Briefe eines Hofraths

oder

Bekenntniſſe

einer jungen bürgerlichen Seele.

Von

Heinrich Laube.

Leipzig, 1833.
Literariſches Muſeum.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin.

Vorwort.

Ich trete ſchaamroth in zerriſſenem und zerfetztem Kleide vor meine Leſer. Glauben Sie nicht, daß es meine Schuld iſt, wenn die vielen Löcher in dieſem Buche mit ihren ausdruckloſen Grabesaugen Sie anſtarren. Pabſt Bonifaz hat die Cenſur erfunden, nicht ich — der Teutſche wird cenſirt, und wenn er ſich dafür rächen will, ſo recenſirt er; was aber bei uns recenſirt iſt, das iſt fertig, abgemacht. Andere Völker brauchen ihr Urtheil zur Handlung, wir brauchen's nur zur hiſtoriſchen Kenntniß, wenn wir die Sache nur wiſſen, ſo iſt die Sache auch gut; Teutſchland iſt die Schulſtube Europas. Was kann ich alſo mehr thun, als meine Leſer darüber belehren, daß das Beſte aus dem folgenden Buche herausgeſtrichen iſt, daß die Striche Schlachtfeld und Leichen nur andeuten, daß ich, im Innerſten verletzt, die Nacht der nächſten Worte über die Wahlplätze werfen ließ, um den Anblick zu verkürzen. Wo von den teutſchen, ja wo von franzöſiſchen Staatsverhältniſſen die Rede iſt, da liegen Tage lange Haiden zwiſchen meinen Worten, da ſind meine jungen Gedanken Bogenweis zum Nichtexiſtiren verurtheilt worden. Glauben Sie mir, das thut ſehr weh, ſeine Kinder ſo ſchaarenweis tödten zu ſehn — wer die Cenſur liebt, dem iſt nie etwas geſtrichen worden, der kann alle Tage Polizeiinſpektor oder Bürgermeiſter werden. Ich hoffe, man wird mir wenigſtens dieſe Leichenrede geſtatten, ich gebe mir ja alle erſinnliche Mühe, artig zu ſein, ich preſſe den Mund zuſammen, um es nicht hören zu laſſen, wie mich vom vielen Weinen der Bock ſtößt. Ich verberge mein Herz, und nur meine beſten Leſer werden es unter den vielen Leichenſteinen erkennen. —

— Wäre die Cenſur auch nicht die Behörde, die wie der Selbſtherrſcher aller Reußen, Selbſtrichter ihrer Anklagen iſt; ich würde doch nie gegen ſie, ich würde für ſie ſchreiben, um gehaßt zu werden. Ein Volk der Romane wird durch Liebe nicht mehr gerührt, weil es ſeine Kräfte unnütz verliebt, der

Haß würde ihm gewiß eine gute Brunnenkur ſein. Börne hat das nur unvollkommen verſucht, er iſt ein viel zu guter Narr und hat ſich nicht genug verſtellen können — aber ich hoffe noch immer das Beſte von den Leuten, die jenen braven Mann recht gründlich haſſen. Zum Haß gehört eine größere Kraft als zur Liebe — Liebe wird uns von Jugend auf gelehrt, zum Haß gehört Genie. Mir fehlt es auch, ſonſt ſchrieb ich nicht in ſolch ehrerbietiger Entfernung über die Cenſur. Wir ſpielen Vielliebchen mit der ganzen Welt, und weil wir Niemand weh thun wollen, ſo verlieren wir fortwährend. Wir ſind der galante *chapeau d'honneur* der Dame Europa, wenn ſie vergnügt herumſpringt und tanzt, halten wir ihr Schawl und Hut und erlauben uns nur, der Vorüberfliegenden zuzuflüſtern, ſie möge ſich nicht krank machen, dafür lacht ſie uns aus, und erſt wenn ſie matt und erſchöpft iſt, und keine Kraft zu Liebe und Freude mehr hat, erſt dann hängt ſie ſich in unſern Arm, und wir dürfen ſie bis an die Hausthür geleiten. Wir gehen, im Mondſchein ſpazieren, ſchwärmen in der Erinnerung an den Ehrentag, holen uns den Schnupfen und ſtehen am andern Morgen verdrießlich auf. Das iſt die Summa unſrer neuen Geſchichte. Und da der Titel meines Buches die Eule der Geſchichte im Wappen zu haben ſcheint, ſo wollte ich die Leſer durch die nachfolgenden Briefe auf den Standpunkt eines herumkrabbelnden Teutſchen verſetzen, der ſich Mühe giebt, die mannigfaltigen Hügel der hiſtoriſchen Anſchauung zu erklimmen. Ich wollte erſt in aller Ungezogenheit, im tiefſten Negligée über Allerlei ſprechen, in dem ſpäteren Geſchichtsbänden muß ich geordneter erſcheinen, die Briefe ſollten die Konverſation zwiſchen den Akten des neuen Jahrhunderts ſein — man hat mir vielfach den Mund zugehalten, ſoll ich um Entſchuldigung bitten? Iſt Bitten nicht ein garſtig Wort für einen Mann, der nicht bloß zu Weibern ſpricht? Aber eines iſt doch ſehr ſchön bei der Cenſur, ſie iſt die beſte Freundin ſchlechter Schriftſteller: „das Beſte iſt herausgeſtrichen, der Geiſt iſt vertilgt, es iſt nicht meine Schuld, wenn das Buch nichts taugt.“ Das iſt mein Troſt; und bei ſolchen halbpolitiſchen Briefen liegt es in der Natur der Sache, daß das Beſte nicht geſagt werden darf. Wenn Teutſchland einſt eine unglaublich freie Republik iſt, dann werd' ich jene unſterblichen Gedanken, die jetzt ſterben mußten, abdrucken laſſen, und mein Vaterland wird ſtaunen — wie wenig ihm vorenthalten wurde. Aber ich hoffe, das nicht zu erleben, nicht meinetwegen, ſondern des teutſchen Reſpekts halber, der dann herrenlos wäre und wie ein verirrter Hund heulend herum laufen würde. Wenn der Teutſche nicht mehr vor den Perſonen Reſpekt haben ſoll, ſo iſt ihm ſeine Poëſie genommen, wenn er den Bezirksvorſteher nicht mehr fürchten darf, ſo iſt er unglücklich. Darum bewahr uns Gott vor der Republik; etwas fürchten und hoffen und ſorgen muß der Teutſche.

Da das Jahr 1832 meiner Briefe ohne meine Schuld um einige Monate gekommen iſt, ſo habe ich allen Ernſtes doppelt um Entſchuldigung zu bitten für 1831, wo man uns ungeſtraft revolutioniren ließ, worin man mir ſelten zu nahe getreten iſt. Ich gab es zu dieſen Briefen, um das Werden eines Individuums vom neuen Jahrhunderte darzuſtellen, ich hoffte auf die Cenſur. Sie hat mich hierbei im Stich gelaſſen, und der Schade iſt nicht nur mein, ſondern auch der meiner Leſer, die nicht genug auf allmählige, hiſtoriſche Entwickelung halten.

Was übrigens das mitunter trübe Element der

Briefe betrifft, ſo wird der geneigte Leſer erſucht, leicht darüber hinwegzugehen, da es keine Gefahr hat: die Hunde, welche viel bellen, beißen nicht. Ich verſpreche ihm auch ernſtlich, mich zu beſſern; den feſten Vorſatz dazu faßte ich, als mir die antwortende Dame einſt auf einen ſchmerzhaft zornigen Brief erwiderte: ich erinnerte ſie an den tiefen Schmerz der alten Römer. Das traf ganz anders, ich ſchämte mich, einen Schulknaben zu ſpielen, der den Tacitus geleſen, ich nahm mir vor, moderner zu empfinden, und wenn ich nächſtens wieder Briefe während der Entreakts der Weltgeſchichte vorleſe, ſo ſoll nichts römiſch Grämliches, kein Cato-Stirnrunzeln, kein Brutus-Lippenwerfen zu ſehen ſein; ich werd' auch über das Theater ſprechen. Geben Sie mich nicht auf, ich bin noch jung und kann mich beſſern.

Die Idee des neuen Jahrhunderts im Allgemeinen, deren Entwickelung ich dem Publikum noch ſchuldig bin, werde ich in dem nächſten geſchichtlichen Bande zu rechtfertigen ſuchen, ich bitte indeß, die Briefe ebenfalls als weſentlich integrirenden Theil des neuen Jahrhunderts zu betrachten, denn auch die Konverſation iſt in unſrer Zeit Handlung und Geſchichte. Die Laune, das ſchnelle Ergreifen aller

Dinge, das Reiſende, Fugitive iſt ein weſentlicher Beſtandtheil unſrer Tage, darum ſind Briefe die bequemſte Ausdrucksweiſe dafür, ein wichtiges Genre unſrer jetzigen Literatur. Briefe und Muſik ſind in Wiſſenſchaft und Kunſt die Begleiter einer kritiſchen Epoche, ſie ſind Symbole der Bewegung. Kuriere und Trompeter fliegen und ſchmettern während des geſellſchaftlichen Krieges. Es ſind nie ſo viel Briefe und Noten geſchrieben worden als jetzt. Wenn die Zeit erfüllt ſein wird, wollen wir uns zu Wiſſenſchaft und Kunſt der Ruhe wenden, wollen malen und meißeln und Gramatiken ſchreiben. Auch das iſt Sünde, zur Unzeit die Ruhe zu lieben; nur das Zeitgemäße iſt richtig, nur das Richtige gut. Verſucht es, erhitzt Euch bis in's tiefſte Herz und dann laßt Schlaf kommandiren — wie Viele werden da rebelliren. Ach, ich darf nichts Richtiges ſagen — o ich bitt' Euch, leſ't zwiſchen den Zeilen, da ſtehen charmante Dinge.

Durch alle Buchhandlungen ſind folgende empfehlungswerthe Schriften zu erhalten:

Memoiren
eines preußiſchen Offiziers
herausgegeben
von
C. Herloßſohn.
2 Bände. Preis 2 Thlr.

Chronique scandaleuse
des
Pariser Hofes
ſeit den Zeiten Louis XIV.
oder
Geheime Memoiren
zur politiſchen und Regentengeſchichte
des
franzöſiſchen Reiches
aus der Periode von 1638
bis auf
Louis Philippe I.

Dieſes Werk, welches 8—10 Bände umfaßt, wird noch im Laufe dieſes Jahres vollſtändig geliefert.

Herloßſohn, C., Kometenſtrahlen; eine Sammlung von Erzählungen, ernſten und humoriſtiſchen Aufſätzen. Erſter Band. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Jeſuitenzögling als Schuſlicker à la Rousseau, Seminariſt, Libertiner, Hofmeiſter, Pfarrer, Hanswurſt, Bär, Gaſſenkehrer, Polizeiſpion, König, Vatermörder, Revolutionär, Kaſſenbeamter, Galeerenſclave, Baronet, Fuhrmann, Bourboniſt der Reſtauration, und — Bettler. 1 Thlr. 12 Gr.

Nork, F., Belial und Aſtarte, oder die Liebe der Teufel. 1 Thlr. 4 Gr.

Nork, F., Zeriels, des infernaliſchen Schauſpieldirectors Reiſe auf die Oberwelt. 1 Thlr. 4 Gr.

Harro Harring, der Carbonaro von Spoleto, ein politiſcher Roman. 1 Thlr.

Harro Harring, Fauſt im Gewande der Zeit. 16 Gr.

Der abſolute König, oder das Muſter der Legitimität, eine politiſche Novelle. 12 Gr.

Katechismus der Sünden der Päbſte und Mönche. 8 Gr.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Herrn Hans von L., k. k. öſtreichiſchen Obriſten. 1ſtes Heft. 4 Gr.

Auſtria. Zeitſchrift für Oeſtreich und Teutſchland, herausgegeben von A. J. Groß-Hoffinger.

Von dieſer Zeitſchrift, welche im liberalen Tone die Intereſſen, die Licht- und Schattenſeiten Oeſtreichs beſpricht, ſind bereits zwei Bände verſandt. Jeden Monat erſcheint ein Band von 16 Bogen des größten Medianformates.

Taſchenbibliothek
aller Revolutionen
der neueren Zeit.

Herausgegeben
von
Dr. E. Burckhardt und **A. Kaiſer.**

Sieben Bände ſind bereits verſandt; ſie enthalten:

- 1r Band Geſchichte der polniſchen Revolution vom Jahre 1794, von A. Kaiſer.
- 2r—3r Bd. Geſchichte der polniſchen Revolution vom Jahre 1830, von A. Kaiſer.
- 4r—5r Bd. Geſchichte des deutſchen Bauernkrieges vom Jahre 1525, von Dr. Ed. Burckhardt.
- 6r—7r Band Geſchichte der griechiſchen Revolution vom Jahre 1821 bis zur Thronbeſteigung des Königs Otto I. von Dr. Theod. Kind.

Der Preis eines jeden Bandes von 8—14 Bogen beträgt nur 8 Gr. pr. Cour.

Man iſt nicht gezwungen die ganze Bibliothek zu nehmen; **jeder Band iſt ohne erhöhten Preis käuflich.**

Der 8—10te Bd., welcher binnen kurzer Zeit erſcheint, enthält die franzöſiſche Revolution vom Jahre 1789, von Dr. Ed. Burckhardt, nach ſeinen Vorleſungen bearbeitet.

☞ In den „Jahrbüchern der Geſchichte und Staatskunſt des Geheimen Raths Pölitz, Februar 1833, befinden ſich nachſtehende Bemerkungen über obiges Werk:

Die Forderungen, die man an geſchichtliche Werke machen kann, welche auf einen weiten Leſekreis berechnet ſind, finden ſich erfüllt. Die vorhandenen wichtigſten Quellen dienten als Vorſtudien, wie die Anwendung derſelben zeigt; der Umfang der Darſtellung ward nach einem zweckmäßigen Plane berechnet; die Ausführung iſt faſt durchgehends gleichmäßig; der Ton der Sprache iſt klar, die Farbengebung lebendig. — Dürfte irgend einer der geſchilderten Abſchnitte verhältnißmäßig etwas zu ausführlich geworden ſein, ſo würde Ref. den zweiten der Geſchichte der polniſchen Revolution vom Jahr 1830 dahin rechnen, der mit dem Vordringen Diebitſchs gegen Warſchau anhebt, und mit den Folgen der Erſtürmung Warſchaus endet.

Möge dieſer reichhaltige Anfang der Sammlung die Theilnahme der Leſewelt finden, die er verdient! —

Unter der Preſſe befindet ſich:

Reich, Land, Volk
in
Ungarn
wie es iſt
nebſt freimüthiger Beleuchtung der ungariſchen
Reichstagsverhandlungen
in den Jahren 1830, 1832 u. 1833
von
Hans Normann.

Einleitung.

„Ich kann aus dir nicht recht klug werden," ſagte eine meiner Couſinen zu mir, und ich erwiderte ihr: „Blume aller Couſinen! Du beurtheilſt mich bewundernswürdig richtig — ich werde ja aus mir ſelbſt nicht klug." — Auch der wohlmeinendſte Freund muß, eben, wenn er ganz wohlmeinend zu mir ſpricht, mir Unrecht thun. X. ſagte zu ſeinen Freunden, oder zu den Wählern des und des Arrondiſſements: „dies iſt mein Glaubensbekenntniß." — Y. iſt liberal, Z. Ultra ꝛc. ꝛc. — Ich kann nichts ſo entſchieden von mir ſagen. Ariſtokrat bin ich nie geweſen, o, daß οἱ ἄριστοι κρατῶσιν! (und werd's nie ſein); liberal bin ich, aber zu den Leuten, die ſich die Liberalen nennen, will und werde ich nie gehören, denn wenn ich Irrthümer hege (zweifelsohne), ſo irre ich für mich, aber nicht einer Klique zu Gefallen in Bauſch und Bogen. Als ich eingeſegnet wurde, nahm ich irgend eine Lehre in Bauſch und Bogen an, aber ich thue es nicht ſo leicht wieder. —

O über die Schillerſchen Sätze! „Eine Million beſteht aus Einern;“ „der Begriff ſteht höher als das Individuum,“ die Du mir ſchreibſt — gut; (ich muß bei dem Mangel aller Dialektik Mancherlei ſtehen laſſen) was willſt du nun mit dem Begriff anfangen? für wen arbeiten? Du ſagſt: „für die Völker, für die Menſchheit, für die Idee.“ Gut, es läßt ſich dabei Allerlei denken, etwas Beſtimmtes kann ich nicht, kannſt Du's, gut für Dich, kannſt Du Deinen Gedanken Geſtalt geben, noch beſſer.

Ich bin Willens (ob ich's je erreiche, weiß ich nicht) nichts zu ſagen, als was ich auf dem Fleck mit Blut und Leben vertreten möchte. Aus dieſer Richtung entſteht eine kühle, oft gewaltſame Zurückhaltung. Ich will mich mit mir ſelbſt, Wort und That, in Uebereinſtimmung bringen; ich brüte und arbeite fortwährend über mir; Andern muß ich häufig ganz ungenießbar ſein.

Das Abwarten einer Periode des allerdings endloſen Gährungsprozeſſes halte ich nicht für ein Verdienſt oder etwas dergleichen — ich kann nicht anders.

Höchſt wahrſcheinlich geht es jedem Menſchen ſo, jeder erlebt ſeinen Fauſt und ſeinen Werther, darum folgt aber noch nicht, daß ihn jeder ſchreiben ſoll.

Biſt Du im Stande, etwas Politiſches zu ſchreiben, woran Du vier Wochen nach dem Erſcheinen noch einige Achtung haſt? gut — ſo ſchreibe — ich halte mich deſſen nicht fähig.

Aber das iſt die furchtbare Tyrannei der κατ' ἐξοχὴν Liberalen, daß ſie verlangen, alle Welt ſolle vor aufgeſprudelter Philoſophie und Politik rein des Teufels werden.

Der Mann im Süden, ein wackerer Teutſcher, ſagt, die Teutſchen würden über ihre vielfache Niederträchtigkeit erröthen.

Das wäre ſehr zweckmäßig — aber die Sache iſt gar nicht ſo ſchlimm. Was will der Mann? Ich wünſchte, irgend ein Regent machte nach ſeiner Anweiſung einen Staat, jener würde in den erſten vier Wochen auswandern.

Mir iſt in dieſem Augenblicke ſo tollhäusleriſch konfus zu Muthe, daß ich aufhören muß.

Regenten, Beamte, Geſetze u. ſ. w. werden jetzt wieder wie im vorigen Jahrhunderte als bloße Uſurpatoren angeſehen und verſchrieen. Die Fürſten können für ihren eigenen Vortheil — beſſerer Beweggründe nicht zu gedenken — nichts Beſſeres thun, als Preßfreiheit und Volksrepräſentation auf alle Weiſe befördern. Wenn erſt recht viele die Schwierigkeit einer geordneten Regierung kennen gelernt, wenigſtens einen kleinen Ueberblick des geſchichtlichen Koloſſes, der jedem Staate zum Grunde liegt, erhalten haben, dann wird man ruhiger dahinleben, als in Madrid unter Philipp II. Das iſt nun meine jammervolle Lage: ich kann die Zeit, die gegenwärtig zertrümmert wird, nicht bedauern, aber der werdenden Zeit kann ich mich nicht recht freuen.

Redensarten und neue Kleider, Fähnchen, Triumphbogen, Nationalpoſſenſpiele, Orden, mit denen ſich Leute, die männlich gefochten, nun wie die Kinder behängen, über die ſie ſich auf die ekelhafteſte Weiſe zanken — das Alles macht mir keine Freude.

Volksvertretung (aber nicht in gereizter, feindlicher Oppoſition) und Preßfreiheit und ſtrenge Handhabung des Geſetzes, das iſt's, was ich wünſche. Das iſt's, was ich will. Aber nicht, daß Jeder regiert, bis ihn ſein Mitregent todtſchießt.

„Regent und Regierte" infamer Gegenſatz? Einer ſoll für den Andern ſorgen, wollten ſie beide daſſelbe thun, ſo kommen ſie zu keinem vernünftigen Augenblicke.

Jener Mann aus dem Süden ſitzt kalt oder warm am Schreibtiſche und ſchreit ausnehmend. Kann er nicht anders und richtet er kein Unglück an, ſo mag er ſchreien, bis er platzt. Requiescat! —

Der Spießbürger Tz. thut den Tag über nichts, als eſſen, trinken und ſich behaglich dehnen, dabei läßt er Gott einen guten Mann ſein, und bezahlt ſeine Steuern. Gut; iſt er damit zufrieden, ſo mag er's thun, darum iſt er noch kein Niederträchtiger. So lange Jemand durch ſein Treiben Andern nicht in den Weg kommt, mag er thun, was er will; ich ſehe gar nicht ein, mit welchem Recht ein Liberaler ſagen kann: Du mußt gerade ſo denken wie ich.

Werther Freund! Du ſprichſt vom Aufwärmen alter Redensarten. Es iſt ſchlimm genug, wenn man dazu genöthigt wird; es giebt denn doch alte Wahrheiten, und ich ſehe in dem heutigen Treiben eben nicht viel Neues. Ungeheuer viel Spektakel, eine Inſolenz, Eitelkeit, Perſönlichkeit ꝛc., die Einen anekeln. Es geſchieht ſo wenig um der Sache wegen — jeder will ſchreien, und findet er einige harmonirende Mitſchreier, ſo krönen ſie ſich wechſelſeitig, dann trinken ſie miteinander, verderben ſich den Magen, und ſpeien am andern Morgen im Katzenjammer ihre glänzenden Ideen auf's Papier. Wenn ich Produkte der Tagesliteratur leſe, gehen mir unwillkührlich die Fragen durch den Kopf: „hat der Verf. auskömmlich zu leben? bekommt er bisweilen Prügel? hat er Schulden ꝛc. ꝛc."

Es klingt ſo ſchön: „das Organ der öffentlichen Meinung." Das wäre wahrlich etwas Herrliches. Aber ſind das die Tagesblätter? O, es iſt niederträchtig, mit welcher Gewiſſenloſigkeit alles hergeht. Ein mit Ekel gemiſchtes Lachen erregte mir Oettingers Anzeige, Wolfgang Menzel und mehrere andere haben ihn aufgefordert, er möge ſeine Feder mit würdigern Dingen beſchäftigen. Nachdem er einen falſchen lateiniſchen Vers citirt, verſpricht Oettinger dann, als Publiciſt aufzutreten. Nun möchte ich doch wohl wiſſen, was er ſich unter einem Publiciſten vorſtellt.

Börne achte ich im hohen Grade. Er, Du und ich meinen es ſämmtlich gut, und meinen ziemlich daſſelbe. Ihr Beide geht aber an die Sachen mit der Neigung, das Böſe hervorzuheben; während ich das Gute aufſuche. Die Zuſammenſtellung ſieht komiſch genug aus, aber warum nicht? —

Der Adel als ſolcher iſt mir ein Stück der teutſchen Staats und Rechtsgeſchichte, ſo wie der Weltgeſchichte überhaupt, höre ich jetzt: „Herr von“ — „Herr Graf“ ꝛc., ſo kann ich mir nichts dabei denken.

Ich ſehe, daß es manchen Leuten Spaß macht, ſie mögen ihn haben! Wie kann man aber die Jämmerlichkeiten, welche die Leute vor andern voraus haben, ſo hoch anſchlagen! —

Ich habe nicht Alles geſagt, was Noth thut, indeß wirſt Du wohl mehr leſen, als darauf ſteht —

ich mag etwas abgeſpannt ſein, das geb' ich zu; ich mag das literäriſche Tagestreiben hin und wieder aus Unkenntniß ſchief anſehen, das geb' ich auch zu, aber den Vorwurf der Vornehmthuerei weiſe ich feierlich zurück.

Was das Wort „moraliſch“ 1930 bedeuten wird? Ich hoffe mehr als jetzt! Ich erziehe mich jetzt noch einmal und ich glaube, das wäre vielen Leuten gut. Man braucht deshalb kein Duckmäuſer und keine büßende Magdala zu ſein. Ach, mein Junge, man kann ſich doch zwiſchen Landrecht und Corpus juris brieflich nicht ſo ausſprechen, als Auge in Auge. Mir kommt mein Geſchreibſel ſo hölzern vor, und doch bin ich beim Schreiben ſo bewegt geweſen. — — Verheirathe Dich doch möglichſt bald.

Vertrittſt Du jetzt Kritiken und ſonſtige Raiſonnements mit Deinem Namen? Das iſt eine Ehrenſache! —

Wenn ich die Deklamationen für die Polen, die vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon durch eine gräßliche Niederträchtigkeit vernichtet ſind — ſehe, ſo frage ich, wie kommt es, daß Schreiber dieſes bei dieſem Enthuſiasmus nicht in Polen iſt.

Ich kann dieſes ore rotundo-Schreien durchaus nicht leiden, da ging ich eher, ohne ein Wort zu ſagen, nach Warſchau — — — —

Ich fühle ſehr deutlich, wie arm man iſt, wenn man ſich von keinem Enthuſiasmus ergreifen läßt. Aber ich will jetzt auf eine kurze Zeit mich kühl halten, ſo wie man von Zeit zu Zeit wieder einmal die Grammatik vornimmt. — — — —

Erſtes Capitel.

— Sollte aber die öffentliche Meinung im Unterhauſe ſiegen, ſo muß ſich der Adel zu einer Umgeſtaltung der Dinge bequemen oder untergehen; denn ein aufgeklärtes Volk und ein antinationaler Adel können nicht lange neben einander beſtehen.

Lady **Morgan.**

1.

Du willſt nichts vom Liberalismus wiſſen, ſüßer Briefſteller, dem ich hiermit geantwortet haben will, ſüßer Leſer, wer Du auch ſeieſt.

Du ſuchſt nur **Dein** Glück, und biſt meines Erachtens vor lauter Klugheit in einem nicht geringen Philiſterthume befangen. Zürne mir nicht, ſollte ich hie und da grob werden, ſei überzeugt, daß es Dich nicht mehr ſchmerzen kann als mich, uns auf ſo verſchiedenen Wegen zu finden, die kaum zuſammenführen.

Du ſagſt: **Börne** und Conſorten, und biſt ſo höflich, mich zu denen zu rechnen, wofür ich Vieles vergebe, ſuchten nur das Böſe auf, wir zerſtörten nur — mag ſein, daß wir nur negative Kraft haben, nicht Jeder kann Alles, und es wird nicht an Baumeiſtern fehlen, ſo wie es nie an ſchaffenden und das Geſchaffene verarbeitenden Weſen fehlt, und unſere Negation iſt ſchon eine Art Schöpfung, d. h. oft die des Gegentheils. Was ſchlecht iſt, ſoll lieber nicht beſtehen — Du willſt flicken — ich habe Dich nie für einen ſo guten Teutſchen gehalten; wär's nicht zu hart, und wärſt Du nicht ſonſt ein ganzer Kerl, ich ſagte: „'s iſt eine gemüthliche Halbheit“ — es iſt ein ächtes teutſches Sprichwort: „die goldne Mittelſtraße gehn“ — Gold trägt ſie meiſt, denn ſie bringt — Amt und Würde und den Schmeerbauch und Ruhe und Schlaf — **voici notre allemand heureux** — nicht kalt, nicht warm ſein, darin haben wir's zur Virtuoſität gebracht; in der Wiſſenſchaft möchten wir Alles von Grund aus treiben, und mit den letzten Gründen hat ſich kein Volk ſo viel als das unſrige herumgeſchlagen, daher hat's ſo viel Gründe ausgegeben und kann nichts mehr gründlich wollen und thun. Hätten die franzöſiſchen Scholaſtiker und Wikleff nicht angefangen, am römiſchen Kerker zu rütteln, Huß wäre vielleicht nicht gebraten und Luther wäre nicht ſo unteutſch geworden, die Welt von Grund aus reformiren, umkehren zu wollen. Die Wiſſenſchaft verzeihe mir dieſen unhiſtoriſchen Conditionalton, den ich ſonſt am Hiſtoriker nicht liebe — Gott weiß, Ihr bringt Einen mit Eurer Aengſtlichkeit zum Ausſchlagen, und ich möchte mich ſo gern verſtändig geberden und in Schuhen auftreten, und Alles mit Handſchuhen angreifen, daß die Leute denken, ich ſei von Adel.

Gott, was gäb' ich drum, wär' ich's! Wenn ich mir auch nicht ſelbſt mehr und eher glaubte, ſo glaubten mir doch die Leute mehr und eher. — Holdſeliger Freiherr, der Sie mich adoptiren wollten, weil ſie in meinem oft verdorbenen Magen, oder doch leicht zu verderbenden, etwas Nobles fanden; warum ließen Sie ſich durch mein unanſtändiges Disputiren abhalten, was nicht delikat genug und verbindlich, nur plump um die Sache ſich wälzte.

Ach, ich wäre gewiß noch ein delikater Freiherr geworden, und ſchriebe nicht, wie folgt — — —

Was wußte wohl der gute Luther, der da anfing zu lernen, als er anfing zu reformiren, was er uns ſtatt des geſtürzten Glaubens geben würde?

— Was gab er uns am Ende? Etwas, was nach 50 Jahren zur verwerflichen Konkordienformel wurde, und uns bis jetzt gequält hat und heut noch manchen armen Theologen ſchwitzen macht — werden wir darum ſagen: „wäre doch Luther nicht gekommen, und hätte eingeriſſen." Pah — die ärgſten Obſkuranten ſagen's kaum, und Du, Briefſteller, Dein Lebtag nicht; aber nach deinem Syſtem hätte man geflickt; daraus entſtehen die Hanswurſtjacken.

Von Luther beginnt im Allgemeinen noch die Periode der heutigen Zeit; es iſt der Wendepunkt in der Geſchichte, wo der Auctoritätsbaum weggeworfen und friſche Luft zugelaſſen wird. Die Periode des Reformirens, des Proteſtirens, des Skepticismus; in dem Allen liegt ſchon allerdings das rein Negative, aber da Du ja doch kein Philoſoph biſt, der die Realität der Dinge läugnet, ſo ſteht Dir ja auch gleich immer dahinter die poſitive Figur auf. Doch ich entferne mich zu weit von Dir, ſolider Briefſteller, und doch will ich mich Dir nähern.

Du ſagſt: „Du wolleſt nicht einer Klique zu gefallen irren" — das verſteh' ich nicht ganz, mein Süßer; ſind die Liberalen eine Sekte? nicht einmal nach manchen ſtaatsrechtlichen und allen autokratiſchen Grundſätzen; denn ſie ſondern ſich nicht von der Geſellſchaft; zwei bis drei, wenn Du willſt, auch noch mehr Paar Verliebte ſektiren, gehen einſam in den Wald und küſſen ſich; Liberale ſuchen den dickſten Haufen Menſchen, denn ſie lieben die ganze Welt und möchten ſie küſſen, oder ſie wenigſtens küſſenswerth machen — ſie ſind durch keine Formeln ꝛc. von den übrigen abgeſondert, als durch die allgemein natürlichen, hergebrachten, nach denen der Kluge anders iſt als der Dumme und umgekehrt; ſie eſſen Alles, was ihr Magen duldet, auch Schweinefleiſch und Sauerkraut, und die Legitimen nennen am Ende gar noch ſolch eine Speiſe eine Liberale, — — — — — — — — — —

Ja, ja, wer ſaure Sachen genießt und darauf Bier trinkt, wofür dem Staate die übliche Steuer bezahlt iſt, und ſich wohl befindet, das iſt ein legitimer Mann. — Die ganze Liberalität ſteckt in den Verdauungswerkzeugen. — —

Alſo eine Klique ſind ſie nicht — und wären ſie's, daß Du für ſie irren willſt, wird der Klique ſehr ſchlecht gefallen; — meinſt Du ſo ſublim zu denken, daß kein Menſch es ebenſo im Stande iſt, Du alſo mit niemand übereinſtimmen oder irren kannſt — drauf los; das muß außer dem Kreis meiner Urtheilskraft liegen, und ich muß ſchweigen, denn mit wem ich nicht übereinſtimmen und nicht irren kann, den kann ich auch nicht begreifen. Klique iſt übrigens hier ein häßlich Wort, denn der Liberalismus iſt die ganze Bildungsgeſchichte, und hat Vertreter in der Geſchichte von (aber erſchrick vor dem erſten nicht) Kain, Ariſtides, den Brutis, den Märtyrern der Chriſten, wenn es Dir zu profan iſt, den Stifter des Chriſtenthums ſelbſt zu nennen, den Haeretikern derſelben, dem Sabellius und Pelagius bis auf Dante und Abälard und Luther, und von da mit einer traurigen Säcular-Unterbrechung bis heut — ja er hat ſeit 1789 eine anfänglich ausſchweifende, dann blutige, meiſt traurige Geſchichte, und iſt von da der Faden der Geſchichte, das principium movens; das meiſte Legitime muß ſich von der Geſchichte Reaktion nennen laſſen — er feiert 1830 die katholiſche Firmelung, zu der ſich viel Leute einfinden: aus Pietät oder aus Neugierde, wie Du's von den Meiſten, ja Allen zu glauben ſcheinſt.

Die ſogenannten Legitimen fühlen ſich ſehr obenauf und gewiß dick tugendhaft, wenn ſie von den

Liberalen reden; ſie halten ſie für halb anſtändige Diebesbanden, die ſich verſprochen haben, beim nächſten Jahrmarkt eine Kleinigkeit zu ſtehlen und ſich erwiſchen zu laſſen, bei dem großen dadurch erregten Aufruhr aber die Diebsorgane in Allegro-Bewegung zu ſetzen. Es ſind allerdings Spitzbuben, denn ſie haben allen Heiligen bereits den goldenen Schein geſtohlen; die goldenen Sterne ſinken durch ſie täglich mehr im Preiſe, und ſie ſtehlen auch den vornehmen Leuten die Ruhe, wenn ſie Zeitungen leſen, weil jetzt alle Augenblicke was kommt, worüber ſie ſtolpern.

Du kennſt meine Konfeſſion in der Theologie; ich verwerfe auch dort die geprieſ'ne Mittelſtraße: es giebt nur Rationalismus und Supernaturalismus und nichts dazwiſchen, als weichen Quark, aus Waſſer und Worten gebildet — ich bin Rationaliſt und tolerire die gegründete Anſicht jedes Andern; ich bin kein Spötter, weil ich einſehe, wie dürftig unſer Wiſſen iſt; und ſo halt' ich's auch in dem wichtigeren praktiſchen Kreiſe.

Ich bin Liberaler und achte den Royaliſt, wenn er nicht ſein Syſtem vom Großvater geerbt, ſondern durch eigen Verdienſt dazu gekommen iſt, freilich geht's eben darum mit der Achtung nicht weit, denn wer durch ſich ſelbſt dazu kommt, ſcheut wohl auch nicht den Schritt weiter bis zu uns; lieben kann ich ihn nicht, denn ich bin ein Menſch, und ich müßte ein Schuft oder ein Eſel ſein, wenn ich meine Anſicht nicht für beſſer hielte; — ich ſpotte des Syſtems im Allgemeinen nicht, weil ich es als Hiſtoriker zur Entwickelung und Entſtehung des jetzigen für nöthig erachte, darum für nöthig erachte, weil es dageweſen iſt; ich ſpotte der Einzelnheiten täglich, weil ich hier feſtern Fuß fühle, als in jenen trnaſcendenten Dingen. Ich dächte man fühlte es, wenn der Preßzwang den Schädel quetſcht ꝛc. —

Willſt Du ſpeciell liberal ſein, ſei's, wir ſind's nicht anders, wir haben keinen Katechismus, es iſt eben unſere Liberalität, keinen zu haben, wir haben keine Bande als Verſtand und Vernunft, oder beſſer mit einem Wort „Vernunft" — was willſt Du anders ſein? — Du ſpotteſt über Redensarten, ich thu's mit Dir; hüte Dich vor ihnen; mit Deinem „liberal ſein" und „Liberalen, die ſich ſo nennen" wird's nicht viel anders als hohl klingen.

Bei den Worten „der Liberale arbeitet für die Menſchheit, für die Völker, für die Zeit, für die

Idee," kannſt Du Dir nichts Beſtimmtes denken; das iſt ſchlimm. Wofür lebſt Du und denkſt Dein Brotſtudium zu treiben? Für das Amt, um das Amt, für Dich, Niemand zum Nutzen und Frommen? Gewiß nicht; Du müßteſt ein Anderer ſein — meine frühere Sorge, ob ich mit meinem prekären äſthetiſchen Treiben, d. h. mit einem Treiben, worin ich leichtlich ein Wicht; ein untergeordnetes, unerſprießliches Mitglied bleiben könnte, iſt mit dem mir klar gewordenen Liberalismus verſchwunden; ich fühle, daß mein Leben einen Boden hat, wenn auch keinen goldenen, und ich ſchwöre Dir's, daß ich heiter und ruhig in jedem Augenblicke ſterbe, denn es frage mich droben oder drunten wer da will, was ich gethan, ich werde ihm zuverſichtlich antworten: „Ich bin ein Liberaler geweſen, ich habe, ſo weit es in meinen Kräften ſtand, für meine Brüder gewirkt, habe für ſie zu lernen und ſie zu lehren verſucht. — „Geſtalt geben" kann ich meinen Gedanken in dem kleinſten mich umgebenden Verhältniſſe, wenn Du nicht an lächerliche Bonhommie denken willſt, an meinem Stiefelputzer.

Das iſt die größte Lächerlichkeit der Regierungen, vom Liberalismus ſtets Verſchwörungen zu fürchten;

iſt die Regierung ſchlecht, ſo handelt er den ganzen Tag mit Wort und Feder gegen ſie, ohne des Worts „Regierung" und ähnlicher nur zu gedenken, ja ungeſtraft in Gegenwart eines legitimſten Regierungsraths. — Wenn Du willſt, ſo iſt es Leibnitzens Lehre von den Atomen, und Du ſiehſt, es werden Menſchen daraus; Du ſiehſt, es entſtehen liberale Staaten. Ich bin ein Radikaler, aber kein Revolutionär.

Das ſchreib' ich nicht etwa bloß für die Behörde, welche, das Briefgeheimniß nicht achtend, den Brief öffnet; ich mache ſelbiger Behörde mein Kompliment und will ihr mein Syſtem demonſtriren, und ſie wird mir, wenn auch kein Kompliment zurückgeben, doch ein Adieu ohne feſte Bande geſtatten. — Biſt Du alſo in Deiner Legitimiät mehr um Deine Legitimität beſorgt, als ich in meinem Liberalismus, und das find' ich natürlich — der Ruf der Weiber iſt durch das Geringſte zu verletzen, — ſo richte Dich, antwortend, darnach.

„Wer nicht mit Blut und Leben vertreten will," muß allerdings nichts ſagen, oder iſt illiberal oder verheirathet.

Alle dieſe natürlichen Bedingungen aber, die Du ſtellſt, zeigen, daß Du Dich erſt über die Elemente einigſt. —

„Du kannſt nicht anders" — und dagegen ſage ich auch nicht ein flüſterndes Wort, und bitte Dir herzlich alle Invektiven ab, die bei mir im Eifer nie ausbleiben; ſind ſie noch nicht da, ſo zweifle doch eher an allem als an ihnen, weh Dir, wenn Du anders thuſt, als Du kannſt, als Dir's Dein jetziger Urtheilsſtatus gebietet — ich bejahe nur ſogleich fortfahrend Deine Frage, ob ich im Stande ſei, etwas zu ſchreiben, was ich nach vier Wochen noch billige; ich billige im Weſentlichen Alles nur dahin ſchlagende ſeit einem Jahr geſchrieben.

Du nennſt es eine furchtbare Tyrannei, daß die Liberalen alle Leute liberal haben wollen, beſinne Dich, ob's eine Partei, ein Menſch je anders treibt, ob Du's in dieſem Tadel nicht eben ſo machſt, indem Du jenes mißbilligſt, Dir's aber verzeihſt; hältſt Du das Deine nicht für empfehlenswerth, ſo faſelſt Du oder ſchwimmſt wie man ſagt; weißt Du, was Du weißt, ſo mußt Du's empfehlen, oder Du meinſt es mit Dir und aller Welt ſchlecht. Hiſtoriſche Beiſpiele ſind kritiſch, denn ſie finden ſich am Ende für Alles; aber hat's Kirche und Staat je anders gemacht? — nach Deiner Theorie ſtürbe mit uns bei einiger Konſequenz alle höhere Geiſtesthätigkeit aus, denn wir nähmen Alles mit in's Grab.

Du ſagſt: „Setze den Liberalen in ſeinen neuen Staat, wie lange wird's dauern, ſo wandert er aus."

Wenn er auswandert, ſo würde der Staat jedenfalls profitiren, ſobald er erführe, warum er es thäte, erfahren aber würde er es nur von Liberalen, weil die das Maul aufſperren — Du würdeſt ſchweigen und ſchaden; denn der Staat erführe, was der Mann für mangelhaft hielte, und verbeſſerte, wenn's ihm einleuchtete, oder verbeſſerte nicht, wenn es ihm nicht plauſibel gemacht werden könnte — ſo nützt der offene Liberalismus, er mag kommen oder gehen.

„Regenten, Beamte," ſagſt Du, „würden jetzt wie Uſurpatoren ausſehen," es giebt Liberale, die da ſagen, der Fürſt ſei des Volkes wegen da, und wenn er ſeine zeitige Regierung nicht den zeitigen Bedürfniſſen akkommodire, ſo uſurpire er die Gewalt; das zeitige Bedürfniß aber iſt, wie Dir zum Taubwerden zugeſchrien wird, eine liberale Regierungsform. —

Daß nur das große Kunſtſtück mit dem „geſchichtlichen Koloſſe, das jedem Staate zum Grunde liegt, und was ſo ſchwer zu erhalten ſei," nicht etwa aus dem Studium des Staatsrechts in Ew. Wohlgeboren, eines verehrlichen Referendarii würdiges Haupt gefahren iſt, was nun die Welt zu tragen meint — die kleinen Atlasableger, die ihre kleine Erdkugel mit blauen Franzen in Folio über alle Straßen und durch allen Koth tragen, ſind bei mir nicht in unerſchütterlichem Anſehen; ich werde Dir keine neue Verfaſſung einrichten, aber ich bin, Gott ſei Dank! nicht der einzige Liberale, und ich leſe täglich Bücher, die von dem geſchichtlichen Koloſſe gar nicht erdrückt werden, und ich ſehe Staaten, die ohne altherkömmliche Hexerei zu guten Dingen gekommen ſind, obgleich — um mit dem neuen Göthe zu reden, ihre Enkel „keine Ritter- und Geſpenſtergeſchichten" und drum und dran hängenden Feudaljammer zu fürchten oder zu vergeſſen haben. Und wollteſt Du auch, wie Göthe, nur an Nordamerika denken.

Es iſt zu Viel, wenn nun gar noch die Rechtsgelehrten die Alchyminiſten oder Handwerker ſpielen, die mit geheimnißvollen Falten von ihrer Kunſt ſprechen — regieren iſt gewiß ſehr ſchwer, drum ſoll man fleißig darin ſein und nicht erſtarren; denn unſer Hauptfehler iſt eben, wie Börne ſagt, daß zu Viel regiert wird. —

Und es ſollte Euch, Juriſten, doch die Sache, wenn wir das Handwerk betrachten, viel näher liegen als den Andern, z. B. den Theologen. — Ich könnte Dir, hätte ich ſo viel Raum als Luſt, gar viel über Eure praktiſche Juriſterei ſchreiben, aber die Theologie iſt doch entweder ein ehrliches Handwerk mit ſicheren Zunftregeln, wo der Himmel die Herberge, der Herr-Gott der Ober-Aelteſte, Chriſtus der Alt-Geſelle iſt, oder ſie iſt eine freie Kunſt, der Niemand zu gebieten hat. — Alſo die Angſt vor der Kunſt läßt uns keine Regierung Philipps II. wünſchen, ſieh doch nur unſre Künſtler de l'ancien regime an — und wahrlich, ſollte ich wählen, ich zöge einen Terrorismus, wo doch noch gedacht und geſprochen wird, einer altſpaniſchen Regierung vor.

„Redensarten, Fähnchen, Triumphe, Nationalſpielereien“ ꝛc. ſchrecken Dich, — als ob der Frühling nicht auch Unkraut und unnütze, prahlende Tulpen brächte, Du hältſt dich doch an die Luft und das Ganze, und willſt Dich hier an Auswüchſe hängen; mein Nichtbeachten des Aeußern kennſt Du, Du wirſt alſo mich am wenigſten des Intereſſes, an irgend welchem Firlefanz ziehen.

Und nun kucke doch gefälligſt um Dich, und erzähle mir eine kurze Geſchichte von den Verdienſtorden für dies oder das, von unſern Hofräthen κατ' ἐξοχήν, von unſern Nationalfeierlichkeiten und freiwilligen Illuminationen, von unſerer Kokarde und „Gott und der König“ und von halber und ganzer Penſion, von Gnadenbezeigungen und dem Militair mit ſtraffen Hoſen ꝛc. ꝛc. — Ich erſuche Dich, die oder die Zeitung zu leſen, und an den Stereotypen „rührende, beiſpielloſe Unterthanenliebe“ ꝛc. zu zweifeln. —

Ich glaube, die Redensarten, Fähnchen und Triumphe, werden einander nicht viel vorzuwerfen haben, ja dort hat noch Alles wenigſtens dieſelben drei Farben, hier muß man bald dunkelgelb vor Neid, bald weiß vor Unſchuld, bald grün vor Aerger, bald blau vor lauter Treue, und roth vor Freude und Liebe ſein — ſag' mir um Gotteswillen, wie kann das ein geſetzter, vernünftiger Menſch zu Stande bringen!

Du biſt ein wunderbarer Krauskopf: Nun kommſt Du auf einmal: „Volksvertretung, Preßfreiheit, ſtrenge Handhabung der Geſetze wolleſt Du — und belferſt gegen die Liberalen! — Was will ich? Was wollen wir? daſſelbe bis auf's und.

Nun fährt Dir wieder eine Marotte durch den Kopf, Du haſt beim Ceremonienmeiſter üppig gegeſſen, und es fällt Dir nach Tiſche ein: — „es könne ſolch ein Liberaler den Andern gar zu leicht todtſchießen“ — und darum wirſt Du Ultra, und ſprichſt den Antiliberalen jeden Antheil an Erfindung des Schießpulvers ab, und erlaubſt es ihnen nicht auch, ſich gegenſeitig todt zu ſchießen — aber in wunderbarer Logik fügſt Du das Richtige daran, „Regent und Regierte, infamer Gegenſatz“ — —

Du willſt auch keinen Unterſchied der Raçen, meinſt aber, man müſſe den Adel als hiſtoriſches Meubel auf ſich beruhen laſſen — allerdings, wer wird einem aufgeblaſ'nen Altblütigen ſeine Jämmerlichkeit nicht gern allein, ihn auf ſeinen Ahnen liegen laſſen, da braucht er ja keinen beſſern Platz, und nimmt ihn keinem Beſſeren; wer wird ihn beneiden? — Ich zuletzt — aber ich will die bürgerliche Kanaille ſehn, der es gleich iſt, immer zu ihrem Nachtheil mit dem Adel gewogen zu werden, wenn ſie ja einmal für ein gleiches Specificum angeſehen wird; willſt und kannſt Du etwa läugnen, daß bei gleichem Gewicht die alte Raçe ohne Weiteres vorangeht; ſind nicht noch die wichtigſten Staatsämter nur Adligen zugänglich, z. B. alle Stellen der Diplomatie und Legation, die uns zu Krieg und Frieden verhandeln, wie Meßwaare — wird die bürgerliche Kreatur nicht immer erſt legitimirt, durch ein „von,“ wenn ſie geſcheidt iſt, und einen hohen Poſten antritt, zeigt man nicht dadurch, daß das zur Vollgültigkeit gehöre — hätt' ich nur mehr Papier, und wollt' ich Dir den Brief nicht zu theuer machen, ich wollte Dir mehr erzählen.

Ich würde Dich z. B. fragen, ob Du nie in Schleſien oder wenigſtens in der Mark Brandenburg geweſen ſeiſt, dort findeſt Du Prachtausgaben vom Adel, Kompendien und weitläufige Werke, wo Dir nicht das kleinſte Pünktchen Dreck, was von Heinrich dem Vogelſteller herſtammt, entgeht; ſogenannte Zuchtthiere, wo Alles in höchſter Potenz zu finden iſt, Pflanzen, wo unter 10 immer 9 gegründete Anſprüche auf Plätze im Naturalienkabinet haben, weil ſie die Gattung auf's kleinſte Staubfädchen genau repräſentiren.

Magſt Du im ſüdlichen Teutſchland vom nördlichen denken, die Teutſchen haben keinen eigentlichen Adel mehr — ich ſage Dir, „Du irrſt. — — —

Was nutzt denn das Lächerlichmachen und Auslachen; wenn die Leute leſen können, ſo können ſie doch entweder nicht deutſch leſen, oder ſie leſen nicht, oder ſie ſind nun einmal ſchon zu vornehm für ſo etwas. Wenn der ſchleſiſche Adel dieſen meinen Brief lieſ't, ſo bedauert er einmal in mir einen rohen Geſellen, und thut ſich dabei viel auf ſeine Humanität zu Gute, daß er einen bürgerlichen bedauert, darin liegt ihm ſchon ein Rieſenſchritt, den er mit der neueren Zeit gethan; — zweitens reißt er alle im Vergeſſen der Würde angeknüpften Verbindungen mit Bürgerlichen ab, drittens bezahlt er dem Buchhändler, der ihm ſolch Zeug ſchickt, die Rechnung, und verbittet ſich alles Zuſchicken von Büchern; gelegentlich, vielleicht im Winter, werde er ſich ſelbſt Lektüre beſorgen; viertens frägt er bei Tiſche über die Erziehung ſeiner Kinder, und applicirt dem Bedienten einige Rippenſtöße; fünftens thut er Alles — nur das nicht, was er thun ſollte. —

Ich haſſe, wie die ſchmerzhafte Krankheit, alles Halbe; das was der Menſch einſieht, wovon er überzeugt iſt, das muß er thun oder ſagen, ohne

Rückhalt, denn es giebt nicht bloß in der engen Theologie Unterlaſſungsſünden. Du liebſt den Adel weniger als ich, denn Du willſt ihn in ſeinem Unrath fortwaten laſſen, weil er Dich eben nicht beſprützt; ich liebe die Menſchen und will ihre Reinheit, alſo auch die des Adels — die Quackſalber beſchwichtigen einen kranken Theil; die Aerzte heilen, auch wenn ſie ſchneiden und brennen müſſen — das bequeme Aufſichberuſen laſſen, hat das — abſcheuliche ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert ſo abſcheulich gemacht — was Dir nicht nützt, iſt eine Laſt. Es iſt nicht einerlei, ob ich den alten Unflath des Mittelalters ungeſtört liegen laſſe, weil er ja nicht mehr beiße — einmal ſtinkt er; zweitens iſt er im Wege, und es fällt mancher ehrliche Mann darüber, oder er nimmt ihm den Raum zum bequemeren Aufenthalte weg, und drittens greift ein feiſt gefüttertes Junkerlein hier und da noch mit beiden Händen nach einer alten Tournierlanze, und ſticht manchem Vorübergehenden in die Wade — alſo nicht nur in die Rumpelkammer mit dem Krame, denn dort muß Raum für ein wenig Beſſeres ſein, was man gelegentlich einmal brauchen kann, wie alte Bücher; nein, in's Feuer mit dem Plunder;

Aſſekuranzanſtalten für die benachtheiligten Beſitzer, ſind auf allen hohen Schulen, in allen Buchläden ꝛc.

Was die Perſönlichkeit beläſtigt, das mag der Geduldige geduldig tragen, was die Menſchheit drückt, darf ohne Sünde nicht verſäumt und übergangen werden. —

Beläſtigt Dich das Geſchrei der Liberalen? — ſchlimm — mich dünkt, die Leute ſchrieen ziemlich vernünftig; wäre nie geſchrieen worden, wir ſteckten noch tief in der Finſterniß des Mittelalters; ſei nicht ſelbſt intolerant, indem Du es uns vorwirfſt, ſei überzeugt, daß wir Deinen Spießbürger Tz., der ißt und trinkt, ſchläft und ſich dehnt, und Gott einen guten Mann ſein läßt, keineswegs einen Niederträchtigen, wohl aber einen Schafskopf nennen.

Zu der Stelle, wo ſich die Leute betrinken, den Magen verderben ꝛc., was der Gang der Natur dann auf's Papier bringt, erlaube mir eine Parodie, eben ſo zu den Fragen, die Du bei Leſung eines liberalen Buches aufwirfſt: Hat der Verfaſſer auskömmlich zu leben? Bekommt er zuweilen Prügel ꝛc., um Dir darzuthun, wie nichts ſei, was man nicht perſiffliren könne, und wie wenig oder doch wie einſeitig man durch Perſifflage beweiſe.

Wie ſteht's mit den Gegnern der Liberalen? Jeder will wohl akkreditirt ſein, oder eine Zulage zum Gehalte haben. Da rüſten ſie ſich ein königliches Freſſen; und wenn ihnen ſo recht wohl wird, da fällt ihnen ein, wie ihnen der König ſo ſchönen Gehalt zahle, daß ſie ſich gütlich thun können; da patſchen ſie ſich auf den Bauch, und rufen: „Vivat der König,“ und trinken einen tiefen Schluck, und dann fällt ihnen ein, daß all' die Herrlichkeit durch die verzweifelten Neuerungen unbequem werden, ja wohl gar ein Ende nehmen könne, wenn ihnen zugleich die faule, dumme Schulzeit einfällt, da rufen ſie hinterdrein „Pereant die Liberalen,“ und ſie trinken noch einmal tief, wie die alten Teutſchen, und der gnädige Herr Graf ſagt herablaſſend zum Hauslehrer, Hauspoeten oder etwas Aehnlichen, der ſich im Winkel ſatt eſſen darf, und auch ein Glas Wein kriegt: „Such er ſich doch morgen einmal in meiner Bibliothek den Haller oder ſo was, und ſchreib' er was gegen das Volk, aber ordentlich, ſonſt kann ich ihn nicht mehr brauchen“ — Hunger thut weh, der Mann ſchreibt einen dicken Band.

Mir gehn die Fragen durch den Kopf, wenn ich die legitimen Sachen leſe: Hat der Verf. ein einträglich Amt, und iſt er von Dankbarkeit durchdrungen, oder braucht er Zulage? Iſt der Mann verheirathet, und hat er wohl gar viel Kinder, ſpeculirt er vielleicht auf den ſiebenten Jungen und die männliche Fruchtbarkeitsprämie, braucht ſeine Frau für ihn einen Orden, um hie und da kurfähig zu ſein? Hat der Mann ſein Vermögen in Staatsſchuldſcheinen — iſt er Hofpoet oder Hofſchauſpieler, oder ſonſt etwas Höfliches? — Du ſiehſt, das wird ſich mit den Fragen an die Liberalen mehr als aufheben, denn jene Partei hat Sicheres und Bedeutendes zu verlieren, und verliert gewiß, dieſe gewinnt vielleicht etwas. Und es heißt doch immer die Sache begrinſen, und die Menſchen auf die niedrigſte Stufe ſtellen, während doch gerade noch immer die beſten zum Kampfe vorgeſchoben werden, wie die Horatier und Curiatier und in den Ritterzeiten und heut noch bei den Studenten, ſobald ſie pro patria pauken, denn die vornehm Schweigenden laſſen wir die Naſe rümpfen, und meinen, die tief- und grundgeſcheidten ſchwiegen klug, und wir tragen den Vorwurf grenzenloſer Eitelkeit, da wir uns ja eben ſelbſt zu den Scribenten einſchreiben, geſchrieben muß halt doch werden, und ſo werd' ich gern das Schlachtopfer der Eitelkeit. Schlöß ich mich aus, ſo fürchte ich für meinen Rec., der in meine Fußtapfen tritt, und dem ich hiermit das Signal zum ſchmetternden Trompetenſtoß gebe.

Lieber Rec. ſei kein Kameel, horch, ich beſſere mich, denn ich bin ein Teutſcher, und fürchte mich vor allem Neuen, und Du könnteſt ein geſcheidter Mann ſein, und etwas Neues ſagen wollen, falls es die Cenſur litte. Lieber Recenſent, es mag mancher brave Mann ſchweigen, verletzt durch manches Wort oder dies oder das, aber es ſpricht gewiß auch mancher Brave, und er iſt darum braver, weil er ſchreibend für die gute Sache leidet, denn am meiſten leiden die Stimmenführer. Hör ich auf zu ſchreiben, ſo hör ich auch am Ende auf zu leſen, und ich will den legitimen Mann ſehen, der über die Preßfrechheit ſchreibend mir dann noch Kopfweh und Magendrücken und Gliederreißen verurſachen wollte, — Du kannſt mir's glauben, lieber Bruder, denn Du biſt eben mein Recenſent, ich bin kein ſchlechter Menſch, wenn auch noch lange nicht der beſte, und voll Fehler, ſo lang ich noch Tabak rauche, gern gute, freiſinnige Bücher leſe, und nichts auf Auktorität hin glaube, ohne Anſtand eine rothe Mütze trüge, und vornehme Leute nicht gern zuerſt grüße.

Ich weiß, Du trauſt mir Redlichkeit in den liberalen Dingen zu, warum nicht tauſend Andern? Trau ich doch bei größerer Anforderung zum Gegentheil den Gegnern guten Willen zu, und doch weiß ich — wer im Beſitz iſt, ſcheut den Wechſel.

Ueber Held Oettinger bin ich vollkommen mit Dir einverſtanden; wem kann ſein Treiben gefallen, aber auch ich hab' ihm öffentlich vorgeworfen, daß er bei ſeiner/Schreibfähigkeit ſich nicht mit wichtigern Dingen abgebe, als mit dem Theater, da das jetzt nothwendig eine Zeitlang unwichtig werden muß, ſobald es nicht, von der Polizei ungehudelt, reines, unverfälſchtes Organ der Schriftſteller und des Volkes ſein kann — aber du kannſt unmöglich die Dummheit von uns verlangen, gute Köpfe unaufgefordert zu laſſen; ſieh Dir den ſchmutzigen Schröpfkopf nicht an, ſondern verſuche, ob er an einer wunden Stelle zieht. —

Was Du für eine Niederträchtigkeit rückſichtlich der Polen meinſt, weiß ich nicht, wenn ich Deinen ganzen Brief betrachte, denn bei jenem Volke giebt's ſeit 1773 bei allen Nachbarn unzählige zu verfluchen. —

Was ich von der Freiſinnigkeit preußiſcher Juriſten gehört, hat mir alle Achtung eingeflößt, und über das ſtehende Militair wollen wir nächſtens Briefe wechſeln.

Wunderbarer Jüngling! Weil nicht jeder zu den Polen gehen und für ſie fechten kann, ſoll Niemand für ſie reden und ſchreiben. — Du ſcheinſt mir Lycurgi Syſtem von Lakonismus potenziren zu wollen — was ſind das für verwünſchte Dinge. Als ob Alles nur ein- oder zweiſeitig wäre? Rund iſt die Welt. Mäßiger Mann, man ſieht in Deinem ganzen Streben das abſichtliche Streben nach vornehmer Mäßigung, Wärme und Feuer iſt etwas ſo Altes, es ſoll etwas Appartes zum Vorſchein kommen — Du giebſt Dir bloß darum ſo viel Blößen, und hier und da treibſt Du's wieder zu Spitzen und Kulminationspunkten eines Studioſi, der nur Leben und Sterben kennt — Dein Arm nützt z. B. den Polen weit weniger als Deine drei Finger mit dem Federkiel ihnen erſprießlich ſein können. —

Allerdings biſt Du — ohne allen Enthuſiasmus, arm, und wohl Dir, wenn Du's nur auf kurze

Zeit ſein willſt, wiewohl ich nicht weiß, was ich zu dieſem Aus- und Anziehn der innern Weſenheit, die Du nur dem Wollen zu unterwerfen ſcheinſt, ſagen ſoll — willſt Du erſt ein Examen machen, eh' Du warm wirſt — meinethalben — dann laß uns von andern Dingen ſprechen. Wie theuer die Metze Hafer iſt, und von den Waden der Tänzerinnen ꝛc., oder — ſchweigen.

Heirathen ſoll ich? Doch wohl nur, um das Maul zu halten und ſolide zu werden; lieber Gott, als ob mir's eben nur auf der Zunge ſäße, um herunter geküßt zu werden — ihr lieben Weiber, ſeid mir drum nicht böſe, aber ihr mögt manchem friſchen Burſchen im Wege ſein.

Leb wohl! Und verkenne im heftigen Apologeten ſeiner Sache den alten Freund nicht, wüßt' ich dieſe Stütze meines innern Menſchen nicht zu halten, ſo könnt' ich nicht mehr leben, ich bräche wie ein des Grundes beraubtes Haus zuſammen, mein ganzes Sein iſt darauf geſtützt, Alles iſt damit zuſammengerankt; wer mir's angreift, mit dem kämpfe ich um mein Leben; doch fühle ich keine Todesangſt, und ich müßte mich in Dir irren, oder Du ſtehſt nächſtens mit mir für das Recht, was jeder Menſch im Buſen trägt. Ade.

2.

Mein lieber und immer lieberer Freund! Gieb mir erſt recht herzlich die Hand, und dann höre mit Geduld und Aufmerkſamkeit quantum satis.

Bis zum Juli 1830, hatte ich wohl hier und da mit mehr oder weniger Theilnahme bemerkt, daß auch nach der Beendigung von Beckers Weltgeſchichte, die Weltgeſchichte fortgehe, aber von einem ununterbrochenen Verfolgen und Erwägen der Tagesbegebenheiten war nicht die Rede. In genanntem Juli war ich ſchon etwas aufmerſamer geworden, las ich den Börne, erlebte ich die Pariſer Reformation, und die Berliner —— nebenbei hörte ich hin und wieder ein Collegium bei Gans. Ich mußte mir das Bier abgewöhnen, denn ſelbſt das Waſſer kochte und ſchäumte in mir. Dies — nicht das Waſſer — ſtieg bis etwa zum Februar 1831, denn bis dahin hatte ich noch vielfachen Umgang mit Ultra's und vis certamine crescit.

Meine Arbeiten zwangen mich, meinen Umgang etwas einzuſchränken, und natürlich ließ ich die Ultras fahren. So blieb ich nun allein der äußerſten linken Seite gegenüber. Nun ſcheint aber das Opponiren mit meinem innerſten Weſen verwachſen zu ſein, denn ich brauche bloß einige Tage zu einſiedeln, um mit mir ſelbſt in die allerwüthendſte Opposition zu gerathen. Ich war betroffen darüber, daß die Leute, für die ich mich in ariſtokratiſchen Geſellſchaften ſo oft heiſer geſchrieen hatte, daß dieſe mir plötzlich ſo ſonderbar vorkamen. Ich las allerlei pro et contra, und faßte den Entſchluß, mich möglichſt frei von der Terminologie ꝛc. ꝛc., ſowohl der Ultras als der Liberalen zu halten, und auf eigene Rechnung Recht zu haben und zu irren.

(In dem Satze: „Einer Klique zu gefallen irren,“ liegt der Accent nicht auf irren.)

Dabei gerieth ich, weil ich's redlich meinte, und doch gern alle Menſchen wollte leben laſſen, in die gräßlichſte Unruhe. Ich verſuchte es, mich für den Augenblick zu beruhigen, ich betrog mich ſelbſt und ſchläferte mich ein: Der Schlaf war aber unerquicklich.

In dieſer erzwungnen Beruhigung ſchrieb ich an Dich — ich hatte den Brief kaum auf die Poſt getragen, als er mir ſchon wie untergeſchoben vorkam, ich wollte ihm ſogleich einen andern nachſenden, ſah aber ein, daß dieſer noch konfuſer werden würde. Auch noch jetzt habe ich nicht die Ausſicht, mich vollkommen mit Dir zu verſtändigen, denn ich ſehe auf eine grauenvolle Weiſe die Wahrheit des „Lebēn ein Traum“ an mir lebendig werden. Alles, Eſſen und Trinken ausgenommen, kommt mir einestheils unläugbar real vor die Augen, anderntheils verſchwimmt es in einem ſolchen Balladennebel, daß mir Landrecht, Calderon, Shakeſpeare, Hegel, Gerichtsordnung, Göthe, Steffens, Börne, Napoleon, Poeſie, Genie, Größe, Niederträchtigkeit ꝛc., wie alte Sagen vorkommen, die man ſo anhört, ohne zu fragen: „iſt das auch wahr?“ weil darauf eigentlich nichts ankommt, genug die Sache iſt einmal ſo, und hört ſich gut an. Mit einem Worte, ich bin ſonſt ein ganz polizeigemäßer Mann, aber in meiner innerſten Innerlichkeit, vor der Hand wahnſinnig, oder wenigſtens finſter, ſehr finſter.

Du haſt gerungen, und ſcheinſt für den Augenblick mit Dir einig zu ſein, dazu gratulire ich Dir — (daß Du Rationaliſt ſeiſt, glaube ich Dir nicht, und wenn Du es mit tauſend Eiden bekräftigſt; denn der plumpſte Myſticismus iſt nicht ſo arg, als das labbrige Gewäſch der Rationaliſten: was iſt in der Welt natural, was ſupernatural?) —

Deine Art, mich zu bekehren, iſt auch nicht die Proſelytenmacherei oder Intoleranz, die ich angriff. Ad vocem Toleranz: darunter verſtehe ich keineswegs die Apathie, von der ich mich nicht immer ganz weißbrennen kann, in welcher man Alles gehen läßt, wie's geht, ſondern die Geſinnung, welche mit den Waffen redlicher Ueberzeugung den Gegenſatz bekämpfend, zugiebt, daß dieſem Gegenſatze ein — ſei es auch irgend ein hiſtoriſch entſtandenes — gewiſſes Recht zum Grunde liegt.

Keineswegs ſehe ich eine lächerliche Bonhommie darin, daß Du's allenfalls Deinem Stiefelputzer beibringſt, gerade das iſt der redlichſte (wenn man dabei redlich iſt) und erſpießlichſte Dienſt, den man dem Liberalismus (ich will mich nicht um Worte zanken) erweiſen kann. Jeder muß auf ſeinem Platze rund herum das für Recht erkannte emaniren, wo möglich zum Thun anleiten, ehe von Begriffen die Rede iſt: da kann jeder Handwerker unter ſeinen Geſellen ein beglückender Börne oder Jean Paul werden. Das iſt das Herrliche von Jean Paul:

er weiß was er will, er will, daß Andere daſſelbe wiſſen und wollen, aber er verlangt nie, daß ſie wollen und thun ſollen, eh' ſie wiſſen und überzeugt ſind.

Iſt das Unſinn, ſo halt ihn mir zu gut. — Die Adelsgeſchichten ſind mir ſehr ennuyant: die Schuld liegt aber nicht am Adel allein. Sieh doch, wie viel Leute bloß aus dem „nun man macht doch einmal einen Unterſchied" Beweggrunde (wir bringen eine neue Schreibart auf) die armen Junker in ihrer Verrücktheit erhalten. Ich beneide ihnen ihren deutſch- reichs- und rechtsgeſchichtlichen Bombaſt nicht, aber ich fühle mich auch nicht dadurch gedrückt. Wird mir ein Adliger vorgezogen — habeat sibi, ich habe meinen eignen Stolz, der iſt ſehr ſchroff.

Ich lebe gern in der Welt, weil ich in der Welt bin, will's aber mal der Teufel, daß mich die Welt ennuyirt, ſo brauch ich die ganze Welt nicht, und ich will Gras freſſend, wie der König Nebukadnezar, neue Ideen über die Einſamkeit ausbrüten, oder im Kerker Komödien ſchreiben.

Mein Hals thut mir weh.

Pauſe.

Belogen und betrogen habe ich mich auf das ſchändlichſte! Ich habe einen Menſchen von 1740 um mich; ich greife in dunkler Nacht umher, laß mir Zeit, ich werde mich finden.

Beim Leſen mehrerer ſpaniſchen Stücke habe ich eine Bemerkung gemacht, die ich Dir mittheilen muß, wenn ſie Dir auch nicht neu iſt: Der König davon iſt nicht nur mit einem gewiſſen Nimbus der Würde, Macht ꝛc. umgeben, ſondern der Nimbus hat eine gleichſam elektriſche Kraft. Wer die Hand gegen den König aufhebt — dieſer ſei vom Dichter, abſichtlich oder unabſichtlich, auch als der größte Schafskopf gezeichnet — der geht zu Grunde. Oft ſcheint gar nicht die Abſicht beim Dichter vorhanden, den Mann todtzuſchlagen, aber es geht nicht anders: er fällt. Poetiſch iſt der ſpaniſche (alt) Abſolutismus im höchſten Grade, und zwar weil er ſo ganz abſolut iſt, gerade, ohne Beſchönigung. Sonderbar: Der ſpaniſche Abſolutismus, Ehrgeiz, die ſpaniſche Liebe ꝛc. — ſie alle ſind etwas Weniges verſchroben und dennoch nicht von Stroh. Das iſt Alles ſo abgemacht, ſo ſicher, lebendig: ich muß ſpaniſch lernen.

Dabei haben die Leute neben dem feurigen Blute einen ſo berechnenden Scharfſinn, daß man alle Augenblicke ſtutzt, kurz, ich mag Dir ſpaniſch vorkommen oder nicht — ich muß ſpaniſch lernen.

Ich weiß jetzt geradezu nichts, und bewundere die Leute, die etwas wiſſen, z. B. die Hauptſtädte von Europa. — Ade.

3.

Du ſchickſt mir ein Bild und ſagſt: So biſt Du! Und dann: Male Dich ſelbſt! Schwerlich würde ich mich aber ſelbſt ſo treffen, als Du glaubſt, mich getroffen zu haben. Aber ich umgehe dieſe Schwierigkeit, indem ich mich ſelbſt nicht ſchildern, ſondern Dir nur Materialien geben will, mich anders zu malen; und wenn ich in Deinem Bilde ziemlich dem Eſel gleiche, der luſtig ſchreiend ſeinem Stall und ſeinem Bunde Heu zutrabt, ohne die Wunder der Zeit um ſich herum eines Blickes zu würdigen, ſo mag immerhin dies Bild gelten und ſtehen bleiben, ſo lange Du es nicht ſelber änderſt. —

Warmen Antheil nehmen an den Großen und Herrlichen, was unſre Zeit gebiert — wer möchte ſein Herz und ſeine Ohren verſchloſſen halten dagegen? wer könnte die großen Intereſſen, die die Welt bewegen, verkennen? wer wollte blind ſein, wo es mehr zu ſehn der Mühe verlohnt, als Jahrhunderte lang? dieſen Antheil nehme ich auch, auch mich erquickt der Anblick der anbrechenden Morgenröthe: aber ich greife nicht mit den Händen darnach, ſie über mein Haupt herüberzuziehen, weil meine Arme zu kurz dazu ſind, und meine Kraft zu ſchwach.

Ich glaube, daß nur ein konſtitutionelles Königthum mit Preßfreiheit und öffentlicher Kriminal-Gerichtsbarkeit das Glück eines Volkes garantiren kann: dieſen Glauben will ich nöthigenfalls mit meinen beſten Kräften unterſtützen, behaupten und vertheidigen; aber dennoch ſehe ich ruhig der entwickelnden Zeit zu, und halte mich nicht für berufen, ihren Gang zu beſchleunigen. Wer nicht für Recht und Wahrheit begeiſtert iſt, meint es nicht redlich mit ihnen, ich bin begeiſtert, aber die Begeiſterung iſt ruhig und leidenſchaftslos: denn wo ſie ſich auf Leidenſchaften gründet, iſt ſie auf ein vergängliches Fundament geſtützt. Jetzt, wo die edelſten Kräfte des Jahrhunderts wirken und treiden, darf ſich der Einzelne daran freuen und den geiſtigen Frühling bewundern, ja er muß es thun, aber mich dünkt, wir dürfen auch unſere Theilnahme nicht höher ſteigern.

Sollen wir ſtolz auf die herabſehen, die an Bildung unter uns ſtehen und ihnen predigen, da wir doch ſelbſt kaum von Andern, Höherſtehenden über die Bedeutung der Zeit, ſei es durch Wort oder That, unterrichtet worden ſind?

Nein, Freund, laß uns erſt noch länger unſere edelſten Kräfte an der Zeit bilden, ehe wir auf ſie einwirken wollen, und laß uns dankbar ſein, daß wir in einer Zeit leben, die Wahrheit und Freiheit an der Stirn trägt, und uns den Weg zur wahren Bildung nicht nur zeigt, ſondern auch öffnet.

Du ſagſt, die Idee lebe in mir, nicht ich in der Idee — ſehr richtig, eben darum bin ich nicht der Sklave der Idee, ich huldige ihr, ohne mich von ihr feſſeln zu laſſen. Das lebendigſte Intereſſe an der Zeit kann nicht alle anderen ausſchließen: frage Dich ſelbſt, ob Du keine Intereſſen mehr kennſt, die mit jenem, wenn es auch das größte iſt, nicht im Zuſammenhange ſtehen. An ſich iſt das Intereſſe des Menſchen immer doppelt, weil ſeine Exiſtenz eine doppelte iſt: er iſt Theil einer Welt, iſt aber auch eine Welt allein; beide Intereſſen in Uebereinſtimmung und Entwickelung zu bringen, iſt mein Streben. Indem ich mich bilde, bilde ich einen Theil des Univerſums: aber indem ich das Univerſum bilden will, muß ich erſt meine Bildung vollendet haben.

Deshalb lebe ich ruhig und behaglich fort und gehe meinen Weg weiter: aber nicht, ohne um mich zu ſchauen, ſondern nur, ohne um mich zu hauen. Ich erwarte ruhig, was kommt, und ſuche mich unterdeß ſo zu ſtellen, daß eine Entwickelung der Zeit mich reif und ihrer würdig finde.

Wodurch unterſcheide ich mich alſo von Dir? darin, daß Du meinſt, man müſſe durch Wort und That nach Außen hinwirken, um den Gang der Zeit zu beſchleunigen, ich aber meine, daß, wenn Jeder ſich ſelbſt zur zeitgemäßen Entwickelung bringt, dieſer Gang dadurch die einzig mögliche Beſchleunigung auf ſicherem Wege erhält.

Glaubſt Du die Zeit genau, richtig und umfaſſend zu erkennen, daß Du ſie Andern erklären kannſt, ſo thuſt Du wohl, auf dieſe Weiſe zu wirken — ich glaube es von mir nicht. Dies iſt aber nicht Lauheit, nicht Gleichgültigkeit, es iſt im Gegentheil eine Ehrfurcht vor der Zeit, die ich ihr ſchuldig zu ſein glaube. Was wirkt auch eine einzelne noch ſo gewaltige Stimme, die das lehren will, was nur der wirklichen Begebenheit allgemein geglaubt wird? Du gewinnſt Einige und erbitterſt Andere, enttäuſcheſt dieſe und treibſt jene in eine einſeitige Betrachtung zurück.

Wenn ich einſt — und ich ſtrebe darnach — Einfluß auf mein Vaterland gewinne, dann darf ich, dann werde ich mit allen Mitteln und Gaben, die ich jetzt der Zeit ablauſche und verdanke, das zu bewirken ſuchen, was ich für ſein Heil erachte: aber nicht voreilig und unnöthig will ich das Wenige, was ich bis jetzt ſammelte, verſplittern und verſchleudern. Stellſt Du aber Dein vaterländiſches Intereſſe in Schatten, um der Menſchheit zu dienen, ſo fördert die That mehr als das Wort, und darum hat der Recht, welcher ſagt: Willſt Du durchaus etwas thun, was unmittelbar helfend auf das Prinzip eingreift, dem Du huldigſt, ſo gehe und kämpfe für daſſelbe! Dann biſt Du nur Liberaler und deutſche Rückſichten halten Dich nicht: denn wahrlich, der gemeine polniſche Soldat, der ſein Leben vertheidigt, thut mehr für daſſelbe, als hundert geſchriebene Bücher, die alle vielleicht Gutes enthalten und von denen doch vielleicht nur zwei oder drei Neues und wirklich Zeitgemäßes geben. Das Gewand thut hier nichts, nur der Inhalt! Die feurigſte Beredtſamkeit kann Herzen für den Liberalismus entflammen, aber nicht für die Verwirklichung deſſelben bilden. Deutſchland muß empfänglich werden für den Liberalismus, es muß überzeugt, aber nicht hingeriſſen werden. Darum thut es Noth, uns ſelbſt vor Allem dafür empfänglich zu machen, denn ſelbſt wir, die wir überzeugt ſind, werden lange machen, ehe wir dieſe Ueberzeugung ergänzen, uns dehnen und für alle Fälle feſtſtellen.

Ob ich nach Allem dieſem eben ſo liberal bin, wie Du, kannſt Du ohne Voreiligkeit nicht beurtheilen, denn über die Grenzen unſerer Anforderungen an die Regierungsweiſe haben wir uns beiderſeitig keine Rechenſchaft gegeben: aber in der Wahl der Mittel, den Liberalismus, den einzigen und wahren, zu fördern, ſind wir uneinig, und die Wirkungen deſſelben äußern ſich verſchieden bei uns, aber aus den Wirkungen zu ſchließen, zieht leicht Fehlſchüſſe nach ſich: weil Du keinen Rauch ſiehſt, meinſt Du, es ſei kein Feuer da. Bedenke aber, daß wenn gleich überall wo Rauch iſt, auch Feuer ſein muß, es doch auch Feuer ohne Rauch geben kann.

4.

Du ſagſt, ich habe Dich nicht getroffen — mag ſein; ein Eſel, der nach dem Heubündel läuft, iſt mir übrigens nicht eingefallen, und ich habe mich namentlich vor einer, ſo ſcharfen, abgeſchnittenen Bezeichnung verwahrt, vor einem beſtimmten Namen — es iſt nichts in der Welt, was ſo iſolirt daſtünde „was ſo nur Eins wäre" — es ſpiegelt das Eis, es iſt aber auch glatt — es iſt glatt, aber auch kalt — es giebt viele Leute, die Eſel, aber auch Füchſe und Löwen ſind, und ſo den ganzen Bertuch hindurch. — Es giebt Begriffe, Gefühle, Zuſtände, die man mit einem Worte bezeichnen kann — für viele aber iſt jedes einzelne Wort falſch, verführend oder vag; es giebt eine kraſſe Art des Servilismus und des Liberalismus — dazwiſchen liegen tauſend Nüancen, und ich mag nicht einmal ſagen, daß es ein Zeichen einer gewiſſen Tüchtigkeit ſei, etwas Kraſſes, an den Extremen Ruhendes, noch auch, daß es ein Beweis für größere Klugheit oder Verſtändigkeit ſei, etwas mehr Bedingtes ſein zu wollen. Nur die Elemente liegen nackt da; unſere Bezeichnungen für einander, ſollen aber nicht luftig, noch wäſſ'rig, ja auch nicht feurig — ſondern richtig ſein. —

Daher laſſen wir die Bezeichnung mit dem Heubündel ꝛc., der Name thut's nicht, wir wollen ſehen, was ſich darlegen wird — das iſt, wenn auch ein wenig lang, Bezeichnung und Name.

Das Weſentliche aber, warum es ſich in Deinem Briefe handelt, iſt, ob es uns zuſtehe, in unſerer Zeit für unſere Zeit thätig zu ſein — Du meinſt, das ſtünde uns nicht zu, ſondern wir ſollten froh ſein, daß wir zuſehen könnten.

Wahrſcheinlich koſtet's kein Entrée — eh bien — Du meinſt, man müſſe nicht mit den Händen darnach greifen, die Morgenröthe heraufzuführen, ſondern wir müßten im Bett' ruhig abwarten, bis ſie uns ſammt den Fliegen ins Geſicht käme, dann ſei es Zeit aufzuſtehn — und? — das fehlt — Man kann ja wohl auch eine Pfeife Taback dabei rauchen, und ſonſt was machen. — —

„Du hältſt Dich nicht für berufen, den Gang der Zeit zu beſchleunigen.“ — Wie geſagt, Du hältſt es mit dem Zuſehn, das iſt bequem und koſtet nichts. —

„Ich bin begeiſtert, aber die Begeiſterung iſt ruhig.“ Schnurrige Begeiſterung! Ich geſtehe, daß ich noch keine ruhige Begeiſterung kenne — auf dieſe Weiſe kann man bei der Begeiſterung allenfalls einſchlafen, ſie kann eben ſo viel ſein, als Gemüthsruhe, und doch iſt ſie gerade der längere odere kürzere Actus der lebhaften Erregung meines Gemüths durch den Geiſt; auch wenn ich der ſprachlichen Rückſicht auf das Wort und des Products davon nicht gedenke, die überall eine Thätigkeit, nirgends eine Ruhe ausdrücken, die in der Endſylbe ung, durchaus kein Unterkommen findet.

„Jetzt, wo die edelſten Kräfte des Jahrhunderts wirken und treiben, darf ſich der Einzelne daran freuen, und den geiſtigen Frühling bewundern, ja er muß es thun.“ —

So? — Nun, das Kunſtſtück iſt nicht ſchwer; wo kommt denn aber die ganze Geſchichte her, wenn alle Einzelnen nichts thun, als ſich freuen und bewundern? Kommt die Sache wie Schneeflocken oder Thau vom Himmel, oder iſt's ein Wind, der eben ein Jahrhundert hindurch regiert, und den der Herrgott allein expedirt? —

Aber ich thu' Dir Unrecht, oder Du thuſt Dir Unrecht; Du ſprichſt immer friſch vom Allgemeinen, in Abſtractis, und meinſt, etwas ganz Specielles, Konkretes, was nun zum Vorſchein kommt, nämlich Dich und mich.

Das verrückt nun allerdings den Standpunkt, und wir müßten unterſuchen, ob wir die Leute dazu wären, mitzuhelfen. — Da ſagſt Du nein, und ich nehme nun den Vorwurf der entſetzlichſten Arroganz auf mich, und ſage, „Ja.“ — Der wird nun freilich ein wenig dadurch gemildert, daß ich das „Dich“ für ſo gut und mehr berechtigt halte, als das mich, — ja — und nun entſetze Dich — daß ich nicht leicht irgend Jemand ausſchließe.

Im unumſchränkten Liberalismus ſei's, wie im klingenden Walde, jeder erhebe die Stimme frank und frei, er ſei ein Gimpel oder das Gegentheil — dafür herrſcht eben die höchſte Intelligenz, daß der

Gimpel fruſtrà und ohne Nutzen ſpricht, ſein Recht aber doch geſchützt ſieht.

Alles äußere Kriterium iſt das zweifelhafteſte; ich muß dem Menſchen von gebildeten Geiſtes- und Herzensthätigkeiten Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt, alſo auch für ſich ſelbſt als richtigſtes Kriterium zutrauen, und wem dies Kriterium die Kritik fällt, daß er der Welt nützen könne, der ſoll's thun. Das ſchlöſſe nun Dich, nach dem, was Du geſagt, aus, und ſomit hätteſt Du für Dich Recht, damit aber noch für keinen Andern, weil Dein Maßſtab nicht der des Andern iſt.

Wahrlich, er iſt es nicht, denn ich würde Dir die Fähigkeit in höherm Grade, als mir ſelbſt, zuſprechen, „Singe, wem Geſang gegeben“ ꝛc. ſagt Uhland — „Schreibe, wem Verſtand gegeben,“ ſag' ich hinterdrein, und ſo weit wollen wir doch die Beſcheidenheit nicht treiben, uns den abzuſprechen, wenn wir uns auch nicht den reichſten und beſten anmaßen. —

Es iſt ein ganz ander Ding mit dem Singen, meinſt Du vielleicht, das fliegt in's äſthetiſche Feld und richtet keinen Schaden an, macht höchſten's, wenn's ſchlecht iſt, Einem Kopfſchmerz oder Uebelkeit, oder regt dem Kritiker die Galle auf — das iſt aber nicht wahr, iſt Sophiſtik; Du nimmſt eben ſo die höheren Geiſtesthätigktiten in Anſpruch, hilfſt den Geſchmack beſtimmen, und der hilft handeln, iſt am Ende, herunterdeſtillirt bis in's äußerſte Membrum, die Art der Handlungsweiſe, nicht bloß wie ſie äußerlich erſcheint; — die Geiſtesthätigkeiten wohnen ferner nicht in 4—5 Zimmern abgeſondert zur Miethe, ſondern beiſammen; eine drängt und formt die andere, durch die eine wirkſt Du auf die andere; — ferner ſchreibſt Du befangen in den Verhältniſſen der Außenwelt, Du ſchreibſt nicht leicht mehr als ein Ding, dem man's nicht anſähe, daß Du auf keiner wüſten Inſel lebſt, oder dem man's anſähe, gleichviel; man kann oft im Gedicht nicht eine Seite ſchreiben, ohne auf einen Begriff zu ſtoßen, der auf Staat, Bürgerthum ꝛc. einen Bezug hätte, es braucht ja nicht, wie die Polizei im Preußiſchen, rothe Kragen zu führen, um erkannt zu werden; und ſchreibſt Du Schäfergedichte, ſo denkt man, oder kann man denken, Du willſt Republikaner oder Patriarchaler ſein, Drama, Novelle, Roman ꝛc., iſt ja noch viel ärger — ſumma: Willſt Du nicht ewig an „ſüßer Liebe" und „überſchwenglichem Triebe,“ was ſich nur um Frauenzimmer dreht, winſeln, ewig lyriſch pinſeln, ſo handelſt Du gegen deine Konfeſſion der Beſcheidenheit, auch wenn Du nichts direkt auf die Zeit Bezug Habendes ſchreibſt. Du darfſt ja auch die Sache nicht ſo numerativ nehmen, „Kopfſchmerz erregen,“ kann ethiſch aufgefaßt, oft nicht viel weniger als „Kopfabſchlagen veranlaſſen“ ſein.

Als poetiſcher Schriftſteller biſt Du nicht ſo ängſtlich, und weißt doch, daß Poeten wie z. B. Dante den weſentlichſten Einfluß auf ihre Zeit haben.

Es giebt aus deſſen Zeit nichts, was ſo viel Einfluß gehabt hätte, als das, was er geſchrieben, und das war eine Komödie.

„Sollen wir den unter uns Stehenden predigen, was wir eben erſt gelernt?“ — Ja wohl, ja wohl — als ob das Eintrag thäte, daß wir's eben erſt gelernt, deſto eifriger wird das Lehren, weil Du's eben erſt gelernt. Meinſt Du, daß unſre bedeutenden Schriftſteller bis auf ihre alten Tage Alles in einen Sack geſteckt, und den dann auf einmal ausgeſchüttet hätten; ſolche Philiſter ſind ſie nicht geweſen. Haſt du keine Louisd'or, zahl' in Groſchen, die kennen die Leute am beſten.

Du meinſt, es werde jenes eben Gelernte ſchlecht verdaut ſein — dann haſt Du's auch noch nicht gelernt; — das „ſtolz Herabſehn" kann ganz füglich wegbleiben, und iſt ein müßiges epitheton, ornandi causa adjectum.

Wenn unſre Lehrer ſchnell ſtürben, ſo würden wir eine Pauſe von 10 Jahren eintreten laſſen, bis wir 40 Jahre erreicht und die Schwabenreiſe abgewartet hätten, denn die ſcheinſt Du haben zu wollen.

Und die Lehrer können ſterben, ohne daß wir's ahnen und merken, und Dein Prinzip mit den 40 Jahren ausgebreitet, wie man's doch von jedem Prinzip annehmen muß, giebt mathematiſch einmal einen Jahre langen Stillſtand, und das iſt ſo viel als der Rückſchritt zu einem da geweſ'nen Jahrhundert. —

Nein, Freund, wir ſollen nicht bloß zuſehn und empfangen — Beides auch, und das letztere mit offenen Sinnen — nach Deiner Angabe arbeiteten in der Welt $\frac{1}{10}$ an der Vervollkommnung, und $\frac{9}{10}$ ſperrten das Maul auf und ſähen zu, weil's ihnen zu kühn dünken müßte, ſelbſt etwas zu thun.

Das iſt ein Regierungsſyſtem, dem der Liberalismus mit ſeiner Achtung für Menſchenrecht nicht leicht huldigen wird. Ich glaube gewiß, Du eiferſt nur gegen das voreilige Schreiben, denn ich will einmal ſehen, ob Du nicht redeſt, wenn man Deine Ideen, oder Dich, oder Deine „ehrwürdige Zeit“ antaſtet — und da biſt Du wieder, der Numerator, der Rechenmeiſter, der ſagt: ich ſpreche, wenn ich rede, nicht zu ſo Vielen. Einſchließen mußt Du Dich in Dein Kämmerlein, ein Loch für Zeitungen und Bücher offen laſſen, und dort 40 Jahre abwarten, dann, wenn Du genug geleſen, oder doch lang genug geleſen, ſchließeſt Du auf, und nun geht der Teufel los, aber ſyſtematiſch und mit Grundſatz.

„Laß uns dankbar ſein,“ ſagſt Du? Iſt das deine Dankbarkeit, daß du ſagſt, „ich bin dankbar?“ — Was thuſt Du denn aus Dankbarkeit? Du bildeſt Dich — das klingt wunderbar egoiſtiſch, doch wie, das klingt allerdings nur ſo, denn Du bildeſt Dich, um mit Deiner Bildung der Welt zu nützen. Wenn wird denn die Bildung ſo weit ſein? Wirſt Du auch nicht etwa darüber ſterben, und der Mann in der Bibel ſein, der aus größerer Vorſicht ſein Pfund vergraben? —

Ich dächte, wir wären doch wohl alt genug geworden, um das von uns zu geben, was wir gelernt haben. Du meinſt, wir wüßten noch ſo wenig — ich ſcheue mich gar nicht, der Welt zu geſtehn, daß ich wenig, ſehr wenig weiß — ein Schelm, der mehr giebt, als er hat, aber es iſt doch wahrlich menſchenfreundlicher, wenig zu geben, als gar nichts! Bilde Dir nicht etwa ein, daß Du im glücklichſten Falle, d. h. wenn Du in gleichmäßiger, ungeſtörter Richtung bei ungeſtörten Geiſtes- und Körperkräften fortarbeiten kannſt, und dann der Welt die Summe Deines Wiſſens, Deiner Erfahrung giebſt, bilde dir nicht ein, mehr genützt zu haben, als der Schriftſteller, der mitten in die lebendige Welt hineintritt mit ſeinem lebendigen Buche, auch wenn er reicher an Irrthümern iſt, denn Du — Dein Buch wird eine Art hiſtoriſchen Werthes haben, wenn es gut iſt, und man wird's in den Schrank zu guten Werken ſtellen, und in die Literaturgeſchichte aufnehmen, die Jenaer, Halliſche oder Leipziger Literaturzeitung wird's auch recenſiren, Du wirſt Dir ſelbſt ganz gewiß größern Nutzen bereiten, vielleicht auch manchem Theoretiker nutzen, Du wirſt dann aber ein hiſtoriſcher Schriftſteller, nie ein politiſcher, nie ein hiſtoriſch-politiſcher (um jedem Irrthum vorzubeugen), nie ein Schriftſteller Deiner Zeit werden, und wahrlich, ich edire lieber ein Büchlein voll wenig Seiten über etwas, was Noth thut, als einen Folianten über unzweifelhafte Stellen aus Tertulliani Werken, der ſeines Gleichen ſucht, ich will lieber für den Markt, als für den Bücherſchrank, lieber weniger klug und gelehrt für meine Landsleute und die an ſie grenzen, als ſehr gelehrt für eine Klaſſe arbeiten, für eine Klaſſe, die es am Ende doch immer beſſer zu wiſſen denkt, und wo immer Einer dem Andern das Licht des Ruhmes darum unter die Naſe hält, damit man ihn, den Leuchter, auch ſehe.

Wir ſind ja doch keine Kinder; „ja wir ſind nicht abgeſchloſſen mit unſern Anſichten, wir wiſſen nicht genug“ — wann werden wir abgeſchloſſen ſein? den Abſchluß macht der Tod, laß uns nicht darauf warten; jedes Jahr bringt einen neuen Standpunkt, aber nicht uns allein, der ganzen Zeit und Welt, ſei thätig, daß Du den eben ſtehenden begreifſt und in ihn greifſt; biſt Du, iſt er vorüber, dann iſt das direkte Nützen überall ebenfalls vorüber, und Du wirſt zu den todten Schriftſtellern geworfen.

„Man weiß nicht genug.“ Sehr richtig — aber wer ohne zureichende Kräfte den Montblanc beſteigen will, wird ein Unglück nehmen, der Montblanc wird nicht viel dabei leiden: wer klüger iſt, wird ſich niedrigere Berge ausſuchen, wo er glücklich hinauf kommt, und die doch nicht alle Welt kennt, und wo er noch Manchem mit einer Beſchreibung zurecht kommt.

Zu viel kann man wohl trinken, doch trinkt man nie genug, heißt's irgendwo, deshalb wollen wir doch trinken.

Man weiß allgemein, daß der Franzoſe das Wenigſte weiß, aber er hat Alles, was er weiß, in Händen, er wirft's zu rechter Zeit in die Zeit, er hat immer klein Geld in der Taſche, und reiſ't ſehr bequem — darum beherrſcht er die Zeit — oder iſt's anders? Ueber die ſchwerfälligen, gewiſſenhaften Teutſchen! weil ſie nicht Alles wiſſen, halten ſie's für Unrecht, etwas zu wiſſen. Und Du weißt weit mehr, als Du denkſt; unſre Köpfe ſind wie Rumpelkammern in den Apotheken; ſuchet, und Ihr findet Recepte und Kräuter, von denen Ihr nicht das Mindeſte mehr wußtet.

Schwierige, ſchwerfällige Handwerksgelehrte ſind wir ja nicht, nun ſo kommt Ihr mir denn vor, wie die großen Modekaufleute, die ihr Gewölbe nicht öffnen, weil ihnen dies oder das noch abgeht, oder das Aeußere noch nicht hinlänglich verziert iſt; darüber geht die Mode zu Ende, und man kann ihre Waare nicht brauchen, oder doch nicht ſo vortheilhaft brauchen, der Kleinhändler hat unterdeß ſeinen Kram drei Mal verkauft, Manchem ſchlechte Waare verkauft, Tauſende befriedigt und erfreut, Tauſenden genutzt. —

Gieb doch ſo viel Du haſt – wenn Du gewiſſenhaft biſt, iſt's nicht anders, als wenn Du mit 40 Jahren ſchreibſt, denn mehr giebſt du dann auch nicht — am Ende iſt's alſo nur verſteckte Eitelkeit denn nur Dein Ruhm iſt größer, das Publikum hat keinen Schaden, es erhält es nach und nach, und hat noch den Vortheil, daß es ſieht, wie man zu ſo etwas kommt — du willſt es verblüffen.

Handelt ſich's um die allgemeinen Prinzipien, die ſich ändern und feſtſtellen können, dann mußt Du, wie geſagt, nie ſchreiben, denn fertig wirſt Du nie — willſt Du Tieck tadeln, daß er den William Lovel in ſeiner Jugend geſchrieben, weil Du ihn unmoraliſch nennſt, Göthe, daß er den Werther gegeben, ſie hätten die Sachen ſpäter anders geſchrieben, weil ſie in andrer Zeit geſchrieben, die Zeit nach uns hätte dann daſſelbe Recht gehabt, eine ſpätere Zeit zu verlangen.

Dieſe Beſorgniſſe reichen nur für grünnäſige Jungen aus, und zu denen willſt Du uns doch nicht machen; wenn man Logik gehört, und Orthographie und Interpunktion genügend geübt hat, ſo kann man auch für die Welt ſchreiben; die Welt iſt wie der Magen des Thiers eingerichtet, was untauglich iſt, verwirft er und ſie.

Ich verkenne Deine edle Gewiſſenhaftigkeit nicht, und weiß wohl, welche Art der Schreibart Du meinſt — es iſt allerdings gefährlicher, oder die Gefahr liegt doch näher, wenn man über die Rechte des Volks, oder beſſer, das Recht des Volks und die der Höheren ꝛc. ſpricht, da reinigt das donnernde Wort nicht nur, es zündet auch oft, aber eben Dein Einwurf, Deine Gewiſſenhaftigkeit iſt auch Dein Schild, Dein Vertreter.

Ich kann nicht mehr thun, als mich mit Redlichkeit des Stoffs bemeiſtern, den ich behandeln will, und redlich den Reflex meines Geiſtes und Herzens wieder geben — mehr thuſt Du mit 40 Jahren auch nicht, und was Du nachher mehr und gründlicher weißt, kommt Dir und der Welt allerdings zu Statten, gleicht ſich aber aus, wie geſagt, mit dem momentanen, wirkſameren Einfluſſe, deſſen Du Dich begeben, mit dem, was Blut und Schrift unterdeſſen an Lebenskraft verloren.

Es iſt eine Art von Materialismus, der nur die nährenden und mäſtenden Feldfrüchte haben will; die Naſe und Herz ſtärkenden Blüthen, die erfriſchenden, kräftigenden Beeren des Frühlings aber verwirſt — weil ſie nicht ſatt machen.

Meinſt Du, Du wolleſt erſt dann über Deine dann beſtehende Gegenwart au fait ſein, und für ſie ſchreiben, die Erfahrung ſolle Dich ſichrer ſtützen — ſiehe zu, daß die Stütze nicht bricht, oder Dir unter den Händen grün, und ſomit anders wird, daß Du nicht des Sisiphus Rad wälzeſt, das Rad der Zeit ſtellt ſich alljährlich anders dar, und mit dem abſoluten, durchherrſchenden Prinzip der Geſchichte iſt's ſo lang eine bedenkliche Sache, als wir noch keine weiter ſehende Vernunft haben —

horch auf bejahrte Männer von erklecklicher Bildung — ich faſ'le nicht, ſondern habe Figuren im Hintergrunde, die mich heilig verſichert haben, daß ſie Erfahrung, und tauſend erworbene Dinge über Bord werfen mußten, um die neue Zeit zu verſtehen.

Nicht immer erwartet man ſich etwas mit Warten, immer aber verliert man Zeit.

Der Arroganz mußt Du uns Schriftſteller der Zeit beſchuldigen, wenn Du mich z. B. anſiehſt, Dich ſelbſt nicht für reif genug hältſt, um der Welt und deinen Zeitgenoſſen Etwas anzubieten, meiner Verſicherung aber glaubſt, daß ich mir's zum Lobe anrechne, wenn ich Dir koordinirt und nicht zum Tadel, wenn ich Dir ſubordinirt werde. Und doch thuſt Du mir Unrecht, und doch ſagſt Du die Wahrheit, wenn Du meine Schriftſtellerei aus „beſtem Willen“ datirſt.

Nennſt Du jenes Intereſſe das größte, ſo iſt es auch Herr der übrigen, und ſomit müſſen die andern ihm dienen, und Du mußt in der Idee leben, nicht ſie bloß in Dir.

Mit der doppelten Welt in uns iſt's wie mit der doppelten Bewegung der Erde um ſich, und um die Sonne, ſie gehen gleichzeitig neben einander fort, aber es wartet nicht die eine auf die andere, wie die Bildung des Univerſums durch Dich auf Deine eigne warten ſoll. Du kannſt Dich auch laut bilden, und die Welt lernt davon; welcher Schriftſteller hat am Ende des Lebens angefangen und war das der beſte? — Göthe hat von Tag zu Tag, und ſein ganzes Leben geſchrieben, er hat geſchrieben, nicht bloß was er geworden, ſondern wie er's geworden, und doch, und vielleicht darum iſt er der beſte.

Wann hörſt du, wie geſagt, auf, dem Irrthum unterworfen zu ſein, und was Du ſpäter in mancher Hinſicht gewonnen haſt, iſt Dir in manch' andrer bei ſtumpf gewordenen Inſtrumenten, die jetzt ſchneiden, verloren gegangen.

„Es ſoll Jeder ſich ſelbſt zur zeitgemäßen Entwickelung bringen" — iſt denn Jeder ſo ſtark, und wozu beſchäftigen wir uns mit Wiſſenſchaft und Kunſt — bloß unſertwegen? Wiſſen wir auch nicht das Meiſte, wiſſen wir weniger als tauſend Andere, ſo wiſſen wir auch wieder mehr als tauſend Andere, die ſind bei deiner Philoſophie ſchlecht berathen, denn jene uns überlegenen Tauſende ſchreiben für uns nicht für dieſe, dieſe ſind der Ordnung der

Fähigkeiten gemäß auf uns angewieſen, du betrügſt ſie. —

Du ſagſt, die Stimme nutze nichts, man glaube nur der Begebenheit, d. h. das Bauen nutzt nichts, wohl aber nützen die Häuſer — wachſen die Begebenheiten wie Pilze aus der Erde?

Ich will Deinen Glauben auch keineswegs antaſten, d. h. Dich verunglimpfen — ſey Jeder, zu welchem Reſultat er komme, nur ſei er ehrlich dabei, und verſchmähe kein Mittel, was prüfen hilft.

Du biſt übrigens im Irrthum, wenn Du meinſt, mich hielten keine teutſchen Rückſichten — Kinder lieben die Eltern mehr als andere Leute, und es iſt etwas ſo Natürliches, daß ich es keine Schwäche nennen mag — ich liebe Teutſchland über Alles, aber ich bin nicht weichlicher Natur, und haſſe nichts mehr als das Verhätſcheln; in der Liebe zu einem Weibe mag ich das Hätſcheln wohl leiden, für die Vaterlands-, für die Menſc[illegible]be will ich ein friſches, reines, wenn auch ein wenig rauhes Element.

Uebrigens kollidirt das mit meinem Liberalismus und Kosmopolitismus keineswegs ſo, wie Du zu denken ſcheinſt — was mir im Raum zunächſt liegt, darauf bin ich auch zunächſt angewieſen, mein Vaterland hat die nächſten Anſprüche an mich, ich aber auch die nächſten an mein Vaterland; ich glaube, hier mehr nützen zu können als in Polen mit meinem Körper, der ſogar hinfällig, leicht hinderlich werden könnte; darum blieb ich hier; ich ſchreibe aber für die Rechte fremder Nationen, für das der Polen, weil es mein Kosmopolitismus gebeut; — und weil ich nun dadurch, durch die Beweisführung von Dieſem und Jenem, meinem Vaterlande nützliche Worte zu ſagen gedenke, dien' ich auch meiner Vaterlandsliebe hierdurch — ſo hindern ſich Liebe zum Vaterlande und Weltbürgerthum durchaus nicht, ſondern fördern einander.

Vergiß meine individuellen Kräfte einen Augenblick, und idealiſire den Schriftſteller, was er hier in Abſtractis verlangen kann: was wirſt Du ihm entgegnen, wenn er Dir die Vernichtung des Demoſthenes, Ciceros und Andrer Ruhm zuſchreibt, weil die Leute keine Krieger waren, bloß geſprochen und geſchrieben haben.

Der grobe Materialismus, ich könne Polen nur durch die Fauſt von Nutzen ſein, verwundert mich an Euch höchlich. Ich könnte ihn eben ſo materiell widerlegen, und mit meinen zwei oder drei Worten in dies oder jenes Haus wandern, wo ſie dem polniſchen Krieger irgend einen Vortheil bereiten, ich könnte zeigen, wie ſie mit tauſend andern unſrer Schriftſteller zur Fluth anſchwellen, und alle Akten engherzigen Staatsrechts aus den Kabinetten ſchwemmen, wie ſie hie und da, und da und hie einen — zehn — hundert phyſiſche und geiſtige Kämpfer werben oder ſtärken, und ermuthigen, wie ſie, wenn ſie zu ſpät kommen, das Unglück tröſten, und den beruhigen, der Alles daran geſetzt und verloren hat, und im Drange der Umſtände der moraliſchen Beruhigung bedarf — ich könnte geiſtigere Dinge beibringen: daß die verfochtne Heiligkeit der Idee meinem Vaterlande, tauſend andern Ländern, zum Seegen wuchern könne ꝛc. aber ich ſchweige verletzt, wenn Du alle geiſtige Einwirkung mit den Worten zurückweiſeſt:

„Du gewinnſt Einige und erbitterſt Andere, enttäuſcheſt dieſe, und treibſt Jene in eine einſeitigere Betrachtung zurück:“

Dann hat alles Wirken für geiſtige Entwickelung ein Ende, dann iſt Luther ein Böſewicht, und ich möchte wiſſen, wofür die rationaliſtiſchen Theologen Chriſtum zu halten hätten. Im höchſten Grade iſt ihnen das begegnet, was Du da aufzählſt, und ſie wußten es voraus und erlebten es — und hat der, welcher für igrend ein Intereſſe redlich ſchreibt, auch nicht die Befähigung eines Stifters des Chriſtenthums, wenn Du Dich etwa vor dem Vergleiche entſetzeſt, iſt er auch ein bejammernswerther Wurm neben einem leuchtenden Rieſen, ſo geht er doch mit derſelben Abſicht, den Menſchen zu nützen, aus ſich heraus.

Sind jene Rückſichten geltend, dann wollen wir uns ſchlafen legen, und wenn über Nacht nicht irgend etwas Herrliches gewachſen iſt, was *allen* Menſchen gefällt, und ſo was iſt bis jetzt noch nicht gewachſen, die Augen wieder zumachen. Das kann Dein Wille nicht ſein, dieſer ausgebildetſte Romanismus der katholiſchen Kirche, aber die Worte lehren's — ich will einmal den Punkt anſetzen, wo Du mit Deiner innern Bildung fertig zu ſein, und nun zu lehren gedenkſt, hoffſt Du denn, man werde Dir vom Nord- bis zum Südkap entgegen jauchzen, „Hoſianna, nun kommt der Rechte!“

Nein — und doch mußt Du's, wenn Du einige konſequente Beachtung Deiner eignen Worte verlangſt. —

„Teutſchland muß überzeugt, aber nicht hingeriſſen werden.“

Durch andre Mittel, als überzeugende, iſt wohl erſtens nicht leicht Jemand hinzureißen, Du müßteſt denn die Teutſchen zu trunknen Faſelanten machen, wozu ſie doch wahrlich die geringſte Berechtigung geben — ferner den Geiſtes- und Gefühlsorganen etwas evident darthun, und ſie zu irgend einem Actus beſtimmen, heißt hinreißen, hältſt Du Dich an das Reißende, meinetwegen raſch, ſchnell, reißend — ohne Erregung jener Organe reißeſt Du Niemand hin — meinſt Du, das Hinreißen beſchränke ſich auf die Gefühlswerkzeuge, ſo mußt Du den Betheiligten den Verſtand abſprechen, oder ihnen denſelben in den Hintergrund ſchieben — und iſt das unſre Art? An was appelliren wir wohl direkter als an den Verſtand; er iſt unſer Pförtner, der die Thüre der Gefühle öffnet.

Waren die Kreuzfahrer bloß hingeriſſen — hui, das Beiſpiel iſt Dir recht — ja wohl, ſagſt Du — nein, ſag' ich — ſie waren überzeugt von der Wahrheit ihres Glaubens, denn der Verſtand iſt der ſo oder anders geſtaltete Hebel, der die Jahrhunderte richtet und lenkt — der des damaligen war ein ſolcher, daß ihm die Kreuzzüge mit ihrer Tendenz einleuchteten. Dem heutigen leuchtet der Liberalismus ein, dem kommenden Jahrhunderte vielleicht etwas anders, aber das darf uns nicht irren, er iſt einmal der Sitz unſers Kriteriums, darüber hinaus können wir nicht, und obgleich er uns ſelbſt uneigennützig wie der Pelikan die Bruſt aufreißt und ſeine eigne Fallibilität anklagt, ſo beweißt er uns doch eben dadurch wieder, er ſei das Summum unſers Vermögens — ihm muß man ſich alſo doch zuwenden, und nennſt Du es dann hingeriſſen ſein, wenn der Menſch durch ihn zu etwas bewogen wird, ſo kannſt Du auch nichts dawider haben, wenn wir's überzeugt werden nennen.

Für den Naturphiloſophen, dem der Verſtand nicht gefällt, der über ihn die Naſe rümpft, will ich übrigens auch Vernunft geſchrieben haben — ſie wird ſich eben ſo ſtellen und vertheidigen. Sie räth mir aber auch, den Brief zu ſchließen, Du könnteſt bei noch größerer Länge von Neuem denken, ich wollte hinreißen — o, lehr' mich's doch, reiße mich gelegentlich einmal hin, ich werde nicht ſo keiſen. Ade.

„Ein fauler Baum aber, der keine Früchte trägt,
wird abgehauen und in's Feuer geworfen.“
Chriſtus.

5.

Ihr Leute von der linken Seite, mein lieber Freund geht zu weit, Ihr identifiſizirt am Ende hinreißen und überzeugen, und es gilt das Letztere, nicht jenes. Es braucht jetzt einer ruhigen Begeiſterung, ſo ſehr Du Dich auch über das Wort luſtig machen magſt. Jeder wahrhaft gute Menſch iſt für Alles Gute und Schöne begeiſtert, es iſt ein durch den Verſtand konſiſtent gewordenes, geſteigertes höchſtes Gefühl, jede wahre Liebe iſt begeiſtert, und dennoch ohne Leidenſchaft; die Leidenſchaft iſt die Mutter der Begeiſterung, die die Geburt ihres Kindes nicht überlebt, wenn dieſes am Leben bleiben ſoll. Das iſt der Unterſchied zwiſchen Begeiſterung und Schwärmerei. Darum iſt die Begeiſterung mehr ein Eigenthum des teutſchen Volkes, als des franzöſiſchen, denn deſſen enthousiasme erſetzt unſere Begeiſterung keinesweges — dieſer verdunſtet als Wolke, jene tritt nur aus dem Zuſtande der Aufregung wie der See in den der Ruhe zurück. Deshalb weiß die Begeiſterung was ſie iſt, ſie iſt ſich ihrer bewußt, ſie iſt mit ſich einig, der Zuſtand dieſer Einigkeit iſt aber mit Unruhe unverträglich, darum iſt die wahre Begeiſterung ruhig — aber nicht kalt. —

— Es wird zu Viel geſchrieben; mit dem Singen iſt das ein ganz ander Ding, weil dazu nur gehört, den Schnabel aufzuſperren und das Innerſte auszuſtreun in Ton und Wort. Ein gutes Gedicht iſt beſſer als ein mittelmäßiges Buch über Politik, ob es von Liebe handelt, oder von etwas Anderem, iſt gleich viel — denn es iſt immer ein Gedicht, alſo eine Darſtellung des Göttlichen im Menſchen, und eine ſolche wirkt durch die unmittelbare Erſcheinung mehr als Alles Andere Halbe — wie ſchwer iſt's aber im Felde der Politik etwas Ganzes zu bringen! — die Franzoſen wiſſen Alles, was ſie wiſſen, wohl zu benutzen — das iſt wahr — aber beherrſchen ſie darum die Zeit? Wenn ſie es jetzt thun, ſo iſt es allein die handelnde Kraft der Julitage, der ſie ein Uebergewicht verdanken, welches nicht Beſtand haben wird; ein geſtickter und geflickter Herrſchermantel wird nicht lange halten, er muß aus dem Ganzen gearbeitet werden: und von dieſer Art iſt das geiſtige oder vielmehr wiſſenſchaftliche Uebergewicht, welches wir über die Franzoſen behaupten.

Alſo werdet ruhig, beſonnen, mäßigt Euch; die Zeit geſtaltet ſich nur mit der Zeit. Wäre Hinreißen und Ueberzeugen einerlei, dann wäre Logik der Hebel der Beredtſamkeit.

Es will Niemand mehr lernen, Alles will lehren, und doch kann es höchſtens $\frac{1}{8}$; man wird bald nur für Prima-Lehrer brauchen, und die Primaner werden die Secundaner und ſo fort unterrichten. — Wenn man von den Modekaufleuten merkt, wo ſie ihre Waaren kaufen, ſo wird man ſich lieber bald an die urſprüngliche Quelle wenden.

6.

Ich habe Dir noch nicht geantwortet, weil Dein Brief eigentlich keiner Antwort bedurfte, und thu' es jetzt nur mit ein Paar Worten, um dem möglichen Mißverſtändniſſe vorzubeugen, ich wüßte nichts zu antworten, oder ich wollte unſre junge Correſpondenz zu einer geſtorbenen machen.

Dein Brief geht aus der Welt, die ich vor mir hatte, als ich Dir ſchrieb, in unſre beiden Perſönlichkeiten zuſammen, und wenn Deine Perſönlichkeit nicht im Schreiben größer geworden iſt, ſo kann ich natürlich nichts dagegen haben, daß Du nichts für die Welt ſchreiben willſt, als — meine eigne Meinung, daß dieſe Beſcheidenheit, Unbeſcheidenheit gegen Deine Fähigkeit und gegen die Welt ſei; — ich glaube Dir's, daß Du's ehrlich meinſt, wenn Du mir ſagſt, ich möge nach der Stellung, die ich einmal zu mir ſelbſt und zur Welt eingenommen, weiter ſchreiben — und ich thu's; ich glaube es, daß Du mich dadurch nicht geradezu der Arroganz anklagen willſt, aber es iſt freilich nicht viel anders.

„Hinreißen und überzeugen“ will ich keineswegs identificiren, ſondern ich wollte ſagen, daß, wenn ich Jemand hinreißen könnte, er nothwendig durch mich oder ſonſt wie überzeugt ſein müßte, ſonſt wär's ein phyſiſches Hinreißen, und Du balgteſt Dich mit einem Schatten herum — und daß Du darum nicht ſo viel dagegen haben könnteſt, wenn die jetzigen Schriftſteller mitunter auch auf's

Hinreißen ausgingen; denn wenn ſie dabei nicht überzeugen können, wird's ſchwerlich zum Hinreißen kommen.

Wenn wir auf die elenden Vertheidigungen des Servilismus warten wollen, da hat's gute Wege; er hat ſich viele Jahrhunderte gar nicht vertheidigt, weil er's nicht nöthig hatte; der Liberalismus erſt hat's nöthig gemacht, aber der, den die Leute von ſich gegeben haben, daß ihn alle Welt ſähe, nicht der, daß man auf eine Selbſtanklage des Servilismus in ſeiner Vertheidigung wartete.

Und wenn Du eine ſolche der vielleicht einſeitigen Auffaſſung des Liberalismus in einem von uns Beiden angreifſt, ſo ſchreib doch eine, es gilt mir gleich, ob Du mit Schwert, oder Kolbe, oder Schild kämpfeſt. — Aber nein, überſieh das; — denn Du wirſt Dir vielleicht auch dieſe negative Fähigkeit, oder richtiger, dieſe Fähigkeit zur Negative abſprechen — Du wirſt vor lauter Beſcheidenheit Dir bald das Urtheil überhaupt abſprechen, und aus demſelben Grunde nicht mehr an mich ſchreiben. Zufällig urtheilt nun aber Dein eben vor mir liegender Brief auf jeder Seite wenigſtens drei Mal ſchonungslos.

Wirf mir nicht vor, ich ginge hierin zu weit, und Du wolleſt ja nur eben nicht vor die Welt treten, ſo lange Du nicht vollkommen verdaut habeſt — Du gehſt im Verfolgen dieſer Idee weit darüber hinaus.

Das Zuweitgehn führt Dich dahin, daß Du den tollen Satz aufſtellſt, es verwirre die Menge, wenn Viele ſprächen, es ſolle nur Einer die Rede des Anderen aufnehmen und fortſpinnen. Einen Monat lang ſpricht A — dann B — dann C — den Buchhandel will ich dabei gar nicht einmal bedauern, wenn er das Jahr über alſo nur zwölf Bücher zu verlegen hätte, ſobald ein Monat hinreichte, daß Jeder mit einem Buche fertig würde — aber die Menſchheit, die auf dieſem Wege um den Liberalismus betrogen würde: die freie Exegeſe iſt ihr genommen, ſie darf nicht mehr mit eignen Fähigkeiten prüfen, was gut, was ſchlecht iſt; es ſchreiben mir Halbgötter, die man aus vielen Gründen für dem Irrthum überlegen anſehn muß. Es iſt eine neue Art von Privilegium, wahrhaftig nicht bloß auf die höhere Intelligenz gegründet — ich kann Dir nicht beſchreiben, wie es mich beengt, ungefähr ſo, wie wenn man im Sommer vor Hi-

und Unbequemlichkeit verzweifeln möchte, daß man Kleider auf ſich hat, obgleich es die leichteſten ſind.

Ich möchte es Philiſterthum, und Gott weiß wie! nennen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es nur aus Deiner Dialektik, nicht aus Deinem Herzen entſpringt, was es ſicher ſo gut mit der Menſchheit meint, als ich. —

Es greift wirklich dem Liberalismus an die Wurzel, es iſt eine Curatel-Inſtitution, ein Bevormunden der Kritik — es iſt kein Liberalismus.

Alles das ſuchſt Du auf, um mir darzuthun, es ſei nicht an Dir, über die Zeit zu ſchreiben: allerdings war, um dies darzuthun, nur nöthig, daß Du ſagteſt: ich fühle mich unfähig, und damit basta. —

Ich würde Dich ſelbſt verdammen, ließeſt Du Dich von außen her beſtimmen, aber daß es ſo iſt, thut mir weh — nicht bloß, weil ich mich, nun ſchreibend, anmaaßend nennen muß.

Daß Du keinen Verleger fändeſt, oder nicht geleſen würdeſt, verlange nicht beantwortet — das letzte dreht ſich im Kreiſe: Du wirſt keine finden, wenn Du nichts Geſcheidtes ſchreibſt, und eben weil Du das nicht zu können glaubſt, ſchreibſt Du nicht. Der Dir unangenehmen Begeiſterung halber möchte ich nicht wieder auf die Begeiſterung kommen, und doch ſieht's mir faſt aus, als thät's Noth, denn Du hältſt mich am Ende gar für einen Schwärmer — ſo könnte es mit eben dem Rechte dem Herzog Alphonso mit dem Antonio im Torquato Tasso gehn, wenn Du mir auf einen Augenblick die Uſurpation dieſes kühlen, göttlich verſtändigen Formenmenſchens erlaubſt. — Ich habe nichts geſagt, als daß die Begeiſterung ein Agens ſei, und dazu hab' ich beiläufig grammatiſche Citate angeführt, und die Deiner Verblendung z. B. ꝛc., nehm ich mit Vergnügen auf, denn ſie beweiſen daſſelbe: nur Verblendung kann einen paſſiven Zuſtand ausdrücken, ſo wie einen activen, bei Erinnerung und Hoffnung bin ich entſchieden thätig, und dieſe Thätigkeit war's, welche ich im Gegenſatz Deiner ruhigen Begeiſterung darthun wollte. — Indeſſen berichtigſt Du wohl einigermaaßen, daß Du etwas Anders unter dem Wort „ruhig“ gedacht. Gegen Deinen Unterſchied zwiſchen Begeiſterung und Schwärmerei habe ich gar nichts, aber ich weiß nicht, was Du mir damit willſt, Du wirſt doch nicht etwa mich zum Schwärmer machen wollen! Das wäre mehr ſpaßhaft als ärgerlich. Es kann Niemand das ſogenannte liberale Klatſchen beim Kaffee ꝛc. mehr haſſen, als ich.

„„Jeder giebt ſo viel er hat, und mit 40 Jahren giebt man auch nicht mehr,““ dies meine Worte! Deine: „Allerdings, denn man hat mehr.“ Willſt Du das wohl beim Licht beſehn? —

Du ſagſt: „Fehlt es einmal an Malern ꝛc.,“ ich ſage Dir ebenfalls wieder: Dann iſt's zu ſpät, denn ſobald wir erſt inne werden, daß die Zeit unbenutzt vorüber gegangen, dann bringt ſie kein Pinſel und kein Gott zurück. —

Himmel, verlangt denn Jemand, daß Du etwas ſchreibeſt, was Du nicht weißt?! — Wenn Du Zeitungen lieſeſt, ſtößt Dir nicht hie und da bei Dom Miguel oder einem Ultra in der Pariſer Kammer etwas auf, was Du berichtigen, worüber Du reden willſt. Gewiß! Und wenn Du das einmal in der Woche aufſchreibſt, ſo haſt Du's im Jahre 52 Mal gethan, und die Welt hat eine neue Anſicht, denn die jedes Menſchen, der ſelbſtſtändig erzeugt, iſt neu.

Was Du mir über Poeſie beibringſt, beruhigt mich keineswegs; Du meinſt, dazu brauche man bloß zu fühlen, hierzu aber brauche man Nationalökonomie und Staatsrecht.

Gieb uns doch, ich bitte Dich, nur was Du über allgemeines menſchliches Recht, Freiheit, Gehorſam ꝛc. — fühlſt — Du brauchſt wirklich keine Nationalökonomie dazu, und die neue Zeit ſchwingt ihre Strahlen um eine Axe von ſo herrlicher Allgemeinheit, daß man ohne ſo viele poſitive Herrlichkeiten an ſie gehen kann. Voltaire, Rouſſeau ꝛc., werden noch einen heißen Tag zu beſtehen haben, wenn Du dahinter kommſt, daß ſie keine Nationalökonomie verſtanden haben; — ich will nicht — Gott bewahre mich davor — über Dinge geſchrieben haben, die wir nicht verſtehn; dies Pfuſchen und halbe Weſen iſt mir wie Dir ein Gräuel, und ſchadet gewiß; aber es giebt ſo Viel, was wir davon verſtehn können, ohne noch einmal auf Univerſitäten gehn zu müſſen. Von wegen des Aufbauens und Niederreißens darfſt Du meines Bedenkens keine ſo große Sorge haben: kommt ein Ungeſchickter, Ungelenker, Unerfahrner darüber, der reißt nichts ein, er mag Himmel und Hölle zu Hilfe rufen; Schimpfen nnd Schreien, „das iſt ſchlecht — das nichtswürdig" nützt in einer Zeit der Intelligenz wie die unſrige ſicher nichts; weißt Du aber wirklich einzureißen, ſo muß es durch ein Quantum guter Dinge bewerkſtelligt werden, und in ihnen iſt bereits die Anlage und das Material zum neuen Gebäude.

Erkennſt Du wirklich die Untauglichkeit eines Inſtituts, ſo reiße ohne Kummer ein, die ganze Welt, Du ſelbſt, die Sache ſelbſt vermöge ihrer Realität — Alles ſtrebt ſo nach dem Aufbau, daß Du unbeſorgt ſein darfſt, und wie geſagt: meiſt reißt nur der ein, der im Einreißen aufbaut.

Schreibe alſo doch, was Du fühlſt — willſt Du's nur mit der Dichtkunſt thun, — dichte! Unſre Zeit wimmelt von Stoffen zur Lyra, zum Epos. Male die große Göttin, die in der franzöſiſchen großen Woche wieder aus dem Schatten der Purpurmäntel hervor getreten, beſchreibe, wie ſie mit geflügelter Sohle durch Teutſchland geeilt iſt, und an der Weichſel ſtill geſtanden, und ſchmetternd in die Trommete geſtoßen hat.

Dichte, dichte, es wird willkommen ſein! Du lebſt in Liebe, das macht Dein Herz noch einmal ſo weit für die liebebedürftige Menſchheit, es wird Dir leicht werden, uns Alle zu übertreffen, ſchließ es nicht zu durch allzu ängſtliche Sorge, daß Du gegen Nationalökonomie verſtoßen könnteſt.

Ganz recht ſagſt Du, „Dichtkunſt und Liberalismus haben es beide mit den höchſten Intereſſen der Menſchheit zu thun" — darum iſt aber auch der Dichter ſo ſehr berufen, dem Liberalismus zu dienen — ſinge, ſinge ihn; er iſt ſingbar und klingt wahrlich gut; werde ein Berenger!

Dein Beiſpiel von Prima, Secunda ꝛc. hat etwas Amtliches; es ſtellt die Sache auf den Kopf und dann bricht ſie den Hals — es ſoll der Primaner nicht dem Secundaner den Lehrer überflüſſig machen, aber doch kann der Secundaner vom Primaner lernen, wenn dieſer das Maul aufſperrt — ich kann z. B. heilig verſichern, daß ich ein Drittheil meines geringen Wiſſens von Schülern höhrer Klaſſen in Geſprächen ꝛc. erhorcht habe, und daß jene höheren Schüler nicht Alles wußten, hat meinem Lernen nicht den mindeſten Eintrag gethan. Grade daß mir die Leute mit ihrem, gegen den Lehrer gehalten, geringerem Wiſſen näher ſtanden, machte mir das Lernen leichter, denn alle die kleinen Nebenwege, auf welchen die Sachen zu ihnen gekommen, ihr Eigenthum geworden waren, lagen noch ſichtbar vor Augen und dienten auch mir — deßhalb iſt mir im Leben nicht eingefallen, daß die Lehrer überflüſſig ſeien, aber eben ſo wenig werd' ich davon abgehen, daß der Schüler der unteren Klaſſe von dem der höheren Mancherlei lernen könne, jener alſo darum reden möge. — Der Bürger wird dem Bürger den Liberalismus verſtändlicher machen, als der Philoſoph mit ſeinen abſtrakten Sätzen — ſumma, wenn wir nicht für die Klügſten genug wiſſen, ſo giebt's doch ganz gewiß Leute, für die wir paſſen und ſchreiben, wenn wir nicht eben grade ſelbſt die dümmſten ſind. Und wenn Du ſagſt, was man eben gelernt, das habe man noch nicht verdaut, und könne es darum noch nicht lehren, ſo erwidre ich Dir, was ich ſchon erwidert, daß man es dann eben noch nicht gelernt habe.

Allerdings bleib ich dabei, „wenn man nicht Viel geben kann, giebt man Wenig;" ein Hundsfott, der mehr thut, als er kann, und wenn von Deinem vollen Eimer die ſpäteren nur Tropfen bekommen, ſo iſt das ſchon etwas werth, denn viele können nur Tropfen gebrauchen, und Du erſäufſt Manchen mit dem vollen Eimer. Es iſt ſchon Kühlung zur Sommerszeit — und unſre Zeit wird, Gott ſei

Dank, immer wärmer — den Kopf in einen Eimer ſtecken zu können, in welchem eben Waſſer geweſen iſt, und in der Wüſte Sahara ſtärkſt Du Manchen damit, noch hundert Schritte weiter zu gehn, und dieſe hundert Schritt können ihn zum labenden Quell führen, — dies die Geſchichte vom vollen und leeren Eimer!

Sei nicht ſo hart, ſo amtlich, ſo pedantiſch. Du ſagſt ſelbſt, daß der Menſch nie auslernen kann, alſo dürft' er — nie lehren — ſei nicht ſo geizig, gieb, was Du haſt; es iſt der Gang unſrer Bildung, daß wir hundert Mal zu einer Art von Abgeſchloſſenheit kommen, die Wir ſpäter wieder aufſchließen — täuſche Dich doch ja nicht mit Deiner geträumten zukünftigen Unfehlbarkeit, wo nur Kleinigkeiten zu berichtigen ſein würden, Du biſt dabei viel arroganter als ich, denn ich wage nicht im Traume das zu hoffen — öffne gewiſſenhaft Deinen Kreis, auch wenn er noch ſo klein iſt, zeige alle Ringe, alle Schlöſſer, die ihn halten, und Du ſchadeſt dann keinem Menſchen, denn Du giebſt die Schlüſſel mit, und um deren Gebrauch handelt ſich's nur.

Wegen der ⅛ Lehrender und der ⅞, die das

Maul aufſperren, erwidre ich Dir, daß ich erſtens diejenigen, welche wie wir die wiſſenſchaftliche Carriere auf Schulen und Univerſitäten eingeſchlagen, und ſich nach dieſer Zeit viele Jahre ununterbrochen mit der höheren, geiſtigen Ausbildung beſchäftigt haben, dem Anſchein nach vor Allem berufen ſind, ſich unter zu rangiren, daß ich es ferner, wie ich ſchon geſagt, mißbillige, wenn das Lehren einer beſtimmten Klaſſe gleich einem Privilegium gewährt werde, daß es ſtufenweiſe heruntergehen müſſe bis zum Schweinhirten, dem der Schulze oder Gerichtsmann in der Schenke eine Lehre giebt, daß endlich auch Dein Umkehren des Satzes die Sache nicht prägnant ausdrückt.

Ich will eben nicht eine Kaſte Lehrende und eine Lernender, ich will keine ägyptiſche Volkseintheilung — lehre Jeder, was er kann; übrigens tröſte Dich damit, die Natur iſt ſo glücklich eingerichtet, daß Niemand mehr lehrt, als er kann, und daß der zu Belehrende das nicht lernen kann, was der Lehrer nicht weiß; daher alſo kommt das Unglück nicht — Irrthümern ſind die Klügſten unterworfen, und ſo lange nicht vom Herrgott eine Prüfungskommiſſion eingeſetzt iſt, welche die anſtellt, die nur lehren ſollen, ſo lange halte ich's für beſſer, es thue Jeder, ſo viel er kann, zum Beſten ſeiner Nebenmenſchen.

Glaubſt Du, nichts zu können, ſo werd' ich nichts ſagen, noch weniger Dich richten; das wirſt Du ſelbſt am gerechteſten thun, und das Gewiſſen iſt unbeſtechlich. Uebrigens ſteh' ich Dir dafür, daß Du in praxi nicht ſo ängſtlich biſt — „grau, theurer Freund, iſt alle Theorie.“

Du ſagſt, „was habe ich ſeit einem Jahre gelernt und erfahren, und doch dachte ich ſchon vorher, was Tüchtiges gelernt zu haben“ — und darum meinſt Du, nicht alt genug zu ſein! — Wehe dem Menſchen, der im ſpäten Alter nicht nach jedem vollendeten Jahre daſſelbe ſagen muß! Ich weiß nicht, ob ich nun darin abſonderlich glücklich geweſen bin: ich bin ſo durchdrungen davon, und freue mich ſehr darüber, daß ich jährlich mehr lerne, aber ich wüßte nicht, daß ich immer am Schluß des Jahres nur Irrthümer zu revociren hätte. Es wird mir Vieles klarer, deutlicher, begründeter, aber — hab' ich nun vielleicht früh recht glücklich die rechte Baſis meiner Ausbildung getroffen, kurz, von Reue und Beſchämung über frühere Irrthümer ſpür' ich nichts. Sie müſſen, wird mein Recenſent ſagen, durch und durch verdorben ſein.

Ich komme mir wie ein Baum vor, der alle Jahre neue Aeſte und Zweige treibt, aber ich habe noch nicht die Nothwendigkeit empfunden, früher gewachſene abhauen zu laſſen — im Gegentheil, ſie fördern und dichten den Schatten, welchen ich bei der Sonnengluth gewähren möchte. Und ſobald ich nicht zu jener Irrthumseinſicht komme, werd' ich unbeſorgt vor aller Welt fortwachſen — taug ich nichts, ſo kann man mich ja abhauen und in's Feuer werfen.

Etwas anders wär' es, glaubte ich, dies Beiſpiel am Bäumen paſſe in jeder Ausdehnung, und der Menſch ſei auch einmal ſo ausgewachſen und fertig wie der Baum, aber das glaub' ich nicht, und wenn Du Ja ſagen willſt, ſo citire ich Dein eigen Sprüchlein, „der Menſch lernt nie aus" — alſo der Menſch wächſt nie aus.

Er verlange nicht, als Gerte Schatten geben zu wollen, und wenn er's verlangt, ſo wird's ihm nichts helfen, denn kein Kind glaubt's, und ſetzt ſich zu ihm — aber er erſticke auch ſeine Blätterkeimenden Triebe nicht, weil er meint, es ſeien noch nicht der Blätter genug.

Ad vocem „Modekaufleute" erſuche ich Dich, alle Kunden nach Calcutta, Java, Domingo ꝛc. ſchicken, wo ſie die Stoffe urſprünglich beziehn können, und wenn Du Jemand einen Kaſchmir Shawl ſchenken willſt, ſo wirſt Du nach Deiner Theorie die Reiſe nach Kaſchmir machen müſſen; damit könnteſt Du am erſten die Leute ruiniren.

„Die Franzoſen verdanken ihr Uebergewicht nur drr handelnden Kraft der Julitage" — iſt dieſe handelnde Kraft im Sommerregen gekommen, oder haben die Tage allein gehandelt? Was braucht's denn ſonſt als der handelnden Kraft, die ein Uebergewicht giebt? Was? —

Ich geſtehe Dir offen, daß mir die vornehme Abgeſchmacktheit, über die Franzoſen zu reden in tiefſter Seele verhaßt iſt — es erkennt Niemand vielleicht die Flatterhaſtigkeit, Oberflächlichkeit ꝛc der Franzoſen ſo gern an, als ich, aber ich halte es für den ſchreiendſten Undank, ihren lebhaften, feurigen Sinn für das heilige Recht der Menſchheit ſo über die Achſeln anzuſehn. Ihre große Regſamkeit, ihre Warmblütigkeit hat von 1789 an die ganze ſchönere, neue

Zeit geboren, und weil die Mutter Fehler hat, die Mutter, die mit unendlichen Schmerzen ſie geboren, wollen die Söhne ihr verächtlich begegnen?!

Wir waren von 1815 an wieder ſo mollig 15 Jahre eingeſchlafen, und dachten an kein Erwachen, da donnerte es in Paris, daß die Erde bebte, da brach der heiße Blutſtrom von Neuem aus den franzöſiſchen Herzen, und feuchtete die Quaderſteine vor dem Louvre, und aus den Steinen wuchſen goldne Palmen, und auch uns wurden Ableger davon — und doch ſprechen wir von „geſlicktem Herrſchermantel,“ und „das wird ſich nicht lange halten ꝛc.“ Wir Alle ſind erſt wieder durch ſie wach geworden, und doch thun wir ſchon wieder dick, und bewerfen ſie mit ſittſamen Kothe. Sie beherrſchen allerdings noch die Zeit, und wir haben mit unſrer Gründlichkeit noch keinen Schatten von Macht, wir müſſen ihn uns noch erſchreiben, und ſelbſt das möchten die Meiſter von uns nicht — laß uns unſre Nationalität benutzen, die Pflanzen, die Jene mit ihren beſten Blut getränkt, zu pflegen und ſie groß zu ziehen, wenn wir das wirklich können — die kalte Luft die Ihr ausſtrömt, verdirbt ſie — laß uns wilde Schößlinge abſchneiden, aber laß uns ihnen auch danken, und nicht thun, als wären ſie gar nicht nöthig geweſen. Wo wären wir denn ohne Franzoſen und Julitage? Im Dreck. Selbſt in England herrſchte wahrſcheinlich der vertrocknete Wellington noch, und die Reform ſteckte in der Haſelnußſchaale.

Die Franzoſen, giebſt Du zu, wiſſen Alles, was ſie wiſſen, zu benutzen — was ſoll's denn ſonſt? Sie ſollen mehr wiſſen, erwiderſt Du wahrſcheinlich. Wiſſen wir mehr? Wahrſcheinlich — gewiß vielleicht. Benutzen wir Alles? O, Jammer! Bild'ſt Du Dir etwa ein, daß wir die Zeit nun mehr beherrſchen, als ſie? Frag' doch einmal, wo Du willſt, ob da, wo die wichtigſten Dinge verhandelt werden, Jemand darnach fragt, was die Teutſchen dazu ſagen? Haben wir die neue Zeit in Schwung geſetzt, Paris, Brüſſel, Caſſel, Braunſchweig, Dresden, Warſchau, Rio Janeiro lebendig gemacht? Wie? Was heißt denn die Zeit beherrſchen? —

„Die Geſammtheit der Intereſſen ſteht Dir immer noch hoch über dem einen höchſten Intereſſe.“

Das höchſte Intereſſe, Freund, iſt mir eben die Geſammtheit der Intereſſen, und da Du die

Sätze gern umkehrſt — die Geſammtheit der Intereſſe iſt mir eben das höchſte Intereſſe.

Und nun genug. Von ganzem Herzen ſtimme ich in das Ende Deines Briefes ein, und ich wünſche, es möge Dir mein vertrauliches Wort nach ſo langem, blutigen Anatomiren eben ſo wohl thun, wie mir das Deine. Ich kenne Dich keineswegs lau, und ich bin im Ganzen ſehr erfreut, und Du biſt mir viel werther geworden durch die Liebe und Achtung, welche Du der neuen, wahrlich ſchönen Zeit zollſt; ich unterſcheide auch ſehr wohl, wohin uns der Eifer des Disputirens führt, wo man Spitzen und Höhen erklimmt, die man, unaufgeregt, nicht erklimmen würde. Ich bin auch — und Dir vielleicht nicht zum Aerger — überzeugt, daß Du gar kein ſo übergewiſſenhafter Schultyrann biſt, wie Du gern ſcheinen möchteſt, und ich möchte keinem unſrer Legitimen, die ſich ſo nennen, rathen, die einige verſchimmelte Brocken hinzu werfen. Trotz Deiner Briefe würdeſt Du zerſtörend auf ihn einſtürzen — ich ſehe Dich den Kopf in die Höhe heben, und Rauch mit breiter Lippe in die Höhe blaſen und ſchreiben, daß Himmel und Erde mit allen alten Kram zittert und bebt. Ja, ja, das würdeſt

Du — Du würdeſt ganz gewiß immer noch eine deutlichere und leſerlichere Handſchrift liefern als ich, weil eben, wie Du ſagſt, die Natur Dich ruhiger ſchuf, als mich. Aber ſprechen und ſchreiben würdeſt Du auch.

Ich weiß übrigens, daß Du mich keineswegs einen Brauſekopf nennſt — das wäre auch zu ſchnurrig — ſondern nur choleriſcher als Dich, und darin haſt Du Recht, und darum werde ich fortſchreiben; ſagt die Welt, ich thäte beſſer, es bleiben zu laſſen, ſo wird es mir weh thun, und ich werde mich ſchaamroth und mit alter Liebe an der guten Sache hängend, in's Hintertreffen ſtellen und ſtehen, und den Kugeln die Stirn bieten, und mit meinem Leibe die beſten Kämpfer decken. Dich aber, ſtrenger und bedenklicher Kunktator, Murrkopf will ich wider Deinen Willen anzapfen, und Du ſollſt mir noch oft ſchreiben, daß Du nicht ſchreiben willſt, und ſo ſollſt Du in Grimm, Aerger und Zurückhaltung mir und der Welt noch manches Nöthige ſagen.

Laß Dich im Lieben und Koſen durch meinen rauhen Liberalismus nicht ſtören, und antworte nur, wenn's Dir keinen Zwang anthut. Alsdann aber laß die obigen Themata, ob ich oder Du ſchreiben ſoll, fallen; ſie werden wie ausgequetſchte Citronenſcheiben; ſchreib mir etwas über Italien, die preußiſche Juſtiz, die Poeſie, welche unſre Zeit zurichte, wie der Tuchmacher ein extra feines Tuch, über das Tabakrauchen, über das Küſſen und die Freuden der Menſchen. Alles wird recht ſein. —

7.

Ich liebe den eitlen Cicero nicht, Freund, aber das ſage ich Dir nur bei Seit, wir wollen über wichtigere Dinge reden.

Was Du über das Recht ſagſt und ſeinen Handwerker, iſt leider ſo wahr! doch das iſt etwas, was erſt als letztes Glied in der liberalen Kette dran kommen kann — und dran kommen wird; es verlangt dies wohl die höchſte, allgemeinſte Aufklärung, die wohl erſt den nächſten Jahrhunderten vorbehalten ſein wird. Wie weit würden wir kommen, wenn wir auch unſern jetzigen Juriſten darthäten, daß alle unſre Geſetzbücher nur ſchwache Mittel für den hohen Rechtszweck ſeien, daß der Buchſtabe nur der oft mißverſtandne Dolmetſcher ſein ſolle, weil wir eines beſſeren ermangelten, daß der Optimismus in unſeren liberalen Streben eine Zeit herbei zu führen ſuche, welche die Geſetzesparagraphen und ihre Deutung zerſtören müſſe, weil jene und dieſe nicht mehr nothwendig ſein würden. So lange poſitives Religionsbuch und Geſetzbuch, Bibel und Landrecht, nöthig ſind, bleibt die Welt noch weit vom Ziele, und es kann nichts gethan werden, als daß man für die geſündeſte, redlichſte Kritik Sorge trage. Beſchieden iſt's wohl der Menſchheit einmal, Beides einſt nicht zu vermiſſen, nicht zu brauchen, ſonſt würden wir dies Bedürfniß des Nichtbedürfniſſes nicht empfinden, aber namentlich bei Eurem **Jus** darf zu dieſem Ziele keine Stufe überſprungen werden, ſonſt giebt's einen Rückfall; es liegt zu ſehr in krampfhafter Umarmung mit der praktiſchen Welt, und ein Leben verletzen hieße auch das andere angreifen, die Glaubensgeſetze ſind mehr ein bloßes, wenn auch oft zärtliches Anſchaun, da kann kühner an Veränderung der Züge gegangen werden, verletzte Zärtlichkeit tröſtet ſich leichter als verletztes Leben.

So wäre ich denn bei meiner theologiſchen Reform, deren Erwähnung, Vertheidigung ꝛc. Du aber ablehnſt. Viele Mädchen ſagen zum Küſſenden heftig, ſie wollten nicht geküßt ſein, und dabei küſſen ſie heftiger; das ſind die ſchlimmſten. Böſes Mädchen, ich küſſe ſo gern!

Da es mir vollkommen Ernſt um die Dinge iſt, nicht bloß um's Küſſen, ſo bringe ich kein kleines Opfer, daß ich Deinen prälimimariſchen Einwürfen nicht begegne, zumal ich beim Leſen alle Waffen geſchärft, und für den beginnenden Kampf im Arſenal meines Gedächtniſſes niedergelegt hatte. Eine läßt ſich nicht zurückhalten, weil ſonſt der Bogen, den ich ſtraff geſpannt hatte, ſpringen, mir wenigſtens das Innre beängſtigen würde.

Einmal weiſe ich das Urgiren des Verſtandes, wie ich, ni fallor, ſchon früher gethan habe, von der Hand: das Inſtrument, womit ich zu Werke gehe, heißt Vernunft, und nur eine ſeiner Thätigkeiten heißt Verſtand. Vernunft aber iſt der ganze geiſtig thätige Menſch, und das Weſen, was auf der rechten Seite bloß Gefühl, auf der linken bloß Verſtand hat, iſt unvernünftig, wenigſtens kein Menſch, da es bei keinem Menſchen ſo iſt.

So ging's, wenn die Herren auf der rechten Seite bloß legitimitätsfühlend, die auf der linken bloß verſtandesfrei ſein wollten.

Darum geſtatt' ich dieſe Theilung „Verſtand und Gefühl," ſo wie Du es zu meinen ſcheinſt, durchaus nicht; ihre Vereinigung iſt eben der Menſch, der vernünftige, die Vernunft. Den Punkt dieſer Vereinigung kennen wir eben ſo wenig, als da, wo Geiſt und Körper zuſammentreten. Bloße Verſtandsmenſchen ſind „Mathematiker, Logiker ꝛc." Alle, die nur mit formellen Wiſſenſchaften zu thun haben, und Alles beweiſen müſſen — von ihnen entlehn ich nur das ausgedehnteſte Verlangen nach Beweis, ohne dadurch beſtürzt zu werden, daß ich Vieles nicht beweiſen kann. Eben die Vernunft, die nicht bloß Verſtand iſt, ſagt mir, ſo etwas könne und brauche nicht wie ein Rechenexempel behandelt zu werden. Da ich nun aber weiß, daß dieſe Thätigkeit die verläſſigſte iſt, und mit großer Sicherheit von uns gehandhandhabt werden kann, da wir durch Logik, Mathematik ꝛc., viel reicher an Regeln für ſie ſind, als für irgend eine andere, höhere Thätigkeit, da ſie viel leichter unter einen allgemein anerkannten Centralpunkt gedrängt werden kann, als das Gefühl, ſo läßt man — wenn Du nun einmal dieſe chemiſche Beſetzung willſt — dem Verſtande bei der vernünftigen Thätigkeit das Geſchäft des Kutſchers, der exekutiven Behörde.

Biſt Du nun aber der Meinung, Verſtand führe öfterer irre, als Gefühl — allgemein nimmt man das Gegentheil an — ſo wirft ſich freilich die Sache anders.

Zugeben mußt Du, daß das Gefühl, auch irrend, immer ein wahres ſein kann, der irrende Verſtand aber gewiß nicht. Hiſtoriſch angeſehn hat der Verſtand vielleicht einige negative — d. h. Unterlaſſungsſünden zu tragen, während das Gefühl Millionen Begehungsſünden erzeugt hat, wenn Du anders dieſe alte theologiſche Theilung geſtatten willſt.

Faſt die ganze Kirchengeſchichte wimmelt von Gräueln der Gefühlstheologen, und ohne dieſe Affen wären keine wahnſinnigen Kreuzzüge, keine Gräueljahrhunderte bis Luther, kurz, es wäre keine gräuliche Kirchengeſchichte geworden.

Und was dieſer Richtung am nächſten lag, nicht einmal mäßige Toleranz hat ſie gebracht, ſondern, die erſten chriſtlichen Jahrhunderte ausgenommen, wo in des Arius und ähnlichen Streitigkeiten der Verſtand in ihrem Dienſte getändelt, gefaſelt und Unheil angerichtet hat, die gröbſten Intoleranzſünden geboren. Selbſt die verrückten Scholaſtiker, die doch am Ende die erſten graurothen, unerquicklichen Wolken des Morgenroths waren, haben nur durch den Gefühlsſchwulſt eine ſo lächerliche Richtung genommen, daß ſie fragten, ob eine Maus die Gottheit freſſen könne oder nicht, und Aehnliches.

Gehe die ganze Geſchichte durch — ich werde ſonſt hier ſo lang — ſieh Despotismus in jeglicher Geſtalt, immer beruft er ſich auf's Gefühl, mißbraucht, verführt er das leicht verführbare Gefühl — Sollte das nicht Alles warnen, dieſe Thätigkeit im Menſchen, die ja auch für den Verſtändigſten eine höchſt verführeriſche iſt, weil ſie nicht bloß phyſiſche, ſondern auch geiſtige Wolluſt in den Armen trägt, unter bedächtige Vormundſchaft zu ſtellen?

Nur der Verſtand, der Bildung Vater, bildet das Gefühl ſo, daß ſeine nahe Verwandtſchaft in dem Thiere verſchwindet, das ungebildete Gefühl hindert den Wilden nicht, am Menſchenopfer Gefallen zu finden.

Thut mir die Freundſchaft, die Gefühlstheorie nicht in die Mitte zu ſtellen, ſie iſt nichts ohne Verſtand — woher z. B. wieder das Wort und den Begriff „Gefühlstheorie“ ohne Verſtand! — Ich will keine Rangordnung, aber auch keine Nebeneinanderſtellung, ich will ein Durchdringen, kurz, ich will Vernunft, das iſt und bleibt die höchſte Thätigkeit, ſie ſchließt alle andere ein, ſie iſt das höchſte Geſetz im Menſchen.

So viel im Allgemeinen im raſchen Fluſſe über meine Verſtandestheologie — eine ſolche iſt's keinesweges, ich komme an gar viele Stellen, wo ich mit Fauſt ſage: „daß wir halt nichts wiſſen können ꝛc." — da ſag' ich den Leuten, die mich hören wollen: „ſehet zu, was ſich in Euch geſtaltet, hier iſt die Grenze der Vernünftigkeit, d. h. die des denkenden und wiſſenden Menſchen. Da träumt und phantaſirt Jeder nach Kräften, träumt eigenthümlich oder nach dem oder nach jenem Vorbilde, mir iſt's gleich; nur hier, wo das Kriterium aufhört, dränge man keine Auktoritäten auf" — willſt Du dies Traum- oder Ahnungsvermögen, das verkappte, loſe und fromme Kind „Phantaſie," willſt Du das nun Gefühl nennen — mir recht. Daß dort die Grenze ſei, erfährſt Du halt wieder von dem verwünſchten Verſtande, er geht alſo ſelbſt einen Schritt über dieſe Grenze hinaus — ſchämt Euch der Undankbarkeit, dieſen Führer ſo verächtlich zu behandeln.

Ich habe nichts darüber ſagen wollen, und ſchwatze doch ohne Ende. Sieh mir's nach und ignorire es, ſei mein heftiges Mädchen.

Urſprünglich bin ich davon ausgegangen, daß ich nicht eine bloße Verſtandesreligion haben wollte — zu dem Ende muß ich aber auch oft den Verſtand, als einzigen spiritus rector, in Schutz nehmen. — „Die Welt beſteht wie die alte Politik in der Gleichgewichtstheorie; das iſt die Anziehungs- und Abſtoßungskraft, ohne dieſe ſtürzte uns der Mond und das ganze Firmament ſammt dem modernen Jupiter bei einer unruhigen Nacht auf die Naſe; darum muß es auch ſolche Gegenhalter in Kunſt und Wiſſenſchaft geben; glaube mir, daß ohne gegendrückende Leute meines Schlages, die Steffens'ſche und ähnliche Richtung in einiger Zeit in wilder Gefühlsſchwärmerei auf den Straßen brüllte, daß eine andere Gefühlsrichtung zur thieriſchen Ausſchweifung und Immoralität führte — parce verbis, rufſt Du mir zu — ne laesus retineas manum, ich Dir; es geht mir eben recht.

Die Ultraliberalen erzeugten Anarchie, die Ultraſervilen Sclaverei. Verwirf mir nicht den Gegendruck — wir haben, wenn ich nicht ein Eſel

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

bin, wahrlich nichts Abſolutes, wir müſſen ringen und kämpfen — ich verdamme nur böſen Willen.

Nun noch ein Paar polemiſche Worte:

„Der Verſtand,“ ſagſt Du, weiß nichts vom Daſein, wenigſtens nichts von Erzeugung des Gefühls, was wir Liebe nennen.“ —

Nicht doch! Durch ihn weiß ich eben, daß es das höchſte und ſchönſte Gefühl iſt, er bringt mir's zum Bewußtſein, und weſſen ich mir nicht bewußt bin, das exiſtirt für mich nicht. Liebe iſt — nach meiner Theorie, der höchſte Triumph der Vernunft, denn Vernunft will die höchſte Ordnung, Einheit, das höchſte Glück, und Alles das iſt Liebe. Liebe, ohne dies iſt nur Sinnlichkeit.

„Folgerſt oder empfindeſt Du ꝛc.“ — kein Menſch empfindet, ohne gefolgert zu haben — das gilt auch für jene Erzeugung der Liebe — nur daß der Aktus des Folgerns nicht immer gleich grob iſt, und nicht immer derb und ausgeprägt, als propositio major, minor und conclusio, d. h. als ſogenannte Chrie, wie's die Philoſophen nennen, durch die Menſchen poltert — die bloß phyſiſche ausgenommen, iſt jede Art der Empfindung, das Ergebniß einer blitzesſchnellen Folgerung des Verſtandes. Jede

Empfindung ſchlummert als Embryo im Gedanken, und wenn Du auch Manches witzig einwenden kannſt, ſobald ich frage „empfindeſt Du gedankenlos," ſo wende ich dagegen ein, daß ſelbſt das noch zu plump ausgedrückt ſei.

„Wenn Religion Sache des Verſtandes ꝛc. allein iſt" (und dabei läßt Du das Gefühl abſichtlich aus) „ſo iſt Moral und Religion eins." —

Ich bitte Dich einmal: was iſt Moral ohne Gefühl für ein Ding? Ein Menſch ohne Seele, denn Moral iſt das Geſetzbuch, was Verſtand und Gefühl entworfen haben — zweitens habe ich gar nichts dagegegen, daß Religion gleich Moral ſei, oder daß Du die Religion Moral nenneſt, d. h. die poſitive Religion; der religiöſe Ausbau für jedes einzelne Individuum bleibt unbenommen. Aber welche Quantums von Wundern brauchte, um ſolch eine allgemeine poſitive Religion aufzuſtellen, deren Begriffe nothwendig über den Vernunftkreis hinausgehen, alſo an den blinden Glauben apelliren müſſen, an ein Gefühl alſo, das nur durch den Verſtand begrenzt und geregelt werden kann, was ohne dieſen eben ſo gut Wahnſinn, Raſerei ꝛc., ſein darf — Du bemerkſt dieſen lächerlichen Kreislauf. Und will ſich nun dies Gefühl keinen verſtändigen Regeln fügen, ſo ſoll ich doch verlangen, daß Millionen daſſelbe fühlen, d. h. glauben ſollen — nein, mein Freund, d. h., das Beſte maltraitiren.

Den Glauben gebt mir frei; es iſt nicht nur Unrecht, es nicht zu thun, weil es nichts Geſetzliches, d. h. auf einem geſetzlichen Wege Errungenes Andern aufträngen, ſondern einen willkührlichen Actus der oder jener einzelnen Phantaſie Andern aufdrängen heißt — nein, es iſt auch unpolitiſch: Ein Theil der Welt, zu dem ich gehöre, ſchreibt und ſpricht ſo, wie ich es eben thu', und iſt Euch ſomit nicht förderlich, ein anderer lacht und ſpottet, und der dritte iſt ein jämmerliches Inſtrument, deſſen Handlung nicht das Ergebniß ſeiner Thätigkeit iſt. —

Ein Juriſt ſollte doch vor Allem auf Geſetzlichkeit dringen, ſolch eine poſitive Gefühlsreligion iſt aber vollkommen ungeſetzlich, der ſchrecklichſte Auktoritätsglaube und Despotismus.

„Dann brauch ich die Welt und Gott nicht zu lieben“ — das wäre ſchlimm: das erſte Geſetz der Moral iſt Liebe — eine Moral ohne Liebe, iſt ein hochnothpeinliches Strafgeſetzbuch, und das nicht einmal, denn auch das iſt auf Liebe für die Nicht-Verbrecher baſirt.

„Dann iſt jeder Gottesdienſt überflüſſig," das wäre zu ſchnell gefolgert, denn warum ſollten wir nicht eben ſo eine Aeußerung unſeres innern Menſchen wünſchen, als andere; er iſt aber auch wirklich nicht weſentlich — wenigſtens das, was man ſo gemeinhin Gottesdienſt nennt.

Ich weiß nicht, ob Du Gewiſſensbiſſe haſt, daß Du vielleicht das ganze Jahr einmal in die Kirche kommſt — ich glaube nicht; mir kommen durchaus keine an — eine andere Art der Andacht wird aber keineswegs ausgeſchloſſen, und es iſt das entſetzlichſte Unrecht, uns vernünftigen Theologen das Gefühl abzuſprechen; es heißt, wie oben geſagt, den Begriff „Vernunft" gar nicht kennen. Für die ſogenannte poſitive Andacht, die z. B. in einer, der katholiſchen Kirche, den Mörder nicht hindert, vor und nach dem Morde andächtig zu ſein, gebe ich keinen Deut! wenn ich mich vernünftig mit meinen höheren Intereſſen, und ſomit auch mit der Gottheit beſchäftige, ſo bin ich andächtig — das Reich der Kunſt bleibt darum immer ein ſchönes, weil es mein Gefühl in vernünftigen Regeln ſchön offenbart; eine andere Art Kunſt iſt ein Unding! die mildeſte Dithyrambe ruht auf den Geſetzen des Denkens, auf den Geſetzen der Form, und wären's eben Geſetze der Formloſigkeit, jede Harmonie ruht auf Geſetzen, und eine unvernünftige, ja ſogar eine unverſtändige Kunſt wirſt Du ſicher nicht preiſen wollen.

Dahin führt die Anklage der Vernunft, des Verſtandes, die Ihr wieder mit nichts Anderem, als dem Verſtande bewerkſtelligen könnt — und nichts als Verſtand predigen wollen, wäre eben auch unverſtändig — Du verkennſt die Vernunfttheologie und geräthſt nur darum auf jene gefährlichen Pfade der Empfindlichkeit, denn Empfindung iſt uns keineswegs fremd.

Sed jam satis — wie geſagt, ignorire das; ich konnte mich nur nicht enthalten, meine verkannte Richtung ein Wenig aufzuhellen.

Ich bin vollkommen damit einverſtanden, daß wir uns ruhig einander unſere Wege gehen laſſen, da doch am Ende Jeder vom Andern überzeugt iſt, er ſtrenge ſeine beſten Kräfte an, einen guten zu finden; weil darum tauſend gute gefunden werden, ſo werden wohl auch tauſend richtige ſein, wenn auch die Wahrheit deshalb die eine bleibt — ich fühle und weiß wenigſtens in mir, die Gerechtigkeit Gottes wird mich nicht verklagen und verdammen.

Nun zu Börne. Daß der ſo über die Schnur gehauen, thut mir, wie Du ähnlich erwähnſt, des Erfolgs wegen leid, d. h. des Erfolgs auf die ſchroſſe Gegenpartei — um ſein ſelbſt willen viel weniger, faſt gar nicht; ſein Bild zertrümmert mir auch eine Roberspierréſche oder gar St. Juſtſche Terroriſtenrede nicht; ja, es giebt Augenblicke, wo ſie mir grade den Menſchen Börne werther macht. Ein Mann, der ſo ſchön gezeigt, was er will, der's ſo lange mäßig gezeigt, bekundet mir durch eine endliche Entrüſtung, wenn er ſieht, daß Alles nichts hilft, daß die ſchönſte Gelegenheit zur Realiſirung des Guten — z. B. die polniſche Angelegenheit — vorüber gelaſſen wird, den warmen Ernſt ſeiner Herzensmeinung. Ich werde die Bluttheorie, die Du in ihm gefunden haſt, nicht nachahmen, aber ich werde, auch wenn Alles ſo arg iſt, wie Dir's erſchienen, kein ſo hartes Urtheil fällen. Wenn ein Mann erſt bei den mancherlei Gebrechen der Zeit durch klares Urtheil, kluge Ermahnung ſeine göttliche Abſtammung dargethan, ſo kleidet ihn am Ende, wenn nichts verfängt, und die Thaten ſeine Lehren verhöhnen, ein göttlicher Zorn ſchön — und das Blut, und die 500,000, die er opfern will, nimmt man nicht ſo wörtlich, wenn man den redlichen und gerechten Willen des Mannes kennt, den er dokumentirt hat. Wollte man ſich auf Blut und Zahlen einlaſſen, ſo müßte man die zwölf Millionen Polen, welche ihre Rechte hätten verlangen können, auch in Anſchlag bringen, man möchte in Anſchlag bringen, daß dieſe zwölf Millionen in ihren beſten Männern ununterſtützt gemordet und verbannt worden ſind, daß dieſe Millionen jetzt wieder eines langſamern oder ſchnellern qualvollen Todes ſterben.

Beurtheile nicht nach dem kühlen Herzſchlage des Doctrinairs das brauſende Blut eines glühenden Menſchenfreundes, und ſchreie nicht Mord, wenn es eine Ader ſprengt; bedenke, daß hunderte, die den Takt und die Verdammung Börnes nachſprechen, in ihrem Leben den großen Schmerz um die Menſchheit nicht empfunden haben, der empfunden werden muß, wenn man die eignen Kinder, die Franzoſen, der eignen Mutter, der ſchöneren Zeit, auf die ſchwer athmende Bruſt treten ſieht. Dem

Helden der Tragödie — und wenn man eben kurzſichtig iſt, ſehen die Liberalen oft wie ſolche aus, — ſchenkſt Du Dein inniges Mitgefühl, wenn er ſtrauchelt, aber Du tadelſt und ſchiltſt nicht — ſolch' einer iſt Börne nach Deinem Briefe, und Du mußt mir nicht umſonſt Gefühl, Liebe und Poeſie predigen. —

Das kühle teutſche Weſen führt uns, weiß Gott, zu nichts als zu ſchönen Theorieen, welche die Cenſur verbietet, ſobald ſie zu deutlich werden, ich ſeh' es täglich an der Zeitung, wie weit wir kommen : ließ die letzte Woche wieder mit all dem Qualm über Polen, Preßfreiheit, München ꝛc. — Eure Geduld wird Alles geduldig anſehn und nicht einen Fußbreit gewinnen, ſondern wenn's hoch kommt, als unbrauchbare Theorie ad acta gelegt werden. Was gewährt z. B. das gerühmte Preußen mit ſeiner Mäßigkeit und nur allmähligen Beſſerung? — Es verbietet Bücher, ſchärft die Cenſur, und iſt, kaum daß Rußland wieder die ſchwachen Füße frei hat, wie vorher. Die Preußen tragen den ſüdteutſchen und mehrern kleinen Staaten die Schleppe, und freuen ſich, wenn ſie einmal ihr Antlitz ſehn.

Und doch ſoll Jeder verdammt werden, den das Herz einmal durchgeht bei dieſem ſchweren Jammer! Schreibt Doktrinen, daß Ihr die Chauſſeen pflaſtern könnt, ich ſchwör's Euch, die Regierungen nehmen keine Notiz davon, als daß die Staatszeitungen ein Paar abgeſchmackte Worte über den Straßenunfug ſagen, und die Behörde Druck und Verbreitung hindert.

Darum predige ich noch keine Revolution — Gott bewahre mich — aber ich predige ein friſcheres, feurigeres Leben, und ich ſpreche mein großes Bedauern aus, wenn ich da, wo das Leben einmal überſprudelt, wo es einmal drohende Funken ſprüht, ſogleich die großen teutſchen Waſſerſprützen anfahren ſehe.

Daß **Börnes** Buch inhaltslos ſei, betrübt mich nächſtdem am meiſten, denn auf die vielen geiſtreichen Dinge, deren Du ſelbſt gedenkſt, will ich mich nicht berufen, da allenfalls mit ihnen ein Buch noch inhaltslos ſein kann. Daß Du **Rotteck** nnd **Börne** wie **Shakespeare** und ſeine Recenſenten parallelisirſt, halte ich für Unrecht, denn, hat uns Börne nicht in ſtreng Wiſſenſchaftlichem ſo viel als jener gegeben, ſo erreicht er ihn vollkommen, ja er überbietet ihn an Geiſt; und es iſt ſehr die Frage, ob er durch ſeine ſieben Bände nicht eben ſo gewaltig auf Teutſchland gewirkt, als Rotteck durch ſeine Weltgeſchichte. Rotteck iſt z. B. nicht im Stande geweſen, durch ſeine Weltgeſchichte den Liberalismus ſo allgemein zu machen, ſo zu heben, als Börne mit ſeinen Schriften; ſeine Weltgeſchichte wurde erſt durch den Liberalismus gehoben, frage die Buchhändler. Ich geſtehe gern zu, daß eine Weltgeſchichte langſamer und tiefer wirkt, und daß Börne mehr für akute Krankheiten iſt, aber der Geiſt bleibt beſtändig und verfliegt nicht, ſobald er ächt und nicht bloßes Riechwaſſer iſt — er dürfte eben ſo nachhaltig wirken. Sei gewiß, an liberalen und guten Hiſtorikern wird es in Kurzem nicht fehlen, dazu bedarf's oft nicht der Geiſter erſter Klaſſe — Ludwig Hoffmann, freilich einer aus dieſer, hat z. B. in ſeiner Rechtsliteraturgeſchichte Rotteck bereits weit übertroffen — ſolche Talente werden leicht durch die Zeit gebildete, Geiſter wie Börne, ſind lange nicht ſo häufig. Was Rotteck durch ſein treffliches Vernunftrecht der Wiſſenſchaft genutzt, das hat aus eignem Säckel und mit eignem Gepräge als courante Münze Börne mit vollen Händen unter Alles, was teutſch iſt, ausgeſtreut; ſein Einfluß iſt ſeit den zwei Jahren, wo ſeine Werke erſchienen, der größte eines neuen Schriftſtellers, und da er auf die beſten Mittel, auf geſunde, durch Wiſſenſchaft und Kunſt geläuterte Vernunft und redlichen Willen baſirt iſt, ein guter. Ich liebe und achte Rotteck ſehr, er iſt als Univerſalhiſtoriker mit liberalen Prinzipien ein unſchätzbares Gut, er iſt einer der achtungswertheſten Teutſchen, unſer gelehrter Lafayette, ein Bürger sans peur et sans réproche, und ſolche Vergleiche ſind mir unangenehm, wo Einer auf Koſten des Andern gehoben wird — wahrlich Rotteck und Börne verhalten ſich anders zu einander als Shakespeare zu ſeinen Recenſenten.

Warum Börne ihn einen Halbliberalen nennt, kann ich mir denken, aber ich begebe mich vor der Hand des Richtens, bis ich geleſen. Ich dürfte nur an die Emancipation der Juden in Baden erinnern, der ſich Rotteck widerſetzen half, die alſo auch durch ſeine Beihilfe keine ward, um Dir ein gewaltiges Paroli zu biegen — denn Du klageſt Börnes Heftigkeit an, ich würde damit Rotſecks Illiberalität anklagen — aber ich will es nicht.

Daß Börne ſagt, die franzöſiſche Regierung habe ſeit vorigem Herbſt ein großes Sündenregiſter aufgehäuft, wird ihm der Freund der Freiheit und des Rechts (d. h. nicht bloß der **leges**, die herzlich ſchlecht ſein können) nicht abläugnen. Ich würde nicht von Verräthern ſprechen, aber ich würde auch nimmermehr loben. An dieſem „politiſchen Ueberblicke" hat es allen Vernünftigen gefehlt, und die beſten Diplomaten haben im November 1830 Krieg prophezeiht. Damals fing aber auch die franzöſiſche Regierung erſt an, eine andre zu werden, ſich der Geldariſtokratie, die unter dem Kaiſerthume eine zweideutige Rolle geſpielt, und aus weniger lautern Abſichten an den Julitagen Theil genommen, der ſogenannten **juste milieu** hinzuneigen, die matt wie Limonade iſt und von Medizin lebt. — Jener Vorwurf trifft alſo wohl Börne ſehr raſch.

Kurz, ich bin nicht ſo eilig mit der Zertrümmerung des Börneſchen Bildes.

Conſtitutionen mit dem monarchiſchen Brimborium ſind allerdings halbliberal, aber auch unſre Zeit iſt erſt halbliberal, darum gehören ſie für unſre Zeit. Es iſt zu früh, gegen dies zu predigen, eine Sproſſe der Leiter überſpringen, bringt leicht einen Sturz — aber die Zeit wird kommen, wenn nicht dieſer ganze Zeitprozeß ein Irrthum iſt, wo der unnöthige Reſt des Monarchismus aufhört. Ich zweifle, daß wir's erleben, und daß man bis zu einem halben Säkulum ſo aufgeräumt haben wird, daß auch daran gegangen werden kann — deshalb bleibt aber die Sache in ihrer Wahrheit unangetaſtet, und ich liefre Dir, wenn Du's verlangſt, den Wahrheitsbeweis. Darin aber fall' ich Dir bei, daß Börne Unrecht thut, jetzt blutig dafür zu eifern, und namentlich, wenn er dies paränetiſch thut — hiſtoriſch ſpekulativ iſt's tadellos. —

Daß Du Dir die Liberalen wie eine Schneiderzunft denkſt, würde einen Andern, der Deinen Aerger nicht wie ich in Anſchlag brächte, an Deinem Liberalismus irre machen. — Denn eben daß man nichts Zünftiges will, daß man nicht verlangt, der Eine ſolle die Sache akkurat ſo, wie der Andre anſehn — das verlangt aber bei einiger Konſequenz der Servilismus — daß man die individuelle Anſicht gewähren, wenn auch nicht gleich regieren läßt, das iſt ein großer Liberalismusſetzen. Du wider ſprichſt dem ſelbſt ſpäter grob in Deiner Ermahnung, nicht den Glauben zu predigen. Darum verwarf ich Deine Eintheilungsfrage, ob er für Liberale oder Servile geſchrieben habe und eben ſo ihre Beantwortung. Mache die Welt nicht ſo traurig, und laß ſie nicht in nur zwei Farben herumlaufen, ſchwarz und weiß. —

Maltitz — Polonia! — Wie recht haſt Du hier! Der Mann meint's redlich und brav, er kämpft mit Leib und Seele, iſt für die weniger wiſſenſchaftlich Gebildeten mit ſeiner derben, etwas plebejen Pfefferkoſt unbezahlbar; aber dieſe Art Poeſie hilft der Sache wenig, der Poeſie gar nichts. Die Zeit iſt nur in ſehr geſchickten Händen poetiſch, weil ein Theil ihres Kampfes Begriffsentwickelung ꝛc. iſt — ich verſpreche mir einſt aus ihr eine große Bereicherung für die Künſte, und will Dir einmal gelegentlich meine Anſicht näher entwickeln, der Brief wird ſonſt ſo lang, daß Du ihn gar nicht leſen magſt.

Perſonen ſind ja doch jetzt meiſt nur verkörperte Begriffe, und entweder liegt's daran, daß die Kunſt mehr das Perſönliche zu vergeiſtigen, alſo den entgegengeſetzten Aktus vorzunehmen hat, oder es iſt unſre ganze Zeit ſo poetiſch, daß die Poeſie daneben matt ausſieht.

Harro Harring iſt eben ſo wenig mein Mann als Deiner; auf der Univerſität hätten wir ihn Renommiſt genannt, in der weiteſten Bedeutung des Wortes; es gab da ſolche, welche die tiefſinnigen Schwärmer ſpielten, immer über teutſch-fränkiſches Unglück ſeufzten, und wie ein myſtiſcher Schmerzensbrei ausſahen — denen bin ich nie übermäßig grün geweſen. Aehnlich ſpielt H. H. ſtets den ſterbenden Fechter und fordert die Bildhauer heraus; — ich habe kein umfaſſendes Urtheil über ihn, weil ich ihn nur wenig kenne — das Wenige war phantaſtiſch und unbedeutend.

Weil er eine ſchlechte Novelle geſchrieben, dürfteſt Du ihn freilich noch nicht von der Tribüne werfen. — Roſabianca (?!) iſt auch ſo ein himmelndes Gedicht von ihm, was die Menſchheit und ihn beſingt. Es ſieht daraus ein gutes Jünglingsherz heraus, ein inniger und wohl wahrer Antheil an den Intereſſen des Menſchenrechts, der Freiheit 2c. — das iſt Alles in Reime gebracht, eine Art Confeſſion; aber das iſt einmal Alles noch keine Poeſie, und zweitens Alles noch nicht viel. Von ſolchen Leuten erwarte ich keinesweges das Heil — doch ſind ſie zur Zeit nöthig, und bereiten ein Publikum für Beſſere vor. Aber Deinen Probierſtein anzulegen und zu ſchließen und zu verdammen, weil die Leute zuſammen geſperrt keine geſcheidte Conſtitution entwerfen würden, find' ich vollkommen untauglich. Das würde zu ſchönen Dingen führen, und die Kritik ganz gewiß in den Dreck fahren. Es heißt am Ende nichts weiter, als was die Philiſter von den Recenſenten ſagen, „ſie können's doch nicht einmal ſo machen und tadeln's!“ Wie konnte Dir eine ſo verbrauchte Redefigur der Zeitungen entfahren. Alſo, weil Schlegel und Konſorten keinen neuen Shakespeare ſchreiben können, ſo müſſen ſie über ihn das Maul halten. — Leutſeliger, wie konnte Dir das paſſiren!

Nächſtdem proteſtire ich höchlich gegen die Zuſammenſtellung Harring und Börne.

Ebenſo verwundre ich mich darüber, was Du von „Conceſſionen“ und „Rechten“ ſprichſt, die wir als „Gabe“ und Geſchenk erbetteln ſollen — nein, Theuerſter, da haben die Liberalen ganz Recht, wenn ſie Dir hierin nicht gefallen wollen, und dergleichen Dinge indignirt von der Hand weiſen.

Beim Recht kann nicht von Conceſſionen die Rede ſein, das iſt die Bevorrechtungs- und Privilegientheorie, und eben gegen die kämpft der Liberalismus. „Nicht Rechte“ ſagt Dein angegriff'ner Börne — „ſondern Recht.“ Du magſt die Conceſſionen, die Gnadenaktus in manchen poſitivem Recht, finden, dem Begriffe „Recht“ widerſprechen ſie, und es hieße, uns unſres Rechtes begeben, wenn wir ſie alſo begehren, wenn wir die Gaben erbetteln wollten, wo wir ſie zu fordern haben. Dann wäre Liberalismus verwerfliche Revolutionstheorie, Unrechtlichkeit und verdiente alle Vorwürfe, die ihm gemacht werden. —

Die Worte, die Du dann an mich richteſt, ſind gut und lieb, und weil ich das ſage, kannſt Du auch überzeugt ſein, daß ſie nicht umſonſt geſprochen ſind. — Nimmer predige ich in der Politik den Glauben, das hieße Unmündigkeit predigen, ſo wie ich Mündigkeit verkünde — ich verlange nur ſtete, ſtrenge Prüfung, und nehme mich ſelbſt am wenigſten aus, ich predige nimmer Auktoritätsglauben, auch nicht meinen und den der Meinen. Darum werd' ich ſcharf, hart, oft grob und ſchonungslos ſchreiben, aber ich werde das Pabſtthum im Liberalismus eben ſo haſſen und angreifen, als bei den Gegnern. Glaube mir, ich bin redlich, liberal und damit verträgt ſich kein Pabſtthum, meins und unſres ſo wenig als ein andres.

„Das Volk ſoll nicht das Glaubensbekenntniß der einzelnen Liberalen unterſchreiben — es ſoll durch die Liberalen dahin geführt werden, ſich ſelbſt ſein politiſches Glaubenskenntniß zu entwerfen.“

So ſagſt Du, und, Freund, ſo ſag' auch ich; laß uns alſo nicht an einander irre werden — die Erle trägt hellgrüne, die Eſche dunkelgrüne Blätter, doch können beide geſunde Bäume eines geſunden Waldes ſein.

Und ſomit Ade!

8.

Meine Antwort kommt ſpät, aber ſie kommt. Ich hoffe, Du wirſt noch ſo viel chriſtliche Menſchenliebe beſitzen, um Entſchuldigungsgründe für mein Schweigen aufzufinden. Sie brauchen nur ſo lang vorzuhalten, bis dieſer Brief kommt. — —

Was Du über Theologie ſchreibſt, hat mich herzlich gefreut, weil Du meine Einwürfe wenigſtens angenommen und ihnen in's Auge geſchaut haſt: ich kann mich aber auf keine Erwiderung einlaſſen, weil ſie in's Unendliche führen würde. Ehe wir über die größten Fragen des Lebens Reſultate gewonnen hätten, mußten Jahre verſtreichen und hunderte von Briefen herüber und hinübergehn.

Wenn Du aber in Bezug auf Reform im Allgemeinen ſagſt, daß das Recht das letzte Glied der liberalen Kette, gleichſam der Knopf auf dem Thurme des Liberalismns ſein ſolle, ſo ſcheint mir das eine beſchränkte und einſeitige Auffaſſung des Rechts zu ſein, gegen den ich mich zur Wehr ſetzen muß. Du ſcheinſt dabei nur das Privatrecht in Auge gehabt zu haben: das iſt aber nur ein kleiner Theil des Unendlichen. Das Recht muß eben ſo die Grundlage als der Gipfel des Liberalismus ſein; wenn der Liberalismus nicht hierauf ruht, ſo ſtürzt er zuſammen, denn er ſchwebt in der Luſt. Jeder Geſetzgeber erkennt in der Vernunft die oberſte und allgemeinſte Rechtsquelle an, auf dieſem Rechte der Vernunft aber hat ſich der Liberalismus aufgebaut, und muß ſich darauf aufbauen, wenn er wurzeln ſoll. Unter den drei großen Rechtsverhältniſſen des Einzelnen gegen den Einzelnen, gegen die Maſſe, und der Maſſe gegen die Maſſe iſt das Privatrecht nur der kleinſte und unbedeutendſte. Ohne poſitives Geſetzbuch aber werden ſich Menſchen nie behelfen, ſo lange die Welt nicht ein Convolut vollkommner Weſen iſt. Ich kann aber dieſen Satz gar nicht ausführen, ſo lange Du ihn nicht zu widerlegen verſucht haſt: er ſcheint mir weniger ein Lehrſatz als ein unumſtößlicher Grundſatz zu ſein.

Mit der Religion iſt es etwas Anders: ſie kann eben ſo gut wie die Moral, und muß ſogar etwas ſein, was in jedem einzelnen Menſchen über allem Poſitiven ſteht. Denn bei der Religion des Einzelnen kann und darf eben das Ganze nicht betheiligt und gefährdet ſein, wohl aber iſt dies der Fall bei der Rechtlichkeit des Einzelnen. Sollte ich nun in Deine Bemerkungen und Behauptungen in Betreff der Theologie und Religion näher eingehn, ſo müßte ich zwanzig Abhandlungen ſtatt eines Briefes ſchreiben.

Was Du über Börne ſagſt, hat mich keineswegs von meiner Meinung abgebracht, wiewohl ich es ehre und ſchätze, daß Du einen Freund — und das war mir Börne nach ſeinen früheren Schriften auch — mit Wärme vertheidigſt. Aber mir thut es grade um Börnes willen leid — ich kann ihn nach ſeinem Buche nicht mehr für das anerkennen, was er mir früher war, und was er bei einer Dantonſchen Terroriſtenrede immer noch hätte bleiben können, für einen Freund der Wahrheit. Aus ſeinem Buche weht nicht der edle Zorn einer über die Verletzung des Heiligſten entrüſteten Geſinnung, nicht der Sturm der Beredtſamkeit, ſondern der giftige Wind eines von aller Liebe entblößten Gemüths. Nicht zu Boden ſchmettern möchte er die Machthaber, nein, vergiften die Menſchen, welche ſo unglücklich ſind, als Machthaber erzogen zu ſein. Der warme Ernſt ſeiner Herzensmeinung tritt nie in ſcharfen Worten an's Licht; ſo ſpricht nicht verletzte Geſinnung, ſondern beleidigte Perſönlichkeit, und das Streben, Gold durch eine Buchhändlerſpekulation zu gewinnen. Der glühende Menſchenfreund wird nie das Böſe anfeinden, ohne das Gute anzuerkennen; er wird nicht bloß wider die Gegner, er wird für die Seinigen kämpfen: aber Börne will keine Seinigen haben, er will allein ſtehn, damit er all' ſeine teutſchen Landsleute gebührend verachten kann. Dabei tritt ſeine Eitelkeit lebendiger hervor als man glauben ſollte: als er von Thiers ſpricht, wundert er ſich, daß er nicht auch wie dieſer mit 31 Jahren Staatsrath geworden, und ſchiebt dieſen Nichterfolg auf Teutſchland. Der von dem großen Schmerz der Menſchheit ergriffene Menſch, wie Du ihn Dir ausmalſt, wird entweder ernſt, würdig und kräftig für ſeine Sache reden und ſein Gefühl ausſtrömen, oder er wird humoriſtiſch ſeine Seele über den beſchränkten Erdkreis erheben, und von droben herab die Nichtigkeit der Menſchen verlachen: verläumden, das wird er nie.

Wenn Börne ſagt, ein Volk dürfe ſeinen König zur Thür hinaus werfen, wenn ihm auch nur ſeine Naſe nicht gefalle, ſo iſt dies weder geiſtreich noch witzig, noch wahr, ſondern lächerlich und abgeſchmackt: aber man verzeiht es; wenn jedoch dieſer Börne von Göthe z. B. ſagt, ein ſo ſchlechter Menſch werde nur alle Jahrhunderte einmal geboren, ſo iſt dies mehr als Alles Obige: es iſt ſchlecht und gemein. Wollte er das, was Göthe ſo unendlich Segensreiches gewirkt hat, nicht anerkennen, weil er ſich unter die Fürſtenherrſchaft geſchmiegt, ſo konnte er das Alter eines alten Mannes ehren — ſelbſt unter den rohſten Studenten mißbilligt man es, wenn einer den andern ohne alle Veranlaſſung beſchimpft. Es iſt dies ein einzelner Zug, aber in ſolchen einzelnen Zügen thut ſich das Ganze kund — wenigſtens offenbart ſich darin die Geſinnung. Ich kann alſo den Grundſatz Deiner Vertheidigungsrede, daß in dem beſprochenen Buche bloß ein zu feuriger Geiſt zu lebendige Funken ſprühe, keineswegs theilen. Ich glaube aber auch nicht, daß die teutſchen Waſſerſpritzen, von denen Du ſprichſt, nöthig ſein werden: denn dieſes Raketenfeuer trägt ſeinen Tod in ſich. Alle Journale, in denen ich Beurtheilungen dieſes Buchs geleſen, alle geiſtreichen Leute, von denen ich ſolche gehört habe, ſtimmen überein, daß ſie ſich mit Abſcheu, wenn auch mit Schmerz von dem verzerrten Bilde eines geiſtreichen Mannes wegwenden. — Die Inhaltsloſigkeit des Buches giebſt Du allenfalls nach, Du mußt ſie aber ganz nachgeben. Einzelne geiſtreiche Bemerkungen geben ſo wenig einem Buche Inhalt, als Inſeln im See, oder Brocken in der Suppe. Das Buch iſt voll von Perſönlichkeiten: wir erfahren es, wann Börne ſeinen Verwandten ein Beefſteak vorgeſetzt hat, wenn er ſich hat Blutigel anſetzen laſſen, und nebenbei ſchimpft er friſch auf Alles los. Daß Börne Rotteck an Geiſt weit übertreffe, kann ich unter keinen Umſtänden nachgeben: er übertrifft ihn an Witz und vielleicht an esprit: aber das iſt nur ein Theilchen des Begriffs, den das große Wort Geiſt umfaßt. Rottecks Geſchichte hatte ich übrigens bei jenem Vergleiche weniger im Auge, als ſein politiſches ruhiges beſonnenes Wirken, welches gleichwohl von dem Feuereifer einer für das Edle ſtrebenden Seele beſeelt iſt. Ich vergleiche übrigens Börne und Rotteck nicht, ſondern Börne zwingt zu dieſem Vergleiche, wenn er aus letzterem, ſo wie aus Welker am liebſten politiſche Schlafmützen machen möchte.

Ob die Franzoſen in dem letzten Jahre in Betreff der äußeren Politik an der Freiheit ſich verſündigt haben, will ich hier ununterſucht laſſen, wiewohl ich es nicht glaube; ihre Hilfe würde fremden Widerſtand in's Leben gerufen haben, und es iſt mindeſtens eben ſo wahrſcheinlich, daß es um das Princip des Liberalismus jetzt ſchlechter ſtünde, als es ſteht.

Daß Börne im November 30 Krieg prophezeiht, iſt natürlich und nicht wunderbar, aber daß er daſſelbe vom November bis zum April thut, und zwar immer für die nächſte Woche, ja für den nächſten Tag, iſt ſehr komiſch.

Daß Du republikaniſche Konſtitution willſt, hat mich verwundert — hiermit kann ich durchaus nicht übereinſtimmen. Was haſt Du denn gegen ein Königthum, wenn die geſetzliche Freiheit des Landes garantirt iſt? Du biſt ja ſchlimmer als Lafayette, der doch nur einen Thron umgeben von republikaniſchen Inſtitutionen verlangt. Freilich iſt dies aber eine närriſche Umgebung für einen Thron.

Daß ich geſagt: Heine, Börne ꝛc. könnten zuſammen keine Conſtitution machen, nehme ich keineswegs als Tadel ausgeſprochen zurück. Mit Recenſenten von Kunſtwerken iſt es etwas anders: denn die Kunſt iſt ein Privilegium, und wenige üben ſie aus. Ich verweiſe Dich aber auf theologiſche Reform: darf negativ reformirt, darf bloß zerſtört werden? Ein Reformator — alſo ganz etwas Anders als ein Kritiker, muß Erſatz haben und geben für das, was er nimmt, ſonſt reformirt er nicht, weil er nicht einmal formirt.

Ueberhaupt muß man beim Tadler von Verfaſſungen vorausſetzen, daß er alle Formen der möglichen Verfaſſung erfaßt, erkannt, geprüft und gewürdigt hat, hat er das aber, ſo muß er auch eine beſte anerkennen, und Gründe dafür haben und nennen — das thun aber jene Leute nicht, und wenn ſich ein Guizot oder Perier in Dispute mit ihnen einließe, würden ſie entweder gar nicht, oder mit Geſchrei antworten können.

Wie falſch haſt Du mich endlich verſtanden, wenn Du glaubſt, ich wollte Conceſſionen erbettelt haben. Aber geraubt dürfen ſie deshalb nicht werden, es ſteht vielmehr, was Du gänzlich überſehen haſt, ein dritter Weg offen, der des Vertrags, der zwiſchen Schonung und Gewalt liegt. Stößt Du Dich an den Namen Conceſſionen, ſo ſetze einen andern: aber warum ſoll man nicht zwiſchen Contrahenten von wechſelſeitigen Conceſſionen ſprechen?

Nicht bitten ſollen wir um Rechte, die uns zuſtehen, nein, wir ſollen ſie fordern, aber wenn ſie zugeſtanden werden, ſollen wir zufrieden ſein, und nicht, wie Börne meint, das vertragsmäßig gegebene verſchmähen, um es gewaltſam zu erobern. Dieſes Letztere iſt eine Theorie, welcher mein geſunder Verſtand, und was mehr iſt, meine Menſchenliebe, Gottlob, ſtets widerſprechen wird. Eheu, jam satis.

In der letzten Zeit las ich Raumers Briefe aus Paris! Es iſt ein gelehrter und vorſichtiger Mann, dieſer Hr. v. Raumer. Seine Urtheile ſind gemäßigt, oft vernünſtig, aber faſt immer von der Art, daß er ſich eine Hinterthür offen hält. Ferdinand Cortez, welcher die Flotte in ſeinem Rücken verbrennt, muß kein Mann für ihn geweſen ſein! Dagegen ſtellt er freilich ſeine Anſichten nicht kurz und ſcharf als Orakelſprüche hin: Friſche des Gefühls und der Anſchauung fehlt durchgehends, der Wärmegrad des ganzen Buchs iſt höchſtens 1° Réaumur. Das ganze Buch iſt ſchwer zu leſen, aber leicht zu verſtehn.

Viel Glück zum neuen Jahr! und mögen wir es nicht allein haben, möge es Millionen zu Theil werden. — Antworte ausführlich Deinem —

9.

— — — Ich habe keine Zeit und Luſt für ſolche Dinge, ich habe in dieſem Augenblick mit Dir dem Manne im blauen Frack, und ſchlecht gebundenen Vatermördern ꝛc. nichts zu thun, ſondern mit dem Dinge, was in Deiner Zirbeldrüſe pulſiren ſoll — alſo aux armes!

„Iſt der Staat Zweck, oder der Menſch in ihm?“ Du ſcheinſt das erſtere zu glauben, daher Deine wunderliche Abſonderung des Privatrechts — iſt die Vereinigung zu einem Staat, oder bleiben die Vereinten Zweck? Alles Recht iſt urſprünglich Privatrecht, denn der Menſch iſt der Zweck des Rechts und nicht die Menſchheit, dieſe verfällt Mächten, die wir nicht mit Händen greifen, und mit dicken Blute empfinden können, „die Menſchheit iſt die Unſterblichkeit der ſterblichen Menſchen“ — jeder Menſch iſt erſt Menſch, eh' er Staatsbürger iſt, darum iſt das ſo definirte Privatrecht der im Erdboden wurzelnde Stamm, aus dem erſt alle andern Zweige, Staats-, Völkerrecht ꝛc. ſteigen: das lehrt die Vernunft, drum iſt's auch Vernunftrecht — anders fängt man beim ſchwankenden Gipfel des Baumes an, der uns nicht trägt, bricht und — daher die Erſcheinung, daß ſo oft zerſchmetternd und zerſtörend durch alle Zweige gefallen wird. Das iſt das umgekehrte, unnatürliche Verhältniß, ſtatt vom Menſchen anzufangen, fängt man von der Menſchheit an und bricht den Hals. Vernünftig freilich muß das Privatrecht ſein, ſonſt beweiſt der Despot daraus ſein Unrecht. Das Privatrecht, in ſofern es das von Millionen iſt, wird allgemeines, wird Staatsrecht ꝛc., aber es muß erſt jenes ſein, es muß wie die Philoſophie vom Ich, vom Individuum anfangen, ſonſt wird's ein Luftballon, wo man auf den Fallſchirm angewieſen iſt. Dies gegen Deinen Vorwurf von wegen des Privatrechts. All' das Uebrige, daß das Recht der Grundſtein des Liberalismus, und nicht der Knopf auf ſeinem Thurme ſein mußte, theil' ich vollkommen, und Du haſt mich dabei zur Hälfte mißverſtanden. Ich ſprach von der höchſten Idee des Rechts, die allerdings ein Convulut vollkommener Weſen vorausſetzt, wie Du einwendeſt, und vorausſetzen muß, und darum bezeichnete ich als Ideal des rechtlichen Strebens das Ueberflüſſigſein eines poſitiven Geſetzbuches, ſo wie ich beim gedachten Ideal des Menſchen die Losſchälung von allen untern Hinderniſſen denke. Da aber auch nur die Annäherung zu dieſem Ideal in weiter Ferne, vielleicht gar nicht im Bereich unſerer Planetenverhältniſſe liegt, darum bezeichnete ich das, als das höchſte, äußerſte Ziel des Liberalismus, und dieſes Ideal des Rechts als letztes Glied ſeiner Kette. Und dabei bleib ich ſtehen. Ich glaube, die Sonne hat

Dich geblendet, und Du haſt die Sache nicht deutlich angeſehen, daher Deine ſeitabgehende Erörterung. Es iſt eine ideelle Poſtulation, wie ſie bei jeder höhern Wiſſenſchaft zu finden iſt, und ohne welche ihr Juriſten beſchränkte Unterbeamte, Handwerker bleibt.

„Die Geſetze müſſen fähig ſein, ſich überflüſſig zu machen, oder ſind es immer geweſen und werden es immer ſein.“

Sind wir denn mit Geſetzen, oder mit Handſchellen oder mit Diademen zur Welt gekommen. Jede Hebamme antwortet, wenn ſie nicht beſtochen wird „nein“ — eh bien, wir haben alſo nur unſer natürlich gleiches Recht, unſre Freiheit ſchützen wollen durch Geſetze, ſchützen dieſe Geſetze unſre Freiheit, ſo müſſen wir, wenn die Idee richtig verfolgt wird, ihrer auch einmal entbehren können, ſonſt iſt ihr Schutz nur ein Zuchthaus für Verbrecher. So iſt der höchſte und ſchönſte Zweck des Soldaten, den Krieg überflüſſig zu machen; dahin will's der Liberalismus bringen, und darin liegt eine der liberalen Grundideen des Entwaffnungsſyſtems. —

Und ich wollte damals nur andeuten, daß beim poſitiven Recht ſo viel Unrecht geſchehen könnte, weil der Buchſtabe, der todte richtet, und nicht jeder Richter den richtigen lebendigen Odem beſitze; ſo hab' ich die Römer geſpielt die nur eine Perſon in Judäa ſchützen, oder richtiger, den Streit zwiſchen zweien ſchlichten wollten, und dabei das ganze Land beſetzten. —

„Dieſes (das Ueberflüſſigmachen des Geſetzes) wird dadurch möglich, daß die Geſetze den Bürger zur **Geſetzlichkeit** erziehen, daß ſie ihm ſchöpferiſch einbilden, was ſie ihm früher nur künſtlich angebildet, daß ſie ihn lehren, ſeiner eignen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und ſeinen **Willen** zu beſchränken, wie er vorher nur ſeine **That** beſchränkt. Je näher die Bürger dieſem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Geſetze müſſen an Macht verlieren, was die Geſetzlichkeit an Macht gewinnt.“

Es iſt eine Art Malice, die Du lächelnd verzeihen wirſt, daß ich in dieſem Kampfe hie und da ein Schwert von — **Ludwig Börne** leihe, dieſem Apoſtata der legitimen Teutſchen. Laß uns ihn immer von Neuem betrachten; er repräſentirt einen Begriff, und es ficht ſich nicht um Perſönliches.

Ich habe bisher den **Börne** nur gegen Eure

Anklagen geſchützt und ihn gewiſſermaßen ex thesi vertheidigt, ich liebte die Franzoſen, ohne in Frankreich geweſen zu ſein, jetzt kam ich aus Paris, d. h., ich habe Börne geleſen, und nun wandle ich die Defenſion von ganzem Herzen in die ernſthafteſte Offenſive um.

Ihr habt vom Liberalismus gekoſtet, und ein voller, ſchäumender Becher entſetzt Euch wie den, der eine höhere Macht gerufen, und ſie nun vor ſich ſieht.

Du ſagſt Dich nun feierlich davon los — das thut mir ſehr weh — aber ich rathe Dir, ehrlich zu ſein und zu gehn: das iſt wirklich Liberalismus, wenn auch mitunter ein wenig-frivol, wenn auch grob geſchlagen, in großen Klumpen, kein Goldſtaub, aber Gold — Du wirſt ein Mitſchuldiger, wenn Du Dich nicht bei Zeiten retirirſt.

— — Aber bei meiner innigſten Ueberzeugung ſchwör ich's Dir, daß Du nach 10 Jahren lächelnd Börnes Briefe leſen — außer Du hörſt von jetzt an auf zu leſen — und ſagen wirſt, „Was iſt doch die Welt, was bin ich anders geworden! Den grimmigen Börne, weil er die Dinge nackt und unverhüllt ausſprach, eh' wir den ganzen Jammer un-

ſrer Modethorheit erkannt hatten, verdammte man einſt; jetzt ſagt man daſſelbe mit andern Worten
an allen Orten.“ —

Wir haben Eilpoſten, unſre Zeit reiſ't ſchnell, jetzt kommen auch noch die Nachttelegraphen auf, ich weiß nicht, Theuerſter, ob 10 Jahre nicht zu viel ſein werden. Es iſt mir immer an jedem Abend, als müſſe die Blume am andern Morgen aufgeſprungen ſein; als ſei's eine Aloe, der Großvater habe uns die Zeit ihrer Blüthe falſch geſagt, um uns zu überraſchen, die hundert Jahre ſeien morgen um, und der Knall ihrer Lichtgeburt werde uns heut Nacht wecken. Ach, das würde ein Freuen ſein, das nie geſehne Gewächs, deſſen Schönheit man nur ahnte, in voller Blüthe zu ſehn!

— — Das Buch iſt unbezahlbar, und von unbeſchreiblichem Nutzen und Einfluß: ſelbſt die Brillen der ſchlimmſten Eiferer dagegen werden um einige Grad ſchärfer geſchliffen, ſie ſehen die Sachen ſchärfer und unbefangener, und ärgern ſich über die eigne Frivolität; aber der Aerger geht, die Schärfe des Glaſes bleibt. —

Warum ſoll denn der Mann kein Freund der Wahrheit ſein, wie Du ſagſt? Warum? Weil er nicht im edlen Zorne Reden hält, ſondern giftig ſpricht — Cicero hat die ſchönſten Reden gehalten, und war der ſchönſte Wicht, Caſſius war dürr und ſprach giftig, und ſetzte ſein Leben für die Freiheit ein. Ueber dieſen abſcheulichen Egoismus, die Eitelkeit, oder wie man's nennen will, daß man verlangt, der oder der ſolle in der oder der Lage durchaus ſo ſprechen, ſo empfinden, wie's Der oder Jener thut, oder wie es auf ſeinem Gefühlsſchema ſteht. Der Dramatiker von dieſer Schule ſchreibt hier edlen Zorn vor — Wehe dem armen Schriftſteller, deſſen Zorn ſich nun, weil er durch die Länge der Zeit kalt und ſtarr geworden iſt, nicht in pomphafter Rede, ſondern in beißenden kurzen Worten äußert.

— Als Porcia das Unglück durch Shylock an die Schwelle getragen ſieht und nicht weint, ſondern friſch ſich rührt, da ſind wir außer uns, daß ſich einmal eine anders als nach dem Lexikon bewegt, und es handelt ſich nur um die Extreme, ob es grundſchlecht oder vortrefflich zu nennen ſei. Weil's der anerkannt Große geſchrieben, greift man zum Letzteren.

Die Teutſchen wollen zu allen Dingen Prediger haben — hätte Börne z. B. geſagt:

> Maaßen nach den neueren Unterſuchungen der Staat auf einem gegenſeitigen Vertrage beruht, alſo auch das Volk nicht ganz verwerfliche Anſprüche darauf hat, ſeinen Vortheil beachtet zu ſehn, ſo iſt ihm eine Mißbilligung gegen das gekrönte Haupt in würdigen und geziemenden Ausdrücken, ja im äußerſten Falle ſogar eine Abſetzung deſſelben erlaubt, wenn die, übrigens preiswürdige Majeſtät, die Vortheile und Bedürfniſſe des Volks gar nicht berückſichtigt —

ſo wäre dies eine ganz faßliche Sache, die ſich anhören und angreifen ließe, denn es wäre, wenn auch nach teutſchen Begriffen immer kühn, aber doch manierlich — weil nun aber der gute Mann im Zorn und Aerger ungezogen heraus ſagt, „wenn Euch die Naſe eines Fürſten nicht gefällt ꝛc.‘ ſo iſt er ein Böſewicht.

„Ihr habt Klaſſiker geleſen und verſteht keine metaphoriſche Redensart, nehmt's plump wörtlich. Es iſt bunt, kraus, meinetwegen frivol, ſonſt nichts — es heißt: der König iſt des Staats wegen da, gefällt er dem nicht — und der iſt kein Theaterpublikum, ſo iſt er nicht an ſeinem Platze.

Leſ't mehr franzöſiſche Blätter, um Euch daran zu gewöhnen, daß Eure Herrlichkeiten von Glas ſind, und wenn man dran ſchlägt, klingen wie anderes Glas, daß Ihr noch immer in ſogenannten Ehrfurchtsſtiefeln herum lauft, die Euch die zwei letzten Jahre ein Stückchen herunter aber nicht ausgezogen, ſo daß Ihr nun jetzt erſt recht fleißig auf die Naſe fällt.

Ich ſteh' Euch dafür: es iſt ſonſt nichts, als weil Euch Fürſten- und Regententhum Glaubensartikel ſind, weil ſie im Katechismus ſtehn; da entſetzt Ihr Euch, wie vor jeder Todſünde, wenn Jemand an den rothen Mantel greift, und ſchreit Wehe, um nicht Mitſchuldige zu werden.

„O, wir wiſſen eben ſo gut, daß es nur Menſchen ſind,“ antwortet Ihr: 's iſt nicht wahr! oder beſſer: ja, ja, Euer Verſtand weiß es, aber Euer Herz kann's nicht glauben, denn das iſt ſchon im Mutterleibe vom Reſpekt zuſammen geſchnürt geweſen, und verwindet die Einſchnitte nicht. Es iſt eine übertriebne ekelhafte Keuſchheit, die auch dann, wenn der Prieſter die Erlaubniß gegeben hat, die Natur in ihre Rechte einzuſetzen, heulend und ſchreiend davon läuft, und von empörender Gottloſigkeit, Immaralität ꝛc. ſpricht, die nicht in den Himmel zu kommen denkt, wenn ſie nicht unberührt ſtirbt. Wenn wir Sünder konſtituiren wollten, ſo würde die nicht viel niedriger ſtehn als die Hurerei, da die eine negativ, die andre poſitiv dem Zwecke der Natur entgegenarbeitet.

Ueber die keuſchen Teutſchen! Börne wäre ihnen recht, wenn er 1831 ſchriebe wie 1818; fortſchreiten darf er nicht. Sie ſind feig: ſo lange er ihnen vom Kriege vorredete, und ihnen Gründe und Gegengründe entwickelte, ſo lange war er ein geſcheidter, tüchtiger, kluger, braver, ja liebenswürdiger Mann, und — er hatte ganz Recht; — der Status hat ſich durch die äußern Umſtände nicht verbeſſert, nein, verſchlimmert, dieſelben Gründe bleiben alſo ſtehen, Börne ſchießt die lang vorher unter den Zuruf ſeiner Landsleute geladene Flinte los, und da ſchreit Teutſchland, „ſeht den abſcheulichen — liebloſen Menſchen an!“

O, über die renommiſtiſchen Worthelden! Weil Börne mehr als Worte, weil er Kugeln wirft, entſetzen ſie ſich vor ihm. Ueber die langweiligen alten Jungfern: er hat ein ganz Decennium daſſelbe geſagt, nur in dünnen Schleier gehüllt, weil er ihn fallen läßt, und in der unanſtändigen Gottesnatur ſich hinſtellt, halten ſie ſich die Augen zu, laufen davon und nennen ihn ſchaamlos! Wir haben auf Schulen noch viel zu wenig von den olympiſchen Spielen und den nackten Griechen geleſen, die da unter dem Zujauchzen des Volkes rangen. Es ſahen keine Frauen zu — bon, für unſre Männer in Unterröcken ſchreibt **Börne** nicht; aber wo ſind denn die Teutſchen ohne Unterröcke?!

Du ſagſt, der wahre Menſchenfreund, werde nie das Böſe anfeinden, ohne das Gute anzuerkennen — als ob das Börne nie thäte, als ob nicht hundert kleine Züge vorkämen, wo er die teutſche Liebe bekundet; und alles beiſeit, war Demoſthenes kein Patriot, kein Menſchenfreund, weil er in den Philippicis ununterbrochen ſchalt.

Aber weil es bei **Börne** nicht wie im Kaufmannsbuche als **plus** und **Minus** nebeneinander ſteht, ſo iſt's nicht da, weil er nicht jeder Kugel das bei Büchſenſchützen übliche Pflaſter auflegt, weil er die Teutſchen vom Staatsbürgerſtandpunkte betrachtet, wo ſich mit den beſten Gläſern ſo wenig

Lobenswerthes entdecken läßt, ſo hadert Ihr mit ihm, daß er nicht beſchreibe, was für gemüthliche Leute ſie bei der Pfeiſe Tabak ſeien.

Zudem kommt das auch auf den alten Sang von Einreißern hinaus, die nichts aufbauten. Ich habe darüber ſchon früher einmal meine Meinung gegen Dich ausgeſprochen — iſt nicht aus dem Börneſchen Schutte, den er nach allen Seiten um ſich geworfen, ein von Lebensfülle ſtrotzender Bürger, auf deſſen Bruſt das geſunde Naturrecht mit unvergänglichen Zügen leuchtet, auferſtanden, und iſt's nicht eben der, vor dem ſo Viele erſchrecken?!

Es ſind hohle Formeln mit den „negativen Genies“, „zerſtörenden Talenten“ — wer nicht aufbauen kann, kann nicht zerſtören, er müßte denn die Welt in's Nichts werfen können, — das Prinzip unſres Planeten iſt ein ſchaffendes, drum wer hier zerſtört, ſchafft auch. So hat auch Nebucadnezar und Napoleon geſchaffen.

Nennſt Du den Frühling negativ, weil er Schnee und Eis und Kälte und Winde zertrümmert und verjagt — ohne Sonnenſchein und Wärme vermag er das nicht, und eben dieſer Sonnenſchein und dieſe Wärme erzeugen das neue Leben.

Aus dem Schnee und Eiſe ſproßt keine Blume und kein Baum, das Eis ſchmilzt nicht, bevor nicht die Wärme groß genug iſt, Börne zerſtört nichts, bevor er nicht den Sturm, welchen er dazu ausſendet, mit genügender Wärme geſchwängert.

Welch' eine Ungerechtigkeit von Dir, daß Du die Individualität ſo verdammſt und durchaus haben willſt, er ſolle bei ſothanen Umſtänden entweder ernſt, würdig und kräftig, oder ironiſch-humoriſtiſch reden — warum ſoll nun Börne nicht reden, wie ihm eben hierzu der Schnabel gewachſen iſt; es iſt ja kein Gedicht, für das eben nur der Hexameter oder die Stanze paßt; ein vierter wird wieder anders reden, und Du mußt ihn wieder angreifen, weil er's nicht in einer jener zwei Kategorieen thut. Wenn ich nun z. B. rein wehmüthig; thränenteich ſchluchzen wollte, ſo würde ich auch darum Deine Vorwürfe gewärtigen müſſen, und ich könnte doch über ſehr beweinenswerthe Dinge in Thränen gebadet ſchreiben, alſo den Stoff der Form trefflich anpaſſen und ein braver Mann ſein, Du wärſt aber eben luſtig, und ſähſt die Sache luſtig an, und weil ich nun nicht luſtig geſchrieben hätte, taugt ich nichts. Das nennt man Eigenſinn.

Börne aber verläumdet nicht, ſondern Du verläumdeſt ihn, wenn Du ihm das nachſagſt. Ich bitte mir eine ſeiner Verläumdungen aus.

Göthe anbelangend, ſo kann ich mir die Entrüſtung aller Poeten denken; Du giebſt vielleicht gar zu, ich ſei auch ein Poet und ich — habe gelacht. Es wäre aber auch Eigenſinn von mir, wenn ich Euch nicht gewähren laſſen wollte: Ihr ſeid immer gewohnt geweſen, den Göthe als Dichter anzuſtaunen — ich auch. — Ihr hegt eine unnahbare Pietät — ich nicht, drum ſeid Ihr außer Euch, wenn man Göthe angreift — ich lache; Ihr wollt aus der Haut fahren, wenn man ihn ſchmäht, ich ſage: das iſt ungerecht gerichtet, wenn man die eigne zeitgemäße Richtung bei einem in früherer Zeit lebenden Manne durchaus, und alle Entſchuldigung zurückweiſend verlangt; er iſt hart, unbillig, es iſt eine leidenſchaftliche, und darum keine unbefangene Kritik; aber — es iſt kein ſo entſetzlich Verbrechen, kein Mord, wie Ihr ſchreien möchtet. Es wird ſogar gut thun: Göthe wird nach dieſen Vorwürfen derſelbe große Dichter bleiben, aber man wird vorſichtiger bei ſeinen Geſinnungen ſein, ſobald ſie in das Feld treten, wo jener leidenſchaftliche Richter mäht; man wird nicht mehr ſo entzückt ſein, und es für den Gipfel der Bildung halten, daß Wilhelm Meiſter am Schluſſe nun mit ſogenannter nobler Geſellſchaft verkehrt, man wird manche Aeußerungen im Taſſo, und der natürlichen Tochter mehr im dramatiſchen und hiſtoriſchen Werthe, nicht aber im abſoluten anführen — man wird nicht mehr vergeſſen, daß der Bürger Göthe keinen Schritt über ſeine Zeit hinaustreten, ja nicht einmal mit ihr Schritt halten konnte. Der Name Göthe wird durch ſeinen vornehmen Klang etwas von ſeinem vornehmen Klange, aber wenig von ſeinem guten Klange verlieren. Den Götzendienſt, in welchen die heißblütigen Poeten ſo leicht fallen, wird es ſtürzen — denn denk' an mich, daß Börne das nicht allein geſagt haben, und es in Kurzem modifizirt hier und dort zu leſen ſein wird, weil den Teutſchen die Courage immer erſt wie eine Ader aufgeſchnitten werden muß, eh' ſie fließt — aber die Verehrung des Dichters wird es nicht zerſtören.

Prüft Euch nur, ob es Börne nicht grade damit bei Euch verſchüttet hat. Es iſt nicht zu läugnen, daß Göthe nie einen Marquis Poſa mit dem damaligen Liberalismus geſchrieben hat, daß er keine Ahnung von Schillers glühender Menſchenliebe hatte, daß die ganze neue Zeit keinen Zugang zu ihm gefunden, daß ihre großen Ereigniſſe ihn im vornehmen Mittagsſchlummer geſehen haben — es iſt nicht zu läugnen; drum vergebt dem heißen Demokraten, dem erſt der Menſch mit Blut und Säften mitten im Staate, und dann der Künſtler mit dem Wolkenwagen kommt.

Anders wäre es, ſagte er Aehnliches von Shakespeare — dieſer lebte unter der Eliſabeth in der purpurnen Nacht des Staatslebens, Göthe unter Robespierre und Napoleon am Morgen des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Horch auf Börne, wenn er von Shakespeare ſpricht, der wie Herkules bei Gibraltar von einem Welttheile zum andern den Fuß ſetzt, während Göthe unbeweglich, wie ſeine griechiſche Ruhe zu fordern ſcheint, nach dem ſinkenden Jahrhundert ſieht, und keinen Blick für das aufgehende hat, ein ſchöner Januskopf dort, ein ſchönes Profil hier.

Was würde der jüngere Gracchus vom Horaz geſagt haben, wenn er ihn geſehen hätte — ohne Zweifel: „est homo scelestus“ — wäre Gracchus darum eine Canaille? Der römiſche Geſchichtsſchreiber, ſelbſt Sueton, wenn er ſich von den Kaiſern hätte trennen können, würde, den Gracchus beſchreibend, mit wärmendem Feuer geſchrieben haben.

Meinſt Du etwa, wir müßten weiter ſein, als die Römer? Freund, im Verhältniſſe zum Staate und zum Staatsleben muß ewig die höchſte Tugend und das höchſte Laſter zu finden ſein, es giebt für uns nichts Heiligeres, nichts Wichtigeres, denn er iſt das Saamenkorn des Glückes oder Unglücks von Millionen.

„Eitelkeit und Buchhändlerſpekulation,“ das ſind Vorwürfe, die man nicht machen, ſind ſie gemacht, nicht bekämpfen muß. — Daß namentlich dem publiziſtiſchen Schriftſteller die Leichtigkeit, womit der Franzoſe zu Amt und Geld kommt, womit der lehrende Politiker auch bald praktiziren kann, Hitze und Blut in's Geſicht jagen muß, iſt natürlich. Zumal, wenn er in ſo vielen teutſchen Staaten noch immer die Junker als ſtehende Erben vieler Regierungsbranchen ſieht. — Splendid wird dort der Verſtand bezahlt. In Teutſchland, wenn's gut geht, Dienſtzeit, Jahre, Formen und Verſtand. Wer nicht den kleinen Dienſt Jahre lang gemacht, ſo daß er für den höheren leichtlich untauglich wird, kommt zu nichts. Alles iſt Pedanterie, Schlendrian, aber ſyſtematiſcher. Gieb Thiers und Börne gleiche Fähigkeiten, und laß Börne Franzos und Thiers den Teutſchen ſeln, und nun ſich Dich nach fünf Jahren nach Deinem geliebten Redner in der Kammer um, in welchem Winkel Teutſchlands er hungert — die Doktrinen hat er gewiß ſchon lange aufgegeſſen.

Und nun ad vocem Inhaltsloſigkeit, worüber ich vorher nur gemuthmaßt. — Heiliger Apollo, damit ich heidniſch und chriſtlich fluche, wie weit führt die parteiiſche Verblendung. Jede Seite hat einen friſchen, guten, neuen, jeder Brief einen ſchönen Gedanken; es iſt kein regelmäßiges langweiliges Diner, wo nach der die Beſinnung betäubenden Suppe, Rindfleiſch und Häring, dann Mittelſpeiſe, dann Fiſch, Mehlſpeiſe ꝛc. kommt, aber Alles, was man braucht zum Wohlgeſchmack und zur Sättigung, das findet man. Weil's nun aber nicht ſyſtematiſch

§. 1. Ueber den contrat social.

§. 2. Royer-Collard, Thiers, Guizot ꝛc. und ihre doktrinäre Begründung und Vertheidigung.

§. 3. Souverainetät und Autokratie in ihrer Aehnlichkeit und Verſchiedenheit.

§. 4. Ueber den Beſitz.

§. 5. Ueber die Regierungspolizei.

§. 6. Pariſer Religion.

§. 7. Preis-Courant.

§. 8. Tarif —

§. 9. Fabriken.

§. 10. Freudenmädchen ꝛc. ꝛc. —

wie in einem ſoliden Lehrbuche aufgeſtellt wird, ſondern wie in Gottes ungezogener lieber Natur Stinkblume und Lilie und Roſe nebeneinander ſteht, da iſt das Buch inhaltslos. Ein ganzes Blatt Folio Weltgeſchichte iſt darin, und wenn Hr. von Raumer drei Bände daraus macht, ſo leſ' ich keinen einzigen, ſondern leſe Börne noch einmal und laſſe mich dann examiniren, und wenn ſie mich nach recht viel dummen Streichen und nach den klügſten Gedanken der letzten Geſchichte fragen, ſo werd' ich zu erzählen wiſſen. —

Inhaltslos! Es iſt, um grob zu werden. Du haſſeſt wohl alſo das Buch nur wegen einzelne

Grobheiten, oder wie's bei uns frommen Leuten eben ſo viel heißt, Unanſtändig-Ungebührlichkeiten? — Ganz Frankreich, ganz Paris, ſein Leben und Treiben, ſein Dichten und Trachten, belgiſche, polniſche Skizzen, teutſcher Grundſatz, und zur Zugabe mehrere Kritiken ſind drinn, und das Alles nennt er inhaltslos, weils ihm nicht gefällt — ich habe Dich in meinem Leben nicht ſo befangen geſehn: das macht wohl das nahe Amt, und das fürſtliche Wappen über den Thüren, durch welche Du alle Tage gehſt.

„Aus Kamtſchatka könnten die Briefe ſein,“ beliebſt Du zu ſagen, ich glaube, es iſt keine Seite darin, die anders woher, als aus Paris ſein könnte, wo nicht etwas von Paris abgeſpiegelt wird, ſei's eine Sitte, eine Mode, ein Wort, eine Straße ꝛc., ſie können ſogar nirgends, nirgends anders geſchrieben ſein, denn die franzöſiſche Freiheitsluſt, die Euch eben ſo unangenehm iſt, weht durch und durch; wären die Briefe in Kamtſchatka geſchrieben, ſo würden ſie Euch wahrſcheinlich behagen. —

Man kann — England und Frankreich ausgenommen — beim beſten Willen nicht ſolche Briefe irgendwo anders ſchreiben, denn dort ſchreibt man das Alles aus dem Blute heraus, anderswo okulirt man's künſtlich, und es wird ein Treibhausgewächs, keine geſunde Pflanze, deren Genuß das Blut roth färbt.

Er — Börne — thut den Königen vielfach Unrecht, denn er ſchimpſt ſie in Bauſch und Bogen, und Du haſt Recht, daß es bei ihm ſchon ein Unglück iſt, als Fürſt erzogen zu ſein.

Was die gewöhnliche Fürſtenerziehung anbetrifft, ſo mag er nicht ganz im Irrthume ſein; aber es muß den Teutſchen und allen, die in monarchiſchen Grundſätzen aufgehängt ſind, ſchwer auf das Herz fallen, wenn ſie ſo gottloſe Reden hören. In Frankreich leben jetzt viele Vierziger, die unter keinem König geboren und in die Knabenſchule gegangen ſind, in deren republikaniſchem Katechismus ſteht nichts von ſolchen Dingen; ſolche Leute hatte Börne auch kennen gelernt. Gäben ſich die Leute doch die Mühe, ſich Börnes Anſicht vom Staate zu definiren, ſo würden ſie höchſtens dieſe tadeln, aber das ſogenannte Schimpfen würde ſie gar nicht befremden, weil es in Börnes Anſicht der Dinge natürliche Aeußerung, und gar nicht geſchimpft iſt. —

Die Menſchen ſind frei und mit gleichen Rechten geboren, zum Schutz der Freiheit hat man Geſetze gemacht, zum Schutz, zur Bewachung und Ausübung der Geſetze Fürſten — thun dieſe dafür zu viel oder zu wenig, ſo erfüllen ſie nicht den Zweck, um deswillen ſie eingeſetzt ſind, und ſind — abzuſetzen; kann der Zweck ohne ſie überhaupt erreicht werden, ſo brauchen wir ſie gar nicht, ſie ſind kein Geſchenk Gottes, ſie ſind eine Emanation menſchlicher Einrichtung. — So ungefähr raiſonnirt Börne, ſo jeder Republikaner — wo bleiben nun die Blasphemieen, wenn Du nicht dies Raiſonnement eine Blasphemie nennſt.

Meinſt Du, der Nordamerikaner, wenn er über ſeinen Präſidenten ſpricht, geberde ſich zierlich. Man weiß, die Sache dauert nur ſechs Jahre, und da wird es der irdiſchen Herrlichkeit ſchwer, bei der himmliſchen Schulden zu machen — unſre in Europa ſind größer als die engliſche Nationalſchuld, und der Teufel iſt los, wenn Einer einmal vorlaut vom Bezahlen ſpricht.

— Von wegen des monarchiſchen Prinzips, was Du gegen die Republik in Schutz nimmſt, iſt es wohl die Einheit und Concentrirtheit des Regierens, die Du vor Allem hervor hebſt, und das iſt der Grund, warum man die repräſentativen Verfaſſungen jetzt überall einführt, weil ſie viele Vortheile der republikaniſchen Form mit jener Gedrängtheit vereinigen. Schon der Gang zeigt an, wohin das Syſtem will; aus der halbreifen Republik wird mit der Zeit eine Republik; man hält's noch nicht an der Zeit, man will Schritt vor Schritt gehen und keinen Sprung machen, und das iſt gut — ſind wir einſt aus dem ſproſſenden Frühling in den reifenden Sommer getreten, kann jene Einheit ohne ſo ſchreiende Bevorzugung Einzelner, wie beim Fürſtenthum, erreicht werden, ſo tritt jetzt gewiß das Zeitalter der Republik ein, nicht einer römiſchen, griechiſchen ꝛc, — ſondern einer ſolchen, wie ſie die Bildungsſtufe der Zeit erheiſcht. Wie oben beſprochen, muß ſich der Philoſoph, er mag denken und dichten, über was er will, an die höchſt mögliche Potenz des Gegenſtandes halten, und daraus ſeine Fäden ziehn, und dieſen Zuſammenhang denkend, ſchrieb ich Dir, ich ſei Republikaner.

Ich gedenke nun noch nachträglich wegen jener Inhaltsloſigkeit, und Kamtſchatkas der Bilder von Benjamin Conſtant und Lafayette; wollten wir Heilige haben, ſo gäb's keine beſſeren Portraits, und doch iſt kein menſchlicher Zug vergeſſen: Lafayettes Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit, Conſtants Unzufriedenheit, daß er nicht mehr anerkannt werde — ſind das auch kamtſchadaliſche Figuren? Es ſind eherne Statuen an der Pforte des neunzehnten Jahrhunderts aufgeſtellt, welche die ſpäten Geſchlechter finden und bekränzen werden. Nur muß man ſie nicht in Kamtſchatka ſuchen. Und doch löſcht Börne abſichtlich den Nimbus immer wieder aus, wann das verehrungsluſtige Herz allein ſeinen Odem aushauchen will; denn unſere Zeit iſt über die Perſonen hinaus, um Begriffe handelt ſich's, tugendhafte Begriffe ſollen regieren, und das muß auch als ein Balſamtropfen auf die Götheſche Wunde genommen werden.

Und nun zu dem Rechte, über Staatsangelegenheiten zu ſprechen und zu ſchreiben, was Du nur den Leuten zugeſtehn willſt, die das von Grund aus verſtehen, die, wenn ſie nach einem Apfel langen, ſogleich einen ganzen Apfelbaum dafür aus der Taſche ziehn können, die nur eine Einrichtung tadeln dürfen, wenn ſie zur Entſchädigung ſogleich eine, ganze friſche Konſtitution vorzuleſen im Stande ſind.

Quod nego: das Recht ſteht dem Bauer zu, der nichts von Verfaſſung weiß: der Staat iſt da, um die Individuen zu beglücken, wo er dieſen Zweck bei dem einzelnen Individuum verfehlt, ſo ſteht dieſem das Recht zu, ſeine Klage anzubringen. Hätte das nie und irgend geſchehen dürfen, ſo lebten wir noch im Urzuſtande der Barbarei, oder wie Du ihn nennen willſt, Du müßteſt denn auch darin eine fortlaufende übernatürliche Offenbarung annehmen. — Nach Deiner Theorie dürfte, wie geſagt, nur der klagen, welcher die Mittel zur Hilfe bei der Hand hat, der das Staatsrecht auswendig weiß.

Die Polen und Italiener, die Oeſterreicher und Hannoveraner fangen jetzt an zu memoriren.

Jeder ſei ſtill, der nicht Staatsmann iſt — Mann des Staats iſt auch der Bettler. Das kommt auf das privilegirte Weſen hinaus, dem die franzöſiſche Revolution von 1789 bereits den Hals gebrochen hat.

Die klügeren Leute ſind dazu da, jene Klagen der Einzelnen zu prüfen, zu beſeitigen, aber das Reden und Schreiben ſteht Jedem zu, denn der Eine hat das Recht dazu ſo gut wie der Andere. So viel von der Befugniß. Du urgirſt aber mehr die Fähigkeit, und meinſt eben, nur der beſitze ſie, der eine ganze Regierung einrichten könne.

Der Kaufmannn wird vortreffliche Mittel zur Belebung des Handels angeben, aber keine Conſtitution machen können — er muß ſtill ſein; — der Landwirth weiß kluge Vorſchläge zur Verbeſſerung im Beſteuerungsſyſteme des Landmanns, er kann keine Conſtitution machen — er muß ſtill ſein, und ſo in den einzelnen Fächern weiter.

Ja — ſagſt Du, die Leute ſprechen auch nicht über die Conſtitution! —

Freilich thun ſie das: die Conſtitution iſt kein untheilbares Atom, ſie iſt ein Konvolut der einzelnen Intereſſen, und man verlangt billig ein Konvolut der beſten Anſichten über dieſe einzelnen Gegenſtände, dazu ſind aber die Anſichten der Erfahrenſten in dieſen Gegenſtänden nöthig. Nun ſind die publiziſtiſchen Schriftſteller alle Staatsbürger, ſie leben und weben in den Intereſſen des Staates, und vertheidigen je nach ihren Anſichten dieſen oder jenen Gegenſtand, oder greifen ihn an — man höre ſie, oder laſſe ſie doch gewähren, denn die Befugniß des Redens ſteht ihnen zu, über ihre Fähigheit richte der allgemeine Verſtand, oder der Verſtand der Allgemeinheit.

Weil ſie nun aber nicht Alle mit gleicher Klugheit vertheidigen oder angreifen, ſollen ſie — ſtill ſein! Eben, das iſt Despotismus, aber kein Liberalismus!

Dafür iſt die Regierung da, daß ſie das Beſte aus den öffentlichen Klagen ꝛc. nehmen, das iſt der Vortheil der öffentlichen Redefreiheit, der öffentlich ausgeſprochenen Meinung, das iſt die *Freiheit*, und dieſe willſt Du nicht.

Die Regierung wird als höchſte Potenz der Klugheit des Landes angeſehn, die das Beſte ergreift, das Beſte auswählt; daher die Einrichtung, daß, wenn ſie die Majorität verliert, dieſe Potenz als geſtürzt angeſehn und die Regierung verändert wird. Nach Deinem Syſtem muß Lamarque von der Tribune geworfen werden, wenn er über den Krieg ſpricht, weil er nicht auch über das Unterrichtsweſen ſprechen kann.

Mit der *Kunſt*, meinſt Du, ſei's darum anders, weil die Kunſt ein Privilegium — meinetwegen, wiewohl über ein Privilegium eben eigentlich Niemand zu ſprechen hat — aber darin liegt's eben:

die Staatsangelegenheiten ſind kein Privilegium, ſie ſind Allgemeingut, und Jeder hat darüber zu reden, weil ſie Jeden treffen.

Dieſe Dinge ſehen ſo unſchuldig, harmlos und doktrinär aus, und ſind ſo unbeſchreiblich gefährlich, ſie ſind im Grunde nichts, als das alte ſchlechte Zeug im modernen Rahmen — die Doktrinaire werden der Fürſtengewalt das, was die Jeſuiten dem Katholizismus wurden, und es iſt hohe Zeit, vor einem politiſchen Tridentiner Koncilium zu warnen. Börne hat ganz Recht, wenn er ſagt, daß ſie die geſunde Vernunft einſperren, und das Regierungsſyſtem ebenſo wie die geſtürzten Regierungskünſtler in ein künſtliches Uhrwerk verwandeln, wobei nur das Zifferblatt durchſichtig geworden iſt, daß wir zuſehen können. Sonſt iſt's derſelbe privilegirte Mechanismus, der die natürliche regſame Freiheit tödtet. Es ſind die grauſamen Peiniger, welche die Menſchheit in Bajazets Käſig zuſammen drücken, d. h. in ein Syſtem einzwängen, ſtatt das Syſtem nach den freien natürlichen Bewegungen der Menſchheit auszudehnen. Es ſind, wenn das Obige zu hart ſchlägt, die neuen Scholaſtiker, die politiſchen Chemiker, die nichts von geſunder Luft wiſſen, ſondern die Welt mit Sauerſtoffgas, was ſie allein künſtlich bereiten können, erhalten wollen.

Die künſtliche Lehre von den drei Staatsgewalten hat uns ſchon Montesquieu vorgetragen, und die hat doch Europa nicht von dem Revolutionsjahrhundert bewahrt, es giebt für den Staat wie für die Cholera kein Specificum, die mathematiſchen Politiker mögen bei todten Maſſen was taugen, der regſame Menſch wird die ſtarren Formeln ewig zerbrechen.

Wer keine Conſtitution machen kann, darf nicht über Politik reden und ſchreiben! (Wer keinen Gott machen kann ꝛc.) Giebt's etwas Bequemeres für den Despotismus? Ja, nur eine Kleinigkeit mehr: kein Menſch darf ſchreiben.

Wie wäre wohl bei jenem Edikte Charles X. mit ſeinen Kreaturen und der gleisneriſchen, modernen Frömmelei geſtürzt worden? Glaubſt Du wohl, daß jeder Journaliſt, der die Julitage vorbereiten half, eine Conſtitution zu Stande gebracht hat.

Und meinſt Du nun, daß jeder dieſer Schriftſteller eine Verfaſſung für die beſte anerkennen und dieſe vertheidigen können müſſe, ſo werden Dir nur die jämmerlichſten die Antwort ſchuldig bleiben. Der

Eine wird ſeine Gründe für das ausgebildete Repräſentativſyſtem, der Andere für die Republik vorbringen. Keiner wird vielleicht dazu ein ganzes Buch mit allerlei künſtlichen Formeln und mathematiſchen Staatsexempeln von Pufendorf bis auf Haller herunter vorbringen, ſie werden die Sache einfach mit ein Paar Worten und ein Paar Sätzen abmachen, aber es wird darum nichts ſchlechter, es wird beſſer ſein. — Je einfacher die Wahrheit, deſto beſſer — Sachen, die alle Welt verſtehen ſoll, ſind unverbaut und unverziert die beſten, da erkennt ſie am leichteſten Jedermann, denn ſie ſind für Jedermann, weil Jedermann dabei betheiligt iſt. Die Kürze des Ludwigſchen „l'état, c'est moi" iſt noch jetzt das Beſte daran, für moi ſagen wir jetzt nur „tous." —

Es könnte alſo leicht Perier und Guizot beim Definiren zu vielen Wörten und Geſchrei greifen müſſen.

— Mit den Konceſſionen appellirſt Du als ächter Doktrinair an das Vertragsweſen, was den Staat gegründet habe, oder was man wenigſtens lange ſupponirt hat.

Ueber dieſe ſchwanke Brücke iſt glücklicherweiſe die neue Staatslehre hinaus, ſie legt nicht mehr, wie ſelbſt Hume, Locke ſogar Rouſſeau und faſt alle früheren Philoſophen gethan, Urverträge und dergl., zum Grunde, ſondern appellirt einfach an das Vernunftrecht, was nichts von dergleichen weiß. Da iſt von keinem wirklichen oder gedachten Vertrage die Rede, alſo auch von keinen Kontrahenten, alſo auch von keinen Konceſſionen. Es findet ſich einfacheres, baares, gleiches Recht, und das koncedirt ſich gegenſeitig nichts, weil das Gleiche nichts veräußern kann, und nichts Andres braucht.

Assez — noch ein Wort über Talleyrand; was ſagt das inhaltsloſe Buch, was ſagſt Du über ihn? Das iſt die Politik der Klugheit, und ſelbſt die Klugheit kennt kein Syſtem, Talleyrand hat nie ein's gehabt — er taugt nichts zum Doktrinair. Wie lange würden die ſyſtematiſchen Doktrinairs gegen ihn beſtehen, wenn er noch lange lebte?

— Wir wollen die Politik der Tugend.

Talleyrand iſt die kluge, unmerklich wechſelnde, aber wie die Natur wechſelnde Zeit, die Doktrinairs ſind die klügelnde, in Fabriken und Maſchinen gleichförmig ſich bewegende Periode.

Es fehlt noch zum Triumvirate, der einfache

Menſch aber nicht bloß wechſeln, nicht bloß klügeln, ſondern leben will, wie es ſeine Natürlichkeit begehrt, und der iſt Euch in ſeiner Nacktheit abſcheulich. —.

— — — Was wird aus dieſem Hinüber- und Herüberreden? Das Leben. Laß uns reden, ſuchen, forſchen; in ſeiner Individualität hat Jeder Recht, weil er ſich ſelbſt giebt, nur die Falſchheit, der böſe Wille hat immer Unrecht.

Die Vernunft hat ewig geſiegt, alſo das Beſte — unſer Leben beweiſ't es nicht, denn wir ſehen es mit konvex geſchliffenen Gläſern an, die Gottheit ſchleiſt konkav: wir müſſen warten, bis wir einſt mehr von Schleiſerhandwerk verſtehn.

Du ſetzeſt gewiß bei Börne keinen böſen Willen voraus, drum thuſt Du Unrecht, ihn zu verdammen — ſeine Meinung nicht theilen, iſt etwas andres; dumm und inhaltslos iſt er ſchwerlich, denn man hat ſeine Briefe verboten. Ade!

10.

Ich habe Deinen Brief mehrmals bei Seite gelegt, um den erſten Eindruck deſſelben in eine allgemeinere Beurtheilung aufzulöſen. Seitdem habe ich ihn öfters durchgeleſen: aber es hat ſich von dem erſten Eindrucke nur eine gewiſſe Empfindlichkeit verwiſcht, welche mich im Anfange überraſchte, welche ich aber nun getroſt über Bord geworfen habe. Im Uebrigen haſt Du meine Ueberzeugung nicht wankend gemacht. Ich weiß aber in der That nicht, was ich beginnen ſoll, den Streit wieder aufzunehmen: es ſcheint mir, als wenn Du vieles, was ich geſchrieben, mißverſtanden hätteſt, und ich fürchte nur zu ſehr, noch Mehreres in Deinem Schreiben mißverſtanden zu haben. Daß ich befangen geurtheilt habe, wie Du mir vorwirfſt, gebe ich gern nach, aber ich wundre mich, daß Du, der die fremde Befangenheit ſo ſehr in Anſchlag bringt, doch auf die Deinige nicht Rückſicht nimmſt. Jeder Menſch, der eine Geſinnung, ein Gefühl mit in den Kampf der Meinungen bringt, wird befangen urtheilen: er ſteht einmal auf einem gewiſſen Standpunkte, welchen er nicht verändern kann, und betrachtet die Sache von dieſem, und thut Recht daran, weil ſie für ihn nicht von allen Seiten zu betrachten iſt, ohne daß er ſich ſelbſt verleugne oder wenigſtens ſich über ſich ſelbſt erhebe. Wenn Du aufrichtig Dir an das Herz greifſt, ſo wirſt Du geſtehen müſſen, daß Du an die Leſung der Börneſchen Briefe mit einer vorgefaßten Liebe gegangen biſt, welche Deine frühere Vertheidigung und unſre Angriffe Deiner Natur nach in Dir erzeugt haben mußten. Welche Befangenheit die größere ſei, die Deine oder die meine, will ich gern dahin geſtellt ſein laſſen, ja ich will mich ſogar für den ſchwächeren Theil, für den mehr befangenen erkennen — aber dennoch ſcheue ich mich nicht, die Dauer dieſer Befangenheit einzugeſtehen, meine Anſicht iſt dieſelbe geblieben. Ich könnte Dir Vieles auf Deine Gründe antworten, ſo warm Du ſie auch entwickelſt, aber die Gedankenfluth ſchäumt vor meinen Augen, es würde ein Buch werden, jeder Satz iſt Stoff zu langen Abhandlungen. Vielleicht wirſt Du dieſes Abbrechen für ein Aufgeben meiner Sache halten — vielleicht auch nicht — gewiß thuſt Du im letzteren Falle das Richtigere. Ich möchte aber um keinen Preis, daß Du darin etwa eine Abſicht von meiner Seite ſehen mögeſt, unſeren Hin- und Herreden ein Ende zu machen. Wir können im Briefwechſel wohl ſchwerlich einen Gegenſtand erſchöpfen — Briefe ſind immer Fragmente, es ſind Dialoge — um Neues aufzunehmen, muß man Altes fallen laſſen, wenn man nicht nach und nach Altes und Neues zuſammen in Bücherlänge ausdehnen will.

Ueber den Schreibeberuf haben wir früher ſchon unſre Ideen ausgetauſcht. Ich geſtehe Jedem gern das Recht zu, ſeine Anſichten durch den Druck geltend zu machen, ſobald er Drang und Beruf dazu fühlt: ich ſetze ſogar dieſen Beruf bei jedem Schriftſteller voraus, ſobald ich ſein Buch leſe, weil ich es für die erſte Pflicht der Menſchenliebe halte, Niemand ohne Grund eine ſchlechte Abſicht unterzulegen. Das iſt ja eben die hohe Idee, auf welcher die unerſchütterte Gewalt und Heiligkeit der Preßfreiheit ruht, daß jede Anſicht ſich geltend machen ſoll: denn nur aus der Wahl Aller kann die Wahl der Beſten hervor gehn. Wenn ich daher Börnes Briefe ein Produkt der Eitelkeit und eine Buchhändlerſpekulation nannte, ſo iſt dies allerdings ein hartes, unvorſichtiges Wort. Meine Meinung aber war die: Obwohl Börne gewiß Beruf und Drang zum Schreiben über Politik fühlt, und obwohl gewiß ſein Buch nur dieſem Drange ſeinen Urſprung verdankt, ſo ſcheint mir doch das Grelle, Scharfe, Paradoxe einzelner Aeußerungen darin unfehlbar darauf hinzudeuten, daß er ſich dadurch auszeichnen und bereichern wollte. Ich bitte hierbei nicht zu überſehen, daß ich dergleichen Aeußerungen noch ein mildes Motiv unterlege, indem ich ſie nicht einmal einem verbitterten Herzen zuſchreiben mag. So z. B. die Aeußerungen über Göthe, von der ja auch Du ausführlicher ſprichſt. Du ſagſt, es ſei ein hartes, vielleicht ungerechtes Urtheil, aber keine Sünde, kein Mord ꝛc.

Ich denke anders: ich würde es für eine Sünde halten, Jemanden, er ſei der Niedrigſte der Erde, nur in Gedanken für einen abſolut ſchlechten Menſchen zu erklären: ich halte es für eine Sünde gegen die Menſchen, ja für eine doppelte gegen Gott, deſſen Funken in jedem Menſchengeiſte glüht, und welchem allein ein abſolutes und unbegründetes Urtheil zuſteht, für eine Sünde gegen ſich ſelbſt. Aber dieſe Sünde wird erſt gehäſſig, wenn ſie kein geſchichtliches Urtheil, wenn ſie nichts als eine ganz zweckloſe Kränkung gegen einen alten Mann iſt, welche für abſichtlich und hämiſch gehalten werden muß, ſo lange ſich ein beſſeres Motiv auf keine Weiſe erkennen läßt. Und müßte mein Verſtand das Urtheil für begründet halten, meine Geſinnung würde dieſem Anerkenntniß widerſtreiten. Entgegne mir nicht, daß eine einzelne Aeußerung nicht vom Ganzen getrennt werden kann und ſoll: eine edle Geſinnung verleugnet ſich in keinem Augenblicke und in keinem Worte, jede Aeußerung iſt ein Radius, der ſeine Wurzel im Mittelpunkt hat. Daher will ich Göthen nicht vertheidigen, indem ich Börne anklage: Anklage und Vertheidigung haben hier nichts mit einander gemein. Dies iſt ungefähr, weshalb unſre Geſetze auch den als Injurianten beſtrafen, der eine Metze — eine Metze nennt, ohne daß er ſich durch den Einwand der Wahrheit ſchützen darf. Du wirſt lächeln über dieſe Anwendung, aber ſie iſt angebracht. Die Sittlichkeit und Gutheit eines lebenden Menſchen iſt ein Heiligthum, welches an ſich von Niemand angetaſtet, am wenigſten aber durch die allgemeinſte und dabei ſchwerſte Beſchuldigung, geſchändet werden darf. Nun wirſt Du ſagen: Habe ich nicht Recht, wenn ich ſagte, daß bloß die Aeußerung über Göthe Euch ſo erbittert hat? Du haſt aber nicht Recht: ſo weit reicht meine Befangenheit nie und nirgends, daß ich einen Menſchen bloß deshalb verdammen ſollte, weil er einen Andern verdammt, und eben meine Anſicht, die ich entwickelt habe, hält mich ab, alſo zu thun und ſomit denſelben Fehler zu begehen, den ich rügte. Ich habe nichts über Börne ſprechen wollen, und habe es doch gethan — es thut nichts.

Ich leſe jetzt eine der liberalſten Zeitungen Teutſchlands, die neuerſchienene Stuttgarter Allgem. teutſche Zeitung. Es ſteht viel Gutes drinn, viel Bekanntes, manches Neue; im Ganzen leidet ſie an Einförmigkeit, ſelten gediegne Aufſätze publiziſtiſchen Inhalts, häufig Berichte von fürſtlichen Skandalosis mit Ausrufungszeichen. —

11.

Dein Brief hat mich erfreut; einmal, weil ich Deines langen Schweigens halber Dich krank glaubte, zweitens weil er den verſöhnlichen, beruhigenden Charakter der Luft nach reinigenden Stürmen trägt — ich möchte dieſen Zuſtand der Welt wünſchen hielt ich ſie nach unſern jetzigen Begriffen für gereinigt, aber wer möchte, wer könnte das denken! Und die Geſchichte lehrt, daß dergleichen Ruheepochen, immer erſt eintraten, nachdem irgend ein aufgehäuftes, gleichviel welches Material verbraucht war. —

Nach den Stürmen um Beſitz und Herrſchaft, die in den wollüſtigen Ländern zwiſchen den Flüſſen (Meſopotamien), wie die Griechen κατ' ἐξοχὴν ſagten, Babylonien, Aſſyrien und Medien aneinander geſchleudert, trat auch ein heftiger Orkanſtoß, Cyrus, ein, und es folgte eine faſt zweihundertjährige Ruhe, denn die beiden unglücklichen Spaziergänge nach Griechenland ſtörten den geſellſchaftlichen Nexus, und verrückten das Ruhebett der Perſer nicht — dann kam der Alexanderſturm, der griechiſche Bildungsſturm, der die ariſtoteliſche Philoſophie und die griechiſchen Gewänder bis an den Indus tragen wollte. Der Träger der Idee verſchwand im üppigen Babylon, in kleine Reiche zerſtiebte das Material, und es trat Windſtille ein. Die Griechen ſchliefen zu früh ein, und träumten unruhig, die Syrer verſchwanden ganz hinter dem Libanon, die Aegyptier ſchrieben und ſtellten ſich gelehrt; die große Idee war zu Babylon mit erſäuft worden. —

Nun kommt der große Gedanke der ewigen Roma, und raſt und tobt ſo viele Jahrhunderte, und reißt ganze Welttheile ein — zum letzten Mal ſchwellt er die Segel des Auguſt beim Cap Actium; er iſt verbraucht, das Material iſt zu Ende, aus dem Schutte baut ſich der ſchlaue Römergrieche ein bequemes Haus, und Zeit und Idee ruhen Jahrhunderte darin, bis die neue, folgenreichſte auf den Fittigen eines donnernden Oſtwindes vom chineſiſchen Meere herkommt und die ganze Erdoberfläche verändert. Die alten verdorrten Völkerbäume werden mit neuen Schößlingen beſetzt und die untauglichen umgehauen: es geht eine neue Welt mit neuen Begriffen, neuer Sprache, neuer Kleidung, neuem Recht auf, die größte Idee der Weltgeſchichte, ein völliges Verrücken alles Beſtehenden, weil das Alte kraftlos geworden war, verwirklicht ſich. Junges, rohes Leben tritt an die Stelle des alten überfeinerten, halbabgeſtorbenen. Die Welt zerſtört ſich wie der fabelhafte Phönix, um neu aus der Aſche zu treten. Nach den langen Stürmen, die nur allmählig in einzelnen neu erwachten Schlägen zuſammen fallen, noch einmal in dem oder jenem Winkel aufwachen und dann ſchweigen, tritt Ruhe und Unthätigkeit ein; der Süden, wo der Sturm weniger hingedrungen war, ſtirbt mehr und mehr ab, weil ihm keine Erfriſchung geworden, das nordiſche und germaniſche Element erfriſcht den Norden und erhält ihn munter. Als aber Gälen und Kymren mit ihrem Oſſian hinauf gedrängt waren bis in die Felſenklippen der Hebriden, da hört das Drängen auf, die herumirrenden Normänner ſind noch einzelne Pulsſchläge — der Gedanke des Völkerwanderns ſtirbt, und im elften Jahrhunderte iſt er begraben.

— Da bemächtigt ſich zum erſten Male das Chriſtenthum und ſeine Idee der Welt, volle 1000 Jahre war es gewachſen, wie der Stein wächſt, d. h. durch Anſetzung, und ſelbſt ſeine kirchlichen Unordnungen und Bewegungen hatten nie das Leben der Welt berührt, des Arius, des Athanaſius Streitigkeiten bewegten ſich, wie ſpäter die Seeräuber, faſt nur in dem großen Becken des Mittelländiſchen Meeres herum — jetzt trat das Chriſtenthum zum erſten Male mit einer univerſellen Idee hervor, die ſich mit der Erde auch beſchäftigte, mit den Kreuzzügen, und zwei Jahrhunderte pulſirte dieſe von Albion bis Jeruſalem und Damiette. Dann kam die ſchreckliche Zeit der Apathie, in der ſich nur der kalte Verſtand der Hierarchie, ſonſt aber kein Leben findet.

— Der todte Süden aber hatte dieſelbe fanatiſche Epoche 400 Jahre früher in den flammenden

Zügen der Araber durchgemacht, und ihnen verdanken wir die ſpärlichen Bluthen des Völkerlebens, die ſich in der Zeit der Abſpannung, als der heilige Grab-Gedanke zu Grabe gegangen war, zeigten — ihnen verdanken wir die Anregung zur Poeſie. Araber befruchteten die Provencalen, Provencalen die teutſchen Minneſänger, Araber die ſüdlichen Italiener, von denen Dante, Petrark und Boccaz lernten; aus der Umarmung Spaniens und Arabiens ſproßte der Roman. —

— Aber es ward ſtill; keine Idee begeiſterte, die letzte war todt, die Scholaſtiker ſpielten wie auf dem Theater mit Donner und Blitz bis der kritiſche Jupiter kam und Meer und Land mit der neuſten Idee, der Reformation aufregte. Luther ſtarb, aber der lutheriſche Gedanke nicht, man hatte ihm zu Augsburg die ewige Taufe gegeben unter dem Namen Proteſtantismus, man kämpfte länger als 30 Jahre dafür, ohne ihn eigentlich zu kennen, man ließ ihn fallen, weil man ihn nicht kannte. Faſt das ganze ſiebenzehnte Jahrhundert grollte er nur wie ein abziehendes Gewitter im Gebrumme einiger meiſt geiſtloſen Theologen, bis er 1789 auf der Straße von Verſailles nach Paris wie ein neuer, junger blutiger Gott vom Horizonte mitten unter das Volk ſprang.

Dieſe große kritiſche Idee, der fruchtbar gewordene Skepticismus, die Idee des Reformirens kämpſt jetzt am Amazonenſtrome, und hat an der Wilia geblutet, und ſie kommt nicht zur Ruhe, bis ſie todt iſt — unterdrückt, Freund wird ſie nicht. Wir müſſen ſie aber lebendig zu erhalten trachten, damit die hiſtoriſch eben dargethane Apathie nicht über uns hereinbreche — und die Scheidung der Parteien ſorgt dafür: ſo lange eine der resistance und eine des mouvement da iſt ſo lange hat der reinigende und ſicher auch befruchtende Wind reichliche Nahrung; wäre der Sieg des Widerſtandes vor den Thoren, ſo läge auch der geiſtige Tod der Zeit auf der Schwelle, und ſchon darum ſteh' auf Seiten des mouvement — das iſt ja das Herrliche des Fortrückens in Zeit und Geſchichte, daß die resistance allmählig nachrückt und hineintritt in die geräumten Plätze des mouvement. Fürchte nicht den Untergang der geſellſchaftlichen Form wenn dies ſiegt — und ſiegen wird es, aber dann, wenn man's nicht mehr für Sieg anſieht, und wenn nichts mehr zu vernichten ſein wird; und ſo ſoll's ſein —

— jenes glauben, das hieße dreiſt der Partei der Bewegung die Ausbildung abſprechen, und die großen Talente auf ihrer Seite, Napoleon an der Spitze, widerſprechen dieſem Verſuche. Den größtmöglichen, den allgemeinſtmöglichen Vortheil wollen wir aus der ſocialen Kultur ziehn, nicht ſie vernichten, und der Grad unſrer Kultur iſt der Maaßſtab, wie weit Zerſtörung und Mord alter Dinge reichen werden. Ich halte eben ſo vor der Hand den Widerſtand für heilſam, ſobald er nicht ſtörrig und dumm iſt; er kühlt die Hitze der Zeit und ſchärft den Verſtand, er iſt die permanente Examinationskommiſſion der Bewegungsmänner, aber ich erachte auch die wilden Kämpfer wie Börne ꝛc. auf unſrer Seite für heilſam, ja für nothwendig. Wenn ein Arzt den Staar operiren will, ſo iſt nach einigen Vorbereitungen ein raſcher Schnitt nöthig — dann giebt's noch mehrere Wochen Dunkelheit und allmähliges Gewöhnen an's Licht, eh' der Kranke ſehen darf, und ohne Gefahr ſieht.

Börne, und die ihm Aehnlichen, ſtechen der Welt raſch und ſchonungslos den Staar, die Kranken taumeln, aber die politiſchen Krankenwärter, Ihr Doctrinairs, kommt mit künſtlicher Dunkelheit, der

Kranke gewöhnt ſich an's Licht, und — glaube mir — wir werden noch einen recht muntern Tag erleben, deſſen auch Du Dich freuen wirſt. —

— Vergieb mein breites hiſtoriſches Geſchwätz; ich bin oft von einer Art von Hiſtoriomanie befallen, und die franzöſiſchen Deputirten haben Recht, wenn ſie ſagen, es ließe ſich Alles aus der Geſchichte beweiſen: ich gebe ſelbſt nicht ſo Viel darauf, die facta ſind immer nur Worte, und es kommt nur darauf an, was man für Zeitwörter dazwiſchen ſchiebt, auf daß ſie das Verſchiedenſte beweiſen. Doch mit eben dem Rechte müßte man die Sprache verwerfen, und mit noch größerem Rechte, denn die Sprache ſpricht mit Worten, die Geſchichte mit ganzen Sätzen -- Beides ſind Wiſſenſchaften, aber als ſolche Inſtrumente zum großen Zwecke, denn es iſt der große Irrthum der Philologen, die Wiſſenſchaft ſelbſt für den Zweck anzuſehn. Der Zweck iſt die Bildung, die Humanität — drum ſind auch die meiſten Philologen nur Handwerker, und das war's womit ich unſern ſogenannten „Philologen" ſtets heftig erzürnte. Er konnte dieſen Schritt eben ſo wenig thun wie die Theologen vom Handwerk den über Rationalismus und Supranaturalismus hinaus nur verdammend anſehn.

Die Geſchichte bleibt darum aber doch immer die wichtigſte Wiſſenſchaft, weil ſie das wichtigſte Hilfsmittel zum Wiſſen iſt, weil in ihr die Reſultate aller andern liegen, weil alle Künſte, vorzüglich die Poeſie, in ihrem Schooße ruhn, — weil ſie die Mutter der Bildung iſt. Was thut's, daß ein Sohn ſie ſo, der andre ſo verſteht; direkte Offenbarungen beſitzen wir nicht, das Abſolute haben wir nicht, laß uns von dem, was wir haben können, ſo viel ergreifen als möglich iſt, und die Geſchichte bleibt ſchon die freigebigſte Mutter. —

— Ich wollte Dir aber, und das war der Gedanke, mit dem ich an's Schreibepult ging, zugeben, daß **Börne** den Machthabern nicht viel weniger Unrecht thue, als dieſe oft der Menſchheit thun, weil er es eben ſchon für ein Verbrechen anſieht, Fürſt zu ſein. Sähe er es für ein bloßes Unrecht an, ſo wäre ſein Republikanismus noch ganz gerecht, aber er geht im Aerger auch einmal darüber hinaus, und das könnt Ihr ihm mit Recht verwerfen. Das wird er aber auch gern zugeben, und er wird ſagen: Wollt Ihr dem Fürſtenſtande, der durch Jahrtauſende unſägliches Unrecht, zahlloſe Verbrechen an der Geſellſchaft begangen, der heut noch täglich welche begeht, vergeben wiſſen, ſo ſangt mit der Vergebung bei meinem Kleineren an, was ich im Zorn auf das Papier geheftet.

Alsdann vergleicht dieſen ſchönen Zorn, der das Volk nicht genug erheben kann, ſobald es ſeine Rechte zum Vergeben gebraucht und die Fürſten beſchämt, und daraus ſchließt mit ein Wenig Klugheit, was er wohl mit den härteſten Ausdrücken will. Wie könnt Ihr auch ferner bei ſeiner Beurtheilung vergeſſen, daß er Briefe geſchrieben, und das gegeben, was ihm eben das Herz bewegte, daß er Euch aber keineswegs ein Syſtem aufgeſtellt. — Ihr müßt darum manches Arge ſeiner Stimmung, ſeinem gereizten, oft mit Recht empörten Gefühle annehmen, und dieſe edle Reizbarkeit iſt's grade, warum ich den Mann mit den ſchönen Augen um ſo mehr liebe — das edelſte und gewaltigſte Thier, der Elephant, wird von einem dünnen Stäbchen verletzt — Ochs und Eſel brauchen viel grobe Peitſchenhiebe auf einen Fleck, eh' es ſie rüttelt. — Ihr könnt meinetwegen auch dieſe Stimmung tadeln und ihre Ausbrüche, Ihr braucht ja den Menſchen nicht zu lieben, der ihrer fähig iſt, aber die Sache nur deshalb zu ſchmähen und zu verwerfen, iſt eine meines Erachtens ſeitabgehende Kritik, heißt: das Kind mit dem Bade ausſchütten. Was thut's, daß Viele den Börne, daß Viele mich, ſeinen Vertheidiger, nicht lieben können! Es iſt nur ein Zeichen, daß wir unſre Sache nicht liebenswürdig genug verfochten haben, aber die Sache kann deshalb — dünkt mich — gut bleiben. Zu große Liebenswürdigkeit hiſtoriſcher Perſonen heutiger Zeit iſt gar nicht einmal etwas ſo Vorzügliches, der ſchwache Menſch verwechſelt dann gar zu leicht Perſon und Begriff, Götzendienerei und Despotismus ſind gar oft ein Stiefkind und Stiefvater der Liebenswürdigkeit.

Und Freund, es iſt nichts als die Volksſouverainetät und die daraus fließendem Conſequenzen, die eben bei Börne ſo erſchrecken. In philoſophiſchen Wortqualm gehüllt, läßt ſich das Alles ſagen: Jahrelang kann man über Eiſen und Stahl ſchreiben, aber die daraus zuſammengeſetzte, konkrete Figur eines geharniſchten Mannes, die ich plötzlich hinſtelle, erzeugt Geſchrei. Und nun kommt Börnes Unrecht, was man ihm wie geſagt, ſo leicht vergeben kann, hinzu, daß er Fürſten und Regenten nicht in den Begriff „Volk“ aufnimmt, und darum hie und da ihnen wirklich zu nahe tritt. Aber das geſchieht ein — zwei Mal, und die Gegner haben das gar nicht einmal getroffen, ſondern ſie ſind nur vor der Figur erſchrocken. — So iſt „wenn Euch des Königs Naſe nicht gefällt“ ꝛc. nichts als eine üppige Pflanze der Volksſouverainetät, welche lehrt, daß der König des Volks wegen und für das Volk da ſei, zu regieren aber aufhören müſſe, wenn ihn das Volk zu ſeinem Beſten für unzuträglich halte. — „Die zehn Ellen Hanf“ aber ſind das Verbrechen, was ſich die Fürſten tauſend Mal erlaubt haben, was ſich aber der Demokrat nicht erlauben darf, weil die Gerechtigkeit ſein Lebensodem iſt, und der Fürſt eben ſo zum Volk gehört, und keiner geſetzloſen Procedur unterworfen ſein muß.

— Aber was macht Ihr aus dieſem Buche, was ſo inhaltslos ſein ſoll, Ihr ſchreibt ſo viel darüber, daß es mir zu viel wird, es wird exegetiſch darauf herum geritten, wie auf dem „Neuen Teſtamente,“ und doch wollt Ihr nicht zugeben, da etwas Kluges drin ſei. Und mit den einzelnen Worten treibt Ihr's grade ſo wie die Theologen, die ſich ſeit Jahrhunderten mit der κτίσις ꝛc. der ſeufzenden Kreatur, herum ſchlagen, und noch alle Tage über das kleine „ἔστι“ ſtolpern — was macht Ihr für Wirthſchaften über die Götheſche Aeußerung, was iſt das für eine Wortkrämerei, wie fromm ſtellt Ihr Euch dazu an, daß Ihr nun den Ausdruck, Göthe ſei ein ſchlechter Menſch, nicht anders erfaſſen könnt, als wenn der Unglückliche nun geſtohlen oder Jemand todtgeſchlagen haben müſſe — Ihr laßt Euch in breite Definitionen des „Abſoluten“ ein, was, glaub' ich, gar nicht einmal dabei ſteht, und der ganze Jammer iſt folgender: Ein Oeſterreicher klagt, daß Göthe durch ſeine großen Vorzüge ſein unglückliches Vaterland von all den Haupt- und Staatsintereſſen abziehe, und für die beſte Entwickelung der Bildung, für die publiziſtiſche, gar nichts thue, daß er mit ſeiner großen Kunſt alte Mißgeſtalten, Adel und Bevorrechtungen wohlgefällig ſtreichle, und ſo der Emanzipation des Volkes nachtheilig entgegenwirke, und da ruft Börne, erfreut, daß man ſeinen Widerwillen gegen den vornehmen Dichter ſo richtig motivirt habe, die ſchlimmen Worte aus. Aber ich wollte darauf ſchwören, ſeine Seele weiß nichts von der plumpen Auffaſſung, als habe er den Mann Göthe damit zum Kriminalverbrecher machen wollen, wie Ihr Euch vorſtellt. — Leſt Klaſſiker und ſtudirt Erneſtis und Michaelis Grundzüge der Hermeneutik — Ihr macht dummes Zeug, und Börne lacht Euch aus.

Geſtern, am 22. März, iſt er geſtorben, glücklich geſtorben, wie er glücklich gelebt, der große Göthe; und ich fühlte es an meiner innerſten Bewegung als mir die Kunde ward, eine ganze Epoche hat mit ihm die Augen geſchloſſen, und Börne kann wohl Recht haben, daß aus ſeinem Sarge die Freiheit ſteigen werde; mit allen Jungfrauen hat er gekoſ't, aber mit dieſer ſchönſten nimmer. Sie wird zu Weimar in der Kapelle ſeinem Grabmal vorübereilen, aber einen Moment bei ſeinem Nachbar, dem edlen, freiheitsluſtigen, nach ihrer Umarmung ſehnſüchtigen Schiller, verweilen.

— Göthe hatte keinen Theil an der neuen Welt, in der alten lagen ſeine großen Reiche; das Glück war ſeine Göttin, ſie iſt ihm treu geblieben und hat ihn jetzt gerufen, der teutſche Horaz iſt todt — Teutſchland hat einen großen Dichter verloren.

12.

Alſo Sie meinen, meine liebe Freundin, 'es ſei doch ſo eine eigne Sache um den Liberalismus, und man müſſe ſich nicht zu tief mit ihm einlaſſen, und die Meiſten wüßten überhaupt noch gar nicht, was ſie damit wollten.

Schau, ſchau! — Wenn er erſt in den Mund der Frauen kommt, dann iſt mir um ſeine Verbreitung gar nicht bange: was die Propaganda betrifft, thun zehn Frauen mehr als hundert Männer. So wurden in die Auferſtehungsgeſchichte Chriſti weislich ſogleich die Weiber verflochten, welche in der Frühe zum Sabbath gingen: ſie erſetzten damals die Zeitungen. Aber das iſt vom Uebel, was Sie da zuletzt ſagen: die Meiſten wiſſen, ꝛc. — glauben Sie das ja nicht, ſie wiſſens nur nicht in Worte zu faſſen, wie es Einem oft mit dem Heiligſten und Beſten geht — die Menſchheit iſt noch der Jüngling, der ſchaamroth vor der Geliebten ſteht, die Liebe erfüllt ihm das Herz bis an die Halsbinde, er weiß aber keine Worte, keinen Namen dafür, und der plumpe Mediziner ſpricht: „Man muß ihm zur Ader laſſen.“ —

— Laſſen Sie unſre Mediziner nur friſch den Aderlaß an der Menſchheit verſuchen, morgen werden Sie ſehen, daß es nichts hilft — Umarmung, Hingebung hilft dem Jüngling: das Schlimmſte auf der Welt iſt unglückliche Liebe, wie Sie das in Romanen von Homer bis H. Clauren erſehen können. Jeder Begriff iſt aber ein Ungeheuer, weil er keine phyſiſchen Grenzen kennt, nun denken Sie ſich die Raſerei der unglücklich liebenden Menſchheit, und wie viel Bajonette da Noth thun werden. —

Aber warum ich eigentlich ſchrieb, das war darum: ich bitte um Ihre Hand, und laſſen Sie uns hinaus treten in den erſehnten Punkt des Archimedes, und zuſehn und beſchreiben, wie der Zuſtand ausſehe.

Die Natur hat die wunderbare Einrichtung getroffen, daß die Menſchen alle durch einen gleichen phyſiſchen Prozeß auf dieſen Planeten gebracht werden — ſie werden alle auf gleiche Weiſe lebendig, hätten alſo nach einem kühnen Schluſſe, das gleiche Recht, zu leben — Alle brauchen Speiſe und Trank, Alle frieren, wenn's kalt iſt, empfinden Hize, wenn die Sonne brennt — u. ſ. w. in dieſen Dingen; ſie ſcheinen Alle mit gleicher Befugniß zu Glück oder Unglück auf dieſem Planeten anzukommen — hier aber giebt's nun tauſend Zoll- und Mauthanſtalten, die nur gegen Gewiſſes paſſirt werden können. Holla, wie kommt das? Es beginnt das Reich der Kunſt, und das iſt folgendermaßen zugegangen:

Man hoffte in uralten Zeiten recht viel Vortheil davon, wenn man ſich vereinigte, ſtatt vereinzelt zu leben — Eltern, Kinder, Geſchwiſter ꝛc. was wir mit einem Worte Familie nennen, gab das erſte Bild der „Geſellſchaft,“ es traten nun, dieſe oder jene Erleichterung, dieſen oder jenen gegenſeitigen Dienſt zu gewinnen, Familien zuſammen, kurz, es bildete ſich die Geſellſchaft, deren Zweck natürlich der war, ein glücklicheres Leben in einer Art von Vereinigung zu führen, als es möglich wäre, wenn Jeder nur in ſich, auf ſich beſtände. Wahl oder überwiegende Kraft des Körpers, des Geiſtes ſchuf die erſten Oberhäupter der Geſellſchaft, weil ein Centralpunkt der Geſellſchaft Noth that, weil er ſich wie überall in der Natur von ſelbſt fand. Hinc illae lacrymae — darum dreht ſich nun die Weltgeſchickte, wie's mit dieſem Oberhaupte zu halten ſei, welches das geeignetſte für das Wohl der Geſellſchaft ſei. Das erſte natürliche Oberhaupt war das Geſetz, denn das Zuſammentreten in eine Art von Geſellſchaft war ſchon ein Geſetz, der Wille des Zuſammentretens war das erſte; es war natürlich eher als das Oberhaupt, denn ohne einen Körper giebt's kein Haupt.

Die Leute, welche nun aber eben dran gekommen waren, denen gefiel das, ſie waren Menſchen und liebten ihre Kinder, darum wollten ſie natürlich, daß denen auch ſo wohl würde, die Maſſe war froh, das Rad in Schwung gebracht zu haben, ſie war auch viel zu wenig mit der Mechanik bekannt, um keck und raſch in die Schwingungen zu greifen: die erbliche Gewalt bildete ſich allmählich aus. —

Nun aber wuchs ein neuer Schößling. Die handgreiflichen äußeren Bedürfniſſe waren beſorgt man ſah Sonne, Mond und Sterne auf- und niederziehn, man ahnte eine Gottheit, man wollte in ein Verhältniß zu ihr treten — die Prieſter wuchſen auf wie nach einem Gewitterregen. Dieſe hatten es von vornherein mit den höheren Thätigkeitten des Menſchen zu thun, ſie mußten es alſo klüger anfangen, als die geſellſchaftlichen Oberhäupter, ſie mußten alſo klüger ſein. Die natürlichſte Erſcheinung war ein enges Band, was Prieſter und Oberhaupt um einander ſchlang. Das iſt die eigentliche große Verſchwörung, welche — einige friſche Bergvölker, und die Athenienſer abgerechnet — bis zum Jahre 1789 gedauert hat. Mit Strömen blutigen Schweißes wurde da erſt wieder aus der Erde gegraben, daß die Geſellſchaft Aller, nicht Eines, nicht Einiger halber da ſei. Die Secretaire dieſer Verſchwörung reichen einander die ledernen Hände über reißende Ströme, himmelhohe Berge, ja unbefahrne Meere: aus Indien ſtreckt ſie der Bramine öſtlich, nördlich und nordweſtlich dem Prieſter des Jo, dem Sohne des Zoroaſters, dem Apisdiener in Aegypten. Dieſer dem israelitiſchen Leviten. Der findet in ſeinem Dünkel nicht ſchnell einen Würdigen, und verſchließt ſeine Hand in's Allerheiligſte, damit nicht Luft noch Sonnenſchein an der überlieferten Häßlichkeit etwas ändern. —

— Die Griechen nur waren ſchlau genug geweſen, ſich nicht bei der Hand faſſen zu laſſen, drum ſpricht man noch heute vom ſchönen griechiſchen Leben, aber neugierig waren ſie doch geweſen, ſie hatten ſie angeſehn, und die Weiber zu Delphi und die Herren zu Dodona wußten, wie ſie ausgeſehen; aber nur die Berührung geht heftiger in's Blut, es that nicht ſo viel.

— Auf Reiſen und in fremden Ländern wird am dreiſteſten gelogen, griechiſche Schiffe waren an Etruriens Küſte gelandet, die Leute darauf hatten geſagt, ſie verſtünden den rechten Händedruck, und aus den neuen Handlinien wuchs der römiſche Plunder, flatterten die Vögel, in den Eingeweiden der Thiere wühlten neue Prieſterhände. Und ſiehe da: das Surrogat hielt die trefflichſte Probe: einige hundert Senatoren — ſo weit war doch das alte erſte Oberhaupt ſchon gewachſen — eroberten damit die Erde, und Jupiter tonans ſchlug Jahrhunderte einen gefürchteten Takt. —

— Nun ging vom fruchtbaren ſchönen See Genezareth eine neue Sonne auf, und die Strahlen liefen raſch, wie Licht läuft; man dachte, die Bundeslade und das Allerheiligſte ſei lang vergeſſen und untergegangen, aber die alten häßlichen Fäuſte hatten ſie unter dem Meere nach Rom getragen, und die Reiſe und der wunderbare Meeresgrund hatten die alten Mährchen verjüngt: die Secretaire waren in Europa avancirt, und waren jetzt Reichsverweſer mit den gefährlichſten Kräften, den Mönchen und Jeſuiten. — Man fand eine neue Welt und — aber es iſt wirklich zum Erſchrecken — als ob der Arm aus dem öſtlichen Aſien ſo lang wie der indiſche Ocean geweſen wäre, man fand auch da ſchon Prieſter — kurz, das göttliche Recht der Herrſcher war ein Mehlthau über die ganze Erde gefallen. —

Ja, Theuerſte, der langen Rede kurzer Sinn iſt: in der Begattung des irdiſchen mit dem halbunterirdiſchen Prinzip, in der Ehe zwiſchen weltlichen und geiſtlichen Herrſchern, zwiſchen dem Oberhaupte der bürgerlichen und der kirchlichen Geſellſchaft, ward das zarte Knäblein „göttliches Recht“ geboren, was von Prieſtergefälligkeit gehegt und gepflegt zu einem ſo großen ungezogenen Bengel aufwuchs, daß es Millionen zertreten, daß es Kinder und Verwandte erzeugt hat, die jetzt aus allen Winkeln hervor ſchreien, ſeit die neue Zeit geharniſcht und klug wie die Pallas aus dem Verſtande des Menſchen geſprungen iſt, und den klugen und tapfern Odyſſeus kühn um die Mauern des alten

Troja führt, ſeine Zugänge und Schwächen ihm zeigend.

— Aber Troja ward nur durch Liſt erobert, die Griechen zogen ſich erſt noch einmal auf Tenedos — drum brauchte es auch bei uns einer ſogenannten Reſtaurationszeit; aber Homer hat ſie nicht klüger gemacht, Talleyrand, der neue Sinon, hat ſie wieder betrogen, das hölzerne Pferd, die Bourbonen, ſind wieder hinein gezogen worden, man hat alte Bildſäulen geſtürzt, um ihnen Platz zu machen, wie man zu Troja die Mauern einriß — aber am hellen Tage ſind die neuen Griechen herausgebrochen, und jetzt ſtürmt's und brennt's in Troja. Der neue Aeneas mit ſeinem Söhnlein Ascanius, iſt zwar wieder nach Italien gezogen, Chateaubriand mit Henri V., aber man gründet keine Städte mehr, es wird kein Lavinium aufſtehn.

— Schelten Sie mich, meine Freundin, ich komme zurück zum göttlichen Rechte.

— Die Leute reſpektiren nämlich nicht mehr ſo ganz die Geſchichte und mit ihr das göttliche Kommandowort, was man bei jeder Thronbeſteigung hören ſoll; die Leute wollen nicht mehr Sklaven, ſie wollen Herren der Geſchichte ſein, ſie wollen ein menſchliches Kriterium in die göttlichen Dinge bringen, und glauben es den privilegirten Halbgöttern nicht mehr, daß ſie ein übermenſchliches hätten, ſie wollen keine Privilegien überhaupt mehr — kurz, ſie wollen nicht darum weiter gedrückt und geſchunden werden, weil nach Ausſage der beſten Chroniken die Welt mehrere tauſend Jahre gedrückt und geſchunden worden iſt.

Daher das Geſchrei der amtlichen Hiſtoriker: die Wiſſenſchaft iſt in die Hände des Pöbels gefallen, ihr Thron iſt umgeſtürzt, und es iſt Sinn in dieſem Geſchrei: der Pöbel, d. h. die Maſſe will, daß auch ſeinetwegen Geſchichte paſſirt und gelernt worden ſei, und er ſagt, die Zeit der hohen, unerreichbaren Throne ſei vorüber, und Dame Geſchichte möge hübſch promeniren, wo andre ehrliche Leute promonirten, damit man ihre Bekanntſchaft machen und etwas davon haben könne. Der dumme Pöbel! —

Darin koncentrirt ſich nun der Liberalismus, daß er den jüdiſchen Vorhang vor dem Allerheiligſten zerriſſen, und die Geſchichte unverhüllt in Blöße und Schönheit zeigt, daß er den Naturphiloſophen zum Trotz behauptet, es ſei nicht Alles gut geweſen, darum weil es geweſen, es ſei nicht Alles gut, darum weil es ſei — daher der Aerger der Naturphiloſophen über den Liberalismus, daher manches Stück in Steffens Malcolm, dem eigentlichen Triumphe der Naturphiloſophie, welche die Natur unnatürlich macht, und Unveränderlichkeit von ihr verlangt, weil alles Geweſene auch lebendig, und ſeine Abfaſſung ein Mord ſei. „Darum Räuber und Mörder?!“

Daher die Nüchternheit der Liberalen, die allenfalls allen hiſtoriſchen Wiſſensqualm, weil er Manchen berauſcht und betäubt, erlaſſen, und die naive Frage geſtatten, ja die natürlichſte nennen: „Wozu iſt der Staat da, was will er mit mir, was ich mit ihm?“ Iſt ſeine Erfindung zum Vergnügen Einiger, oder zum möglich größten Nutzen Aller da — ſoll er als etwas Heiliges, Unantaſtbares, wie Malcolm verlangt, unberührt fortbeſtehen, weil er alt iſt, auch wenn er ſeinen Zweck als Inſtitut nicht erfüllt?“

Sehen Sie, meine Freundin, das ſind die aufgeſchlagenen Pforten, durch welche der Liberalismus kecken Schrittes in ſein Terrain tritt, das ſind die Throne zu Ancona, welche die Franzoſen mit Umgehung des alten Souverainetätsrechtes eingehauen, um den von heiligen Prieſterhänden gefolterten Romagnolen zu Hilfe zu kommen. Ein Miniſterium kann irren und täuſchen, Perier kann und mag etwas Andres wollen, das Beiſpiel aber kann er uns nicht nehmen, und die Menſchheit kann mit dem Liberalismus irren, wiewohl es der ſchönſte Irrthum der Weltgeſchichte wäre, da er Millionen emanzipirt, aber den Liberalismus kann man ihr nicht mehr nehmen, denn die Thore ſind einmal zerſchlagen, er ſteht im Cirkus und es iſt rothes, warmes Blut für ihn gefloſſen. — Hat man nun aber erſt, wie oben, ſo naiv gefragt; hat man behauptet, der Staat ſei ein Werk von Menſchenhänden, ſo bleiben auch die naiven Antworten nicht aus und man ſagt: — Wohl, iſt er unſertwegen da, irdiſcher Verbeſſerung fähig, ſo ſei er auch all unſern Bedürfniſſen, irdiſcher und geiſtiger Art, angemeſſen. Es wäre lächerlich, und Sie meine Freundin, würden am meiſten darüber lachen, Malcolm würde höchſtens ein ernſthaftes Geſicht dazu machen, wenn man jetzt herum laufen wollte in den alten Fracks ꝛc, die vor zwei hundert Jahren Mode waren, und wenn man Ihnen ſagte, dieſe Tracht iſt die einzig erlaubte, und darum göttlichen Urſprungs, weil ſie vor zwei hundert Jahren den Menſchen die paſſendſte ſchien — man würde ſagen, ſie ſcheint uns aber durchaus nicht paſſend, und der Schneider, der nur dergleichen machte, verlöre unfehlbar alle Kunden. Es iſt eine krankhafte Pietät, wenn es heißt, das Alte iſt lebendig und darf nicht verletzt werden, es wird lächerlich, wenn es ſo wie ein Frack, den Martiniz oder Slavata getragen, noch Mode ſein ſoll, es iſt verwerflich, abſcheulich, wenn es höhere, Millionen betreffende Bedürfniſſe alſo verkrömmelt. Und nun gehen Sie, Theuerſte, mit dieſer Argumentation recht viele Jahrhunderte zurück und ſuchen Sie ſich die Menſchen, als ſie noch halb nackt herum liefen, und predigen Sie nun gleiche Pietät und Ehrwürdigkeit vor alten Inſtitutionen, und verlangen Sie ihre Beibehaltung, ſo werden die Leute an den modernen Krankheiten: Erkältungsfiebern, Schlagflüſſen ꝛc. die Cholera an der Spitze, hinſterben, den perpetuellen Schnupfen ungerechnet.

— So blieben nun die Leute dabei, und ſagen, wir wollen das, was wir wünſchen und brauchen. Der Staat iſt unſers Vortheils halber da, wir wollen nicht lediglich Nachtheil davon haben. Ja, fragt ſich, wer ſind dieſe „wir“ — und da kommen wir zu dem verrufenen Artikel der Volksſouverainität, vor dem ſich Herr v. Haller, der Reſtaurator und das Berliner Wochenblatt kreuzigen. Da kommt ein Heer von Fuchsſchwänzen, Ungleichheit der Stände muß ſein, nirgends findet ſich unbedingte Gleichheit, greift man in verjährtes Recht der Rechte ein, ſo wird man auch bald die Hand an den Beſitz legen, es giebt höchſtens einen Urvertrag, heißt es nach dem engliſchen Philoſophen, und der hat dies und jenes angeordnet, das muß reſpektirt werden, es giebt keinen Urvertrag, ſondern es giebt ein göttliches Recht, ſagen die Aelteſten ꝛc.

Wie da heraus kommen, wie da gerecht ſchlichten ohne einen Areopagus? Der Areopagus hat ſich gefunden, wie die Natur denn nie etwas halb thut — die öffentliche Meinung hat ſich der Streitfragen bemächtigt, hat einen vollſtändigen status causae entworfen, und die ungeſchminkte Vernunft, die keinen Orden im Knopfloch trägt, hat ſich auf den Richtſtuhl geſetzt und geſchrieben.

Die Geſchichte iſt ein Bild, was bei jedem Menſchen anders iſt, denn jeder Menſch ſchleift ſich ſeinen Spiegel, den er im Innern trägt, ſelbſt, er ſei auch noch ſo faul — jeder ſolcher Spiegel aber ſpiegelt anders, es bedarf immer wieder einer allgemeinen Vernunft, um dieſe Spiegelbilder zu deuten, und um nur das Zeit raubende Hin- und Herreden abzukürzen, denn es iſt den Herren wie den engliſchen Antireformern nur um Zeitgewinn, oder richtiger, um Zeitverluſt zu thun, hat man die Spiegel an die Wand gehängt und benutzt ſie bloß zu Beiſpielen, und raiſonnirt nun und demonſtrirt aus dem hausbacknen Verſtande heraus, und darum ſchreien die Herren, es iſt Verſtand darin, aber gar keine Methode, gar keine Form; es geht wie bei den Plebejern formlos her, ein Mittageſſen ohne Komplimente! Aber obgleich die Bürgerlichen noch keine Diplomaten werden können, ſo haben ſich doch die eigentlichen Herren von der Geſandtſchaft aus Eitelkeit zu gar zu viel Büchern verleiten laſſen, und daraus haben die Kreaturen des dritten Standes ihnen die Künſte abgelernt, ſie gehen jetzt ohne Umſchweife der Sache an's Leben, die Franzoſen haben dem Staate ohne Weiteres das alte buntgeſtickte Kleid abgeriſſen, ſelbſt die trägen Engländer knöpfen ihm die Weſte auf, die Teutſchen fragen an, in kürzeren Sätzen, und ohne Latein und Citate zu ſchreiben, ja ſie ſprechen hie und da ſchon, wenn auch noch etwas unverſtändlich, und wie immer ſehr gelehrt und breit — man meint ſogar von ihnen, ſie würden einſt kurz und verſtändlich reden.

— Kurz, meine Wertheſte, man fragt kurz: „Was ſoll der Staat, wer iſt Herr, wie wird am zweckmäßigſten regiert?“ Der Staat ſoll als künſtliches, ſchönſtes Produkt der Civiliſation ſeinen Mitgliedern ſo viel als möglich Vortheil bringen, der Herr iſt die Allgemeinheit, Jeder hat ſein Theil, Jeder ſein Recht daran, drum gebe Jeder ſeine Meinung ab, wie das Regieren am beſten zu bewerkſtelligen ſei, und das Beſte ſoll man behalten, aber das Alte Lebendige, trotz Malcolm nicht ſchonen, wenn es ſchlecht und untauglich iſt.

Das ſind nun allerdings gefährliche Dinge, und da nicht alle Leute ohne Schwindel ſind, muß man nicht zu ſehr eilen, es geſchieht allerdings ſonſt auf dem Wege zu viel Unheil; daher geht mit Beſonnenheit und Mäßigung zu Werke, übereilt das Rad nicht, es iſt in Schwung geſetzt und kommt an's Ziel, ſo wahr ſich das bewegt, was man von der Stelle ſchiebt — aber geht zu Werke, ſeid nicht Ultra, aber ſeid — der Ultraismus ſchadet durch

Frühreife, die beſten Knoſpen erfrieren, wenn ſie ſchon Anfang März heraus kommen, und man verliert dann immer mindeſtens ein Jahr; das iſt vorzüglich den mouſſirenden Franzoſen zu ſagen; der ſchlimmſte teutſche Ultra wird nüchtern, eh' er geſchadet hat, einen hohen Grad von Enthuſiasmus hält man bei uns meiſt für Trunkenheit, und man iſt nur neugierig, was der Menſch geſoffen hat — da nun aber der Teutſche nach Tacitus und ſonſtigen akademiſchen Erinnerungen dem Trunke ergeben iſt, ſo muß man ihn nur auf die Quellen verweiſen, welche die Ultras berauſcht haben. Allmählig kommt dann auch das ganze Volk an's Trinken, aber allmählig, und das hat ſein Langweiliges, und man kann in manchen Gegenden anjetzt noch ſehr verzweifeln, aber auch ſein Gutes. Ein Theil der Teutſchen, der aber nicht trinkt, iſt kalt Waſſer, und gute Chriſten ſorgen auch für Salz und Brot, das hält vom Extreme ab. So hat jetzt Südweſtteutſchland die Flaſche Franzweins am Munde, und wir im Nordoſten hören mit Neid die Trinkſprüche, und ſehen die fröhlichen Geſichter und hören die friſchen Lieder, und ſingen in der Angſt des Herzens des alten Claudius, „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben" — aber wir haben noch Zeit, uns ſyſtematiſch auf den göttlichen Rauſch zu präpariren, und wir ſitzen in Tertia und lernen Vocabeln. Aber, will's Gott, kommt das Ueberſetzen auch einſt an uns. Nur überſpringt keine Klaſſe, es fehlt Euch dann auf der Univerſität. Aber bei der heutigen ſchnellen Zeit, kann man auch ſchnell lernen! —

Wo bin ich, meine Gnädige, wo bin ich hingerathen? Nach Teutſchland — ach ja, ich bin ein breiter Teutſcher, und ich muß nun beſchämt ſuchen, was ich dem eigentlich kurz beweiſen wollte. Verzeihen Sie mir mein Teutſchland, es iſt mit all ſeinen Fehlern mein Vaterland, und je mehr man ſchimpft und keift und ausſetzt und mäkelt, deſto mehr liegt Einem die Beſſerung und das Anderswerden am Herzen, und nur die plumpſten, kurzſichtigſten Leute verkennen in Börnes Schimpfworten den teutſchen Börne. Sie müſſen in Halle bei Weber Hermeneutik hören: da wird's ihnen aufgehen, daß hinter Börnes Grimm auf Teutſchland die ſchönſte Liebe zuſammen gekauert, und ſchmerzlich weinend ſitzt und auf beſſ're Tage hofft.

Alſo, meine vielfach Angeredete, um aus dem

Geſchwätz heraus zu einem Reſultate zu kommen, was will, was verlangt, was verſpricht der ſchlimme Liberalismus.

Er will hinaus geworfen haben den hiſtoriſchen Ballaſt, die privilegirte Geſchichte, welche ſich die Bequemlichkeit zu Polſtern verarbeitet hat; er will keine Geſchichte vom Schulmeiſter mit erhobenem Bakel eingebläut, wo man nicht rechts, nicht links ſehen darf, er will die Geſchichte alſo nicht als Karoſſenpferd mit Scheuledern, ſondern er will freien Univerſitätsvertrag, wo dem Studenten Raum gegeben wird, die Roſſe Phantaſie und Verſtand nach Herzensluſt ſchwärmen zu laſſen. Er will, daß die Geſchichte lehre, nicht daß ſie gebiete, daß ſie die Stoa ſei, wo jeder Belehrung finden könne, nicht aber das Zuchthaus, wo nur Aufſeher und Züchtlinge zu finden — ſie ſoll nicht ihre eigne Kritik in der Rocktaſche tragen, die, ewig dieſelbe, hervor gezogen werden könne, ſie ſoll jedem neuen, jungen Jahrhundert ſeine Kritik der alten, ewig jungen Jungfrau geſtatten, ſie ſoll nicht wollen, daß die Jugend auf den Auktoritätsſpruch des Alters hin heirathe, was ſie vielleicht nicht ſchön findet.

Kurz, ſie ſoll den Naturphiloſophen zum Trotz lehren, nicht Alles Alte, nicht Alles Dageweſene ſei darum, weil es da geweſen, gut, ſie ſoll oft lehren, es ſei jetzt für uns ſchlecht, wie der Despotismus und die Hierarchie — die Geſchichte ſoll eine berathende Kammer, aber keine Ukaſe ſein.

Der Staat ſoll auf die allgemeinen Wünſche ſeiner Ingredienzien zurückgeführt werden, die Volksſouverainetät ſei ſeine Baſis, und ihre Fahne ſei lediglich das Geſetz, was aus ihrem Schooße wächſt wie der Baum aus der Erde Schooß. Dieſe Fahne ſoll Fürſt und Bauer beſchatten, und die höchſte Gewalt ſei die Frucht dieſes Baumes, die der Baum mit reichem Saft anſchwellt oder verdorren läßt, je nachdem ſie ſeinem Weſen und Leben ſich anſchließt, und je nachdem ſie mit dieſem eins wird.

Das oberſte Geſetz aber und die Seele des Liberalismus, der ſelbſt das höchſte Geſetz der Menſchheit werden ſoll, ſei in den Worten enthalten:

Die Befugniß zu allem Glücke zu aller Ehre wird jedem Kinde in der erſten Nahrung gereicht, die Räume ſind offen und keine Schranke hemmt —

Somit iſt freilich keine unbedingte Gleichheit gepredigt, die nimmer ſtatt finden kann, aber die Jahrhunderte lang verſchloſſenen Pforten ſind geöffnet, an denen der ſchmutzige Paria, der griechiſche Sklave, der hungernde Plebejer in Rom, der verachtete unfreie Germane, der zurückgeſetzte Bürger der neueren Zeit vergeblich klopfte — die Pforten ſind in London 1688 zum erſten Male ſchallend geöffnet worden, und nur eine dichte Schaar von Ariſtokraten hat ſich dort in den Thorweg geſtellt, welche die Ausſicht hemmt und den Blick verkürzt, doch aber den Zugang nicht ſperren kann — ſie ſind dröhnend aufgeſprungen 1789 zu Paris, und als ein machtloſes Weſen aus verfaultem Pfaffenholz und verroſteten Majeſtätsnägeln zuſammen gezimmert, die Thorflügel allmählig wieder ſchließen wollte, da ſprang in den Julitagen 1830 das wachſame Paris in den Thorweg, und ſeine Gewalt ſchleuderte die Trümmer nach Nord und Süd, daß ſeine Trümmer jetzt in den ſchottiſchen Hochlanden, auf den Schluchten des Appenin zerſtreut zu ſuchen ſind. Das Herz der Civiliſation, Paris, hat den Liberalismus mit ſeinem Blut geſchrieben, und er iſt die neue Religion, deren Kodex in der Vernunft der Menſchheit geſchrieben ſteht, mit Lettern die nur mit der Menſchheit vergehen.

Dies, meine Gnädige, iſt der Liberalismus.

1832.

Motto:

Wo wollt Ihr hin? — Wir gehen eben fort. —
Nun wieder zu was Anderem. —

Fauſt.

„So lange Sebaſtian Brands Narrenſchiff nicht friſch aufgelegt wird, giebt's kein Heil."

Ein Zwiſchenſpiel.

Die hannöverſche Charte.

— Man könnte den Titel in Frankfurt revolutionair nennen, ich weiß es, ja ich hoff' es, aber ich habe eine Auktorität, die Feth Ali Schach in Teheran wahrſcheinlich gelten läßt, Herrn Dr. Jarkes Wochenblatt. Keine Verläumdung! Keine Verläumdung — das Folioblatt aus Berlin nennt meinen Titel zwar nur einen Entwurf zu einem Staatsgrundgeſetz, ach, und ich glaube, das Blatt hat Recht, das Blatt ſagt, es komme heut zu Tage vorzüglich auf Namen an, und „die Sprache ſei die Verrätherin unſrer Freiheiten geworden" — ach, und ich glaube, das Blatt hat wieder Recht, ich habe verläumdet, und es bleibt beim Entwurf. — So wie Rußland ſeine Verbrecher ſchon lange in Sibiriſche Bergwerke ſchickt, vorzüglich die politiſchen, weil ſie nur als Staatsbeamte Gold und Silber zu Tage fördern ſollen, ſo wird man nächſtens einen Schacht für die aufrühreriſchen Worte graben, um ſie für ewige Zeiten in Nacht zu verſenken — in den Vatican wo die libri prohibiti, die Bibel, Wegſcheiders Dogmatik, und Gesenii Lexicon hebraicum an Ketten liegen, bringt noch zu viel Sonnenlicht, das hat die Erfahrung gelehrt; man muß drum unterirdiſch zu Werke gehen, und das ſchlimme Wort Charte kommt zuerſt in's Loch. —

Alſo, ich nehme meine Verläumdung zurück, und geſtehe ſchüchtern, daß man in Hannover den Entwurf zu einem Staatsgrundgeſetz entworfen habe. Schöner, überraſchender klänge es freilich, wenn ich ſagen könnte — Hannover hat eine Charte, und das Berliner Wochenblatt erklärt mit edler, unerſchrockner Freimüthigkeit, „das iſt brav.“ —

Ach, wie freu ich mich innerlich, daß ich wirklich ſo ſagen kann, und nur das Wort „Charte“ als ein ſchlechtes franzöſiſches Wort auszuſtreichen brauche — was thut das auch: ein Berliner ſagte neulich — „was iſt eine Charte? ein Stück Papier, höchſtens Pergament,“ und der Mann weiß, wie lange das Lumpenpapier erfunden iſt. — Aber keine Störung, nicht zu laut geſprochen, daß wir das Wochenblatt, was im Mondſchein auf die gefährliche Brücke getreten iſt, Verfaſſungen zu preiſen, nicht irre machen, daß es nicht umkehrt, wir wollen ihm ganz gutmüthig die Artikel abfragen, und erſt am Schluſſe laut ſprechen. Aber die Hannoveraner beneid' ich, denn ihnen iſt das Unglaubliche gelungen, das Berliner Wochenblatt zu revolutioniren, und ſie haben eine — einen Entwurf.

— Ich bevorworte noch, um Niemand ein Eckchen Ruhm abzuzwacken, daß nach der Allgem. Zeitung, Beilage No. 61 Hr. Prof. Dr. Jarke mit einem anſehnlichen Gehalte angeſtellt worden iſt — und doch preißt er den hannöverſchen Verfaſſungstrieb. Nun ſpreche Einer noch von unlautern Abſichten. —

Die Beurtheilung fängt zwar etwas ſonderbar an, aber das muß die Leſer nicht abſchrecken, wenn das Wochenblatt ſagt:

„Enthielte das neue hannöverſche Grundgeſetz weiter nichts als die tauſend Mal gehörten und wieder gehörten Phraſen von „Theilung der drei Gewalten, Gleichheit von dem Geſetz, Beſchränkung des Staatsoberhaupts auf die executive Gewalt, Ein- und Zweikammerſyſtem ꝛc., ſo würde die Mühe einer beſondern Analyſe dieſes Verfaſſungsentwurfs ſchwerlich durch die Ausbeute belohnt werden ꝛc.“

Es iſt natürlich, daß das Wochenblatt nicht mit der Thür in's Haus fallen darf, wir dürfen uns auch nicht wundern, wenn es noch eine Zeit lang ſo geht, wir wiſſen doch, was wir wiſſen, daß nämlich ein Verfaſſungsentwurf gelobt wird, und daß die Herren ihre Füße nach der Linken erheben. Stolpern auf fremdem Wege und zur Nachtzeit kann Niemand befremden; darum auch folgendes nicht:

„Zu jenen irrigen Bezeichnungen gehört insbeſondre der falſche Gebrauch des Wortes „Staat,“ (als wörtliche Ueberſetzung von res publica,) wo von dem Regenten die Rede iſt. — Oft iſt bemerkt worden, wie gefährlich dies Wort der fürſtlichen Gewalt geworden ſei.“ —

Eine ganz billige Beſorgniß, welche die Erfolge in Frankreich, Belgien und den meiſten kleinen teutſchen Staaten längſt gerechtfertigt. Das Wochenblatt meint, der Staat bedeute nur res publica, wenn die res privata des Regenten eben nichts dawider habe, es meint, zu Anfange des Staatslebens habe es Regenten geſchneit, und nun ſei eigentlich die Sache gut geweſen, und man habe

Staaten gehabt; die Regenten hätten aber die Einſamkeit langweilig gefunden, es ſei ihnen auch unbequem geweſen, ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen, da hätten ſie denn zu wiederholten Male am Himmel geklingelt, und nun ſeien allmählich Köche, Schneider, Edelleute, Bauern ꝛc. zum Vorſchein gekommen — man müſſe es alſo nur recht verſtehen, wenn man res publica „Staat" überſetze, es hieße nur „Sache des Regenten," wie das Louis XIV. ſo ſchön und kurz ausgedrückt habe. —

Wer könnte darüber böſe werden, das iſt ſo eine von den Anſichten der Kosmogenie, wie die Sineſer eine hatten vom großen Berge, um den ſich Mond und Sonne gedreht, und von dem alle Ströme herunter gekommen ſeien; das verfällt der antiquariſchen Kritik, und iſt an Herrn v. Schlegel und Collegen zu verweiſen, uns aber ſtört es gar nicht. Der gutmüthige Scharfblick offenbart ſich auch gleich darauf, wenn er die vielen Millionen, welche das Wort res publica — Staat — in ſich begreift, „ein Gedankending," und den Regenten doch etwas Lebendiges mit „Gewiſſen und menſchlichem Erbarmen" nennt. Gutmüthiger iſt doch noch nirgends Millionen der Odem ausgeblaſen, und ihr

Wohlſein „dem menſchlichen Erbarmen“ empfohlen worden. Es iſt der Milde zu viel, denn was ſoll einem todten Gedankendinge Erbarmen?

Es kommt eben Alles auf den Standpunkt an, von dem man die Sachen beurtheilt, pflegt man zu ſagen, und ich denke, wir haben nun den rechten, um das Folgende nicht falſch zu verſtehen:

„Das hannöverſche Grundgeſetz kennt keinen „Staat,“ ſondern einen „König,“ Landesherrn oder Landesherrſchaft,“ auch kein „National oder Staatsgut,“ ſondern „Krongut,“ keine „Staatsbürger,“ ſondern „Unterthanen des Königs von Hannover. — Eben ſo ſind alle ſonſtigen aus den falſchen Theorieen unſrer Zeit herrührenden, oder an dieſe erinnernden Wendungen glücklich vermieden. — Niemand kann, auch mit dem übelſten Willen aus dieſem Entwurfe die Volkſouverainetät heraus interpretiren.“

Hier kommt nun eigentlich der römiſche Triumphator auf dem Capitole an, das Wochenblatt iſt hier auf dem Gipfel, und wir müßten blind ſein, wenn wir ſeiner Klugheit nicht jubelnd den Lorbeerzweig in das Haar flechten wollten.

Es war den Kampf eingegangen mit der ganzen Weltgeſchichte, und ſein Hauptſchlag iſt nun, uns zu ſagen, die letzten 40 Jahre ſind eine fürchterliche Lüge geweſen, ſie ſind ein Phantom Eurer Einbildung. Dazu iſt die Naturphiloſophie erfunden werden — o, es iſt eine Freude, wenn man einen Blick in dieſe Myſterien werfen darf — welche lehrt, daß Alles nur in ſofern iſt, als es in meinem Geiſte iſt; das Wochenblatt ſagt: in meinem Geiſte iſt die neue Zeit und Geſchichte nicht, alſo iſt ſie überhaupt nicht. Ich hoffe, meine Leſer begreifen das. Den kleinen Kunſtgriff, das Subject zum Object, und das ſubjective Nichtſein zum objectiven Undinge zu erheben, werden ſie mehr bewundern als tadeln.

Man könnte ſagen, das Wochenblatt experimentirt nur mit unſerm Verſtande und unſrer Geduld, und biegt die Degenklinge nur auf's Aeußerſte, um zu ſehen, ob ſie gut gearbeitet ſei und nicht breche — aber unſre Bildung iſt auch aus Aſien, wir kennen die Schönheit der Damascener, und verwerfen dieſe Auslegungsweiſe als platt. Wir ſchmeicheln uns, das Wochenblatt tiefer zu verſtehn.

Wir haben ganz andre Beſorgniſſe: das Wochenblatt iſt nur die Kehrſeite von Börne, aber ach, es iſt auch Börne, und geht mit ihm nach demſelben Ziele; man muß nur Phyſik verſtehn und wiſſen, daß bei gewiſſen Dingen der eine Pol negativ, der andere poſitiv iſt, das Ding bleibt aber daſſelbe, und unſre Trauer iſt nur, daß das Wochenblatt der poſitive Pol derſelben revolutionären Kanonenkugel iſt, von welcher Börne und die Ultras der negative ſind.

Das iſt der Schlüſſel zu der genialen Kühnheit obigen Satzes, die Weltgeſchichte umſtoßen zu wollen — es iſt die fürchterlichſte Revolution, die beabſichtigt ward, und alle andern ſind Spielerei dagegen. Woher das Gold für dieſen Ruhm nehmen. Die ſogenannten Revolutionairs richten ihre Angriffe nur gegen das äußerlich Beſtehende, hier gilt's ſcheinbar den Ideen eines ganzen Jahrhunderts, dem Geiſte, nicht bloß der Form einer Zeit — alle Ultras ſind Stümper, Marat und St. Juſt Schulknaben gegen das Wochenblatt, denn dies revoltirt gegen das Gewaltigſte der Menſchheit, gegen ihre Ideen — und woher Gold für dieſen Ruhm! Die Regierungen, in dem unglückſeligen Irrthume, es werde für ſie gefochten, opfern Ehre und Gewalt und Aemter, und richten ſich zu Grunde — die

Schätze aller Herrſcher, die Diamantgruben Golkondas reichen nicht hin, hier zu lohnen, denn der Angriff hat unſre ſublunariſche Welt überſprungen, er ignorirt ſie, denn er verlacht kühl das Beſte, was ſie hat, ihre Ideen, ihren Geiſt. —

Der täuſchende Ultraismus unſers Wochenblatts, was Gott erhalte, iſt die genialſte Revolution, welche die Erde geſehen, ſie iſt nicht bloß eine politiſche, eine religiöſe, ſie iſt Beides, und mehr als Beides, denn ſie überſpringt Beides, ſie iſt das Neueſte, und wenn ſie gegen Neuerungen eifert, ſpaßt ſie.

— Es überkommt mich eine unſterbliche Wehmuth, wenn ich bedenke, daß auch dies mein liebes Blatt, das Berliner Wochenblatt, was ſo ſehr für das Bleibende ſpricht, nach den Geſetzen unſers Planeten nicht bleiben kann, ſondern ſterben muß, auch ſterben muß wie der blinde Homer und Oſſian, daß ein ſo kluger Staat, den ein kluger Freund ſo eben in einem Briefe an mich das proteſtantiſche Oeſterreich genannt hat, daß ein Staat, wie Preußen, nur im Stande iſt, meines Lieblings Leben zu friſten durch Odeurs und Stärkungen, daß ſelbſt ſolch' ein Staat nicht vermag, Unſterblichkeit zu garantiren.

Ach, ich bin ſo ärgerlich! — Wenigſtens hoffte ich, die Hannoveraner würden ein Wenig aus dem Häuschen fahren vor lauter Rührung. wenn ſie erführen, wie man ſich in Berlin für ihre Entwürfe intereſſire. Aber es iſt eine dumme Welt! Sie verſteht nicht Spaß, nicht Ernſt, ſie kann nicht ultra liberal, nicht ultra abſolutiſtiſch revolutioniren: — ſolch ein plumper Hannoveraner ſchreibt in der allgemeinen Zeitung, der beſprochene Entwurf zum Staatsgrundgeſetz ſei nichts, gar nichts, ja, er ſei mehr als gar nichts, er ſei ein Jammer, und das Land, was zum Entwerfen gar nicht genügend zugezogen worden ſei, werde ſelbiges Inſtrument ſehr *verwerfen*.

— Als ob *ein Land* etwas zu verwerfen hätte! Wofür giebt's denn die Polizei; wofür wird denn regiert, als um dem Lande die Zeit zu erſparen! —

Das ſind ſolche dumme Worte aus dem neuen Lexikon, zu dem kein ehrlicher Schelm ſeinen Namen hergeben kann. Das Land, das Land! Was iſt das Land ohne Herrn? Ein Kadaver ohne

Kopf, ein Körper ohne Seele — was hat das Land zu ſagen? Wofür gäb es die Obrigkeit?!

Ach, man muß ſich mit den Leuten gar nicht einlaſſen, ſie verwirren alle Rechtsbegriffe, und wiſſen nichts vom Sachſen- und Schwabenſpiegel, es iſt arrogantes Volk, was Alles beſſer wiſſen will, als unſere braven Altvordern, denen die Erde leicht ſein möge. Ich ſchleiche jetzt oft, das Wochenblatt in der Brieftaſche, auf die Kirchhöfe, und ſteige in die Grüfte, und leſe das Wochenblatt ſchluchzend den kupfernen Särgen vor, als einzige tröſtliche Stimme aus guter alter Zeit. Aber auch die dummen Todtengräber ſind liberal geworden, und ſtellen ſich ultraverſtändig: der Affe auf dem unſrigen hatte mich öfters behorcht, mich für verrückt gehalten und bei der Polizei angezeigt. Brave, liebe Gensd'armes kamen eines Abends, als ich den Särgen über Don Miguel und ſein göttliches Recht zu regieren und todtſchießen zu laſſen, vorlas, und legten die Hand der Gerechtigkeit an mich, um mich einzuſperren, und der einfältige Todtengräber, der bei der Hypercultur wahrſcheinlich den Hamlet geleſen, ſprach die ſchnöden Worte: „Das iſt der Narr, der die Todten lebendig machen und revolutioniren will.“ —

— Aber ich ſtreckte den Dienern der Gerechtigkeit das Berliner Wochenblatt hin, und erſuchte ſie, in ihren Inſtruktionen wegen löblicher und verwerflicher Zeitſchriften zu leſen, und ſie zogen ihre im Dienſte beſchmutzten Brieftaſchen, die petits portefeuilles und der Polizei-Commiſſarius ſprach mit vorgehaltener Rechte in Uhlands Balladentone:

„Dieſes graue Wochenblatt
Iſt ein braver alter Reiter —
Es iſt unſerm Schutz empfohlen
Laßt den Herren in Frieden weiter. —

Und die Obrigkeit gab mir eine eklatante Genugthuung; der Todtengräber ward abgeſetzt, weil er revolutionäre Geſinnungen verrathen, meine Gräberbeſuche aber wurden dramatiſch in der Zeitung beſchrieben, und ich erhielt das Epitheton eines braven Unterthanen. Das iſt nun allerdings ein Troſt; jetzt „wo täglich mehr und mehr die Beſſern ſchwinden.“ —

— Einer von den neueren Affen ſchreibt in der „Allgemeinen Zeitung“ es ſei mit dieſem Hannöverſchen Entwurfe gar nichts, ſeine dreiſten Worte, die ganz das Siegel des neuen Zeitjammers auf der Stirne tragen, und nur die Schule der vom einzigen Gotte abgefallenen Iſraeliten auf Garizim, Börne und Heine ſind, lauten:

„Soll es mit unſerm Conſtitutionsmachen Ernſt werden, ſo muß es in und mit dem Volkswillen geſchehen — und dieſen ſpricht die jetzige Ständeverſammlung nicht aus, weil ſie ja verändert werden ſoll und die Landſtände ſprechen ihn aus gleichem Grunde auch nicht aus, alſo muß man die ſämmtlichen Gemeinen hören.“ —

Die Polizei iſt noch nicht gut genug, und das Wochenblatt wird noch zu wenig geleſen.

1.

Leipzig, den 2ten Juli 1832.

Die Welt iſt ſo reich geworden, daß ſie immer mehr verlangt und die jetzigen Kinder werden viel zu zahlen haben an Wiſſenſchaft und Tugend. Im Poſtwagen fand ich eine polniſche Generalsfrau mit ihrem funfzehnjährigen Sohne, den man bei Warſchau ins Bein geſchoſſen. Der trotzdem muntere Burſch' war äußerſt unterrichtet und ich würde mich ſehr freuen, wenn ich viel ſolche funfzehnjährige Teutſche fände, die im Poſtwagen den Dante, Byron, Schiller und Nodier zur Lectüre mit ſich führten und ſo klug wie er über Geſchichte u. ſ. w. ſprächen. Laßt euch ihr jungen Teutſchen, die ihr ſoviel Schulen als Häuſer habt, von einem wilden Sarmaten nicht beſchämen! Fragt euren gelehrten Profeſſor, der alle alten Dinge weiß, ob er denn nichts Neues wiſſe. Laßt euch Neuigkeiten erzählen!

Was ſoll ich ihnen, meine Verehrte, aus dieſem platten Orte ſchreiben? Mein Kopf wird hier ſo wüſt, daß die Weltgeſchichte der neueſten Tage wie ein unciviliſirtes Thier der Sahara darin herumläuft, er iſt hier höchſtens Bibliothekar, er beſitzt nicht viel mehr als einen Catalog: — in England bereitet ſich Alles auf ein lebhaftes Andrängen zu Gunſten der polniſchen Sache vor, das Parlament will wenigſtens den Protocollführer Europas ſpielen, und ſeine Rechtsſchuld mindeſtens einregiſtriren. Auch von hier ſoll Material dazu nach London geſchickt worden ſeyn. Dies Material beſteht nämlich in den fürchterlichſten Nachrichten, aus Polen ſelbſt, welche haaranſträubend, entſetzlich ſind. Nun hoffen die Leute, ſolche moraliſche Laſt werde die Waage in London ſiegreich niederdrücken, und auf die eine oder die andere Weiſe etwas geſchehen machen — Die guten Narren! Die engliſchen Motionen ſind wohleinſtudirte Ifflandiſche Stücke, welche ſich nach einiger ſentimentalen Rührung für das Parterre gewaltſam einen verſöhnlichen Schluß bereiten und nach dem Herunterfallen des Vorhanges zu Ende ſind. Den andern Tag wird eine komiſche Oper aufgeführt und da giebt's viel zu lachen. Die Helden des ſentimentalen Stücks aber finden ſich modern gekleidet denſelben Abend noch in den Salons wieder, und laſſen ſich Schmeicheleien ſagen, wie ſchön ſie geſpielt. Europa iſt immer noch einfältig genug, die Iffländer für Tugendhelden zu halten. So lange das Volk nicht mitſpricht, was man von einem reformirten Parlamente erwartet, ſo lange ſpielt man mit den Völkern Komödie.

Zur Politik der Tugend iſt noch ein Jahrhundert zu durchächzen, nichts als die tragiſche Göttin Nothwendigkeit herrſcht; in einem halb unmoraliſchen Europa kann aber noch nicht von einer moraliſchen Nothwendigkeit die Rede ſeyn. Viel wichtiger — weil dahineinſchlagend — iſt die ſcharfe Sprache der Conferenz gegen Holland, welche dort wieder einmal die dräuenden Locken des Krieges ſchüttelt, und über kurz oder lang durch die Geſetze ihrer eigenen Exiſtenz zu irgend einer That gezwungen wird: Sonſt iſt's noch der alte Jammer, denn die beabſichtigte Schwiegervaterliebe des Bürgerkönigs ſcheint hier der Haupthebel, alſo Privatvortheil neben allgemeinem Rechte. Viel wichtiger iſt es ferner, daß Barometer Talleyrand als richtiger Wetterverkünder durch die zeitigen Verhältniſſe liberal genug geſtellt iſt. Alles ſchleppt ſich übrigens bis zum Kriege und die Fragen concentriren ſich wie früher nur auf Antwerpen und Pedro, und daraus folgende Intervention oder Nichtintervention.

Die meiſten der Liberalen, denen ich bis jetzt begegnet bin, gehören zu den im Strome Schnaufenden, denen der Nachen der hiſtoriſchen Ruhe fehlt, welcher ſie auf den Wellen und doch über den Wellen hintrüge. Jemehr ich aus der verbrannten Fläche der platten Reaction herauskomme, und von den eigentlichen profeſſionirten Liberalen mich umringt ſehe, deſto feſter rüttele ich mich ein auf meinem hiſtoriſch philoſophiſchen Standpunkte, deſſen Sonne ein ſtrenges kühles Bewußtſeyn iſt. Ich werde ewig ein Radikaler bleiben, aber neben den ſchwirrenden wirbelnden Ultraliberalen, die in der Dunkelheit wie Fledermäuſe im Zickzack herumflattern werde ich bald wie ein ſteinern Standbild daſtehen, das ſich kalt anfühlt.

Ein Breiteres darüber ein andermal; Sie können mich leicht mißverſtehen, denn ich liebe doch jene Leute in ihrer Vollblütigkeit, wenn mir auch ſelbſt jenes heftige tobende Pulſiren unbequem iſt.

Sachſens Phyſiognomie iſt die eines gähnenden Schläfers, der ſich einmal aufgerichtet, der indeſſen noch nicht ausgeſchlafen hat. Aber auch ein ſolcher Schläfer iſt noch langweilig — er braucht noch eine halbe Stunde, freilich nur noch eine halbe Stunde.

Leipzig ſpeciell iſt ekelhaft proſaiſch, platt — es liegt da in der Fläche wie ein ſehr bürgerlicher Gedanke auf einem breitgedrückten Hirn. Schon die Sprache iſt ein Mühlſtein, der jede Poeſie zermalmt; man läuft wie unter großen lallenden Kindern umher. Ade bis auf beſſere Zeiten.

2.

Ende Juli.

— Da wäre ich denn in Carlsbad, meinem Paläſtina! Wunderlich, daß man überall hinkommt, worauf man auf der beſcheidenen Charte losſteuert, wunderlich, daß der veränderte Ort ſo wenig auf den Körper, auf die Seele gar nicht wirkt. Ich bin hier eben ſo troſtlos oder wie die Leute ſagen: eben ſo wenig bei Troſt, als ich's in Leipzig war. Es liegt gewiß nicht an meinen Umgebungen, ſondern lediglich an mir: ich hab' es erſt heut' Mittag erprobt, wo ich in beſſerer Laune großes Gefallen an einer Mittagstafel zweiten Ranges, beſetzt mit ganz einfältigen Leuten, wo ich das größte an dieſem behaglichen öſterreichiſchen Materialismus fand, der ſo ſauber und zuthulich iſt — wahrlich die Kerle in ihren ſchneeweißen Jacken, welche das Eſſen ſervirten, das ſchmucke Mädchen, welches zu größerer Aufheiterung, mit Jedem, der einen Teller bekam, äußerſt harmlos kokettirte — alle die Leute kamen mir in ihrer Beſchränktheit wie Diener einer wohlhabenden Fee vor, welche nur zur Freude, zum Wohlſein exiſtirten. Ich hoffte damals, ich würde meine dummen Bücher und Zeitungen vergeſſen lernen, ich hoffte auch ein Feedomeſtique zu werden, aber die Herrlichkeit währte nur eine Stunde, die Berge fallen mir hier auf den Kopf und erdrücken mich, in Leipzig verzehrte mich der trockene Staub der flachen Proſa — wahrlich, wahrlich, ſchlechter Heine, wie oft ruf' ich mit Dir: „und wär' nicht noch das bischen Liebe, — ſo gäb es nirgends einen Halt!" — Ich bin wie der ewige Jude, der auf den Gräbern wandelt und keine Ruhe findet, es iſt nur der kleine Unterſchied zwiſchen uns, daß ich Leben ſuche und nicht finde, wie er den Tod, daß ich der Zukunft entgegenrenne, bis ich athemlos hinſinke, während er der Vergangenheit zu entlauſen trachtet. Und doch, und dennoch ewiger Jude. Dieſe leichenartige Vergangenheit der indiſchen Kaſten, wie fährt, wie rollt ſie mir hier mit ihren Vier und Sechsſpännern über den Leib und zermalmt mich. Es iſt um in die Wolken zu ſchreien: noch nicht zwölf Stunden war ich hier, als meine demokratiſchen Träume alle mit dem Sprudel verdampft waren — ich dachte, hier, wo die Leute unwiderleglich erinnert werden, ſie ſeien Staub von einem Staube ꝛc. hier wird ihnen doch die Fratze vergehen! O nein! — Sie ſondern ſich wie Korn und Spreu und das Korn wird wieder abgetheilt in beſtes Mutterkorn, beſſeres, gutes, und die Spreu geſchieden für das verſchiedenartige Vieh — ſo Gott will und der heilige Nepomuck, der vor mir auf der Brücke ſteht, geht nicht mehr viel von dieſem Saamen auf. —

— Aber mein Gott, entſchuldigen Sie doch ja, was quäl' ich Sie mit ſolchen galligten Ergüſſen, während draußen die Sonne ſcheint und in ihrem tönenden Kreiſe einem Thal vorübergeht, wo ſie ſo unendlich ſegensreich hingeblickt — Sie können eine Beſchreibung Carlsbads verlangen, ſonſt iſt mein Anſinnen an Sie, ſolche Briefe zu leſen, auf keine

Weiſe zu rechtfertigen. — Ach die Natur iſt lauter Güte, Freundlichkeit: die große Seele, deren Athem ſie belebt, iſt ſo rieſig und ſo rieſenhaft freundlich, daß ich die dumme Zerknirſchtheit der Chriſten wohl begreiſe, wenn ſie an Gott denken, daß ich aber mich nicht begreiſe, wie ich ſo arm, ſo bettelarm in dieſer reichen Welt ſein kann.

Nebenher geſagt, weil Sie ſo gütig waren, nach meinen jetzigen Studien zu fragen: die Natur iſt mein Studium, d. h. ich ſeh in den Himmel und die Gewitterwolken und ſinne und habe manchmal die kindiſche Angſt, es werde mir überſchnappen und dann hör' ich gleich auf zu denken. Uebrigens aber außer dieſer Annäherung zur Verrücktheit nähere ich mich gar keiner Beſchäftigung und erſt, wenn ich mich wieder beſchäftigen werde, will ich Chemie, Phyſik — Naturphiloſophie anſehn.

Es giebt ja jetzt große Ferien, die uns der teutſche Bund vorgeſchrieben hat, und wenn ich auf der Halbſcheid dieſſeits des Schwarzwaldes und der heiligen Allianz bleiben muß, ſo hab' ich nichts Beſſeres zu thun, als zu lernen und zu hungern, ich will Beides redlich.

Aber Carlsbad — der Thürmer bläſt eben einem neuankommenden Mitgliede den Willkommen und erinnert mich daran, die beſtallten Trompeter ſind doch zu etwas nütz.

Das ganze Böhmerland iſt in Blau gekleidet: blaue Berge, blaue Fuhrmannskittel und das Land ſelbſt iſt ſeit Jahrhunderten blau — — — daß es größtentheils mit dem Thier um die Nahrung ſtreitet. Metternichs Eskorte, wenn er hereinkäme wäre wie die unſere eine Schaar von mindeſtens 50 wörtlich halbnackten wohlgebildeten Geſtalten die Stundenweit den Wagen winſelnd begleiten. — Wenn man den Brief aufmacht, ſchickt man mich nach Munkatſch — Carlsbad liegt unſcheinbar in einer Thalſchlucht wie eine Schnecke, die ſich an die Erde klammert, die Berge ſchweben uns bis über den Haaren und auf mein Papier, was Sie eben in Händen haben, ſieht ein hoher Felskegel, auf dem die Menſchen das Abbild ihres Gottes in gräulicher Form angebracht haben. Es iſt wie alle Bergſtädte ſo gebaut wie ein guter Novellenſchreiber gewachſen iſt, nämlich verwickelt, aber es iſt faſt durch und durch hübſch. Wartha an der Pforte von Glatz hat Aehnlichkeit in der Lage, es fehlen ihm nur die Häuſer Carlsbads und einige lange gerade Strecken wie „die Wieſen" hier.

wo ich auch wohne. Das ſind zwei Reihen meiſt ſehr ſchönen, zum Theil dreiſtöckigen Häuſer, zwiſchen welchen die Tepel fließt und die außerdem noch durch zwei breite Quais getrennt werden, welche mit Linden und Boutiquen beſetzt ſind. Ich wohne natürlich auf der ſchlechteren Seite, denn die Wohnungen ſind heidniſch theuer — alles Schöne und Reiche wohnt drüben jenſeits des Fluſſes wie die ſchöne Zukunft der Simoniſten. Ich ſeh' mit bewaffnetem Auge das Glück wohl, aber kann es wie Schillers ſentimentaler Quellenknabe nicht erreichen.

Es ſoll durch den ganzen Weltproceß ſo gehen und der Annäherungstypus ſoll überhaupt der menſchliche ſein — ob's wohl wahr ſein mag, o bitte gn. Fr. fragen Sie doch den Doctor der Philoſophie, der muß ja das genau wiſſen. —

So ſteht da ſchief drüben, ich ſeh's, wenn ich den Kopf in die Höh hebe, aber ich hebe eben den Kopf nicht in die Höh' — ein ſchönes Haus „au coeur rouge“ genannt, dort wohnt ein Mädchen, ich glaube aus Polen, ganz, aber auch ganz das Original zu der Schilderung jener Julia in den Briefen an Falstaff. Ich weiß nicht, ob Sie ſich erinnern. Die ſchönſten dichteſten ſchwarzen Locken fallen ihr à l'enfant auf den ſchneeweißen nur durch ſarmatiſche Taille unterbrochenen Ueberrock und die ſchwarzen Kamaſchenfüßchen der jungen Schönheitsgarde, die nicht ſtirbt, aber ſich ergiebt, tänzeln auf dem Trottoir vor der Hausthür herum. Es iſt ein äußerſt lieblich Kind, und das macht mir Freude in all' meinem Jammer — nur die klarſte Aeſthetik und das gediegene Wiſſen finden noch Zugang zu mir; ich bin wie ein alter Mann: alle Mittelſtufen ſind mir widrig. Nur die vollendete Schönheit, wenn mich auch die Ferne oft täuſcht, die Täuſchung kommt ja nach dem Genuſſe — und Wolfgang Menzel haben wir ſeit mehreren Wochen, ehe ich die freundlichen mir ſehr wunden Manne, ſehr wohlthuenden Worte von Ihnen erhielt, Freude gemacht.

Aber ich bin auch geizig und vorſichtig wie ein Pedant, ich ſuche nie ein ſchönes Mädchen zu ſprechen, noch weniger tret' ich in eine ganze Gruppe, ich will den ungetrübten Totaleindruck; ein dummes Wort fällt wie Blei auf meine poetiſchen Schwingen, die ſich am weiteſten in der Berührung entfalten, welche die geiſtigſten Sinne, wie das Auge, nur ſtreift. — Da fliegt im Pheton ein ſchönes Bild heran, mein nicht ganz ſcharfes Auge baut und erfindet und iſt Künſtler, wie ein Blitz ſpringt eine ſchöne freie ganze Geſtalt vor meine Seele, der Wagen donnert vorüber, — aber meine Poeſie iſt für ewige Zeiten da, ich ſehe ſtolz auf das materielle Pack um mich, was dem Materialismus fröhnt und nichts gemerkt hat.

(Ein ſchöner Lieberaler, nicht wahr?)

So ging mir's heute nach Tiſch im Kaffeehaus.

— „Je hob Dirſch holt heut Mittock ſchon rockt, ober Du glaubſt nix." — Das waren die erſten klaſſiſchen Worte, die ich im Vorübergehen, gleich nachdem ich Obiges geſchrieben aus dem Munde einer der ſchönſten hieſigen Damen hörte. — Mehlthau iſt vortheilhafter für Getraide als dies für Illuſion. Dies Lallen von den ſogenannten Vornehmſten muß man hier hören; wie ſie ſich auch nicht einen Fußbreit aus den gewöhnlichſten Provinzialjargon herausgeriſſen haben — wahrlich! Sprachkenntniſſe ſind ein angenehmes poſitives Wiſſen, aber ohne beſonderen Bildungswerth, aber die eigene Sprache maltraitiren iſt der Ausdruck ärgſter Barbarei, denn jedes Volkes erſte Blüthe, weil ſie zur höchſten, dem ſchönen Ausdruck des ſchönſten Gedankens führt, iſt ſeine Sprache. — Was übrigens das Material anbetrifft, ſo würde der ſchleſiſche Adel hier eine klägliche Rolle ſpielen: der Aufwand iſt ungeheuer, weil enormreiche Fürſten, wie le prince de Rohan, der allein 40 Zimmer bewohnen ſoll, viele öſterreichiſche und ruſſiſche Großen den Ton angeben. — Ihr langer Ariſtokrat, der auch hier iſt, ſieht ſehr traurig dabei aus, da die Auktorität ſeines Verſtandes doch nicht in die Brunnenliſte geſetzt werden kann; ich hoffe er ſieht hier ein, daß es etwas Beſſeres als Ererbtes giebt. Den meiſten Menſchen iſt ja doch nur auf dem Wege des Egoismus beizukommen. Uebrigens iſt ſeine Nähe meiner Cur ſehr nachtheilig — gegenüberſtehen kann man einem Ultra alle Tage einmal ohne großen Nachtheil für die Leber, aber gegenüberwohnen wie wir's thun — und leben; das iſt zu ärgerlich.

Sie wiſſen, wie langſam ich an Dummheit glaube, aber Alles was ich von dieſen vornehmen Leuten ſehe und höre, iſt ſo abgeſchmackt, daß alle Satiren gerechtfertigt ſind — NB. ich rechne die Farbe der Dummheit, den öſterreichiſchen Dialekt, vollkommen ab und überſetzte mir ihre Reden immer erſt ins Teutſche. Bequem, wohlhäbig iſt aber Alles, Alles an dieſer Nation bis auf das Idiom, was ſo faul, gemächlich nnd träg iſt, wie man's nur wünſchen mag — ſchon darum iſt ein öſterreichiſches Bad geſünder als andere, weil man das Denken bald über dem bequemen Reden aufgiebt, — noch einige Jahre ſofort und das alte Sybaris und Capua iſt im Großen fertig und der Culminationspunkt alſo mit der Kriſis iſt erreicht. Uebrigens freu' ich mich ſogar einſt auf dieſes Volk nach der Kriſis; es wird einen ſchönen Platz zwiſchen England und Frankreich einnehmen; es hat die Gutmüthigkeit des franzöſiſchen Kosmopolitismus und den praktiſchen Verſtand des engliſchen Kaufmannsweſens, das giebt ein etwas Philiſterhaftes, aber liebenswürdiges Regierungsweſen.

Auch mir iſt Schreiben und Denken unterſagt. Sie ſehen, daß ich nur in einem Stücke horche. — Hier ſelbſt muß man ſich wie in einem Glasladen vorſehen, man bricht überall etwas entzwei und wo man hintritt, verlangen ſie Geld. Ich finde es überhaupt von Tag zu Tag lächerlicher in dieſer auf Geſundheit und Geld begründeten äußeren und bürgerlichen Welt ohne Beides länger fortzuleben — was ſoll ein Haus ohne Dach, ein Heerd ohne Feuer — ärgert Dich Dein Auge, ſo reiß es aus und wirf es von Dir, ſagt die Bibel und die Bibel hat oft Recht. Das Leben iſt wie das Gehen, ein fortwährendes Fallen oder Hinken nach dem oder jenem Ruhepunkte mit gleichgeſinnten und liebgewordenen Menſchen kommt wieder ein langes Fallen ins Nichts, wo man gar keine Gegenwart und ach, oft auch keine Zukunft hat. — Wer hat denn Recht: der Überfröhliche oder ich oder die juste milieu? Jeder — denn Jeder iſt ein Subject und wie geſagt, zum Objectiven giebts nur Annäherungen, die meiſt ohne Blut ſind, für die Welt übrigens kann ich ſeit längerer Zeit ſehr blutlos, d. h. objectiv ſein, aber was hab' ich, was hat die Welt da mehr?

Trotzdem bleibt's wahr, was ich ſeit lange fühle: Toleranz und größtmögliche Entäußerung des Egoismus iſt die ſchönſte Frucht der Bildung.

In der Weltgeſchichte ſieht's eben für die nächſte Zeit und für die Menſchen, die dieſer angehören, betrübt aus: Louis Philipp ſpielt zu gern den Miniſter: wer kann's ihm verargen; aber Frankreich will kein Familienleben im franzöſiſchen Kreiſe, es will ein Weltleben; die Nation iſt viel größer als ihre jetzigen Miniſter und Regenten — ſie werdens zu unſerm Nachtheil noch eine kleine Weile treiben bis ſie den Hals brechen. Teutſchland, der Unterleib Europas, leidet am meiſten durch dieſen Mangel an Bewegung, und wenn die Abſoluten den jetzigen Zeitpunkt wahrnehmen, ſo können ſie uns auf eine ganze Weile wieder krank machen. Ich hoffe, es fehlt ihnen die Energie, obwohl es dann gar zu abgeſchmackt um ihren Verſtand ſteht; ſie müſſen einſehen, daß ſie gegen ſolche chroniſchen Uebel ihres Körpers mit allen ihren Bajonetten nur Palliative anwenden, welche friſten aber nicht heilen, und ſelbſt dann gehen ſie langſam, und Heilung, auch wenn ſie einige Opfer koſtete, kennen ſie in ihrem Wörterbuche gar nicht. — Hat der Bundestag wohl wiederum zwei Rechtsparteien anerkannt? Gott bewahre — nur Richter und Verbrecher — das waren die teutſchen Julitage und wir begraben den ſcheintodten jungen Leib auf einige Zeit ganz gewiß, wenn ſichs in Frankreich nicht bald ändert — fragen ſie nach nichts als nach Paris, dort wird das Wetter für uns gemacht, alles Uebrige iſt Tändelei.

England iſt, wie der Temps neulich ſehr wahr ſagte, leider nichts als das Fatum Europa's, die Neutralität, der Indifferenzpunkt in der Chemie — es iſt allein gar nichts für die menſchheitliche Entwickelung, es iſt allein geradezu widerwärtig; mit Frankreich — unſchätzbar, ein Linienſchiff von Holz und Metall, aber mit freiem fränkiſchen Winde. Wäre nicht von Durhams ſehr wackrer Perſönlichkeit etwas zu erwarten, ſo dürfte man auf die Sendung gar nichts geben.

Der Weltgeiſt hat übrigens noch nie mit ſo kleinen Schritten und in ſo verwickelten Intriguen geſpielt: es herrſcht die ſpaniſche Comödie, aber der Schluß bleibt ſicher: drum bin ich mit meiner hiſtoriſchen Anſicht ruhig wie ein Zuſchauer im Parterre. — Aber ich ſäße gern näher — ſoll ich ſagen im Sperrſitz — nein, das Wort iſt gar zu omniös — im Orcheſter aber, um mit aufſpielen zu helfen. — Ach und dazu iſt ſogar keine Ausſicht. — Alles liegt im Acheron, was ſoll ich in dieſem Eisplaneten; ich friere, daß mir die Zähne klappern — ich will auf die Wieſe ſpazieren gehen und die ſchönen Kleider der vornehmen Leute und ihre unauslöſchliche Heiterkeit anſehen.

Sie werden in der Allgem. Zeitung „Briefe in die Heimath“ finden, welche wiederum manchen Schwachen irre machen werden. Sie ſind mit Wiſſen wenn auch ohne Geiſt geſchrieben, und der hiſtoriſche Geiſt, der beſprochene hiſtoriſche Standpunkt fehlt ihnen ganz. Es wird nämlich den Leuten ſo entſetzlich ſchwer, eine Periode nach halben, ja ganzen Jahrhunderten zu nehmen, ſie rechnen im Detail wie der Bäcker mit der Semmel und einzelne Aeußerungen ſolch eines Abſchnittes nehmen ſie für den ganzen. Eine Phaſis deſſelben wie die Julirevolution für das Ganze. Keines bedenkt, daß Frankreich noch Jahrelang in der begonnenen Kriſis ſein muß, ehe alle die Poſtulate welche ſeit 89 auf die Oberfläche des bürgerlichen Lebens getreten realiſirt ſind: die jüngſten Forderungen werden zuletzt erfüllt und wo wäre für Frankreich an Ruhe zu denken, ehe alle die mangelhaften auf mehr oder minder große Bevorzugungen Einzelner baſirten halbtodten Geſtalten des verſchiedenartigen Royalismus begraben ſind. Die nächſte Phaſe iſt Aufhebung der Erblichkeit des Königsthum. Noch iſt kein publiciſtiſcher Gedanke ans Licht der Sonne getreten, der nicht in längerer oder kürzerer

Zeit Geſtalt gewonnen hätte und auf der franzöſiſchen linken Seite der eigentlich producirenden — (die andern ſind auch nöthig) — liegen noch viel Keime, die langſam Wurzel ſchlagen. Ein Volk, ſo in der Kriſis mit teutſcher Maulwurfskurzſichtigkeit beurtheilen, das heißt, ſolche heimathliche Briefe ſchreiben. So tadelt man Bier, wenn es in der Gährung häßlich ſchmeckt. Statt ein Land zu lieben, was alle Wehen, neue Staatsgeburten für uns durchmacht, tadeln wir es wie die Schulknaben — allerdings befinden ſich nur die Geiſter in Frankreich wohl, das Materielle wird zum Theil oft in Frage geſtellt und dieſe Sympathie ruft die teutſche Kritik der Art hervor. Von Innen heraus ſollen die politiſchen Ideen kommen, ich möchte wiſſen, wer ſie nach Frankreich gebracht, ob ſie nicht alle an der Seine gewachſen ſeien, er müßte denn ſpaßhaft genug auf Nordarmerika ſticheln. Solch ein Teutſcher iſt ganz unglaublich übermüthig; die Mehrzahl iſt ſchon mitten in den conſtitutionellen Ideen, die durch Frankreich eingebürgert ſind, und dieſen Ideen ging es zu Anfang eben ſo wie den jetzt weiter rückenden; ſeine ganze Politik dankt er dieſem Volke, denn England hat uns nie etwas Anderes als Caffee und Zucker und Federmeſſer gebracht, die Völker kennen ſich nicht und ſind chemiſch viel ſchwerer vermiſchbare Stoffe als Franzoſen und Teutſche. Und dennoch, — dennoch bleibt er ein undankbarer Eſel.

Ich will keine Lobrednerei, ich will meiſt Tadel, denn das Lob verdirbt oft und bleibt doch nimmer aus für allgemeine Intereſſen, weil die Welt, das Leben wahr ſind; Tadel, denn unſere Welt iſt eine der Gegenſätze, der Gegenſatz geht ſchnurſtracks durch die ganze Natur, und er allein fördert; ich will Parteien, denn ſie ſind Abdruck der Natur, das natürliche Zuſammengehen ſollen wir ſuchen helfen, nicht aber im Allgemeinen Parteien tadeln. Jemehr Parteien ein Volk hat, deſto civiliſirter iſt's — und jemehr Revolutionen, deſto ausgebildeter iſt eine Nation, ſagt, glaub' ich, Montesquieu — der Heimathliche aber verſteht nichts; indeſſen können ſeine ſpecielleren Briefe doch intereſſant werden.

Wär' ich ein Narr, ſo ſpräch ich': mein Uebel kommt daher, daß ich oft vermeſſen geäußert habe: „giebt mir Gott Geſundheit und fünf Jahre Zeit zum Lernen, ſo will ich ihm dies Bischen Erde regieren helfen und die Peſcheräh's und Proletarier ſollen ſich weiß Gott unter dem Vicegott wohler befinden.“

Bei dieſer wiederholten Läſterung ſeh' ich lächelnd in den Himmel und wenn mir der Tod auf der Zunge ſitzt — Wenn der Herrgott auch humoriſtiſch iſt, wie ich gar nicht zweifle, weil er Alles iſt, wie wird er nach dem griechiſchen Glauben unauslöſchlich wie unſere Prinzen lachen, daß der Olympos bebt über das ſich aufblaſende Menſchenbild, dem er ja doch den Odem zum Blaſen gegeben — Weil er Alles iſt — ? — iſt er denn auch ſchlecht? — Es exiſtirt nichts Schlechtes — O dieſe Naturphiloſophen... Da haben Sie mich wieder. Alſo, Alles was iſt, iſt gut? Gewiß, aber an ſich, will ſagen: urſprünglich; darum und darum iſt Vieles was iſt, nicht gut.

Das ſchreib' ich in Karlsbad und bin doch 1819 nicht mit hier geweſen, wo ſie ſagten: „Alles was *war*, iſt gut“ — und bin doch jetzt hier um geſund zu werden und alle ſolche Gedanken ſind Contrebande; ich habe die Räuberpiſtole auf der Bruſt „dumm werden und geſund, oder klüger und krank.“ Um Gotteswillen dumm, dumm wie, wie

— ach, ich hab' zu viel Beiſpiele, meinetwegen wie ein Ochs, aber geſund.

— Ach es iſt Alles nicht wahr, es iſt nichts wahr, ja die Exiſtenz iſt relativ, wir ſind Experimentirbälle des großen Lichtes und ich bin leider ein Schwamm mit dem der Staub von der Maſchine gewiſcht wird. Pfui, pfui, Hamlets Schwamm! —

Der Menſch wächſt innerlich, doch wie der Stein durch Anſetzen und hat nach einem Jahre eine ganz veränderte Geſtalt, darum kennen mich meine früheren Bekannten ſo wenig.

Wohl zwanzig Equipagen halten unter meinem Fenſter, ich könnte mit einem coup de main alle Reichthümer des Ortes, wenigſtens ihre Beſitzer capern — ich will doch mit der hieſigen Polizei darüber reden. — Das Theater iſt nämlich neben mir-und zwar ſo nah, daß ich hineinſpringen könnte, wann ie wollt, aber ie will nit. Sollte man's für möglich halten, daß ich ſo wenig Intereſſe an der Bühne nehme, daß ich jetzt nach mehrern Tagen erſt an das Theater neben mir denke, obgleich ſie alle Tage darin neben mir wirthſchaften. So zuwider ſind mir dieſe niedrigen Köche und ſchmutzigen Köchinnen der Kunſt; ſie verhalten ſich zur

Kunſt wie Zollbeamten zum Staat — ſie ſind nöthig, ja, ja, aber es iſt nicht nöthig, daß ich ſie anſeh. „Gisperl und Fisperl“ geben ſie, das mag ein ſchönes Stück ſein. Das nächſte Mal geht ich doch hinein nnd referir' es dem Kleinen. Gelingt es gar dem Gisperl und Fisperl, (ich weiß nicht, wer Maskulin und Feminin iſt) mich lachen zu machen, dann ſitz' ich oft da, denn ohne Bekanntſchaft, die ich vor der Hand nicht brauchen kann, iſt jeder Badeort die Reſidenz der langen Weile. Und es wird ihm wohl gelingen, denn dieſer kraftloſe Dialekt iſt eben, weil er gar keine Zähne hat, ſo pudelnärriſch, daß mir das Gewöhnlichſte komiſch wird, und ich ſchon beſſerer Laune bin, wenn ich nur öſterreichiſch quatſche. Es iſt ſehr ſchade, daß ich's ihnen nicht vormachen kann, mein ganzes ſcharfes norddeutſches Weſen ſieht ſo verdutzt und traveſtirt dazu aus, daß ich ſelbſt eine wandelnde Comödie werde. Der Dialekt hat keine Höhe und keine Tiefe, er geht ungeſtört fort und das macht leicht nervenſchwach, und nervenſchwach lacht man am meiſten.

Ich empfehle Ihnen ſehr Wolfgang Menzels „teutſche Literatur“ zwei Theile. Man muß ſie kaufen, uns zwei bis dreimal leſen. Es iſt ein Ganzes, ein imponirendes Ganze. Man macht Menzel in ſeinen einzelnen kritiſchen Beurtheilungen den Vorwurf allzugroßer Subjectivität; man hält ihn für einen größeren Dichter als Kritiker. Es iſt wahr, er zerreißt ſchonungslos, was ihm nicht zuſagt, aber ich möchte wohl wiſſen, ob es denn noch immer nöthig ſei, daß der Dichter ſein Subject in die Taſche ſtecke und nach einem approbirten wiſſenſchaftlichen Schema kritiſirte. Er hat uns mit ſtarker Hand auf eine neue Brücke der Kritik führen helfen, die leichnamsartige Objectivität mit einem Fußtritt in den Fluß geworfen, er hat redlich mitgewirkt, daß uns der Zugang zu einem neuen Lande offen ſteht. Woraus beſteht denn die Objectivität anders als aus dem Facit der geläutertſten Subjecte? Wenn doch alle Leute ſo viel thun wollten für ihr Subject als Menzel gethan. Ich will lieber zuviel Blut als zuviel Stein, lieber zuviel Wärme als zuviel Kälte ſehen — wir wiſſen ja doch nichts Ordentliches, und das Geringe wollen wir wenigſtens mit warmer Liebe umfangen. Vom heutigen Kritiker, der zur Zeit der Völkerwanderung, der Romantik, der Geſetzloſigkeit lebt, kann man nicht mehr verlangen, als daß er in ſich und an ſich gerecht ſei. Das iſt Menzel gewiß, Gott gebe ihm nur gute Verdauung, daß er nicht die Launen ſprechen laſſe; dies iſt das Einzige, was zu fürchten; daß er auch die kleinſten Schauſler auf dem Felde der Entwickelung gewähren laſſe. —

Pückler hat „die Wappenvögel“ nicht verdauen können, und die neue Feuerprobe des Liberalismus wohl überhaupt nicht beſtanden, wo ſich's um mehr als einige hübſche Phraſen handelt, die früher ausreichten, die Berliner mögen ihn auch ſehr geſtachelt haben — kurz er hat in's Morgenblatt eine kurze Viſion als Verſtorbener gegeben contra Börne. Ach was hab' ich gelacht! Wie der Froſch in der Fabel geberdet er ſich und rückt und rückt und räuſpert ſich heftiglich. Der äußerſt vornehme Verſtand Börnes, der ſeine, wenn auch ſtreng demokratiſchen Intereſſen beherrſcht, wird noch Hunderten des flatternden Geflügels gefährlich werden. Es nützt da kein Vornehmſtellen; wer noch ſo keck ins Licht des Tages ſieht, muß doch am Ende nieſen. Ich habe wirklich von Herzen lachend und ohne den mindeſten Groll „Geſundheit“ geſagt und bin weiter gegangen. Was mag das dem Börne für einen herzinnigen Spaß machen, dieſe untergeordneten Geſellſchaftsgeiſter zappeln zu ſehen.

Wer den genauen Zuſammenhang der Körper- und Gefühlswelt genau nachweiſen könnte: ein beſſerer Appetit geht Arm in Arm mit einem friſcheren lebhafteren Gefühl — die in einer Art von Dumpfheit verſtopften Quellen meiner Herzens- und Gefühlsthätigkeit brechen auf, ſo ſehr, ſo ſehr, daß es mich bis in das Mark ſchmerzt, ſo arm und verlaſſen in der Welt zu ſtehen. —

Die Poſtwirthſchaft ſcheint hier ſehr ſchlecht zu ſein — ich fürchte, Sie werden meinen Folianten kaum vor dem 2ten oder 3ten Auguſt haben, und wenn Sie mich mit ein paar Zeilen Antwort erfreuen wollen — ſo bitte ich ergebenſt nicht zu zögern, damit mich die Briefe noch finden „denn Mylord“ — heißt es — „plötzlich kann es mit Euch enden.“ —

3.

Ebendaher.

Sie ſind im Irrthum meine Freundin, wenn Sie mein beabſichtigtes Studium der Naturwiſſenſchaften für eine excentriſche Idee halten. Ohne die Kenntniß der Natur giebt es kein höheres Wiſſen, keine Philoſophie, aus ihren ſichtbaren Geſetzen ergeben ſich erſt die unſichtbaren, die rein geiſtigen — ohne ſie philoſophiren heißt: ohne Tinte und Feder ſchreiben. Alles Wiſſen gründet ſich darauf. Denn Alles exiſtirt nur in Zeit und Raum und der ſublimſte abſtrakteſte Satz findet, wenn man ihn nachgeht, ſeinen Keim in der Materie. Kennten wir die Natur und ihre Geſetze ganz, ſo wüßten wir auch die Grenze unſeres Wiſſens und ſomit das Ende der Welt, da wir aber noch ſo viel vor uns ſehen, wozu Jahrtauſende nicht ausreichen, ſo ſchwören wir zur Annäherungstheorie; von der Natur aber ſich entfernen, heißt ſich vom Wiſſen entfernen. Gewiß haben wir all' die Verſuchswege der bloßen ſpeculativen Philoſophie von Thales bis Kant, der Philoſophie, welche aus dem bloßen Gedanken konſtruirt, auch in dieſem neuen Wege durch zu machen, und der Phantaſt Steffens, der Rechenmeiſter Hegel mit dem ſchnurrigen Facit des Abſoluten, der verſchwenderiſche Schelling bekunden das, aber auch alle andern Philoſophen wuchſen urſprünglich aus der Natur, und nur die Religionsparteien haben mit Chriſtus, Muhammed ꝛc. etwas Anderes haben wollen. Die Geſetze des Weltalls liegen im Weltall, denn die Natur iſt ſelbſtſtändig; wenn noch zehn Oken geforſcht haben werden, dann wird's die Welt ſchon viel bequemer haben. —

Uebrigens iſt es — ein wenig Chemie ausgenommen — bei mir vor der Hand noch Abſicht geblieben; hier leſe ich bloß mit Aufmerkſamkeit und Nutzen den Speiſe-Zettel und denke mir dann, ob es etwas Langweiligeres unter Gottes heißer goldner Sonne geben kann, als dieſes Brunnenleben.

Karlsbad iſt an ſich langweilig wegen der geſellſchaftlichen Kompoſition, wie ich Ihnen ein ander Mal auseinanderſetzen will — in doppelter Potenz aber für mich, da ich fortwährend leidend bin, wenig brauchbare Menſchen finde, und dieſe wenigen ſelten brauchen kann. Ich ärgere die Leute, aber wie gern würden ſie mir's vergeben, wüßten Sie, wie ich ſelbſt am meiſten durch mich ſelbſt geärgert werde. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

In Leipzig werde ich ein Kochbuch ſchreiben, wozu ich hier Notizen ſammle, Bücher corrigiren, mäßig leben und Gott und die Menſchen preiſen, daß die ſchöne Erde ſo ſchön eingerichtet iſt. Sie könnten ihre Doctrinairs fragen, ob es ſo recht ſei. Ich will auch noch recht ſchön verwickelt drüber ſchreiben, daß die Sache gelehrt ausſieht und nach der Schule ſchmeckt. Ob die abgeſchmackten Doctrinairs wohl wiſſen mögen, daß ihr Bischen Saalbaderei auch den Franzoſen geſtohlen iſt, denn erſt was Roger Collard und Hr. Guizot aus ungeſunden engliſchen Publiciſten entlehnt, und in großen Biſſen verſchlungen hatten, das ſerviren die originell kranken Teutſchen. Alles blos des klaſſiſchens Anſehens halber. Ueber die kühnen Hypotheſen des Schleſiers, was Alles aus Teutſchland werden würde, habe ich königlich gelacht. Das war mir aber ſehr angenehm, denn das iſt meiner Kur zuträglich. Darum lebe die teutſche Zunftpolitik! Es fallen den teutſchen Fürſten nicht im Traume ſolche demagogiſche Dinge ein, wie ſie ihnen die teutſchen Doctrinairs beim Macaronieſſen zudenken und es iſt der Fluch dieſer Halbheit, daß ſie von beiden Theilen ausgelacht wird. Sie ſind wahrhaftig wie der Hund mit dem Stück Fleiſch im Rachen, der über den Steg geht, nach dem Schatten im Waſſer ſchnappt, und — auch das was er hat, verliert. — Da muß Oken kommen und helfen: der Gegenſatz, wie ich Ihnen glaub' ich ſchon geſagt — iſt die Grundform der Natur, darum kehren wir zur Natur und zur Heilung zurück, wenn wir den erſt ſcharf ausgeprägt ſehen. Nur ein bebrillter Doctomar ſieht ihn jetzt noch nicht! Luſtig ſiehen alle Höfe und alles Geſchmeiß mit Gehalten und Ordensbändchen ꝛc. mit den Regenten und der ganzen Ariſtokratie auf der einen Seite und zappeln vor Freude, daß ſie der Canaille noch einmal keck auf den Nacken getreten ſind — aber nicht minder luſtig ſieht's im Innern des getretenen jungen demokratiſchen Theils aus. Der 4te Akt iſt da — la jeunesse est morte, vive la jeunesse — über ein Kleines und ſie werden einen fünften Akt ſehen und da hat noch kein Poët das Unrecht ſiegen laſſen. Der größte d. h. die große Regel des Rechts, wird's auch nicht. Kein Fürſt, kein Ariſtokrat ſteht anders als gezwungen unter unſern Fahnen; davon kann nur eine krankhafte Doctrin träumen — ſehen Sie wie der Heſſe im Dünkel der unermeßlichen Sicherheit ſeine Soldaten rettet und mitten in Jordans Zorn die Auflöſung des Landtages wirft, ſchauen Sie den von guten Sanguinikern ſo geprieſenen Badenſer, wie er die langſam errungene Preßfreiheit raſch durchſtreicht; der Baier — — — — — — ꝛc. — — — — — — nur der Würtemberger iſt noch übrig und weil die Deputirten und das Volk ſo heftig ihm den Weg verrennen, hofft man auf ihn — Narrenspoſſen: über Nacht ſetzt der Wind dreimal um — es wäre auch Schade um die Einheit der Trennung. Die große Junta zu Frankfurt iſt das Teſtament der alten Zeit und der alten Herren; ſie nutzt mehr als Hambach und ſonſt was – ſie iſt ein ſo breiter Schritt an den Rand der Kataſtrophe, daß dem ehrlichſten Manne für das Gleichgewicht des Schreitenden bange werden muß: O; der Weltgeiſt iſt ſo großartig klug, daß die kleinen klugen Herren darüber dumm werden. —

Was ich ſo lange vergeblich gepredigt, weshalb ich den Napoleonsſüchtigen Heine geſcholten, das wird ſich immer mehr und mehr erfüllen, —: zurück und immer weiter zurück mit den Perſonalitäten; das Geläuterte, das Geiſtige des Menſchen, die Gedanken und ihre Kinder; die Geſetze und Inſtitutionen herrſchen; wer auf einen Mann, oder auf zehn oder auf eine Million vertraut, iſt ein alter Narr; der Gedanke des Chriſtenthums war ſtärker als die ganze damals civiliſirte Welt und Gott ſei Dank, die Welt iſt größer und der Gedanke iſt breiter geworden. — — — — — — — — — — — — — — —

— Ihr Schreiben erhielt ich heut Nachmittag und war Anfangs Willens, es flugs mit einem einfachen Briefe zu beantworten. — Oeſterreich ſteht wie überhaupt ſo auch in keinem Poſtverbande und von innen und außen geht alles nur bis an die Grenze; ein doppelter Brief koſtet denn auch ein conſtitutionelles Porto, ohngefähr einen preußiſchen Thaler: dies gewährt Ihnen wahrſcheinlich den Vortheil, wenig von meinen herben Anſichten anſehn oder doch ſie ſpäter, wo das Gift vertrocknet iſt, betrachten zu können, denn ich bin ein Conſtitutioneller. Da nun der aufgerührte Stoff in mir ſo zum Himmel ſchreit, daß ich nicht ſchlafen konnte, ohne die nöthigen Sühnopfer, ſo fällt die Simplicität am Altare der Poſt, aber die Verzögerung ſiegt wie überall.

Karlsbad macht ſchwülſtig ſtatt geſchmeidig: der baare Sinn wäre mit drei Worten bezeichnet, aber der gute Schriftſteller läßt dem Leſer Raum. —

Ludwig Robert war ein geiſtreicher Mann, aber die ihm zu Theil gewordene Emancipation hatte einen bürgerlichen Narren aus ihm gemacht — ſeine desfallſigen Heldenthaten ſind ſehr bekannt. Börne iſt vor der Hand nach der Schweiz — eine Dame ſchrieb mir's vor einigen Tagen, deren Mutter ihn noch in Baden-Baden getroffen. Die Dame ſelbſt ſchreibt äußerſt erfreut und ſehr drollig über die Lectüre ſeiner Briefe:

> „Ich finde ihn zum Küſſen liebenswürdig, er ſprüht Funken wie eine Katze und hat den Vorzug, daß er dazu gar nicht geſtreichelt zu werden braucht.“ ꝛc.

— — — — — — — — — — —

Es ſcheint ſich da in Schleſien in Ihrer Nähe eine liebenswürdige Camarilla zu geſtalten, die abgeſehen von ihrer Lächerlichkeit mit altbacken franzöſiſchen und doctrinär preußiſchen Elementen als Compoſition ein ekliges Zerrbild giebt. Nichts Widerwärtigeres in der Welt, als wenn ohne geiſtiges Feuer, ohne entſchloſſenes Wiſſen über die laufenden Geſchichts- und Geſellſchaftsverhältniſſe in hochbeinigen Worten gefaſelt wird — ich höre, weiß Gott, die Handwerker auf den Bierbänken lieber raiſonniren; denn es iſt mehr Geſundheit darin. So iſt es etwas zur ſchonungsloſeſten Behandlung Herausforderndes, wenn ein im ſtrengen Sinne des Wortes — bürgerlicher Wicht wie einer ihrer Doctrinairs (bürgerlich heißt im Staat integrirend, exiſtirt) über bürgerliche Ehre und dergleichen abſchmunzelt. Er iſt als alter Speichellecker ohne Mannskraft und Würde jener Ehre längſt verluſtig; er iſt immer ein niedrig geſelliges Inſtrument geweſen, was als ſolches angenehm, ſehr angenehm war und noch ſein mag; — als geſellſchaftliches hat er nie eine Exiſtenz gehabt, weil er ſich unwürdig ihrer ſelbſt begeben — und wenn er ſich mir gegenüber jemals ſolcher Phraſen bediente, wie er gegen Börne und Heine gebraucht hat, ſo würd' ich ihm einen Spiegel vorhalten, deſſen Fratze ihn entſetzen ſollte. Ein Menſch, der ſein Beſtes für die niedrigſten materiellen und jämmerlichſten Vortheile, als ſogenannte hohe Geſellſchaft und dergleichen, hingegeben, wird von mir auf das Empfindlichſte für die Unverſchämtheit gezüchtigt, den oder jenen, der alles Materielle für die Sache ſeines guten Glaubens, und wär's der ſchlechteſte — geopfert, zu beſudeln.

— — — — — — — — — — —

Ich wage nie über ein Thema, wo mein Gewiſſen nicht ganz rein iſt, zu kritiſiren, und wenn ich etwas an jenem Manne anſtaune, ſo iſt es die Keckheit, mit der er ſich wie ein betrügeriſcher Prätor zu Gerichte ſetzt. — Ich glaube, er ſpricht wohl auch von Teutſchlands Einheit und teutſcher Geſammtkraft, die vernichtet werde. Solchen Leuten iſt alles zuzutrauen. Ach, was wird uns dies alte Inventarium einer begrabenen Zeit noch im Wege herumtrippeln — der Himmel war gnädig gegen Göthe, wie immer; möchte er ſeine Stiefkinder doch leben laſſen, aber ſchweigſam. — Da hab' ich nun ſo ganz andere Dinge geſchrieben als ich wollte — mißdeuten Sie es nicht. — — — — —

Aber ich wollte über unſere teutſchen Rechtkünſtler und die Göttlichkeit des hiſtoriſchen Rechts ſchreiben. Iſt es nicht um mit Fäuſten hineinzuſchlagen, wenn man die allgem. Zeitung lieſt, die brodſuchend immer vorſichtiger weiter tappt, und die Jugend mehr und mehr von ſich weiſt, wenn man lieſt, wie immer ein Teutſcher nach dem andern ſich die unfruchtbare Mühe giebt, die Bundesbeſchlüſſe zu rechtfertigen. Sind wir nicht wie die kleinen Schulkinder, die ſich beim Nachhauſegehn über die Lection zanken und den Unglücklichen in ihrer Mitte verhöhnen, der Prügel gekriegt hat. Müſſen uns nicht wieder die Engländer und Franzoſen den Gefallen thun, der Welt nur zu erzählen, wie man uns denn behandelt, denn wir ſind der Bediente in Scott's „Braut" der mit eigenem Leibe alle Blößen ſeiner Herrſchaft verbirgt, obgleich die Herrſchaft dies gar nicht will. — — — — —

Oh, — oh, — oh, — dies iſt unſere Gelehrſamkeit, daß wir Alles einzuregiſtriren wiſſen und dann zufrieden ſind, wenn nur Alles im Regiſter ſeine wiſſenſchaftliche Stelle gefunden. Hat es was geholfen, und war's gelogen, als ſie Börne Hunde nannte — lecken ſie nicht wieder den Speichel ihrer Herren auf, und grinſen freundlich dazu.

Da haben wir die Früchte des hiſtoriſchen Rechts blank und baar — jetzt wird eine neue Facultät gegründet, „das teutſche Bundesrecht" und nun quälen ſich die armen Teufel, dies unter Artikel 16, dies unter Art. 19, zu bringen und wer am meiſten unterbringt, der iſt der beſte Rechtsverſtändige, der wird Profeſſor — und der Affe hat das Recht am ſchnödeſten verletzt und ſein Volk am ſchändlichſten betrogen. Aber der Herrgott rechnet es ihnen nicht an, denn ſie thun in ihrer Dummheit nicht was ſie thun ſollen, und das bloße hiſtoriſche Recht hat's zu vertreten.

Als Göthe noch jung war, da ſchrieb er ſchön wie Apollo, ein Gott der Jugend, und er ſagte:

„Es erben ſich Geſetze und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort ꝛc.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage ꝛc.
Fauſt.

Weil er alt geworden iſt, hat man auch ſeine Jugend vergeſſen. Das ſtarke Feſthalten am blanken hiſtoriſchen Rechte iſt der ſchönſte Hemmſchuh der Civiliſation; nur ſeine hundertfache Aufhebung hat die Menſchheit hundertfach fortgeſchoben — wenn Tamerlan noch glücklicher war, ſo mußten wir nach den Rechtskünſtlern heut noch mongoliſch zugeſchnitten herumlaufen, denn die eroberte Erde befand ſich in Kurzem im Rechtszuſtande. Die meiſten der jetzigen Regierungen beruhen noch auf dem Grundſatze des Abſolutismus — die zeitige Civiliſation ſteht im ſchroffen Gegenſatze damit, um aber das hiſtoriſche Recht nicht zu verletzen, muß er bis zum jüngſten Tage aufrecht erhalten werden, denn ſo nur regiert das Recht.

Eine gelungene Revolution iſt Rechtszuſtand — wie kann ein vernünftiger Menſch mehr auf dieſen Wechſelbalg geben als Noth thut, um die jedesmaligen Fortſchritte der Cultur zu conſtatiren. Merken Sie doch nur einmal auf das Heer von Inkonſequenzen, in welches dieſe Künſtler unaufhörlich verfallen. Hunderte von ihnen freuen ſich der Thaten des Spartakus, des Cäſar, des Wilhelm Tell, der Nordamerikaner, ja der Polen — dafür haben ſie alle Feſtung verdient.

Aber wenn ſie auf die teutſchen Bundesbeſchlüſſe kommen, da ſchnurrt ihr Spinnrädchen den feinſten Faden. Nie — nie iſt Teutſchland ſo erniedrigt geweſen — nicht durch die Beſchlüſſe ſelbſt — die ſind ein einfacher oft dageweſener coup de main der Regenten und Ariſtokraten, weil ſie ſich am langſamen Tode aus tauſend chroniſchen Wunden ſterben ſahen; nein, durch die knechtiſchen Ausleger.

So war Nero größer als ſeine Freigelaſſenen Nimphidius und Tigellinus. Daß wir an ſolchen Buben ſo reich ſind, das macht uns ſo elend. Und ſie wiſſen ſich ſo hübſch dazu anzuziehen, ſo charmant auszuſehen, ſie ſchmiegen ſich ſo gewandt durch die Lücken, daß man ſie kaum am Kammerherrnſchlüſſel erwiſchen und ihnen den Hals umdrehen kann. Pfui über das Volk — die Frauen, wo noch Rechtsgefühl zu finden iſt, ſollten ſie unter das Geſinde weiſen.

Mein Zorn gegen die teutſchen Schulmeiſter iſt mir ſchlecht bekommen — ich habe eine Stunde ununterbrochen geſtern geſchrieben und ich zahle ſie heut' mit reichlichem Krankſein. Sollte das ein Fingerzeig Gottes ſein? Ich werde mir heute einen Theologen, einen von der Himmelspolizei, aufſuchen und ihn fragen, und wenn er ja ſagt, ſo gehe ich morgen unter die Schulmeiſter und ſpiele Verſteckens und Jahrmarkt mit den Wiſſenſchaften, und übermorgen geh' ich von den Narren zu den Schuften und laß mich anſtellen, damit ich zu eſſen und zu trinken habe.

Wahrhaftig, krank iſt Teutſchland bis in das Herz hinein und ſeine Vorzüge ſind ſeines Uebels Wurzel: die Wiſſenſchaftlichkeit hat die Leute zum wirklichen Federvieh gemacht; ſie ſind wie das Hausgeflügel, was ein bischen ſchwimmen und ein bischen fliegen kann, und wenn ein Feſt gegeben werden ſoll, dreht man ihm den Hals um und ſteckts an den Spieß.

Die Kombinationen des Doctrinairs, daß ſich die konſtitutionellen Staaten mit ihren Fürſten anſtemmen würden gegen die abſolute Woge, ſind thöricht und können höchſtens durch die innere Noth eines ſolchen Fürſten verwirklicht werden — die reinen Gegenſätze ſind wie geſagt, bereits unverkennbar ausgeprägt. Demokratie und Ariſtokratie bis zu den jetzt am höchſten und dem Sonnenbrande am nächſten liegenden Häuptern. Halb Teutſchland, ganz Frankreich für jene — die Söldner bis zum erſten bezahlten Miniſter, kurz einen großen Theil der Juriſten ausgenommen, Alles was Sold bezieht und die Ariſtokratie auf der andern. Die wahrſcheinliche Wechſelwirkung, welche den Krieg erzeugt, ruht in der Geſtaltung des franzöſiſchen Miniſteriums und dem Zuſammentritt der ſüddeutſchen Kammern — wenn nichts Außergewöhnliches vorfällt, namentlich in Paris ſich nichts ereignet, kommt alſo das neue Jahr heran und wir leben bis dahin in der teutſchen Bundesnacht weiter. Unſre Philiſter müſſen wahrſcheinlich doch wieder von außen geſtoßen werden, ehe ſie den Fuß heben, und was in Frankreich die Julirevolution erzeugte, gebiert bei uns ein Quantum Bücher. Das iſt die Münze, womit wir Schulden zahlen. Vielleicht wird hie und da einer ungeduldig werden, daß das Gepräge ſogar ſehr beſchränkt und jede Thür zur Oeffentlichkeit verſchloſſen iſt, denn binnen einigen Monaten ſoll es ſehr ſauer werden, etwas Freiſinniges zwiſchen Niemen und Rhein erſcheinen zu laſſen. Vielleicht hilft das etwas; — ſo braucht das Rindvieh erſt ſeine ungeheure Kraft, wenn aller Ausweg verſperrt iſt — wollte Gott, wir glichen wenigſtens den Ochſen, aber ich fürchte, ich fürchte, wir halten's wegen des Pergaments mit den Eſeln, — ach und die Eſel freſſen bis an ihr Ende Diſteln. — — —

Das vollkommne Zerreißen des moraliſchen Bandes zwiſchen Fürſten und Völkern iſt natürlich, war zum Theil ſchon da und — iſt ein Fortſchritt. Das ſentimentale Familiengeſchwätz von Vater und Kindesbanden zwiſchen Fürſt und Volk hat mich immer ſchaamroth gemacht. Der monarchiſchen Inſtitution haben die Klügeren gehuldigt, weil ſie an der Zeit war. — — — — — — —

Die moraliſche geſetzliche Perſon, welche an der Spitze der Monarchie oder Republik oder wie man es nennen will, ſteht, verlange und empfange die zu ihrem Beſtehen geſetzliche Achtung; die *Perſon allein* nichts mehr als jede andere, ſo weit ſie durch ſich nicht mehr verdient. — Nur der *Vortheil* hält alle Verhältniſſe zuſammen, nur er ſchafft die Inſtitutionen; der Vortheil nämlich in der edelſten Bedeutung des Wortes — alle andern Sentiments verweiſe man in Spinnſtuben und Theegeſellſchaften. Das weichliche Bedauern, daß eine Entwürdigung mehr der menſchlichen Selbſtſtändigkeit aufhört, kann darum auch heutiges Tages nur aus kränklicher Vernunft fließen. So faſeln die Doctrinairs zwiſchen der Empfindelei und verſtändigen Spitzfindigkeit hin und her, und die energiſche Vernunft ſchmalzt ſie mit einem Zungenſchlage bald da, bald dorthin.

Dieſe Weichwindelei gehört nämlich gar nicht einmal in die Doctrin von Profeſſion, nur ihr Urſprung aus Cromwelliſcher Frömmigkeitsperiode, welche einen machtloſen Erlkönig wenigſtens im Mondſcheinſchimmer der Heiligkeit vorbereitet hatte, der noch in die neuen Ordnungen nach 1688 hineindämmerte, nur der poetiſche Bombaſt, in den die halbpoetiſchen Franzoſen ihre Kindlein wickelten, und die urſprüngliche Schamhaftigkeit der Teutſchen hat das ſüße Heiligenpüppchen, was auf dem Throne ruht, ſo wohl konſervirt. Der nüchterne Doctrinär will nichts als die moraliſch monarchiſche Kraft im Centrum der Staatsgewalten — ja ſoviel als möglich entkörpert, rein geiſtiges Geſetz.

Aber weil ſie da in unſer Terrain auf unſern verlangten Boden gerathen, weil dies nichts als die moderne Republik iſt, da retiriren ſie eilig hinter den Heiligenſchein und ſchwatzen vom Bande des Herzens ꝛc. — Unſer Herz hat damit gar nichts zu thun, das hat andere Beſchäftigungen — es iſt eben ſo ungereimt von jedem Bürger in kleinen Landſtädtchen zu verlangen, er ſolle ſeinen dicken garſtigen Bürgermeiſter mit einiger Leidenſchaft lieben, er kann dem Bürgermeiſter die nöthige geſetzmäßige Achtung zollen, aber das Herz kann ſich beſſere Subjekte wählen. Der Staat iſt ein Inſtitut des Vortheils, aber kein's des Herzens; das iſt kaum der höchſte Begriff der Ehe. —

Eben ſo iſt die ſogenannte teutſche Einheit ſchielend angeſehen, die hinausgeſchoben werden ſoll durch die Bundesbeſchlüſſe. — Erſtens wird nichts dadurch hinausgeſchoben, ſondern Alles befördert; jede Kriſis iſt ſchmerzlich aber heilſam, und wenn die dummen Wärter bei den Zuckungen die Köpfe ſchütteln und die lachenden Erben ſich freuen, ſo ſind nur beide gleich dumm. Denn ſo wie die Weltgeſchichte nie den Athem verliert, ſo verlieren ihn auch ihre Elemente nicht, und nur der Zeitraum iſt verſchieden, in welchem ihnen das geſunde Leben kommt. Gott ſei Dank, unſrer Krankheit wäre lange und gründlich vorgebaut, die Aerzte werden den Kopf nur mit dem Leben verlieren, und beides wird freilich wohlfeil, denn der Sultan darfs nicht leiden, daß die ſeidne Schnur oder das Gift durch Aerzte unſchädlich gemacht werde — aber die Natur und die Geſchichte helfen ſich ohne Aerzte. —

Zweitens iſt es gerade die teutſche Einheit, die aus dieſem Streit der Elemente gleich einem gewaltigen Sturme aus Weſten wehen wird. — Freilich eine andere als die Doktrinairs träumen. Sie reumen die preußiſche ſehr gute Form, ſie träurem von dieſer Uniform, ſie meinen, man könne je ablumpigen Argiver die Rüſtung des Achill anziet, er werde ein Achill ſein — wird doch nicht einmal der ein Hanswurſt, dem man eine Harlequinsjacke anzieht. Die Kleider finden ſich, wenn erſt der Menſch da iſt, und nur die ſchlechtere Maſſe wird durch den äußeren Glanz beſtochen; ſind doch nicht einmal die Rheinprovinzen, denen man ſo viel Vortheile, ſo viel wirklich Gutes zugewendet hat, beſtochen worden. Nur die Seele zieht dauernd die Seele an. Neulich erzählte man mir, wie im erſten Jahre der zweiten Revolutionsauflage 1830 die rheiniſchen Regimenter von den öſtlicher preußiſchen ins Quarrée haben genommen und mit Bayonnet nnd Kugel bedroht werden müſſen, wie es blutige Metzeleien unter den weſtlichen und öſtlichen Regimentern gegeben, wie die Bürger ſpröder als Glas geſinnt geweſen ſeien, ja wie es manches Menſchenleben gekoſtet habe, um in der preußiſchen Staatszeitung vom preußiſchen Enthuſiasmus ſchreiben zu können. Das ſind Dinge, die mir Augenzeugen berichtet. Und erſt geſtern verſicherte mich ein preußiſcher Be[illegible] aus Weſtphalen, ein im Geſchäft ergrauter [illegible], der die preußiſche Form durch und durch [illegible], daß die Götheſche und Engliſche Richtung, [illegible] in der vollendeten Form Genüge findet, in den Rheinländern abſolut kein Glück mache. „Dem erſten Franzoſen, der über den Rhein kommt, ſtrecken ſich Millionen Arme entgegen, Millionen, die nach dem warmen Hauche der neuen Staatenſeele lechzen“ — waren ſeine Worte! —

Das iſt hier zum Theil Nebenſache; ich glaub’s gar nicht einmal ganz, warme, volle Leute ſprechen warm und nehmen den Mund voll — es ſoll mir nur beweiſen helfen, daß Teutſchland ſeine Einheit nicht von der bloßen Form erwartet — nicht in der preußiſchen Jacke, ſo wenig wie früher im alten Kaiſermantel mit den Reichskleinodien ſieht es ſeine Einheit, ſondern der Früchteknoten, welchen die weltgeſchichtlichen Gewitter auf unſern Fluren gezeitigt, all die Gedanken der jetzt herrſchenden Weltſeele, welche im teutſchen Sinne Raum und Sitz und Stimme und Heimath gefunden — Alles das, was von der großen Weltreformation ſeit ſo vielen Jahren teutſch geworden iſt — das iſt die teutſche Einheit, welche ſich über kurz oder lang geſtalten wird. Die preußiſche Form iſt nur ein mageres Korn aus ihrem Knoten, der Doktrinarismus eine taube Nuß, abgefallen am Rieſenbaume der neuen Welt. Und ſo ſehr dieſe Einheit auch zuſammengeſchrumpft ſcheint im Raume, ſo weit gehen doch ihre tiefliegenden Wurzeln — und während man von Oſten nach Weſten das äußere Teutſchland aufputzte und in ſeiner Einfalt träumte und träumt, man werde die Einheit erreicht haben, wenn Alles gleich geputzt ſein werde, während deſſen bildete man von Weſten Kopf, Herz und Nieren, und nun wird ſichs zeigen, ob der unerſchöpflich produzirende Geiſt regiert oder eines ſeiner zufälligen Produkte, eine Form. So ſteht's mit der gefährdeten Einheit der Doktrin; unſere Einheit gewinnt durch die Angriffe auf das Ungeheuerſte an Intenſität und ihr Auferſtehungstag wird beſchleunigt. Die Doktrinairs mit ihrer Einheit bleiben aber doch ſehr ſpaßhaft. —

Die Geſchichte iſt der Kreditbrief für die Zukunft. — Die ſogenannten großen Herren haben ſo viel Schulden gemacht, daß ſie unmöglich dem Bankerutt entgehen können, und die Hauptbücher enthalten neuerdings die großen Poſten „Italien, Polen, Teutſchland." Das ſind gute Wechſel, die alle in Kurzem bezahlt werden. Das große polniſche Unglück hat mit ſeiner Poeſie Millionen beſtochen und ſein Glück hätte nicht tiefer ins Mark der Anſichten dringen können — reich an ſolchen Troſtgründen und ähnlichen iſt allerdings mein hiſtoriſcher Standpunkt, aber es giebt Momente, wo es nicht genug iſt, zu erkennen und zu würdigen, wo die laufende Geſchichte nach Thaten ſchreit, wo der hiſtoriſche Standpunkt Indifferentismus iſt, wo das bloße hiſtoriſche Ordnen Schwäche, Sünde wird. Solch einer iſt da. Jetzt ſind Börneſche Briefe ſo viel werth als eine Armee, und vor allen Dingen muß dem Gezücht, was mit lächelnden Worten herumſchwatzt, ebarmungslos ins Hirn getreten werden. Schon die nächſten Jahre werden über die Teutſchen unſerer Tage, Kinder der Dübarry und Pompadour erröthen — ich mache nicht gern ein Mädchen roth, viel weniger ein ganz Geſchlecht, ich ſage mich los von dieſem Volk von Affen; es ſoll Komödien ſchreiben und über die Rechtsſchule zu Bologna plappern, es ſoll nach wie vor ſein großes Maul behalten, Zähne hat's doch nicht darin, ich ſchäme mich ſein bis in's innerſte Herz; in der ganzen Geſchichte kenne ich kein Volk, das ſo aller Männlichkeit entbehrt hätte. Die verachteten Juden waren Götter dagegen. Und ich will und werd's ihnen ſagen, wie ich es hier thu'; ich habe ja nichts zu verlieren als ein verkümmert Leben — und nun genug über dies groſſe Epos des Menſchenglücks!

Zwei Grünröcke warfen am 13. Aug. Nachmittags plötzlich zu gleicher Zeit die allgemeine Zeitung auf den Tiſch und fluchten leiſe — der eine aus Schleſien, der andere aus Böhmen, ein Juriſt von charmanter Bildung, wie ſich bald ergab. Cotta reitet aus lauter Angſt mit Kourierpferden, und die allgemeine hat aufgehört allgemein zu ſein, ſie iſt die gemeine für alle — ein Speichellecker jagt ſeit acht Tagen dem andern, mit poſſirlicher Selbſtgefälligkeit ſeine juriſtiſchen Sachen auszukramen, daß die Bundesbeſchlüſſe ganz konſtitutionell ſeien, — das nennen ſie juriſtiſche Gelehrſamkeit. Die Scholaſtiker, wo ſie am verrückteſten waren und unterſuchten, ob die Maus den Leichnam Chriſti freſſen könne oder nicht, waren wahrhaftig klüger als dieſe Schufte, denn ſie quälten ſich um unſchädliche Götter und glaubten ihren Unſinn.

Ach ich wollte ja aufhören — wunderbar entwickelte mir der Mann im Lauf eines ganzen Nachmittags, denn wir hielten einander feſt, den Zuſtand Böhmens. — dies Land iſt viel weiter als Schleſien, die Leute ſind beſſer unterrichtet, haben ein friſcheres Blut und verachten das ſybaritiſche Wien mehr als wir. —

— Ich ſeh' es kommen, daß man mich nächſtens hier einſperrt, denn ich bin wie ein unruhiger Schulbube, der's Plaudern nicht laſſen kann; ich muß doch noch viel ſchlechter werden, um klüger zu ſein, denn weiß Gott, das iſt heut ſynonym.

— Um Ihren Troſt bei ſo ſchwerer Zeit ſind Sie wirklich nicht zu beneiden. — Warum läßt ſich denn der Sanguiniker nicht ſehen. Die Energie iſt zwar ſeine Sache auch nicht, aber ſein gutes Herz muß doch jetzt durch ſein Bluten entſchädigen.

Ich ſehe aber aus ihrem Briefe, daß Sie verreiſen wollen, ein ganz altbackner Brief iſt aber nicht viel beſſer als eine alte Zeitung, höchſtens für Hiſtoriker von Fach und Gemüther mit überſtrömender Pietät, intereſſant — drum brach ich das Geſpräch über allgemeine Intereſſen ab und gebe dies Geſchreibſel morgen den 15. auf die Poſt. Ich hatte noch viel über die Geſellſchaft Nord-Amerikas, Cooper, Chateaubriand, meinen ſehr wacker gebildeten Böhmen und das ganze Böhmerland, über curländiſches Teutſch, die deutſche Sprache überhaupt, den Großherzog von Weimar, der lange hier war, Hohenlohe, Pahlen ꝛc. in petto; muß es aber laſſen — intereſſirt es Sie, ſo dürfen Sie mir nur die Themata herzählen. Hiſtoriſch poetiſch war meine kurze Bekanntſchaft mit dem braven, durch und durch geläutert und in ächter Lebenswiſſenſchaft geglühten Böhmen — er hat mich, bis er in den Wagen ſtieg, wiederum den ganzen Vormittag in Beſchlag genommen, außer ſeiner Bildung einen glänzenden Schatz von Kenntniſſen entwickelt, und ſeiner herzlichen Verſicherung in wenig Worten nach, erfreut über meine Bekanntſchaft, mir noch einen Beſuch in Karlsbad verſprochen. Das iſt erſt der zweite neugebildete tüchtige Gelehrte, der mir auf meiner Reiſe bis jetzt begegnet iſt. — So eben ritt Skrzynecki auf ſeinem Schimmel an mir vorüber, und das erinnert mich, ein paar Worte über ihn zu ſagen. Er trinkt täglich Brunnen mit mir. Seine Erſcheinung iſt äußerſt anziehend. Wie Saul einen Kopf größer war denn alles Volk, ſo ragt ſeine hohe melancholiſche Geſtalt aus der Maſſe hervor — in der Größe und Trauer ſeines Ausſehens gleicht er einer herumwandelnden polniſchen Geſchichte, einem verkörperten großen Unglück. Das Geſicht iſt männlich blaß, und ſieht aus wie ein einfach aber ſchön gebundenes Buch, was ſelten aufgemacht wird und in welchem rührende hiſtoriſche Sagen ſtehen ſollen. Ergrautes Haar liegt treu an einem ſchön geformten Kopfe, um breite Schläfe lauert entſchloßner Sieg, gemildert durch ein mildes, faſt mattes Auge — er iſt kurzſichtig und führt die Brille ſtets in der Hand. Aber in den Augenwinkeln ruht lauſchend die ganze Schlauheit, welche allen ſlaviſchen Völkern eigen iſt, und die ohne Civiliſation in Tücke, Hinterliſt, Grauſamkeit ausartet und raſch ſpringt ſie oft mit dem Blitze des Gedankens in den Stern des Auges, und erhellt das ganze ſonſt ſanfte, plötzlich ſtrenge Geſicht. Die übrige Form des Antlitzes iſt regelmäßig, und der gewöhnliche Zug um den Mund unbeſchreiblich angenehm und einſchmeichelnd. Der ganze Ausdruck des Geſichts iſt ein ſehr ausgebildeter vornehmer, das ganze Weſen äußerſt edel, ja majeſtätiſch, das eines civiliſirten Helden. Die Sprache iſt wie zurückgehalten, leiſe aber ſchnell. Obwohl er wie alle reiferen Leute mehr hört als ſpricht. Ich laſſe ihm oft ſeinen Becher füllen, weil er ſo liebenswürdig dankt. Er trägt des Morgens einen langen braunen Surtout, und ein Bambusrohr, ſpäter einen grünen Rock wie der meine. Sein Gang iſt ſchön, frei, ſtolz und ſicher, ausruhend auf den Schritten wie ein, in ſeinen geſchloſſenen Theilen unerſchütterlicher logiſcher Satz — ſeine Hand iſt ſchön wie Napoleons. Der Eindruck ſeiner Erſcheinung iſt überwältigend und die ererbten Flitterſterne, deren es hier ſo viel giebt, daß man alle fünf Schritte einen kniſternden zertreten, alle zehn Schritte einen fürſtlichen ausblaſen kann, praſſelten wie leere Raketen auf, als er erſchien. Ich erkannte ihn auf den erſten Anblick — bei Kuhr war ein treffliches Bild von ihm. Er machte entſetzliches Aufſehn, alle Böhmen ſind enthuſiaſtiſch für Polen — wie Batterien fuhren ſich die Leute auf, um ihn mit Blicken zu beſchießen.

— Ein andermal mehr von ſeinem Weſentlichen, wenn Sie wollen, und bei Gelegenheit einiger geſunden Dänen, die ſich derb an mich ſchloſſen, etwas über jenen Staat und jenes Volk. Was Sie übrigens in ihrer Gutmüthigkeit glauben, daß mich die Leute ſuchen würden, findet ſeinen Grund nur in Ihrem günſtigen Vorurtheile, was Sie mir ſchenken, und zu dem nicht alle Leute ſo geneigt ſind. Ich verkehre auch abſichtlich meines Uebelbefindens halber mit gar Niemand näher, namentlich mit gar keinen Weibern, weil mir ſchon das Komplimentenweſen das Entree zu jeder Damenbekanntſchaft, viel zu läſtig und unbequem iſt. Ich lebe in der Fülle der ſich überſtürzenden Erſcheinungen allein, wie ein Anachoret mit meinem Schmerz und Kummer, ich vegetire mit gebeugtem Haupt wie eine Pflanze ohne Sonne und Regen, (bei dem gebeugten Haupte fällt mir ein Strich zu Skrzynecki's Bild ein, der nothwendig iſt: er trägt meiſt das Haupt, wenn auch kaum merklich, etwas nach vorn gebeugt, als horchte er auf irgend eine Geiſterſtimme; dies miſcht der ganzen Ruhe etwas Vorſichtiges bei, was eine gewiſſe Sicherheit erweckt) „die Wiederholung der Natur,“ deren Sie erwähnen, wäre troſtlos, unendlich langweilig, weil arm, unendlich proſaiſch, weil einförmig. Die Natur iſt zwar mannigfaltig, denn wie kämen wir ſonſt zu dem Begriff, wenn er nicht in der Natur wäre — alle Begriffe, welche wir nennen, exiſtiren allerdings auch, denn wir haben keine andere Quelle als die Natur, nämlich das Leben, aber der Schiller'ſche Spruch: „Alles wiederholt ſich nur im Leben — ewig jung iſt nur die Phantaſie,“ klingt ſo rund wie er iſt, denn er iſt ein Kreis. Es exiſtirt ja für uns nichts als das

Spiegelbild auf der Augeniris unſeres Geiſtes, es exiſtirt nur ſo wie es ſich dort abſpiegelt, alſo ſind Phantaſie und Leben keine Gegenſätze. Ihre Wiederholung aber iſt außerdem, daß ich ſie den befremdlichſten Irrthum nennen muß, auch ein Kreis und zwar eine Ellipſe.

4.

Braunſchweig, im September.

Es geht mir mehr als je durch den Kopf, ob denn nicht Alles, was wir an ſogenannten allgemeinen Wahrheiten errungen zu haben glauben, bezweifelt werden müſſe — was iſt denn gut, was iſt ſchlecht ? — Wie eine alte Schuld pflanzt es die Mutter auf ihr Kind, das Kind auf das ſeine fort — ungeprüft werden die Tugend- und Laſterwechſel angenommen wie bisher die Noten der großen engliſchen Bank. Ich ſtimme für eine genaue Unterſuchung des reellen Fonds und ich fürchte, die Wahrheiten banqueruttiren nicht minder wie die Bank ſeit längerer Zeit. Wär's denn auch ein Wunder? Hat denn die eigentlich tugendhafte Partei irgendwo ganz geſiegt. Sind nicht die legitimen Spitzbuben noch überall im Beſitz des Kapitals? Laſſen Sie uns doch einmal die Schönheiten der Jungfrau Europa in Augenſchein nehmen: eine Demarkationslinie im Süden gezogen von Weſt nach Oſten geht über verbranntes verkohltes Menſchenglück, wo die Rohheit, das Pfaffenthum, der thieriſche Despotismus, der peitſchenswertheſte Unterſcheidungsgeiſt in viehiſcher Gefühlloſigkeit Jahr um Jahr auf ſogenannte religiöſe Weiſe ſündigt — wir wundern uns über die Menſchenopfer der Wilden und nennen ſie Kannibalen, wo nimmt man Worte her für die Völkeropfer, die man auf das Fundament eines großen Theils unſerer Moralphiloſophie baſirt. Ich glaube an alle die religiöſen Fratzen nicht, die man wie Scheuchen unter die Völker ſetzen zu müſſen glaubte, weil man zu arm an Erfindung war, edle Beweggründe zur Nothwendigkeit der Geſellſchaft zu ſchaffen — und ich bin ein Gott an Tugend neben dieſen religiöſen Leuten. Was iſt denn nun Tugend? Das Streben nach allgemeinem Glück. Das iſt nun meine ſchwache Anſicht; wer iſt denn nun tugendhaft? Der herrſchluſtige Fürſt, der Ariſtokrat, der die Bevorzugung eines Häufleins will, oder der Demokrat, der die Herrſchaft, d. h. die

Selbſtſtändigkeit, d. h. das Glück Aller will, denn ohne Selbſtſtändigkeit iſt das Glück ein Mündel, eine Lotterienummer, die hundertmal durchfallen kann. Was iſt alſo Tugend? Demokratie. Und darin liegt die Seele der ganzen neuen Zeit und darum iſt die neue Zeit tugendhaft und wir leben wiederum im Stadium des ärgſten Laſters.

Sehen wir nach Frankreich — wollen Sie's ihm vorwerfen, daß bei Entſtehung der Demokratie Ströme Bluts floſſen? Kann ein Frühling ſeine Knospen treiben ohne Mord des Winters, und nun gar ein Frühling nach zwölfhundertjährigem Winter. Wäre die franzöſiſche Republick zweckmäßiger blutdürſtig geweſen, wahrlich wir lägen nicht durch Beſchlüſſe am Boden. Und die Republik triefte nur von tugendhaften Freveln, die Reſtauration aber von laſterhaften. Die Guillotine mordete für eine ausſchweifende Freiheit, die Schüſſe der Reſtauration tödteten für eine ausſchweifende — — — der Ariſtokratie, d. h. der egoiſtiſchen Bevorzugungsſucht. Wollen Sie überhaupt verlangen, daß auf dieſem Planeten des Allmähligen die kleinen Schritte aus dem Chaos der ſich kreuzenden Intereſſen, daß aus dieſem Chaos der plötzlich aufgefundene Gedanke der großen Gleichheit wie ein Gott die Ordnung nach neuen Geſetzen ſchaffen ſoll. Dazu brauchten die Griechen den höchſten Gott, wir brauchen auch den unſrigen: den Entwickelungsgang der Weltgeſchichte, und der geht zwar in Tagesſchritten, aber ſein Ziel ſind leider Jahrhunderte. Die Sünde wider den heiligen Geiſt iſt die Sünde wider den Geiſt der Zeit, denn unſer Heiligſtes iſt die Zeit, da ſie die erſte und nothwendigſte Bedingung unſeres Seins und Werdens iſt? Und wie hat man dieſen heiligen Geiſt in Frankreich behandelt? Ich habe mich jetzt ein wenig ſpecieller um die Reſtaurationsgeſchichte gekümmert: die blutigen Zeiten der Republik ſtrotzen von Tugendhaftigkeit neben dieſem Pfuhl von Sünde. Selbſt dieſer Don Quixote des Königschriſtenthums, Chateaubriand, was für eine unchriſtliche Rolle ſpielt er — die Dragonaden waren Kinderſpiel dagegen, denn ſie geſchahen in einer kindlichen Zeit, Böſewichter wie Treſtaillon mordeten unter Akklamation — —.

Und das Chriſtenthum ſpielte flott ſeine Statiſtenrolle dabei; das Chriſtenthum, der Grundſtein der Demokratie. Die neue demokratiſche Zeit iſt ſeine zeitgemäße neue Auflage. Die Demokratie iſt das heutige Chriſtenthum, und es giebt nichts Unſinnigeres in der Welt als einen ſogenannten chriſtlichen Ariſtokraten — die Demokratie Chriſti war göttlich und das Wunder ſeiner Lehre iſt ihre Unverwüſtlichkeit, welche ſo viele mörderiſche Jahrhunderte überdauert und jetzt wieder neu erſtanden iſt.

Das Alles liegt auf der flachen Hand, und man ſollte, wenn man um ſich ſieht, nicht fragen: was iſt Tugend, was Laſter? Ich weiß ſo gewiß, als ich den Tod in mir trage, ſo gewiß als ſie aus jener von ariſtokratiſchem Moder ſtinkenden Stadt drüben ein Ohrenbetäubendes, heuchleriſches Glockengeläut zu mir herüberſenden, womit ſie Gottesfurcht in die Welt brummen, und die Menſchen erinnern wollen, ſie ſeien arme Sünder, ich weiß, daß dies ganze Gerüſt europäiſcher Reaktion zum Schlechten zuſammenſtürzen wird, ich weiß, daß unter unſerm Boden länderlange Grüfte hinlaufen, die ſich alle füllen werden; aber ich weiß auch, daß auf heute erſt morgen und dann übermorgen kommt, und nicht übers Jahr, ich weiß, daß wir im Joch der Materie langſam fortkeuchen müſſen — und das macht mich unheilbar krank wie die Ariſtokratie. Warum ſetzt doch der Herrgott ſolche Galoppmenſchen in dieſe Welt des Schrittes? Es iſt wohl ein Zeichen, daß wir noch viel, ſehr viel Himmelskörper zu durchlaufen haben werden, da dieſer einen ſo Jahrhundertsträgen Entwickelungsgang verfolgt, und die nächſte Potenz ſo viel gewähren kann, ehe ſie einen Grad von Schnelligkeit gewährt. So lange iſt dieſe Welt gelaufen, ſo weit iſt ſie noch vom Ziele, ſo oft iſt das Uhrwerk angehalten worden, ſo weiter Raum iſt noch im weiten Aſien, im breiten Afrika, und ſo langſam kamen die gedrückten Menſchen zur Idee der Auswanderung, zur Idee, daß alle Räume gefüllt werden müſſen — ach was die Furchtſamen tröſtet, die große Entfernung, bis dieſer Planet ſeinen Lauf vollendet, das entmuthigt mich. Man ſchreibt Buchſtaben, einen, zwei, drei und das Leben iſt um und möchte Folianten ſchreiben, man ſchleppt einen trägen Körper, und möchte fliegen.

Die franzöſiſche Ariſtokratie gab damals Europa den Weg an, den die herrſchenden Familien einſchlagen müßten, um ihren ſpeciellen Vortheil zu ſichern. Italien und Spanien folgte zuerſt, die Carbonaro's und Liberales wurden geſchlachtet wie die erſten Chriſten; Wellington und Caſtlereagh halfen in England und im lieben Teutſchland arran-

girte man demagogiſche Umtriebe, um einen Faden in die Hand zu bekommen, aus dem man allmählig den Strick drehen könne, woran jetzt Jedermänniglich die Freiheit zappeln ſehen kann. Die Teutſchen waren aber dabei doch wieder die dümmſten: in Frankreich kannte man doch den Feind, und brachte ihm in den Julitagen eine Schlappe bei, in England räderte man ihn endlich durch die Reform, denn dieſe iſt von namenloſer Wichtigkeit: aber in Teutſchland kennt man ihn bis dato noch nicht. Für die fürſtlichen und ariſtokratiſchen Frevel hat Niemand addiren gelernt — vor der Summe der demagogiſchen Poſten aber entſetzt ſich noch Jung und Alt. Wahrlich, mein alter Schulmeiſter hatte Recht: klug iſt etwas ganz anderes als weiſe — klug ſind ſie geweſen die großen Herren; ſie haben ſo glücklich einen demagogiſchen Popanz zuſammengeflickt, daß ſich die Teutſchen wie vor dem ſchwarzen Manne davor fürchten. Schrecklich, grauſenhaft klar wird es, wie man für die Demagogie gearbeitet, um der Ariſtokratie zu Hülfe zu kommen. Ich nehme meinen Irrthum zurück, ich habe die Leute für dümmer, aber für beſſer gehalten. — — — —
— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Aus welchen Tonarten haben ſie nicht damals in Teutſchland geſchrien, um das Roß auf zu halten, weil es nicht ſchulgemäß kourbettirte, ſtatt ſich anzuſchließen und herbeizurufen zu einer großen Einheit Alles was Herz und Stimme und Hände hatte, ſonderten ſie ſich ab, wo es nicht ſein konſtitutionell herging, ſtatt alle Reaktion durch eine koloſſale Einheit, wie ſie vor der Thür lag, unmöglich zu machen, beſchleunigten ſie ſelbige, beförderten ſie durch Appartthun. Ach und ſie ſind heut' noch dieſelben Narren und wenn noch einmal Sonntag wäre, ſie machten es gerade wieder ſo: ſie ſchwören noch friſch darauf, wäre Hambach nicht geweſen, ſo hätte es keine Reaktion gegeben, und ſie laſſen die fetten Buben der andern Seite noch immer flott beweiſen nur Hambach habe das alles nöthig gemacht. Käme Einen nicht gerade hier einmal der Kalender zu Hilfe, ſie glaubten den Widerſprechenden in alle

Ewigkeit nicht. Unterrichten ſie doch gefälligſt, damit dieſe Kleinigkeit nicht vergeſſen werde, unterrichten Sie doch einmal dieſe gelehrten Teutſchen, daß der König von England, und der Mann wohnt überm Meere drüben — die Bundesbeſchlüſſe bereits in den erſten Tagen des Maimonats unterſchrieben, daß die Demagogie aber erſt in den letzten Tagen deſſelbigen wunderſchönen Monats Mai die Veranlaſſung dazu auf Hambach gefeiert habe. Es nimmt ſonſt das Geſchwätz gar kein Ende. —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Es giebt kein beladeneres Thier als den Eſel, wenn er von der Mühle kommt, und kein ſchwerer tragendes Weſen, als den Teutſchen, wenn er ſeine Gelehrſamkeit auf den Wall ſpazieren führt.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Meinem Stubenmädchen, einem grundgarſtigen, weiblich ſorgfältigem Weſen muß ich meine Abenteuer erzählen, um ſie nur an irgend Jemand los zu werden. Es iſt doch recht garſtig, daß ich Ihnen ſchreiben muß, und daß ich Ihnen nicht gegenüber ſitze; — ich haſſe das Schreiben ſo ſehr; es iſt ein Nothbehelf wie unſre Tugenden.

5.

Leipzig, October.

Ich werde mich jetzt um ein Amt bei den indirekten Steuern bewerben, mit dem direkten Wirken iſt es ja doch zu Ende. „Schwer liegt der Himmel von Madrid auf mir:“ Sie wiſſen doch, wie dem Volontärſchriftſtellerthum am 28. Juni zu Frankfurt auf dem Römer ein Ende gemacht wurde. Zu dem Schreiben ex officio bin ich ohnedies zu faul, und ich haſſe ſeit einiger Zeit vom Grund der Seele das Handwerkſchriftſtellern, d. h. wenn Jemand darauf angewieſen iſt, nur von ſeinen niedergeſchriebenen Gedanken zu leben. — Man wird ein gemeiner Policiſt ſeines Geiſtes, ein Zollbeamter, der Alles verſteuert haben will, man knechtet den Geiſt, man wird der unglücklichſte Menſch, der ſich ſelbſt auflauern muß. Lieber ein Handwerk lernen. Morgen gehe ich zum Thore hinaus und mache eine Promenade durch Thüringen und über den Harz, weil ich mir dumm, ſehr dumm vorkomme. Schade, daß es keine Räuberbanden mehr giebt, da könnte man doch einiger Romantik nachlaufen; eine völlige Civiliſation muß tödtliche Langeweile bringen.

Daß Sie ſo ohne Weiteres annehmen, ich ſei munter von Karlsbad angekommen, war mir unheimlich — ich erſchien mir wie ein Verfehmter, der nicht eher ſterben kann, als bis die ihm zugemeſſene Friſt abgelaufen. Der Vater eines armen Studenten, der neben mir wohnte auf der Univerſität, trieb's eben ſo: wenn er ihm ein halbes Jahr nichts geſchrieben und nichts geſchickt, ſo fing ſein nächſter Brief doch gewiß an: ich hoffe Du befindeſt Dich ſehr wohl und munter — der arme Student war immer außer ſich über jene unverwüſtliche Hoffnung.

Ich hoffe, unſer Freund, der heiße Mann, iſt wieder geſund, und die launiſche Dame Cholera hat ihm nur einen flüchtigen Beſuch abgeſtattet. Ich wäre außer mir, wäre es anders. Ich würde Krankheit und Tod zermalmen, bis zum Nichts, wenn ſie die paar mir lieben Perſonen auf der reichen armen Erde angingen. Hören Sie den Uebermuth, den ein Windzug umſtößt, dieſe gleißende Lüge iſt aber doch angenehm, wer ſich am beſten täuſcht in dieſem Leben der Täuſchung, der iſt am beſten daran. — Ich wüßte eben keinen erdenkbaren Schrecken, der mich erſchrecken könnte, höchſtens etwas ſehr Langſames. Ich glaube, ſehr wenig Menſchen ſind furchtſam. Nur die Nerven werden zuweilen von einer furchtähnlichen Angſt afficirt. Meine Seele hat Furcht nie gekannt, ſie war, ſeit ich mir geiſtiger Thätigkeit bewußt bin, übermüthig. Ich glaube, nur der größte Wicht hat eine furchtſame Seele. Aber die ſchreckliche Entdeckung habe ich gemacht, daß man in einer ſolchen bloßen Handelsſtadt geizig wird. Die Induſtrie iſt eine ſo ſchöne Sache und es redet ihr Niemand ſo ſehr das Wort als ich; ich bedaure ſehr, ſie ſo in der Nähe betrachtet zu haben; ſie kommt einem dann leicht wie ein ſo materielles Frauenzimmer vor, daß uns um Kopf und Buſen bange wird. Die Kaufleute ſtellen den Handel wie die Gelehrten die Wiſſenſchaft auf den Kopf. Er wird ihnen wie jenen der Buchſtabe Ziel und Zweck ſtatt Mittel. Wie jene über den Büchern vergeſſen dieſe über dem Gelde — das Leben, wie jene Pergamentrollen werden dieſe Geldrollen. Es iſt bereits nöthig zuzuthun, daß die Induſtrie, der fruchtbar bewäſſernde

Strom der Civiliſation, nicht Verheerungen anrichte, aus ſeinen Ufern trete und alles mit gehaltloſem Waſſer überſchwemme. In dieſer Welt des Bedingten muß man wirklich aufpaſſen wie ein Grenzjäger; ich wollte, die Regierungen läſen, was Mönnich und Menzel über Realſchulen ſagen; es ſind vortreffliche Vorſchläge. Was die Idealiſten zu viel thun, thun die Kaufleute zu wenig, aber die Ausſchweifung Jener iſt doch wenigſtens liebenswürdig, die Ausſchweifung dieſer ekelhaft. Jene gehen in Menſchenliebe auseinander, dieſe ſchrumpfen zuſammen zu vertrockneten Zahlen. Voller Beutel, leere Herzen, — wer findet das Arkanum für die Welt?

Ich werde hier geradezu ein Filz, leider zu meinem großen Nachtheil noch nicht immer, ich bin noch ein Anfänger, und das iſt für den Geizhals das Koſtſpieligſte. — Der Geizige zahlt das meiſte Lehrgeld.

Sie ſind auch traurig, das kommt nur mir zu. Die Männer ſind darum die Götter der Erde, weil ſie für ihre Einrichtung zu ſorgen haben, weil ſie die [illegible] ſind; darum haben ſie aber auch allein das Recht, beſorgt zu ſein, es iſt keine Kleinigkeit, eine ſo große unruhige Welt im Auge zu haben. Das Weib aber hat nur zu lieben, und fröhlich zu ſein. Sie bücken ſich ja wie die Trauerweide am Ganges, die nur in die Tiefe, den Hintergrund, die Vergangenheit der rollenden Wellen blickt — ſchauen Sie um ſich:

„Und wie viel iſt noch geblieben,
Und wie ſchön iſt noch die Welt,
Und mein Herz, was Dir gefällt
Alles, alles darfſt Du lieben.“

Wer ſich früh begräbt, ſtirbt freilich früh, ich kenne viel bedeutende Frauen, die mit funfzig Jahren ein friſches Leben anfingen. Die Mars in Paris beſchämt alle jungen Mädchen, und iſt heute mit ſechzig Jahren noch die liebenswürdigſte auf dem Théatre français. Die männliche Kunſt zu leben iſt poſitiv, die weibliche negativ. Gehen Sie ſpazieren, ſingen Sie Opernlieder, ſprechen Sie nie ernſthaft mit Ihren Preußen, dann werden Sie jung und glücklich. Man muß ſich nur einbilden, das Glück liege vor der Schwelle, und man brauche blos zu öffnen — alsdann präparirt man ſich auf das Glück, und das iſt denn doch alles, was wir haben: die Idee des Glücks iſt ja nur unſer Glück, darum iſt der Phantaſt und der Eitle ſo glücklich.

Man hat vornehm bei Ihnen dinirt — wie man gut vornehm ſagt. Ich bedaure unendlich, dieſe politiſchen Geſpräche nicht gehört zu haben. Die höchſte Weisheit wird durch einen Strich zum Unſinn, wie Raphael durch einen ſolchen Weinen in Lachen verwandelte. Wenn ich recht ſchwerfällig denke, was man gewöhnlich „tief“ nennt, da tapp' ich immer an den Grenzen des Unſinns herum, und das Sublimſte hat die feinſte Spitze, die von einem Hauche bricht — drum müſſen auch jene Geſpräche wichtig ſein. Teutſchlands populärſter Hiſtoriker wird für unfähig erklärt, binnen fünf Jahren ein Journal zu redigiren, Welker ſoll in's Zuchthaus wegen eines Aufſatzes im Freiſinnigen — dem gegenüber neue Generale, die nicht orthographiſch ſchreiben, nicht teutſch reden können. So iſt's mit dem Sublimen.

6.

Leipzig, Octbr.

Ich war mißmuthig im Lande umhergeſtreift, hatte mich auf Poſt- und Lohnwagen herumgetrieben und kam für den Augenblick, d. h. einen Abend und einen Vormittag heiter zurück, als man mir unter einer Compagnie Briefen auch Ihren ſo warmen Blutes vollen und politiſch gutmüthigen einhändigte. Verlangt jetzt keine Briefe von mir; ſeid Ihr meine Freunde, ſo ſchreibt welche, es nimmt ſie kein verliebtes Mädchen zärtlicher auf als ich. Um einige Procente mehr werth komme ich mir immer vor, wenn ich einen innigen Brief bekomme, denn es iſt mir ſtets ex thesi unbegreiflich, wie bei dieſem kalten Egoismus, der die Menſchheit zum Tode erkaltet, Jemand ohne egoiſtiſche Abſicht ein warmes Wort verlieren kann; hier find' ich ekelhafte ſelbſtiſche Abſicht, dort troſtloſe Gewohnheit eines hergebrachten Enthuſiasmus, ich begreif' es nicht, wie mich Jemand lieb haben kann, da Niemand meine innere Liebenswürdigkeit kennt, ſo wenig wie meine innre Nichtswürdigkeit — ich begreif es nicht, wie die Menſchen einen Anſatz zu Gefühlen erſt nehmen können, da ihnen der Verſtand ſagt, binnen zwölf Monden iſt das alles verwelkt und vertrocknet, denn das iſt der Lauf der Welt. Du haſt Dir dann einen Andern geſucht, um den Du Dich [illegible] [illegible] um einiger elektriſcher Funken willen reibſt, der heutige Brief beſtellte ebenfalls, Ihr lebt ja unter dem wechſelnden Monde. Die gegenſeitige Lahmheit macht die Welt und die Menſchen nun eben ſo gerade gehn, wie ſie gehn, das fortwährende Fallen unſeres Ganges macht durch ſeine Reciprocität von Rechts nach Links ein Gehen daraus — ſo halten ſich die Menſchen gegenſeitig, und verbergen durch dieſe große Gegenſeitigkeit ihr Hinken. Es iſt wahrhaftig ſo, aber man muß ja doch leben, weil man nicht gern unnütz in die Lotterie des Todes ſetzt, ſo lange der Banquerutt nicht entſchieden.

Das Alles aber wollte ich nicht ſagen, ſondern ich wollte Ihnen erzählen, daß ich mich immer dann ein wenig aufrichte, wenn mir die Leute ſagen oder irgendwo beweiſen, es ſei etwas an mir, ich wundre mich dann, daß ich irgend etwas werth bin, und freue mich einen Augenblick, ach und die Augenblicke der Freude ſind ja etwas ſo Göttliches, daß man die Gottheit nicht genug bewundern kann, wie ſie mit ſo wenig Balſam das fortwährende Sterben zu einem zuſammenhängenden Leben zuſammenhalten kann. Nur die Freunde und die Zeichen ihrer Freundſchaft, d. h. ihre Achtung und Theilnahme halten mich aufrecht — wenn mir nur einmal eine Annährung rein beſtialiſcher Behaglichkeit wird, ſo hüpft mein Geiſt wie ein kleines Kind, dem man buntes Spielzeug weiſt — darum meine Oede unter leeren fremden Leuten, die mich wie Waare betrachten; auch in Paris wäre ich ohne Freunde traurig.

Daß man ſo leicht über Ihre Choleragefahr geſchrieben, verblüfft mich, da ich jetzt durch Sie ein ſo erſchreckendes Bild des möglichen Abtretens von dieſem Puppentheater erhalte; — ich mag es nicht leiden, daß man überſtandene Gefahr verkleinert, die Freude iſt einmal vorausbezahlt, und je größer die Summe gemacht wird, deſto reicher iſt man, denn man tarirt auch das Object darnach. Es iſt ja doch aber nichts anderes, als wie es ſich auf unſerer Iris abſpiegelt. Wir haben ja nichts Abſolutes.

Ihre Schilderung unſrer Villa iſt auf der höchſten Linie des τραγος d. h. des Ziegenbockes, faſt grotesk komiſch, ja ſie wird für mich überwältigend lächerlich, als Sie ſehr ernſthaft darüber kalkulirt haben, ob ich zurückkehren ſolle, oder nicht. Ich ſah die Republikaner das Daſein Gottes dekretiren, wenn ich auch hierbei als eine Art Teufel figurire. Ob ich nämlich zurück wollte; davon war nicht die Rede. Es ward wie unter den Demagogen Teutſchland vertheilt, und ich ward ungefragt Landeshauptmann von Schleſien. Dann kamen die diplomatiſchen Bedenklichkeiten, als ob ſich der Herr Hauptmann ſogleich mit einer Prinzeſſin aus Utopien oder Golkonda oder Kabuliſtan vermählen ſolle, der Herr Superintendent ſprach hem hem — darauf die Andern secundum ordinem — man ſchüttelte ſtark die Köpfe und weil der Herr Reichsverweſer endlich einſah, daß es beſſer ſei ohne Oppoſition zu regieren, ſo ſeufzte er ſchwer und liſpelte: „Es geht nicht.“

Uebrigens verſteh' ich wirklich kein Wort von den Bedenklichkeiten und es iſt mir Alles myſtiſch wie Jacob Böhmes Schriften „Herr v. X. liebt Sie ſehr,“ charmant, ich habe zwar von ſeiner heftigen Liebe noch nichts gewußt, aber doppelt charmant, ich laſſe mich gern lieben — „mißverſtehen“ — „Vieles geändert — Lafayettismus“ ꝛc. — Auf der Schule kriegten wir manchmal ſolche Worte auf, um eine Geſchichte daraus zu machen — bitte, helfen Sie mir zu der Geſchichte, ich weiß nicht Anfang noch Ende. Ich leb' oft ganze Jahre zerſtreut; von einem früheren Planeten weiß ich z. B.

gar nichts mehr — ich hab' gewiß Vieles nicht geſehen, was andere Leute wiſſen — erleuchten Sie mich und beſchatten Sie mich zugleich, heiliger Geiſt!

Ich bin mehr und mehr davon zurückgekommen die Leute ändern zu wollen, — ſie wollen meiſt nicht geändert ſein; ſondern die Meiſten brauchen ein quantum Redensarten in dieſer Zeit der politiſchen Noth, um ſich betheiligt zu zeigen — ein Narr ſpringt auf Masken und Larven los. In Schleſien weiß ich kaum außer Ihnen Jemand, der es redlich mit der Umgeſtaltung der Welt meinte, und Sie ſelbſt wollen die Welt anders, aber die Menſchen ſollen bleiben. Sie haben eigentlich das Hauptkunſtſtück vor: der X. ſoll demokratiſche Reden vortragen, aber einen abſondernden Titel muß der behalten, ſonſt mag er nichts von Eurer Demokratie wiſſen — Nichts mehr davon. Der Profeſſor würde es am erſten redlich meinen weil er ein guter Mann ſein mag, aber er hat keine Zeit und keinen Raum dazu: er muß klatſchen helfen, ſchwätzen und verliebt ſein, als baare Münze darf ein Profeſſor die neuen Dinge gar nicht aufnehmen, er kann bloß Papiergeld gebrauchen, weil er an den heraldiſchen Stempeln ſeine Vielwiſſerei erproben kann —

ich wollte darauf wetten, er müßte einmal jung gewesen ſein, d. h. energiſch liberal; man ſieht zu ſehr, wie die ſpäter bürgerliche Eitelkeit, der Staub der ſogenannten Gelehrſamkeit, die geſelligen Firfarereien drückender Aſche gleich auf den natürlichen Vulkan gefallen ſind, und das junge Feuer innerlichen Gemüths ausgelöſcht haben. Jetzt iſt er ein hannibalſcher Soldat aus Capua und zu nichts mehr zu brauchen, als Papilloten zu drehen und Leierkaſtenverſe dabei herzuſagen. Der Humoriſt iſt ein Wicht, muthlos, krank, ein Pulcinello, des Adels Metze, mit dem ich nie ein ernſthaft Wort reden würde. Er muß wie ein Nußknacker nach Tiſch verbraucht werden — wie kann auch ein Menſch, der alle Selbſtſtändigkeit ſo wohlfeil immer und ewig verkuppelt hat bei neuen geſellſchaftlichen Einrichtungen eine Stimme haben. Denken Sie ſich, wenn er in Amerika mit reden wollte! — Und wer iſt ſonſt noch in Euren cercles? — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Epoche anfangen, weil wir keine Hauptſtadt, keinen Brennpunkt haben — ohne Brennglas erzeugt die teutſche Sonne keinen Funken.

Ich ſaß vor einiger Zeit mit vier bis fünf jungen Franzoſen in einem öffentlichen Garten und mußte es mit anhören, wie ſie das Mährchen der 1002. Nacht erzählten, daß man den Teutſchen den Weg gebahnt habe bis zum Eingang in den ſonnigen Hain der Freiheit, aber da ſeien ſie über gelehrte Definitionen uneins geworden und es hätte juriſtiſche Weisheit geregnet und als die Jugend: „vorwärts, vorwärts“ geſchrien, da hätten ſie ſich die Ohren zugehalten, wären aber nicht einen Schritt weiter gegangen, bis die die Runde machende Patrouille ſie arretirt und auf die Hauptwache gebracht —ich ſaß beſchämt dabei und ihr Gelächter durchſchnitt meine Nerven. Die Burſchen hatten faſt alle Julikreuze und waren friſch wie die Fiſche. Sie fragten mich, ob ich die Quadratur des Cirkels beweiſen könne — ich ſagte einfältig: Non Mess — da gaben ſie mir alle die Hand und riefen „Graces à Dieu, c'est un Allemand neuf — denn die Alten meinten ſie, bewieſen Alles —

Haben Sie mir nicht auch bewieſen, daß Jarke und Graf von Moltke der Freiheit in Deutſchland Vorſchub gethan? Vergeb' es Ihnen Gott, aber ſchreiben Sie mir's nicht wieder, denn ich bin kein

Gott und dieſe Art von wohlfeiler Dreiſtigkeit, die mit dem Teufel ſpielt, ſo lange er nur gemalt iſt, macht eben unſer Unglück. Wir können, Alles, und darum nichts.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Die Demokratie im naturrechtlichen Lehrbuch iſt Euch eine charmante Sache, aber in der Zeitung ein Gräuel. Ihr ſeid wie die Studenten, die courageus mit ſtumpfen Waffen ſchlagen, aber dem Schläger gegenüber blaß werden. Die weißen Jacobiner ſprechen am meiſten von den rothen — wenn erſt Millionen ererbten hochfahrenden Kram nicht mehr anerkennen, dann wird er ohne Mord und Todtſchlag ſterben, ich thu' keinem Menſchen an Leib und Leben Schaden und bin doch ein Jacobiner ohne Blut durch und durch.

— Und nun genug des Zankens — wollen wir über allgemeine Gegenſtände korreſpondiren, ſo muß ich Sie bitten: den alten Kram ruhn zu laſſen, und hinaus zu ſehen in die Zukunft; denn es lohnt wahrhaftig nicht mehr, die alte Schlacht immer von Neuem zu ſchlagen: der Sieg iſt mit den Waffen des Geiſtes lange entſchieden, wenn auch die Schleſier nichts davon wiſſen wollen; von Herbſtmanoeuvern zum Vergnügen der Berliner iſt die beſſer beſchäftigte Welt kein Freund, das Schlachtfeld der Spiegelfechtereien iſt längſt gewonnen. Ich gehe keinen Schritt mehr rückwärts.

7.

Leipzig, November.

Ich danke Ihnen ſehr für die freundlichen Nachrichten, welche ich vor einigen Tagen von Ihnen erhalten. Wunderlich genug beſtehen Sie darauf von mir hören zu wollen, welchen Eindruck Ihre Briefe auf mich machen. Ich habe die Frage mehrmals übergangen, weil ich Ihre Beantwortung ſo natürlich fand. Sollten Sie meine Schwäche ſo gar nicht kennen, daß mir der kleinſte Beweis von Theilnahme, den mir die unbedeutendſte Perſon ſpendet, Stütze im öden, wüſten Leben iſt, daß ich aufhöre zu leben, wenn mir Niemand mehr ſagt, ich möge es — wie konnten Sie einen Augenblick zweifeln, daß mir nicht jedes Wort, von da, wo man mein Streben ſo über Gebühr geſchätzt hat, äußerſt willkommen ſei. Wenn mich die Theilnahme unbedeutender Perſonen freut, ſo muß mich das Intereſſe an meinem Wirken, welches Individuen darlegen, die den ganzen Kreis meiner Pläne kennen, ſtärken, ja rühren! Glauben Sie nicht, daß ſich die Fäden der Entwickelungsgedanken eines ganzen Menſchen überall ſo leicht wieder anknüpfen — — man kann einen halben Erdtheil durchreiſen, ehe man Jemand findet, der ſeine Gedankenſchicht zu einem Gewebe zuſammenſchlägt mit der meinen. Ach der Gedankenrichtungen ſind ja ſo unendlich viele, und der Schichten, in denen ſie ziehen, wiederum eben ſo viele, daß einem faſt nur die Jugend und das Glück Genoſſen verſpricht. So iſt es mit mir, ſo iſt es mit meinen Umgebungen; unberührt ſteh' ich noch immer in meinem Kreiſe. Wie können Sie zweifeln, daß Worte aus ihm, die Sie mir ſenden, mich nicht höchlich erfreuen ſollten. Mit den Leuten, welche durch Hin- und Herſchreiben und Sprechen, durch gegenſeitiges Einreißen und Aufbauen, Winken und Führen ꝛc. auf gleichem Plan der Speculation mit mir ſich eingerichtet hatten, iſt meine Correſpondenz abgebrochen. Der eine ſchreibt nicht mehr, an den andern hab' ich nicht mehr geſchrieben, dem dritten erſt vor Kurzem und wer weiß denn nun noch ſo gut als Sie, was ich will von der Welt. Was gilts da alſo noch des Fragens. In kleinen Gehäuſen, in kleinen Werkſtätten arbeiten alle die liberalen Leute um mich herum, der Eine will Preßfreiheit, der Andere Tod den Tyrannen, der dritte Republik, der vierte Aufhebung der Zölle, jener ein geläutertes Chriſtenthum, dieſer alles beſiegende Künſte — und was will ich? Nichts Einzelnes von all' den Dingen — ein einzig kleines Gut: Freiheit, aber nicht blos bürgerliche, wenn auch dieſe zuerſt. Daher kann ſich's leichtlich begeben, wenn ich hie und da den Kopf ſchüttle zu all dem ſtückweiſen Begehren und Beginnen, daß ich, ja ich illiberal geſcholten werde. Und es iſt natürlich — ich will mehr denn Alle; aber dies Ideal meiner Totalität, dies Endziel der menſchlichen Geiſtesthätigkeit, dieſe blühende Jungfrau Muhammeds, welche die Erde hinüberzieht an die Bruſt eines ſchönern Planeten — es kennt ſie Niemand um mich her. Und die Leute ſind daran gewöhnt, daß alles Abweichende Trug und Rückſchritt iſt; wenn ich nicht jauchze bei den kleinen Siegen des Liberalismus, ſo werden Sie mich einen Apostata ſchelten.

Es wird mir unendlich weh thun, denn die Liberalen nur ſind meine Familienmitglieder, wer iſt gern von der Familie verkannt; das fremde herzloſe übrige Volk iſt mir immer gleichgültig geweſen, nur den aus Ueberzeugung entgegengeſetzt Geſinnten hab' ich mit Theilnahme angeſehn, und mich bei ſeinem Anblick in die Unſicherheit des menſchlichen Wiſſens träumend vertieſt — aber ich werd' es tragen und vielfach angefeindet ſterben. Ich fürchte, ich werde den Jubel der Menge ſelten theilen. Alle die kühnſten Forderungen des Liberalismus ſeh' ich realiſirt, ich erlebe es, das weiß ich, wie widerſpenſtig ſich auch jetzt die Zeit anſtellt: der bürgerlichen Freiheit Poſtulate, die jetzt im Schwunge ſind, werden alle errungen; denn ſie werden zu allgemein empfunden. Nur die Dummheit verkennt das. Aber iſt dann die Freiheit errungen —? ach ich glaube, dann wäre das Ende dieſes Planeten da, und ſeine Bahn wäre vollendet. Die Freiheit iſt vielleicht ſein Endziel; aber eine, vor welcher noch Millionen ſchwindeln — Ach wir Pygmäen mit dem Ephemerenleben — ein ewiger Jude müßt' man werden, um das zu ſehen. Wie viel Jahrhunderte brauchts, um den Päſcheräh und den Buſchmann, den Feuerländer und den Kamtſchadalen auf gleiche Stufe mit den modernen Europäer zu bringen. Meine Großmutter war immer ſehr neugierig, wann wohl die Welt zu Grunde gehen werde; ich möchte mit meinem Kopfe einen ehrlichen Stempelbogenhandel der Weltaſſecuranz garantiren und die höchſten Wech. auf's Jahr 2832 ausſtellen — wenn's die Welt nur zufrieden wäre, Sie ſehen, ich wüßte mir mit meiner Gelehrſamkeit einen Nahrungszweig zu brechen. Und nun berechnen Sie die unberechbar vortreffliche Chance dieſes Wechſelhandels, daß jedes Jahrzehend mindeſtens eine ganz neue Idee gebiert, welche die einpackende Erde wieder ein ganzes Jahrhundert beſchäftigt: daß unſer Hundeplanet ſeinen Entwickelungsweg eben auch wie die Hunde macht, das heißt doppelt und dreifach, indem er immer wieder ſeitswärts und rückwärts trabt. Betrachten Sie zur Verſinnlichung dieſes Satzes den klügſten Scholaſtiker, der beinahe tauſend Jahre nach dem unbedeutendſten griechiſchen Philoſophen lebte, und widerſprechen Sie dieſer Hundetheorie.

Ach, die Welt rennt noch lange und wer geſund iſt, mag ruhig und zufrieden ſein — die Chiliaſten werden noch einmal zu Schanden. Der alte Bengel kommt um ſein Renommée mit dem Weltuntergange 1830 — ich glaube überhaupt, der alte Myſtiker hatte es damit auf eine fette Erbſchaft abgeſehen. — Iſt es nicht unendlich betrübend, daß wir im Verhältniß zum Weltſyſtem und Weltengange nur wie kleine Ameiſen krabbeln — wir ſchwirren wie Motten um einen kleinen Lichtkreis, eine tödtliche Sehnſucht nach Erweiterung treibt uns, unſere Kräfte ſind nicht dafür geſchaffen und die Sehnſucht beſchleunigt den Tod.

Was nun aber jene Freiheit ſei, nach welcher flatternd ich mir das Leben verſenge? Ach — Millionen erſchrecken vor ihr — ſie iſt das, was man gemeinhin Anarchie nennt, Anarchie des Staats und der Kirche. — [illegible]

Es iſt vorbei mit meiner Freiheit für dieſen Augenblick: mein Schneider bringt mir eben Winterkleider mit einer ſo unverſchämten Rechnung für einen Surtout, daß mir alle Speculation vergeht. — Iſt das nicht königlich lächerlich: ein Weltreformator verliert den Faden über eine Schneiderechnung! Bedenken Sie, das Ende der Welt iſt noch weit, der Herrgott zahlt alſo keinen ablaufenden Wechſel. Ich werde ſpazieren gehen, weil mich friert. Ich ſchreibe noch bei offnem Fenſter. Sie werden mir zugeſtehen, es ſei ſchon ſehr kalt in der Welt. Ach ſehr kalt und froſtig und traurig. — Ach und in dieſem langweiligen Leipzig — es iſt recht ſchwer fortzuleben. Mögen Sie beſſer leben als ich — Ein geringer Wunſch, aber ein Wunſch.

Ein Sturm von Briefen und Geſchäften ſtürzte ſich zwiſchen Anarchie und Schneiderrechnungen, die Sonne ſchien ſo ſchön, ich mußte von meinem innern Arzt gedrängt meinen Unterleib ſpazieren führen, Tod und Teufel überlief mich heut', ich habe den Poſttag verſäumen müſſen; jetzt erſt nehm' ich die Anarchie wieder auf. Ein langer wie ein ſüdlicher Tag auf meine Nacht fallender Brief kam heut morgen dazu und regte mich ſo ungewöhnlich auf, daß ich nicht ſchreiben konnte. Der heiße Mann iſt mehr denn ein König um ſeine kreuzfidele innere Seligkeit zu beneiden — o glücklich, dreimal glückliche Conſtruktion eines Menſchenweſens! Ach könnt' ich doch auch unter die Enthuſiaſten gehn, ich wollte mich ja freun bis mir die Seele ausführe, es giebt keine beſſere Beſchäftigung — und die

Erfindung eines ſolchen Menſchen iſt des Herrgotts göttlichſte. In ſeiner bacchantiſchen Seligkeit bildet er ſich nun ein, er liebe mich mit, weil ich der Schatten bin, den ſeine Sonne wirft, und weil er eben an mich ſchreibt, und nun umbrauſt er mich plätſchernd und toſend mit Wellen und Wogen von Zärtlichkeit, daß mir heiß wurde wie nach Jean Pauls Titan, und daß ich ſchaamroth die Vorzüge Schoppes auf mich gehäuſt, mich zu einem liebenswerthen mir vollkommen fremden außerordentlichen Weſen gemacht ſah. Wahrlich ich habe gefühlt, wie einem im Hinterſtübchen auf graue Dächer ſehenden Mädchen zu Muthe ſein mag, wenn ein Mann an ihr eichenes Nähtiſchchen tritt und ihr aufzählt, was alles für Schönheiten ſie beſitze. Mit Millionen iſt Jeder zu beſtechen. Ich war wie das Mädchen, was derlei nie gehört, gelind außer mir — das Mädchen hätte gewiß auf dem Fleck g'heirathet; — da fühlt ich erſt, wie ſchlecht und klug ich ſchon ſei — ich legte den Brief erſt weg und bat mir Bedenkzeit aus. —

— — — — — — — — — —

Er redet mich in eine Liebe zu ſich hinein, der ich kaum gewachſen bin, wenn er ſo fortfährt, mich wie ein blödes Mädchen zu verführen, ſo muß ich mich mit Carlos entſchlieſſen „ihn grenzenlos zu lieben.“

Aber ich vergeſſe die Anarchie, doch kann ich mir denken, wie Ihnen ſchon davor Angſt iſt. —

So lange die Millionen Individualitäten, die auf dieſer Erde wohnen, darnach rennen, objective Schemata zu finden, nach denen ſie alle leben und ſterben können, ſo lange iſt die Welt unbequem; die höchſte Objectivität iſt das Ergebniß der höchſten Kälte, der höchſten Bildung, der höchſten Faulheit. Kalt, denn ſie braucht kein Blut, kein Herz, nur einen Kopf, gebildet, denn ſie iſt das Facit des ſchwierigſten Rechenexempels, wo alle Millionen die Dividende, das Geſetz der Diviſor ſind; faul, denn ſie denkt für Jahrhunderte und erſpart es dem Individuum. Aber es giebt ein Ding, was aller Objektivität Hohn ſpricht, weil es nie daſſelbe iſt, weil ſeinen Umfang kein Menſch kennt — das iſt der menſchliche Geiſt. Darum mag Objectivität ein Vortheil für die Maſſe ſein, für den Einzelnen iſt ſie ein Nachtheil, eine beengende Schranke — ſie iſt die Douane des Staats, ein Staat ohne Douanen iſt aber beſſer. Die ausgebildetſte Objektivität iſt nichts als die ausgebildetſte Sklaverei. Es wird nicht bloß wie Börne einmal ſagt, „der Menſch der Menſchheit geopfert“ — ſondern die Gedankenwelt dem Gedanken, das Ganze einem Theile. Gott gebe, daß Sie mich verſtehen, hoffentlich werd ich allmählich deutlicher; die Sache iſt ſo dünn, daß ich die linke Hand beim Schreiben in die Höhe halte, um mir den Faden nicht entſchlüpfen zu laſſen, denn bei blutdürſtigen und grauſamen Menſchen ſteht mein doppelter Kopf auf dem Spiele. Ich ſitze eben in letzter Inſtanz vor dem Caſſationshofe. Eilen wir auf ein weniger coupirtes Terrain. Man hat dieſe und jene Welt in Formeln gebracht, die man Staat und Kirche nennt, und verlangt, daß Jeder mit dieſen die Aufgabe des Lebens löſen ſoll. Verſtehen Sie Mathematik? Nein, ich auch nicht ſehr; wir wollen ſie eben abſchaffen, es ſoll Jeder auf ſeine Weiſe rechnen dürfen. Man kann mir wahrlich nur zweierlei einwerfen. 1) Die Allgemeinheit würde feſſellos oder formellos, unglücklich ſein, weil ihre Beſtandtheile, die Einzelnen, der Willkühr Anderer Einzelnen ausgeſetzt wären. 2) Weil die Erfahrungen der abgelaufenen Jahrhunderte, weil die Magd der Wetgangenheit, die bei der Zukunſt die Kartenlegerin ſpielt, und Geſchichte heißt, unbenutzt bleiben — Kann ich dieſe Einwürfe widerlegen, ſo iſt mein Prozeß gewonnen, meine Anarchie gerettet.

Geſetze ꝛc. ſind Mittel, einen Zweck zu erreichen, oder etwas abzuwenden, alſo daſſelbe, nur negativ. Es war einmal ein Geſetz nöthig, daß jeder Bürger jährlich einen Bären erlege, damit die Geſellſchaft ſicher wohne. Aber die Bären hören und hörten einmal auf, die Geſetze ſind da, um das aufzuheben, wogegen ſie gerichtet ſind — erreichen ſie das nicht, ſo ſind ſie ſchlecht. Sie müſſen alſo einmal ganz überflüſſig ſein, wenn ihre Wikung erreicht iſt: das iſt der Lauf der Welt, die Frucht wächſt, um reif zu werden und dann abzufallen — ihr Ziel muß alſo Geſetzloſigkeit ſein. — Der Einzelne wird ſich ſelbſt Geſetz, die Willkühr Aller iſt das Geſetz des Einzelnen und umgekehrt — das iſt Anarchie. Das heißt zu Teutſch: Herrſchloſigkeit, nicht Unordnung wie die Leute ſagen.

Jene Erfahrungen der Geſchichte aber ſind nicht Ziel ſondern Weg und Mittel. Sie ſind das Ziel ihrer Zeiten, aber nicht der unſern, denn ein Jahrhundert ſteigt dem andern auf die Schulter. Die geſchichtliche Erfahrung iſt kein todtes Capital, ſondern ſie iſt die große Wechſelbank der Welt, die Zins auf Zins von Zins häuft. — Was iſt alſo ihr Ziel? Jeder Kaufmann kann es ausrechnen. Die Summe der ganzen Welt. Wenn wir die haben, wer ſoll dann Zins zahlen? Die Geſetze ſind aber der Zins, den wir an die Entwickelung entrichten — wenn die Entwickelung vollendet, das Capital voll, alſo das All oder richtiger Alles iſt, wozu dann noch Zins, wozu alſo noch Geſetze.

Anarchie iſt das Ziel der Entwickelungsgeſchichte, oder die Welt iſt ein banqueruttes Haus, was über Nacht ſeine Zahlungen einſtellt, der Herrgott bringt die Menſchheit um den Verdienſt, indem er vor Ankunft der Poſt die Bude zumacht, und das Stückchen Erde vernichtet.

Glauben Sie, mein Exempel iſt richtig und es würde mich freuen, wenn Sie Ihr „Probatur“ darunter ſchrieben. Die Leute werden ſagen: es ſind Sophismen, es iſt ein ſpitziger Geiſt, aber es hilft uns nichts, es ſind Luftſtöße! ach nein!

Laſſen Sie uns ſehen, wohin dieſe Anarchie uns führt, denn daß wir ſie nicht erleben, darauf können wir noch nach tauſend Jahren ſterben, wenn noch ſo lange geſtorben wird. Die letzten Menſchen erſt werden meinen Gedanken genießen und frei ſterben.'

Jene Theorie führt zuerſt zum Skepticismus, alsdann zum Proteſtantismus, und wenn der nicht hilft, zum Revolutionarismus — es ſind fatale unbequeme Worte und wir müſſen zunächſt wenigſtens hübſchere ſuchen. Ich ſchlage vor „Kopfſchütteln,“ „Schmollen und Schwätzen,“ „Kleiderwechſeln.“ — Darin nun aber liegt der Irrthum, daß die Leute glauben, d. h. die, welche überhaupt das Beſſere wollen, d. h. das, was nach „gut“ kommt, denn ich nenne mit Ueberzeugung die alte Zeit „die gute“ — dieſe Leute glauben, die Welt ſei ein dreiſtöckig Haus — in der belle etage wohnten die Herren Skeptiker, die Hochwürden und Excellenzen von Pelagius, von Baco, von Wicklef, von Voltaire und Collegen, im zweiten die Proteſtanten: Herr Manes aus Perſien, der Aſiat Arius, Herr Sokrates, Herr Luther, Herr Rouſſeau und Genoſſen — im dritten die Revolutionairs: der Herrgott ſelbſt, ſein Sohn Chriſtus, die Völker die aus Aſien kamen, Muhammed, Karl der Große, die Kreuzfahrer, die Eroberer America's

Fauſt und Guttenberg, die Franzoſen und Conſorten.

Und nun meinen ſie, die Welt ſteige langſam durch die Jahrhunderte die Treppen hinauf und oben angekommen werfe ſie alles Unnütze zum Fenſter hinaus und haranguire vom Balcon das Volk mit neuen Geſetzen. Wegen der Höhe würden dieſe immer nicht recht verſtanden und die Geſchichte finge man nun wieder allmählig beim erſten Stock an.

Jene drei Begriffe ſind aber drei Kähne, die neben einander herfahren, zuweilen anlegen, aber raſtlos ſteuern den immer breiter werdenden Strom entlang nach dem großen Weltmeere der Freiheit. Darum ſpricht nur der Narr von der Revolution als einem Ziele, ſie iſt nur eine Waffe, welche Skepticismus und Proteſtantismus ſchleift, nur Narren jagen nach einem Ziele, was ſchon da geweſen, z. B. dem der franzöſiſchen Revolution, ein gleichgebildeter Staat hat ein weiteres, ſei er auch eben noch weit hinter jenem franzöſiſchen; wir ſind noch lange nicht frei, wenn wir eine Conſtitution oder eine Republik haben, ſo lange es noch eine Kirche giebt. Darum wird mir das liberale Geſchwätz zuwider, was ſich unter Liberalen um nichts als die längſt bekannten Dinge dreht — es iſt der Eſel in der Mühle, der nie zum Kaſten kommt, den er durch ſeine Bewegung füllt. Nach außen mögen ſie's thun, weil's leider noch immer Noth thut; ich mag's nicht mehr leſen, denn ich kenn' es, darum meine Langeweile in dieſer eintönigen Welt.

Ad vocem „Kirche“ wird Ihnen aber meine Anarchie noch leichter einleuchten. Es handelt ſich um Dinge, die wir nicht kennen, und von denen wir nur Reflexe auf unſern Netzhäuten, dem Gefühl, dem Verſtande, der Vernunft, dem Glauben, Ahnen rc. haben. — Die Reflexe ſind aber ſo millionenfach als es Millionen giebt, denn bekanntlich ſind die Menſchen nicht gleich, die allgemeinen Geſetze des Denkens reichen nur aus bei gegebenen, irdiſchen Größen, bei überirdiſchen giebt es keine, denn für etwas, was man nicht kennt, giebt es kein Maaß — und doch ſollen Millionen gleiche Reflexe haben! Es giebt nichts Dümmeres als den Begriff der Kirche. Es kann nur Jeder in ſich Recht haben: der Myſtiker und der Rationaliſt rc. denn es fehlt das tertium comparationis, (daß ſie nicht Lateiniſch verſtehen! es läßt ſich nicht überſetzen „das Dritte der Vergleichung“) und doch ſoll's Einer für Alle. Anarchie nur iſt Freiheit. Und dieſe iſt bereits in Amerika errungen, was das Geſetz von Seiten des Staats anbelangt. —

Ach wie mag ich Sie ermüden: entſchuldigen Sie; mit Ihrem Loben meines Raiſonnements zwingen Sie mich zum Raiſonnement. Ich will das nächſte Mal bequem wie eine Chaussée ſchreiben.

8.

Leipzig, Novbr.

Ich hoffe, Sie haben ſich von dem erſten Schreck über meine „Anarchie in Kirche und Staat“ erholt, Sie haben eingeſehen, daß es eine gefahrloſe Speculation für die Vollendung dieſes Planetencyklus iſt, die keinem Lebenden etwas thut und der Polizei durch das ſchreckhafte Aeußere nur zu Gute kommt. Es iſt eine nutzloſe Spekulation, zu deren Ende der Phyſiker auf eine andere Weiſe, der Myſtiker auf eine dritte, der Fataliſt, meinem Bedünken nach allerdings der ſchwächſte, auf eine vierte kommt — was hilft, was nützt das Alles, werfen Sie gegründet ein, in dieſer Welt des Unſicheren;

was bringen Sie, der Feind ſchwimmender Speculationen dergleichen zu Markte, was wollen Sie eigentlich mit dem ganzen Treiben?“

Jenes Endreſultat unſeres Treibens ſollte meine Antwort darauf ſein. Jedes Jahrhundert hat ſein Ziel, ein griechiſches wollte Schönheit, ein römiſches Größe, ein chriſtliches Demuth — das unſere will Freiheit. In dieſer Welt der Annäherung wird nichts vollſtändig verwirklicht; wenn die Enkel am Ziele ankommen, hat ſich ein neues Thal unabſehbarer Ausſicht geöffnet, das Reich der Gedanken iſt noch unermeſſen, darum die Beſtimmung des Ziels dieſer Welt Verwegenheit. Jeder Gedanke eines Jahrhunderts iſt ein Saamenkorn, deſſen tauſendfältige Früchte kein Menſch vorauszuſagen im Stande iſt. Aber man richtet ſich auch gern in einer proviſoriſchen Wohnung völlig ein, Louis Philippe läßt auch für ſeine nächſten Jahre bauen, obwohl die Kündigung der Miethe an der Thür ſcharrt — der Menſch liebt das Fertige, das Ganze, darum wird die Revolution in thesi immer ſo wenig Vertheidiger finden. Ich wollte das Endziel der jetzigen Weltcarrière ſehen, um den Weg zu überſehen In der Reihe mitarbeiten kann jeder Handwerker, voraus treibt es den Kühnen. Und ich möchte gern kühn ſein, um ein Glückspilz zu werden.

Die Konſtruktion der Geſellſchaft iſt nun einmal die Axe, um welche die Speichen unſerer Zeit ſich drehen und treiben, das Ziel der Geſellſchaft zu ſuchen, dünkte mich eine würdige Aufgabe. —

Hier finden Sie aber auch den Schlüſſel zur wunderlichen befremdlichen Erſcheinungen, daß ſo viel große Männer der Vergangenheit und Gegenwart von den jetzigen Helden mit Verachtung beiſeit geworfen werden. Vor Allen Göthe und am wenigſten Napoleon. Jede Zeit hat natürlich bei der eigenthümlichen Bahn auch ihr eigenthümliches Kriterium, die Grundlinien dieſer Bahn. Einſeitig iſt das Größte der Welt, nur das All iſt umfaſſend.

Vor uns im letzten Zeitraum unſerer Literatur liegt die Epoche des Individuums: der Menſch als ſolches wird unterſucht. Dieſer Zeit gehört mit ſeiner ganzen Größe Göthe an; aber ſeine Ordnungsſucht, ſeine pedantiſche Furcht vor Unbequemlichkeit ſperrte ſeinen großen Geiſt in den Käfig des Individuums. Die geſellſchaftliche Speculation, das einzige Thor, was ihn zur neuen Zeit führen konnte, ward ihm verhaßt, weil ſein ſcharfes Auge dahinter

Getümmel, den ſchwierigen Prozeß eines neu zu entſtehenden Produktes ſah — er ſuchte tauſend andere Beziehungen des Individuums als die zur Geſellſchaft auf, um ſich vor der Unruh zu retten. Der Fauſt, die jugendliche Skepſistragödie, wo der noch unerfahrne Dichter, der wahre, unvorſichtige, durch und durch herzliche Menſch noch rückſichtslos forſchte, drängte, der Fauſt war ihm entſchlüpft — der Fauſt packte mit kecker Hand das All, da war Göthe liebenswürdig wie ein Gott, und wenn er Schillers warmes Herz beſeſſen, ſein nächſtes Werk hätte das Weſen der Zeit, die Wunder der Geſellſchaft eben ſo dreiſt und genial aufgedeckt, wie es dort mit den Mängeln der geiſtigen Thätigkeit des Menſchen geſchehen war. Aber Göthe ward zu früh klug, als daß er ſo groß werden konnte. Er fühlte das Bedürfniß der Welt, er trug die Geburt der Zeit in ſeinem Schooße; — ſeine Bequemlichkeit ließ ſie erdrücken, und viele ſpätere Aeußerungen deuten auf eben jene zurückgetretene Vaterlandsliebe, welche jetzt unſere beſten Männer ſo verbittert hat. Es hat kein Menſch ſo auf die Teutſchen geſchimpft als Göthe, aber er hatte nicht den Muth es öffentlich zu thun. — Von nun an ſuchte er nur die Beziehungen des Menſchen zur Kunſt, zur Form auf und es entſtanden ſeine marmorkalten, blutloſen in der Form vortrefflichen Sachen. Nur ſo hart war ſein Herz nicht, daß er auch die Beziehung des Menſchen zum Menſchen hätte opfern wollen; er dichtete ſeine ſchönen Lieder, er ſchrieb ſeine Wahlverwandtſchaften noch in ſeinen letzten Jahren. Aber er war nicht ſtark genug geweſen, ſich ganz vom Drängen ſeines Innern frei zu erhalten, er mußte ſich vorher des Andrängens durch den vorſichtigen legitimſten Helden Egmont erwehren, er mußte ſich dem einen Ausdruck der Geſellſchaft, nämlich der Geſelligkeit im Wilhelm Meiſter hingeben — und nun half nichts mehr — ſein Spott im Plundersweilener Jahrmarkte und hie und da anderswo, er hatte die Linie der Zeit geſtreift, er hatte die blutenden Wunden, wenn auch mit ſeidenen Handſchuhen berührt — die Jugend der Zeit fiel ihn mit mörderiſchen Streichen an. Was den Menſchen zum Menſchen abelangt, ſo war Meiſter ein Meiſterſtück — zur Geſellſchaft eine Sünde, eine Todſünde gegen das Kriterium der Zeit. „Daß ein Kaufmannsſohn vornehme Damen mit ihren Brillanten ans Herz drücken konnte" und nun beglückt und zufrieden war, - dieſe Tendenz vergab ihm die Zeit der geſellſchaftlichen Unterſuchungen nimmer — und alle ſeine unbedingten Lober gehören der ſtürzenden Epoche an. Die Zeit der Individuen war vorüber, die Unterſuchung des Menſchen zur Geſellſchaft war an der Reihe — dahinein wollte ſich Göthe nicht fügen, und weil er nun leider für ſeinen Ruhm ſein weißes Haupt auch unter dem neuen Sonnenſchein noch erheben mußte, da es ihm nicht vergönnt war, am Schluß ſeiner Tage zu ſterben, ſo erfuhr er doppelt den Zorn des jungen Geſchlechtes.

Dem Kriterium dieſer Zeit vollkommen angemeſſen wurden nun aber all die Helden der vergangenen Literatur hervorgezogen, welche die Geſellſchaft im Auge gehabt wie Rouſſeau, Voltaire, die, welche das einzig gültige Richtſchwert der neuen Gerechtigkeit geſchliffen, wie Leſſing, die welche ſich unbefangen und warm geſellſchaftlichen Formen hingegeben, wie Schiller, ja ſelbſt Napoleon, weil die Konſtruktion der Geſellſchaft ſein Ziel war, gleichviel, ob er einen Theil ihrer Vortheile für ſeine eigne, überlegene Intelligenz konfiscirte. Die Freiheit hatte er verrathen, aber er hatte Millionen dafür mit Lorbeern gezahlt, er hatte wie ein großer Räuber ganze Länder mit geſellſchaftlichen Inſtitutionen ſchadlos zu halten geſucht.

Das Kriterium der Geſellſchaft wird ſich nun erweitern und ausdehnen, ſo wie das Streben vom Menſchen zum Staate ſtieg, ſo wird es vom Staat zur Menſchheit ſteigen, und Herder harrt ſeines Verklärungstages. Dieß erkennend, fecht' ich bereits unter den Fahnen des Kosmopolitismus, und ſpreche vom Ziele dieſer Epoche und von Langerweile unter den kurzſichtigen Schreiern des bloßen Liberalismus. Ich hoffe das Thema iſt erſchöpft, und Sie wiſſen, was ich meine.

9.

Mein lieber Freund! Was wäre das Leben ohne den Wechſel und was iſt es ſo kläglich mit dem Wechſel! Das Leben iſt nichts, nur der Gedanke iſt, nur durch den Gedanken wird es, ach und der Gedanke iſt der Hanswurſt eines gebrechlichen launenhaften Herrn, des Körpers. Ich könnte weinen über das Traurige dieſer Anſicht, über dieſe Sklaverei des Beſten am Menſchen. Der Körper gebiert die Stimmung, die Stimmung den Gedanken: die große Monas hat ſich einen Spaß gemacht, uns geſchaffen, uns die Welt zu beherrſchen gegeben mit unſerm Geiſt, und auf unſern eignen Thron einen Wicht gelegt, der vor jedem Luftzug bebt. Es iſt nichts mit der Freiheit in dieſem verpfuſchten Leben — ich ſag' es dem Herrgott geradezu, er hat uns verpfuſcht. Jawohl iſt unendlicher Reichthum da; der iſt ſtetig, iſt unzerſtörbar, aber für uns iſt nichts abſolut etwas; nur durch Organe gelangt es zu uns; ja wohl iſt auch göttliche Empfänglichkeit da: ich weiß es aus meinen ſchönen Stunden, aber die göttlichſte Empfänglichkeit iſt durch den menſchlichſten Leichnam bedingt. Der ganze Menſch iſt ein Monſtrum. Drei Flaſchen Wein rauben ihm den Vorzug vor dem Thiere, eine ſchlecht conſtruirte Leber vergällt ihm die ſchaukelnde Liebesempfindung, Uebermaaß tödtet Alles — warum exiſtirt ein Uebermaaß? Warum keine Stätigkeit, keine Vollkommenheit, da wir das Bedürfniß darnach empfinden? Es koſtete gewiß nur eine Kleinigkeit, das abzuſchaffen; wahrſcheinlich geſchieht's auf dem nächſten Planeten -- ach wie lange muß man aber darauf warten. — Die Menſchen ſind wie alt gewordene Liebhaber, die aus Artigkeit der Geliebten den Mangel an Gefühl durch Surrogate verbergen. Was haben ſie Alles dazu erfunden? Sie haben ſich eine Moral geſchaffen, darin ſpielt die Mäßigkeit die Hauptrolle — das Zeichen einer mangelnden Fähigkeit iſt nothwendig zur Tugend geworden, damit die Menſchen ſich tröſten, denn alte Weiber ſind ſie alle, und wenn man ſie tugendhaft nennt, ſo vergeſſen ſie, daß ſie ſtatt deſſen glücklich ſein könnten. Sie haben eine Art Erinnerungspoeſie entdeckt, der Natur etwas Nebel und Abendroth dazu abgeborgt, und wenn ſie etwas nicht mehr haben können, ſo tauchen ſie es dahinein wie die Griechen vom caſtaliſchen Quell ſagten. Dann ſind ſie zufrieden, daß ſie etwas haben, ja ſie putzen ihre ausgeſtopfte Puppe im Ergänzungseifer ſo heraus, daß ſie ihnen wie kleinen Kindern lieber iſt, denn das lebendig verlorne Weſen. So laſſen wir uns von der Natur hinters Licht führen: aus unſern Mängeln machen wir Tugend und Schönheit. Die Halbheit iſt uns angeboren, die Genügſamkeit eingeprügelt — was ſie haben, könnten, darnach graben nur wenig Revolutionairs wie ich.

Die Fürſten wären ſehr thöricht, meine Bücher zu verbieten — ich habe nichts mit ihnen zu ſchaffen, ich rechte mit dem höchſten Fürſten und dem will ich Rede ſtehen. Es iſt um zu vergehen, warum thu ich's, wie komm ich dazu? — Ueber den lächerlichen Wurm! Ich bin ja eben von ihm, jenem Fürſten ſo conſtruirt, daß ich's thun kann und muß — ich bin ein Wicht; meine Revolution gegen die Gottheit iſt göttliche Legitimität, denn ſie kommt von Gott, iſt angeſtiftet wie die Revolutionen unter der Reſtauration — es iſt eine raffinirte Sklaverei unter der Sonne.

Wie dumm wäre man, meine Schreibereien zu verbieten — ich bin das beſte Mittel gegen Aufruhr, denn ich zeige die Jämmerlichkeit ſolcher Einzelnheiten bei der Ohnmacht gegen das Ganze, ich ſpekulire gegen das Menſchengeſchlecht und ſpreche vom Zuſtande der Anarchie, die eintreten wird, wenn wir alle ſelbſt Geſetz ſind. — Das ſind alles überſchwengliche nutzloſe Dinge. Ich bin ein Teutſcher, man kann mich ruhig gewähren laſſen, ich verbeiße mich ſelbſt

Ich ſeh's, wie ſie dieſe Stelle abdrucken werden, um meine Impotenz zu belegen. Gott ſtärke ſie dabei.

Und warum nun all das Geſchwätz, fragen Sie billig mein Freund. So ganz ohne Logik bin ich nicht, nur geh' ich Meilen ſtatt Schritte. Ich wollte einfach ſagen, daß mich Ihr Brief in ſeiner Wärme, ſeinem Feuer, ſeiner Glückſeligkeit ſehr erhitzt und zu feurigen hitzigen Worten angetrieben habe — daß aber zwei Tage vergangen, und ich nun die Antwort in einer kühlen, ſchwermüthigen, einſamen Stimmung beginne — die Stimmungen meint' ich, dieſe verwünſchten Kerkerwächter. Sie ſind ein glücklicher äußerſt glücklicher Mann — weiß Gott, ich freue mich ſehr darüber, denn in Ermangelung eigenen Glücks hab' ich keine größere Freude auf dieſer Welt, als andre Glückliche zu ſehen. Es freut mich das dümmſte Glück, was mir begegnet, es verſöhnt mich mit der Welt, meine eignen Klagen halt ich dann feſt zuſammengedrängt in meiner Fauſt, ſie müſſen lautlos zuſammenkriechen. Und Ihr Glück iſt kein dummes: ſie ſchaffen ſich's mit großer Geſchicklichkeit. O, ich kenne dieſe Geſchicklichkeit, glücklich zu ſein: wenn ich geſund bin, ſo experimentire ich auch mit dem Glück wie ein Escamoteur. Und Sie Glücksaffe ſind immer geſund — Gott erhalte Ihnen dies treffliche Affenthum.

Solch ein Wunſch iſt eine alte kindiſche Gewohnheit; obgleich das Geſetz, was wir Gott nennen, aufhören müßte, Geſetz zu ſein, wollt' es auf unſere Wünſche hören, wünſcht man doch. Man lebt aber ſo aus Gewohnheit mit alten Irrthümern fort, wie man gern alte Kleider trägt; es iſt die obenerwähnte philiſterhafte Genügſamkeit des Menſchenvolks: Wir putzen unſern Jammer, wie die armen Leute zu Weihnacht auch einen Chriſtbaum anzünden, daß er die magre Beſcheerung beleuchte.

Sehen Sie, ich weiß, nun bedauern mich Tauſende, und Sie mein guter Freund, auch, daß ich einer ſo trüben Richtung folge, — und in dieſem Bedauern liegt etwas ſo fürchterlich Tragiſches und ſo aufreizend Lächerliches, daß ich die Gegenſätze nur durch ein wehmüthig Lächeln verſöhnen kann.

Glauben Sie denn, daß ich nicht mit größter Leichtigkeit die entgegengeſetzte Seite aller dieſer Dinge herausheben und mit Ueberzeugung behaglich darſtellen könnte. O, ich will Sie rühren durch meine fidele Lebensanſchauung. Wie kommt nun das? — Es fehlt das Centrum, was die weithin fliegenden Drachen, den Trübſinn und die Fröhlichkeit, die beiden Beſtandtheile des Humors vereinigte, es fehlt — das Glück. Das Geſchick denkt für uns, wir ſind nur glückliche oder weniger glückliche Copiſten.

Sie werden mir mit Troſtgründen kommen, ich werde ſie mit Vergnügen leſen, weil Sie mir Ihre Theilnahme bekunden, weil ſie mir zeigen, daß — ich Recht habe. Mäßige Geſundheit und Geld — und ich will Alles aus mir machen und aus Euch. Uebrigens hilft mir nichts, nur Eure Liebe tröſtet, ſtärkt, hält mich. Liebt mich erſt Niemand mehr, dann bin ich fertig. —

Glück, ach es iſt ein göttlicher Begriff! Sein Kind in der wollüſtigſten Stunde des Himmels empfangen, die Freude, es iſt das, womit die Haushälterin Natur den großen Banquerott des Ganzen immer aufhält. Ich liebe Sie doppelt, weil Sie ſo glücklich ſein können. Es wäre ein Unglück für uns, würden Sie ja nach Sibirien geſchickt', denn Sie ſchrieben von daher auch ſoviel Entzücken, daß Nicolaus Niemand mehr hinſchickte. Ich freue mich über Ihre Freude. Sie ſind ein Gemüths-Roué — nur haben Sie den Vortheil, daß das Gemüth elaſtiſch iſt. Wollen Sie nun noch haben, daß ich den Roué, der ſich zufällig an den Körper gewendet und ihn ruinirt hat, anklagen ſoll? Er hat ſich im Stoff vergriffen, eine Dummheit gemacht; ich bedaure etwas ganz anders, wenn ich ihn anſehe, als die andern Leute, namentlich wenn er wirkliches Vergnügen genoſſen. Die ſchwache Menſchheit afficirt mich. Wie gern wär' ich ein Roué, wenn ich nur die Kraft dazu hätte! —

Die Sonne iſt wieder da — Sie Verliebter mögen Sie brünſtig grüßen, ſie rückt Ihnen einen Tag näher, wo Sie das Anſchauen Ihres Götzenbildes genießen können, und Sie ſind noch kindlich genug, ſich auf ſo etwas kindiſch zu freun. Ich lebe und denke, wie geſagt, in zu großen Schritten: es würde mich auch freuen', die Sonne alſo anſehn und ſo etwas erwarten zu können. Aber mein Geiſt iſt von Jugend auf naſeweis, vorlaut geweſen: er anticipirt Alles. Jenes Sehen, ja ſelbſt Genießen meines Liebchens, wenn ich eins beſäße, iſt in mir bereits Geſchichte, ſobald es beſchloſſen oder gewährt iſt — ich ſehe in der heutigen Sonne ſchon wieder die, welche mich allein — allein ſieht. Ich bin im Zuſchnitt verdorben, wie Sie gerathen ſind. Freuen Sie ſich: es giebt keine beſſere Beſchäftigung.

Wie haſſe ich z. B. dieſe läſtige Arbeitshaſt der meiſten Menſchen! Wer nicht arbeitet, taugt nichts, wer ſich bloß amüſirt ſchlägt die Zeit todt: die Leute küſſen ihre Ketten, mir ſind ſie entſetzlich unbequem. Sind wir zum Arbeiten da? Mich dünkt, zum Leben. Wer am beſten lebt, das iſt der Klügſte, darum gehöre ich zu den Dummen, und wer ſich immer amüſirt, der benutzt ſeine Zeit am beſten. Arbeiten, arbeiten, das iſt mir ſo läſtig wie Tugend geworden durch das Geſchrei der Tugendmenſchen, die nichts haben als ſolche Worte, und die ſich des eignen Sklavenſinnes halber alle erſinnliche Mühe geben, die Erde zum Käfig zu machen. Wie viele ſchwache Seelen laſſen ſich täuſchen und machen ſich Vorwürfe, wenn ſie ſich zu lange vergnügt haben — jenes Pfaffengeſchmeiß und die Moralwärter ſind das gottloſeſte Geſindel: ſie verpeſten die Erde, laſſen die Freude verſteuern. — Wenn ich's nur könnte, ich legte mich auf den Rücken, kuckte in den Himmel und thät das ganze Jahr nichts — am wenigſten ſchreiben. Das iſt mir jetzt grimmig verhaßt, weil es eine Art Handwerk geworden iſt — wiſſen Sie mir nicht einen kleinen Poſten nachzuweiſen, wo man wenig zu denken und zu ſchreiben hat? Etwa beim Theater? Beſinnen Sie ſich.

Mich ſieht die Sonne bleich und verdrießlich an — warum? weil ich's zuerſt thu — der Menſch allein iſt, alles Andre iſt Relativum — das iſt der Schmerz, wenn man nichts taugt; denn es giebt keine Hülfe von außen. Ich ſehe einen neuen Tag der Langeweile vor mir: im Großen zu arbeiten, dazu iſt die Gelegenheit verſchloſſen, im Kleinen, ach iſt's jämmerlich hier. Es iſt ein fades, abgeſchmacktes, ſeichtes Volk dieſe Sachſen — keinen Menſchen find' ich, von dem ich lernen könnte, der etwas Ausgezeichnetes beſäße, wornach man trachten dürfte — lauter gewöhnliches Pack. Kein einziges Frauenzimmer, was Einen einlullen könnte, ich ſehne mich nach Weibern und kenne nicht eine; das Leben ohne Weiber iſt eine harte einförmige Chauſſée, mit ihnen kann es wenigſtens ſtreckenweiſe weicher blumiger Wieſengrund ſein. Ich wollte ich fände einen Marmor wie Sie — mit Eſſig und ich bin ja eſſigſauer — erweicht man ihn.

Daß Sie ſich in Ihrer Wohligkeit über Teutſchlands Jammerzuſtand tröſten, wundert mich gar nicht, auch nehme ich's Ihnen nicht übel. Ein Enthuſiaſt ſucht ſich leicht und findet Ableiter, ſein Weg iſt immer offen. Und auf die Jugend zu verweiſen, iſt ebenfalls bequem, denn ſie wächſt ganz gewiß, aber zweierlei iſt darin Unrecht: 1) ſie laſſen der Jugend die Nahrung wegnehmen und tröſten ſich, man bringe ſie ihr heimlich bei — die Periode von 1815 an hat ſie keines Andern belehrt. 2) Sie ſündigen auf das Gröbſte an der jetzt lebenden Mannsnation, und opfern die von dieſer verlangten Freiheit der bequemen Abwartungstheorie. Verwerf ich aber auch die gewöhnliche Tugend, ſo fordre ich doch unerbittlich die ſubjective Tugend. — Sie halten das Alte für ſchlecht — was thun Sie für das Neue? Sie ſind ewig mit Teutſchland zufrieden — wie weit kommt der Schüler, an dem der Lehrer nie etwas tadelt. Höchſtens ſoweit wie der Lehrer. Wir taugen alle ſehr wenig. Leſen Sie Johannes Falk über Göthe, und Sie werden finden, wie Göthe erſt dann ein unnützer Schriftſteller wurde, als er ſein Vaterland aufgab und aus Sucht nach Ruhe und Bequemlichkeit die Einwirkung in die ſtürmiſchen Elemente deſſelben der Zeit überließ. Sein klarer Geiſt ſah wohl ein wie tief das Volk im „Drecke Teutſchlands„ kroch; aber ſein Herz war egoiſtiſch, es wollte nicht bluten, es wollte nicht bewegt ſein, er wollte lange leben, drum fing er an klein zu leben. Der Gott im Fauſt ward ein Antichambriſt. Wie ſteht's mit Ihnen nud Ihrer vornehmen Geſellſchaft — was ſprechen Sie mit dieſer um Unbequemlichkeiten zu vermeiden?

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Leben Sie wohl, mein Freund, leben Sie ſo glücklich als Sie können — man kann ſeinen ſubjectiven Lebenszweck nicht beſſer erfüllen — könnte ich Sie nur wenigſtens dahin vermögen, daß Sie in der Schleſiſchen Ariſtokratie-Geſellſchaft die feſte Stellung einnehmen, die ſich auf keine unnützen Schwätzereien über die allgemeinen Angelegenheiten einläßt, die ſtrengen Formen des Liberalismus unerſchüttert — am imponirendſten iſt es, auch unmotivirt — feſthält; in dem einen Punkte unnahbar iſt, nicht tändelt, nicht ſpielt — könnte ich nur das, ich wollte

Sie verehren, anbeten. Ich bitte Sie um Gotteswillen, ſeien Sie ſtolz, ſtolzer gegen die hohen Frazen, ſein Sie ein Mann, ich verlange nichts Poſitives von Ihnen: aber ſeien Sie erkältend negativ, wenn ein Geſchwätz beginnt. Seien Sie darin ſelbſt Marmor, man wird Sie zu erweichen ſuchen und dadurch beſſer werden, wie Sie ſelbſt Ihrem Marmor gegenüber. Nur die Dame von Fayel freut mich; ich glaube, ſie iſt die Einzige, die dem Adel und ſeinem Unflath entriſſen worden — bezeugen Sie ihr meine treueſte Anhänglichkeit. —

Das Rathen auf Heine wegen der Briefe eines Narren war freilich ein Frauenirrthum.

11.

Leipzig, Novbr.

Ich habe eine Tieckſche Novelle geleſen und will Ihnen darüber referiren, nebenbei auch überhaupt einige Worte über den Mann ſprechen. Sie heißt die Ahnenprobe. Der Titel wird Ihnen ſchon verrathen, welches Feld unſer beſter Novelliſt darin betritt. Tieck iſt geiſtreich, dabei könnte er noch bequem ariſtokratiſch ſein, denn der Geiſt ſpielt oft mit den Dingen wie die Katze mit der Maus, aber Tiek iſt Dichter, das erſchwert ihm die Sache ſchon ſehr, macht ſie aber noch keinesweges unmöglich. Die Dichter träumen ſich gern apparte Menſchenracen, ihre freie Kunſt gewährt kein Studium, kein Verdienſt, ſondern nur die launiſche Natur, ſie finden alſo leicht die Bevorzugung durch die Natur ſchon angedeutet, und laſſen ſomit auch die geſellſchaftlichen ſchon in der Wiege geſchenkten Vorzüge allenfalls durchſchlüpfen; ſind ſie ſelbſt ſich doch eines viel enormeren, unverdienten bewußt — der ſchlechteſte Poet wenn er Verſe macht, iſt hochmüthig wie ein Gott, er hat für den höchſten Adel in dieſem Augenblicke nur menſchenfreundliches Mitleid aber es iſt doch ein angenehmer Hochmuth, der ſein Gemüth nur auf den Flügeln ſchöner Gedanken beſucht und wieder geht. Der geiſtreiche Dichter kann ſehr leicht ein Narr, d. h. ein Ariſtokrat im leichten Sinne, ein Schuft, d. h. ein Ariſtokrat im ſchweren Sinne des Wortes werden; aber — Tiek iſt Humoriſt; Humor und Ariſtokratie ſind baare Gegenſätze. Die Grenzlinien ſind das Weſentliche des Ariſtokratismus, das Grenzenloſe das des Humors, Gemeſſenheit, Abgeſchloſſenheit, ſtarre Form dort —

Ungebundenheit, Freiheit, Formloſigkeit hier. Der Humor iſt viel toller als der Witz, dieſer iſt ein kleines biſſiges Thier, was in Wald und Strauch oder hohem Korn und Gras hinfährt, weil man's wie Iltis, Wieſel, Marder, und höher hinauf wie Luchs und Tiger verfolgen würde; und was dann oft plötzlich das Vorüberwandelnde beißend anfällt; der Witz geht im Dunkeln und erſt aus der Wolke herausſchlagend wird er Blitz; man kann der witzigſte Menſch ſein und das ſchlechteſte Herz haben, aber humoriſtiſch kann man nur mit einem guten Herzen ſein. Der Humor iſt ganz anders, er ſchwärmt im Sonnen- und Mondſchein über Feld und Wald und See und Hügel, alle Welt mag ihn ſehen, alle Welt packt er an und neckt und zwickt oder küßt und ſeufzt, er weint vor dem Bettelhauſe wie vor dem Pallaſte, vor dem Lumpenkinde wie vor der demantſtrahlenden Prinzeſſin; ſein Grundton iſt Liebe, ſein Raum das All. Nennt G— um Gotteswillen, was werden die Berliner ſagen! bei einem Haar hätte ich Göthe ſtatt Börne geſchrieben — Sie ſehen das angefangene G— auf welche ſchauderhafte Namensvereinigung in meinem ſchwarzen Innern deutet das — alſo: nennt Börne den

Witz einen Volkstribun, ſo hab' ich nichts dagegen: der hatte ein ſtets abweiſendes, malitiöſes Geſchäft mit ſeinem Veto, aber ich verlange vom Humoriſten Börne auch keinen Einwurf, wenn ich den Humor den Demokraten, oder beſſer, den Mann des Volkes, nenne. Das iſt mehr denn Volkstribun, dieſer hat nur abzuweiſen, der meine nur auszutheilen, d. h. Liebe — jener hat ein Amt und einen officiellen Charakter, meiner iſt frei wie die Kantſche Moral, er giebt die Tugend um der Tugend willen. Kurz und gut, Humor und Ariſtokratie ſind Gegenſätze, und Tieck kann nicht Ariſtokrat ſein, weil er Humoriſt iſt. Bedenken Sie doch nur das ſchmutzige Geſchäft eines Humoriſten: Alles, ſelbſt das Unreinſte greift er an, in allen verräucherten Kammern kriecht er herum, weil er dort dennoch etwas zu lieben finden könnte, auf Du und Du ſteht er mit allen Saufbrüdern!

Aber — erſchrecken Sie nicht, ich will den Gegenadvocaten plaidiren laſſen — Tieck iſt Gourmand und Tieck iſt nicht mehr der junge Humoriſt, er iſt ein alter Hofrath. Nun iſt nicht zu läugnen: die eigentlich hohe Gourmandise iſt etwas Volksverrätheriſches. Nach Seekrebs, Hummern, indianiſchen Vogelneſtern lechzen, während der Mann neben mir nach Brot lechzt, und ſchmachtet — es hat etwas gottlos Ariſtokratiſches an ſich, aber man muß doch auch billig ſein, wer kann für Gaumen und Magen! Wenn ich wüßte, daß Tieck zuweilen ſeinen Stiefelputzer zur Paſtete aus Straßburg bäte und fidel eine Viertelſtunde mit ihm darin herum arbeitete, ich wollte kein Wort mehr ſagen.

Aber ach, die Sache liegt anderswo: Tieck iſt wie die meiſten Humoriſten, faul und bequem, er ſtreckt ſich gern aus auf den Polſtern des Wohlbehagens, man räuchert und weihraucht, und jeder Menſch wird gern gehätſchelt und geſchmeichelt und gelobt und nicht jeder iſt cyniſch genug, das Lob chemiſch zu zerſetzen und nicht eingelullt zu werden vom Syrenengeſange. Tieck hat einen tiefen berauſchenden Zug aus dem Becher des Weltlobes gethan, ſeine Bequemlichkeit hat ſich dem Rauſche wollüſtig hingegeben, er iſt zu klug geblieben, um ſich nicht nach den Zeitintereſſen umzuſehen, aber zu eitel geworden, um ihrer Größe die ſeine unterzuordnen. Er meint, es ſei genug, wenn er ſeinen Namen auf den Titel des Buchs ſchriebe. Er huldigt der neuen Welt nicht, ſondern bittet ſie einmal zum Nachteſſen und verlangt nun, daß ſie wegen ſolcher Artigkeit und gefälligen Unterhaltung ihm huldigen ſolle. Er glaubt, es ſei genug, eine Zeitung geſchrieben zu haben, dieſe Novelle iſt eine — um ſich mit der Welt abzufinden, er behandelt ſie wie einen jungen Poëten, dem es ſchon genügend ſchmeichle, wenn Tieck ſeinen Namen wiſſe, ja dies und jenes in ihm geleſen.

Auf dieſe Weiſe hat er ſich denn auch mit dieſer Novelle abfinden wollen mit dem neuen Geſchlecht. Aber, wer in den Hain der neuen Götter getreten, der muß ihnen huldigen, oder untergehen — das war das Einzige, was Göthe von ihnen wußte, drum hob er nie den Fuß, drum rollte der zürnende Donner nur bis dicht in ſeine Nähe. Ich fürchte, Tieck, der überhaupt viel dreiſter, kühner, weltlicher, unternehmender iſt, hat ſich zu weit gewagt, und da ſein Stolz ihn nicht Gemeinſchaft machen läßt, ſo werden die Wetter der ſchweren jungen Wolken ſich aufmachen gegen ihn mit ihren zerſchmetternden Blitzen.

Er iſt nicht mehr der alte Humoriſt, denn er iſt nicht mehr harmlos, friſchen freien Herzens, er fühlt ſeine Schuld gegen die Zeit, und ſeine Bequemlichkeit, ſein Stolz läßt ſie nicht zahlen. Der Humor verlangt ein gut Gewiſſen; das hat er nicht.

Er führt uns in dieſer Novelle an den Tiſch einer tollen Geſellſchaft, deren Geſchäft Lüge und Wildheit iſt. Das iſt die humoriſtiſche Partie der Erzählung, und ich geſtehe, daß ich nie etwas Unfreies, Gezwungenes, Drückendes der Art von Tieck geleſen — es iſt als wenn ein in den Feſſeln der Geſelligkeit beengter Menſch eine ſpaßhafte Geſchichte erzählen und gern lachen will, vor lauter Beengung aber nicht zum Spaß und zum Lachen kommen kann. Es geht nicht von der Leber herunter, es erzeugt einen fatalen, Alpdruck ähnlichen Zuſtand.

Das iſt der Mittelgrund der Erzählung, vorn ſteht ein alter Ariſtokrat, den nur einmal in der Jugend wilde Leidenſchaft der Liebe über die Schranken der Stände hinweggeſchleudert, und der ſich ſpäter um ſo feſter und ſteinerner eingerüttelt hat in ſeine vornehme Stellung. Sein Secretair, den er durch einen unerklärlichen Zug des Herzens geleitet, mit väterlicher Liebe liebt, entbrennt für ſeine Tochter und wird natürlich ehern abgewieſen. Nun kommt ein eiskaltes ariſtokratiſches Glaubensbekenntniß aus dem gewöhnlichen Material geſchickt zuſammengeſetzt. Doch bewegt ihn die Liebe zum plebejen Brautbewerber, dieſem eine Correſpondenz mit ſeiner — des Alten — jungen Liebe, die ſeine Standesopfer verſchmäht einzuhändigen, damit er — der Jüngling — ſehe, wie auch er in ſolchen trüben Kreiſen geſchwärmt habe. — Nebenbei hält ſich der Alte und Junge an einen wunderlichen Strohhalm adliger Hoffnung — das Vermächtniß eines Vorfahren des Secretairs nämlich, viele Jahrhunderte alt, liegt aufbewahrt in einer Kirche der Stadt und die Erlaubniß es zu eröffnen, iſt durch Ablauf des vom Vorfahren beſtimmten Termins vor die Thür gebracht. Beide hoffen, es werde eine alte, von Würmern zerfreſſene Familie aus jener Urkunde, kriechen und tragen es ſtumm, als der junge Gegenſtand der Liebe, Jacobine, plötzlich von einem abenteuerlichen Lump entführt wird. Von des Secretairs Mutter wird ſie zufällig aus den Händen des betrügeriſchen Verführers errettet und zurückgebracht. Dieſe Mutter iſt, was man ſchon lange errathen hat, des Grafen frühe Liebe, das Marmorherz wird weich unter den Thränen der Jugenderinnerungen — der Secretair erhält Jacobinen — die Jacobinerin wahrſcheinlich. Der Demokratismus hat alſo geſiegt und Sie meinen wahrſcheinlich, man müßte mit ſolch einer Novelle ſehr zufrieden ſein, da der Dichter nur durch den Schluß ſein Urtheil ſprechen könne, ſonſt aber unparteiiſch wie ein Advocat zwei Parteien vertreten müſſe.

Ich ſeh' aber nichts von einem ſiegenden Demokratismus, ſondern nur einen ſentimentalen Ausgleichungsverſuch. Auf dem Wege Rechtens hat der Demokrat den Prozeß verloren, der Menſch im Verhältniß zum Menſchen iſt hinausgewieſen worden aus dem gräflichen Pallaſt, nur die Beſtechung durch Jugenderinnerungen hat einen Vertrag, eine Ausgleichung zu Stande gebracht.

Da haben Sie den enthüllten Poëten: der Zufall möge nach wie vor zwiſchen den Ständen zuweilen ſeine Pflaſter ſtreichen, die menſchliche warme Regung möge hie und da das ſtarre Herz erwärmen — Gnade für Recht möge mitunter walten.

Waren nicht unſere Romanſchreiber vor 60 Jahren eben ſo weit, waren nicht die Romantiker mit der alles überfliegenden Poeſie ſchon lange viel weiter, iſt nicht ſelbſt der Kaufmann Meiſter ein Jahrhundert voraus, der durch ſeinen Werth hohe Maisons entrirt. Sind das Zugeſtändniſſe an eine demokratiſche Zeit, mit der ſich Tiek doch hiebei offenherzig eingelaſſen?

Ein großer Mann muß groß wechſeln wie Karl V. zu Sanct Just, oder er muß in die Mitte des Kampfplatzes treten, nicht hinten im Train herumkriechen, oder er muß die Kraft haben zu ſterben, wenn ihm der Muth fehlt, an der Spitze zu leben — aber er muß nie um ſein Leben betteln, wie Tieck hier gethan.

Ich habe, komiſch genug vergeſſen, zu erzählen, daß es mit jener Urkunde gar nichts als ein ariſtokratiſcher Scherz des Vorfahren vom Sekretair, ich glaube, eines alten Schuſters oder ſolch eines ähnlichen Plebejers, geweſen war, der ſich etwas zu Gute darauf gethan hatte, ſeinem ſpätern Enkel darzuthun, er ſei ein ehrlicher Mann geweſen. Es iſt auch eine Art Ahnenadel und Tieck hat vielleicht dem Secretair ein kleines Surrogat geben wollen.

Nebenbei iſt die Novelle eben ſo ungeſchickt erzählt, als „der griechiſche Kaiſer" geſchickt: man weiß die Puppenkomödie gar bald, und horcht bloß auf den Drahtführer, wie er den Dialog extemporiren werde.

So ſchläft alſo wieder einer von unſern größten Männern oben auf den ſonnigen Höhen des Ruhmes, läßt ſich von Odalisken die Fliegen abwehren und träumt in bequemer Lage. O mein Jean Paul, Du niedrige und höchſte Seele, warum war Dein Auge geſchloſſen, als der große Morgen anbrach! Das ganze Dichtervolk, was damals in Deiner Parallelbahn wandelte, taugt nichts — nichts; ſie morden ſich alle ſelbſt in Bequemlichkeit und Hochmuth.

Nach den Spitzen der Berge ſieht der wankende Wandersmann, den die Nacht zu überfallen droht, dort haften am längſten die goldenen Sonnenſtrahlen — Teutſchland ſucht in dieſem düſter hereinbrechenden Vorabende ſeine Dichter, die Männer, die das Beſte der Erde in ſich tragen, es ſucht ſeine Philoſophen — ach im Nebel dampfen die Bergſpitzen. Deine Dichter und Philoſophen, armes Land, buhlen um nichts als das aufgeblaſene Ich — ſie ſind Wichte — biſt Du Gottes Sohn, ſo hilſt Dir ſelbſt ohne Poeten und Philoſophen. Sie haben von Objectivität geſchwatzt, daß uns die Ohren weh thaten und der objetivſte und größte von ihnen iſt inmitten des ſubjectiv'ſten Abſonderungsgeiſtes, des koloſſalſten Egoismus, von uns gegangen, ohne ein Wort für das getretene Vaterland zu haben — er hat ihm einen kraftloſen franzöſiſchen Schwätzer von 16 Monaten empfohlen und die Jugend Teutſchlands ſah düſter mit zuſammengezogenen Augenbraunen in ſein Grab und nur die alten Baalsdiener räucherten.

Armes Land, dem auch die Götter verſagt ſind, an deren Anblick es ſich ſtärken könnte. —

Auch mit Posgaru wird es nichts weiter, er iſt nur mit der Frage aufgetreten, ob er ein geleſener Schriftſteller werden könne, und als man ihm „Ja“ geantwortet, da iſt er heimgegangen und hat ſich auf alten Predigtbüchern ſchlafen gelegt. Sie wiſſen, ich hatte, obwohl mir ein Theil ſeines äußern Weſens mißfallen, immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß er eine Art geſunder Oppoſition in unſere, damals ſo matte, ſchöne Literatur bringen werde. Ich gab dieſe Hoffnung auf, ſobald ich ihn predigen hörte, ſobald ich ſeine alt evangeliſch-theologiſchen Beſtrebungen ſah — wie kann man ein Mann der neueren Zeit ſein wollen, und nichts als alten Sauerteig genießen: ein wenig

Sauerteig verſäuert den ganzen Teig. Wie kann man ſo kurzſichtig ſein, von einer alten wurmſtichigen Pergamentterminologie irgend einen Erfolg zu erwarten. Das alte Chriſtenthum iſt eine vertrocknete hiſtoriſche Figur, ſein Lebensſaft die demokratiſche Bibel iſt in das neue längſt übergegangen — die Pfaffen aber ſtehen in einem ausgezehrten Lande, das die junge nomadiſche Welt längſt verlaſſen: da ziehen ſie heulend unter den armen Zurückgebliebenen herum, die der Herr mit Blindheit geſchlagen, und blaſen die alten Trompeten von Jericho. —

Wie kann man das neue geläuterte praktiſche Chriſtenthum ſehen, und am Beinhauſe der alten Formeln ſtehen bleiben. Wie kann ein Mann der jungen Zeit und ein Theolog der alten ſein, wie kann ein ernſthafter Volksredner in der ſpaßhaften Allongenperücke auf der Tribüne erſcheinen.

Als ich Succow predigen hörte in Styl und Richtung ganz ſo wie die Himmelspächter auf unſern Dörfern, in unſern gut proteſtantiſchen Städten, da ging ich hinweg und ſeine Asceſe in den Liebesgeſchichten war mir plötzlich widerwärtig, denn ich ſah ein Skelett aus alten Buchſtaben zuſammengeſetzt. Die Freiheit der Enthaltſamkeit war verſchwunden, ich war bitter enttäuſcht, ich ſah nichts als die alte, nur etwas modern angethane Entſagung des Flagellanten. Seine antigöthiſche Richtung roch mir plötzlich nach altem orthodoxen Eifer, nach papierner Heiligkeit — ich war ſehr böſ', gleichgültig nahm ich den matten Germanos hin, ich hegte noch eine ſchwache Hoffnung, es ſei noch genug geſunde Jugend da, er werde mit der Zeit die alten Stricke abſtreifen. Sein Ibus in der diesjährigen Urania hat mir auch dieſe letzte Hoffnung genommen. Ich erwarte nächſtens Predigten von Posgaru.

Sie kennen den Mann nicht? Er iſt ungefähr dreißig Jahre, nicht groß und ziemlich kompakt gewachſen — ſein Kopf ſieht etwas weitläufig aus und jetzt ſpäter find' ich etwas ſpitzzulaufendes Pfaffenthum darin, denn Naſe und Kinn drängen ſich etwas neugierig nach vorn, ſo daß das Geſicht das Anſehn einer ſchiefen Fläche gewinnt, deren Zurücktritt beim Kinn anhebt und am Stirnhaar endigt. Die Augen ſind ziemlich unbedeutend und durch ein altes Brillengeſtell verborgen, der Mund iſt breit wie es einem Theologen zukommt, die Züge ſehen etwas frühalt, abgeſchmackt, faſt höhniſch, aber wie von ſicherer geiſtiger Hand geregelt aus. Die Form des Geſichts iſt breit, aber der Ausdruck iſt gedrängt gebildet, Achtung fordernd. Dunkles, ſehr einfaches und wenig kultivirtes Haar hebt eine blaſſe Geſichtsfarbe nicht eben ſehr, das ganze Haupt ſitzt feſtgerüttelt auf einem kurzen Halſe und man ſieht ihm Trotz und Sicherheit einer feſten Stellung an. Sprache und Benehmen haben etwas ſehr Zuverſichtliches, Beſtimmtes; ich habe ihn nur unter Damen geſehen, anderswo dürfte es leicht hochfahrend werden. Indeß lieb' ich dieſe vornehme Feſtigkeit, ſobald ſie nicht bis zur Abgeſchmacktheit geht, am Schriftſteller. Er ſprach gebildet und heiter — das iſt kein lächerlicher Zuſatz, denn ich kenne manchen gebildeten Schriftſteller, der ungebildet ſpricht. Seine ganze Erſcheinung war nicht ungefällig, nicht unbedeutend, aber auch nicht das Gegentheil von Beidem. Damals ſtand er in der Sonnenhöhe der jungen Liebesgeſchichten, und ſpielte gern l'hombre.

In dieſen Idus nun, einer kleinen, rückſichtlich des Stoffes ganz unbedeutenden Geſchichte, die man auf den erſten Seiten bis auf Jahre hinaus ſieht, wird das polniſche Intereſſe beſprochen. Ein junger Theologe entwickelt Geſchichtsanſicht, und obwohl dieſe im Weſentlichen mit der meinen vom aufſteigenden Fortſchreiten übereinſtimmt, ſo hat ſie mir doch durch den geiſtlichen Beigeſchmack Ekel erweckt. Es riecht nach Moder und Verweſung, aus der neue Schöpfungen hervorgehen, die wieder dem Moder und der Verweſung anheimfallen.

Ohne ſolche widerliche Elemente thut es die Theologie nicht, den jungen Januskopf verhüllt ſie ſtets, nur der alte, dem Tode nahe, öffnet einen zahnloſen Mund. Sie kann nicht aus der alten trüben Atmosphäre heraus, und wenn ſie von neuem Leben ſprechen will, ſo ſpricht ſie mit einer Art von Wolluſt vom vorhergehenden Tode und wendet den Leichnam nach allen Seiten. Aeſthetiſch iſt ſie nie geweſen, und wie die beſten Terroriſten führte ſie immer in der einen Hand Angſt und Graus. Sie iſt wie der Apotheker zu Mantua, der durch Verweſung vereinigt und glücklich macht. Sie beſchäftigt ſich nicht wie die neue Religion mit den Anfangs- und Endpunkten, ſondern mit dem Durchgangspunkte und wie das Todtenweib ſitzt ſie mit Vorliebe beim Leichnam. —

Menzel wird durch Posgaru in große Verlegenheit geſetzt; mit Lorbeer hat er ihn empfangen, und weil dieſer ihm nun ſpäter ſo wenig zu Hilfe kommt, ſo weiß ſich der im Stich gelaſſene Kritiker keinen andern Rath, als in einer Art von reſignirendem Trotz zu ſagen, Posgaru ſchrieb doch den leichteſten und angenehmſten Stil. Meinethalben!

12.

Leipzig, November.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Hier glaubt man allgemein an Krieg; ich bin überzeugt, daß ihn nur ein Zufall herbeiführen kann, und ich glaube nicht, daß der eintritt.

Uebrigens kann ich auch wirklich jetzt gar keinen Krieg zugeben: erſtens muß ich nicht im papiernen Leipzig ſitzen, wenn ſo etwas losgeht, ſondern ich muß das in der Nähe anſehen, auch mag ich nicht in Feindes-Land, in Rußland, bleiben, ſondern will jenſeits des Rheines ſein, dort kann ich aber nicht eher ſein, als bis die Kammern in voller Berathung ſind, denn Mauguin muß nothwendig erſt auf Abſchaffung des Tabakmonopols angetragen haben, jetzt kriegt man keine geſcheidte Pfeife Tabak in Paris und eher kann ich unmöglich hin. Alsdann würde noch eine kleine Inconvenienz bei plötzlichem Kriege eintreten: mein junger Name, mein junger Ruhm, auf den ich mit unerſchütterlicher Arroganz losſchreibe, würde von den erſten Kanonen in den Koth gefahren, und könnte nun nie mehr in Ruhe aufgehn, denn wer hört im Sturm das Plappern eines kleinen Teutſchen. Bei der jetzigen Stille aber iſt's gar keine Kunſt laut zu ſprechen — lieber Talleyrand, opfere Dich für mich — ach nein, Du biſt fertig, Du zielſt blos und richteſt den Schuß, wer lenkt und hält die Kugel, ach Niemand. Es iſt zum Verzweifeln, meine Staatspapiere ſind in drohender Gefahr — es kauft ja kein Buchhändler mehr den kleinſten Wiſch, wenn der Skandal losgegangen iſt. Ach meine ſchönſten Gedanken vertrocknen ungenoſſen, ich härme mich wie ein Mädchen, das keinen Mann kriegt und ſich troſtlos im Spiegel betrachtet — wer heirathet im Kriege! der bevorſtehenden Hungersnoth gar nicht zu gedenken!

Später.

Der Anblick einer Klaſſe unſerer Geſellſchaft erfüllt mich jetzt immer mit tiefem Schmerz. Es iſt die der Soldaten. Sobald das Kriegsgeflügel zu flattern beginnt, da werden auch ſie unruhig und ſcharren wie die unruhigen Pferde den Boden.

In dem Buche meiner Sprüche Salomonis, wo ich mit meiner Weisheit vornehmer umgehe und ſie kurz und abgeſchmackt ſprechen laſſe, findet ſich, glaub' ich, der Satz: „die Soldaten ſind die Negerſklaven Europa's" und es iſt wahrhaftig ſo. Iſt ſolch ein Menſch nicht aller Menſchenrechte entkleidet, der ſeinen Leib vermiethet oder verkauft hat der Willkühr eines Einzigen? Wie eine Sache, wie ein Inſtrument wird er gehandhabt. Es iſt ein vollkommen unerlaubtes unmoraliſches Domeſtikenverhältniß — mein Diener braucht nicht ins Waſſer zu ſpringen, wenn ich im Begriff bin zu erſaufen, ich kann es ihm wenigſtens nicht befehlen, und wenn er gar vorgiebt, daß er nicht ſchwimmen könne, ſo iſt gar nicht weiter davon die Rede — der Soldat muß hinein, wenn es dem Herrn gefällt. Das Soldatenthum iſt eine poëtiſche Metapher des Abſolutismus; das Aergſte wird nicht einmal beſchönigt, es iſt erhaben durch ſeine Nacktheit. Nur ein guter Sklav iſt ein guter Soldat. Conſtantin der wackre hat uns den Weg gezeigt, er kommandirte beim einfachen Exercieren, wo man auf die Weichſel zu marſchirte, nicht „Halt“ und als die armen Soldatenthiere aus Inſtinkt vor'm Waſſer ſtill ſtanden, war er außer ſich über dieſe Inſubordination und ſie mußten hinein in den Fluß. So, einen Schritt weiter, führt man den Soldat in jeden dem Herrn beliebigen Kampf, ſie ſind nichts als lebendige Säbel, Dolche, Gewehre, die man in ihrer Willenloſigkeit handhabt, und wenn ſolch ein Inſtrument recht gut eingerichtet iſt, ſo hängt man es hoch, giebt ihm bunte Fleckchen und Flimmer und nennt's einen Kriegshelden, und mancher brave Mann, der freiwillig mehr gethan, will ſagen, der den beſoldeten ungezogenen Knecht über ſeine Schwelle hinausgeworfen, ſtaunt ihn an. Giebt's wohl eine ſchmähligere Begriffsverwirrung und können wir uns dieſer barbariſchen Fauſtrechtsreſte noch immer nicht entledigen?

Es iſt etwas Schönes und für unſere rohe Bildung noch immer etwas Erhebendes, wenn man aus freiem Antriebe, oder bewogen durch des Vaterlandes, durch einer Idee gefährdetes Intereſſe die Waffe erhebt und das Leben einſetzt für das angegriffene Recht der ganzen großen Geſellſchaft — es ruht eine rohe Wolluſt der menſchliſchen Freiheit darin, das Beſte, was wir beſitzen, Geſundheit und Leben einzuſetzen, Preis zu geben für unſern Willen, unſere Abſicht, unſere Idee. Der Krieg als Freiwilliger iſt eine tolle Poëſie und ein blutiger bis jetzt leider noch immer nöthiger Hebel der Entwickelungsgeſchichte — aber der Krieg des Söldners, der keinen Willen hat, iſt troſtloſe Unkultur und weckt ſtets mein tiefſtes Erbarmen.

Sie haben nicht einmal den Troſt, für einen Irrthum zu fechten, ſie fechten nur für Sold, denn die ſogenannten Loſungsworte ſind nur eitler Vorwand; wenn es ihr Herr will, müſſen ſie im andern Momente gegen dieſe Loſung ziehen. Und doch ſind es auch Menſchen und doch leben ſie in der Zeit der großen Emancipation, und doch geht die Verblendung noch immer ſo weit, dieſen Stand der Sklaven für einen der ehrenvollſten anzuſehen.

Es ſchneidet mir in's Herz, ſobald ich dieſe Leute jetzt höre bei den wogenden Kriegsgerüchten — ſie läugnen es gar nicht, daß ſie nichts wollen als Krieg, gleichviel wofür und wogegen, ſie beſchönigen ihr Handwerk durchaus nicht, ſie wollen nichts als Fleiſcher ſein; es iſt unbeſchreiblich traurig, ich bedaure nur den Herrgott, der muß, wenn es ein Weltgericht giebt, in die größte Verlegenheit mit dieſen Leuten kommen, ſie haben ja alle nichts gethan; für ihre beſten und ſchlechteſten Thaten können ſie nicht. Ich glaube, er wird alle dieſe Seldarmeen vor dem Himmel im Parademarſch defiliren, und dann auf einen ganz aparten Planeten abſchwenken laſſen, da müſſen ſie die vernachläſſigte geſellſchaftliche Ordnung nachexerciren. Sie ſind die ewigen Juden der Unkultur. —

13.

Leipzig, November.

Was mag das Ziel aller jetzigen Zeitbewegungen ſein? Das Ziel iſt nicht ſo ſchwer zu beſtimmen als der Weg — es iſt der Demokratismus jeder Art, es iſt das Geltendmachen jedes Individuumsrechts gegen die Vorrechte der Claſſen und Einzelner. Ich ſehe ein viel weiteres Ziel vor Augen als die meiſten unſrer, namentlich teutſchen Lieberalen, die nur von heut zu morgen leben, die ein Buch des Glaubensbekenntniſſes beſitzen, was bis auf die letzte Seite und Zeile eng gedruckt iſt — in dem meinen finden ſich dahinter noch viele weiße Blätter und die Entdeckung neuen geiſtigen Landes iſt's allein, die meine Spekulation reizt, die mich im leeren Leben beſtehen läßt, eine ſociale Columbusreiſe allein ſpornt mich.

Alle gewonnene Speculation, die bereits von den Völkern aufgenommen iſt, kommt mir wie angeordnetes Geſchäft vor, das gefördert und bekämpft wird und das ſich endlich einrichtet, denn das Heute ſiegt ewig über das Geſtern, das Neue über das Alte, da jeder Morgen neu iſt. Darüber hab' ich nicht Sorg' und Mühe, aber ich bin ein ſo geſchäftſcheuer Menſch, daß ich mich nicht gern damit befaſſe. Tauſende können das beſſer, ich überlaſſe es ihnen. Ein Amt ſetzt eine Abgeſchloſſenheit des zu beamtenden Stoffes voraus, ich würde ein ſchlechter Amtmann, denn ich liebe nichts geſchloſſenes, ich liebe angelweite Thore. Eine Welt, die nichts wiſſen kann, muß nie ausſtudirt haben wollen. Ich will ein ewiger Student der Weltgeſchichte ſein und ſpotten Sie meiner nach Herzensluſt, ſollten Sie mich einſt in das Philiſterthum einer Profeſſur eingeſchmiedet ſehen. Es giebt nur eine Göttin, die des Anbetens werth iſt, ſie heißt „Freiheit," ihr bin ich verfallen mit Seele und Leib und ich laſſe mich täglich in den thörichtſten Kampf mit der Gottheit ein, weil meine roſenfarbene Göttin mich reizt. Ich frage: wozu ein Leben, wo man nur lebt um zu ſterben, wozu ein Leben, wo die Gegenwart, alſo das reale Sein, nur ein Weg ſo breit wie ein Tanzſeil iſt, während Vergangenheit und Zukunft ſich in unverſchämter bequemlicher Breite ausſtrecken! Giebt es denn eine Gegenwart? Eh' ich ſie denken kann, iſt ſie Vergangenheit, die Atome der Zeit, will ſagen die Momente, entſchlüpfen Ihnen unter den Fingern des Geiſtes, wie die kräuſelnde Welle, und nur ihre Aehnlichkeit unter ſich macht eine täuſchende Art Ganzes daraus. Was iſt das für ein Leben, wo man nur leben will oder gelebt hat, aber nicht lebt, eine Conjugation ohne Präſens. Es lohnt am Ende gar nicht, ſich den Kopf an den zu engen Grenzen bürgerlicher Freiheit einzurennen, da man nicht Köpfe genug haben kann, um ſie zu zerſchmettern gegen die Mauern, welche neidiſche Götter aufgeführt haben.

Das iſt ein Satz, den ich mir als freundlichen Reiſebeutel für Hrn. Jarke auf den Weg nach Wien ausgedacht habe. — Gott geleite ihn, und laß' es ihm wohlergehen, er iſt klug genug, ſich eine Gegenwart zu ſchaffen, ich bin liberal genug, ihm alles Gute zu wünſchen — an mein armes Vaterland darf ich freilich dabei nicht denken.

— Wie die hüpfenden Lichtlein auf der Moldau bei Prag, die da erſchienen, als der heilige Nepomuck erſäuft worden war, kommen mir die Menſchen vor: die Gottheit ſchickt uns Woge auf Woge und wir hüpfen und flackern in ewiger Bewegung und wenn wir uns zur Ruhe ſetzen wollen, ſo müſſen wir verlöſchen, dann verſchlingt uns die Woge. O man ſpielt mit uns wie mit Marionetten. Jedes Jahrhundert bringt ſeine neuen Forderungen und jagt die geängſtete Menſchheit vor ſeinem rollenden Wagen einher, und wenn wir nicht laufen aus Leibeskräften, ſo werden wir hineingerädert in den gemeinen Koth der Heerſtraße. Und wenn wir laufen, ſo geht uns am Ende der Athem aus und wir fallen auf die Naſe. Dies iſt unſere reizende Alternative. Und die ſchöne, verführeriſche Freiheit ſelbſt iſt ein Schmarotzertöchterlein der Gottheit, was nur mit uns kokettiren ſoll; um uns friſche Beine zu machen. Wir ſind frei wie der Hirſch im Thiergarten und das ganze Ringen geht dahin, daß wir nicht im Käfig ſitzen wollen. Nicht wahr, Jarke, das freut Dich, Held der Sklaverei!

Nach dem Beſſeren können wir nur jagen, das Beſte aber nicht erreichen, wollen wir uns nun einſchüchtern laſſen, auch noch Jenes aufgeben? O nein! wir wollen doch wenigſtens Alles thun, um unſern tauſend Jahr jüngern Enkeln die Möglichkeit der Unterſuchung vorzubereiten, wie weit der Menſch überhaupt kommen kann. Weiter können wir nicht? — Nein, meine Gnädige, das iſt der Rubicon der irdiſchen Cäſaren, wenn ſie hinüberwollen, ſo fallen ſie mit 23 Wunden an des Pompejus Säule, und ſterben mit dem Klagelaut, daß das eigne Blut ſich gegen ſie verſchwört.

Wenn wir einſt das Recht hätten, die Hände in den Schooß zu legen, ſo hätten wir jetzt Unrecht gegen die Stabilitätspartei zu kämpfen; die Erde hat eine doppelte Bewegung, und der Menſch iſt ihr Spielball. Schon die Sphärenharmonie der Alten war das Ergebniß der wandelnden Himmelskörper. Stillſtand iſt Tod.

Darum haben die eigentlichen Männer der Bewegung auf kein anderes Glück als das der Reiſe zu rechnen.

14.

Leipzig den 15. November.

Heut iſt der verhängnißvolle Tag — ſo pflegen die Menſchen große Urſachen an kleine Aeußerungen zu binden — wo man im flachen Belgien und Holland entſcheidet, ob für Rouſſeaus, Jean Paul's und Börnes Worte Europa das Schwerdt ziehen ſoll. Wäre an meinem Kopfe etwas, ich wollte ihn zum Pfande einſetzen, daß jetzt noch kein allgemeiner Krieg wird. — Preußen macht mir viel zu viel Geräuſch: wer viel vom Todtſchießen ſpricht, ſchießt ſich nicht todt, die Doctrinairs wiſſen, daß ſie nur in der Stube, nicht aber auf dem Felde zu brauchen ſind. Thiers iſt klug genug einzuſehen, daß man die ganze Jugend Frankreichs brauchte, wenn man junge Siege ſuchte, und daß ſelbige Jugend nicht für die Pergamentritter, ſondern nur für ein vollblütiges Oppoſitionsminiſterium bluten werde — es kommt ihm auf einige Konceſſionen nicht an. Und mehr will man nicht. Die Reactionspartei iſt noch immer der Meinung, die neue Entwickelung der Geſellſchaft ſei nur das Ergebniß eines Rauſches, der allmählig verfliege, ſie meint: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. — Neue Verhältniſſe haben aber, wie geſagt, neue Geſetze; es heißt hier: Zeit gewonnen, Alles verloren, denn alle Tage wird ein junger Liberaler mündig, und in jedem Buben wächſt ein neuer Streiter für die neuen Dinge auf, denn die Jugend lernt kaum für die todte Wiſſenſchaft von den Alten, für die lebendige aber, für das Leben, lernt ſie von der vorausgehenden Jugend. Aus jenem Glauben heraus wird aber die Reactionspartei ſchwerlich drängen, ſie meint, die tolle Zeit müßte ſich nach den ihr beigebrachten heftigen Wunden nothwendig verbluten, ſie tröſtet ſich in dem glücklichen Irrthum, die Zeit ſei ſterblich, ſie kennt keine Spirallinie der Weltgeſchichte, ſondern nur eine Militairſtraße, wo man die Armeen vor und rückwärts kommandiren könne. Noch ſchlafen wir dieſen Winter in Ruh und Frieden — Sie können getroſt Staatspapiere kaufen, ich habe mir für heute ſo unglaublich viele beſtellt, daß ich ſicher die Fonds um ein Beträchtliches ſteigen machen werde. Ich gehe Arm in Arm mit der preußiſchen Regierung, die auch Alles aufkaufen läßt, um ihre Courſe in der Höhe zu halten. Das thut meinem legitimen Herzen ſehr wohl.

Nur das weibliche Geſchlecht ſetzt mich wieder in Verlegenheit: ich weiß durchaus nicht, was mit der gefangenen Maria Caroline anzufangen ſei — Das Miniſterium wird nicht wenig mit ihr kokettiren. Ich hätte es ihr voraus ſagen wollen, als der kleine Thiers Polizeiminiſter wurde. Ein Mann von großer Klugheit und ohne Herz iſt nie galant. Pietät iſt eine unbequeme Erfindung, die für ihn nicht exiſtirt, er ließe die Jungfrau Maria gefangen nehmen, wenn er der Kammer damit imponiren könnte. Ein Mann der Art iſt nur durch Geld zu beſtechen, weil er weiß, daß nur dieſe Münze Realwerth hat — das Hofgewinſel, was ihn jetzt ſehr beläſtigen mag, ſichert ſeine Stellung nicht, er zuckt die Achſeln und ſperrt die Bourbonen-Dame ein. Es war eine große Dummheit, daß die Berry beim Antritt eines unpopulären Miniſteriums nicht ging, ſie mußte wiſſen, daß Noth kein Gebot kennt.

Ich habe gar nichts oder doch ſehr wenig gegen Ihre Schwäche für jene fahrende Dame, ſie hat nur mit ihrem Heldenthum einen kleinen Mißgriff gethan: die Geſchichte giebt ſich nämlich der üblen Gewohnheit hin, nur die Thaten für eine junge Zukunſt nicht aber für eine alte Vergangenheit zu belohnen. Es iſt wie mit den verlängerten Schatten gegen Sonnenuntergang, die Mitwelt genießt ſie einige kurze Momente und ſtaunt ſie an, die hereinbrechende Nacht verſchlingt ſie — die langen Schatten in der Morgenfrühe kommen aber zu gebräunten Geſtalten verdichtet auf der Mittagshöhe des Ruhms an, und genießen einen langen Tag Lange Tage aber behält die Geſchichte. Gedenken ſie des mit Roſenfingern der Eos erwachenden Chriſtenthums und ſeiner Morgenhelden neben den abendlichen Schatten der Judenthumsritter, die im Thale Hinnon begraben liegen, des jungen großen Karl, der ein Pfeiler in der Geſchichte wurde während man der großen Sachſenheiden neben ihm nur gedenkt, wenn man ſeiner gedenkt.

„Die Jugend iſt Alles" — da iſt Ihr Lieblingsſprüchlein, drum wer friſch leben will, lebe für heut und morgen, für das Geſtern vertrocknen die

Gelehrten. Die ſchlimme Berry mag den Ariſtokraten aller Himmelsſtriche recht viel Sorge machen — es iſt ein äußerſt unangenehmer Vorfall, wenn gutes Geblüt von rohen Händen aus dem Kamin gezogen wird, ein äußerſt fataler Accident.

Es iſt doch eigentlich jetzt eine recht ſchlechte Zeit für die Poeſie; nur forcirt kann ſie ſich bemerkbar machen — aber noch wunderlicher iſt's, daß ſich die Leute darüber wundern. Es iſt eben ſo, als wollte man von einem Kranken, der eine Radicalkur begonnen und in den erſten Stadien ſich befindet, verlangen, er ſolle ſchöne lange Geſänge ſingen; die Freude der herbeieilenden Geſundheit wird ihm hie und da ein vierzeiliges Liedchen bringen, einen Blitz der vorüberfliegenden Poëſie, aber ein großes Gedicht, ein Tage lang reiſendes, donnerndes, Blitze werfendes Gewitter? — Nimmermehr. Die Zeit hat keine Zeit zur Poeſie, einzelne Stöße in die Windharfe, einzelne dithyrambiſche Akkorde, mehr geſtattet ſie nicht, und die haben wir ja auch. Verlangt nicht getragenen, wohlklingenden Geſang, wenn die Sänger im rollenden Wagen, auf dem gallopirenden Pferde ſitzen. Alle Verhältniſſe ſind in Frage geſtellt. Alles kreiſ't, es werden Atome der Poeſie in Fülle entwickelt, aber erſt, wenn die jetzigen Poſtulate in's Schloß der Verwirklichung gefallen ſind, wenn die neue Welt volle, Allen erkennbare ganze Figur ſein wird und die Natur Luft ſchöpft zu neuen Schwingungen, erſt dann lagert ſich der ermattete Verſtand ſpielend neben dem Herzen, und in der ſüßen Tändelei der Ruhe ſchafft er mit ihm die Gedichte. Wenn die platte Aufgabe der Wirklichkeit gelöſ't iſt, erſt dann ſucht er die Anknüpfung an unſichtbare Räume, wenn er die trocknen nöthigen Geſchäfte für beendigt hält, da ſucht er Troſt in den Ahnungen einer vollkommneren, ohne unſer Zuthun harmoniſchen Welt. Erſt dann dichten die Völker. In ſolchen Pauſen der Weltgeſchichte entſtehen neue Religionen und poetiſche Zeiträume. Als der Troerkrieg verbrauſ't war, und das chaotiſche Griechenland ſich matt zu geordneten Staaten fügte, ſang Homer. Nach den Perſerkriegen blühte üppig die griechiſche Kunſt, nach ihnen erſt ſang Sophokles und dem Ungeſtüme Aeſchylos ſieht man heut noch den zu frühen Anfang an. Als die ewigen Römer ihren Kreislauf mit Auguſt beendet, ſtand Chriſtus auf; nachdem das griechiſche Kaiſerthum an Altersſchwäche in Aſien verſchieden war, erhob Muhammed ſein Haupt und die arabiſche Poeſie erwachte in Spanien und am Euphrat, nachdem das Maurenreich ſeinen Kulminationspunkt erreicht, und abgeſchloſſen war, die provencaliſchen Dichtungen waren nur ſeine Nachklänge, und das ſüdliche Frankreich ruhte damals in üppiger Faulheit, das ſüdliche Italien in wollüſtiger Abſpannung. Das Pabſtthum hatte unter Bonifaz VIII. ſeinen Kreislauf beſchloſſen, es lagerte in vollkommner ausgewachſener Majeſtät auf den ſieben Hügeln, es war fertig, als Dante in die donnernden Saiten griff und den Anſtoß für die italieniſche Dichtung gab. Abgeſchloſſenes Chriſtenthum und Heidenthum hielt die pyrenäiſche Halbinſel in gemeſſener Ruhe, da Camoens ſeine Luſiade, Calderon ſeine chriſtlich myſtiſchen Dramata anſchlug, die jungfräuliche garſtige Eliſabeth herrſchte über ſtolz Alt-England, das ruhig zu ihr hinausſchaute, als der gewaltige Shakespeare ſeine Welten in die Straßen warf. Und wie ſtand es um die Welt, als Luther dem Chriſtenthum einen neuen Weg bahnte — denn weiter hat er nichts gethan und er iſt durchaus nicht zu den Religionsſtiftern zu rechnen; ich könnte ihn füglich übergehen, wenn ich wollte. — Das Chiſtenthum lag todesmatt wie ein geſchändetes Weib am Boden — es war Grabesruhe, tödtliche Erſchlaffung. —

Solche Zeiträume ſuchen ſich die neuen Anknüpfungspunkte an unbekannte Welten durch Poëſie und Religion. Die teutſche Poëſie erwachte, als Teutſchland unter feſtgeſchnürten ariſtokratiſchem Lehnsknebel ſtill und ruhig da lag — damals ſangen die Minneſänger. Als die alte Welt in den letzten Zügen kaum noch vernehmbar ſtöhnte, da erhob ſich zu Halle, Göttingen ꝛc. der erſte Sproß teutſcher Dichtkunſt, da begann **Klopſtock** ſein Religionsepos, Leſſing ſein neues Geſetz des Geſchmacks; als Teuſchland noch ſchlief neben dem tobenden Frankreich wuchſen unſere größten Dichter, als es erwachte, ſtarben ſie. Nur Byron dichtete im Geräuſch der Waffen, darum aber ſind ſeine Dichtungen ſo chaotiſch, ſeine Seele lechzte nach Ruhe und er meinte, ſich, ſein Herz und ſeine Zeit durch Poëſie zu beſchwichtigen, er wollte wie ein Titan die Zeit durch brauſende Akkorde bezwingen, und die Zeit bezwang den tollen Kämpfer — der ſchöne Byron mit dem großen Herzen ſpricht ſterbend:

„Ja" zu meinem Wort: „Poeſie will Frieden." Ward ſolch ein Geiſt zermalmt mit ſeinen gewaltigen Kräften, was ſollen die Verſe unſerer jungen Dichter, ein leichter Luftzug führt ſie in alle Winde. Wollen Sie mir noch rathen, meine Verſe jetzt drucken zu laſſen?

Und dies iſt auch das Unglück des Simonismus, daß er aufgetreten iſt zur Zeit des Kampfes — aber das Unglück des Simonismus wird der Welt Glück werden, denn ſeine ſocialen Vortrefflichkeiten werden ſich Bahn brechen, weil ſie offne Arme im Streben unſerer Tage finden, ſeine transſcendenten Anſichten werden zu keinem Despotismus gelangen — Sie wiſſen, wie ſehr ich gegen poſitiven Glauben bin — ſeine Fratzen und Auswüchſe werden zertrümmert werden. —

16.

Leipzig, November.

Geſtern Mittag hab' ich zu meinem großen Vergnügen nach langer Zeit Nachrichten von Ihnen bekommen — ich antworte weiter unten; jetzt erfüllt mich ein Stück Göthe, ein Stück Jean

Paul in gegenſeitiger Bewegung quälend und ſtärkend, ich muß mich gegen Sie darüber ausſprechen. Sie werden es wahrſcheinlich nach Frauenart in den Brockhauſiſchen Blättern überſehen haben, da die Frauen die großen Gärten nur überſchauen und überſchauend genießen — ſie ſind darum immer glücklicher, denn allgemeine Umriſſe ſind nicht nur der Größe wegen, ſondern auch der Traumwelt wegen, die auf ihnen lagert, und das Gemüth ſogleich zum Schaukeln verlockt, ſchöner. Und ich weiß ja, wie ſehr ſie das Schaukeln, Verſchwimmen ꝛc. in Aug' und Ohr bei der Gegend und der Muſik lieben! Hab' ich nicht Recht? Eine Frau in dieſer bürgerlichen Welt einmal vom Steuerruder weggedrängt, hat ſich der eignen Führung des Schiffes begeben auch den Tönen und den Strahlen überläßt ſie ſich willenlos, ſie iſt darum glücklicher, hingegebener als der Mann. Unſer garſtiges Geſchlecht beguckt die Pflanzen einzeln und ſtört die Illuſion. Ich bin der Meinung, daß die Frauen das Größte und das Kleinſte ſchaffen; ſie ſind am reichſten an umfaſſendſter Poeſie und bekanntlich auch Hausfrauen, ſie ſchwärmen und nähen und kochen am beſten. Der Mann, der das

Regieren gewohnt iſt, ſchafft nur das Große. Und Ihr Freund, der heiße Mann, hat wunderlich genug eine halb weibliche Konſtruktion, d. h. für das rein männlich kritiſche Talent häl' ihn ſein ſchwärmendes weibliches ſchadlos. Ich erinnere mich keines Mannes, der ſo harmlos, gutmüthig, unkritiſch Bücher läſe als er: er wird Sie auch nicht aufmerkſam gemacht haben. Aber ich bin leider ein Kopf der indirekten Steuern, darum hab' ich ſo viel Aergerniß, weil ich ſo oft am Thor ſtehen und mich mit Leuten zanken muß, die keine Accise zahlen wollen. Ich leſe wie ein Poliziſt oder wie ein Fürſt: d. h. ich ſuche nach Böſewichtern und nach Talenten, die ich für meinen Staat brauchen will. Es iſt eine widerwärtige Einrichtung meines Weſens, daß ich von allen Dingen Zoll verlange und, ein Mann der Freiheit, mir ſelbſt und denen, die ſich mir nähern, die Freiheit ſo verleide. Da hab' ich denn nun auch wieder für Göthe einen Steckbrief, für Jean Paul ein Groß-Mogulspatent gefunden. Kann man aber auch den Egoismus ſo bis zur Fratze treiben, wie Göthe hier gethan, kann ein ſo großer Mann ſolche Dummheiten ſagen: O, die guten Freunde da, ſie ſchaden ihm wie die im

Parterre der angebeteten Schauſpielerin. Horchen Sie! Göthe ſagt:

> „Es fällt einem doch mitunter auf — — daß man durch die Kenntniß deſſen, was der Tag bringt, nicht klüger und nicht beſſer wird. Dieſes iſt von größter Wichtigkeit.“

Ich kann mir nicht helfen, ich muß ſagen, „dieſes iſt eine große Dummheit,“ zu der ihn nur ſeine Sucht nach bequemem Zuſtande verleiten konnte, wie Sie gleich weiter hören werden. Die Tage ſind's, welche die Jahre, die Geſchichte machen.

„Denn genau beſehen iſt es von Privatleuten doch nur eine Philiſterei, wenn wir demjenigen zu viel Antheil ſchenken, worin wir nichts wirken können. — — Alſo wollen wir uns, ſo lange es Tag iſt, nicht mit Allotrien beſchäftigen.“

Giebt es wohl eine prächtigere Spießbürgerlichkeit? ſolch ein armes, jämmerliches Geſellſchaftsleben, wo nur die Beamten Intereſſe am Staat zu nehmen, die Millionen aber wie Schaafe geduldig auf fetter Weide zu freſſen, auf felſigem Boden zu hungern haben!

Armer Mann, mit dem großen Reichthume! wie ſchrumpfſt Du zuſammen neben dem demokratiſchen Millionär, Jean Paul, der Dir immer zu verſchwenderiſch, zu wenig geordnet, abgemeſſen und Gott weiß, was noch war, den Du nie recht leiden mochteſt.

Wie ſtärken Jean Pauls Worte, die er ſo früh ſchrieb, als die Zeit in den ſogenannten Freiheitskriegen, wo die Freiheit für die Fürſten erkämpft wurde, erſt zu dämmern begann. O, mein Jean Paul, wie oft fühl' ich blutige Thränen im Herzen, daß Du unſre Tage nicht ſehen und Deine glühenden Adern nicht hineinſprudeln konnteſt, daß Du nur Deinen ſchlimmen Sohn Ludwig Freiherrn von Börne auf und zu Teutſchland uns hinterlaſſen konnteſt.

„In der jetzigen Zeit, nicht der Völkerwanderung nach Außen, ſondern der Völkerregungen nach Innen, wo Welttheile einander bewegen und ein Land um das andere zum Vaterlande reift, wird auch der Dichter mit fortgezogen, und wenigſtens das Herz will mit ſchlagen helfen! man kann nicht anders und ich achte keinen Mann, der ſich jetzt blos der Kunſt zuwendet, ohne die Kunſt ſelbſt gegen die Zeit zu kehren.

Wollt Ihr Zukunft vorſtellen, nehmt Gegenwart in Euch auf. Eine leere Bruſt ohne Herz iſt weder Spiegel der Vergangenheit, (außer den eignen) noch der Zukunft!"

O Mann, Mann, meines Herzens, warum kann ich Dich nicht unter Thränen und Schluchzen küſſen — was ich ſo oft geſagt und was man mir kleinem Wichte nicht glauben wollte, das find' ich jetzt in Dir breitſchultrigen Titan! Und wie kläglich ſteht der große Philiſter daneben! —

Ich glaube Ihnen ſchon früher einmal darüber geſchrieben zu haben, wie ſich das Kriterium der Nachwelt über die Produkte der Vorwelt geſtalten müſſe, daß allerdings jedes neue Jahrhundert ſein eignes habe und haben müſſe, daß aber doch an einen ſtets fortlaufenden Faden ſich ein Stetiges ewig erhalte, weil in ihm der Saame der ganzen menſchheitlichen Entwickelung ruhe. Dies iſt das Losmachen vom Egoismus, das Streben aus dem Einzelnen ins Allgemeine, was ewig anerkannt wird. Es kommt nun viel auf Glück oder Unglück des Autors an, ob er in einer kleinen oder großen Zeit gelebt, ſobald er mit auf ihren Wogenſpitzen gelebt hat. Bei ſolchen beſtimmt die Zeit ſelbſt die

Dauer und Größe des Namens. Darum nur leben einige römiſche Autoren noch. Wer aber aus den Kreiſen ſeiner Umgebung getreten iſt, der wird nur dann nicht von der Nachwelt verworfen, ſobald er dies nach vornhin, voraus gethan. Iſt es auch fruchtlos geſchehen, ſo bleibt er doch ein Denkſtein, wohin die Zeit hätte gelangen können, hat er Einfluß gewonnen, ſo ſteht er an der Spitze einer neuen Armee von Tagen und ſeine Berühmtheit iſt ſomit geſichert.

Dieſe Rückſichten ſind's, welche die hiſtoriſchen Namen meſſen, darum iſt der Römer Tacitus, vor Allen ſo groß geworden, weil er ſeine enge patria kühn überſprang, den großartigen römiſchen Egoismus ſtolz bei Seit warf und die Germanen auf Unkoſten der Römer lobte.

Darum iſt Ariſtoteles groß, weil er die einzelnen Siege der Wiſſenſchaft zu einem allgemeinen Frieden des Wiſſens zu vereinen trachtete. Darum lebt Livius fort, weil er ſich auf die Wogenſpitze einer großen Zeit ſetzte, und mit ſeinem Griffel ſie zeichnete.

Darum Chriſtus, weil er auf Jahrtauſende ſeiner Zeit voranstrat, darum Voltaire, Rouſſeau, weil ſie ſich ſpottend und weinend herausſtürzten aus dem alten wankenden Gebäude, darum Jean Paul, weil er ein Herz ſich ſchuf in dem eine neue Welt der allgemeinen Liebe lebte, darum leben unſere Helden der Schrift heutiges Tages, welche die Kommandowörter der Heerideen verkünden, und nun müſſen wir abwarten, wer uns weiter hilft und ſeinen Namen hineinruft in die dunklen Räume der Zukunft.

So lange Göth'es Zeit klein war, war er groß, als ſie groß wurde, war er klein — wie es mit Sonne und Schatten geht. Ihm werden nur die Werke zur Unſterblichkeit folgen, wo einer jener Rückſichten-Gläubiger Zahlung findet, vor allen der Fauſt, — die übrigen wird man vergeſſen. Es iſt nur ein Glück dabei, daß jene bleibenden ſo groß ſind, daß ſie einem Teutſchen, der ſterben muß, unendlichen Ruhmes Fülle bringen. Der jetzige Zorn gegen ihn wird ſich läutern, klären; er hat ihm zwar einen uſurpirten Thron genommen, aber einen goldenen Scepter mit dem er beglücken und herrſchen kann, läßt er ihm ewiglich.

Die Welt tanzt auf dem Seile, die Franzoſen ſind in Belgien, man muß abwarten, ob das Seil hält und die Springer ihr Handwerk verſtehen.

Moderne

Charakteriſtiken,

von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

Beſchmutzte oder aufgeſchnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Laube's

Moderne Charakteriſtiken.

Erſter Band.

Moderne

Charakteriſtiken,

von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

C 114.

Mannheim.
C. Löwenthals Verlagshandlung.

1835.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Einleitung.

Ich möchte die nächſtfolgenden Worte nicht gern überſehen wiſſen, und nenne ſie deßhalb nicht Vorrede; obwohl man ſich heutiges Tages mehr als ſonſt um die Wirthshausſchilder bekümmert, vielleicht gar zu großen Werth auf Unterſcheidungszeichen legt. Auch die Literatur iſt in Parteinamen zerſpalten und wimmelt von vorgefaßtem Haß und vorgefaßter Liebe.

Inſofern wäre keine Beſorgniß bei dem Titel „Vorrede“ nöthig geweſen, denn man pflegt die Vorwörter wie Parteiparolen zu betrachten. Ich wünſche aber nicht, Kampfes-, ſondern Friedensgedanken in Bewegung zu ſetzen, und die folgenden Bände ſind nicht geſchrieben, um die Fraktionen unſrer Denk- und Schreibeweiſe noch weiter auseinander zu drängen, ſondern ſie dadurch gegenſeitig näher zu bringen, daß ihre Unterſchiede klar ausgeſprochen, und die Motive derſelben im mannigfachen, breiten Leben, nicht bloß in Einzelheiten aufgeſucht werden. Kenntniß fördert den Frieden, wäre ſie auch nur Kenntniß des Kriegs.

Dieſe „Charakteriſtiken“ ſollen vor allen Dingen orientiren; wenn ſie dieſen Zweck erreichen, ſo werden ſie auch beitragen, die Verbindungswege ausfindig zu machen, welche jetzt zwiſchen den verſchiedenen Manifeſtationen geiſtiger Thätigkeit abhanden gekommen ſind. Ein Paar Schriftſteller heutiges Tages haſſen ſich zum Beiſpiele wie Todfeinde, weil der eine den Heine liebt, der andere Herrn Ludwig Tieck. Im blinden Haſſe der Montagues und Capulets wurde aber das göttliche Liebesglück

Romeo's und Julias in die modrige Gruft geworfen — wir ſind wirklich ebenfalls im Begriffe, uns das eigentliche Glück der Literatur, die reine Freude über den ſchönen Gedanken zu morden, weil er entweder von einem Montague oder Capulet aufgefunden worden iſt.

Man darf nicht hoffen oder fürchten, daß beim Gegentheile aller entſchloſſen wählende, bevorzugende und ablehnende Charakter verdrängt werden ſolle — nein; es iſt unſer Loos, in augenblicklichen Einſeitigkeiten fortzurücken; aber der Fanatismus ſoll bekämpft werden.

Die herrſchende allgemeine Ungerechtigkeit iſt jetzt: kein Individuum gelten zu laſſen, einen Maaßſtaab des Schema's anzulegen, die hiſtoriſchen Perſonen nach deſtillirten Reſultaten zu betrachten. Das hat ſich namentlich bei der mannigfachen Beurtheilung Goethe's herausgeſtellt; wir wollten am wenigſten geſtatten, daß Goethe ſchreiben ſollte wie Goethe ſich gedrungen fühlte zu ſchreiben, wir machten ihm die thörichten Vorwürfe, daß er eben Dies oder Jenes, ja, was noch ärger iſt, daß er nicht ſo oder ſo geſchrieben habe. Wir verſündigten uns an der Individualität. Und das hat nicht bloß die junge, ungezogene Schule gethan, ihr Uebermuth hat nur die grellſte Seite dieſes Irrthums herausgekehrt; im diesjährigen Auguſthefte der Minerva findet ſich ein wichtiger, achtenswerther Artikel über Goethe, dem man um und um das reife, gediegene Alter, den beſonnenen Stil, das gemäßigte Weſen des Herrn Rehberg anſieht, und in welchem dieſelbe Atmosphäre einer Nichtachtung der Individualität webt und wirket. Wer möchte nicht wünſchen, daß Goethe hie und da mehr herzlichen Antheil bewieſen hätte, aber dies als Vorwurf einzudrängen, iſt und bleibt ungerecht, namentlich bei Goethe, wo juſt die Hauptvorzüge auf einer ausſchließenden Kontemplation beruhen.

Derſelbe Vorwurf koncentrirt ſich auf unſre junge, meiſt ſo geiſtreiche Kritik, welche den armen Schriftſteller entweder wie einen Majeſtätsverbrecher behandelt, und martervoll hinrichtet, weil er ihre Sympathieen beleidigt, oder wie einen huldvoll zu Duldenden, wenn er gerade einen verwandten Punkt in uns berührt.

Man wird mir um ſo eher geſtatten, dieſen Vorwurf auszuſprechen, als er einen früheren Theil meiner eignen literariſchen Wirkſamkeit trifft — ich halte es für ſehr nachtheilig, ſich fortwährend für fertig gewachſen anzuſehn, und alle gegentheilige Bemerkung zu unterdrucken. Ein Theil der folgenden Aufſätze ſtand in der Zeitung für die elegante Welt, die ich in den Jahren 1833 und 1834 redigirte, und dies Buch ſollte nicht viel mehr als einen Wiederabdruck jener Journalartikel enthalten, welche mir die wichtigſten ſchienen. Jeder Schriftſteller denkt ſtärker oder ſchwächer, es könne nicht gut weiter gehn mit Welt und Literatur, wenn ſeine Artikel nicht völlig zu Anerkennung gebracht würden, und es hat auch, — um ernſthaft fortzufahren — ſeinen großen Nutzen, je zuweilen das früher Geſchriebene zu ſichten, Spreu von Kernern zu ſondern, ſich nackt mit wenig Worten hinzuſtellen, was man gewollt hat.

Die mannigfachſte Bildung läßt ſich in wenig Worten ausdrücken, und man erzieht ſich am beſten, wenn man ſich nach gewiſſen Abſchnitten des Lebens immer wieder dieſe Worte abfragt. Mein Examen mit der „Eleganten Zeitung“ brachte mir nicht die günſtigſte Cenſur, und die Aufſätze, welche ich daraus entnehmen wollte, verwandelten ſich mir unter den Händen, beſonders erhielten ſie beweglichere Augen und ſanftere Züge. Ein großer Theil beſtand die Probe gar nicht, und ich mußte denn am Ende ein ganz neues Buch ſchreiben.

Dabei gewann ich jene Anklage gegen die Kritik, die ſich mir auf folgende Weiſe noch deutlicher entwickelte:

Das Leben iſt gewiß nicht ſo einſeitig, daß wir's mit unſern kurzen Rede- und Gedankenformeln erſchöpfen könnten. Unſre Schlüſſe ſind ſo bündig, ſo ſchnell, ſo ſicher, und wir glauben ſo zuverſichtlich, uns damit der Objekte zu entledigen, ſo zuverſichtlich! Wir glücklichen Narren! Wie wenig mögen wir treffen mit unſerer Kunſt zu denken, wie wenig Linien der Welt. Wie täuſchen und befangen wir uns ſelbſt mit unſrer Klugheit, mit unſern Formeln! „Das Volk iſt ſinnig," ſagen wir, „alſo langſam, denn das Sinnige breitet ſich behaglich aus in der Zeitdimenſion" — ſolch ein fertiger Satz iſt gleich da, es macht uns gar keine Mühe, ſo was zuſammenzubringen; unſere Schlußgeſetze ſind uns nicht bloß in der Logik, in der Form, ſondern auch in der Weſenheit ausgemacht. Alle Dinge ſind uns nur durch unſer Denken überliefert, und wir ſchwören darauf, und ſchlagen einander todt für ſolche prekäre Objektivität — die Welt kann ja tauſendmal reicher und komplicirter ſeyn, als unſre Formeln beſagen.

Beim Anblicke alter Gedanken fällt es uns ſchwer auf's Herz, daß die meiſten Gedanken doppelte Geſichter haben, und oft noch mehr.

Dies iſt's was ſich vordrängt, wenn wir heute unſre Literatur betrachten; unſre junge Kritik reducirt ſich auf die Erſcheinungen des Allzuvielſagens und das geſpenſtiſche Auftauchen der doppelten Geſichter menſchlicher Auffindungen. In dem Allzuvielſagen liegt jene Ungerechtigkeit gegen alle Perſönlichkeit, liegt alles Kotterie — und Schulweſen, aller Fanatismus; in dem zweiten liegt das ganze dunkle Schlachtfeld neuer unausgekämpfter Zeiten. Dieſe Zeiten datiren von der Reformation. Es iſt recht beglückend, aber es iſt ſehr kurzſichtig, mit den Einſichten unſrer Bildung zufrieden zu ſeyn — bei gewiſſenhaftem Anblicke müßen mir die doppelten Geſichter aller Dinge eingeſtehen, mußen eingeſtehen, daß von jenem großen Umſturze der Autorität, oder richtiger vom Umſturze jener Autorität en Gros an alle Kultur neu und noch nicht fertig iſt. Gott weiß, wenn ſie's wird, und wir erleben's ſchwerlich. Ich will auch den glücklichen Philoſophen, die mit dieſem oder jenem Hauptſchlüſſel Alles aufſchließen oder aufbrechen, ihre Zufriedenheit nicht beneiden.

Dies ſcheint mir das erſte Allgemeine zu ſeyn, was einem, Zeit und Literatur beſprechenden Buche, anzudeuten obliegt als ein Symptom, tief unter der bekannten Maſchinerie ruhend. Man ſchafft es nicht durch die alte Benennung „ein wenig Skepticismus oder ſo Etwas“ bei Seite — wirklich neue Zuſtände laſſen ſich nimmer mit alten Namen ausreichend benennen. Skepticismus iſt ein Anderes, als das hier angedeutete, was vielfach mit dem ſpäter erwähnten „Modernen“ in Berührung kommt.

Die Andeutung ſoll auch nicht beſorgt, ſondern nur aufmerkſam machen, weder dem Indifferentiſten, noch dem Pietiſten zu Hilfe kommen, ſondern dem Strebenden.

Ein Reſultat ſolcher Betrachtungen, was hier in Anſpruch genommen werden ſollte, wäre alſo: das fanatiſche Rechthaben aus der Literatur zu verdrängen, das Scheeren über einen Kamm zu verleiden, und den nöthigen Kampf nicht zum Nachtheile aller Bildung und Humanität, bis zur Mord- und Skandalluſt auszudehnen.

Das zweite Allgemeine iſt die Vindikation einer gewiſſen Nationalität für Schriftſteller und Beurtheilung derſelben. Sie iſt das Medium der Offenbarung, auf ihrem Wege kommt man der Wahrhaftigkeit am Leichteſten auf die Spur, und ſie führt uns auch zunächſt auf die Bedeutung deſſen, was in dieſem Buche „modern“ genannt wird.

Ein Engländer erzählt uns, wie er vor einiger Zeit in die arabiſche Wüſte gekommen ſey, und vor dem Zelte eines Beduinen mit dem Sohne der Wüſte ein Geſpräch begonnen habe über das, was Poeſie wäre. Der Araber hat nicht begreifen konnen, wie man engliſche Gedichte mit dieſem Namen benennen könne, da ſie nichts von dem ſtillen Weben der weiten, öden Steppen enthielten, nichts vom Kameele, dem Schiff der Wüſte, nichts von dem beredten Auge des Roſſes, von ſeiner bedeutungsvoll ſinnlichen Nuſter, nichts von den ſanften Worten des großen, ſchwankenden Palmblattes.

Kurz, die beiden Leute haben eine ſehr verſchiedenartige Poeſie gehabt, und der Berichterſtatter ſagt mit Recht: Es iſt nichts ſo lächerlich, als wenn wir in unſern kritiſchen Literaturkompendien denſelben Maaßſtab, nach welchem Homer beurtheilt wird, nicht nur an Virgil und Tacitus, die doch in einem ganz andern Lande und zu einer ganz andern Zeit geboren ſind, ſondern auch an den Chineſiſchen Dichter und den Tartariſchen Geſchichtsſchreiber angelegt finden. Battens ſchimpft gar weidlich auf den großen Homer, daß er ſich darauf eingelaſſen, die Schilderung einer Küche zu entwerfen. Wenn Patroklus den Bratſpieß einer Hammelskeule dreht, ſo erſcheint dies unſerm Kritiker abſurd. In derſelben Weiſe beurtheilt er den Pindar. Wenn die Engländer von Racine reden, ſo erſcheinen ſie nicht minder lächerlich als die Franzoſen, welche über Milton ſprechen — die Poeſie iſt nichts als ein Thau, der aus den Dünſten des Erdreichs ſich entwickelt und himmelwärts emporſteigt. — Den erſten Stoff aller poetiſchen Begeiſterung bilden nothwendig die Leidenſchaften und Gefühle, Ideen, unmittelbar aus dem Leben, aus der umgebenden Naturwelt aufgegriffen. Die Poeſie iſt idealiſtiſch, aber ihr Boden iſt materiell, nur in der Weiſe der Geſtaltung, in der Art, wie die Metamorphoſe vor ſich geht, nur hierin liegt das Geheimniß der wahren Poeſie. Außerdem iſt ſie überall anzutreffen: am Feuerheerde des eiſigen Nordländers nicht minder wie unter dem Schatten des Dattelbaums im Süden.

In dieſen Worten liegt die nächſte Andeutung zur Definition deſſen, was in dem folgenden Buche „modern“ genannt wird. Es iſt im Allgemeinen diejenige Schreibart, welche ſich der bloß idealiſtiſchen entgegenſtellt, die ſo tief in unſre Schreibart eingeriſſen iſt, daß wir ihre Bezeichnung ſelbſt kaum noch verſtehen. Unſer eigentliches Leben galt uns für ordinair, für abſolut trivial; wir borgten eine alte griechiſche Mythologie, wir putzten uns, wenn ſich nichts anderes darbot, mit fremden Namen, deren klaſſiſcher Klang Poeſie bringen ſollte — dem ſtellt ſich die moderne Schreibart direkt entgegen. Sie bringt das, was iſt, und hebt es in den Bereich der Poeſie — die Geſchmacksfrage bildet nur bei ſo glücklich veränderter Manier das Hauptmoment: was von dem Wirklichen, Daſeienden in paſſenden Verhältniſſen paſſend auszuwählen ſey.

Daraus erhellt, daß moderne Poeſie am verwandteſten ſey mit dem, was man ſonſt Nationalpoeſie nannte: die wirklichen, ächten Hauptintereſſen eines Volkes emancipirt ſie. Das

Wort iſt aber richtiger und umfaſſender inſofern, als die Nationalitäten ſeit langer Zeit in merkwürdigen und bedeutenden Kreiſen und Umgeſtaltungen begriffen, und alle dieſe in dem Worte „modern“ begriffen ſind.

Die nähere Erklärung des Worts wird ſich im Verlaufe des Buchs finden, es genügt hier, aufmerkſam gemacht zu haben, daß es nicht bedeutungslos gewählt iſt. Uebrigens iſt's in keinerlei Weiſe darauf abgeſehn dieſer modernen Schreibart ohne Weiteres das Wort zu reden: es ſind eine Menge ihrer Konſequenzen angeführt, man prüfe, urtheile, wähle. Sie beſteht auch vor der Hand noch aus nicht viel mehr, denn aus Anfängen, und hat kaum einige künſtleriſch erfüllte Beſtrebungen aufzuweiſen. Aber ihr Odem iſt da, und es fragt ſich, iſt er werth, zu befruchten, und zu geſtalten.

Das wären etwa diejenigen Andeutungen im Allgemeinen, welche beſonders durch den zweiten Theil dieſes Buches pulſiren.

I.

Mirabeau.

Mirabeau.

Es haben über dieſen Mann zwei ſo begabte Leute geſchrieben, Heine und Victor Hugo, daß man gefeſſelt iſt. Denn das Verhältniß iſt eben ſo wie bei erfundenen Sprachen: das Genie eines Volkes findet die erſchöpfenden Worte auf, und ſpäter kommende Leute können nach allen Seiten um den bezeichneten Begriff herumgehen, ſie kommen immer wieder auf das bezeichnende, ausreichende, treffende Normalwort, was bereits erfunden iſt, zurück. Jedes Ding hat ein Centrum; iſt dies entdeckt, ſo kann es ſich wohl noch um einen ſtärkeren oder ſchwächeren Buſch handeln, aber um nichts mehr.

Heine hat mit wenig Worten Mirabeau's Characteriſtik erſchöpft, obwohl er des Mannes nur beiläufig in den „franzöſiſchen Zuſtänden" gedenkt, er hat ihm mit zwei Worten ſeine hiſtoriſche Stellung angewieſen, indem er ſagt, Mirabeau habe zuerſt von der Tribune herab die Revolution erklärt, er hat das Verhältniß Mirabeau's zu ſeinen Zeitgenoſſen in's Licht geſtellt, indem er ſagt: Mirabeau war ein Marquis und ein Anhänger Voltaire's.

Das ſind, wie geſagt, Feſſeln, denen ſpätere Biographen ſich nicht entwinden können: es ſind nur wenige Samenkörner, aber ſie enthalten alle Embryonen jenes gewaltigen Menſchen. Poeſie und Liebe finden das Herz; auch in der Geſchichte; und das iſt der Unterſchied zwiſchen hiſtoriſchen Herzen und Mädchenherzen, jene können ſich nicht mehr wie dieſe einem ſpäter Kommenden verſchenken.

Unwichtiger, wenn auch intereſſant, iſt Victor Hugo hierbei. Es fehlt ihm zu dieſem Zwecke die deutſche, tief grabende Characteriſtik, welche immer die ganze Weltgeſchichte mit aller Moral und Literatur im Kopfe hat, und nicht aufhört zu kucken, zu forſchen, zu vergleichen, zu graben, bis ſie auf die ächten, unzweifelhaften Goldklumpen ſtößt, er iſt nicht ſo begabtes, hiſtoriſches Sonntagskind wie Heine, was ſo ſchnell das Ein und Einzige der Geſtalten auffindet, wodurch ſie ſich von allen ähnlichen unterſcheiden. Statt deſſen hat er uns überraſchende Scenen gegeben, wie dies ſeine Art iſt. Durch Herrn von Montigny, einen Adoptivſohn Mirabeau's, ſind ihm Memoiren über die Mirabeau'ſche Familie zugekommen, die er mit einer Vorrede verſehen hat. Es iſt zu bedauern, daß er nichts Selbſtſtändiges und Vollſtändiges über dieſen erſten Helden der Revolution geſchrieben hat, denn es paßt keiner ſo in ſeine Romantik, Mirabeau iſt die verkörperte neu-franzöſiſche Romantik. Nicht zu tugendhaft, um eintönig und langweilig zu werden, nicht zu platt lüderlich, um anzuwidern, ein Mann der bunteſten Kontraſte, der bizarrſten Widerſprüche, voll Leben, voll Blut, und auf der Zunge das Löwenmark, auf der Lippe den Donnerkeil Jupiters.

Mirabeau konnte nur von neuen Schriftſtellern beſchrieben werden: er wird eine Fratze, wenn man keine Liebe für ihn mitbringt, ein Ungethüm, wenn man nicht dieſelben Gedanken in der Bruſt hat pochen hören. Solch eine Entwickelung von Kraft und Gewalt, von Muth, Uebermuth und Frevelmuth, von Leidenſchaft und Wechſel, von gewiſſenloſem Leichtſinn und leichtſinniger Gewiſſenhaftigkeit und Konſequenz kann nur von einem Autor verſtanden werden, dem der Reiz und Ekel, die Freuden und Wehen nahe getreten ſind, die eine gebärende Zeit im Schooſe trägt.

O. L. B. Wolff hat einen Theil von Mirabeau's Jugendleben zu einem Roman „Mirabeau und Sophie“ gewebt, und es muß auch dieſer Arbeit das Verdienſt zuerkannt werden, den jungen Herkules ohne Prüderie und Weichlichkeit in ſeinem ganzen unbändigen Weſen dargeſtellt zu haben. Das Buch iſt von doppeltem Intereſſe, da es die Knoſpe Mirabeau überliefert, all ſeinen frühen Hader mit der Geſellſchaft, ſeine jugendliche Innigkeit, ſeine chevalereske Tugend, ſeine chevalereske

Zügelloſigkeit, da es in entſchieden moderner Auffaſſung keinen Flecken des Characters vorübergegangen iſt, ſo weit dieſer für ein künſtleriſches Produkt zu verarbeiten war.

Es iſt dies der Ort, die Lebensbeſchreibung im ausgedehnteſten Begriffe für die moderne Kunſt zu vindiciren; das Leben, das ganze, mit all ſeinen ſtörſamen Neigungen, ſeinen Négligéeſtunden und Fehlern wird von ihr empfangen, und zu einer erſchöpfenden, fertigen Figur verarbeitet. Nicht die Warze, nicht das Muttermaal, nicht der faux pas, nicht das plötzliche Verſchwinden alles Characters wird verleugnet — ſo wird Leben wiedergeboren, und die Kunſt der Bearbeitung ſorgt für das Günſtige des Eindrucks, ſo verſchwinden die Automaten der Weltgeſchichte, welche ihr Penſum am Schnürchen herſagen, mit ihrer hiſtoriſchen Bedeutſamkeit zu Bett gehen und wieder erwachen, ſo hören die Böttiger'ſchen Biographieen auf, welche nichts als unterthäniges Licht beſitzen, den obſkuren Geheimderath ſo weit herausloben, wie den wirklichen Weltrath, welche die Nachwelt belügen mit ununterbrochenen Komplimenten und dem ewigen, ennuyanten Lächeln. —

Ich beginne nach dieſen Bezeichnungen des Standpunkts mit einer Skizze nach Hugo's Vorrede.

1781 entſpann ſich ein ernſthafter Streit zwiſchen zwei Brüdern, einem Vater und einem Onkel, über ein mißrathenes Glied der Familie.

Der Mann, um den es ſich dabei handelte, hatte ſchon die erſte Jugend hinter ſich, beſaß aber noch ganz die Raſerei dieſes leidenſchaftlichen Alters. Erdrückt von Schulden, verſunken in Thorheiten, hatte er ſich von ſeiner Frau getrennt und die eines Andern entführt, war zum Tode verurtheilt, in effigie enthauptet worden und deshalb aus Frankreich geflohen. Jetzt kam er zurück, gebeſſert, bereuend, von der gerichtlichen Strafe entbunden. Er bat, in den Schoos ſeiner Familie wieder aufgenommen zu werden, begehrte ſeine Frau zurück.

Der Vater wünſchte die Vereinigung, er wünſchte ſich Enkel, die ſeinen Namen fortpflanzten, hoffte, als Großvater die Freude zu genießen, welche er als Vater entbehrt hatte. Aber das ausſchweifende Kind war ſchon 33 Jahr alt, es mußte ganz umgeſtaltet werden, die Erziehung war ſchwer. Wem ſollte er anvertraut werden? Wer wird die verletzenden Dornen aus dieſem Charakter ziehen?

Darum handelte ſich's eben in dem Streite zwiſchen Vater und Onkel. Dieſer wollte ihn jenem, jener wollte ihn dieſem laſſen.

Nimm ihn — ſagte der Vater.

Ich will nicht — ſagte der Onkel.

Zugegeben, ſagte jener, er taugt nichts, gar nichts, er ſey ein Charlatan — habe Mitleid mit ihm, er verleugnet wohl auch einmal ſeine Thorheit, denn er iſt der größte Lügner. Man kann unmöglich mehr geiſtige Fähigkeiten haben als er, ſeine Arbeiten fliegen wie ein Donnerwetter. Er muß nur regiert werden, das fühlt er ſelbſt — Du mußt es über Dich nehmen. Ich gebe Dir ihn für eine ſeltne Waare, für die Zukunft. Du biſt Saturn, laß ihn Mercur ſeyn. Aber halte ihn dann auch ganz, ſey ihm Vater, liebe ihn.

Nein — ſagte der Onkel — ich weiß, daß gewiſſe Geſchöpfe oft ſtreicheln, als hätten ſie nur Sammetpfötchen. Als er früher bei mir war, glich er einem jungen Mädchen; damals brauchte man bloß die Augenbrauen zu runzeln. Aber ich will jetzt nicht. Ich habe weder das Alter, noch die Luſt, mich mit Unmöglichkeiten zu befaſſen.

O thu's, ſprach der Vater, nur du kannſt ihn retten.

Nein — war die Antwort. Nicht weil er eine Frau verließ, hat er mein Vertrauen eingebüßt; das iſt kein Gegenſtand: eine junge ſchöne Frau findet einen andern Mann; auch nicht darum, daß er die Frau eines Andern entführte — welcher Mann nimmt nicht, was ſich ihm bietet. Aber er hat einen widerſpenſtigen Geiſt, iſt ſtolz, vortheilsluſtig, übermüthig, mechant. Er gefällt mit ſeiner Grobheit dir beſſer als mir. Bien; ich weiß, er iſt bezaubernd wie die aufgehende Sonne. Um ſo mehr will ich mich nicht von ihm zum Narren halten laſſen. Die Jugend hat immer Recht gegen die Alten.

Du dachteſt nicht immer ſo — entgegnete der

Vater — du ſchriebſt mir einſt: Der Knabe öffnet mein Herz. —

Ja, und du antworteteſt damals: Trau ihm nicht, hüte dich vor der Schärfe ſeines Schnabels.

Was ſoll ich denn thun? — rief der Vater — ſchneidet man einen Sohn ab wie einen Arm? Dann wäre ich längſt einarmig. Und am Ende giebt's auch noch tauſend Schlechtere. Er iſt nun einmal ſo und iſt die ganze Hoffnung unſers Namens.

Basta — ſchnitt der Onkel die Sache ab — ich will durchaus nicht. Es iſt eine Thorheit, etwas für dieſen Menſchen zu thun. Man müßte ihn zu den Inſurgenten ſchicken, daß ſie ihm den Kopf einſchlügen. Laß ihn, bedenke, daß Cyrus und Marc Aurel viel glücklicher geweſen wären, hätten ſie weder einen Cambyſes, noch einen Commodus gehabt.

Gleicht dieſe Scene nicht einer der hohen Komödien, wo der Ernſt Molières beinahe die Größe Corneilles überflügelt? Sind es nicht zwei gewichtige Alte, welche das 17. Jahrhundert im achtzehnten vergeſſen zu haben ſcheint. Sieht man ſie nicht kommen alle beide, ernſt und gravitätiſch, ſie ſtützen ſich auf ihre langen Stöcke, ihre Kleidung gehört mehr in die Zeit Ludwigs XIV. als in die Ludwigs XV., mehr in die Ludwigs XIII. als in die des XIV. Iſt das nicht die Sprache Molières und St. Simons? Das ſind zwei ewige Grundtypen der Komödie.

Es fehlt nichts zu der Scene, auch „der Schuft von Neffen“ nicht.

Und dies Geſpräch iſt wahr, der Marquis und der Kommandeur ſind ächt. Der eine hieß Victor de Riquetti, Marquis de Mirabeau, der andere Jean Antoine de Mirabeau, Bailli des Malteſerordens.

Den Schuft von Neffen, den ſeine Familie nur den Orkan nannte, nennt die Welt kurzweg — Mirabeau.

Solch ein Verworfener war er für ſeine Familie ſchon 1781. —

Zehn Jahre ſpäter, 1791 den 1. April, belagerte eine unabſehbare Volksmenge die Stufen eines Hauſes in der Chauſſée d'Antin zu Paris. Die Menge war beſtürzt, ſchweigend und traurig — in dem Hauſe war ein Sterbender.

Das Volk überfluthete die Straße, den Hof, die Treppe, das Vorzimmer. Viele waren ſchon drei Tage nicht vom Platze gewichen. Man ſprach mit gedämpfter Stimme, man wagte nicht zu athmen, man befragt ängſtlich die, welche gingen, oder kamen. Die Menge liebte ihn wie die Mutter ihr Kind. — Der Arzt hatte keine Hoffnung mehr; von Zeit zu Zeit kamen Bülletins — tauſend Hände griffen darnach und ſie verſchwanden plötzlich. — Die Weiber ſchluchzten, ein junger Mann ſchrie außer ſich vor Schmerz, man ſolle ihm die Adern öffnen und die reichen Ströme ſeines Bluts in die verarmten dieſes Sterbenden gießen. Selbſt die Beſchränkteſten bebten unter der Laſt des Gedankens, daß vielleicht ein ganzes Volk in dem Hauſe ſtürbe.

Man ſprach von nichts in der Stadt, als daß er im Sterben läge.

Einige Minuten darauf, als der Arzt, welcher an ſeinem Bette ſaß, geſagt hatte: „Er iſt todt,“ erhob ſich der Präſident der Nationalverſammlung von ſeinem Sitze und ſagte: „Er iſt todt!“ Dieſer Unglücksſchrei war in einem Momente durch Paris geflogen.

Es tritt ein Redner nach dem andern auf, mancher kann vor Schluchzen nicht ſprechen. Tronchet, der Präſident, ſagt, man ſolle eine Deputation zur Beſtattung wählen. Die ganze Nationalverſammlung erhebt ſich und ruft: „Wir gehen Alle!“

Das Directorium von Paris ſchlägt vor, den Todten in der neuen Kirche der heiligen Genofeva zu beſtatten, und feſtzuſetzen, daß dieſes Gewölbe von jetzt an beſtimmt ſei, die Aſche aller großen Männer aufzunehmen.

Paſtoret rief: Der Tempel der Religion werde der Tempel des Vaterlandes, das Grab eines großen Mannes der Altar der Freiheit.

Die ganze Verſammlung applaudirt. Barnave ſprach: Er hat in der That die Ehre verdient, welche die Nation denen beſtimmt, die ihr gut gedient haben.

Robespierre, das heißt der Neid, erhob ſich und ſagte: Nicht in den Augenblicken, wo man von allen Seiten das Bedauern über den Tod dieſes Mannes hört, der in den kritiſchen Epochen ſo viel Muth gegen den Despotismus gezeigt hat, muß man ſich den Ehrenbezeigungen widerſetzen, die ihm beſtimmt werden. Ich unterſtütze den Vorſchlag mit meiner ganzen Macht, oder vielmehr mit meiner ganzen Empfindſamkeit.

An jenem Tage gab es weder rechte noch linke Seite der Nationalverſammlung, alles war einig.

Die Genofevenkirche wird zum Pantheon beſtimmt; auf den Fronten ſoll man die Worte leſen:

Aux Grands Hommes
La Patrie Reconnaissante.

Und jener Todte, welcher am 1. April ganz Paris in ſolchem Schmerz bewegte, welcher jener großen Ehre würdig befunden, welcher der erſte Mann des Pantheons wurde war Honoré Riquetti

Mirabeau, eben jener Neffe, den wir kurzweg Mirabeau nennen.

Der große Mann von 1791 — es war der Verſtoßene, Aufgegebene von 1781.

Am nächſten Tage verſammelte ſich das Volk zu ſeiner Beſtattung. Mehr als eine Meile lang dehnte ſich das Gefolge.

Sein Vater fehlte dabei, er war todt — wie es einem alten Edelmann zukam, war er den 13. Julius 1789, den Tag vor dem Falle der Baſtille geſtorben. —

— Das wären contraſtirende Striche von Victor Hugo, wie ſie ihm eigen ſind — mögen ſie hierbei als Ankündigung dienen, als vorläufige Schilderung von einem Manne, deſſen ſpeciellere Bekanntſchaft unſer harrt.

Honoré-Gabriel Riquetti de Mirabeau ward zu Bignon geboren bei Nemours im Monate März 1749. Nicht an den Ufern der Durance auf dem Schloſſe von Mirabeau, wie man volltönender zu erzählen pflegte. Die Familie ſtammt aus Italien, von Florenz ſoll ſie um 1220 nach der Provence gekommen ſein. Sie iſt ächt und zweifellos, und ſtets mit den beſten Familien — aux familles distinguées, wie man in guten Cirkeln ſagt — verbunden geweſen.

Der Vater wird kurzweg der „Menſchenfreund“ genannt, weil er ein philanthropiſches Buch „l'ami des hommes“ geſchrieben hatte, und ſeine Familie, namentlich aber dieſen Sohn mit ganz eigenthümlicher Philanthropie behandelte: er hat 67 lettres de cachet gegen ſeine Frau und Kinder dazu nöthig gehabt. Lettres de cachet waren aber Befehle des Königs, gegen die keine Einſprache möglich war, und nach welchen der Adreſſat immer eingeſperrt wurde.

Die Mutter Gabriel-Honorés hieß Louiſe Riquet de Caraman, Enkeltochter des berühmten Riquet, welcher den Canal von Languedoc baute und von Ludwig XVI. geadelt und dotirt ward.

Dieſer leichte Geburtsflecken von mütterlicher Seite läßt ſich nicht wegläugnen, und es iſt vielleicht frühzeitig dadurch ein entfernter bürgerlicher Blutstropfen in ihm lebendig geworden. Die

Mutter hatte ſtets den größten, tiefſten Einfluß auf ihn, alle innigen Leidenſchaften des Herzens, welche eine große Rolle bei ihm ſpielten, hatte er von ihr; ſie war lieb und gut, dieſe Mutter, und hat viel um ihn geweint.

Eine übernatürliche Größe und die beträchtliche Ausdehnung ſeines Kopfes hatte bei der Geburt das Leben der Mutter gefährdet. Noch eh' man das Geſchlecht des Kindes unterſcheiden konnte, hörte der Marquis die Worte: „Erſchreckt nicht!“

Beſtimmt, der raſcheſte, ungeſtümſte Menſch zu werden, wurde er mit einem krummen Fuße geboren; beſtimmt, der größte Redner ſeiner Zeit zu werden, erſchien er mit einer Zunge, die angewachſen war. Sein Wuchs und ſeine Stärke hatten nicht ihres gleichen; er brachte gleich zwei Zähn mit auf die Welt.

Das Bein ward gerade, die Zunge gelöſ't, di Zähne blieben; eine gewiſſe Wildheit hat ihn ni verlaſſen, ſie war die Hülle ſeines Genies.

Körperlich und geiſtig entwickelte er ſich reißen ſchnell: er war der behendeſte, gewandteſte Burſch mit 14 Jahren publicirte er eine „Eloge du grand Condé,“ mit 15 Jahren gab er dem Prinzen von Conti die berühmte Antwort, als ihm dieſer ſagte: Was würdeſt du machen, wenn ich dir eine Ohrfeige gäbe? — „Eine Ohrfeige? Monſeigneur würde das nicht wagen“ — wohl, aber wenn dir der König eine gäbe? — „Dieſe Frage hätte Einen in Verlegenheit bringen können vor Erfindung der Piſtolen.“

Bei all ſeinem Ungeſtüm fühlte er doch früh das Bedürfniß einer beſtimmten Ordnung, auch in ſeinen Studien. Er ſtudirte Locke mit großer Sorgfalt, machte Auszüge, ſchrieb Kommentare. Eine materielle oder doch ſenſuelle Philoſophie war nun einmal im Schwange, die Feinde der Revolution haben darin Weſen und Urſprung derſelben gefunden, und ſicherlich iſt's eine Erſcheinung, welche die Hauptmaſſe der damaligen Charaktere erklären hilft. Beſonders Mirabeau.

Aus dieſen Studien riß ihn ſein Vater, der ihn zum Soldaten machen und in eine Garniſon ſchicken ließ. Hier kamen die jungen Kameraden, der Wein, die Duelle, die Mädchen, die Schulden; das Leben des jungen Unbands begann, und der Menſchenfreund, welcher den Jungen nie hatte leiden mögen, ließ ihn ohne Weiteres auf dem Fort der Inſel Ré einſperren, er ward mit Mühe abgehalten, ihn nach den tödtlichen holländiſchen Kolonieen einſchiffen zu laſſen. — Der Zorn, die Erbitterung, der Haß gegen Gewalt wird ſchreiend aufgeweckt in der Bruſt des jungen Mannes.

Er ſtudirt Kriegswiſſenſchaft, und der Menſchenfreund läßt ihn mit gegen die Korſikaner marſchiren, welche ſich gegen Genua erhoben hatten. Dieſe Diverſion des jungen Volontairs hat dem ſpäteren Freiheitsapoſtel viel Kummer gemacht, und er glaubte, es dadurch wieder gut machen zu müſſen, daß er den Korſen die Liebe zur Freiheit predigte. Damals wollte er avanciren und ward auch Capitain, aber ſein Vater ſchlug es ab, ihm eine Kompagnie zu kaufen, rief ihn nach Limouſin, wo er lebte. Hier baut Gabriel-Honoré das Land mit ſeinem Vater, iſt artig, fleißig, manierlich, ſchreibt Wirthſchaftsrechnungen, macht ökonomiſche Verſuche, will ſeine Schulden bezahlt haben. Aber der Menſchenfreund bezahlt keine Schulden, ungetröſtet zieht der Sohn von dannen nach der Provence, verliebt ſich in Emilie de Covet, Tochter des Marquis von Marignani, heirathet ſie am 2. Juni 1772. Aber der Menſchenfreund gewährt dem Sohn keine genügende Ausſtattung, mit 6000 Livres Rente kann er die üppig und reich gewöhnte junge Frau nicht erhalten, zumal davon eine Penſion an die Schwiegermutter gezahlt werden muß — die Geldverwirrniß beginnt auf's Neue, der Menſchenfreund läßt ihn unter Kuratel ſetzen, erſt auf ſein Schloß, dann nach dem Städtchen Manosque verweiſen.

Hier bricht auch die kurze eheliche Freude, Briefe eines früheren Liebhabers von Emilien fallen in ſeine Hände, es gibt eine heftige Scene, er diktirt ſeiner Frau mit der Piſtole in der Hand einen Abſagebrief an den alten Geliebten.

Uebrigens ſoll ſie wenig betheiligt geweſen ſeyn bei dieſer Liaiſon, und die Sache hatte auch in Mirabeau's Herzen keine weitere Folgen, in ſeinen äußeren Angelegenheiten aber die bedeutendſten. In einer wunderlichen Großmuth macht er wegen der Intereſſen ſeines Nebenbuhlers eine Reiſe nach Graſſe. Dort beleidigt ein Baron de Villeneuve ſeine Schweſter, und verweigert die Satisfaction, welche Mirabeau fordert. Dieſer greift zum letzten Mittel: wer den Degen nicht annimmt, verfällt nach den kouranten Begriffen der Fauſt. Die Sache macht großes Aufſehen, man zeichnet Karrikaturen davon, der Herr Baron von Villeneuve entblödet ſich nicht, ſeine eigne Schmach zum Gegenſtande einer gerichtlichen Klage zu machen. Dieſer Eklat verräth dem Vater, daß der wilde Sohn ſein Exil wieder verlaſſen habe, und er beſorgt einen neuen Verhaftsbefehl. Am 23. December 1774 wird Mirabeau auf dem Schloſſe d'If eingeſperrt. Der Kommandant M. Dalègre war wohl mit ihm zufrieden, und verwendete ſich beim Menſchenfreunde für ſeine Befreiung, aber der Menſchenfreund hatte tauſenderlei einzuwenden: Da wäre eine 24jährige junge Frau des groben Gefängnißwärters, die ſich beim 24jährigen feurigen Grafen tröſten ſollte, dieſer abſcheuliche junge Mann verberge ſie ſogar bei ſich, wenn der Gatte ſie prügeln wolle, ſagte der Menſchenfreund, mein ungerathener Sohn fröhnt dem Müßiggange, ſetzte er hinzu.

Als lakoniſche Antwort auf den letztern Vorwurf ſchickt ihm Gabriel-Honoré ſeinen „Verſuch über den Despotismus“ eine natürliche Gefängnißfrucht, welche den Menſchenfreund empört, die Folge der andern Vorwürfe war aber, daß Gabriel-Honoré ſtrenger verwahrt und bewacht wurde. Er dachte auf nichts als Befreiung, und nichts macht die Gefangenſchaft ſo unerträglich, als der immerwährende Gedanke, ſie zu löſen.

Endlich wird der Menſchenfreund durch das Zureden einiger Bekannten ſo weit beſänftig*, daß er den Sohn auf's Schloß Jout bei Pontarlier bringen ließ, wo die Ketten etwas leichter waren. Er bittet Emilie, ſeine Frau, zu ihm zu kommen, ſie mag aber nicht.

Hier beginnt an einem ſchönen Morgen, als er mit ſeinem neuen Kommandanten, dem Grafen

Saint-Mauris nach Pontarlier hinabreitet, eine ganz neue Epoche für unſern Gabriel. Vielfache Neigung hat ihn bereits in ſeinem jungen Leben bewegt, noch aber iſt ihm keine Liebe ſo tief in's Herz gedrungen, als hier in dem kleinen Städtchen, das er eben mit ſeinem Gefährten erreicht hat. Sophie, die Gattin des 70jährigen, kindiſchen Präſidenten Monnier iſt's, die nicht blos ſeine Neigung, ſondern ſein Herz gewinnt. Ohne dieſe ſanfte, ſchöne Dame hätten wir einen ganz andern, viel weniger intereſſanten Mirabeau in der Geſchichte. Das will ſagen: Mirabeau wäre auf der einen Seite roher und äußerlicher geblieben, und ſeine weichen Gedanken wären auf der andern Seite ohne die Correſpondenz mit Sophien nie zur Kenntniß der Welt gekommen; es hätte ihm Niemand ſo viel Innigkeit und beſonders Niemand ſo viel Schonung und Zartheit zugetraut.

Sophie, ein zartes, ſchüchternes Mädchen von 18 Jahren, mit weißer Haut und feuchten, liebebedürftigen Augen erſchrack bis in's Herze, als der große, breitſchultrige Mirabeau mit dem von Blattern zerriſſenen Geſicht, und den großen, ſchneidenden, herrſchluſtigen Augen eintrat. Es war etwas Zurückſchreckendes in ſeinem Aeußeren, ſo lange er ſchwieg, die Kerker hatten zudem ihren Staub auf ihn geworfen, in ſchlechten, abgetragenen Kleidern kam er eben von ſeinem Eulenneſte Jout herab, auf welchem ewig Schnee und Nebel lagen, und ſo ſtach er auf's Grellſte ab vom Herrn Grafen Saint-Mauris, welcher in Sammet und Seide und Verliebtheit glänzte, als ſie beim alten Präſidenten in's Zimmer traten und Sophie ihren Herrn zum erſten Male ſah. Aber als Mirabeau ſprach, da fielen die entſtellenden Schuppen von Auge und Mund, der Geiſt eindringlicher Leidenſchaft ſchaute mit blitzenden Strahlen aus allen Mienen, das Geſicht ward gewinnend und verführeriſch.

Er gewann ſie. Man muß einen Franzoſen darüber ſprechen hören, um zu verſtehen, wie Mirabeau liebte; denn wir reden eine andere Sprache. Manuel, der zuerſt im Jahre 1792 die

Originalbriefe Mirabeau's herausgab, ſagt in ſeiner Vorrede Folgendes:

„Alle Leidenſchaften ſind gegen den geſunden Verſtand; die Liebe allein iſt eine Tugend. Sophie lehrte ſie ihn zuerſt und die Lehren, daß die Empfindſamkeit die Quelle aller Kräfte iſt, und allen andern ihren Werth gibt, die empfängt man nur einmal; ſie lehrte ihn, daß eine Empfindung mehr Verdienſt habe als ein hoher Gedanke, und daß Glückſeligkeit viel mehr werth ſey, als Ruhm. — Bis zu Sophieen hatte er jene Sättigung, jenen Ueberdruß empfunden, welcher allen Männern gemein iſt. Wie die Sinne, oder höchſtens eine mehr oder minder thätige Phantaſie die Seele all ſeiner Liebeshändel waren, ſo verdarb ihn der Genuß, ſelbſt wenn er ihn nicht ermüdete. Er gab jedoch nie ein Frauenzimmer auf, ohne daß daſſelbe Schuld daran gehabt hätte; dies freilich blos um der Formalität willen, weil er nicht glaubte, daß derjenige rechtſchaffen gegen die Männer ſeyn könne, der treulos gegen das Frauenzimmer wäre. Aber, unbeſtändig wegen der immer wiederkehrenden Bedürfniſſe ſeines Temperaments, entſchädigte er ſich für den Zwang, wozu ſeine Grundſätze ihn verurtheilten, dadurch, daß er überall ſüße Abentheuer aufſuchte, und faſt immer diente er zwei oder drei Frauenzimmern auf einmal, welche alle glaubten, die unzweideutigſten Proben ſeiner Treue zu haben, und ihm die Verlegenheit erſparten, ungetreu zu ſeyn.“

„Aber ganz gewiß hat er nie eine Andere geliebt als Sophie; wenn er etwas werth war, ſo war er es durch Sophieen — ſie hat ſeine Seele gebildet. Am Tage, wo er ihr Gatte ward, hatte er ihr geſagt: Sophie, ich bringe allem, was mich umgibt, Unglück, und Sophie hatte ihm geantwortet: das Glück wird immer ſeyn, wo du biſt. Da ſchwur er ihr, zu keiner Zeit die Wahrheit für ſie zu verhehlen, wie ſie auch beſchaffen ſeyn möchte; keine andere ſollte jemals weder ſeinem Herzen noch ſeinen Sinnen etwas gelten, er wollte nichts von ihr glauben, als was ſie ihm ſelbſt geſtände; wär' es möglich, daß ſein Herz wechſelte, ſo wollte er es ihr bekennen, und ſie rächen; ſie ſchwur mit ihm, daß ſie beide ihr Schickſal mit einander theilen, und nie ohne wechſelſeitige Einwilligung über ihr Leben gebieten wollten. Daher jene Leidenſchaft, deren Feuer ſie bis in die Gefängniſſe begleitete, das der Erde und dem Himmel getrotzt hätte. Vergebens ward Gabriel verurtheilt, enthauptet zu werden, vergebens ward Sophie verurtheilt, ihre Tage zu Sainte-Pelagie zu beſchließen. Sie ſind die erſten Franzoſen, welche geſchworen haben, frei zu leben und zu ſterben.“

„Sophie war ziemlich ſchön, aber Gabriel hätte dieſe Eigenſchaft leicht an ihr entbehrt. Verführt durch ihre Geſichtsbildung und durch Reize, welche ihm die Liebe mit jedem Tage entdeckte, hing er noch mehr an ihrer Feuerſeele, als an ihrem alabaſternen Körper, und minder an ihren Reizen, als an ihren Tugenden. — Mehr empfindſam als aufbrauſend, mehr wollüſtig als glühend kontraſtirte ſie mit Gabriel, deſſen ungeſtüme Sinne und leicht veränderliche Geſichtszüge mit Kraft ausdrückten, was er mit noch mehr Kraft empfand. In ſeinem ganzen Weſen war keine Fiber, durch welche ſich nicht die Heftigkeit ſeiner Liebe ausgeſprochen hätte. Sophie fiel lachend unter ſeinen Bemühungen, ſie ſpielte ihm eine Poſſe, einen muthwilligen Streich in dem Augenblicke, wo er, verwirrt durch ſeine funkelnden Begierden, heiß verlangend nach Genüſſen, ſie mit einem Ungeſtüm verſchlang, das an Wuth grenzte; ſie lächelte bei ſeiner Trunkenheit lange, ehe ſie dieſelbe mit ihm theilte. — Immer war ſie lebhaft, immer munter — immer anſtändig, immer ſchamhaft. In den Augenblicken, wo ihr Geſchlecht nur an das Vergnügen denkt, war ſie ganz der Liebe geweiht; wenn er ſelbſt genießt, dann ſcheint ſie das höchſte Glück zu empfinden, dann überdeckt ſie ihn mit Liebkoſungen, dann kann ſie ſich nicht ſatt küſſen, von ſeinem Glück iſt ſie trunken, ſeine Glückſeligkeit macht die ihrige.“ —

„Sophiens Bild war immer unter den Augen Gabriels; immer hatte er einen Brief von ihr in ſeinen Händen, und ihre Briefe machten ihn trunken wie ihre Reize.“

„Eine heftige Leidenſchaft kann Blitze an die Hand geben, aber wenn das Herz, aus welchem ſie entſteht, nicht mit jener göttlichen Empfindſamkeit begabt iſt, welche die Einbildungskraft und den Verſtand befruchtet, ſo wird dieſe vorübergehende und ganz flüchtige Beredſamkeit nicht nur mit der Leidenſchaft aufhören, ſondern in dem Augenblicke ſelbſt, wo die Leidenſchaft herrſcht, nur ſtoßweiſe wirken, und keine dauerhaften und tiefen Eindrücke hervorbringen. Einen ſolchen Eindruck gruben aber alle Briefe Sophiens tief in das Herz Gabriels.“ —

—„Sehr verſchieden von den widerlichen Spröden, welche ihre Abentheuer ſo gut als möglich verbergen, ſtolz und ſtark durch ihre reinen Gefühle, betrug ſie ſich immer erhaben über die beißenden Anmerkungen der Boshaften und über die Vorurtheile der Thoren. Wenn ſie ſich über etwas verwunderte und betrübte, ſo war es darüber, daß der Ruf Mirabeau's mit ſo langſamen Schritten ſtieg. Sie hatte ſein ganzes, großes Genie bemerkt: als Richterin und Zeugin der Ungerechtigkeit ſeiner Zeitgenoſſen ſagte ſie zu ihm: Du dieneſt zum Beweiſe, daß man darauf verzichten muß, in Frankreich ein großer Mann zu ſeyn. Ach, glaube mir, Dein Verſtand hat Dir ſchon viel zu ſehr geſchadet. Laß es uns genügen, immer rechtſchaffen zu ſeyn.“

So bezeichnet der Franzoſe das Verhältniß, und die Originalbriefe Mirabeau's und Sophiens, welche uns in großer Anzahl übrig geblieben ſind, berechtigen uns vollkommen, ſeiner Schilderung zu glauben. Es war ein tiefes Lebensverhältniß. Natürlich blieb es nicht lange verborgen; ihre Rendez-vous bei Sophiens Amme in der dunklen Bürgerſtube konnten im kleinen Pontarlier nicht unentdeckt bleiben. Saint-Mauris, von einer geckenhaften Neigung für Sophien geſtachelt, von verletzter Eitelkeit, prickelnder Eiferſucht getrieben, that das Seinige, um die Verhältniſſe der Liebenden zu verſchlimmern. Mirabeau ſollte wieder hinauf ins alte Eulenneſt, der alte Präſident ſetzte die Dienſtboten zu Aufſehern über ſeine junge Frau — es blieb dieſer nichts übrig, als nach

Dijon zu ihrer Familie zu gehen, um der entehrenden Qualen ledig zu werden. Ihre Mutter, Madame de Ruffey, empfing ſie voll Zorn, die Familie drang auf ihre Rückkehr, Mirabeau ertrug den Verluſt nicht, verließ ſeinen gefänglichen Aufenthalt, eilte zu Fuß ebenfalls nach Dijon. Der Menſchenfreund erfährt die neue Flucht, wirkt einen neuen Verhaftsbefehl aus, Gabriel-Honoré wird zu Dijon auf's Neue arretirt. Er ſchreibt an Malesherbes, den Miniſter, und erhält die tröſtend troſtloſe Antwort, daß der Grimm des unnatürlichen Vaters nicht abzuwenden, daß jede Vermittelung unwirkſam ſey, daß er ſelbſt, Malesherbes, in Kurzem das Miniſterium verlaſſe, und ſo nachſichtig er auch gegen die tollen Jugendſtreiche wäre, doch weiter nichts rathen könne, als im Auslande eine Verwendung der Dinge abzuwarten.

Mirabeau war entſchloſſen zu fliehen. Die Familie Sophieens erſchwerte dieſer das Leben auf's Abſcheulichſte, man ſprach ihr von der Hölle, und wollte ſie durchaus nöthigen, nach Pontarlier zum alten Monnier zurückzukehren; der alte Mann hatte ſogar um einen Verhaftsbefehl für ſie nachgeſucht, und wollte ſie in ein Kloſter ſperren laſſen — „es bleibt mir nichts übrig, als Flucht oder Tod,“ ſchrieb ſie an Mirabeau.

Die Verabredung ward getroffen: zu Verrieres in der Schweiz wollten ſie ſich finden, Mirabeau ſollte zuerſt fliehen, damit aller äußere Schein einer Entführung wegfiele. Der Kommandant in Dijon iſt ihm gewogen, früh bei dunklem Morgen ſteigt Mirabeau als Bedienter auf den Bock, der Wagen raſſelt dem Thore zu. Ein guter Freund hat das nöthige Reiſegeld vorgeſtreckt. Der Wagen paſſirt das Thor, es geht ſchnell nach der Schweiz hin. Aber die Polizei kommt dahinter, es gibt ein Suchen, ein Verbergen, ein Vor- und Rückwärtsgehen, nach langen Winkelzügen kommt der Verfolgte in Verrieres an. Sophie iſt noch nicht da, die Stunden werden zu Tagen, die Tage zu Wochen, mit fliegendem Haar, ſtierſuchenden Augen irrt der ſonſt ſo leichtſinnige Mirabeau auf den Bergen umher, blickt nach der

Landſtraße. Endlich kommt ſie, und die Freude, die überſchwengliche, macht Alles vergeſſen. — Geld haben ſie beide nicht, ſie bringen ſich mühſam nach Holland, und in Amſterdam gibt Gabriel-Honoré Riqueti Comte de Mirabeau Unterricht unter dem Namen eines Mr. Saint-Mathieu. Wenn er nach Hauſe kommt in das kleine Stübchen auf dem Calvenſtrand beim Schneider Lequesne, da empfangen ihn dafür Sophiens herzlichſte Küſſe. Mirabeau, der Privatlehrer!

Später ward er mit dem Buchhändler Changuyon bekannt, und ſchrieb Broſchüren und Bücher; dahin gehört ſein „Avis aux Hessois," was den damaligen Unterthanenverkauf zu Soldaten nach Amerika betraf, ſeine Ueberſetzung der Geſchichte Englands, und leider auch die Memoiren gegen ſeinen Vater.

Bald nach ſeiner Flucht war bereits das tollſte Verfahren gegen ihn eingeleitet worden: ein Untergerichtshof hatte auf Entführung und Raub erkannt, das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen, ſein Bildniß an den Galgen aufgehangen.

Jetzt nach Publikation der Memoiren bietet der Menſchenfreund Alles auf, des Sohnes wieder Herr zu werden, ihn von Neuem hinter Feſtungsmauern zu wiſſen. Die Generalſtaaten liefern ihn natürlich nicht aus, aber es gelang dem Einfluſſe des alten Marquis dennoch, Erlaubniß und Unterſtützung der holländiſchen Behörden auszuwirken — am 17. Mai wurden Mirabeau und Sophie verhaftet.

Tod und Schande erwarten ihn, er iſt aber nur außer ſich über das Unglück ſeiner Freundin, ſie iſt ſchwanger, ſie iſt troſtlos, ihn zu verlieren. Es wird ihm vergönnt, noch einmal mit ſeinen Freunden zu reden, er beſchwört ſie zur Rettung, ſie verſprechen, an der Paſſage von Moërdick ſeine Begleitung zu überfallen, die Spione in die Wellen zu ſtürzen — die Paſſage iſt da, Mirabeau erhebt ſich im Wagen, Niemand erſcheint, die Wagen rollen ungehindert wieder nach Frankreich. — Es wird den Liebenden angekündigt, daß ſie ſich trennen müſſen, Sophie will es nicht überleben und Opium nehmen, Mirabeau bewegt ſie, um ſeinet- und des Kindes willen, das ſie unter dem Herzen trüge, leben zu bleiben. Einem Manne ſeiner Art war ja auch das Leben Alles.

Nun beginnt von Neuem die Gefangenſchaft, und zwar jene längſte und ſchlimmſte auf dem Donjon von Vincennes. — Sophie wartete in einem Hoſpital ihre Niederkunft ab, und ward dann am 18. Juni 1778 in's Kloſter geſperrt. Das iſt die Zeit, in welche jene merkwürdige Correſpondenz fällt zwiſchen den beiden Liebesleuten, die uns aufbewahrt und für die Schilderung des Mirabeau'ſchen Charakters von unſchätzbarem Werthe iſt. Wahrlich, Mirabeau war kein gewöhnlicher Roué, den man mit einigen moraliſchen Redensarten abfertigen kann. M. Lenoir, ein Polizeilieutenant, welcher auch dieſer Meinung war, erlaubte und beförderte ihm dieſe Korreſpondenz.

Sophie und ihr Kind war der immerwährende Gedanke ſeines Kerkerlebens. Man erzählt, es hätten in jener Zeit zwei andere Frauen ſein Herz getheilt: eine Frau des Gouverneurs und eine franzöſiſche Prinzeſſin, die in der Revolution unter den blutigen Händen der Terroriſten fiel. Indeſſen hat man ein Verdienſt darin geſucht, Mirabeau immer ſo viel Geliebte als nur möglich auf einmal anzudichten, und es wäre im Grunde nichts Auffallendes und Störendes, wenn ein Gefangener mit der entfernten Geliebten ſchwärmt, ein Weib aber umarmt, das ſeine Arme erreichen können. Und Mirabeau ſaß drei Jahre zu Vincennes.

Um ſeine Phantaſieen los zu werden ſtudirte er abſtrakte Dinge: er ſchrieb unter Andern eine Sprachlehre, welche Sophie ihrer Tochter geben ſollte. Alle weſentlichen Regeln waren auf 25 Seiten zuſammengedrängt. Aber da er arbeiten ſollte, um Geld zu erwerben, weil Sophie eine Amme zu bezahlen hatte, ſo mußte er Desbrugnières, der ſeine Handſchriften zum Verkauf trug, andere Dinge beſorgen. Der Uebermuth, die Frivolität verließ ihn nicht, er ſchrieb die obſcönen Bücher „l'Erotica-Biblion", und „le libertin de qualité" — derſelbe ſchrieb's, welcher Sophie doppelt liebte um ihrer Schamhaftigkeit willen, der es an ihr pries, daß ihre Schamhaftigkeit ſelbſt die Keuſchheit überlebt habe — „ma conversion“ iſt das Bild der Ausſchweifung auf der Inſel Caprea. Er überſetzte Rouſſeau, Jean-Baptiſt, Pſalmen, ſchrieb „sur l'intolerance en matière de religion“, und endlich ſeine berühmten „lettres de cachet“, ein Pflock, der die Revolution beſchleunigen half. Jenes iſt als Manuſcript bei einem ſeiner Freunde vergilbt und nicht gedruckt worden, dieſes konnte lange nicht zu Ende geſchrieben werden, weil ihm die Schreibmaterialien genommen wurden. In der nächtlichen Stille des feuchten Gewölbes ſchrieb er auf einzelne Papierſtreifen, die er aus Büchern geriſſen hatte, jene bäumenden Worte, welche dem Despotismus ſo gefahrbringend auf die Schultern ſprangen.

Der Menſchenfreund nahm gar keine Notiz von ſeinem Sohne, körperliches Leiden zerſtörte deſſen Körper von Grund aus; nichts ging Gabriel-Honoré, dem Senſualiſten über das Leben, und es ward ihm zur Laſt, er ſchrieb in jenem 150 Druckſeiten langen Briefe, in welchem er ſein ganzes Leben mit größter Mäßigung, Schonung gegen den Vater, Strenge gegen ſich ſelbſt erzählt, er ſchrieb in jenem merkwürdigen Briefe folgende Worte: „Ich glaube, mein Vater, daß keine von meinen Bitten gegen die Gerechtigkeit ſtreitet. Wie dem ſei, ich ſchwöre bei dem Gott, an welchen Sie glauben, ich ſchwöre bei der Ehre, welche der Gott derer iſt, die keinen andern erkennen, daß das Ende dieſes Jahres Eintauſend ſiebenhundert acht und ſiebenzig mich nicht lebend in den Kerkern von Vincennes finden ſoll. — Es kommt jetzt bloß auf Sie an, mein Vater, ſich des Rechtes zu bedienen, welches die Römer hatten, und vor welchem die Natur zittert. Sprechen Sie mein Todesurtheil aus, wenn Sie nach meinem Blute dürſten, und ihr Stillſchweigen iſt genug, es auszuſprechen.“ — „Was Sie jetzt für einen Entſchluß faſſen mögen, ſo danke ich Ihnen für Ihre Wohlthat — wenn Sie mich nöthigen, dies unerträgliche Daſein zu endigen, ſo werden Sie mich von einer ſchrecklichen Laſt befreien: ich mache Ihnen nicht den geringſten Vorwurf. Ich verweiſe Sie nur, wenn nicht auf Ihr Herz, wenigſtens auf Ihr Gewiſſen Wenn Ihr Herz zufrieden iſt, wenn Ihr Gewiſſen Sie nicht peinigt, ſo fühle ich mich ſtark genug, mich ganz zu verurtheilen, um Sie zu rechtfertigen.“

— „Ich ſterbe vor Schmerzen, ich erſticke vor Unruhe: noch ehe ich dreißig Jahr. gelebt habe, ſeh' ich mich aus dem Buche des Lebens ausgeſtrichen — innerliche Uebel machen mir grauſame Martern. Bald erſchöpfen mich ſtarke Blutflüſſe und zeigen die gewaltige Veränderung, welche das eingeſchloſſene Leben in mir hervorbringt, bald quält mich die Nieren-Kolik — der Mangel an Bewegung vermehrt und verſchlimmert ſie. Meine Augen ſind durch beſtändige Schlafloſigkeit erhitzt, und erliegen unter der Laſt einer endloſen Arbeit, zu welcher ich beinahe gar keine Hülfsmittel habe, und von welcher mich nichts zerſtreut. Meine vom Geblüte zerdrückte Bruſt brütet ein langſames Gift, welches mich zerfrißt. Mit einem Worte: mein phyſiſches und moraliſches Leben zerfällt unter der Laſt meiner Feſſeln. — Geſtatten Sie, daß ich die Sonne ſehe, daß ich freier athme, daß ich menſchliche Geſchöpfe ſehe, daß ich wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen und Erholungen habe.“

Seine Krankheit, ſeine Sicherheit der Todesnähe ſtieg immer höher, er machte ein Teſtament, nahm Abſchied von Sophien, von ſeiner Mutter, die er immer mit großer Zärtlichkeit liebte.

Im Munde der gewöhnlichen Hiſtoriker gilt Mirabeau für einen Läugner Gottes, Läugner der Unſterblichkeit, Läugner alles deſſen, was nur damals zu einer Zeit geläugnet wurde, wo man ſich aller Autoritäten entledigen wollte. Aber er war nicht ſo arg, er war leichtſinnig, frech, und ſprach ein Paradoxen aus, warf einen Witz unter die Leute, wobei es ihm nicht darauf ankam, ob es den Herrgott betraf, oder den Kehrichtſammler an der nächſten Straßenecke; er glaubte im Grunde nicht an ſein Läugnen. „Ich weiß nicht, meine Sophie,“ ſchreibt er in jenem Abſchiedsbriefe, „ich kann kaum glauben, daß meine Liebe nicht lebe, ſo lange ein Theilchen meines Weſens exiſtirt. Sei es Täuſchung oder Wirklichkeit, Gabriels und

Sophiens Seelen, ihre unvergängliche Zärtlichkeit ſcheinen mir unzerſtörbar; dieſer Gedanke iſt tröſtend, er verſpricht uns einen Zeugen, der unſere Herzen richtet, der da weiß, ob wir eine ſo grauſame Behandlung verdienen, der nachſichtiger als die Menſchen unſere Schwächen verzeihen wird, und Gefühle läutern, welche nicht die Tugend verletzen — O, wenn wir je uns wieder vereinten in einem Aufenthalte ewiger Glückſeligkeit, geſchützt vor Fanatikern, Verläumdern und Tyrannen, um uns nah zu lieben! — Gott, mächtiger Gott, gieb mir meine Geliebte wieder, verzeih mir um ihrer Tugenden willen! Ach, wenn ich deine Vorſehung läugnete, ſo geſchah es, um nicht in Verſuchung zu gerathen, dich für den Genoſſen der Boshaften zu halten; du weißt, Gott, ob ich es ehrlich meinte.“ —

Der Moment hat etwas Befangendes, wo Mirabeau, der noch die Welt bewegen ſollte, in einem feuchten Kerker ſein Teſtament macht, er iſt 28 Jahr alt, ſein Körper iſt zertrümmert, ſeine Hoffnung begraben — wirklich?

Mirabeau hat ſicherlich bis zum letzten Athemzuge nicht zu hoffen aufgehört, Mirabeau kokettirte auch mit dem Tode, wie er's mit Gott, mit der Welt, mit der Nationalverſammlung, mit dem franzöſiſchen Volke that. Seine Koketterie wird nur wenig bemerkt, weil er ein heißes Temperament hatte, was gar zu ſchnell an den künſtlich angeregten Dingen wirkliches Intereſſe nahm, er ward zu ſchnell der Narr ſeiner Affekte, er war zu kokett, um ehrlich zu ſein und ſein Herz war zu ehrlich, als daß Mirabeau nur kokett ſein konnte.

Die traurige Todeskomödie mußte er noch einige Jahre ſpielen: der Menſchenfreund hatte nichts dawider, daß ſein Sohn ſtürbe, und der Sohn hielt es für rathſamer, ſchlecht zu leben, als, ſeinem Schwure getreu, wie ein tragiſcher Held zu ſterben.

Seine Geſundheit beſſerte ſich ein wenig, die bereits erwähnte Prinzeſſin wirkte ihm etwas größere Freiheit aus, ſeine Regſamkeit ſtellte ſich wieder ein. M. Baudouin, auch das Opfer eines lettre de cachet, war der erſte, an welchem er dieſe

Elaſticität ſeines Geiſtes verſuchte, er leitete eine höfliche Gefängnißkorreſpondenz mit ihm ein, und ließ ſich erzählen. Baudouin war ein geiſtreicher Mann, der große Reiſen gemacht und viele Höfe, das heißt die Intriguen vieler Höfe kennen gelernt hatte. Mirabeau redigirte dieſe Korreſpondenz und es erſchien in der Welt l'espion dévalisé, ein Buch, was ihm gut bezahlt wurde. Die Franzoſen nennen das une petite espieglerie littéraire, und Mirabeau hat ſpäter noch oft darüber gelacht.

Endlich, am 17. December 1780 ſtieg er frei hinab nach Paris, im Futter ſeiner Kleider trägt er ſeine Schrift über die lettres de cachet eingenäht, Gefängniſſe hatten die Revolution reif gemacht in ſeiner Bruſt; er wußte es nicht, die Welt wußte es nicht, und nach der Provence reiſ'te der begnadigte Sohn, und hatte die Kraft, 16 Monate mit dem Menſchenfreunde zu leben. Sophie war noch im Kloſter, und lebte nur in der Liebe zu ihm. Er entwirft den Plan, ſie zu befreien, ſie von Neuem zu entführen, verſchafft ſich die Schlüſſel des Kloſters, läßt ſie nachmachen und in Sophiens Hände bringen, und erſcheint zur vorbeſtimmten Zeit Nachts unter den Mauern des Kloſters. Die Poſt wartet im nächſten Gebüſch, ungeduldig geht er auf und ab, ſeine Schritte ſind wie immer ſtürmiſch und laut, ein Aufpaſſer bemerkt ihn, ſteckt's der Aebtiſſin, Sophie wird ertappt, Mirabeau gewinnt kaum Zeit, ſich in die Poſtchaiſe zu werfen und von dannen zu jagen.

Er hat Sophien nur einmal noch gehört, nur einmal noch geſehn. Mit einer Locke und einer Phiole Gift von ihr auf dem Herzen reiſ't er nach Pontarlier, wo man ihn zum Tode verurtheilt hat, um den Prozeß aufzuwecken. Dieſe Kapſel iſt der Nachwelt übrig geblieben. Manuel, welcher die Korreſpondenz Mirabeaus ſtahl, und, wie ſchon erwähnt, herausgab, hat auch dieſes letzte Liebespfand an ſich genommen. Mirabeau ſelbſt wollte die Briefe nie veröffentlicht wiſſen.

Dort auf der Tribüne des Gerichtshofes entwickelt er zum erſten Male jene heftige, von Leidenſchaften und Geiſt gepeitſchte Beredſamkeit, welche die Zuhörer wie ein Orkan, wie ein Wirbelwind überfiel und fortriß, er erſchreckt ſeine Gegner bis zur Unmacht, begeiſtert die Zuhörer, beſticht, befängt die Richter, zwingt dieſen bereits verlornen, gefährlichen Prozeß in die Bahn eines günſtigen Vergleichs. Der alte Präſident Monnier bezahlt die Koſten und Sophie wird frei.

Von dieſem Siege eilt er nach der Provence, um ſeine widerſpenſtige Frau zu reklamiren — dieſe verlangt die Scheidung und das Parlament vom 5. Juli 1783 ſpricht ſie aus.

Drei und dreißig Jahr alt, ledig aller Bande, ehr- und ruhmgeizig bis zur Charlatanerie, voll tief wurzelnden Grimms gegen den Abſolutismus beginnt er nun ſeine politiſche Carrière. Der Abbé Cerutti, ſein eifrigſter Lobredner bezeichnet Mirabeau's Entrée mit folgenden Worten: „Er war begeiſtert von den philoſophiſchen Schriften Montesquieu's, Voltaire's, Mably's, Rouſſeau's, er ſchrie in die Welt hinaus: „Was ſie ſich vorgeſetzt, was ſie praktiſch für unmöglich gehalten haben, das will ich ausführen, ich will ſie überholen, die Unverſchämtheit ſoll mir ihr Genie erſetzen, ſie haben das Licht geboren, ich will die Bewegung gebären.“

Er geht nach London, und tritt als Publiziſt auf, überſetzt wiederum die Geſchichte Englands, überſetzt Miltons „Theorie des Königthums,“ ſchreibt bei Gelegenheit des in Amerika vorgeſchlagenen Cincinnatus-Ordens die „considérations sur l'ordre de Cincinnatus,“ ſchreibt gegen die Abſichten Joſephs II. die „doutes sur la liberté de l'Escaut.“

Die kühnen Ideen, der wilde, gewaltige Stil, das frech Ueberraſchende dieſer Erſcheinung packt die allgemeine Aufmerkſamkeit.

Er kehrt nach Frankreich zurück, ſtudirt die Finanzen, arbeitet mit ſeinen rieſenhaften Kräften nur dahin, einen allgemeinen Oppoſitionsgeiſt zu geſtalten, und wird wirklich, wie er's gewollt, der Feldherr jener Philoſophen, welche Waffen und Geräth zur Revolution geliefert hatten.

Es iſt merkwürdig, was für eine Tugendhaftigkeit durch ſeine damaligen Schriften geht, die Sitten, die guten Sitten und immer wieder die guten Sitten liegen wie zierliche Nelkenblätter auf ſeinen Lippen: man kommt unwillkührlich auf den Gedanken, daß ſich's nicht ſchneller und beſſer fahren läßt, als mit geborgten Pferden, beſonders wenn man keine Ausſicht hat, jemals eigne zu beſitzen. Oder gar man ſieht ein Freudenmädchen, was dem alten Wüſtlinge Enthaltſamkeit und Tugend predigt, dabei mit ihren Reizen kokettirt und ſie offenbar dem vorübergehenden friſchen Mann mit Augenwinken zur nächſten Stunde verſpricht.

Thöricht iſt es, von Mirabeau zu ſagen, er habe die Tugend nicht geliebt; er beſaß ein ſpringendes, poetiſches Herz, und ohne Liebe zur Tugend giebt's keine Poeſie, er hat ſie nicht geübt, weil ſie ihm zu bornirt war, er hat mit ihr geliebäugelt, weil er ſie ſchön und wirkſam fand, ſie war ihm eine Geliebte, die er wie ein glänzendes Ideal nie wirklich beſitzen mochte, die er als Muſter anpries, und wir haben geſehen, daß dies der Welt immer noch zuträglicher iſt, als wenn mit der Tugend gebuhlt wird. Robespierre buhlte mit ihr und ſchlachtete für ſie. Mirabeau, der Lüderliche, hätte nie Blut vergoſſen, es war Etwas von einer wirklichen âme sensible in ihm.

In jedem wichtig werdenden Inſtitute der Geſchichte liegt urſprünglich ein Korn Tugend, denn das Laſter hat glücklicherweiſe keine Zeugungskraft: es wächſt fort, aber es pflanzt ſich nicht fort. Ich will ſagen: auch in der Chevalerie ruht ein ſolches Tugendkorn, was mit unſrer Humanität blutsverwandt iſt. Das findet ſich ächt und unverkennbar in Mirabeau: die rohe bürgerliche Rache brach blutig aus in Robespierre's gräßlicher Tugend, der adlige Zorn blitzt aus Mirabeau's Lüderlichkeit.

Die Regierung, beunruhigt von dieſem farouchen Talente, war es überdrüſſig, täglich die unbequemen Worte zu hören: „le pot au feu du peuple était une des bases des empires," ſie mochte nicht die achtzehnte lettre de cachet gegen ihn erlaſſen, ſchämte ſich wohl auch dieſes Mittels, was er ſelbſt ſo blutrünſtig geſchlagen hatte, und ſuchte einen andern Weg. Miniſter Calonne gab ihm eine obſkure Miſſion nach Berlin, und dort in der ſtillen, preußiſchen Hauptſtadt beobachtete er die ſtürmiſchen Gährungen zu Paris, überſetzte ohne deutſch zu können geheime ſtatiſtiſche Notizen über Deutſchland und gab „La monarchie prussienne heraus. Die Folge davon war, daß er binnen 24 Stunden abreiſen mußte; ohne Geld, ohne Gepäck kam er nach Frankreich zurück, und ſchrieb aus Rache ſeine „Histoire secrète et Anecdotes de la cour de Berlin.“ Damit wurden eine große Menge bedeutender Leute kompromittirt, politiſche Geheimniſſe wurden veröffentlicht, und das Buch war ganz geeignet, die Kabinette in Krieg und Flammen gegen einander zu entzünden. Das Parlament von Paris ließ es durch die Hand des Henkers verbrennen, und der Verfaſſer ſollte hart beſtraft werden. — Mirabeau trotzte den bereits unmächtigen Inſtituten, und ſchrieb weiter: ſeine Conseils à un jeun prince, qui veut refaire son education,“ ſeine „observations sur Bicêtre, et sur les effets de la sévérité des peines,“ ſeinen „Avis aux Bataves,“ worin er die Holländer zur Freiheit aufruft — er wurde gar zu gefährlich, und auf einem bereit liegenden Schiffe ſoll er in die andere Welt gebracht werden. Solche Kapriccios der Geſchichte ſind nicht ſelten: Cromwell, der an ſeinem Geſchicke verzweifelt, wollte ſich ebenfalls einſchiffen, wollte nach Jamaica gehn, ein Geſetz Karls I. hinderte ihn daran, ein Geſetz deſſelben Karl, dem er ſpäter den Kopf abſchlagen ließ — Mirabeau entging ebenfalls dieſer transatlantiſchen Beſtimmung, verſöhnte das Gouvernement für einen Augenblick, um es ſpäter über den Haufen zu werfen.

Die Generalſtaaten traten zuſammen, Mirabeau ſuchte eine Stelle, die praktiſche Revolution leitete ſich ein, er ahnte es, und wäre untröſtlich geweſen, wenn er keinen Platz dabei gefunden hätte. Aber wer ſollte ihn wählen! Berüchtigt ſtatt berühmt, verrufen ſtatt berufen erſchien er dem Adel, ſeinem Stande, es entſetzte ſich Jedermann vor dieſem koloſſalen Grafen Mirabeau, der alle Welt zu Feinden hatte, an eine Wahl in die Generalſtaaten war nicht zu denken.

Adieu noblesse! rief er aus, reiſte nach Marſeille, ſchrieb über die Thüre ſeines Hauſes: Mirabeau, marchand de drap, ließ ſich vom dritten Stande wählen und kam zurück nach Paris. Am Thore fragte man ihn nach Namen und Stand:

Je suis Mirabeau, député d'Aix, marchand de drap, et puis Marquis.

Die Verſammlung war entſetzt über die Wahl — was will die Provence, was ſoll das? Sie ſchickt uns dieſen Spion, dieſen Intriguant, dieſen Mann ohne Conduite, ohne Prinzipien — hélas, la provence qu'en veut elle?!

Da erſcheint das garſtige, von Blattern zerriſſene Geſicht auf der Tribüne, er ſchüttelt ſein dichtes Haar wie der Löwe ſeine Mähne, ſeine ſtechenden Augen fliegen wie Lanzen im Saale umher, ſeine rauhe Stimme ſchwillt an zum Donner — Alles wird todtenſtill — was ſpricht er? Die Rechte des Volks ſind's, die er proklamirt. Der tiers état hat noch nicht einmal den Muth, ihm Beifall zu klatſchen, der Adel iſt betäubt von dieſer unerwarteten Gewalt des Wortes; Monsieur de Brézé, der Ceremonienmeiſter des Hofes tritt in den Saal zu Verſailles, und kündigt der Verſammlung an, ſie ſey vom Könige aufgelöſt, die Musketen der Soldaten, welche in großer Zahl Verſailles beſetzt haben, blitzen durch die Fenſter des Saals, fallen polternd und klirrend auf die Steinplatten vor der Thür, die ganze Verſammlung ſchweigt betroffen, die Revolution iſt nahe daran, von den wenigen Worten des Königlichen Ceremonienmeiſters Monsieur de Brézé erſtickt zu werden — da erhebt ſich jener Spion, jener Intriguant, der Mann ohne Conduite, ohne Moral und Prinzipien, der Tuchkaufmann Marquis de Mirabeau und hat den moraliſchen Muth, dem gemeſſenen königlichen Befehle Angeſichts des ganzen Landes zu trotzen. — „Allez dire,“ ruft er mit ſeiner erſchütternden Stimme dem Herrn Ceremonienmeiſter zu — „Allez dire à ceux qui vous ont envoyé, que nous sommes ici par la volonté du peuple, et que nous n'en sortirons, que par la puissance des baïonnettes.“ —

Hiermit begann die Revolution, und Mirabeau war ihr Anführer, war ihr erſter Redner. Seine macht die richtige Bemerkung, daß er nothwendigerweiſe ein alter Edelmann ſeyn mußte, um ſolch einen Muth gegen das Königthum zu haben; ein bürgerlicher Rotürier hätte nimmer jene dreiſten Worten geſprochen; aber die Gedanken eines ſouverainen Edelmanns in der Provence, der Stolz der Fronde wohnte ſelbſt in einem Manne, der die ſchönſte Zeit ſeiner Jugend unter Befehlen gemeiner Kerkermeiſter verlebt hatte.

Es beginnen nun die zwei einzigen Jahre Mirabeaus, wo er ununterbrochen glänzend und gewaltig lebte — nur zwei Jahre dauerte die Herrlichkeit ſeines Lebens, die Weltgeſchichte kennt nur dieſe zwei Jahre von ihm und doch iſt er einer ihrer lauteſten Namen. Was hat er in dieſen zwei Jahren gethan? Er hat Frankreich regiert. Die meiſten jener erſten ſo berühmten Geſetze ſind von ihm angeregt, alle ſind von ihm durchgefochten: die Organiſation der National-Garde, der Sturz der Ständeunterſchiede, der Privilegien, die Freiheit der Preſſe und der Kulte, die Mäßigung der Strafen ꝛc ꝛc. Wenn die Meinungen hin und herwogten, die Verwirrung und Unſicherheit hereinbrach, da erhob ſich eine athletiſche Figur vom Sitze und ging ſtolzen Schrittes nach der Tribüne hin, ſchwatzte unterwegs mit Dieſem und Jenem, ließ ſich hie und da einen Zettel geben, und ſo überſchüttet von den mannigfachſten Mittheilungen, welche jeden Andern verwirrt hätten, erſchien er auf der Rednerbühne. Und es ward ſtill. Das ganze Haus wußte es: nun wird die Frage entſchieden, Mirabeau warf ſeinen Geiſt, ſeine Leidenſchaften wie ein ſtark geſtricktes Netz über die Verſammlung. Er war kein ſchöner Nationalredner, Barnave ſprach ſchöner, geordneter, Mounier, die Lameths ſprachen gelehrter, aber Mirabeau unterjochte, übertraf ſie alle durch ſeine unwiderſtehliche Gewalt; ſeine Worte wuchſen wie Rieſenbäume aus dem Herzen, und ſein behender, elaſtiſcher Geiſt ſchleuderte ſie mit erſchütternder Kraft in die Welt. Mirabeau hatte alle Geſellſchaftsfragen in der Einſamkeit der Kerker mit unendlichen Schmerzen, unter den tiefſten Wehen empfangen, dieſe Fragen und ihre Beantwortungen waren ſein, wie es die Kinder der Mutter ſind, es beſtand eine ächte Blutsverwandtſchaft zwiſchen ihm und ſeinen Worten, dieſer Ausdruck, dieſe Phyſiognomie machten ſie unwiderſtehlich, die Revolution war Mirabeaus Kindesliebe und die Liebe überwindet Alles.

Natürlich blieben die Feinde, die Neider nicht lange aus, Mirabeau war leichtſinnig und blieb es bis zum letzten Athemzuge, es bildeten ſich Faktionen, die Demagogen haßten ihn, weil er mit Orleans, mit dem Könige verkehren ſollte, weil er beſtochen werde, weil er lüderlich ſey, weil er keinen Fanatismus beſitze. Das ſteigerte ſeinen Glanz: Gefahr mußte da ſeyn, am Abgrunde mußte er hängen, um all ſeine ungeheuren Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln; er kannte ſeine Lage vortrefflich, er wußte es ganz und gar, daß er ſammt allen Revolutionsleuten verloren ſey, er ſagte es laut: „Dicht am Kapitole iſt der tarpejiſche Fels,“ aber er lachte und küßte, er ſtudirte und arbeitete, als lebe er in tiefſter Sicherheit. Nur die Duelle ſtrich er aus ſeiner Lebensweiſe; es hat immer Leute gegeben, welche die geiſtigen Waffen auf gleiche Linie ſtellen mit der phyſiſchen: wenn ſie ihn nicht mit Verſtand und Beredſamkeit überwinden konnten, ſo wollten ſie es mit Degen und Piſtolen verſuchen. Er gab aber eine Erklärung, wie man ſie vom tollen Chevalier gar nicht erwartet hätte: Ich ſchlage mich nicht, bis die Conſtitution fertig iſt, aber ich führe eine Liſte von denen, welche mir die Ehre anthun, mich herauszufordern.

Und Sophie? Wahrlich er hatte keine Zeit für die Liebe mehr. Sie war vergeſſen, nur für die Ausſchweifungen der Liebe, für die Nächte mit den Damen der Oper, für die Mademoiſelles Coulomb und Hélisberg blieb ihm Muſe übrig. Es iſt vielfach beſchrieben wie er ſeine Nächte verlebte: die leichtſinnigen Damen und Herren ſitzen beim Souper, Geſpräche über den Staat, die Liebe, die Literatur fliegen mit frivolen Flügeln hin und her, dazwiſchen diktirt Mirabeau ſeine Zeitung, das Spiel beginnt, Mirabeau verliert Alles, und fährt in die Aſſemblée, denn es iſt Tag geworden, wo man den Redner erwartet, wo er mit allen Waffen ſeine immer lauter werdenden Gegner niederringen muß.

Sophie war vergeſſen, denn die Liebe des Herzens koſtet alle Zeit, die Liebe der Sinne hat kein Vorher und kein Nachher, ſie iſt kein Zuſtand. Aber es darf auch nicht geläugnet werden, daß Sophie ſchon vor der Revolution vernachläſſigt wurde — eine ſchöne Holländerin ward ihm bald nach dem gewonnenen Prozeſſe gefährlich, und als Mirabeau darauf nach England ging, da war er gar zu weit von ihr.

Anfangs grämte ſich Sophie darüber, ſpäter fand auch ſie eine neue Neigung. Ihre Hochzeit war vor der Thür, der Bräutigam ſtirbt, Sophie, des Lebens müde, erſtickt ſich ſelbſt. Ihre und Mirabeaus Tochter war ganz jung geſtorben, auch der Sohn war todt, den Emilie ihm geboren hatte; nichts iſt von ihm übrig geblieben als das Andenken, und die ewigen Folgen der franzöſiſchen Revolution ſind ſeine Enkel.

Er wird krank, ſeine Feinde triumphiren. Und doch war er ein ſo bequemer Feind: ein Mann ohne Fanatismus hegt keinen ewigen, gefährlichen Haß. So begegnete ihm eines Tages auf der

Tuilerien-Terraſſe ein Ausrufer, welcher ein Libell verkaufte, betitelt: „Mirabeaus Verbrechen."

Haſt du ſchon viel verkauft, Freund?

„Noch nicht."

Nimm, damit du den Tag nicht verlierſt.

Und er gab ihm einen Sechsfrankenthaler.

Ein ſcharfer Schmerz in der Bruſt bedrohte ſein Leben, der Magen verſagte ſeinen Dienſt — oh, ſagte Mirabeau, quand le premier fonctionnaire est mauvais, il faut finir, er legte ſich zum Tode zurecht, ließ ſeinen Freund Cabanis rufen, und ſprach, ſo lange es ging. „Stütze meinen Kopf," ſagte er zu ſeinem Kammerdiener, „ich wollte dir ihn vermachen, wenn es ginge." —

Man hat dieſe Worte dahin verkehrt: „Sei vorſichtig, du hältſt Frankreichs größtes Haupt in deiner Hand." Die Eitelkeit darin wäre an Mirabeau nicht überraſchend, aber es ſind nur für jene Worte hiſtoriſche Belege da. Man brauchte übrigens auch dieſe dem ſterbenden Mirabeau nicht übel zu nehmen.

Sein Teſtament machte er mit großer Ruhe.

„Was weinſt du ſo," ſagte er dabei zu einer alten Dienerin, ich laſſe dir eine Rente, was kümmert dich mein Ruhm? Freilich, du wirſt nicht mehr durch die Straßen rufen hören: Hier iſt zu kaufen die große Motion des Marquis de Mirabeau!"

Was iſt das für ein Geräuſch?"

Es iſt das Volk, welches Nachricht von Mirabeaus Befinden haben will.

„Es war mir ſüß, für das Volk zu leben, es wird mir ein Ruhm ſein, in der Mitte deſſelben zu ſterben."

Mirabeau litt heftige Schmerzen — „Cabanis," ſagte er „wenn ein Arzt ſeinen Freund behandelt, ſo muß er ihm die Todesſchmerzen erſparen und Opium geben." —

Auch ein Page des Königs erſchien an Mirabeaus Sterbebett.

Kurz vor 10 Uhr des Morgens am 2. April 1791 hörte er einen Kanonenſchuß — „ſind das die Begräbnißfeierlichkeiten Achills?" fragte er, und als es Zehn ſchlug, ſtarb er.

Es war trocken und ſtaubig auf den Boulevards, als man ihn nach dem Kirchhofe fuhr, und man beſchwerte ſich, daß die Polizei nicht habe Waſſer ſprengen laſſen, — oh, ſagte eine Frau aus dem Volke, man hat auf unſre Thränen gerechnet.

Zuerſt ging die allgemeine Sage, Mirabeau ſei vergiftet worden, aber die Sektion ergab es durchaus nicht, es war eine lokale Herzkrankheit, die ihn getödtet. Sein Gehirn fand man ſo groß wie Voltaires, Monſieur Sue bewahrt es in ſeinem Muſeum, ſo wie man Voltaires in der rue Coquilliere bei Monſieur Mitouart finden kann.

Das Benehmen ſeines Sekretairs unterſtützte dies Gerücht: als Mirabeau verſchied, ſtieß ſich jener das Federmeſſer achtmal in den Leib und murmelte vage Worte, die man für Anklagen hielt. Dieſer junge Mann war aber der leidenſchaftlichſte Enthuſiaſt von Mirabeau, und wollte ihn nicht überleben. Es iſt in der franzöſiſchen Revolutionszeit kein Menſch aufgetreten, außer Napoleon, welcher ſo viel ächte Theilnahme und Begeiſterung für ſich erregt hätte, als Mirabeau. Die Popularität Robespierres war eine künſtliche Fratze daneben, ſie war eine Sache des Begriffs, der Enthuſiasmus für Mirabeau kam aus dem Herzen, und die groben Schwächen dieſes Mannes brachten ihn den Leuten nur näher, waren zumeiſt mit großen Eigenſchaften eng verbunden, erhoben mit ihrem tiefen Schatten ſein Licht um ſo blendender.

Der Anfang und das Ende der Revolution, der Gründer und der Bändiger derſelben, Mirabeau und Napoleon werden ewig poetiſche Figuren dieſer Zeit bleiben, denn ſie haben Enthuſiasmus erregt, und die Bilder dieſer beiden Männer ſind es auch, welche man heute noch am Häufigſten in den Läden und Gemächern ausgehängt findet. Die Lüderlichkeit des Einen, die Tyrannei des Andern wird vergeſſen, aber die edlen Intentionen ihrer großen Herzen werden behalten, ſo wie man die böſen Stunden des Lebens aus dem Gedächtniſſe verliert, und ſich nur der guten erinnert.

Das iſt die Poeſie der Ferne und der Geſchichte; es gäbe alſo nichts Undankbareres, als Mirabeau in dunkles Schwarz zu malen. Was hat's den bleichen Rigoriſten, dem blutigen Berge geholfen, daß ſie ſeine Büſte aus dem Pantheon werfen ließen, und die ſcheußliche Fratze Marats ſtatt deſſen hineinſtellten — ils voulaient — ſagten die Ruhigeren — dépanthéoniser Mirabeau, et ils ne voyaient pas, qu'ils maratisaient le Panthéon!

Eben ſo hat man Viel hin und her geſtritten, ob Mirabeau eine Republik wollte oder nicht — wie denn die Menſchen immer Urtheil und Gedächtniß durch Klaſſifikationen verderben. Dieſe Frage des Namens lag ſchwerlich in ſeinem Ideengange; er half die wichtige hiſtoriſche Erfindung verbreiten, den Staat vom bloßen Rechte des Herkommens, was arg gemißbraucht worden war, zu emancipiren, ihm ein rechtliches Garantieenverhältniß zur Stütze zu geben. Wie weit das gehen ſollte, hat er unter den Schutthaufen, die er um ſich her geworfen hatte, kaum bedacht. Kurz vor ſeinem Tode ward ihm aber ſchon bange vor einem wachſenden Rigorismus.

Es iſt nun ein Breiteres zu ſagen über die

Voltaireſche und Rouſſeauſche Richtung, in welche ſcharfſinnig die Revolutionsmänner getheilt worden ſind. Man wird auf dieſem Wege auch eine Menge Zugänge entdecken, die ſich nach andern Ländern und Branchen verlaufen, in denen man ſie auf den erſten Blick nicht vermuthet hätte, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß man am Ausgange dieſes Schachts mancher modernen Manifeſtation unſrer eignen Geſchichte und Literatur begegnet.

Eine durchlaufende Oppoſition gegen die herkömmliche Welt war dieſen beiden franzöſiſchen Schriftſtellern gemein, ein revolutionaires Etwas. Aber es geſtaltete ſich in dem bürgerlichen, einſamen Rouſſeau ganz anders, der am ſtillen Genfer See in großen Schnallenſchuhen ſaß und mit der alten Haushälterin verkehrte, als in Voltaire, der in Paris lebte, die ſchöne, frivole Welt täglich um ſich ſah, alle Reize der Geſelligkeit auskoſtete, und ſeinen Leib dörrte in Amüſements und Weihrauch.

So wurden auch die Söhne dieſer Männer ſehr verſchiedener Art. Die Republikaner von Grundſatz und Profeſſion, die Republikaner von bloßen, nackten, reizloſen Begriffen ſind Rouſſeau's Nachkommen. Robespierre, St. Juſt, Carnot ſind die Helden dieſer Gattung. Die Welt weiß es, wie die erſten beiden die Tugend bis zum Morden trieben, wie ſie ihre ſtarre Begriffsnüchternheit bis zum heilloſeſten Blutvergießen berauſchten. Nicht der Exiſtenz, der Welt geſtatteten ſie irgend ein Recht, nur ihrem einen einzigen Gedanken. Und der beſte Gedanke, wenn er einſam bleibt, verwüſtet, denn die Welt iſt tauſendfaltig.

Voltaires Söhne waren Mirabeau, Danton, Camill Desmoulins und die Girondiſten zum großen Theile, die Directoren mehr oder minder

Sie brachten Fleiſch und Blut mit aus der Welt, Sympathieen, Antipathieen, freilich auch mitunter üble, gar üble Gewohnheiten, Pariſer Laſter, namentlich Mirabeau, Danton und Barras. Ich will von nichts reden, als von der Beſtechlichkeit, die im Grunde ächt voltairiſch iſt. Rouſſeau war ſo eitel wie Voltaire, beide waren es bis zur Krankhaftigkeit, und ſo war's denn auch Robespierre wie ein Pfau, aber Rouſſeau hatte als Genfer

Bürger nicht ſo arge Gelüſte wie der Pariſer Voltaire, er bettelte nicht ſo um Geld wie dieſer, er betrog keinen König Friedrich, ſchmuggelte nicht auf deſſen Namen Kontrebande aller Art, war nicht ſo gemein geldgierig, putzte nicht ſo garſtige Gelüſte mit ſchönen, modiſchen Namen heraus.

Dieſe Voltaireſche Erbſünde war's, welche ihnen die republikaniſchen Gegner mit dem beſten Erfolge vorwarfen, denn mit den übrigen Enthaltſamkeiten machten ſie bei Franzoſen nur einen flüchtigen Eindruck während des Rauſches — der Franzoſe taugt nicht zum Fanatiker, er hat die geſelligen Freuden erfunden, und wenn man das Uebermaß derſelben zum Vorwurf macht, ſo zuckt er leicht mit den Achſeln, lächelt nur und ſagt: c'est le monde.

Man hat es beſtritten, daß Mirabeau Geld genommen habe — und wenn es gar kein Dokument gäbe, ſein Charakter iſt ein's, der beſtreitet es nicht. Er brauchte Geld wie ein König und er nahm's vom Könige, als das Gelingen der Revolution entſchieden war. Tuez votre conscience, ſagte er einſt zu einem jungen Manne, der Lebensregeln von ihm lernen wollte, tuez votre conscience, c'est le plus grand ennemi de tout homme, qui veut promptement parvenir.

Mirabeau war frei von den Vorurtheilen, von dem dreiſten Privilegientic des Adels, er ſagte zu einem Schriftſteller, welcher die Geſchichte des Patriciats ſchreiben wollte: „Laſſen Sie mich das thun, ich kenne das Ungeheuer beſſer, und man wird nicht ſagen, es ſei aus perſönlichem Intereſſe geſchehn, wenn ich es erwürge,“ aber er blieb als tödtlicher Feind der Nobleſſe ein Adliger, ein Marquis, er ging im Koſtüm des tiers état, aber ſeine Bedienten mußten ihn „Monsieur le comte“ nennen, er nannte ſich am Thore von Paris: „marchand de drap,“ aber er ſetzte hinzu: „puis Marquis.“ Mirabeau kokettirte auch in dieſem Punkte.

Jules Janin hat in ſeiner geiſtreich faſelnden Manier, in ſeinem poetiſch witzigen Tändeln manches Treffende über Mirabeau geſagt. Denn es muß immer erſt die Poeſie kommen, um den hiſtoriſchen Dingen auf den Grund des Herzens zu ſehen, der bloße Verſtand erkennt eben ſo wenig die Geſchichte als die Liebe. „Mit dem letzten Athemzuge,“ ſagt Janin im Barnave, „der aus Mirabeaus weiter Bruſt ſich emporwand, war auch das Königthum todt — ich verließ das Trauerhaus, ich ging durch die Gallerie, in welcher unordentlich Bücher umherlagen, durch Kabinette, an deren Wänden Bildniſſe von Damen hingen, ich ſah alle dieſe Gemächer, die den Feſten, der Arbeit, der Liebe geweiht waren, jetzt voller Trauer. Noch ſehe ich die Wohnung dieſes Mannes vor mir: es war eine ſeltſame Wohnung, für den Edelmann und für den Bürger, für den Greis und für den Jüngling zugleich eingerichtet, eine Wohnung, die augenſcheinlich ſo viel Laſter als Tugenden barg. Nie habe ich eine ähnliche geſehn. Geſchnitztes Eichenholz, die alten Rahmen mit Blumengehängen verziert, Fauteuils mit breiten Armen, vergoldete Bergères, Stickereien, alles reich und im Ueberfluß, und auf dieſen Meubles Bücher, Journale, Reden von Deputirten, die ganze moderne Zurüſtung der umgeſtalteten Ideen.

Als ich das Haus verließ, weinten die Bedienten, der alte Haushund heulte, und die Schweſter des Todten überließ ſich, auf ein marmornes Spiegeltiſchchen geſtützt, ganz ihren traurigen Gedanken. An der Pforte ſtanden zerlumpte Bettler mit blaßen Geſichtern, ſie ſchienen ſehr traurig über den Verluſt ihres guten Herrn, denn die überall vertriebene Wohlthätigkeit hatte an Mirabeaus Thür noch Platz gefunden.“

Eben weil Mirabeau ein neuer alter Adliger war, ſtarb in ihm die letzte Stütze Ludwigs XVI.; bei der Konſtitution wollte er ſtehen bleiben, zu ſeinem eignen Erſtaunen hörte er ſich auf der Rednerbühne nicht mehr Bewegung predigen, ſondern Maaß, und er war doch Mirabeau der Maaßloſe — hier ſtehen wir wieder unmittelbar vor dem Allerheiligſten der Geſchichte, vor dem Verhange, welcher das ewige Myſterium birgt. Auch Mirabeau war fertig, in zwei Jahren fertig, als er, beleidigt von den ſchonungsloſen Demokraten, zum erſten Male des Abends in die Tuilerieen ging, durch Hinterpförtchen und verſchwiegene Korridors, als er der ſchönen Marie Antoinette die Hand küßte, als er ihr die Furcht vor dem garſtigen Revolutionsmanne durch ſeine eifrige, glühende Rede verjagt hatte, da war ſeine Epoche erfüllt, er hatte den Tod in ſich geſogen, und es konnte ihm nichts Glücklicheres begegnen, als daß ihn jener Page aus den Tuilerieen bereits am 2. April 1791 ſterben ſah.

Jene Träume von „wenn“ und „wenn,“ daß kein Terrorismus, kein Bonaparte nöthig geweſen wäre, wenn Mirabeau am Leben blieb, ſind Träume — der Hiſtoriker darf nicht träumen und ſein Raiſonniren auf Möglichkeiten ſtützen, er hat den Stoff zu deuten, nicht ihn zu ändern. Mirabeau ſtarb eines natürlichen Todes, als dies noch geſtattet war, nicht Vergniaud, nicht Buzot, nicht Barbaroux, alle die feurigen Redner, entgingen der Guillotine, und ſie waren bürgerliche Republikaner, unbeſtechlich, ohne Laſter — nicht Danton, und er war Robespierres Freund und Gründer des Terrorismus, nicht Desmoulins, und er war wacker und hatte die Revolution im Jahre 89 zuerſt im

Garten des Palais Royal ausgerufen — wollen wir mit Möglichkeiten, ja mit Wahrſcheinlichkeiten die Geſchichte beleidigen, ſo preiſen wir Mirabeau's Glück, daß er am 2. April eines natürlichen Todes ſtarb.

In den erſten Wochen nach ſeinem Tode wurde er allerdings dergeſtalt vermißt, daß man bei ſchwierigen Fragen in der Nationalverſammlung unwillkührlich von allen Seiten nach dem Platze ſah, wo er zu ſitzen pflegte, er war Herr der Verſammlung, von ihm erwartete Alles die Entſcheidung — aber die Wochen vergingen, neue Herrſchaften bildeten ſich, und Mirabeau's Gedächtniß ſchwand. Seine geiſtreichen Gegner, die ihn ſo groß machen halfen, Maury und Cazalès waren nicht mehr zu widerlegen, der augenblicklich wirkende Geiſt verſchwand aus der Aſſemblée, je mächtiger und lähmender die Parteien wurden, es kam nicht mehr vor, daß das Haus durch eine einzige ſeiner wilden Phraſen, durch eins ſeiner barocken Witzworte umgeſtimmt wurde. Man erzählt zum Beiſpiel, über einen wichtigen Gegenſtand ſeyen die Meinungen einſt ſo ſtörend und ſtürmiſch getheilt geweſen, daß Niemand ſich vor Lärm habe verſtändlich machen können. — „Ich habe das Wort, — Barnave hat das Wort, Duport hat das Wort,“ brauſt es hin und her — „das Stillſchweigen hat das Wort“ donnert es von Mirabeau's Sitze über die Verſammlung hin, und das frappirende Wort erzeugt eine plötzliche Ruhe, Mirabeau ſpricht und ſiegt.

Das war Alles vorüber, die Revolution ging ihren Gang, und man glaubte es deutlich zu erkennen, daß er nur der Uebergang aus der leichtſinnigen Voltairiſchen Zeit geweſen ſey; aber Mirabeau war ſicher mehr: er war ein Mann ganz und gar, ein Mann mit großen Fehlern aber auch mit rieſengroßen Gaben und Vorzügen. Er war kokett, aber mit großen Mitteln und der Größe zu gefallen, er behielt ſein Faible für den Adel, aber nur für das Edle und wirklich Vornehme daran; als es ein Verbrechen war, ein Marquis zu ſeyn, da hätte er gewiß ſeinen Titel über die Hausthür geſchrieben, wie er ihn vergeſſen hätte zur Zeit einer geordneten milden Regierung, er nahm Geld — der Punkt iſt fein und gefährlich, ich will ihn nicht vertheidigen, um nicht zu verführen.

Aber es iſt nichts Geſuchtes, wenn man ſagt: Er nahm Geld, weil er mehr verdiente als die Andern und mehr brauchte; weil er ſich dumm genannt haben würde, einen natürlichen Lohn auszuſchlagen; denn er nahm es erſt, als ihm wirklich der Dienſt ſelbſt, für den er es nahm, dem allgemeinen Intereſſe nöthig ſchien. Mirabeau war nicht erkauft, er war vielleicht in Einzelheiten beſtechlich, weil er ſchwach war, aber käuflich nimmer; dazu blieb er ſtets zu nobel. Als er in jener Nacht auf das Schloß ging, als Pagen bei nächtlicher Weile Geldſäcke in ſein Haus trugen, da wollte er wirklich dem Königthume dienen, da wollte er wirklich einer Ultra-Revolution entgegentreten. Zu erkaufen war er nicht, denn er hatte ein großes, ein kindiſch ehrliches Herz, in einer Aufwallung edlen Sinnes hätte er ſich ſeinen Gefühlen und Worten überlaſſen, und wenn es Millionen, ja das Leben gekoſtet hätte. Mirabeau konnte nicht lügen; darin ruht ſeine höhere Rechtfertigung.

Die Gegenſätze in ſeinem Weſen hat Heine am glänzendſten geſchildert, freilich auch nur die Gegenſätze, weil ſich aber dieſe auch dem flüchtigſten Leſer einprägen, ſo ſchließe ich damit:

„Man ſieht ihn überall dargeſtellt arm und wild, liebend und haſſend, ein ſorglos verſchuldeter Gott, dem Himmel und Erde gehörte, und der kapabel war, ſeinen letzten Fixſtern und letzten Louisdor im Faro zu verſpielen; ein Simſon, der die Staatsſäulen niederreißt, um im ſtürzenden Gebäude ſeine mahnenden Philiſter zu verſchütten, ein Herkules, der am Scheidewege ſich mit beiden Damen verſtändigt, und in den Armen des Laſters ſich von den Anſtrengungen der Tugend zu erholen weiß, „ein von Genie und Häßlichkeit ſtrahlender Ariel Kaliban, den die Proſa der Liebe ernüchterte, wenn ihn die Poeſie der Vernunft berauſcht hatte, ein verklärter, anbetungswürdiger Wüſtling der Freiheit.“ —

II.

Talleyrand.

Talleyrand.

Er lebt noch, er regiert noch die Welt, er iſt allein übrig geblieben. Auch mit dem Tode weiß er ſich diplomatiſch zu ſetzen; all ſeine Revolutionsgenoſſen ſind hinüber, ſogar der alte, ewige Lafayette, mit welchem er einſt den Grund zum Jakobinerklub legte, ſogar ſein guter Freund, oder richtiger: ſein bon ami Lafayette mit der vulgairen Ehrlichkeit iſt geſtorben, iſt ihm vorangegangen. Es war ein merkwürdiges Triumvirat, was Anfangs 1832 noch von den grauen und rothen Zeiten herüberreichte in unſre verwickelten Tage: Göthe ſchrieb noch zu Weimar, Lafayette ſprach von republikaniſchen Inſtitutionen zu Paris, Talleyrand zerknitterte kleine Billets, ſpielte Whiſt und regierte die Welt zu London.

Was hat er gethan ſein Lebenlang? Er hat, einer der erſten, die Revolution verſtanden, er hat, einer der wenigen, die Welt begriffen mit ihren großen Worten und großen Schwächen, er hat die Konſequenz zu Schande gemacht, hat das Wort „Legitimität“ erfunden, hat die Julirevolution für Ludwig Philipp und den allgemeinen europäiſchen Frieden gerettet.

Lafayette und Talleyrand — da ſind die zwei Enden der Revolution, nimmt man noch Mirabeau dazu, ſo haben wir auch die tugendhafte und laſterhafte Leidenſchaft, die drei alten franzöſiſchen Edelleute erſcheinen wieder nebeneinander auf der Tribüne der Nationalverſammlung, und die Revolution hat wieder ihre Helden, denn dieſe drei Edelleute haben ſie geleitet. In ihnen finden ſich alle Vorzüge und Schwächen der Revolution, die Guillotine ausgenommen, welche dem bürgerlichen Terrorismus vorbehalten blieb.

Leidenſchaften bringen weit, ſie ſind das Blut des

Lebens, gar keine Leidenſchaften beſitzen bringt noch weiter — Talleyrand hat die beſte Carrière gemacht. Principien, Grundſätze fundiren den Mann, geben ihm die Stellung — Principien und Grundſätze ſind ihm ſtets lächerlich geweſen, aber er hat nie öffentlich darüber gelacht. Wenn er wirklich ein großer Mann iſt, ſo wird er's erſt in ſeinen Memoiren thun, und dies ſoll uns, falls wir's erleben, der Maaßſtab ſeyn, ob er ſich wahrhaft ſeiner und der Welt bewußt war, und nicht blos ein Glückspilz des zufälligen Erfolgs genannt werden darf.

Talleyrand iſt ein lehrreiches Buch ohne Titel. Das heißt: er verſteht wie Keiner die Kunſt, nicht klug zu ſcheinen, nicht klug auszuſehen. Man nennt ihn den erſten Diplomaten Europa's, und wenn von einem Diplomaten die Rede iſt, ſo denken ſich die Leute einen zugeknöpften, ſuperfeinen Mann, der vom Wetter ſpricht, wenn von Krieg und Frieden die Rede iſt, der geheimnißvolle Mienen macht, in deſſen gefalteter Stirn tauſend arrières pensées eingeſchachtelt liegen. Nichts von alle dem iſt an Talleyrand zu ſehen: immer lächelnd, immer geſprächig, nichts verbergend, Alles beſprechend hat er ganz das Anſehn eines bon enfant. man wird zutraulich ſtatt rückhaltend in ſeiner Nähe, mit einem Scherz, einem bon mot behandelt er europäiſche Lebensfragen, nie iſt Geſchäft, Abſicht an ihm zu merken.

Schnelle, kurzſichtige Leute haben ihn einen Betrüger genannt. Man kann ſich nicht plumper ausdrücken. Es iſt eben ſo thöricht, als wenn die Hiſtoriker ein fatales geſchichtliches Ereigniß einen Irrthum nennen. Talleyrand iſt das Fatum der modernen Geſchichte, das Fatum hat kein Gewiſſen, es iſt ein Gewiſſen. Er iſt ein Bild moderner Liebe, die keine Treue mag, wenn dieſe nicht aus der Liebe fließt — er liebt nur das, was ihm liebenswerth iſt, und darum auch nur ſo lange es ihm liebenswerth iſt, er thut nichts aus Gewohnheit, darum kennt er die Treue nicht, die Treue im platten Sinne des Worts.

Und wenn das Alles nicht gelten ſoll, nun wohl ſo nenne man ihn den Jeſuiten der Geſchichte. Waren die Jeſuiten ohne Moral, ſo war doch in ihrer Ganzheit eine Größe, und ſie brauchten mehr Klugheit um die Welt zu betrügen, als die Welt beſaß. Es iſt ſehr lächerlich, die größte Klugheit nicht auch eine Größe zu nennen.

Wir ſagen nicht, die Geſchichte ſey eine Betrügerin, obwohl ſie uns täglich täuſcht; wir ſind oft im Irrthum über ihre Moral, aber nur die Frivolſten ſagen, ſie habe gar keine.

So vorſichtig muß man auch mit Talleyrand ſeyn. Es iſt eine ſehr wichtige Erſcheinung, daß weder ſie noch er jemals ausgelacht worden ſind; man verwünſcht die Geſchichte, aber ſie ändert deshalb ihr Antlitz nicht, man hat Talleyrand von hinten Fußtritte gegeben, und er hat vorn weiter gelächelt. Beide ſind niemals Narren zu nennen.

Wem iſt es nicht ſchon in warmen Sommernachmittagen begegnet, wenn er über Land ging und die Sonne quälte ihn, und die ſchöne Gegend ſah ihn ſtarr und vertrocknet an, und die meiſten Vorgänge der Weltgeſchichte, welche nicht nach ſeinem Geſchmack waren, gingen ihm durch den

Kopf, wem iſt es da nicht begegnet, daß er alle Wiſſenſchaft, alle Principien, alles gewonnene Abſolute bei Seite warf, und in die mürriſchen Worte ausbrach: Ach, ſind wir Narren! Nichts iſt ſicher, feſt, unfehlbar in dieſer Welt, jeder Satz, jede ſogenannte Wahrheit läßt ſich niederlegen, was quält, was verbittert man ſich das Leben mit dem hartnäckigen Eifer für Dies oder Jenes; warum nimmt man nicht, was ſich bietet, iſt es nicht am Ende weiſer, überhebt man ſich nicht der Welt, wenn man ſich von ihren Leidenſchaften emancipirt!

In ſolch einer Sommernachmittagsſtunde ſcheint Talleyrand in die Welt getreten zu ſeyn. Wenn er auch nicht über Land gegangen iſt, dieſe Gedanken ſind in ihm geweſen, wenn er jemals mehr geweſen iſt als ein gemeiner, gedankenloſer Egoiſt. Und ſie kommen einem altfranzöſiſchen Grafen, der ſich in die Politik begibt, ſo leicht und natürlich — wer hat das Abſolute der Politik erfunden, denkt er, die Menſchen werden ewig Menſchen bleiben mit Ehrgeiz, Leidenſchaft, Egoismus, ſie werden's bleiben in dieſer und jener Form der Regierung, jede Form hat ihr Extrem, welchem ſie nicht entgeht, hier iſt zu viel Poeſie der Willkühr, dort zu viel Proſa des Todten, Gemachten, Ausgerechneten, und die Hände, welche hier und dort lenken, bleiben immer Menſchenhände; es iſt kaum als weſentliches übrig, daß die Leute ſo viel als möglich vor Hunger und Durſt geſchützt werden.

Das iſt ſein Raiſonnement, und ich hab' es immer für zufällig gehalten, daß Talleyrand die längſte Zeit unter der trikoloren Fahne gedient hat. Er war und iſt die Objektivität der Politik, er hat nur einen Grundſatz gehabt, keinen zu haben, die Weisheit der Menſchen iſt ihm gewiß immer unzulänglich erſchienen, was blieb da anders als die Klugheit für ihn übrig? Zum Glauben an die Weisheit gehört auch wirklich ein gewiſſer Ernſt des Herzens, eine Poeſie des Glaubens, die er nie beſeſſen hat. Von dieſem Geſichtspunkte aus leuchtet es ein, daß weder Ariſtokratie noch Demokratie, noch andere dieſer kouranten Begriffe dem Weſen nach jemals für ihn exiſtirten. Er hat es auch nicht einmal zu Sympathieen und Antipathieen gebracht, weil er zu ſeinem Glücke niemals ein politiſches Herz beſaß. Nur Geld und Macht hat er gewollt, ob in leinenem Kittel, im ſchlichten Rock und Titel der Republik oder im Treſſenrocke und Glanze der Monarchie, das war ihm einerlei.

Er iſt das bedenklichſte Beiſpiel, wie weit man mit Verleugnung aller innern Theilnahme an der Welt, wie weit man mit der Klugheit kommen kann. Noch jetzt rollt er als Plenipotentiaire der Politik in die Höfe der Tuilerieen, er iſt das Orakel des klugen Louis Philipp, er iſt noch mächtig wie 1790, 1815 und 1830, ſeine Wangen ſind roth, er iſt über achtzig Jahr alt, und die Journale ſagen, er wird jünger ſtatt älter, und Niemand ſieht's ihm an, daß er, ich glaube, vierzehn Eide geſchworen hat, wo der ſpätere immer den früheren aufhob.

Charles Maurice Talleyrand v. Perigord iſt im Jahre 1754 zu Paris geboren. Seine Verfahren gehen tief in's graue Frankenthum zurück bis in's elfte Jahrhundert zu Beſo Grafen Charreux oder von der Marche. Sie hießen früh Grafen von Perigord, und legten ſich den Namen Talleyrand von einer Beſitzung bei.

Alſo von zweifelloſer Familie, von ſouverainen Grafen, von jener Ariſtokratie ſtammt er ab, welche einem Könige Ludwig nichts weiter gelaſſen hatte als die Domaine Laon, von jener Ariſtokratie, welche Ludwig XI. mit dem magern, aber ehernen Arme zerbrach, welche Ludwig XIV. mit der Reitgerte demüthigte und regierte, und deren verwahrloſ'te Söhne ſich in der Revolution rächten.

In Maurice Talleyrand fand ſich indeſſen nichts von Rache, Rache iſt ihm ein phantaſtiſcher Aufwand — er war zum Prieſter beſtimmt, legte früh einen feinen durchdringenden Verſtand an den Tag, und der Klerus glaubte in ihm eine Stütze ſeiner wankenden Herrlichkeit zu ſehen. Charles Maurice hatte wirklich die ſchönſten Anlagen zu einem Pabſte, und das wäre er auch zuverläſſig geworden, wenn er ſeiner Kirche Zukunft und Macht zugetraut hätte. Er erinnert auf's Lebhafteſte an jene ſteinernen Biſchöffe und Kardinäle, welche immer ſegnend lächelten, in jedem neuen höhern Poſten andre Anſichten predigten, und dick und feiſt wurden bei Enthaltſamkeit von allerlei Fleiſch.

Daß er ein wenig hinkte, vergab man ſeinem Geiſte, der über jedes Hinderniß hinwegſprang, in neuerer Zeit haben die geiſtreichſten Leute ihre Vorzüge mit einem Klumpfuße oder einem zu kurzen Beine bezahlen müßen. Außer Talleyrand hinkte Lord Byron, Walter Scott, hinkt Chateaubriand, und Viennet, der Dichter, wenn er Verſe macht. Schon Leſage hatte „le diable boiteux erfunden, und le diable hat in Frankreich immer für geiſtreich gegolten, nur in Deutſchland giebt's „Dumme Teufel."

Das Alles wußte der Klerus von ſeinen Amtsverrichtungen her, und im Jahre 1780 wählte er Talleyrand zu ſeinem Generalagenten. Talleyrand war damals noch nicht 26 Jahre alt, und kurz darauf erhielt er ſogar das Bisthum Autun.

Hier angekommen ſah er ſich um, und ſuchte ſeine Leute. Er wollte eine Carrière machen. Die Verhältniſſe fingen an, ſich zu entwickeln, er wendete ſich an Mirabeau, der damals mit Calonne, dem Finanzminiſter in Verbindung ſtand. Calonne war bekanntlich der Homöopath unter den Financiers, er wollte den verſchuldeten Staat durch neue, immer größere Schulden hüten, den verſchwendeten Schatz durch Verſchwendung kuriren. Dabei hatte er ſich an Mirabeau gewandt, und es findet ſich noch ein Brief von dieſem vor, welcher folgendermaaßen beginnt:

„Sie bedauern, daß ich mein geringes Talent nicht verwenden will, um ihre ſchönen Entwürfe auszuarbeiten; wohlan, mein Herr, erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Mann nenne, der dieſes Beweiſes von Vertrauen in jeder Beziehung würdig iſt. Der Abbé von Perigord vereint mit einem großen und geübten Talente die umſichtigſte Klugheit und eine jede Probe aushaltende Verſchwiegenheit. Sie werden nie einen Mann finden, welcher zuverläßiger, eifriger im Dienſt ꝛc.“ —

Mirabeau, der ihn damals empfahl, wird ſpäter von ihm hintergangen, und ſie geriethen in Feindſchaft. Die Revolution nöthigte ſie zwar zu einer äußerlichen Vereinigung, aber erſt auf dem Sterbebette hat ihm jener vergeben.

Talleyrand fuhr übrigens um jene Zeit noch fleißig nach Verſailles, ſpielte loſe Spiele mit den ſchönen Hofdamen, war fein witzig, artig, galant, machte Calembourgs, ſchrieb Billets auf Seidenpapier.

Als die Generalſtaaten zuſammen berufen wurden, ernannte ihn ſeine Ballei Autun zum Deputirten. Bald nach den erſten Sitzungen ſchaute er mit ſeinem Falkenauge in die tiefen Lücken des alten Frankreich, er erkannte, daß Verſailles ein Todtenhaus wurde, und wie einer alten Liebſchaft ſagte er dem Hof Adieu, Adieu den geiſtreichen Billets, womit er die petits levers verwirrt und entzückt hatte.

Schon damals ſchnitt er ſich im Stillen eine Republikanerjacke. Man rief ihn nach Hofe, man unterredete ſich heimlich und eifrig mit ihm, aber er war ſchon lange untreu. Er beſaß die feinſten hiſtoriſchen Nerven, und witterte den politiſchen Tod lange ſchon, wenn das Opfer noch ſcheinbar rüſtig und lebendig war. Nur darin war er konſequent, daß er mit Todeskandidaten nichts zu ſchaffen haben wollte: wie ein Liebhaber wechſelnder Art bereits neue Berührungen anknüpft, wenn man ihn noch in den Umarmungen älterer Liebe völlig beglückt glaubt; auch in den Küſſen entdeckte er die tödtliche Krankheit des Herzens. Darum ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller über ihn: ſeine Verſchiedenheit von den übrigen Staatsleuten beſtand nur darin, daß er nicht wie dieſe noch eine Zeitlang bei der Leiche ſitzen blieb. Es iſt wahr: die Meiſten haben's nicht beſſer gemacht als er, haben nicht weniger die Herren gewechſelt, nur thaten ſie's mit weniger Geſchicklichkeit, mit mehr Pietät, und hatten darum zumeiſt weniger Vortheil davon. Pietät ſtand nicht in Talleyrands Katechismus.

Zu allgemeiner Verwunderung ſprach der Held der petits levers, der Biſchof von Autun für die

Vereinigung der drei Stände. Der Hof war beſtürzt. Talleyrand brauchte wie alle hiſtoriſchen Leute viel Geld und hatte immer viel Schulden — der Hof bot ihm hohe Summen. Aber er hatte von Jugend auf rechnen gelernt, der Kalkul war ſein Herz, und er wußte jetzt, auf welcher Seite mehr zu erwarten war. Er lehnte das Geld an ſich, das Geld als Beſtechung nicht ab, ſondern weil er auf der andern Seite mehr zu erwarten hätte — „Geld vom Hofe genommen," ſagte er, wird künftig nur Veranlaſſung zum Sturze ſein, und da ich es nöthig habe, mich zu bereichern, ſo will ich meinem Glück eine feſtere Grundlage geben."

Der Sturm der Baſtille bricht los, Talleyrand wird zu Verſailles in der Nationalverſammlung zu der Deputirtenkommiſſion gewählt, welche nach Paris reiſen und der Kammer Bericht erſtatten ſoll. Damals erkannte er in der unabſehbaren Volksmenge, welche dieſen Deputirten entgegenjauchzten, in den blitzenden Augen der Ouvriers, in den rauchenden Trümmern des alten Zwingſchloſſes, daß die Vergangenheit bis auf den Tod bedroht ſei, daß nur Gewinn zu finden ſei inmitten des neuen Umſchwungs. In jener berühmten Nacht des 4. Auguſt, wo das alte Lehnsweſen von den Stimmen und Geſetzen der Nationalverſammlung zertrümmert wurde, in den folgenden Tagen, wo es ſich um die Verhältniſſe des Prieſterthums zum Staate handelte, da war Talleyrand fortwährend auf der Breſche. Er beginnt nicht damit, alte Rechte ſeines Standes aufzugeben, aber ſobald er ihren Leichengeruch wittert, ſobald er Andeutungen, Wünſche, entfernte Möglichkeiten ausſprechen hört, da faßt er das Alles zu einem ſchlagenden Amendement zuſammen, da iſt er der erſte, welcher jene Rechte aufgiebt, mit Emphaſe aufgiebt. Und ſo genießt er immer die populären Vortheile des Opfers.

Eben ſo kalkulirte er mit den Gütern der Geiſtlichkeit: obwohl es noch Niemand deutlich ausgeſprochen hatte, wußte er doch, daß ſie nicht mehr zu retten waren, und ſchlägt das Silberzeug der Kirchen und Klöſter zum Verkaufe vor, ja am 10. October hinkte er auf die Tribüne und gab als Biſchof von Autun die klerikaliſchen Beſitzthümer ganz der Nation Preis. Es kümmerte ihn nicht, wie ſeine Standesgenoſſen über ihn herfielen, wie ſeine eigene Ballei dagegen proteſtirte.

Dabei muß ſeine Redeweiſe gedacht werden. Sein Talent dieſer Art galt nur zu Anfange der Nationalverſammlung etwas, es iſt ein wenig zerblätternd, ohne Schwung und abſonderliche Kraft, aber fein logiſch, diſtinguirend, er erfindet neue Amendements gut, erfindet ſchlagende Worte für neue Zuſtände. Auch fehlt ihm jene franzöſiſche Rhetorik nicht ganz, welche entfernte Begriffe in eine überraſchende Phraſe zuſammendrängt, und ſeine Reden erweckten darum viel Theilnahme, weil ſie die Zuhörer gewiſſermaaßen mitwirken, mitſchaffen ließen. Er ſagte: die Sachen liegen ſo und ſo, und nun beſchrieb er, wie ſich ihm Gedanken aufgedrängt hätten, nun lud er ein, dieſe Gedanken nach allen Seiten mit zu betrachten, zu prüfen, nun rief er plötzlich: Sehen Sie meine Herren, iſt dies nicht der Alles überwältigende Gedanke, müſſen wir uns nicht mit unſern Verſtandeskräften dieſer oder jener Idee ergeben? Es war eine logiſche Konverſationsberedſamkeit, aber keine im großen Stile.

Um jene Zeit ſtiftete er mit Lameth, Barnave, Lafayette, Mirabeau, Sieyes, Bailly den Klub der „Freunde der Konſtitution," was ſpäter der Jakobinerklub wurde. Das war die erſte Revolutionsgeſellſchaft, welche er in Kurzem verließ; mit vielen ſeiner politiſchen Freunde gründete er einen rivaliſirenden Klub, der Anfangs „Geſellſchaft von 1789," dann von dem Kloſter der Feullantiner, in welchem man ſich verſammelte „Klub der Feuillans" genannt ward. Lafayette, Barnave begleiteten ihn dahin; gegen den Jakobinerſtil, welcher unbeſchränkte Volksſouverainetät verlangte, begnügte man ſich hier mit monarchiſcher Demokratie. —

Verſchwender haben immer die ſtrengſten ökonomiſchen Theorieen; er empfahl auf der Tribüne ſtets die Sparſamkeit, und vergaß das auch nicht, als zum 14. Julius die Jahresfeier der Revolution abgehalten werden ſollte. Wie mag er heute lachen, wenn er an jenen Tag auf dem Marsfelde zurückdenkt, an die drollige Maſkerade ſeiner Jugendzeit. Ganz Paris war auf den Beinen, Talleyrand als Biſchof von Autun, zog voraus mit der Geiſtlichkeit. Wegen der Gleichheit, die auch unter die Prieſter gerathen war, trug er wie alle übrigen ein weißes Chorhemd und eine dreifarbige Schärpe um den Leib. So beſtieg er den ſogenannten Altar des Vaterlandes, und hielt bei dem Gewirbel der Trommeln und dem Rauſchen der kriegeriſchen Muſik unter freiem Himmel das Hochamt ab. Der König Ludwig ſaß auf dem Throne, die Deputirten, die Departementschefs ſaßen rings im Kreiſe, die drei und achtzig Paniere flatterten, ſo weit das Auge reichte nichts als Menſchen und Köpfe, revolutionaire Köpfe — und Talleyrand ſtieg die erſten Stufen hinab und weihte die Oriflamme und die Fahnen, Lafayette tritt zu ihm hinauf und ſpricht zuerſt den Schwur und drückt die Spitze des Degens auf den Altar, und die Kanonen donnern, und das ganze Marsfeld erdröhnt vom Stimmengebraus. Und als auch der König und die Nationalverſammlung geſchworen hatten, und die Feuerſchlünde ſchwiegen, da ſtimmte Charles Maurice Talleyrand den Lob- und Dankgeſang an, zwölfhundert Muſiker und die vielen tauſend Stimmen fallen ein.

Es giebt kaum einen merkwürdigeren Moment in der Geſchichte, man glaubt das Schickſal wie die lächelnde Ironie in eigner Perſon auf den weißen Sommerwölkchen des Julitages ſitzen zu ſehn — Talleyrand, der an nichts glaubt, als an die Klugheit, dem warſcheinlich ſehr irdiſche Pläne dabei durch den Kopf gehn, Talleyrand ſpielt feierlich den Prieſter Gottes, und ſanktionirt die Dauer einer Verfaſſung.

Am 25. Februar 1791 weiht er auch den erſten konſtitutionellen Biſchof ohne Erlaubniß des Pabſtes, ohne Prüfung, ohne Glaubensbekenntniß — er ſah: das Rad war im Rollen, und er rollte mit.

Dafür kam den 1. Mai 1791 ein Breve des Pabſtes an, was hauptſächlich gegen Talleyrand von Perigord gerichtet. „Der Pabſt ſuspendirte ihn von allen prieſterlichen Verrichtungen, und erkommunizirte ihn binnen vierzig Tagen, wenn er nicht inzwiſchen ſeine Reue an den Tag legen würde."

Talleyrand lachte dazu, und dieſe Erſcheinung kam allerdings ſechs Jahrhunderte zu ſpät — die Geiſtlichkeit hatte in Frankreich ihre Rolle zu Ende geſpielt, bald nach jenem Aktus legte Talleyrand ſeine biſchöfliche Würde nieder.

Man erzählt, daß Talleyrand um die damalige Zeit ſtark geſpielt habe, und zwar mit Glück, wie ſich das bei ihm von ſelbſt verſteht; denn ſeine Kunſt und ſein Glück beſtanden ja eben im glücklichen Spiele. Er ſollte in Kurzem über 6—700000 Franks gewonnen haben, und man machte ihm öffentlich Vorwürfe darüber, denen er öffentlich begegnen mußte. Bei einer aufkeimenden Republik werden die Vergnügungen der frühern Zeit ſchon an ſich leicht zu Laſtern geſtempelt und ein gewiſſer Rigorismus iſt im Allgemeinen jungen Republikanern eigen, ſo wenig ſie Perſönlichkeit geſtatten, ſo wenig dulden ſie perſönliches, individuelles Abweichen von Sitten und Gewohnheiten, welche aus der Theorie konſtruirt ſind. Talleyrand, der ſo ganz und gar nicht zu ähnlichen Formen paßte, nimmt ſich ſehr ſpaßhaft aus, wenn er des Spiels halber den Reuigen ſpielt. Sein Brief ſagt, er habe zwar nicht in öffentlichen Spielhäuſern, ſondern im Schachklub 30000 Fr. gewonnen, aber „ich führe dieſe Thatſache keineswegs an, um mich zu rechtfertigen. Der Geſchmack am Spiele hat ſich ohnehin auf eine Beſorgniß erregende Weiſe verbreitet. Ich liebte es nie, und werfe mir daher um ſo mehr vor, der Verführung nicht hinreichenden Widerſtand geleiſtet zu haben. Ich tadle mich deswegen als Privatmann, aber noch mehr als Geſetzgeber, welcher feſt glaubt, daß die Tugenden der Freiheit eben ſo ſtreng ſein ſollen, als ihre Prinzipien, daß ein wiedergebornes Volk die ganze Strenge der Sittenreinheit wieder gewinnen, und daß die Nationalverſammlung über ſolche Ausſchweifungen wachen muß, welcher die Geſetze durch alle Mittel, die nicht gegen die ewigen Grundſätze der Gerechtigkeit und die Achtung für das Eigenthum verſtoßen, vorzubeugen trachten ſollen. Ich verdamme mich daher, und halte es für meine Pflicht, dies zu thun, denn ſeitdem das Reich der Wahrheit angekommen iſt, und man auf die unmögliche Ehre, keine Fehler zu haben, verzichtet hat, iſt es das erhabenſte Mittel, ſeine Irrthümer gut zu machen, wenn man den Muth faßt, ſie zu erkennen.“

Wie ſalbungsvoll! Und wie bezeichnend iſt der ſchwülſtige Stil.

Aber das Volk mißtraute ihm wirklich. — Um dieſe Zeit lag Mirabeau auf dem Tode, und ließ den Erbiſchof rufen, um ihm zu vergeben. Sie ſprachen ſechs Stunden lang mit einander und verſöhnten ſich — vielleicht erzählen einſt Talleyrands Memoiren, was der Sterbende geſagt, was Charles Maurice erwiedert hat. Talleyrand las Mirabeaus letzte Arbeit in der Nationalverſammlung vor, und da durch deſſen Tod eine Stelle im Direktorium des Departements erledigt war, ſo bemächtigte er ſich derſelben. Tod und Leben, Geſchichte, Glück und Unglück waren immer nur zum Vortheile für ihn da.

Im Junius 91 ereignete ſich die bekannte Flucht Ludwigs XVI., die nur bis Varennes reichte, und dabei verbreiteten ſich wieder die ungünſtigſten Gerüchte über Talleyrand. Man ſagte, er habe durch Vermittelung Mirabeaus dem Könige ſeine Dienſte antragen laſſen, und dieſes Anerbieten ſei nicht durchaus verworfen worden, er habe große Summen vom Hofe erhalten, und es ſeien ihm 80000 Franks geſtohlen worden.

Talleyrand erwiederte naiv genug: er ſei unglücklicher Weiſe gegen ein ſolches Ereigniß geſichert — umſonſt, er verlor neues Terrain im Wohlwollen der Nation.

Bald darauf ward er als Attaché der Chauvelinſchen Geſandtſchaft vom Könige nach London geſchickt, und das gab neue Veranlaſſung zu immer heftigerem Widerwillen gegen ihn, bald ſollte er für den König, bald für den Herzog von Orleans intriguiren, und es iſt allerdings ſehr unwahrſcheinlich, daß nicht bedeutende geheime Zwecke zum Grunde gelegen haben. Der Graf von Provence, der ſpätere Ludwig XVIII., wollte damals der kritiſchen Lage ſeines Bruders wegen im Auslande zum Regenten ernannt werden. Er berief eine Verſammlung der drei Stände nach Mannheim; es waren dies lauter Emigranten, und ſie ertheilten ihm ohne Weiteres das Recht und die Würde eines Regenten. Dieſem Treiben vorzubeugen, was Ludwig XVI. von einer andern Seite mit neuen Banden bedrohte, ſoll die Talleyrand-Chauvelinſche Geſandtſchaft nach London geſchickt worden ſein.

So kam's, daß Talleyrand als Mitglied dieſer Geſellſchaft auch von den Emigranten heftigſt angegriffen wurde, denen er ohnedies als revolutionairer Prieſter verhaßt genug war, und er ſtand nun in einem bedenklichen Kreuzfeuer. Das Volk in Paris machte reißende Fortſchritte, verjagte am 10. Auguſt 1792 den König aus den Tuilerieen, und Talleyrand, welcher bereits im Juli aus London zurückgekommen war, ſaß auf einem glühenden Roſte in Paris. Hätte ſich nicht damals Danton ſeiner erbarmt, der Mitglied des proviſoriſchen Vollziehungsraths war, er hätte wohl ſchwerlich den Weg nach London, ſondern den kürzeren nach dem Grèveplatze eingeſchlagen. Danton gehörte zu den Nachkommen Voltaire's, ließ neben ſeinen republikaniſchen Ideen auch ſeinen Launen und Sympathieen den Zügel ſchießen, nahm Geld und war nicht aus Grundſatz rach- und blutluſtig. Wenn er auch der erſte war, welcher die Nothwendigkeit des Schreckens mit ſeiner fürchterlichen Stimme von der Tribüne herab proklamirte, ſo gehörte er doch keineswegs zu den eigentlichen Scharfrichtern. Es iſt notoriſch, daß er während der triefenden Septembertage rettete, was er irgend retten konnte. Auch für Talleyrand hatte er ein Faible, der ſchlaue Diplomat, der tolerante Politiker gefiel ihm, und dieſem Zufall verdankte der Erzbiſchof ſein Leben. Danton ſchrieb ihm eigenhändig den Paß:

„Laſſet paſſiren Talleyrand, der ſich auf unſern Befehl nach London begibt."

Danton.

Mit dieſem Hauptſchlüſſel eilte „le boiteux" Hals über Kopf nach London zurück.

Es war auch die höchſte Zeit. In der eiſernen Kiſte des Königs fand man Papiere, welche Talleyrand verdächtigten, er ward vor die Schranken des Convents gefordert, und das klang damals ſo voll wie Todesbotſchaft. Achille Viard ſagte aus, er habe Talleyrand in vertrauten Verhältniſſen zu mehrern Ausgewanderten ſtehen ſehen, wie zu Narbonne, zum duc d'Aiguillon etc. — Talleyrand ward in Anklagezuſtand verſetzt.

Umſonſt ſchickte er ein Rechtfertigungsſchreiben an den Convent, das Anklagedekret blieb in Kraft, und da er natürlich wenig Luſt bezeigte, zurück zu kehren, ſo ward er auf die allgemeine Liſte der Emigranten geſetzt. Aber die Emigranten in England nannten ihn einen Spion der Jakobiner, Pitt brachte die Fremdenbill gegen ihn in Anwendung und verbannte ihn. Binnen drei Tagen mußte er England verlaſſen.

Das war die Zeit der ſieben magern Kühe für ihn, es gab nichts zu diplomatiſiren, kein Geld, keine Macht, oder beſſer umgekehrt: keine Macht, kein Geld zu erwerben. Er ging nach Nordamerika; ſehr offenherzig ſchrieb er von dort an Frau v. Genlis: „Ich denke kaum an meine Freunde, ich beſchäftige mich nur damit, mein Glück wieder aufzubauen.“

Die Unthätigkeit machte ihn mürbe und verdrießlich, und er ſchrieb ſogar an dieſelbe Dame: „Ich werde keinen Theil mehr an den Geſchäften nehmen, ich habe ſie für mein ganzes Leben ſatt.“ — Frau v. Genlis ſagte ſehr richtig zu dieſer launiſchen Aeußerung: „Die Ehrgeizigen gleichen den Liebenden, welche Unzufriedenheit und Aerger für Beſiegung der Leidenſchaft und für Vernunft halten.“

Talleyrand wäre längſt geſtorben, hätte er unthätig in Amerika verbleiben müſſen; die Intrigue iſt ihm ſo nothwendig, wie andern Leuten die Ruhe.

Der neunte Thermidor kam, ſein intimſter Gegner, welcher die Voltaire'ſche Laſterhaftigkeit tödtlich an ihm haßte, Maximilian Robespierre, der blutige Rigoriſt, ward geſtürzt, guillotinirt. Bei Maximilians Tode athmete Maurice wieder auf; nun war wieder Hoffnung da, das Directorium kam an's Ruder, er ſchrieb eifrigſt an Frau

v. Staël, und dieſe ſprach eifrigſt in Chénier hinein, für die Rücknahme des Talleyrand'ſchen Anklagedekrets zu wirken. Dieſer that es und das Dekret ward aufgehoben. Talleyrand ſchiffte ſich ſogleich nach Hamburg ein.

Hier lernte er die Oſtindierin Mad. Grandt kennen, ſie war ſehr ſchön und intereſſirte ihn. Er hatte immer gern mit Frauen zu thun. Dieſe Mad. Grandt iſt's, von der er ſagte: die hat keine Ahnen, aber ein Herz, und ſie wird mich nie des Egoismus und der Undankbarkeit beſchuldigen. — Mad. Grandt iſt alſo eine ſehr ſeltne hiſtoriſche Perſon.

Er kam nach Paris und ſuchte ſich wieder einzurichten: Direktor Barras, ein Lebemann, war bald durch ſeine, vornehme Manieren gewonnen, Rewbell bewunderte den vollendeten Diplomaten in ihm, Laréveillère, der Theophilanthrop, welcher gern eine deiſtiſche Kirche geſtiftet hätte, nahm Intereſſe an dem Erzbiſchof, der vom Papſte in den Bann gethan war, Letourneur ignorirte ihn und nur Carnot war unerbittlich. Er ſchilderte ihn, wie ihn heute noch Viele ſchildern, als er zu

Chénier ſagte: Er bringt alle Laſter des alten Regime mit, ohne eine von den Tugenden des neuen angenommen zu haben; er hat durchaus keine feſten Grundſätze, wechſelt ſie vielmehr je nach Wind und Wetter. Er war Philoſoph, als die Philoſophie Mode war, iſt jetzt Republikaner, weil man das heut ſeyn muß, um etwas zu werden, und morgen wird er die Tyrannei proklamiren, wenn ſie ihm Nutzen bringt; ich will von ihm um keinen Preis was wiſſen, und ſo lange ich am Staatsruder bleibe, ſoll er gewiß nichts werden.

So ſprach der eiſerne Carnot, der Ariſtides der Franzoſen, den ſelbſt Napoleon nicht erweichen konnte — zu ihm paßte freilich Talleyrand auf keine Weiſe.

Das war eine fatale Zeit für Talleyrand, und er war oft ſehr verſtimmt, wenn er Frau v. Staël beſuchte. Unbeſchäftigt, unwichtig in den Salons herumzuſtreichen, dicht neben der Macht unmächtig zu ſeyn, das war hart, ſehr hart für ſeinen Drang. Er verſuchte es, ſich dem Grafen von Provence anzubieten — vor Napoleon war die Emigration immer noch mächtig, es gab noch keine eiſernen Barrièren um Frankreich, der Graf von Provence war in Blankenburg, und Fouché, Cambacérès trugen ſich ihm an, Talleyrand wollte nicht der letzte ſeyn — aber die Emigranten ſchrieen Zeter über ihn.

Sein feines Auge wurde indeſſen dabei nicht blöde. Bei der ſchönen, leichtſinnigen Wittwe des Generals Beauharnais fand er täglich jenen jungen, ſchmächtigen General, welcher am 13. Vendémiaire durch ſein entſchloſſenes Kanonenfeuer das Direktorium gerettet hatte, und witterte etwas von Zukunft in dem kleinen, gelben Malkontenten. Der kleine Korſikaner war glühend verliebt in Joſephine Beauharnais, und wenn er nicht verliebt war, ſo war er eben ſo verdrießlich wie Talleyrand, daß er nichts zu thun hatte. Frau v. Staël ſoll damals, oder nicht lange vorher, dem Kleinen oft mit ihrer Börſe zu Hülfe gekommen ſeyn.

Talleyrand war der erſte, welcher den Namen

Bonaparte oft nannte, und die Frau von Stael wiederholte ihn gegen Barras. Dieſer hätte die Verbindung Bonapartes mit Joſephine gern geſehen, und Talleyrand rieth nun dem jungen General eifrigſt dazu. Dieſer hatte einige Scheu vor Joſephinens Unbeſonnenheit, und hielt mit ſeinem Antrage zurück. Talleyrand trieb täglich. „Citoyen," ſagte er, „Sie haben Beweiſe eines glühenden Patriotismus gegeben; man wirft Ihnen vielleicht etwas Ueberſpannung vor, jetzt aber ſind wir gemäßigter; Ihre Dienſte am 13. Vendémiaire gefallen nicht allen, ſie haben den Anſtrich des Jakobinismus, und davon iſt es gut ſich rein zu waſchen; Sie werden dies durch Siege thun, denn dies iſt die in Frankreich einzig mögliche Art von Rehabilitation; man wird Sie dann nur mit Lorbeern bekränzt ſehen. Glauben Sie mir, nehmen Sie eine Frau, die Ihnen ſchöne Hoffnungen zur Morgengabe bringen wird."

Talleyrand ſoll wirklich Barras vermocht haben, dem jungen Bonaparte die Armee in Italien anzuvertrauen.

Frau von Staël ſprach übrigens unaufhörlich in Barras hinein, man möge dem Talleyrand eine Stelle im Direktorium geben. Trotz alle dem hatte dieſer nie eine allzu vortheilhafte Meinung von der geiſtreichen Frau; er ſagte einmal von ihr: Aus einem Quadratzoll webt ſie hundert Ellen Stoff. Ich kenne ſie ſo genau, daß ich ihr nur das große Geheimniß mittheile, von dem ich will, daß die ganze Welt es wiſſe. Trotz dieſer Vorſicht läßt ſie mich doch immer tauſendmal mehr ſagen, als ich ihr geſtanden habe. Sollte ſie ſich Bonapartes bemächtigen, ſo würde ſie ihn mit Himmel und Hölle entzweien, die Planeten und unſere Erde nicht zu vergeſſen.

Man ſieht an Madame Staël recht deutlich, daß es oft wichtiger iſt, gut ſchweigen, als gut ſprechen zu können. Denn dieſer Mangel verleidete ſie Napoleon, und zerſtörte ihr bürgerliches Leben.

Talleyrand war zu tief in der öffentlichen Meinung geſunken, er war noch nicht an's Ruder zu bringen, derſelbe Chénier, welcher auf Zureden der Frau von Staël ſeine Rückkehr bewirkt hatte, ſagte von ihm: der Abbé Moriz will, nachdem er Monarchiſt, Orleaniſt geweſen, und Robespierriſt nicht ſeyn konnte, weil Maximilian nichts von ihm wiſſen wollte, einſtweilen Directorialiſt werden, in der Hoffnung, das zu ſeyn, was die Regierung ein wenig ſpäter werden wird. Dieſer — und hier brauchte er einen Ausdruck, wie er für einen Exprälaten durchaus nicht paßt — gleicht einem Schwamme, der alle Flüſſigkeiten, in welche man ihn taucht, einſaugt, nur mit dem Unterſchiede, daß der Schwamm wiedergiebt, was man ihm anvertraut, unſer Freund aber Alles für gute Beute erklärt.

Talleyrand blieb unerſchüttert höflich; es iſt auch Unrecht, von einem bedeutenden Staatsmanne zu verlangen, daß er nichts weiter ſeyn ſoll als zu dieſer oder jener Partei gehörig. Chénier iſt nach einem kurzen Ruhme untergegangen, verdorben, verkümmert, Talleyrand regiert heut noch die Welt. Es blieb ihm ſpäter nichts übrig, als ſpitzige Verſe im Dachſtübchen auf Moriz zu machen, welcher im goldnen Pallaſt wohnte, und natürlich vergeſſen hatte, wie ihn Chénier mit ſeiner lebhaften Rede von der traurigen Verbannung errettet hatte. Es war Talleyrands Talent, die Vergangenheit zu ignoriren, Dankbarkeit paßt nicht in's Staatsleben, ein guter Diplomat kann nicht verpflichtet und nicht beleidigt werden. Moriz hat ſpäter zu Chéniers ſchimpfenden Verſen gelächelt, und er hat auch gelächelt zu den republikaniſchen Schlußworten:

Ich weigre mächt'gen Feinden Schmeichelei,
Und ſtreue Weihrauch einſamen Altären.

Armer Chénier! Es mag brav ſeyn, an einſamen Altären zu hungern, aber klug war es nicht, denn Talleyrand nahm keine Notiz davon.

Uebrigens war er um jene Zeit, wo Carnot ihn zu Boden hielt, auch nicht weit vom hungern, und doch war ſeine Gewiſſenhaftigkeit nicht Schuld daran. Eine Kutſche konnte der Erzbiſchof nicht mehr bezahlen, er fuhr in einem Miethskabriolet und zehrte an dem letzten Louisdor. Trotz dem machte er keine beleidigenden Verſe, war in allen Salons, war fein, artig, lächelte viel, führte geiſtreiche Geſpräche und ſchmachtete wie ein ergebener, nicht wie ein mürriſcher Liebhaber nach Politik; kurz war liebenswürdig. Das wirkt in der Politik wie bei Damen. Im Salon der Frau v. Monteſſon, der verwittweten Herzogin von Orleans, wo die beſte Geſellſchaft von Paris ſich damals verſammelte, war er täglich, und eines Tags ſagte dort Jemand, durch die feinen Manieren Talleyrands, ſein Ahnenerbtheil, bezaubert, er ſey ſo liebenswürdig, daß ihm eine Frau nichts verſagen könne.

Ihre Gunſt nicht — verſetzte Frau v. Monteſſon — aber ihr Vertrauen.

Täglich ging er damals in das Hôtel Salm, wo ſich der konſtitutionelle Klub verſammelte, den Benjamin Conſtant geſtiftet hatte. Mit der eifrigſten Ergebenheit vertheidigte er hier das Direktorium, und ſo drang er durch, daß endlich ein Sturm auf Carnot begann.

Barras und Larévellière ſchlugen vor, ihn zum Miniſter des Auswärtigen zu machen. Carnot ſprang mit einem Fluche vom Stuhle auf, und rief: Was, dieſes Spottgebild von einem Pfaffen, den Ränkeſchmied, der uns allen, einen nach dem andern, auf öffentlichem Markte, für den geringſten Vortheil verkaufen würde. —

Ach, ſagte Larévellière verdrießlich, wen hat er denn ſchon verkauft?

Carnot. Wen? zuerſt ſeinen Gott.

Larévellière. Er glaubte nicht an ihn.

Car. Warum diente er ihm dann? Ferner ſeinen Stand.

Lar. Aus Philoſophie.

Car. Aus Ehrgeiz. Endlich ſeinen König.

Lar. Haben *wir* ein Recht, ihm das zum Verbrechen anzurechnen?

Car. Höre, Larévellière. Vergleiche mich meinetwegen mit dem Teufel, und ich werde darüber lachen; aber zürnen würde ich, wenn Du mich mit dieſem Menſchen in eine Linie ſtellteſt.

Nun trat Barras dazwiſchen, wies die Privatleidenſchaften zurück und erklärte, daß Talleyrand in der diplomatiſchen Welt einen ausgezeichneten Ruf beſitze, von den Kabinetten Europa's ſehr gern als Miniſter des Auswärtigen geſehen und dadurch manches Geſchäft ſehr erleichtern würde.

Carnot gab nicht nach, ward aber überſtimmt, und am 13. Meſſidor des Jahres V. (15. Juli 1797) ward Charles Maurice Talleyrand Miniſter des Auswärtigen.

Um dieſe Zeit begannen Napoleons Siege in Italien, und er erzwang den Frieden von Campoformio. Talleyrand ſchrieb ihm die ſüßeſten Briefe und Schmeicheleien; an den Fußtapfen erkannte er den Löwen. Im Jahre 1786 hatte Napoleon anonym eine Preisaufgabe bei der Akademie von Lyon gewonnen. Der feine Miniſter ließ das ganze Archiv der Akademie durchſtöbern, bis er dem jungen Feldherrn die Aufmerkſamkeit beweiſen und die Abhandlung überreichen konnte. Aber Napoleon hatte nichts von der gutmüthigen Erinnerungsſeligkeit langſamer Menſchen, en avant, en avant hieß es bei ihm, als noch ſo viel zu thun übrig blieb, zum großen Aerger des Miniſters warf er die ſchöne Abhandlung in's Feuer

Als das Direktorium den rückkehrenden Sieger auf das Glänzendſte empfing, hielt Abbé Maurice eine pomphafte und ſchwülſtige Rede, die zwar gewiſſermaaßen den 18. Brumaire prophezeihte, ſonſt aber bis zur Einfalt übertreibend war. Dadurch entſtand zum erſten Male das Gerücht, Talleyrand ließe ſich ſeine Arbeiten machen, er habe wohl Geiſt, aber keine Kenntniſſe. Das Gerücht iſt oft wieder erwacht, und man hat es durch mancherlei Erzählungen und Argumente zu belegen geſucht. Zur Zeit der Nationalverſammlung ſollte der Abbé Laubry, nach deſſen Tode der Abbé Desneraudes und ſpäter der Graf v. Hauterive für ihn gearbeitet haben. Man erzählte, Talleyrand ſey eines Tages plötzlich zum Direktorium berufen worden, und Rewbell habe einen Bericht über die Barbareskenſtaaten auf der Stelle verlangt — Talleyrand ſetzt ſich, aber es will nicht gehen, er ſchreibt ein Paar Worte, ſtreicht ſie wieder aus, bringt nichts zu Stande. Rewbell wird ungeſtüm und in ſeiner heftigen Manier ziemlich hart. Talleyrand entſchuldigt ſich mit dem Mangel an Sammlung, eilt nach Hauſe und bringt wirklich nach einigen Stunden eine treffliche Arbeit. — Dem Grafen von Hauterive ſoll er immer nur den Titel diktirt und mit den Worten das Ganze überlaſſen haben: Fahren Sie fort, Sie kennen meine Ideen.

Er hat dieſe Invektiven immer wie ein großer Geiſt ignorirt.

1798 veranſtaltete das Direktorium ein Jahresfeſt der Hinrichtung Ludwigs **XVI.**, und es galt die Aufgabe, Bonaparte für die Theilnahme zu gewinnen. Dieſer wollte nicht den Tod eines redlichen Mannes triumphirend begehen helfen. Talleyrand ſtellte ihm vor, es betreffe einen politiſchen Zweck und den Tod eines Tyrannen. Umſonſt. „Sind Sie katholiſch?“ fragte er endlich. — Ja. — „Und doch würden Sie dem Sultan in die Moſchee folgen?“

Das müßte ich, wenn ich ſein Soldat wäre.

„Voici der nämliche Fall: Frankreich feiert den Tag, und Sie ſtehen im Dienſte Frankreichs.“

Bonaparte jagte ihn fort, aber er kam zehnmal wieder, und erreichte es endlich, daß Bonaparte die Theilnahme zuſagte, und nur nicht in Uniform erſcheinen wollte.

Im Jahr 1815 war Talleyrand der erſte, welcher zu Wien Sühnungsceremonien vorſchlug für denſelben 21. Januar. —

— Unter dieſem ſeinem Miniſterium führte er Gleichheit des Maaßes und Gewichtes ein. —

Zum Zuge Bonapartes nach Aegypten hatte er auf das Thätigſte mitgewirkt; als aber die Expedition nicht nach Wunſch von Statten ging, desavouirte er ſeine frühere Theilnahme. Indeſſen war im Allgemeinen noch ſo viel republikaniſche Strenge herrſchend, daß ſich die öffentliche Meinung immer drohender und am Ende unwiderſtehlich gegen ihn bildete. In der „Reitſchule“ verſammelte ſich ein beachtenswerther republikaniſcher Klub; von dort aus erhoben ſich die bedenklichſten und ſchwerſten Anklagen gegen Talleyrand. Unter ihnen figurirte ſeine Verbindung mit dem Abbé de Montesquieu und andern Vertrauten Ludwigs XVIII. Man wußte, daß Barras ſchon vor dem 18. Fructidor mit den Agenten Ludwigs XVIII. unterhandelt hatte, man ſagt, er habe auf Talleyrands dringendes Zureden eingewilligt, Alles für die alte Familie zu thun, wenn man ihm 1,200,000 Fr. Renten oder baare 12 Millionen Fr., einen anderweitigen Jahrgehalt und die Domaine Crosne oder Chambord zuſichere. Und es ſchien faſt, als ob man das Alles dem Barras und deſſen leichtem Sinne nicht ſo hoch anrechne, als dem verdächtigen Miniſter Talleyrand.

Die Journale, die Redner ſtürzten mit allen möglichen Invektiven über ihn her, und nöthigten ihn wirklich, am 18. Meſſidor ſein Portefeuille niederzulegen.

Als er ſich aufgab, gab er auch das Direktorium verloren, er hatte deſſen geringe Lebenskraft bis in das verkohlte Herz hinein erkannt, und nun ſchloß er ſich ganz an die Familie Bonaparte. Er war jetzt täglich in Malmaiſon bei Madame Joſephine Bonaparte, und alle Unzufriedenen kamen dahin. Er ſchrieb häufig und dringend nach Aegypten.

Endlich am 17. Vendémiaire des Jahres VIII küßte Napoleon zu erſten Male den Boden Frankreichs bei Fréjus, am 24. war er in Paris. — Talleyrand fuhr täglich zu ihm und zeitigte mit Induſtrie den Plan zum 18. Brumaire (10. November 1799.)

In Paris ahnte man nichts von einem bevorſtehenden Staatsſtreiche. Wenige Tage vorher ſaß Talleyrand bei Frau von Staël und ſie rieth ihm, ſich doch wieder enger an Barras anzuſchließen und an's Direktorium. —

„Giebt es denn noch ein Direktorium?“

Was heißt das, Talleyrand? Iſt denn Frankreich ohne Regierung?

„Ich ſehe fünf Miniſter, die auf Koſten der Republik wohnen, ſpeiſen, ſich wärmen, kleiden, raſiren laſſen, im Luxembourg in vollem Koſtum einherſtolziren, aber die vollziehende Gewalt finde ich dort nicht, wiſſen Sie, Madame, wo die jetzt iſt? — In der rue de la Victoire.“ —

Alſo der kleine Mann hat die Uſurpation begonnen? —

Am 18. Brumaire vollendete er ſie bekanntlich, Talleyrand hatte ihm Sieyes, einen der Direktoren, Fouché, Cambacérès, Semonville gewonnen, der Rath der Alten lieh ſeine Hand, der Rath der Fünfhundert ward durch Grenadiere aufgehoben, welche bei Trommelſchlag durch den Saal marſchirten und die Deputirten zum Theil durch die Fenſter nöthigten, Barras hatte frühzeitig ſeine Entlaſſung gegeben, Gohier und Moulin, die ſich Anfangs ſperren wollten, hinkten am Ende damit hintendrein. — Das Konſulat beginnt.

Man hat auch dies dem Talleyrand vorgeworfen, zum Sturze einer Regierung eifrigſt mitgeholfen zu haben, welche ſich ihm ſo überaus willfährig und gefällig bewieſen hatte.

Als ob die Politik in den Caſino-Rückſichten und Verhältniſſen eines kleinen Städtchens ſich bewegen könnte!

Um die öffentliche Meinung einige Wochen zu ſchonen, ward Talleyrand erſt am 4. Nivoſe (24. December) Miniſter des Auswärtigen.

Er ſah es kommen, daß die republikaniſche Zeit bergab ging, und zwar, wie das bergab zu gehen pflegt, mit großer Haſt, darnach geſtalteten ſich auch nun ſeine Manieren und Ausdrücke. Bisher hatte er ſich immer zu rechtfertigen, die öffentliche Meinung zu berichtigen geſucht — das hörte nun auf. Sein Sekretair Desneraudes, welcher Tribun geworden war, ſchlug für den Erhaltungsſenat mit vieler Wärme den berühmten Arzt Portal vor. Talleyrand war nicht recht damit zufrieden, und machte einige tadelnde Bemerkungen:

Als Tribun gehorche ich meinem Gewiſſen — erwiderte Desneraudes.

„Was Gewiſſen! Nicht wegen Ihres Gewiſſens, ſondern wegen Ihrer Stimme ſind Sie zum Mitgliede des Tribunals ernannt worden.

Auf dieſe Antwort verließ ihn ſein Sekretair und ging zur Oppoſition. Man muß aber zugeſtehn, daß Talleyrand den Bonapartiſchen Gang vollkommen vorausgeſehn und in dieſen Worten angedeutet hatte. Sich zu orientiren verſtand er über die Maaßen.

Die ganze Diplomatie ward nun in ſtrenge Formen und Regeln von ihm eingeordnet. Die frühere Beſchützerin Frau von Staël ward jetzt ganz vergeſſen, auch das Faible, was er früher für ſie gehabt haben ſoll, war plötzlich verſchwunden. Talleyrand ahnte vortrefflich, wie dieſe lebhafte, regierungsluſtige Frau dem neuen Herrn gar bald mißfallen würde, und auch ſeine Neigungen hatten ſich diplomatiſches Blut angewöhnen müſſen. Die ſchöne, aber geiſtloſe Mad. Grandt war jetzt die einzige Auserkorne. Wenn man Talleyrand fragte, was er mit einer Frau wolle, die ſo gar unbedeutend ſei, erwiederte er: Ich liebe ſie, um auszuruhn.

Frau v. Staël fragte ihn einmal ſehr pikirt, was er thun würde, wenn ſie und Mad. Grandt in's Waſſer fielen.

„Sie beſitzen ſo viel Geiſt, Madame — war ſeine Antwort — daß Sie ſich aus jeder Gefahr zu helfen wiſſen; ich würde daher Madame Grandt retten.“

Sein ſpecieller Umgang mußte ihm auch geſtatten, langweilig zu ſein, und Mad. Grandt war allerdings dafür ſehr bequem. Aber ſelbſt dieſer trieb er das Ausruhen oft zu weit, er ſaß einmal ſo lange bei ihr auf dem Sopha, daß ſie eine Ohnmacht affektirte, um ihn los zu ſein. Er machte ein Fenſter auf, um friſche Luft einzulaſſen, Mad. Grand entrüſtet, daß auch eine Ohnmacht nichts helfe, ſprang in die Höhe, und er ſah nun wohl, worauf es abgeſehen ſei. Lächelnd ging er von dannen, und kam lächelnd den nächſten Tag wieder.

Ein großer Theil ſeiner Geſchicklichkeit beſtand darin, nie etwas übel zu nehmen. Das ſogenannte feine Ehrgefühl iſt ihm ſtets ein phantaſtiſcher Luxus geweſen.

Es iſt merkwürdig, daß er bei ſeiner Luſt zu ſchwatzen nie zu viel ſagte, nie Dummheiten anrichtete, und man kann ſich's wohl erklären, daß er in ſeinen Negligéeſtunden mehr ausruhte und langweiliger wurde als es andere ehrliche Leute werden.

Jetzt ſpielte er nun wieder den maitre d'esprit in Malmaiſon, wie einſt in Verſailles und in den Directorial-Salons, und der konſulariſche Hof lebte wie der Hof Ludwigs XVI., wie das Beſuchzimmer des Bürgers Barras von Talleyrands Vonmots. Für Joſephine war er der willkommenſte Mann: ſie brauchte immer viel Geld, und der Konſul war ſparſam; ſie machte Schulden und hatte nicht den Muth, es Bonaparte zu geſtehn. Talleyrand that's für ſie, und entlud das erſte Toben des Konſuls auf ſich.

Madame la Contemporaine erzählt viel galante Dinge aus jener Zeit Talleyrands. Es herrſchte zum Aerger der Madame Grand viel Vertraulichkeit zwiſchen ihnen. Sie erzählt in ihren Memoiren Folgendes:

„Ich fuhr nie nach dem Miniſterium, ohne dort zwei Stunden zu bleiben. Beſonders zogen meine Haare die Attention Talleyrands auf ſich, und waren eines Tags von ſeiner Seite der Gegenſtand einer ſehr bizarren Arbeit. Seine Finger hatten meine blonden Locken ſo in Unordnung gebracht, daß man kaum hätte glauben ſollen, ſie je wieder zurecht machen zu können. Die Hand, welche für Frankreich Friedenstraktate unterzeichnete, wollte der ſtörriſchen Laune ſelbſt ein Ende machen, in welche mich dieſe Unordnung verſetzt hatte, und mich wie eine Macht behandeln, von welcher er den Frieden erkaufen mußte. Der Miniſter nahm eine meiner Locken nach der andern und wickelte ſie in ein feines, zartes Papier, arrangirte ſie unter meinem Hut und bat mich, das Gebäude unzerſtört zu laſſen, bis ich wieder zu Hauſe wäre.“

„Ich trieb die Geduld ſo weit als er die Galanterie, und da ich bemerkte, daß die Papiere, deren er ſich zu Papilloten bediente, Bankbillets zu tauſend Thalern waren, ſo nahm ich eine Haarlocke nach der andern, und ſagte: Hier iſt noch eine, Monſeigneur.“

— „Dieſe Anekdote wird beweiſen, mit welcher Grazie Talleyrand Kleinigkeiten zu behandeln wußte. In dem Augenblick, als ich mich ſo friſirt noch in ſeinem Kabinet befand, und die tauſend geiſtvollen Dinge anhörte, die Seine Excellenz mit einer bezaubernden Unbekümmertheit ſagte, da tritt der Kammerdiener ein, und meldet den Bürger *, Geſandten der cisalpiniſchen Republik. — „Schnell in dieſes Kabinet,“ ſagte Talleyrand zu mir. Ich hielt die Thür bereits halb offen —

und dieſes Backwerk auf dem Kamin! ſetzte ich hinzu, und wollte hinſpringen, um mich deſſen zu bemächtigen. — „Laſſen Sie es nur dort,“ verſetzte Talleyrand mit ironiſchem Lächeln, „er wird deswegen doch nicht davon eſſen. Ich will nicht, daß es Ihnen während des Horchens zu wohl ergehe.“

„Ich gehorchte; allein obſchon ich beide Ohren aufſpannte, vernahm ich doch weder etwas ſehr Ernſtes, noch etwas ſehr Geheimnißvolles; nichts deſtoweniger bemerkte ich die Ueberlegenheit Talleyrands über den andern Diplomaten. Der franzöſiſche Miniſter ſprach von der cisalpiniſchen Republik, ihren Intereſſen, ihren Verhältniſſen, ihrer Verwaltung, ſo daß man glauben konnte, der Geſandte höre alle dieſe Dinge zum erſten Male. Talleyrand kam, nachdem ſich ſein Beſuch entfernt hatte, zu mir und ſagte: „Nun haben Sie gehorcht?“ — Nein, aber ich ſah Sie dieſen wackern Bürger myſtificiren. — „Citoyen! welches Wort hat man da erfunden!“

Wie ſo? — „Ganz klar. Dieſer Ausdruck paßte für das Forum, für das Kapitol; zu Paris aber iſt er lächerlich — Sie ſind noch jung ma chère amie, und werden noch gar viele Thorheiten mit anſehn.“

„Thorheiten! die mögen noch angehn, man kann über ſie lachen; aber Verbrechen, Blut! Ach warum erſpart man uns nicht von nun an dies ſchreckliche Schauſpiel!“

„Es iſt leichter, zu hoffen, daß Alles zu Ende ſei, als es zu verbürgen. Unſere Metzelei-Politiker haben Freunde hinterlaſſen.“

Gehörte der Mann, der Sie eben verließ, zu dieſer Art von Politikern?“

„Nein, c'est une bête.“

„Und dieſes ſo oft ausgeſprochene Beiwort, das alle Welt auf den Lippen führt, ſchien mir durch Talleyrands Ton und Blick eine neue tiefe Bedeutung zu gewinnen; wer es von ihm erhielt, der hatte ſein Patent der Lächerlichkeit für ewige Zeiten.“ —

— Die Verhältniſſe ſtellten ſich indeſſen immer mehr ſo heraus, daß Napoleon die Kriege führte und Talleyrand die Frieden ſchloß; es gab eine merkwürdige politiſche Ehe. Beide verſtanden das auf's Trefflichſte; der Salon war Talleyrands Schlachtfeld, die Feder und das kleine Wort ſein Schwert. Er gehörte zu jenen eminenten Talenten, welchen der welthiſtoriſche Muth, die wagende Courage fehlt, die Ausgezeichnetes leiſten, es aber nie zur Größe bringen. Er war der Genitivus eines großen Mannes. Nie hat er etwas gethan, weil ihn ſein Inneres dazu zwang, wie es großen Männern ergeht, aber er war das beſte Inſtrument, was zu finden iſt.

Das bethätigte er im Jahre IX. durch den Abſchluß des Friedens zu Luneville.

Napoleon war ſehr mit ihm zufrieden, und von jener Zeit datirt ſich Talleyrands und ſeines Friſeurs großes Vermögen. Er hatte damals alle Schlüſſel Europas im Kopfe, und die Börſe ſah er ſicher gehen und kommen wie Ebbe und Fluth — er begründete die Börſenherrlichkeit, und ſein Friſeur, der ihn während des Puderns murmeln hörte: „Kaufen — Verkaufen“ war ſein Börſenecho. So ſpekulirten Beide vortrefflich.

Bonaparte mochte das nicht leiden, und fuhr ihn an: „Man hat mir berichtet, daß Sie reich, ſehr reich ſind, Monſieur, und daß Ihnen das Geld von der Börſe zugefloſſen iſt. Sie haben in den Renten ſpekulirt!" — Talleyrand ſah ihn ernſthaft an und erwiederte: „Ein einziges Mal."

„Was?"

„Ich habe am Abende vor dem 18. Brumaire gekauft und am andern Tage wieder verkauft."

Und Napoleon lachte.

Bei einer andern Gelegenheit war ihm indeß Talleyrands Börſengeſchicklichkeit ſehr angenehm: ſein Bruder Joſeph verlor bei einem plötzlichen Sinken der Fonds ſo viel, daß ſein Vermögen nicht hinreichte, den Verluſt zu decken, die Verbindlichkeiten zu erfüllen. Bonaparte ſelbſt konnte nicht helfen. Da ward Talleyrand gerufen — „Quoi," rief dieſer, „nichts weiter als dieſe Bagatelle, das iſt ja nichts; man braucht die Rente nur zu heben, und ſie wird ſteigen." —

„Aber das Geld dazu?"

„Auch eine Kleinigkeit. Deponiren Sie im

Leihhauſe oder in der Amortiſationskaſſe, und Sie werden das Geld haben, um die Rente zu heben; ſie wird ſteigen, Joſeph wird verkaufen und gewinnen, das Alles unterliegt nicht dem mindeſten Zweifel.“

Und das glückte Alles, wie er's geſagt. Für Joſeph Bonaparte hatte er eine wirkliche Vorliebe, und er ſoll die Palaſtrevolution zu Neapel geleitet und ihm den hübſchen Thron daſelbſt zubereitet haben. „Ich freue mich über ſein Glück,“ hat er an Girardin geſchrieben, „er wird Alles, was er anfängt, gut machen; er beſitzt die Gabe, ſich Liebe zu erwerben, und damit gelingt Alles.“

Alſo auch den Punkt kannte der Abbé Maurice, wo Poeſie und Politik zuſammenfallen.

Talleyrand brauchte ſein Geld, und lebte wie ein Paſcha. Ludwig von Bourbon, dem Prinzen von Parma, welcher durch den Frieden von Luneville König von Hetrurien geworden war, gab er zu Neuilly ein Feſt, worin er ganz Florenz extemporiren ließ: man ſaß auf dem Platze vor dem Palaſte Pitti und in den Gärten tanzten und ſangen Toskaneſerinnen.

Nur vor dem geiſtlichen Stande hatte er eine unüberwindliche Scheu eingeſogen — dieſe entſchiedene Antipathie befremdet völlig an ihm, ſie paßt nicht zu ſeinem ſonſtigen Indifferentismus. Als Napoleon, um leichter zu regieren, das Chriſtenthum wieder einführte, wollte er Talleyrand zum Kardinal machen laſſen — „es iſt ſein urſprüngliches Loos," ſagte Napoleon, „er kehrt in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück und ſchließt den ewigen Deklamationen gegen ſich den Mund." —

Aber nie hatte Talleyrand ſo entſchieden Nein geſagt. Seine Eltern hatten ihn, obgleich er der Erſtgeborne war, zum geiſtlichen Stande genöthigt, es iſt keine Frage, daß er nie Neigung dazu gehabt, aber es iſt auffallend, daß er ihm ſo ganz und gar odiös war. Man könnte manchmal denken, es habe ein poetiſcher Zorn in ihm aufkommen können, daß man ſeine Jugend mit Kirchenſchatten und Geplärr bedeckt habe. Er zog zuweilen heftig gegen eine Arie los, die in ſeiner Nähe geſungen ward, weil ſie ihn an die Zeit erinnerte, wo er habe den Kirchengeſang lernen und im Chore ſingen müſſen.

Es könnte ein ſkurilles Bild abgeben, den alten Talleyrand als kleinen Chorknaben abgemalt zu ſehn.

Eines Tages ſaß er beim Souper in tiefen Gedanken, einer der Geſellſchaft ſpricht im Laufe des Geſprächs die Worte: „Es iſt ein komiſcher Kerl, es iſt ein verheiratheter Prieſter“ — da fährt Talleyrand in die Höhe, ergreift einen Löffel, fährt damit in die Schüſſel und fragt den Sprecher drohend: „Monſieur, wollen Sie Spinat?“

Der Redner erröthete, die Andern lachten, und Talleyrand lachte mit, als er zu ſich gekommen war.

Napoleon ließ die Exkommunikation Talleyrands zurücknehmen, und nöthigte ihn Madame Grandt zu heirathen; auch zu dem heiligen Stande der Ehe bezeigte er wenig Luſt, aber der Herr und Meiſter beſtand darauf. Bekanntlich war Napoleon gegen jede Art bürgerlicher Unordnung ſehr empfindlich, auch das Konkubinat war ihm verhaßt. Kurz, Talleyrand mußte heirathen, und war hinterdrein außer ſich, daß ſeine Frau nicht bei Hofe erſcheinen durfte. Auch hier verläugnete er auf einen Augenblick ſeinen Charakter und wollte aus gekränktem Stolze ſeine Entlaſſung nehmen — Napoleon redete ihm jedoch gut zu, und Madame Grandt-Talleyrand erſchien einmal bei Hofe, wenn auch nur einmal.

Napoleon hielt ſie für ſehr ſchön, aber für einfältig und grenzenlos unwiſſend. Wenn man von der Klugheit Talleyrands ſprach, ſo ſprach man auch von der Dummheit ſeiner Frau. Dénon, der berühmte Reiſende, welcher Aegypten durchforſcht hatte, ſpeiſte eines Tags bei Talleyrand; dieſer hatte ſeiner Frau aufgetragen, ſie möchte in Dénons Werke kucken, damit ſie ihn was fragen könne, und bezeichnet ihr den Platz derſelben in ſeiner Bibliothek. Madame Talleyrand liest aber aus Verſehen Robinſon Cruſoe, und fragt nun Dénon nach ſeinem Schiffbruche, und wie ſich ſein treuer Freitag befände. Ein anderes Mal war von einem neuen Strafgeſetzbuche die Rede und von dem Paragraphen, daß der Mann, welcher ſeine Frau mit einem Buhlen ertappe, berechtigt ſei, beide zu tödten. Da ſagte Mad. Talleyrand: Solche Geſetze werden von Menſchen gemacht, welche nicht die mindeſte Erziehung haben.

Damals ſchloß Talleyrand den Meiſterfrieden zu Amiens und ſtieg auf's Höchſte bei Napoleon. Umſonſt intriguirte Fouché, ſein wahlverwandter Kamerad, gegen ihn; ſelbſt die traurige Geſchichte, daß der Herzog von Enghien erſchoſſen wurde, brachte ihm keinen Nachtheil. Man beſchuldigt nämlich Talleyrand, die meiſte Schuld dabei gehabt, einen freimüthigen, paſſenden Brief des Prinzen an Bonaparte zwei Tage unterſchlagen zu haben. Indeſſen war der Vorfall dem Conſul ſchwerlich ſo unangenehm als er ſich ſtellte, und die heftigen Aeußerungen Napoleons auf Helena gegen Talleyrand müſſen mit der Stimmung zuſammengehalten werden, welche der Abfall des Miniſters erzeugt hatte. Napoleon nannte die That ein Verbrechen, das zu nichts nütze, und Fouché ſagt in ſeiner großartigen Immoralität: es iſt mehr als ein Verbrechen, es iſt ein Fehler.

Es iſt jedenfalls ſehr ſchwer, etwas Entſcheidendes darüber zu ſagen. Jener Brief des Prinzen war an den Herzog von Vicenza, Caulaincourt, gegeben worden, der Herzog von Friaul hat ſich über den Brief geäußert, Caulaincourt niemals. Und ſo lange ſich von dieſem nichts vorfindet, wird die Sache zweifelhaft bleiben. Talleyrands Vertheidiger wenden natürlich ein: was hätte denn Caulaincourt veranlaſſen ſollen, einen Brief an Napoleon bei Talleyrand abgeben zu laſſen.

Wir wollen indeſſen nicht in Zweifel ziehen, daß Talleyrand ſein gut Theil dienſtfertiger Schuld dabei gehabt habe.

Bonaparte ward 1804 Kaiſer Napoleon, die Republik und ihre Rechnung, bald darauf auch ihre Namen wurden begraben. Die Ehrenlegion kam auf, Talleyrand erhielt das große Band. Aber er ſtand auch unterdeß mit allen Souverainen gut, und in demſelben Jahre gab ihm der König von Preußen den ſchwarzen Adlerorden, ein Paar Jahre darauf der Kaiſer von Rußland den Andreasorden mit Diamanten. Napoleon brauchte ihn übrigens damals wie eine Schreibfeder, er mußte überall bei ihm ſein. Er war um Napoleon im Lager von Boulogne, er ſchloß nach der Auſterlitzer Affaire den Presburger Frieden, und half 1806 Louis Bonaparte zum Könige von Holland machen.

Einen Monat darauf ſchenkte ihm der Kaiſer das Fürſtenthum Benevent.

Er hatte ſeine Carrière gemacht, der geächtete Charles Maurice war des Kaiſers rechte Hand und **Duc de Benevent.** Für das Herzogthum erhielt er doch ſpäter, als die Napoleoniſchen Beſitzungen fielen, eine angenehme Summe.

Der Krieg mit Preußen brach aus und Talleyrand fuhr mit der Armee bis Warſchau, arbeitete oft Nächte hindurch mit dem Kaiſer, und ſchloß am Ende auch wieder den Frieden von Tilſit. Vor dem Innern Rußlands hatte er eine geſpenſtiſche Furcht, eine hiſtoriſche Idioſynkraſie; er redete Napoleon aus allen Kräften ab, über den Niemen zu gehen, was dieſer damals ſchon wollte. Unter Anderm ſagte er: „Bedenken Sie, Sire, Oeſterreich und Spanien können ja bis nach Paris marſchiren, eh' Sie in dieſer heilloſen Entfernung nur das Geringſte davon erfahren.

Der Tilſiter Friede war der letzte, welchen er für Napoleon ſchloß. Champagny ward Miniſter des Auswärtigen, und Talleyrand Vice-Großwähler, der Zutritt zu allen Konſeils hatte. Die Gründe ſeines Rücktritts ſind nicht ganz klar, oder doch ſehr mannigfaltig: es war ein Juſtemilieu von Gnade und Ungnade des Kaiſers. Talleyrand hatte ſich viel Indiskretionen zu Schulden kommen laſſen, er ſpielte zum Nachtheil mehrerer Regierungen ſo ungeheuer an der Börſe, daß ſich namentlich deutſche Fürſten lebhaft beim Kaiſer beſchwert hatten; er war dreiſt geworden. Dennoch wollte ihn Napoleon durchaus nicht entbehren, und er war auch noch beim Erfurter Kongreſſe mit ihm. Später ſoll er dem Kaiſer von Rußland vertraut haben, Napoleon ſpöttle hinterm Rücken über ihn. Mittheilung und Faktum ſind indeſſen ungewiß. Es war durchaus nicht Napoleons Art, kleine Komödien zu ſpielen, er verſchmähte es nicht immer, ſtolze Phraſen zu brauchen, die er nicht ehrlich meinte, aber perſönliche Freundſchaft heuchelte er nicht in dieſer Weiſe.

Man hat vorgebracht, die ſpaniſchen Verhältniſſe ſeyen der erſte Grund geweſen zur halben Trennung Napoleon's und Talleyrand's. Der letztere habe gegen die ſpaniſchen Unternehmungen geſprochen. Dies war indeſſen nicht der Fall, die Intriguen mit dem Friedensfürſten waren, auch abgeſehn von Allem Uebrigen, dem Geldbeutel Talleyrand's äußerſt erwünſcht und förderlich.

Es iſt und bleibt aber auffallend, daß ſich Talleyrand, von hier aus, im Jahre 1808, von Napoleon abwendet und mit größter Heimlichkeit in ein royaliſtiſches Comité eintritt. Man muß zugeſtehn, daß dies auf den Gedanken bringt, ſeine politiſchen Handlungen ſeyen nicht immer auf große Erfolge berechnet, ſeyen mit unter das Bedürfniß zu intriguiren geweſen. Napoleon hatte noch nicht einmal den Gipfel ſeiner Laufbahn erreicht, die Räder ſeines Untergangs, Spanien und Rußland, waren noch nicht einmal in Bewegung geſetzt. Talleyrand war vielleicht durch den langen Glanz ein wenig verwöhnt, eine ihm unnatürliche Eitelkeit möchte dadurch erregt ſeyn, denn er hat es nie vergeben, Mittelmäßigkeiten wie Cambacérès und Aehnliche an Rang über ſich zu ſehen.

Dürfte man auch hier an einen weiten hiſtoriſchen Vorausblick glauben, ſo wäre die Kaſſandra übertroffen, und Talleyrand wäre mehr als der große Diplomat.

Aber das Richtige für Talleyrand's Betragen dürfte wohl nur in den nächſten Gründen zu ſuchen ſeyn. Konnte auch ein feines Auge vorausſehen, daß dieſe künſtliche damalige Macht, welche an eine ſtählerne Perſönlichkeit gefeſſelt war, keine zweifelloſe Zukunft habe, ſo war die Rolle, welche Talleyrand 1808 zu ſpielen anfing, jedenfalls ſeiner Klugheit unangemeſſen. Ein Mann wie er thut nichts Montags, was Sonnabends zu rechte kommt; ſeine Perſönlichkeit, welcher er ſich ſonſt immer ſo glücklich zu entäußern wußte, hat ihm damals einen Streich geſpielt, welchen nur ein ſeltnes Glück unſchädlich für ihn machte.

Er verſöhnte ſich ſogar mit Fouché, und ſie intriguirten zu Napoleons Sturze mit England. Die beiden Leute erſcheinen wie die Exponenten der großen Tragödie. Es ſtürzen um jene Zeit viele bedeutende Häuſer, Talleyrand verliert beinahe ſein ganzes Vermögen — Napoleon kommt ihm zu Hilfe. Dieſer war bei all ſeinen Fehlern ein Kaiſer, und kleinliche Undankbarkeit blieb ihm fremd. Er mißtraute bereits Talleyrand entſchieden, nahm ihm den Geſandſchaftspoſten in Warſchau wieder, zu dem er ihn vor der ruſſiſchen Expedition bereits deſignirt hatte, und gab ihn dem Herrn von Pradt, aber er rächte ſich nicht durch Nadelſtiche.

Als er nach Rußland ging, ſprach Maurice das merkwürdige Wort: Das iſt der Anfang des Endes. Und hier in dieſem Momente rückt er allerdings wieder in ſeine hiſtoriſche Stellung ein.

Als die erſten Unglücksnachrichten kamen, ſetzte er ſich mit Ludwig XVIII. in Verbindung. Obwohl er alle ſeine Papiere verbrannte, und mit der größten Vorſicht zu Werke ging, ſo entdeckte doch Napoleon das Meiſte. Es kam zu harten Auftritten, Talleyrand ſollte verhaftet werden, der Kaiſer ſagte ihm mit einem tödtlichen Blicke: „Wenn ich gefährlich krank werden ſollte, ſo werden Sie vor mir ſterben.“

Aber Charles Maurice ſagte mit ſchönem Gleichmuthe, es bedürfe für ihn keiner ſolchen Mahnung, den Himmel um die Verlängerung des kaiſerlichen Lebens zu flehen, beſchwichtigte Alles, machte neue Verſuche, in Gnade zu kommen, unterhandelte inniger mit Ludwig XVIII., entſchlüpfte drei, vier Male dem wildeſten Zorne Napoleons, und rettete ſeine Haut.

Der Feldzug in Frankreich begann, der Congreß in Chatillon bildete ſich, Talleyrand trat in Unterhandlung mit ihm. Den alliirten Herren ward der Rückzug abgeſchnitten, Paris mußte abfallen, um ſie zu retten. Paris fiel ab, Marmont kapitulirte, und der letzte Streich blieb zu führen: die Regentſchaft, die Kaiſerin mit dem Könige von Rom und Joſeph aus Paris zu bringen. Talleyrand führte ihn. Joſeph ward von ihm in Angſt gebracht, die Kaiſerin übereilt — ſie flohen. Talleyrand empfing in ſeinem Hotel den Kaiſer von Rußland, und ſprach mit glühendem Eifer für Einſetzung der Bourbons, für die Nothwendigkeit der Legitimität.

Napoleon ward ein Leichnam genannt, der nur noch nicht rieche. Alexander ſagte, die Alliirten würden die Geſinnungen der Nation unterſtützen — „Wir ſind alle Royaliſten,“ ſagte Talleyrand, „und ganz Frankreich iſt es, wie wir es ſind.“

Eh bien, erklärte der Kaiſer Alexander, ſo werde ich mit Napoleon nicht mehr unterhandeln. Der Herzog von Piacenza, der einige Stunden ſpäter von Napoleon kam, fand deſſen Sache ſomit verloren.

Talleyrand errichtete am 1. April eine proviſoriſche Regierung und ſtellte ſich an die Spitze. Das war die Regierung des erſten April. Der Senat ward gewonnen, der geſetzgebende Körper ebenfalls, die Abſetzung Napoleons ward dekretirt. Napoleon dankte am 4. April 1814 in Fontainebleau zu Gunſten ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes ab.

Das war der gefährlichſte Streich für Talleyrand. Eine Geſandtſchaft von Marſchällen erſchien bei Alexander und ſprach mit größter Wärme für Napoleons Abdikationsbedingungen. Alexander ſchwankte, Alles ſtand für Talleyrand auf dem Spiele. Er ließ Alles überfluthen mit Proklamationen zu Gunſten Ludwigs XVIII., bearbeitete Marmont, ſich mit ſeiner Armee für die Legitimität zu erklären, führte die proviſoriſche Regierung zu Alexander und nahm das Wort. Er ſagte, ſie hätten ſich und ihre Familien kompromittirt, um ihm, dem Kaiſer Alexander zu dienen, ſie bäten um einen Zufluchtsort, wenn er den Marſchällen nachgäbe. — Alexander erwiederte, daß er Männer nicht verlaſſen werde, die Alles für ihn auf's Spiel geſetzt, daß er ſich noch nicht entſchieden hätte. Da kam die Nachricht, Marmont habe ſich für die proviſoriſche Regierung erklärt, die Marſchälle Ney, Oudinot, Moncey, Mortier, Jourdan, Fürſt Berthier, General Nanſouty, Cambacérès traten zu Talleyrand, Alexander erklärte ſich noch einmal für die Bourbons, und nun ritten Archambault de Perigerd, Talleyrands Bruder und Soſthène de Rochefoucauld durch Paris mit der weißen Kokarde, die Nationalgarde erhielt Befehl, ſie ebenfalls aufzuſtecken, Talleyrand gab dem Kaiſer Alexander und den Senatoren ein großes Gaſtmahl, die Geſundheit des Königs von Frankreich Ludwigs XVIII. ward jubelnd getrunken.

So hatte Talleyrand, wie er einſt die Revolution eingeleitet hatte, jetzt auch die Reſtauration geſchaffen; nun ſchadete es nicht mehr, daß man ihm nachſagte er habe in Amerika und Hamburg die weiße Kokarde getragen, nun paßte mancher frühere Witz erſt recht und man erzählte mit Wohlgefallen, wie er die neue Hofetikette Napoleons verſpottet habe. Da waren die kurzen Kleider Mode geweſen, und Frau von Marmier, eine geborne Choiſeul, hatte ein überaus kurzes getragen, weil ſie aber übrigens ſehr ſchön geweſen, hatte Talleyrand geſagt: „Ich glaube, daß ſie einen gar ſehr kurzen Rock trägt, um einen Schwur der Treue abzulegen."

In dieſe Zeit fällt auch jene arge Beſchuldigung, Talleyrand habe den Gauner Maubreuil zu einem Mordanſchlage gegen Napoleon, Joſeph und Jérome gedungen, eine Beſchuldigung, die nichts für ſich hatte als die Ausſage eines Schurken, Alles aber gegen ſich.

Ein Biograph, der ſeinen Helden kennt, würde Talleyrand von dieſem Verdacht frei ſprechen, auch wenn ſtärkere, überzeugendere Indicien vorhanden wären. Der Mord gehörte nicht in ſein Syſtem; das iſt eine arme Klugheit, welche ſo gräuliche Verbrechen zu ihrem Gelingen nöthig hat.

Eben ſo ungerecht iſt der Vorwurf, er habe beim Friedensſchluſſe Land, Feſtungen, Kriegsmaterial und dergleichen leichtſinnig, unnöthig Preis gegeben. Er rettete, was zu retten war, er ſuchte Gewinn, aber an's Ausland hat er Frankreich nie verrathen. Mit Perſonen und Syſtemen ſpielte und wechſelte er, wie es ihm gut dünkte; was man ihm weiter aufbürdet, kommt aus dem Munde derer, die überall zu viel Konſequenzen ziehen. Frankreich mußte ihm ſtets verbleiben, da er ſeinen Perſonen nicht treu war.

das vorgeworfene Betragen wäre alſo wiederum ein unkluges geweſen, und Unkluges darf man ex thesi von ihm abweiſen. Er dürfte leicht der klügſte Franzoſe genannt werden dürfen.

Ludwig XVIII. rüſtete ſich zur Abreiſe aus England, und Talleyrand inſtruirte ihn mit feiner Berückſichtigung ſeiner ſelbſt über Alles, namentlich über die Art der nun zu nehmenden Schritte. Das franzöſiſche Volk war wie ein ungezogenes Kind zu behandeln, was auf einen Augenblick ruhig iſt, bei dem unbedeutendſten ſchiefen Geſichte, was ihm vorkam, aber leicht wieder ſein Geſchrei anheben konnte.

In dieſer Art machten ihm, dem Interimsregenten, Charles Maurice Talleyrand, comte de Perigord, prince de Benevent, der Prinz von Artois, der bereits zu Paris war, viel zu ſchaffen.

Ludwig XVIII. kam zu Compiegne an; die Konſtitution, welche der Senat entworfen, ward nicht angenommen. Der neue König, von dem man ſagte, Konſtitutionen wären ſein Steckenpferd, wollte ſelbſt eine geben, was man in der Kunſt ſprache eſtreviren nennt. Talleyrand wird gerufen.

Was mach' ich mit der Konſtitution des Senats?

„Ah, Sire, pas beaucoup, wie ich glaube.“

Eh bien?

„Das was Eurer Majeſtät Ihre hohe Weisheit eingeben wird.“

Und was ſollen wir mit der Vergangenheit anfangen?

„Man muß ſie zu vergeſſen ſuchen, Sire.“

Sie ſind alſo für eine neue Konſtitution?

„Ich bin ein Franzoſe, und als ſolcher glaube ich, daß wir etwas Neues haben müſſen, und gäbe es in der ganzen Welt nichts mehr.“

Aber unſere Vorältern würden das verabſcheut haben.

„Der König, deſſen Recht ſich aus einem ſo hohen Alterthum herſchreibt, regiert erſt ſeit heute.“

Seit 17 Jahren, mein Herr.

„Seit dem Jahre der Gnade 978, wenn Eure Majeſtät es will.“

— Alexander wäre auf dem Wiener Congreſſe ohne Zweifel die ergiebigſte Quelle für Talleyrand geweſen, wenn er ſeine Stellung feil gehalten hätte. Alexander fand eine fortwährende Oppoſition an Talleyrand, der ſich an England ſchloß. Das Reich Sachſen anlangend, ergriff Talleyrand die Initiative und vertheidigte ſeine Rechte; dies und Polen, was Rußland Anfangs ganz für ſich behalten wollte, waren die Hauptſteine des Anſtoßes, welche den Kongreß in ein großes Schisma aufzulöſen drohten, auf deſſen einer Seite Frankreich, England, Oeſterreich, auf deſſen andrer Rußland und Preuſſen ſtanden. Es fanden wirklich ſchon Truppenbewegungen ſtatt, als die Nachricht eintraf, Napoleon ſey am 1. März bei Cannes an's franzöſiſche Land geſtiegen.

Dies erſchreckte Talleyrand tödtlich, er ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſchrie einmal über das andere: Alles iſt verloren — Alles iſt verloren! Denn er kannte die Haltbarkeit ſeines Bourbon'ſchen Hauſes am Beſten. Napoleon hatte Allen, welche ihn verlaſſen, Amneſtie bewilligt, nur dreizehn waren ausgenommen, und in dieſer eminöſen Zahl fand ſich auch Charles Maurice Talleyrand.

Er, Maurice nämlich, legte übrigens keineswegs die Hände in den Schooß, und erwirkte in der Angſt ſeines Herzens unter Anderem ſogleich jene Erklärung der Alliirten, welche Napoleon auſſerhalb des gemeinen Rechtes hinſtellt als Friedensſtörer. Talleyrand ließ ſeinen König wieder nach Gent flüchten und blieb zu Wien, wo er allerdings am Platze war.

Hier und bei vielen andern Einzelnheiten ſieht man übrigens genau, wie er niemals ſo vornehm über den Ereigniſſen ſtand, wie er vielmehr, ein Mann zweiten Ranges, ſich auf eine geſchickte Weiſe von ihnen tragen ließ, wie er nur geſchaffene Verhältniſſe zu nutzen, nicht aber im Ganzen und Großen zu ſchaffen wußte.

Sobald Napoleon auftritt, da ſchleicht er vom Markte in den Schatten der Häuſer; neben deſſen Gewalt fühlt er ſich dem Zufall Preis gegeben, hofft Gelingen, aber erwartet's nicht. Man ſtößt wirklich in Talleyrands Leben auf Momente, wo man erſtaunt ausrufen möchte: Er iſt doch nichts als ein kluger Intriguant, der viel Glück hatte.

Indeſſen iſt das Zeug, was ein hiſtoriſcher Intriguant zu ſeinem Geſchäfte braucht, von ſolcher Art und Wichtigkeit, daß es ihm eine bedeutende Stellung in der Geſchichte ſichert, auch wenn er weniger Reſultate erreicht hat, als Talleyrand.

Hundert Tage dauern nicht viel länger als drei Monate. Die Alliirten waren wieder in Paris, und Talleyrand bot wieder Alles auf, die Tuilerieen für Ludwig XVIII. zu erobern. Das ward ihm diesmal nicht ſo leicht, man hatte die Unpopularität der Bourbons zu deutlich geſehen, und Alexander war weder auf Louis XVIII., noch auf Talleyrand gut zu ſprechen.

Charles Maurice drang zwar noch einmal durch, ward noch einmal Präſident des Miniſterrathes mit dem Portefeuille des Auswärtigen, aber er war bereits in Paris ſo abgenutzt, daß er von einem preuſſiſchen Piquet eskortirt, ſeinen Einzug möglichſt incognito halten mußte, und die royaliſtiſche Partei brauchte ihn blos, um die Raſtanien aus der heißen Aſche zu langen. In jene Zeit fällt auch das abentheuerliche Projekt der Camarilla, ein Königreich Aquitanien zu errichten mit der Hauptſtadt Toulouſe, und Villele, der nüchterne Villele, unterſtützte dieſen Plan. Talleyrand bat umſonſt Ludwig XVIII., den Grafen von Artois, welcher der Mittelpunkt dieſer Partei war, eine Reiſe nach London machen zu laſſen.

Ludwig XVIII., den er gar zu wenig regieren ließ, wollte ihn ſelbſt, Herrn Talleyrand nämlich, los ſeyn, als er nicht mehr unentbehrlich war, „Talleyrand hat bis jetzt gute Karten gehabt,“ pflegte er zu ſagen, „ich aber habe den Trumpf gegen ihn aufbewahrt“ — und er nahm ihm das Portefeuille, und gab's dem Herzoge v. Richelieu, der eine Zeit lang ruſſiſcher Statthalter in Odeſſa geweſen war.

Was halten Sie von ihm, fragte man den abgeſetzten Charles Maurice: Ich glaube, erwiederte dieſer, daß er in Europa der Mann iſt, welcher die Krimm am beſten kennt.

Jetzt hatte er wieder Zeit, Witze zu machen, und ſeine nächſten Jahre werden am Richtigſten mit einigen Bonmots ausgefüllt —: eine Dame, die emigrirt geweſen war, beſchuldigt Ludwig XVIII., daß er kein Royaliſt ſey. — „Aber, Madame, ſagte Talleyrand, er iſt doch in Gent geweſen, und, Madame, er iſt bereit, wieder dahin zurück zu kehren.“ —

Ein Unzufriedner, der kein Amt bekam, beſchwert ſich darüber, und beruft ſich darauf, daß er doch auch in Gent geweſen ſey — „In Gent! Wiſſen Sie das gewiß? Ganz gewiß?“ — Wie ſo? — „Geſtehen Sie es nur offen: Sind Sie hingegangen, oder ſind Sie blos von dort zurück gekehrt?“ — Ich verſtehe Sie nicht. — „Eh bien, voyez, es fanden ſich in Gent ſieben bis achthundert Royaliſten ein — zurückgekommen ſind aber bereits 50000.“

Madame Grandt hatte ihm keine Kinder geboren, und er ließ ſeine Pair- und Fürſtenſchaft — Ludwig XVIII. hatte ihn zum Pair und Herzoge von Dino gemacht, — auf ſeinen Bruder übertragen. Er ſelbſt ging, um auszuruhen, nach ſeinem Schloſſe Valençay. Auf einer Spazierreiſe von dort warf ihn der Poſtillon um, und zwar an einem 13 Fuß hohen Abhange, aber einem Diplomaten, der das europäiſche Fatum iſt, kann ein Poſtillon nichts anhaben.

Als er ſich in den erſten zwanziger Jahren lebhaft für die Preßfreiheit und 1823 ſehr entſchieden gegen die ſpaniſche Intervention ausſprach, wollte ihn Ludwig XVIII. aus Paris verbannen, und ſagte zu ihm: Ich wünſche Ihnen glückliche Reiſe, ich habe gehört, daß ſie auf's Land gehen werden.

Nein, Sire, auſſer Ew. Majeſtät machten eine Reiſe nach Fontainebleau, in welchem Falle ich um die Gnade bitten würde, Sie begleiten zu dürfen.

Nein. — Am folgenden Tage dieſelbe Frage, dieſelbe Antwort. Ludwig XVIII. hatte nicht den Muth, ſich deutlicher auszudrücken. Endlich am dritten fragte er ihn: Wie weit iſt's von Paris nach Valençay?

Ma foi, Sire, ich weiß es nicht genau, aber es muß wenigſtens doppelt ſo weit ſeyn, als von Paris nach Gent.

Er verſchmerzte es ſchwer, daß er nichts mehr zu regieren hatte, dies war ihm Bedürfniß, wie dem Mädchen der Strickſtrumpf.

Die Bourbons haben mich verungnadet, ſagte er einſt in prophetiſchem Geiſte, das Beiſpiel des Direktoriums und Napoleons hat ihnen nicht zur Lehre gedient. Wohlan, ſie werden auch ſtürzen, es liegt in mir etwas, das denjenigen Unglück bringt, die mich vernachläſſigen.

Im Jahr 1830 ſtürzten ſie wirklich. Während wie früher Lafayette in den Straßen kommandirte, ſaß Talleyrand im Kabinet, und beſchied die ab- und zugehenden Kurriere Ludwig Philipps. Die Regierung annehmen oder nicht annehmen? das war die Hamletſche Frage. An einem ſchönen Auguſtmorgen ließ er ſich den Frack reichen, und fuhr nach dem Palais royal, er hielt die Revolution für reif, und ſagte zu Ludwig Philipp: Sire, es iſt Zeit, anzunehmen.

Und Ludwig Philipp nahm an.

Dieſer reſpektirt übrigens das Fatum in der hinkenden Figur des Grafen v. Perigord; er ſandte ihn auf das diplomatiſche Schlachtfeld nach London, oder mit andern Worten: machte ihn zum Miniſter des Auswärtigen. Das iſt ſein hiſtoriſches Amt. Wie man Napoleon ohne Weiters den Kaiſer nennt, ſo ſollte man Talleyrand den Miniſter des Auswärtigen nennen. Lord Palmerſton, äußerſt neugierig auf den gefürchteten grauen Diplomaten, war ganz erſtaunt und entzückt, einen beleibten, zuthunlichen Mann im blauen Frack und blauen Beinkleidern zu finden, deſſen weißes Halstuch ganz legèr zuſammengeknüpft war, der gar nicht geheimnißvoll that, zutraulich aus den kleinen, halb verſchwollenen Augen lächelte, über Alles ſchnell und unumwunden redete, Alles als Bagatelle behandelte, immer „ça s'arrangera, ça s'arrangera facilement“ ſprach, die ganze Politik wie eine Morgenkonverſation behandelte. Der Engländer fand ein bon enfant — der gute Engländer! Ein alter Edelmann, ein alter Hofmann, welcher in der Revolution aufgewachſen iſt, hat alle Manieren ſo zur Bequemlichkeit abgeſchliffen, daß man keine Ecke mehr finden konnte, wenn er das Aergſte zu ſagen hatte. Es iſt zu glauben, wenn Talleyrand Jemand ein Todesurtheil anzukündigen hätte, der Empfänger würde es unter Lächeln wie ein gewöhnliches Kompliment hinnehmen, und erſt auf der Treppe würde es ihm einfallen, daß der Spaß ſeinen Kopf koſte. Talleyrand iſt ein ächter Franzoſe, nur ein Franzoſe konnte ein Talleyrand werden: die Geſelligkeit, der Umgang iſt die Hauptſache, dazwiſchen werden Länder und Völker abgemacht, wie die Trümphe, welche man beim Whiſt einſtreut; aber die Ruhe, die Höflichkeit braucht keinen Augenblick unterbrochen zu werden. Haß, Leidenſchaft, Zorn gehören nicht in die geſellige Bildung; Talleyrand hat Niemand gehaßt, ſelbſt Robespierre, der ſchlimme Maximilian, iſt ihm nur fatal geweſen, und Napoleon war ihm unbequem.

Blut, Glaube, Begeiſterung, Poeſie, menſchheitliches Streben, das Alles, in deſſen Mitte er ſich bewegte, waren ihm gleichgültige Dinge, er war immer der Diplomat in der ſtrebenden Zeit — „nur wer den Augenblick ergreift, das iſt der rechte Mann,“ Theorien erſchöpfen die Welt nicht, beengen den Mann, kurze Gedanken und Thaten am rechten Orte verſchaffen die Siege. Er hat nie gearbeitet, oder ſtudirt, Talleyrand und Arbeiten paſſen nicht zu einander, aber er war immer aufmerkſam, ſah ſich um, kümmerte ſich ſtets um's Nöthige, war deshalb immer au fait.

Er ſchrieb und ſchreibt auf kleine Zettel, die in großer Menge auf ſeinen Tiſchen und Stühlen herumliegen. Das iſt noch heute ſeine Beſchäftigung, wenn er ſich im Bett erhebt, was ziemlich ſpät geſchieht. Bei der Chokolade läßt er ſich von den Neuigkeiten des Tags und der Politik unterrichten, dann ſchreibt er ein wenig an ſeinen Memoiren, dann fährt er aus. Er ißt mit gutem Appetite, denn er hatte von jeher einen ſehr guten Magen, und ſeine Nerven ſind ſtark und geſund. Selten zieht er ſich dann noch zurück, um ein Paar Zettelchen zu zerknittern, immer aber macht er Abends ſeinen Whiſt, nicht eine Revolution des ganzen Erdballs würde ihn daran ſtören. Er glaubt natürlich an nichts, und die Chancen der Weltgeſchichte ſind ihm nichts anders als die Chancen eines Rubbers — wie wird ſich das entwickeln, Prinz? fragten ſie ihn in London:

„Par hazard, Messieurs, par hazard.“

O, der Mann kann noch viel älter werden, wenn ihm nicht eben auch einmal ein Zufall begegnet.

III.

Karl Schall.

Karl Schall.

Es werden Viele nicht wiſſen, daß Karl Schall ein Schriftſteller war, und darum werden ſie ſich wundern, wie ich ihn zum Gegenſtande eines beſondern Artikels machen und inſofern die Aufmerkſamkeit für ihn in Anſpruch nehmen kann. Er war aber ein ſehr merkwürdiger Mann und ſtarb im Spätſommer 1833 in der guten Stadt Breslau im Lande Schleſien, wo er geliebt, gelacht, gegeſſen und gelitten hat. Drei oder vier kleine Luſtſpiele ſind von ihm geſchrieben worden, welche noch heute Freude machen, er hat überhaupt vielen Menſchen Freude gemacht, es war ſein Amt, was er gewiſſenhaft verwaltete. Ein großer Freudenmarſchall iſt in ihm verſtorben, ich halte es für unſre Schuldigkeit, den ſchwarzen Frack und ſchwarze Glacé Handſchuhe anzuziehen, die Citrone in die Hand zu nehmen, und ihm eine Morgenſtunde der Begleitung zu widmen. Wir werden nicht kindiſch bürgerlich weinen, und uns wie gefährliche Schauſpieler geberden, welche um jeden Preis einen Applaus wollen; das würde Schall's fröhliche Seele ſchlecht erfreuen, das würde ihn bedauern laſſen, uns nicht noch einmal auslachen zu können, und was nicht zu ändern iſt, ſoll man nicht bedauern.

Aber eh ich an dies Geſchäft gehe, dem luſtigen Karl Schall, Breslaus Sir John Falſtaff mit dem unerſchöpflichen Gelächter, ein Plätzchen auf dem père la Chaise zu ſuchen, muß ich meine Verwunderung darüber ausſprechen, daß mir ſeine letzten und nächſten Freunde Raum dazu laſſen. Denn zu dieſen gehörte ich nicht, ja ich war ſogar als polemiſcher Schriftſteller ein ſchonungsloſer Widerſacher vom heitern Schall, es iſt ſehr lang her, daß ich das letzte Beefſteak mit ihm aß auf ſeiner Junggeſellenſerviette, wie er zu ſagen pflegte. Und ein Paar abgekochte Worte alltäglicher Hausmannskoſt abgerechnet, wie man ſie jedem halbweg reputirlichen Todten ſpendet, der mit der halben Schule begraben wird, haben ſie über den verſtorbenen Freund nichts zu ſagen gewußt, oder richtiger nichts zu ſagen gewagt.

Und wenn ich mit Schall geſündigt hätte gegen die Geſellſchaft, wie ich es nicht gethan, ſondern wie ich's ihm vorgeworfen, ich hätte eine Rede aufgeſetzt voll ſchwarz und weißer, trauriger und luſtiger Worte, und hätte ſie mit lauter Stimme an ſeinem Grabe gehalten, und hätte ein paar meiner beſten Thränen auf ſeinen Sarg geweint, und hätte unter Schmerz und Freude und Zorn und Lachen den ſtummen Breslauern geſagt, daß ſie den liebenswürdigſten Narren, und darum ſehr viel verloren hätten an Karl Schall. Wahrlich das hätte ich gethan, wäre ich in Breslau geweſen, als man den todten, dicken Sir John von ſeiner alten Engelsburg zum letzten Mal hinausfuhr vor das Thor, und ihm den ewig heitern Mund mit erſtickender Erde bedeckte.

Als man ſie aufforderte, ihm ein Epitaphium zu ſetzen, da haben ſie die glatten, ſchwarzen Achſeln gezuckt, und gemeint, er habe ja nichts für die Welt gethan, als ein paar Luſtſpiele geſchrieben und ſehr viele roſenrothe Billets — wie käme die Welt dazu, Notiz von ſeinem Tode zu nehmen.

Das klingt ſtaatsbürgerlicher, als man's von Schall's Freunden hätte erwarten ſollen, aber hätten ſie ein wenig mehr Blut gehabt, ſo würden ſie nicht ſo ſtaatsbürgerlich geſprochen haben. Wenn man ein Mädchen vorübertrüge im ſchwarzen Kaſten und die alten Weiber ſtreuten Häckerling hinterdrein, und Alles wich ſeitab von dem todten Mädchen, und ich erkennte in ihr eine alte Geliebte, die einſt mein Aug und mein Herz erfreut hätte, ſo würd' ich allein auf heller Straße ihren Sarg umfaſſen, ihr Lebewohl ſagen, ja wenn ich einen alten Freund, der unterdeß ein Schuft geworden, auf dem Schaffot wieder ſähe, ich würde ihn umarmen, weil er einſt meine beſten Gefühle bewegt. Und Schleſiens braven, lieben Schall haben ſie begraben laſſen, und den Mund nicht zu öffnen gewagt, und doch hat er auſſer den Luſtſpielen und den roſenrothen Billets ihnen ſo unſäglich viel Freude gemacht.

Es war Alles roſenroth an ihm, er hat aller Welt Vergnügen bereitet, und iſt mit aller Welt in Berührung gekommen, und das iſt ſein großes Verdienſt, was ihn der eifrigſten Nachrede würdig macht. Wir können nicht Alle auf gleiche Art wirken und die Menſchheit hat tauſend Zugänge. Ein ganzes Land voll Menſchen weiß von jenem freundlich leuchtenden Sterne am Mittagshimmel nichts Nützliches, keine That zu erzählen, aber er hat tauſend und wieder tauſend Liebhabern geleuchtet, und ſie haben in ſeinem Schein die Seele, das Auge ihres Liebchens geſehen und geküßt, und wenn der Stern heut untergeht, ſo werden ſie viel von ihm erzählen, und dann nichts weiter anzugeben wiſſen, was er gethan, als daß er ihnen freundlich geleuchtet. Karl Schall hat durch ſeine unermüdliche kleine Worte, die er in ſeinen Luſtſpielen Kontretänze, in ſeinen kleinen Aufſätzen die zierlichſten Pas, in ſeinen Vorleſungen bunte Polonaiſen tanzen ließ, die als ſcheckige Arlequins in ſeinen Billets herumſprangen, ſo viel Luſt und flüchtiges Glück geſchaffen, daß er ſich mit manchem guten Schriftſteller darin meſſen kann. Ich möchte z. B. viel lieber Schalls Nürnberger Waare als des hochſeligen Knigge unverſchämt lügneriſchen „Umgang mit Menſchen“ fabricirt haben.

Für ſeine Luſtſpiele iſt ihm vielleicht nur ein kleines Eckchen in einer ausführlichen Literaturgeſchichte anzuweiſen, aber in einem Journal, was von und mit den kommenden und fliegenden Tagen lebt, in einem Buche, was die Zeit ſchildert, verdient Karl Schall, die luſtige Perſon Schleſiens, einen wichtigen Platz. Er iſt eine volle hiſtoriſche Erſcheinung zu Breslau geweſen, und er war ein breiter, umfangsreicher Mann, es iſt alſo ein geräumiger Platz leer geworden, ſeit ſie ihn hinaus getragen haben auf den Kirchhof.

Karl Schall war aus Breslau ſelbſt, ſein Vater war ein nicht unvermögender Kaufmann und ſein luſtiger Sohn mußte kurze Waaren verkaufen lernen, und das lernte er ſo gut, daß er ſich nie mit etwas Großem abgeben konnte, und bis an ſeinen Tod mit kurzen Waaren handelte. Aber er hatte ein weit größeres Talent zum Verſchenken, als zum Verkaufen, und wenn ſein Vater nicht bei Zeiten geſtorben wäre, ſo hätte er den ganzen Laden an ſeine Kaffee- und Theater- und Ecken-Bekanntſchaften verſchenkt. Denn er hatte ein ſehr weiches, empfängliches Herz, war voll ſenſibler Schwächen, und war von Jugend auf ein Dilettant des Schönen, der Schönen und der ſchönen Künſte. Sobald ſein Vater geſtorben war und ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlaſſen hatte, verwendete er all ſeine Aufmerkſamkeit auf das Theater, und er kannte alle Stücke, die ſeit jener Zeit auf den Brettern erſchienen waren, und den Charakter der Aktricen, welche darin agirt hatten, bis ins Detail.

Er begann ſeinen Herzensdrang auszuſtrömen in ſchuldloſen Charaden, hinter denen ſüße Worte und Namen ſteckten, in ſchwärmeriſch appetitlichen kleinen Gedichten, in empfindſamen Recenſionen, mit denen er dem Leſſing und ſeinen Lampengöttinnen huldigte. Dabei ſtudirte er Dramaturgie, las den Goethe und die romantiſche Naubert, las und lernte Engliſch und Franzöſiſch, durchritt alle Geſchichtswerke, und lernte Jahrszahlen und verſpeiſ'te dabei Windbeutel, machte Verſe früh und ſpat, fuhr Schlittſchuh, tanzte wie ein Gott, war beweglich, manierlich, generös, galant, liebenswürdig, fleißig, luſtig — Alles in einem Athem, Alles binnen 24 Stunden. Wo er ein ſchönes Mädchen ſah, oder nur einen hübſchen Fuß, eine zierliche Wade, eine artige Hand, da eilte er hinzu und ſagte Süßigkeiten und war unerſchöpflich in Galanterien; wo eine bedeutende Schauſpielerin oder Sängerin ſich zeigte, da erſchien er hinter der Kuliſſe, ſchrieb ſogleich ein Lobgedicht mit der engliſchen Bleifeder auf ſeine Pergamenttafel, überreichte es, arrangirte Partieen, ließ Champagner und Toaſte ſprühen, kurz war ein Tauſendſappermenter. ([illegible]

Wenn er von dieſem Thema erzählte, ſo war er unerſchöpflich, und erſann mit poetiſcher Freiheit Geſchichten, gegen welche die loſen Dinge des Boccaccio, jungfräuliche Verſuche waren. Der Mittelpunkt dieſer Geſchichten war immer das kleine, gebückte Breslauer Theater mit ſeinen Winkeln und dunkeln Stellen, und der Mittelpunkt des Theaters die verſtorbene Bethmann, der zu Liebe er ganze Bändchen hochgeſchürzter, munterer Begebenheiten komponirte. Wenn ſeine Kompoſition den Gipfel der Dreiſtigkeit erſtiegen hatte, dann ſchloß er ſie mit der kühnſten Farce, wie er einſt in der Zauberflöte einen Bären geſpielt, und aufgelöſt im Entzücken und Liebe zur Kunſt die Bethmann als Königin der Nacht geſucht, und hinter dem halb deckenden Vorhange zwiſchen Waſſer und Feuer in der letzten Scene der Zauberflöte gefunden, und umarmt und geküßt und wieder umarmt und geküßt habe. Dazwiſchen hätte von ihnen nur durch eine halbe gemalte Wand getrennt, Tamino und Pamina ſehr erbaulich geſungen, von den Feuersgluthen und den Waſſerfluthen, und die Breslauer hätten ſehr andächtig Bravo gerufen, die Bethmann aber, ein geniales Weib — wie er ſie nannte — habe fortwährend gelacht, und ihn erſt fortgejagt, als ihr Stichwort gekommen, und darauf geſungen wie ein Engel.

Und wenn er das erzählte, ſo lief er erſchütterlich lachend auf Händen und Füßen um den Tiſch, und ſagte: ſo ſey er in die Kuliſſen gelaufen, als die nächtliche Königin an's Licht getreten.

Er war einer der beſten Schauſpieler unter den Schriftſtellern, die ich geſehen habe, obwohl ihm Alles Aeuſſere dazu fehlte. Ich habe ihn zwar erſt in ſeinen ſpätern Jahren kennen gelernt, wo die Dicke ſeines Leibes und Geſichtes allen Ausdruck mit einem augloſen Schwamme überzogen hatte, aber es iſt wahrſcheinlich, daß er immer häßlich war. Davon iſt nur ein feiner, zierlicher Fuß und eine durchaus vornehme Haltung des Körpers und eine mäßig hübſche Hand auszunehmen. Ob er Jenes, die Notiz von der Häßlichkeit, wußte, weiß ich nicht, denn wenn er auch ſpottend davon ſprach, ſo war es doch jener Spott, der auf Widerlegung harrt, dies Letztere, ſeine Vorzüge, kannte er fürtreffſich, und er fing noch oft an, eine Gavotte zu tanzen, die Arme auszubreiten, und einen Fandango zu ſingen. Dabei wußte man immer nicht, welchem Eindrucke man ſich hingeben ſollte, denn es war unglaublich komiſch, wenn der erregte Sturm auf dem Meer ſeines Leibes durch die ſchlotternden Backen bis an die dicken Thränenſäcke, die letzten Dünen, brandete, und es war rührend, wie viel verborgene Grazie aus den unfügſamen Formen ſchüchtern herausſah. Seine äuſſere Erſcheinung war bis in all ihre Thätigkeiten der koloſſalſte Materialismus, den man ſich denken konnte, und es iſt nicht zu leugnen, daß er einen Theil ſeiner Renommée dieſen argen Kontraſten an ſich zu verdanken hatte. Seine Mannesgröße war ganz ſtattlich, und der Umfang ſeines Leibes und die in kurzen Sätzen entſchloſſen ſtapfenden Beine gaben ihm ein ganz nachdrückliches, honorables, geſättigtes Anſehn. Aber auf einem kurzen, dicken Halſe ſaß nun ein Ausbund von Kopf, der durchaus nicht zu rangiren war, eine verworrene, dumpfe Fleiſchmaſſe, in welcher ſich höchſt zufällig ein Paar kleine Augen befanden, die auf jeden Fall nur zum Herausſehen und gar nicht zum Hineinſehen eingerichtet waren. Wollte man ſich ſeiner ſchnell entledigen, und ihn einem feiſten Pater Superior aufſetzen, der das durchſichtige Chriſtenthum populär zu machen trachtet und die Gaben Gottes mit Andacht und Induſtrie genießt, ſo widerſprachen einzelne kultivirte Partieen, modern kultivirte Partieen ſeines Geſichts, die ſich bei der oder jener Wendung des Geſprächs aus dem Tohuwabohu ſeines Antlitzes entwickelten. Nur wenn er ſchwieg, war ſein Geſicht das unerfreuliche Chaos der ungeſchaffenen Erde, das wußte er aber vortrefflich und ſchwieg nie. Schall und Sprechen waren ſo verwandte Begriffe, wie Mädchen und Liebe. Das breite Fleiſchterrain ſeines Geſichts benutzte er auch wie ein Feldherr, der die verſchiedenartigſten Truppenmaſſen entwickelt, ich habe die merkwürdigſten Parteienſchlachten von Gefühlen und Regungen auf dieſem Schlachtfelde, dem Antlitze Karl Schall's, ſchlagen ſehen. Und doch erinnerte das glatzenartige Haupt, auf welchem nur malkontentes, kurzes Geſtrüpp von einer unerſprießlichen grauen Farbe wuchs, doch erinnerte dies wieder an den Prälaten, dem nur einiges dürre Gras über das Grab der Tonſur gewachſen ſey. Ein Moslem hätte es mit dem weichen Turban bedeckt, ein Hindu hätte ſo lang geſalbt und gebadet, bis es weich und ſchön geworden wäre. Namentlich wenn ich mit ihm aß, und ſeinen Coelibatszuſtand in der Nähe ſah, da iſt es mir oft eingefallen, ob nicht Schall irgend ſolch ein alter verſchollner Kirchenvater ſey, der ſich am Chriſtenthum vergangen habe mit einem hübſchen Mädchen, und nicht eher ſterben dürfe, als bis das tauſendjährige Reich eintrete. Und als ich auf der Moldaubrücke in Prag die Nachricht ſeines Todes hörte, da fing es fürchterlich an zu regnen und zu ſtürmen, und Kaiſer Franz machte oben auf dem Hradczin, wo er ſich ſeit Jahren wieder einmal befand, ſein Fenſter zu, neben mir ſprach ein Pfaff als Erwiederung des Grußes „Gelobt ſey Jeſus Chriſt“ „In Ewigkeit.

Amen“ und ich dachte an den Eintritt des tauſendjährigen Reiches, ich dachte an Schall's chriſtlichen Kopf und unſre kirchenhiſtoriſche Mittageſſen. Nur einem Chriſten konnte die Dogmatik das Antlitz ſo bis zu den ſtumpfſten Linien maltraitirt haben, nur ein Chriſt konnte ſich durch ein ſo reelles Mittageſſen alſo entſchädigen, wie Schall es that. Dieſes Mittageſſen gehört zu ſeinem Charakter, ich ſchildere damit eine Rarität in unſerer gewöhnlichen Zeit; ſein Lever hab ich nie belauſchen können, ich muß mich an ſein Diner halten.

Unſere Freundſchaft blühte am üppigſten in einem heißen Sommer, und ich fand ihn immer ſehr aufgelöst in einem leichten griechiſchen Negligée, das heißt er trug nichts als ein leichtſinniges Hemd und ein Paar verführeriſche Leinwandhoſen, ſüdliche Inexpreſſibles. Sonſt ſteuerte er ledig aller Bande, Luft ſuchend im Zimmer umher, und klagte über Mangel an Appetit. Ein halber Bäckerladen an Semmel und Brot war aufgehäuft, kaum konnten zwei Flaſchen Roth- und zwei dito Weiß-Wein ihre Hälſe darüber herausſtrecken. Und nun erſchien der kleine Bediente, welcher des Morgens die Liebes- und Klatſchgeſchichten in den Billets forttrug nach den Breslauer Boudoirs und die Weltgeſchichte, die Zeitungen von der Poſt holte. Jetzt brachte er die Suppe, einen Archipelagus von Fleiſchinſeln und Kraftbrühe. Schall band ſich die Serviette feierlich um den Hals, und man ſah's an dieſem erſten Aktus, daß es auf eine ernſthafte Expedition abgeſehen ſei, er ging nicht unbedachtſam gleich einem ſchlanken Hungerleider wie ich, der die Serviette nur halb entfaltet auf's Knie legte, an dies wichtige Werk. Dann überzeugte er ſich durch einiges Ausholen und Renken mit Armen und Hals, ob alle nöthigen Hilfsorgane in Ordnung ſeien, warf einen zweifelhaften Vorpoſtenblick in die dampfende Schüſſel, und nun begann die Schlacht. Es begab ſich ein Schlürfen und Bredeln, als wenn das Meer ſich zum Sturme zurecht legte, und der Archipel war plötzlich wie das lateiniſche Kaiſerthum vom Erdboden verſchwunden. Thränen des Dankes perlten dem Kämpfer aus den Augen, er ſtrich ſich mit der Serviette die Anſtrengung von Mund und Wangen und athmete tief auf. Jetzt kam das Rindfleiſch — eine fruchtbare Familie konnte einige Tage davon leben — es kamen hohe Gemüſeſchüſſeln, man ſah immer deutlicher, es handelte ſich hier um einen ganz ſoliden Familienappetit, es war nichts Flatterhaftes, Windbeuteliges, es war eine gründliche Schulbildung. Nur bei der Suppe ſchwieg Schall völlig, ſie bezeichnete die romantiſche Stimmung ſeines Mittageſſens, die er durch kein Geſchwätz entweihte; war er erſt durch den Anblick des Rindfleiſches vergewiſſert, daß an kein ernſtliches Unglück zu denken ſei, ſo überließ er dem Munde neben dem Geſchäfte der gewiſſenhaften Adminiſtration auch wieder das Amt auf der Tribüne. Er erzählte zwiſchen Rindfleiſch und Gemüſe hiſtoriſche Data, ernſthaft, feierlich; bei Rindfleiſch und Gemüſe war er durchdrungen von der Güte Gottes, die alles Thier und Geflügel unter dem Himmel mit ſeiner Leibes-Nahrung und Nothdurft verſieht, bei Rindfleiſch und

Gemüſe war er andächtig. Von jenen feierlichen Momenten her kenne ich ſeine Anſichten über Kunſt, Goethe, die Kloſterſteuer, das Chriſtenthum, den Adel und die Poeſie. Alles das liebte er, denn ſeinen Verſtand hatte er nur zum Spaß, und bei wichtigen Parlamentsdebatten ſeines Inneren ſuspendirte er ihn, und ergab ſich völlig ſeinen Sympathieen.

Jene luſtige Theaterzeit, wo er in der Zauberflöte mitwirkte, und wo die Bethmann ſeine Favorite war und hundert Andere ſich ſeines demokratiſchen Bonbonherzens zu erfreuen hatten, dauerte ziemlich lang. Als ſein Vermögen dabei, wie alles Irdiſche zu Ende ging, machte er Anleihen; er war nicht blöde, und ſein Herz neigte ſich eigentlich zur Gütergemeinſchaft. Er ſtudirte die Geſchichte von der engliſchen Schuld, die nie bezahlt werden kann, und doch unſchädlich iſt, weil alles Geld im Lande bleibt, das engliſche the debt gefiel ihm und er kam dabei auf den Shakespeare, und je weniger er Geld hatte, deſto eifriger las er Shakespeare. Als er noch ſchlanker war, hielt er ſich an den Romeo, ja in ſchwachen Stunden las er unaufhaltſam die Julia, und in den verſtändigſten erklärte er ſich für den Mercutio, den Fähndrich Piſtol, für den Junker Tobias. — Shakespeare übte eine groſſe Gewalt über ihn. Je bedrängter ſeine äußeren Umſtände wurden, deſto mehr kroch er in die Poeten hinein. Es war alles Müßiggang, der liebenswürdigſte, geſchäftigſte Müßiggang an ihm, natürlich erklärte er ſich immer mehr, und am Ende rückſichtslos für den kontemplativen Goethe, der die Zuſtände des inneren geſelligen Lebens, wie er ſie eben mit unbefangenem Auge vorfand, mit größter Kunſt verarbeitete. Es ging Niemand ſo human auf's Proſelytenmachen für Wolfgang Goethe aus, als Schall. Vielleicht hätte er auch etwas Bleibendes, einen Roman, ein richtiges Konterfei ſeiner ihn umgebenden Verhältniſſe geſchaffen, wenn nicht einzelne Glücksſchläge ihn immer wieder auf die ſchäumende Oberfläche des Lebens geworfen hätten. Und er ließ ſich gar zu gern ohne Zweck und Ziel und Rückſicht, wie ein harmloſer Poet, hin- und herſchaukeln. Seine geſelligen Talente hatten ſeinen Umgang ſehr erweitert; ich glaube, es war ſchade, daß er die Nachricht vom Tode ſeines Bruders, und damit noch einmal ſein früheres Vermögen erhielt. Denn nun begann das Tändeln von Neuem, das Naſchen und Koſten bildete ſich immer mehr und mehr an ihm aus, er ward ein kompleter franzöſiſcher Abbé aus den Zeiten der Pompadour.

Es iſt Niemand ſo geneigt als ich, ein leichtes, fliegendes Leben und Streben zu vertheidigen, ich haſſe ſogar die ſchwerfälligen Dogmatiker wie die Zuchtmeiſter, die überall eine altkluge, wohl ausgerechnete Abſicht haben, die nichts anfangen, ehe ſie wiſſen, wie es zu Ende geht; die ſogenannten ordentlichen Leute, die wohlerzogenen Telemachs, welche nie einen dummen Streich machen, ſind mir langweilig. Ich liebe mitunter die Naturphiloſophen, weil ſie ſelbſt noch nicht wiſſen, wo ſie hin kommen werden, und vor Hegels Logik zurück ſchaudern, ich halte es oft für das Schönſte auf unſrer Erde, daß wir eigentlich gar nichts von ihr, noch weniger von dem wiſſen, was darüber hinaus iſt, ich halte die Leute für die komiſchſten, welche Alles wiſſen wollen, ich ſehe die Philoſophie und alles ſyſtematiſche Streben für eine Kurzweil an, die uns für die ſchwachen Stunden nothwendig iſt — dennoch mag ich Karl Schall nicht vertheidigen; ich geb' ein großes Stück von ihm den Rigoriſten preis. Aber er war liebenswürdig über und über, auch inmitten all ſeiner Fehler und Schwächen, inmitten ſeines zweckloſen Geſchwätzes; inmitten ſeiner thatloſen Harlekinaden — und die Liebe überwindet Alles. Er hat viele, ſehr viele Menſchen beglückt, und was will man mehr? Im tiefſten Kern iſt ja doch am Ende das Glück der eigentliche Zweck alles Strebens, weil es das Gehdimniß unſers ganzen Weſens iſt. Er hat nichts geſucht, das darf man Schall vorwerfen, aber er hat am Ende mehr gefunden, als tauſend Andere, die mit gefeſſeltem Auge darauf ausgehen.

Er war der beſte General des kleinen Luſt- und Vergnügungskrieges, als ſolcher verdient er ſogar eine glänzende hiſtoriſche Stelle. Und giebt denn bloß das Verdienſt, und eine gewiſſe Art von Verdienſt das Recht, von der Geſchichte genannt zu werden? Haben wir nicht viele Figuren, welche es nur ihrer Stellung verdanken, daß ſie hiſtoriſch geworden ſind? Wollen wir den Kröſus aus der Geſchichte verbannen, weil er nichts Großes gethan, den Vater Gleim, weil er nur mittelmäßige Gedichte geſchrieben, Kunz von der Roſen, Kaiſer Maxens Hofnarren, der gar nichts geſchrieben und nur ſeinen Kaiſer mit Späßen amüſirt hat? Nun, Karl Schall war der gutmüthige Narr eines ganzen Landes, er war Jedem deſſelben mit einer Handvoll Spaß zu Willen, er war an Gefälligkeit und Laune ſo reich wie Kröſus, er war an Gutmüthigkeit, dem Talent zu Hilfe zu kommen, ſo bereitwillig wie Papa Gleim. —

— Aber wir waren noch beim Rindfleiſch, und da erzählte Schall nur ernſthafte Dinge. Es begab ſich in ſeinem Leben das Entſetzliche, daß er das Nichtgeſtorbenſein eines geliebten Bruders mit Entſetzen erfahren mußte. Denn das Vermögen, was nun nicht mehr ihm gehörte, war bereits durch die beweglichen Finger ausgewandert in die Putzläden, Konditoreien, die Bilder- und Bücherläden, auf die Landſtraßen, zu den Weinhändlern und Speiſewirthen, die zweite Auflage der Schall'ſchen Hinterlaſſenſchaft war vergriffen.

Ich habe nie einen noblern, feiner fühlenden Mann in Geldangelegenheiten geſehn, als Karl Schall; ich kann mir ſeine damalige Verzweiflung denken, die ſeine früheren Bekannten mit den grellſten Farben ſchildern. Er hat ſich das Leben nehmen wollen, und das wollte Viel ſagen bei ihm. Denn das Leben war ihm das Höchſte, und damals war er ſicher nicht eben eilig, an irgend eine Zukunft nach dem Tode zu denken. Er faßte den Entſchluß, *aufzuhören*, und das war für einen Mann, der ſonſt eben nichts wollte, als *exiſtiren*, ein Ungeheurer.

In ſpäterer Zeit ging ihm allerlei moderne poetiſche Philoſophie durch den Kopf und bevölkerte ſein Herz mit bunten Zukünften, er hatte ſich eine Art von chriſtlicher Sterbepoeſie zuſammengeſetzt, mit der er gegen das Ende ſeines Lebens wohl auszukommen ſchien.

Aber auch jene Verzweiflung und unſer Rindfleiſch mit den ernſten Geſprächen ging vorüber, er ließ nicht ab von ſeinem fleiſchlichen Lebenswandel, es erſchien Beefſteak auf dem Tiſch, und ſeine Stimmung ſteigerte ſich. Die bürgerliche Beſorgniß des gemeinen Hungers war nun überwunden, und Mercutio erzählte jetzt ſeine bunten Geſchichten von der Fee Mab. Seine Reiſen kamen an die Reihe; er war nun einmal ein Detailhändler und ſeine Wanderungen ſchloſſen denn auch nichts weiter in ſich als das ſo mittelmäßige Dreieck: Breslau, Berlin, Weimar, Breslau. Aber dahinein erzählte er alle mathematiſchen Figuren der Welt. In Berlin hatte er Hardenberg geſprochen, in Weimar Goethe, in Dresden Tieck, da gab's Geſchichten, da ſchmeckte das Beefſteak, da arbeitete die Serviette, da drückte er mir die Hand, und löſ'te mit einem fröhlichen Seufzer den Körper vom Stuhle und ſchloß einen groſſen Schrank auf, und brachte ein groſſes Papier.

Das war ſein Diplom, ſein Adelsbrief, ſeine Magna charta, es war die Konceſſion zur neuen Breslauer Zeitung, welche ihm Hardenberg auf das Schmeichelhafteſte gegeben hatte. Er liebte ſie wie ſein Weib, und vergaß es immer, daß er mir ſie ſchon oft gezeigt hatte, und jedesmal, wenn ich bei ihm aß, da zeigte er mir beim Beefſteak dieſe Hardenberg'ſche Magna charta, und erzählte eine lange Geſchichte, wie er mit Hardenberg über das Glück Europa's geſprochen und ihm Vorſchläge gemacht habe. Aber auch ſeine Eitelkeit war liebenswürdig, ſie ging immer in ſeidnen Strümpfen, und er trat nie vor den Spiegel, um ſich anzulächeln, ohne vorher um Erlaubniß gebeten zu haben.

Mit dieſer Zeitung begann nun ſein allgemeines Vergnügungswirken, ſein ſchleſiſches Conſulat des Amüſements. Die Provinz beſaß nur eine Zeitung, welche der Herausgeber nach Bequemlichkeit entſtehen ließ, da er keine Konkurrenz zu fürchten hatte. Sie brachte nur trockne Politika und Marktpreiſe. Schall brachte moderne Formen, wie er denn überhaupt Schleſien vielfach moderniſirt hat, ohne es oft zu wiſſen und wollen. Er war vom Scheitel bis zur Zeh aus Paris, und die Mode, Alles was neu iſt, intereſſirte ihn, er war von Jugend auf ein prädeſtinirter Zeitungsredakteur. Es wurde das Theater, die nächſte Literatur, Alles, was irgendwo auf der Oberfläche erſchien, in ſeiner Zeitung beſprochen, ſie war eine der erſten in Teutſchland, welche ein treues Abbild des Tages wurde. Und wo er irgend eine Lücke, irgend einen Wink, ein offnes Auge, ein herausforderndes Lächeln ſah, da warf er einen Vers, eine artige Galanterie hin, es kam die bunteſte Konverſation in ſein Blatt. Er war einer von denjenigen Geiſtern, welche das bewundernswerthſte Gedächtniß der menus plaisirs haben, der kleinſte Pulcinello-Wunſch des kleinſten Weſens ging bei ihm nicht verloren, er war eine der gewandteſten Kammerfrauen der Weltgeſchichte. Alles in ihm war konſervativ, und — ſo wunderlich das klingen mag — Alles war Ordnung. Diejenigen, welche ſeiner zerrütteten Finanzen gedenken, und hiebei lachen, mögen mir in ſein Zimmer folgen, wie er daſitzt in ſeinem grauen Napoleonsrocke, mit dem grau, braun und rothen Geſichte, was zuſammengezogen iſt wie ein Regenmantel, unerquicklich wie ein bedeckter Novemberhimmel, ſo lange Schall nicht ſpricht, in welches aber bei Eurem Anblick die leuchtenden Sonnenſtrahlen fallen. Seht Euch um: es wimmelt von Büchern, neuen Papieren, Zeitungen, verbrauchten Briefen, Käſtchen, Souvenirs, Bilderchen, Effekten aller Art, und es webt doch eine ſaubre Ordnung durch das ganze Zimmer, Alles iſt in's Richtmaaß der geraden Linie gefügt, nichts liegt queer dem Auge im Wege. Das kleinſte Zettelchen auf ſeinem Arbeitstiſche, all ſeine Federmeſſer, ſeine kurzſtämmigen, aber ſpitzen Federn — Alles liegt in Schlachtordnung neben einander, des Winks gewärtig, drüben am Fenſter ſteht immer ſein Schreibtiſch offen; die kleine Thür ſeines Allerheiligſten ſchließt ſich nur, wenn bedenkliche, verlangende Schritte nahen — da liegt ſeine Baarſchaft ſo zierlich aufgehäuft, wie es zeitreiche Kanoniere in müßigen Feſtungen mit Kanonenkugeln und Kartätſchen thun. Vom doppelten Goldſtück bis auf den einfachſten Pfennig herunter ſteht jedes Röllchen zierlich geſondert da. Und in der größten Unordnung mit ſeinen Gläubigern herrſchte die größte Ordnung, ſie erhielten die gemeſſenſte Notiz von Tag und Stunde, wann ihnen Troſt oder Zuſpruch werden könnte. Schall wußte, wem er vor Jahren das kleinſte Buch geliehen, Schall ließ nie einen Brief unbeantwortet, er ſchrieb nie einen Brief ohne äuſſerliche Zierlichkeit, es kann Niemand ein Papier von ihm aufweiſen, was einen Tintenklecks gehabt hätte.

Dies ſind die ſaubern Memoirenmenſchen, die gebornen Royaliſten, die Feſtungsbeſatzung der Weltgeſchichte, die reproduktiven Talente, die Haushofmeiſter der Literatur, die dafür ſorgen, daß nichts verloren gehe — unbezahlbare Menſchen, die Detailhändler aller Dinge.

Schall war der erſte, der größte, der uneigennützigſte und der liebenswürdigſte in Schleſien. Liebenswürdig ſind ſie aber nicht immer.

Er hat ſeine Zeitung wie ein Staats-Amt gewiſſenhaft verwaltet, und die Schleſier moderniſirt; — das iſt ein hiſtoriſches Verdienſt. Ich weiß nicht genau, in welche Zeit ſeine erſte Bekanntſchaft mit Holtei fiel, ich bemerke überhaupt hierbei, daß es mir nicht darum zu thun iſt, einen Konverſationslexikon-Artikel zu ſchreiben, der zum Nachſchlagen eingerichtet wäre; ich will nur Dies und Jenes über den todten Karl Schall ſprechen. — Mit dieſem — Holtei — unternahm er die Herausgabe der „deutſchen Blätter.“ Aber ſelbſt er verſuchte es umſonſt, in Schleſien ein Journal zu gründen; dafür ſind die Schleſier taub. Er ſetzte einiges Geld dabei zu, und beſchloß nun, ein mündliches Journal zu werden, und das hat er redlich gehalten, und als ſolches iſt ſein ſpäteres Leben anzuſehen.

— Er war der literariſche, politiſche, geſellige Mittelpunkt Breslaus! Kaum waren die erſten Morgenſtunden vorüber, ſo kamen die Beſuche. Schall hatte kaum Zeit gehabt, ſeine dringendſten Geſchäfte zu beſorgen. Dieſe Geſchäfte beſtanden aber darin, fünf bis zehn Billets zu ſchreiben, ſich bei der Frau v. R., bei Madame M., bei Fräulein W. zu erkundigen, wovon ſie geträumt, jeder ein Verslein, und der, welche eben Favorite war, ein Sonett zu dichten, ihnen drei Worte über ein neues franzöſiſches oder teutſches Buch zu ſagen, eine Neuigkeit mit „Sollte man's glauben" hinzuzufügen, und das Billet mit feinem gelben oder grünen Siegellack ſauber zu verſchließen. Außerdem ſchrieb er an ſeinen jeweiligen Amanuenſis: ich habe ein halbes Jahr faſt regelmäßig jeden Tag ein Billet von ihm bekommen, in dem gewöhnlich nichts weiter als ein paar Notizen über Neuigkeiten ſtanden, was aber immer mit den Worten ſchloß „Kommen Sie bald zu Ihrem Ihrigſten Karl Schall." Er hatte ſeine Bekannten dergeſtalt an dieſe Morgenviſiten gewöhnt, daß ſie ihnen zum lebendigſten Bedürfniß geworden waren, und ich habe die unglücklichſten Perſonen geſehen, als Schall in den letzten Jahren nach Berlin gereiſ't war. Sie konnten ſich nicht von ihrer Nüchternheit erholen, weil ihnen das Schalliſche Frühſtück fehlte, ſie wußten nicht, ob denn die Welt noch ſtünde und ginge; die Breslauer, die Leute aus der Provinz kamen und fragten: Was iſt denn vorgegangen, was fehlt uns denn, wir ſind aus den Fugen der laufenden Dinge, woran liegt es denn; es paßt nichts mehr, es iſt ſo leer geworden.

Schall war nach Berlin gegangen, die Leute wußten nicht, welche Zeit es war, ſie ſahen die Uhr des Tages nicht mehr.

Die erſten Beſuche, welche nach jenen Geſchäften kamen, waren meiſt, ernſter Art, ſolche, die ſeinem Gedächtniß zu Hilfe kommen wollten, und denen er bald bewies, daß ſein Gedächtniß vortrefflich ſey. Oder es waren ernſthafte Zeitungsleſer, ein Profeſſor, der eine Stunde offen hatte zwiſchen ſeinen Collegien, und neue fremde Bücher und Journale bei Schall anſehen wollte. Dann kam dieſer und jener Offizier, eh er zur Parade ging, ließ ſich etwas erzählen, erkundigte ſich über Krieg und Frieden, eh er zur Parade ging. Selbiger unterrichtete dann die Herrn Collegen, wie die Actien der Weltgeſchichte ſtünden, und ob auf Avancement zu rechnen ſey. — Es kam im Frack und Karbonari ein merkantiliſcher Faſhionable, der nicht ſelbſt handelte, ſondern ſeinen Freunden und Verwandten nur mit gutem Rath an die Hand ging; auch er ſprach über die neueſte Weltgeſchichte, und was für Urtheile eingeſchickt ſeyen über das geſtrige Theater. Es lag ihm eigentlich an dem Allen nichts, aber er fragte viel und ging dann nach Hauſe, und gab den Verwandten und Freunden Fingerzeige, wie man ſpekuliren müſſe, und beim Frühſtück im Weinhauſe ſkizzirte er vornehm mit einigen Strichen, wie das geſtrige Stück recenſirt werden müſſe. Er ſelbſt las öffentlich keine Recenſion, und wenn man ihm davon erzählte, ſo griff er nach einem Zahnſtocher, und ſagte: Natürlich — Sie werden ſich erinnern, daß ich ꝛc.

Nun kam im Vorübergehn der Landedelmann mit angeſchnallten Sporen und langer Reitgerte, er mußte dem alten fidelen Schall ſagen, wie das letzte verblümte Gedicht in der Zeitung bei ihm zu Hauſe eingeſchlagen, er mußte ſich nach den Getraidepreiſen erkundigen.

Unterdeß bringt Karl die Antworten auf die Billets, der Landedelmann ſpricht, Schall geht mit ihm auf und ab, und öffnet eins nach dem andern und naſcht, flüchtig hineinkuckend.

Eine Schauſpielerin wird gemeldet, ſie will gaſtiren, und Schall um Protektion und dramaturgiſche Winke bitten. Bedeutſam lächelnd entweicht der Landedelmann, blöde tritt die Künſtlerin ein, und unter vielen Entſchuldigungen nimmt ſie Platz auf dem Sofa. Schall ſpricht ihr Muth zu, er ſpricht ſo lang bis ſie lächelt, er küßt ihr die Hand, wenn ſie hübſch iſt, er ſagt ihr, daß ſie ja hübſch ſey, er rückt näher mit dem Stuhle — da ſpringt die Thür des Vorzimmers auf, und die Schöngeiſter kommen lachend herein. Schall lacht mit ihnen, man ſtört ihn nie, er iſt human bis zur Schwäche. Unter den tröſtlichſten Verſicherungen wird die Dame entlaſſen, die literariſche Jagd beginnt, die Späſſe, die Witze ſtürzen wie eine Koppel Hunde übereinander, das Jagdhorn klingt, die Pferde jagen durch den ganzen Wald der Literatur. Allmählig verſchwinden die lautſten Kläffer, ſie müſſen zu Tiſch, und nur ein paar der innerlichſten und eifrigſten Literatoren bleiben, man ſpricht über Goethe, über den Roman, die ſpaniſche Komödie, über Shakeſpeare's Humor, die engliſche und franzöſiſche Geſchichte. Schall iſt unerſchöpflich an Wiſſen, an kleinen, niedlichen Gedanken, die nicht eben neu, aber auch nicht alt ſind, denn ſie haben muntere Geſichter. Heut iſſ't er allein, Karl ſervirt, er ſetzt ſich zum Eſſen, die Freunde ſprechen fort, man kommt wieder bis zum Beefſteak, wo ich ſtehen geblieben bin.

Ich will bald dort fortfahren, da ich einmal mit gutem Bedacht das Eſſen zum Mittelpunkte ſeines Lebens gemacht habe, und hier nur eiligſt ſeinen Tag zu Ende bringen.

Nachmittags kamen Poſten und nahmen ihn für ſeine Zeitung in Anſpruch, oder er las, ſchrieb Kleinigkeiten an ſeinen Luſtſpielen, an ſeinen dramaturgiſchen Blättern. Gegen Abend erwarteten ihn eine Menge Geſellſchaften. Er verkehrte größtentheils mit jüdiſchen und adligen Familien. Oft hat er mich verſichert, daß bei jenen die größte geiſtige Regſamkeit und Theilnahme zu finden ſey. Ich rechne hierher auch die neu chriſtlichen, da die Chriſten wie der Adel erſt durch Ahnen zur zweifelloſen Anerkennung gezwungen werden. Mit dem Adel verkehrte er aus Eitelkeit, weil der damalige ſchleſiſche einzelne, intereſſante, weibliche Individualitäten beſaß, die ihm Herz und Geiſt beſchäftigten, weil er Häuſer machte, und zum Theil noch allein die Schatten der haute société repräſentirte, weil Schall überhaupt den ſchleſiſchen Adel für kultivirter hielt, als er es war und vielleicht iſt. Er war ein Mann der Höflichkeit und des Geſchwätzes, dem es nicht darauf ankam, ob er ſich in Jemand irrte, wenn er ihn nur unterhielt; tiefe Menſchenkenntniß war nicht ſeine Sache. Ich habe ihn oft vor ſolchen Leuten, die er ſich vielfach verpflichtet hatte, die vielleicht den Schatten Bildung, welcher an ihnen zu ſehen war, Schall's Geſprächen verdankten, ich habe ihn oft von den eigentlichen Junkern „den

Zeitungsſchreiber“ nennen hören. Und wer den ſchleſiſchen Adel kennt, weiß, was er mit dieſem Worte ausdrückt. Schall beſaß aber zu viel Eitelkeit, und in dieſem einen Punkte zu viel Größe, um dies zu bemerken, und wenn ihm der Hauch eines Gedankens daran durch den Sinn fuhr, es zu beachten.

Da es in Schleſien und nicht nur da noch eigentlich keinen Stand der blos Gebildeten gibt, ſondern nur Amt und Rang courfähig macht, da Schall nicht reich war, um ſich auf den Beſitz zu ſtützen, ſo fühlte er immer das Fundament ſeiner Stellung in dieſer Geſellſchaft unſicher, ja es wich ihm oft unter den Füßen fort. Daher kam's, daß er haſtig und geſchäftig hin- und hertrippelte, daß er nur immer in aller Eile ausgab, und was ihm zu Gebote ſtand, mit zappelnden Händen hinſtreute. Er ſuchte fortwährend ein Geſchäft, um ſeine Gegenwart zu rechtfertigen, er kämpfte fortwährend um ſein Daſein, wie ein armer Theaterrecenſent ſeine verdammte Schuldigkeit thun muß, um ſein Freibillet zu verdienen. Schall hatte nicht den Muth, zu herrſchen. Er las den Leuten vor, er erzählte fortwährend geiſtreiche Dinge, er kaufte neue Bücher — denn dieſe haute société kauft nichts — er arrangirte Spiele, Maskenzüge, er beſang Alles, was ihm unter die Augen kam, er machte ſich zum Geiſt- und Witz-Domeſtiken.

Schall iſt für einen Theil des Breslauer Adels ein unerſetzlicher Verluſt, er war deſſen Univerſität der freien Künſte und Wiſſenſchaften; ſein Tod iſt bei jenen Theilen entweder dem Buchhandel oder der Reaktion zur Unkultur günſtig.

Seine Schwäche dieſen Leuten gegenüber beſtand in jenem Mangel an Stolz, welcher die Arroganz der Vornirtheit zurückweiſ't; er war — wie ſchon geſagt — human bis zur Schwäche.

Aus dem Verlauf ſeines Tages erſieht man aber, wie ſeine Stellung zu Breslau ihre Radien in alle Theile der Geſellſchaft ſandte, welch eine einflußreiche Perſon er war. Er war ein Bedürfniß der Stadt; man bedurfte ſeiner, wie man der Lectüre bedarf.

Und wenn ich's dem Publikum nicht deutlich machen kann, ſo möge man meiner Verſicherung glauben, die aus dem innerſten Guſſe meines Herzens kommt; es iſt ein groſſer Reichthum mit Schall geſtorben, und ich würde mich der Thränen nicht enthalten können, wenn ich heut in ſein groſſes, gelehrt ordentliches Zimmer träte, und es läge Staub auf dem eichnen Tiſche und den Federmeſſern, und der graue Rock hinge verlaſſen an der Thür, und der Stuhl ſtünde leer, und Karl ſagte mir weinend, ſein guter, lieber Herr wäre ausgegangen und komme nicht mehr wieder, und die Gläubiger hätten die ſchönen Bücher fortgeſchleppt, von den reichen Freunden des ſeligen Herrn habe er aber Niemand mehr geſehen. —

— Nach dem Beefſteak erſchienen bei Schall's Mittageſſen Coteletts oder eine ähnliche, gründliche Fleiſchſpeiſe. Er hatte vorher angefangen, Wein zu trinken, und nun ſpielte er den Sir John Falſtaff mit unwiderſtehlicher Laune; die Späſſe und Poſſen und Witze purzelten ſprudelnd wie Springbrunnen aus ſeinem Munde, und er lachte dabei ſelbſt ſo gutmüthig, leiberſchütternd, daß man ſich ergeben und rückſichtslos mitlachen mußte. Kam nun aber, um dies homeriſche Mittageſſen zu krönen, auch noch der ſtolze Braten, da ward er weich und ſentimental. Mit Rührung ſchnitt er die beſten Stücke davon ab, und ſprach dankbar von dem vielen Guten und Schönen, was ihm ſchon zu Theil geworden. Er zählte all ſeine Freunde auf, und drückte mir für jeden die Hand; da gab es Händedrücken für Hardenberg, Goethe, Tieck, für die alte Kloſen, ſeine brave Haushälterin, welche treu ſey und das Fleiſch mit Erfahrung behandle, für Witte, Steffens, für ſeinen beſten Freund, den Dr. Frank in Paris, zu dem er „Sie“ ſage, für ſeinen Karl, der ihn liebe. Bei Steffens dachte er an die Naturphiloſophie, und erzählte im Vertrauen, daß er zwar mit vielem Vergnügen 46 Bände Voltaire geleſen, daß er aber doch immer viel auf Religion gehalten habe. Und die Naturphiloſophie führe doch auf viele tiefe Myſterien, und eine Religion ohne Myſterien mache ihm keinen Spaß. Er ſey für die Unſterblichkeit, und halte ein Quantum

Myſtik für nothwendig. Bei Gelegenheit der Myſtik kam er auf den Magnetismus, und ward ſehr bewegt, und hielt einen Augenblick inne. „Da drüben auf der Büttnergaſſe“ — fuhr er mit weicher Stimme fort — „wohnte ein Mädchen, das fühlte einen angenehmen Schmerz im Kopfe und in der Nähe des Herzens, wenn ich mich von fern ihrem Hauſe näherte. Sie ſaß mitten in ihrem Zimmer, und ich ging oft nur am Hauſe vorüber, aber ſie wußte es, und ſagte mir's immer auf die Minute, wenn ich ſpäter zu ihr kam. Sie hat mich geliebt bis an ihren Tod, und ich habe ſterben wollen, als ſie ſtarb.“

Schall iſt mit ſehr viel Frauen in näherer oder fernerer Verbindung geweſen, und er hat mit einer bewundernswerthen Geſchicklichkeit auf dieſe Weiſe Kenntniſſe und Bildung verbreitet. Der Druck hat ſeine unbedeutendſten Sachen veröffentlicht, ſeine beſten Kräfte ruhen in ſeinen unzählbaren Briefen. Er ſtand oft zu gleicher Zeit mit drei bis vier intereſſanten Damen in brieflicher Verbindung, und ſchrieb nie anders, als ſein ganzes Herz und ſeinen ganzen Geiſt erſchöpfend; er hat ſeinen Freunden und der ihn umgebenden Geſelligkeit ſeine beſten Kräfte gewidmet, und ſie müſſen ihn vertreten, wenn ihm die Welt vorwirft, er habe nicht genug gewuchert mit ſeinem Pfunde. Oekonomie hat er nie verſtanden: er verſplitterte ſein Geld und ſeinen Geiſt.

Im vorigen Jahre ließ er zu Berlin ſeine neueſten Stücke „Schwert und Spindel“ und „der Knopf am Flausrocke“ aufführen. Sie machten kein Glück, und der Grund davon lag nahe. Die Utilitätsmenſchen waren ihm hie und da nahe getreten, und hatten von tieferen Zwecken und Abſichten geſprochen, welche in den Schriften weben müßten, dadurch ward er aus ſeiner Sphäre gerückt. Zwecklos und abſichtslos konnte er die ergötzlichſten Zuſtände als Luſtſpiele dichten, er konnte einer unſrer beſten Komödiendichter werden, denn er hatte alles Zeug dazu. Wäre er nicht geſtört worden, hätte man ihn beſtärkt, daß es genügend, daß es etwas Schönes ſey, darzuſtellen, was an ihm vorüberginge, wir hätten alle umher Freude an ſeinem heitern Talente gehabt. Durch jene Zweckritte iſt es auf einen kleinen Kreis beſchränkt worden. Er hat nun zuletzt ſpintiſirt, und künſtlich gebaut, und tiefe Dinge ausdrücken wollen in ſeinem Luſtſpiele; — damit hat er das Herz ſeines Weſens getödtet.

Ich hatte nur noch ſein Mittageſſen mit einem mannigfachen Nachtiſche zu ſchließen. Sein Diner prägt ſeinen Materialismus in ganzer Größe aus, aber es zeigt auch, wie Schall eigentlich der perſonifizirte Triumph des Geiſtes über die Materie war. Er unterlag ihr nie, ſo ſchwer er ſie oft auch über ſeine Sinne wälzte.

Nach ſeinem Deſert zu Berlin kam er kränker nach Breslau zurück. Das ſchmerzhafteſte Aſthma folterle ſeinen Muth auf das Grauſamſte, und der Mann, der als Geck gelebt, ſtarb wie ein Held.

Und jetzt am Schluß, da die Tafel aufgehoben iſt, darf ich es ſagen, was ihm fehlte, und was ihm mangelte, um auf die hohen Wogen ſeines Volks ſich zu heben und zu dieſem zu ſprechen —

es war der Charakter. Karl Schall war ſchwach wie ein Mädchen. Darum kannt' ich ihn nicht, wenn ich ihm im Kampfe unſerer Tage begegnete, denn ſein Unſtern trieb ſein Leben in eine Zeit herüber, wo es vor allen Dingen galt, ein Mann zu ſein, in eine Zeit des Krieges. Und in ſolcher Zeit wird es ſich oft begeben, daß ſich gute Freunde begegnen, und weil ſie verſchied'nen Bannern folgen, das Schwert gegen einander ziehn. Und ſie fallen gegeneinander aus mit tödtlichen Streichen, während die Herzen einander lieben. Sie ſtoßen ſchonungslos den Stahl in das warme liebende Herz, und werfen ſich dann auf den erkaltenden Freund und waſchen das ſtarrende Blut von der Wunde, und küſſen die erblaſſende Wunde und weinen heiße Thränen darauf.

Lopez de Vega hat ein ſchönes Trauerſpiel geſchrieben, es heißt „der Stern von Sevilla," und mein lieber, todter Frund Schall kannte es wohl und liebte es ſehr. Da fällt Sancho Ortiz auf höheren, unabweislichen Befehl ſeinen Freund Buſtos an, den er liebt, und er kämpft ihn zu

Tode, und küßt dann die liebe Leiche und weint und weint.

Ich habe Schall angegriffen und ihm mit dem Degen zu Leibe gegangen, weil er im ariſtokratiſchen Geſchwätz verweichlicht war, und ſich erlaubt hatte, die beſten Männer unſrer jungen Welt mit klatſchhaftem Munde zu berühren. Somit war er ſelbſt hereingetreten in den Bereich des Schlachtfeldes, und das iſt kein Ort zur Pietät.

Ich muß es auch offen erwähnen, daß er zu jener müßiggängeriſch äſthetiſirenden Schule gehörte, welcher zum Theil Tieck präſidirt, zu jenen Gourmands der Literatur, welche nur an Allem herumlecken, lauter kleine Gedanken völlig aufzuputzen verſtehn, nichts wollen als liebäugeln, eine charakterloſe Kaſtratenwirthſchaft einführen möchten, die keine Männer, ſondern nur Aeſthetiker ſind, die oft am Ende ſelbſt nicht einmal ehrlich etwas empfinden, an denen Alles Lüge, Alles gemacht iſt. Von dieſem letzten Vorwurfe iſt indeß Schall frei zu ſprechen, und er unterſchied ſich darin von den Ultraiſten.

Sonſt ſoll man die Leute vergangner Tage nicht gefliſſentlich mit Groll im Herzen aufſuchen, um ihnen mit dem Lichte unſrer Zeit grell in's Antlitz zu leuchten. Man ſoll ſogar von der Vergangenheit ſo viel als möglich zu retten ſuchen, wenn ein Zeitkampf entbrennt, in welchem der Fanatismus nie ausbleibt. Sie ſoll nicht verloren gehen, jene hiſtoriſche Humanität, die als Atmoſphäre der Bildung über den Schlachtfeldern ſchwebt.

Als Napoleon im Jahr 1813 nach Bunzlau kam, wo Kutuſow, ſein ſchlimmſter Feind, im ſchlimmſten Rußland verſchieden war, da fragte er, ob man dem Kutuſow noch kein Denkmal geſetzt habe, und ſagte, es müſſe vergeſſen worden ſeyn von den Seinen, und ordnete ſelbſt eins an.

Eine Kriegszeit wie die unſre bringt ohnedies ſo viel widerwärtige Elemente in die Literatur, und nothwendige Feindſchaften und Schmerz die Fülle, und man ſieht in ſtillen Stunden mit Beſorgniß hinaus in die Zukunft, wie viel vorübergehende Kampfsnamen einſt werden ausgelöſcht werden, wie viel Schmach von alten guten Namen wird abgewaſchen werden müſſen. Es kommt ein natürliches Bangen, daß die Geſchichte nicht Alles genau behalten werde. Soll ich daran erinnern, daß ich an Goethe und Aehnliches denke, was in die nothwendigen Heeresbewegungen verwickelt wurde!

Und eine von den Goethe'ſchen Schattirungen war Karl Schall. Mußt' ich nicht mithin die Waffen wegwerfen, als er dem allgemeinen Feinde, dem Tode, erlegen war. Nun ſtand er ja wieder unbetheiligt da, der ſchwache, aber liebe und gute Sir John von Schleſien, und ich durfte zeigen, daß die verrufenen Gegner der ſchriftſtelleriſchen Tändelei keine Barbaren ſeyen, welche die Geſchichte verunſtalten möchten.

Ueber den todten Karl Schall durfte ich ſagen, wie viel Liebes und Gutes er gethan. Er war ein aufopfernder Freund, und gab, ſo lange er hatte, und wenn er die Literatur um ein Blatt bereichern konnte, ſo gab er ſeine letzte preuſſiſche Kaſſenanweiſung dafür. Daß es ihm ſeine Freunde übel nahmen, wenn er daſſelbe von ihnen verlangte — war das ſeine Schuld? Daß ſie nicht auffinden konnten, warum er trotz all ſeiner Schwäche eine wichtige Figur geweſen ſey — war das ſeine Schuld.

Und ſie haben's wirklich nicht ergründen können, daß es auch ein Verdienſt in der trocknen ſchleſiſchen Geſchichte ſey, merkwürdig zu ſeyn, wie Schall es war. Nicht einmal in einer Zeit wie die jetzige, wie das Jahr 1833, wo lauter Mittelmäßigkeiten in der Weltgeſchichte agiren, wo aber gar nichts Großes, Glänzendes geſchieht; was die Aufmerkſamkeit ſtraff in Anſpruch nehmen könnte, nicht einmal in ſolcher Zeit wagten ſie es, ihm eine Leichenrede zu halten, ihn wenigſtens am ſchleſiſchen Pantheon vorüber zu tragen.

O, Ihr undankbaren Schleſier, kürzlich kam einſt die Schall'ſche Zeitung, und brachte Euch neues, liebenswürdiges, dummes Zeug, und Ihr ſagt nicht einmal was Dummes, viel weniger etwas Liebenswürdiges über den verſtorbenen Schall.

Und wenn Ihr nicht ehrt, was er Euch gewährte, ſo ſtaunt ob dem, was er Euch hätte gewähren können, was in ihm zu Grunde ging, — was Schleſien, und namentlich Breslau, mit Thee und Biſcuit zu Grunde richten half. Friede ſey mit ihm, und nicht nur Friede, denn das dürfte ihm langweilig werden, auch Freude ſey mit ihm. Und wenn ich einſt Schall auf einem andern Planeten wieder finden ſollte mit einem ſchlanken ätheriſchen Leib und ohne Fleiſchappetit, von Licht und Schönheit lebend, ſo will ich's ihm abbitten, daß ich ihn nicht überall habe loben können. Er würde es auch herausfühlen, was manchem ſchwerfälligen Ritter entgehen wird, daß dieſe Skizze trotz einzelner harten Worte von lauter Liebe eingegeben iſt, von Liebe für Karl Schall.

IV.

Das Theater.

I.

Die Opernſängerin.

Wir wollen den Weg zum Ganzen vom Einzelnen aus verſuchen. Um zur Oper zu kommen, wollen wir Mad. Schröder-Devrient betrachten.

Ich habe immer geſagt, daß Niemand mehr Glück gehabt hat, als Napoleon und die Sonntag: beide wurden zu rechter Zeit geboren, und hatten zu rechter Zeit ausſtudirt. Hatte Napoleon vor ſeinem erſten Hauptdebüt am 18. Brumaire noch einige Paragraphen zu lernen, ſo ſtarb ein obſkurer Mann mehr, und nur das Converſationslexikon gäbe Auskunft über den beſcheidenen Namen „Bonaparte;“ ſein Glück beſtand darin, daß er zu jener rechten Zeit gerade genug wußte, um den Napoleon anzufangen; hätte die Sonntag noch langſamer ſingen gelernt, als es ihr zu Prag paſſirte, und hätte ſich vielleicht bis zum Jahre 1830 damit verſpätet, ſo wären wir um viel Enthuſiasmus und Ueberſchwenglichkeit, die Sängerin wäre aber ſicherlich um ihre Weltrenomée gekommen. Denn — und darin liegt das verſchiedenartige „zu rechter Zeit kommen“ — Napoleon kam, als es unendlich viel, die Sonntag, als es gar nichts zu thun gab. Eine Sängerin kann ſich ihren Geburtstag durchaus nicht glücklicher beſtellen. In den letzten Jahren vor 1830 gab es keine Geſchichte, als die der Demoiſelle Sonntag, der Nachtigall Europa's; es war dunkel und ſtill, man hörte jeden kleinen Triller, man hörte das leiſeſte, ſchüchternſte Klatſchen. Die Welt hatte gar nichts zu thun, und der größte Müßiggänger ſucht eine Beſchäftigung — Klatſchen und Applaudiren kam äußerſt erwünſcht. Die Welt braucht einen Gott für's Haus — die Laren der Alten ſind unſre Sympathieen — und da ihr letzter vor Kurzem einſam verſtorben und der neue ungezogene Ideenbube noch nicht ausgewachſen war, da machte man ſich eine kleine Göttin, und da man auf dem Theater am Leichteſten getäuſcht, und in Illuſion gebracht wird, ſo ſuchte und fand man die Göttin hinter den Lampen des Königſtädter Theaters. Und nun jubelten die Leute und freuten ſich ausſchweifend, wie die Kinder ſich mehr über den flackernden Chriſtbaum ergötzen als über die ſoliden Geſchenke, die darunter liegen.

Die Welt bewundert immer lauter das Schöne und Reizende, als das Große. Für tauſend Kleine iſt das Große zu groß, aber das Schöne, und ſey's das Schönſte, gefällt Allen. Gibt's eben nichts Großes, ſo wird das Schöne groß, denn alle Dimenſionen müſſen ausgefüllt ſeyn, ſonſt beſteht die Welt im Raume nicht fort. Gibt's eben nichts Schönes, ſo erhebt man das Reizende dazu.

Die Sonntag war jenes Reizende, und ſo wurde ſie groß, namentlich weil ſie einzig war, wie man den großen Friedrich auch den einzigen nennt; ſo wurde die Sonntag, weil ſie in einen leeren Raum trat, ein Stück Geſchichte. Und ſo hatte jener Mann in Berlin Recht, welcher ſagte: ſie iſt nicht blos eine Erſcheinung, ſondern ein Ereigniß.

Anders iſt es mit unſrer Heldin, der Madame Schröder-Devrient; ſie iſt mehr als reizend, ſie iſt eine groſſe Künſtlerin. Die Sonntag war eine Converſationsſängerin, die ſehr vergnügte und erfreute — Luſt, Freude iſt allerdings das Endziel aller Kunſt, aber eine groſſe, erhebende Freude, eine Freude, die zu Groſſem anregt, iſt ihre höhere Potenz.

Madame Schröder-Devrient erſchien erſt auf dem groſſen Marktplatze, als das Volk ſchon Helden und Lieder hatte. Noch dröhnte Paris vom krachenden Donner eines umgeſtürzten Throns, noch zitterten die Fenſter von den Geſchützſchlägen, noch wankten die Häuſer vom Erdbeben einer Revolution, als ſie auftrat. Mitten in das Geräuſch hinein ſchritt ſie und forderte Ruhe und Theilnahme, und erhielt Bewunderung. Jener brachte man den Purpur des Ruhms entgegen, wie einer in Purpur Gebornen, dieſe errang, erſtritt, erkämpfte ſich ihn. Man hatte von wichtigeren, drängenderen Dingen zu reden, als von der Oper, größere Opera lagen vor, und doch wurde ſie berühmt. Zur Zeit der Sonntag waren an manchen Orten die Triller Staatsaktionen; damals wollte die Welt amüſirt ſeyn, ſie ſchmachte, wie ein reifes Mädchen nach Liebe, nach Vergnügen, und wer tanzluſtig iſt, dem wird leicht aufgeſpielt —, jetzt war die Zeit ſtockernſthaft, ſie hatte kaum Muſe für ſo etwas, und der Sinn mußte erſt geweckt werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier nur von der berühmten Schröder-Devrient rede, und vom Napoleon als Kaiſer, nicht von ſeiner Generals- und Conſulszeit; ſie war vor 1830 eine gute Sängerin, aber die Schröder-Devrient war ſie erſt, als ſie 1830 aus Paris kam.

Jenes waren die Verhältniſſe, unter welchen dieſe Heldinnen des dramatiſchen Geſanges ihre Thaten verrichteten. Nun will ich von den Thaten ſelbſt reden und darzuthun verſuchen, wie die meiner Heldin eben ſo größer ſind, als das Verdienſt ihres Ruhms größer war.

Wenn etwa alte Leute den Spruch citiren ſollten: „Nur der Lebende hat Recht," ſo ſchadet's auch nichts; ich bin bei der Oper nicht fanatiſch gegen den Polytheismus.

Es hat Niemand die Stellung der Sonntag richtiger bezeichnet, als die erſte Geſangreiſende, die Catalani. Sie ſagte von ihr: Elle est grande dans son genre, mais son genre est petit — und hier iſt der Siegesplatz für unſre Heldin; denn „ſie iſt nicht nur groß in ihrem Genre, auch ihr Genre iſt groß, iſt das größte." —

Die Art, wie ſie ſingt, wirft die Oper auf eine ganz neue Bahn, und bringt ein ganz neues Verhältniß zwiſchen Schauſpiel und Oper hervor — ihr Genre öffnet eine weite Ausſicht auf große, fortſchreitende Veränderungen, ihr Genre regt wie das Gedicht alle höheren Thätigkeiten an.

Die Sonntag und Schröder-Devrient verhalten ſich zu einander wie ein allerliebſtes, das beſte

Wort iſt: charmantes Gedicht leichter, ſpielender Art zu einem ſchönen Gedichte — jenes erfreut, ergötzt, dieſes rührt und entzückt, jenes ſchwebt kräuſelnd wie ein Zephyr über die Neigungen des Menſchen hin und bewegt ſie leiſe und ſanft Minuten lang, dieſes bewegt des Menſchen Inneres in ſeinen Tiefen, ſchafft einen neuen Menſchen.

Die Sonntag gewährte den ſchönſten Reiz des Augenblicks, die Schröder-Devrient gewährt den Reiz einer ahnungsreichen Gegenwart, deren Zukunftspforten ſich klingend aufthun, und eine ſchimmernde Fernſicht enthalten. Dort abgeſchloſſener Reiz, alſo auch Ende des Reizes, hier unüberſehbare Fülle poetiſcher Spekulation, alſo endloſe Herrlichkeit.

Die Sonntag ſchmeichelte mehr den Salonneigungen, den konverſationellen Annehmlichkeiten, ja der Eitelkeit, es war nichts einzeln Ueberwältigendes an ihr: Liebenswürdigkeit kam dem Geſange, Spiel der Liebenswürdigkeit zu Hilfe, Einzelnes glaubte jeder eben auch erwerben, erreichen zu können, man glaubte, die Dame mit ſich nivelliren zu können, und das that wohl.

Die Schröder-Devrient hat die Leidenſchaft, die alte klaſſiſche, ewige Leidenſchaft wieder heraufbeſchworen, in unſer blaſſes Leben, und dieſe durch die Kunſt zur Schönheit und Harmonie gebändigt, ſie appellirt an nichts zufälliges, ſie vindicirt der Kunſt die alten höchſten Rechte, ſie bringt den Olymp mit ſeinen welterſchütternden Affekten wieder auf unſre modernen Bretter. Sie iſt von der größten Bedeutſamkeit für die Kunſt, was jene nicht werden konnte, da ihre Größe nur in zufälligen perſönlichen Reizen beſtand nicht aber in wichtigen, geiſtigen Momenten.

Als Vavarini 1640 die erſte Oper, „Pauli Bekehrung zu Rom“ aufführen ließ, da hat er ſicher nicht daran gedacht, daß man 1832 zu Leipzig im Lande Deutſchland das kecke Wort ausſprechen würde, Operntalents wie das der Madame Schröder-Devrient könnten in einiger Zeit einen Theil unſrer Schauſpielgattungen verdrängen. Und doch könnte es ſo kommen.

Man hat bis jetzt immer geglaubt, es ſeyen zwei Dinge, die eine Oper machten: Text und Muſik, und leider haben die meiſten unſrer Componiſten und Textdichter dieſen Glauben getheilt. Es iſt aber nur ein Ding zu einer Oper nöthig, dies Ding heißt Poeſie — Worte und Töne ſind nur ihr Ausdruck, je einiger dieſer Ausdruck iſt, deſto beſſer die Oper. Jenem Irrthume danken wir die große Anzahl platter Opern, wo auf die trivialſten Dinge Arien und Muſikſtücke gepfropft wurden, ihm danken wir die deutſche Zwittergattung, wo das proſaiſche Mühlengeklapper eines Dialogs zwiſchen die Muſikſtücke ſtapft, wo Waſſer in den Wein gegoſſen wird. Unſere Opern ſind größtentheils nur eine Menge Muſiknummern, unſere Sänger-Leierkaſten, die auf viele Stücke geſetzt ſind, auf die Bühne gebracht und gedreht werden, ſobald der Kapellmeiſter den Taktirſtock erhebt. Wir haben ſehr wenig Opern und ſehr wenig Sänger. Die Oper ſoll vermöge des ſo tief eindringenden Mediums der Muſik die Poeſie eines Stücks den Zuhörern entgegenbringen, ſie iſt ein potenzirtes Schauſpiel — unſre Opernmuſik iſt meiſt nur eine unterbrochene Reihe von Muſiknummern, und das Schauſpiel iſt nichts als der Präſentirteller derſelben. Jeder Concertſänger, ſobald er auf den Brettern gehen und ſtehen kann, heißt ein Opernſänger.

Die ſogenannten Bravourſänger, welche Arien einlegen, ſind die Hauptparodiſten der Oper, ſie verhöhnen in ihrer künſtleriſchen Unſchuld den Komponiſten auf's Aergſte. Aus irgend einer komiſchen Oper eine Arie in die ſeriöſe Oper einlegen, oder umgekehrt, das iſt ihnen eine Kleinigkeit, ein griechiſches Fürſtenmädchen, für welche die Partie geſchrieben iſt, in ein nordiſches Bettelweib umzuwandeln, das macht ihnen kein Bedenken, und was ſchlimmer iſt, es fällt gar nicht auf, weil die Muſik nirgends charakteriſtiſch iſt, Pamina ſingt eben ſo wie Emmy. —

Madame Schröder-Devrient iſt eine Opernſängerin, und ſie zeigt, was man mit der Oper wollen und ausrichten kann. Sie ſingt nicht einen Geſang, ſie ſingt eine Rolle, ſie ſingt nicht die einzelnen Nummern, ſie ſingt die ganze Partie — ſie gibt uns nicht blos Muſik, ſondern ſie gibt uns durch die Muſik das, was wir immer vermißten, und was die Opern trotz des vielen Klingklangs leer und hohl machte, ſie gibt uns die Poeſie. Hätte der keifende Weißenfelſer Opernrhadamantus Müllner ſie gehört, er würde anders über die Oper geſchrieben, nimmer ſie verdammt und verworfen haben. Ach nein, „wer nicht Muſik hat in ſich ſelbſt,“ dem hilft Niemand zu Ohren.

Was wir meiſthin von Opern ſehen, das ſind gemalte Bäume, auf welche man wirkliche Aepfel ſteckt — das Stück iſt die bemalte Leinwand, die Geſangsnummern ſind die Aepfel — jetzt aber haben wir geſehen, daß aus dem Boden der poetiſchen Empfindung ein lebendiger Baum ſproſſen und aus ſich heraus Aeſte, Zweige, Blätter und Früchte treiben kann. Da iſt der Schluß der Oper ein erhebender Anblick, und das Finale rauſcht in den vollen Zweigen, und das grünende Bild was auf unſerer Seele ſich abſpiegelt, geht mit uns von dannen.

Das iſt die neue Oper der Madame Schröder-Devrient, und weil ſie dieſen Typus einer neuen Gattung in höchſter Vollkommenheit hingeſtellt, und ſomit der Oper eine ganz neue Stellung angewieſen hat, darum iſt ſie, wie man fälſchlich, pretiös von der Sonntag ſagte, ein Ereigniß.

Ihr Fidelio, ihr Romeo ſind die reizende Brautnacht, wo der alte Gott der Poeſie in ſeiner ewigen Jugend die klingende Lotosblume - Muſik in ſeine unſterblichen Arme drückt.

Der iſt ein Narr, der mit Engelszungen reden hören kann, und zufrieden iſt, wenn er trocken deutſch ſchwatzen hört. Sollen wir Philiſter bleiben und die Engelszungen einer wirklichen Oper von der Hand weiſen, oder doch nebenher ein proſaiſches Schauſpiel von Iffland oder Ziegler anhören, voll der ſpießbürgerlichen Rückſichten unter denen einfältige Menſchen ſeufzen und bluten. Sollen wir uns gefallen laſſen, daß uns das Bischen Zeug trocken hergeſagt werde, wie ein Gerichtsſchreiber ein Protokoll abfaßt, wenn ein altes Weib Kartoffeln geſtohlen? Daß wir Narren wären!

Wer die Schröder-Devrient einmal gehört hat, der weiß, daß ein neuer Welttheil der Kunſt zu ſuchen und zu finden iſt, und die Welt wird wie Kolumbus bei allen Potentaten nach ein paar Entdeckungsſchiffen herumreiſen, und die Welt wird endlich das neue Kunſtamerika finden.

Es iſt der Augenblick da, Räume und Wirkungskreiſe der Oper und des Schauſpiels genau kennen zu lernen, zu ſondern, der Oper das weit und laut klingende Element unſerer Stücke zuzuweiſen, damit ſie dies mit ihren größeren, gewaltigern Mitteln glänzend und ſiegreich herausſtelle — dem Schauſpiel alle die feinen Nüancen des Gedankens, der Geſelligkeit, des kleinen Verhältniſſes zu vindiciren, welche in der Oper verloren gingen, zertreten wurden.

Eine geſungene Raſerei wirkt mehr, als eine geſprochene, einer geſungenen Beſonnenheit wird man das Abgeſchmackte anſehen. Das muſikaliſche Element der Tragödie, was durch die Franzoſen in Pathos und Deklamatian aufgelöſt worden war, wird von der Oper der Madame Schröder-Devrient wieder in Anſpruch genommen. Die Leidenſchaft, das Gewaltigſte des Menſchen, was übertrieben genannt wird, wenn es bloß in Worten und Sprache erſcheint, findet ſeine Heimath wieder im geſungenen Tone, findet die Schönheit wieder in der begleitenden, ſänftigenden Muſik. Denn die Muſik iſt von Hauſe aus dergeſtalt der Form, dem Geſetze unterworfen, daß ſie nirgends ungeregelt erſcheinen kann, ihre ganze künſtleriſche Exiſtenz an ſich bewahrt ſie ſchon vor der Rohheit.

Die Deklamation, der Pathos findet ein tönendes, blühendes Grab in der Oper, das Heldenthum der Affekte findet ſeinen ſchönen Kulminationspunkt in der hinzugetretenen Hilfsmacht der Muſik. Vielleicht werden unſere guten Dichter künftig Operngedichte — nicht Texte — ſchreiben. Es wird eine Reform eintreten wie in der Kriegskunſt, ſeit das Schießgewehr erfunden werden. Seit man mit Kanonen ſo gewaltig wirken kann, iſt die alte Ritterſchlacht verſchwunden.

Das iſt eine Perſpektive, welche unſre Theaterkritik völlig unbeachtet gelaſſen hat: es iſt guter literariſcher Ton, die Oper über die Achſel anzuſehn, zu klagen, daß die Oper das Schauſpiel verdränge, von den Klaſſikern zu reden, zu ſeufzen über den Geſchmack. Und das thun dieſelben Leute, welche am Liebſten zur modernen Schriftſtellerei gerechnet wären!

Wer neue Erſcheinungen nach alten Gründen beurtheilt, hat immer Unrecht, er taxirt die Reize eines jungen Mädchens nach ſeinen alten ſtumpfen Sinnen. Wer unſere Theaterverhältniſſe mit alten Mitteln heilen will, verfällt in denſelben Fehler — jeder kommende Tag iſt ein neuer, keiner iſt da geweſen. Für das Neuſte civiliſirende Geſetze finden, heißt modern ſein. Jede große Umwandlung in Anſichten und Thätigkeiten der Welt bedroht die beſtehende Bildung in ſo fern, als man eine Möglichkeit zu ſehen glaubt, die erworbene Civiliſation könne einmal plötzlich dabei verloren gehen, oder doch auf eine Zeitlang abhanden kommen. Ich halte dieſe Furcht, ſoweit ſie das Ganze betrifft, für unnöthig, ich glaube, die Kultur geht nicht verloren, weil ich ſie für den göttlichen

Gedanken der Welt halte, welcher aufſteigt und aufſteigt, um ſich zu erfüllen. Aber die Wendepunkte der Geſchichte können allerdings oft für ein Menſchenleben beſorgt machen, es kann Einem doch nicht gleichgültig ſein, ob man gerade in ſolch eine Gebärungsepoche fiele, wo die Barbaren Alles bedeckten und nur unter der Oberfläche die Vollkommenheit und Schönheit reifte. Wir haben allerdings die Beiſpiele: Die indiſche und ägyptiſche Bildung zerfiel in aſiatiſche Barbarei, es dauerte lange, eh ſich eine jüdiſche Kultur daraus entwickelte, und eine griechiſche, die griechiſche fiel, die jüdiſche fiel, das Römerthum erholte ſich nie ganz vom Barbarismus, und es dauerte ſehr lange, eh das chriſtliche Element eine neue Sittigung verbreitete — und ſo gings mit Völkerwanderung, Reformations- und Revolutionszeit herab, neue Lebenselemente bedrohten immer das früher Gewonnene, und ſo wird es fortgehn, aber nur die Vernirtheit mag den Unterſchied von Jetzt und Sonſt verkennen. Die neuen Geſtalten entwickeln ſich in ſo viel Jahren als ſie einſt Jahrhunderte brauchten, und das oft unverſtanden genannte moderne Moment iſt erfunden worden. Es diktirt die Büllletins während der Civiliſationsſchlachten, es benutzt jeden Fußbreit gewonnenen Terrains, es ſchiebt ſich ein zwiſchen die rohen materiellen Maſſen der Kämpfe und garantirt jederzeit die Kultur. Es muß ſeiner Natur nach unvollſtändig ſeyn, weil es anticipirt, und ſo ſchnell als möglich die Hauptgedanken des neuen Kampfes und ſomit der neuen Geſchichte in tauſend kleine Kanäle leitet. Aber wichtig, nöthig und darum ſegensreich iſt es ſehr.

Ein völliges Mißverſtehen muß es genannt werden, wenn die alten, abſterbenden, fallenden Größen einer Kultur die junge Generation der Barbarei anklagen, weil dieſe die alten Fußtapfen verläßt. Es geſchieht dies niemals aus Muthwillen und zum Zeitvertreib; die Nacheiferung, die Pietät für die Größen der Nation iſt im Gegentheil der Jugend natürlich, es geſchieht dies unter Schmerzen, unter nicht abzuweiſendem hiſtoriſchem Zwange. Dieſe geſchmähte Jugend, welche bei wichtigen Kriſen der Kulturgeſchichte neue Wege, neue Manifeſtationen des menſchlichen Geiſtes ſucht, ſollte juſt von den Alten geprieſen werden, denn ſie ſtürzt ſich in einen Kampf, der oft ein ganzes Leben mit Geringſchätzung, Naſenrümpfen, Achſelzucken, ja wohl gar mit Staupbeſen füllt. Nichts ſtirbt gern und ohne Widerſtand, auch die ſchlechteſte Literatur nicht, und wie viel weniger eine gute.

Iſt es denn nicht bequemer und leichter zu verehren, als zu erobern? Hält man es für ſo ſchwer, Schiller'ſche Trauerſpiele zu deklamiren und zu paraphraſiren?

Aber es wird wohl noch lange ſo gehen, daß man das Moderne einer Zeit für Modetand einer müßigen Jugend anſieht, daß man ihm die Märtyrerleiden zuerkennt, daß man nicht dahinter kommt, in dieſem modernen Punkte die Civiliſationsbrücke zu entdecken, welche den Zwiſchenraum von Barbarei ausfüllt. Denn ein ſolcher entſteht immer, wenn ein Altes ſtirbt.

Statt uns zu danken, ſchmäht man uns, wenn wir ihnen ſagen, auch das Theater ſey altmodiſch geblieben. Sie ſchieben's auf die Schauſpieler und auf ſonſtige Zufälligkeiten, wenn ihre klaſſiſchen Stücke Niemand locken — der Menſch geſteht ſich ungern das, was ihm nicht gefällt. Um das zu vermeiden erklärten ſie lieber das Poſitive, Wirkliche, das was ſich alle Tage ereignete für einen Irrthum; damit ſie nicht ſelbſt Unrecht hätten, ſagten ſie, die Zeit habe Unrecht, ſie ſchlugen auf die Einzelnen los, welche nicht ihrer Meinung waren. So prügeln die kleinen Kinder die Wärterin, weil es regnet.

Die Zeit hat ihre Stimmungen und Launen wie der Menſch, denn die hiſtoriſche Zeit iſt ein Ergebniß der Menſchen — deshalb kann das Theater, die lebendigſte Kunſt, die Leute zu beſchäftigen, das Theater kann nicht lange mit alten Sachen auskommen. So iſt es nicht zu verkennen, daß das tragiſche Intereſſe in unſerm Publikum vorüber iſt. Sonſt war es ungemein ſtark — ein philoſophiſches Volk mit feſten Nerven ſieht ruhig und mit Intereſſe dem Unglück zu, was ſich vor ſeinen Augen entwickelt, vielleicht wohnt noch von unſern Urwäldern jener ſchwere Ernſt in uns, welcher ſo lange hervorſtechend in unſerm Volkscharakter war. Darin hat ſich ſehr vieles geändert: machen es die vielerlei fremden Berührungen, machen es die ſteigenden und fallenden hiſtoriſchen Hoffnungen: der Zug, welcher jetzt durch unſere Generation weht, iſt Heiterkeit.

Man darf ſich nicht durch ältere Leute irr' machen laſſen, wenn dieſe zuweilen ſagen, es ſey kein Leben mehr in der Welt, in ihrer Jugend ſey Alles luſtiger, friſcher geweſen — das iſt die Illuſion des Vergangenen; Alles Dageweſene taucht in das ſchimmernde Roth der untergehenden Sonne, alles Geſtern iſt uns ſchön. Unſere Tage ſind viel luſtiger als die früheren waren, wir hoffen und lachen bis in die Gefängniſſe hinab. Der Witz iſt etwas modernes: unſre Klaſſik iſt gar nicht witzig, man hat die Bemerkung gemacht, daß in ſechs Bänden Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe nicht ein einziger Witz zum Vorſchein kommt, und man möchte behaupten, daß an Matthiſſon und Conſorten jeder Witz lächerlich geweſen ſey. Nur

Kämpfe, Scheidungen gebären den Witz, er iſt ein natürlicher Sohn der Trennung. Darum neigte Leſſing bis dicht in ſeine Nähe, denn Leſſing war ein moderner Mann.

Mit den vielen Wechſeln der letzten Zeiten iſt auch die Laune eingekehrt, par **insouciance**, die ſich zum Lachen entſchließt, da ſie begreift, der Einzelne ſey ein Spielball, der über ſchlechte und gute Geſchicke lachen müſſe.

Paſſen zu dieſer durchweg heitern Stimmung unſre ſauerernſten alten Stücke?

Ferner: Die Geſchichte mit ihren manigfachen Experimenten iſt ſeit langer Zeit viel umgänglicher geworden, wo früher zehn Menſchen nach ihr ſahen, da ſind jetzt Tauſende mit ihr in ganz intimer Verbindung. All die neuen Bekannten ſind noch im ernſten Anlaufe des Intereſſes, ihr Gemüth und Geiſt iſt lebhafteſt beſchäftigt. Nun gehen dieſe Leute in's Theater und ſehen dieſe Stückchen Winkelrührung, dieſe Schritt- und Minutenverhältniſſe, was Wunder, daß ſie ſich langweilten, was Wunder, daß ſie nach ſtärkeren Erregungsmitteln griffen; ſie brauchten émotions fortes.

Die Franzoſen, in allen Dingen das dreiſteſte Volk, die allen Gelüſten helfen wollen, waren gleich bei der Hand mit ihren Melodramen, mit den Scharfrichtern und den ultra romantiſchen Skandälern; Leichnam und Schändung war ihnen eine Bagatelle.

Aber dieſe franzöſiſche Theaterkrankheit iſt bis jetzt nur eine akute geweſen, der Rückſchlag von der früheren Steifheit; das eigentliche Leiden ward bedeckt durch die Skandalerſcheinungen, und unter dem Paroxismus bildet ſich ein neuer organiſcher Zuſtand, das Uebertriebene wird ſich in die Boulevardstheater flüchten, und der Bodenſatz der ganzen wilden Wirthſchaft wird nicht ſo übel ſeyn. Ein menſchlicheres, natürlicheres Weſen im Verhältniß zu den früheren Puppen. Man möchte ſagen, die Franzoſen wären durch Sprache und Talent auf die Proſa angewieſen, und ihre poetiſchen Ideen reichten nicht weiter als bis zur rhetoriſchen Ueberraſchung, aber auch die Proſa hat ihre Poeſie, und da die Franzoſen alle Eindrücke durch die Proſa erhalten, ſie aber bei ihrer jetzigen, tollen Wirthſchaft Elemente von allen Nationen zu verbrauchen trachten, ſo kann ſich wohl ein reicheres Etwas für ſie aus dem Getümmel entwickeln.

Vielleicht umgehen wir dieſe wilde Gährungszeit und machen ſie nur leſend mit dem Nachbarsvolke durch, wie denn überhaupt all unſre Abhäutungen und Umwandlungen mehr im Stillen und Verborgenen, unter der Oberfläche vorgehn — das alte Gewand haben wir im Grunde ſchon abgeworfen, und an einem ſchönen Morgen, wo ſich unſre Dichter wieder zur Bühne wenden, und die Handwerksleute bei Seite ſchieben, werden wir mit jungem, neuem Geweih zum Vorſchein kommen. Wir werden aber alles, feſte und gute, Alte wieder mitbringen und nur die Auswüchſe abgeworfen haben.

Das kann ſehr bald einmal geſchehen, denn das Bedürfniß mahnt. Die früheren, harmloſen Kindlein, die nichts geſehen und erfahren haben, denen das nächſte Städtchen neu war — die ſitzen nicht mehr im Parterre. Man hat Schnellpoſten, Eiſenbahnen, Dampfſchiffe erfunden, die Menſchen reiſen faktiſch ſchneller als die Phantaſie eines Dichters vom Hainbunde, ſie ſehen unendlich Viel, wenigſtens leicht werden ſie nicht mehr überraſcht und Ueberraſchung unterhält am Beſten, ſie haben geſtählte Nerven, einige Ohnmachten irritiren ſie nicht — können wir wirklich das ganze alte Theater mit ſeiner matt gewordenen Limonade noch brauchen?

Ich glaube, kaum. Je breiter das Leben wird, deſto höher muß die Kunſt werden, das Leben iſt die Baſis, das Fundament; ein weit umfaſſendes Fundament verlangt eine hohe Statue, ſonſt ſind die Schönheitsverhältniſſe zerſtört. Wenn es vor den Thüren des Theaters intereſſanter hergeht als auf den Brettern, ſo geht man nicht hinein. Weil die Griechen im großen, öffentlichen Leben große Menſchen genug hatten, ſo brachten ſie die Götter mit auf die Bühne — das ſollten wir auch thun, wir haben auch unſre Götter, die Götter ſind unſterblich, le Jupiter est mort, vive le Jupiter neuf! — und der wahre Künſtler iſt eben der, welcher die rechten, ewigen Götter erkennt.

Es iſt hier der Ort, ſich gegen natürliche und gerechte Vorwürfe zu verwahren. Nicht die Uebertreibung, nicht der bloße Lärm, der bloße Eklat ſoll gepredigt werden, nicht Mord und Todtſchlag ſollen auf der Bühne die alten welkenden Intereſſen erſetzen, das menſchliche Herz ſoll nicht aufhören, der Mittelpunkt zu ſeyn, nicht die Schrecklichkeit ſoll die Schönheit werden. Nein, die Wahrheit in ſchöner Form — das Schöne iſt nichts anders, als das Wahre in der ihm gemäßen Form.

Aber bringt man denn das Wahre? Sind es nicht alte Kuliſſen — Konvenienzien, welche ſich in ihrer gähnenden, langweiligen Lüge ſpreizen. Sind die Gefühle trotz ihrer Ewigkeit nicht den tauſend Modifikationen geſellſchaftlicher Zuſtände, neuer Bildungsphaſen unterworfen, iſt die moderne Welt auf unſern Brettern vertreten? Nicht einmal im Luſtſpiel.

Haben wir doch bis jetzt noch nicht einmal eine Form erfunden für das Heut. Nicht die Tragödie mit dem unwandelbaren Ernſt iſt uns angemeſſen: wir lachen zu viel, wir haben das finſtre, unnahbare Unglück aufgelöſ't in Worte welche die Ironie und den Humor im Schooße tragen, nicht bloß die Studenten reden mehr vom „Pech," nicht bloß die Marquis, die Abbés, die Hofräthe gebrauchen mehr das Wort „Malheur." Nicht das Luſtſpiel füllt uns aus: Schmerzhafte Ahnungen reicherer Welten flattern durch unſre Scherze, nöthiger Kampf und Tod drückt unſre liebende, hüpfende Seele — das Luſtſpiel iſt zu einfarbig. Ein deutſches, weinerliches Schauſpiel, wie es Schröder und Iffland erfunden, iſt uns Proſa blank und baar — was bleibt vor der Hand übrig, bis unſre Dichter auftreten, als das oberflächliche Vaudeville, das verzerrte Melodram. Wenn auch viele ſolcher Stücke nach gefährlichen Waffen greifen, ſo ſind ſie doch ſelten oder nur in der Uebertreibung unwahr, und nur weil ſie die rechten Motive nicht immer ausfinden, greifen ſie fehl. Aber ihre urſprüngliche Intention iſt ächter und wahrer als die künſtliche Lüge beſſerer Stücke. Vaudeville und

Melodram hätten aber ſchon zur Werkſtatt Vulkans führen können, wo dem neuen Achill die ſiegreichen Waffen geſchmiedet werden. Sie taſteten wie Blinde und Taube herum, und erkannten die Muſik noch immer nicht.

Die Muſik, dieſer undefinirte Ausdruck für Gefühle, tritt hilfreich ein, ſo lange nicht das beſtimmte, erſchöpfende Wort gefunden iſt. Die Muſik iſt die moderne Kunſt, welche ſich in ihrer poetiſchen Unbeſtimmtheit der Intereſſen bemächtigt, die noch keinen Namen haben. Die Töne ſprechen die Wünſche unſers Herzens aus, welche wir ſelbſt noch nicht kennen, ſie iſt die Myſtik einer ſich formenden Zeit. Sie weckt.

Und Madame Schröder-Devrient iſt einer ihrer mächtigſten Propheten.

O, die Zeit iſt klug wie ein Nachtvogel, darum machten die Hellenen zum Vogel der Weisheit die Eule: es mag noch ſo finſter ſeyn, ſie findet ſich einen Weg.

Die Muſik hat ſich der Leidenſchaften, der Wünſche bemächtigt, welche uns von der Bühne bewegen, das Schauſpiel an ſich iſt nur durch eine beſtimmte Richtung zu retten, welche Iffland, als Schauſpieler, begann, die Wolf verfolgte, die Seydelmann jetzt ſo anſchaulich und glänzend repräſentirt. Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Richtung in mittelmäßigen Händen leicht in die Proſa, in die Nüchternheit verfallen kann, aber ſo lange uns kein ächtes, neues Drama geboren wird, was alle unſere poetiſchen Intereſſen in ſich faßt, und der Oper jene Herrſchaft entreißt, ſo lange wird alles Poetiſche als homogen-muſikaliſcher Theil von dieſer verſchlungen werden, ſo lange muß das Schauſpiel ſeine kleine, ſparſame Wirthſchaft führen. Möchte ſie nur allgemein ſo mit Verſtand und Geſchmack ausgerüſtet ſeyn, wie beim jetzigen Choregen dieſer Epoche. Ihr Angriffspunkt iſt der Geiſt des Menſchen, ihre Waffe der Gedanke und das Wort. Dort ſtürmt man direkt auf den innern fühlenden Menſchen, man reißt ihm mit Tönen die Bruſt auf, damit er Alles, Alles aufnehme und empfinde — hier geht man Schritt für Schritt auf den verſtändigen

Menſchen ein, man räumt vorſichtig aber emſig alle kleine Hinderniſſe aus dem Weg, bis man am innerſten Marke des menſchlichen Geiſtes angekommen iſt, dann verlangt man plötzlich Ergebung, und der ſo auf die geiſtigſte Weiſe erſtürmte beſiegte Zuſchauer ergibt ſich freudig zitternd, denn er fühlt, daß man ſeinen beſten innern Menſchen aufgeſucht hat. Das iſt die Schauſpielkunſt, welche ſich vor dem überwältigenden Einfluſſe der Oper retten kann, weil ſie — nur mit andern Waffen — ebenfalls Großes vermag. Sie verlangt allerdings immer ein beſſeres Publikum als jene, und würde vielleicht darum kein ſo großes haben, aber ſie hat, wie jene den Rauſch, ein eben ſo großes Beſtechungsmittel: die Schmeichelei. Der Zuſchauer fühlt ſich gehoben, daß man ſo edle Organe in Bewegung ſetzt, ihn zu gewinnen, von Geiſt zu Geiſt will man mit ihm verhandeln — ſchon das gewinnt ihn, denn Vielen wird dadurch erſt Geiſt zugeſtanden. —

Wenn ſich aber unſere Schauſpieler nicht eifrig dieſem Genre zuwenden, wenn ſich unſre Dichtkunſt nicht bald zur objektiven dramatiſchen Form durchklärt, ſo weiß ich nicht, was das Schauſpiel von dem völligen Untergange, von dem gänzlichen Siege der Oper erretten ſoll. Es ſind auſſer Seydelmann nur ſehr wenige Schauſpieler in Deutſchland, welche zur beſſern, einfachen Schule neigen, die man die Goethe'ſche nennen möchte, denn ſie findet nirgends ſo ihre wohlthuende Erfüllung als im Goethe'ſchen Wort. Korn, Löwe, die Peché in Wien, Haare in Breslau, Madame Wolf, im Einzelnen Rott in Berlin, wenn er ſeinem haſtigen Weſen die nöthige Ruhe abgewinnt, gehören theilweiſe hierher, Marr in Braunſchweig ſchlug den Weg ein, ging aber darüber hinaus, und ſetzt ſich in die Gefahr, Karrikatur zu werden.

Das iſt ein kleines Häuflein, und wird ſtark werben müſſen, um das Schauſpiel zu retten. Die Einfachheit des Vortrags, ganz abgeſchält vom Bombaſte der auf- und abſpringenden Töne, des Geheuls und Gewinſels im früher ſo beliebten Pathos, die beſtimmte ſcharfe Darlegung des Gedankens, die Darlegung des Gefühls in wohlthuender, künſtleriſcher Begrenzung, das ſind die nüchternen Inſtrumente, womit dieſe Gattung ſiegen muß und kann.

Es iſt für die nächſte Zukunft zu befürchten, daß ein kühles Weſen, hervortreten wird, was die Intenſität des Gefühls nicht eben verräth; das muß indeſſen durchgemacht werden, es iſt die natürliche Erſcheinung nach dem bisherigen Spektakel und wird ſich allmählig ſchon erwärmen.

Der Kampf mit der Oper iſt ein gewaltiger. Mit dem bloßen Blicke, mit der Macht des Auges muß daſſelbe in die Schranken treten mit einem Gegner, welcher die Zuſchauer ſtürmiſch und heiß umarmt.

Wenn ich die Devrient oft ſähe, würde mir um mein verſtändiges Schauſpiel ſehr bange. Sie iſt nicht eine Sängerin, welche ſpielt — ſie iſt eine Schauſpielerin, die ſingt. Darin liegt das Gefährliche. Unſern gewöhnlichen Sängerinnen glaube ich nichts, denn ich weiß, daß ſie mir nur was vorſingen, aber die Schröder-Devrient ſpricht mir den Geſang in's Herz hinein, ich kann nicht anders, ich muß, mein Herz muß ihr antworten, ich muß mit fort in den Strudel der Empfindungen, und wenn ſie aufhört, habe ich ſo eifrig mitgeſungen und geſpielt, daß mir die Bruſt ſchlägt, und mein Herz hoch geht wie Meeresfluth. Geſang und Spiel ſind nicht zweierlei bei ihr, wie bei den meiſten, man kann nicht ſagen: hier hört jener auf, hier fängt dieſes an — ſie iſt fortlaufend Eins, nicht ein Lichtſtrahl kann ſich dazwiſchen drängen. Das iſt uns aber, die wir immer zu zweien, das heißt als Zuſchauer und Zuhörer in die Oper kommen, ſo neu, daß wir uns nicht zu rathen und zu helfen wiſſen, wir gerathen kopfüber in den Enthuſiasmus, wir lachen ſchluchzend, oder ſchluchzen vor überraſchender Wonne. Es iſt nicht die abſonderlich ſchöne Stimme der Frau, welche ſo abſonderlich wirkt, ich habe die Stimme nicht einmal ausgezeichnet gefunden, es iſt die Seele, welche ſingt, es iſt das Herz, welches ſpielt, es iſt die ganze Frau, welche als ganzes, neues Kunſtwerk erſcheint.

Von dem gewöhnlichen Unrathe der Sängerinnen, von todthetzenden Trillern und Mordanten kann natürlich bei einer durch und durch dramatiſchen Sängerin nicht die Rede ſeyn. Das bleibt den Püppchen, welche Spielzeug und Flitter brauchen. Dagegen erzählt die Devrient in einem lang gehaltenen, anſchwellenden Tone eine ganze Liebesgeſchichte mit ihrer Fluth und Höhe — ſie hat ſingen, reden gelernt.

II.

Romeo — Schröder-Devrient.

Es war an einem ſchönen Auguſtmorgen des Jahres 1833, als ich von den Höhen des Gardaſee's hinabfuhr in das veroneſiſche Thal. Ein italieniſcher Sonntag flog mit weichem Flügelſchlage über die lombardiſche Ebene — Alles war geputzt: das Land in dunkelgrünem und blauem Sammet mit den üppigen Wein- und Maisfeldern, die römiſchen Menſchen mit den vornehmen Naſen und reinen weißen Hemden, der Himmel feierlicher, als ich ihn zu Hauſe geſehen, die Sonne ſelbſt ſtolzer, ſtrotzender golden als an ordinären Wochentagen im blaſſen deutſchen Vaterlande.

Dabei mochte viel Täuſchung im Spiele ſeyn; aber das war mir eben recht. Gerade um ein Stück rother und grüner Illuſion war mir's zu thun in dem bleichen Jahre 1833; deßhalb war ich auf Reiſen gegangen. Kluge Leute ſagen, es ſey viel Herkommen dabei, Italien ſchön zu finden; kluge Leute haben oft recht, ich hatte aber auch recht, daß ich in die friſche Luft hineinjauchzte und meinen Begleiter, den würdigen Staroſten, aus Uebermuth am Backenbart zupfte und auf meinen Sitz trommelte, wie ein kleiner Bube. Kann man denn etwas Beſſeres thun, als die Welt ſo hübſch finden, daß man vor Vergnügen nicht weiß, wo ein noch aus!

Der Wagen flog bergab, es ging hinein ins Land, als wollten wir erſt bei Jeruſalem ſtill halten, und ehe ich mich deſſen verſah, waren wir mitten auf dem Corſo in Verona, links und rechts flogen die weißen, winkenden Schleier, links und rechts ſchoſſen die heißen lombardiſchen Augen. Es wurde meinem Herzen des Sehnens und Verlangens zu viel, ich wußte mich des Reichthums und

Ungeſtüms nicht zu bemächtigen, und ich beſchloß, mich vor der Hand zu beruhigen. Es iſt eine der ſchönſten Erfindungen des Herrgotts, jene Erwartung unſäglicher Glückſeligkeit, wenn man noch gar nicht weiß, wo ſie herkommen, wie ſich das Alles zutragen ſoll, was uns entzücken wird. Das iſt die Romantik der Freude, es ſind die Wehen des Glücks.

Ich wußte abſolut nicht, was mir in Verona Vergnügtes paſſiren ſollte, aber ich wußte, es müßte mir etwas paſſiren, und in dieſer weichen, ſtreichelnden Gewißheit erwartete ich den Abend. Da wollte ich ausgehen, und da würde ſich's ſchon zeigen, dachte ich.

Geduldig ſtand ich am Fenſter und ſah die Blüthe Verona's, unter mir den Corſo entlang auf- und niederrollen — tollkühne, liebeskühne Augen, kecke ſchwarze Locken, volle zuverläſſige Geſtalten flogen vorüber — das war alles ſehr ſchön, aber mein Herz lachte vornehm und flüſterte: das iſt Alles nur Vorſpiel, nur Expoſition, das iſt Alles noch nicht das Abſonderliche, was dich erwartet.

Weich wie ſchwarzer Sammet fiel langſam der Abend über die alte Stadt, eine Geſchichtsepoche nach der andern bedeckend.

Die alten Römer mit den kurzen Schwertern und den kurzen Worten ſchloſſen die ſtolzen Augen, die Barbaren, welche heruntergerutſcht waren auf ihren Schildern über die beſchneiten Alpen, herabgeſtiegen durch die veroneſer Clauſe in das Land, wo Milch und Honig floß, wo die goldnen Schätze des Erdkreiſes beiſammenlagen, die Barbaren ſtreckten ſich zum Schlummer auf die Bärenhäute, König Theoderich, der lange Oſtgothe, ſchlug den Mantel um ſeine müden Glieder, die üppige, wollüſtige katholiſche Zeit kroch unter den weichen Purpur — es ward völlig Abend über dem antiken Verona, und der Mond kam herauf über die ſteilen Häuſer. Jetzt iſt es Zeit, dachte ich, zog meinen Ueberrock an, und ging hinaus in die weite Stadt, mein erwartetes Glück zu ſuchen. Ich war wie verzaubert, und zweifelte keinen Augenblick, daß ich Alles finden würde, was nur Sublimes exiſtire in Verona, wie ein Ritter der Tafelrunde, der in die Welt zog, irgendwo ſein Glück zu finden.

Bei einer altrömiſchen Porta blieb ich ſtehen und lehnte mich in den Winkel des Pfeilers. Es dauerte auch nicht lange, ſo kam eine hohe Frauengeſtalt in dunkel ſeidenem Gewande auf mich zu, ſchlug ihren wallenden Schleier zurück, ſagte mit unendlichem Wohllaute: „**Buona sera, Romeo,**“ und reichte mir ihre Hand.

Ich fand das Alles ganz in der Ordnung, küßte mit Eifer die volle, warme Hand, und wollte die Dame eben fragen, ob es ihr gefällig wäre, bei dieſem ſchönen Mondſchein ein wenig mit mir zu promeniren, da fiel des Mondes Glanz plötzlich zwiſchen uns, ſie erblickte das ſlaviſche Geſicht eines nordiſchen Barbaren, ſie hörte die harten Töne von jenſeit der Alpen, ſie zog erſchrocken die Hand zurück, rief, ſchnell wie der Blitz herabfährt: „**Oh Dio!**“ und trat zurück.

Giulietta — mia Giulietta! flüſterte es in demſelben Augenblicke drüben am andern Pfeiler der Porta, der weiße Schleier flog davon, zwei

Geſtalten ſchlüpften durch den römiſchen Bogen, Alles war ſtill und vorüber.

Giulietta — mia Giulietta! O, daß ich den Ton auf das Papier ſingen könnte, damit die Leſer ahneten, welch eine geflügelte Schaar plötzlich durch mein Herz flog. Ich wußt' es plötzlich, ach, meine ganze Seele war erfüllt davon, daß ich auf dem claſſiſchen Boden Romeo's und Julia's ſtände. Ach! ich bedeckte meine Augen mit beiden Händen! Hier, hier war jenes Grundthema aller Liebesgeſchichten aufgeblüht zur blendenden, wollüſtigen Blume, durch dieſe Porta war Romeo, war Julia gegangen. Es war mir, als ſproſſe der Quell aller Liebſchaft auf dem weiten Erdboden aus dieſen marmornen Quadern zu meinen Füßen. Hier war der Born alles poetiſchen Entzückens, ich war am Ziel aller Reiſe. Das war derſelbe Mondſchein, der ihm geleuchtet hatte, als er hinausging in den Garten der Capuleti, das waren dieſelben Häuſer, an denen er vorüberſtrich — hier war Liebesheimath. Von hier aus ſind all jene Küſſe und Liebesſcenen über Europa geflattert, denn von hier hatte William Shakeſpeare, der Poeſie eingeborener Sohn, ſein Herz erfüllt mit jener göttlichen Zärtlichkeit, die wir mit einem Worte Liebespoeſie nennen.

Damals ſetzte ich mich auf jene Quaderſteine an der römiſchen Porta in den veroneſiſchen Mondſchein und knöpfte meine Weſte auf, und holte tief Athem, und wenn mir's die vernünftigen Deutſchen glauben wollen, und ich mich recht erinnere — es quollen mir deutſche Thränen aus den Augen, ich war erweicht, aufgelöſet von unendlicher, unſäglicher Liebespoeſie.

Oh, mia Giulietta!

Ach, es iſt ſo weich, ſo ſchön, zu lieben und über die Liebe zu weinen, über das Stück Himmel, das uns ins Auge und Herz hereinhängt. Die Thräne iſt das Gedicht des Körpers.

Hier war Romeo vorübergebrauſt, mit klingendem Sporn und Schwerte; es war mir als ſäh' ich ſeine langen Locken zürnend fliegen und die ſeidene Feldbinde der Ghibellinen, zu denen er gehörte. Sein Tritt flog hinter dem langen Tybalt her, der ihm den fröhlichen Odem ſeines Herzens im Blut erſtickt, der ihm ſeinen lebensübermüthigen Freund Mercutio erſchlagen, der die lange harte Guelfenhand ausſtreckte nach ſeiner Giulietta. Ich hörte in der Ferne den ſchallenden Ruf der Jugendſtimme: Steh Tybalt, du Ratzenfänger! ich hörte Schwertergeklirr, ich hörte einen dumpfen Fall und ſah Romeo mit ſchwerem, geſättigtem Auge an mir vorüber nach jenem Platze eilen, der zur Etſch führt, zur raſchen, grünen Adiga. Ich ſprang auf und folgte Romeo, hinter mir klang das dumpfe Wehgeheul der Capuleti, welche ihren Tybalt röchelnd im Blute gefunden hatten.

Drüben an der Etſch ſprang ich hinter ihm her, über die Gartenmauer, oben vom Balkon wehte Giulietta's veroneſiſcher Schleier, und herniederfliegen wie Engel ihre roſenrothen Worte. In der Hecke und dem Weingeländer verſchwand Romeo, nur das Barett mit der langen weißen Feder ſah ich langſam herunterſchwanken: an einem Cypreſſenbaum blieb es hängen.

Nun ging ich hinaus in das Begräbnißhaus der Capuleti — es iſt nicht weit von jenem Garten — und lehnte mich an das Gitter und ſtand ſtill und lauſchte. Da kamen auf einem langſamen Lüftchen jene Worte wieder: „Oh, mia Giulietta!“ aber ſie kamen nur geflüſtert und klangen wie der Inbegriff einer ganzen menſchlichen Seele, wie ein kleiner Vers, der alles Weh und Glück der Menſchheit in ſich ſchließt.

Und ich ging heim in meinen Gaſthof — meine Stimmung ging hoch wie das Weltmeer nach einem Sturme, der ſich bis in den Grund gebohrt hat, aber ſie war groß, unendlich wie das Weltmeer. Zerſtiebt war auch der üppige Schmerz, aufgelöſt in poetiſche Atome. Alles hatte ſich erfüllt in Verona, ich ſah mit offenem Auge über den weiten Himmel und erkannte Gott bis ins innerſte Herze. —

Es war ein ſtürmiſcher Märztag des Jahres 1834, als ich an meinem Fenſter zu Leipzig ſaß und hinabblickte auf den Markt, den kleinen deutſchen Markusplatz, dem nur die Lagunen und die Säulen der drei orientaliſchen Königreiche und einige andere Kleinigkeiten zur vollkommnen Aehnlichkeit fehlen. Der Wind und die Sonne und der Schatten jagten ſich wie muthwillige Kinder auf dem Platze umher, es war bald licht, bald finſter, und die Röcke und Mäntel der Frauen fielen aus einer Gefahr und Verlegenheit in die andere — es war ein richtiger deutſcher Nachmittag. Die Bücher ſchmeckten mir nicht, des Abends ſollte Mad. Schröder-Devrient ſingen, und ich dachte über Deutſchlands Glück und Unglück und ſeine Poeten nach. Mad. Schröder-Devrient halte ich nämlich für einen der bedeutendſten Poeten Deutſchlands, für unſern jetzigen dramatiſchen Claſſiker. Es iſt nur ein Nebenvorzug an ihr, daß ſie ihre Rollen vortrefflich ſpielt und ſingt, und das könnte ſie lange nicht ſo vortrefflich, wenn ſie die Rollen nicht immer ſelbſt dichtete. Es iſt dieſe Frau ein unſäglicher Troſt in unſerer dürren dramatiſchen Zeit, wo es Niemand wagt, Herz, Blut, Leidenſchaft auf die Bühne zu bringen, wo das Drama ein Jambenleierkaſten geworden iſt, mit alten abgenutzten Arien, welche wir in unſerer Jugend auswendig lernten.

Ich traf einmal auf Welſsberger's Caffeehauſe zu Wien mit einem Franzoſen zuſammen, welcher des Theaters und der Oper wegen Frankreich, England und Deutſchland durchreiſt hatte. Die wunderliche pathetiſche Declamation ſeiner Landsleute, jene tremulirende Tragödienmanier war ihm frühzeitung nicht nur unnatürlich, ſondern auch unſchön vorgekommen, in England hatte er Kean und die ihm zunächſt Stehenden geſehen, und ebenfalls eine bis zur Fratze ausgebildete Manier, ja oft noch weniger als dieſe gefunden. Es liegt etwas urſprünglich demokratiſches in Sprache und Charakter des Engländers, was in der Kunſt leicht in Plebejismus ausartet; und das ſoll denn auch nicht ausbleiben. Italien hat gar kein Theater mehr, ſo wenig als Spanien, denn die alten Mittelmäßigkeiten Alfieris und die neuen Pellico's dort, und die das Martinez de la Roſa hier ſind für nichts zu achten. Die italieniſchen Schauſpieler dürften indeß leicht das meiſte Talent haben. Der deutſche Weg des Schauſpiels ſey vielleicht der beſte, wenn man die beſten Schauſpieler vor Augen habe, denn die mittelmäßigen ſeyen ſchlechter als anderswo die ſchlechten. Die franzöſiſche Manier ſei wenigſtens imponirend, die engliſche mannichfaltig, die deutſche Mittelmäßigkeit ſei aber abſolut langweilig.

Den guten deutſchen Schauſpielern fehlte nur zumeiſt Phantaſie, und jene ſchöne, feurige und doch ſchöne, flammende Begeiſterung, welche allein das göttliche Leben in der Kunſt entzünde. Er habe ſich deshalb an die Oper gehalten, die ihm natürlich bei größerem, äußerem Reichthum mehr Entſchädigung geboten habe. Da bedeckten die Töne jene Schwäche der Acteurs, und alle Poeſie könne in der ſchlechteſten Opernvorſtellung niemals ſo ſehr ausgehen als bei einem gutgeſpielten deutſchen Iffland'ſchen Stücke, wo die Leute einander die Hemden und das Geld ſtehlen, und Beides am Schluſſe mit einigen Thränen zurückgeben.

Und nun fragte ich begierig jenen Franzoſen, wo er die beſten Operiſten gefunden habe. Er ſchwieg eine Weile und lächelte.

In Italien — hub er endlich an, und ſeine feinen muſikaliſch-luſtigen Augen ſprachen mit — in Italien iſt die Heimath der Oper, noch heut' verſtehen's nur die Italiener für menſchliche Stimmen zu ſchreiben; ich weiß nicht, ob es die Deutſchen je lernen werden. Dieſe Deutſchen kommen vor lauter Kunſt und Wiſſenſchaft zu keiner Freiheit; und das iſt noch obenein ihr Stolz. Es iſt ihr Unglück, daß der fürtreffliche Mozart aus Deutſchland war, denn er machte ſie, wie ſie's in allen Dingen ſind, innerlich hochmüthig.

Aber jene Heimath der Oper hat ihr Kind verzogen; die Oper iſt in Italien ein Concert mit dramatiſchen Piecen, die volle Kunſtform einer Oper iſt verloren, weil das Bedürfniß einer ſolchen fehlt. Die dramatiſche Weſenheit einer Oper iſt in Italien die geringſte, die dortigen Componiſten ſchreiben, das Publikum ſieht und hört nur Scenen und Nummern, Pamyra erſticht ſich mit derſelben Melodie, nach welcher Figaro ſeine Kniffe vorträgt.

Der Geſang kommt aus Italien, aber nicht die Oper. So muß man auch die berühmte Paſta anſehen, von welcher Talma ſagte, ſie ſey die größte Tragikerin. Talma war ein franzöſiſcher Schauſpieler, obwohl der beſte, und die Paſta iſt eine träge, ſtarke Figur, welche einzelne Scenen ſingt und darſtellt, daß Sie glauben, es habe eine griechiſche Marmorſtatue ſchönes, langſames Leben und ſchöne Action bekommen. — Die Paſta iſt jetzt reich und ſingt ſchon lange. Sie iſt das treue Abbild einer italieniſchen Opera seria, ſie iſt eine großartige Scenenſängerin.

England iſt unmuſikaliſch von ſeinem yes bis zu ſeinem Plumpudding, es kann nicht in Betracht kommen bei der Oper.

Die eigentlich dramatiſche Oper, das durch Muſik erhöhte Drama, iſt jetzt am meiſten in Frankreich zu Hauſe. Der Franzoſe handelt ſchnell und viel, ſeine Thaten folgen am ſchnellſten und gehorſamſten ſeinen Affecten. Das verleugnet er auch keinen Augenblick in der Oper. Die Stumme von Portici war mit all ihren muſikaliſchen

Schwächen der glänzendſte Ausdruck, was der Franzos mit ſeiner Oper will, ein erhöhtes Drama.

Die Völkerſtämme müßten von neuem durcheinander geworfen werden, wenn die Franzoſen einmal im Luſtſpiel von einem andern Volke übertroffen werden ſollten, denn das Luſtſpiel agiren ſie von den höchſten Regierungsangelegenheiten herunter bis in's Miſere des pariſer Gäßchen-Elends. Ihr ganzes Leben, ihre Revolution, ihr Gottesdienſt, ihr Tod iſt eine Komödie, und die Guillotine ſogar war ein revolutionaires Bonmot, das allen Streit auf das ſchnellſte entſchied. In dieſem luſtigen Weſen beruht es aber auch, daß ſie ſchwerlich jemals große Dramata und Opern ſchaffen werden. Sie ſehen Alles zu gleichmäßig an. Neuerdings ſind ſie etwas ernſter geworden und haben das Vaudeville erfunden, wohinein ſie manche ſentimentale Melodie ſtreuen, weil ſie ſeit einiger Zeit deutſche Philoſophie ſtudiren, und Monſieur Gisquet ſie ein wenig maltraitirt, aber es ſoll mich freuen, wenn es meine Landsleute jemals bis zu einer claſſiſchen komiſchen Oper bringen.

Sie haben den Weg gezeigt, was man mit der Oper ausrichten könne, aber die ruhigeren, objectiveren Völker werden uns vielleicht an's Ziel führen.

Die franzöſiſchen Sänger ſind franzöſiſche Schauſpieler. Weil ſie Schauſpieler ſind, ſo operiren ſie wirklich. Das eigentliche Gros der deutſchen Sänger, welche nur Noten ſingen, ſteht wie ein Wachsfigurencabinet neben ihnen, das ſeine Drehorgeln ſpielt. — Und die franzöſiſche Oper hat Madame Malibran, die zwar keine eigentliche Franzöſin, aber acclimatiſirt iſt.

Madame Malibran iſt eine kleine, ſchlanke Dame mit dem ausdruckvollſten, lebendigſten, intereſſanteſten Mulattengeſicht. Sie ſpielt und ſingt mit einem blitzenden Feuer, mit einer hinreißenden Leidenſchaft und Begeiſterung, ſie hat Scenen, bei denen man nicht einen Augenblick anſtehen darf, ſie die beſte dramatiſche Sängerin Europas zu nennen — aber es ſind ebenfalls nur Scenen. Es fehlt:

ihr jene Charakterſchwere, welche die Figuren zu vollen, ganzen Figuren ſtempelt, welche die vollendeten, abgeſchloſſenen Kunſtwerke hervorbringt. Ich habe die Malibran geſehen, wenn ſie mit ihrer africaniſchen Leidenſchaft alle Schönheit erwürgte, mit den Nägeln in die Couliſſen grub und Miene machte, an der Wand hinauf zu laufen. Ich habe die ſchönſten Momente von ihr geſehen, aber niemals die ſchönſte Rolle.

Ensin. Monsr., Sie haben in Deutſchland die vollendetſte dramatiſche Sängerin — Madame Schröder-Devrient. Sie kann in einzelnen Dingen nimmer die Paſta und Malibran erreichen, aber ſie übertrifft beide in Darſtellung eines Kunſtwerk's. Ich glaub' es, daß ſie Viel von der Malibran gelernt hat, denn ich habe ſie damals in Paris geſehen, wo man ihren Fidelio mit Blumen überſchüttete, und ich habe ſie vor kurzem in Dresden geſehen und geſtehe gern, daß ſie ſeit ihrem Aufenthalt in Paris um eines Kopfes Länge höher gewachſen iſt. Aber was thut das? Hat Napoleon nicht von Cäſar gelernt? Madame Schröder-Devrient mußte eine eben ſo große Begeiſterung und Phantaſie beſitzen, um den Mittelpunkt der Malibran'ſchen Kunſt zu erkennen, und ſie beſitzt eine ſchönere, edlere Begeiſterung, denn ſie ſtellt edler und ſchöner dar als jene, ſie ſchafft ganze, um und um vollendete Kunſtwerke. So ſprach der Franzos in Wien, und all dieſe Worte fielen mir wieder ein, als ich an jenem ſchillernden Herbſttage in Leipzig am Fenſter ſaß, und ungeduldig nach dem Rathsthurme ſah, der die Zeit in Leipzig macht und für jenen Tag zu langſam mir agirte. —

Es war noch nicht fünf Uhr, um welche Stunde die Caſſe geöffnet wird, und ſchon liefen die Leute hurtig über den Markt nach der Hainſtraße zu, um Plätze im Theater zu finden. Sie hatten Billets in der Hand, ihre Sitze waren ihnen verbrieft wie die der Zehnmänner in Venedig, aber ſie trauten nicht. Wenn viel auf dem Spiele ſteht, ſo verläßt man ſich auf keinen Contract, ſondern nur auf die eigene Perſon. Es war, als wenn St. Petrus den Himmel geöffnet hätte;

er verſicherte der herbeiſtrömenden Menſchheit, daß die Thorflügel eine volle Stunde und darüber geöffnet blieben, es könne ſich Jedermann Zeit nehmen. Bei ſolchen Gelegenheiten nimmt ſich aber Niemand Zeit. Kann es nicht finſter werden in der nächſten Stunde, ſo daß man nicht drei Schritte Weges finden kann, ſo daß man in Verzweiflung nach der Himmelsthür tappt und am Ende nach der entgegengeſetzten Seite marſchirt, kann Einem nicht irgend ein plötzliches Unglück in die Beine ſchlagen, daß man nicht von der Stelle kommt?!

Und es waren ſo ſtaubwürdige alte Perücken dabei, die heute um das Rathhaus herum nach dem Theater ſtapften. Im Frühjahre 1833 waren ſie's letzte Mal dieſen Weg gegangen; ein ganzes Jahr lang hatten ſie bei ſtillen Thee- und Caffeeſtunden von jenen drei Abenden gelebt, welche drei blanke Thaler gekoſtet hatten. Sie hatten immer verſichert, es ſey ein ſchönes Geld geweſen, was die Devrient gekoſtet, aber es hätte ſie nicht gereut. Und ſiehe da, ſie wendeten's wieder dran. Es iſt eine hohe Gabe, die Philiſter zu begeiſtern. Das iſt die höchſte Kunſt, welche überall hin dringt, die nicht beſonders befähigte Menſchen zum Verſtändniſſe und Genuſſe braucht — das iſt die ächte Kunſt, die unmittelbar wie das Licht der Sonne in die Herzen fällt.

Mitten auf dem Markte ruhte da unten ein dicker, langſamer Rechtsgelehrter aus, er nahm eine Priſe, ſtärkte ſich zum weitern Marſche hinab nach dem Schauſpielhauſe, warf einen ernſthaften, fragenden Blick auf das Zifferblatt des Rathsſeigers, und ſchritt alsdann fürbaß. Es führt dieſer Mann eine orthodoxe rothe Naſe, zwei kleine ſchlürfrige Augen, in welchen eine große Sehnſucht nach Auſtern und Caviar ſchwimmt, und aus ſeinem geräumigen Munde habe ich nie etwas anders, als Betrachtungen über das franzöſiſche Château Lafitte gehört. Und auch er hielt ein gelbes Billet feſt in der fleiſchigen Hand, auch er änderte ſeine ſonſt ſo felſenfeſte Tagesordnung.

Wer iſt dieſe Schröder-Devrient, welche wie Orpheus Steine und Bäume von ihren alten, feſten Plätzen bewegt?

Sie iſt die Tochter jener berühmten Mutter, Madame Schröder, welche ihren geliebten Sohn den Manuel verloren hat, und jene markerſchütternden Worte ruft: „Allmächtige Götter, es iſt mein Sohn!“ Der Name Schröder iſt ein Stück der deutſchen Theatergeſchichte.

Jene Wilhelmine Schröder, von welcher dieſer Aufſatz ſpricht, iſt auf den Brettern groß geworden in doppelter Bedeutung des Wortes. Schon mit neun Jahren agirte ſie erſte Rollen in Wien. Sie ſpielte nämlich die erſten Liebhaber im Kinderballet auf dem Theater an der Wien. Auch Herkules erdrückte ſchon in der Wiege Schlangen. Ihre ſentimentale Epoche verlebte ſie mit fünfzehn und ſechzehn Jahren als Louiſe Miller, Thekla, Helene Zriny und in Geſellſchaft ähnlicher wohlrenommirter, zarter Damen. Bald aber begann ſie ihre eigentliche Geſangscarriere wiederum in Wien, und hier war's, wo ſie noch einmal vor dem grauen, taubgewordenen Ludwig van Beethoven den Fidelio ſang.

Es war das letzte Mal, daß Beethoven es verſuchen wollte, die Oper ſelbſt zu dirigiren, und es ſoll ein äußerſt tragiſcher Anblick geweſen ſeyn, wie er zur Probe gekommen, den Taktirſtock ergriffen, und wie ein Luftfechter, der ſeinen Gegenſtand nicht ſieht, darauf losgeſchlagen hat. Wie ein blinder König, der mit ſeinem Volke zu ſprechen glaubt und in das leere Feld hinaus redet, ſo hat der alte des Gehörs beraubte Mann dageſtanden mit den buſchigen graugefleckten Haaren, dem grauen Geſichte und den kleinen grauen Augen. Nur dieſe ſtechenden kleinen Augen waren ächt geblieben, alles Andre war Irrthum, das Zeitmaß war ihm entwichen geweſen, der eigne Schöpfer hatte die Tempi chaotiſch durcheinander geworfen.

Es kann nichts Tragiſcheres geben, als einen Vater zu ſehen, der ſein Kind liebkoſen will und ihm ſtatt deſſen Schmerz anthut — der Muſikdirektor Umlauf hat hinter ihm ſtehen und den richtigen Takt angeben müßen, der alte, eigentliche Held glaubte ſein altes gewichtiges Schwert zu ſchwingen und ſchwenkte nur einen Galanteriedegen.

Mit Schmerz iſt er noch vor der wirklichen

Aufführung der Oper ſeiner Unmacht inne geworden und hat das muſikaliſche Scepter mit gebrochenem Herzen abgegeben. Aber der Vorſtellung ſeines Fidelio wohnte er bei, und Ludwig van Beethoven war der erſte, welcher zu Wilhelmine Schröder kam und ihr ſagte, welch ein vortrefflicher Fidelio ſie wäre. In Wien hörte ſie damals jene welthiſtoriſche italieniſche Oper, in welcher Lablache und Rubini ſangen. Ums Jahr 30 iſt ſie das erſte Mal nach Paris gekommen, und von da und ihren Reiſen nach England datirt eine neue glänzende Epoche ihre Kunſt. Die neue lebhafte Welt in und außer den Theatern hat tauſend neue Kräfte in ihr geweckt. Sie hat alle Größen der Bühne geſehen und gehört, die ſtolze Paſta, die brennende Malibran, die zappelnde Nourrit, den engliſchen Kean als Macbeth, Richard und Othello. — Ich halte dieſe Wilhelmine Schröder für eine Tochter William Shakſpeare's und bin der Meinung, daß dieſe ganze Familie von den alten griechiſchen Göttern abſtammt. Wenn man ſie in ihren hochtragiſchen Rollen über die Bretter daher wandeln ſieht, ſo erkennt man auf den erſten Blick jenen altclaſſiſchen Zug des Schmerzes in ihrem Geſicht, womit die Griechen das göttliche Weh ausdrückten. Wer je eine Niobe, eine Melpomene geſehen, eine Pallas Athene, die um ihren Helden trauert, der wird erfüllt davon werden, ein olympiſcher Ausdruck ruhe auf dieſes deutſchen Weibes Zügen. Auf dieſem Antlitz liegt jener poetiſche Schmerz, in welchem man ſchwelgen kann, jener Schmerz, der ein Glück iſt, weil er erhebt. Auf dieſem Geſicht können die Deutſchen leſen, daß Ifflandiſches Greinen unſchön iſt. Sie iſt eine volle, hohe Figur, wie's einer aus olympiſchem Blut entſproſſenen zukommt, und blondes Haar und blaue Augen beweiſen, daß ſie zu Deutſchlands Freude geboren iſt. — Jetzt machte auch ich mich auf, mein mühſam errungenes Plätzchen auf einer hohen Galerie einzunehmen, es war noch lange nicht ſechs Uhr, mein Platz war mir ſicher, ſo lange nicht alle königlich ſächſiſchen Landesinſtitutionen aufgehoben wurden, aber wer hat ſolch felſenfeſtes Vertrauen auf Contract und Uebereinkommen! Konnte nicht die Wuth, jenes olymriſche Weib zu ſehen, alle geſetzlichen Bande ſprengen — was iſt ein menſchliches Geſetz, wenn ſich's um übermenſchliche Dinge handelt, konnte nicht eine anarchiſche Volkswanderung über die Plätze ſich ergießen — kurz ich ſtellte mich ſicher und ſetzte mich ſtill in meinen Winkel und ſah in die Kehrſeite des Hauſes, wo die Zuſchauer wogten, Kopf an Kopf, wenigſtens Haupt an Haupt.

Ich wollte mich nicht umwenden, bis ich Romeo's Stimme hörte, ſo wie Jean Paul nie aus dem Wagen heraus ſah, wenn er auf hohe Berge fuhr, als bis er auf dem Gipfel war. — Es begann die Ouvertüre, ich hörte es, wie die Capuleti's kamen und ihren Zorn herausſchrien gegen die Ghibellinen und die mit dieſen verbündeten Montechi — da — es kam ein langer Geigenſtrich, eine Bewegung flog wie ein Windſtoß durch das Haus — ein Herold der Ghibellinen wird angeſagt, im rothen Sammetmantel kommt er ſchnellen ritterlichen Schritts herein — er iſt's, es iſt Romeo. Er beſtürmt den alten Capulet, Frieden zu ſchließen, ſeine Tochter dem Romeo zu geben.

Umſonſt: Tebaldo ſteht daneben, er ſoll ſie heut noch beſitzen, der Herold wird ſchnöde abgewieſen. Da brauſt ihm zürnend das Blut über, und es kommen jene in Zorn und Verſöhnungsluſt auf- und niederwogenden Worte:

Vor Romeo's Rächerarmen
Soll kein Gott — kein Gott Euch ſchützen,
Und von ſeines Schwertes Blitzen
Stürz' der Tod auf Euch herab.

Ein Geſang voll jungen, ritterlichen Zorns, wo die Rhythmen wie im Sporentanze auf- und niederfliegen. —

Im Hauſe der Capulets ſitzt traurig Julia auf ihrem Zimmer, ſie ſoll ſich ſchmücken zur Hochzeit mit Tebaldo, den ſie nicht liebt, und Romeo, der ungeſtüme, ſüße Romeo iſt ihr verloren. Da öffnet ſich die Seitenthür, der junge, übermüthige Ghibelline iſt im Hauſe des Todfeindes, Romeo, der kecke, fliegt über die Schwelle, reißt ſie in ſeine Arme, beſchwört ſie, mit ihm zu fliehen. — O, daß ich's beſchreiben könnte, wie viel Gefühle in mir hin- und herſprangen, ſich die Hände drückten, weiter eilten, wieder kamen, keine Ruhe fanden. Es waren lauter alte Bekannte, aber es lag noch ein Dämmernebel auf meiner Welt, ich konnte noch nicht deutlich ſehen, woher ſie alle kamen, wie ſie genannt worden waren in früheren Zeiten. Wie die leibhaftige Romantik ſchreitet jener Romeo hin und her, lag er zu Julia's Füßen, ſang er der Zaudernden: „Nein, nein, Du liebſt mich nicht, wie ich Dich liebe.“ Ich war in einem verzauberten Zuſtande — war's ein Gedicht, welches in meinem Herzen geſchlafen hatte, was ich da vor mir ſah, oder war ich jenem Romeo ſchon begegnet! Glich er nicht einem jungen, blonden Hohenſtaufen in ſeinem dunkelgrünen mit Gold verbrämten Sammetrocke, in jenem dunklen Barett mit langer Feder, das er von ſich warf, um ſein Haupt in Juliens Locken zu drücken, einem ſchwäbiſchen Kaiſerſohne mit weißer deutſcher Haut und blondem Flaum auf der ſchwellenden, trotzigen Lippe.! —

Ich blieb im Dunkel, in einem ſüßen, myſtiſchen Dunkel, das wie das weiche Geheimniß der Poeſie auf meinen Schläfen lag. Julia floh nicht mit ihm, der Vorhang fiel. Und als er wieder aufging, ſah ich den Garten den Capuleti, hinten im Palazzo brannten die Lichter, da war ein Feſt, vorn im Dunkel der Bäume erſchien Romeo mit der Feldbinde der Guelphen, mitten unter den Feinden, um ſein Mädchen zu entführen. Dieſer Garten, dieſe Bäume, jener Palazzo, dieſe Nacht, es wurde immer ſtürmiſcher, aber immer glücklicher in mir, ich fühlt' es bereits, die Dinge ſind ſchon einmal in meinem Herzen geweſen; vielleicht in meiner früheſten Kindheit, wo die Gedichte ohne Titel in uns herumirren, vielleicht gar vor der Kindheit.

Als Romeo fliehen will mit ſeiner Geliebten, ſtürzen die Capuleti vom Palaſte herunter, und halten ihn auf; man erkennt den Herold in ihm, er aber ſpricht ſtolz wie ein Kaiſersſohn: Ich bin Romeo. Und es kommen die Montechi herbei zu ſeiner Hülfe, geharniſcht und waffenklirrend ſtehen ſich die Parteien gegenüber, und ziehen die Schwerter gegeneinander. Aber inmitten zwiſchen des Krieges Dräun ſtürzen ſich die Liebenden in die Arme und beginnen unisono eine ſtürmiſche Jubelarie, daß das Publikum von den Sitzen auffährt, wie von einem göttlichem Strahle getroffen, daß die Stimmen von allerlei Volk, das eine Sprache hat, einfallen in den unendlichen Liebesjubel.

Ach, — die Thränen und die Seufzer
die kommen hinten nach.

Es iſt eine unvollkommene Welt, in der es für alle Dinge ein Ende giebt, wo das Leben an einer tödtlichen Ausnahme, dem Tode, ſtirbt. Julia's Leichenzug geht bei Fackelſchein hinten über die Bühne. Romeo und Tebaldo, welche eben wieder im Garten der Capuleti ihre Schwerter kreuzen, halten inne, hören mit Entſetzen die Litanei, welche um Julien's entflohene Seele wimmert.

Wie ein Löwe mit tödtlichen Klauen ſtürzt der Schmerz über Romeo her. Und als der Vorhang zum letzten Male aufgeht, da iſt das Erbbegräbniß der Capuleti, Julien's Sarg im Vordergrunde. Romeo, der roſenrothe, ritterliche Jüngling kommt bleich und wankend die Treppe herunter, ſchwarz iſt er angethan von der Schulter bis zur Zehe.

Die Zeiten des goldverbrämten grünen Sammetrocks ſind vorüber, jener Schmerz der altgriechiſchen Tragödie ruht mit verſchlungenen Armen todesſchweigſam auf Auge und Wange. Jener Nimbus thränenloſer, ſeelenzermalmender, poetiſcher Trauer geht wie ein claſſiſcher Hauch von ihm aus und legt ſich wie eine Wolke über den ganzen Saal.

Er befiehlt ſeinem getreuen Montechi, den Deckel vom Sarge zu heben, und ihn dann allein zu laſſen; er will Julien noch einmal ſehen. Der Deckel knarrt, der Ton bebt an ſeinem Körper in die Höhe, abgewendet ſteht er da und ſchöpft ſich Muth, ſein verlorenes Glück noch einmal zu erblicken — er wendet ſich — oh mia Giulietta! ſtürzt der wimmernde Schmerz aus ſeiner Bruſt. Mit dieſem Todesrufe des zerſchnittenen Herzens flog der Schleier von meinen Augen wie von einem Sturmſtoße; das war jener Ton, den ich, am Gitter des Erbbegräbniſſes lehnend, in Verona gehört hatte, das war er ganz und gar. Mein ganzes Herz zitterte, es war Alles erfüllt, jene veroneſiſche Nacht mit ihrem weißen Mondſchein lag vor mir ausgebreitet. Das war dein Werk, Romeo; ich mußte zum zweiten Male mit Dir leiden und ſterben. Große deutſche Thränen quollen mir wie damals aus den Augen und vertrockneten im heißen, hohen Schmerze.

Ach, jetzt wußt' ich Alles, Alles, was da kommen mußte, wie er den Mann in's Grab legt zu ihr und gleich einem Weibe auf ihrem Sarge klagt, wie er das Gift nimmt, um zu ihr zu kommen. Dann lehnt er ſich an einen Grabſtein und erwartet ſeinen Tod. Es tritt eine Pauſe ein, todeslächelnd zogen die blaſſen veroneſiſche Straßen, der Capuleti-Garten, das Todtenhaus an mir vorüber, und in meinem Herzen bebte jener ermordete Liebeston „oh, mia Giulietta!“

Da erwachte Giulietta von ihrem Scheintode, fällt aus dem Sarge, lispelt „Romeo!“ Und er horcht auf, ſein todesſchwangerer Geiſt wird irre, ob er ſchon drüben ſey bei ihr. „Romeo!“ — er kehrt ſich um nach dem Sarge, mit dem Todtenkranze erhebt ſie ſich, ſchwankt auf ihn zu, das Entſetzen ſtürzt wie eine blitzende Wetterwolke über ſeinen Leib herab, er fliegt wie ein unſichrer Windſtoß zu ihr, die Hände fahren fieberiſch über ihr Antlitz, der Todtenkranz fliegt an die Erde, „Giulietta“ ſchreit es wie ſterbendes Entſetzen aus ſeinem Munde. — Sie lebt, ſie will fort mit ihm. Wie dumpfe Poſaunen des Weltgerichts kommen tief aus ſeiner zerſchlagenen Seele die Worte: „Ich muß hier ewig weilen.“ — Der Tod tritt ihm in die Augen. — „Ich kann Dich nicht mehr ſehen, Giulietta, leg' Dich an mein Herz!“

Das iſt die große Tragödie der Liebe aus Verona, welche Wilhelmine Schröder, unſer neuer Poet, neu geſchaffen hat. Ich kann es bezeugen, daß Alles richtig war, denn ich habe es im Auguſtmonat 1833 an Ort und Stelle geſehen.

Nachdem Alles erfüllt war, hab' ich keine Thräne mehr geweint, ja es war kein Schmerz in mir, hoch und in großartiger Harmonie wogten die Wellen der menſchlichen Poeſie in meinem Herzen. Ich ging ſtumm hinaus auf's leipziger Schlachtfeld, wo ſo viel tauſend Todte ſchlafen, und wenn ſie Worte von mir gehört haben, ſo ſind es nur die Namen jenes Liebespaars geweſen: Romeo und Minna Schröder. Es ſchien kein Mond, aber hoch oben unter den Sternen flog der Frühling des Jahres 1834 über das Feld und ſchickte kleine, ſchlanke Lüfte als Boten hie und da herunter. Das that er Romeo's wegen, und damit er vollkommen würde, mein ſchönſter Abend in Leipzig. Es mochte ſpät ſeyn, als ich nach Hauſe kam, und ich hatte mit keinem Menſchen geſprochen; denn man muß nicht mit Menſchen reden, wenn man eben im Olymp geweſen iſt und mit Göttern verkehrt hat.

III.

Olimpia.

Es war ein heißer Tag in Berlin, und ein heißer Tag in Berlin iſt doppelt heiß. Die großen vornehmen Häuſer der Friedrichsſtadt ſahen ſo öde und durſtig aus wie arme, vornehme Leute, welche einſam in ihren Paläſten ſitzen und Niemand Ebenbürtiges haben, der ſie unterhalten und lieben könnte. Ich ſtieg langſam wie ein Wüſtenreiſender über die Schloßbrücke; auf dem Zeughauſe, dem Palais, den Linden lag jener dicke, deutſche Sonnennebel, ich wagte es gar nicht aufzublicken, ein Schildwacht ſtehender Soldat, an dem ich vorüberſtrich, hatte ſich auf Gnade und Ungnade dem

Tage ergeben, ſein Geſicht flehte ſtill ſchwitzend um Pardon; der blanke Säbel verhöhnte ihn noch obein, die Sonne hat ihn glühend in Beſchlag genommen.

Mein Weg ging nach einer hintern Thür des Opernhauſes, dürrem, troſtloſem Bauſchutt entgegen; man baut in der Nähe einen neuen Palaſt — es koſtet viel Ungemach, eh ein Menſch und ein Haus groß und ſchön werden. Ich glaube immer, daß die Maurer im Süden klüger ſind, und daß der Dianentempel in Epheſus nicht Angeſichts der mittäglichen Sonne aufgeführt worden iſt. Die Zunftkrankheit der Maurer, welche wir Faulheit zu nennen belieben, kommt von einer falſchen Zeiteintheilung.

Es war nicht mehr weit bis zu jener kleinen Thür, aber wegen der zudringlichen Sonne in dem breiten Berlin war es noch ſehr weit. Dort in jenem dunklen, ernſthaft ſchwarzgrauen Hauſe ſollte ich eine Probe von Spontini's Olimpia anſehen und anhören. — Spontini und ſein Dichter ſind der Meinung, Olimpia ſey die Tochter des großen

Alexanders geweſen. Zum Nachdenken über meine ſonſtige Lectüre der Herren Curtius und Arrian war in dieſem Augenblicke nicht Ort, Zeit und Gelegenheit, die Hitze iſt nicht für die kritiſchen Gedanken da, die Kritik iſt eine Wiſſenſchaft der kälteren Zone, wie ihre Schweſtern die Philologie und die Hypochondrie; im Süden hat man ſich immer mit beſſeren Dingen beſchäftigt als mit dem Denken. Ich ließ es alſo auf ſich beruhen, ob Curtius und Arrian etwas erzählen von einer Tochter Alexanders, welche Olimpia geheißen habe. Es war mir nun ſehr einleuchtend, daß Alexander ein äußerſt groſer Mann geweſen ſeyn müſſe, denn ich erinnerte mich jenes Zuges nach Indien, der in hiſtoriſchen Kinderbüchern abgebildet iſt, und namentlich des einen Bildes: Alexander zieht durch die Wüſten von Geodoſien und Karamanien, es iſt Alles grau und traurig, die Krieger und Alexander ſehen ſehr vertrocknet aus, ſehr durſtig: da kommt ein Soldat, der einen Helm voll Waſſer aufgefunden hat, und bietet dieſen dem Alexander an — Alexander iſt, wie geſagt, ſehr durſtig, er möchte für's Leben gern trinken, aber er will nichts voraus haben vor ſeinen Kriegern, ſtürzt den Helm um und läßt das Waſſer verſchlingen vom brennenden Sande.

Ich fühlte es, daß ich kein Alexander ſey, obwohl ich nur durch Berlin, nicht durch die ganze Wüſte Gedoſiens ſteuerte, hätte mir ein Preuße einen friſchen Trunk geboten, ich hätte keine Umſtände gemacht — und mit dieſem kleinen Gedanken trat ich ins kühle Opernhaus. Der Weg ging durch Hinterthüren und Hintertreppen zu jener ſtolzen Dame, die ich immer nur in großem Putz geſehen hatte, zur berliner Oper; ich ſollte ſie heute im Négligé erblicken. Es roch etwas nach ordinairem Lampenöl, ich ſtolperte über einige Stangen, welche ſpäter zu Kaſſander's Triumphzuge nöthig waren, ich hörte jenen proſaiſchen Spectakel, welcher in einer Opernprobe nie ausbleibt. Es beginnen nämlich mit großem Pompe Muſikſtücke, man wird hineingehoben in eine Illuſion, und plötzlich paſſt's und ſchwirrt's „klipp, klapp, klipp, klapp — pſt — pſt“ — der Capellmeiſter unterbricht den Schwung, es iſt etwas falſch geweſen, wie verirrte Liebende faſeln noch einige Inſtrumente ohne Zuſammenhang weiter, ein plattes didaktiſches Hin- und Herreden beginnt vom Orcheſter nach der Scene, von der Scene nach dem Orcheſter. Solche Fälle in Opernproben haben zu der genialkünſtleriſchen Idee in deutſchen Opern Veranlaſſung gegeben, Dialoge zwiſchen die Muſikſtücke einzuſtreuen.

Ich gelangte an eine halbe Compagnie preußiſchen Linienmilitärs, welche in leinenen Hoſen und blauen Jacken mit rothen Kragen eine alte Veteranenſchaar von Alexander's Truppen vorſtellte; ſie hatten eben eine Pauſe und redeten zur Abwechſelung und Erholung ſtatt des harten doriſchen Dialekts den weichen berliniſchen, ſie ſprachen „von's jute Weißbier in der Kanonierſtraße bei der unnadürlichen Hitze.“

Ueber einige kleine Treppen, durch mehrere Thüren drang ich endlich bis in's Parterre. Das war nicht erleuchtet, und ich konnte in der erſten Viertelſtunde nicht unterſcheiden, was mit den Augen unterſchieden werden muß. Aber ich hörte ein Kichern, ein Wispern, ein Lachen, ein leiſes Schwatzen und Flüſtern, als ob das ganze Parterre bevölkert wäre. Mitunter ſchien es mir auch, als wollte Jemand leiſe um Hülfe rufen, aber es geſchah doch eigentlich nicht, und ſo wurde dies myſterieuſe Geräuſch immer myſterieuſer.

Aus dieſem Tumult unbeſtimmter Dinge flüchtete ich meine Augen nach der halberleuchteten Bühne. Dort hing eine prachtvolle aſiatiſche Stadt im Hintergrunde, und kleine Menſchen in europäiſchen Nankinghoſen und modernen Ueberröcken bewegten ſich vorn, ſchrieen ein wenig und warfen die Arme links und rechts, einige Damen ſaßen an der Seite und verſpeiſten roſenrothes Eis. — „Kaſſander, Kaſſander, Monſieur Bader, kommen Sie her an dieſe Seite, und mag ſie kommen das Menſch, die junge Dame, von die andre Seit,“ das waren die erſten Worte, die ich von ihm hörte, er hob den Taktirſtock, und es flog eine unglaubliche Leidenſchaft durch das Haus, Alles gerieth in Bewegung, ein junges, heißes Mädchen nach dem andern drängte ſich an mir vorüber; die Schuppen fielen mir allmählig von den Augen, ich erkannte, daß das Parterre angefüllt war von eitel jungen Dämchen, welche ſich der edlen Spring- und Tanzkunſt befleißigten.

Wenn das Orcheſter ein Balletſtück begann, da ſchwirrten ſie zum Theil wie ein Schwarm Frühlingsvögel, die auf dem grünen Felde ſitzen, in die Höhe, hinauf zum Kaſſander, und wenn der ſtörende Lärm vorüber war, da kamen ſie wieder herabgeflogen, und gleichgeſtimmte Seelen, affectvolle Referendare, kampfbegierige Söhne des Mars empfingen ſie mit aſiatiſchen Ceremonien und unzweideutigen Complimenten.

Mir gingen die Augen auf wie Noah, als er zum erſten Male merkte, daß er den Wein erfunden habe. Neben mir ſaß eine blonde Dianenjungfrau, das Auge voll heißer Mondesſtrahlen, ein blöder junger Mann, dem Anſchein nach ein beginnender Student, machte ihr die Cur mit zarten mythologiſchen Redensarten. Dianens Jungfrau lächelte ſpöttiſch, als wollte ſie ſagen, die

Mythologie genüge heutiges Tags nicht mehr, und Diana exiſtire nur noch bei jungen Dichtern auf der Bühne. Vor mir ſaß eine volle Cilicierin von der ſpandauer Straſſe, links neben ihr der alte Liebhaber, der vor acht Tagen neu geweſen war, rechts. der neue. Aber da war nichts von Eiferſucht zu ſehen, wie denn eine ſolche bei claſſiſchen Leuten nicht gefunden wird, welche ſich in das unvermeidliche Fatum fügen. Der alte Liebhaber richtete ſeine liebkoſenden Worte ſo gut, daß meine Nachbarin, die Dianenjungfrau, darüber nicht im Zweifel blieb. Der eigentlich Betrogene war nur der romantiſche Student, welcher trotz ſeiner philologiſchen Studien die claſſiſche Zeit Alexander's nicht begriff. Vielleicht hat Göthe jene Stellen im Fauſt, wo das küſſende Mädchen „mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbündet,“ in einer Oper- und Ballet-Probe geſchrieben. Es iſt hier nicht der Ort, jenes olympiſche Dunkel im Parterre des Opernhauſes deutlicher zu enthüllen, auch ſetzte ſich der gefällige Recenſent aus der Staatszeitung neben mich und begann mir die Olimpia zu erklären, ich ſah und hörte auf Spontini. Er taktirte und dirigirte mit einem religiöſen Eifer, der Alles in Bewegung ſetzte. Als ich des andern Abends wieder in das völlig erleuchtete Opernhaus trat, und er eben wieder aushob zur Ouvertüre, da ſchien es mir, als ſtände er Tag und Nacht auf demſelben Flecke und taktirte ununterbrochen Spontini'ſche Opern. Dieſe Eitelkeit iſt der Hauptvorwurf, welchen die Recenſenten dem muſikaliſchen Ritter Spontini machen. Aber die Eitelkeit iſt der nothwendige Fehler aller großen Leute, namentlich derer, welche die Welt mit Worten oder Tönen erobern. Ein Künſtler, der nicht eitel iſt, gleicht einem Weibe, das nicht gefallen will — beide ſind langweilig; die Eitelkeit hat ein Hauptverdienſt um die Weltgeſchichte; wenn auch nicht die beſten, doch die meiſten ſchönen Thaten ſtammen von ihr. Alexander hat aus Eitelkeit einen ganzen Welttheil erobert, Mohammed hat aus Eitelkeit eine eigene Religion erfunden.

Indeſſen wirft man dem Ritter Spontini wie dem Propheten Mohammed nicht ganz mit Unrecht vor, daß er alle andern Religionen mit Feuer und Schwert verfolge, daß er keine andern Propheten neben ſich aufkommen laſſe, daß er inſofern höchſt ſtörſam einwirke auf die berliner Oper. Das mag dahin geſtellt ſeyn; ich glaub' es, daß die Leute recht haben, aber ich will mich hier nur mit der Olimpia und ihrem Componiſten beſchäftigen.

Ich laborire an einer traurigen Idee, welche mir die deutſchen Componiſten ihr Lebenlang nicht verzeihen, wofür ſie mich eigentlich zu Tode inſtrumentiren, ich glaube nämlich, daß die Deutſchen noch gar keine Oper gehabt haben, und daß ſie keine Oper ſchreiben können. Mozart, das Ein und Alles unſerer Opernmuſik, war ein halb-italieniſcher Componiſt. Nur ſeine ſchwächſten Producte, die naive, ſchwatzhafte Zauberflöte, und ich glaube Einiges aus der „Entführung" ſind deutſch. Don Giovanni iſt innen und außen ein Sohn des Südens; es iſt wirklich auffallend, daß die deutſchen Componiſten aus dieſer Oper nicht gelernt haben, für menſchliche Kehlen, für den Geſang zu ſchreiben. Denn das iſt es eben, was unſere Landsleute nicht verſtehen; ſie componiren, ſie inſtrumentiren mit großer Kunſt und Gelehrſamkeit, es iſt oft eine geſchickte Verwirrniß in den Dingen, daß man nicht ein Wort verſteht, aber die ewige einfache Schönheit kommt nirgends zum Vorſchein und zum muſikaliſchen Handeln, zum eigentlichen Drama iſt nirgends Raum. Wir haben genug ſolcher Leute, wo man zugeſtehen kann, ſie erobern etwas von der Schönheit, aber die Schönheit muß zweifellos ſiegen, ſonſt iſt's keine Kunſt.

Die ſchönen Namen Beethoven's und Spohr's gehören ganz wo anders hin, als in den Bereich der deutſchen Oper; und Karl Maria v. Weber, ein braver, ehrlicher Mann, der ſogar ein ſehr geſcheidter Mann geweſen ſeyn ſoll, das iſt der baare Ausdruck all unſres Philiſterthums geworden mit ſeinen einzelnen lyriſchen Reizen und all ſeinem übrigen gemachten, poeſieloſen Weſen. Weber hat die Oper auf lange Zeit rückwärts bewegt.

Unſere Muſik iſt neben unſerer Poeſie noch ſehr zurück, man kann unſere bedeutenden Componiſten nicht mit unſern bedeutenden Dichtern vergleichen, und Friedrich Schiller hatte zu viel Genialität, mit welcher er unſere ſchwatzhaften Nationalfehler verherrlichte, als daß ich Weber den Schiller der Muſik nennen dürfte. Aber eines Schiller'ſchen Nachahmers Ebenbild iſt er, nämlich Theodor Körner's. Es wird Alles beſchrieben und beinſtrumentirt: der Sonnenaufgang und das Murmeln des Baches. Alle Dinge haben aber einen Mittelpunct, einen gewiſſen Kern, wo ihr ganzes Weſen mit einem Griffe zu packen iſt, das iſt die Poeſie der Dinge — jene Leute, die drum und dran herunterſchreiben, ſind nicht geweiht und haben ſie nimmermehr geſehen.

Spontini iſt ein dichteriſcher Componiſt, es wäre mehr denn Thorheit, ihm das abſprechen zu wollen: er faßt die Gegenſtände ſeiner Wahl ganz und wirft ſie mitten in ſeine Muſik hinein. Und dieſe Gegenſtände können nicht bloßer Zufall ſeyn; wenn ſich der Zufall dreimal hintereinander wiederholt, ſo verliert er ſeine Weſenheit, wer die Veſtälin, den Cortez und die Olimpia hintereinander wählen kann, der muß einen edlen, poetiſchen Begriff von der Oper haben. Die Römerwelt in der Veſtalin, eine neue fabelhafte Welt jenſeit des Oceans im Cortez, die ſtürmiſche Begräbnißwelt Alexander des Großen in der Olimpia, welche drei Erdtheile erſchüttert — ſind es nicht Homer'ſche Stoffe, welche Geſänge verdienen? Und hat er ſie nicht in großem, heroiſchem Style behandelt, wie es ſeit Gluck nicht erhört worden iſt? Iſt ihre Leidenſchaft nicht tief wie das Meer, und ihr Wille nicht hoch wie der Himmel, und bleiben die rauſchenden Töne irgendwo hinter den Dingen zurück, iſt die Muſik nicht Herrin jener Römer-Welt, jener transatlantiſchen, dieſer alexandriniſchen, und wer iſt denn ein muſikaliſcher oder ſonſtiger Dichter, als wer ſich eines Stoffes völlig bemächtigen und dieſe Macht ſchön und überwältigend darlegen kann?

Ich wollte, wir hätten viel ſolcher zweifelloſen Muſikpoeten wie Spontini!

Seine Opern unter ſeiner Direction ſind eine wichtige Merkwürdigkeit Berlins, ja ſie ſind ein kunſthiſtoriſches Moment in unſerm Vaterlande.

Es giebt nicht leicht eine künſtleriſche Erſcheinung, die ſich mit ſo viel Glanz und Zuſammenwirken vieler Kunſtäußerungen geltend machte als die Spontiniſche Oper in Berlin. Nur ſpirituelle blaſſe Chriſten verſtehen das Ballet nicht und ſchmähen ſeine Schönheit; es iſt eine glänzende Rückforderung verloren gegangener, bunter Körperſchöne, das Colorit der Oper, wo die Bewegungen ſtatt der Worte reden. Und rigoriſtiſche Dramatiker haben nur hier und da mit Recht ſeine Ausdehnung zu tadeln.

Die tanzenden Dianenjungfrauen vollenden erſt das Bild des damaligen bewegten Aſiens. Er hob alſo aus zur Ouvertüre, und es begann jenes muſikaliſche Getümmel, welches zu der Zeit nach Alexander's Tode einleitete. Alexander war bekanntlich zu Babylon unter den Humpen und Bechern geſtorben, wie böſe Zungen ſagen; das Reich vom indiſchen Fluſſe Hyphaſis bis dieſſeit des Strymon, oder deutlicher bis zum Balkan, der neuerdings mehr Renommée hat als der Strymon — dies Stück Land hatte keinen Herrn. Und der verworrene Spectakel war losgegangen, der nie ausbleibt, wenn die Mittelmäßigkeiten Haupt und Stimme erheben. Die großen Thaten und Männer ſind immer leichter zu behalten als die kleinen — Alexander's und Napoleon's Kopf und Schlachten werden leicht erkannt und behalten; nicht aber die Beiwörter und Maintiens ihrer Marſchälle.

Dieſe wilde, und verworrene Zeit iſt der Hintergrund der Olimpia, man hört aus den Tonmaſſen die verſchiedenen Heerhaufen Alexander's, welche ſich einen neuen Herrn ſuchen, welche einander drohen in allen Mundarten der Welt. Antigonus und Kaſſander treten hervor aus der Menge, und beide greifen mit nervigen Armen nach Alexander's Tochter, Olimpia genannt.

Olimpia liebt den Kaſſander, aber man war damals von dem Gedanken erfüllt, Kaſſander habe den dreiunddreißigjährigen Eroberer zu Babylon nächtlings ermordet. Aus dem Tempel heraus ſchreitet deshalb voll hohen Zornes, Statira, das Weib Alexander's, welche die Olimpia geboren, und reißt ſie aus Kaſſander's Armen. — Das Waffengetöſe ſteigt auf mit der Muſik, der Kampf um des Herrſchers Tochter beginnt, Antigonus fällt und erzählt mit ſterbender Lippe, daß er den Herrn erſchlagen, triumphirend kommt Kaſſander hoch auf dem Elephanten mit ſeinen blitzenden Kriegern den Heerweg herunter, und die ſchmetternden aſiatiſchen Triumphmärſche, das Jauchzen der Krieger, der Jubel des Tanzes ſchließt das bewegte Aſien, das vor unſern Blicken lag.

Das flog Alles in Maſſen und Tönen an mir vorüber, das Opernhaus wimmelte von Köpfen, und wenn Madame Schröder-Devrient, Alexander's Weib, Arm und Stimme erhob, da klatſchten und ſchrieen die Leute, und als Antigonus mit dem großen Alexandriniſchen Fluche ſtarb, da riefen ſie Herrn Hammermeiſter Bravo. Aber die bedeutendſten Perſonen traten eigentlich zurück vor dem eigentlichen Opus, gingen unter in ihm, und das iſt ein Verdienſt des Ganzen. Draußen war's heißer europäiſcher Mai, innen aſiatiſcher.

Es waren zwei wunderliche Abende, deren Mittelpunkt jener heftig dirigirende Italiener blieb.

Spontini iſt auch wirklich in jenem kleinen Ländchen geboren, das ſo viele Jahrhunderte die Welt beherrſcht hat, anfänglich durch Waffen, dann durch Bilder und Muſik, in der Nähe von Rom, das man jetzt Kirchenſtaat nennt. Er hat in Italien eine große Menge Opern geſchrieben, und erſt in Paris iſt ihm die Veſtalin, Cortez und Olimpia gekommen aus den Augen des alten Ritters Gluck. Dort haben ihn die Deutſchen gefunden, nachdem ſie den Napoleon beſiegt hatten, und im Jahre 1819 iſt er nach Berlin berufen worden.

IV.

Seydelmann und die deutſchen Schauſpieler.

„Denn ſeine Seel' iſt ſtille; ſie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerſchöpftes Gut.“

Iphigenia auf Tauris.

Seydelmann hat vor Kurzem eine Anzahl Rollen in Berlin gegeben und außerordentlich gefallen. Die Berliner konnten ſich gar nicht darin finden, daß es einen guten Schauſpieler in Deutſchland geben könne, der nicht bereits in Berlin geſpielt habe, der nicht von den Berlinern gekannt ſei. Sie haben rückſichtlich des Theaters eine Art Tradition: daß nämlich Alles über den Gensdarmen-Markt gegangen ſein müſſe, was in der deutſchen Schauſpieler-Welt Sitz und Stimme einnehmen wolle. Frühere Zeiten und die Ahnen des Berliner Theaters Fleck, Iffland, Devrient, Wolf haben ſie dazu verleitet. Aber dieſe Zeiten ſind ſchon lange vorüber, einer dieſer Herren war längſt vor ſeinem Tode geſtorben, und der andre hatte ſich nie des ganzen Publikums, oder doch nie des eigentlichen Tons bemächtigen können, war nie Regent geworden. Weder Devrient noch Wolf haben ſo organiſch auf die Bühne eingewirkt, daß ſie eine allgemeine Richtung, eine Schule geſchaffen hätten, von welcher das Theater zu Berlin noch heute Ton und Farbe trüge. Es iſt nichts mehr von ihnen zu ſehen, als die ſchönen Büſten in der Vorhalle des Concertſaals. Das iſt am meiſten von Wolf zu bedauern. Nicht daß er etwa ein größerer Schauſpieler geweſen ſey, als Devrient — o nein, er war nur ein bedeutender Menſch neben dieſem Titanen. Aber dies bedeutſam Menſchliche iſt es eben, was dem allgemeinen Tone des Berliner Schauſpiels ſo wohl zu ſtatten gekommen wäre, dies bedeutſam Menſchliche iſt es eben, was dem Schauſpiele jetzt ſo völlig abgeht. Das Theatraliſche; das Gemachte hat trotz dem Vorgange Wolf's Alles bedeckt.

Devrient konnte und durfte nur ſehr bedingt, nur anregend einwirken. Er war keine Gattung, er war ein Individuum, deſſen Geſetze nur für die eigne Perſon reichten und paßten. Seine Erſcheinung war die eines ſtrahlenden Kometen, ſein Verhältniß zum ganzen Sonnenſyſteme der Schauſpielkunſt war ſo ſchwer zu definiren, daß alle Bildung nach ihm auf's Leichteſte und Schnellſte ſich zur Fratze, zur Karrikatur verkehren mußte.

So iſt es gekommen, daß das Berliner Schauſpiel Jahre lang ohne durchdringende Einwirkung eines bedeutenden künſtleriſchen Genius geblieben, daß es in den Zuſtand einer verworrenen Mittelmäßigkeit gerathen iſt und keineswegs noch den erſten Rang in Deutſchland einnimmt. Das fällt um ſo mehr auf und betrübt um ſo mehr, als vielleicht nirgends mit ſo großer Freigebigkeit und Liberalität Alles für die Kunſt gewährt wird, wie dies in Berlin geſchieht. Alle Mittel ſtehen zu Gebote, die reichſte, ausgebreitetſte Unterſtützung wird beſchafft — es fehlt nur das Glück, ohne welche die Kunſt ein ärmlich Machwerk bleibt, es fehlt der Grund. Und wie es denn immer zu geſchehen pflegt: das Gleiche geſellt ſich zum Gleichen: Publikum, Dichter und Schauſpieler finden ſich in genauer Wahlverwandtſchaft zu einander, es vereinigt ſich Alles zur Mittelmäßigkeit.

Man mag ſagen, was man will, die vorgefaßten Meinungen, der Standpunkt, von welchem man ausgeht, mögen ſeyn, welche ſie wollen, man muß zugeſtehen, daß ſich in Berlin die meiſte, die mannigfachſte Intelligenz vereinigt, daß die ſchön gebaute Stadt an der Spree darin von keiner andern deutſchen übertroffen wird. Aber das Theater wird immer weniger davon berührt, das Theaterpublikum hat immer weniger damit zu ſchaffen, es aſſimilirt ſich mit den Schauſpielern; es hinkt mit ihnen, wenn dieſe hinken, es wird ein anderes je nach der Einwirkung von den Brettern herunter. Schauſpieler und Publikum ſchaffen und geſtalten ſich einander gegenſeitig. Man darf deshalb gar nicht mehr daran denken, das eigentliche Berlin, das will hier bedeuten: den eigentlichen, geſchmackvollen Kern Berlins im Theater zu finden. Nein, das Intereſſe der beſſeren Geſchmackswelt richtet ſich nicht mehr auf das Schauſpiel; das Theater füllt wohl noch hie und da einen Abend, indeſſen iſt es ein geſelliges nicht ein künſtleriſches Bedürfniß, was damit abgefunden wird; man will einem leeren Theetiſche entrinnen, und wagt's dafür einmal mit einer leeren Vorſtellung.

So bleibt ein ganz anderes ſtehendes Publikum, als man von einer Stadt wie Berlin erwarten ſollte. Die Atmosphäre Berlins iſt eine raiſonnirende, eine kritiſche, die Berliner gehen in's Theater, ſie brauchen das Theater als einen Gegenſtand, ein allbekanntes Objekt des Beſprechens: ob der Herr Krüger brav wie gewöhnlich, oder ungewöhnlich brav geſpielt, ob Fräulein v. Hagn angenehmer geweſen ſey, als vor ſo und ſo viel Jahren Mlle. Bauer. Sie wiſſen das nicht, und werden mir's nicht glauben: es iſt ihnen eigentlich nicht ſo ſehr um den ſogenannten Genuß, um das Amüſement während der Vorſtellung zu thun — ſie wollen nur dabei geweſen ſeyn, ſie ſind geborne Hiſtoriker, die Alles mitgemacht, angeſehen haben wollen, um ein geltend, ein gewichtig Wort darüber zu reden. Sie haben ferner ein ſtark Berliniſch Herz, einen tüchtigen Stadtpatriotismus „Erſt Berlin und dann wieder Berlin!“ ſie lieben alle ihre Schauſpieler, wie alte Kriegskameraden, wie Berliner par excellence.

Es liegt in dieſen Verhältniſſen, welche ein Theaterpublikum bilden, einzelnes Liebenswürdige, wie denn überhaupt die Berliner hinter einer Manchen verletzenden Schärfe viel Bravheit bewahren, aber es liegt eben auch auf der Hand, daß ſolche Elemente kein richtiges und bedeutendes Publikum im Schauſpiel erzeugen, was fördernd und bildend auf Akteurs und Aktricen einwirken könnte.

Und wie ſtehts? mit den Dichtern? Der Dichter ſchafft das Wetter des Theaters, das Wetter, welches die Stimmungen hervorbringt, die hohen oder niedrigen, die edlen oder gemeinen. Raupach und Angely ſind's, welche zumeiſt das Repertoir füllen. Wer iſt der beſſere von ihnen, und wer iſt von den beiden am Erſten geeignet Schauſpieler und Publikum zu heben? Es werden manche Leute die Frage dieſes Amendements frivol finden, aber ſie iſt in Wahrheit zeitgemäß und richtig.

Es iſt Journaliſtenſtyl geworden, Angely zu ſchmähen, ihn als den Sündenbock deutſcher Theaterdichter hinzuſtellen. Dem Manne geſchieht ſicher Unrecht. Er hat das „Feſt der Handwerker“ und manches Aehnliche zuſammengeſtellt, was völlig wahr, ächt, charakteriſtiſch und vergnüglich genannt werden muß, er macht im Grunde durch ſeine bloße Thätigkeit der Nachbildung keinen beſondern Anſpruch, übt die Schauſpieler in leichten Situationen und Reden, füllt ein ſonſt leeres und verlaſſenes Luſtſpielrepertoir, und giebt ſich im Grunde gar nicht wie eine Perſönlichkeit, die Dank und Anerkennung verlangte. Er iſt mehr ein bloßer Begriff der unproductiven, dramatiſchen Zeit, welcher die Lücken unſerer Originalität mit Nachbildungen ausfüllt. Ueberſetzte Angely nicht, ſo müßten die Bühnen zu Kotzebue flüchten. Der allgemeine Mangel an Theaterpoeten liegt freilich tieſer, und iſt nicht mit einigen Schimpfreden abgefertigt. Es kann nur dem Unverſtande die Behauptung einfallen, daß es uns an Dichtern fehle; wir ſind reicher daran als je. An den Zuſtänden unſrer Geſellſchaft, an dem hiſtoriſchen Momente liegt es, daß wir keine Dramatiker haben. Die modernen Dichter fühlen, daß es mit der deutſchen Tragödie in Sinn und Empfängniß des Publikums vorüber iſt, die ganzen, großen Leidenſchaften ſind aus der Geſellſchaft verſchwunden, die feinen Nüancen, Schattirungen ſind eingekehrt, Toleranz und Humanität haben die groben, gewaltigen Aeußerungen verdrängt, der Fanatismus aller Art, ſelbſt Fanatismus der Begeiſterung iſt nicht mehr an der Reihe, die kleinen Schritte ſind Mode geworden, ein gewiſſer Zug der Heiterkeit wacht über die wichtigſten, ſchwerſten Dinge, ein leichter Sinn hat ſich über dem gewichtigen, tragiſchen aufgeſchwungen — wo iſt der poetiſche Heros, welcher ſich all dieſer Anfänge und Andeutungen zu einem modernen Drama bemächtigt? Er iſt noch nicht erſchienen, und wir müſſen im Grunde allen Denen dankbar ſeyn, welche uns die jetzige vermeſſianiſche Zeit ausfüllen helfen; es iſt ſehr möglich daß die meiſten unſrer guten Schriftſteller ſich einmal zum Theater wenden, ſobald ſie einen gewiſſen Frieden erlebt haben, aber dieſe Zeit ſcheint noch nicht vor der Thür zu harren, und Angely ſammt den Ueberſetzern und Nachbildern der Franzoſen dürfte uns noch eine Zeit lang nöthig ſeyn. Die Franzoſen haben einmal ein raſcheres Geſelligkeitsleben, ſie ſpielen einmal im Leben mehr Komödie als wir, warum wollen wir mit Jahn und Conſorten ihre Luſtſpiele von der Hand weiſen, ſolange wir nicht auf irgend eine Weiſe genügenden Erſatz aus uns ſelbſt heraus dafür bieten können? Und den Schauſpielern iſt dieſe ausländiſche Komödienkur äußerſt dienlich.

Iſt es ihnen Raupach eben ſo? Dieſer ſo entſetzlich fruchtbare Dichter, den ſeine guten Freunde den Berlin'ſchen Shakeſpeare nennen, übt den nachtheiligſten Einfluß auf die Schauſpieler. Er beſitzt ein ordinaires, rhetoriſches Talent, und ſchneidet damit ſeinen Leuten jene Trara-Tiraden zu, wobei ſie die Beine ſpreizen, die Arme werfen, die Augen verdrehen, hin und her laufen, mit Hurrah abgehen können. Und der Mann iſt leider mit ſeiner Fruchtbarkeit die Kartoffel des Theaters geworden, das tägliche Gericht der Armuth. Ich ſpreche hier nur von ſeinen Schau- und Trauerſpielen. Seine Luſtſpiele ſind zwar meiſt farcirt, grob, einſeitig, ſehr äußerlich, aber wir haben ſie, glaube ich, mit Dank aufzunehmen; es iſt nicht ſelten ein ſcharf diſtinguirender, ein geſchickt dialektiſcher Geiſt in ihnen, und wenn auch die Komiker darin wie die Tragiker in ſeinen ſonſtigen Stücken zur Fratze getrieben werden, ſo hat das hierbei weniger auf ſich. Die Berliner Komiker — und für dieſe namentlich ſind die Rollen geſchrieben — ſind noch die friſcheſte, beſte Seite des jetzigen Berliner Schauſpiels. Ein gewiſſes vehementes, forcirtes Weſen liegt überhaupt in dieſer Nationalkomik im Gegenſatz zu der ſanfteren, kindlicheren Spaßhaftigkeit der Wiener; ihr Kern iſt vielleicht jene altkluge Kritik, die den ächten Berliner überhaupt charakteriſirt, und das harmonirt im Grunde mit dem

Raupach'ſchen altklugen, dialektiſirenden Weſen, dem aller jugendliche, unbefangene Genius, dem die Poeſie abgeht.

Dieſer Dr. Ernſt Raupach iſt es aber gewiß, welcher die Berliner Schauſpieler immer weiter abführt von einem einfachen, natürlichen, feinen Spiele, was die edelſten Thätigkeiten des Menſchen anregt. Seine Stücke wimmeln von den breiten, alltäglichen Schauſpielredensarten, ſogenannten Sentenzen und Abgängen, ſie enthalten ſo wenig Nothwendigkeit in Verhältniſſen und Folgen, daß ſich die deklamirenden Schauſpieler ganz nach ihrem penchant los und ledig aller Bande fühlen und in's Publikum hinein wirthſchaften und lärmen. Und darin liegt eben die ſchädliche Einwirkung dieſes Schriftſtellers. Hohl und äußerlich reiht er Situationen aneinander, wie ſie ihm eben am gelegenſten in Raumers Hohenſtauffen vor Augen und Hände kommen, alle die Verhältniſſe und Begebenheiten ſeiner hiſtoriſchen Stücke könnten eben ſo gut ganz anders ſeyn, es würde eben auch ſolch ein Hohenſtauffe darin herumſchreiten wie ſein Barbaroſſa oder ſein zweiter Friedrich. Die Weiber ſind alle überflüſſig, ſie müſſen nur immer mitſpielen, damit Madame Crelinger eine Rolle bekommt. Iſt es irgend möglich, ſo muß dieſe auch immer wahnſinnig werden, denn Madame Crelinger ſpielt den Wahnſinn ſehr gut, oder mit andern Worten: jede Wahnſinnige auf der Bühne wird beklatſcht. Eine ſolche Perſon, die aus allen Kreiſen des Gewöhnlichen herausſchreitet, entweicht ſomit auch dem Vorſtellungsgange des Publikums, und was in dieſen nicht gehört, iſt außerordentlich. Fünf Sechstheil der Perſonen dieſer Stücke erſcheinen nur immer der Geſchichte, nicht des Stückes wegen auf der Bühne. Kurz, es waltet eine ſo leere Aeußerlichkeit, ein ſolcher Mangel innerlichen, tiefen Verarbeitens dieſer Heldenzeit, es gleichen die Figuren in dieſen Productionen ſo ſehr den bloßen Puppen, daß es mir immer vorgekommen iſt, als hielte Herr Raupach die Drahtfäden von allen in der Hand, und als ſpräche er eigentlich alle Rollen mit wechſelnder Stimme ſelber. Es iſt mir oft ganz unheimlich zu Muthe geworden, wenn ich ihn nur zwei Schritte von mir auf dem Eckplatze der dritten Parquetbank ſitzen ſah, mit ſeinem öden Geſpenſtergeſichte, hinter der ſchwarzen Hornbrille entdeckte man kaum die Augen, die Schnupftabakdoſe und den Stock hält er fortwährend vor ſich, als leiteten ſie alle die Drahtfäden und Stimmen unter dem Parquet hervor in ſeine Hand, und Tabak ſtopft er in die geräumige Naſe, jede Scene drei, viermal, als probirte man da oben ein neu erfundnes Kartenſpiel von ihm. Friedrich der Große hat bei einer langen, ſchweren Bataille nicht ſo viel Spaniol gebraucht, als Raupach für einen Hohenſtauffenabend verwendet, und der proſaiſche alte Deſſauer hat bei Abhaltung der Wachtparade gewiß poetiſcher drein geſehen, als dieſer bei Aufführung ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe drein ſieht, die ihm aus dem Herzen gewachſen ſeyn ſollen. Wenn man's den Stücken nicht anmerkte, ſo verriethe es Herr Raupach ſelber, daß er das ſogenannte Dichten qua Geſchäft betreibe, und daß er uns gelegentlich mit einer Taxe beſchenken werde, wie viel Perſonen, wie viel Land, wie viel Weltgeſchichte, wie viel Leidenſchaftsqualitäten nöthig ſeyen, um ein Stück mit ſo und ſo viel Akten und Abgängen zuſammenzuſetzen.

Wir haben es aber mit dieſem Schriftſteller hier nur in Bezug auf die Schauſpieler zu thun, ſein größeres oder geringeres ſonſtiges Verdienſt kann alſo nur auf dieſe Weiſe angedeutet werden. Und ſein Einfluß auf die Berliner Schauſpieler für welche er ungefähr alle acht Tage ein neues Stück ſchreibt, iſt von außerordentlichem Nachtheil. Der größte Theil derſelben neigt ohnehin zur pathetiſchen, deklamirenden Richtung, nun kommen die Raupach'ſchen Stücke mit den Phraſen, die in die Luft zu ſprechen ſind, mit den Intereſſen, die ohne Bezug und Nothwendigkeit auf innere Conſtruktion des Stücks, ſich nur an das Parterre zu wenden haben, um durch den ſtolzen, herausfordernden Klang irgend eine Weſenheit zu gewinnen, es kommen dieſe Stücke mit ihrer ganzen leeren Aeußerlichkeit, mit dem rauſchgoldnen Flitterkrame — wie können ſie auf Schauſpieler einwirken, welche ohnedies in der bloßen Erſcheinung des Wortes und der Geſtalt das Weſentliche der Schauſpielkunſt ſuchen?

Es wäre thöricht, der Intendanz des Theaters all dergleichen Inkonvenienzien aufzubürden, die zum Theil aus großen hiſtoriſchen Konflikten entſtehen; von Berlin iſt hier zufällig die Rede, und der größte Theil aller übrigen deutſchen Schaubühnen iſt darin eingeſchloſſen. Seydelmanns Auftreten in Berlin wird manchem theilnehmenden Zuſchauer die Augen geöffnet haben, auf welchem längſt ausgefahrnen, von der Kunſt längſt verlaſſenen Wege unſre Schauſpieler ſich wieder herumtummeln. Licht zeichnet den Schatten. Seydelmann iſt nichts weniger als ein Genie, es iſt Faſelei, zu ſagen, er überträfe Fleck und Devrient; er iſt ein verſtändiger, geſcheidter Mann mit einer feinen, ſcharfſinnigen Phantaſie, der ſeine Rolle um und um beſieht, das Antlitz derſelben nach allen Seiten und Verhältniſſen zukehrt, und ſie dann mit allen Nüancen, die ſich ihm darbieten, völlig in ſein Seydelmannſches Individuum aufnimmt, und dies ſein urſprüngliches Ich ſo lange von dem fremden drängen läßt, bis dies überall Platz gefunden hat, bis Seydelmann dem jedesmaligen Charakter völlig gewichen iſt. So erſcheint er ſtets ein ganzer, ein andrer Menſch auf den Brettern, jedes allgemeine Schema des Sprechens, des Agirens, die ganze Schauſpielermanier wird von ihm vernichtet, er rettet das Einzelne, die Perſon, die Phyſiognomie, den beſondern, individuellen Menſchen aus der troſtloſen Allgemeinheit unſrer Schauſpieler. Und dies iſt der Punkt ſeiner hiſtoriſchen Wichtigkeit in der Entwickelung des deutſchen Schauſpielens. Denn ſeine ausgezeichnete Art zu ſprechen, ordnet ſich dieſem Hauptmomente unter, und iſt nur Hilfswaffe zu dem allgemeinen Siege, der hier zu charakteriſiren iſt.

Man erkennt leicht, daß es ein ander Weſen, als das eines Schauſpielergenies iſt. Dieſer Sieg Seydelmanns über die Kunſtanforderungen iſt kein plötzlicher, ſondern ein allmähliger; darum iſt er aber auch für die nächſte Entwickelung unſrer Bühne um ſo wichtiger. Das Genie überraſcht und entzückt, aber es lehrt weniger, die Mittelſtufen ſeines Weges bleiben verborgen, es rückt in zu großen, vehementen Bewegungen vorwärts, als daß man ſeinen Weg zum Muſter aufzeichnen könnte, ſeine Fußtapfen fehlen den Suchenden auf zuweilen Zwiſchenräumen. Das Genie weckt allgemeine, Epochenkräfte; das überlegene, beſonnene Talent mäßigt, fügt, ordnet das oft nur chaotiſch Aufgeregte zu voller ſchöner Form, zu künſtleriſcher Schönheit. Auf dieſem Wege kommt man zu dem eigentlichen Namen der eigentlichen Beziehung Seydelmanns: er iſt ein Künſtler.

Dieſe Begrenzung, dies Maaß, dieſe Faſſung, Begriffe welche in dieſem einen Worte ruhen, ſind es vornehmlich, welche mich darauf gebracht haben, die Berliner Schauſpieler hier mit in Rede zu bringen. Die Herrſchaft dieſer Begriffe fehlt eben den einzelnen Talenten, welche dieſe ſonſt ſo reich ausgeſtattete Bühne noch beſitzt. Sie fehlt namentlich Rott, einem Schauſpieler von ſchönen Mitteln, der ſich ſchon ſo lang und ſo thätig um die höchſten Stufen herumbewegt. Temperament, Gewohnheiten mögen oft mit im Wege ſtehen, aber ſie laſſen ſich beſiegen, denn ſie weichen denſelben Mitteln, mit welchen man eine geläuterte Bildung erwirbt, und eine ſolche kann Jeder erwerben. Es fehlt dieſem Manne nämlich nur die Concentration all ſeiner Fähigkeiten und Thätigkeiten, das, was die Franzoſen a plomb nennen, er hat noch nicht den Schwerpunkt ſeines Weſens gefunden, auf welchen ſich Alles ſtützt, der Alles trägt. Iſt der Menſch und der Schauſpieler ſo weit — denn die Bildung im Allgemeinen, und die Kunſt, vollkommen darzuſtellen, begegnen ſich hier — dann vereinzelt ſich nichts mehr an ihm und ſtört durch ſeine Vereinzelung, dann ſchließt ſich Alles zu einer erfreulichen Rundung und abgeſchloſſenen Figur wie die Zweige der Cypreſſe geſchloſſen, gedrängt nach dem Gipfel aufwärts ſtreben, dann tritt auch bei den unbedeutendſten Dingen jene Harmonie hervor, welche wohlthut und beglückt, das Endziel aller Kunſt.

Dieſe künſtleriſche Ruhe Seydelmanns iſt der Born alles Wohlgefallens, was er erregt; ſie iſt das Hauptmoment, was die Schauſpieler von ihm gewinnen müſſen. Und, einige Veteranen, wie Beſchort, Weiß und Lemm abgerechnet, iſt es juſt dies, was der Berliner Bühne fehlt, und Lemm vernachläſſigt auf der andern Seite die eigentliche Schönheit zu ſehr oder wird ihrer doch nicht in ſo weit Herr, als daß jenes Element bei ihm ausreichend genannt werden könnte.

Es iſt auffallend, wie ſich das in Wien anders geſtaltet hat. Von oben herab werden der Berliner Bühne unzweifelhaft größere, weiter reichende Mittel gewährt, als der Wiener. Oper und Ballet am Kärthnerthore ſind zum Beiſpiele dort ganz einem Pächter überlaſſen. Die Regierungsprincipien und der ganze Wiener Zuſchnitt beſchränken das Repertoir an der Burg viel mehr, als dies in Berlin geſchieht, außer den ſtrengen politiſchen kommen noch die religiöſen, die katholiſchen Rückſichten dazu. Die prüden Bedenklichkeiten eines gewiſſen Herkommens ſchließen auch Manches aus: man weiſ't dieſe und jene muntere Piece zurück, weil ſie zu fröhlich modern gekleidet geht, man thut noch ſehr ehrbar, ernſthaft, ſieht den Verfall des Theaters im Vaudeville und ähnlichen Leichtſinnigkeiten, und — man hat bei alle dem viel beſſere Schauſpieler. Es iſt gar nicht zu läugnen, daß ein Schauſpiel an der Burg, in welchem der klaſſiſch feine Korn, der weiche, Alles gewinnende Ludwig Löwe, die überaus liebliche, einfache Peche, die keke, muntre Caroline Müller, der gewandte, liebenswürdige Fichtner, der auf das Feinſte Maaßhaltende Herzfeld, der gediegne, geſchloſſen darſtellende Wilhelmi und Laroche, der kauſtiſch ruhige Coſtenoble zuſammenſpielen, der größte Genuß iſt, welchen man dieſer Art in Deutſchland haben kann. Ton, Färbung, Alles iſt in den Grenzen der wohlthuendſten Kunſt, Alles verhält ſich harmoniſch zum Ganzen, zum Stück, auf der Bühne iſt nichts, was daran erinnern könnte, unten ſitzen Leute, die zuſehn und klatſchen wollen, jede Individualität ſchmiegt ſich der Rolle, Niemand tritt ungebührlich hervor, die Schauſpieler werden nirgends Hauptſache, das Stück nur tritt als ganze, geſchloſſene Geſtalt hervor.

Und wie eben ſchon geſagt iſt, Publikum und Schauſpieler ſchaffen einander gegenſeitig. Das Publikum in der Burg iſt das beſte, was man finden kann: die ſtörenden, alle höhere Harmonie des Stücks vernichtenden Abgänge, Bravaden an's Parterre gehen erfolglos vorüber, wenn ein Gaſt oder ein Neuling den Verſuch damit macht, nicht das äußerliche Deklamiren, ſondern das richtige Wort, was in das innerſte Weſen des Stücks gehört und dies heraus ſtellt, nicht die grobe, auffallende Erſcheinung, ſondern der feine, weſentliche Zug werden beklatſcht. Die Damen, welche die zarten Beziehungen der Geſelligkeit am Zarteſten herausfühlen, ſind nicht ſo blöde oder vornehm wie in Norddeutſchland: ſie klatſchen, wenn der Schauſpieler einen glücklichen Moment gewinnt.

Dort in der Burg war es auch, wo Seydelmann mit offenen Armen empfangen wurde, wo man ihm ſogleich ein glänzendes Engagement bot.

Wie iſt dieſe Erſcheinung eines in gewiſſen Grenzen ſo vorzüglichen Theaters in Wien zu erklären? Mit allgemeinen, nationalen und dergleichen Gründen könnte man große Irrthümer hervorbringen. Die Behauptung, in Wien ſey beſſerer Geſchmack, feinerer Kunſtſinn, ſchönere Intelligenz zu finden, als in Berlin, müßte den gerechteſten

Widerſpruch erzeugen. Berlin iſt in Kunſt und Wiſſenſchaft die Hauptſtadt Deutſchlands. Einzelnes und Perſönliches hat dieſen Vorzug des Schauſpiels in Wien erzeugt. Von vornherein muß als Einſchränkung zugeſtanden werden, daß ſich dieſe Vortrefflichkeit des Theaters an der Burg auf das eigentliche Converſationsſtück bezieht, und nur die mehr oder minder dahin gehörige Poeſie aufzunehmen im Stande iſt. Die heroiſche Tragödie, das eigentliche Kothurndrama gehört nicht in dieſen Bereich.

Es wäre nun aber eine wichtige Frage, ob der Verluſt dieſes Drama's ein großer zu nennen ſey. In ſo weit es die Intereſſen höherer Poeſie berührt, iſt es in Goetheſchen Stücken, wie Iphigenie, unſrer Bühne, und namentlich auch dem Wiener Burgtheater vindicirt worden; in ſo weit es Shakespeare einſchließt, iſt dies Theater in ſeiner Natürlichkeit und Einfachheit der beſte Durchgang, die beſte Vorſchule dafür. Das Berliner Schauſpiel, was viel mehr auf dieſen großen Stil zugeſchnitten iſt, ſollte alſo erſt dieſe Periode durch machen, bei ſeinen reichen Mitteln könnte es dann glänzend jene erſte Stellung einnehmen, für welche es ſo viel Andeutungen enthält.

Das Einzelne und Perſönliche, was in Wien mitgewirkt hat, liegt zum Theil an dem Mangel viel ſonſtiger Geiſtesintereſſen, welcher die Bedürftigen an das Schauſpiel verweiſ't. Der beſte Theil des Publikums findet ſich darum in der Burg ein, das Theater iſt noch ein geiſtiger Mittelpunkt, nicht bloß ein Geſellſchaftsſaal, wie an vielen andern Orten. Und ſomit iſt es auch noch Centrum des Gedanken — und Gefühlslebens. In Berlin giebt es noch gar viel andre Reſourcen der Art, und das Theater ſpielt für Geſchmacks- und Geiſtesbildung eine untergeordnete Rolle. Es iſt ſo, weil es ſich nicht auf der Höhe der Kultur erhalten hat, und weil es ſo iſt, hat es ſich nicht auf der Höhe der Kultur erhalten. Die breitere, mannigfachere Ausbildung iſt ihm nachtheilig geworden. Die Schauſpieler ſelbſt ſind immer die nächſten Erben des Schauſpiels, der größere oder geringere Kredit deſſelben beim Publikum beſtimmt ihre Erbſchaft. In

Wien ſind ſie Millionairs, Hauptagenten der Literatur, während ſie an andern Orten nur die Krämer derſelben ſind.

Zu dem Einzelnen in Wien, was das Schauſpiel fördert, gehört auch das geſellige Leben ſelbſt. Es iſt einfacher, natürlicher, offner, wahrer und ſomit der Kunſt günſtiger als in Norddeutſchland. Es gehört ferner der Beſitz umſichtiger, geſchmackvoller, thätiger Dramaturgen hierher, wie die Burg in Schreivogel beſaß und in Deinhardſtein beſitzt; Schauſpieler, denen die Regie überlaſſen iſt, ſind immer mehr oder minder betheiligt und befangen; ein Schwimmer kann nie einen ſo umfaſſenden Anblick der Waſſerfläche gewinnen, als der, welcher unberührt von den Wogen am Strande oder auf dem Schiffe ſteht. Schreivogel, der in der Literatur unter dem Namen „Weſt" bekannt iſt, und uns unter Anderem mit der ſauber und liebenswürdig nachgebildeten Donna Diana beſchenkt hat, iſt wie ein ſtiller Wohlthäter dem Publikum noch wenig bekannt. An der Burg verehrt man noch heute ſeinen Stuhl zwiſchen den Kuliſſen, wie man den Sorgenſtuhl eines abgeſchiednen Vaters verehrt, von welchem aus er Jahre lang zum Segen und zur Freude der Seinigen das Regiment geführt hat.

Freilich können die klügſten Dramaturgen die troſtloſen Mängel eines Repertoirs nicht heben, welches auf das Aengſtlichſte Alles vermeiden muß, was irgend wie dem Altherkömmlichen zu nahe treten könnte. So ſind denn Iffland und Kotzebue die Hauptfaktoren dieſer Bühne, und man muß ſich darin finden, ſchlechte Stücke gut ſpielen zu ſehen. Raupach iſt neuerdings zwar auch vielfach eingedrängt worden, aber der Politik und Religion wegen iſt man glücklicherweiſe den leeren, pomphaften Hohenſtauffen entgangen, die ſich am Meiſten durch ungebundne, hohle Aeußerlichkeit auszeichnen, weil die vorliegenden hiſtoriſchen Data alle weitere Erfindung überflüſſig machten. Es kommt doch immer noch ein engerer dramatiſcher Bezug in die Sachen, wenn man ſie ſelbſt verknüpft, als wenn man's dem Zufall überläßt, wie ſie nun eben geſtaltet daliegen. Und Iffland und

Kotzebue, ſo viel der Geſchmack an ihnen ausſetzen mag, ſind für die Bildung des Schauſpielers keineswegs nachtheilig. Daß ſie Zuſtände ächt, treu und wahr zu ſchildern vermochten, ſpricht ihnen die ſtrengſte Kritik nicht ab, ſie verwirft ihre Stücke nur, weil ſie ohne künſtleriſche, ſchönheitsliebende Auswahl allerlei Unkünſtleriſches, Gemeines, Triviales zum Gegenſtande ihrer Scenen machten. Namentlich that dies Iffland: er hatte keinen Geſchmack. Bei Kotzebue war es anders: er kümmerte ſich nicht um den Geſchmack, er war leichtſinnig, lüderlich in ſeiner Schreiberei, dies und politiſche Intereſſen erzeugten die ſchonungsloſe Polemik gegen ihn. Wenn man das Talent an ſich betrachtet, ſo war er vielleicht das größte dramatiſche, was wir beſeſſen haben. Der Mangel eines gewiſſen innern Adels und jeder Art höheren Charakters erzeugte die Verwahrloſung ſeines Weſens, welche ſich am Meiſten in ſeinen ernſteren Productionen, und namentlich in ſeinen renommirteſten, wie „Menſchenhaß und Reue“ ꝛc. herausſtellt und unangenehm beläſtigt. Napoleon hatte gar nicht Unrecht, die deutſche Literatur mit Ekel zu betrachten, da er zufälligerweiſe „Menſchenhaß und Reue“ kannte und unglücklicherweiſe nicht viel mehr. Es war nichts Edles in Kotzebue, er war ein triviales Talent, aber ein reiches Talent, und die trivial witzige Grabſchrift „Er lebte durch Tinte und ſtarb durch Sand“ paßte vollkommen für ihn. Aber die Nachbeterei der moraliſch ſich ſpreizenden Kritikaſter hat ſich eben ſo trivial auf ihm herumgeflegelt. Er iſt wie ſpäter Clauren eine Vogelſcheuche geworden, um die lebensluſtigen Spatzen abzuſchrecken, man hat das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet. So wie man bei den unwichtigern, geiſtloſern, weichlicheren, ja ekelhafteren Geſchichten Claurens immer vergaß, daß ein ſehr beachtenswerthes Erzählungstalent unter dem Schlamme lag, ſo vergaß man bei Kotzebue, daß er um und um unſer gewandteſter Dramatiker war, daß er den leichteſten, bequemſten Theaterdialog ſchrieb. Die italieniſchen Theater leben zum Theil noch heute von den kleinen Luſtſpielen des Signore Gotzebue, und die Franzoſen, welche an ihrem Scribe gar viel Aehnliches, wie wir an Kotzebue, zu rügen hätten, denken nicht an ſolchen Fanatismus.

In Wien ſteht Kotzebue heute noch in ſeiner Blüthe. Freilich mag ich die Gründe ſonſtiger Unzulänglichkeit, welche dieſe Erſcheinung hervorbringen, nicht in Schutz nehmen. Aber ich kann nicht in Abrede ſtellen, daß er durch ſeine gewandte Sprache ſehr vortheilhaft auf die Schauſpieler einwirkt.

Seit einigen Jahren hat er in dieſer Rückſicht einen ſehr beachtenswerthen Nachfolger in Wien gefunden. Das iſt Bauernfeld. Seine einfachen, intereſſanten Stücke, die ſich in den natürlichſten modernen Beziehungen herumbewegen, ſind ein weſentlicher Gewinn für die Bühne. Sie geben auch in Berlin Gelegenheit, daß ſich ein's der intereſſanteſten Talente dieſer Bühne, nämlich das der Mlle. von Hagn in ſeinem ganzen Schimmer entwickeln kann. Sie iſt der Mittelpunkt des Berliner Luſtſpiels, voll modernen Reizes, voll Grazie, voll pikanten Zaubers. Hätte Herr Crüſemann ein beſſeres Organ und hätte die daſige

Bühne einen ſo gewandten Liebhaber, wie ſie an Crüſemann einen gewandten Bonvivant beſitzt, ſo könnte man dort ein ſehr muntres, graziöſes Luſtſpiel aufſtellen, denn hier wirken die Herrn Rott und Lemm charakteriſtiſch und treffend mit ein, hier vergeſſen die meiſten Uebrigen ihren tragiſchen Deklamirſchlendrian, hier tritt der Humor Herrn Rüthlings, Schneiders oft ſehr angenehm vor's Auge und Ohr, wenn ſich die Herrn dem allgemeinen Fehler des Uebertreibens und Starkauftragens nicht hingeben, hier erſcheint auch Madame Crelinger des großen Rufes, den ſie genießt, vollkommen würdig.

Dieſe Dame iſt der glänzendſte Ausdruck der Deklamirſchule, des Effektſpiels, und es iſt wohl erklärlich, wie ſie mit ihren wunderbar ſchönen Mitteln berauſchen kann, ſobald ihre hoch geſprochnen Worte wirklich hohe Worte, hohe, ſogenannte ideale Poeſie ſind. Sie gehört der franzöſiſchen Manier an, wie man die Phädra, die Athalie und dergleichen in Paris zu ſehen gewohnt war. Es geht ihr nur für dieſes rhythmiſch auf- und abſteigende Feuer die geniale Abwechſelung, Ueberraſchung der beſten Franzoſen ab, und ſie iſt zu ſehr Deutſche, als daß ſie das extravagante Unnatürliche dieſer Richtung aufgenommen hätte.

Wenn in den Worten wirklich ein hoher, ungewöhnlicher Schwung liegt, wenn Leidenſchaft der gewaltigſten Art, wenn durch und durch heroiſche Verhältniſſe vorgeführt werden, dann befremdet dieſes die natürliche Ordnung und Schönheit überſchreitende Maaß nicht eben. Wir werden ein gewiſſes Moment der Poeſie immer ſtatuiren müſſen, was ſich von den rellen, wirklichen Zuſtänden der Dinge ablöſ't, und eine höhere Stellung der Gedanken und Empfindungen extemporirt, ſobald wir nicht Calderon, Schiller und auch Manches im Shakeſpeare für völlig unſtatthaft erklären, ſobald wir nicht die Goetheſche Poeſie für die Alles erſchöpfende ausgeben wollen. Und in dieſem Betrachte wäre auch dem eigentlichen Vertreter Goetheſchen Schauſpiels auf der Bühne, was Seydelmann in vieler Rückſicht iſt, hie und da mehr Fähigkeit zum Schwunge anzuwünſchen, wenn er einmal durch dieſe oder jene Rolle in die Sphäre des Ueberſchwänglichen eintritt. Aber der Geſchmack unſrer Tage, welcher viel mehr nach der Aechtheit und Wahrheit des Schönen drängt, als nach den möglichen, außerordentlichen Ausdehnungen deſſelben, wird dieſen Mangel eher verzeihen als die auf der andern Seite leicht entſtehende Uebertreibung der Komödianterei. Die vom innern Verbande des Stücks abgelöſten Deklamirſtellen Raupachſcher und ähnlicher Stücke haben Madame Crelinger mitten in dieſe lärmende Manier ſo hineingebannt, daß ſie oft nur durch die außerordentliche Schönheit ihres Organs und den Adel ihrer Erſcheinung von dem Vorwurfe alltäglicher Komödianterei gerettet wird. Solch ein ultra muſikaliſches Element des Sprechens, wie es die Hauptklippe dieſer Manier iſt, drängt ſich am Ende auch in die klarſte beſonnenſte Proſa, legt ſich wie ein ewig gleicher Firniß über die verſchiedenartigſten dramatiſchen Produkte, daß eine öde Gleichheit aller Figuren erzeugt, und die kompelette Langeweile geboren wird. Alles Individualiſiren hört auf. Dies iſt aber ein Hauptmoment der Seydelmannſchen Richtung, und man konnte deſſen nicht deutlicher inne werden, als wenn man Madame Crelinger neben Herrn Seydelmann ſah. Die Gräfin Orſina in Leſſings Emilia Galotti iſt eine ihrer renommirteſten Rollen, und ſie nöthigte dieſe klare, beſonnene Proſa Leſſings, welcher vielleicht eben nichts als muſikaliſcher Fall zur vollkommnen Schönheit abgeht, ſie nöthigte dieſen einfachen, natürlichen Ausdruck zum wogenden Rhythmus, und gab die Orſina mit dem prunkenden Tone und zurückgeworfenen Nacken einer Medea.

Nur wo dieſe Manier der reich begabten Frau nicht beikommen kann, nur im Luſtſpiele, entwickelt ſich all die Anmuth und ſiegreiche Schönheit der Madame Crelinger, welche der Ruf von ihr preiſ't.

Es wäre nun noch eine, und vielleicht die wichtigſte Figur des Berliner Theaters zu erwähnen, Madame Wolf. Ich habe ſie leider nicht ſpielen ſehen, und weiß nicht, ob ſie krank, todt, oder vergeſſen iſt. Vorigen Frühling trat ſie in Wien auf, und bewies in allen Stücken, daß ſie eine vollkommne Meiſterin jener einfachen, prunkloſen, ächten Darſtellung ſey, welche an der Burg herrſcht, und als deren Hauptführer heutiges Tags Herr Seydelmann anzuſehen iſt.

Seydelmann iſt ein Schleſier, in der wald- und bergumkränzten Grafſchaft Glatz, dieſem originellen, mannigfaltigen Ländchen iſt er geboren. Dort in der Grafſchaft, wie es die Schleſier kurzweg nennen, wuchs er auf zwiſchen Bergen, häuſerhohen Krucifixen, Wallfahrern, Feſtungsſoldaten, friedlichen, beſchränkten Ackerbürgern. Denn dieſe kleine ſchleſiſche Schweiz iſt noch ganz öſterreichiſch katholiſch, und wenn die jungen Gymnaſiaſten oder Studenten ſie in den warmen Sommertagen bereiſen, ſo finden ſie ein ſo ſtilles, friedſames Ländchen, daß ſie in eine weitläufige ſchöne Kirche zu treten glauben. Die meiſten Wege ſind in Stationen eingetheilt, welche zu dieſem oder jenem Heiligenbilde führen, bald links, bald rechts ſieht man über das Feld oder durch eine grüne Schlucht die wallfahrenden Landleute wie gejagte Schatten dahinſtreichen, oder man hört im grünen, klangreichen Bergwalde ihre monotonen Geſänge durch die ſtillen Blätter ziehen. Dazwiſchen fährt auch einmal ein luſtiger Schwarm Badegäſte aus Laudeck auf modernen Wagen, mit modiſchen, ſcheinbar proteſtantiſchen Kleidern angethan.

Dies war das Terrain, auf welchem unſer Held als Bube umherſprang. Das abgeſchloſſene Leben dieſes Ländchens, was da in einem äußerſten Winkel Deutſchlands von Bergen zuſammengedrängt wird, durch welches nur hie und da ein buntes Band, ein bunter Schleier aus der großen, modernen Welt geflogen kam, mochte frühzeitig die Phantaſie, das ſinnende Nachdenken des Knaben erwecken. Die einfachen Zuſtänden ſeiner Heimath prägten ſich vielleicht tief in ſein Weſen ein, und gaben ihm ſpäter den Typus für die charakteriſtiſche Genre-Malerei, die jetzt ein weſentlicher Theil ſeiner Kunſt iſt. Wirklich erinnert mich noch heute ſeine Erſcheinung oft an die Grafſchaft. Er iſt von mittlerer Größe, ſein Auftreten iſt leicht, ſicher, aber nicht ohne jenes Zurückhalten gewiſſer Ueberlegenheit, welche mehr ſchweigſam und lächelnd als ſprechluſtig und laut die Geſellſchaft beherrſcht. Dies und ein klerikaliſches Etwas des ganzen Kopfes und deſſen Ausdrucks ruft mir oft das Bild eines klugen Weltgeiſtlichen vor die Augen, wie man ihn im ſtillen, katholiſchen Ländchen umher gehen ſieht: er iſt über die groben Formen einer unklaren Religioſität hinaus, aber er mag die Leute nicht ſtören, und lächelt ohne zu verlachen, aus ſeinen klugen Augen leuchtet die Erkenntniß, daß alle Reize und Schönheiten der Welt dem Menſchen zugänglich und offen ſind, aber der verſchloſſene Mund deutet an, man ſolle die Welt nicht mit Geräuſch und Lärm ſondern mit Sammlung und Koncentration genießen; eine leichte Ironie, aber keine mephiſtopheliſche, ich möchte ſie eine humane oder gar eine konſervative nennen, ſpielt um die Mundwinkel, und die kleinen gerundeten Worte, welche dazwiſchen hervorgleiten haben ſo etwas Unvergängliches für die ſchnellen, flüchtigen Laien.

Die Unterredungen mit Seydelmann prägen ſich den Leuten tief ein, ſeine Worte erheben ſich wie Hautreliefs im Gedächtniſſe, und darin liegt vielleicht das Hauptgeheimniß ſeiner theatraliſchen Macht: er deklamirt nicht, er recitirt nicht — er ſpricht. Das Wort ſelbſt und den einfachen Gedanken hat er wieder zu Ehren gebracht, das Atomiſtiſche, Unklare, Durcheinandergeworfene im Vortrage unſrer meiſten Schauſpieler hat er zuſammengefaßt, geordnet, ſeine Sätze, ſeine Worte treten einfach aber gebietend auf, ſie erſcheinen mit den klaren, unwiderſtehlichen Augen, welche die Aufmerkſamkeit erzwingen. Der Mittelpunkt des Menſchen liegt in ihnen: Seydelmanns Rolle mag noch ſo unbedeutend ſeyn, man glaubt, den Mittelpunkt des Stücks in ihm zu ſehen, weil er alles im Stücke webende geiſtige Element auf ſeinen Worten zu verſammeln weiß. —

Seine Heimath hat er übrigens, um wieder auf die äußeren Phaſen ſeiner Entwickelung zurück zu kommen, im frühen Jünglingsalter verlaſſen. Er war nämlich auf der Schule ſo weit ausgebildet, um die Univerſität zu beziehen, als die Kriege von 13 und 14 ausbrachen. Dieſen ſchloß er ſich denn, falls ich nicht irre, zu Breslau, dem erſten Mittelpunkte der damaligen Bewegung, mit Lebhaftigkeit an, und bei den Kanonen angeſtellt zog er aus nach Glück und Lorbeern. Aber das Schickſal hat nicht gewollt, daß er in Böttigers Kriegs-Geſchichte als Feuerwerker eine Rolle ſpielen ſollte, ich glaube, er hat gar nicht viel Gelegenheit zu Heldenthaten geſehen, und Napoleon iſt ohne ſeine Schuld ſo ſchnell bezwungen worden. Als dies geſchehen war, fühlte er nur noch auf kurze Zeit Beruf, den Kanonen ſein Leben zu widmen, ſondern wendete ſich direkt zu den Brettern, und tragirte in Breslau glühende Liebhaber. Die Zeit muß nicht ſehr weit auseinander liegen, wo Devrient in demſelben ſchwarzen, verrauchten Winkel der Taſchengaſſe zu Breslau ſeine Vorſtudien machte. Aber man ſagt, Ludwig Devrient habe ſchon als fertiger Ludwig Devrient die ſchleſiſche Hauptſtadt und ihr Theater verlaſſen; nicht alſo Carl Seydelmann. Zwar iſt ſein dunkelblonder Lockenkopf damals noch dichter, voller geweſen als er's jetzt iſt, wo ſich die Weisheit in ſeiner hohen

Stirn mehr und mehr ausgebreitet, und den Lockenkopf zwar nicht zerſtört, aber doch wohl etwas zurückgedrängt hat. Aber die Liebhaberei auf den Brettern iſt ihm gar nicht ſo, wie dem glücklichen Romeo gelungen. Seydelmann hat ſich ſeine hohe Stellung erfochten, ſie iſt ihm nicht in den Schooß gefallen, er iſt ſeiner Größe eigner Schmied. Man erzählt von Demoſthenes, daß er Steine in den Mund genommen, und am Strande des brauſenden Meeres geſprochen habe, um ſeine ſchwachen und mangelhaften Sprachorgane zu ſtärken und zu bilden. Seydelmann hat ſich vielleicht eben ſo viel Mühe geben müſſen, um ein widerſtrebendes Organ zu kultiviren. Von einem Theater zum andern iſt er gewandert, und erſt nach vielen Jahren hat er in Süddeutſchland Anerkennung und Ruhe gefunden.

Dort hat er denn nun die Stellung, welche ihm ſeine Mittel und Fähigkeiten anweiſen, nach allen Seiten von Schutt und ſonſtig Störendem gereinigt, und ſchon als er im Sommer 1829 zum erſten Male wieder nach Breslau, ſeinem Ausgangspunkte, zurückkehrte, bewährte er ſich unwiderleglich als den Helden, den Anführer einer neuen Manifeſtation der theatraliſchen Kräfte.

Er hat das Wort, den Gedanken, die Darſtellung einer um und um fertigen künſtleriſchen Figur auf der Bühne emancipirt. Nur Wolf macht ihm ſcheinbar das Prioritätsrecht ſtreitig. Aber nur ſcheinbar. Wolfs Weſenheit war ebenfalls Wort und Gedanke, aber in andrer Richtung, zu anderm Zweck. Er gehörte eben auch zu der Hauptrichtung unſrer Schauſpieler, zu der rhetoriſchen. Sie war nur in ihm zu größter Feinheit und Grazie ausgebildet, und in dieſer Richtung hin, in der Richtung hin, ſchön zu ſprechen, hatte er die widerſtrebenden Elemente ſeiner Perſönlichkeit bezwungen. Nicht dieſe zunächſt liegende Schönheit des Worts iſt Seydelmanns Weſenheit, nicht dies nahe, kürzere Ziel erſtrebt er: die Schönheit des Ganzen, das heißt die fertige, abgerundete Kunſtfigur einer dramatiſchen Perſon iſt es, worauf Alles Einzelne hinwirkt, zuſammengeht. Darum iſt er im Einzelnen mehr charakteriſtiſch als ſchön, darum iſt er bei all der ſcheinbaren Proſa, die für den Unkundigen in dieſem Mangel an Aufwande liegt, viel mehr Poet, Schöpfer, als alle die Schönredner ſind.

Und in dieſem Betracht iſt er ein vollkommen moderner Schauſpieler, wenn man Goethe in den Mittelpunkt der modernen Poeſie hinſtellt, und dieſe dahin definirt, daß ſie das in der wirklichen Welt Gegebene, das Aechte zur Kunſtform, zur Schönheit entfaltet ohne die Zuthat und den Aufwand fremdartiger Elemente.

Ich würde zu breit, wenn ich dieſen Schauſpieler, der wohl ſchon ſeit einiger Zeit der beſte iſt, den wir in Deutſchland haben, wenn ich ihm bis zu den einzelnen Rollen folgen, und wenn ich ſeine Kunſt daran erklären wollte. Der Leſer möge alle die Attribute, welche dieſem Manne im Laufe des Artikels zugekommen ſind, zuſammenfaſſen und ſeinen Carlos in Goethes Clavigo, die gewöhnliche Antrittsrolle Seydelmanns, damit bekleiden. Es iſt ſehr bezeichnend, daß Seydelmann dieſe Rolle gewöhnlich zum Anfange wählt: ſie entwickelt in ihrer Kleinheit, in ihren engen Grenzen alle Kräfte, die ihm zu Gebote ſtehn, oder richtiger: ſie iſt die Spitze all ſeiner Kräfte. Carlos, ein routinirter Hofmann tritt auf bei ſeinem Freunde Clavigo. Er iſt fein gekleidet, und es iſt ihm doch Alles bequem, er iſt zu Hauſe in den vornehmen Kleidern, nirgends ſieht man etwas vom Gecken. Seine Rede iſt leicht hingeworfen, aber auch im halben Tone liegt die Schärfe, die Sonderung, jedes Wort ſchneidet ſich — man fühlt: Carlos iſt geſcheidt und Seydelmann iſt geſcheidt. Dies klare Scheiden der kleinen Worte und Begriffe, dies Ordnen der unbedeutenden Dinge zu einer ganzen, großen Vorſtellung charakteriſirt beide, den gedichteten und den ſpielenden Carlos. —

Clavigo, der Sanguiniker, hat ſich übereilen laſſen, er will die ſchwindſüchtige Marie Beaumarchais heurathen, Carlos kommt nicht zu Worte vor dem Eifer des Freundes, welcher Tugend und alte Liebe in dieſer Heurath zu finden glaubt, der ſie wenigſtens finden will, und dem man ſelbſt in dieſem Eifer, in dieſer Haſt die Furcht vor des Carlos unbeſtechlichen Augen anſieht. Seydelmann-

Carlos kreuzt die Hände über den Claquehut, ſein ſtark markirtes, aber vornehmes Geſicht blickt dem Freunde nach, kein grober Wechſel rennt über die Züge, die Verwunderung, der Aerger, die ganze Einſicht in dieſe falſch geſchobnen Zuſtände fliegt raſch, kaum bemerklich durch das Auge, er kommt langſam, nachdenklich vorn bis an die Lampen, und ſpricht — immer noch mit halber, von der plötzlichen Erſcheinung und der Sorge um den Freund bedeckter Stimme: „Da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich.“

In dieſen wenigen Worten legt er dem Publikum den ganzen Menſchen Carlos vor Augen: ſein wirkliches Attachement für Clavigo, ſein Nichtbegreifen eines Herzensintereſſes, was gegen Vortheil, ja gegen eignes Herzensintereſſe fortreißen kann, ſeinen Plan, mit Clarigo vernünftig und wie ein Mann, der in der Geſellſchaft lebt, darüber zu ſprechen.

Er beſchwört und drängt den ganzen Geiſt ſeiner Rolle ſo mächtig auf dieſe wenigen Worte, daß er ein empfängliches Publikum wie mit einer unſichtbaren Macht trifft. Es ſchlägt ein elektriſcher

Schlag aus dieſen unbedeutenden Worten durch das ganze Haus, jeder fühlt die ungewöhnliche Erſcheinung eines ganzen, ächten Menſchen da oben hinter den Lampen, die Manifeſtation eines ganzen inneren, menſchlichen Getriebes. Ich hab' es geſehn und gehört, daß ein Publikum nach dieſen acht Worten in einen rauſchenden, allgemeinen Beifall ausbrach. Und dies Publikum ſah Seydelmann zum erſten Male, und es gehn, wie geſagt, dieſen Worten nur ein Paar ſcheinbar ganz unbedeutende Scenen des Carlos vorher.

In dieſer geiſtigen Kraft liegt Seydelmanns Größe. Und dieſe Kraft verbindet ſich nun mit dem vollkommenſten Maaße, nicht einen Augenblick wird der feſte Kreis der Rolle überſchritten, nicht einen Augenblick erhält die Seele Freiheit zu dem Gedanken, es ſey ein Schauſpieler dieſer Carlos, man ſieht nirgends die Kunſt, nur das Kunſtwerk.

Von dieſer neuen, ungewöhnlichen Größe ward denn auch das Berliner Publikum im vierten Akte, wo Carlos in der Ueberredungsſcene ſeinen völligen Menſchen entwickelt, dermaaßen überwältigt, daß ein einſtimmiger, donnernder, und zu drei Malen ſich wiederholender Beifall die Vorſtellung unterbrach, und Carlos zum Stillſchweigen nöthigte. Die lang vermißte Wahrheit und Aechtheit machte ſich plötzlich geltend, und allen ſpäteren Rollen „Ludwig XI., Oſſip, Marinelli, Advokat Wellenberger, Graf Klingsberg, Nathan ꝛc.“ erhielten die Berliner Theaterfreunde fortwährend ſo in Athem, daß trotz des lockenden Frühlingswetters das Haus immer gefüllt war. Seydelmann erwarb dem Schauſpiele einen glänzenden Triumph: die berühmte Heinefetter, die gerühmte Vial konnten im Opernhauſe und in der Königsſtadt nicht aufkommen neben dieſem Herren des Worts und Gedankens.

Es wäre nur zu wünſchen geweſen, daß man ſich der vielfach aufgeworfenen Vergleichung mit Devrient ganz entſchlagen hätte. Seydelmann und Devrient ſind Pole, die einander gar nicht berühren. Was dem Einen fehlt, das beſitzt der Andere, und umgekehrt. Devrient war der Held aller Leidenſchaft, das Geniale, das Ungewöhnliche, das Uebermenſchliche, was aus einer andern Welt in die unſere hineinragt, das riß er mit Titanenkraft plötzlich, erſchreckend in unſre Mitte. Er war eine Gewitternacht mit all ihrer grellen Schönheit. Seydelmann beſitzt nichts von dieſen außerordentlichen, genialen Kräften, er iſt ein heitrer, ruhiger Tag, wo die Erſcheinungen nicht durch Ueberraſchung intereſſiren, ſondern durch ihre helle, um und um abgegrenzte Wirklichkeit und Wahrheit. Was ihm an Glanz und Schimmer neben jenem abgeht, das erſetzt er durch künſtleriſches Maaß, künſtleriſche Vollendung ſeiner Geſtalten. Wenn man ein übertreibendes Gleichniß ſtatuiren will, ſo verhält er ſich zu Devrient wie Goethe zu Shakeſpeare. Wenn man aber ſolche an ſich unſtatthafte Vergleichsweiſe benutzen will, um dieſe theatraliſche Erſcheinung zu charakteriſiren, ſo könnte man ſie vielleicht am Treffendſten mit der Situation Leſſings in der literariſchen Welt zuſammenſtellen. Dieſe Bekämpfung des Schwulſtes, der Uebertreibung, dies Drängen auf Einfachheit, Klarheit, Schönheit im Ganzen und Großen, dieſe Geltendmachung des Worts und Gedankens findet ſich dort wie hier. Und auch in dem fraglichen Momente dürften ſich dieſer Dichter und Schauſpieler begegnen, ob ihre Kräfte für den auf's Höchſte hebenden Schwung der Poeſie ausreichen dürften.

Damit wäre auch zugleich Seydelmann die wichtige Poſition in unſrer Theaterwelt angewieſen: die Komödianten mit ihrem Klingklang von den Brettern zu vertreiben, der Scenen- und Effektſpielerei ein Ende zu machen, und auf Kern, Geiſt und Wahrheit zurück zuführen.

Es iſt zu vermuthen, daß ſein Einfluß auf die Berliner Bühne ein ſehr günſtiger geworden iſt, wenn auch nicht zu verhoffen ſteht, daß er ſelbſt für ſie gewonnen werden könne. Er iſt lebenslänglich und auf das Vortheilhafteſte in Stuttgart angagirt, lebt dort in den ihm angemeſſenſten, bedeutendſten Kreiſe, und wird in ſeinem ganzen Umfange gewürdigt. Schon bei dem lockenden Wiener Engagement bewies man ihm in Stuttgart durch Wort und That, wie werth man ihn hatte.

Man möchte das bedauern, da Berlin allerdings ein umfangsreicheres Terrain für ſeine

Wirkſamkeit wäre, und die dortige liberale Verwaltung gewiß kein Opfer ſcheuen würde, ihn zu gewinnen und ſeine Thätigkeit ſo einflußreich als möglich zu machen.

V.

Die Memoiren.

Die Memoiren.

Die Memoirenform iſt eine ſehr wichtige und ein Hauptausdruck neuerer Schriftſtellerei. Unſere Reiſen, unſere Kritiken, Betrachtungen, Zuſtände waren bisher mehr oder minder Memoiren. Sie ſind der Roman und die Geſchichte im Negligée, ein Uebergang von der trocknen Geſchichtsdarſtellung zu einer bunteren, die äußerſte Subjektivität. Das Ich iſt das einzige Medium, man iſt noch nicht reif, noch nicht ausgebildet genug, die Zeit zu ſchildern, man hat noch kein allgemeines Urtheil, nur einzelne Gedanken; die Stunden werden abgeſchrieben.

Memoiren können darum auch faſt nur das Ergebniß wichtiger Zeitabſchnitte, großer Umgebungen ſeyn, denn es ſind Tagebücher, deren Intereſſe im Gegenſtande beruht; die Bemerkungen über dieſen ſind Nebenſache und verſchlechtern die Memoiren gewöhnlich. Zum Urtheil iſt Form und Weſen zu flüchtig, man will nur Stoff.

Es wird eben ſo ſtörend ſeyn, wenn die Dame, welche juſt vom Anſchaun irgend eines Ereigniſſes zurückkommt und nur im Vorübergehn mittheilt, was ſie geſehn, wenn dieſe Dame allerlei ſchwierige hiſtoriſch-philoſophiſche Bemerkungen dazu machen. das Ereigniß ſogleich unter Glas und Rahmen bringen wollte — Memoiren ſind Studien, hingeworfene Skizzen, telegraphiſche Fernſchrift. Große Gegenſtände, die mit vielen Strahlen in's Leben ausgehen, eine gewandte, leichte Feder, die vor nichts erſchrickt, feine Beobachtungsgabe, das ſind die nothwendigen Attribute eines Memoirenſchreibers.

Die Formen der Schriftſtellerei ſind immer ein verjüngter Maaßſtab der eben laufenden Geſchichte, des eben herrſchenden Geiſtes der Zeit. Die Franzoſen haben die Memoiren erfunden: ſo wie ſie neue Begebenheiten improviſirten, ſo improviſirten ſie auch die Darſtellung derſelben. Die Zeit der Bewegung war wie ein Wirbelwind losgebrochen, haſtig, ſchleunig überflügelten ſich die Ereigniſſe, man mußte im Galopp mitreiten, wenn man ſie feſſeln wollte. Heute trat ein großer Mann auf, morgen trat er ab, und ein andrer erſchien; Jeder ſagte nur eilig, was er zu ſagen hatte; man vergaß ſeine Phyſiognomie, wenn man ſie nicht eiligſt ſkizzirte. Und als nach Rouſſeaus Tode die Männer der Revolution Bailly, Sieyes, Mirabeau, die Lameth, Barnave, Monunier, die zahlreiche Gironde, die Schreckensmänner wie ein Sturzbach vorübergeflogen waren, und der gewaltige Bonaparte die Zeit ſo lange für ſich in Beſchlag nahm, da hetzte er ſie wie ein flüchtiges Roß, und bald war ein braunes Geſicht unter den Pyramiden, bald ein thatenluſtiges in Oberitalien, bald ein ſieggekröntes in Notre-Dame, bald ein ſtolzes in Deutſchland, ein übermüthiges in Spanien, ein ſorgenvolles in

Rußland, ein düſteres auf Elba, ein tragiſch-leidendes auf Sanct Helena zu ſehen — da mußten die Federn rennen, ſonſt kamen ſie zu ſpät.

Und die großen Männer und Thaten eines Landes ſind auch für die andern Länder, welche Zeitungen leſen, beſchleunigend. Der Geiſt des leſenden Nachbars macht alle die Fahrten, Wechſel und Sprünge mit, er iſt aufgeſcheucht aus der Schritt für Schritt gehenden Ruhe der allmähligen Entwickelung, er kann nicht mehr zurück in die beſchränkte Genügſamkeit. Die Geſchichte iſt epidemiſch. Wer einmal geſehen hat, wie viel That ſich drängen läßt in eine kurze Spanne Zeit, der iſt verloren für eine klaſſiſche Epoche. Der langſame Kopf hält aber gewöhnlich nicht Schritt mit dem galoppirenden Herzen, daher das geiſtige Mißbehagen, wenn eine ſtürmiſche, weltgeſchichtliche Epoche plötzlich abgebrochen wird, daher die Ironie, der Humor, die Skizzen, Genrebilder, Zuſtände, die Briefe, die Memoiren in unſerm Weſen und unſrer Literatur.

Es erfaßt mich immer ein inniges Mitleid, wenn ich die oft ſo trefflich gebildeten Männer ſehe, welche bald nach unſern Vätern jung waren, und in die Wiſſenſchaften und Künſte eintraten, als noch heiliger Friede in ihnen herrſchte; denn Deutſchland erhielt ſich ſeinen innern Frieden, als Europa ſchon lichterloh brannte, ja ſchon verkohlt war; als man in den Straßen von Paris Tag und Nacht, um Leben und Tod ſtritt, da ſtritt man in Deutſchland um die Vorzüge des Sapphiſchen oder Alcäiſchen Versmaaßes. Aber die Söhne jener Väter hören nun den donnernden Strom, der ſich doch den Weg gebrochen hat in unſre Kunſt und Wiſſenſchaft, ſie ſehen mit Entſetzen, wie luſtig und regellos die Jugend darin herum ſchwimmt, und ihren Spott treibt mit Trümmern alter Herrlichkeit, die auf den Fluthen getrieben kommen. Sie ſehen daß der Memoirenton, jener ſaloppe, rückſichtsloſe auch bei uns eingekehrt iſt, und ſie ſchlagen die Hände über dem Kopfe zuſammen. Auch unſre Helden, das heißt unſre Autoren und Profeſſoren, werden herausgeführt auf den Markt, wie man ſie eben findet, die alten Herrn nehmen ſich wunderlich aus in den ſchmutzigen Warſchauer Schlafröcken, mit den weißen Zipfelmützen, den verräucherten langen Pfeifen, — die Schriftſtellermemoiren ſind auch über uns hereingebrochen, die ſchnellen unregelmäßigen Bewegungen haben ſich auch bei uns gezeigt. —

Ach, und unſre würdigen Väter halten die hereinbrechenden Wogen für ein Unglück, wie ſie die wilden Tänze der jetzigen Zeit, namentlich den Galopp für ein Unglück halten, und ſie wenden ſich entrüſtet von jener frivolen Jugend ab, welche die ehrwürdige Claſſicität nicht reſpektirt, und rufen Wehe über Iſrael, das in die babyloniſche Gefangenſchaft geführt wird nach ihrer Meinung, und ſetzen ſich unter die Weiden am Euphrat und an der Saale und ſpielen zürnend auf ihren Harfen die alten Lieder nach den alten Weiſen.

Aller Schmerz kann nicht erſpart werden, er gehört wie Sauerſtoffgas zum Leben, die Tochter muß das väterliche Haus verlaſſen und betrüben, um dem Manne ihrer Wahl zu folgen, Kunſt und Wiſſenſchaft müßen ihre alten Freunde am Ende überflügeln, wenn ſie nicht ſtehen bleiben wollen.

Jene gefürchteten Wogen, welche für den Augenblick allerdings auch viel gutes Land unſrer Literatur bedecken, ſind die ſegensreichen Ueberſchwemmungen des Nil. Das Waſſer wird ſich wieder verlaufen, mancher Ibis wird kommen, und iſt ſchon gekommen, das Ungeziefer aufzufreſſen, was aus dem Schlamme gekrochen iſt, aus dem tollen, bunten Treiben bildet ſich allmählich eine neue Klaſſicität, denn auch die Unordnung hat ihre Geſetze. Im Schmerze über die Barbarei ſterben jene Männer hin, und das Gras iſt vielleicht noch nicht gewachſen über ihrem Grabe, da ſetzt ihnen die männlich, das heißt klaſſiſch gewordene Jugend das ſchönſte Kunſtwerk als Sarkophag.

Auch unſre zukünftige Klaſſicität wird einſt altmodiſch ſeyn, denn wir ſind alle Spannenweſen, darum ruht das Geheimniß der Anſchauung darin, ſich immer jung zu erhalten, nicht altklug zu ſchmähen, was man außer dem welthiſtoriſchen Zuſammenhange betrachtet.

Es exiſtirt auch ein Geheimniß der Form, und die Geſchichte der Mode iſt auch eine Strömung der Weltgeſchichte; die Mode ſelbſt iſt keineswegs ſo zufällig als Viele glauben, man kann oft auf ſchmalen Wegen ihre putzigſten, winzigſten Dinge bis zu großen Gedanken verfolgen, von denen ſie eine tändelnde Emanation ſind. In einer ſchief oder hoch zu tragenden Haube liegt oft angedeutet, was juſt die neuſte Form und Bildung des Unſterblichkeitgedankens iſt.

Wie geſagt, auch unſre Wiſſenſchaft und Kunſt iſt, wie man ſagt, des Teufels geworden, graubunt, unerfreulich ſieht der Vogel aus, der bei wechſelnder Jahreszeit neu befiedert wird; glänzend und ſchön wird er ausſehen, wenn den jungen Federn all die alten gewichen ſind. Wir haben auch Memoiren angefangen, aber es fehlt uns noch immer der rechte Muth dazu. Dinge, Vorfälle, Begebenheiten ſind uns Deutſchen nichts, Gedanken ſind uns Alles, ſo iſt's auch mit unſern Memoiren geworden. Die „Briefwechſel" welche ſeit mehren Jahren fleißig erſcheinen, die Korreſpondenz unſrer Literatoren, das ſind unſre Memoiren. Denn es iſt bekannt, daß die Schriftſteller, die wir, ſo lange ſie leben, ihrem guten oder böſen Schickſale überlaſſen, nach dem Tode unſre Helden ſind. So giebt's Indianer, welche je zuweilen einen ihrer Prieſter ſchlachten, um einen neuen Gott zu haben, wie die Deutſchen verehren ſie nicht bloß den Todten, ſondern beten ihn an.

Aber jene Briefwechſel ſind immer erſt Gedanken-Memoiren, wie ſich das vorausſehen ließ. Wir ſind ein zu keuſches und ſchamhaftes Volk, als daß wir mit kleinen Vorfällen im Schlaf- und Studirzimmer an die Oeffentlichkeit treten ſollten. Goethe und Schiller ſchreiben ſich ſechs Bände lang Briefe, aber man erfährt's nicht, ob ſie im Frack oder im Ueberrock ſchreiben, zu einem Spaße laſſen ſie ſich nie verleiten, ſie regieren fortwährend, und vergeſſen ſich nie.

Jener franzöſiſche Abandon iſt's aber, den wir lernen müßten, er iſt eben das Auge der Memoiren, aus welchem die Geſchichte ſelbſt kuckt, unbetheiligt, unbefangen, unbeſtochen von ihren Helden. So lange wir das nicht lernen, ſo lange wir nicht dieſe Naivetät über unſre Prüderie ſiegen laſſen, ſo lange werden wir und unſre Geſchichte die konſtruirte, ſteife Geſtalt nicht verlieren. Ein orthographiſcher Fehler, eine Ungezogenheit iſt dem ſpäteren Hiſtoriker oft mehr werth als ein Bogen tiefſinniger Gedanken.

Wir haben erſt ein Buch, was ſich den ächten Memoiren am Meiſten nähert, und dabei deutſche Nationalität in Anſpruch nimmt. Und zwar das Auszeichnende unſrer Nationalität. Dies Buch iſt „Rahel,“ und Varnhagen hat den Muth gehabt, es herauszugeben, und all das Achſelzucken, das „Mein Gott, warum hat er nicht 'zwei Drittheil geſtrichen“ über ſich ergehen zu laſſen.

Die Urtheile über dies vortreffliche Buch bezeichnen unſern Standpunkt zu den Memoiren. Unſre Mehrzahl hat noch jenes hohle Auge, was nichts Kleines, Einzelnes, Charakteriſtiſches ſehen und auffaſſen kann, und nur nach Allgemeinheiten, nach dem Schema trachtet. Sie kann noch nicht begreifen, daß es wichtig und viel bezeichnend iſt, wenn Rahel ſo oft von ihrem Ennui ſpricht, wenn ſie im Drange des Darſtellens ausruft: „Gott, was iſt das wieder für eine abſcheuliche Feder! — über die ollen Franzoſen!“ —

Nur unſre neuſten, natürlichſten und beſten Leute verſtehen Rahel, dieſe moderne Deutſche, welche allen, auch den unbedeutendſten Dingen an das Herz fühlte, welche es ſich Alles koſten ließ, um die Lüge zu haſſen, welche zuerſt den ganzen Göthe erkannte, welche eine halb entwickelte Welt bis zum Todesſchmerze empfand. Ihr Buch kann den ſegensreichſten Einfluß haben, es enthält deutſche Memoiren, und wenn es auch nicht zu erwarten iſt, daß alle dergleichen ſchreibende Leute ſo geiſtreich, ſo ſpekulativ ſein werden, wie Rahel, dann iſt doch immer ſchon viel gewonnen, wenn ſie eben ſo ehrlich und wahr Alles ſagen und beſchreiben, was einen Gegenſtand, ein Verhältniß aufklären kann.

Wie viel Memoiren ruhen noch in unſerer Literaturgeſchichte! Und wie kann oft die Vorliebe des Dichters für dieſe oder jene triviale Gewohnheit oder Nothwendigkeit des Lebens, wie kann eine Studirſtube Werke und Urſprung der Werke erklären helfen!

Baumſtämme, welche auf dem weſtlichen Ocean herübergeſchwommen kamen, haben uns zuerſt auf den Gedanken gebracht, es müſſe ein Amerika exiſtiren.

Iſt denn Niemand mehr übrig, welcher die erſten Jahre unſeres Jahrhunderts in dem kleinen, bergumſchloſſenen Jena zugebracht hat? Dort wurde damals diejenige deutſche Bildung zubereitet, welche noch heute durch alle Richtungen unſres Landes ſtrömt; kann Niemand das Negligee jener merkwürdigen Tage beſchreiben, das Negligee Schillers, Goethes, Fichtes, Schellings, Hegels, Niethammers, Woltmanns, der Gebrüder Humboldt und Schlegel, die alle zuſammen dort lebten!

Es war in einem bedeckten deutſchen Frühling, wo die Sonne nicht recht durchbrechen konnte, als ich, mit dieſer Jenaiſchen Zeit beſchäftigt, gegen Abend in einen Badeort kam. Die Luft war kühl und trieb mich ins Zimmer, das Gaſthaus war wenig beſucht, Bücher hatte ich nicht bei der Hand, geſammelt hatte ich mich genug, Gedanken hatte ich genug geſponnen auf dem Wege, Menſchen und Unterhaltung ſucht' ich vor allen Dingen. Der Wirth, welcher ſich bald erſchöpft hatte über Handel, Verkehr und Ackerbau, zuckte die Achſeln — „verſuchen Sie's," begann er nach einer langen Pauſe, „ob Sie die Dame annimmt, welche im gegenüber liegenden Zimmer wohnt, ſie weiß ſehr viel zu ſprechen, und die Einſamkeit iſt ihr auch läſtig. Das Kammermädchen ward citirt, ſie war hübſch, ſehr hübſch; man durfte viel Schönheit von einer Herrin erwarten, die ſolche Reize neben ſich duldete.

Ich ward angenommen; aber die Dame ließ bedauern, mich nicht bei Licht empfangen zu können, ſie litte an den Augen. So trat ich denn in ein dunkles Zimmer, ich konnte nur einen ſtattlichen Wuchs der Dame unterſcheiden, eine breite Spitzenhaube ſetzte das Geſicht tief in Schatten. Die Stimme klang nicht ganz jung, eine große Lebhaftigkeit hob aber dieſe Bemerkung wieder auf. Die hübſche Zofe ſetzte ſich in einen Winkel, das Geſpräch mit der Herrin kam raſch in Schwung, und fiel auf Jena, wie man denn den Gedanken, welcher uns eben vorzüglich bewegt, in den verſchiedenſten Geſtalten zum Vorſchein kommen ſieht. Solch ein Gedanke treibt oft ein dämoniſches Spiel mit uns.

„Ich habe eine Freundin,“ ſagte die Dame, „welche in jener Heroenzeit in Jena gelebt hat, und faſt täglich mit dieſen berühmten Männern in Verkehr gekommen iſt, namentlich mit Fichte und Schiller.“

Ich bat ſie, mir von den Mittheilungen ihrer Freundin zu erzählen, und zwar ſo, als ob ſie ſelbſt die Freundin ſey, wir gewännen dann mehr Lebhaftigkeit und Illuſion, die großen Leute träten uns näher, die Ueberlieferung aus einem zweiten und dritten Munde erkälte. —

„Sehr gern, mein Herr, das kann ich wohl, da ich dieſe Dinge ſo oft gehört habe — erwarten Sie aber nichts als Aeußerlichkeiten, weder meine Freundin, noch ich ſind Philoſophen. — Fichte kam täglich zu uns; wenn ſichs nicht anders ſchickte, eine Viertelſtunde, bevor er in ſein Collegium ging. Er ließ ſich nicht ſehr durch die Form beſchränken, trat ohne Weiteres mit dem Mantel ein, ſetzte ſich auf's Sofa, warf mit der ihm eignen Haſt den Mantel rückwärts von den Schultern, und legte die Uhr auf den Tiſch, um zu rechter Zeit nach ſeinem Auditorium aufbrechen zu können. Sie nannten ihn, mein Herr, vorhin den Napoleon der Philoſophen, ſonderbarer Weiſe paßte ſein Aeußeres in Vielem zu dem Beinamen. Er war eine kurze gedrungene Geſtalt, vielleicht ſogar noch etwas kleiner als der franzöſiſche Kaiſer. Das ſchlichte Haar trug er lang bis auf die Schultern, dort war es glatt abgeſchnitten, wie bei einem Ruſſen. Dunkle, heftige Augen ſchoſſen wie Kugeln unter den Brauen hervor, und nicht minder herausfordernd war die Adlernaſe und das ſtolze, befehlende Wort. Er beſaß, wie alle geniale Leute, das beneidenswerthe Talent, auf eine unglaublich ſchnelle Weiſe Geld auszugeben, die Louisdor ſeiner Studenten nahmen nur ein flüchtiges Abſteigequartir in ſeiner Taſche."

„Ich hatte das Glück, ſehr gut bei ihm zu ſtehen, und wie er denn überhaupt ſehr mittheilſam war, ſo zog er wohl auch je zuweilen ſein Heft aus der Taſche und las mir etwas vor von ſeiner Ich-Philoſophie. Es waren mir böhmiſche Dörfer, aber weil er vorausſetzte, ich verſtünde kein Wort, ſo nahm er ſich die Mühe, jedes Komma zu erklären, und da er auf jeder Seite zehnmal fragte, ob ich ihn verſtände, ſo mußt' ich wohl endlich etwas verſtehen. Eines Tags kam er roth, erhitzt, noch ſtürmiſcher, als gewöhnlich in unſer Zimmer geſtürzt, „„es iſt abſcheulich, es iſt abſcheulich!““ rufend. Er trug einen kleinen Zettel in der Hand. „Was iſt denn, Fichte? Was hat's gegeben?“

„„Dumme Jungen hat's gegeben.““ — „Wie denn? Beruhigen Sie ſich, erklären Sie.“ —

„„Madame, Sie ſind eine einfache Frau, und haben's verſtanden, was ich Ihnen geſtern aus meinem Hefte verlas, und heute find' ich dieſen Zettel auf dem Katheder, worin mich die Studenten erſuchen, meinen geſtrigen Vortrag noch einmal zu erklären, ſie hätten mich nicht verſtanden, dieſe““ —

— „Er trank gern Champagner; wo Wein getrunken wurde und Fichte zugegen war, da durfte der Champagner nie fehlen. Im Umgangsleben merkte man nichts von ſeiner ungewöhnlichen Philoſophie, er unterhielt ſich liebenswürdig über die Minutien des Lebens, indeſſen erkannte man leicht den ſpielenden Kaiſer, der zuweilen mitten im Spielen ſein Haupt erhob und die ambroſiſchen Locken ſchüttelte, wenn von der oder jener Seite ein ernſtes Wort fiel. Die Studenten verehrten auch einen Cäſar in ihm; ein energiſcher Feind der fremden Eroberer, ein ſtolzer Gründer neuer Moral und Religion imponirte er der Jugend gewaltig, und wenn er aus der Vorleſung kam, ſo ward er gewöhnlich von ſeinem Auditorium begleitet wie ein römiſcher Triumphator.“

„Sein täglicher Umgang und auch der Schillers war der bekannte Orientaliſt Ilgen, ein klarer, tüchtiger Mann, der viel Taback rauchte. Schiller, der ihn, wie geſagt, täglich beſuchte, rauchte übrigens nicht, wie hie und da Einige geſagt haben.“

„Es war nicht leicht, Schiller kennen zu lernen, weil er die wunderlichſte Lebensart führte. Gewöhnlich ſtand er erſt Nachmittags um vier Uhr auf, weil er des Nachts arbeitete. Geſellſchaften beſuchte er zur damaligen Zeit faſt gar nicht, zum Theil auch darum, weil ſeine Garderobe in dem ſchlechteſten Zuſtande war. — Sie lachen, Sie zweifeln? Hören Sie!“

„Schillers Frau, eine geborne v. Lengefeld aus Rudolſtadt, war eine Bekannte von mir, die ich oft ſah, aber man konnte mit Schillers Frau ein Jahr umgehn, ohne Schiller ein einziges Mal zu ſehen. Er verkehrte wenig mit ihr, hatte ſie lieb und gern, war aber weder galant, noch aufmerkſam, noch zärtlich. Sie war ein ſtilles, anſpruchsloſes Weſen mit einer ganz hübſchen Bildung, aber ohne beſondere Lebhaftigkeit.“

„Eines Tags ſagte ich ihr, daß ich nun durchaus einmal Schiller kennen lernen wolle, und ließ eine direkte Einladung für unſer Haus zurück.“

„Bald darauf erhielt ich den liebenswürdigſten Brief von ihm, in welchem er ſich auf das Angenehmſte mit ſeiner ganz vernachläſſigten Kleidung entſchuldigte, die es ihm durchaus nicht geſtatte, eine Viſite zu machen. Wenn ich ihm aber erlaubte, im Negligee zu erſcheinen, ſo möcht' ich an dieſem Abende den Thee bei ihm nehmen.“

„Ich kam zur Schiller, und fand ſie durch meine Erſcheinung ein wenig breuillirt; es ergab ſich bald, daß ihr Mann einen Gaſt angekündigt hatte, und ſie wußte nicht, wer es ſey, und mochte mich für ſtörend halten. Der Dichter hatte natürlich vorausgeſetzt, daß ich eilen würde, ſeiner Einladung nachzukommen. Es ſtanden drei Taſſen auf dem Tiſche, und da ich denn einmal da war, und keine Miene zum Fortgehen machte, ſo mußte ſie eine vierte beſtellen.“

„Schiller kam, und zwar wirklich im Negligee. Er trug einen langen alten Tuchrock, an welchem viele Knöpfe fehlten, Schlafſchuhe und offnen Hemdkragen. Das Hemd war weiß, aber nicht eben fein. Die Frau ward ſehr heiter überraſcht und beruhigt, da er mich als den angekündigten Gaſt vorſtellte. Er war ſehr liebenswürdig und ſprach viel, eben wie Fichte auch von den kleinſten Trivialitäten, wenn man eben darauf gerieth, ſogar vom Agio. Sein großes, magres Geſicht mit Sommerſproſſen bedeckt und von dem ſtruppigen röthlichen Haare beleuchtet, war namentlich bei Tage garſtig. Das Haar hatte übrigens mehr die ſogenannte impertinent blonde Farbe. Ein ganz andres war das Geſicht bei Abend; ſo wie der ganze Mann Abends lebendig, ſchöpferiſch wurde, ſo traten auch dann die ſcharfen Formen ſeines Antlitzes bedeutſamer, einnehmender hervor. Die Bilder und Büſten von ihm mit dem ſtolzen Ernſte paſſen nur auf den Schiller im Studirzimmer, wo er freilich einen ganz andern Menſchen anzog. Neuere Kritiker ſollen das ſehr beklagt haben, daß er eben eine ganz andre Welt ſich gemacht habe. Ich verſtehe davon nichts, aber das kann ich allerdings verſichern, daß er ganz, ganz anders ſprach, als er ſchrieb, während man in Göthes Schriften Göthe reden zu hören glaubte.

Das ſah man auch Schillers Manuſkripten an: er las mir einmal ſpäter die Glocke vor, da war jede Zeile zwei-, dreimal ausgeſtrichen, wieder punktirt, wieder ausgeſtrichen, es konnte Niemand als er ein Wort davon leſen."

„Seine ſchwäbiſche Heimath war übrigens gleich an ihm zu erkennen, er ſchwäbelte auch in der Sprache noch tüchtig, ſchwäbiſche Knödel waren ſtehendes Gericht auf dem Tiſche, und das ſogenannte Hozelbrot, ein höchſt ordinäres, mir gar nicht zuſagendes Gebäck, durfte an Feiertagen, namentlich zu Weihnacht, nimmer fehlen. Ich erhielt dann ſtets eins zugeſchickt, und mußte ſehr erbaut ſeyn von dem Wohlgeſchmack."

„Die Xenienzeit fiel nach dieſer meiner Bekanntſchaft. Se. Excellenz, der Geheimerath von Göthe kam oft nach Jena, und es war namentlich bei Tiſche, wo dieſe ſtachlichen Verſe fabricirt wurden. Wenn ich offen ſeyn ſoll, ſo muß ich zugeſtehen, daß Schiller der ſchlimmſte war, Göthe lächelte oft bei ſeinem Zorne, ließ ihn aber lächelnd geißeln. In der erſten Hälfte des Eſſens war die Excellenz gewöhnlich ſchweigſam, und der vornehme Mann hielt Alles in einiger Entfernung, wie denn überhaupt bei aller Sicherheit und Gewandtheit der gemeſſene, förmliche Reichsbürger oft an ihm zu ſehen war. Man that gut, ihn nicht zu ſtören, ſpäter, namentlich wenn der Champagner kam, wurde er doch munter. Seine Heiterkeit war überaus lieblich, und die Damen ließ er auf das Reizendſte gewähren. Ich war jung und ausgelaſſen, und turbirte ihn mit den tollſten Dingen — „das Kind, das wilde Kind ſpringt wieder,“ pflegte er dann zu ſagen. So hatte er den verzweifelten Geſchmack, ſtets fleiſcherfarbige, braunrothe Ueberröcke zu tragen, mit denen ich ihn beſtändig aufzog. Er lachte; wenn er aber in einem neuen Kleide kam, ſo war's eben wieder ſolch ein fleiſcherfarbenes, wie ich es nannte, um ihn heraus zu fordern. Das Bild, was ich von ihm bewahre in meinem Herzen, ſtammt von einem Abende her, wo er bei Schiller zum Thee war. Eine Menge Notabilitäten waren zugegen, und ihre Geſpräche wurden mir zu hoch, ich ging. Im Vorzimmer finde ich Göthes grünen Mantel und ſeinen Hut, ein kindiſcher Uebermuth ſtachelt mich, ihn umzuſchlagen und den Hut aufzuſetzen. So tret' ich noch einmal in's Zimmer, und erkläre, ich würde in dieſem berühmten Mantel allein nach Hauſe gehen. Alle waren erſtarrt über meine Dreiſtigkeit gegen die Excellenz, er aber lächelte ſo liebenswürdig, und wünſchte mir ſo humoriſtiſch glückliche Reiſe, daß ich dieſen wohlwollenden Ausdruck ſeines Geſichts nie vergeſſen werde. Damals trug er lange Locken an der Seite, und das oft ſtarre, große Auge war von einem ungewöhnlichen Liebesſchimmer belebt."

„Am Nachtheiligſten war ſein Erſcheinen zu Jena für Woltmann, weil dadurch eine Art geſelliger Rivalität entſtand, wie ſie ſich ſonſt nirgends zeigte. Woltmann war nämlich ein ſehr hübſcher, ſehr artiger, ſehr feiner Mann, ein Held der Damen, ein ſehr beliebter Redner, deſſen ſauberer, norddeutſcher Accent — er kam aus Hannover — im Sachſenlande mit ſehr viel Verliebe aufgenommen wurde. Es mag ſeyn, daß ſich zu alle dem etwas Ziererei in ſein Weſen gedrängt hatte, kurz Göthe fühlte ſich gar oft veranlaßt, ihn aufzuziehn, ihn anzuſtoßen.“

„Woltmann kollidirte in ſeinen geſchichtlichen Vorleſungen mit Schiller, wurde nicht beſonders gefördert, und verließ Jena, was mir ſehr leid gethan hat. Ich mochte ſein ſauberes, artiges Weſen wohl leiden, es war viel Geſchmack und Schönheitsluſt in ihm. Er ging nach Berlin, und ärgerte ſich dort über Johannes von Müller, und ſpäter nach Prag, wo er ſeine reizenden Memoiren des Freiherrn v. S — a ſchrieb. Der angedeutete Name ſoll Sommariva ſeyn, und es ſoll der liebenswürdigen Erſcheinung jenes Diplomaten Wahres zum Grunde liegen. Das Buch iſt für mich von lebhaftem Zauber und eine der geliebteſten Erſcheinungen in unſrer Literatur.“

„Auch die Humboldt's waren damals in Jena. Alexander, der witzige, der Naturforſcher, der Diplomat wohnte indeſſen nicht ſo ſtetig bei uns, als Wilhelm, den eine innige Freundſchaft an

Schiller feſſelte. Des Alexanders erinnere ich mich nur mit Elektriſirmaſchinen und galvaniſchen Säulen in Verbindung; damit ſah ich ihn ſtets beſchäftigt, und weil ich von Jugend auf gewohnt bin, das, was ich mache, ſehr accurat zu machen, ſo hieß er mich als Amanuenſis immer willkommen, wie er denn überhaupt ſtets friſch, munter, heiter war. Er galt für einen hübſchen Mann und war unbezweifelt der ſchönere von den beiden Brüdern, der geſündere. Wilhelm kränkelte oft, und iſt ihm, wie Sie wiſſen werden, vor wenigen Tagen in eine andere Welt vorausgegangen, Alexander hat bei ſeinen angreifenden Reiſen, bei ſeinem bewegten Leben nie ein Zahn weh gethan.“

„Wilhelm v. Humboldt beſchäftigte ſich in Jena viel mit Sprachen, mit Geſchichte, Entwickelung, Philoſophie derſelben, und dies und Anderes brachte ihn in vielfachen Verkehr mit Ilgen. Dort hab ich oft mit ihm dinirt, und es war nichts ſpashafter, als wenn die Tafel aufgehoben wurde, und die Männer ſich zum Kaffee in ein anderes

Zimmer begaben. Da begannen nämlich Humboldts Manöver, einen Augenblick abzukommen, um den Rock zu wechſeln, weil er den Staatsrock vor Ilgens Tabaksrauche retten wollte. Humboldt haßte das Rauchen. Hierbei erſchien nur dies ſo ſpaßhaft, daß Humboldts Staatsgarderobe ohnedies höchſt unſcheinbar war, und daß er in Ilgens Schlachtendampf mit einem Kleide trat, was ein reputirlicher Barbier unſerer jetzigen Tage verſchmäht haben würde. Außer Göthe und Woltmann war es überhaupt um die äußere Eleganz dieſer älteren Heroen ſchlecht beſtellt. Selbſt die jüngeren Gebrüder Schlegel, welche damals nach Jena kamen, zeichneten ſich in jener Zeit nicht durch ſo viel äußere Zierlichkeit aus, als ſpäter, und Auguſt Wilhelm, der ältere, iſt eigentlich erſt im vorgerückten Alter ein Stutzer geworden, Friedrich, der liebenswürdigere, iſt es nie geweſen.

„Ach, nur jener ältere Schlegel und Schelling ſind noch übrig von jenem großen Kreiſe, alles Andre iſt todt. Ich war in Berlin, als Humboldt ſtarb, der wackre, der tiefe. Nie habe ich einen

Menſchen geſehen, der Gott ſo liebte. Jahre lang litt er auf das Aergſte, er hatte nur Minuten, die nicht mit Schmerz überſchüttet waren, und wenn eine ſolche Minute kam, da dankte er Gott für die Freude, welche er ihm bereitete. Ohne der herrſchenden Religion ſich anzuſchließen, war er voll Religion. Er glaubte nicht nur an eine Fortdauer, ſondern an eine ſtreng perſönliche, und die ſichre Hoffnung war ſeine größte Freude, Schiller und ſeine Frau bald wieder zu ſehen.“

„Dieſe Frau und ſeine Ehe mit ihr war eine merkwürdige Erſcheinung. Sie hatte einen verwachſenen Körper, aber einen ſchönen Kopf und die ſchönſten Augen, eine Lebhaftigkeit, eine raſche Empfänglichkeit ohne Gleichen. Humboldt, der ſpäter in Italien alle Reize des Lebens ſuchte und genoß, wünſchte, gönnte, gewährte auch ihr Alles, wornach ihrem Herzen gelüſtete. Es war eine Ehe, wo Jedes im ungewöhnlichen Sinne des Wortes das Glück des Andern ſuchte, und ſo wurde ſie, da beide edle Menſchen waren, die ſchönſte Verbindung.“

„Frau von Staël war bis zur Leidenſchaft von Humboldts Geiſte eingenommen, und nannte ihn ſtets la plus grande capacité de l'Europe. Auch Humboldt gab Viel auf dieſe Bewegungsdame, welche mit einem ſtürmiſchen Herzen kritiſirte, und bei einem Manne, wie Humboldt, darf man wohl nicht dem alltäglichen Gedanken Raum geben, er ſey von ihrem Lobe beſtochen worden.“

Die Dame ſchwieg, und die Kammerzofe fragte, ob ſie Licht bringen ſollte. — Das würde Sie ſtören, Madame, in Ihren Erinnerungen, ſagte ich ungalant genug, und die Schlegel, Schelling und Hegel ſind noch übrig, mit denen Sie gewiß auch zuſammengetroffen ſind. —

„Sie vergeſſen, mein Herr, daß ich meine Freundin bin, welche erzählt. Nur Friederich Schlegel gefiel mir. Er war inniger, herzlicher als ſein Bruder, hatte mehr Feuer und Begeiſterung. Ich ſehe ihn noch vor mir neben dem Sopha ſitzen, und die Schönheit mit ihren Geheimniſſen preiſen. Damals war er noch heiß von der Lucinde, die eben erſchienen und das

Buch des Tages war. Wie oft hab ich gelächelt, wenn ich ſpäter, als er ſchon katholiſch geworden, von ihm las. Da desavouirte er, ohne Namen zu nennen, das ganze Jenaiſche Leben, denn die herkömmlichen Formen wurden von den Herrn in jener Zeit nicht eben beachtet. Jeder hatte eine Dame zur Lebensgefährtin, welche die Kirche nicht dazu ſanktionirt hatte, und doch waren ſie Superintendentenſöhne aus dem Hannöverſchen. Ich weiß nicht, wo ſie ſpäter geadelt worden ſind; ſie kamen von Göttingen nach Jena, und waren keineswegs reich, wie man öfters behauptet hat, ſondern auf den Erwerb durch ihre Kenntniſſe angewieſen. Als Privatdocenten in Jena konnten ſie natürlich nicht zu großer Ausbeute kommen, und es gab oft erbrochene Thüren und Schränke, wenn ſie verreiſten und die Gläubiger in verzeihlichen Zweifeln die hinterlaſſene Wohnung beſtürmten.“

„Man geräth in einen wunderlichen Irrthum, dieſe Herren als bürgerliche Tugendſpiegel aufzuſtellen, wie es wohl von Manchem voreilig angedeutet worden iſt.“

„A propos, beim Erwerb durch Kenntniſſe fällt mir Fichte noch einmal ein, Fichte, der wilde — Sie müſſen das einem Frauenzimmer nachſehen, wenn ſie nicht methodiſch und ordnungsgemäß erzählt, unſer Element ſind die liebenswürdigen Zufälligkeiten, nicht die Geſetze — wie ſehr hätte ich Fichte geliebt, wenn er nicht immer ſo ſchmutzig und garſtig umhergelaufen wäre, aber es war nicht zum Aushalten mit ſeinem Vorhemdchen und ſeiner Naſe. Er ſchnupfte nicht nur Tabak, er verſpeiſte ihn. Man konnte nichts Grelleres ſehen, als Fichte und Woltmann neben einander, jener ſtets wie ein Chiffonier, dieſer im mohnfarbenen, zierlichen Rocke, in der Weſte von blauem Atlas, mit blühend weißer Wäſche und ſchwarzſeidenen Unterkleidern. Er ward aus vielen Gründen der Schmetterling genannt, bald liebte er Frau von St., bald die kleine, hübſche, geſcheidte Mad. S., bald die Dichterin Mereau, und das Spaßhafte war, daß ſeine Augen durch eine ſtolze Naſe ſo weit von einander getrennt zu ſeyn und nach entgegengeſetzten Seiten auszugehen ſchienen, daſs er auch darin einem Schmetterlinge glich.“

„Aber ich komme wieder ab — vom Erwerbe durch Kenntniſſe wollte ich ſprechen — ich denke mir nämlich Fichte ſehr oft, wie er des Abends in der beſten Unterhaltung plötzlich aufſprang und forteilte. Was iſt, Fichte? Was ſoll's?“

„„Ich habe heute noch keinen Louisdor erſchrieben, ich muſs noch ein Paar Seiten ſchreiben — gute Nacht!““

„Es war damals ganz neu und unerhört, daſs ein Schriftſteller drei Louisdor für den Bogen erhielt. — Fichte, der in gröſster Schnelligkeit eine ungemeine Celebrität gewonnen hatte, bekam ſo viel, und das machte groſses Aufſehn. Freilich dauerte es dann nicht mehr lange und Göthe brachte es bis auf ſechs Louisdor. Man hat viel davon geſprochen, daſs Göthe nicht ganz ohne Neid auf Fichtes damalige Popularität geblickt habe, und man hat viele Geſchichten erzählt. In Jena war Fichte allerdings der Abgott der Studenten; aber es iſt wol thöricht — indeſſen will ich Ihnen doch ein darauf bezügliches Geſchichtchen erzählen.“

„Fichte kam eines Tags ſehr mürriſch zu uns — was giebt's Fichte? „„Ach ich komme von Göthe.““ —

„Nun?“

„„Man ſollte es nicht erzählen. — Die Studenten haben geſtern Abend Göthe eine Abendmuſik gebracht, und er hat das in ſeiner vornehmen Manier übel genommen. Heute ſag ich ihm, er möge bedenken, daß die jungen, feurigen Leute das Ständchen nicht dem Miniſter Göthe, ſondern dem Dichter Göthe gebracht hätten. „Ich wünſche nicht,“ erwiederte er, „daß man den Miniſter über dem Dichter vergeſſe.“

— „Ich erzähle Ihnen das, mein Herr, nicht aus animoſer Abſicht, denn Göthe iſt mein liebſter und größter Dichter, ſondern als etwas wirklich Dageweſenes. Die Worte ſind geſprochen worden, Fichte log nicht, und ich verbürge ſie Ihnen. Aber bringen Sie die ganze Poſition der beiden Leute in Rechnung, und es wird Sie nicht befremden, daß Göthe dem wilden Philoſophen gegenüber in einer gereizten, fatalen Laune ſeyn konnte. Fichte ſagte und trieb mancherlei, was dem Hofe in Weimar mißfiel, er war dort ſehr ſchlecht akkreditirt, und Göthe mochte vielfach in ärgerliche Kolliſionen kommen, wenn er den Philoſophen nicht ganz desavouiren wollte. Das piquirt und häuft einen ärgerlichen Stoff, aus welchem bei der erſten Gelegenheit fatale Worte ſpringen.“

„Ich komme darauf zurück, wenn ich Ihnen Fichtes plötzlichen Abgang von Jena erzähle, jetzt will ich etwas von ſeiner Heirath ſagen. Es wurde lange vorher davon gemunkelt, Niemand kam auf's Klare, Alles war neugierig. Eines Morgens erſcheinen Woltmann und Humboldt ganz erhitzt bei uns, Woltmann, den dergleichen höchlichſt intereſſirte, hatte Alles ausſpionirt. — „„Sie kommt, ſie kommt.““ —

Wer denn?

„„Fichtes Braut — er iſt ihr entgegengefahren.““

„Wir nehmen eilig zwei Wagen, um ihm

nachzueilen, und ihn auf dem Rückwege zu attrapiren. Alles brannte vor Neugierde, Fichte hatte immer ſo ernſthaft, faſt mürriſch geheimnißvoll darüber gethan. — Was mochte das für eine Bewandniß haben, was mochte das für eine Frau ſeyn!“

„Ein ungefälliger Wagen mit kleinen üblen Pferden ſchleicht auf der Landſtraße daher, wir begegnen ihm, richtig, Fichtes Adlernaſe kommt zum Vorſchein, er iſt erkannt, muß halten. Ach, wie tragiſch ſah der unangenehm überraſchte Mann aus; die Männer gingen an den Wagen, ſie kamen zurück und referirten, mehr mit Andeutungen, Pantomimen; man kam nicht recht dahinter.“

„Später lernte ich die Frau natürlich kennen, und es erklärte ſich mir das Alles. Sie war eine gute, aber völlig reizloſe Schweizerin. Alles, aber auch Alles war unſchön — ach, dieſe Piéce von Geſchmack! Wie oft kam Fichte zu mir, und bat mich, ſeine Börſe zu nehmen, und Kleider einzukaufen für ſeine Frau. Fichte, dem harmloſen, war's zu arg. Aber mein Kaufen half nichts, ſie ging und wickelte Alles durch einander — es hat mir oft ſo leid gethan, denn es war ein gutes ehrliches Weſen.“

„Fichte hatte als Hauslehrer in der Schweiz gelebt, war — wenn ich nicht irre — brotlos geworden, kurz, im Mangel geweſen. Das Mädchen, die Tochter wohlhabender Eltern, hatte ſich ſeiner angenommen, ihn unterſtützt. Einige Zeit darauf ſchrieb Fichte die berühmte Recenſion über ein Kantſches Buch in die Literaturzeitung; Alles fragte Schütz, wer der Verfaſſer ſei, man war außer ſich, daß ſolch ein Geiſt ungekannt, ungenannt exiſtiren ſolle. Ein Buch, was Fichte auf die Recenſion folgen ließ — ich weiß nicht, ob es ſeine Wiſſenſchaftslehre ſelbſt war — brachte den Namen und vollendete die Berühmtheit. Fichte ward nach Jena berufen, und fühlte ſich nun auch berufen, ſeine Wohlthäterin dorthin kommen zu laſſen.“

„Nun zum Abgange Fichtes! Er war ein trotziger, eigenſinniger Geſell, das läßt ſich gar nicht in Abrede ſtellen, über eine Menge kleiner Dinge hatte er ſich ſchon mit Weimar herumgehaspelt, jetzt verbot man ihm, des Sonntags zu leſen, und er bezeigte ſich widerſpenſtig nach gewöhnlicher Art. „„Niemand iſt ſchuld an dieſem einfältigen Verbote,““ rief er, „„als der Pfaffe, der Semler, die Leute ſollen in ſeine Predigten kommen ſtatt meine Vorleſungen zu beſuchen — ich will aber leſen.““ —

„Bald darauf erhielt er ein neues Reſcript, worin man ihm mit einem Verweiſe drohte, wenn er wieder des Sonntags läſe.

„„Mir einen Verweis? Bin ich ein Schulknabe?““

„Und er las wieder; der Verweis kam, Fichte war außer ſich, und in der nächſten Stunde war ein Entlaſſungsgeſuch geſchrieben, geſiegelt, auf die Poſt gegeben. Es war ſpät Nachmittags, gegen Abend ging die Poſt ab, ich traf Fichte bei Ilgen, dem er die Vorfälle mittheilte.“

„„Was hab' ich von ihnen? Ich beziehe kein Gehalt, bin auf's Honorar angewieſen, und ſoll mich ſo behandeln laſſen!““

Wo ſind Sie denn Willens hinzugehn, lieber Fichte? fragte der trockne Ilgen.

„„Hinzugehn — nirgend hin, ich wüßte wahrhaftig keinen Ort, Sie denken doch nicht etwa, Ilgen—?““

Freilich, Ihre Entlaſſung wird zuverläſſig angenommen. —

„„Nein, ſie wagen's nicht, ſie wagen's nicht.““

Ganz beſtimmt; wenn's Ihnen nicht darum zu thun war, ſo haben Sie einen dummen Streich gemacht.

„Es gelang ihm wirklich, dem Leidenſchaftlichen die Augen zu öffnen, und dieſer entſchloß ſich, den Brief wieder von der Poſt zu holen. Sein Petſchaft ward zur Legitimation herbeigebracht, er ging.“

„Die Poſt war eben abgefahren. Ilgen bot ſich noch an, ihn ſogleich nach Weimar zu begleiten, damit er dort des Morgens vor Abgabe der Briefe den ſeinigen reklamiren könne. Aber Fichte verſchanzte ſich hinter den Trotz und die Zuverſicht, welche er ſelbſt ſchon nicht mehr beſaß, man würde ſein Geſuch nicht bewilligen, und ging nach Hauſe.“

„Den zweiten Tag darauf, Nachmittags, meldet mir mein Mädchen den Profeſſor Fichte; er iſt bleich wie die Wand, ich leſe auf ſeinem Geſichte, was vorgefallen. — Sie kommen Profeſſor —

„„Um Abſchied zu nehmen, ich reiſe heute

Abend nach Berlin, meine Zeit in Jena iſt zu Ende.‟‟

„So fuhr er denn in die Nacht hinein, ich hab' ihn nicht wiedergeſehn.‟

Er blieb in Preußen, in Königsberg und Berlin, am letzten Orte ſtarb er auch, und ſie liegen dort nebeneinander begraben: Fichte, Hegel, Ilgen. Auf dem Kirchhofe haben ſich die Jenenſer Freunde wiedergefunden.‟ —

Ihre Freundin hat auch Hegel gekannt?

„Ja wohl, er war zur damaligen Zeit Privatdocent in Jena, und ſchwäbelte ſo gut wie die andern. Ich habe ihn immer als einen lieben, gemüthlichen Menſchen ſehr gern gehabt, er war einfach, natürlich, voll Heiterkeit und Muth. Seine Habilitirung bezahlte er komiſch genug mit ſchlechten Louisdor, die ihm Fichte gegeben hatte, die Philoſophie war immer bei ſchlechtem Gelde, aber keck genug, die Fakultät noch ſpottender Weiſe herauszufordern. Hegel war ein gemüthlicher junger Mann voll guter Laune. Als er uns verließ, ging er nach Bamberg, und redigirte eine Zeitung, und noch obenein eine politiſche. Dann ward er Direktor des Gymnaſiums zu Nürnberg, und verheirathete ſich mit Fräulein von Tucher. Es war dies eine Heirath der Neigung, und gab eine ſehr glückliche Ehe.“ —

Ich glaube, Madame, dies Verhältniß iſt ſehr wichtig in ſeinem Syſteme geworden: das eheliche Familienleben ſpielt darin eine ſo wichtige Rolle, die Ehe iſt von einem ſo idealen Standpunkte aufgefaßt, wie in keiner Philoſophie. Sonſt kam es ſelten vor, daß die Philoſophen glücklich verheirathet waren, und ſolch eine Philoſophenfrau iſt oft Schuld an dem Geſchicke eines ganzen Jahrhunderts. Hegel iſt glücklicherweiſe ganz und gar nicht philoſophiſcher Narr geweſen, nur in ſeiner Studirſtube und auf dem Katheder war er abſtrus, theoretiſch, ſchwer, im gewöhnlichen Leben war er leicht, bequem, liebenswürdig, und es iſt wirklich mit der ſyſtematiſchen Philoſophie eine andere Sache als mit mancher andern Bildung. Bei dieſer iſt es oft Pedanterie, ſie abzuſondern, esoteriſch damit zu kokettiren, aber jene verliert ſich ſelbſt, wenn ſie aufhört, ein deſtillirtes, ungewöhnliches Weſen zu ſein, nur in dieſem Körperloſen und Deſtillirten kann ihre Zukunfts- und Allgemeinheitspuppe ſich verbergen; nur aus der ungewöhnlichen Toga kann Alles gemacht werden, nichts aus dem Frack unſrer Alltäglichkeit. Die Klagen über Unverſtändlichkeit neuer Philoſophie ſind immer voreilig: einmal kann der, welcher täglich aus dem Großen haut, nicht auch mit dem Meißeln und Modelliren in's Kleine ſich beſchäftigen, und ſo iſt die Erſcheinung z. B. bei Hegels Geſchichte der Philoſophie ſehr erklärlich, daß man fortwährend unter koloſſalen Felsblöcken einherzuſchreiten glaubt. Die Sätze ſind nicht verarbeitet, aber jede Zeile iſt Stoff. — Dies iſt überhaupt ein nicht genügend anerkannter Vorzug dieſer neueren Philoſophie: ſie iſt keinen Augenblick leer, und wenn man ihr zu viel Gang, zu viel Schule vorwirft, nenne man's logiſche, dialektiſche, mathematiſche, wie man wolle, ſo muß man doch immer zugeſtehn, daß auch darin immer gedankliche Ausbeute zu finden ſei. Nie und nirgends verfällt ſie in den leeren Formalismus, den unfruchtbaren Wortbeweis der ſchlechteren Kantianer, wie er in der alten Jungfer Traugott Krug ſo gar widerwärtig und ordinair zum Vorſchein kommt. Das Hegelſche Syſtem —

„Entſchuldigen Sie, mein Herr, Sie werden für eine Dame von Empfindung zu abſtrakt — können Sie mir nicht mit drei Worten ſagen, worin das Hegelſche Syſtem beſteht, ich bitte um ſolch ein kleines Schema; wenn man's auch in den erſten acht Tagen nicht verſteht, man lernt es auswendig, und manche kleine Gedankenerſcheinung ſetzt ſich an, kombinirt ſich ſo oder ſo, man erhält und ſchafft ſich ein Bild, man bemächtigt ſich auf ſeine Weiſe irgend eines Zugangs, und Sie wiſſen ja wohl, daß nur dasjenige für uns da iſt, und uns Ruhe und Genüge bringt, deſſen man mit irgend einem eignen Theile unſers Selbſt Herr geworden iſt. Thereſe, beſtelle Thee!“ —

Die Zofe, welche an den Memoiren Deutſchlands weniger Intereſſe zu nehmen ſchien, als ſie vielleicht an den Memoiren von Verſailles genommen hätte, denn die Zofen ſtammen aus Verſailles, ermunterte ſich mühſam, ſo viel ich im Dunkeln und bei dem Mondſchein ſehen konnte, wankte halb ſchlaftrunken zu einem Tiſche, auf welchem ein Platinafeuerzeug ſtand, und wollte Licht machen. —

„Nicht doch, Thereſe, nicht Licht, ſondern Thee.“ —

Aber, gnädige Frau, die Wirthsleute merken ja dann —

„Was? verſchlafnes Mädchen, träum' nicht von deinen Liebhabern, und gehe Thee kochen!“ — Sie ging nach der Kammerthür, ſtatt nach der Stubenthür; ich ſprang auf, nahm ſie bei der Hand, brachte ſie auf den rechten Weg, und mich auf das ſchlechte Geſicht der Memoirendame verlaſſend, ſtahl ich ihr einen Kuß. Sie gab ihn ganz ehrlich, noch immer halb im Schlafe, zurück, und ſagte: ich weiß gar nicht, geſtern war ich doch nicht ſo müde, nicht wahr —

„Mädchen, was haſt Du denn? Nun mein Herr, das Syſtem.“ —

Ja, Madame. Daß die Wiſſenſchaft nicht mehr im bloſſen Anſchaun des Abſoluten feſtſtehe, ſondern daß ſie ein ſich aus ihrem Anfange entwickelndes Begreifen ſein müſſe, dem ſelbſt die Form der Wiſſenſchaftlichkeit zukomme.

„Ich bitte, noch einmal! Alles zweimal Geſagte behalt' ich wörtlich, die ſchlechten Augen unterſtützen mein Gedächtniß.“

Ich wiederholte ihr die wenigen Worte, mit welchen Gans einmal das Hegelthum geſchildert hat, und erſuchte ſie, weiter zu referiren.

„Ja,“ ſagte ſie, „jetzt bin ich aber konfus, und ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon geſagt habe, daß Hegel aus Stuttgart war und mit 18 Jahren in Tübingen ſeine Studien begann. Dort wohnte er mehrere Jahre mit Schelling auf einer kleinen Stube, o, er hat mir oft erzählt von dieſer Begeiſterungszeit, wie ſie zuſammen philoſophirt hätten, er war Schelling auch noch ſpäter ſehr gut, und ich hoffe, er hat nie“ —

Niemals, Madame, hat er die Pietät gegen ihn verletzt, obwohl er weiter ging, und —

„O, das ſieht ihm ähnlich, er war ſehr gut. In Tübingen hat er auch promovirt, dann war er wie Fichte Hauslehrer in der Schweiz und ſpäter in Frankfurt a. M. Dort verkehrte er mit dem unglücklichen Sinklair, der den Cevennenkrieg geſchrieben hat, und mit Hölderlin, dem ſanften Dichter. Um jene Zeit ſtarb ſein Vater, er erbte ein wenig Vermögen und kam zu uns nach Jena. Gabler und Troxler ſind ſeine Schüler aus der Jenaiſchen Zeit, mit Goethe und Schiller, mit unſerm ganzen Literaturperſonal war er in Verbindung, er bekümmerte ſich um Alles, nahm Alles auf, Novalis“ —

Haben Sie Novalis gekannt?

„Hören Sie, hören Sie! Ach damals war der Heinrich von Ofterdingen Mode, und es thut mir gar weh, wenn ich jetzt die „blaue Blume“ und den „Karfunkelſtein“ lächerlich machen höre, es war doch eine ſchöne, ſehnſüchtige, den ganzen innern Himmel des Menſchen anregende Poeſie — ich kam eines Sommerabends mit Friedrich Schlegel von der Roſenmühle, als uns ein kleiner, ſchmaler, blaſſer Mann begegnete und Schlegel umarmte. Seine Stimme klang ſo weich, ſo ſterneverlangend, ſein Auge war ſo blau, ſeine Haut ſo weiß, ſeine Stirn ſo hoch, es verwunderte mich gar nicht, als mir ihn Schlegel als den Herrn v. Hardenberg vorſtellte, ſo hieß doch bekanntlich Novalis. Er lebte damals in Weißenfels, ein ſtiller, praktiſcher Privatmann und bewarb ſich um die Liebe — nun denken Sie! um die Liebe der Louiſe Brachmann, die auch dort wohnte, oft nach Jena kam und ſehr fetirt wurde. Das kokette Mädchen behandelte ihn ſpröde, er hat mir manchmal leid gethan.

War ſie hübſch?

„Keineswegs, klein, von ſchlechter, ſchiefer Haltung, aber mit einem lebhaften Geſichte. Viele fanden ihr Auge ſchön, namentlich den Niederſchlag derſelben, aber ſie kokettirte damit gar zu arg, und das hat mich immer geſtört.“

War Novalis damals ſchon krank?

„Das war er eigentlich immer, ich glaube, die Auszehrung war erblich in ſeiner Familie, und er erwartete einen frühen Tod. Dies trug viel dazu bei, ſeine Gedanken fortwährend über die Erde zu erheben, ich beſitze noch einige Gedichte von ihm, die nie gedruckt worden ſind, und ſo von Frömmigkeit duften, daß die jetzigen leichtſinnigen Schriftſteller davor erſchrecken würden. Friedrich Schlegel behandelte ihn ſehr liebevoll, er arbeitete zu jener Zeit ſchon mit ſeinem Bruder an dem großen romantiſchen Feldzuge in unſrer Literatur, und Novalis war ihm eine wichtige Macht. Friedrich war überhaupt ſehr liebenswürdig, ehe er Gourmand, dick und katholiſch wurde. Später war er nicht wieder zu erkennen, ſchwammig und zerfloſſen kam er mir vor, als ich ihn kurz vor ſeinem Tode in Dresden ſah. Es läßt ſich überhaupt nicht läugnen, daß die Gebrüder Schlegel eine ſehr angenehme Erſcheinung in Jena waren, groß und ſtattlich, ſpäter ſehr faſhionable, damals voll Schönheitsluſt, voll kecker Dreiſtigkeit im Umgange mit Frauen brachten ſie einen kühneren, freieren Ton in die Geſellſchaft, in den Verkehr. Man hat viel ſkandaliſirt über jene Lucindenzeit, aber es kam ſelten vor, daß Auguſt Wilhelm Schlegels Geliebte

Aergerniß gab; ſie war eine wilde Dame, die viel erlebt hatte, ſchon Geliebte des General Cuſtine geweſen und weit in der Welt herumgefahren war. Die Frauen mochten ſie natürlich nicht, wie das zu gehen pflegt, ſie überheben ſich dann immer mit ſüßer Genugthuung ihrer Legitimität. Störſam wurden die Sachen erſt, als ſich Schelling in ſie verliebte und endlich auch dem Schlegel abſpenſtig machte. Schellings Vater duldete aber kein ungewöhnliches Verhältniß, und der Naturphiloſoph mußte ſie herkömmlich heurathen. — O, Schelling hatte in Jena ſeine poetiſche Zeit, er machte Verſe und Gedichte und war voll Schwärmerei. Sein Ausſehn verkündete auch wirklich etwas Ungewöhnliches und Geniales, der runde Kopf, die kleine ſlaviſche Naſe, die ſtrahlenden Augen — ich werde es nicht vergeſſen, wie ich dies ganze raſche Haupt um die Ecke der ſchmalen jenaiſchen Straße fahren ſah.“

„Er war wie Fichte durch eine Recenſion berühmt und von Leipzig nach Jena berufen worden.“

„Ich habe Schelling nicht wieder geſehn, und weiß nur, daß er ſpäter noch einmal geheirathet hat.“

Der Thee war fertig, und die Zofe ſervirte ihn im Mondſcheine. Sie ſchien jetzt munter zu ſeyn, und lachte ſehr im Stillen, wenn ich ſie lange vor mir warten ließ mit der Zuckerdoſe. —

Madame, begann ich wieder, war Niemand witzig zu jener Zeit? Man macht ihr den Vorwurf dieſes Mangels, iſt er gerecht?

„Nein,“ erwiederte ſie, „was man heut witzig nennt, war eigentlich Niemand; Friedrich Schlegel erheiterte uns zuweilen mit muntern Bemerkungen, wann wir dem kleinen Gries begegneten, der damals ohne die mindeſte Berechtigung, dazu wunderlichſt eitel war. Der gute Gries! ich glaube, er wohnt noch heute in dem Stübchen am Saalthore, wo er damals neben Stabel wohnte, und überſetzt und überſetzt. Die ganze Welt hat ſich geändert, aber Gries überſetzt nach wie vor. Uebrigens war er gar nicht ſo uneben, und hatte ſeinen ſatiriſchen Stachel, aber er hörte ſchon damals ſchwer und das hat ſich verſchlimmert, und ihm alle Geſellſchaft verleidet. Es kurſirte vor einiger Zeit ein kleines ſarkaſtiſches Gedicht über Weimar, worin das engliſch und franzöſiſch Schwatzen perſifflirt und Ilm-Athen das deutſche Babel genannt wurde, dieſes Gedicht war nicht von Goethe, wie man allgemein glaubt, ſondern vom kleinen Gries.“

„Aber der Witz war damals noch nicht ſo Mode.“ —

Das läßt ſich wol allenfalls erklären, Madame; man grub und rang ernſtlich nach einer Klaſſik, man mußte vornehm ſeyn, um Anſehn zu erhalten und zu bewahren, und der Witz iſt demokratiſch, er verſchmäht Repräſentation, er gedeiht auch erſt, wenn die Umgeſtaltung aus dem Groben in einer Literatur vorüber iſt und Nebenphaſen begonnen werden; nur den ungeheuerſten Geiſtern iſt es verliehen, eine ganz neue Zeit unter Witzen aufzuwecken. —

„Und ſo weiter, mein Herr, pardon, daß ich Sie ſolchergeſtalt unterbreche, dies Raiſonnement iſt jetzt ſo kourant, daß wir es mit Ihrer Erlaubniß übergehn.“

Ich ſchluckte hinunter, und um eine Paroli zu haben erinnerte ich, daß ſie Hegel in Jena habe ſitzen laſſen. —

„Ich verſtehe, mein Herr, Sie müßen nicht vergeſſen, daß ich eine Dame bin. Die damalige Zeit in Jena ward durch die franzöſiſchen Kriege ſehr geſtört, die Schlacht ſelbſt fuhr raſſelnd durch unſere Straßen, Hegel war ſehr fleißig, und man hat mir erzählt, daß er damals das erſte Buch ſeiner eignen Philoſophie geſchrieben habe, der Name iſt mir zu ſchwer, ich glaube es handelt von den „Erſcheinungen“ —

Die Phänomenologie, Madame — „Kann ſeyn, kurz, er ging, wie Sie ſchon wiſſen, nach Bamberg und 1808 nach Nürnberg, wo er heirathete“ —

Aus jener Zeit ſtammt ſeine Logik —

„1816 ward er nach Heidelberg berufen. Dort blieb er nur ein Jahr, und ich hab auf einer Rheinreiſe einen ſchönen Abend bei ihm verlebt. Daub, Creuzer, der alte Voß waren zugegen und Hegel war ſehr munter, der liebenswürdige Kanzler Hardenberg hatte ſehr ſchmeichelhaft an ihn ge ſchrieben, und es ward dafür und dawider geſprochen, ob Hegel dem Rufe nach Berlin folgen ſollte. — Er folgte ihm, und ich habe ihn erſt kurz vor ſeinem Tode dort wiedergeſehn; es war in jener düſtern Cholerazeit, und die Stunde welche ich bei ihm zubrachte, gab mir den traurigſten Eindruck. Er huſtete ſtark, und war vielfach leidend, ein Paar Tage darauf hörte ich, die Peſt habe ihn angefallen, am 14. November 1831 war er todt.“

Es war der Todestag des großen Leibnitz, Mme.

„Ach, es iſt jetzt eine Sterbezeit, drei und ein halbes Jahr ſpäter ſaß ich neben Wilhelm v. Humboldt als ihn der Schlag rührte — das iſt der neuſte und vielleicht der größte Schmerz meines Lebens, ich habe Wilhelm v. Humboldt verehrt wie keinen der übrigen Heroen. Nirgends war eine ſolche ſich und ſeine Intereſſen verläugnende Bildung, nirgends eine ſo geläuterte Frömmigkeit. Vergeſſen Sie Alles, was Sie bei Gelegenheit dieſes Worts gehört haben, es iſt gar nicht im gewöhnlichen Sinne gemeint. Humboldt gehörte gar nicht zu den ſogenannten Frommen, ſondern zu den Gegnern derſelben, aber ich bin bei ihm geweſen, wo ſein ganzer Körper bis in die kleinſte Faſer von Schmerzen bebte, und wenn das Unerträgliche derſelben einen Augenblick nachließ und ein Sonnenſtrahl des kommenden Frühlings durch das Zimmer glitt, da hab ich ſein gerührtes Auge, das große, geiſtdurchſtrömte Auge geſehen, wie es dankend auf uns Freunden ruhte, da hab' ich die Worte gehört: O, guter Gott, ich danke Dir für ſo glückliche Augenblicke, und 's war doch wieder ein geſchenkter, ein guter Tag" —

„Dieſe Ergebung und Genügſamkeit eines Weiſen rauſchte wie ein wunderbarer Himmel durch mein Herz. — Zu ſeinen ſelbſtſtändigen und eignen religiöſen Anſichten gehörte der feſte Glaube an eine perſönliche Fortdauer nach dem Tode, und es war über Alles rührend ihn ſagen zu hören: nun ſeh ich bald Schiller wieder und meine Frau — Sie wiſſen, wie innig liirt er mit Schiller war, ſie ſaßen in Jena ewig beiſammen, und das Publikum beſitzt noch einen Band Briefe von beiden, die leider nicht genug beachtet werden. Liebenswürdiger Humboldt! Wann werde ich je wieder ſolch eine Bildung finden, die bis in die kleinſten Aeußerlichkeiten von Zartſinn, Schönheit, Aufmerkſamkeit, Selbſtverläugnung duftet! So wie er in Jena immer nach Hauſe ging, den Rock zu wechſeln, wenn Ilgen oder Niethammer oder Fichte Tabak ſchmauchten, ſo war er noch an jenem Tage voll Régards, als ich ihn einſam, zitternd unter dem Schmerze ſeiner Gliedmaaßen auf ſeinem Schloße Tegel bei Berlin fand, einen einſam ſterbenden Helden der Humanität. Der Bediente war nicht bei der Hand, Humboldt ſaß mitten im Zimmer auf einem Armſtuhle, Haupt und Hände wankten hin und her, von raſtloſen Gewalten bewegt. Aber die alte Höflichkeit ließ ihn nicht raſten, als er mich ſah: er wollte aufſtehn. Lächelnd über ſein Unvermögen — ach, welch ein Schmerz, welche Ergebung, welcher freundliche Scherz lag in dieſem Lächeln! — bat er mich, mir ſelbſt einen Stuhl zu nehmen.“ —

— „Es ſchien ein guter Tag zu ſeyn, er ſprach ſo klar, ſo wunderbar durchdringend und umfaſſend, wie es nur in ſeinen beſten Tagen geſchehen war, von den Verhältniſſen der Sprachen erzählte er mir, dieſem weltweiten Thema ſeiner Studien, von Italien und den Sitten des Landes, von der Ehe, von ſeiner Frau, von der Kunſt“ —

Entſchuldigen Sie die Unterbrechung, Madame, Humboldt's Frau war alſo nicht ſchön? war ſie —

„Nein, mein Herr, ſie war, wie geſagt, nicht ſchön, denn ſie hatte nur ſchöne Augen, aber ſie war höchſt geiſtreich, höchſt liebenswürdig. Ich habe Ihnen ſchon erzählt: Humboldt's Ehe war eine ſociale Merkwürdigkeit. Sie fiel nach ſeiner Zeit des Lebensgenuſſes in derber, tüchtiger Art; er war ſchon lange wieder aus Italien zurück, und es ſollte mich ſehr wundern, wenn Sie niemals hätten erzählen hören von ſeiner viel beſprochnen Lebensart in jenem Lande. Die guten Chriſten und ſchlechten Muſikanten, welche die Schönheit eintheilen in tugendhafte und laſterhafte, haben viel Aergerniß an ihm genommen, weil er wie ein Bildhauer ſchöne Modelle in ſeiner Nähe liebte, und immer ein Paar bei ſich hatte, damit ſich eine einzelne nicht langweilte. Als er nun heirathete, geſchah's mit dem beſtimmten Vorſatze, ſeine Frau glücklich zu machen, und zu dem Ende ihren Sympathieen nirgends in den Weg zu treten. — Dieſe Manier ſchuf eine Verbindung der ſchönſten Zärtlichkeit, nirgends fanden ſich ſtörende Prätenſionen, und überall ebnete die liebevollſte Anerkennung der eigenſten Selbſtſtändigkeit Beider Intereſſen.

„Ach, mein Herr, ich glaube, das Alles habe ich Ihnen ſchon weitläufig erzählt, entſchuldigen Sie mich, verzeihen Sie das meinem Schmerze, welcher mich bei dieſem noch ſo nahe liegenden Todesfalle am heftigſten ergreift. — Humboldt war im ſchönſten Sprechen an jenem Morgen des Vorfrühlings 1835, ich horchte andächtig zu, — da hielt er plötzlich mitten im Satze inne, es trat eine entſetzliche Pauſe ein — der Schlag hatte ihn getroffen. Seine Autorität, ſeine beſtimmte Ordnung in den Formen ließ mich nicht zu dem Entſchluſſe kommen, die Klingel zu ziehen, in Todesangſt ſaß ich neben dem ſtarren Manne. Da kam das Leben wieder — wo er ſtehen geblieben war in ſeinem Satze, da fuhr er mit ſchwacher Stimme fort, und mit keiner Sylbe ward des Zufalles gedacht.“

„Als ich nach Berlin zurückkam, theilte ich's ſeinem Bruder Alexander mit und ſeinen Kindern, ſie fuhren hinaus nach Tegel, wenige Tage darauf repetirte der Schlag, und er ging hinüber zu Schiller und ſeiner Frau, der gute“ — —

Nach einer langen Pauſe erklärte mir die Dame, ſie könne mir nicht mehr erzählen. Ich empfahl mich. Vor der Thür fragte ich die Zofe, wie alt ſie ſey —

Siebzehn Jahr —

Was? Und vor vierzig Jahren ſchon in Jena? Denn es war mir nicht mehr zweifelhaft, daß ſie ſelbſt ihre Freundin ſey.

Ach, die — ja, die gnädige Frau, die iſt 60 Jahr alt.

Wie heißt ſie denn?

Ach, das wiſſen Sie beſſer, als ich.

Draußen fiel ein ſprühender Frühlingsregen in die knoſpenden Berge hinein, und ich mußte mich mit meinen Memoiren in Stübchen und Bett einſperren. Weil es am andern Morgen noch regnete, und die Dame nicht mehr zu ſprechen war, befreite ich ſolchergeſtalt das alte Jena aus ſeiner Haft, legte es auf weiß Papier, und ſo möge es hinflattern in die Welt, das Angedenken eines regneriſchen Frühlingsabends.

Mannheim.
C. Löwenthals Verlagshandlung.

Laube's

Moderne Charakteriſtiken.

Zweiter Band.

Moderne

Charakteriſtiken,

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Mannheim.
C. Löwenthals Verlagshandlung.

1835.

[illegible]
[illegible]

1.

Ueberſicht.

Es iſt eine hergebrachte Redensart, daß wir in einer kritiſchen Epoche leben, und es ſcheint wirklich Alles in Frage geſtellt zu ſein, man prüft und examinirt Alles, auch das Imponirendſte. Die alte Scheu vor manchem Würdigen iſt verſchwunden, man iſt dreiſt geworden; nicht nur die Ehrfurcht, auch die Pietät iſt aus den neuen Schriften entwichen.

Eine geſchichtliche Erſcheinung ohne Weiteres zu verneinen iſt wohl noch ſchlimmer als ſie ohne Weiteres und in jeder Ausdehnung gut zu heißen. Denn irgend ein Recht hat das Erſcheinende ſtets — man möge dieſes Wort aber nicht eben ſo mißverſtehn, wie man das bekannte Hegelſche mißverſtanden hat: „Alles was iſt, iſt vernünftig.“

Hegel meint: was wirklich iſt, was ganz und gar hiſtoriſches Moment geworden iſt; er preiſ't damit die Vernunft der Weltgeſchichte, welche nichts zur wirklichen, d. h. dauernden Herrſchaft gelangen laſſe, als was ächt und wahr in den mannigfach zuſammentreffenden Zuſtänden angedeutet, begründet ſei. Auch die Anmaaßung, der Despotismus eines Einzelnen kann nur dadurch herrſchen, daß er ſich auf irgend eine Weiſe der Vernunft ſeiner Zeit bemächtigt; es iſt auch ein Bemächtigen derſelben, wenn er ſie unterdrückt, denn nur das Stärkere bemächtigt ſich.

Wenn alſo das, was weſentlich erſchienen iſt, vernünftig genannt werden darf, ſo muß man auch dem Neuen das Recht des Erſcheinens geſtatten, und man kann ihm eine beſchränkte Richtigkeit zugeſtehen, wenn ſeine Exiſtenz bereits viel Zeit und Raum gewonnen hat.

Dieſen Beweis, welchen ich den hiſtoriſchphiloſophiſchen, im Gegenſatze zu dem bloſen hiſtoriſchen oder bloſen philoſophiſchen nennen möchte, nehme ich in Anſpruch für die folgenden Betrachtungen neuer literariſcher Zuſtände.

Es rollt jetzt eine werdende Welt, ihre Fahne iſt die Prüfung, ihr Scepter das Urtheil. In ſolcher Periode der Entwickelung ſcheint ſelten die wärmende Sonne; Alles ſucht nach dem leitenden Monde — Kritik. Das Schaffen der erſten Geiſter beſchränkt ſich auf's Wecken, auf's Andeuten, der empfangende Theil will nicht ſowohl genießen, als angeregt ſein, er will wiſſen, will ſich orientiren. Die Leſewelt ahnt, daß die Geſtaltung noch im dämmernden Nebel ſich ausbildet, ſie ſucht darum vor der Hand nur die Höhen, um Ueberſicht zu gewinnen — ſie iſt encyklopädiſtiſch geworden.

Dieſem Momente ſollen die folgenden Blätter beitreten. Das Hinterwärts-, das Vorwärtsliegende ſollen ſie um das Gegenwärtige gruppiren, Ausſichtslinien ſollen in den verworrenen Wald gehauen werden — die folgenden Blätter ſollen orientiren.

Die Literatur geſtaltet ſich meiſt nach den Hauptpoſtulaten der Zeit, ihre Figur iſt oft die Vorrede der kommenden Geſchichte: ehe die griechiſchen Staaten auseinander fielen wie morſche Kleider, zerfuhr ihre Literatur in dialektiſche Spitzfindigkeit, in weſenloſes Formuliren; als Rom der Auflöſung entgegen ging, ſtand es im Zeitalter ſeiner bleiernen Literatur, als Spanien durch Karl und den zweiten, dritten und vierten Philipp ſeiner Nationalfreiheiten beraubt wurde und dem Despotismus verfiel, bildete der einſeitige Inquiſitionsdichter Calderon das Vorwort zu der langen, troſtloſen Epoche mehrerer Jahrhunderte, welche ſich auch jetzt noch nicht höher als bis zur Mittelmäßigkeit eines Martinez de la Roſa geſchwungen hat; jetzt, wo auch in Deutſchland der Kampf gegen herkömmliche Bevorzugungen mannigfache Wirren und Störniſſe erzeugt hat, iſt die Literatur ohne hervorragende Perſonen, ohne Helden. Die Natur ſelbſt ſcheint dafür die Hand zu bieten; man möchte dem ſchmalen Gedanken nachlaufen, daß die telluriſchen Einflüſſe die Relaispferde der menſchlichen Entwickelung ſind. Weil ſie ſeit längerer Zeit durch Leberkrankheit, Hypochondrie und Cholera die Unterleibsorgane in Anſpruch nehmen, und dadurch die Menſchen für das Poſitive untauglicher machen, befördern ſie vielleicht die Kritik. Die Cholera könnte uns manchmal wie ein Pendant der Revolution erſcheinen. Welch eine Schaar von Fürſten der Literatur iſt in den letzten Jahren geſtorben: der Legitimiſt gewordene Fürſt der Poeſie Wolfgang Goethe in Weimar, der Prinz der Philoſophie Hegel in Berlin, der Duc der Phyſiker Cuvier, der Generaliſſimus der Alterthumsforſcher Champollion in Paris, und eine Menge von den kleinen regierenden Fürſten und apanagirten Prinzen der Feder und des Wortes. Sogar Richard Roos in Dresden. Die einzelnen Höhen verſchwinden, aber die ganze Maſſe rückt höher — es entſteht eine Hochebene.

Viele nennen dies ein Zeichen von Fortſchritt. Sie ſagen in ihrer ſchonungsloſen Sprache: Große Unterſchiede bekunden große Lücken, großen Mangel, ſo im Staatsleben, ſo in der Literatur. Das

Verallgemeinern ſei die höchſte Aufgabe des Kultivirens. Das Jammern der alten Leute, daß jetzt Alles ſchreibe, Alles ſich um Alles kümmere, bebeweiſe nur, daß die Leute alt ſeien und die Jugend der Zeit und die Sprünge derſelben nach ihren alten Beinen meſſen. Das Endziel der Civiliſation beſtehe darin, daß Niemand mehr nöthig habe zu ſchreiben und zu belehren, weil Alles ſchreibe, Alles belehrt ſei -- und um dahin zu kommen, müſſe erſt Alles geſchrieben und gelehrt haben.

Aber auch die Kritik hat ihren Ultraismus erlebt, ſie hat ſich ihrer Kraft und Fähigkeit überhoben, ſie hat die anbetende, blöde Welt naſeweis, frech gemacht. Vielleicht war es nöthig; aber es iſt nicht zu verkennen, daß wir jetzt bei einer neuen Station angekommen ſind. Nur Gutzkow reitet noch auf dem finſtern und verlaſſenen Schlachtfelde herum, läßt einige alte Todte begraben, verhöhnt die Bleſſirten, welche Wunden auf dem Rücken tragen, ſchlägt hie und da ein Gelächter auf, was in der dunklen Einſamkeit ſchauerlich genug klingt. Aber auch er geſteht zu, daß er nur ein einſtweiliges Geſchäft übernommen habe. Die ſogenannte kritiſche Periode iſt allmählig auf grünen Höhen angekommen, ſie hat ſich gelagert, ſie will ſich anbauen, will das Nomadenleben aufgeben.

So ſtehen wir jetzt zu Anfange des Jahres 1835. Es beginnen ringsum die Verſuche, wiederum zu geſtalten; freilich wird ſich die neue Poſition langſam entwickeln. Es ſollen keine Bevorzugungen mehr exiſtiren, das war lange Zeit das Loſungswort, und man macht ſich ſo ſchwer los von dem Gedanken an Kontraſte, unſer Hauptintereſſe beruhte von jeher darin, wir ſind alle noch ſo ritterlich romantiſch geartet, daß wir abwechſelnde Höhen und Tiefen, daß wir ſtarkes Licht und ſtarken Schatten brauchen, damit wir uns nicht langweilen.

Wir haben auch viele Sätze erfunden, die nur Geiſt aber keinen Körper hatten, um eine unbedingte Gleichheitstheorie in unſre Kunſt einzuführen. Wie es immer zu geſchehen pflegt: wir terroriſirten unſere eignen Gefühle, um ſie dem herrſchenden Schema einzuordnen. Wir ſagten: unſre Enkel werden eine neue Poeſie erfinden, denn unſre jetzige beruht noch größtentheils auf den Schattenverhältniſſen der Bevorzugung — wenn unſre Helden nicht mehr nach unerreichbaren Prinzeſſinnen ſchmachten können, wenn die allgemeine Helle und Ordnung myſtiſche Abenteuer unmöglich machen, da werden ſich die Poeten nach andrer Staffage umſehn müſſen.

Wir läugneten den breiten Strom von Proſa nicht, der über uns herein bräche, aber wir glaubten, neue Räume und Geſetze würden auch neue Luſt, neues Intereſſe ſchaffen.

Von dieſen Gedanken wird man noch mancherlei Spitzen in den folgenden Blättern merken; aber dem aufmerkſamen Leſer wird es auch nicht entgehen, daß hie und da ſchon wieder Vegetation ſichtbar wird, daß der Verfaſſer nicht bei der abſolut verneinenden, deſtruktiven Manier ſtehen geblieben iſt, welcher eine Tabula raſa genügt.

Aber auch ſelbſt von dieſem neuen Standpunkte aus kann nicht geläugnet werden, daß in allen Gattungen des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen

Schaffens noch immer eine Art von Unordnung, Auflöſung herrſcht, daß die weiteren Geſetze noch um die Glieder ſchlottern, und Tauſenden noch für Anarchie gelten. Ein trennender Dualismus geht noch durch alle Branchen, und unſer gewonnener Fortſchritt beſteht wohl erſt darin, daß wir nicht mehr an einen unbedingten Sieg dieſer oder jener Einſeitigkeit glauben. Die neueſte Bildung kultivirt nicht mehr die Extreme, ſie verwirft ebenfalls jenes vielbeſprochene juste milieu, welches eine platt ökonomiſche Erſcheinung auf dem Kampfplatze der Extreme erſchien, auf derſelben Stufe ſtehen blieb, und genug zu thun glaubte, wenn es Sieger und Beſiegte plünderte. Die neueſte Bildung ſucht eine Verbindung des Getrennten wie dieſes juste milieu, aber es ſucht ſie, eine Stufe höher ſchreitend.

Nun ſteht zu erwarten, ob für die neue Stellung ein glücklicher Ausdruck, ein allgemeines, erſchöpfendes Geſetz gefunden wird. Die neueſte Philoſophie, die Hegelſche, hat dieſen Standpunkt ſchon geſucht, eh' unſre Geſchichte dort angekommen war, ſie ſprach ſchon während unſerer Schlachten davon, ſie fecht in einzelnen Treffen der Zeit mit, aber ſie predigte mitten im Fechten und ſuchte im Pulverdampfe zu beweiſen, daß unſer Terrain noch nicht das rechte ſei. Sie verſuchte in Allem, in Religion, Politik, Recht, Natur, Kunſt eine Vermittelung auf der höheren Verbindungslinie der Extreme. Aber ſie verſuchte dies durch eine Dialektik, deren die Uneingeweihten nicht leicht Herr werden. Es iſt darum nicht ſchwer, ihrer hiſtoriſchen Stellung inne zu werden, aber es iſt ſehr ſchwer, ihr Herz, ihre Seele der Welt zu definiren. Dies Herz und dieſe Seele ſind eine neue Dialektik; die deutſche Philoſophie iſt noch immer nicht für Bücher, für Kompendien geartet, man bedarf zum Verſtändniß derſelben des lebendigen Wortes — es wird alſo ſehr viel auf die Perſönlichkeit der nächſten Schüler ankommen, welche Wirkung ſie in unſrer Bildungsgeſchichte hervorbringen ſoll. Die Namen Gans, Göſchel, Henning, Hotho, Michelet heiſchen ſomit groſſe Aufmerkſamkeit, denn es kann uns in den ſtürzenden Wogen einer Entwickelungszeit Begrabenen oft leicht bedünken, als werde ſich aus dieſer Philoſophie eine ganz neue Einſicht entwickeln.

Wie wichtig für uns jede neue Philoſophie geworden, lehrt unſere deutſche Kulturgeſchichte am Evidenteſten. Man hat einmal Immanuel Kant den deutſchen Nationalkonvent betitelt, Fichte mit dem abſoluten Ich war unſer Napoleon, und Schelling mit der Identität, die ſich in Alles fügte, unſer Metternich. Die Erbſchaft dieſer Herren iſt aufgebraucht, und was noch damit prahlt iſt glänzendes Bettelthum. Immanuel Kant, dieſer wichtige, kritiſche Pförtner zu einer neuen Welt des Gedankens, hat mit ſeiner Nachkommenſchaft viel Unglück gehabt. Seine Philoſophie ward ein Fokus für die Mittelmäßigkeit, als ihre Flitterjahre vorüber gingen — Traugott Krug iſt heutiges Tages der abgemagerte, proſaiſche Vertreter jenes gewaltigen Kritizismus, der einſt die Welt bewegte. Ich bin oft an die obſkuren Mitglieder des Nationalkonvents erinnert worden, an Tallien, Bourdon und Aehnliche, denen man in ſpätern Jahren noch auf den Quais von Paris begegnen konnte, wenn ich Traugott Krug um die Leipziger Thore ſpaziren ſah mit dem Kantiſchen Mantelröckchen, was lange aus der Mode gekommen war. Es ſchmerzt mich immer in den Geiſt des großen Kant hinein, wenn ich eine Krugſche Broſchüre zu leſen anfange und von der platten Langweiligkeit angegähnt werde. Es iſt unrecht vom Schickſale, daß der letzte Kantianer nicht wenigſtens ein Geiſt war.

Alles, was in dieſe und altphiloſophiſche Richtungen gehört, iſt hinter der Zeit zurückgeblieben, Gerlach in Halle, Branis, Fries, und dieſer wackere Fries iſt am wenigſten auszunehmen. Er erinnert mich an Schiller, der auch eine Zeitlang für Kant'ſche Philoſophie ſchwärmte: eine kritiſche Philoſophie der Art konnte der Dichtkunſt unmöglich glückliche Dienſte leiſten, ſie zerſplittert die Anſchauung in Gedanken — Ahnung und Geſtalt waren ihr fremd. Was die junge Welt an Deutſchlands Lieblingsdichter auszuſetzen findet, das dürfte leicht auf das Konto der Kantianer zu ſetzen ſein.

So begeiſtert noch heutiges Tages der alte

Fries zu Jena ſeine Studenten für jene hohlen Ideale, die aus Mondſcheinbegriffen zuſammengeſetzt ſind. Es thut mir weh, das ſagen zu müſſen, ich bin ſelbſt begeiſtert für Tugend und Größe aus ſeinem Kollegium gekommen, und habe meine Kommilitonen auf dem Burgkeller umarmt, und wir haben geſchworen, auch tugendhaft und groß zu werden. Aber Niemand wußte dieſe Schattengeſtalten Tugend und Größe anſchaulich zu definiren. — Fries iſt der Schwärmer unter den Philoſophen, ein proſaiſcher Poet der Philoſophie, und er glaubt eben auch tugendhaft zu ſein, wenn er ſeine Schüler vor Hegel und Konſorten dringend verwarnt.

Der wilde, geniale Fichte hat keine Zukunft gefunden. Seit einiger Zeit hat ſich ſein Sohn aufgethan, er hat ſich kühn gegen den Strom der neuen Philoſophie geworfen; aber die Wogen ſchlagen über ihm zuſammen — neue Philoſophie ſchwimmt nicht mit alten Kräften gegen den Strom, ſie ſucht ſich ein neues Bett. Das Aufwärmen einer alten Philoſophie gelingt nur in der matteſten, ſterilſten Zeit — ein herrſchendes Syſtem bemächtigt ſich aller Aeſte und Zweige der Bildung, durchdringt den ganzen Stamm einer Periode mit ihrem Safte — neuer Frühling entſteht nicht aus alten Reſten, die man von außen durch die Rinde einflößt. Das neue Lebenselement der verjüngten Erde muß ganz und gar eindringen in den vertrockneten Baum, ein neues Ganze nur erfüllt und umfaßt eine neue Zeit. Darum ſind die vereinzelten Beſtrebungen mit alten Hülfsmitteln gegen eine ganze, ächt aufgewachſene Philoſophie wie die Hegelſche immer erfolglos. Es iſt tragiſch, eine ſolche Erſcheinung in einzelnen Aeußerungen angegriffen zu ſehn, man tödtet eine Zeit nicht, indem man einige Individuen tödtet. Ihre Seele wird nur durch Schöpfung einer größeren Seele verdrängt.

Deshalb iſt Herbart der wichtigſte Gegner: er iſt auf dem rechten Terrain, das heißt, er bewegt ſich außerhalb der gewöhnlichen Geſetze und Terminologieen, er iſt ein eigner Mann gegen ſeinen Gegner. Aber er iſt zu klein, um einen

Sieg zu erringen, ſeine philoſophiſche Phantaſie iſt zu gering, als daß er gegen den modernen Rieſen auskommen könnte.

Nur Schelling lebt noch; es läßt ſich aber in dieſem Augenblicke nichts Genügendes über ſeine hiſtoriſche Stellung ſagen, noch hat er nicht mit ſeiner ganzen Armee an dem neuen Kriege Theil genommen, er hat es bei einzelnen Manifeſten bewenden laſſen, und es ſcheint jetzt, als rüſte er ſich zu einer großen Schlacht. Die muß abgewartet werden: freilich, wenn man die Marſchälle des Berliner Napoleon und ihre Zuverſicht betrachtet, dann könnte man den Sieg der neuſten Philoſophie für entſchieden halten. Le brave des braves, der Marſchall Ney der Hegelianer, der feiſte, lebhafte Gans mit dem ſchwarzen Krauskopfe und den blühenden Backen, mit der unverſiegbaren Suada und raſtloſen Spekulation ſpricht bei ſolchen Gelegenheiten: Alte Dinge, verbrauchte Dinge. —

Aber ich ſtehe nicht auf der Höhe der Streitkräfte, und will nur beſchreiben, nicht aburtheilen, und mag der Geſchichte nicht vorgreifen. — Das

Hauptmoment unſerer jetzigen philoſophiſchen Zeit wird noch ein Treffen zwiſchen Schelling und den Hegelianern ſein, zwiſchen Süd- und Norddeutſchland. —

Die Geſchichte der Philoſophie iſt der Cyklus unſerer Bildungstragödien: der neueſte Rieſe ſteigt immer dem neuen auf die Schultern, und präſentirt ſich alſo dem Volke. Iſt auf dieſe Weiſe ſeine größere Dimenſion genügend bekannt worden, dann erſchlägt er ſeinen Träger, und nur wenn er gutmüthig iſt, gräbt er ihm ein Grab und ſetzt ihm einen Leichenſtein.

Es mag Einem ſelbſt Schelling manchmal wie ein ſolcher bezwungener Rieſe vorkommen, wenn man ihm in den Gängen des engliſchen Gartens zu München begegnet. Er war der Eroberer eines neuen Landes für die Philoſophie, er unterjochte ihr die Natur mit allen organiſchen und geiſtigen Prinzipien; mit Blumen und Wolken warf er den Idealismus vom Throne, ein Spinoza redivivus, ein Spinoza mit all dem Reichthum ausgerüſtet, welcher ſeit dem Tode des Holländiſchen Juden der

Welt erobert worden war, lehrte er von Neuem die Identität des Subjekts und Objekts. Oken ging nach der einen Seite von ihm aus, und richtete alle Augen auf das Materielle der Natur, vergeiſtete die Natur. Hegel ging nach der andern: er verkörperte den Geiſt, machte die Logik zur Naturlehre, proklamirte eine Philoſophie, die es nicht bloß mit Begriffen, ſondern mit Ideen zu thun habe.

Mehr oder minder haben ſich die ſüddeutſchen Notabilitäten Schelling angeſchloſſen: Görres, Menzel und Aehnliche; mehr oder minder haben ſie ſich in ihren Kategorieen abgenutzt, ſind hinter der Zeit geblieben. Görres, der alte, gewaltige Rheiniſche Merkur, ſchleppt ſeine ſchweren Schuhe ſchwerfällig durch die Münchner Straßen, nichts iſt mehr von Flügeln an den Ferſen zu ſehen, ein ernſter, herber Myſticismus mit wunderbar geiſterhaften Augen ſitzt ihm auf dem Nacken, und ſchreckt die Leute ab, ſeine Stimme klingt geſpenſtiſch, als käme ſie aus einem Hünengrabe. Der Fanatismus ſeines Geiſtes und Gemüthes hat ihn aus der Welt entfernt, und eben derſelbe würde

Wolfgang Menzel eben ſo mitſpielen, wenn ſich nicht in dieſem Stuttgarter Titanen noch mancherlei koulante Lebenselemente befänden. Dieſer bürgerliche Schulmeiſter unſrer Kritik mit ſeinen alten Kategorieen, mit der Vorliebe für Myſtik, der Berſerkerwuth gegen Rationaliſten und ſchreibende Frauenzimmer, mit der moraliſchen Entrüſtung gegen Goethe wird nun eben auch altmodiſch. Und das iſt in mancher Rückſicht zu bedauern. Man darf ſeinen Terrorismus anklagen, ſein völliges Nichtkennen höherer poetiſcher Schönheit, ſobald dieſe über ſeinen rhetoriſchen Geſchmack hinaus ging, man darf ſagen: er raſ'te mit ciniſchen Grundſätzen in unſrer Literatur umher, und hielt ſie für äſthetiſche, er ſchmähte unſern größten Dichter, weil dieſer nicht über den Landtag ſchrieb, weil er die Poeſie nicht aus Träumen ſchuf, ſondern aus der Wirklichkeit, er donnerte wie Jupiter nach Sympathieen und Antipathieen, er ſanktionirte nicht nur die Leidenſchaft in der Kritik, ſondern auch die Leidenſchaftlichkeit, er ſetzte, wenn auch auf beſſerem Standpunkte, den Adolph Müllner fort. Alles das und noch mehr kann man ſagen, Menzels Erſcheinen wird doch ein ſegenswerthes genannt werden müßen: er iſt ein ehrlicher Mann, und hat die Aufrichtigkeit in unſere Kritik gebracht, ſein wilder Fanatismus war vielleicht nöthig, um den Indifferentismus aller Art aufzurütteln, ſeine Vorliebe für Myſtik, Magnetismus, die Seherin von Prevorſt und Aehnliches war ein heilſamer Gegendruck für das leere, äußerliche rationaliſtiſche Geſchwätz der letzten zwanziger Jahre — kurz, Menzel erſchien mit ſeiner kantigen Perſönlichkeit im rechten Augenblicke und am rechten Orte. Er iſt ein Theil unſrer neuen Literaturgeſchichte, und es fragt ſich nur, ob das paſſend noch ſo fortgehen ſoll, ob er auf die neuſten, innerlichſten Fragen unſrer Geſellſchaft ein gehn will und kann, ob er neue Zuſtände der Literatur, welche daraus erwachſen, ahnt und goutirt, ob er alt und grämlich, abgeſchloſſen, fertig geworden iſt.

Zuweilen könnte man's glauben; ein weiter unten folgender Artikel wird ſich ſpecieller über ihn verbreiten. Zum Zweck dieſer Ueberſicht iſt hier zu ſagen, daß Wolfgang Menzel den ſpekulativen

Fortſchritt als Kritiker nicht mehr repräſentirt, daß er nicht mehr in der erſten Linie ſteht, ſondern ſich bereits angeſiedelt hat in einem romantiſchen, deutſchen Thale, wo die Glocken läuten, Fabrik und Handwerk gedeihen, der Haustyrann eine friedliche Ehe ſchafft, wo ein tüchtig Wort geſprochen wird, wo ernſte Liebe und ernſter Haß zu Hauſe ſind.

Er war lange der Repräſentant populärer Kritik, und ſein Einfluß iſt im ſüdlichen Deutſchland ſehr groß und wird's noch lange bleiben. Die jungen, bunten Ritter unſrer neuen Literatur, die zum Theil an ihm aufgewachſen ſind, haben ſich mehr oder minder von ihm emancipirt: die elegante Zeitung von 33 und der erſten Hälfte des Jahrs 34 ſchlug mancherlei Wege ein, die Menzel entgegengeſetzt waren, Ludolf Wienbarg hat in ſeinen „äſthetiſchen Feldzügen“ faſt durchweg eine andere Richtung erwählt, ſogar der frühere Schildträger Menzels, Carl Gutzkow, hat ſich in ſeinem „Phönix,“ einem zu Frankfurt erſcheinenden, lebendigen Journale, von des alten Lehrers Feſſeln losgemacht. Man thut alſo in Zukunft Unrecht, Menzel und die kritiſche Jugend unſrer Literatur in Eins zu rechnen.

Die Hegel'ſche Bildung im Norden beſitzt die Berliner „Jahrbücher für Kritik,“ ein vornehmes, nobles Blatt, was ſelten anders als mit Paradedegen, Chapeaubas, Manſchetten erſcheint — einige junge Philoſophen haben die ſeidnen Strümpfe und Schnallenſchuhe abgeſchafft. Dies Blatt vertritt die ausgeſuchte Berliner Kultur, und es iſt ſehr zu bedauern, daß es einen gewiſſen Eſoterismus nicht los werden kann, und nicht unter die Leute kommt. Es hat einige gute Leſer, aber es hat kein Publikum. Im Grunde, und, wie ich glaube, ſeinen Statuten gemäß, wird es von einer Geſellſchaft redigirt, die ſich allwöchentlich verſammelt, die Neuigkeiten in Frage ſtellt, und darüber ſich vereinigt, ob die Sachen des Beſprechens werth und von wem ſie beſprochen werden ſollen. Dieſe Einrichtung iſt gewiß recht gut; ich fürchte nur es mangelt der Geſellſchaft an populären, auch um Maſſe und Koth ſich kümmernden Mitgliedern, welche zuweilen die vornehmen Hauptſtraßen des

Buchhandels verlaſſen, die Tummelplätze der Unbändigen, auch wohl die kleinen, garſtigen Straßen beſuchen, um neue, intereſſante Bekanntſchaften zu machen. Durch dieſe Vornehmheit begiebt ſich das Blatt eines gewiſſen ſchaffenden Elements, es führt nicht ein, es weckt nicht, es hat nichts mit Urſprünglichem, Anfänglichem zu thun, und verliert dadurch vielen Reiz und mit der Popularität alle Vortheile derſelben. Die meiſten Mitglieder jener Jahrbücher ſind im Stillen der Meinung, ſie regierten die deutſche Literatur, — ich ſtelle nicht in Abrede, daß ein großer Theil ihrer Kritiken eines ſolchen Scepters vollkommen würdig wäre, aber an eine faktiſche Regierung iſt nicht zu denken. Dazu fehlt eben das Volk, — das Publikum. Und um dies zu erobern bedarf's einer lebendigeren, geſtaltvolleren Sprache. Das einſeitige Literaturblatt Wolfgang Menzels hat einen viel größeren Einfluß, wenigſtens für die nächſte Zukunft der Bücher. Dem Buchhändler exiſtiren die „Jahrbücher“ ganz und gar nicht, Leben oder Tod der Bücher liegt durchaus nicht in ihrer Inſtanz.

Es wird hierbei nicht vergeſſen, daß es eben Blätter für „wiſſenſchaftliche“ Kritik ſind, die dem leichten, oberflächlichen Modetone nicht huldigen können. Mittel giebt es trotz dem zuverläſſig, durch welche dies Inſtitut wirkſamer zu machen wäre. Und das Inſtitut iſt ſo trefflich, ſo ſauber, ſo uneigennützig, ſo umfaſſend, es iſt ein Patriotismus, ihm mehr Blut und Leben, mehr Farbe und Kraft, mehr Ausbreitung und ſomit mehr Macht zu wünſchen.

Zu Hegels Lebzeiten war es eigentlich der Hegelſche Moniteur. Bekanntlich wird auch der Moniteur nur von den Beamten geleſen. Seine Marſchälle ſchaaren ſich auch jetzt noch darum, aber ihr jetziger republikaniſcher Zuſtand mag wol nicht ſo einig und energiſch ſeyn, als da der Diktator noch alle Strahlen des Staats in ſich vereinigte.

Ein Hauptgründer und Halter des Inſtituts iſt Varnhagen v. Enſe. Dieſer Mann iſt nicht ſowohl durch ſeine Produktionen als durch ſeine Stellung, durch ſeinen literariſchen Charakter eine wichtige Figur in unſerer Literarhiſtorie geworden, der Lord Chatham unſrer Literatur, welchem bekanntlich Viele die Briefe des Dr. Junius zuſchrieben, das ſchönſte, feinſte Engliſch, was da geweſen iſt. Da Varnhagen ſpäter in einem beſondern Artikel zur Rede kommt, ſo kann ich mich hier damit begnügen, auf die Wichtigkeit ſeiner Poſition aufmerkſam zu machen. Alle Humanität, gefüge, bereitwillige Spekulation, alle Vielſeitigkeit, alles zarte Schönheitsgefühl, was man von einem Kritiker verlangen kann, findet ſich in dieſem Freunde Goethe's und Hegel's.

Die Freundſchaft großer Männer ſtirbt aber nicht, ſondern iſt eben auch eine ewige Macht, eine Eſſenz großer Herzen, oft ſo wichtig als der Geiſt des Helden ſelber. Ein ausgezeichneter, hiſtoriſcher Menſch ohne Freunde iſt nur ein Meteor, die Freunde erſt machen ihn ſtetig und gewaltig.

Im äußerſten Theile von Deutſchland, zu Hamburg, erſcheint noch ein beachtenswerthes kritiſches Blatt als Beilage zu den Blättern der Börſenhalle. Mangel an Freunden, Mangel an Publikum haben es eben bisher unwirkſam gelaſſen, obwohl es meiſthin mit Maaß und Geſchicklichkeit redigirt wurde. Einer der modernen Kritiker, Wienbarg, iſt jetzt thätig dafür, und es ſteht zu erwarten, ob es dadurch in's Intereſſe der Leſewelt und dadurch zur Macht gelangt.

Die Literaturzeitungen von Profeſſion haben hie und da ein Beſtreben an den Tag gelegt, munterer, friſcher, der Zeit angemeſſener zu werden, aber das Gelingen hat ſeine großen Schwierigkeiten, da ihr Zuſchnitt und der Zuſchnitt unſrer Gelehrten zu ſehr mit Schulſtaub bedeckt iſt. Die Landpaſtoren, Pädagogen in kleinen Städten, Profeſſoren von altem Schlage ſind das ſtehende Auditorium. Aber auch in dieſem ſcheinen mehr und mehr Renegaten zu entſtehen. Die Leipziger Literaturzeitung iſt ſo weit verlaſſen worden, daß ſie ihren eignen Tod dekretiren mußte, und das übrig gebliebene Duarummulierat friſtet ſich wohl auch nur von alten Penſionen und Renten. Eine Macht ſind ſie nicht mehr, und für einzelne friſche Artikel, die in die trägen lateiniſchen Lettern einbrechen, können ſie nicht.

Das Jüſte Milieu zwiſchen all dieſen kritiſchen Erſcheinungen bilden die „Blätter für literariſche Unterhaltung,“ welche eben auch in ziemlicher Mitte zwiſchen dem Süden und Norden, zu Leipzig bei Brockhaus erſcheinen. Man findet darin zuweilen ein Stück Menzelſchen Freibürgerthums, Berliniſcher Gelehrſamkeit, Literaturzeitungsſtyli, veraltete, biſſige Polemik, moderne Lebhaftigkeit, ſeine Geſchicktheit, die mannigfachſten Schattirungen nebeneinander; es fehlt nur der höhere Vereinigungspunkt, der alles das zu einem Ganzen fügte, der eine Eindruck machende Figur daraus bildete. Dies bunte Gemiſch, ferner die altmodiſche Manier, daß die Recenſenten anonym auftreten, und unter dieſem Schutze wohl zuweilen mehr ſagen, als ſie bei offenem Viſier ſagen würden, und hauptſächlich die mehrfach wiederholte Anklage, des Blattes Tendenz beruhe zumeiſt in dem Intereſſe an Brockhaus'ſchen Verlagsbüchern, hat dieſem Inſtitute in neuerer Zeit viel zu ſchaffen gemacht. Einer der Herrn Verleger, Heinrich Brockhaus, hat ſich deshalb ſeit Kurzem als Redakteur genannt — bisdahin wurde es nur unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung redigirt. Aber die Polemik wird ſchwerlich dadurch beruhigt werden: wer Herrn Heinrich Brockhaus kennt, wird ihm nicht die Fähigkeit zur Redaktion abſprechen, aber man wird nach wie vor die mißliche Vereinigung zweier literariſchen Staatsgewalten angreifen, des Verlags und der Kritik. Die Brockhaus'ſche Handlung iſt nun wirklich eine der ſtärkſten Verlagshandlungen, und ihre Artikel ſpielen allerdings die Hauptfigur in dieſen Blättern; das Auflehnen gegen die Autorität derſelben wird alſo wohl ſchwerlich durch die neue Maaßregel beſeitigt werden.

All die angeführten mißlichen Konflikte und Verhältniſſe ſind ſehr zu bedauern, da den Blättern ſo viel Fonds und Mittel zu Gebote ſtünden, eine ſehr bedeutende Stellung einzunehmen, wenn ſie eben unbefangener, wähliger, koncentrirter und offner auftreten wollten.

Die Wirkung in ihrem jetzigen Zuſtande erſtreckt ſich namentlich auf Provinzialſtädte, und unter dieſen wieder beſonders auf preußiſche.

Bei dieſer Gelegenheit will ich einem viel verbreiteten Irrthum widerſprechen. Man fand es hervorſtechend an dieſen Blättern, daß ſie namentlich die moderne Richtung unſrer Literatur mit ausführlicher Geringſchätzung beſprach, und glaubte dahinter eine Berliner Literatenclique zu ſehen, an deren Spitze der vor Kurzem verſtorbene Wilhelm Neumann ſtünde. Ich kann dem, ſo weit es dieſen letzteren betrifft, vollſtändig widerſprechen: Wilhelm Neumann war ein feiner, auf Alles Neue höchſt aufmerkſamer Schriftſteller, voll raſtloſer Spekulation, der alle neu erſcheinenden Intereſſen der Literatur wie Herzensintereſſen aufnahm und in keiner Weiſe abſprechender, unfreundlicher Polemik fähig war. Seine in Kurzem erſcheinenden Schriften werden das beſtätigen. Ein in Goetheſchem Geiſte aufgebildeter Schriftſteller kann nicht wohl einer ſtets verneinenden, gehäſſigen Polemik angehören.

Es blieben nun noch die „Wiener Jahrbücher“ und einzelnes weniger Stetige und nicht regelmäßig Wiederkehrende zu erwähnen, um Alles genannt zu haben, was in Deutſchland kritiſchen Einfluß ausübt. Jene Jahrbücher ſind voll Gelehrſamkeit, Herrmann, v. Hammer, Ottfried Müller und Aehnliche bewegen ſich darin mit ihren geharniſchten Schritten; von den zuletzt angedeuteten Erſcheinungen erwähne ich Mundt's Zodiakus, eine Monatſchrift, die viel geiſtige Thätigkeit in ſich birgt. Von der Kritik ſelbſt darin iſt zu bedauern, daß ſie in einer wunderlich altklugen Manier ſo Manches als geſtorben anſieht, was noch in Fülle der Geſundheit lebt. So Heine und was zu dieſem poetiſchen Don Juan und ſeinen Richtungen und Sympathieen gehört. Die alte Unart der Menſchen, ihre Abſtammung zu verläugnen, ſich ihrer zu überheben, wird noch täglich jung. Heine hat die modernen Zuſtände zuerſt für's poetiſche Schriftthum emancipirt, indem er die großen Striche Goethe's kühn und dreiſt auch in das engſte Detail hineindrängte, Heine hat unſrer ſchriftſtelleriſchen Jugend die Zunge gelöſt, er iſt noch immer die Hauptperſon der modernen Schreibart — es wird gut und nöthig ſeyn, dieſe von den Schlacken des erſten Wurfs zu reinigen, aber es iſt ein wunderlich Beginnen, ihn wie einen Todten zu behandeln; wenn er ſich erhebt, ſo ſchlägt er dieſen kraftloſen Doktrinarismus mit einem Streiche zu Boden. Wie könnte auch ein Stückchen mühſam erworbener Dialektik beſtehen gegen ächte Worte des pulſirenden Lebens. Dort müſſen die wirklichen Zuſtände umgangen, es muß eine künſtliche Welt erzeugt werden, um eine kämpfende Schattengeſtalt hervorzubringen, hier ſpringt aber ein lebendiger Menſch zum Kampfe heraus, der noch dazu alle Neigungen des Publikums für ſich hat — es mag dies noch ſo vielfach abgeläugnet werden, es iſt nicht anders. Man wird oft genöthigt, aus geſelligen Rückſichten ein reizendes Mädchen zu verläugnen, nach deſſen Kuß wir lechzen — wer ſich dadurch verleiten läßt, in dieſes Verläugnen einzuſtimmen, der iſt nicht auf dem rechten Wege, unſer Herz zu gewinnen. Es kommt der Tag, wo wir den desavouirten Liebling und ſeine Schönheit öffentlich aufführen dürfen — und es gibt kein ſchlimmeres Erröthen als das: wo man eine Figur in Glanz und Größe erſcheinen ſieht, die man im Dunkeln auf die Seite geſtoßen hat.

In einer wechſelnden, bewegten Zeit iſt der Takt eine Tugend, nur der Mangel dieſer Tugend iſt vielleicht unſer Nationalfehler. Und ich glaube, Herrn Mundt iſt dieſer Vorwurf zu machen: er findet eben ein verlaſſenes Schlachtfeld in unſrer neuen Literatur, hie und da ſieht er einen ſchwer Verwundeten oder Todten liegen, aus der Ferne knallen noch einzelne, machtloſe Schüſſe. Das bringt ihn auf den Gedanken, er ſey allein noch übrig, und um Herr dieſes öden Feldes zu werden, dürfe er blos den Verwundeten noch die letzten Gnadenſtöße geben, und ein Paar Schüſſe in die Ferne ſenden, damit die fliehenden Heerführer getroffen und getödtet würden.

Es iſt ein Unglück der modernen Schriftſtellerei, daß ſie mit der herrſchenden Politik in Konflikt gerathen iſt, ſie iſt dadurch in eine nachtheilige, lebensgefährliche Stellung gekommen; aber ein ehrlicher Literat macht ſich niemals ein Unglück des andern Literaten zu Nütze, und er tadelt da nicht, wo nichts als Tadel erlaubt iſt.

Ich habe noch beizufügen, daß dies Geſagte kein neuer Fehdehandſchuh ſeyn ſoll: der Zodiakus enthält mancherlei geiſtig Anregendes, er iſt ein erfreulicher Sammelpunkt literariſcher Beſtrebungen, Theodor Mundt ſelbſt iſt ein gewandter, ſtrebender Schriftſteller — ich wollte nur andeuten, daß es nicht gut ſey, kaum verharſchende Wunden aufzureißen, einen Kampf zu verſpotten, der nur mit den ungleichſten Waffen geführt werden konnte; ich wollte nur darauf hinweiſen, daß es jetzt nicht unſre Aufgabe ſey, feindliche, Erbitterung weckende Elemente hervorzuſuchen, ſondern im Gegentheile den Verbindungslinien zwiſchen alter und neuer Kultur nachzuſpüren, Verſöhnlichkeit und Humanität zu predigen, die Literatur zu retten aus den politiſchen Schlachten.

Der Zodiakus iſt noch zu jung, als daß ich von ſeinem Publikum und Einfluſſe etwas ſagen könnte. Ich empfehle der Leſewelt noch eine neue in Berlin bei Duncker erſcheinende „Literariſche

Zeitung" redigirt von „Karl Büchner," die nicht ſowohl als Kritik ſondern als literariſches Intelligenzblatt weſentliche Dienſte leiſtet. Sie zeigt mit größter Schnelligkeit alles Neue an, orientirt auf das Leichteſte, ohne das Urtheil für oder wider zu befangen, iſt kompendiös und wohlfeil. Nun iſt noch das bei Brockhaus fortgeſetzte Repertorium zu erwähnen, was ſeine Weſenheit dadurch zu ſehr verletzt, daß es Recenſionen ſtatt der Anzeigen bringt — und ſomit wären die Hauptzuſtände unſerer Kritik geſchildert.

Es kann trotz der vielen Inſtitute nicht in Abrede geſtellt werden, daß es an einem großen Hauptblatte fehlt, was ſich die Allgemeinheit unſres Publikums zu bemächtigen, was alle Nüancen, Richtungen, Bedürfniſſe auszufüllen vermöchte. Ein ſolches wäre wohl nur durch eine großartige, literariſche Aſſociation zu ſchaffen, die bei unſern ſich zerſplitternden Verhältniſſen nicht im Reiche der Wahrſcheinlichkeit liegt. Wenn man die verſchiedenartigen Intentionen der Journale kennt, alle die Sympathieen und Schulen, die Feindſchaften und Loſungsworte der Couleuren, ſo verſchwindet allerdings der objektive Nimbus der Kritik. Man verlernt es, auf eine Recenſion zu ſchwören, begreift es, daß gerade bedeutende literariſche Erſcheinungen am Lebhafteſten auf dieſer oder jener Seite oder gar auf allen Punkten angefochten werden.

Aber iſt dies anders möglich? Namentlich in einer Zeit anders möglich, wo aus einem neuen Leben neue philoſophiſche, poetiſche Zuſtände ſich geſtalten, wo keine Art oder die mannigfachſte Art Klaſſik ſtatuirt wird! Iſt die Stellung der Leſer deshalb ſo übel? Mich dünkt: ſie iſt um ſo intereſſanter. Die Selbſtthätigkeit beim Leſen von Kritiken wird um ſo mehr in Bewegung gebracht, das Moment eines gebildeten Leſers iſt jetzt nur eben darein zu ſetzen, daß er die Ausgangs- die Lebenspunkte der verſchiedenen kritiſchen Richtungen ſchnell erkenne, und alsdann das Geſagte zu ſeiner eignen Anſicht rangire. In ſolcher Zeit iſt es ſchon Kultur, das Terrain genau zu verſtehen, mit Einſicht die Bewegungen zu obſerviren, der eben laufenden Geſchichte Herr zu ſeyn.

Dieſe geringſte Anforderung ſoll aber auch Niemanden erlaſſen werden, der auf Bildung Anſpruch macht: wer nicht auf den Boden wirken kann, der ſoll ihn wenigſtens kennen.

Und von dieſem Standpunkte aus wird der Kritik, ſie ſey noch ſo ſehr geſpalten, ja ſelbſt unlauter, immer ein Weſentliches zuerkannt werden müſſen: ſie regt an, ſie verarbeitet. Nur die kurzſichtige Mittelmäßigkeit will jetzt noch immer, daß die Tages-Kritik in allen Dingen entſcheide.

Zu einer andern Wiſſenſchaft, der Jurisprudenz unſerer Tage, übergehend, ſeh ich wieder den Januskopf jenes Dualismus, der ſchon oben beregt wurde. Hiſtoriſche Schule und rationale Schule ſtehen ſich hier nicht weniger drohend gegenüber als die politiſchen Parteien. Zu Berlin und Göttingen iſt die Hauptreſidenz der Hiſtoriker, die Herren von Savigny, v. Hugo und Mühlenbruch dringen darauf, daß römiſches Recht auch unter Germanen herrſche, daß unſer verworrenes, kaum exiſtirendes „gemeines Recht“ das Alpha und Omega unſeres Rechtszuſtandes ſey. Dame Savigny, wie man dieſen Herrn wegen ſeines zarten Vortrags römiſcher Formeln, wegen ſeiner ganzen Zierlichkeit zu nennen beliebt hat, Dame Savigny verſammelt zu Berlin noch die große Maſſe der Juriſten um ſich; man glaubt nicht, an der Quelle geſchöpft zu haben, wenn man nicht bei ihm über das „unbeugſame, ewige Recht“ gehört hat.

Eben auch einen franzöſiſchen Namen trägt der Feldherr ſeiner direkteſten Gegner, der aus dem grünen Thale von Heidelberg die Kämpfer gegen ihn ausſchickt. Thibaut heißt er, und dieſer verlangt nationales, Zeit, Verhältniſſen, Bedürfniſſen, Gewohnheiten angemeſſenes Recht, verwirft das römiſche als hervorgegangen aus anderen geſellſchaftlichen Zuſtänden, aus deren Sitten, Religionen. —

Der Kampf iſt indeſſen nicht mehr ſo jung, daß er hier ausführlicher beſprochen zu werden brauchte, auch kollidirt er zu auffallend mit den ähnlichen politiſchen Fragen, als daß ein näheres Eingehen rathſam und erſprießlich ſeyn dürfte — die Belehrung und Diskuſſion in dieſen Branchen dürfte wohl durch die letzten vier Jahre erſchöpft ſeyn, unſer Vaterland hat ſo viel und ſo arg Mannigfaltiges darüber geleſen, daß eine Einwirkung auf dem Wege der Bücher unwahrſcheinlich geworden iſt. Wir ſind mit Büchern wie die Römer zur Kaiſerzeit mit Göttern überſättigt.

Dieſer Kampf der Rechtsweiſen hat aber ebenfalls durch einen Zweig des Hegelthums neues, pulſirendes Leben erhalten — Eduard Gans hat ſich in Berlin als Prätendent neben Savigny aufgeworfen, das unbedingte hiſtoriſche Recht in dem Bereich einer Hilfswiſſenſchaft zurückzuweiſen, das rationale Recht auf den höheren Standpunkt eines geſchloſſen philoſophiſchen Rechts zu erheben geſucht. Auf Seiten einer gewiſſen Innerlichkeit der Verhältniſſe hat ſich Göſchel in ſeinen „Zerſtreuten Blättern,“ auf Seiten einer praktiſchen, ſcharfen Auswahl, Bornemann in ſeinem „preußiſchen Criminalrecht“ neben ihn geſtellt, ſo ſehr ſich auch der Letztere in ſeinem geiſtreichen Eklekticismus zuweilen polemiſch gegen Gans anſtellen mag. Wie es heißt, wird in Kurzem unter Leitung dieſer philoſophiſchen Juriſten eine neue juriſtiſche Zeitung erſcheinen, und es iſt nun zu erwarten, welche nächſte Wendung dieſer Kampf nehmen werde. Nur Göſchel's Erſcheinung iſt eine ſo auffallende, daß ich nicht ſo eilig an ihr vorübergehen kann. Die größte Wiſſenſchaftlichkeit, das Hegelthum, das Goethethum vereinigt dieſer Mann in ſich mit einer äußerſt milden Humanität und mit einer kindlichen Hinneigung zum Pietismus. Aus dieſen mannigfachen Elementen hat ſich eine ſo wunderliche, ſo geiſtreiche und doch ſo ſchwatzhafte, formloſe Produktion entwickelt, daß dieſe literariſche Erſcheinung nicht zu rangiren iſt, und ganz und gar nur in die Kategorie des Anregenden geſtellt werden kann, wo das einzeln Barocke des Kombinirens, das Gemachte der Erklärungen überdrängt wird von dem Reichthume der ſich ausbreitenden innern Welt. Man möge ſich alſo nicht dem erſten Eindrucke hingeben, wenn man hört, daß aus Wolfgang Goethe der Pietismus konſtruirt wird.

Dieſe Verhältniſſe erinnern übrigens neben denen der Hiſtoriker am Meiſten daran, wie das Entwickelungsleben, durch temporaire Kraft und

Macht aus den auffallenden Erſcheinungen verdrängt, in den verſchiedenartigen Literaturen fortſickert, fortwuchert, ſeine baare, nackte Geſtalt mit den Gewändern dieſer oder jener Wiſſenſchaft und Kunſt bekleidet. Man wird an jene wilden Bergſtröme erinnert, die ſtürmiſch brauſend und wild von den Höhen herabſtürzen, von drohenden Felſen aufgehalten plötzlich zu verſchwinden ſcheinen, und erſt nach langem Zwiſchenraume am Anfange der Ebene wieder zum Vorſchein kommen. Der wilde Fall iſt verſchwunden, ſie fließen ſanft und friedlich, aber ſie führen daſſelbe Waſſer, ja ſie ſind in der Verborgenheit durch neue unterirdiſche Quellen reicher, breiter und tiefer gemacht worden.

Dieſes Moment der Entwickelungsgeſchichte muß jetzt alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Die Literatur wird wieder der Mittelpunkt unſers Lebens. Sie gleicht den Tempeln der alten klaſſiſchen Völker: in ihnen fanden die Verfolgten Schutz, in ihnen erbte die Intelligenz durch die Schriften der Prieſter fort auf künftige Geſchlechter. Und die Literatur gleicht auch glücklicherweiſe jener chemiſchen Schmelzhütte, welche das Weſentliche, Aechte des Metalles abſcheidet vom Schlacke und Flitter, ſie iſt darum auch keiner nach Vollkommenheit ſtrebenden Regierung gefährlich. Die Literatur iſt nicht bloß das Archiv der Civiliſation, ſie iſt auch das Medium derſelben. —

Bei den juriſtiſchen Begriffen darf ich die kurſirenden Anſichten vom Staate nicht übergehn. Die herkömmliche unter den Juriſten war bis jetzt die, daß der Staat auf einem Vertrage beruhe, der vom Hauſe aus zwiſchen Herrſchern und Beherrſchten ſtatt finde, er möge ausgeſprochen ſein oder nicht. An dieſe Theorie hat ſich größtentheils die Revolution gereiht. Hegel, um dem Staate mehr Innerlichkeit zu vindiciren, verwirft dieſe Theorie, nennt ihn ein ſittliches Inſtitut, deſſen geheiligter Kern und Mittelpunkt die Familie. — Wenn dieſe Anſicht, in der Dialektik ſeines Syſtems begründet, Verbreitung gewinnt, ſo würden die publiciſtiſchen Kämpfe plötzlich ein ganz ander Terrain einnehmen. Die bisherigen Staatstheorieen waren mehr oder minder nur juriſtiſch.

Der verſtorbene Ludwig Hoffmann hat für denjenigen ein ſehr brauchbares Compendium geſchrieben, der ſich über die hiſtoriſchen Entwickelungsformen der Politik von den Babyloniern bis auf Napoleon herunter ſchnell unterrichten will, und dem das koloſſale „Erbrecht“ von Gans zu weitläufig dünkt. Jenes Buch heißt: „Der Menſch als Staatsbürger.“

Auch in Sachen der Theologie hat Hegel einen neuen Standpunkt gegeben, wie denn ſeine Philoſophie allerdings das umfaſſendſte Gebäude iſt, was vielleicht in der Wiſſenſchaftsgeſchichte da geweſen iſt. Konſequenz und Ganzheit iſt große Macht: ſollte alſo auch ſelbſt die temporaire Richtigkeit dieſes ganzen, großartigen Inſtituts der Dialektik von unſern bedeutenden Männern nicht anerkannt werden, einem gewaltigen Einfluſſe dieſer Philoſophie wird ſich die nächſte Zukunft nicht entziehn können. Iſt doch die Revolution in allen Richtungen der kritiſchen Philoſophie gelungen, die bei Weitem einſeitiger, unvollkommner ausgebildet war. Durch viele tauſend Kanäle rinnen die Waſſer jenes großen Hegelſchen Stromes in Nebenwiſſenſchaften, Anſichten, Individuen, bis das ganze Flußnetz einer Zeit damit erfüllt iſt, und ſelbſt die Widerſtrebenden daraus ſchöpfen ohne es zu wollen und zu wiſſen. Ein Philoſoph mit einer Konſequenz und Univerſalität, die alle Branchen der Bildung umfaßt, iſt wie ein welthiſtoriſcher Eroberer, dem die Einzelheiten vergeblich widerſtreben. Dieſen allgemeinen Ab- und Zuſchluß des großen Syſtemgebäudes hatten eben die Hegelianer ſtets im Sinne, wenn ſie ſich der Einſicht aller ſonſtigen Welt überhoben zeigten, und förmlich auf eine neue Schöpfung des Univerſums provocirten. Eine mächtige Einzelmacht dürfte — wie geſagt — vergeblich gegen ſie ankämpfen, aber in der Geſchichtstheorie Hegels, im Aufſteigen zu immer größerer Vollkommenheit, dürfte doch der einſtige Sieg eines neuen geiſtigen Moments nicht ausgeſchloſſen ſein. — Die Stellung Hegels in der Theologie hatte zufällig genug Schleiermacher vorweg einzunehmen geſucht, er lehrte nämlich auch wie Hegel die Identität der

Vernunft und Offenbarung, aber es war mehr ein äſthetiſches Belieben, was ihn darauf führte, die Erſcheinung eines himmliſchen Erlöſers mit der Vernunft übereinſtimmend zu finden, es war eine Geſchmackstheologie von der Lektüre Plato's angeregt, die auf keinem wiſſenſchaftlich philoſophiſchen Wege begründet wurde, und an den Glauben, an die Ahnung verwies. Plato's religiöſes und poetiſches Element beruhte bekanntlich darin, daß er auf ein Erinnern an ſonſtige vollkommnere Zuſtände hinwies, welches im tiefſten Hintergrunde unſrer Seele ſchlummere. Dieſes Erinnern belebte Schleiermacher mit einer geſchmackvollen, aber keineswegs philoſophiſchen Dialektik, und Hegel weiſ't ihn in ſeiner „Geſchichte der Philoſophie" mit wenigen abſchmeckenden Worten in's Gebiet der ſchönredneriſchen Unbedeutendheit zurück. Marheinecke nun iſt der theologiſche Apoſtel Hegels, der deſſen dialektiſche Trinität und Erlöſung propagirt. Was man indeſſen bei Göſchel in andern Hegelſchen Kreiſen findet, daß der Meiſter nämlich keineswegs baar und ohne

Zuthat überliefert werde, das dürfte an Marheinicke in noch auffallenderem Grade zu bemerken ſein.

Die alten theologiſchen Parteien der Rationaliſten und Supernaturaliſten, welche ſich in Bretſchneider, Tweſten und Aehnlichen ſchon ſehr abweichend ſchattirten, dürften nun alſo in Kurzem noch mehr in den hiſtoriſchen Hintergrund gedrängt werden, da die alten feindlichen Kampfsmottos „Vernunft“ und „Offenbarung“ plötzlich vereinigt werden, aufhören ſollen, Gegenſätze zu ſein. Alſo auch hier will ſich über den Gegenſätzen, und ſie zum Theil vereinigend, jene mehrfach genannte Dialektik erheben.

— Auch die philologiſchen Beſtrebungen unſerer Tage haben jenen ſichern Mittelpunkt verloren, welcher die Lebensſicherheit, die Zuverſicht gewährt. Sie ſind wie Acciſebeamten in einem Staate, der den Herrſcher gewechſelt hat, und in welchem ſtark davon die Rede geht, man wolle die Acciſe gar nicht beibehalten. Wirklich, das alte, ſonſt ſo ſtattlich bemannte Fahrzeug irrt ohne Kompaß auf den rollenden Meereswellen der Zeit umher. Man hat das Steuer zerbrochen, die Maſte gekappt, die alte gemächliche Bahn verrückt, das bekannte Fahrwaſſer durch hineingeworfene Klippen unſicher gemacht — man hört die Nothſchüſſe der alten Mannſchaft, ſieht auf friſchgebauten Kähnen junge Lootſen heiter und muthig zu Hilfe eilen, man weiß nicht, was daraus werden wird. Mit dem heftigen Donnerſchlage, die Philologie wende nur den Rumpf der Vergangenheit nach allen Seiten, und erdrücke die unſterbliche Seele in plumpen Händen, mit dieſem Donnerſchlage brach das Wetter los. Was man gemeinhin Philologie nannte, das hieß jetzt Hilfswiſſenſchaft, Material zur Wiſſenſchaft. Die Kenntniß der Sprachen und Kodices iſt allerdings nur Mittel — man machte ſie zum Zwecke, und gab ſo die Blöße, welche ein deutſcher Schriftſteller treffend mit den Worten verwundete: „Die Deutſchen laſſen ſich todtſchlagen wegen eines Punktes über dem i.“ Man forſchte Menſchenalter hindurch nach Buchſtaben und Wörtern, aber nicht nach Worten und Sinn, man machte aus der Wiſſenſchaft der Vergangenheit ein leeres Handwerk der Vergangenheit. Darin lag der Irrthum, darin ruht der Kampf: den Geiſt der Vergangenheit, nicht ſeinen Leichnam will die neue Welt.

Ich glaube man darf der alten Philologie dieſen Vorwurf machen ohne Befürchtung, deshalb einer oberflächlichen Anſchauung der Sprache an ſich geziehen zu werden. Die Sprache iſt mir keineswegs ein todtes, weſenloſes Element, die Geiſter eines Landes ſind mir in ſeinen Worten verkörpert, ich ſehe in ihr die einige Erbſchaft eines Volks. Boden, Klima, Gewohnheiten, Anregungen, Ahnungen, Alles das verdichtet ſich zu einem Kern, das Herz oder der Geiſt eines Volkes geſtaltet ſich zur Sprache, und wenn das Volk recht groß und reich und glücklich iſt, dann verſchmilzt Herz und Geiſt in ihr. Wir haben dann in den zurückgelaſſenen Worten einer Nation, ſie mögen noch ſo unbedeutend ſcheinen, die Korreſpondenz derſelben mit der allgemeinen Kultur, Liebesbriefe an den menſchheitlichen Fortſchritt. Die Sprache ſtirbt in ſo fern nie, wie ein alter Liebesbrief ein ewiges Leben in ſich bewahrt.

In der Sprache ſind auch wirklich „die Denkformen zuerſt herausgeſtellt und niedergelegt. Aus dem Logos kam die Logik.“

Und troß alle dem war viel Gerechtes in den Verwürfen gegen unſre alte Philologie. Dieſe Wiſſenſchaft überkam uns als Kontrebande, und man weiß, wie ſchonungs- und rückſichtslos mit Schleichhändler-Waaren umgegangen werden muß, um ſie verborgen durch die Douanen zu bringen. Sie ward zu Alexandria erfunden, als die griechiſche Kunſt zu Ende war, man wollte die verſchwundene Poeſie wieder ausgraben und fand ihre Verſteinerung, die Philologie. Wenn die Völker nicht mehr dichten können, dann erklären ſie.

Mit dem Sturze der alten Reiche, mit dem Siege der Völkerwanderungen ward alles Alte verſchüttet. Nur im Byzantiniſchen bildete ſich ſelbſt mit dem Chriſtenthume die Erklärungsluſt zu immer größerer Spitzfindigkeit aus. Im Abendlande bemächtigten ſich ſpäter die Scholaſtiker dieſes oder jenes griechiſchen Philoſophen, namentlich des Ariſtoteles. Aber es durfte nichts darin ſtehn, was mit dem Kirchenglauben disharmonirte, die gewaltſame, künſtliche Erklärungskunſt, eine niedrige Dialektik, ward alſo der einzige Ausweg. Als nun ſpäter nach dem Siege der Osmanen über die letzten Reſte Griechenlands griechiſche Philoſophen nach Italien kamen, und die alte klaſſiſche Gelehrſamkeit wieder anregten, da brachten ſie denn auch jenes ſpitzfindige Byzantiniſche Element mit, da fanden ſie denn auch eine orthodoxe Kirche, und was man das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften zu nennen pflegt, das war im Grunde auch noch jene philologiſche Erſcheinung, die ſich in engen Schranken, in genirenden Feſſeln bewegen mußte. Nur als ein Profanes durfte das Alterthum neben der heiligen Kirche auftreten. Es brach der Reformationsſtreit aus, die Philologie offenbarte ſich als Polemik, und in dieſer verhäſſlichenden Zwangsjacke iſt ſie bis zum 18. Jahrhundert geblieben. Es iſt ihr nie das Glück geworden, als eine freie Wiſſenſchaft ihr Haupt zu erheben. Selbſt in Holland, wo ſie eine Zeitlang den Thron der Bildung beſteigen durfte, hat ſie den glücklichen Moment nicht benutzt, das kleinbürgerliche Anſehn nicht verläugnen können oder den theologiſchen Streitigkeiten der Arminiſten und Gomorrhiſten und Aehnlichen gedient.

Noch einen lebhaften Verſuch machte ſie in Deutſchland in der ſchweizeriſchen Schule Bodmers und Hottingers, welche ſich der großen Leipziger Perücke Gottſched entgegenſtellten, als ein Medium auf unſre Literatur einzuwirken. Aber auch da entwickelte ſie zu wenig urſprüngliches Leben. Die kirchlichen Beſchränkungen hatten nachgelaſſen, es wäre Raum da geweſen, die klaſſiſche Zeit, den Mittelpunkt ihres Beſtrebens, wieder aufzuwecken, und die Philologie unternahm noch einmal einen gewaltigen Kampf. Denn unſre ſogenannte erſte Dichterperiode Klopſtocks, Ramlers und Genoſſen war im Grunde nur ein Kampf der Philologie. Wenn auch Klopſtock Hermann und die Cheruskerſchlacht beſang: es war nur eine philologiſch-theologiſche Begeiſterung, die ihn bewegte, und

Ramler war nur ein notifizirtes altes Versmaaß, wie wir's über den Oden des Horaz abzumalen pflegen. Der letzte Sprößling dieſer Richtung war Voß, der letzte Cyklop der Philologie, welcher mit ſeinem einzigen Auge mehr ſehen wollte als die Welt mit ihren Millionen Augen.

Nach dieſem letzten Anlaufe, ſich unſrer Literatur zu bemächtigen, iſt ſie in den Grenzen der Kommentare geblieben, Creuzer mit der Symbolik, Böttiger mit der Sabina ſind friedlebige Männer. Aber der Tod iſt verheerend eingebrochen in die Reihen dieſer Wiſſenſchaft, und hat ihre beſten Helden hinweggeriſſen. Der junge Rieſe Reiſig, von dem man erwarten konnte, er werde mit gewaltiger Kraft die materielle Maſſe bewältigen, und, ein zweiter Prometheus, ein neues Feuer aus den trocknen Pergamenten gewinnen, ſtarb plötzlich in der Manneskraft zu Venedig. Paſſow, der behende, ſtarb zu Breslau. Niebuhr, der ein neuer Herakles durch den Augiasſtall der älteſten römiſchen Geſchichte einen reinigenden Alpheus geleitet, ſtarb mürriſch zu Bonn.

In der Geſchichtsſchreibung hat die Philologie neuerdings ihre glücklichſte Offenbarung, ihren paſſendſten Durchbruch gefunden. Es iſt ſchmerzhaft und ſpaßhaft, wenn uns Niebuhr beweiſ't, daß Romulus und die übrigen ſechs Könige, daß die erbauliche Geſchichte von der Lucretia, die ermunternden vom Cocles, Scävola, die abenteuerliche von der Clölia und alle die bunten Dinge bis zu Camillus in's Reich der Mythen gehörten. Und wie viel Ohrfeigen ſind ausgetheilt worden für die Wahrhaftigkeit dieſer Dinge an phantaſiereiche Schulbuben, die ihre Varianten dabei anbrachten, wie viel heroiſche Tragödien haben ſich todesmuthig auf dieſem hiſtoriſchen Boden erhoben!

Man muß ſich tröſten: wir haben ein Paar Jahrhunderte Weltgeſchichte verloren, und ſo viel Volkspoeſie dafür eingetauſcht. Herr Profeſſor Seifert hat uns dafür durch eine großartige Hieroglyphenberechnung in frühem Alterthume ein Paar Jahrhunderte gewonnen — und es giebt Leute, die unſere Wiſſenſchaften nicht intereſſant finden!

Man pflegt zu ſagen, die Franzoſen und Engländer machten die Geſchichte, und wir ſchrieben ſie. Auch dieſer Sekretariatsvorzug ſcheint uns neuerer Zeit entgehen zu wollen. Zwar ſind noch viel Namen übrig, und es werden alljährlich neu geboren, es lebt der alte Heeren in Göttingen, welchen frivole Leute das Kameel der Hiſtoriker genannt haben, weil er mit den Karavanen durch alle Wüſten gezogen iſt; er ſtirbt noch immer am Schrecken über die erſte franzöſiſche Revolution, es lebt der alte Wachler in Breslau, aber ſeine Hand und ſeine Stimme zittern, wenn auch nicht aus Furcht, ſondern aus Alter, und es hat vielleicht ſelten einer mit ſchneeweißem Haar noch ſo viel Muth, eine neue Zeit mit durchzuleben als er, es lebt Schloſſer in Heidelberg, der faktiſche Hiſtoriker, der nichts findet in der Geſchichte, weil er nichts ſucht als Begebenheiten und Perſonen. Vor Kurzem hat er ſich noch einmal an das Leben Napoleons gemacht; aber es dürfte zu ſpät ſeyn, dieſen Koloß der Poeſie zu entreißen. Luden, der geſchickt redende, verſpinnt ſich zu Jena in ſeine weitläufige deutſche Geſchichte. Es iſt auch eine ganz deutſche Geſchichte, ſolch ein hoffnungsvolles ganzes Leben in einem kleinen hinter Bergen verſteckten Städtchen zuzubringen, mit altdeutſchen Kodices und ein Paar altdeutſchen Studenten. **Pölitz** präſidirt in Leipzig der Cenſur, regiſtrirt die Conſtitution und pflegt ſeine prachtvolle Bibliothek, die ſtolze Hoffnung der dortigen Univerſität. Wachsmuth neben ihm cenſirt eigenhändig mit Eifer und Fleiß — es iſt eigentlich nicht unpaſſend, daß die Hiſtoriker auch die Aeuſſerungen der laufenden Geſchichte unter der Scheere halten, auf dieſe Weiſe können ſie ſich die Zuſtände in der öffentlichen Meinung gleich ſo zu Recht legen, wie ſie ihnen am Paſſendſten mit Syſtem und Kompendium erſcheinen. Sie arbeiten faktiſch an der Zukunft, und realiſiren augenſcheinlich ein hiſtoriſches Ideal.

Wilken, der Hiſtoriker der Kreuzzüge, arbeitet ſchweigſam auf der Berliner Bibliothek, **Raumer**, der Hohenſtauffe, durchforſcht fleißig ausländiſche Kodices; die Ergebniſſe ſeiner Studien in Paris, die er betrieb, während die Pariſer ihre Julirevolution vorbereiteten, ſind als neuere Zeiträume franzöſiſcher Geſchichte bereits erſchienen, und jetzt iſt er, wie man ſagt, nach England gereiſ't, um auch dort eine Revolution anzuſehen. **Rotteck** bewegt ſich mitten im Strome der vor- und rückwärts fließenden Politik, **Woltmann** und **Dippold** ſind todt, und haben es nie zu einer Anerkennung gebracht, die man ihren Verdienſten angemeſſen nennen dürfte. Hans Karl Dippold las den Danziger Kaufleuten Weltgeſchichte vor mit ſtürmiſchen, fortbrauſenden Worten, mit einer Begeiſterung für Großes und Schönes, mit einem Glauben an die Geſchichte, mit einer Zuverſicht auf fortſchreitende Menſchheit, wie ſie ſelten gefunden werden. Seine beiden Bände weltgeſchichtlicher Vorleſungen ſind eine Theodicee, die Gottheit entwickelte die Welt zu ihrem Preis und ihrer Freude. Schwerlich haben ihn die Franzoſen gekannt, denn das Buch iſt ſelbſt in Deutſchland ſehr ſelten geworden, aber **Ballanche**, der Autor einer ähnlichen Richtung in Frankreich erinnert lebhaft an Dippold. Wenn eine Anregung von

Deutſchland aus in Rede kommen ſollte, ſo dürfte freilich Friedrich Schlegel am Erſten genannt werden müſſen. Jedenfalls bilden dieſe drei Leute ein beachtenswerthes Moment der Geſchichtſchreibung, und es iſt intereſſant, zu was für verſchiedenen Reſultaten Dippold in Danzig, Schlegel in Wien, Ballanche in Paris kamen, obwohl jeder von ihnen die Gottheit in eigner Perſon die Geſchichte anordnen ließ. Dort an der Oſtſee iſt dieſe Gottheit proteſtantiſch-fromm, in Wien neben der Kapuzinerkirche römiſch-katholiſch, der Sündenfall, die Kainiten, die Vernunft als Satan ſpielen Hauptrollen, in Paris an der place de la Revolution iſt ſie liberal-fromm.

Wir müſſen uns überhaupt tüchtig aufmachen, wenn wir den Franzoſen neuerer Tage voraus oder nur gleich bleiben wollen: es ſind nicht mehr die Franzoſen, deren Kenntniß nicht bis Lüneburg reichte und die von den Heidſchnucken erzählten: c'est un peuple sauvage, nommé Heidsnuck, ſie faſſen nicht nur die Geſchichte in den mannigfachſten und mitunter bedeutendſten Geiſtesoffenbarungen auf, ſie haben auch Material ſtudirt und aufgebraucht, wie es ein deutſcher Philologe dem Pariſer nimmer zugetraut hätte, ſie haben Sitzfleiſch bekommen. — Remuſat entdeckt China, Capéfique bringt Buch auf Buch, Mignet, Comte, die Simoniſten haben die Nothwendigkeit der Aufeinanderfolge emancipirt, Thiers, Thierry, Mazure ſtellen einfach, unbefangen dar, Villemain, Salvandy, Guizot und alle, welche dieſen Doktrinairs angehören, erzählen mit vielfach bedingter Verknüpfung, Michelet, ein überaus phantaſiereicher, kombinirender, gewandter Geiſt, ſchreibt wie der beſte Deutſche.

Wir müſſen geſtehen, daß es nur Leo und Ranke ſind, die wir an gewandtem, jugendlichem Geiſte ihm und ähnlichen Franzoſen entgegenzuſtellen haben. Und welche Kunſtſtücke hat leider Leo mit ſeinem geſchmeidigen Geiſte, ſeinen fügſamen Mitteln getrieben! Alle dieſe Gegenſätze und Schattirungen, den Staat anzuſehn, welche vor ihm lagen, den Liberalismus, die Legitimitätstheorie, Reſtauration, Reaktion, Hierarchismus, Moderantismus, Juste milieu, Doktrinarismus und wie ſie weiter heißen mögen, verſchmähte er. Das iſt gewiß nicht zu verargen, ein ſelbſtſtändiger Geiſt geht immer gern einen eignen Weg, aber er hat ſich aus lauter Sucht nach Originalität einen ſo verwerrenen herausgeſucht, daß ihm gewiß ſelbſt oft um Kopf und Krone bange wird. Gedanken und Syſteme laſſen ſich bekanntlich wie Zahlen- und Buchſtabenverſetzungen in's unendlich Mannigfaltige treiben; aber wie viel Einfaches und Natürliches wird ein Hiſtoriker für ſeinen Staat übrig behalten, wenn er dieſe mathematiſche Spielerei mit ſeinen Gedanken anfängt. Man ſtaunt einen Taſchenſpieler an, aber das iſt auch Alles. Herr Leo hat den offen liegenden Mangel eines bloß äußerlichen Staats-Rationalismus, wie er ſeit der Franzöſiſchen Revolution Mode geworden iſt, wie viele andere eingeſehn, er hat die Einſeitigkeit begriffen, alle Thätigkeiten des Staats nach einer einzigen, allgemeinen Idee zu regeln, und allen Organismus darüber zu vernachläſſigen. Aber auf dieſen Standpunkt waren zu viel Leute gekommen:

er dachte, etwas ganz Apartes zu erreichen, wenn er dieſes vernachläſſigte Moment eben auch zum Extreme ausbildete. Und darin begegnet er nun am Ende dem Robespierre'ſchen Fanatismus der bloßen Idee, er wird mit der Innerlichkeit und dem Organismus eben ſo einſeitig wie jener mit der Aeußerlichkeit und dem Mechanismus. Er vermeidet mit großer Geſchicklichkeit das Wort „Freiheit“ und beſteht auf dem „Naturwüchſigen,“ dem „göttlichen Kunſtwerke“ des Staats, aber ſolch eine geſchickte Künſtlichkeit hat kein Leben in ſich, iſt kein Weſentliches eines großen Hiſtorikers, und mit dieſer ganzen, geſchraubten Manier verkümmert Herr Leo ſeine bedeutenden Fähigkeiten und Talente, die unſrer Geſchichtsſchreibung ſo ſehr zu Gute kommen könnten. Man wird hierin nicht die thörichte Forderung entdecken wollen, Herr Leo möge ſich lieber mit offnen Armen einer der coulanten politiſchen Anſichten hingeben — o, nein, das iſt hiermit durchaus nicht ausgedrückt. Die Geſchichte kann nur gewinnen, je mehr ſelbſtſtändige Anſchauung und Forderung ſich in ihren

Forſchern entwickelt. Aber dieſe Selbſtſtändigkeit darf keine geſuchte ſein.

Herr Leo mag dies auch wohl bereits eingeſehn haben, das Elegiſche, Unwirrſche, was ihn jetzt ſo oft beſchleicht, könnte ihn daran erinnern, in welche zuſammenhangsloſe, einſame Stellung ihn der Verſuch gebracht hat, ein nie da geweſener, einziger hiſtoriſcher Löwe zu werden.

Dieſe Situation hat **Leopold Ranke**, ſein Ruhmesrival, tüchtig benutzt: er hat ſich unbefangen, mit ſeinem kräftigen, behenden Geiſte an den Stoff gemacht, und auf dieſe Weiſe einen bedeutenden Standpunkt ſchnell und zweifellos erkämpft. Ranke nimmt jetzt vielleicht den erſten Platz ein unter den jungen Hiſtorikern: rapid, umſichtig, prägnant ſtellt er mit ſtraffen Worten alte und neue Zuſtände dar. „Die römiſchen Päbſte," ſein letztes Buch, ſchritten mit ächten, erſchreckenden Augen einher, in all' ihren Bewegungen pulſirt urſprüngliches Leben, in jeder Falte ihrer ſtrahlenden Gewänder ruht Anfang und Ende des Hierarchismus. Die Darſtellung der bosniſchen

Zuſtände in der „hiſtoriſch politiſchen Zeitſchrift“ iſt ein Muſter von anſchaulicher, plaſtiſcher Scenerie.

Ich hätte nun noch nachzufragen, wie die Philologie plötzlich in Unruhe verſetzt worden iſt durch den Brahmaismus. Die Fortſchritte der Engländer in Oſtindien, die ergiebigen Beſtrebungen Jones, Wilſons, Colebrookes und Aehnlicher um Geſchichte und Literatur der Hindus regten vor etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren die Gebrüder Schlegel an, Sanskrit zu ſtudiren, und Sanskrit und Prakrit verlangten auf einmal eben ſo viel Würdigkeit des Anſehns als der doriſche und ioniſche Dialekt. Die alte Legitimität des Philologenthums ſchien bedroht zu ſein und es gab lebhafte Emeuten. v. Hammer emancipirte dazu Perſien und die Osmanlis, Goethe ſchrieb den weſtöſtlichen Divan, das neue weite Reich der Sonne von Aral bis Ceylon hinab ward aklimatiſirt, und die ſogenannte klaſſiſche Philologie mit Cicero und Homer ſollte der Alleinherrſchaft beraubt werden, Hafis, Gautama Buddha, Valmikis und Kalidas wollten gekannt und gekrönt ſein.

Dieſe neue Welt kann der alten Wiſſenſchaft einen großen Schwung verleihn, ſie muß wieder auf Forſchung des wirklich Unbekannten, Weſentlichen ausgehn, ihre Capuenſiſchen Winterquartiere mit dem Pro und Contra für die Partikel γε oder τε nehmen ein Ende, und es ſind ihr wieder Zugänge für die allgemeine Wiſſenſchaft, Kenntniß der Welt, ihre Entſtehung, Entwickelung eröffnet. —

Und nun dürft' ich mit dem oben beregten Woltmann einen Uebergang zu unſrer ſchönen Literatur ſuchen, womit die Ueberſicht zu ſchließen wäre.

Woltmann wird meiſt abſprechend bei Seite geſetzt, weil ſeine Thätigkeit und ſein Leben in lauter nachtheilige Konflikte gerieth. Die alte ſteife Form des Geſchichtſchreibers genügte ſeinem geſchmackvollen Geiſte nicht, und dies ſein Mißbehagen, was er nicht eben verſchwieg, fand natürlich wenig Beifall unter ſeinen Kollegen. Er beſaß ferner viel ſchöngeiſtiges Talent, aber er gerieth damit in die Frühlingsüppigkeit, welche damals bei Schiller und Goethe emporſproßte und kam ebenfalls zu keiner Anerkennung. So lebte er in peinlicher Situation zu Jena, dem damaligen Mittelpunkte der deutſchen Jugend in Poeſie und Philoſophie. Goethe, Schiller, der alte Fichte, der junge Schelling, der noch jüngere Hegel, Schlegel, eine Zeitlang auch Tieck bewegten ſich in jenen Jahren dort durcheinander. Das kleine, enge Saalthal war überfüllt mit Titanenhoffnung, Titanenſtreben, Woltmann kam dazwiſchen nicht auf, und ſtieß vielfach an, bald bei dieſem, bald bei jenem. Und ſo finden wir ihn denn ſpäter in der alten Stadt der Schlöſſer, in Prag wieder, wo er krank und leidend nach der hinter dem Hradczin untergehenden Sonne blickt, ſein Vaterland hat ihm wenig Anerkennung gezollt, aber es iſt doch kein Groll auf ſeiner lächelnden Lippe, der morſche Körper vermag die heitere Seele nicht anzuſtecken. Woltmann ſtirbt arm, aber ohne Murren, gute Freunde bezahlen ſein Begräbniß, und ſtill und ärmlich wird einer der intereſſanteſten Männer unſerer Literatur zwiſchen den hohen Häuſern der alten Czechenſtadt zu Grabe getragen.

Er war ein feiner, ſpekulativer Geiſt voll Schönheit, Harmonie und Zauber. Seine Memoiren des Freiherrn von S—a enthalten einen Band kühner, origineller Kritik über unſre damaligen ſchöngeiſtigen Zuſtände, und eine überaus liebliche, neu erfundene und geformte Romanſkizze.

Weil ich darauf zurückkommen will bei Gelegenheit des Deutſchen Romans, und eine Ueberſchau unſrer Belletriſtik durch den ganzen Band zu geben denke, ſo benutze ich dieſen Schriftſteller als Uebergang zu den ſpeciellen Kritiken unſrer neuſten ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur, und ſchließe mit ihm die allgemeine Ueberſicht.

2.

Nicolaus Lenau.

Das plötzliche, bedeutende Auftreten eines neuen Dichters überraſcht immer wie ein Lotteriegewinnſt, wie ein Glück. Man weiß es, aber man wagte es immer nicht zu wiſſen, daß ganz im Stillen und Dunkeln die edlen Metalle wachſen.

Lenau iſt wie ein poetiſcher Cäſar aufgetreten: er kam, ſah und ſiegte, und iſt ſtolz von uns gegangen, nachdem er uns beſchenkt.

Unter dieſem Namen Nicolaus Lenau verbirgt ſich nämlich ein Freiherr von Nimtſch aus Oeſterreich. Dort in dem behaglichen Lande des Herkommens iſt der Knabe im Sonnenſchein aufgewachſen, die Berichte aus fernen Ländern haben ſeine

Sehnſucht geweckt, die ungariſchen Steppen haben jenes allmächtige Gefühl des Verlaſſenſein's in ihm erzeugt, jenes urſprünglich menſchliche Gefühl, was uns die Menſchen ſo werth und ſo lieb macht, was uns direkt vor Gottes Angeſicht ſtellt.

Es wundern ſich Viele, daß in dem ſo zurückgezogen lebenden Oeſterreich Dichter aufſtehn. Ich wundre mich im Gegentheile, daß es nicht öfter geſchieht. Nicht das Geräuſch, nicht der Ueberfluß, ja, um es offen zu ſagen, nicht das Glück ſchafft das Gedicht; aus der Thräne, aus dem Entbehren, aus der Einſamkeit quillt es. Das Glück hat auch ſeine Poeſie, aber der Mangel erzeugt die Poeſie — die Sehnſucht iſt ihre Mutter und der Schmerz ihr urſprünglicher Vater. Und des glücklichſten Dichters berühmte, mit Weh durchnäßte Verſe:

> Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte,
> Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
> Der kennt Euch nicht, Ihr ewigen Mächte!

meinen eben auch die Poeſie.

In dem Gedanken der Schmerzespoeſie liegt ja auch die rührendſte Verſöhnung mit der Welt: wenn ſie uns nicht beglücken kann, wenn ſie unſer Herz mit Weh berühren muß, ſo thut ſie's wenigſtens mit einem Zauberſtabe. Man muß unglücklich ſeyn, um glücklich zu werden. Denn die Poeſie iſt das höchſte Glück, weil ſie außer der Welt noch tauſend neue Welten, die Ahnung beſitzt. Ja ſie braucht die Welt nicht, ſie iſt ſelbſt eine, und weil ſie eine ſchönere iſt, ſo tröſtet ſie nicht nur, ſondern beglückt.

Solch eine Sehnſucht hat auch Lenau zum Dichter gemacht, und als er uns zum erſten Male mit den Gedichten ſein Herz reichte, da ſtieg er an den Bord des Schiffes, um jenſeit der Meere ſeine Sehnſucht zu ſtillen. Damals ſagte ich voll inniger Betrübniß über den Verluſt: „So verläßt uns Einer nach dem Andern, und ſie ſind faſt Alle aus den Reihen der Beſten, die da ſcheiden. Armes Vaterland, wie müßen Deine Reize welk geworden ſeyn, daß Deine feurigſten Freunde ſich von Dir wenden, und die ſchönere Fremde ſuchen!

Heut ein heißes Herz und morgen wieder eins, das grollenden Abſchied klopft auf den Rheinbrücken, oder auf dem Verdecke des fortfliegenden Dampfboots; — wie der ungeſtüme, ſchwankende Gedanke wirbelt die Rauchſäule in unbegrenzte Luft, ſie weiß nicht, was ſie findet, aber ſie ſucht Neues, Beſſeres, ſie breitet ſich aus, und löſ't ſich auf in Sehnſucht. Wir verlieren unſre beſten Männer, aber unſre Poeſie gewinnt die beſten Lieder. Die ſchönſten Töne ſind es, die da heraufklingen, wenn das Schönſte des Menſchen, ſein Herz, zerſpringt. Es giebt nirgend einen ſolchen Handel mit Millionen, als in der Poeſie, wo das Herz mit ſeinem Weh der Einſatz, die Welt mit aller Herrlichkeit der Preis iſt.“

Aber er iſt wieder gekommen, es hat ihn nicht geduldet draußen — o, es iſt ein altes verbrauchtes Ding, die Heimath, aber wem ſie fehlt, der ſtirbt an dieſem Mangel. Das Herz braucht ſeine Ideale, aber es braucht auch ſein täglich Brod. Der Himmel weiß es, welche ſehnſüchtige Qual nach glücklicheren Fernen unſre Herzen oft peinigt, aber können wir beſtehn, wenn wir nicht mehr die alten Provinzialdialekte hören, wenn wir nicht mehr unſre bockſteifen Philiſter ſehen, denen die Tabackspfeife aus der Rocktaſche kuckt und die pedantiſche Ordnungsliebe aus der Buſenkrauſe? Niemand fordert uns mehr auf, über's Wetter zu konjekturiren, Niemand ſpricht mehr: Nun, mein lieber Guter, ſetzen wir uns, und erzählen wir einander was, Niemand flüſtert uns mehr in's Ohr: morgen Mittag giebt's Klöße, Niemand hat mit uns für Friedrich Schiller und Theodor Körner geſchwärmt, Niemand hat den „Dohmſchütz und ſeine Geſellen“ geleſen, Niemand erzählt grausliche Geſpenſtergeſchichten, ach Niemand flüſtert uns unter'm Siegel des heiligſten Stillſchweigens die gefährliche Neuigkeit zu, der Herr Sekretair Schmidt habe unter dem Namen X. in's Wochenblättchen ſetzen laſſen, daß der Herr Regiſtrator Schulz am 3. hujus Abends um drei Viertel auf Zehn noch nicht zu Hauſe geweſen ſei, und er habe den Herrn Regiſtrator Y. genannt — ach, die ganze Welt erſetzt uns Deutſchland nicht!

Haben die Leute wohl je daran gedacht, was Heinrich Heine mitunter in Paris für traurige Abende verlebt? Auf der dunklen Stube ſitzt er einſam, draußen in den Straßen, auf dem Flur parlirt man in fremden, vermiſchten Tönen, ach, wie ſchmachtet er nach einem derben plattdeutſchen Worte, wie ſehnt er ſich nach einem jener einfachen, uneigennützigen deutſchen Liedern, als „Ich frage nicht nach Geld und Gut,“ wie ſehnt er ſich nach dem früher verſchmähten „Schönen, grünen Jungfernkranze,“ und ſolchen Liedern, die aus einem Dachſtübchen herunterflattern ſollen. Wie viel Esprit gäb' er hin, wenn er einen gemüthlichen Deutſchen Gevatter haben könnte, der ihm „eine Geſchichte“ erzählte, eine Geſchichte vom Vetter Stephan, den ſie unter die Soldaten nehmen wollten und der ſich unter den Backtrog verkrochen hatte. Die Käthe bringt ihm Eſſen und Trinken, ſtreichelt ihm die feſten Wangen, und beſchreibt ihm, wie der Fall ſchon einmal vorgekommen ſei in der Familie, und dabei giebt ſie die ganze Hauschronik zum Beſten, und ſchließt mit einem tüchtigen Schmatz und der Verſicherung, der liebe Herrgott werde noch Alles gut machen.

Ach, zu welchem ſchönen Ideale verklärt ſich dem Heine ſolch eine Käthe! O, der Deutſche iſt ſehr elend in der Fremde, und nun gar der Schriftſteller! Was helfen ihm die ſchönſten Worte, welche er ausſinnt; ſie werden ja erſt Geſtalten durch das Publikum, was ſie wiederholt, ſeine Bücher werden ihm erſt lieb, wenn er ſie durchſprechen kann mit denen, für die ſie geſchrieben waren, wenn er ſie tadeln, loben hört. Wenn wir lieben, ſo erleben wir das kleinſte Ereigniß für die Geliebte. So oder ſo, denken wir, wirſt du's ihr erzählen, wie wird ſie ſtaunen, ſchelten, — lächlen, was wird ſie ſagen!

Und das Vaterland iſt unſre ſtete Geliebte — Lenau mußte wieder kommen, da er es konnte.

In all dieſen angeregten Beziehungen liegt aber der Kern ſeiner Poeſie, darum iſt ſie ſo innig, vertraut, ſo bewegend. Eine Durchgangsepoche wie unſere Zeit, wo Leib und Seele eines ſcheidenden Jahrhunderts ſich unter aufſchreienden

Schmerzen trennen, wo die Sehnſucht wie durſtiges Hochland nach erquickendem Regen lechzt, wird nicht die ſchönſten, aber die innigſten Gedichte bringen. Denn zur Schönheit fehlt's an Ruhe, aber zur Wahrheit iſt ſtachelnde Aufforderung da, und jede Wahrheit trifft tief nach Innen, denn ſie kommt tief von Innen.

Es iſt eine moderne Barbarei, mit welcher die neueren Dichter das Herz mit all ſeinen Wunden, ſeinen Geſchwüren, ſeinen zuckenden Bewegungen an's Sonnenlicht reißen — es iſt Dantons und Robespierre's Terrorismus, dem ſich unſere Poeſie hingegeben. Es wäre troſtlos, wenn dieſer Zuſtand ſtetig werden ſollte, aber er war an der Zeit, er war das einzige Rettungsmittel, unſre Poeten logen, die wirklichen Zuſtände erſchienen nicht in ihrer Poeſie. Die Frucht der Civiliſation diene dazu, daß jener Terrorismus in der Literatur nicht weiter gehe als Noth thut, und die äußeren Verhältniſſe mögen ſich aus ihrer Zerriſſenheit zu einer ſtetigen, feſten Form geſtalten. Dann wird die Literatur auch wieder eine gleichmäßige Baſis gewinnen. Voſſens Spießbürgerlichkeit, Matthiſſons kränklich weinerliches Weſen, Schlegels geziertes Reifrockſpreizen, ſelbſt Schillers beſtechendes Ablöſen von aller Wirklichkeit, mußten angegriffen, es mußte der Anſchein einer neuen Barbarei gewagt werden, um eine neue Klaſſik vorzubereiten. Und wenn es die Gegenwart aus vielen andern Rückſichten nicht kann und nicht darf, die Literargeſchichte wird einſt mit Achtung die Namen ihrer Schreckenshelden nennen: Danton-Menzel mit der Löwenſtimme, Robespierre-Börne mit dem urſprünglich weichen Gemüthe und Sanct Juſtus Heine mit dem blutigen Herzen und der ſchonungsloſen, ſchwertſcharfen Lippe. Durch die Spirallinien werden noch Jahre lang jene angeſchlagenen Töne ſchwirren, ehe ſie den Kreislauf vollendet haben, ihre Früchte werden gereift ſein, ehe die Befruchtung allgemein anerkannt wird. Es iſt nichts weniger bekannt als die literargeſchichtliche Botanik; mit Mühe erlernen Viele den Namen der aufgeſchoſſenen Pflanze, aber den Samen erkennen immer nur Wenige. Die Helden der

Geſchichte haben immer die meiſten Feinde gehabt: Chriſtus ward gekreuzigt, Muhamed vergiftet, Abälard entmannt, Huß gebraten, Rouſſeau verlacht, Napoleon aus der Menſchheit verwieſen — auch die Gründer neuer Zuſtände in der Literatur erben immer ein Theilchen dieſes Unglücks: Leſſing ward verketzert, Lord Byron ward mit Nadeln erſtochen, ſelbſt Goethe's ewiges Glück rettete ihn nicht von dem vielfachen Vorwurfe der Atheiſterei Pantheiſterei, Unſittlichkeit.

Von jenen oben genannten neueren Terroriſten haben nun freilich durch direkte Beſchäftigung mit Politik einige ihr Exil aus dem Vaterlande herbeigezogen, und ich habe es hier bloß mit ihrer literariſchen Wirkſamkeit zu thun.

Der Anſtoß zu dieſem Reinigungsproceſſe in der Literatur war gegeben, wir Späteren hatten das Gegebene zu benutzen, fortzufahren, ſo lange es Noth that, im Kleinen, in den Winkeln aufzuräumen, was jenen Heerſtraßengeiſtern entgangen war, und — einzulenken, ſobald die hineingeworfenen Negationen allmählig poſitive Geſetze, Normen, Regeln geworden ſind, Acht zu haben, wann dieſe Zerſtörung einer ſcheinbaren Klaſſicität ſelbſt klaſſiſch geworden iſt.

Und wir dürfen es nicht verkennen: die Anarchie in unſrer Literatur iſt vorüber, die Geſetze erlangen wieder ihre Geltung, und ſie ſind genügend modificirt, geſäubert vom abgeſtandenen Theewaſſer Theodor Hell's und Ernſt Houwald's.

Je ſpäter die ſubjektive Poeſie kommt, deſto geläuterter verlangen wir ſie; als Heine ihren Ultraismus begann, da hatte der Menſch wenig oder nichts zu thun, faſt nur am eignen Individuum durfte der Poet Entdeckungsreiſen verſuchen. Wie ganz anders iſt es ſchon jetzt; des Nebels Falten ſind breit auseinandergeſchlagen, hie und da ſehen große Streifen blauen Himmels herein, wir haben uns zum Theil aus unſrer zuſammengedrückten Stellung aufgerichtet, wir möchten mitunter ſchon fliegen — was wir aber möchten iſt Sache der Poeſie.

Das iſt der Uebergang von der allzu großen Subjektivität. Und dieſen Uebergang bildet Lenau.

Die Intereſſen des Individuums werden ſich verallgemeinen, ausbreiten, das Individuum wird ſich ſelbſt univerſell bilden, und wenn einſt das Individuum und die Allgemeinheit einander liebend, unauflöslich in die Arme ſinken, dann iſt die Zeit erfüllt, und es kann wieder von klaſſiſchen Zuſtänden die Rede ſeyn.

Solche Annäherung findet ſich in dieſen Gedichten. Der Poet iſt nicht ſparſam mit ſeinem eignen Schmerze, aber der Schmerz pocht ſchon weniger eigenſinnig auf ſein perſönliches Vorrecht, er iſt ſchon umgänglicher, humaner, vaterländiſcher. Die Sprache iſt kühn, ſtark, wild wie der Löwe, aber ſchon nicht mehr grauſam wie der Tiger, nicht mehr erſchreckend wie deſſen Sprünge, nicht mehr ſo bizarr und grotesk, wie das Alles uns oft in der neuen Schule begegnet. Sie iſt gewaltig, ſelten erſchreckend, mannesfeſt, mannestapfer, manneskühn, weniger jünglingswild. Es iſt die gereiftere männliche Jugend unſrer neuen Dichtkunſt. Ich kann hier auf den bloßen Ausdruck verweiſen, er wird in ſeiner Kraft darthun, was ich meine:

Brauſend fliegt des Todes Jagdhund
Sturm bergan in wilder Eile,
Seinen Herrn zu ſuchen, irrt er
Durch die Felſen mit Geheule.

— Nicolaus Lenau iſt übrigens die lieblichſte Vereinigung des ſanften Uhland, der ſo zauberhaft ſingend an die Schwelle unſerer Zeit trat, der mit gleichem Schwabenherzen ein Zwillingsbruder Schillers ſcheint, und des pittoresken Heine, der das Herz mit geiſtigen Blitzen bewehrt hinauswirft in die tiefverachtete heißgeliebte Welt. —

Es iſt bereits eine zweite Auflage von Lenau's Gedichten erſchienen, worin die zauberiſchen „Atlantika" ſeinen ſehnſüchtigen Zug nach der andern Welt ſingen.

3.

Chamiſſo.

Als Bürge für Gutes und Schönes ſtand am Eingange des Muſenalmanach von 1833 Chamiſſo's edles, entſchloſſenes Geſicht. Es ſieht ernſt und ſtreng unter ſeine Landsleute und ſcheint die langen Locken unwillig ſchütteln zu wollen. Man ſchickt ihm gar zu viel Klagen und Seufzer „an Emma“ und „an Ida“ für den Muſenalmanach, er weis nicht mehr, wie er die Verſe von ganz Deutſchland bewältigen ſoll.

Ich kenne außer Rückert keinen liebenswürdigeren Dichter als Chamiſſo, es iſt eine Geſundheit in ihm, welche das größte Behagen einflößt. Jeder Dichter iſt zwar eigentlich liebenswürdig, weil er uns das Beſte ſeines Herzens ſchenkt, und weil dies immer liebenswürdig, die Liebenswürdigkeit ſelbſt iſt. Aber der Eine liebt das ſchwarze Auge beſonders, der Andere das blaue, mir iſt das Chamiſſo's immer ſo abſonderlich ſtärkend, labſam erſchienen, ſo Leben, Kraft und Muth weckend, ſo mannhaft, zuverſichtlich, tüchtig ganz und gar. Die Sonne aller Zonen hat in dies kräftige, immer geſpannte Auge geſehen, der blaße, magre Norden, der dunkle, üppige Süden, die trockne, öde Inſel, welche gleich einem böſen Schuldner die Gedanken an den Himmel weiſet, das grüne ſaftige Eiland, was mit dem Zauber der Erde berauſcht.

Er hat das Leben beſtanden in allen Kampfesgeſtalten, und in den tiefen Mundwinkeln ſitzt mit verſchränkten Armen ein ruhiger, kühler Muth, ja Trotz — aus ſeinem Kopfe und ſeinen Liedern ſieht ein geſtählter Mann, und die mannigfache Welt ſpiegelt ſich auf dieſem Antlitze. Um ein Bild vom Poeten Chamiſſo zu haben, denke ich mir ihn oft wie ein hohes Standbild auf der höchſten, ewigen Alp, über alle Meere und Zonen ſieht er bis in die äußerſten Enden der Welt. Seine Poeſie hat ſo breite Schwingen, daß ſie in ſtarkem Fluge über den ganzen Erdkreis rauſcht, und unſre Stuben- und Provinztriller ſich ſchüchtern zuſammenkauern, ſobald ſein Flügelſchlag tönt. Von der fernen Inſel Guahia, von Rußlands Eisſteppen, von Spaniens Mandelbäumen, aus dem türkiſchen Kiosk kommt ſein Lied, überall iſt er zu Hauſe.

Ueberall iſt er zu Hauſe, damit wird aller erwachende Vorwurf niedergeſchlagen: er beſingt die Zuſtände ſo verſchiedener Gegenden, zwiſchen denen zum Theil die ganze Erde liegt, nicht wie ein Fremder, er bringt nicht Deutſchland auf die Sandwich-Inſel, nein, er bringt die Sandwich-Inſel nach Deutſchland.

So liegt ein zaubervolles Mahnen an die Weite und Größe der Welt, an den Raum des menſchlichen Herzens für Stoff, Gedanke und Glück in Chamiſſo's Dichtungen, grüne, wie Baumthäler wogende Ahnungen öffnen ſich, wir werden kräftiger, ſtrebender, größer dieſem Dichter gegenüber. Und das iſt ächte poetiſche Macht, das Herz zu erweitern, die Sehnſucht, das Verlangen zu wecken, unbekannte Himmel zu öffnen.

Die poetiſche Erzählung in jeder Form, überall natürlich und friſch wie ſein Sinn, iſt Chamiſſo's glücklichſtes Feld, und wie einfach auch mehrere ſeiner Volksſagen ſind, der ungeſchminkte Vortrag, das Kernige des Erzählers macht alle angenehm. Er hat auch das Ritterthum und das Freiheitsheldenthum der Deutſchen aufgefaßt, aber er iſt nicht dabei wie an einem ſteinernen Götzenbilde ſtehen geblieben, ſondern er hat es in ſeinen Buſen genommen, und ſo iſt er mit ihm weiter gegangen, und wenn er es bringt, ſo trägt es immer die Züge der charakteriſtiſchen Aechtheit, es iſt immer wieder jung.

Ich glaube ähnlich dieſer Charakteriſtik wird Chamiſſo's Standbild in unſrer Literaturgeſchichte werden, und er wird im Gedächtniß der Deutſchen ein ſtraffer, lebensfriſcher, ſtahlarmiger Dichter bleiben — daran mußt ich gedenken, als ich ihm bei Beginn des Frühlings auf der Markgrafenſtraße in Berlin begegnete. Ach, da ging mir ſeine Poeſie erſt recht auf, und ich erkannte es wieder einmal, daß die Dichter eine unſterbliche Seele haben — Chamiſſo, der Fürſt von Guahia, der gehärterte Weltumſegler, ſchwankte daher wie ein gebrochnes Rohr. Seine langen, ſtarken Lokken hingen alters- und krankheitsgrau um die eingefallenen Schläfe, ſein ſtarkes, hohes Auge war geknickt, um die ſonſt kräftigen, übermüthigen Lippen lag weiches, tief, tief grabendes Leiden, die kranke Bruſt trug den ſtolzen, gewaltigen Kopf nicht mehr, ſie war eingeſunken, und ſtöhnte unter ſchmerzhaftem Huſten. Der rüſtige Chamiſſo ſchlich ſachte am Stock daher, Chamiſſo, der mit dem fabelhaften Peter Schlemihl von einem Welttheil zum andern geſprungen war mit den tollen Stiefeln; ach, wie ſchmerzlich dachte ich da an Peter Schlemihl, worin ſo viel wunderliches, tief ergriffenes Leben, worin ſo viel Reiz des Lebens. Die junge Frühlingsſonne fiel matt auf eine Seite der Straße, und der alte, mürbe geſchüttelte Sänger ſteuerte langſam nach ihrem

Strahle, noch warf er ſeinen Schatten, wenn auch ſchwankend, über das Pflaſter, ſein groſses, vom Huſten und Bruſtweh zerſchlagenes Auge ſuchte den blaſſen Himmel, und ſchien zu fragen: Was werd' ich dort in jenem ſtillen Ocean für Inſulaner finden?

Warum befremdet es uns ſo gar ſehr, wenn wir Krankheit und Tod an einen ſtarken Mann, an einen Dichter treten ſehn! Ach unſere Ohnmacht überfällt uns dabei ſo lähmend: ſolch ein Mann hat ſo viel ewige Geheimniſſe durchforſcht, und das lauernde Erbübel der Menſchen hat ihn doch übereilt, er hat ſo viel geſehen und empfunden, und ſein Blick in den blaſſen Himmel iſt doch ſo fragend und unſicher, wenn ihn die Stiche in der Bruſt an den völligen Wechſel der Dinge mahnen.

Und nun gar Chamiſſo, ſolch ein trotziges Gegenbild von Krankheit und Tod! Vielleicht wäre Dir beſſer, dacht ich, wenn Du in Deinem ehemaligen Vaterlande den Frühling ſäheſt, dieſen Beherrſcher der menſchlichen Bruſt, der die jungen Lieder und den jungen Tod darin weckt.

Chamiſſo ſtammt von den Emigrirten, die ſich einſt in der Wilhelmsſtraße und dem Revier der franzöſiſchen Kirche niederließen, aus dem ſüdlichen Frankreich ſtammt der Name, und dorthin iſt er vielleicht aus Italien gekommen, worauf ſeine Bildung deutet. Der Dichter ſpricht ſich aber franzöſiſch aus.

So geht's mit unſerer kurzen Herrlichkeit von Land zu Land; es mag den Ahnen nicht eingefallen ſeyn, daß ihr Name einſt in der deutſchen Literarur fortleben werde.

Die Redaktion des Muſenalmanachs wird dem alten Krieger der Weltpoeſie natürlich jetzt bei ſeiner Krankheit ſchwer und ſauer. Er hatte ſich deßhalb den Heineſchen Schildknappen, Freiherrn von Gaudy, zum Mitleſen der Manuſcripte erkoren. Aber dieſer ſchnurrbärtige Dichter, welcher ſeine preußiſche Lieutenantsſtelle für die Pariſer hingegeben hat, iſt nach Italien gezogen, und der arme, kranke Chamiſſo muß jetzt wieder die ſchlechten Handſchriften der deutſchen Poeten allein leſen.

Möchte ihm irgend ein Lied die Bruſt und das Leben ſtärken! Man hat ja Beiſpiele, daß todtkranke Vögel von einem Sonnenſtrahl geſunden.

4.

Immermann.

Dieſer Schriftſteller iſt ein auffallendes Beiſpiel, wie man in allen Lagen des Lebens ſich aſſimiliren, ſich unterordnen, anſchließen, ſich verbünden muß, um mächtig zu werden. Verbindungen, und ſeyen's nur Bekanntſchaften, ſind Macht. Man könnte Immermann lieben, daß er ſich immer ſo feſt und ſelbſtſtändig gerirt, keiner Partei in unſrer Literatur gedient, keiner geſchmeichelt, keiner ſich hingegeben hat, wenn man genau wüßte, ob es mehr ſein Wille erzeugt habe, ſo allein zu ſtehen, oder mehr ſein — Talent, ſich zu iſoliren.

Es iſt viel Hartes, Abwehrendes in dieſem einſamen Poeten, und wer die Menſchen nicht zu gewinnen verſteht, den ſpricht man ſelten von aller Schuld frei, der Eine gegen die Allgemeinheit wird immer des Unrechts bezüchtigt.

Weltleute, Menſchen, die ſich beliebt zu machen wiſſen, wirft man gern mit den bloßen Speichelleckern, den charakterloſen, ſich ſelbſt verlierenden Wichten zuſammen, welche nur dazu auf der Welt ſind, den Damen Strickbeutel und Umſchlagetücher nachzutragen; man muß aber darin vorſichtig ſeyn: jene Grenze, wo die wirkliche Humanität an die Schwäche ſtreift iſt leicht verkannt. Man kann Viel lieben, Viel verzeihen, ohne ſchwach zu werden, und der Haß iſt Gott ſey Dank in der Literatur nicht ſo gar oft nöthig.

Jene ganzen, gewaltſamen Empfindungen der herkömmlichen Tragödie ſind keine Vorzüge für unſere Verhältniſſe, ſondern das Gegentheil. Die Empfindung muß ſich in unſerer komplicirten Welt vielfach brechen und ſchattiren, um wohl zu thun, und wirkliches Wohlthun, ſey's mit einem einzigen Worte, iſt immer Tugend.

Wer anderer Meinung iſt, möge ja nicht glauben, daß er Goethe für ſich habe, Goethe den Unnahbaren, der ſich um nichts gekümmert. Dieſer groſſe Todte wußte es vortrefflich, daß ein wirklich Exiſtirendes auch ein Recht zum Exiſtiren habe, und es hat ſich Niemand ſo akkommodirt als er; er fand die Blüthe aller Parteien aus, und während er über ihnen ſtand, ſtand er auch mitten unter ihnen. Man erinnere ſich nur der Zeit, wo die Schlegel allwöchentlich einige Male von Jena nach Weimar fuhren, um ihm Brandopfer anzuſtellen für die Romantik: er jagte ſie nicht fort, er hielt eine literariſche Richtung, weil ſie einſeitig und extrem wurde, nicht alsbald für ein moraliſches Verbrechen, er trennte ſich von ihnen, ohne ihnen Haß und Feindſchaft anzuſagen.

Solch eine verſöhnende, ausgleichende Humanität, ſolch eine Freundlichkeit der Liebe ſcheint Immermann unerreichbar zu ſeyn. Er mag ſie verſchmähen, wie all unſere Fanatiker, die ſich was darauf zu Gute thun, recht Viel zu verachten.

Dieſe Eigenſchaft hat ſeine verlaſſene Poſition zu Düſſeldorf am Rheine hervorgebracht. Er hängt mit keiner der ſprechenden Branchen in unſerer jetzigen Literatur zuſammen. Nicht mit den älteren und jüngeren Söhnen Goethes, nicht mit der alten, wackern, immer mehr ausſterbenden Garde Schillers, nicht mit dem bürgerlichen Tiers parti, welcher die Allegorieen, die Rhetorik, den Witz, die Religion und den Jean Paul liebt, ja nicht einmal mit den künſtlichen Liebhabern, welche an Tieck glauben und an Tiecks Romantik und Humor. Er hat Tieck in Dresden beſucht, er hat ihn im „Reiſejournal,“ das Letzte, was er herausgab, wie eine romantiſche Geliebte behandelt — dennoch wird er nie die Leſer Tiecks gewinnen, weil er das Tändeln, das Koquettiren mit Gedanken und Empfindungen nie erlernen wird, weil er ein zu ernſthafter Mann iſt.

Für die ausſchließlichen Verehrer Schillers iſt er nicht melodiſch, nicht ſchwunghaft genug, für den Tiers parti macht er zu wenig ſchöne Gedanken, für die älteren Freunde Goethes iſt er zu hart, zu borſtig, für die kleinen Reſte der Romantiker von Profeſſion, für die Herren in langen, ſchwarzen Scholarenmänteln, breiten Randhüten, gottesfürchtigen, blauen Augen iſt er zu modern, und für die Modernen, jene jungen, wilden Söhne Goethes? — in Beantwortung dieſer Frage ruht die ganze Beurtheilung dieſes Dichters.

Carl Immermann iſt ein kräftiger Charakter, der es immer vorgezogen hat, ſich abzuſondern: ſchon auf der Univerſität Halle ſeparirte er ſich von den herrſchenden Conſtantiſten, und wollte die ſogenannte Sulphuria Schwefelbande, die nichts von Verbindung wiſſen mochte, zu Anſehn bringen. Er ſchlug den allem Studentenkomment fremden Weg ein, in öffentlichen Blättern über dieſe Angelegenheiten zu reden. Alles, was er that, war appart, und dabei kommen wir auf ſein eigenthümliches hiſtoriſches Unglück: es fehlten ihm ſtets nur wenige Zoll, ſich als hervorragenden, ausgezeichneten Helden hinzuſtellen, aber dieſe wenigen Zoll fehlten immer, das höchſte Ziel war immer dicht vor ſeinen Augen, kam aber nie unter ſeine Füße.

Er hat kein Glück! —

Mit der modernen Schreibart trat er einmal zu einem gemeinſchaftlichen Kampfe auf: Platen, der Graf, hatte ihn und Heine inſultirt, er ſchrieb ſeinen „im Irrgarten der Metrik herumtaumelnden Kavalier“ und gab ihn mit einer geharniſchten, tüchtigen Vorrede heraus. Heine vergißt eine alte Genoſſenſchaft, einen literariſchen Freundſchaftsdienſt nimmer, für die Freunde ſeiner Perſon hegt er eine unzerſtörbare Pietät, er lobt Wilibald Alexis heute noch, weil dieſer ſeine erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche, ſeinen „Almanſor“ und „Ratkiff“ gelobt hat, er nennt auch Immermann noch heute ſeinen Freund.

Aber es war nur ein Aeußerliches, jene Allianz. Immermann verwirft all' den Wortkram, all' das Geklingel älterer Poeſie, er iſt charakteriſirend, ſcharf, den augenblicklichen Effekt verſchmähend, nach dem poetiſchen Kern der Dinge und Erſcheinungen trachtend, er iſt ein Dichter. Aber zur Popularität fehlt ihm der Glanz und die Liebe, welche die Menſchen gewinnt, zu einer intimeren Vereinigung mit moderner Dichtkunſt fehlt ihm wiederum die Liebe, welche Genoſſen ſucht, welche die ſtörenden Fehler vergibt. Und es hält ihn der Stolz, der Eigenſinn ab, dieſer böſe Eigenſinn, welcher den ganzen, jetzigen Immermann konſtruirt hat. Es iſt ihm nicht geglückt, den Lebenston der neuen Richtung anzugeben, und obwohl er nun auch in vielen Dingen mit ihr übereinſtimmt, ſo mag er es doch nicht bekennen, ſucht abſichtlich alles Trennende heraus, drängt ſich an die Vergangenheit. Dieſe empfängt ihn gleichgültig, und ſo iſt und bleibt er ohne Publikum.

Das „Reiſejournal“ gibt den beſten Aufſchluß über ſein Verhältniß zur Welt. Die Reiſe ſelbſt iſt unbedeutend und nur der Anhaltspunkt. Er gibt ſeine Anſichten über Poeſie, Politik, Theater, Malerei kund, und meiſtens ſtellt er ſich ſo böſe, über dergleichen Dinge ſprechen zu müſſen, daß wir uns eigentlich unterthänigſt für die Gefälligkeit zu bedanken haben. Er iſt nicht im Komfort mit der Welt; darin ruht das Immermann'ſche Geheimniß; wie ein verzogenes, ſchönes Kind iſt er anzuſchauen, das immerfort Zucker haben will und weinend mit den kleinen Händen um ſich ſchlägt, weil ihm die Mutter nicht zu Willen iſt.

Immermann tadelt es heftig, daß die jetzigen Umſtände nicht poetiſch ſeyen, er hat ſich poetiſche Anſchauungen gebildet, die auf einem abſoluten Herkommen, einem abſoluten Stillſtande großer, ewiger Kräfte beruhen — ja, man wird ihm nicht leicht in Abrede ſtellen, daß ſpaniſches Herrſcherthum, wie es im Lopez und Calderon zauberhaft wirkt, leichter und ſchneller zu handhaben iſt für die Poeſie; aber die äußeren Zuſtände ſind es nicht, welche die Poeſie machen, das Herz macht ſie, die Natur, und ſey ſie die reichſte und ſchönſte, iſt nicht einmal Poeſie, ſondern der Gedanke der Natur.

Aber das iſt eben Immermann's Eigenſinn, die Menſchen gerade ſo haben zu wollen, wie ſie in ſeinen poetiſchen Kram paſſen, das hat er ſich dem Herrn Ludwig Tieck zu gefallen angewöhnt, der ſich immer mehr und mehr dahinein rüttelt, nur eine künſtliche Welt und ein wenig Waldeinſamkeit poetiſch zu nennen, alles Andre aber nur ſpöttelnd für ſeine große Geſchicklichkeit zu verbrauchen. Darin ruhte ſeine unüberſchreitbare Trennung von Goethe, die kein Courmachen, kein Lobpreiſen beim alten Olympier aufheben konnte. Goethe wußte es ganz und gar, wie dieſes eſoteriſche, künſtliche Poetiſiren Tiecks nichts zu ſchaffen habe mit Goethe'ſcher allgemeiner Liebe, die allen Dingen ein poetiſches Etwas zugeſtand, und er hielt den beredten Ludwig Tieck immer weit von ſich ab.

Wenn Immermann von dem Anblick unſerer letzten Tage unangenehm berührt wurde, wenn ihn manche Mittelmäßigkeit, die einen flüchtigen Sieg errang, manche rüde Formloſigkeit, die für den Augenblick intereſſirte, anwiderte, ſo werden wir ihn wahrlich nicht darum ſchelten. Krethi und Plethi und das flegelhafte Belieben und Unflätherei aller Art, welche ſich zur neuen Schule gedrängt haben, ſind uns vielleicht noch ſchmerzhafter geweſen, als ihm, aber neue hiſtoriſche Erſcheinungen ſpringen nicht ſauber und fertig wie die kluge Tochter aus Jovis Haupte, ſie wachſen unter Drängen und Stoßen auf, und die ſchlechte Geſellſchaft läßt ſich nicht immer vermeiden, wenn die Landſtraßen und Plätze das Terrain ſind. Und das Berufen auf Goethe bei Abweiſung all dieſer Bewegungen hilft nicht weit: mit tauſendfach verſchlungenen Wurzeln niſtete Goethe in unſrer Welt; wenn man tadelte, daß ſo wenig beweglich Menſchliches, Sanguiniſches in Goethe ſey, ſo rauſchte uns aus ſeinen weitverbreiteten, dichtbelaubten Zweigen eine Mahnung zu, welcher ſich nur die befangenſten Widerſacher entſchlagen konnten, daß dieſer Geiſt mit hundert Nerven in der organiſchen Maſſe unſers Planeten wurzle, und durch tauſend andre Kanäle, und zwar mächtig, auf die wandelnden, kreiſenden Dinge einwirke. Der ganze Goethe war ein nothwendiges Ergebniß ſeiner Innerlichkeit, und nur der Fanatismus taſtete die einzelnen Theile an. Aber wo iſt in Ludwig Tieck eine organiſche Nothwendigkeit? Belieben, Sympathie, Antipathie bewegen ihn, und aus Kaprice will's Immermann auch ſo machen.

Handelt es ſich bloß um den Geſchmack bei der Unzufriedenheit mit dem Modernen — o, wir werden geduldig und aufmerkſam hören, Geſchmack iſt wie gute Lebensart, wie feine Manieren, Erziehung und lange Uebung nur gewähren dieſe, nichts iſt der Bildung ſo unterworfen als der Geſchmack. Aber abgeſchmackt über das tiefere Weſen moderner Dinge zu reden, das kommt den Herren wahrlich nicht zu, die nichts von den Schickſalen, den wenigen Freuden, den vielen Leiden unſrer jungen Welt wiſſen, und aus unſern Freuden und Leiden wachſen unſre Worte; der Urſprung derſelben iſt Herrn Ludwig Tieck völlig fremd, nicht hinter dem Theetiſch allein ſind ſie aufgegangen, ſondern auch auf den Schlachtfeldern, in den Gefängniſſen, zwiſchen Leben und Tod, in den ſchwülen Gemächern alten Uebermuths, unter dem Donner und Blitz ſtürmender Gewitter. Und Karl Immermann ſollte ſich jenem Dichter nicht anſchließen, wo es ſich um mehr als Geſchmack, um die Beurtheilung einer neuen Welt handelt, mit welcher Tieck nie etwas zu ſchaffen haben kann, und welcher Immermann ſo nahe ſteht durch Charakter.

Es iſt kein Luſtſpiel, wie man es oft benutzt hat, wenn einen Menſchen das Glück auf alle Weiſe zum Narren hält, die kleinen Chikanen können oft ſehr tragiſch ſeyn. Immermann, innerlich und äußerlich ſo ſchön ausgerüſtet zu Sieg und Glanz, was iſt aus ihm geworden? Ein Malkontenter. Der Mann mit dem ſtolzen, ſchönen Kopfe macht der Welt ein finſter, grimmiges Geſicht, ein Dichter ſchreibt eine Reiſe, und nichts gefällt ihm, er keift fortwährend. —

Ueber einer Reiſe und den verſchiedenartigſten Urtheilen muß der Duft einer wohlwollenden Humanität liegen, welche züchtigen und geißeln darf, die aber mit weicher Hand allen Dingen jenes unantaſtbar hiſtoriſche Recht ertheilt, das Recht, zu exiſtiren. Die Geſchichte und ihr Ausdruck in moderner Weiſe, die Humanität, iſt eben der neue Gegenſatz vom alten Chronos, der ſeine Kinder verſchlingt; ſie nimmt jede neue Periode liebevoll auf und bringt ſie in Verbindung mit dem Streben aller Uebrigen. Dieſe Humanität kann ſich auf die verſchiedenſte Weiſe äußern, denn ſie iſt das Blut der Bildung, das in jedem Individuum anders pulſirt, ſie kann als griechiſche Heiterkeit, oder als nordiſche Melancholie über Länder und Völker hingehn. Aber ſie wird ſich nie zur Rolle eines Immermann'ſchen Malkontenten hergeben, und dieſe verdrießliche Unzufriedenheit, die ſich einſtellt, wenn man nicht ausgeſchlafen hat, oder wenn die Nerven unruhig ſind, oder die Geſellſchaft uns weniger beachtet als wir's verdienen, dieſe prickelnde Unbehaglichkeit iſt der Grundton des jetzigen Immermann und ſeines Reiſejournals.

Schickt ſich das für einen Dichter, für einen Propheten der Liebe? Selbſt wenn er nur einer von den zwölf kleinen wäre, ein Nahum oder Habakuk, den die Schüler nicht behalten, es ſchickte ſich nicht. Der Dichter darf zürnen, aber nicht keifen, grellen.

Und doch ſollte man nicht allzu hart gegen ihn ſein: er gemahnt mich an eine alte Jungfer, die kein Glück gehabt, das heißt, keinen Mann bekommen hat. Es war ein ſchönes Mädchen mit blühendem Leibe, mit reichem, kräftigem Geiſte, es kamen Freier in Fülle — der Himmel weiß, woran es gelegen, daß ſie ſitzen geblieben iſt.

Sie hatte kein Glück; Glück hat keinen Grund und erſpart dem Erzähler jeden weiteren Grund, es iſt eine Gottheit, welcher die Alten eine rollende Kugel unter den Fuß malten, ſie rollt ihren eignen Weg durch die Luft und kümmert ſich nicht um die Geſetze der Erde. Das arme ſchöne Mädchen, welche niemals von dieſer Gottheit beſucht worden iſt, ſie ſitzt einſam auf ihrem Zimmerchen, der ſchöne Mund iſt zuſammengekniffen, die großen Augen ſind mit Schatten umlagert, auf der hohen Stirn kriechen verdrießliche Linien durcheinander. Sie ſtrickt Winterſtrümpfe und ſchreibt einzelne Sätze an ihrem Tagebuche, an der verunglückten Reiſe ihres Lebens, an ihrem Reiſejournale — wenn wir keine Liebesbriefe mehr zu erwarten haben, denn ſchreiben wir auch ſelbſt ohne Liebe.

Immermann hat mit all ſeinen Sachen niemals das Herz Deutſchlands getroffen, und das iſt nöthig, wenn der Schriftſteller populär werden ſoll. Sein „Cardenio und Celinde“ ging zu nackt in bunte grelle Dinge hinein, verletzte die deutſche, furchtſame Prüderie, und entſchädigte nicht dafür durch Schönheit, ſein Trauerſpiel in Tirol behandelte einen Enthuſiasmus, der bereits von der Folgezeit Thorheit genannt wurde, ſein Hohenſtaufe hatte wie bisher alle Hohenſtaufen im dramatiſchen Rahmen keinen Succeß, ſeine Luſtſpiele, z. B. „die Verkleidungen,“ vielleich das Anmuthigſte und Liebenswürdigſte, was er geſchrieben, ſtörten unſer tugendſames Publikum durch Frivolität, ſein „taumelnder Cavalier“ macht durch übermäßige Galle wieder ſchlecht, was er durch die beſonnene Vorrede gegen den hochmüthigen Platen gewonnen hatte, ſein „Merlin,“ ein Produkt für unſre ärgſte romantiſche Epoche mit Allegorie und Myſtik und dem Blute des Kreuzes und Grals erſchien, als die allegoriſch chriſtliche Romantik bereits verſtorben war, ſein „Alexis,“ eine energiſche Tragödie erſchreckte unſre Schwächlinge, und bewegte ſich ebenfalls nur in den Linien der zornigen Schönheit — kein's ſeiner

Stücke machte Glück. Nun iſt zwar das Glück ein tiefes Myſterium und Immermann könnte darüber eine romantiſche Tragödie ſchreiben, aber das Glück eines dramatiſchen Dichters iſt ein Zeichen, daß er am Orte iſt, daß er ſeine Zeit kennt und zu behandeln weiß, der Mangel des Glücks iſt ein Zeichen vom Gegentheile. Immermann hat zu wenig Geſchichtskenntniß, zu wenig hiſtoriſche Intuition. Den Mangel an Glück darf man höchſtens einem ſpekulativen Schriftſteller verzeihen, welcher neues Terrain ſucht, und oft erſt von den nächſten Nachkommen erkannt und geliebt wird.

Es liegt auch ein Weſentliches darin, daß er, fortwährend Dramata ſchreibend, nichts für's Theater ſchreibt. Eine dunkle Ahnung liegt dabei zum Grunde, daß er nicht in das Leben gehöre, was eben ſich bewegt, daß ſeine Poeſie etwas anderes ſei, als was die Herzen der Menſchen erfüllt. Statt dieſe vollkommenſte Gattung der Poeſie, welche ſich perſönlich dem Auge und Herzen des Publikums gegenüberſtellt, ſtatt das Drama in ſeiner unmittelbaren Wirkſamkeit zu ergreifen, ſinnt er darauf, es nur in den Schatten der trocknen Buchſtaben zu ſtellen. Das iſt ein unwillkührliches Bekenntniß, ſeine Poeſie ſoll etwas Apartes ſein, ein Eſoterismus; die Poeſie iſt aber eine Gottesgabe für alle Menſchen, und je näher ſie ihnen gebracht wird, je weniger ſie Mühe und Studium nöthig macht, deſto ächter, deſto beſſer iſt ſie.

Vielleicht hat auch hierin Tieck nachtheilig auf ihn eingewirkt, der bekanntlich nur für ein Häuflein Schule und Schüler Dramata ſchrieb, denn ſolche Abſonderung iſt dem Immermannſchen Genius gar nicht natürlich. Dieſer iſt voll charakteriſtiſcher, tüchtiger Kraft, voll Muth, er empfängt die tüchtigſten Charaktere wie Peter den Großen im Alexis, und wer das kann, iſt ſelbſt tüchtig, er erſchrickt nicht vor wilden Geſtalten und bezwingt ſie für die Kunſt; darin fehlt's ihm alſo nicht, vor das unmittelbare Publikum zu treten, vornehmer Eigenſinn hält ihn alſo auch hier nur ab, uns ein lebendiger Dichter zu werden.

Er ſchmäht ſeine Zeit; der iſt aber kein großer

Dichter, welcher aus ſeiner Zeit nichts Schönes zu machen verſteht, er hat keine Kraft zuſammenzudichten, unſer neuer großer Poet iſt der, welcher mit glücklichem Auge all die Verbindungslinien entdeckt, wo die wirbelnden Theile unſrer jetzigen Tage zuſammengehn.

3.

Karl Köchy.

Ein Poet aus Braunſchweig. Es iſt immer gut, wenn man das Terrain und die Atmosphäre kennt, man erkennt und erklärt die Dinge beſſer. Ein Kardinalirrthum iſt mir immer die Meinung erſchienen, die Poeſie habe nichts mit der zeitigen Geſellſchaft zu thun, ſie ſei unabhängig von allen äußeren Dingen im Herzen angeſiedelt. Das Herz iſt ihre Reſidenz, aber dies erhält hier dieſe, dort jene Eindrücke, es bekommt ander Blut von Kartoffeln und Langweile als von Champagner und Geräuſch. Ein Eremit mit gut katholiſchem Chriſtenthume wohnt nördlich von Schettland auf einem Felſen der Hebriden, ein andrer Eremit

mit demſelben gut katholiſchen Chriſtenthume wohnt auf dem Berge Athos — dort grollt ein grauer ſtürmiſcher Himmel, hier breitet der griechiſche Uranos ſeine blauen Flügel aus, jene beſuchen magre, ernſte, cimmeriſche Fiſcher, er lebt von Häringen, zu dieſem kommen ſaftige, geſchmeidige Griechen mit brennenden Augen, er nährt ſich von Südfrüchten — dieſe beiden Leute haben eine ganz verſchiedene Religion, und hier war noch obenein ein poſitives Medium gegeben. Wie ſollten nicht erſt die verſchiedenartigen Verhältniſſe eine verſchiedene Poeſie erzeugen? Man dichtet ſogar in Braunſchweig anders als am Bodenſee.

Braunſchweig iſt eine breite, ſtille Stadt, die auf ebenem Boden liegt, von Bäumen umkränzt iſt, und für viele junge Leute wenig geſelligen Verkehr, wenig Societätsreiz bietet. Man lebt beſchränkt, einſam, nicht eben beſonders angeregt; in der Ferne ſieht man die blauen Harzberge, wenn der Nachmittag in einen der Gärten hinaus vor das Auguſtthor, zu einer Kegelbahn lockt. Das

Theater iſt die Hauptſtraße, es iſt noch der wichtigſte geſchichtliche Moment des Tages in Braunſchweig.

Dort wuchs Köchy auf, von da ging er auf Univerſität, dorthin kam er zurück. Ich glaube, er war auch um jene Zeit in Berlin geweſen, als Heine, Grabbe und Aehnliche dort den erſten Flaum fühlten und ſehr ungezogen, unwirſch, malkontent über die alte Welt waren. Die alten, privilegirten Dichter der Mittwochsgeſellſchaft ignorirten die borſtige, junge Brut, wie das Ignoriren überhaupt ihre Sache war, dieſe that ſich nun auch zuſammen in einen beſondern Zirkel, wo eigne Produkte vorgeleſen und mit viel Arroganz kritiſirt wurden. Merkwürdigerweiſe iſt Heine Aſchenbrödel in dieſen Zirkeln geweſen, hat ſtill und duckmäuſerig dageſeſſen, iſt gewöhnlich eingeſchlafen, und wenn er einmal einzelne ſeiner wunderlichen Worte vorgebracht hat, ſo iſt ihnen keine Aufmerkſamkeit, kein Glaube geworden; auch das Beſte bedarf ja einer Autorität, um nur gehört zu werden.

Ich vertiefe mich oft gern in jene Berliner Tage, wo unſre modernen poetiſchen Ritter in Faulheit, halbem Ennui, Drang nach exquiſitem Vergnügen herumſchlenderten. Sie ſind mir ein anregend Bild: die junge Welt fühlt ſich berufen, nichts aber will paſſen: weder die Thätigkeit, welche verlangt, noch das Vergnügen, was geboten wird. Sie ſchlummert und lungert in den nächtlichen Straßen umher, ſie will etwas Ungewöhnliches, etwas Reizendes, für die herkömmliche Geſelligkeit hat ſie nicht Ruhe, Behagen genug, es fehlt der Komfort, der Aplomb, die Welt iſt ihr unbequem, unerquicklich, ſie hat keine mächtigen, den ganzen Menſchen erfaſſenden Intereſſen für den faulen, jungen Unband, und doch liebt dieſer die Welt ſehr in tiefſter, unbekannter Stille ſeines Innern, doch fühlt er unter dem Ennui ſo viel Lebensdrang in ſich. Er geräth unter die Genoſſen, ſie ſind eben ſo, und da fügt ſich keine Geſellſchaft zuſammen; ſie laufen in allerlei Vergnügungshäuſern herum, ſie finden keine Ruhe, keine Feſſel.

Aus dieſem ungenügſamen, ungeſtillten Leben blühten Heines barocke Lieder mit dem beleidigenden Dégout, mit der zerſprengenden Sehnſucht. Die Leute nennen das Zerriſſenheit, mit welchem guten Worte ſie überhaupt alle Spekulation, ja ſogar Naivetät des Gedankens abfinden. Die Leute hatten nicht ganz Unrecht, nur waren die jungen Lungerer nicht allein dran ſchuld, es lag tiefer.

Dieſes Moment bildet ſich nun eben auch bei den Einzelnen ganz individuell und verſchieden aus, am Schmerzlichſten hat es mich immer berührt, was mir ein Bekannter von Grabbe erzählte. Grabbe war ſchon einige Jahre älter als die übrigen Libertiner, die allenfalls auch wie Schillers Helden in die böhmiſchen Wälder gezogen wären, wenn da Wein und Ballet mit hübſchen Tänzerinnen zu erwarten geweſen wären — er war völlig arm von Hauſe aus, und verſchwieg dies in einem wunderlich falſchen Stolze. Das heißt: er ſprach Niemand an, wenn auch der alte zerdrückte Hut, der abgeſchabte Rock das Nöthige erzählten. Auch erſchien er nur ſelten unter der

Compagnie und war ihr fremder. Eines Abends verließ er und jener Bekannte die literariſche Geſellſchaft ſehr ſpät, ſie ſchlendern durch die ſtillen Berliner Straßen, Grabbe iſt aufgeregt, und dichtet und raiſonnirt auf das Lebhafteſte. Im Zuge der Rede tritt er mit in's Haus und Zimmer des Bekannten, und ſchläft bei ihm. Am andern Morgen läßt dieſer Kaffee und Semmel bringen — Grabbe frühſtückt mit beſtem Appetite, aber ſchweigſam, dann ſteht er auf, reicht jenem die Hand, und ſagt mit tonloſer Stimme: Ich danke Ihnen, es war ſeit drei Tagen das Erſte, was ich wieder zu eſſen und zu trinken hatte. —

Damit geht er, und jener hat ihn nicht wieder geſehn — im Herzoge von Gothland, in den Hohenſtauffen, den hundert Tagen fand er ſpäter ſeinen Frühſtücksgaſt wieder. Alle die wilden, grabenden Gedanken einer kümmerlichen Abgeſondertheit ſind dort leicht zu entdecken.

Ich glaube, es kommt nicht darauf an, ob die Sache wörtlich wahr iſt, und es darf Grabbe ſehr gleichgültig ſeyn; wenn auch nur im Materiellen, ſo charakteriſirt es doch ſeinen frühen Kampf mit der Welt. In Lippe-Detmold, wo er ſpäter lebte, iſt er auch nicht zu dem Komfort gekommen, welcher einer ruhigen Beſchaulichkeit beim Auffaſſen der Dinge ſo förderud iſt. Sturm und Drang haben ihn nie ganz verlaſſen. Neuerer Zeit war er mit Immermann in geſellige Berührung gekommen, und er wanderte zuweilen nach Düſſeldorf, um mit dieſem einige Tage zu poetiſiren, und das von Immermann gebildete Schauſpiel anzuſehen. Jetzt iſt er ſeiner ſtörenden häuslichen Verhältniſſe wegen ganz zu ihm gezogen, und Immermann, ein gaſtfreier, edler, poetiſcher Menſch, hat ihn mit offnen Armen aufgenommen. Möge jenes noch als ein Strich zur Bezeichnung dieſes Genres hingenommen werden: er wird nie für die Bühne ſchreiben können, weil das Einverſtändniß zwiſchen ihm und unſrer Geſellſchaft von früh auf fehlte.

In Heine fand jene Berliner-Zeit andern Ausgang. Bequemere Mittel ließen ihn nicht in Kolliſion kommen mit den erdigen Fragen der ökonomiſchen Exiſtenz, es konnte ihm mehr Schimmer, mehr Uebermuth bleiben, die Geſelligkeit mit all' ihren Faſern war und iſt ihm nothwendig, er mag noch ſo ſehr dagegen depreciren, er brauchte und braucht Lob, Anregung, Liebe; dieſen Dingen rannte er nach wie der Wind den Wolken, und dabei fand und ſah er all' die kleinen und großen Riſſe unſrer Zuſtände, und er beſang und beſprach ſie im Laufen, und er beſang und beſprach ſie poetiſch, weil er im Grunde ein ganz anderes, weit entlegenes Ziel erreichen wollte, die Schönheit und Harmonie, den Zuſammenklang von innen und außen. Darum iſt er auch immer voll Launen geblieben, weil er fühlt, wie Alles nur Stationen ſind, die er erreicht, und glücklicherweiſe liegt zwiſchen den Launen auch meiſt die Laune. Behagliche äußere Zuſtände, ein urſprünglicher Zug nach Glück und Luſt, wie er allen modernen Charaktern eigen iſt, haben ihm einen Anflug von Humor gegeben, welcher die Ironie mildert, für die er eigentlich durch ſeine Stellung zwiſchen alten und neuen Zuſtänden prädeſtinirt iſt.

Denn die höchſte Spitze der Subjektivität, welche Heine Anfangs repräſentirte, und der Uebergang zur Objektivität, wie er ebenfalls bereits in ihm ruht, iſt die Ironie — ſie iſt auch die Spitze der allgemeinen Bildung unſerer Tage bis jetzt geweſen, ſelbſt unſrer Poeſie. Das Ironiſche iſt jenes geiſtige Element, was ein Höheres beſtimmt vorausſetzt, ohne ſich deſſen wirklich bemächtigen zu können, und was nun über dieſe eigne Kraft und Unkraft zu lachen verſucht. Wenn Columbus ſeinen Matroſen nachgeben und vor der Höhe von Guanahan umkehren mußte, Amerika alſo nicht erreicht, doch aber den feſten Glauben gegen alle übrige Welt bewahrt hätte, es exiſtire dort drüben jene neue Welt, ſo kam er in eine ironiſche Stellung zur alten Welt, falls er ſich nämlich von dem tragiſchen Momente ſeines Schickſals nicht überwältigen ließ.

Hierin iſt auch das weſentlich ſogenannte „Moderne“ angedeutet, was kein zufälliges, überflüſſiges Wort iſt, wie Manche voreilig glauben. Nicht nur die Spekulation, der Drang nach Neuem liegt darin, ſondern auch das ſtreng Verſchiedene von dem herkömmlich Tragiſchen. Man kann ſeine Unzulänglichkeit fühlen, kann erliegen, aber nicht mit dem Tragödientroſte: es iſt gerecht, nothwendig, daß Du erliegſt; nein, ſagt man lächelnd, es iſt zufällig, dieſer Zufall liegt aber in höheren, hiſtoriſchen Geſetzen, welche noch nicht allgemein gültig geworden ſind, mein Unglück liegt außer mir, liegt darin, daß meine Umgebungen noch nicht paſſen, daß ich vielleicht nur eine Stunde zu früh ausgegangen bin, eine Kleinigkeit hat zum Gelingen gefehlt, und es iſt ein Lächerliches neben dieſem großen Unglück.

Dahin würden auch moderne Dramen zu richten ſeyn, denn das geachtete Faktum der herkömmlichen Tragödien iſt nicht mehr das Wirkliche unſers Leidens — Heine will jetzt eine Tragödie ſchreiben, vielleicht bewähren ſich darin einige dieſer Andeutungen. Aus Shakeſpeare ſind ſie oft zu ziehen, da er ſich eben auch einer ganz neuen Stellung bewußt war, und ſeine Geſtalten für die damaligen Zeiten modern ſchuf. Alle vorgreiſenden Erſcheinungen der Geſchichte ſind moderne, man nennt nur par excellence die letzten immer ſo, Huß war's, Cervantes, Luther, Goethe ganz und gar. Dieſer hat ſich in unſrer Poeſie mit Rieſenkraft der Objektivität voraus bemächtigt, ehe ſie in der Zeit war, als ſein Weſentliches erſcheint zwar das Abbilden, aber die ironiſchen Zweifel, eine moderne Interpunktion gehen durch die Sachen. Seine Söhne, Heine und die modernen Schriftſteller, ſind wieder zurückgegangen, und machen hiſtoriſch dieſe Nothwendigkeit der ſubjektiven Stadien durch.

In Bezug auf das Vorhergehende wird man es erklärlich finden, wenn wir das Wort Unglück und Aehnliches völlig abweiſen, wir können gequält werden, aber ein gewiſſes Lächeln wird uns immer übrig bleiben, vom Verzweifeln kann gar nicht die Rede ſeyn, an den Fortſchritt, an die pyramidenförmig aufrückende Menſchheit glauben wir feſt, und das Glück und die Sonne ſind unſers Herzens Blut, auch wenn es uns noch ſo ſchlecht geht. Es iſt nicht Epikur, nicht Stoa, es iſt auch nicht jenes italieniſche Sprichwort: laſſet uns eſſen und trinken, denn morgen ſind wir todt, es iſt vielleicht Folgendes: Die Welt hat immer Recht, und wenn die Menſchen oft Unrecht haben, ſo wollen wir uns darum doch der Welt freu'n und ihrer Harmonie.

Und Karl Köchy iſt eben auch eine Schattirung der modernen Dichter, wenn er es auch ſelbſt nicht wiſſen ſollte. Unſer Kopf weiß oft nichts von der Liebe unſers Herzens. Mit all' jenem geſchilderten Weſen der in Berlin herumtappenden Jugend kam er wieder nach Braunſchweig, in die ſtille Stadt zurück. Da gab es wenig Reiz und Glanz, noch weniger Befriedigung der unklaren Herzensforderungen an Welt und Menſchen. Was blieb übrig? Man ging vor's Auguſtthor Kegel ſchieben, ſah nach den blauen Harzbergen, ging einen Akt lang in's Theater, und machte des Nachts Gedichte. Wenn nur das Schreiben nicht ſo unbequem wäre, Karl Köchy hätte ſchon viel mehr geſchrieben. Er iſt der trägſte unter dieſem jungen Volke, er hat ſich auch noch nicht die

Mühe gegeben, ſeinen eignen Standpunkt genau zu umblicken. Die Stellung, welche ihm hier angewieſen iſt, wird er vielleicht geradezu depreciren, er rechnet ſich zu den Romantikern, weil er Ludwig Tieck mit Andacht lieſ't, weil ihm die neue Welt viel zu bewegliche Hände und Füße hat. Aber die Kritik muß er Andern überlaſſen.

Auf einer andern Seite haben ihn welche einen Nachahmer Heine's genannt. Das iſt eben ſo thöricht. Der Granatapfel und der Mandelbaum geben beide Südfrüchte, weil die ſüdliche Sonne beide reift, aber ſie ſind verſchiedene Bäume. Es iſt wahr, viele ſeiner Gedichte erinnern lebhaft an Heine, ſie tragen ähnlichen Stachel, ähnliche Blätter, ähnliche Farben, und ſind nur zum Theil ſanfter, weil ſie aus einem ſanfteren Gemüthe kommen, weniger ergreifend, weil Köchy die unſichtbaren, tiefen Hebel der Erſchütterung weniger gekannt, weniger geſucht hat. Aber es iſt die richtige Poeſie der Zeit, und weil Heine der erſte war, der dieſe Saite traf, weil er zuerſt offenherzig verkündigte, wie's ihm im Herzen ausſah, ſo klingen ihm alle ſpäteren ähnlich. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß bei gar Vielen ein gutes Stück Nachahmung in Rechnung zu bringen ſey, oft iſt ein ſolcher Prototyp eben auch nur der Wegweiſer. Iſt dem Wegweiſer nun aber die Reiſebeſchreibung zuzurechnen, welche uns dann der Wandersmann gibt?

Gutzkow ſagt in der Ankündigung ſeines „Phönix“ ſehr treffend: „Jene alte klaſſiſche Literatur wurde, ſtatt fortgeſetzt, angebetet. Man verwandelte ein Andenken, was lebenskräftig auf den Nachwuchs der Generation wirken ſollte, in Marmor; Goethe und Schiller wurden als Büſten ausgerufen, und eine Herrſchaft begann, welche die demüthigendſte iſt, die Herrſchaft des Ruhms. Die Schulen unterwieſen uns in deutſcher Literatur, ſie erzählten uns von unſern Vätern wie von alten Helden, welche längſt dem Plutarch anheim gefallen waren, — und es blieb uns, der Jugend — nichts zurück, als eine zitternde Andacht.“

Was noch ärger iſt; Alles war verändert worden in der Welt, und wir leierten immer noch im alten Schlendrian, ſangen „Vergißmeinnicht,“ während Alles vergeſſen war. Menſchen und Poeten waren in neue Verhältniſſe getreten, und die Literatur erfuhr nichts davon. Man hatte Titanenkriege vom Tajo bis zur Moskwa ſchreiten und eine durch ſie herbeigeführte Auflöſung vieler geſellſchaftlichen Verbindungen geſehen, an deren Löſung nicht der keckſte Idealiſt in Deutſchland gedacht hatte. Die Braut vergaß in der Kurzweil der Zeit den langweiligen Bräutigam, die Frau, welche bisher anſpruchslos geweſen war, ſah, was die Welt gewähren konnte, öffnete den weiten Schrein ihrer Wünſche, und ging hinweg vom armen Manne, der ihr nichts zu erzählen wußte von den ſchattigen Wäldern am Quadalquivir, der Freund folgte einer andern Fahne als ſein früherer Genoſſe, der Nachbar erfand ein neues Gewerbe, und neue, bisher unbekannte Ausſichten öffneten ſich auch in dieſen Kreiſen, Alles ſtand in Flammen, weil die Welt brannte, Alles lebte ſich ins Große hinein, weil rings Großes geſchah, die Herzen waren erweitert, die Wünſche geflügelt, weil ungeheure Räume geöffnet waren. Der Wiener Friede brachte die Politik in's alte Geleiſe; aber was fing man mit den Herzen an, mit den Wünſchen, beiden waren Flügel gewachſen.

Wenn eine groſſe Zeit ihren Kreislauf nicht ruhig vollenden kann, ſo ſind ihre nächſten Folgen Langeweil und Ironie; dieſe iſt der Verſuch, durch ein geiſtiges Sichüberheben Entſchädigung, Genugthuung zu erhalten; jene iſt die natürliche Abſpannung nach hochgeſchraubten Zuſtänden. Unſere Groſſväter wuſſten nichts von Langeweile und verſtanden es auch zu ſchlafen, ſie wuſſten auch nichts von Ironie, denn ſie hatten immer beſcheidene Wünſche gehabt — ſie hätten Heine für einen Narren gehalten. Ennui und Langeweile ſind moderne Erſcheinungen. Sie werden vorübergehn, wenn die angeregte Zeit auf irgend eine Weiſe erfüllt iſt. Aber ſie ſind da, und die Literatur, das Gedankenbuch der Geſchichte, muſſte Zeugniſſ davon ablegen.

Die höchſten und niedrigſten Aeuſſerungen des Geiſtes und Herzens, Religion, Liebe, Langeweile, Ruhmſucht, Poeſie ꝛc. werden zu verſchiedenen Zeiten verſchieden ſeyn, denn das innere Weſen des Menſchen iſt nichts an ſich, iſt nichts allein, es wird beſtimmt durch die äußeren Dinge, wie umgekehrt dieſe durch jenes beſtimmt werden.

Man trägt im Winter einen Pelz und im Sommer Seide oder Leinen, nicht weil unſer Herz nach Seide oder Leinen trachtet, ſondern weil's kalt oder heiß iſt, man macht nicht Ode oder Satire, weil man eben das Versmaas dazu hat — das thun nur die Versmacher und Handwerker — ſondern weil zwiſchen den Linien der Zeit ſolch Versmaas verzeichnet ſteht. —

In den Gedichten iſt es Köchy weniger gelungen, der vulkaniſchen Stoffes Herr zu werden, welcher unſre Zuſtände durchkriecht, die meiſten ſind nur der Weg zum Mittelpunkte ihres Gedankens, und übereilen entweder dieſen Mittelpunkt, oder erreichen ihn nicht. Aber es iſt auch eine Gattung moderner Dichtkunſt, das Ganze wie ein fliegendes Blatt dem Herzensſpiegel hinzuhalten, wie ein Bildchen, eine Skizze. Das Gedicht iſt oft das beſte, was nur die Poeſie wekt, ohne ihren Namen auszuſprechen. In dieſer letzten Art, die weniger Kunſt als reiches poetiſches Gemüth verlangt, iſt Köchy glücklicher geweſen.

Das glücklichſte Feld für Köchy's Wirkſamkeit wäre aber vielleicht die einfache, anſprechende Erzählung. Namentlich beweiſ't ſeine Novelle „die Schauſpielerin“ in ihrer Originalität, in ihrer trefflichen poetiſchen Darſtellung, wie ſchön unſre loſen, geſelligen Verhältniſſe von den Gefühlsfäden zwiſchen Menſchen und Menſchen zu einem duftigen Ganzen zuſammen gewoben werden können.

Wie denn überhaupt die Novelle unſer paſſendſtes Epos geworden iſt. Das Detail iſt für Verſe zu unwichtig und doch für's Ganze ſo nöthig, wie oft iſt eine kleine oder große Thür die Lebensfrage für zwei Herzen. Das Gedicht hat ſich allmählig mehr koncentrirt, und die Novelle iſt ſein freundliches Supplement geworden.

6.

Hoffmann v. Fallersleben.

Nach dieſen trüben Tagen
Wie iſt ſo hell das Feld!
Zerriſſne Wolken tragen
Die Trauer aus der Welt.

Und Keim und Knoſpe mühet
Sich an das Licht hervor,
Und manche Blume blühet
Zum Himmel ſtill empor.

Ja, auch ſogar die Eichen
Und Reben werden grün!
O Herz, das ſey dein Zeichen,
Herz, werde froh und kühn.

In der Flaſche kein Wein,
In der Taſche kein Geld.
Und ſo ſitz' ich allein
Ohne Freud' in der Welt.

Und ſie tanzen geſchwind
Um die Säule herum:
O, Du engliſches Kind,
Und ſo ſieh' Dich doch um.

Ich kann niemals über Hoffmann ſprechen, ohne nur einige ſeiner Verſe zu ſingen, und mich dünkt, das iſt ein gutes Zeichen. Er iſt ein Sänger, und nicht blos ein Sängerbegriff, wie dergleichen unſer gutes Vaterland ſo manchen beſitzt. Nicht an Sekunda und Prima denk ich, wo uns Metrik gelernt wurde, wo wir in einem leichenweißen troſtloſen Zimmer auf ſchwarzen, unergiebigen Bänken ſaßen, nicht an die Striche und Haken der Versmaaße denk ich, wenn ich Hoffmann ſehe, Gott ſey Dank, nein, man braucht nichts gelernt zu haben, um ſich an ihm zu erfreuen. Die ſchallenden Buchenwälder auf unſern Hügeln, die Dorfſchenken mit den ſchwarzen Brettwänden, und den braunen Mädchen und den ſchnalzenden Burſchen in kurzen Lederhoſen und kurzen Jacken, das ganze, liebe, ländliche Deutſchland fällt mir ein bei dieſem Dichter. Die kleinen friedlichen Thäler mit ihren grünen Abhängen thun ſich auf vor mir, ich ſehe die weißen Häuschen, ich höre die Klarinette, und unter der großen Linde vorm Wirthshauſe ſitzt ein langer Herr mit ein Paar Reiſegenoſſen, dicht unter den Bauern, ein großer Krug Wein ſteht vor ihm, eine glückſelige Freundlichkeit ruht mit lachenden Augen auf ſeinen Zügen, auf dem ſchmalen, feinen Geſichte. Lange, lockige Haare wallen ihm auf die Schultern, und ein klein, poſſierlich, ſchwarzes Mützchen deckt ihm den Scheitel. Man ſieht's ihm an, es freut ſich ſein Herz über die Klarinette, die luſtigen Bauern, die Sonnenſtrahlen, welche durch die Zweige der Linde hüpfen — über die ganze Welt und über das nächſte Liedchen, was ihm ſchon auf der Lippe ſitzt. Iſt's ein alter, fahrender Meiſterſänger? Er hat im ganzen Zuſchnitt ſo etwas aus dem ſpäten Mittelalter, ſo was Scholarenmäßiges, Unbeſorgtes, Deutſches. Solch ein langer, ſchmaler Mann mit dem lieben Wohlgefallen an ſeinem Vaterlande, das kann nur ein Deutſcher ſeyn, der den Frühling und die Weinkanne und ein Wanderlied nach der Melodie

„Es waren 'mal drei Geſellen,
Die thäten ſich was erzählen“ —

der das Alles mehr liebt als Freiheit und Ruhm und Gott weiß noch was.

Ja, das iſt ein Deutſcher, und zwar einer aus Fallersleben, das iſt der lange Hoffmann von Fallersleben, der lange Profeſſor. Ein deutſcher Dichter um und um und über und über. Es iſt mir nie etwas anders eingefallen als Deutſchland, wenn ich ihn bei Breslau auf dem Marienauer Oderdamm dahinſchreiten ſah, langen, weiten Schrittes in den Schatten der Eichen hinein. Des Tags ſitzt er in der kühlen, hohen Bibliothek auf der Sandgaſſe, wo einſt Mönche oder Nonnen gebetet haben, da ſtudirt er alte, deutſche Kodices, daneben bimmeln die Glocken von der Sandkirche, einzelne fleißige Studenten gehen andächtig und nur leiſe kniſternd an den langen Bücherreihen dahin und betrachten ſtaunend die Folianten. Da fällt ihm wohl ein ſtilles Lied ein vom romantiſchen Verlangen nach dem alten Rheine und deſſen Thürmen und Kellern. Und wenn er Abends heimgeht, da rauſchen die Bäume, da ſingen die Mädchen, da jodeln die Buben, die Mutter trällert den Säugling in den Schlummer, ein Liebender ſteht auf der Brücke und wartet auf ſeine Liebe.

Aus alle dem ſpinnt ſich die heimliche, herzige und doch ſo muntre und friſche Poeſie Hoffmanns zuſammen. Das deutſche Lied iſt ſeine Seele.

Es ſchallt und rauſcht und klingt durch alle ſeine Liederbändchen, man muß eigentlich nur wieder ein Lied von ihm ſchreiben, das Recenſiren klingt wie ein Mißton. Schwalben, lebendige Schwalben ſind ſeine Gedichte, und der Frühling iſt nicht weit.

Hoffmann v. Fallersleben iſt ein Dichter ganz und gar. Da ſind keine Redensarten, keine

Floskeln, da iſt kein Redepomp, keine gährende Rhetorik — Alles iſt abgeklärt zum Gedichte. Alles iſt runder, voller, im Herzen fertig gewordener Klang, die ganze Welt iſt ein runder Reim, Alles tanzt, iſt fertig, iſt ſchön. Da erfährt man wieder was Dichtkunſt iſt, und daß ſie nicht im Kopfe, ſondern im Herzen wohnt, und grüne Blätter, Geſang, dunkle Augen, ahnende Gedanken, Luſt, Sonne und Mondſchein verdichtet zu einem klingenden Gruße, daß ſie der Frühling des Herzens iſt, der Alles rundet, färbt, grün und ſchön macht mit ſeinen Blumen. Kauft Frühling, Ihr armen Leute, die Ihr nicht wißt, was Schönes ſey an den langen vier und zwanzig Stunden, da iſt ein ächter Poet. Aber leſ't ſie um's Himmelswillen nicht dieſe weichen, im Sonnenſchein ſpielenden Verſe, leſ't ſie nicht etwa mit Eurem fiſchbeinigen Pathos, wie Ihr die Versſentenzen Eurer ſogenannten Klaſſiker leſ't, ſingt ſie, geſungen wollen ſie ſeyn, es ſind Geſänge. Summ, ſumm, ſumm, wie wird der vernünftige Herr Hofrath die Naſe rümpfen, und die Frau Hofräthin werden ſagen: Mon dieu, das ſeyn ja Kindereien.

Ach, ich wollte, wir hätten viel ſolcher Kindereien, die machen jung, und das Kritiſiren hätte ein Ende.

Das mittelmäßige Poetiſiren hat unſrer Kritikaſterei den Arm geboten, davon lebt ſie.

Es haben wenig Völker einen ſolchen äußeren Mangel an Poeſie als wir, und doch hat nicht leicht ein Volk ſo ſchöne Gedichte als das unſere. Die Geſellſchaftszuſtände ſind bei uns komplicirt und ohne Blüthe, nirgends ſieht man darin reine Elemente, aus welchen der Vers wie die Quelle aus der Erde ſpringt, die Polizei iſt nur zu gut, die Landſtraßen ſind ſicher, es kann nicht leicht etwas Ueberraſchendes, Freies geſchehen, die Philiſter ſind bei uns zu Hauſe, dieſe Giftmiſcher der Poeſie, die Poſten ſind in Ordnung, die Wälder mit ihren Schauern und Geheimniſſen ſind aufgeklärt, die Berge abgeſucht, vom Meere haben wir einen kleinen, dürftigen Strich, deſſen Mören und Dünen hundertmal da geweſen. Die weiten, ſchweigſamen Flächen mit den flüſternden Geiſterſtimmen fehlen, die Ruinen ſind zu Vergnügungsorten modernisirt, wo man Weißbier und Caffee bekommt, oder wo ſtörſames, nützliches Getraide wächſt bis an die grauen, ſtummen Geſichter der alten Mauern. Wie ſind wir trotz dem zu Gedichten gekommen? Aus Hoffmann können wir's lernen. Wir haben uns großer Einfachheit und Natürlichkeit befleißigt, wir haben aus den unſcheinbarſten Dingen den Kern gezogen. Auf dieſe Weiſe ſind wir zu beſſeren Poeſieen gekommen, als die meiſten andern Völker. Der Italiener bringt nichts als ganz ordinaire Complimente in glatter Form, welche durch eine geſchmeidige, wohlklingende Sprache auf das Aeuſſerſte erleichtert wird, der Franzoſe tanzt ein wenig mit ſeinen gewandten Worten und ſchreibt gereimte Converſation, der Esprit iſt unterhaltend aber nicht poetiſch, weil er nur die Auſſenſeite der Dinge berührt, ſeine neueren Dichter werfen um wilde Gedanken rothe Mäntel, aber ſie haben noch keine unbefleckte Schönheit gefunden, der Engländer phantaſirt und iſt breit, nur der Schottländer hat Balladen, der Spanier Romanzen.

Wenn es nöthig iſt, ſo bemerke ich hierbei, daß es ſich um das urſprüngliche, einfache Gedicht handelt, nicht um die ſogenannten Dichtungen.

Franzoſen und Italiener ſind uns nur nachtheilig geworden. Jener verführt zur formellen Leere, und dieſer bringt dazu nichts als einen ſprachlichen Wohlklang. Das engliſche oder nordiſche Element der Gedankenphantaſie iſt das Unglück unſrer poetiſchen Literatur, ihm ſollte unſre Kritik die größte Aufmerkſamkeit ſchenken.

Unſere Kritik hilft die Poeſie verderben, der baare Verſtand, die blaſſe Reflexion haben uns immer hinreichend gedünkt für den Kritiker, die Gedankenentwickelung iſt von ſolchen Recenſenten aus lieber, natürlicher Wahlverwandtſchaft zur Hauptſache gemacht worden, ſie hat die Halbpoeſie geboren. Nicht das Auseinanderlegen, ſondern das Zuſammendrängen iſt Sache der Poeſie, dichten, nicht breiten heißt die Kunſt.

Auf jenem falſchen Wege haben wir eine Hauptgattung befördert, die förmlich bei uns graſſirt. Der Poet fühlt ein Drängen von Gedanken und Empfindungen in ſich, was ihn zu Verſen treibt. Sind dieſe Gedanken und Empfindungen nun irgendwie ausgezeichnet, und finden ſie ſich mit einiger Geſchicklichkeit im langen Gedichte ausgedrückt, ſo ſind unſre Kritiker ſchon ſehr kontentirt. Es heißt: Der Mann hat Poeſie. Man kann aber ſehr viel Poeſie haben, und doch kein Gedicht zu Stande bringen. Die Herrſchaft der Schönheit über die Maße gehört noch zum Dichten, das Herausfinden des Kerns, des Mittelpunktes, das Herz der Gedanken gebiert das Gedicht, nicht das bloße Produciren von Gedanken und Empfindungen.

Verſteht nun dieſer Mann obenein dergleichen mit einem gewiſſen Schwunge, mit ſogenannter poetiſcher Rhetorik wieder zu geben, ſo iſt der bedeutende Dichter fertig. Denn die Rhetorik blüht in Deutſchland noch über die Maaßen, ſie iſt aber nur eine Pauke, und die Pauke allein macht keine Herzensmuſik. Sie iſt die geſchmückte Waffe der Reflexion, und gehört ſomit in die Proſa.

Frankreich, das Land der glänzenden Proſa, iſt ihr ächtes Vaterland. Die Franzoſen ſind die neuen Helden der Rhetorik, die Phraſe iſt ihr Gipfel des Ausdrucks, und die Phraſen ſind es immer geweſen, welche ſie an Corneille und Racine ſchön fanden. Ein ſchneller praktiſcher Verſtand, den ein ſchnelles Temperament für die nächſten Thaten unterſtützt, iſt ihr Weſentliches, dies hat ihre Sprache geſchaffen, die Sprache des Esprit, die Sprache der Geſchmeidigkeit, welcher immer und ewig der geheimnißvolle, ſtille Wohlklang abgehen wird, die Sprache der Mathematik, der Diplomatie, die Sprache des Beweiſes, des Schwatzens, der Minutien, die Sprache der Phraſe. Die alten Spanier, die alten Türken ſind allein in Europa nicht halbfranzöſiſch, alle übrigen Völker haben mit dem Frack mancherlei Franzöſiſches angenommen, dies und das wurmſtichige Erbtheil unſerer philologiſchen Schulbildung hat auch in uns jenen rhetoriſchen Geſchmack erzeugt, von dem es ſich hier handelt, und welcher allem Gedicht lebensgefährlich iſt.

Unſre ſchöne Schillerſche Krankheit, dieſe edle Gedankenſchwärmerei unſrer Jugend hat leider das Ihrige redlich beigeſteuert.

Auf rhetoriſchem Wege entſtehen die meiſten unſrer Gedichte, und es iſt nicht oft genug zu ſagen, daß Rhetorik keine Dichtkunſt iſt. Jene drängenden, ſtolzen Gedanken und Empfindungen müſſen ſich erſt geklärt und geläutert, zu einem runden Weſen gedichtet haben, eine klare, ſchöne Auffaſſung muß ſie erſt in beſtimmten, ſcharfen Umriſſen aus dem All hervorgeſchoben haben, wenn ein Gedicht entſtehen ſoll. Nur ſolchergeſtalt entrinnen wir jener unſäglichen Breite, jener poetiſchen Geſchwätzigkeit, die uns oft befürchten läßt, daß einmal die ganze Jurisprudenz oder die Technologie oder alle Pfennigmagazine zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in Gedichten erſcheinen werden.

Es iſt unglaublich, wie wenig eigentlich der Hauptſtrom deutſcher Kritik auf Form und Kunſt achtet. Der Gedanke iſt ihm Alles, und Menzel hat leider eifrigſt dieſer Richtung beigeſteuert. Nicht genug, daß man den Gedichten alle innere fertige Form erläßt und ſich vollkommen mit mächtigen Worten und Gedanken begnügt, auch die äußere Erſcheinung dieſer gährenden Ungethüme läßt man hingehn. Es iſt verzeihlich, daß man ohne Tadel über ein glattes, äußerlich rund und fertiges, weich ſchmeichelndes Gedicht hinſchlüpft, aber es iſt unverzeihlich, daß man äußere und innere rüde, unreife Geſtalt wegen einiger Gedankenvorzüge loben kann. Am Ende hört die Dichtkunſt völlig auf, eine Kunſt zu ſeyn.

Goethe, Wilhelm Müller und Hoffmann von Fallersleben warnen in ihrer ächten und künſtleriſch geläuterten Liederkraft dagegen. Hoffmann erinnert mich an die deutſche Urſprünglichkeit des Gedichts ſo ſehr, daß ich ihn als eine Empfehlung unſrer poetiſchen Nationalität preiſen möchte, die in ihm von gar nichts Franzöſiſchem berührt iſt. Seine Gedichte ſind ferner ſo wenig das Produkt einer poetiſchen Wiſſenſchaft, daß ich ihn auch als Gegenſatz für eine philologiſch rhetoriſche Gattung unſrer Poeten herausſtellen möchte.

So habe ich ſeine ſchöne poetiſche Erſcheinung als Lichtſtrahl benutzt, um die Kehrſeite derſelben zu beleuchten.

7.

Die Poeten von der Elbe.

Von Theodor Hell und ſeinen Freunden — „ſprecht mir von allen Schrecken des Gewiſſens, von Hell und ſeinen Freunden ſprecht mir nicht.“ Die breite, endloſe, waſſerloſe Wüſte der Reſtaurationszeit unſrer Literatur mit der trocknen, dürren Sonne, dem langweilig ununterbrochen blaßblauen Himmel ſtellt ſich vor unſre Blicke, und man ſchüttelt ſich in Durſt und Verſchmachtung. Wahrlich, jene „Abendzeitung,“ der Moniteur unſrer Mittelmäßigkeit und Schwäche, und aller darum herkrabbelnden abendlichen Schriften iſt ein traurig Blatt unſrer Literargeſchichte, und iſt leider eine

Erſcheinung, die nur in Deutſchland vorkommen kann. Und es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Eunuchen-Literatur ein Moment von mehren Jahren geweſen iſt.

Es giebt eine alte halbchriſtliche Sage, daß diejenigen Leute, welche nicht recht gut und nicht recht ſchlecht ſind, weder in den Himmel noch in die Hölle kommen, ſondern auf „die grüne Wieſe." Dieſe „grüne Wieſe," das Symbol der grauen Mittelmäßigkeit, iſt die Kolonie in Deutſchland, auf welcher Theodor Hell und ſeine Freunde ihr ſaftloſes, ſchwächliches Weſen trieben, die lüneburger Haide der Schriftſtellerei, auf welcher das dürftige Völkchen der Haidſchnucken ſeine kümmerliche, ſpärliche Nahrung ſucht.

Was ſoll die Literatur? Die Zeit tödten — dies war beim großen Gott die einzige Antwort, welche man damals geben konnte, wenn man all die Geſtalten jener Elbpoeten und derer betrachtete, die mit verwandtem Waſſer ihre arme Seele erfriſchten, wenn man jene platte, ja eingedrückte, ſchwindſüchtige Gefühlsbruſt, jene weitläufigen Geſichter anſah, in welchen ſich ein gutes Pferd todtmüde rennen kann, ehe es einen grünen Zweig zur Nahrung findet. O du blaſſe Literaturzeit der Hofräthe vom ängſtlichen ſchwarzen Frack und der weißen Halsbinde, geſegnet ſey Dein Tod!

In die zwanziger Jahre fiel dies Interregnum der Unterröcke, und wenn durchaus ein Talent an die Spitze geſtellt werden ſoll, ſo iſt es das Ernſt v. Houwalds, des larmoyanten Poeten, welcher „das Bild" verfaßt hat und den „Leuchtthurm," „die Heimkehr" und „Fluch und Segen." Ich kann es leider nie vergeſſen, wie uns gequälten Sekundanern in den „deutſchen Stunden" dieſe Produkte vorgeleſen wurden, und die ganze Klaſſe flennte! Houwald iſt gewiß ein guter, braver Mann, aber dieſe jämmerlichen Altenweiberthränen kann ich ihm nie vergeben.

Alle Kräfte Deutſchlands waren angeſpannt geweſen, ſeit der Herkules der Kritik, Gotthold Ephraim Leſſing aufgetreten, ſeit die große von ihm angeregte literariſche Kriſis durchgedrungen und bis zu ihrer höchſten Blüthe in Schiller und

Goethe gediehen war. Man hatte ein Ziel erreicht, und ſtand ſtill, ſich umzuſehn. Auch äußerlich war es ruhig geworden, Napoleon war in's ewige Weltmeer geſtürzt, der große Lärm in Deutſchland verhallte bis auf das ſchwächſte, fernſte Echo, Görres ſchwieg, Arndt verſtummte, Schiller war todt, Goethe galt für todt, Tieck hatte aufgehört mit ſeinen Waldliedern und ſprach ſtille Novellen, Fouqué gab einer kleinen Schaar den Ton an zu neuen, männiglichen Rittergeſchichten, wo die Recken ihre lichtbraunen Rößlein tummelten, es war große Sieſta. Sogar die fernen nächtlichen Kämpfe in Spanien und Italien verhallten, die Welt war dem Herrgott wieder übergeben, man war des Zuthuns müde, es war abendlich ſtill in Deutſchland, man lag auf dem Sopha — da kamen zu Dresden in's Linkiſche Bad die mittelmäßigſten Muſikanten und begannen ein ordinaires Dudeldumdei. Niemand ſtörte ſie, man ließ ſie gewähren: wo's keine Thaler giebt, da floriren die Pfennige. Es wurden dadurch die Spielleute bei der ſinkenden Abenddämmerung kühner und immer kühner, gründeten ein vollſtändiges Orcheſter, und ſpielten auf in der Abendzeitung. Reiſende Muſiker, van der Velde und ſein Sproß Tromlitz debütirten und machten großes Glück, die Muſikanten theilten es mit ihnen und hießen nun allgemein Virtuoſen.

Damals gab es gar keine Fragen, keine Zweifel, keine Gegenſätze, die Kritik lobte nur, auch wenn ſie tadelte, man küßte ſich auf beide Wangen, wenn man ſich drei Stunden lang nicht geſehen, man lächelte immer, das Herz war von Papiermaché, die Augen waren von Glas und die Konverſation wurde auf einige beſtimmte Noten geſetzt. Die Kunſtblätter ſprachen vom Farbenſchmelz, die Theater koquettirten mit den Malerſtücken, Clauren ſchrieb ſein Vergißmeinnicht, und Theodor Hell machte alle Jahre ein andres Sonett dafür, um zu zeigen, wie die Dichtkunſt nichts ſagen könne über nichts. Der liebenswürdige Weber wurde gute Beute und zwei Jahre lang ſchrieb die Abendzeitung über die „veilchenblaue Seide“ und zergliederte den Jägerchor.

Theodor Hell und ſeine Freunde ſind die literariſchen Jakobiner Deutſchlands — Gott, wie werden ſie erſchrecken unter den Nankingkleidern! — wie jene die Freiheit, ſo ruinirten dieſe bei uns den Geſchmack und die Kunſt. Jene mordeten durch die Guillotine, dieſe durch Langweile.

Ich fürchte, manches Herz zu verwunden, wenn ich daran erinnere, daß Theodor einſt ein gefeierter Name war und manche ſpät Vermählte ihr erſtes Söhnlein aus Dankbarkeit für ſeine heirathsförderlichen, moraliſchen Sachen Theodor nannte. Es waren allerdings, und ſind noch die alten Jungfern, welche ſich am Lebendigſten dafür intereſſirten, und es giebt der alten Jungfern ſehr viele, denn eine große Anzahl ſpielt den umgekehrten Achill und trägt Frack und Pantalons; aber die ganze Zeit bleibt doch eine Schmach des Geſchmacks. Unter der ganzen Abendgeſellſchaft gab es keinen Mann. Man ſchrieb, weil geſchrieben werden mußte, weil das Schreiben bezahlt wurde, man trieb's wie mit dem Veſperbrode: es war Angewohnheit. Aus dieſer Periode ſtammt das Geſchleck und Geleck, das Antoaſten und Anſingen, das gegenſeitige Herausſtreichen und Empfehlen, die ganze Frau Baſen- und Gevatterſchaft in unſrer Literatur; in Deutſchland graſſirten die großen Männer, wenn man jenen Verweſern des Reichs trauen durfte. Das kam Alles aus dem richtigen Inſtinkt, daß keiner ein Selbſt, ein Selbſtändiges war, und ſich zu ſichern trachtete, wenn einmal plötzlich die Erkenntniß aufgehen, und Deutſchland den leeren Kopf, das leere Herz erblicken möchte.

Die Zeit der Abendzeitung war die Zeit der Grippe in unſrer Literatur: die ſchönen Wiſſenſchaften ennüirten ſich und hatten den Schnupfen, die Leute waren nicht krank; denn das iſt ein entſchiedner, ganzer Zuſtand, ſie waren kränklich, ſie aßen lauter ſchlechten Kuchen und hatten aufgeſchwemmte Geſichter. So ſind ihre Schriften; wie der ſächſiſche Dialekt breiweich, man greift überall durch und greift nichts. Sie ſind ein ſchwammiges Holz, woraus man nichts ſchnitzen, das man nicht brennen kann. In der Wiſſenſchaft ſüßliche Pedanten, in der Kunſt Wortklimperer mit verwäſſertem Geſchmack, in der Kritik Speichellecker, muthleſe Allerweltsmenſchen, oder ſchwachnervige Kleinigkeitskrämer. Eine Literatur der Viſitenkarten! —

Houwald, Schilling und van der Velde ſind Talente jener Zeit und die letzten beiden ſind von den meiſten und gröbſten Vorwürfen frei zu ſprechen. Houwald tauchte bis über die Ohren unter in dieſe Poeſie der zerfloſſenen Butter, die Welt war ihm ein Klagehaus, und ſein Herz hatte keinen Muth. Schilling war kecker, dreiſter, ja geiſtreicher, ein wirkliches Novellentalent, denn er ſah nicht bloß das Gewöhnliche, ſondern auch das Ungewöhnliche in Verhältniſſen und Zuſtänden, es war ein Drängen in ihm, das Triviale zu überſpringen. Aber er iſt leider nur auf die Seite geſprungen, hat das Lüſterne erhaſcht ſtatt der Formenſchönheit, iſt bizarr geworden, barock ſtatt neu und original und am Ende in Manier und Vielſchreiberei untergegangen.

Van der Velde ſteht halb zufällig bei dieſer blaßblauen Fahne, es iſt zu bedauern, daß er keine beſſere gefunden hat, denn er beſaß in hohem Grade das Geſchick, zu erzählen, Intereſſen anzuregen, es war viel Reiz in ſeinen Sachen, wenn ſie auch aller tieferen Bedeutſamkeit, aller künſtleriſchen höheren Schönheit entbehrten. Er war ein gemüthlicher, ſanfter Juriſt, der größtentheils in dem kleinen, ſchleſiſchen Bergſtädtchen Zobten lebte und in Breslau, ſeiner Vaterſtadt, ſtarb. Seine einzige Leidenſchaft war eine dramatiſche: er wollte durchaus für das Theater ſchreiben, und obwohl ihm alles Zeug dazu abging: ſcharfe, trennende Charakteriſtik, ein lebendiger, beweglicher Geiſt, eine mannigfache, tiefe Intention, ſo iſt er doch bis an ſeinen Tod bei dieſer Vorliebe geblieben, und hat ſeine Erzählungen nur der Abendzeitung und ſeinem ſchmalen Geldbeutel zu Gefallen angefertigt. Theodor Hell, der Gewaltige, hat ſeine Correſpondenz mit Van der Velde herausgegeben; dieſer Briefwechſel repräſentirt die Memoiren der Abendzeitung-Epoche, und man kann des Todes erſchrecken vor dieſer friedſeligen Beſchränktheit, alle künſtleriſche Spekulation, alle höhere Kultur ſcheint verloren gegangen zu ſeyn, lauter häusliche Kartoffelgedanken kriechen vorüber.

Wenn Van der Velde was Neues ſchreiben wollte, ſo ging er zu Karl Schall und bat ſich ein Paar Bücher aus über Karl XII. oder Chriſtine oder Heinrich IV., dabei ſprach er mit Schall, was die Leute wol zur damaligen Zeit für Wämſer und Röcke oder Mützen getragen hätten, klagte ihm ſeine Noth, daß er noch immer Juſtizrath in Zobten ſey, gar keine Anregung, kein Theater habe, und empfahl ſich.

Die Abendzeitung nennt ihn heute noch unſern Walter Scott, und er war wirklich ein guter Mann, für welchen die Gymnaſiaſten noch lange ſchwärmen werden.

8.

Ludwig Tieck.

Es iſt ein gewöhnlicher Vorwurf, der vielen unſrer kritiſchen Schriftſteller gemacht wird, daß ſie die Erſcheinungen der Geſchichte in Perſonen und Begebenheiten nur nach ihrem Parteiintereſſe beurtheilten. Ich bin nicht der Meinung, daß dies ſo durchweg verwerflich ſey, denn eine würdige Partei der Geſchichte kann die Hauptmomente aller Kritik in ſich faſſen, ich bin ſogar feſt überzeugt, daß dies Manöver oft nothwendig ſeyn mag zum ſchnellen Siege; aber ich erkläre, daß ich dieſer Art von Wirkſamkeit nicht angehöre. Und zwar namentlich darum nicht angehöre, weil ich wol Individuen, aber keine der jetzigen Parteien auf dem he-

hen Standpunkte erachte, welcher zu ſolchem ausſchließlichen Verfahren berechtigen könnte. Daneben finde ich übrigens dieſen letzteren Zuſtand ganz in der Ordnung, denn eine Partei ſchließt ein früher feſtgeſtelltes Dogma in ſich und muß in Kurzem zurückbleiben hinter ihren fortſpekulirenden Individuen.

Man möge alſo auch dieſen Artikel über einen unſrer bedeutendſten lebenden Dichter nicht durch das bloße Parteiintereſſe hervorgerufen glauben. Es wird Fanatismus, von den Dichtern eines Landes zu verlangen, daß ſie alle Jahre einmal eine Kokarde aufſtecken ſollen. Die Saamenkörner großer Schriftſteller ſind oft farblos, oft ſelbſt für die welche ſie ſtreuen, weil das Genie mehr vermag als es weiß, und erſt die ſpäten Früchte prangen in glänzender Farbe In dieſen Farben ruht ja eben das Geheimniß der Weltregierung, der weiße Kern bringt rothe Frucht und der rothe weiße.

Iſt es uns doch nicht viel anders mit Goethe ergangen, dem wir immer mehr und mehr vaterländiſche Vorwürfe abbitten werden.

Aber es hieße zur Winterszeit den Sonnenſtrahl aus dem Zimmer ſcheuchen, wenn wir nicht von dem Vortheile unſrer jetzigen literariſchen Atmoſphäre Gebrauch machen wollten, für welchen wir im Eifer ſo viele Fehler begehn, von dem Vortheile, alle literariſchen Erſcheinungen in ihrem Verhältniſſe zur Volksbildung und Volksentwickelung zu beurtheilen.

Die Poeten erfinden die Welt, welche Gott geſchaffen. Die Poeſie ſchafft Religion, Sitte, Geſetz, Geſellſchaft; Brahma, Moſes, Chriſtus, Muhamed ſind auch Poeten geweſen, wenn auch nebenbei jedes Volk von dem ſeinigen ſagt, er ſey der einzige und rechte.

Die Poeten ſind alſo wichtigere Leute, als die Juriſten glauben.

Welchen Einfluß auf ſein Volk hat Ludwig Tieck geſucht, welchen hat er gefunden?

Er hat ſich von Haus aus mit ſeinem William Lovell als einen Künſtler angekündigt, der Glaube und Schönheit und Form ſucht. Er hat den Prinz Zerbino und Aehnliches geſchaffen, um in ſeiner

Ironie anzudeuten, daß Alles nicht recht wäre, wie es ſein ſollte, er hat die Genofeva geſchrieben, als das religiöſe Element Mode ward. Man erzählt, daß er ſie dem Goethe vorgeleſen, und daß Goethe geſagt habe, nur der Anfang und das Ende hätten ihn intereſſirt. Deshalb ſind Einige der Meinung, Goethe ſey drüber eingeſchlafen, Andre, er habe ſehr aufmerkſam zugehört. Es muß hierbei auch bemerkt werden, daß Tieck ſehr gut vorlieſ't und Goethe nicht gern vorleſen hörte.

Kürzer: er arbeitete lange Zeit für das Haus Schlegel et Comp., für die Firma der chriſtlichen Romantik und wurde in Rom katholiſch.

Die Romantik, dieſer ſchöne künſtliche Automat, verlor ſein Intereſſe an der hellen, modernen Sonne, die Zeit ward vernünftig, beſonnen und ein wenig trivial, Tieck ſprach nirgends von ſeinem Katholizismus, beſuchte weder eine proteſtantiſche, noch eine katholiſche Kirche und fing an künſtliche Novellen zu ſchreiben, wo ein Thema durchraiſonirt und durchgelebt ward, irgend ein Intereſſe, der Pietismus oder die Malerei oder die Verrücktheit oder ſo etwas den Mittel- und Endpunkt abgab. Zwiſchen all dieſen Aeußerungen ſeiner Thätigkeit ging ſein Studium ausländiſcher Literaturen, die meiſt großen Einfluß auf ſeine Schriften hatten, das Studium des Cervantes, Calderon, Boccaccio, Schakespeare. Es thut ihm heute noch ſehr leid, daß wir Kuliſſen, Verwandlungen, und ſonſtigen Theaterapparat beſitzen, er möchte viel lieber Alles von einer Leinwand abſpielen ſehn, weil es zur Zeit der Königin Eliſabeth in England ſo Mode geweſen iſt.

Dieſe Skizze nun ſoll ihm nicht etwa den Vorwurf machen, daß er katholiſch oder proteſtantiſch, oder keins von beiden ſey — ſolche Thorheit und Unbilligkeit iſt fern von mir — ſie ſoll ihm auch nicht vorwerfen, daß er von da oder dort die Ironie ſich geholt, daß er Romantiker oder ſo etwas geweſen ſey, daß er bald hierhin, bald dorthin gehört habe, daß er niemals konſequent geweſen ſey, daß er eine fünfzigjährige Julia lieber hört als eine ſechzehnjährige. Wer wird die Freiheit der Liebhaberei beſchränken, namentlich einem Poeten, wer wird im Entwickelungsgange eines Menſchen ſtarre Konſequenz fordern, welche meiſt die inhumanen Fanatiker und Philiſter gebiert.

Aber ſie ſoll der Wegweiſer ſein, uns zu zeigen, wie Ludwig Tieck ſein ganzes Leben hindurch getändelt habe, wie das Meiſte ſeines poetiſchen Glaubens gemachter Flitter, ja, wie ſogar das Herz ſeiner Poeſie eine Lüge ſey. Seine Dichtungen ſind nicht aus ſeiner Seele gewachſen, ja er hat nie gewußt, was er wollte, und nie gewollt, was er wußte. Sein großes Talent hat ihn auf die poetiſchen Arbeiten hingewieſen, er hat eben poetiſirt, weil ihm das leicht und bequem war, nicht weil ihn der Geiſt getrieben hätte, unwiderſtehlich getrieben hätte, wie's dem höheren Poeten geſchieht.

Er iſt der größte Gelegenheitsdichter unſrer Literatur, mehr oder minder wurden die Sachen alle bei ihm beſtellt, oder richtiger: er iſt der talentvollſte Komödiant unſrer Literatur, er ſpielt alle Rollen, er weint ein Wenig, und lacht recht laut, er iſt heftig, er iſt ſanft, er ſchwärmt, er ſpottet, was man will — aber dafür hab' ich ihm in meinem Leben nichts geglaubt, ich habe immer das doppelte Geſicht erblickt, und in unſrer Literaturgeſchichte iſt mir lange nichts ſo aufallend geweſen, als von Tieck's überwältigendem Humor reden zu hören. Man erzähle mir von der ſchönen, künſtleriſchen Konſtruktion dieſes oder jenes Buchs von Ludwig Tieck, ſo werd' ich das in der Ordnung finden, denn Ludwig Tieck iſt ein überaus feiner, geiſtreicher, künſtleriſcher Schriftſteller, er iſt ein ausgezeichneter Kopf, und mit dem Kopfe kann man die herrlichſten Dinge machen, man kann ſogar Herzen ſchildern. Aber zum Humor bedarf's des eignen, ächt bewegten Herzens, er iſt das Lachen des Herzens, und in den feinen Nüancen dieſes Lachens erkennt man den Menſchen. Und wahrlich, das iſt kein liebes, herzliches Lachen eines trefflichen Geſellſchafters, der vortrefflich lachen gelernt hat, und manchmal, wie die humoriſtiſche Partie in der „Ahnenprobe,“ iſt es gar ein unheimlich Grinſen.

Und warum iſt ſo viel von Tieck's Humor geſprochen worden, warum hat man namentlich daraus ſo viel Weſen gemacht? Weil ſehr wenige von unſern beſſern Leſern, die wieder über Bücher ſprechen, Humor haben, weil die Bildung uns ſo angekünſtelt und unnatürlich beigebracht wird, daß wir die Quellen zur baaren Natur verlieren. Und dies plötzliche Bewußtſeyn und Nebeneinanderſtellen des Natürlichen und Künſtlichen iſt ein Hauptaktus des Humors.

Da wurde nun Alles, was wie höherer Spaß ausſah, lebhaft willkommen geheißen, denn man hatte uns geſagt, daß eben der Spaß unſrer Literatur fehle, und nun kam jenes unnatürliche Lachen auf, bei dem die Straßenjungen zu einander ſagen: kitzle mich — ach, es wird mir unbehaglich, wenn ich an dieſe Zuſtände denke. Ich erinnere mich nur, daß ich einmal bei der „verkehrten Welt“ über den geknebelten Mann gelacht habe, ſonſt hat es das durchweg Gemachte der Tieck’ſchen Schriften niemals in mir aufkommen laſſen, trotz dem daß ich es jeden Augenblick ſuchte und immer dazu bereit war. Ich halte es für ein außerordentliches Verdienſt eines Mannes um ſeine Nation, ein treffliches Gelächter zu erregen, denn es iſt eine ganze und eine ganz neue Schöpfung — das Leben iſt ernſt für die Mehrzahl.

Als geiſtreicher Mann wußte er aber das immer ſogleich zu bedecken mit irgend einem geſcheidten Worte, und da die meiſten Menſchen nach Symptomen ſchließen, ſo hielten ſie alsbald das Vorhergehende auch für geſcheidt, und der Herr Regierungsrath ſagte zur Frau Regierungsräthin: O, Siegelinde, wie iſt das komiſch — warum lachſt du denn nicht — „ich lache ja,“ erwiedert Siegelinde, „ich hab's auch ſchon früher geleſen.“ —

Es iſt ſo, als wenn man jetzt noch über den Arlequin der italieniſchen Pantomime lachen ſoll.

Und an welche Klaſſe von Leſern mußte man ſich immer mit Tieck'ſchen Sachen wenden? Nur an die, welche durch allerlei Leſeübung vorbereitet war, an die Profeſſionsleſer, er hat nie etwas geſchaffen, was unſre Nation intereſſirt hätte, er wurzelt nirgends in der Nation, und das geht Jedem ſo, dem es nicht Ernſt iſt, der nur ſpielt mit den Dingen. Es geht dem Dichter mit ſeinem Volke wie dem Liebhaber mit den Mädchen: wenn dieſe ſehen, daß er nichts Ernſtliches wollen kann, daß er keiner tiefen ausſchließlichen Neigung fähig iſt, dann wird er höchſtens ihr Geſellſchafter, aber ihre Liebe gewinnt er nimmer.

Solch ein Geſellſchafter Deutſchlands iſt denn auch Tieck geworden, und wenn man jetzt gefragt wird, welch eine Stelle ihm anzuweiſen ſey in unſrer Geſellſchaft, ſo geräth man in Verlegenheit. Er hat ſich immer nur mit todten Dingen beſchäftigt, zum Liederdichter und zu dem, was man ſo gewöhnlich Dichter nennt, hat er kein Talent, es dreht ſich in ſeinen Verſen Alles um die „Waldeinſamkeit,“ und ſie machen viel zu viel Gerede von dieſer ſchönen, ſtillen Sache. Unſer Volk weiß nichts von ſeinen Intereſſen. Die Romantik hat er bekanntlich nicht erfunden — nun, das ſoll ihm nicht zum Tadel angerechnet werden, man kann Deutſchlands größter Mann ſein, und kein Altdeutſch verſtehn — aber er hat ſie verdorben, er hat uns eigentlich durch ſeinen geiſtreichen Indifferentismus um das Intereſſe für unſere Vorfahren gebracht, er hat auch, wie mit Allem, mit unſern ſchönſten Sagen getändelt, den Spott hinein getragen, ihre Unſchuld zerſtört: das reine Gegenſtück Uhlands. —

Und ſo iſt unſer Zuſtand: es fehlt uns von jeher an einem kernigen Mittelpunkte unſres Volksweſens, in welchem ſich unſre zahlreichen Kräfte vereinigen könnten, und deßhalb bleiben wir immer dieſelben reichen Bettler Europas, die einander ſelbſt die Lumpen vom Körper reißen. Da erfand man uns die Romantik — vielleicht war ſie ein Anfang, uns innerlich hiſtoriſch zu entwickeln, und herabgehend bis zu uns mit der Zeit einmal einen ganzen Deutſchen zu Stande zu bringen. Aber da bemächtigten ſich ihrer die Narren, die Betbrüder und die Müßiggänger — die poetiſche Geſchichte eines Volks iſt das hauptſächlichſte religiöſe Element eines Volks. Es heißt eines Volkes Seele tödten, wenn man dies verletzt — und Ludwig Tieck hat mit ſeiner Tändelei das Ehrwürdige jener alten Stoffe aufgelöſ't.

Kurz: er iſt der Repräſentant all jener Leute, welche in geſchäftiger Spielerei das Leben verbringen, die nie bei den Thaten der Geſchichte zugegen ſind, der Kaffeehauspolitiker, welche hinterdrein das große Maul führen, der Komödianten unſrer Literatur.

Sogar ſein Stil geht dahin: in kleinen Gedanken zierlich einherhüpfend iſt auch dieſer gerühmte Stil eine Sprache für die Augen, ein hübſches Bildchen, was man einmal mit Vergnügen anſieht — durch die Augen wirkt man zunächſt auf den Verſtand, durch das Ohr gehen die kürzeſten Wege in die Seele eines Menſchen, eines Volks. Es iſt in Tieck's Stile nichts von jenem Hineinfallen in das Herz, was den Völkern die Lebensworte giebt, nichts von jenem markigen Laute, dem kein Ohr entrinnen kann — man lieſ't ganze Seiten von Tieck, tänzelt mit den Augen darüber hin, und am Ende weiß man nichts von den kleinen niedlichen Dingen.

Und wozu nun all dieſe Vorwürfe? darf man denn nicht das Leben auf alle Weiſe anfaſſen, darf man denn nicht auch damit ſpielen, wie es Einem eben gefällt, wenn dies noch obenein mit dem feinſten Geiſte geſchieht? Müſſen denn alle geiſtigen Thätigkeiten unter einen einzigen immer ſtark nach bloßer Ethik ſchmeckenden Grundſatz gedrängt werden? Beſchränkt nicht eine ſolche Kritik alle individuelle Freiheit?

Wahrlich, ich halte es ſelbſt für einen Frevel, die Individuen unſrer Geſchichte alſo zu behandeln, ich glaube man hält die mannigfache Entwickelung der Welt auf, wann man ein Gewiſſes von Allen verlangt; es muß Alles geſtattet ſeyn, auch das Tändeln und Spielen und zweckloſe Dahlen. Wäre Tieck dabei ein unbefangener Mann, wie manche unſrer liebenswürdigen Poeten, nimmer würde ich ſeinem reichen Talente mit ſolch rauher Hand zu nahe treten.

Aber er tritt dreiſt und übermüthig in die Beſtrebungen aller neueren Literatur herein, und geberdet ſich wie ein zürnender Prieſter — er, der nie etwas heiliges aufgefunden, der das Wenige, was wir noch beſaßen, zerſtört, der nicht ein einziges großes Intereſſe für uns gewonnen, der die Lüge in unſrer Poeſie propagandirt hat, er maaßt ſich einen vornehmen Ton gegen die moderne Schriftſtellerei an, und dadurch fordert er heraus, ihm hinzuzeichnen, welch zweifelhafte, kümmerliche Stellung er in unſrer Nationalliteratur einnimmt.

Wir wiſſen es ſehr wohl, daß wir den Mittelpunkt einer neuen Kunſt noch nicht überall gefunden haben, aber wir ſind ehrlich, und geſtehen es, und ſuchen redlich, ſtudiren Goethe und die Welt, und fragen nun ihn, Herrn Ludwig Tieck, was er uns hinterläßt zu Hilfe und Anleitung — was?

Ein Paar feine, ja ſchöne Novellen über einzelne Intereſſen des Lebens. Berechtigt das zu ſolchem Gebaren?

Und wegen all der matten Winkelſchreiber unſrer jetzigen Tage mußte einmal Rechnung gelegt werden über Ludwig Tieck. Dies Volk des „Bitte, Bitte“ und des ewig polizeigemäßen Herzens, was nicht auf eignen Füßen ſtehen kann, dieſer Fluch unſrer dreiſten Mittelmäßigkeit, die ſich immer irgendwo anklammern muß, iſt auf dem beſten Wege, eine Koraxerei mit Ludwig Tieck anzuſtimmen, wie ſie's mit Goethe machten, den ſie uns auf Jahre in widerwärtigem Dampf verhüllten. Wenn die Waſſer ſtille ſtehn, da kommen die Fröſche und Unken. Und es war doch noch ein größer Weſen bei einem ſo feſtwurzelnden Manne wie Goethe, als hier, wo aller Mittelpunkt ſolcher Verehrung, wo der Charakter fehlt.

Es iſt einmal unſer Loos, daß wir kein Maaß finden für unſre Schriftſteller, die ökonomiſchen Verhältniſſe laſſen ſie hungern, wenn ſie in der Blüthe ſtehn, kümmert man ſich nicht um ſie, wenn ſie abgeblüht ſind, übertreibt man die Pietät — wir laboriren an unrichtigen Verhältniſſen in Bezug auf Perſonenwerth. Das bringt denn auch den ewigen Krieg in unſre Literatur, in keinem Lande befehden ſich die Schriftſteller ſo als in dem unſeren — die Römer hetzten die Löwen aufeinander, und wenn ſie ſich getödtet hatten, zogen ſie ihnen die Felle ab und nützten ſie. Dieſer unſer literariſcher Zuſtand hängt genau mit unſern äußern Zuſtänden zuſammen, und man müßte zu viel darüber ſagen, wenn man Etwas ſagen wollte.

Die ächten Profeſſoren und die ächten Leute von Stande haben die Schriftſteller noch immer nicht anerkannt, ein ächter Profeſſor und ein Grand Seigneur ſehen noch heute vornehm auf Goethe herab; und das weiß auch die Menge noch, und Ludwig Tieck iſt derjenige, welcher dieſen Glauben konſerviren helfen wird, auch wenn er es natürlich nicht will. Er hat niemals einen Mann, einen Charakter gezeigt, er hat für Alles geſchrieben. — Viele erzählen, er habe auch von einer Dame aufgefordert ein charmantes Büchlein zur Vertheidigung der Leibeigenſchaft angefertigt. Das mag nun wahr, oder nicht wahr ſeyn, es bezeichnet die Stellung, welche ſein innerſtes Weſen in unſrer Tagsgeſchichte einnimmt.

Ludwig Tieck kann nie zu einer Hauptfigur unſrer Literaturgeſchichte gemacht werden; er hat nichts mit unſrer Nation zu ſchaffen. Er muß als reiches, ausgezeichnetes Talent ſeine Würdigung erhalten; ja man darf nicht einmal ſeinem kritiſchen Talente einen großen Einfluß geſtatten, weil es kaum ein kleines aeſthetiſches Gewiſſen, aber keinen Sinn für breitere Entwickelung, für allgemeinere Intereſſen haben würde.

So muß heutiges Tags Ludwig Tieck angeſehn werden: als ein geiſtreicher Privatmann in unſrer Literatur, der an der Regierung keinen Theil haben kann wegen Mangel an Grundſätzen und nationaler Würde.

Es hat mir oft geſchienen, als ob Goethe Aehnliches nur verſchwiegen hätte: wo er Tieck erwähnt, da geſchieht es ohne Intereſſe, kühl und um es doch gethan zu haben.

„Der Tod des Dichters“ iſt Tieck's letzte Novelle, und gewiß eine ſeiner beſten. Sie füllt den Novellenkranz der alljährlich bei Reimer erſcheint, und Camoens, der portugieſiſche Dichter iſt der Held derſelben. Sie iſt fein und geſchickt komponirt und enthält einen vortrefflichen Schluß. Und doch iſt auch in dieſer Novelle der ganze Tieck wiederum abgedruckt: nicht die Thaten des Camoens, nicht ſein bewegtes Leben in Indien, nicht dieſes ganze fabelhafte Treiben der Portugieſen, nicht dieſes reiche epiſche Element rollt er ab, nein, dies wird als zu tummultuariſch bei Seite gelegt und in einem trüben Winkel, wo es dem Camoens erbärmlich geht, erwähnt er die Erzählung nebenbei. Der ganze, althiſtoriſche Camoens wird zu einer kleinen, intereſſanten Novellenfigur zuſammengedruckt, die an einer alten Liebſchaft krankt. Wie wenig aber dieſes Zuſammendrucken nöthig iſt, möge man aus Walter Scott's beſten Sachen erſehen. Außerdem findet ſich wie oft bei Tieck ein altkluges, junges Mädchen, das die vernünftigſten Dinge ſpricht, und man begegnet in der Mitte der Novellen jenen langen Tieck'ſchen Strecken, wo die kleinen Worte, kleinen Gedanken und kleine Dinge dem Leſer durch Augen und Finger fallen. Das ſind jene Stellen, wo das Talent einmal nachläßt und das matte, charakterloſe Weſen des Schreibenden gähnend heraustritt, jenes Weſen, was eigentlich nichts will. —

Mögen die Leſer nur auch das Weſen dieſes

Aufſatzes erkennen. Er weiſ't nur allen tiefern Einfluß Tieck's auf unſre Literatur entſchieden zurück, er ſpricht ihm die dazu nöthige Würde völlig ab, aber er tritt dem nicht in den Weg, ſich an ſeinen geiſtreichen Kompoſitionen zu erfreuen, und dieſen Eindruck dem Dichter als großes Verdienſt anzurechnen. Man ſoll nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten, es aber auch nicht im alten abgeſtandenen Bade verſchleckter Zeiten liegen laſſen. —

Bis daher ward der Aufſatz im Frühſommer des Jahres 1834 geſchrieben; man ſieht ihm das Gereizte an, obwohl er es mit guten Gründen zu rechtfertigen ſucht; die Befürchtungen, welche ihn hervorgerufen, die Befürchtungen, Tieck werde ſich mit abſchmeckenden Worten über moderne Schriftſtellerei aufthun, und mit gichtkranker; alternder Hand in den Kampf miſchen, erfüllten ſich wenige Monde nach Abfaſſung des Aufſatzes, der zufällig damals nicht gedruckt ward. Tieck gab in der

Urania die Geſchichte von der Fee Gloriana heraus, worin er die neue Romantik eine „roh Mantſcherei“ nannte und erklärte, außer Camoens und einigen andern habe die Fee der Poeſie nur ihn geküßt. Es war außerdem viel von Zubereitung der Butter die Rede, Heine ſpielt, wenn ich mich recht erinnere, als Kobold eine ſehr garſtige Rolle, und kurz: es war ein unreifer und des Tieck'ſchen Talentes auch in der Form unwürdiger Angriff, wie ich ihn längſt bei ſeiner wachſenden Zuverſichtlichkeit vorausgeſehen hatte.

Ueberwältigende Kraft, auch wenn ſie unſre Freunde trifft, imponirt, und ich geſtehe, daß ich einen ſtarken ſpannenden Eindruck erwartete, als ich an die Lektüre dieſer mir bereits als polemiſch angekündigten Novelle ging; es geſchah zudem in der ſterilſten Umgebung, die ich je erfahren, und welche Muße in Ueberfluß für Leſen und Denken darbot. Aber ich habe meinen Literatureifer ſtacheln müſſen, um das Buch zu Ende zu bringen. Wahrlich, aus einem Kampfe, bei dem man einſchläft, wird nicht viel erſprießen. Und wenn ſelbſt das nicht wäre, was wird und ſoll ein Feldherr bewirken, der nur chimäriſche, vorgefaßte Ideen von dem Terrain hat? Einige Unfläthereien franzöſiſcher Romantiker, einige Ungezogenheiten Heine's, das iſt Alles, was Tieck zu wiſſen ſcheint, um es der neuen Schule vorzuwerfen. Gott ſei Dank, wir ſind klarer über unſre Fehler, aber auch klarer über unſern Urſprung, welchen Tieck nimmer erkannt hat, weil er nimmer ein Herz dafür beſaß. Denn es handelt ſich hier nicht um ein künſtliches Intereſſe, was man lernen kann, ſondern um ein urſprüngliches, und Tieck hat erſt in ſeinen letzten Jahren ein ſolches geltend gemacht, als es bereits zu bloßen Gelüſten des Alters ausgeartet war, früher iſt er immer der Commis dieſer oder jener Schule geweſen, und ſeine Sachen waren beſtellte Waare. Tieck ein Feldherr! Da hat man erzählt, ein alter Diplomat, ich glaube, Gentz, der anerkannt ein äußerſt gebildeter Mann voll Geſchmack und Schönheitsſinn war, Gentz habe die Heineſchen Reiſebilder und Lieder kurz vor ſeinem Tode in die Hände bekommen, und ſei höchlichſt entzückt über Poeſie und Witz derſelben geweſen. Das wurmt den Hofrath Tieck über die Maaßen, er nennt Gentz „die blaſirte Blaſirtheit,“ und macht Heine zu einem garſtigen Kobolde. Drängt ſich nicht der Gedanke auf, es ſei hier nichts als Neid im Spiele — pfui, welch' ein garſtiger Gedanke zwiſchen Dichtern, als ob ſich Sterne einander ihren Glanz, Nachtigallen ihre Stimme mißgönnen wollten, — und ſollte Ludwig Tieck ſo wenig Kritik beſitzen, nur in Heine's Liedern die Poeſie zu erkennen Aug in Auge? Nimmermehr! Und wenn nicht anders, ſo fände er ſie heraus mit ſeinem überaus feinen Verſtande, denn er hat ihm Fühlhörner von allerlei Art angeſetzt, und ſelbſt einzelne Herzensfähigkeiten an ihm ausgebildet. Nein, es iſt ſeine alte Lüge, welche auch hierin zum Vorſchein kommt, dieſe künſtliche Lüge ſeiner ganzen Schriftſtellerkarrière. Die weiblichen Umgebungen des Herrn Hofrath haben längſt die deutſche Literatur wie eine Familienangelegenheit betrachtet, ſie ärgerten ſich eine Zeitlang, einer Seitenlinie beigeerdnet zu ſein, welche gar keine Ausſicht auf's Majorat hatte; aber das Glück war günſtig, die Hauptlinie ſtarb aus, ſogar der große Stammhalter Wolfgang legte ſich in die Gruft, nun ſollten die Anſprüche geltend gemacht werden. Da, abſcheulich, zeigt ſich's, daß ein vergeſſener, verarmter Zweig aus der großen Linie zu Kräften gekommen iſt und auf dem Erbſchaftsboden erſcheint, er verlangt kein Majorat, aber er heiſcht Boden und Erbe. Das darf nicht gelitten werden, heißt es, ſollen wir ſo lange gewartet und uns nichts erwartet haben? Auf, Ludewig, erkläre, dieſe Prätendenten ſeien nicht ehrlich geboren, ſeien Gnomen. —

Pfui über uns alle, daß wir uns zu ſolchen Inſinuationen und Replicken verleiten laſſen; aber wie gerüſtet ſoll man aufſtehn gegen einen Kampf mit Kochlöffeln?

Vielleicht iſt's das Beſte, dieſe unglückliche Kriegsidee Tiecks zu ignoriren; er wird ſie ſelbſt fallen laſſen, wenn er auch niemals erfährt, daß ſie ein erfolgloſer Streich in's Waſſer geweſen iſt, denn ſie hat wirklich nicht mal Aufſehn gemacht, und die beſten Freunde mochten einſehn, daß auf ſolche Weiſe kein Heil zu finden ſei. Nun werden zwar die Damen am Altmarkte in Dresden Viel erzählen von den Todten und Verwundeten, vom Victoriaſchießen und vom Ausrufen des neuen, einigen Imperators, aber Tieck hat einen leichten Sinn und wird's vergeſſen, wir werden ihm ſein eminentes Talent nicht antaſten, nachdem wir jeden civiſchen oder moraliſchen Einfluß von ſeiner Seite abgewieſen haben für die Literatur, ſo weit ſie Manifeſtation nationaler Entwickelung iſt, wir werden ein wenig Breite ſeinem Alter anrechnen, und nur gelegentlich bedauern, daß er ſeine eigenthümliche Poſition in unſrer Schriftwelt verfehlt hat, durch ſeine Unwahrheit verfehlt hat.

Er iſt ein feiner, Geſchmackreicher Geiſt, welcher Laune und Schärfe genug beſitzt, um ſolcherweiſe ausgerüſtet uns ein höchſt erſprießlicher Proſaiker zu werden; aber das war ihm zu wenig, er fabricirte in München z. B. Gedichte unter den quälendſten Gichtſchmerzen, und ſetzte ſein Entzücken über die Waldesſtille in Wort und Reime, während ihm die Lippen bebten vor Weh, und ſo machte er die Lüge durch alle Stadien durch, redete ſich und Andern Enthuſiasmus ein für die Transſubſtantiation, und für die unbefleckte Empfängniß und für einen obſkuren Maler, während ihm jeder Enthuſiasmus unnatürlich war und iſt. Er war von jeher ein Beobachter erſter Art, ein Stiliſt erſter Art, und das hat er verkannt.

9.

Bettina.

Es iſt ein Spott für uns Männer, daß es zwei Weiber ſind, welche in den letzten Jahren alle Leſeaufmerkſamkeit abſorbirt haben, und mit Recht abſorbirt haben, Rahel und Bettina.

Ach ja, wir haben viel neue Schriftſteller, und ſie krabbeln näher oder weiter um den modernen Gedanken der neuen Welt herum, ſie ſind durch den allgemeinen Gedanken reproducirt, und namentlich ſeit ein Paar Jahren geberden ſich gar die zweiten und dritten Schößlinge des erſten Wuchſes, als ob ſie recht urſprünglich und beſonders wären, aber wir haben bei alle dem verzweifelt wenig ganze neue Leute, wie es doch eigentlich zu erwarten ſtand bei den großen Wehen. Die Zunft iſt im Grunde ſchon wieder fertig und der Gewerksſpruch auswendig gelernt.

Wahrlich, es iſt mit den Schriftſtellern, mit der Gedankenentwicklung, mit den Anſchauungen wie mit den mathematiſchen Geſetzen, und die Idee jener Philoſophen, welche die Mathematik in philoſophiſche Formeln übertrugen, war nicht ſo oberflächlich — man kann es gewöhnlich ſchon nach der Vorrede wiſſen, zu welcher Formel dieſer oder jener Schriftſteller gehört, nach beſtimmten Rechengeſetzen kombiniren, entwickeln ſich nun die Anſichten von der Eiſenbahn, vom Laokoon, von der Dreieinigkeit, vom Sein oder Nichtſein. Und deßhalb brauchte man im Grunde nicht viel Bücher um der letzten Gründe willen zu leſen, und darum iſt's keineswegs ſo unrichtig, wenn man Viel und Alles auf Form gibt und ein Weſentliches darin ſucht. Es gibt ſelten mehr als zwei bis drei Leute, welche bei ſtrebſamer Seele volle Eigenthümlichkeit ſich bewahren, nicht Ergebniſſe der Zeitrechnung ſind.

Rahel und Bettina in unſern Tagen. In dieſem Einen, in der ungeſtörten Selbſtſtändigkeit des Gedankens und Gefühls, ſind dieſe Frauen neben einander zu ſtellen, wenn ſie auch übrigens ganz verſchiedene Weſen ſind, und verſchiedene Weſen ſein müſſen, um ſich eben dieſe Weſenheit des ſelbſtſtändigen Ganzen zu bewahren. Bettina iſt muſikaliſch, Rahel univerſal, ſo läßt ſich vielleicht am kürzeſten ihre Verſchiedenheit definiren. Rahel durchlauft den ganzen Kreis menſchlicher Möglichkeit und Entwickelung, Bettina koncentrirt ſich mehr auf einen einzelnen Ausſchnitt dieſes Kreiſes, auf dasjenige, was unſer Herz unmittelbarſt bewegt.

Es iſt merkwürdig, daß gerade diejenige Bildung, welche ſich durch ſchnellen Verſtand, leichten Witz, juriſtiſche, rationale Oberflächlichkeit auszeichnet, die just Fait vom Leſen macht und vom Kritiſiren, daß unſre raiſonnirende Bildung dieſe Frauen gar nicht erkennt, ſie nach hergebrachten Branchen einordnet. Solche Leute erfinden nämlich nie etwas Neues, und ſo erkennen ſie auch nichts Neues. So ſind Rahel und Bettina geradezu Probirſteine geworden, aus den Urtheilen über ſie können wir mit Leichtigkeit Stellung und und Werth der Urtheilenden erkennen. Was nie gegraben hat in Herz und Welt, nie wirklich geſucht nach Auflöſung, Harmonie, das redet immer thöricht und abſprechend über dieſe Erſcheinungen.

Uebrigens muß man bei Vergleichung dieſer Frauen ſehr vorſichtig ſein, ihre Aehnlichkeit iſt nur die zweier Landsleute.

Auch Bettina reſpektirt kein Hergebrachtes darum, weil es hergebracht iſt, ſie vindicirt die Freiheit des Individuums in Launen und Liebe, aber man findet doch bald, was ich bereits angedeutet, daß ſie nur im Ahnungsreichen, Behaglichen, Wollüſtigen der Kunſt ſich gern bewegt, daß ſie nur gern in einem Enthuſiasmus weben mag, während Rahel in allen Außerungen der Welt athmet, forſcht und liebt. Bei der Lektüre Bettinas wächſt uns Rahel ſtill im Hintergrunde höher und höher durch die Gedanken an ewige Humanität, welche bei Bettina fehlen. Rahel iſt verdrießlich, und trägt und liebt dabei; man muß nicht gerade dies oder das ſeyn, um von ihr angenommen werden — Bettina dagegen iſt voll Fanatismus, man iſt nur dem Glück oder Unglück Preis gegeben ihr gegenüber, kurz: der Laune; ihre Gunſt iſt auf keine Weiſe zu erwerben. Und mag's auch nach Proſa ſchmecken: dies darf für nothwendig gehalten werden, wenn das Weſen und die Civiliſation wohl thun ſoll. Der Zufall, daß man eben ſo oder ſo iſt, daß man dies vermag und jenes nicht, muß überwunden werden können, es darf nicht gleich alle Perſpektive abgeſchnitten ſein. Dies iſt das Verſöhnende, der Segen der Bildung, und dies iſt vollkommen anzutreffen bei Rahel, gar nicht bei Bettina, hier ſieht man ſich einer Tyrannei gegenüber, wenn dieſe auch zufällig mit Liebe oder Roſen ſchlägt.

Abgeſehen von dieſem Punkte iſt das Buch „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“ nicht genug zu loben und zu lieben. Es macht die alte, ewige Liebe des Herzens wieder muthig und ſtark, es erinnert auf das Tüchtigſte daran, daß die äußeren Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, wenn auch nöthig und zu beachten, doch nicht urſprünglich und ewig ſind, daß man wohl das Herz nach ihnen beſchränken, aber nicht tödten darf, daß der Gott im Menſchen mehr iſt, als der Menſch in der Kommunalverfaſſung.

Unſere profeſſionirten Leſer werden ſich bei dieſem Buche dadurch auszeichnen, daß ſie überall fragen und unterſuchen, ob Bettina dieſe Dinge wirklich als Kind geſchrieben habe, und daß ſie Jedermann erzählen werden, Goethes Briefe ſeien doch ſehr unbedeutend. Der Titel lautete allerdings richtiger: Briefwechſel eines Kindes mit Goethe.

Um eines Einzelnen zu gedenken, hebe ich den Tyrolerkrieg und Beethoven heraus. Beide ſind nirgends noch ſo ſchön vor Herz und Geiſt geführt worden, und Goethe, welcher den bewegenden Störniſſen ſo ſorgfältig aus dem Wege ging, giebt ihr in drei Worten kund, wie ſehr ihn das Unglück zwiſchen jenen Bergen getroffen und wie er gewünſcht habe ſammt dem Großherzoge, mehr von Bettinen darüber zu leſen.

Und Beethoven und die Muſik, wie der Gott, welcher ſeine langen Locken ſchüttelt, und ſeine Göttin an der Hand daherführt, ſo erſcheinen beide im zweiten Theile dieſes Buchs. Wie ein Titane ſpricht er für ſeine Kunſt, „die Offenbarung des Geiſtes in den Sinnen.“ —

Viele werden es erfahren, daß ihnen die Welt zu rauſchen und zu tönen beginnt beim Leſen dieſes Buches, daß ihnen all die kindlichen Ahnungen von dem verborgenen göttlichen Geſichte aller Dinge, erwachen, daß die Steine und Bäume den Mund öffnen, die Sterne herniederſchweben, daß der einige Gott perſönlich uns bei der Hand nimmt, ſie werden Erfahrungen in ihrem Herzen finden, welche die Romantik und Mühe nimmer wecken konnte.

O, wie ſollten wir ſie einander danken, dieſe Entſchädigungen, denn die Außenwelt iſt ſtarr und unerbittlich — dies mit Weinlaub bekränzte Kind iſt jetzt eine Matrone! Ein rauher Frühlingswind ſtrich durch die Linden von Berlin, als mein Begleiter mich anſtieß und ſagte: Da kommt Bettina! Eine kleine ungefaßte Geſtalt ſtrich an uns vorüber, in ein farbloſes graues Kleid gehüllt, das traurig braune Umſchlagetuch war ſchief zuſammengezogen um die Schultern, und das gealterte blaſſe Antlitz ſah freudlos unter dem verblichenen Hute hervor.

10.

E. T. A. Hoffmann.

Es iſt Hoffmann, der Kammergerichtsrath, der Callotiſt, der nächtliche, von dem hier ein Paar Worte geſagt werden.

Hoffmann, Devrient und noch einige, geiſtreiche Gäſte von Lutter und Wegener an der Ecke der Charlottenſtraße und des Gensd'armes-Markts zu Berlin ſind die Künſtlerroué's unſrer Literatur, und ſie bilden ein Nachſpiel der klaſſiſchen, ein Vorſpiel der modernen Zeit. Auch Weisflog gehört zu ihnen.

Man möchte ſagen: es war der Abſchnitt der Lüderlichkeit, des Rums, des Rothweins, des ſpaniſchen Pfeffers, ein Abſchnitt der pikanten Geurmantik. Weil Lebensluſt, Drängen nach Neuem, bunte Kleider und loſe Sprünge ſich unter unſern modernen Leuten vorfinden, haben ſich manche Leute geneigt erwieſen, Hoffmann, Weisflog und Conſorten herüberzuziehen in die neue Branche. Das iſt ein ſchwerer, hiſtoriſcher Irrthum. Dort war Nachtzeit, Schwelgerei, Ueberſättigung, gewaltſamer Reiz, hier iſt Morgen und Jugend.

Jene Leute inklinirten von Hauſe aus zu einem ungeregelten Leben, ihr künſtleriſches Empfinden war willkührlich, unbändig, momentan; nicht auf Ruhe und Schönheit, ſondern auf Sturm, Ueberraſchung, ja auf Erſchrecken baſirt. Sie wuchſen auf im Trubel Deutſchlands, die Franzoſenkriege ſchüttelten Alles durcheinander, der raſche Wechſel des damaligen Lebens gewöhnte ſie an Kontraſte, zerſtörte das gleichmäßige Behagen, zeugte die Sucht nach Ueberraſchung. Das Wort „pikant“ wuchs groß mit ihnen.

So bildeten ſie die eine Richtung der Reſtaurationsperiode, den Ueberreiz, weil Muth und Fond in ihnen war, die andre war jene Schlaffheit und Schwäche, welche in Dresden ihren Mittelpunkt hatte in Theodor Hell, Ernſt Houwald, und die Abendzeitung. Dort Hyperſthenie, hier Aſthenie.

Die Zeit iſt eine Atmoſphäre, man darf nie vergeſſen, daß ſie durch Fenſter und Thüren bis in das abgelegendſte, verſteckteſte Arbeitszimmer dringt — freilich kamen nun bei jenen drei extravaganten Künſtlern auch perſönliche und zufällige Verhältniſſe, körperliche Anlagen hinzu, um ſie eben ſo arten zu laſſen, wie ſie geartet ſind. Weisflog hatte durch raſches, wildes Jugendleben Geſundheit und Finanzen zerrüttet, Devrient fand nicht genug Leben in der Welt, um ſeinen vulkaniſchen Menſchen genügend anzubringen, er überbot ſich früh, und ein outrirter Zuſtand ward ihm bald Bedürfniß für Körper und Geiſt, Hoffmann ſchlug ſich lange Zeit in platten, trivialen Dienſt- und Familienverhältniſſen herum, kämpfte in einem fremden Lande, in Polen, um die nothdürftigen Reize eines magern geſelligen Lebens, und kam ſchon aufgerieben nach Berlin.

Hier war's nun, wo ſich das unnatürliche Syſtem ausbildete, die Menſchen für Geſpenſter zu halten, von welchen bloß einzelne für den Umgang, für das Intereſſe zu verbrauchen wären. Der Tag, die Welt, war eigentlich für Hoffmann gar nicht mehr da, und wo uns eine Schilderung deſſelben in ſeinen Schriften begegnet, da iſt es die Erinnerung aus früherer Zeit, erſt wenn der Sonnenſchein überſtanden war, und er im Weinhauſe ſich eingerichtet hatte, begann ſein Leben; aufgeregt von Wein und excentriſchen Geſprächen fing er nach der Heimkunſt tief in der Nacht die Schriftſtellerei an. Geſpenſterſtimmung wurde auf alle Art zu Wege gebracht, wenn der goldne Tag durch die Fenſter wollte, um den Spuk zu vertreiben, da wurden die Gardinen heruntergelaſſen, die Läden geſchloſſen. Armer Hoffmann, ſo quälte er Leib und Nerven zu Tode, und mit ſeinem eminenten Talente ſchuf er Fratzen.

Und ihn, den Ungeordneten, den Unglücklichen hat man nachgeahmt! Es giebt keine unglücklichere Idee. Hoffmann war ein Genie, wie es ſelten wiederkehrt, mit den zarteſten feinſten Werkzeugen zur Empfängniß des Schönen begabt. Durch mannigfache Schickſale geſchleudert, von allerlei Genüſſen erſchöpft, zerrüttet, unzufrieden mit einem morſch gemachten Körper, welcher den reichen Gelüſten und Wünſchen einer erfindungsreichen Seele nicht einmal nachzuhinken vermochte, unzufrieden mit den feſten Verhältniſſen, die rings ſeinem ſchweifenden, phantaſtiſchen Weſen entgegentraten, wurde er eben jener wunderliche Hoffmann. Welch ein Beginnen, wollte nun Einer auf ganz andern Wegen derſelbe werden. Die ſchreienden Disharmonieen ſeines Weſens, was in urſprünglicher Tiefe nach Wohlklang ſchmachtete, ſchufen ſeine disharmoniſchen, geiſtreichen Bilder. So kam es, daß er mit den außerordentlichen Anlagen zur Kunſt kein ſchönes Buch ſchreiben konnte. Seine Sachen ſind pikant, genial, immer geiſtreich, aber ſchön iſt vielleicht nur der „Meiſter Martin,“ nur da haben ihm die Dämonen auf einige Tage Ruhe gelaſſen. Ja, man könnte ſagen, er war ein Schriftſteller, der ſich nur mit dem Teufel beſchäftigte. Alle möglichen Spielarten dieſes Phantoms erfüllten ſeine Phantaſie, und er war als Künſtler ganz des Teufels. Es fehlte ſeinem innern Weſen Verſöhnung, Befriedigung, ſein Genie ward gehetzt und keuchte durch die Bücher, er rang ſeinem gährenden Innern nicht einen Augenblick Ruhe ab, Frieden, wie deſſen jede künſtleriſche Schöpfung bedarf.

Es erfaßt mich immer ein quälender Schmerz, wenn ich dieſes Mannes gedenke, der mit dem enormſten innern Reichthume nur glückſchillernde Stunden der Aufreizung, aber kein Glück genießen konnte, der wie Tantalus zwiſchen den lockendſten Genüſſen ſchmachtete und bis in's tiefſte Herz unglücklich war. Die Lebensluſt war für ihn verloren, nur mit der Todesluſt durfte er buhlen.

Und dieſer Mann, deſſen Form nothwendig Manier werden mußte, weil ſein Genie nur einen ſchmalen Weg zum Ausfluſſe finden konnte, dieſer Mann wird von den Deutſchen, ſogar von den thörichten Franzoſen nachgeahmt, die auch einmal Geſpenſter haben wollen, um vor Furcht unter die Bettdecke zu kriechen, weil das in Paris etwas Neues iſt.

Hoffmanns Schriften ſind der ſchauerlich ſchöne Ball, wo Himmel und Hölle in heißen Küſſen mit einander ſchwelgen, wo roſenrothe, ſchöne Engel mit ſchwarzen grinſenden Teufeln tanzen, wo dem Zuſchauer vor Entzücken die Zähne klappern.

Und ſolche Schreibart, der Abdruck, der Originalabdruck einer in Glückſeligkeitsdrang zerſprengten Bruſt ſollte nachgeahmt werden! O thut das nicht, es ſchmerzt des Todten wunde Bruſt; zerrt nicht an der Schönheit ſeines Elends, es iſt ein Diebſtahl, den Ihr an ihm begeht, buhlt nicht mit ſeinen Schmerzen — Hoffmanns Seele, die bis zum krampfhafteſten Wehſein liebte, hat nie gewollt, daß ein Andrer eben ſo ſchreiben ſolle, als er, denn er ſchrieb nicht willkührlich ſo, er mußte es.

Geht mit Thränen im Auge an dieſer von Schlangen tödtlich umgürteten Laokoonsſtatue im deutſchen Pantheon vorüber, aber kopirt ihn nicht, laßt ihm ſein Bild allein: dieſen Vorzug, allein E. T. A. Hoffmann zu bleiben, hat er mit ſeiner innerſten Qual bezahlt. Betrügt die Hoffnung ſeiner liebevollen Seele nicht, daß Niemand ſolche Schmerzen affektiren könne. Die Manier ſeiner Schreibart war ſein Fluch; achtet die Götter, taſtet den Fluch nicht an.

Ein ander Volk als wir verſtändigen Leute hätte auch wirklich zu wiederholten Malen in Hoffmanns Leben die Götter ſelbſt, die zürnenden erblickt. Aber wir nennen es eben auch Kultur, keine Götter mehr zu ſehen. Hoffmann war bekanntlich nicht bloß Dichter, ſondern auch Muſiker und Maler, und zwar in keineswegs gewöhnlichem Grade. Er konnte ſich eine Oper mit all ihren drei Staatsgewalten, mit Text, Muſik und Dekorationen ganz allein hinſtellen. Er hat doch auch, wie bekannt, wirklich eine Oper komponirt, und die Kuliſſen dazu gemalt, nur den Text der „Undine“ hat Herr v. Fouqué gefertigt.

Dieſe Oper war ein- oder zweimal über die Bühne geſchritten, da brach jener wilde Brand über das Berliner Theater herein, und zerſtörte in einer Nacht das Haus, und all den Täuſchungsapparat, und die hundert Manuſkripte, und die ganze Hoffmannſche Udine, nur die Fouquéſche Arbeit blieb übrig. Die war auch im Feuer gefeſtet, denn ſie war abgeſchrieben.

Aber das Genie Hoffmann hatte immer kaum zum einmaligen Schreiben Zeit — da lag die myſtiſch romantiſche Muſik, der Geſang der Waſſernixen, der Baß Kühleborns als kleines Aſchenhäufchen in dem großen Haufen, und die Sonne ſah lächelnd auf die ſchwarze, rauchende Brandſtätte.“

Erinnert das nicht an die Finger der Götter? Wenn wir noch ein reputirliches Fatum hätten, ſo wäre aus dieſem Vorfall eine Tragödie gewachſen. Wahrlich, es iſt ſo etwas von dem unglücklichen Oreſtes in Hoffmann, den die Furien verfolgen. Er hat den Tag, die Sonne, das ächte Leben erſchlagen in ſeinem Herzen, dieſer unglückliche Kammergerichtsrath, dafür verfolgen ihn die Nachtgeſpenſter, und ſie verbrennen ihm das einzig

Wohlklingende, was er dem ſtöhnende Schickſale abgerungen hat, die Partitur der Undine.

So iſt uns nichts von ſeiner Muſik übrig geblieben als die Grimace Kreisler mit den verzerrten Geigenſtreichen und Kapriolen.

Konnte Hoffmann nach jenem tückiſchen Brande noch an das Glück glauben? Und welchem Poeten kann die Schönheit kommen, wenn ihm der Glaube an's Glück entwichen iſt, ſei's auch nur das Glück des Schmerzes?

Armer, nächtlich gehetzter Hoffmann. Ein urſprünglich ſtarker, muthiger, ſchöner Geiſt. Bis in die Nähe des Todes ging der Teufel nicht von ſeiner Seite; das Rückenmark war ihm ausgedorrt, nicht dem Teufel, ſondern Hoffmann, und es mußte gebrannt werden. Unter den Schmerzen und dem Geruch dieſer Operation rief er aus: Nun Teufel riechſt du den Braten?!

Beiläufig bemerke ich, daß bei allen dämoniſchen Angelegenheiten die Naſe eine Hauptrolle ſpielt.

11.

Die franzöſiſchen Romantiker.

Dieſe guten Leute haben eine ſehr gemiſchte Renomée bei uns: die Einen denken dabei an Schinderhans, an Caſanova, an das blutſchänderiſche Geſchlecht der Borgia, an Skandal und Gräuel, die Andern an Shakeſpeare, an den ſehnigen Hernani, die wunderbar reizende Esmeralda, an neue Kraft und Gewalt der Rede — dieſe franzöſiſchen Schriftſteller ſind wirklich Gegenſtände des Haſſes und der Liebe geworden. Die ſchonungsloſen Klaſſiker, die keine Perſpektive haben, nur baar und nackt das vorliegende Quantum, und in dieſem das einzelne Wort nach feſtgeſtellten Regeln richten, ſie rufen das Anathem aus über die Rotte

Korah, die Jüngeren dagegen, welche nur Blut und Drang, Muskel, Bewegung, Leben, Wechſel haben wollen, denen die Schönheit der Form, der Reiz ſtiller Verhältniſſe und Maaße noch ſtill und ſprachlos in einem Winkel des Herzens ruhn, die ſind entzückt von jenen Romantikern.

Ich möche einen Standpunkt der Beurtheilung finden, wo weder hingerichtet noch gekrönt würde, nicht Greveplatz noch Kapitol — eine geſchichtliche Entwickelung giebt gewöhnlich den ſicherſten Weg an.

Nach der romaniſchen Zeit kam die romantiſche: die neuen Völker, das Chriſtenthum, die aus jenen hervorgehenden Nationalitäten, die aus dieſem ſprießende neue Liebe bilden den Mittelpunkt. Und Frankreich war ein wichtiges Land dabei, was im Grunde allen vorausging, wenn das nun auch eine Erſcheinung ſeyn mag, wofür die ſpäteren Franzoſen nicht können. Kurz, die verſchiedenen Völkerelemente waren nun eben ſo gemiſcht, daß ſich zwiſchen dem Var und der Maaß die erſten Volksdichtungen losrangen. Im Süden die Troubadour's mit den Liebeshöfen, das ächte Vorbild franzöſiſcher Kokketterie, denn dies ganze Treiben, all dieſe Poeſie war eine gezierte Lüge, eine künſtliche Farce, und eine Hauptader dieſer Geburt iſt den Franzoſen durchweg geblieben, findet ſich jetzt noch bei ihren ſo gräßlich wahren Schriftſtellern. Die franzöſiſchen Literaturperioden ſind mehr oder minder Offenbarungen künſtlicher Lüge. Damit hängt genau zuſammen, daß gerade bei dieſer Nation die Galanterie, die Diplomatie, die gute Geſellſchaft erfunden ward.

Die Troubadour's verbreiteten ſich durch das aquitaniſche Reich hinüber nach Spanien und auf der andern Seite nach Italien; ſie gaben namentlich in Neapel den erſten Impuls zu Dichtungen. Damals war die provençaliſche Sprache ſo poetiſche Sprache wie das franzöſiſche jetzt Umgangsſprache iſt. Erſt nach ihr bildeten ſich die einzelnen Dialekte in den Ländern aus, und beſonders durch Dante wurde z. B. in Italien erſt der florentiniſche zweifellos anerkannt.

Poetiſch bedeutender waren im nördlichen Frankreich die Trouvèren: ſie erfanden das, was wir vorzugsweiſe Romantik nennen, und wovon beim Abſchnitte „Roman“ breiter die Rede ſeyn wird, ſie erfanden die Sagen vom Gral, vom König Arthur, die Fabliaux, den Roman von der Roſe, aber dieſe Richtung wanderte zum großen Theile mit den Normannen nach England und die Vermiſchung mit Sachſen, brittiſchen und gäliſchen Reſten ſchuf dort die Balladen, die ſchwerere, gewichtigere, engliſche Poeſie.

In Frankreich ſelbſt verflachte und verflüchtigte ſich dieſer Einfluß, wir finden ſpäter nichts als die gewöhnlichen Faſtnachtsſpiele, und alle Beſtrebungen bedeutender Geiſter blieben im Grunde vereinzelt bis zu den Tagen Ludwigs XIV., wo ſich die franzöſiſche Klaſſik in all ihrer Grandezza entwickelt. Sich von dieſer und den Konſequenzen derſelben zu emancipiren war im Grunde das Streben der neuen romantiſchen Schule.

Man war damals in Paris übereingekommen, daß ſich jedes künſtleriſche Werk, jede künſtleriſche That nicht bloß in den Alten ſpiegle, ſondern eben ſo angezogen ginge. Es war Alles nur im Verhältniß zu dem einſt Geweſenen ſchön. Und auch dies war Lüge, war nichts als Convenienz, es ſchwebte eine ſo durchſichtige, man möchte ſagen reizende Ironie über dem ganzen Weſen, daß kaum ein Wort der Bezeichnung für dieſe Zuſtände aufgefunden werden kann, der Cid, Achilleus, Britannikus raſ'ten umher mit franzöſiſchen Ideen und Allongeperücken, der klaſſiſche Beigeſchmack, die ariſtoteliſche dreifache Einheit, welche ſich im ganzen Ariſtoteles nicht findet, alle die künſtlichen Schranken und Feſſeln waren bloß da, um ein Pikantes herauszuſtellen gegen die völlige Zügelloſigkeit in allen ſonſtigen Branchen des Pariſer Lebens. Denn das Ungewöhnliche pikirt: in ſtrenger Zeit das Leichtſinnige, Freie, in leichtſinniger Zeit das Strenge.

So komiſch es uns erſcheinen mag, an der Spitze der Corneille'ſchen Iphigenie und des Cid das ſtolze Wort Tragödie zu ſehen, wo doch die ganze Angelegenheit glücklich und fidel zu Ende geht, wir müſſen doch zugeſtehn, daß die Corneille'ſchen Sachen noch weniger nach Paris ſchmeckten als die ſpäteren; aber im Racine tritt dieſe befremdliche Ironie mit lachenden Augen heraus. Wahrlich, die Franzoſen ſind immer nur in ihren Komödien wahr geweſen, und ſelbſt in ihrer Geſchichte haben ſie nur zuweilen ernſthafte Intentionen gehabt, weiter iſt der Ernſt niemals gegangen. So wichtig die Idee der Fronde war, dieſer Kampf des Adels gegen den Despotismus, ſo ſcherzhaft, faſtnachtsartig wurde ſie betrieben, ſo fundamentalſeriös die Revolution begann und ſich in der blutigen Schreckenszeit offenbarte, nach Robespierres Tode ſiegte das Luſtſpiel ſchon wieder, das Direktorium war bereits eine Komödie, und Napoleon wendete Alles zu einer glänzenden Vorſtellung, unter deren Flitter, Brillantfeuer und blendendem Strahle ganz Frankreich ſeine finſtern republikaniſchen Träume vergaß.

Die ganze klaſſiſche Literatur war Unterhaltung und im Begünſtigen derſelben von Seiten des Despotismus liegt eine auffallende Idee der Nemeſis; denn Corneille und Racine haben ſo gut wie Voltaire und Rouſſeau die Revolution vorbereitet: alle die ſtolzen Römerideen, welche die geputzten Helden ſprachen und welche man für ganz unſchädlich hielt, weil die Sache eben nur Spaß war, wucherten fort, und wurden Terminologie; wir begegnen ihnen wieder im Jakobinerkloſter, im Saale der Kordeliers, auf der Tribüne des Konvents. Alle die Spielereien wurden wichtig: wenn man von Verbannung eines guten Bürgers ſprach, ſo durfte Ariſtides, bei der Freiheit durfte Brutus der jüngere, bei republikaniſcher Selbſtverläugnung Brutus der ältere nicht fehlen, kein Frauenzimmer, das ſich ausgezeichnet hatte, konnte ohne die Namen Clölia und Virginia genannt werden, Cornelius Nepos und Tacitus ſteuerten die Namen für den franzöſiſch poetiſchen Ausdruck. In den Sektionen zur Zeit des Schreckens finden wir all dieſe Namen wieder.

So verflicht ſich blutiger Ernſt mit den ſpaßhaften Gelüſten, es kann uns aber nicht entgehn, daß alles literariſche Weſen Frankreichs ein gemachtes war, und ihre nach Rom ſchmeckende pathetiſche Beredſamkeit, ihre rhetoriſche Sprachbildung erinnert uns noch heute lebhaft daran, wie ihre in Schrift und Wort ſich äuſſernde Kultur aus jener Koketterie erwachſen ſey, die von Ludwig XIV. datirt.

Dieſe Inſinuationen dürfen übrigens nicht ſo ernſthaft genommen werden, daß alles ſonſtige Verdienſt von ihnen erdrückt werden könnte, es kann ſich ſelbſt in der Koketterie viel Tüchtiges entwickeln, ſie iſt oft nur ein ſtörendes Gewand.

Die Revolutionszeit hatte keine Zeit zum Schreiben, und unter der Kaiſerherrſchaft geſchahen zu große Dinge, als daß die größten Buchſtaben daneben hätten beſtehen können. Napoleons Bülletins waren damals die franzöſiſche Literatur, und wahrlich, in ihrer Großartigkeit waren ſie eben ſo kokett und lügneriſch wie Racine's Tragödien, wie die ganze ernſthafte franzöſiſche Literatur. Was ſonſt noch geſchrieben würde, das geſchah im Dienſte der gröbſten Lüge und der verdorrten, alten Formen. Der Herr Viennet und ſein Gelichter borgten von Racine und Corneille Worte und Phraſen, und machten daraus ihre Paukenverſe.

So war's eigentlich bis zur Reſtauration ein kümmerlich verſtelltes Weſen mit der Poeſie, und wenn man in die Tragödien japaneſiſche Namen hineinſetzte, ſo konnten eben ſo gut die Japaneſen ſolche Verſe gemacht haben. Die leichtſinnigen Romane Crébillons, wie geſagt die Luſtſpiele und dem Aehnliches waren das einzige Unentſtellte, was baar und klaſſiſch Frankreich wiederſpiegelte ſeit der Frau v. Pompadour.

Da kam die Reſtauration, das gehetzte Volk ruhte aus, man wollte alle Sünden abbüßen, auch die literariſchen, die jungen Schriftſteller ſahen ſich nach fremder Literatur um, und fingen an, die baare Wirklichkeit, die baare Leidenſchaft zu ſchildern, wie ſie vor ihr Auge trat. Die alten Formen wurden weggeworfen, es begab ſich das Ungeheure, daß ſelbſt im Théatre français Ariſtoteles, der franzöſiſche, nicht mehr reſpektirt wurde, und man ging nun noch einen gefährlichen Schritt weiter, um ja die Wahrheit nicht zu verfehlen und ja das Intereſſe zu wecken: man malte die Wirklichkeit in's Grelle, weil man Aufſehn erregen, um jeden Preis Aufſehn erregen wollte. Wie früher mit der Lüge, ſo kokettirte man nun mit der Wahrheit oder richtiger mit der Wirklichkeit.

So entſtand die romantiſche Schule: ihre Schüler nahmen Alles, was vor ihnen lag ohne Auswahl hin, es iſt die Zeit der Egalité, des Schreckens, des Blutvergießens in der Literatur Frankreichs, Victor Hugo iſt der neue Danton und Eugène Sue der Marat.

Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Schule mehr Energie entwickelt als die frühere franzöſiſche, daß ſie an Victor Hugo, Alexander Dumas, Balzac, Eugène Sue, Vitet, der verkappten Dame Sands, Alfred de Vigne, Jules Janin, Paul de Kock, Charles Nodier ꝛc., bedeutende, kräftige Talente beſitzt, aber man darf ihnen auch keinen Augenblick den ſchweren Vorwurf erlaſſen, daß ſie mit wenig Ausnahmen — de Vigne, Vitet, Nodier — noch gar keinen höheren Geſchmack bekunden, daß ſie ſich noch im Extrem der früheren Formellheit herumwälzen. Sie wiſſen offenbar nicht, oder wollen's nicht wiſſen, daß es nicht genug iſt, wahr zu ſein, daß die Darſtellung aus Wahrheit und Schönheit geboren werden müſſe.

Die Aehnlichkeit dieſer Autoren mit unſrer modernen Schreibart iſt alſo nur eine aus dem Gröbſten gehauene, und der Skandal, die Geſchmacksloſigkeit aller Art bei ihnen, das Ueberladne, Outrirte wird völlig von uns deprecirt.

Mit vieler Vorſicht müßten zum Zweck einer ſolchen Parallele einzelnes Schöne, bedeutſame Blitze herausgeleſen werden: Alfred de Vigne's „Cinq-Mars,“ Hugos „Orientalen“ und die tief dringenden Blicke in vielen Einzelheiten, Janins „Jugendleben, und wie er Schriftſteller ward,“ von Balzac viel, viel geiſtreiche Aperçüs, von Nodier ſo manche kleine wunderhübſche Schilderung, die ſogar eine Fähigkeit des Franzoſen von ferne andeutet, humoriſtiſch zu werden, wie „der Blauſtrumpf“ und Aehnliches.

Gewöhnlich klagt man auch die Romantiker an, dreiſt und eigenmächtig mit der Sprache umzugehn, indeſſen wäre dies ein Fehler, welchen wir ihnen am Erſten vergeben, ja zum Verdienſte anrechnen könnten. Eine wirklich neue Wendung der Literatur bringt auch neue Sprache, und da die Franzoſen nun einmal herabgeſtiegen ſind aus den Salons in die Gaſſen und Winkel, ſo können ſie wirklich nicht mehr in ſeidnen Hoſen, Strümpfen und Schuhen gehn.

Und das iſt ihnen wirklich ſehr vortheilhaft. In ihrer Sprache war bereits Alles ſo zugeſchnitten, ausgerechnet, daß man ſie öde nennen durfte, denn öde iſt eine Sprache, wenn ſie keinen Wechſel, keine Phantaſie hat. Die Phraſe war nach allen Seiten hin fertig, und wenn neue Zuſtände und Ideen bezeichnet werden ſollten, ſo hieß es: Das ſagt der Franzoſe gar nicht.

Dieſem majorennen Zuſtande haben die Romantiker ein Ende gemacht, die alte blaſirte Sprache iſt wieder verliebt durch ſie geworden, ſie trachtet wieder zu wachſen, und wahrlich, Victor Hugo hat ihr in ſeinen outrirten Stücken eine Spannkraft, eine Elaſticität gegeben, wie man ſie nimmer dieſem Kompoſitum aus geſelligen Hobelſpänen, Biscuit, Gelächter und Klangloſigkeit zugetraut hätte.

Wenn man das Wort Romantik hört, ſo glaubt man auch immer dunkelrothe katholiſche Fahnen flattern zu ſehn, und es haben ſich darum wohl auch Einzelne die Mühe gegeben, chriſtliche Tendenzen in dieſen Autoren nachzuweiſen, Chateaubriand, welcher eine Flaſche Jordanwaſſer nach Frankreich gebracht hat, als den Vater dieſer Söhne zu bezeichnen und in Victor Hugos Eifern gegen die Zerſtörung mittelalterlicher Denkmale haben ſie den ächten romantiſchen Finger Gottes zu ſehen geglaubt.

Dergleichen Manifeſtationen ſind indeß bei Franzoſen nicht in ſolcher Ausdehnung aufzunehmen: es iſt ihnen ein wirklicher, ächter Glaube an die Poeſie gekommen im Gegenſatze zur früheren rhetoriſchen Convenienz, darin beſteht ihre Romantik: ſie haben offenbar andere Empfängnißorgane; zu wünſchen bleibt nur, daß die Ausdrucksweiſe ſich allmählig der Schönheit theilhaftig mache, daß ſie nicht mehr den Skandal der Wirklichkeit für die poetiſche Wahrheit halten mögen.

12.

Die fremden Sprachen.

Die bedeutenden Schriftſteller fremder Völker ſind doch bereits ſo einheimiſch bei uns, als gehörten ſie zu unſerm Weſen. Dieſe vermittelnde Stellung deutſcher Nationalität iſt hierbei ſehr angenehm, jenes Medium, was uns den politiſchen Charakter raubt und den hiſtoriſchen anvertraut.

In neuerer Zeit iſt mannigfach dafür und dawider geſchrieben und geſchimpft worden; aber die Nationalität iſt eine Perſönlichkeit, die ſich bilden aber nicht verläugnen läßt. Es wird ſeine Früchte tragen, daß man uns unſre Thatloſigkeit vorgeworfen, denn falls wir auch den Fehler, welchen wir erkannt haben, nicht ablegen, ſo mildern wir ihn doch, aber wir werden die Deutſchen bleiben, welche die Reformation in Gang brachten und durch fremde Völker ausfechten ließen, welche das Pulver und die Preſſe erfunden haben, um im Kriege geſchlagen zu werden und über die Preßfreiheit zu diskutiren. Es wird immer ein vergebliches Unternehmen bleiben, uns auf die alten Deutſchen zu weiſen, und ihre rothgelben Haare, ihre Energie, ihre Eichen, ihre Treue bei uns zu ſuchen. Die fränkiſchen Reiche, welche ſie gegründet haben, ſind mehr nach dem Weſten gedrängt worden, das Chriſtenthum, was bis in's Mark auf die Nationalitäten eingewirkt hat, iſt in Deutſchland ein ganz anderes geworden als ſonſtwo, wir, ſind mit ſlaviſchen und ähnlichen Völkerſchaften mannigfach verſetzt, andere Völker haben beſſere Eichen, blondere Haare und eben ſo gute und treue Menſchen als wir.

Das Schematiſiren erleichtert, aber verwirrt auch oft die Erkenntniß. Unſre Eitelkeit iſt neuerdings arg verletzt worden, man hat uns geſtachelt mit Schimpfnamen, um durch die Scham unſer

Blut in Bewegung zu ſetzen, man hat auf der andern Seite unſre Fehler geprieſen, um uns zu tröſten. Was thun Eicheln, Sauerkraut und Treue in der Weltgeſchichte? Das dürften wir einerſeits fragen. Sie werden verſpeiſ't. Was helfen künſtliche Erregungen? Sie erzeugen um ſo größere Reaktion. Es war aber wol Beides nöthig, um uns durch Licht und Schatten über unſern wirklichen Standpunkt aufzuklären, nicht bloß Kenntniß iſt Macht, auch Erkenntniß.

Es wird uns von weſentlichem Nutzen ſein, wenn wir mit fremden Völkern in lebhaftem Verkehr bleiben, wenn wir überſetzen, Sprachen lernen, nachbilden, verarbeiten, wenn wir unſer Medium in der Geſchichte begreifen lernen. Man kann ſein Vaterland lieben, und all ſeine Unarten mißbilligen; es würde mir ſehr ſchmerzlich ſein, wenn ich einmal nicht mehr Braunbier, Klöße, Sauerkraut und Treue um mich hätte, denn die alten Bänke auf unſern Jugendplätzen gehören zu unſerm Herzen, aber ich werde nie über unſre Untugenden hinwegſehen, wenn ich uns neben andern Völkern erblicke. Deshalb soll man es nicht ſcheuen, nein, man ſoll es ſuchen, andere Völker neben uns zu betrachten. Der Purismus iſt ein Unglück. Die Worte „amüſiren,“ „charmant,“ „Ennui,“ „komfortable,“ „faſhionable“ ſind nicht allein zu uns gekommen, ſondern in Begleitung ihrer Begriffe. Unſer Leben hat ſich nicht allein und unabhängig entwickelt, eine ſolche Entwickelung giebt es in Europa nicht mehr — ſollen wir neue Bezeichnungen abweiſen, während wir doch die Zuſtände nicht abwehren mögen, welche durch ſie ausgedrückt werden? Wie lächerlich. So lange wir nicht wie Dr. Francia ein abgeſchloſſenes Paraguay für zuträglich halten, können wir auch unſere Sprache nicht verſchließen. Die Eremiten werden nicht mehr geprieſen, das Zeitalter, in dem wir leben, iſt eins der Geſelligkeit, man glaubt nicht mehr, daß ſich der Menſch allein am beſten bildet, und die Geſetze der Perſönlichkeit wiederholen ſich, ich habe es bereits geſagt, in den Nationalitäten.

Geſtatten, befördern wir alſo den Verkehr mit andern Nationen, kultiviren wir die Ueberſetzungen, wenn wir unbefangen und klar über uns ſind, ſo wird ſich mannigfacher Nutzen daraus ergeben für unſre Literatur und für unſer Volksleben. Denn die Rede, die Literatur iſt die Seele des Volks, und der Staat iſt das Kind unſrer Seele.

Unſre ganze Kultur iſt das Ergebniß von Ueberſetzungen: die überſetzten Juden, Griechen und Römer haben uns erſchaffen. Es dürfte eine Frage Noth thun, ob ſich die Philologie redlich und weiſe dieſes Geſchäfts entledigt habe, ob die Philologie aufrichtig in unſern modernen Spiegel hineinkuckt.

Die Philologie, die Kunſt zu dollmetſchen, war früher ein abgeſonderter, zünftiger Stand, man nannte ſie geradezu die Gelehrſamkeit. Heut zu Tage iſt Sprachkenntniß ſo gewöhnlich worden, wie Eſſen und Trinken, ein Paar fremde Sprachen gehören zum Hausbedarf, und die Philologen retten ſich nur noch mit der Entſchuldigung, daß es nicht die klaſſiſchen Sprachen ſeien, welche gang und gäbe geworden. Das neue Ueberſetzungsweſen hat aber an dieſen anderen Objekten die Geſetze der Philologie flüſſiger, koulanter gemacht, und man hat mit dieſer kritiſchen Förderung ausgerüſtet geradezu behauptet, die Philologie in der herkömmlichen Form habe die Entwickelung des Menſchengeſchlechts förmlich aufgehalten.

Das Thema iſt eines näheren Einblicks werth.

Die ſogenannte klaſſiſche Kunſt und Wiſſenſchaft in Griechenland und Rom war ein weſentlicher Beſtandtheil, war Blüthe und Kern des damaligen Lebens. Die klaſſiſchen Zeiten und Völker gingen zu Grunde, neue Elemente, und darunter gewiß auch die lebendigſten, drangen mit den Barbaren in Jahrhunderte langen Völkerwanderungen herein, ihre rohe Kraft wurde durch's Chriſtenthum gebrochen, und ihre Geſittung ward lange auf dieſem Wege der chriſtlichen Religion verſucht. Das gelang in einem ſehr unvollkommenen Grade, denn man brachte es mit geringen Ausnahmen nicht über eine chriſtliche Barbarei hinaus. Endlich kam die Zeit des ſogenannten Wiederauflebens der Wiſſenſchaften, in Italien erhob ſie ſich und ihr natürlicher und ſchöner Stützpunkt war die ſogenannte klaſſiſche Kunſt und Wiſſenſchaft.

Was hätte aus der Welt werden können, wenn jener Wendepunkt der Weltgeſchichte nicht konfiscirt worden wäre durch die Philologie; dieſe machte den Ausgangspunkt, die griechiſche Herrlichkeit, zu dem Alpha und Omega, nicht Fundament ſollte ſie ſein, nach jener Lehrmeiſterin, ſondern Ganzes und Einziges.

Ich habe ſchon in der Einleitung des Urſprungs der Philologie gedacht: zu Alexandria in Aegypten ward ſie geboren; als die griechiſche Produktion vorüber war, erfand man dort am überſchwemmenden Nil die Reproduktion, und dieſe verdünnte ſich bald zum bloßen Kritteln. Die Philologie war urſprünglich das Beſprechen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie immer das Beſprechen losgeht, wenn die Schöpfung zu Ende iſt. Von jener Zeit datiren ſich die vielen unnützen Bücher in der Welt, und weil ſie uns zufällig durch ihren Fehler manches Buch aus der Zerſtörung gerettet hat, was ſonſt verloren gegangen wäre, ſo ſind wir geneigt worden, einen Fehler zur Tugend herauszuputzen. Dieſe Periode erlebte nun mit dem Erwachen der Wiſſenſchaften, mit der Scholaſtik eine neue Auflage, denn bis dahin war ſie lediglich von den dogmatiſchen und kirchlichen Unterſuchungen in Beſchlag genommen worden, ſo wie denn überhaupt die griechiſche Kunſt, zerbrochen durch die ausgelebte griechiſche Nationalität, im Chriſtenthume unterging. Die Griechen brachten den Himmel auf die Erde und genoſſen, die Chriſten arbeiteten daran, die Erde in den Himmel zu bringen, und entbehrten.

Die Philologie bemächtigte ſich denn auch bei jenem Wiederaufleben des Aufganges neuer Kultur, und vertrocknete ſie. Petrarca machte nicht wegen ſeiner nationalen Dichtungen, ſondern wegen ſeiner lateiniſchen Verſe Anſpruch auf den Lorbeerkranz.

Die alte Bildung ſollte eine neue erzeugen und fördern unter neuen, ganz andern Völkern, man ſollte alten Samen in neuen Boden werfen. Statt deſſen holte man Erdboden aus alten Staaten, legte klaſſiſche Gärtchen an, zog mit Mühe künſtliche griechiſche und römiſche Früchtlein — das wurden die Gelehrſamkeitsoaſen der zunächſt hinter uns liegenden vier bis fünf Jahrhunderte.

Unglückſelige Gelehrſamkeit, die ſo viele Generationen um beſſeres Glück betrogen hat. Sie hat das neue Lebenselement, das mit den öſtlichen Völkern nach Europa gekommen war, auf das Vehementeſte und Ungeſchickteſte verkümmert. Statt mit der Claſſik den Anſtoß zu originaler, natürlicher Bildung zu geben, welche aus dem innerſten, wirklichen Boden herauswächſ't, hat ſie einen Zwitterzuſtand der Volksthümlichkeiten erzeugt, an welchem wir heut noch laboriren.

Die neuere, ächtere und lebendigere Verbindung der Nationen durch ihre Sprachen und Literaturen wird es vielleicht erreichen, was jene Sprach- und Kulturkunſt verfehlt hat: das wirklich Gemeinſame, Lebendige unter den Völkern zu einem allgemeinen Lebensquell der Bildung zu vereinigen. Die ungeſchminkte, ſchamloſe Natürlichkeit, welche ſich noch vielfach in moderner Literatur ausſpricht, iſt jener erſte Verſuch der Verzweiflung, die Sünden der hergebrachten Gelehrſamkeit und Künſtlichkeit abzuwerfen und eine Bildung heraufzubeſchwören aus dem ächten, innerſten, wirklichen Leben der jetzigen Welt. Abwege, Grauen erregende Abwege, wie ſie zum Theil die franzöſiſche Romantik einſchlägt, müſſen verziehen werden, rings von Lüge umgeben, glaubt man die Wahrheit erſt dann zu erkennen, wenn ſie blutet und ſchreit.

Die Unterdrückung des Vandalismus, noch heute eine geläufige Redensart der Gelehrten, war das Verbrechen der Gelehrſamkeit, denn die Vandalen waren ein menſchliches Volk, in welchem alle Fähigkeiten originaler Ausbildung ruhten, wie in jedem Volke. Die Gelehrſamkeit mit ihrem fratzenhaften, einſeitigen Weſen hat unſre unnatürlichen Zuſtände, unſre verkünſtelten, geiſtigen und moraliſchen Bedürfniſſe erzeugt, und ſie hat das Zeitalter der Revolutionen erzeugt und geſchaffen, weil ſie die folgerichtige Entwickelung der Völker geſtört hat. Sie hat Europa verkehrt, und die Extreme geboren, denn es entſtehen keine Extreme, wenn die Dinge naturgemäß wachſen. Es wurden Menſchen gezogen, die ihr ganzes Leben über nichts Intereſſanteres kannten als griechiſche und römiſche Partikeln, und wenn ſie die Richter der Unterwelt nach ihren Thaten fragen, ſo werden ſie von der feinen Diſtinktion des Optativ und Conjunctiv erzählen, worauf ſie ihre Manneskraft verwendet.

Vernünftige Leute werden hinter dieſen Dingen keine barbariſchen Invektiven gegen alle gelehrte Bildung finden, wir erkennen und bewundern das Kulturgeheimniß der Sprachen, die Erinnerung an Griechenland mit ſeinen Staaten und Statuen, ſeinen Männern und Bildern, ſeiner Schönheit und Weisheit iſt auch uns ein Hauptquell des Bildungstroſtes, aber das troſtloſe rein philologiſche Element, der alte, akademiſche Plunder mit ſeinen Buchſtabenlarven, die thatloſe Wiſſenſchaftlichkeit, die nicht mit der kleinſten Faſer in unſerm Leben wurzelt, ſcheint uns die ärgſte Befehdung zu erheiſchen.

Und das rüſtige Ueberſetzen unſrer Tage dünkt uns eine lange Waffe dagegen. Wenn Bulwer griechiſch geſchrieben hätte, ſo würden zehn Kollegia über ein Buch geleſen, und alle Jahre erſchienen zehn Kommentare und Erklärungsverſuche. Glücklicherweiſe ſind ſeine Sachen engliſch, und ihr Grobes und Feines wird binnen vier Wochen unſer durch gute Ueberſetzungen — das alte Frachtfuhrwerk der Philologie iſt durch Chausséen, Eiſenbahnen und ſonſtige neue Erfindungen an den Bettelſtab gekommen. Die Natur iſt bei ſolchen Gelegenheiten auch immer behilflich: ſeit einigen Jahren hat ſie tödtlich aufgeräumt unter den Führern: Niebuhr iſt geſtorben, der raſche Reiſig, der tüchtige Paſſow, der alte Schütz und Beck, der Grammatiker Buttmann, eine ſchmerzlich ſüße Bekanntſchaft aus Tertia, Beier, Wellauer, in Frankreich Gail, Thuret, Lemaire; in der Schweiz Uſteri.

Man wird mich nicht der abſcheulichen Frivolität zeihen, daß ich dieſe weſentlichen Verluſte mit einer Gattung von Freude anzeige — das ſei fern; aber die Partei wird anders geſtaltet, wenn ſie allmählig der Führung entbehrt, ſie entwickelt dann gewöhnlich mehr Individualitäten, und die

Individualität ſteht dem natürlichen, wirklichen Leben immer näher, als die Partei.

Eben ſo wenig möge man ein anderweitiges Zuviel herausleſen, und das Kind mit dem Bade verſchütten: Beſtrebungen in jedem Einzelnen ſind oft ſehr wichtig, und münden ſich, wenn auch oft in tief verborgner Stille unter alten unſcheinbaren Weiden in den großen Strom der Bildung und Förderniß — es galt das Obige nur einem Ultraismus, der vor Augen liegt, und in jedem nothwendigen Kampfe fällt wol Einer zu viel.

13.

Der Stil.

Das Wort kommt aus dem Griechiſchen und wird darum richtiger mit dem y geſchrieben, wenn mich nicht alle klaſſiſchen Erinnerungen täuſchen. Ich bemerke das, um nicht aller philologiſchen Achtung zu entbehren, ſtehe aber nicht dafür, daß irgend ein ſchlimmer Conrector mir deswegen einen Streich ſpielt. Man hat bei den Damen mehr Autorität mit den nöthigen Schulkenntniſſen, und ich will deshalb ein Breiteres über das y ſagen.

Es iſt das Aſchenbrödel unter den Buchſtaben, es iſt nicht modern, dies Ypſilon. Sogar die alte gute Lehre, des Hamletſche „ſein oder nichtſein“ zum Unterſchiede von dem Beſitzworte „ſein“ mit dem y zu ſchreiben, iſt in Vergeſſenheit gerathen. Ach, es iſt eine böſe, eine frivole Welt, nichts iſt ihr heilig, nicht Klopſtock, nicht das Ypſilon.

Das griechiſche Wort στυλος heißt der Griffel. Damit zeichnete man die Charaktere, und das iſt auf die Schreibart übergegangen, wie man ja heute noch ſagt: der Mann ſchreibt eine gute Hand, er führt eine gute Feder, er iſt ein wackrer Pinſel.

Wer über den Stil ſpricht, muß Buffon kennen, und wer gebildet iſt, der denkt bei dieſen Worten nicht an die große Naturgeſchichte mit den ſchön kolorirten wilden und zahmen Thieren, ſondern an jenes ſchöne Wort: le style, c'est l'homme. Hierbei wird er ernſthaft, und prüft ſeine eigne Art zu ſprechen und zu ſchreiben, damit er ſeinem Charakter nachgehen könne, welcher im Stile zu finden ſein ſoll.

Es iſt dieſe Unterſuchung noch weiter getrieben worden, und man hat den Menſchen aus ſeiner Handſchrift herausblicken wollen. Der Charakter der Handſchrift hat gewiß etwas mit dem Charakter des Schreibers zu ſchaffen, denn auch die größere oder kleinere Geſchicklichkeit, das Flüchtige oder Langſame, das Gleichmäßige oder Wechſelnde der Handſchrift geht mehr oder minder vom Charakter aus. Sind nicht Schillers langausſchreitende Buchſtaben ganz ſo wie ſeine weit greifenden Ideale, kann Chateaubriand anders als phantaſtiſch unſicher ſchreiben wie er's thut, paßt nicht Delavignes zierliche Kaufmanns-Unterſchrift völlig zu ſeinen ausgerechneten, abgezählten Jamben und anſtändigen, niedlichen Gedanken? Napoleon hatte keine Zeit zum Schreiben, — dawider kann ſelbſt Herr Karl Adolf Menzel nichts einwenden, welcher ihn ſonſt nur „Wüthrich,“ „Hyäne“ und bei ſanfteren Regungen „Blutmenſch“ titulirt, — er ſchrieb alſo, nicht etwa Herr Menzel, ſondern bloß Napoleon, ungleich, ungerade, kurz ſo, wie es ein Schreiblehrer „Hühnerfüßchen“ nennen würde. Auch ſchrieb er ſelten Napoleon drunter, gewöhnlich nur Nap. oder N., kurz ſeine Blätter erwecken ſogleich den Gedanken, der Mann habe im Stehen die Feder geführt, und bei jedem neuen Buchſtaden ſei er im Begriff geweſen, weiter zu gehn, etwa nach Moskau oder nach Cairo.

Iſt nun ſeine Handſchrift nicht richtig? ſein Stil iſt *er* in leibhafter eigner Perſon, wie wir weiter unten ſehen werden.

Eh' ich mich tiefer verwickele, ſchalt' ich die Bemerkung ein, daß ein induſtriöſer Schullehrer, der ſich für ſeine Lectionen im „deutſchen Stil“ nach Hilfsmitteln umſieht, weder dieſen jetzigen Satz noch den obigen brauchen ſoll, wo Herr Carl Adolf Menzel neben Napoleon ſteht. Das heißt: nicht zu Muſterſätzen, ſonſt wohl; ſie ſind nicht gegliedert genug, ſie fallen nicht wie Kaskaden, ſie ſind auch anderſeits nicht lang, verwickelt und athemreich genug, da einmal von Carl Adolf Menzels Geſchichte der Deutſchen und ſeiner Fortſetzung der Beckerſchen Weltgeſchichte die Rede iſt.

Ein Mann im Schulamte muß einen Satz ſchreiben, vor deſſen bloßer Natur der Schüler Reſpekt hat, der Anblick ſolches Satzes muß gleichen dem Anblicke eines Braunſchweiger Frachtwagens: die Pferde keuchen, die Peitſche kreiſ't, die Räder ſeufzen, die Ladung bauſcht und thürmt ſich ſo gefährlich, daß jeder Vorüberwandelnde zehn Schritt ausweicht — das iſt der Stil eines entſchloſſenen Gelehrten aus dem achtzehnten Jahrhunderte, der Anno 1835 über deutſchen Stil belehrt.

Wenn ich ihm ſage, daß dies letzte Wort „belehrt“ durchaus ein Jambus ſein müſſe, um den Fall und Schluß des Satzes harmoniſch zu machen, und daß ich nur deshalb den Spondäus „verträgt“ nicht gebraucht habe, ſo hält er mich für einen Narren.

Der leichtſinnige, neuere Stil, das ſlipprige Satzweſen iſt gar kein Stil — ich bin hierbei ganz ernſthaft, und werde mehr darüber ſagen. Jetzt ſind die Handſchriften und Buffon zu erledigen.

Von Handſchriften fällt mir gerade noch Müllners ein, die des Verſtorbenen, Varnhagens, Karl Schalls, Heines und Theodor Hells, des Manns aus Dresden. Müllner ſchrieb eckig, hart, garſtige Spitzen ſtarrten wie Nägel aus den Buchſtaben, der Verſtorbene ſchreibt ungenirt, bald dick, bald dünn, haſtig, mit entſchloſſener Willkühr, Varnbogen wie geſtochen, ſauber, fein, die Briefe ſehn aus wie kleine Kunſtwerke, Karl Schall hätte es auch gern ſo gemacht, aber er fiel dabei in's kleinlich Manierirte, ſeine Buchſtaben waren mehr zipp als fein, das Format der Briefe ſank bis in's unbrauchbare Sedez der Taſchenbücher, aber zierlich, artig ſahen ſie doch aus, Heine ſtreicht raſch mit leichter Feder über den Bogen, die Buchſtaben ſind von hübſcher Raçe, einzelnes Ausgeſtrichne erinnert an das Künſtliche ſeiner Schreibart, kleine verſchwimmende Zeilen an das plötzliche Hereinfluthen des Genies, wozu der Brief nicht Zeit noch Raum hat; und Theodor Hell, der Mann, ſchreibt natürlich wie ein Theaterſekretair, der ſeine Stelle nicht verlieren will. —

Und nun wieder von der Hand zum Stile: der Stil iſt der Menſch ſelbſt! ſein eigenſtes Weſen, ſeine ganz ihm allein gehörende Seele drückt ſich aus in Folge und Stellung der Worte. Wir werden oft ſelbſt überraſcht durch unſre Rede, es iſt ein geheimes, unbekanntes Etwas in uns, was ſie geſtaltet. Iſt nicht Jeder ſchon einmal an ein verborgenes, geiſterhaftes Weſen erinnert werden, was in ihm zuweilen ſchalte, ihn dränge, ihn zurückhalte? Nun, dies Weſen, was die hypochondriſchen Hiſtoriker Dämonen nennen, das meldet ſich am deutlichſten, wenn wir ſprechen und ſchreiben, es iſt ein Regent in unſerm Stil. Der Stil iſt unſer geiſtiges Blut, was wir nicht verläugnen können: ſtatt der bloßen Unterſchrift in den Päſſen ſollte man verdächtige Leute wie Schriftſteller, Handwerksburſchen, Schauſpieler, Vagabonden, Pferdehändler ꝛc. einen Satz niederſchreiben laſſen von eigner Conſtruktion. Daran können ſie ewig erkannt werden: man kann den Blick des Auges eben ſo wenig verläugnen als den Stil.

Der Stil iſt wie das Geſicht: es giebt doch viele Millionen Menſchen, aber jeder hat ein anderes Geſicht, und ſelbſt die einander ähnlichſten beſitzen charakteriſtiſche Verſchiedenheiten, kurz daſſelbe wiederholt ſich nicht. Und eben ſo iſt es mit dem Stil: er iſt das Kulturgeſicht.

So hängt der Stil auch genau mit den Nationalitäten und geſchichtlichen Zuſtänden zuſammen.

Die Nationalität iſt die erweiterte Perſönlichkeit, oder umgekehrt: unſre Perſönlichkeit in civiliſirten Staaten iſt ein Abdruck, ein Mikrokosmos unſrer ganzen Volksgattung, und darum hat denn auch jede Nation ihren beſonderen Stil. Die geſchichtliche Entwickelung des Volks giebt ihm die mannigfaltigen Modifikationen von Farbe und Geſtalt, ſo daß es zu einer wichtigen Geſchichtsaufgabe gemacht werden kann, die Schreibart der Völker aus ihren Phyſiognomieen und Schickſalen zu erklären, und Phyſiognomie und Schickſal aus ihrer Schreibart.

Die Griechen hatten ihr Leben nach den mannigfaltigſten Richtungen durchgebildet, wir finden alſo auch bei ihnen den mannigfaltigſten Stil, ihr Weſen war ſo durchgefurcht, von Schönheit geläutert, daß ſie nirgends mehr eine ſtörende Perſönlichkeit mitbrachten, ſondern unbefangen vor den Stoff traten und ihn ſeinem innerſten Charakter gemäß behandelten. So ſchreibt Xenophon den Zug der Zehntauſend einfach, ohne Schmuck, die Begebenheiten folgen ſich ohne ſtörendes Dazwiſchentreten des Verfaſſers ſo natürlich, ungekünſtelt und doch voll wahren, thatſächlichen Lebens, wie das bei einer Kriegsexpedition nur immer der Fall ſein kann; im Thucydides, dem Hiſtoriker, häufen ſich alle die vielfältigen Staatsgedanken, das komplicirte Intereſſe eines Staatenverbandes, welcher ſich der Auflöſung naht, und ſeine Tauſend Lebensfragen nach allen Richtungen berührt, ſein Stil iſt gefüllter, ſchwerer, ſeine Reden befangen den Leſer mit mannigfachen Anfängen, Rückſichten, Perſpektiven; im Plato breitet ſich der ganze Gedankenſonnenſchein Griechenlands aus, der Stil iſt fein, ſpielend mit den ſchwerſten Gegenſtänden, wirft Ballon mit den größten Felsblöcken menſchlicher Ideen und nimmt dabei noch ein graziöſe Stellung ein.

Anders, ärmer iſt das ſchon mit den Römern: ſie haben im Grunde nur zwei ächte, nationale Stilarten, die übrigen ſind Nachbildung. Der erſte und eigentlich römiſche iſt der Memoirenſtil der Feldzüge von Cäſar. Dieſe Commentarien, worin beſonders ſeine galliſchen Eroberungen in der dritten Perſon erzählt werden, ſind eben ſo raſtlos, furchtlos, unaufhaltſam, tapfer wie der Römer ſelbſt. Kein müſſig Wort, keine griechiſche Redſeligkeit, keine aſiatiſche Ausbreitung: wie er die Legion geſchloſſen in's Treffen führte, ſo leitet er den Satz mit ſeinen Faktis über alle ſtörenden Gedankenſpitzen hinweg zu einem ſchnellen, völligen Siege. In Cäſars Commentarien liegt der römiſche Charakter in ſeiner glänzendſten Einſeitigkeit, und Cäſar war nicht nur der erſte und ächteſte römiſche Kaiſer, ſondern auch der erſte und ächteſte römiſche Schriftſteller.

Das wird uns öfter in der Geſchichte begegnen: der wirkliche Kaiſer ſeiner Nation iſt auch in geiſtiger Hinſicht Hauptausdruck derſelben: Karl der Große, Alfred, Friedrich der Zweite von Hohenſtauffen, Napoleon waren nicht bloß die erſten Schwerter ihrer Völker, Napoleon verſtand es zum Beiſpiel auch am Beſten, ſeine Siege zu beſchreiben, er erfand dazu die Bülletins.

Die zweite Manifeſtation im Römerthume iſt ſchon gemiſchter, und beruht nicht ſo ſehr im

Urſprünglichen des Romanismus als im Gewordenen deſſelben. Cicero iſt ihr Repräſentant, der juriſtiſche Rednerſtil ihr Ausdruck. Das ganze Allmählige einer formellen Staatsbildung, ich möchte ſagen alle ſich abſtufenden Municipalſtellen ruhen in dieſem gehäuften, aufbauenden Stile, alles Erbtheil der zerblätternden griechiſchen Philoſophien ſpäterer Zeit, alle Advocatenarroganz mit dreiſten Winkeln und pomphaftem Schwulſte ſtellt ſich dar im Ciceronianiſchen Stile.

Alſo ebenfalls römiſche Geſchichte, nur nicht die ſchönſte. Aber juſt dieſer iſt mit der Juriſterei und der ſchwatzhaften Gelehrſamkeit vererbt worden.

Nicht Livius, der lateiniſche Thucydides, aber vielleicht Salluſt und Tacitus dürften bei dieſer Eintheilung vermißt werden. Indeſſen prägt ſich doch in Salluſt's dunklen, verlangſamen Sätzen nichts Klares, Beſtimmtes aus, ſo intereſſant ſeine Schreibart manchmal erſcheinen kann: ein völlig entſchiedener Stil iſt es doch nicht, und der abrupte, nach alter Republik ſchmeckende Tacitus mit ſeinen körnigen Andeutungen und ſchwarzen Schatten gehört dem Weſentlichen nach doch in die Cäſarſche Schreibart. Nur das Aeußerliche widerſpricht dieſer Einordnung.

Und auch in ſeinem Stile liegt der ganze römiſche Zuſtand unter den erſten Kaiſern. Alte Gedanken, Anſchauungen und Worte aus der ſtolzen, eiſernen Römerzeit, gezückte Waffen, denen man anſieht, ſie ſind bloß theatraliſch gezückt und werden niemals zum Stoßen und Tödten gebraucht. Das iſt Rom unter Domitian; die ſtolzen Worte des Tacitus verrathen ſelbſt, was ſie nicht verrathen wollen, darin liegt das Geheimnißvolle, das Dämoniſche des Stils. Denn Tacitus hatte wie Johannes von Müller, mit welchem er in der Schreibart ſo oft verglichen worden iſt, nur Muth zu verhüllten, geſchriebenen Worten, er war als Schattenſenator ſo artig und geſchmeidig gegen den despotiſchen Herrn wie unſer kleiner gepuderter Johannes, welcher den unſchädlichen Schweizern bäumende Dinge in den Mund legte.

Mit den alten Staaten hört auch der Stil auf; er iſt die Blume einer vollendeten Bildung. Wir müſſen alſo bei Betrachtung deſſelben alsbald bis zu den romaniſchen Staaten herabgehn, nachdem ſie endlich die alte, adlige römiſche Mutter völlig verſtoßen und ſich aus lauter Parvenüs eine neue Familie gebildet hatten.

Alle Sprachen blühen in Poeſie auf, ſie ſtammen aus dem Boden und aus den Herzen, die Völker haben immer erſt Lieder, ehe ſie zur Proſa kommen, die Proſa iſt das geſetzte Alter, ſie entſteht erſt wenn alle Kräfte reif und ausgebildet ſind. Darum giebt es ſo viel Nationalpoeſie und ſo wenig Nationalproſa, denn hundert Nationen vegetiren, verkümmern, gehen unter, ohne zur Proſareife zu kommen. Der Ausdruck proſaiſch iſt nicht mehr auszurotten, aber er iſt aus jenem jugendlichen Irrthume entſtanden, der Reiz des Lebens und der Völker ſei verſchwunden, wenn die Lieder und die Jugend ein Ende nähmen — die Proſa hat nicht minder ihre Schönheit, das iſt der Stil, und ſie iſt keineswegs der Gegenſatz von Poeſie, ſo wenig wie der Mann Gegenſatz iſt vom Jünglinge, und das Weib vom Mädchen.

Die moderne Proſa unſrer Zeit ſoll dies exemplariſch beweiſen.

In den romaniſchen Sprachen nun bildeten ſich vorzugsweiſe die Vokale heraus; dies hat den Klang befördert, die Entwickelung der Proſa aber geſtört, denn die Proſa lebt und webt in Mannigfaltigkeit, der Gleichklang, der Reim iſt ihr nachtheilig, und wo die Vokale, deren Zahl gegen die Konſonanten ſehr gering iſt, vorherrſchen, da hat ſie große Schwierigkeiten zu überwinden. Gerade weil das Italieniſche und Spaniſche ſo wohlklingend ſind durch die Vokale, gerade darum iſt die Ausbildung der italieniſchen und ſpaniſchen Proſa aufgehalten worden. Namentlich die italieniſche, welche durch ſonſtige Nationalität und die entſchiedene Geſangsrichtung ganz einſeitig und für die Rede verweichlicht worden iſt. Die ſpaniſche Sprache iſt ſchon bedeckter, und wenn ſich in Spanien ein mannigfaltigeres Staatsleben ausbildet, ſo iſt es wol möglich, daß auch eine Proſa entſteht, ein Stil, welcher neue Reize entwickelt. Denn wenn die Proſa ein ſchöner Ausdruck der Kultur iſt, dann wird ſie auch durch eine Sprache gewinnen, welche an ſich ſo wohl klingt, und dann iſt die jetzige hiſtoriſche Erſcheinung keine Nothwendigkeit, daß juſt die am ſchwerſten zu bewältigenden Sprachen, die engliſche, franzöſiſche und deutſche für den Stil ausgebildet werden.

Unſere eigne Sprache kann in einer Beziehung nie übertroffen werden: ſie iſt eine Urſprache, und unerſchöpflich wie die Bildung ſelbſt, ſie allein garantirt uns ſchon eine noch unbeſchreibliche Ausbildung, denn es iſt noch gar kein Zeichen da, daß ſie einmal fertig werde. Sogar, was ihr ſo oft zum Vorwurfe gemacht wird, ihre Neigung, von der Fremde aufzunehmen, deutet auf eine unendlich breite Beſtimmung der Sprache.

Aber wir können doch nicht in Abrede ſtellen, daß ſie dem Wohlklange mit tauſend rauhen Armen widerſtrebt. Hören wir nur einmal unbefangen auf all das Ziſchen und Poltern, auf die unfügſamen Härten unſers Ausdrucks, dann werden wir das Lächeln des Südländers, wenn er uns hört, nicht mehr arrogant finden. Als die deutſche Oper in Paris den Freiſchütz gab, da iſt bei den deutſchen Worten „Täuſcht das Licht des Mond's mich nicht“ immer ein allgemeiner Ruf des Erſtaunens über dieſe harte Sprache durch das Haus geflogen, und man hat mühſam in allen Winkeln die barbariſchen Laute nachgeflüſtert. Das thaten Franzoſen, welche doch wahrlich keine Sprache von höherem Wohlklang haben. Iſt nun auch zuzugeben, daß jene „Kindiſchen“ Worte ungebührlich plump ſind, ſo kann uns doch der Vorfall erinnern, wie viel in unſerer Sprache abzuſchleifen iſt.

Trotz dem kann vorzugsweiſe nur von Deutſchland die Rede ſein, wenn der Stil in Frage kommt.

Die Engländer haben ſchon in ihrer Sprache die Beſtimmung zur Induſtrie verrathen, ſie haben genommen, was ſich eben darbot, um auszudrücken: Lateiniſch, Franzöſiſch, Deutſch, und ſie ſchreiben eben auch noch, wie juſt der Gedanke am Deutlichſten und Schnellſten wiedergegeben wird. Wer engliſch verſteht, kann auch engliſch ſchreiben, jede

Subjektivität iſt geſtattet, was nicht grammatiſch fehlerhaft iſt, das iſt auch engliſch. Darin ſind ſie der baare Gegenſatz von den Franzoſen: Manches läßt ſich im Franzöſiſchen gar nicht ausdrücken, weil es die Konvenienz der Sprache nicht geſtattet. Wir Deutſche haben darin unzweifelhaft die rechte Mitte: eine Form der Erſcheinung achten wir für nothwendig, wenn wir auch dieſe Form weit ausdehnen. Darum ſind wir das Land des Stils, während die Engländer eigentlich gar keinen Stil haben.

Die Franzoſen bilden ſich natürlich ein, die vollkommenſte Sprache zu haben, weil zufällig unſre jetzige Geſellſchaft von ihnen ſtammt, und ihr alſo die franzöſiſche Sprache die homogenſte iſt. Aber man muß ſehr befangen ſein, wenn man das Quikende dieſer Sprache nicht mehr hört, wenn man nicht mehr bemerkt, daß ſie ihre Armuth, ihre Schwächen nur mit großer Geſchicklichkeit verdeckt. Man ſchlage das nächſte franzöſiſche Buch auf, und ſehe dieſe immerwährenden é's, de's, dieſe ganze geſtickte Herrlichkeit, welche von allem wirklichen Wohlklange ſo entfernt iſt, man höre dieſe kleinen, unharmoniſchen Sätze klappern, wie eine Muſik, die nur ganze Noten beſitzt.

Dabei aber brauchen wir doch nicht zu läugnen, daß die Franzoſen einen Hauptanſtoß gegeben haben, unſern Stil in Deutſchland ein Wenig zu befreien. Wir hatten einen lateiniſchen Stil, überſetzte Schulprogramme der alten Rectoren. Leſſing, dieſer vortreffliche Mann tüchtiger Beſonnenheit, ſchrieb zuerſt einen modernen, markigen Stil, Goethe ſänftigte und verſchönte die Härten und Kürzen deſſelben; aber in das allgemeine Schreiben kam noch keine durchgreifende Umgeſtaltung. Die Journale und neuen Schriftſteller haben ſie durchgeſetzt, und man darf jetzt den lateiniſchen und den noch ſchlimmern Kanzlei-Stil für geſtürzt erachten.

Die Sprache der Journale iſt uns aber aus Frankreich gekommen, ihr ganzes Weſen mit allen Vortheilen und Nachtheilen haben wir den Franzoſen zu danken. Die Engländer haben die Zeitungen erfunden wie die Conſtitutionen und die Franzoſen haben ſie propagandirt.

Dieſer Journalſtil ſoll aber unſerer Diction eine Kur ſein, nicht mehr, nicht minder, und auf dem Punkte dieſer Frage ſind wir jetzt mit unſerm Stile angekommen; unſere junge Schriftſtellerwelt ſcheint ſich damit begnügen zu wollen, daß die kleinen, einzelnen Gedanken kurz und einzeln ausgedrückt werden. Dadurch wird die Verſtändlichkeit allerdings befördert, in einzelnen abgeſchloſſenen Figuren ſtellt ſich die Folge der Ideen dar, die Gedanken ſind einzeln gruppirt, nicht wie ſonſt in chaotiſcher Maſſe durcheinander geworfen, man bedarf nicht mehr eines überladenen Gedächtniſſes, jeder Vermittelungsſatz präſentirt ſich dem Auge und Geiſte ſelbſtſtändig.

Dieſer Durchgang war nöthig, aber wir dürfen uns nicht läugnen, daß dieſer Verſtändlichkeit am Ende alle Schönheit geopfert wird: die Sätze fallen kahl und platt neben einander heraus wie Holzſcheite, aller harmoniſche Rhythmus, alle melodiſche Gliederung geht verloren, — wir büßen allen Stil ein, und mit ihm ein Weſentliches und nicht das Schlechteſte unſrer Nationalität. Iſt es denn unſerer

Zeit entgangen, daß der Stil, das Wogen der Worte ein eſoteriſches Geheimniß birgt, was dem Geheimniß eines ganzen Geſichtes gleicht? Einzelne Züge regen dieſe oder jene Thätigkeit unſrer Empfindung oder unſres Verſtandes an, eben ſo einzelne, kurze Sätze der Sprache, aber die ganze Phyſiognomie, der eigentliche Stil überkommt uns mit all den verborgenen Andeutungen eines ausgebildeten Antlitzes. Erſt im Stile ruht jener höhere Reiz der Sprache, welcher ſich gleich dem der Schönheit nicht ſo ohne Weiteres definiren läßt. Einzelne Sätze bringen wol Gedanken und Begriffe, der Stil aber bringt den Menſchen, und darum iſt es auch der Stil, welcher das Denken im Ganzen und Großen, das Empfinden im Mannigfaltigen anregt, welcher Geiſt und Seele erweitert.

Nicht die alte Manier ſoll wieder gebracht werden, wo der Schriftſteller eine halbe Stunde über dem Satze ſchrieb, und wenn er ausruhte, keinen Punkt machte, ſondern Richtſcheit und Winkelmaaß anlegte, die fortregierenden Präpoſitionen von der vorhergehenden Seite ſuchte, und eine neue ſchwierige Fortſetzung erſann, wo ein fleißiger Autor des Tags zwei Sätze ſchrieb, wo das Leſen eine Ueberſetzung war, nein, jener unbeholfene Anfang des Stils ſoll hinter uns bleiben, wie eine Drangperiode, aber die Befreiung der zuſammengeketteten Gedanken ſoll nicht zur zerrißenen, ſchlotternden Anarchie der Sätze ausarten. Dem Journale bleibe der kurzgeſchürzte Gang, denn das Plötzliche, das Einzelne iſt ſein Leben, aber dem Stile im höheren Sinne des Wortes werde der Zauber vereinigter Wort- und Satzintereſſen vindicirt.

Das wird ſich auch mit der wandelnden, wechſelnden Geſchichte finden — noch niemals war die Schriftſtellerei ſo nächſtes Ergebniß derſelben als in den letzten Jahren, man ſchrieb auf dem Markte und für den Markt; da gab es keine Zeit zum beſchaulichen Leſen, da dachten die Skribenten, was ſie anbringen wollten, das müßte blitzſchnell geſchehn, die Leute dürften durch nichts behindert werden, die Hauptgedanken ſogleich und ganz und allein zu ſehn, man ſchrieb Wirthshausſchilder.

Und für dieſe giebt es freilich keinen Stil der Art, wie er hier beſprochen wird.

Aber die Haſt der Geſchichte geht vorüber: das augenblickliche Einwirken weicht weiter dem tiefen und ſchönen Eindrucke, welchen der Schriftſteller erſtrebt, und es ſteht zu verhoffen, daß die nackten Lebenselemente Form und Gewand erhalten werden. Sie mögen und ſollen ihre Individualität behalten, dieſe ſoll ſich nur zu einer Schönheit ausbilden, welche mit allgemeinen Normen Verbindungspunkte findet.

Das iſt ja der große Reiz unſrer Sprache, daß ſie ſich auf ſo tauſendfache Weiſe offenbart. Die Franzoſen haben eine Schreibart, wer ſie nicht verſteht, ſchreibt nicht franzöſiſch. Zehn Schriftſteller ſchreiben bei uns auf zehnfache Weiſe, und alle zehn ſchreiben gutes und ſchönes Deutſch. Darum haben wir außer gut und ſchlecht ſo viel Adjektiva für den Stil: Heine ſchreibt glänzend, Rumohr eben, Menzel brennend und ſo weiter. — Wenn im Vorſtehenden vom alten Stile die Rede iſt, ſo gehört eigentlich ſeit der Goethiſch-

Schillerſchen Zeit kein bedeutender Mann in dieſe Kategorie. Herder, der wackere mit dem großen Menſchheitsherzen, ſtreift daran, aber er gehört nicht dazu. Sein Stil iſt nicht ſowohl ſchwierig, gehäuft, lateiniſch, als ſchleppend, ohne Halt, ohne Form. Wielands Proſa iſt zu porzellanartig, zu gekünſtelt nach griechiſchen Muſtern, Schillers zu pomphaft. Wenn Schiller aber nicht in dieſen Fehler geräth, dann iſt er auch in der Proſa gewandt, belebt, leicht geformt und tüchtig. Aber komiſch genug, Friedrich Schlegel, Zugführer aus einer der letzten Phaſen unſrer Literatur, renommirt unter einer gewiſſen Elite aus dem Anfange unſers Jahrhunderts als eleganter Stiliſt, ward in ſeinen letzten Schriften, vor Allem in ſeinen „Vorleſungen über die Philoſophie der Geſchichte“ über die Maaßen gethürmt, ſchwülſtig, unſchön. Dieſes Buch iſt merkwürdig genug in vielen Partieen ein Dokument ſchwerfälligen, ungeſchickten Stils, und erinnert lebhaft an die Bemerkung, welche oft vernachläſſigt wird: Je reiner, unbefangener das Wort aus dem Manne ſpringt, je reifer, ausgebildeter der Stoff in ihm iſt, deſto vollendeter wird der Stil. Friedrich Schlegel bildete ſich wol in manche Zuſtände hinein, in denen er eigentlich niemals recht heimiſch wurde, aus der Verwirrung ſeiner falſch und richtig befriedigten Bedürfniſſe wuchs ſein künſtlicher, verworrener Stil; er galt für den Periodenbauer; aber ſo viel die neue Journaliſtenſchreibart noch Füllung, Wechſel, Schönheit braucht, ſo wenig darf doch auch dies ſtörſame Schlegelſche Satzgerüſt mit ſeinen ekelhaften Dehnungen und unmelodiſchen Renkungen wieder aufkommen.

Es iſt natürlich nur von dem ſterbenden Schlegel hier die Rede, welcher zu Wien unweit den Kapuzinern wohnte, und die Lucinde abbüßte. In ſeiner Jugend ſchrieb er anders, und eine gewiſſe Jugend braucht der Stil ewig für Gang und Kolorit.

14.

Wolfgang Menzel.

Das Morgenblatt hat ſeit vielen Jahren durch die unabläſſige Bemühung des Hauſes Cotta immer einen ſehr erfreulichen Mittelpunkt deutſcher Journaliſtik abgegeben. In einer Zeit, wo Deutſchland noch weniger als jetzt die Macht der Journale würdigte, wo die noch lebenden Notabilitäten unſrer Schriftſtellerei wenig Notiz von ihnen nahmen, war der verſtorbene Hofrath Müllner im Beſitz des Literaturblattes zum Morgenblatte und würgte mit einer Art von Blutdurſt. Nicht nach Geſetzen, ſondern nach Willkühr, oder doch nach Geſetzen, welche ein öder Advokatenkopf erdacht, die eine magre Juriſtenhand aus dürren Ruthen zuſammengeflochten hatte, Müllner war ein einſeitiger, unduldſamer, inhumaner Mann, der mit einer geſchickten Rhetorik den Mangel an Poeſie bedeckte, durch den glücklichen Erfolg ſeiner fürchterlichen „Schuld“ verwöhnt war, und auf eine vandaliſche Weiſe mit dem verfuhr, was ſeinen mangelhaften Sympathieen nicht zuſagte. Dieſe Wirthſchaft ſetzte er ſpäter in ſeinem Mitternachtsblatte fort, und es war ein allgemeines Aufathmen, als er in ſeinem Kettenhund-Grimme zu Weiſſenfels in der Provinz Sachſen verſtarb. Der Marat der deutſchen Literatur war mit ihm geſtorben.

Ich habe zuweilen von einem „ſächſiſchen Proteſtantismus“ geſprochen, und ich muß dieſes Ausdruckes hier gedenken, denn die ſächſiſche Poeſie, welche die zwanziger Jahre wie ein ſchwindſüchtiger Zuſtand bewegte, hängt damit zuſammen. Nur die beſchränkteſten Leute können übrigens in ſolchen Ausdrücken eine Beleidigung des Landes finden, was eben bezeichnet wird, und es hängt oft ſo ſehr vom Zufälligen ab, was für eine Manifeſtation ſich grade beſonders geltend macht, daß man nichts thörichteres thun kann, als ſolche einſeitige Bezeichnungen für erſchöpfend oder gar für ſuffiſant auszugeben und anzuſehen. Die Abendzeitung, das prüde, zippe Tugendweſen der ſächſiſchen Moral, die leipziger Magiſter, der Hofrath Müllner drängen ſich aber wirklich zu einer Figur zuſammen, wenn das Auge auf dies graue Blatt unſrer Geſchichte fällt, und ſie ſind gewiß durch mancherlei Fäden verbunden.

Schon in der letzten Zeit war Müllner in ſeinem verbiſſenen Weſen unmächtig geworden, und auch ſeine Partei ſank zu Boden, dieſe waren aber die eigentlichen Recenſenten Deutſchlands, welche wie dreiſte Dorfhunde den Vorübereilenden die Hoſe zerreißen, ohne jemals nach Antlitz und Auge des Wanderers zu ſehen, jene Recenſenten, die nur nagen, zerren, an den Einzelnheiten herumbeißen, ohne Terrain zu ordnen, zu ſchaffen. Ihr Gekläff verhallte.

Wolfgang Menzel bemächtigte ſich allmählig jenes Stuttgarter Literaturblatts, und löſ'te noch einige Batterieen gegen jene Müllnerſchen Nachzügler. Er haßte und haßt Müllner mit Leidenſchaft, und drückt dies oft leidenſchaftlich genug aus. Indeß iſt es nicht der Sieg über jene Partei, welcher ihm einen mit Recht geachteten Namen erworben hat. Er brachte Müllner'ſche Keckheit und weitere, edlere Abſichten mit ſich auf den kritiſchen Seſſel, und er iſt jenen griechiſchen Heroen zu vergleichen, welche mit tödtlicher ſchwerer Fauſt über die Ungethüme und ſchädlichen Thiere des Landes herfielen, die alten, faulen Stämme des Waldes ausriſſen, und das Land der Luft und Sonne zugänglich rodeten. Er hat unſere Literatur urbar gemacht, er hat die Faſelei mit Spott hinausgejagt, hat den Impuls gegeben, die Götzenbilder zu zertrümmern, er hat den Kampf gegen die lähmenden Autoritäten mit Kraft und Geſchick begonnen. Das iſt aber in Deutſchland ein wichtiges hiſtoriſches Verdienſt, denn die Autoritäten ſind unſere Krankheit, unſere Götzen, in deren Feſſeln wir ſchmachten. Es iſt noch gar nicht lange her, daß die kühnſte Forſchung aufhörte, wenn ſie nur an den erſten Buchſtaben eines Namens wie Klopſtock oder Goethe ſtieß, und ein berühmter Profeſſor war heiliger, denn ein Bramine zu Delhi; ja wir waren glücklich wie die indiſchen Fakirs, wenn wir im Staube hinankriechen und ihm den Schuh küſſen konnten. Unſer literariſcher Reſpekt war noch größer als unſer politiſcher.

Wolfgang Menzel hat ferner eine größere Produktivität, Ueberſichtlichkeit in die Kritik gebracht, er hat die Literatur hineingeſtoßen in den Markt des Lebens, hat ſie unter die Menſchen genöthigt, er hat die alten vermoderten Fetzen aus den Hörſälen herausgeworfen auf die Plätze, damit alle Welt erkenne, ſie ſeyen wurmſtichig; wir haben ihn oft wie einen Feldherrn im Pulverdampfe, eingehüllt in akademiſchem Staub geſehen, welchen er aufgeſcheucht aus dem alten Plunder. Wolfgang Menzel hat das Verdienſt eines Heroen, der das Land aus dem Groben kultivirt.

Aber ein Land bleibt nicht immer im Groben, und die Heroen ſind nur eine Zeitlang nöthig; wenn Perſeus mit der Keule und dem Meduſenhaupte zur Zeit des Perikles hinaufgeſtiegen wäre auf die Akropolis Athens, es wäre ein wunderlicher Anblick geweſen. Eine ſtete Heroenthätigkeit reißt auch die geſunden, nöthigen Bäume aus; wer ſeine Thätigkeit nicht ändert, wird unpaſſend thätig, jeder neue Tag verlangt eine neue, und die Erfindung der Rede war ein tiefes hiſtoriſches Bedürfniß. Ich bin der Meinung, Menzel ſey ſchon ſeit einigen Jahren ſtehen geblieben, und es ſey an der Zeit, polemiſch gegen dieſen Hauptſtrom deutſcher Kritik aufzutreten.

An die Stelle Müllner'ſcher Willkührlichkeiten brachte er fertige, zugeſchloſſene Kategorieen; in dieſen Kategorieen war ein Quantum myſtiſcher Theologie, kräftiger patriotiſcher Geſchichte, lyriſch anfänglicher, phantaſtiſch allegoriſcher Poeſie. Nach dieſen Kategorieen richtet er Alles, es mag hergewachſen ſeyn, woraus es will, und ein kräftiger Patriotismus diktirt ihm die Worte, belebt und beſeelt ſie, es mag die Rede ſeyn vom Drama oder von der Geographie. Courage iſt das Hauptwort, Courage muß Alles haben, turnen muß Alles können, heroiſche Kraft muß Alles an den Tag legen, auch der Liebhaber, wenn er vor ſeinem Mädchen auf den Knieen liegt, wenn ihn die Geliebte nicht erhören will, ſo muß er mit Donnerwettern drein ſchlagen, ſonſt iſt er ein Schwächling.

Ich verkenne vielleicht weniger als viele Andere, wie nöthig grade dieſe Richtung, dieſe materielle Richtung für ein geſellſchaftlich ſo muthloſes Volk iſt als das unſere, es iſt meines Herzens innerſte Meinung, daß Wolfgang Menzel die größten Verdienſte um ethiſche Ausbildung unſerer jungen Generation hat; beſäßen wir ein Pantheon, ich würde ſeine Büſte hineinſetzen und eine Eichenkrone auf ſein Haupt drücken, er iſt mir theurer als hundert profeſſionirte Pädagogen. Löwengebrüll ſtärkt die Nerven, wenn es auch das muſikaliſche Gefühl nicht bildet. Aber es fehlen in dieſen Kategorieen zwei Dinge, ohne welche alle äſthetiſche Kritik nichts Dauerndes erhält: es fehlt die Spekulation und der Sinn für Form, der Schönheitsſinn, und es iſt ein Beiſatz in Wolfgang Menzel, welcher ewig lebensgefährlich bleiben wird für alle höhere Kultur, das iſt der Fanatismus.

Menzel iſt eingekeilt in ſeine Kategorieen, und darin liegt die Nothwendigkeit, altmodiſch zu werden, es klingt jetzt ſchon veraltet, wenn er dieſelben Dinge über Jakob Böhme, über den Rationalismus ſagt, die wir ſo oft gehört, es entſetzt uns der Fanatismus, wenn er wie ein Zelot zu Baronius Zeiten einen Theologen von oben bis unten mit Koth beſudelt, und dann noch einmal von unten bis oben, weil der Mann über die Transſubſtantiation anders denkt als Menzel. Dieſes ſchulmeiſteriſche Rechthaben, was um den Preis der Wildheit den Indifferentismus vermeiden will, iſt nur darum etwas weiter als Müllner, weil es aus edlerem Herzen kommt, aber in der Weiſe iſt es keine beſſere Kultur.

Ein Kritiker, deſſen Syſtem keine Proſpektive hat, kann für ein Land ein Unglück werden, wenn er ſich Einfluß und Glaubwürdigkeit errungen, denn er erkennt keinen Embryo, keine Knoſpe, er zertritt die Zukunft. Ein Kritiker, der nicht ſpekulirt, iſt ein Menſch, der nicht wächſt, eine Kritiker ohne Schönheitsſinn iſt ein Karrikaturenmaler. Und

Menzel findet gewiß immer das Liebenswürdige aus den Dingen, aber das Schöne ſieht er nicht. Er iſt ein Patriot, aber kein Aeſthetiker; auf die Aeſthetik iſt er gerathen, weil man eine Zeitlang auf nichts anders gerathen konnte, wenn man laut ſprechen wollte. Dahin gehört ſein kraſſes Urtheil über Goethe, womit er unſre Jugend anſteckte, die vor allen Dingen recht brav ſeyn will, und von der Poeſie auch was Braves und Wackres verlangt. Aber dies Urtheil über Goethe, womit er uns anſteckte, wird leider Menzel ewig bleiben, es iſt leider ſein ganz und gar und ehrlich über und über, weil er für die ruhige Schönheit Goethes nie einen glücklichen Blick, viel weniger ein ſtetiges Auge hat. Es iſt in Menzel nur ein gewiſſes muſikaliſches Gefühl der Schönheit, daher ſeine Vorliebe für Tieck, Schiller, Jean Paul, daher ſeine Vorliebe für Romantik, wenn ſie nicht zu duftig wird, und wenn ihn ſeine Derbheit nicht in den Nacken ſchlägt, ſeine Vorliebe für Myſtik, für die breit klingende Lyrik, für den Rhythmus der Sprache, für Rhetorik und was da hineinſchlägt, z. B. die Allegorie.

Die reine, plaſtiſche Form iſt ſeinem Weſen völligfremd, die ſchweigſame Schönheit findet keinen Weg zu ihm, und es iſt eben ein Uebelſtand, daß er dabei gerade ſo zuverſichtlich urtheilt, als wo er kompetent iſt, wie in Sachen des Witzes und Humors. Das Thema der Rhetorik, die ihm analog ſeiner lyriſchen Vorliebe ſo gefährlich iſt, führt ihn oft zu dem Glauben, er beurtheile die Form, während er nur die Farbe der Form, nämlich die Redform vor Augen hat. Daraus und aus ſeiner Vorliebe für Myſtik ſprießt ſeine preiſende Beurtheilung all der deklamatoriſchen, phantaſtiſchen und allegoriſchen Gedichte, wo man ein einfaches Ding durch drei Brillen ſieht. Seine eigne poetiſche Thätigkeit im „Rübezahl“ und namentlich im „Narciß“ neigt ſich ebenfalls zu dieſer allegoriſchen, ſogenannten Poeſie, die nichts als eine vervollkommnete und verſteckte Rhetorik iſt. Statt des einfachen Gedankens wird eine dreifache Verhüllung gegeben, und wenn mit Mühe der Gedanke herausgeſchält iſt, ſo hat man die Poeſie genoſſen. Gedanke und Form wirklicher Poeſie ſind aber untrennbar.

Dies rhetoriſche Verhältniß iſt nun juſt der Punkt, wo die Menzelſche Richtung mit der geſchmähten Müllnerſchen zuſammentrifft, nicht bloß weil auch die Müllnerſche Muſe eine rhetoriſche, weil die „Schuld“ ein Wortgebäude war, auch in der Auffaſſung der zu beurtheilenden Objekte begegnen ſie ſich nur zu oft: es wird dieſe oder jene Aeußerlichkeit eines Buchs aufgefaßt und mit dialektiſcher Geſchicklichkeit nach allen Seiten gewendet, es wird rhetoriſirt. —

Aber Menzel iſt eine ſo wichtige Figur, daß eine Konception ſeiner Exiſtenz in größeren Verhältniſſen geſucht werden darf. Wir ſind immer zwei Drittheile von dem, wozu uns Zeitumſtände und natürliche Anlagen machen, wenn das Glück gut iſt, ſind wir der übrige Reſt ſelber.

Menzel iſt in Waldenburg, einem kleinen Bergſtädtchen Schleſiens, aufgewachſen, wo Steinkohlen aus der Erde gegraben, und auf einem renommirten Markte Leinwand verkauft wird. Er hat die ſchwarzen Bergknappen, die langen, blaſſen Gebirgsweber mit ihrer Arbeit, die hochgeſchürzten „Madla'ß" aus den meilenlangen Dörfern jener dunkelblauen Berglehnen, die ſich nach dem eigentlichen Stamme des Rieſengebirges zu aufſchichten, er hat die ſtille Natur mannigfachen Reizes in früher Jugend geſehn. Und ſie iſt nicht leicht ſtiller, verlangſamer als dort hinter den runden, ſanften Bergen Salzbrunns und Altwaſſers, wo Waldenburg ſeine Buben herausſchickt zum Drachenſliegen und zu ſonſtiger Luſtbarkeit. Ein romantiſches Element iſt dort früh in dem kleinen Wolfgang geweckt worden, unter welchem Namen er noch jetzt bei den älteren Frauen des Städtchens bekannt iſt. Aber ein derbes bürgerliches Geſchäft der Eltern, derbes Streben, Geld und Gut zu erwerben, zeitigte auf der andern Seite ein anderes handfeſtes Weſen. Es gab da nicht viel ſentimentale Redensarten, und als Wolfgang ſpäter für ein Buch 100 Louisdor erhalten und es triumphirend den Seinigen mitgetheilt hatte, da ward ihm vornehm und ſchonungslos erwidert: es ſey ſchlimm, wenn das Bücherſchreiben nicht mehr bringe, ein einziger tüchtiger Viehverkauf ſey viel mehr werth —

In Breslau ging Menzel auf's Gymnaſium, damals war jene Stadt noch mit finſtern, ſteinernen Thoren verſchloſſen, die nicht viel niedriger waren als die hohen Häuſer, und um nichts weiter als die engen Straßen der ſlaviſch deutſchen Grenzſtadt. Unter den zum Theil wilden Genoſſen, wie ſie namentlich Oberſchleſien ſendet, entwickelte ſich früh ein hart und feſt vollendetes Weſen, und Mißfälligkeiten veranlaßten den jungen Menſchen, auf eigne Fauſt das Gymnaſium zu verlaſſen. Ich glaube, er iſt damals nach Berlin gegangen; ſpäter finden wir ihn als ernſthaften, aber nicht eben ſo enthaltſamen deutſchen Burſchen, wie es eigentlich die ascetiſchen Grundſätze der langhaarigen Söhne Tuiskons verlangten, zu Heidelberg wieder. Die Turn- und Studentenzeit wird bewegt, Schelling und Görres blühen, Daub, Kreuzer leſen, ein vergrimmtes, nach andern Zuſtänden verlangendes Oppoſitionselement webt in der Jugend, und Menzel begegnet uns nach mancherlei Stürmen, in der Schweiz als Pädagoge, bei den „Europäiſchen Blättern“ beſchäftigt, ſeine „Deutſche Geſchichte,“

ſeine „Streckverſe“ ſchreibend. Es war eine Sturm- und Drang-Periode, das Leben war zu erkämpfen nach allen Seiten, die Staatswelt verhieß ihm nichts als nothwendige Entſagung, die ſittliche Welt war durcheinander geworfen, mannigfacher Zorn lag in den Winkeln ſeines Herzens, als er nach Jahren langer Mitarbeitung am Literaturblatte des Morgenblattes endlich nach Stuttgart kam, ſeine „deutſche Literatur“ herausgab, und die Redaktion jenes Blattes ſelbſt antrat.

Ein hartes, thatdurſtiges Weſen war in ihm, und die Unnatur unſrer Zeit drängte ihn auf's Schreiben, von ſeinen ſcharfen Wünſchen ſah er nirgends eine Erfüllung vor ſich, und das Herbe ſtreckte ſeine Ranken weiter und weiter durch ſein Inneres. Der Grimm, mit welchem er über die Literaturmiſére herfiel, galt im Grunde nicht blos den armen Schriftſtellern und den blaſſen Schriftſtellerinnen, über welche er eine ungalante Ochſenpeitſche ſchwang, er galt all den ſchwierigen Zuſtänden eines neuen Jahrhunderts, deſſen er ſich nur in Einzelnheiten bemächtigt hatte, deſſen wirkliches Leben ihm vielfach verhaßt war, da er mit einer Nebenkohorte die Bahn betreten hatte, mit einer Kohorte, die Chriſtenthum, altes Bürgerthum, verjährtes Recht, verjährte Poeſie wollte. Menzel ſtammt keineswegs mit ganzem Leibe aus dem neuen Jahrhunderte, und viele Conſequenzen deſſelben hat er nur zufällig getheilt, weil er ein lebendiger, friſcher Mann iſt, ein Mann der Geſundheit, deſſen ächtes, kräftiges Naturell ſich gern einem ſtraffen Oppoſitionselemente anſchließt.

So fühlt er alle Schmerzen der Zeit und theilt nur die geringſten ihrer Hoffnungen, er fühlt es, daß tiefere Intereſſen Noth thun, daß Staat und höheres Leben ohne Religion nicht zuſammengehalten werden können, aber er fühlt es auch, daß er als Einzelner ſich der Zeit nicht bemächtigen kann, er ſieht die jungen Kriegsvölker, welche ſich früher um ſeine Fahne ſchaarten, andern, neuen Panieren folgen, neue Schlachtfelder ſuchen, die ihm fremd ſind, und die er eigenſinnig ſich fremd erhalten will, weil ſie keine ſeiner alten Sympathieen wecken, wohl aber Antipathieen. So wird die

Herbheit ſeines Weſens immer größer, er fühlt noch nicht den Muth des Alters, die tolle Jugend anzugreifen, er ſchweigt grollend, er wiederholt immer entrüſteter die alte, platte Litanei von Goethes Immoralität, er wird ein verdrießlicher Bürger.

Gutzkow hat ſehr geiſtreich definirt, daß Menzel der grillenhafte Stifter eines Tiers parti wird, daß er den Philiſtern „die Pfeife ſtopft," ihnen zum Feierabendvergnügen den Werther „niederträchtig" nennt, und die neue Welt die Spekulationen mit wilden Schimpfworten verhaßt macht. Menzels Princip ſey in einen „Terrorismus der Tugend ausgeartet, wie weiland Max Robespierre's," und dieſe Tugend ſey ein „kalter ſchroffer Stoicismus, der ſich zwar keine Ausſchweifungen verſagt hat, aber daran nur ging, als an das thieriſch Gedankenloſe."

Und dieſe Männer haben Jahre lang nebeneinander gekämpft! So rollt die Welt, ſo wachſen die Gedanken! O, wenn ein Mann in unſrer Literatur daran erinnert, daß zwiſchen Indifferentismus und Fanatismus die Bildung liege, ſo iſt es Menzel, weil er mit all ſeinen Heldenfähigkeiten dennoch dieſen Weg nicht gefunden hat, und wenn einer daran erinnert, daß eine dauernde Verbindung ſtrebender Geiſter unmöglich ſey, ſo iſt er es leider ebenfalls. Einſam ſteht er mit altem, roſtigem, ſchartigem Schwerte an der Heerſtraße und ſchlägt nieder, was ihm nicht gefällt vom vorübergehenden Geſindel, gegen die Höhen aber, wo die früheren Kameraden fürbaß eilen, ſtößt er donnernde Flüche aus, um ſo heftigere Flüche, je mehr er alte geliebte Waffen und alte geſchmähte Waffen an ihrem Leibe ſieht.

Wahrlich, ſeine Erſcheinung weckt jenen tragiſchen Gedanken, welcher ſo manchen braven Mann in Tod und Verzweiflung getrieben hat, den Gedanken, die Weltentwicklung ſey Geſetzen unterworfen, deren wir in alle Ewigkeit nicht Herrn würden, die Welt und der Gedanke ſey ſo manigfach wie ein Schauſpiel, und wir ſeyen alle Opfer eines tugendhaften Irrthums, wenn wir uns ſeiner Ausrechnung zu bemeiſtern gedächten.

Darum ſollen wir auch in ſolchen Geſtalten die unerforſchliche Gottheit ehren, und ſie nicht antaſten mit rohen Händen. Menzel, der Fanatiker, wäre nur mit Fanatismus zu unterdrücken, und man ſoll nicht die ſchwer treffenden Fehler ſeiner Waffen an ihm ſelbſt erproben, wir wollen ihn halten wie einen alten knurrigen Hausvater, welcher die Invaſionen des Landes mit durchgemacht hat, und jetzt unwirſch, unverträglich iſt, weil er ſein Ausgedinghäuschen vor ſich ſieht. Es kommen Stunden, wo er von ſeiner Jugend erzählt und das Keifen vergißt, dieſe Stunden ſucht ihm zu erwecken, und hört manchem guten Rathe, den er geben kann, wo ſeine Starrheit nicht in's Spiel kommt, aufmerkſam zu.

15.

Jean Paul.

Der Stil iſt mehr als ein blos Aeußerliches, wie die Geſichtszüge, der Gang, die Art zu reden mehr ſind als Zufälligkieten; er iſt die koncentrirte Erſcheinung eines mannigfaltigen Menſchen, und namentlich das Dokument, wie weit ſich dieſer zur Einheit, nun Befriedetſein herausgebildet hat.

Das iſt vorauszuſchicken, wenn etwas ſcheinbar Einſeitiges über Jean Paul geſagt werden ſoll, über dies mit dem innerſten Herzen ſo rückſichtslos geliebte Kind unſerer Literatur. Noch iſt es in Deutſchland höchſt gefährlich, mit einem leiſen Worte des Tadels an Jean Paul zu treten. Man nimmt ſich in Acht wie in einer Familie, welche ein liebenswürdiges Söhnchen beſitzt, an dem alle Augen hängen. Es hat kleine Unarten, aber der Hausfreund wagt den Zorn Aller, wenn er ſie rügen will.

So ſchön, ſo nöthig die Pietät eines Volks für ſeine Heroen iſt, denn in einer gewiſſen Bewunderung liegen tauſend Keime zu neuen bewundernswerthen Thaten, ſo vielfach kann doch eine blinde Pietät den Fortſchritt aufhalten. Ein Volk, das keine Heroen zu lieben, zu verherrlichen weiß, gehört in die Barbarei, ein Volk, das ſie verhätſchelt, hemmt ſeinen Kulturgang.

Die Klage iſt laut, alt und weit verbreitet, daß wir in Deutſchland obenein unſre beſten Männer darben ließen, daß wir wie die Kirche uns nur um todte Heilige kümmerten, aber trotz der neuen, hieraus erwachſenden Bedenklichkeiten ſoll — denke ich, — nicht geſchont werden. Wir rühmen uns täglich, das objektivſte, unbefangenſte Volk zu ſeyn — nun denn, ſo ermuntern wir uns auch zu dem Muthe, unſre beſten Geiſter rückſichtslos zu beſprechen.

Es gibt eine Art der Schriftſtellerei, die ſolcher energiſchen Intention doppelt gefährlich iſt, eine Art Schriftſtellerei, welche die Kritik meiſthin auf lange Zeit befängt: das iſt die jener Männer, welche ihr Herzblut auf das Papier ſchrieben und mit ihren unmittelbarſten und innigſten Gedanken und Empfindungen dem Leſer nahe treten. Gefühl beſticht das Gefühl, Blut bewegt das Blut, und was mit uns am Verwandtſten iſt, was uns am Nächſten liegt, trifft uns am Erſten. Die Einwirkung der Kunſt iſt langſamer, wenn auch tiefer, der ſanguiniſche Menſch erobert ſchneller als der beſonnene und geläuterte. Nur allmählig brach ſich Goethe Bahn. Aber Schiller ward von ſeinem Auftritte herein jubelnd empfangen. Selten, unendlich ſelten ſind die Fälle, daß ein begabter Autor Beides verbindet, daß er die ſchnellſte, größte Popularität gewinnt und den höchſten Anforderungen der Kunſt Genüge leiſtet, ſelten ſind die welthiſtoriſchen Beweger.

Aber dies Voreilige unſrer Sympathieen gebiert die größten, wenn auch die ſchönſten Irrthümer.

Mit gewaltigem Widerſtreben haben wir es anfänglich hingenommen, daß Schiller ein geringerer Künſtler ſei als Goethe, wir mochten uns nicht trennen von dem Lieblinge unſrer Jugend, der alle die brauſenden Wogen unſers frühſten Enthuſiasmus erregt, der uns mit ſeinen ſchlagenden, ſchönen Worten bis in's Innerſte getroffen hatte. Friedrich Schiller hatte all den ſchlummernden Gedanken und Affekten der Deutſchen Worte geliehen, er war aus der Mitte des deutſchen Herzens gewachſen, er war der deutſche Dichter, den unſre Seelen begehrten; wie wir denn immer das für das Beſte halten, was unausgeſprochen in uns gelegen, was uns bekannt iſt. Auch der Geiſt hat ſeinen Nepotismus. Wir mochten nicht daran glauben, daß es etwas Höheres geben könne, als dieſe oder jene einſeitige Wahrheit mit ſiegreichen Worten auszuſprechen, weil wir nicht wußten, was uns plötzlicher, heftiger ergreifen könne; wir ſchalten die Goetheaner kühle, herzloſe Perſonen, weil wir nur Augen für das Einzelne, Hervorragende hatten, nicht aber für das Erſchöpfende, was ſeiner Natur nach weniger blendend auftreten konnte. Es kam noch obenein die Zeit hinzu, wo alle Größen nach ihren patriotiſchen Aeußerungen und Geſinnungen bemeſſen wurden, wir hielten uns feſter und feſter an den Freiheitsapoſtel Marquis Poſa und ſeine Brüder, kurz an die Geſinnung und den Gedanken des Dichters im Einzelnen; es kamen die Sammlungen ſchöner Stellen auf für Stammbücher, die Chreſtomathieen, und Schiller und Jean Paul gaben die reichſte Ausbeute.

Allmählig ſind wir ſtiller und anders geworden, und das Maaß der Kunſt hat wieder Eingang gewonnen in die Sachen der Kunſt, und die Deutſchen werden ſich mehr und mehr ſchweigend dem geſchichtlichen Urtheile fügen, daß Goethe ein größerer Schriftſteller geweſen. Das Schiller-Goetheſche Donnerwetter iſt vorübergedonnert wie ein tolles Gewitter, fern am Horizonte grollen noch einzelne Schläge, wenn man die Namen ausſpricht. Es war viel Unnützes am Streite, aber er war nicht ſo thöricht und unweſentlich wie man ihn zuweilen darſtellt, es war wirklich ein Kampf unſerer nationalen Sympathieen mit dem weiteren, höheren Weſen der Kunſt, die beiden Namen begegneten ſich wirklich in leibhafter Perſon auf dem Felde des Gedichts und Dramas, und der Name Friedrich Schiller wird auch trotz dem immer breiter werdenden Siege des großen Freundes ein deutſcher Volksheld bleiben, der Name unſres Jünglingsherzens.

Das ſind alte Kampfgedanken, die heute ſchon wenig auffallen. Aber wenn ich ſage, wozu ich Schiller und Goethe hier auf's Tapet gebracht, wenn ich mit dem Worte heraustrete, daß ich als äſthetiſcher Kritiker an Jean Paul mäckeln und ausſetzen will, da ſpringen noch heute die meiſten deutſchen Leſer von ihren Stühlen auf. Die guten Leute! wie kann man ſie lieben deshalb für ihre Liebe und Treue! Ihr ganzes Herz hängt noch an der ſchönen Seele Jean Pauls, unſers bravſten Mannes, er iſt ihre innigſte Liebe, und wer leidet's denn, wenn dieſer nachgeſagt wird, ſie habe nicht ſo ſchön ausgeſehn, als unſer Herz geglaubt. Das iſt ja jenes große Räthſel, daß die meiſte Liebe etwas Bornirtes und Fanatiſches hat; wenn wir's zu löſen wüßten, dann fiele die ſtete Grenze aller Bildung, und die Welt würde noch einmal ſo groß.

Und doch muß ich gegen Jean Paul ſchreiben, und ich lieb ihn ſo herzlich wie Ihr, habe mit ihm geweint, gezürnt, geſchwärmt, gerungen. O, man kann Vater und Mutter lieben, und ihre Fehler beſprechen, thut nicht zu gefährlich mit Euren Nerven und glaubt's, und man kann auch mit Thränen in den Augen tadeln.

Es ſind hier zum Theil jene äſtethiſchen Lebenspunkte zu berühren, welche bereits in dem Artikel „Wolfgang Menzel“ angedeutet wurden, denn dieſe Hauptrichtung unſrer heutigen Kritik hob mit Hintanſetzung der Form die Geſinnung des Schriftſtellers hervor. Schiller, Jean Paul, Tieck ſind die Helden Menzels, und bei dieſem letzteren waren es zufällige Sympathieen, welche ihn zu jenen Männern trefflicher Intentionen ſtellten. Dieſe Vorliebe Menzels für Gedanken, Geſinnungen, Material im Gegenſatze zur Form hat ſich bei einer neuern Revüe der Romane, welche er hielt, wieder auf's Klarſte herausgeſtellt. Er fragt die Verfaſſer vorwurfsvoll, warum ſie nicht hier oder da die Gelegenheit benutzt hätten, über ſtaatliche oder religiöſe Verhältniſſe zu ſprechen, dies oder jenes Unterrichtende anzubringen — der Stoff und das Nützliche iſt ihm auch beim Kunſtwerke die Hauptſache, aber ob dieſes oder jenes hiſtoriſche Ereigniß, dieſe oder jene Abſchweifung in Form und Weſenheit des Kunſtwerks paſſe, ob eine künſtleriſche Form vorhanden ſei, das beachtet er nicht.

Und dieſe Art zu urtheilen iſt bei uns national, die Kunſt ſelbſt, die Schönheit iſt noch immer eine Magd, welche häusliche Geſchäfte verſtehen muß, und wie viel tiefe Geheimniſſe menſchlicher Kultur liegen nicht in bloßer Form und Schönheit, in der Kunſt. Sie iſt eine diamantene Brücke zu Gottes Schooß. „Ob denn Gott was anders will, als daß ſich die Tugend in die reine Kunſt verwandle, daß man nämlich nach den Geſetzen einer himmliſchen Harmonie die Glieder des Geiſtes mit leichtem Enthuſiasmus rege," und „die Schönheit erkennen in allem Geſchaffenen und ſich ihrer freuen, das iſt Weisheit und fromm" ſagte vor Kurzem ein Weib in Goetheſcher Liebe, und ich glaube es waren koſtbare Worte.

Bei jenen deutſchen Zuſtänden aber, Schriftſteller zu empfangen, wo man nichts anderes als die Anſprüche an einen Freund und braven Menſchen mitbrachte, mußte Jean Paul der ſchrankenlos gelobte Autor werden, welcher er geworden iſt.

Es wird mir ſo ſchwer, zur eigentlichen Sache zu ſchreiten, wie man einem geliebten Weſen nur mit Widerſtreben hierin oder darin Unrecht giebt. Ich liebe Jean Paul wie eine alte Geliebte, ich bin mit ſeinem Titan im himmliſchen Liebesweh durch alle Welten geflogen, ich habe mit ihm ſeine heißeſten Thränen geweint, ich könnte mich dem edelſten, liebenswertheſten Manne noch heute kindlich in den Schooß werfen, wie einem Religionsſtifter, an den ich glaubte, wie einem Halbgotte, an dem ich hinaufſähe. Aber ich möchte, etwa den „Katzenberger" ausgenommen, kein einziges ſeiner

Bücher formerfüllt, ſchön nennen. Die Form als Ganzes und Großes iſt überkünſtelt, durch tauſend Schnörkel und Nebenbauten überladen, die Form im Einzelnen iſt ein fortlaufender Schwulſt, ein langdarmiger Stil zum Entſetzen. Der zweite Gedanke ſpringt dem erſten auf die Schulter, der dritte dem zweiten, der vierte dem dritten, der fünfte dem vierten, und aus jedem wachſen vier, fünf Nebenarme heraus, und ſo baut ſich nach allen Dimenſionen die Mißgeſtalt. Es iſt immer einer ſchöner als der andere, Jean Paul denkt wie ein Engel, aber er ſchreibt durchaus nicht wie ein Engel, und ſo gewaltig der Flug ſeines Herzens iſt, ſo ſchwunglos ſind ſeine Sätze. Da iſt kein Fall, kein Rhythmus, keine gefällige Bewegung, hölzern ſtellen ſich die Satzglieder neben einander, kriechen unter ſich herum, bleiben ewig am Boden. Die Erſcheinung ſeiner Gedanken iſt der baare Gegenſatz ſeiner Gedanken ſelbſt; denn dieſe gehen auf, gehen nieder und kreiſen in allen Sphären. Dieſer ſein Unſtil reicht kaum für ſeine trockenen, launigen Partieen hin, wo ſein Humor bürgerlich und beſcheiden iſt, und darum iſt Jean Paul Alles eher als ein ſchriftſtelleriſches Muſter. Schiller's Nachahmer wurden eintönig und langweilig, Jean Paul's Nachahmer werden fürchterlich.

Seine Erziehung, all'ſeine kleinen, verwickelt kümmerlichen Verhältniſſe mögen viel beigetragen haben zu ſeiner verwickelten, unſchönen Form. Er brachte es erſt ſpät im Leben zu einem freien Wohlſein, das Leben genirte ihn, ſtatt ihn zu heben. Und es geht damit wie mit den geſelligen Manieren: iſt man ihrer nicht ganz Herr, ſind ſie Einem nicht vollkommen geläufig, dann geniren ſie ſogar, ſtatt unſern Ausdruck zu unterſtützen, wie es im gegentheiligen Falle geſchieht, und dann werden ſie Manier. In dem ſtillen Wunſidel ward er am 21. März geboren mit dem Frühlinge, er wuchs auf in kleinen Verhältniſſen und ſah wenig Schönheit, er ward eine Lerche, die ohne Regel ſingt. In Jodiz, wo er ſpäter wohnte, muß er ſtumm auf der Ofenbank ſitzen, hinaus darf er nicht, um ſich auszuſchreien, ſprechen darf er nicht, denn ſie haben bloß die einzige, große Winterſtube, und der Vater ſchreibt Predigten ab, in ſeinem kleinen regſamen Kopfe häufen ſich alſo von früh auf die Dinge, und wenn ſie dann einmal zum Vorſchein kommen, ſo überſtürzen ſie ſich in haſtiger, unſchöner Eile.

Mit dieſer Definition iſt es allerdings nicht ſo dogmatiſch gemeint, es iſt nur eine halb ernſthafte Andeutung, wie er zu ſeinem Stile gekommen ſein könnte.

Unter den neueſten Nachahmern zeichnet ſich durch philoſophiſche Gelehrſamkeit Siegismund Wieſe aus. Er hat bereits zwei Romane, „Theodor“ hieß der erſte, „Herrmann“ der zweite, herausgegeben, und er iſt ſo eifrig für ſeine philoſophiſch Jean Paulſche Manier; daß er dem Buchhändler den Druck bezahlt, um dieſe Bücher zu propagandiren. Die langen Sätze Jean Pauls ſind in kleine Scheite Holz zerhackt, und deſſen tiefe, unergründliche Liebe iſt ein zierliches, zieriges Syſtem geworden. Dabei darf nicht geläugnet werden, daß der Verfaſſer zarter, inniger Empfindung fähig iſt, denn es iſt nicht anzunehmen, daß auch dieſe gemacht ſei, wie alles Andere in dieſen Kalender-Büchern. Ziererei, Unnatur findet ſich nun in dieſer Nachahmung auf jeder Seite, ein geſchraubtes, ungeſundes Weſen in jedem Satze, eine bis zur Karrikatur ausgerenkte Form. Die Leute können nicht guten Morgen ſagen ohne den Morgenſtern und ſämmtliche Heerſchaaren und die Empfindung an ſich, und nicht guten Abend ohne den Hesperus und den Durchgang durch die zu ſich kommende Idee der Weltgeſchichte. Philoſophiſche Schulfuchſerei, überreizte Empfindung.

Wir haben die Zeit gehabt, wo der Roman gemißbraucht wurde zu philoſophiſchen Syſtemen, Julius und Evagoras von Fries, Woldemar von Jacobi und ähnliche haben ſein reiches Weſen auszudörren getrachtet, weil die Deutſchen immer mehr oder weniger der Meinung waren, eine philoſophiſche, lehrſame Idee ſei viel mehr als ein Roman, aber die Zeit iſt Gott ſei Dank vorüber. Wir glauben es jetzt größten Theils, daß im vollen, reichen Leben, welches die Kunſt beherrſcht und ordnet, mehr Weisheit liegt, als in ſolchen philoſophi[illegible]ſtſtückchen, und daß vor allen Ding[illegible] die Schönheit mehr ſei als ein Gelüſt, was man an müßigen Sonntagen befriedigen könne.

Es muß alſo für einen traurigen Rückſchritt erachtet werden, dergleichen Schulromane zu ſchreiben.

Wenn die Schönheit nachgeahmt wird, ſo kann immer noch eine erträgliche Kopie zur Welt kommen; aber die nachgeahmte Manier giebt ein äſthetiſches Unglück. Und leider haben durch ihre auffallende Originalität E. T. A. Hoffmann und Jean Paul am Meiſten zur Nachahmung gereizt. Ueber Herrn Wieſe und Aehnliche kann man nur höchſt ungern hart ſprechen, denn es ſind unſre beſten Gemüther, welche auf ſolche Abwege gerathen, aber es muß geſchehen, um abzuſchrecken. Die Fähigkeiten ſeines Herzens, welche in dem Romane nicht zu verkennen ſind, bewältigen vielleicht doch noch die Fähigkeiten ſeines Gedächtniſſes, welche ihm ſo nachtheilig ſind.

16.

v. Woltmann.

Es iſt zu mehreren Malen in dieſen Blätern von jenem Manne die Rede. Aber das geſchieht immer nebenbei, und es ſcheint mir von Wichtigkeit, noch eine kleine Skizze von ihm zu entwerfen, da er in ſo manchen Fehlern und Vorzügen mit der modernen Zeit korreſpondirt, welche hier in den mannigfachſten Schattirungen bewegt werden ſoll.

Carl Ludwig v. Woltmann ward 1770 im Oldenburgſchen geboren, und ſtudirte in Göttingen, der Univerſität, welche allen Richtungen eine gewiſſe, diplomatiſche Tournüre gab. Zierlich, elegant von Jugend auf ſchoß denn auch Woltmann hier ein Steinchen nach dem andern an, um

Geſchichte, Poeſie und Welt zu einer Arabeskenfigur auszubilden, an welcher unſre Kritiker immer irr' geworden ſind. Wegen ſeiner widerſprechenden Eigenſchaften und Manieren haben die Leute Woltmann bei Seite geſchoben: er war ihnen zu wenig Hiſtoriker, zu wenig Poet, zu wenig Diplomat, als daß man ihm hätte einen beſtimmten Ehrenplatz ausfinden können. Er war in dieſer Vereinigung von Schwächen, Anlagen, Intentionen, glänzenden Vorzügen ein Vorläufer moderner Geſtalten, er ahnte und fühlte die Poeſie der Geſchichte, aber Zeit und flüchtiges Temperament geſtatteten ihm nicht durchgreifendes Studium, durchgreifende, durchgearbeitete Darſtellung genug. Er ahnte und fühlte den Zauber der Form, den Reiz modiſcher, neuſter Erſcheinung, er empfand, daß wechſelnde Zuſtände nicht aus Zufälligkeit wechſelten, daß ein wahrer, ſchöner Lebenstrieb auf dem Grunde läge, er erkannte deßhalb eher als tauſend Andre die Aechtheit Goetheſcher Muſe, aber es gelang ihm nicht, ſich des Kerns für eigne Schöpfung wirklich zu bemächtigen. Er hatte kein Glück.

Die engliſche Phyſiognomie, welche Hannover trägt, leitet natürlich die Aufmerkſamkeit ſtrebender beweglicher Geiſter auf engliſche Zuſtände. Britannien das ſtolze, das freie, bildete damals jene welthiſtoriſche Oppoſition gegen die aufbäumende, wilde franzöſiſche Freiheit, der früher radikale Burke ward für die Regierung gewonnen, und hielt jene durch ganz Europa pulſirenden Reden, deren Donnerkeile aus Wahrheit und Sophiſtik, aus künſtlich erregter Parteileidenſchaft, und tiefer hiſtoriſcher Umſicht zuſammengeſetzt und mit dem urkräftigen, ſchlagenden Worte ausgerüſtet waren.

Dies Konvolut von revolutionärer Antirevolution, von freier Beſchränkung und beſchränkter Freiheit fiel ein befruchtendes Samenkorn in Woltmanns Seele. Sein Schönheits- und Gerechtigkeitsgefühl erregte ihm Ekel vor den Jakobinern, ſeine Sympathie mit großen Umgeſtaltungen, ſein poetiſches Wohlgefallen an imponirenden hiſtoriſchen Perſönlichkeiten erzeugte ſeine Vorliebe für Bonaparte. Woltmann iſt einer der wenigen Hiſtoriker, welche dem Giganten Frankreichs ohne

Vorurtheil und mit einem hoffnungsreichen Behagen zuſchauten, das ſie ſich ſelbſt nicht immer eingeſtanden.

Zu dieſem hiſtoriſchen Fundamente kamen ſeine poetiſchen Träume, kamen all jene halben Farben, welche ſich in einer gebärenden Zeit ſo leicht und gewöhnlich über eine humane Civiliſation breiten — man ſucht die ganzen, entſcheidenden Urtheile zu vermeiden, zu ſchattiren, um nicht einem voreiligen Fanatismus zu verfallen, man ſpricht Nein mit dem Verſtande und ſagt Ja mit dem Herzen.

Aus ſolchen Konflikten entſpringen die weichen, ausbiegenden, gefälligen, ſchwachen, intereſſanten Figuren, denen der entſchloſſene, einſeitige Charakter fehlt. Die gemiſchte Schriftſtellerei, zuſammengeſetzt aus hiſtoriſchen Sympathieen und ſchöngeiſtigen Gelüſten, die gefällige, ſchmeichelnde Diplomatie der Wiſſenſchaft entſteht daraus, welche nicht den Muth hat, völlig neu zu ſein und zu furchtſam und umſichtig iſt, das Alte gänzlich zu verläugnen.

Es werden Viele aus ſolcher Bezeichnung nur

Nachtheiliges für den charakteriſirten Mann leſen, aber es liegt ein wichtiges Civiliſationsmoment in dieſen Mittelfiguren. Sie fördern und hemmen mit ſanfter, humaner Hand wie ſie ſich ſelbſt gefördert und gehemmt fühlten, ſie laſſen weder den Geiſt allein, den ein Gedanke beſticht, noch das Herz allein, welches von einer Erſcheinung unterjocht wird, fortſtürmen, ſie bilden, während die Helden der Weltgeſchichte ſchaffen.

Mit dieſen Vorſtellungen können wir Woltmann betrachten, da er Privatdocent in Göttingen wird, hiſtoriſche Kollegia lieſ't, nach Jena geht. Er hat Luſt zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit, aber ſie muß in der zierlichen Form, in der bequemen, glatten Manier der höheren Geſellſchaft auftreten, er iſt ein ſchöner, feiner Mann, der Handſchuhe trägt, etwas Grobes, gar etwas Schmutziges möchte er um keinen Preis berühren. Nichts iſt erklärlicher, als daß er in vielen Dingen einen geckenartigen Anſtrich gewinnt, obwohl er im Grunde ein ſolider Mann iſt, nichts erklärlicher, als daß er den Herren des weimarſchen

Landes, welche damals die Heroen Deutſchlands waren, nicht gefällt. Sie ſind ganze Figuren, die entweder auf glücklicherem Wege oder mit größerer Kraft wie Goethe oder durch glänzendere, mächtigere Einſeitigkeit wie Schiller die mannigfachen Anregungen eines neuen Jahrhunderts bewältigt hatten, denen ein gemiſchtes Weſen wie Woltmann unbequem ſein mußte. Er arbeitet für die Heren, kann's aber keinem recht machen; die Leidenſchaft der Liebe kommt ihm zu Hilfe, er macht der ſchönen Frau v. St—, der artigen, liebenswürdigen S—, der Dichterin Mereau lebhaft den Hof, und entſchädigt ſich durch Freuden der Neigung, durch ein feuriges Privatleben für die verſagten Freuden eines anerkannten, öffentlichen, allgemeinen Wirkens. So flüchten wir uns in das Haus, wenn man uns auf dem Markte nicht bewillkommnen will.

Aber des Mannes Weſen findet wohl Glück in der Einzelheit, aber nur Erfüllung im Staate, und der Welt. Die Liebe beſchenkt, aber das Publikum befriedigt uns. Dieſer Gedanke, wenn auch vielleicht nicht ausgeſprochen, war ſchon in Woltmann, denn, wie geſagt, die Wünſche moderner Gattung lagen bereits in ihm: er fühlte ſich auf die Nation angewieſen, und fand den zweifelloſen Weg nicht, auf welchem ihn Alle erblickt hätten.

Er wird krank, reiſ't dann umher, eine Profeſſur in Göttingen reizt ihn nicht, weil er den Drang empfindet, unmittelbar auf die Welt einzuwirken. Er geht nach Berlin und giebt eine Zeitſchrift „für Geſchichte und Politik“ heraus, er wird Diplomat — der natürlichſte Ausgangspunkt für einen Geiſt ſeines Zuſchnitts.

Nun konnte er mit dreinſprechen, ohne große Verantwortlichkeit zu haben, ſeine novelliſtiſche Beobachtungskunſt konnte gebüßt, ſeine feinen Manieren konnten geltend gemacht werden, er war nun ein Gentlemann, der ſeine Unabhängigkeit repräſentiren, und den Mangel an energiſcher Sprache mit dem Geſandtſchaftsreſten kleiner Fürſten lächelnd und achſelzuckend entſchuldigen konnte.

Seine geſchichtlichen Studien, die hier am Lebhafteſten aufblühn, durfte er nun als Dilettant betreiben, wie es ihm eigentlich erwünſcht war; denn die Pflicht eines ſtrengen Hiſtorikers und die moraliſche Verantwortlichkeit des Mannes vom Fach drückte ihn im Grunde. Ganz ſolchen Charakteren angemeſſen, wollte er das Seine ſagen, ohne im Grunde ein Amt des Sagens zu übernehmen, was Entſchloſſenheit, Vertreten der Meinung erheiſchte — er konnte eben auch ein Gentleman-Hiſtoriker werden, der in ſeinem blumigen Stile ſich ergehen, die officielle Kritik über die Achſeln anſehn durfte. Was man ſo ſehr vernachläſſigte und was im eigentlichen Train des Profeſſorthums ſchwieriger durchzuſetzen war, der hiſtoriſchen Darſtellung künſtleriſche Schönheit zu verleihen, dem konnte er jetzt mit Bequemlichkeit nachgehen.

Neue Liebe, neuer Verluſt treten ein. Tiefſinnig wandelt er unter den Linden umher, noch blüht ſeine Freude an Bonaparte und ſo wenig es zu ſeiner Stellung paßt, ſo ſehr lieſ't er doch mit einem poetiſch hiſtoriſchen Behagen die Zeitungen. Der Herzenskummer wird von ihm genommen, er findet Caroline Stoſch, und eine gegenſeitige Neigung ſchließt kurz vor Ausbruch des preußiſch-franzöſiſchen Krieges ihre Ehe.

Dies iſt die bekannte Romanſchreiberin Caroline v. Woltmann. Aber ſein Held wachs't ihm über das Haupt, und bedroht mit ſeinen ehernen Füßen das Vaterland — der Einzug Napoleons in Berlin nach der Schlacht bei Jena, das Leben und Treiben in Preußen, namentlich am Hofe vor und nach dieſer Kataſtrophe, die Erſcheinungen des Prinzen Louis Ferdinand, der Königin Luiſe, des Grafen Haugwitz, Hardenbergs ſind nirgends ſo einfach und ſchön geſchildert worden als in den Memoiren Woltmanns, denn jene Memoiren des Freiherrn v. S — a (Sommariva) ſind zum Theil die ſeinen. Die halb lächerliche, halb widerwärtige Figur Johannes von Müllers, die mit Katzenbuckeln und dünnen Worten durch die Antichambern ſtreicht, mag wol zum Theil recht ſein. Woltmanns Widerwille gegen dieſen Hiſtoriker beruht aber außer den ſtörſamen Aeußerlichkeiten, welche dieſe Leute fremd gegen einander ſtellten, noch auf tieferen Gründen, welche vielleicht Woltmann ſelbſt nicht recht klar geworden ſind, die ihn aber in vielfache Korreſpondenz mit neuerer Anſchauung ſetzen.

Bei aller Ziererei ſeines Weſens, von welcher Woltmann nicht ganz frei zu ſprechen iſt, war doch ein nobler, geſunder Kern in ihm, es war eine gewiſſe Ehrlichkeit in ihm, welche ihn empfinden ließ, daß die Stellung in der Geſellſchaft und die Stellung in den Büchern, welche man ſchrieb, nicht eine geradezu entgegengeſetzte ſein dürfe. Dies brachte in ſeine Schriften ein ausgleichendes, weiches, vielleicht oft weichliches Element, eine Färbung ohne ſtarke Farben — dies verſtärkte ſeine Antipathie gegen Müller bis zu dem reizbarſten Widerwillen. Ein Mann, der wie Tacitus ſchreiben und wie ein ſubmißer Freigelaſſener leben mochte, war dem Gentlemann-Hiſtoriker völlig zuwider.

Die damals ſo traurigen Jahre Preuſſens, welche er noch in Berlin verbrachte, knickte ſeine Jugend, mit Trauer und Mißmuth ſchrieb er ſeine Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens, überſetzte er Tacitus, mit gebrochenem Herzen fuhr er hinaus nach Charlottenburg, wo das bewegte und gequälte Herz der von ihm vergötterten Königin Luiſe die traurige Ruhe des Todes gefunden hatte; — unter jenen einſamen Linden, Angeſichts des weiß und grünen Schloſſes, was durch die vortreffliche Prinzeß Sophie für immer nobilitirt ward, dort mag er oft geweint haben über ſich und die Welt. Denn er empfand es im innerſten Herzen, daß die Welt und der Menſch mit den großen Anlagen und kleinen Erfolgen in einer tragiſchen Beziehung zu einander ſtünden, daß er ſelbſt in ſeiner Zeit wenig Genüge fände und das nicht geworden ſei, wozu er die Ahnungen und Sympathien in ſich fühlte.

Woltmanns diplomatiſcher Poſten war im Strome neuer Politik untergegangen, es ſtand ſeiner Auswanderung nichts im Weg. Da zog er dann in das blaue Böhmen hinüber, und friſtete ſeine Exiſtenz, wie ich glaube, mit einem kleinen bibliothekariſchen Poſten. Das iſt nun auch etwas, was gar nicht paſſen will: Woltmann mußte viel Geld haben, Leute wie er haben nicht Rechnen und Zählen gelernt.

Hier waren auch ſeine vierziger Jahre angekommen, böſe Jahre für einen Mann, der lieben, jung ſein, geliebt werden, ſterben allenfalls, aber nicht altern will — es fällt ihm ein, daß „der erſte königliche Schuß des Baums vorüber“ iſt, das Leben iſt in ſeiner äußeren Erſcheinung verunglückt. Was hilft's, daß manche ſchöne Prager Dame den feinen Mann noch liebenswerth findet, an den letzten Freuden erkennt man am Tiefſten den nahen Verluſt; es blieb ihm kein ächtes Glück übrig als die Erinnerung und das künſtleriſche Geſtalten derſelben. Das iſt ja der Triumph des Geiſtes und Talents, daß er eine vergangene Welt zu ſeiner Freude wieder erſchaffen kann, ſie mag auch noch ſo viel Verwirrendes, Unbequemes ja Drückendes enthalten haben. Wirkliches Talent findet für Alles die rechte Form, und in ihr liegt reiches Glück; denn eine richtig gefundene Form iſt wie eine gefundene Liebe, doppelt erquicklich, wenn ſie unſre eignen durchlebten Zuſtände zu einem runden, wohlthätigen Ganzen verdichtet.

Das Schreiben ſeiner „Memoiren des Freiherrn

v. S—a“ iſt wohl ſein beſtes Glück geweſen, und ich habe die auf- und abwallende Bergſtadt Prag nie betrachten können, ohne auf den ſtolzen Hügeln die Fenſter zu ſuchen, an denen Weltmann geſeſſen, von denen er über die vielen Kirchen und Thürme, die Moldau, die ſtolze Brücke, auf welchen die Abendſonne lag, hinwegblickte, und der immer entweichenden aber ewig beſtehenden Schönheit der Welt gedachte. Darum liegt aber ſolch ein inniger Schmelz auf dieſem Buche, die ganze Freude das ganze Sehnen eines Mannes, der die Welt beſſer geliebt hatte, als ſie's zu deuten verſtand, der zu früh oder zu ſpät kam mit ſeinen chevaleresken Neigungen, der die Frauenliebe ſtudirt hatte ganz und gar und eifriger und tiefer als die Kodices der Bibliotheken.

Sein erſtes und letztes Glück widerfuhr ihm dort zu Prag: er ſtarb bald nach ſeinem Memoirengenuſſe, im Jahre 1817.

17.

Varnhagen von Enſe.

Er iſt der Gatte Rahel's, und verdiente als ſolcher eine lebhafte Aufmerkſamkeit, auch wenn er nichts geſchrieben oder gethan hätte in unſrer Literatur. Denn in den Freunden iſt unſre zweite Seele, die uns oft deutlicher wiedergiebt als die eigne, von den nächſten und uns doch fremdeſten Sorgen bedeckte.

Er iſt der Freund Goethe's, der edelſte Propagandiſt des großen Todten, den dieſer geliebt und geſchätzt wie Wenige, nach deſſen Urtheil er ſtets angelegentlich gefragt hat.

Er iſt inmitten der großen Wechſelfälle unſers Jahrhunderts geweſen, hat Preuſſen erliegen und wieder mächtig werden ſehn, iſt mit den größten Perſönlichkeiten in Berührung gekommen, hat Napoleon betrachten dürfen, mit Hardenberg und Stein und Metternich verkehrt, und iſt ausgerüſtet mit den glänzendſten Memoirenwaffen, wie ſie uns ſtillen bürgerlichen Deutſchen ſelten werden.

Und in all dieſen günſtigen äußeren Stellungen und nicht bloß durch ſie ward er einer unſrer beſten Schriftſteller, ein vortrefflicher Kritiker und vortrefflicher Biograph.

Wahrlich, wir haben nicht viel Leute, die unter ſo mannigfachen Bedingungen in unſre Geſchichte eintreten.

Varnhagen von Enſe ſtammt aus einer alten Familie in Weſtphalen, der Fürſt Pückler ſpricht zuweilen davon, daß die Enſe mit den Pückler von alter Zeit her verwandt ſeien. Ich führe das beiläufig an, weil ich öfter die Meinung gehört habe, Varnhagen nenne ſich des vollern Klanges halber von Enſe wie der Dichter Hoffmann ſich von Fallersleben nennt, ſeinen Geburtsort mit in den Namen aufnehmend. Dem iſt nicht ſo. Ich urgire dies nicht, um einen Werth auf das eine oder das andre zu legen, und benutzte es, um das Gleiche von Varnhagen ſelbſt zu verſichern. Er gehört zu jenen reifen adligen Geſtalten, welche mehr darum in den Spiegel ſehn, um die Umgebung in glänzenderem, in verſchiedenem Lichte zu erblicken, ſich dabei aber nicht die Zeit nehmen, die eigne Perſon wohlgefällig zu betrachten. So iſt er frühzeitig auf dem Standpunkte völliger Unbefangenheit in den Fragen über Standesverhältniſſe geweſen.

Seine ökonomiſchen Mittel haben ihn keineswegs glänzend unterſtützt, und ſo betrieb er denn auch in Halle die für alte Edelleute ungewöhnliche Karrière eines Mediziners. Wenn ich nicht irre ſtörte ihn zuerſt Napoleon darin, indem er die patriotiſchen Hallenſer Studenten in alle Winde jagte; die Anatomie und der ſtete Verkehr mit leidenden Weſen ſagte auch Varnhagens Senſibilität nicht zu; er ſieht noch heute nicht gern die Menſchen leiden. Es hat vielleicht nicht zwei Menſchen in Deutſchland gegeben, die mit ſolcher Innigkeit alle Schmerzen, auch die ſtillſten und unſcheinbarſten der Welt durchgefühlt haben als Rahel und Varnhagen. Daraus iſt Beider feines Nervengeflecht in Gedanken und Empfindungen, daraus ihre wohlthuende Milde, ihre heilſüchtige Spekulation erwachſen, der edelſte, ſchönſte Keim der Tugend.

In Halle war es, wo Varnhagen ſeinen lieben, braven Freund Wilhelm Neumann fand, dem er verbunden geblieben iſt bis zum Tode. Sie lebten und ſchwärmten in Goethe. Es wird nicht oft vorkommen bei Studenten, daß ſie einen Schriftſteller zu ihrem Gott machen, welcher den ungeſtümen Leidenſchaften ſo wenig ſchmeichelt, daß ſie in Wilhelm Meiſter ſchwelgen, der den feinſten, ſcheinbar unbedeutendſten Beziehungen des Lebens nachgeht, daß ſie zu einer Zeit an dieſem ſtillen Romane ihr Herz und ihren Enthuſiasmus laben, wo das Vaterland im fürchterlichſten Kriegsdonner bebte, wo ſie mit allen Uebrigen dieſem bedrohten Vaterlande ihre regſte Theilnahme, ihre lebendigſten Wünſche widmeten.

Dieſer Roman erfüllte ſie ſo ganz und gar, daß ſie der Luſt nicht widerſtreben konnten, einen ähnlichen zu komponiren. Und ſo finden wir, was in Frankreich ſo oft vorkommt, aber in Deutſchland unerhört iſt, daß zwei Autoren gemeinſchaftlich ein Buch machen. Der Roman heißt: „Karls Verſuche und Hinderniſſe,“ und ſie ſchrieben abwechſelnd die Kapitel. Das Buch iſt aus der Leſewelt verſchwunden, und wird jetzt wie eine Neuigkeit auftreten, wo Varnhagen den Nachlaß ſeines vor Kurzem geſtorbenen Freundes herausgiebt. Stoff, Verwickelung, Scenen enthält es in ſolcher Maſſe, wie ſie nur jungen nach allen Seiten greifenden Schriftſtellern werden konnte.

Der Tod Neumanns gegen Ende des Jahres 1834 war nach dem ſeiner Gattin der härteſte Schlag, welcher Varnhagen treffen konnte, er hing mit großer Treu und Zärtlichkeit an ihm, und die zierlichen, ſaubern Briefe welche zwiſchen ihnen von der Mauerſtraße nach der Lindenſtraße und von der Lindenſtraße nach der Mauerſtraße wechſelten, waren noch voll von jenem Duft jugendlicher Theilnahme an Allem, was in Bildung und Kunſt auftauchte. Hoffentlich bringt uns die Herausgabe von Neumanns Schriften auch das Wichtigſte dieſes Briefwechſels.

Varnhagen kam nach der Halliſchen Zeit wieder nach Berlin, wo er ſeine Studien begonnen hatte. Schon im Jahre 1803 hatte er dort Rahel Robert, die Schweſter Ludwig Robert's geſehen, wie er in ſeinen Denkwürdigkeiten ausführlich erzählt. Er ſaß eines Abends am Theetiſch, und las der Geſellſchaft aus Wieland vor, als ihr Beſuch gemeldet wird. „Oft ſchon hatte ich ſie nennen hören,“ ſagt er ſelbſt, „von den verſchiedenſten Seiten her, und immer mit einem ſo beſondern Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außerordentlichſte, mit keinem andern zu vergleichende Weſen denken konnte. Was von ihr inſonderheit Graf Lippe und Frau von Boye mir geſagt, deutete auf ein energiſches Zuſammenſein von Geiſt und Natur in urſprünglichſter, reinſter Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen ſie verſuchte, mußte ich im Gegentheil oft das größte

Lob daraus nehmen. Man hatte von einer grade jetzt waltenden Leidenſchaft viel geſprochen, die, nach den Erzählungen, an Größe und Erhebung und Unglück alles von Dichtern beſungene übertraf. Ich ſah in geſpannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritt der Angekündigten entgegen. Es erſchien eine leichte graziöſe Geſtalt, klein, aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem, ſchwarzem Haar umfloſſen, verkündigte geiſtiges Uebergewicht, die ſchnellen und doch feſten dunkeln Blicke ließen zweifeln, ob ſie mehr gäben, oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Geſichtszügen eine ſanfte Anmuth. Sie bewegte ſich in dunkler Kleidung faſt ſchattenartig, aber frei und ſicher, und ihre Begrüßung war ſo bequem als gütig. Was mich aber am überraſchendſten traf, war die klagvolle, weiche, aus der innerſten Seele herauftönende Stimme, und das wunderbarſte Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anſpruchsloſen Aeußerungen der eigenthümlichſten

Geiſtesart und Laune verbanden ſich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eiſen eingegoſſen, ſo daß auch der Stärkſte gleich fühlte, an dem von ihr Ausgeſprochenen nicht leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können.“

Der Beſuch war indeß kurz und die Erſcheinung ſchwand wie ein Traum an ihm vorüber. Dennoch war ſie ſo tief in ſein Herz gefallen, daß er zu einem Gedichte ſich gedrängt fühlte, was ihr am andern Tage verſiegelt zugeſchickt wurde.

Vier Jahre vergingen, eh er ſie wieder ſah, und auch dies geſchah eben ſo kurz, in derſelben Situation, wo ihre Unterhaltung von Andern in Beſchlag genommen wurde, und Varnhagen ſtill und nur halb bemerkt zuſah. Im Herbſte des Jahres 1807 hielt Fichte ſeine bekannten Reden an die deutſche Nation zu Berlin, dort fand er Ludwig Robert, eine flüchtige, frühere Bekanntſchaft, auch Rahel kam regelmäßig, aber ein Nähertreten fügte ſich nicht. Erſt 1808, als er in „ſchneeigem Frühlingswetter“ unter den Linden ihre Bekanntſchaft gemacht hatte, beſuchte er ſie zum erſten Male in dem gaſtlichen Hauſe ihrer Mutter auf der Jägerſtraße, und noch 1832 ſchrieb er: Es iſt mir noch heute Rahel das Neueſte und Friſcheſte meines ganzen Lebens — ich empfand eine neue Atmosphäre, die mich wie Poeſie anwehte, und zwar durch das Gegentheil deſſen, was gemeinhin ſo heißt, durch Wirklichkeit anſtatt der Täuſchung, durch Aechtheit anſtatt des Scheins.“

Mit dieſen Worten bezeichnet Varnhagen den Bezug, in welchem ich ihn und ſeine Gattin für unſre moderne Literatur bezeichnen möchte. Sie übernahmen die Gedanken der Welt nicht als ein Hergebrachtes, ſondern als ein ſtets neu zu Schaffendes, ſie achteten und erkannten den Wechſel der Bildung, darum wurden ſie ſpekulativ, und da ſie die Schwierigkeiten aller Kultur an den eignen Kämpfen tief empfanden, wurden ſie human, und da ſie den gefährlichſten Feind aller Erkenntniß und aller Schönheit in der Lüge ſahen, blieben ſie wahr.

Darum gehört unſrer neuen Literatur dieſes

Ehepaar völlig und ganz, es hat unſer Herz groß ziehen helfen, es gehört zu unſrer Blutsverwandtſchaft. Klingt es denn nicht, wie eine Schilderung der neuen Schreibweiſe, wie ein Glaubensbekenntniß derſelben, wenn er von Rahel ſagt: „Hier fand ich das Wunder anzuſtaunen, daß Rahel in gleichem Maaße als andre ſich zu verſtellen ſuchen, ihr wahres Innre zu enthüllen ſtrebte.“ —

Die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nur geläutert und gefügt im Sonnenfeuer des Geſchmacks, in der Werkſtatt des Schönen, dies iſt das Ein und Alles was wir wollen, und wer das liebt und wünſcht und befördert, der iſt unſer. Die vielen Nebenbeziehungen, manche äußere Feindſchaft, mancher Verhältnißgroll haben die moderne Literatur in ein vielfach falſches Licht geſtellt. Wo ſie mit der Revolution, mit der Frivolität, mit dem Glauben in Konflikt gerathen iſt, da hat man ſie zu faſſen, ſie zu ſchildern, zu ſchmähen, zu loben, zu verdächtigen, zu empfehlen geglaubt.

Sie iſt aber kein Einzelnes, ſondern ein allgemeines hiſtoriſches Moment; nicht dieſe oder jene politiſche und religiöſe Meinungen ſind ihr Weſentliches, nein, ſie begegnet Vielem zufällig, die unverfälſchte Darſtellung iſt der Mittelpunkt ihres Lebens.

Es kommt immer auf die plumpe Unkenntniß hinaus, welche die Geſetze einer Literatur mit den Geſetzen eines ſtaatlichen oder kirchlichen Lebens verwechſelt, die juſt der Literatur zur Beſchreibung anheim fallen. Die Literatur hat keine Meinung der Art, ſie iſt eine Atmosphäre — wer ſchilt den Baum, welcher ſich unter dem Winde beugt, die Wolke, welche vor ihm herfliegt, man ſchelte den Wind, wenn man ſchelten will, man frage, von wannen er kommt und wohin er geht. Das iſt bekanntlich eine alte Frage, und man ſteht vor der verhüllten Gottheit — ſo iſt's mit der Geſchichte und ihrem Ausdruck, der Literatur.

Von dieſem Standpunkte aus möge man's betrachten, wenn dieſe beiden Geſtalten für unſre Literatur vindicirt werden.

Es bildete ſich damals in Berlin einer der bedeutendſten Kreiſe, deren Mittelpunkt Rahel war, wo Varnhagen mit den verſchiedenartigſten, mannigfachſt ausgezeichneten Leuten in Berührung und Verhältniß kam. Am Theetiſche Rahel fand man: Friedrich Schlegel, die Brüder Humboldt, Gentz, Brinckmann, Hans Genelli, Ludwig und Friedrich Tieck und viele Diplomaten, welche nicht gerade einen literariſchen Namen ſich erworben haben.

Hier fand denn auch Varnhagen ſeinen Kultus für Goethe wieder, hier flog Manches von jenem edlen Widerwillen an, den er gegen die triviale Ifflandſche Richtung empfindet. Ifflandſche Richtung iſt aber nicht bloß auf dem Theater zu finden, und ſie iſt nirgends ſo gefährlich, als bei einem Volke, deſſen geſchmackvolle Literatur ſo wenig durch die Verhältniſſe begünſtigt, ſo ſehr dem Mißlingen ausgeſetzt iſt. Die meiſten Völker haben eine, wenn auch darum ärmere, doch fertige Sprache, wenn ſie richtig ſchreiben, ſo ſchreiben ſie auch gut — ganz anders iſt es im Deutſchen. Es giebt keine Sprache, die ſo ſehr dem Individuum anheim fiele, wir haben keinen Sprachſtil, es giebt keine Nation, die vielleicht wegen der Sprache ſo wenig Poſitives in Kunſt und Geſchmack anerzogen, angelebt hätte, als die unſere. Mit ein wenig ſonſtiger Beſtechung iſt uns eine Ifflandiſche Trivialität in allen Gattungen noch heute gefährlich, wir bedürfen heute noch der aufmerkſamſten, feinſt konſtruirten Wächter, welche von Zeit zu Zeit ein Signal geben, von wo Gefahr drohe.

Ein ſolcher Geſchmackswächter iſt Varnhagen von frühauf geweſen, und dies iſt ein Weſentliches, wenn von ſeiner literariſchen Stellung die Rede iſt. Er bleibt uns immer ein Troſt, wenn Wiſſen und Kunſt dort und hier und hier und dort zuſammenſchrumpft oder auseinander geht in dies oder jenes Syſtem, ein Troſt, daß es noch unbetheiligte, unbefangene Richter gebe, die nicht nach dem eben geltenden Coder, ſondern nach dem ewig ruhigen, ungeſtörten Geiſte des innern Herzens Recht ſprechen, wie die ehrwürdigen, leidenſchaftsloſen Patriarchen vergeſſener Zeit.

Vieles davon mag aus jenem Kreiſe datiren, viel von ſeiner unverwüſtlichen und allſeitigen Theilnahme an menſchlichen Beſtrebungen aus der ſtillen Zeit in Charlottenburg, wo er nach dem Drange des Tages Rahel fand im ländlichen Hauſe auf der Schloßſtraße, wo er mit ihr wandelte „in den duftenden Gartenwegen, durch die breiten baumreichen Straſſen — längs des Spreeufers und über die Brücke.“ —

Jene Zeit war die blühende, ſchattige Jugend ſeiner Bildung, die niemals von ihm gewichen, welche das Kolorit ſeines Lebens geblieben iſt. Varnhagen war damals 24 Jahr alt, er fühlte es, daß er ſich noch im Leben verſuchen, eine Stellung erringen müſſe, eh’ er daran denken könne, Rahel zu beſitzen. Sie trennten ſich, in Tübingen, in Hamburg, in Prag bewegte ſich Varnhagen umher, im Tettenbornſchen Corps zog er mit gegen Napoleon und 1814 in Paris ein. Hier warf ihn ſchwere Krankheit darnieder. Als er geneſen, eilte er nach Deutſchland zurück, 6 Jahre Trennung waren vorüber, und er verlebte nun mit Rahel in Böhmen den ſchönſten Sommer. Der darauf folgende Herbſt fand ſie völlig vereinigt zu Berlin.

Wenn ich hinzugeſetzt, daß Varnhagen im

diplomatiſchen Fache arbeitete, eine Zeitlang preußiſcher Miniſter-Reſident in Baden war, und damals bei Gelegenheit der Winterſchen Motive gegen das bekannte Adelsedikt in Störniſſe verwickelt und zum Geſandten nach Amerika deſignirt wurde, wenn ich angedeutet habe, daß dies vorüberging und er heut als Geheimer-Legationsrath zu Berlin lebt, ſo bleibt mir nur noch der Tod Rahels zu erwähnen, um die flüchtigen Umriſſe ſeines Lebens erſchöpft zu haben.

Rahel ſtarb in der erſten Hälfte des März 1832. Seit der Zeit lebt und krankt Varnhagen einſam in den verödeten Gemächern, die Lebenskrone iſt ihm aus der Blume ſeines Daſeins gebrochen — was kann Ruhm und Freundſchaft bieten für eine zerſtörte wirkliche Ehe. Nur an dem ewigen Mittelpunkte ihres beiderſeitigen Lebens, an der innern Geſtaltung unſrer Kultur, lebt er leiſe fort, und jede neue Manifeſtation der Welt ruft ihm Rahels Ahnungen, Prophezeihungen in's Gedächtniß und bringt ihm das tragiſche Glück der Erinnerungsſchmerzen.

So hab ich ihn geſehen dieſen feinen, humanen Staatsmann unſerer Literatur, einen wirklichen Staatsmann, einen wirklichen Literator, weil er alle Radien der Welt in einem empfänglichen Herzen vereinigt, mit einem unbefangenen Kopfe ordnet. Der ſchwarze Anzug, das vornehme, feine blaſſe Geſicht, das anliegende ergrauende Haar, die Wehmuth um den angenehmen Mund, der ſo wohlthuend zu lächeln weiß, wenn ein Scherz erwähnt, wenn eine humoriſtiſche Richtung dem Geſpräche beigegeben wird, dieſe ganze Erſcheinung macht einen weichen, lieben Eindruck. Man wird in die edelſten Stimmungen verſetzt, wenn man dieſe Verläugnung des eignen Weſens ſieht, dieſe ſtets rege Theilnahme an Allem, was außer ihm iſt, und dahinter doch den feſt vollendeten, klar wünſchenden Mann entdeckt, der alles Einzelne ſo geübt und ſicher in allgemeine Geſetze zu ordnen weiß.

Seine ſpecielle Stellung in unſrer Literatur iſt die eines Kritikers und Biographen. Die Fähigkeit zur Kritik und Biographie iſt ſehr verwandt mit der Fähigkeit des höheren, geſelligen Umgangs, oder richtiger: ſie iſt der nächſte Schritt, welcher auf den Umgang folgen muß, um der Gegenſtände für eine wirkliche Kenntniß Herr zu werden. Der Umgang iſt die Vorbereitung dazu, die hierbei nöthige Unterordnung ſchwindet am Schreibtiſch, aber die Liebe, das Anſchmiegen, das Aufnehmen bleibt.

Im Umgange ſpricht ſich zunächſt das Weſen unſrer Bildung aus. Da dieſe bei Varnhagen ſo hervorſtechend human und fein iſt, ſo haben auch ſeine Schriften dieſen Charakter erhalten. Er iſt unſer feinſter und humanſter Kritiker und Biograph. Jenes hat er namentlich in ſeinen reichen Beiträgen für die Berliner Jahrbücher der Kritik bewährt, welche 1833 unter dem Titel „Zur Geſchichtsſchreibung und Literatur“ geſammelt erſchienen ſind, dieſes in ſeinen biographiſchen Denkmalen. Die letzteren betreffen zumeiſt Staatsmänner und Krieger, und lehren unwiderleglich die Nothwendigkeit, den Menſchen nicht bloß in den einzelnen Aeußerungen ſeiner Berühmtheit, ſondern als ganzes mannigfaches Weſen, auch mit Fehlern und Schwächen darzuſtellen.

Wir ſind gewohnt, unſere Kritik mißtrauiſch anzuſehn, und wir haben leider ein trauriges Recht dazu: die deutſche Kritik iſt eine ſpekulirende Witwe, die vortheilhafte Partieen ſucht, bald iſt ſie edler, bald gemeiner, niemals aber arglos, abſichtslos, hinter dem Worte, das ſie ſpricht, liegt immer eine zerſtörte oder eine aufblühende Heiraths-Zukunft. Das wiſſen wir, und darum iſt bei uns jede Recenſion von vornherein verdächtig. Nur Varnhagens Kritik iſt eine Jungfrau; will man an ihr ausſetzen, ſo darf man ſie eine Kloſterjungfrau nennen, die nie gebiert. Mit jungfräulichem, unverfälſchtem Auge ſieht er Alles an; daß er Preuße, Goetheaner, Hegelianer iſt, hindert ihn immer am unparteiiſchen Empfangen der Objekte, die humane Duldung iſt ſeines Ordens Gelübde. In jenem Tadel wäre nur darin fortzufahren, daß er es eben auch nur zu einer klöſterlichen Zärtlichkeit bringe, daß er nie in ſtürmiſcher Liebe entbrenne, ſich nie einer überwältigenden Leidenſchaft hingebe.

Dieſer Aufwand iſt ihm durch ſeine Schriftſtellergeburt in der höheren Geſelligkeit verleidet, er iſt zu keuſch, unterliegt zwar dabei nie einer Leidenſchaft, wird aber auch nie von einer gehoben, er glaubt es beſcheiden, daß in den Leidenſchaften die gewaltigſten Kräfte ruhen, aber er erfährt es nicht. Eben ſo ſchreibt er auch einen Cölibatsſtil. Einfach und ſauber iſt ſein Wort, klar und voll Ordnung, der Satz iſt reinlich und gefältet wie Kloſterwäſche, die Gedanken kommen in Prozeſſionsordnung mit kurzen Schritten heran, die Worte ſind züchtig und ſchmucklos. Es iſt ein ſtill, klug und geordnet waltendes Leben darin, nur kein bewegendes, fortreißendes, kein ſchaffendes.

So iſt er unſer feinſter, weiſeſter Kritiker geworden, deſſen Worten man lauſchen ſoll, ein Troſt und Hort unſrer Literatur. Er iſt wie der Stern, nach welchem Columbus unerſchüttert ſchaute, als er eine neue Welt entdecken wollte; der Stern ſchuf die neue Welt nicht, aber er leitete zu ihr.

Dieſe angeſchlagene Seite eines leiſen Vorwurfs wird manchem Leſer einen Gedanken wieder erwecken, der in dem Vorhergehenden vielleicht ſchon einigemal in ihm rege geworden iſt, den Gedanken an ein gewiſſes Weibliches, Paſſives in Varnhagen. Der Vollſtändigkeit halber mußte dies angeregt werden, und kann nun, da es als klare, beſtimmte Meinung heraustritt, ihm deſto wirkſamer widerſprechen. Inſofern widerſprechen, als es in plumper Geſtalt ſich dem Urtheil eindrängen wollte.

Es iſt ein weiches, verbrauchendes Weibliches in Varnhagen, jenes Sanfte, Zähmende, Beſchwichtigende; aber es iſt ſo weit von dem Weibiſchen und Weichlichen entfernt, wie die Humanität von der Schwäche. Von dem ausgleichenden Elemente der höheren Societät, von dem urſprünglichen Freundlichen ſeines Weſens, von der tiefen Erkenntniß menſchlicher Unzulänglichkeit iſt's in ſeine Schriften übergegangen. Aber man täuſcht ſich auf's Aergſte, wenn man in Varnhagen einen zerfließenden, feſten Willen verläugnenden Mann zu ſehen glaubt, wenn man bei dieſen Andeutungen nur im Entfernteſten an Franz Horn oder

Böttiger denken wollte, an dieſe alten Weiber unſrer Literatur. Die ſtraffſte nothwendige Feindſchaft, deren unſre mannigfache Civiliſation noch immer bedarf, ein ſtählernes Mannesherz des Wünſchens, Wollens und Behauptens findet ſich in Varnhagen. Nur den blöden Augen, welche ſich mit den äußeren Umriſſen begnügen, entgeht dies, und das vorwaltend Weiche in den Formen täuſcht die Oberflächlichen.

Nicht darum erwähnte ich jenes keuſchen Weſens ſeiner Schriften; wenn dies eine Schwäche iſt, ſo ſtammt ſie nicht aus ſeiner Innerlichkeit, ſondern aus ſeinen vielleicht zu ſtrengen konventionellen Geſetzen über ſchriftſtelleriſchen Ausdruck.

In Summa iſt Varnhagen von Enſe der Inbegriff jener höheren deutſchen Kritik, an die wir denken, wenn wir uns in Kunſt und Wiſſenſchaft anderer Völker überheben, jener Kritik, welche den Schmerz über häuslichen Jammer im Herzen tragen, und doch klare Worte ſtrenger Unparteilichkeit über Freund und Feind auf der Lippe haben kann. Dieſen deutſchen Stolz das Beſte ohne Anſehn der Perſon.

zu würdigen, auch dann zu würdigen, wenn man es ſelbſt nicht beſitzt, dieſen Stolz repräſentirt Varnhagen. Und er repräſentirt ihn auch beſonders darum, weil er kein Profeſſor iſt — man wird erkennen, was ich mit dieſem Worte der Schulweisheit ſagen will, und daß es nicht dem Amte gilt, ſondern den Amtmännern, die ſonſt nichts weiter ſind. Varnhagen iſt der Repräſentant unbeſoldeter deutſcher Gentleman-Bildung.

18.

Fürst Pückler-Muskau.

Es ereignete ſich vor einigen Jahren das wunderbarſte in meinem Heimathlande Schleſien: von Schloß zu Schloß flog das Gerücht, ein Edelmann, ein uns bekannter, befreundeter Edelmann, hat ein Buch geſchrieben, und zwar, glaubt's, ein geiſtreiches Buch. Dieſer hiſtoriſche Moment hat mich über Vieles belehrt: alle Menſchen ſind für Alles zugänglich, es müſſen nur die rechten Wege gefunden werden, man muß nur die rechte Sprache finden. Die höchſt merkwürdige Freude, welche damals die Geſichter verklärte, war mir ein Troſt für langes Leiden und ich ſah ein Kriterium anerkannt, es war Verſtellung geweſen, wenn ſie ſo abgeſchmackt von Schriftſtellern geſprochen und Karl Schall den Zeitungsſchreiber genannt hatten — die Schriftſteller waren nur nicht die rechten geweſen. In jenem liebenswürdigen Winter fand man alle adlichen Herrn und Damen im Leſen begriffen.

Das lehrt Vorſicht in der Beurtheilung: ein engliſcher Kaufmann erzählte mir einſt von einem Matroſen, welcher die Leute zur Kirche gehn ſieht und mitgeht; der Prieſter theilt das Abendmahl aus, und der Matroſe läßt ſich auch den Kelch reichen, er fährt mit ihm unter der Naſe hin und her, wie nach der Blume des Weins ſuchend, und ſagt darauf: „Wenn's Ew. Hochwürden einerlei iſt, ſo möcht ich lieber ein wenig Grog.“ — Sind die Matroſen ſo irreligiös? fragte ich erſtaunt, es ſind doch Engländer.

Nicht doch, erwiederte der Kaufmann, ſie ſind nur anders, in ihrem Elemente, auf dem Schiffe ſind ſie ſehr religiös. —

Man muß alſo nur für jeden Menſchen das richtige Element finden, der Prieſter auf dem

Lande iſt kein Prieſter für den Matroſen, und der Edelmann iſt der Schriftſteller für den Edelmann, Voltaire und Mirabeau hätten nicht ſo viel Macht gefunden unter den Chevaliers, wären ſie nicht ſelbſt Chevaliers geweſen.

Es waren damals die „Briefe eines Verſtorbenen“ erſchienen, und es war dafür geſorgt worden, daß man zeitig genug erfuhr, der Verfaſſer ſei nicht verſtorben, ſondern ſei der ſehr lebendige Fürſt von Pückler-Muskau.

Dieſes Muskau liegt hinter den ſandigen Fichtenwäldern, welche das grüne Schleſien von der gelben Lauſitz trennen, und der Fürſt hat ſich's angelegen ſeyn laſſen, aus einer reizloſen, dürren Gegend einen mit Parkbäumen und allerlei Gartenanlagen belebten Aufenhalt zu machen. Dieſe Oaſe in der Lauſitzer Wüſte war ſein erſtes Werk.

Daneben war er ein ſogenannter Sonderling, die Leute wußten immer nicht, ob ſie ſpötteln, ſich verwundern, oder bewundern ſollten, wenn von ihm die Rede war; ich ſah ihn einmal durch eine kleine ſchleſiſche Stadt fahren, die Poſtillone blieſen von den zwei Vierſpännern, die ſchweren, ſtolzen Wagen raſſelten laut durch die verwunderten, engen, bürgerlichen Straßen, wir Straßenbuben liefen eilig hinzu von unſerm Kegelſchube, und pflanzten uns in Schaaren um das Poſthaus. Aus allen Fenſtern fuhren die alten, ledernen Geſichter, es gab einen Lärm, eine Unruhe, als ob ſpaniſche Reiter oder Franzoſen angekommen wären zur Zeit Napoleons. Damals ſah ich mit Erſtaunen den langen Herrn mit ſchwarzen Augenbrauen und ſchwarzem Bart und ſcharfen, ſtechenden Augen im Wagen ſitzen und lächeln; er warf Geld unter die Jungen und die Jungen balgten ſich drum. Auf dem Eckſteine des Poſthauſes ſaß ein kleines, blaſſes Mädchen, das Seiler Hannchen ward ſie geheißen, und ſie war wirklich dazumal krank und ſprang nicht mit nach den ausgeworfenen Geldſtücken, ſondern ſah ſtill und gaffend mit ihren großen, dunkelbraunen Augen in den Wagen hinein. Wir nannten das in ſchleſiſcher Mundart „Maulaffen feil haben;“ dem Fürſten aber gefiel das kranke Mädchen, oder richtiger: er ſah ihr die Krankheit an und wollte ihr eine Freude machen, rief ſie an den Schlag, und reichte ihr einen preußiſchen Thaler — die Poſtillone knallten, die Wagen flogen davon, die mährchenhafte Erſcheinung verſchwand, und ich war verdutzt und betäubt ſtehen geblieben. „Einen ganzen Thaler, einen ganzen Thaler, ſprach es ſich wochenlang durch die Stadt, „einen Thaler! wofür unſereins ſechs Tage arbeiten muß, den wirft ſolch' ein Herr aus dem Wagen links und rechts, und noch dazu an ſolch ein einfältig Mädel, wie das Seiler Hannchen!"

Das war der erſte Fürſt, den ich ſah, und Alles, was ich von ihm hörte, war mir von dem größten Intereſſe. Aufſehen, Glanz, Generoſität, um dieſe drei Worte drehten ſich alle Beſchreibungen, welche man mir damals und ſpäter von dem benachbarten Fürſten machte. Als ich nicht mehr in der kleinen Stadt lebte, und ſchon unterſcheiden gelernt hatte, blieb mir dies zauberartige Bild im Gedächtniß, und das Gerede der Leute hob noch mein Intereſſe daran: er war nicht wie die andern

Leute, und das war mir von dem größten Werthe. Als er nun anfing, drucken zu laſſen, da ging die Neugierde erſt recht los: die Leute erwarteten die Rechtfertigung ſeiner Sonderbarkeiten, denn ſie ſind immer ſo arrogant, das für Unrecht anzuſehn, was anders iſt, denn ſie; ich war begierig, den ſchönen, merkwürdigen Herrn in der Kareſſe nun auch ſprechen zu hören.

Und Alles ward überraſcht: die Leute fanden mehr als dieſe Rechtfertigung, ſie fanden lachende Anklagen, neue Dinge, neue Worte, einen ganzen Menſchen, der durch und durch bunt war, nicht bloß bunte Kleider trug; ich erkannte allerdings den freundlichen Herrn wieder, welcher dem Seiler Hannchen einen Thaler gab, weil es bloß ausſah, auch den vornehmen Herrn in der Kareſſe entdeckt' ich wieder, aber doch auch ſo viel tiefere Humanität, ſo viel Liebe, alte Heimathsgedanken, welche auf den ſtillen Wald-Fußſteigen der Welt groß geworden ſind, ſo viel Hinterſtübchentheilnahme, daß meine aus der Jugend ſtammende Liebe und Illuſion nur geſteigert werden konnte.

Die Allgemeinheit war ſehr verwundert, plötzlich einen Gentleman-Schriftſteller zu ſehn — ich brauche dies Wort hier als ein umfaſſend bezeichnendes, es iſt nicht bloß Nobleman, es iſt gens- und mens darin, und dieſe neue engliſche Schattirung, welche etwas ganz Reelles, eine demokratiſche Ariſtokratie zum Grunde hat, frappirte uns ſehr. Außerdem müſſen die Briefe eines Verſtorbenen Aufſehen machen, wenn ſie auch nicht ſo viel enthalten hätten als ſie enthielten. Sie enthielten das Innere eines Landes, wie wir's noch nicht geſehn hatten, die faſhionable Geſellſchaft Englands, in welche bis dahin kein lumpiger deutſcher Schriftſteller durchgedrungen war, in welche nur aber ein Fürſt gelangen konnte. Bulwer, der uns ſpäter das moderne England brachte wie früher Scott das romantiſche Schottland, war noch nicht da. Die Briefe enthielten ferner jene ſoliden Ungewöhnlichkeiten engliſcher Art, ſtille unbenutzte Parks von der Größe eines deutſchen Fürſtenthumes, eine Koppel Pferde, die mehr koſteten als eine deutſche Stadt, Spleen, Karrieren, Eigenthümlichkeiten, welche ein ordentlicher Deutſcher nicht einmal nachempfinden kann, ohne bei ſich ſelbſt den Kredit eines denkenden, erzogenen Menſchen zu verlieren. Sie waren in jenem leichten, legèren, modernen Tone geſchrieben, welcher ſo ſicher macht, welcher ſich über die ärgſten Dinge nicht unerfahren altväteriſch verwundert, welcher kein Handwerkzeug in Händen hat, und doch das Nöthige leiſtet, in jenem verführeriſchen Dilettantentone, welcher durch nichts Officielles einſchüchtert. Die Briefe waren die ganze theils engliſche, theils franzöſiſche und theils deutſche Figur eines vornehmen Mannes, der die Welt in allen ihren Manifeſtationen genießen will, genoſſen hat, der einen regen, claſſiſchen Geiſt beſitzt, die nöthige ſparſame Eitelkeit und mehr als nöthige Liebenswürdigkeit. Das Buch war ein gebildeter vornehmer Mann, und dabei ſahen wir, wozu das Alles hilft: unſere Bücher werden vielleicht eben ſo viel geleſen, wenn auch langſamer, aber viel weniger gekauft. Unſer Stand iſt zu groß, er hält's nicht mehr für nöthig, etwas für uns zu thun; aber die meiſten Gutsherrn ließen ein Paar Säcke Korn mehr auf den Markt fahren, um die Briefe eines Verſtorbenen zu kaufen. Die Briefe erſchienen ferner geheimnißvoll, ſie ſahen wie ein großmüthiges Debüt aus, und das Mirabeauiſche Wort wurde propagandirt und machte ſein altes Glück: Ich danke Gott, daß ich ein Graf bin, um über die Grafen lachen zu können.

Das ſind zum Theil Aeußerlichkeiten, Zierrathen, Schnörkel, welche den Pücklerſchen Büchern zu Gute kamen. Dem Verfaſſer geſchähe indeß ſehr Unrecht, wenn man den Succes ſeiner Schriften dahinein legen wollte. Die ſchöne Montespan wäre auch ſchön geweſen, wenn ſie nie bei Hofe erſchienen wäre. Es iſt nicht zu verkennen, daß die Schriften des Verſtorbenen, namentlich die „Tutti Frutti“ weniger Buchhändler- und Journalgeräuſch erzeugt hätten, wären ſie von einem äußerlich Unbedeutenden geſchrieben worden, daß die Koquetterie mit dem „Verſtorbenen“ jetzt gehetzt und läſtig wird, auf der andern Seite darf aber auch nicht geläugnet werden, daß der Verfaſſer ein

Mann plein d'esprit, daß er viel zu klug iſt, um nicht natürlich zu ſchreiben, und viel zu natürlich, um nicht klug zu ſchreiben. Er iſt eben ſo genügend eitel, um ſich intereſſant zu machen, und intereſſant genug, um eitel zu ſein.

Dabei iſt etwas über den Begriff Koquetterie in der Schriftſtellerei zu ſagen. Der in Rede ſtehende Verfaſſer iſt mit vielen Faſern der modernen Schreibeweiſe anhängig, und jener Vorwurf trifft ihn vielfach, wie er dieſer mehr oder minder gemacht wird. Mit Recht oder mit Unrecht? Gewiß nicht ganz mit Unrecht: es iſt etwas von künſtlich zuſammengeſuchtem, Forcirtem, Gefallſüchtigem, Frappirlüſtigem in dieſer Schreibart, und Heinrich Heine hat den Ton dazu angegeben. Dies mag zum Theil daher rühren, daß man nicht an eine ächte, unerſchütterliche Theilnahme des Publikums an der Lektüre glaubt, der Schriftſteller fühlt eine gährende Welt in ſich, und ſetzt ſie bei ſeinen Leſern voraus, eine Welt, welche bei ihren tauſendfachen Intereſſen nicht immer Zeit, Theilnahme, Aufmerkſamkeit genug für dieſe oder jene Kleinigkeit geſtattet. Dagegen kämpft er an durch kleine Ueberraſchungen, durch manche unerwartete Wendung, durch ein ſpannendes Einleiten und Vorbereiten, wo das wirkliche Objekt oder Reſultat nicht im Verhältniß ſteht zu der Wichtigkeit, mit welcher es angekündigt worden iſt. Sonſt in der alten Welt war es anders: Alles war in Ordnung, man hatte für nichts zu ſorgen oder zu denken als für das, was eben beſprochen wurde, die Maſchine war im Gange, es war nur auf kleine Aenderungen und Ausbeſſerungen zu denken.

Ferner: Geringachtung, nicht Achtung erzeugt Arroganz. Das Neue wird in dieſem Genre ſtets etwas abſchmeckend aufgenommen, und der Schriftſteller, welcher ſein Publikum ſtets in der Gallerie des Herzens mit empfindet, rächt ſich durch manche Spiegelfechterei.

Das wird und muß allmählig aufhören, und der Darſtellungs-Aufwand wird mit ſeinen Entdeckungen der Darſtellungskunſt zu ſtatten kommen.

Solcher Vorwurf trifft indeſſen den „Verſtorbenen“ weniger von Seiten der Darſtellung als von der ſeines ganzen Weſens. Sein Stil, ſeine Diktion gilt für leicht und gefällig, iſt aber im Grunde nicht von der prägnanten, feſſelnden Art, wie ſie bei den Führern dieſer Schule gefunden wird. Auch hierin iſt der „Verſtorbene“ ein Mittelglied, wie dieſer Ausdruck denn überhaupt ſeine äußerſt wichtige Poſition bezeichnet; er ſchreibt ſchnell und leicht, aber eben deßhalb nicht zuſammengerafft, geſammelt, und auch nicht ſo exakt, wie man's von ſeiner ſpekulativen Sprachbildung erwarten könnte.

Im Allgemeinen iſt es ſehr ſchade, daß ſich der Fürſt Pückler nicht die Mühe nimmt, eine ſchöne, fertige Form zu erſtreben; denn ſeine Tutti Frutti namentlich ſind doch nur ein Potpurri, ein Zettelkaſten. Es iſt ſehr angenehm, daß auf dieſe Weiſe viel Hübſches und Geiſtreiches unter die Leute kommt, und zwar mit um ſo größerer Wirkung unter die Leute kommt, als es von oben fällt und nur zu fallen, höchſtens zu gehen, nicht zu fliegen braucht, aber bei einem ſo unzweifelhaften Talente ſollte das Streben noch weiter gehn. So haben wir viele Geſellſchaftsmänner, bei denen wir bedauern, daß man ſie niemals zu einem dauernden, abgeſchloſſenen Geſpräche bewegen kann, ſie gehen immer halb lachend an uns vorüber, ſprechen in ein Paar Minuten die intereſſanteſten Dinge und ſind verſchwunden; ſie wiſſen zu reizen, und wir wollen, daß ſie feſſeln. Freilich beſteht ein Reiz vieler Dinge nur in der Bewegung, im ſchnellen Kommen und Gehen, ſie ſind aber die Boten des Neuen, der Mode, des Modernen, nicht das Moderne ſelbſt, wie wir es hier in unſerm Begriffskreiſe verſtehen. Das Neue kann nicht bleiben, ſonſt wird es alt.

Der Fürſt Pückler erſcheint uns zuweilen wie ſolch ein Weltmann, er wird kaum einmal im Stande ſein, ein abgeſchloſſenes, künſtleriſch rundes Buch zu ſchreiben, wie wohl die Tutti Frutti ſeine eigne Schaffungskraft mehr bekunden als ſeine wichtigeren „Briefe eines Verſtorbenen.“ Denn bei den Reiſen jener konnte man viel Intereſſe auf die Gegenſtände verweiſen, das kann man hier nicht, aber eben bei dem ſterileren Stoffe hat der Verfaſſer größeres ſchriftſtelleriſches Talent entwickelt. Er hat einen überaus beweglichen, griechiſch heitern Geiſt, einen halb naturphiloſophiſchen Geſchmack, der Alles, was da iſt, brauchbar findet und ſich appetitlich macht, er hat, wenn er erzählt, einen glücklichen Anekdotenſtil, deſſen Hände wie die des gewandteſten Taſchenſpielers überall herumgreifen, er hat jenen modernen Anſatz zum Witze, welcher neckt, ſpannt, unterhält, auch wenn er es ſelbſt niemals zum Witze bringt, er hat eine durchgebildete, moderne Anſchauungsweiſe, denn ſein Geiſt iſt kühn und geſund. Wie der kernige Bürger dreiſt und ohne Scheu hinaufſteigt in die höheren geſellſchaftlichen Kreiſe, ſo ſteigt er dreiſt und ohne Scheu herunter. Fürſt Pückler iſt von modernem Adel, man muß ſeine dermaligen Reminiscenzen nicht mit fanatiſchen Händen anfaſſen, — den Reiz der Vergangenheit vertilgen iſt Barbarei, iſt etwas anderes als ihre harte, unbildſame Geltung angreifen, — die Wappenvögel, welche ihm hie und da durch den Sinn fliegen, haben keine Krallen, keine gefährlichen Schnäbel: es ſind hohe Wolkenvögel, wie ſie der Poet liebt.

Und um dieſe hiſtoriſche und literariſche Erſcheinung zuſammenzufaſſen, müßte noch Folgendes geſagt werden: Der Fürſt Pückler iſt ein merkwürdiges Verbindungsglied zwiſchen den Extremen, ein merkwürdiges Zugeſtändniß der Intelligenz und eine nicht minder merkwürdige Rettung der durch Jahrhunderte erworbenen Form des Erſcheinens, auch eine Rettung vor dem bloßen Golde, was uns bedroht. Vieles, was wir umſonſt ſagen, wird ihm geglaubt, und Vieles, was wir glauben, ſagt er. Seine Schriften ſind eine gedruckte Converſation, und ſomit ebenfalls geeignet, Mancherlei zu emancipiren; er iſt kein Muſter, aber doch in vielen Dingen ein Wegweiſer. Und was wichtig vor Allem iſt: er bleibt und erhält ſich fortwährend friſch, er producirt raſtlos.

19.

Leopold Schefer.

Dies iſt ein Schriftſteller von viel Bedeutſamkeit und nicht ſo berühmt als er es verdient. Das mag daher kommen, weil nichts an ihm iſt, was viel Geräuſch macht, wie ein tiefes Bergwaſſer, was unter der Erde fortſickert, und deſſen ſchöne Kühle und Tiefe nur einzelne rüſtige Wanderer auffinden, welche ſich's nicht verdrießen laſſen, in ſtiller, unbekannter Gegend auf Entdeckungen auszugehn.

Wie Börne in ſeinen früheren Schriften die politiſche Straße Jean Paul's fortgeführt zu haben ſchien, ſo gemahnt Schefer wie der Erbe jener weichen, durch Himmel und Erde fliegenden Empfindungen, welche das Herz erweitern zu rieſenartiger Liebe, welche den Staub der Erde abſchütteln wie hohe Luftgeiſter und doch die Erde lieben wie reiche Kinder die Heimath.

Man empfindet in ſeiner Nähe den warmen Odem jener unergründlich tiefen, unbeſchreiblich zarten Menſchenliebe, die bei überſchwenglichem Reichthume genügſam und glücklich iſt mit einer einzigen Blüthe, einem einzigen Blatte.

Bei Schefer's „Oſternacht“ überkommt uns der Gedanke, er habe eine warme Juliusnacht mit Jean Paul unter dem leuchtenden Sternenhimmel geſeſſen, und dieſer habe ihm eine einfach rührende Geſchichte erzählt von den Landleuten, die um ſie her ſchliefen, Schefer aber ſei am Morgen thränenweich heimgegangen, um ſich zu träumeriſchem Schlummer hinzulegen. Da habe ihm der Traum mit ſeinen tiefen, ſammtenen Farben die Dinge wiedergebracht, und beim Erwachen habe Schefer was ihm durch Kopf und Herz ging niedergeſchrieben, und daraus ſei die „Oſternacht“ entſtanden.

Es iſt die liebenswürdigſte Liebe in ihm, die Liebe ohne Namen, die Liebe an ſich, die nicht liebt, weil ſie den Gegenſtand ſchön findet, ſondern weil er überhaupt für ſie exiſtirt, die Alles liebt, weil ihr Alles liebenswerth iſt.

Die Schriftſteller dieſer Gattung ſind der zweite Fortſchritt jener romantiſch-ariſtokratiſch-mittelalterlichen Richtung, welche ſich mit den Extremitäten, hiſtoriſchen Erinnerungen, Zufälligkeiten des Chriſtenthums beſchäftigte. Goethe, der Alles zu verſchönen, durch einen reichen Kopf zu verherrlichen wußte, war der erſte Schritt aus jener Kreuzespoeſie. Jean Paul gab das volle Herz zu dieſer Allianz, und Schefer ſetzte dieſe demokratiſche Poeſie fort, welcher nur der geſchmackvolle Reiz, die Form und Schönheit fehlt, um das merkwürdige Mittelding, was aus all dieſen Verzweigungen aufgewachſen iſt, Ludwig Tieck, zu überflügeln.

Jene mittelalterlich romantiſche Schule, deren Ahnen der ſtolze, kunſt- und phantaſiereiche Wolfram v. Eſchenbach, der kreuzphantaſtiſche Calderon ſind, für welche die Gebrüder v. Schlegel ſo induſtriös propagandirten, die mit Hardenberg in einer wunderbaren Todtenblume aufblühte und in de la Motte Fouqué abblühte, dieſe edelmänniſche Romantik, welche Goethe nicht halten wollte und Tieck nicht halten konnte, fand in dieſem Jean Paul-Scheferſchen Genre einen Feind, der ſich ſeiner Feindſchaft nicht bewußt war, weil er aus eitel Liebe nicht kämpfen kann.

Jene romantiſche Zeit, welche man vorzugsweiſe ſo nennt, war die Zeit der chriſtlichen Vorliebe, die weniger iſt als die chriſtliche Liebe, denn in einer Vorliebe liegt ſchon ein ausſchließendes, ein Laſterhaftes. Wieland rüttelte daran mit leicht-griechiſcher und franzöſiſcher Frivolität, aber er riß nur die Flittern und Schnörkel ab, Schiller warf das überwältigende große Gefühl der menſchheitlichen Gerechtigkeit, die in poetiſches Morgenroth getaucht wurde, auf das Haus und es bebte — aber dieſe alten Herren ſtarben, als Romantik und Comp. ihren großen Kredit erſt zu gründen begannen. Nur Goethe erlebte ihre Zeit, ſah ihr eine Weile lächelnd zu, und desavouirte ſie ſpäter.

Das und die Jean Paulſche Richtung, von welcher hier die Rede, hat die Romantik in Mißkredit gebracht, des letzteren Jean-Paul-Genres aber haben ſich die politiſchen Sympathien bemächtigt, weil ſich viel entſprechende demokratiſche Tendenzen in ihm vorfanden, und dieſe haben die Romantik ungebührlich behandelt, das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet, weil ſie nicht ohne ariſtokratiſchen Beigeſchmack war.

Dafür kann aber, wie geſagt, Schefer und Jean Paul nicht, ich erwähne das beiher, da ſie nähere oder entferntere Veranlaſſungen waren.

Schefer's Vorzüge ſind eine raſtloſe thätige Poeſie, welche die Luft ſeiner Novellen bildet, in welcher Alles athmet, und zwar eine merkwürdige Poeſie der Egalité: er bevorzugt und benachtheiligt Niemand dabei, der Bauer wird ſo reichlich verſehen wie der Fürſt. Nirgends iſt das dürre Skelett des Lebens, nirgends die platte Gewöhnlichkeit, die alles Reflexes ſchönerer Dinge entbehrt, all ſeine Erzählungen heben zu höheren Kreiſen, und wenn auch der Boden gewöhnlich iſt, ſo iſt doch der Gang erhaben.

Es iſt ein novelliſtiſcher Idealismus.

Schefer iſt ferner gedankenreich wie ein Kröſus, er wirft alle Münzſorten bunt durch einander. Er erfindet leicht und kühn Situationen, kennt aus eigenem Anſchaun das ſüdöſtliche Europa, namentlich Italien, Griechenland und die Türkei, und verſteht es die Schönheiten dieſes Südens mit blendenden Farben zu malen. Er iſt reich an originellen Perſonen, und bei ſeinem außerordentlichen dramatiſchen Takte zeichnet er die Phaſen ihrer Entwickelung und Ausgang oder Schluß derſelben mit großer Energie und Konſequenz.

Jedem einzelnen Vorzuge ſieht aber auch der entſprechende Fehler mit neidiſchem Blicke über die Schulter: er iſt ein reicher Mann, der ſein Geld unordentlich ausgiebt, der Bauer, welchen Silbermünze höchlich beglücken würde, erhält volle Beutel mit Geld und wird aus ſeinem Elemente geriſſen. Schefer's Poeſie fehlt die ökonomiſche Vertheilung — die beiden Worte ſehen zwar wie Gegner aus, das Auftreten, Erſcheinen der Poeſie kann aber doch in unſern Schönheitskreiſen ohne Regel nicht ſtatt finden. Schefer geht geſetzlos mit der Poeſie um, er beſchränkt ſich zu wenig und ſpricht wie ein ſanguiniſcher Mann ſeine volle Herzensmeinung bei jeder Gelegenheit aus. Die Schöpfung im Allgemeinen macht den Künſtler, aber die Beſchränkung iſt einer ihrer Gedanken und oft der reichſte. Schefer unterwirft ſich ihr nicht genügend, und iſt ſomit nicht künſtleriſch genug.

Eben daher kommt es auch, daß er das klare, durchſichtige Element der Novelle bedeckt, überſchüttet mit myſtiſchen Andeutungen, barocken Verdunkelungen, daß er ſich ſchämt, einfache Dinge einfach zu ſagen. Daraus entſteht ſein ſchwülſtiger Stil — das Wort heißt Darſtellung im Allgemeinen — und er wird dunkel und unklar und entzieht ſich einen großen Theil der Leſer, die ſich darüber beklagen, daß ſie ihn nicht verſtänden. Sein Gedankenreichthum beherrſcht ihn, dieſer Reichthum iſt ſein Herr ſtatt daß es umgekehrt ſein ſollte, er drängt ſich keck und dreiſt wie der reiche Mann überall hin, und wie ein ſolcher im Leben oft das Spiel verdirbt oder die Geſellſchaft, die gute Laune, ſo verdirbt er bei Schefer den Stil.

Seine Poeſie, ſo weit ſie noch nicht Erſcheinung wird, hängt ſich auch leider ſo viel Schickſalsider, Schwermuth, Angſt, Jammer an die Schwingen, daß ſie bleiern auf die Bruſt drückt, ſtatt emporzuheben. So iſt „der Zwerg“ eine quälende Schickſalsnovelle, der zweite Theil der „Oſternacht“ erdrückt durch den Jammer, der aus allen Winkeln lauert, man wagt nicht, einen Schritt zu gehen, d. h. nicht eine Seite einzuſchlagen, ohne die Beſorgniß zu hegen, es möchte ein Unglück geſchehen; man wird gepeinigt und nimmer froh; poetiſches Unglück aber peinigt nicht, und macht ſogar oft froh, erhebt gewiß immer. Warum uns quälen mit ſo ſchönen Gaben zum Erfreun?

Nach alle dem erſcheint Schefer leicht wie ein Jüngling überreich an Poeſie und Geſchicklichkeit, der ſich auf die Reiſe begiebt, um fremde Gegenden und Menſchen zu malen, zu ſingen. Es ſtrömt ihm Alles im Kopf, Hand und Herz, er wird nichts ſchaffen, was ledig wäre jeder Art von Herzens- oder Geiſtesblute, was unbedeutend wäre, aber es wird ihm ſchwerlich gelingen, ein klaſſiſches, tadelloſes Stück zu liefern. Man wird in ſeinen beſten Sachen dieſelben Züge derſelben Perſönlichkeit finden, und die verſchiedenſten Figuren werden nicht nur Scheferiſch, ſondern wie Schefer denken und reden.

Wenn noch von ſeinem Stil im Beſondern, von der Geſtalt der Sätze, die Rede ſein ſoll, ſo muß geſagt werden, daß die Jean Paul'ſche Länge und Ausgedehntheit ſelten gefunden wird — Schefer ſtreut kurze Eckſteinſätze ein — aber der Fall des Satzes, das Perlende der Worte, die leichte harmoniſche Bewegung der Gedanken, der eigentliche Tanz der Sprache fehlt auch ihm.

Indeſſen iſt Leopold Schefer, obwohl nicht mehr zu den jungen Männern gehörig, noch voll Jugend und Streben, und es darf alſo keineswegs über ihn abgeſchloſſen werden. In Muskau neben dem mährchenhaften Fürſten Pückler lebt er und webt er, in der einſamen Lauſitzer Stille, unter dem liſpelnden Rauſchen der langhaarigen Pappeln und Weiden im fürſtlichen Park empfängt er ſeine ſehnſüchtigen Novellenſtoffe, und vielleicht iſt es dieſe Einſamkeit, welche ſein ſchönes Herz oft weich und traurig macht. Aber er iſt rüſtig und lüſtig, Bücher und Blätter von allen Farben kehren ein im reinlichen, ſaubern Muskau, es wird geleſen, beobachtet, eifriger als manchem Andern gelingt im Geräuſch der groſſen Städte, und vielleicht erfaßt Scheſer doch einmal in einer ſtillen Stunde die ſtraffe Göttin der Form an der güldenen Sohle, und erhebt ſich über die einſamen Lauſitzer Föhren mit einem fertigen Kunſtprodukte.

Leider ſchreckt ſein neuſter Roman „die Gräfin Ulfeld oder die vierundzwanzig Königskinder“ durch jene unſelige Manier wieder ab, welche oben erwähnt iſt. Alles, jedes Wort ſoll bedeutend ſein, aller Fluß, alle Bewegung wird dadurch gehemmt, und aus ſolcher Unnatur entwickelt ſich ein verſtopfender Schwulſt. Scheſer muß durchaus leichtſinnig werden, er erſtickt ſein Talent durch immerwährende Beziehung, ununterbrochene Bedeutſamkeit.

20.

Daniel Leſsmann.

Es iſt bekannt, was aus ihm geworden iſt: der Mann war vielfach in der Welt herumgereiſ't, in den Straßen von Berlin und im ſüdlichen Europa, und verſchwand plötzlich in einem kleinen Buſche bei Wittenberg, allerdings dem geeignetſten Orte, ſich das Leben zu nehmen.

Daniel Leßmann war ein guter, lieber Kauz, der ganz in der Stille ſehr Viel wußte und ſehr Viel liebte, ein Mann mit kranker Leber, womit gewöhnlich der Humor bezahlt wird, ein Mann, der auf Alles Acht gab, was am Wege lag und mit einer nicht unangenehmen engliſchen Breite Alles beſchwatzte, verglich, erzählte.

Neuerdings will man dahinter gekommen ſein, daß er nicht dafür gekonnt habe, in jenem Buſche zu verſchwinden, er ſei todtgeſchlagen werden. Giebt es wohl etwas Tragериſches für einen humoriſtiſchen Schriftſteller, als von rohen Händen um ein Paar Groſchen erwürgt zu werden — einer der grellſten Kontraſte dieſer Welt? Er hat ſeinem widerſpenſtigen Unterleibe die beſten Augenblicke abgerungen, um die Welt zu erheitern, und wird wegen der Paar preußiſchen Kaſſenanweiſungen, die er dafür erhalten hat, todtgeſchlagen wie ein engliſcher Viehhändler.

Ich glaube, Leßmann war einer der objektivſten Schriftſteller von der Welt, denn Laune iſt das Objekt all ſeiner Schriften und doch war er vom Gegenſatze derſelben, von Hypochondrie bis zum Sterben geplagt. In ſeinen Schriften findet ſich jene ſchon erwähnte liebenswürdige Redſeligkeit, eine heitere, natürliche, ganz individuelle Anſchauungsweiſe, eine muntre, nach allen Seiten mit kleinen, ſpaßhaften Verbeugungen ſich herumbewegende Beobachtung, ſo daß man zum behaglichen

Fortleſen gezwungen wird. Er ſpinnt ſeine Geſchichten wie des Abends die Mädchen ihr Garn ſpinnen, wenn ſie am Kamine ſitzen. Es iſt heimlich, behaglich, man kichert, mitunter wird ein Geſpenſtergeſchichtchen erzählt, wo man „Brr“ ſagt, ein kleiner Junge legt die nöthigen Kienſtückchen auf's Feuer, die Räder ſchnurren, man ſpinnt den Faden, ohne ſelbſt zu wiſſen, ob ein Brauthemd oder ein Leichentuch daraus gewebt werden ſoll.

So geht's in Leßmann's Erzählungen her — der Stil ſchnurrt langfädig in's Leben hinein. Es iſt kein ſchöner, kein guter Stil, aber er iſt bequem und glatt und ohne Knoten, wie ein gut geſponnener Faden, der nur etwas zu lang wird. Man wird durch dieſe legère Kunſt zu dem Glauben verleitet, Leßmann habe ſelten gewußt, was aus ſeiner Erzählung werden dürfte: er läßt ein Paar Jünglinge auf der Heerſtraße wandern, und beſchreibt ſie gelegentlich, und nun wollen wir ſehen, ſagt er, was wir mit dieſen Burſchen anfangen. Da klappert eine Mühle am Wege, der

Flieder duftet und lockt, aus dem Giebelfenſter guckt ein hübſches Mädchen und ſtrählt ihre Haare — hier laſſen wir was paſſiren, und ſo wird ſich die Geſchichte verwickeln.

Ein ſolches Stück Roman iſt mit dem Titel „die Heidenmühle“ unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren aufgefunden worden.

Von ſeinen höheren Schriften zeichnet ſich beſonders aus „das Wanderbuch eines Schwermüthigen,“ was ſeine Reiſe über die Pyrenäen enthält, und worin er wie Thümmel behaglich, breit und nicht ohne Anmuth und Intereſſe Alles erzählt, was ſeinem Wagen und ſeinen Gedanken begegnet.

Leßmann's Schreibart iſt nicht ohne modernen Anflug, der zuweilen um ſo hübſcher erſcheint, als ſich die zähe Perſönlichkeit des Schreibers nur widerſtrebend den neuen Geſetzen fügen will.

21.

Detmold.

Wenn in Griechenland bei den öffentlichen Spielen ein neuer Mann ſich auszeichnete, ſo fragte man von allen Seiten: Wo iſt er her, welches iſt der glückliche Ort, der ihn geboren. Der Ort wurde berühmt und pries ſeinen Helden bis auf's Aeußerſte. Es war der Adel der Städte, bedeutende Männer zu haben, wie es jetzt der Adel und Stolz unſerer Städte iſt, ſchöne Promenaden und gutes Pflaſter zu beſitzen. Das Letztere iſt unzweifelhaft vortheilhafter als alles übrige. Damals ſtritten ſich ſieben Städte um den Homer, heut kümmert ſich kein Magiſtrat um die Helden des Weichbildes. Hannover nämlich, genannt das göttliche, hat plötzlich einen witzigen Mann vor Schreck und Beſtürzung zu fêtiren vergeſſen. Der Witz iſt bekanntlich nicht vornehm, weil die Vornehmen ſelten witzig ſind, oder beſſer, weil der Witz mit jeder gemeinen Creatur ſich einläßt, weil ihm nichts zu ſchlecht iſt. Darum gab es bis jetzt in Hannover keinen Witz, der arme Teufel hätte verhungern müſſen in den glatten Straßen, vor den gebahnten Hausthüren, es giebt keine Individualitäten in jener Stadt; entweder man iſt von gutem Adel und hat ſchöne Equipagen und Pferde und gut decorirte Bediente, oder man iſt nicht von Adel und behilft ſich. Es war viel Stoff zur Langenweile in dieſer engliſchen Stadt, aber keiner für den Witz. Denn eine allgemeine Lächerlichkeit iſt gewöhnlich ſchon zu viel für die grobe Satyre, die feine wird durch überwältigende Unkenntniß erdrückt. Der witzigſte Kopf vertrocknet unter Leuten, die nicht lachen können, und lachen iſt nicht vornehm.

Kurz der Advocat Detmold hat ein feines, ſehr geiſtreiches und witziges Buch in Hannover, zum Theil über Hannover geſchrieben, und nach dem

Einleitenden wird man ermeſſen, wie viel ich damit ausdrücken will. Der Gegenſtand des Buchs iſt die Kunſtkennerſchaft, ein Gegenſtand, deſſen Wichtigkeit eine vornehme Perſon leicht ermißt, welche des Jahres zu wiederholten Malen in die Verlegenheit kommt, Urtheil, Meinung, Empfindung über Gegenſtände der Kunſt ausſprechen zu müſſen. Es iſt Gott bekannt, auf welche mannichfache Weiſe ſich dieſe Verlegenheit zu helfen ſuchte, wie man vor kein Bild mehr hintreten konnte, ohne jenen fürchterlichen Redensarten wie ein Kanonenfeuer ausgeſetzt zu ſeyn, jenen Redensarten von den Tinten, vom Colorit, von Clairobſcur, vom Duftigen, vom Durchſichtigen und vom Undurchſichtigen.

Man bemächtigt ſich aber der ſchlimmſten Sache, wenn ſie in ein Syſtem zu bringen iſt, man hat die Sünde und die Hölle und die Leidenſchaften und das Vergnügen durch Syſteme bezwungen. Das Buch Detmold's, des Advocaten in Hannover, iſt ein ſolcher Verſuch, und wenn wir mehr davon verſtänden und nicht fürchten müßten, den Ton der Farben allzuſtark aufzutragen, ſo würden wir uns die Behauptung erlauben: das Buch Detmold's iſt ein ſehr gelungener Verſuch. Damit kein nobles Haus in der Anſchaffung deſſelben behindert werde — denn es iſt wie das Converſationslexicon und das chineſiſche Spucknäpfchen ein nothwendiges Meuble — ſetz' ich den Titel her:

Anleitung zur Kunſtkennerſchaft, oder Kunſt in drei Tagen ein Kenner zu werden. Ein Verſuch, bei Gelegenheit der zweiten Kunſtausſtellung herausgegeben vom Advocaten Detmold in Hannover. Hannover, im Verlage der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung. 1834.

„Als eben ſo plötzlich wie unerwartet am 24. Februar 1833 der Kunſtſinn in Hannover erwachte, mußte derſelbe ſich nur ſehr nothdürftig behelfen. Er fand zwar eine Menge Bilder und darunter ausgezeichnete, aber mit ſeinem Hofſtaate, den Kunſtkennern, war es ſchlecht beſtellt. Deren waren ſehr wenige. Das Publikum empfand dieſen Mangel ſehr ſchmerzlich. Man wollte doch ſein Geld für die Entrée nicht umſonſt ausgegeben haben, man wollte doch dafür ein Urtheil, ſey's ein eignes, ſey's ein fremdes, mit nach Hauſe nehmen, und an wen ſollte man ſich nun halten?“ — — „Durch dieſen Verſuch nun, durch welchen Jeder zum Kunſtkenner werden kann, wird deshalb einem wirklichen und tiefgefühlten Bedürfniſſe abgeholfen.“ „Wozu die Kunſt überhaupt da iſt, weiß man nicht. Dieſe Frage iſt ſchon oft aufgeworfen aber nie genügend beantwortet worden. Die Kunſt iſt ein nothwendiges Uebel wie die Arzneiwiſſenſchaft, die Jurisprudenz, das Soldatenthum und ſo viele andere Wiſſenſchaften und Handwerke. Die Kunſt, hat man wohl geſagt, iſt ihrer ſelbſt willen da. Das iſt eine ſchöne Floskel, aber ohne Wahrheit. Der Menſch iſt ſeiner ſelbſt willen da, alles Andere des Menſchen wegen. Auch die Kunſt. An der Kunſt ſoll der Menſch Vergnügen haben. Nun kann man aber nicht jedes Vergnügen ſogleich weggenießen, man muß Alles erlernen, auch den Genuß. Kegelſchieben, Whiſtſpielen und dgl. m. ſind gewiß bedeutende Vergnügungen, ſie wollen aber erlernt ſeyn. Eben ſo der Kunſtgenuß. Wer den erlernt hat, iſt ein Kunſtkenner, und wie die Kegel, die Whiſtkarten ꝛc. zunächſt nur für die da ſind, die damit umzugehen wiſſen, ſo iſt die Kunſt zunächſt für den Kunſtkenner da.“ —

„Der wahre Kenner weiß, wie ſehr eine Empfindung täuſcht, weiß, daß ein Bild gefallen und doch ſchlecht ſeyn kann, und umgekehrt, und weiß, daß er ſeine ganze Autorität auf's Spiel ſetzt, wenn er vielleicht ſeinem Gefühl nach über ein Bild urtheilt, und ein anderer vielleicht eben ſo angeſehener Kenner widerſpräche dem. Der Kenner wird alſo nicht nach ſeiner Empfindung urtheilen, ſondern ſucht die Gründe ſeines Urtheils im Bilde ſelbſt auf. Zum Beiſpiel das Bild iſt ſehr braun, weil es ſehr braun iſt, muß viel Judenpech darin ſeyn, weil viel Judenpech darin iſt, muß das Bild aus der düſſeldorfer Schule ſeyn, weil es aus der düſſeldorfer Schule iſt, muß es gut ſeyn; das Bild iſt gut. Auf dieſe Weiſe gelangt der Kenner zur wahren Vollkommenheit, nicht bloß als Kunſtkenner, ſondern auch als Menſch. Er mißtraut ſeinen Empfindungen und unterdrückt ſie. So nannte er z. B. das braune Bild nach obiger Schlußreihe gut, und Braun mag der Edle vielleicht gar nicht leiden, er trägt z. B. lieber Blau oder eine ſonſtige Couleur, aber ſeine Selbſtverleugnung geht ſo weit, daß er das braune Bild gut nennt. Da nun der Menſch, und namentlich der Chriſt, ſich ſelbſt alſo verleugnen ſoll, ſo kann man das Kennerthum die Blüthe der menſchlichen Vollkommenheit nennen. Denn der Kenner ſtärkt ſich immer mehr im Verleugnen ſeiner Empfindungen, ſehr bald kommt er dahin, daß er nur urtheilt und gar nicht mehr empfindet, und das iſt die wahre Kennerſchaft. Die bildende Kunſt iſt wie jede ſchöne Kunſt nur zum Beurtheilen, nicht zum Empfinden. Es iſt zwar geſagt, ſie ſey da, damit der Menſch Vergnügen an ihr haben ſoll. Aber nicht an der Kunſt ſelbſt ſoll der Menſch Vergnügen haben, ſondern nur an der Beurtheilung derſelben.“

Wo Detmold ſpäter tiefer in die neue Grammatik eingeht, da werden die Regeln noch conciſer und praktiſcher, z. B. „Bei Bildwerken aus Marmor kann man präſumiren, daß dieſelben nicht ſchlecht ſeyen, man kann ſie deshalb ohne große Gefahr loben; bei Sachen von Alabaſter hingegen iſt die Präſumtion für Schlechtigkeit. Sachen aus Gyps ſind in der Regel gut, weil ſchlechte Originale nicht abgegoſſen zu werden pflegen. Tadeln kann der Kenner jedoch alle die Gypsſachen, von denen einzelne Theile, z. B. die Köpfe, in Draht hängen, desgleichen alle buntbemalten. Sachen aus Holz, namentlich ältere, ſind zu loben, jedoch mit Vorſicht, und ſo, daß man ſich den Rückzug deckt. Werke aus Metall, die von Silber ausgenommen, ſind namentlich, wenn ſie ſchon alt ſind, und vorzüglich Sachen aus Bronze, ſtets zu loben, auch kann man bei dieſen einigen Enthuſiasmus paſſend anbringen.“

Das letzte Viertel des Buchs hält nun das Verſprechen des Titels und bringt die Kunſtkenner-Phraſeologie; es enthält ein Schock Kunſturtheile, mit denen man überall ausreichen kann.

Z. B. 20. „Ein warm gehaltenes und gut gemaltes Bildchen, deſſen Idee anſprechend iſt; die

Ausführung zeugt von tiefem Fleiß und hoher Genialität. Der Hintergrund tritt vortrefflich zurück, und das Bild geht ordentlich auseinander.“

„Anmerkung. Idee — Idee — was iſt die Idee eines Bildes? — Die Idee eines Bildes iſt das dritte Wort des Kenners. Was iſt die Idee? Obgleich nun ein Kenner nicht zu wiſſen braucht, was das iſt, wovon er ſpricht, und namentlich von denjenigen Kennern, die ich mein Lebenlang kennen gelernt habe ꝛc. —— Der Ausdruck iſt noch neu, Sulzer hat ihn nicht. — — Ich erinnere mich, daß ich einmal — wahrhaftig zufällig, es regnete gerade, und ich hatte keinen Schirm, in Göttingen Anno 1827 in Bouterweck's Aeſthetik hineingerieth. Da ſagt er auch, nachdem er genau aufgezählt, was Alles dazu gehöre, um ein gutes Gedicht zu machen, nämlich Gegenſtand, Versbau, angenehme Wendungen, Begeiſterung, Tropen und dergleichen mehr, ſo daß ſeine Zuhörer ſchon meinten, ſie könnten's nun allenfalls, auch einer Zuthat, die dazu nöthig ſey, erwähnte, die ſich aber eben nicht weiter definiren laſſe, und die man Geiſt nenne — das iſt die Seele des Bildes. — Ob ich mich verſtändlich gemacht habe oder nicht, weiß ich nicht, gilt mir auch ganz gleich, da es ja nicht nöthig iſt, daß der Kenner wiſſe, was die Idee eines Bildes iſt, wenn er nur davon redet.“ —

46. „Man weiß nicht ob es die Poeſie der Erfindung oder der liebevolle Fleiß der Ausführung iſt, der dieſes Bild ſo anſprechend macht. Der linke Vorderfuß des Schimmels iſt wohl etwas zu kurz, obgleich ſonſt das ganze Thier zart in den Tönen, rund in der Zeichnung und anmuthig im Charakter zu nennen iſt.“ —

Ich ſetze nichts hinzu, um die Form nicht zu ſtören.

22.

Der neue Unbekannte.

Es iſt wieder ein merkwürdiger Unbekannter in unſrer Literatur aufgetreten, er muß aus Amerika gekommen ſein und in der Schweiz leben, wahrſcheinlich in Zürch. Er will erſt berühmt werden gleich Walter Scott und dann die Larve abnehmen — und wahrlich wenn er auch nicht ſo geſchickt iſt wie Walter Scott, bedeutend iſt er ebenfalls.

„Der Legitime und die Republikaner,“ „Transatlantiſche Skizzen.“ „Der Virey und die Ariſtokraten, oder Mexico 1812“ ſind hiſtoriſche Romane, die er kurz hintereinander ſeit höchſtens 2 Jahren herausgegeben hat.

In allen prägt ſich's aus, daß der Verfaſſer nicht nur an Ort und Stelle war, ſondern vollkommen eingelebt iſt bis in die innerſten Faſern eines Amerikaners.

Amerika iſt in neuerer Zeit die geſuchteſte Grammatik für Staats- und Erzählungskünſtler geworden. Auch für die Romanſchreiber hat Columbus gelitten. Man könnte wirklich zuweilen der wohlfeilen Redensart glauben, Europa ſey lebensmüde, eine abgelebte Matrone, weil ſelbſt unſer ordinairſtes Publikum nicht mehr an das Intereſſe unſrer Zuſtände glauben will. Aber das kommt wohl nur von überreiztem Appetit: wir haben Zeiten gehabt, wo uns ein blendender, neuer Reichthum an den Augen vorüber blitzte, die Revolutionsbewegungen in der Geſellſchaft brachten die mannigfachſten Ahnungen von nie geſehenen Dingen und Verhältniſſen, Manche glaubten Rinaldini müſſe in wenig Tagen Geſetz werden, und die nomadiſch romantiſche Streiferei nach ſchönen Mädchen und vollen Börſen würde vom nächſten Sonntage an eingeführt. Dieſe Gemeinſchaft aller erwünſchten irdiſchen Güter paſſirte nun aber bekanntlich nicht, und die Malkontenten mußten darauf denken, ihre wilde Phantaſie irgend wie zu entſchädigen. Bunte Romane erſchienen als das Paſſendſte, aber die europäiſchen Romane gehen auf den Poſtſtraßen, in Städten und Dörfern vor, wo kein Mangel iſt an Gensd'armes, an Nachtwächtern, an Duennen und Ehrenhütern, die Phantaſie war eine Löwin, eine Tigerin geworden, die unbedeutenden europäiſchen Vorfälle genügten nicht mehr, ſie mußte Blut ſehn, unerhörte Dinge. Die Franzoſen erfanden ihre Romantiker, die Engländer gaben ihre Sprache für Amerikaner hin, Irving und Cooper ſchrieben, und wir Deutſche — wir laſen die franzöſiſchen Romantiker und Irving und Cooper.

Ich theile die Meinung über Europas Alter gar nicht, der höchſte poetiſche Reiz braucht ein gewiſſes Alter, die Romantik braucht Ahnen, ich finde Amerika ſehr ſchnell und ſehr vernünftig konſtruirt, aber den Neuheitsreiz abgerechnet, würde es uns gar bald ſehr langweilig werden. Unſere modernen Sympathieen ſind bei all ihrem ironiſchen Elemente der baare Gegenſatz von Amerika, und eine Geſellſchaft ohne Geſchichte erſcheint uns leer und dürftig. Man glaubt es nicht, wie viel Gedanken und Intereſſen in den tauſend Verzweigungen einer Geſchichte verborgen liegen, welche tauſend Jahre gelebt hat. Die hiſtoriſchen Reize ſind des Himmels Entſchädigung für das Alter.

Wir wiſſen und glauben es gar nicht, wo überall das Intereſſe und der Reiz nur darin liegt, daß wir Geſchichte vor uns haben, ſogar die Freuden der Natur ſind hiſtoriſche: daß der Frühling ſo viel tauſend Jahre wieder gekommen iſt liegt auch im Schooße unſrer Freude über ihn; die neuſten Dinge, die unbedeutendſten werden intereſſant, wenn einige Zeit über ſie hingegangen, wenn einiges Moos über ſie gewachſen iſt — „ach, die gute, alte Zeit, ach damals war's doch viel ſchöner," dieſe Redensarten liegen tief in jener Gewalt, jenem Zauber, den die Geſchichte den Dingen leiht.

Es iſt ein großer Irrthum, der modernen Schule vorwerfen zu wollen, daß ſie von den feinen, elektriſchen Schlägen der Geſchichte nicht getroffen würde. Wir ſind allerdings nicht das, was man hergebrachter Weiſe in Deutſchland Romantiker nennt, aber wir ſind es nur inſofern nicht, als wir uns nicht auf ein Stückchen Mittelalter und ein beſtimmtes Stückchen Feen- oder Chriſtenthum beſchränken, aber die geheimnißvolle Poeſie des Geſchichtlichen iſt ein Theil unſers Lebens. Alle Geſchichte an ſich, als Dageweſenes iſt uns ein Moment des Kulturreizes. Wir ſind keine Amerikaner, die Söhne Rouſſeaus, die Jakobiner, die Vertilger des Namens Lyon, die baaren Philiſter des bloßen Augenblicks ſind keineswegs unſre Genoſſen. Eine friſche Republik ohne Geſchichte iſt unſer Exil, ein ausgerechnetes Leben ohne Berückſichtigung des ſich abſtufenden Organismus iſt unſer Tod. Darum iſt der Phönix unſer Sinnbild: aus der *alten* Aſche ein *neuer* Vogel.

Und den Neuſten gaben wir das Intereſſe durch den Januskopf. Amerika wäre unſern Leſern ohne Europa reizlos geweſen; der Geſchmack von den Urwäldern war eine Diverſion, welche dem müden Publikum zur Sammlung, zum Ausruhn ſehr gegönnt werden durfte. Die meiſten Räume der bekannten Welt ſchienen von den Romantikern durchſtöbert, manche alte Steine waren drei bis vier mal umgewendet, man hatte zu Geiſtern, Geſpenſtern, Engeln und Teufeln ſeine Zuflucht genommen, die Induſtrie und der Ackerbau war unſrer alten Romantik in die Quere gerathen, man war im Stande und ſteckte proſaiſche Kartoffeln dahin, wo einſt die zarten Thränen des empfindſamen Burgfräuleins hingetröpfelt waren. Chauſſéen, Eiſenbahnen und Telegraphen erſchienen uns tödtlich für die Romantik, am Ende kann ja die verwickeltſte Begebenheit nicht mehr länger dauern als eine Broſchüre — wie ſollte das mit den dreibändigen Romanen werden, der Paßbüreaus, der Cordons gar nicht zu gedenken. Die Kultur erſchien uns als das Ende der romantiſchen Begebenheit, nur der Dampf hatte uns noch etwas tröſtliches mit ſeinen grauen, unbeſtimmten Formen. Die letzten Stücke der Romantik glaubten wir mit dem letzten Raubthier ſinken zu ſehen, mit

Wehmuth erfuhren wir, daß ſogar der letzte italieniſche Räuberhauptmann ſich ſelbſt geſtellt habe und auf Civitavecchia eingeſperrt worden ſei. Wir ſahen uns nach dem alten geſtorbenen Aſien um, wir rüſteten uns zu Reiſen nach der mongoliſchen Hochebene, Spanien und das Meer tröſtete uns nur noch, Caſtilien, einförmig wie das Meer, ohne Straßen und Polizei ſchien den Romantikern das letzte Eldorado.

Aber das iſt Alles nicht ſo gefährlich: ein Geſtern iſt bald wieder da, und ſelbſt bei den amerikaniſchen Schriftſtellern iſt es ſchon eine Miſchung von Neuem und Geſchwundenem, es iſt auch bei ihnen ſchon ein Dageweſenes, worin die Macht ihres Intereſſes beruht. Die Geſchichte verläßt uns nicht und wir entrinnen ihr nicht.

Sind nicht Coopers Helden auch letzte Ritter: ſein Mohikan, ſein Natty Bumppo, ſind ſie nicht auch ein Kaiſer Max und ein Berlichingen? Der letzte Urwohner und der erſte Einwanderer gehen in ihnen zu Grunde. Der Hintergrund aller amerikaniſchen Geſchichten iſt immer Europa geweſen.

Dieſe Erzählungen hatten nur das eine Bedenkliche für unſre Literatur, daß ſie uns gar zu ſehr an das Ungewöhnliche wie das Leben der Rothhäute, die Exiſtenz in den ewigen Wäldern gewöhnen, das Bedürfniß der Kontraſte zu einheimiſch machen und damit unſer reineres Gefallen an einfacher Entwickelung und tieferer Darſtellung zerſtören konnten. Die Begebenheit, der Schauplatz an ſich konnten als Staffage wichtiger werden denn unſere bedeutenderen Romanintentionen.

Aber auch dieſe Beſorgniß darf ſchwinden. Der oberflächliche Reiz der Neuheit, die Befriedigung der bloßen Neugier iſt bereits erſchöpft, und der eigentliche Zauber des Neuen ruht in der Verknüpfung, dem Uebergange des Geſchichtlichen zu unerwarteter Manifeſtation.

Für dieſes Moment iſt unſer neuer Unbekannter nicht ohne Wichtigkeit. Sein letztes Buch „der Virey und die Ariſtokraten“ bringt die mexikaniſchen Zuſtände vor und während der Revolution 1812. Dies iſt ein ſo völlig neuer, unbekannter Boden für uns, und die Erzählung iſt ſo ächt aus der genauſten Kenntniße des Landes und der Verhältniße herausgewachſen, daß unſer Intereſſe fortwährend auf das Lebhafteſte beſchäftigt wird. Es iſt zu bedauern, daß der Verfaſſer den erſten Hauptſchluß der Revolution nicht mit aufgenommen, und wenn auch geiſtreich, doch barock den Roman mit einem Geſpräch der ariſtokratiſchen Kreolen ſchließt, welche ihrerſeits nun mitwirken wollen, die Spanier zu unterdrücken und die zügelloſe Demokratie der Revolution aufzuhalten.

Unſer Unbekannter hat mit Cooper und Washington Irving jenen unbefangenen, unbeſtochenen Blick gemein, welcher die Verhältniſſe ohne Vorurtheil betrachtet. Vorurtheil iſt ein zu ſtarkes Wort, ich will einen Gegenſatz zu unſrer Anſchauungsweiſe ausdrücken. Wir betrachten Alles mit den Augen einer beſtimmten, erworbenen Bildung, wir beflecken oder zieren von vornherein die Dinge mit unſern ſo oder ſo gebildeten Augen, und inſofern iſt es richtig, daß wir mit unſrer komplicirten Kultur am Wenigſten eine Geſchichte baar erzählen können. Das können aber dieſe Amerikaner, ſie ſind naiv, und das iſt ein Hauptreiz dieſer Schriftſteller. Mögen ſie Republikaner ſein, das urſprünglich Menſchheitliche iſt überwiegend in ihnen, dieſer Unbekannte z. B. wird oft hart, wenn er auf Europa zu ſprechen kommt, aber man wird es ihm nicht leicht übel nehmen, es iſt in ganz andern Tönen geſprochen, als wenn ein europäiſcher Ultra raiſonnirt.

Uns tritt er näher, weil ſeine heimathlichen Beziehungen deutſch zu ſein ſcheinen, wie die Coopers und Irvings engliſch ſind. Wenigſtens iſt er kein eigentlicher Enkel Alt-Englands; denn die Yankees, wie die Nordamerikaner genannt werden, ſind doch alle noch amerikaniſche Engländer, und von Europa intereſſirt ſie nur England in Sachen des Herzens. Sollten aber dieſe drei Schriftſteller rangirt werden, ſo würde ich doch Irving an die Spitze ſtellen als den feinſten, welcher das meiſte Maaß und durch ſelbiges die meiſte Kunſt entwickelt. Dann kommt unſer Unbekannter, welcher zwar Cooper bei Weitem nicht erreicht in der groſſen Spannung, die dieſer zu erregen weiß, der ihn aber in Mannigfaltigkeit und Prägnanz übertrifft.

Cooper macht ſich mit ſeinem Streben nach Humor zu breit, und dieſer Humor iſt oft gar zu matt und lahm. Er muß auch für einen Amerikaner ſehr ſchwer ſeyn, weil er nichts mit einfachen, urſprünglichen Zuſtänden zu thun hat, ſondern immer eine Befriedigung aus verſtrickten Feſſeln, eine Geneſung ausdrückt, nicht die Geſundheit, nicht die Natur, ſondern die Rückkehr zu beiden zeugt Humor. Coopers Humor iſt aus England, und er will ſich ihn angewöhnen. Vieles in ihm wäre ſogar abgeſchmackt, wenn es nicht naiv wäre, alles Urſprüngliche intereſſirt. Was bei uns bewachſen, verdeckt iſt, das liegt dem amerikaniſchen Autor als Flechſe, Nerve, Muskel klar vor Augen, und das überraſcht uns bis zum größten Intereſſe. Es blieb noch etwas von ſeiner Naivetät, als Cooper Europa zum Schauplatz ſeiner Romane wählte, aber die Ueberraſchung ging verloren. Seine „Heidenmauer,“ ſein „Henker“ ſind gar nichts Beſonderes. —

23.

Edward Lytton Bulwer.

Die Conſumtion der romanartigen Schriften iſt bei uns noch immer ſo groß, daß unſere Landesprodukte nicht ausreichen, und nicht eher Behaglichkeit in unſer Romanleſen einkehrt, als bis irgend ein fruchtbarer Ausländer die Theilnahme des Publikums ausſchließend in Anſpruch nimmt, bis einer Mode wird; denn viele Leute leſen nur dann gern, wenn ſie wiſſen, daß es andere auch thun, daß ſie darüber ſprechen können. Sie mögen nichts Neues ſuchen, aber ſie mögen der Mode, dem beſtbefolgten Geſetze, in allen Dingen gehorchen.

Zur franzöſiſchen Revolutionszeit entwickelte ſich eben in Deutſchland rührig und geſchäftig die erſte klaſſiſche Epoche unſrer eignen Literatur, Don Carlos und Wilhelm Meiſter bewegten uns, als die Franzoſen einander hinrichteten und die Horen waren unſre Journale, die Xenien unſre Guillotine. Dabei haben ſich unſere Köpfe ſicherlich beſſer befunden; die franzöſiſchen Schriften Diderot's, Voltaires, Rouſſeau's waren keineswegs allgemeine Lektüre, man darf kaum von Rouſſeau's Emil ſagen, daß er populär war. Unſer Publikum verſtand auch damals noch zu wenig Franzöſiſch und die Gouvernanten waren noch Prärogative des Adels, erſt Napoleon hat die Sprache verbreitet, und das Ueberſetzen datirt von ihm zuerſt Büllettins, dann Memoiren.

Die Franzoſen ſind überhaupt als Schriftſteller niemals ſo populär bei uns geworden, es findet ſich immer zu viel kleines geiſtreiches Zeug in ihnen, was den bloß ſtoffluſtigen, handfeſten Leſer ſtört, das ſtarke romantiſche Intereſſe iſt den Helden der unromantiſchen Geſellſchaft durchaus nicht geläufig, nicht die Phantaſie, ſondern der Esprit iſt ihnen Mittelpunkt, das Herz iſt aber immer populärer, als der Kopf.

Und ſo war es auch mit den Memoiren, welche nach Napoleons Sturze aufkamen, trotz ihres mannigfachen Intereſſes wurden ſie durch die Engländer überboten, durch Byron und Scott. Byron wurde nicht juſt populär, aber er intereſſirte ſehr, und wenn ihn auch die Leute nicht überall laſen, ſo ließen ſie ſich gern von ihm erzählen. Die Weiber beſtach er durch ſeine genialen Gedanken und ſeinen genialen Kopf mit den romantiſchen Augen. Dieſer Kopf iſt wie der Friedrichs des Großen und Napoleons populär geworden, die Damen haben ihn ſtets wie einen Normal-Dichterkopf vor Augen, und wenn ſie in ein Bad oder in die Theaterloge kommen, ſo ſehen ſie Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten mit Lord Byron. Unſere Poeten ſtammten zudem meiſt vom Lande, hatten Ziegen gehütet, mit kleinen Stipendien ſtudirt, eine magre Pfründe mühſelig erreicht, ein Weib genommen, Kinder gezeugt, Philiſter geſpielt — dort war's ein Lord, der ſeinen Reichthum mit Poeſie verhöhnte, der ſein goldnes Leben tagtäglich wie ein paurer Matroſe in die Schanze ſchlug, der Mann war Gegenſtand des Salonklatſches, des häuslichen Skandals, er ſtarb in der Blüthe der Jugend. Gewiß, wenn's auch ſeine Schriften nicht waren, Byron war perſönlich populair und ſpielte den kleinen engliſchen Napoleon in den deutſchen Herzen fort.

Nach ihm kam Walter Scott; wir müſſen ein Faible haben, und bekanntlich macht uns ein ausländiſches am glücklichſten. Scott griff in die bunte Baronen- und Räuberzeit Alt-Englands, und mit unbeſchreiblichem Staunen ſahen wir große Geſchichts- und Flächenräume mit aller Staffage, mit noch größerer Verwunderung ſahen wir auf dem wirklichſten Hintergrunde der Geſchichte Handlung an Handlung vorüberſchreiten, es befing uns der hiſtoriſche Roman mit all' dem Zauber, welchen der romantiſche Hintergrund wirklicher Welt, wirklich geſchehener Dinge immer ausübt. Die ſchottiſchen Haiden, die grünen Schützen, welche durch die alten Wälder ſchweiften, die dunkeln Moorgründe, wo ſich eine Bauernſchlacht herumtummelte, ſtanden Tag und Nacht vor unſerm Blicke. Es kümmerte die Demokratie nicht, daß Scott die Baronenherrſchaft verherrlichte, und die Ariſtokraten gewahrten es im Taumel kaum, das Wirkliche, Wahrhaftige ſeiner Poeſie ließ die künſtlichen Definitionen, die Begriffsfeindſchaften nicht aufkommen. Erſt mit ſeinem „Leben Napoleons“ zerſtörte er die Illuſion, und raubte einem großen Theile ſeiner Leſer jene Unbefangenheit, welche der Empfängniß eines Romans ſo überaus günſtig iſt.

So ereignete ſich von England aus das Unglaubliche, daß ein einzelner Mann länger als ein Decennium die ganze Leſewelt Europa's beſchäftigte, und bei uns allein beſchäftigte. Es exiſtirt ſeit Lopez de Vega und Shakespeare kein Beiſpiel in der Geſchichte, daß ein Schriftſteller bei ſolch immenſer Produktion auch immer neu erfinden konnte. Er ſtarb.

Unterdeß war die Zeit von Neuem aufgeregt worden, und zwar wieder von den Franzoſen, es ſtand nun auch eine Schaar neufranzöſiſcher Schriftſteller auf, ſie ſangen tolle Lieder, veranſtalteten Orgien, erzählten ſich rothe, braune und ſchwarze Geſchichten, wollten um jeden Preis intereſſiren, und holten dazu die Erregungsmittel aus allen Theilen zuſammen. Die franzöſiſchen Romantiker nahmen einen Theil unſrer Leſer und Leſerinnen in Anſpruch, „der Salamander,“ „Notre Dame de Paris,“ „L'ane mort,“ Barnave“ etc. wurden geleſen, beſprochen, beſchimpft, belobt, aber es mußte wieder ein Engländer kommen, um unſer Leſeintereſſe völlig in Beſchlag zu nehmen. Das iſt Edward Lytton Bulwer. Vielleicht ruht in dieſer eigenſinnigen hiſtoriſchen Erſcheinung ein Geheimniß alter Verwandtſchaft zwiſchen unſern Nationalitäten, ein alter Familienzug zu den vergeſſenen Sachſen.

Bulwer ſtammt aus einer reichen engliſchen Familie, iſt ein junger, feiner Mann mit einem länglichen, ächt engliſchen Geſichte, und ſitzt ſeit einigen Jahren im Parlamente, wo er zu den ſogenannten Radikalen gehört, welche ohne ſonderliche Beachtung des Herkömmlichen die Verfaſſung von der Wurzel aus umbilden möchten. Die hiſtoriſche Illuſion, die romantiſche Vorliebe ſcheint ihm alſo im Gegenſatze zu Walter Scott fehlen zu müſſen, und dies iſt auch wirklich ein Moment ſeiner Beurtheilung. Es darf jedoch nie vergeſſen werden, daß ſich dieſe Unterſchiede in England viel ſanfter ſchattiren, als dies auf dem Kontinente, und namentlich in Frankreich der Fall iſt; der bloße Begriff, die nackte Definition iſt im Engländer bei Weitem nicht ſo mächtig, und er hängt mit tauſend Faſern an den Sympathieen der Gewohnheit.

Es iſt wunderlich, daß ein ſo poetiſches Volk, wie das engliſche, Hauptmuſter europäiſcher Litteratur in Erfindung poetiſcher Formen und intereſſanter Begebenheiten geworden iſt. Man ſollte glauben, dergleichen Dinge müßten den Britten am erſten läppiſch erſcheinen, und unter ſo ſtreng reeller Umgebung müßten ſie durch und durch baar aller Phantaſie und Illuſion werden. Daß Shakespeare in Strafford aufwachſen, in London unſer größter Dichter werden konnte, ſchoben wir gern auf die Zeit der Eliſabeth, wo dieſer Staat erſt anfing, alle Kräfte nach dem Handel hinzuſtrecken. Man kann ferner nicht begreifen, wie eine Gelehrſamkeit gleich der engliſchen, die in ſo enormem Anſehn ſteht, und das klaſſiſche und unklaſſiſche Alterthum mit pedantiſchem, geſchmackloſem Heißhunger durch einander genießt, wie ſolche Gelehrſamkeit dem Schriftſteller ſo viel modernen Reiz übrig laſſe.

Vielleicht iſt gerade eine ſolche Compoſition, wie die des engliſchen Volkes, nöthig zum chemiſch literariſchen Prozeſſe, das Ritterthum des Barons, der Stolz, die Selbſtändigkeit des Bürgers, der praktiſche, untäuſchbare Sinn des Kaufmanns, die beſchränkten Formen in Sitte und Religion, die Jungfräulichkeit, die Prüderie der Frauen, die weite bequeme Form des gemeinen Rechtes. ſind vielleicht juſt die Kontraſte, welche der Dichtung zu ſtatten kommen. Uebrigens finden auch alle jene erhobenen Zweifel ihre Beſtätigung in den engliſchen Schriften. Eine gewiſſe altkluge Objektivität raubt immer den engliſchen Romantikern die Friſche der Illuſion, und von dieſem Vorwurfe iſt auch Bulwer keineswegs frei zu ſprechen. Sie erzählen Alles wie aus einem Großvatermunde, in alten Werkeltagskleidern erſcheinen ſie auf der Bühne, und dieſe müſſen ſie alle erſt nach und nach ablegen, ehe man das ſchöne, warme Fleiſch finden kann. Wie ſehr vernünftige Leute gehen ſie an die Romantik, ſie entſchuldigen ſich, daß ſie es thun, ſie reiten ſich erſt ein Paar Stunden warm, ehe ſie geſchmeidig werden. Die ganze untheilbare romantiſche Atmosphäre eines deutſchen Poeten bringen ſie nie, weil ſie ſich nie enthalten können, ſich ſelbſt als proſaiſche, ungläubige Schriftſteller zwiſchen die Zeilen zu malen. Alle die Puppen engliſcher Entwickelung ſchälen ſie langſam und träge ab, aber weil dieſe Puppen ſo anſprechend ſind, ſo werden ſie trotz ihrer Manier intereſſant: ſie führen uns über den ſammtnen grünen Raſen unter die hundertjährigen Bäume ihrer Gartenwälder, es iſt Sonntag, die hinter Ulmen verborgenen Dörfer ſind ſtill und feierlich, die Glocken läuten, man glaubt, die alte kirchliche Zeit unter den Stuarts noch zu ſehen, das alte Lordſchloß ſieht ernſthaft vom Hügel auf uns hernieder, die geharniſchten Barone ſcheinen uns hinter den Fenſtern zu ſtehen; oder ſie bringen uns Feierabends in die Schenke, wo die feiſten Pächter ihre alten Lieder poltern, ihre luſtige Derbheit entwickeln, tüchtige Toaſts mit mannigfachen Bezügen ausbringen, und es dünkt uns wirklich, das luſtige Alt-England ſey wieder da, nicht das ernſte, geſchäftige.

So machen's die engliſchen Schriftſteller. Sie überraſchen wie mit Zauber, ſie entſchuldigen ſogar den Zauber, weil ſie nicht die Schönheit, ſondern mehr als dieſe die Wahrſcheinlichkeit beabſichtigen. Bei dem großen Intereſſe, das ſie zu erregen verſtehn, bleiben ſie völlig romantiſch-geſchmacklos; ſie dürfen einen Schritt weiter gehn, eine Hand voll ſpannender Fakta weniger haben, ſo werden ſie abgeſchmackt. Sie ſind keine Poeten und ihre Gedichte ſind größtentheils langweilig, die alten ſchönen Balladen wiſſen ſie wol noch als Antiquitäten zu ſchätzen, aber nicht mehr zu ſchaffen. Beſchreiben und Reflektiren iſt ihre Sache nicht, aber Singen. Die Art von geſchmackloſem Philiſterthume in ihren Romanen kommt wol von der pedantiſchen Schulerziehung und den praktiſchen Umgebungen, von welchen ſie eigentlich jede Art von Schwung entſchuldigen zu müſſen glauben, obwohl dieſe Umgebungen auch der herkömmlichen Meinung ſind, Poeſie ſey etwas ſehr Großes, und müſſe geachtet werden.

Dieſe Vorwürfe gewiſſer Geſchmackloſigkeit treffen auch Bulwer. Auch er ſperrt ſich mit vielen Redensarten, eh' er ſich in die Erzählung, das heißt in erfundene Begebenheiten hineinwagt, und wo er ſich ſtellen kann, als ſey die Sache nicht bloß erfunden, da haſcht er begierig nach dieſer Entſchuldigung. Denn ein praktiſches Volk, wie das engliſche, hat einen ungemeſſenen Reſpekt vor dem, was wirklich geſchehen iſt. Das iſt an ſich ein Vorzug und wird nur eben beim romantiſchen Schriftſteller ein Fehler. Auch Bulwer bewegte ſich, beſonders Anfangs, in den altherkömmlichen

Begebenheiten der Romane: Ueberfälle auf der Landſtraße, Criminal- und Galgenintereſſen. Die Polizei iſt bei einem freien Volke immer ſchlecht, es wurde immer in England Viel geſtohlen, die öffentliche Criminaljuſtiz verbreitet Stoffs und Antheils die Fülle von Verbrechergeſchichten. Sie enthalten z. B. die ganze Handlung in Bulwers Eugen Aram.

Bulwer ſuchte nun ſpäter mehr und moderner als die meiſten andern engliſchen Romantiker neue Vorwürfe zu ſeinen Romanen, aber das eigentliche Fleiſch und Blut iſt noch immer nicht ſehr verſchieden von dem altengliſchen; die Breite dramatiſcher Geſpräche iſt noch wenig verkürzt, wenn auch mehr durch Geiſt gehoben; die geſchmackloſe Ueberhäufung mit Citaten aus allen Schriften der Welt, womit ſich die engliſche literariſche Bildung breit zu machen pflegt, iſt auch bei ihm noch in aller Widerwärtigkeit. Die Leute des Romans können ſich nicht drei Worte über Liebe, Frühling, Wind, Kummer ſagen, ohne daß ſie einen Klaſſiker zu Hilfe nehmen. Um alle Ueberraſchung zu vermeiden, welche der breit ſprechende Engländer nicht liebt, ſteht der Inhalt des kommenden Romanabſchnittes über jedem Kapitel.

Und daß wir eine Summe ziehn: die Form der engliſchen hiſtoriſchen Romane, welche ſo unumſchränkten Eingang bei uns finden, iſt keineswegs künſtleriſch ſchön, ſie iſt ſogar voll Mängel, träg, ohne höhere Schönheit. Aber die Romanſchriftſteller ſind höchſt geiſtreich, höchſt erfahren, ihr Talent iſt größer als ihre Intention, ſie verſtehen es meiſterhaft, eine Menge Intereſſen klar, anſchaulich darzulegen, geſunde Menſchen rückſichtslos handeln zu laſſen, und ſo bereiten ſie mit einer gewiſſen freiſtaatlichen Kühnheit eine ſolche Menge intereſſanten Stoffs, daß alle unſre Thätigkeiten beſchäftigt werden.

Unterliegt nun auch Bulwer faſt all jenen Vorwürfen, welche man den engliſchen Romanſchriftſtellern machen darf, ſo hebt er ſich doch durch glänzende Vorzüge aus der Maſſe. Wenn auch ohne Glanz und Zauber, ſo iſt doch ſeine Darſtellung glatt und leicht, und es ſpielt die feinſte Weisheit um Alles. Eugen Aram z. B. iſt eine der ſchönſten, auf das Weiſeſte gezeichneten Figuren irgend eines Romans. Die höchſte Kraft von Bildung, von genialer Humanität iſt in ihm verkörpert, und Alles, was er ſpricht, iſt gediegen wie der Fluß des Goldes.

Aber Bulwer iſt noch beſonders merkwürdig. Nicht bloß weil er ſo viel und ſo gut ſchreibt und ſo viel geleſen wird, ſondern weil er vielleicht ganz anders ſchreibt, als die meiſten Leute glauben, und weil er wegen ganz andrer Dinge geleſen wird, als die meiſten Leſer vermuthen.

Es iſt zu verwundern, daß ſich unſre Literaten das entgehen laſſen. Etwas Definitives in Geſchichte und Literatur läßt ſich jetzt nicht ſagen — wir erwarten Alle mit Sehnſucht jenes Genie, welches alle Radien in ſich vereinigen und uns eine große hiſtoriſche Leuchte aufſtecken wird; denn es iſt uns klar, daß der Alles vereinigende Mittelpunkt unſrer Geſchichte noch nicht gefunden iſt, vor welchem alle Welt anerkennend niederfallen muß. Er wird gefunden werden, wenn auch nach vielen, vielen Jahren; denn es iſt unſre merkwürdige Konſtruktion, daß wir auch immer die Erfüllung deſſen auffinden, wovon wir das Bedürfniß erkannt haben. Aber was können wir beſſer thun, ſo lange wir um das tiefe Geheimniß wie die Motten um das Licht herumſchwärmen, als die Göthiſche Erfindung ausbeuten: das Einzelne genauer kennen lernen, Bauſteine fertigen. Die Individualitäten bilden die Welt, wir ſollten Individualitäten bis auf das Mark der Seele ſtudiren; wichtige Individualitäten ſind einzelne Kapitel der Weltgeſchichte.

Ein ſolch Kapitel iſt Edward Lytton Bulwer, namentlich in Bezug auf uns, er wirft ein Licht über unſer Publikum. Welches?

Das Hervorſtechende an ihm iſt eine umfaſſende Bildung. Alles dokumentirt eine überraſchende, ausgebreitete Kenntniß, ſorgfältige, ja feine Beobachtung, eine milde, geläuterte Humanität, daß ich es mit dem einen, oben ſchon gebrauchten, koſtbaren deutſchen Worte ſage: Alles bekundet Weisheit.

Und das intereſſirt jetzt mehr als die größte Vollendung in der Kunſt. Ein Künſtler im höchſten Sinne des Wortes iſt er nicht, er iſt die glänzendſte Potenz eines praktiſchen Mannes, ein liebenswürdiger, höchſt bedeutender Philiſter. — Philiſterthum iſt natürlich hier nur der Gegenſatz von Poeſie, an die ſchäbige, fadenſcheinige Couleur dieſer deutſchen Eigenſchaft iſt dabei nicht zu denken. Denken, Lernen, Entwickeln, Schildern, Alles das iſt da; aber Schaffen, das Herz des Poeten?

Er iſt viel mehr als Göthes Madame Melina, welche eine Anempfinderin genannt wird, aber er iſt, wie unſer Publikum größtentheils, eine Madame Melina. Ein deſignirter engliſcher Miniſter iſt er ebenfalls: der geſellſchaftliche Zuſtand Englands und die Sorge um denſelben hat ſeine Bücher eingegeben, der Aram, Clifford, Devereux, Pelham, England und die Engländer, all ſeine Gedanken und Beſtrebungen gehen von Haus aus auf das Nützliche; ſeine Lernbegierde, ſeine natürliche Liebenswürdigkeit, ſeine zarte Humanität haden ihm manches Poetiſche angewöhnt, er iſt ein deſignirter Miniſter, aber kein deſignirter Dichter. Der Dichter ſoll auf Jahrhunderte ſpekuliren, der Staatsmann auf ein Lebensalter. Man vergleiche dazu Bulwers etwas ſchwülſtig angeordnetes, aber ſehr umfaſſendes „England and the Englishmanns,“ wie fein, wie reif prüft er die Zuſtände, wie trefflich giebt er an, was man verlangen könnte, was zu verbeſſern wäre. Nun? Aber es ſind die Verbeſſerungen und Veränderungen eines praktiſchen Mannes, es iſt tüchtige engliſche Spekulation, die er im Nothfalle vor einem gebildeten Kaufmanne verantworten und vertreten kann — höhere, poetiſche Spekulation iſt nicht darin, die kann man vor keinem Kaufmanne vertreten.

Er beurtheilt engliſche Poeten, z. B. Sheridan, Shelley, Wordsworth, Coleridge, Lord Byron: dabei iſt er nicht gerade ein engliſcher Moraliſt, ein befangener Episkopale oder Puritaner, nicht gerade Maſter Johnſon ſelber, aber er iſt nur gebildeter als jene Begriffe und als dieſer, nicht anders; nicht ein unbefangenes dichteriſches Gemüth, das die Kritik handhaben kann ohne allen Schatten von Herkömmlichkeit. Er hat nicht übel Luſt, uns den unbedeutenden, civilen Wordsworth, einen rhetoriſchen Gentleman, eben ſo hoch zu ſtellen, als den Lord Byron; er ſpricht noch viel von didaktiſchen Gedichten, er entſchuldigt Byron wegen ſeiner unbändigen Vorzüge, und ſchiebt ſie auf Verhältniſſe, er entſchuldigt Shelley wegen ſeines brauſenden Geiſtes; es iſt kein welthiſtoriſches Auge in ihm, wie es in jedem Dichter iſt, der ſich nicht befangen läßt. Er iſt nur für Auffaſſung des Nächſten vortrefflich.

Dieſen Vorwurf eines Mangels an originaler ſchaffender Poeſie ſcheinen nun auf den erſten Anblick ſeine „Pilger am Rheine“ zu widerlegen. Es enthält dies Buch die Reiſe zweier Liebenden den Rhein entlang und nebenher flattern Elfenliebſchaften und allerlei andere hübſche Geſchichten. Aber er widerlegt es ſo wenig, wie ſein neuſtes „die letzten Tage von Pompeji,“ von welchem gleich die Rede ſein ſoll. Es enthält den Beweis vielfacher poetiſcher Thätigkeit Bulwers, es iſt die

Anempfindung Deutſchlands, deutſcher Auffaſſung und Darſtellungsweiſe, es iſt eine ganz verführeriſche Madame Melina, aber nein, kein Schöpfer der Melina.

Poetiſche Fähigkeiten ſind viel weniger als Poeſie, ſo wie Tugenden weniger ſind als Tugend.

Und wenn nun dieſe Auffaſſung Bulwers richtig wäre — um in beſcheidner Bulwerſcher Manier zu ſprechen — ſo verbreitete ſie wirklich ein merkwürdiges Licht über unſer Leſepublikum.

Mit den Leſegelüſten der Menge iſt es wie mit den Liebſchaften und Heurathen der Menge: das Verwandte, das Handwerk ſucht ſich.

Die Belehrung, jener beliebte didaktiſche Beigeſchmack, was die Mehrzahl unſers äſthetiſchen Publikums noch immer charakteriſirt, dürfte das weſentliche Anziehungsorgan ſein. Es iſt alſo Göthe noch nicht gelungen, die Gellertſche moraliſche Fabelperiode ganz zu verdrängen, und das reine, unverfälſchte Verlangen nach der Schönheit zu erwecken. Sie fragen auch immer bei der Kunſt, was ſie nütze, leſen Walter Scott der engliſchen

Geſchichte wegen und loben Theodor Körner, weil er die Keuſchheit befördre.

Das iſt ein Beweis, wie allgemein und tief das liebenswürdige Philiſterthum in uns ſitzt — nicht wegen ſeiner künſtleriſchen Vorzüge, ſondern wegen ſeiner Wiſſenſchaft wird Bulwer geleſen. Ich meine hierbei das Wort „liebenswürdig“ vollkommen ehrlich und harmlos. Wenn Bulwer in Italien, Frankreich und Spanien eben ſo viel Theilnahme fänd, was ich allerdings bezweifle, ſo iſt am Ende dieſe Art Philiſterthum ein nothwendiger Erdbeſtandtheil ganzer Völker.

Vielleicht iſt Bulwer ſelbſt ſo etwas durch den Kopf gegangen; denn es erſchien plötzlich ein Buch, was auf den erſten Anblick wenig Berührung mit jenem Philiſterthume zu haben ſchien, wo namentlich gar keine engliſchen Staatsintereſſen zu wittern waren — „die letzten Tage von Pompeji“ heißt es.

Und doch welch ein Gewaltſames liegt in dieſer Intention! Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß es ein gemachtes künſtliches Produkt werden muß, wenn ein Schriftſteller an Darſtellung ſolcher Scenen geht, die gar keinen Berührungspunkt mit unſerm Herzen haben. Die Archäologie braucht kein Herz, aber der Roman braucht eins. Das wird um ſo eindringlicher, als dieſer Vorwurf vielfach zu dem eben charakteriſirten Weſen Bulwers ſtimmt. Er koncipirt ſeine Sachen immer mit dem Verſtande, ein ächter Vertreter unſers Publikums, was durch die Kulturſchwankungen an den Grenzen ſo vieler Intereſſen ſteht, und ſich noch nicht entſchieden für ein Ganzes erklärt hat, dem ein ſolcher Elektricismus erwünſcht iſt, welcher nirgends auf entſcheidende Wahl dringt.

Wenn man indeß bedenkt, daß Bulwer leidend zu Neapel lebte und alſo doch auf einem natürlicheren Wege das Unglück Pompeji's und dieſes Buch empfangen hat, ſo ſieht man ein, daß alle dieſe Vorwürfe nicht in beſtimmter aufrechter Figur, ſondern mehr beſcheiden und fragſam zu ihm treten müſſen.

Ueber die philiſtröſe Behandlung des Stoffs herrſcht aber wiederum kein Zweifel: ohne Unterlaß ſchwatzt er als Forſcher und Lehrer in den Stoff hinein, theilt die Zufälligkeiten, die kleinen Veranlaſſungen ſeiner Erfindung den Leſern mit, um recht gefliſſentlich und proſaiſch — ächt engliſch — alle poetiſche Illuſion zu zerſtören. Die Leute ſollen ja nicht glauben, ein undefinirbarer Genius habe ihm Dies oder Jenes zugeflüſtert, nein, dieſer Stein oder jene Stelle des Herrn Plinius habe die Veranlaſſung gegeben.

So viel dichteriſches Element alſo in dieſem Buche iſt — ſchon des Stoffes wegen mehr, als in den übrigen — ſo ſehr beweiſt doch auch gerade dies Buch wieder, daß der Verfaſſer kein eigentlicher Dichter iſt. Er glaubt ſelbſt nicht einen Augenblick an ſeine Täuſchungen und Erfindungen.

Juſt dieſe „letzten Tage von Pompeji“ erinnern deutlich an die engliſchen Schulen, wo proſaiſch und ſchulmeiſterlich ſo außerordentlich viel gelehrt wird. Sie kennen die Urſprünglichkeit, aber es dünkt ihnen conſtitutionell ſchamlos, ſie zu zeigen, überall klebt Malztaxe.

Was das romantiſche Element anbetrifft, ſo hat die bekannte Lady Morgan Aehnlichkeit mit Bulwer. Es iſt ihm vorgeworfen worden, daß er es im Grunde nur als Nebenſache anſehe, und ſich deſſelben nur als eines Vehikels bediene. Das thut die Morgan in viel ſtärkerem Grade, viel ungeſchickter, gröber, unzarter. Sie iſt eine gewandte, geiſtreiche Frau, welche ſich mit viel Lebhaftigkeit ihrer Kombination der Zeitintereſſen bemächtigt hat, und dieſe durch Romane propagiren will. Der Roman an ſich iſt ihr nur das Mittel, ein für die Menge anziehendes Journal zu ſchreiben. Ihr neuſter Roman „die Prinzeſſin,“ der ſich die Juſtifikation Belgiens zum Vorwurfe genommen hat und nebenbei den ſtörrigen Torryismus geißelt, iſt eigentlich nur ein ausgeführter Artikel der „Times“. Von dieſem Standpunkte aus müſſen ihre Romane angeſehen werden, welche ſie dann auch nur mit Hilfe einiger Verſtandeskombinationen zuſammen ſetzt, eine doppelgängeriſche, myſtificirende Figur fehlt beinahe nirgends, und ein iriſcher Burſche beluſtigt mit ſeinem Jargon und ſeiner Ungeſchicktheit, tiefere Herzensverflechtungen geſtalten bei ihr niemals anziehende Verhältniſſe und Zuſtände. Parallel mit dieſer Aeußerlichkeit ſind denn auch ihre Anſichten von Staat und Kunſt, praktiſch und räthlich, geſund und einfach, aber arm und ohne tiefere Beziehungen.

Bei alle dem findet ſich in dieſer koloſſalen iriſchen Dame viel Kraft und Energie und ſie faßt namentlich äußere Geſelligkeitsverhältniſſe mit einer überraſchenden Schärfe auf, wie ſich das in einem ihrer letzten Bücher „dramatiſche Scenen“ am deutlichſten herausſtellt.

Darf man die Staël damit bezeichnen, daß man ihr ein witziges, redneriſches Herz, eine kombinirende Leidenſchaft zuſchreibt, ſo kann von der Morgan geſagt werden, ſie beſitze einen intereſſanten, behenden Verſtand. Von eigentlicher Romantik iſt weder bei der einen, noch bei der andern die Rede, und Corinne mit aller ſtörſamen Beſchreibung italiſcher Kunſtwerke, beſonders aber

Delphine in den Spielereien mit Herzenswitz iſt jedenfalls noch eher Roman zu nennen, als die „Prinzeſſin“ der Lady Morgan, die übrigens ſtrotzt von unterrichtendem Material.

24.

Spindler.

Es iſt auffallend, wie reich wir an mehr oder minder gelungenen Verſuchen zu hiſtoriſchen Romanen ſind. Oder richtiger: es iſt nicht auffallend, denn wir ſind Alle ſelbſt Figuren des hiſtoriſchen Romans: wir möchten Alle viel thun und ſind der Meinung, die Weltgeſchichte höre auf ohne unſere Thätigkeit, aber wir thun doch nichts, ſondern erfahren nur: wir ſchaffen keine Thaten, ſondern erleben nur Begebenheiten.

Der Charakter eines Romanhelden iſt unſer Volkscharakter. Oder vielleicht haben wir die Definition eines Romanhelden gerade ſo erfunden, weil ſie uns zunächſt lag. Zum hiſtoriſchen Romane braucht's nämlich keiner Helden, denn Helden verdunkeln die Zeit, und jener Roman ſoll ſie veranſchaulichen. Darum ſind wir die Titelcharaktere des hiſtoriſchen Romans, auch weil wir juſt das nöthige hiſtoriſche Unglück haben. Wir haben das Schießpulver, die Poeſie, die Vernunft in der Kirche erfunden, und die Erfindungen ſind uns unter den Händen zu Begebenheiten geworden, es ſind unſre Gedanken geweſen und andre Leute haben ſie ausgebeutet. Wenn wir den Ausländern ſagen: der Mann des Schießpulvers hieß Schwarz, und das iſt ein deutſches Wort und der des Vernunftpulvers hieß Luther, und das iſt beinahe ein ſehr deutſches, ſo beſinnen ſie ſich, ob das wahr ſei, und ſagen: 's iſt möglich, und was weiter?

Wenn der Michel einen dummen Streich macht, ſo kriegt er Schläge dafür, ja er kriegt welche, wenn ihn ein Andrer macht, und Michel nur zufällig in der Nähe iſt, aber wenn er einen klugen Streich macht, ſo glaubt's kein Menſch, oder es wird ignorirt, und man ſagt: Gott weiß wie er dazu gekommen. Fragt ein andres Volk, ob es alle die Schnurren von hiſtoriſchem Unglück hat, das einen armen Teufel verfolgen und alles Unſcheinbaar zum Malheur verkehren kann. Dieſe Schnurren gehören zu den Grundideen unſrer Geſchichte.

Ich habe wohl nicht beizuſetzen, daß ich das für nichts weiter, als eine Einſeitigkeit ausgeben will, und mich nur darauf berufe, wie man ja zuweilen auch die Winkel auskehren muß, um ein gutes Korn zu finden.

Seit dreihundert Jahren haben wir lauter welthiſtoriſches Detail angefertigt, wir haben viel einzelne Räder und ſonſtige Beſtandtheile der Uhr gemacht, aber andere Völker haben die Uhr zuſammengeſetzt, und unſre eigne Arbeit hilft Zeit machen, die uns oft gar nicht gefällt. Wir haben den Napoleon geſtürzt und es glaubt's kein Menſch, die hiſtoriker ſagen, England und Spanien hab' es gethan; ſogar die platten Holländer möchten uns die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſtreitig machen. Aber wir guten Deutſchen denken immer, wir ſeyen in England und Frankreich im Stillen doch ein ſehr geachtetes Volk. Wir denken immer noch, jene Völker fühlten's vortrefflich, daß wir zu den meiſten Dingen den Grund gelegt, daß wir beſſere Schulen und Schulbildung und die meiſten Bücher, Titel und Bierſorten hätten, ſo rühre das von einem falſchen Nationalſtolz her, ſie beneideten uns aber doch um unſre höhere Humanität und unſern Kosmopolitismus.

Vollendet nicht dieſer Beigeſchmack von Idealismus, der die Leute immer für beſſer hält, als ſie ſind, vollendet er nicht unſre Anlage zu Hauptfiguren des hiſtoriſchen Romans? Denn die ſtolzen Engländer und die in ſich ſelbſt verliebten Franzoſen ſind eben das Gegentheil von dem, was ſie uns ſcheinen. Wo ſie uns loben, da politiſiren ſie, oder ſie ringen's mühſam einer artigen Stimmung ab, in ihren politiſchen Herzen aber begiebt ſich ein ununterbrochenes Achſelzucken und Lächeln über den deutſchen Michel.

Wir dürften nur Treu erzählen und wir hätten hiſtoriſche Romane. Aber wir haben ſie noch nicht und auch Spindler hat noch keine geſchrieben, ſondern nur die ſchönſten Befähigungen dazu; ich hoffe aber, er wird ſie noch ſchreiben. Unſer beſtes Talent in dieſem Genre iſt er zuverläſſig.

Spindler hat einen ſolchen Reichthum an Erfindung, daß ihm der Athem darüber ausgeht, er überſchüttet uns mit Silbermünze; wenn in jedem ſeiner Romane drei Goldſtücke wären, ſo hätten wir einen intereſſanteren Walter Scott, wenn auch keinen beſſeren. Denn Eins wird ihm ſtets im Verhältniſſe zu jenem abgehn: er kennt die Zeitabſchnitte nicht ſo genau und antiquariſch wie jener. Aber er ſchreibt ſeine Romane mehr aus dem Herzen in die Zeit hinein, Scott machte es umgekehrt, darum war Scott zu Anfange jedes Romans trocken, Spindler iſt von vornherein intereſſant.

Daß aber dem Spindler noch immer jene Goldſtücke fehlen, an die man denken muß, wenn man ſich eines Scottſchen Romans erinnert, daran iſt nicht er Schuld, ſondern der Umſtand, daß er ein Deutſcher iſt. Wir ſind das höfliche Volk, der Franzoſe iſt nur artiger, aber der Engländer iſt ein Flegel gegen uns. Ein höflicher Menſch macht nur kleinere Schritte, ein höflicher Menſch hat eine viel geringere Begebenheitskourage als ein Grobian. Spindler iſt bürgerlich, Scott war ein Baron. Ein muthiger Baron iſt doppelt ſo ſchnell muthig, als ein muthiger Bürgerlicher. Der Stolz parinter pares verläßt jenen nicht vor den Blicken eines ſiegreichen Mädchens, nicht in Gefahr der Schlacht, nicht im Salon, und der Romanſchreiber, er ſey noch ſo objektiv, ſoufflirt ſeinem Helden mit der innerſten Seele.

Das darf nicht mißverſtanden nicht mit Vorigem als Widerſpruch angeſehn werden: Spindler iſt eben ſo reich, faſt reicher an Begebenheiten, aber nicht ſo reich an ariſtokratiſchen, ſich ſtolz auszeichnenden, welche alles Intereſſe abſorbiren. Ein Mann der Baron iſt, und einer Nation angehört, die rückſichtslos grob ſein kann erfindet ſolche mit größerer Kühnheit und Rückſichtsloſigkeit als ein deutſcher Bürgerlicher, ſelbſt wenn dieſer mehr Talent hat. Und wenn ich der Hofrath Böttinger wäre, ſo ſchriebe ich: faſt dürfte man zuweilen der Meinung ſein, Spindler habe mehr Romantalent als Scott, aber es fehlt ihm Scotts Weisheit, ariſtokratiſche Energie, es fehlen ihm die engliſchen Guineen. Jene einzelnen, durch ihre Kühnheit, ihre pittoresken Umriſſe überwältigenden Scenen in Ivanhoe, Kenilworth, dem Talisman, jene Scenen ſind die Goldſtücke, deren Glanz uns blitzend in's Gedächtniß ſtrahlt, wenn der Name Scott genannt wird, und da ſtrömen die Lobeserhebungen aus dem Munde, wir wiſſen ſelbſt nicht, woher ſie kommen.

Und jene Scenen fehlen Spindler. Er iſt auch in ſeinen Romanen nie dreiſter als ein Deutſcher, und das iſt zu wenig, denn der Deutſche iſt auch ſchüchtern, wenn er dreiſt iſt. Die Dreiſtigkeit im Erfinden improviſirt aber eine Schöpfung und iſt auch Poeſie.

Es iſt erſtaunlich, wie viel Spindler erfindet, wenn die einzelnen Erfindungen ſich nur mehr von einander ſonderten durch entſchloſſene Geſichter. Die Fäden ſchlagen ſich kreuz und quer durcheinander, man wird verwickelt und keuchend hier und dorthin getrieben, um einen Ausgang zu gewinnen, man wird über die Maaßen beſchäftigt, und erſchöpft, todtmüde kommt man am Schluße des Buches an, wo denn noch mit haſtiger Hand der wirre Knäul aus einander geriſſen werden muß. Das iſt auch namentlich in ſeinem letzten Romane „die Nonne von Gnadenzell,“ welcher das ſüdliche Deutſchland zur Zeit der regierenden Schlafmütze Friedrich III. wiederſpiegelt. Aber man wird mehr beſchäftigt, auch intereſſirt, als erfreuet.

Spindlers Romane ſind zu eintönig gemalt, obwohl ihnen keine Farbe fehlt, es fehlt ihnen der Scottſche Klimax. Spindler verſchwendet die Begebenheiten, Scott ſammelt ſeine Truppen zu einzelnen großen Schlachten und erreichte damit ſo viel, wie Hannibal und Napoleon es thaten. Das wird Spindler noch lernen, denn die Verſchwender werden die beſten Oekonomen. Er ſteht Walter Scott an Intuition nicht um ein Haar breit nach, aber Scott iſt ein größerer Künſtler. Aber es iſt ein großes Glück, daß wir Spindler beſitzen, denn er iſt unſer reichſter Begebenheitspoet, und es iſt ächt deutſch, daß wir eigentlich gar nichts für ihn thun: Die Leihbibliotheken kaufen ſeine Bücher, und man lieſ't, man verſchlingt ſie! aber ſonſt kauft ſie Niemand, denn das Erzählungstalent wird zuletzt in Deutſchland gewürdigt, und doch iſt's ſchwerer, zu erzählen, als zu raiſonniren.

Wir ſind aber und bleiben ſentertiös, und Gedanken intereſſiren uns mehr als Thaten.

Es iſt mir im Spindler oft eine gewiſſe Auflöſung, ſtete Wanderſchaft des Lebens aufgefallen, ein raſtloſes Weſen, eine Haſt, die umherjagt. Nichts iſt ſchöner, als wenn er einen thauenden Morgen auf dem Schwarzwalde beſchreibt, das Mädchen, die Giſela, ſitzt unter dem düſtren Fichtenbaume am Wege, ihre Wange iſt vom Gehen erhitzt, ſie ſtrählt ſich das blondbraune Haar mit den ſonnverbrannten Armen, und ſieht nachdenklich die Fahrſtraße entlang nach dem Lande hinunter; aber ſie hat kein Bleiben, man wünſcht, daß ſie bald wieder aufbrechen möge, es iſt keine Befriedigung, kein Ziel in der Nähe.

Vielleicht iſt in uns Spindlers Leben übergegangen, das iſt lange diſſolut, hin- und herfahrend, unruhvoll geweſen. Aus Straßburg ſtammt er, und wegen eines unangenehmen Vorfalls iſt er dort vor die Aſſiſen geladen worden, hat die Heimath verlaſſen und iſt unter mancherlei Geſtalten, wie eine ſtreifende Figur aus ſeinen mittelalterlichen Romanen im deutſchen Lande herumgezogen. Auch als Schauſpieler. Das hat Alles nicht ausreichend gelingen wollen, die Miſere des Lebens iſt ihm oft gröblich nahe getreten, und unter ſolchem Geſchick hat er ſeinen erſten und allerdings diſſoluteſten Roman den „Baſtard“ geſchrieben, an einen Bekannten nach Zürch geſchickt und um jeden Preis loszuſchlagen gebeten.

Damals lag er zu Hanau an Mangel darnieder, und es wurden die Würfel geſchüttelt, was aus ihm werden ſollte. Der alte Füßli hat ihn unſrer Literatur gewonnen. Jener Bekannte ſchickt aus Verſehen Spindlers desparaten Brief mit an die Buchhandlung, und giebt nun, als er deſſen inne wird, alle Hoffnung eines erklecklichen Honorars auf. Da erſcheint eines Morgens der alte Rathsherr Füßli im breitſchöſſigen braunen Frack, in der Hand den großen Stock aus Ludwigs des Vierzehnten Zeit in eigner Perſon bei ihm, und erklärt mit republikaniſchem Freimuthe, der Roman, genannt Baſchtard, ſchei nichts Vollkommenes, aber verkünde großes Talent, und das Hauſch Füſchli wolle ihn anſtändig honoriren.

Dies rettete Spindler aus dem Jammer, und begründete ſeine Karrière.

Jetzt lebt er wohlhäbig im eignen Hauſe zu Baden-Baden, und wenn ſein fleiſchiges, geſättigtes Aeußere gewahrt, wenn man ihn Tabak rauchend vor ſeiner Wohnung umherſpaziren ſieht, ſo hält man ihn für einen in Ruheſtand verſetzten, noch rüſtigen Officier, welchem man keineswegs ſolch eine bunte, tolle Welt zutraute, wie ſie in ſeinen Schriften umherſpringt.

Bezeichnend iſt es für das Uebermaaß ſeines ſtofflichen Reichthums, daß alle ſeine kleineren Erzählungen in Fülle und Maſſe erſticken, unerquicklich bleiben. Das Formen- und Schönheitsgefühl iſt noch nicht ſo klar in ihm ausgebildet, daß er die nöthige künſtleriſche Oekonomie zu beherrſchen wüßte. Seine Krankheit iſt der Reichthum, und es iſt zu vermuthen, daß ſich dieſe mit den Jahren mindert.

25.

Der Roman.

Der Roman iſt unſer literariſches tägliches Wort. So wichtig wie dem Italiener das epiſche Gedicht und das Sonnett, dem Spanier die poetiſche Darſtellung ſeiner Geſchichte in der Romanze, dem Franzoſen die Komödie, ja noch wichtiger iſt uns der Roman.

Wir theilen dieſe Vorliebe mit den Engländern und haben auch gewöhnlich hierin den Anſtoß von jenen erhalten. Das bürgerliche, noch mehr das häusliche Leben mag eine Urſache davon ſein: das Klima weiſ't uns an die Oefen, in die Stuben, und der Drang ſein Leben in der Darſtellung zu verſchönen äußert ſich in jeder Kultur, die Trivialitäten dieſes Lebens, an welchen wir reich ſind, fanden im Roman am beſten Raum.

Man möchte ſagen, daß das Lied und der Roman bei uns Volkspoeſie geworden ſind: der Pole ſingt ſeine Nationalgeſänge, der Italiener die Stanzen. Arioſt's und Taſſo's, der Deutſche erzählt dem andern eine Geſchichte, einen Roman. Er ſitzt des Abends auf der Bank am Ofen, raucht eine Pfeiſe Taback, und je graulicher und grausliche die Geſchichte klingt, deſto mehr Beifall, ſtilles Entzücken weckt ſie.

Darum giebt es aber auch in Deutſchland kein ſchnelleres Bildungsmittel als der Roman. Die Mutter und der Geliebte bilden am ſchnellſten, der Roman iſt der Deutſchen Mutter und Geliebte. Wir laſſen uns alle Bücher verbieten, ſo lange uns die Romane bleiben; ich glaube, daß Deutſchland nur dann eine Revolution bevorſtehen würde, wenn man die Romane mit dem Interdikt belegte, ſo wie das römiſche Volk aufſtand, wenn ihm die circenſiſchen Spiele genommen wurden. Die Romane ſind unſre circenſiſchen Spiele.

Der Name Roman kommt von dem Dialekte her, in welchem zuerſt Derartiges geſchrieben wurde, vom Romaniſchen. Durch dieſen Dialekt iſt uns alte und neuere, klaſſiſche und chriſtliche Kultur gekommen, die romaniſchen Sprachen waren die Brücke aus Roma nach Rom. Vielleicht weil man beim Romaniſchen auch immer an Chriſten- und Ritterthum, an den Anfang des Mittelalters gedacht, hat man die Poeſie, welche ſich Erinnerungen und Stoffen aus dieſem Bereich zu thun macht, Romantik genannt, und romantiſch iſt am Ende Alles betitelt worden, was überraſchend, ungeregelt und doch intereſſant ausſah und doch eine geheime Regel in ſich zu bergen ſchien, Alles was an eine Zeit- und Stoffmiſchung erinnerte und Reiz ausübte.

Werke und Menſchen können oft nicht für ihren Urſprung, Romulus Auguſtulus hatte auch den Namen Kaiſer vom Cäſar, ein berühmter Pabſt, ein großer Hirt der Kirche, war zum Schweinehüten auferzogen worden, Tyro heißt vom Hauſe aus ein Straßenräuber, Erzählungen in deutſcher Sprache heißen nun eben auch Romane, wie deutſche Strickbeutel voll deutſchen Sandkuchens Pompadours heißen.

In der ritterlichen Normandie, dieſem ſo überaus wichtigen Lande, iſt der Roman erfunden worden. Die Normannen, jene romanhaften Abenteurer, löſten die Araber ab, und es hatte auch wirklich kein Volk mehr Gelegenheit, überraſchende Begebenheiten zu erfinden, als dasjenige, was ſeine ritterlichen Räuber in allen Meeren herumjagte, was in Unteritalien, in England, in Skandinavien ſeine Throne hatte, in Syrien gefürchtet war, in Kiew herrſchte, und auf Island ſogar zuerſt geweſen ſein ſoll. Damals war Island noch grün und üppig, der Norden war wärmer als jetzt und die Söhne der Welt, die Normannen, zeugten eine Zeitlang ſüdliche Früchte die ihnen in Neapel und Antiochien lieb geworden waren. Dieſer Geſchmack hat ſich vor eine Tradition, wie der Roman fortgepflanzt, noch heute empfinden die Isländer eine große Sehnſucht nach Feigen.

Man iſt lange uneins geweſen, ob den Aradern oder den Normannen die Erfindung des Romans gebühre. Beide Völker waren die romanhafteſten jener Zeit, namentlich hat man den Ritterroman, allerdings der Anfang dieſer Gattung, bei den Arabern geſucht. Das feine Ritterthum ſtammt von ihnen, und iſt kein chriſtliches Produkt, wie es gewöhnlich heißt, die feinſten Ehrbegriffe ſtammen von den Mauren in Spanien — es war einſt ganz Alpuſarra in Waffen, und es blieben 50,000 Menſchen auf dem Platze, weil ein Einziger durch einen Stockſchlag beleidigt worden war was gar nicht islamitiſch klingt: der Freiheitsſinn, das Lehensweſen ſtammt von dieſen Arabern, die leidenſchaftliche, ſpitzfindige Verehrung der Frauen die ganze haarſcharfe, pedantiſche Moral des Ritterthums, welche die deutſchen Studenten bis in die letzte Zeit unſrer Tage fortgeerbt hatten, Alles das war mauriſch, aber der Ritterroman nicht. Sie haben alles Zeug dazu geliefert, in ihren Romanzen vorgearbeitet, aber die Normänner erfanden das eigentliche Epos, was wir Roman nennen.

Die nordfranzöſiſche Trouvèren waren die erſten Romantiker. Sie ziehen mit Wilhelm dem Eroberer nach England und bringen das Romaniſche in die dortige Sprache und Poeſie. Das erſte hierher gehörige Dokument iſt das Buch der Britonen oder Brut, eine fabelhafte Geſchichte der erſten Könige Englands, ihm folgt der Roman vom Löwenritter und das Buch vom Raoul.

Man ſieht daraus, daß unſer geſchmähter Spieß, dies verhöhnte romantiſche Talent ſeine klaſſiſchen Erinnerungen hatte mit ſeinen „Löwenrittern.“

Jenen erſten Verſuchen folgten: Triſtan v. Léonois, der Graal, Lancelot, dann das berühmte Gedicht von Alexander, der als chevaleresker Ritter ſpielt, und von deſſen Versmaaße der Name Alexandriner entſtanden iſt.

Bei Erwähnung des „Graal“ muß ein Näheres über jene wunderlichen Sagenkreiſe beigefügt werden, welche eine große Rolle in der Entſtehungszeit des Romans ſpielen. Der Graal, König Arthus und Merlin waren die drei ausgezeichnetſten Mythen. Unter dem heiligen Graal verſtand man den Kelch, woraus Chriſtus während der

Kreuzigung getrunken hatte; er war von Lancelot und Conſorten erobert und nach England gebracht worden. Dies Wort „Graal“ hat übrigens den antiquariſchen Romantikern viel Sorge gemacht, da es ſich durchaus nicht ermitteln laſſen wollte, ob der Cruor, das Blut ſelbſt vielleicht darunter zu verſtehen ſey, und es iſt, wie zu erwarten, bei dieſer Gelegenheit viel Exegeſe und Gelehrſamkeit au den Tag gekommen.

Chriſtian v. Troyes hat dieſen Roman im 12. Jahrhunderte geſchrieben.

Der König Arthus mit der Tafelrunde findet ſich ſchon im Romane des Brut, der 1155 aufgeſetzt ſeyn ſoll. Wieland hat dieſen Mythenkreis am Vielfältigſten, freilich nicht ganz zu romantiſcher Zufriedenheit, behandelt, und der Stoff wird von daher den Leſern bekannt ſeyn. Ueber den Zauberer Merlin, einen ſtolzen Repräſentanten des nordiſchen Heidenthums hat Karl Immermann vor drei Jahren ein Gedicht herausgegeben.

Der oben erwähnte Roman vom Triſtan, um 1190 geſchrieben, war der erſte in Proſa.

Dies iſt die erſte glänzendſte Ahnenzeit des Romans.

Die zweite Gattung bilden die vielfältigen „Amadis,“ zuerſt der von Gallien, welchen man den Portugieſen zuſchreibt, obwohl er auch im normänniſchen Bezirke ſpielt. Die ſpäteren Amadis ſind indeſſen unläugbar ſpaniſch, werden ſchwülſtig, unnatürlich und erzeugen endlich als äußerſte ironiſche Spitze den Don Guisote.

Es wäre um etwa noch der Hof Karl's des Großen nachzuholen, welcher von den eigentlichen Franken, den ſpäteren Franzoſen, mannigfach erzählt worden iſt. Turpins Chronik, die vielleicht von einem ſpaniſchen Mönche angefertigt worden iſt, bildet die Hauptquelle und Karls und Rolands fabelhafte Thaten in Spanien ſind auf mancherlei Weiſe variirt worden.

Nach den Kreuzzügen wurden alle alten Geſchichten mit neuer Farbenpracht zauberartig aufgeputzt, aber der erſte Schuß war vorüber, die Illuſion zerſtoben, jener berühmte „Roman von der Roſe,“ in welchem alle Laſter und Tugenden auftreten beweiſ't deutlich, daß die romantiſche Zeit zu Ende ging und die eigentlichen Franzoſen dafür keine Fähigkeit beſaßen. Schon damals beginnt die franzöſiſche gereimte Proſa, welche ſie Poeſie nennen, die „Roſe“ beginnt jenes Poetiſiren mit Allegorie und Viſionen, deren Haupt ſpäter Dante wurde.

Nur die Mährchen blühen nach dem Beiſpiel der Araber auf, und aus jener Zeit datirt der allerliebſte Reinecke Fuchs. Mühſam dehnen die Literaten an den Fabliaux, welche größtentheils einer früheren Zeit angehören, den Romanfaden weiter.

Es darf nicht auffallen, daß der Roman im Weſentlichen wieder aus der Literatur wegſchwindet bis auf die neuere Zeit; was wir aus dem Worte herausdefiniren iſt ein Produkt der Geſellſchaft, dieſe kommt aber doch gewöhnlich erſt in Rede, wenn ſie geſchaffen, gefährdet, oder umgeſtaltet wird, ſo wie man bei der Geburt und beim Tode zumeiſt vom Leben ſpricht. Iſt nun auch der Roman, von welchem ſo eben hiſtoriſche Weiſe geredet wurde, nicht ganz von der Art, iſt er auch im Grunde mehr das, was wir Epos nennen, ſo iſt er doch der Stammvater unſers Romans, ſo mußte doch darauf zurückgegangen werden; die damaligen Momente der Geſellſchaft: neue Religion, neue Liebe, das Rittertreiben ſind die Mittelpunkte, wie in unſrer Zeit die Heurathsſchwierigkeiten, die Bildung, die Kunſtanſichten, die Anſichten über Goethe.

Aus jenem Romane bildete ſich das Epos, die nächſte Folge waren die bibliſchen Schauſpiele, das Drama, und aus Drama und Epos wuchs ſpäter der moderne Roman, als die Geſellſchaft nicht mehr völlig in Rand und Band war, Ananalieen gewann. Dergleichen geſellſchaftliche Fragen ſind zu kühn für das laute Drama, ſie ſchleichen gern ſtumm in Erzählungsverſuchen vorüber.

Nach dieſer Anſicht wäre es genügend, der kleinen thatſächlichen italiſchen Novellen zu gedenken, welche eine Zeitlang aus den Hecken hervorſprangen, der genialen Muthwilligkeiten Boccaccios, der hübſchen Erzählungen des Cervantes, unter welchen ſich z. B. der Stoff unſrer Precioſa befindet.

Sie gehören aber nicht in den eigentlichen Bereich deſſen, was wir Roman nennen, und wir werden ihrer nur noch beim Begriff Novelle zu gedenken haben.

Der neuere Roman hebt wie der in England an, wenn auch ſeine zufällige Richtung jetzt detestirt wird. Robertſon und Genoſſen ſchilderten Richtungen der Geſellſchaft, der Bildung; Heinrich Buchholz ſchrieb in Deutſchland vaterländiſche Romane es fehlte ihm nichts als das Talent dazu, wenn wir alſo thöricht wären, ſo könnten wir ſagen, die Deutſchen hätten den hiſtoriſchen Roman erfunden, und Walter Scott habe von unſerm Vulpius, Spieß und Cramer lernen können, die allerdings früher wirkten als er.

Aber wir wollen England's Ruhm nicht verkleinern, die Enkel der Normannen haben den Sittenroman erfunden und die hiſtoriſchen geſchaffen. Sittenroman iſt aber der eigentliche Begriff unſers jetzigen Romans, nur daß man dabei nicht bloß an die ſogenannten „guten Sitten“ der Kinderſchulen denken muß.

Die engliſchen Clariſſen regten den erſten Müller an, den empfindſamen Siegwart zu ſchreiben, und den andern Müller Siegfried von Lindenberg zu ediren, ſie weckten auch Lafontaine, und Lafontaine war ein bedeutendes Talent, wir mögen jetzt noch ſo ſehr über ihn lachen. Wie überhaupt unſere „Schmöcker“ den einfachen Stil, die unverdorbene, verſtändliche Darſtellung nie verloren haben, ſo können wir noch heute im Lafontaine ein leichtes, fließendes Deutſch leſen, was manchem Verächter derſelben abgeht. Die Mittel, welche er anwendet, um Intereſſe zu erregen, ſind uns jetzt trivial, wir arbeiten uns nicht mehr durch ſeine drei Bände, aber wir müſſen noch heute geſtehn, daß die Kraft nicht gewöhnlich war, mit welcher er ein Publikum an's Leſen gewöhnte, was vorher dieſe Beſchäftigung nur an Sonntagen nach der Kirche getrieben hatte, mit welcher er ganze Provinzen unter Waſſer ſetzte, das heißt unter Thränenwaſſer. Rahel ſagt ſehr richtig von ihm: Ich dächte, wenn man ſo viel Talent hat, könnte man mehr haben. Lafontaine und Vulpius haben das Romanpublikum und die Leihbibliotheken geſchaffen, zwei Inſtitute von welchen die Mehrzahl deutſcher Autoren lebt.

Freilich wird uns ſehr bange, wenn wir an die ſchöne Zeit gedenken, wo drei Wochen lang unter der Linde die Familie Halden vorgeleſen wurde, und drei Wochen lang das Flennen und Moraliſiren dauerte durch alle Nüancen vom Rührungstropfen, der dem alten Herrn in's Auge trat bis zum Bockſtoßen des jüngſten Mädchens herunter.

Das Romanleben breitete ſich aus nach allen Seiten. Heinſe der ungeſtüme, wollte uns Schönheit und Freiheit, Kunſt und kräftiges Leben enthüllen und gab uns ſeine einſeitigen, manierirten aber doch wunderbar ſtarken Produkte: Ardinghello, Fiormona, Hildegard v. Hohenthal. Armer Heinſe! Gerade ihm, der nach Schönheit und Ueberfluß lechzte, mußte das deutſcheſte Loos werden: unter Mangel und Jammer iſt er in einer kleinen Stadt elend geſtorben, er iſt verhungert.

Die philoſophiſchen Romane von Jacobi, Fries und Anderen verſuchten ſich, ohne Fleiſch und Blut romantiſch zu werden, Wieland verſuchte es griechiſch, Wagner, Ernſt Wagner, populär-philoſophiſch. An ſeinem „Wilibald,“ ſeinen „reiſenden Malern“ erquickt ſich jetzt noch mancher ſtrebſame Jüngling, dem es entgeht, wie er doch die eigentliche Schönheit nicht finde.

Wolfgang Goethe ſchloß dieſe Beſtrebungen zu einer beſtimmten Klaſſik mit ſeinem Wilhelm Meiſter. Die Kurzſichtigkeit, der Haß, die Parteiung hat dies Buch verkümmern wollen, und es iſt eine gewöhnliche Manier, mit Geringſchätzung davon zu ſprechen, daß der große Roman ſich um einen bornirten Kaufmannsſohn dreht, welcher ſich mit Schauſpielern herumtreibt.

Aber wer Goethe und Deutſchland näher kennen lernt, der findet leicht aus, wie unſre beſten Worte mit Vergrößerungsſpiegeln auf die Welt kommen. Seht den Wilhelm Meiſter alſo an, und es wird Euch angſt und bange um Eure Herrlichkeit. Die ganze Welt ruht in dem kleinen Spiel. Und dieſe Welt ruht in einem kriſtallklaren, ewig ruhigen See, deſſen Anblick uns ſänftigt und kühlt beim heißen Sonnenbrande, in den Heftigkeiten des Lebens. Das iſt die Ewigkeit und Göttlichkeit des Kunſtwerks: die Schönheit ruht ſchweigend darin und wir mögen kommen, wann wir wollen, ihr Anblick wirkt erquickend, mildernd auf den Unbändigen, kräftigend auf den Schwachen.

Aus dem Wilhem Meiſter ward der Grundſatz gezogen, der Romanenheld dürfte im Gegenſatze zum dramatiſchen Helden nicht der Anſtoß, die Kraft, das Handeln repräſentiren, er müſſe ſich mehr paſſiv verhalten, müſſe bewegt werden, nur die Intentionen gehörten ihm ganz.

Wilhelm Meiſter iſt auch mehr oder minder Veranlaſſung geworden zu dem berühmten Schisma zwiſchen Roman und Novelle, deſſen erſchöpfende Definition auf ein literariſches Concilium wartet. Es geht dieſen Worten wie den Poeten und Dichtern, den Dichtern und Sängern und ähnlichen Verwandtſchaften: jedes neue Individuum gebiert eine neue Definition.

Wenn wir hiſtoriſche Rückſichten nehmen, ſo müſſen wir die Novelle eine Gattung des Romans nennen. Sie war urſprünglich eine kleine Erzählung, eine Neuigkeit, und das Thatſächliche, die äußere, wirkliche Welt war ihr Element. So hat Boccaccio und Cervantes Novellen gegeben. Der Gedanke, die Kombination derſelben, das Raiſonnement lag nicht in ihrer Weſenheit, ein gewiſſes Einſeitiges war ihr natürlich. Der Roman aber, wie er ſich in den letzten 40 Jahren bei uns ausbildete, war umfaſſender, äußeres und inneres Leben in allen Ausdehnungen vindicirte er für ſich, das Erſchöpfen war ſeine Beſtrebung.

Und mit ihm ſind wenige Veränderungen vorgegangen, aber im Begriffe der Novelle iſt viel Verwirrniß entſtanden. Ludwig Tieck nannte ſeine Erzählungen Novellen, in denen juſt das Raiſonnement die Hauptſache, die eigentliche Fabel beiläufig war, und am Ende ſind die Bezeichnungen ſo willkührlich durcheinander gebraucht worden, daß es dem Laien faſt unmöglich dünkte; ſich aus der Verwirrung herauszufinden. Urſprünglich war die Novelle eine kurze, markige Form, und Mancher ſieht ſie noch dafür an, den Roman in ihr zu einem gedrungenen Körper zuſammenzudrängen, eine andere Richtung dagegen hat geradezu mit der Novelle den Verſuch gemacht, den Roman geiſtiger, ſtoffloſer zu machen. Indeſſen wird der Unſichere immer noch am Beſten zurecht kommen, wenn er ſich unter der Novelle einen Ausſchnitt des großen Lebenskreiſes denkt, es kann deshalb doch Alles darin zu finden ſein, nur ſchärfer, ſpitzer, kürzer, wiederum einſeitiger, überraſchender. Dies iſt eine moderne Form der Novelle: das Leben ſchnell, in einzelnen Aeußerungen und darin doch ganz, wenigſtens als ein Ganzes zu faſſen. Die Genremalereien ſind ihre Domeſtiken.

Nach dieſer Anſicht wären auch „die Wahlverwandtſchaften“ eine Novelle, und es erklärte ſich die Erſcheinung, daß ein Theil unſeren neueren Leſer, welchen der muſikaliſche Sinn für eine große ſanft wegende Harmonie des Kunſtwerks abgeht, welche reich und ſtark an Bemerkungen und Aperçüs iſt, größeres Gefallen an dieſem Buche finden als an dem bedeuteren Wilhelm Meiſter.

Neben den Goetheſchen Leiſtungen treten in den letzten Decennien die verſchiedenartigſten Branchen auf. Es ſind zuerſt die Künſtlerromane zu erwähnen, Ludwig Tieck in Beziehung darauf, und als ſonſtiger novelliſtiſcher Mittelpunkt unſere hiſtoriſchen Romantiker, Madame Clauren mit ihren Freudenmädchen und die neuen Erſcheinungen.

Die Künſtler- und Kunſtgeſchichten hängen mit den Tendenznovellen zuſammen, die vielleicht urſprünglich eine Reaktion gegen unſere fratzenhaft gewordne Erzählung bildeten. Es ward wirklich mit der Leichtſinnigkeit und Leerheit des Erfindens aufs Aergſte getrieben: Der Vater ſchlug den Sohn todt, der Sohn den Vater, die Mutter ſtarb vor Entſetzen, und hatte kaum noch Zeit, in drei unleſerlichen Zeilen das Geſchick der Tochter zu erzählen; die Tochter, als ſie ſelbige durch den Poſtboten um Mitternacht erhält, wird vom Schlage getroffen, ihren Geliebten, der um dieſe Zeit drei Stock hoch aus dem Fenſter ſchwärmeriſch in den Mondſchein ſieht, befällt eine krankhafte Ahnung, er ſtürzt ſich hinunter aufs Pflaſter, erſchlägt bei dieſer Gelegenheit einen Vater von zwölf unerzogenen Kindern, die im Hintergrunde als Räuberbande erſcheinen. Hiermit ſchließt der erſte Band. Im zweiten erſcheint der Freund des Freundes, ſieht das Unglück, ſieht den Mond, macht einige ausdrucksvollen Geſten, ſpricht von Schickung, klopft an die Thür ſeines Liebchens, und will ihr Lebewohl ſagen pour jamais. Er bekommt keine Antwort, geht ſtehendes Fußes nach Hamburg, ſchifft ſich als Matroſe ein, verſchwindet am Horizont der Geſchichte, bis im dritten Bande ein geheimnißvoller Seeräuber auftritt mit unmenſchlicher Großmuth und unmenſchlichen Schätzen. Jenes Liebchen aber hat das Klopfen wohl gehört, es war der Todtenſchag ihres Einzigen, Wilhelm ruft ſeine Lendel, ſie kriecht unter die Bettdecke und ängſtigt ſich ausnehmend, am andern Tag hat ſie's hitzige Fieber, das wird epidemiſch, das ganze Städtchen wird angeſteckt, ſie ſtirbt, die ganze Umgegend ſtirbt aus, der Korſar erfährt's durch die Zeitungen und ſprengt ſein Schiff in die Luft. Der heilige Geiſt ſchwebt über den Wäſſern und hat dem Romanſchreiber vorſtehende Geſchichte erzählt.

Alſo trieb man's, und es that wirklich Noth, daß etwas Vernunft hinein gebracht werde. Man verſuchte es auf mancherlei Weiſe, freilich größtentheils zum Nachtheile der Poeſie, wie in allen Dingen die Verbeſſerung auf den Fußſpitzen kommen muß, um geſehen zu werden, wenn ſie auch in dieſer Geſtalt keine Dauer gewinnen kann. Die Zwecknovellen begannen ihren ſchwerfälligen Lauf und unſre gebildeten Leſer feierten ihre glücklichſte Epoche: nun lernt man doch was, ſagten ſie, aus einem Romane, man ſieht doch einen Nutzen, eine Tendenz. Alle Figuren der Novelle handelten irgend einem Satze zu Gefallen, welcher ſolchergeſtalt bewieſen und ins hellſte Licht geſtellt wurde. Die Freiheit und ihre roſenrothe Tochter, die Schönheit, ginge natürlich dabei zu Grunde. Jener wurden die Hände gebunden, es blieben ihr nichts übrig als Worte, ſie ſprach wie ein Buch, aber nicht mehr wie Poeſie. Die Schönheit aber ſchrumpfte zuſammen zum gelben Pergamentgeſichte eines gelehrten, aber unerquicklichen Profeſſors, in deſſen Geſichte Aeſthetik und Bücherſtaub verdrießliche Falten bildete. Die romantiſche Dichtung verfiel der Mathematik und legte ſich auf's Beweiſen, Alles ward moraliſch, das Leben ein Rechenexempel und der Roman die Probe davon. Alle Kirchen und Bildergallerieen wurden geöffnet, das Kunſtgeſchwätz begann, und die Menſchen waren zu nichts mehr da, als verwickelte Redensarten über Bilder und Statuen abzuhaſpeln. Die Menſchen waren geſtürzt, die Theoreme herrſchten.

Endlich ſchrieen wir auf: Das iſt kein Gewinn, das iſt Verluſt; lernen können wir genug, genießen wenig, verkauft uns nicht die Dichtung; gelehrt wird an allen Ecken, wir haben zwanzig Univerſitäten in Deutſchland und einige hundert Gymnaſien, ſonſtiger Anſtalten, die Herr Couſin alle kennt, gar nicht zu gedenken, Lehren und Lehrer ſind der Mühe feil, aber das Dichten iſt eine Himmelsgabe!

Es ging vorüber. Tieck, der ſich nur ſo halb und halb mit ihnen aſſocirt hatte, verläugnete ſie.

Man wünſchte Realität und Mutter Bernhard, Clauren und unſer Studentenromantiker van der Velde, Tremlitz und Genoſſen beſtrebten ſich, preiswürdige Waare zu liefern.

Und es iſt nicht zu läugnen, das entkräftende Element platt ſinnlicher Liebe, die Flaumenpatſchchen, die Roſenmündchen, die Grübchen, die Sillerypflaſchen, die Lüſternheit, die Auſtern, die Schönheit um aus der Haut zu fahren, Millionenbequemlichkeit, dieſe ganze Schneidermamſellquinquallerie ward mit ſehr viel Erzählungstalent von dieſem lächelnden Anonymus beſchrieben.

Dieſe Kitzelromane waren ein gefährlich Ding, und wenn auch reinere Phantaſie, ein kräftigeres Gemüth in van der Velde und Tremlitz lebte, ſo ſind ſie doch eben dahin zu rechnen. Sie haben nur kultivirte Räuber- und Rittergeſchichten producirt wie Vulpius, Spieß und Cramer.

Seit dem groſſen Intereſſe aber, das Walter Scott an hiſtoriſchen Romanen erweckt hat, ſind mehrere tüchtige Beſtrebungen in dieſem Fache auch bei uns aufgerüttelt worden, Spindler, deſſen ſchon gedacht wurde ſteht, an der Spitze, neben ihm iſt Ludwig Storch, Bronikowski, Georg Döring, Rehfues, König, Beilſtein, Eduard Duller zu nennen.

Storch.

Dieſer Schriftſteller erfindet mit eben ſo arger Haſt wie Spindler, die Phantaſie der Begebenheiten und Verhältniſſe ſchafft ununterbrochen, ſie kennt keine Pauſe, kein ökonomiſches Maaß, und darum wird die Schönheit oft verletzt. Es iſt eine Krankheit des Reichthums, die beim Romanſchreiber nicht etwa bloß der ſchön klingenden Floskel wegen erwähnt wird, ſondern ihre weſentlichen Nachtheile hat. Sie zerſtört beſonders das Erquickliche der Lectüre.

Dies und ein ruheloſes Etwas geben den Storch'ſchen Büchern ein Koloritdes Wüſten, was vielleicht mit der Zeit und manchen drängenden äußern Verhältniſſen ſchwindet. Es iſt das Geheimniß, froh zu machen, was ſeinen Schriften abgeht. Und es iſt freilich ein ſchweres Ding um die gänzliche Objektivität, wer entrinnt der Atmosphäre, in welcher er athmet! Es giebt der Schmerzen ſo vielerlei, und ſie äußern ſich ſo verſchiedenartig auf die künſtleriſche Produktion. Wie einen geliebten Säugling nährt der junge Poet ſeinen dichteriſchen Schmerz, ein ſchöner Schmerz iſt großes Glück — aber es giebt einen garſtigen, verkrüppelten Balg von Schmerz, der nicht weint, ſondern greint, das Herz nicht erweitert, ſondern zuſammenzieht, nicht erhebt und ſtärkt, ſondern niederdrückt und ſchwächt, das iſt der krummgeſeſſene, pechſchmutzige Schnürgeſell, der genannt wird: bürgerlicher Jammer. Dahinein gehören alle die kleinen, garſtigen Lappen: Geldmangel, Schulden, quälende Familienverhältniſſe, Verkanntwerden, Loch im Aermel, Freundloſigkeit und wie alle die Trabanten des Aergers im Gegenſatze zum Schmerze heißen.

Solche Misére zieht den Dichter in das ärgerliche, peinliche Weſen hinein, das den Leſer martert mit den vielen Fallgruben, Hinterhalten, mit den Leuten, die auch nicht für einen Pfennig Glück haben, auf dem geraden Wege ſtolpern, auf den Rücken fallen und ſich die Naſe zerſchlagen und im Spitale enden. Hoſpitalelend mit einem Worte.

Dergleichen fällt Einem leicht bei Storchs Romanen ein. Sie ermangeln ferner einer jungfräulichen Phantaſie. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß der reife Vollgenuß der Liebe, was die Leute Sünde nennen, welche Gottes ſchöne Schöpfung für einen magern, polizeilichen Gedanken konfisciren möchten, überall ausgeſchloſſen werden müſſe. Nein, aber auch dies Element, auch der Genuß hat eine Jugend, eine Jungfräulichkeit, ſeine Poeſie. Sie wird bei dieſem Romantikerlicht vermißt, eine befleckte, entweihte Sättigung bildet ſich uns aus bei der Lektüre ſeiner Romane.

Dies ſind Schattenſtriche, welche das bedeutende Talent Storchs nicht verkleinern, ſondern nur begrenzen ſollen. Seine bedeutendſten Romane ſind:

„der Freiknecht," welcher als Hinke auf unſern Bühnen leidet und „die Beguine."

Georg Döring.

Er iſt vor Kurzem in Frankfurt geſtorben, und war das matteſte von dieſen Talenten. „Sonnenberg" und „der Hirtenkrieg" ſind ſeine renommirteſten Romane.

Bronikowski.

Er rückte mit vielem Feuer in die van der Veldiſche Breſche, als dieſer Glanzpunkt der Abendzeitung erloſchen war, aber das Intereſſe, was er erregte, ward durch ſeine unſägliche Breite zerſtört, und den poetiſchen Reiz löſte er auf durch chronikaliſche und geſchichtliche Anmerkungen, mit welchen er überall geſchmacklos gleich einem Schulmeiſter drein fuhr.

Seine Breite iſt vielfach: es mangelt ihm Präciſion der Anſchauung im Allgemeinen, der Form und des Ausdrucks. Er iſt ſehr nachſichtig gegen ſich ſelbſt, und ſchreibt ſeine Novellen wie Tagebücher, auch wenn er keine Luſt hat. Da arrivirt es denn oft, daß die Phantaſie ganz abhanden kommt, und er eben nichts erfinden kann. Das macht ihn aber keineswegs verlegen, in ſolchen Stadien läßt er die Perſonen ſchwatzen, ſie ergehen ſich in Converſation. Für dieſen Zweck hat er ſich einen Theil der Redeweiſe aus dem 17. Jahrhunderte angeeignet, „wo die Leute ſich etzliche Satisfaction erweiſen, und das Dévoir immer gemäß der Inclination iſt" ꝛc.

Walter Scotts Breite iſt eine ganz andere als dieſe, welche aus Schwäche und Trägheit erwächſt. In Scott's breiten Expoſitionen ruht ein Embryo nach dem andern, der ſich im Verlaufe des Romans zur Geſtalt entwickelt, welche man nicht erkennt und begreift, wenn man ihren Urſprung überſehen hat. Gewand und Körper iſt in ihm nicht zu trennen, der Zuſammenhang mag noch ſo loſe ſcheinen. Wenn aber bei unſern Nachahmern ein impertinenter Buchhändler mit einiger Geſchicklichkeit die Dialogenſteppen beim Heften herausfallen ließe, man würde das Deficit nur an den Seitenzahlen entdecken.

Durch dies ſtete Geſprächſel begiebt ſich Bronikowski des Hauptreizes der Erzählung: des epiſchen. Im Drama iſt die Begebenheit Nebenſache, Geſinnung und Handlung treten heraus, in dem Epiſchen ruht aber der Zauber des hiſtoriſchen Romans. Aus dem Geſchwätz kommen die Vorfallenheiten dem Leſer mit abgegriffenen Geſichtern vor Augen, während ſie der Epiker friſch aus dem Borne der Erfindung ſchöpfen und hinſtellen kann.

Die Kühnheit im Schaffen iſt kein geringer Reiz, ſie überraſcht, und wenn dies nicht in Coup's ausartet, ſo darf es zum Grün, zur Jugend gerechnet werden.

Unter ſeinen letzten Sachen ſind „die Magyaren“ der bedeutendſte Roman.

Bronikowski ſtarb im vorigen Jahre zu Dresden, und ſein Verleger aus Leipzig reiſte hin, um ihn begraben zu laſſen.

v. Rehfues.

Früher bekannt durch ſehr geiſtreiche, ſtatiſtiſche Schriften trat dieſer Herr Verfaſſer vor zwei Jahren anonym mit einem vierbändigen Romane „Scipio Cicala“ auf, was mit einer langen Vorrede verſehen, und dem Baronet Walter Scott gewidmet war.

Das Buch beſchäftigt den Leſer ſehr, es unterhält kaum und intereſſirt gar nicht. Es iſt ſehr viel Bildung, Kenntniß, Wiſſenſchaft, ja ſogar Hübſches darin, es fehlt ihm zum Romane nichts als das Romantiſche, jenes Etwas, das zwei Herzen in Liebe zu einander bewegt, wovon ſelbſt der langweilige Tamino in der Zauberflöte ſingt: „Dies Etwas kann ich zwar nicht nennen, doch fühl ich's tief im Herzen brennen.“ —

Jener Duft und Hauch der Poeſie, der ſie eben zur freien Kunſt macht, die ſich nicht lernen läßt, die von den Göttern unverdient dem Menſchen in den Schooß geworfen wird, jener Zauber, der uns heraus hebt aus den kleinen, trivialen Bedingungen des Lebens, er fehlt dieſem Buche. Man würde mich leicht mißverſtehn, wollte ich es Mangel an Phantaſie nennen, obwohl es nicht viel anders iſt. Es findet ſich eine Menge, ja eine Fülle von Begebenheit, dem Anſcheine nach ſogar phantaſtiſcher Begebenheit, und doch iſt keine poetiſche Phantaſie in dem Buche: es iſt erſonnene, oft mühſam erſonnene, durch Tinte und Feder oft langſam großgezogene Begebenheit, aber keine gedichtete.

Der Roman iſt wie eine Examenaufgabe geſchrieben, das Streben, die Welt zu belehren, hat ihn geboren — die Blume wächſt aber nicht für die Küche. Wenn man ſtets mit der alten, überſtändigen Redensart kommt, die Kunſt, der Roman ſolle nützen, ſo möge man doch endlich einmal daran denken, daß es einen größeren Nutzen gebe in der Vermählung Gottes mit den Menſchen, wie ſie die Poeſie gewähre, als in den Kanzleifächern einer ordinairen Katechiſation. Was nützt wohl nach dieſer Aktuarienäſthetik die Muſik? Und die Religion und alles, was mit Gott verkehrt, iſt nur da, um die Leute vom Stehlen abzuhalten.

Im vorliegenden Falle kann keine Täuſchung über die Abſicht des Herrn Verfaſſers ſtatt finden, er ſagt es weitläufig in einer langen Vorrede, und geſteht mit Stolz, daß er von unſrer ſogenannten Romanpoeſie nichts wiſſe, er ſei eigentlich ein hoher Staatsbeamter, der in unbeſetzten Abendſtunden der Welt auch durch Romane nützen wolle, hier ſei nun einer in 4 Bänden.

Was hilft Kenntniß und Wiſſenſchaft, wo die Elaſticität, das Blut der Erfindung, das innere überwältigende Leben fehlt! Aus jeder Seite dieſes Buchs ſpricht der unterrichtete, der ſehr gebildete Mann, es fehlt auch bei reichen hiſtoriſchen Mitteln keineswegs an hiſtoriſcher Intuition, der Verfaſſer würde ohne Zweifel ſehr intereſſante hiſtoriſche Skizzen ſchreiben, aber einen ſchönen Roman wird er mit all den Gaben ſchwerlich hervorbringen. Der läßt ſich eben ſo wenig lernen, als er zum Lehren da iſt, der iſt wie die Freude ein Geſchenk des Glücks.

Man möge aber auch nicht glauben, daß es an ſchönen Schilderungen, an einzelnen, ſchön dargeſtellten Romanintereſſen fehle, o nein, es ſind ſo viel Attribute da, daß mancher ungebildete Romanſchreiber von den Broſamen leben könnte, die hier von des Reichen Tiſche fallen — „faſt alle Fäden in der Hand, fehlt leider nur das romantiſche Band,“ der einfachſte, ungebildete Romanſchreiber, der keine Ahnung von der Humanitätsbildung dieſes Verfaſſers hat, der aber ſein Publikum feſt einzuſchlagen weiß in die Zauberbande des Intereſſes, iſt ihm überlegen.

Nach dieſem Romane hat der Herr Verfaſſer noch ein Fragment in der Urania abdrucken laſſen, was im Grunde denſelben Charakter trägt. Es regt mit vielen Mitteln an, bereitet auf ein Intereſſe vor, bringt aber das Intereſſe nicht, der Mittelpunkt, das Romanenherz ſcheint hier wie dort zu fehlen. Das neuſte Buch des Verfaſſers heißt: Die Belagerung des Caſtells Gozzo.

Es war an einem rauhen Frühlingsmorgen, als ich den gelehrten Verfaſſer dieſer Werke auf der Haustreppe des Hôtel de Russie in Berlin ſah. Er iſt ein langer, ſehr langer Herr mit einem ſchmalen, zum Alter gedorrten, blaſſen Geſichte. Mißmüthig blickte er nach dem Wetter, knöpfte den braunen Ueberrock feſter zu, und ſtieg in den Wagen.

König.

Dies iſt der Verfaſſer des Romans „die hohe Braut,“ der nach den im Vorhergehenden ausgeſprochenen Anſichten vielfach gelobt werden kann. Jene große beglückende Harmonie des Ganzen, wo alle Inſtrumente mit ihren individuellen Tönen zuſammenklingen und einen reinen Accord geben, ſie iſt der Vorzug dieſes Romans, ſie iſt der Roman. Die einzelnen Stimmen wollen hier, wollen dorthin, eine ſtarke, unſichtbare Macht führt ſie aber alle zu einem Mittelpunkte, dem Mittelpunkte der glücklichen Schönheit. Was helfen uns muſikaliſche Kunſtſtücke ohne Muſik, was geſchichtliche Kenntniſſe ohne Schönheit, wenn es ſich um ein Kunſtwerk handelt. Dieſer Roman beweiſt es, was ich angedeutet: es iſt nicht genug, hiſtoriſche Kenntniſſe und Romanfähigkeiten zu beſitzen, um einen hiſtoriſchen Roman zu ſchreiben, man muß die Geſchichte, — in doppelter, ſchöner, deutſcher Bedeutung des Wortes — gefühlt, geliebt haben und aus ihrem großen Herzen heraus das poetiſche Blut, die romantiſchen Intereſſen drängen. So nur entſteht ein hiſtoriſcher Roman. Man kann ihn ſo wenig ſchreiben, als der Mann ein Gedicht, dem das Gedicht nicht eine nothwendige Aufgabe des Herzens, ſondern eine Aufgabe der Geſellſchaft iſt. Er iſt das lebendig gewordne Abbild jener Landesgötter, die ein Land und eine Zeit repräſentiren, jener Schutzheiligen, in denen man ſich das Weſen, die Neigung ganzer Geſchlechter zuſammendrängt und vergeiſtigt dachte. Und ſie wurden nicht bloß vom Verſtande, von der Wiſſenſchaft, ſondern mit lebhafter Mitwirkung des Herzens geſchaffen, das Herz nur hat Schöpferkraft, darum iſt ſein Odem, die Poeſie, nöthig zur Erzeugung eines hiſtoriſchen Romans, er belebt den Kloß.

Die „hohe Braut“ ſpielt in Piemont, Savoyen und Nizza zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, als Victor Amadeus herrſchte und die Jakobinerſchaaren mit nackten Beinen über den Var kamen, um die wilde Freiheit der rothen Mütze, ihrer grellen Standarte, zu propagandiren.

Heinrich König lebt in Heſſen-Kaſſel, und ſpricht, merkwürdig genug, als Landtagsmitglied zumeiſt über finanzielle Gegenſtände. —

Noch iſt Eichendorfs und ſeines Produktes zu gedenken „Dichter und ihre Geſellen.“ Dieſer friſche Schleſier, welchen das ſtaubige Berlin nicht ausdörren kann, iſt nächſt Uhland jetzt unſer blühendſter Romantiker, ein Romantiker ohne fertige ſymboliſche Bücher, voll Liebe und Intuition in die Reize und Zauber der prangenden und der unſcheinbaren Welt. Es iſt ein ſchönes Entpuppen des Liederſchmetterlings, wenn ſich aus den kleinen Geſängen eine weiche, Welt, Blumen und

Quellen liebende Proſa geſtaltet, wie in dieſem Novellenprodukte. Das Lied bauet ſich darin aus zu klingenden Scenen und wie ein liebenswürdiger Muthwille verdichtet es ſich wieder zu volltönigen Liedern — ſo muß das Buch angeſehen werden. Wer ſich nicht ſchaukeln und wiegen kann, wem der Morgen und Abend, der Strauch und der Regen, die Nachtluft und der Droſſelſchlag ohne Sprache iſt, wer nur in Konvenienz und zufälliger Form Genüge findet, der wird von dieſem Buche nicht befriedigt ſein. Er wird im Beginne deſſelben zu auffallende Aehnlichkeit mit Wilhelm Meiſter, in den Mädchen, welche ihr Haar ſtrählen und verſchlafen aus dem Fenſter kucken, zu viel Einförmigkeit, im Ganzen zu wenig Ineinandergreifen, Skelettplan und dergleichen ſehen, und er wird leider den poetiſchen Herzensdrang, den ganzen vollen Odem einer ſchmeichleriſchen Poeſie nicht empfinden. Der Arme!

Möge man um des Himmels willen dieſe Novellenart der Fee Mab nicht verſchütten mit Syſtem und Redensart. Die Novelle iſt auch ein

Gedicht und zu gutem Glück erinnern Leute wie Eichendorf noch zuweilen daran.

Hoffentlich giebt dies Buch auch Veranlaſſung, ſich nach ſeinem erſten Produkte, jenem liebenswürdigen „Taugenichts“ um zu ſehen, der weniger bekannt iſt, als mancher ſchlechte Taugenichts.

Drei Königſtädte im Norden.

Erſter Band.

Drei Königſtädte

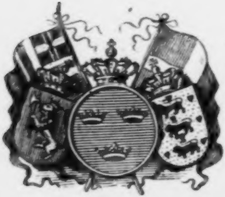
im

Norden

von

Heinrich Laube.

Erſter Band.



X 19 14. 787

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1845.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Inhalt

des

ersten Bandes.

Seite

Einleitung. 1

I. Stockholm.

1. Yſtad. 9
2. Svilſlot. 46
3. Neue calmarſche Union. 89
4. Stockholm. 119
5. Guſtav Waſa. 154
6. Luſtſchlöſſer. 242
7. König Erik am Mälar. 273
8. Admiral Platen. 295

Drei Königſtädte

im

Norden.

„Eure ſogenannte Geſchichte wird langweilig. Nach dreißig Jahren angeſehen mag ſich das wohl ausnehmen, wie aus eitel Redensarten Zuſtände entſtehen ſollen und nicht entſtehen können; — innerhalb der dreißig Jahre iſt, wenigſtens für den Sommer, nicht genug Erquickung dabei. Beſonders weil man am Ende ſelbſt für Dies oder Jenes Partei nimmt, ohne doch an Dies oder Jenes ordentlich glauben zu können. Man thut's nur, weil ohne Parteiung gar nichts Sichtbares auszurichten ſei, und weil man in dieſem ſteten Einerlei von Streit bis zur Parteiung verdummt. Geradeſo wie man blödſichtig wird, wenn man genöthigt iſt, das Auge fortwährend auf denſelben Punkt zu richten. Wir müſſen eine Reiſe machen, um unſre Augen zu ſtärken."

Wohin?

„Gleichviel."

Den Kuckuck auch! Ich reiſe nur in Länder, die ſchön oder wichtig oder noch beſſer Beides zugleich ſind, und um jetzt in ſolche Länder zu reiſen, haben wir nicht genug Zeit und Geld. Der bloßen Neugier wegen zu reiſen, das iſt Leuten vorbehalten, die Nichts zu thun haben und die keinen ſchöpferiſchen Drang in ſich fühlen. Naturforſcher ſind wir auch nicht, um in jedem neuen Lande an Steinen, Pflanzen und Bergen ein Genüge zu finden. Was könnte uns alſo im Augenblicke beſchieden ſein? Eine bloße Decorationsreiſe —

„Auch ſie erfriſcht das Auge. Du haſt ja im Winter einen Plan gezeichnet, wie man von Leipzig aus binnen drei Wochen Schweden erobern könne für einen billigen Reiſezweck!"

Der Norden iſt farblos! Um Schwarz, Grün und Grau zu ſehen, mach' ich keine Unkoſten —

„Norwegen ſoll ja an Italien erinnern."

Erinnern! Soll ich Copieen ſuchen, wenn das Original zu haben iſt! Und ich habe von Schweden und nicht von Norwegen geſprochen. Schweden hat wenigſtens eine intereſſante Geſchichte.

„So gehen wir nach Schweden!"

Und wenn wir in Schweden wären, würdeſt Du es unverzeihlich finden, das nahe Norwegen nicht aufzuſuchen.

„Ich würde mich beſcheiden" —

Neugier kann ſich nicht beſcheiden.

„Wißbegier iſt ein höflicheres Wort."

Aber ein nicht minder genäſchiges. Ich bin nicht vorbereitet, und es iſt mir unerquicklich, das Erſte Beſte planlos, formlos aufnehmen zu müſſen. Zudem iſt Carlsbad unſre nächſte, unabweisliche Aufgabe.

„Ich geh' ihr gewiß aus dem Wege. Nichts iſt ſo trübſelig, als vier Wochen lang nur mit dem Körper beſchäftigt zu ſein und nur Menſchen zu ſehen, die lediglich mit dem Körper beſchäftigt ſind.“

Aber Menſchen, ſie ſeien wie ſie wollen, ſind doch ſtets intereſſanter als Steine und Bäume!

„Nicht immer. Steine und Bäume in einem neuen Lande zeigen eine neue Welt. Und wir wollen ja doch nicht in eine Wüſte! In Schweden wohnen ja doch Menſchen!“

Menſchen, deren Sprache ich nicht verſtehe, ſind für mich nur Weſen, keine Menſchen. Willſt Du für eine Monatsreiſe Schwediſch lernen?

„Ja.“

Alſo Frau und Mann. Der Mann ging nach Carlsbad, die Frau blieb trotzig daheim. Aber von ſchwediſchen Sprachlehren oder Wörterbüchern hatte ich nichts bemerkt bei der Abreiſe, und das Geſpräch vergaß ich während der Badeſaiſon. Gegen das Ende derſelben fand ich in einem Briefe der Frau unter andem harmloſen Neuigkeiten folgende Worte: „Dein Freund vom Fuße der Karpathen, welchen Du den Privatmann zu nennen pflegſt, hat geſchrieben und angefragt, was Du für den Sommer vorhabeſt. Er wolle ſich anſchließen, gleichgültig was begonnen werde. Schlag ihm doch die nordiſche Reiſe vor!“

Wer kennt nicht die Hartnäckigkeit einer Frau! Ich kenne ſie. Und um Frieden zu haben ſchrieb ich flugs nach den Karpathen: Am 18. Juni reiſen wir von Leipzig ſtracks nach Schweden. Wollen Sie uns die Freude machen und von der Partie ſein, ſo entſchließen Sie ſich raſch. Wir finden allerdings viel Waſſer, alle Sorten von Gelegenheit zur Seekrankheit, Oſtſee, Landſeen, Skager Rag, Kattegat, Sunde und Belte, und ich kenne Ihre Neigung für das untragiſche Leiden, aber ich kenne auch Ihren Heldenmuth. Biegen Sie Paroli: meine Frau hat Schwediſch gelernt. — Sie will mir die Schloßtreppen und Zimmer Monaldeschi's und Struenſee's in Stockholm und Kopenhagen aufſuchen helfen. Stören wir die

Illuſion nicht; wenn ſie an Ort und Stelle erfährt, daß beide Schlöſſer nach den Liebesthaten meiner Helden abgebrannt ſind, ſo wird ihr dieſe Nachricht, welche jetzt eine Enttäuſchung wäre, eine intereſſante Reiſenotiz. Und Weiber thun ja Alles für ihre Einbildungskraft.

I.

Stockholm.

1.

Yſtad.

Unter leiſem Regen kam der neunzehnte Juni, aber der Privatmann aus den Karpathen kam nicht. Die Zeit war eingetheilt, ja die Stunde der Rückkehr mußte eingehalten werden, und wir konnten alſo nicht länger warten, wie ungern wir auch den Reiſegefährten entbehren mochten. Es wurden Adreſſen zurückgelaſſen für Stettin, Stockholm, Gothenburg, Kopenhagen, damit wir uns wenigſtens irgendwo begegnen könnten, und fort ging's auf den Eiſenbahnen nach Berlin und Stettin. Stettin iſt bekanntlich jetzt in einem Tage erreichbar von Leipzig aus, und Stettin und Lübeck ſind die beiden Abfahrtspunkte nach Stockholm. Ich glaubte zu wiſſen, daß Schweden arm ſei an Menſchen und Lebensmitteln, ich ſtellte es mir alſo ziemlich einſam und traurig vor, und hielt es deshalb für gerathener, in

Betreff der Steigerung mit ihm zu beginnen, und mit dem reicheren Dänemark zu ſchließen. Auch eignet ſich ihrer Reihe wegen die Straße nach Stettin beſſer zu einem Anfange als zu einem Schluſſe. Die Schönheiten von Wittenberg, Dahme und Luckenwalde ſind bekannt, ſie werden nur von der Trebbiner und Groß-Beerener Wüſte dicht vor Berlin und vom Diner auf dem Anhaltiſchen Bahnhofe übertroffen. Schon um dieſer Landſchaften willen iſt die Erfindung der Eiſenbahn ein Segen. Unter dieſen Umſtänden findet man die öde Eiſenbahnſtraße nach Stettin recht artig. Gewiß iſt auch die erſte Hälfte verhältnißmäßig maleriſch. Zahlreiche Störche ſchreiten auf den Wieſen umher, lebendiger Wald bietet Schatten und die märkiſche Schweiz um Neuſtadt Eberswalde zeigt Thal und Hügel, und manche einſame maleriſche Vertiefung, welche dem melancholiſchen Landſchaftsmaler Leſſing nachgebildet zu ſein ſcheint. Wo auch dieſe kleinen Reizungen aufhörten, da that Angermünde ein Uebriges, und empfing uns ſchon von Weitem mit einer hoch auflodernden Feuersbrunſt. Mannigfaltiges Geſchrei belebte plötzlich die Waggons, und Hüte und Mützen flogen links und rechts von unvorſichtig neugierigen Köpfen, denn der Zug flog ſchnurſtracks mitten in die Feuersbrunſt hinein, und der unvorſichtig geſcholtene

Conducteur konnte oder wollte nicht hemmen. Es wurde ernſthaft und das erſte Reiſeabenteuer ſchien bedenklich zu werden: hinter den erſten Häuſern, auf welche wir losſtürmten, brannte Angermünde ſo lichterloh, daß Rauch und Flammen unſre fliegenden Wagen bereits einzuhüllen ſchienen, und daß der Aufſtand in den Waggons zur Empörung überging. Der Verluſt an Kopfbedeckungen mochte die üble Stimmung ſteigern. —

Unmächtiger, unreifer Zorn. Hundert Schritt ſeitwärts vom Haltpunkte war das Feuer, welches wie eine Theaterdecoration für uns abzubrennen ſchien, da wir es einige Minuten anſehn mußten, ohne den geringſten Hülfeverſuch machen zu können. Wir pumpten Waſſer nur für uns, wir ſchmierten Räder, wir flogen davon, wir ließen Angermünde brennen, als gingen uns die uckermärkſchen Mitmenſchen gar nichts an, und ein unparteiiſcher Reiſender bemerkte ganz richtig: wenn wir uns im Geringſten darum kümmern und darüber einen Augenblick die gebieteriſchen Bedürfniſſe des Dampfwagenzuges aus den Augen verlieren wollten, ſo würde mehr Unglück entſtehn, als wenn ganz Angermünde abbrennte. Denn ſo und ſo viel Menſchenleben ſeien doch mehr werth, als ſo und ſo viel uckermärkſche Häuſer.

Die Strafe folgte auf dem Fuße: bis Stettin wurde die Landſchaft leblos und ortlos und reizlos.

In Stettin endlich erfuhren wir mit Gewißheit, daß Donnerſtag wirklich der Abfahrtstag ſei für die nach Schweden trachtenden Schiffe von Stettin und Lübeck. So unbekümmert um Paſſagiere ſind dieſe Schiffunternehmungen, daß weiter ſüdwärts nirgend ein gedruckter Nachweis zu finden war, und wir auf die mündliche Ausſage eines Schweden hätten vertrauen müſſen.

Je näher wir nun aber plötzlich der Gelegenheit waren, binnen vier und zwanzig Stunden vor einem wildfremden Lande zu erwachen jenſeits eines breiten Meeres, deſto unfreundlicher erſchien uns auf einmal das Benehmen gegen den Freund aus den Karpathen. Wie leicht konnte er wenige Stunden nach unſrer Abfahrt eintreffen! Und es gab kein Mittel, uns einzuholen! Von einer Gemeinſchaftlichkeit der Reiſe konnte nicht mehr die Rede ſein, weil wir keinen Ort zweimal berühren und überall Station einhalten mußten, um vermittelſt der nur periodenweis gehenden und kommenden Dampfböte eine große Tour in kurzer Zeit zurücklegen zu können. Bis daher waren wir kalte Rechner geweſen, in Stettin wurden wir freundliche Menſchen und beſchloſſen mit einer Einſtimmigkeit, die uns ſelbſt überraſchte, den Freund auf deutſchem Boden abzuwarten.

Ich mag unſre Treue nicht verdächtigen. Sonſt würde ich hinzuſetzen, daß meine Frau auf meine dringenden Anfragen erklärt hatte: ſie werde von ihrer ſchwediſchen Sprachkenntniß vor unſrer Landung in Schweden nicht eine Sylbe verrathen. Sie lachte bei dieſer Verſicherung nicht eben deutlich, und ſie begegnete nach einigen Minuten meinem Gedankengange mit der Bemerkung: unſer Freund aus den Karpathen ſei ihr vor einigen Jahren in Paris ſehr ſprachkundig vorgekommen.

Du hoffſt auf ſein Schwediſch?

„Im Gegentheile. Es wäre intereſſanter, wenn Ihr Beide ohne mich nicht beſtehen könntet. Glaubſt Du, daß er Schwediſch kann?“

Vielleicht ein Wenig. Er hat ſich viel mit hiſtoriſchen Studien beſchäftigt, und wohnt an einer Sprachenſcheide, wo Deutſch, Slaviſch und Magyariſch ſich berühren. Aber Schwediſch hat keinen Cours. Ein plattdeutſcher Lohndiener wäre uns von größerer Verheißung als ein philoſophiſcher Hiſtoriker aus dem Inneren Deutſchlands. Gleichgültig! Wir haben ja Dich! Die Kenntniß des Engliſchen muß Dir doch das Schwediſche ſehr erleichtert haben!

„Ja wohl!"

Wir ſtiegen alſo vom Stettinhügel, welchen die vornehmere Stadt und die hin und her marſchirenden Bataillone bedeckten, über die Paradeplätze hinab nach dem Oderhafen, unbekümmert darum, daß unſer haſtig erſtrebtes Dampfſchiff binnen wenig Stunden ohne uns in die Oſtſee hinaus ſteuern werde. So eilig wir in Leipzig geweſen, ſo erſtaunlich entſagend waren wir in Stettin. Die Neigung iſt ein Weib, welches geſchwind einmal dem herriſchen Gedanken blindlings ſich ergiebt. Wir meinten, jetzt eine Luſtpartie auf der Oder zu machen, und dann gemächlich eine Gelegenheit nach Rügen und Stralſund zu ſuchen. So würden leidlich ein Paar Tage vertrödelt und dem Freunde würde Zeit gelaſſen zur Ankunft. Von Stralſund aus, hieß es, ginge in einigen Tagen wiederum ein Schiff gen Stockholm. Wir wandelten an einem Abgrunde, der uns theure acht Tage rettungslos verſchlingen konnte; denn die ganze Tour nach Stockholm wird nur einmal in der Woche gemacht. Und für dies eine Mal heizte eben vor uns die „Eliſabeth", welche wir im Vorbeigehn gleichgültig beſtiegen und wieder verließen, ohne zu ahnen, daß unſer Eliſabeth-Drama bereits im Gange ſei. Oben in der Stadt nämlich erſchien ohne unſer Wiſſen um dieſelbe Zeit unſer

Freund von den Karpathen, während wir ſorglos mit einem kleinen Boote nach Frauendorf hinaus ſegelten, um dort von der Höhe die ſchilfgrüne weite Oder-Niederung mit den breiten Waſſerſpiegeln nach Alt-Damm hinüber zu betrachten. Sorglos kehrten wir langſam zurück, es war halb Zwei, und wollten eben noch eine Weile flaniren. Um zwei Uhr ſollte die Eliſabeth abgehn. Was kümmerte uns die Eliſabeth! Da erwacht mir ein Reiſegrundſatz: keine Möglichkeit unbeachtet zu laſſen. Gehen wir hinauf, ſage ich; es wäre doch möglich, daß Er angekommen! — Lachend über dieſe Pedanterie — denn Er hätte dann immer, Bahnzug für Bahnzug, nur drei Stunden hinter uns geweſen ſein müſſen — ſteigen wir langſam die engen Straßen hinauf, und beſprechen die Verlegenheit, in welche wir jetzt durch die ſonſt ſo erwünſchte Ankunft verſetzt würden: die Koffer aufgeriſſen, keine Rechnung bezahlt, der weite Weg —

Da ſteht Er vor uns, leibhaftig Er ſelbſt im Hausflure des Hôtel de Pruſſe! —

Es flog Alles, und fünf Minuten vor zwei Uhr waren wir kopfüber in der Kajüte der Eliſabeth. Zu ſpät! Warum? Der Polizeichef, welcher die Päſſe viſiren muß, iſt eben fort; der Capitän kann Sie ohne dies Viſum nicht mitnehmen!

Daß man doch im guten Vaterlande dieſen altmodiſchen Trödel, der Niemand nützt und Jedermann ſtört, nicht los werden kann! Acht koſtbare Tage Zeit ſtanden auf dem Spiele. Sie waren verloren, wenn ſich unſer nicht ein zweiter Beamter und ein Schwärzefabrikant erbarmte. Wenn nämlich die Stempelſchwärze ſo gut ſei, daß ſie noch einen ſichtbaren Abdruck für unſern Paß hergebe, ſo könnte uns geholfen werden, da das eben gebrauchte Petſchaft noch vorhanden ſei — der Beamte und die Schwärze waren uns gnädig, und wurr! wurr! wurr! begannen die Räder zu arbeiten, wir ſollten auf längere Zeit zum letzten Mal deutſchen Boden betreten haben und zunächſt erſt in Schweden wieder Land unter uns ſpüren.

Können Sie etwas Schwediſch? war die erſte Frage an den willkommenen Privatmann.

Nicht ein Wort! erwiederte er vergnügt.

Charmant! Nun iſt's ein Glück, daß meine Frau was gelernt hat.

Bis Stockholm, ſetzte Er hinzu, werde ich keiner Vermittelung bedürfen, da ich ununterbrochen ſeekrank zu ſein pflege, ſo lange ich Jod und Brom wittre, und dieſe Krankheit bleibt ſich gleich in allen Sprachen, da ihr durch keine Behandlung beizukommen iſt.

Alſo das Haff fürchten Sie nicht?

„Iſt ohne Jod und Brom! Bewahre!“

In dieſem Augenblicke kamen wir in's Papenwaſſer, ein Kind fiel von der Bank, eine Dame entfernte ſich unſicheren Blickes und Trittes. Des Privatmanns Züge zeigten einige Erregung, und er ſchalt über das böſe Beiſpiel. Ein Franzoſe, ſagte er, habe ihn einſt im Kanal blos dadurch in's Unglück geſtürzt, daß er ihm erbarmungslos von Zeit zu Zeit zugeflüſtert: il y a des victimes! Die Phantaſie ergänze, und der moraliſche Muth, außer dem Magen die Hauptperſon hierbei, werde untergraben, es erfolge der tiefe und ſchwere Fall. Er ſei durchaus der Tattenbach, welchen Fürſt Pückler ſchildere. Tattenbach nahm jede Gelegenheit beim Schopfe, ſeekrank zu werden und das Nadelſtich-Unglück auszubeuten.

Die Eliſabeth iſt ein preußiſches Dampfſchiff, und wir beklagten nur, an Capitain und Lieutenant die preußiſche Marine-Uniform nicht kennen zu lernen. Sie tragen die orangerothen Kragen der Poſtbeamten, weil das Schiff den Poſtdienſt verſieht. Wir ſind jetzt alle, und gewiß ganz mit Recht, äußerſt marineluſtig. Schon um der kleineren Staaten halber, die uns auf Schritt und Tritt hinderlich ſind und deutſche Entwickelung ärgerlich beeinträchtigen, ſchon Dänemarks und Hollands wegen ſehnen wir uns nach bewaffneten Fahrzeugen mit deutſcher Flagge. Es brauchen ja nicht ſogleich Linienſchiffe zu ſein. Wären's nur zunächſt Kriegsdampfboote, welche von allen Häfen Deutſchlands den Verkehr unterhielten, unſre Flagge überall zeigten, die Courſe kennen lernten, Anknüpfungen und Wege bahnten. Hannover, Oldenburg, Bremen, Hamburg, Holſtein, Mecklenburg könnten ein Quantum Landſoldaten ſtreichen und dafür Kriegsdampfboote als Bundescontingent ſtellen, wenn denn nur vom zunächſt Beſtehenden aus ſpeculirt werden dürfte. Aber wir ſind ſo unglaublich träge! Der germaniſche See, die Oſtſee, wird immer noch von dem kleinen Dänemark, von dem kleinen Helſingör, geſperrt, und ſogar der Zeitraum iſt abgelaufen, welchen wir auf dem Wiener Congreß Dänemark zugeſtanden haben! Ganz bürgerlich wäre die Sache in Ordnung für eine kräftige Maßregel, und die Popularität für ſolche Maßregel wäre ſo wohlfeil und ſo außerordentlich! Und es geſchieht nichts. Man hat geſagt — Mügge thut es in ſeinen Skizzen aus dem Norden — der König von Dänemark habe dem von Preußen vorgeſtellt, daß die Dänen mit einer vollſtändigen Conſtitution beruhigt werden müßten, wenn ihnen die volle Einnahme des Sundzolles entriſſen würde, und um dies zu verhüten, zögere man mit nachdrücklichen Maßregeln. Wie traurig wäre das! Um Formen zu verhüten, die ſich im unabänderlichen Organismus doch erfüllen, wie der Baum trotz abwechſelnder Jahreszeit ſeinen Organismus erfüllt, verhinderte man unabſehbare und ſichre Erweiterung des Landeswohls! Es iſt nicht zu glauben, daß dergeſtalt weſentlicher Vortheil dem nur möglichen unbequemen Beiſpiele geopfert werde, einem Beiſpiele, welches ohnedies von Schweden, Norwegen, Holland und den kleineren deutſchen Staaten aus ſeit Jahrzehnten wirkſam iſt! Gewiß iſt's, daß der Regierungen Uneinigkeit mit den Forderungen der Zeit ſtörend einwirkt bis in das Wohl und Wehe der kleinſten Fiſcherhütte.

Wie würden die Hütten und Häuſer Swinemünde's, bei welchem der mittlere und wichtigſte Oderarm, die Swine, hinausbricht in die Oſtſee, wie würden ſie ſich ſchmücken, wenn bei Helſingör kein Aufenthalt und Zoll mehr zu bezahlen wäre!

Wir hatten das Haff benützt, um uns über die Abſtufung in den Namen deutſcher Handelsſchiffe unterrichten zu laſſen. Was in Hamburg, Bremen, Stettin jeder

Bube wiſſen mag, das iſt uns Binnenbürgern doch nicht geläufig, und erſt recht nicht geläufig, wenn wir in vielen ausländiſchen Hafenſtädten und Meeren herumgeworfen ſind. Die italieniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, engliſchen Schiffsnamen ſchütteln ſich zu einem förmlichen Chaos in unſerm Gedächtniſſe zuſammen. Hier heißt denn, wenn wir die kleinſten Waſſerkarren, Boot und Schluppe und Jölle, übergehen, der erſte redenswerthe Einſpänner, ein Fahrzeug mit einem Maſte, eine „Yacht". Dann folgen drei verſchiedene Gattungen Zweimaſter: der „Schooner", deſſen hinterer Maſt der höhere, die „Gallias", deren vorderer Maſt der höhere iſt, und die „Brigg", welche zwei gleiche Maſten hat. Dann kommt der noch unvollſtändige Dreimaſter, die „Barg", ein ſchon ſehr weitbauchiges Fahrzeug, welches aber noch nicht ſo vollſtändig getakelt iſt wie der eigentliche Dreimaſter. Die Unterſcheidung zwiſchen Gallias und Schooner wurde eben unter vielen Irrthümern praktiſch eingeübt, um ſicher wieder vergeſſen zu werden, da man im ganzen Leben nur das wirklich erlernt, was man braucht — als der Privatmann mit etwas erregter Stimme ausrief: Die Oſtſee! Und die Seekrankheit! ſetzte er mit Achtung gebietender Reſignation hinzu.

Zwiſchen niedrigen Steindämmen, mir wohlbekannt durch Swinemünder Langeweile, geht es unſcheinbar hinaus in die offene See. Sie empfing uns leidlich: ſie war bewegt, aber doch nicht ungezogen, und der Privatmann Tattenbach begann auf der Stelle die eben modiſche Gegenkur. Ich ſchlug ihm noch eine altmodiſche vor, welche in ausgeſtreckter, möglichſt horizontaler Lage beſteht. Aber es iſt mit dieſen Mitteln, wie Jean Paul ſagt, daß es mit den Mitteln gegen Zahnſchmerzen, Seelenleiden und Wanzen beſchaffen ſei: es giebt ſehr viel Mittel dagegen, aber es hilft' keins. Oder wenn es hilft, ſo iſt's nicht nöthig geweſen. Die neumodiſche Gegenkur iſt, dem Zeitgeiſte angemeſſen, ſehr bequem: ſie heißt Eſſen und Trinken, und Porter ſpielt eine Hauptrolle. Tattenbach rief nach Speiſe und Trank von aller Sorte, und da der Stewart in dieſem Acte der Verzweiflung erkannte, dieſer Herr werde außer dieſer jetzigen Wallung ſchwerlich noch um einen Silbergroſchen Werthes bis Yſtad verzehren, ſo ſchleppte er alle koſtbaren Vorräthe herbei und es entwickelte ſich ein Abendeſſen, welches durchaus an das letzte Nachteſſen Don Juans erinnerte — dieſer ſollte vom Teufel geholt werden, vom Teufel zu Lande, Tattenbach hier vom Teufel zur See.

Außer uns waren nur noch zwei ſchwediſche Edelleute an Bord. Der vornehmſte mit einem bekannten hiſtoriſchen Namen erklärte mit blaſſem Antlitze: es hälfe ihm nichts, er habe nichts zu thun, als zu leiden. Mit dieſer chriſtlichen Einfachheit zog er ſich zurück. Der andere mit vollſaftigem, blühendem Aeußeren ſagte dagegen, es hälfe ihm Alles, und beſonders Gänſebruſt und alter Lafitte. Dergleichen aufräumend erzählte er uns von Schweden in gutem, reinem Deutſch. Er war ein Reiterofficier, der auf einer Reiſe nach Berlin und Dresden ſeinen Namen eingebüßt hatte. Berlin war ihm ſehr reizlos vorgekommen, und was er bis Dresden von Deutſchland geſehen, das hatte ihm eine ſehr geringe Meinung von der Schönheit unſers Vaterlandes beigebracht. Er war alſo eiligſt wieder umgekehrt, hatte ſich in Berlin zum Andenken eine rothe Mütze gekauft, welche, beiläufig geſagt, eine ächte backiſche Mütze, alſo zur Localerinnerung ganz geeignet war, und verlangte lebhaft nach ſchwediſchem Boden bei Yſtad, um ſeinen Namen wieder zu finden. Die Luſt zum Ausfluge nach Deutſchland war ihm nämlich ſo hitzig gekommen, daß er einen förmlichen Urlaub nicht hatte abwarten können. Ein Paß war aber doch nöthig geweſen, und da ſein eigner Name nur vermittelſt eines

Urlaubes in den Paß hatte geſetzt werden können, ſo hatte man ihm vorgeſchlagen, einen andern beliebigen Namen zu nennen. Er hatte keine Vorliebe für irgend einen gezeigt, und ſo hatte man den erſten beſten hingeſchrieben. Bei der erſten officiellen Gelegenheit in Deutſchland hat er denn ſeinen Namen nicht gewußt, und ihn auch, da er undeutlich geſchrieben geweſen, nicht entziffern können. Befremdet darüber hat der Beamte ſelbſtſtändig dieſe Entzifferung bewerkſtelligen müſſen, ihm ſelbſt aber, dem Reiterofficier, iſt von da an die Unbequemlichkeit geblieben, keinen ächten und keinen unächten Namen für ſeine Perſon zu wiſſen.

Dieſer Mangel an Pedanterie brachte uns eine gute Idee bei von den Schweden, und dieſer Reiterofficier war überhaupt ein anmuthiger und, wie ſich bald zeigte, ſtolzer Vertreter ſeiner Nation. Schon weil er wußte, daß ein Reiſender, ſei er auch noch ſo eifrig, unterrichtet und befähigt, dem Leben einer Nation nicht ſo leicht nahe kommt, ſchon darum war er anmuthig und ſtolz. Es war ihm unter der ſchwediſchen Würde, Schweden anzuempfehlen. „Der Reiſebeſchreiber mag Manches treffen in ſeinen Bemerkungen, aber erſt wenn die beſchriebene Nation ſelbſt die Bemerkung weiter bedenkt, erſt dann mag das Wort ein wirkliches Leben gewinnen. Es ſind recht liebenswürdige, aber kleine Nationen, welche den zureiſenden Beſchauer wie eine überaus wichtige und ſorgfältig zu behandelnde Perſon behandeln. Wer ein wirkliches Weſen iſt, der läßt es ruhig darauf ankommen, was der Beſchauer aus ihm zu Wege bringen mag. Ueberhaupt", ſetzte der Schwede hinzu, „iſt dies ein Uebelſtand der ſchwatzhaften Preſſe und des auch zur Oeffentlichkeit gezerrten Privatlebens, daß wir der öffentlichen Kenntniß gar zu Viel von unſerer Eigenthümlichkeit opfern. Weil Gevatter Journaliſt und Reichstagswähler mich verkennen würden in meiner rothen Haut, ſtelle ich mich ſo behutſam als möglich in bleiches Licht. Der Ritter, was man ſonſt den Ritter nannte, der fährt dahin! Das ſoll er nicht, ſo lang es ſchwediſchen Adel giebt."

Der ſchwediſche Adel hat freilich ſchon ein großes Schuldregiſter!

„Wer viel geſündigt, dem wird viel vergeben — es ſind doch immer Thaten, die man uns vorwirft" —

Meutereien, Verſchwörungen, mörderiſche Gewaltſamkeiten —

„Königsmorde! Sagen Sie es heraus! Guſtav III. iſt nicht zweifelhaft, Karl den Zwölften möchte man uns auch gern aufbürden, und der letzte Waſa, Guſtav IV., wurde ſo verjagt, daß es einem moraliſchen Morde gleichſam. Was weiß ich noch! Sind das wir geweſen? Vielleicht. Trifft das uns? Trifft es die Hauptſache in uns? Kaum. Der Exceß daran iſt die Sache Einzelner, der freche Sinn daran ebenfalls, der dreiſte Sinn daran iſt allerdings ſchwediſch. Ja wohl, der ſchwediſche Adel iſt nicht blöde, und deß mag er ſich rühmen. Wehe mir, wenn ich den Mord vertheidigen wollte, das iſt meiner Seele fern und fremd. Aber von einem Eiſenkopfe wie Karl XII. nicht bis zur Unterwürfigkeit jeglicher Art eingeſchüchtert zu werden, das iſt etwas, mein Herr, auch wenn man's in Ihrem Vaterlande nicht beſonders würdigt, wenigſtens nicht bethätigt!"

Und der Genialität, der Liebenswürdigkeit eines Guſtav mit Meuchelmord begegnen —?

„Halten Sie ein! Wie könnt' ich das vertheidigen! Wenn Sie die Regierung Guſtav's III. genau kennen, ſo werden Sie Erklärungen finden, und wenn Sie uns Schweden lange geſehn, ſo werden Sie an die Aſen erinnert werden, welche als Götter den Gott Odin umgaben, und welche doch ſämmtlich, Gott Odin mit eingerechnet, heutiges Tages für menſchliche Helden gelten. Unſer Urſprung alſo war ſchon das Abbild einer Ariſtokratie. Und nun folgen Sie der frühſten Geſchichte: Immer regiert ein Heer von Königen zugleich, das ſich nur trotzig dem längſten Königsſchwerte unterordnet. Immer Ariſtokratie, was man ſo obenhin Ariſtokratie nennt, und was ich Herrſchaft der Tapferen nenne. Wenn ein Geſchlecht nicht mehr an Tapferkeit überragte, ſo mußte es einem anderen Geſchlechte Platz machen auf dem Throne. So iſt es von den Ynglingern und Folkungern gegangen bis zu den Waſa's. Guſtav Waſa's Kopf und Schwert verſchafften ihm die Krone, und weil Kopf und Schwert dem Hauſe ausgingen, verlor es die Krone. Was überall in Europa gelungen, das iſt bei uns nicht gelungen: das Wahlkönigthum zu beſeitigen. Das Recht der Wahl hat Jahrhunderte geſchlummert, aber es iſt immer wieder erweckt worden, und das Haus Bernadotte bezeugt es neuerdings."

Und Sie glauben, daß ſolch ein Adelsreich mit den heutigen Anſichten Europa's und neben einem republikaniſchen Reiche wie Norwegen beſtehen könne?

„Beſtehen! Wer will uns unterjochen? Wer unterjocht ein armes und ſo ausgedehntes Land? Rußland höchſtens. Nun, Sie werden die Stimmung gegen Rußland kennen lernen, und daraus entnehmen, welch eine

Vesper ihm bevorſtände, wenn ihm einſt zur Winterszeit ein augenblicks ſiegreicher Einbruch gelänge. Wir mögen fehlerhaft ſein, aber eben weil die Tapferen immer geherrſcht, ſind wir das ſtählerne Volk der Schweden und Gothen geblieben immerdar“ —

Und Finnland!

„Dieſe Erinnerung iſt ſchmerzlich, Herr. Hätten die Waſa's Finnland nicht verloren, ſo hätten ſie die Krone von Upſala nicht verloren. — Sie nannten Norwegen, wie man eben in Deutſchland Schweden und Norwegen immer zuſammen nennt, als ob ſie zwei gleichartige Geſchwiſter wären. Das ſind ſie gar nicht. Vettersleute mögen ſie ſein von Hauſe aus, aber ganz verſchiedenen Charakters und ganz verſchiedener Entwickelung. Die Norweger ſind ein tüchtiges Bauernvolk ohne Geſchichte. Ihre Geſchichte beginnt ſeit dreißig Jahren mit ihrer ſo einfachen Conſtitution, welche man in Deutſchland mit Verläugnung alles tieferen geſchichtlichen Bedürfniſſes ſo ſchön findet, und welche die Demokraten jetzt auch in Schweden eingeführt ſehen möchten. Die Thoren! Geſchichte iſt die Weihe eines Landes. Begebenheiten, Verhältniſſe, Kämpfe, Leidenſchaften in anderswo nie dageweſener Verſchränkung zu haben, das iſt die Poeſie, das iſt die Seele des Landes, in der es athmen, mit deren Athem es jede neue Epoche beleben muß, wenn es nicht ſelbſtmörderiſch verfahren will.“

Und glauben Sie wirklich, daß Ihre ſchwediſche Verfaſſung dem Lande und der Zeit angemeſſen ſei?

„Durchaus nicht, wie könnte ſie ſonſt im Lande ſelbſt ſo viel Anfechtung erleiden! Sie werden von den meiſten Leuten in Schweden hören, daß eine Veränderung wünſchenswerth, ja unerläßlich ſei; denn diejenigen, welche andrer Meinung bleiben, ſind bei Weitem die Minderzahl. Es iſt Geiſtlichkeit und Adel. Das wird Sie ganz an die Kategorieen in Frankreich erinnern, und die Wahl der Parteinahme wird Ihnen nicht ſchwer ſcheinen. Und doch ſind die Kategorieen nicht ſo entſprechend, wie es auf den erſten Anblick ſcheint. Zunächſt iſt die Regierung nicht etwa zu mächtig. Im Gegentheile: das Königthum mit ſeiner dürftigen Civilliſte iſt ſehr eng beſchränkt. Es fehlt auch nicht an wohlorganiſirter Controle der Regierung von einem Reichstage zum andern. Es fehlt auch nicht an Preßfreiheit. Sie ſehen, Ihre geläufigen Formeln könnten hier in einige Verlegenheit gerathen — erlauben Sie, ich weiß, was Sie ſagen wollen, und will die Vorwürfe nicht verſchweigen. Erſtlich: alle fünf Jahre nur ein drei bis vier Monate kurzer Reichstag, und zweitens eine Vertretung, die nicht angemeſſen, eine Form, die unergiebig ſei. Schweden iſt allerdings ſtändiſche Monarchie: Adel, Geiſtlichkeit, Bürger, Bauer ſendet ſeine Vertreter in vier verſchiedene Häuſer. In jedem Hauſe wird abgeſchloſſen debattirt, die Verbindung der Häuſer untereinander iſt ſchwerfällig, ungenügend, in gewiſſer Weiſe gar nicht vorhanden. Der Geſchäftsgang iſt zu weitläufig, und was Sie Saft und Kern der großen, öffentlichen Debatte nennen, das kann ſich gar nicht bilden. Die Regierung ferner kann innerhalb dieſer ſchwerfälligen Formen hindern, ſo viel ſie mag. Der Adel endlich iſt in einem erdrückenden Uebergewichte. Da jedes Adelshaus ſeinen Vertreter ſenden kann, ſo iſt das Ritterhaus an Zahl und Macht den andern Häuſern, auch wenn man ſie zuſammenrechnet, um das Doppelte und Dreifache überlegen. Wird nun auch nicht nach Köpfen, ſondern nach Ständen abgeſtimmt, ſo bleibt doch erſtens der moraliſche Einfluß des Adels, der in Maſſe und Glanz die Hauptſtadt erfüllt und die Bürger und Bauern betäubt, überwiegend, und es bleibt dieſem Adel zweitens immer die Geiſtlichkeit als Hülfstruppe für jeden Beſchluß, der das Alte unterſtützen ſoll. Denn unſere Kirche, ſo weit ſie regieren hilft, iſt um jeden Preis conſervativ. Solcherweiſe kann alſo immer im ſchlimmſten Falle ein Zwei zu Zwei der Reichsſtände herbeigeführt werden, und wenn die Regierung nicht nach einer neuen Seite durchaus vorwärts will — und das wollte ſie unter Karl Johann nicht — ſo geht es eben nicht vorwärts. Die Reform iſt indeſſen in Gang geſetzt und zwar durch Zuſtimmung der Mehrheit im Ritterhauſe. Da nun auch ein neuer, den Fortſchritt fördernder König auf den Thron gekommen, ſo werden Sie, wenn Sie nur etwa 14 Tage in Stockholm bleiben, den Zuſammentritt der conſtituirenden Verſammlung in Schweden erleben. Die nächſte Zukunft ſchon wird Ihnen zeigen, daß dieſe Reform ſchwer iſt. Nicht blos weil bei dem jetzigen Zwei und Zwei eine Majorität ſchwer zu erringen iſt gegen einen Theil des Adels und der Geiſtlichkeit, ſondern auch aus folgenden Gründen iſt ſie ſchwer: der größte Theil des Landes gehört den Bauern. Dieſe müßten alſo an die Spitze des Staates kommen, wenn die jetzt modiſche Theorie der blos äußerlichen Majoritäten eingeführt werden ſollte. Das kann und wird nicht geſchehen: wir wollen nicht um Jahrhunderte zurückgehen und ein Staat bloßen Ackerbaues im kleinſten Style werden. Wir ſind eben nicht Norweger, deren Land von der Natur darauf angewieſen iſt, von zerſtreuten Bauern beſeſſen zu werden. Nächſt den Bauern iſt der Adel Hauptbeſitzer des Landes. Und er iſt dies nicht blos im materiellen Sinne, er iſt auch ſeit einem Jahrtauſend Hauptregierer des Landes geweſen. Er iſt des höheren Styls kundig, und Ihr deutſches Junkerthum iſt dem ſchwediſchen Adelsweſen nicht entſprechend. Das Bürgerthum bei uns ferner entſpricht ebenfalls nicht dem Bürgerthume in Deutſchland. Bei Ihnen wimmelt und ſtrotzt es von Städten und von wichtigen Städten, bei Ihnen iſt der Mittelſtand nicht eine Theorie, ſondern eine wirkliche und bereits unwiderſtehliche Macht. Der Widerſtand gegen dieſe Mittelklaſſe iſt bei Ihnen bereits ein bedenklicher, weil es ein hoffnungsloſer iſt. Ein genialer Regent in Deutſchland wird nur an der Spitze des Mittelſtandes die zeitgemäße Reform und Einheit zu Stande bringen, und Dasjenige im Handumkehren zu Stande bringen, was jetzt immer noch unerreichbar zu ſein ſcheint. Anders iſt es in Schweden. Wir haben nur zwei Städte von Bedeutung: das iſt Stockholm und Gothenburg; und auch dieſe ſind verhältnißmäßig nicht von gebieteriſcher Größe. Die übrigen Städte ſind auf dem großen Raume gering an Zahl und noch geringer an Bedeutung. Deshalb iſt es nicht zu verachten, wenn die

Mehrheit des Ritterhauſes vorſchlägt, ein Ober- und ein Unterhaus zu errichten. Und dieſe Reform hat auch zunächſt allein Ausſicht auf Erfolg."

Ich machte den Sprecher darauf aufmerkſam, daß er in Betreff des Adels und in Betreff Deutſchlands eine gewiſſe Gereiztheit nicht verläugne —

„Gewiß nicht!" erwiederte er raſch; „die Lectüre in Ihrem Vaterlande hat ſie mir erzeugt. Die großen Perſönlichkeiten, den ganzen Kreis von Lebensanſchauungen, in welchem ich aufgewachſen bin, die ritterliche Weiſe und Alles, was damit zuſammenhängt, ſah ich nicht nur überall bei Ihnen angegriffen, ſondern unbekannt geworden. Man ſchildert die Ausſchweifungen derſelben und weiß nichts vom Kerne derſelben. Demokratie iſt nicht mein Glaube, aber ſie iſt nicht mein Schimpfwort, bei Ihnen aber iſt Ariſtokratie bereits ein ſolches, und man hat darunter keine weitere Vorſtellung als die Spielerei mit Hoch- und Hochwohlgeboren und mit der ganzen Weibereitelkeit des kleinen Adels."

Nun, Sie haben aber doch in Berlin den Anfang einer ſtändiſchen Monarchie gefunden!

Er ſchwieg. Nach einer Weile nahm er lächelnd ſein Glas und ſagte: „Wir Schweden könnten ja doch mit der

Genugthuung zufrieden ſein, daß man in Deutſchland Das als zeitgemäßen Fortſchritt vorträgt, was bei uns von den Rittern ſelbſt für veraltet erklärt wird — ſchützen wir uns, die See wird unruhiger und Herr von Tattenbach, wie Sie ihn nennen, wird blaß" —

Durchaus nicht! erwiederte dieſer und machte einen verſtärkten Angriff auf Gänſebruſt und Rothwein. — Der Abend ſank nieder auf das Meer und verſchleierte Rügen, das wir linkswärts zu ſehen erwarteten. Der Lootſe war längſt hinten hinabgelaſſen worden in ſeine auf- und niedergeworfene Nußſchale, und einförmig und einſam, bis auf die Räderſchaufeln lautlos zog das Schiff in die Nacht hinein gegen Norden. Es kam der Moment, ſich in die Kajüte zurückzuziehen, der Moment, welchen das unſichere Seegewiſſen am meiſten fürchtet. Es vertheidigt ſich eine Weile gegen Nachtluft und Müdigkeit, indem es auf dem Decke aushält; dann erheben ſich die kleinen Stimmen der menſchlichen Trägheit und ſingen ihre Vorſpiegelungen ab, und wie die Sünde entſteht, ſo entſteht hier das Uebel — wir waren ſchon im Einſchlummern begriffen, als der Privatmann dem Sirenengeſange der Nachtruhe ſich ergeben und ſich zu uns hinab gewagt hatte.

Plötzlich wurden wir aufgeſchreckt durch ein cyklopenhaftes Geſtöhn —

Tattenbach? fragte ich mitleidsvoll —

„Tattenbach," ächzte es nur einmal, und die Dinge nahmen ihren vorgeſchriebenen Lauf.

Die Krankheit ohne Conſequenz findet nur ein augenblicklich Mitleid, und ſtört moraliſch keines Nachbars Schlummer. Dies iſt ihr tragiſcher Stachel.

Als ich erwachte und auf das Deck kam, lag die ſchwediſche Küſte vor uns, die Küſte von Schonen. Beim Näherkommen ſah ich deutlich, daß die Küſte ringsum nur leiſe ſich erhebt. Der ſüdliche Theil von Schweden, zum fruchtbaren Theil des Landes gehörend, iſt denn auch ziemlich eben. Durch die Mitte von Schonen ſelbſt zieht ſich ein kleiner Höhenzug, der ſich durch das nördlich daran ſtoßende Småland fortſetzt bis zum Wetterſee hinauf. Weſtlich von Schonen und Småland heißt das Küſtenland, welches dem Kattegat gegenüber liegt, Halland mit der Hauptſtadt Halmſtadt. Oeſtlich von Schonen heißt es Bleking mit den Hafenorten Carlshamn und Carlskrona.

Schonen, die ganze breite Südſpitze Schwedens, welche auf eine ſtarke Tagereiſe Seeland gegenüber den Sund bilden hilft und auf drei Seiten von der Oſtſee umgeben iſt, hat in Lund und Malmö zwei alte Hauptſtädte der Schoniſchen Ebene, die einander den Rang ſtreitig machen. Lund iſt ſtolz auf ſeinen Biſchof, ſeine Studenten und ſeine alte Domkirche mit der Kanzel aus Alabaſter. Aber es iſt eine Meile landeinwärts vom Meere erbaut, und wohl deshalb hat Malmö, welches über den Sund hinüber nach Kopenhagen ſieht, einige Tauſend Einwohner mehr. Aber auch nur 8000. Man gewöhnt ſich hier zu Lande mit der Zeit daran, unſere großen Zahlen zu vergeſſen. Schweden fehlt es an Menſchen. Man erſchrickt anfangs, daß dieſer große Fetzen Landes, wohl 8000 Quadratmeilen groß, nur drei Millionen Einwohner habe. Man erſchrickt, wenn man an das jetzt nur 270 Quadratmeilen umfaſſende Sachſen denkt, welches auf dieſer Fläche halb ſo viel Einwohner hat als Schweden, anderthalb Millionen. Aber die nächſte Frage iſt: kann Schweden mehr ernähren? Vielleicht erſehen wir uns eine Antwort aus dem Anblicke des Landes. Die gedruckten Hülfsmittel ſagten uns, es ſei etwa die Hälfte des Landes kulturfähig, und es ſei nur ein Vierundzwanzigtheil des Landes kultivirt.

Die fruchtbarſten Theile ſind hier im ſüdlichen Schweden, und ſüdliches Schweden nennt man das Land bis parallel mit den Nordſpitzen des Wetterſees, von welchem weſtlich und öſtlich die großen Provinzen Weſtgothland und Oſtgothland liegen. Sie grenzen ſüdlich an das ſchon genannte Halland und Småland, und dieſe Landſtriche waren das alte eigentliche Land der Gothen, getrennt im Alterthume durch einen unwegſamen Wald vom Lande der Schweden.

Wir hofften, das Gothenland ſpäter auf den Canälen und Seen durchſchneiden zu können, und hatten nicht vor, uns hier im Süden aufzuhalten. Man rühmt auch hier von Naturſchönheit nichts weiter als das kleine Land Bleking, an welchem wir Nachmittag vorüber zu ſegeln gedachten. Und Blekings Naturſchönheit beſteht in Laubholzbäumen, welche Hügel und Thäler ſtrichweiſe bedecken, und in denen Nachtigallen ſingen, ganz wie in Dänemark. Denn Laubholzwälder und Nachtigallen ſind im nördlichen Schweden nicht zu Hauſe.

Es war nicht mehr die Zeit der Nachtigallen, und wir durften im eigentlichen Altſchweden die Ebenen um den Mälar und den Hjelmar zu ſehen erwarten, welche ebenfalls noch mildere Bäume tragen ſollen.

Uebrigens iſt dieſer ſüdliche Rand, Halland, Schonen und Blekingen umfaſſend, am wenigſten charakteriſtiſch ſchwediſch oder geſchichtlich ſchwediſch, denn er hat auch außer der Unionszeit Jahrhunderte lang zu Dänemark gehört, und im Klima ſoll der Abſtand zu Schweden überraſchend groß ſein, ſelbſt zu Småland, der zunächſt angrenzenden gothländiſchen Provinz. Das ſüdliche Schonen hat ſogar eine geringere Erhöhung über die Meeresfläche, als Seeland; der Maulbeerbaum ſoll an einigen Orten gedeihen und die Weintraube im Freien reif werden — orientaliſche Träume im eigentlichen Schweden.

Der Landſchaft von Yſtad ſind ſie auch wahrlich nicht anzuſehen. Dieſer ſüdöſtliche Punkt Schonens iſt ſandig und mager, und das vor uns liegende Städtchen gaffte uns baumlos und reizlos entgegen. Es iſt eben nur die ſüdliche Poſtſtation Schwedens für die Schiffe, welche zwiſchen Deutſchland, Kopenhagen, Stockholm und Petersburg Paſſagiere befördern.

Das Brett ward auf ſchwediſches Land gelegt, die Zollbeamten mit blau und gelber Cocarde und mit ſchwarzem Flor um den Oberarm erſchienen, und die Bekanntſchaft mit unſern Mantelſäcken ward in höflichen, flüchtigen Gang geſetzt. Verdrießlich blaß erſchien zu dieſem Ende auch Tattenbach auf dem Deck, und betrat mit uns ſchwediſchen Boden. Er hielt ihn für ſehr beweglich, weil die Schiffsbewegung ihn auch am Lande nicht verließ.

Unſer Weg in's Städtchen hinein galt dem preußiſchen Conſul, der unſere Päſſe bezeichnen ſollte und der uns gerühmt war um Höflichkeit und dienſtwillige Gefälligkeit. Beſonders für Umſatz des deutſchen Goldes in das unerläßliche ſchwediſche Papiergeld iſt dieſer liebenswürdige Schwede hier ein wahrer Schatz für den Reiſenden. Er bewerkſtelligt dieſen Umſatz zum höchſten Courſe und ohne den geringſten Anſpruch. Wir haben nirgends wieder in Schweden unſer Gold ſo voll verwerthen können. Aber hier nun zwiſchen den erſten niedrigen Häuſern eines ſchwediſchen Städtchens meldete ſich gebieteriſch das Bedürfniß der ſchwediſchen Sprache. Wir mußten uns nach der Wohnung Herrn Hemberger's erkundigen, und die Gattin wurde nun feierlich aufgefordert, ihr Studienkäſtlein zu öffnen, und den erſten ſchwediſchen Gaſſenjungen anzureden in der Sprache Odins.

Sie verſicherte lachend, daß ſie es nur gerade ſo gut könne als einer von uns —

Das heißt?

„Das heißt, ich wollte die Einwendungen gegen eine ſchwediſche Reiſe mit einem Streiche beendigen, und Dir eine Kenntniß vorſpiegeln, welche ich nicht beſitze — ich verſtehe kein Wort ſchwediſch!“

Ah, dies wird heiter! — Die nächſte Folge ſolcher Komödie wird ſein, daß wir nirgends die große Straße verlaſſen und nur eine Allerweltstour machen können.

„Nicht doch!"

Ja doch! Gleich hier unſer erſter Conſul iſt ein Schwede, da beginnt die Noth, die unerquickliche.

Mit dem Namen „Hemberger" bewaffnet fanden wir nun wohl auch ohne Schwediſch das Haus und einen prächtigen Rococoſchrank im Hausflur. Da dieſer ſchwediſche Schrank uns verſtändlich war, ſo verweilten wir bei ihm, und wurden vom Herrn Conſul überraſcht. Stumme Verbeugung, und nach kurzer Pauſe die ſchüchterne Verſicherung, daß wir nicht Schwediſch verſtünden.

„Habe ich nicht das Vergnügen" — begann der Herr Conſul im reinſten Deutſch — „den Herrn Doctor Laube zu ſehn?"

Der ſchönſte Theaterſtreich kann nicht ſo wirken. Tattenbach flüſterte das Wort „heilige Inquiſition" und mir ſchwebten die Worte Davids vor, welche in Yſtad lauteten: Flüchtete ich an's Ende der Welt, die Sünden meines Namens wären dem äußerſten Grenzbeamten gegenwärtig!

Karlsbad und Monaldeſchi waren hier die Namen meiner Sünden. Herr Hemberger war mit dem berühmten ſchwediſchen Dichter Tegnér vor einigen Jahren in Karlsbad geweſen und wir hatten uns dort geſehn. Außerdem war er in Berlin mit Monaldeſchi bekannt worden, und hatte ſich in Schweden des Stückes angenommen. In den Journalen nämlich war es als ein den ſchwediſchen Ruhm herabſetzendes Stück bezeichnet worden, und Herr Hemberger hatte ſich die Mühe genommen, dieſen Irrthum öffentlich zu widerlegen. Meine erſte Aufgabe in Schweden war alſo, eine Schuld des Dankes abzutragen, und Herr Hemberger ſorgte mit ſchwediſcher Gaſtfreundlichkeit dafür, daß ich dies nicht konnte, ohne neue Schulden zu machen.

Hier ſahen wir denn das erſte ſchwediſche Geld — lauter Papier und, was die kleine Münze anbetrifft, viel zerriſſenes Papier. Denn bis zu acht Skilling herab iſt auch die kleine Münze eine papierne und nur bis zwei Skilling hoch giebt es kupferne Ausgleichungsmünze. Silber und Gold ſieht man gar nicht. Die Währung iſt eine doppelte, Bankogeld und Reichsgeld, wie es jetzt noch in Oeſterreich Münzgeld und Scheingeld giebt und in Preußen früher Courant und Münze gab. Der Reichsthaler — Riksdaler — gilt nur ⅔ des Bankthalers und iſt übrigens wie dieſer in 48 Skilling eingetheilt. Der Skilling

Banko beträgt etwa nach unſerm Gelde 4⅓ Silberpfennige, der Skilling Reichsgeld alſo 3 Silberpfennige, der Thaler Banko 17 Silbergroſchen 3 Pfennige, der Reichsthaler 11 Silbergroſchen 6 Pfennige.

Man braucht immer eine Zurückführung auf einheimiſchen Geldwerth, um ein Bild des Preiſes zu haben. Wir ſetzten uns alſo den Bankthaler auf einen halben preußiſchen Thaler, den Reichsthaler auf ein Drittheil, auf acht gute Groſchen. Beides war zu niedrig, erleichtert aber das Geldgewiſſen und fördert damit die Reiſe. Im Alltagsleben ſind die Preiſe in Reichsgeld, alle officiellen Ausgaben, wie Poſt, Paß u. dergl. in Bankgeld. Jeder Schwede rühmt Einem, daß der Bauer im tiefſten Inneren mit Vergnügen das Papiergeld, auch das zerriſſenſte, nehme, und eigentlich nur das Papiergeld. Und dies iſt wahr. Dies Vertrauen iſt um ſo auffallender, als das Papiergeld nicht blos von der Staatsbank ausgeht, ſondern auch von Provinzbanken. Hier in Yſtad ſahen wir deſſen ſogleich, welches Herrn Hemberger's Unterſchrift trug. Gelb oder grün, blau oder roth, groß oder klein, der Zettel wird ohne Umſtände genommen, wenn nur die Zahl noch ſichtbar iſt.

So waren wir ausgerüſtet mit dem Talisman, der noch wichtiger iſt als die Sprache, und konnten eindringen in das Land. Wir wollten aber See halten bis Stockholm, und warteten auf das ſchwediſche Dampfſchiff, welches im Laufe des Vormittags von Lübeck kommen und alsbald nördlich weiter gehn ſollte. Zu dem Ende traten wir in den Gaſthof am Hafen, und wurden vom leidlich deutſch redenden Wirthe mit mancherlei ſchwediſchen Dingen bekannt gemacht. Zum Beiſpiel mit einer Speiſe, die uns damals ſehr mißlich vorkam, mit dem Knäckebröd. Wir ahnten nicht, daß eine Zeit kommen würde für uns, in welcher wir Knäckebröd für unſer Manna anſehn, in welcher wir alle erſinnlichen Behandlungen des Knäckebröds ſtudiren würden. Knackbrod iſt es auf Deutſch zu nennen, und es iſt das eigentliche ſchwediſche Brod. Es hat Kuchengeſtalt, und gleicht von Weitem etwa dem gemeinen Jahrmarktspfefferkuchen, welcher an den Seiten der Kuchenbuden aufgeſchichtet zu ſein pflegt, und welcher in meiner Heimath von uns lüſternen Buben Steinpflaſter genannt wurde. Dem Begriffe des Steinpflaſters entſpricht nun das Knäckebröd auf eine täuſchende Art. Es iſt ſo hart, daß man es als Angriffswaffe gebrauchen kann. Gebacken wird es aus grobem Mehl, in den dürftigſten Gegenden aus Hafermehl, in Nothſtänden früherer Zeit oft aus Rindenmehl. Die Dalekarlier, wenn ſie ihrem Guſtav Waſa die Sünden vorwerfen, ſchließen oft damit: daß ſie auf Brod von Baumrinde heruntergebracht ſeien.

Da jetzt kein Nothſtand in Schweden herrſcht, ſo fanden wir dies ſchwarze Knackbrod durchweg kräftig, aber der Hunger muß groß, die Zähne müſſen vorbereitet ſein, ehe man daran geht. Daß man in Schweden durchweg gute Zähne findet, iſt wahrſcheinlich ein Verdienſt des Knäckebrödes, und der guten ſchwediſchen Sitte, nicht mit heißer Suppe die Mahlzeit anzufangen. Warum es ſo hart ſei, erklärte ſich uns ſpäter aus Landes-Gewohnheiten und Bedürfniſſen. Man denkt hier ſtets an den gewaltigen Gegner der Natur und des Lebens, an den Winter, und rüſtet ſich den ganzen Sommer hindurch gegen ihn. Die ſchwediſche Hausfrau legt Vorräthe an von trocknen, gedörrten, geräucherten, geſalzenen und gepökelten Speiſen, als wolle ſie ſich mit ihrem ſämmtlichen Hausgeſinde auf eine dreivierteljährige Seereiſe begeben. Zu ſolcher Harmonie mag ſo hartes Brod beliebt worden ſein, obwohl ich meine, man könne beim ſtrengſten Winter allwöchentlich backen. Die platte Form läßt es natürlich ſchnell austrocknen und hart werden, und es iſt wohl vorzugsweiſe geſund in dieſer ausgetrockneten Beſchaffenheit. Uebrigens hat es ſeinen Adel und ſeine Plebejer wie jedes Ding: in mancher Gegend, beſonders in norwegiſcher, iſt es uns ganz dünn und von feinem, weißem Mehle vorgeſetzt worden. In Kuchenform erſcheint es nie auf der Tafel, ſondern immer gebrochen. Vielleicht hängt es noch zuſammen mit der uralten aſiatiſchen Heimath der Skandinavier: das jüdiſche Oſterbrod, die Mazze, iſt ja derſelben Form, und die Beſchreibungsworte der Abendmahls-Einſetzung „und brach das Brod“ deuten ebenfalls auf ſolche trockene Kuchengeſtalt. Am wunderlichſten nimmt es ſich aus, wenn es transportirt wird: ſein Kuchenrund hat nämlich in der Mitte ein Loch, in dieſes Loch ſteckt man den Stock und ſolchergeſtalt führt es der Fußgänger mit ſich über Land wie eine Standarte.

Der Fußboden des Flurs und des Gaſtzimmers war mit Zweigſpitzen von Fichten beſtreut, und ein alter weißbärtiger Herr, der einem penſionirten Officier ſprechend ähnlich ſah, erklärte uns in gebrochenem Deutſch, daß dieſer Schmuck des Fußbodens durch ganz Schweden gebräuchlich ſei. Nur wechsle er nach der Strauch- und Baumgattung der Landſchaft. Dieſer alte Herr, der den Königsflor ebenfalls am Arme trug, hatte ſich uns ohne Weiteres mit einigen unverſtändlichen Höflichkeiten genähert, ganz wie es ein alter Franzoſe thun würde, welchem Unterhaltung und Artigkeit Bedürfniß ſind. Wir nannten ihn einſtimmig Herr Major, und erfuhren ſpäter zu unſerer Genugthuung, daß er wirklich ein penſionirter Major und das Abbild eines alten, höflichen, luſtigen und ziemlich unergiebigen Schweden ſei. Wir hatten auch in der That nichts von ihm erfahren als einen anmuthigen Eindruck — doch nein, er hatte uns gelehrt, daß der Schwede das Y wie einen leichten Umlaut ausſpreche, nicht ganz ſo tief wie unſer ü, aber etwa wie ein leichtes ui.

Es heißt alſo dieſes beſcheidene und aller Beſchreibung nach hinreichend langweilige Städtchen nicht Iſtad, ſondern Uiſtad.

2.

Svithiod.

Es hatte ſich Regennebel hereingewälzt von der See über das alte Skaun-Land oder die Skôn-Inſel, die Sumpfinſel, wie dieſe am früheſten bekannte Spitze Schwedens genannt wurde, und das ſchwediſche Schiff konnte nicht geſehen werden. Wir lernten unterdeſſen, daß die kleine Null über dem ſchwediſchen Å, zum Beiſpiele bei Åbo, das A in O verwandle. Früher und in einzelnen Provinzen, zum Beiſpiele hier in Schonen heute noch, hat man es au ausgeſprochen, und mir hat es ſpäter geſchienen, als ob dies O auch jetzt noch im Hochſchwediſchen einen ſehr hellen Klang habe. Was aber Svithiod, der Name des erwarteten Schiffes bedeute, konnten wir von unſerm ſtets abſpringenden Major nicht erfahren. Daß es irgend ein ſpeciell ſchwediſches Weſen bezeichnen müſſe, reimten wir uns wohl ſelbſt zuſammen. Wir wollten es aber genau wiſſen, wie wir überhaupt, durch Tattenbach's immer noch ſehr ärgerliche Stimmung angeſteckt, alle hiſtoriſche Kunde ſehr genau nahmen, und den Major damit zu wiederholten Malen in die Luft ſprengten. Privatmann Tattenbach hatte die Reden des Reiterofficiers in ſein Unwohlſein dermaßen hinein verſchlungen, daß Hauptgedanken derſelben fortwährend anſäuerlichen Duftes auf ſeinen Lippen ſchwebten. Beſonders daß Schweden immer ein Wahlreich und ein ariſtokratiſches Reich geweſen ſei. „Dies iſt unwahr, durchaus unwahr!“ rief er zu wiederholten Malen dem beſtürzten Major entgegen — „Schweden iſt bis Guſtav Waſa ein demokratiſcher Staat geweſen, ein Bauernſtaat, und der Begriff eines Wahlreiches oder Erbreiches iſt immer im Schwanken geblieben.“

Der Major hatte nichts dawider und ſuchte ihn zu beſchwichtigen. Eine wirkliche Beſchwichtigung war aber nicht leicht, denn der Privatmann war ein ſehr kundiger Hiſtoriker, und wir behielten uns vor, auf dem Svithiod unſere hiſtoriſchen Hülfsmittel genau zu Rathe zu ziehen.

Die Schweden haben das große Glück, einen zugleich gründlichen und zugleich allgemein verſtändlich, tüchtig, vorurtheilslos und reiflich ſchreibenden Hiſtoriker zu beſitzen, welcher von Gott Odin an bis zu den Waſa's herab die Landesgeſchichte in einem Zuge entwickelt. Nur das achtzehnte Jahrhundert iſt noch nicht erſchienen, und der noch rüſtige Mann wird wohl Zeit gewinnen, ſein Land und unſere Heeren-Ukert'ſche Sammlung auch damit zu beglücken. Er heißt Erik Guſtav Geijer.

Wie käm' ich zu Geijer auf dieſer immer noch mittelmäßigen Erfindung der Schaukelhäuſer! hatte der Privatmann eben verdrießlich herausgeſtoßen, da verkündigte uns der Reiterofficier, welcher von Yſtad zu Lande weiter ging: der Svithiod ſei da!

Wir fanden in der Kajüte ſämmtliche Schweden unſerer Bekanntſchaft um den Capitain, einen heiteren, fixen Mann Namens Fitinghof, zum Frühſtück vereinigt, welches mit Schnapps und Häring und ähnlichen friſchen Dingen beginnt. Wir erfuhren noch an demſelben Tage, daß auch das Mittageſſen, kurz jegliche Mahlzeit ſo begonnen wird, und daß der Schwede viel Sinn habe für gute Tafel und etwas zu viel Sinn für ſtarkes Getränk. Der Apoſtel der neuen Lehre, welche blos Mäßigkeit genannt wird, war ſchon unter ihnen, aber er hatte um ſo ſchlimmere Heiden vor ſich, als ſie in ihrem Style durchaus nicht unmäßig, ſondern nur regelmäßig geſellig verfuhren. Die Schweden haben da eine allerliebſte Sitte des Zutrinkens, bei welcher ſie ſich mit vollem und leerem Glaſe wie mit zierlich erhobenen Degen begrüßen. Die Umgangsform ſcheint ein Wenig ceremoniös zu ſein, und dadurch gewinnt der Verkehr, wenn die Tafel ſchon eine Zeitlang im Gange iſt, etwas eigenthümlich Schalkhaftes. Der Schalkhafteſte war offenbar unſer neuer Capitain, ein feiner, reinlicher Kopf mit dunkelgrauen Augen, die über einem lächelnden Munde beiläufig Alles ſcharf zu beobachten ſchienen.

Ich fragte ihn, was Svithiod bedeute. Er ſprach ziemlich geläufig deutſch, und antwortete mir raſch: Wir ſind unſrer zwei, die zwiſchen Lübeck und Stockholm fahren, und wir bedeuten ganz Schweden: der Gauthiod das Göta-Land, der Svithiod das Svea-Land.

Will man dies Namens-Thema ausführen, ſo geräth man tief in das Labyrinth alter Benennungen, die meiſtens vielfache Bedeutung haben. Hier zum Beiſpiele auf den zehnfach ſchattirten Namen der alten Schweden, auf das Wort Suit, welches Kriegsſchar, auf das Wort Svithiod, welches Heeresvolk bedeutet, und welches auch wirklich der Kernname iſt für das obere Schweden, für das Schweden um den Mälar und Hjelmar. Upſala ward frühzeitig dafür die heilige Stadt der Mitte, und Upland, das obere Land, die Provinz des Mittelpunkts, welche es heute noch iſt. Dies Svealand oder Svithiod ging bis an die großen Wälder Kolmården und Tiweden, welche ſich am Motalafluß hinüber zogen zum Wener-See, unwegſam und viele Meilen breit. Diesſeits dieſer Wälder im Süden war Göta-Land, Gauthiod, das Land der Gothen, aus Oſt- und Weſtgothland und den Smålanden, den kleinen Ländern, beſtehend.

An die Weſtküſte ſcheint dies Gauthiod nur auf einer ſchmalen Strecke, mit dem Ausfluſſe der Göthaelf, alſo um das heutige Gothenburg heran gereicht zu haben. Das Küſtenland am Skager Rag nördlich von der Göthaelf liegend und Bohuslän geheißen, ein gefürchtetes Seeräuber-Land, ein ſteiniges Wikinger-Neſt, gehörte zu Norwegen.

Südlich von der Göthaelf gehörte das Küſtenland Halland, und noch weiter ſüdlich Schonen und Blekingen vorherrſchend zu Dänemark, und Gauthiod lehnte ſich nur auf der Smålandſeite bei Calmar, und von da aufwärts an der Oſtgothlandküſte bis gegen den Motala-Ausfluß breit an die Oſtſee.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Gothen früher noch in dies ſüdliche Mittelland eingerückt ſind als die Schweden in's Upland. Unbeſtritten ſcheint, daß Schonen am frühſten angebaut worden iſt.

Wir ſprechen doch immer, wenn wir von Skandinavien ſprechen, von gemeinſchaftlicher germaniſcher Abkunft. Die Richtigkeit dieſer Behauptung iſt auch nicht zu bezweifeln: man braucht nur dieſe nordiſchen Völker anzuſehn und anzuhören. Aber der Nachweis im Einzelnen iſt ſehr ſchwer, darum ſchwer, weil uns die Auswanderungen aus dem Norden, von denen unſre Geſchichtſchreiber immer ſprechen, bei näherem Zuſehn ſehr im Stiche laſſen. Es wird nämlich jetzt nachgewieſen, daß dieſe Auswanderungen zwar ſtattfanden — und zwar ſind ſie der Urſprung der Wikingszüge, der Sommerzüge, durch welche das überflüſſige junge Volk loosweiſe hinausgeſchickt wurde in die Welt — aber es wird ebenſo nachgewieſen, daß Wikingszüge und ſonſtige Auswanderungen niemals in großer Menge, am wenigſten völkerweis zu vielen Tauſenden ſtattfanden. Wie reimt es ſich nun, daß wir Gothen, Longobarden, Sachſen, Franken immer auftreten ſehen als wimmelnde große Völkerſchaften? Nach der Heimskringla klingt es, und dieſer Ton iſt uns der angenehmſte, als wären die Völkerſchaften hauptſächlich ins Land der „Saxen“ eingedrungen und hätten ſich von dort aus ſtrahlenartig verbreitet. Geijer dagegen vermuthet, daß ringsum die Ränder der Oſt= und Nordſee, alſo auch auf der deutſchen Küſte von den Völkern beſetzt geweſen ſeien, die durch Rußland aus Aſien ihren Weg nach dem europäiſchen Norden genommen und ſchon von Aſien her gemeinſchaftliche Götter und verwandte Sprachen gehabt hätten. So ſei denn eine Auswanderung aus Skandinavien, auf deutſcher Küſte ankommend, immer nur der erſte Schneeball geweſen, an welchem ſich die Lavine aufgerollt habe. Die Abſtammung der Könige ferner habe auch für die Abſtammung der Völker gegolten, und es ſei ein gemeinſchaftliches Königsgeſchlecht, verzweigt mit den nordiſchen Göttern, urſprünglich vorhanden geweſen für die zahlreichen Völkerſchaften.

Odin, Oden, Wodan iſt denn auch, wie wir wiſſen, bei allen germaniſchen Völkerſchaften als Gott verehrt worden. Er bildet auch als mythiſcher König den Anfang der ſchwediſchen Geſchichte. Nahe bei Sigtuna am Mälarſee habe Odin ſeine Wohnſtätte genommen, und er ſei auch in Svithiod eines natürlichen Todes geſtorben. Niord war ſein Nachfolger, und dieſem folgte Frey, welcher Upſala zur Hauptſtadt machte. Er hieß auch Yngwe und dies wurde der erſte Sammelname für den Begriff König. Davon heißt auch das älteſte Königsgeſchlecht das Geſchlecht der Ynglinger.

In ſolcher Weiſe war der Urſprung der ſkandinaviſchen Staaten ein göttlicher. Das Königsgeſchlecht floß mit der Gottheit zuſammen. Aber es wurden nur bald der göttlichen Herren zu viele, da jeder Königsſohn ſeine Herrlichkeit erbte und forterbte, und neben den Upſalakönigen alle anderen Konungs und Jarls ihre ererbte Herrlichkeit behaupten wollten. Dieſe Königsariſtokratie zu ſtürzen verſuchten ſchon die Ynglinger, aber ſie gingen ſelbſt in dieſem Beſtreben zu Grunde.

Den Ynglingern folgte das Iwarſche Geſchlecht, und unter ihm verlor zwar die Königsariſtokratie an Macht, aber der Heerkönige und der Seekönige blieben doch immer noch ſo viele, daß in jenen heidniſchen Zeiten weder von einer ſtarken Monarchie noch von einer Demokratie die Rede ſein konnte.

Die Demokratie bereitete ſich indeſſen vor durch das Amt der Lagmänner, welche in jetzigem Sprachgebrauch

Landrichter oder Provinzialrichter heißen würden. Als ſolche Lagmänner traten Bauern auf, freie Leute menſchlichen Urſprungs neben den Herren göttlichen Urſprungs. Jene gingen hervor aus den Odalbönderne, den freien Bauern, neben denen es Unfreie gab und Sklaven. Die Lagmänner waren der erſte Schritt zu einer Bauernariſtokratie, aus welcher ſich die künftigen Herren emporbildeten.

Eine Scene aus der Zeit, da das Chriſtenthum den erſten König in Schweden gewonnen hatte, Olof den Schooßkönig, veranſchaulicht das damalige Herrenverhältniß. Sie mag nicht lange nach dem Jahre 1000 ſtattgefunden haben.

Man wünſchte Frieden mit Norwegen, und wünſchte, daß König Olof dieſen ſchließe und dem Könige von Norwegen ſeine Tochter zur Ehe gebe. Olof aber war hartnäckig und ſagte Nein. Da kamen norwegiſche Geſandte, und wendeten ſich an den weſtgothiſchen Jarl Ragwald, damit dieſer den Frieden vermittle. Dieſer ſagte: Ich bin zu ſchwach, dies auszurichten, aber kommt mit mir zu Thorgny, meinem Pflegevater. Der iſt Landrichter in Tiundaland in Upland, und wenn er helfen will, ſo wird geholfen gegen König Olof. Sie kamen zu Thorgny's

Hofe, der aus ſtattlichen Häuſern beſtand, und fanden auf dem Hochſitze in der Stube einen alten Mann, deſſen Gleichen an erhabenem Wuchſe ſie nie geſehn. Der Bart reichte ihm bis auf die Kniee, und er bewirthete ſie und hörte ſie an. Da ſie wenig Vertrauen äußerten, König Olof zu bewegen, ſo ſpottete er über ihren Königsnamen bei ſo wenig Macht. Mir dünkt es daher, ſetzte er hinzu, nicht geringere Ehre, zu den Bauern zu gehören, das Wort aber frei zu haben, ob der König gleich nahe iſt.

Nachdem er ſich alſo geäußert, führte er ſie dennoch hinüber nach Upſala zur Allshärjar-Verſammlung. Denn es war um Lichtmeſſen, und da wurde noch wie zur heidniſchen Zeit Ting und Jahrmarkt in Upſala gehalten. Da ſaß König Olof auf ſeinem Stuhle und um ihn ſein Hof. Gegenüber aber ſaß Ragwald und Thorgny, und um ſie her waren ihre Hausdiener, und hinter ihnen ſtanden die gemeinen Leute rund herum, einige auf den Hügeln, um zu hören und zu ſehen, wie Alles geſchehe. Nachdem nun des Königs Angelegenheiten verhandelt waren, erhob ſich der norwegiſche Geſandte mit ſeinem Anliegen. Aber König Olof fuhr zornig auf von ſeinem Stuhle und unterbrach ihn. Ragwald Jarl unterſtützte dann Namens der Weſtgothen den Norweger, wurde aber ebenſo vom König

Olof behandelt. Nun entſtand ein großes Stillſchweigen. Plötzlich erhob ſich Thorgny, und neben ihm und hinter ihm erhoben ſich alle Bauern und es entſtand ein mächtiges Waffengeräuſch und Getöſe, und als dies vorüber war, ſprach Thorgny, und er ſprach fürchterliche Worte: Sein Großvater ſei mit dem mächtigen Upſalakönige Erich Emundsſon geweſen, der Gewaltiges ausgerichtet, aber er ſei nicht ſo hochfahrend geweſen, daß er die Rede derer nicht habe leiden mögen, die ihm etwas vorzubringen gehabt. Sein Vater ſei beim König Björn geweſen, da habe es gut um das Reich geſtanden, und König Björn ſei liebreich geweſen gegen ſeine Leute. „Ich ſelbſt," fuhr er fort, „bin mit Erich dem Siegreichen geweſen, und er war mächtig und kräftig, aber dennoch war es leicht, mit ihm zum Geſpräch zu kommen. Doch dieſer König, der jetzt da iſt, der läßt Keinen mit ſich ſprechen und mag nichts hören als nur was ihm gefällig iſt, welches er mit aller Hitze betreibt. Seine Steuerländer läßt er durch Sorgloſigkeit ſich aus den Händen gehen, und dennoch will er Norwegen beherrſchen, was kein Schwedenkönig vor ihm begehrte, daher Mancher in Unruhe leben muß. Deswegen wollen wir Bauern, daß Du, König Olof, mit Norwegens Könige Frieden ſchließeſt und ihm Deine

Tochter Ingegerd zur Ehe giebſt. Willſt Du jene Länder im Oſten wiedergewinnen, die Deinen Verwandten und Aeltern angehörten, ſo begleiten wir Dich Alle dahin. Magſt Du aber unſrer Rede nicht achten, ſo wollen wir Dich überfallen und tödten, und wollen Geſetzloſes und Unfrieden von Dir nicht leiden. Denn ſo machten es unſere Väter vor uns; in einen Born ſtürzten ſie fünf Könige, die von Uebermacht aufgeblaſen waren wie Du. Sprich nun ſogleich, was Du erwähleſt!"

Da erhob ſich wieder tönendes Waffengeräuſch aus dem Volke, und der König Olof ſtand auf und genehmigte die Bitte. Denn ſo, ſetzte er hinzu, haben es die Könige Schwedens ſämmtlich gemacht: ſie haben ſich von den Bauern berathen laſſen.

Dieſe Scene aus den Königsſagen, welche Geijer beibringt, zeigt freilich eine entſcheidend mächtige Demokratie, welche den König beherrſcht. Dieſe Demokratie geht indeß den Weg aller Wandelung, welchen alle Herrſchaft auf Erden findet, auch ohne ihn zu ſuchen. Nachdem nämlich mit dem Hauſe Stenkil auch die Gothen ein Geſchlecht auf den Thron gebracht, gewinnt die ſchwediſche Bauernmacht noch einmal einen großen Triumph und erhebt mit Erich dem Heiligen den Sohn eines reichen Bauern auf den Thron

Odin's. Dies Geſchlecht regiert bis zum Jahre 1250, und erliegt dann einer neuen Richtung; denn ihm folgt ein ariſtokratiſch Regiment, vertreten durch das mächtige Haus der Folkunger. Die reichen Bauern ſind Große des Landes geworden, und drängen das Volk zurück, ſich ſelbſt und die Könige aus ihrer Mitte bevorzugend. An der Spitze der Folkunger ſtand Birger Jarl, welcher Schweden mit ſtarker Fauſt regierte, ohne König zu heißen, ein ſchwediſcher Jarl ohne Gleichen. Dieſe Zeit der Folkunger, mit deren Aufſtande die große Reimchronik beginnt, wird als die Zeit des ſchwediſchen Ritterthums betrachtet, aber die Schweden rühmen nachdrücklich, daß ihnen eigentliches Mittelalter mit Feudalrechten immerdar fern geblieben ſei.

Dafür iſt denn auch der Wirrwarr ihres Mittelalters um ſo größer. Um die letzten Folkunger los zu werden, holen ſchwediſche Herren aus dem Auslande Könige. Schattenkönige zu haben war ihr Wunſch, damit ſie, die Großen des Landes, ihre eigne Macht nach Gutdünken ausbilden und handhaben könnten. Auf ſolche Weiſe kommt denn auch 1397 am Margarethentage die bekannte Calmar'ſche Union zu Stande, welche Norwegen, Dänemark und Schweden unter einen gemeinſchaftlichen Scepter vereinigt, und welche ausſieht wie ein großer politiſcher Gedanke.

Sie war aber nur eine gedankenloſe Zuſammenſchacherung ohne höheren Plan, ohne edlere Abſicht. Eine Gemeinſchaftlichkeit dieſer Reiche war nicht im Entfernteſten vorbereitet, ein gewaltig zuſammenfaſſender Herr war nicht vorhanden und ſtatt einer entgegenkommenden Neigung unter den Völkern herrſchte die entſchiedenſte Abneigung. Die däniſche Königin Margaretha ſchlang mit geſchickten Frauenfingern dieſes Band, um ihrem Neffen Erich von Pommern große Erbſchaft zu ſichern, und einen namhaft politiſchen Act zu vollbringen, einen Act, der nur in gewaltiger Hand ſegensvolle Bedeutung gewinnen konnte, unter blos klugen Fingern aber unabſehbare Zerrüttung herbeiführen mußte.

Dies funfzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Union, iſt das unglücklichſte, welches Schweden erlebt hat. Die politiſche Entwickelung des Volkes wurde in ihrem Organismus geſtört, und man kann wohl ſagen, daß Schweden nur durch den Kern ſeiner Bauernſchaft vor gänzlichem Verfall bewahrt wurde. In Dalekarlien, in den Thallanden, nördlich von Upland, wohnten auf erzreichen Hügeln und Waldbergen jene maſſiven Bauern, welche Schwedens Freiheit wahrten und retteten. Dieſe „Thalmänner“ in weißen Schafpelzen bildeten das ſiegreiche Gegengewicht für ein entſtehendes Magnatenthum, welches um perſönliche Vortheile den Vortheil des Reiches preis gab.

Zum erſten Male traten ſie auf unter einem kleinen, aber feſtgenieteten Bergmanne Namens Engelbrecht Engelbrechtsſon, der in unermeßlichen Volksverſammlungen mit allgemein verſtändlicher Stimme zum Kampfe trieb für die Befreiung des Reichs. Der Volkszauber war mit ihm, die fremden Vögte wurden überall verjagt, und bis Halland hinab fegte er das Land rein von den Fremdlingen. Zu ſeinem Ruhme ſagt das Sprichwort, es habe Niemand durch ihn und ſein Heer den Werth eines Huhnes verloren. Drei Jahre lang beherrſchte der Bergmann Schweden, bis er meuchlings auf einer Inſel des Hjelmar von einem adligen Junker erſchlagen wurde. Sie heißt noch jetzt die Engelbrechtsinſel und liegt unweit des Schloſſes Göksholm. Der Herr von Göksholm, früher ſein Feind, hatte ſich mit ihm vertragen und ihm Gaſtfreundſchaft zugeſichert. Engelbrecht war krank, es war eine kalte Aprilnacht und er hatte Feuer anzünden laſſen auf der Inſel, als ein Boot von Göksholm auf die Inſel zuruderte. Seht Ihr, wie freundlich Herr Bengt Stensſon ſich erweiſ't, ſprach Engelbrecht zu ſeinen Begleitern, er will uns in's Trockne nach Göksholm holen laſſen! Und mit dieſen Worten ſchritt er langſam an ſeiner Krücke an das dunkle Ufer zum rauſchenden See. Aus dem Boote aber ſprang Måns Bengtsſon, der Sohn ſeines vermeintlichen neuen Freundes, und hieb mit der Streitart nach ihm. Engelbrecht hatte nur die Krücke zum Schutz, und erlag dem tödtlichen Angriff. Als ihm das Haupt zerſchlagen war, ſchoß man ſeinen Leichnam voller Pfeile und ließ ihn liegen, führte aber ſein Weib und ſeine Begleiter gefangen nach Göksholm.

So endigte am 27. April 1436 der mächtige Bauernführer Engelbrecht. Die Bauern begruben ihn feierlich und ſtürmten Göksholm, und er lebt als Volksheld in der ſchwediſchen Geſchichte. Seine Aufgabe ging dreißig Jahre ſpäter an das Haus der Sture über, welches drei mächtige Reichsverweſer ſtellte in Sten Sture dem Aelteren, Svante Sture und Sten Sture dem Jüngeren. Sie ſtützten ihre Macht wie Engelbrecht auf die Bauern, hatten aber doch nicht Kraft genug, das verwilderte Land unter ein Königsregiment zu vereinigen, ja unter dem erſten Sture ward vom Adel der calmariſche Receß des Jahres 1483 durchgeſetzt, welcher als Höhepunkt der ariſtokratiſchen Rechte in Schweden bezeichnet werden kann.

Das Land ſollte erſt noch tiefer erſchöpft und durch den Dänenkönig Chriſtian II. in Blut gebadet werden, ehe durch Hülfe der Thalmänner ein gründlicher Helfer erſtehen konnte. Aber immer aus derſelben Quelle, aus dem Schooß der nördlichen Bauern kam die Hülfe. An der Kirche von Bränkyrka nahe bei Stockholm hatte Sten Sture der Jüngere im Sommer 1518 den König Chriſtian in einer blutigen Schlacht geſchlagen; in dieſer Schlacht trug Guſtav Erichsſon Waſa das ſchwediſche Panier — Niemand ahnte, daß auf dieſem Fähndrich die Zukunft Schwedens beruhe. Als Friedensgeißel zur däniſchen Flotte geſchickt, ward Guſtav damals wider Treu' und Glauben in däniſche Gefangenſchaft geſchleppt. Aus dieſer flüchtete er, während Sture die Schlacht auf dem gefrornen Åſunde in Weſtgothland verlor und in ſeinem Schlitten auf dem Eiſe des Mälarſees am 3. Februar 1520 ſtarb, und noch war er auf gefahrvoller Flucht, als am 8. November deſſelben Jahres das Stockholmer Blutbad von König Chriſtian verhängt wurde.

„Beſchäftigen Sie ſich lieber mit Häring als mit Svante Sture!“ ſagte der Capitain zum Privatmanne, welcher kummervoll in den dichter und dichter niederſinkenden Nebel hinausblickte.

Wozu? Tattenbach bleib' ich doch! —

Es hatte in der That ein bedenkliches Anſehn für uns

Landratten, obwohl die See in dieſem Augenblicke noch ziemlich ruhig war. Wenn der Nebel anhält, hieß es, ſo iſt die Fahrt zwiſchen Oeland und der Küſte Smålands und Oſtgothlands bedenklich, und die Einfahrt in die Scheren nach Stockholm hinein unmöglich. Der weit ausſehende Cours bot uns keine erfreuliche Zukunft. Von Yſtad aus fährt man ſo direct ſüdlich, als wollte man wieder nach Deutſchland, und da uns der Nebel die Küſte von Blekingen verhüllte, deren ſüdliche Spitze bei Carlskrona wir umſchiffen ſollten, ſo verloren wir auch unſre geringe Einſicht über die Richtung des Weges, und empfanden uns wie in einem weiten Waſſerſacke ziellos umherpatſchend. Jedermann weiß, wie ſtörend es ſchon auf dem Lande iſt, wenn man geſchlafen und wenn durch jähe Wendungen des Weges ſich die Richtung der Himmelsgegenden dergeſtalt verändert hat, daß man ſich nicht mehr zurecht finden kann. Man iſt außer Gleichgewicht, wenn die topographiſchen Nerven verwirrt werden. Und der Privatmann meinte: wenn's nur die topographiſchen wären!

Man läutete nämlich zum Mittageſſen, und er wäre um keinen Preis der Welt in die Kajüte hinabgeſtiegen. In der That erfordert es auch ein gutes Gewiſſen, an einer Table d'Hôte in ſo engem Raume, der wenigſtens fortwährend in zitternder Bewegung iſt, Theil zu nehmen. Die Oel- und Eſſigfläſchchen klapperten einen unbarmherzigen Seemarſch, und ein alter ſchwediſcher Commerzienrath, ſonſt die ſchwediſche Höflichkeit ſelbſt, geſtattete nicht, das Deckfenſter zu lüften. So entſteht denn durch Speiſen und ein Dutzend athmender Menſchen jene für Bruſtkranke erwünſchte Atmoſphäre, welche mit ſtumpfen Meſſern geſchnitten werden kann und welche auch dem Dilettanten im Fache der Seekrankheit zur Meiſterſchaft verhilft.

Uebrigens war's die erſte vollſtändig ſchwediſche Tafel, die wir genoſſen, und ſie war uns deshalb intereſſant. Schnapps, Butter und Brod, Käſe, kaltes Fleiſch, Radieschen und dergleichen Frühſtücksbeſtandtheile eröffnen die Tafel, und ihnen erſt folgt das Grund legende Fleiſch. Von da an bis auf die verlegte Suppe giebt es nicht eben noch einen beſonderen Unterſchied zwiſchen unſrer und der ſchwediſchen Eßweiſe. Nur haben wir hier und ſpäter gefunden, daß man in Schweden ſehr reichlich tafelt, durchweg reichlicher als im mittleren Deutſchland, und daß man Süßigkeit in den Speiſen liebt. Wahrſcheinlich des rauhen Klimas wegen hat man ſehr vielerlei Miſchgattungen von Getränken erfunden, und iſt überhaupt befliſſen, dem Appetit mannigfaltige kleine Reizungen zu bieten. Es iſt erſichtlich, daß man ſich mit Erfindungen beſchäftigt in dieſem Bereiche und daß man es ernſthafter behandelt als in Thüringen, Sachſen und Schleſien. Ein Wenig erſchreckt wurden wir durch die vortrefflichen Zähne, welche bis jetzt alle Schweden, vielleicht des Knackbrods wegen, gezeigt hatten. Denn dieſer Vorzug ſchien in genauem Zuſammenhange zu ſtehn mit dem ſehr hart geſottenen Fleiſche, welches von jetzt an früh und Abends unſre Tafel zierte, und welches unſern ſchwächeren Kinnladen unnahbaren Reſpect einflößte. Da dies, wenn es nationale Sitte war, uns mit einer langen Faſtenzeit bedrohte, ſo nahm es unſre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ich berichte deshalb hier ſogleich vorgreifend, daß wir allerdings lange Zeit dieſen Nationalzug vermerken mußten, daß uns aber Schweden nachdrücklich verſichert haben, es ſei dies ein Spiel des Zufalls und hänge mit dem Schwedenthume durchaus nicht zuſammen.

Der Commerzienrath aber hing eng damit zuſammen: er war ein Typus des noch nicht ganz altmodiſchen galanten Schweden. Der Major von Yſtad war nur ein Vorſpiel zu dieſem Commerzienrath geweſen. Dieſer nämlich war ein alter Herr, welcher nicht weit entfernt ſein mochte von der Gegend der ſiebzig Jahre. Den größten Theil des

Tags war er in seiner Kabine eingeschlossen, und wenn er erschien, so erschien er in vollständiger Toilette. Man erzählte uns, daß er oft seine Wohnung wechseln müsse, weil er durch seine Passion für's Tanzen die Wirthsleute beunruhige. Passion für Höflichkeit und Galanterie zeigte er bei jedem Schritte: Fußbänke und Kissen für Damen zu besorgen nahm einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch, und sich Jedermann vorzustellen, sich mit Jedermann zu unterhalten war übrigens seine Beschäftigung. Bewundernswerth war es, daß ihn keine Sprache Europa's daran verhinderte, ein Gespräch anzuknüpfen, weil ihm die bloße Anknüpfung genügte. Denn er wußte von den fremden Sprachen gerade so viel wie jener Reisende, den man in Frankreich für einen Engländer, in England für einen Franzosen hielt. Er hustete nach jedem unverständlichen Worte, das er zu gebären versucht hatte, und wartete auf die Ergänzung durch den Angeredeten, eine Ergänzung, die er nicht im Entferntesten zu verstehen, die ihn aber stets außerordentlich zu interessiren schien. Dabei bewahrte sein Antlitz eine unwandelbare Ernsthaftigkeit, man kann sagen Gravität. Er reis'te alljährlich zu seinem Vergnügen in fremde Länder und war ein so gut wie abonnirter Passagier auf Svithiod oder Gauthiod, obwohl er ſich immer leidend zur See befand. Dämoniſch erſchien's, daß er nach jeder ſo total unergiebigen Unterhaltung mit einem Fremden ſeine Schreibtafel hervorzog und lange, ſehr lange notirte. Ich bat ihn, mir einige ſeiner Notizen zur Mittheilung durch den Druck zu erlauben, und er erwiederte mir, daß er zuverſichtlich hoffe, nicht ſterben zu müſſen. Dabei machte er mir eine tiefe Verbeugung und der Capitain, welcher neben mir auf dem Deck ſeinen Kaffee trank, verdolmetſchte mir lachend dieſe halb ſchwediſch, halb deutſch ausgedrückte, bis daher längſte Rede des Commerzienrathes. „Dieſer alte Schwede," ſetzte er hinzu, „welcher lebensluſtig und galant iſt, wie es in ſchwediſcher Natur liegt, ſpricht diesmal ungewöhnlich Viel, weil er in großer Beſorgniß iſt, zu ſpät nach Stockholm zu kommen. Ich kann ihm nicht helfen. Zur See ſind die Paſſagiere Nebenſache und das Schiff Hauptſache, wenn auch das Schiff nur der Paſſagiere wegen ſegelt. Und wenn wir vor den Scheren Nebel haben wie jetzt, ſo kann man nicht vorwärts, ohne das Schiff dem Scheitern auszuſetzen, und das pflegt denn doch am letzten Ende auch den Paſſagieren unangenehm zu ſein."

Wie denn?! ſchaltete Tattenbach ein, welcher auf dem Treppendach der Kajüte neben uns lag und vom Capitain eben gezwungen, aber wörtlich gezwungen worden war, gegen die verneinende Stimme ſeines eingeſchüchterten Magens Häring zu eſſen.

„See wird nie Chauſſée!“ fuhr der Capitain fort. „Das hat eine Gräfin vor einigen Wochen erfahren. Kommt die Dame nach Lübeck, und hat gehört, der Gauthiod ſei ein etwas größeres Schiff, und komme wohl oft ein Paar Stunden früher nach Stockholm als der Svithiod. Was thut die kapriciöſe Dame? Es iſt Donnerſtag früh, und in ein Paar Stunden ſoll das Dampfſchiff abgehn nach Stockholm. Wie heißt das Schiff? fragt ſie, und hält den Diener auf, welcher das Gepäck beſorgen will. Svithiod! — Hier bleiben! Auf den Gauthiod warten! Will nicht länger als nöthig auf dem Waſſer ſein! — Wartet die Perſon acht Tage auf den Gauthiod, um einige Stunden früher in Stockholm zu ſein! Was geſchieht? Der Gauthiod findet jenſeits Calmar dicken Nebel, kann nicht in die Scheren, wird von ſchlechtem Wetter geſchaukelt und geworfen, daß die Paſſagiere ſammt der Frau Gräfin ihr Teſtament machen und kommt zwölf Stunden ſpäter als gewöhnlich bei Warholm vorüber. Ich wollte drauf wetten, dieſe Gräfin iſt katholiſch geweſen.“

Wie denn? fragte Tattenbach und richtete ſich leichtſinnig in die Höhe.

„Alle Katholiken ſind ſchlechte Seeleute, ſind Küſtenfahrer. Nur proteſtantiſche Völker ſind Seevölker!“

Er führte dieſe Behauptung, ſo paradox ſie klingen mochte, auf eine ziemlich einleuchtende Weiſe durch, und war überhaupt ein gar liebenswürdiger und ſcharfer Repräſentant einer zahlreichen Gattung in Schweden. Ich habe dieſe Gattung vielfach wiederzufinden geglaubt, und ſie iſt mir vielfach beſchrieben worden: Sie hat etwas Luſtiges, Liſtiges und Lichtes, um es kurz zu ſagen. Etwas Luſtiges, denn die Heiterkeit kommt ſtoßweiſe, und daneben webt ein umſichtiger, das Nöthige und Förderliche feſt ergreifender Ernſt der That. Dieſer Ernſt wird nicht leicht pedantiſch, weil er in heitrer Atmoſphäre ruht. Sie hat ferner etwas Liſtiges, denn die Elaſticität des Verſtandes, das Spiel des Geiſtes iſt wie ein aufgezogenes Uhrwerk im Gange, und zwar nicht blos zum kaufmänniſchen Vortheile — denn derartige Anwendung iſt noch bei Weitem nicht ausgebildet genug in Schweden — ſondern zum künſtleriſchen Vortheile des Umganglebens. Im Handel und im Kriege mag dieſer Charakterzug ſeine praktiſche Bedeutſamkeit entwickeln. Sie hat endlich etwas Lichtes, weil kein Hintergrund erſcheint von Zukunft oder Zweifel, von Glaube oder Aberglaube, von unklarer Hoffnung oder von irgend einer Furcht.

Es iſt ganz ſo viel Nüchternheit vorhanden, um ausnahmsweiſe und ohne weitere Folge einen Rauſch mitzumachen und um Proteſtant zu ſein vom Scheitel bis zur Zehe.

Was verſäumt aber der Commerzienrath, wenn er einige Stunden ſpäter nach Stockholm kommt? war unſre nächſte Frage.

„Er verſäumt eine Ehe!“ antwortete der Capitain mit einem kaum merklichen Lächeln und richtete ſeine lebhaften liſtigen Augen abwechſelnd auf mich und auf den Privatmann, die wir beide nähere Auskunft begehrten. „Er wirbt ſeit Jahren,“ fuhr er langſam fort, „um die Hand eines ſchönen Mädchens“ —

Der alte Herr!

„Man wird nicht alt in Schweden. Man iſt friſch, bis der Tod plötzlich ſagt: Stirb! — Jenes ſchöne Mädchen hat ſeine Hand bis jetzt nicht angenommen. Vor ein Paar Tagen hat er aber zu ſeiner größten Ueberraſchung in Hamburg einen Brief von ihr erhalten, welcher lautet: „„Wenn Sie am dritten Sonntage nach Trinitatis früh um ſechs Uhr an der Thür der finniſchen Kirche in Stockholm ſind, ſo finden Sie dort zur Trauung bereit den Prediger, mich und das nöthige Gefolge. Wir warten aber nicht eine Viertelſtunde länger.““ — Dieſen Brief hat er erſt vor drei Tagen erhalten, der Svithiod war die nächſte Gelegenheit, übermorgen iſt aber ſchon der dritte Sonntag nach Trinitatis, und vor acht bis neun Uhr pflegt unſer Schiff nicht anzukommen in Stockholm. Nun begreifen Sie des Commerzienrathes Unruhe! — Nein? Sie glauben's nicht? Nun, dann hat vielleicht der Commerzienrath Recht. Er ſelbſt erzählt die Geſchichte ganz anders; er macht ſeinen Neffen zum Helden derſelben. Dieſer wolle das ſchöne Mädchen heirathen, habe aber, weil er nicht reich genug, die Verwandten deſſelben gegen ſich. Dieſer Neffe nun ſoll dem Commerzienrath nach Hamburg geſchrieben haben: Es iſt Alles vorbei, lieber Onkel, und ich bin verloren für dieſe Welt. Die Aeltern meiner Liebſten haben mir heute erklärt, daß meiner Liebſchaft mit ihrer Chriſtine ein Ende gemacht werden müſſe, da Sie, lieber Onkel, ſich nicht entſchließen könnten, mich zum einſtigen Erben Ihres Vermögens einzuſetzen. Sie würden alſo ſammt Chriſtinen am Midſommer-Sonntage, alſo den nächſten 23. Juni des Morgens um Sechs mit dem Dampfboote nach Upſala gehn, wo der bewußte Graf, mein Nebenbuhler, ſie erwarte, und wo die Trauung meines Engels unverweilt vor ſich gehn ſolle. Eine Aenderung könne nur eintreten, wenn Ihre mir günſtige Erklärung vor nächſtem Sonntage formell beigebracht werden könnte. Das iſt aber, auch wenn Sie wollten, Ihrer Abweſenheit halber nicht möglich, und ſo bleibt mir denn nichts übrig als die Verzweiflung. Ich kann ohne Chriſtinen nicht leben, und verlaſſe an dem verhängnißvollen Midſommer-Sonntage Stockholm und Schweden auf immerdar. Gott beglücke Ihr Alter! — Dies der Brief des Neffen, welchen der Commerzienrath über Alles liebt. Er hat nie eine andre Abſicht gehabt, als ihm ſein Vermögen zu hinterlaſſen, hat ſich aber, wie lebensluſtige Alte zu thun pflegen, nie entſchließen können, über Tod und Erbſchaft zu beſtimmen. Nun klagt er ſich an, ſeinen Liebling, der nebenbei ſein Ebenbild, in's Elend getrieben zu haben, und eilt und eilt, vor ſechs Uhr in Stockholm zu ſein, um das Unglück noch abwenden zu können. Er eilt, das heißt: er läuft von der Kajüte auf's Deck und zum Boogſpriet vor, und peinigt mich, heizen, heizen, und heizen zu laſſen. Ich kann nicht wegen ſolcher Komödien eine Kohle mehr verbrennen laſſen — Wie viel Knoten?"

Sieben, Capitain!

Dieſe Antwort gab der Oberſteuermann, welcher eben ſein regelmäßig in zwei Stunden wiederkehrendes Geſchäft verrichtet, und die Schnelligkeit des Marſches gemeſſen hatte. Dies geſchieht folgendermaßen: Die Svithiod-Glocke — der Name des Schiffs ſteht immer auf der Glocke am Vordertheile — läutet, und drei Schiffsleute wandern nach dem Hintertheile des Schiffs. Einer hält die Rolle, worauf die Schnur läuft, der Andre wirft die Schnur vom Hintertheile in See und wartet, bis der Knoten, ein Merkmal in der Schnur, von der Rolle zum Vorſchein kommt. Dann ſtößt er einen unartikulirten Ruf aus, und der Dritte neben ihm wendet prompt eine kleine Sanduhr. Sie giebt ein kleines Zeitmaß, etwa eine Minute. Sobald das letzte Korn fällt, giebt er den unartikulirten Ruf zurück und der Andere hält die Schnur an und zieht ſie heraus. Von dem Punkte des Anhaltens der Schnur bis zu obigem Knoten alſo iſt die Schnelligkeit des Marſches binnen einer Minute ſomit erforſcht, und die Uebertragung auf eine Stunde iſt nun leicht.

Dieſe Berechnung geſchieht natürlich nicht zur Unterhaltung der Paſſagiere, ſondern damit der Capitain berechnen kann, wo er ſich befindet. Dazu gehört denn auch genaues Verzeichniß der Steuerrichtung von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, und einige Einrechnung der Windrichtung, wenn dieſe ſo ſtark iſt, daß auch das geradedurchfurchende Dampfboot eine kleine Abweichung im Cours erleiden könnte. Mich hat es lange gewundert, daß der Steuermann fortwährend dreht. Man meint, wenn er einmal die Richtung, die er braucht, dem Schiffe gegeben, ſo könne er ja ruhig abwarten, bis eine neue Richtung nöthig werde. Ueber dieſe Landratten-Theorie lacht der Seemann verächtlich. Wind und Welle arbeiten fortwährend gegen die Stetigkeit des Steuers, und verlangen fortwährend Gegenarbeit. In einem kleinen Thürmchen, ähnlich dem Allerheiligſten-Schrein im Hochaltar katholiſcher Kirchen, ſteht der Himmelsgegenden-Wegweiſer für den Steuermann, einen Schritt vor dem Steuerrade. Das Thürmchen iſt mit einer Glaskuppel verſchirmt, daß Regen und Wind die ſchwarz und weiße Scheibe nicht erreichen können, auf welcher die Himmelsgegenden bis in kleine Bruchtheile verzeichnet ſind, und von dem darunter befindlichen Magnet in feſter Lage erhalten werden. Nachts iſt dieſe Kuppel erleuchtet, und wenn man, beſonders bei lebhafter See, eine Weile hineinſieht, ſo findet man ganz begreiflich, daß die Bewegung der Erde geläugnet und die Bewegung der Sonne behauptet werden konnte. Die Kompaßtafel ſcheint ebenſo in fortwährender Unruhe und Bewegung zu ſein, und iſt doch feſt wie die Sonne, und nur wir und unſer Auge auf dem Schiffe ſind unruhig und wechſelvoll.

Die Steuerleute ſelbſt, objectiv und wetterhart wie philoſophiſche Begriffe, ſind in ihrer ehernen Ruhe immer intereſſante Augenpunkte für mich. Sie ſelbſt dürfen durchaus nicht intereſſant ſein, das heißt nicht viel Gedanken haben, ſondern nur einen und immer denſelben Gedanken: eine Linie zu bilden mit dem vorgezeichneten ſchwarzen Striche. Es geht ihnen auch übrigens wie den philoſophiſchen Begriffen: ſie richten und gelten, ſo lange nichts Ungewöhnliches vorfällt. Kommt der Herr im Sturme, dann werden ſie nur zu oft beſeitigt, und die Weisheit endigt mit allgemeinem Untergange. Der Steuermann hat nur das vor dem Philoſophen voraus, daß er ſich nie für ſicher und unfehlbar hält.

Bei ſchwerer See hängt Alles ab von phyſiſcher Kraft am Steuerrade, und dann ſtemmen ſich ſo viel Männer als Raum haben an das Rad: wenn nämlich die Wogen

Herren des Steuers werden, dann geht der Betteltanz los, das Schiff kreiſelt, das Steuer wird zerbrochen, Alles geht drunter und drüber und der Untergang iſt nahe.

Alle Seereiſenden waren damals ernſthafter Stimmung: der Untergang des großen Dampfbootes Mancheſter vor der Elbmündung hatte einen geſpenſtigen Schrecken verbreitet. Man wußte noch nichts Genaueres, aber man wußte, daß die Führer des Schiffs gründlich geübte Leute und ihres Weges ſo kundig waren, wie der Bauer kundig iſt des Wegs zu ſeinem Acker. Und dennoch war Mann und Maus untergegangen. Ich hatte immer geglaubt, die Oſtſee ſei die gefährlichſte See in unſrer Nähe. Jetzt hieß es, es gäbe nichts Gefährlicheres als den Strich Nordſee um Helgoland und nach der Holſtein-Schleswigſchen Küſte und nach der Elbe hinein. Die Sandbänke, welche von Jahr zu Jahr zunehmen ſollen, machen ihn ſo gefährlich. Dieſe Drohung für Hamburg iſt uns von vielen Seeleuten wiederholt worden. Uebrigens iſt es auffallend, wie gering der Verkehr aus der Oſtſee nach der deutſchen Nordſeeküſte. Als ob dies verſchiedene Welttheile wären! Die Oſtſeefahrer kommen nicht da hinüber, die Deutſchen an der Nordſee kommen nicht hier herüber — was Einem an Schiffen von jenſeits des Sundes her begegnet, das ſind vorzugsweiſe Holländer, deren nußſchalenartig geſchweiſter und braun geglätteter Schiffsrumpf von allen andern Schiffen ſich unterſcheidet. Bei Gelegenheit des Mancheſter behaupteten die Seeleute: die meiſten verunglückenden Schiffe ſeien engliſche, weil dieſe am verwegenſten ſegelten, und Lootſen verachteten, wo Lootſen immerdar nöthig ſeien.

Es war unterdeß Abend geworden und den Mittheilungen des Capitains nach mußten wir an der Südſpitze von Blekingen ſein, Carlskrona gegenüber, wo man das Vorgebirge zu umfahren hat, in den langen Calmarſund hinein zu kommen, welchen die Inſel Oeland bildet. Die Sonne ſchimmerte matt durch den Nebel, und dieſer hob ſich plötzlich, aber nur ſo hoch wie etwa zwei Schiffmaſten. Da blieb er unbeweglich ſchweben wie ein Vorhang, der dunkelgoldig ausſah. Denn er hatte der untergehenden Sonne Raum gegeben, daß ſie über die Waſſerfläche daher ſcheinen und den Leuchtthurm von Carlskrona beſtrahlen konnte. Ein allgemeines Ah begrüßte auf dem Deck dieſes unerwartete Wetterglück, und zu unſerm Erſtaunen ſahen wir, daß wir aus unſrer Waſſereinſamkeit plötzlich in einen Salon von Schiffen gerathen waren. Der Horizont war ringsum mit Segeln bedeckt, und bald hier bald da tauchten ſo weit außen in See Fiſcherkähne auf, die mit der Abendſonne nach Hauſe eilten oder erſt durch uns im Fiſchen geſtört wurden. Im Vergleich zum Mittelmeere iſt die Oſtſee überhaupt außerordentlich belebt. Wenn man nach Afrika hinüber ſegelt, iſt ein Segel eine Seltenheit. Hier aber iſt es eine Seltenheit, den Horizont einmal leer zu ſehn.

Alle Fernröhre richteten ſich auf Carlskrona, welches auf Felſeninſeln ruht und einen der beſten Häfen Europa's hat. Hier liegt die ſchwediſche Kriegsflotte, Örlogsflotte geheißen, und Carl XII. wie Guſtav III. werden als Hauptförderer dieſes Kriegshafens genannt.

Ein kleiner Mann mit großer Tabakspfeife unterrichtete mich hier im reinſten Deutſch über alles Schwediſche, was ich voraus wiſſen wollte. Und er that es vortrefflich, denn er war ſelbſt vortrefflich unterrichtet, wie denn der Anſiedler in fremdem Lande die Dinge immer beſſer weiß als der Einheimiſche, weil er dieſem an Vergleichspunkten überlegen iſt. Mein gefälliger Nachbar war ein deutſcher Landsmann, der ſeit vielen Jahren Prediger in Schweden iſt, und alle Beziehungen ſeiner neuen und überaus geliebten Heimath genau betrachtet und erforſcht hatte. Ich habe ſpäter Vieles beſtätigt gefunden, was er mir mitgetheilt, und kann deshalb auch das, was ich nicht vergleichen gekonnt, in gutem Glauben nacherzählen. Letzteres betrifft namentlich Literatur. Denn wenn man Dichter nur durch Ueberſetzungen kennt, ſo hat man doch den Kern in einer falſchen Schale, und eine falſche Schale benachtheiligt ja den Kern oder verändert ihn wenigſtens.

Seit einigen Jahren ſteht auch in Schweden Frauen-Literatur im Vordergrunde. Die Männer ſchweigen. Dies gilt von Tegnér, der bekanntlich durch ſchwere Krankheit heimgeſucht und wenn auch geheilt worden, doch immer noch gebeugt iſt, von Franzén, von Atterbom. Ich kann nichts über ihre Dichtungen ſagen, ich habe ſie nur in Ueberſetzungen geleſen und mag dadurch getäuſcht ſein über die Form, welche mir reizlos erſchienen iſt. Ein conventioneller Styl alter Schule jenſeits Schiller und Göthe liegend, ein Götterweſen, das uns fremd und kalt anmuthet, lyriſche Breite, Mangel an Fleiſch und Blut und Unmittelbarkeit haben mir die Verſuche traulicher Bekanntſchaft immer verleidet. Das mag wohl nur meine Schuld ſein, denn die Schweden ſprechen jene Namen mit Stolz aus und mit Liebe. Sie hegen wie alle ſkandinaviſchen Völker die liebenswürdigſte Ehrfurcht für ihre Poeten, und ich möchte dieſen ſchönen Zug nicht entſtellen durch die Bemerkung, daß Armuth ihre kleinen Schätze ſtets am höchſten hält. Am meiſten intereſſirt hat mich immer, was ich von dem ſchwediſchen Dichter Bellmann gehört. Er iſt ſchon länger denn ein halbes Jahrhundert todt, aber man feiert heute noch in Stockholm ein Feſt zu ſeiner Erinnerung. Eduard Boas hat es anmuthig in den Grenzboten beſchrieben. Das heißt, er hat Bellmann's Charakter entwickelt als einen Typus des ſchwediſchen Sanguinikers, der zur Guitarre in Liedern all ſeine Eindrücke ſingt wie ein Naturkind. Hier iſt alſo ächte Landespoeſie ohne Schule, ohne Styl, ohne Schminke und doch ſo charaktervoll, daß der geſchmackvolle dritte Guſtav den heißblütigen, leichtſinnigen Dichter an ſeinen Hof zog und mit dem Titel des ſchwediſchen Anakreons ſchmückte.

Was ich von dieſen Liedern habe wehen hören, das iſt ächte ſchwediſche Lebensluſt, wie ſie jetzt noch überall aus munteren Augen lacht.

Den Augenblick, die Unterhaltung des Tages beherrſchen drei Frauen, wenn nicht eben der ſchlimme Cruſenſtolpe durch eine giftige Broſchüre alle Welt dergeſtalt kitzelt und ſtachelt, daß von Ruhe und Behagen für den Genuß eines Frauenromans nicht die Rede ſein kann.

Jedermann ſagt, daß Cruſenſtolpe vortrefflich zu ſchreiben verſtehe, und hier wie ſpäter in Stockholm hörte ich verſichern, daß man ſich in gewöhnlicher bureaukratiſcher Beſchränktheit dieſe Ruthe ſelbſt aufgebunden habe. Er iſt im Staatsdienſt geweſen, und hat Anſprüche gemacht, denen man, wie das gewöhnlich iſt, keine ungewöhnliche Berückſichtigung hat ſchenken mögen. Da hat er denn die Scheide auf den grünen Tiſch geworfen, und hat mit dem Degen für den Druck geſchrieben, dergeſtalt daß er lange Zeit geiſtiger Mittelpunkt der politiſchen Oppoſition in Schweden geworden. Anklage, Gefängniß ſind nicht ausgeblieben, wie dies das Herkommen mit ſich bringt, und das Anſehn des Opponenten iſt gewachſen mit der Verfolgung, wie dies ebenfalls europäiſches Herkommen iſt. Neuerdings iſt aber Cruſenſtolpe's Schickſal originell geworden. Er hat ſeine Partei, die liberale Partei, ebenfalls angegriffen, und ſteht jetzt mutterſeelen-allein, die Spitze des Degens nach allen Seiten kehrend.

Dieſe Lage ließe eine intereſſante ſelbſtſtändige Perſönlichkeit vorausſetzen, und lockte mich, dem Charakter weiter nachzuſpüren. Ich habe dazu weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, und muß dieſe Aufgabe einem Andern überlaſſen, darf aber nicht verſchweigen, daß meine Theilnahme für eine intereſſante Selbſtſtändigkeit von Jedermann niedergeſchlagen wurde durch die Bemerkung: ich dichtete dieſem Autor mehr an, als er beſäße. Er folge nur alltäglichen Leidenſchaften, und ſei nicht ein beſonderer Charakter, ſondern nur ein ſchlimmer Charakter. Als Gourmand und Spieler verrufen und geflohen, lebt er jetzt in ſehr übler Lage — bildet aber dennoch in all ſeiner bürgerlichen Miſère immer noch mit ſeinem Talente ein grimmiges Heer, und ſeine Briefe, welche broſchürenweiſe erſcheinen, werden wie Schlachten angeſehen.

Von dem Kleeblatt ſchwediſcher Schriftſtellerinnen ſind die beiden wichtigeren in Deutſchland hinreichend bekannt, und die dritte, Frau von Knorring, gilt für eintönig. Friederike Bremer, unſerm bürgerlichen Publicum ſo willkommen, wird von den äſthetiſchen Schweden ebenſo bezeichnet wie bei uns: ihre Schilderungen ſeien blos wahr. Das bezeichnet den Werth und den Mangel. Frau Flygare-Carlén gilt für weniger wahr, aber für talentvoller und intereſſanter. Sie iſt durch unſre Buchhändler und Ueberſetzer, welche für das ſchreibende Ausland ſo offne Augen und bereitwillige Hände haben, ebenfalls bei uns eingeführt, und hat ebenfalls einen zahlreichen und günſtigen Leſerkreis gefunden. Ihr Doppelname rührt daher, daß ſie ſich verheirathet, und zu ihrem Ehenamen den Familiennamen beibehalten hat. Ihr Verleger hat ſo viel Vertrauen auf ihr Talent, daß er einen dauernden Contract mit ihr geſchloſſen, vermöge deſſen er auch Wohnung und Koſt beſorgen muß. Kleidung hat ſich die geſchmackvolle Dame zu eigner Sorge vorbehalten.

Man iſt erſtaunt, daß eine ſo kleine Nation auch einträglich werden kann für das Honorar eines Schriftſtellers. Wie viel Leſer kann es geben unter den drei Millionen Schweden, deren große Mehrzahl aus Bauern beſteht? Es iſt nur erklärlich dadurch, daß die Leſer auch durchſchnittlich Käufer ſind, und ſich hierin von den Leſern der vierzig Millionen Deutſchen unterſcheiden, welche den deutſchen Verlegern kein größeres Honorar möglich machen, als der ſchwediſche Verleger dem ſchwediſchen Schriftſteller bezahlt.

Ich fragte denn auch natürlich ſogleich, ob denn die ſonſt ſo oft genannte Vorliebe der Schweden für Frankreich und franzöſiſche Literatur noch daneben fortbeſtände.

Sie hat, war die Antwort, ſeit faſt einem halben Jahrhundert mehr und mehr abgenommen, ja ſelbſt die geläufige Kenntniß des Franzöſiſchen für den Umgang in höheren Kreiſen iſt ſo in Vergeſſenheit gerathen, daß dem verſtorbenen Könige Karl Johann die wunderlichſten Antworten begegnet ſind. Daß er die ſchwediſche Sprache nicht ſprechen konnte, hat vielleicht ſogar dazu beigetragen, das Franzöſiſche gefliſſentlich außer Acht zu laſſen. Es war den Schweden, wie ſich von ſelbſt verſteht, ärgerlich, daß er für den Preis einer Krone nicht einmal die Landesſprache hatte erlernen mögen. Schwediſch Leſen hat er ſicherlich gekonnt, ſchon der Journale wegen, obwohl auch das geläugnet wird. Aber er ſprach nur franzöſiſch. Während eines Unwohlſeins erinnert er einen vornehmen Schweden, eine Schrift mitzubringen. J'ai l'affaire chez moi! erwiedert dieſer, und in Betreff des Unwohlſeins ſagt er beim Scheiden:

J'espère, que Votre majesté se comportera démain mieux!

Je ferai de mon mieux — erwiedert darauf der König unerſchütterlich ernſthaft.

König Oskar und ſeine Familie ſind ſtreng national — er ſpricht immer ſchwediſch, und wenn eine ausländiſche Sprache genannt werden ſoll, die als ſolche jetzt am bekannteſten und beliebteſten, ſo iſt es die deutſche. Die Königin iſt eine Deutſche und ihre Söhne ſprechen beſſer deutſch als franzöſiſch. Ja, der Kronprinz, ein achtzehnjähriger enthuſiaſtiſcher Jüngling, zeigt ſich faſt ebenſo antifranzöſiſch wie antiruſſiſch. Und in der letztern Antipathie theilt ganz Schweden ſeinen Geſchmack.

Daß das politiſche Leben in Schweden jetzt ſehr lebendig ſei, wußt' ich bereits. Der Schwede iſt überhaupt von lebhafter politiſcher Geſinnung; das geht durch ſeine ganze Geſchichte. Mich intereſſirte es beſonders zu wiſſen, ob denn auch der Bauer, welcher aus dem abgelegenen Wermland oder Dalsland oder Norrland zum Reichstage nach Stockholm komme, ob denn dieſer vereinſamte Landmann die ſchwierige politiſche Aufgabe anzufaſſen verſtände. Die Bauern der ſchwediſchen Vorzeit, den kleinen Engelbrecht an der Spitze, haben es freilich gekonnt, aber damals handelte es ſich auch mehr um Volkeskraft, und weniger um abwägende Wiſſenſchaft denn jetzt. Und die Sture und Waſa, welche ſich aus dem höheren Landbauerſtande aufſchwangen, hatten bereits Traditionen der Familie, hatten eine gebieteriſche Zeit für ſich, welche Kenntniß aufnöthigte, welche den Volksführern die Piſtole auf die Bruſt ſetzte mit dem Zuruf: Kenntniß oder Lebensgefahr!

Wie nimmt ſich der Bauer heutiges Tages aus, da Edelmann und Bürger ihm ſo weit vorausgeeilt iſt in Kenntniß der Welt, da es ſich nicht um wilde Schlacht, ſondern um Discuſſion handelt? — Man verſichert, der jetzige ſchwediſche Bauer benehme ſich ganz tüchtig, und es ſei nur übel, daß er in ſeiner Kammer allein ſitze und nur durch mehr nachtheiligen als förderlichen Privatverkehr mit andern Ständen lernen müſſe. Eine Berathungsform andrer Art, welche ihn bei gemeinſchaftlicher Discuſſion überzeuge, daß er für höhere politiſche Fragen zurückhaltend, für Fragen ſeines Bereichs aber zuverſichtlich ſein müſſe, eine Berathungsform, wie man ſie jetzt ſuche, werde ihm und dem Ganzen förderlich ſein. Fähigkeit und Talent zum Sprechen beſitze er im hohen Grade, und Führer wie jetzt Måns Jonsſon, welcher unter den Anführern der Reformpartei einherſchreite, ſeien ein höchſt intereſſanter Anblick.

Allerdings fehle es auch nicht an wunderlichen Erſcheinungen. So ließen ſich manche Bauern die Reden aufſetzen, und hätten dann bei emphatiſch begonnenem Vortrage das Unglück, ſie nicht leſen zu können. Auch ſei in neuerer Zeit eine Wuth, Anträge zu ſtellen, unter den Bauern eingeriſſen, welche gleich einer anſteckenden Krankheit Zerrbilder zum Vorſchein bringe. Jeder wolle eine Motion ſtellen, und ſo habe denn neulich ein Bauer folgenden Antrag kurz und bündig entwickelt: der König möge

Pfingſten vor Oſtern legen, weil zwiſchen Oſtern und Pfingſten immer Futtermangel eintrete.

Aber auch mit Vertretung des Adels ereigneten ſich auffallende Dinge. Jede Adelsfamilie kann auf dem Reichstage ſich für eine Stimme vertreten laſſen, und da haben ſich denn beim letzten Reichstage zwei Zolldiener und ein Polizeidiener gemeldet zur Vertretung adeliger Stimmen.

„Der Gauthiod! der Gauthiod!“ riefen plötzlich vom Vordertheile des Schiffes mehrere Stimmen, und Alles gerieth in Bewegung. Beſonders der Schiffsjunge, dieſer Sündenbock alles Schiffshumors, ſtürzte kopfüber in irgend ein Loch des Mitteldecks.

Die Sonne war untergegangen, und es ſchwebte ein magiſches Dämmerlicht zwiſchen dem Nebel und der See. In dieſem Lichte kam von Norden her der Gauthiod, und ging in Kanonenſchuß-Entfernung an uns vorüber nach Deutſchland. Ziſchend fuhren Raketen von ihm in die Luft zu unſerer Begrüßung, und keuchend brachte unſer Schiffsjunge ſolche Inſtrumente herbeigeſchleppt für unſre Antwort. Man kann ſich nicht ſprechen, aber man kann ſich durch ein feurig Zeichen grüßen, und dies nimmt ſich gar artig aus auf der nächtlichen See.

Dergleichen lieben auch die Schweden gar ſehr! bemerkte mein Nachbar. — Sie werden jetzt zur Mittſommerzeit erfahren, wie gern ſie mit Pulver blitzen und knallen, ein kriegeriſch Volk, welches lebhafte Aeußerungen und glänzende Erſcheinung in aller Weiſe bevorzugt.

Selbſt der Commerzienrath hatte einen poetiſchen Ausdruck, als er mit der Hand nach dem Gauthiod in's Dunkel hinüber grüßte, und dann kummervoll den Arm des Capitains ergriff, nach dem Nebel zeigte und ängſtlich fragte, ob wir Ausſicht hätten, Sonntag früh um 6 Uhr in Stockholm zu ſein.

Das weiß kein Menſch! erwiederte der Capitain, vorſichtig wie jeder Seemann mit dem Wetter, und jede herausfordernde Beſtimmung vermeidend. Zur Nacht, ſetzte er hinzu, fällt der Nebel wieder herab, und morgen kann der Sack zugeſchnürt ſein. Courage, meine Herren, unten wartet ſchwediſcher Punſch, allen Mäßigkeitsvereinen zum Trotz, Herr Paſtor!

3.

Neue calmarſche Union.

Was thun? ſprach Zeus, die Welt iſt hingegeben!

Sie wiedernehmen und auf's Neue theilen! rief einer der Punſchtrinker, welcher nicht blöde war. Ich weiß nicht zu ſagen, wie viel Antheil der ſchwediſche Punſch hatte, aber nicht nur ein ſüßes, ſondern auch ein ſehr ſtarkes Getränk, goldhell und klar iſt dieſer Punſch.

Man beſchäftigt ſich im Norden auch ohne Punſch vielfältig mit der Idee einer neuen Vereinigung der drei ſkandinaviſchen Reiche, und die Verwirklichung dieſer Idee iſt vielleicht näher, als wir glauben.

Sie wird beſchleunigt durch den jetzt überall erwachenden Trieb, eine wirkliche Macht zu bilden, durch das empfundene Bedürfniß, Rußland eine ſtarke Spitze zu bieten, durch die gelungene Union Schwedens und Norwegens, durch die geliebte Perſönlichkeit König Oskars, eines vollkommen conſtitutionellen Königs, durch das bevorſtehende Ausſterben der Hauptlinie im däniſchen Königshauſe, durch die offenbare Schwäche der materiellen Kräfte Dänemarks, welche mit den Anſprüchen des alten Königreichs in grellem Mißverhältniſſe ſtehen, welche großentheils von dem bereits verurtheilten Sundzolle ein dürftiges Leben friſten, und welche endlich den ſicheren Verluſt der deutſchen Provinzen Schleswig und Holſtein vor Augen haben.

Je mehr die Dänen poltern und bramarbaſiren in Betreff Schleswigs und Holſteins, deſto ſichrer können wir überzeugt ſein, der Pfeil ſitze ihnen tief im Herzen. Nur ein Kunſtſtück deutſcher Politik, freilich kein ſeltenes! kann zu Wege bringen, daß dieſe zwei ſchönen deutſchen Provinzen noch länger einem nichtdeutſchen Staate angehören.

Die Dänen aber ſind, je enger ſie ihr Land zuſammenſchrumpfen ſehn, um ſo eifrigere Partiſane einer neuen calmarſchen Union. Und ſie haben darin Recht und verdienen das Gelingen, denn ſie ſind eine, wenn auch kleine, kernhafte politiſche Nation.

Die Aufgabe der Deutſchen iſt aber, nachdem ſie Schleswig und Holſtein uneingeſchränkt Deutſchland einverleibt haben, die Dänen in Gründung der neuen Union nachdrücklich zu unterſtützen. Der ſkandinaviſche Norden iſt den Deutſchen in allen Beziehungen verwandt; je ſtärker er iſt, deſto beſſer wird Deutſchland gedeihen, deſto vollſtändiger werden die Culturaufgaben gelöſ't werden, welche Deutſchland und Skandinavien gemeinſchaftlich obliegen.

Ich verſchweige die weiteren Speculationen; Nacht und Nebel ſanken darüber und nur Calmar lag nahe. Calmar! war denn auch der erſte Ruf, welcher den kurzen Schlaf unterbrach.

Ueber das Deck huſchte der weiße Morgennebel, welchen die Sonne vor ſich her trieb, und um Schloß und Stadt Calmar auseinanderriß. „Dieſe Landſpitze dort heißt Stenö," rief uns der Capitain zu, indem er linkswärts deutete, „und dort landete Guſtav Waſa als Flüchtling im Mai 1520, als er dem däniſchen Tyrann Chriſtian entronnen war!"

Hier begann alſo die neuere ſchwediſche Geſchichte. Calmar war in früherer Zeit, da Blekingen und Schonen immer noch zu Dänemark gehörten, eine wichtige Grenzfeſtung. Småland heißt die große, ziemlich unergiebige Provinz, deren ſüdöſtliche Hauptſtadt es iſt und Småland bedeutet: kleine Länder. Werend iſt der beſondere Name dieſer ſüdöſtlichen Spitze Smålands, Calmarlän, Calmarland heute geheißen. Denn auch in Schweden ſind wie in Frankreich die alten Provinz-Namen verdrängt durch die Namen der Regierungsbezirke, und Malmölän, Chriſtiansſtadlän, Carlskronalän, Weriölän, Jönköpinglän, Calmarlän heißt jetzt officiell, was ſonſt Schonen, Blekingen und Småland genannt wurde.

Ein weiter runder Thurm wie auf metallnem Teller ſtehend lag das alte Calmarſchloß links vor uns auf der See. Lichtgrau und unbelebt erſchien jetzt dies ſtumpfe Gebäude, in welchem ſo oft Könige regiert, Könige in Gefangenſchaft gelegen, in welchem das heldenmüthige Weib Sture's ſich gegen die Dänen vertheidigte, als Guſtav Waſa auf ſeiner Flucht hier vorüberkam. — Ein klein Wenig nordwärts dahinter liegt die Stadt, ebenfalls im Meere. Der Svithiod legte hier an, und wir eilten über das Brett, um Stadt und Schloß zu betrachten. Man rief aber hinter uns her, wir ſollten eilen, denn das Dampfſchiff ſegle bald wieder von dannen.

Der Morgen leuchtete ſonnenhell durch die breiten, menſchenleeren Straßen. Es war ſo früh am Tage, daß die Bewohner von Calmar noch ſchliefen, und nur hie und da ein verwirrtes Haupt aus einem Bodenfenſter hervorkam. Es mag indeſſen auch am Tage kein großes Gedränge in dieſen Straßen zu fürchten ſein: das grüne Gras ſproßte vielfach zwiſchen dem ſchlechten Pflaſter empor, und von großen Verkehrsanſtalten war nichts zu entdecken. Einſtöckige Häuſer, das heißt Häuſer mit einem Treppenſtock ſtehen in geraden Linien nebeneinander, und ſind meiſt von Holz und meiſt dunkelroth angeſtrichen. Ordentlich, einförmig, regelmäßig, ſtill ſehen dergleichen Mittelſtädte überall in Schweden aus. Einförmig und regelmäßig wohl zum Theil darum, weil ſie in gewiſſen Zwiſchenräumen alle einmal abbrennen und nach der Schnur wieder aufgebaut werden. Man entſchließt ſich langſam, von der wohlfeilen, dem Feuer ſo zugänglichen Holzbauart abzugehn, denn das Holzhaus iſt wohlfeil und warm, und reich iſt man nirgends.

Durch die geraden breiten Straßen ſahen wir immer nach dem Meere zurück, und verſicherten uns, daß Svithiod noch vorhanden. Es ſollte aber auch das abliegende Schloß angeſehn werden, obwohl man uns verſichert hatte, es ſei jetzt ein verſchloſſenes, ganz unintereſſantes Magazin. Jede Frau gleicht in Sachen der Geſchichte dem Apoſtel Thomas: ſie will die Hände in die Wundenmaale ſelbſt gelegt haben, um geſchichtlichen Eindruck zu empfangen. So eilten wir denn vorüber an der Kirche am Markte, welche nach dem breitgegiebelten, leeren Jeſuitenſtyle gebaut iſt, drangen zum Landthore hinaus, und entdeckten dabei, daß Calmar auf einer Inſel liegt, und daß die ſmåländer Bauern ſehr zeitig aufſtehn müſſen. In großer Anzahl hielten ſie mit ihren kleinen, grobhärigen Roſſen und dürftigen Getreidevorräthen vor der Brücke, und ſchienen das Erwachen der calmarſchen Bewohner abzuwarten. Fünf Minuten abwärts von da ſtanden wir am trocknen Graben des Calmarſchloſſes, krochen links, krochen rechts, und fanden weder einen offenen Zugang noch einen Menſchen. Anna Bjelke ſchläft noch und hat Alles zuſchließen laſſen und Margaretha, welche hier die Union unterzeichnen ließ, iſt todt. Die neue Margaretha wird vielleicht in Gothenburg unterzeichnen laſſen, denn dort begegnen ſich jetzt allwöchentlich mehrmals auf Dampfſchiffen Schweden, Norwegen und Dänemark. Calmar iſt nicht mehr Begegnungspunkt.

Wir ſahen verdrießlich zu den dicken verkalkten Mauern hinauf, und kehrten um. Ich weiß nicht mehr, welch ein bedenkliches Merkmal uns den paniſchen Schreck einjagte, der Svithiod ſegle von dannen. Wir flogen durch die leeren Gaſſen zurück! Richtig, der Svithiod war fort, als wir die erſte Ausſichtsſtraße hinab blickten —

O Tattenbach! ſeufzte der Privatmann neben mir. Er hatte ſich von Yſtad bis hierher noch gar nicht an das unerwartete Glück, nicht ſeekrank zu werden, gewöhnen können, er taſtete noch ſo umher wie einer, der ſich an die Krücken gewöhnt hat, und ſich nicht entſchließen kann, ſie wegzuwerfen nach beſeitigter Schwäche — jetzt erſt in Calmar hatte er die Gewißheit erhalten, durch den Häring des Capitains geheilt zu ſein, und jetzt eben, da das Meer ſeelenruhig und ſonnig herüberſchimmerte, jetzt eben war das Schiff von dannen, und der lange, beſchwerliche Landweg vor uns. — Iſt das nicht Tattenbach zur Genüge! rief er entrüſtet, und zog die Karte aus dem Mantel, und zählte die langen Provinzen aus, welche wir zu paſſiren hätten: Småland, Öſtergöthland, Södermannland, Upland —

Nein! da klang die Schiffsglocke noch! Svithiod hatte nur ſeine Lage verändert, und der Commerzienrath ſtand ebenfalls noch am Lande und ſtudirte ebenfalls die Landkarte, und ſchüttelte das Haupt. Dabei entging es ihm, daß eine ſchwarz gekleidete, ſchön gewachſene, verſchleierte Dame auf den Svithiod hinüber ging, die vielleicht mit dem Schickſale ſeines Neffen in Stockholm eng zuſammenhing. Ich bildete mir ein, die Geliebte jenes Neffen ſei eine kühn ſpeculative Dame, welche den alten Herrn zu raſchem Entſchluſſe bringen wolle —

Auch von Oeland jenſeits des Sundes, welcher hier nicht eine Meile breit iſt, zerſtreute ſich der Nebel, und die Windmühlen zeigten ſich, welche dieſe lange Kalkklippe wie Regimenter bedecken. Dabei möchte ich unſern Windmüllern eine nordiſche Sitte empfehlen: man überzieht die durchbrochenen Flügel mit Segelleinwand, und erleichtert es dadurch dem Winde, zu faſſen und zu treiben. — Im Winter erſtarrt dieſer Sund zu Eis und die Verbindung mit Oeland hat ihre großen Schwierigkeiten. Man benützt dazu Kufenböte, das heißt Böte, welche auf Eiskufen ſtehn, und die man vor ſich her ſtößt. Bricht das Eis, ſo ſpringen die Leute hinein, und das Fahrzeug ſchwimmt. Jenſeits Oeland nordöſtlich liegt die größere

Inſel Gothland, die als Hanſaplatz in früheren Jahrhunderten berühmt war, und deren uralter Wikingerhafen Wisby einem Seegeſetze den Namen gegeben, als die Wikingerzeit durch Kaufmannszeit verdrängt wurde. Dieſe Inſel iſt neun Meilen vom feſten Lande entfernt, und während des Winters iſt keine Verbindung mit ihr möglich. So hat ſie denn auch in dieſem Frühjahre Monate lang nicht gewußt, daß ſie nicht mehr von Karl XIV. beherrſcht würde und daß Oskar ihr König ſei.

Als wir gegen das Ende des Calmarſundes kamen und die „Jungfrau", einen maleriſchen einzelnen Felſenberg, hinter uns gelaſſen, richteten ſich alle Fernröhre nach Nordoſt, um Gottland zu entdecken. Fernröhre ſind die Operngucker auf einem Schiffsdeck. Man erzählte, daß die unglücklichſte Frau Schwedens auf jener einſamen Inſel ihr Leben vertraute. Die Wittwe Ankarſtröm's, welcher Guſtav III. auf dem Maskenballe im Stockholmer Schauſpielhauſe erſchoß. War nicht dies ſchon Unglück genug für eine ſanfte Frau? Scribe in Paris hat dies Unglück mit franzöſiſchem Leichtſinne geſteigert. Statt nachzufragen, was aus der Wittwe geworden und ob ſie wohl noch am Leben ſei, giebt er ihr in ſeiner Oper „Der Maskenball" ohne Weiteres die Rolle der Liebhaberin, welche mit dem Könige im Einverſtändniß iſt, und ſo muß die unbeſcholtene, gebeugte Gattin ſich auf den Theatern dargeſtellt wiſſen in Liebesſpielerei, während ſie einſam auf Gottland trauert. Wenn ich mich recht erinnere, reclamirte ſie damals nach Erſcheinung des Maskenballs in franzöſiſchen Journalen gegen die ihr zugetheilte frivole Rolle. Noch mehr! Umſonſt hat ſie den befleckten Namen Ankarſtröm abgelegt und mit ihrem Familiennamen Löwenſtröm vertauſcht. Auch dieſer Name wird vom Schickſale verfolgt. Ihr Verwandter, Prediger auf Gottland, leidet an einer Manie. Es zeigt ſich, daß der Altar ſeiner Kirche zu wiederholten Malen beſtohlen wird, und der Küſter wird beauftragt, ſtreng Wache zu halten. Eines Abends findet dieſer denn auch wirklich eine Leiter an's Kirchenfenſter angelehnt, und mit einem Schießgewehr bewaffnet erwartet er den Dieb. Dieſer erſcheint endlich im Fenſter und giebt auf den Anruf des Küſters keine Antwort. Der Küſter feuert, der Körper ſtürzt herab, und es zeigt ſich, daß der Prediger ſelbſt, welcher ſeiner Manie zu ſtehlen nicht hat widerſtehen können, der Erſchoſſene iſt.

Ich ſchreibe dieſe Begebenheit aus dem Gedächtniſſe her, und ich kann nicht verbürgen, daß der Zuſammenhang wörtlich ſo geweſen ſei, aber des Eindrucks erinnere ich mich ganz genau, daß die Frau unverſchuldeterweiſe auch hierbei in die Theilnahme an einem großen Unglück geriſſen wurde. Es bedünkt mich faſt, als ob der Prediger ihr zweiter Gatte geweſen ſei.

Uebrigens ſoll dieſe Inſel Gottland ein verhältnißmäßig ſehr mildes Klima haben, ſo daß der Wallnuß- und Maulbeerbaum im Freien wachſe und Früchte trage, ja ſelbſt die Weintraube bei günſtigen Sommern reif werde.

Wir hatten jetzt wieder offnes Meer, und die Luft war ſonnenwarm, wenn auch ein Wenig dunſtig. Gegen Abend ſollte ſich die Frage des Commerzienrathes entſcheiden, denn gegen Abend näherten wir uns den Upländer Scheren — Skär heißt Felſeninſel — innerhalb deren die Waſſerſtraße nach Stockholm zu ſuchen iſt. Dies könne nur raſch und leicht von Statten gehn, wenn der Nebel nicht wieder allzu dicht die Ausſicht hemme. Dann könne man vielleicht zwiſchen ſieben und acht Uhr früh am Sonntage vor Stockholm ſein. — Es war ihm dies ein trauriger Troſt, denn es war immer zu ſpät, und er wurde auf eine ſo unruhige Weiſe höflich, daß ſich Jedermann hütete, etwas fallen zu laſſen oder irgend ein Bedürfniß zu äußern.

Die Sonne ſchien, die blaue Welle ſpielte, die Räder ſchaufelten, freie See und Luft ringsum, Alles war in Ordnung für die philoſophiſche Betrachtung auf hohem Meere, oder für die Langeweile. Letztere iſt gar nicht gering für einen unruhigen Paſſagier, ja ſie wäre nicht gering für die Schiffsleute, wenn dieſe gebildet genug wären für die Langeweile. Ihr Leben bewegt ſich nur in den ſchroffſten Gegenſätzen: entweder ſie haben am Lande und bei ruhiger See gar nichts zu thun, oder ſie haben mit erſchreckender Anſtrengung zu arbeiten.

Der Privatmann ſtimmte für Langeweile auf hoher See, und bekämpfte ganz richtig die ſtets bereite Meinung: der unendliche Anblick von Himmel und Waſſer erwecke die großartigſten Gedanken von Unendlichkeit, Unſterblichkeit und ſonſtigen Abſtractheiten. Ja, rief er, wenn dieſer Anblick eine Unbegrenztheit böte! Das thut er aber nicht. Wo die Grenze meiner Sehkraft iſt, da iſt ja auch eine nur zu deutliche Grenze von Himmel und Meer, da liegt der Horizont auf dem Waſſer, und der Dom meiner Menſchlichkeit iſt geſchloſſen wie anderswo, er hat nichts voraus vor einem Anderswo, als daß er leer iſt!

In ſolcher Lage gebar Lord Byron ſeine phantaſtiſchen Erzählungen in Verſen, und ich war ſeit Kurzem der

Meinung, es befinde ſich auch auf dem Svithiod die Heldin ſolch einer Erzählung. Ich war hinübergegangen, um durch die Fenſterkuppel auf dem Deck nach der Damenkajüte hinabzuſchauen und zu erforſchen, was meine Frau begänne. Die Fenſterkuppel war um ein Stück geöffnet für den Zugang friſcher Luft, und war in ſolcher Lage befeſtigt. Ich konnte nur eine kleine Ecke des Inneren ſehn, und da erblickte ich eine in Schwarz gekleidete Dame, die mit gefalteten Händen am Tiſche ſaß, und unbeſchäftigt, ſinnend vor ſich hinblickte. Die Hände waren weiß und ſchön, der Kopf, von ſchwarzem glatten Haar umſchloſſen, war es nicht minder. Antlitz und Hals zeigten jene Vereinigung von Fülle und Bläſſe, welche reizender ſein kann als blühende Geſundheit. Der Schnitt des Geſichts war edel, das Auge dunkel, die Wimper lang.

Es war offenbar die ſchwarze Dame, welche wir in Calmar hatten auf's Schiff ſchreiten ſehn, und meine Frau wußte von ihr zu ſagen, daß ſie kein Wort ſpräche, und auch dem Kammermädchen des Svithiod nicht antworte. Ihre Habſeligkeiten, der Schnitt ihrer Kleider und das Zeichen im Taſchentuche deuteten eher auf deutſchen als auf ſchwediſchen Urſprung. Denn alle Schwedinnen,

Kön. Univ. Bibl.
Berlin

welche wir bis jetzt geſehn, huldigten in der Kleidung einer in Deutſchland bereits vergangenen Mode —

Darüber kann ich vielleicht Auskunft geben, ſagte ein deutſcher Paſſagier, der in Calmar auf's Schiff gekommen war. Ich bin Oekonom, und ſuche ein Landgut zu kaufen im ſüdlichen Schweden. Hier iſt noch was zu machen: der Boden iſt noch wohlfeil, und kann viel ergiebiger gemacht werden, als er jetzt iſt. Die Oekonomie und Forſtcultur ſind noch in der Kindheit und der Arbeiter iſt träg. Mit deutſchen Bauern könnte das Land gar bald auf eine höhere Stufe der Ausgiebigkeit gebracht werden. Zu dem Ende bin ich ſeit längerer Zeit in Schonen, Blekingen und Småland auf den Beinen. Vor vierzehn Tagen war ich in Yſtad, als das Dampfſchiff ankam, und eine ſchwarzgekleidete Dame, welche bis Stockholm eingeſchrieben war, blieb zurück, weil ſie die Schiffsbewegung nicht länger vertragen konnte. Sie war nicht ſeekrank, aber fortwährend ohnmächtig geweſen. Die Paſſagiere erzählten Dies und Jenes von ihr. — Vor fünf Tagen kam ich nach Calmar, und fand da dieſelbe Dame. Sie hatte nach acht Tagen die Reiſe wieder angetreten und hatte ſie in Calmar wieder aufgeben müſſen. Die Leute erzählten wieder andere Dinge von ihr. Erſichtlich war nur, daß ſie ſo gut wie gar nicht ſprach, daß ſie aber deutſch und ſchwediſch ſprechen konnte; und zwar das Schwediſche in einem ſo ſeltnen Accente, daß man vermuthen mußte, ſie habe es nur aus Büchern erlernt.

Es iſt eine vornehme Deutſche, flüſterte mir der Oekonom zu, welche durch ihren Vater unglücklich geworden. Dieſer hat durch ein Verbrechen ſeinen Namen unauslöſchlich befleckt, und die unſchuldige Tochter weiß nun nicht, wohin ſie den befleckten Namen, welchen ſie tragen muß, verbergen ſoll. Der Bräutigam hat ſie verlaſſen, alle Bekannte haben ſich von ihr zurückgezogen wie vor einer Verpeſteten. Von Stadt zu Stadt iſt ſie geflüchtet, überall hin haben ſie die Zeitungen mit ihrem Namen verfolgt, denn die Zeitungen dienen der Neugier um jeden Preis. Da hat ſie den Entſchluß gefaßt, ſich im Auslande zu verbergen. Aber überall wird geſchrieben und geleſen und im tiefſten Amerika iſt ſie vor Zeitungen nicht ſicher. Die Abgelegenheit im nördlichen Schweden, wo zwiſchen den einſamen Bauerhöfen die Journale nicht mehr courſiren, iſt ihr endlich als einziger Zufluchtsort erſchienen, und dahin iſt ſie auf dem Wege. — Und auch dieſer Zufluchtsort iſt, wie ich höre, ſchon verrathen? — Ja wohl, die Welt iſt längſt zu klein und zu aufgeklärt geworden!

Wir hatten nicht Acht gehabt, daß der Svithiod unterdeſſen mit großer Schnelligkeit durch das glatte Meer vorwärts gekommen war, und wir wurden alſo überraſcht, als es plötzlich vom Vordertheil herüber klang: Landsort!

Die Sonne ſtand noch am Horizonte und beleuchtete den Leuchtthurm von Landsort, dieſen Eingang in die Upländer Scheren. Wir waren alſo nun unmittelbar vor jenem Inſelmeere, welches in weitem Bogen den Zugang öffnet und ſchließt zum urſprünglichen Schweden. Von Landsort — die Schweden ſprechen dies o ſo tief, daß es faſt wie u klingt — reichen die Regierungsarme ſchon raſch bis Stockholm hinein, obwohl die Entfernung noch an die zwölf Fahrſtunden beträgt. Der Telegraph nämlich beginnt von Landsort und ſpringt von Klippe zu Klippe bis zur Höhe von Södermalm, der ſüdlichen Vorſtadt Stockholms, und noch an dieſem Abend konnte es in Stockholm angeſchlagen ſein, daß der Svithiod nahe ſei. Es wurde uns verſichert, daß die Regierung in ſolchen Punkten ſehr aufmerkſam und ſorgſam im Intereſſe des Publicums verfahre. Das hätte tröſtlich ſein müſſen für den Commerzienrath: ſein Neffe konnte, darauf geſtützt, vielleicht einige Anſtalt zur Verzögerung treffen. Aber der Commerzienrath war aus Rand und Band; er wagte nicht mehr zu hoffen, und verſicherte in ſtoßweis erſcheinenden Worten: ſein Neffe ſei ſein Ebenbild, guten Muths, ſo lange es irgend gehe, kopflos in verzweiflungsvoller Lage, heut' Abend ſei er im Stande, vor der wichtigſten Reſpectsperſon ohne Gruß vorüberzulaufen, und an die Telegraphen-Anſchläge denke er gewiß mit keiner Sylbe!

Der Leuchtthurm von Landsort blieb uns links, und wir rauſchten in die Scheren hinein. Es ſind dies lauter kleine Felſeninſeln, die gar eigenthümlich ausſehn, graue Granitklippen, die abgerundet und abgeflacht ſind, mitunter nicht größer als der Platz zu einem Hauſe oder zu einem Markte, mitunter aber auch größer und durch eingeriſſene Buchten von mannigfacher Geſtalt. Hier außen ſind ſie vorherrſchend klein und rund, ein graues Inſelmeer. Dünne Mooſe und Flechten bilden lange Zeit die geringe Spur von lichtem Grün darauf, und erſt viel weiter innen in dieſem Inſelmeere findet die Birke, dann die Fichte ein wenig Erdreich auf dieſen Felſen, um aufzuwachſen, wenn Vögel die Samenkörner juſt über den kleinen Erdſchichten verloren haben.

Verwundert blickte ich auf dieſe traurige und doch nicht unintereſſante Klippenwelt, welche von der niederſinkenden Sonne ſo vergoldet war, daß ſie farbig und maleriſch erſchien, da faßte mich der Capitain am Arme und deutete auf einen kleinen ſchwarzen Punkt, der in Büchſenſchußweite auf der glatten Oberfläche des Meers zu ſehen war. Was iſt's? — Ein Seehund! Wenn unſre Wellen hinkommen werden, wird er untertauchen, verdrießlich, daß wir ihm die Abendſonnung geſtört haben.

Eine Büchſe für ſo ſchweren Schuß war nicht vorhanden, und ich hatte auch kein Verlangen darnach. Solch ein einzeln Thier außer Zuſammenhang mit einer conſequenten Verfolgung zu tödten, gehört meines Erachtens nicht in den Jagdtrieb, wenigſtens nicht in den meinigen. Boas erzählt, daß der Seehund mit der Kugel erlegt auf den Meeresgrund niederſinke, und mit Schrot in's Auge geſchoſſen werden müſſe, wenn er im verendeten Zuſtande auf der Oberfläche ſchwimmen ſolle. Es iſt mir das durchaus nicht einleuchtend, aber ich kann nicht widerſprechen. Ich weiß nur, wie man ſie am frieſiſchen Strande erlegt. Da kommen junge und alte zur Sonnung und zum Spielen heraus, und der Jäger läuft ſtracks auf ſie zu. Sie entfliehen raſch und ſtürzen ſich plätſchernd in die See. Der Jäger aber wirft ſich ſogleich platt auf den Strand. Er weiß, der junge Seehund, der die Gefahr noch nicht kennt, wird bald wiederkommen. Es dauert denn auch nicht lange, ſo guckt neugierig hie und da ein ſchwarzer Kopf aus dem Waſſer, und da der Strand leer zu ſein ſcheint, ſo kommt bald der eine und der andere heraus, und der Jäger, welcher auf dem Bauche liegt, kann den nächſten erlegen.

Dieſer ſchwediſche Seehund nahm keine Notiz von uns und blieb auf ſeiner Klippe liegen. Solche verborgene Klippe belehrte uns aber, wie gut der Capitain hier das Fahrwaſſer kennen müſſe, um nicht anzufahren. Tief genug iſt das Fahrwaſſer für die ſtärkſten Schiffe bis an den Fuß des Königsſchloſſes von Stockholm.

Hie und da zeigten ſich in dieſem öden Meeresparke hinter höheren Felſen einige Hütten von Holz. Mein Gott, wer wohnt hier? Fiſcher während der guten Jahreszeit, um dem Gewerbe früh und ſpät obzuliegen. Zuweilen hatten ſie ſogar neben ihrer Hütte eine Handbreit Kartoffeln angebaut. Ich weiß nicht, ob ſie das Bischen Erde vorgefunden, oder auf den Kähnen herzugefahren hatten.

Es mußte ſpät ſein, aber ein bleicher Tagesſchein wich nicht von dieſem grauen Archipel, durch welchen zuweilen wilde Enten flatterten und über welchem Raubvögel kreiſten. Ich ſah nach der Uhr: es war zehn Uhr. Wir waren ſchon ſo weit im Norden, daß die tagdämmernde Nacht begann. Um dieſe Jahreszeit kommen oft Engländer auf ihren Yachten von ihren grünen Inſeln herüber geſegelt, und ſie ſteuern hinauf bis Torneå, um den merkwürdigen Anblick der Mitternachtſonne zu erleben. Auch hier ſind ſie um ihrer ſteifen Wunderlichkeit halber belächelt. Voriges Jahr iſt auch einer gekommen bei recht üblem Wetter und ſchwerer See, und erſt nördlich von den Upländer Scheren iſt es gut geworden. Er kommt denn an und die Zeit der Mitternachtsſonne mit ihm. Er aber hat ſich ſchlafen gelegt. Der Moment iſt da, es iſt Abends elf Uhr und die Leute wecken ihn und rufen ihm zu, er möge aufſtehn. Was antwortet er? „Jetzt nicht! Ich komm' wohl einmal wieder!“

Dies Beiſpiel war für uns ſo verführeriſch, daß auch wir beim noch lichten Tagesſcheine ſchlafen gingen. Aber wir raiſonnirten klüger, wenn auch weniger originell. Der graue Archipel, ſagte uns der Capitain, geht einförmig ſo fort mehrere Stunden lang; erſt wenn wir Miene machen, weſtlich zu wenden, eine gute Stunde vor Warholm, wird er mannigfaltiger und intereſſanter. Ich werde Sie alſo um zwei Uhr wecken laſſen!

So geſchah's. Und nun fanden wir die Inſeln größer und grüner. Die Sonne ging eben zu wiederholten Malen auf. Denn jetzt war ſie vor einer kleineren Inſel dieſes Parks am Horizontrande, dann verſchwand ſie wieder vor einer größeren, und erſchien gleich darauf wieder nur mit halbem Antlitze über einer mittelgroßen. Und das dunkle Meer ſog ſo jungfräulich die erſten Strahlen ein, und alle Winde ſchliefen, es war ein richtiger Tag vor Johannis, ein drei und zwanzigſter Juni an der Pforte Up-Svea's. Es iſt dies eine allerliebſte Pforte! Immer nach fünf Minuten ein neues Bild, und immer ſchöner geſchmückte Wälder, und immer größere Bäume, auch edlere Laubholzbäume als die blaſſen ruſſiſchen Birken, und alle friſch und in der Morgenfrühe flüſternd, und hinter jeder Wendung konnte das nordiſche Conſtantinopel erſcheinen!

Sobald noch nicht! Drei bis vier Stunden dauerte es noch auf dieſem merkwürdigen Wege. Eine graue Thurmburg links ein Paar Kanonenſchüſſe ſeitwärts wurde gezeigt, Friedrichsborg, welche einen andern Paß durch die Scheren beherrſcht, der größte Kanonenthurm in Europa, und bei der nächſten Wendung links waren wir vor Warholm, welche hier den Herrn Ruſſen garſtig im Wege liegt, ein gefährlicher Schießthurm mit Wällen, Batterien und bombenfeſten Gewölben, und vor allem zahlreich verſehn mit jenen ſchwarzen Mundlöchern, aus welchen plötzlich die rothe Feuerzunge herausfahren kann, der Bote des ſchmetternden Geſchoſſes.

Das Fahrwaſſer, welches vorüberführt, iſt ſo ſchmal wie ein ſchmaler Fluß. Bekanntſchaft mit allen Kugellagen machen oder ſtranden heißt hier die Wahl, wenn man kein gutes Gewiſſen hat, und wenn man dem Soldaten, welcher mit dem Sprachrohre anfragt nach unſerm Charakter, nicht eine genügende Auskunft geben kann. Ja, wenn's nur keinen Winter gäbe, der dies ſtille Meer in Schlittenfahrt verwandelt! Darum iſt der Schweden Zorn ſo groß, daß man den Ruſſen die Ålands-Inſeln gegeben hat. Nicht der Ålands-Inſeln wegen, ſondern der Ruſſen wegen, die man zärtlich warholmiſch liebt.

Hier in dieſem Thurme hat Cruſenſtolpe ſeine Gefängnißſtrafe verbüßt. Dergleichen ſoll unter verhältnißmäßig artigen Formen in Schweden vor ſich gehn, und die Einförmigkeit auf dieſer Klippe iſt auch in jedem Falle ſchon eine ganz vollwichtige Feſtungsſtrafe. Solide Liberale, welche damals noch den Cruſenſtolpe zu ihrer Fahne zählten, ſind über ſein Leben auf Warholm nicht wenig erſchrocken geweſen. Er hat ſich aus Frankreich Paſteten und andre Gaumenherrlichkeit kommen laſſen, vielleicht gar Vogelneſter! Dergleichen oberflächliche Laſter hat man immer nur der verdorbenen Ariſtokratie zugetraut.

Unter Geſprächen über die Ruſſen ging es weiter im Meeresparke, der immer grüner wurde von Laubhölzern. Die Handelsfahrzeuge, welche uns begegneten, erinnerten nämlich immer wieder an des griechiſchen Peters-Burg. Dieſe Handelsfahrzeuge ſind dort in dem oberen Theile der Oſtſee vorzugsweiſe finniſche. So oft ich fragte: Was für ein Schiff? immer hieß es: Finne! Und dieſen Verluſt von Finnland kann der Schwede durchaus nicht und ſoll er auch nicht verſchmerzen. Er weiß auch ſehr gut, wie es dort ausſieht. Der Finne iſt wohl Geſchäftsmann und als ſolcher leiblich kosmopolitiſch, aber ſeine geſchichtliche Neigung hat denn doch gar nichts mit den Ruſſen zu thun und neigt denn doch ganz nach Stockholm. So lange alſo der Czar Finnland wie ein rohes Ei behandelt und ihm eine Ausnahmsſtellung von ruſſiſchen Geſetzen bewilligt hat, ſo lange hat der Finne kosmopolitiſch geſchwiegen. Neueſter Zeit aber hat man in Petersburg angefangen, die finniſchen Begünſtigungen einzuziehn, in der Hoffnung, Finnlands Kosmopolitismus ſei nun ruſſiſch genug durchdrungen — und nun zeigt ſich's, daß das Ruſſenthum nirgends Wurzel gefaßt und daß ſich der Finne nur mit den ruſſiſchen Begünſtigungen vertragen hat.

So geht es überall einem Staatsweſen, welches für eroberte Länder nur äußerliche Geſchenke oder Strafen hat, nicht aber eine ſchöpferiſche und dadurch verführeriſche Seele entwickeln kann. In dieſem Zuſammenhange iſt die Erſcheinung des Kaiſers Nikolaus eine ſo tragiſche, eben weil ſie eine ſo ſtattliche und mächtige: Alles mißlingt, und ſelbſt der mühſam erzwungene Sieg trägt nirgends Früchte, höchſtens Unkraut, Diſteln und Dornen.

Die Männer der neuen calmarſchen Union hoffen denn auch mit der Zeit auf Finnland, welches ja hinabreicht bis auf den Gemüſeſumpf von Petersburg. Nur Petersburg ſelbſt ſetzt ſie in Verlegenheit. Was ſoll daraus werden, wer ſoll das bekommen, wenn die ſkandinaviſchen Träume ſich einſt verwirklichen? In dieſen Träumen ſpielt natürlich Preußen und Polen eine große Rolle, weil ſie helfen müßten. Preußen bekäme die Küſtenländer bis zur altdeutſchen Handelsſtadt Riga, und Polen bekäme die eſthländiſche Küſte, um ſein Getreide ausführen zu können. Nur Petersburg würde ein Zankapfel. Es mag zerfallen, ein nordiſches Venedig ohne geblüht zu haben! rief ein Fanatiker —

Tolle Träume und Schäume! ſchalt der Capitain, dorthin geblickt und ſalutirt! Die Spitzen über den Baumkronen jener Inſel ſind die Thürme von Stockholm, Katharinenthurm, deutſcher Kirchthurm, Ritterholm!

Ich erſchrak, denn ich war eines blendenden Anblicks gewärtig, und nun ſchien es, als würden wir uns ohne maleriſchen Eindruck hinan ſchleichen. So wurde es aber nicht. Das Schiff wendete links um die vorliegende Inſel und Holm für Holm ſtieg Stockholm vor uns aus den Fluthen empor. Erſt zu unſrer äußerſten Linken der Södermalm, die ſüdliche Vorſtadt, welche ſteil an einem Berge in die Höhe klettert; dann die Mitte, das Herz der Stadt, die Stadt kurzweg, Staden, genannt, ein breiter Hügel, worauf das Schloß und Ritterholmthurm; dann rechts der lange und breite Norrmalm, die nördliche Vorſtadt, welche ſich an Hügeln hinaus dehnt, und alle die andern Holme und Malme, die vor und hinter ihm liegen, beherrſcht. Dies ſind die drei Haupttheile, in welchen ſich Stockholm ſehr maleriſch darſtellt. Södermalm links iſt der ſteilſte Theil, Norrmalm rechts der weiteſte, die Stadt in der Mitte der ſtattlichſte und ſchönſte, denn er trägt auf der Höhe ſeiner Hügelbreite das Schloß, und dies Schloß iſt von ſtattlicher Schönheit; ich kenne kein ſchöneres.

Und dies Alles ſteht auf dem Oſtſeeſpiegel und die Ränder werden umſäumt durch die Schiffe des Hafens; man denkt unwillkürlich an Genua.

Gerade auf das Schloß zu rauſcht das Schiff, und man ſucht mit den Augen, wo der Mälarſee herabkomme. Denn hinter dem Stockholm, welches man jetzt ſieht, liegt ſechs Fuß höher als das Meer der 18 Quadratmeilen große Mälarſee. Zu beiden Seiten der eigentlichen Stadt, des Staden, kommt er herab in die Oſtſee, aber nicht, wie man erwarten könnte, waſſerfallartig, ſondern ſanft einſtrömend durch Schleuſen.

Rechts hinüber, rechts von uns Ankommenden dehnt ſich der Hafen und die Inſelſtadt noch mannigfaltig nach der Seite hin. Ladugårdslandet heißt dieſer Stadttheil, und da ich dieſen Namen nicht behalten konnte in meinem noch ſo ſchwachen ſchwediſchen Gedächtniſſe, ſo nannte ich dieſe ganze Gegend Schiffsholm, weil man dahinüber viel Schiffsweſen, ſogar Schiffshütten zur Behauſung der großen Fahrzeuge ſieht, und weil Schiffsholm auch ein wirklicher Name für eine große Inſel dieſer Gegend iſt. Rechts da hinüberblickend ſieht man große Kaſernen-jenſeits des Salzwaſſers das Hafenbecken begrenzen. Salzwaſſer heißt hier die Oſtſee zur Unterſcheidung vom Mälar.

Die Inſel, welche Thiergarten genannt wird, ſchloß rückwärts zu unſrer Rechten den Stockholmer Zauberkreis, in welchem wir wie auf Rinaldo's Fahrzeuge gefangen waren. Denn hinter unſrer Einfahrt hatten ſich die bewaldeten Scheren zuſammengezogen, und wir waren in einem Meereshafen, der außer Verbindung mit dem Meere zu ſein ſchien.

Während ich mir nochmals die Namen der Stadttheile von links nach rechts nennen ließ: Södermalm, Staden, Norrmalm, Ladugårdsland, Schiffsholm, Thiergarten, näherten wir uns dem Landungsplatze unter dem Schloſſe. Es war noch ſo früh am Tage, daß nur wenig Menſchen unſer am Ufer harrten, obwohl die Sonne ſchon in vollen Goldesſtrahlen warm auf den Stadthügeln und den Waſſerflächen lag, und dem nordiſchen Granitboden, der links am Södermalm, rechts am Thiergarten mitunter nackt zu Tage trat, einen warmen Farbenton verlieh.

Zollbeamte ſind überall die erſte Bekanntſchaft, und in Beſchäftigung mit ihnen hatte ich die entſcheidende Scene verſäumt. Es war nämlich erſt halb ſechs Uhr und die kühnſten Erwartungen des Commerzienrathes waren ſomit überflügelt: er konnte mit Leichtigkeit bis ſechs Uhr am jenſeitigen Ufer des Staden ſein, wo unter der Ritterholmkirche die Mälarſchiffe abgehn. Aber die Freude und die lang geſponnene ſchwediſche Höflichkeit, welche ihm zur andern Natur geworden, hatten im entſcheidenden Augenblicke alle gewonnenen Vortheile auf's Spiel geſetzt. Von Jedermann hatte er ausführlich Abſchied nehmen, an Jedermann hatte er eine Rede halten wollen, und über letzterem Beſtreben hatte es drei Viertel geſchlagen. Bis daher hatte der Capitain ruhig zugeſehn, jetzt aber die noch lange nicht beendigte Ceremonie ſtracks unterbrochen, und den widerſtrebenden Commerzienrath eigenhändig an's Landungsbrett geführt. Als ich auffah von meinem geſtörten Nachtſacke, wandelte der alte Schwede breitſpurigen, langſamen Ganges links vom Schloſſe den Hügel hinan, und kehrte ſich zum Oeſteren um und wehte uns Abſchiedsgrüße zu mit ſeinem Hülſs-Foulard. Denn er ſchnupfte, und führte neben dem Dienſttuche ſtets ein unverſehrtes, der Repräſentation gewidmetes Sacktuch. Mitunter ſchien er ſich zu vergreifen, hielt inne, machte eine entſchuldigende Pantomime, und verweilte ſich dabei — Straf mich Gott, rief der Capitain, er kommt nicht hinüber bis ſechs Uhr! Warum geht er denn nicht den nächſten Weg rechts um's Schloß, und warum lenkt er denn nach der finniſchen Kirche hin?!

Zu unſerm Erſtaunen entdeckten wir, daß die unglückliche ſchwarze Dame neben ihm ſei, daß er ihr den Arm bot, daß ſie mit ihm links vom Schloſſe hinter der finniſchen Kirche verſchwand.

Hatte dieſe Dame uns und ihn getäuſcht, und war ſie am Ende doch Niemand anders, als die unternehmende Geliebte ſeines Neffen?

Die ſchwediſchen Damen ſind zur intereſſanteſten Romantik geneigt! ſagte mir beim Abſchiede der liebenswürdige Capitain Fitinghof.

Und iſt dies nicht die Hauptſtadt der neuen calmarſchen Union? ſagte ſtolzen Blickes in gebrochenem Deutſch ein unſcheinbar gekleideter Paſſagier, der unſere Geſpräche angehört hatte, ohne ſich in dieſelben zu miſchen. Sein Auge ſchweifte mit einer unbeſchreiblichen Genugthuung über das überraſchend ſtattliche Bild Stockholms dahin und haftete an den höheren Fenſtern des über uns liegenden Schloſſes. Dort wohnt die heutige Margaretha! ſetzte er leiſer hinzu. Die Geſchichte ſoll Viel zu ſagen haben von unſerm Könige Oskar, der nicht nur gut iſt, ſondern auch klug.

Wer Herr dieſer Union ſein wollte, müßte auch freilich ſehr klug ſein; denn Niemand will heutiges Tages in zweiter Reihe ſtehn, auch nicht Dänemark, auch nicht Norwegen. Und als officielle Hauptſtadt der Union dürfte Stockholm nicht auftreten wollen.

4.

Stockholm.

Die Seite des Schloſſes nach dem Salzſee zu hat zwei vorſpringende kurze Flügel, und der alſo entſtehende offene Hofraum iſt auf geſchmackvolle Weiſe zum Blumenparterre gemacht. Ich glaube, man nennt dies Parterre Logården, den Luchshof. Auf dieſer Seite im zweiten Stock wohnt König Oskar; es iſt die Wohnung des Kronprinzen, welche er noch nicht verlaſſen hat. Er ſieht gegen Morgen nach dem Meere hinaus.

Der Hügel, auf welchem das Schloß liegt, iſt nicht eben hoch, aber doch von der öſtlichen und nördlichen Seite ſo hoch, daß man Treppen hinauf ſteigen muß zum Königshauſe. Nach der nordöſtlichen Ecke des Schloſſes kommend, und zwei Fronten deſſelben überſehend bleibt man unwillkürlich ſtehen, um den edlen Styl, den wirklich majeſtätiſchen Eindruck zu genießen. Graf Nicodemus Teſſin hat es vor hundert Jahren erbaut. Sein Sohn hat die Vollendung geleitet, das Ganze iſt alſo ein Werk der Teſſin. Seit 1753 hat die königliche Familie dies neue Schloß bezogen, welches auf der Stelle des alten, mehrmals abgebrannten Schloſſes ſteht. Es iſt ein großes geſchloſſenes Viereck. Der Bauſtyl iſt wohl italieniſch zu nennen, doch ſcheint es mir, er ſchließe ſich an keinen gegebenen Styl mit ſtarrer Treue. Er zeigt zwei Stockwerke, aber dazwiſchen und darüber breite Mauerflächen, welche ſparſam verziert ſind und den Charakter ſtolzer Würde haben.

Auf der Oſtſeite dicht an dem Salzſee, auf der Nordſeite dicht an der Mälarmündung, über welche die ſteinerne Norrbrücke nach Norrmalm hinüber führt, beherrſcht es die Waſſerflächen. Jenſeits im Süden ſteigt der Hügel des Staden noch etwas höher auf, und weſtlich hin fällt er abwärts zum Ritterholmplatze und zu dem Landungsplatze am Mälar hinab.

Hier der Norrbrücke gegenüber iſt ein Hauptportal des Schloſſes und an der Rampe liegen zwei koloſſale ſteinerne Löwen. Von ihnen heißt dieſer hüglige Aufgang Lejonbacken, Löwenberg.

Mit gutem Geſchmack iſt die ganze Waſſerſeite vor dem Schloſſe frei. Sie wird als Landungsplatz Schiffbrücke — Skeppsbron — genannt. Rückwärts nach rechts deutend machte uns der Privatmann auf eine Statue aufmerkſam, und die Bemerkung des Lohndieners, es ſei das Standbild Guſtav III., bewog uns, ſogleich hinzuſchreiten. Guſtav III. iſt für mich von größtem Intereſſe, und ich freute mich ſehr, dieſen genialen, modern ritterlichen König mit königlichen Fehlern und Vorzügen näher kennen zu lernen.

Dieſe koloſſale Guß-Statue iſt nicht beſonders förderlich dazu. Der Bildhauer Sergel, ein ſehr talentvoller Schwede, hat die ganz richtige Abſicht gehabt, die Genialität durch freie Bewegung ausdrücken zu wollen. Guſtav ſchreitet leichten Schrittes. So bleibt ein Bein rückwärts und ruht faſt nur auf der Fußſpitze, und ſo iſt der erſte Ausruf des Beſchauers: Mein Gott, ein Tanzmeiſter! Man thut der Bildſäule damit Unrecht, ſie iſt übrigens ſehr verdienſtvoll, und die künſtleriſch ſinnliche Fülle des Körpers und Hauptes, welche dem lebensfrohen Guſtav gar wohl entſpricht, iſt lobenswerth. Aber die Stellung bleibt zu gewagt und ſtört. Der Bildhauer wird kaum für eine einzelne Statue — in der Compoſition iſt dies ganz anders — ſolche Bewegung glücklich ausdrücken können. Unſer Sinn verlangt für eine ſolche zunächſt ſichern Halt, oder um das fremde, mehr ausdrückende Wort zu gebrauchen, Aplomb. Erſt von dieſem aus kann Bewegung günſtig wirken.

Hinter Guſtav jenſeits der Norrbrücke ſteht das Schauſpielhaus, in welchem er erſchoſſen wurde; bei Fackelſchein trug man den verwundeten König, der noch Sinn hatte für dieſe maleriſche Scene, über dieſe Brücke die Schloßrampe hinauf in das Schloß, welchem er jetzt zugewendet ſteht, und aus welchem er nur als Leiche wieder zum Vorſchein kommen ſollte.

So hatte uns alſo beim Eintritte in Stockholm der Gedanke an die blutigſte moderne Kataſtrophe Schwedens begrüßt. Gedankenvoll folgten wir dem Lohndiener, welchen wir am Landungsplatze als Diener des ſogenannten Hôtel garni gefunden hatten. Er ſprach verſtändlich deutſch und es hieß denn: Da ſiehſt Du, Deutſch iſt hier zu Hauſe! Er führte uns über die breite granitne Norrbrücke, von welcher man rechts nach dem Oſtſeehafen hinab, links nach dem grünen Mälarſee hinauf ſieht. Sie führt dem Löwenhügel des Schloſſes gegenüber auf einen Platz, welcher nach der Schloßſeite zu frei an den Mälareinfluß ſtößt, und Guſtav-Adolph-Platz heißt. Rechts von uns bildet jenes Schauſpielhaus die eine Seite, links der Palaſt des Prinzen Carl die andre Seite des Platzes. Beide ſind in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut und von dem mittelmäßigen Style kleiner deutſcher Reſidenzſchlöſſer. Die hintere Seite dieſes Platzes iſt von entſprechenden Gebäuden geſchloſſen, und in der Mitte ſteht die Reiterſtatue Guſtav II. Adolph, den wir kurzweg Guſtav Adolph nennen. Sie iſt nur mittelmäßig, wohl gar noch weniger mit ihrem unſchönen weitläufigen Landpferde. Die Schweden haben ganz mit Recht darauf gehalten, daß ſchwediſche Künſtler dergleichen Denkmäler bildeten. Das iſt national-achtenswerth, aber der Kunſtwerth hat darunter gelitten. Uebrigens klingen die Namen l'Archevesque, der dieſen Guſtav Adolph modellirt und Meyer, der ihn gegoſſen, nicht ſchwediſch, und eine zweite Statue von demſelben l'Archevesque, welche wir ſpäter ſehen ſollten, die Statue Guſtav I. — bei uns Guſtav Waſa genannt — übertrifft bei Weitem die, vor welcher wir jetzt ſtanden.

Wir waren hier auf Norrmalm, dem Weſtend von

Stockholm, ſo wie der Staden der City entſpricht. Hundert Schritte am einſtrömenden Mälar hingehend bogen wir rechts in eine der ſchönſten von den langen, einförmigen, ſtillen, mälig aufſteigenden Straßen Norrmalms, Drottning-Gatan, Königin-Straße, genannt, und das zweite Haus war unſer Hôtel garni. Ich ſehe, daß auch Gräfin Ida Hahn hier gewohnt und ihre willkürlichen Aeußerungen niedergeſchrieben hat. Wenig Equipagen, wenig Menſchen, Sonntagsſtille! So iſt es allerdings hier in Norrmalm, wo die vornehmeren und ruhigen Leute wohnen. Der Hauptverkehr iſt drüben im Staden, und ſtolze Paläſte des mächtigen ſchwediſchen Adels hat Norrmalm nicht eben aufzuweiſen zur Entſchädigung. Die Verhältniſſe Stockholms ſind überhaupt nicht die gebieteriſchen einer großen Hauptſtadt, weder in Menſchenzudrang, noch in Inſtituten. Das Schloß und die Lage müſſen alle Koſten tragen. Das thun ſie aber auch hinreichend. Die Einwohnerzahl beträgt noch nicht 90,000. Wird Schweden reicher an Menſchen, ſo muß und wird auch ſein Boden umfänglicher und ergiebiger bebaut werden. Das thut Noth und wird nicht ausbleiben: ſo wie die Landesverhältniſſe jetzt ſind, iſt die Hauptſtadt entſprechend. Man kann doch nicht eine Hauptſtadt darnach richten, ob ſie den Liebhabereien einer reiſenden Dame entſpreche oder nicht entſpreche. Solche Reiſe-Capriccios haben ihren Werth oder Unwerth in ihrer Form, der zufällige Inhalt darf die Schweden nicht kümmern.

Das Weſen der Gaſthöfe in Stockholm iſt für Verkehr und Lebensweiſe der Schweden bezeichnend. Es exiſtiren nämlich faſt gar keine Gaſthöfe. Das Reiſen Fremder beginnt erſt, und iſt doch noch lange nicht von dem Umfange, daß ein Gaſthof darauf begründet werden könnte. Die Schweden ſelbſt aber, welche aus den Provinzen nach Stockholm kommen, ſollen nur Zimmer brauchen und ſuchen, nicht aber alle die Lebensbedürfniſſe, auf welche unſre Gaſthöfe eingerichtet ſind. Deshalb iſt ein Hôtel garni hinreichend, beſonders wenn es wie das unſrige auch für Frühſtück ſorgt. Man lebt nach franzöſiſcher Art und ſucht ſich im Laufe des Tages ein Speiſehaus und ein Kaffeehaus. Die Auswahl iſt freilich nicht groß, wenn man nicht den Thiergarten, welcher kaum ein halbes Stündchen weit abliegt, mit in den Kreis ziehen will.

Wir fanden gleich beim erſten Ausgange ein ſehr anmuthig gelegenes Kaffeehaus unter der Norrbrücke, welches wir leicht zum Mittelpunkte unſres Stockholmer Lebens machen konnten. Es liegt unten zwiſchen den einſtrömenden Mälararmen auf der Landſpitze, welche in die hier überall kriegsſchiff-tiefe Oſtſee hineinragt. Stromparterre iſt der Name. Windſtill ſitzt man hier unter den Schatten der Brücke und des Schloſſes, hat den Hafen vor ſich und viertelſtündig die Boot-Fiacker, welche einen nach den Holmen — Inſeln — und beſonders nach dem Thiergarten bringen.

Unſre erſte Abſicht war, eine Ueberſicht über die Stadt, welche aus ſo viel Holmen und Malmen beſteht, zu gewinnen, und zu dem Ende machten wir uns auf nach dem Södermalm, der am höchſten liegt. Malm heißt urſprünglich Erz; ich weiß nicht, wie es zu der Bedeutung „Vorſtadt" gekommen iſt. —

Dort oben auf Södermalm unter dem Telegraphen iſt ein kleiner Berggarten, Moſe-Backen genannt — Back heißt Berg — welcher zum Orientirungspunkte dient. Am Schloſſe vorüber durch enge häßliche Straßen des Staden gelangt man auf die andre Mälarbrücke in die bergige ſüdliche Vorſtadt. Dieſer Södermalm iſt wirklich bergig, ſonſt aber hab' ich gefunden, daß die Schilderungen der ſteilen Bergſtraßen Stockholms übertrieben ſind. Das Hauptterrain, in welchem man ſich vorherrſchend bewegt, die Uferplätze von Norrmalm nach dem Schloſſe und nach der Ritterholmkirche und dem Mälarhafen, ſind eben oder doch nur wenig geneigt.

Es war Sonntags-ſtill in Södermalm und je höher wir hinauf kamen, deſto unſcheinbarer wurden Straßen und Häuſer. Von dem kleinen Berggarten aus hat man aber allerdings ein ſehr intereſſantes Panorama über das nordiſche Conſtantinopel.

Die Gründung der Stadt reicht hinauf in mährchenhafte Zeit, in welcher nordweſtlich an den Mälarufern die alten Recken ſich angeſiedelt hatten, beſonders in den Gegenden von Sigtuna und Upſala. Die älteſte Sage, welche ſich an die Inſeln Stockholms knüpft, erzählt von König Agne, der von einem Kriegszuge gegen Finnland mit reicher Beute und der finniſchen Königstochter Skjalf hierher zurückgekehrt und Willens geweſen ſei, ſich hier mit der ſchönen Finnin zu vermählen. Sie habe aber darauf beſtanden, daß erſt Todtenfeierlichkeiten für ihren erſchlagenen Vater Froſte begangen werden müßten. Dies ſei denn hier unten mit großem Pompe und mit reichlichem Schmauſen und Trinken geſchehn. Der König Agne ſcheint auch heldenmäßig gezecht zu haben, denn es iſt Agne und den gefangenen Finnen möglich geworden, ihn während der Nacht vermittelſt einer goldnen Kette an einem Baume aufzuhängen, und dann auf der Oſtſee zu entfliehen.

Dieſe erſte Romantik Stockholms erwähnt noch nichts von einer Anſiedlung auf dieſen Holmen. Es exiſtirt aber eine zweite und ſpätere Sage, welche die Oertlichkeit näher beſtimmt. In jener frühen Zeit nämlich ſoll der Staden noch nicht eigne Inſel geweſen ſein, ſondern hier auf der Södermalmſeite mit dem Boden der jetzigen Vorſtadt zuſammengehangen haben. Damals hat es nur einen Hauptausfluß des Mälar gegeben, den drüben bei Norrmalm, und damals iſt ein norwegiſcher Prinz Olof Haraldsſon, ſpäter als Olof der Heilige berühmt, auf dem Mälar erſchienen und hat die Küſten verheert. Der Rückzug in die Oſtſee beim Norrmalm iſt ihm aber durch die Schweden dadurch verlegt worden, daß ſie den einzigen Auslauf des Mälar durch Ketten und Baumſtämme geſperrt haben. So hat der Norweger hier unten in großer Noth gelegen mit ſeinen Schiffen und man hat ihn für verloren gehalten, bis er eines Morgens mit ſeinen Schiffen verſchwunden geweſen iſt. Bei näherem Zuſehn hat man entdeckt, daß er die Landſpitze durchſtochen und dem Mälar noch einen ſüdlichen Auslauf geöffnet hat, denſelben, welcher jetzt Södermalm vom Staden ſcheidet.

Die Baumſtämme aber — Stockar — welche den nördlichen Ausfluß gedämmt, ſeien Veranlaſſung geworden zu dem Namen Stamminſel, Stockholm. So viel iſt gewiß, daß man nicht, wie auf unſern Schulen geſchieht, Stockholm mit Betonung der letzten Sylbe zu ſagen hat, ſondern Stockholm. Stock iſt das unterſcheidende und zu betonende Wort, ſo wie wir nicht Hamburg, Augsburg, Bamberg, Zwickau mit Betonung der letzten Sylbe ausſprechen, ſondern mit Betonung der erſten Sylbe, welche das Burg, Berg und Au näher bezeichnet. Dazu ſpreche man das St ſcharf und ſpitz wie in Norddeutſchland, nicht Scht, und man erhält den ſchwediſchen Klang von S—tockholm. Schwieriger iſt es mit Upſala. Das Up iſt eine näher bezeichnende Vorſylbe, welche wenigſtens eine halbe Betonung verlangt. Das „Sa“ verlangt aber eine ganze Betonung, und ſo wird das Wort faſt wie zwei Wörter geſprochen, indem nach Up etwas inne gehalten oder doch die erſte und zweite Sylbe betont wird — Up—ſala.

Die erſten ſicheren Zeichen von Bewohnung des Stockholms zeigen ſich erſt um den Ausgang des zwölften Jahrhunderts, und gemahnen an die Entſtehung Venedigs. Eſthen, Kareler und Ingrer hatten die Mälarufer verheert und Alt-Sigtuna zerſtört. Von da aus flüchteten Bürger auf dieſe Inſeln hier, verſchanzten ſich unten bei Ritterholm und bildeten ſo den erſten Flecken, aus welchem Stockholm entſtand.

Die vortreffliche Lage am Ausfluſſe des großen See's in das durch Skären ſo geſchützte und doch ſchiffbare Meer veranlaßte Birger Jarl, hier eine feſte Stadt anzulegen und die Reſidenz des Landes hier zu gründen. Er iſt alſo der eigentliche Vater Stockholms geworden um 1260. Und zwar begann er mit dem Staden und erbaute da, wo jetzt das Schloß ſteht, das Caſtell der 3 Kronen, die im ſchwediſchen Wappen geblieben ſind, wie dieſer Caſtellplatz der ſchwediſche Königsort geblieben iſt. Während der Unionszeit erhielt Stockholm die Bluttaufe, welche es zur Hauptſtadt weihte. Um ſeinen Beſitz wurde fortwährend geſtritten: drüben am Norrmalm, der Jahrhunderte lang ein offener Sandhügel war, ſind die blutigſten Schlachten geſchlagen worden, und die Sieger haben in Stockholm Ströme Blutes vergoſſen. Erſt ſeit Guſtav Waſa mit dem Schwerte in der Hand die letzten Dänen daraus vertrieben um die Mittſommerzeit 1523, alſo jetzt ſeit 311 Jahren iſt nie wieder ein ausländiſcher Feind vor Stockholm geſehn worden.

Hier oben von Moſebacken und vom Telegraphen gen Norden gekehrt mit dem Antlitze genoſſen wir den Anblick dieſer hügeligen Waſſerſtadt im ſchönſten Sonnenlichte. Die Sonne nämlich ſtand erſt über den Scheren, durch welche wir hereingekommen waren, und goß ihren vollen Schein, ohne unſer Auge zu blenden, über die Stadt hinweg in den Mälar hinaus. Statiſtiſch theilt man Stockholm in ſechs Theile: 1) die eigentliche Stadt, der Staden (zuſammengezogen Stan) zu unſern Füßen. Sie liegt auf drei Inſeln, von denen man eine namentlich, den Ritterholm, immer beſonders nennt. 2) Der Nordermalm, zuſammengezogen Norrmalm. Er liegt vor uns und ſcheint von hier oben mit dem Staden zuſammenzuhängen; wo aber der Stan zu unſrer Linken, alſo gen Weſten an den breiter werdenden Mälar ſtößt, da tritt Norrmalm immer weiter nach Norden zurück vor dem Mälarſpiegel und dehnt ſich an Hügeln nördlich hinauf. Noch weiter draußen am Mälarſpiegel 3) **Kungsholmen.** Weiter hinaus gegen Weſten wird der Mälar ſcheinbar geſchloſſen von belaubten Inſeln und von den hügeligen Ufern, auf denen weiße Landhäuſer ſchimmern. Dahinaus geht es nach dem Luſtſchloſſe Drottningholm, und in der Verlängerung links nach dem Södertelje-Canal. In der Verlängerung des Mälars gerade aus und ſpäter rechts, ſteil gen Norden, geht es nach Sigtuna und Upſala, hinauf nach Dalekarlien.

Langſam kehrt der Blick zurück über die den Horizont ſchließende Höhengrenze von Norrmalm, und ſteigt wieder herunter zum Waſſerſpiegel der Salzſee. An dieſer Seite ſtößt öſtlich an Norrmalm 4) Ladugårdsland, von welchem große Kaſernen herüberleuchten. Vor dieſem Stadttheile liegen 5) die Inſeln im Salzſee, Schiffsholm, welcher Stockholms Scherenflotte birgt, und Caſtellholm, auf deſſen hoher Steinklippe das mit Kanonenſchüſſen ſalutirende Caſtell liegt. Hinter dieſen Inſeln und rechts vor uns an der Oſtſeeinfahrt ſich hinziehend liegt der Thiergarten. Wir ſelbſt ſtehen 6) auf Södermalm, der ſteil von uns hinabgeht in den Salzſee. Wer ſich aus dieſer ſtatiſtiſchen Aufzählung kein Bild geſtalten kann, der vereinfache ſich den Anblick folgendermaßen: Rechts die Oſtſee mit bebauten Inſeln, links der Mälar, in der Ferne durch zuſammentretende Inſeln geſchloſſen. Dicht unter ihm zwiſchen den beiden Waſſerſpiegeln die Stadt und von dieſer nach den nördlichen Höhen als Häuſermeer aufſteigend Norrmalm, deſſen linkes Ende draußen im Mälar Kungsholmen, deſſen rechtes Ende vor uns im Salzſee Ladugårdsgärdet heißt.

Wenden wir uns ganz hinweg von dieſem lichten, mannigfaltigen Anblicke, und ſchauen wir nach Süden, welcher Wechſel! Ein tiefes, breites Thal voll Felſen und Schwarzwald, und jenſeits des Thales eine neue Bergwand voll dunkler Bäume und grauer Felſen. Ueber ſolche dunkle Höhen und Klippen ſieht man durch die Fernröhre den Telegraphen hinausſpringen in die Scheren der See bis an den letzten ſteinernen Halt. Stockholm da unten hinter uns erſcheint wie ein erkämpftes Zauberthal.

Daß auch Södermalm eine Inſel ſei, erfährt man erſt durch die Karte, ſehen kann man es auch von dieſer Höhe nicht.

Wir ſtiegen nun hinab, um die Kirchen im Sonntagsglanze zu ſehn. Da erfuhren wir zuerſt den angenehmen Eindruck, daß uns ein Kirchendiener deutſch anredete und deutſche Geſangbücher anbot: es war die deutſche Kirche, in welche wir getreten waren. Man verkehrte mit Gott wie in unſrer Heimath. Wir dankten für die Geſangbücher, denn wie wohl es uns that eine heimathliche Colonie in der Fremde zu finden, ſo war uns doch die Fremde intereſſanter, und wir eilten nach der Hauptkirche von St. Nikolai, welche ſchon Birger Jarl gegründet hat. Hier traten uns denn auch gleich zwei fremdartige Erſcheinungen entgegen: gleich hinter dem Haupteingange knieten allein zwei Menſchen, ein Mann und ein Weib, welche ganz zerknirſcht zu ſein ſchienen und ihre Geſichter, ſo viel es angehn wollte, verbargen. Das Frauenzimmer hatte dies möglich gemacht durch ein Kopftuch, welches ſie bis über die Augen gezogen hatte. Was man vom Untergeſicht ſehen konnte, das ſchwamm in Thränen. Wer ſind dieſe ſo ausgezeichnet Unglücklichen? Es ſind Büßende. Sie haben ein bürgerliches Verbrechen, oder auch nur einen harten Fehl begangen, und werden, nachdem ihr Urtheil geſprochen iſt, der Kirche überliefert, um für ihr Verbrechen zu öffentlicher Buße ausgeſtellt zu werden. Dieſe kirchliche Beſtätigung der Schuld iſt noch zur Verurtheilung nöthig.

Erſchreckt wendeten wir uns ab von dieſem vielleicht ſehr wirkſamen, aber heutigen Tages grauſam erſcheinenden Brauche — und unſer Blick blieb haften auf dem Geiſtlichen am Altare, der in ſchimmernden Gewändern ſich darſtellte, ſo daß wir uns beſinnen mußten, ob wir nicht im proteſtantiſchen Schweden ſeien. Das ſtreng proteſtantiſche Land hat aber wirklich einen Theil der glänzenden katholiſchen Tracht beibehalten für die Geiſtlichen. Die ruckweiſe Einführung der Reformation, welche unter Guſtav Waſa's Sohne Johann einige Rückfälle erlebt hat, und der ſchwediſche Sinn für Glanz und Schimmer mag das zu Wege gebracht haben. Wegen der Landestrauer um den verſtorbenen König trat uns dies nicht in der Farbenpracht entgegen, welche ſonſt üblich iſt, ſondern nur ſchwarz und weiß. Der Geiſtliche trug weißes Untergewand und darüber den ſchwarz ſammtnen Ueberwurf, welcher die Arme frei, hier alſo weiß läßt. Auf dieſen ſchwarzen Ueberwurf war in Silber ein großes Kreuz geſtickt auf der Rückenſeite, eine ſtrahlende Sonne, wenn ich mich recht erinnere, auf der Bruſtſeite.

Die Kirche ſelbſt, von lauter dunklen Geſtalten erfüllt, feſſelte uns durch nichts Abſonderliches. Dies that aber wohl die Schloßkirche, in welche wir von hier aus gingen.

Der Weg dahin führt über den nicht eben großen, etwas hoch liegenden, eng mit ziemlich hohen Häuſern zugeſtellten Marktplatz Stockholms. Hier ſtanden wir nachdenklich eine Weile ſtill, als wir erfuhren, daß dies der Platz des Stockholmer Blutbades geweſen ſei. Hierher ließ der Tyrann Chriſtian II., nachdem er mühſam die Stadt gewonnen, unvermuthet an einem grauen Morgen die ſchwediſchen Führer ſchleppen und enthaupten. Das Blut ſoll in Bächen hinabgefloſſen ſein von dem hochgelegenen Markte nach dem Salzſee und dem Mälarſtrome. Es war den 8. November 1520. Am Morgen war bekannt gemacht worden, daß Niemand aus dem Hauſe treten dürfe, bis ein gewiſſes Zeichen gegeben worden ſei. Gegen Mittag erſt wurden die Bürger auf den Marktplatz beſchieden, und hierher wurden geführt zwei Biſchöfe, zwölf Herren, meiſt dem Reichsrathe angehörig, der Bürgermeiſter und die Rathsherren von Stockholm und eine große Anzahl Bürger. Ein däniſcher Ritter, Nils Lücke, rief dem Volke zu, es ſolle nicht erſchrecken, der Erzbiſchof Trolle habe auf den Knieen dreimal den König beſchworen, Todesſtrafe über die Schuldigen zu verhängen. „Das iſt erlogen!“ rief ein Biſchof, „der König iſt ein Verräther gegen die Schweden!“ — „„Ein Verräther gegen die Schweden!““ ſchrien die übrigen Schlachtopfer; aber die Henker fielen über ſie her, erſtickten ihre Stimmen und ſchleppten ſie zu den Blöcken. Ohne prieſterliche Tröſtung wurden ſie ſämmtlich enthauptet; man hat vier und neunzig fallender Köpfe gezählt. Die Zahl iſt nicht genau zu ermitteln, weil auch Zuſchauer, die zu weinen wagten, den Henkern zugeſchleudert und ihres Mitleids wegen hingerichtet wurden. Drei Tage lang haben die verſtümmelten Leichname auf dieſem Marktplatze gelegen, ehe ſie hinüber nach Södermalm geführt und dort auf der Höhe verbrannt wurden. Während dieſer drei Tage und Nächte wurde durch ganz Stockholm geplündert, geſchändet und gemordet. Man zählt ſechshundert Häupter, die gefallen ſeien, bis Chriſtian die ſchwediſche Grenze zu Anfang des Jahres 1521 verließ.

Dies Stockholmer Blutbad bahnte dem damals herumirrenden Guſtav Erikſon den Weg zum Siege und zum Throne, welchen das Haus Waſa „Gott und Schwedens Bauernſchaft" nach König Guſtav's Ausſpruche zu danken hat.

Unter ſolchen Gedanken kamen wir auf den etwas tiefer gelegenen Schloßplatz, welchen Guſtav III. mit einem Obelisken geziert hat. Der Platz iſt offen nach dem Salzſee hinab, und wir ſahen den Svithiod noch liegen. Er war menſchenleer und kein Rauch ſtieg aus der Eſſe. Einſam ſtand rechts an der Ecke des Platzes, wo er ſich nach dem Meere hinabneigt, die finniſche Kirche, und ich hatte Luſt nachzuſehn, ob nicht der Commerzienrath dort eben Trauung feiern laſſe. Der Lohnbediente gab es aber nicht zu, es ſei dort nichts zu ſehn. Wir mußten die auf jeder der vier Seiten klaſſiſche Schloßfaçade betrachten und in den Hof hineintreten, um die Schloßkapelle noch offen zu finden. Wir hatten die ſchmeichelhafte Genugthuung, daß die Wachen vor unſern Bärten, die in Schweden ſelten ſind und den Soldaten für militairiſche Zeichen gelten mochten, das Gewehr anzogen, und ſo erſchienen wir gewiſſermaßen pomphaft in der Schloßkapelle.

Die Ausſtattung dieſer Kapelle — denn überall weht hier noch die Königstrauer — war überraſchend ſchön in der Einfachheit des Raumes. Der Raum bietet ein längliches Rundgewölbe; über dem Eingange die Orgel; gegenüber am andern Ende der Altar. Nun gingen die Sitze treppenartig von der Orgel abwärts gegen den Altar hin und bildeten rechts und links von dem Eintrittsgange zwei lange Eſtraden, und beide Eſtraden waren um und um mit ſchwarzem Sammt bekleidet, den ſilberne Franſen ſäumten, und alle Leute, welche darauf ſaßen, lauter Damen, waren in tiefer Trauer, und über ihnen die ſilberweiß ſchimmernde Orgel, und neben ihnen die Wände bis zu einer gewiſſen Höhe ebenfalls mit ſchwarzem Sammt verkleidet und mit Silberfranſen geziert, und übrigens in glänzendem Stuck wie weißer Marmor blendend, desgleichen Kanzel, Altar und Prediger in ſchwarzem Sammt mit Silberſchmuck, und dazu Todtenſtille und die großen blauen Augen der Schwedinnen, welche unter den ſchwarzen Kopftüchern neugierig nach Fremden hervorblickten — alles das war ein abſonderliches Bild.

Uebrigens entſpricht das Innere des Schloſſes durchaus nicht dem ſchönen Aeußeren, und die ſchwediſchen Stände ſollten, wenn ſie das ſchönſte Haus Stockholms und das Haus des Königs zum vertretenden Hauſe ſchwediſchen Geſchmackes machen wollen, eine ſtattliche Summe bewilligen für würdige Ausſchmückung. Daß ſie nicht längſt darauf gedrungen, iſt mir räthſelhaft. Sie haben offenbar viel Sinn für Glanz und Schönheit, ſie haben außer dem Schloſſe kein eigentlich ſchönes Gebäude, ſie haben in dieſem Schloſſe ein ſo ſchönes, daß in gewiſſer Weiſe ſelbſt der neue Louvre, dies prätentiöſer geſchmückte Königshaus, von dieſem einfacheren, ſchöner gelegenen Schloſſe übertroffen wird, und — ſie laſſen in dieſem Schloſſe beſtehn: ein Treppenhaus, ein Säulenweſen von Holz, welches zu noch beleidigenderem Eindrucke marmorartig angeſtrichen iſt; ein Parquet von verwahrloſter Alltäglichkeit; eine Ausſtattung abgenützten Palaisſtyls in Seſſeln, Tapeten und Farben! Nirgends beſondrer Geſchmack, nirgends großer Sinn, Alles wie ſteuermäßig geliefert! Es fehlt ihnen nicht an jungen Künſtlern; ſie ſollen deren nach Hannover zum Baumeiſter Laves ſchicken. Der wird ihnen zeigen, welch einen Schatz von Motiven er entwickelt hat in Herſtellung des dortigen Schloſſes, und was dazu gehöre, ein geſchmackvolles inneres Schloß zu vollenden! Wenn Laves mit ſeiner poetiſchen Phantaſie dieſe prachtvoll gelegenen Räume zwiſchen Mälar und Oſtſee zu ſchmücken und zu beleben hätte, es müßte dies Haus ein Zauberſchloß und jedem Fremden ein unvergeßlicher Spiegel ſchwediſcher Herrlichkeit werden.

Die bloßen Rechenmeiſter mögen übrigens verſichert ſein, daß ſolch eine vollendete äußerliche Repräſentation eines Königreichs ſich auch gar ſehr verintereſſire in politiſchen Dingen. Man ſchreibt nicht ſo leicht auf grobes Papier, wenn es adreſſirt wird an ein vollendetes Königshaus. Die Beſucher, welche jetzt mehr und mehr ihren Zug nach Schweden und Norwegen nehmen, würden eine rückſichtsvollere Beſchreibung von dem arm genannten Schweden machen, und ſolch ein einziger großer Eindruck verbreitet ſich durch alle Blutgefäße, und vermag es, ein ganzes Weſen des Credites umzuſtimmen. In der Politik wie im Handel iſt Credit eine Seele, und iſt Sparſamkeit um jeden Preis nicht immer die einträglichſte Eigenſchaft.

Aber unter König Oskar beſonders müßten die Reichsſtände ſelbſt den würdigen Ausbau des Schloſſes beantragen. Denn König Oskar weiß übrigens, was Noth thut und begründet ſein Regiment auf Sparſamkeit.

Der König wohnt noch im zweiten Stock, wo er als Kronprinz gewohnt hat. Er war eben ausgegangen und ſein Schlafrock lag noch auf dem Lehnſtuhle vor dem Schreibtiſche. Man beſorgte nicht irgend eine zudringliche Neugier, denn es war Alles offen und ſichtbar, was er eben getrieben und geſchrieben hatte.

Intereſſant war es mir, unter den Büchern, welche nahe bei der Hand waren, auch manches deutſche Buch zu ſehn, darunter das Staatslexikon, Julius über Gefängnißweſen, ſogar Rotteck's Weltgeſchichte. Es iſt bekannt, daß König Oskar ſich vorzugsweiſe mit Studien über die beſſere Stellung der unglücklichen Staatsangehörigen, der Gefangenen und Armen, beſchäftigt, ja ſelbſt darüber geſchrieben hat. Seine Häuslichkeit zeigt dies ringsum Ich möchte ſagen: ſie gleicht der eines Schriftſtellers. Alle nur irgend wichtigen Bücher der neueren Zeit ſind vorhanden und zum Gebrauch vorhanden, nicht in ferner Bibliothek zum Einſtäuben aufgeſtellt; überall, in hundert Kleinigkeiten, ſieht man ein ganz modernes Königthum, welches inmitten des geiſtigen Verkehrs unſerer Tage heimiſch iſt, und nach einer ausgebreiteten Bildung trachtet. „Ueberall Einfachheit. So lobenswerth dieſe iſt, ſo nahe grenzt ſie doch im Hauſe der Könige an einen tiefen Uebelſtand. Wer unterſtützt die Künſte des Luxus, wenn nicht der König? Wo bleibt der Reiz des Königthums, wenn es aufhört das zu belohnen, was auf dem Markte ſeinen Lohn nicht finden kann? Auch die Pracht mag einfach ſein, und die beſte Einfachheit des Königs iſt edler Geſchmack. Wenn unſre Könige die ſchönen Künſte verlaſſen, ſo werden ſie Präſidenten. Sie haben dann die poetiſche Stütze aufgegeben, welche mächtiger iſt als jede andere Stütze, denn es iſt eine Stütze, welche nicht blos trägt, ſondern welche verherrlicht. Sie wurzelt wie ein Baum, und keimt, blüht, treibt Früchte bei jeder ſonnigen Gelegenheit. Entſcheidet ſich's, wie es allen Anſchein hat, daß modernes Königthum über der nothwendigen Sorge für Nützlichkeit die Kinder und Väter der Schönheit vernachläſſigt, dann iſt es vorbei mit dem poetiſchen Schimmer der Macht, und dieſe erleidet die Bedingungen gewöhnlichen Amtes.

In Betreff König Oskars iſt hierüber noch nichts Entſcheidendes zu ſagen. Er wohnt und webt noch, wie er als Kronprinz ſich beſcheidenen Styles hat einrichten müſſen. Der erforderlichen Popularität halber müſſen ſeine erſten Schritte auf die Hauptpunkte eines armen Landes gerichtet ſein. Man muß erſt ein Fundament bauen, ehe an Ausſchmückung gedacht werden kann. Und er zeigt vollſtändig, daß er ein Sohn des Bernadotte iſt, welcher in vielem moraliſchen Betrachte ein Bruder Ludwig Philipps von Orleans genannt werden darf, ein Gründer praktiſchen Königthums. So iſt er denn auch jetzt in hohem Grade populär. Die alten Bourbons haben in Frankreich ſo gut wie gar keine Ausſicht, die Waſa's haben in Schweden nicht die geringſte. Sie ſind vergeſſen. Nicht vergeſſen als prächtiger Stamm ſchwediſcher Geſchichte, aber vollſtändig vergeſſen als Zweige irgendwelcher Zukunft. Der Zweig Bernadotte iſt unzweifelhaft legitim, und unzweifelhaft dauernd, ſo lange er ſeine Nahrung naturgemäß aus ſchwediſchem Boden ſchöpft. Vergäße ein Bernadotte dies Letztere, dann ſind freilich die Schweden die Leute dafür, ohne Sentimentalität die Traditionen ihres Wahlreichs hervorzuſuchen und ein neues Reis auf den Stamm der drei Kronen zu pflanzen.

Uebrigens knüpfen ſich die Bernadotte's, wo dies nur thunlich und zeigbar, an die Waſa's. Ohne Zudringlichkeit wie ohne Schüchternheit. Bilder aus der Geſchichte der Waſa's hängen in den Gemächern auch da, wo übrigens nur Familienbilder hängen.

Die Rückſeite des Stockwerks, welches der neue König bewohnt, iſt zum Theil durch einen eingeſchobenen Entreſol noch bürgerlicher gemacht und die kleine Ausſtattung einzelner Zimmer paßt dazu. Man ſieht in den Schloßhof, und der König mag hier viel ſtudirt haben. Seine Bücher ſind in größter Menge auf dieſer Seite, ſeine Waffen und Alles, was ſonſt ein wohlhabender Mann an Sammlungen hegt. Ein wohlhabender Mann, denn ein reicher Gentleman iſt bei uns oft koſtbarer verſehen mit Schießgewehren als der jetzige König von Schweden.

Ganz verſteckt zwiſchen Mauern und kleinen Treppen iſt hier oben eine katholiſche Kapelle für die Königin angebracht, in welcher ſie allein einem Cultus dienen darf, welcher in Schweden verboten iſt. Dieſe nur matt beleuchtete Kapelle in den verborgenſten Eingeweiden des Schloſſes erinnert an Maria Stuart.

Je länger man übrigens in dieſen anſpruchsloſen Gemächern weilt, je genauer man in die Lebensweiſe des Königs hineinblickt, deſto deutlicher wird Einem die Vorſtellung: hier wohnt ein gereifter demokratiſcher Fürſt. Er ſteht früh am Morgen auf, ſchläft am Tage gar nicht, und geht erſt um Mitternacht zu Bett. Mit eifrigſter Gewiſſenhaftigkeit verwaltet er ſein hohes Amt. — In

Stockholm bin ich ſeiner nicht anſichtig geworden; er war ſelten in der Stadt, weil draußen auf Ladugårdsgärdet einem weiten Wieſenſtriche hinter Ladugårdsland, dem Thiergarten gegenüber, Sommerübungen der Landestruppen, der ſogenannten Indelte ſtattfanden. Aber es ſind hier in den Zimmern zahlreiche Bilder von ihm und ich habe ihn vor ſieben Jahren in Berlin geſehn. Er iſt ein ſtattlich gewachſener Mann mit ſüdlich dunklem ausdrucksvollen Antlitze. Sein Weſen iſt ernſt, ſeine Haltung würdevoll. Er ritt damals neben Friedrich Wilhelm III. über die Fläche bei Tempelhof, und betrachtete mit großer Aufmerkſamkeit unſre Truppen.

Als wir wieder in die vorderen hohen Zimmer kamen, von welchen man eine volle Ausſicht auf den Oſtſeehafen genießt, verweilten wir mit einer gewiſſen Andacht im Conſeilzimmer. Von hier wird jetzt Schweden und Norwegen regiert. Es iſt ein geräumiges Zimmer, in deſſen Mitte eine längliche mit ſchwarzem Sammt überzogene Tafel ſteht. Um ſie her ſtehen ſchwarzſammtne Lehnſtühle, etwa zwölf. Der obere des Königs iſt nur durch ein ſilbergeſticktes Emblem ausgezeichnet. Dieſe Trauerfarbe und die Einfachheit des Zimmers machen einen wohlthuenden Eindruck, und man denkt ſich, wie die begabteſten

Köpfe des Reiches hier familienhaft um den König gereiht ſitzen, gemeinſchaftlich berathen, disputiren und mit dem letzten Worte des Königs beſchließen. —

Der verſtorbene König wohnte im erſten Stocke auf der Nordſeite, wo man auf die Norderbrücke und Norrmalm hinüber ſieht. Die Eintrittsräume, welche hier alle größer ſind als oben, ſind mit großen Gemälden angefüllt, welche Bernadotte's Schlachten mittelmäßig darſtellen. Dann kamen wir in das Sterbezimmer. Hierher, nach einem Zimmer der Vorderſeite, hat er ſich tragen laſſen kurz vor dem Tode. Es iſt ihm zu eng geworden in dem Krankengemache, welches nach dem Hofraume geht. Der Name des treuen Brahe, eines der ſchönſten Männer im Königreiche, iſt unzertrennlich geworden durch die liebevolle Anhänglichkeit, welche er dem ſterbenden Könige bewieſen hat. Es ſteht dem ſchwediſchen Reiche wohl an, daß gerade ein Brahe, einer aus dem edelſten Geſchlechte des Landes, dem Begründer der neuen Dynaſtie ſo treue Liebe dargethan.

Aus den hinteren Zimmern drang ein ſtarker Duft. Dort iſt er balſamirt worden. Und eben da iſt ſeine Salbung zum Könige von Schweden auf einem großen Bilde dargeſtellt. Dies Bild war mir intereſſant wegen der eigenthümlich ſchwediſchen Herrentracht, die ich noch auf keinem Bilde und auf keinem unſrer Theater geſehn bei Darſtellung einer ſchwediſchen Thronfeierlichkeit. Wenn Graf Brühl noch das Berliner Theater regierte, ſo würde es nicht an einem Maler fehlen, der hergeſendet würde, um dies Koſtüm zu copiren. Die ſchwediſchen Reichsräthe tragen runde Hüte, welche mit ſchwarzem Sammt überzogen ſind. Dieſer Sammt iſt von oben nach unten in enge Falten gelegt. Dazu eine Reiherfeder und zwei ſchwarze Straußfedern. Das Hutband iſt weiß. Der Leibrock iſt der ſchwediſche kurze Rock, weiß und mit ſpaniſchen Lappen verziert. Darunter ein enges weißes Beinkleid und halbhohe farbige, weiße oder ſchwarze Stiefel. Darüber geſtickte rothe Mäntel, die bis an's Knie reichen. Die Biſchöfe ſind in den reichen Gewändern katholiſcher Kirchenfürſten.

Bis daher hatten wir immer noch vergeblich nach den großen Empfangzimmern gefragt. Nun kam eine lange Gallerie, die auf Norrmalm ſieht, und mit mittelmäßigen Kunſtwerken geſchmückt iſt. Dann kam auf derſelben Seite das Zimmer Guſtav's III., welches noch ſchwarz ausgeſchlagen iſt. Ueberall alſo Erinnerungen an Tod und Grab. Dann folgten wohl Empfangszimmer, aber ein eigentlich ſchöner Thron- und Empfangsſaal fehlte, und wir geriethen zu früh in wüſt ausſehende, allzu dürftig ausgeſtattete Vorzimmer. Kurz, das Innere iſt zu ſchwach für das Aeußere des Schloſſes, auch wenn man den Reichsſaal, der nun noch folgte, einrechnet. Es ſind übrigens natürlich auf der Weſt- und Südſeite dieſes großen Schloſſes noch zahlreiche öffentliche Inſtitute, wie das Münzkabinet, das Reichsarchiv, die Bibliothek, das Muſeum, die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, das höchſte Gericht, und andre amtliche Behauſungen.

Die vollſtändige Würdigkeit derſelben bereitwillig anerkennend, eilten wir über Norrbrücke und Guſtav-Adolphplatz rechts hinüber, um den faſhionablen Paradeplatz Stockholms zur richtigen Stunde zu erreichen. Er iſt gleich hinter dem Guſtav-Adolphplatze und ſtößt ebenfalls vorn im Süden von Häuſern frei an das Seewaſſer. Einſt hieß er Königsgarten; vielleicht iſt er auch wirklich Garten geweſen, wenigſtens iſt er noch jetzt mit vielfachen Baumreihen bepflanzt und ſehr breit und tief, eine ſehr hübſche Zuflucht in dem etwas trocknen Norrmalm für die heißblütigen Schweden, welchen der kurze Sommer leicht zu heiß werden kann. Jetzt heißt er „Carl's XIII. Markt". Ich finde, daß die Schweden mit dieſen langen Namen eben ſo verſchwenderiſch umgehn wie mit ihren Titeln und Complimenten.. Carls-Markt wäre praktiſcher. Auf der Mitte des Platzes nämlich ſteht die Bildſäule Carl's XIII., und ſie iſt recht lobenswerth; einfach und ruhig ſteht er da, ſtattlicher, als er meines Erachtens in der Geſchichte erſcheint. Ein mittelmäßiger, wenn auch tapfrer Bruder Guſtav III., erſcheint dieſer als Admiral und Herzog von Südermannland bekannte Karl immer auf der Bühne, wenn es eben wüſt hergegangen iſt und man einen conſequenzloſen Stellvertreter braucht. So wird er Regent, als ſein ſchöner Bruder an der Schußwunde ſtirbt, und die Leidenſchaften ſchweigen, aber auch die großen Abſichten ſchweigen. Als Guſtav's Sohn volljährig, tritt dieſer Herzog von Südermannland wieder in den Hintergrund — 1796 — und erſcheint erſt als alter Herr wieder 1809, da man ſeinen Neffen des Thrones entſetzt hat. Daß er den Namen Carl's XIII. annimmt, unterſchreibt den Untergang des Hauſes Waſa. Da er ſelbſt nicht ſtärker war und keinen Sohn hatte, ſo mochte dies nicht anders geſchehn können, aber etwas Erfreuliches, ein Standbild Verdienendes entdecke ich nicht daran. Freilich bleibt er der letzte regierende Waſa, und die neue Dynaſtie, welche er in dem erwählten Kronprinzen Bernadotte gutwillig begrüßte, mochte berechtigt ſein, ihm eine Statue zu errichten. Sie wurde noch bei ſeinen Lebzeiten angefangen und im Jahre 1821 aufgeſtellt. Vier ſchwediſche Löwen von Fogelberg umgeben das Standbild. Im Schloſſe hatte ich ein Bild geſehn, wie er auf dem Decke des Admiralsſchiffes in nachläſſiger Schiffstracht, das Sprachrohr in der Hand, mitten im Pulverdampfe gebot, eine tapfer ausſehende Geſtalt mit trockner Ruhe in Lebensgefahr. Solchergeſtalt hätte man ihn vielleicht darſtellen ſollen, als einen Schiffsführer, welcher Tabakkauen und ſonſtige Seemannsſitten leidlich zu vereinigen wußte mit ſtattlichem Aeußeren.

Welch ein Drama an Menſchen- und Staatsentwickelung von jenem erſten Waſa drüben auf Ritterholm, den wir bald ſehen ſollten, dem Guſtav Adolph, dem Höhepunkte des Hauſes, vorüber bis zu dieſem letzten Könige des Hauſes, der die Krone ſeiner Väter an einen von fernher kommenden Gaskonier vergeben muß!

Die Schweden ſpazierten im Mittagsſcheine des Sonntags um dies Standbild einher, und es ſtimmte wunderbar zu ſolchen geſchichtlichen Betrachtungen, daß ſie alle in ſchwarze Trauer gekleidet waren. Freilich trauerten ſie nicht um das Haus Waſa, ſondern um den erſten Bernadotte!

Einen überraſchenden Eindruck machte es uns, vier Monate nach des Königs Tode noch Jedermann, aber Jedermann bis zum ärmſten Dienſtmädchen herab in tiefer Trauer zu ſehn. Solch eine Einheit des Gedankens hat immer etwas Ueberwältigendes, und neben unſern jetzt ſo geſpaltenen Intereſſen und Wünſchen, neben unſrer Welt, die ſich noch lange nicht über eine allgemein wünſchenswerthe Form vereinigen wird, hat ſolch eine feſte Sitte alter Königszeit, für mich wenigſtens, etwas Rührendes. Ich bin kein abſtracter, ſondern ein poetiſcher Politiker, und überlaſſe gern Anderen den Stolz unerbittlicher Logik, die ſich nach ganz anderen Bahnen als den Bahnen familienhaften Verhältniſſes richten mag. Ich folge mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme dieſen Bahnen, weil ich ſtreben muß und weil ich weiß, daß der Fortſchritt der Welt auf Wechſel angewieſen iſt, aber mein Herz iſt bei den geweihten Formen der Geſchichte, und labt ſich an ihnen wie an poetiſchen Grundpfeilern.

Dieſe Landestrauer, welche ſo erſtaunlich conſequent durchgeführt wird, und was ich hier und ſpäter an ſchwediſchen Gewohnheiten und an Sinn- und Denkungsweiſe geſehn, das hat mir Alles die Ueberzeugung gegeben, dies Schweden ſei noch ein tief monarchiſches Land. Nicht daß freie, ja freiſte Aeußerung, nicht daß gründliche Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen wäre, o nein! Dieſer Popanz unſrer Ultra's, welche Monarchie mit Deſpotie verwechſeln, iſt nicht ſchwediſch, und ſo viel man bei kurzem Aufenthalte hören und ſehen kann, iſt der gebildete Kern der ſchwediſchen Nation durchaus für ein zeitgemäßes Regierungsweſen, welches die ſteif gewordenen Formen der Landesvertretung gründlich und billig reformirt, Freiheit und Monarchie vereinigt ſehen will.

Der Platz war ſehr belebt, und man ſah faſt lauter ſtattliche Geſtalten, ſo an Männern wie an Frauen. Zum erſten Male bemerkte ich, daß Jedermann, dem ich in's Geſicht ſehen konnte, blaue Augen hatte.

Man wandelte auf und nieder, bis die Soldaten mit rauſchender Muſik anmarſchirt kamen. Sie haben ein gutes Anſehn, ſchon weil durchweg in Schweden ein guter Wuchs vorherrſchen und der Schwede viel Sinn und Schick für's Kriegsweſen haben ſoll. Ihre Tracht ähnelt der in Deutſchland, nur durch die Umſchläge an den Schößen, welche von andrer Farbe als die Kragen, wird ſie etwas bunter. Rothe Kragen und gelbe Umſchläge an den

Schößen giebt wohl etwas zu viel Färbung. Man iſt in Schweden auf lauter Gelb und Blau gefaßt, und dies ſpielt allerdings eine Hauptrolle, aber doch nicht eine ausſchließliche.

Reiſegefährten, mit denen wir auf dem Schiffe weniger verkehrt, geſellten ſich zu uns, und riethen uns für Plätze zu ſorgen, wenn wir noch von Stockholm aus die Canalfahrt beabſichtigten. Denn der Kajütenplätze ſeien nicht viel, und ſie ſeien überaus geſucht. So eilten wir denn wieder nach dem Staden hinüber, rechts am Schloſſe vorbei nach Ritterholm hinunter, wo das Comptoir für Fahrbillets.

Wir wurden aufgehalten. Wo die enge Straße, welche nach Ritterholm hinabführt, in einen unregelmäßigen Platz ausgeht, an deſſen Ende die rothe Ritterholmkirche nahe am Mälarhafen ſteht, da ruht zur Rechten in mäßiger Größe und ſtillem, faſt anſpruchsloſem Ernſte das Ritterhaus, das Haus, von welchem aus der ſchwediſche Adel ſeit Jahrhunderten ein ſo entſcheidendes Wort in Schwedens Geſchicke redet. Und davor, ſehr nahe an der Straße ſteht die metallne Statue Guſtav Waſa's.

5.

Guſtav Waſa.

Guſtav Waſa iſt in alter maleriſcher Tracht dargeſtellt, und der Bart wallt ihm bis auf die Bruſt von einem etwas zurückgelehnten ſtolzen und ſchönen Haupte, ein gebieteriſches, wohlgerathnes Bild, die ſchönſte Bildſäule in Stockholm.

Es war mir ein großer Genuß, ſie lange und wiederholt zu betrachten.

Guſtav Waſa iſt viel mehr, als bei uns bekannt iſt, viel mehr, als man auf den erſten Anblick ſeiner heldenmäßigen Laufbahn glaubt — ein ſchwediſcher Herr, ein ſchwediſcher Typus. Ich erinnere mich, in meiner Jugend das Kotzebue'ſche Schauſpiel „Guſtav Waſa" geſehen zu haben, und ich habe es nie vergeſſen, wie feurig und ſiegreich er die Dalekarlier aufruft und zum Kampfe gegen die Dänen fortreißt. Auch dies Verhältniß zu den Dalekarliern kann in einem Stücke nicht ganz der Wahrheit gemäß entwickelt werden, und die übrige Charakterentwickelung Guſtav's, nur bis zur Königskrone reichend, gewährt kein richtiges Bild dieſes Mannes und kann ſie nicht gewähren. Herr Guſtav iſt nicht ſo einfach, wie ein Held des Schauſpiels ſein mag; Herr Guſtav — ſo wird er gern von ſchwediſchen Autoren vor ſeiner Thronbeſteigung genannt — iſt ſehr mannigfaltig, und hat Schweden keineswegs mit einem einzigen geradeaus gehenden Gedanken errungen. Er iſt in ſeiner Weiſe intereſſant wie Cäſar.

Schwediſchen Schilderungen dieſes wichtigſten Mannes nachgehend habe ich außer der Geijer'ſchen auch die von Andreas Fryxell geleſen, welche in deſſen „Erzählungen aus der ſchwediſchen Geſchichte" zu finden iſt. Dies Buch iſt mit demſelben Talente einfacher und populärer Darſtellung geſchrieben, wie einſt Becker unter uns die Weltgeſchichte ſchrieb. Dadurch iſt es in Schweden außerordentlich verbreitet worden, und wir haben unſerm Landsmanne dem Buchhändler Fritze in Stockholm zu danken, daß er uns eine gute Ueberſetzung von Homberg beſorgt hat. Hier iſt das Leben Guſtav's ſehr ausführlich und mit werthvollem Detail geſchildert. Der höhere Standpunkt, die feinere Anſchauung iſt bei Geijer zu ſuchen. Geijer übt die große Kunſt, zart und enthaltſam die letzten Fragepunkte über große Charaktere nur anzudeuten, aber mit großer Kraft des überſchauenden Geiſtes anzudeuten.

Die Geburt des Herrn Guſtav iſt bereits mythiſch: es iſt nur wahrſcheinlich, daß er 1496 geboren ſei. Und zwar in Upland auf der alten Burg Lindholm — Lindeninſel — welche auf einem Hügel zwiſchen zwei Seen liegt und eine ſchöne Ausſicht zeigt. Sein Vater, Herr Erik Johannsſon, ſoll ein fröhlicher Herr geweſen ſein, die Mutter Cecilia dagegen, eine Halbſchweſter der Chriſtina Gyllenſtjerna, der hochherzigen Gattin Sten Sture's des Jüngeren, ſei von großem Ernſte geweſen. Die Miſchung dieſer verſchiedenen Sinnesweiſe zeigt ſich wie ein wohlgeſchmolzenes Metall in Guſtav's Weſen. Mit eiſernem Ernſte wußte er zu trachten und mit goldner Heiterkeit wußte er zu leben. Der damalige Unionskönig Hans ſoll auch den Wolfsjungen frühzeitig in ihm entdeckt und dem älteren Herrn Sten vorgeſchlagen haben, den blonden Buben zur Erziehung nach Dänemark zu geben. Die Dänen nannten damals die vornehmen Schwertkinder Schwedens

Wolfsjungen. Herr Sten iſt aber nicht der Meinung geweſen und hat den munteren Guſtav vom Stockholmer Hofe fort zum Vater heimgeſchickt. Es darf nicht auffallen, daß dieſer Vater gewöhnlich nur Erik Johannſon und Guſtav ſelbſt in früher Zeit immer nur Guſtav Erikſon, Erich's Sohn, genannt wird. Es iſt dies ſchwediſche Sitte, ſich vorzugsweiſe mit dem Zuſatze „Sohn" nach des Vaters Taufnamen zu benennen. Auch die früheren Führer des Hauſes Waſa erſcheinen immer als Kielsſon, Nilsſon, Kriſtersſon, und der Name Waſa oder Waſe bleibt im Hintergrunde. Auf ein kleines Bauerngut Waſa im Upländer Kirchſpiele Skeptuna wird der Familienurſprung zurückgeführt. Uebrigens erklärt man den Waſa-Namen durch das Wappenſchild, welches ſie geführt, eine ſchwarze Korngarbe im gelben Felde. „Waſe" kann eine Garbe bedeuten, und heißt eigentlich „ein Bündel". Man hat dies Zeichen auch für eine Faſchine, ſelbſt für die Spitze einer Hellebarde gehalten. Das einfachſte Bauernzeichen, ein Aehrenbündel, iſt wohl das wahrſcheinlichſte. Die älteſten Herren im Lande haben immer die einfachſten Namen geführt. Man denke an die Fabier und Carbonen und ähnliche die einfachſten Dinge bezeichnende Namen der alten Römer. Gerade in Schweden hat ſich allerdings ſpäter ein vorherrſchender Sinn für klang- und bedeutungsvolle Namen ausgebildet, was Arndt gewiß nicht mit Unrecht dem ſchwediſchen Sinne für Glanz und Schimmer zuſchreibt. Er citirt ein halbes Alphabet ſolcher Prachtnamen wie Güldenſtern, Güldenſtrahl, Silberhelm, Lorbeerkranz, Roſenzweig, Lilienkreuz, Adlerflug, Nordenſchild und ſo weiter, und ſetzt hinzu, daß die meiſten dieſer prangenden Namen den neueren Jahrhunderten angehören, die älteren Geſchlechter aber, die Brahe, Bonde, Tott, Waſa, Poſſe, Bjelke, Sture ſehr einfach lauteten und einfache Dinge bezeichneten.

Die Vorfahren Guſtav's waren übrigens ſeit Lange von Bedeutung und in vielen Dingen ausgezeichnet, „oft geliebt, zuweilen verhaßt" und wie der Schwede ſehr bezeichnend hinzuſetzt „ſelten vergeſſen". Sie hielten übrigens mit den Oxenſtjerna's gegen die Sture's und Bonde's, und gehörten ſomit, da die Sture und Bonde die ſchwediſche Partei führten, vorzugsweiſe während der früheren Unionszeit zur däniſchen Partei. Guſtav's Großvater aber hatte ſich bereits durch Heirath mit den Sture's und Bonde's, ſein Vater wiederum mit der Sture'ſchen Familie verbunden, und ſo hatten ſich die Waſa's allmälig wieder ganz der nationalen Partei einverleibt. Wir haben geſehn, daß Guſtav bereits von Sture geliebt und geſchützt wurde.

Seine Schulſtudien machte Guſtav in Upſala, und wir werden ſpäter ſehen, daß in Zeit der Noth mehrere Schulfreunde aus jenen Schuljahren für Guſtav von Bedeutung werden. Auch fehlt es in Upſala nicht an Anekdoten über den jungen Guſtav, darunter diejenige vom däniſchen Schulmeiſter, welchem einſt gemeldet worden, der junge Erikſon habe ſich ſehr ungebührlich über die Dänen ausgelaſſen. Was hat er geſagt? ſchreit der erzürnte Schulmeiſter. Er hat geſagt, heißt es, er wolle nach Dalekarlien hinaufziehn, die Thalmänner holen und die Jüten auf die Naſe klopfen. Darauf ergreift der Schulmeiſter den trotzigen kleinen Schweden und ſtraft ihn ab nach Schulmeiſterweiſe. Dieſer aber zieht ſeinen kleinen Degen, ſtößt ihn — in die Bruſt des Schulmeiſters? nein, in die Bruſt ſeines lateiniſchen Alexander von Curtius, geht mit einem Fluche hinaus und kommt nie wieder in die Schule.

Beiläufig ſei bemerkt, daß die Schweden jenes Land niemals Dalekarlien nennen, ſondern Dalarne. Wie die germaniſirte Bezeichnung Dalekarlien ſtatt deſſen, und Dalekarlier ſtatt Dalarner entſtanden ſei, weiß ich nicht zu ſagen. Dalekarlien klingt uns ſo ächt nordiſch, daß das Wort vielleicht durch normänniſche und däniſche Vermittelung entſtanden ſein mag. In Schweden hört man es nicht.

Jener arme Narr von Schulmeiſter flüchtete ſpäter, als der junge Guſtav wirklich mit den Thalmännern angerückt kam, und Guſtav ſchalt ihn darob einen Narren, der nichts zu fürchten gehabt hätte.

Im Jahre 1514 finden wir den achtzehnjährigen Guſtav am Hofe Sten Sture's des Jüngeren zu Stockholm und die Chroniken loben ihn bereits als einen „edlen, ſchönen, verſtändigen und hurtigen jungen Mann.“ Sten Sture ſchickte ihn auch alsbald in's Feld gegen den däniſch geſinnten Erzbiſchof Guſtav Trolle, und es glückte ihm 1517 die erſte Waffenthat vortrefflich. Man rühmt ſeine frühe Tapferkeit, und was bald an ihm wichtig werden ſollte: ſeine große Beredſamkeit. Auch „ſonderlich frohen Sinnes“ ſchildert man ihn.

Im folgenden Jahre landet König Chriſtian bei Stockholm, und es folgt die blutige Schlacht bei Brännkyrka, in welcher er ſiegreich das ſchwediſche Hauptpanier trug und, wie wir geſehn haben, treulos von Chriſtian gefangen und nach Dänemark geführt wurde.

Jetzt war ſein Leben in größter Gefahr. Chriſtian war bereits nicht übel Willens, die geraubten ſchwediſchen Herren tödten zu laſſen. Da rieth ihm die berüchtigte Mutter ſeiner Geliebten, die alte Holländerin Sigbrit, dies nicht zu thun. Wären die Leute todt, ſo ſorgten die Anverwandten in Schweden nicht mehr um ſie, wären ſie aber in Gefangenſchaft, ſo müßten die Anverwandten artig ſein, damit es den Ihrigen nicht zu ſchlimm ergehe.

Glücklicherweiſe war Guſtav von großmütterlicher Seite mit der Banérſchen Familie verwandt. Die Banér, welche wir Banner zu nennen pflegen und welche bei uns durch den ſchwediſchen General dieſes Namens bekannt ſind, gehören einer altdäniſchen Familie, und ſind erſt um die Unionszeit in einzelnen Gliedern nach Schweden übergeſiedelt. Das däniſche Haupt dieſer Familie, Erik Banér, lebte damals auf Kallö-Schloß in Jütland, und hörte von der üblen Behandlung, welche ſein junger Vetter in der Gefangenſchaft des Königs erführe. Er machte ſich alſo als wohlwollender Verwandter auf gen Kopenhagen und feilſchte mit König Chriſtian um den jungen Waſa. Chriſtian brauchte immer Geld und es war ihm Alles feil; da Erik Banér alſo 6000 Reichsthaler Reugeld verſprach, wenn der Gefangene entkäme, ſo ward ihm Guſtav überlaſſen.

Hier auf Kallö hätte nun Guſtav einer leidlichen Freiheit genießen und die Entwickelung der Dinge abwarten können, wenn er nicht vom Jugenddrange geſtachelt, von der Sorge um das Vaterland getrieben worden wäre. Erik Banér ließ ihn auf eine Meile weit vom Schloſſe gehen, wohin er wollte, er hatte nur gefordert, daß ihm Guſtav auf ſein Gewiſſen gelobe, nicht zu entweichen. Dies hatte Guſtav auf ſein Gewiſſen mündlich und ſchriftlich gelobt.

Es iſt ein wichtiger Zug ſeines Charakters, daß er ſein Wort brach. König Chriſtian rüſtete einen neuen großen Heereszug gegen die Schweden, und die Dänen prahlten auf das Vermeſſenſte neben dem jungen Gefangenen, wie ſie das Schwedenvolk zermalmen wollten. Er raiſonnirte ſich los von ſeiner Verpflichtung gegen den Vetter Erik, und entſchloß ſich im Sommer 1519 zur Flucht. Er ſchlüpfte beim Morgengraun in Bauerkleider, und eilte auf Nebenwegen ſo raſtlos Tag und Nacht auf Deutſchland zu, daß er ſchon am nächſten Mittage in Flensburg war. Hier traf er niederſächſiſche Ochſenhändler, welche ihr in Jütland erkauftes Vieh gen Lübeck trieben. Dieſen ſchloß er ſich an, und kam am letzten September in die damals mächtige Hanſeſtadt. Sie war ſo mächtig wie irgend eins der nordiſchen Königreiche, und hatte die Hand in aller nordiſchen Politik. Guſtav wußte das wohl, und um ſeine Zukunft zu ſichern, eilte er ſogleich auf's Rathhaus und bat um ſicheres Geleit.

Es ward ihm ſoweit gewährt, daß er ungehindert in der Stadt wohnen könne. Dies that auch Noth, denn kaum hatte er dieſe Zuſicherung erhalten, ſo erſchien auch Erik Banér, klagte über die undankbare Treuloſigkeit ſeines Verwandten, drohte mit König Chriſtians Feindſchaft und forderte die Auslieferung des jungen Schweden. Wie benahm ſich Guſtav dem mit Recht entrüſteten Vetter gegenüber? Vor dem Bürgermeiſter und Rathe Lübecks antwortete er jenem: Ich habe das Recht gehabt, mich zu befreien, denn ich bin kein rechtmäßiger Gefangener geweſen, ſondern durch widerrechtliche Hinterliſt feſtgenommen worden. Du, Vetter, biſt dabei nur mit dem Verluſte von 6000 Reichsthalern bedroht; dieſe ſollen Dir dankbar wieder erſtattet werden, ſobald ich in meiner Heimath bin!"

Die Lübecker ſahen erſtaunt auf den jungen Staatsmann, der ſo rund um ſein Verſprechen und auf die praktiſche Bedeutung der Sache los ſprang. Raſch aber ſetzte er hinzu als politiſch gewandter Schwede: „Uebrigens verlaſſe ich mich darauf, daß ich in einer freien Reichsſtadhin, auf deren einmal gegebenes Verſprechen man ſich vollkommen verlaſſen kann."

Dies war ſo ſchmeichelhaft für die Rathsherrn und ein ſo fixer Geſelle aus einer der erſten ſchwediſchen Familien war ihnen von ſo viel Ausſicht und Bedeutung, daß ſie Erik Banér abwieſen und Guſtav ſchützten.

Es fand ſich indeſſen nicht ſo bald eine paſſende Gelegenheit für ihn nach Schweden, und ſo brach die rauhe Jahreszeit ſtürmiſch und kalt herein, und er mußte bis zum nächſten Frühjahre warten. Man kann dieſe acht Monate in Deutſchland wie eine Univerſitätszeit Guſtav's betrachten, und Deutſchland kann auf die Ehre Anſpruch machen, des wichtigſten ſchwediſchen Herrſchers Bildungsgrund gelegt zu haben. Wirklich traten ihm auch die wichtigſten Lebensfragen nahe, während er zu Lübeck war. Nicht blos Schiffbau, Handels- und Verwaltungsweſen, denen er allerdings große Aufmerkſamkeit widmete, nein, auch die evangeliſche Lehre Luthers faßte ihn bei der Hand. Selbſt unter uns war ſie erſt ſeit zwei Jahren im Entſtehen, und ſo jung und friſch kam ſie ſchon an einen künftigen Herrſcher des Nordens: das war für die Lehre wie für den Herrſcher von erſtaunlicher Bedeutung!

Während dieſer rauhen Jahreszeit von 1519 zu 1520 gelang dem König Chriſtian der Einfall in Schweden: er gewann die Schlacht bei Bogeſund, Verräther leiteten ihn ſicher durch den ſonſt unwegſamen großen Grenzwald Tiweden in's obere Land, er erfocht noch einen Sieg am Åſunde über Sten Sture den Jüngeren, Sten ſtarb, die Schweden rückten gen Stockholm, und bald war nur noch Calmar und Stockholm in der Gewalt der Schweden.

Eine ſolche Nachricht nach der andern wurde über Schleswig und Holſtein herein gebracht nach Lübeck, und die Rathsherrn wurden bedenklich über die ſteigende Macht des Dänenkönigs und über die ſteigende Gefahr, des Guſtav Erikſons Auslieferung länger zu verweigern. Ja, gegen Ausgang des Winters waren ſie auf dem Punkte, die Auslieferung zu bewilligen. Aber der Bürgermeiſter Bröms gab der Sache eine andre Wendung: Wie ſtehen wir zu König Chriſtian? rief er aus: überlegt es wohl! Er thut gegen uns, was er kann; hat er nicht den Holländern an Freiheiten und Rechten bewilligt, was ſonſt nur uns Hanſeſtädten zukam? Wird er beſſer werden, wenn wir gefällig ſind? Schwerlich. Auf ein Gegengewicht müſſen wir denken, ſeine Gewalt über Schweden müſſen wir zu untergraben ſuchen, denn ſobald er auch ſelbſtſtändig über Schweden gebietet, tritt er unſrer Schifffahrt vollends auf den Nacken. Dieſer junge Erikſon ſcheint voll Verſtand und voll Muth zu ſein, von großem Anſehn iſt er gewiß, fördern wir ihn auch ferner! Er kann eine Wunde im Fleiſche des Dänenkönigs werden, er kann das Gegengewicht gegen Chriſtian, deſſen wir bedürfen, mit der Zeit zu Stande bringen!

Dieſe Politik ſiegte, und bald darauf beſtieg er ein kleines Handelsſchiff, das ihn nach Schweden bringen ſollte. Wo ſollte er landen? Am liebſten in Stockholm! Aber beſonders die Upländer Scheren wimmelten von däniſchen Kriegsſchiffen, und das Fahrwaſſer dahinein iſt überall ſchmal. Es war vorauszuſehn, daß das Schiff angehalten, er erkannt und von Neuem gefangen würde. Alſo in Calmar, welches Frau Anna Bjelke ritterlich vertheidigte und hielt. Aber bei Calmar lag der beſte Seeheld der Dänen, Severin Norrby! Guſtav ſtieg alſo vor Calmar, beim Vorgebirge Stensö an's Land.

Dies geſchah am letzten Mai 1520. Nun war er wieder auf heimathlichem Boden, wenn auch ganz allein. Glücklich gelangte er in's Calmar-Schloß, und Frau Anna empfing ihn mit Jubel. Er eilte hinüber in die Stadt und rief die Bürger auf den Markt, und da, wo jetzt die im Jeſuitenſtyl erbaute Kirche ſteht, ſprach er zu ihnen mit aller Begeiſterung des jugendlichen Feuers, um ihren kriegeriſchen Muth zu wecken, ihre Widerſtandskraft zu beleben. Umſonſt! Sie waren verzagt und kleinmüthig, die Macht der Dänen erſchien Jedermann zu groß und Einer nach dem Andern ſchlich ſich hinweg. Unmuthig kam er in's Schloß zurück und redete hier die Beſatzung an in demſelben Sinne und mit noch eindringlicheren Worten. Was über friedliche Bürger keine Gewalt hatte, das ſollte doch auf Kriegsleute wirken! Aber dieſe Kriegsleute waren Miethstruppen aus Deutſchland, welche für Schweden kein Herz hatten. Ihnen war es ſchon ein ausgebildeter Vorſatz, die läſtige Belagerung durch eine Uebereinkunft mit Severin Norrby zu endigen, und dieſer junge Enthuſiaſt kam ihnen ſehr ungelegen in den Weg. Sie murrten ihm entgegen, ja ſie brachen in ſolche Erbitterung gegen ihn aus, daß Frau Anna ihn verbergen und ſobald als möglich aus dem Schloſſe hinausſchaffen mußte.

So ſtand er denn am Morgen wieder allein auf dem Felde Smålands, enttäuſcht, wenn auch nicht entmuthigt. Nach dem oberen Lande wollte er hinauf, dort hoffte er muthigere Schweden zu finden. Aber in Oſtgothland fand er ſie nicht. Das Verderben einer mächtigen Invaſion wucherte bereits überall wie eine anſteckende, vergiftende

Krankheit. Wir haben dieſe Erkrankung in Deutſchland erlebt unter Napoleon. Die Macht blendet, das Geld rollt, der Wicht beredet die Anderen, daß doch jetzt viel mehr und viel leichter zu gewinnen ſei als ſonſt, der Mittelmäßige, welcher nicht die Kraft hat zu größerer Einſicht, zu höherem Halt, ſagt Ja, der Geſinnungsloſe geht gedankenlos mit, und was all dieſe Leute zu ſagen haben, das darf laut geſagt werden, und das bildet ſcheinbar die öffentliche Stimmung, vor welcher ſich auch mancher Beſſere beugt —

Chriſtian hatte zudem bis jetzt die Klugheit bewieſen, den Bauer zu ſchonen und zu ſchützen. Dieſer rief alſo: Wir haben nicht zu klagen, wir haben Häring und Salz reichlicher als je, ſchimpft nicht auf König Chriſtian! So geſchah's, daß Guſtav nicht nur keine Zuſtimmung fand, wenn er hie und da unter die Leute trat und ſie gegen die Dänen aufreden wollte, ſondern daß er ſogar durch die Schweden ſelbſt in Gefahr gerieth. Sie wollten ihn ergreifen, ja ſie ſchoſſen nach ihm! Wie ein Dieb mußte er auf abgelegenen Pfaden durch die Wälder ſchleichen, und erſchöpft gelangte er endlich nach Södermanland und nach Tärnö, wo ſein Schwager Joachim Brahe wohnte in glücklicher Ehe mit Guſtav's Schweſter Margaretha.

Da gab's nun wohl eine herzliche Freude, den verloren geglaubten Guſtav wiederzuſehn, aber auch hier fand er Beſtürzung, als er von Verjagung des Dänenkönigs zu ſprechen begann. Unglücklicher! rief ſein Schwager, wohin haben ſich Deine Gedanken verirrt! König Chriſtian iſt in Beſitz des ganzen Landes; ſo eben ſtrömen die Edelleute aus allen Theilen des Reichs, um der Krönung des Königs beizuwohnen, und Du denkſt an Aufruhr!

„Geht um Gotteswillen nicht hin! Ich kenne der Dänen innerſte Geſinnung gegen uns, ich kenne den falſchen Sinn dieſes Chriſtian!"

Im Gegentheile! erwiederte der Schwager, es neigt ſich jetzt Alles zur Verſöhnung; beſchäftige Dich nicht mit thörichten Plänen, ſondern bevollmächtige mich, Deine Verſöhnung mit dem Könige einzuleiten und zu betreiben.

„Nimmermehr!"

Laß ab Guſtav von Deinem Unternehmen! ſchluchzte Margaretha und fiel ihm um den Hals, — Du ſtürzeſt Dich und unſre ganze Familie in's Unglück!

„Was wäre unſer Unglück gegen das Unglück des ganzen Landes!"

Er wankte nicht. Mit tiefem Schmerze ſah er Schwager und Schweſter nach Stockholm abreiſen zur Krönung des verhaßten Dänenkönigs. Er machte ſich ebenfalls wieder auf und wagte ſich hinüber nach Räfsnäs, einem ſeiner Güter, welches unweit Mariefreds, alſo nahe beim Mälar liegt und nicht gar weit von Stockholm. Hier lebte er eine Zeitlang im Verborgenen, und ſchickte einen ſichern Bauer regelmäßig nach Stockholm hinüber, um Nachrichten zu erhalten. — Alle Nachrichten lauteten günſtig für den Dänen, alle Ausſicht verſchwand. In der Unruhe ſeines Herzens beſuchte er eines Tages den alten Erzbiſchof Jakob Ulfsſon in Mariefred, entdeckte ihm ſeine Pläne und bat um Rath. Aber auch hier fand er nur abmahnende Warnung, und noch einen Grund mehr, von ſeinem Vorhaben abzuſtehn. Der Erzbiſchof nämlich hatte ihm mitzutheilen, daß König Chriſtian ihn, den flüchtigen Guſtav Erikſon, in die Capitulation eingeſchloſſen habe, und daß er alſo frei und ungefährdet ſei. Ueberhaupt, ſetzte der geiſtliche Herr hinzu, hat König Chriſtian alle Schweden, die zu ihm übergegangen, gnädig aufgenommen. Du kannſt nichts Beſſeres thun, als Dich mit ihm zu verſöhnen, und ich ſelbſt will Dir auf alle Weiſe dazu behülflich ſein.

Selbſt jetzt blieb Guſtav ſtandhaft, und dieſe Charakterkraft iſt wahrlich ungemein. Um ihretwillen ſchon verdiente er die ſchwediſche Krone. Wäre indeß auch ſein Nationalſinn ſchwächer geweſen, er hatte zu tief in das Herz des Dänenkönigs geſehen, um irgend Gutes hoffen zu können.

Und er hatte ſich nicht geirrt. Traurig ſchweifte er eines Tages um Räfsnäs auf der Jagd umher, da ſah er nicht weit von Gripsholm den Landbauer ſeines Schwagers über's Feld daher kommen. Dieſer Mann hatte ſeinen Schwager nach Stockholm begleitet, und eilte jetzt mit Zeichen der Verzweiflung, da er Guſtav's anſichtig geworden, auf ihn zu, — er brachte die Nachricht vom Stockholmer Blutbade! Guſtav's Vater, Schwager Brahe, Verwandte, Freunde lagen als verſtümmelte Leichen auf dem Stockholmer Markte, Guſtav's Mutter und Schweſtern waren gefangen, auf ſein eignes Haupt war ein Preis geſetzt, der Tyrann hatte ſich enthüllt in ſeiner ganzen Gräßlichkeit!

Jetzt galt es zunächſt, dem Schmerze zu gebieten und ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen. Er raffte zuſammen, was er an Silber und Gold haben konnte und von einem Knechte begleitet, ritt er gegen Norden. Um das Maß überfließen zu machen, zeigte ſich auch dieſer Knecht noch als ein Wicht: an der Kolſundsfähre, wo Guſtav allein übergeſetzt worden war, überlegte der feige Knecht, wie gefahrvoll es doch ſei, mit dieſem geächteten jungen Herrn zu ziehen und entwich plötzlich mit Pferd und Habe. Guſtav ſah dies vom andern Ufer, und ein andrer junger Mann auf der Flucht würde wohl raſtlos weiter geeilt ſein, unbekümmert um Roß und Mantelſack, wohl aber bekümmert um raſche Entfernung aus den bewohnteren, den Dänen zugänglicheren Landſtrichen. Nicht alſo Guſtav. Auch im Schmerz und in der Noth zeigt er ſich beſonnen und praktiſch: mittellos zu fliehen iſt eine doppelt gefahrvolle Flucht! Er läßt ſich wieder über den Sund zurückrudern, und verfolgt den Knecht ſo eifrig und geſchickt, daß dieſer endlich in der Angſt vom Pferde ſpringt und in den Wald läuft, um ſich zu verbergen.

Im Wiederbeſitze ſeines Pferdes und ſeiner Koſtbarkeiten eilte Guſtav nun geradenwegs nach Dalekarlien. Dies Land mit ſeinen kräftigen Bewohnern, welches einſt dem Engelbrecht und den Sture's geholfen hatte zur Bewahrung freien Schwedenthums, Dalarne mit den Thalmännern war ſein letzter Troſt.

Um dieſe merkwürdige Partie ſchwediſcher Geſchichte klarer zu machen, muß etwas Näheres über die Landesbeſchaffenheit vorausgeſchickt werden.

Der Beſuch Schwedens kommt allmälig auf die Tageordnung der Touriſten, und ſo wie der Touriſt von Bern aus nothwendigerweiſe das Berner Oberland beſuchen muß, ſo hält er es bereits in Stockholm für ſeine Schuldigkeit, über Dannemora nach Falun hinaufzugehn. Falun mit ſeinem berühmten Kupferbergwerke iſt die Hauptſtadt Dalekarliens. — Solcherweiſe iſt gerade dieſer Landſtrich verhältnißmäßig am bekannteſten. Dies war für mich ein Grund, gerade auf dieſe Tour zu verzichten: die Zeit war mir ſehr karg zugemeſſen, ich begegnete überall ausführlichen Beſchreibungen dieſer Tour und konnte mir dadurch die entſtehende Lücke ergänzen; ich ſah ferner, daß ich wieder an den Mälar, ja nach Stockholm zurück müßte, um meinen weiteren Reiſeplan durch Schweden auszuführen und bei bedrängter Zeit iſt ſolche Zurückkunft an dieſelben Orte ein Aergerniß; ich mußte ferner auf plötzlich hervortretendes, wortbrüchiges aber entſchiedenes Verlangen der Gattin ein Stück Norwegen-ſehn zur Vergleichung mit Schweden, und hatte mir zu dem Ende die abgelegenere, ſelten beſuchte und charakteriſtiſch ſchwediſche Provinz Wermland, welche weſtlich an Dalarne grenzt, auserleſen. Nur wenn ich dieſe zu meinem Ausgangspunkte nahm, konnte ich alle außer Dalarne wichtigeren Theile Schwedens berühren. Deshalb blieben uns nun wohl noch einige

Tage für Stockholm, aber nicht fünf bis acht Tage übrig, welche die Tour durch Dalekarlien in Anſpruch zu nehmen pflegt. Denn man reiſt dann nicht geradein nach Falun und wieder zurück, ſondern macht gern den Bogen öſtlich nach Geſle.

Die Lage der Provinzen hier im Alt Svea-Lande iſt folgende: Mitten durch den Staden in Stockholm geht die Grenze zwiſchen Södermanland und Upland. Das Land ſüdlich vom Mälar heißt Södermanland. Das Land nordöſtlich, das Küſtenland den Ålands-Inſeln gegenüber, heißt Upland. Dieſe öſtliche Ecke mit Upſala und Sigtuna iſt das eigentliche alte Odinsland. Daran ſtößt im Weſten Weſtmanland. Dieſe drei Provinzen, Upland, Weſtmanland, Södermanland, umſchließen vollſtändig den großen Mälarſee, reichen im Norden bis an den Geſlefjord, und weiter innen im Lande bis an die Grenze von Dalarne; im Weſten ſtoßen ſie an die ſchmale Mittelprovinz Nerike, hinter deſſen weſtlichen Bergen Wermland liegt, und grenzen im Süden an Oſtgothland.

Durch Upland und Weſtmanland geht von Stockholm aus der Weg nach Dalekarlien. Die erſte Station, nach welcher Dampfſchiffe auf dem Mälar tragen, iſt Upſala, welches auf einer großen Ebene gelegen iſt. Auf dem Hügel dieſer Ebene erhebt ſich das alte Schloß, in welchem ſo viel Merkwürdiges geſchehen iſt, in welchem der kranke König Erich, Guſtav Waſa's Erſtgeborner, die Sture ermorden ließ, in welchem Königin Chriſtine die Krone niederlegte, in welchem die Ulphilas-Bibel, geſchrieben auf röthlichem Pergament mit vergoldeten oder verſilberten Buchſtaben, neben Erinnerungszeichen an Luther und neben Manuſcripten Swedenborg's gezeigt wird. Hier ſtand auch die Kiſte mit den Papieren Guſtav III., welche Guſtav's Willen gemäß erſt im vorigen Jahre eröffnet werden durfte und nichts Wichtiges enthüllt hat. Noch ein Andenken an dieſen Guſtav iſt in Upſala, ein prachtvoller Kelch. Als König Guſtav in Italien war, kam plötzlich ein Courier durch Upland geſauſt, um dieſen ſchönen Kelch dem Könige nach Rom zu holen. Die Schweden ſahen mißtrauiſch drein. Rom iſt ihnen zuwider — was ſollte der ſchwediſche Kelch in Rom, wo man den einfachen Chriſten nicht für würdig hält des Kelches? — Sie wurden beruhigt: ein neuer Courier brachte den Kelch zurück. König Guſtav hatte ihn dem Papſte zeigen wollen zum Zeichen, daß man auch in Schweden werthvolle Kelche beſitze. Darauf hatte der König den Abendmahlswein daraus getrunken, und ihn alsbald wieder heimgeſchickt nach Svealand.

Uebrigens hat das Schloß durch eine Feuersbrunſt 1702 ſeine alte Geſtalt großentheils verloren, nur gerade das Gewölbe, welches für Nils Sture ein Mordgewölbe wurde, iſt noch zu ſehn. — Auch die Domkirche Upſala's, die größte in Schweden, hat bei jenem Brande gelitten, iſt aber paſſend wiederhergeſtellt und ein ſtattlich gothiſches Gebäu. Hier ruhen die Gebeine des Guſtav Waſa, den wir eben erſt auf eiliger Flucht verlaſſen haben, ſeit dreihundert Jahren.

Man hat mir intereſſante Dinge erzählt von den Landsmannſchaften unter den Studenten in Upſala. Nicht durch Farben unterſcheiden ſie ſich wie bei uns, nicht durch Trachten, ſondern durch Lieder und Tänze. Jede Provinz hat ihre ſelbſtſtändigen, und bei Volksfeſten kommen ſie geſondert auf den öffentlichen Platz: die von Schonen, von Blekingen, von Gothland, von Wermland. Beſonders die von Wermland ſind geliebt um ihrer Innigkeit halber, wie überhaupt auch die Wermländer ſelbſt den Ruf großer Bravheit und Treue haben. Und wenn ſich die Provinzen alle einzeln dargeſtellt, dann treten ſie zu gemeinſchaftlichem Männergeſange zuſammen, der die Nacht erfüllt und an die alten Herrlichkeiten der Aſen-Götter erinnert.

Uebrigens iſt dies Upſala nicht der alte Sitz jener fabelhaften Götterkönige geweſen, ſondern Alt-Upſala, eine halbe Meile entfernt von der Stadt. Umſonſt ſucht das Auge die geſchichtlichen Anknüpfungen. Der Thurm der unbedeutenden Kirche ſoll wohl einſt zu Odin's Tempel gehört haben. Mit dieſer Notiz muß man ſich begnügen. Wirkſamer iſt es noch, wenn man auf die nahe liegenden Hügel zeigt und hinzuſetzt: dies ſind die Hügel der Könige aus dem Ynglinga-Geſchlechte.

Aber auch nicht Alt-Upſala iſt der älteſte Geſchichtsort Schwedens, ſondern Sigtuna, näher an Stockholm und ebenfalls am Mälar gelegen, jetzt ein kleines Städtchen, welches ſich gleichfalls als Neu-Sigtuna um eine Viertelſtunde von dem alten Sigtuna entfernt hat. Dies letztere wird als die eigentliche Wohnſtätte Odin's bezeichnet.

Um die Upſala's indeſſen gruppirt ſich der Kern ſchwediſcher Landesgeſchichte, wie er in neuerer Zeit mehr und mehr klar herausgeſchält worden iſt aus den alten Sagen und Geſetzen. Auf der Mora-Wieſe, eine Meile von Upſala, geſchah die Königswahl. Dort kamen Anfangs nur die Vertreter der Folklande, dreier Diſtricte Uplands, zuſammen, und wählten als die bevorzugten Schweden den König über das Reich. Später ſendeten denn auch die weiteren Provinzen ihre Landrichter auf die Mora-Wieſe zum Mora-Ting. Sie bildeten mit je zwölf „kundigen und verſtändigen" von jeder Landſchaft erwählten Männern die Verſammlung, um den Mora-Ting zu bilden. Upland ſtimmte aber auch dann noch zuerſt, wer König ſein ſolle. War der König erwählt, ſo ſchwor er dem Volke und das Volk ihm und er ward auf den Mora-Stein gehoben. Für jeden König ward ein neuer Mora-Stein mit Angabe der Wahlzeit auf oder neben den alten Stein gelegt. Es waren große, runde Steine, die ſo geſtützt wurden, daß ſie ſich ein wenig über die Erde erhoben. Hat man Schweden geſehen mit den ihm eigenthümlichen überall ſichtbaren Granitblöcken, ſo begreift man, wie natürlich dieſe Sitte entſtanden iſt.

War die Wahl auf der Mora-Wieſe vorüber, ſo lag es dem Könige ob, „rättſyles", das heißt rechtläufig mit der Sonne, ſein Land zu umreiten. Dies nannte man die Erichsreiſe. Früher hat man geglaubt, dieſe Benennung rühre her von Erich dem Heiligen. Neuerdings hat man den Namen anders erklärt. Sagen und Volkslieder ſollen überhaupt den erſten ſchwediſchen König Erich nennen, und ſo hieße denn Erichsſtraße überhaupt Königsſtraße. Ihre ſagt: Ae oder e bedeutet in Zuſammenziehungen „Alles", Rik bedeutet Reich, das Wort E—rik bezeichnet alſo einen Weg durch alles Reich, durch's ganze Reich.

Wie dem ſei, dies Reiten der Erichsſtraße iſt eine intereſſante Sitte, und die genaue Kenntniß derſelben giebt mannigfaltigen Aufſchluß über das Schwedenreich. Von Upſala ging es aus und die Upländer begleiten ihn nach Strengianäs, der heutigen Stadt Strengnäs, einem alten Opferplatze der Südermanländer, welche ihn dort erwarten und mit „Grud und Geiſel" — mit Friedensſicherheit und Geiſeln — durch ihr Land begleiten bis Swintuna. So hieß die Gegend auf dem Kolmorden-Walde, wo in katholiſch chriſtlicher Zeit ein Kloſter ſtand, und wo Oſtgothland beginnt, da wo jetzt die Kirchſpiele Krokek und Quarſebo liegen. Von hier geleiten ihn die Oſtgothländer bis mitten in den Wald von Holawidh. Dies ſind die Waldberge, Holweden genannt, welche Oſtgothland und Småland ſcheiden, und wahrſcheinlich war, nach Geijer, die Zuſammenkunft an der nördlichen Spitze des Sommenſees. Hier empfangen ihn die Småländer und geleiten ihn bis zum Junabach, der ſich bei Jönköping in den Wetter ergießt. Dort erwarten ihn die Weſtgothen, und geleiten ihn bis Remundaboda im Walde Tiweden, wo ebenfalls ein Kloſter ſtand. Hier kommen ihm die Neriker entgegen und geleiten ihn zur Uphoga-Brücke, welche am öſtlichen Ende des Waldes Käglan über den Orboga-Strom führt, der jetzt Arboga-Fluß heißt. Dort harren auf ihn die Weſtmänner (Weſtmanländer) und geleiten ihn zur Oeſtens-Brücke über den Sag-Fluß bei Nyquarn, wo Upland beginnt und wo ihn die Upländer wieder begrüßen und nach Upſala zurück begleiten. Dann iſt er, ſagen die Schweden, die rechte Erichsſtraße geritten, und nun weihen ihn der Erzbiſchof und die Biſchöfe in der Upſala-Kirche und nun iſt er rechter König von Schweden. „Wird er ein guter König," ſetzen ſie hinzu, „ſo laſſe ihn Gott lange leben!"

Die Erichsſtraße reicht alſo nur bis zu den ſüdlichen Nachbaren der Dalekarlier, bis zu den Weſtmanländern, und es fehlen nicht nur die nördlichen Landſchaften, welche Norrland bilden, Geſtrikland, Helſingland, Herjedalen, Jämtland, Angermanland, es fehlt auch die große Landſchaft Wermland, es fehlt das wichtige Dalarne. Dies erklärt ſich wohl durch die Herrſchafts-Tradition, welche von Upland ausging und ſich Anfangs nur auf Upland beſchränkte. Norrland wurde durch Upland, Dalarne ſelbſt mit Weſtmanland gemeinſchaftlich vertreten. Dalarne's Eingriff in die Landesgeſchichte iſt moderner; ja die Sitte der Moraſteine war zu Guſtav Waſa's Zeiten bereits ſo veraltet, daß man ſchon damals die Moraſteine nicht mehr finden konnte.

Um einige Vollſtändigkeit in meine Vorſtellung der wichtigſten Landestheile zu bringen, fragte ich Reiſende von der verſchiedenſten Art nach dem Ausſehn und Charakter von Dalekarlien. Es wurde nicht ſchwer, ein deutliches Bild zu gewinnen, denn Land und Volk ſind ſehr einfach und beſonders die Schilderung eines öſterreichiſchen Cavaliers, dem ich ſpäter in Schweden begegnete, machte mich heimiſch unter den Thalmännern. Ich bat ihn um einen Auszug ſeines Tagebuchs und er hatte die Güte mir ihn zu verſprechen, ſobald er nach Deutſchland zurückgekehrt ſein würde. Weil ich indeſſen gleich nach meiner Heimkehr an's Schreiben ging, ſo war ich bis zur Erzählung der Guſtav-Waſa-Jugend gekommen, ohne von jenem die öſterreichiſche Liebenswürdigkeit vortrefflich vertretenden Cavaliere etwas Weiteres zu vernehmen oder zu erhalten. Eben war ich im Begriff, aus dem Gedächtniß zu ſkizziren, da erhielt ich folgenden Brief von ihm, welcher meine Bitte erfüllt:

„Sie erhalten die trockne Skizze aus meinem Tagebuche, und ich erlaube mir nur hie und da ein Paar erläuternde Bemerkungen. Wir fuhren Abends halb ſechs Uhr aus Upſala, und unſer nächſtes Ziel war Dannemora mit den berühmten älteſten Eiſengruben des Reichs. Der Weg ging über Alt-Upſala, wo man die Gräber Odin's, Freier's und Thor's zeigt, durch reizloſes Land nach Uggelſta, der erſten Poſt. Nach der zweiten Poſt hin, nach Andersby, wird er bei Weitem anziehender: man hat freundliche und verſchiedenartige Anſichten, fruchtbare Felder, friſche Wieſen und Waldungen. Dabei fehlen die Ihnen bekannten ſchwediſchen Felsblöcke nicht, welche oft den Blick über die Flächen ganz verſchließen. Das Land zeigt Ordnung und Wohlſtand. Bei Dannemora, 4¾ ſchwediſche Meilen von Upſala, wird die Landſchaft romantiſch; der Weg führt zwiſchen zwei ſchönen Seen hindurch und durch dichte Waldungen. Wo die Waldung aufhört, ſieht man ſchöne Landgüter und viel Hammerwerke. In den tiefen Eiſenſchacht Dannemora's fährt man ſieben Minuten lang ein, und zwar in Tonnen. Es arbeiten über dritthalbhundert Menſchen in dieſen uralten Gruben, und es werden jährlich 100,000 Schiffspfund Erz aufgezogen. Zu unſerm Erſtaunen fanden wir kein Wirthshaus in Dannemora. Man fürchtet, die Arbeiter könnten ſich betrinken. Aber in Oeſterby, eine Viertelſtunde von da, gab's gute Unterkunft.

„Auf der nächſten Tagereiſe, welche uns bis Gefle führte, fanden wir ein freundlich bebautes Land, welches kein weiteres Intereſſe bietet als den Fall der Dal-Elf, die über Felſen hier in die Oſtſee hinabſtürzt. Der Fall iſt nicht hoch, aber das Waſſer reißt ſich auf drei Wegen kräftig durch die Felſen hindurch. Ein Felsblock inmitten des Hauptfalles belebt den Sturz, und es mag wohl dieſer Dalelf-Fall nach Trollhättan der pittoreskeſte in Schweden ſein. Sie haben mir erzählt, Ihr Reiſehandbuch ſtelle dieſen Fall über den Rheinfall. Wie viel dabei nationale Uebertreibung ſei, mögen Sie alſo ſelbſt ermeſſen, wenn ich hinzuſetze, daß der Trollhätta-Fall bei Weitem vorzüglicher ſei als dieſer bei Elfkarleby.

„Abends halb Neun kamen wir nach Geſle. Dieſer Ort, obwohl dem Range nach der ſechſte im Reich, iſt todt und öde. Er hat ſchöne, freundliche und große Häuſer von Stein, aber keine Menſchen. Ueberhaupt, je höher hinauf man kommt und beinahe bis Falun, deſto ſeltner werden Menſchen und lebende Weſen. Ohne Kindergeſchrei kann man doch bei uns kaum durch ein Dorf fahren; hier iſt nichts davon zu hören. Ja, von Geſle an gegen Weſten, wie wir fuhren, verſchwindet jedes Zeichen von lebenden Weſen. Tagelang fährt man durch Waldungen ohne einem Menſchen zu begegnen, ohne einen Vogel zwitſchern zu hören. Reichlich wird man indeſſen durch herrliche und, was in Schweden, wie Sie wiſſen, ſelten iſt, durch beinahe großartige Natur entſchädigt. Ich möchte mich faſt zu ſagen erkühnen, daß mir in dieſer ſchönen Wildniß die Menſchen nicht fehlten.

„Die Poſten von Geſle aus heißen Öby, Högbo, Sandbacka, Lumsheden. Wir verfuhren uns aber in der Nacht und es war nichts Leichtes in dieſer Waldöde uns wieder zurecht zu finden. Das geſchah denn auch nur dadurch, daß wir endlich auf eine Seitenpoſt kamen. Früher war kein Menſch zu entdecken, und der Irrthum verlängerte unſre Tour faſt um eine Tagreiſe. Zwiſchen Sandbacka und Lumsheden, einer unendlichen Station, kamen wir über die Grenze von Dalekarlien. Der Weg daher iſt allmälig unebner, hügeliger geworden und läßt die Annäherung der Gebirge ahnen. Er führt vorherrſchend durch dicken, üppigen, ſaftigen, doch nicht ſehr hochſtämmigen Fichtenwald, der nur mitunter durch Kiefern unterbrochen wird. An manchen Stellen iſt er ſo dicht, daß man nicht einmal hindurch kriechen kann. Zuweilen ſteht eine einſame Hütte mitten in dieſem Walde auf einer kleinen ausgehauenen Fläche. Dieſen Hütten iſt wohl Armuth anzuſehn, aber niemals Elend. Reinlich ſind ſie von außen, reinlich von innen; nichts iſt morſch, nichts verfallen.

„Bei Tagesanbruch kamen wir über die Grenze. Das Land gewinnt ſogleich einen anderen, größeren Charakter und behält ihn bis Falun. Mich bezauberte der ganze Weg: dicht bewachſene Gebirge, eigentlich nie Berge, doch zuſammenhängend ziehen ſich an beiden Seiten des Weges fort, und ihre Thäler bilden die herrlichſten Seen, die ich in Schweden geſehn. Der Blick wird überall durch Berge gehemmt, doch Berg, Wald und See bilden immer neue, immer ſchöne Bilder. Sie wiſſen, daß ich Wermland nicht geſehn, von dem aber, was ich in Schweden geſehn, iſt dieſer Landſtrich das Schönſte, und der ſchönſte Punkt davon bei Borggårdet, der letzten Poſt vor Falun. Mitten zwiſchen Waldbergen liegt hier der ſtille See, und er führt ſeinen Namen mit Recht, denn Alles iſt lautlos ringsumher, ein heiliges Schweigen der Natur. Und welch ein Grün! So ſaftig und lebhaft hatte ich es nie geſehn. So ſchlängelt ſich der Weg fortwährend durch Berge, Waldungen und an den ſchönſten Seen vorüber bis Falun. Es ſind nicht Tyroler und Schweizer Berge, aber Berge ſind es doch und das Land iſt ein Gebirgsland. Von Anbau habe ich hier wenig oder gar nichts geſehn, die Felſen mögen ihm allzu ſehr hinderlich ſein. Eben ſo weiß ich hier nichts von Trachten zu ſagen, weil ich keine Menſchen ſah, und erſt in Falun erfuhr ich, was ein Menſch iſt. Auch einen Hund entdeckte ich dort — erinnern Sie ſich unſrer

Klage über Hunde! -- und obenein einen Pudel. Als wir den Berg hinabfuhren, ſahen wir Falun in einem großen, weiten Thale liegen, das heißt: eigentlich ſahen wir es nicht, da dichte Schwefelwolken ewig über der Stadt lagern.*) Sie ziehen ſich wie ein kaum durchſichtiger Flor um das ganze Thal herum. Falun zwiſchen dem Warpen- und dem großen Runn-See mit fünfthalb tauſend Einwohnern iſt eine todte Stadt mit den Ihnen bekannten rothen hölzernen Häuſern. Die Einwohner ſagen, ihre Kupfergruben ſeien ſchon zu Salomon's Zeiten angebaut worden. Wer Dannemora geſehn, dem machen ſie keinen großen Eindruck. Man ſteigt auf Treppen hinab.

„Mit wilden Pferden fuhren wir, den Runn-See zur Linken, nach Naglarby hinab und nahmen den geraden Rückweg nach Upſala über Säter, Hedemora und Sala, ein Weg von 22 ſchwediſchen Meilen. Sie haben erfahren, wie lang dieſe ſchwediſchen Meilen gemeſſen ſind! Die Pferde in Dalekarlien ſind beſſer, als ich ſie in andern Provinzen geſehn, doch ſehr wild und oft ſehr ſcheu.

„Der ganze Weg von Falun bis an die Grenze von Weſtermanland iſt reizend und kann ohne Bedenken ſchön genannt werden. Der Runnenſee iſt mit Inſeln bedeckt, wie dies bei allen ſchwediſchen Seen, die wir geſehn, den Wettern ausgenommen, der Fall iſt. Die Straße läuft nahe am See, den in der Ferne die Gebirge begrenzen. Man genießt hier den ganzen Weg eine große Abwechſelung der Natur, was in Schweden eigentlich ſelten iſt. Es giebt hier auch ziemlich bebaute Stellen, doch ſind es immer nur kleine Stellen, da Wald, Fels und See den Boden in Beſchlag nehmen.

---

*) Man hält ſie nicht für ungeſund, und hat ſich im Gegentheil vor anſteckenden Seuchen oft hierher geflüchtet.

„Am Runnenſee liegen zwei merkwürdige und ſehenswerthe, von den biedern Dalarnern ſehr in Ehren gehaltene Punkte, Punkte aus der Geſchichte Guſtav Waſa's, an den jeder Dalarner mit Stolz denkt, und deſſen Name unverändert an Farbe und Bedeutung noch in den Herzen dieſer Leute lebt. Er iſt der einzige ſeines Namens, der noch Anhänglichkeit beſitzt, der einzige, mit dem der Schwede ſeine ſchöne Geſchichte noch im Andenken zuſammenhält, und auch das geſchieht nur hier in Dalekarlien, wo Guſtav Waſa wirkte — alles Uebrige iſt vergeſſen und verſchollen.

„Der erſte dieſer Punkte iſt die Scheune bei Rankhyttan, wo Guſtav Waſa gedroſchen hat. Sie liegt bei Strand an einer Bucht des Runnenſees. Sie iſt noch gut erhalten und hat ſonſt nichts Merkwürdiges. Wir machten aus Pietät einen großen Umweg hierher.

„Der zweite Punkt iſt Ornäs, ein Edelgut ebenfalls am Runn, eine Stunde von Falun. Es liegt anmuthig und auch von Laubholzbäumen umgeben. Das merkwürdige Haus ſteht beim Edelhauſe, unverändert ſeit 1520. Hier hielt ſich der flüchtige Guſtav einige Tage auf, und die Frau des Hauſes, welche ihrem Manne nicht traute, — Barbara Stigsdotter war ihr Name und ſie hatte eine gute Erziehung genoſſen — ließ ihn durch den Abtritt entkommen. Das Haus hat zwei Stockwerke und ganz kleine Fenſter. Man gelangt durch eine Treppe außerhalb des Hauſes auf eine Gallerie, von welcher verſchiedene Thüren in die Stuben führen. Leider ſtehen ſo viele Fratzen in dieſem Zimmer, daß das Ehrwürdige dieſes Platzes beinahe dem Lächerlichen erliegt. Guſtav ſelbſt ſteht ausgeſtopft in einer Ecke, an der Thür ſtehn zwei ausgeſtopfte dalekarliſche Bauern, welche ihn treu durch alle Gefahren begleitet haben. Das Bett, in welchem Guſtav geſchlafen, iſt mit golden geſtickten Kronen bedeckt, welche hier doch, wo es ſich um hiſtoriſche Treue handelt, unpaſſend ſind. Ferner iſt da: Guſtav's Hemd aus Meſſingdraht, Degen, Armbruſt, Helm, Ringkragen und Handſchuhe, merkwürdige Dinge, gegen die ich nichts ſagen will, obgleich er ſie hier nicht getragen. Die ſchlechten Bilder aber und ſonſtige Fratzen, welche man mit in Kauf nehmen muß, ſind übrig. — Am Ende der Gallerie befand ſich der Abtritt, durch welchen Guſtav hinabgelaſſen wurde. Unten auf dem Runnſee wartete ein Boot zu ſeiner Flucht.

„An jenen zwei ausgeſtopften Bauern ſah ich, daß der Anzug der Männer in Dalekarlien ganz unverändert geblieben. Sie tragen noch den kleinen, niedrigen Hut von ſchwarzem Filz, deſſen zwei Hände breite Krämpe tief herabhängt, noch die weiße dickwollene Jacke, die weit bis an die Hüfte reicht, noch weiße oder rothe Strümpfe und dicke ſchwere Schuhe, noch die große lederne Schürze, welche ſo den vorderen Theil des Körpers bedeckt, daß man von der Weſte nichts ſieht, noch den breiten Gürtel, in welchem ein Meſſer im Holzfutterale ſteckt. Eben ſo iſt ihnen das ſchöne blonde Haar noch eigen, welches ungeſchoren um die Schultern hängt.

„Beſonders Viel halten ſie auf die weißwollenen Jacken, an denen eine Art Aberglaube klebt. Es tragen ſie die Weiber ebenfalls an Werktagen und bei der Arbeit. Nur Sonntags nicht. —

„Die Geſichtszüge der dalekarliſchen Bauern haben nicht das Feine, was Sie mit uns an den Schweden bewundert haben. Ihnen ſteht dafür Biederkeit, Muth und Entſchloſſenheit auf den Stirnen geſchrieben. — Die Weiber haben eine eigne Gattung Trauringe: unten ſehr ſchmal, oben auf dem Finger ſehr breit und ganz von Silber. Auf der breiten Fläche hängt eine große Schar ganz kleiner ſilberner Ringelein, wie junge Küchlein um die Henne.

„Auf dem Rückwege hat mir beſonders Hedemora gefallen, nach Stockholm von den ſchwediſchen Städten am beſten. Waldberge, Seen, ſchöne Wieſen und Gärten und ein freundliches Innere machen dies Städtchen zu einem der anmuthigſten Orte. — Ueber kleine Hügel durch ein fruchtbares von Bergen eingeſchloſſenes Thal fährt man von hier abwärts zur Dal-Elf. Eine eigne Art Dächer iſt mir hier aufgefallen: die Dachſparren werden mit Birkenrinde dicht belegt, und dieſe wird dann mit vielen großen und kleinen Steinen bedeckt. Ein Brett läuft unten um das Dach, die Steine am Herabfallen zu hindern. Wohlfeil gewiß iſt dieſe Bedachung. Noch eigenthümlicher ſind die Brücken in Dalekarlien, und gleich hier über die Dal-Elf paſſirten wir wieder eine. Sie beſteht aus Tannenſtämmen, welche der Länge nach neben einander ſchwimmen von einem Ufer zum andern. Quer über dieſe liegen noch dürre und noch grüne Baumſtämme, und an beiden Uferſeiten ſchwimmen Gerüſte, welche wieder aus vielen untereinander verbundenen Stämmen beſtehn und am Ufer befeſtigt ſind. Wenn man darüber fährt, ſo geben die Stämme nach, ſo daß die Brücke oft einen Fuß hoch unter Waſſer ſteht. Für die Fußgänger liegen an den beiden Seiten gewöhnliche Baumſtämme, und auch auf dieſen werden die Gehenden gewöhnlich bis an die Knöchel befeuchtet, was der hier herrſchenden Chauſſüre und Geſundheit keinen Eintrag thut.

„Noch einmal geht es über die Dalelf, welche den meiſten Leuten hier heilig iſt, und man hat Dalarne verlaſſen, iſt in Weſtmanland. Große, bewohnte Waldungen kommen, und ihnen folgt eine große Ebene mit Waldung und See bis zu dem todten häßlichen Städtchen Sala, an welches ſich auch auf der andern Seite eine große einförmige Ebene anſchließt bis an die Grenze von Upland, welches ſich wieder zu Wald und Hügel erhebt. Sie haben dieſe ſchroffen Uebergänge Schwedens vom Fruchtbaren zum Unfruchtbaren, vom Rauhen zum Freundlichen in Bohuslän zahlreicher geſehen als ich. Für mich war es am auffallendſten hier auf den letzten Poſten vor Upſala.

Vor der letzten Poſt war das Land wie ein Park geweſen, in welchem auch das hier ſo ſeltene Grün der Laubhölzer in all ſeiner Mannigfaltigkeit nicht fehlte und die ſteten Begleiter, die Granitblöcke, aufwarteten. Von der letzten Poſt bis Upſala, ſechs gute Wegſtunden, mit einem Male eine ununterbrochene, von Waldung ganz entblößte, weite, bebaute Ebene. Alſo im Lauf eines halben Tages hatte es vierfachen Wechſel gegeben: waldige Ebene vor Sala, todte Ebene hinter Sala, Parkland vor der letzten Poſt, waldloſes Ackerland bis Upſala.“

So iſt und war — denn hier hat ſich wenig verändert — die Gegend beſchaffen, in welche Guſtav flüchtete. Nicht blos um ſich zu retten, ſondern um die Dalarner Engelbrecht's und der Sture aufzufinden.

Es war ſchon üble Jahreszeit, Ende Novembers, als er an die Dal-Elf kam. Während der kurzen trüben Tage war es leichter ſich zu verbergen als zu andrer Jahreszeit, und er hatte vorſichtig ſeine Herrenkleider zu vertauſchen gewußt gegen die weißwollene Jacke, den runden Hut und das Schurzfell eines Dalarner Bauers. So wagte er's gegen Ende Novembers unweit des Faluner Kupferberges in ein Gehöfte einzutreten, um Knechtsdienſte zu thun. Die Rankhütte hieß der Hof und gehörte dem reichen Bergmanne Anders Persſon, welchen er von der Studienzeit von Upſala her gar wohl kannte, welcher aber unter dem Bauer den jungen Erikſon nicht ſuchte. Hier war's denn, wo er auf der Tenne einige Tage mit den Knechten und Mägden droſch. Aber wie der Herr den Herrn, ſo wittert der Knecht den Knecht. Er ward ihnen verdächtig. Weiber ſind darin am ſcharfſichtigſten, denn ſie achten auf die kleinſten Merkmale: ein Mädchen entdeckte, daß er unter der Jacke, Wadmalscamiſol wird ſie genannt, etwas Seidenes trüge! Wie käm' der Bauerknecht zu einem Fetzen Seide! — Sie ſagte es Herrn Persſon, und dieſer kam und nahm den neuen Dreſcher zur Seite, lüftete ihm den Hut und ſah ihm aufmerkſam unter die Augen — Erikſon! — Ja.

Anders Persſon war zwar furchtſam aber gutmüthig und nahm ihn auf. Als aber Guſtav vom Stockholmer Blutbade und von dem Aufſtande anfing, der zu bereiten ſei, da wurde ihm angſt, und er rieth Guſtav dringend, ſich weiter hinauf in's Gebirg zu wenden, denn hier ſei er nicht ſicher.

Dazu entſchloß ſich Guſtav noch nicht. Er wußte, daß drüben auf der andern Seite des Runn-Sees noch ein Studiengenoſſe von Upſala ſitze auf ſeinem Hofe Ornäs, Arendt Persſon Örnſtykt. Den hoffte er tapfrer zu finden, und zu dieſem eilte er. Der See war bereits gefroren, und die kleine Lillelf, welche aus dem See in die Dahlelf fließt, desgleichen. Haſtig eilte er gegen Abend über die Eisdecke des Stroms, um noch zur Nacht hinüber zu kommen nach Ornäs. Aber das Eis brach unter ihm, er verſank, und nur ſeine jugendliche Rüſtigkeit rettete ihn vor einſamem kläglichen Tode. Am Herde des Fährmanns trocknete er ſich, und kam glücklich am folgenden Tage nach Ornäs. Er hatte keine Ahnung, daß Arendt in Gevatterſchaft und Freundſchaft mit den däniſchen Vögten gerathen war und daß er am wenigſten ihm ſeine Pläne mittheilen durfte. Er theilte ſie ihm offenherzig mit, und Arendt hörte aufmerkſam zu. Gut, ſagte Arendt, als Guſtav geendet hatte, wenn was geſchehen ſoll, ſo müſſen wir werben, und ich werde zu dem Ende gleich ausfahren! Komm mit hinauf in die obere Kammer, damit Du zunächſt nicht bemerkt werdeſt!

Und ſo führte er ihn in's obere Stockwerk, ließ dann ſeinen Schlitten anſpannen und gab den Knechten Anweiſung aufzupaſſen. Er jagte nach Norden zu Herrn Nilsſon Swinhufwud, der mit ſeiner Familie zum Könige Chriſtian hielt. Der ſollte den Erikſon fangen helfen, und den ausgeſetzten Preis theilen. Aber Nilsſon nannte dies eine Niederträchtigkeit, und Arendt mußte andre Hülfe ſuchen. Das that er: er eilte nach dem Städtchen Säter, wo der däniſche Vogt Brun Bengtsſon, ſein Schwager, hauſte. Um nach Säter zu kommen, welches ſüdlich vom Runnen und der Dalelf liegt, mußte er wieder bei Ornäs vorüberfahren, und dies wurde für Guſtav entſcheidend. Arendt's Frau nämlich, Barbara, oder wie die Schweden ſagen Barbro, obwohl der däniſchen Partei nahe ſtehend, war doch voll jener Frauengüte, welche in Parteikämpfen die nächſte Menſchenfreundlichkeit nie überhört, und vielleicht jammerte ſie auch der junge ſchöne Guſtav um ſeiner Jugend und Schönheit willen. Sie ſah vom untern Stockwerke aus ihren Mann vorüberfahren auf Säter zu, ſie erkannte, daß er zum Dänen-Vogt eile in übler Abſicht, und ſie entſchloß ſich, Guſtav zu retten.

Hier weichen nun die Erzählungen von einander ab. Oben berichtet unſer Cavalier, daß ein Boot zu Guſtav's Rettung bereitet worden ſei. So erzählt man alſo in Ornäs ſelbſt. Wir wiſſen aber, daß die Gewäſſer ſchon gefroren waren, und andre Nachrichten ſagen auch, und nennen ſogar den Namen des Knechtes, Jakob, daß dieſer auf Frau Barbara's Geheiß einen Schlitten bereit gehalten habe.

Wahrſcheinlich war die Flucht vor andern Knechten des Hauſes, welche Arendt beauftragt, zu verbergen. Sonſt begreift man nicht, warum ſie ihn nicht offen die Gallerietreppe hinab geſchickt habe. Kurz, darin ſtimmen die Nachrichten überein, daß ſie zu ihm hinaufgeſtiegen ſei und ihn auf gefahrvolle Weiſe hinabgelaſſen habe vermittelſt eines langen Handtuches, wie man deren jetzt noch von außerordentlicher Länge auf dem Lande in Schweden findet. Dieſe Nachrichten ſprechen nicht, wie man in Ornäs ſagt, von dem Abtritt, durch welchen hindurch die Flucht bewerkſtelligt worden ſei, ſondern ſie ſprechen nur vom Fenſter, welches neun Ellen hoch über dem Boden geweſen.

Hiermit zerſtörte Frau Barbara für immer ihren Hausfrieden, Guſtav aber flog im Schlitten gerettet über den gefrornen Runnen dahin in den Schwefelrauch hinein, welchen der Nordwind von Falun herabjagte.

Jakob brachte ihn bei einbrechendem Abende bis an's nordöſtliche Ende des Sees; weiter wußte er ſelbſt den Weg nicht, wie man dies heute noch bei den Dſchußbonden

(Poſtknechten) in Schweden vergleichen kann. Sie kennen über ihre nächſten Stationen hinaus das Land ſo wenig als die Fremden. Jakob kehrte alſo um, und Guſtav tappte allein weiter nordwärts. Er wollte auf Frau Barbara's Rath nach Swärdſjö zum Prediger Jon. Bis dahin waren noch einige Meilen zu machen, und er kannte den Weg nicht. Er trat in eine Hütte, um zu fragen, und die erſte Perſon, die er erblickte, war ein Bergmann, der ihm von der Rankhütte her als ein Anhänger der Dänen bekannt war. Beſtürzt trat er ſogleich zurück und entkam unbemerkt auf's Schneefeld hinaus und fand glücklich die nahen Sandwiksḣütten, wo ſich ein Schmelzer ſeiner annahm und ihn ein Stück Weges geleitete.

Prediger Jon, ebenfalls eine Bekanntſchaft von Upſala, nahm ihn treulich auf, mußte ihn aber der Sicherheit wegen bald weiter hinauf bringen. Er ſandte ihn nach Iſala zu einem Forſtmann der Krone. Kaum war er dort eingetreten und aufgenommen, und wärmte ſich am Ofen, wo die Hausfrau mit Brodbacken beſchäftigt war, ſo traten auch die däniſchen Späher hinter ihm ein. Durch Arendt's Zuthun waren ſie ihm von Säter und Ornäs aus fortwährend auf der Ferſe. Sie fragten nach ihm, die kluge Hausfrau aber, ſtatt ſogleich Antwort zu geben, ſchlug mit dem Brodſchieber nach Guſtav und ſchalt ihn, daß er hier Maulaffen feil habe, ſtatt in der Scheune zu dreſchen. Guſtav war ſchon ſo gut geſchult, daß er den Kopf in den Schatten der Hutkrämpe neigte und ſogleich hinausſchlurrte, ſo daß die Späher nicht argwohnten, in der Knechtsgeſtalt könne der junge Waſa verborgen ſein.

Unter ſolchen Umſtänden war aber auch hier keine Sicherheit, und der Forſtmann verſteckte ihn in ein großes Fuder Stroh, und fuhr ihn durch einſame Wälder weiter hinauf in die Berge. Wirklich war dieſe große Vorſicht nöthig; die Dänen durchſtrichen alle Wege und Winkel nach dem geächteten Flüchtlinge und ſelbſt dieſer Strohwagen entging ihnen nicht. Sie hielten ihn an, und ſtachen mit ihren Spießen in's Stroh hinein. Dies war von unmittelbarer Gefahr, denn der Spieß traf ihn. Trotzdem regte ſich Guſtav nicht. Als die Dänen fort waren, ſah der Forſtmann mit Entſetzen, daß Blut aus dem Stroh herabfloß auf den Schnee. Er verwundete ſogleich das Bein eines Pferdes, damit die Blutstropfen erklärt werden könnten, trieb die Pferde an bis zu einer abgelegenen Stelle, und ſah nun nach ſeinem Schützlinge. Dieſer war nur am Beine geritzt, zufällig aber an einer Ader und hatte deshalb ſo ſtark geblutet.

Glücklich brachte ihn der Forſtmann hinauf bis an den Zinnwald nach Marnäs zu einem andern Förſter, aber die Dänen, gelockt von dem hohen Preiſe, erſchienen auch hier, und der Förſter mußte ihn draußen im Walde unter einer umgeſtürzten Fichte verbergen. Hier lag er drei Tage lang in der Winterkälte, und dieſen traurigen Zufluchtsort konnte er nur mit einem kaum beſſeren vertauſchen. Auf einem kleinen Hügel, der rings durch Sumpf ſchwer zugänglich war, ſtand eine hohe Fichte, deren Gezweig tief auf den Boden reichte und ſomit ein Zweiggemach, ganz brauchbar für den Sommer, bildete. Hier brachte er die nächſten Tage zu, bis die treuen Bauern von Marnäs ihm ſagen konnten, daß die däniſchen Späher endlich aus dieſer Gegend gewichen ſeien.

Jener Hügel wird heute noch gezeigt und heißt jetzt der Königshügel.

Guſtav indeſſen war es nicht blos um Rettung ſeiner ſelbſt zu thun, er ſagte alſo zu ſeinen Marnäſern bald, ſie ſollten ihn zu einer Verſammlung der Dalekarlier führen, daß er zu ihnen rede. So führten ſie ihn denn durch die Wälder hinab an die öſtliche Spitze des Siljan-Sees, wo die Kirche von Rättwik liegt. Hier in der Kirche redete er zum erſten Male zu den Bauern in Maſſe.

Sie hörten ihm aufmerkſam zu, ganz wie Bauern thun. Aber ſie waren keine Enthuſiaſten, und erwiederten ihm, ſie müßten erſt ihrer Nachbarn Meinung darüber einholen. Guſtav mußte das billigen und zog nun wieder nordwärts am Siljan hinauf nach Mora, einem wichtigen Kirchorte. Dort konnte er nicht ſogleich auftreten, denn die Dänen waren durch die Scene in der Rättwikkirche wieder aufgeweckt und ſeiner Spur nahe gekommen: er mußte wieder auf einige Zeit in dem Keller eines Bauern verſteckt werden, und die Dänen kamen bis auf die Fallthür des Kellers.

Erſt in den Weihnachtstagen konnte er zu den Bauern reden. Die Bauern kamen aus der Kirche und Guſtav ſtand auf einem Hügel des Kirchhofes. Die Mittagsſonne ſchien hell auf die Schneeberge und der Wind blies aus Norden, und dies waren gute Zeichen. Sie betrachteten ihn aufmerkſam und hörten mit Erſtaunen die Schilderung des Stockholmer Blutbades, ſie wurden auch zum Theil in Bewegung geſetzt, aber ſie mochten doch noch keinen Entſchluß faſſen. Sie kannten ihn nicht, und hielten die Schilderung des Blutbades für übertrieben, da es die Dänen ganz und gar in Abrede zu ſtellen pflegten. Auch hatte König Chriſtian, wie geſagt, bis daher immer den klugen

Weg eingehalten, auf Koſten der Reicheren die Bauern zu ſchonen. Dieſe waren ihm alſo nicht eben abgeneigt, und den Dalarnern namentlich war ein kurzer Kriegszug vor der Einnahme Stockholms durch Chriſtian übel bekommen.

Alles das verhinderte eine durchgreifende Wirkung des Aufrufs, wie ſich denn der Bauer, raſchen Wechſels ungewohnt, ſtets langſam entſchließt, dann aber feſt am Beſchloſſenen hält. Die Verfolgung ſtürzte nun auch wieder heftig über Guſtav herein nach Mora, da der Preis auf ſeinen Kopf verdoppelt und ſein Aufenthalt durch die öffentliche Rede von Neuem bekannt worden war. Unter der Mokarleby-Brücke, über welche die däniſchen Reiter hin und wieder trabten, mußte er in ſtrenger Winterkälte mehrere Tage kauern, und ſo ward er denn endlich entmuthigt, und ſchlich ohne weitere Rede mit den Bauern zu ſuchen verzweiflungsvoll hinweg, immer aufwärts am weſtlichen Dalſtrome in die Wildniſſe der Schneeberge hinein, welche Oſt- und Weſtdalarne von einander trennen und ſich hinaufziehn nach der norwegiſchen Grenze. Er forderte Niemand mehr auf, und fand auch bald Niemand mehr; nach den Grenzgebirgen ſah er ſchmerzlich hinauf. Hoffnung und Vaterland hatte er aufgegeben.

Unterdeſſen wucherte aber der Same, den er geſtreut.

Er hatte den Dalarnern gar wohl gefallen, und ſeine Worte keimten.

Die Hitze der Verfolger Guſtav's that das Ihrige, und neue Nachrichten beſtätigten Guſtav's Schilderungen. Wunderlich genug war es ein geborner Däne, welcher unter den Dalarnern zuerſt losſchlug. Er hieß Rasmus Jute und war im Laufe der Jahre ein treuer Anhänger der Sture geworden. Ihm war Alles einleuchtend geweſen, was Guſtav bei der Mora-Kirche geſprochen, und als Nils Weſtgöthe, ein däniſcher Untervogt, nach Mora kam und mit heftigen Worten und Drohungen darauf ausging, Guſtav zu greifen, bewaffnete Rasmus ſeine Leute und erſchlug den Vogt. So begann's. Kurz darauf ſahen die Rättwikmänner hundert däniſche Reiter über den gefrornen Siljan daher kommen. Das war eine ungewöhnlich große Kriegsſchar in dieſen hohen einſamen Gegenden, und bei dieſem Anblicke ſchoß den Dalarnern das Blut nach oben. Was! riefen ſie, man will uns wohl Gewalt anthun, und ſo wichtig alſo iſt doch jener Guſtav Erikſon! Zu den Waffen!

Und ſo läuteten auf einmal die Glocken, welche Kirchen- wie Kriegszeichen waren, und von Kirchſpiel zu Kirchſpiel verbreitete ſich die Aufregung, und die erſchrocknen hundert Dänen wurden eingeſchloſſen, mußten um ihr Leben bitten, mußten feierlich verſprechen, Herrn Guſtav ungeſtört zu laſſen.

So war man in's Handeln gerathen, und nun kam ein vornehmer Flüchtling nach dem andern von Stockholm und ſchilderte ihnen das Blutbad und die Tyrannei und die Bauern ſchrien: „Gerade ſo hat's Herr Guſtav erzählt!“

Dieſen Herrn Guſtav, entgegnete ein flüchtiger Krieger, habt Ihr ſehr nöthig! Er hat alles Zeug dazu, dem Lande zu helfen — wo iſt er?

Ehe ſie noch antworten konnten, kam Jon Mikelsſon aus dem Walde hervor und beſtätigte Alles und ſetzte hinzu: Sogar unſers geliebten Herrn Sten's Leiche haben ſie ausgegraben und beſchimpft!

Da brach ein donnerndes Kriegs- und Rachegeſchrei durch die klare Winterluft, und Alles ſchrie: Wo iſt Herr Guſtav? Wo iſt er? — Verſchwunden! Wir haben ſein nicht geſchätzt, er hat das Land der Schweden verlaſſen und aufgegeben. Gegen Norwegen hinüber iſt er von uns gewichen! Und die zwei beſten Skidläufer, das heißt Läufer auf Schneeſchuhen, wurden nun ſogleich ausgeſchickt, den Herrn Guſtav aufzuſuchen bis Norwegen hinauf. Es waren Mora-Männer, einer hieß auch Engelbrecht, und ſie wußten beſſer als die Dänen von der Morabrücke aus ſeiner Spur zu folgen am Dalfluſſe hinauf, und ſie fanden ihn wirklich in Sälen, dem letzten dalarner Dorfe am Fuße des norwegiſchen Grenzgebirgs.

Bis hierher zeigt ſich Guſtav's Weſen tapfer und tüchtig; aber es erſcheint noch nichts Ungewöhnliches, und die ſchwediſchen Wendungen, welche ihn beſonders charakteriſiren, treten erſt ſpäter hervor.

Die Befreiung des Landes konnte nicht raſch vor ſich gehn, weil das Bauernheer Guſtav's, auch wenn es ſiegte, nicht hinreichende Kriegsmittel beſaß gegen die feſten Schlöſſer, und im Frühjahre zur Saat-Beſtellung, im Herbſte zur Ernte großentheils entlaſſen werden mußte. So dauerte es denn einige Jahre und wurde mit einigen Niederlagen am ſandigen Brunkeberge bezahlt, eh Stockholm erzwungen werden konnte. Ueberhaupt erwarte man nicht, Guſtav's Größe durch raſche heroiſche Thaten dargeſtellt zu ſehn: die Geduld, das Zuwarten, die Klugheit, die unerwarteten Schläge, welche er plötzlich mit eiſerner Conſequenz ausführte, zeichnen die rechte Seite ſeiner Geſtalt, und auf der linken Seite erſcheint die elaſtiſche Nachgiebigkeit gegen die Conſequenz der Dinge. Er weicht ihr mit einer lächelnden Beſcheidenheit, und vergißt doch nach Jahrzehnten nicht, was er gegen ſie durchſetzen gewollt. Er weicht und läßt ſich doch nicht beherrſchen, er herrſcht und iſt doch nachgiebig, er ſchont aus Klugheit und iſt an gewiſſen Stellen ſchonungslos.

Dieſem ſich langſam und feſt aufſpinnenden Charakternetze des erſten Waſa zu folgen und darin ſchwediſche Züge zu ſtudiren, iſt mir beſonders intereſſant geweſen.

Als er damals ein kleines Bauernheer um ſich hatte, begann er, ein noch ſo junger Mann, nicht etwa ohne Weiteres und in der Hitze das Werk der Eroberung, nein, er begann vorſichtig das Werk der Organiſation. Die Pfeile ſeiner Bauern härter und ſchärfer, ihre Spieße länger zu machen für ergiebigen Kampf gegen die däniſchen Reiter, Rottenbewegungen einzuüben, das war ſeine erſte Sorge. Dann ließ er ſie allein und eilte nach den Küſtenländern Helſingland und Geſtrikland hinüber, um ſich den Norden, um ſich ſein Fundament ganz zu ſichern, ehe er über die Dalelbe ſüdlich aus Dalarne hervorbräche. So war er, charakteriſtiſch genug für einen jungen Eroberer, beim erſten Treffen gar nicht zugegen. Bei der Brunbäckfähre am nördlichen Ufer der Dalelf lagen die Dalarner, und ſchoſſen eine Zeitlang nur Pfeile über den Strom auf die Dänen, welche am ſüdlichen Ufer lagerten. Was ſind das für Leute, dieſe Thalmänner? fragte damals ein däniſcher Biſchof die ſchwediſchen Herren, welche noch zu den Dänen hielten. Wie viel ſind ihrer? — Es ſind wohl, lautete die Antwort, an zwanzigtauſend Männer, denn die Alten ſind ſo rüſtig wie die Jungen! — Wovon leben ihrer ſo viele in den unfruchtbaren Bergen? — Sie brauchen Wenig! Sie trinken Waſſer, und wenn das Getreide mißräth, ſo eſſen ſie Brod aus Baumrinde gebacken! — Darauf ſagte der Biſchof ſehr richtig: Laßt uns hinwegziehn! Leute, die Holz eſſen und Waſſer trinken, bezwingt der Teufel nicht.

Die Dänen zogen ſich wirklich zurück; aber ein Theil der Thalmänner drang ſogleich über den Fluß ihnen nach, und ein andrer Theil, der eine Meile abwärts über den Fluß geeilt war, brach in ihre Flanke und die erſte Schlacht wurde ein Sieg.

Ein altes Lied giebt Zeugniß davon, und es mögen einige Strophen hier ſtehn, eine Anſchauung der Sprache zu gewähren, welche man einzelner Worte wegen ſo leicht zu verſtehen meint, und welche man im Zuſammenhange doch gar nicht verſteht:

Brunnebäcks elf är wäl djup, också bred,
Faliwilom —
Der säukte wi så många Jutar ned,
Faliwiliwililom —
Så körde de Dansken ur Swerge
Faliwilom.

Brunnebäcks Strom iſt ein tief und breit Grab,
Faliwilem —
Drin ſenkten wir manchen Jüten hinab,
Faliwiliwililem —
So jagten ſie den Dänen aus Schweden
Faliwilem.

Langſam aber ſicher ging die Eroberung vorwärts, da die obern Landſchaften bis Wermland und Dalsland hinüber ſich für Guſtav erhoben, und es machte nur Guſtav ſchwere Sorge, daß die Geiſtlichen ſich nicht herbeilaſſen wollten. Die Geiſtlichen warteten zu, und es war eine ſchwere Aufgabe, ſie zu beſtimmen. Guſtav dachte Tag und Nacht daran, wie ſie zu löſen ſei, und es war in Oſtgothland, wo er an die Löſung ging. Hier war in Linköping am Roren-See Hans Braſk der wichtigſte Prälat. Er ſaß ſtill auf ſeinem Schloſſe am Waſſer, Munkeboda geheißen, jetzt Norsholm. Er war wohl gegen König Chriſtian, aber er witterte in Guſtav einen nüchternen mächtigen Herrn, welcher in die Vorrechte der Kirche eingreifen könne. Deshalb rührte er ſich nicht für nicht wider.

Guſtav lag vor Stegeborg, und Arwid Weſtgöthe, welcher die Belagerung führte, rief ihm zu: Es koſtet nur eine Tagereiſe bis Munkeboda, und wenn der geiſtliche Herr überraſcht werde, ſo werde man ſchon zum Ziele kommen. — Guſtav aber, ein ſchon überaus vorſichtiger Mann, wollte wohl ein raſches, aber kein heftiges Mittel. Er ſchrieb alſo dem Prälaten einen ausführlichen Brief, welcher des Reiches Elend und Chriſtian's Frevelthaten ſchilderte und mit den Worten ſchloß: „wenn der Herr Biſchof nicht ſelber zu Guſtav kommen wolle, ihm ſeine Anſichten mitzutheilen, ſo möge er nur bald Gäſte erwarten.“ Dieſem Briefe folgte er mit zuverläſſigen Leuten auf dem Fuße, und ſo ward dem Biſchofe die Ausflucht abgeſchnitten und er fügte ſich dem unvermeidlichen Anſchluſſe.

Nachdem dieſer gewonnen war, berief Guſtav zum 24. Auguſt einen Reichstag, und zwar an den Wetternſee, wo der große und wichtige Kloſterort Wadſtena an einer Bucht des Waſſers noch heute liegt. Die Bauern ſtrömten in Maſſe herzu, ſie wollten Guſtav ſogleich zum Könige machen. Es kamen auch dreißig Edelleute und viele Männer aus der Mitte und dem Süden des Reichs, und Guſtav ward zum Reichsverweſer erwählt, wie dies ſchon früher thatſächlich durch die Oberländer geſchehen war. Die Krone lehnte er ab. Erſt wenn die Dänen völlig vertrieben ſeien, ſolle man an einen König denken. Er trage die Waffen, um das Reich zu befreien, nicht um einen Königsnamen zu gewinnen. Wollten ſie Treue und Beiſtand geloben, ſo wolle er aber noch ferner ihr Hauptmann ſein.

Alſo klug und umſichtig verhielt ſich der junge Herr zu Wadſtena. Er wußte durchaus, was er wollte und machte ſich nirgends Illuſionen. Auch nachdem er ſpäter die Krone angenommen, warf er ſie einem Reichstage wieder vor die Füße, da man Miene machte, ihn nicht gehörig zu unterſtützen. Wählt Euch einen Andern, der's beſſer kann! rief er, wohl wiſſend, daß ein Solcher nicht vorhanden ſei. Die härteſte Probe beſtand er vor Stockholm, als dies dem Falle nahe war: Tritt zurück, ließen ihm die Dänen ſagen, oder Deine Mutter und Deine Schweſtern büßen Deine Hartnäckigkeit mit dem Leben! Ein blos ſentimentaler Mann hätte in's Schwanken gerathen können, Guſtav aber, wie ſchmerzlich es ihm ankommen mochte, beſaß die ſchwediſche Kaltblütigkeit der Erwägung. Die

Meinigen ſind verloren in den Krallen des Wüthrichs, ich mag thun, was ich will! ſagte er vor ſich hin — laß ich mich ſchrecken, ſo gewähre ich nur dem Feinde Vortheile, mir aber nicht, vorwärts denn zu neuem Sturme!

Erſt in der Mitte des Sommers 1523 mußten die Dänen Stockholm überliefern. Am Johannisabende — alſo gerade jetzt, da ich ſein Standbild betrachtete, vor 321 Jahren — kam er vom Södermalm herab geritten und hielt ſeinen Einzug in die Stadt, und nun beginnt Zug um Zug ſein wohlberechnet Regiment. Das Reich war in Unordnung, war verwüſtet, verarmt, er ſah's in untrüglicher Klarheit vor ſich liegen, daß er im herkömmlichen Style nicht regieren und dem unſichern Schickſale der Vorfahren auf dem Throne nicht entweichen könne, wenn er nicht im Stande ſei ein unerhörtes neues Hülfsmittel ausfindig zu machen. Dies Hülfsmittel lag ausgebildet in ſeinen Gedanken, ſchon von Lübeck her lebte es in ſeiner Seele. Die katholiſche Geiſtlichkeit mußte geopfert werden. Ihre Lehre war ihm verdächtig; ihre Steuerfreiheit mußte aufhören, wenn die Bedürfniſſe der Regierung gedeckt werden ſollten, ihre Güter mußten dem Staate zufallen, wenn der Staat die nöthige Wucht erhalten ſollte.

Wie er dies in's Werk ſetzte, das war ein Meiſterſtück. Der Feind, welchen er ſich ſchuf, war ein ungeheurer. Sein Hauptaugenmerk mußte ſein, nur dieſen einen Feind zu haben. Und um nur dieſen einen zu haben, mußten die andern Stände Theil haben an der Beute, und es mußte den Anſchein gewinnen, als überließe er den Prozeß der Aufklärung den ihm inwohnenden eignen Geſetzen, als würde er ſelbſt erſt nach und nach mit dem Volke aufgeklärt.

Dieſe Regentenweisheit kann heute noch ein leuchtendes Beiſpiel ſein für diejenigen, welche unorganiſch an zehn Stellen zugleich anfangen mit Aenderungen und in Kurzem bei der Einſicht anlangen, daß ſie allein ſtehen und auch die gute Aenderung keine Hülfe findet.

Guſtav kannte die Schweden; er wußte, daß ihre Phantaſie nicht üppig, daß ihr Verſtand unbeſtechlich ſei. Die Aufgabe war nur, ihnen die neue Lehre klar vor Augen zu bringen. Zwei junge Männer, eines Schmiedes Söhne aus Oerebro, hatte er zu Werkzeugen. Sie hießen Olaus und Laurentius Peder, und waren in Deutſchland von Luther ſelbſt unterrichtet worden. Sie betrieben das Werk der Reformation.

Er ſchützte ſie nur heimlich, aber er machte doch den

Olaus zum Prediger in Stockholm, und ließ ihn ſchwediſch predigen von ſeinem Korbe aus. Die Kanzel nämlich in der Hauptkirche hatte die Form eines Korbes und davon hieß der neue Prediger „Meiſter Olof im Korbe" — mäster Olof i korgen. Zum erſten Male verſtand Jedermann, was da in der Kirche geſagt wurde, und Guſtav wußte wohl, was es heiße: an das nüchterne Verſtändniß der Schweden ſich zu wenden. Verſtändniß hat bei ihnen größere Macht als unklare Anregung der Einbildungskraft.

Lorenz aber machte er zum Lehrer der Theologie in Upſala, und als ſpäter ein Paar Wiedertäufer aus Deutſchland ankamen, und Verwirrung anrichteten, da machte er kurzen Prozeß mit ihnen, deren Ausſchweifung ihm gefährlicher dünkte, denn irgend etwas.

Biſchof Braſk erhob ſich auch ſogleich und ſchrieb ihm, er ſolle die lutheriſchen Ketzer vertreiben, damit er ſelbſt den Ruf eines chriſtlichen Fürſten behalte. Guſtav antwortete flugs: „Ich habe in meinem Königseide all meinen Unterthanen Schutz gelobt und dieſen muß ich gewähren. Hat ſich Einer vergangen, ſo kannſt Du, gnädiger Herr, ja nach Geſetz und Recht verfahren. Luther's Schriften ſind nur von ſeinen Gegnern, nicht vor einem unparteiiſchen Richterſtuhle verurtheilt, ſie können alſo nicht verboten werden. Wenn ſowohl dieſe Schriften als auch die der Gegner eingeführt ſind, ſo können verſtändige Männer ſie miteinander vergleichen und können ausſagen, wo Recht und Unrecht ſei. Ich ſelbſt hoffe mich ſo zu verhalten, daß ich den Ruf eines chriſtlichen Fürſten verdiene, und ich möchte wohl wiſſen, aus welchem Grunde man anders über mich denken könne!"

Der „gnädige Herr" klang ſo gut, und die Prälaten hofften doch noch, er werde mit ſich reden laſſen. Da verlangte er ausnahmsweiſe eine Beiſteuer für das verarmte Staatsweſen. Braſke verweigerte ſie, denn er könne „der Kirche heiliges Eigenthum nicht vermindern." Guſtav ſchrieb ihm höflich, er möge ſich fügen, Braſke weigerte ſich dennoch. Nun ſchrieb Guſtav mit furchtbarem Ernſte und ſtrenger Drohung, und Braſke fügte ſich.

Das trieb die Prälaten zu heftigen Mitteln. Man war ſie gewohnt worden in Schweden und hielt es nicht eben für ſchwer, den jungen König zu ſtürzen. Ein Nachkomme der Sture war zur Hand, falſch oder ächt, er kam gelegen und ward den Dalarnern, welche ſo treu an der Familie Sture hingen, als Prätendent empfohlen. Der Biſchof von Westerås ſchrieb Aufruhrbriefe nach Rättwik und Mora hinauf. Sobald Guſtav davon Kunde erhielt, ſtieg er zu Pferde und ritt ſpornſtreichs mit einigen Rathsherren nach Weſterås hinüber, und ſtand plötzlich unter den Domherren im Kapitelſaale. Du haſt den Tod verdient! rief er dem Biſchofe zu, dank' es mir, daß ich Dich nur für abgeſetzt erkläre. Da erhob ſich Herr Knut, der noch als Domherr gegenwärtig, obwohl er ſchon zum Erzbiſchofe erwählt war, und widerſprach dem Könige. „Nach dem kanoniſchen Geſetze," ſagte er mit prieſterlichem Nachdrucke, „welches unſer Geſetz iſt, können Geiſtliche nicht von Weltlichen gerichtet werden!"

„„So?"" entgegnete Guſtav auf der Stelle, „„wiſſe, daß wer überwieſenen Verräthern beiſteht, ſelbſt ein Verräther iſt, und deswegen erkläre ich Dich hier auf der Stelle für einen abgeſetzten Erzbiſchof!""

Starr ſahen die Prälaten auf den jungen Tyrannen, und als er befahl, ſie ſollten ſogleich einen neuen Biſchof wählen, machten ſie Ausflüchte und forderten Bedenkzeit.

Wohl! ſprach König Guſtav, da Ihr ſelbſt keinen paſſenden Mann wißt, ſo werde ich ihn Euch vorſchlagen, er heißt Herr Peter Magnus und iſt jetzt in Rom. Wählt!

Und Herr Peter Magnus ward erwählt. Darauf ritt König Guſtav ſogleich wieder nach Stockholm, ließ die Domherren von Upſala dahin kommen und befahl ihnen, einen neuen Erzbiſchof ſtatt des abgeſetzten Knut zu wählen, der päpſtliche Legat Johannes Magnus ſei paſſend dafür. Und die Domherren von Upſala wählten Herrn Johannes Magnus.

So war ein Herr vorhanden, und Rom freut ſich, daß bis heutigen Tag ſolche Herren ſelten ſind. Natürlich hatte dieſer Herr eine rieſenhafte Aufgabe vor ſich: eine Ariſtokratie zu ſtürzen mag Blut koſten, eine Demokratie zu ſtürzen mag Blut und Schweiß koſten, eine Prieſterherrſchaft zu ſtürzen koſtet Blut und Schweiß und die Seele dazu; denn der Aerger ruht nicht eine Stunde. Ein Prieſter ficht nicht für Weib und Kind, er ficht für ſich ſelbſt, er ſtreitet nicht für Grundſätze, er ſtreitet für ſeine Exiſtenz, und aus ſolchen Gründen kennt er nur Sieg oder Tod. Niemand iſt des Untergangs ſicherer, als wer den Pfaffen mit halber Seele, mit halbem Willen bekämpft.

Das ſah Guſtav ſehr bald, das hat ihm ſein ganzes Leben hindurch zu thun gegeben und hat manchen Zug der Hinterliſt in ihm ausgebildet, der im leichteren Privatleben Schalkheit geblieben wäre. Als die Gährung zu groß wurde, ritt er zum St. Eriks-Tage nach Upſala hinüber, und die Tauſende von Jahrmarktsbeſuchern ſtanden um ihn her, als er auf dem Sandhügel eine belehrende Predigt hielt über die theologiſchen Streitigkeiten. Er ſprach vom Roſſe herab, und er ſprach wie immer vortrefflich, es floß ihm wie Honigſeim vom Munde; ich finde, daß er einer der größten Redner geweſen iſt. Natürlich, klar, auf dramatiſche Wirkung zugeſpitzt iſt ſeine Rede, und das königliche Weſen in dem leutſeligſten Demagogenſtyle machte ſie unwiderſtehlich.

Mit jener Rede begann er ſeine Erichsſtraße. Als ächt praktiſcher Mann wußte er dieſen Königsbrauch, dieſe Königspflicht für einen Bekehrungszweck zu verwenden. So ſagte er, ein ächter Propagandiſt, den Gothländern wie den Upländern, den Småländern wie den Gothländern, was ſie wiſſen ſollten von den religiöſen Abſichten. Nicht etwa Lutherthum predigte er, keinesweges! Treuherzig wie es den Leuten gefällt und wie es dem Vertreter der Macht zukommt, gab er ſich als Chriſten herkömmlichen Styls, der nachzudenken gewohnt ſei über den alten Styl, und der es rathſam erachte, das Nachdenken zu wecken und zu unterſtützen. Als er zurück kam, ließ er zu Upſala disputiren, und wenn der Zank zwiſchen den Alten und den Neuen zu groß wurde, da rief er: Still! Schreibt es auf! Schreibt es auf Schwediſch auf, was Jeder an Gründen anführt, und dann wollen wir's circuliren laſſen im Lande und Gutachten darüber einfordern!

Dieſe ſtete, kaltblütige Berufung auf das geſunde Urtheil und die unbefangene Verbreitung des neuen Teſtamentes in ſchwediſcher Sprache brachte die Prieſter zur Verzweiflung und zur Wuth. Sie ſchürten und wiegelten denn auch dergeſtalt, daß überall der Aufruhr pochte, und daß König Guſtav großer, ungewöhnlicher Maßregeln bedurfte, um ſich und ſeine Zwecke zu erhalten.

Dies hatte er vor und dazu berief er im Sommer 1527 den berühmt gewordenen Reichstag nach Weſterås. Man war äußerſt geſpannt, wie er die Verſöhnung ſuchen werde, denn die Erbitterung war ſehr groß und die Zuſtände waren ſehr drohend, ſeit er den abgeſetzten Biſchof von Weſterås und den abgeſetzten Erzbiſchof Knut auf eine beſchimpfende Weiſe hatte hinrichten laſſen.

Es lag eine Gewitterſchwüle über Weſterås; Niemand wußte, wie ſie ſich entladen würde. Es waren acht Prälaten zugegen, unter ihnen Biſchof Braſk, 15 Reichsräthe, 129 Edelleute, unter ihnen Ture Jönsſon Roos, das Haupt des weſtgothiſchen Adels, welcher Guſtav nicht günſtig war, gegen 40 Bürger, 14 Bergleute und 105

Bauern, aber darunter keine Dalarner, denn dieſe grollten mit Guſtav.

Auf die Edelleute, mit Ausnahme der Vornehmſten aus Weſtgothland, rechnete der König mit einiger Zuverſicht, auf die Bürger wohl auch, aber die Bauern galten der Religion wegen für ſchwierig.

Der König wohnte auf dem Schloſſe. Wer ihn geſehen, erzählte von ihm, daß er ſehr ernſthaft ausſähe. Vor Eröffnung des Reichstages lud er alle Mitglieder auf's Schloß hinauf zu einem Gaſtmahle. Dabei ereignete ſich zu allgemeinem Erſtaunen Folgendes: Als man ſich ſetzen wollte, wurden den Räthen die erſten Plätze neben dem Könige angewieſen und nicht wie herkömmlich den Biſchöfen. Man ſah ſich an, man fügte ſich ſtill; Jedermann dachte an die Scene in Upſala, wo der Erzbiſchof vor Kurzem dem Könige mit den Worten zugetrunken: „Unſre Gnaden trinken Eurer Gnaden zu," und wo Guſtav erwiedert hatte: „Deine Gnaden und Unſere Gnaden haben nicht Raum unter demſelben Dache!"

Aber konnte das eine paſſende Einleitung ſein bei der ſchwierigen Lage des Königs?

Anderen Tags ſah man die Prälaten unter Braſke's Vortritt in die Domkirche wallen, und ſie ließen die Pforten hinter ſich verſchließen. Sie verſchwören ſich gegen den König! flüſterte man — ſie haben wohl ſchon Bann und Interdict bereit! Wehe dem Waſa!

Folgenden Tags strömte Alles in den großen Kloſterſaal der Dominikaner, wo der Reichstag beginnen ſollte. Es klirrte und blitzte und ſummte in dem ſteinernen Saale von Rittern, Geiſtlichen und gemeinen Leuten, bis König Guſtav kam, und ernſt drein ſchauend auf den Thron hinaufſtieg. Da ward es ſtill. Und als ſich kein Laut mehr regte, winkte der König ſeinem Kanzler Lorenz Andreä. Dieſer erhob ſich und begann zu ſprechen. Was ſprach er? Entſchuldigungen? Nein, ein Sündenregiſter der Schweden zählte er auf. Mit Undankbarkeit, Verrätherei, Verleumdung und Aufruhr hätten ſie dem Könige gelohnt. Deshalb wolle der König hier in Westerås ſeine Krone — niederlegen. Das Königthum und Reich könne nicht beſtehn, wenn die Einkünfte der Krone allzu gering, die der Kirchen und Klöſter allzu groß wären.

Damit ſchloß der Kanzler einen ausführlichen und klaren Vortrag. Das Ueberraſchende war geſagt, das Ziel war gewieſen.

Antwortet hierauf! ſprach nun langſamen Tones der König und ſah auf den Rath und die Biſchöfe.

Ture Jönsſon Roos ſtand auf und bat um's Wort. Der König nickte mit dem Kopfe. Herr Ture haßte den Waſa, er war einer der Magnaten, die ſelbſt Könige ſein wollten: zum Aerger Guſtav's hatte er nur das Wort genommen, um die Prälaten für den Platz an der Tafel zu rächen und ſeinem Verbündeten dem Biſchof Braſke das Wort abzutreten, damit der Prälat gleich nach dem Könige komme. Braſke ſprach, ausweichend, ſich auf Rom berufend, unbeſtimmt —

Scheint es Euch, daß dies auf die gehörige Art und Weiſe geantwortet ſei? ſprach König Guſtav mit etwas raſcherer Stimme.

Herr Ture und einige weſtgothiſche Herren ſtanden auf und ſagten: Ihrem Einſehn nach habe der Herr Biſchof auf das Nächſte ganz richtig geantwortet, wenn auch nicht auf alle Artikel —

Steht es ſo? rief nun ſchnell und ſtark König Guſtav — ſo haben wir keine Luſt, länger Euer König zu ſein. Eine ganz andere Antwort hatten wir von Euch erwartet! Aber nun kann es uns nicht mehr verwundern, daß die Bauern ſich ſo thöricht benehmen und uns ſo offenbaren Ungehorſam, Zorn und Widerwillen bezeigen, da wir vernehmen, daß ſie ſo treffliche Anſtifter haben. Bekommen ſie keinen Regen, ſo ſollen wir die Schuld haben; fehlt ihnen Sonnenſchein, ſo iſt es desgleichen. Treten ſchwere Jahre ein, Hunger und Peſtilenz, oder was ſonſt Schlimmes ſein möge, flugs wird uns die Schuld aufgebürdet! Dies iſt der Dank für alle Sorge und Mühe, die wir für des Volks und Aller Wohlfahrt tragen. Wir mögen arbeiten für Euer Beſtes, ſo viel wir vermögen, wir haben doch keinen andern Lohn dafür zu erwarten, als daß Ihr es nur zu gern ſähet, die Axt möge uns im Genick ſitzen, wenn auch keiner von Euch es wagt, den Stiel der Axt anzufaſſen. Solch eines Lohns können wir entbehren ſo gut wie Einer von Euch! Wir müſſen uns täglich mit mehr Arbeit und Mühe quälen, als Ihr verſtehen und begreifen könnt, ſowohl in ausländiſchen als inländiſchen Geſchäften, nur damit wir Euer König und Oberhaupt heißen mögen. Demungeachtet wollt Ihr nun Mönche und Prieſter und alle Creaturen des Papſtes über uns erheben. Kurz, Ihr alle wollt uns richten und meiſtern, obgleich Ihr uns zu Eurem Könige und Herrn erkohren habt. Wer möchte denn auf dieſe Weiſe Euer König ſein?! Wir glauben nicht, daß der Schlimmſte aus der Hölle dazu Luſt hätte, viel weniger ein Menſch. Deshalb ſollt Ihr wiſſen, daß wir uns ganz und gar davon losſagen, Euer König zu ſein! Erwählt dazu, wen Ihr wollt! Könnt Ihr Jemand finden, der es Euch auf alle Weiſe und zu jeder Zeit recht mache, ſo wird es uns freuen. Doch ſollt Ihr vorher darauf bedacht ſein, uns gerecht zu werden und uns wieder auszuzahlen unſer väterliches und mütterliches Erbe, welches wir auf das Reich verwendet haben. Sobald dies geſchehn, verſprechen wir Euch, ſogleich dies Reich zu verlaſſen und nie wieder zu Euch zurückzukehren —

Bei dieſen Worten übermannte den König die Rührung, er brach in Thränen aus, ſtieg haſtig vom Throne herunter und verließ den Saal. Seine nächſten Freunde und die Trabanten eilten hinter ihm her nach dem Schloſſe — die Verſammlung blieb in größter Beſtürzung.

Wenn wir auch die Worte trefflich finden, ſo iſt doch unſer Gedanke: Mein Gott, welche Schauſpielerei! Und die Schauſpielerei eines ſo wichtigen Mannes! An einem Könige ſcheint uns nichts ſo widerwärtig, als ſolches Spiel, als das Spiel mit den edelſten Regungen und Empfindungen. Wenn der Höchſtgeſtellte ſie nicht in Ehren hält, wie ſollen die moraliſchen Gewichte in Ordnung bleiben, wie ſoll die Wahrheit beſtehn!

Dennoch müſſen wir vorſichtig ſein im Aburtheil. Das ausgedachte Spiel kann uns mit einem ernſtlichen Eindrucke übereilen. Einem wie Guſtav's angelegten Charakter und einer ſo ſchwierigen Lage würden wir das Spiel mit der Abdankung nicht verargen, wenn wir wüßten, die Thränen ſeien nicht vorbedacht geweſen. — Die Schweden ſcheinen durchaus dramatiſch lebhafte Leute zu ſein, und durch Guſtav's Gedanken mochte wohl das Verſchiedenartigſte wogen in jener Stimmung. Unſern ausführlichen Kritikern Shakſpeareſcher Charaktere würde es nicht ſchwer werden, die Uebergänge in obiger Rede bis zu unvermeidlichen Thränen nachzuweiſen und einen gewiſſen Adel des Charakters für Guſtav heil aus dieſem Getümmel zu retten. Was wäre nicht auszulegen!

Nach allen Hülfsmitteln, welche Geijer und Fryxell beibringen zum Verſtändniſſe des Charakters, geht derſelbe durchweg mehr mit Vorſicht und Umſicht als mit gebieteriſcher Größe durch die Gegenſätze und Hinderniſſe hindurch. Es war Alles wahr, was er in ſeiner Rede geſagt, der Unmuth über ein ſo ſchwer zu einigendes Vaterland konnte ihm Thränen auspreſſen —

Leider fanden die Thränen gerade da ihre Stelle, wo er den ſicherſten Riegel vor die Annahme ſeiner Abdankung geſchoben hatte, wenigſtens dicht nach den Worten: „Doch ſollt Ihr vorher darauf bedacht ſein, uns unſer väterliches und mütterliches Erbe wieder auszuzahlen, welches wir auf das Reich verwendet haben!" —

Indeſſen wird er wirklich als ein ſanguiniſch-choleriſcher Charakter bezeichnet, und es kommt bei zehn andern unverfänglichen Gelegenheiten vor, daß ihm Thränen in's Auge treten oder gar über die Wangen rollen.

Jedenfalls war er all den Herren im Kloſterſaale an Geiſtes- und Charakterkraft überlegen, und mußte König bleiben zum Wohle Schwedens. Sie wußten ſämmtlich keinen Rath, und ſelbſt der dreiſte Herr Ture, der ſo gern König geweſen wäre, hatte doch nicht den Muth, das zu wollen, was er wünſchte. Es wäre ihm auch ſchön bekommen! Er war nur Edelmann genug, nach außen zu prahlen, während in ihm die Fähigkeiten zuſammengeſchrumpft waren: auf dem Wege nach ſeiner Herberge ließ er ſeine Leute ſtattlich vor ſich her gehn, ließ die Trommel rühren, und ſagte zu Jedem, der es hören wollte: „Ich möchte den wohl ſehn, der aus mir in dieſem Jahre einen Heiden, Lutheraner oder Ketzer machen könnte!"

Er war aber noch weniger aus dem Stoffe, aus welchem man Könige macht in ſchwerer Zeit. — Oben im Schloſſe bewirthete der König ſeine Freunde und Kriegsmänner, und man erzählt, es ſei da luſtig hergegangen.

Ein Freund rieth ihm ernſtlich, den Ständen nachzugeben. „Nein!“ entgegnete er feſt, „weder durch Schleichen noch durch Drohen werden ſie etwas von mir erlangen. Kann die Ratte einmal an den Käſe kommen, ſo läßt ſie nicht eher nach, bis ſie ihn aufgefreſſen hat.“

Am folgenden Tage wurden die Bauern im Kloſterſaale laut. Sie verlangten einen Beſchluß, und ſie hätten ſich's überlegt, König Guſtav hätte nicht ſo Unrecht.

Die Ritter waren nicht eben gegen Guſtav, aber Ture mit weſtgothiſchen Herren hinderte ſie doch, für ihn herauszutreten, und Braſke war auch Patriot und begriff, daß Guſtav's Abdankung das Verderben Schwedens ſei. Am Ende drang zunächſt durch, da man doch gerade ſo zahlreich beiſammen ſei, eine gründliche Aufklärung über die neue Glaubenslehre zu verſuchen. Ein Paar geſchulte Kämpfer, Olaus Pedri für die neue, Peder Galle für die alte Lehre, waren ja zur Hand. Sie ſollten und mußten ſogleich disputiren. Galle fing lateiniſch an, aber die Bauern ſchrien, das nütze ihnen nichts, denn das verſtänden ſie nicht, er ſolle ſo gut ſchwediſch reden wie Olof. Das mußte er denn, und ſo ging's mit Gründen und Gegengründen bis in den ſpäten Abend hinein, und die Bauern gingen kopfſchüttelnd von dannen. Olof ſchien gewirkt zu haben, und als nun Tags darauf der Ritterſtand wiederum nichts vorzuſchlagen wußte, da wurden die Bauern ungeſtüm, und Herr Ture mußte mürriſch nachgeben, daß eine Geſandtſchaft auf's Schloß geſchickt und der König gebeten werde, König zu bleiben.

Verſtört kamen ſie zurück. Sie hätten, hieß es, Bitten, Thränen und Fußfall umſonſt angewendet, der Herr Guſtav habe ſtreng geantwortet, es bleibe bei dem, was er geſagt. — Nun brach die größte Verwirrung und halbe Verzweiflung aus, und Herr Ture mit den Seinen ſah ſich in übler Lage unter den Bauern und Bürgern, die jetzt wüthend ſchrien, ſo bringe man das Land um einen tüchtigen König. Einer nach dem Andern lief nun auf's Schloß hinauf, und beſchwor den König, das Regiment zu behalten.

Endlich gab er nach. Und mit Freunden und Trabanten kam er ſtreng blickend am vierten Tage wieder in den Dominikanerſaal, und die ganze Verſammlung rief ihm entgegen, er möge König bleiben.

Nur wenn Ihr gehorchen und Eure Pflichten treu erfüllen wollt!

Alle hoben die Hände auf und ſchworen, und ſo kam der berühmte Reichstagsbeſchluß zu Stande, welcher die katholiſche Hierarchie in Schweden ſtürzte, und welcher das Weſentliche in ſeinem erſten Paragraphen enthielt: die überflüſſigen Reichthümer und Einkünfte der Biſchöfe, Kirchen und Klöſter ſollten zum Gebrauch des Reichs und der Krone beſtimmt werden.

Daran reihten ſich Verfügungen, welche noch jetzt in manchen proteſtantiſchen Staaten fremd ſind: der König ſetzt ſie ein die Biſchöfe, Domherren ꝛc., ohne daß der Papſt um Rath gefragt wird; der König ſetzt ſie ab die unfähigen Prieſter; der Prieſter erſcheint in weltlichen Dingen vor dem weltlichen Richter; die Geldſtrafen des Prieſters fallen an den König, nicht an den Biſchof; des Prieſters Erbe fällt nicht an den Biſchof, ſondern an des Prieſters Verwandte; das Evangelium wird in allen Schulen geleſen. —

Dergeſtalt lautete, was man den Weſteråſer Receß nennt, und die Schweden ſagen: dies Reſultat war ſchon einer Komödie werth.

Kaum war die Schrift unterſchrieben, ſo forderte der König von den Biſchöfen die Uebergabe ihrer Schlöſſer. Sie fügten ſich, bis die Reihe an Braſk kam, von welchem Munkeboda verlangt wurde. Er ſchwieg in tiefem Schmerze und ſeufzte nur. Da erhob ſich wieder Herr Ture für ihn und bat, Rückſicht auf Alter und Verdienſt zu nehmen, und dem Biſchofe Munkeboda zu laſſen, ſo lange er lebe —

Nein! ſagte Guſtav ſcharf und kurz; es mußte ihm ſogar noch Bürgſchaft geſtellt werden für die Treue Biſchof Braſke's, und vom Saale aus ſchickte der König Truppen an den Wetterſee, Munkeboda zu beſetzen.

Zu paſſender Zeit ſtreng, zu paſſender Zeit weich, kurz ein Politikus im ausgedehnteſten Sinne des Worts, ein geſchmeidiger aber furchtbarer Schwede war Guſtav Waſa. Folgende Beiſpiele für Strenge und für Geſchmeidigkeit finden ſich ſogleich in den nächſten Jahren nach dem Reichstage von Weſterås.

Die Dalarner hatten ſich allmälig daran gewöhnt, Herren zu machen, und waren bei jeder Gelegenheit trotzig und rebelliſch. Meinten ſie doch, und nicht ganz mit Unrecht, König Guſtav ſei ihr Werk und er müſſe ſie mit weichen Händen pflegen. So hätſchelten ſie einen jungen Burſchen, der ſich für einen Sohn Sten Sture's ausgab, und einen Kronprätendenten gegen Guſtav ſpielen wollte. Guſtav hatte lange nachgegeben und ſich viel gefallen laſſen, plötzlich brach er auf mit einem Kriegsheere und die Bauern ſahen ſich plötzlich auf dem Tunafelde von Guſtav's Heere umringt, und König Guſtav hielt geharniſcht hoch zu Roß vor ihnen und ſprach zu ihnen wie mit zweiſchneidigem Schwerte. Sie mußten die Aufwiegler nennen, und dieſe, meiſt Geiſtliche, mußten vortreten und wurden gerichtet.

Umgekehrt verfuhr er gegen die Weſtgothen. Herr Ture und deſſen Anhang hatten einen furchtbaren Aufruhr in Gothland und Småland zu Stande gebracht, und es handelte ſich ernſtlich davon, einen jungen und ſchönen Liljehök zum Könige zu erheben ſtatt des ketzeriſchen Waſa. Die Waldpäſſe nach Gothland hinab waren geſperrt, die Geiſtlichen hatten Alles in Bewegung geſetzt, und Guſtav war in der ſchlimmſten Lage. Die Småländer hatten ſeine Vögte erſchlagen, ja ſeine eigne Schweſter, jene Wittwe Brahe's, welche wir während des Blutbades in Stockholm erblickt, gefangen geſetzt. Sie mußten auf ſolchen Zorn des Königs gefaßt ſein, daß ſie nur daran denken konnten, den Aufruhr um jeden Preis durchzuſetzen. Was geſchieht? Sie erhalten folgenden Brief vom Könige: „Wir haben vernommen, daß Ihr unſre Schweſter bei Euch behalten habt auf das falſche Gerücht, Upland ſei gegen uns in Aufruhr und Stockholm belagert. Dafür ſagen wir Euch freundlichen Dank, bitten Euch aber, Ihr möget ſie an uns abſenden. — Dann haben wir auch gehört, daß unſer Vogt Gottfried Eure in Eurem Lande todtgeſchlagen worden, wir wiſſen nicht, aus welcher Urſache. Vielleicht hat er es ſelbſt in etwas verſchuldet, indem er unſern Befehl überſchritten. Das wäre aber wohl zu ändern geweſen ohne ſolchen Verderb. Wir wollen ja nur Euer Aller Wohl und dafür unſern Hals wagen!"

Ein Romandichter kann die Spannung der Gemüther nicht geſchickter löſen! Mein Gott, der König hat's gar nicht ſo übel genommen und iſt ja gar nicht übel! Und neue Briefe und ſanfte Unterhändler aus allen oberen Landſchaften und unter ſolchen Umſtänden kam der Apriltag, für welchen ſie von Herrn Ture auf Larſs-Haide beſtellt waren, um das Letzte zu beſchließen. Herr Ture trat auf einen Stein, und ſagte frei heraus, der Zeitpunkt ſei da, einen neuen König zu wählen, und der Biſchof von Skara entband ſie des Eides gegen Guſtav, und der ſchöne Liljehök harrte hinter ihnen des großen Augenblicks. Wer alſo für uns iſt, rief Herr Ture über den unabſehbaren Bauernhaufen hin, der hebe ſeine Hand in die Höhe!

Es erhob ſich keine Hand; Guſtav hatte vollkommen richtig ſpeculirt und Herr Ture und der Biſchof hatten große Eile landesflüchtig zu werden. Das that ihnen

Noth; denn der ſchöne Liljehök und ſein Kamerad der junge Winge bezahlten den Verſuch mit ihren Köpfen.

König Guſtav wußte vortrefflich abzuwarten. Alles hat ſeine Zeit, pflegte er zu ſagen, die Güte und die Strenge, und damit die Güte gründlich fruchtet, muß die Strenge nackt und ſchrecklich auf ihrer Schulter ſitzen. Endlich lernten das auch die hartköpfigen Dalarner. Trotz des Tunafeldes waren ſie wiederum aufrühreriſch geworden. Er hatte eben große Noth, denn es drohte von Dänemark neue Gefahr, und die Upländer tobten ebenfalls gegen die Glockenſteuer, um deren willen die Thalmänner ſich empörten. Eben hielt er mitten unter den Upländern vor Upſala, und ſuchte ihnen zu beweiſen, daß die Steuer unerläßlich ſei; die Bauern aber wollten nicht hören und erhoben drohenden Lärm. Da zog er ſein Schwert und ſpornte ſein Pferd zornig gegen ſie und erreichte mit blos zürnender Miene, was diesmal ſein Wort nicht erreicht hatte. Und in dieſem Augenblicke eines perſönlichen Sieges erhielt er folgende drohende Botſchaft von den Dalarnern: „Wir laſſen uns nicht mehr in einen Ring einpferchen wie jüngſt auf der Tuna-Haide, und es hat vor Dir noch kein König und Herr des Reiches gewagt, bei Brunnbäck über die Thalelbe zu kommen ohne Einwilligung der Thäler! Du ſollſt nicht mehr in unſer Land kommen ohne unſer Geleit und nicht mit größerem Gefolge, als wir beſtimmen werden, und wir dulden keine andern Beamten, als die wir ſelbſt gewählt oder gebilligt haben; dies iſt unſre Landesſitte, und ſie zu wahren werden wir unſre Grenze bewachen!"

Man ſollte erwarten, der ſanguiniſche Herr werde auf ſolchen Widerſpruch gleich hinüberſprengen nach der Dalelf hin. Er ſchwieg aber, dachte an die größere Gefahr von Dänemark her, und erwiederte nach einer Weile: Jetzt iſt die Zeit der Thalbauern, aber auch meine Zeit wird kommen.

Ein Jahr ſpäter war ſie gekommen. Von Weſterås ſetzte er ſich mit ſeinen Truppen in Bewegung, Niemand wußte, wohin? Am wenigſten verſahen ſich die verzogenen Dalarner eines Beſuchs. Er zog aber wirklich mit ſeinen Kriegern über den bergigen Waldrücken, welcher die Långhede, die lange Haide, genannt wird, nach der Thalelbe hinab, und war gleichzeitig mit ſeinen Boten mitten im Thallande. Die Boten beriefen die Bauern nach dem Kupferberge, und dort bei Falun fanden ſie bereits Herrn Guſtav mit dem Kriegsheere und wurden eingeſchloſſen wie auf der Tuna-Haide. „Wähnt Ihr," rief er ihnen zu,

„jährlich mit mir Euer Spiel zu treiben? Dies iſt das letzte geweſen. Ich dulde keine feindliche Landſchaft in meinem Reiche. Jede Landſchaft ſei entweder gehorſam oder ſie ſei verwüſtet, daß weder Hund noch Hahn zu hören iſt. Wo ſoll die Landesgrenze ſein, die Euer König nicht überſchreiten dürfe?"

Alles lag auf den Knieen, und die Urheber der letzten Empörung mußten genannt werden, und fünf von ihnen wurden auf der Stelle hingerichtet, andre mitgenommen nach Stockholm. Ihrer drei mußten dort noch ſterben, unter ihnen auch Anders Persſon auf Rankhytta, in deſſen Scheune Guſtav einſt gedroſchen.

Von da an empörten ſich die Thalmänner nie wieder gegen ihn. Er hatte noch einen gefährlichen Aufſtand im Süden, die Dackefehde genannt, zu beſtehn, welches er ebenfalls durch geſchicktes Zuwarten, Begütigen und zeitweiliges raſches Strafen zu Wege brachte, und dann erntete er in langer friedlicher Regierung die Früchte ſeiner Klugheit.

Die Wichtigkeit ſeiner Arbeiten im Frieden iſt unermeßlich, und man kann ſagen: Guſtav Waſa hat Schweden zu einem civiliſirten Staate gemacht. Er lernte Alles ſelbſt und war ein praktiſches Genie in voller Bedeutung des Wortes. Nichts war ihm zu hoch, nichts war ihm zu niedrig, wornach er nicht getrachtet hätte. Der Religionslehre lag er ob ſein ganzes Leben hindurch, und ſein immerwährender Wahlſpruch blieb: Unterricht, Unterricht, Kenntniß und Wiſſenſchaft! Mit Dieſen findet ſich Alles, ohne Dieſs iſt Alles eitel. Der Handel, die Viehzucht, der Ackerbau, die Gewerbsthätigkeit in ausgedehnteſter Weiſe, der Schiffbau wie der Häuſerbau, Alles war ihm gründlich geläufig, und nahm Tag und Nacht ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ein neues Schareiſen am Pfluge, ein neuer Hobel für den Tiſchler konnten ihn eben ſo intereſſiren wie ein neuer Satz im Staatsrechte. Und er hatte die glückliche Hand, Alles ſelbſt machen und die glückliche Rede, Alles unwiderſtehlich empfehlen zu können den damals noch ſo ſchwerhörigen Schweden. Deshalb ſind ſeine Reden auf Jahrmärkten und bei ſonſtigen Verſammlungen ſo vortrefflich! Unbeſchreiblich einfach im Ausdrucke und doch ſo ſchlagend umfaſſen ſie jedes Intereſſe, feſſeln den Gebildeten wie den Bauer und ſind verſtändlich aller Welt. Seine Rede war auch geſucht in ganz Schweden wie eine Herrlichkeit: wenn er ſeinen Kanzler oder einen Rath ſprechen ließ, ſo rief man von allen Seiten: O ſprich ſelbſt, ſprich ſelbſt, König Guſtav, wir hören Dich ſo gern.

Freilich war er Despot und Demagog, und umfaßte in ſich allerlei Gewaltſamkeit, welche es im Staatsleben nur geben mag. Wer den Anfang eines Staates und den Gründer eines Staates nach dem Schematismus eines ausgebildeten Staats bemeſſen will, dem wird der Tadel über einen ſolchen Mann nicht ſchwer werden. Aber der Tadel ſelbſt wird auch ſehr leicht wiegen.

Sein Neffe, Peder Brahe, von welchem allein das Haus Brahe ſeit Guſtav's Zeit herſtammt, hat uns eine genaue Beſchreibung dieſes Königs hinterlaſſen. Sie hat offenbar dem Bildner dieſer Statue zur Richtſchnur gedient, und ſie zeichnet die Eigenthümlichkeit und Schönheit des ſchwediſchen Körpers eben ſo typiſch, wie die innern Eigenſchaften dieſes Königs einen ſchwediſchen Typus darlegen.

Er war ein anſehnlicher Herr, und doch nicht über mittelmäßige Mannslänge, etwas über drei ſchwediſche Ellen hoch. Er hatte den runden Kopf, welchen man ſo oft in Schweden ſieht, ſo rund, daß der Kopf klein erſcheint. Das Haar war blond und glatt niedergekämmt, über den Augenbrauen gerade abgeſchnitten. Von etwas braunerer Farbe war der volle Bart, welchen er in der Jugend nur handlang, ſpäter aber ganz lang trug. Auch da er von Sorge und Alter eisgrau geworden, blieb er eine Zierde des gerade einher ſchreitenden Herrn. Die Naſe war verhältnißmäßig klein, aber fein und gerade, und ſie hat etwas ſehr Vornehmes in der Bronze-Statue. Der Mund iſt wohlgebildet und rothe Lippen, geſunde Geſichtsfarbe hoben es hervor das ächt ſchwediſche Auge, blau und ſcharf im Schatten ſtarker Wimpern ruhend. Peder Brahe ſetzt wörtlich hinzu: „Er hatte einen rothbraunen Leib, ſo wohlgeſtaltet, daß nicht ein Fleck ſich an ihm fand, eine Nadelſpitze darauf zu ſetzen, ſchöne Hände, ſtarke Arme, vollen Körper, nette Beine und Füße, mit einem Worte er war nach ſeinem Leibe ſo wohlgeſtalt und ebenmäßig, wie einen ſolchen ein kunſtreicher Maler auf's Beſte hätte malen mögen. Männliche, ſtarke, königliche Kleider trug er gerne, und wie ſie auch geſchnitten waren, ſo ſtanden ſie ihm völlig wohl. Nach Complexion war er ein choleriſcher Sanguineus, fröhlich, leicht und luſtig, war er gerade unbekümmert und ohne Zürnen und niemals fanden ſich da im Saale bei ihm ſo viele Leute innen, daß er nicht gewußt hätte, ſich Jedem anzufügen in Reden und Geplauder, wie deſſen Stand es heiſchte.“

Auch in dieſer Geſchmeidigkeit, in dieſer ſtets bereiten höflichen Anſprache, im gefälligen Sinn für Geſelligkeit vertritt Guſtav die Schweden, welche unter deutſchen

Volksſtämmen vielfach an die Sachſen erinnern in guten und bedenklichen Eigenſchaften.

Wenn auch ein ſehr guter Wirth und ſorgſamer Hausvater hielt er doch im Schloſſe auf ſtattliche Ausſchmückung, auf Abwechſelung im täglichen Verkehr, auf Tanzen und Reiten und Fechten, und ſein Geſchmack war berühmt wie ſein Verſtand. Empfänglicher Sinn für weibliche Schönheit, ſo lebhaft in den Schweden wie in den Franzoſen, war ihm eigen; aber er hielt in dieſem Punkte ſtrenger auf Enthaltſamkeit, als dies ſonſt den Schweden nachgerühmt werden kann. Man weiß Guſtav keine Schwäche der Art nachzuſagen. Die politiſche Sorge erfüllte und erſchöpfte ſeine Jünglings- und Manneszeit dergeſtalt, daß er erſt mit dem vierzigſten Jahre an Heirath denken konnte. Und die erſte Heirath fiel ziemlich übel aus: Er ſuchte eine ausländiſche Prinzeſſin, um ſeine Familie vom ſchwediſchen Adel auszuzeichnen und vermählte ſich mit Katharina von Sachſen-Lauenburg. Nicht zu ſeinem Glück, und nicht zu Schwedens Glück; denn König Erich entſproß aus dieſer Ehe. Katharina war voll heftiger Launen, wußte Guſtav nicht zu ſchätzen, und wußte Guſtav's Liebe nicht zu gewinnen. Als ſie frühzeitig ſtarb, athmete Guſtav auf, und ſuchte ſich raſch ein blondes Landeskind, Margaretha aus dem Hauſe Lejonhufwud (Löwenhaupt). Sie war jung und lieb und liebte und ward geliebt von dem letzten Sprößling der Sture, von Swante Sture, der von den Parteien immer zum Prätendenten erwählt wurde und der mit melancholiſcher Rechtlichkeit dem Könige Guſtav immer Treue bewahrte. Die Erbſchaft auf den Thron hatte er an dieſen allmächtigen Waſa verloren jetzt nahm ihm dieſer Waſa auch die Verlobte. Und hier zeigte ſich ſein mächtiges Naturel den Romantikern zum Trotz ſiegreich gegen die blühende Jugend des verzweiflungsvollen Sture: er, der Vierziger, gewann Margarethens Liebe ganz und gar. In der erſten Zeit überraſchte er eines Tages den leidenſchaftlichen Sture zu den Füßen Margarethens — Was iſt das? rief er aus und ſchritt ſtürmiſch näher. — „Er begehrt meine Schweſter Märta zur Ehe!" antwortete Margaretha mit bewundernswerther raſcher Faſſung — Die ſoll er haben! ſprach Guſtav.

Er erhielt ſie, und jedem Romanſinne zum Aerger ward auch Swante Sture mit Märta glücklich und zeugte mit ihr 13 Kinder, darunter die unglücklichen Männer, welche dem wüſten Sinne Erich's erlagen. Die Ermordung im Schloßthurme von Upſala wird noch heute mit Schrecken erzählt.

Aber Margaretha ward ſchon im 37ſten Jahre vom Tode überraſcht, nachdem ſie außer den Töchtern drei Söhne geboren, Johann, ihr Ebenbild und Guſtav's Liebling, Magnus, der ein gutmüthiger Mann wurde, und Karl, der die Kraft des Vaters erbte und nach langen Jahren und Kämpfen den Thron beſtieg als Karl der Neunte, der zweite mächtige Waſa, der Vater Guſtav Adolph's.

Guſtav war außer ſich beim Tode Margarethens, und doch wartete er kaum, in dieſer raſchen Fähigkeit für neue Neigung ganz ein Schwede, das Wittwerjahr ab, um wiederum ein achtzehnjährig Mädchen, die Katharina Stenbock, zu ehelichen, er ein Sechziger! Und auch dies gelang ihm, auch bei ihr fand er hingebende Zuneigung und Glück. Sie hätte geliebt wie Margaretha und zwar einen Roos, und der alte König mußte ſie Nachts im Schlafe ſprechen hören: König Guſtav hab' ich ſehr lieb, aber Roos vergeß ich doch nimmer! — Dennoch beglückte ſie ihn, und als er in die Todeskrankheit fiel, traf ſie dies mit ſolchem Entſetzen, daß ſie ebenfalls todkrank auf's Lager ſank. So lag das junge Weib und der alte ſterbende König in einem Gemache, und Katharinens im Fieber glänzende Augen verwendeten den Blick nicht vom ſchneeweißen Haupt und Barte des langſam ſterbenden Herren. Magiſter Johannes, Beichtvater und Leibarzt in einer Perſon, ſprach eine lange andächtige Rede — Mach' es kürzer, ſagte König Guſtav, und gieb mir lieber eine Arznei für meinen kranken Magen und meinen brennenden Kopf!

So beweglich wie des Schweden Weſen war des alten Herren Sinn auf dem Todbette: jetzt fromm und innig, dann ſtreng und verdrießlich, dann heiter, ſogar luſtig. Es fragte ihn Einer, was ihm fehle? Das Himmelreich, ſo Du mir nicht geben kannſt! erwiederte er, und den Geiſtlichen, der ſein Sündenbekenntniß hören wollte, fuhr er an: Dir? vor Dir ſoll ich meine Sünden bekennen?! — Er hat ſich offenbar immer in vollem Rechte gefühlt bei all ſeinen oft ſo bedenklichen und ſtrengen Maßregeln, im Rechte gegenüber einem noch chaotiſchen Staatsweſen, welches von überlegenen Händen um jeden Preis ſeine Ordnung erwartete.

Drauf ſagte er zu den Umſtehenden, daß er all ſeinen Feinden vergäbe und ſie um Verzeihung bitte, und zu ſeinen Söhnen, die er zur Einigkeit und zur Standhaftigkeit in der evangeliſchen Lehre ermahnte, ſagte er plötzlich: Seht her! Ein Menſch! ein Menſch! Iſt das Schauſpiel aus, ſind wir alle gleich!

Man glaubte ihn ſchon todt, da lehnte ſich der

Prieſter noch einmal über ihn und rief: Glaubt Ihr an Jeſum Chriſtum und hört Ihr meine Stimme? Da antwortete der ſterbende Herr zu Aller Erſtaunen noch einmal mit lauter Stimme: Ja!

Und damit verſchied er des Morgens um 8 Uhr am 29. September 1560.

Man trug ihn nach Upſala hinüber und Swante Sture war's, der das Schwert trug und damit dreimal auf den ſteinernen Boden der Kirche aufſtieß und dreimal dazu rief: Nun iſt König Guſtav todt!

6.

Luſtſchlöſſer.

Es iſt wahr, man kommt wie aus der Stille einer kleinen deutſchen Reſidenz, wenn man von der Königin-Straße drüben in Norrmalm herüberkommt nach der Stadt und nach dem Ritterholm. Und erdrückt wird man hier auch nicht. Beſonders weil alle Leute dieſelbe Richtung nahmen: am Ritterhauſe und der Guſtav-Waſa-Statue vorüber nach dem Mälarhafen hinab, um mit dem Dampfboote nach Drottningholm hinaus zu fahren.

Immer wieder mit Wohlgefallen betrachtete ich im Vorübergehn Herrn Guſtav. Bei allen ernſten Zwecken hat er die Heiterkeit ſeines Vaters Erich beſeſſen, die hier überall ſichtbare ſchwediſche Heiterkeit. Und hat die Laute geſpielt, wenn er daheim geweſen iſt, täglich gegen Abend, und des Abends am Kamin geſeſſen, ſeine Buben um ſich her —

Ueberaus vergnügungsluſtig ſind die Stockholmer! verſicherte ein Hamburger, der Handels wegen ſich ſchon Jahre lang hier aufhielt. Sehen Sie nur, wie ſie ſtrömen, und wie die heitre Luſt in den ſchönen Mädchengeſichtern harrt und harrt!

Es war immer die Eine hübſcher als die Andere, und Alle, Alle, Männlein wie Weiblein ſchwarz, Alle in Trauer und doch Alle ohne traurig Anſehn. Nach ein Paar Tagen denkt man, wenn ſo eine ganze Bevölkerung monoton ſchwarz umherläuft: Mein Gott, wie lang' dauert dieſe Trauer ſchon!

Am weſtlichen Ende des Ritterholms, funfzig Schritte vom Mälar ſchließt die Ritterholmkirche den Platz, den Ritterhausmarkt. Man hat hier hinter ihr erſt vor Kurzem einen breiten Zugang zum Mälar in den Granitfelſen geſprengt.

Dieſe Kirche, das Pantheon der Schweden, wird nicht als Kirche benutzt, ſondern als Begräbnißſtatt für die Könige und Helden des Landes. Ihre rothen Mauern, ihr blaugrünes Kupferdach, welches durch die abgezweigten

Kapellendächer vielfältig wird, die ſchimmernden goldnen Kreuze darauf und der pyramidaliſch aufſteigende Thurm von Gußeiſen, wie eine durchbrochene Spitzenarbeit ausſehend, geben ihr etwas Buntes. Wenn ich hinzuſetzte, daß die Kuppeln etwas Moskovitiſches hätten, ſo würden die Schweden ſehr böſe ſein. Die etwas fremdartige Eiſenpyramide iſt entſtanden, weil vor neun Jahren der Blitz den alten Thurm zerſchmettert hat.

Es war jetzt nicht möglich einzutreten, weil man beſchäftigt ſei, die Trauerdecorationen zu entfernen, welche vom Begräbniſſe Karl Johann's bis jetzt den inneren Raum bedeckt hätten. Auch wäre unſer Lohndiener außer ſich geweſen, wenn wir für die Ritterholmkirche nicht eine beſondere feſtliche Zeit beſtimmt, und wenn wir die Glocken- und Böllerſignale der nahen und zur Abfahrt bereiten Dampfböte unbeachtet gelaſſen hätten. Er trieb uns wie eine Herde hinab auf eins der zierlichen Schiffe. Es lagen ihrer vier bis fünf da, um ſtundenweiſe abzugehn nach den Vergnügungsorten am Mälar. Solche Landkutſchen ſind allerdings angenehmer als die bei Wien und Berlin, welche den Spaziergänger einpferchen und mit Staub ſättigen. Man ſitzt hier zierlich unter einem Zelte, und genießt den Anblick der bewaldeten Ufer und Inſeln, des grünen Waſſers, der hübſchen Menſchen, die äußerſt anſtändig und höflich, aber heiter ſich geberden. Man genießt Unterhaltung, wenn man ſchwediſch verſteht.

Der Mälar iſt beſät mit Inſeln, und man weiß oft nicht, wie das Schiff eine weitere Straße finden ſoll, ſo breit und vielfach treten ſie in den Weg mit ihren bewachſenen Granitblöcken. Dadurch wird der See mannigfaltig, wenn er auch wegen der Gleichmäßigkeit des Wechſels eintönig genannt werden kann.

Kanonirt wurde übrigens mit einer Ausdauer, daß die Gräfin Hahn Gott danken mag, ſolche ſchwediſche Luſtfahrten ihren Nerven erſpart zu haben. Und ſo tückiſch überraſchend donnerte es oft aus dem Buſchwerke einer Inſel! Jedes Schiff ſcheint ſeine beſonderen Spektakelmacher auf die Eilande vertheilt zu haben; nur kurz vor Drottningholm haben ſie wohl eine gemeinſchaftliche Batterie. Hier fliegt nämlich der Schall ſo kunſtreich in eine lange Waſſer- und Waldwindung hinein nach einem fernen Hügel, daß er in einem mehrfach gebrochenen Echo zurückprallt. Dieſem Echo wird's nun niemals geſchenkt, und unſere Stockholmer freuten ſich wie die Kinder darüber. Obenein überholte uns hier ein Nebenbuhler unſers Schiffes, der mit einer Verwegenheit und Schnelligkeit daher ſauſte, als ob ein Kutſcher ſeine Pferde durchgehn ließe. So treiben ſie's in Amerika, wo das Sprengen der Keſſel ſo vortrefflich gelingt. Wir fürchteten jeden Augenblick, das verwegene Fahrzeug würde platzen. Aber es platzte nicht, ſondern feuerte ebenfalls in's Echo hinein und die Leute ſchrien dazu, und die auf unſerm Schiffe ebenfalls, daß uns das Trommelfell dröhnte.

Der Schwede liebt überaus raſche Bewegung und er fährt auch zu Wagen ſo ſchnell als nur möglich, das heißt ſo ſchnell, als es bei uns für nicht möglich gilt.

Nach den Echoinſeln wendeten wir uns plötzlich rechts und Drottningholm lag jenſeits des Waſſerſpiegels vor uns. Ein weißes Luſtſchloß ohne beſonderen Charakter mit verwildertem Park. Die Schweden preiſen es ſehr als von Teſſin in edlem Style gebaut. Ich will ihnen auch nicht widerſprechen und will ſagen, daß der Eingang durch fünf Arkaden, daß die Durchſicht durch die mittlere mit Säulen gezierte in den dahinter liegenden Park ganz gefällig ſei. Auf dem Landungsplatze vor dem Schloſſe ſind Gruppen von Statuen, und im Parke ſelbſt ſind chineſiſche Pavillons und derlei Firlefanz. Als ſchönſtes Luſtſchloß Schwedens iſt es mir nicht ſchön genug vorgekommen. Daß es nur dürftig erhalten und der Park ungepflegt und verwildert iſt, dies mag den Eindruck ſehr ſchwächen. Wahrſcheinlich iſt dies einſame Schloß auf grüner Inſel — Loſö heißt ſie — unter Guſtav III. ſehr intereſſant geweſen. Lowiſa Ulrika, des Königs Mutter, eine geiſtreiche Frau, bewohnte es damals, und was man im Inneren jetzt noch an Reizendem findet, das ſtammt auch großentheils von ihr und ihrem Sohne. Ein ſchönes Bild dieſes Königs iſt mir aus einem der Säle und aus den vielen hundert mittelmäßigen Bildern, welche die Wände bedecken, in der Erinnerung geblieben, und ein Bild der Chriſtina. Bei Fackelſcheine war ſie inmitten einer königlichen Repräſentations-Scene ziemlich romantiſch abgebildet, und auch nicht unſchön, wie man ſie doch meiſtens darſtellt.

Außerdem ſind hier die vielen Portraits hiſtoriſcher Perſonen nicht ohne Intereſſe, desgleichen die Bücher und mannigfachen Studien Guſtav's III., wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Studien, Kurioſitäten und Merkwürdigkeiten, welche er aus Italien mitgebracht. In einem dieſer Säle voll Sammlungen hat mich ein Motto, welches er aus Ovid gewählt, als beſonders charakteriſtiſch für ihn angeſprochen. Es heißt:

„Carmine fit virtus vivax, expersque sepulcri.“

„Tüchtigkeit wird durch Dichtung belebt, und vertraut mit dem Tode.“

Er hat es ahnungsvoll für ſich erwählt, dies Motto. Karl Johann ſcheint ſich nicht ſehr um Meublirung und Luſtſchlöſſer gekümmert zu haben. Er iſt in republikaniſchem Style erwachſen. Nicht blos das Geld, auch der Sinn mag ihm ſpärlich für Dergleichen geworden ſein. Er hat Drottningholm über Gebühr verwildern laſſen. König Oskar beginnt jetzt mit einigen Anſtalten zur Wiederherſtellung und hoffentlich laſſen es die ritterlichen Schweden nicht an Bewilligung der nöthigen Hülfsmittel fehlen. Denn es iſt ein eingeſchwärztes Vorurtheil, daß Repräſentativ-Regierung und Sinn für Kunſt und Schönheit Gegenſätze ſeien. Die moderne Regierung hat auch Geſchichte, Würde und Schönheit zu repräſentiren.

Uns wurde die Stimmung etwas gar zu heiter geſtört in Drottningholm. Ein kleiner magrer Caſtellan beging den Fehlgriff, unter dem halben Hundert ſchwediſcher Beſchauer gerade mich zum Augenpunkte ſeiner fließenden ſchwediſchen Beſchreibung auszuwählen, mich, der mit dem hartnäckigſten Ernſte doch nur ſelten ein verſtändliches Wort beim Schopf erwiſchen konnte, um ein beifälliges und zuſtimmendes Kopfnicken ausdrucksvoll zu motiviren.

Das gab denn einen ununterbrochenen Lachkitzel für den auf feſtem Lande ſehr ausgelaſſenen Privatmann. Zu großer Störung für meine Ernſthaftigkeit kniff er mich bei jeder neuen Wendung in den Arm, und zu unbeſchreiblicher Befremdniß des Caſtellans ging ſtets das Gelächter mit ihm durch, wenn der Caſtellan die immer wiederkehrenden Worte „hans Konungs Gemobl“ — des Königs Gemahlin — ſtets mit einer Verbeugung an mich richtete. Dazu kam ein heilloſer Pinſch, der ſich gegen alle Schloßordnung mit einem Beſucher eingeſchlichen hatte. Zehnmal wurde er von dem höchlichſt entrüſteten Caſtellane verjagt, und im elften Zimmer ſtand er doch wieder zwiſchen mir und dem Caſtellane und betrachtete ſchüchtern neugierig bald den declamirenden Cicerone, bald mich, bald die Bilder.

Das Maß wurde auch für mich übervoll, als mich der Privatmann auf einen äußerſt dürren Engländer aufmerkſam machte, der in Geſellſchaft des Hamburgers ſich an uns geſchloſſen und ſeit fünf Stunden noch kein Wort geſprochen hatte. Dieſer betrachtete ſtier, ununterbrochen, nicht die Bilder, ſondern den ſprechenden Caſtellan, und der Hamburger flüſterte uns zu, daß dieſer Maſter ſeit 15 Monaten in Schweden ſei, aber bis jetzt noch kaum ein

Wort ſchwediſch verſtehe. An unſerm Caſtellan ſchien er nun plötzlich alles verſäumte Studium nachholen zu wollen, und „hans Konungs Gemohl" hatte er offenbar endlich verſtanden, und als dies auch in den letzten Zimmern wiederkehrte, flüſterte er dem augenblicklich pauſirenden Caſtellan leiſe und ſtill vergnügt entgegen: Yes!

Ich habe mich förmlich geſchämt, als uns der alte Diener mit gerunzelter Stirne entließ. Er ſah dem alten Diener in Walter Scott's „Braut" ſprechend ähnlich, und ſolche Leute haben für mich etwas durchaus Ehrwürdiges.

Uebrigens war dieſer Nachmittag auf Loſö für uns ein lehrreiches Collegium über Ausſehn, Sitten und Gebräuche der Stockholmer Schweden.

Ich erinnere mich nicht, jemals ſo viel wohlgebildete Menſchen neben einander geſehen zu haben. Gut gewachſen war Jedermann, ein wohl geformtes Antlitz, eine gute Geſichtsfarbe hatte faſt Jedermann, und blaue Augen von der mannigfaltigſten Schattirung ſah man überall. Der ſpätere Aufenthalt hat es uns beſtätigt, was wir hier im erſten Erſtaunen ausriefen: die Schweden ſind eine ſchöne Nation. Dies gilt von Männern wie von Frauen. Letztere ſind von ſchönem Wuchſe, von klarer Hautfarbe, mit weit geſchlitzten ſprechenden Augen, mit ſchönen Zähnen.

Der Mund iſt vielleicht nicht vorherrſchend klein. Ausdrucksvoll iſt er auch und in den Zügen, in den Bewegungen, im ganzen Weſen ſpricht ſich's aus, was man neuerer Zeit ſo kurz ausdrückt: es iſt Blut vorhanden. Bekanntlich gelten auch die Schweden und Schwedinnen für ein Wenig leichtfertig im Umgange.

Das blonde Haar, welches wir bei den Schweden vorauszuſetzen pflegen, hat ſich uns nicht ſo durchgängig gezeigt, wie wir erwartet hatten. Es fehlt nicht an dunklem Haar, und ein Lichtbraun oder Dunkelblond iſt uns am häufigſten begegnet. Unter den Bauern einzelner Landſchaften ſcheint das ganz blonde Haar herrſchend zu ſein. —

Ich bin unter dieſem ſchlanken ſchönen Menſchenſchlage von Geijer's Combinationen über die alten Gothen und Schweden, welche aus dem kaukaſiſchen Aſien hierher gewandert, gar nicht losgekommen. Ich hätte ſo gern etwas Apartes zuſammen gewürfelt. Das geht nun doch aber nicht ohne eine genaue Kenntniß der alten Völkerwanderungen, die ſchwerlich zu erlangen iſt, und die ich ganz gewiß nicht beſitze. So Viel hat mich der Augenſchein gelehrt, daß unſre gebräuchlichen Redensarten vom gemeinſchaftlichen Germanenthume etwas ſehr Vages ausdrücken, und daß die Abkömmlinge der Gothen etwas ſehr

Eigenthümliches haben. Ich habe ſpäter geſehn, daß mir dies Bild feinerer, ſchlankerer Gothen jenſeits der Kiölen ſogleich verſchwunden iſt: die Norweger erinnern nicht im Geringſten daran.

Das Umgangsweſen, welches wir hier unter den Schweden beobachteten, möchte ich gothiſch-franzöſiſch nennen, ich würde das verſchwindende Wort „altfränkiſch" gebrauchen, wenn mir dieſe Komplimente und Knixe in Deutſchland vor Augen gekommen wären. Hier in Drottningholm waren doch vorzugsweiſe nur mittlere und untere Stände zum Mitſommer-Vergnügen, aber ſie gingen miteinander um, wie vornehme Reichsſtädter oder altmodiſche Diplomaten nur miteinander umgehn können. Die Herren machen bei Begrüßung und Verabſchiedung mehrere Verbeugungen, die Damen mehrere Knixe, und die Reſpectspauſen dazwiſchen fehlen nicht, und man geht ſo leiſe und manierlich aneinander und voneinander, daß mir das Deck des Dampfbootes wie das Podium eines Theaters vorkam.

In Betreff der Knixe will ich gleich vorbemerken, daß in den unteren Ständen Schweden noch den ächten Knix vergangener Zeit beſitzt: der rechte Fuß tritt feierlich einen Schritt zurück, das Auge iſt unverwandt auf die Perſon gerichtet, welcher der Knix gelten ſoll, und plötzlich ſinkt der ganze Körper ſenkrecht einige Spannen tief nieder. Wer ſich nicht gleich in Volksgebräuche finden kann, der mag glauben: es würden Tanzmeiſter durch alle Provinzen geſendet, um überall gleichmäßige Knixe einzuüben. Wenn man Anfangs in Stockholm die bunten und nicht eben ſchönen Dalarnerinnen ſieht, welche dort von der Schiffbrücke nach dem Thiergarten die Ueberfahrt zu verſehen pflegen, und welche mit andern kleinen Handthierungen wie die Savoyarden in Frankreich einen ſchmalen Verdienſt in der ſogenannten Fremde, das heißt außerhalb ihrer Berge ſuchen, ſo meint man, der überraſchende groteske Knix gehöre dieſen Bäuerinnen eigenthümlich, und entſpreche ihren kurioſen Schuhen, welche den Abſatz nicht hinten, ſondern mitten unter dem Fußblatte haben. Dem iſt aber nicht ſo. Jener Knix iſt auch in Upland und in Gothland und in Wermland, kurz, ſo Viel wir geſehen, überall national.

Ich brauche übrigens wohl nicht erſt zu verſichern, daß dies höfliche, feine Weſen der Schweden den Fremden gar linde und angenehm berührt. „Sie haben etwas von den Sachſen!" ſagte ich auf der Rückfahrt zu dem Hamburger, und dieſer Niederſachſe ſetzte grob genug hinzu: „„Auch in den Fehlern! Sie gleißen, und man darf nicht trauen. Unſere Sachſen ſind aber doch ſolide Handelsleute, und in dieſem Betrachte hat's lange gehapert mit den Schweden, und man muß ſich ſehr in Acht nehmen.""

Das Böller-Schießen und Wettfahren mit den Dampfböten wurde bei der Rückkehr noch ärger: es war wie eine Seeſchlacht auf dem Mälar. Der ſonnenklare Tag mochte das Seinige beitragen zu der Mit-Sommerfreude. Von den Landhäuſern am Ufer kamen die Mädchen und Frauen zum Strande herabgelaufen und wehten mit Tüchern und Fahnen, wenn wir mit Geſchützesſalven in ihre Nähe rauſchten, und auf unſerm Schiffe wehte man ebenfalls mit Taſchentüchern entgegen. Man kannte ſich nicht etwa, nein, man drückte ſeine Freude aus über den Sommer! Iſt das nicht allerliebſt?

Und über uns weg fiel der volle Abend-Sonnenſchein auf Stockholm, welches im Oſten allmälig hervortrat: erſt mit den äußeren Holmen links, mit Blaſiiholm und Kungsholm, dann mit Norrmalm, dann geradeaus Ritterholm mit der durchbrochenen Thurmpyramide, dahinter höher und wiederum prächtiger denn Alles das Schloß, und endlich rechts die ſteilen Hügel von Södermalm. Der Anblick von dieſer Seite iſt weniger mannigfaltig, aber er beſticht durch Einheit: wie ein Band um den Buſen des Mälar legt ſich im Halbkreiſe die Stadt, und tauſend Fenſter glitzerten jetzt golden uns entgegen, über allen die langen Fenſterreihen des Schloſſes.

Das große Theater hatte leider eben ſeine Ferien begonnen, und ſo lockte uns denn der Abend wieder hinab unter die Norrbrücke zum Stromparterre. Der Abend! was iſt das um Mitſommerzeit für eine unbegrenzte Zeit in Stockholm! Unſre lichtdämmernde Viertelſtunde nach Sonnenuntergang dehnt ſich hier aus zu einer Reihe von Stunden: man kann fortwährend leſen, und man erſchrickt, plötzlich zu erfahren, es ſei gegen Mitternacht. So unſcheinbar und heimtückiſch habe ich den Schlaf nirgends betrügen ſehn. Mit diätetiſcher Abſicht muß man ihm zu Hülfe kommen: man muß die Fenſter verhängen, ſo gut es gehen will, um eine graue Dämmerung für das Einſchlafen zu bewerkſtelligen. —

Hoch am Himmel glänzte bereits wieder die Sonne, als wir die Drottning-Gatan im Norrmalm hinauffuhren, um Haga, den Luſtort Guſtav III., zu beſuchen. Dieſer ganze nördliche Sandberg, auf welchem ſo viel Schlachten geſchlagen worden ſind, iſt jetzt Stadt, ſtille Stadt. Von einem Prieſter Brunkeberg, der einſt hier hingerichtet wurde, hat ein Theil dieſes Hügels den Namen Brunkeberg erhalten und die „Schlacht am Brunkeberge“ iſt eben auch nur eine Schlacht auf dem Norrmalmhügel geweſen. Damit der Name fortdaure, führt jetzt auch das erſte große Gaſthaus, welches im Style großer Hôtels vor Kurzem hier errichtet worden, den Namen: Hôtel de Brunkeberg.

Lang, lang, ſtill und ſauber zieht ſich die Drottning-Gatan hinauf, und wird von regelmäßig, einförmig gebauten zweiſtöckigen ſteinernen Häuſern gebildet, die allmälig kleiner werden und den Charakter einer Vorſtadt annehmen. Links öffnet ſich einmal der Blick in einen zierlich gehaltenen Garten. Dies iſt der botaniſche Garten, und hier werden deutſche Gedichte gemacht. Der Director des Gartens iſt ein Norddeutſcher, Namens Müller, ein Poet nicht nur in ſeinem botaniſchen Eifer, auch ein Poet in deutſchen Verſen, welche das ſinnige Naturleben feiern. Die deutſche Gattin dichtet mit ihm, und ſo war unter den ſchwediſchen Blumen ein Band Gedichte entſtanden, welcher eben in Stockholm gedruckt war und uns durch Schweden begleiten durfte, ein neuer Beweis, daß man der deutſchen Lyrik nicht entgehe, ginge man bis an den Nordpol, und daß dem Deutſchen der lyriſche Vers erforderlich iſt wie dem Steuermanne der Kompaß.

Auf der Höhe dieſes nördlichen Hügels quillt ein Geſundbrunnen, und von da wellt ſich das Terrain dergeſtalt in Hügel und Thal und kleine Seen, daß man ſich kaum noch zurecht findet und daß man unvermerkt in Wald und Park verſetzt iſt, unter die Gänge und Canäle, Tempel, Luſthäuſer und Kioske von Haga. Das Luſtſchloß Haga ſelbſt, 1786 von Guſtav III. angelegt, iſt ein anſpruchsloſes Sommerſchlößchen. Er hat ein großes Schloß erbauen wollen, aber der plötzliche Tod iſt dazwiſchen getreten, man ſieht nur das begonnene Fundament auf einer Anhöhe. Dieſer engliſche Park iſt im Vergleich zum Muskauer verwildert und ohne Größe. Uebrigens iſt wohl nur mir, dem der erſchoſſene ſchöne König immer vorſchwebte, dies Gewirr von waldigen Thälern und kleinen Seen ſo gewiß wüſt und verlaſſen und unvollendet vorgekommen: die Stockholmer finden ihren Haga-Park ſehr ſchön und reizend, und wanderten auch heute wieder gruppenweiſe hier ſpazieren, auf ſchattigen Grasplätzen unter Kiefern und Eſchen, die hier neben einander ſtehn, ihre ländliche Mahlzeit ausbreitend, und in zärtlichen Spielen ihre kurze Sommerzeit feiernd.

Am kleinen See Brunnsviken, zu Deutſch Brunnenbucht, ſteht wiederum ein Schlößchen Ulriksdal, und dort ſtarb erſt 1813 die Wittwe Guſtav's, Sophia Magdalena.

Unter der genialen Königin Chriſtina hieß es Jakobsdal und war berühmt durch die immer etwas wunderlichen Luſtbarkeiten, welche dieſe unruhige Frau veranſtaltete. Monaldeschi mag hier an den Waſſerſpiegeln und unter den Baumſchatten oft mit ihr geluſtwandelt ſein zur Vollmondszeit. — Jetzt wohnen hier andre Poeten. Man nennt ſie Invaliden.

Wenn man ſich führen läßt, ſo orientirt man ſich ſchwer in dieſen Buſchthälern, und ſteht bald überraſcht vor einem dritten Schlößchen an einem See, vor dem Schloſſe Carlberg, welches die Magnaten Gyllenhjelm und de la Gardie erbaut haben, welches dann an die Krone gekommen und Aufenthalt geweſen iſt für den Knaben, der zu dem eiſernen Manne Carl XII. aufwuchs. Jenſeits des Waſſers liegt ein wüſter Hügel, aus welchem der blaugraue Granit hervorblickt, und man mag ſich denken, daß dem jungen Helden ſolcher tägliche Anblick das Gemüth verarmt und verſteinert habe.

Jetzt werden ſchulmäßig junge Leute zu See-Soldaten hier auferzogen. —

Dieſe Partieen nach Drottningholm und Haga gelten ſchon für Ausflüge, und nach Drottninghholm fährt man auch eine Stunde lang. Das tägliche Brod des Sommerausflugs dagegen iſt der Thiergarten, der Stolz jedes Stockholmers. Da man ſich zum Mittageſſen ohnedies ein Speiſehaus ſuchen muß, ſo wählten wir uns diesmal eins im Thiergarten, und zwar die blå Porten, bei deſſen Nennung unſer Lohndiener immer ſo gourmandmäßig geſchnalzt hatte, als ob es mit indianiſchen Vogelneſtern ausgeſtopft ſei.

Von der Schiffbrücke, wie ſie den Hafenkai nennen, fuhren uns Dalarnerinnen in ihrer Drehbaſſe hinüber über den Hafen und durch die Inſeln Caſtellholm und Schiffholm hindurch. An der Waldemarsinſel landeten wir. Dies iſt nämlich der alte Name der Inſel, welche jetzt Thiergarten genannt wird, und welche als Promenaden-Vorſtadt Stockholms bezeichnet werden kann, da ſie durch eine Brücke mit dem Stadttheile Ladugårdsland verbunden und alſo auch zu Fuß, Roß und Wagen erreichbar iſt. Von der Norrbrücke aus hat man etwa eine halbe Stunde zu gehn bis zur Thiergartenbrücke. Rechts an der Hafenſeite dieſer Thiergarteninſel zieht ſich eine lange Straße von Landhäuſern, und dieſe Straße kann man den Stockholmer Corſo nennen, hier flaniren Karoſſen, Reiter und Fußgänger. Unter den erſteren hab' ich nur eine geringe Anzahl deſſen geſehn, was man Faſhionable zu nennen pflegt.

Vielleicht ſind auch viele reichere Leute in der Hochſommerzeit auf den Landgütern, kurz der modiſche Luxus war für eine Hauptſtadt ſchwach vertreten, und der vorherrſchende Schnitt war der einer gewiſſen Bürgermode, welche immer nach einigen Jahren die neueſte europäiſche Mode einholt.

Dieſe Straße rechter Hand beſteht eigentlich nur aus einer Reihe von Häuſern, welche aus den hinteren Fenſtern auf den Hafen und nach Södermalm hinüber blicken. Auf der linken Seite der Straße iſt das Terrain uneben mit Laubholzbäumen bedeckt, und nur unvollſtändig für Fußgänger geebnet, obwohl gerade hier die anmuthigſte Promenade anzubringen wäre. Ein Kaffeewirth und ein Künſtler haben dies erkannt und ſich links auf der Erhöhung angebaut. Der Künſtler iſt der Bildhauer Byſtröm und ſein Haus, in etwas bizarrem italieniſchen Style erbaut, iſt allgemein bekannt unter dem Namen Byſtröm's Villa. Von dort iſt eine berühmte Ausſicht auf Stockholm.

Wir begnügten uns zunächſt, ſie von unten zu betrachten, und erſt in unſre blåa Porten einzutreten, welche gleich am Eingange des Thiergartens liegt. Der Styl in dieſen Speiſehäuſern hat Aehnlichkeit mit dem eines Pariſer Reſtaurant. Man wählt ſich ein Kabinet und beſtellt ſich dem Speiſezettel nach ſein Mahl. Wein zu trinken iſt nicht rathſam: er iſt theuer, und unverfälſchter ſcheint ſelten zu ſein. Die Bedienung wird hier und unſrer Erfahrung nach überall in Schweden durch Frauenzimmer und meiſt durch hübſche Frauenzimmer beſorgt.

In dem hoch gelegenen, ſehr hübſchen Kaffeehauſe nimmt man den Kaffee, und was man hier erſt unvollſtändig hat von der Ausſicht über den Hafen hinüber, das findet man oben an Byſtröm's Villa in vollem Maße: Stadt und Södermalm heben ſich geſchloſſen maleriſch aus dem Oſtſeeſpiegel, das Schloß wie überall Kern und Mittelpunkt.

Wir verließen nun ſtracks dieſen Stadttheil des Thiergartens und wandten uns jählings links, um die Inſel zu umkreiſen, das Luſtſchloß des Königs, Roſendal, zu ſehen, und vom andern Ende wieder in dieſe Landhaus-Straße zu kommen.

Ein hübſcher Weg über kleine Hügel führt links nach Roſendal. Die ganze Inſel iſt ein lichter Laubholzwald, ein kleiner Park. Aber ich muß geſtehn, er entſprach den Erwartungen nicht, welche man uns davon erregt hatte: die Lage iſt nicht phantaſiereich genug ausgebeutet, die Parkcultur iſt noch in der Kindheit, hier wie in Haga und

Drottningholm iſt von einem ſchönen Raſen nicht die Rede, und hier iſt auch der Baumwuchs ziemlich dürftig; vielleicht gerade in dieſem Jahre war die Mehrzahl der niedrigen Eichen krank, und nirgends hat man für dichte Waldpartieen geſorgt, ſondern Alles einförmig durchſichtig gemacht.

Nach Roſendal wandelnd ſieht man links jenſeits des Waſſers eine unbebaute offne Fläche. Sie heißt Ladugårdsgärdet und iſt zu ſoldatiſchen Uebungen beſtimmt. Jetzt war ſie mit Zelten bedeckt, und lockte uns dadurch zu ſich. Obwohl wir Roſendal, ein ganz kleines Schlößchen, rechts vor uns an niedriger Hügellehne liegen ſahen, eilten wir doch erſt nach der Brücke hinab, welche nach Ladugårdsgärdet hinüberführt. Wir kennen in Deutſchland die Schweden nur als Kriegsleute, nur als ſolche leben ſie in unſern Traditionen, es war uns alſo beſonders intereſſant, ſie in ihrem jetzigen Waffentreiben zu beobachten.

Was ich von ſchwediſchem Militair hier und ſpäter geſehn, das hat etwas Ruhiges, Feſtes und einfach Würdevolles an ſich. Nirgends Tand, nirgends Flitter, überall ein ernſt ſoldatiſches Benehmen. Das Heer iſt ungewöhnlich reich an alten bärtigen Kriegern, und macht ſchon dadurch einen guten Eindruck. Der Schwede hat auch durchaus eine gute Krieger-Haltung; Wuchs, Antlitz, Formenſinn und Soldaten-Schick an ihm ſind günſtig für das Kriegerthum, und die eigenthümliche Einrichtung des Heeres unterſtützt dieſe Anlagen. Dieſe Einrichtungen, welche den Landesverhältniſſen ganz angemeſſen ſind, ſtammen von Carl XI., und ſind im Weſentlichen folgende:

Die Landarmee iſt in drei Hauptkörper eingetheilt.

Erſtens die Indelte-Armee. Indelt heißt urſprünglich nur „eingetheilt", hat aber in dieſer Zuſammenſtellung den Begriff von „national". Sie iſt aus Regimentern gebildet, deren Officiere ſowohl als Soldaten in Beſitz von Krongütern ſind, welche ihnen die Regierung angewieſen. Eine ſolche Beſitzung heißt Boſtälle — Wohnſtelle. Jede Provinz des Königreichs iſt in kleinere Diſtricte eingetheilt, welche einem oder mehreren Grundeigenthümern angehören und Rotte heißen. In einer jeden dieſer Rotten überläßt die Regierung dem Eigenthümer ein kleines Krongut unter der Bedingung, daß er auf einem Theile deſſelben ſtets einen Soldaten unterhalte. Dieſe Beſitzung heißt Torp und iſt ein kleines Haus mit allen Geräthſchaften, mit einem Garten und mit einigen Ackerſtücken. Die Rotte liefert dem Soldaten alle zwei Jahre eine Uniform. Dieſer Indelt-Soldat dient, bis er Invalide wird. Dann hat der

Grundeigenthümer einen neuen zu erwählen. Auch werden Freiwillige angenommen. Rückt einer in's Feld, ſo erhält er Sold wie jeder andre Soldat und die Rotte übernimmt nur noch die Verpflichtung, die Familie deſſelben zu unterhalten und das Feld deſſelben anzubauen. Jedes Soldatenhaus dieſer Art iſt an einer Tafel erkennbar, welche etwa ſo ausſieht:

No: 1.
R. Wermland
Comp. 4.

Die Torps einer Provinz bilden den Bezirk eines Regiments, die eines Cantons den eines Bataillons.

Die Indelte-Cavallerie iſt in manchen Punkten verſchieden. Die Soldaten derſelben beſitzen zum Beiſpiele keinen Torp.

Zweitens die Värfvade. Värfva heißt werben. Dies ſind die in Sold ſtehenden Truppen, welche immer bei der Fahne bleiben, und ſich aus Freiwilligen ergänzen. Dieſe verpflichten ſich für drei bis ſechs Jahre. Sie beſtehen aus Garden, zwei Regimentern Artillerie, drei Regimentern Genie-Corps, einem Regimente des Kronprinzen.

Die Regierung hat einen Vertrag mit den Officieren abgeſchloſſen. Sie zahlt an den Commandanten der Compagnie jährlich 33 Thlr. B. für die Bekleidung, bei der Cavallerie 200 Thlr. B. für's Pferd. Der Soldat erhält in Stockholm täglich ſieben, in der Provinz ſechs Schilling.

Drittens die Bevaering, Bewehrung. Dies iſt die Landwehr, und ſie beſteht aus allen jungen Männern des Landes vom 21ſten bis 25ſten Jahre. Gekleidet und bewaffnet wird ſie von der Regierung, ſie erhält aber nie Sold, weder im Felde, noch während der vierzehn Tage, in welchen ſie alljährig zuſammengezogen wird. Officiere und Unterofficiere vom dritten Bataillon der Indelte gehen während dieſer Zeit zur Bevaering über.

Die ganze Stärke des ſchwediſchen Heeres beſteht aus ungefähr 172,000 Mann, eine ſtattliche Macht kerniger Truppen, wenn einſt die Trommel gerührt wird von der Donaumündung bis an's Nordcap gegen den Feind im Oſten.

Das Avancement geht bis zum Capitain nach der Anciennetät. Das der höheren Officiere liegt ganz in der Wahl des Königs. Uebrigens ſind dieſe höheren Officiere, vom Major an, ſehr ſelbſtſtändig. Sie können ſelbſt mit Avancement nicht verſetzt, oder in ihrer Lage verändert werden.

Was wir hier auf Ladugårdsgärdet sahen, war Indelte-Infanterie. Sie glich ganz den Truppen, welche in Stockholm an uns vorüber marschirt waren, schlanke, wohlgebildete, leicht bewegliche Leute. Man erzählte uns, daß die Indeltstellen sehr gesucht seien.

Nachdem wir uns redlich bemüht hatten darüber auf's Reine zu kommen, in welchem Zusammenhange die überall neu auftauchenden Wasserbusen dieser Gegend mit einander ständen, beruhigten wir uns und kehrten nach Rosendal zurück. Nicht daß wir ganz auf dem Reinen gewesen wären, o nein! Dies ist nur vermittelst einer genauen Plankarte möglich, aber für den Augenblick schien es unsrer nicht hinreichenden Kenntniß tröstlich genug zu sein, daß der eine deutsch redende Schwede den Thiergarten für eine Insel, der andre ihn für eine Halbinsel erklärte, welche mit Ladugårdsgärdet zusammenhänge.

Rosendal ist ein populäres Werk Karl Johann's: er hat es um 1823 angelegt, wahrscheinlich mehr den Stockholmern als sich zum Vergnügen. Jene finden wenigstens die kleinen Rasenlehnen und Blumenbeete entzückend schön, und sind überhaupt liebenswürdig stolz auf ihren Thiergarten, „welchem sich kaum ein Belustigungsort bei einer europäischen Hauptstadt an die Seite stellen könne."

Wäre es möglich, ſo wäre es grauſam, einen enthuſiaſtiſchen Liebhaber zu enttäuſchen. Vielleicht erwächſt auch ſchon der Gegendkünſtler, welcher einſt die vollendende Hand an dieſe intereſſante Inſel legt. Am ſchwerſten wird der Fehler zu verbeſſern ſein, daß die Reihe von Landhäuſern auf der Südſeite gerade ſo angelegt iſt, um die ſchönſte Ausſicht nach dem Hafen und Södermalm zu verdecken.

Das Werthvollſte bei Roſendal iſt eine außerordentlich große Porphyrvaſe aus Elfdahlen, welche am Wege aufgeſtellt iſt. Sie hat zwölf Fuß im Durchmeſſer und iſt ein ſchönes Gefäß. Porphyr-Arbeit iſt überhaupt das Charakteriſtiſche, was der Fremde zum Andenken an Stockholm mitzunehmen pflegt.

Wir wanderten nun öſtlich hin, um den ſüdöſtlichen Punkt jener Landhäuſer zu erreichen, und gelangten auf dieſer Promenade zu dem koloſſalen Bruſtbilde Bellmann's, welches im Schatten der Bäume aufgeſtellt und zu einem jährlich wiederkehrenden Feſte, dem Bellmannsfeſte, beſtimmt iſt. Eduard Boas hat uns die Vorbereitungen zu dieſem Feſte ausführlich beſchrieben und uns unterrichtet, daß die Vorbereitungen das Feſt bilden. Der eigentliche Act der Feier am 26. Juli ſoll noch erfunden werden. Es iſt aber doch ſchon der gute Wille, einen Volksdichter allgemein zu feiern, ſehr erfreulich.

Dieſe Büſte von Byſtröm gemahnt Einen lebhaft an den Bacchus. Der Bacchus des Nordens könnte alſo wohl paſſend durch Weinopfer und heitre Geſänge gefeiert werden. —

Auf dem Thiergarten iſt auch ein Theater, und man gab dieſen Abend „Konungs Befallning", des Königs Befehl. Wir konnten alſo ſicher ſein, das Weſentliche des Stückes zu verſtehn und begaben uns in das Sommerhaus. Man ſpielte ſchon und der Saal war äußerſt dunkel. Dies rührte daher, daß man hier und wie wir ſpäter ſahen auch in Kopenhagen den Kronleuchter aufzieht, ſobald der Act beginnt, damit nur die Bühne ſelbſt in vollem Lichte ſtehe.

Die Truppe, welche ſich während der Ferien am Haupttheater hier einfindet, galt für eine ganz mittelmäßige, und ließ es auch nicht an Zeichen der Mittelmäßigkeit fehlen. Es ward aber im Ganzen in einem viel lebhafteren Tempo und mit viel größerer Präciſion als bei uns geſpielt, und es war unverkennbar, daß in den Darſtellern wie im Publicum außerordentlicher Sinn und Schick für Schauſpielkunſt vorhanden ſei. Dadurch wurde ich dermaßen intereſſirt, daß ich zum Aerger der Gattin und des

Privatmanns vor dem Schluſſe nicht hinwegzubringen war aus einem Saale, in welchem wir doch äußerſt ſelten ein Wort verſtanden.

Dies iſt die Tücke der ſkandinaviſchen Sprachen gegen uns: an den einzelnen Worten finden wir leicht die Familien-Aehnlichkeit heraus, und wir bilden uns ein, daß wir hier bald zu Hauſe ſein würden. Kommen aber die Worte in geſchloſſenen Reihen auf uns los, ſo ſind ſie alle unkenntlich. Man wird ärgerlich wie auf einem Maskenballe, wo man ſich von lauter Bekannten umgeben weiß, die ſich nicht zu erkennen und deshalb nicht Gelegenheit geben, ein fließendes Geſpräch anzuknüpfen.

Die Bedenklichkeit, uns mit ſo unzureichenden Sprachmitteln tiefer in's Land hinein zu wagen, wuchs nach dem Aufenthalte von einigen Tagen in Stockholm gar ſehr, und wir trachteten eifrig nach einigen Kenntniſſen, die wenigſtens gegen das Verhungern ſchützen ſollten. Was man vom Gebrauch der franzöſiſchen Sprache oft geſagt, als ob man mit ihr in Schweden geborgen ſei, das iſt ganz unwahr. Theils hat ſich der Sinn für Franzöſiſches unter den Schweden ſehr verloren, theils iſt dieſe Umgangsſprache doch immer nur unter den höheren Ständen zu finden geweſen. Die höheren Stände nützen aber einem Reiſenden gar wenig, am wenigſten in einem Lande, das nur zwei größere Städte hat und deſſen Landſchaft außer Stockholm die Hauptſache iſt. Nun iſt der Sinn für Franzöſiſches allerdings dem nationalen Sinne gewichen und mit dieſem hat ſich das verwandte Deutſche mehr Theilnahme und Raum verſchafft. Aber wir hatten doch bald erlebt, daß ſelbſt in der Hauptſtadt eine deutſche Anſprache gar ſelten gelänge, und man verhehlte uns nicht, daß dies im Innern des Landes noch ſeltner werden, außer den Städten aber gewiß ganz aufhören würde.

So hörten wir denn folgenden Tages ziemlich zerſtreut darauf, daß die Ritterholmkirche jetzt durchaus nicht zu beſuchen ſei, weil noch an Wegräumung der Trauer-Decorationen gearbeitet werde, und daß ſich das Hinderniß, welches uns am Sonntage vor der Statue Guſtav Waſa's gemeldet worden, vollkommen beſtätige: Alle Plätze für die Canalfahrt von Stockholm nach Gothenburg ſeien auf ſechs Wochen voraus vergeben.

Letztere Nachricht war indeß ſo ſtörend, daß nach Hülfe ausgeſchaut werden mußte. Für dieſe große Route geht allerdings eine Perſonenpoſt von der öſtlichen bis zur weſtlichen Seite des Reichs und umgekehrt. Aber dieſer Poſtwagen richtet ſich nicht nach den Landſchaften, welche der

Reiſende abſonderlich zu ſehen wünſcht, und ein andrer öffentlicher Poſtwagen für andre Courſe exiſtirt nicht. Dazu muß man Extrapoſt nehmen. Das klingt für einen deutſchen Geldbeutel beunruhigend. Bei näherem Zuſehn iſt dieſe Beunruhigung überflüſſig: man fährt mit ſchwediſcher Extrapoſt wohlfeiler als mit deutſcher Eilpoſt. Um leidlich gut zu fahren, wird nur zu Anfang eine ſtarke Ausgabe nöthig: man muß ſich einen Wagen kaufen, der wieder verkauft wird, wenn man von Schweden ſcheidet.

Dies ſchien uns obzuliggen, als ich mich in eigner Perſon nach dem Dampfboot-Comptoir am Ritterhausmarkte aufmachte, um mit meinen friſch erworbenen ſchwediſchen Brocken irgend eine andere Waſſergelegenheit zu erlangen. Die Gattin hatte einen Schrecken vor dem zu erkaufenden Eigenthume eines Wagens, welches ſich nur jämmerlich oder gar nicht veräußern laſſen werde. — Sie hat dies Mißtraun bereut! —

Der Büreauchef erließ mir großmüthig meine ſchwediſchen Vocabeln und beſchämte mich durch ein ganz achtungswerthes Deutſch, in welchem er beſtätigte, daß alle Plätze beſetzt ſeien.

So war denn unſer Schickſal traurig genug entſchieden. Die berühmte Canalfahrt war uns verſchloſſen, die

Landreiſe bis an die norwegiſche Grenze Wermlands durchaus nicht rathſam mit den gewöhnlichen Mitteln und nur die Rückkehr nach Lübeck oder Stettin offen. Guter Rath war ſo theuer, daß ich mich lieber mit Guſtav Waſa's Nachfolger, dem unſtäten Könige Erich, beſchäftigte, welcher von der ungeliebten Gattin Katharina offenbar eine poetiſche Anlage zum Wahnſinn geerbt hatte. Jedenfalls war er weniger geeignet, ein kaum entſtehendes Reich zu regieren, als er geeignet iſt einem Dichter Stoff für ein Drama zu geben —

Hier handelt ſich's aber um unſre Reiſe, nicht um Deine unaufhörlichen Projecte für Dramen! Schaff' Rath und Hülfe!

Wie kann ich?! Gehen wir mit dem Frithiof wieder heim; das Beſte von Schweden haben wir geſehn!

Warum nicht gar!

7.

König Erik am Mälar.

Jeden Morgen hat der Menſch Frühling. Nach einem guten Schlafe hat man eine Jahreszeit lang brach gelegen und iſt zu neuer Fruchtbarkeit geſtärkt.

Ich hatte ein ganz kleines Samenkorn in meinem Gedächtniſſe entdeckt, das nahm ich in die Hand und ging ſchweigend am nächſten Morgen wiederum zu dem ſchrecklichen Bureauchef. Es ſtammte wie alles Gute vom Capitain Fitinghof. Er hatte einmal beiläufig erwähnt, daß noch ein Canalcours exiſtire, der auf einem der großen Seen nördlich abbeuge von der Straße nach dem Gothenfluſſe und Gothenburg.

So war's auch. Aber Sie kommen ſpäter nach Gothenburg! ſagte der Chef.

Nach welchem Punkte biegt es ab das Schiff von der gewöhnlichen Tour? — Nach Carlſtad? — Carlſtad, am Nordſtrande des Wener-See's? — Daſſelbe. — Alſo an der Küſte von Wermland? — Ja wohl. — Vortrefflich! Wir wollen eben Wermland ſehn. Ich bitte um drei Plätze! — So viel „Hytten" werden kaum noch übrig ſein! — Dann ſind wir zum zweiten Male verloren, und dieſe Canal-Geſchichte wird unausſtehlich! — Für Sie. Das mag wohl ſein.

Es ward addirt und ſubtrahirt, ſubtrahirt und addirt, und mit dieſer ſchwediſchen Gefälligkeit ward ausgefunden, daß gerade noch drei Hytten auf dem „Admiral Platen" zu haben ſeien!

Um das Glück vollſtändig zu machen, begegnete mir auf dem Heimwege unſer liebenswürdiger Prediger vom Svithiod und erbot ſich, uns in die Ritterholmkirche hinein zu bringen.

Er erfüllte denn auch dies freundliche Verſprechen. Wir erſchraken aber ein Wenig, als wir nach langem Pochen eingelaſſen worden waren: der Anblick erinnerte gar zu ſehr an ein Theater bei Tagsbeleuchtung; die verſchiedenſten Requiſiten ſtehn umher und des Maſchiniſten Junge ſpielt mit der Donnermaſchine.

Die Kirche iſt nicht groß und an beiden Seiten des Hauptſchiffes reiten die ſchwediſchen Könige gegen die Mitte auseinander los. Ausgeſtopft nämlich auf ausgeſtopften Pferden. — Beim letzten Begräbniſſe waren ſie nun aber beſeitigt worden und jetzt erſt zum Theil wieder aufgeſtellt. Daher rührte der wüſte Anblick. Die Wände ſind bedeckt mit den Wappen der Seraphinenritter und man kann hier Heraldik des ſchwediſchen Adels ſtudiren. Das Hauptintereſſe gebührt aber den beiden angebauten Kapellen im Oſten, in der zur Rechten liegt Guſtav Adolph mit ſeiner Familie, in der zur Linken Carl XII. unter marmornen Sarkophagen. Neben dem zwölften Carl liegen da die andern gewaltigen Carl's vom neunten bis zum dreizehnten. Davon heißt dies Chor das Carliniſche, jenes das Guſtavianiſche. An den weſtlichen Ecken der Kirche ruht Torſtenſen und auf der entgegengeſetzten Seite, wenn auch nicht ſo ausgezeichnet durch eine ganze Ecke, Banér. In dieſen Chören und Ecken waren die Fahnen und Trophäen ſchon wieder aufgeſtellt, welche ſonſt dies Pantheon Schwedens ſchmücken, ſo lange nicht ein neuer Königstod alle Wände mit ſchwarzer Kleidung überzieht. Der letzte Todte liegt unter dem Guſtav-Chore, der republikaniſche Soldat aus Pau mitten unter den Särgen der ſtolzen Schwedenkönige. Sie haben ſich meiſtens gern Bauernkönige genannt und der gaskoniſche Bürgerſohn iſt gern unter ihnen geſehn. Der rothe Sammt und die Goldſtickerei waren noch friſch, allwöchentlich bringen noch alte Freunde friſche Kränze in die kühle Gruft, und kurz vor uns erſt war Graf Brahe wieder da geweſen, von welchem die Zeitung ſo eben berichtet, er ſei dem königlichen Freunde nach kaum halbjähriger Trennung in's Grab gefolgt, ein bis zum Sterben getreuer Brahe. Es war mir eine eigne Empfindung, die Hand auf den Sarg dieſes kürzlich verſtorbenen Königs legen zu können, den ich im Leben nie geſehn, aber gedankenvoll Jahrzehnte lang begleitet hatte durch die großen Schickſale. Eine bejahrte Dame, welche in ihrer Jugendzeit ihn gekannt, hat mir oft Stundenlang von ihm erzählt mit herzlicher Zuneigung. Es wäre ihr ein ſüßer Thränentroſt geweſen, ſtatt meiner die Hand auf dies letzte Ruhelager zu legen. Wohl dem Könige, welchem neben dem Ruhme auch die Liebe zur Gruft folgt!

Wegen dieſer Störung im Kirchenraume kann ich nicht ſagen, ob dies Pantheon einen großen Eindruck machte. Gottesdienſt im herkömmlichen Sinne wird niemals hier gehalten. Das Gebäude hat als Kirche zum Franciſcanerkloſter gehört, und man hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Mönchsſchrift unter dem Dache gefunden, welche ſechs üble Eigenſchaften der Schweden als Grundzüge ſchwediſchen Charakters bezeichnet: 1. Eigennutz. 2. Geheimer Haß. 3. Verachtung der Geſetze. 4. Sorgloſigkeit in Betreff des Gemeinwohls. 5. Leichtſinniges Vertrauen auf alles Ausländiſche. 6. Unauslöſchlicher Neid auf das Verdienſt der Landsleute. —

◆

Es war ein bleiches, todtes Wetter, da wir Nachmittags den Mälar hinauffuhren, Anfangs denſelben Weg, als wollten wir Drottningholm wieder beſuchen. Bald hält man ſich aber weiter links, und läßt die Inſeln und Landzungen zur Rechten. Bei ſolcher Beleuchtung wird das Seewaſſer und das gemiſchte Nadel- und Laubholz der Inſeln und der Ufer ſo gewiß fahlgrün und traurig, daß mir der unglückliche König Erik fortwährend vor den Augen umherirrte. Er hat ſich vorzugsweiſe mit ſeinem gepeinigten Herzen hier um den Mälar umher getrieben: dort drüben rechts hinter Lofö mit Drottningholm iſt Svartſjö-Landet, wo er oft gewohnt hat und beſonders gepeinigt worden iſt von ſeinem Gewiſſen; weiter hinauf links am feſten Lande mahnt Sturehof, ein alter Sitz der Sture, an denen er ſich zum Tode verſündigt, gleich daneben kommen die Häuſer von Sillwik und Vellinge, in denen ſein Lehrer Beurreus gehauſt, ſein verehrter Lehrer, der ihn fußfällig bat, im Blutvergießen inne zu halten, und den er niederhauen und den Raben zur Beute auf dem Acker liegen ließ; die Räder ſchaufeln und ſchaufeln und die Spitze des Schiffes fliegt gerades Weges auf die Bucht von Mariefred zu, in deren Nähe das verhängnißvolle Schloß Gripsholm liegt, Gripsholm, das Kerkerſchloß der Söhne Guſtav Waſa's. In dies Schloß ließ Erik ſeinen Bruder Johann werfen, in dies Schloß ward er endlich ſelbſt geworfen und erlitt fürchterliche Qualen des Gewiſſens und des Gefängnißelendes. In einem jammervollen Loche dieſes Schloſſes zeigt man an beiden Seiten der kleinen Fenſteröffnung runde Gruben in der Mauer. Die Elbogen König Erik's ſollen ſie ausgehöhlt haben, indem ſie ſich Tag für Tag angeſtemmt, um den freiheitdurſtigen Mann aufrecht zu erhalten vor der dürftigen Ausſicht auf das Mälar-Waſſer und Mälarland.

Als würde dies zu Viel, wendete unſer Schiff noch vor der Bucht von Mariefred plötzlich links ab gen Söder-

Telje hin. Aber ich wurde dadurch nicht befreit von dem Bilde Erik's. Man weiß, welch eine furchtbare Lebendigkeit den Zügen halb oder ganz wahnſinniger Menſchen innewohnt. Unſer Gedächtniß kann ſie nie mehr verhüllen. Und ich glaube faſt, ſie haften noch zäher, wenn der Wahnſinn zweifelhaft iſt, wenn unzweifelhaft vernünftige Aeußerungen, nüchtern tapfere Thaten, andauernde ruhige Epochen die Zeichen des Wahnſinns bei Seite drängen. Dadurch wird unſer Geiſt aufgeſchreckt, und er iſt dem Gedächtniſſe in entſetzlicher Weiſe behülflich. Er ſucht die Grenzlinien zwiſchen Vernunft und Unvernunft, er ſchrickt zuſammen, wenn er ſie unerkennbar durcheinander gewiſcht findet, er zittert, wenn er das Bischen Zuverläſſigkeit des menſchlichen Geiſtes wie ein Irrlicht tanzen, verſchwinden, wieder auftauchen und plötzlich ganz untergehen ſieht. Was ſind wir mit unſerm berühmten Genius, wenn dieſer Genius von uns gelöſt werden kann durch den geringſten Zufall?

In den Eingeweiden Erik's, in einer unſcheinbaren Verſtimmung dieſer gemeinen Körpertheile mögen die Urſachen der furchtbaren Schickſale zu ſuchen ſein, welche die achtjährige Regierung dieſes genialen Menſchen in Schreck und Graus ſchütteln.

Ein Genie war er, und die ordentlichen Leute haben wohl Recht, etwas Bedenkliches, Unheimliches, Unzuverläſſiges zu bezeichnen, wenn ſie ſagen: es iſt ein Genie.

Er war körperlich etwas kleiner als ſein Vater Guſtav, aber er war noch ſchöner in ſeinem blonden Haare, in ſeinem langen rothbraunen, geſpaltenen Barte und mit der friſchen ſchönen Farbe des Geſichts, in welchem große blaue Augen tiefſinnig leuchteten. Die Gliedmaßen waren ebenmäßig, ſtark und gelenk, daß es eine Freude ſein mußte, ihm zuzuſehn. Seine Faſſungsgabe war ungewöhnlich, ſein Geiſt ſcharf und behende, und er hatte mit Leichtigkeit erſtaunlich Viel gelernt in aller Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo daß der alte kluge Guſtav zum Oefteren ſchreiben mußte, der Sohn möge ſich nicht überheben, weil er Gelegenheit gehabt, viel mehr zu lernen als der Vater.

Und mit alle dem war er dem Unglücke geweiht, denn es gebrach der maßvolle Halt, das ruhige Gleichgewicht und die Blüthe dieſer beiden Eigenſchaften: der ſtetige Charakter. Ein König mit den größten Gaben iſt ohne Charakterkraft ein Spielball der Geſchicke, die in ſeiner Hand zu ruhen ſcheinen, und ein charaktervoller König mit viel geringeren Gaben iſt ein geachteter Herrſcher, auch wenn die Höhe und der Umfang ſeines Geiſtes von Hunderten übertroffen wird. Einheit des Willens herrſcht, nicht Vielheit der Abſicht. Dieſe regt an, ſie veranlaßt; aber mehr vermag ſie nicht. Und dies iſt nicht die Aufgabe des Herrſchers. In des Herrſchers Hand verwirrt ſie, denn von ihm verlangt man zu Anfang und zu Ende klare und feſte und einfache Abſicht. So ſehen wir, daß oft die begabteſten Könige die unglücklichſten ſind.

Was bei Guſtav's eigenmächtigen Maßregeln Strenge und Härte, aber heilſame Strenge und Härte genannt werden konnte, weil es einem einheitsvollen Zwecke zuführte, das ward bei Erik unerträgliche Tyrannei, weil es aus den Umwarmungen der Laune entſprang.

Daß Guſtav vier Söhne hinterließ, und die drei jüngeren Söhne von ſeiner geliebten Margaretha königlich verſorgt wiſſen wollte, das war Stoffs genug, um einen ſtärkeren Mann als Erik zu beunruhigen. Der Vater hatte ſie zu mächtigen Herzögen gemacht und nicht genau zu beſtimmen gewagt, auch wohl nicht genau und dauernd beſtimmen können, wie ſich deren Macht und Abhängigkeit zum regierenden Könige verhalten ſolle. Der Lieblingsſohn Johann war Herzog von Finnland, der ſanfte Magnus Herzog von Oſt-Gothland, der ernſte junge Carl Herzog von Södermanland, Nerike und Wermland geworden.

An dieſen vier ſchwediſchen Herren ſpiegeln ſich die wichtigſten Eigenſchaften des Schwedenthums; die extremſten und doch verwandteſten Seiten in Erik, dem älteſten, und in Carl, dem jüngſten. Jener in ſchwediſcher Prachtliebe und jäher Heftigkeit überſah am längſten, daß in dieſem jüngſten Bruder die nüchterne, eiſerne Tüchtigkeit, die gefährlichſte Eigenſchaft eines Prätendenten, ruhe. Er war um ihn wie um den ſinnigen, zu Schwermuth geneigten Magnus viel weniger beſorgt als um den glänzenden Johann von Finnland, der eine aufgeregte Phantaſie beſaß und durch Heirath mit Polen zu ausgreifenden Schritten, zu katholiſchen Illuſionen geneigt war.

Ehe die Wetter losbrachen zwiſchen Erik und Johann, ſpielte das Freierthum Erik's eine vorbereitende Rolle. Dadurch wurde der Schatz geleert, wurden Feindſchaften mit den Nachbarn aufgehäuft, und wurde der wetterwendiſche Sinn des Königs offenbar. König Erik war voll des damals modernen Begriffes vom Königthume: glänzende Herrlichkeit höchſter Art wollte er in jeder Richtung genießen; den Titel „Euer Gnaden" verwandelte er in den Titel „Eure Majeſtät". Die ſchönſte und wo möglich auch die mächtigſte Frau ſollte in ſeinem Arme ruhn, ſeine Macht verſtärkend, ſeine Macht verkündend. Wunderlich genug wußte man damals in Schweden nicht, was wir jetzt nach dritthalb Jahrhunderten ſo gut wiſſen: daß Königin Eliſabeth nicht ſchön ſei. Sie galt für ſchön und hat mit dieſem Rufe den König Erik Jahre lang am Freierſeile herumgeführt, immer Hoffnung laſſend, nie etwas Sichres verſprechend und den Aufwand der ſchwediſchen Werber mit wohlgefälligem Lächeln betrachtend, eine Kokette abſtracter Art ohne Gleichen. Denn die Perſönlichkeiten des ſchwediſchen Bräutigams und der engliſchen Braut ſahen einander niemals von Angeſicht zu Angeſicht. Das hinderte aber Erik nicht, wüthend eiferſüchtig zu ſein auf Leiceſter, hinderte ihn nicht, ſchwediſche Mädchen zu verführen, hinderte ihn nicht, um zwei, drei andre Prinzeſſinnen, darunter um Maria Stuart gleichzeitig zu werben, über deren Schönheit er im Gegentheile nicht genügend unterrichtet war. Jedes Hinderniß erbitterte ihn und trieb ihn auf neue Wege, jeder neue Reiz beſtimmte ihn zu neuen Wünſchen, überall war er das flatterhafte Genie, welches ſich in der Wahl nicht zu begrenzen weiß und deshalb am Ende nichts erhält. Dieſer Charakterzug und die vielen Bräute, welche ihm alle entgehn, ſind ein ſelbſtſtändiges Luſtſpiel in ſeinem Leben. Ritterliche und freche Extravaganzen liefert er dabei zu allerlei Scenen: den Grafen

Leiceſter ließ er Anfangs zum Zweikampfe fordern, und als ihn dieſer auslachte, verlangte er von ſeinem Geſandten in London, daß der freche engliſche Graf ohne Weiteres ermordet werde. Das Aergſte flog geſchwind durch ſeine Seele wie eine Kleinigkeit. —

Unterdeß fand ſein liebeluſtiges Herz eine dauernde Nahrung, und der hochmüthige Herr zeigte dabei, daß er einer innigen, hingebenden Liebe fähig ſei. Eines Tags geht er über den Markt in Stockholm und ſieht ein 13jähriges Mädchen Nüſſe verkaufen. Es war die kleine Karin Månsdotter (Katharina Magnustochter) aus Medelpad, einer Landſchaft in Norrland, zwiſchen Helſingland und Ångermanland. Das Mädchen kam ihm ſo ſchön und anmuthig vor, daß er ſie gleich auf's Schloß ſchickte, damit ſie unter die Hofjungfern aufgenommen und gut erzogen werde. Erik hatte ſich nicht geirrt. Karin wurde ein Ausbund von Schönheit und liebenswürdigem Naturel, und Erik's Liebe zu ihr iſt der einzig feſte Stern am ſchwankenden Himmel dieſes Mannes. Es wurde eine gegenſeitige Liebe, wie man ſie nur in Schäferromanen findet, und der heftige wilde Erik war mit ihr, und nur mit ihr unveränderlich in Treue und Innigkeit bis an ſeinen Tod der liebende Schäfer des Romans. Für ſie, für ſein Nußmädchen dichtete er die herzlichſten Lieder, und wenn er an Sommerabenden mit ihr umherfuhr auf dem Mälar, hörten ihn die Schweden die ſchmelzenden Lieder ſingen. Sie begriffen es nicht, denn ſie kannten ihn nur als den launenvollſten, grimmigſten Mann, und ſie meinten, die Karin habe ihn mit einem Liebestranke bezaubert. Die ſtärkſte Liebe gleicht ja auch immer der Zauberei. — Erik und Karin heißt der Mittelpunkt für Denjenigen, welcher dieſes Königs Schickſal zum Stoff des Romans oder der Tragödie erwählt, was ſo vielfach, aber niemals glücklich geſchehen iſt. Erik iſt ein gefährlich Kind auch für den Dichter. Er erhob das Nußmädchen auf den Thron, als dieſer Thron ſchon unterhöhlt war ringsum und nur ſolcher Laſt noch bedurfte, um krachend zu ſtürzen. Er war klug genug, dies wiſſen zu können, dennoch that er's, denn er handelte immer im Dienſte der Leidenſchaft.

In dieſem weiten Worte Leidenſchaft ſchlummerte ſein Verderben. Argwohn iſt ja ein Kind der Leidenſchaft, Argwohn ſaß ihm im Herzen früh und ſpät. Damit trieb er den Bruder Johann zur Empörung. Erik's Krieger ſiegten, und brachten aus Finnland herüber den ſchönen Johann gefangen durch die Scheren herauf. Nun begann das Erikmorden im Großen, denn der Zwieſpalt des Herzens äußerte ſich ihm in blutigen Thaten oder in verzagtem Weinen. Als der ſchreckliche Günſtling Erik's, Göran Persſon, den gefangenen Herzog von Finnland an Stockholm vorüberführte auf dem Söderſtrome, da zwang er ihn, auf das Deck des Fahrzeuges zu ſteigen, damit ihn, den Gedemüthigten, alle Welt ſähe, und damit er ſähe, was er vom Bruder Erik zu erwarten habe. Denn auf dem Södermalm ſtrotzte es von Galgen und Rad und Leichnamen Johann'ſcher Freunde und Diener. Der Herzog von Finnland konnte ermeſſen, was ſeiner wartete in Gripsholm, wohin ihn Göran Persſon führte!

Daß er ein leidlich Gefängniß im Gripsholmer Thurme fand, das bezahlte Erik mit der Ruhe und Ordnung ſeines Geiſtes. Jahrelang warf er ſich mit den Gedanken umher: ob Johann zu tödten oder zu ſchonen ſei. Furcht und Argwohn auf der einen Seite, brüderliche Regung auf der andern zerrütteten ihm die Seele, und man kann wohl ſagen, daß der ſtoßweiſe Wahnſinn, welcher in Erik's Leben zu wiederholten Malen ausbricht, in dieſer jahrelangen Kriſis reif wurde. Ereilte er doch den ſanften Magnus. Dieſen beſtürmte Erik um die Zuſtimmung zu Johann's Tode, und als Magnus unterſchrieben, da wurde ihm die Melancholie zu wahnſinniger Verzweiflung und er ſtürzte ſich vom Kongsbroer Schloſſe in Oſtgothland in den See Noren hinab. Das Volk ſingt heute noch: daß ihn das Seeweib des Noren vom hohen Fenſter hinab gelockt und ihm den Wahnſinn angezaubert habe, weil er ſie wieder verlaſſen.

Der Schloßwächter zog ihn nämlich aus dem Waſſer, der Leib war heil, aber die Seele war verwirrt für dieſe Welt, obwohl der unglückliche Königsſohn noch 42 Jahre in Geiſtesnacht auf dieſer Erde zu wandeln hatte.

Dies Schickſal mochte wohl den Bruder Erik ſchrecken: er ließ nicht Hand anlegen an den Herzog Johann, ja er öffnete ihm nach vier Jahren Gripsholm. Aber ehe er's that, wie entſetzlich wütheten die eingeſperrten Gedanken in ihm, und welchen ſchrecklichen Ausgang ſuchten ſie! Sterndeuterei hatte ihm geſagt: ein Mann mit lichtem Haar werde ſein Unglück ſein. Für dieſen Mann hielt er ſeinen Bruder Johann, und da er dieſen noch in Sicherheit hinter den Mauern Gripsholms hatte, ſo erſchrak er plötzlich vor dem weißblonden Nils Sture, dem älteſten Sohne Swante Sture's. Sind das nicht überhaupt geborene Prätendenten, dieſe Sture? flüſterte ſein Argwohn — Wird ſich nicht dieſer Swante nur aus Furcht vor dem mächtigen König Guſtav ſo lange treu erhalten haben, wird er ſeine Schar von Söhnen nicht endlich losbrechen laſſen? Gewiß!

Und nun umſchlang die ſchreckliche Phantaſie eines Königs die verdächtige Familie. Zuerſt ward Nils beſchimpft, dann ward gehorcht, ob man ſchelte, ob man ſich rächen wolle — wie denn das Syſtem der Spione und der geheimen Polizei von der grauſamen Hypochondrie dieſes Erik ſelbſtſtändig erfunden worden iſt — dann ward gehetzt, dann ward gelockt, dann ward verhaftet. Auf Svartſjö lagen plötzlich alle männlichen Häupter der Sture'ſchen Familie in Ketten und Banden. Der alte Swante Sture kam zuletzt: er kam den Weg herauf, den wir ſo eben hinabfuhren, er hörte, worauf es abgeſehen ſei, und er nahm hier in Söder-Telje das Abendmahl, und ließ ſich dann geduldig nach Svartſjö-Landet hinüberrudern in's Verderben.

Erik ließ ſie vor dem Pfingſtfeſte 1567 nach Upſala hinauf bringen. Dort ſollten ſie vor dem Reichstage gerichtet werden. Aber der Reichstag murrte, und der König verließ ihn voll Beſtürzung. Er dachte wieder an Gnade, und ſo begann er den 24. Mai, den ſchwärzeſten Tag ſeines Lebens. Er war ſpaniſch gekleidet, in Sammt und ganz ſchwarz, eine ſchwarze Mütze mit ſteifen ſchwarzen

Federn auf dem Kopfe. So eilte er voll Unruhe zu den Gefängniſſen. Erſt zu Sten Lejonhufwud's. Vor dieſem fiel er auf die Kniee und bat ihn um Verzeihung. Herr Sten erſchrak ſehr, warf ſich gleichfalls auf die Kniee und bat um Gnade. Nun gingen ſie Arm in Arm zu Swante Sture und die Scene des gegenſeitigen Abbittens wiederholte ſich. Ja König Erik erbat ſich eine Tochter Swante's zur Gemahlin. Alles, was ich beſitze, rief der alte Graf, gehört meinem Könige!

So ſchritten ſie neben dem Könige der Thür der Freiheit entgegen. In der Thür ſagte König Erik: Ihr könnt mir aber wohl nimmermehr Herrn Nils' Beſchimpfung verzeihn! — Ehe ſie antworteten, erſchien von außen Göran Persſon, und meldete: es ſei Jemand da mit einer üblen Nachricht für den König! — Wer iſt's? rief der hypochondriſch erſchrockene Erik, und eilte fort, und die Thür der Gefangenen ward dicht vor ihnen zugeworfen.

Die Nachricht lautete, Herzog Johann ſei aus Gripsholm entflohn und beginne den Aufruhr! Soldaten werden abgeſendet, den Herzog zu fangen lebendig oder todt — König Erik geht mit einem Geiſtlichen in's Freie hinaus und als er zurückkehrt gegen Abend, iſt er in ſtürmiſcher Bewegung. Er eilt ſo haſtig nach Herrn Nils' Gefängniſſe, daß die ihm folgenden Trabanten einander am Eingange faſt erdrücken. Nils liegt auf dem Bett und lieſt in einem Gebetbuche; der König tritt mit einem blanken Dolche zu ihm und ruft: Biſt Du nun hier, Du Reichsverräther?

Allergnädigſter König! ruft Nils vom Bette aufſpringend und ſich dem Könige zu Füßen werfend, ich bin kein Verräther, ſondern habe Ew. Majeſtät treulich gedient und für dieſelbe mein Leben gewagt!

Ohne Antwort ſtößt der König mit dem Dolche nach ihm. Er war offenbar außer ſich und traf den Arm Sture's. Nils zieht den Dolch aus der Wunde, wiſcht das Blut ab, küßt das Heft der Waffe und giebt ſie dem Könige zurück mit den Worten: Gnädiger Herr, verſchont mich, ich habe Eure Ungnade nicht verdient!

„Hört, wie der Schurke für ſich bitten kann!“

Kaum hat der König dies geſagt, ſo ſtößt der einäugige Trabant Peder Wiljamsſon Herrn Nils die Hellebarde durch's Auge, ſo daß der Unglückliche zu Boden ſtürzt und nur noch ächzend einige Worte ſagen kann —

„Hört, der Verräther ſpricht noch!“ ſchreit Erik, und der Trabant vollendet mit ſieben Stichen den Mord.

Sowie er aus der Thür tritt, König Erik, wird er nüchtern. Das Gewiſſen packt ihn und er ſtürzt in Swante Sture's Gefängniß und zu den Füßen des Greiſes, ihn flehentlich um Verzeihung bittend —

Allergnädigſter König! ſchluchzt der Greis unter Thränen, wenn mein Sohn keinen Schaden am Leben erlitten hat, ſo will ich Ew. Majeſtät gerne vergeben, aber wenn er ſein Leben verloren, ſo ſollt Ihr mir dafür vor Gott verantwortlich ſein!

„Ja, da ſeht Ihr's!" ſchrie Erik und ſprang in die Höhe, „Ihr verzeiht mir das niemals, deshalb muß Euch daſſelbe geſchehn!"

So ſtürzte er hinaus in's Freie, er war in völliger Raſerei. Kaum vermochten es einige Trabanten ihm zu folgen, denn er lief querfeldein. Sein würdiger Lehrer Beurreus eilte in Beſorgniß hinter ihm her, denn er hatte gehört, nun müßten, da Nils einmal ermordet ſei, alle Sture ermordet werden. Er fand den König auf einem Ackerfelde unweit des Dorfes Alſike, welches anderthalb ſchwediſche Meilen entfernt iſt von Upſala. Erik ſah ihn ſtier und unfreundlich an, als der alte Herr ihn an die königliche Würde erinnerte, und ihn bat, nicht ſo umherzulaufen, ſondern nach Upſala zurückzukehren. Beurreus aber fürchtete ſich nicht, ſondern beſchwor den König, doch ja nicht fortzufahren mit dem Morden —

Da zog Erik den Degen und ſtach nach ihm. Beurreus wich dem Stoße aus, Erik aber ſchrie den Trabanten zu: Züchtigt den Schelm!

Umſonſt floh er; er ward auf dem Acker niedergemacht, und Erik ſchickte nun den Befehl nach Upſala, alle Gefangenen zu tödten mit Ausnahme Herrn Sten's.

Er ſelbſt ſchritt immer weiter durch Feld und Wald. Niemand wußte, wohin er gerathen ſei.

Der Todesbefehl ward vollzogen; nur Sten Lejonhufwud und Sten Banér wurden verſchont, weil man nicht wußte, welcher Herr Sten gemeint ſei. Die Thore des Schloſſes wurden verſchloſſen gehalten, Niemand in der Stadt erfuhr, was hinter jenen Mauern vorgegangen. Sogar das Eſſen, was für die Gefangenen aus der Stadt geſchickt wurde, ward ruhig angenommen, und die Soldaten verzehrten es lachend. Unterdeſſen erwirkte Göran Persſon ſogar die Unterſchriften von den Ständemitgliedern für das Todesurtheil der bereits Gemordeten, und Geijer ſetzt mit verhaltenem Groll hinzu: „ein Beweis der Gerechtigkeit von Volksverſammlungen!“

Von König Erik wußte man mehrere Tage lang nichts. Sogar die Trabanten kamen einer nach dem andern zurück, ſie hatten ihn in den Wäldern verloren. Da ward überall geſucht, und endlich ward er im Kirchſpiele Odenſala aufgefunden. Er war als Bauer gekleidet und völlig verrückt. Er ſei Nero, der ſeinen Lehrer umgebracht und Nils Sture ſei Reichsverweſer! Tagelang hatte er nicht gegeſſen und nicht geſchlafen, und er war auch jetzt nicht dahin zu vermögen, denn er fürchtete Gift und Mord. Erſt als die geliebte Karin kam, wurde er ruhig und fügte ſich.

Mit der Beſinnung kam die Verzweiflung. Er ſtreute Gold mit beiden Händen, um den beleidigten Adel zu verſöhnen und gab Göran Persſon den Gerichten preis.

Dies iſt der berüchtigte Mord der Sture. Man glaubt, es ſei ein Ausbruch von Wahnſinn geweſen, und ſchildert den König auch noch lange Zeit als ſchwer krank an der Seele. Beides iſt gewiß wahr, wenn es auch nicht die ganze Wahrheit iſt. Es fehlt nicht an deutlichen Spuren, daß mitten im Tiefſinn dieſer König Erik ſeine Krankheit zu politiſchen Zwecken benützt, und für den Dichter iſt hier eine intereſſante Aufgabe geboten.

Während dieſes Tumultes kann er ſich nicht entziehn, den Bruder Johann freizugeben. Was er immer befürchtet, das hat er ſelbſt reiflich vorbereitet, wie es dämoniſches Schickſal der Menſchen iſt: der Aufruhr der Herzöge bricht nun mit tiefer Gewalt gegen ihn los. Er vertheidigt ſich wie ein Löwe, wird aber beſiegt und abgeſetzt. Seine Gefangenſchaft iſt ſehr ſchwer geweſen; nicht blos im hohen Thurmloche Gripsholms hat er gelitten, er iſt überall im Reiche umhergeſchleppt, und endlich in einer Erbſenſuppe vergiftet worden.

Seine Karin iſt ihm treu geblieben bis an ſeinen und bis an ihren Tod.

8.

Admiral Platen.

So hieß unſer Dampfſchiff, ein ſchlankes, nicht eben großes Fahrzeug. Es ſind dieſe Canalſchiffe auf ein ſehr beſtimmtes Maß geſtellt; denn ſie dürfen wegen des ſchmalen Canals nicht zu breit, und dürfen, weil ſie hinter Södertelje bis unter Nyköping hinab die Oſtſee paſſiren, auch nicht zu klein und ſchwach ſein.

Viel Paſſagiere erſter Claſſe faſſen ſie nicht, und deshalb iſt es nicht verwunderlich, wenn die Plätze auf ſo lange Zeit voraus vergeben ſind. Der Sommer iſt kurz, und einige hundert Reiſende nur nehmen gleich den Raum auf ein Paar Monate in Beſchlag. Da die Reiſe an vier Tage dauert, ſo iſt eine Schlafſtelle nöthig und dieſe bildet das, was man einen Platz nennt. Für dieſe iſt aber dergeſtalt geſorgt, daß unſer Schiff nur ſechzehn Schlafſtellen in acht Hytten zu vergeben hatte. Dieſe Hytten ſind eine ſehr hübſche Einrichtung: es ſind ſelbſtſtändige Cabinette im Hintertheile des Schiffs, vier auf jeder Seite, in der Mitte getrennt durch einen ſchmalen Gang, welcher zu den zehn Thüren führt. Zehn Thüren, weil hinten am Steuer auf der einen Seite der Capitain, auf der andern Seite das Hyttenmädchen eine kleine Hytte bewohnen. Jede der acht Hytten hat links und rechts an der Brettwand ein ſchmales Bett, der Gang zwiſchen beiden Lagern iſt gerade breit genug, daß ein Menſch gehen kann bis zu dem kleinen Licht- und Luftfenſter, unter welchem ein Waſchtiſch. Auf dieſem zugeklappten Waſchtiſch kann man ſchreiben, auf Bretterſimſen über dem Lager kann man Habſeligkeiten ausbreiten, und wenn man ſich mit ſeinem Nachbar verträgt und einrichtet, ſo giebt's eine ganz eigenthümliche häusliche Exiſtenz, die jedenfalls eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit voraus hat vor dem gemeinſchaftlichen Schlaf- und Speiſeſalon auf den gewöhnlichen Dampfſchiffen. Das Hinterdeck über dieſen Hytten bildet den Salon für die Reiſegeſellſchaft, ſo lange das Wetter leidlich. Iſt das Wetter unleidlich, ſo muß der ſchauluſtige Paſſagier mit der einſeitigen Ausſicht aus ſeinem Fenſterchen begnügt ſein, und dazu gehört oft eine recht tüchtige Genügſamkeit, weil die eigentlichen Canäle doch meiſt zwiſchen Erdwällen dahin ziehn und man nichts weiter ſieht als dieſen Erdwall oder die Steinmauer der Schleuſe. Daher kommt's, daß mancher Reiſende nicht eben gut zu ſprechen iſt auf die langſame Canalfahrt. Indeſſen beſteht doch nur der bei Weitem geringere Theil des Weges aus eigentlichen Canälen. Wenigſtens acht Zehntheil des Striches von Stockholm bis Gothenburg ſind See und Fluß, zwiſchen welchen in drei Hauptabtheilungen die Verbindung durch Canäle bewerkſtelligt iſt. Die Seen ſind es auch, welche den eigentlichen Canal ſpeiſen.

Die erſte Abtheilung iſt der Södertelje-Canal. Er verbindet den Mälar mit einem Buſen der Oſtſee, welcher an Troſa vorüber mit Scheren bedeckt ſich heraufzieht bis ziemlich nahe an Södertelje. Die Schwierigkeit des nicht langen Durchſtichs hat nur darin beſtanden, daß ein nicht unbedeutender Hügel zwiſchen dem Mälar und der Oſtſee liegt, ſo daß doch eine halbe Million Riksdaler zur Anlage nöthig geworden ſind. Schon Bauer Engelbrecht hat 1435 dieſen Durchſtich verſucht, auffallenderweiſe iſt er aber erſt 1819 fertig geworden.

Der vollen Ueberſicht wegen will ich hier vorgreifen und ſogleich die ganze Canallinie zeichnen.

Die zweite Abtheilung iſt der Götha-Canal. Man fährt von Söderteljе herab kommend am Buſen von Nyköping und auch noch an dem tiefen Buſen Bråviken genannt vorüber, welcher ſich bis Norrköping hineinzieht, und ſteuert erſt weſtlich in's Land hinein durch den Buſen, welcher Slåtbaken heißt und ſeine Richtung gegen Söderköping nimmt. Er erreicht Söderköping nicht, ſondern etwa eine Meile vor dieſem Orte beginnt der Canal. Dieſer durchſchneidet nun in ziemlich gerader weſtlicher Linie das Land zwiſchen der Oſtſee und dem Wetterſee, und dieſes Land iſt Oſtgothland. Um die Richtung auf der Karte zu finden, ziehe man die Linie von Söderköping im Oſten nach Motala am Wetterſee im Weſten, und folge den Seen Asplången, Roren, Boren. Dieſe Seen ſind durch Canäle verbunden und bilden die öſtliche Hälfte des Götha-Canals. Bei Motala gelangt man in den Wettern, und fährt gerade gegen Weſten auf Carlsborg zu. Das Land zwiſchen Wettern und Wenern, welches man dort erreicht, heißt Weſtgothland, und wird von der zweiten Hälfte des Götha-Canals durchſchnitten. Es ſieht viel ſchmaler aus von Carlsborg nach Marieſtad hinüber, und doch hat es einen wenigſtens eben ſo langen Canalgraben nöthig gemacht, weil man nur den See Wiken hat benützen können. Von deſſen ſüdweſtlichem Ufer geht der Canal nicht gerade weſtlich auf Marieſtad hinüber, ſondern faſt nördlich auf Sjötorp, ſo daß man nördlich von der großen Inſelgruppe in den Wenern einfährt. Hier am Wenern iſt die zweite Abtheilung, und alſo der Götha-Canal beendigt.

Die dritte Abtheilung iſt der Trollhätta-Canal. Man fährt den Wenern gen Süden entlang bis zur Spitze deſſelben, wo Wenersborg liegt und der See als Göthaelf ausfließt, zwiſchen Bohuslän und Weſtgothland hinab bis Gothenburg. Einige Stunden unterhalb Wenersborg iſt die Schifffahrt dieſes Fluſſes durch die Felſen, über welche er als Waſſerfall von Trollhättan ſtürzt, unterbrochen. Oeſtlich neben dieſen Felſen iſt ein Canal in Felſenboden geſprengt, und dies iſt der Trollhätta-Canal.

Dies große Werk einer vollſtändigen Waſſerſtraße durch die ganze Breite des ſchwediſchen Reiches von der Oſtſee bis zur Nordſee iſt für das arme Schweden ein Rieſenwerk zu nennen. Es hat denn auch Jahrhunderte gebraucht, um fertig zu werden, obwohl es bei klar ausgearbeiteten Plänen und hinreichenden Geldmitteln in fünf bis zehn Jahren zu vollenden geweſen wäre. Denn es iſt an ſich zwar ſehr verdienſtlich und ruhmwürdig, aber nur im Vergleich zu den Kräften des Landes ſo großartig, als man es gemeinhin darſtellt. Der Bridgewater-Canal in England, und Ludwig's XIV. Werk, der canal du midi, ſind noch größere Werke.

Wie faſt alles Große in Schweden geht es ſeinem Urſprunge nach auf Guſtav Waſa zurück. Biſchof Hans Braſk, den wir kennen, und der auf Norsholm am Roren wohnte, brachte zuerſt die Idee vor den Reichstag, die Waſſerſtraße zwiſchen dem Wettern und der Oſtſee zu vollenden, und Guſtav erweiterte dieſelbe zum Plan einer Waſſerſtraße zwiſchen Oſt- und Nordſee, und empfahl ihn dringend dem Reichstage. Die vielen Aufſtände und ſchreienderen Sorgen verhinderten jeden Anfang der Ausführung.

König Erik — Erich XIV. in der Reihenfolge — beſchäftigte ſich ebenfalls mit dem Plane. Aber er wollte den Mälar mit dem Hjelmarſee verbinden, und etwa von Oerebro aus eine Verbindung mit dem Wenern ſuchen. Wir haben geſehn, daß ſeine Schickſale nicht angethan waren, ſolche Pläne zu begünſtigen.

Sein Bruder Carl, als König Carl IX., ein kerniger und jedes Ding feſt angreifender Mann, ließ zuerſt wirklich graben. Aber nicht hier, ſondern unter Wenersborg den oberen Fällen der Göthaelf vorüber, weil hier zunächſt die längſte Waſſerlinie von Wermland bis Gothenburg hinab gewonnen werden konnte. Dieſer Carls-Graben iſt der älteſte Canal in Schweden. Ich weiß nicht, wie viel Hinderniſſe er beſiegt und da er ſie nicht alle beſiegt haben kann, weil ja doch die große Aufgabe des Trollhätta-Canals viel ſpäter gelöſt wurde, was er genützt habe. Aller Wahrſcheinlichkeit nach nur ein Paar Stunden weiterer Schifffahrt unter Wenersborg. Dann hat man ausladen müſſen. Zu vermuthen iſt alſo, daß König Carl, der nichts halb zu thun pflegte, einen Graben zur Umgehung Trollhätta's in Abſicht gehabt.

Guſtav Adolph hat keine Zeit gefunden, den großen Plan aufzunehmen; aber die Sorge für Dergleichen lebte auch dergeſtalt in ihm, daß er aus dem Lager von Wittenberg Vorſchriften für einen Canalbau nach Schweden ſandte. Er hat immer viel Theilnahme für König Erik gezeigt, und der Canalbau, welchen er vorſchlug, hängt mit Erik's Plane zuſammen. Es iſt der Hjelmar-Canal daraus entſtanden, welcher unweit Arboga den Mälar mit dem Hjelmar verbindet, das älteſte Schleuſenwerk in Schweden.

Erſt unter Carl XII., und zwar in den letzten Regierungsjahren dieſes Kriegskönigs kam der große Plan, zwei Meere zu verbinden, wieder in ernſtliche Aufnahme, und zwar unter der Führung des genialen Chriſtoph Polhem, welcher mit Recht als eigentlicher Gründer des großen Werkes betrachtet und verehrt wird. Dieſer Mann ſtrotzte von wiſſenſchaftlicher Einſicht und von energiſchem Sinne. Er verſprach, den ganzen Bau in fünf Jahren zu vollenden, und begann mit den Sprengungen von Trollhätta, die heute noch zu ſehen ſind. Da kam der plötzliche Tod des Königs bei Frederikshall, es kam die Parteiherrſchaft, welche den Kriegsfürſten geſtürzt, und welche weder geſonnen, noch geeignet war, die gewaltigen Pläne des Beſeitigten fortzuführen — Polhem mußte ſehn, daß Alles ſtehen und liegen blieb, und mußte darüber hinſterben. Der Anblick jener begonnenen und verlaſſenen Polhem-Schleuſe, welche man jetzt bei Trollhättan ſieht, iſt ein Wehmuth erregendes Denkmal. Der Genius des ganzen Werkes iſt nur durch eine Steinruine vertreten: in die Tiefe, welche er ausgeſprengt, ſtürzen kleine, müßige Bächlein und der nackte Granit ohne weitere Zuthat pflanzt allein den Namen des Hauptmannes fort.

Die nächſten Verſuche an derſelben Stelle inmitten des vorigen Jahrhunderts mißglückten. Man fing an, Polhem's Plan wie einſt den Plan des Columbus für ein

Chimäre zu halten. Erſt unter Guſtav III., welcher den geiſtigen Muth hatte, nicht leicht an Unmöglichkeiten zu glauben, wurde außer dem Strömsholmcanale, welcher Weſt-Dalarne mit dem Mälar in Verbindung ſetzt, auch der Trollhättacanal wieder aufgenommen, und nach ſeinem Tode im Jahr 1800 war dieſer kühnſte Theil vollendet.

Solch ein Gelingen warf ein neues Licht auf den breiteren, aber doch weniger ſchwierigen Theil des Planes, und der Göthacanal fand im Grafen Platen einen neuen Hauptmann. Seiner Kunde und ſeinem Eifer, welche er bereits bei Vollendung des Trollhättacanals dargelegt, iſt es zu danken, daß das Werk endlich 1810 in Angriff genommen wurde. Es iſt intereſſant zu erfahren, daß die Schweden ſchon damals in ſo großem Style ein Verfahren einrichteten, welches erſt viel ſpäter bei uns Aufnahme fand und die Rieſenwerke unſrer Tage möglich machte, nämlich eine Actiengeſellſchaft. Schon damals wurden binnen acht Tagen über drei Millionen Riksdaler Actien gezeichnet für dieſes Werk. Graf Platen begann zu bauen, und trotz Kriegs und mannigfacher Verzögerungen war 1822 die weſtgothiſche, 1832 auch die oſtgothiſche Linie fertig, und die große ſchwediſche Waſſerſtraße von einem Meere zum andern vollendet.

Von jenem Grafen Platen trug unſer Schiff den Namen, und wir waren nicht wenig ſtolz darauf, mit einem Haupthelden des Kampfes gegen die Elemente in ſo unmittelbare Verbindung zu kommen.

Den Mälar entlang hatten wir uns indeſſen wenig um unſer Schiff bekümmert und die Schiffsgeſellſchaft wenig um uns. Jetzt am Eingange zum Södertelje-Canal mußte das Schiff ſtill halten bei der erſten Schleuſe, und ſolches Stillhalten weckt alle Schläfer und Träumer. Der ganze Inhalt der acht Hytten ſtürzte auf das Deck, um Södertelje anzuſehn. Unter dieſem Inhalte entdeckten wir eine unmittelbare Gefahr für uns: ein ältlicher magerer Herr mit einer hellblonden Perrücke, einem hellbraunen faltigen Antlitze und einem dunkelbraunen faltigen Friesrocke umkreiſte uns, wie der Raubvogel ein Volk Rebhühner einkreiſt. Dabei ſtieß er einzelne Worte hervor, monologiſch und ſcheinbar ohne Rückſicht auf uns, welche unzweifelhaft die Kenntniß der franzöſiſchen, der engliſchen und der deutſchen Sprache verrathen ſollten. Ich hielt ihn flugs für einen jener Fremden-Tiger, welche unſchuldige Reiſende zum Schlachtopfer ihrer Langenweile auserkieſen, und deren Lieblingsorte die Dampfböte ſind. Der Privatmann dachte um kein Haar anders, und wir richteten, um ſo lange als möglich der Bekanntſchaft zu entgehn, unſre geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf Södertelje, welches von frühſter Zeit her genannt wird in der ſchwediſchen Geſchichte. Aber da hatten wir gut ſpannen; es war da um keinen Preis was zu ſchießen: Stadt und Gegend iſt von dem dürftigſten Anſehn, und genießt auch noch, wie man uns ſpäter ſagte, den privilegirten Ruf der Thorheit wie Schilda, Scheppenſtädt oder Polkwitz bei uns. Niemand will von Södertelje ſein.

„Der Ort iſt nix! Betrachten Sie dagegen die Brücke!"

Dies verſetzte uns zu unſerm Schrecken ohne Weiteres der Braune. Wie verabredet ſahen wir uns an, der Privatmann und ich, ſtatt höflicherweiſe die Brücke anzuſehn; und im Handumkehren hatten wir miteinander den Feldzugsplan entworfen. Denn dieſer entſchiedene Angriff belehrte uns, daß wir der Schlacht mit dieſer Bekanntſchaft drei Tage lang auf ſo engem Raume durchaus nicht entgehen könnten und an Verſchanzung denken müßten. Jeder ſollte im Vertrauen den Braunen warnen vor dem Andern: ich ſollte vom Privatmann ängſtlich äußern, er leide an einer gefährlichen Monomanie und reiſe zur Zerſtreuung und Bekämpfung derſelben; der Privatmann ſollte von mir daſſelbe ſagen. Dadurch glaubten wir uns hinlänglich verſchanzt zu haben, und betrachteten nun aufmerkſam die Brücke. Es war hohe Zeit, denn ſie ging uns mit einer bewunderungswürdigen Höflichkeit aus dem Wege. Es ſah aus, als nähme ſie ihre Rockſchöße zuſammen und machte uns Platz, indem ſie ſich aus der breiten Lage in eine längliche Lage verſetzte. Dieſe Brücken verſchiedenartigſter Conſtruction auf den ſchwediſchen Canälen mögen für den Techniker eine unerſchöpfliche Unterhaltung ſein: ſie entfernen ſich auf allerlei ſinnreiche Weiſe. Meiſt dadurch, daß ein altes Menſchenkind am Lande dreht, und die zur Hälfte auf Rädern von Gußeiſen liegende Brücke dadurch auf's Land rollt. Die ſchwierigſten Arbeiten ſolch einer Canalanlage überfährt man aber meiſt gedankenlos. Es ſind dies die Ablaufsgewölbe unter dem Canal. Das Canalwaſſer darf nämlich mit keinem fließenden Waſſer vermiſcht werden, und ſo ſind denn alle herbeieilenden Bäche und Flüſſe in gemauerte Gewölbe geleitet. Dieſe Gewölbe heißen Culverte, wenn das zuſtrömende Waſſer durch ein Gewölbe beſeitigt wird, heißen Aquaeducte, wenn mehrere Gewölbe neben einander nöthig ſind. Außerdem ſind noch Beigraben nöthig für die Waſſermaſſen, welche ſich vom Regen oder Schmelzen des Schnees bilden, und am Canalrande ſelbſt ſind auch in beſtimmter Höhe Abzugslöcher angebracht, wenn das Canalwaſſer durch große Regenfluthen über ſeinen Normalſtand angeſchwellt werden ſollte.

Dieſe Bemerkungen greifen indeſſen vor und gelten vorzugsweiſe dem Götha-Canal. Der Södertelje-Canal hat nur etwa 3000 Ellen Länge und damit nur etwa ein Funfzigtheil der Länge des Götha-Canals. Bald hinter Södertelje führt er durch den durchſtochenen Hügel hindurch nach dem See Mare, hinter welchem ein neuer Canalgraben in die Oſtſee hinaus leitet.

Durch dieſen See ward die Fahrt doch ſo verlängert, daß der Abend hereinbrach, ehe wir die Oſtſee erreichten, und die erſte große Inſel Mörkö erblickten, worauf der Ritterſitz Hörningsholm. Wir warteten ſeiner auf dem Deck, weil hier die Tragödie der Sture verklungen iſt. Von hier iſt Svante Sture zu König Erich in den Tod gegangen, und hier hat ihn ſeine Gattin Chriſtina Gyllenſtjerna, die tapfre Vertheidigerin Stockholms gegen die Dänen, bis an ihren Tod beweint. Es war düſter geworden und das jetzt den Bonde's gehörige ſtattliche Schloß auf einem Granitfelſen ſchimmerte undeutlich von rechts her zu uns herüber aus aufſteigenden weißgrauen Nebeln. Die Erd-

und Seegeiſter dieſer Gegend haben auch für uns Deutſche eine nahe Bedeutung: ſie haben jenen Banér geſchützt, welcher im dreißigjährigen Kriege ſo gefährlich gegen uns gefochten hat. Dieſer Tochterſohn Chriſtina Gyllenſtjerna's iſt hier auf Hörningsholm erzogen worden. Dort oben auf dem Schloſſe drei Treppen hoch hat er eines Tages am offnen Fenſter geſpielt mit einer Schürze. Die Schürze hat ihm ein Segel geheißen, welches ſein Fahrzeug nach Deutſchland führen geſollt. Einmal um das andere hat er es ausgeſpannt und hat commandirt, und iſt plötzlich hinuntergefallen auf die Steinklippe, dem Anſcheine nach ein verlorenes, zerſchmettertes Kind. Das wichtige Kind iſt aber unbeſchädigt wieder hinaufgeſtiegen in's Schloß, und hat erzählt, es habe ihn wohl ein Gärtner in weißer Schürze aufgefangen. Es hatte aber Niemand einen Gärtner geſehn, und Guſtav Adolph hat geſagt, dieſer junge Banér ſei zu großen Dingen beſtimmt, und das hat ſich denn auch in Deutſchland, wohin der Knabe ſegeln gewollt, vollſtändig beſtätigt.

Man nennt die Oſtſee hier den Södertelje-Buſen und ein dicht beſäeter Archipel zieht ſich hin nach den Scheren von Nyköping. Ich hielt es für ſehr ſchwer, bei dunkler Nacht hier glücklich durchzuſteuern, und verſuchte dies dem

Capitain auszudrücken. Er war ein großer Mann mit kleinem Haupte und kleinen Füßen — ächte Racezeichen des Schweden — und ſtockernſthaft. Da er auch nur Schwediſch verſtand, ſo fertigte er mich kurz ab mit unverſtändlicher Pantomime.

Ueberhaupt ſchien nun doch die Schwierigkeit der Verſtändigung ernſtlich zu beginnen. Es gab keinen Lohndiener mehr, und wir tröſteten uns nur mit der regelmäßigen Lebensweiſe auf einem Schiffe, in welcher man nichts zu veranlaſſen brauche und auch nicht verhungere. Das ſchwediſche Eſſen verſtanden wir ja bereits. Im ſchlimmſten Falle blieb uns der Fremdentiger. Glaßbrenner hat einmal ſehr hübſch einen Journaltiger bei Stehely geſchildert. Dieſer riß immer in einem Griffe zehn Journale an ſich, und gab ſie erſt wieder von ſich, wenn ſie ſtundenlang zerleſen waren. Bei näherem Zuſehn fanden wir damals, daß dieſer Tiger, einmal geſättigt, ganz ſanft war. Vielleicht war auch mit unſerem ein Abkommen zu treffen. Der Privatmann hatte den ſehr leichten Gedanken, bei unſerm Hyttenmädchen, einem ſehr hübſchen Schwarzkopfe mit ſchwarzblauen Augen, lebhafter Farbe und lebhaften Bewegungen, Unterricht zu ſuchen. Ich nenne es ganz ehrbar darum einen „leichten Gedanken,“ weil es ja doch nicht ſchwer iſt, von einem hübſchen Mädchen belehrt zu werden. Schwer war's nicht, aber es half auch nicht weiter als zur Unterhaltung mit dem Mädchen ſelber, da ich nicht ſagen darf: zur Verſtändigung mit ihr. Viel Gelächter und wenig Worte. Ein Hauptwort für die Zukunft ward erobert. Wir wußten, daß „äta“ eſſen hieß, das Mädchen ſagte immer „spisa,“ und der Privatmann erinnerte ſich plötzlich, von unſerm Lohndiener in Stockholm erlernt zu haben, daß man in Norwegen spisa ſage. Wir nannten alſo nun unſre Schöne Norrska, eine Bezeichnung, welche ſie mit entſchiedenem Zorne ablehnte. Ebenſo will kein Norweger mit einem Svensk verwechſelt werden. Nur im Titel des Königs ſteht Sverige og Norrige, oder Sverge og Norrge, wie man kürzer ſagt, friedlich neben einander. Indeß auch hier nicht ohne Aerger für den Norweger, weil Norrge hinter Schweden erſcheine, und die Zuſchriften an Norwegen ſelbſt müſſen immer lauten: Norrge och Sverge.

Uebrigens hatte unſre ſogenannte Norrska ganz Recht; ſpiſa iſt eben ſo gut ſchwediſch wie äta. Man läutete eben zum spisa aftonmåltid — wenn man es lieſt, erkennt man die „Abendmahlzeit“ viel eher, als wenn man's hört — und die roſenrothe Norrska leitete uns zur Kajüte unter dem Vorderdeck. Das kleine Schiff hatte keinen anderen

Eßraum, da die Hytten unter dem Hinterdeck den gewöhnlichen Speiſeſalon unmöglich machten. Die Treppe zur Kajüte führte ſo dunkel und ſteil hinab, daß unſre Füße es für gerathener hielten, unſern Oberkörpern voraus zu eilen, und die Norrska, dies wahrſcheinlich vorausſehend, war ſo flüchtig geweſen, daß ſie unſre polternde Ankunft von unten lachend mit anſah. So jählings und rücklings ſtellten wir uns der Reiſegeſellſchaft vor, der Privatmann und ich, und ſo konnte es uns geſchehen, daß der Tiger plötzlich zwiſchen uns ſaß. Es war ſo eng, daß an Entrinnen nicht gedacht werden konnte, und er maß uns wirklich, bald mich, bald den Privatmann mit erſchreckenden Blicken. Wie auf Commando ſuchten wir unſre Köpfe gleichzeitig in den großen Taſſen voll Biermilch oder Milchbier zu verbergen, aber umſonſt! In den erſten Minuten ſchon hatte Jeder von uns die einleitende Bekanntſchaftsfrage im Ohre. Und zwar in leiblichem Hamburger Deutſch. Maſchinenmäßig brachte ihm denn aber auch Jeder von uns die leiſe Warnung bei von der Monomanie des Anderen, und gravitätiſch reichten wir einander Renndjurkött, Rennthierfleiſch, welches man in Schinkengeſtalt verſpeiſt, und welches im Geſchmack eine richtige Mitte hält zwiſchen Rind- und Hirſchfleiſch. Jetzt war die Reihe des Entſetzens am Tiger: unſicher betrachtete er lange ſchweigend bald den Privatmann, bald mich.

Unterdeſſen meldeten ſich von der kleinen ſchwediſchen Geſellſchaft mehrere mit einigen gebrochenen deutſchen Worten bei unſrer Dame und bei uns. Die Schweden ſind darin ſehr liebenswürdig, und verſuchen ſich um jeden Preis in der fremden Sprache. Mich dünkt, dies ſei ein ſichres Zeichen ihres Germanenthums. Wenn man ſich an den Privatmann oder mich wendete, ſo ſchien der Tiger leiſe Winke und Pantomimen der Warnung ausgehen zu laſſen. Er ſelbſt war gebändigt für die ganze Mahlzeit.

Unter der Geſellſchaft zeichnete ſich ein langer, ſchöner Mann aus im ſchwarzen Sammtrocke. Er hatte dunkles Haar und ein ſehr ausgearbeitetes Antlitz, welchem die dunkel geränderten blauen ſchwediſchen Augen nicht fehlten. Er fiel mir zuerſt auf durch eine wohlgemeſſene, äußerſt förmliche Höflichkeit. Eine ſolche, die wohl eine Minute lang feſt und ſicher in der Verbeugung und dem begleitenden Geſtus verharren kann, ſieht man unter uns gar nicht mehr. Es iſt etwas würdiges Altmodiſches, und doch war's ein junger Mann. Dann bemerkte ich, daß ich von ſeiner Rede am erſten etwas verſtand. Ich erinnerte mich, wie ich bei meiner erſten Ankunft in Frankreich immer die Erfahrung gemacht, daß ich berühmte Redner ſtets am leichteſten und vollſtändigſten verſtanden hatte. War dieſer Herr vielleicht ein Mitglied des Reichstages? Plötzlich wendete er ſich in langſamer, aber ziemlich richtiger deutſcher Ausſprache an meine Frau.

Dies ſchien eine werthvolle Bekanntſchaft zu werden, und ſie wurde es auch trotz aller Winke des Tigers, welcher den ſchwarzſammtnen Herrn nach der Tafel ernſthaft bei Seite führte.

Die Nacht fiel über dieſe Einleitung zu dreitägigem Beiſammenleben. Wir ſprachen nicht davon, daß wir in offnem Meere ſeien; Tattenbach wollte gern ſein Gewiſſen betrügen, und in der That iſt die See zwiſchen dieſen wimmelnden Scheren ganz wie ein Hafen. Ich vergaß zwar nicht, daß am Buſen von Nyköping das Meer freier würde, aber ich rechnete auf guten Schlaf, auf dieſe größte Arznei für den Menſchen.

Hierbei ſei bemerkt, daß der Schwede das k wie ſch ſpricht, daß alſo die zahlreichen Köping, welches urſprünglich Kaufſtadt bedeutet, Schöping auszuſprechen ſind.

Als ich am andern Morgen wohlbehalten auf's Deck kam und den Privatmann ebenſo wohlbehalten und ſtolz antraf, war die offne See bereits paſſirt, und wir waren im Slätbaken, dem großen Meerbuſen, welcher tief in die oſtländiſche Küſte hineinſchneidet, faſt ſo tief als der Bråviken, an welchem wir in der Morgenfrühe vorübergeſchifft waren. Der Bråviken ſtrebt nach Norrköping hin und erreicht es, der Slätbaken ſtrebt nach Söderköping hin und erreicht es nicht. Von ihm nach Söderköping hin beginnt eben der Götha-Canal.

Uebrigens iſt von all den Köpings Norrköping das bedeutendſte und Söderköping das unbedeutendſte, wenn auch das älteſte. Ehe wir an den Canal und nach Söderköping kamen, machte uns die Aufſuchung einer Schloßruine Viel zu ſchaffen. Wir wußten, daß die alte Stegeborg, ein wichtiges Kriegsſchloß in der ſchwediſchen Geſchichte, auf einer Inſel des Slätbaken nahe am feſten Lande liegen müſſe. Engelbrecht und die Sture haben es mehrmals erſtürmt, Guſtav Waſa hat es wieder aufgebaut und mit ſeiner Margaretha glückliche Tage darauf verlebt, ſpäter iſt es aber verfallen und jetzt unſcheinbare Ruine. Der Steuermann, an welchen wir uns endlich wandten mit dem bloßen Namen „Stegeborg?“ deutete nach rückwärts. Wir waren längſt daran vorüber; es liegt nördlich am Eingange des Slätbaken.

Die erſte Canalſchleuſe verſammelte wieder alle Paſſagiere zum Zuſehn. Die Theilnahme für dies Schauſpiel erhielt ſich noch bis zum Abende dieſes Tages, an welchem wir durch Schleuſen zu Schiffe einen Berg erſtiegen — der Ort heißt auch Berg — dann hat man dieſe Unterhaltung vollſtändig ſatt.

Der Tiger hielt ſich bei Seite, der ſchwarze Sammtrock näherte ſich aber unſrer Dame, und horchte höflich in weiten Wendungen, was es für eine Beſchaffenheit habe mit unſrer Monomanie. Meine Frau war nicht unterrichtet von unſrer Poſſe, und der Sammtrock war feinhörig und verſtand ſich auf Komödie. Er ließ die unaufgeklärte Poſſe lächelnd zur Seite, und als wir ſie ihm ſpäter aufklärten, war er bereits unſer Hauptintereſſe des Tages. Er war und iſt der erſte tragiſche Schauſpieler Schwedens, Namens Dahlqviſt, und wir verdanken ihm genaue Aufklärung über die dramatiſche Kunſt und ſehr viel andre Dinge in Schweden.

Eine wunderliche Genugthuung verſchafften uns ſeine Geſtändniſſe, eine Genugthuung, welche uns Deutſchen ſo ſelten wird: das ſchwediſche Theater hat ſo gut wie gar keine ſchwediſchen Dichter, es lebt nur von Ueberſetzungen, und zum Theil von Ueberſetzungen aus dem Deutſchen; es beneidet in dieſem Punkte Deutſchland. Das geſchieht uns ſelten. Es verwundert mich übrigens ungemein, daß ein ſo gebildetes, lebhaftes Volk der dramatiſchen Dichter in ſolchem Grade entbehrt. Man iſt auch, und das von Rechtswegen, gar nicht gleichgültig dabei: es werden Ermunterungen aller Art verſucht, es werden Talente direct aufgefordert und unterſtützt, es werden Preiſe ausgeſetzt, und die jungen Dichter werden auf Reiſen geſendet, beſonders nach Paris, um dramatiſche Kunſt zu ſtudiren. Dahlqviſt hoffte zuverſichtlich, an einem dieſer Geſandten große Folgen zu erleben. Zu meiner perſönlichen Ueberraſchung erzählte er mir, daß, wenn ich mich recht erinnere, derſelbe den Monaldeschi zum Helden eines Stückes ſich auserwählt.

Die Neigung für franzöſiſchen Styl des Drama's iſt noch die vorherrſchende in Schweden, wenn man auch ſonſt nicht mehr an franzöſiſchem Weſen hängt. Und zwar gilt dieſe Vorliebe nicht nur dem Luſtſpiele und allem leichteren Genre, in welchem Niemand den Franzoſen eine gewiſſe Virtuoſität abſprechen kann, ſondern auch der Tragödie. Dahlqviſt ſpielt den Sulla, und dieſe ſo fern liegende Geſchichte und Form, noch dazu nicht aus Corneille's oder Racine's, ſondern nur aus Jouy's Händen, iſt bei den Schweden noch wirkſam. Allerdings ſind ſie nicht ausſchließlich und zeigen eine ſehr mannigfaltige Empfänglichkeit, denn Hamlet, Wallenſtein und Müllner's Schuld ſind nicht minder beliebt.

Das Rhetoriſche liegt jedem Volke nahe, welches den Klang ſeiner Sprache ſchön findet. Und ich finde, die Schweden haben Recht, ihre Sprache gern zu hören. Dahlqviſt hatte die Güte, uns zahlreiche Monologe vorzutragen, und wir geſtanden einſtimmig, daß der Klang geſangvoll, erhaben, kräftig und weich genannt werden müſſe, alſo die wichtigſten Gegenſätze befriedige. Die vollen Vokale a, o und u, welche dieſe ſcandinaviſche Sprache, ihren Schweſtern voraus, beibehalten hat, ſind in dieſem Betrachte ein außerordentlicher Gewinn, wenn ſie auch das raſche Geſchwätz ein Wenig behindern mögen. Ich wollte, wir hätten ſie auch, ſtatt unſrer tonloſen e und ſtatt der immer beim fünften Worte zugeſchleppten en, dieſes Schönheitsfeindes unſrer Sprache. Er wird bei uns nur von einem andern Unglück übertroffen, von dem Präpoſitions-Unglück, welches bei den Zeitwörtern ſich in den Fluch der Poſtpoſition verwandelt. Dieſe Vorworte auf, mit, zu, nach und ſo weiter, welche bei auftragen, mitgehen, zuſagen, nachtragen ſich dergeſtalt vom Zeitworte trennen, daß ſie wie loſe Kleckſe an das äußerſte Ende des Satzes laufen, ſind der widerlichſte Feind deutſcher Schönheit. Und nun giebt ſich die heutige Mode auch noch — auf, das Engliſche ſchön zu finden, in welchem dieſe Barbarei in zuſammengezopften Sätzen triumphirt! Man theilt ſich den im Engliſchen ſchön genannten Styl Bulwer's, welcher einem gebildeten Ohre peinlich ſein ſollte, als etwas Herrliches — mit, man flüſtert ſich die gurgelnden und pruhſtenden Töne aus verſchloſſenen Zähnen, welche doch wahrlich nur für gewiſſe Nüancen der geſprochnen Mittheilung empfehlenswerth ſind, als etwas vornehm Süßes — zu, kurz, man ahmt ein Volk, das alle möglichen Vorzüge, nur nicht gerade den eines nachahmungswerthen Schönheitsſinnes hat, — nach. Alle Götter haben an der Wiege Albions geſtanden, nur die Grazien ſind ausgeblieben, und das weiß man auch in Schweden. Ich möchte ſagen: man ſcheint es beſſer zu wiſſen als bei uns. Triebe man nur bei uns die Anglomanie ſo weit, daß in der Uebertreibung der Ungeſchmack erſichtlich, und daß einem ſchriftſtelleriſchen Genius unter uns der Anſtoß gelänge, dem deutſchen Ohre wohlklingend zu machen: ich aufſchwinge, ich mittheile, ich zutrage! Dieſe knappe Schürzung, in den neuen romaniſchen Sprachen überall herrſchender Grundzug, wäre für unſere Sprache ein außerordentlicher Gewinn. Hie und da beginnt man denn auch glücklicherweiſe ſchon mit einzelnen Worten, und ſagt zum Beiſpiele bereits „ich anerkenne.“ Schon dies eine Wort hat mich entzückt als Symptom. Gewaltſam läßt ſich dabei nicht das Geringſte ausrichten: die Sprache wurzelt am tiefſten; was da nicht langſam von innen heraus kommt, das iſt todt und verloren. Hälfe man nur anregen, damit innen vorbereitet werde. Nichts iſt uns ſo nachtheilig, als das biderbe Lobſingen des unübertrefflichen ächten Deutſchthums. Aecht ſollen wir bleiben, aber wir ſollen uns bilden; das Vortrefflichſte veraltet ohne Weiterbildung. Wunderlich genug predigt mancher Radicale alle möglichen Grundſätze des Fortſchrittes und in den Grundſätzen der Sprache hält er es ſtockſteif mit den Grundſätzen des Feudaljunkers.

Ich bin nicht unterrichtet genug, um nachweiſen zu können, ob die vielen ſchönklingenden Worte im Schwediſchen, welche in den germaniſchen Sprachen unbekannt ſind, alle gothiſchen oder altſchwediſchen Urſprungs ſein mögen. So viel habe ich herausgehört, daß ſie deren eine große Anzahl zur Bereicherung ihrer Sprache voraus haben. Und wie ſchön klingt Holme und Malm, — kleine Inſel und Erz — wie viel beſſer klingt das weiche und volle Stuga für unſre mit dem e abſchnappende Stube.

Ich möchte indeſſen doch nicht in die Uebertreibung gerathen, und keineswegs verläugnen, daß viele unſrer ſchönſten hochdeutſchen Worte breit und platt werden in dieſem Platt-Germaniſchen. Denn was der Plattdeutſche ohne Mühe davon verſteht, das klingt unſerm Ohre auch platt. „Nedrig" und „gemen" für unſer niedrig und gemein ſpricht gewiß zu unſerem Vortheil, wie denn ſicherlich unſer Hochdeutſches nur von den Härten, Unbehülflichkeiten und Tonloſigkeiten befreit zu werden brauchte, um alle germaniſchen Dialekte zu übertreffen und als ſtolz klingende Sprache auftreten zu können. Dieſe Härten, Unbehülflichkeiten und Tonloſigkeiten wird Derjenige freilich nicht gewahr, welcher nicht längere Zeit mitten unter fremder und beſonders unter romaniſcher Sprache lebt. Dann aber begreift er das allgemeine Ah! eines fremden Parterres, wenn im Freiſchütz geſungen wird: Täuſcht das Licht des Monds mich nicht! — Wie mir einſt die Kehllaute der Afrikaner am erſten Landungsplatze entſetzlich vorgekommen ſind, ſo erſcheinen dem Romanen dieſe ch und ſch und die über einander ſtolpernden t und d und ds. Man erfährt ja erſt im Spiegel, wie man ausſieht.

Dahlqviſt wußte uns nicht genug zu ſchildern, wie genau und ſorgfältig man es nehme mit dem Einſtudiren für das Theater und mit der Theaterſprache ſelbſt.

Welch ein Unheil haben mit der letzteren die Ueberſetzungen bei uns angerichtet, und die beſten, weil getreueſten, vorzugsweiſe. Getreu nämlich dem fremden Original, nicht getreu der deutſchen Sprache. Die Shakſpeare-Ueberſetzungen haben mit ihrem Schwulſt unſre Schauſpieler zur Verzweiflung gebracht, und tragen gewiß einen großen Theil der Schuld, daß auf unſrer Bühne ſo viel Gedanken hohl, unverſtändlich, gedankenlos und darum wirkungslos geſprochen werden. Es iſt den Schauſpielern zu ſchwer geweſen, dieſe zuſammengepackten oder gar zuſammengepappten Worte deutlich vorzutragen, es iſt ihnen unmöglich geweſen, dies fremdartige Gemiſch ſchön vorzutragen, da haben ſie ſich denn die Röcke kurzweg über den Schultern zuſammengezogen, und ſind mit bloßem Klingklang einiger Worte über den Sinn hinweggeſchritten, und haben das unklare äußerliche Declamiren zu Wege gebracht, welches uns jetzt noch peinigt. Die am meiſten über unſre Schauſpieler klagen, tragen die meiſte Schuld, denn ſie haben durchſchnittlich die ſinnreiche, aber als Deutſch unſchöne Shakſpeare-Ueberſetzung angeprieſen. Haben wir nicht kürzlich noch einen Gipfelpunkt erlebt? Haben nicht für die Antigone Verſe geſprochen ſein müſſen, die von der deutſchen Sprache nur die einzelnen Worte und vom deutſchen Verſe nur die Kenntniß des Schulmeiſters verriethen? Die Schauſpieler ſprechen das, mit zugemachten Augen, und wenn ſie erfahren, daß dergleichen ſchön geweſen ſei, ſo ſind ſie allerdings für eine natürliche und unverbildete Kritik wieder auf lange Zeit verdorben und taub.

Auch in Betreff des Einſtudirens iſt man uns in Stockholm voraus. Fünf Proben ſind dort das Unerläßliche und Alltägliche für Alltagsſtücke, und dann folgt erſt die Generalprobe im Koſtüm. Wo geſchieht das bei uns? Unſre Gründlichkeit preiſen wir mit mannigfachem Fuge aller Orten, und mit dem Theater geht kein Volk ſo oberflächlich um, als wir es thun. Darum verwüſtet auch kein Volk ſo viel Stücke als das unſrige. Unvollſtändig erſcheinen ſie vor einem Publicum, welches die kürzeſte Theater-Geduld in Europa hat. Sonſt fehlt es uns doch nicht an Geduld, im Theater aber hält jede Nation länger aus als die unſere.

Declamiren und kritiſiren konnte auf dem Deck vor ſich gehn, da unſre Reiſegeſellſchaft klein und der „Tiger“

in reſpectvoller Ferne gehalten war. Wir genoſſen alſo die Gegenden von Oſtgothland neben ſolchen Unterhaltungen.

In der Erinnerung zuſammenfaſſend erſcheint mir jetzt dieſer oſtgothländiſche Theil des Canals bis an den Wettern-See als der intereſſantere und hübſchere neben dem weſtgothländiſchen Theile zwiſchen dem Wettern und Wenern. Im Allgemeinen warne ich vor den Ausdrücken ſchwediſcher Reiſebücher. Sie ſind alle zu groß und zu überſchwänglich. Die Worte romantiſch, wild, furchtbar, ſchön und herrlich haben bei uns eine ſtärkere Bedeutung, oder fordern doch bei uns eine ſtärkere Unterlage, als ſie in Schweden zu haben ſcheinen. Selten oder gar nicht paßt eins dieſer Worte auf dieſe Landſchaften im mittleren Schweden. Außer den großen Waſſerſpiegeln ſind es in andrer Bedeutung des Wortes lauter mittlere Verhältniſſe, welche ſich dem Auge darbieten. Schwarzgrüner Wald, ſelten von hohem Wuchſe, mittelmäßiges Ackerland, graues Geſtein, kleine Wieſen und Waſſer und Waſſer, dazwiſchen wenig Ortſchaften, und dieſe Ortſchaften klein — dies iſt im Weſentlichen der Charakter. Kleine artige Bilder, ſtets mit dem Stempel der Einſamkeit, fehlen wohl nicht; aber die Farben Schwarz, Grün, Grau wechſeln kaum, und die dunklen Holzhäuſer ſtören dieſe melancholiſche Eintönigkeit nirgends. Ein gewiſſer beſcheidener Reiz iſt dieſem Hügellande wohl beizulegen, aber er wird gewiß beſſer empfunden, wenn man nicht Tagelang ununterbrochen zur Anſchauung genöthigt iſt. Die großen Waſſerſpiegel ſind nicht ſo leer und nicht ſo mächtig, als man glauben ſollte. Nicht ſo leer, weil ſie von zahlreichen Inſeln unterbrochen werden. Nur der Wettern iſt eine faſt ganz freie Waſſerfläche. Nicht ſo mächtig, weil die Inſeln einen gleichmäßigen, durch nichts beſonders ausgezeichneten Charakter haben, und weil die Ufer ſelten oder gar nicht maleriſch ſind.

Der Canal wird zum Wettern hinüber durch vier Seen unterſtützt, durch den Asplången, den Roren, den Norrby-See (Sjön) und den Boren, welcher bis nahe an den berühmten Ausgangspunkt Motala reicht. Unter dieſen Seen iſt der Roren der größte und auch der ſchönſte. Auf der Nordſeite iſt er von ziemlich ſtattlichem Schwarzwalde in Hügelhöhe geſchloſſen, und der offene Blick nach dem Süden auf die Ebene von Linköping iſt weit und artig. Die weite Ausſicht iſt etwas Seltenes in Schweden, weil das Land durchweg gewellt oder von Waldſtrichen durchſchnitten iſt. Auch iſt der Roren frei von Inſeln, und an ſeinem Eingange hat er einen hiſtoriſch merkwürdigen Punkt, das adelige Freigut Norsholm. Wir kennen es bereits unter dem alten Namen Munkeboda als Biſchofsſitz von Hans Braſk. Das alte Kloſter liegt in Trümmern, und ein neues Herrenhaus, ein neuer Name haben es in Schatten gedrängt, eine mittelbare Folge des Reformers Guſtav, welcher den klugen Prälaten vernichtete. Da drüben auf der Mittagſeite bei der alten Landſtadt Linköping haben die Söhne Guſtav's blutig miteinander geſtritten. Wir haben geſehen, daß Erich von Johann geſtürzt wurde. Johann wurde durch Carl geſtürzt. Johann beſaß alle beweglichen Eigenſchaften des Vaters, aber der eherne Halt, welcher im Vater wohnte, war nicht auf ihn übergegangen. Da reichte denn Schönheit und Talent nicht aus, die ſchwere Krone Schwedens zu tragen und der charaktervollſte Sohn des erſten Waſa, bekannt als Carl IX., zog ſie langſam aber ſicher auf ſein Haupt. Dort bei Linköping an der Brücke über den Stångå wurde die letzte entſcheidende Schlacht geſchlagen, die Schlacht bei Stångebro — Bro heißt Brücke — und die Truppen von König Johann's Sohne Sigismund wurden durch Carl's Leute beſiegt. Dort in Linköping begann der ernſte Carl im Jahre 1600 ſein Regiment, dem alten Style gemäß zuerſt als Reichsverweſer, und ſtreng begann er es: auf dem Markte von Linköping wurden ſogleich vier Reichsräthe, zwei Banér, ein Sparre und ein Bjelke, enthauptet.

Die Abendſonne leuchtete jetzt golden über den ſtillen Roxenſee und über die Fläche von Linköping. Die blutigen Zeiten ſind vorüber und unſer größtes Intereſſe war auf das Hügelufer im Weſten, auf unſer Ziel geſpannt. Ueber jenen Hügel ſollten wir zu Schiffe hinwegſteigen, und all unſre Aufmerkſamkeit war darauf gerichtet, wie dies bewerkſtelligt würde. Dahlqviſt declamirte ſchwediſch den Hugo von Oerindur, und da ihn der Tiger ſtets ungefährdet unter uns ſah, ſo näherte auch er ſich langſam und leiſe, ſich mit Erklärung der Schiffsaufgabe vorſichtig ankündigend ſchon in der Entfernung.

Sieben Schleuſen ſteigen terraſſenförmig an dem Abhange in die Höhe, eine über der andern, eine mit der andern verbunden. Haushoch ſteht das Waſſer der oberen über dem Waſſer der unteren, durch ſchwere Pforten am Herabſtürzen verhindert. Sobald das Schiff in der unterſten Schleuſe iſt, wird hinter ihm die aus zwei Flügeln von Eichenbohlen beſtehende Pforte geſchloſſen, und man iſt eingekeilt zwiſchen hohe Mauern von Granitquadern.

Vor ſich ſieht man hoch oben das harrende Waſſer der nächſten Schleuſe. Wenn die Eichenthore plötzlich aufgeriſſen würden, ſo würde hier unten Schiff und Mannſchaft erſäuft. Die Aufgabe iſt alſo, das höhere Waſſer allmälig in die untere Schleuſe zu bringen, damit der Waſſerſtand zwiſchen der oberen und unteren Schleuſe ausgeglichen, und ſolchergeſtalt das Schiff gehoben werde. Es werden zu dem Ende an der oberen Pforte nur zwei Luken geöffnet. Stürmiſch als Waſſerfall, aber nur in mäßiger Menge ſtürzt das Waſſer herab. Das untere Waſſer wächſt, das obere nimmt ab, und nach etwa zehn Minuten ſind die Waſſerſpiegel einander gleich; hinter dem Schiffe iſt jenſeits der rückwärts liegenden Pforte ein Abgrund entſtanden, vor dem Schiffe aber iſt Waſſergleiche, die Pforten werden geöffnet, und das Schiff ſchaufelt zur nächſten Schleuſe, wo daſſelbe Spiel beginnt. Siebenmal wiederholt ſich das; der Abgrund hinter uns wird immer tiefer, und wir ſind endlich auf der Höhe in einem großen Baſſin, wo wir übernachten ſollen, um anderen Tags durch neue Schleuſen hinabzuſinken in den Norrby-See.

Die Ausſicht von der Höhe auf den einſamen Roxen und die ſüdliche Fläche war anziehend, und der Abendſchein färbte ſie lieblich. Wir waren ausgeſtiegen, während das Schiff von Schleuſe zu Schleuſe gehoben wurde, und wandelten in der lichten Dämmerung nach einem Fichtenhaine, welcher einen Theil der Anhöhe bedeckte. Anfangs brachten wir einen ſtörenden Lärm in dieſes ſtille Wäldchen, denn die Norrska führte ihren garſtigen Jagdhund aus der Kajüte hervor, damit das geliebte Thier ſich einige Bewegung mache. Das that er denn ſo ungeſchickt, wie ein verlegener Jagdhund zu thun pflegt: er jagte und bellte in dieſer Odins-Einſamkeit umher, daß Bäume und Echo erſchraken, daß der Privatmann „Profanation!“ ſchrie, und die Norrska in Angſt gerieth. Denn „Ulf,“ welches Wolf bedeutet, rannte nach dem See hinab, und ſie wußte nur zu gut, daß der Begriff des Appells für dieſen Schiffsgefangenen nicht erfunden und er immer nur mit großer Mühe einzufangen war. Glücklicherweiſe iſt der Haſe hier eine Seltenheit, und es war nicht zu fürchten, daß Ulf durch einen ſolchen auf fernere Nebenwege geführt würde. Aus Leibeskräften rufend ſprang ſie ihm aber nach, und der Schiffsjunge mit dem ſtolzen Namen Alfred, der eine Jünglingsneigung für ſie hegen mochte, ſtürzte in ſeinen Theerhoſen dergeſtalt hinter ihr her, daß er zu wiederholten Malen über die bemooſten Steine fiel und ſtreckenweiſe abwärts kollerte.

Dann wurde es ſtill, wie es geweſen, in dieſem Haine, in welchem einſt den jetzt vergeſſenen Göttern geopfert wurde. Schwarz lag tief unten der Roxen, und nur am Wiederſpiegeln der Sterne erkannte man die Waſſerfläche. Die Natur war lautlos und ladete den Menſchen zu den ewig fluthenden Gedanken über den Geiſt der Welt.

Ich muß offen geſtehn, daß ich nie eine Vorliebe gehegt für die nordiſche Götterlehre. Sie war mir ſtets zu nebelhaft, zu unklar; in ihren Thaten zu wild und roh, und an Ideen der Schönheit zu dürftig.

Willſt Du Dichters Wort verſtehen, mußt Du in Dichters Lande gehen! Hier im Norden ſelbſt unter den ſchwarzen Nadelhölzern, zwiſchen dunklen Waſſerflächen und nackten Steinmaſſen iſt mir die Welt der Edda ein Wenig näher getreten. Der Scandinave mag durch die Natureinflüſſe dahier genöthigt werden, entweder blos leichtſinnig und luſtig zu ſein, blos tapfer und gewaltſam, oder tiefſinnig und ſchwermüthig und in der Schwermuth toll und grauſam. Das Haus der Waſa's zeigt ja dieſe Gegenſätze ſo durcheinander geſchüttelt, wie es der Poet nur wünſchen mag.

Dort aus den nächtlichen Nebeln des Roxen-Sees ſteigen demjenigen, der das ſcandinaviſche Weſen ſucht, die alten Vorſtellungen, die Seelen der Halbinſel leicht auf vor den Blicken, wenn er einſame Stunden gewinnt in der Dämmernacht des Mitſommers.

In Sturluſon's Heimskringla, welche ihre Heimathskämpfe ſo naiv als „Weltkreis" betitelt, iſt Odin droben in Aſien ein tüchti[illegible] Menſch und weiter nichts. Wie Morgennebel kommt die Mythe und breitet und dichtet ſich über ihn natürlich und wunderbar, wie die Naturerſcheinung ſtets ein neues Wunder iſt. Obwohl nur von der Erde geboren, wird Odin Gott. Die Erde, welche ſeine Mutter, iſt eine Tochter der Nacht. Die Erde, welche von der Sonne beleuchtet wird, iſt ihm Tochter und Gattin zugleich.

Betrachtet das Thier des Waldes, welches durch keinerlei Blutsverwandtſchaft an der Begattung und Fortpflanzung behindert wird!

Die zwölf Aſen um ihn bilden den Götterrath und ſind zugleich Geſetzgeber, Prieſter, Herrſcher, Richter auf Erden, die Herkunft und die Erfahrung darſtellend.

Asgård, welches bedeutet „das ehemalige," iſt ihre Hauptſtadt. Sie liegt mitten in Manheim, dies heißt: das

Heim, die Welt der Menſchen. Eine Mauer ſcheidet es vom Reich der Rieſen, welches Jotunheim genannt wird.

Manheim umſchließt die Erde; wenigſtens werden die Rieſen an's Ende der Erde verlegt, in außerirdiſchen Raum. Auch die Zwerge wohnen unter den äußerſten Wurzeln des Weltbaums, wo es finſter iſt und kalt.

Für diejenigen, welche auf der Erde lebten und von der Sonne beſchienen wurden, war es ein goldenes Zeitalter. Wörtlich am Golde hatte man Ueberfluß, und dies iſt eine bedenkliche Nachricht, ein bedenklich Zeichen für die Poeten dieſes Weltkreiſes. Was iſt Gold für Götter?

Weiber, die Quelle aller Zukunft, ſtörten die Götterzeit. Es waren Rieſenjungfrauen aus Jotunheim, welche nach Manheim kamen und die Urſache wurden, daß der erſte Krieg ausbrach, der Krieg gegen die Rieſen. Die Geſchicke der Menſchen ſind ihre Rieſen.

Unter dem Kriege reißen die niedergehaltenen Kräfte der Materie, Kälte und Hitze erheben ſich und ſenden ihre Dämonen in den Kampf. Die Götter fallen und verſchwinden im lodernden Weltbrande — fern, fern ſieht man aus dem Weltmeere eine neue Erde für ſie aufſteigen, welche ſich ſelbſt beſäet und wo die Götter wieder mühelos wandeln. Aus Kälte und Hitze aber entſpringt unſre Erde, ein ſaurer Erſatz für Manheim. Jene ferne Götterwelt mit dem Walhalla Odin's ſoll und kann die Menſchen tröſten.

Die Unſterblichk[illegible] Aſien geboren, iſt das größte Geſchenk für die [illegible]ner ſo winterlichen Landes, und dies Geſchenk haben die alten Götter Scandinaviens hinterlaſſen: Sterben heißt in dieſem Wörterbuche: „Zum anderen Lichte hinüberfahren." Aus ſolcher Lehre wachſen die Helden und Dichter. Die Streiter Odin's gingen in den Kampf ohne Schutzwaffen, ſie waren unverwundbar. Im Chriſtenthume heißt dies vergeiſtigt: den Leib mögt Ihr tödten, aber den Geiſt müßt Ihr ungetödtet laſſen. Jener zuverſichtliche Kampf der göttlichen Streiter heißt der Berſerksgang. Dieſer Berſerkergang wird aber auch ſinnlicher aufgefaßt. Ich erinnere mich, daß in einem Schauſpiele Oehlenſchläger's der Held vor ſich ſelber warnt, und den Umgebungen zuruft, ſie möchten ihn nicht reizen, denn wenn die Berſerkerwuth über ihn komme, dann kenne er Vater und Sohn nicht mehr und ſchlage blind drein bis zu völliger Zerſtörung jeder Gegnerſchaft. Hier iſt alſo nur die zornige, alle Folge verhüllende

Blutwallung jenes heldenmäßige Berſerkerthum. So werden die großen Gedanken irdiſch im Erdenthume, und wir werden nur an den Jähzorn erinnert, der im Norden wie im Süden weit mehr zu Hauſe iſt als in unſern mittleren Klimalagen.

Die wohlthuende Rede [illegible] zu Lande von jeher eine gefeierte Gabe der Götter: [illegible] wird als ein Zauberer der Rede geſchildert, und wie ſchön ſchildert man dieſen Zauber! Man ſagt: Alles wurde Wahrheit in ſeinem Munde.

Er gebot, die Todten zu verbrennen, und ihnen Grabhügel oder Denkſteine zu errichten. Je werthvollere Dinge man mit ihnen verbrenne, deſto angeſehener erſchienen ſie in Wallhall. Entäußert Euch Eurer Schätze für die Idee der Zukunft!

Alle Herrlichkeit muß wechſeln auf dieſer Erde: der Götterkönige folgten nur drei auf Odin. Der erſte Yngling, obwohl noch von Freya, der letzten Göttergeſtalt, herſtammend, verfällt ſchon den menſchlichen Leidenſchaften, und zwar iſt es eine ächt nordiſche Leidenſchaft, der ſüße Trunk, welchem er in die Arme ſinkt. Er verſchloß ſein Auge vor den hereinbrechenden Menſchlichkeiten, er ſchwelgte beim Mahle, und fiel trunken in eine Methkufe.

In ſolchem „windſtillen See,“ ſagt der Dichter, fand er ſeinen Tod, der erſte menſchliche Herrſcher Fjolner.

So endigt das Götterthum mit der Sage. Wir dachten einen Augenblick, die Sage werde wieder lebendig, als vor unſern Augen eine Mädchengeſtalt zwiſchen den Bäumen erſchien vom [illegible] herauf, ein weißes Thier ihr zur Seite, ein behend[illegible] Knabe hinter ihr. Wir glaubten die nordiſche Diana zu ſehn. Leiſer Geſang in den uns fremdartigen ſchwediſchen Lauten erhöhte die augenblickliche Täuſchung.

Der eingefangene und an der Leine geführte Ulf zerſtörte ſie. Er bellte, als er uns witterte. Die Norrska und der duftende Schiffsjunge Alfred waren es.

Ande und Spöke giebt es hier, Geiſt und Geſpenſt! rief die Norrska und trieb uns heim nach dem Schiffe, auf welchem Alles ſchwieg und ſchlief zwiſchen den ſchützenden Quadermauern der Schleuſe.

Ende des erſten Bandes.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Drei Königſtädte
im
Norden

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1845.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Inhalt

des

zweiten Bandes.

Seite

II. Chriſtiania.

9. Wermland. 3
10. Chriſtiania. 69
11. Die Stromfälle. 91
12. Friedrichshall. 137

III. Kopenhagen.

13. Guſtav Adolph. 153
14. Trollhättan. 211
15. Schwediſche Könige. 241
16. Kopenhagen. 305

Drei Königsſtädte

im

Norden.

II.

Chriſtiania.

9.

Wermland.

Für den nächſten Tag war uns beſonders ſchöne Gegend verſprochen, die Gegend von Motala am Wetterſee. Motala, am Fluſſe gleichen Namens, iſt ein ſtolzes Wort im Munde der Schweden. Es umſchließt unter Laubholzbäumen die größte mechaniſche Werkſtätte des Landes und das Grab des Admiral Platen. Jene verſieht nicht nur den Canal mit Schiffen, Maſchinen und Geräthſchaften aller Art, ſondern liefert auch für das ganze Land und das ferne Ausland kunſtfertige Arbeiten. Wir waren ſehr geſpannt darauf und verließen am Ende des Boren-Sees, wo neue Schleuſen begannen, unſer Schiff. Es ward uns verſichert, daß bis zum Eintritt in den Wettern die Durchfahrt durch Schleuſen ſo viel Zeit wegnähme, um uns hinreichende Muße zu laſſen für Betrachtung der Motala-Werkſtätten.

Unglücklicherweiſe wurden wir durch einen tragiſch gefärbten Zufall abgehalten, ſogleich unſere Wanderung anzutreten. Es entſtand ein ängſtliches Laufen und Schreien auf dem Schiffe; mit Tauen und Stangen rannte man von einer Seite des Schiffes zur andern, Dahlqviſt warf ſeinen Sammtrock von ſich und ſchien ſich in's Waſſer ſtürzen zu wollen, unten vom Waſſer her hörten wir Plätſchern und fremdartige, ängſtliche Töne, die Norska lief ſchreiend bald auf's Deck, bald auf's Land, und unſer ſchwediſches Verſtändniß reichte nicht hin, in den haſtig ausgeſtoßenen Worten Aufklärung zu finden. Offenbar war Jemand in's Waſſer gefallen, und konnte in dem engen Schleuſenraume, welchen das Schiff beinahe gänzlich einnahm, nicht herausgezogen werden. „Under skeppet! under skeppet!“ — unter dem Schiff! — glaubten wir immer herauszuhören aus dem Lärmen. Aengſtlich traten wir zurück auf's Schiff — der Privatmann und der Fremdentiger war nicht zu ſehen! War einer von ihnen oder waren beide verunglückt? Ich lief nach des Privatmanns Hytte, Tattenbach rufend, diesmal tragiſch genug. Tattenbach! — Was ſoll's? — Wir denken, Sie ſind im Erſaufen begriffen! — Wie denn? — Er machte ruhig Toilette, und als ich wieder auf's Deck kam, ſah ich die Frage gelöſ't: Schiffejunge Alfred ſchleppte den halberſoffenen weißen Hund, den albernen Ulf, herbei, ſein ungeſchicktes Hinabpurzeln hatte den ganzen Lärm erzeugt.

Die Norska ſtürzte mit Handtüchern los auf das zappelnde Thier, als wir lachend unſre Landwanderung von Neuem antraten.

Die Schönheit der Gegend beſchränkt ſich auf ein unordentlich terraſſenmäßiges, vielfach bewäſſertes Terrain, welches mit Laubholz geringer Gattung in Sträuchern und Bäumen belebt iſt, und nirgends einen größeren Blick gewährt. Der Fabrikort liegt in zerſtreuten Partieen umher in den Baum- und Geſträuchgruppen, und dieſer belebte Landſchaftsſtyl, in Schweden eine Seltenheit, mag mit den ſeltenen Laubhölzern der Motala-Gegend zum Preiſe verholfen haben.

Die großartigen Werkſtätten ſind intereſſant; man handhabt Eiſen wie Holz zu allen möglichen Formen, und uns war es beſonders merkwürdig, an einem neuen Schiffsbaue zum erſten Male die Archimedes-Schraube angebracht zu ſehen. Ich hatte mir dieſe neue Fortſchaffungs-Maſchine viel größer gedacht. Die ſchrägen Schaufeln, welche eine Abrundung bilden, ſind gar nicht groß, und dieſes eiſerne Flügelrad wird hinten unter dem Steuer angebracht; von dort treibt es durch kreisartige Schaufelung das Fahrzeug.

Ein Engländer — denn wie wären Engländer zu entbehren für ſolche Werkräume! — erklärte uns Laien ſo gefällig und nachſichtig Maſchinen und Fabrikate, daß wir unſern Admiral Platen ganz aus dem Sinne verloren. Nicht den begrabenen, welchem hier ein Denkmal gewidmet iſt, ſondern unſern ſchaufelnden. Haſtig eilten wir nun den Paſſagieren nach, die ſchon vor uns hinweg gegangen waren, und ahnten nicht, daß es einen näheren Weg geben könne als am Canale ſelbſt entlang. Der Canal fließt hier zwiſchen tiefen Raſenwänden und macht zahlreiche Biegungen. Reichlich angepflanzte Bäume verſchließen, auch wenn man die kleinen Anhöhen erſteigt, die Ausſicht in's Weite, und ſo wurde es uns bald beſorglich, nach keiner der vielen Biegungen unſre Reiſegenoſſen vor uns zu ſehn. Indeſſen hofften wir mit künſtlich erregter Zuverſicht, das Dampfſchiff werde noch hinter uns ſein, bis wir plötzlich bei einer jähen Wendung der Dämme den Rauch des Schornſteins weit vor uns aufſteigen ſahen über Damm und Bäume. Nun kam die Angſt, das Schiff gehe uns von dannen. Es war nicht mehr zu verkennen, daß die Reiſegefährten einen Richtweg eingeſchlagen, und wir wagten nicht zu hoffen, daß der ſtockernſthafte Capitain auf uns warten werde. Wir ſetzten uns alſo in haſtige Bewegung trotz eines Sonnenſcheins, der in dem ſchmalen Waſſerthale drückend glühte. So wuchs die Erregung, und nun donnerte auf einmal ein Kanonenſchuß, weit, weit vor uns. Dies iſt das Signal zur Abfahrt in den Wetterſee, und wir bleiben zurück! ſtöhnte die erſchöpfte Frau, welche in dem ſchnellen Tempo nicht mehr weiter konnte.

Schwediſche Freuden! murmelte ich ergrimmt, und dachte wie in Calmar an die nothwendige Landreiſe. Um den Wetter- und Wenerſee herum bis Karlſtadt, die Landſtrecke eines deutſchen Königreichs! Und zweimal hinter einander wird ſie nicht unwahr ſolche Beſorgniß. Ich verſuchte indeſſen zu tröſten, und keuchend ging es weiter. Die nächſte Ecke ſollte Ausſicht bringen! Sie zeigte nur einen neuen geſchloſſenen Winkel. Auch der Rauch war nicht mehr zu ſehen, und mir fiel ein zur Vollſtändigkeit unſrer üblen Lage, daß meine Barſchaft auf dem Schiffe ſei.

Endlich kam Ausſicht. Aber welche! Eine der wandelnden Brücken war vor uns. Sie ſchloß ſich eben, das Schiff war hindurch, und drüber hinaus weitete ſich das Waſſerbecken in den offnen Wetterſee, und unſer Admiral Platen ſchaufelte raſtlos gegen den Wettern hinaus. Unſer

Fußweg war auf dieſer Seite zu Ende, wir mußten über die Brücke hinüber, und ein altes Weib drehte dieſe ſo langſam, daß wir plötzlich am Ende der Balken ſtanden und bei einem Haare in's Waſſer hinab gelaufen wären. Es vervollſtändigte die Anmuth unſrer Lage, daß wir jetzt auf die träge Handbewegung einer alten Frau warten mußten, und daß es der fremden Sprache wegen nicht möglich war, die geringſte Auskunft von ihr zu erhalten, ob das Schiff vor Eintritt in den Wettern wohl noch einmal anlegen könne. Im Gegentheile wurde durch ſolch unnützes Fragen und Antworten unſer Zuſtand nur noch ſchlimmer. Die Brückendame pauſirte nämlich jedesmal im Drehen, wenn ſie fragen wollte „Was?" und wenn ſie brummen wollte, daß ſie uns nicht verſtehe, und dabei ließ ſie uns immer ohne Zuſammenhang mit dem andern Ufer, und nöthigte uns, Athem zu ſchöpfen, und machte aus uns ungeduldigen Menſchen das lächerlichſte Genrebild.

„Der Privatmann flaggt uns mit ſeinem Taſchentuche Abſchied zu! Jetzt iſt's vorbei! Das Schiff geht hinaus!"

Nun, ſo ſchone wenigſtens Deine Lunge und geben wir die Verfolgung auf. Wenn der Privatmann übrigens flaggt, ſo wird es wohl ein gutes Zeichen ſein.

So war's. Das Schiff legte noch einmal an, um

Holz einzunehmen für die breite Strecke über den Wettern. Die Dampfſchiffe in Schweden, welche innerhalb des Landes bleiben, heizen durchgängig mit Holz. Obwohl die Forſtwirthſchaft vernachläſſigt und in dieſen Gegenden überall nur mittelwüchſiges Holz zu ſehen iſt, ſo giebt es doch deſſen in ſehr großer Menge, und man ſchlägt eben 40- bis 60jährige Bäume ohne Bedenken.

Wer nach den berühmten ſkandinaviſchen Maſtbäumen fragt, dem wird erwiedert: in den nördlicheren Provinzen fehle es noch nicht an alten Hölzern. Je abgelegener die alten Bäume, deſto werthloſer, und man hat nun hier und in Norwegen die Einſicht gewonnen, daß eine ſorgfältigere Wirthſchaft nöthig ſei.

Der Wetternſee öffnete ſich nun allmälig breiter und breiter gerade vor uns, und die Ausfahrt aus dem Buſen bei Motala, Värwik genannt, ſchien die ſchwediſche Meinung zu beſtätigen, daß der Wettern am reichſten ſei an Naturſchönheiten. Die Ufer ſind hier nicht eben ſchön, aber im Norden reichlich bebaut und im Süden doch von einiger Erhebung. Nach dem Süden hinab erhob ſich aus einer Bucht das berühmte Wadſtena, jener Kloſterort der wichtigen Reichstage. Guſtav's jüngſter Sohn, der ſtrenge Karl IX., ein ſehr genau unterrichteter Theolog und zum

Aerger der Schweden dem Calvinismus ziemlich zugeneigt, hat die letzten Nonnen aus Wadſtena vertrieben. Jetzt iſt der Ort klein und unbedeutend, und aus dem Kloſtergebäude ſehen einige Hundert Wahnſinnige auf den See herab.

Das Wetter war klar, und als wir etwas tiefer hinein in den See gelangten, machte uns Dahlqviſt auf einen blauen Berg ſüdlich von Wadſtena aufmerkſam. Dies iſt der Paradieſesberg Oſtgothlands, genannt der Omberg, zu Deutſch Rauchberg, von den Nebeln um die Spitze ſo genannt. Er iſt kaum 600 Fuß hoch, iſt aber hier ein hoher Berg, weil er allein liegt auf der oſtgothiſchen Ebene. So ſchützt er ſeine Südſeite vor den kalten Winden und zeitigt Bäume, Geſträuche und Früchte, welche hier ſchon für romantiſch ſüdlich gelten. Seine Apoſtelbuche mit zwölf Stämmen, von denen heute noch ſechs grünen, iſt ein Wunder der Gegend. Kurz, er iſt der Poet Oſtgothlands und des Wetterns, wie der Kinnekulle, gleichfalls ein Berg, der Poet Weſtgothlands und des Wenerns iſt.

Nach unſrer Seite her erſchien er durch Fernröhre zerklüftet und unfruchtbar. — Hiermit endigt aber auch der etwaige Uferreiz des Wetterſees. Was wir ſonſt von den Ufern geſehen, das iſt niedrig und ausdruckslos, und die wüſte Waſſerausdehnung behagte uns viel weniger als der geſchloſſene Noren.

Der Wettern beſpült vier Provinzen: im Oſten und Weſten die beiden Gothlande, im Norden Nerike, im Süden Småland, welches ſein Jönköping an die ſüdliche Spitze gebaut hat. Da unten hat er auch die einzige Inſel von Bedeutung, Wiſingsö genannt, auf welcher in grauer Vorzeit die Könige gern gewohnt haben ſollen. — Er gilt für ſtürmiſch und unſicher, der Vierwaldſtädter See Schwedens. Naht der Sturm, ſo erheben ſich die flachen Ufer zu Bergesufern, und der Schiffer erfährt dadurch wenigſtens, daß der Sturm von daher kommt, wo die Ufer in die Höhe ſteigen. Sonſt erinnert er an den Bodenſee durch ſichtbares Steigen und Fallen des Waſſers.

Gegen uns war er artig gekräuſelt, und ungefährdet durchfurchten wir ihn drei ſchwediſche Meilen breit gerade nach Weſten hinüber zum ſandigen Kiefernufer, wo der Wiken und Bottenſee in ihn tritt und wo die Schweden Carlsborg bauen, eine innere Feſtung, welche alles Kriegsmaterial bergen und ſichern ſoll bei einem etwaigen Einfall der Ruſſen. Dieſen Bau hat man nach dem Verluſte Finnlands 1809 beſchloſſen, und 1820 angefangen. Der Waffenplatz liegt auf einer Landſpitze, Wanäs genannt, und ſo hieß auch die Feſte, bis 1832 der König die Anlage beſuchte und man ihr deshalb den Namen Carlsborg gegeben. Auf drei Seiten vom Wetter umgeben ſchützt ſich der Ort gegen die Waſſerſeiten durch einen hohen Erdwall, der jetzt ſchön grünte wie eine Alp. Dahinter hervor leuchteten ſchon lange Häuſerfronten, und man karrte und arbeitete von allen Seiten, dieſe Schutzſtadt gegen den Moskowiter der Vollendung zuzufördern. — Solch ein Feſtungsbau im Innern iſt natürlich hier in einem abgelegenen, durch Flotten und Hafenforts geſchützten Lande eine ganz andre Seltenheit und Neuigkeit als auf dem Continente, wo ſich Alles näher auf den Hals rücken kann.

Hier fuhren wir denn nach Weſtgothland hinein durch den Bottenſee hinauf nach dem See Wiken. Ich ſage hinauf, weil der Wiken höher liegt als der Botten und Wettern, und die Waſſerſcheide bildet nach Oſten und nach Weſten. Der Wenernſee drüben liegt noch tiefer als der Botten- und Wetternſee hier auf der öſtlichen Seite. Hat man einmal die Höhe des Wikenſpiegels erreicht, ſo geht der Canal ohne irgend ein Hülfswaſſer ununterbrochen abwärts nach dem Wenern, und zwar, wie ſchon früher geſagt worden, in nordweſtlicher Richtung nach Sjötorp.

Die ſchwediſchen Beſchreibungen ſchildern die Gegend des Botten- und Wikenſees als großartig romantiſch. Davon iſt nur richtig, daß der Anblick etwas Oedes und Wüſtes hat. Die Ufer ſind hüglig und mit Schwarzholz beſtanden, und wo dies fehlt, iſt Kiesgrund und niedriger Fels ſichtbar, und eben ſo geſtaltete kleine Inſeln liegen am Wege, zuweilen ein Eiſenhammer, dann lange, lange Zeit kein Zeichen menſchlicher Wohnung — dies iſt die bald eintönig werdende, nirgends großartige Romantik dieſer Waſſerhöhen.

Der Canalbau iſt dieſen hoch gelegenen Waſſern freilich ſehr verpflichtet: ſie liefern nach Oſten und nach Weſten hin das Fahrwaſſer. Beſonders nach der langen weſtlichen Canallinie, welche drei ſchwediſche Meilen weit ganz und gar hat gegraben werden müſſen bis zum Wenerſee. Der Wenerſee liegt 163 Fuß tiefer als der Wiken.

Für uns wurde die Strecke bis in dies Meer der ſchwediſchen Mitte ausgefüllt durch unſer Verhältniß zum Fremdentiger und durch unſre dahin gehörige Beſchämung. Durch Dahlqviſt's Vermittelung ergab ſich's, daß der braune Mann kein eigentlicher Tiger, ſondern ein Bürgermeiſter aus Norwegen und zwar ein gründlich gebildeter Mann war, welcher vor löblichem Eifer brannte, uns über ſein Vaterland, welches wir in einigen Tagen zu betreten hofften, ſorgfältig zu unterrichten. Es hatte etwas Rührendes, wie ſein Geſicht aufleuchtete bei der Nachricht: wir wollten bei Carlſtad an's Land ſteigen und durch Wermland nach Norwegen hinauf reiſen. Dies iſt unſre Monomanie! ſetzte der Privatmann hinzu, wir wollen ein Land ſehen, in welchem es keine Polizei giebt —

Keine Polizei! Ich bitte! erwiederte er haſtig, und wir kamen ihm offenbar von Neuem bedenklich vor. Ich bin ſelbſt von der Polizei, ſetzte er langſam und etwas verzagt hinzu, — bin Bürgermeiſter. — Aber Sie werden keine Polizei ſehen, und dies iſt die Hauptſache. Und Gegenden werden Sie ſehen, Gegenden! Dies arme Schweden hat ja gar keine Gegenden, und Niemand fragte darnach, wenn die Schweden nicht ſo viel Worte machten! Das verſtehen ſie, und wir verſtehen's, Gott ſei Dank! nicht!

Nun ging es an ein Rathen und Prüfen, wie dieſe Landreiſe am beſten zu machen wäre. Eigentlich, meinte der Schwede wie der Norweger, ohne eignen Wagen ſei ſie mit einer Dame gar nicht zu machen, namentlich geſtand der Norweger ein, nachdem er einige unverſtändliche Gründe dafür angegeben: daß die norwegiſchen Poſtkarren, das heißt Bauerkarren, noch einen Grad ſchlechter ſeien als die ſchwediſchen. Eine Dame könne nach erlittenen zwei Stationen auf ſolchen Karren ohne Ziererei ihren Geiſt aufgeben.

Dieſe Einſtimmigkeit des Schweden und des Norwegers hatte denn doch etwas Beſtürzendes. Schüchtern wurde vorgebracht, daß dieſe Dame von Algier nach dem kleinen Atlas gereiſ't ſei, eine Tour, welche vor fünf Jahren auch die intereſſanteſten Unbequemlichkeiten gehabt. — Ach, rief Dahlqviſt, was ſind bockende Pferde, was ſind Kameele neben dem norwegiſchen Karren!

Der ſchwediſche Karren iſt auch kein Ruheſitz! entgegnete ärgerlich der Bürgermeiſter, und rief einen Paſſagier im blauen Mantel herbei. Dieſer blaue Mantel war aus Carlſtad und ſollte Auskunft geben, ob in der Hauptſtadt Wermlands ein Wagen zu kaufen ſein würde. Anfangs ſagte er kurzweg: Nein! Dann baten wir ihn, er möge ſich beſinnen. Dies that er uns zu Gefallen und meinte am Ende: ein Schmied habe vergangenes Jahr einen Wagen beſeſſen, und der würde wohl noch nicht verkauft ſein.

Bei dieſer Gelegenheit unterrichteten wir uns denn, da unſre Zukunft ſo innig damit zuſammenhing, über dies Extrapoſtweſen der ſkandinaviſchen Halbinſel. Es iſt eine Bauernpoſt, die den Umſtänden des Landes ganz und gar angemeſſen iſt und verhältnißmäßig größere Vortheile gewährt als unſer künſtliches und durchaus zu theures Poſtinſtitut. Ein ſolches könnte in dieſem menſchenarmen, von Reiſenden ſelten beſuchten Lande gar nicht beſtehen, wenn nicht die Regierung große Geldopfer bringen wollte. Sie hat zu ſorgen gehabt, daß man jederzeit und leidlich raſch von Ort zu Ort kommen könne, und dies iſt bewerkſtelligt. Ja, wenn man erſt die Gelegenheit ein Wenig kennt, ſo fährt man um das Dreifache wohlfeiler und faſt um das Doppelte raſcher als mit unſern Eil- und Extrapoſten. — Dies gilt indeß Alles nur von der Perſonenpoſt. Mit Brieſen und Packeten mag es, wenn ſie in abgelegene Gegenden beſtimmt ſind, mißlich beſchaffen ſein, da nur vier eigentliche Poſtwagencourſe von Stockholm aus beſtehen: nach Gothenburg und Helſingborg, nach Yſtad, nach Upſala, nach Geſle. — Dabei ſcheinen denn die nördlichen Landſchaften leer auszugehen, und gerade dieſen fehlt doch auch die übrigens vielfache Schiffsgelegenheit. Denn der Admiral Platen führte allerdings blecherne Briefbüchſen bei ſich. — Durch Nerike und Wermland herauf geht der Courier zur Regierungsverbindung zwiſchen den beiden Königreichen. Allein dieſer ſauſ't ſo leicht mit einem Roſſe zwiſchen Stockholm und Chriſtiania daher, daß er wohl kaum für andere als Regierungsbeſtellungen, jedenfalls nur für leichte Briefmitnahme verwendet werden kann.

Die Bauernpoſt für Perſonen iſt folgende: Durch's ganze Reich ſind Stationen vertheilt, die faſt niemals über zwei Meilen, gewöhnlich nur eine bis anderthalb Meilen von einander entfernt ſind. Dieſe Stationen ſind in Wirthshäuſern oder Bauerhöfen angebracht und bilden den Mittelpunkt für die Pferde der Umgegend. Einige Pferde ſind in dieſen Gaſtgeberhöfen — denn dieſer Name entſpricht ihnen mehr als der Name Poſthalterei — ſo gut wie ſtehend zu betrachten. Das heißt ſie ſind immer ſogleich zur Hand und heißen hällhästar, Stationspferde. Sind ſie vergeben, ſo kommen die beſtimmten Reſervepferde an die Reihe, und die in einem gewiſſen Umkreiſe liegenden Hufen ſind verpflichtet, in einer gewiſſen Reihe ihre Pferde zu ſtellen. Letzteres kann nun auf jeder Station großen Zeitverluſt koſten, da die Pferde erſt aus der Entfernung geholt werden müſſen, und ſo kann man auf den Stationsorten mehr Zeit verbringen, als auf der Landſtraße; denn die meiſt kurzen Stationsentfernungen werden ſehr ſchnell zurückgelegt, da man die ſchwediſche Meile, ungefähr anderthalb deutſche, mit Leichtigkeit in einer kleinen Stunde erledigt. Aber erſtens kann man das vermeiden, wenn man ſogenannte Vorboten — förebud — ſendet, welche die Pferde beſtellen, und zweitens findet man die Leute in Schweden darin ſehr behende, und ſie ſchaffen auch die entfernteren Pferde ziemlich raſch herbei. Vielleicht weil ſie arm ſind und dem kleinen Verdienſte haſtig nachtrachten, gewiß aber auch weil ſie raſch und willig ſind. Beides iſt in Norwegen nicht der Fall, und dort beginnt die Noth mit den Pferden. Dort iſt der Bauer auch Regent des Landes, und er macht ſich den Dienſt, welchen er ſelbſt zu beſtimmen hat, bequemer.

Man kann Wagen und Pferdegeſchirr mit ſich führen und die Pferde werden dann nackt geſtellt und entlaſſen. Man kann aber auch Alles haben, Geſchirr und Wagen, und zwar auf's Wohlfeilſte. Freilich au naturel! Ein zweiräderiger Karren, deſſen einziger Sitz, eine Brettbank für zwei Perſonen, auf der Achſe ſteht und dem Unterleibe heilſam, der Bruſt gefährlich und kaum für irgend ein Glied vergnüglich iſt.

Dies Armeſünderbrett war unſere Ausſicht! Außerdem meinte der allmälig witzig werdende Bürgermeiſter, da wir eben in den Wenerſee einfuhren: hier gäb' es auch noch Gelegenheit, vor der Karrenkrankheit die Seekrankheit zu koſten. Da er dieſe Bemerkung an den Privatmann richtete, ſo fand ſich dieſer bemüßigt, ihm die Theorie mit Brom und Jod auseinander zu ſetzen und ſich verächtlich über eine Landſeekrankheit auszuſprechen, welche ohne Brom und Jod entſtehe. Ich erinnerte, daß der Wener in ganz Europa nur zwei Nebenbuhler habe, die ihn an Größe überträfen, daß wir eine Breite von ſechs bis ſieben Meilen zu durchfahren und daß die Wellen, die ſich links an den Inſeln brachen, beinahe das Anſehen von Meereswellen hätten! Gleichgültig! Ohne Brom und Jod kein Tattenbach!

An den Ufern iſt wiederum nichts Beſonderes trotz aller Verſicherung der Schweden, und ich glaubte, hier über die Landſchaftsſchönheit Schwedens abſchließen zu können, obwohl Dahlqviſt die nördlich und weſtlich an den See ſtoßenden Provinzen als die ſchwediſche Schweiz bezeichnen zu dürfen glaubte. Nördlich Wermland, weſtlich Dalsland. Die großen Ausdrücke hatten mich zu oft getäuſcht, und ich achtete nicht mehr darauf, obwohl ſelbſt der Bürgermeiſter hinzuſetzte: Wermland und Dalsland ſind nicht übel; denn mit ihnen beginnt norwegiſche Natur —

„Was? Norwegiſch? Es ſind immer und ewig ſchwediſche Provinzen geweſen und zwar ſtockſchwediſche.“

Ja doch! ich ſpreche nur von der Natur, Herr Dahlqviſt!

Dahlqviſt wurde blaß, und eilte haſtig in ſeine Hytte. Was hat er, Herr Bürgermeiſter?

Er hat den See im Leibe. Dieſer ſchüttelt uns aber auch wirklich unartig. Wo iſt denn —

Ja, wo iſt denn —? Tattenbach!

Die Hytte, welche er mit Dahlqviſt theilte, war feſt verriegelt, aber das hörbare Duett ließ keinen Zweifel übrig —

Trotz Brom und Jod Tattenbach?

„Der Teufel hole Brom und Jod, und alle Theo—rie!“

Die Sonne ſtand ſchon im tiefen Nachmittage, als wir am Nordufer des Wenerſees unweit Carlſtad anlegten. Die kleine Hauptſtadt Wermlands liegt eine halbe Stunde oberwärts des Seeſtrandes auf einer leichten Erhöhung. Eine Bucht des Sees ſchlängelt ſich hinan zu der Tingvalla Inſel, welche von der Stadt bedeckt wird, und neuerer Zeit hat man auch einen kleinen Hafen dicht vor der Stadt vollendet.

Unſer Admiral Platen blieb außen, und wir mußten unſre Expedition zu Fuße antreten. Die vorbereitende Expedition nämlich. Wir wurden wie Leute betrachtet, welche ſich in unwirthbare Gegenden aufmachen, und ſich mit allerlei Hülfsmitteln und Vorräthen verſehen müſſen. Dahin ward gerechnet: ein Wagen, eine Peitſche, Stricke, Thee und Zucker, Rennthierſchinken und viererlei Geld. Erſtens ſchwediſches Papiergeld in kleinen Größen, weil Niemand auf unſrer Tour wechſeln könne. Man beſchäftige ſich in der Landſchaft wenig mit Geld, und einen Thaler Banko gewechſelt zu erhalten ſei ſchon ein Glücksfall. Eine große Brieftaſche mußte alſo geräumt werden, um einen Stoß von allerlei Schillingszetteln aufzunehmen. Zweitens ſchwediſches Kupfergeld zu den Trinkgeldern; denn der niedrigſte Zettel gilt acht Schilling, etwa zwei Groſchen. Dies gilt für ein unerhört hohes Douceur, und jedenfalls bedürfe man der Kupferſtücke, die einen oder zwei Schilling gelten, zur Ausgleichung. Dafür wurde die Ledertaſche neueſter Art vorbereitet. Drittens norwegiſches Geld. Denn an der norwegiſchen Grenze nehme Niemand ſchwediſche Münze, und es ſei auch dort keine Gelegenheit, ſie umzuwechſeln. Eine eigentliche Stadt werde von Carlſtad an bis Chriſtiania nicht berührt, denn auch Kongsvinger ſei nur ein Flecken. Viertens norwegiſche kleine Münze, denn auch der Umſatz der Speciesthaler, welche in Norwegen courſiren, habe ſeine großen Schwierigkeiten.

Dieſe Aufgabe zu löſen, wandelten Dahlqviſt, der blaſſe Tattenbach und ich gen Carlſtad hinauf. Dahlqviſt mit ſorgenvollem Antlitze. Es ſei ſchwer, meinte er, beſonders die Geldangelegenheit in einer ſchwediſchen Landſtadt zu Wege zu bringen. Dieſe Städte ſeien alle durchaus kleine Städte, und das norwegiſche Geld aufzutreiben werde die größte Schwierigkeit haben.

Das war trübſelig; ein eben ſolches Anſehen hatte Stadt und Landſchaft bei graubleichem Tagesſcheine. Der Wener rückwärts ohne Ufer und durch Inſeln gedeckt, die Stadt vor uns über den kleinen Hügel reizlos herunterſchauend. Auf der andern, der nördlichen Seite iſt ſie hübſcher, weil da jenſeits der Brücken belaubte, leidlich gepflegte Ebene beginnt. Ein ſchwediſcher Beſchreiber nennt dieſe Lage herrlich.

Von ſteilem Steindamme herunter kam uns ein ſkandinaviſcher Gig in vollem Roſſeslaufe entgegen. Der ſchont ſein Roß nicht! ſagte ich vor mich hin, ohne zu ahnen, daß Niemand hier zu Lande dieſen Gedankengang verſtehe, ohne zu ahnen, daß dieſes zweiräderige Fahrzeug, auf welchem ein längliches Käſtchen wie ein Jagdſchlittenraum für eine Perſon ſteht, uns nach wenig Tagen wie das Ideal eines Fuhrwerks erſcheinen würde.

Die Stadt ſah accurat wie Calmar aus: breite, gerade, leere Straßen, von niedrigen, meiſtens roth angeſtrichenen Holzhäuſern gebildet. Es gab zwar auch gemauerte Häuſer, aber ſie ſtören jenen Charakter noch nicht. Die weißen Gardinen fehlten nirgends, wie tief wir auch, nach unſerm Schmiede ſuchend, in abgelegene Theile drangen.

Der Schmied war nicht zu Hauſe. Das verſchmerzten wir, da uns gleichzeitig mitgetheilt wurde, er habe keinen Wagen zu verkaufen.

Was thun? Vielleicht finden wir Rath in dem Skjutshåll, das heißt im Poſthauſe! tröſtete Dahlqviſt. Dabei will ich ſogleich das unentbehrliche Wort erklären, was uns jetzt in allen möglichen Zuſammenſtellungen Stunde für Stunde um die Ohren ſchoß. Skjuts, ausgeſprochen etwa wie Dſchuß, bedeutet kurzweg Alles, was mit dieſer Bauern-Extrapoſt zuſammenhängt. Mit Dſchuß fahren — fara med skjuts — heißt: mit Extrapoſt fahren, und „dſchuß mich!" und „dort iſt der Dſchuß!" ſo heißt es in allen Geſtaltungen. Je mehr man nordwärts kommt, deſto mehr verwandelt ſich die Ausſprache in Dſchöß und Dſchüß.

Für die gewöhnliche Poſt haben ſie übrigens das Wort post.

So ſchlenderten wir denn erſt in den Kaufladen, wo alle wermländiſchen Bedürfniſſe zu ſtillen waren, und aus dem Kaufladen in die Apotheke und aus der Apotheke wieder in den Kaufladen, und hatten nach Vertrödelung koſtbarer Zeit unſre Geldwechſelung immer erſt ſehr unvollſtändig bewerkſtelligt. Eins erkannten wir mit Grauen und die jetzt folgenden Unterhandlungen im Poſthauſe beſtätigten es ſchrecklich: daß wir jetzt der ungezügelten ſchwediſchen Sprache gegenüber mit unſrer geringen Kenntniß vollſtändig machtlos und auf die bloße Pantomime angewieſen ſeien. Schien doch dem hochſchwediſchen Dahlqviſt die Verſtändigung ſchwer zu werden, und wenn er uns einen Augenblick verließ, ſo geberdeten wir uns und litten wie kleine Kinder.

Die Auswahl an Wagen im Poſthauſe war leicht. An die zehn gewöhnlicher Dſchußkarren in urſprünglichſter Bauart waren vorhanden, und da uns Dahlqviſt verſicherte, gerade ſo fänden wir ſie auf jeder Station, ſo verachteten wir ſie. Endlich beſann ſich ein Pferdeknecht, daß in einem abgelegenen Schuppen ein vergeſſener kleiner Wagen mit vier Rädern ſtehe. Wir ſtürzten hin und befühlten ihm, der offenbar Patient war, die einzelnen Glieder. Er hatte aber ſo viel Erfahrungen an den Rädern gemacht, daß wir ſeufzend von ihm abſtehen mußten, beſonders da Dahlqviſt bemerkte, man fahre hier durchweg mit zweiräderigen Wagen. Das werde wohl ſeinen guten Grund, und dieſer ausgeſtoßene Einſiedler werde auch ſeine unſichtbaren Mängel haben.

So konnten wir denn nichts thun als die ganz gewöhnlichen zwei Karren zum Schiff hinaus beſtellen, und zum Staunen einiger Gaſſenjugend zogen wir mit Lebensmitteln und Stricken beladen geſenkten Hauptes wieder dem Admiral Platen zu. Der erwartungsvollen Gattin wurden die mißlichen Reſultate unſrer Miſſion vermeldet, es ward Abſchied genommen, es ward mit Dahlqviſt, der auf unſerm Schiffe nach Gothenburg zu einem Gaſtſpiele ging, ein Rendezvous in Gothenburg verabredet, es wurden die Stricke zum Packen entwirrt. Dies blühte uns nun für jede Station, das heißt nach jeder Stunde, da wir alle ſo vernagelt waren, den natürlichen Ausweg nicht zu erblicken und unſer Hauptgepäck nicht mit dem Schiffe nach Gothenburg gehen zu laſſen.

Wo ſind die Wagen? Karren! verbeſſerte der Bürgermeiſter leiſe unſern übel angebrachten vornehmen Ausdruck. Die Equipagen waren auch wirklich ſo grau und beſcheiden, daß wir ſie unter dem Haufen Bauholz, in den ſie gerathen waren, nicht erkannten. Die Gattin ſtieß einen mäßigen Schrei aus. Für die Leipzigerin war die Aehnlichkeit zu frappant. Etwas kleinerer Umfang, übrigens aber portraitmäßig die Leipziger Dreckwagen, auf denen zwiſchen den zwei Rädern ein hölzerner Sitz angebracht iſt. Und der, welchen der Privatmann galant der Dame und mir überließ, gehörte dennoch zur Ariſtokratie. Auf zwei jungen ſchräg genagelten Fichtenäſten wie auf Federn ſtand der Sitz, und ſo lange dieſe Aeſte ganz jung geweſen, mochten ſie der Eigenſchaft von Stahlfedern noch näher gekommen ſein.

Die Pferde waren gelb. Durchſchnittlich fährt man ſich ſelbſt. Man kann es verlangen und die Schweden haben gar nichts dagegen, da ſie gern nur kleine Buben oder Mädchen zum Geleit und zum Zurückführen des Fuhrwerks mitgeben. Uns war's vorgezeichnet; denn es hatte kein Dſchußbonde — Poſtbauer, Kutſcher — Platz. Ich ergriff alſo die Zügel und wollte ſtolz von dannen. Der Falbe aber war andrer Meinung und beſcheidenen Sinnes, da er früher bemerkt hatte, was ich jetzt erſt erfuhr: daß ich keine Peitſche gekauft. Der Dſchußbonde hütet ſich eine mitzubringen. Lächelnd ging er nebenher, und mir kam die Angſt, er wolle am Ende die ganze Station ſo mitgenießen. Sobald alſo der langſam klappernde Zug Carlſtad erreicht, hielt ich vor einem entdeckten Seilerladen ſtill, und wollte eine Peitſche fordern mit donnernder Stimme. Ja, ich hatte keinen Inhalt für meinen Donner, und fragte ärgerlich und leiſe meine Nachbarin: Weißt Du denn nicht, was „eine Peitſche" heißt? — Woher ſollt' ich das wiſſen? — Nun aus Deinen Studien — Ja ſo! — Unterdeß war der Seiler vorgetreten, und ich verſuchte es, mein Bedürfniß pantomimiſch auszudrücken, und da dies nicht ſchnell genug half, ſo ſchrie ich ärgerlich: „Eine Peitſche!" — Ja ſo! erwiederte er. Ich war ganz verblüfft über dies Ja ſo. Ich wußte noch nicht, daß dies auch ſchwediſch und norwegiſch iſt, und daß es jeder Zuhörer des Tages hundertmal ausſtößt. Der Seiler verſchwand indeß mit ſeinem „Ja ſo", und ein befähigter Gaſſenjunge, welcher mich ſehr aufmerkſam beobachtet hatte, ſchrie ihm nach: piska! Dieſer vortreffliche Junge hatte mich offenbar begriffen und nun war unſre Sprachkenntniß für den Augenblick hinreichend bereichert.

Mit einem weißen Stecken, woran eine Schnur, kam der Seiler zurück, nachdem die Jugend Carlſtads zu einem anſehnlichen Haufen angewachſen war. Er machte unten einen einfachen Knoten in die Schnur, und erklärte mir wahrhaftig in gutem Deutſch, daß man in Schweden keinen Schmitz, ſondern einen Knoten am Ende der Peitſche führe. Ich dankte ihm ſehr für dieſe wichtige Mittheilung, freute mich, am Eingange Lapplands einen liebenswürdigen Landsmann kennen gelernt zu haben, empfahl ihm die Propaganda deutſcher Geſinnung und deutſchen Schmitzes, und polterte nun raſch dem Privatmanne nach, der mitten auf dem Marktplatze, ebenfalls von einem Rudel wermländiſcher Jugend umringt, uns erwartete. Mein Falber kannte die Peitſche ſo gut wie die piska, und riß aus auf dem ſchlechten Pflaſter, daß die Gattin Ach und Weh ſchrie.

Alſo begann unſer Dſchuß nach Wermland hinein. An einem groſſen Strome ging die gute Landſtraße aufwärts, an der Clara-Elf, welche bei Carlſtad mündet. Allmälig erhob und krauſ'te ſich das Land, und hinter der erſten Station wurde es hügeliger, als wir es in Schweden geſehn.

Es zeigt dies Wermland die Figur eines Dreiecks, mit der Spitze oben an die norwegiſche Provinz Hedemarken ſtoßend, mit dem breiten Fuße auf dem Wenerſee ruhend.

Der weſtliche Schenkel des Dreiecks grenzt an Norwegen, der öſtliche an Dalarne, Weſtmanland und Nerike, nach heutigem Namen an das Land von Falun und von Oerebro.

Unſre Falben liefen vortrefflich zwiſchen lichten Gebüſchen dahin. Rechts her ſchimmerte dunkel der breite Hauptſtrom Wermlands, bis wir uns plötzlich mehr links wandten. Acker ſah man wenig; Waldwieſen und Wald wechſelten mit einander ab. Aber auch die Wieſen waren durch Stein- und Stangenzäune abgetheilt, eine Abpferchung, welche wir ſpäter überall gefunden haben und welche das Vieh hindert, auf fremdem Eigenthume zu weiden. Auf der Landſtraße ſind dieſe Einpferchungen durch Lattenthore vermittelt, und in manchen Gegenden wird man durch die Reihe von ſolchen Thoren aufgehalten, wenn nicht Kinder in der Nähe ſind, welche theils bereitwillig und uneigennützig, theils um einen Schilling fliegen zu ſehn die Thore öffnen.

Die Hügel, die Seen, die Wälder und dieſe Vermachungen würden einen Krieg in Schweden ſehr erſchweren.

Nach fünf Viertelſtunden hatten wir die erſte Dſchußſtätte erreicht, ein Bauergehöfte auf ſandiger Höhe, von einigen andern Häuſern umgeben und Illberg geheißen. Hier ſchlug die Stunde der Prüfung. Es war kein

Wort zu verſtehn von ſämmtlichen Dſchußbonden, die uns umringten. Nur ſo viel war verſtändlich, daß unſer Dſchußbonde mit unſrer Berechnung und Bezahlung nicht zufrieden war.

Dahlqviſt hatte mir eine Quartſeite von Noth- und Hülfsredensarten dictirt. Ich zog ſie hervor und ſtudirte im grollenden Gewitter die etwas undeutliche Bleiſtiftſchrift; aber keine Redensart paßte. Es blieb nichts übrig als dem Bonde ſo lange Zettel und Kupfer auf die Hand zu zählen, bis er zufrieden war. Wir ließen es nicht an den nöthigen Kunſtpauſen fehlen, der Burſch war aber gebildet oder ungebildet genug, dergleichen Pauſen für nichts zu achten.

Wenn das ſo fortgeht, meinte der Privatmann, ſo iſt unſer Papiervorrath in 24 Stunden erſchöpft. Nach einigen Tagen erſt verſtanden wir ſo viel, um nachträglich einzuſehn, daß wir nicht, wie wir vorausgeſetzt, prellende Poſtillone der Heimath vor uns gehabt, ſondern daß die Bonden doch vollkommen Recht gehabt hatten. Erſtens mußte der Weg zum Schiffe bezahlt werden, und zweitens iſt das Dſchußgeld aus einer Stadt heraus theurer. Aus der Hauptſtadt heraus faſt um das Dreifache. Man gewöhnt ſich nur ſo ſchnell an die Münze des Landes und zahlt hoch und niedrig ohne Rückſicht auf den Werth der heimathlichen Münze. Hätten wir uns die bezahlten Zettel in's Deutſche überſetzt, wir wären nicht ſo beſtürzt geweſen über unſre erſte Poſt. Das Poſtgeld iſt nämlich überaus wohlfeil: für das Pferd auf eine Meile 16 Schilling; dazu nur ein Paar Schilling für den Karren und etwa ſechs Schilling Trinkgeld, Summa ein halber Thaler, zu Deutſch: ſechs gute Groſchen und einige Pfennige. Steigert man ſich zu acht Groſchen, ſo ſpielt man König und es fliegt Alles. Anfangs verwirrt aber den ökonomiſchen Sinn der Zettelhaufe und die Maſſe von Stationen. — Der Hauptgrund unſrer Beſtürzung war jedoch das Symptom völliger Sprachloſigkeit. Außer meiner ſtolzen Anrede: two hästar, hållkarl, men strax! Zwei Pferde, Schirrmeiſter, aber gleich! — wußten wir wenig zu äußern, und verſtanden hier, obwohl beinahe 14 Tage unter Schweden, geradezu kein Wort. Der Privatmann tröſtete uns: es läge am wermländiſchen Dialekt; wir ſeien an's Hochſchwediſche gewöhnt.

Dieſer Troſt war ſehr nöthig, denn mein neuer Dſchußbonde war durchaus nicht zu bedeuten, daß er zurückbleiben könne. Es war ein erwachſener Kerl mit dem beliebten Schurzleder, und er wirthſchaftete ſich kirſchroth voden dem langſam wandelnden Karren. Von alle dem verſtand ich nichts als „Preſtbol", den Namen der nächſten Poſt, und der Burſch verſtand nichts von meinen Erläuterungen, die zu meiner Gattin und meiner eignen Ueberraſchung eine Fülle ſchwediſcher Worte entwickelten. Sie waren weggeworfen; die Dialekte vereinigten ſich nicht. — Der Burſch war zu groß, um hinten aufzuhocken, denn der Karren muß ſtreng im Gleichgewicht hängen, wenn er nicht das Pferd ſehr beläſtigen ſoll; nebenher laufen laſſen, wie man dies ohne Weiteres in Schweden thut, wollte ich ihn auch nicht, weil mir ſolche Gleichſtellung des Menſchen mit dem Pferde in der Seele weh thut, und der nächſten Poſten wegen wollt' ich überhaupt keinen Burſchen mitbringen, um nicht auf jeder Station dieſelbe Noth zu haben. Ich winkte ihm alſo bis zum Gliederausrenken „Zurück! Zurück!" — es half nichts. Endlich verband ich mit dieſer Demonſtration einen Peitſchenhieb nach dem Gaule und fuhr raſch von dannen. Statt zurückzubleiben, ſetzte er ſich in Trab. Dies Wettlaufen mit einem Pferde ertrug ich nur fünf Minuten, dann hielt ich ſtill und rief ihm zu, er ſolle in's Teufels Namen irgendwohin aufſteigen. Dieſen Dialekt verſtand er auf der Stelle, und eh' ich mich darüber gewundert, ſaß er — mir auf dem

Schooße! Der lange Kerl! So menſchenfreundlich war nun meine Abſicht auch nicht! Die Conſequenz wäre nicht übel geweſen, ſämmtliche Dſchußbonden durch Schweden und Norwegen zu tragen. Bei ſolcher entſchiedenen Abneigung konnte es denn nicht ausbleiben, daß er eben ſo raſch, wie er erſchienen, wieder auf die Straße hinab befördert war. Und hier verſchwand er zu unſrer Ueberraſchung plötzlich ganz und gar im Gebüſche. Weil der Wortwechſel durchaus unnütz ſchien, ſo war er zuletzt ganz unterblieben, und wir dachten: er hat's aufgegeben, und iſt nach Illberg zurück!

Der Dſchußbonde des Privatmanns fuhr vor, und ich peitſchte mein wiederum gelbes Pferd, um ihn einzuholen. Er nannte den Namen der nächſten Station „Preßburg“, und dabei mich des richtigen Namens erinnernd verſtand ich plötzlich eine Phraſe, welche mein Burſch vor einer Viertelſtunde zum Oeſteren wiederholt hatte: er war ſelbſt aus Preſtbol und wollte natürlich heim! Daher die Hartnäckigkeit! Umſonſt ſchrie ich nun durch den Wald, er war nicht mehr zu entdecken, und bald nahm die Fahrweiſe des Dſchußbonde vor mir all meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Das Terrain nämlich ward entſchieden bergig, und die ſteilſten Lehnen hinab fuhr jener Burſch mit einer Rückſichtsloſigkeit und einem Ungeſtüm, daß ich glaubte, er ſei beſoffen. Als gewiſſenhafter deutſcher Kutſcher verhielt ich mein Pferd bei ſteilen Abhängen, damit es nicht in den Vorderknochen übernommen werde oder gar ſtürze, wie dies bei uns zu Lande Jedermann thut. Dabei blieb ich aber ſehr zurück, und da Berg und Thal fortwährend wechſelte, auch das Tageslicht grau und grauer wurde, denn es war gegen zehn Uhr des Abends, ſo ſah ich bald des Privatmanns Karren gar nicht mehr. Zudem rollte ein kleiner Bub' mit ſeinem magern Gaule ebenſo leichtſinnig neben mir vorbei einen Abhang hinab, und mir dämmerte die Idee auf: am Ende fährt man hier zu Lande ganz anders, und die Pferde ſind drauf eingerichtet. Wirklich hatte ich noch kein vorn ſtruppirtes Pferd in Schweden geſehn, mein Gelber hatte auch ganz geſunde Vorderknochen, ich ließ ihn alſo laufen! Und er lief ſicher wie eine Gemſe, und ſchoß wie ein Rad die Hänge hinab. Meine Idee war ganz richtig geweſen: man fährt hier überall geſtreckten Laufes die Berge hinunter. Die Pferde mögen durch Weiden an den Bergen beſſer daran gewöhnt ſein, und die unſern mögen in dieſem Betrachte von Jugend auf verweichlicht werden.

Die Berge waren übrigens ringsum ſtolzer geworden, als wir ſie bis daher in Schweden geſehn, und das ſtand der waldigen Einſamkeit, der verlaſſenen Mühle am polternden Bache gar hübſch zu Geſichte. Als in einem Hügelkeſſel die Bäume alle zurücktraten, ſahen wir inmitten auf einer Höhe das graubraune Stationshaus mit der eiſernen Tafel, dem Zeichen der Gaſtgeberei. Dahinauf fuhr jetzt langſam der Privatmann und herab ſchallte in der Abendſtille ſein Ruf: Two Häſtar, Hållkar, men ſtrar!

Ein kleiner Bub', welcher den Privatmann fuhr, war von hier aus unſer ganzes Geleit in ſchwarzgrüne Berge hinein der Mitternachtsſtunde zu und Högboda, der nächſten Poſt, drei deutſche Meilen entfernt. Beim Scheiden von Preſtbol ſahen wir auch ſchon das Schurzfell ankommen, meinen Dſchußbonden, der Richtwege erwählt, und ganz vergnügt war über das ſüße Wort Dricksvenningar — Trinkgeld!

Waldberge auf Waldberge, tief unten zwiſchen den Bäumen ſchweigende Seen, nirgend ein lebendig Weſen, nur zuweilen ein neugieriger Pferdekopf, der von nächtlicher Weide aufſchaute und leiſe wieherte, und dies Alles in dem magiſchen Schleier der Mitſommernacht, welcher das Licht nur grau bedeckt und die Gegend nirgends verhüllt. —

Wir erſchraken, uns plötzlich in einem Dorfe und den kleinen Dſchußbonden abſpringen zu ſehn mit den Worten:

Högboda og Dſchuß! Kein Laut rührte ſich in der Natur, kein Hund bellte. Hunde ſind eine Seltenheit in Schweden.

Hier gab's nun neue Noth, denn hier ward mehr erfordert als die bekannte Redensart um zwei Pferde. Wir wollten einige Stunden ſchlafen. Es waren von Abend bis Mitternacht über ſechs deutſche Meilen zurückgelegt, und die Karren hatten uns trotz guter Landſtraße faſt das Genick abgeſtoßen. Das Genick! das Genick! klagte Jeder, und dem Genick wollte Jeder auf einige Stunden Unterlage verſchaffen.

Alles ſchlief; es ſollte geweckt, es ſollte geſprochen werden! Ich riß meinen Dahlqviſtſchen Zettel heraus; ich erinnerte mich, daß dieſer Fall vorgeſehen war. Entſetzlich! Ich konnte die ſchlechte Bleiſtiftſchreiberei großentheils leſen, aber ſie war gerade da unleſerlich im Schwediſchen, wo ich die deutſche Ueberſetzung „Drei Betten und reine Laken!“ vortrefflich leſen konnte. —

Gott wird Dich erleuchten! — Er hat's nicht gethan. Ich ging durch das Vordach, welches den ſchwediſchen Hausthüren eine Art Balcon gewährt, in den offnen Hausflur, und dachte bei mir: es muß doch wahr ſein, was man einſt in Deutſchland erzählte: man kenne im ſchwediſchen Lande noch nicht Riegel und Schlöſſer, weil Niemand ſtehle. Links und rechts war eine Thür. Ich wählte die rechte, und hatte nicht die rechte erwählt. Sie war, der Tradition zuwider, verſchloſſen. Ich pochte. Ohne Erfolg. Ich pochte ſtärker. Da erhob ſich ein Contraalt, unverkennbar einem alten Weibe zugehörig. Die Worte verſtand ich nicht, aber ſie waren mir vollkommen verſtändlich als Schimpfreden. Ich wollte nicht blos hören, ich wollte ſehn: ich pochte alſo noch ſtärker. Da erhob ſich der Contraalt zu zornigem Schreien, Inhaberin deſſelben näherte ſich aber durchaus nicht. Hol' Dich der Fuchs! dachte ich, und wendete mich zur Thür linker Hand, und begann ohne zu klinken meine ſchon geläufige Melodie des Pochens. Ich war noch inmitten des erſten Accordes, ſo hatte ich nicht nur geſehen, ſondern auch gefühlt: ein großer Mann im Hemde hatte die Thür aufgeriſſen, war gegen mich gerannt und war zurückgeprallt. Im geheimnißvollen Düſter mochte ihn der bärtige Fremde im Mantel mit dem fremdartigen rothen Fez auf dem Kopfe einen Augenblick beſtürzen. Er ſprach nicht, ich wußte nichts zu ſprechen, und aus dem hinteren Raume des Gemachs unterbrach endlich eine ängſtlich klingende Frauenſtimme die wunderliche und lächerliche Pauſe.

Häſtlar? ſprach endlich der Mann im Hemde. No!

erwiederte ich, der ich die heilloſe engliſche Verneinung ſtatt des ſchwediſchen Nej! nicht los werden konnte. Die Landleute combiniren nicht im Geringſten. Kommt ihnen das ſchwediſche Wort nicht gerade ſo zu Ohren, wie ſie's gewohnt ſind, ſo iſt's ihnen wildfremd. Dies war hier und ſpäter, als wir etwas radebrechen konnten, unſre größte Noth. No! war ihm unbekannt, und die Pauſe trat wieder ein. Die Natur half; ich ſprach deutſch, daß es rauſchte, und in dies Deutſch hatte ſich das ſchwediſche Wort „Sängar" welches ich ſuchte, — Hengſtenberg würde ſagen: durch Gottes unmittelbare Schickung — eingeſchlichen. Ich hatte es nicht bemerkt, und ward nicht eben freudig überraſcht, als der Mann mich ohne Weiteres bei Seite ſchob, und im Hemd, wie er da war, hinaus lief in's Freie, fort, fort, bis ich ihn nicht mehr ſehen konnte —

Wie der tolle König Erik! dachte ich, und beſchloß, uns ohne Weiteres, das heißt ohne weitere Verſtändigung in dem großen Gemache einzuquartieren. Des Genicks wegen!

Die Mittheilung dieſer Scene an die Reiſegefährten und das Abſchnüren der Mantelſäcke hatte einige Zeit gekoſtet, und als wir nun in Maſſe eintraten, fanden wir den Schauplatz ganz verändert: auf dem offenen Kaminherde, welchen man in den überhaupt wohnlichen und zierlichen Bauerhäufern findet, brannte ein luſtiges Feuer, und ein ſtruppiges blondes Mädchen ſtand verſchlafen dabei und ſah uns fragend entgegen. Der Mann im Hemd hatte ſie Gott weiß woher geholt; er ſelbſt hatte ſich wieder in's Bett gelegt, und ſein ſchwarzer Kopf ſah äußerſt neugierig und heiter unter der Decke hervor. Ich meinte, auf ſeinem Geſichte zu leſen: Unverſtändliche Fremdlinge, verſucht Euer Glück mit dem dummen Mädel, ich werde zuſehn und mich dabei unterhalten.

Sein Lager ſtieß übrigens an ein mächtiges Meublegebäude, an eine Art Schrank mit durchbrochenen Gitterthüren, in welchem ein befremdliches animaliſches Leben zu walten ſchien, und welcher unſre Aufmerkſamkeit in hohem Grade feſſelte. Wie es ſchien zu einiger Beſorgniß des Mannes im Hemde.

Zunächſt mußte indeſſen und konnte mein Zettel ſeine Streiche machen bei der hellen Kaminflamme. Es fielen alſo glockenrein von meinen Lippen die Worte: Tri Sängar og rena Lakan! — Sie wurden auf der Stelle verſtanden, und erweckten dreifache Aeußerung: das Mädchen äußerte etwas Unverſtändliches, der Mann rief etwas wie „Aha!“ und — ja, es war nicht anders! in dem vergitterten Schranke entwickelte ſich ebenfalls ein bezüglicher menſchlicher Ton. Wir blickten wieder alle drei auf dies geheimnißvolle Möbel. Unterdeß erhielt die struppige Blonde vom Manne im Bette Befehle. Sie verschwand, oder wollte doch verschwinden. Mein entschiedener Hunger verzögerte diesen Abgang um einen Augenblick durch das mir stets zu Gebote stehende Wort „Ägg!“ welches Eier bedeutet. Sie nickte, und wir machten uns an das schön aufgestellte Küchengeräth, worunter blinkendes Kupfer, und bereiteten heißes Wasser vor. Während dessen wollte der Privatmann bemerkt haben, daß sich eine Gitterthür des Möbels ein Wenig geöffnet habe. Gewiß öffnete sich aber die Stubenthür und es erschienen in feierlicher Procession und mit sehr verdrießlichen Gesichtern eins, zwei, drei Buben von etwa sieben bis zu zehn Jahren. Jeder trug seine respectiven Hosen auf dem Arme, war übrigens im Hemde, und blinzelte unmuthig beim Anblicke des Feuers. Sämmtliche Hemdknaben richteten ihre Schritte auf das Möbel zu, öffneten eine Gitterthür und krochen hinein. Nun erhob sich ein unverkennbarer Streit in jenem Möbel, und die Stimme der Frau, welche ich schon früher einmal gehört, beherrschte den Chor, und ein kleines Kind gab den Diskant — das geheimnißvolle Möbel war das Bett der Hausfrau.

Eine solche Wohnung für die Nachtruhe ist gewiß ein

Zeichen für eine gewiſſe Wohlhäbigkeit, und dieſe haben wir vorherrſchend in den Bauerhöfen dieſes Landſtriches gefunden. Die auswandernden Buben waren auch ein Symptom, daß uns eine aparte „Stuga" beſtimmt ſei. Ich hatte etwas Angſt vor der Stube rechter Hand, aber es ging eine Treppe hoch. Zu unſerm Schrecken fanden wir auf der Treppe einen unglücklichen Nachzügler der kleinen Emigranten, den jüngſten, welcher ſich gefürchtet hatte vor den Fremdlingen, und hier ſtill weinte und fror. Nachdem auch er bis zum Familienbett gebracht war, ſtiegen wir vollends hinauf, und hatten wiederum links und rechts zwei große Stuben, je mit drei Betten zur Auswahl. Und die Betten waren reichlich und wohl verſehen; wir vermißten nichts als Finſterniß, welche der Mitſommer um halb Zwei des Nachts nicht gewährt.

Nach zweiſtündiger Ruhe weckte uns die volle Sonne, welcher nach drei Seiten ſechs halbgardinte Fenſter für alle Tageszeiten Zutritt geſtatteten, und Kaffee und Knackbrod warteten unſer. Für all den Aufwand an Ruhe und Bewirthung wurde ein Riksdaler Papier, will ſagen acht Groſchen bezahlt, und offenbar nur ſo viel, weil eine runde Summe gefordert werden ſollte. Karren und Pferde waren bereit, das Genick war beruhigt, und mein Gaul machte alle Anſtalten, uns für alle Erdenzeit von Genickſchmerzen zu befreien: er ging von der Hausthür ab dergeſtalt mit uns durch, daß es bei Weitem leichter ſchien, das Genick zu brechen, als heil um Ecken und Prellſteine zu kommen. Sein Maul ſchien aus Sohlenleder gemacht zu ſein! Endlich entdeckten wir, daß ihn die Carlſtader Peitſche zu ſolchem Acte der Verzweiflung triebe, und befriedigten ihn durch Beſeitigung derſelben. So waren wir eilig bis zur Hälfte der nächſten Station gelangt, bis zu einem bewaldeten Hügelkamme, von welchem man auf einen ſchmalen See hinabblickte. Dieſer braune See zog ſich links und rechts unabſehbar vor unſrer Straße hin, und die Morgenſonne ſchaukelte ſich auf ſeinen kleinen Wellen und auf den niedrig gehügelten ſteinigen Ufern. Die ganze Gegend hatte etwas tief Melancholiſches und erinnerte mich an Beſchreibung einzelner Partieen in Judäa. Da unten könnte lange Zeit ungeſtört von Polizei ein neuer Täufer ſtehn und mit dem braunen Waſſer Proſelyten machen!

Eine Brücke war nirgends vorhanden: Waſſer gilt hier und in Norwegen nirgends für Unterbrechung der Landſtraße. Man wird auf Kähnen oder Prahmen übergefahren, ſo gut es gehen will. Der kleine Dſchußbonde des Privatmanns legte unſre Habſeligkeiten an's Ufer, lief auf einen Vorſprung des Ufers, ſchrie einige Male um eine Ecke, machte uns dann ein zuſicherndes Zeichen und fuhr dann nach Högboda zurück. Mein wilder Gaul folgte ohne irgend eine Leitung dem vorausfahrenden Karren geduldig. Bald war jedes Lebenszeichen hinter der buſchigen Höhe verſchwunden, und wir ſaßen ohne irgend ein Fahrzeug auf unſern Mantelſäcken am wüſten, todtenſtillen Strande.

Das intereſſirte uns eine halbe Stunde lang, dann ward es uns bedenklich und wir ſtiegen hinauf nach jener Ecke, von welcher der Zuruf des Dſchußbonden ausgegangen war. Dort ſahen wir in einer Höhlung des Hügels ein hölzern Häuschen liegen, aber ein menſchliches Weſen war nirgends zu ſehn. Wir gingen hin und traten ein — nirgends ein lebendig Geſchöpf! Das wurde beunruhigend, da wir durchaus nicht die Abſicht hatten, hier eine Taufanſtalt anzulegen. Wir ſchrien alſo in den buſchigen Hügel hinein das uns geläufige Wort „Dſchußbonde!" Ein leiſes Echo brachte uns den „Dſchußbende" zurück, aber mit dieſer Abſtraction war uns doch nicht gedient. Wir ſchritten alſo ſchreiend weiter zwiſchen Geſtein und Gebüſch, und entdeckten endlich ein kleines Feld, und auf dem Felde eine arbeitende alte Frau. Sie kehrte uns den Rücken zu und nahm nicht die geringſte Notiz von unſerm Rufen, auch als wir bereits dicht hinter ihr ſtanden. Offenbar war ſie taub. Wir mußten alſo vor ſie treten. Sie ſah uns an, und erwiederte nicht ein Jota auf unſer wiederholtes „Dſchußbonde!"

Das wurde denn doch ärgerlich. Am Ende ging ſie ſogar, wie ennüyirt durch unſre Zudringlichkeit, von dannen. Hartnäckig folgten wir. Langſam, aber ſicher kroch ſie auf ein großes Felsſtück, legte die eine Hand zum Schutz gegen die Sonne vor ihre Augen, und ſtreckte die andre aus nach dem See hinab —

Das iſt die Seherin von Wermland!

Färjekarl! ſprach ſie mit tiefer Stimme und ſtieg wieder herunter und ging wieder auf ihren Acker. Das ſah langweiliger aus, als es war; denn es war mehr Vernunft darin, als wir hinein legten. Halb zufällig ſtieg einer von uns auf den Felſen, und ſah, daß ein Schifferbube bereits mit Einladen unſrer Habſeligkeiten beſchäftigt war. Wo er hergekommen, konnte uns gleichgültig ſein. Wir bewunderten der alten Schwedin Unbekümmertheit um fremde Erſcheinungen und eilten hinab.

Der naſſe Kahn brachte uns nothdürftig hinüber, und der Schiffsbube verſtand uns: er trabte am jenſeitigen Ufer in die Höhe, um uns Karren und Pferde zu beſorgen. Hinter dem hohen Ufergeſtein entdeckten wir denn auch ſelbſt nach einer Viertelſtunde einige hölzerne Häuſer, und bald nach der Entdeckung erſchienen die falben Roſſe und naturgrauen Karren. Die Roſſe nämlich ſind faſt durchgängig von lichter Farbe und gelb und graugelb ſind bei Weitem die meiſten. Dies wurde immer deutlicher, je mehr wir nach Norden kamen, und bald wurde uns ein dunkles Pferd eine auffallende Erſcheinung. Das kommt vom Norden, welcher keine ſatte Farbe hervorbringen kann! meinten wir altklug — oder von der aſiatiſchen Heimath, wo ja noch heute ein ſchwarzes Roß für ein Unglücks-Roß gehalten wird. Das gilt nun freilich jetzt vorzugsweiſe von den Muhamedanern, welche erſt entſtanden ſind, als die Schweden und Gothen ſchon wer weiß wie viel Jahrhunderte vorher am kaspiſchen See vorübergezogen waren gen Norden. Aber die Muhamedaner haben dies Vorurtheil wahrſcheinlich auch nicht erfunden, ſondern geerbt. Gleichviel, die nordiſchen Roſſe ſind lichtfarbig und klein ſind ſie auch. Das Haar iſt ſtark und grob, Mähne und Schweif ſind ſtarr, der Hals iſt kurz und hart, der Leib lang und vom ſteten Gras- und Heufutter ausgeweitet, der Athem von großer Dauer, die Knochen ſtark und feſt, mit einem Worte: es ſind brave Klepper.

Unſre Gegend wurde immer hügliger und waldiger, und wo einige Wohnungen und Lichtungen zu ſehen waren, da gemahnten ſie an Hügelflächen Böhmens, welche dem Walde abgewonnen und noch nicht hinreichend angebaut ſind. — Wir waren gegen Mittag über den Landſtrich hinaus, welcher auf allgemeinen Karten nur den Namen des Städtchens Arvika zeigt. Es blieb uns eine ſchwediſche Meile weit zur Linken liegen und wir ſahen in dieſem durchſchnittenen Terrain nichts von dem Städtchen, nichts von dem See, an welchem es liegt. Die Landſchaft zwiſchen dieſem See und den ſchmalen, langen Frykſeen heißt Fryksdalen, und gilt für die ſchönſte in Wermland.

Wir fanden ſie bis daher nicht unintereſſant, aber ſchön nirgends.

Die Sonne ſchien lieblich warm über ſolch eine frei gerodete Hügelhöhe, deren Dſchußhaus wie gewöhnlich ſeitwärts von der Straße auf einer Erhöhung lag. Wir ſaßen auf Pferde wartend in der großen Wohnſtube, welche ganz der in Högboda glich, und betrachteten die häuslichen Verrichtungen. Es wurde Knäckebröd gebacken, und der Backofen mitten im Wohnhauſe that ein Uebriges in der Sommerzeit. Durchſchnittlich beſteht ein ſchwediſches Gehöft aus drei verſchiedenen Gebäuden: aus dem Wohnhauſe, dem Vorrathshauſe und aus Scheuer und Ställen. Das Vorrathshaus ſteht auf einem Balkenroſt, wahrſcheinlich des Schnee's und der Nagethiere halber. Sogar die hinauf führende Treppe iſt um einige Fuß von der Eingangsthür entfernt, damit Maus und Schnee nicht leicht eindringen und ſich feſtſetzen können. Eh' man ſich dieſe Gründe aufſucht, macht die abgeſonderte Treppe vor dem Balkenhauſe einen wunderlichen Eindruck.

Daß Knackbrod auch einmal weich ſein könne, überraſchte uns ſehr angenehm, und wir genoſſen die runden Kuchen mit friſcher Butter, wie man in Schleſien einen Brodkuchen, welcher „Platz" heißt, zu genießen pflegt, eine Speiſe, welche den Magen wohl herausfordert, hier in Högvalta aber auch nicht unbekannt zu ſein ſchien. Neben uns arbeitete ein Dorfſchneider ganz wie in heimathlichen Dörfern, und nur der Luxus einer ſtattlichen Wanduhr und metallnen Geſchirres mochte den Schleſier überraſchen.

Ganz anders war die Scene auf dem nächſten Dſchuß, nach welchem der Weg mehr und mehr durch ausgedehnte und uns überraſchende Obſtgärten führte. Statt wie gewöhnlich aufwärts ging es abwärts nach dem Stationshauſe, und als wir in daſſelbe eintraten, wurden wir nicht nur durch eine äußerſt comfortable Küchenſtube, ſondern auch durch ſofortiges Anerbieten verſchiedener Luxusſpeiſen, deren wir gar nicht mehr gewärtig waren, überraſcht. Man führte uns ſogleich in ein zweites, faſt ganz modern eingerichtetes Zimmer, und es ward von uns mit einem allgemeinen Ah! begrüßt. Nicht ſeiner Möbel, ſondern ſeiner Ausſicht wegen. Ein breiter See lag unter den Fenſtern, die jenſeitigen Ufer waren weich und grün, und der ganze Anblick war ſehr hübſch. Es iſt derſelbe See, an welchem weiter ſüdlich auch Arvika liegt; unſer Ort hieß „Strand“, und Luxus wie Comfort des Dſchußhauſes iſt engliſcher Herkunft. Engländer haben dieſe anmuthigſte Gegend ausgefunden und mit Kaffee, Thee, gebratnem Fleiſch, Möbeln und Betten ausgerüſtet. Sie haben eine kleine Colonie dahier für „Engelsman“ und „Engelskan“, Engländer und Engländerin. Daß wir aus Tyskland ſeien, wollte den aufwartenden Mädchen durchaus nicht einleuchten.

Es war uns geradezu ärgerlich, daß dieſe vagabondirenden Engländer keinem dilettantiſchen Reiſenden mehr eine Entdeckung übrig laſſen. In Frankreich war es uns ebenſo gegangen. Wo nichts zu ſehen iſt, da hat man Ruhe vor den Engländern; wo was zu ſehen iſt, da haben ſie bereits mit ihren langen Leibern alle Plätze beſetzt. Sie ſind die Juden unter den Touriſten. Man hatte uns geſagt, Schweden ſei ziemlich frei von ihnen. Das begreift ſich: Schweden bietet keine großen Reize. Wo ſich aber Reize finden: unter dem Omberge am Wetterſee, unter dem Kinnekulle am Wenerſee, an den Seen von Dahlsland und von Wermland, da erſcheinen ſie. Beſonders in den beiden letzten Provinzen, da dieſe an Norwegen grenzen. Norwegen hat bereits die engliſche Weihe; da giebt's Berge und ſchöne Gewäſſer und Lachſe in den Gewäſſern.

Ich finde, es iſt ein furchtbarer moderner Zug in den Engländern, dieſe Nomadenruhe. Sie bleiben überall ſtrenge Engländer, das heißt ihre Seele bleibt der Seele des Vaterlandes treu, und doch ſind ſie völlig frei vom Materialismus der Heimath. Ob der Ort tauſend Meilen von Albion entfernt, ob er roth oder grün, ob er grundverſchieden ſei von der Heimath, das kümmert ihr Gewiſſen nicht; mit Thee und Fleiſch verwandeln ſie ihn in engliſche Heimath, und wenn ſie ſich erſt ihr Morgenjournal nach Tibet oder Wermland verſchafft haben, ſo befinden ſie ſich in Wermland und Tibet eben ſo comfortable wie in Derbyſhire. Dies ſind Eigenſchaften der furchtbarſten Eroberer. Sie haben denn auch immer und jetzt noch viel mehr erobert als die prahleriſchen Franzoſen, welche die Kokarde der Eroberung an der Mütze tragen. Ihre wichtigſten Intereſſen ſind längſt herrſchſam unter uns, und ihre wichtigſten Intereſſen heißen Geldintereſſen ganz nach moderner Praktik. Ueber Titel und Ideen, über dieſe franzöſiſchen Fahnen lachen ſie im Stillen, und ſie runzeln nur über einen Mann unter uns die Stirn, über den Dr. Liſt in Augsburg. Der hat ſie ausgefunden und macht ihnen ganz allein einen gefährlichen Krieg, einen Krieg, welchen natürlich unſre Politik der Redensarten nicht verſteht und nach Kräften beeinträchtigt.

Auf den Schulen wird uns gelehrt: zwiſchen Schweden und Norwegen macht das Kiölen-Gebirge die Grenze. Wir waren hinter Strand nur noch zwei ſchwediſche Meilen von der Grenze entfernt und alſo der „Schölen" — ſo ſpricht man — gewärtig. Aber nur noch eine Stunde lang ſtieg der Weg aufwärts und abwärts an hübſchen Seekeſſeln vorüber durch bewaldete Hügel, dann verflacht ſich im Gegentheile das Land nach der Grenze hinüber, und ein Gebirge iſt hier nirgends zu entdecken. Es iſt weiter nördlich zu ſuchen, oder wenn hochgehügeltes Terrain auch in dieſer Breite dafür gelten ſoll, ſo iſt es einige Meilen jenſeits der ſchwediſchen Grenze in Norwegen ſelbſt erſt zu finden.

Von Haga, dem vorletzten Dſchußorte, rollten wir eben und ſchnell nach Moraſt, dem letzten ſchwediſchen Dorfe.

Die Landſchaft gleicht hier bis auf zwei Poſten nach Norwegen hinüber ganz und gar unſrer Lauſitz, und die Kiefernwaldung auf Sand- oder leichtem Sumpfboden gemahnte uns überaus heimathlich. Ich fand es alſo ziemlich natürlich, als ich beim Karren- und Pferdewechſel in Moraſt den Privatmann plötzlich in glückſeligem Deutſch mit einem Fremden verkehren hörte. Es war ein Mann von mittler Größe, breit und feſt in Schultern und Hüften mit luftbraunem, ſtrengem Antlitze, und der runde ſchwarze Glanzhut gab ihm etwas eigenthümlich Wetterhartes. Dem Accent nach war er ein Holſteiner, dem Weſen und den Andeutungen nach ein Handelsmann, der auf den Landſtraßen umherfliegt, überall ſelbſt zuſehend und eingreifend bei ſeinen Geſchäften. Ueber dies ſchlüpfte er hinweg, die Landsmannſchaft aber beſtätigte er. Keine beſcheidene Anfrage nach ſeinen Reiſezwecken fand eine genügende Erwiederung, wir fanden nur, daß er Land und Leute ringsum vortrefflich kenne, und erfuhren nur, daß er in der Nacht ebenfalls über die Grenze gehe, uns überholen und am nächſten Mittage in Chriſtiania ſein werde —

Uns überholen? Jetzt iſt's Nachmittags gegen vier Uhr, und wir gehen gleich weiter! Morgen Mittag in Chriſtiania? Dies iſt von hier zwölf norwegiſche, alſo achtzehn bis zwanzig deutſche Meilen entfernt! —

„Und auf den norwegiſchen Dſchuß,“ entgegnete er lächelnd, „müſſen Sie oft drei Stunden lang warten, es geht darin wie im Fahren nicht mehr mit ſchwediſcher Raſchheit, und Sie müſſen zur Nachtzeit über den Glommen, und wenn Ihnen das nicht gelingt und Sie Kongswinger heute nicht erreichen, ſo erreichen Sie auch morgen Chriſtiania nicht!“

Und Sie? Und hat der Glommen keine Brücke?

„Er hat keine Brücke, und die Fährleute ſind des Nachts nicht zu haben.“

Und Sie?

„Ich komme ſchon hinüber. Meine Pferde ſind beſtellt“ —

Laufen aber doch nicht beſſer als unſere?

„Das thun ſie doch. — Ich rathe Ihnen, ſo viel als möglich zu eilen. Wenn Sie noch heute Nacht auf dem Dſchuß in Kongswinger an den Wirth einen Zettel abgeben mit Ihrem Namen und der Stunde Ihrer Abfahrt von Kongswinger, ſo will ich Ihnen Pferde beſtellen bis Chriſtiania“ —

Damit grüßte er uns lächelnd und verſchwand in einem

Gehöfte. Wer iſt der Mann? Er trägt kurze Reitſtiefel und fuchtelt mit einer hier zu Lande unerhört ſchönen Lederpeitſche.

Er ſieht aus wie ein Schmuggler! Jedenfalls entſchloſſen und reiſig, daß es eine Freude iſt.

Darüber nachſinnend fuhren wir in einem niedrigen Kiefernwalde auf ſandigem Boden über die Grenze der beiden Königreiche. — Auf dieſer Seite hat Norwegen niemals ſeine Grenzen nach Schweden herein erweitert, wohl aber weiter weſtlich von Frederikshall abwärts am Meere bis zum Wenerſee und zur Götha Elf. Jenes Küſtenland, Bohuslän geheiſſen, iſt bis Gothenburg hinab vielfach beſtrittenes und oft norwegiſches Land geweſen.

Die Landſtraße bis daher war durchgehends vortrefflich geweſen. Wohlfeiles und ſchönes Geſtein erleichtert ſolchen Vorzug, aber Verwaltung und Bauernſchaft müſſen doch gewiſſenhaft dazu beiſteuern. Wie ſehr dies Letztere nöthig iſt, haben wir auf der norwegiſchen Straße nach Chriſtiania geſehn. Sie unterſcheidet ſich ſehr unvortheilhaft von der ſchwediſchen, und gab unſrer Vorliebe für Norwegen, mit welcher wir nach Scandinavien gekommen, empfindliche Stöße. Daß auch der Bauer einmal regiert, wo er geſchichtlich und geographiſch die Hauptperſon, das hatte uns ſo billig und tüchtig geſchienen! Daß er ſich die Aufgabe ſo leicht macht und dasjenige, was zu allernächſt ſein Regiment bethätigen ſoll, die Landſtraße ſo ſtiefväterlich behandelt, das erſchreckte uns. Ueberhaupt hatten wir von vornherein entſchiedenes Unglück mit dem norwegiſchen Volkscharakter: wir hatten nicht nur die ſchwediſche Anmuth, ſondern auch die ſchwediſche Höflichkeit zu vermiſſen, wir hatten oft mit dem Gegentheile und einer begehrlichen Habſucht zu kämpfen, und es bedurfte unſers entſchloſſenſten Vorſatzes, nicht raſch abzuurtheilen, ſonſt wären wir in der ungünſtigſten Stimmung nach Chriſtiania gekommen.

Magnor heißt die erſte norwegiſche Poſt. Es iſt ein zerſtreutes waldiges Dorf in reizloſer Fläche. Des Holſteiners Wort beſtätigte ſich ſogleich: wir mußten mehrere Stunden warten auf unſer Fuhrwerk, und als es endlich ankam, mußten wir einen Karren wieder fortſchicken, weil er nothdürftig zuſammengeflickte und dem Zerbrechen jeden Augenblick ausgeſetzte Räder hatte. So ging eine neue Stunde verloren, und als der Erſatzkarren kam, zeigte er gar keinen Sitz, ſondern erhielt ihn erſt durch Aufnagelung eines Bretts. Dieſem liederlichen Style iſt denn auch der Dſchuß treu geblieben bis in die Nähe von Chriſtiania.

Meine eigne Schuld brachte auf dieſer erſten Poſt auch ſogleich das bedenklichſte Vorzeichen zu Wege. Weil das Aufſteigen auf die hohen Karren beſchwerlich war, ſo ſündigte ich zuweilen gegen die erſte Kutſcherregel und ließ die Lenkſeile in den Händen des Dſchußbonden, dem ich ſie dann erſt abnahm, wenn ich mich auf dem herben Sitze eingerichtet, ſtatt dieſe Seele des Fahrens nicht einen Augenblick aus den Händen zu laſſen, beſonders weil dieſe Dſchußbonden gewöhnlich nur kleine Buben waren. Ein ſolcher hatte ſich denn in Magnor noch obenein unglücklicherweiſe auf die falſche Seite, das heißt zur Linken des Karrens geſtellt, und während ich aufſteige, vermißt meine auf der linken Seite ſitzende Frau einen Regenſchirm, welcher vor dem Hauſe liegen geblieben war. Der haſtige Bube wird das gewahr, wirft die Lenkſtricke an die Erde, und läuft zurück nach dem Schirme, das gelbe Roß aber ſetzt ſich in Trab, unbekümmert um Lenkſtrick, Schirm und Kutſcher. Die Stricke flogen vergnügt auf der Erde nebenher und konnten überall hängen bleiben. An ſolche urſprüngliche Fahrwirthſchaft ſchon gewöhnt machte ich Anfangs nicht Viel daraus, weil der Dſchußhof wie gewöhnlich im Umkreiſe eines Morgen Landes mit Stangen eingezäunt, und das Stangenthor, durch welches wir hinaus mußten, geſchloſſen war. Dort, dachte ich, muß das Pferd doch ſtill ſtehn, und bis dahin wird ſich nichts Arges ereignen. Das war wohl richtig, aber der heilloſe Bube kam blitzgeſchwind mit dem Schirme hinter uns her, und diesmal auf der rechten Seite des Karrens, ſo daß er die fliegenden Lenkſtricke nicht gewahr wurde, ſondern ſein Augenmerk nur darauf richtete, das geſchloſſene Thor, unſere einzige Rettung, ſo raſch als möglich zu öffnen. Zu meinem Schrecken erkannte ich dieſe Abſicht wohl, und ſchrie und geſticulirte ihm zu, was ich nur konnte, aber das verzweifelte engliſche „No!" ſpielte dabei wieder die Hauptrolle, und der Bube nahm all mein Geſchrei nur für Ermunterung, noch raſcher das Thor zu öffnen, und ſah mit keinem Blicke auf mich, ſondern ſtieß das Thor nach außen auf, gerade als unſer Gaul davor angekommen war —

So ging's denn hinaus auf die Landſtraße, welche der Gelbe ſehr gut kannte, und in welche er mit einer verwegenen Biegung nach links alsbald dergeſtalt einlenkte, daß ein großer Stein von unſerm Rade beſeitigt wurde. Es war nicht zu vermuthen, daß alle Steine ſo gefällig ſein würden, und es mußte etwas gewagt werden. Trotz eines ſchweren Mantels alſo warf ich mich auf der Radſeite meiner Frau, indem ich mich mit der linken Hand ſo feſt als möglich an den Karren klammerte, nach dem Boden hinab, um mit der rechten Hand die tanzenden Stricke zu fangen. Die Frau, welcher dies unerwartet kam, ſchrie auf, und der Privatmann, welcher hinter uns und noch jenſeits der Biegung im Dſchußhofe war, erzählte uns ſpäter, er ſei zum Tode erſchrocken: Plötzlich ſei ich kopfüber geſtürzt und mit Roß und Karren auch verſchwunden geweſen!

Nur hinter der Biegung waren wir verſchwunden, und als er aus dem Thore kam, war das Experiment gelungen und dem verdutzten Buben wurde mit einem „Schafskopfe" für den Schirm gedankt.

Und wir waren auf den letzten ſchwediſchen Poſten ſo ſtolz geworden über unſre reißenden Fortſchritte in ſkandinaviſcher Verſtändigung mit Hållkars und Dſchußbonden! Schmerzliche Enttäuſchung! Kaum wußten wir das Nöthige, ſo war dies Wiſſen unnöthig. Nachdem wir eine Stunde in reizloſer Buſchfläche gefahren und auf der Poſt Mitskoven angekommen waren, galt unſre Wort-Scheidemünze nicht mehr! Man ſprach ſo ſtreng norwegiſch, daß uns kaum noch die erſte Sylbe von Häſtar Stich hielt, weil ſich der Norweger mit Häſt begnügt zur Bezeichnung des Pferdes.

Jetzt überſeh' ich unſer Schickſal! meinte der Privatmann. Es iſt nichts als eine neue Phaſe für Tattenbach!

Von jetzt an müſſen wir unſer mühſam erworbenes Schwediſch vergeſſen. Dafür ſind acht Tage vollkommen ausreichend. So lange etwa bleiben wir in Norwegen und lernen Norwegiſch. Dann kommen wir wieder nach Schweden zurück, und ſind durch Norwegiſch verhindert, das Schwediſche wieder aufzunehmen. Nach mathematiſchen Geſetzen werden wir's bei unſrer Ankunft in Gothenburg ſo weit gebracht haben, daß uns durch immerwährendes Subtrahiren gar nichts übrig geblieben iſt. Schwediſch und Norwegiſch werden unſre beiden Löwen ſein, welche in grimmem Kampfe einander dergeſtalt auffreſſen, daß von beiden nur die Schwänze auf dem Wahlplatze bleiben. Unſre Reiſebeſchreibung wird dieſen Wahlplatz mit zwei Löwenſchwänzen darſtellen. Sehen Sie hier das norwegiſche Wappen auf dem Dſchußreglement, wie ſtimmt es zu meinem Bilde! Ein ſpringender Löwe mit einem Beil in der Fauſt! Er beginnt den Vernichtungskampf! Denn von Pferden ſcheint hier vor Mitternacht keine Rede zu ſein, und um Mitternacht will uns der Schmuggler in Kongswinger treffen, welches etwa fünf deutſche Meilen von dieſem traurigen Dſchußhofe entfernt iſt. Die Tagereiſe eines deutſchen Hauderers, und es iſt acht Uhr durch!

Er hatte ganz Recht. Es war unverkennbar, daß wir ohne Beihülfe des Holſteiners nicht vom Fleck kommen würden. Aber wollte der Mann bald nach Mitternacht in Kongswinger ſein, ſo mußte er auch binnen Kurzem dieſes Weges kommen. Es giebt nur dieſe einzige Straße, und wir kamen denn überein, die erſchöpfte Frau möge ruhn, und wir wollten einander ablöſen in der Wacht auf der Landſtraße, damit uns der Holſteiner nicht ungeſehn vorüber eilen könne. Aber muß er nicht ebenfalls hier halten? Wie könnte er weiter ohne die Pferde, welche ihm der Dſchuß ſtellt? Verſuchen wir's noch einmal, ob nicht ſo viel Verſtändigung mit den Frauenzimmern in der Gaſtgeberei zu erlangen iſt.

Die Landſtraße, auf welcher wir dies überlegten, iſt hier links und rechts von dürftigen Aeckern begrenzt; dahinter kommen auf beiden Seiten Wieſenflächen, welche ſich nach niedrigen Waldhügeln hinaufziehen. In den Hügeln gegen Süden war bereits vor einer Stunde das Mädchen verſchwunden, welches uns Pferde in der Umgegend, wahrſcheinlich auf ferner Waldweide ſuchen ſollte, die eintönige Natur war todtenſtill, und ſo bemerkten wir leicht, daß ein junger Mann von Norden her in die Gaſtgeberei eintrat. Vielleicht gelingt es, von ihm Auskunft zu erhalten, ob die nächſten Pferde voraus beſtellt, alſo wohl unſers Holſteiners gewärtig ſind.

Das Innere der Gaſtgeberei zeigte im Quadrat vier abgeſonderte Räume. Die Thür unter dem Vordache führte in's Gaſtzimmer, welches geräumig und mit Fichtenzweigſpitzen beſtreut war. Daran ſtieß ein Schlafgemach mit drei Betten, und auf ein's derſelben legte ſich die ermüdete Gattin. Links vom Gaſtzimmer führte eine offne Thür in das geräumige Küchenzimmer. Dort kochten und wuſchen bei hellem Kaminfeuer die Frauenzimmer, und dort ſtand auch jetzt jener junge Mann, der Sohn des Hauſes. Durch eine offne Thür ſah man in das vierte neben obigem Schlafzimmer liegende Gemach und erblickte auf einem Lager den greiſen Herrn des Hauſes, welcher offenbar mit der letzten Krankheit leiſe kämpfte. Die Lunge war verbraucht und der Athem begann zu ſtocken.

Um ſo lebensfriſcher erſchien der Sohn am Kaminfeuer, welcher ſich friſch gekochte Kartoffeln aus dem Topfe langte und ſchälte. Ziemlich gleichgültig und etwas abgeſchmackt hörte er mit halbem Ohre auf unſer Kauderwälſch, verſtand aber doch ſo viel, um uns kurz zu bedeuten: es ſeien für Niemand Pferde beſtellt, und es ſeien auch keine vorhanden. Wir müßten warten, und das würde einige Stunden bauern, wenn ſie überhaupt heut noch kämen. Denn ſie müßten weit geſucht werden.

Dieſe abgeſchmackt dargereichte Abfertigung erhitzte uns zu heftigen Aeußerungen. Wenn die erſten Dſchußpferde nicht beſtellt ſeien, ſo müßten ſie für uns zu Dienſt ſtehen.

Statt uns zu antworten lief er zornig in's Gaſtzimmer, riß ein Buch von der Wand, warf es vor uns auf den Tiſch und ſagte kurzweg: Leſ't, dies iſt das Geſetz!

Aha! dachten wir, republikaniſcher ſtrenger Geſetzesſinn! — Und wir ſtudirten, und ſtudirten heraus, daß ſich's die Bauern hier bequemer gemacht, als es den Bauern in Schweden gemacht worden war. Die Häll-Pferde, die ſtehenden, fehlten, und der Reiſende hat drei Stunden zu warten, wenn keine Pferde in der Nähe ſind.

Aber wie will denn der Holſteiner ſo raſch vorwärts? Der junge unmuthige Norweger wußte das nicht zu erklären. Der Holſteiner wurde entſchieden fabelhaft.

Trotz dem, er hatte ein gar zu zuverſichtliches Anſehn gehabt, hielten wir die Landſtraße beſetzt — es war ein melancholiſcher grauer Abend und eine zitternde Oedeinſamkeit bei dieſem kleinen Dorfe. Ich hatte wohl eine Stunde auf einem Steine geſeſſen und mein Ohr hatte nicht den geringſten Ton eines fernen Lebenszeichens vernommen.

Da ſchien es mir endlich, als klappre etwas weit oben rechts im Waldhügel. Es hörte wieder auf; es erhob ſich wieder. Nach einer Viertelſtunde kam es deutlich näher — es war ein Karren, und zwar einer für uns. Ein kleiner Patron, an die funfzig Jahr alt, führte ihn. Er trug einen ſehr benützten blauen Frack, hatte einen ſehr beweglichen, verſchmitzten Kopf, und trug die Schuhe auf den nackten Füßen. Sein erſtes Geſchäft, während deſſen er ſtoßweiſe äußerſt ſchnelle uns total unverſtändliche Monologe ſprach, beſtand darin, daß er ſämmtliche Mantelſäcke aufhob, und nur die leichteſten und die kleinere Hälfte auf ſeinen Karren warf. Dieſe pfiffige Sorge war uns bis daher noch nicht vorgekommen. Ich entdeckte unterdeſſen, daß ſein kleiner Gelbbrauner einen verſtauchten Hinterfeſſel habe, und machte ihn darauf aufmerkſam. Er erwiederte eine wegwerfende Pantomime und nahm, für ſich ſprechend, ſeinen Sitz auf einer Zaunſtange, Knäckebröd aus der Fracktaſche ziehend und kauend. Dieſe Ruhe war ganz in der Ordnung, denn wir mußten auf den zweiten Karren warten, und weder der Blaufrack, noch der herzutretende Wirthsſohn hatten eine Vorſtellung, wann und ob der kommen werde. Uebrigens machten uns beide zu unſerm Troſte deutlich, daß wir doch nicht über den Glommen kämen, und in Aabogen, dem Dſchußorte vor Kongswinger, bleiben müßten.

Endlich kam in ſehr langſamem Tempo der zweite Karren und langſam ging's endlich vorwärts. Der zweite Dſchußbonde blieb nicht zurück, weil er dem Blaufrack ſein Roß nicht anvertrauen mochte, und ſo konnte ich denn nicht raſch von der Stelle, weil ich den Menſchen nicht nebenher traben ſehn mochte. Eine trübſelige Station. Das Wetter war trübe, und es wurde dunkler, als wir's bisher vor Mitternacht gehabt hatten. Auch das Terrain erhob ſich und wurde beſchwerlicher; bald ward's ein ſteiles Auf- und Abſteigen über Lehnen in tiefe Schluchten, deren Weg grundſchlecht. Zuweilen begegneten uns lange Züge von zweirädrigen, hoch beladenen Fuhrmannskarren, eine Erſcheinung des Verkehrs, welche in Wermland ganz gefehlt hatte, und welche uns die Idee des Schmugglers wieder auffriſchte.

In einer dunklen Schlucht ſah ich plötzlich zehn Schritte vor uns drei Geſtalten am Wege ſtehn. Sie hatten Gewehre und rührten ſich nicht. Bewaffnete Grenzhüter oder Räuber? — Niemand ſprach ein Wort. Schweigend, ohne Gruß ging's an ihnen vorüber. Sie thaten uns nichts, und wir kamen bald darauf in ein kleines Dorf und auf ebnere Straße. Nabogen? — Ne!

Kaum waren dieſe Worte gewechſelt, ſo raſſelte ein Wagen hinter uns die Schlucht herab, holte uns blitzſchnell ein, ſauſte an uns vorüber, und eine Stimme rief im hellſten Deutſch: Brauchen Sie die Peitſche, wenn Sie mit mir über den Glommen wollen!

Es war der Holſteiner in einem idealiſch ſchlanken Carriol, vor welchem eine große Falbe in lang geſtrecktem Trabe daherflog. Zu meinem Erſtaunen bog das fliegende Fuhrwerk plötzlich links ab vom Wege und verſchwand mit dem ſchimmernden Glanzhute und dem Regenmantel des allein kutſchirenden Räthſelhaften zwiſchen Häuſern und Bäumen.

Ein Räuberhauptmann! — Hier iſt kein Dſchuß! Wo nimmt er die Pferde her! Und ſolche! Die Sache war in der That verdächtig, und auch unſre bis daher widerwilligen und unfreundlichen Dſchußbonden ſchienen betroffen zu ſein und geſchmeidiger zu werden. War ihnen die Figur bekannt? Waren ſie in Furcht? Es war nichts heraus zu bringen. Aber der meinige hockte auf und hatte nichts mehr einzuwenden gegen ſchnelleres Fahren.

Bis nach dem Dſchußorte Nabogen hinein quetſchte ich ſo Viel aus ihm heraus: daß wir jetzt mitten in der Nacht ſchwerlich für die letzte Station vor Kongswinger Pferde kriegen würden, daß aber weder er noch ſein Kamerad uns weiter fahren möchten. Warum nicht? Der Pferde wegen, die noch gar nicht angeſtrengt und müde ſind? — Nein. — Nun weßwegen alſo nicht?

Es war keine Antwort zu erhalten. Der Weg führte indeſſen eben an einem flußartigen See dahin, deſſen jenſeitiges Ufer von einer hohen kahlen Hügelwand begrenzt wurde, und wir waren bald in Aabogen. Hier fiel mir mein Dſchußbonde in den Zügel; er wollte nicht weiter. Der Privatmann aber war mit ſeinem geldſüchtigen Blaufrack glücklicher geweſen. Dieſer hatte ſich entſchloſſen, für einen Speciesthaler bis nach Kongswinger hinein zu fahren. Dieſelbe Belohnung ward dem unſrigen geboten. Der Species kitzelte ihn, aber er kratzte ſich im Haare, und begann eine zänkiſche fliegende Unterhaltung mit dem Blaufrack. Es war nicht ein Wort zu verſtehen, nur ſchien es, als dringe dieſer auf ſofortiges Weiterfahren, und plötzlich hieb er auch auf ſein Roß und galoppirte von dannen. Ich wollte um keinen Preis von meinem Gefährten getrennt werden, und erſchreckte meinen Gaul ebenfalls mit einem gelungenen Peitſchenhiebe zu raſcher Flucht. Der Dſchußbonde war unten und konnte mich nicht hindern. Er trabte eine Weile hinterher, indem er ſich anhielt und raiſonnirte; endlich hielt er's für gerathener, ſich ein Plätzchen zu ſuchen. Die Karren waren, wie ſchon erwähnt, größer als die ſchwediſchen, und ſchienen leichter als jene noch eine dritte Perſon zu vertragen.

Als er noch einmal fragte, ob es mit dem Species Ernſt ſei, hielt ich ihn für beſiegt, und bekümmerte mich nicht mehr um ſeine Einwendungen gegen ſchnelles Fahren, ſondern überholte den Blaufrack. Meine Frau bat zwar ebenfalls, ich ſollte nicht ſo treiben, wir hätten ja jetzt hinreichenden Vorſprung vor dem Fremden, aber ich hatte die Fahrweiſe mit dem großen Falben geſehn, und wußte, daß unſer Traben nur ein Dilettantismus daneben ſei, und daß er wie ein Satan plötzlich wieder an uns vorüber fliegen könne. Dann konnten wir am Glommen ſtehn bleiben und den Tag abwarten — und ich hatte es kaum gedacht, ſo hörten wir Wagenklappern und einen gellenden Peitſchenknall hinter uns, und unſre eignen Dſchußbonden peitſchten und ſchrien zur Beſchleunigung, als ob wirklich der Satan hinter uns wäre. Es lag eine ſteile Höhe vor uns, und aller menſchlichen Berechnung nach konnte er ſie ebenfalls nur im Schritt überwinden. Die Nacht war übrigens lichter geworden, und wir konnten wie in Wermland die ganze Gegend überſehen bei dieſem weißlichen, wunderbaren Nachtſcheine. Und die Gegend ſchien ganz intereſſant zu werden, der ſchwediſche Charakter ſchien verſchwunden zu ſein. Immer rechts neben uns der flußartige See und hinter ihm weich gerundete grüne Hügel ohne Buſch, hoch und maleriſch.

Wir waren alle abgeſprungen, um den Pferden das Aufſteigen zu erleichtern und die Tſchußbonden ſelbſt trieben immerfort mit framåt! framåt! Vorwärts! Vorwärts! und ſahen haſtig nach rückwärts hinab, wo der Räthſelhafte eben am Fuße des Berges anlangte. Wer iſt's denn eigentlich? fragten wir. Sie antworteten nicht, ſondern trieben uns auf die Karren, als wir nahe an der Höhe waren. Eine lange Abdachung, wahrſcheinlich zum Glemmenthale hinab, lag vor uns und die Pferde brauchten nur zu laufen. Das thaten ſie nach Kräften, aber dennoch war der Glanzhut alsbald hinter uns, und flog mit einem großen grauen Pferde — wo nahm er die großen Pferde her? — vogelleicht an uns vorüber, „framåt!“ mit rauher Stimme den Bonden, uns aber zurufend: Halten Sie drauf, daß Sie mit mir zum Glommen kommen!

Es war nicht möglich. Wir blieben weit hinter ihm zurück.

10.

Chriſtiania.

Im Grunde war die Sprache, welche wir jetzt eine Woche lang hörten, unſerm heimathlichen Verſtändniſſe viel näher. Wir wußten nur noch nichts davon, oder richtiger: wir hörten es noch nicht heraus. In Sachen der Sprache kann ja etwas ganz geſetzlich ſein und es iſt trotzdem nicht verſtändlich, unter Umſtänden ſelbſt nicht richtig. In dieſem Punkte herrſcht in Deutſchland, welches doch ſo muſikaliſch, die merkwürdigſte Befangenheit. Für die geſprochene Sprache iſt das muſikaliſche Ohr ziemlich ſelten unter uns. Wie wäre es ſonſt möglich, daß Ueberſetzungen unter uns vortrefflich genannt werden könnten, welche die Muſik deutſcher Sprache in jeder Zeile beleidigen. Ich denke hierbei auch unter anderen an die geprieſene Schlegel-Ueberſetzung, die ſo gut wie zunächſt möglich iſt die eigenthümlich engliſchen Wendungen in deutſche Verſe zwingt, und Shakeſpeare allerdings gut überſetzt, nicht aber in gutes Deutſch überſetzt. Man ſtellt ſich, als ob man dieſen Ohrenzwang gar nicht empfände! Sollte man wirklich dieſe immerwährenden Verſtimmungen nicht inne werden? Hätte ich allein ein ſo unglückliches Ohr? Gewiß nicht. Man hat ſich nur ſo verwöhnt, grundſätzlich verwöhnt, die Form unwichtig zu finden neben dem Gedanken, daß man die eigene Sprache behandelt wie die Stiefmutter ein ungeliebtes Stiefkind. Wir haben wirklich kritiſche Ueberſetzer, denen unſre Mutterſprache nur Stiefkind iſt neben dem fremden Kinde.

Dieſer Gedankengang ſchleicht ſich hier am Glommen herzu, weil ich bei Norwegen an Oehlenſchläger denke, welcher durch ſeine Dramen norwegiſche Helden unter uns bekannt gemacht hat, und weil ich mich dabei erinnere, daß mir die deutſche Sprache dieſer Dramen immer wie hartes, unreifes Obſt ſchmeckte. Er ſchreibt bekanntlich ſelbſt eigenhändig däniſche und deutſche Verſe. Man ſagt alſo, die Stücke ſeien nicht überſetzt, ſondern ſeien auch deutſch geſchrieben. Die Verehrung der Dänen zeigt, daß das Däniſche darin gewiß beſſer iſt als das Deutſche. Denn dies iſt kein richtiges Deutſch, wenn es auch grammatiſch richtig iſt. Rechne ich andre Nachbildungen hinzu, welche von deutſch ſchreibenden Scandinaven gemacht worden ſind, und von denen ich eben eine Nachbildung eines Anderſenſchen Drama's durch Le Petit vor mir habe, ſo drängt ſich mir die Schlußfolgerung auf: all dieſe halb germaniſchen Sprachen haben eine Freiheit in Durcheinanderwürfelung der Worte, und folgen darin einer ſo unmuſikaliſchen Willkür, daß ſie weit zurückbleiben hinter gutem Deutſch. Und doch geſtattet unſer Deutſch noch ſo viel Willkür, daß ſelbſt Jean Paul's gemachter und faſt durchweg verſtimmter Styl Vertheidiger und Verehrer hat finden können.

Sicherlich klang die Unterhaltung unſrer beiden Dſchußbonden kurz vor dem Glommen recht unharmoniſch. Mehr und mehr erkannten wir germaniſche Worte. In der ſchwediſchen Tracht hatten ſie uns durch Vocale und gothiſche Nachbarn beſtochen, hier aber erſchienen ſie uns erſtaunlich platt.

Wir mußten wegen einer neuen ſandigen Anhöhe noch einmal langſam fahren, der Fabelhafte war ſchon jenſeits der Höhe verſchwunden, und wir beriethen, was aus uns werden ſollte, wenn er am Glommen nicht auf uns warte.

Im Fährhauſe auf den bereits anbrechenden Tag zu harren wäre uns ſchon recht geweſen, wenn das Fährhaus ein Plätzchen zum Schlaf, deſſen wir ſehr bedurften, verſprochen hätte, und wenn wir ſo klug geweſen wären, dem vorauseilenden Abällino eine Stunde unſrer Abfahrt von Kongswinger anzugeben, damit er von dieſer Stunde ab unſre Pferde bis Chriſtiania beſtellt hätte —

Er wartet! hieß es auf einmal, als wir oben auf der Höhe ankamen. Das Thal des Glommen, des Hauptſtromes in Norwegen, lag vor uns. Von hoch oben herab, von der Grenze des Drontheimſtiftes kommt dieſer Strom durch Oeſterdalen und Hedemarken. Hier bei Kongswinger macht ſein ſteter Lauf nach Süden eine jähe Beugung gen Weſten und drängt ſich einige Meilen weit weſtlich durch Hügel und Schluchten, um dann erſt wieder ſeinem natürlichen Falle ſüdlich hinab zu folgen. Mit ſeiner großen Waſſermaſſe in Seen ſich erweiternd, ſich in mächtige Arme theilend und die Arme wieder in ein breites Bett vereinend gelangt er unten zwiſchen Frederiksſtadt und Frederikshall in die Nordſee.

Die einzige große Biegung des Stromes lag vor uns. Zwiſchen ſteilen aber rund geformten Bergen kam er rechts vor uns herab, und wo die Steinklippe von Kongswinger uns gegenüber ſich erhob, eine geiſterhaft erſcheinende Kriegsſtation mit einer kleinen Muſchel von Häuſern, da warf er ſich jählings herum gerade vor unſern Weg. Der graulichte Morgenſchein und ein feines Regenbrüſeln hüllten das Landſchaftsbild, welches nur links, dem Strome abwärts, ſich öffnete, in einen romantiſchen Schleier.

Auf offenem Prahm wartete unſer wirklich der Räthſelhafte. Die Pferde wurden ausgeſpannt und auf die rechte Seite, die Karren auf die linke Seite des bordloſen Fahrzeugs geführt. Still ging's hinüber über den nicht ungeſtüm aber mächtig rauſchenden Fluß. Der Leichtſinn dieſer Ueberfahrt hatte etwas Poetiſches: die umgeſtülpten Karren erhielten, ich weiß nicht woher, einen Stoß, und der eine war nahe daran in die tiefe Fluth hinein zu ſtürzen. Ich ſtand zunächſt und griff zu, und ſah erſt, als der Karren ſich beruhigt, daß ich nur noch einen halben Schritt rückwärts zu thun gebraucht, um in der geheimnißvollen Waſſerfluth zu verſinken. Denn nicht die kleinſte Latte hinderte den Fuß.

Der Räthſelhafte war einſylbig, und ging unſern Fragen aus dem Wege, die Schiffer gehorchten ihm aufmerkſam und doch ſahen wir ihn nicht einen Schilling zahlen, die Dſchußbonden ſchwiegen und ſahen ihn von der

Seite an, und ſobald wir jenſeits landeten, ſaß er auch ſchon wieder auf ſeinem Carriol und war verſchwunden hinter den erſten Häuſern des Fleckens von Kongswinger.

Auf Stühlen und an der Erde fanden wir im Dſchußhauſe eine dürftige Ruheſtatt. Um acht Uhr ſollte es weiter gehn; von dieſer Stunde an wurden durch den Räthſelhaften unſre Fahrzeuge beſtellt auf den neun Poſten bis Chriſtiania. Dort im Hôtel de Scandinavie, welches er uns empfohlen, ſollten wir ihn wiederſehn. Aber wir mußten zeitiger auf, denn wir hatten die oben liegende Feſte zu beſteigen, und hatten, was bei unſrer ſchweren Zunge viel ſchwieriger war, Geld zu wechſeln. Und leider war's wieder Sonntag, und leider regnete es, ein Wetter, welches dem Dſchußfahren geradezu widerſpricht. Die Wirthin gab uns auch den Troſt mit auf den Weg, daß die Bankiers von Kongswinger heut geſchloſſen hielten. Unter den Bankiers war der Krämer des Neſtes zu verſtehn. Neben dem Begriff einer Stadt iſt dieſer Ort nur ein Neſt: es kleben an dem Berge unter der Feſtungsklippe ein Paar dürftige Straßen, und der Matador iſt das Haus des Krämers.

Unſer erſter Sturm ward durch die verſchloſſenen Thüren rundweg abgeſchlagen. Die Feſte ſelbſt aber lag mit ihrem Thore und ihren verfallenen Wällen unſrer Neugier vollſtändig offen, und wenn auch an ihr ſelbſt nichts zu ſehen war, ſo entſchädigte ſie doch durch die Ausſicht auf Berg und Thal am Glommen. Nördlich bricht der Strom wie durch Bergthore, öſtlich und ſüdlich begrenzt terraſſenförmig erhobenes Land, durch welches wir in der Nacht gekommen waren, den Blick, und weſtlich ſchieben ſich kleine Bergzüge in etwas verworrenem Durcheinander gegen den Strom heran, ſo daß man etwa eine Meile weit in ein unregelmäßig geſtaltetes Thal, unſern nächſten Weg, hinausſieht. Der Regennebel färbte nur trübe den Blick in die Gegend, verhüllen konnte er nichts, wenn auch bei hellem Wetter iſt nicht weiter zu ſehn.

Als Schweden und Norwegen noch getrennt und oft feindlich getrennt waren, hatte die Feſte hier am Glommenknie ihre Bedeutung. Jetzt nach Vereinigung der Länder unter einen gemeinſchaftlichen König darf ſie verfallen.

Beim Herabſteigen drangen wir durch ein Hinterthor in die Krämerfeſtung, welche uns in dieſem Augenblicke wichtiger war als Norwegens Sicherheit. Ein Dienſtmädchen ſchrie auf, als ſie den Ueberfall gewahrte, und die Aufgabe war nicht gering: ſie mochte die fremden, etwas verwilderten Geſtalten für ſpitzbubenartige Weſen halten, und konnte darin nur beſtärkt werden, als ſie uns ſtatt verſtändlicher Worte Geld vorbringen ſah. In der That wollte ſie auch entfliehn, und mußte doch um jeden Preis aufgehalten werden. Glücklicherweiſe fiel dem Privatmanne das wichtige Wort ein, welches wir für „Wechſeln" brauchen gehört, das Wort „mut!" Kaum war es ausgeſprochen, ſo entfloh das Mädchen in's Haus. Später erfuhren wir aus dem Lexikon, daß muta beſtechen heißt, und nun erklärte ſich uns die Flucht des Mädchens.

Unſre Noth war indeſſen zu groß, wir konnten geradezu nicht weiter, wenn man uns nicht norwegiſches Geld einwechſelte. Von Kongswinger bis Chriſtiania giebt's nicht ein einziges Städtchen mehr. Ich lief alſo geradezu Sturm auf die Thür, hinter welcher das Mädchen verſchwunden war. Die Thür war verſchloſſen, und wich und wankte nicht, und Niemand öffnete, wie ſehr ich auch lärmte. Durch eine Ritze entdeckte ich, daß es die Küche war, und daß mehrere Mädchen, auch ein kochender Mann darin waren. Letzterer mochte der Krämer ſein, der ſich vielleicht ein abſonderliches Sonntagsfrühſtück bereitete. Um ſo lauter und eifriger trieb ich meinen Spektakel ſo lange, bis er endlich den Kochlöffel aus ſeinem

Topfe zog und ohne ein Wort zu ſprechen damit gegen die Thür drehte.

Dieſe enthaltſame Demonſtration entwaffnete mich. Ich fand darin, daß nur die langwierigſte Belagerung hier etwas ausrichten könne. Zudem regnete es unabläſſig auf uns Belagerer, und die neunte Stunde war auch angebrochen. Wir ſollten aber, um überall rechtzeitig anzukommen, ſchon um acht Uhr aufbrechen. Aufbrechen! in dieſem Wetter auf offnen Karren und ohne Geld!

Die Dſchußwirthin verſchaffte uns für überchriſtliche Procente den Betrag für zwei Poſten und vertröſtete uns auf den Engländer, der Alles könne. Es ward uns nicht leicht, herauszufinden, was ſie mit dem „Engländer" meine; aber es gelang uns: auf der zweiten Poſt wohne ein Engländer, der wie ein Samariter den Reiſenden zwiſchen Jericho und Jeruſalem beiſtehe. Denn dieſe lächerliche Noth um kleines Geld widerfährt in Scandinavien Jedermann.

Ueber alle dem war es halb Zehn geworden, ehe wir unter deutſchen Regenſchirmen am Glommen hinab fuhren. Neue Noth brachte neue Kenntniß. Mein Gaul zeigte eine befremdliche Neigung, auf jeden Zügelzug in den Straßengraben zu ſteigen, und ich entdeckte ſpät genug, daß es am Geſchirr lag. Zum Lohn für mein damaliges Knüpfen und Binden und Fluchen lernte ich denn dies Geſchirr gründlich kennen und muß es nun beſchreiben. Die Karren haben Gabeln, in denen das Pferd geht: und zwar vertreten die Gabelſtangen die ſogenannten Seitenblätter und Stränge unſrer Anſpannung. Das Pferd wird nur vorn an den Schulterblättern in dieſe Gabelſtangen geſpannt, und zieht nur mit ſeinen Schulterblättern. Hinten iſt es ganz frei. Zum Haltpunkte für dieſe vordere Anſpannung dient ein kleines Sättelchen oder Polſter, welches dicht hinter dem Widerriſt liegt, oder vielmehr auf kleinen Holzdauben ſchwebt. Es iſt durch einen Gurt vorn dicht hinter den Vorderſchenkeln um den Leib des Thiers feſtgeſchnallt, und hat oben auf ſeinem Rücken ein Paar Ringe, durch welche die Leitſeile laufen. Da dieſe beim Lenken links und rechts oft ſcharf an die Ringe drücken, ſo iſt es nöthig, daß das Polſter mit den Ringen feſt ſtehe und nicht nachgebe. Das war bisher immer der Fall geweſen und wir hatten nicht drauf geachtet. An der Krankheit lernt man erſt die Geſundheit erkennen, und jetzt in Norwegen, wo alles Fahrzeug liederlicher war, wurden wir zu dieſer Kenntnißnahme gezwungen: das Pferd lief zum Graben, weil das Polſter immer nach der Seite rutſchte, und auch nachdem ich es meinen Kräften angemeſſen feſtgemacht, mußte ich es wie ein rohes Ei behandeln, und mußte jede leidenſchaftliche Bewegung des Pferdes wie eines nervenkranken Geſchöpfes vermeiden. So wurde die Carlſtader Peitſche in Ruheſtand verſetzt, und wir verloren dadurch wieder Zeit.

Land und Luft entſchädigten uns: der Nebel war als Regen herunter und die Sonne ſtrahlte durch leichte Dünſte. Dieſer Charakter der Atmoſphäre, welcher jegliche Färbung ungemein ſättigt und erhöht, iſt uns in Norwegen treu geblieben und hat uns die Landſchaften im günſtigſten Lichte gezeigt.

Der Glommen gefiel uns jetzt bei ſtrahlendem Tageslichte ungemein; es iſt einer der ſchönſten Ströme, die wir je geſehn. Seine Waſſermaſſe rollt ſo kräftig, daß man ein ſteiles, tiefes Bett unter ihr vermuthen darf, die Farbe iſt ein ſchönes Stahlblau, und die Ufer, zwar nicht eben ſchroff und felſig, ſind doch meiſt bewachſene und erhöhte Ufer. Das Thal, welches er hier durchſtrömt, iſt breit, und links und rechts ſteigt es auf in der Entfernung zu weichen, langhinſtreichenden Hügellehnen. Vor uns nach Weſten hin ſchließt ein ziemlich naher blauer Bergzug die Ausſicht.

Als wir dieſen Bergen näher kamen, ſchoben ſie ſich mehr zu unſrer Linken hin, rechts von uns oben auf der Hügellehne lag unſer nördlichſter Dſchußhof Ous, und der Glommen wendete ſich unten in ſpiegelblanker majeſtätiſcher Wendung links hinab, halb ſüdlich jenen Bergen zu, die er zu ſeiner Linken läßt, um geradehinab gen Mittag dem Meere zuzurollen.

Hoch oben vor dem Dſchußhofe vertieften wir uns in dieſen Anblick der Landſchaft, welche rechts hin ganz frei wurde, und wir vergaßen ganz unſers ſamaritaniſchen Engländers, bis uns bei der Bezahlung die kaum ausreichenden letzten Schillinge daran erinnerten.

Unten am Glommen iſt ſein Gehöft! hieß es. Wir ſahen es und trabten auf das Haus zu, welches ſich als gemauertes auszeichnete. Kurz vor demſelben kam ein Mann des Weges, den der graue Wetterrock, die Kamaſchen und das Werk des Sheffielder Barbiermeſſers durchaus als Engländer bezeichneten. Ich hielt flugs, und die Anrede begann. Er war's, es war der vortreffliche Engliſhman, deſſen Namen ich undankbarerweiſe vergeſſen, der uns gaſtfrei aufnahm wie ein Patriarch, der uns außer Sherry das unerläßliche Geld gab, der Zeitungen hatte und die Welt kannte, und bei welchem wir glückſelig den letzten Reſt der uns geſtatteten drei Stunden verſchwatzten. Gott lohn' es ihm und ſeiner anmuthigen Familie! Er iſt naturaliſirter Norweger, und ſo ſoll es deren ſchon Viele geben. Dies iſt ein auffallender neuer Zug an den Engländern. Sind die grünen Inſeln ſchon ſo überfüllt, daß man nicht mehr blos nach Neuengland jenſeits des Oceans auswandert, ſondern auch einzeln unter fremden Völkern ſich verlieren mag?

Wie dem ſei, wir flogen ermuthigt von dannen, und freuten uns des neuen Landes, welches eine von Schweden ganz abweichende Natur, weitere Becken, weichere Formen, höhere Berge, wärmere Farbe zeigte. Zudem hatte der Privatmann ſtatt des Karrens ein Carriol bekommen, und er ſchrie einmal über das andre vor Entzücken auf, ſo himmliſch fahre man in dieſer einſitzigen länglichen Nußſchale, welche vollſtändigen Raum zum Fußausſtrecken und ein paradieſiſches Schaukeln in Federn gewähre. Er fuhr dergeſtalt feurig voraus, daß wir hoffen durften, eine halbe Stunde von den ſchon verſchwendeten drei Stunden, dem uns gewährten äußerſten Termine, einzuholen. Aber das Ganze war ein Sherry-Rauſch. Der nächſte Dſchuß brachte ſehr ſchlechte Pferde, und an ſeinem Ende einen neuen Aufenthalt. Hier in Vorniſund kommt herab aus dem Mjöſen-See ein Zufluß zum Glommen. Der iſt wie immer ohne Brücke und die volle Fähre ſtieß eben ab nach jenſeits, wir mußten warten und die eroberte halbe Stunde verrann. Zwiſchen zwei Hügeln ſtrömt der Vorniſund nach dem Glommen, der einen Büchſenſchuß zu unſrer Linken ſeine blitzende Bahn zog; verdrießlich beklagten wir uns gegeneinander, daß die Natur wohl ſchöner geworden ſei, aber der Menſch garſtiger als drüben in Schweden. Die ſchönen Geſtalten, wohlgebildeten Antlitze waren verſchwunden, Alles, was uns begegnete, trug einen abſcheulichen Frack, Niemand grüßte mehr, was ſo lieb geweſen war in Schweden, Niemand war ſo höflich und zuvorkommend als in Schweden, Alles erſchien trotzig, herb, wenigſtens unfreundlich und gröblich auf Gewinn bedacht —

Dafür haben die Norweger andre gute Eigenſchaften! ſagte plötzlich in deutſcher Sprache neben uns ein großer Mann in der Blouſe, in Reitſtiefeln und mit einer Reitpeitſche bewaffnet. Es war ein Landsmann aus Heſſen, der ſich hier oben in Hedemarken angeſiedelt hatte, Namens Schirmer. Schon wieder ein Naturaliſirter! Das Land muß ja erſtaunliche Anziehungskraft haben! — Es iſt frei von dem polizeilichen Ueberfluſſe, welcher in Deutſchland Alles ſo erſchwert. Hier mögen noch zu wenig Formen ſein, aber das verbeſſert ſich leichter als das Gegentheil.'

Wir tauſchten die Neuigkeiten aus über unſer altes und ſein neues Vaterland, und er beglückte uns durch Vervollſtändigung unſrer Landesmünze. Denn wir waren wie reiſende Schacherer, die zuerſt und zuletzt immer Geldwechſeln im Sinn hatten. Die ſtündlich wiederkehrende Noth auf den Dſchußhöſen war gar zu groß!

Als der Prahm eben vor uns anlegte, fragte er uns, ob wir nicht nach dem Mjöſen hinauf wollten. Er ſei der Mittelpunkt einer der ſchönſten Landſchaften in Norwegen zwiſchen Hedemarken, Hadeland und Aggerhuus; und wir fänden auch bei Minde ein Dampfboot zu ſchneller Beförderung —

Ja wohl! — Aber unſer Dſchuß! Wir haben vorausbeſtellt bis Chriſtiania! Wir können den Leuten doch nicht durchgehn!

So ward uns die Vorausbeſtellung eine Laſt, und obenein hatten wir zu fürchten, daß wir, über drei Stunden zu ſpät kommend, das Fuhrwerk nicht mehr überall finden würden. Ich rathe Jedem, der die Reiſe in gleicher Richtung macht, von hier aus nach dem Mjöſen hinaufzugehn. Der Aufenthalt von einigen Tagen ſoll ſehr lohnend ſein, und dann kann man den Rückweg über Alvſtad, Dugedal, Grannevolden über den Tyrie-See nehmen nach Chriſtiania. Dann berührt man die berühmten Waſſerfälle und den Ausſichtspunkt Ringe-Rige, nach welchen man doch von Chriſtiania aus fährt, und man hat ſolchergeſtalt nicht zweimal denſelben Weg zu machen, wie es nöthig iſt, wenn Chriſtiania der Ausgangspunkt zu dieſen Partieen wird.

Edle Gewiſſenhaftigkeit trieb uns auf der geraden Straße weiter. Das Land wurde dafür kahl, ſandig, ſteinig, unintereſſant, und die Dſchußbonden wurden immer bedrohlicher. Schlechter Weg, ſchlechte Pferde, Sonnenhitze und Staub ließen uns immer mehr Viertelſtunden einbüßen, wir mußten Verzugsſchillinge zahlen und von Poſt zu Poſt fürchten, die Pferde nicht mehr vorzufinden. So ging's in einer Haſt bis gegen Abend, bis wir dergeſtalt ausgehungert waren, daß wir eine Mahlzeit abzuwarten uns entſchloſſen, wenn ſie auch unſre letzte Dſchußhoffnung koſte.

Bei der in ganz Scandinavien beliebten ſauren Milch wurde denn leichtblütig geſchwelgt, als wir noch zwei ſtarke Stationen bis Chriſtiania vor uns hatten. Damit verzichteten wir darauf, vor einbrechender Nachtdunkelheit an den berühmten Ausſichtspunkt auf Hauptſtadt und Meerbuſen zu kommen. Zudem mußte die Frau geſtehen, daß ſie nicht mehr im Stande ſei, das Trabfahren auf dieſer mit Steinen beſäeten Straße auszuhalten. Das war nun freilich entſcheidend.

Zu unſrer Ueberraſchung war übrigens hier auf der vorletzten Poſt gar nicht mehr von beſtellten Pferden die Rede. So nahe an der Hauptſtadt iſt es nicht nöthig; es waren Pferde vorhanden, und wir zogen, vollſtändig Verzicht leiſtend, im Ackergaulſchritt einem ſteilen Waldberge zu, der vor uns lag. Diesmal hatten wir gar keinen Dſchußbonden. Wir würden ſchon finden und ſollten die Pferde nur gehen laſſen und am nächſten Dſchußhofe abgeben. Bon! ſagte der Privatmann, und wir fuhren familienhaft dicht neben einander und plauderten. Wir waren abgeſpannt und kümmerten uns nicht mehr um vorgeſteckte Ziele. Wenn der Sprit ausgeht, ſagten wir mit Beckmann, dann hört Alles auf! —

Ein ſteiler, ſteiniger Waldberg folgte dem anderen, übrigens war's der ſchönſte Sommerabend, und der Privatmann war in der geſprächigſten und liebenswürdigſten Laune. Man muß überhaupt dieſen Dſchußkarren nachſagen, daß ſie für Milz und Leber die einfachſten aber trefflichſten Erfindungen ſind. Wenn ſie das Genick nicht brechen, den verſetzen ſie in roſige Laune. Uns hatten ſie's blos geknickt, und wir lachten wie die Kinder. Die abſcheuliche Volkstracht, welcher wir den ganzen Tag über begegnet waren, hatte die Phantaſie des Privatmanns unaufhörlich beſchäftigt und ward jetzt nach allen möglichen Seiten erforſcht. Daß eine ſo geſunde und tüchtige Nation die abgelegten Fracks zur Nationaltracht wählen könne, das müſſe eine übernatürliche Urſache haben. Seine Combination blieb bei einer kaufmänniſchen haften. Nach allem, was wir bis jetzt geſehn, ſagte er, iſt der Norweger ſehr ökonomiſch. Er hat offenbar Depots in franzöſiſchen, holländiſchen, engliſchen und deutſchen Häfen, Depots, in welche alle abgelegten Fracks jener Länder zuſammenſtrömen. In Maſſe werden ſie als Maſſenkleidung nach Norwegen gebracht. Darum ſehen wir nie einen neuen Frack. Darum darf kein Jude in dies Land; man will keinen Detailtrödel —

Und die Mützen der Frauenzimmer! Haben ſie nicht ebenſo etwas Unorganiſches, etwas Lieferungsartiges!

Die Bäuerinnen nämlich, welche uns begegnet waren, hatten runde Männermützen von Tuch getragen, Mützen mit dem uns wohlbekannten kleinen Lederſchirm, der blos die Mütze ſelbſt vor'm Angreifen ſchützt, wenn man Viel zu grüßen hat. Hier alſo, wo man nicht grüßte, war dieſe heimathlich deutſche Erfindung doppelt räthſelhaft und jedenfalls ein nicht unwichtiges Merkmal des Geſchmackes.

Mitten in dieſen ſteinigen Waldhöhen holte uns übrigens ein Reiſender ein, welcher ein von uns ſo bewundertes Carriol fuhr, und ſich lange Zeit dicht hinter uns hielt. Die Frau ſchalt unſre böſen Zungen und meinte, dieſer Carriolführer ſähe gerade ſo aus, als ob er deutſch verſtände —

Wahrhaftig! Er hatte alle unſre Nichtswürdigkeiten gehört, und verzieh ſie uns langſam, als er im Geſpräch erfuhr, ſie ſeien nicht bös gemeint und wir ſeien offnen Ohrs, uns eines Beſſeren belehren zu laſſen.

Er belehrte uns vortrefflich über ſein Land. Viel verbreiteter als in Schweden iſt hier in Norwegen unter den Gebildeten die deutſche Sprache und eine der deutſchen ähnliche Bildung. Und alle die jungen Norweger ſolchen Standes haben eine würdige Einfachheit und Tüchtigkeit in ihrem Weſen, welche rührend und beſtechend zugleich iſt. Naiv und lächelnd geben ſie uns halb Recht, wenn wir die Geſchmacksſünden berühren, ſchwer ernſthaft verweilen ſie bei den Ausbildungen, deren ihr noch ſo anfänglicher politiſcher Zuſtand bedürftig ſei, ſicher und feſt wiſſen ſie, daß ihre Verfaſſung kerngeſund in ihrer Einfachheit, und mit ſtillem enthuſiaſtiſchen Danke hören ſie, daß man in Deutſchland die Vorzüge dieſer Einfachheit ſehr wohl zu ſchätzen wiſſe.

Solch ein liebenswürdiger, wohlgebildeter junger Norweger war unſer Karriolreiſender, der uns unten im Thale, im letzten Dſchußhofe eine Wohlthat verſchaffte, die uns entzückte, einen Karren, der auf zwei Federn ſtand, und auf deſſen ſchaukelndem Sitz wir wahrhaft ſchwelgten. Dazu das merkwürdigſte Roß, welches uns vorgekommen, ein großes, nicht eben ſchönes Thier, welches mit dem verſtändigſten Eifer lief, und in Ausſuchung des Gleiſes, Vermeidung der Steine, in Beſchleunigung und Hemmung eine ſo vollkommene Verbindlichkeit gegen uns an den Tag legte, daß es mir, ohne poetiſche Redensart, wie ein verzaubertes edles Weſen vorkam, daß ich mit größter Behutſamkeit die Peitſche vor ihm verſteckte, und zur Ueberraſchung meiner Frau leiſe ſagte: ich würde mich geniren, ja ich würde mir um keinen Preis erlauben, dies verbindliche Thier zu ſchlagen. Ich kam mir vor nach einer ſo anſtrengenden Tour von Carlſtad bis hierher wie in Tauſend und Eine

Nacht verſetzt, und am Ende hatten wir beide auf dieſer letzten Poſt einen lieblichen Reiſerauſch.

Die Oertlichkeit erhöhte ihn. Der Waldberg lichtete ſich zu unſrer Linken, und wir ſahen jenſeits, wohl eine Meile jenſeits, einen hohen maleriſchen Höhenzug. Das Thal zwiſchen ihm und uns war baumreich und vom Abendſcheine tief beleuchtet. Plötzlich trat in der Ferne ein Waſſerſchein in dies Thal, und erweiterte ſich, erweiterte ſich immer mehr: es mußte der Meerbuſen ſein, welcher ſich von der Nordſee tief herauf zieht nach Chriſtiania. Und doch hatten wir keine Ahnung, wo Chriſtiania ſelbſt läge. Auch rechts vor uns verſchwand allmälig der Wald, und wohl angebautes Land mit Alleen von Fruchtbäumen und ſtattlichen Gehöften bedeckte die ſanft aufſteigenden Berglehnen, deren ferne rückwärts von uns liegenden Höhen mit Wald gekrönt blieben. Wir waren auf einer leiſe abfallenden Hochebene. Endlich kamen wir an ihren letzten Abhang und unter uns lag auf breiter Landſpitze, eng geſammelt Chriſtiania.

Rings um den Häuſerſtoß ſchimmerte in ſchwachem Abendſcheine der Meerbuſen, der Fjord. Links zogen in geſtreckter Linie dem Fjord entlang die Berghöhen, welche wir zuerſt geſehen. Gerade aus ſchloß ſich durch weich gehügeltes Land der Meerbuſen, ſo daß er wie ein See erſchien. Rechts, in tiefem Schatten des Weſtens ſchwarze, höher und höher aufſteigende Waldberge.

Kein Lüftchen regte ſich, der Himmel war klar und goß einen matten Lichtſchein über die Landſchaft, welche überall weiche, runde Linien zeigte. Alles gemahnte an Italien, und ich hielt verwundert ſtill. Auch die Stadt ſtörte nirgends durch einen ſpitzen Thurm die Illuſion des Südens.

11.

Die Stromfälle.

Breite, freundliche Straßen, mittelgroße bürgerliche Häuſer, keinerlei Gedränge in den Straßen, wohl aber mitunter ſehr friedliche Stille, nichts von ausgezeichneten Plätzen oder Gebäuden oder Denkmälern — Alles das bezeichnet dem eintretenden Fremden Chriſtiania als eine Mittelſtadt. Der Gaſthof, welchen wir unter einem warmen Sprühregen erreichten, das Hôtel de Scandinavie, hatte denſelben Charakter. An die zwanzig Carriols ſtreckten ihre Gabeln in die Höhe, und bildeten unter einem leichten Schuppendache wie eine Soldatenlinie den Hintergrund des ſchmalen Hofes. Einfach bürgerlich zeigte ſich Einrichtung und Bewirthung des Hauſes, aber ſolid, wohlgefällig und gemüthlich.

Bürgerliche Solidität und Gemüthlichkeit mag man ſich ausgedehnt denken über dieſe Hauptſtadt des freien Bauernlandes. Die Inſtitute, darunter auch die Univerſität, ſind großentheils neu, und ſie haben nicht eben ein gebieteriſches Ausſehn und Weſen, aber ſie ſind friſch und geſund und ſtrebſam. Ueberall vermißt man Geſchichte und den romantiſchen Reiz, welchen ſie ausübt, überall aber findet man zum Erſatze ein vorurtheilsfreies, verſtändiges Trachten. Jedermann vertritt mit Vorliebe und ſchönem Eifer den jungen Staat. Chriſtiania verwiſcht den ungünſtigen Eindruck der Fracks und der Karren und ſteinigen Landſtraßen. Uns wenigſtens erging es alſo im ſcandinaviſchen Hôtel. Wir fühlten uns, was uns lange nicht begegnet, wie in der Heimath. Chriſtiania hat an ſich ſehr viel Deutſches, und das Deutſche iſt hier nicht nur geehrt, ſondern auch gekannt und vielfach vertreten. Der Sohn unſers Gaſtwirthes, ein gebildeter und liebenswerther junger Mann, ward für uns eine unſchätzbare Begegnung. Er ſprach vollkommen Deutſch und behandelte uns unbekannte Fremdlinge wie längſt erwartete Freunde. Er und der Bräutigam ſeiner Schweſter, patriotiſche und doch vorurtheilsfreie Norweger, orientirten uns mit einer Bereitwilligkeit und Genauigkeit, daß ich unſern Landsleuten

Glück wünſche, wenn ſie wie wir zufälligerweiſe in's Hôtel de Scandinavie gerathen. Haſtig fragten wir denn auch, wer unſer räthſelhafter Landsmann am Glommen geweſen ſein könne, der uns dies Hôtel genannt und durch ſeine Gefälligkeiten uns zu Dank verpflichtet hatte. Der Sohn des Hauſes beſann ſich noch, da trat der Räthſelhafte ſelbſt in den Hof. Er trug jetzt ſtatt des Glanzhutes eine ſtraffe Mütze und an den Füßen glänzende Reitſtiefeln. Lächelnd ſchritt er uns entgegen: er war ſeines Zeichens ein Bereiter und führte als Courier die königliche Poſt herüber von der ſchwediſchen Grenze. Man iſt in all ſolchen Dingen hier ſparſamer. Ein ſolcher Poſtconducteur hat auch noch ſein Privatgewerbe, und unſer Freund war kundig und thätig in Behandlung der Roſſe aus Guldbrandsdalen, welche für die beſten in Norwegen gelten. Obwohl wir bis daher nur ſchlechtere Thiere als in Schweden geſehn, verſicherte er uns doch, die norwegiſchen Pferde ſeien tüchtiger als die ſchwediſchen, den ſtarren Hals und die ſteifen Ganaſchen aber hätten ſie mit jenen gemein. Die kurzen Hälſe und Köpfe, das mehr derbe als ausgebildete Vordertheil verhindern wohl die eigentliche Schönheit dieſer nordiſchen Roſſe, aber die einleuchtende Tüchtigkeit derſelben beſticht auch bald ſelbſt unſer verwöhntes Auge, da ja Schönheit immer nur eine charakteriſtiſche Blüthe der Tüchtigkeit iſt, und wir ſahen bei der norwegiſchen Reiterei in Chriſtiania manches Roß, deſſen Beſitz wir für wünſchenswerth hielten.

Gegen Veredelung durch engliſches Blut iſt man ſehr mißtrauiſch, weil man beſonders in Schweden gefunden haben will, daß ſie die einheimiſche Race verweichliche und verderbe. Man ſollte meinen, dies liege wohl nur in unrichtig angewendeter Kreuzung, da ja England die compacteſten Hunter beſitzt, und da ferner die ſtärkeren unter den orientaliſchen Racen den ſchwediſchen und norwegiſchen Thieren ziemlich nahe ſtehn in Geſtalt und Weſen.

Unſer Freund hatte nichts weiter dagegen einzuwenden, als daß es hier an reichen Leuten fehle zu derlei Verſuchen. Der Regierungsſtyl, der nahe liegenden Praktik ſtreng folgend, iſt auch noch weit entfernt von ſolchen ſogenannten Luxusgedanken, und im vorliegenden Falle hat er auch ganz Recht, da das norwegiſche Roß ſeine guten Dienſte thut. Was ich über die Dienſtfähigkeit deſſelben beobachtet, ſtimmt ganz mit dieſem Lobe überein, und hat mir nur ein großes Bedenken über die Ausdauer der Thiere erweckt. Allerdings ſind ſie großentheils nur auf Nahrung durch Weide angewieſen, aber die orientaliſchen Pferde müſſen ſich ebenfalls mit der dürftigſten Nahrung begnügen und ſind dennoch von erſtaunlicher Ausdauer. Letztere habe ich bei den norwegiſchen Roſſen vermißt: nach einer lebhaft ausgeführten, kaum über eine Stunde dauernden Anſtrengung trieften die Grasbäuche und zeigten ſich allerlei Symptome mangelnden Racekerns.

Der Sohn des Wirths bemerkte ganz richtig, daß wir intereſſantere Dinge vorhätten als mit ungenügenden Proben ſolche Frage zu verhandeln, daß er uns zunächſt auf einer modernen Normannbarke nach dem Eggeberge hinüberrudern und dann mit guten normänniſchen Roſſen nach Ringe-Rige hinauf fahren wolle, daß aber nach den eben gehörten Mittheilungen wir als geweihte Perſonen für Norwegen zu feiern ſeien —

Wie ſo geweiht? Wir ſind ſehr weltlich!

Wiſſen Sie, was Sie mit Ihrem norwegiſch naturaliſirten Landsmanne aus Holſtein über unſre Grenze gebracht, was Sie über den Glommen geſchifft und was Sie durch raſches Zugreifen vor dem Sturze in den Strom geſchützt haben? Die neue norwegiſche Flagge, welche der Courier gebracht, und welche von heute an mit Jubel und Kanonenſchüſſen durch ganz Norwegen in den Fjorden bis Hammerfeſt hinauf begrüßt wird!

Dies war wirklich ſo. Der ſogenannte Schmuggler- oder Räuberhauptmann, welchem als Courier überall die beſten Pferde außerhalb der Dſchußſtätten bereit ſtanden, war neben uns dieſer Freudebringer für Norwegen geweſen, und dies wichtige Ereigniß, eingeſchloſſen im kleinen Käſtchen am Carriol, hatte uns ſo viel Romantik zu Wege gebracht, und verſetzte während unſers Aufenthaltes Alles in Jubel. Wir hatten Norwegen eine ſelbſtſtändige Flagge vermittelt, wir! Wir ſind Tauſendſapperloter! ſagte der Privatmann, und, ſetzte er hinzu, wer weiß, was paſſirt, wenn wir nach Lübeck kommen! Die deutſche Flotte empfängt uns am Ende mit Admiralitätsſtäben!

Von wegen Brom's und Jod's!

Pfui doch! Denken wir nicht an unſre Schwäche — der Hafen iſt ja ruhig.

Spiegelglatt war er. Der Regen von Kongswinger war zur Nacht eingetroffen in Chriſtiania und hatte gegoſſen wie eine Sündfluth bis gegen Mittag. Außerhalb des Dſchuß konnten wir lachen, und jetzt mit heißer ſiegender Sonne unſre Partieen beginnen.

Man ſucht zuerſt die Ausſichtspunkte, denn der Reiz Chriſtiania's beruht in der Lage. Unſer erſter Weg war nach dem Eggeberge gerichtet, welcher jenſeits des Hafens ſich erhebt, ein Berg jenes Höhenzuges, den wir Abends vor unſrer Ankunft zur Linken, alſo gegen Oſten geſehn hatten. Chriſtiania liegt auf einer Landzunge, welche ſich etwa in Geſtalt eines Dreiecks in den Fjord hinabſtreckt. Auf der Spitze dieſer Landzunge, alſo auf dem ſüdlichſten Punkte derſelben, liegt die Feſte der Stadt, genannt Aggerhuus, derſelbe Name, welchen die ganze Landſchaft, eins der vier Stifter, trägt. Dieſer Landſpitze und Feſte gegenüber kommt eine große grüne Inſel im Meerbuſen der Stadt am nächſten, ſo daß durch ſie der Meerbuſen in zwei Theile getheilt erſcheint.

Von dieſer Feſte aus ſieht man gerade aus nach Süden nur über eine Strombreite des Meerbuſens in die dunklen Baumſchatten der Inſel. So wie man aber den Blick erhebt, umſchaut man das große, länglich runde Waſſerthal, welches ſüdlich vor der Chriſtianiaterraſſe liegt, und ringsum von Höhenzügen eingeſchloſſen iſt. Die Höhenzüge links ſind frei von Bäumen, aber grün. Zwiſchen ihnen und unſrer Inſel der Mitte iſt die breiteſte Waſſerfläche. Tief unten im Süden wendet ſich der grüne Höhenzug herüber nach dem fernen Ende unſrer Inſel zu und ſchließt das weite Waſſerbecken. Hier iſt alſo ein eingeſchloſſener Waſſerraum, der wohl zwei Stunden im Umfange haben mag. Er zieht ſich links rückwärts von uns an der Haſenſtadt vorüber noch eine Strecke nördlich bis zu dem kleinen offnen Thale von Opslo, über welches hinweg man in das Land hinauf ſieht. Wenn das Meer wüchſe, ſo würde es über Opslo, dem nördlichſten und niedrigſten Theile des Golfs, hinaufdringen. Opslo, eine abliegende Vorſtadt Chriſtiania's, iſt der uralte Königsort der Normänner, alſo einſt wichtiger geweſen als die junge Hauptſtadt, welche dem alten Königsorte über den Kopf gewachſen iſt.

Hier in dieſem nordöſtlichen Theile iſt der innere Hafen, und hier liegt Chriſtiania gerade nach Oſten gegenüber der Eggeberg, welcher zu jenem grünen Höhenzuge gehört. Wir hatten alſo nur über den Hafentheil des Fjords zu fahren, um auf jenen Ausſichtspunkt zu gelangen. Ehe wir dies thaten, ſchauten wir aber auch rechtwärts von unſrer grünen Inſel hinüber: dort glänzt der zweite Theil des Fjords, der wie der Schatten des länglich runden Bildes ſeiner ganzen Länge nach mit ſchwarzem Walde bedeckt iſt, und als ſchwarzer Wald rechtshin aufſteigt und aufſteigt in maleriſchen Bergen. Südwärts ſchließt er ſich als dunkles Waldland ebenfalls an das ferne Ende der Inſel, ſo daß der Horizont ringsum geſchloſſen wird, und man nicht entdecken kann, wo denn eigentlich der Weg zum Meere hinabführe. Der Karte nach iſt auch unſre gegenüber liegende Inſel nicht eine Inſel, ſondern eine von Süden heraufkommende große Landzunge, welche den linken Theil des Fjords nirgends weiter in's Meer läßt als in dem Strome zu unſern Füßen und drüben rechts durch den waldigen Theil des Chriſtianiabuſens.

Rechts von uns nach dieſem waldigen Theile hinüber erſtreckt ſich der vornehmere Theil von Chriſtiania mit der Univerſität, den Landhäuſern und dem Schloſſe. Letzteres liegt am höchſten, und unmittelbar dahinter erheben ſich in immer aufſteigender Linie dunkle Waldberge.

Dorthin war jetzt unſre Abſicht nicht gerichtet, wir wandten alſo dem Schenkel des Chriſtiania-Dreiecks, welcher gerade nach Süden blickt, den Rücken, und wanderten nach dem Schenkel hinüber, welcher nach Oſten ſieht, nach dem Hafen.

Die Sonne lag jetzt wie geſchmolzenes Gold auf dem Meerwaſſer und dem jenſeitigen grünen Eggeberge. Der Hafen, in welchem es nicht an Schiffen mangelte, iſt natürlich als Seehafen überaus geſchützt, da der Fjord an die funfzehn Meilen weit von der offnen See ſich heraufzieht und durch zahlreiche Inſeln das mit Südwinde hereindringende Meer zerbricht. Das Waſſer gleicht alſo durchaus einem See, und da es rings von Höhen umſchloſſen iſt, und die Höhenformen ringsum weich und von dunklem Grün bekleidet ſind, ſo konnten wir uns wohl bei ſo heißer Beleuchtung in eine italiſche Seelandſchaft verſetzt glauben.

Der junge Gentleman von Chriſtiania hält ſich ein Segelboot und weiß es zu führen, wie ſich bei uns ein Gentleman Gig oder Reitpferd hält. Unſre beiden Gönner zogen das Segel auf und mit einem leichten Windhauche, der vom nördlichen Winkel des Fjords, vom alten Opslo herunterkam, glitten wir über den Hafen hinüber. Triumphirend wieſen unſre Führer auf ein weit außen liegendes Schiff, welches allein die nagelneue norwegiſche Flagge aufgezogen hatte. Dort war an dieſem Morgen eine Scene vorgegangen, welche ihr patriotiſches Herz erfreute. Den Tag vorher erſt war nämlich Jedermann überraſchend die Flaggen-Depeſche angekommen, und die Nachricht davon hatte ſich wie ein Lauffeuer verbreitet, vielleicht noch eher, als der Statthalter die Depeſche geöffnet. Die wichtigen Nachrichten fliegen ja bekanntlich nach unbekannten Geſetzen von Ort zu Ort. Alle Schiffer waren an's Nähen gegangen, an's Zuſammennähen der rothen und weißen Leinwand. Der Normann auf dem Schiffe hier außen war am frühſten fertig geworden, oder wenigſtens hatte er geſagt, daß er den Teufel frage nach Bekanntmachung und Erlaubniß des Statthalters, und hatte die Flagge aufgezogen, ohne Bekanntmachung und Erlaubniß abzuwarten. Auf den Jubel der Zuſchauer am Hafendamm war denn Einſpruch vom Statthalter erfolgt, und das Boot mit den Behörden war herausgerudert. Aber der alte Knabe hatte ſein ſchwimmend Haus wie eine Feſtung vertheidigt, und barſch erklärt: er ſei ein freier Herr in ſeinem Hauſe. Und die neue Flagge war nicht gewichen und wehte jetzt noch luſtig.

's iſt nicht ganz Recht, aber hübſch iſt's doch! ſagten lachend unſre Gentlemen.

Man wird hier nirgends durch gemachte Vorbereitungen geſtört: auch dieſer Ausſichtspunkt auf dem Eggeberge iſt im allernatürlichſten Zuſtande, und man ſucht ſich neben den Bäumen ein Paar Granitſteine als Seſſel. Südlich abwärts verſchwinden die Bäume ganz auf dieſer Uferhöhe. Die Ausſicht iſt übrigens in den Vormittagsſtunden aufzuſuchen, wenn die Sonne noch über dem Höhenzuge ſteht, zu welchem der Eggeberg gehört, und das terraſſenförmige Gemälde beleuchtet. Gerade vor dem Beſchauer gen Weſten liegt über dem Waſſer drüben hinter den Schiffsmaſten die Stadt in ihrer größten Breite von dem beſcheidenen Kirchthurme Opslo's zur Rechten bis links zur Spitze der Feſte Aggerhuus, welche ein weißes, hinter Bäumen halb verborgenes Thürmchenhaus zeigt altmodiſchen Styls. Sanft erhebt ſich die gleichmäßige Häuſermaſſe der Stadt, und ihr hinterſter höchſter Punkt iſt das neuerbaute Schloß auf hohem Hügel. Dahinter ſteigt von allen Seiten gleichmäßig das Land in die Höhe, links mit ſchwarzen Wäldern bedeckt, in der Mitte als offnes ſchönes Gartenland, wie in Parkterraſſen mit einzelnen Landhäuſern, und immer höher und höher bis zu den Wolken; erſt im fernen hohen Hintergrunde wird es kreisförmig von felſigen und bewaldeten Bergen geſchloſſen. Lieblich und weich fällt der Bergkreis rechts hernieder in das Thal, welches nach Opslo an den Meerbuſen ſich ſenkt, und welches von dem Höhenzuge, an welchem wir ſtehen, begrenzt wird.

Dies iſt der große Blick über den Hafen auf das weiche und doch raſch aufſteigende Bergland. Iſt das Auge in dem ſatten Sonnenblicke durſtig geworden, ſo wendet man ſich links nach Süden und läßt es ſchwelgen in dem reichen Waſſerblicke. Der Fjord iſt zwar unterbrochen durch die große Landzunge, aber dieſe Landzunge iſt grün, und das

Aufblitzen der Waſſermaſſen dazwiſchen und dahinter iſt ſehr ſchön, weil auch in weiter Entfernung hinter den Waſſerſpiegeln bewaldetes hohes Ufer das Bild umſchließt und erfüllt.

Deßhalb wird als noch reizendere Ausſicht diejenige geprieſen, welche oben hinter der Stadt von den Terraſſen herab nach Süden ſich bietet über die Stadt hinweg auf den Fjord.

Eilen wir zu Tiſch, rief unſers Wirthes Sohn, unterdeß überſchreitet die Sonne den Fjord, und tritt über die Wälder! Wenn wir dann nach Ringe-Rige hinauf fahren, genießen wir wieder die Ausſicht vom Weſten in ſchönſtem Lichte.

So geſchah's. Alle Gäſte ſpeiſten wie auf Commando die friſche Gabe des Tages: friſchen Lachs und Erdbeeren mit Sahne, und waren als beſcheidene Nordländer mit dieſer Halbfaſten-Koſt begnügt. Uns aber fuhr Nachmittags unſer junger Freund eigenhändig mit zwei feurigen normänniſchen Roſſen dergeſtalt nach der weſtlichen Seite hinaus links an Aggerhuus, rechts am Schloßberge vorüber, daß die Funken ſtieben und die Steine flogen. Das Schloß iſt neu erbaut und noch im Ausbau begriffen und leider im alltäglichen Kaſernengeſchmack gerathen. Der

Mangel an intereſſantem Geſchichtsſtyle und an phantaſiereicher Kunſtbildung hat ſich hier haſtig gerächt: die ſchöne Gelegenheit für ein Kunſtwerk, welches die Gegend beherrſchen und ſchmücken könnte, iſt verloren. — War denn von Opslo nichts herauf zu beſchwören? Nein; es iſt nichts Bildliches oder Förmliches übrig geblieben von den alten Königen der Sage. Darin liegt für mich die Armuth des Landes: die Geſchichte deſſelben iſt ohne Geſtalt verblieben. Zur Zeit, da in Europa die eigenthümlichen Entwickelungen der Länder und Völker begannen, gerieth Norwegen unter die Herrſchaft Dänemarks und unter ihr iſt es verblieben bis vor dreißig Jahren. Da gelang es ihm über Erwarten, eine intereſſante Selbſtſtändigkeit zu gewinnen. Ueber Erwarten! Denn Karl Johann rückte herauf durch Wermland und Dalsland, ein geprüfter Kriegsführer mit geprüften Truppen, und wenn wir uns die Wahrheit eingeſtehn, ſo hatte Norwegen, welches in ſehr mittelmäßiger Kriegsverfaſſung war, gar keine andere ſichere Ausſicht, als daß der ſchwediſche Fürſt in's Land eindringen und Frieden wie Verfaſſung dictiren würde. Norwegen hatte in dieſer kritiſchen Lage einige geſchickte, tüchtige Männer und gutes Glück. Jene vereinigten ſich über eine einfache Verfaſſung, unter deren Schutz ſie Karl Johann die Herrſchaft anbieten konnten, und Karl Johann war billig und klug genug, nicht um einiger mehr oder minder gefälligen Verfaſſungsformen ein Land auf's Spiel zu ſetzen, welches durch ſeine Natur darauf angewieſen iſt, einfach und anſpruchslos regiert zu werden. Ein Gebirgsland, welches aus Einſamkeiten zuſammengeſetzt iſt, trägt den Stempel der Bauernfreiheit auf der Stirn und würde ihn über Kurz oder Lang auch gegen einen widerwilligen Herrn durchſetzen. Ein ſolcher war Karl Johann nicht, auch wenn er niemals die Liebe der Norweger gewinnen konnte. Er blieb neben ihnen doch der Eroberer und Kriegsfürſt, dem ſie kein Herz für ihr Land zutrauten. Anders iſt es mit König Oskar. Ihm trauen ſie es zu. Indeſſen möge auch er ſich nicht täuſchen! Ein irgendwie hingebender monarchiſcher Sinn iſt nicht unter dieſen Normännern. Ein zäher, den Vortheil abwägender Bauernſinn, ein Sinn ohne Schwung wie ohne Illuſion iſt der herrſchende, ein nüchterner, einfach rechnender Sinn. Sahen wir ſie nicht im ſchönſten, für König Oskar günſtigſten Augenblicke? Nun, zeigten ſie ſich erhoben, in irgend einer Richtung poetiſch dankbar? Etwa wie wir, die wir im Gegentheile des Guten zu Viel thun, die wir in kindlicher Wallung ſogleich die Dankbarkeit über den Werth der empfangenen Gabe weit hinaustreiben? O, nein. Ihren Reden nach ſchüttelten ſie König Oskar die Hand für Ertheilung der Flagge, ſetzten aber hinzu: Wir hatten ſie zu fordern, König von Schweden, das vergiß nicht! Und vergiß nicht, daß wir nichts zu gut ſchreiben, und daß Du Dich auch in allem Uebrigen mäßig, beſcheiden und norwegiſch bezeigen mußt, wenn Dir Norwegens guter Wille zu Theil werden ſoll!

So ſind ſie. Sie lieben die Schweden, ein leichtſinniges, hoffärtiges Volk neben ihnen, heute ſo wenig wie ehedem; ſie fragen wenig nach ihrem Könige da drüben an der kümmerlichen Oſtſee. Sie ſind Republikaner, welche nur ihre geſetzgebende Verſammlung, ihr Storthing kümmert, der alle drei Jahre in 70 bis 100 Männern zu Chriſtiania erſcheint, und zu zwei Drittheilen aus Landleuten gewählt wird und beſteht. Alle die ſtolzen Städte wie Chriſtiania, Bergen, Drontheim, Chriſtianſand, Drammen, Frederikshall, Stavanger, welche die Cultur des Landes in ſich vereinigen, ſie bilden nur ein Drittheil des Storthings, und der König hat zwar zu beſtätigen, was der Storthing beſchließt, aber es bedarf auch der königlichen Beſtätigung nicht, wenn der Beſchluß des Storthings dreimal gefaßt wird. Sagen und ſchreiben mag Jeder, was er vor dem Geſetz verantworten kann.

Mitten in der Stadt drin ein ziemlich unſcheinbares Haus iſt das Storthinghaus. Hier rechts oben auf dem Schloſſe wohnt noch Niemand. Der Statthalter wird es wohl beziehen.

Wir ſauſten unten vorüber und ſahen nur links den dritten Theil des Fjords hinab, welchen wir vom Eggeberge drüben nur ſtückweiſe hatten ſehen können wegen der vorliegenden Landzunge. Dieſer Theil hat einen andern Charakter als drüben der Haſenbuſen. Hier iſt es dunkler, ſchattiger, ſtiller und unten im Süden iſt der Ausgang in's ferne Meer hinaus feſter verſchloſſen. Bis man hinauf kommt in die Waldberge. Dann wird Alles anders. In Schlangenwindungen, auf feſter Straße geht es neben Wieſen und durch Wälder wie durch den ſchönſten Waldpark aufwärts und aufwärts, und einmal, dreimal, fünfmal muß der Wagen halten an den Terraſſen-Abſätzen des Bergwaldes und rückwärts ſchauend gewinnt man eine immer weitere Ueberſicht über den Fjord, über Inſeln und Landſpitzen, ein prachtvoller Anblick.

Hier erfuhr ich, daß der Haſenbuſen drüben nicht an dem Höhenzuge des Eggeberges hinaus bis in's Meer ſtuthet, ſondern daß er weit draußen von feſtem Lande begrenzt wird, und daß die Inſel Aggerhuus gegenüber die Spitze einer breiten Landzunge ſei, daß man alſo um ſie hin fahren und im dritten Theile des Fjords ſüdlich hinab fahren müſſe, um in's offne Meer hinaus zu kommen.

Die ſchönſte geographiſche Belehrung findet man hier oben, wenn die Abendſonne auf dem Fjord liegt und ihn wie geſchmolzenes Metall in blaugrüner Faſſung erſcheinen läßt.

Dies Land hier um den weſtlichen und nordweſtlichen Theil des Fjords vier bis fünf norwegiſche Meilen landeinwärts iſt die Schweiz von Chriſtiania; ſüdweſtlich bis Drammen, nordweſtlich bis an den Tyrie-See.

Die Straße nach Drammen bog links ab, wir aber fuhren nordweſtlich fort, weil wir nicht Zeit hatten die ganze Rundreiſe über Drammen, Kongsberg und den Tyrie-See zu machen. Wir mußten uns mit einem Mittelpunkte begnügen, mit der Ausſicht von Ringe-Rige und mit dem Anblick der ein Paar Stunden jenſeits liegenden Waſſerfälle.

Und abwärts durch tiefe dunkle Thäler und aufwärts, immer ſteiler aufwärts trabten ſchnaubend die braunen Roſſe, das Wort ihres Kutſchers vortrefflich bewährend, denn ſie trabten fünf Stunden lang in gleicher Kraft. Freilich waren ſie aus der Hauptſtadt und lebten nicht wie Dſchußgäule von bloßem Graſe.

Immer näher zu uns kam eine Felſenſtirn mit Tannen beſchattet, die wir bald hinter Chriſtiania hoch oben am Horizonte geſehn, und auf hohen Abſätzen immer wieder geſehn gleich einem ſpöttiſch lächelnden Berggeiſte. Das iſt Ringe-Rige, nach dem wir tanzen!

Was iſt Ringe-Rige?

Es iſt ein Rigi im Stifte Aggerhuus, ein Ausſichtsberg, und nicht blos dies: das Land auch, welches man ſieht von dort, heißt Ringe-Rige, Rings-Reich.

Ich wollte, der norwegiſche Teufel wäre zu mir getreten, als wir bei Sonnenaufgang über Felsblöcke ſtolperten nach dem Ausſichtspunkte, und hätte geſagt: Alles, was Du da ſiehſt im Morgengrauen, ſei Dein, wenn Du mich anbeteſt! Ein Teufel, welcher ſo unſchuldig Schönes zu verſchenken hätte, wäre näherer Betrachtung würdig.

Uns ſchienen nur die Nebel böſe Geiſter zu ſein, welche mit der Sonne ſtritten, und ſich tapfer hielten, auch da ſie tief hinabgedrückt und zuſammengeballt wurden von der Pfeile ſchießenden Sonne.

Wir ſtanden am ſteilen Abhange eines Felſenberges, tief unter uns wallende Nebel, jenſeits derſelben ein Meilen breites lachendes Rundthal, lieblich in Hügel zerfließend rechts und links, und gerade vor uns im Hintergrunde begrenzt von einem Hochgebirge, welches da lag wie gemalt, in runden Wellenbergen ſich ſchwingend, auf den Gipfeln weiße Schneeflecken.

Dies ſind die Gebirge gen Bergen hin. Links von ihnen noch weit hinter traurigen Hochebenen ſtürzen die Felſen in die Fjorde der Nordſee, dort liegt die alte deutſche Stadt!

Während wir unverwendet dorthin geſchaut, war die Schlacht zu unſern Füßen entſchieden, das Centrum der Nebel war geſprengt, ſie ſtoben auseinander, die Sonne lachte, und ein weiter, weiter See blickte in unſre erſtaunten Augen. Dies iſt der Tyrie.

Zu unſrer Rechten wurde er ſchmal. Von hüben und drüben liefen Dämme in ihn hinein und über die Dämme wölbte ſich eine Brücke, und über die Brücke fuhr ein Karren. Er ſah klein aus von hier, als ob er von Marzipan wäre, und doch wußte unſer Genick und ganzes Knochengerüſt ſo gut, daß dieſe Karren nichts mit dem Zuckerbäcker zu thun haben. Eine Brücke! Welch eine Seltenheit in Norwegen! Ja, es iſt dies die große Straße von Chriſtiania nach Bergen. Hier neben Ringe-Rige fällt ſie durch eine ſteile Schlucht nach dem Tyrie hinab, geht meilenweit leicht durch das weite Thal und ſteigt dann wieder und fällt, bis aller Landweg aufhört und man weiter ſegeln muß durch die Fjorde. Dies iſt die Romantik der Straßen in Norwegen.

Auch unſer Weg führte durch die Schlucht von Krogkleven und über die Brücke bei Sundvolden.

In Chriſtiania und hier treff' ich zum erſten Male mit Mügge zuſammen, welcher Norwegen ſo ſorgfältig bereiſt hat. Ich vermuthe, daß er entweder früher hohe Alpenländer nicht geſehen hat, oder daß ihn Ringe-Rige und die Wegſchlucht als erſte Punkte einer kühneren Natur in Norwegen überraſcht und zu ſtarken Ausdrücken fortgeriſſen haben. Denn er iſt zu Schiff nach Chriſtiania gegangen und hat hier ſeine Landtour begonnen. Ich vermuthe Jenes, weil er zu ſtarke Ausdrücke gebraucht hat für Schilderung dieſer Partie. Ringe-Rige iſt ſehr hübſch, aber nicht von großartigem Charakter im Vergleich zu Partieen in Hochländern, und die Schlucht iſt ſteil, aber nicht in ſo argem Maße, als er ſie ſchildert. Dann blieben keine Worte übrig für Schluchtenwege in den Pyrenäen.

Maleriſch wird ſie durch die ſenkrechten Felswände links und rechts. Aber auch dieſe haben nicht den Charakter der Unnahbarkeit, beſonders da auf den meiſten Abſätzen Bäume Wurzel gefaßt haben. Auf die Rolandsbreſche muß man an ſolchen Abhängen in die Höhe, und wäre glücklich, fände man ſolche Bäume zum Anhalt und fände die Abgründe wie hier durch Wald und Wellung verdeckt und gemildert. Hier wandelt man auf breiter Straße zwiſchen ihnen durch und kommt ohne auf den Weg zu achten hinab in's ſonnige lachende Thal.

Die Bergwand hinter uns, zu welcher der Ausſichtspunkt Ringe-Rige gehört, zieht ſich links und rechts wie eine Mauer vor die Welt von Chriſtiania. Es iſt die höchſte Terraſſe, von welcher das Land ſich abwärts ſenkt nach der maleriſchen Hauptſtadt.

Wir fühlten uns wie in einem andern Lande. Eben ging es dahin durch fruchtbare Flur und durch Dörfer, die ſonſt nicht oft in Norwegen zu finden ſein ſollen. Da wir dies Land nur auf einigen Hauptſtraßen berührten, ſo ſind uns außer den Gehöften doch ziemlich zahlreich Dörfer zu Geſicht gekommen. Groß ſind aber auch dieſe nirgends; denn das Ackerland iſt nirgends groß.

Wiederholen muß ich übrigens, daß man von der norwegiſchen Natur nur naſcht, wenn man nicht die wüſten

Bergflächen nach dem Weſten hinüber, die Felder, Fjeld, wie ſie ihre ausgedehnten Bergrücken nennen, überſteigt, um zur ſtetigen Schönheit an den Fjorden zu kommen, und daß man ſich allerdings kein volles Urtheil über norwegiſche Natur anmaßen darf, ſo lange man dies nicht gethan. Weder das Eine noch das Andere war unſere Abſicht, und da uns, was wir ſahen, ſehr wohl gefiel, ſo waren wir ſehr zufrieden, daß eben ein Landsmann für uns ſo viel Felder tapfer überſtiegen und für uns beſchrieben hatte. Wir bildeten uns übermüthig genug ein, was wir in dieſen Tagen geſehn und ſähen, müſſe im Vergleich mit den Beſchreibungen zu den ſchönſten Theilen Norwegens gehören. Und hier auf dieſem Punkte hatte uns Mügge gar eine Merkwürdigkeit übrig gelaſſen, einen großen Waſſerfall, ja mehr als einen, wie wir zu unſrer Ueberraſchung an Ort und Stelle entdeckten. Wirklich entdeckten; denn ſelbſt unſer norwegiſcher Freund hatte nichts von ihm gewußt, wir ſtrotzten von geographiſchem Stolze!

Mügge war links auf dem Tyriefjord nach Drammen ſüdlich hinabgegangen; wir fuhren gen Norden.

Es war heiß in dieſem meilenbreiten Thalkeſſel, als ob man in Sicilien ſei, und an dieſe üppige Inſel ſollten wir noch auf andere Weiſe hier im fernen Norden erinnert werden. Jetzt war es uns eine Art Genüge, am Strome, den wir überſchreiten ſollten, keine Brücke zu finden: das tiefe, klare, lebendige Waſſer, dieſe große Schönheit Norwegens, kühlte uns nun in größerer Nähe, da man abſteigen muß, wenn der Wagen auf die Prahm-Nußſchalen gebracht wird. Wie heißt der Fluß?

Beina.

Beina Foſſen heißt ja auch der Waſſerfall, den wir ſuchen, und doch kommt der Fluß hier ruhig daher, und wir ſehen keine Berge vor uns. Von großer Bedeutung kann der Fall wohl nicht ſein! Und der Fluß Beina iſt auf keiner Karte zu finden; die Reina Elfven muß es ſein, welche aus Guldbrandsdalen herabkommt, und welche auf unſrer ſchwediſchen Karte Rana geſchrieben ſteht — ?

Wir ſagen hier Beina, und noch öfter Bina. Der Foſſen heißt auch nicht Beina-Foſſen, ſondern Höna-Foſſen.

Später am Glommen-Ausfluſſe ſollten wir noch deutlicher erfahren, wie ſchwer es hier ſei, ſich mit den Flußnamen zurecht zu finden. Die vielfachen Ausdehnungen der Ströme in Fjorde oder Seen, welche immer wieder eigne Namen führen, die Abgeſchiedenheit der Thäler, deren Bewohner ihren Strom eigen benennen und nicht darnach fragen und es wohl auch nicht wiſſen, wie er drei Meilen ober- oder unterwärts genannt und ob es bei der großen Menge der Wäſſer auch daſſelbe Waſſer ſei, dies Alles erſchwert es ſehr, den Flußnamen genau nachzuſpüren.

Man wird getäuſcht, wie wir uns hier kurz vor dem Waſſerfalle über das Terrain getäuſcht hatten: plötzlich war es, und zwar mitten in einem Dorfe, kraus und uneben geworden, und wir hörten dicht hinter den nächſten Häuſern das Getöſe des ſtürzenden Stromes. Eben hatten wir ihn überſchifft, und ſchon war er durch jähe Wendung wieder vor uns, und wir ſollten wiederum über ihn hinweg.

Doch nicht hier am Waſſerfalle?

„Quer über den Waſſerfall ſelbſt, und hoch zu Wagen und ohne Kahn und Prahm!"

Das klang auffallend, denn es iſt ein Strom, wie der Main etwa bei Würzburg iſt.

Wir bogen um ein Haus, und ſiehe da kam hinter allerlei Mühlen und Rädern weiß wie Schnee ein Waſſerſtrom über uns vorübergebrauſt. Wir konnten nicht über ihn hinwegſehn, und ehe wir uns aufgerichtet und uns zurecht gefunden zwiſchen allerlei hölzernen Fluthbetten und wirbelnden Rädern, da waren wir auf einer ſchmalen Brücke mitten über dem herabſtürzenden Fluſſe, der wie ein pfeilſchnell fliegendes Silberband nicht allzu hoch aber breit von oben herab, unter unſern Füßen durch und in eine mäßige Tiefe dergeſtalt hinabſchoß, daß er ſich aufſtaute zu einem wirbelnden hohen Waſſerdamme. Halt! riefen wir alle, und die pruhſtenden Pferde, welche nicht ſtill ſtehen wollten in dem Lärmen, Brauſen und Spritzen, mußten von einem daher kommenden Schneidemüller feſtgehalten werden.

Zu Wagen mitten in einem Stromfalle von großer Breite und reißender Heftigkeit! Die Erſcheinung ſolch eines Waſſerſturzes war uns ganz neu. Die Höhe erſchien nicht außerordentlich, eben auch weil wir inmitten derſelben, aber es war nicht ein mäßiger Gebirgsfluß, es war ein voller breiter Strom, und er ſtürzte nicht langſam, ſondern gleich einem breiten blitzenden Schwerte, das ſchnell herniederfährt zu entſcheidendem Streiche. Und dieſes Idyll mitten darin! Ueberallhin nämlich, nicht nur an den Rändern, auch in der Mitte, war der Norweger geklettert und hatte Pfähle gerammt und Fluthbetten und Räder und Schneidemühlen angelegt, die Haſt des Elements wurde zu haſtigſter Arbeit für den Menſchen benutzt, das Naturſchauſpiel verzinſte ſich in jeder Minute gleich einer Dampfmaſchine, und der Anblick dieſer Mühlen mitten im ſchäumenden Sturze hatte etwas gar Eigenthümliches! Es war, als ob der ruhige Menſchengeiſt ringsum lachend kicherte über die Unruhe der elementariſchen Maſſe.

Allerdings wird dadurch der Geſammtanblick des breiten Sturzes vielfach verbaut und beeinträchtigt. Aber theils bleiben zwei Theile des Sturzes in der Mitte und neben dem jenſeitigen Ufer frei, wo der Strom unwiderſtehlich ſtark und noch ſo breit iſt wie irgend ein Waſſerfall in unſern Alpen, — theils erhält das Ganze eben durch dieſe ſchwimmenden Mühlen eine reizende Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit. Wo man hinſieht, ſind einzelne Waſſerfälle abgezwungen, und wenn man lange hinſieht in dieſem Lärmen, ſo ſcheinen ſie ſich zu durchkreuzen, und Element und Menſchenwerk ſcheint durcheinander zu fliegen kopfüber kopfunter, daß man auf die Pferde haut, um ſich unter neuem Gepolter hinaus zu retten aus dem Getümmel.

Sogar die dürftige Umgebung iſt harmoniſch zu dieſem Bilde: Nach oben ſieht man kaum hinweg über die glatt abbrechende Waſſerfluth, links und rechts iſt Dorf, und unten das Becken iſt ohne Uferreiz, aber das Land erhebt ſich hinter dem Becken mählig und mählig zu dem Höhenzuge, der zwiſchen uns und Chriſtiania liegt.

Wir fanden die bequemſte Gelegenheit, uns über den

Reiz des Höna-Foſſen zu verſtändigen, denn es war ganz wie in der Schweiz ein guter Gaſthof mit vollſtändigem Mittageſſen zu haben, und unſer Freund hatte für Wein geſorgt, der in Norwegen beſſer zu haben iſt als in Schweden. Zufrieden mit Natur und Cultur wollten wir eben wieder in den Wagen ſteigen, um über den Waſſerfall unſern Rückweg zu nehmen, als der Wirth erſtaunt fragte, was wir mit dem Wagen wollten — ?

Wie ſo?

„Man kann nicht fahren dahinauf!“

Wohinauf?

„Nun, wollen Sie denn nicht den Hof-Foſſen ſehn?“

Was iſt Hof-Foſſen? Sie wollen ſagen Höna-Foſſen!

Keineswegs!

Unſer gaſtfreundlicher Begleiter aus Chriſtiania ſagte, er müſſe zu ſeiner Schande geſtehn, daß er auch nichts Rechtes davon wiſſe. Dieſer Fall ſei in Chriſtiania nicht ſehr bekannt, indeſſen erinnere er ſich jetzt, daß ihm ſein zukünftiger Schwager einmal von einem zweiten Foſſen in dieſer Gegend wie von etwas ganz Apartem erzählt —

Vorwärts! Führer voraus durch Hecken und Zäune, die Waſſerfälle ſind hier wohlfeil!

Und welchen Genuß hätten wir verloren ohne dieſe

Notiz! Der Fußweg führte eine Stunde weit nordöſtlich aufwärts. Die Sonne ſtand im Mittag, und es war glühend heiß. Dicht neben unſrer Rechten war ein bebuſchtes niedriges Thal, begrenzt von einer Hügellehne, auf welcher vereinzelt hohe Kiefern ſtanden. Dieſe Lehne mit den maleriſchen Kiefern waren der Vordergrund unſers Bildes: hinter dieſem Vordergrunde erhob ſich rechts drüben das Land in ſanft aufſteigender Linie zu dem oft genannten Bergzuge, der höchſten Terraſſe zwiſchen hier und Chriſtiania, und das Land war baumreich und überall farbig bedeckt bis zu dem hohen Bergrücken, der wie eine in der Sonne glühende Wand rechts und links ſich dahinzog ſo weit das Auge reichte, ein volles Bild aus Sicilien, wie wir ſchon unten am Strome geahnt hatten, ein wunderſchönes Bild in dieſer ſatten Sonnenfarbe.

Von einem Hügel, im Schatten hoher Bäume genoſſen wir's. Hinter uns lag ein breites Flußbett, das Wenig verſprach, als wir über den Kies dahin ſchritten. Hier ſollte der Hof-Foſſen kommen, dort vor uns hinter einem vorſpringenden trocknen Erdhügel. Wir hörten das Geräuſch, aber wir gaben den Leuten Recht, daß ſie nicht Viel machten aus dieſem zweiten Falle neben dem Höna, und wir erwarteten ein dürftig Schauſpiel. Wie hatten wir uns getäuſcht!

Als wir um den Erdhügel kamen, ſahen wir den Strom in zwei großen Abſätzen herabſtürzen, und jeder Abſatz war ein großer Waſſerfall, und nach jedem Abſatze wurde der Strom reißender und am letzten ſtürzte er ſenkrecht hinab, ſo daß er ſich von unten halb ſo hoch als er gefallen wieder in die Höhe bäumt — ein prächtiges Schauſpiel. Rings wieder dürre Natur, völlige Einſamkeit, blendender Sonnenſchein, und hinten, von wo wir gekommen, neckende Durchblicke durch hohe Bäume nach der ſteiliſchen Gebirgslehne. Kein Menſchenweſen, keine Menſchenwohnung zu ſehn! Das einzig Lebendige der Strom, aber dieſer auch in ſeiner Waſſerfülle und Haſt von aufregender Lebendigkeit! Man hatte wohl fünf Minuten lang zu ſteigen von dem unterſten Sturze bis zum oberen, und ich bin gewiß dreimal hinauf und wieder herabgekrochen, ſo anziehend und belebend fand ich die verſchiedenartigen Stürze und den Ueberblick über ſie.

Die Waſſerfälle hier in Norwegen werden, ich möchte ſagen dramatiſch belebt durch das Floßholz, welches in ſie hinein geräth und von ihnen gleich Fangbällen weiter geworfen wird. Dies Floßholz iſt nun aber nicht etwa

Scheitholz, nein es ſind dicke Stämme, welche nur über der Wurzel und am Zopfende abgeſchnitten ſind — was die Förſter bei uns „Klötzer“ nennen. Man ſchließe von dieſen Baumſtämmen, welche wie Zahnſtocher in den Fluthen umher tanzen, auf Breite, Höhe und Tiefe des Waſſerfalls. Es iſt ein gar unterhaltendes Schauſpiel, wie der Sturz immer wieder in neuer Wendung, bald breit bald ſpitz den Baumſtamm empfängt und in die Tiefe ſchleudert. Dort verſchwindet er im weißen Schaume, man denkt, er iſt zerſchmettert. Er iſt aber von dickem, rundem Holz, ein hartháutiger, gleichgültiger Patron, dem keine Empfindung an's Leben geht, und auf einmal kommt er wie ein lichter Pudel jenſeits des Gebrauſes wieder zum Vorſchein, er ſchüttelt ſich im raſchen Stromzuge, und wenn er dächte, ſo würde er denken: das iſt überſtanden! und ehe er's ausgedacht, zieht auf einmal der Strom blitzſchnell, er fliegt kopfüber in den zweiten Sturz, den ſteilſten hinab halb blank in der Luft und in den von unten entgegenbäumenden Schaum geſchleudert. Hier muß er Späne laſſen, denn ſelten kommt er heil um den Felſen vorbei, welcher unten in der Mitte wie ein Buckelſchild den Strom auffängt und nach allen Seiten auseinander ſchleudert und ſpritzet.

Ich glaube, wir haben Stunden lang an dieſem einſamen Hof-Foſſen geſeſſen: wir hatten nirgends ſo etwas geſehn. Der Rheinfall bei Schaffhauſen, den ich immer mit großer Geſchicklichkeit umgangen bin, wurde von meiner Frau und dem Privatmanne als etwas ganz Anderes geſchildert. Er falle vielleicht etwas höher, aber nur einmal und durchaus ruhiger und mäßiger. Man ſolle ihn gar nicht mit dieſem Sturze vergleichen, weil er eben ganz anders. Gewalt und Kraft ſei hier beim Hof-Foſſen viel größer.

Das durchweg krauſe Terrain und der Waſſerreichthum Norwegens machen es zum Vaterlande der Waſſerfälle. Dieſe hat es wohl vor allen Ländern voraus; denn die Fälle in den Alpen und Pyrenäen ſind Bachfälle, in Norwegen aber ſind es Stromfälle. So viel ich erfahren konnte, iſt außer dieſen Fällen der Reina noch einer oben im Norden, der Leer-Foſſen und einer im Süden, der Sarp-Foſſen, welche dieſe hier an Wucht und Größe erreichen oder übertreffen. Es giebt ſehr viele, die ſchöner gelegen ſind und viel höher fallen, aber weniger Waſſer haben. Die höchſten ſind am Sögnefjord, darunter der Keel-Foß 2000 Fuß hoch, wie zu meinem zweifelnden Erſtaunen geſchrieben ſteht.

Jetzt waren wir ſo gereizt durch die Größe dieſes Naturſchauſpiels, daß wir durchaus noch wenigſtens einen der zwei großen Fälle ſehn wollten. Den im Norden oder den im Süden?

Ich ſtimmte für den im Süden, weil ich dagegen war, uns auf dem Dampfboote in Chriſtiania einzuſchiffen. Wollten wir dies, ſo blieben uns noch fünf bis ſechs Tage zu Ausflügen. Ich raiſonnirte aber folgendermaßen: Eine Totalanſchauung Norwegens erlangen wir doch nicht, wenn wir auch noch fünf bis ſechs Tage herumkriechen, es bleibt immer nur eine Partieen-Reiſe, und es handelt ſich nur um ein Paar Tage mehr oder weniger. Statt fünf bis ſechs Tage wenden wir von jetzt an noch einige Tage auf den Süden, ſehen dabei den Sarp-Foſſen und das berühmte Frederikshall, und — dies iſt mein Hauptgeſichtspunkt! gewinnen die Weſtſeite von Schweden, Bohuslän oder Dalsland und einen neuen Theil von Weſtgothland, wenn wir zu Lande nach Gothenburg gehn. So erreichen wir wenigſtens für Schweden, das Hauptland unſrer Reiſe, eine annähernde Vollſtändigkeit.

Das wurde wohl gebilligt, aber wie ſollte die Landreiſe bewerkſtelligt werden? Wiederum auf den Dſchußkarren? Dieſe Anſtrengung erſchien denn doch zu groß!

Und wenn wir dabei aufgehalten wurden, oder vor Erſchöpfung unſrer Dame pauſiren mußten und nicht zu beſtimmter Stunde nach Gothenburg kamen, ſo war das Dampfboot nach Kopenhagen auf acht Tage verſäumt, und es blühte uns eine neue endloſe Dſchußtour die Küſte entlang bis Helſingborg durch das als reizlos bekannte Halland. Ein erſchreckender Gedanke.

Trotz dieſer nicht geringen Sorge kamen wir im glücklichen Reiſeleichtſinne heiter nach Chriſtiania zurück, und unſer vortrefflicher junger Freund ſorgte für neue Unterhaltung, neuen Unterricht.

Aber wie weiter, wie weiter? hieß es am neuen Morgen.

Da klopfte es an die Thür. Ein langer Norweger trat ein. Johannſen war ſein Name, und er erbot ſich, uns in einer Kutſche mit Dſchußpferden bis Gothenburg zu bringen und die Kutſche dann wieder nach Chriſtiania zurück zu führen. Dies ſtimmte, und ward beſchloſſen. Leider ließen wir auch gleich Pferde bis tief nach Schweden hinein voraus beſtellen.

Unter leiſem Sommerregen brach die letzte Nacht in Chriſtiania herein; da klopfte zu meiner Ueberraſchung unſer junger Wirth noch einmal an mein Zimmer. Was giebt's? — Ein hieſiger Arzt hat heute mehrmals nach Ihnen gefragt, und als er erfahren, daß Sie morgen weiter reiſen, ſo hat er dem Vater aufgetragen, ſich genau nach Ihrem Vornamen zu erkundigen. Wenn dieſer Vorname „Heinrich" laute, ſo möge man es ihn ja wiſſen laſſen. Dann müſſe er Sie ſprechen, und wenn es noch ſo ſpät in der Nacht ſei.

Ich hatte keinen Grund, meinen Vornamen zu verläugnen, und freute mich ſehr, daß unſre vortrefflichen Wirthsleute ihn nicht gekannt. Sie waren alſo nicht nur für einen reiſenden Schriftſteller ſo befliſſen, ſondern waren ganz objectiv vortreffliche Wirthsleute.

Aber ein Arzt —? Da trat er ſchon ein; es war ſtockduſter in meinem Zimmer. — „Sollteſt Du Dich, Pietro del Campo", ſprach er ohne Weiteres, „eines Deiner hoffnungsvollen Füchſe in Breslau nicht mehr erinnern, dem Du eine ſichre Zukunft der Klinge verheißen mochteſt —?"

Dieſe Stimme, ſeit beinahe 15 Jahren nicht gehört! Es war Steffens, der Neffe des berühmten Naturphiloſophen. Wir haben zuſammen in Breslau ſtudirt, und riefen uns nun in der Haſt alle die wunderlichen Contraſte des jungen Europa vor Augen. In einer demokratiſchen Republik unſrer Demagogen-Verfolgung im lieben Deutſchland zu gedenken, all der erſtaunlichen Rechtsanſtalten zu gedenken gegen patriotiſche Ideen, welche hier verdienſtlich heißen und geſegnet werden, das iſt doch wahrlich Stoff für einen ironiſchen Romantiker. Noch mehr! Der Privatmann ſtand plötzlich in beſcheidenem Weiß von Hemd und Unterhoſen zwiſchen uns, und faßte wie ein neckiſcher Geiſt den Arzt von Chriſtiania bei den Ohren. Er hatte im Nebenzimmer vom Bette aus die Stimme erkannt: er war mit Steffens auf der Schule in Breslau geweſen, die ganze Eliſabeth-Magdalenen- und Mathias-Wirthſchaft der alten Oberſtadt ward lebendig in Norwegens Hauptſtadt und alle die deutſchen Zuſtände marſchirten im Geſchwindſchritte auf vor dem ſoliden, wohlgeachteten Lebenskreiſe eines norwegiſchen Arztes und Bürgers, welcher die Heimath ſeines Stavanger-Geſchlechtes liebte, ſeinen einfachen Staat vernünftig pries, und uns das beſonnene Weiterſtreben in demſelben einleuchtend darſtellte.

So kam der Morgen uns Pilgern überraſchend ſchnell, und doch durften wir nicht zögern; denn wir mußten des Gothenburger Dampfſchiffes halber am erſten Abende bis Friedrichshall kommen, welches eine ſtarke Tour iſt von Chriſtiania aus.

Der Regen brüſelte, die Luft war mild, die Landſchaft ohne beſondres Intereſſe. Selbſt das Städtchen Moss, wo wir dem offnen Fjord wieder nahe waren, konnte uns mit ſeinen norwegiſchen Eigenthümlichkeiten, mit ſeiner Schar von Rinnen und Rädern, welche die in's Meer eilenden Waſſer behende einen Augenblick fangen, nicht länger feſſeln, und als der Tag ſich neigte, wurde unſer Reiſegewiſſen unruhig. Die Landſchaft war immer reizloſer geworden, wir mußten uns geſtehn, daß dieſer Strich nicht eben werth ſei, befahren zu werden. Auf gewöhnliche Prahmweiſe wurde über einen Fluß geſetzt, deſſen Namen wir nicht erkannten, und Friedrichshall war immer noch weit. Wir wurden beſorglich, und ahnten nicht, was uns für die Abendſtunden bevorſtände.

Ich war wieder ein Wenig verwirrt in der Himmelsgegend, aber die durchbrechende Sonne und die Landkarte belehrte mich, daß wir ziemlich ſcharf gen Weſten fuhren und zwar zwiſchen Friedrichsſtadt und Friedrichshall gegen die Meeresküſte hin. Da lag auf einmal vor uns eine Niederung mit einem mächtigen, mächtigen Strome, welchem die eindringende Meereswucht anzuſehen war. Auf dem Strome und auf der Niederung war ein reges Treiben von Schiffen und Menſchen. Es hatte das Anſehn, als ſei man eilig beſchäftigt, einen Ort zu gründen und zu bauen.

So war es auch. Ich glaube Sarppol wird er genannt. Sarp war der uns halbfremde Name für den mächtigen Strom, über welchen man uns zu Schiffe führte. Einen Sarp-Foß ſuchten wir wohl, aber das geographiſch ſeltne Wort konnte nicht der Name für einen ſo großartigen Strom ſein!

Der Strom kam von unſrer Linken um eine ſcharfe Ecke. Hinter dieſer Ecke, hieß es, ſei der Foß, und in großem Bogen mußten wir am linken Ufer des Fluſſes dieſe Ecke umfahren.

Da iſt er! Da iſt er! rief Johannſen, der ein faſt verſtändliches ſcandinaviſches Deutſch reden konnte. Wer denn? Der Foß! Die Gegend war ziemlich offen und reizlos, nur leichte Erdhügel hinderten weite Umſchau. Hinter einem ſolchen Hügel zur Linken ſahen wir eine große Wolke weißen Waſſerſtaubs, weiter nichts.

Unſre Erwartungen waren beſcheiden geworden, als wir in dem Dorfe am Foß ausſtiegen. Aber ich mußte zuerſt über den Strom aufgeklärt werden, ſolch ein gewaltiger Waſſerherr konnte unmöglich mit dem Namen Sarp begnügt ſein, und die Beina, Reina und Rana hatten mich vorſichtig gemacht. Auf einem Steine wurde alſo die Landkarte ausgebreitet, und Johannſen ward endlich mit dem vorwurfsvollen Worte angeherrſcht: Ihr kennt Euer Land und Waſſer nicht; all die großen Flußmaſſen, die wir ſeit einer Stunde geſehn, müſſen dem Glommen, unſerm alten ſchönen Freunde, angehören!

Ja, Herr! es heißt aber hier Sarp!

Alſo der Glommen thut hier ſeinen Fall! Und nun waren wir belebt! Und welch einen Fall ſahen wir! Mein Auge hat nie einen ſo mächtigen geſehn.

Durch ſinnreiche Anſtalten, welche neben dem Sturze vorüber die Baumſtämme in Rinnen reißend ſchnell hinabflößen, krochen wir hinaus, und ſahen nun plötzlich die meerartige Waſſermaſſe rechts von uns herabkommen. In langer ſchiefer Linie wuchtig und furchtbar kam der Strom herab. Er kam nicht gebrauſt, er kam ſchweigſam, aber wie voll zuſammengehaltener Leidenſchaft gezogen, gleich einem mit Blitz und Donner vollgeladenen Wetter, welches den halben Himmel bedeckt. Er iſt ſo breit, daß nur ein ſcharfes Auge mit der Büchſenkugel jenſeits ein ſichres Ziel treffen mag, und weit drüben in der Mitte ſtemmt ſich dem furchtbaren Waſſerdrange ein Fels mit vielen Zacken entgegen, und hier entſteht Kampf und Brauſen; der Fels wirft den Wogenſchwall auseinander, und auf zwei Seiten ſtürzt von da der Glommen in das koloſſale Becken hinab, welches groß wie ein Meereshafen und rings zugeſchloſſen das erregte Waſſer aufnimmt und allmälig beruhigt.

Kein bloßer Waſſerfall, ein Stromfall, welcher den Eindruck zerſchmetternder Macht hervorbringt. Hier iſt auch die Höhe ziemlich bedeutend; ſie iſt nur darum nicht das, was zunächſt den großen Eindruck macht, weil der Weg von der höchſten Höhe bis zur Tiefe des Hafenbeckens ein mehrere hundert Schritt langer iſt und nur eine lange ſchiefe Linie bildet. Die große Breite, die volle, Schwindel erregende Waſſermaſſe, dieſe ganze ſolide Maſſenhaftigkeit, die ununterbrochen wie eine werdende oder zerſtörende Weltmacht vorüber blitzt und dann erſt donnert, dies iſt die Seele des Eindrucks. Welch eine Macht! Welch eine Macht! ruft man aus, und hört's nur ſelber, und welche Schönheit in ſolcher Macht!

Auch dieſes Falles Bild iſt ganz für ſich abgeſchloſſen: oben ſieht man nicht über das herabſtürzende Waſſer hinaus, gegenüber iſt hohes, felſiges Ufer, unten iſt ringsum eingeſchloſſenes ſchaumbedecktes Becken.

Dieſer Anblick lohnt mehr als einen Tag; es iſt das eigenthümlich Mächtigſte, das wir in Norwegen geſehn.

Und welch einen wunderlichen Uebergang beginnt hier die Natur ſüdlich vom Glommen, wenn man dieſen Stromfall verlaſſen hat und nach Friedrichshall, nach der ſchwediſchen Grenze, über die Grenze hinweg, durch die Küſtenprovinz Bohuslän hinab eilt gen Gothenburg! Welch ein merkwürdig Land entwickelt ſich hier, ein Land von Stein, von ödem melancholiſchen Stein, ein Judäa ohne ſüdliche Sonne.

Und gerade dieſer Landſtrich iſt Jahrhunderte lang Zankapfel zwiſchen den beiden Reichen geweſen, und Norwegen hat lange Zeit dies traurige Land am Meere hinab bis gegen den Ausfluß der Göthaelf feſtgehalten, dies erſchreckend poetiſche Bohuslän. Unſre nationalökonomiſchen Rechenmeiſter würden den Norwegern vorgerechnet haben: wie viel ſie an Sorge erſparten, wenn ſie dieſe unfruchtbaren Striche, auf denen ſich nur wenig Menſchen dürftiges Brod erbauen können, ſo bald als möglich los würden. Schenket dem Feinde einen ſolchen Hungerleider, und Ihr habt eine Schlacht gewonnen! rufen ſie.

Aber die alten Leute ſind mit geringerer Rechnenkunſt doch wohl klüger geweſen. Die übertrieben ſyſtematiſche Rechnenkunſt in der Politik ſcheint eine Milchſchweſter der ſyſtematiſchen Philoſophie zu ſein: ſie ſieht mit ihren Gläſern ſehr ſcharf und weit geradeaus, aber nicht links und rechts. Wendet ſie ſich links und rechts, ſo ſieht ſie in falſchem Winkel durch den Schliff ihrer Gläſer und ſieht übel.

Der lange Küſtenſtrich von Bohuslän, und die weite Grenzöde, welche dieſe Provinz bildet, haben doch wohl politiſchen Werth. Das arme Schweden beſchwert ſich wenigſtens nicht über dieſen trocknen Landſtrich.

Er beginnt eigentlich ſchon hier in Norwegen unter dem Glommen; aber die ſchwediſche Grenze beginnt erſt dicht hinter Friedrichshall. Dort bringt ein Fjord der Nordſee in die Küſte herein, welcher Swineſund heißt; er bezeichnet die Grenze. Innen im Lande, da wo der Fjord endet, liegt die norwegiſche Grenzfeſte Frederikshald.

Dies noch zu erreichen fuhren wir raſch bei bleichgelbem Abendſcheine. Die Gegend wurde mehr und mehr nicht nur Einöde, ſondern Steinöde. Nackte Felſenhügel in verzettelter Gruppirung umgaben uns links und rechts und vor und hinter uns, und nichts war zu ſehn als ein Raubvogel, der umſonſt einen Raub oder einen Baum ſuchen mochte zur Nacht.

Wo ſoll die ſchöne Lage herkommen für Frederikshald, welche man uns geprieſen?!

Da war ſie, als wir einen dieſer ſteinigen Hügel erklettert hatten!

Raſch fiel der Boden abwärts nach dem ſchmal heraufſchimmernden Fjord. Dort unten in der Tiefe lag eine heiter ausſehende Stadt am Waſſerſpiegel, und dicht hinter der Stadt bildeten hohe Felſenwände einen dunklen Hintergrund, und auf der Felſenwand lag die berühmte Feſtung, das einſt ſo trotzige Grenzhaus zwiſchen Schweden und Norwegen, das Grab des zwölften Karl.

Hinter uns die Einöde, ſo weit das Auge reichte, vor uns dieſe wirklich maleriſche Stadt und Feſtung. Die Stadt und der Waſſerſchimmer ſchon halb unter dem Schleier der ſinkenden Dämmerung, um ſo ſchwärzer hinter ihr die Felswand und im letzten Tagesſcheine noch matt leuchtend auf dieſer ſchwarzen Wand die Feſtung.

Bei Sten's Hauſe fuhren wir vor. Es hat kein Schild, es ſieht aus wie ein comfortables Privathaus, und als ein feiner Mann uns aus dem Wagen half und in einen Salon führte, und nur unſrer Bequemlichkeit gedachte, waren wir überzeugt, es finde ein Irrthum ſtatt. Im annuthigſten Deutſch aber verſicherte er uns, es ſei kein Irrthum, dies Haus ſeiner Mutter ſei ein Gaſthaus, und wir hätten nur zu befehlen.

Dieſer Herr iſt ein Schatz für den Reiſenden: als liebenswürdiger Gaſtwirth iſt er ein vollkommner Gentleman, als eifriger Patriot durchaus unparteiiſch, als vielgereiſter Touriſt überall zu Hauſe und als witziger Darſteller fremder Nationalitäten ein prächtiges Talent. Er hat uns unterhalten wie ein gewiegter Luſtſpieldichter, der ſeine Stücke ſelber ſpielt. Beſonders die Engländer liebt er und behandelt er mit Vorliebe. Wie ſie mit ihrem Traveller-Buche ankommen und nur anſehn, was in dieſem Buche verzeichnet ſteht, ſei's bei Tage, ſei's bei Nacht, das ſchildert er mit Hingebung, und mit einem parfümirten Accente. Daß der Marquis von Waterford hier mit den Morgenſternen der Nachtwächter geprügelt worden, das iſt für Frederikshald und für ihn von unabſehbaren Folgen. Jeder Engländer läßt ſich nun einen Nachtwächter zeigen und betrachtet den „morning-star", und Herr Sten kann jede Woche eine neue Nüance ſkizziren. Er giebt es nicht zu, daß ſein Nationalitätsgefühl beleidigt ſei durch die nicht wegzuläugnende Entdeckung: der Engländer komme nur nach Norwegen, um Lachs zu fiſchen. Aber wie er dies nicht zugiebt, und wie er den als Reiſenden verkleideten Lachsfiſcher ſchildert, das würde Boz und Lorvequer ſelbſt erheitern.

Nach einem ſehr gut engliſch eingerichteten Souper ſchlug er uns vor, engliſch zu endigen —

Wie ſo?

Dann laſſen wir eine Laterne anzünden, und den Hausknecht uns vorleuchten! Vorgeſtern war ein Engländer in dunkler Nacht gekommen, der hatte dies befohlen. Wohin? hatte Herr Sten, ſchwelgend in dem neuen Exemplare, gefragt. „Auf die Feſtung und zu der Stelle, wo Karl der Zwölfte erſchoſſen worden — yes? — Very well! — Und der gewiſſenhafte Traveller, Herr Sten und der Hausknecht haben ſich in Bewegung geſetzt, und Herr Sten hat den würdigen Mann hinauf geführt an eine verfängliche Stelle, der Hausknecht hat die Stelle genau beleuchtet, der Traveller hat das Nöthige an Ort und Stelle notirt, und ſchweigend iſt man wieder herabgeſtiegen. Der Wagen iſt bereit geweſen zur Weiterreiſe. Herr Sten hat nur ſchüchtern gefragt, ob die Lordſchaft nicht eine Stunde warten wolle, um bei anbrechendem Tage der nicht üblen Lage Frederikshalls einen Blick zu ſchenken. No, Sir — hat die Erwiederung gelautet — iſt nur Das wichtig und nun beſorgt. But, yes! einen Morning-Star!

Ja wohl und den Nachtwächter dazu!

Beide erſcheinen. Der Traveller läßt beide genau beleuchten, betrachtet ſie ſorgfältig und fragt nach dem Preiſe. Der Preis wird anſtändig berichtet, der Nachtwächter ſtellt ſeinen Morgenſtern in den Wagen, weil er ihn für verkauft erachtet, und Herr Sten fragt zuvorkommend, ob Seine Lordſchaft auch den Nachtwächter ſelbſt mitnehmen wolle, es ſei ein ächt hiſtoriſcher.

Es fehlt an Raum für den ſtarken Kerl; der Engländer beſieht ihn dafür noch einmal und fährt befriedigt von dannen. Herr Sten wirft ihm Kußhände nach.

12.

Friedrichshall.

Es ging an den Abſchied von Norwegen, und zum Abſchiede hatten wir noch ein politiſches Feſt anzuſehn: wir waren einmal unzertrennlich von der neuen Flagge, und ſo wurden wir denn auch hier durch Trommelſchlag und militäriſchen Lärm geweckt: der militäriſch wichtigſte Ort Norwegens feierte heute die neue Flagge.

Unſer Geſpräch mit Herrn Sten betraf vom Frühſtücke an nichts als Politik und Geſchichte. Er gehörte ganz und gar zu der jungen normänniſchen Generation, welche ihr Vaterland und die politiſche Verfaſſung deſſelben lieben, ohne im Geringſten über die Anfänglichkeit derſelben verblendet zu ſein, und ohne die Bedürftigkeit einer reicheren

Ausbildung zu verkennen. Darin unterſcheidet ſich dieſe Blüthe des jungen Norwegens gar ſehr von unſrer jungen Politik, welche in der norwegiſchen Verfaſſung ein Ideal erblickt, weil ſie den Adel abgeſchafft und ſo Manches beſeitigt hat, was uns beläſtigt. Es fällt auch keinem jungen Norweger ein, an irgend eine Reſtauration zu denken: wirkliche Reſtaurationen ſind immer Zeugniſſe von ſchöpfungsunfähiger Armuth, und die tauſend verſtreuten Gehöfte, welche die einſamen Thäler und Abhänge dieſes Gebirgslandes dürftig beleben, ſie haben mit einem herkömmlichen Adelsthume nicht das Geringſte zu ſchaffen. Ein freies Bauernthum iſt ihre natürliche Seele. Dies zu heben und in einer würdigen Höhe auf den Schultern eines freien Bürgerſtandes, welcher die Hauptſtädte füllt, zu concentriren, dies allein iſt die Aufgabe. Man ſoll und will auch die einfachen norwegiſchen Bedingungen allmälig ſo gruppiren, daß eine eigenthümlich norwegiſche Civiliſationsblüthe entſprießt. Man weiß, daß es nicht genug iſt, ſein Haus leidlich in Ordnung zu erhalten, ſondern daß in dieſem Hauſe auch etwas eigenthümlich Vollendetes geſchaffen werden muß.

Das will Zeit und Weile; ich zweifle aber nicht, daß es zu Stande kommen, und daß die jetzt noch ſo jung erſcheinende Hauptſtadt Chriſtiania in funfzig Jahren manche Denkmäler norwegiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft und Geſchichte überhaupt darbieten wird.

Politik im engeren Sinne iſt nicht der Geſichtspunkt dieſer Blätter. Alles Material dazu iſt auch ſo eben dem Publicum auf ausführliche Weiſe durch Mügge's Schilderung Scandinaviens geboten worden.

Eine Königsſtadt im Sinne Stockholms und Kopenhagens zu erwarten hier im derben Normännerlande, das wäre thöricht. Dort iſt das Königthum wirklich herrſchſam und beſtimmend geweſen, hier aber nicht. Wie nahe der alte Königsort Opslo im Raume zuſammenhängt mit Chriſtiania, ein organiſcher Zuſammenhang zwiſchen den alten goldhaarigen Königen und den ſchlichten Männern im Storthinghauſe iſt in keines Norwegers Gedächtniſſe vorhanden. Hier reicht alle Erinnerung nur bis zum Jahre 1814, bis zur Erreichung der jetzigen Conſtitution, hier iſt durchweg modernſte, ſich von Grund aus neu aufbauende Geſchichte, und Chriſtiania ſteht zwiſchen Stockholm und Kopenhagen, zwiſchen gekrönten und geſchmückten Geſtalten wie ein ſchlichter Landmann, der halb neugierig, halb trotzig bald nach Oſten bald nach Süden blickt und ruhig erwartet, was ſich herausbilden werde aus einem Königthume, welches ſich überall ſo verſchiedenartig moderniſiren will oder muß. Sein Chriſtiania, meint er, möge immerhin eine Königsſtadt heißen, da Norwegen doch in Ermangelung eines andern Namens ein Königreich genannt werde, und um Schwedens willen auf einem vornehmen Titel beſtehen müſſe. Aber laßt uns erwarten, meint er, ob ſich mit der Zeit eine nähere Gemeinſchaftlichkeit herausgeſtalten werde zwiſchen uns Dreien.

Uebrigens zeigt der Norweger, ſo viel ich bemerkt, am wenigſten Drang nach einer neuen Calmarſchen Union. Er iſt ſchon ſeiner Landesbeſchaffenheit nach mehr zu einſamer Einzelnſtellung geneigt, und er fürchtet: die krauſen Verhältniſſe Dänemarks und Schwedens könnten ihm nur ſeine einfache Entwickelung verwirren.

Der Feſtmorgen in Friedrichshall beſtätigte mir auch, was ich ſchon aus anderen Aeußerungen eingeſammelt hatte über das Verhältniß zum Königthume überhaupt und zu König Oskar insbeſondere. Sie mögen ihn ganz gern, ſie freuen ſich, daß er Norwegen zu lieben ſcheine und daß er ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Ein ſolches Zeichen der Gerechtigkeit ſei die Flagge, die ihnen gebühre. Auch loben ſie ſeine ſparſame Einfachheit. Er hat geſagt: Wenn ich zu Euch komme, ſo braucht's nicht mehr der großen Zurüſtungen mit Pferden und Bewirthung, welche nur Eure Landwirthſchaft ſtören. Ich fahre mit meinem Sohne in einem Wagen und wir brauchen nur zwei Pferde! Das iſt hübſch und brav von ihm, und er wird populär bei uns ſein — wenn er ſo bleibt!

Dieſe Nüchternheit iſt gewiß ſehr praktiſch, und wir ſind daheim beſonders geeignet, ſolche Vorſicht im Urtheile zu würdigen. Aber was iſt ſie ſonſt noch? Irgend etwas Anderes noch als praktiſche Nüchternheit?

Man ſuche ihn hier nicht jenen poetiſchen Schimmer von Monarchismus, welcher unerläßlich iſt für jegliches Königthum. Altmodiſche Prahlerei abſoluten Styles auf der einen Seite, neumodiſche Uebertreibung des wohlfeilen Styles auf der andern Seite ſind jenem unerläßlichen Schimmer gleichmäßig gefährlich. Ich ärgere mich, wenn ein König prahlt mit Phraſen und Fetzen begrabner Jahrhunderte, ich ärgere mich, wenn er nach dem Marktpreiſe fragt und dem Alltagsſtandpunkte huldigt. Der König ſoll erhoben ſein über die Bedingungen des Alltags, denn wenn er dies nicht iſt, ſo iſt die Poeſie des Hauptes dahin und die proſaiſche Republik Amerika's, die nicht beneidenswerthe in hiſtoriſch durchgebildeten Ländern, iſt eingeführt, heiße ſie auch Königthum. Ein ſolcher amerikaniſcher Präſident iſt in dieſem Augenblicke König Oskar als König von Norwegen.

Auch jene Feier der Flagge in Frederikshall hatte etwas Amerikaniſches. Die reinliche, mit ſchmucken Häuſern an breiten Straßen verſehene Stadt iſt nicht groß; die Zahl ihrer Bewohner wird kaum fünftauſend erreichen. Großer Styl iſt nicht zu verlangen, aber wir erwarteten doch großen Eifer, freudige Begeiſterung. Herr Sten war voll davon: er überſah die Bedeutung des Actes, er war ein gebildeter Politiker, er konnte ſchwärmen für eine Idee. Als wir bei hellem Sonnenſcheine über die Brücke gingen, welche inmitten der Stadt über den verengten Fjord führt, und trotz jeweiligen Trommelwirbels Alles noch ſehr leer werktäglich ausſah, da wurde er ungeduldig. Wir ſuchten ihn zu beruhigen mit der Hinweiſung auf unſer Vaterland, wo wir an dergleichen ſchlaffe Aeußerung gewöhnt ſeien. Mag ſein! rief er; aber dies iſt ja eine Seeſtadt, die Bedeutung der Flagge iſt ja hier handgreiflich!

Wir ſtiegen den Feſtungsberg hinauf, welcher ſüdöſtlich von der Stadt ſich erhebt, einſt ein trotziger Eckſtein gegen Schweden, nahe und ſteil über dem Städtchen. Links von uns, alſo ſcharf im Oſten, ſah man eine ſchmale Schlucht ſich öffnen in den Felſenhügeln. Dies iſt das Tiſtedal, durch welches die Tiſtedalelfve herniederkommt und in den Seewaſſerhafen Friedrichshalls verſchwindet. Dorthinaus durch jene Schlucht ſollten wir nach Herrn Sten's Vorſchlage fahren durch das wie Wermland romantiſche Dalsland nach dem ſüdlichen Ufer des Wenerſees hinab.

Hinter uns jenſeits der Stadt erhob ſich der weit im Kreiſe hingehende ſteinige Höhenklumpen, von welchem wir am Abende herabgekommen waren. Er zog ſich wüſt heran bis an den Fjord, und verdichtete ſich da zu Felſengeſtade. Da nun auch die Seite, auf welcher wir in die Höhe ſtiegen, ſcharf aufſteigender Fels war, welcher in ziemlich gleicher Erhöhung gen Weſten nach dem Meere hinaus lief, die Ausſicht nach dem Meere aber nicht offen, ſondern durch einen Bergfelſen hinten am Swineſunde zugeſtellt war, ſo erſchien uns das Städtchen am Spiegel des Golfs wie ein verzauberter Ort. Die Sonne, welche über das Tiſtedal mit der Gluth des Juli herüberkam und auf dem trocknen Felſen und auf dem ſchwarzblauen Waſſer glühend lag, brachte die ſchönſten Schatten über Städtchen und Golf. Ringsum auf all den ſteinigen Höhen, ſo weit das Auge reichte, war nirgends eine Menſchenwohnung zu ſehen, es war ſtill da oben wie vor der Schöpfung des Menſchen; nur unten im Städtchen ging der Trommler hin und her.

Da unten die Bergzunge, welche ſich im Swineſunde vorſchiebt und jetzt ſo ſchön in der Morgenſonne ſtrahlt, das iſt ſchon Schweden!

Herr Sten war bekannt, und wir durften in den Feſtungswerken überall herum ſteigen. Sie waren nicht verlaſſen wie die von Kongswinger, ſondern von Kriegern belebt, die zum Theil ſchon den ſteilen Hang hinab marſchirten nach der Stadt zur Feier des Tages. Kanoniere luden die Geſchütze, deren Mündungen hinab gerichtet ſind auf das Thal. In einem kleinen Schanzenraume ritt ein Officier mit großer Vorſicht ein Roß umher und ſprach bisweilen dazu mit lauter Stimme. Herr Sten ſah dieſem Schauſpiele mit offenbarer Beſorgniß zu, und geſtand uns, daß dieſer Officier nicht der beſte Reiter und dies Roß ohne hinreichende Bildung ſei. Sehen Sie — diable! Der Officier entfaltete ein Papier und das Pferd ſprang erſchrocken ſo auf die Seite, daß der Reiter die Bügel verlor, und mehr an's Herunterfallen als an's Vorleſen denken mußte. — Und dieſer Unglückliche ſoll unten vor der Front die Flaggen-Verleihung vorleſen! Auf ſolchem unpatriotiſchen Beeſte!

Herr Sten kämpfte dieſen ganzen Morgen zwiſchen unwiderſtehlicher Neigung zum Lachen und patriotiſcher Entrüſtung.

Wir waren oben angekommen, und fanden, daß das Land hier ziemlich weit erhoben blieb, daß die Feſtung alſo von dieſer Seite anzugreifen war. Hier von der Südoſtſeite war denn auch Karl der Zwölfte vorgedrungen, und war ſchon dicht am letzten Hauptwerke geweſen. Bei einer Recognoscirung iſt er erſchoſſen worden, und man hat bekanntlich immer geſagt, der Schuß ſei nicht aus dem Feſtungswerke herab gekommen, ſondern der König ſei hinterrücks von einem der Seinigen und zwar einem Franzoſen erſchoſſen worden. Daß der Adel auf Tod und Leben gegen ihn conſpirirte, iſt kaum zweifelhaft, wohl aber iſt der Mord ſelbſt fortwährend wenigſtens beſtritten worden. Früher hat eine Inſchrift hier direct auf Ermordung gedeutet. Dieſe Inſchrift iſt beſeitigt, ſeit Schweden und Norwegen unter gemeinſchaftlichem Könige ſtehn.

Der Ort wird bezeichnet, iſt aber natürlich nicht zuverläſſig. Es iſt damals ein Laufgraben geweſen, der zugeſchüttet worden. Jetzt iſt's ein kleiner Raſenplatz mit Gebüſch.

Angenommen, daß der Ort ziemlich richtig angegeben werde, iſt der Entfernung nach ein Büchſenſchuß vom norwegiſchen Feſtungswerke wohl möglich, aber nicht wahrſcheinlich. Bei trübem nebligen Lichte im Januar 1718 iſt der Schuß gefallen.

Profeſſor Geijer iſt vor Kurzem hier geweſen, und hat ſich die Oertlichkeit genau beſehn. Vielleicht erhalten wir von ihm eine ſchließliche Aufklärung über die Frage. Hier in Norwegen bezeichnet die Tradition den Todesfall als Ermordung.

Wir erhielten einen vollſtändigen Eindruck von der Feſte Friedrichshall; denn die Kanonen gingen plötzlich neben uns los, daß uns die Ohren dröhnten. Diesmal nicht gegen, ſondern für den König von Schweden. Wir eilten hinunter auf den Markt der Stadt und erlebten dort, wie Herr Sten gefürchtet und unter deſſen immerwährenden Leiden und verzweifelt komiſchen Bemerkungen eine Feierlichkeit, welche das Pfingſtſchießen in meiner Vaterſtadt nicht völlig an Glanz erreichte, es aber an einigen Falſtaff's und Friedensrichtern Schale übertraf. Letztere waren Seeleute, und es iſt ein unbilliges Verlangen, daß ſie bei einem Landaufzuge impoſant und mit auswärts geſtellten Beinen einherſchreiten ſollen. Unſer Augenpunkt war natürlich der Reiter und ſein Roß. Hierbei ſtand wirklich Norwegens Würde auf dem Spiele, und Herr Sten half hier unerſchrocken durch die geniale Idee eines Thierbändigers. Gegen alle Etikette, aber geduldet aus höheren Rückſichten, ſtand er neben dem zappelnden Thiere und verzauberte es durch ſeinen unverwandten Blick. — Das Edict wegen der Flagge gelangte ohne weſentliche Störung an die Luſt des Marktes. Zu verſtehen brauchte es Niemand, denn Jedermann kannte es. Störender war es, daß die ausgebrachten Hoch's dünn und kraftlos ausfielen, aber Herr Sten hätte freilich mitrufen ſollen ſtatt während des dünnen Rufens auf dieſen ſchwachen Ton zu ſchelten. Wir machen es freilich oft ebenſo in unſrer Heimath: wir ſchelten auf den Mangel an Compactheit und treten ſelbſt nicht zum ſchwachen Häuflein, um das Häuflein ſelbſt anſchwellen zu helfen. Die Regimentsmuſik machte dem Allen ein melancholiſch-fröhliches Ende durch den Druiden-Marſch aus der Norma, welcher uns faſt komiſch überraſchte. Wir waren einer Nationalhymne gewärtig. Es iſt ja das kalte Italien! rief ausgleichend der Privatmann, und Bellini iſt ein halber Landsmann. In der That aber ſtimmten die weichlichen Rhythmen nicht beſonders zu den etwas derben und unzierlichen Soldaten, die an Schick und Haltung ſtark abweichen von den ſchwediſchen.

Wir tröſteten Herrn Sten mit der Bemerkung, daß dergleichen Aeußerlichkeiten wie jedes Schauſpiel Uebung und Proben erheiſchten, daß ſie von untergeordneter Bedeutung wären, und in einem jungen, künſtleriſchen Dingen noch fernen Staate unmöglich ſtattlich ausfallen könnten. Betrachten Sie doch Dergleichen in dem unkünſtleriſchen England —

Um Gottes willen erinnern Sie mich nicht an England, die Quelle meiner Laune, welche verſiegen muß, ſobald meine eignen Landsleute engliſche Tournüre zeigen!

Wir hatten auf ſolche Weiſe den ganzen Vormittag verbracht, und Johannſen im grauen Rocke empfing uns mit einem vollſtändig componirten Antlitze. Dieſe Compoſition wurde drohend, als ihm Herr Sten mittheilte, wir würden durch das Tiſtedal hinauf und durch Dalsland hinabfahren nach dem Wenerſee.

Seine Verzweiflung fand nicht ſogleich Worte, ſo groß war ſie, denn er war der gewiſſenhafteſte Menſch. Um Sieben hatten wir wegfahren wollen, jetzt war es gegen Mittag, und bis Qviſtrum hinab, tief hinein auf der Straße durch Bohuslän hatte er Pferde beſtellt. Jetzt wollten wir gar noch eine andre Straße einſchlagen! Sein Gewiſſen war außer ſich.

Nach Qviſtrum! Nach Qviſtrum! riefen wir zu ſeiner Beruhigung, und Herr Sten führte unſern Wagen auf einem Nebenwege am Fjorde entlang nach Swineſund zu, um uns wenigſtens, ſo lange wir noch in Norwegen ſeien, die ſchönſten Punkte zu zeigen auch auf dieſer weſtlichen Seite, da wir die öſtliche Seite mit dem berühmten Tiſtedale aufgeben mußten. Wirklich brachte er uns in eine reizende Gartenanlage am Fjord. Links ſah man zurück über den Waſſerſpiegel nach Frederikshall, rechts nach dem Swineſunde, für welchen die ſchwediſchen Berge immer erſt eine ſchmale Spalte offen ließen. Da wir mitten im Grünen ſtanden, ſo erſchienen uns die ſchwarzgrauen, kahlen Felsberge von hier aus anmuthiger als anderswo, und mit einer gewiſſen Wehmuth zeigte uns Herr Sten drei junge Buchen in unſrer Nähe, eine ſtolze Seltenheit in dieſem rauhen Himmelsſtriche. Die Bergwand ſchützte ſie und den Garten vor dem Nordwinde, und jeder Sonnenſtrahl ward hier im ſchmalen Felſenkeſſel des Sundes verdoppelt.

Eben ſo wehmüthig als dankbar ſchieden wir von dieſem liebenswürdigen Norweger, der draußen im Auslande von der verbotenen Frucht gekoſtet hatte, von der Frucht großer, die Kunſt begünſtigender Verhältniſſe, und der dennoch ſein Vaterland über Alles liebte.

Nach einer halbſtündigen Fahrt gen Weſten über Hügel und Thal waren wir unten am norwegiſchen Grenzzollhauſe, an der Fähre über den Swineſund.

Die Felſenberge verſtecken rechts die Ausſicht nach dem Meere und links die Ausſicht nach Friedrichshall hinauf. Es iſt ein geſchloſſenes todtenſtilles Landſchaftsbild, aus nackten Felſen und glattem Waſſerſpiegel zuſammengeſetzt. Langſam plätſcherte man uns hinüber von Norwegen nach Schweden.

III.

Kopenhagen.

13.

Guſtav Adolph.

Johannſen bewies uns, daß nicht daran zu denken ſei, dem Dampfboote in Gothenburg zu begegnen. Kopenhagen entfernte ſich ſomit auf acht Tage weiter von uns, und Schweden dehnte ſich aus. Wir hatten weder Luſt noch Zeit zu dieſer Ausdehnung. Und welch ein Land dies Bohuslän! Steinerne Berge auf und nieder, graue, graue Melancholie. Die Straße natürlich wie ein Tiſch von Moſaik, aber das Bischen Acker neben ſeltenen, kleinen Gehöften wie ein abgerungener nur etwas weicherer Knochen dieſes Erdgerippes.

Es iſt hier nicht unſer Schweden, an das wir uns ſo ſchnell gewöhnt; es iſt eine Miſch- und Grenzprovinz! rief der Privatmann. Nehmen wir unſre geſchichtlichen Studien wieder auf, an welche uns der Tod des

Kriegskönigs da oben erinnert hat. Zwiſchen Karl dem Neunten und Karl dem Zwölften iſt eine große Lücke, die wir noch auszufüllen haben. Bohuslän iſt der Ort dafür, und über den Sohn Karl's des Neunten, über Guſtav Adolph werden Sie in Norddeutſchland ja vortrefflich unterrichtet ſein. Mitten im Nationaltaumel behandeln Sie ja dieſen fremden Eroberer mit einer Liebe und Unſchuld, als ob er ein deutſches Landeskind geweſen. Die Rheinländer haben den Napoleon nicht ſo freundlich angeſehen, obwohl er wirklicher Protector des Rheinbundes und ihr nächſter Nachbar war.

Napoleon lebte länger in Deutſchland als Guſtav Adolph, und er hatte kein heiliges Amt mehr. Mit der Freiheit hatte er längſt nichts mehr zu ſchaffen. Guſtav Adolph aber hat ſein Amt für „reines Wort Gottes" nicht einen Augenblick verläugnet, und deshalb ſind alle politiſchen Nebengedanken von ſeinem Gedächtniſſe weggewiſcht. In der That war es uns ein ganz neuer Geſichtspunkt, als man uns kürzlich vom katholiſchen Deutſchland aus aufmerkſam machte, und höhniſch aufmerkſam machte: daß wir ja einen ausländiſchen Reichsfeind in dieſem Schwedenkönige verehrten. Es hatte ſo nahe gelegen, und doch hatte Niemand daran gedacht!

Es iſt nun ausgeſprochen, und doch hat's keinen Eindruck gemacht; denn erſtens iſt er lange todt, und zweitens war es wirklich ein ganz ander Ding um Guſtav Adolph. Er paßte wunderbar zu den Deutſchen, dieſer Idealiſt unter den Waſa's, und man ſollte meinen: er könnte heute wieder kommen mit dem reinen Worte Gottes des neunzehnten Jahrhunderts, er gewänne die Schlachten und die Herzen, wie er ſie im ſiebzehnten Jahrhunderte gewonnen hat.

Man darf faſt ſagen: er iſt eben ſo ſehr ein deutſcher Herrſcher geworden, als er ein ſchwediſcher König geweſen iſt. Was ich ſo geſehen und erfragt habe, das geht ja auch wahrhaftig beinahe darauf hinaus, daß er in unſrer deutſchen Heimath bekannter und populärer iſt als in ſeiner ſchwediſchen Heimath. Der gebildete Schwede iſt ſtolz auf ihn als auf denjenigen König, welcher Schweden eine Zeitlang zur beſtimmenden europäiſchen Macht erhoben, welcher Schweden mehr verherrlicht hat als irgend ein König, aber den Schweden im Allgemeinen iſt er ein fern gerückter Herr. Das Erobern für Schweden hat bei ihm nicht im Vordergrunde geſtanden, und was in Folge ſeiner Thaten erobert worden iſt, das iſt ſpurlos wieder verloren gegangen.

Für mich perſönlich iſt dieſer König ſtets eine Veranlaſſung zu unerſchöpflichem Nachdenken. Als ich kaum der Studentenzeit entwachſen war und der deutſchen Theologie noch näher ſtand durch Univerſitätsſtudien, da war er für mich eine begeiſternde Figur, und er wurde mir der erſte Held einer Tragödie, welche ich auf dem Breslauer Theater vor mir aufführen ſah, damals noch ſehr erſchrocken darüber, daß Herr Kunſt die mir ſo wichtigen Schlachtgebete unvollſtändiger memorirt hatte als andere Phraſen.

Heute bin ich ſo von der Welt verdorben, daß ich dieſen Schwedenkönig durchaus nicht mehr zu einem Tragödienhelden machen könnte, weil — nun ja, weil ich ihn nicht intereſſant finde, und weil wir eben, ein wunderlich Geſchlecht, in dem Bedürfniſſe des Intereſſanten über und über befangen ſind. Was will man! Iſt es anders möglich in einer Zeit ohne Dogma? Das Schelten iſt leicht, und ich verſtehe es auch vollkommen, und ich weiß, daß es ein Höheres giebt. Aber wir ſind nicht reif dafür und es iſt nicht reif für uns.

Und warum iſt Guſtav Adolph in jenem Sinne nicht intereſſant für den Poeten? Weil ihm die wunde Stelle fehlt. Alſo Schadhaftigkeit iſt nöthig für Eure Helden? Dies iſt ein garſtiges Wort. Aber wo die menſchliche Leidenſchaft nicht eine Stätte findet zu gefährlichem Ausbruche, da findet der Poet keine Stätte, die Menſchen zu bewegen. Ich habe damals den Inſtinkt gehabt, ihm die wunde Stelle anzudichten: er will deutſcher Kaiſer werden! Aber das erledigt ſich im Kampfe mit dem reinen Glaubensberufe ſo abſtract und phraſeologiſch, daß es eben nur beliebte Anwendung eines äſthetiſchen Grundſatzes und ohne lebendige Wirkung bleibt. Und jetzt kenne ich die geſchichtlichen Data und Fingerzeige beſſer über Guſtav Adolph's politiſche Abſichten, ich weiß, daß die Blicke dieſes Königs größer und geſünder waren, daß ſie zwar die Gründung eines Kaiſerthumes nicht ausſchließen, aber die Verhältniſſe des Intereſſanten und die Form unſerer Tragödie weit überragen. Auf dem Wege dieſes Mannes liegt vielleicht die Bahn zu einer großen poetiſchen Form; aber unſere Zeit hat die von ihm geahnte Erfüllung des Proteſtantismus verloren, wie ſollen wir den Helden faſſen können! Er hat ſelbſt nicht Zeit gefunden, den Schwung ſeiner Seele zu geſtalten, Niemand Großes iſt ihm in ſeiner Richtung gefolgt, wie ſollen wir unterlegen und ergänzen, was nichts in der Zeit bewahrheitet hat, was vielleicht beſtimmt war, ein unvollendeter Anfang zu bleiben — es wirkt nur das Wahre, was gefunden wird. Wie ſoll man ſuchen, was noch nicht vorhanden! Dies heißt dem Dichter mit dem Worte „erfinden“ das Unmögliche zumuthen. Er kann nur die Form erfinden, nicht den Inhalt. Ihn muß die Geſchichte bieten. Verhüllt mag er ſein und der Dichter kann mit verwegener Enthüllung überraſchen; aber vorhanden muß er ſein. Will man behaupten, daß die lutheriſchen Gebete Guſtav Adolph's mehr als eine gute Regung, eine heilſame Oppoſition gegen den verſchlemmten Süden darſtellen? Will man behaupten, daß davon ein poetiſcher Held leben könne? So zeigt, daß dieſe Gebete eine lebendige und eigenthümliche Welt zum Vorſchein gebracht haben. Die proteſtantiſche Welt iſt im Werden begriffen wie damals, wenn ſie ſich auch über katholiſche Länder wie Frankreich, Spanien und Belgien verzweigt hat, ein poetiſch faßbar Neues iſt aus ihr noch immer nicht geworden, und wenn wir auch mit all unſern Kräften bei dieſem Werden ſtehn und uns betheiligen, ſo ſind wir doch nicht im Stande, dieſem weiten, grenzenloſen Wollen des proteſtantiſchen

Helden Guſtav Adolph eine ergreifende Geſtaltung zu verleihn.

Halb iſt alſo dieſer König zu einfach und eintönig für eine Kunſtform, halb iſt er zu groß. Eine moderne Claſſik iſt angedeutet in ſeiner geraden, glatten Bahn des Charakters; wir aber ſtecken noch über und über in der Romantik.

Dagegen erſcheint mir ein blos ſkizzirter Ueberblick über ſeine zweijährige Laufbahn in Deutſchland ſehr paſſend. Beſonders in dieſem Augenblicke, der ſo viel ähnliche Verhältniſſe in Deutſchland zeigt. Iſt nicht dieſe Aehnlichkeit bereits dadurch beſtätigt, daß man ſeinen Namen erweckt hat, um dem Proteſtantismus eine Einheit zu geben? Ach, nicht blos die Kirche, ſondern auch der Staat bedürfte eines mächtigen Bindenamens für die Einheit! Das gute Vaterland hat neunundbreißig Formen, und das arme Schweden reformirt politiſche Formen, welche ſelbſt unreformirt in deutſchen Staaten für ketzeriſch gelten, und der jetzige ſchwediſche König bekennt ſich zu Grundſätzen, welche bei uns nicht überall die Cenſur paſſiren würden. Ueberheben wir uns nicht! Wir wollen kein Geſetz von außen, wir wollen es nicht auf irgend einem gewaltſamen Wege, auch wenn wir eines gewaltſamen Anſtoßes bedürftig wären. Aber ein Spiegelbild kann nicht ſchaden, ein Spiegelbild des alten Deutſchlandes im dreißigjährigen Kriege, welches einige beunruhigende Aehnlichkeit zeigt mit dem jetzigen Deutſchland im dreißigjährigen Frieden.

Die Thatſachen ſelbſt ſind Jedermann bekannt genug. Einigen läßt ſich aber eine neue Seite abgewinnen, wenn ich dafür einmal einem ſchwediſchen Geſchichtſchreiber folge. Es iſt uns doch nicht ſo geläufig, wie die Schweden ihren Guſtav Adolph und den dreißigjährigen Krieg anſehn. Die neueſte ſchwediſche Lebensgeſchichte des großen Königs von Fryxell iſt Jedermann zugänglich, da ſie von Homberg überſetzt und zu Leipzig in der Hinrichsſchen Buchhandlung erſchienen iſt.

In Wien ſpottete man bekanntlich hochmüthig, als es im Sommer 1630 hieß, der König von Schweden ſei mit einem kleinen Heere auf Uſedom gelandet, und habe mit einem Gebete und mit den Worten begonnen: Fleißig gebetet iſt halb geſiegt! Der Glaube war in dieſem Glaubenskriege ſchon längſt in den Hintergrund gedrängt, und die Jeſuiten und Italiener, welche die Seele Wiens waren, fanden dieſen naiven Beter ſehr lächerlich. „Die Schnee-Majeſtät," ſagte man, „wird ſchon ſchmelzen, wenn ſie dem Süden naht." Den Titel „Majeſtät" gab man ihm nur in ſo ſpöttiſcher Zuſammenſtellung. König Erich habe ſich ihn angemaßt, und dieſem jungen Herrſchergeſchlechte, welches erſt einen Großvater aufzuweiſen und in einem barbariſchen, traurigen Lande Wenig zu ſagen habe vor mitregierenden Barbaren, ſei der Titel „Ew. Gnaden" Auszeichnung genug. Sogar Richelieu, der ſogleich ſeine Unterhändler nach Pommern ſandte, wollte nur mit „Sr. Gnaden" zur Beeinträchtigung des Kaiſers unterhandeln, und Kaiſer Ferdinand, dem eine zähe Hartnäckigkeit in jenem Kampfe nicht abgeſprochen werden kann, ſoll damals zu Regensburg gleichgültig geſagt haben: „Da haben wir wieder einmal ein Feindel auf den Hals gekriegt!"

Es iſt bezeichnend, welche Anführer Guſtav Adolph da in Pommern ſich gegenüber fand, und welch ein feindliches Verfahren ſich ihm alsbald ankündigte. Beuteluſtige Italiener führten die Truppen, und Jeſuiten organiſirten flugs den Meuchelmord. So ward das deutſche Kaiſerthum vertreten. Da commandirte ein Conti, ein del Ponte, ein Savelli, ein de Capua, und zwei Briefe aus Regensburg von Chriſtof Sternkopf beſchrieben dem Axel Oxenſtierna, wie der Mönch ausſähe, der von den bairiſchen

Jeſuiten nach Pommern geſchickt ſei mit einem Giftpulver und einem Dolche verſehen. Das Giftpulver ſolle auf einen Brief geſtreut und der Brief dem Könige übergeben werden, der Dolch ſolle nöthigenfalls nachhelfen.

Wir finden es deshalb auch ganz natürlich, daß die ſchwediſchen Soldaten bei den pommerſchen Bauern immer nur anfragten, wie weit ſie noch bis Rom hätten. Gerade ſo wie 1813 die Koſaken immer nur fragten: Wie weit iſt's bis Paris? Die gemeinen Leute wiſſen immer, wo der Kernpunkt ſitzt. Und eben ſo natürlich finden wir's, daß Guſtav Adolph's Worte, die er zum Stettiner Bürgermeiſter ſprach, zündend einſchlagen mußten, die Worte: Ich komme nicht als ein ehrſüchtiger Fürſt, ſondern um Eure Freiheit zu ſichern, ich komme als Soldat, um Euch gegen Räuber und Unterdrücker zu ſchützen. Und dabei nöthigte er den alten Bürgermeiſter, ſeinen Hut aufzuſetzen. Solche Freundlichkeit war überwältigend neben dem herrſchenden Hochmuthe der Gewaltigen.

Die erſte Heldenthat der Italiener beſtand denn auch darin, daß del Ponte und Baptiſta zum Könige übergingen, um ihn ſo raſch als möglich bei Seite zu ſchaffen. Der Mord ſchien ihnen aber doch wohl für ihre eigenen Perſonen zu gefährlich: es ward mit Conti ein Hinterhalt verabredet, und in dieſem Hinterhalte zwiſchen Stettin und Gartz wäre es auch bei einem Haare gelungen, den König zu beſeitigen. Gefangen war er ſchon, aber glücklicherweiſe von einem Reiter, der ihn nicht kannte, und drei Fahnen ſchwediſcher Reiter kamen noch rechtzeitig zu Hülfe.

In dieſem edlen Style begannen die Vertreter des alten Glaubens den Kampf gegen den Vertreter des neuen Glaubens.

Es iſt bekannt, daß der König noch im Laufe des Spätſommers die ganze Nieder-Oder bis Frankfurt herauf unterwarf, und ſich weſtlich gegen Berlin wendete auf Magdeburg zu, welches von Tilly bedroht war. Dies verſchaffte der Schnee-Majeſtät in Wien ſo viel Reſpect, daß man an Ausbeſſerung der Baſteien ging, wenn dieſe Majeſtät etwa gerades Weges durch Schleſien und Mähren einen Beſuch in's Werk ſetze. Davon handelte es ſich aber zunächſt nicht, ſondern von dem Verhältniſſe zu deutſchen Fürſten, deren Glaubensſache er verfocht, und die eine Rolle zu ergreifen hatten.

Hier giebt es nun wieder Spiegelung in Fülle für unſre Zeiten.

Wer mag verkennen, daß die Stellung der Kurfürſten von Brandenburg und von Sachſen eine ſehr ſchwierige war! Zwar war der Kaiſer der Feind ihrer Religion und verfolgte ſie mit Feuer und Schwert. Sie konnten auch deutlich vorausſehn, daß er ohne einen Gegner von außen die Oberhand behalten, und ſie alsdann unſanft berühren würde. Aber er war doch ihr Kaiſer, nicht wahr? Ach, dies Abhängigkeitsverhältniß war ſtets ſo weit und ſchwankend geweſen, daß es immer nur in letzter formeller Linie zur Sprache kam. Wichtiger als die Gehorſamkeitsfrage in Betreff des deutſchen Reiches war ihnen die Frage: Wird das proteſtantiſche Heer, auch mit dem Könige von Schweden, dem katholiſchen Heere die Spitze bieten können? Und wenn nicht, wie wird es uns dann vom Kaiſer ergehn? Dies Nicht ſtand ihnen im Vordergrunde, denn ſie beſaßen keine energiſche Begeiſterung für die Grundidee des Krieges; deshalb waren ſie ohne irgend eine Zuverſicht, ohne den Muth für ein Opfer. Der kleine Styl, das Erbunglück unſers Vaterlandes, ſaß ihnen im Herzen. Die Beſorgniß vor dem fremden Kriegsfürſten, der ſeinen Beuteantheil verlangen würde, ſpielte gar nicht eine ſo wichtige Rolle, als wir nach unſerer jetzigen Geſinnung glauben. Man war daran gewöhnt, ferne Fetzen des deutſchen Reiches ohne Kümmerniß in fremde Hände fallen zu ſehn, und Sachſen, in der Mitte des Reichs belegen, hatte für ſich in dieſem Punkte nichts zu beſorgen. Brandenburg aber, das die Erbſchaft Pommerns erwartete, war durch Familienbande dem Könige von Schweden nahe verknüpft, und durfte einer paſſenden Ausgleichung gewärtig ſein. Dies war's nicht, was man fürchtete. Man fürchtete, nicht zu ſiegen; man kam vor kleinen Geſichtspunkten zu keinem großen, man war verzagten Herzens und verzagter Politik, und der brandenburgiſche Hofprediger warnte außerdem: der Hof ſei ja reformirt, und der Schwede ſei lutheriſch! Wie ginge das zuſammen!

Wir müſſen geſtehn, daß Guſtav Adolph's Styl daneben groß und ſtattlich war. Am erſten Mai 1631 ſtand er, von Frankfurt herabkommend, eine Meile von Berlin und ſchickte den Grafen Ortenburg mit dem Verlangen hinein: es ſollten ihm nur einige Feſtungen eingeräumt werden zur Deckung ſeines Rückens. Er fechte nur für das Wohl der Proteſtanten und eile jetzt, Magdeburg vom drohenden Verderben zu erretten. Er gelobe übrigens dem Kurfürſten mit ſeinem königlichen Worte, die Feſtungen zurückzuſtellen, ſobald Magdeburg befreit ſei, oder auf jeden Fall ſpäteſtens in zwei Monaten.

Der Kurfürſt Georg Wilhelm lehnte dies ab. Da kommt am folgenden Tage den 2. Mai in der Frühe Guſtav Horn nach

Berlin, und verheißt dem Kurfürſten im Namen des Schwedenkönigs alle Förderniß für die Vereinigung Pommerns mit Brandenburg. Dies war der politiſche Herzpunkt. Der Kurfürſt aber blieb bei ſeiner Weigerung. Religion und Politik bei Seite laſſend kann man ſagen: dies iſt ein gerade einhergehendes, recht loyales Verhalten des Kurfürſten. Wenn er nur auch irgend einen Nachdruck hat für ſeine Weigerung! Den hat er nicht. Weder Kriegsmacht, noch kriegeriſchen Willen, der ein Opfer zu bringen weiß. Im Grunde hegt er wohl nur die Hoffnung, es werde die Macht des Schwedenkönigs nur eine vorübergehende ſein.

Da kommt die Nachricht, der Schwedenkönig ſetzt ſich mit ſeinen Reitern und Musketieren, wohl einige Tauſend an der Zahl, in Bewegung und marſchirt geradezu auf Berlin; er wird kaum noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ſein. Jetzt macht ſich der Kurfürſt auf mit ſeinem ganzen Hofe und eilt ihm entgegen. Zwiſchen Köpenick und der jetzigen Vorſtadt hat damals ein Wäldchen geſtanden, eine Viertelſtunde von der damaligen Stadt, alſo wohl im Bereiche der jetzigen Vorſtadt. An dieſem Wäldchen ſind ſie einander begegnet, und als der Schwedenkönig ihm beweglich in's Gewiſſen geredet, hat ſich der Kurfürſt mit ſeinen Räthen in das Wäldchen zurückgezogen um zu berathen, und Guſtav Adolph hat unterdeſſen ſich mit Artigkeiten an die Damen gewendet.

Der Kurfürſt kommt wiederum mit einem verneinenden Beſcheide zurück, und Guſtav Adolph wird nun ungeduldig, ſpricht einige ernſtlich drohende Worte und wendet ſich zurück nach ſeinen Truppen. Da nimmt die Kurfürſtin und deren Mutter das Wort, ſucht ihn zu beſänftigen, und ladet ihn ein, nach Berlin hineinzukommen und dort das Weitere zu beſprechen.

So geſchah's. Das Schwanken des Kurfürſten dauerte noch den ganzen Tag hindurch, und erſt als einer der Rathsherren nach dem andern murmelte: „Er hat auch Kanonen!" und als der Schwedenkönig deutlich zu verſtehen gab, daß er ſie gebrauchen könne und halb ſcherzhaft zu den Damen ſagte: ſie könnten wohl eine Winterſaiſon in Lappland machen müſſen — erſt dann kam der Vertrag zu Stande. Leider ſtets mit halbem Herzen, mit halbem Willen. Ich verweile hierbei, weil hier der Schooß war zu den größten Combinationen für Politik. Guſtav Adolph war nämlich verſchwägert mit dem Kurfürſten von Brandenburg, und bezeigte ein lebhaftes Intereſſe für ſeinen kleinen Vetter, den Kurprinzen Friedrich Wilhelm, den nachmaligen großen Kurfürſten. Dieſen Jüngling ſchien er auszuerſehn zum deutſchen Schwerthalter für ein norddeutſches Reich, welches er offenbar nach der Beſiegung Tilly's in ſeinen Gedanken ausbildete. In Frankfurt am Main kommt dieſer Gedankengang näher zur Sprache. Axel Oxenſtierna iſt der einzige Mann, mit welchem er ihn ausgetauſcht, und von den Schweden allein iſt darüber Einiges mit Sicherheit zu erfahren. Der junge Friedrich Wilhelm, ſpäter der Sieger bei Fehrbellin über die Schweden, wäre ganz unſer Mann geweſen, ſolch eine Erbſchaft anzutreten und für Deutſchland ſelbſtſtändig auszubeuten.

Alſo auch hier ſchon zeigte das Geſchick ſeine Neigung, dieſem Hauſe Brandenburg große Wege zu öffnen. Kurfürſt Georg Wilhelm hatte nicht den Blick dafür. Als Abends beim Gaſtmahl der Wein ſeine Lebensgeiſter erhöhte, glaubte Guſtav Adolph, der Augenblick ſei gekommen, erhob ſich und forderte in nachdrücklicher Rede die Anweſenden auf, das große Ziel der Geiſtesfreiheit muthig in's Auge zu faſſen und vereint mit ihm gen Magdeburg und gegen die Glaubensfeinde zu ziehn — es war umſonſt! Trotz der Weinlaune erſchrak man vor einer ſo entſcheidenden Maßregel und es blieb bei der erzwungenen Neutralität.

In ähnlicher Weiſe erging's mit dem Kurfürſten Johann Georg von Sachſen. Auch er konnte ſich zu nichts Ganzem entſchließen und wollte Wittenberg nicht öffnen. So ward Guſtav Adolph in ſeinem Zuge auf Magdeburg verzögert und Magdeburg fiel.

Der Schwede hat ſich den Jeſuiten fern gehalten, er weiß nichts von der modernen Ausſchmückung jener Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs, und Tilly, welcher jetzt in Baiern ſo ſentimental aufgeputzt wird, iſt ihm noch der alte Tilly; die Auftritte in Magdeburg gehören ihm noch zu den abſcheulichſten, welche irgend eine Kriegsgeſchichte zu verbergen hatte. Geſpießte Kinder, Nothzucht, Mord, drei und funfzig kopfloſe Frauenkörper in der Katharinenkirche, die Heldenthat der Kroaten, welche den Frauen die Hände auf den Rücken gebunden, ſie geſchändet und dann enthauptet hatten, Alles das figurirt in den Nachrichten der Schweden jetzt wie einſt. Sie nehmen keine Notiz von den Münchener Berichtigungen und berufen ſich gelaſſen auf die Gewähr ihrer Landsleute, welche wohl vom proteſtantiſchen Standpunkte, aber nirgends lügenhaft berichtet hätten aus den Feldlagern und Städten in Deutſchland. So ſagen ſie ohne Winkelzug, daß die bairiſchen Truppen bei Magdeburg die menſchlichſten geweſen, und daß bairiſche Anführer Tilly beſchworen hätten, den Gräßlichkeiten

Einhalt zu thun. Um ſo mehr Eindruck macht die Beſtätigung der verrufenen Antwort Tilly's: „Laßt ſie noch eine Stunde gewähren! Der Soldat muß doch etwas haben für ſeine Mühe!“

Dieſe Antwort will man bekanntlich jetzt gern auswiſchen, ſo wie man die zerſtörende Feuersbrunſt vom kaiſerlichen Heere abwälzen möchte. Erinnere ich mich recht, ſo wird ſogar den Magdeburgern ſelbſt, die ſich durch zerſtörendes Feuer vertheidigen gewollt, davon aufgepackt. Den Magdeburgern, die aus Sparſamkeit zu wenig Krieger warben und durch zu große Zärtlichkeit für ihr Hab und Gut den Fall der Stadt beſchleunigten! Die Schweden erzählen einfach, das Feuer ſei von den zuerſt eindringenden Wallonen in die Häuſer geworfen worden, um die Bürger an der Vertheidigung zu hindern, und von den 40,000 Bewohnern Magdeburgs ſeien für die nun Marienburg benannte Stadt 1040 übrig geblieben.

Dies „Marienburg“ wird kein Commentar aus unſrer Geſchichte löſchen, und dieſe Italiener, Wallonen und Kroaten, welche die Leibgarde des Kaiſerthums waren, werden nie vergeſſen werden.

Die kurzſichtige Politik der beiden Kurfürſten fand denn nun auch ſehr ſchnell ihre Beleuchtung. Als Tilly an der neuen Kriegskunſt Guſtav Adolph's, an der Kunſt verſchanzter Lager geſcheitert war bei Werben links von der Niederelbe, wendete er ſich barſch gegen die Neutralität des Kurfürſten von Sachſen, ſtieß dies Schattenbild, an welches ſich der kurzſichtige Fürſt gelehnt, über den Haufen, und ließ Merſeburg, Weißenfels, Jena und Zeitz plündern, Holk mit ſeinen Reitern ſengen und brennen, das Land erleuchten durch Hunderte von brennenden Dörfern, und erbrach ſich die Thore von Leipzig.

So war alles Unglück geſchehn und der Kurfürſt jetzt zu der Verbindung mit Guſtav Adolph genöthigt, welche, zu rechter Zeit geſchloſſen, all dies Unglück verhütet hätte. Nun kam Guſtav Adolph über Wittenberg, wo er die Studenten als Luther's Söhne begrüßte, nach Sachſen, und auf der Haide bei Düben vereinigte ſich das ſchwediſche und das ſächſiſche Heer.

Es hat ein Engländer, der Augenzeuge geweſen, den damaligen Anblick der Truppen auf der Dübener Haide geſchildert. Das 20,000 Mann ſtarke ſächſiſche Heer iſt äußerſt ſchmuck und wohlaufgeputzt geweſen, „hübſche Kleider, blühende Wangen, wohlgenährte Pferde.“ Aber leider ohne Kriegstaktik und ohne Kriegserfahrung. „Ich beklage ſie,“ ſetzt der Engländer hinzu, „wenn ich bedenke, daß ſie beſtimmt ſind, gegen Tilly's an Krieg und Siege gewöhnte Soldaten zu kämpfen." Die Wallonen zum Beiſpiele waren vortrefflich ausgebildete Krieger.

Es iſt der Billigkeit gemäß, einen beſonderen Nachdruck darauf zu legen, daß das ſächſiſche Heer wohl großentheils aus junger Mannſchaft beſtanden habe, denn wir kommen bald bei der Breitenfelder Schlacht an den traurigen Punkt, daß die erſten deutſchen Hülfstruppen mitten auf dem Schlachtfelde als ſchwache Soldaten erſcheinen neben den Schweden. Nun iſt zwar der ſächſiſche Stamm überhaupt kein vorzugsweiſe kriegeriſcher, aber er iſt doch, wenn es gilt, männlich und tapfer wie irgend ein anderer, und es hat die nicht wegzuläugnende Schwäche auf der Breitenfelder Ebene ihre Entſchuldigung darin zu ſuchen, daß unverſuchte Truppen den in Schlachten ergrauten Soldaten Tilly's gegenüber ſtanden, Wind und Staub unglücklicherweiſe gegen ſich hatten und ſomit leicht in Verwirrung und Flucht gerathen konnten.

Ganz anders findet der Engländer den Anblick der ſchwediſchen Krieger. Sie haben die Nacht auf friſch gepflügten Aeckern zugebracht, ihr Aeußeres iſt durchaus nicht ſchmuck, ſie ſind bleich und mager und ernſt und haben kleine, magre Pferde. Gegen die großen Leute in

Tilly's Heere gehalten, gegen deren ſtattliche Ausrüſtung mit Roß und Waffen hätten ſie einen dürftigen und beſcheidenen Eindruck gemacht.

Der Kurfürſt von Sachſen iſt durchaus für eine entſcheidende Feldſchlacht geweſen, und Guſtav Adolph, der Verantwortlichkeit wegen einen Augenblick davor warnend, iſt ſehr gern dieſer Meinung beigetreten. „Den alten Korporal", wie er den ſiebzigjährigen Tilly zu nennen pflegte, für Magdeburg zu züchtigen, und das Hauptheer der Katholiſchen mit einem Hauptſchlage zu zerſtreuen, iſt ſein ſehnlichſter Wunſch geweſen.

Sein Feldherrntalent verdient hier die größte Bewunderung: mit großem Geſchick, mit großer Vorſicht, mit ſtrenger Enthaltſamkeit, oft mit Verläugnung des äußeren günſtigen Scheins iſt er vorgerückt bis daher; an wichtigen Stellen mit voller Tapferkeit eindringend und doch nirgends das Ganze auf's Spiel ſetzend iſt er langſam vorgegangen bis hierher, und hier wo der richtige Augenblick gekommen, da iſt er flugs und feſt entſchloſſen zur offnen großen Schlacht, die Alles verlieren kann.

Folgenden Tages, am 6. September, rückte er gegen Leipzig. Die Sachſen bildeten den linken, Leipzig näheren Flügel, die Schweden den rechten und in der Abenddämmerung kam das Heer auf die Hochebene, welche eine ſtarke Stunde Wegs ſich herabſenkt nach der Fluß-Niederung, in welcher Leipzig liegt. Die Schweden reichten mit ihrer Rechten über Podelwitz hinaus nach Weſten. Zwiſchen dem proteſtantiſchen Heere und Leipzig war das wohlverſchanzte Lager Tilly's, welches ſich von Eutritzſch nach Möckern zog, und von der Ankunft der Sachſen und Schweden wohl unterrichtet, harrte der alte Feldherr ruhig und feſt der Dinge, die da kommen ſollten. Er war nicht beſonders geneigt, den Vortheil ſeiner feſten Stellung aufzugeben, da er von Schleſien aus durch Tieffenbach und von Thüringen aus durch Altringer Verſtärkungen erwartete. „Ein Feldherr ſoll nicht weiter in's Waſſer gehn, als ſo lange er Boden ſieht," war ſein Stichwort. Aber dieſe zage Weisheit des Alters konnte nicht beſtehn neben der Energie jüngerer Führer, unter denen ſich ein Fürſtenberg auszeichnete, nicht beſtehn neben dem ungeſtümen Verlangen Pappenheim's, eines wirklich poetiſchen katholiſchen Ritters.

Tilly ſah wohl, daß man in Wien und München ſagen würde: der alte Führer iſt ſtumpf geworden. Er gab nach. Jeſus Maria ward das Feldgeſchrei, ein weißes Band um den Hut katholiſch Zeichen wie bei Magdeburg.

Der Tag graute bereits, als dieſer Kriegsrath zu Ende ging und die Heerführer beim Fortgehn an Todtenköpfen und Särgen gewahrten, daß die Schlacht im Hauſe des Todtengräbers, wahrſcheinlich am Ende der jetzigen Gerbergaſſe nahe an der Parde, beſchloſſen worden ſei. Nicht ohne Schauer beſtiegen ſie ihre Roſſe, um zu ihren Truppen zu eilen.

Ganz anders war es vom Abend bis zum Morgen bei dem proteſtantiſchen Heere zugegangen. Hier war die Schlacht beſchloſſen für jeden Fall. Die Truppen wurden Abends in der Ordnung aufgeſtellt, in welcher ſie am Morgen vorrücken und kämpfen ſollten. Guſtav Adolph ritt durch die Reihen und ſprach zu ihnen, dann ſtieg murmelnd über dem weiten dunklen Felde das Abendgebet eines ganzen Heeres empor, und dies ſchwoll an zum Geſange eines Pſalms. Dann ward es ſtill; der Soldat ſchlief unter den Waffen ſo gut er konnte, vereinzelt brannte nur hie und da noch ein Wachtfeuer, vereinzelt hörte man nur hie und da den Ruf eines Vorpoſten, die gen Leipzig hinab ſcharf aufmerken mußten auf das truppenſchwangere Lager zwiſchen Gutritzſch und Möckern.

Vor der Nacht rief übrigens auch Guſtav Adolph ſeine Kriegsoberſten zuſammen und ſchilderte ihnen den

Plan der Schlacht. Als dies geſchehn, hielt er ihnen eine lange Anrede. Dieſe Reden, ſelten kurz und ſtets fromm, ſind für die jetzige Welt ſchwer zu würdigen. Die Rede in jener Nacht iſt mannigfaltiger und irdiſcher als eine andere. Sie enthält ſogar eine heitere Wendung. „Ich weiß wohl," ſpricht der König, „daß Ihr und Eure Soldaten oft ſcherzend ſagt: in meinem Dienſte könne man wohl ſelig, aber nicht reich werden!" Und das ſei wohl wahr geweſen bis jetzt, ſo lange man in verwüſteten proteſtantiſchen Ländern gekämpft; aber jetzt liege ein von Beute ſtrotzendes Lager vor ihnen, und hinter ihm der Weg zu prunkenden Städten und üppigen Ländern der Glaubensfeinde. Dann erſt folgt die Wendung, es gelte nicht Menſchen und menſchliche Dinge, ſondern Gottes Ehre und den reinen Glauben an Gott. Gott mit uns! wird Loſung und Feldgeſchrei, ein gegenſeitiger Handſchlag wird gewechſelt zur Bekräftigung der kommenden That.

Der König ſtieg, wie er dies vor der Schlacht zu thun pflegte, in einen Wagen, um ſo die Nacht zu verbringen. Die drei Generale Horn, Banér und Teuffel ſtiegen zu ihm, und erwarteten neben ihm den Tag.

Wer dieſe edlen Reden Guſtav Adolph's in heutiger Zeit, welche den Inhalt derſelben abgenützt zu haben glaubt, wirkſam zu ſtellen weiß unter die rauhen Kriegsworte jenes Kampfes, der allein kann Guſtav Adolph künſtleriſch darſtellen. Denn allerdings iſt Alles, was wir bis zu dieſer Breitenfelder Schlacht geſehn haben auf deutſchem Grunde am Schwedenkönige, makellos und groß, rieſengroß neben den zerſtückten Verhältniſſen deutſcher Führer.

Früh bei grauendem Morgen marſchirte Tilly aus ſeinem Lager, und zwar dergeſtalt halb rechts nach dem ſanft aufſteigenden Felde hinauf, daß er den wehenden Südweſtwind hinter ſich bekam. Auch er hielt nun eine Rede, eine praktiſche Soldatenrede, in welcher er auch die Gegner ſpöttiſch ſchilderte. „Seht dieſe zierlichen, prunkenden Sachſen," hieß es darin, „junges, eben geworbenes Volk, wenig tauglich zu dieſem blutigen Spiele! Bei Eurem erſten Anblick werden ſie wie Spreu zerſtieben!" Und hierin hatte er leider Recht. „Seht auf der andern Seite die nackten, ausgehungerten, abgematteten Schweden, auf Pferden, die noch ſchlechter ſind als Eure allerſchlechteſten Troßpferde. Reitet gerade auf ſie los, und Reiter und Roß werden kraftlos unter den Hufen Eurer ſchnaufenden Roſſe zuſammenſtürzen!" Und hierin irrte er ſich bitterlich, der ſpaniſch gekleidete kleine Greis auf dem kleinen Grauſchimmel. Schon als die Schweden vor ihm über den Loberbach ſetzten, um ſich nach Breitenfeld zu aufzuſtellen und den rechten Flügel zu bilden, ſah er mit Staunen, daß die Schweden dieſe Bewegung mit kaltblütiger ſtrenger Ordnung bewerkſtelligten.

Es erſcheint hier bei Breitenfeld zum erſten Male im Großen die neue Kampfweiſe, welche Guſtav Adolph einführte: ſie beſtand in größerer Beweglichkeit, neuer Miſchung der Truppen und raſcherer Benutzung der Artillerie. Von den herkömmlichen, tief aufgeſtellten Kriegshaufen, den ſogenannten Tertiern, war er ganz abgegangen, er ſtellte das Fußvolk in Brigaden auf, die Reiterei in kleineren Schwadronen mit zwiſchen geſtellten Musketieren, Alles zuſammen in zwei Linien. Dieſe eingeſtreuten Musketiere erwieſen ſich außerordentlich wirkſam, und wurden bald ſehr gefürchtet von den Katholiſchen. Schießt nicht eher, ſagte er damals zu den Fußtruppen, als bis Ihr das Weiße im Auge des Feindes ſehen könnt! — Und Ihr — rief er den Reitern zu, hämmert nicht Euer Schwert ſtumpf an den ſtahlbekleideten Oeſterreichern, ſondern ſtecht zuerſt das Pferd nieder, der unbehülfliche Reitersmann kommt dann leicht hinterher!

Dieſe Rathſchläge bewährten ſich in der nächſten Viertelſtunde. Auf dem rechten Flügel ihm gerade gegenüber hatte ſich Pappenheim aufgeſtellt mit der gefürchteten walloniſchen Reiterei, den Regimentern Piccolomini, Strozzi, Merode, Baumgarten. Er ſuchte den **Ketzerkönig**, und wußte, daß dieſer gern den rechten Flügel führe.

Die Mitte der Schweden befehligte Teuffel, und dort war auch der geniale Torſtenſon, welcher die Artillerie leitete und durch raſches und gutes Schießen dies wichtige, neue Moment der Schlachten zum Vortheil der Seinigen entwickelte. — Hier ſtand Tilly ſelbſt gegenüber mit dem Kern ſeines Fußvolkes, mit den Regimentern Holſtein, Chieſa, Gallas, Fürſtenberg, Dietrichſtein, Balderon, Tilly, Blankart, Geiſa, darunter Regimenter, in denen die Traditionen der ehernen ſpaniſchen Infanterie noch lebendig waren aus den Niederlanden.

Den linken Flügel der Schweden führte Guſtav Horn, unſer Wunderkind vom Schloß am Meere. An dieſen Flügel ſchloſſen ſich die Sachſen unter Arnheim, und dieſer Seite gegenüber befehligte Fürſtenberg den rechten Flügel der Kaiſerlichen, welcher die ſogenannten unüberwindlichen Kronberger, und zum Beunruhigen und Schwärmen den wilden Iſolan mit den Kroaten unter ſich hatte.

Da Alles aufgeſtellt war zur offnen Feldſchlacht, ritt der Schwedenkönig in die Mitte ſeiner Schlachtordnung.

legte ſeinem ruhigen Schlachtroſſe die Zügel auf den Hals, zog den Degen aus der Scheide, nahm den Hut vom Haupte, ſenkte den Degen. Alle Führer thaten desgleichen, feierliche Stille ſchwebte über dem Felde. Der große ſtarke Mann mit dem kantigen Kopfe im kurzen Haar und blondem Schnurr- und Kinnbarte gab einen majeſtätiſchen Anblick, als er die großen blauen Augen zum Himmel richtete, und die gewaltige, durch Commandiren tief ausgebildete Stimme erhob. Die Schweden erzählen: er ſprach ſo laut, daß das ganze Heer jedes ſeiner Worte vernahm. „Allgütiger Gott!“ ſprach er, „der Du Sieg und Niederlage in Deiner Hand hältſt, wende Dein huldreiches Angeſicht auf uns, Deine Diener. Aus fernen Landen und ruhigen Wohnungen ſind wir hierher gekommen, um für die Freiheit, für die Wahrheit, für Dein Evangelium zu kämpfen! Verleih uns Sieg um Deines heiligen Namens willen. Amen!“

Auch für den Profanen hat der Schwedenkönig etwas von einem Hohenprieſter.

Unterdeß war nach altem, nach herrſchendem Brauche ein Trompeter an Tilly abgeſendet worden, um dieſen und deſſen Heer zum Kampfe herauszufordern.

Tilly antwortete: Ich für mein Theil bin dieſem

Kampfe niemals ausgewichen, und der Schwedenkönig weiß ſehr wohl, wo ich zu finden bin.

So war es Mittag geworden. Das Kanonenſpiel begann, Tilly wollte ſich lieber in ſeiner vortheilhaften Stellung angreifen laſſen, Guſtav Adolph hoffte, er werde dieſe vortheilhafte Stellung verlaſſen. So wurde zwei Stunden lang nur mit Kanonen geſchoſſen, bis den Schweden, denen der Wind allen Rauch und Staub zutrieb, ſo daß ſie wie in dunkler Nacht ſtanden, dieſer paſſive Zuſtand unerträglich wurde. Deshalb ließ der König, um beſſeren Wind zu gewinnen, das ganze Heer eine Schwenkung nach rechts machen. Dies gewahrend brach Pappenheim vor, ſtutzte aber mit ſeinen Reitern, als er die oſtgothiſchen Musketiere zwiſchen den ſchwediſchen Reitern erblickte. Er wußte ſchon von der verderblichen Wirkung derſelben, und commandirte ſtugs ſeine Scharen halblinks, um die Schweden zu überflügeln, oder ihnen doch in die Flanke zu fallen. Ehe die raſſelnden Geſchwader dieſe Bewegung ausgeführt, hatte der König ſeine zweite Linie rechts ſchwenken und im rechten Winkel an ſeinen Flügel aufmarſchiren laſſen, ſo daß der donnernd ankommende Pappenheim hier eine neue Front fand.

Hier begann nun ein mörderiſches Gefecht: Wallonen gegen Finnländer, Liefländer und Kurländer, und dies Gefecht am äußerſten rechten Flügel und bei Beginn der Schlacht, es iſt der Kern der Schlacht von Breitenfeld. Der entſcheidende Ausgang deſſelben entſchied über alles Uebrige. Pappenheim ſetzte dergeſtalt Alles daran, daß auch ſeine Scharen, wenn ſie nicht durchbrechen konnten, aufgelöſt werden mußten. Siebenmal ſammelte er, wie immer ſelbſt aus vielen Wunden blutend, ſeine Wallonen zu neuem Angriff. Der Schwedenkönig und Banér ritten anfeuernd unter den Ihrigen umher und jeder neue Angriff ward zerſchellt, und immer mörderiſcher zerſchellt, ſeit der König oſtgothiſche Infanteriehaufen herbeigezogen hatte, deren Musketenfeuer ſchrecklich einſchlug unter die Reiter Pappenheim's. Nachdem ſie zum ſiebenten Male zurückgeworfen waren, hörten ſie nicht mehr auf das Commando ihres ſonſt angebeteten Führers, ſondern ergoſſen ſich in wilder Flucht gen Schkeuditz hinüber. Da denn auch das Regiment Holſtein, die einzige Infanterie, welche ſich angeſchloſſen hatte, bis auf den letzten Mann gefallen war und wie auf dem Exercirplatze auf dem Felde lag, ſo exiſtirte hier kein Feind mehr. Tilly hatte keinen linken Flügel mehr, und der König konnte ſeinen ganzen rechten Flügel der übrigen ſchwankenden Schlacht zu Hülfe führen.

Dies that Noth. Hier war Tilly gegen das Centrum gerückt, aber dergeſtalt von Kugeln Torſtenſon's, der hundert, wenn auch meiſt kleine Geſchütze hatte, empfangen worden, daß er ein Einbrechen nicht für rathſam erachtet hatte. Gegen alle Erwartung und gewiß zum Nachtheile Pappenheim's, was denn auch heftige Kritik erzeugt hat, wandte ſich Tilly auf einmal mit all ſeiner Wucht halbrechts gegen die Sachſen. Und dieſer unerwartete maſſenhafte Angriff mag es einigermaßen entſchuldigen, daß unſere Landsleute ſo traurig abſtachen gegen die Schweden. Die ſächſiſchen Gardereiter ſind nicht zu entſchuldigen, ſie waren im Handumkehren in der Flucht. Nur die Fußgarde und Arnheim's Leute ſtanden. Aber ſie konnten den Stoß nicht lange aushalten, und ſo räumte der ganze linke Flügel, die Hälfte des proteſtantiſchen Heeres, in aufgelöſter Maſſe das Feld und die Schweden waren allein. Ein wahrer Troſt iſt es uns, daß Arnheim ſelbſt ſich nicht in die Flucht reißen ließ, ſondern zum Schwedenkönige nach dem rechten Flügel hinüberſprengte, um ihn wenigſtens von der Lage der Dinge zu unterrichten. Spöttiſch erzählen die Schweden, auf dieſer Flucht gen Eilenburg ſei der Kurfürſt einer der erſten geweſen, und er habe ſein Roß nicht ſtill gehalten bis in Eilenburg ſelbſt, um einen Krug Bier zu verlangen. Das klingt nun ärger, als es iſt: der Fürſt war nicht Feldherr, und einmal in das fliehende Getümmel von zwanzig tauſend Mann verwickelt, blieb ihm nichts übrig, als ſich ſelbſt zu retten.

Tilly rief, da rechtshin Alles unverfolgt laufen zu laſſen und links zu ſchwenken mit Allgewalt gegen das bloßgelegte ſchwediſche Centrum. Hier traf nun Guſtav Horn eine harte Stunde. Tilly hatte auch die Kanonen der Sachſen genommen, und richtete ſie gegen die ſchwediſche Flanke, die er jetzt von dieſer Seite angriff, wie ſie vorhin Pappenheim von der andern Seite angegriffen hatte. Horn that ähnlich, wie vorhin der König gethan: er zog ſich unter hartnäckigem Widerſtande ein Wenig zurück, um dem Feinde eine Front bieten zu können. Dieſe ſchwere Bewegung ward mit bewundernswerther Kaltblütigkeit und Ruhe ausgeführt.

Von dieſem Augenblicke an beginnt das zuſammengedrängte Drama der Breitenfelder Schlacht und alle Führer müſſen einſtehn mit all ihren Fähigkeiten. Guſtav Adolph voran. Arnheim trifft ihn, als es eben mit Pappenheim zu Ende geht. Sogleich übergiebt er Banér den Befehl auf dieſer Seite und ſprengt nach dem Centrum.

Dies findet er im bedenklichſten Zuſtande, und dem ungeheuren Andrange Tilly's kaum noch gewachſen. Führer und ganze Regimenter liegen getödtet im Wege, man ſieht, es kann nicht mehr lange dauern mit dem Widerſtande, und die eigentliche Rückzugs- und Verbindungslinie iſt durch Tilly's Einrücken in den Platz der Sachſen ſo gut wie abgeſchnitten. Da kommt er an Callenbach's Regimente vorüber, das als Reſerve noch ungeſchwächt daſteht. „Um Gotteswillen, haut ein, Callenbach, haut ein!" — Dort in die Lücke, wo der Feind eindringt. Im Galopp fliegt das Regiment darauf zu, der König mit. Callenbach ſtürzt durchbohrt von einer Kugel zur Erde, ſeine Reiter aber reiten und fechten geordnet weiter. „Haltet Euch, Kameraden, ſogleich ſend' ich Euch Hülfe!" ſchreit der König, und ruft Teuffel zu, einige Fußregimenter aus der zweiten Linie zu holen. Kaum hat er das letzte Wort geſprochen, da fliegt Teuffel zerſchmettert vom Pferde. Der König ſpornt ſein Roß und holt ſelbſt die Regimenter, und dies war ein Glück. Er bereitet dieſen Hülfsſtoß ſorgfältig vor und verſtärkt ihn vom jetzt ſiegreichen rechten Flügel, ſo daß ſich von ſeinem linken Flügel aus, wohin er Alles ſendet, eine neue Schlacht entwickeln kann, welche die vordringenden Kaiſerlichen plötzlich hemmt, und mit vortrefflichem Musketenfeuer und nahen Schüſſen aus den Lederkanonen bald ſogar drängt.

Dies giebt den furchtbaren Moment, wo Staub und Pulverdampf ſo wirbeln und ſich breiten auf dieſem linken Flügel der Proteſtanten; daß Hepburn von ſeinen Trommelſchlägern den ſchottiſchen Marſch ſchlagen laſſen muß, damit ſeine Truppen ſich nicht verirren und zerſtreuen.

Neue Hülfe ſuchend iſt der König zu Banér geeilt, und da er ſieht, daß von der Pappenheim'ſchen Macht nichts mehr übrig iſt, ſo wird die Schwenkung, mit welcher die Schlacht begann, jetzt vollführt. Nach links hinüber, von wo Pappenheim ausgegangen, wirft er mit Ungeſtüm ſeinen ganzen rechten Flügel, und gewinnt mit ſeinen Finnen die Sandhöhe, wo Tilly's Kanonen ſtehn. Dieſe donnern nun auf einmal in die Ebene gegen die Kaiſerlichen ſelber. Umſonſt kehrt jetzt Pappenheim mit einigen wieder geſammelten Truppen zurück, er findet hier volle Stärke des Feindes; die Richtungen ſind verändert: zwiſchen Oſt und Weſt ſtanden ſich Anfangs die Heere gegenüber, jetzt ſtehen ſie zwiſchen Nordoſt und Südweſt, der Wind, welcher mehr nach Weſten gegangen, fegt jetzt quer hindurch, man ſieht die zum Letzten ſchwankende Schlacht, und Pappenheim ſchwenkt rechtsab, um den linken Flügel der Seinigen zu gewinnen, und noch am Verzweiflungskampfe Theil zu nehmen.

Jetzt galt es die letzte Entſcheidung. Und Guſtav Adolph brachte ſie ſelbſt, indem er nun mit dieſem ſiegreichen und ſo weit vorgerückten rechten Flügel einen raſchen und nachdrücklichen Angriff machte auf Tilly's Flanke. Dieſen konnten die Kaiſerlichen nicht mehr aushalten, und ſo war die Schlacht jetzt gerade in umgekehrter Lage, als ſie angefangen hatte. Auf dieſem Flügel hatte Pappenheim mit wüthendem Angriff begonnen, jetzt mußte er ſich vertheidigen, und man ſagt, daß er eigenhändig vierzehn Schweden niedergehauen. Später waren die Schweden ohne linken Flügel geweſen und hatten ſich in der Flanke bedroht geſehn; das war durch Tapferkeit und gute Führung der Schweden ausgeglichen worden: jetzt war Tilly's linker Flügel in der Flanke bedroht, und der Angriff, welchen Guſtav Adolph nun in dieſe Flanke hinein führte, entſchied die Schlacht. Die Kaiſerlichen löſten ſich regimenterweiſe auf in wilde Flucht. Tilly, welcher den Sieg ſchon in Händen gehabt, war außer ſich vor Schmerz. Umſonſt ſchrie er und commandirte er, die Flucht ließ ſich nicht mehr halten, und im Augenblicke der für ihn ſo ſchrecklichen Wendung flog der alte Wallone ſelbſt an die Erde:

ſein Grauſchimmel war getroffen. Er raffte ſich auf, beſtieg haſtig ein neues Pferd, und rief den Truppen zu, umſonſt! Er drohte, er fluchte, umſonſt! Die Flucht ward Strom, er mußte ihr folgen, und hier kommt die bekannte Scene mit dem „langen Fritz", welche die deutſchen Compendien erzählen, und welche die ſchwediſchen Darſtellungen der Schlacht beſtätigen. Dieſer lange Fritz war ein Rittmeiſter vom Regimente des Rheingrafen. Er erkannte den fliehenden Tilly, eilte ihm nach, ergriff ihn am Kleide, und befahl ihm, ſich zu ergeben. Tilly kam mit dem Leben davon, weil ihn dieſer Rittmeiſter eben lebendig fangen wollte. Er konnte ihn erſchießen oder erſtechen, aber er ſchlug nur, da Tilly in möglichſter Eile weiter ritt, mit dem Kolben ſeines langen Reiterpiſtols auf ihn los, ſo daß der gewaltige Feldherr am Schluß einer großen Schlacht bis faſt zur Beſinnungsloſigkeit geprügelt wurde, ein unangenehmer Anblick! Herzog Rudolph von Lauenburg erſah dies im Vorüberreiten und ſchoß den langen Fritz durch den Kopf. Die beiden Herren waren am äußerſten rechten Flügel der Kaiſerlichen, und ſo gut wie allein, da die Flucht nach Leipzig hinab ging. Zu gutem Glück begegneten ſie den Kronbergern, den ritterlichſten Truppen des Kaiſerheeres. Dieſe nahmen den faſt zerſchmetterten Greis in ihre Mitte und führten ihn tapfer und in geſchloſſener Ordnung am Feinde vorüber dem fliehenden Heere nach. Bezeichnend für Staub und Pulverdampf und für die Kriegsfeſtigkeit der kaiſerlichen Regimenter iſt es, daß auch mitten in der allgemeinen Flucht immer noch einzelne Regimenter iſolirt und unzerſprengt blieben, welche der König noch ganz zuletzt angreifen mußte, welche weder Pardon gaben noch nahmen, und welche deshalb beinahe völlig niedergehauen werden mußten.

Darüber war es dunkel geworden, und der König geſtattete nicht weitere Verfolgung, um nicht, wie die Schweden ſagen, den errungenen Sieg zu compromittiren. Dies befremdet uns jetzt, die wir das raſche Einſammeln der Früchte des Sieges für eine Hauptſache halten. Und in der That war das kaiſerliche Heer total zerſprengt, und der Sieg bei Breitenfeld ein vollſtändiger. In dem eignen Berichte des Königs an ſeine Schweſter, welchen er von Scheiditz — ſoll vielleicht Schladitz heißen — ſchrieb, finde ich auch, daß er den größten Theil ſeiner Reiterei zur Verfolgung geſendet.

Nachdem der König den Truppen und namentlich Horn gedankt hatte, nahm er mit ſeinen Generalen endlich bei einer Marketenderin einen ſo wohlverdienten Imbiß ein, und that eine Aeußerung, die doch auch einmal ein uns Allen nahe liegendes irdiſches Genüge ausdrückt: „Ich glaube kaum,“ rief er aus, „daß es auf Erden eine ſchmeichelhaftere Befriedigung geben kann, als diejenige iſt, welche ein General nach einer gewonnenen Feldſchlacht empfindet.“

Und wir müſſen zugeſtehn, daß es eine ſchöne Schlacht war. Es giebt viele Schlachten, die durch Pläne und Combinationen intereſſanter ſind. Dieſe Schlacht bei Breitenfeld oder bei Leipzig, wie man ſie auch nennt, iſt darin ſo ſchön, daß ſie in dramatiſchen Abſchnitten ſich erledigt, daß ſie im Hauptintereſſe fortwährend fernig zuſammengehalten iſt, und daß ſie von Anfang bis zu Ende immerwährende ſchöpferiſche Kraft des proteſtantiſchen Führers in Anſpruch nimmt. Dadurch entzückt uns der Schwedenkönig in dieſer Schlacht: dem drohenden Augenblicke zeigt er ſich nicht nur überall gewachſen, er ſieht und ſorgt ſogar über ihn hinaus. Hierin liegt der Genius. Als Callenbach fällt, und mit dem Centrum Alles tödtlich bedroht iſt, denkt er doch über die Abwehr hinaus, bildet einen zum Angriff übergehenden Flügel in dieſer Noth, und erfaßt raſch und genial mit ſeinem rechten Flügel ein entſcheidendes Siegesmoment. Alles das giebt der Augenblick ein, Alles das wird im Augenblicke vollführt und dadurch wird es das Zeugniß für einen mächtigen Menſchen.

Es iſt ſchmerzlich für uns, in dieſer Schlacht faſt nur Lob für Ausländer zu haben; denn das kaiſerliche Heer, welches ſich vortrefflich ſchlägt, war zuſammengeſetzt aus jener kaiſerlichen Muſterkarte von allerhand Völkerſchaften, welche das Deutſche nur beiläufig mitführte und welche eben darum Deutſchland nie wohlthun konnte. Es iſt lächerlich zu hören, daß uns von katholiſcher Seite die Bundesgenoſſenſchaft des Auslandes zum Vorwurfe gemacht wird: die katholiſche Seite ſtrotzte von Ausländern und hatte eine welſche Seele. —

Ich kann hier nicht den deutſchen Krieg Guſtav Adolph's im Einzelnen verfolgen, ſondern muß mich auf Hauptpunkte beſchränken, welche beſonders geeignet ſind, den Charakter des Schwedenkönigs zu enthüllen. So muß ich Kriegskundigen zu entſcheiden überlaſſen, ob auch bei dem ſchwachen Heere des Königs das gänzliche Unterlaſſen der Verfolgung nicht ein Fehl geweſen ſei. Es ſtand doch zu erwarten, daß die Sachſen bald wieder geſammelt werden konnten, um den verfolgenden Schweden einen ſicheren Rückhalt zu bilden, wie ſie doch auch durch ihre bloße Gegenwart im Anfange der Schlacht den Sieg gefördert hatten. Denn der Angriff, welchen ſie nöthig machten, zertheilte doch Zeit und Kraft der Kaiſerlichen dergeſtalt, daß Guſtav Adolph erſt mit Pappenheim fertig werden und deſſen ganzen Flügel beſeitigen konnte.

Der Kurfürſt kam folgenden Tages von Eilenburg zurück und die Schweden laſſen ihn zu ihrem Könige ſagen: Rechnet auf mich, rechnet feſt auf mich, auf meine und meiner Freunde Stimme für die Kaiſerkrone, wenn Ihr künftig Verlangen nach derſelben tragen ſolltet! — Sie ſetzen hinzu, Guſtav Adolph habe gelacht und für das Verſprechen gedankt.

Guſtav Adolph zog über den Thüringer Wald nach Franken und am Main hinab nach Frankfurt. Aus politiſchen und ſtrategiſchen Gründen verſchmähte er die offen liegende Straße nach Wien. Ich glaube, er hat als Krieger vollkommen Recht gehabt: nach der Breitenfelder Probe konnte er den Sachſen die Verfolgung Tilly's nicht ohne die Beſorgniß überlaſſen, daß Tilly, ſobald er ſich erholt, vordringen und ihm die Rückzugslinie abſchneiden könne. Ferner hatte er richtig im Auge, daß er durch Beſetzung Mitteldeutſchlands bis an den Rhein die einzelnen proteſtantiſchen Fürſten an ſich ziehn und das proteſtantiſche Heer auf einer breiten Grundlage verſtärken und feſtigen müſſe. Endlich war dieſer ſchnelle und halb äußerliche Drang nach dem Kaiſerſitze und der damit nahe zuſammenhängenden Kaiſerkrone offenbar nicht ſeines Weſens. In dieſe nahe liegende, etwas banale Abſicht nach der Kaiſerkrone iſt der Sinn dieſes Königs durchaus nicht einzuengen. Sein Naturel war auf tiefere, organiſche Bildung bedacht. Dadurch waren große Eroberungsgedanken keineswegs ausgeſchloſſen, aber ſie wuchſen in tieferen und weiteren Kreiſen.

So viel man aus den ſchwediſchen Mittheilungen erſehen kann, iſt in des Königs Seele noch kein beſtimmter Plan reif geweſen. Uebrigens hat er nur mit einem einzigen Manne ausführlich über dies Thema geſprochen, mit Axel Oxenſtierna, und Herr Axel war ein zu guter Diplomat, als daß er weite Projecte, welche mit dem Tode des Königs von ſelbſt verſchwanden, mitgetheilt hätte. Wahrſcheinlich hatte der König ſelbſt kein feſtes Bild einer Eroberung vor ſich; für ſo etwas war er nicht Phantaſt genug und kannte er den Krieg zu gut. Jede Schlacht konnte die Pläne verrücken. Feſt ſtand ihm jedoch ein mächtiges Reich um die Ufer der Oſtſee und deutſche Küſten und Dänemark ſollten wohl dieſem Reiche dienſtbar werden. An dieſes Oſtſeereich ſchloß er ein proteſtantiſches zuſammenhängendes Norddeutſchland in einer Linie von Pommern durch Franken bis an den Rhein, wo er aus der Schweiz kommt. Als Regenten deſſelben dachte er ſich wohl den jungen Friedrich Wilhelm, welcher ſeine Tochter Chriſtine heirathen ſollte. Letztere Unterhandlung wurde ganz ernſthaft betrieben, und der Berliner Hof war nur beſtürzt, ja wirklich zweifelhaft darüber, weil der calviniſche Kurprinz lutheriſch werden ſollte für dieſen Zweck.

Einen mächtigen Einfluß über dies proteſtantiſche Reich, nach Kräften auch die Oberhoheit hätte ſich Schweden natürlich vorbehalten. Friedrich Wilhelm wäre aber ſchon der rechte Mann geweſen, das richtige Gleichgewicht herzuſtellen.

Dergleichen Pläne liegen ziemlich deutlich vor. Das Verlangen nach deutſcher Kaiſerkrone bleibt undeutlich, beſonders lebhaft ſcheint es wirklich nicht geweſen zu ſein im Schwedenkönige: ein umgekehrter Karl der Fünfte zu werden. Das Gerücht über dies Thema ward am lebendigſten, als der König ſeine Winterquartiere in der Krönungsſtadt Frankfurt nahm. Wer Frankfurt ein Jahr beſitze und Nürnberg, wo die Krone verwahrt wurde, auch in Händen habe, der werde deutſcher Kaiſer! lautete die Sage. Auch hat der König gerade in Frankfurt halb ſcherzhaft geſagt: er wolle das Land haben zwiſchen der Oſtſee und dem Rheine. Dieſe unſichere Bezeichnung gab den Leuten Viel zu denken.

In Frankfurt kamen denn auch die Attentate wieder zum Vorſchein, und Prieſter waren wieder die Hauptperſonen. Man erfuhr, daß in Augsburg ſechs Jeſuiten ſich durch einen Eid verbunden hatten zur Ermordung des Ketzerkönigs und eines Abends fand man einen Prieſter im Schlafgemache des Königs verſteckt. Er hatte einen Dolch bei ſich und war aus Antwerpen.

Bei dieſer Gelegenheit ſtellte man dem Könige vor, mehr für ſeine perſönliche Sicherheit zu ſorgen, und er antwortete: Nein, ein König kann nicht in einer Schachtel leben und Vertrauen auf Gott iſt die beſte Leibwache. — Wollt Ihr mir denn durchaus Mißtrauen gegen die Vorſehung einflößen? Falle ich, ſo wird Gott ein anderes mächtigeres und würdigeres Werkzeug erwecken. Sein großes Werk beruht nicht auf Einem vergänglichen Menſchenleben!

Daneben enthüllt ſich in Frankfurt auch eine Schwäche dieſes groß denkenden Mannes. Die Schweden ſagen, er ſei raſcher Liebesneigung und dem Jähzorne leicht verfallen geweſen. Wir wiſſen ſchon, daß der Jähzorn dem Norden und ſeinem Geſchlechte eigen iſt. Daß er ſich in der Schlacht oft hitzig, für den Feldherrn allzu hitzig ausſetzte, hing mit dieſem Triebe zuſammen. In Frankfurt verging ſich ein ſchwediſcher Junker Rålamb, der als Kammerherr aufzuwarten hatte, gegen den Reſpect, und der König ward ſo aufgebracht über den vor fremden Fürſten begangenen Fehl, daß er den flüchtigen Junker ſogar im Vater desſelben empfindlich und übermäßig ſtrafte. Dieſe Strafe gegen den unſchuldigen Vater ging über den Jähzorn hinaus, und entwickelte einen ſtrengen Herrenſinn, welcher den Begriff der Hoheit weit verfolgte. „Der Vater ſoll geſtraft werden," ſagte er, „weil er ſeinen Sohn nicht beſſer zur Ehrfurcht und zum Gehorſam gegen ſeinen Landesherrn erzogen."

Ich übergehe nun die Kriegsereigniſſe bis zur Schlacht bei Lützen. Sie enthalten den Zug nach Baiern, den kühnen Uebergang über den Lech Angeſichts des bairiſchen Heeres unter Tilly's Führung. Dabei ward Tilly ſelbſt von einer Falkonetkugel zerſchmettert, und ſtarb nach vierzehntägigen furchtbaren Schmerzen in Ingolſtadt. Ein Cardinal rief damals in Verzweiflung an der katholiſchen Sache: Laßt den Vorhang fallen, das Schauſpiel iſt aus!

Der Schwedenkönig zog über Augsburg nach München ſelbſt, in die Hauptſtadt ſeines tapferſten Feindes. Er rächte Magdeburg durch die großmüthigſte Schonung, und die Münchener ſogar, der Kern ſeiner Feinde, fanden ihn liebens- und verehrungswürdig. Er hat dort eine Stunde lang lateiniſch disputirt mit dem Rector der Jeſuiten, und zu ſeinen unzufriedenen Officieren, welche die Jeſuiten lieber zum Teufel gejagt ſehn wollten, die merkwürdigen Worte geäußert: Könnt Ihr denn nicht einſehn, wie dieſe Leute der Sache ſchaden, welche ſie verfechten, und derjenigen nützen, welche ſie bekämpfen?!

Von hier ward der König wieder nördlich berufen durch das zweite Auftreten Wallenſtein's mit einem großen Heere und es folgten die unentſchiedenen Kämpfe und Stürme bei Nürnberg. Mangel und Krankheit trieben die Heere auseinander, und jetzt wollte Guſtav Adolph ernſtlich nach Oeſterreich hinein. Der Hülferuf des Kurfürſten von Sachſen, in deſſen Land die Kaiſerlichen eingefallen, ſprengte ihn über den Thüringer Wald zurück und zur Schlacht bei Lützen. Auf dieſem Wege über den Thüringer Wald ritt Oxenſtierna Tage lang allein neben dem Könige, und in dieſe Geſpräche, welche Niemand gehört, legen die Schweden die wichtigſten politiſchen Speculationen und Vorbereitungen jener Zeit. Auch die proteſtantiſchen Deutſchen haben es damals nicht überſehen, daß der König das Land Franken als der ſchwediſchen Krone zugehörig beſetzte, und daß Augsburg ihm als Könige von Schweden habe Treue ſchwören müſſen. Man zeigte ſich die Schaumünze, welche er dort hatte ſchlagen laſſen und deren Inſchrift lautete „Gustava et Augusta, caput religionis et regionis“ — Guſtava und Auguſta, des Glaubens und des Landes Hauptſtadt. Auguſta, der lateiniſche Name Augsburgs, verlor nur ein u bei der Umſetzung in Guſtava, und galt von da an für die einſtige Hauptſtadt Deutſchlands unter neuen Formen. In Bezug hierauf ſollte Oxenſtierna von Arnſtadt, wo er umkehrte, nach Ulm gehn und dort einen Congreß der ſüddeutſchen Stände zuſammenberufen. Die Formen fingen alſo an ſich zu bilden kurz vor der Lützener Schlacht. Mehr iſt nicht zu ſagen: der Tod des Königs in jener Schlacht machte alle den ſprießenden Plänen ein Ende.

Die Erzählung dieſer Kataſtrophe auf dem Lützener Felde weicht in manchen Hauptpunkten ab von der bei uns verbreiteten Darſtellung dieſes Unglücks, und da ſich das entſcheidende Schickſal auf dem rechten Flügel, wo nur

Schweden waren, ereignet hat, ſo darf man vorausſetzen, daß die Schweden am genaueſten unterrichtet ſind.

Der König hatte ſchon den Tag vorher, den 5. November, ſchlagen wollen, war aber erſt gegen Abend trotz aller Eile bis in die Nähe des Feindes gekommen. Wäre des Königs Abſicht gelungen und er nur zwei Stunden früher aus der Rippach-Tiefe aufs Lützener Feld herauf gekommen, ſo wäre Wallenſtein's zerſtreutes Heer in üble Lage gerathen. Jetzt donnerten unter den Kaiſerlichen die Signalkanonen, um die Heertheile zuſammenzurufen, und es blieb eine lange Nacht übrig, Pappenheim mit den Küraſſieren von Halle zu holen. Die Nacht war ſtockfinſter und wollte nicht enden, da am Morgen ein dicker Nebel Alles bedeckte und den Beginn des Kampfes unmöglich machte.

Das Alles verſtimmte den König. Er ritt umher, um ſich zu überzeugen, ob Alles in Ordnung wäre. Ueber den Koller von Elendshaut, der ſo bekannt worden und jetzt noch in Wien iſt, trug er einen grauen Ueberrock. Man bat ihn, wenigſtens an ſolchem Tage einen Harniſch anzulegen. Das wollte er aber nicht, weil er ihm Schmerz verurſache. Im polniſchen Kriege nämlich hatte er bei Dirſchau eine Schußwunde erhalten und der Harniſch drückte ihn auf dieſer Stelle. Gott iſt mein Harniſch! erwiederte er, als man nochmals in ihn bringen wollte. — Auch frühſtückte er nichts. Die Nacht hatte er wiederum in einem Wagen verbracht mit Herzog Bernhard und dem deutſchen Generale Kniephauſen. Nüchtern hatte er früh einen weißen Hengſt beſtiegen, und dieſen ritt er müde, ehe noch die Schlacht begann. Sein Gefolge beſtand an jenem Tage aus lauter Deutſchen: Franz Albert Herzog von Sachſen-Lauenburg mit einem Diener, die Herren Molch, Creilsheim, Truchſeß und ein achtzehnjähriger Page Namens Leubelfingen, gebürtig aus Nürnberg. Einige Schweden nennen noch einen ſchwediſchen Leibſoldaten Erland Lindlöf.

Das Heer ſang zum Morgengebete: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ Der König hielt Anreden an die Truppen, auch an die Deutſchen, welche unter Herzog Bernhard den linken Flügel einnahmen. Es iſt bekannt, daß er vollkommen deutſch ſprach. — Dann ritt er am Centrum, an ſeinen blauen und grünen Regimentern vorüber nach dem rechten Flügel zurück. Der weiße Hengſt ſtrauchelte, und der König vertauſchte ihn mit dem braunen, welchen er das Jahr vorher bei Breitenfeld geritten hatte.

Der Nebel wich nicht, man ſah nur ſeinen nächſten Nachbar; der König ſelbſt mit lauter Stimme begann den Geſang eines neuen Pſalms, und nach deſſen Beendigung den eines Liedes, welches er ſelbſt kürzlich verfaßt hatte und welches mit den Worten anhub: „Erſchrick nur nicht, du kleiner Haufen!“

Das Heer ſah ſich nicht, es hörte ſich aber, und ein Nachbar mußte es dem andern ſagen, daß Lützen brenne. Wallenſtein hatte es anzünden laſſen.

Erſt um elf Uhr blitzte ein Sonnenſtrahl hernieder und der Nebel flog. Die Heere erblickten ſich. Die Heerſtraße zwiſchen Lützen und Leipzig lag zwiſchen ihnen. Der Natur einer Straße gemäß war ſie etwas höher gelegen, und Wallenſtein hatte ſich dahinter feſtgeſetzt, die Gräben vertieft und mit Musketieren gefüllt, deren Feuer die auf dem blanken Felde heraneilenden Schweden mörderiſch empfing. Beſonders wurde die Reiterei auf des Königs Flügel dadurch aufgehalten. Die farbigen Fußregimenter des ſchwediſchen Centrums rückten mit günſtigerem Erfolge vor und drangen ſiegreich über die Gräben. Der linke Flügel dagegen unter Bernhard ward durch eine kaiſerliche Batterie an den Windmühlen aufgehalten. So blieben alſo die Flügel der Proteſtanten zurück, und der König wollte auf ſeiner Seite helfen. Auf die kaiſerlichen Küraſſiere in dunklen Rüſtungen zeigend ſagte er zu Obriſt Stålhandſke: Greif ſie an, die ſchwarzen Burſche, ſie werden uns übel bekommen, und den Småländern zurufend: „Folgt mir, meine tapfern Burſchen!“ ſprengte er geſtreckten Laufes über den Graben, nicht bemerkend, daß ihm nur einige Reiter folgen konnten. „Da vor uns ſteht der gefährlichſte Feind!“ rief er aus, und zeigte auf jenes Regiment Piccolomini. Ein Korporal deſſelben ſah, daß dem großen Manne Alles Platz machte, er faßte daher einen Musketier am Arme und ſprach haſtig: Auf den da ſchieß! Der muß was Vornehmes ſein! Und der Musketier ſchlug an und ſchoß und zerſchmetterte dem Könige den linken Arm, daß das Blut ſpritzte und der zerſplitterte Armknochen ſichtbar wurde. — „Der König blutet!“ — „„Es iſt nichts, meine Kinder, nur raſch vorwärts!““

Aber Schmerz und Blutverluſt überwältigten ihn, und ſich zum Herzoge von Lauenburg beugend bat er dieſen in franzöſiſcher Sprache, ihn unbemerkt aus dem Kampfe zu leiten. Sie wendeten ſich nach rechts rückwärts, damit es die Småländer nicht bemerken möchten. Aber ſie waren erſt eine ganz kurze Strecke weit gekommen, da donnerte von ihrer linken Seite das erſchütternde Getöſe eines Reiterregimentes, welches ſeinen Angriff machte. Es war das Küraſſierregiment Götz. Der Oberſtlieutenant deſſelben, Moritz von Falkenberg, ſeinen Leuten voraus, erkannte den König, hob ſein Feuerrohr und ſchoß auf ihn mit den Worten: „Dich hab' ich lange geſucht!“ — In demſelben Augenblicke ward Falkenberg von einer ſchwediſchen Kugel vom Pferde geworfen. Die ſeinige aber war dem Könige durch den Leib gedrungen, der König wankte, hielt ſich mühſam auf dem laufenden Roſſe und ſagte mit matter Stimme zu Lauenburg: Bruder, ſuche Du Dein Leben zu retten! Ich habe genug bekommen! — Der Herzog drängte ſein Pferd an das des Königs, faßte ihn um den Leib, damit er nicht aus dem Sattel falle, bis ſie aus dem Schlachtgetümmel ſeien. Unterdeß aber, denn Alles dies war die Sache einiger Secunden, war das Küraſſierregiment heran, und ſchoß, und während des Königs brauner Hengſt in den Hals getroffen ward und bäumend fortſetzte, ward ein Piſtol dem Herzoge ſo nahe am Haupte abgeſchoſſen, daß er es mit der Hand wegſchlagen konnte und das Feuer ihm Haar und Geſicht verſengte. Dabei war der halb bewußtloſe König von ihm getrennt worden, und der Herzog floh ſo gut er konnte. Der König ward aus dem Sattel des bäumenden Hengſtes geſchleudert, blieb im Steigbügel hängen, ward eine Strecke weit geſchleift, und blieb endlich ſeitwärts von dem Reiterangriffe auf dem Felde liegen. Der Nürnberger Page Leubelfingen allein hatte ſich fortwährend zu ihm gehalten, er ſprang von ſeinem Roſſe und bot es dem Könige an. Der König ſtreckte die Hand nach ihm aus, um an dieſer Stütze aufzuſtehn; aber der Knabe war zu ſchwach, den ſchweren Körper hinreichend zu unterſtützen, und der König war zu ſehr geſchwächt. Götziſche Reiter ſahen den Auftritt, ſprengten herbei und ſchrien: Wer iſt der Verwundete? Der Page ſchwieg, der König gleichfalls. Zornig ſtieß ein Reiter dem Pagen den Degen durch den Leib, und der andre ſchoß dem Könige mit dem Piſtol durch den Kopf, und mit andern herzukommenden Reitern, die neue Schüſſe auf die Verwundeten feuerten, ging es nun an's Ausplündern. Nackt blieben die Leiber auf dem halbgefrornen Felde liegen.

Dieſe Nachrichten wollen die Schweden von dem Pagen Leubelfingen haben, welcher noch einige Tage gelebt habe.

Eine andre Sage berichtet, der König habe ſich dem kaiſerlichen Reiter genannt, und dieſer habe verſucht, ihn als Gefangenen zum Friedländer zu ſchleppen. Plötzlich aber ſeien die Smäländer herzugekommen, und da erſt habe der Reiter dem Könige durch den Kopf geſchoſſen und ihm die Kleider ausgezogen.

Letzteres iſt ſehr unwahrſcheinlich. Vor einem nahe heranrückenden Feinde unternimmt man nicht das nur langſam zu bewerkſtelligende Geſchäft des Auskleidens eines Todten. — Hat Leubelfingen Obiges erzählt, ſo bedurfte es ja auch keiner weiteren Rückſicht auf eine andere Sage. Daß die Schweden auch dieſer Sage noch erwähnen, zeigt wohl, daß dieſe Ausſage des Pagen nicht genau feſtgeſtellt ſei. Wenigſtens war ſie damals im ſchwediſchen Heere nicht geglaubt, ſondern gerade im ſchwediſchen Heere herrſchte der bekannte furchtbare Argwohn gegen den Herzog von Lauenburg, und er war noch Jahre lang nachher lebendig, als der Lauenburger in einem Treffen gegen Torſtenſon gefallen war. Torſtenſon entriß mit Mühe den tödtlich verwundeten Mann ſeinen wüthenden Soldaten.

Die jetzigen Schweden weiſen den Verdacht zurück, obwohl ſie zugeben, daß viel äußerer Anſchein gegen den Herzog ſei: er mußte einige Wochen nach der Schlacht das ſchwediſche Heer verlaſſen, weil der Ingrimm der Soldaten gegen ihn allzu groß war. Aber er war doch nicht, wie man geſagt, vom Schlachtfelde ſelbſt zum Feinde übergegangen. Er ging auch jetzt nicht zu den Kaiſerlichen, ſondern zu den Sachſen. Als Unterhändler der Sachſen mit Wallenſtein ward er gefangen, in Wien katholiſch und kaiſerlicher Führer. Als ſolcher fiel er gegen Torſtenſon.

Der reiterloſe braune Hengſt, welcher verwundet im Felde umherirrte, verrieth den Schweden das Unglück, und Truchſeß aus des Königs Gefolge kam zu den Deutſchen hinüber, und brachte ihnen die ſchreckliche Kunde. Herzog Bernhard übernahm den Oberbefehl, ſprengte unter die Schweden, und rief ihnen zu, der König ſei todt! „Für mich iſt das Leben kein Leben mehr, wenn ich nicht eine blutige Rache nehmen kann. Wohlan! Ein Jeder, der es beweiſen will, daß er den König lieb gehabt, er ſtürme vorwärts, um deſſen Tod zu rächen!“ Vorwärts! ſchrie das ganze Heer, und ein allgemeiner Angriff erfolgte mit ſolchem Ungeſtüm, mit ſolcher Wuth, wie ihn der ganze dreißigjährige Krieg kaum noch einmal geſehn. Das kaiſerliche Heer ward überall geworfen, und deſſen allgemeine Flucht war nahe — da hieß es: „Pappenheim kommt!“ und dieſer mächtige Name machte das katholiſche Heer wieder feſt. Wirklich kam er in vollem Roſſeslaufe mit vier Regimentern Küraſſiere über die Aecker herüber geſtampft, und „wo ſteht der Schwedenkönig?“ war ſeine erſte Frage. Man zeigte auf den rechten Flügel. Dorthin ſtürzte er. Die ganze Schlacht erneute ſich, die ſchwediſche Mitte, am weiteſten vorgedrungen, ward furchtbar bedrängt, und die farbigen Brigaden fielen Stand haltend bis auf den letzten

Mann. Vom gelben Regimente, dem Leibregimente des Königs, ſoll kein Mann den Tag und ſeinen König überlebt haben. Vom blauen Regimente desgleichen, und die ſchwediſche und die grüne Brigade mußte vor Piccolomini wieder über die Gräben zurück. Da verbreitete ſich die Kunde, Pappenheim ſei von einer Falkonetkugel gefallen, die kaiſerliche Reiterei floh und plünderte den eignen Troß, die proteſtantiſche zweite Linie rückte in die Lücken der erſten Linie, und ging zum dritten Male über die Gräben, die ganze Schlachtlinie drang wieder ſiegreich vor, und die kaiſerlichen Flügel wurden in die Flucht geworfen. Die Sonne ging unter, die Nebel ſtiegen wieder auf, da vertheidigte ſich nur noch mit bewundernswerther Tapferkeit die katholiſche Mitte bis zu völliger Dunkelheit. Dann räumte auch ſie das Feld, das Schlachtfeld war erobert, Nacht und Nebel hinderten die Verfolgung. Erſt am folgenden Morgen nahm man Artillerie und Troß der Kaiſerlichen, die ſämmtlich nach Leipzig hinein waren.

Die Führung der Kaiſerlichen wird von den Schweden ungenau beſchrieben. Darüber haben wir genauere Data. Wallenſtein iſt nicht, wie ſie glauben, mit zerſchoſſenem Mantel im Feuer umher geritten. Er hat ſo gut wie gar nicht commandirt und iſt nicht auf's Pferd gekommen. An ſchmerzhafter Fußgicht leidend hat er ſich eine Zeitlang auf einer Bahre umhertragen laſſen, und den eigentlichen Befehl dem Feldmarſchall Holk übergeben. Bald nach Beginn der Schlacht ſah er, daß die Croaten plündernd über ſeine eigne Bagage herfielen, wollte ſteuern und ward in dem Getümmel mit verwickelt in die Verwirrung und Feldflucht, die ihn bis nach Leipzig riß. Am andern Tage überzeugte er ſich, daß er die Trümmer ſeines Heeres ſicher zu ſtellen und hinter das Erzgebirge zu führen habe. Damals erließ er die ſcharfen Strafen gegen ſo viele ſeiner Officiere, die feldflüchtig geworden, und durch welche „die kaiſerlichen Waffen bei Lützen einen unauslöſchlichen Spott bekommen hätten.“ Vierzehn Officiere ließ er mit Schwert und Strang hinrichten und ſieben unter den Galgen führen. Dies Gericht von der Lützener Fläche her hat tief eingeſchnitten in ſein eigenes Schickſal, denn es ſchuf ihm die bitterſten Feinde.

Aber er hatte zu berichten, der Feind des Glaubens, der Schwedenkönig, ſei getödtet und dies war mehr als ein Sieg. Man feierte auch in Wien, in München und in Madrid ein dreifaches Tedeum.

Dagegen ſtarben Männer wie Magnus Brahe und Jakob Spens vor Schmerz über dieſe Todesnachricht.

Ein Leichenſtoß hatte ſich um des Königs Körper aufgehäuft, Reiterregimenter waren zu wiederholten Malen darüberhin gegangen; die Soldaten, welche Herzog Bernhard noch denſelben Abend ſchickte, die königliche Leiche aufzuſuchen, hatten Mühe, den entſtellten Körper herauszufinden. Man hat wohl auch geſagt, ſie hätten gar nicht den richtigen gehabt. Indeſſen iſt ſpäter beim Transport durch Wittenberg die Leiche betrachtet worden, und man hat bemerkt, daß das Antlitz auffallend unverändert geblieben ſei durch den Tod. Im Dorfe Meuchen wurde er in der Kirche gewaſchen und umgekleidet. Schweden zu Pferde ſtanden um den Altar. In jener Kirche ſind auch die Eingeweide begraben. Dann ward die Leiche nach Weißenfels geführt, wo man ſie balſamirt und das Herz beſonders aufbewahrt hat. Dort fand Eleonore, die troſtloſe Gattin, ihres faſt abgöttiſch geliebten Mannes Ueberreſte, und nahm das Herz mit ſich.

Im nächſten Sommer ward die Leiche nach Schweden gebracht, und ein Jahr darauf am 21. Juni 1634, alſo gerade jetzt vor zweihundert Jahren in der eigens dazu erbauten Kapelle der Riddarholmskirche beigeſetzt. Dort iſt auch das Schwert, welches er bei Lützen geführt, und welches er vor Beginn der Schlacht brünſtig betend umfaßt hat mit den Worten: „Jeſus, Jeſus, hilf mir heute zu Deines heiligen Namens Ehre ſtreiten!“

Man hat es mühſam auf dem Schlachtfelde aufgefunden.

14.

Trollhättan.

Mein Gott, iſt dies ein Landſtrich! Mehr Stein als Erde! Soldaten aus Bohuslän müſſen allerdings fürchterlich ſein, denn verwöhnt ſind ſie in Nichts. Alles erinnert mich an den Engländer, welcher die Schweden auf der Dübener Haide ſieht, grau von Ackerſtaub, bleich von Drangſal!

Wer in dieſer Provinz ſeine Reiſe durch Schweden beginnt, der mag erſchrecken. Steinkränze und Steinmauern ſcheinen die Hauptſache der Landſchaft zu ſein, und die runden, magern Felder gemahnen wie Dilettantismus der Landwirthſchaft. Wahrlich ſie erſchienen uns oft wie das Innere eines römiſchen Amphitheaters, das man gepflügt habe, weil das Römerthum mit Thierhetzen und

Waſſerkämpfen vorüber ſei. Die Felſen gruppiren ſich durchſchnittlich in ſolcher Ringform um die Sandfelder, und dieſe Sandfelder ſind wie ein Schauſpielſaal durch Stängenzäune und Thore hundertfach abgetheilt in kleine Beſitzungen, und jeder Beſitzer ſchützt ſich vorſichtiger als anderswo durch Stangen vor dem Pferde und der Kuh des Nachbars, denn jeder Grashalm iſt hier theuer. Dieſe Thore hätten unſre Reiſe ſehr aufgehalten, da immer nach fünf Minuten ein neues vor uns lag, wenn nicht die Kinder aus den Dorfhütten überall haſtig herbeigeſtürzt wären, uns den Durchgang zu öffnen. Sie bettelten nicht, aber ſie blickten zu uns auf, und das war in dieſer Umgebung Bitte genug, und die Schillings ſind eine ſo vortreffliche Bettlermünze.

Als Paradies dieſer Landſchaft wird Qviſtrum geſchildert, Qviſtrum, welches wir des Abends erreichen ſollten. Es ward Abend, kalter Wind ſtrich über das öde Land, und es waren weder Bäume noch ſonſtige Anzeigen des dürftigſten Paradieſes zu entdecken, dennoch fand ſich endlich ein kleines Thal mit Erlen am Bache, welches ein Troſt im nördlichen Bohuslän genannt werden konnte, und welches Qviſtrum hieß.

Auf dieſer Tour den dreißigjährigen Krieg zu beſprechen, iſt wirklich ortgemäß. Der Name Guſtav Adolph iſt hier in dem ſteinigen Anhange Schwedens fremder als in Deutſchland. Ich habe oben einmal geſagt, daß dieſer große König unter uns bekannter und lebendiger ſei als in Schweden überhaupt. Dies geht denn doch aber nicht ſo weit, wie Söltl, ein neuerer Geſchichtſchreiber des dreißigjährigen Kriegs, zu glauben ſcheint. Er will den Tod Guſtav Adolph's beſſer kennen als die ſchwediſchen Hiſtoriker, und erzählt uns: der König ſei noch lebendig auf dem Schlachtfelde gefunden und noch lebendig nach Naumburg gebracht worden, ja dort habe er noch den folgenden Tag erlebt und Mancherlei geſprochen. Dies klingt doch etwas zu naiv neben den unzweifelhaften Berichten der Schweden, welche mit einem ganzen Heere und mit der Blüthe ihres Landes zugegen waren, und vom Abende des Schlachttages an genau wiſſen, was mit den Ueberreſten ihres Königs geſchehen iſt.

Glücklicher Guſtav Adolph, der in der bloßen Läuterung eines überlebten Glaubens volle Befriedigung und Genüge fand, und eine Claſſik des Proteſtantismus in ſich dargeſtellt, welche heute noch einen ergiebigen Mittelpunkt gewähren kann trotz alles Staunens und Kopfſchüttelns moderner Zerriſſenheit.

Unſre Studien richteten ſich in Qviſtrum von der Weltgeſchichte auf die Naturgeſchichte. Ein gebratener Vogel war durchaus nicht zu claſſificiren, auch nicht mit Johannſen's Hülfe. Nun hatten wir, beſonders in Norwegen, allabendlich mit den Locktönen eines Jagdvogels zu ſchaffen gehabt, der uns als ſehr wohlſchmeckend und etwa von der Größe einer Ente geſchildert wurde, und für welchen ein uns bekannter deutſcher Name nicht aufzufinden war. Wir hatten wohl endlich den Namen „Ackerhenne“ für dies große Feldhuhn errichtet, aber das half uns nichts, wir wußten nicht, wie eine Ackerhenne ausſähe. Wahrſcheinlich iſt es ein großer Brachvogel. Hier in Qviſtrum glaubten wir denn poſitiv, ihn gebraten vor uns zu haben, und ſchmeckten und ſchmeckten. Jedem von uns kam der Geſchmack verzweifelt bekannt vor, aber Niemand gab dieſer Bekanntſchaft einen Namen. In naturwiſſenſchaftlichem Eifer ſtürzte ich die Treppe hinab, und ſuchte zu einiger Beunruhigung der Wirthin den Kehrwinkel. Nach mancherlei Mißverſtändniſſen fand ich ihn und auch das, was ich ſuchte: die Federn des Schlachtopfers. Sie beſtätigten unſern Geſchmack, aber bereicherten unſre Wiſſenſchaft nicht: es war daſſelbe Gefieder, welches der Birkhahn in Deutſchland trägt.

Am nächſten Tage gab es erbitterten geographiſchen

Streit mit Johannſen: unſern Landkarten nach waren wir der unzweifelhaften Meinung, Trollhättan läge auf dem rechten Ufer der Göthaelf, und da gerade dieſer Fragepunkt nicht ausgeſprochen wurde, ſo konnten wir gar nicht begreifen, warum er uns durchaus über Wenersborg führen wolle. Dieſe Stadt liegt an der Südſpitze des Wenern, wo dieſer See als Göthaelf ausſtrömt, und wir mußten einen Winkel machen, um dahin zu kommen. Da wir nun zuverläſſige Nachrichten hatten, es ſei da gar nichts Beſonderes zu ſehn, und wir ohnedies in Gefahr waren, zu ſpät nach Gothenburg zu kommen, ſo beſtanden wir darauf, von der Station Almas rechts abzubiegen nach Trollhättan, nicht aber links nach Wenersborg. Johannſen ſchien der Verſtand ſtill zu ſtehn. Da uns dies weniger kümmerte als ein Umweg von mehreren Meilen, ſo gerieth er außer ſich. Der gute Mann! Er hatte ganz Recht, und war in unſerm Intereſſe außer ſich. Die Ortsbezeichnung auf unſern Karten war ungeſchickt: Trollhättan liegt am linken Ufer der Göthaelf, und um es von Weſten aus zu erreichen, muß man über Wenersborg. Wir waren im Begriff, unſern Cicerone zu zwingen, daß er uns einige Stunden ſeitwärts am berühmteſten Naturſchauſpiele Schwedens vorüberführe.

Unter ſolchem ungeſchlichteten Zanke kamen wir endlich wieder an einen tief in's Land herein bringenden Fjord, wo die Landſchaft ſogleich belebter wurde und wo das freundliche Handelsſtädtchen Udevalla liegt. Wir ſtudirten deſſen Handelskräfte gründlich, indem wir vor jedem Kaufmannsladen ſtill hielten, um Zettel und Schillinge zu wechſeln, und erſt auf der entſcheidenden Station Almas kam der Streit mit Johannſen zu entſcheidendem Ausbruche. Wäre er kein hartnäckiger Norweger geweſen, ſo hätten wir's wahrſcheinlich durchgeſetzt Trollhättan nicht zu ſehen. Seine Hartnäckigkeit ſchlug denn endlich auch unſre Frage auf den Hauptpunkt hervor, wie Stahl und Stein den Funken erweckt, und ihn beſchämt um Verzeihung bittend rollten wir nach Wenersborg.

Eine offene, weiße Stadt mit breiten, geraden Straßen am flachen, reizloſen Ufer des Sees, natürlich weiß und regelmäßig, weil abgebrannt. Waſſerfläche und Erdfläche ringsum, nur auf der öſtlichen Seite drüben in der Richtung von Stockholm eine ſteile Felſenhöhe, die ſich unabſehbar nach Süden hinabzieht. Sie iſt nur etwa fünfhundert Fuß hoch, nimmt ſich aber ſehr ſtattlich aus, weil ſie ſenkrecht abfällt und auf plattem Lande ſteht. Sie heißt der Halle- und Hunneberg, und dort drüben bei ihr, nicht hier bei Wenersborg ergießt ſich der Wenern als Göthaelf ſüdwärts. Hier bei Wenersborg paſſirt man zwar auch Brücken, aber dieſe führen zur Canalverbindung, welche ſchon von Carl IX. und Carl XII. begonnen worden iſt und als Carlsgraben nach dem Trollhättancanal hinab leitet. Die Göthaelf nämlich iſt hier überall zu ungeſtüm und hat zu viel kleine Fälle, als daß man ſie zur Schiffſahrt benutzen könnte. Man hat alſo frühzeitig an Wenersborg vorüber eine Verbindung eröffnet nach dem kleinen See Waßbotten, welcher ſüdlich von Wenersborg liegt, und von dieſem See aus hat man einen Canal gegraben nach der Göthaelf. Dies iſt der Carlsgraben, welcher die erſten Waſſerfälle der Göthaelf umgeht; dann wird die Elf ſelbſt befahren bis Trollhättan, wo ſie den großen Stromfall thut, und wo man zu ihrer Linken den ſchwierigen Trollhättan-Canal angelegt hat.

Wir fuhren alſo aus Wenersborg halb nach Oſten noch eine lange Strecke hinaus, ehe wir im Walde an die reißende Göthaelf kamen. Eine Brücke trug uns bequem hinüber. Nun wandten wir uns an ihrem linken Ufer gerade nach Süden. Die Landſchaft geſtaltete ſich: zu unſerer Linken etwa eine Stunde entfernt der Felſenzug des Halle- und Hunnenberges, in ſeiner Steilheit einer meilenlangen ſteinernen Orgel zu vergleichen. Eine vortretende Felſenſpitze iſt von Alters her berühmt. Man ſuchte von ihr aus gern den Tod, oder wie die ſchönere alte Sprache ſagt: man fuhr zu Odin, indem man ſich von jener Spitze herabſtürzte. Unten iſt ein Teich, welcher deshalb heute noch Odins Teich heißt.

Vor uns war das Land offen zwiſchen jenem Feldwalle links und dem Götha-Fluſſe rechts. Dunkede heißt dieſe Ebene, berühmt als altes Schlachtfeld, wo Gothen und Finnen (Hunnen) geſtritten haben. Das jenſeitige Ufer des Fluſſes war höher und mit Wald bedeckt.

Auf ebener Straße rollten wir dahin und der Strom verſchwand allmälig zu unſrer Rechten, es hatte gar nicht mehr den Anſchein, als ſollte er die Trollhätta-Fälle bilden. Plötzlich aber verließen wir die große Straße nach Gothenburg, geleitet durch einen großen Stein, der am Wege lag, und auf welchem wie gebieteriſch geſchrieben ſtand: „Til Trollhättan.“ Scharf nach rechts hinüber ſuchten wir den Strom wieder einzuholen, und zwar auf einem Seitenwege, welcher alle Straßenkunſt verſpottet, nicht durch Schlechtigkeit verſpottet, ſondern durch Vortrefflichkeit. Der Granit liegt blank und flach zu Tage, nur hie und da von dünner Erdſchicht bedeckt, die Pferde laufen ſtreckenweiſe auf der Steinfläche dahin wie auf einer Eisfläche.

So gelangten wir in eine kleine Ortſchaft und der Wagen hielt ſtill vor einem großen maſſiven Hauſe. Dies war das ganz ſtattliche Gaſthaus von Trollhättan. Der Speiſeſaal hatte die Fenſter gegen Weſten und jetzt ſahen wir, daß wir unvermerkt dicht an die Göthaelf gekommen waren. Sie zog ſchnell unter unſern Fenſtern vorüber, Sägemühlen waren auf unſrer Seite, das jenſeitige Ufer war felſig und waldig, von einem Waſſerfalle war nichts zu ſehen, und doch ſollte er nur einige hundert Schritte von uns entfernt ſein. Neugierig eilten wir hinab und überließen uns der Führung eines weſtgothiſchen Buben. Ueber den Canal hinüber, welcher ſich hier links vom Fluſſe abſenkt, kamen wir auf ein kleines Felſenplateau, welches von dünnen, raſchen Bächen bewäſſert wurde. Dieſe Bächlein ſtürzen ſich in eine ſchmale tiefe Schlucht, welche mit dem Meißel glatt ausgearbeitet zu ſein ſcheint in den maſſiven Granitfelſen. Sie iſt auch wirklich ein Werk der Kunſt: es iſt die Polhem-Schleuſe, der Anfang Polhem's zum Trollhätta-Canal, welcher ſpäter verlaſſen worden und jetzt Canal-Ruine iſt. Rechts über uns, gerade vor uns, links unter uns hörten wir das Waſſerbrauſen, ſahen aber nur hier und da blanke Waſſerſtreifen des herabfliegenden und weißen Schaum des aufſtürzenden Fluſſes. Erſt nachdem wir einige Schritte weiter gethan, bildete ſich die erſte Vorſtellung des Waſſerfalles. Rechts von uns oben theilte ſich der Fluß: ein Theil von ihm zieht langſam hinüber nach dem Canale, welchen wir überſchritten hatten; der zweite, mittlere Theil kommt breit und nur in mäßiger Fülle und Macht über abſchüſſiges Felsterrain herab; der dritte Theil aber ſtürzt in enger Felsſchlucht als brauſender Waſſerfall hernieder.

Letzterer nur zwiſchen einer hohen Klippe, die mitten im Fluſſe liegt, und dem ſteilen rechten Waldufer des Stromes kam für uns als Waſſerfall in Betracht, und wir fanden ihn nicht hoch und nicht breit genug.

Der Junge rief uns zu, weiter zu gehn auf dem Felſenplateau und den Brücken mitten im Fluſſe. Das thaten wir, und näherten uns jenem dritten heftigſten Arme des Stroms. Wir ahnten, daß das Geſehene nur ein erſter Abſatz ſei, und erinnerten uns, daß man nicht von dem Trollhätta-Falle, ſondern von den Trollhätta-Fällen ſpricht. Aber eine verſchloſſene kleine Brücke hielt uns auf. Leuten, die aus Lappland zu kommen glaubten, war dies kein dauerndes Hinderniß. Wir ſtiegen über die Eiſenſtangen oder krochen unten durch und kamen auf jene buſchige Felſenklippe mitten im Strome. Zwiſchen ihr und dem jenſeitigen rechten Stromufer ſtürzt der ſchmale Waſſerſturz herunter. Das gab einen ganz ſchönen Anblick, denn die ſtürzende Waſſerfläche war von da obenher einige hundert Schritt lang und die Fluth ſtürzte unaufgehalten zu uns herab. Noch mehr. Als wir an den Hang der Klippe traten, ſahen wir, daß dieſe Klippe tief hinabreichte in einen Abgrund zu unſerer Linken, und daß hier zu unſern Füßen der zweite, größere Sturz der ſchon ſtürzend herabkommenden Fluth ſtattfinde.

Wir ſtanden alſo auf der Höhe des zweiten Abſatzes, und indem wir die Klippe umkrochen und uns dicht an dieſem zweiten Falle niederließen, erhielten wir den erſten halben Ueberblick. Rechts rückwärts die Anſicht des langen, zweimal ſtürzenden Falles, welchem wir den Reiz zwiſchen den Felsufern nicht abſprechen konnten, welcher unſerm verwöhnten Auge aber zu ſchmal war. Denn er umfaßte nur den dritten und ſchmälſten Theil des Fluſſes. Der mittlere Theil ſtiehlt ſich ohne großes Aufſehen in das Becken hinab, und der dritte Theil wird vom Canale entführt. Links hinab aber überraſchte uns das Becken durch ſeine Größe und in Felſen geſchloſſene Rundung, und durch das Felſenthor tief unten, welches ſich für den dritten Abſatz und Fall maleriſch öffnet. Dort thut die Elf wiederum einen ſchönen Sturz und man ſieht in ein noch tieferes zweites Becken hinab, welches ebenfalls von ſteilen, waldigen Ufern geſchloſſen wird.

Wenn der Blick von da unten von der tiefſten Tiefe des zweiten Beckens heraufſtieg zu dem brauſenden ſchmalen Falle neben uns und über den rollenden Schaum noch weiter in die Höhe bis zum Beginn des erſten Sturzes, da empfanden wir, es ſeien hier allerdings nicht großartige norwegiſche Maſſen, aber ſchöne Elemente vorhanden. Wir wollten nicht tadeln und konnten nicht recht loben. Letzteres nicht, weil uns etwas fehlte, was wir erſt zu bezeichnen wußten, als wir über die Brücken und Stege zurückgegangen waren auf's linke Trollhätta-Ufer des Stromes und als wir am Strome hinabſchreitend nach manchen mißlungenen Verſuchen den richtigen Standpunkt für dieſe Trollhätta-Fälle gefunden hatten. Dieſer Standpunkt iſt ganz unten über dem tiefſten Becken auf einem vorſpringenden Waldberge. Hier entdeckten wir, was uns gefehlt, und worin die Schönheit der

Trollhätta-Fälle beſteht. Es iſt dies das Enſemble. Die Ueberſicht über ſämmtliche Fälle, Becken und Umgebungen von hier bietet eins der ſchönſten Bilder, die der Maler finden kann:

Man ſteht im Walde hoch oben, und ſieht tief unten ein großes rundes Waſſerbecken, umſchloſſen von felſigen Waldbergen. Dies Becken ſtrömt ab links rückwärts in mäßigem Waſſerfalle, den wir gar nicht rechnen, und der nur wie ein anmuthiges Nachſpiel die Elf hinableitet in weitere Waldſchluchten. Wir ſehen nur das tiefe, große Becken, welches mit weißem Schaum bedeckt iſt und kochend wallt. Gerade vor uns öffnet ſich das Felſenthor, aus welchem der Strom voll herniederſtürzt in das Becken zu unſern Füßen. Das Thor iſt von maleriſchen Bergwänden gebildet und öffnet uns den Blick auf das höhere und noch größere Becken, welches wiederum, beſonders links, von waldiger Bergwand beſchattet wird. Jenſeits dieſes Beckens hoch oben neben der Bergwand kommt der erſte und zweite Sturz, von hier aus geſehen, in einer einzigen langen Schaumlinie herab. Die vorſpringende Klippe, an welcher wir geſeſſen, ſcheidet ihn von dem andern Theile des Fluſſes, welcher lückenhaft aber breit in dies zweite Becken heruntergleitet. Die hohen Thore vor uns rahmen dies Alles ein; man ſieht nichts als ſtürzendes und gleitendes Waſſer, ſchwellende Becken, grüne Felswände, und Alles dies terraſſenförmig aufſteigend. Denn noch höher oben ſieht man die glänzende Schneide des erſten Abſatzes, wo ſich der Fluß zum erſten Male bricht, um raſtlos über Felſen in das erſte Becken und durch das Felſenthor brauſend in das zweite Becken herabzuſtürzen.

Uns war zu Muthe bei untergehender Sonne, als hätten wir dies eigenthümliche und nun wirklich ſehr ſchöne Bild ſelbſt gemalt, da wir von Beſtandtheil zu Beſtandtheil allmälig erſt zum Ganzen gekommen waren.

Wie ſchwediſch! riefen wir. Geringere Mittel, aber künſtleriſch geordnet. Trollhättan iſt eine Quinteſſenz ſchwediſcher Naturreize.

Uebrigens haben die verſchiedenen Abſätze der Fälle ihre verſchiedenen Namen. Der oberſte heißt Gullö-Fall, weil die Inſel, welche den fallenden Fluß ſpaltet, Gullö heißt. Der zweite heißt Toppö-Fall. Toppö iſt ebenfalls der Name einer Inſel-Klippe. Ein Stück Fels, welches jetzt hier das Waſſer auffängt, iſt erſt vor neunzig Jahren vom Felſenufer hinabgeſtürzt. Früher hat es gerade über dem Toppö-Falle geſchwebt und hat die Schneiderklippe geheißen. Einem verurtheilten Schneider nämlich iſt das Leben geſchenkt worden unter der Bedingung, daß er auf dieſer Klippe ein ganzes Kleid anfertige. Unter Zittern und Zagen hat er dies denn auch bewerkſtelligt bis auf das Ausziehn der Fäden. Dabei hat er aufgeſehn und iſt vom Blick in den Waſſerſturz und vom Getöſe des Stroms ſo ſchwindlig geworden, daß er hinabgeſtürzt iſt.

So gar ſteil, hoch und gefährlich ſind übrigens die Verhältniſſe hier nicht, und es iſt eben ein Schneider geweſen.

Dieſe beiden Fälle ſind oberwärts jener Klippe, an welcher wir geſeſſen, und ich habe ſie vorhin zuſammen bezeichnet als erſten Abſatz. — Der zweite Abſatz an unſerer Klippe unweit der Polhem-Schleuſe heißt der Stampsſtrömfall, und das erſte große Becken, welches nun folgt, wird von den Schweden Höjoms warp genannt. Ihm öffnet ſich das ſchöne Thor, und das Hinabſtürzen des Waſſers in drei Sprüngen nach dem zweiten Becken nennen ſie die Höllenfälle. Wir fanden ſie viel mehr himmliſch als hölliſch. — Der letzte Fall aus dem zweiten Becken in die Uferſchlucht hinab heißt nicht mehr „Fall,“ ſondern Flottbergsſtrom. Die ganze Länge der Trollhättafälle beträgt dritthalb tauſend Ellen.

Da nun ziemlich weit unterhalb des Flottbergsſtroms der Canal ſich wieder herüberzieht zum beruhigten Fluſſe, ſo wird eine große waldige Inſel gebildet, welche einen ſchönen Spaziergang darbietet: weſtlich den ungeſtümen, romantiſchen Strom, öſtlich das prachtvolle, claſſiſche Canalwerk aus Granitquadern erbaut. Dies iſt über eine ſchwediſche Viertelmeile lang, und ſeit ſechs Jahren im Umbau begriffen, da man der gleichmäßigen Schiffahrt wegen die Breite des Göthacanals hat herſtellen wollen. Dieſe neue Arbeit war eben im Weſentlichen vollendet, und König Oskar mit ſeinen Söhnen hatte vor wenig Wochen das fertige Rieſenwerk eingeweiht.

Der Landſtrich von Trollhättan hinab iſt ziemlich intereſſant, und erinnert oft an das Elbthal nach Dresden hinauf. Links bleiben wie das harte Gewiſſen immerdar die ſtarren Steinberge, wenn ſie auch zuweilen weit zurücktreten, rechts ſtrömt die Götha-Elf breit und offen, nachdem ſie aus den Schluchten von Trollhättan und Lilla Edet ſich befreit hat. Bei letzterem Orte thut ſie noch einen Fall und man hat deshalb wieder ein Stück Canal bauen müſſen. Johannſen gab aber durchaus nicht zu, daß wir um dieſer Kleinigkeit willen noch mehr Zeit verſäumten. Wir würden ohnedies zu ſpät kommen. Unſre Logik, daß es ja dann einerlei ſei, ob wir uns eine Stunde länger oder kürzer aufhielten, verachtete er. Und ganz mit Recht. Wie immer ſo wurden wir nämlich auch hier vom Sonntage verfolgt. Der nächſte Tag war ein Sonntag. Nun ging das Dampfboot zwar erſt Sonntags ab, aber der Gouverneur, der Gouverneur in Gothenburg, ſchrie Johannſen, iſt der Tod unſers Sonntags. Am Sonntage viſirt er keinen Paß, und am Sonnabende läßt er ſein Bureau zeitig ſchließen. ſind wir alſo nicht heut Nachmittag bei guter Zeit in Gothenburg, ſo müſſen wir zu Lande weiter bis Helſingborg, einen endloſen Küſtenſtrich hinab.

Ach was! Man iſt in Schweden und Norwegen ſo gebildet, daß wir eigentlich gar keinen Paß gebraucht haben, — „Aber der Gouverneur in Gothenburg iſt anders gebildet!“ —

Johannſen trieb nach Kräften an der Elf hinab. Sie iſt übrigens, wo ſie in die Ebene tritt, ohne Ufer und ohne

Bäume. Das angeſchwemmte Land erſcheint indeß nicht unfruchtbar. Im Allgemeinen iſt das Erdreich hier abwechſelnd wie in der Lauſitz, bald ſandig mit dürftigen Föhren, bald ſchwarz mit reichlichen Eſchen. Erlen tanzen überall hindurch, weil überall Wäſſerchen tanzen.

So kamen wir an den geographiſch und hiſtoriſch wichtigen Punkt, wo die Elf ſich theilt und einen Arm rechts hinüber ſendet zum Meere. Hier liegt Kungelf, das alte Kunghäll. Jetzt ein Neſt, einſt eine Königsſtadt. Bis hierher nämlich erſtreckte ſich in alter Zeit weſtlich vom Strome Norwegen, und die normänniſchen Könige wohnten gern in dieſem vorgeſchobenen Poſten ihres Reiches. Alle Zuſammenkünfte der nordiſchen Könige, und deren waren bei ſteter Streitigkeit oft nöthig, wurden immer in Kunghäll gehalten.

Ein unſcheinbares Neſt lag es vor uns jenſeits des Stromes in lieblichem Sonnenſcheine. Unſre Augen ſuchten Bohus-Schloß, welches auf einer Inſel hier zwiſchen der Götha- und Nordrelf liegen ſoll. Dieſe Feſtung war ſonſt der Eckſtein von Bohuslän, und iſt jetzt raſirt.

Noch unter Guſtav Adolph war da drüben bis zum Winkel der Götha- und Nordrelf alles Land norwegiſch. Auch in den Hauptorten iſt in den letzten zwei Jahrhunderten hier gründlich verändert worden. Der Ausfluß eines ſo großen Stromes forderte natürlich auf zur Anlage eines Handelsortes, aber es ſtießen drei Reiche hier zuſammen: denn auch Dänemark im Beſitze von Halland reichte bis hier herauf, und die Nachbarn zerſtörten oder beeinträchtigten jede ſchwediſche Anlage. Zuerſt war dies Alt-Lodöſe noch oberhalb Kungelf. Es ſchien bald gar zu weit vom Ausfluſſe entfernt, beſonders da die Elf verſandete; man rückte alſo die Handelsſtadt bis auf die Inſel bei Kungelf, und da ſie hier zerſtört wurde, ſo gründete man noch weiter unten, eine halbe Stunde vor dem jetzigen Gothenburg, ein Neu-Lodöſe. Auch dies ward im Kriege mit den Dänen verbrannt, und es ritt Guſtav Adolph eines Tages daher, und ſuchte eine neue Stelle für die Handelsſtadt, welche hierher gehöre. Er ritt am Fluſſe hinab, und war unſchlüſſig, da kam ein Vogel ängſtlich geflogen, den ein Raubvogel verfolgte und flüchtete ſich in die Nähe des großen Mannes am Ufer. Hier ſoll die Stadt entſtehn! rief der König und baute Göthaborg, und gab ihm die Privilegien holländiſcher Städte.

Guſtav Adolph fand keine Zeit, ſeinem Reiche die breite Nordſeeküſte anzueignen, und ſeine Tochter Chriſtine, welche ihm in der Regierung folgte, war durchweg nur angethan, Schweden zu beeinträchtigen. Vom Standpunkte politiſcher

Anſchauung muß man doch kurzweg ſagen: ſie war eine überſpannte Perſon ohne Kern. Ein haſtig Temperament, welches weniger iſt als ein feurig Temperament, eine Bildung, welche nach ungeordneten Entfernungen auseinander läuft und die Sammlung des Charakters zerreißt, eine wurzelloſe Ueberhebung über die Grundbedingungen des Vaterlandes, was konnte dies Alles Weiteres zum Vorſchein bringen als Verſchrobenheit? Dahin kommt jegliche Anlage, ſie ſei noch ſo genial, ſobald ſie Rand und Band der natürlichen und geſchichtlichen Entwickelung ſprengt. Statt der Macht entſteht Abenteuerlichkeit. Wir haben eine ſehr ſorgfältige und ausführliche Schilderung dieſer Fürſtin vom Profeſſor Grauert, in welcher alles Material zu ſo abfälligem Urtheil geſammelt, wenn auch allzu nachſichtig zuſammengeſtellt iſt. Der Biograph hat den letzten Schritt nicht gewagt, den Schritt, zu welchem ſich allerdings ein Biograph nur entſchließt, wenn er nach einigen Jahren ſein Werk noch einmal überſchauen mag.

In dem Grauert'ſchen Werke wird zum Beiſpiele ausführlich geſchildert, wie ſie hier an der Nordſeeküſte noch einmal in Schweden landet nach dem Tode ihres Nachfolgers Karl Guſtav. Dieſe Landung und Reiſe nach Stockholm, dieſes darauf folgende Betragen in Stockholm vernichtet meines Erachtens alle intereſſante edlere Bedeutung, welche ſie, die Tochter des großen Königs, noch für Schweden haben konnte. Sie hat den Schweden ihre Abdankung aufgezwungen, ſie hat alle Warnungen verachtet, hat alle Bitten, das hiſtoriſche Anſehn ihrer Familie nicht zu verunſtalten, in den Wind geſchlagen, ſie hat unter eitel prahleriſchen Formen den Glauben gewechſelt, für welchen ihr Vater geſtorben und welcher die Seele Schwedens geworden, ſie hat alle Pflichten für das Reich den Schweden vor die Füße geworfen, und nur große Summen des armen Landes in Anſpruch genommen zu einem prunkenden Leben, welches die ſchwediſche Seele verhöhnt und mißhandelt. Alles das hat Schweden ruhig hingenommen, und nun kehrt ſie plötzlich ſogar nach Schweden zurück mit einer Schar Italiener, legt den in Schweden verbotenen katholiſchen Ritus im Stockholmer Schloſſe, im Schloſſe Guſtav Adolph's, zur Schau, ſpielt den Reichsgeſetzen gegenüber die Souverainin, ſouverain ohne Gehalt, und bringt dem Reichsrathe ſogar eine Schrift auf, welche ihr verſcherztes Regierungsrecht halb und halb wieder in Anſpruch nimmt, kurz, beträgt ſich wie ein großes Kind. Mit bewundernswerther Haltung weiſen die Schweden dies beleidigende Kinderſpiel zurück, und als ſie zum zweiten Male von Schweden ſcheidet, iſt ſie aller Achtung bar, welche man bis dahin der Tochter des großen Vaters noch gewährt hatte.

Der zehnte Carl, ihr Vetter Carl Guſtav, der zweite gewaltige Carl der Schweden, und der erſte der drei Wittelsbacher, hat zuerſt mit ſeinem ſcharfen Degen die Küſtenſtriche hier an der Nordſee an Schweden geriſſen, und wenn auch eine bedrängte vormundſchaftliche Regierung, welche für ſeinen Sohn, den ſpäter ebenfalls mächtigen Carl den Elften eintrat, dieſe Küſten noch nicht behaupten konnte, ſo geht doch die moderne Einverleibung dieſer Provinzen immer auf den ſtarken Arm unſers Landsmannes Carl Guſtav zurück. Er war vor ſeiner Thronbeſteigung in Schweden unter dem Namen „der Pfalzgraf“ bekannt, und hat nach ſeines Oheims Guſtav Adolph Tode tapfer an der Spitze proteſtantiſcher Truppen in Deutſchland gefochten. Kurz vor dem weſtphäliſchen Frieden war er Generaliſſimus des ſchwediſchen Heeres. Er iſt der Stammvater des deutſchen Hauſes auf dem ſchwediſchen Throne, des Hauſes Pfalz-Zweibrücken, welches durch Verheirathung mit der weiblichen Waſa-Linie die mächtige Waſa-Krone einem deutſchen Hauſe zuführte! Wir erinnern uns jenes unglücklichen dritten Sohnes Guſtav Waſa's, des melancholiſchen Magnus. Katharina, die Tochter dieſes Prinzen, hatte den Pfalzgrafen von Zweibrücken, Johann Kaſimir, geheirathet, und in dieſer Ehe dieſen jungen Pfalzgrafen Carl Guſtav geboren. — Auch Carl IX. war mit deutſchen Prinzeſſinnen vermählt, und Chriſtine von Holſtein hatte ihm Guſtav Adolph geboren, welcher alſo der Sohn einer deutſchen Mutter war. Als Schwertkind ward ihm der Thron, obwohl er das jüngere Kind, und als er ſtarb und nur eine Tochter, Chriſtine, hinterließ, war der natürlichſte Gedanke, der junge Pfalzgraf werde die Tochter ſeines Onkels heirathen. Er warb auch nach dem dreißigjährigen Kriege um ihre Hand, und ward zwar von ihr, die ſich nicht vermählen wollte, abgewieſen, aber auf Andrängen der Reichsſtände ſchon 1649 zum Thronfolger ernannt. Als Chriſtine fünf Jahre ſpäter abdankte, ward ihm die Krone aufgeſetzt. Er hat ſie getragen bis zum Jahre 1660, ein tüchtiger, hochgeachteter Kriegsfürſt.

Dort unten, wo wir im Scheine der Nachmittagsſonne einen kleinen dunkeln Hügel ſahen und daneben einige Thurmſpitzen, dort iſt er 1660 geſtorben. Jener Hügel iſt eine Schanze, genannt die Krone, welche dicht bei Gothenburg in der Ebene liegt, und in Gothenburg, welches er überaus begünſtigte, ereilte ihn frühzeitig, das heißt in ſo jungem Alter wie ſeinen großen Oheim, der Tod.

Wir glaubten ſchon, trotz Johannſen's Befürchtungen, geſiegt zu haben und Gothenburg zeitig genug zu erreichen, da es ſich ſchon am Horizonte zeigte und die Sonne noch hoch ſtand. Aber das Reiſeſchickſal verlangte ſein Opfer.

Die Straße war ſtaubiger und belebter, als wir je in Schweden geſehn; es war Markt in Gothenburg geweſen, und ſcharenweiſe, großentheils ein wenig angezecht, kehrten die Landleute heim. War es Zufall, oder exiſtirt zwiſchen dieſen Weſtgothen und den Oberſchweden ein ſo ſichtlicher Unterſchied: das patriarchaliſche Grüßen und der höfliche Styl begegnete uns hier in viel geringerem Maße. Darüber ſprechend werden wir plötzlich durch Anhalten des Wagens und durch ein Auf- und Abſpringen Johannſen's erſchreckt. Was iſt? Die größte Beſtürzung liegt auf ſeinem Antlitze, er läuft hierhin, er läuft dorthin, aber er ſchweigt hartnäckig auf all unſre Fragen. Aber zum Kuckuck, was giebt's?

Eine Hutſchachtel! lallt er.

Es gab nur noch eine Hutſchachtel, und noch kurz vorher hatte es ihrer zwei gegeben. Welche fehlt? Rührender Egoismus zweier Reiſegefährten! Jeder wünſchte doch am Ende, es möge nicht gerade die ſeinige verloren ſein.

Wir ſind am Ende von Schweden, rief der Privatmann, es wäre inconſequent, wenn ich nicht bis zuletzt Tattenbach bliebe!

Er blieb's; die fehlende Hutſchachtel war die ſeinige geweſen. Johannſey hatte nicht nur die Hutſchachtel, ſondern auch ſeinen Kopf verloren. Er unterhandelte ſo ungeſchickt mit den vorüberziehenden Bauern, daß auch nicht einmal einer der Reitenden den leichten und lohnenden Auftrag übernahm, die Entdeckung zu betreiben. In ſeiner rührenden Gewiſſenhaftigkeit und Herzensangſt beauftragte er unſern Dſchußbonde, uns in den Götha-Källare abzuliefern, und er ſelbſt verſchwand nach rückwärts, ehe wir ihn abhalten konnten.

Nahe an Gothenburg fiel uns ein, daß er kein Geld habe; es blieb uns aber nichts übrig, als durch die lange Reihe von Landhäuſern in die zweite Stadt des Reiches hineinzufahren, und nach dem Jöta-Schellare zu fragen. So ſprechen ſie ihn aus dieſen Keller, der das Wirthshaus bezeichnet, wie ſie auch Jötaborg ſagen.

Die Stadt erinnert durch breite Straßen und mittelhohe maſſive Häuſer an Berlin, wird aber durch die durchgehenden Canäle ein holländiſches Berlin. Es gliche dem Haag, wenn die ebene Umgegend nicht baumleerer wäre als die der holländiſchen Hauptſtadt.

Erſt nach einer vertrödelten Stunde kam uns die Geiſtesgegenwart, nach dem Bureau der Dampfſchiffe zu fragen. Von ihm, meinten wir, hinge es ab, ob wir zeitig genug angekommen wären. Das war aber nicht der Fall. Auf dem Bureau nahm man bereitwillig unſer Geld, und ſchrieb unſere Namen auf, vertröſtete uns aber auf unſere Billets, wenn wir von der Polizei die Viſa unſrer Päſſe beigebracht hätten. Und hier öffnete ſich der Abgrund, welchen der Gouverneur allen Fremden gegraben, um ſich eine Rente zu ſichern. Ein Beamter des Bureau's hatte die Güte, uns auf die Polizei zu geleiten und unſer Verlangen bei dem Polizeiſecretair zu bevorworten. Das ließ ſich Alles ſehr ſchön an, der Secretair nahm bereitwillig unſre Päſſe zur Hand und unſer bereitwilliger Geleitsmann empfahl ſich. Als der Secretair aber eine Viertelſtunde in unſre Päſſe geblickt, erklärte er uns in irgend einer für uns kaum verſtändlichen Sprache: er dürfe uns nicht viſiren, ſondern wir müßten uns zum Gouverneur verfügen. Aus dem gewöhnlichen hitzigen Lärm der nächſten Viertelſtunde, der ſteten Begleitung ſolcher Plackereien, erfuhren wir mühſam, daß irgend eine kleine Bezeichnung von Stockholm aus fehle, und daß der jetzige Gouverneur ſich vorbehalten habe, die Päſſe, denen durchſchnittlich dieſe Bezeichnung fehle, ſelbſt zu ſehn, und erſt nach einer erlegten Abgabe zu viſiren.

Wir hätten gern dem ſchwediſchen Edelmanne dieſen Verdienſt gegönnt, wenn wir nicht zu unſerm Schrecken gehört hätten, daß es für heute zu ſpät ſei, und daß am nächſten Tage, als an einem Sonntage, kein Bureau geöffnet werde. Dieſe gefährliche Einrichtung ſchien uns doch für einen Hafenort nicht ſehr empfehlend zu ſein. Wir holten alſo im Sturmſchritt den Lohndiener des Jöta-Schelkare zu Hülfe, ließen uns von ihm zum Hauſe des Gouverneurs führen, und beauftragten ihn mit einer Rede, die O'Connel Ehre gemacht haben würde.

Der Mann, der Lohndiener nämlich, war ein ſanfter Schwede, das heißt ein geborener Diplomat, und er verſicherte uns, daß wir wahrſcheinlich ganz Recht hätten, daß er aber eben ſo wahrſcheinlich die Treppe herunter geworfen würde, wenn er dieſe Rede Jemand anders als der verſchloſſenen Thüre beibringen könnte.

Auf uns die Folgen, und für Dich mehrere Species, wenn dieſe wirkſamer ſind, als herbe Vernunft!

Wir hatten ſehr lange zu warten unter den Bäumen an der Gracht, oder richtiger, da wir nicht in Holland ſind, am Canale." An wie viel Thüren, dachten wir, wird der Lohndiener zu klopfen haben! Und bringt er nicht ein und bringt er nicht durch, ſo blüht uns der Dſchuß durch Halland, und es geht eine Woche Zeit verloren für platte Länder, nach denen wir kein Verlangen tragen! — Endlich kam er; er ſah ſtockernſthaft aus, er führte uns ſchweigend hinauf vor einen ſchwarzgekleideten Secretair, und dieſer nahm ſtumm unſre Päſſe, und — viſirte ſie ſtumm für die gewöhnliche Rente. Es lebe O'Connel!

Als wir heimkehrten, erſchien eben auch auf jammervollem Dſchußkarren der ſchweißtriefende Johannſen. Er war für die beſcheidene Schillingsſumme auszulöſen, hatte alle Wirthshäuſer und Straßengräben viſitirt, und brachte ſchweren Aerger mit, aber keine Hutſchachtel. Es lebe Tattenbach!

Zu ſeiner Entſchädigung ſollte er mit uns Dahlqviſt ſehn, wenn dieſer an demſelben Abend ſpiele, oder Jenny Lind hören, wenn ſie ſinge. Die Stockholmer hatten uns Wunder von ihr erzählt. Das Theater war aber an dieſem Abende geſchloſſen und die Wanderer durften ohne weiteren Genuß ſchlafen.

Ein kreuzbraver Normann war unſer Johannſen. Unſer ſchwediſches Geld war den andern Tag zu Ende, und da wir nur noch hinauszufahren hatten nach der „Chriſtiania“, dem norwegiſchen Dampfſchiffe, ſo lohnte es nicht mehr der Mühe, ein Goldſtück zu wechſeln. Wir waren wie Bettelleute neben ihm, er aber focht für uns wie ein alter Freund, bis er uns auf dem Deck der Chriſtiania hatte, wo unſre Münze wieder galt.

Die Stadt liegt näher als Alt- und Neu-Lodöſe nach dem Meere zu, aber immer noch zu weit im Lande, ſo daß alle größeren Schiffe weit draußen bleiben müſſen, und man ſelbſt nach dem Dampfſchiffe eine halbe Stunde lang zu rudern hat.

Auf dem Deck der Chriſtiania fanden wir öſterreichiſche Cavaliere, die auf andern Wegen Schweden durchreiſt hatten und entzückt von dem beſcheidenen, mit ſchönen Menſchen geſegneten Lande waren. Nun ging's an ein Austauſchen der Erfahrungen, während das ſchöne Schiff auf dem breiten zum Meere ſich ausdehnenden Strome hinabſchaufelte.

Die Sonne vergoldete die Felſenhügel, welche der Ebene treu blieben bis an die letzten Enden des Landes, und dieſe ſchimmernden Granitſpitzen empfingen unſern letzten Handgruß, unſern letzten Abſchied für's Schwedenland.

15.

Schwediſche Könige.

Die Welle des Kattegat war gegen Gewohnheit mäßig, und erlaubte uns, wie mit dem Lande ſo mit der Geſchichte überſichtlich zu Ende zu eilen. Dieſer große, mit wenig Erde bedeckte Granitblock der Halbinſel ſoll alljährlich höher aus dem Meere ſteigen. Wir müſſen den Bewohnern zugeſtehn, daß ſie in ihrer politiſchen Geſchichte auch nimmer geruht haben, weiter aufwärts zu kommen aus dem Schwall des bloßen Herkommens oder der Gedankenloſigkeit. Die unerläßlichen Gegenſätze des Staatslebens haben ſich in Schweden mehr als irgendwo bei uns an einander gerieben, und mächtige oder eigenthümliche Könige haben auch nach Guſtav Adolph dieſen Prozeß immer zu ſcharfen Entſcheidungen geführt.

Auf dem Granit dieſes Bodens iſt nichts in Stockung und Verſumpfung gerathen.

Folgendes ſind die Hauptperioden der letzten zweihundert Jahre:

Carl IX., ein granitner Mann, beugte die Parteien, beugte den Adel, machte das einfache Königthum mächtig. Sein Sohn Guſtav Adolph war vollſtändig angethan, ein unbeſchränktes Königthum aufrecht zu erhalten, und er war denn auch in der That abſolut wie irgend ein König. Aber abſolut in großem Sinne. Er hatte für eine Zukunft zu ſorgen, in welcher er ſelbſt mit ſeinen gewaltigen Mitteln fehlen würde, und für dieſe Zukunft verordnete er bei ſeinem Abſchiede von Schweden mannigfache Betheiligung bei der Staatsgewalt. Oxenſtjerna neben und nach ihm ſorgte für vorzugsweiſe Betheiligung des Adels, und ſo erholte ſich dieſer von den Wunden, welche ihm der neunte Carl geſchlagen, und überhob ſich allmälig unter wiederkehrender Frauenherrſchaft. Erſt unter Chriſtine, dann unter Eleonore, der Wittwe Carl des Zehnten, welche für den noch unmündigen Carl den Elften die Regierung übernahm. Die Oxenſtierna, die de la Gardie und drüben in Liefland Patkul arbeiteten für ariſtokratiſche Uebermacht. Aber die eigentliche Herrſchperiode des ſchwediſchen Adels war noch nicht gekommen. Zwei mächtige Könige, der elfte und zwölfte Carl, ſtanden im Wege, und ſie erfüllten erſt, wenn auch nicht dem Namen, ſo doch der That nach den Abſolutismus, welcher gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts von Frankreich aus europäiſcher Regierungsſtyl wurde und ſelbſt im nahen Dänemark zu voller Glorie gekommen war.

Carl XI. erzwang dies nicht durch das Schwert, er war ſogar unglücklich im Kriege. Er erreichte es durch kräftige, überlegene Perſönlichkeit und er ſetzte die furchtbare Maßregel durch, welche „Reduction“ genannt wird, und welche dem Adel alle der Krone abgenagten Güter mit einem Streiche wieder entzog. Er ſtarb, bitterlich vom Adel gehaßt, übrigens aber geliebt und geachtet, 1697, geliebt und geachtet, obwohl er gewaltthätig verfahren war mit den Regierungsformen.

Carl's XII., ſeines Sohnes, Regierung war eine einzige Gewaltthat in Betreff der Regierungsform. So wie er hat kein Schwedenkönig den Adel mißhandelt. Es iſt bekannt, daß er aus ſeiner übelſten Lage heraus, aus ſeiner türkiſchen Gefangenſchaft dem ſich rührenden Reichsrathe ſagen ließ: er werde ihm einen ſeiner Stiefel ſchicken, von dem ſie die Befehle entgegennehmen ſollten.*)

Es war natürlich, daß die Kugel, welche bei Friedrichshall ſeine Schläfe durchbohrte, für die Antwort des Adels galt, und es war natürlich, daß unter den folgenden Regentinnen und Regenten ſchwächeren Korns, daß unter Ulrike Eleonore und Friedrich und unter Adolph Friedrich der Adel allmächtig wurde. Seine Herrſchaft beſtand ein halbes Jahrhundert, das heißt bis zu der Revolution, welche Guſtav III. 1772 durchſetzte. Guſtav unterlag zwar zwanzig Jahre ſpäter perſönlich der Adelsrache, und ſein Bruder Carl, der Herzog von Södermannland, mußte als Vormund des letzten Guſtav Adolph herbe Zugeſtändniſſe machen, aber das mächtige Königthum ward doch erſt 1809 mit Vertreibung des letzten Waſa geſtürzt, und der Adel begründete eine regelrechte Herrſchaft erſt mit der Verfaſſung vom Jahre 1809. Erſchien er auch unter ſtolzer Uebermacht in dieſer Verfaſſung, ſo war doch die Annäherung zu gemiſchter Form hiermit gegeben, die Alleinherrſchaft der Kaſte war geknickt und die Ausſicht auf organiſche, alle Kräfte des Landes einſchließende Ausbildung war ermöglicht.

---

*) Fabel daran iſt nur, daß er den Stiefel ſelbſt geſchickt habe.

So geſchieht es denn auch. Die Regierungen Carl's XIII. und Carl's XIV. Johann ſind Regierungen des Ueberganges geworden, welche den vollen Eintritt Schwedens in den Styl des Jahrhunderts reiflich vorbereitet haben. Mit König Oskar beginnt die Reform, welche das unnatürlich gewordene Uebergewicht einzelner Stände ausgleichen ſoll.

Nach ſolchem Ueberblicke lohnt es, einige Hauptperſonen näher zu betrachten und Hauptereigniſſe zu ſkizziren. Letztere ſind voll ſchwediſcher Eigenthümlichkeiten, und Perſonen wie der zwölfte Carl, Guſtav der Dritte und Bernadotte bieten ſehr intereſſante pſychologiſche Aufgaben. Letztere muß ich mir verſagen. Nicht blos, weil kein eigentlich ſchwediſches Element darin zu erſehen iſt, ſondern auch weil ich nicht noch größeren Buchraum in Anſpruch nehmen will für dieſe Skizzen.

Von Carl dem Zwölften hat ſich mein eignes Intereſſe zu wiederholten Malen abgewendet, weil ich bei näherer Betrachtung zu finden glaubte: es handelt ſich bei ihm doch nur um abenteuerliche Begebenheit, welche brutaler Muth erzeugt, nicht aber um irgend ein höheres Moment.

Damit iſt aber dieſer rohe Napoleon des achtzehnten Jahrhunderts nicht erledigt, und meine Neugier kehrte immer wieder wenigſtens zur Charakterfrage, zum Studium dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit zurück. Neueſter Zeit hat die ausführliche Darſtellung Knut Lundblad's Gelegenheit geboten, die Geſchichte dieſes Königs im Zuſammenhange nachgewieſener Thatſachen zu überſehen. Denn die allerdings geiſtvolle Schilderung durch Voltaire bot doch durch Unſicherheit der Thatſachen nicht hinreichende Gewähr, und wenn ſie auch als geſchichtlicher Roman ihren großen Werth behält, ſo befängt ſie doch und ſtört eben durch Voltaire's Compoſition denjenigen, welcher ſich den hiſtoriſchen Charakter ſelbſt componiren will. Abgeſehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit einzelner Anekdoten, worauf die Hiſtoriker von Fach Voltaire gegenüber immer zu großes Gewicht legen, um das eigene Fach verherrlichen und die unerreichbare Faſſung Voltaire's umgehen zu können, abgeſehen von dieſem viel beſprochenen Detail, hat Voltaire meines Erachtens den Helden geiſtreicher gemacht, als er war.

Ich finde, der Keim und das Geheimniß der Größe Carl's liegt in ſeinem Körper, welcher wunderbar feſt und mächtig organiſirt war, ein ſchwediſcher Leib, der aus geſchmeidigem und pulſirendem Metall gebildet zu ſein ſchien. Ein Paar handfeſte Grundſätze von Ehre und Königsmacht hatten darin Platz gefunden, und mathematiſcher Sinn belebte die Maſſe. Dadurch entſtand der Krieger, welcher in ſeiner Phantaſie ungeheure Linien ziehn und dabei doch trocken bleiben konnte.

Der Keim und das Geheimniß ſeiner Meteorhaftigkeit ferner ſcheint mir in ſeinem frühzeitigen Regierungsantritte zu liegen. Er war in erſter Entwickelung begriffen, als 1697 ſein Vater ſtarb. Die groſſen Kräfte hätten noch Jahre lang wachſen müſſen in Freiheit, um ſich organiſch auszubreiten. Da wird dieſe Freiheit unterdrückt. Nicht durch eine von außen kommende Herrſchaft, ſondern durch die Herrſchaft, welche er ſich ſelbſt anmaßt. Der ſechzehnjährige Jüngling macht ſich zum mündigen Könige: er fängt an zu gebieten, da er noch lernen und wachſen ſollte. Wer gebietet, der gilt für fertig. Nicht nur Anderen, ſondern auch ſich ſelbſt.

So entſtand die Einſeitigkeit und Magerkeit ſeines Weſens. Ich finde in dieſem Zuſammenhange auch nicht, daß dieſer gewaltige Krieger dem Kriegsweſen ſelbſt beſonders neue und dauernde Spuren eingedrückt hätte. Seine Erfolge gehörten viel mehr der Tapferkeit, als der Kunſt. Die Schweden ſind ein zuverläſſig Kriegsvolk und haben im Felde etwas germaniſch Solides. Von einem ſtählernen Jüngling geführt, konnten ſie die moraliſch noch ganz haltloſen Moskowiter und die hitzig tapferen aber unruhigen Slaven in polniſchen Ländern mit wunderbar ſcheinender Ueberlegenheit niederwerfen. So wunderbar erſchien die erſte große Schlacht Carl's, die Schlacht bei Narva gegen die Ruſſen, in welcher er mit achttauſend Mann achtzigtauſend Ruſſen ſchlug, fing, zerſtreute, vernichtete.

Dies geſchah am letzten November des erſten Jahres im neuen Jahrhunderte, und die Jahreszeit that zur Hälfte dieſes Wunder. Eine wohlfeile Eintheilung der Carl'ſchen Laufbahn bietet der Begriff des Glücks: Neun Jahre lang, bis zur Schlacht von Pultawa hatte er Glück; neun Jahre lang nachher hatte er Unglück, und der gewaltſame Tod bei Friedrichshall beſiegelte die Unglückshälfte.

Bei Narva war es ein fürchterliches Schneegeſtöber, welches vor ihm herging und ihn den Ruſſen verbarg.

Die Herren Ruſſen taugten ohnedies nicht viel und waren voll Meuterei gegen ihre Führer, die meiſt aus Fremden und wie immer meiſt aus Deutſchen beſtanden. Sie hielten alſo nirgends Stand, als die ſchweigenden blauen Schweden plötzlich vor ihnen ſtanden an den Verſchanzungen, und unter ihnen der ſchlanke, breitſchulterige Jüngling, welcher von dem einen Beine den Reitſtiefel eingebüßt hatte, aber mit dem Strumpf im Steigbügel feſtſaß auf dem mit Schlamm bedeckten Pferde. Starr blickte das Antlitz dieſes Jünglings, die Tracht war die eines gewöhnlichen Reiters, und mit dem langen Degen focht er bei mächtiger Armeskraft ſchrecklicher als ein gewöhnlicher Reiter.

Geſchickter waren ſeine folgenden Siege an der Düna und bei Kliſſow, aber irgend ein genialer Plan iſt nirgends zu entdecken. Es bedarf deſſen nicht bei praktiſcher Tapferkeit.

In dieſem polniſchen Kriege erſchien bekanntlich mitten im unwirthlichen Kurland die wunderſchöne Aurora von Königsmark. In dem Orte Würgen war das Hauptquartier, und Graf Piper empfing die Dame, welche ſich auf ihre ſchwediſche Herkunft berief und ein Gnadengeſuch für einen verwandten Lewenhaupt vorſchützte, ſehr freundlich. Sie war auch gar ſo ſchön und liebenswürdig! Von majeſtätiſchem Wuchſe, feurigen und doch ſchmachtenden Auges und voll Geiſt und Bildung. Ihre Jugendliebſchaft mit König Auguſt war damals vorüber, ſie hatte den Moritz von Sachſen ſchon geboren, aber ſie war noch ſehr ſchön und vollkommen bereit, den jungen Herkules des Nordens zu verführen. Dies war die blanke Aufgabe, und der Preis ſollte Friede ſein mit König Auguſt.

Aber dieſer Herkules war nicht der Mann für Dergleichen; Schönheit war nicht ſeine Sache, und ich würde ſagen: er verſtand nichts davon, wenn er ſich nicht offenbar vor den Reizen Aurora's gefürchtet und wenn ich nicht gefunden hätte, daß er ſpäter einmal in der Türkei die Schönheit eines Mannes bewundert und erklärt hätte, daß er nie einen ſo ſchönen Menſchen geſehn. Alſo eine gewiſſe Aufmerkſamkeit dafür fehlte ihm nicht. Die gewöhnliche Ausſage, daß er nie ein Weib berührt, iſt auch nicht wahr. Als junger Burſch hat er im Schloſſe zu Stockholm eine Liebſchaft gehabt mit Sara Törne, der Frau ſeines Kammerdieners Düben, und als er mit Arwed Horn auf Jagden umherſchweifte, ſollen auch derartige Dinge vorgekommen ſein. Von dem Augenblicke an, da er Stockholm verlaſſen, um in den Krieg zu ziehn und es nie wieder zu betreten, kurz während der ganzen achtzehnjährigen Kriegszeit ſeines

Lebens weiß man allerdings nichts vom Reize des ſchönen Geſchlechts auf ihn zu erzählen, und dies iſt gewiß ſehr charakteriſtiſch für ſein trocknes Weſen, welches ſich auch hierin ganz und gar von dem Lebensſinne Guſtav Adolph's unterſchied.

Er ließ in Würgen Aurora von Königsmark durchaus nicht vor ſich. Sie folgte hartnäckig durch ſchlechtes Wetter und ſchlechte Wege ſeinem Lager, und paßte ihm auf, wenn er ausritt. So gelang es ihr denn einmal in der Gegend von Tilſit, ihren Wagen vor einen Fußſteig zu bringen, den er auf dem Rückwege nicht vermeiden konnte: er kam, ſie ſtieg aus und ging ihm auf dem ſchmalen Wege entgegen. Carl zog den Hut ab, ſpornte ſein Pferd und ritt von dannen. Seinem verwegenen Reiten wäre auch kein Hinderniß zu groß geweſen, ſeitwärts auszuweichen. Ein merkwürdiges Reitpferd iſt mit ihm hiſtoriſch geworden. Nicht ſowohl wegen halsbrecheriſcher Sprünge, als weil es bei jeder gefährlichen Gelegenheit zur Hand und, ein ächt ſchwediſcher Gaul, immer tüchtig und nicht todt zu machen war. Es hieß der Brandklepper, und wir begegnen ihm unten an der ruſſiſchen Steppe, in der Türkei und oben in Norwegen, es läuft wie ein unſcheinbares Kriegsgewiſſen durch ganz Europa mit ihm und wird älter als er. Denn es ſtammte noch von ſeinem Vater her. In der Schlacht bei Lund wurde dieſem das Pferd unter dem Leibe getödtet und ein Korporal Ståhle gab ihm ſeinen ſchwediſchen Klepper. Dies war der Brandklepper, der ſeinen Namen davon erhielt, daß er immer für den König geſattelt werden mußte, wenn Feuer in Stockholm ausbrach.

Bei dem verhängnißvollen Zuge nach Rußland hinein, welcher ein ſo auffallend ähnliches Vorſpiel war zu dem hundert Jahre ſpäteren Zuge Napoleon's, kommt am Wendepunkte bei Pultawa dieſer Brandklepper wieder zum Vorſchein. Der König konnte ihn dort nicht beſteigen, denn er konnte ſeiner Fußwunde wegen nicht reiten, aber der Brandklepper war zur Hand für einen Officier Gjerta, der eben den König herausgehauen hatte, und verwundet den Ruſſen nicht entkommen konnte. Da kam ein Reitknecht mit dem Brandklepper und auf dieſem rettete ſich Gjerta. Dieſer Gaul entkam neben dem Könige nach der Türkei, wurde dort in dem Kampfe, welcher die Kabalike heißt, von den Türken gefangen, aber aus beſondrer Aufmerkſamkeit des Königs ſpäter ausgelöſt. 1715 ſehen wir den Klepper in Stralſund wieder, und erſt 1718 im Todesjahre ſeines Königs ſtirbt er 42 Jahre alt zu Lund, eben da wo er in den perſönlichen Dienſt für den König gekommen war.

Jener Zug nach Pŭltăvă und die tödtliche Schlacht ſtrotzt ebenſo von dämoniſchen Zeichen wie Napoleon's ruſſiſcher Feldzug. Carl war auf dem Gipfel ſeiner Triumphe, Alles widerrieth ihm den Zug in die unwirthbaren Länder hinein, Alles zeigte ſich mißlich beim Beginn und weiteren Verlauf, aber der Dämon trieb als ſtarrer Eigenſinn den König weiter. Kerngeſund und kräftig hatte Carl acht Kriegsjahre in ſchrecklichem Klima und unter zerſtörenden Entbehrungen durchgemacht. Ein Sturz mit dem Pferde bei Krakau und ein Beinbruch als Folge deſſelben waren raſch und ſpurlos vorübergegangen an dieſem Körper, dem nur Waſſer zum Trunke diente. Von den Millionen Kugeln, unter denen er umhergeritten, hatte ihm keine etwas angethan. So lachte er aller Hinderniſſe; er fühlte ſich unzweifelhaft feſt, und von ſich aus allein beurtheilt der gewaltſame Geiſt alle Verhältniſſe. Vorwärts, Burſche, vorwärts! rief er ſtets hoch zu Pferde. Da ſtand der flatternde Feind endlich jenſeits des breiten Dnieprs zum Kampfe bereit. Hinüber trieb Carl das erſchöpfte ſchwediſche Heer, und dort jenſeits des Stromes verwundete ihn der Dämon zehn Tage vor der entſcheidenden Schlacht an ganz unſcheinbarer Stelle. Er ſetzt' ſich wie gewöhnlich unnöthigerweiſe aus bei einem Vorpoſtengefecht am Worsklo-Ufer, die Kugeln trafen links und rechts, er lachte — da traf ihn ſelbſt eine in's Fußblatt. So ward für den entſcheidenden Tag der unbeſiegliche Körper gelähmt; er litt arge Schmerzen und obwohl er ſich in einer Sänfte überall auf dem Schlachtfelde umher tragen ließ, ſo kann man doch poſitiv ſagen: er hat bei Pultava nicht commandirt, und kann getroſt hinzuſetzen: die Schlacht wurde nicht verloren, wenn er zu Pferd geweſen und befehligt hätte. Zwar ging er ſtets ohne große Prüfung an eine Schlacht, aber ſeine Rüſtigkeit ſorgte doch ſonſt dafür, daß er immer genau orientirt war. Hier hatte er nicht recognosciren können, hatte dem General Rehnſköld das Commando überlaſſen, und ſaß in dem Tumulte wie in einem Sacke. Offenbar hatte er bei einzelnen Veranlaſſungen ſelbſt hinein commandirt, und die glücklich begonnene Schlacht ſcheiterte bald am Mangel an Einheit und an Gefahr der Ueberflügelung durch die ruſſiſchen Maſſen. Es wird erzählt, daß ein General entrüſtet ausgerufen, es müßte ein Unkundiger einen ſchädlichen Befehl erlaſſen haben, und am plötzlichen Erröthen des Königs entdeckte der General zu ſeinem Schrecken, wer der Unkundige geweſen ſei.

Rehnſköld wird beſchuldigt, in der damals ſchon entſtehenden Adelsverſchwörung gegen Carl geweſen zu ſein und das Unglück herbeigeführt zu haben. In ſolchen weiten, gefährlichen Kreiſen pflegen aber Verſchwörungen nicht zu gehn. Jedenfalls beginnt mit dieſem Tage das Unglück Carl's, welches ſich ebenſo unermüdlich gezeigt hat wie bis daher das Glück. Er ſaß damals vollſtändig angekleidet in ſeiner Sänfte, nur das linke Bein war ohne Stiefel. Den Degen hatte er wie immer blank neben ſich. Er trug ſtets einen Rock von feinem blauen Tuche, deſſen Schöße umgeſchlagen und mit gelber Seide gefüttert waren. Darauf vergoldete Knöpfe, darunter Weſte und Beinkleid von chamoisgelbem Tuche und ein ſchmales ſchwarzes Halstuch, welches mager und ohne ein Zeichen von Wäſche um den nervigen Hals geſchlungen war. Die hohen Reitſtiefeln bis hoch über's Knie, mit großen eiſernen Sporen kennt Jedermann. Ebenſo die großen hirſchledernen Handſchuhe mit den hohen Stulpen aus Elendshaut, die ſchmuckloſe hirſchlederne Degenkoppel und den großen dreieckigen Hut ohne irgend eine Verzierung. Damals herrſchten die Perrücken. Ihm waren ſie zuwider, und er trug das natürliche Haar kurz geſchnitten und in die Höhe gekämmt. Daher der Name Schwedenkopf, welcher heute noch als Haartour-Bezeichnung gekannt iſt. Die Schlacht bei Pultava wurde im hohen Sommer, am 27. Juni geſchlagen, und er ſaß bei der Wärme mit abgenommenem Hute in der Sänfte, das gebräunte, ein wenig von Blattern gezeichnete Antlitz war von der Wundkrankheit und der heißen Schlacht erregter, das blaue Auge melancholiſcher als gewöhnlich; man ſah ihn zum erſten Male rückwärts gehn. Der Schritt ſeiner Sänftenpferde wurde deshalb nicht beſchleunigt, denn die Ruſſen wagten noch kaum zu wiſſen, daß ſie geſiegt und daß ſie verfolgen könnten. Er verſuchte es ſogar, ein Pferd zu beſteigen, mußte aber bald zum erſten Male einen Wagen annehmen, und ſo kam er an den breiten Dniepr, wo er ſich mühſam entſchloß, wie Napoleon ein Jahrhundert ſpäter an der Bereſina, ſeine Heertrümmer ihrem Schickſale zu überlaſſen. Mit einer kleinen Schar und umringt von ſeines Freundes Mazeppa Koſacken kam er an's jenſeitige Ufer des breiten Stromes, um durch die Steppe nach der Türkei hinab zu fliehn. Dies iſt derſelbe Mazeppa, den wir durch Byron und Vernet's Bild ſo genau kennen. Die Liebſchaft mit einer Polin hatte ihm den furchtbaren Zorn des polniſchen Gatten zugezogen. Dieſer hatte ihn wirklich, wie der Dichter erzählt, nackt auf ein Pferd der Ukraine binden und dies Pferd fortpeitſchen laſſen. Durch Dick und Dünn hatte es den gepeinigten Mann in Sturmeslaufe bis in die Heimath unter die Koſacken geſchleppt, und dieſe hatten den Halbtodten aufgenommen und ſpäter zu ihrem Anführer gewählt.

Dieſe bunte Flucht des Schwedenkönigs durch die ruſſiſche Steppe bei glühend heißen Tagen und eiskalten Nächten, unter Mangel an Nahrung und unter ſteter Beſorgniß von den Ruſſen eingeholt zu werden, wäre ein intereſſantes Genrebild für einen Maler. Carl wurde in einer elenden tartariſchen Schuske gefahren; neben ihm ſaß der ebenfalls verwundete General Hård; in einem zweiten Wagen folgte der alte Mazeppa mit einigen Weibern, rings um ſie Koſacken, Wallachen, bleiche Schweden. Im langen Steppengraſe fanden ſich glücklicherweiſe zahlreiche Haſen und Rebhühner, und letztere ließen ſich großentheils mit Händen greifen, eine vortreffliche Eigenſchaft dieſes Flugwildes für hungrige Flüchtlinge, die große Eile und wenig Schrot hatten.

Endlich kamen ſie an den Bug, welcher die türkiſche Grenze bildete, aber der in Otſchakow gebietende Türke verweigerte ihnen die Aufnahme. Dadurch verzögerte ſich der Uebergang über den Fluß dergeſtalt, daß die Ruſſen wirklich herankamen und Carl nur eben an's jenſeitige Ufer gelangt war mit einer Abtheilung ſeiner Begleiter, als 500 ſeiner Leute überfallen und gefangen wurden. — Nun folgen ſeine merkwürdigen fünf Jahre in der Türkei, welche uns immer wieder wie etwas Unbegreifliches anſtarren, und welche wirklich einem Romanhelden, der ein Wenig in der geraden Richtung des Geiſtes geſtört iſt, anzugehören ſcheinen. Eigenſinn und Trockenheit der Phantaſie bilden wohl einen Phantaſten, wenn ſie gereizt werden. Aus jener Zeit ſtammt auch der Name „Eiſenkopf" für König Carl: die Türken erfanden ihn, und er hieß bei ihnen „Demürbarſch." Wir müſſen geſtehen, daß es ein höfliches Beiwort war, denn er beläſtigte die Türken auf eine Weiſe, welche keine chriſtliche Geduld fünf Jahre ertragen hätte. Sein Reich iſt in Lebensgefahr, und er vertrödelt noch drei Jahre in ſolcher Entfernung von ſeinem Reiche, auch nachdem der Verſuch eines Türkenkrieges gegen den Czaren erſchöpft und mißlungen war! Beſonders auffallend iſt, daß er perſönlich nicht thätiger war, als im zweiten Sommer wirklich ein Türkenheer gegen Rußland zieht und den Czar Peter in die Kataſtrophe am Pruth verwickelt. Er war wirklich nicht dabei und Jedermann ruft erſtaunt aus: Aber warum nicht? Aber wenn er neben dem Großvezier am Pruth ſtand, ſo behielt ja ſicherlich die Kaiſerin Katharina, das praktiſche Mädchen von Marienburg, nicht die Zeit zu jener berühmten Beſtechung, welche nicht mehr als

200,000 Rubel werth war, und Peter mit ſeinem Heere war verloren. Gründe der Etikette konnten nicht ſo gar hinderlich ſein für ſeine Gegenwart, als man denken möchte, denn die Gelegenheit war erſt einige Stunden entſchlüpft, da war er im Zelte des Großveziers, und ſeine Nähe galt durchaus nicht für unpaſſend. Die Schilderung Voltaire's, als habe er dem Großvezier mit ſeinem Sporn das Kleid zerriſſen, iſt zwar nicht wahr, aber es iſt wahr, daß er nahe bei der Fahne Muhameds auf einem Sopha ſaß und dem ſtoiſchen Großvezier Vorwürfe machte. Warum war er nicht 24 Stunden früher an dieſem Platze? Dies iſt ſo unbegreiflich wie das ganze launiſche Weſen Carl's in dieſer Periode. Laune iſt die ungezogene Herrſchaft, welche man perſönlichem und augenblicklichem Gelüſt einräumt über größere Intereſſen. Carl war nicht reich an Gedanken, ſein geiſtiger Kreis war nicht hinreichend ausgebildet, und je entſchiedener ſeine Tüchtigkeit im Einzelnen ausgearbeitet wurde, um ſo mehr war er der Gefahr ausgeſetzt, in Vornirtheiten zu gerathen. Jene Tüchtigkeit ſorgte freilich dafür, daß er dieſe Vornirtheiten mit intereſſanter Energie durchführte. Das that er denn hier allerdings, und der Gipfelpunkt davon iſt, wie er ſich in ſeinem Hauſe zu Warnitza auf Tod und Leben vertheidigt gegen ein ſtürmendes Janitſcharencorps, und wie er ſich beinah' ein ganzes Jahr lang in's Bett legte. Jener Kampf in Warnitza iſt die ſogenannte Kabalika, und er iſt zur Hälfte erſtaunlich wegen der Tapferkeit Carl's, der es unbekümmert mit einer ganzen Armee aufnahm, zur Hälfte lächerlich oder widerwärtig, weil er nothwendigerweiſe unnütz ſein und ein Paar hundert Menſchen das Leben koſten mußte, ein Studentenſtreich für äußerliche Renommage, unwürdig eines Königs, der ſo Wichtiges zu erfüllen hatte. Der Eindruck bloßer Farce iſt neuerer Zeit um ſo empfindlicher geworden, ſeit man erfahren hat, daß die Janitſcharen das Leben des wunderlichen Demürbarſch gefliſſentlich geſchont und daß ſie nur dahin getrachtet haben, ihn lebendig zu fangen. Sein Ruhm und ſeine Perſönlichkeit brachten es zu Wege, daß er vom Sultan geachtet und vom türkiſchen Soldaten und Volke verehrt wurde. Nur die Veziers, deren ſieben um ſeinetwillen ſtürzten, und einige Paſcha's waren ihm abgeneigt. Die Kabalike endete denn auch lächerlich wie ein Studentenkrawall: als das Haus brannte, ſtürzte er mit vorgehaltenen Piſtolen aus dem Hauſe heraus den Janitſcharen entgegen, verwickelte ſich in ſeine großen Sporen, fiel der Länge lang hin, und ward in ſolcher Lage gefangen.

Er ward nun in die Gegend von Adrianopel geführt nach Demotika. Man verlangte nichts von ihm, als daß er gehen ſolle, man hatte ihm mehrmals die großen Summen Reiſegeld geſchickt, welche er für nöthig erachtet, man war verhältnißmäßig fortwährend artig gegen ihn. Es war nicht der Türken Schuld, daß er liebenswürdig freigebig und immer wieder in Geldverlegenheit war. Dieſer Punkt iſt von vollſtändigem Romanintereſſe. Man erſchrickt für ihn, wenn man ihn die Dukaten handvollweiſe verſchenken ſieht, weil man weiß: er hat eigentlich nichts zu verſchenken. Und man bewundert den Königsſtolz, wenn er in der drückendſten Lage Geſchenke der Paſcha's ablehnt, weil er als König von ihnen nicht Geſchenke annehmen könne. Dabei ſtachelt uns fortwährend die romanhaft erregte Ungeduld: wann wird er aufbrechen? Er hat hier gar nichts mehr zu thun, und aus Norden dringt ein Nothſchrei nach dem andern um ſeine Rückkehr, denn der Däne und Ruſſe erwürgen Schweden. Statt der erwarteten Abreiſe tritt der liebenswürdige Grotthuſen ein, der ſeine Kaſſe führt, und ihm folgendermaßen Rechnung ablegt über verwendete 60,000 Thaler: 10,000 Thaler auf Befehl Sr. Majeſtät an Schweden und Janitſcharen bezahlt; das Uebrige hab' ich ſelbſt verzehrt. — Und über dieſe lakoniſche aber aufrichtige Rechnenmethode lächelt Carl, und als die Zudringlichkeit der Türken immer läſtiger wird, und wir nun beſtimmt erwarten, er werde aufbrechen, ſagt er plötzlich: Laßt mich in Ruh'! Ich bin krank! und legt ſich zu Bett, und bleibt zu Bett, ein kerngeſunder Mann, drei und vierzig Wochen, alſo beinahe ein ganzes Jahr!

Welch ein Körper! Vierzehn Jahre lang fortwährend an die ſtärkſte Bewegung gewöhnt, und nun ohne den geringſten Nachtheil faſt ein Jahr lang ohne die geringſte Bewegung!

Der Beſuch Liewens und die Andeutungen über Verſchwörung in Schweden, namentlich in Betreff der Nachfolge, haben ihn vorzugsweiſe beſtimmt, endlich aufzubrechen.

Dies geſchah am erſten October 1714. Bis an die türkiſche Grenze unter zahlreicher türkiſcher Begleitung, welche er durch ſein raſtloſes Reiten in Verzweiflung ſetzte. Bei Fackelſchein ging es über den unwegſamen Balkan. Unweit der ſiebenbürgiſchen Grenze verabſchiedete er Alles und behielt nur Roſen und Düring bei ſich. Von hier datirt eigentlich der berühmte Ritt, denn bis hierher, bis nach Piteſcht in der Wallachei hatte er drei und zwanzig Tage gebraucht. Von hier ritt er auf dem großen Umwege über

Wien, Bamberg, Caſſel in vier Wochen nach Stralſund. Alle Berichte ſagen, der Ritt habe nur vierzehn Tage gedauert und Lundblad desgleichen. Lundblad hat aber oben den 23. October genannt und nennt als Tag der Ankunft in Stralſund den anbrechenden 22. November. Ich weiß nicht, was da in Abzug gebracht wird, denn die hiſtoriſch gewordenen vierzehn Tage ſind wohl nicht zu bezweifeln, und fallen auch einem Schweden nicht ſo ſehr auf, da man in Schweden gewohnt iſt, außerordentliche Landſtrecken raſch und in einem Zuge zurückzulegen. Das Reiten aber, das Reiten! Und namentlich von einem Manne, der eben ein Jahr im Bett gelegen, dies Reiten lenkt wieder alle Blicke auf den gedrungenen Körper. Düring wurde ſchon zu Anfange einmal ohnmächtig. Uebrigens gab es zu großem Verdruſſe Carl's durch Ungarn keine Poſtreitpferde, ſondern dieſe lange Strecke mußte er zu Wagen zurücklegen. Um nicht erkannt zu werden trug er einen braunen Rock, ſchwarze Perrücke, einen mit goldner Treſſe verzierten Hut und blauen Mantel und führte einen Paß als ſchwediſcher Hauptmann Peter Friſch. Um weniger Aufſehn zu machen mußte Roſen immer einige Stunden zurückbleiben. Er wurde auch erſt im Wirthshauſe zu Caſſel erkannt von einem heſſiſchen Officier, machte aber dieſen dadurch irre, daß er ein Glas Wein mit ihm trank, welches wie allbekannt der Schwedenkönig niemals that. Beim Fortſprengen rief er dieſem Officier zu: Grüßen Sie den Landgrafen von mir! und der nachkommende Roſen hatte nun wieder gut zu machen, was der König durch dieſen Zuruf am Incognito verrückt hatte.

Eine Stunde nach Mitternacht bei hellem Mondſcheine war er am Thore von Stralſund, und die ſchwediſche Wache wollte ihn nicht einlaſſen. „Depeſchen vom Könige an den Gouverneur!“ rief er. Es ward geſchickt, es ward geöffnet, und der Gouverneur Dücker, Carl's treuer Anhänger, erwartete den Boten ſeines Herrn auf der Straße. Auf den erſten Blick erkannte er den verkleideten Herrn und jauchzte auf. —

Aber Carl's Glück hatte ſich für immer das Antlitz verhüllt. Nichts gelang, wie tapfer er focht. Die ganze deutſche Küſte ging verloren, und er mußte es Glück nennen, heil nach Schweden hinüber zu kommen und nicht gefangen zu werden. In Schonen wohnte er vorzugsweiſe die nächſten Jahre. Lund ward ſeine Reſidenz; Stockholm mit den Adelsneſtern war ihm zuwider. Dieſe letzten Jahre ſeines Lebens ſind mit zwei Namen ausgefüllt: Görtz heißt der eine, Norwegen der andre. Baron Görtz, ein Deutſcher, ward ſein Miniſter, und deſſen verwegene Finanz- und Friedenspläne haben dem Haſſe des ſchwediſchen Adels erſtaunlich Viel zu ſchaffen gegeben. Die Verbindung des Königs mit ihm iſt für die Charakteriſtik Carl's von Wichtigkeit: Görtz war offenbar ein genialer Menſch, ſo unerſchöpflich in Tapferkeit des Kopfes wie Karl in Tapferkeit des Leibes. Eine ſolche Fähigkeit hatte Karl bis daher nicht neben ſich gehabt, und daß er ſie anerkannte, ſpricht für Geniefähigkeit in ihm ſelbſt. In Schweden wurde Görtz als Schwindler bezeichnet und geköpft, ſobald der König gefallen war; man ſtellte ihn neben Law in Frankreich. Erſt die neuere Zeit hat ihn zu Ehren und die ſchwediſchen Richter in Schande gebracht.

Der zweite Name, Norwegen, bot die letzten Kriegsfelder für den König; zum Erſatz für die vielen Verluſte ſollte dies Land erobert werden.

Bei näherem Zuſehn entdeckten wir, daß wir Norwegen ganz ſo bereiſt hatten, als wollten wir nur Carl's Operationen in Norwegen ſtudiren. Gerade nur ſo viel als wir hat Carl XII. von Norwegen geſehen: zwiſchen der Brücke von Magnor — Magnor-Bro — oberhalb Wermland und dem Swineſunde, den beiden Haupteingängen in's Land, iſt er thätig geweſen, und iſt nur vorgedrungen bis hinauf zum Paſſe von Krogkleven bei Ringe-Rige. Ja, bis hierher ſind nur ſeine unglücklichen Soldaten gedrungen, welche eine patriotiſche Predigersfrau den Normännern unter die Büchſen und in die Schwerter führte. Ueber den großen Hafentheil des Fjords, welcher zum Eggeberge bis Opslo hinaufgeht, iſt er zur Winterszeit auf dem Eiſe nach Chriſtiania hinüber geritten. Björnsfjord heißt dieſer öſtliche Theil des Meerbuſens. Chriſtiania iſt von Menſchen verlaſſen, aber Aggerhuus iſt gut beſetzt geweſen; er hat es nicht nehmen können, kurz, der tapferſte Schwedenkönig iſt geſcheitert an dem tapfern Widerſtande der Norweger, welche damals die Schweden noch bitterlich haßten. Er hat wieder hinaus gemußt über die Swineſund-Brücke, welche er angelegt hatte.

1718 kam er wieder, und begann mit der Belagerung Frederikhalds. Ueber Jemtland ſchickte er unter Armfeldt ein kleines Heer gegen Drontheim hinauf. Dies erfror, und er ſelbſt ward erſchoſſen.

Es war am 11. December 1718, eines Sonntags, als er gegen Abend in die Laufgräben kam, die immer näher an die eigentliche Feſte Frederiksſteen geſchoben wurden. Das vorliegende Fort Gyldenlöwe hatte er nämlich ſchon genommen und es handelte ſich um die Hauptfeſte. Ernſt war er immer; heut ſah er trübe aus: er hatte am Morgen Papiere geleſen, welche ihm Feldmarſchall Mörner zugeſchickt, und in denen von Verſchwörungen gegen ſeine Perſon die Rede geweſen. Dieſe Papiere hatte er in's Feuer geworfen. In ſeinen Taſchen führte er Guſtav Adolph's Portrait und deſſen Geſangbuch. Er war immer ſtreng kirchlich, und in all ſeinen Feldlagern erſchien er Sonntags zum Morgen- und Nachmittagsgottesdienſte.

Die Arbeiter, welche die Nacht hindurch graben ſollten, waren noch nicht da, und er fragte unruhig den Oberſt Maigret, woran das läge. Dieſer Franzoſe und ſein Landsmann Siquier, auf welche der Verdacht gerichtet worden, waren beide an jenem Abende in den Laufgräben. Der Abend wurde zwar finſter, denn ich glaube, der Mond iſt erſt ſpäter aufgegangen, aber die Normänner in Frederiksſteen hatten überall Laternen und Pechfackeln aushängen und aufſtecken laſſen, um mit einiger Sicherheit auf die nächtlichen Arbeiter zu ſchießen. Es wurde denn auch dieſen Abend ſtark aus der Feſtung gefeuert, und zwar auch mit Handgewehren.

In der neunten Stunde iſt der König im Geleit mehrerer Officiere, darunter Maigret's, an der inneren Böſchung der Bruſtwehr, dem letzten Schutz vor den Kugeln, geweſen, und iſt plötzlich an der Bruſtwehr in die Höhe geſtiegen, um darüber hinweg nach der Sappe links hinüber zu ſehen, wo ſeine Leute arbeiteten. Die Feſtung iſt ihm zur Linken geweſen, ſo daß eine der vielen von daher kommenden Kugeln ihn mehr von links nach rechts, gewiß aber nicht von rechts nach links hätte treffen müſſen. Die Officiere ſind unten geblieben und Maigret will den König gewarnt haben vor einem ſo gefährlichen Punkte.

Auffallenderweiſe iſt kein officieller Bericht aufgeſetzt worden über das, was geſchehen. Wir haben nur ſchriftliche Nachricht von dieſem Maigret und von einem Lieutenant Karlberg, der die Arbeiter in jener Nacht befehligt hat, und im entſcheidenden Augenblicke von linksher in den Laufgraben gekommen und des oben hervorragenden Königs anſichtig geworden iſt.

Maigret's Bericht, in einem Briefe enthalten, iſt erſt fünf Jahre ſpäter in Paris geſchrieben worden und hat wenig Werth. Er ſpricht darin von einer Kanonenkugel, und ſagt im Verlaufe, die Kugel ſei ſo groß wie ein Taubenei geweſen, wie ſie nicht aus einem Handrohre geſchoſſen werden könne. Freilich hat man auch die Wunde erſt nach acht und zwanzig Jahren unterſucht, aber der Einſchuß ſpricht auch nach dieſer Unterſuchung nicht für eine ſo ſtarke Kugel.

Karlberg dagegen beſchreibt wenigſtens die Lage genau: der König war im Mantel, „die Kniee waren etwas aufgezogen, ſo daß die Füße etwas über anderthalb Ellen über der Sohle des Laufgrabens ſchwebten. Die linke Hand ſtützte das Kinn, und der Kopf ſtand aufrecht über der Höhe der Bruſtwehr.“ In dieſer Lage erhielt er die Todeskugel in den Kopf, und ſank zuſammen. Das heißt: die Hand, welche die linke Wange ſtützte, fiel herab und der Kopf ſank langſam in den Mantel, „ohne daß dabei die geringſte Zuckung des Körpers bemerkt wurde, der ebenſo unbeweglich liegen blieb, als er vorher gelegen hatte.“

Karlberg ſagt übrigens in dieſem Berichte ebenfalls, der Schuß ſei „von außen her, auf der linken Seite“ gekommen. Man glaubt, Karlberg habe dies nur in Bezug auf ſeine eigne Stellung geſagt. Dies iſt nun wohl nicht wahrſcheinlich. Annehmen darf man indeſſen, daß die unten ſtehenden Officiere in dem fortwährend rollenden und knatternden Feuer kaum unterſcheiden konnten, von welcher Seite der Schuß gekommen ſei.

Iſt's ein Mord geweſen, wie die Tollſtadiſche Ausſage ihn ſchildert, ſo müßte Stjernroos, der genannt wird, oben auf der Bruſtwehr von rechtsher gekommen und könnte wohl den Officieren unten unbemerkbar geblieben ſein. Aber er müßte ſich doch ziemlich nahe herangewagt haben, um bei dem unſichern Lichte zielen und treffen zu können und in dieſem Falle hätte man eigentlich wohl den Schall unterſcheiden ſollen.

Früher glaubte man, die den König umgebenden Officiere ſeien die Verſchworenen geweſen, hätten ihn unten angegriffen und erſchoſſen und den Körper dann an die Böſchung hinaufgelegt. Dazu gehört die Schilderung, der todte König habe die Hand am Schwert gehabt. Dieſe Beſchreibung iſt durch Karlberg's Nachricht beſeitigt.

Karlberg ſagt: Generaladjutant von Kaulbars war der Erſte, welcher das Unglück ausrief mit den Worten: Herr Jeſus, der König iſt erſchoſſen! Augenblicks habe er ihn, Karlberg, auf die Schulter geſchlagen, und ihn beauftragt, den General Schwerin herbeizuholen. Als er dann hinaus gekommen zur Hütte des Königs und eine Bahre zur Wegbringung der Leiche eines Officiers verlangt habe, ſei Graf Poſſe ihm mit der befremdlichen Frage entgegengetreten: Iſt der König erſchoſſen? — Karlberg, nicht begreifend, wie man hier etwas davon wiſſen könne, habe verneint.

Draußen an der Leiche Carl's mag nun Maigret die bekannten Worte geſprochen haben: La pièce est finie, allons souper!

Zwölf Soldaten trugen die Leiche fort. Sie wußten nicht, wen ſie trugen. Man hatte zwei Mäntel darüber gebreitet und Siquier hatte ſeinen Hut und ſeine Perrücke auf Carl's Haupt geſtülpt. Beim Hinabſteigen einer Höhe ſchlug die Bahre um, und die Soldaten erkannten im Mondſchein ihren König. Sie brachen in Klagen und Jammern aus, und durch ſie kam die Nachricht unter das Heer.

Die verſchiedenſten Gerüchte entſtanden ſogleich, und die Leiche ſah Niemand. Erſt 1746 wurde ſie beſichtigt. An der rechten Schläfe fand ſich eine klaffende Oeffnung, ſieben Linien lang, zwei Linien breit, welche ſich unterwärts nach dem Ohr hin verlängert. Sie muß der Einſchuß, und muß aus einem Handgewehr gekommen ſein. Die allernächſte feindliche Stelle war 3 bis 400 Schritte entfernt. Auf der linken Seite des Kopfes war die ganze Schläfe weggeriſſen und die Knochenenden zeigen, daß hier der Ausſchuß. Solche zerſchmetternde Wirkung thut eine Musketenkugel auf 3 bis 400 Schritte nicht.

Nach dieſer Beſichtigung wurde der Glaube allgemein, der König ſei ermordet worden. Guſtav III., welcher die balſamirte Leiche betrachtet, ſagte: es iſt die Kugel eines Schleichmörders, keines Dänen geweſen, welche den Richard Löwenherz des Nordens getödtet.

Maigret und Siquier wurden Anfangs bezüchtigt; dann erhob ſich die Nachricht von Tollſtadius, und ſie höbe alle Zweifel, wenn ſie officiell beglaubigt wäre. Tollſtadius war der berühmteſte Prediger ſeiner Zeit in Stockholm und ein vortrefflicher Mann, namentlich berühmt als Tröſter beunruhigter Seelen. Ihm ſoll General Cronſtedt gebeichtet haben, und vor einigen Jahren iſt dieſe „Hiſtoriſche Aufklärung von ſichrer Hand über die Todesart Carl's des Zwölften" im Druck erſchienen. Ein allerdings zuverläſſiger Mann, Reichsrath von Ramel, hat den Aufſatz geſchrieben, aber nicht nach einem vorliegenden Original, ſondern aus dem Gedächtniſſe nach dem, was er am Hofe Guſtav's III. erfahren. Wir ſehen, die Quelle iſt im ſtrengen Sinne nicht beweisfähig, aber freilich, weil ſie alle Widerſprüche löſt, ſehr verführeriſch. Cronſtedt habe auf dem Sterbebette bekannt, er habe das Gewehr geladen, Stjernroos ſei auf dem Raſenwalle vorgegangen, und habe den König erſchoſſen für den Preis von 500 Dukaten.

In Tollſtadius' Papieren ſei die Ausſage mit einem

Eide bekräftigt. Es wäre abſcheulich; denn Stjernroos war obenein ein alter Waffengefährte des Königs.

König Carl's ſchön gewachſener Körper iſt nicht hoch geweſen, und in den letzten Jahren hat er den Kopf etwas nach vorn gehalten. Welch eine Lebenskraft in dieſem Körper wohnte, hat er in Lund noch einmal dargethan: er wollte verſuchen, wie lange er ohne Nahrung beſtehen könne. Sechs Tage lang hielt er es aus, ſtieg dann zu Pferde und machte einen Ritt von ſechzehn Meilen, ehe er die Faſtenzeit mit einer ſtarken Mahlzeit beendete. Möge man nach all dem Vorhergehenden den Einleitungsworten nachdenken: wie Viel von dieſes Königs Thaten auf einen tapferen Körper zu rechnen ſei.

Uebrigens neigte ſein Naturell, welches ſchwediſche Eigenſchaften in Eiſen ausgeprägt darſtellt, durchweg mehr zum alten ſchwediſchen Style des Bauernkönigs als zum moderneren Style eines Königs unter vornehmen Herren. Als Praktiker fragte er nur nach Verdienſt, und als ein junger Oxenſtjerna von der Pike auf dienen mußte und Graf Piper ihm Vorſtellungen machte, daß dieſe Familie doch von altem Adel ſei, erwiederte er nachdrücklich: Ich thue nichts ohne Grund. Wenn ſo ein junger Edelmann gleich Officier wird, ſo iſt er unbillig und unfreundlich gegen die Soldaten, hat er aber mit ihnen gedient, Wachen gethan und auf Vorpoſten geſtanden, ſo lernt er, was der gemeine Soldat ausſtehen muß, und wird ſich beſſer und milder gegen ihn benehmen. Ueberhaupt will ich Niemand präjudiciren. Würde ein Edelmann ſo vorgezogen, ſo müßte das Andere verdrießen, die länger gedient haben, und vor der Tour zum Avancement ſtehn. Alter oder neuer Adel trägt nichts zum wahren Werthe eines Mannes bei. Ich kenne viele Officiere in der Armee, die nicht von Adel und doch brave Leute ſind. Wenn ein gemeiner Reiter ein braver Kerl iſt, ſo kann's einerlei ſein, ob er von adeliger oder bürgerlicher Herkunft iſt.

Natürlich hingen die Soldaten mit Enthuſiasmus an ihm und der Reichsrath in Stockholm haßte ihn.

Carl ſprach immer Schwediſch, obwohl er Latein, Deutſch und Franzöſiſch verſtand und auch mittelmäßig ſprechen konnte. Gegen das Parliren fremder Sprachen, beſonders des Franzöſiſchen war er entſchieden eingenommen. Schreiben, auch Schwediſchſchreiben war nicht ſeine Sache. Es machte ihm offenbar Mühe und gerieth ſehr unrichtig. Seine Erziehung war eben zu früh abgebrochen. Als trockner, mathematiſcher Kopf war er nicht ohne Anlage zur Philoſophie, und zuweilen erſchien auch als erſchreckende Unterbrechung in ſeiner Rede ein Witz. Arved Horn, der Jugendfreund, intriguirte ſeit Jahren mit dem Adel gegen ihn, und begrüßte ihn in Yſtad, als Carl aus der Türkei zurückgekehrt war. Carl betrachtete den ungetreuen Freund von oben bis unten, und ſagte dann langſam: Graf Arved, Ihr ſeid um einen Kopf länger geworden, ſeit ich Euch in Polen geſehn! —

Mit Carl ward das eigentliche Königthum in Schweden auf ein halbes Jahrhundert geſtürzt. Sein Liebling, der junge Holſtein-Gottorp, welchen er zu ſeinem Nachfolger auserſehn, ward beſeitigt, und es ward ſeiner Schweſter Ulrike Eleonore die Krone gegeben. Aber unter welchen Bedingungen! Als ein Ergebniß ſelbſtſtändiger Wahl der Stände, nicht als Erbrecht ward ſie ihr geſtattet, und ſie wie ihr Gatte König Friedrich, Erbprinz von Heſſen, mußten ſich der Herrſchaft der Reichsſtände tiefer unterordnen, als neueren Styls ein conſtitutioneller König ſich unterzuordnen hat. Auch der Holſteiner Adolph Friedrich, welcher nach dreißig Jahren folgte, konnte nur unter ſolchen Bedingungen König werden und König bleiben, und ſeine Beſtrebungen um größere Macht, zu denen ihn Luiſe Ulrike, ſeine Gattin, Friedrich's des Großen Schweſter, treiben mochte, ſie blieben ohnmächtig gegen das mächtige ſchwediſche Adelsthum, welches im Weſentlichen allein Reichsſtände und Regierung bildete. Der Reichsrath war ſouverain. Nur mit deſſen Genehmigung durfte er irgend einen Schritt thun. Auch für einen Krieg der Abwehr, ja für Unterdrückung eines Aufruhrs hatte nicht er, ſondern der Reichsrath vorläufig Beſchluß zu faſſen und den Ständen Verantwortlichkeit zu leiſten. In Betreff der ſogenannten Stände ward durchgeſetzt, daß nicht nach Claſſen, ſondern nach Köpfen abgeſtimmt wurde, und daß nur Edelleuten geſtattet ſein ſolle, freie Güter zu beſitzen. Es entſtand alſo in Schweden eine vollſtändige Adelsherrſchaft, umgeben von ſtändiſchen Fictionen, die heute noch überaus lehrreich ſind.

Dieſe lehrreiche Periode Schwedens verdient gar ſehr in heutiger Zeit ſtudirt zu werden. Es iſt faſt vergeſſen, daß Schweden Formen und Fragen durchgemacht, welche in Frankreich noch für hochverrätheriſch galten, und welche nur England als verwandten, aber in billigeres Gleichgewicht geſetzten Staat neben ſich hatten.

Welche Schule der Politik hat dieſes Schweden durchlaufen faſt ein Jahrhundert früher, ehe bei uns dieſe Fragen nur zu beſtrittener und niedergehaltener Geltung kamen! Grundſätzliche Parteien, die der Hüte und der Mützen, bildeten wie Whigs und Tories in England dauernde Stützpunkte für die Dialektik der Politik. Schon 1755 war ein politiſches Wochenblatt „der ehrliche Schwede" vorhanden und von Wichtigkeit, und wenn auch die ganze Macht zum Vortheil der faſt dritthalbtauſend Adligen — darunter faſt 1800 von bloßem Briefadel — ausgebeutet wurde, ſo konnte dies doch nur vermittelſt einer Logik geſchehen, welche die kühnſten politiſchen Vorausſetzungen zum Vorſchein brachte. So mußte das Heer dem Reiche huldigen, und die jetzt gelehrte Volksſouverainetät war als Reichsſouverainetät in Schweden ein geläufiger Satz. Ein damals erſcheinender politiſcher Katechismus in Frag' und Antwort lautete: Wer hat in Schweden Geſetze zu geben? Die Reichsſtände. Haben ſich die Unterthanen der Macht zu regieren begeben? Ja, ſie haben ſie in die Hände der Regierung gelegt.

Es iſt ſehr unergiebig, bei dem Blicke auf Schweden blos mit ein Paar Scheltworten die Adelsherrſchaft des vorigen Jahrhunderts zu bezeichnen. Der Einblick in die Furchen einer Landesgeſchichte zeigt allein die Stellen, von welchen bei neuem Anbau kräftige Frucht zu erwarten ſteht. Je lebhafter dieſer Anbau jetzt eben in Schweden betrieben wird, deſto wirkſamer muß es jetzt eben ſein, die geſchichtliche Entſtehung des ſchwediſchen Staates zu verfolgen. Für den in Rede ſtehenden Abſchnitt iſt ein Band Carl Franz Sheridan's, welcher jene von Guſtav III. geſtürzte Herrſchaft ſchildert, heute noch ſehr empfehlenswerth. Der engliſche Staatsmann hat aus der Heimath erſchöpfende Vergleichspunkte zur Hand, und iſt dadurch beſſer ausgerüſtet als unſer Landsmann Poſſelt, welcher gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts immer der erſte Dolmetſch war für auswärtige Staatsumwälzungen. Sheridan war Secretair des britiſchen Geſandten in Stockholm, da des verſtorbenen Adolph Friedrich Sohn als Guſtav III. von Reiſen zurückkehrte, und die Revolution gegen die Adelsherrſchaft vorbereitete und durchſetzte.

Guſtav kam von Paris, und reiſte über Deutſchland, um in Sansſouci ſeinen Oheim Friedrich den Großen zu beſuchen. Sheridan widerſpricht der damals verbreiteten Meinung, als habe König Friedrich ihm zu der Staatsumwälzung gerathen. Er ſagt, Friedrich habe ihn im Gegentheile dringend gewarnt. Ich habe nicht die Hülfsmittel, zur Entſcheidung dieſer Frage etwas beizutragen. Intereſſant für den Charakter des deutſchen Königs wäre es jedenfalls, wenn ein Kundiger wie Varnhagen oder Preuß eider gründlichen Aufklärung nachtrachtete. Der bekannte Brief Friedrich's an d'Alembert ſagt nichts darüber, ſondern ſchließt nur mit den Worten: Es iſt etwas Schreckliches, König in dem Lande zu ſein!*)

Im Frühſommer 1771 kommt Guſtav nach Stockholm, ein 2[illegible]jähriger durchaus liebenswürdiger Mann. Liebenswürdigkeit iſt die Eigenſchaft, in welcher ſich Alles bei ihm vereinigt, und deshalb allein iſt es möglich, daß ſein gefährliches Spiel ſo lange und ganz verborgen bleiben konnte, und daß die ausgedehnteſte, zu den mannigfaltigſten Lügen zwingende Intrigue ſeinen Charakter nicht beeinträchtigte.

Sheridan ſchildert ihn mit folgenden Worten: Durch eine anmuthsvolle und hinreißende Beredſamkeit, durch die einnehmendſten Sitten und den gefälligſten Anſtand feſſelte er die Herzen derer, welche ihn nur öffentlich ſahen; und diejenigen, welche Gelegenheit hatten näher um ihn zu ſein, erfüllte er mit Bewunderung durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe und tiefe Beurtheilungskraft. Weder dieſe noch jene konnten ahnen, daß in ihm ein ſolcher Geiſt der Intrigue, ein ſo kühn unternehmender Muth, wie er ſpäter hervortrat, vorhanden ſei. Auch war es nicht zu hoffen, daß ein ſolches Genie die Wohlfahrt des Volks dann im Auge behalten möchte, wenn es zur Beförderung ſeines Privatvortheils in Thätigkeit geſetzt werde, daß ferner ein ſolcher Muth durch Klugheit geleitet ſein, und ſich mit einer ſo liebenswürdigen wie ſeltenen Mäßigung äußern werde. Mit Gleichgültigkeit, doch nicht mit Widerwillen genoß er die Ergötzlichkeiten des Hofes, ohne durch ſie zerſtreut zu werden, und bei der emſigſten Anſtrengung des Geiſtes behielt er alle die anmuthsvolle Heiterkeit, welche zum Umgange geſchickt macht. Mit gleich günſtigem Erfolge legte er ſich auf die Kunſt zu regieren und auf die Kunſt zu gefallen, und er hatte es ebenſo in ſeiner Gewalt, Ehrerbietung einzuflößen, als die Neigungen ſeiner Unterthanen zu gewinnen.

---

*) Während des Drucks habe ich Gelegenheit gehabt, bei jenen Herren in Berlin anzufragen, und mit der ihnen eigenthümlichen liebenswürdigen Bereitwilligkeit zu literariſcher Hülfe haben ſie mich alsbald unterrichtet. Sheridan hat Recht: Friedrich der Große hat ſich abmahnend verhalten. Ihm ſchien es damals für Preußens Wohl noch unerläßlich, daß Rußland in keiner Weiſe herausgefordert werde, und Rußland hielt natürlich darauf, daß der zerſplitterte Zuſtand der Herrſchaft in Schweden fortdaure. Friedrich hatte ſchon 32 Jahre regiert, Guſtav begann zu regieren, und hatte noch den vollen unternehmenden Sinn, welcher es getroſt mit Rußland aufnehmen wollte, und wie ſich's ſpäter gezeigt hat, auch aufnehmen konnte.

Dies alſo war der gefährliche junge Mann, welcher allein den Kampf führen ſollte gegen ein ausgebildetes, allgemein anerkanntes Adelsregiment. Mißtrauiſch und ſich heftiger Oppoſition verſehend betrachteten ihn die ſtolzen Edelleute des Reichsraths. Nicht doch! ſagten ſie ſich nach einigen Wochen, der wagt nichts! Der iſt zu weich und gutmüthig und liebt Glanz und Zerſtreuung! Er verſpricht ja auch Alles, unterſchreibt ja auch Alles!

Ein Jahr brauchte Guſtav zur Vorbereitung für ſein Stück; denn ganz wie ein kunſtreiches Theaterſtück angelegt und ausgeführt erſcheint dieſe Revolution von 1772. Er wurde in dieſem Jahre ein ſo populärer König, wie es kaum jemals einen gegeben. Dreimal in der Woche gab er offne Audienz. Jedermann, aber Jedermann konnte ohne Weiteres kommen, und ihm Bitte oder Klage vortragen. Die größte Kunſt der Liebenswürdigkeit: die Kunſt zu hören verſtand er meiſterhaft, und ganz wie ein ächter Künſtler machte er Alles an dem Bittſteller zur Perſönlichkeit, indem er ſich ſogleich in alle perſönlichen Verhältniſſe des Bittſtellers vertiefte. Wer ihn einmal geſprochen, war ihm mit Leib und Seele zugethan. Wie zweckvoll, wie abſichtlich er dies auch thun mochte, wie ſehr wir auch durch neuere Beiſpiele genöthigt ſind, dies Buhlen um Popularität widerlich zu finden, an ihm macht es noch auf uns den günſtigſten

Eindruck. Warum? Weil er ſelbſt über die geſtellte Aufgabe hinweg zu gehn, und das, was er aus Politik angefangen, mit dem Herzen fortzuführen wußte. Er nahm wirklich innigen Antheil an dem, was ſich ihm darſtellte, und er half ſelbſt dem Feinde, ſobald es ſich um perſönliches Leid deſſelben handelte. Er war alſo im Stande, eine politiſche Aufgabe mit Herzlichkeit zum Ziele zu führen.

So brachte er es dahin, daß nach einem Jahre der Reichsrath verhaßt und die Nation geneigt war, dem Könige größere Macht zu wünſchen. Aber dies durchzuſetzen bedurfte es einer Armee, und die Armee war in den Händen des Reichsraths, und auch die Nation hätte geſtutzt, wenn ſie erfahren hätte, daß es ſich um einen Staatsſtreich handle. Der ganze Plan alſo mußte in Guſtav's Bruſt bleiben bis zum Momente der Ausführung, ja bis zu vollendeter Ausführung, denn ſelbſt die ihm Geneigten hatten nicht die Abſicht, ihm ſo weit zu folgen, als er gehen wollte.

So wußten denn auch die Vertrauten nichts Rechtes von dem, was bevorſtände.

Seine Brüder ſtanden ſeinem Vertrauen zunächſt. Außer ihnen zwei junge Kriegsleute: Sprengporten, der in Stockholm die Officiere für ihn gewinnen, Hellichius, der als Commandant von Chriſtianſtadt das Gefährlichſte übernehmen und auf ſeinem iſolirten Punkte eine Rebellion beginnen ſollte. Durch dieſe Rebellion erſt ſollten die Brüder des Königs, welche er in die Provinzen geſendet, Gelegenheit erhalten, ſich an die Spitze der Truppen in der Provinz zu ſtellen. Das ging wohl, indem ſie gegen eine den Reichsrath bedrohende Rebellion marſchiren wollten, nicht aber wenn es ſich um Unterſtützung des Königs gehandelt hätte. Und doch waren ſie dann an der Spitze eines Heeres.

Hellichius rebellirte vortrefflich, und die Prinzen commandirten die Regimenter gegen Chriſtianſtadt. Unter dieſen ward ausgeſprengt, man wolle den König beſeitigen und eine ruſſiſche Herrſchaft einführen. Das Wort „ruſſiſch“ wirkte damals ſchon wie heut: barbariſche Kriegführung in Finnland hatte die Ruſſen ſchon hinreichend charakteriſirt, die Regimenter folgten willig den Brüdern des Königs.

General Rudbeck brachte in der Nacht dieſe Nachricht nach Stockholm und der Reichsrath ſchickte ſogleich nach anderen Truppen, die nach Stockholm rücken ſollten. Guſtav mußte begonnen und vollendet haben, ehe dieſe Truppen eintrafen, ſonſt war Alles verloren. Guſtav umarmte Rudbeck und bezeigte ihm den lebhafteſten Dank, ſo daß auch dieſer, welcher voll Argwohn geweſen, von der Unverfänglichkeit des Königs überzeugt wurde. Der König aber benutzte die kriegeriſchen Anſtalten des Reichsrathes in Stockholm, um ſich überall den Bürgern und Truppen zu zeigen und ſie aufzumuntern. Sie wurden aufgeboten gegen ſeine eigene Revolution, aber Niemand wußte ihn betheiligt, und ſo arbeitete er mit den Waffen ſeiner Gegner. Die große Menge wußte am Ende durchaus nicht mehr, für wen und gegen wen es ſich handle, und dies war des Königs Abſicht, im entſcheidenden Augenblicke ſollten ſie ſchon ſeiner Perſon folgen.

Der entſcheidende Augenblick kam ſchnell: er erhielt Nachricht von den Brüdern und die Truppen des Reichsraths ſtanden nur noch eine Tagereiſe entfernt von Stockholm. Am nächſten Tage Abends, den 19. Auguſt, konnten ſie eintreffen; an dieſem Tage mußte Alles geſchehn.

Nicht ohne einige Gemüthsbewegung verließ er am Morgen dieſes Tages ſein Zimmer. Die ihm geneigten Officiere waren beordert, ihn zu begleiten. Gegen zehn Uhr ſtieg er zu Pferde und ritt durch die Stadt und grüßte Jedermann. Dann ging es nach dem Schloſſe zurück, und er trat mit den Officieren in das Wachzimmer, das er hinter ſich verſchließen ließ. Hier begann die Handlung. Er ſprach zu den Officieren der Wache mit hinreißender Beredſamkeit, wie er perſönlich gefährdet, in welchem elenden Zuſtande das Land, wie übermächtig und nichtswürdig die Ariſtokratie ſei — „Wollt Ihr mir getreu ſein, wie Eure Väter es Guſtav Waſa und Guſtav Adolph waren? So will ich mein Leben für Eure und meines Reiches Wohlfahrt wagen!“

Alle ſtimmten bei bis auf drei. Unter dieſen Dreien Cederſtröm, ein Gardehauptmann, der ſich auf ſeinen Eid berief. Guſtav ließ ihm den Degen abnehmen; nach einer Weile aber ließ er ihm den Degen wieder zuſtellen, und verlangte nur ſeine Begleitung für dieſen Tag, ohne Eid. Cederſtröm verweigerte auch dies. Jetzt pochte der Reichsrath Kalling, welcher die Truppen der Stadt commandirte, und verlangte Einlaß. — Er ſollte in den Senat gehn, dort würde ihn der König ſprechen.

Nun ertheilte der König Befehle an die Officiere, darunter den: die Thür der Rathsſtube mit einem Detachement zu beſetzen. Er mußte jetzt das Wichtigſte wagen: ſich an die Truppen ſelbſt wenden, die auf dem Paradeplatze ſtanden und noch von nichts wußten. Auf dem Wege dahin durch den Schloßhof ward er einen Augenblick ſchwankend. Alles, was ihn umgab, war überraſcht, erſchreckt von der Größe und Gefährlichkeit des Unternehmens; denn nur Er hatte bisher das Unternehmen im ganzen Umfange vor Augen gehabt; auf alle Uebrigen war es geſtürzt wie ein Platzregen mit Blitz und Donnerſchlag. Jetzt auf dem entſcheidenden Gange rief alſo Einer nach dem Andern, ja am Ende riefen ſie im Chor: er möge um des Himmels willen nicht weiter gehn, wenn er Niemand weiteres als ſie, lauter junge Officiere, zur Deckung habe. König Guſtav ſtand ſtill, und ſah unſchlüſſig auf die jungen Leute. „Es ſoll wohl gut gehn, lang lebe König Guſtav!" rief in dieſem Augenblicke ein Sergeant von der Garde — Wohlan, ermannte ſich der König, es ſei gewagt!

Und hinaus trat er vor die Soldaten und redete zu ihnen eben ſo, wie er im Wachzimmer zu den Officieren geredet. Die Fenſter des Senatszimmers gingen auf dieſen Platz, die Rathsherren eilten an die offenen Fenſter, um zu hören, was denn da eigentlich geſchehe, — da hatte der König geendet, und die Soldaten riefen jubelnd Ja! ein oder das andere Nein wurde nicht beachtet. — Unterdeß kam auch das Volk herbei, unter welches die Boten Guſtav's ausgeſprengt hatten, der König ſei in Gefahr, vom Reichsrathe verhaftet zu werden. Das Volk jauchzte ihm zu, ſeinem Lieblinge, da es ihn ſah, und die Senatoren verließen nun ihre Fenſterplätze. Die Angelegenheit ſah ihnen doch bedenklich aus, und ſie wollten hinabeilen, um nöthigenfalls einſchreiten zu laſſen. Aber das Grenadier-Detachement that ſeine Schuldigkeit, es ließ ſie nicht hinaus, es verſchloß die Thür, die ausübende Behörde war alſo gelähmt.

Jetzt ſtieg der König wieder zu Pferde, zog den Degen, ließ einen Theil der Truppen hinter ſich ziehen, und machte die Runde durch die Stadt, ſich der übrigen Truppen zu verſichern. Das gelang und alle ſchworen ihm Treue. Zum Volke ſprach er überall, und im reinſten, ſchönſten Schwediſch, welches man ſeit einem halben Jahrhunderte nicht mehr von einem Könige gehört hatte, Muſik für die Stockholmer. Ich will nur mich vertheidigen und das Reich retten! rief er, habt Ihr kein Zutrauen zu mir, ſo will ich Scepter und Krone niederlegen! — Alles rief, Viele mit Thränen im Auge, er möge ſie ja nicht verlaſſen.

Unterdeß war der Ausſchuß der Stände auseinandergeſtoben, jeder Einzelne hatte an ſeine perſönliche Sicherheit gedacht: es war ſchon kein Feind mehr vorhanden, als er Pulver und Kugeln austheilen und Kanonen mit brennender Lunte auffahren ließ. Die Stadt hatte er ſogleich ſperren laſſen, damit keine Nachricht hinausdränge, und während er ſeine Proclamation gegen das ariſtokratiſche Regiment an die Straßenecken ſchlagen ließ, ſendete er einen ſichern Officier hinaus mit einer Ordre für die heranrückenden Regimenter: ſie ſollten in ihre Standquartiere zurück marſchiren. Die Ordre war aus der eroberten Kanzlei entnommen, herkömmlicher Form, im Voraus vom Staatsſecretair unterzeichnet, ſie war ihres Erfolgs gewiß. Der nächſte drohende Feind wurde ſomit entfernt, die Hauptführer außer den Senatoren wurden nun auch verhaftet, und ehe es Abend wurde, war Alles geſchehn, die ſchwediſche Regierung ganz in ſeiner Hand. Das war ihm aber nicht genug, er wollte den Eid feierlich, in Maſſe abgelegt haben, und als man dies erfuhr, ſtrömte alle Welt des andern Morgens auf den Platz, ich vermuthe, es war der Platz zwiſchen Schloß und finniſcher Kirche, und harrte des Königs. Er kam zu Pferde mit bloßem Degen, und beredt wie er war, hielt er eine pathetiſche Rede, von welcher jedes Wort verſtanden wurde, und welche damit ſchloß, daß er durchaus nicht die „verabſcheute unumſchränkte Gewalt, oder was man Souverainetät nennt, wolle,“ ſondern daß es nur ſein Verlangen wäre, „der erſte Bürger unter einem wahrhaft freien Volke zu ſein.“ Der größte Jubel unterbrach und beſchloß dieſe Rede. Das Volk ſchwor den vorgeleſenen Eid, und Guſtav ſchwor den ſeinigen.

Die Herolde verkündeten ſchon während deſſen durch alle Theile der Stadt eine Verſammlung der Stände für den nächſten Tag. Da ſollte die neue Verfaſſung vorgelegt werden. Die Stadt blieb geſperrt, und es hieß, königlichgeſinnte Truppen kämen aus Finnland und ſeien ſchon nahe an der Stadt.

Am Morgen ſtrotzte der Schloßplatz von Gardetruppen, und Kanonen waren aufgefahren. Der König kam von Garden und Officieren umgeben, und beſtieg den Thron. Dann ſprach er, und ſprach erſchrecklich, alle die eiternden Wunden einer Parteienherrſchaft aufdeckend, die Unordnungen, die Ausſchweifungen, die Buhlerei mit dem Auslande, die empörende Beſtechlichkeit und Feilheit — hier hielt er plötzlich inne, und rief dann herausfordernd: Iſt da Jemand unter Euch, der das läugnen kann, was ich geſagt, der trete auf, und rede!

Die Wahrheit war überwältigend in Dem, was der König geſagt, und auch in einer weniger eingeſchüchterten Verſammlung hätte vielleicht Niemand widerſprochen. Es erhob ſich Niemand.

Man unterſchrieb die Verfaſſung und ſchwor den Eid der Treue — und jetzt folgt zu unſerm Staunen ein ſolcher Zug von Schauſpielerei, wie er uns an Guſtav Waſa auf dem Thronſeſſel zu Westerås beſtürzt hat. König Guſtav, der modern erzogene Schöngeiſt, zieht ein Geſangbuch aus der Taſche, legt die Krone zur Seite und beginnt den Geſang: „Herr Gott, Dich loben wir“, in welchen die Stände andächtig einſtimmen. Es ſchien ihm ſolch ein Schluß nöthig für das ſchwediſche Weſen.

Die neue Verfaſſung gab ihm allerdings noch bei Weitem nicht ſo viel Gewalt, als heute noch die Herrſcher in ſtändiſchen Monarchieen haben, oder vielmehr er ſelbſt gab ſich und nahm ſich nicht ſo viel Gewalt, aber er drängte doch die ausübende Gewalt der Stände ganz zurück. Kriegsmacht und alle Aemter hingen nun vom Könige ab, und er konnte die Stände nach Gefallen berufen und entlaſſen.

In den Provinzen folgte man dem Beiſpiele der Hauptſtadt ohne Widerrede, und ſo hatte Schweden in der Geſchwindigkeit eine Revolution erlebt, ohne daß ein Tropfen Blut gefloſſen wäre. Der König war in all der Aufregung und Sorge ſeiner herzlichen Liebenswürdigkeit nicht einen Augenblick untreu geworden. So ließ er den Frauen der eingeſperrten Senatoren mitten im Tumulte ſagen: ſie möchten unbekümmert ſein um ihre Männer, es würde ihnen nichts Uebles widerfahren. Ja, der ebenfalls gefangene Rudbeck, welcher am lebhafteſten zum Widerſtande gegen den König getrieben, verließ ſich mit ſolcher Naivetät auf den freundlichen Charakter Guſtav's, daß er ſich an ihn wandte wie an einen unparteiiſchen Poſtmeiſter: noch am entſcheidenden Tage ließ er ihn bitten, beifolgenden Brief an Frau Rudbeck beſtellen zu laſſen. König Guſtav fand dies auch ganz in der Ordnung und ſchrieb ſogleich noch ein Paar tröſtliche Worte für Frau Rudbeck auf die Adreſſe.

Sobald Alles geordnet war, wurden denn auch ſämmtliche Gefangene entlaſſen, und es folgte eine Reihe von Regierungsjahren, welche mit den nützlichſten Reformen und Einrichtungen geſegnet ſind und zwar in allen Zweigen des Staatslebens. Zu allgemeinem Erſtaunen ſtieg der ſo luxuriös gewöhnte Guſtav bei eiskaltem Novemberwetter zu Pferde und begann ſeine Erichsſtraße zu reiten wie ein abgehärteter Herr aus uralter Bärenzeit. Aber auch in dieſer Richtung folgte er nicht dem Herkömmlichen. Es waren Norweger zu ihm gekommen mit Anerbietungen, von däniſcher Verbindung in ſchwediſche überzugehn. Guſtav ritt alſo nach Carlſtad, und unſern Dſchußweg durch Wermland hinauf, um die Grenze zu erforſchen. Wir haben da oben bei Haga noch die Denkſteine ſeines winterlichen Beſuches gefunden.

Das Detail der Guſtav'ſchen Regierung verdient das genaueſte Studium, es iſt erſtaunlich reich an Gedanken und Zügen, welche für unſre heutigen Verhältniſſe lehrreich ſind. Neuere Berichterſtatter über Schweden zeigen keineswegs Neigung dafür, ſondern wickeln und rollen ihn unter die banalen Vorſtellungen der Freiheitsfeinde, beſonders weil er in der letzten Hälfte ſeiner Regierung durch empörende Oppoſition des Adels zu Uebergriffen von ſeiner Seite ſich treiben ließ, und weil er chevaleresk überſpannte Pläne zeigte, Ludwig dem Sechzehnten zu Hülfe zu kommen. Man bringt ihm nicht in Rechnung, daß er am Hofe zu Verſailles von früh auf hingebende Freundſchaft und Unterſtützung gefunden, und daß ſein Herz bluten mußte bei dem Schickſale Ludwig's, daß er ferner den Adel nicht durch erweiterte Rechte des Monarchismus, ſondern durch erweiterte Rechte des Bürgerſtandes immer grimmiger machte. Den Adel wollte er ſpalten in Herren, Ritter und Knappen, wie hätten ihm dies zu Knappen heruntergebrachte Leute vom Briefadel je vergeben können! Er verlangte gleiche Rechte für alle Schweden, Verdienſt ſollte zu jeder Stelle im Staate berechtigen, keines Schweden perſönliche Freiheit ſollte beeinträchtigt werden, ſo lange er nicht geſetzmäßig eines Verbrechens überführt worden — wie ſtimmte das Alles zu den beliebt gewordenen Maximen des Adels! Dieſer rieth ihm zum Beiſpiele zur Einſchränkung oder Abſchaffung der Preßfreiheit, er aber erließ eine Verordnung zu Gunſten derſelben, und gab folgende Worte zum Protokoll des Reichsrathes, welche heute noch in manchen Staaten Europa's nicht gedruckt werden dürfen: „Ich bin überzeugt,“ lauten dieſe Worte, „daß die Preßfreiheit gewiß nicht an ſich, ſondern nur durch Mißbrauch ſchädlich ſei. Mißbrauch aber iſt eine Folge der Menſchenſchwäche, unvermeidlich, ſelbſt bei den beſten Einrichtungen. Wollte man etwas Nützliches nicht anders zulaſſen, als inſofern kein Mißbrauch daraus erwachſen könnte, ſo würde nie etwas Nützliches eingeführt werden dürfen. In England war keine Preßfreiheit, da Carl I. ſein Haupt auf den Richtblock legte, oder da Jacob II. landesflüchtig ſeinen angeerbten Thron einem ehrgeizigen Schwiegerſohne überließ: erſt zu Anfange der Regierung des Hauſes Hannover erhielt die Nation jenes Recht, und nie hat ein Haus den engliſchen Thron mit mehr Ruhm und Sicherheit beſeſſen, als dieſes. Durch die Preßfreiheit allein erfährt der Monarch die Wahrheit, die man ſo gefliſſentlich, oft nur allzu künſtlich vor ihm verheimlicht. Die öffentlichen Beamten können durch ſie entweder ungeheucheltes Lob ernten, oder das Publicum über Mißdeutungen ihrer Handlungen zurechtweiſen; bi

Nation endlich kann ſo am ſicherſten ihre Klagen anbringen, oft auch überzeugt werden, daß ſelbige grundlos ſind.“

O ſchwediſche Edelleute, das habt Ihr an Europa und dem Fortſchritte Europa's verſchuldet, daß Ihr ſolchen Mann, der nicht Euch, nur Euren Anmaßungen abhold war, daß Ihr ſolchen König zu Grunde gerichtet. Und auf empörende Weiſe iſt das geſchehen, denn es trat wie ein Scheuſal zu Tage, als Guſtav den Reichsfeind bekämpfte, den Ruſſen an der finniſchen Grenze. Er haßte das ruſſiſche Barbarenthum von ganzem Herzen, er wies den Geſandten Katharinens aus Stockholm mit Worten, die manche Hauptſtadt heut mit Vergnügen hören würde, er focht gegen die Ruſſen ungeſtüm wie Carl der Zwölfte, und wollte ſich einen Weg bahnen nach Petersburg, — da verließen ihn im entſcheidenden Kriegsaugenblicke die ſchwediſchen Edelleute, und ſetzten lieber das Vaterland und eine große Staatsaufgabe auf's Spiel, als daß ſie die Rache der Kaſte einen Augenblick aus den Augen geſetzt hätten. Dieſer Adelsſtreich vor Frederikshamn richtet den ſchwediſchen Adel damaliger Zeit für ewige Zeiten.

Guſtav ward durchweg gezwungen, ſeine Königsmacht höher zu ſteigern, als ihm von Hauſe aus erwünſcht war. Aber auch hierin verläugnete er niemals eben ſo wenig großen und edlen Sinn, als kaltblütigen Muth. Mitten unter Widerſachern war er feſt und doch immerdar höflich, immerdar zum liebenswürdigſten Vergeſſen bereit. Er vertheidigte ſich nur gegen die Feindſchaft, nie gegen den Feind; ſtets war er ein moderner Ritter. Angeberei und Hetzerei war ihm in der Seele zuwider; konnte er ihr nicht ausweichen, ſo beſchämte er ſie. So mußte er einſt Notiz nehmen von einem witzigen Gedichte, welches alle Stacheln gegen ihn gekehrt hatte, der Name des Verfaſſers ward ihm aufgedrungen, der Verfaſſer ward citirt. Strengen Urtheils gewärtig erſchien er, aber der König ſagte lächelnd: Ich ſehe, daß Sie viel Witz, aber vermuthlich wenig Brod haben! Und er machte ihn zum Aufſeher über ſeine Handbibliothek.

Oberflächlicherweiſe wird auch immer das ſchwediſche Branntweintrinken ihm zur Laſt gelegt; er habe ja ein Regal aus dem Branntwein gemacht. Das that er aber erſt, nachdem er eine Zeitlang das Branntweintrinken vollſtändig verboten und mit Schmerz eingeſehen hatte, daß dies Verbot nicht durchzuſetzen ſei.

Ein für allemal hatte er die Anklagen um Majeſtätsbeleidigung ſo gut wie abgeſchafft. Damit werde der größte Mißbrauch getrieben, ein unbedachtes Wort zum Unglück einer ganzen Familie, das königliche Anſehn zum Popanz gemacht, und wenn ſich ſelbſt am Ende auch keine Strafe ergeben könne, ſo ſei der Unglückliche durch die heilloſe Unterſuchungshaft und die Koſten derſelben ruinirt. Man ſolle jeden ſolchen Fall erſt an ihn nach Stockholm berichten und zwar den Namen des Angebers beifügen, er werde dann beſtimmen, ob die Sache unterdrückt oder unterſucht werden ſolle.

Das Alles entwaffnete den Mörder nicht. Ankarſtröm, ein kalter, verſchloſſener, unverſöhnlicher Menſch, ſtammte von angeſehener Adelsfamilie. Der König war ihm zuwider, weil er das Adelsregiment geſtürzt. Ankarſtröm hatte bei der Garde geſtanden und als Hauptmann ſeinen Abſchied genommen. Eines Vergehens angeklagt, war er in's Gefängniß gebracht, aber wieder freigelaſſen worden mit dem Bemerken, daß er dies der Gnade des Königs zu danken habe. Er wollte keine Gnade, und verlangte eine neue Unterſuchung der Angelegenheit. Man wies ihn ab. Es iſt möglich und wahrſcheinlich, daß er mit vollem Rechte darüber erzürnt war. Sein Zorn ging ſo weit, daß er ſich ſchwur, den König aus der Welt zu ſchaffen. Die Grafen Claß Fredrikſon Horn und Adolf Ribbing verbanden ſich mit ihm, und damit der Adel vollſtändig repräſentirt ſei, trat noch zur Verſchwörung Thure Bjelke, und Pechlin, Liljehorn, Hartmannsdorf, Ehrenſwärd, letztere vier ſämmtlich Militairs.

Ankarſtröm und Horn wollten es ſchon eines Abends draußen am Luſtſchloſſe Haga ausführen. Sie fanden auch den König ganz wie ſie wünſchen mochten: er ſaß allein bei blaſſem Abendſcheine vor dem Fenſter im unterſten Stockwerke. Er war in Gedanken verſunken und ſaß unbeweglich ſtill. Guſtav war mager, und die beiden Seiten ſeines Geſichtes hatten etwas von einander verſchiedene Form. Das mochte für die Mörder den geſpenſtiſchen Eindruck erhöhn, da der König gerade ungewöhnlich bleich ausſah und die großen ſonſt ſo ſtechenden brandenburgiſchen Augen ſtarr vor ſich hin blickten. Sie meinten, er ſei vom Schlag gerührt, und zogen ſich ſcheu zurück.

Er lebte aber, dieſer merkwürdige Mann, welcher mit den mächtigen perſönlichen Eigenſchaften der brandenburgiſchen Hohenzollern die ſtolzen Söhne des Nordens in ſo heftige Bewegung ſetzte, er lebte und hielt bald den letzten Reichstag oben in Geſle. Sie entſchieden ſich für einen der Maskenbälle, welche er zu beſuchen pflegte. Zwei Maskenbälle gingen vorüber, ohne Gelegenheit zu bieten. Da kam der dritte; es wer die Nacht vom 16. zum 17. März 1792.

Der König ward gewarnt durch ein mit Bleiſtift geſchriebenes Billet, vollſtändig gewarnt. „Ich habe nie Ihren Fehlern geſchmeichelt,“ ſchloß das Billet, „ich haſſe Sie, Sire! aber ich verabſcheue den Meuchelmord.“

Das Billet war von Liljehorn. Der König ließ ſich nicht abhalten. Ich bin ja unter meinen Bürgern, ſagte er, von denen ich nie einen abſichtlich beleidigt. Haben Verruchte meinen Tod beſchloſſen, ſo können ſie mich ebenſo anderswo treffen.

Nach elf Uhr begab er ſich über die Norrbrücke hinüber in's Opernhaus, wo der Ball gehalten wurde. Wir wiſſen, daß man ihn nach Mitternacht unter Fackellicht über dieſe Brücke zurücktrug, einen zum Tod verwundeten Mann.

Erſt hielt er ſich mit dem Grafen von Eſſen eine Viertelſtunde lang in einer Loge auf, und meinte dann: Hier wäre ja die beſte Gelegenheit für einen Anſchlag geweſen, da wir Beide nur allein ſind. Gehen wir hinab!

Sobald er in den Saal trat, ward er von einer Menge Masken umringt. Horn klopfte ihm auf die Schulter und ſprach die verabredeten Worte: „Gute Nacht, Maske!“ Daran erkannte Ankarſtröm den König, zog das Piſtol und ſchoß von hinten. Die Kugel ging oberhalb der linken Hüfte nicht weit vom Rückgrat in den Leib des Königs. Der

Knall war nicht ſtark, es heißt weil der Schuß mit Kampher verſetzt geweſen, und die Verſchwornen ſchrien augenblicks, um Verwirrung zu erregen: „Feuer! Feuer!"

Alles drängte ſich nach den Thüren, aber der König, welcher die Larve abriß, zeigte ſich getroffen, und ertheilte ſogleich Befehle, obwohl er ſich für tödtlich verwundet erachtete. Jedermann ſolle ſich entlarven und ſeinen Namen aufſchreiben. Die Thore Stockholms ſollten augenblicklich geſchloſſen werden.

Er konnte noch bis in ein Kabinet gehn, ſetzte ſich dort auf ein Sopha, erwartete Aerzte und tröſtete ſeinen Liebling Armfeld, der außer ſich war, begrüßte auch verbindlich die herbeieilenden fremden Geſandten.

Ankarſtröm ward nicht in jener Nacht, aber bald darauf entdeckt. Er hatte außer den Piſtolen ein großes Meſſer bei ſich geführt, um nöthigenfalls dem Schuſſe nachzuhelfen. Zu dem Ende hatte er eine Scharte in die Klinge gewetzt, damit ſie gefährlicher verwunde. Den Griff hatte er ſchwarz gefärbt, damit er nicht abſteche von ſeinem ſchwarzen Domino. Dies Meſſer hatte er wirklich nach dem Schuſſe gezogen, aber es war ihm entfallen, man fand es, und der Name des Meſſerſchmieds auf der Klinge führte zu weiterer Unterſuchung. Der Meſſerſchmied erinnerte ſich, daß er's für Ankarſtröm gemacht. Dieſer wurde verhaftet, und bekannte ſich ſogleich als Mörder. Ein Zuckerbäckerjunge, welcher Liljehorn's Billet beſtellt, verrieth dieſen, und auch die übrigen wurden entdeckt. Thure Bjelke hatte ſich bereits in ſeinem Hauſe vergiftet.

Der König lebte noch zwölf Tage unter entſetzlichen Schmerzen. Er ertrug ſie mit großer Faſſung, er war leutſelig gegen all ſeine Feinde, wollte den Mörder ſelbſt begnadigt wiſſen und that und ordnete noch viel. Nur zwei Nagelſpitzen konnten aus der Wunde gezogen werden, ein Zeichen, wie fürchterlich die Ladung geweſen. Der endliche Tod am 29. März war ſanft.

Sheridan ſagt: Wenn je ein Monarch zu rechtfertigen war, daß er die Staatsverfaſſung ſeines Landes über den Haufen warf, ſo war es König Guſtav im Jahre 1772.

Aber warum that er es nicht wenigſtens ganz? rufen Andere, warum ließ er den Artikel beſtehn, daß er nur mit Bewilligung der Stände einen Angriffskrieg unternehmen dürfe? Dann hätte er bei dem Angriffe auf Rußland nicht zu zögern gebraucht, wäre raſch bis Petersburg vorgedrungen, und die Gelegenheit zur Verſchwörung und zum Abfall der Edelleute beim finniſchen Heere wäre nicht vorhanden geweſen.

Als ob der Parteihaß dieſer Edelleute und ruſſiſche Beſtechung nicht eine andere Gelegenheit aufgeſucht und gefunden hätte, und als ob Guſtav despotiſche Abſichten gehabt hätte. Die hatte er keineswegs; er war zu klug und zu tüchtig, um nicht einzuſehen, daß eine gebildete Nation ſo weit Antheil am Regimente verdient und erlangt, als ſie dem Führer an Fähigkeiten gewachſen und nothwendig iſt. Seine Anſichten über das Regiment waren durchaus geſund, und hatten deshalb auch nie etwas mit Reactionen zu ſchaffen. Wäre der ſchwediſche Adel durch lange Verwöhnung nicht wirklich meuteriſch, wäre er nur oppoſitionell geweſen, Guſtav hätte gegen ihn die Reform Schwedens zu glorreichem Ende geführt. Gegen ihn; denn Oppoſition mußte er finden, um wirkſam zu werden, weil er leichten Sinnes war und ohne aufreizenden Widerſtand ſeine prachtvollen Kräfte nicht entwickelt hätte. Als ſein Ohm, der große Friedrich, geſtorben, war er unbeſtritten der genialſte Herrſcher in Europa, und der Abſtand ſeiner Nachfolger mußte Jedermann klaffend und beſtürzend erſcheinen. Den mächtigen und ſchönen Menſchen hatte man getödtet, und dieſe Mordthat war Alles, was ein intriguirender und gewaltthätiger Adel zu Stande bringen konnte.

Jener klaffende Abſtand koſtete Guſtav's Sohne, dem letzten Abkömmlinge regierender Waſa's, das Scepter.

Carl von Södermannland, Guſtav's Bruder, ein kaltblütiger Seeſoldat ohne höhere Regierungsfähigkeit, herrſchte als Vormund bis zu Guſtav des Vierten Adolph Großjährigkeit. Man leſe das vortreffliche Buch Arndt's: „Schwediſche Geſchichten," um die Natürlichkeit des Waſaſturzes einzuſehn.*) Dieſer Guſtav Adolph, mit manchen guten bürgerlichen Eigenſchaften ausgerüſtet, war in Allem die Kehrſeite ſeines Vaters. Wie jener ſchöpferiſch geweſen, ſo war dieſer unfruchtbar. Der Vater war frei und wollte Freiheit, indem er den Adel bekämpfte, dieſer war Pedant und ſah nur Heil in der Reaction, wie dies allen Denjenigen geſchieht, welchen der ſchaffende Genius verſagt iſt. Die Preſſe zu fürchten und zu beſchränken iſt ihre ſtets wieverkehrende politiſche Religion der Furcht. Im ſtets ſchlackenvollen Neuen ſehen ſie nur die Schlacke, und ihr Verſtand reicht nur hin, ihnen zu ſagen, daß das Alte ſaubrer iſt. Saubrer, denn es iſt abgeſchliffen durch die Zeit; ob es aber dabei die zeugende Lebenskraft verbraucht, ob es dabei den Tod gefunden habe und nur noch als Studie zu brauchen ſei, das erkennen ſie nicht.

---

*) Ich habe Gelegenheit gehabt, das Manuſcript dieſes Buches zu ſehn, und mit Schrecken entdeckt, daß noch im Jahre 1839 ein Cenſor mit erſtaunlicher Willkür darin geſchaltet: kräftiger Charakteriſtik längſt geſtorbener Perſönlichkeiten zu ſüßlicher Milderung, als ob der Cenſor zu kritiſiren habe, und den Ruſſen im finniſchen Kriege zur Erleichterung.

Und neben dieſem unzureichenden jungen Könige das habſüchtige Rußland, welches für Finnlands Eroberung die Goldſtücke nicht ſparte! Mit Finnland verlor Guſtav Adolph die Krone. Im Frühjahre 1809 geſchah es ohne große Schwierigkeit: der Adel hatte in ſolchen Gewaltſamkeiten Uebung. Oder richtiger: es ſchien ſich von ſelbſt zu machen. Ein Herrſcher, welcher mit dem Geiſte ſeiner Zeit in vollſtändigem Widerſpruche, hat im entſcheidenden Augenblicke nirgends eine Stütze, und dieſer entſcheidende Augenblick wird durch ein Sandkorn, welches fällt, durch einen halben Ton, welcher ſich vernehmen läßt, herbeigeführt, ſobald einmal die Unzufriedenheit allgemein und reif iſt. Die Truppen aus Wermland marſchiren gegen Stockholm! hieß es. Der König tappte hierhin, tappte dahin, fand nirgends Halt, und wollte endlich fort zu den Truppen nach Schonen — Halt! hieß es, und ein Paar Edelleute nahmen ihn in ſeinem eigenen Schloſſe gefangen, und weil ſich Niemand für ihn regte, kam der alte Carl von Södermannland wieder zum Vorſchein; Guſtav Adolph ward abgeſetzt, Södermannland ward Carl XIII., und da er kinderlos, gingen die Waſa's zu Ende. Eine revidirte, ſchwerfällige Verfaſſung kroch hervor aus dieſem Untergange, und dies verbildete Inſtitut zu verbeſſern iſt die jetzige ſchwierige Sorge Schwedens.

Der Kriegsſinn des Landes wollte ein neues Kriegergeſchlecht auf dem Throne ſehn. Wir wiſſen, daß nach dem plötzlichen Tode des zum Kronprinzen beſtimmten Chriſtian Auguſt von Holſtein 1810 Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, erwählt wurde. Er regierte neben Carl XIII., bis dieſer 1818 ſtarb, und er der Gründer einer neuen Dynaſtie wurde als Carl XIV. Johann, König der Schweden und Gothen und Normänner.

16.

Kopenhagen.

Der Privatmann ergab ſich darein, ein Ball willkürlichen Schickſals zu bleiben, beſonders weil er geſund blieb in dem ſonſt ſo berüchtigten Kattegat. Dieſes war Tag und Nacht ſo artig, daß wir ganz nach unſern Wünſchen auf der Chriſtiania leben konnten. Nur der Capitain beunruhigte mich, und ein vornehmer alter Schwede beunruhigte uns.

Letzterer nahm nicht nur den Adel ſeines Vaterlandes in Schutz, und fragte ſpöttiſch, ob denn etwa der deutſche im letzten Jahrhunderte ſo viel Figuren voll Energie aufzuweiſen habe? Das ſollte Ihren adeligen Landsleuten ſchwer werden, denn ſie haben ſich mit der Eintheilung Hofadel und Bauernadel begnügt und den politiſchen Adel ganz vergeſſen —

Gott ſei Dank! flüſterte der Privatmann — Meinethalben! — fuhr der Schwede fort — aber Sie mögen den unſrigen nicht ohne Weiteres mit dem Ihrigen vergleichen, der ſich in Hoch- und Hochwohlgeboren ein Lebelang herumbewegt, und an der Spitze der Geſellſchaft zu ſtehen träumt, während er längſt von der Bildung der Zeit beſeitigt iſt. Uebrigens haben Sie denn auch in Ihrer Schilderung gar nicht berührt, daß Guſtav der Dritte nichts Geringeres vorhatte, als unſern Adel eben dahin zu bringen. Mein Vater hat mir deutlich genug erzählt, wie uns dieſer König zu bloßen Geſellſchaftspuppen umwandelte. Praktiſche und geiſtige Fähigkeiten für den Staat, anmuthige Fähigkeiten für den Hof, ſie mögen herſtammen, dort wie hier, woher ſie mögen! So hieß es ſeiner Zeit, und das Schloß wimmelte von Schönheiten und Talenten der wunderlichſten Verſchiedenheit. Wie ging er mit der Königin um! Bekanntlich war er ſchon in früher Zeit ſeines Mannesalters von auffallender Mäßigkeit in ſinnlichen Genüſſen; er koſtete und tändelte, und der geiſtige Schaum bedeutete ihm Alles. Daß die Königin keinen Thronfolger gebar, war ihm aber doch zu geiſtig. Er ſtellte ihr eines Abends den General Munck vor, einen ſtattlichen Cavalier, und empfahl denſelben ihrem Wohlwollen. Die Königin empörte ſich gegen die Zumuthung. Da ließ er den Erzbiſchof von Upſala kommen, und er mußte ihr vortragen, wie die Staatsraiſon Opfer heiſchen könne. König Guſtav wußte zu reden! War er doch der größte parlamentariſche Redner, welcher je auf einem Throne geſeſſen. Leute wie Ferſen und Geer, die Häupter des Adels, die ihn kühl und verächtlich beginnen ſahen, als er im Hornung 1789 bleich auf den Thron ſtieg und die ſchreckliche Rede begann, welche mit Verhaftung der Adelsführer endigen ſollte, ſie wurden ſo betäubt von ſeiner Beredſamkeit, daß ſie ſeinem Befehle: hinauszugehen in die Haft! wie Schüler gehorchten. Er verſtand es, ſeine Forderungen durchzuſetzen! Und innerlich hinderte ihn nichts; die Sache war ihm für Staat, Kirche, Familie nur eine Sache der Convenienz . . .

Aber ich bitte, welch' verwegene Klatſchereien, um den armen Guſtav Adolph, der allerdings ſeinem Vater nicht glich, zu erklären und die Abſetzung zu entſchuldigen! rief unmuthig der Privatmann und ging von uns hinweg.

Der Schwede lächelte. Weil ich ſchwieg, hielt er mich für gläubiger. Ich fühlte keine Veranlaſſung, ihm ſeinen

Irrthum zu benehmen, weil man auch aus den nichtigſten Klatſchereien eines Volkes etwas lernen kann, und ſo widerfuhr mir denn vor der Nachtruhe auch noch eine entſprechende däniſche Klatſcherei. Damit wollte er darthun, daß ſeine unwahrſcheinliche ſchwediſche auch heute noch anderswo aufblühen könne. Ich fühle mich nicht berufen, dieſen ganzen widerwärtigen Kram zu wiederholen. Meines Wiſſens paßt er nicht im Entfernteſten zu dem würdigen, Ehrfurcht gebietenden Familienleben des däniſchen Herrſcherhauſes. Wo blieben ſie aber jemals aus dieſe zwitſchernden Verleumdungen, wenn große Verluſte und Wechſel bevorſtehen wegen mangelnder Nachkommenſchaft? Erheben ſie ſich doch ſelbſt regelmäßig, wenn nur eine Erbſchaft von einigen tauſend Thalern auf dem Spiele ſteht. Wie viel mehr, wenn es ſich um eine Krone handelt, wenn ein Königshaus auf vier Augen ſteht! Der Menſch beſchwört immer die Wunder herauf, wenn große Wechſel ſich vorbereiten, und wollen ſich die Wunder nicht einſtellen, ſo ruft er den menſchlichen Bedienten des Wunders herbei, die Lüge.

Nach ſolcher ſachte hingeſtellten Verleumdung ging der alte Schwede zur Ruhe, ganz ſo alt und ſo ſpielend boshaft, wie jener Axel Ferſen, welcher den König Guſtav durch malitiös erfundene Wendungen ärgerte.

Die Nacht war ruhig und ſchön, und ich fragte den Capitain, ob wir ſchon bei der Inſel Anholt vorüber wären und bei früher Morgenſtunde in den Sund kommen würden? Man hatte mir geſagt, der Capitain ſei ſehr geſcheidt und liebenswürdig und ſpreche am beſten franzöſiſch. Ich hatte bis jetzt nur gefunden, daß er ein fürchterliches See-Franzöſiſch rede, und ſeine Antworten hatten immer gerade ſo ironiſch geklungen wie die des alten Schweden, der eben hinabgegangen. Zugänglich aber hatte er ſich im höchſten Grade gezeigt, und er war auch jetzt bereit, mir zu vertrauen, daß er die Inſel Anholt gar nicht kenne und mir durchaus nicht ſagen könne, ob und wann wir in den Sund kommen würden.

Dieſe Antwort eines Capitains klang nicht eben erfreulich für einen Paſſagier. Trotzdem ſchlief ich ruhig, bis man „Helſingör!“ ausrief.

In dunſtigem Morgenſonnen-Schimmer lag die Meerenge vor uns. Sie ſchien uns nicht ſo eng zu ſein, daß man von der däniſchen Feſte Kronburg die Einfahrt wirklich mörderiſch beherrſchen könne, wenn das Fahrwaſſer auf der ſchwediſchen Seite bei Helſingborg tief genug iſt.

Dies iſt es! verſicherte man uns, und für dieſe Fragen liegt ja eine ſchlagende Erfahrung vor unſern Augen: 1801 iſt die gegen Kopenhagen gerüſtete Flotte Englands unter Parker und Nelſon an einem Frühlingsmorgen hier durchgeſegelt, ſtolz und ſpöttiſch. Kronburg hat gefeuert mit aller Macht, die Kugeln ſind aber in's Meer gefallen, weil die engliſche Flotte ſich dicht an die ſchwediſche Küſte gehalten.

Jetzt beſchäftigen ſich die Zeitungen in voller Ernſthaftigkeit mit dem Plane eines Canals durch die ſchwediſche Landſpitze zur Umgehung des Sundzolles. Ein chimäriſcher Plan, den Dänemark gewiß am letzten glaubt. Um den Canal für Seeſchiffe praktikabel zu machen, würde er ein unerhörtes Geld koſten und neuen Zoll nöthig machen. Jenes Geld aber könnte in dem Augenblicke verſchwendet ſein, wo Dänemark, die Endſchaft des Unternehmens erblickend, den Sundzoll aufhöbe. Denn alsdann würde kein Schiff Canalkoſten bezahlen, ſondern auf der natürlichen Straße durch den Sund fahren. Wird er aber nicht für Seeſchiffe praktikabel groß und tief gebaut, ſo müßte umgeladen werden, und die Schifffahrt hätte noch mehr Einbuße als durch den Sundzoll. Es wäre nicht möglich, daß ſolche Gedankenblaſen ernſtliche Beſprechung fänden, müßte man nicht annehmen, es gälte nur einen Schreckſchuß für Dänemark. Der hilft aber ſicherlich nichts, und es ſtände uns wahrlich beſſer an, dieſem mittelalterlichen und ſo ſchwach beſchützten Hemmniſſe unmittelbar auf den Leib zu gehn.

Kronburg übrigens, ein Schloß im Rokokoſtyle, erſcheint von der See aus ſehr maleriſch, und man denkt unwillkürlich Shakeſpeare's und der Königin Mathilde, des Dichters einer Geſchichte und einer wirklichen Geſchichte. Ganz ſeiner großartigen Poeſie angemeſſen hat er ſeinen Hamlet hierher auf die Terraſſe am Meere verlegt, wo die Nebel tanzen und die ſauſenden Winde ſich begegnen.

Man befriedigt auch jetzt noch die Reiſenden durch Vorzeigung eines Ophelien-Haines, und durch Bezeichnung der Stellen, wo Hamlet's Geiſt gewandelt ſei. Kann ein Dichter größere Genugthuung verlangen, als daß die Schöpfung ſeiner Phantaſie für Wirklichkeit ausgegeben werde?

Die unglückliche Königin Mathilde hat hier die Schreckenstage einer Gefangenſchaft verlebt, welche durch die Sorge um Struenſee ſo qualvoll ſein mußten. Hier hat man ſie um die Unterſchrift der Anklage gegen Struenſee betrogen, ja ihr gewaltſam die Hand geführt zur Vollendung ihres Namens, in deſſen Mitte ſie ſtill gehalten. Ein engliſches Kriegsſchiff hat hier endlich Anker geworfen, und ſie fortgeführt an die deutſche Küſte, damit ſie im einſamen Celle ihr zerbrochnes Leben endige.

Die Schlöſſer Hirſchholm und Friedrichsborg lockten mich, von hier zu Lande nach Kopenhagen zu gehn durch die Buchenwälder, über die fetten Wieſen und Aecker Seelands. Aber unſre Zeit war um, die Partie nach Norwegen hatte ſie vergeben, und ich kann von der dritten Königſtadt ſelbſt hier in der Schrift nur weniger ſkizziren, als ich geſehn. Der Raum iſt vergeben worden an die ſchwediſchen Könige, und man kann nur einem Herren dienen auch im Intereſſe der Darſtellung, wie gehaltvoll auch die Mannigfaltigkeit ſei, welche zur Faſſung vorliegt. Gehaltvoll iſt das Dänenthum, aber an poetiſcher und politiſcher Macht iſt es mehr und mehr dem Schwedenthume gewichen, und ſo hat ſich mir die Wahl von ſelbſt aufgedrängt: das ſchön und mächtig Eigenthümliche des Schwedenthums voran zu ſtellen.

Hirſchholm iſt übrigens raſirt, und zwar nicht wieder Moraſt geworden, was es war, als Friedrich des Dritten Dame hier den Hirſch ſchoß und die erwünſchte Gelegenheit gab zum Bau des Schloſſes, aber es iſt dort nichts Sehenswerthes mehr vorhanden. Und Friedrichsborg ſoll ſo mit abſcheulichen Portraits angefüllt ſein, daß ich kein Verlangen hatte, mir dadurch die däniſche Geſchichte verleiden zu laſſen.

Wir rauſchten alſo vorwärts an Tycho Brahe's Inſel Hven vorüber, und waren bald im Angeſichte der Dreikronen-Batterie, des Einganges zum Kopenhagner Hafen, ganz überraſcht, daß wir im hellen Sonnenſcheine die ſchwediſche Küſte fortwährend ſahen. Denn wir hatten geglaubt, ſie trete viel weiter zurück. Ein Angeſicht Kopenhagens ſieht man aber nicht, und wie Mügge von einem „prachtvollen Anblicke" ſprechen mag, iſt mir unbegreiflich. Hinter den Hafenanſtalten und hinter Bäumen gucken neugierig ein Paar Thurmſpitzen hervor, das iſt Alles. Um ſo überraſchender iſt es, hinter dem erſten ſtillen Theile der Stadt, wo die vier kleinen Palais der Amalienburg einen Platz bilden, eine menſchen- und geräuſchvolle große Stadt zu finden. Kopenhagen iſt am meiſten große Stadt von unſern drei Königſtädten. Das Stadtidyll Chriſtiania iſt leicht zu übertreffen an Lebhaftigkeit, aber auch Stockholm iſt leerer und ſtiller.

Als wir auf „Königs Neumarkt", den Hauptplatz der belebten Stadttheile, kamen, ſah ich zu meinem Erſtaunen, daß der Capitain der Chriſtiania, welcher doch billigerweiſe noch auf ſeinem Fahrzeuge ſein ſollte, bereits ausgeſpreizt vor einer Reiterſtatue ſtand und ſelbige mit geöffnetem Munde betrachtete. Neben ihm zu meinem noch größeren Erſtaunen ein Packträger, welcher einen Karren Reiſegepäck fuhr und ſich jetzt lieblich darauf niedergeſetzt hatte, damit der kunſtſinnige Capitain mit Muße Chriſtian IV. betrachten könne.

Aber, Herr Capitain, rief ich im Vorübergehn, was wird aus der Chriſtiania? —

Dies führte zu einer Täuſchung und zu einer Enttäuſchung. Die Statue täuſchte uns: in der Vaterſtadt Thorwaldſen's hatten wir doch etwas Stattliches erwartet auf einem ſolchen Platze, und wir fanden ein Werk, welches unaufhaltſam der Karrikatur entgegeneilt und ſie wahrſcheinlich ſchon eingeholt hat. Und gerade an dieſem Platze iſt Thorwaldſen's Haus und Werkſtatt in einem alten Palais: er hätte dieſen Chriſtian nicht dulden ſollen.

Der Capitain enttäuſchte uns: er war ein Civilcapitain, der zu ſeiner Ausbildung reiſte. Dieſer Ausbildung war er ſehr bedürftig, und beſonders in Kenntniß der franzöſiſchen Sprache. Er bezeigte uns den Wunſch, die Merkwürdigkeiten Kopenhagens gemeinſchaftlich mit uns anzuſehn, damit er ununterbrochen franzöſiſch ſprechen könne.

Dieſen Mann vier und zwanzig Stunden mit ausgeſuchter Höflichkeit und Erwartung als commandirenden Capitain unſres Schiffes behandelt zu haben, das machte unſerm Scharfſinn alle mögliche Ehre.

Ich war mit der Verſicherung von ihm geſchieden, daß ich die Merkwürdigkeiten Kopenhagens um keinen Preis aufſuchen würde, und hatte doch bald im empfehlenswerthen Hôtel d'Angleterre nichts weiter zu thun, als für die eingeführten feſten Preiſe dem Tarif hieſiger Merkwürdigkeiten nachzugehn. Dieſer Tarif hat etwas ſehr Praktiſches und etwas tief Proſaiſches: Roſenberger Schloß, Königliches Schloß, Thorwaldſen, Nordiſche Alterthümer und wie die Artikel weiter heißen, Alles hat ſeine Stunde, ſeinen beſtallten Cicerone, ſeinen Preis. Und der Preis iſt verhältnißmäßig nicht gering. Da Kopenhagen in der guten Jahreszeit von zahlreichen Fremden beſucht wird, welche doch alle die officiellen Merkwürdigkeiten ſehn wollen, ſo erfreuen ſich die Herren Profeſſoren und Schatzhüter einer ganz erklecklichen Rente. Natürliche Reiſende ohne ſtarke Börſe werden dieſen Jahrmarktsſtyl nicht loben, und da nun auch noch der Paß zu einer Schatzung benutzt wird, und man den Sundzoll nicht vergeſſen kann, ſo mag Mancher aus dieſem ganz wohlhabenden Ländchen mit dem Eindrucke ſcheiden: es laſſe ſich wie eine Schaubude die kleinen Tageskoſten von unſchuldigen Vorübergehenden erſtatten.

Wir hatten alle Hände voll zu thun, um herumzukommen, und wenn ich jetzt Alles noch einmal überdenke, ſo hat mich nur Thorwaldſen, das Innere der Apoſtelkirche und das Aeußere der Börſe intereſſirt. Das röthliche Schlößlein Roſenborg will ich nicht vergeſſen: es iſt ein Schatzkäſtlein von hiſtoriſchen Raritäten, und für den hiſtoriſchen Romantiker unterhaltend, beſonders da der herumführende Profeſſor ein fein gebildeter und geſchmackvoll zeigender Herr iſt. Wenn man Tag für Tag dieſelben Herrlichkeiten zeigen muß, ſo iſt's nichts Geringes, immer noch ein lebendiges Intereſſe dafür an den Tag zu legen.

Die berühmte Chriſtiansburg dagegen, ein neueres Schloß großen Umfanges, hat alle unſre Erwartungen getäuſcht, uns äußerlich nicht gefallen in ſeinen ausdrucksloſen Fronten und uns innerlich vollſtändig mißfallen. Warum ſo groß, wenn die Größe nicht würdig ausgeſtattet werden kann, und im Weſentlichen wüſt bleiben muß! Hier eine Holzſäule, wo Stein unerläßlich wäre, dort eine Kalkwand neben einem Fetzen Stuck, und ein Ameublement, welches für die großen Räume nicht zureicht und an ein Hôtel garni erinnert. Dazu eine Gemäldegallerie, welche von Mittelmäßigkeiten ſtrotzt. Kopfſchüttelnd über den Mangel an Geſchmack flüchteten wir in die Pferdeſtälle, welche eine größere Einheit zeigen und betrachteten uns die königlichen Iſabellenpferde. Solche gelbweiße Roſſe mit roſenrothen Nüſtern ſind ein Reſt der alten Königszeit. Die Race hat nicht verjüngt werden können und iſt längſt überholt: dieſe Thiere erſcheinen heute wie eine abgetragene Uniform.

Ueberhaupt haben uns die Roſſe hier auf Seeland einen ungünſtigen Eindruck gemacht. Sie ſind ein Jahrhundert zurückgeblieben. Es ſind nicht die grobkernigen Thiere des Nachmittelalters, und nicht die veredelten Thiere neuerer Zeit: es iſt ein langbeiniger Schlag mit langen Leibern, ſpitzen Köpfen, abſchüſſigen Kroupen, allem Anſcheine nach ohne Kern in Lungen und Sehnen und ſchwammig und matt. Die Partieen zu Wagen, auf welche wir uns einließen, machten uns Anfangs ungeduldig durch das träge Tempo, und erheiterten uns dann durch die Erinnerung an unſre Jugend, während welcher man auch bei uns noch das unausgebildete Thier nach jeder Meile füttern und tröſten mußte. Hätten wir damals ſchon die Antithierquäler gehabt, wir hätten das eigentliche Pferd nie kennen gelernt.

Es iſt auffallend, daß die Dänen hierin nicht weiter ſind; denn ſie ſind ein energiſcher Stamm, der in der Politik rührig und tüchtig, und auf der See berühmt iſt. Vielleicht ſind es eigentlich Seeleute, welche man eben für die Thiere des Landes nicht verantwortlich machen darf. Alsdann ſollen auch die einzelnen Landestheile ſcharf von einander abſtechen, und Arndt betont es ſtark, daß die Seeländer, aus zuſammengewürfelten Beſtandtheilen erwachſen, ſich ganz und gar von den hochgewachſenen Jüten drüben auf dem Feſtlande unterſcheiden.

So macht auch das Militair hier in Kopenhagen einen unerfreulichen Eindruck: kleine Leute mit bedenklichen Beinen, welche in hellblauen Hoſen und rothen Fracks ſtecken. Czackos und Gewehre ſind ihnen zu weit über den Kopf gewachſen, und es wird ihnen jetzt im Frieden ſauer, dem Fremden Reſpect einzuflößen. Ich zweifle nicht, daß ſie mit ihrer Herzhaftigkeit im Kriege ganz anders auftreten würden. Herzhaft iſt ein bezeichnendes Wort für die Dänen, und ihre Oppoſition gegen halbfertige politiſche Inſtitute verdient ebenfalls dieſes Beiwort. Bis die Angelegenheit mit den deutſchen Herzogthümern geordnet iſt, ſind wir in einer ſchiefen Stellung zu den Dänen. Wir mögen bereitwillig ihre Vorzüge anerkennen, können aber doch ihre Rodomontaden gegen deutſches Blut nicht geſtatten. Wären wir eine geſchloſſene politiſche Macht, ſo hätte das leichte Wege, und der Maulheld, welcher uns Deutſche mit blutigem Rücken über die Eider jagen wollte, könnte unbeachtet bleiben. Aber Schleswig und Holſtein bleiben fortwährend allein, und ihrg roßes Vaterland Deutſchland weiß ihnen nicht zu helfen, Gott ſei's geklagt! Deshalb iſt eigentlich der Däne, welcher das Regierungsheft führt, gegen uns in nachdrücklichem Vortheile, und wir müſſen, ſo lange dieſer Zuſtand dauert, ſtrengen Kriegsfuß feſthalten. Wir nämlich, die wir jetzt leben, denn wenn es ſich von Prophezeiung nach den großen vorliegenden Geſchichtskreiſen handeln ſoll, ach, da hat Dänemark überhaupt gar wenig Ausſicht, und für ein kommendes Jahrhundert möchte man ſagen: die abgetakelten Koloſſe draußen an der Kronenbatterie, die müßigen Linienſchiffe Dänemarks werden im zwanzigſten Jahrhunderte erſetzt ſein durch Schiffe deutſcher Flagge.

Die Dänen ahnen ſo etwas, und ſind deshalb ſo hitzig darauf, in ihren Nationalangelegenheiten als vollgültig anerkannt zu werden. Der Leſer möge ſich des ſchwediſchen Reiterofficiers erinnern, der mit uns nach Yſtad fuhr. Er war unbekümmert, ob uns Schweden lobenswerth oder nicht lobenswerth vorkommen werde. Dort war Bewußtſein dauernder Kraft. Der Däne dagegen, ſich auf ſchwankendem Boden fühlend, nimmt den geringſten Tadel übel, freut ſich ungebührlich jeglichen Lobes, und ſcheint immer untergeſtemmten Armes vor uns zu ſtehn mit der Frage auf den Lippen: Bin ich nicht ein tüchtiger, wohl auch zu fürchtender Kerl? Sage ja, oder das Wetter ſoll Dich erſchlagen!

Ich hatte zu antworten: Du biſt ein tüchtiger Kerl, aber zu fürchten biſt Du nicht. In dem Letzteren liegt das däniſche Weh. Von Jahrhundert zu Jahrhundert iſt es abwärts gegangen in der Machtausdehnung Dänemarks: Herr Guſtav zerbrach die Unionskrone, der Anfang des Jahrhunderts nahm Norwegen, die Mitte des Jahrhunderts löſt die deutſchen Provinzen. Man weiß, wie die Schnelligkeit zunimmt, wenn das Rollen bergunter einmal in's Werk geſetzt iſt.*)

Ein Mann reißt alle größere Bedeutung Kopenhagens an ſich; dieſer eine Mann begegnet uns auf jedem

---

*) Bei der Druck-Reviſion dieſer Zeilen leſ' ich eben, was Wienbarg in den Literariſchen Blättern der Börſenhalle mittheilt aus einer Schrift Profeſſor Peterſon's. Wie kraglich iſt

Schritte in Kopenhagen, und dieſer eine Mann iſt europäiſch, iſt über das Dänenthum hinausgewachſen: es iſt Thorwaldſen. Wo es ſich um ſeine größere Bedeutung handelt, da iſt nicht einmal von däniſcher Wurzel die Rede, ſondern vom Studium der Antike in Rom, von einer Kunſt, die weit über das Nationale hinaus getrieben iſt. Die Dänen haben große Ehre von ihm, wenn man ſich erinnert, daß er ein Däne geweſen, aber man braucht ſich nicht deſſen zu erinnern. Auch dies iſt überaus tragiſch, denn die Dänen haben ihn von ſeiner Jugend auf gefördert, und ſie haben ihn gefeiert wie einen König, als er ihnen ſein geliebtes Rom opferte und ihnen ſeine letzten Tage ſchenkte. In Liedern und Bildern haben ſie ſeine Ankunft und ſeinen Tod gefeiert wie große Nationalereigniſſe, es iſt kaum je in neuerer Zeit eine ſo rührende und großartige Feier des Talentes geſehen worden als hier in Ko-

---

dieſer Däne, indem er ſein Herz frei aufſchließt und geſteht, daß er keine Zukunft ſehe für Dänemark. Wie weit habe einſt die däniſche Sprache gereicht über den Sund hinüber und nordwärts hinauf bis an's eiſige Nordmeer. Jenſeit des Sundes habe die ſchönere ſchwediſche Sprache obgeſiegt, ja es ſei eine ſelbſtſtändige Schriftſprache Norwegens entſtanden, welche mehr und mehr die däniſchen Beſtandtheile von ſich weiſe. Von Süden herauf dränge das Deutſche mit Allgewalt wie ein Meer. Was ſtehe zu erwarten?!

penhagen, und es giebt überhaupt kaum eine Nation, welche die heimiſchen Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft zu lieben, zu ſchätzen und zu fördern wüßte gleich der däniſchen.

Und das Alles iſt eine Pracht, iſt ein Reiz des Todes. Hätte der große Bildner ſtatt des Steins das däniſche Wort gebildet, ſein Genius hätte der Nation vielleicht Jahrhunderte erobert. Aber die Geſetze ſeiner Kunſt haben nichts mit Dänemark zu ſchaffen, ſein Material iſt der Stein aus den Marmorbrüchen Carrara's.

Thorwaldſen's Werke ſind übrigens jetzt noch ſo verzettelt in Kopenhagen, daß der Totaleindruck noch ſehr beeinträchtigt wird. Man baut noch an dem originellen Muſeumsgebäude, welches in klobiger Form, in ſchrägen Pfeilern, in gelbbraunen Tönen eine Folie werden ſoll für die weißen Bildwerke, und welches in ſeiner jetzigen unvollendeten Geſtalt nicht zu beurtheilen iſt. Jedenfalls wird es immer von einem beſtimmten Standpunkte aus betrachtet ſein müſſen, um neben dem charakterloſen Schloßbaue äußerlich in einiger Würde beſtehen zu können, und die an Aegypten und Indien mahnenden Formen des Inneren werden erſt von Statuen bevölkert ſein müſſen, ehe man der Zweckmäßigkeit den günſtigen Eindruck geſtatten und ehe man die grellen Abſtände neben einer nordiſchen Hafenſtadt vergeſſen kann.

Wie mißtrauiſch und undankbar iſt der Menſch, wenn ihm die Geſchenke überreich in den Schooß fallen! Ein Talent ſchaffe nur ungewöhnlich Viel, ſo iſt unſer Sinn für das Mittelmaß ſogleich bei der Hand mit dem Zweifel, ob denn auch eine ſo ſtark ſprudelnde Quelle von erſtem Gehalt ſein könne. Weil Thorwaldſen ſo unerhört productiv geweſen, ſtieg uns alsbald der anmaßende Zweifel auf: ob ihm nicht die eigentliche Frauenſchöne verſagt geweſen, ob er nicht einem gar zu ſtarken Hange zum bloßen Genre oft ſchnell gefolgt ſei? Und doch war ſo Viel vorhanden, was uns das Geſtändniß abnöthigen mußte: hier iſt ein Styl der Antike wiedergeboren wie nirgendwo in moderner Zeit, und doch kamen wir in die Apoſtelkirche, welche unſern Zweifel ſo tief beſchämen mußte.

Sie liegt tief drinnen in der Stadt, abſeits von den geräuſchvollen Stadttheilen des Königsneumarkts und der Öſtergaden, abſeits von der großen Canalinſel, welche die intereſſant ausſehende Vor-Rokoko-Börſe und die mannigfaltigen Schloßgebäude trägt, und unweit des ſchönen von Hanſen erbauten Rathhauſes. Ich glaube, derſelbe Hanſen hat auch dieſe Kirche gebaut. Von außen iſt ſie ein geſchmackloſer Kaſten mit einem Thurme ohne Wuchs, trübſelig trotz des Frontiſpices von Thorwaldſen. Was hilft ein Schmuck auf unſchönem Körper! Innen aber die ſchönſte proteſtantiſche Kirche, welche ich je geſehn, das erfüllte Ideal einer proteſtantiſchen Kirche, welchem man immer die Möglichkeit der Schönheit abſprechen will. Nicht Dombau, nicht Bilder gehören in dieſes Ideal, aber Licht und keuſche Marmorſtatuen.

Frauenkirche iſt der Name dieſes Tempels, eines länglichen Vierecks, hinten am Altare zu einem Halbkreiſe gerundet. Ueber das breite Schiff ſpannt ſich oben durchweg der breite Bogen der Decke, unter welchem links und rechts volles Licht von oben nach unten dringt. Dies breite Schiff iſt links und rechts von gleichmäßigen Pfeilern und Bogen gebildet. An den Pfeilern ſtehen die koloſſalen Statuen der zwölf Apoſtel einander gegenüber. Die nächſten an dem Altarkreiſe ſind Petrus und Johannes. Vor ihnen erhebt ſich um einige Stufen der Altarkreis, und dort kniet zunächſt in der Mitte der berühmte Taufengel, welcher mit beiden Händen die offene Muſchel trägt. Endlich der Altar ſelbſt, wo erhöht über Alles in einer Niſche das Koloſſalbild von Chriſtus, der eben auferſtanden. Sämmtliche Statuen von weißem Marmor, die Pfeiler und Wandfelder nur angehaucht von leiſem Farbentone und nur hoch oben die Decke gemalt, ein lichter, geiſtiger Ton ausgegoſſen über Alles.

Und tritt man näher, ſo ſteht jede einzelne Bildſäule in charakteriſtiſcher Kraft und Schönheit der kritiſchen Frage ſiegreich Rede: der ganze Eindruck heißt prunkloſe Schönheit, welche auch dem prüfenden Geiſte gründlich genügt, ein proteſtantiſcher Tempel in voller Conſequenz.

Solcher Tempel iſt ein ächter Prüfſtein für die Manierirtheit, welche neuerer Zeit unter allerlei Namen, Pietismus, Altlutherthum, Muckerthum, eingeriſſen unter uns. Ihnen behagt ſolcher Tempel nicht: er iſt zu licht, zu heidniſch. Eben bringt ein Herr von Wedderkop „Bilder aus dem Norden.“ Darin findet er Alles, was er da unten in den dürftigſten Landſchaften ſieht, wunderſchön, und mitten in dieſem unkritiſchen Lallen drückt er plötzlich ſein Mißfallen aus über dieſe „unkirchliche“ Kirche. Eigentlich iſt er auch zum Tode erſchrocken, daß Thorwaldſen gewagt hat, dem Herrn Chriſtus einen marmornen und noch dazu meiſt nackten Leib zu geben, und bedauert in der Manierirtheit des offenbar guten Herzens die Kopenhagener, daß ſie ſtolz auf ſolch eine Kirche ſeien.

Dies iſt ein ganz gerechter Stolz der Kopenhagener.

Thorwaldſen iſt übrigens 1770 in Kopenhagen ſelbſt geboren, nicht in Island, wie man zuweilen unter uns hört. Sein Vater, ein Bildſchneider in Holz, war der Sohn eines Propſtes in Island. Es iſt bekannt, daß er arm war, daß er ſich früh auszeichnete, daß er ein dreijähriges Reiſeſtipendium erhielt und im Frühjahr 1797 nach Rom kam. Von hier aus datirte er ſein Leben. Wann ich geboren worden, ſoll er einſt geſagt haben, das weiß ich nicht; aber am 8. März 1797 kam ich nach Rom. Dieſe dreijährige Stipendienzeit reichte gerade hin, den erſten Wuchs ſeiner Größe zu entwickeln: ſie ſchloß mit der Jaſon-Statue, in welcher der liebenswürdige Canova den „neuen und grandioſen" Styl erkannte und welche Sir Thomas Hope in dem Augenblicke ſah, als Thorwaldſen eben traurig in die Heimath zurückkehren wollte. Zeit und Geld waren um, er ſollte ſcheiden — da verſprach ihm Hope 800 Zechinen für Ausführung des Modells in Marmor, und hiermit ward ihm die große Bahn geöffnet.

Dreimal iſt er in den 46 Jahren nach der Vaterſtadt zurückgekehrt, der ſchöne Mann des Nordens, der Göthe Scandinaviens, zum letzten Male um zu ſterben.

Wenn man vom Hôtel d'Angleterre an Königs-Neumarkt auf den großen Platz hinabſieht, der ſtets belebt iſt von Menſchen und von dem argen Gepolter ſchwerer Wagen, ſo erinnert außer der Hauptwache mit roth und blauen Burſchen eigentlich nichts an eine von Deutſchland charakteriſtiſch verſchiedene Hauptſtadt. Hamburg ſieht ähnlich aus, und wenn man nach dem Hafen hin ſchlendert, ſo erſcheint das Handelsleben dürftig neben dem Hamburger. Dazu die däniſchen Schilder mit „Skomager" — Schuhmacher — und ähnlichen leicht verſtändlichen Worten, welche die Täuſchung nähren, man ſei in einer niederdeutſchen Stadt, welche Plattdeutſch zur Schriftſprache erhoben habe.

Auch darf man ſich nicht zu weit aus dem Mittelpunkte der Stadt entfernen, wenn man nicht in ſtille dürftige Stadttheile gerathen will, ſie hüllen die alte „Kaufſtadt — Kiöbenhavn" — in einen groben, grauen Leinwandlaken. Beſonders wenn man durch die große Königsſtraße — Store Kongensgade — hinausfährt nach dem Thiergarten, welcher ſundaufwärts nördlich von Kopenhagen liegt. Aus der ſtattlichen Königsſtraße gelangt man bald in ein ängſtlich ſtilles, platteinförmiges, gedrücktes Viertel. Links und rechts ſind lange Straßen mit einſtöckigen Häuſern, alle unter einem Dache, und das dürftige Weſen ſogenannter kleiner Leute guckt überall aus Fenſtern und Thüren; man glaubt in einer armen Landſtadt zu ſein, welche nach einem verheerenden Brande gleichförmig aufgebaut worden. Dies Viertel heißt die „Neuen Buden" und iſt von den Chriſtian's für die armen Seeleute angelegt worden, welche jetzt mit ihren Familien eine Bevölkerung von 10,000 Menſchen bilden ſollen.

Der Weg nach dem Thiergarten, mit guten Pferden in einem Stündchen zurückzulegen, führt dicht am Sunde hinab, und die großen ſchwammigen Gäule ſorgten dafür, daß wir alle die Landhäuſer und Vergnügungsorte ſorgfältig betrachten konnten. Die Seite am Meere iſt faſt durchweg frei, und alle Häuſer ſind auf der Landſeite der Straße aufgeführt. Das ſind gar hübſche Sommerwohnungen, welche über den Meeresarm hinüberſehen bis an die ſchwediſche Küſte. Die Schilderungen großer Schönheit, welche uns häufig begegnen bei den Umgebungen Kopenhagens, ſind ebenfalls zu mäßigen. Die Inſel iſt fruchtbar, ſaftig und baumreich, ſo weit man ſie zum Beiſpiele von der Platform des Luſtſchloſſes Friedrichsberg im Weſten jenſeits der Stadt erblickt, und die großen Waſſerſpiegel im Süden und Oſten ſind gar wohlthuend.

Aber man darf die Anforderungen niemals über ein unbeſtimmtes idylliſches Genre hinaus ſpannen. Wer ſüdliche Küſten geſehn mit dunklen Farben, ſcharfen Umriſſen und geſchloſſenen Bildern, dem ſind hier die ſchönſten Sonnentage nöthig, um das lichte Grün und Blau und die ausdrucksloſen flachen Linien anmuthig zu finden. Es fehlt faſt überall, was ich kurzweg „Geſtalt“ nennen möchte; breit, breit, verſchwimmend iſt rings der Charakter. Der Nordländer, welcher nie in den Süden gekommen, wird und kann dieſe Lagen reizend finden. Uebrigens ließe ſich auch viel mehr daraus machen, namentlich aus dem Hügelgarten Friedrichsberg, der jetzt öde und reizlos iſt, unter ſchöpferiſchen Händen aber binnen wenig Jahren ſchön ſein könnte.

Glatt und geſtaltlos iſt denn auch hier nach dem Thiergarten hinaus das Sundgeſtade, und man iſt ſehr erquickt in den Buchenwald zu kommen, welcher zum Thiergarten eingezäunt und mit Roth- und Dammwild bevölkert iſt. Ich ſchäme mich faſt, auch daran mäkeln zu ſollen; aber um die ganze Wahrheit zu ſagen: auch er iſt hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben. Es giebt für mich kaum etwas Schöneres als einen Buchenwald, und man hatte mir Wunder erzählt von den ſchönen Bäumen. Dieſe

Bäume gedeihen nun freilich hier in dem guten Boden überaus üppig, und ihr ſaftiges Laub in große Maſſen zuſammentretend bildet klumpenweiſe eine ſammtartige Fläche oder Wölbung, die ſelten in ſolcher Kraft zu ſehen iſt. Wenn es nur nicht eben klumpenartig geſchähe! Es fehlen nämlich die Stämme, welche hoch aufſchießen und das ſchöne Säulen-Labyrinth eines Buchenwaldes bilden, durch deren verzweigte Kronen die Sonne herabſpielt auf das lichtere Gras und Moos eines feuchten Waldbodens. Hier ſpaltet ſich vorherrſchend der Stamm dicht am Boden und breitet ſich aus in einer Menge von Zweigſtämmen, ſo daß der Strauch-Charakter den Charakter großer Bäume verdrängt, und die Form verwiſcht und verklumpt wird. Es fehlen ferner die dichten Waldmaſſen mit der abenteuerlichen Vegetationseinſamkeit, es iſt Alles geleckt und übermäßig gelichtet und unten herum trocken und leer. Daran mögen die gebildeten Hirſche, welche nichts aufkommen laſſen, reichliche Schuld tragen. Sie waren in großen Trupps zu ſehen auf den Blößen, beſonders da, wo in der Mitte auf einem Hügel das Jagdſchloß ſteht und eine liebliche Umſchau bietet auf die Waldränder und auf den Sund.

Ich denke, es mag ſchöner werden, wenn man weiter nördlich hinaufdringt in den Wald. Hier im ſüdlichen Theile, den ich nur geſehn, war mir Alles zu abgetreten, und die Sommerfreuden der Kopenhagener an dem einen Zipfel mit Wurſt- und Waffelbuden, Wachsfiguren und Affenkomödien konnten uns nicht entſchädigen. Sie ſind aber natürlich von großem Werthe für die Mittelclaſſe einer großen Stadt, welche ſich hier in freier ſtattlicher Natur erfriſchen kann. Man hat mir geſagt und gezeigt, daß die wohlgenährten, redſeligen Kopenhagener lebhaften Sinn hegen für feiſte Küche und luſtige Partieen, und daß ſie wie ihre Buchen von ſaftigem, ausgiebigem Temperamente ſind. Den ſchönſten Beweis für ihre Anlagen fand ich noch am ſelbigen Abende im Theater, vor welchem ich meinen Hut tief abziehe. Man ſpielt dort ganz vortrefflich. Es giebt kaum ein Theater in Deutſchland, welches ein ſolches Enſemble darböte, und keins, wo ſo raſch, feurig und in der Charakteriſtik ſo mannigfaltig geſpielt würde. Ich habe leider nur ein Luſtſpiel geſehn; das Theater wurde nach dieſer Vorſtellung auf einige Zeit geſchloſſen. Dem platten, weichbreiten Tone des Däniſchen nach muß ich auch vermuthen, daß die Tragödie mir nicht ſo verführeriſch entgegengetreten ſein würde. Aber auch ſie ſpielt man gewiß mit größerer Lebhaftigkeit als bei uns.

Es war ein gar wunderlicher Zuſtand, in welchem ich mich an jenem Abende befand. Das Theater am Königs-Neumarkte belegen war ziemlich duſter beleuchtet, und die Zuſchauer ſahen durchſchnittlich geſund und derb aus und nicht gerade fein in irgend einer Beziehung. Die Gattin wollte bemerken, daß ſie ebenſo durchſchnittlich mit Eßwaaren verſehen ſeien, als handle ſich's um ein langes Bivouakiren. Dem ſei wie ihm wolle, vollkommen bei der Sache waren ſie, und nicht das Geringſte ſchien verloren zu gehn. „Schien" muß ich ſagen, denn ich verſtand ſo verzweifelt wenig Däniſch und war doch ſo angefüllt mit ſcandinaviſchem Klange und einem Korb voll täglicher Redensarten, daß ich von einem Schein des Verſtändniſſes unaufhörlich geblendet und gefeſſelt und faſt wie in ſomnambulem Zuſtande erhalten wurde. Mir war nämlich die Bühne mit dieſen fünf bis ſechs total von einander verſchiedenen, ſämmtlich komiſchen Figuren ganz und gar der innere Kopf Holberg's, der Phantaſieſaal dieſes Komödienſchreibers. Das iſt doch hübſch geweſen, dachte ich, in ſolchem Lande für Holberg! Er hat nur die Thür ſeines Saales offen zu halten gebraucht, die Luſtſpielfiguren ſind alle von ſelbſt eingetreten, und wie dreiſt und natürlich ſprechen ſie!

Nach ſolcher Vorſtellung war uns Holberg's Entſtehen vollkommen erklärt, und ich glaube, das derbe ſchwatzhafte Volk iſt heute noch ohne Weiteres für die Bühne zu copiren. Die däniſchen Autoren mögen ſich beeilen: die Gedankenwelt iſt wirklich heute thätiger als zu irgend einer Epoche, und wie ſehr ſie die allgemeinen Verhältniſſe fortbewegt, das charakteriſtiſche Intereſſe der Perſonen ſchleift ſie ab, die Theaterfiguren werden ſeltener in dem gleichmäßigen Schliff, welcher den großen Mittelſtand polirt. Es iſt darauf abgeſehn, daß es nur einen Stand geben ſolle, und je näher die Welt dieſem Ziele kommt, deſto mehr verſchwindet die Charakter-Komödie. Der Geiſt unterjocht Alles, und die Intrigue allein bleibt dem neuen Holberg.

Wie für alle Künſte, ſo ſollen auch für dramatiſche Kunſt die Dänen das ſorgſamſte und liebenswürdigſte Volk ſein. Große Talente, wie die Frau Profeſſor Heiberg, ſind Gegenſtände nationaler Verehrung, und das Königshaus geht darin gleichen Schrittes mit der Nation: bei großen Feſten auf dem Schloſſe iſt zum Beiſpiel jene Dame gewiß unter den erſten, welche von den Fürſten zum Tanze aufgeführt werden.

Zum Rahmen des Bildes gehört noch der volle Titel

„Frau Profeſſor“ auf dem Theaterzettel. Ein kleiner Staat, der ſich in einer unverhältnißmäßig großen Hauptſtadt zuſammenfindet, verfällt leicht in eine hölzerne Tabulatur von Titeln, deren Klappern allmälig für Muſik erachtet wird. Es klappert erſtaunlich in Kopenhagen —

Uns klapperte und ſchaufelte der kleine „Malmö,“ zum letzten Male ein ſchwediſch Schiff mit ſchwediſchem Capitain, an Amager vorüber in die Oſtſee hinab gen Mön und Travemünde. Wir hätten ſo gern noch eine Tour durch Schleswig und Holſtein gemacht, Provinzen, die wir jetzt ſo zärtlich lieben. Sie machen wahrlich dem deutſchen Namen Ehre in ihrer feſten und bewundernswerthen Haltung gegen das unglückliche und im Unglücke frech ſich geberdende Dänenthum. Sie bieten endlich den ſo lang vermißten und ſo ſehnlich erwünſchten Anblick deutſcher Oppoſition gegen politiſche Anmaßung, einer Oppoſition, die eben ſo geſchloſſen, voll und ſolid, eben ſo maßvoll und doch nachdrücklich und unwiderſtehlich iſt wie der tiefe See, der ſich vom Sturme aufregen, aber nicht beſeitigen läßt. An der tiefen Fläche, an den aufgejagten Wogen bricht ſich der heulende Wind, das vorübergehende Extrem eines Elementes, und wenn er ſich erſchöpft hat, glättet ſich der See in leiſem Murmeln wieder vor der aufgehenden Sonne und hat nichts verloren an ſeiner Fülle, ſondern hat gewonnen durch tief eingeſogenen Athem.

Mir iſt es ſtets ein Troſt, dieſen Kampf Schleswig-Holſteins erlebt zu haben, denn ſeit 1813 hab' ich es nicht erfahren, daß ein politiſcher Gedanke ſo unerſchütterlich von deutſchen Völkerſchaften durchgefochten worden wäre. Und ſo ganz nur im ideellen Verbande mit uns! Laßt Euch Letzteres nicht irren, Ihr geliebten Landsleute, die Ihr da unten wohnt an den Seen bis an die jütiſche Grenze! Kommt es zum Aeußerſten und entſtände Euch auch dann die officielle Hülfe des Vaterlandes, dann belebt ſich wieder das große Mittel von 1813, und wir kommen als Freiwillige zu Euch, und helfen Eure Fahnen tragen, Eure Schlachten fechten.

Als ob die alternden Götter der däniſchen Inſeln dies gehört, erregten ſie vor ihrem letzten Eilande, vor der Inſel Moen die Oſtſee zu unſrer Pein und warfen uns auf und nieder. Moen ſelbſt, ein grüngeränderter Kreideberg, ſah im falben Abendſcheine geſpenſtiſch auf uns her, und ſandte Woge auf Woge. Du ſperrſt uns den Weg nicht mehr zum Vaterlande! rief ſpöttiſch der Privatmann, welcher ſeinen See-Charakter ganz eingebüßt zu haben ſchien.

Aber Leichtſinn macht ſicher und verdirbt. Er vergaß den Häring und trotzte ſogar der Cigarre.

Die Dämonen von Moen ſchüttelten unbarmherzig faſt die ganze Equipage; das Deck wurde leer, als der bleichgelbe Abend dunkler und dunkler wurde, und auch der Privatmann wurde zum letzten Male vermißt. Tattenbach! rief ich zum letzten Male, und ſuchte umher. Aber Tattenbach! Noch kurze Friſt, und wir ſitzen beim kauſtiſchen Papa Hiller in der „alten Stadt London" am Jungfernſtieg, wo die beſte Cigarre Europa's uns tröſtet für alles Ungemach des Reiſevergnügens!

Erinnern Sie mich um Gotteswillen — nur jetzt nicht — an Cigarren!

Dies waren die letzten charakteriſtiſchen Worte in der Fremde. Sie kamen aus einem traurigen Winkel des kleinen „Malmö."

Schluß.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Der

Deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

Leipzig
H. Haeſſel.
1863.

Meiner Frau Iduna,
gebornen Buddeus,
ist dieser Roman
gewidmet

Wien den 21. Februar
1863

Laube.

Erstes Buch.

Junker Hans.

I.

Es war ein milder Abend im Monat März des Jahres 1619. Den Tag über hatte es mitunter leichte Regenſchauer, wohl auch zierliche Hagelkörner, ſogenannte „Graupen", geworfen, wie es gewöhnlich erſt im April zu geſchehen pflegt. Die Jahreszeit ſchien ſich diesmal früh zu entwickeln, und die Geſträuche ſchwellen in ihren Spitzen bereits grüngelb an, ſo daß der Blick über das Weidengebüſch der Flußniederung ſchon weiche, ein wenig gefärbte Rundungen zeigte, und nicht mehr die ſpitzen Gerten der todten Jahreszeit.

Dieſe Flußniederung war dergeſtalt unabſehbar bewachſen und verwildert, daß man den Fluß ſelbſt nicht entdeckte. Jenſeits deſſelben, gegen Südweſten, ſchimmerte, von der Abendſonne beſchienen, ein Berg; hinter ihm, etwas höher, ein zweiter. Der nicht ſichtbare Fluß mußte dicht am Fuße dieſer Berge vorübergehen, ſo nahe ſchauten ſie herüber auf zwei Reiter, welche auf der Landſtraße hielten, und in die Gegend hineinblickten, wie Leute, welche dieſe Landſchaft zum erſtenmal erblickten.

— Das wird der Leopoldsberg und der Kahlenberg ſein, denke ich, ſagte der jüngſte von den zwei Reitern; und dort, richtig, ſieh hin, Tartſch, dort im Süden über dem Weidenwalde ſticht der ſchwarzblaue Thurm wie eine Nadel in den Himmel; das wird der Stephansthurm ſein. Dort alſo liegt Wien, und es iſt nicht mehr weit, wir können mit untergehender Sonne dort eintreffen.

Tartſch gab einen unklaren Ton von ſich, den man für einen Seufzer halten mochte.

— Hör' auf mit Deinem Geſtöhne! rief unwillig der Jüngere. Wir ſind nun einmal ſo weit, und das ewige Aechzen und Grollen und Sorgen verdirbt Einem nur die Laune, die man wahrhaftig braucht, um den Kopf oben zu erhalten.

— Das weiß der liebe Gott, murmelte Tartſch, und ſetzte etwas lauter hinzu: Wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um.

— Wir gehen ja nicht zu unſerm Vergnügen hin, ſondern im Dienſte unſerer Fürſten, unſeres Landes und unſeres Glaubens.

— Den ſie uns anſtreichen werden, dort unter dem blauen Thurme! ſtieß Tartſch heftig hervor, heftiger als einem Diener, der er zu ſein ſchien, zuſtehen ſollte. Er hatte ein ſchlichtes, wetterhartes Ausſehen, dieſer Tartſch, und die lichtgrauen Augen unter den buſchigen hellbraunen Augenbrauen ſahen etwas ſtarr in die Welt hinein.

Sie kamen die Straße von Stockerau über Korneuburg daher, und ritten nach den paar Worten langſam weiter auf ein Gehöft zu, wo die Landſtraße rechts abbog, gerade in der Richtung auf den Stephansthurm. Dies Gehöfte war damals wie jetzt ein beliebtes Wirthshaus, „zum Spitz“ geheißen, weil es die Spitze bildete für alle Straßen und Wege, welche nördlich von der Donau auf die nach Wien führende Brücke münden. Von Nordweſten her die Straße von Stockerau, welche die böhmiſche Straße genannt wurde, von Norden her die Brünner Straße, welche über Pyrawarth und Wolkersdorf aus dem Herzen von Mähren kommt, und von Oſten her die Marchfeld-Straße, welche aus dem ſüdöſtlichen Mähren und aus Ungarn kommt — alle treffen hier zuſammen, und die Fuhrleute halten hier ihre letzte Raſt, am liebſten noch ein Nachtquartier, ehe ſie die letzte kleine Station über die Brücken und Inſeln der Donau nach Wien hinein antreten.

Vor der Wagenburg und dem Fuhrmannsgetümmel am „Spitz“ gab Tartſch ſeinem ſchweren Roſſe, welches mit einigem Gepäck des jüngeren Reiters belaſtet war, einen Spornſtreich und ſchob ſich ſolchergeſtalt vor dieſen, indem er die Hand an den Zügel des überholten leichteren Pferdes legte.

— Was willſt Du? rief etwas unmuthig der jüngere Reiter.

— Uebernachten wir hier, junger Herr.

— Warum nicht gar!

— Ueberlegt noch einmal gewiſſenhaft, ob es — ob es rathſam iſt, dahinein zu reiten in die Höhle unſerer grimmigen Widerſacher und Feinde. Beſſerer Rath kommt über Nacht —

— Du biſt nicht bei Troſte.

— Das bin ich wirklich nicht.

— Ueberlegt iſt es längſt, und wenn wir des Morgens hineinkämen, ſo zögen wir die Aufmerkſamkeit viel mehr auf uns, als wenn wir in der Abenddämmerung — Laß los! Dort kommen zwei Reiter getrabt, welche wahrſcheinlich ebenfalls nach Wien hinein wollen. Schließen wir uns ihnen an; ſie haben leichtlich ein beſſeres Wiener Gewiſſen als wir, und mit ihnen ans Thor kommend werden wir weniger bemerkt.

In der That kam unter wirbelndem Märzſtaube auf der Brünner Straße ein ähnliches Reiterpaar, ebenfalls Herr und Diener, in raſchem Tempo daher, und der vorausreitende ebenfalls junge Herr parirte ſein Pferd, als er die ſtillhaltenden zwei Reitersmänner ſah.

— Seid Ihr über den Weg unſicher, werther Herr, rief er in leichtem Tone, ſo kann ich Auskunft geben.

— Ich danke für die Freundlichkeit; ich will nach Wien —

Tartſch grunzte und nahm ſein Pferd zurück, und der neue Ankömmling ſprach lachend:

— Das könnt Ihr nicht mehr verfehlen, noch vermeiden; dieſe Straße führt geradeaus zum Rothen Thurm. Iſt's Euch genehm, ſo ſchließt Euch an. Ich war in meiner Jugend hier und hab' ein gut Gedächtniß. Ihr kommt aus dem Reich, wie es ſcheint?

— Aus dem Reich.

— Ueber Böhmen?

— Ueber Böhmen.

— Ah, da beneid' ich Euch. Böhmen iſt jetzt das unterhaltendſte Land Europas; das ſtrotzt ja von Leben und Bewegung, und macht ſeinem Könige in Wien verzweifelt zu ſchaffen.

— So ſcheint es allerdings.

— Ich will ſpäter ſelbſt hin. Jetzt konnt' ich nicht. Ich komme von Breslau, und mußte eines wichtigen Familiengeſchäftes halber nach Mähren. Ein Geſchäft mit Pfaffen. Das führt denn hierzulande nach Wien, wie ſonſt alle Wege nach Rom führen.

Tartſch horchte hoch auf und ließ den herankommenden Diener unbeachtet, ſich ſo nahe als möglich zu ſeinem Herrn drängend, der ſein Pferd in Schritt geſetzt hatte. Der Ausdruck „Pfaffen" hatte Tartſch einiges Vertrauen eingeſtößt zu dem neuen Begleiter, und dieſer ſchien es auch zu verdienen; wenigſtens war er ungemein offenherzig, und fuhr mit lauter Stimme und heiterm Tone fort, als ſpräche er die unverfänglichſten Dinge:

— Ja, lieber Herr, Ihr werdet dieſe ſogenannten Erblande des Kaiſers ganz anders finden, als man ſie bisher draußen im Reiche geſchildert hat. Wir ſind mit beiden Beinen endlich in die Bewegung hineingeſprungen, welche Ihr im vorigen Jahrhundert begonnen habt. Die proteſtantiſche Lehre in Staat und Kirche — auch im Staate, Herr! — macht ſich nun auch in dieſen Landen unwiderſtehlich geltend, und nur Wien will ſich nicht ergeben. Das muß man in der Nähe anſehen; es kann der Mühe lohnen.

Der alte Kaiſer iſt dem Tode nahe, und ſolch ein Todesfall pflegt ein Leichenbegängniß zu haben, das weit und breit verſpürt wird.

— Verſpürt wird es werden, entgegnete der junge Reitersmann aus dem Reiche mit trockener ernſter Stimme, aber kein Menſch weiß wie. Der Nachfolger, Erzherzog Ferdinand, ſoll ein ſtreng katholiſcher und ſehr entſchloſſener Herr ſein. —

— Freilich.

— Und wie er in der Steiermark gegen die Proteſtanten vorgegangen iſt, ſtreng und unerbittlich, das deutet auf ſchweren Sturm.

— Freilich. Und darauf freu'n wir uns eben. Dieſe träge Schwüle unter Matthias lähmte ja alle Entwickelung. Heut' bewilligte er, morgen nahm er's wieder, und übermorgen verglich er mühſam das Gewonnene mit dem Bewilligten. Damit verliert man Zeit und Kraft, und damit wird am Ende ſogar der Prager Fenſterſturz wieder ausgeglichen. Das ſteht von Ferdinand nicht zu fürchten. Der iſt fanatiſch; der wird Nein! ſagen und Nein! und wird die überall glimmenden Kohlen zur allgemeinen Flamme anfachen.

— Seid Ihr ſelbſt Proteſtant?

— Eigentlich noch nicht. Ich bin dem äußeren Bekenntniſſe nach noch katholiſch. Meiner Mutter wegen. Sie hängt an alten Gebräuchen und an ihrer Kirche. Ich wollte ihr den Schmerz erſparen. In der Ferne macht ſich ſo was leichter. Ich bin ein Edelmann aus Schleſien, Rudolph von Mitzlau iſt mein Name, und — ſetzte er mit einer anmuthigen, leichten Beugung des Hauptes hinzu — es würde mich ſehr freuen, in Euch einen Verfechter der guten Sache kennen gelernt zu haben.

— Ich heiße Hans von Starſchädel und — bin ein Proteſtant.

— Kann ich Euch in Wien irgendwie nützlich ſein, ſo gebietet über meine Dienſte. Ich habe dort Verwandte und mannichfaltige Anknüpfungen.

— Das nehme ich ſehr dankbar an, denn, offen geſtanden, ich reite nicht ohne Beſorgniß nach Wien hinein. Man hat mir in Prag eine Schilderung gemacht, welche mich faſt abgehalten hätte, die Reiſe überhaupt zu unternehmen. Kaiſer Matthias ſoll ſchon ſo geſchwächt ſein, daß nicht mehr ſein Einfluß, ſondern der ſeines Nachfolgers die Stadt beherrſcht.

— O ja, das ſieht dem „Grazer“ ähnlich!

— Damit iſt aber ſehr viel geſagt. Man ſpricht von der bereits um ſich greifenden Inquiſition der Jeſuiten. —

— Zweifle gar nicht.

— Spricht von heimlicher Feſtnehmung einzelner Perſonen, die urplötzlich und man weiß nicht wie verſchwinden. —

— Solch ein Fall führt mich her.

— Wie?

— Nicht in Wien, aber in Mähren iſt ein ſteinreicher Oheim von mir, ein kinderloſer Greis, von dem ich ſtattlich zu erben hoffte, urplötzlich und man weiß nicht wie verſchwunden. Man zeiht die Jeſuiten dieſer That. Die reiche

Erbſchaft — Oheim Zdenko hatte alles in Baarem — ſoll ſie verlockt und zu einem Gewaltſtreiche ermuthigt haben. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß ſie ihn zu Wien in ein Kloſter geſteckt. Und das will ich ermitteln, das werd' ich ermitteln, verlaßt Euch darauf.

— Dabei lauft Ihr aber große Gefahr.

— Ah bah! Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Lernt nur Oeſterreich und Wien erſt näher kennen, und Ihr werdet entdecken, daß die neue Lehre nicht nur mächtig, nein, daß ſie übermächtig iſt. In Oberöſterreich bildet ſie die Mehrzahl, in Niederöſterreich gehören zwei Drittheile des Adels zu ihr, und im „Landhauſe" gebietet ſie. Laßt's nur kommen! Ein neuer Herrſcher braucht Anerkennung, braucht Huldigung von den Ständen. Die Huldigung erfolgt nur unter Bedingungen. Dazu iſt Böhmen in vollem Aufſtande begriffen, Mähren ſchwierig, Schleſien größtentheils proteſtantiſch, Ungarn desgleichen und wie immer aufſtändiſch — das ſind nicht Zuſtände, um am erſten Tage mit herausfordernden Gewaltmaßregeln aufzutreten. In den nächſten Wochen beißt man in Wien nicht. Später wohl, wenn ſich die Stände jeder Landſchaft einzeln haben heranziehen laſſen, wie das zu geſchehen pflegt, und wie es vielleicht diesmal nicht gelingt. Ich werde mich nicht einſchüchtern laſſen in meinen Maßregeln.

— Ja, Ihr gehört hierher, Ihr ſteht auf heimathlichem Boden. Ein Fremder aber —

— Das iſt wahr. Ihr müßt etwas vorſichtig ſein.

— Halt, wenn's gefällig! riefen gleichzeitig zwei rauhe Stimmen, und hielten den Reitern lange Spieße vor die Bruſt der Roſſe, ſo daß dieſe erſchreckt ein wenig ſcheuten und prallten.

Die Reiſenden waren an der ſeit der Huſſitenzeit beſtehenden Schanze vor der großen Donaubrücke angekommen und ſollten Namen, Stand und Geſchäft dem Wachtpoſten angeben, welcher dort ſtationirt war.

— Das iſt etwas ganz Neues! rief Herr von Mitzlau. Seit wann iſt denn hier außen an der Wolfsſchanze ſchon ein viſitirender Wachtpoſten?

— Seit acht Tagen! antwortete ein Bewaffneter, welcher Befehlshaber der zwei Spießträger zu ſein ſchien, und der aus einer Bretterhütte innerhalb des Brückenkopfes hervorgetreten war.

Er gehörte zu einer neuen Stadtgarde, welche der Kaiſer, wie es hieß, auf Antrieb des Erzherzogs Ferdinand, kürzlich errichtet hatte, und wiederholte in etwas höflicherem Tone die Frage nach Namen, Stand und Geſchäft. Herr Rudolph von Mitzlau that der Anfrage mürriſch und kurz Genüge.

— Kommen über Böhmen? fragte der Gardiſt.

— Nein, über Mähren.

— Und Euer Gnaden! indem er ſich zu Herrn von Starſchädel wendete.

— Hans von Starſchädel.

— Kommen?

— Aus dem Reich.

— Ach! Und sind wohl auch —

— Aus dem Reich.

— Aus welchem Kreiſe?

— Aus dem oberſächſiſchen."

— Schau, ſchau, alſo wohl lutheriſch?

Und der Gardiſt betonte, wie es zulande üblich, das u, nicht aber das e, wie es im Norden gebräuchlich. Der Ausdruck ſeines Geſichtes belebte ſich dabei, und man erkannte, daß dieſes faſt glatt raſirte Antlitz, beherrſcht von einem ſchlauen ſchwarzen Auge und einer ſpitzen langen Naſe, nicht beſonders ſtimmen mochte zu dem groben Lanzenknechtkoller. Die rothe Hutfeder beſchattete vielmehr einen Kopf, welcher eine gewiſſe Bildung verrieth, und die Hand, welche einen ſchmalen und dünnen Kinnbart ſtreichelte, ſah gar nicht aus, als ob ſie jemals grobe Arbeit verrichtet hätte. [illegible] den Starſchädel, welchem dieſe Bemerkungen entgegentraten, ward deutlich inne, daß er bereits der wichtigſten inquiſitoriſchen Anfrage gegenüberſtünde, und zögerte, halb ergrimmt, halb beſorgt, einen Augenblick mit der Antwort. Er fühlte wohl, daß die eintretende Pauſe die Schwierigkeit nur erhöhte, und machte eine kurze verweiſende Handbewegung gegen Tartſch, deſſen grunzender Ton, wenn auch ein wenig unterdrückt, hinter ihm vernehmlich wurde — da erhielt die Aufmerkſamkeit plötzlich eine ganz andere Richtung. Ein donnerähnliches Geräuſch drang vom „Spitz" her zu Aller Ohren; eine Staubwolke kam geflogen, dicht und undurchdringlich, Peitſchen knallten wie Schüſſe, und als der Verſtand begriff, daß dies von einem herabrauſenden Reitertrupp herrühren müſſe, flogen zwei Reiter aus der Staubwolke hervor, die langen Peitſchen dergeſtalt ſchwingend, daß jedermann klar wurde, es ſei auf eine ſchleunige Räumung des Weges abgeſehen, und es ſeien dies Vorreiter einer wichtigen Perſon. „Platz! Platz!“ ſchrieen ſie, den geſtreckten Galopp ihrer Roſſe nicht im geringſten mäßigend vor dem Zugange zur Brücke. Die vier Reiter, Mitzlau und Starſchädel mit ihren Dienern, ſowie die Gardiſten, hatten die größte Eile, auf die Seite zu kommen, wenn ſie nicht gehauen und überritten ſein wollten. Im Nu waren die Vorreiter über die noch herabgelaſſene Zugbrücke der Schanze, und ſprengten über die große Brücke weiter, und hinter ihnen in geſtrecktem Roſſeslaufe flog ein offenbar vornehmer Reitersmann an den erſtaunten Zuſchauern vorbei, ſie keines Blickes würdigend. Sein hohes ſchwarzes Thier wieherte laut an den Pferden der Reiſenden vorüber, und kaum hatte man den Eindruck eines lang gewachſenen Mannes, der ſtolz und gleichgiltig im Bügel ſaß, in ſich aufgenommen, ſo donnerte ein Trupp von wenigſtens dreißig geharniſchten Männern dicht nach ihm in die Brücke hinein, welche für die ſechs Mann breit Daherſprengenden kaum breit genug zu ſein ſchien. Wohl ein Dutzend Diener mit ledigen Handpferden und bepackten Maulthieren folgte ihnen unmittelbar. Die Brücke wankte und polterte unter den Hufſchlägen, und wie ein anziehendes Gewitter entfernte ſich gleichmäßig der betäubende Lärm, verſchönt von dem Blitzen der Harniſche, als der Trupp aus dem Staube hinaus in die Strahlen der Sonne kam, welche hinter dem Kahlengebirge unterging und über die breite Waſſerfläche der Donau ihren Schimmer glitzernd auf die Panzerreiter warf.

— Das iſt der Teufel ſelber, ſagte Tartſch halblaut zu ſeinem Herrn. Habt Ihr die Augen des Mannes geſehen? Wie glühende Kohlen ſtachen ſie vor ſich hin. Und noch leiſer ſetzte er hinzu: Kehren wir um, Herr Hans!

Die Uebrigen ſahen und horchten ſchweigend dem Zuge nach, und erſt nach einer Weile rief Herr von Mitzlau:

— Wer war das?

— Ein böhmiſcher Cavalier! antwortete der Gardiſt mit der rothen Feder.

— Und warum fragt Ihr den nicht nach Namen, Glauben und Geſchäft?

— Den kennen wir, klang die Antwort.

— So? fuhr Mitzlau fort, geärgert durch die Ungleichheit der Behandlung. Wie heißt er?

— Waldſtein.

— Waldſtein? Der böhmiſche Landhofmeiſter Adam?

— O nein, der reitet nicht ſo. Der ſogenannte „tolle Waldſtein“ war's, der in Olmütz liegt mit ſeinen Cüraſſieren, ein freigebiger Herr.

— Ein unheimlicher Herr! ſetzte Herr Hans kaum verſtändlich hinzu.

Mitzlau aber hatte geſehen, daß der Mann mit der rothen Feder die Hand ſo gewiß bedeutungsvoll geöffnet hatte bei dem Ausdrucke: „ein freigebiger Herr“. Herr Rudolph nahm deshalb raſch ein Silberſtück aus ſeiner Taſche, drückte es in die offen verbliebene Hand der rothen Feder, und ahmte den böhmiſchen Cavalier nach, indem er ſein Pferd herumwarf, Starſchädel mit einem Blicke verſtändigte und mit den Worten: „Die Sonne geht unter, vorwärts!“ in die Brücke einlenkte. Starſchädel folgte ſogleich, die Diener ſchloſſen ſich an, und die rothe Feder erhob weiter keine Einſprache. Sie ſah ihnen eine Weile nach und ſprach vor ſich hin:

— Hinein muß ich doch; er läßt mich immer vor, und —

Das Weitere murmelte er in den Bart, indem er einen Schritt vortrat und den Fremden noch einen prüfenden Blick nachſendete. Dann wendete er ſich kurz um nach der Holzhütte, aus welcher während dieſes Vorganges ein ihm ähnlich gekleideter Gardiſt vorgetreten war, der wahrſcheinlich ſeine Stelle vertrat während jeweiliger Abweſenheit, und herrſchte dieſem in ziemlich hohem Tone zu: er möge ſein Pferd vorführen.

Dieſer gehorchte ſogleich, und brachte ein unanſehnliches falbes Rößlein aus dem Gebüſche hinter der Holzhütte vorgeführt. Während er den Sattel des Rößleins feſtſchnallte, wobei der kleine Falbe quietſchte, biß und ausſchlug, zog der Mann mit der rothen Feder eine kleine Schreibtafel aus dem Wams, notirte etwas hinein, ſah dann ein Weilchen gedankenvoll nach der Brücke hinaus, und winkte endlich nach ſeinem Rößlein.

Als er aufſtieg, flüſterte der wahrſcheinliche Stellvertreter, der ihm die Zügel und Bügel hielt:

— Signor Medardo, der Blaſſe war offenbar ein Ketzer, und zwar von der Art, die —

Signor Medardo machte eine abweiſende Handbewegung, die zu ſagen ſchien: „Ich weiß das beſſer als Du, und werd' ihn nicht aus den Augen verlieren!" Alsdann ſchwang er ſich mit ſeinem geſchmeidigen Körper leicht in den Sattel, und eh' er ſeinem Rößlein den Sporn gab, ſprach er halblaut:

— Sollte noch ſo was Verdächtiges zur Nacht kommen — aufhalten und nach dem „Spitz" weiſen! Mit dem Früheſten bin ich wieder da.

Und ſo ritt er langſam in die Brücke hinein, nur noch einen Augenblick auf derſelben ſtillhaltend, bis Mitzlau und Starſchädel in den Gebüſchen und hinter den wüſten Erdſchanzen jenſeits des Stromes ganz verſchwunden waren. Jene Auen nämlich, Wolfs- und Taborau genannt, zeigten noch zahlreiche Spuren von Verſchanzungen, namentlich aus den Huſſitenkriegen, und der Name Tabor hat ſich von den Taboriten, welche Wien bedrängten, bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ſchien Medardo nicht wünſchenswerth, von den Fremden nochmals geſehen zu werden, und als er am jenſeitigen Ufer ankam, bog er ſogleich unter dem Schatten des Erdwalles vom Hauptwege ab und ſchob ſeinen kleinen Falben in einen der zahlreichen Nebenpfade, welche durch die dicht bewachſene Au zum nächſten Donauarme, den man jetzt Kaiſerwaſſer nennt, hinüberführten. Die Dämmerung zog ſich bereits wie ein Schleier über die niedrigen Gebüſche hin, und nur die hohen Baumgruppen — Pappelweiden, Eſpen und Erlen — waren noch oben in ihren Kronen vom ſcheidenden Tageslicht beleuchtet.

II.

Mitzlau und Starſchädel ritten langſam dahin auf dem ſchlechten Wege, welchen Frühjahrsregen ebendrein durchweicht hatte, und welcher bis in die erſten Fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts eine ſchlechte Straße geblieben iſt. Ihr Geſpräch war lebhaft geworden. Selbſt Starſchädel, aufgeregt durch die Scene an der Brücke und durch die immer größer werdende Nähe der ihm feindlichen Hauptſtadt, war etwas mittheilſamer gegen den neuen Bekannten, welcher ſich zu allen guten Dienſten für ihn anbot, dafür aber doch etwas Näheres wiſſen wollte über die Zwecke eines Proteſtanten aus dem Reiche, welcher ſich in ſo bedenklicher Zeit nach Wien verfügte.

Die öffentlichen Dinge im deutſchen Reiche waren ſeit hundert Jahren in einer fortwährenden Spannung begriffen. Vor hundert Jahren — 1517 — hatte in Sachſen die ſogenannte Reformation begonnen durch Dr. Martin Luther. Zwei Jahre nach ihm war Ulrich Zwingli in Zürich denſelben Weg eingeſchlagen, und Calvin hatte ſiebzehn Jahre ſpäter zu Genf in ſtrenger dogmatiſcher Weiſe eine reformirte Kirche gegründet, während die Grundſätze Luther's im Augsburger Bekenntniſſe zu einer evangeliſchen Kirche geſammelt worden waren. Eine Vereinigung dieſer beiden neuen Kirchen, welchen der katholiſche Glaube ſeiner Natur nach die Berechtigung abſprach, war nicht gelungen, und die Streitigkeiten dieſer neuen Glaubensbekenntniſſe unter einander und mit der katholiſchen Kirche andererſeits hatten die Gemüther, ſowie die Staatsbehörden in eine endloſe Reihe von Fehden und Kriegen verwickelt. Jeweilige Friedensſchlüſſe, wie der zu Nürnberg 1532, hatten ſich immer nur als Waffenſtillſtand erwieſen, und Kaiſer Karl V. hatte in der Mitte des Jahrhunderts einen großen Schlag verſucht, mit überlegener Kriegsmacht dieſen ganzen Aufruhr religiöſer Neuerung niederzuwerfen. Der Moment war lebensgefährlich für die neue Lehre. Da erklärte ſich Moritz von Sachſen, bis dahin ein Freund und Bundesgenoſſe des Kaiſers, welcher durch den Kaiſer auf Koſten der erneſtiniſchen Linie zum Kurfürſten erhoben worden war, plötzlich gegen den Kaiſer und gab dem Kriege eine für die Proteſtanten ſiegreiche Wendung. Die Folge davon war zunächſt der Paſſauer Vertrag, welcher 1552 uneingeſchränkte Religionsfreiheit feſtſetzte, und war drei Jahre ſpäter der Augsburger Religionsfrieden, welcher ein dauernder Frieden zu werden ſchien. Seinem Wortlaute nach ſollte kein Reichsſtand mehr wegen ſeiner Religion und Kirchengebräuche angefochten werden; Religionsſtreitigkeiten ſollte man nur durch chriſtliche, freundliche und [illegible]liche Mittel ausgleichen; die geiſtliche Gerichtsbarkeit ſollte über den Glauben der Proteſtanten und ihren Gottesdienſt keine Kraft haben; der Abzug aus einem Lande in das andere der Religion wegen ſollte geſtattet ſein, und dieſer Friedensſtand ſollte fortan unverbrüchlich gehalten werden, auch wenn ein wirklicher Religionsvergleich niemals zu Stande käme.

Aber auch dieſer Abſchluß behielt ſeine wunden Stellen, die ſich von Jahr zu Jahr ärger vergifteten, und die allmälig wieder in Schwärmung ausbrachen. Zunächſt ſchloß er die ſogenannte reformirte Kirche aus, die calviniſche. Dieſe aber hatte nicht nur in Frankreich, in England, in den Niederlanden und in Ungarn eine große Ausbreitung gefunden, auch im ſüdweſtlichen Deutſchland war ſie zahlreich vertreten, und ſie hatte ſporadiſche Bekenner in vielen anderen Theilen des deutſchen Reiches, namentlich in Böhmen, wo ſie von manchem Eiferer dem Huſſitenthum entſprechender erachtet wurde, als die evangeliſch-lutheriſche Lehre des Augsburger Bekenntniſſes. Sodann hatten die Proteſtanten verlangt, daß es auch den geiſtlichen Ständen freiſtehen ſollte, zur Augsburgiſchen Confeſſion überzutreten. Dagegen hatten die Katholiken erklärt, daß jeder zum Proteſtantismus übertretende Geiſtliche ſeines Amtes und Standes verluſtig ſei. Dieſen Punkt verlangten ſie als Vorrecht für den geiſtlichen Stand, und er hieß von da in der Geſchichte kurzweg „der geiſtliche Vorbehalt“. Endlich blieb der Punkt ſtreitig, ob der Proteſtant auch Religionsfreiheit genießen ſollte, welcher im Lande eines katholiſchen Fürſten und katholiſcher Stände ſeinen Aufenthalt habe. Kaiſer Ferdinand hatte zwar entſchieden, daß ein ſolcher von ſeinem Glauben und Gottesdienſte nicht verdrängt, ſondern in Ruh gelaſſen werden ſolle bis zur chriſtlichen Vergleichung der ſtreitigen Religion; aber hiemit war der entſcheidende Begriff voller Gewiſſensfreiheit in der Schwebe gelaſſen worden, und den einzelnen Streitigkeiten blieb Thür und Thor geöffnet.

Dieſe Streitigkeiten hatten denn in den letzten fünfzig Jahren unter allen möglichen Schattirungen fortgezettelt und waren immer bedrohlicher geworden, weil ſie mehr und mehr eine politiſche Form annahmen. Die Reichsfürſten, welche die Reformation beſchützten, hatten dadurch eine ganz neue Stellung im Staate errungen. Sie wurden auch kirchliche Häupter in ihren Ländern, und der Begriff der Fürſtlichkeit erhielt dadurch eine ganz neue Ausdehnung. Dies galt beſonders von den oberſächſiſchen Fürſten erneſtiniſchen und albertiniſchen Stammes, deren Intereſſe Hans von Starſchädel im Auge haben mochte, als er zu ſo kritiſcher Zeit ſich nach Wien wagte. Das deutſche Reich war nach dem Abſterben der großen kriegeriſchen Kaiſer allmälig eine ariſtokratiſche Republik geworden, und die an Macht immer ſchwächer werdenden Kaiſer waren in den Schatten jener Dogenämter gerückt worden, wie ſie zu Venedig und Genua herkömmlich waren. Jetzt, mit der neuen kirchlichen Autorität bewaffnet, machten die Mächtigſten dieſer Ariſtokratie einen Schritt weiter, und es ſchien eine Fürſten-Republik entſtehen zu wollen. Seit der Niederlage Kaiſer Karl's V. waren die habsburgiſchen Kaiſer nicht im Stande geweſen, etwas Entſcheidendes dagegen zu thun. Die begabteren unter ihnen, Ferdinand I. und Maximilian II. — letzterer beſonders war ein geiſtvoller Mann geweſen — hatten der Feſtſtellung ihrer Hausmacht, hatten den ſtets unruhigen Ungarn und den furchtbar zudrängenden Türken die größte Aufmerkſamkeit zuwenden müſſen, und ihre Nachfolger Rudolph II. und Matthias hatten nicht die Fähigkeit, ſich im „Reiche" geltend zu machen. Zudem waren ſie als älterer und jüngerer Bruder in der übelſten Stellung zu einander geweſen. Rudolph war mißtrauiſch gegen den jüngeren Bruder, und dieſer jüngere Bruder Matthias rechtfertigte dies Mißtrauen in vollem Maße dadurch, daß er an der Spitze aller Unzufriedenen den allerdings träg und launiſch oder gar nicht regierenden älteren Bruder mit gelinder Gewalt und friedlicher Kriegsmäßigkeit von ſeinen Thronen in Ungarn, Oeſterreich und Böhmen verdrängte. Das hatte denn Zuſtände erzeugt, welche allen möglichen Uebergriffen im „Reich" und in den Erbländern die Wege bahnten, und die oberſte Macht an allen Ecken und Enden abſchwächten. Dieſe Zuſtände hatten ſich beſonders in Böhmen gegipfelt, weil dies Königreich auch noch beſonders darauf pochte, daß es kein Erbreich des habsburgiſchen Hauſes, ſondern daß es ein Wahlreich ſei, und die Uebermacht der proteſtantiſchen Stände in Böhmen hatte im Jahre 1609 dem erſchöpften Kaiſer Rudolph jenen „Majeſtätsbrief" abgenöthigt, welcher eine Fahne wurde für alle Parteien, welcher von Matthias beſtätigt ward, und welchen ſelbſt der ſteiriſche Ferdinand 1617 in einem Reverſe zuſagen mußte, um die Nachfolge in Böhmen ſich zu ſichern. Dieſer Majeſtätsbrief verlieh dem Lande Böhmen eine vollſtändige Religionsfreiheit, und machte denn natürlich auch im Reiche draußen das größte Aufſehen. Für die Proteſtanten ſchien hiemit der Moment gekommen zu ſein, welcher unter raſcher und tapferer Benützung einen vollſtändigen Sieg ihres Glaubens anbahne. Sie waren ohnedies durch die Gründung und Ausbreitung des Jeſuiten-Ordens, welcher direct gegen die Reformation gerichtet war, im höchſten Grade aufgeſtachelt, und Ferdinand's conſequente Vertreibung der Proteſtanten aus Steiermark unter Beihilfe der Jeſuiten hatte längſt ihre Augen und Waffen auf die Schritte des habsburgiſchen Hauſes gerichtet. Die Katholiken andererſeits fühlten nicht minder, daß eine Entſcheidung näher und näher rücke, und daß ſie ſich um Führer zu ſchaaren hätten, welche der Himmel für ſie ſende: um dieſen ſteiriſchen Ferdinand und um den bayriſchen Maximilian, welcher alle Anlage zeigte zu einem Halt und Führer in ſchwerer Zeit.

So hatten ſich denn in Süddeutſchland zwei Bündniſſe geſtaltet, welche nur das Signal zu erwarten ſchienen, um die Waffen des religiöſen Bürgerkrieges, die ſeit dem Augsburger Religionsfrieden geruht hatten, entſchloſſen wieder zu ſchwingen. Das proteſtantiſche Bündniß hieß „die Union“, und ihr Mittelpunkt war in Heidelberg, wo der Pfalzgraf Friedrich, der oberrheiniſche Kurfürſt, reſidirte, welchem man die Abſicht zuſchrieb, daß er König von Böhmen werden wolle. Das katholiſche Bündniß hieß „die Liga“, und ihr Mittelpunkt war in München, wo Kurfürſt Maximilian alle Kräfte und Intereſſen der katholiſchen Reichsſtände in ſtarker Hand vereinigte.

Drohend hatte man ſich jahrelang beobachtet, da brach das Gewitter denn auch wirklich in Prag los, im Kern des Landes, welches die Huſſitenkriege entzündet, welches den Majeſtätsbrief erzwungen hatte: auf dem Hradſchin in Prag waren zwei kaiſerliche Statthalter aus dem Fenſter geſtürzt, war der Aufſtand ins Werk geſetzt worden, weil eben jener Majeſtätsbrief auf Anſtiften der Jeſuiten verletzt und gebrochen worden ſei.

— Das iſt doch, fuhr Starſchädel in langer Rede obigen Inhalts fort, das iſt doch wahrhaftig Veranlaſſung genug, ſich die Dinge und Perſonen in der Nähe anzuſehen. Iſt dieſer Ferdinand, der morgen regierender König dieſer großen Ländermaſſe, der übermorgen Kaiſer ſein kann — denn unſer Kurfürſten-Collegium iſt durch den Dresdener Herrn noch immer unzuverläſſig für unſer proteſtantiſches Intereſſe — iſt dieſer Zögling der Jeſuiten wirklich ein ſtarker Herr oder nicht? Iſt der Widerſtand Eurer proteſtantiſchen Stände in Oeſterreich wirklich von ausreichender Macht oder nicht? Sind die ungariſchen Kräfte, und beſonders der laute Ruf des ſiebenbürgiſchen Bethlen Gabor, wirklich zu reiner Verfügung für proteſtantiſche Zwecke oder nicht? Sind die Widerſtandsmittel gegen das anrückende Böhmen wirklich ſo gering als es heißt? Und iſt endlich die ſpaniſche Linie der Habsburger bereit oder nicht, alles dranzuſetzen für die Unterſtützung der deutſchen Habsburger und des katholiſchen Glaubens? Das Alles kann man mit einiger Sicherheit doch nur in Wien erfahren. Es war zuerſt nur meine Abſicht, bis Prag zu gehen. Aber dort fand ich eine ſolche Aufregung der Gemüther, daß ich mich auf keine Auskunft verlaſſen mag. Iſt man einmal im Aufſtande und Kampfe, ſo vergrößert man ſich alles; man ſieht mit überſpannten Augen, und wenn man den Grafen Thurn hört, der alles Habsburgiſche mit Stumpf und Stiel und mit leichter Mühe auszurotten gedenkt, ſo wird man doppelt mißtrauiſch, wenn man, wie ich, aus kleineren Landesverhältniſſen kommt, und wenn man, wie ich, von kühlem, vielleicht etwas nüchternem Naturell iſt. Ich muß ſelbſt ſehen und hören und aufmerkſam prüfen, wenn ich meinen Herren — will ſagen den Meinigen — Bericht und Rath ertheilen ſoll, ob es ſchon an der Zeit ſei, ſich vorzuwagen und ſich einzulaſſen. Deshalb, und nur deshalb gehe ich nach Wien.

Es trat eine Pauſe ein nach dieſen Worten, eine Pauſe der Unbehaglichkeit. Rudolph von Mitzlau ſchien zu empfinden, der neue Bekannte, welchem er mit Lebhaftigkeit entgegengekommen, halte mit ſeinem Vertrauen zurück und ſage ihm nur allgemeine, nicht viel bedeutende Gründe.

Starſchädel empfand ſeinerſeits wohl, daß er einen ſolchen Eindruck mache, konnte ſich aber doch nicht entſchließen, ein Wort weiter zuzuſetzen. So ritten ſie eine Weile ſchweigend neben einander. Der Mond war aufgegangen, und ein leichter Nebel wallte über die Gebüſche dahin. Es war ganz ſtill in der Natur, und man hatte keine Ahnung, daß man auf dieſer Waldinſel und auf der großen Landſtraße nur noch etwa eine Viertelſtunde von einer Hauptſtadt entfernt ſei. Dieſe nördliche Gegend von Wien war damals ſehr öde. Vielleicht darum, weil der Donauſtrom in früheren Jahrhunderten mehrmals ſeinen Lauf geändert und deshalb einen breiten Landſtrich unſicher und wüſt gelegt hatte. Er macht bekanntlich oberhalb Kornneuburg eine plötzliche Biegung nach Süden, und hat wohl einſt die letzten Berge des Wiener Waldes gewaltſam durchbrochen. Wenigſtens ſchaut auf ſeinem rechten Ufer der Leopoldsberg, auf ſeinem linken Ufer der Biſamberg einer zum andern hinüber, wie Brüder, welche man durch eine Kataſtrophe getrennt habe. Noch zur Zeit der Babenberger iſt die Donau von hier aus direct auf die Höhe von Wien losgegangen, welche das kleine Alt-Wien getragen hat, auf die Höhe, welche von den älteſten Kirchen, der Kirche von Maria-Stiegen und von Sanct Rupertus, gekrönt wird. Die Maria-Stiegen-Kirche hat auch deshalb Maria am Geſtade geheißen, weil unten im jetzigen „Salzgries“ der Hauptſtrom des Fluſſes unmittelbar am Fuße der Stadt vorübergefluthet iſt. Zu der Zeit jedoch, in welcher dieſe Erzählung ſpielt, waren die Stromverhältniſſe ſchon ungefähr ſo, wie ſie jetzt ſind. Der Hauptſtrom hatte ſich von Wien abgewendet, und war von Nußdorf oſtwärts in ſein jetziges Bett gedrungen; ein großer Nebenſtrom, jetzt das Kaiſerwaſſer genannt, hatte ſich ſüdöſtlich abgezweigt, um ſich erſt unterhalb Wiens wieder mit dem Hauptſtrome zu vereinigen, und in dem alten verlaſſenen Bette der Donau war ein Canal gegraben worden, welcher noch heute beſteht. Nur in der unmittelbaren Nähe der alten Stadt war dieſer Canal etwas weiter nach Norden gelegt worden, um dem Salzgries, den Befeſtigungen und einem Arſenalbau Platz zu bieten. Dieſe Vertheilung des Waſſers hat jene großen Inſeln hervorgebracht, welche den nördlichen Zugang Wiens ſo lange verwildert haben. Zunächſt an der Stadt die Inſel der jetzigen Leopoldſtadt, welche damals der „Untere

Werd" hieß, und jenſeits des Kaiſerwaſſers die Inſel, welche jetzt „Zwiſchenbrücken" heißt, und auf welcher unſere Reiter im Mondenſchein daherkamen.

Als dieſe nicht mehr weit entfernt waren von der Brücke, welche ſie über das Kaiſerwaſſer zu paſſiren hatten, brach Starſchädel endlich das peinlich gewordene Schweigen.

— Ihr ſeid alſo, Herr von Mitzlau, in Wien bekannt?

— Das bin ich.

— Seid öfters dageweſen?

— Ich habe ein ganzes Jahr da verlebt im Hauſe von Verwandten, weil ich Italieniſch lernen und mich in der Muſik ausbilden wollte.

— Kennt Ihr zufällig das Haus des Freiherrn Helmhardt von Jörger?

— Zufällig ganz genau.

— Ah!?

— Gerade dies iſt das Haus meiner Verwandten, in welchem ich das Jahr über gelebt habe. Die Frau von Jörger iſt eine Verwandte meines verſtorbenen Vaters; ſie ſtammt von der Schleſiſch-Lauſitzer Grenze und iſt eine geborene Wolfersdorf.

— Wahrhaftig?! Nun, das ſieht wie Beſtimmung aus. Gerade an dieſe Frau habe ich ein Empfehlungsſchreiben.

— Ah!?

— Der tüchtigſte Mann, welchen ich in Prag kennen gelernt, der Freiherr von Loß —

— Otto von Loß?

— Otto von Loß hat mich an dieſe Dame gewieſen und mir einen Brief an ſie geſchrieben. Seiner Schilderung nach iſt ſie die Seele des proteſtantiſchen Lebens in Wien —

— Das iſt ſie, das iſt ſie. Meine Tante Jörger leitet alles, und das Jörger'ſche Schloß in Hernals —

— Richtig, eine halbe Stunde von Wien?

— Ja wohl. Dies Schloß von Hernals iſt die feſte Burg der Proteſtanten unter der Enns. Dort ſtrömen die Wiener des Sonntags hin, um evangeliſchen Gottesdienſt zu halten, der ihnen öffentlich in Wien nicht geſtattet wird, und dort verſammeln ſich alle Hauptführer des Landhauſes, um ihre Maßregeln für die Sitzungen zu beſprechen und zu vereinbaren.

— Das ſind Eure Verwandten?!

— Allerdings; und es wird mir ein Vergnügen ſein, Euch morgen dort einzuführen. Unter uns geſagt, mich führt noch ein Nebenzweck hierher und nach Hernals. Herr Otto von Loß hat ſeine älteſte Tochter bei meiner Tante, und meine Tante hat meiner Mutter mitgetheilt, es ſei dies ein ſehr glücklich begabtes Mädchen, welches ich kennen lernen ſollte, und — na, Ihr verſteht wohl, was Frauen damit zu meinen pflegen.

Dieſe letzten Worte ſchienen einen lebhaften Eindruck auf Hans von Starſchädel zu machen. Er hatte das junge Fräulein von Loß in Prag kennen gelernt, und dies begabte ſchöne Mädchen hatte wahrſcheinlich ihr Bild dauernd und tief in ſein Herz geprägt. Wenigſtens griff ſeine Hand ſo krampfhaft in den Zügel, daß ſein Pferd ſtehen blieb.

— Was iſt Euch? fragte Mitzlan.

— Ah, entgegnete Hans nach kurzer Pauſe, ein melancholiſcher Gedanke, der mich ſeit einiger Zeit immer befällt, wenn ich von Planen der Liebe, von Planen ehelichen Glückes reden höre. Die Zukunft in unſerm Vaterlande ſtarrt mir entgegen wie ein Wald von Lanzen und Schwertern.

— Liebe und Ehe gedeihen zu allen Zeiten.

— Meint Ihr? Na, gutes Glück, wenn die Zeit dafür angethan bleibt, ein häuslich Leben zu gründen. Herr von Loß hat mir einige Aufträge an ſeine Tochter mitgegeben. Das trifft ſich ja ſehr gut, und ſo werd' ich meiner politiſchen Aufgabe in Wien raſch nahegebracht werden. —

Der wunderliche grunzende Ton von Tartſch, Starſchädel in allen Nüancen wohl bekannt, unterbrach ihn bei dieſen Worten. Die diesmalige Nüance hieß: „Vorſicht!“ und ſo wie Tartſch gethan, that Starſchädel: er hielt ſein Pferd an. Mitzlan und ſein Diener thaten in Folge deſſen desgleichen und ſahen fragend auf die Sachſen. Es entſtand eine augenblickliche völlige Stille, und bald darauf hörte man ein Geräuſch im Gebüſch zur Linken.

— Vielleicht ein Hirſch, ſagte halblaut Mitzlan. Das Jagdgehege des Kaiſers drüben im Praterwalde iſt nicht weit.

— Pſt! quetſchte Tartſch hervor.

Man horchte, und vernahm wirklich nach vorwärts den gellenden Klang eines Pferdehufeiſens, welches an einen Stein ſchlug.

Es war in der That Signor Medardo geweſen, welcher auf Fußpfaden neben den Fremden unbemerkt daher geritten war und ſie behorcht hatte. Tartſch mit ſeinem weitſichtigen Auge erkannte im Mondnebel die rothe Feder, als der Falbe durch eine Lichtung des Gebüſches dahinflog, und ſein ſtöhnender Ausruf: „Die rothe Feder, Herr Hans!“ ſchien mit Beredſamkeit den früheren Rath zu wiederholen, daß ſein Herr den Eintritt in eine Stadt vermeiden möge, welche ſich ſo unheimlich ankündigte.

Die rothe Feder ſelbſt aber flog ſpornſtreichs über die zweite Brücke, die über das Kaiſerwaſſer in das „Untere Werd“ hineinführte, welches damals noch großentheils wüſt und unangebaut war. Nur das alte Stadtgut lag unter Bäumen verſteckt, die Taborſtraße war im Entſtehen begriffen, und der Bau des Barmherzigen-Brüder-Kloſters ward in ſeinen Fundamenten begonnen. Medardo ſauſte auf dem noch ungepflaſterten Erdboden daran vorüber, und war bald an der Schlagbrücke, welche ein wenig abwärts von der heutigen Ferdinandsbrücke über den Canal führte. Bei dem dortigen Poſten der Stadtgarde hielt er einen Augenblick an und gab dem Anführer des Poſtens kurze Andeutungen über die Fremden, welche binnen einer Viertelſtunde an der Schlagbrücke eintreffen würden. Ein Stadtgardiſt ſollte ihnen in die Stadt hinein folgen, damit Medardo ſogleich erfahren könnte, wo ſie eingekehrt ſeien.

— Nach den „drei Hacken“ ſendet mir binnen einer halben Stunde den Rappert! ſchloß er, und trabte ins Rothethurmthor hinein, den Salzgries entlang, den Tiefen Graben hinauf, und wendete ſich dann, auf der Freiung angekommen, rechts hinüber zu dem Gaſthauſe, welches jetzt „zum römiſchen Kaiſer“ genannt wird, und damals „zu den drei Hacken“ hieß. Er wußte genau, daß er dort den „tollen Waldſtein“ finden würde, der am liebſten auf der Freiung abzuſteigen pflegte, weil er dort in der Nähe der freiherrlich Harrach'ſchen Wohnung war. Nächſt den gebietenden Herren in der Burg war für Waldſtein nämlich zu damaliger Zeit Freiherr von Harrach die wichtigſte Perſon. Freiherr von Harrach war reich und mächtig, war ein vertrauter, eng befreundeter Rath des Erzherzogs Ferdinand, und war der Vater einer ſchönen Tochter, welche der verwitwete Albrecht Waldſtein zur Ehe wünſchte.

Medardo hatte ſich auch nicht geirrt. Der ganze Gaſthof ſchwirrte und dröhnte von den dort untergebrachten Dienern und Reitern des großen Cavaliers, welcher das ganze Haus für ſich in Beſchlag genommen hatte.

Sich abſtäubend und nach Kräften ſäubernd, ſtieg Medardo die Stiege hinauf und ſuchte im Vorſaale, wo der zahlreiche Dienertroß ganz leiſe, faſt lautlos in den Einrichtungsgeſchäften hin und her eilte, nach demjenigen Kammerdiener, welcher die beſonderen Meldungen auszurichten hatte. Er war augenblicklich in den Zimmern des Cavaliers, welcher ſich badete und umkleidete, beſchäftigt, und ein anderer Diener flüſterte Medardo zu: er möge warten. Medardo nickte ſchweigend mit dem Kopfe und ſuchte ſich in einem Winkel einen Sitz. Er kannte die Hausordnung des „tollen“ Herrn. In ſeiner Nähe mußte die größte Stille herrſchen, und ſeine vertrauten Diener waren ſo wohl geſchult, daß ſie unter den vielen Zufragenden diejenigen immer herausfanden, welche zugelaſſen werden durften. Schon aus dem Kriege im Friaul, wo Signor Medardo Spionsdienſte geleiſtet, war er dem Waldſtein bekannt, und ſeit er mit den Leuten des Erzherzogs aus Graz nach Wien übergeſiedelt und mit ſogenannten politiſchen Geſchäften betraut war, durfte er beim Herrn Albrecht ſtets des Empfangs und einer vollen Börſe verſichert ſein. Herr Albrecht pflegte dabei nicht gerade freundlich zu ſein, aber er hörte aufmerkſam zu und wußte mit ein paar kurzen Fragen alles zu erledigen, was ſich ereignet hatte, ſeit er den Berichterſtatter das letzte Mal geſehen.

Die Thür ging auf, der erwartete Kammerdiener erſchien. Medardo ging ihm entgegen. Der Diener erkannte ihn ſogleich, nickte und wendete ſich eben wieder, um ihn beim Herrn zu melden — da ward die Vorſaalthür geöffnet, und ein ſchlanker geiſtlicher Herr trat ein. Ah! flüſterte der Diener vor ſich hin, und eilte unter höflichem Bücklinge zu dem Eintretenden. Medardo ſchaute ſich um, und trat ſogleich in ſeinen etwas dunklen Winkel zurück. Es lag ebenſo viel Vorſicht als Höflichkeit in dieſem ſchnellen Rückzuge. Es ſchien Medardo nicht gerade wünſchenswerth, daß ihn der geiſtliche Herr ſähe. Dieſer aber hatte ihn doch geſehen, und als der Diener in die Zimmer eilte zur Meldung, ſchritt der geiſtliche Herr langſam auf den Winkel zu, in welchen ſich Medardo geſtellt hatte. Nun blieb der rothen Feder nichts übrig, als dem Unvermeidlichen entgegenzueilen. Er that es, indem er das Gewand des Geiſtlichen ehrfurchtsvoll küßte.

— Du kommſt von draußen? ſprach dieſer halblaut, aber in ſehr klar accentuirter Sprache.

— Ja, hochwürdiger Herr. Herr Albrecht von Waldſtein war einpaſſirt und hatte mir einen Wink gegeben. Ich wollte ſogleich von hier zu Euer Hochwürden, um Meldung zu machen.

Das feine, ſchöne Geſicht des Paters — er war ein junger Mann — ruhte faſt lächelnd auf den unruhigen Augen Medardo's, dann ſah er ſich im Vorſaale um, der plötzlich ganz leer geworden war, und nickte dem rückkehrenden Diener zu, welcher reſpectvoll die Thür weit öffnete zum Eintritt.

— Iſt ſonſt was von Bedeutung gepaſſirt? fragte der geiſtliche Herr Medardo mit noch leiſerer Stimme.

— Ja, ein Ketzer aus dem Reich mit einem Diener.

— Ein namhafter?

— Hans von Starſchädel nennt er ſich, aus dem oberſächſiſchen Kreiſe —

— Aus Weimar — kommt über Prag.

Medardo war wie vom Donner gerührt bei dieſer Notiz, welche ſeine Bemerkung und Meldung überholte.

Der ſogenannte Pater ſah ihn unverwandt lächelnd an und ſetzte nach einer kleinen Pauſe hinzu: Aufpaſſen! Morgen Näheres über den Mann aus Weimar.

Dann nickte er obenhin mit dem Haupte und ging leichten, feſten Schrittes in die Zimmer hinein zum Herrn Albrecht von Waldſtein.

III.

Als die Herren von Mitzla[illegible] und von Starſch[illegible]el an der Schlagbrücke eintrafen, jagte ein Windſtoß über den Donaucanal herab, den leichten Mondnebel in die Höhe, und die innere Stadt Wien lag vor ihnen. Etwa zweihundert Schritt jenſeits dieſer Schlagbrücke [illegible] ſie ſich, hier, wo der Donauarm Schutz bot, nur von einer einfachen gezackten Mauer und kleinen Thürmen eingeſchloſſen, während ſie nach den übrigen Seiten hin bereits von der neuen ſtarken Mauer und Baſtionen und Ver[illegible]en umfangen war. Vor der [illegible] Mauer an der Donau lag ein nach rechts hin [illegible] freier Platz von Morgen nach Abend. [illegible] war an der Morgenſeite, da, wo jetzt unter der Franz-Joſephs-Kaſerne der [illegible]weg nach den Weißgerbern liegt, durch den Wallgraben abgeſchloſſen. Ueber dieſen Wallgraben bildete eine ſteinerne Brücke die Verbindung nach dem wüſten Gelände, in welchem der Wienfluß in den Donaucanal mündete. An der Abendſeite aber zog ſich dieſer freie Platz bis über die Linie der jetzigen Kettenbrücke hinauf. Dort ward er wiederum durch den einmündenden Wallgraben begrenzt.

Der Platz war ſtill; denn es gab damals nur einen geringen Verkehr mit den Vorſtädten. Die jenſeitigen waren bei der Türkenbelagerung und bei der ſpäteren Drohung eines neuen Angriffes zerſtört worden, und bildeten ſich erſt langſam wieder zu Ortſchaften. Der neue Werd aber, die jetzige Leopoldſtadt, war erſt im Entſtehen begriffen, und nur nach den Häuſern kaiſerlicher Jäger, welche den Anfang der jetzigen Jägerzei[illegible] wanderten in der Abendſtunde [illegible] trinkluſtig[illegible]llen. Die kaiſerlichen Jäger hatten nämlich das Recht [illegible] Ausſchankes und ſtanden in dem Rufe, [illegible] Wein [illegible]n kräftiger Beſchaffenheit auf dem Lager zu halten.

Nicht oh[illegible]erzl[illegible]tten der [illegible]ſche Herr und ſein Diener [illegible]m aufgezogenen Schlagbaume hindurch auf die Brücke. [illegible] ſchlug eben in der Stadt acht Uhr, und kettenraſſelnd [illegible]g der Schlagbaum hinter ihnen nieder, gleich als wä[illegible]ie nun gefangen. [illegible] wenigſtens ſah ſich grimmig um nach dieſer Pro[illegible]che [illegible]bezüglic[illegible] auf ſich und ſeinen Herrn bezog. [illegible]nde der Brücke war [illegible]s ein Schlagba[illegible] [illegible]n wohl der Name „Sc[illegible]rücke". Kurz vor dieſem [illegible] Schlagbaume, alſo n[illegible] auf der Brücke, war ein [illegible]lzerner Bau aus den ſtärkſten Balken, der zwei Durchläſſe mit Fallthüren bildete, eine niedere und eine höhere. Dieſe für Wagen und Reiter, jene für Fußgänger. Hinter di[illegible] Verſchlage harrten die Stadtgardiſten der Ankömm[illegible]nd ſtellten d[illegible]ben Fragen, wie jene draußen a[illegible] großen Donaub[illegible]. Kurz geſtellt, kurz beantwortet, [illegible]len dieſe Wiederholung weniger bedeutſam, denn die Reiſenden bemerkten es nicht, daß ihnen ein Stadtgardiſt folgte, als ſie über den Platz weiterritten.

— Das iſt ein guter Gaſthof, „der Greif", in welchem Ihr einkehrt? fragte Starſchädel.

— Es iſt nächſt dem „Matſchakerhofe“ der beſte, erwiderte Mitzlau.

— Alſo wohl auch der theuerſte. Da werden wir uns trennen müſſen, lieber Herr von Mitzlau.

— Wie das?

— Ich bin nicht reich, und da ich nicht abſehen kann, wie lange mein Aufenthalt dauert, ſo muß ich mir eine beſcheidene Unterkunft ſuchen.

— Ah, nicht doch! Wir müſſen beiſammen bleiben. So geh ich denn mit Euch. Reiten wir alſo „zum weißen Löwen“. Der iſt viel näher, als „der Greif“ oben in der Kärntnerſtraße, und iſt ganz mäßig in ſeinen Preiſen.

Unter dieſen Worten ritten ſie um die „Palanka“, ein aus ſtarken Paliſſaden gebildetes Vorwerk unmittelbar vor dem Rothenthurmthore, welches auf der Abendſeite zwei, wiederum mit Schlagbäumen verſehene Eingänge hatte. Erſt in dieſem Befeſtigungswerke ſelbſt angelangt, ſahen ſie das Thor, gekrönt von einem breiten Thurm in der Mitte und von vier ſchlanken Thürmen an den vier Ecken. Der Hauptthurm war mit bunten Malereien und reicher Wappenzier geſchmückt, und auf ihn war der Name des alten, zur Zeit unſerer Erzählung nicht mehr beſtehenden rothen Thurmes übergegangen, welcher von ſeiner Bemalung den Namen erhalten hatte. Ungehindert unter der ſchallenden Wölbung hindurchreitend, bogen ſie rechts innerhalb und neben der Stadtmauer weiter, und hielten fünf Minuten ſpäter vor dem Gaſthofe „zum weißen Löwen“, welcher damals wie jetzt der behagliche Fremden-Mittelpunkt im Salzgrieſe war.

Gaſtwirth Riedl, glitzernd von feiſtem Wohlbehagen, zeigte ſich ſehr erfreut über die ſtattlichen Gäſte, empfahl ſeinen Stall für die vier Pferde, ſich und ſein Haus für die beiden Cavaliere — dabei ſtockte er einen Augenblick, als er einen Stadtgardiſten draußen auf der Straße im Mondſchein ſtehen ſah — und erprobte ſeinen diplomatiſchen Blick, ſogleich darin, daß er die einzig offene Wohnung im erſten Stock für Herrn von Mitzlau verſchlug, ein ſehr gemüthliches Zimmerchen im zweiten Stock und nach dem Seitengäßchen hinaus aber dem ausländiſch redenden Herrn anbot. Uebrigens ſei heute Samſtags friſch geſchlachtet, und die gnädigen Herren würden ein ſauberes Nachtmahl finden, wenn ſie ſich herunter bemühen wollten ins Gaſtzimmer. Ein Extraplätzchen für ſo noblen Beſuch ſei ſchon vorhanden, und der Zudrang ſei jetzt leider nicht ſo groß ſeit Ausbruch der böhmiſchen Unruhen, welche auch die nahen Mährer bereits einſchüchterten und vom Reiſen abhielten, und ſeit in der Politica — ein Seitenblick auf die Gaſſe entdeckte noch immer, wenn auch drüben im Schatten, den Stadtgardiſten — kurzum, ſchloß er jählings, die Herren würden im Gaſtzimmer nicht unmäßig moleſtirt werden.

Frau Riedl, die reinliche Wirthin, ſtand mit ihrer ſchneeweißen Schürze in der Thür zum Gaſtzimmer, als die Fremden die Treppe hinaufſtiegen, und Herr Riedl ſich rückwärts nach dem Gaſtzimmer wendete. Er war mit ſeiner Geſchicklichkeit ſehr zufrieden und ſagte zu ſeiner Frau: Laß richten! Sie kommen herunter. — Zu ſeiner oft vorkommenden Beſtürzung entgegnete dieſe halblaut: Weit biſt

Du nicht mehr vom wirklichen Trottel, Riedl! — Was? — Draußen ſteht der Aufpaſſer von der Inquiſition, und der magere Fremde ſieht auf ein Haar aus wie 'n Ketzer. Den ladet er nun herunter unter den Schwarm, bei dem jetzt ohnehin alle Abende der Raiſonnirteufel ſpukt und unſer Haus ins Detriment ſetzt. Priſti! Und da drüben im Eck ſitzt ſchon ſeit einer Viertelſtund' der Bart-Conrad aus dem Ennsthale, der verwegenſte Ketzer im Oeſterreicher-Lande. Sobald der einen Teufelskumpan aus dem Reich wittert, ſpringt er auf die Tiſche und wirft Papſt und Kaiſer zum Fenſter hinaus. Im üblen Geruche ſteht der „weiße Löwe" ohnedies ſchon, auf dem Strich haben ſie uns bereits wie die Schnepfen, und Du bringſt es, weiß Gott! noch dahin, Riedl, daß ſie vom Hohen Markt runter kommen und uns die ganze Wirthſchaft ſperr'n.

Damit wendete ſie ſich und trat ins Gaſtzimmer. Riedl aber ſtand einen Augenblick ſehr verblüfft da, und ging, um doch etwas zu thun, raſch auf die Gaſſe hinaus. Der Stadtgardiſt war nicht mehr da, und Riedl erholte ſich in der freien Luft von Angſt und Aerger. Das grüne Sammtkäppchen abnehmend und wieder aufſetzend, ſagte er zu dem daher kommenden Raſchmacher Urban, welcher ſeinen Nachttrunk im „Löwen" aufſuchte, philoſophiſch: Gevatter Urban, Weiber bleiben Weiber, aber Wien iſt nicht mehr Wien. — Gott ſei Dank, erwiderte Urban im Vorübergehen, Wien ändert ſich und läßt vom Aberglauben.

Erſchreckend beſann ſich Riedl, daß ja der Gevatter Urban ſchon lange nicht mehr zur Meſſe ging, und daß die

Gefahr des Abends durch ihn nur erhöht würde, denn er beſaß, wie man ſagte, ein Schwertmaul. Sapriſti über die Welt, die aus dem Schick iſt! brummte er vor ſich hin und ging ins Gaſtzimmer, alle ihm ſonſt eigene Zuverſicht in ſich aufrüttelnd, daß es ſeiner behenden Manier ſchon gelingen werde, die Dinge nöthigenfalls in einem beſcheidenen Discurs zu erhalten, wenn kein „Geſpaß" mehr verfangen wollte. Das thut's ſchon, das thut's ſchon! plärrte er vor ſich hin. Er beruhigte ſich leicht und gern, denn er brauchte, wie er zu ſagen pflegte, appetitlichen Humor.

Diesmal ſollte ihn ſein ſanguiniſches Bedürfniß garſtig täuſchen. Der Bart-Conrad aus dem Ennsthale in Oberöſterreich ſaß nicht umſonſt „im Eck" des Gaſtzimmers. Dieſer rieſenhaft große breitſchultrige Geſelle war ein Handelsmann, der allerlei gangbare Artikel, namentlich Holz und Obſt, vom oberen Lande nach dem unteren verhandelte, und deßhalb am Donaucanale vor dem Rothenthurmthore ſeinen Hauptverkehr hatte. Der „weiße Löwe" war ſeine „Niederlage", wie er zu ſagen pflegte, weil er ihm zur Hand lag, und dort rumorte er ſeit einigen Jahren faſt allwöchentlich einige Tage lang über kirchliche Dinge. Oberöſterreich war überhaupt beinahe ganz vom Proteſtantismus eingenommen, und da es von jeher einen mächtigeren Bauernſtand beſaß, als die andern öſterreichiſchen Länder, ſo war dort die neue Lehre viel tiefer in die Volksmaſſe eingedrungen, als in Niederöſterreich, wo der zahlreiche Herren- und Ritterſtand und die Städte viel mehr als das Landvolk den Kern des neuen Glaubens bildeten.

Conrad war aus dem Ennsthale, welches in der hochgebirgigen Gegend von Admont mit der Steiermark zuſammenhängt. Dort hatte man am zornigſten empfunden, wie Erzherzog Ferdinand die ſteiriſchen Proteſtanten, die nächſten Nachbarn, zu Paaren oder aus dem Lande trieb. Von Weiher und Loſenſtein war über Stadt-Steier und Enns herunter die Auswanderung der Vertriebenen gekommen und hatte grimmige Erbitterung verbreitet. Conrad war ein Loſenſteiner. Jede Woche einmal in Linz, der Landeshauptſtadt, und fortwährend auf der Reiſe, war er mit ſeiner Dreiſtigkeit ganz geeignet zum wandernden Aufwiegler, und er galt bei allen Claſſen für einen gefürchteten Menſchen. Die Herren in Linz hat er ebenſo in der Taſche, wie die Bauern im Traunviertel! pflegte man zu ſagen, und die Behörden in Wien, denen er ſehr unbequem, wagten deshalb nicht an ihn zu taſten, weil er wirklich den Anhang eines Volksmannes hinter ſich hatte.

Dieſer Conrad nun hatte ſoeben von dem eintretenden Raſchmacher Urban erfahren, daß der „tolle“ Waldſtein vor einer halben Stunde mit ſeinen Cüraſſieren durch den Salzgries geſprengt ſei — natürlich waren ſie bereits zu einem halben Regimente aufgeblaſen worden — und das war wirklich eine gegründete Veranlaſſung, ihn aufzuregen. Geſinnungsgenoſſen fand er an jedem Tiſche des Gaſtzimmers, und ſo verbreitete ſich bald ein allgemeiner und immer heftiger werdender „Discurs“, welcher mehr und mehr eines thätlichen Ausbruchs bedürftig zu werden ſchien.

— Der tolle Waldſtein iſt vom „Randl“ hergerufen, ſchrie Conrad, und nun geht's los bei Euch hier in Wien, wie's in Gratz losgegangen iſt. Ihr werdet in die Meſſe getrieben, oder aus der Stadt hinaus.

— Und es geht los, fuhr der Naſchmacher Urban mit ſchneidend ſcharfer Stimme fort, weil der „Nandl" wahrſcheinlich morgen früh ſchon regierender Herr iſt über alle öſterreichiſchen Länder. —

— Was? Wie?! ſchrie jedermann im Zimmer, und es entſtand eine kurze Todtenſtille.

— Freilich! fuhr der Naſchmacher fort. Der Bader Backpfoſtl kam eben aus der Burg, und hat die Poſt gebracht: der Kaiſer liegt im Sterben und wird die Nacht nicht überleben.

Kein Laut regte ſich auf dieſe Mittheilung. Selbſt Conrad ſah nur ſtier vor ſich hin, und man hätte daraus erkennen mögen, daß es ihm Ernſt ſei um ſeinen zelotiſchen Eifer und daß der Eindruck großer Gefahr auch den edleren Theil ſeines inneren Menſchen berührte. Denn mit dem Tode des Kaiſers begann Kampf und Gefahr; das war die allgemeine Meinung.

— Glaub's nit! unterbrach jetzt Riedl's helle Stimme das unheimliche Stillſchweigen. Dort hinten auf dem Extraplatzl ſitzt der junge Herr, der geſtern aus Padua angekommen und heut' in der Burg geweſen iſt. Der müßt's am Beſten wiſſen, und der hat nichts Dergleichen verlautbart.

Alle Blicke richteten ſich nach dem „Extraplatzl". Dort im tiefſten Winkel des gewölbten Zimmers, welches durch

Pfeiler gleichmäßig abgetheilt war, ſaß ein junger Mann in dunkler Kleidung und verzehrte ſein Abendeſſen. Er ſchien ſich nicht im Geringſten um das Geſpräch und den Lärm der übrigen Gäſte zu kümmern, ſondern ſah ruhig auf ſeinen Teller, als ob er taub wäre. Das fiel doppelt auf, weil auf Riedl's Worte und Hinweis vollſtändige Stille eingetreten war, und ſich alle Blicke auf den jungen Mann gerichtet hatten.

— Na! ſchrie endlich der Bart-Conrad.

— Nur ſtat, nur ſtat! ſagte Riedl mit halber Stimme, gleichſam als wollte er das Behagen des Gaſtes nicht ſtören. Er iſt ein Wälſcher, der rectamente aus Italien kommt. Er ſpricht nur gebrochen Deutſch, und hat von unſerm Spectakel nichts verſtanden. Ich werd' ihn langſam fragen.

Dabei näherte er ſich dem niedrigen Gitterverſchlage, welcher das Quadrat des Extraplatzls zwiſchen den Pfeilern von den übrigen Quadraten des Zimmers abſchloß. Ehe Riedl aber zur Anrede gelangte, erhob ſich in der Nähe der Thüre eine ſonore angenehme Baßſtimme in gutem Italieniſch, und fragte den „Signore“, ob er beſtätigen könne, daß der Kaiſer im Sterben liege.

— Ah, der Herr Rath Gangelberger — viel Ehre, viel Ehre! flüſterte Riedl, indem er ſich umwendete und reſpectvoll ſein Käppchen hinüberſchwang nach dem Tiſche, wo ſich der italieniſch Redende nahe der Thür niedergelaſſen hatte.

Der junge Italiener ſah auf die Anrede in ſeiner

Mutterſprache etwas verwundert von ſeinem Teller auf. Es war ein blaßgelber Kopf mit ſcharfen ſtarken Zügen; das ſchwarze Haar war dicht gekrauſt, Wange und Kinn glatt raſirt, und das ſchwarze Auge blickte kalt und ruhig nach dem Fragenden hinüber.

— Er meint Euch, Signore, der Herr Rath, lispelte Riedl, indem er mit dem grünen Käppchen hinüber deutete. Ihr ſprecht ja ein ſchmuckes Deutſch; möchtet Ihr nicht für die Geſellſchaft —

— Der Kaiſer iſt noch nicht im Sterben, ſprach langſam und etwas gebrochen, aber allgemein verſtändlich der Italiener.

— Nicht? fragte einſtimmig, wenn auch halblaut jedermann im Zimmer.

— Habt Ihr ihn geſehen? fragte Rath Gangelberger.

— Nein, antwortete der Italiener; morgen werd' ich ihn ſehen oder übermorgen.

— Ihr ſeid ein Arzt?

— Ja.

— Und kommt des Kaiſers wegen her?

— Ja.

— Allen Reſpect, Ihr ſeid ſehr jung.

— Komme auch nur als — Interpret —

— Dolmetſch.

— Und Stellvertreter vom berühmten Andreas Argoli geſendet.

— Argoli? Das iſt der Aſtrolog in Padua?

— Nicht nur Aſtrolog, auch Medicinae Doctor.

— Das iſt ja derſelbe, warf der Raſchmacher Urban dazwiſchen, bei dem unſere Cavaliere ſich ihre abergläubiſche Weisheit holen. Zum Exempel der tolle Waldſtein —

— Der Jeſuiter! ſtieß Conrad heftig hervor.

— Der ſich in Olmütz ein ſchwarzes Cabinet angelegt hat, von wo er in den Sternen lieſt und den Lauf der Welt erforſcht — die heidniſchen Gräuel kommen — wie die andern — alle aus Welſchland. —

— Alle! ſchrie Conrad. Die andern Waldſteine gehören insgeſammt zur neuen Lehre. Die wälſchen Jeſuiter aber haben den tollen Albrecht verderben, wie er noch ein Bube war und zu Olmütz in die Schule ging. Da haben ſie ihn hinübergeſchwindelt zum alten Aberglauben.

— Was verſteht Ihr davon, Conrad! ſagte hierauf etwas abſchmeckend Rath Gangelberger, indem er von der ſaubern Riedl-Reſi, des Wirthes Töchterlein, ſein Abendeſſen in Empfang nahm und dem friſchen Mädchen vertraulich die Wange ſtreichelte.

— Was ich davon verſteh'?! So viel wie Ihr, Herr Rath.

Ein Murren der katholiſchen Gäſte erhob ſich hierauf.

— So viel wie jeder Rath und Herr! trumpfte Conrad auf das Gemurmel. Das iſt's ja eben, was Ihr Schwachköpfe nicht begreifen wollt. Jeder trägt ſeine eigene Haut zu Markte, wenn's einmal in's jüngſte Gericht geht, und Jeder hat ſich ſelber zu vertheidigen vor dem Herrgott. Da hilft ihm kein Teufel und kein Küſter. Das laßt Ihr Euch vorreden. Feig und faul ſeid Ihr, daß Ihr Leib und Seele

Andern überlaßt. Euch gehören ſie, potz Schwerenoth, und niemand weiter. Jeder hat ſo viel Verſtand, als er braucht. Dafür hat der liebe Gott geſorgt.

— So viel als er braucht, ſagte lächelnd und ſeinen Wein zum Munde führend Rath Gangelberger. Wie viel braucht Ihr denn, Herr Conrad im Barte, zum Handel mit Korn und Holzlatten?

— G'rad ſo viel als Ihr zum Rechtverdrehen oben auf dem Richthauſe.

Ein allgemeiner Aufſchrei der Entrüſtung von Seite der anweſenden Katholiken erfolgte hierauf. Nur Rath Gangelberger ſelbſt hob die mit der Gabel bewehrte Hand unter beſchwichtigendem Geſtus in die Höhe, und ſprach mit ruhiger Stimme:

— Gelaſſen, gelaſſen, liebe Freunde! Dergleichen Frechheiten ſind ja eben das Grabſcheit, mit welchem ſie ihr eigenes Grab ausſchaufeln. Laßt ſie nur graben. Sie achten eben keinerlei Anſehen, keinerlei Obrigkeit. Jeder will ſein eigener Gott ſein, und das bringt ſie ohne unſer Zuthun zu Falle. Seht nur hinüber nach Böhmen, wo ſie angefangen haben, ſich ſelbſt zu regieren. Kein Haupt achtet das andere, und wenn man ihnen Zeit läßt, freſſen ſie einander ſelbſt auf wie verhungerte Beſtien —

— Herr —! fuhren die anweſenden Proteſtanten ſchreiend in die Höhe.

— Herr! ruft Ihr! 's gibt ja für Euch keinen Herrn mehr. Es will ja ob der Enns, ja ſogar hier unten niemand mehr Unterthan heißen. Fort mit der Herrſchaft!

ſchreit Ihr ja alle Tage, daß uns die Ohren gellen. Wenn man Euch nicht mehr hindert, wie in Böhmen, ſo wird ſich's ja bald zeigen, was aus Eurer republikaniſchen Salbaderei entſtehen wird. Unreife Kinder ſeid Ihr, die in den Abgrund rennen. Wißt Ihr, was vor allem nöthig iſt, wenn man in Eurem böhmiſchen Style regieren will? Engel ſind nöthig. Sind Eure Böhmen Engel? He? Fließen ſie über von Billigkeit, von Gerechtigkeitsliebe, von Selbſtverleugnung? Verzeihen ſie einander? Sind ſie ſanft und milde, beſcheiden und enthaltſam, friedfertig und liebevoll? Freilich! Sie ſtürzen einander zum Fenſter hinaus, das iſt ihre Milde und ihre Friedfertigkeit.

— Nicht einander, unterbrach Raſchmacher Urban den Rath, nicht einander! Die Verräther des Landes hat man hinuntergeſtürzt und den Friedfertigen kein Haar gekrümmt.

— Unwahr! Den ehrwürdigen Oberſtburggrafen, den ſanften, wohlwollenden Greis, den Grafen Sternberg, der zur Mäßigung rieth, hat man ſchmählich gemißhandelt.

— Das iſt erlogen! ſchrie der Raſchmacher. Wir wiſſen's beſſer als Ihr, was auf dem Hradſchin vorgegangen iſt.

— Ihr wißt's von den Euren —

— Und Ihr von den Euren! Von den Jeſuitern, die man fortgejagt hat und die nun giftig verleumden —

— Halt da! ſchrie Conrad aufſpringend. Da iſt ja einmal die Gelegenheit, Euch zu überführen. Kein Menſch glaubt dem andern mehr über die Hradſchin-Paſtete, weil ſie Euch nicht geſchmeckt hat. Hier ſitzt ein Reitersmann neben mir aus dem Reiche. Deſſen Herr iſt dabei geweſen und hat alles mit angeſehen. Da kommen die fremden Herren. Welcher iſt's?

Tartſch, welcher neben Conrad ſaß, zeigte ein wenig verlegen auf Hans von Starſchädel, welcher eben mit Rudolph von Mitzlau ins Gaſtzimmer trat. Der alte Diener fühlte wohl inſtinctmäßig, daß er ſeinem Herrn einen ſchlechten Dienſt erwieſe, wenn er ihn vor ſo aufgeregter Wirthshausgeſellſchaft zum öffentlichen Reden nöthigte in ſo kitzliger Sache. Aber er hatte ſich einmal verleiten laſſen, dem Bart-Conrad, welcher ihm über die Maßen zuſagte, zuzuflüſtern, ſein Herr Hans könne dem katholiſchen Rathe alles umſtoßen, und nun trat Herr Hans gerade ein und es war nicht mehr auszuweichen.

Rath Gangelberger, ein feiner Kahlkopf mit edlem Geſichtsausdruck, ein Mann von großem Anſehen und einer gewiſſen populären Macht in Wien, weil er behaglich mit allen Ständen verkehrte, muthig und lebensſicher war und von aparter Bildung. — Rath Gangelberger ſelbſt blickte nicht ohne Ueberraſchung auf die beiden eintretenden jungen Männer. Sie machten einen beſonderen Eindruck. Der eine, Rudolph von Mitzlau, war bildſchön. Schlank gewachſen, lichtbraunes Haar, reich bis auf die Schultern wallend, erſchien er wie ein junger Bacchant, und ganz wie ein ſolcher ſah er ſich mit keckem Uebermuthe die aufgeregten Geſichter lächelnd an. Neben ſeiner farbigen reichen Kleidung nahm ſich der etwas kleinere Hans von Starſchädel ſchlicht und unſcheinbar aus. Aber die Schultern des Herrn Hans waren kräftiger; ſein kurz geſchornes blondes Haar und ſtarker Knebel- und Kinnbart machten, daß der Kopf ſich klein und ſcharf ausnahm, und das große, lichtblaue Auge überging langſam und feſt alle die fragenden Blicke, welche an ihm hingen. Einer ſchien den andern zu ergänzen von den beiden jungen Männern, und ſelbſt Frau Riedl im Schänkkatheder ſah jetzt mit Reſpect auf die beiden noblen Gäſte, welche ſie unter dem Reiſeſtaube vorhin obenhin taxirt hatte.

Die zahlreichen Gäſte des Zimmers hatten ſich dergeſtalt zugedrängt, daß die beiden Junker gleichſam zum Stehenbleiben genöthigt waren, und Rath Gangelberger redete ſie denn auch ſofort herausfordernd genug an. Wahrſcheinlich war auch er aufgeſtachelt durch einen neuen Gaſt, welcher hinter den jungen Männern leiſe eingetreten war und ſich ſtill neben ihm niedergelaſſen hatte. Dieſer neue Gaſt war niemand anders als die „rothe Feder“, Signor Medardo, der ſeinen Hut raſch unter den Schemel geſchoben und dem Rath Gangelberger etwas zugeflüſtert hatte, was offenbar den Herrn Hans von Starſchädel betraf.

— Man behauptet hier, ſprach langſam und nachdrücklich Rath Gangelberger, daß Ihr, junger Herr, die Rebellen in Prag zu vertheidigen wüßtet.

— Ich? fragte Herr Hans, recht unangenehm berührt von dieſer Aufforderung.

— Ja, Ihr. Euer Diener da ſagt aus, Ihr wär't bei der blutigen Affaire auf dem Hradſchin betheiligt geweſen.

— Betheiligt?!

— Oder doch zugegen, und fändet es unrichtig, daß den Rebellen nachgeſagt würde, ſie hätten den Herrn Oberſtburggrafen Sternberg mißhandelt.

— Das iſt auch unrichtig. Denn dem Grafen Adam von Sternberg und dem Oberprior Diepold von Lobkowitz hat niemand etwas angethan.

— Hui! ſchrien jetzt die Proteſtanten.

— Dieſe beiden Greiſe ſind ſäuberlich ins Nebenzimmer geführt worden durch die Herren von Thurn, Fels und Wilhelm von Lobkowitz.

Ein erneutes Jubelgeſchrei der Proteſtanten brach los, und alle drängten auf Herrn Hans ein, er möge die Affaire ausführlich erzählen, da ſie nur entſtellt in Wien bekannt geworden ſei. Herr Hans hatte nicht die geringſte Luſt dazu, denn er fühlte nur zu gut, wie gefährlich ein ſolches Debüt für ihn ſei in der kaiſerlichen Reſidenzſtadt. Aber der Zudrang der Leute, welche ſich als ſeine Glaubensgenoſſen kundgaben, wurde immer ungeſtümer, und Rath Gangelberger ſtachelte durch einige boshafte Reden dergeſtalt, daß Herr Hans endlich zu Erwiederungen fortgeriſſen werden mußte. Dennoch widerſtand er und drängte ſich hindurch zu ſeinem Sitz neben dem Italiener. Dadurch erhielten die katholiſchen Gäſte Oberwaſſer. Sie höhnten laut und lauter, und Rath Gangelberger rief ſpöttiſch: Da ſieht man's wieder! Eure Welt iſt der Spectakel aufgeblaſener Redensarten. Bei näherem Zuſehen erkennt man, daß ſie inhaltlos ſind und wie Seifenblaſen zerplatzen. Ganz wie Eure Lehre von der Rechtfertigung! — Und in dieſem

Style weiter, die Glaubenspunkte der Proteſtanten mit der Ablehnung Hanſens vergleichend, fuhr er eine ganze Weile fort unter immer lebhafterem Applauſe ſeiner Glaubensgenoſſen. Hans litt ſchwer dabei, und Mitzlau raunte ihm zu: Ihr ſeid ein ſchwacher Apoſtel! Was kann denn daraus entſtehen? Ihr ſeht ja doch, wie weit die Dinge hier bereits ſind! — Baſta! rief endlich Gangelberger, indem er ſich erhob und nach ſeinem Hute griff, Ihr ſollt Zeugniß ablegen von den Thaten der Eurigen, lehrt das Evangelium, und wenn Ihr's nicht könnt, ſo ſollt Ihr Euch in den Winkel ſetzen und Euch ſchämen. Als welches hiermit geſchieht. Buona notte! —

Ein Hurrah der Seinigen folgte, und die Niederlage der Proteſtantiſchen war ſo groß, daß Conrad ſein Glas klirrend zerſtampfte.

Ehe aber Rath Gangelberger die Thüre erreichte, war Herr Hans langſam aufgeſtanden. Die Angelegenheit war eine Gewiſſensſache für ihn geworden. Alle Bedenklichkeit hintanſetzend wollte er ſprechen. Alles ſchwieg, da man ſeiner Abſicht inne wurde, und Rath Gangelberger blieb ſtehen.

— Weil der Herr da, ſprach Hans, mein Schweigen dogmatiſch auslegen möchte, ſo will ich den Thatbeſtand trocken und einfach erzählen.

— Nun alſo! ſchrie Alles, und Ruhe! Ruhe! rief man von allen Seiten.

— Ruhe! rief mit ſonorer Stentorſtimme auch Rath Gangelberger. Die Rebellion ſoll zu Ehren kommen!

— Das Wort Rebellion, mein Herr, ſagte Herr Hans nachdrücklich und ernſt zu dem Rath hinüber, iſt ein unglückliches. Ihr nennt die Böhmen Rebellen, die Böhmen nennen — Euch ſo.

— Auch das noch!

— Sie ſagen, der Majeſtätsbrief habe ihnen freie Religionsübung zugeſichert, und der Majeſtätsbrief ſei gebrochen worden, als man ihnen auf Anſtiften der Jeſuiten den Kirchenbau zu Braunau und Kloſtergrab gewaltſam verhindert —

— Der Kirchenbau war auch nach dem Majeſtätsbriefe nur auf Herrſchaften utraquiſtiſcher Herren geſtattet. —

— Nein! Schweigt! Nein! ſchrie die Menge zum erſten Male ohne Reſpect gegen den Rath Gangelberger hinein. Fahrt fort! Fahrt fort! rief man Herrn Hans zu.

— Nun denn, fuhr dieſer fort, ich habe nicht zu disputiren, ich ſoll erzählen.

— Ja! Ja! Fahrt fort! Fahrt fort!

— Ich fahre fort, indem ich wohl fühle, daß jener Prager Morgen der Anfang einer verhängnißvollen Zeit wird für uns Alle.

— Ja wohl! ſagten mehrere Stimmen halblaut.

— Das Böhmerland fühlte ſich durch jenes Einſchreiten in Braunau und Kloſtergrab in ſeinen Gewiſſensrechten bedroht, und die Eröffnungen von Wien klangen nicht tröſtlich. Zwölf Statthalter waren eingeſetzt worden, und unter dieſen neun Katholiken, während die Bevölkerung des Landes in ihrer überwiegenden Mehrzahl den neuen Lehren zugethan iſt. Gegen dieſe Statthalter richtete ſich der Zorn. Insbeſondere gegen drei derſelben, gegen den oberſten Kanzler

Zdenko Adalbert von Lobkowitz, den man den „Langen" nennt, gegen Jaroslav Martinitz, Smeczansky geheißen, und gegen Wilhelm von Slawata, den man als den Abtrünnigen bezeichnet, weil er früher dem neuen Glauben angehört hat. Sie ſollten zur Rede geſtellt werden, wer dem Kaiſer zu ſo ſcharfen Maßregeln gerathen habe, und gegen ſie ſetzte ſich des Vormittags der Zug in Bewegung von der Prager Altſtadt aus. Es mochten anderthalb hundert Standesherren ſein, zu Pferd und mit Piſtolen bewaffnet. Hinter ihnen ihre Diener, mit Feuerröhren verſehen. Nach der Brücke hin ſtrömten ihnen endloſe Haufen zu, und als der Zug oben auf dem Hradſchin ankam, mochte ihre Anzahl wohl einige Tauſend betragen. Alles drang ohne Widerſtand ins Schloß und nach dem Kanzleiſaale, wo von den Obigen wenigſtens zwei Herren, Martinitz und Slawata, an der Tafel ſaßen. Leider fehlte der „Lange", auf den man es beſonders gemünzt hatte, und ſtatt ſeiner waren die alten Herren von Sternberg und Diepold von Lobkowitz zugegen, der Oberſtburggraf und der Großprior, neben denen ein Secretarius, des Namens Fabricius, um ſo eifriger ſchrieb, je erſchrecklicher die hereinſtürmende Menge den fünf Männern an langer grüner Tafel erſcheinen mochte. Der Kanzleiraum faßte nicht eine ſolche Menge; der größere Theil mußte außen bleiben, und nur der kleinere Theil drängte den Herren Schlick, Thurn, Fels, Rziczan, Raupowa, Wilhelm Lobkowitz, Ulrich Kinsky und noch anderen Herren nach. Paul von Rziczan nahm das Wort und verlangte Rechenſchaft von den Statthaltern: weßhalb der Rath der Altſtadt die Bürgerſchaft abgemahnt habe von ihrer Verſammlung? Warum? Das könne nur auf Anſtiften der Statthalter geſchehen ſein. — Hierauf entgegnete der Burggraf Sternberg: „Wir wiſſen hievon nichts, wollen uns aber unverzüglich erkundigen.“ — „Ach, was bedarf's da der Erkundigung?“ rief Graf Thurn, „hier iſt ein Altſtädter Bürger, welcher alle Auskunft zu geben vermag. Solche Ungebühr werden die Stände ſelbſt abzuſtellen wiſſen.“ — Hierauf fuhr Paul von Rziczan fort: „Das jüngſte Schreiben des Kaiſers kann nur von den Statthaltern ausgegangen ſein. Wollt Ihr Euch dazu bekennen?“ — Der Burggraf antwortete: „Es iſt unerhört, daß königliche Beamte bei Veröffentlichung fürſtlicher Befehle befragt werden, ob ſie Antheil daran haben. Ein Eid legt uns Schweigen auf über die Verhandlungen des geheimen Rathes. Der Kaiſer hat in Wien ſolche Männer um ſich, daß er des Rathes der Statthalter nicht bedarf. Uebrigens trägt das Schreiben die Unterſchrift und das Siegel des Landesherrn. Dieſen, nicht uns, mögt Ihr befragen um die Rathgeber.“ — „Ja oder Nein? Ja oder Nein?“ ſchrie jetzt Alles, wie aus Einem Munde. — „Das Schreiben iſt nicht an uns Vier ergangen,“ rief nun Sternberg und der Großprior Diepold Lobkowitz, „ſondern an alle zwölf Statthalter. Morgen treten alle zuſammen, und da ſollt Ihr Antwort erhalten.“ — „Nichts da von morgen!“ Und „heute, heute! jetzt!“ rief Alles durcheinander, und Graf Schlick trat nahe zu Martinitz und warf ihm vor, daß er Thurn aus dem Burggrafenamte des Karlſteins verdrängt habe. „Laß das,“ warf Wilhelm von Raupowa dazwiſchen,

„das iſt nur eine politiſche Sache: hier handelt es ſich um die Religion!“ Und nun zählte Raupowa in ſtrömender Rede alle Bedrängniſſe auf, welche die Bekenner der neuen Lehre vertragswidrig erlitten, und Schlick fügte hinzu: „Wir werden in der Religion wie Sklaven behandelt; es iſt nicht länger zum Aushalten!“ Und Fels trat hart an die Tafel und zeigte mit dem Finger auf Martinitz und Slawata und ſagte: „Dieſe beiden und der lange Lobkowitz ſind die Urheber des ſcharfen kaiſerlichen Schreibens; ſie ſind die Störer des Friedens und des gemeinen Beſten. Hab' ich wahr geſprochen?“ — „Ja!“ antwortete es wie aus Einem Munde bis weit auf Corridor und Treppe hinaus, und: „Nieder mit dieſen Tyrannen!“ ſchrie es draußen und innen und drängte wie ein Wogenſchwall gegen die Tafel. Man ſah, daß Gewaltthätigkeit nicht länger ausbleiben könne.

— Ja wohl, Gewaltthätigkeit! ſprach trockenen Tones Rath Gangelberger.

— Still! riefen Alle, ſelbſt die Glaubensgenoſſen Gangelberger's. Denn ein beginnender Gewaltausbruch hat ſeinen Reiz für Jedermann, und das kurz denkende Volk freut ſich über jedes heftige Geſchehniß.

— Die vier Edelleute und der Schreiber, fuhr Starſchädel fort, waren durch den Andrang genöthigt worden, aufzuſtehen. Sie waren umringt und umdrängt, und Herr Slawata, dem der Zorn zunächſt und vorzugsweiſe galt, weil er früher ſelbſt Proteſtant geweſen war, hatte das Ausſehen einer Leiche. Er fühlte, daß ſein Leben auf dem Spiele ſtand, und daß er ſich nach Kräften vertheidigen müſſe. Das that er denn auch, indem er vor Uebereilung warnte. „Du haſt den Majeſtätsbrief gar nicht unterzeichnet!“ ſchrie man ihm zu. „Das iſt wahr,“ ſagte er mit zitternder Stimme. „Mein Gewiſſen hat es nicht zugelaſſen. Aber trotzdem habe ich niemals etwas gegen den Majeſtätsbrief unternommen. Das kann ich vor jedem parteiloſen Gerichte beweiſen.“ Und nun ging er auf einzelne Fälle ein, wo proteſtantiſche Unterthanen verfolgt worden ſeien, und wo man ihm mit Unrecht eine Theilnahme an der Verfolgung zur Laſt lege. Ebenſo äußerte ſich in raſcher Rede Herr Martinitz, einen Vorfall erzählend, bei welchem die proteſtantiſchen Einwohner den katholiſchen Pfarrer fortgejagt und ihre Pflichtigkeit verweigert hätten. Es entſtand ein lärmendes Hin- und Herſtreiten, und es ſchien jeden Augenblick ein wirres Gemetzel bevorzuſtehen. Da gebot die Donnerſtimme des Herrn von Fels Ruhe und Einhalt, und er, ſowie Thurn und Wilhelm von Lobkowitz traten zuſammen und beſprachen ſich leiſe. Alles wartete und horchte geſpannt. Die kurze Berathung war zu Ende, und Herr von Fels trat vor, mit lauter Stimme ſprechend: „Die Hauptfeinde unſerer Religion und unſerer Freiheit ſind — Slawata und Martinitz. Soll Freiheit und Religion ſichergeſtellt werden, ſo müſſen dieſe beiden Widerſacher bei Seite geſchafft werden!“ — Ein donnerähnlicher Ausruf folgte dieſen Worten, und Rziczan ſprang auf einen Seſſel und rief: „Soll ich denn dieſe Beiden für Feinde und Friedensſtörer erklären?“ — „Ja!“ ſchrie es durch den Saal und durch das ganze Schloß.

Eine kurze Pauſe trat ein, während welcher ſich Herr Ulrich Kinsky zu dem Großprior Diepold von Lobkowitz niederbeugte, und den alten Herrn ſowie den greiſen Burggrafen tröſtete: es werde ihnen nichts geſchehen, aber die beiden Verräther müßten zum Fenſter hinaus. Wilhelm von Raupowa rief jetzt mit lauter Stimme: „Zu was viel Umſtände? Werfen wir ſie hinaus nach altböhmiſchem Brauch!“ Damit war das Loſungswort geſprochen. Mit der Hand winkte er gegen die Menge, und Jedermann verhielt ſich ruhig, als die beiden alten Herren reſpectvoll in ein Nebenzimmer geleitet wurden. —

— Ah! Alſo! ſtöhnten die proteſtantiſchen Zuhörer im „weißen Löwen“, und genoſſen nur in dieſen kurzen Ausrufungen das Genüge des Rechtbehaltens; ihre geſpannte Neugierde drängte weiter und hielt jede ſonſtige Unterbrechung zurück. Weiter, weiter! ſprach nur hie und da Einer halblaut.

— Thurn, Fels und Wilhelm Lobkowitz hatten die alten Herren geleitet. Als ſie die Thür hinter ihnen geſchloſſen, wendeten ſie ſich und kehrten zur Tafel zurück. Jetzt ſtand die Execution unmittelbar bevor. Wilhelm von Lobkowitz ging mit den Worten: „Nun wollen wir rechtſchaffen mit den Feinden unſerer Religion umgehen!“ auf Herrn Martinitz zu und griff nach ihm. Vier Andere thaten ebenſo, und man trug ihn nach dem Fenſter, welches in den Hirſchgraben am Schloß hinabſchaut. „Wenn ich ſterben ſoll, ſo will ich erſt beichten!“ ſchrie er. „Ja,“ klang die Antwort, „Deine ſchelmiſchen Jeſuiten werden Dir nachfolgen!“ und — „Jeſus Maria!“ gellend ausrufend, flog er über die Fenſterbrüſtung hinab. Die Höhe beträgt einige zwanzig Ellen. „Da habt Ihr auch den Andern!“ ſchrie Graf Thurn, und in gleicher Weiſe ward Slawata aus dem Fenſter geſtürzt. Er aber griff im Sturze krampfhaft nach einer Eiſenſtange unter dem Fenſter und baumelte in der Luft. Man ſchlug ihn mit dem Dolche auf die Hand, er ließ die Stange fahren, und hart an der Mauer hinab, ſich mehrfach verletzend, fiel er, die Jungfrau Maria anrufend, hinunter. — „Beim Element,“ rief Ulrich Kinsky, ſich über die Brüſtung hinauslehnend, „ſeine Maria hat ihm geholfen! Er lebt und Martinitz ebenfalls. Der ſteht auf und eilt dem Slawata zu Hilfe!“ — Auf dieſen Ruf ſprangen Einige ans Fenſter und ſchoſſen mit ihren Piſtolen hinab. Andere aber, da ſich die Häupter des Aufſtandes entfernten, ergriffen nun auch den Schreiber Fabricius, der als Fuchsſchwänzer und Jeſuiten-Anhänger verrufen war, und warfen den mageren Geſellen durch das Fenſter hinaus. „Die Katze fällt auf die Beine und läuft davon!“ ſchrie Einer vom Fenſter, und: „Hinunter! hinunter!“ rief die Menge, und drängte ſich in den Corridor und die Treppen hinab. Nur einige Diener waren zurückgeblieben und löſ'ten die Schüſſe ihrer Feuerröhre hinter dem fliehenden Schreiber her. Sie trafen ihn nicht, und er entkam nach der Fähre, welche über die Moldau führt. Die Menge aber, welche unten in den Graben dringen wollte, fand keinen Zugang. — Ich war faſt allein zurückgeblieben in dem Kanzleiſaale, nur einige der Diener, welche ſchon einmal hinabgeſchoſſen, waren noch da. Sie luden von neuem ihre Gewehre, und hörten nicht auf meine Bemerkung, daß ſie ihren Herren folgen und nichts weiter gegen die Hinabgeworfenen unternehmen ſollten. Herr Martinitz nämlich, der zuerſt Hinabgeſtürzte, ſchien keinen großen Schaden gelitten zu haben von dem Sturze, und hatte ſich allmälig aufgerafft, um dem ſchwerer beſchädigten Herrn Slawata hilfreiche Hand zu bieten. Gleichzeitig näherten ſich einige Leute von der Moldau her, vielleicht durch den entweichenden Fabricius unterrichtet. Ein Geiſtlicher war bei ihnen, der ſeinen Glaubensgenoſſen beiſpringen und wahrſcheinlich im Nothfalle den letzten geiſtlichen Troſt ſpenden wollte. Auf dieſe neuen Ankömmlinge brannten die Knechte ihre friſchgeladenen Schüſſe ab. Sie fehlten. Während ſie von neuem luden, führte man unten den wankenden Herrn Martinitz fort hinab nach der Moldau zu, wo aus den Fenſtern eines ſtattlichen Hauſes eine Leiter herabgelaſſen wurde. Von links her, wo der Volkshaufe vergeblich bemüht war, in den Graben hinabzukommen, knallten jetzt ebenfalls Schüſſe, ebenfalls ohne Erfolg, denn die Entfernung war zu groß, und Herr Martinitz erreichte glücklich die Leiter. Die Knechte neben mir, während des Ladens aufſchauend, erkannten, daß ihnen das Opfer entginge, und rannten nun nach einer Seitenthür, um in ein Zimmer zu gelangen, welches dem Hauſe mit der Leiter näher gelegen wäre. Ich hörte nichts mehr von ihnen. Wahrſcheinlich haben ſie verſchloſſene Thüren gefunden. Ebenſo ſah ich, daß der Volkshaufe eben am Damme forteilte, offenbar um einen beſſeren Zugang für die Verfolgung aufzuſuchen. So war es plötzlich ganz ſtill geworden, und der Geiſtliche konnte jetzt mit zwei Männern den verwundeten Slawata ungefährdet forttragen. Herr Martinitz hatte Kraft genug gehabt, die Leiter zu benutzen, und war ſchon verſchwunden, als Herr Slawata am Fuße der Leiter ankam. Ich ſah, daß einer der Träger den verwundeten Mann dem andern auf die Schulter lud, und daß dieſer mit ſeiner Laſt die Leiter hinaufkroch.

Gleichzeitig entſtand unten im Schloßhofe ein immer ſtärker anſchwellendes Geſchrei. Es war der Volkshaufe, welcher nicht in den Graben hinabgekonnt hatte und welcher zurückgeſtrömt war, als er die Opfer jeder weiteren Verfolgung entſchlüpfen geſehen. Ich eilte die Stiegen, welche jetzt leer waren, eilig hinab, und ſah die Herren von Thurn, Fels und Wilhelm Lobkowitz zu Pferde unter dem ſchreienden Haufen. Der Lärm war entſetzlich, und ich verſtand wenig, beſonders weil die Meiſten Czechiſch ſprachen. Ich erkannte nur an den bittenden Geberden jener Cavaliere, daß ſie die Volksmaſſen von ihrem Vorhaben abzuwenden ſuchten. Ein junger Edelmann erklärte mir endlich, um was es ſich handelte. Das Haus, in welches Martinitz und Slawata geflüchtet, war der Palaſt des oberſten Kanzellars, des greiſen Diepold von Lobkowitz. Deſſen Gattin, Frau Polyxena, hatte die Unglücklichen aufgenommen und verweigerte die Auslieferung derſelben. Die Volksmaſſen verlangten nun, daß dies Haus geſtürmt, und daß außerdem alle katholiſchen Geiſtlichen niedergemacht würden. „Nein, nein!“ ſchrien alle Cavaliere. „Ja, ja!“ ſchrien die Volksmaſſen.

— Ja, ja! Das iſt der Brauch rebelliſcher Haufen! rief Rath Gangelberger ingrimmig dazwiſchen.

— Still! Ruhig! dröhnte es wie aus einem Munde durch die ganze Stube, und Herr Hans fuhr langſam fort:

— Wer hören und ſehen will, mußte jetzt erkennen, daß die Anführer an jenem Tage einen Aufſtand beginnen, aber die Leidenſchaften nicht entzügeln wollten. Es iſt nachträglich bekannt geworden, daß Slawata ſelbſt verſchont geblieben wäre, wenn er weniger herausfordernd am Kanzleitiſche ſich vertheidigt hätte. Man wollte einen offenen Bruch mit dem Kaiſer wegen des verletzten Majeſtätsbriefes, nichts weiter, und der Act gegen den verhaßten Statthalter Martinitz war dazu auserwählt worden im Sinne und Gebrauch böhmiſcher Art, welche einen Fenſterſturz bei ſolcher Gelegenheit herkömmlich und allgemein verſtändlich findet. Deshalb lag den Cavalieren jetzt alles daran, weitere Ausbrüche zu verhindern. Es gelang ihnen zwar nicht, den Abzug der Haufen nach dem Lobkowitz'ſchen Hauſe ganz zu vermeiden, aber es gelang ihnen doch, den wilden Ungeſtüm zu bändigen, indem ſie darauf beſtanden: erſt müſſe der ganzen Stadt angezeigt werden, was geſchehen ſei, und dann erſt dürfe man die Auslieferung der Gerichteten verlangen. „Vorwärts!“ rief Graf Thurn, und wendete ſein Roß nach der Kleinſeite hinab. „Vorwärts!“ ſchrien die Haufen, und drängten nach. Die ſteile Höhe langſam hinunterreitend, gelang es den Cavalieren immer beſſer, durch Zuſprache die Volksmaſſen zu beruhigen. „Die ganze Chriſtenheit ſieht auf uns,“ ſprach der alte Fels von ſeinem hohen Gaule herunter, „zeigt ihr, daß das Prager Volk einen großen Anfang mit Maß und Würde ins Werk ſetzt.“ — So ging es immer ſtiller hinab bis auf den Ring der Kleinſeite. Dort hielten die Reiter zum erſten Male und ſprachen zur Bevölkerung, welche aus allen Häuſern herbeiſtrömte. Man möge ruhig bleiben, hieß es, und auch die Katholiſchen ſollten getroſt ſein; was geſchehen ſei, würden ſie, die Thäter, zu verantworten wiſſen. Dann ging es über die Brücke rechts in die Neuſtadt. Auf dem Roßmarkt hielten ſie aufs neue und ſprachen daſſelbe. Dann unter dem Roßthor hinein nach dem Altſtädter Ring. Dort hielten ſie wiederum und ſprachen nochmals daſſelbe. Einen Augenblick mochten ſie nun hoffen, das Volk werde befriedigt ſein und ſich zerſtreuen. Darin irrten ſie aber. „Zur Auslieferung, zur Auslieferung!“ ſchrie Alles, und ſie mußten über die Brücke zurück nach dem Lobkowitz'ſchen Hauſe. Das war feſt verſchloſſen. Natürlich begann der Lärm wie früher; die Cavaliere aber verfuhren energiſcher. Ihre Zahl war auf dem Zuge durch die Prager Städte immer größer geworden, und ſie drängten jetzt mit ihren Roſſen das Volk zurück, einen freien Halbkreis vor dem Hausthore abſperrend. Kaum war dies geſchehen, ſo öffnete ſich im erſten Stocke ein Fenſter, und eine alte Dame trat an die Brüſtung deſſelben. Sie war ſchwarz gekleidet und winkte mit der Hand. Todtenſtille trat ein. Es war Frau Polyxena von Lobkowitz, des Zdenko von Lobkowitz Gemahlin. „Geht nach Hauſe,“ rief ſie, „und danket Gott, daß er den Mord von eurem Gewiſſen abgewendet hat. Die beiden Männer leben," und werden für immer verſchwinden von ihren Aemtern und aus euren Blicken. Damit begnügt euch. So wahr ich Wratislaw von Pernſtein's Tochter, Wilhelm von Roſenberg's Witwe und meines Zdenko getreues Eheweib bin, nur über meine Leiche geht der Weg zu jenen beiden Männern, die jetzt wehrlos und von Schmerzen gepeinigt auf dem Lager liegen."

Es entſtand eine Pauſe. Das nahekommende Geräuſch galoppirender Pferde unterbrach dieſelbe. Es war eine Dame mit Begleitern und berittenen Dienern, welche zu Roß auf den Platz ſprengte, und welcher man ohne weiteres Raum gab bis zu dem offenen Halbkreiſe vor der Hausthür. „Die Gräfin Thurn! Die Gräfin Thurn!" flüſterte Einer dem Andern zu, und neben der alten Frau von Lobkowitz erſchien eben am Fenſter eine dritte Frau, welche zu der Reiterin herabrief: „Mathilde, rette meinen Herrn, um Gotteswillen!" Dies war die Gräfin Martinitz, eine in voller Schönheit prangende Dame, deren herabgeſtreckte Arme und in Verzweiflung ſtarrendes Antlitz auf Jedermann einen erhebenden Eindruck machte.

„Sei getroſt," rief die Gräfin Thurn hinauf, „ich bitte meinen Herrn und alle Anweſenden für Dich und Deinen Gatten. Wer weiß, ob ich nicht in kurzem das Gleiche von Dir und den Deinen werde erflehen müſſen für meinen Mann."

Dieſer Hinweis auf das wechſelnde Parteienglück that ſeine Wirkung. Herr von Fels, ein derber und populärer Cavalier, wandte ſich zum Volke und rief: „Jetzt miſchen ſich die Weiber hinein, jetzt geh'n wir zum Mittagseſſen!" Es folgte Gelächter und die Maſſen lockerten ſich. „Halt da!" ſetzte Fels hinzu, „nur vergeßt mir die Hauptſache nicht, die Jeſuiten!"

„Ho!" ſchrie Alles.

„Die müſſen fort, und denen müßt Ihr's Geleit geben über die Brücke morgen in der Früh! Verſtanden?"

„Verſtanden!" jubelte Alles und zog von dannen.

Dies war der Hergang des Prager Fenſterſturzes, und man mag übrigens darüber denken was man will, Niemand kann ſagen, daß dem würdigen Alter eine Mißhandlung angethan worden ſei.

Mit dieſen Worten ſchloß Herr Hans ſeinen Vortrag, und ſetzte ſich nieder.

Da der Schluß ziemlich unerwartet und plötzlich eingetreten war, ſo entſtand eine augenblickliche Stille. Der Naſchmacher Urban aber und der Bart-Conrad faßten ſich ſogleich, als ſie des Schluſſes innewurden, erhoben ſich und brachten dem Sprecher ihrer Sache ein lebhaftes Hoch aus. Unbekümmert um Sinn und Deutung ſtimmte die ganze Schänkſtube ein. Die Menſchen faſſen alles am leichteſten perſönlich auf. Die Perſönlichkeit des fremden jungen Mannes beſchäftigte jeden Zuhörer. Herr Hans hatte einfach und natürlich geſprochen, und in einer fremden, lauteren Mundart, welche nichts bekannt Provinzielles verrieth. Der Reſpect vor einer reinen Schriftſprache, vor dem was man ſchon damals „reines Deutſch" nannte, übte ſeine Macht auch ſchon damals auf ein Wiener Publikum, und der allgemeine Beifallsruf hatte einen ganz unbefangenen liebenswürdigen Charakter.

Raſchmacher Urban war der Erſte, welcher dieſen Charakter vergiftete. Er rief: Solche Mäßigung wie in Prag iſt nur denkenden Chriſten möglich. — Und wir ſind die Gedankenloſen? ſprach Rath Gangelberger ſchneidend, indem er aufſtand und ſich neuerdings zum Fortgehen anſchickte. — Ja! ſchrie Conrad, deſſen wildes Naturell den Sieg ausbeuten wollte — kurz, in der nächſten Minute flogen Rede wie Gegenrede gleich vergifteten Pfeilen hin und wieder, und als die vornehmſte Perſon, Rath Gangelberger, mit einer abſchmeckenden Bemerkung zur Thür hinausging, und bei dieſer Gelegenheit die „rothe Feder", Signor Medardo, welcher haſtig dem Rathe folgen wollte, zum Vorſchein kam, da brach der letzte Damm entzwei. Der wälſche Spion, huſſah! ſchrie Conrad, welcher den ſchmalen Polizeimann bis jetzt nicht entdeckt hatte, aber offenbar recht genau kannte. Faßt ihn beim Schopf und ſpedirt ihn durchs Fenſter, wie in Prag!

Geſagt, gethan. Der Tumult wurde handgreiflich. Die Katholiſchen mochten ſich wohl ihres Glaubensgenoſſen annehmen — und da ſie die Mehrzahl waren, ſo hätte das genügt — aber das Wort „wälſch" und „Spion" übte ſeine lähmende Macht, und Niemand ſchien den kleinen Friauler zu mögen. So wurde er denn unter ſchwachem Widerſtande den furchtbaren Fäuſten Conrad's überlaſſen, und da Tartſch haſtig das Fenſter geöffnet, ſo flog die „rothe Feder" wirklich wie eine Puppe auf das Pflaſter des Salzgrieſes hinaus bis in die Mitte der Straße. Kaum war dies jedoch geſchehen, ſo fanden die Katholiſchen, daß ſie ſich zu viel gefallen ließen, und es entwickelte ſich eine allgemeine Schlägerei. Sie war im beſten Gange, und Herr und Frau Riedl, ſolcher bewegten Scenen nicht ganz ungewohnt, tröſteten eben die Herren im „Extraplatzl" mit der Verſicherung, daß es nicht ſo böſe gemeint ſei, und ihnen und ihrem Nachtmahle keine Störung verurſachen ſolle — als eine Runde der Stadtguardia, vier Mann hoch, in der Thüre erſchien und ihre Spieße in das Zimmer hineinſtreckte. Dies änderte Alles. Die feindlichen Parteien machten flugs gemeinſchaftliche Front gegen den officiellen Störer ihres Unfriedens. Die Stadtguardia, wenngleich ſeit 1533, alſo faſt ein volles Jahrhundert beſtehend, war doch bei allen Parteien, welche in dieſer „Tag- und Nachtwache" eine Beeinträchtigung ihrer alten Privilegien über die ausſchließliche Bewachung der Stadt durch die Bürger ſahen, äußerſt unpopulär, und als der nun vollſtändig aufgeregte Conrad mit beiden Händen nach zwei vorgeſtreckten Spießen griff und die Träger derſelben nach dem Hausflur zurückdrängte, ſchloß ſich die Maſſe an und wälzte ſich mit dem Vorkämpfer hinaus aus der Wirthsſtube. —

Jetzt gerieth Frau Riedl außer ſich. Solch eine Miſchung mit der bewaffneten Macht ſelber ging über eine hergebrachte Unruh' im Wirthshauſe weit hinaus, und wurde für Wirthshaus und Wirthsleute gefährlich. Sie rannte an die offene Thür und ſchrie in den Tumult auf dem Hausflur gellend hinein — natürlich umſonſt. Sie brauchte aber

Wirkung, und wendete ſich nun rückwärts ins Zimmer herein gegen den ohnedies leidenden Riedl, welcher inmitten des Zimmers ſtand und ſich unter dem grünen Käppchen mit unbehaglicher Haſt die Haare rieb.

— Ich hab' Dir's geſagt, ich hab' Dir's vorausgeſagt! Du biſt und bleibſt aber —

— Miſericord! drang ſchneidend ein Schrei aus dem Hausflur herein. Todtenſtille trat einen Augenblick ein, und bald darauf vernahm man, daß ſich Alles aus der Hausthür hinausdrängte.

— Schau nach! ſprach halblaut Frau Riedl, der ein Unglück ſchwante, zu ihrem ſchwer erſchreckten Gatten.

Dieſer aber brachte die Hand nicht aus den Haaren, und die reſolute Frau entſchloß ſich endlich, ſelbſt ein Licht zu nehmen und nachzuſehen. Sie unterließ im Herausgehen nicht, ihrem Töchterlein, welches noch im Katheder ſaß, zuzurufen, ſie möchte auf der Stelle ins Bett gehen.

Während Reſi zur Küchenthür neben dem Katheder folgſam hinausſchlüpfte — nicht ohne einen ſcheuen Blick auf die ſaubern jungen Herren im Extraplatzl — ſchritt Frau Riedl über die Thürſchwelle in den Hausflur, ihr Licht weit von ſich haltend.

Das Erſte, was ſie ſah, war der Bart-Conrad, dem das Blut übers Antlitz rann, und dem Tartſch mit einem groben Sacktuche die Augen auswiſchte, wahrſcheinlich um ſich zu überzeugen, ob das Blut blos darüber weggelaufen, oder das Auge ſelbſt verletzt ſei.

— Habt Ihr „Miſericord!“ geſchrien? fragte Frau Riedl.

— Dummheit! polterte Conrad dagegen, riß dem Tarſch das Sacktuch aus der Hand und ging ſtolpernd aus der Hausthüre hinaus.

Sonſt ſchien Niemand mehr da zu ſein.

— Jeſus Maria, kreiſchte aber plötzlich Frau Riedl, da liegt der Stadtguardiſt! Iſt er todt?

— Weiß ichs? antwortete mit halber Stimme Tartſch, und ging eilenden Schrittes in die Schänkſtube zu ſeinem Herrn, dieſem haſtig ins Ohr raunend: Es wäre gut, geſchwind noch in der Nacht ein ander Wirthshaus zu ſuchen. Denn hier würde bald der Teufel los ſein, weil draußen Einer niedergeſchlagen liege, und die Stadtguardia nicht lange ausbleiben würde, um den Cameraden zu holen und — aufzuheben, was ſonſt noch Verdächtiges im „weißen Löwen" geblieben ſei. Herr Hans aber habe die lange Rede gehalten, nach welcher der Betteltanz losgegangen — folglich —

Frau Riedl hatte mittlerweile die beiden Hausknechte genöthigt, den lebloſen Gardiſten aufzuheben und in die Schänkſtube zu tragen.

IV.

Am andern Morgen ſtieg die Sonne wolkenlos empor über Wien. Sie verſprach einen ſchönen Tag des Vorfrühlings, und da es zugleich ein Sonntag und ein beſonderer kirchlicher Feiertag der katholiſchen Chriſtenheit war, ſo erwachte die Mehrzahl der Bewohner heiterer, als ſeit einiger Zeit, der mißlichen Zeitläufe halber, herkömmlich war.

Im „Löwen“ war Frau Riedl zuerſt auf dem Platze, und ſie zögerte nicht, in den zweiten Stock hinaufzuſteigen, um an die dunkel gelegene Zimmerthür des Herrn Hans von Starſchädel zu klopfen.

Er war nämlich nicht ausquartiert, wie Tartſch angerathen. Der lebloſe Gardiſt war durch Reiben der Schläfe und beſonders durch ein Fläſchchen mit geiſtigem Fluidum, welches der wälſche junge Arzt ihm unter die Naſe gehalten, ins Bewußtſein zurückgebracht worden, und Frau Riedl hatte ihn eine Viertelſtunde ſpäter, nachdem ſich ſein Unfall nur als vorübergehende Wirkung eines unverſchämten Fauſtſchlages erwieſen, und er wieder einige Macht über ſeine Gliedmaßen erlangt hatte, von den beiden Hausknechten fortführen laſſen. Zur Wache am rothen Thurme bringt Ihr ihn vorſichtig — hatte ſie den beiden Führern eingeſchärft — und erzählt hübſch ordentlich, daß wir uns alle Mühe mit dem armen verlornen Manne gegeben, und daß uns die ganze garſtige Balgerei ſehr leid ſei. Wir wären aber zu ſchwach geweſen, ſie zu verhindern, obwohl ſich Meiſter Riedl (wenn's auch nicht wahr iſt, flüſterte ſie beiher) mitten hineingeworfen. Die Menſchen wären halt jetzt alle ſo erſchrecklich jäh, und es ſei ein Kreuz, Gaſtwirthin zu ſein. Wenn drei oder vier Gardiſten morgen Nachmittag einen friſchen Trunk brauchen könnten, ſo ſollten ſie nur getroſt zur „Jauſe“ in den „Löwen“ kommen —

Kaum war die Expedition zur Thür hinausgeweſen, ſo hatte ein neuer Ankömmling plötzlichen Schrecken in der Wirthsſtube erregt. Ein ältlicher Mann in ſchwarzem Gewande nach ſpaniſcher Art und einem wallenden Mantel darüber hatte ſich auf der Thürſchwelle des Gaſtzimmers gezeigt und ohne Gruß haſtig nach dem jungen Fremden gefragt.

— Der iſt von der Burg! hatte Meiſter Riedl betroffen vor ſich hin geſagt, denn er erkannte die Tracht der kaiſerlichen Diener auf der Stelle, und der Gedanke ſtieg ihm, und wohl auch ſeiner Frau, zu Kopfe, der Spectakel ſei ſchon in der Burg ſelber gemeldet worden.

Dem war aber nicht ſo geweſen. Der „junge Fremde" hatte nicht dem Herrn Hans, ſondern dem jungen italieniſchen Arzte gegolten. Der Zuſtand des Kaiſers hatte ſich heftig verſchlimmert, und deshalb wurde der Schüler Argoli's ſchleunigſt hinaufberufen.

Das Alles hatte im „Löwen" die ſorgenvollen Gedanken verwirrt, und dadurch ein wenig zerſtreut. Frau Riedl, welche die Abſicht eines Quartierwechſels von Seiten der Fremden aus dem Reich mit dem Inſtinct einer Wirthin wohl bemerkt, war blank mit der Sprache herausgegangen. Zugebend, daß Grund dafür vorhanden ſei, war ſie doch als gute Wirthin nicht geneigt, anſtändige Gäſte auszuquartieren. Der Vortrag des Herr Hans hatte ihr zudem, obwohl ſie gut katholiſch, einen Eindruck gemacht, welcher für den Redner günſtig war. Solch eine Sicherheit klarer Rede und ſo viel Ruhe im Getümmel, hatte ihr an dem jungen Fremdlinge innerlich gefallen, kurz, ſie hatte gemeint, es müſſe etwas für ihn geſchehen. Und zwar zunächſt dies, daß er eine ungeſtörte Nachtruhe genießen könne. Sie hatte alſo dafür entſchieden, daß er getroſt in ſein Zimmer hinaufſteigen und ſich ſchlafen legen ſolle. Das Zimmer liege im dunklen Eck, eine ſpaniſche Wand vor den Winkel geſchoben, und man ſuche dort gar Niemand. Das werde ſie ſchon beſorgen, wenn's nöthig werden ſollte. Am andern Morgen aber in aller Frühe müßte weiter geſorgt werden.

So war's geſchehen, und die Nacht war ohne weitere Nachfrage vorübergegangen. Vielleicht hatte die Nachricht von der Gefahr des Kaiſers ſich verbreitet und die Thätigkeit der Polizei-Behörden nach andern Richtungen gewendet.

Jetzt klopfte ſie aber mit Nachdruck an Herrn Hanſens Zimmer, nachdem ſie im Heraufgehen auch an der Thür des Herrn von Mitzlan ein ſcharfes Zeichen zum Aufwachen angebracht hatte.

Herr Hans war ſchon auf und war eben mit ſeinem Anzug fertig geworden.

— Ich ſchicke das Frühſtück durch Ihren Diener hier herauf für beide Herren, ſprach ſie ſchnell, die Thür nur halb öffnend. Berathen Sie hurtig, denn ausfliegen müſſen Sie gleich, wenn Sie auch vielleicht zum Abende wiederkommen können. Die Pferde und das Gepäck können alſo ruhig hier bleiben.

Damit ſchloß ſie die Thür wieder und ſtieg hinab, Herrn von Mitzlan oben und Tartſch unten darüber unterrichtend, daß ſie im zweiten Stock erwartet würden.

Ungeſtört ging Alles vor ſich, was Frau Riedl ins

Werk gerichtet. Die jungen Herren frühſtückten im abgelegenen Zimmer des zweiten Stocks und vereinigten ſich dahin, daß ſie unverweilt das Gaſthaus verlaſſen und nach Schloß Hernals hinausgehen wollten. Dort ſei jedenfalls Rath, nöthigenfalls — ſetzte Mitzlau hinzu — auch Unterſtand zu finden, wenn ſich im Laufe des Tages erweiſen ſolle, daß die Scene vom Abend vorher Herrn Hans mit polizeilicher Gefahr bedrohe. Herr Hans ſollte im Laufe des Tages nicht zurückkehren in den „Löwen". Mitzlau wollte ihn ſchon unterbringen, wahrſcheinlich auf dem Schloſſe draußen. Er ſelbſt, Mitzlau, würde gegen Abend im „Löwen" anfragen, ob was vorgefallen ſei, und je nach der Auskunft ſollte das Weitere beſtimmt werden.

Tartſch hatte den kleinen Mantelſack ausgepackt, und auf Mitzlau's Rath zog Herr Hans ein anderes Wams an, um nöthigenfalls weniger leicht als derjenige erkannt zu werden, welcher am Abende geſehen worden war. Als dies geſchehen, wurde Tartſch hinabgeſchickt an die Hausthür, um auszuſchauen, ob ſich etwas Bedenkliches im Salzgries blicken laſſe. Wenn Alles unverdächtig erſcheine, ſolle er an die kleine Gaſſe treten — ein Theil der jetzigen Fiſcherſtiege — auf welche man aus Starſchädel's Fenſter hinabſehen konnte. Sei Alles ſicher, ſo ſollte Tartſch den Hut abnehmen.

Dies geſchah. Tartſch ſpähte links und rechts. Es zeigte ſich nichts Auffallendes, er trat an die Ecke hinaus und gab das Zeichen.

Die jungen Männer ſtiegen hinab. Sie waren übereingekommen, zu Fuß hinauszugehen nach Schloß Hernals, weil ſie ſolchergeſtalt weniger auffallen würden, als zu Pferde, und die Entfernung nur eine halbe Stunde Wegs betrüge — bei dem ſchönen Sonnenſchein ein angenehmer Spaziergang. Das Haus war noch ganz ſtill; im Hofe waren nur die Hausknechte zu ſehen, welche mit Mitzlan's Diener das Riemen- und Sattelzeug putzten. Mitzlan winkte ſeinem Diener und trug ihm auf, daheim zu bleiben und auch die Pferde des Herrn Hans zu beſorgen. Tartſch ſollte mit hinaus. Als ſie durch die Hausflur ſchritten, erſchien Frau Riedl an der halbgeöffneten Gaſtzimmerthür, winkte mit der Hand und flüſterte halblaut: Gott ſegne Ihren Ausgang! Hinter ihr guckte das roſige Köpfchen ihres Töchterleins neugierig hervor, den jungen Cavalieren mit Antheil nachblickend. Sie traten auf die Straße. Es zeigte ſich nichts. Tartſch trat zu ihnen, und ſie wendeten ſich links. Nur Tartſch machte plötzlich eine Seitenbewegung. — Was iſt? — Da liegt die rothe Feder des Patrons, der geſtern Abend hier heraus — — Heb' ſie auf! ſagte lachend Mitzlan, und ſie ſchritten weiter.

Es war wirklich hohe Zeit. Kaum waren ſie alle Drei links in den „tiefen Graben“ eingebogen, nachdem Mitzlan einen Augenblick zweifelhaft geweſen, ob er dem ſchönen Sonnenſchein folgen und über die Brücke am Neuthor hinaus und außen jenſeits des Wallgrabens den Weg nehmen ſolle — da marſchirte eine Abtheilung der Stadtguardia unten aus dem Rothenthurmthore gemeſſenen Schrittes den Salzgries herauf und ſchwenkte wirklich in den „Löwen“

hinein. Es waren acht Mann, und ſie verfuhren zum Schrecken der Familie Riedl ſehr gründlich und entſchloſſen. Frau Riedl's Betheuerung, der junge Herr aus dem Reich ſei fort, wurde ganz ungläubig aufgenommen, und es erfolgte eine genaue Durchſuchung des ganzen Hauſes. Dabei wurde trotz der ſpaniſchen Wand das dunkle Zimmerchen entdeckt, und der Scharfſinn des gebietenden Rottmeiſters überlegte eben unter vollſtändiger Lautloſigkeit, ob dies nicht das geſuchte Neſt ſein könne — da erſchien auch Signor Medardo in dem Zimmerchen. Er war faſt unkenntlich. Nicht nur die rothe Feder fehlte auf ſeinem Hute, auch ſein Geſicht war ſehr verwandelt. Farbige Streifen und breite Pflaſter beeinträchtigten die Schönheit deſſelben geradezu peinlich. Beim Hereinſchreiten ſah man deutlich, daß er den linken Fuß weniger brauchte als den rechten, und den rechten Arm ſchien er grundſätzlich gar nicht zu bewegen. Dies erkannte man, als er den ledernen Mantelſack ſorgfältig unterſuchte, und einige Papiere aus demſelben mühſelig in ſein Wams ſchob, welches offenbar für die rechte Hand zugänglicher eingerichtet war. All dieſen Unbequemlichkeiten entſprechend war ſein Humor: durchaus ärgerlich und in Bezug auf den ganzen „weißen Löwen“ ungnädig.

— Der Ketzer iſt nicht fort, ſagte er mit ſchneidender Schärfe dem beſtürzten Meiſter Riedl ins Angeſicht, ſondern nur ausgegangen. Voraus in den Stall, leichtſinniger Löwenwirth, der ſeine Schankgerechtigkeit muthwillig aufs Spiel ſetzt! Dagegen erhob ſich indeſſen während des Hinabſteigens die Stimme der nachfolgenden Frau Riedl höchſt nachdrucksvoll. Von bloßer „Schankgerechtigkeit“ könne nicht die Rede ſein; der „weiße Löwe“ habe vom Kaiſer Max her noch ganz andere und unverbrüchliche Privilegien, und ſie ſelbſt ſei beſſer katholiſch, als mancher Inquiſitor, und ein Wirthshaus ſei kein Beichtſtuhl — das raſſelnde Hinabſchreiten der Gardiſten machte Weiteres unverſtändlich. Man kümmerte ſich überhaupt nicht um ihre Aeußerungen, und als Signor Medardo die vier fremden Pferde geſehen und zwei derſelben als die ketzeriſchen anerkannt hatte, ſchloß er kurz und bündig folgendermaßen:

— Zwei Mann bleiben hier, um ihn in Empfang zu nehmen, wenn er zurückkehrt. Zwei Mann durchſtreifen das Schotten-Viertel, zwei Mann das Wimmer-Viertel; zwei Mann begleiten mich. Mittelgroß iſt er; Haar kurz geſchoren und lichtbraun, Bart voll und blond, Geſichtsfarbe blaß. Vorwärts!

Unterdeſſen war der geſuchte Herr Hans mit ſeinem Begleiter über die Wallgrabenbrücke am Schottenthor hinausgeſchritten. Die Landſchaft lag im Morgenſcheine reizend vor ihnen, dunkel und ſchön begrenzt von dem Wiener Waldgebirge, welches hier nur eine halbe Stunde Wegs von Wien bis an die Donau gelagert iſt. Kein geſchloſſener Kranz von Vorſtädten hemmte, wie jetzt, den Blick; nur Weinberge und einzelne Anſiedelungen lagen zwiſchen der Stadt und dem Waldgebirge. So lag zur Linken der aus der Stadt Wandelnden ein mächtiges Wirthſchaftsgebäude, zum Freilehen der Edlen von Neuegg gehörig und dazumal der „rothe Hof“ genannt, an deſſen Stelle ſich noch heute das „rothe Haus“

erhebt. Noch andere ſolche Maierhöfe erheben ſich auf den alten Rieden der Alſerbreite und des Schottenbühels, und auch der ſpätere Glacisraum war mit Anſiedelungen, den Ueberreſten der alten, bei der erſten Türkenbelagerung zerſtörten Vorſtädte, bedeckt. Dieſelben hießen im Volksmunde „Lucken“, und führten von alten Hausſchildern wieder beſondere Namen. So waren die Gartenhäuſer auf dem Wege nach Schloß Hernals „Kater“ und „Roſenlucken“ geheißen. Als unſere beiden Wanderer an ihnen vorüber waren, ſahen ſie zu ihrer Rechten den großen Mariazeller Gottesacker, welcher in zwei Vierecke eingemauert war und auch der kaiſerliche Gottesacker genannt wurde. Weiter hinaus leuchtete ihnen, von der Sonne hell beſchienen, der Thurm von Schloß Hernals ſtrahlend entgegen.

Die Luft war friſch und kräftig, ſogar etwas ſcharf, wie dies zu allen Zeiten der Fall geweſen iſt in dem Wiener Becken, wo aus der Donauſchlucht in die ungariſche Ebene hinab immer ein lebhafter Zug ſtattgefunden hat. Die Lebensgeiſter werden dadurch geweckt, und Rudolph von Mitzlau unterrichtete den fragenden Starſchädel wortreich über die Situation alles deſſen, was ſie umgab. Namentlich auch über die zahlreichen Wandersleute, welche vor, neben und hinter ihnen in einer ſo gewiß gleichmäßigen Sittſamkeit einherſchritten.

— Das ſind lauter Proteſtanten, welche zum Gottesdienſte nach Schloß Hernals wandeln. Und ſeht Ihr, ſeht nur dort an der Mauerecke des Gottesackers den angelehnten Mann! Das iſt ſicherlich ein Aufpaſſer, welcher die vorübergehenden Leute zählt und ſich genau anſieht, um drin in der Stadt Bericht zu erſtatten, ſprach halblaut Mitzlau in Herrn Hans hinein, und ſtand dann plötzlich ſtill, Herrn Hans durch Feſthalten am Arme ebenfalls zum Stillſtehen nöthigend.

— Was iſt?

— Der Reiter da, der auf uns zukommt, wahrhaftig, er iſt's!

— Wer?

— Mein Vetter, Freiherr Helmhart von Jörger! und damit eilte er raſch des Weges dahin, um den Vetter zu begrüßen. Als Starſchädel nachkam, war der Austauſch erſter Begrüßungen ſchon vorüber, und Mitzlau ſtellte haſtig den neuen Freund vor, welcher die neueſten Mittheilungen aus Prag und auch einen Brief bringe von Ludmilla's Vater an die Tante.

Herr Jörger ſah ſehr freundlich vom hohen Roß herunter, und hieß den jungen Mann aus dem Reich willkommen. Auf meine Frau, ſetzte er hinzu, werdet Ihr ein paar Stunden warten müſſen. Ihr Nervenleiden iſt empfindlicher als je, und ſie hat eine ſchlafloſe Nacht gehabt. Vor Mittag wird ſie Niemand ſprechen können. Aber die jungen Herren können einmal fromm ſein und dem Gottesdienſte beiwohnen. Unſer neuer Prediger aus der Steiermark iſt ein guter Redner. Auch wird ſich's Ludmilla, die friſch und munter iſt, angelegen ſein laſſen, die Gäſte zu unterhalten. Ich ſelbſt muß nothwendig in die Stadt. Die Nachrichten über den Kaiſer ſtellen die Kataſtrophe für heute in Ausſicht. Da wird ſich denn raſch viel zutragen, und die Gleichgeſinnten müſſen ſich beſprechen. Auf Wiederſehen, Nachmittags!

Starſchädel griff bei dieſen Worten in die Bruſttaſche ſeines Wamſes, als wollte er etwas hervorholen. Ein Blick auf ſeinen Begleiter Mitzlau ſchien aber anzudeuten, daß er eine einſame Gelegenheit abwarten wolle, und ſo grüßte er wie dieſer den fortreitenden Freiherrn, und ſchritt mit Rudolph an dem berittenen Diener des Freiherrn vorüber auf Schloß Hernals zu. Plötzlich blieb er denn doch ſtehen und ſagte: Erlaubt einen Augenblick! Ich bin ſogleich wieder bei Euch. Ich hab' noch eine kleine Beſtellung vergeſſen an Euren Herrn Vetter!

Und damit ſprang er behende zurück, dem Freiherrn mit lauter Stimme nachrufend. Der Diener wiederholte den Ruf; der Freiherr hielt ſein Pferd an. Starſchädel trat dicht zu ihm, und ſo unſcheinbar wie möglich, gleichſam als ob er nur den Hals des Pferdes klopfe, reichte er ihm einen kleinen Zettel, auf welchem mit Bleiſtift g ſchrieben nur wenige Worte ſtanden. Dabei ſagte er halblaut: Vom Herrn von Loß! Da Ihr drin in der Stadt ſogleich Beſchlüſſe faſſen könntet, ſo iſt es rathſam, Ihr leſt dieſe Zeilen ſogleich.

Der Freiherr that dies, und ſchwang ſich ſogleich vom Pferde, ſeinem Diener winkend. Gut, daß Ihr nicht gezögert habt. Laßt uns zuſammengehen und unterrichtet mich. — Peter, führ' die Pferde langſam hinter uns drein. —

Vetter Rudolph, ich entführ' Dir unſern Gaſt. Gieb den Brief — ich bitte darum, junger Freund — an meine Frau draußen ab. Dann hat ſie ihn geleſen, wenn wir zurückkommen. — Da trag' ihn hin, Peter!

Und damit nahm er Herrn Hans, der ſeinen Brief eingehändigt, unter den Arm und ſchritt mit ihm der Stadt zu, die Leute, welche ſich ein wenig um die Gruppe angeſammelt, freundlich grüßend auf ihr zahlreiches „Guten Morgen, Herr Baron!“

Mitzlan war etwas betroffen, nahm den Brief vom Reitknecht, blieb eine Weile ſtehen, ſchüttelte den Kopf und ging dann langſam in ſeiner Richtung weiter.

Tartſch ſchüttelte ebenfalls den Kopf zu dieſer Umkehr ſeines Herrn nach der Stadt zu. Er hatte zwar den Einzug der Stadtguardia in den „Löwen“ nicht mehr geſehen, und wußte auch nichts von den Maßregeln der „rothen Feder“, aber es ſchwante ihm hartnäckig gefährlich Unheil von dieſem runden, enggeſchnürten Steinhaufen da drüben, auf welchen Herr Hans Arm in Arm mit dem Hernalſer Cavalier eben wieder zuſchritt. Kopfſchüttelnd trollte er ihnen nach.

Ihr Geſpräch ſchien vorzugsweiſe in einer Berichterſtattung Starſchädel's zu beſtehen, welche Freiherr Jörger nur durch einzelne Ausrufungen und kurze Fragen unterbrach. Die böhmiſchen Herren ſind feſt entſchloſſen, antwortete Starſchädel auf eine ſolche Frage, auf keinerlei Antrag, Verſprechen und Friedensvorſchlag einzugehen. Sie zweifeln an ſolchen Vorſchlägen und ſüßen Worten keinen Augenblick, wenn Ferdinand heute an die Regierung kommt. Sie kennen das, wie ſie ſagen, nur zu gut aus Erfahrung. Zeit, Raum und lange Hände will er gewinnen, um ſpäter deſto beſſer würgen zu können. Sie meinen über ſeinen Charakter unzweifelhaft im Klaren zu ſein. Ein Schüler der Jeſuiten, innerlich zäh und an ſeinen Beruf glaubend, werde er, wie in der Steiermark, nichts Anderes ertrachten, als die neue Lehre mit Stumpf und Stiel auszurotten. In dieſer Sicherheit wollen ſie handeln, unverzüglich handeln und unverrückt. Demgemäß möchtet Ihr auch Eure hieſigen Schritte einrichten. In allen Theilen Böhmens wird geworben. In einigen Wochen ſchon wird ein Kriegsheer beweglich ſein. Graf Thurn wird es führen, und, was die Hauptſache für Euch iſt, er wird es hierher führen. —

— Auf Wien?

— Direct gegen Wien. Darnach möchtet Ihr Eure Anſtalten treffen im Verein mit denen ob der Enns, wohin Herr Otto von Loß die genaue Auskunft an Tſchernembl in dieſen Tagen bringt oder ſchon gebracht hat. Graf Thurn ſetzt hinzu, Ihr möchtet, ſobald die Nachricht ſeines Kriegszugs verlautbart, in Wien überall ausſprengen, daß er über Budweis an die Donau herabkomme, um die Kräfte des Erzherzogs dorthin zu lenken.

— Er aber —.

— Er aber, ſetzte Starſchädel mit gedämpfter Stimme hinzu, werde geraden Weges über Iglau, Znaim, Laa und nach Einnahme der Wolfsſchanze, welche er zu überfallen gedächte, bevor die Kaiſerlichen ſtarke Beſatzung hineinlegen würden, durch die Donau-Auen in den neuen Werd drüben einrücken, die Schlagbrücke nehmen und den rothen Thurm ſtürmen —

— Leiſer!

Sie ſtanden vor der Wallbrücke am Schottenthor, und Tartſch faßte ſich ein Herz, ſeinen Herrn zu unterbrechen und vor dem Wiedereintritt in die Stadt zu warnen. Herr von Jörger fragte, ob etwas mit ihm vorgefallen ſei. Starſchädel erzählte ihm kurz Alles, was ihm von der großen Brücke draußen bis heute Morgen begegnet wäre, und daß es allerdings ihm gerathen ſcheine, der „rothen Feder“ und ſeinen Geſellen zunächſt ein wenig aus dem Wege zu gehen.

— Ach bewahre! ſagte der Freiherr. Das iſt untergeordnetes Häſchervolk. Die Kette reicht zwar hinauf, aber eben iſt jetzt die Sorge um wichtigere Dinge vorherrſchend. Auf eigene Fauſt wagt es die Stadtguardia nicht, in dieſem Alles in Frage ſtellenden Moment einen Cavalier zu ergreifen und zu verhaften. Dieſe Beſorgniß iſt übertrieben. Beſonders an meiner Seite. Sie fürchten uns ehrlich. Und ſie haben Grund dazu. Für unſere gemeinſame Angelegenheit iſt es aber hochwichtig, daß Ihr Eure Mittheilungen und Aufträge einem größeren Kreiſe vortragt, damit ſie ſogleich zur Richtſchnur unſeres Handelns dienen. Wir haben dieſen Vormittag eine Ausſchußconferenz beim Wildling unten auf der Seilerſpinnſtatt. Dorthin führ' ich Euch, wenn Ihr's erlaubt.

— Ich folge Euch, erwiderte Starſchädel entſchloſſen, und ſie ſchritten über die Brücke ins Schottenthor hinein.

Tartſch ſchüttelte ſich in Aerger und Unbehagen; aber es blieb ihm nichts übrig, als hinterdrein zu gehen. Er empfand nämlich auch, daß etwas gewagt werden müſſe für die „gute Sache“, um deren willen ſie ja doch daher gekommen, und der lange Freiherr, welcher da ſeinen jungen Herrn führte, machte ihm den Eindruck, als ſei er wohl Einer von denen, die von Bedeutung und an der Spitze ſein möchten. Die lange ſchlanke Geſtalt, welche ſich kerzengrade hielt, der vornehme Kopf, welcher angenehm lächelnd den zahlreich grüßenden Leuten dankte, die ſchönen Pferde, welche der Reitknecht nachführte, das Schloß draußen, wo den Glaubensgenoſſen der reine Gottesdienſt geboten wurde — Alles das imponirte dem Tartſch, und was er ſo im Nachgehen an einzelnen Worten aufgefangen, das deutete auf den Ernſt der Sache. Er ſchüttelte ſich und ſchritt reſolut hinterdrein.

Ueber die Freiung durch das enge Gäßchen des Heidenſchuſſes hinauf ging ihr Weg. Es war noch nicht gar lange her, daß hier am Heidenſchuſſe erſt die eigentliche Stadt begonnen, und die „Freiung“ noch draußen im „Freien“ belegen geweſen war. Ueber den „Hof“, den älteſten Fürſtenplatz Wiens, wo die Babenberger ihr Herrenhaus gehabt an der Stelle des jetzigen Hofkriegsgebäudes, durch die Bognergaſſe nach dem Graben ſchritten die drei Männer. Wien war damals — obwohl ſchon erweitert durch den Anbau der Freiung, des Grabens, des Kohlenmarktes, der Preiden- und Rathhausſtraße (jetzt Brennerſtraßen) — unvergleichlich viel enger, dunkler und verbauter als jetzt, und Luft wie

Licht war ihm ſehr ſpärlich zugemeſſen. Am Eingang der Bognergaſſe nach dem Graben zum Beiſpiele hatte der Freiherr nicht geringe Mühe, ſeinen Gaſt leidlich durch das Gedränge der Kirchengänger hindurchzubringen. Denn hier traten die Gebäude in finſterer Enge zuſammen. Die links einmündende Spänglergaſſe war durch ein Thurmthor abgeſperrt, welches das Peilerthor hieß; und den Zugang zum Graben und Kohlenmarkt verengte eine große Häuſergruppe. Der Graben, wo endlich die Sonne wieder zu finden war, und wo die Dreifaltigkeitsſäule noch nicht ſtand, geſtattete erſt wieder raſcheren Schritt bis zur Enge vor dem Roßmarkte, dem jetzigen Stock-im-Eiſen, und hier ſah Herr Hans zum erſten Male den Stephansthurm in voller Nähe und hielt Herrn Jörger einen Augenblick feſt, um an dem prächtigen Bauwerke hinaufzuſchauen.

Aber auch dieſer vielleicht ſchönſte Thurmbau Europas war damals arg verſtellt, und der jetzige Stephansplatz war viel geringer. Kirche und Thurm traten keineswegs wie jetzt frei an die Straße, ſondern eine ganze Linie von Häuſern, im Untergeſchoſſe mit Kramläden angefüllt, zog ſich davor. In einem Quadrat war die Stephanskirche rings verbaut und eingeſchloſſen, und vier Thore führten auf den Friedhof, welcher ſie umgab. Stephansfreithof war er geheißen. Hier vor demſelben fanden unſere Wanderer das Menſchengedränge, welches der kirchliche Feſttag herbeigeführt, undurchdringlich, und Freiherr von Jörger mußte das erſte Thor, das Neidhartsthor, zum Durchgang wählen. Weiter hinab gegen die Biſchofsgaſſe zum Meßnerthore war nicht durchzudringen. Dort nämlich ſollte ſpäter der Hauptactus des Feſtes ſtattfinden, und deshalb hatten ſich dort die Menſchen ſchon jetzt in dichten Schaaren aufgeſtellt. Dort wölbte ſich in damaliger Zeit ein Bogen von der Ecke der Biſchofsgaſſe hinüber zur Brandſtätte. Dieſer Bogen trug ein Stockwerk mit großen Fenſtern, und wurde der Heilthumſtuhl genannt. Aus dieſen Fenſtern ſollten um zehn Uhr dem andächtigen Volke die Heiligthümer der Domkirche, die reichgeſchmückten Reliquien, darunter ein Partikel des Kreuzes Chriſti, gezeigt werden. Die großen Fenſter waren jetzt ſchon mit Teppichen geſchmückt und mit den erſten Knospen von Weidenſträuchern.

Freiherr von Jörger wagte es nicht, in dem Gedränge eine ketzeriſche Bemerkung gegen ſeinen Begleiter zu machen, ſondern zog ihn in den Friedhof hinein, und über dieſen hinweg am Stephansthor vorüber, welches in die Singerſtraße hinausführte, gingen die drei Ketzer ſchweigend nach dem Leopoldsthor links hinüber in die große Schulenſtraße hinaus, ihren Weg nach der Seilerſtätte hinab in allmälig ſchnellerem Tempo verfolgend.

— Unſere Zahl hier iſt doch wohl noch ſehr gering? flüſterte endlich Herr Hans an menſchenleerer Stelle.

— Gering! antwortete halblaut der Freiherr. Der Bürgerſtand in Wien iſt unſere ſchwache Seite; der Herrenſtand iſt unſere Stärke.

Damit traten ſie auf die Seilerſtätte hinaus, ſo genannt von der Spinnſtatt, das heißt dem Arbeitsplatze, welchen die Seiler an Wochentagen hier hatten, und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein mit dem vollen Namen „Seilerſpinnſtatt" belegt. Dieſelbe hatte nur eine Häuſerreihe gegen die Stadt zu, von der andern Seite war die damals weit engere Gaſſe durch die kahle Stadtmauer ſelbſt begrenzt. Jetzt war es da unten einſam und ſtill. Nur der ſchwere Galopp einiger Pferde von der Wallfiſchgaſſe her unterbrach das Schweigen. Er näherte ſich, und der Freiherr ſagte:

— Das kann Einer von uns ſein. Richtig! Es iſt Thonradl.

Auf einem ſchweren Roſſe kam dieſer, ein ſchwerer dicker Herr, auf ſie zugeſprengt, winkte Herrn Jörger mit der Hand zu, hielt, wälzte ſich vom dampfenden Gaul herab, warf die Zügel dem abſpringenden Reitknechte zu, und rief mit lauter roher Stimme ihnen entgegen:

— Auſi, auſi, 's geht los! Damit klirrte er in das Haus hinein, zu welchem Jörger und Hans ebenfalls die Schritte gelenkt hatten.

Tartſch ward beordert, unten zu warten. Er ſetzte ſich auf einen Stein vor dem Hauſe und hatte das halb angenehme halb peinliche Gefühl, Mitſpieler in einem Stücke zu ſein, welches eben beginne, und deſſen ſehr wichtiger Verlauf doch gefährliche Folgen haben könne für die Mitſpieler, auch für die untergeordneten. In dieſer Stimmung beobachtete er die vier Reitpferde, welche an ihm vorüber hin- und hergeführt wurden — plötzlich fuhr er in die Höhe und zog ſich hinter die Hausthür zurück. Aus der Annagaſſe herab war das Piket der Stadtguardia, welches

Signor Medardo ſelber führte, in die Seilerſtätte einmarſchirt und kam auf das Haus zu, in welches er zurückgetreten. Tartſch erkannte die Feinde von geſtern auf der Stelle und auch den arg zugerichteten Anführer, deſſen rothe Feder in ſeinem Wamſe ſteckte und ſich zu bewegen ſchien. Wenigſtens bewegte ſich das Herz des alten Knaben unter derſelben ziemlich haſtig.

Er ſah durch die Angelſpalte der Hausthür, daß Signor Medardo bei den Reitknechten ſtehen blieb und ſie anredete. Dieſe ſchienen aber kurz angebunden zu erwiedern, und nachdem Medardo einen Moment lang, wie es ſchien unſchlüſſig, auf das Haus geblickt hatte, marſchirte er zu einiger Herzenserleichterung Tartſchens weiter, hinab nach der Gegend des Stubenthores. Tartſch, ſich langſam hervorwagend, ſah ihnen nach und wiſchte ſich plötzlich die Augen. Er meinte, ſie ſpiegelten ihm ein Luftgebilde vor; denn mitten in der engen Gaſſe, in welcher eben das Piket marſchirt war, ſtand deutlich die große viereckige Geſtalt des Bart-Conrad, drohende Zeichen machend hinter dem verſchwindenden Piket, luſtige Zeichen gegen Tartſch, der allmälig ganz vorgetreten war. Er war es wirklich, und näherte ſich langſam und behaglich dem Wildling'ſchen Hauſe, den neuen Freund Tartſch freundlich begrüßend. Auf Tartſchens Pantomime des Erſtaunens ſagte er lachend, wenn auch halblaut: Kein Mirakel, Herr Gevatter, kein Mirakel, wir kennen uns aus! Hier beim Wildling iſt unſer ſtilles Hauptquartier. Von hier kommen Morgens die Weiſungen — ſiehſt Du da hinten im Hofwinkel das Guckloch und ein paar Augen drin? Das ſind des Thürhüters Augen, des langen Jobſt. Dem entgeht nichts. Und der hat drei Buben, die tragen die Parole aus, und der jüngſte von ihnen war heut' Morgen bei mir. Ich ging gleich mit ihm, und ſchickt' ihn nebenbei in den „Löwen“, um zu erfahren, was da paſſirt ſei. Ein paar Kerle von der Guardia liegen d'rin und warten auf Deinen Herrn. — Oho! — Ja, Gevatter; und deshalb ſuch' ich Euch. Aber das war nicht leicht; bis mir am Peilerthor der Naſchmeiſter begegnete. Der hat Euch mit Herrn Jörger hier abwärts gehen ſeh'n. Da wußt' ich ſchon wohin, und folgte, mußte aber einen Seitenſprung machen vor dem Spion mit ſeinem Piket — er ſieht ſauber aus, nicht wahr? ſetzte er mit heller Lache hinzu, und zog Tartſch in den Hof des Hauſes zu dem Winkel mit dem Guckloche. Dies öffnete ſich mit ſeiner ſchmalen Thür, und ein baumlanger Menſch mit ſchmalen Schultern und einem faltigen, magern Geſicht ward ſichtbar und winkte. Das iſt der Jobſt! flüſterte Conrad. Wart' einen Augenblick, bis ich ihm Rapport erſtattet; dann ruf' ich Dich hinein, und wir frühſtücken. Ich bin noch nüchtern wie eine Winterlerche.

Nach etwa fünf Minuten rief ihn Conrad. Er wie Tartſch gedachten dabei nicht, daß die widerwärtige „rothe Feder“ nicht weit marſchirt, ſondern noch in der Nähe ſein könne. Und doch war dem ſo. Medardo wußte ſehr gut, was das Wildling'ſche Haus zu bedeuten habe. Er brachte ſeine Leute in einem Schuppen nahe beim Jacoberkloſter unter und poſtirte ſich ſelbſt ſo, daß er die Thür jenes Hauſes im Auge behielt.

Mittlerweile wurde Tartſch als Glaubensgenoſſe empfehlen und in die unſcheinbare Winkelklauſe des Wildling'ſchen Haushüters aufgenommen. Zunächſt ſchien es nur ein kleines Gemach zu ſein, in welchem Betten und Schränke den Platz aufs Aeußerſte verengten. Einer näheren Bekanntſchaft aber entwickelten ſich mannigfache Erweiterungen. Durch einen grünen Sergevorhang ging's in eine kleine Küche, und in dieſer zeigte die jetzt offene Thür eines Wandſchrankes in eine dämmrige Oeffnung, welche ſchwerlich zur Lüftung für Kleider oder Geräthe angebracht war. — Der lange Jobſt ſchüttelte Tartſch mit überraſchender Herzlichkeit und Heftigkeit die Hand, und ſeine Frau, ein ſchmales blaſſes Geſchöpf, brachte eilig ein Frühſtück auf den Tiſch, dabei mit ſichtbarer Achtung und Neugierde den verwitterten grauen Diener aus Sachſen betrachtend. Conrad hatte nämlich in aller Eile die Mittheilung gemacht, dieſer würdige Glaubensgenoſſe aus dem Reich ſei ein Landsmann des Dr. Luther, und ſein Großvater habe dieſem großen Religionsſtifter auf der Wartburg die täglichen Dienſte eines Kammerdieners geleiſtet. Dies hatte am Abend vorher Tartſch, deſſen Familienſtolz darin beruhte, dem Bart-Conrad im „Löwen" mitgetheilt, ehe dort die unruhigen Scenen losgebrochen waren, und es war dies allerdings geeignet, dem alten Knaben eine außerordentliche Theilnahme von denjenigen zuzuwenden, welche unter ſteter Bedrängniß und Gefahr dem lutheriſchen Glauben anhingen. Beſonders unter Leuten niedrigen Standes, denen ein geſchichtliches Herkommen ſtets ein gewiſſer Zauber iſt, ſowie ſie für jegliche geſchichtliche Darſtellung, betreffe ſie auch nur ein Ereigniß von geſtern, immerdar die gefälligſte Aufmerkſamkeit hegen. Je weniger ihr Verſtand ausgebildet iſt für abſtractes Denken, deſto begieriger ſind ſie, ſich allem dem hinzugeben, was vermittelſt der Phantaſie an ihre Denkkraft ſtreift. Tartſch war alſo für Jobſt und ſein Weib eine höchſt würdige und höchſt intereſſante Perſon, und ſie horchten mit athemverhaltender Andacht, als er erſt ausführlich das Aeußere und Innere ſeines Großvaters und alsdann das perſönliche Verhältniß deſſelben zu Dr. Luther ſchilderte. Der Angriff des Teufels namentlich, welchen Dr. Luther nach des Großvaters Bericht auf der Wartburg zu beſtehen hatte, war der Höhepunkt von Tartſchens Schilderungen. Sein Großvater ſei hinzugeſtürzt, als der Doctor mächtig geſchrieen und das Tintenfaß nach dem Teufel geworfen habe. —

— Er war aber fort, als der Großvater kam? fragte ſtöhnend und kaum verſtändlich Jobſt dazwiſchen.

— Wer?

— Der Teufel —

— Freilich! nur der Geſtank war zurückgeblieben, und die Tinte floß noch von der Wand über die Diele. Der Herr Doctor ſelbſt war, erſchöpft von dem Kampfe, rückwärts in den Lehnſtuhl geſunken.

Der Bart-Conrad brach in ein wieherndes Gelächter aus. Erſchrocken fuhren Tartſch und Jobſt mit ſeinem Weibe zurück, und fragten ſchweigend, blos durch Zeichen, was ihn anwandle.

— Am Ende glaubt Ihr nicht einmal an den Teufel? ſtöhnte endlich Jobſt.

— An den Teufel und ſeine Großmutter glaub' ich, entgegnete Conrad unter fortdauerndem Gelächter, nur nicht daran, daß ſie auf der Erde ſpazieren geh'n wie die Capuziner!

— Wie meint Ihr das? fragte Tartſch mit dem Tone eines Beleidigten.

— Tſchapperl, die Ihr ſeid! rief Conrad, immer noch lachend. Wenn Ihr Euch den leibhaftigen Teufel aufſchwatzen laßt, ſo müßt Ihr auch wieder an all' die Erſcheinungen und Wunder glauben, welche die Pfaffen aufſpielen, und welche wir endlich mit Mühe und Noth losgeworden ſind. Wunder iſt Wunder, hat mir neulich ein junger Calviner-Student aus Ungarn auseinandergeſetzt; Wunder iſt Wunder, mag's weiß ausſeh'n oder ſchwarz. Was man nicht mit Händen greifen kann, das kann man auch nicht zeigen, und was man nicht zeigen kann, das ſoll man Niemandem aufdisputiren, ſagte der Calviner. Und damit hat er Recht; und darin hatte er auch Recht, daß er ſagte: wir Lutherſchen wären eben noch halbe Katholiken, weil der Dr. Luther noch garſtig viel übernatürliches Zeug im Leib behalten und Zeit ſeines Lebens behauptet habe. Er ſei eben in der Jugend ein Mönch geweſen, ein Auguſtiner-Mönch, und davon ſei ihm Staub in den Haaren geblieben bis in den Sarg.

Eine peinliche Stille folgte auf dieſe Aeußerung.

— Seid Ihr ein Calviner? fragte endlich Tartſch mit erſichtlicher Bitterkeit.

— Das bin ich nicht. Bin als Augsburg'ſcher Proteſtant getauft, aber wenn ich ſtudiren könnt', möcht' ich mich wohl auf den Calviner 'nauswachſen —

— Davor behüt' Euch Gott! murmelte Jobſt.

— Das verſteht Ihr nicht! erwiderte Conrad ärgerlich. Ich komm' mehr herum als Ihr, und ſprech' mit geſcheidten Leuten. Beſonders im Budweiſer Kreiſe giebt's junge Leute, die vom Rhein ſtammen und aus der Pfalz 'rein kommen; die ſind, was man ſagt, richtig aufgeklärt und beweiſen Einem, daß die Apoſtel in der Schweiz, der Zwingli und der Calvin, die Lehre am reinlichſten ausgewaſchen haben. Da in der Schweiz hat's von Alters her nicht ſo viel Fürſten und Vornehme gegeben, wie bei uns, und da iſt der Reſpect den Leuten nicht ſo tief eingewachſen, und deshalb haben die Schweizer Apoſtel von Mutterleib aus nicht ſo viel Uebertriebenes geglaubt.

— Pfui, pfui, Herr Conrad! rief Tartſch in tiefem Baſſe dazwiſchen. Der Unglaube iſt ſo ſchlimm wie der Aberglaube, und der Calviner ſo ſchlimm wie der Päpſtliche.

— Ja, ja! flüſterten Jobſt und ſein Weib.

— Dummes Zeug! ſchrie Conrad. Ihr werdet's erleben. Dort von Böhmen wird's ausgeh'n. Wißt Ihr, wer König von Böhmen wird?! Der Kurfürſt vom Rhein wird's, der Pfalzgraf aus Heidelberg. Und der iſt ein Calviner — die jungen Leute im Budweiſer Kreiſe ſind ſeine Lerchen, die vorausgeflogen ſind — larifari! wir machen's hier in der Spelunke nicht aus, ſchiebt mir den Wein her, ich will frühſtücken ohne Kopfzerbrechen.

Die Andern ſchwiegen und ſahen ihn mißbilligend an. Der lange Jobſt beſonders litt darunter. Er war ein fanatiſcher Anhänger des Dr. Luther, und hatte in der Dunkelheit ſeines Hofſtübchens Frau und Kinder im Cultus des Dr. Luther eifrig unterrichtet. Es war ihm doppelt unangenehm, daß ſeine Frau dergleichen gehört hatte, und er war nur froh, daß die Buben auswärts waren. Im Grunde aber hatte er einen verſöhnlichen Charakter und war zu Thränen geneigt. Während alſo Conrad kaute und ſchlürfte, vertiefte ſich ſein etwas hypochondriſches Weſen in die religiöſen Gedanken, welche ſeinen Hausſchatz bildeten, und er hob endlich, indem er mit überfließendem Auge zu ſeiner Frau aufſah, das Glas voll Wein, welches vor ihm ſtand, und nickte der ebenfalls weinenden Ehehälfte zu. —

— 's iſt recht, Jobſt' ſchluchzte dieſe.

— Nicht um's Trinken iſt mir's, ſprach er leiſe mit thränenweicher Stimme, aber um dem lieben Gott zu danken, daß er uns den frommen Doctor in Sachſen erweckt hat, der uns das Blut des Herrn, den Kelch beim Abendmahle, wieder erobert hat. —

— So ſprechen die Calixtiner unter den Huſſiten! ſtieß Conrad mit vollem Munde hervor.

— Mich durchſchauert's immer, fuhr Jobſt fort, ohne die Zwiſchenrede zu beachten, wie ein himmliſches Fieber, wenn ich in der Stille den Wein vor mir ſehe. Gott beſchütze uns!

Dabei nippte er, in volles Weinen ausbrechend, von dem vollen Glaſe und reichte es ſeiner Frau, während Tartſch ihm die linke Hand krampfhaft drückte.

— Wein iſt Wein, rief mit grellem Tone Conrad, und er ſtellt nur vor, ſagen die Calviner, was Ihr d'raus macht. Wohl bekomm's!

Und dabei leerte er das Glas mit einem Zuge. — Die Erwiederung hierauf wurde grell abgebrochen durch ein heftig knarrendes Geräuſch hinter dem Vorhange. Frau Jobſt eilte hin und ſah ihren älteſten Buben aus dem Küchenſchranke, welcher alſo wirklich als Thür ins Innere des Hauſes benützt wurde, hervorpoltern.

— Sie gängen auffi! rief er, ehe er noch ganz heraus war aus dem Schranke.

— Schon?! ſprach Jobſt, indem er auffuhr und nach der Thür eilte, welche in den Hof führte.

— 's iſt 'ne Poſt gekommen vom Landhauſe, ſprach der haſtig eintretende Knabe.

— Vom Landhauſe?! wiederholten gleichzeitig Conrad, der ebenfalls aufgeſprungen war, und Jobſt, welcher nun raſch ſeinen langen Leib über den Hof in den vorderen Hausflur ſchob, um den abziehenden Herren Cavalieren dienſtfertig zu ſein. Conrad und Tartſch folgten. Und in der That ſahen ſie, noch ehe ſie bis in den Hausflur gelangt waren, daß die Cavaliere, wohl zehn an der Zahl, haſtig die Stiege herabdrängten, und hörten, daß die von Jörger und Thonradl nach ihren Pferden riefen.

Jobſt machte ſich heftige innere Verwürfe, daß er in ſeiner andächtigen Rührung ſeine Schuldigkeit verſäumt und den Boten verpaßt hatte, welcher doch durch den Hausflur einpaſſirt ſein mußte, und ſtachelte ſich jetzt zu den längſten Schritten, um beſonders Herrn von Jörger's Pferde ſchnell herbeizuſchaffen.

Freiherr von Jörger ſelbſt, welcher ſich ſtets durch eine gewiſſe Ruhe und ein würdevoll heiteres Ausſehen hervorthat, ſchritt eben Arm in Arm mit Hans von Starſchädel aus dem Hauſe, und ſagte zu dieſem: 's iſt ein ohnmächtiger Verſuch der katholiſchen Landſtände, uns mit einem voreiligen Beſchluſſe zu überrumpeln. Es könnte ihnen auch ohne uns ſchwerlich gelingen, denn ſie ſind ſo in der Minderheit, daß ſie kaum die zu einem Beſchluſſe nöthige Anzahl zuſammenbringen. Aber beſſer iſt es doch, wir eilen hin. Auch ein Formſtreit über die nöthige Anzahl wäre jetzt hinderlich. Ich erſuche Euch alſo, junger Freund, welchem wir für die wichtigen und ſo einleuchtend vorgetragenen Mittheilungen Alle verpflichtet ſind, mich in dieſem Augenblicke zu entſchuldigen. Ich hätte Euch gern ſelbſt in meinem Hauſe eingeführt, und muß mich nun damit begnügen, Euch erſt in ein paar Stunden dort begrüßen zu können. Natürlich bitte ich Euch aber als meinen werthen Gaſtfreund trotzdem, ſogleich mein Hernals zum Ziele Eures Wegs zu machen. Meine Frau wird ſich ſehr freuen, Euch zu empfangen. Alſo auf baldiges Wiederſehen!

Dabei ſchwang er ſich in den Sattel und ritt nach der Annagaſſe hinauf. Thenradl hatte desgleichen gethan, und die Fußgänger hatten dieſelbe Richtung eingeſchlagen.

Herr Hans, Tartſch, Conrad und Jobſt blieben allein vor der Hausthür zurück. Herr Hans, mit gutem Ortsſinne begabt, ſah ſich um und erkannte, daß er ſich nach der andern Seite, daß er ſich links zu wenden habe, um denſelben Weg nach Hernals zu treffen, auf welchem er hergekommen war. Das Uebelſte, was er thun konnte! Zunächſt weil er gerade auf die Gegend zuſchritt, wo Signor Medardo höchſt wahrſcheinlich noch im Hinterhalt ſteckte, und dann weil er auf dieſem Wege durch die Stadt die Menſchenmaſſen durchſchneiden mußte, welche in den Straßen um den Stephansdom zur religiöſen Feier verſammelt waren. Aber weder er noch Tartſch, welcher mit beredſamem Händedrucke vom braven Jobſt ſchied, ahnten etwas von einem Hinterhalte, und der Bart-Conrad, welcher unberufen mit ihnen ging, dachte entweder nicht mehr daran, oder hatte in ſeinem dreiſten Uebermuthe nichts dagegen, daß eine lärmende Begegnung auf der Straße entſtünde. Der wilde Patron ſchien faſt darauf auszugehen, daß ein offener Ausbruch in der Stadt Wien endlich einmal zu Stande käme. So ſchlenderte er, ſcheinbar ſorglos, neben Tartſch hinter Starſchädel her, welcher in der Richtung des jetzigen Jacoberhofes, damals zu dem Nonnenkloſter gleichen Namens gehörig, voranſchritt. Die Gegend dort war ziemlich wüſt. Nach dem Wall hinüber ſtanden nur vereinzelt ein paar kleine Häuschen, in welchen gemeine Schänkwirthſchaften gehalten wurden. In einem dieſer Häuschen hatte Medardo ſeine Leute untergebracht, und zufällig war er eben auch ſelbſt in die Schänkſtube getreten, als Herr Hans vorüberſchritt. Das Glück ſchien alſo den ſogenannten Ketzern günſtig zu ſein, und Herr Hans hatte noch die gute Idee, nicht in die enge Schulenſtraße einzubiegen, obwohl er ganz gut ſah, daß er dort herabgekommen. Er meinte die Menſchenmaſſe oben vermeiden zu können, wenn er über die Richtung des Stephans ein wenig hinaus eine Parallelſtraße einſchlüge. So ging er bis zur breiteren Wollzeil, und in dieſer erſt wendete er ſich aufwärts. In dem Augenblicke aber, da er dies that, kam auch Medardo wieder aus dem Schänkhäuschen hervor und erkannte den Bart-Conrad, welcher mit Tartſch etwas zurückgeblieben war.

— Fertig gemacht! Vorwärts! rief er ſogleich in die Schänkſtube zurück, und ein paar Minuten ſpäter marſchirte er mit ſeinen Gardiſten beflügelten Schrittes nach der Wollzeil hinüber.

Glücklicherweiſe ſetzte ſich Hans von Starſchädel in einen lebhaften, weitausgreifenden Schritt. Nicht weil er eine Ahnung gehabt hätte von der Gefahr, welche hinter ihm nahte, ſondern weil er eben unſicher war, ob der dreiſt erwählte Weg in fremder Stadt zum rechten Ziele führen werde. Der Menſch pflegt in ſolchem Falle doppelt zu eilen, um bald ins Sichere zu gelangen. Als er auf die Höhe der bergan ſteigenden Straße kam, ſah er, daß der Ausgang derſelben mit Menſchen angefüllt war. Reicht der öffentliche Gottesdienſt, dem Du ausweichen gewollt, bis daher? ſprach er ärgerlich vor ſich hin und blieb ſtehen. Sieh zu! ſprach er weiter und ging noch raſcher vorwärts. So kam er gegen das Ende der Wollzeil, wo dieſe in die Biſchofsgaſſe mündet, und konnte nun nicht mehr verkennen, daß dem ſo ſei. Die Menſchenmaſſe ſtand dort undurchdringlich, dicht wie eine Mauer, und ſah erwartungsvoll hinauf nach dem Heilthumsſtuhle, welcher mit ſeinem Bogen die Biſchofsgaſſe von dem Stephansplatze trennte. Dort oben an den Fenſtern des Bogens war jetzt die hohe Geiſtlichkeit erſchienen, um die heiligen Reliquien dem andächtig harrenden Volke zu zeigen. Das geſchah in dieſem Augenblicke. Man hörte bis dahin, wo Herr Hans betroffen ſtille ſtand, das Glöcklein läuten, und die Menſchen ſanken auf dies Zeichen ſämmtlich in die Kniee. Hans wich einige Schritte zurück. Mitzuknieen widerſtrebte ſeinem religiöſen Glauben, und doch widerſtrebte es auch ſeinem Gefühle, den gläubigen Leuten, welche niedergeſunken waren vor dem, was ihnen heilig, ein Aergerniß zu geben. Sein Auge ſuchte nach einem Seitengäßchen oder einem offenen Hausthor. Letzteres erblickte er, und er ſchritt darauf zu. Der Bart-Conrad aber und Tartſch, welche durch ſein Stillſtehen vorausgekommen waren, ſahen dieſe Ceremonie mit ganz anderen Empfindungen an. Beiden war ſie ein Act des Aberglaubens, und namentlich Conrad ſchritt frech bis unter die Knieenden, als ob er links um die Ecke den Heilthumſtuhl ſelbſt und die, wie er meinte, ſogenannten Reliquien erblicken wollte. Es entſtand ein Gemurmel unter den Knieenden, und Kappe abziehen! Kappe abziehen! rief man von mehreren Seiten. Conrad machte eine höhniſche Bewegung mit der Hand. Tartſch verſtand vielleicht gar nicht, was gemeint ſei, und ſo blieben beide bedeckten Hauptes ſtehen, bis ihnen von einigen entrüſteten Bürgern die Kappen vom Kopf geriſſen wurden, als die Kniebeugung zu Ende war und die Menge ſich erhob. Conrad ließ ſich das nicht ruhig gefallen, ſondern wehrte ſich und ſchalt mit rohen

Worten. So entſtand Tumult und Geſchrei, und die Uebelthäter wurden in die Wollzeil zurückgedrängt, als eben Signor Medardo mit ſeinen Leuten ankam, und Herr Hans aus ſeinem Hausthor vorgetreten war, um ſeinem Diener Nachgiebigkeit und Entfernung anzubefehlen. Nehmt die frechen Ketzer feſt! — Guardia, feſtnehmen! ſchrie man von allen Seiten, und Medardo, dem nichts Erwünſchteres begegnen konnte, legte ſeine Hand kurzweg auf Starſchädel's Schulter, und befahl ſeinen Leuten, dieſen Glaubens- und Friedensſtörer flugs zu verhaften. Das iſt nicht der Rechte! Die dort! Die dort! ſchrie man. Medardo aber ließ ſich nicht ſtören, und befahl ſeinen Leuten von neuem daſſelbe, hinzuſetzend im Commandotone: Kehrt! Vorwärts!

Inmitten der Guardiſten, welche ihm die Piken an den Leib hielten und jeden Widerſtand unmöglich machten, ward Herr Hans die Straße abwärts fortgedrängt. Bringt die Andern nach auf die Stadtſchranne! ſchrie Medardo noch, auf das Gedränge deutend, in welchem Conrad und Tartſch ſich nachdrücklich ihrer Gegner zu erwehren ſuchten. Auf die Schranne mit den Ketzern! ſchrie die entzündete Menge, während Medardo ſeine Leute mit dem Gefangenen in ein Haus dirigirte, welches einen Durchgang hatte nach dem Lugeck hinüber, von wo er hoffen konnte, mit leichterer Mühe den Hohen Markt erreichen zu können. Auf dem Hohen Markte nämlich ſtand das Gerichtshaus gemeiner Stadt Wien für peinliche Sachen, von ſeinem Entſtehen bis in die jüngſte Zeit unter dem Namen „Schranne“ bekannt.

V.

Rudolph von Mitzlau befand ſich während dieſes gefährlichen Ereigniſſes, welches ſeinen jungen Freund Hans ins Gefängniß ſtürzte, ſehr angenehm. Auf dem Schloſſe Hernals war er von ſeiner Couſine Ludmilla äußerſt munter empfangen worden. Sie hatten einander in früheſter Jugend mehrmals geſehen. Einmal in Schleſien und einmal in Wien. Ludmillens Vater, der Freiherr von Leß, hatte in drei Ländern Güter: in Böhmen, in Oeſterreich und in Schleſien. Er beſuchte als ſorgfältig regierender Herr alljährlich jedes ſeiner Güter und nahm gern ſeine älteſte Tochter Ludmilla mit ſich auf dieſe Reiſen. Er hatte nur zwei Töchter und liebte ſie zärtlich. Vielleicht darum doppelt, weil er die geliebte Gattin bald nach ihrem zweiten Kindbette durch den Tod verloren hatte. Deshalb trennte er ſich nicht gern auf längere Zeit von beiden, und das Bereiſen ſeiner Güter nahm ſtets längere Zeit in Anſpruch. Auf ſolche Weiſe war Ludmilla, obwohl erſt achtzehn Jahre alt, ſchon viel herumgekommen in der Welt, und hatte ihr ohnedies friſches Mädchenweſen eigenthümlich gekräftigt. Sie hatte bei aller Mädchenhaftigkeit etwas Dreiſtes und Unternehmendes. Der Vater hat in ihr einen Sohn erziehen wollen, welchen ihm das Schickſal verſagt hat! pflegte Herr von Jörger bei Ludmillens lebhaften Aeußerungen ſeiner Frau zuzuflüſtern. Dieſe Bezeichnung traf indeſſen doch nicht das Richtige. Freiherr von Leß hatte dies gar nicht beabſichtigt, wenn er auch ein herzhaftes Weſen an ſeinem Kinde gern ausbilden mochte; und Ludmilla war ganz und gar ein Frauencharakter geblieben, wenn ſie auch gern ritt und jagte und ſo dreiſt wie fröhlich mit aller Welt verkehrte.

Sie hatte im Gegentheil die ſchönſte Anlage zû einem echt weiblichen Fehler mehr und mehr entwickelt: die Anlage zur Koketterie. Doch nein! Dies Wort iſt zu ſtark. Die Luſt, zu gefallen, iſt ja etwas ganz anderes, als die Sucht, zu gefallen. Für Gefallſucht war ſie zu ſtolz, und die Luſt am Gefallen erwuchs aus ihren beſten Eigenſchaften und Kräften. Sie wollte voran ſein in allem Möglichen, nicht bloß im Aeußerlichen, auch in höheren und ſchwereren Dingen. Sie war gut unterrichtet und zeigte ſtets ein Bedürfniß, ihren Unterricht und ihre Kunſtfertigkeit zu erweitern. Es ließ ſie nicht ruhen, wenn ſie einem überlegenen Menſchen begegnete, bis ſie den Grund ſeiner Ueberlegenheit entdeckt und ſich nach Kräften angeeignet hatte.

Auf dieſen Grundnoten ſpielte denn auch jetzt die Unterhaltung mit ihrem ſchönen Vetter Rudolph, welcher in allem, was Weltläufigkeit, Geſellſchaftsform, Tracht und Mode betraf, ebenſo zu Hauſe war, wie im Bereiche der leichteren ſchönen Künſte, beſonders in der Muſik. Sie waren in einem großen Gemache, vor deſſen Fenſtern das Kahlengebirge im Sonnenſchein ganz nahe ausgebreitet lag, und ihr Verkehr war heiter bewegt, von einem Thema auf das andere ſpringend, bald am Fenſter vor der ſchönen Ausſicht, bald am andern Ende des Saals vor einer Harfe, mit welcher Ludmilla ein neues, vom Vetter artig geſungenes Lied begleitete, bald in einem andern Winkel des Gemachs, wo ein Bild aufgeſtellt war nach Lucas Cranach, eine Familienſcene der Reformatoren in Wittenberg darſtellend. Vor dieſem Bilde trat eine Pauſe und ein etwas greller Uebergang in die Unterhaltung, welche bis jetzt raſch und ſprunghaft, ein Thema nach dem andern berührend und ſchnell erledigend, vorübergegangen war. Es ſchien, als ob Ludmilla Alles erſchöpft glaubte, was ſie vom eleganten Vetter zu erfahren und ſich anzueignen wünſchte, und ſie hielt plötzlich inne in der Rede, langſam in die Mitte des Saales ſchreitend. Bisher leicht und munter, war das bewegliche Antlitz auf einmal ernſt, der geſchmeidige Körper feſt und ruhig geworden. In weiße Seide gekleidet, einen kleinen Handſpiegel in der Hand, welchen ſie unter verſchiedenen Winkeln dem Bilde zugehalten hatte, ſtand ſie jetzt ſelbſt wie ein geheimnißvolles Bild da. Ihr Kopf wendete ſich langſam nach dem etwas erſtaunten Vetter zurück, und ihr großes braunes Auge blickte unverwandt auf ihn. Dies Auge, meiſt beweglich und ſehr mannichfach in ſeinem Ausdrucke, war jetzt feſt und ſtill. Man konnte wohl ſonſt demſelben ein wenig das vorwerfen, was man falſchen Blick nennt, ein klein wenig, und nur eben ſo viel, als erfahrene Kenner weiblicher Schönheit beſonders gern haben, weil ſich ein ſchalkhaftes und doch ſtarkes ſinnliches Leben reizend dadurch verrathe. Davon war jetzt nicht die geringſte Spur vorhanden.

Auf ihren Wink näherte ſich der Vetter mit fragendem Blick. Die Pauſe verlängerte ſich dennoch. Endlich ſagte Ludmilla:

Kgl Univ Bibl
Berlin

— Wie ſteht es denn, Vetter, um Euren kirchlichen Uebertritt? Ihr habt ihn ja ſchon vor langer Zeit meinem Vater angekündigt. Iſt er endlich vollzogen?

— Innerlich längſt; aber um meine Mutter zu ſchonen, hab' ich ihn äußerlich noch immer vertagen müſſen.

— Du ſollſt aber Gott mehr gehorchen als den Menſchen! ſagt die Schrift.

— Ja, iſt denn das äußerliche Bekenntniß mehr werth als das innerliche?

— Das kommt auf Zeit und Umſtände an.

— Iſt denn der Seelenfrieden einer alten Mutter nicht Umſtand genug?

— Und iſt denn eine Zeit nicht gebieteriſch genug, in welcher die Heereshaufen ſich offen theilen, und in welcher Alles darauf ankommt, öffentlich Zeugniß abzulegen? Iſt eine geliebte Perſon wichtiger, als eine heilige Sache?

— Es ſteht einer liebenswürdigen jungen Dame wunderlich an, die Liebe zu einer menſchlichen Perſon ſo kurzweg zur Nebenſache zu machen! verſetzte Herr Rudolph mit einer leichten Verbeugung und einem nicht unintereſſanten Lächeln.

Und er hatte ſich nicht geirrt mit dieſer Wendung. Ueber das feine und doch volle Geſicht Ludmilla's flog wie ein Lufthauch eine plötzliche Erheiterung; die vollen Lippen öffneten ſich wie unwillkürlich um eine Linie, und überließen den glänzenden kleinen Zähnen den Anſchein eines beginnenden Lächelns. Dies ſchöne Geſchöpf, begabt mit einem ſo geſchmeidigen wie kräftigen Mädchenleibe, welcher die Sinnlichkeit herausfordern und doch gewiß nicht verleugnen konnte, dies reich und mannichfach ausgeſtattete Mädchen war offenbar von der Natur nicht berufen, den Gedanken der etwas nüchternen proteſtantiſchen Einfachheit in dieſer Menſchenwelt zu vertreten. Sie raiſonnirte nur eben mit dem Gedankengange, welcher in ihren Kreiſen herrſchend war. Hätte ſie zur Zeit der Kreuzzüge gelebt, ſie würde mit dem Gedankengange ſchwärmeriſcher Hingebung raiſonnirt haben, und dieſer hätte ſich am Ende natürlicher ausgenommen für ihr Weſen, welches für Abwechslung und phantaſtiſchen Schwung noch reichlicher ausgerüſtet ſein mochte. Deshalb ſind diejenigen Menſchen die glücklichen, deren Naturell zu dem Geſchmack der Epoche paßt, in welche ihre Lebenszeit hineingerathen iſt.

Ludmillens Naturell neigte erſichtlich zu der Bemerkung hin, daß perſönliche Liebe immer beachtet ſein müſſe, und ſie ſprang ab von der ernſten Frage, indem ſie nach kurzem Stillſchweigen ſagte:

— Ihr ſeid im Grunde leichten Sinns, Herr Vetter, und unterſcheidet Euch dadurch von dem — von den jungen Männern in Prag, welche vergangenen Winter unſer Haus beſuchten.

— Ich ſchmeichle mir, erwiederte Rudolph, welcher ſein Fahrwaſſer unverhofft vor ſich ſah.

— Oho!

— Ja, ich ſchmeichle mir. Es wird eine Sauertöpfigkeit unter uns Mode, die das Bischen Leben unſchmackhaft macht. So bin ich mit einem jungen Manne, der direct aus

Prag kam, geſtern in Wien eingeritten, und ich kann mir nicht verleugnen, daß die ewige Ernſthaftigkeit ſolch eines Jünglings, wie reſpectabel ſie übrigens ſein mag, etwas Beengendes, ja Lähmendes für mich hat.

— Aus Prag? Wie hieß er?

— Er iſt nicht aus Prag. Er kam nur von dort. Er iſt aus dem Reiche.

— Dunkelblond? Nur von mittlerer Größe? fragte Ludmilla haſtig, und ihre Wange röthete ſich

— Ganz recht. Glaubt Ihr —?

— Wie heißt er?

— Hans von Starſchädel. Kennt Ihr ihn?

— O ja, ja. Er war in Prag bei uns, ſetzte ſie ſichtlich erregt hinzu.

Herr Rudolph, von dieſem Antheil betroffen, wollte eben weiter fragen, da öffnete ſich die Thür, und Herr und Frau von Jörger traten ein, ihren Gaſt zu begrüßen. Er war ſoeben aus der Stadt heimgekehrt, und ſie entſchuldigte ſich freundlich bei dem Vetter, daß ihr Unwohlſein ſie den ganzen Vormittag an ihr Zimmer gefeſſelt habe. Sie war auch wirklich ſehr blaß, und die feine, ſchlanke Geſtalt verrieth ein ſehr empfindliches Nervenleben, welches jede Aufregung zu ſcheuen habe. Dem konnte man es zuſchreiben, daß ihre Begrüßung des Vetters bei aller Freundlichkeit doch jenes herzlichen Entgegenkommens entbehrte, welches man ihr zutrauen mußte, wenn man ihren Verkehr mit ihrem Gatten und mit Ludmilla beobachtete.

Ein heftig polterndes Geräuſch vom Hofe herauf ſtörte die Begrüßung. Herr von Jörger öffnete raſch die Mittelthür des Saales, welche in ein Zimmer nach dem großen Hofe führte. Denn von dort ſchien der Lärm zu kommen.

Das Schloß Hernals lag da, wo im heutigen Stadtorte Hernals das Inſtitut für Officierstöchter ſteht, ein Reſt des damaligen Herrenhauſes, des eigentlichen Schloſſes. Nach Nordweſten vor dem Schloſſe, alſo abgewendet von Wien, lag der Haupthof, links und rechts durch niedrige Häuſer flankirt und durch ein Thorhaus geſchloſſen. Vor dem Thor ein tiefer Graben, welcher um alle Gebäude und einen Garten herumlief und auf der Gartenſeite innen durch hohe Erdwälle eingerahmt war. Ueber den Graben eine Brücke aus ſtarken Eichenbohlen. Den Eichenbohlen dieſer Brücke ſchrieb Herr von Jörger das Gepolter zu, welches ihn aufgeſtört hatte. Stürmiſch ankommende Reiter mußten es verurſacht haben, und da die drohende politiſche Zeit jeden Augenblick irgend etwas Plötzliches bringen konnte, ſo öffnete er mit einer Haſt, welche ihm ſonſt nicht eigen war, das Fenſter. — Richtig! Zwei Reiter ſprangen unten von den dampfenden Pferden und riefen den aus den Ställen herbeieilenden Kutſchern und Pferdeknechten zu: wo die Herrſchaft ſei, und ob der Freiherr zu Hauſe wäre.

— Hier iſt er. Was wollt Ihr? rief Herr von Jörger hinab.

— Euer Gnaden auf der Stelle ſprechen! rief der Eine.

— Um Gotteswillen gleich! ſchrie der Andere.

— Kommt herauf! entgegnete der Hausherr, welchem man anſah, daß ihn der Beſuch nicht angenehm überraſchte. Er hatte den einen der Reiter erkannt, den Bart-Conrad nämlich, und dieſer Glaubensgenoſſe war dem Hernalſer Freiherrn, dem Patron der Wiener Evangeliſchen, keine willkommene Erſcheinung. Das Wilde und Herausfordernde an ihm war dem geſitteten und in allen Dingen mäßigen Freiherrn aus vielen Gründen zuwider. Unerfreuliches in unerfreulicher Form beſorgend, ſchritt Herr von Jörger auf den Vorſaal hinaus und rief den Heraufeilenden entgegen:

— Ruhig, ruhig und langſam! Was treibt Euch? Der Mann blutet ja! Was iſt ihm widerfahren? Wer iſt's? Redet langſam, Conrad.

— Freiherrliche Gnaden, er iſt der Diener des Cavaliers aus dem Reiche —

— Des Herrn von Starſchädel?

— Ja! erwiederte Tartſch mit gedämpfter Stimme, denn er war in convulſiviſcher Aufregung, und um ſo erſchreckender ſetzte er laut und heftig hinzu: Man hat meinen jungen Herrn ins Gefängniß geſchleppt!

— Wie?! rief der Freiherr und ſeine Frau und Herr von Mitzlau, und beſonders lebhaft Fräulein Ludmilla, welche ſämmtlich Herrn von Jörger auf den Vorſaal gefolgt waren. Erzählt's in Ordnung! ſprach der Freiherr.

Conrad that das, und machte gar keine Umſtände über das, was er für die Veranlaſſung hielt: über den „Dienſt mit Götzenbildern, vor denen ſie ſich nicht gebeugt hätten“. —

— Du biſt ein Unband, der nicht Zeit noch Ort zu wählen weiß, und ſeinen Glaubensgenoſſen die ärgſten Verlegenheiten bereitet! rief der Freiherr ärgerlich dazwiſchen.

— Das war's ja gar nicht, lieber Herr, was meinen armen Junker ins Unglück geſtürzt hat, entgegnete Tartſch. Er war ja hinter uns, und hatte nichts mit unſerm Streit zu thun. Der Kerl von der Garde, wie ſie's nennen, der uns ſeit geſtern Abends verfolgt, hat ihn ohne Grund erfaßt und fortgeſchleppt. —

— Die „rothe Feder“, Herr Baron, der Medardo, der Jeſuitenknecht, der Zuträger des Pater Norbert! Ich ſah's gerade noch im letzten Augenblicke, als ſie ihn ins Haus ſtießen, und ſchrie's dem Manne hier zu. Wir hatten ſelber ein Dutzend Papiſten auf dem Halſe und an den Schultern, die uns unter die Beine bringen wollten. Aber wie wir merkten, was dem jungen Herrn paſſirte, da merkten wir auch, was die Hauptſache ſei, und da wurden wir beide des Teufels, und ſchlugen links und rechts nieder, und hinterher ging's, haſt du nicht geſeh'n! auf das Lugeck hinaus und über den Lichtenſteg zum Hohen Markte hinauf, ins Landskrongaſſel hinein! Aber wir waren halt nur Zwei, und der Athem wurde kurz; wir kamen doch zu ſpät oben an, krach! ſlog die eiſerne Thür zu, und der Junker ſteckte d'rin, und wir hatten Noth genug, in die Salvatorgaſſe hinüberzukommen und die Fiſcherſtiege hinunter nach dem „weißen Löwen“. Da haben wir flink des Junkers Pferde geſattelt, und ſind herausgeſprengt, damit der proteſtantiſche Freiherr helfen könne bei Zeiten —

— Helfen! rief der Freiherr abſchmeckend. ???

— Um Gotteswillen, lieber Herr, ſtöhnte Tartſch, helfen, helfen! Und gleich! Mein Junker — und dies ſetzte er leiſe hinzu, indem er ganz nahe an den Freiherrn trat — mein Junker hat wichtige Papiere bei ſich; es kann Unglück entſtehen über's ganze Reich hinaus!

Der Freiherr ſchwieg eine Weile. Alle blickten auf ihn. Endlich ſagte er in ganz ruhigem Tone, die Worte an ſeinen Reitknecht richtend:

— Die Pferde des ſächſiſchen Junkers ſind einzuſtallen und zu verſorgen. Dieſer ſein alter Diener — indem er auf Tartſch deutete — bleibt bei ihnen und ſpeiſt an Eurem Tiſche.

— Sonſt nichts? murmelte Conrad vor ſich hin.

— Lieber gnädiger Herr! ſprach Tartſch mit einer Stimme, welche dem Schluchzen nahe ſchien, und hob die gefalteten Hände zu ihm empor.

— Geduld! entgegnete der Freiherr. Ich bin nicht ſo mächtig. Was möglich iſt, wird von ſelbſt geſchehen.

— Möglich iſt Alles, wenn man die Courage hat, Herr Baron! Aber daran fehlt's. Wir laſſen uns drücken und drücken, und wenn endlich die Gelegenheit kommt, die Stricke zu zerreißen, da ſehen wir uns erbärmlich um, wie kleine Kinder, ob nicht ſonſt Jemand helfen will —

— Conrad!

— 's iſt wahr! fuhr dieſer gegen den drohenden Ausruf Herrn von Jörger's nur noch zorniger fort. Wir ſind in Wien eine große Gemeinde, und wir thun, als ob wir von Kindsbrei zuſammengebacken wären. Die Böhmaken, denen wir ſonſt nicht viel zutrauen, fangen an wie's heilige Donnerwetter. Aber wir ſperren 's Maul dazu auf, weiter nichts. Wozu haben wir denn Arm' und Beine?! Wozu iſt denn jetzt Alles in Wien wie vor den Kopf geſchlagen, weil der alte Kaiſer im Sterben liegt und der Steiermärker d'ran kommen ſoll, dem keine Katz, auch keine kathol'ſche, wenn ſie nicht im Jeſuiter-Collegium mauſt, was Gutes zutraut? Wozu denn, wenn wir uns immerfort hinter den Ofen verkriechen ſollen?! Jetzt ſollen wir losgeh'n, ſag' ich!

— Conrad!

— Und heut' Nacht ſoll's losgeh'n, ſag' ich. Ein Stücker Hundert bring' ich z'amm bis zum Finſterwerden, und vor die Schranne zieh'n wir und ſchlagen die Thüren ein, und holen den Junker heraus mit Haut und Haar, und dann vor die Stallburg, wo der Matthias ſtirbt, und der muß unterſchreiben, was wir wollen, und damit iſt ein Anfang gemacht, das ſag' ich!

Ein unarticulirter Zuruf der Kutſcher und Reitknechte, welche mit heraufgekommen waren, klang wie unzweifelhafte Zuſtimmung. Freiherr Helmhart von Jörger, ſtets durch eine friſche Röthe des Antlitzes ausgezeichnet, war mäßig blaß geworden bei dieſer Rede. Er war ſonſt von gemeſſener und würdevoller Haltung ſeiner ſtattlichen Körperlänge, und ſeine ſchmalen Lippen, ſeine etwas ſtarren blauen Augen pflegten gern einem Lächeln und wohlwollenden Ausdrucke zuzuſtreben. Jetzt aber waren ihm Arm' und Beine in haltloſe Unordnung gerathen, und Auge wie Mund blitzten und zuckten. Dennoch ſagte er zunächſt kein Wort, ſondern winkte nur mit dem zitternden Arme dem Conrad die nicht zu verkennende Bemerkung zu: er möge ſich entfernen.

— Ich werd' ſchon gehen, ſagte dieſer lachend, aber damit iſt nix gethan. Laßt Euch nur immerzu das Fell über die Ohren zieh'n, die Ihr die Herren ſein wollt, der gemeine Mann wird's ſchon merken, und am End' wird er ſich fragen: ob das ein Herr iſt, dem Haut und Knochen geſchunden ſind? Das wird er, Herr Baron! Das wird er. Kommt, Tartſch, und bettelt nicht alleweil umſonſt; ich ſchaff Euch den Junker!

Damit riß er den alten Diener, welcher allerdings fortwährend dem Freiherrn die bittenden Hände zugeſtreckt hatte, an der Hand, und führte ihn der Treppe zu. Das Dienſtperſonal folgte, und der herrſchaftliche Kreis blieb verlaſſen ſtehen.

Der Freiherr blickte auf ſeine Frau und nickte mit dem Haupte.

— Da ſiehſt Du's! ſtieß er endlich hervor. Dahin kommt's! Dahin mußt' es kommen! Ich hab' Dir's ſtets geſagt!

— Recht zu haben iſt uns ein Genüge, auch wenn uns Unheil betrifft. Wenn wir nur das Unheil vorausgeſagt haben.

Die Frau mußte wohl unternehmender ſein als er, weil er ſich alſo gegen ſie wendete. Eine ſo ſchwächliche Frau! Es war aber wirklich ſo. Sie war eine denkende Frau, und rieth unter den damals ſo ſchwierigen Umſtänden ſtets zu ganzen Maßregeln. Mögen auch die gemeinen Leute dabei wachſen, pflegte ſie zu ſagen, wir wachſen auch.

— Dabei wachſen wir wohl! rief er jetzt, indem er ſich nach dem Saal zurückwendete. Die ganze Ordnung wird umgekehrt, und die ſchrecklichſten Dinge entſtehen.

— Wie dem auch ſei, ſagte ſie ganz ruhig, als ſie ſämmtlich wieder im Saal waren, dem jungen Manne muß geholfen werden.

— Als ob das ſo ginge!

— Es wird ſchon gehen, Helmhart, wenn Du Dich erſt gefaßt haſt über den wilden Burſchen, der ja doch eben der wildeſte iſt von allen. Du wirſt ſchon Rath ſchaffen, wenn Du es ſtill überlegt haſt. Du kennſt Weg und Steg beſſer als ſonſt Einer, und weißt Deine Maßregeln geſchickt einzutheilen.

Dies Lob ſchien auf ſteinigen Boden zu fallen, denn der Freiherr zuckte die Achſeln. Aber es ſchien doch nur ſo. Frau Amalie kannte ihren Helmhart, und zunächſt meinte ſie, man müſſe nichts daraus zu machen ſcheinen, und wie herkömmlich zu Tiſche gehen.

— Mit dem Aerger! rief er.

— Ein Mann wie Du ärgert ſich nicht lange über ſchlechtes Wetter, ſagte ſie lächelnd und reichte ihm die Hand. Du haſt auch ſchon den Weg vorgezeichnet, fuhr ſie fort.

— Ich?

— Freilich! Du haſt mir nicht ohne Abſicht vorhin, als Du vom Pferde geſtiegen, ſo ausführlich erzählt, daß bei Harrach's ein Brautſchatz ausgeſtellt iſt, der Alles herausfordert: Was kümmerte Dich der Putz und Staat und die Verſchwendung! Du dachteſt an was Anderes.

Er ſah ſie erſtaunt an. Noch wußte er nicht, was er Scharfſinniges vorbereitet hätte. Aber eigentlich war er doch ſchon nicht abgeneigt, es ſich zuzutrauen.

— Der Brautſchatz für die Waldſtein'ſche Hochzeit? ſagte er in fragendem Tone.

— Ja wohl. Iſabella hat mich vorgeſtern ſchon einladen laſſen. Ich war unwohl, und ich konnte und mochte nicht. Dergleichen iſt nicht eben meine Neigung. Aber es that mir weh, dem guten Mädchen meinen Beſuch zu verſagen. Du weißt, ſie iſt mir recht herzlich zugethan, und ich weiß, daß die Heirath des Waldſtein nicht in ihrem Herzen entſtanden iſt. Sie braucht eine freundliche Zuſprache, und wird ſie beſonders von mir wünſchen —

— Von Dir, welche —?

— Allerdings. Gerade weil ſie meine Scheu vor dieſem Waldſtein kennt. Wenn ich ihr Muth und Freudigkeit einſpreche, ſo wird ihr das einen günſtigeren Eindruck machen, als wenn es Leute thun, denen dieſer Waldſtein gleichgiltig iſt. Iſabella iſt aber gut und mild und mitleidig, und ſie wird —

— Ihren Vater für unſern Zweck gewinnen? Nein, Amalie, ſo weit hab' ich nicht gedacht, als ich Dich von der Ausſtellung des Brautſchatzes in Kenntniß ſetzte. Ich dachte nur an den Harrach ſelbſt, der in der Burg vielvermögend iſt, beim alten und beim neuen Herrn. Allerdings dachte ich daran, daß die Gelegenheit zu beachten wäre. Wir haben das Haus lange vernachläſſigt, und Harrach wird jetzt als Mittelsperſon wichtiger als je.

Unter dieſer Rede wuchs des Freiherrn moraliſche Kraft erſichtlich. Die Frau kannte ihn offenbar ſehr gut, indem ſie ihm einen Gedankengang andichtete, welcher ſeinem Selbſtgefühle erwünſchte Stärkung brachte. So fuhr ſie denn fort, gleich als ob es auf ein Mehr oder Minder der Vorausſicht gar nicht ankomme:

— Das mein' ich eben auch. Ein Wort von Harrach macht den ſächſiſchen Junker auf der Stelle frei. Vielleicht iſt auch Pater Lamermain da. Er protegirt ja den Waldſtein, und wird das Hochzeitshaus gewiß öfters beſuchen. Jedenfalls finden wir den Waldſtein. Du weißt, daß er mich immer anredet und nach den Saganer Verhältniſſen fragt —

— Und nach der deutſchen Politik —

— Ja; er thut, als ob er ſich unterrichten ließe —

— Und Du unterrichteſt ihn auch, warf der Freiherr dazwiſchen, und lächelte bereits.

— Der Waldſtein aber, fuhr ſie fort, hält Vieles für Kleinigkeiten, was die Andern mit Aufſeh'n behandeln. Er wird meinen kleinen Sachſen, den ich ihm ſchon nach den Schilderungen von Loß für ſeinen Geſchmack intereſſant machen will, wahrſcheinlich gern befreien helfen. Und ein Wort von ihm an Pater Lamermain befreit ihn, wenn Du bei Harrach ſelbſt nicht gleich zum Ziele kommen ſollteſt.

Du wirſt aber zum Ziele kommen, denn Harrach ſucht zu vermitteln wie Du.

— Und das muß ihm einleuchten, ſagte der Freiherr, mit immer längeren Schritten auf und nieder gehend, wenn ich ihm die drohenden Symptome ſchildere, wie wir ſie eben erlebt haben an dieſem — Kerl. Zu Tiſche! — Wenzel! rief er in den Vorſaal hinaus.

Der Diener eilte herbei.

— Den großen Staatswagen richten laſſen. Die vier Falben. Die Laufer mit Windlichtern. Mit Dunkelwerden vorfahren!

Dabei ſah er ſich um nach Ludmilla und Mitzlau. Die beiden ſchönen jungen Leute ſchienen ihm ganz geeignet, dieſen Beſuch auszuputzen. Er kündigte ihnen alſo an, daß er ſie mitnehmen und Vetter Rudolph bei dieſer Gelegenheit vorſtellen wolle. Jetzt zu Tiſche! ſchloß er, indem er ſeiner Frau den Arm reichte und ſie durch den Saal hinüberführte in den Speiſeſaal.

Conrad war ohne ſolchen Uebergang ſchon längſt zu Tiſche gegangen mit der Dienerſchaft unten in der Geſindeſtube. Ihn ſtörte das Mißverhältniß gar nicht, von eines Freiherrn Tiſche zu ſpeiſen, welcher ihn zu allen Teufeln wünſchte. Nur Tartſch ſtörte ihn. Der alte treue Diener aß keinen Biſſen, und keine noch ſo lebhafte Ermunterung half. Die mitſpeiſenden Dienſtleute ſahen ihn anfangs neugierig, ſpäter theilnehmend an. Tüchtige Regungen erwecken am Ende überall Theilnahme, und beſonders der Gärtner Spath, ein Mann in beſten Jahren, nahm ſich des traurigen

Fremden gefliſſentlich an, indem er ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß man in Oeſterreich die Suppe nie ſo heiß eſſe, als ſie aufgetragen werde, und daß große Veränderungen bevorſtünden, welche dem Eingeſperrten ſicherlich zu ſtatten kämen. In der nächſten Nacht zum Beiſpiel werde der Mond voll. Das wirke ſtets veränderlich auf Geſunde und Kranke. Die Geſunden änderten dabei ihre Vorſätze, und die Kranken würden geſund oder ſtürben. Der Kaiſer Matthias, halte er, der Spath, dafür, werde ſterben.

— Weißt Du's gewiß? lachte Conrad.

— Ich ſollt's glauben, entgegnete Spath. Heute gegen Mittag kroch ein Ausländer, ein junger ſchwarzer Menſch, der Sprache nach ein Wälſcher, unten am Dornbacher Graben herum, und ſuchte in den Schilfgräſern. Was machte er da? Ich war ohnehin mißtrauiſch, denn eine Stunde vorher war drüben aus dem Hausflur des Herrn Candidaten ein zierliches Bürſchchen mit gelbem Haare herausgeſchlichen, das Niemand kannte. Wozu trieben ſich die fremden Leute in und bei unſerm Schloſſe herum?! Ich ging hinunter und fragte den Schwarzen, was er da ſuche? — „Ein Kraut.“ — Ein Kraut? — „Eine Pflanze.“ — Aergerlich rief ich: es ſei noch wenig heraus bei der Frühjahrszeit. Er nannte einen Namen, der lateiniſch oder italieniſch klang. Ich kann nur Deutſch und wußte alſo nicht, was er meinte. Man lernt aber immer gern etwas; ich wollte den Namen verſtehen lernen, und watete durch den Bach hinüber zu ihm. Vielleicht konnt' ich ihm das Kraut zeigen, und dabei erfuhr ich den fremden Namen. Ich fragte alſo, wogegen es helfen ſolle? Er zeigte auf den Bauch, hübſch oben. „Magen?“ fragte ich. Da nickte er. Nun ſuchte ich ihm, etwas abſeits vom Graben, ein kleines Diſtelkraut, und zeigt' es ihm. Es kroch nur eben erſt mit der Spitze aus der Erde. Das war's, und dabei verrieth er mir in der Freude nicht bloß den fremden Namen, ſondern auch, daß es für den kranken Kaiſer beſtimmt ſei, der nichts mehr brauchen könne von Speiſe und Trank. Da wußt' ich genug. Dies ſcharfe Kraut iſt für den Menſchen faſt ſo gut wie Gift. Es kitzelt wohl für den Augenblick, und man denkt, was eſſen zu können, wenn man aber ſonſt hin iſt, wie der alte Herr, ſo iſt's gleich darauf vorbei, beſonders wenn Vollmond eintritt. Ich ſagt's dem Wälſchen. Er zog ein Geſicht, das beinahe luſtig ausſah, und ging fort. Kurzum, ich ſage Euch, da der Kaiſer ſchon ſolchen Kitzel braucht, ſo ſtirbt er heut' Nacht, und dann geht's d'runter und d'rüber, und Euer Junker, trauriger Mann, wird frei.

Damit ſtand man von der Mahlzeit auf, und Conrad nahm Tartſch in eine Ecke, zu Anfang langſam in ihn hineinredend, wie ein Verdauender zu thun pflegt, allmälig lebhaft und immer lebhafter.

— So geht's, und ſo machen wir's, ſchloß er, ein fixer Mann hilft ſich ſelbſt, und wartet nicht auf die Zeichendeuter und Phariſäer. Der Schließer der Stadtſchranne hinten am Gäßchen iſt Jobſtens Schwager und iſt ein curioſer Heiliger. Mit ihm bringen wir's zu Stande. Das Wirthshaus gegenüber — das Gaſſel iſt nur drei Schritt breit — wird unſer Lager. Drei handfeſte Leute außer uns, mehr brauchen wir nicht. Die ſchaff' ich. Wir führen's durch. Nur Courage! Und bis zum Dunkelwerden gewartet, damit uns Niemand vorher aufhält, denn ſie paſſen jetzt auch auf uns. Legen wir uns auf die Bank und ſchlafen wir ein Geſetzel. —

Dies thaten ſie. Selbſt Tartſch ſchlief ein mit ſeiner ſchweren Sorge. — Die Geſindeſtube, ein großer Raum, zeigte ein Stillleben, wie es ihr nur Sonntag Nachmittags erreichbar war. Die beiden Gäſte, Conrad und Tartſch, ſchlummerten am grünen Kachelofen, deſſen letzter Reſt von Wärme nicht ſtörte, denn hier im Erdgeſchoſſe war es kühl während des ganzen Jahres. Ein ſcheckiger Jagdhund lag unter der Bank. Die alte Beſchließerin ſaß im Fenſterwinkel, und ſuchte in einer Poſtille zu leſen, wie ſie jeden Sonntag Nachmittags zu thun verſuchte, obwohl es ihr niemals gelang. Sie nickte eben zu ſtark mit dem Kopfe, um die Buchſtaben richtig an einander zu bringen. Draußen über den Hof, in deſſen einem Winkel der Sonnenſchein ſpielte, ſchritt Spath, der Gärtner, ſehr langſam und bedächtig, weil er ſeine Naſe ungern von einem kleinen Blumenſtrauße trennte, welchen er der gnädigen Frau Amalie hinaufſtrug zum Schluß der Mahlzeit. Er unterließ dies nie am Sonntage, und er konnte es faſt das ganze Jahr hindurch, denn er hatte ſich hinten neben dem Backofen ein kleines Miſtbeet angelegt und ein zuſammengeflicktes Fenſter darüber zu Stande gebracht. Dort zog er während der ſtrengeren Jahreszeit immer einige Blumen. Er war überhaupt der Gelehrte und Feine unter dem Geſinde, und unter allen Umſtänden ein denkender Kopf. Bei der gnädigen Frau ſtand er ſehr gut, und er verſah auch die Geſchäfte des Küſters in der Capelle, welche im Winkel des Nebenhofes angebracht war. Nur dem alten Candidaten ſelbſt, welcher ſeine Wohnung ebenfalls im Schloſſe hatte, ſchien er nicht ſo angenehm zu ſein, als man hätte erwarten ſollen. Dieſer alte Candidat, ein magerer ſtarkknochiger Fünfziger, trat eben aus der Hausthür, als Spath, mit der Naſe im Blumenſtrauße, in dieſelbe treten wollte. Reſpectwidrig ſtieß bei dieſer Gelegenheit der Gärtner Spath an den Candidaten Götzinger, und zog ſich dadurch wiederum eine ungefällige Aeußerung ſeines Vorgeſetzten zu. Paß Er doch auf, Leiſetreter, ſagte Herr Götzinger ärgerlich. Er richtet überhaupt ſeine Sinne nicht immer dahin, wohin ſie gehören. Heute Morgen während der Predigt war Er unziemlich laut mit dem Klingelbeutel, und einen Wein für den Tiſch des Herrn gab es heute wieder, als ob Er gar keinen Geſchmack hätte.

— 's war ein Weidlinger, Ehrwürden.

— Wird Er denn nicht behalten, daß ich die Säure des Weidlingers —

— Eine ölige, delicate Säure —

— Ich kann ſie nicht vertragen. — Wenn ich ſage Ich, ſo meine ich Den und Jenen von unſern vornehmeren Communicanten. Es ſchnitten heute wieder Mehrere Geſichter. Die Säure überraſchte ſie. Das iſt aber kein Moment zur Ueberraſchung, am wenigſten zu unangenehmer. Man zieht einen Gumpoldskirchener vor, das hab' ich Ihm zehnmal geſagt.

— Einmal, Ehrwürden —

— Mehrmals! wiederhol' ich. Merk' Er ſich's endlich. 's iſt jetzt keine Zeit zu Weiterem. Die gnädigſte Freifrau erwartet Ihn; ſie braucht mehrere Blumenſträuße heut'. Sag' Er ihr, daß ich's geſagt, und beeil' Er ſich; man iſt aufgeſtanden.

Hiemit ſchritt er über den Hof rechts nach ſeiner Wohnung, welche der Geſindeſtube gegenüberlag. Sein geſpanntes Antlitz glättete ſich nur langſam, denn ſein Inneres war von reizbarer Beſchaffenheit. Der kleine Spath ſah ihm mit ſeinen grauen Augen nach, und es lag auf ſeiner Bauern-Phyſiognomie ſo etwas wie ein ſpöttiſches Lächeln, das ihm nicht übel ſtand, das ſich aber doch nicht recht ſchickte für ihn, denn Ehrwürden Götzinger hatte nicht nur in ſeinem Heimathsorte Grätz ſtudirt, ſondern war auch ein Jahr lang auf der hohen Schule in Leipzig geweſen. Er hatte ihn, den etwas naſeweiſen Spath, ſchon oft zurechtgewieſen, wenn der vorlaute Gärtner mit ſeinem gemeinen Menſchenverſtande die ſchwierigſten theologiſchen Fragen gemein erledigen wollte.

Dennoch lächelte Spath noch, als er die Treppe hinaufſtieg.

Die fruchtbare Sonnenſtille eines Frühlingstages lag nun ungeſtört über dem Gehöfte, und erſt als die Sonne hinter den Waldbergen von St. Veit und Hütteldorf zu verſchwinden begann, erſchien Spath wieder in der Geſindeſtube, diesmal in der deutlichen Abſicht, die Schlummerzeit dieſes Raumes zu beendigen. Er ging lauten Schrittes zu Conrad und rüttelte ihn. Dieſer erwachte ſogleich und ſah ihn fragend an.

— Die gnädige Frau will Euch einen Augenblick ſprechen, ſagte er mit halber Stimme.

— Mich?

— Euch. Sie hat mir's ſchon vor einer Stunde aufgetragen; ich gönnte Euch aber Euer Schläfchen. Denn es ſoll erſt geſchehen, wenn der Wagen vorfährt. Alſo jetzt bald. Kommt mit.

Conrad folgte ohne Widerrede in den Vorſaal hinauf. Dort klopfte Spath an eine Thür. Dieſe öffnete ſich, und die Freifrau ſelbſt in vollem Putz ſtand vor ihnen auf dem bereits dunkel werdenden Vorſaale. Sie hatte etwas geiſterhaft Schönes, die blaſſe Dame von feinem, ziemlich hohem Wuchſe. Die beiden Männer, auch Conrad, machten einen Kratzfuß. Wie roh und ungeſchlacht er war, dieſe Frau reſpectirte er und mochte er.

— Conrad, ſagte ſie mit ihrer milden, wohlthuenden Stimme, ich habe Euch warnen wollen. Thut nichts voreilig. Der richtige Augenblick iſt noch nicht da. Er kann jeden Tag kommen. Heute iſt er noch nicht da. Für den ſächſiſchen Junker ſoll geſchehen, was möglich iſt von unſ'rer Seite. Noch dieſen Abend. Ob's gleich hilft, iſt freilich ungewiß. Alſo unterrichtet Euch immerhin über Alles, und bereitet in der Stille vor, was Ihr könnt, aber ſetzt nichts auf's Spiel. Es wär' mir lieb, wenn ich morgen Mittag von Euch erfahren könnte, wie der Junker untergebracht iſt in der Stadtſchranne, wer ihn verhört, was — Ihr verſteht mich ſchon. Man kommt. Geht mit Gott!

Sie machte eine raſche Bewegung mit der Hand, weil ſie gehört hatte, daß die Zimmerthür ihres Mannes aufgemacht worden war.

Die beiden Männer gingen ſchnell und vorſichtig die Treppe hinab, und als ſie in den Hof traten, kam ihnen die Carreſſe entgegen mit den vier Falben, welche eben vorfuhr für die Herrſchaft.

Conrad eilte in die Geſindeſtube, holte Tartſch, und ſchritt mit ihm hinaus auf Wien zu. Er war gegen Gewohnheit wortkarg.

Nahe am Schottenthore wurden ſie von den Läufern eingeholt, welche mit Fackeln an ihnen vorübertrabten. Die Carreſſe folgte und ſauſte ins Thor hinein.

Jetzt erſt wurde Conrad wieder redſelig. Der Aufzug hatte ihn geärgert.

— Dem vornehmen Volke, brummte er vor ſich hin, iſt's ja doch mit nichts Ernſt. Nur das haben ſie im Sinn, was ſie vor uns voraushaben. Viſiten machen, daß Alles kracht und ſchreit, ja, um ihren Staat auszulegen, und nebenbei, wenn's leicht angeht, ein armſelig Wörtchen für unſern gefang'nen Junker, ja, nebenbei! und wenn's nichts koſtet. Geht's aber nicht leicht, na, da geht's halt nicht, und 's iſt auch weiter nichts. Die Viſite iſt doch gemacht, und geprahlt hat man doch. Nichts da, Tartſch, wir bleiben bei unſerm Plane. Die Freifrau mag geſagt haben, was ſie will. Hört zu, wie wir's machen. Erſt geh'n wir 'nen Lauf zu meinem Weibe —

— Seid Ihr verheirathet?

— Halb.

— Wie?

— Halb und halb. Mein Weib iſt kathol'ſch, und ihr Pfaff traut uns nicht. Der meinige hat uns eingeſegnet. Für mich iſt's genug, aber für meine alberne Kathi — na, baſta! Ich will ihr nur ſagen, daß ich die Nacht ausbleiben werd'. Dann bring' ich Euch ins Landskrongaſſel bei der Schranne. Dort ſetz' ich Euch in den Fenſterwinkel, und Ihr ſchaut auf die Thür 'nüber, um zu ſehen, was aus- und eingeht. Nach einer halben Stunde komm' ich mit Jebſt; Ihr ſagt uns, was Ihr geſeh'n habt, und Jebſt geht hinüber zu ſeinem Schwager, dem Thürhüter in der Stadtſchranne. Von dem läßt er ſich erzählen. Jebſt erzählt's uns dann wieder, und das wird dann unſere Richtſchnur. Verſteht Ihr?

— Ja.

— Die Hauptſache iſt, daß wir erfahren, auf welcher Seite der Junker ſitzt. Sitzt er auf der Seite nach dem Markte, dann hat's den Satan. Sitzt er auf der Seite nach dem Gaſſel, dann thut ſich's, und wir bringen's vielleicht noch dieſe Nacht zu Stande.

— Conrad!

— Schreit nicht ſo! Hier im Thore paſſen ſie Abends ohnedies auf. — So. Jetzt ſind wir 'rein! — Links das Bergel 'nauf! Dort hinten iſt mein Neſt. Am Tage laß ich mich nie hier ſeh'n. Eine Fluchtröhre muß der Menſch haben wie der Fuchs. Hier in dem Winkel bleibt ruhig ſteh'n. Ich bin in einer Minute wieder da.

Es war finſter geworden, und Conrad verſchwand völlig. Tartſch wartete. Das alte Herz ſchlug ihm ſchmerzhaft gegen die Rippen, und er vertiefte ſich in den Gedanken, ſeinen Junker Hans herauszuhauen, ſei's auch mit Lebensgefahr. Er bemerkte es gar nicht, daß über ihm ein Fenſter geöffnet und eine erkleckliche Feuchtigkeit herabgeſchüttet wurde, welche den Weg über ſeine Hutkappe und ſeine Schultern durchaus nicht verachtete — er kam erſt zu ſich, als er Conrad's Stimme wieder hörte.

— Vorwärts! flüſterte dieſer, und hängt Euch an meinen Arm. Ihr fallt ſonſt über die durcheinander liegenden Steine. Sie ſind nicht eingerichtet für die Nacht oder für Wagen. Hier kommt 's ganze Jahr keiner herauf, und ich muß meiner Kathi das Brennholz herauftragen.

Als ſie glücklich unten in der Schottengaſſe waren, bat Tartſch um nähere Aufklärung über die Vortheile, welche ſich darböten, wenn Junker Hans nach dem Landskrongaſſel heraus ſäße.

— Dann können wir ihm was beibringen, flüſterte Conrad, wenn er nicht unter'm Dach ſitzt. Und da hinauf ſtecken ſie 'nen Cavalier nicht.

— Wie denn?

— Vom Wirthshauſe. Unter'm Dach haben die Kellner im Wirthshauſe ihre Schlafkammern. Einen kenn' ich, den Friedl; er iſt aus dem Oberland, und gehört in der Stille zu unſerm Glauben. Ich hab' ihn ſelber hingebracht ins Winter-Wirthshaus, wie man's heißt. Der Poſten bei der Schranne iſt zu wichtig. Man hat dort alle naſelang Geſchäfte. Der räumt uns ſeine Kammer ein, und von da unterrichten wir den Junker. Er darf ja doch nicht ſchlafen, und er muß fertig ſein, wenn wir ihn holen woll'n.

— Aber wie holen?

— Nur Geduld! Dazu eben brauchen wir Jobſt und den Thürhüter. So oder ſo. Ein paar Fenſter nach dem Gaſſel ſind ohne Eiſenſtäbe. Hat der Junker ſo 'n Fenſter, dann iſt's kinderleicht. Dann legen wir ein Brett hinüber über's Gaſſel, und er reitet zu uns. Doch glaub' ich das ſelber nicht, wenn die Kotter nicht gar zu voll ſind, ſo geben ſie ihre Vögel nicht in die unvergitterten Käfige. Hat er Eiſenſtäbe, dann müſſen wir von unten hinauf, und brauchen mehr Leute. Die ſchaff' ich ſchon; ich beſorg' das gleich, wenn ich jetzt auf die Seilerſpinnſtatt hinuntergehe zum Jobſt. — Seht Ihr dort die lichten Fenſter! Dort wohnt der Harrach, und da näſeln ſie jetzt — Hanswurſte, Ihr!

So zog er Tartſch über die Freiung hinweg, und, wie er vorausgeſagt, brachte er ihn in den Fenſterwinkel des Winter-Wirthshauſes, und ging von dannen, alles Uebrige zu beſorgen, nachdem er mit dem bewußten Kellner ein paar vertrauliche Worte gewechſelt.

Tartſch hatte wie immer Unglück. Erſtens war die Aufgabe für ihn, den wildfremden Mann, eine unglückliche. Was half es ihm, daß er ſtarr auf die eiſerne Thür hinüberſah? Er kannte ja weder diejenigen, welche hineingingen, noch diejenigen, welche herauskamen. Offenbar hatte ihn Conrad nur auf einige Zeit in Ruheſtand ſetzen wollen, und ihm nur eine gewiſſe Spannung dabei vergönnt. Zweitens war eine Hauptperſon, welche ſelbſt Tartſch für bedeutungsvoll erachtet haben würde, gerade da durch die eiſerne Thür hineingeſchlürft, als Tartſch dem abgehenden Conrad melancholiſch „Ade!“ und „Gute Verrichtung!“ zuwinkte, alſo nach der Stubenthür blickte und nicht aus dem Fenſter.

Dieſe Perſon wurde innen von dem aufſchließenden Thürhüter ſehr höflich empfangen. Sie war in einen weiten ſchwarzen Mantel gehüllt und trug einen ſchwarzen Hut von feinem Filz, deſſen breite Krämpe zu beiden Seiten aufgerollt war.

Mit milder wohlklingender Stimme ſprach die Perſon zu dem achtungsvoll harrenden Thürhüter:

— Ihr ſeid Anſelm Pudel —?

— Bin ich.

— Nicht blos Thürhüter, ſondern auch thatſächlich Inſpector des Schrannenhauſes?

— Bin ich — ſehr gütig.

— Ihr könnt, wie die Berichte lauten, ganz geläufig leſen und ſchreiben?

— Kann ich — ſehr geſchmeichelt.

— Habt die Freundlichkeit! — Und dabei ging der Mantel auseinander, und aus dem Bruſttheile eines ganz feinen, bis an die Knöchel reichenden ſchwarzen Kaftans zog die Perſon ein gefaltetes Papier und überreichte es dem Pudel.

Er hatte wirklich dieſen unangenehmen Namen, und dies ſtörte ihn ſeit dreißig Jahren. Dieſer Name hatte gewiß dazu beigetragen, daß ſich ein dicker Satz von Galle in ſeinem Gemüthe angeſiedelt, welchem er als Mann von Bildung täglich und ſtündlich entgegenarbeitete durch eine unerſchütterliche Höflichkeit. Ehe er alſo das Papier las, erſuchte er den jungen Jeſuiten — denn als ſolchen bezeichnete ihn die feine ſchwarze Tracht und der eigenthümliche Hut — in das Stübchen zu treten, wo Pudel ſeines gemeinen Dienſttheiles, des Thürhütens, zu warten pflegte.

In dieſem Stübchen ſaß ein rothköpfiger Junge bei einer kleinen Lampe und machte Schreibe-Uebungen. Er machte dieſe Uebungen ſchon ſeit einer Reihe von Jahren, aber ſie wollten nicht gelingen. Dieſer junge Pudel — denn dafür hielt ihn Jedermann, obwohl es der alte Pudel leugnete — war ein rechtes Kreuz für den gebildeten Thürhüter und thatſächlichen Inſpector. Der Junge war Nazi geheißen, und zählte gewiß ſchon zwanzig Jahre, ſah aber aus wie ein dummer fünfzehnjähriger Bube. Er hatte einen Schuß von Blödigkeit, und bei ſehr ſtarkem Appetite auf alles Eßbare einen ausgeſprochenen Widerwillen vor allem Gedruckten und Geſchriebenen. Gerade das aber war des alten Pudels Paſſion. Bildung war ſein drittes Wort, Bülldung! — mit dieſem volleren Klange nämlich ſprach er es aus — und daß man ihn nicht zum wirklichen Inſpector machte, ſondern, wie der Pater eben geſagt, nur zum „thatſächlichen“, das fraß an ſeiner Seele. — Die Dienſte kann ich verſehen, murrte er in ſich hinein, aber die Würde giebt man mir nicht.

— Steh' auf vom Studiren, Nazi, fuhr er laut fort. Und ſchick' die Lampe her, ſei ſo gut, Nazi! ſetzte er hinzu, um ſeiner Höflichkeitstheorie treuzubleiben. — Den Polſterſeſſel, lieber Nazi, für Hochwürden!

Während Vater Pudel das Papier an die Lampe hielt, um es zu entziffern, ſetzte ſich Pater Norbert auf den herbeigeſchobenen Seſſel, und ſah lächelnd dem Alten zu, welcher ſich ſeiner Geſchicklichkeit im Leſen und Schreiben gerühmt, und jetzt erſichtlich mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte bei Entzifferung des großen Schreibens. Er war weitſichtig, und hielt es ſo weit von ſeinem Auge, daß ſein kantiger Kopf im Dunkeln blieb, während das Papier von gelbem Lampenlichte übergoſſen war.

Pater Norbert war derſelbe Geiſtliche, welcher Tags zuvor im Vorzimmer Waldſtein's erſchienen war, und Signor Medardo in Verlegenheit geſetzt hatte durch überraſchende Kunde über Hans von Starſchädel. Er erſchien auch jetzt im Schrannenhauſe wegen des gefangenen Hans von Starſchädel, und darauf bezog ſich das Schreiben, welchem Vater Pudel ſoeben auf den Grund zu kommen ſuchte. Er war ihm endlich auch auf den Grund gekommen. Wenigſtens faltete er es wieder zuſammen, und wendete ſich unter einer vollſtändigen Verbeugung zu dem Jeſuiten-Pater. Dabei ſchwieg er. Erſt nach einer Weile ſprach er mit unverkennbarer Feierlichkeit:

— Das Marſchalkenamt befiehlt, und ich gehorche mit gehorſamſter Bereitwilligkeit. Der gefangene Mann ſteht zur Verfügung.

— O, nicht zu meiner Verfügung, ſagte Pater Norbert ſanft. —

— Verſtehe ſchon, hüſtete Vater Pudel, hab' ja geleſen. Bitte. Für Herrn Rath Gangelberger natürlich.

— Iſt der Herr Rath ſchon hier?

— Gehorſamſt aufzuwarten. Seit einer halben Stunde. Bei den Rapporten eben. Bitte.

— Ich wäre Euch dankbar, Herr Inſpector, wenn Ihr mich zu ihm führen ließet —

— Führen laſſen — (der beſtrittene Titel Inſpector war ſeltenes Labſal) — laſſen? O, bitte! Das iſt meine Erholung, ſolch einer edlen Hochwürdigkeit ſelbſt die Wege zu weiſen. — Natzi, die Kerze — ſei ſo gut! — Und niemand einlaſſen! Ich zieh' den Schlüſſel ab.

Dies bezog ſich auf die eiſerne Hausthüre und den Schlüſſel derſelben. Man hätte glauben ſollen, der verbietende Befehl an Natzi ſei unnöthig, da Natzi Niemand einlaſſen konnte, wenn der Schlüſſel fehlte. Aber Vater Pudel liebte es, dem jungen Pudel Befehle zu ertheilen, welche ſich von ſelbſt erledigten. Natzi gewann dadurch immerhin das Anſehen eines Beamten.

Rückſichtsvoll ſchritt nun der thatſächliche Inſpector leuchtend neben dem Pater Norbert durch den gewölbten Hausflur auf die Treppe zu. Ein klägliches Oellämpchen, nur am Treppenpfeiler angebracht, kam der Talgkerze zu

Hilfe, welche er in der Hand hielt, und da er Filzſchuhe trug, und der Pater leicht und leiſe auftrat, ſo hörte man die beiden dunklen Geſtalten faſt gar nicht.

An der Treppe blieb der Pater ſtehen und ſagte halblaut:

— Dieſer neue Gefangene iſt doch anſtändig untergebracht?

— Anſtändig, Hochwürden? O, ſehr! ich bitte. Es herrſcht für Alle in dieſem Gebäude ein ſtandesgemäßer Anſtand. Leute mit Kleinigkeiten kommen gar nicht her, und Alle, die herkommen, paſſen in die Regiſter Räuber und Mörder und Gottesleugner, und jeder unter dieſen Maleficanten nach Stand und Würden. Dieſer junge Gottesleugner, nach welchem Hochwürden zu fragen belieben, hatte das Anſehen eines Cavaliers, und wurde deshalb mit ſchuldiger Rückſicht tractirt. Nach den Satzungen der peinlichen Ordnung erbat ich mir, als Inſpector, ſein Schwert. Er ſagte einfach „Nein“, und ſetzte mich dadurch in eine kurze Verlegenheit. Ich weiß wohl, was ich dem Ritter- und Herrenſtande ſchuldig bin, und verbeugte mich. Dette erſuchte ich ihn alsdann mit noch größerer Höflichkeit, ſich ſeine Barſchaft und was er ſonſt bei ſich führe, abnehmen zu laſſen. Er ſagte wiederum ſehr einfach: „Nein!“ Ich verbeugte mich nach kurzer Ueberlegung wiederum. Es wurden dies Gegenſtände für den Rapport, welche ich dem Schreiber des Hauſes ſofort in die Feder zu dictiren pflege, als — Inſpector. Uebrigens erweckte das cavaliermäßige Betragen des neuen Gefangenen die entſprechenden Gedanken in mir. Er iſt ein Cavalier, dachte ich, ihm gebührt das beſte Zimmer. Dies iſt auf der Mittagſeite gelegen. Denn, wie man zu ſagen pflegt, wo die Sonne nicht hineinkommt, da kommt der Doctor hinein, und wenn auch die Ausſicht auf den Markt unterhaltender iſt, ſo ſind doch die Zimmer nach dem Landskrongaſſel heit'rer — des Sonnenſcheins wegen, und abſonderlich das, welches keine Eiſenſtäbe hat. In dieſem ſitzt der neue Gefangene.

Pater Norbert erwiederte nichts, ſondern winkte nur leicht mit dem Kopfe nach der Treppe hinauf. Geräuſchlos ging es über die ſteinerne, etwas feuchte Stiege weiter. Sie führte auf einen gewölbten Gang, der ſich in unregelmäßiger Wendung nach rechts und links hin erſtreckte. Pudel wendete ſich links und wollte eben die nächſte Thür öffnen. Da legte der Pater leiſe ſeine linke Hand auf die rechte Hand Pudel's. Pudel hielt inne und ſah ihn fragend an, kaum hörbar das Wort: „Bitte!" flüſternd. Der Pater ſchien ſich zu beſinnen, ob er die Frage thun ſolle. Pudel ſeinerſeits ſchien zu wiſſen, was kommen würde. Sein altmodiſches großes Geſicht mit großem Munde und großer Naſe drängte all ſeinen Ausdruck in die — Kalbsaugen, um es kurz zu ſagen, welche jetzt eigenthümlich hin- und herirrten. Die hohen Schultern, in denen der Kopf ſo tief eingerammt ſaß, daß oberflächliche Leute den Pudel für bucklicht hielten (was er nicht war), ſchienen leicht zu zucken, gleich als wollten ſie ſagen: weiß ſchon, ohne einen geheimen Auftrag, den der Richter nicht zu wiſſen braucht, geht's bei den geiſtlichen Herren nicht ab.

Endlich that der Pater die Frage doch, aber ſo, daß er dem thatſächlichen Inſpector ein ſehr feines Gehör zutraute. Sie lautete:

— Iſt neben dem Verhörzimmer nicht ein ſchicklicher Raum, in welchem man ſich unverfänglich niederlaſſen, in einem Buche leſen und —

— Den Gefangenen hören kann? ergänzte Pudel.

Der Pater nickte ſehr gleichgiltig.

— Ganz natürlich. Darauf muß ja Bedacht genommen werden — hier die kleinere Thür, an welcher wir vorübergegangen. Hochwürden werden abgeh'n, als gingen Sie ab, und ich warte hier auf dem Gange pflichtſchuldigſt; nachdem ich nebenan geöffnet und in erleuchteten Stand geſetzt — wird Alles pflichtſchuldigſt vollzogen werden.

— So öffnet jetzt hier!

Dies geſchah. Es war ein großer, gewölbter Raum, in den ſie traten. Ein länglich runder Raum in der Mitte. Daran ſaß vor zwei Kerzen Rath Gangelberger, in Papieren leſend und mit der Feder notirend. Er ſtand auf und ging dem Pater, welchen er augenſcheinlich erwartet hatte, höflich entgegen. Pater Pudel verſchwand.

VI.

Pater Norbert und Rath Gangelberger ſaßen neben einander an dem eirunden grünen Tiſche, und unterhielten ſich von vornherein leicht, faſt heiter über perſönliche Intereſſen, als ob ſie ſich in einer Geſellſchaft begegnet wären, nicht aber im Gerichtshauſe. — Rath Gangelberger, ſein populäres, friſches Naturell gar nicht verleugnend, ging intim auf die Gemüthszuſtände des jungen Paters ein, und drückte ihm mit dem Accente der Wahrheit ſeine Bewunderung aus, daß der junge Herr Graf ſo tapfer und entſagend einen Beruf auf ſich genommen habe, welcher ſo ſchwere Haltung, ſo läſtige Entbehrung auferlege, und ſo grell abſteche von den Jugendgewohnheiten auf den mähriſchen Herrſchaften —

— Laſſen wir dieſe Erinnerungen, lieber Rath, ſie verwirren mich doch noch manchmal. Es iſt gut ſo, wie es iſt, und meine fromme Mutter hat Recht gethan, mich als jüngſten Sohn ſolcher Laufbahn zu widmen. Sie iſt glücklich darüber.

— Und geſund?

— Ziemlich geſund.

— Ich habe ſeit mehreren Jahren nicht die Ehre gehabt, ihr meinen Reſpect auszudrücken. Das letztemal geſchah's, als ich mit dem Herrn Cardinal von Dietrichſtein durch Mähren nach Prag reiſte. Ich fungirte als juriſtiſcher Schreiber in der leidigen Auseinanderſetzung zwiſchen Kaiſer Rudolph und unſerer jetzigen Majeſtät über die Beſitztitel — ſchweigen wir davon; dieſe Streitigkeiten an höchſter Stelle haben unſern Principien ſchwere Wunden geſchlagen.

— Leider!

— Damals waret Ihr als zierlicher Junker erſt kürzlichſt nach Ingolſtadt zu den Studien abgegangen, und die

Frau Mutter Gräfin war noch ſehr betroffen von ihrem eigenen Entſchluſſe. Oheim Zdenko war zum Beſuche da, und ärgerte ſie mannichfach mit ſeiner Freigeiſterei. Der iſt nun auch aus der Welt verſchwunden, und es verlautet gar nichts darüber, was aus ihm geworden — ?

— Gar nichts.

— Und das große Vermögen iſt mit ihm verſchwunden?

— Verſchwunden.

— Wie iſt das möglich?

— Er hatte Alles zu Geld gemacht.

— Und die Erben? Euer Zweig iſt ja doch auch betheiligt?

— Kaum. Oheim Zdenko hatte eine Nichte, die nach Schleſien geheirathet. Sie gilt für die nächſte Erbin, und ein Sohn von ihr hat ſich auch kürzlich gemeldet. Ein zweideutiger junger Mann. Ich vermuthe nach den Meldungen des Medardo: es iſt derſelbe, welcher geſtern mit dem Junker aus dem Reiche hier einpaſſirt iſt.

— Ah? Ja, ja, es waren ihrer Zwei. Ich habe die Vögel geſtern Abends im Wirthshauſe geſehen, wo ich zur Nacht ſpeiſte. —

— Ja.

— Ihr wißt — ?

— Medardo hat uns die Scene geſchildert. Mitzlau heißt er, und er ſcheint ſich ähnlich geäußert zu haben wie der ſächſiſche Ketzer.

— Er hatte nicht viel Gelegenheit —

— Meine Mutter hat mir ihn heute ſo dargeſtellt.

— Die Frau Mutter Gräfin iſt in Wien?

— Heut' Morgen iſt ſie gekommen und bei Harrach's abgeſtiegen. Sie iſt ſehr erſchüttert von den Zuſtänden in Mähren und meint, die Mehrzahl der dortigen Herren werde ſich den aufrühreriſchen Böhmen anſchließen.

— Das fürcht' ich auch.

— Die Dietrichſtein und Liechtenſtein haben allen Einfluß auf die Unzufriedenen verloren, ja unſer Vetter Ladislaus Zierotin auf Lumpenburg iſt mit ſeiner Mannſchaft nach der böhmiſchen Grenze aufgebrochen, um dem ſchlimmſten von allen, dem Grafen Thurn, ſeinem Schwager, die Hand zu reichen.

— Ein Zierotin! Eure Familie war ſtets —

— Ein Zierotin?! Meine Mutter ſagt, noch fünf andere unſeres Namens ſeien im Begriff, vom Kaiſer abzufallen. Sie hatte wohl Recht, mich bei Zeiten fortzuſchicken. Es iſt dort Alles angeſteckt. Rieth doch geſtern ein Liechtenſtein eben in einer Conferenz, der Kaiſer möge ſich nachgebend und verſöhnlich zeigen, ſo daß ihm unſer einziger Hort, der Herr Erzherzog Ferdinand, zurufen mußte: „Liechtenſtein, Du haſt noch zu viel lutheriſches Geblüt in Dir!“ Die Zeit iſt furchtbar!

— Das iſt ſie —

— Aber gehen wir an unſer Geſchäft. Ich möchte meine Mutter heute Abends noch eine Viertelſtunde ſprechen.

Und nun begann der junge Pater, welcher noch eben den Sprößling einer mähriſchen Grafenfamilie in liebenswürdiger Kindlichkeit gezeigt hatte, eine ſtreng politiſche

Darſtellung. Sie war dazu beſtimmt, den Rath Gangelberger aufzuklären über den Standpunkt und die Anſchauung der Regierung in Bezug auf den gefangenen ſächſiſchen Junker, das heißt in Bezug auf die Stellung, welche das Erzhaus zum deutſchen Reiche einnahm. Die ganze Politik damaliger Zeit ward in dieſem Vortrage erſchöpft, und Gangelberger ſelbſt hörte mit Erſtaunen zu, wie ſyſtematiſch und kühl erwogen der junge Jeſuit den weiteſten Zuſammenhang der in Rede kommenden Dinge nachzuweiſen wußte. Gerade weil der Vortragende noch ſo jung war, erkannte man die große Macht einer Schule, welche in dem Jeſuiten-Orden gegründet und bis zur Vollendung ausgebildet war.

Dieſer Orden, damals etwa achtzig Jahre alt, entwickelte ſich zu Anfang des dreißigjährigen Krieges mit überraſchender Kraft. Er war von Paris ausgegangen, aber Paris war nur zufällig der Entſtehungsort einer Verbindung, welche ſpäter in Rom ihr Sehnen- und Nervengeflecht erhielt. In einer Capelle des Montmartre hatte ſich im Jahre 1534 ein Bund enthuſiaſtiſcher junger Prieſter zuſammengefunden, welcher ſich der Heidenbekehrung widmen und zunächſt nach Jeruſalem wandern wollte. Dieſe jungen Prieſter waren der Geburt nach Spanier, Portugieſen und Franzoſen. Zwei Spanier unter ihnen, Ignaz von Loyola und Jacob Lainez, wurden die Hauptperſonen, Loyola durch ſeinen ſchwärmeriſchen Eifer, Lainez durch ſeine Klugheit. Der Türkenkrieg vereitelte die Abſicht einer Wanderung nach Jeruſalem, und die Bundesbrüder zerſtreuten ſich.

In Italien fanden ſich die wichtigeren wieder zuſammen, und in Rom ſchilderte Loyola eines Morgens ſeinen Genoſſen einen wunderbaren Traum, in welchem ihr Bund als die „Geſellſchaft Jeſu“ vor ſeinen Blicken erſchienen ſei. Jetzt entwarfen ſie Statuten, und fügten zu den herkömmlichen Gelübden geiſtlicher Orden (Armuth, Keuſchheit und Gehorſam) noch dieſes: daß ſie unweigerlich und ohne Lohn als Miſſionäre in jedes Land der Erde ziehen würden, in welches der Papſt ſie ſchicken wolle, und daß die Novizen auch durch die niedrigſten Dienſte bei Kranken geprüft werden ſollten. Ein Ehrenpunkt der neuen geiſtlichen Ritterſchaft zum Beiſpiele ſollte es werden, die ekelhafteſten Geſchwüre der Kranken in den Spitälern aufzuſaugen. Exaltirte Hingebung alſo an den Papſt ſowohl, als an den Beruf, war die Entſtehungsquelle des Ordens, und hierin war Loyola das Haupt. Deshalb iſt es richtig, daß er als Stifter der Geſellſchaft in die Geſchichte eingeführt worden iſt, denn Papſt Paul III. beſtätigte im Herbſte 1540 den alſo von Loyola entworfenen Orden, und Loyola wurde auch zum erſten General des Ordens ernannt. Hiemit ſchließt aber auch ſein Einfluß. Das merkwürdige innere Gefüge des Ordens, durch welches er weltgeſchichtlich geworden iſt, ſtammt nicht von ihm, ſondern von Jacob Lainez und deſſen Freunden, welche nicht in religiöſer Schwärmerei, ſondern in politiſcher Klugheit einen Ordensſtaat ausbildeten, welcher einzig in ſeiner Art daſteht. Die unbedingte Ergebung an den Papſt und an den Papſt allein behielten ſie bei, und erreichten dadurch zunächſt eine Reihe von Vorrechten, welche keinem andern Orden jemals zugeſtanden worden ſind, und welche weder in Kirche noch Staat jemals eine Körperſchaft beſeſſen hat. Sie erhielten alle Rechte der Bettelmönche und Weltgeiſtlichen zuſammen. Sie wurden von jeder weltlichen und biſchöflichen Gerichtsbarkeit, von jeder Aufſicht und Beſteuerung gänzlich befreit. Sie durften prieſterliche Amtshandlungen überall und zu jeder Zeit ausüben, auch zur Zeit eines Interdicts, welches alle übrigen geiſtlichen Amtshandlungen verbietet. Sie durften von allen Sünden und Kirchenſtrafen eigenmächtig abſolviren. Sie durften Gelübde der Laien nach ihren Zwecken umwandeln, durften ohne päpſtliche Beſtätigung Kirchen und Güter erwerben und Ordenshäuſer anlegen, ja durften ſich ſelbſt freiſprechen von canoniſchen Satzungen, ſelbſt vom Gebrauche des Breviers. Ihr General endlich erhielt unumſchränkte Gewalt über die Mitglieder, und dieſe mußten ſich zu jeder Aufgabe verwenden laſſen. Kurz, der Orden wurde gegenüber der entſtehenden Reformation als ein ſelbſtändiges Kriegsheer errichtet, und dies Kriegsheer wurde einem Dictator übergeben. Sicherlich ein ſtarker Gedanke in einer Zeit der Gefahr.

Ebenſo zweckvoll, klug berechnet, ſcharf gegliedert, ſtreng gehandhabt war die innere Organiſation dieſes prieſterlichen Kriegsheeres.

Die Mitglieder wurden ausgeſchickt in die Welt mit dem Zwecke, ſich in alle Zweige der menſchlichen Geſellſchaft einzuleben: frei nach außen, innerlich ſtreng gebunden an den Geiſt und die Disciplin des Ordens. Sie waren praktiſch abgetheilt in Claſſen und Stände, und ihre Rekrutirung wurde keineswegs, wie bei andern Orden, dem Zufalle überlaſſen. Nein, mit beſonderer Umſicht und weitſehendem Blicke wurden die Novizen ausgeſucht. Vornehme Menſchen im weiteſten Sinne des Wortes waren allein willkommen, vornehm durch Geburt und Stellung vornehm durch Anlage und Fähigkeit. In letzterem Punkte huldigte man ſtreng dem demokratiſchen Grundſatze: unbekümmert um das Herkommen, jedes Talent zu verwenden und ſeiner Thätigkeit gemäß in die Höhe zu bringen. Demgemäß erfolgte auch die Ausbildung und Verwendung der Einzelnen mit feiner Berückſichtigung der Anlage jedes Einzelnen. Man erzog ſich Specialitäten, und die Aufſicht im Noviziathauſe war ein immerwährendes pſychologiſches Studium für die Leiter. Wie groß aber auch die Beachtung von Talent und Fertigkeit war, Entſagung und Gehorſam mußten doch ſtets die Grundlage bleiben. Zeigte die fähigſte Novize hierin Eigenwillen und Widerſetzlichkeit, ſo ſtockte ihre Laufbahn, und es wurde ihr nichts Wichtiges anvertraut.

Zwei Jahre müſſen die Zöglinge im Noviziathauſe zubringen. Dann erſt können ſie ihre theologiſchen Studien beginnen und unter die wirklichen Glieder aufrücken. Die geringſten unter dieſen ſind weltliche Mitarbeiter (Coadjutoren). Sie leiſten kein Kloſtergelübde, und können wieder aus dem Orden entlaſſen werden. In dieſer Claſſe finden ſich die wichtigſten weltlichen Perſonen: vornehme Weltleute, Staatsmänner, ja ſelbſt regierende Fürſten.

Der nächſte Rang ſind die Scholaſtiker und geiſtlichen

Coadjutoren. Sie ſind vorzugsweiſe Gelehrte, welche ein feierliches Mönchsgelübde abgelegt haben, und beſonders zum Unterrichte der Jugend verpflichtet werden.

Der oberſte Rang ſind die Profeſſen, die erfahrenſten Mitglieder, deren Weltklugheit und Treue außer Zweifel. Sie übernehmen alle wichtigen Miſſionen, werden Beichtväter der Fürſten, vertreten den Orden da, wo er im Großen zu regieren hat, und ſind vom Unterrichte der Jugend dispenſirt.

Sie nur wählen den Ordensgeneral aus ihrer Mitte. Er wählt aus ihrer Mitte die Aſſiſtenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren. Er iſt lebenslänglich in ſeinem Amte und wohnt in Rom. An ſeiner Seite ſind fünf Räthe, welche die fünf Nationen repräſentiren: die italieniſche, die deutſche, die franzöſiſche, die ſpaniſche, die portugieſiſche. — Allmonatlich erhält er Bericht von den Provinzialen; vierteljährig von den Superioren der Profeßhäuſer, von den Rectoren der Collegien und von den Noviziatmeiſtern über Ordens-Begebenheiten, politiſche Ereigniſſe, Charaktere, Fähigkeiten und Verdienſte aller einzelnen Glieder. — Demgemäß befiehlt er bis zur Verwendung einer Novize. Blindlings muß ihm gehorcht werden, und er kann ändern (ſelbſt die Ordensregeln) und ſtrafen, wie er will.

Hauptſitze in Deutſchland waren die Univerſitäten Wien, Prag und Ingolſtadt. Prag war ſoeben verloren gegangen: die böhmiſchen Rebellen hatten den angekündigten Entſchluß durchgeſetzt!, und am Tage nach dem Fenſterſturze waren die Jeſuiten in feierlichem Zuge, das Kreuz voran, über die Moldaubrücke in die Verbannung gewandert. Sonſt waren ſie um dieſe Zeit überall in voller, ja aufſteigender Macht und Kraft. Zwei furchtbare Kriſen hatten ſie in Frankreich und Spanien glücklich überſtanden. Aus Frankreich nämlich waren ſie verwieſen worden im Jahre 1594 in Folge eines Attentats, welches der Jeſuit Chatel auf Heinrich IV. unternommen hatte. Heinrich IV. aber hatte ſie ſelbſt wieder aufgenommen, und als er bald darauf von Ravaillac ermordet wurde, konnte der Beweis nicht geführt werden, daß der Mord durch die Jeſuiten angeſtiftet worden ſei.

Die zweite Kriſis war in Spanien entſtanden, wo ein Jeſuit — Mariana — 1598 ein Buch herausgegeben hatte, welches den Königsmord unter gewiſſen Umſtänden für zuläſſig, ja wohl für verdienſtlich erklärte. Der weltliche Sturm, welcher ſich dagegen erhob, wurde aber raſch von ihnen dadurch beſchwichtigt, daß ſie dies Buch ihres Mitgliedes öffentlich und feierlich verurtheilten.

Ihre Anzahl, über den ganzen Erdboden verbreitet, ſchätzte man beim Ausbruche des großen deutſchen Krieges über 130,000.

In dieſes echt romaniſche Inſtitut — denn der Romane verzichtet leicht auf perſönliche Freiheit und eigenthümliche Entwicklung — war denn auch ein junger Sproß aus dem Hauſe Zierotin eingetreten. Die Zierotin's rühmten ſich, von den ruſſiſchen Großfürſten abzuſtammen, und bildeten die mächtigſte Familie in Mähren. Jaromir von Zierotin, jetzt Norbert genannt, war mit zwanzig Jahren nach Ingolſtadt gekommen, und hatte dort mit Fleiß und Aufmerkſamkeit den Unterricht der Jeſuiten genoſſen. Zunächſt als bloßer Studioſus. Dann war er auf Antrieb ſeiner Mutter in das Noviziathaus der Jeſuiten eingetreten, und hatte den zweijährigen Dienſt der Prüfung und Vorbereitung tadellos beſtanden. Er wurde von allen Vorgeſetzten belobt und empfohlen, und dies trug natürlich dazu bei, daß er bereit war, auch in die weitere ſtrenge Laufbahn des Ordens einzutreten, will ſagen, auch das Mönchsgelübde abzulegen. Er ſteckte nicht vor dieſem Entſchluſſe. Obwohl jung, ſchön und wohlhabend, hatte er doch bis daher nichts Eigenthümliches in ſich entwickelt. Weder Freundſchaft noch Liebe, noch irgend eine Leidenſchaft hatte ihm zu ſchaffen gemacht; ſein eigentlich perſönliches Weſen war ein unbeſchriebenes Blatt geblieben. Die formellen Aufgaben ſeines neuen Standes ſchienen ihn ganz auszufüllen. Beſonders die politiſchen Wiſſenſchaften, das Kirchen- und Staatsrecht damaliger Zeit waren ihm geläufig, und ſeine Vorgeſetzten empfahlen ihn nach Rom vorzugsweiſe für das, was man in neuerer Zeit eine diplomatiſche Carrière nennt. Dies war innerhalb des Jeſuiten-Ordens ein ſehr ausgebildetes und ſehr wichtiges Fach, und es kam ihm ſowie ſeiner Mutter recht ungelegen, daß ſein Vater Anſtand nahm, ihn unwiderruflich eintreten zu laſſen in dieſe Bahn. Der Vater wünſchte, daß die Ablegung des Mönchsgelübdes noch verſchoben bleibe. Wenigſtens wollte er, ein kränklicher alter Herr, den Sohn noch einmal ſehen vor dieſem großen

Schritte. Da nun Erzherzog Ferdinand, ſehr vertraut mit den Ingolſtädter Schulen, in denen er ſelbſt gebildet worden, den Wunſch geäußert hatte, dieſen hoffnungsvollen Zögling in Wien zu haben, ſo war der junge Zierotin im Monate Februar nach Wien verſetzt worden. Durch Franken, Sachſen und Böhmen hatte er die Reiſe gemacht und unterwegs zahlreiche Aufträge des Ordens verbreitet. Anfangs März traf er in Wien ein und fand die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Jetzt ward die Ablegung des Gelübdes ſein nächſtes Vorhaben, und er meldete ſich dazu. Aber der Ausbruch in Böhmen ſteigerte die Thätigkeit in dem politiſchen Bereiche, welchem er zugetheilt war, und der Herr Erzherzbg nahm den jungen Pater, welcher juſt aus Böhmen angekommen und mit der neueſten Lage der an Böhmen grenzenden Länder vertraut war, ſo in Anſpruch, daß die innere Ordens-Angelegenheit augenblicklich zurücktreten mußte vor der drängenden politiſchen Aufgabe.

Den Junker Hans von Starſchädel namentlich hatte der junge Norbert ſchon in Dresden und in Prag beobachtet; es war alſo ganz natürlich, daß es ihm übertragen wurde, das Verfahren mit dem ſächſiſchen Ketzer zu leiten.

Von dieſem Zuſammenhange deutete er indeſſen nur wenig an, als er dem Rathe Gangelberger die einleitenden Eröffnungen machte. Er war bereits zu gut geſchult, um mehr als das Nothwendige zu äußern, ſelbſt gegen einen Mann wie Gangelberger, welcher notoriſch der katholiſchen Sache ergeben war. Jeder habe ſeinen Theil, und nur ſeinen Theil; das Weitere gebührt nur dem Höheren, das

Ganze nur dem Höchſten. Das war ein Grundſatz des Ordens.

— Es verſteht ſich von ſelbſt, ſagte er unter Anderem, daß die gottesläſterliche Scene am Heilthumſtuhle für Eure Unterſuchung nur den Anknüpfungspunkt zu bieten hat. Sie ſieht dem Charakter des jungen Ketzers, welcher uns ſchon bekannt iſt, nicht ſehr ähnlich. Man irrt ſich indeſſen leicht in den Charakteren, und da ſie der Schlüſſel ſind zu den Handlungen, und der junge Ketzer erſt ſeit Monatsfriſt beobachtet worden iſt, ſo wird die Schilderung ſeines innerlichen Weſens uns ſehr willkommen ſein. Von größter Wichtigkeit iſt aber, genau zu erfahren, wie weit ſeine politiſchen Aufträge gehen. Er hat deren, das iſt außer Zweifel. Man hat ihn in Dresden mit Perſonen verkehren ſehen, welche mit dem Kurfürſten vertraut ſind. Das iſt an einem Weimariſchen auffallend. Die ältere Linie, welche in Weimar regiert, haßt die jüngere Linie in Dresden, weil und ſeit durch Moritz die Kürwürde der älteren Linie entriſſen und an die jüngere Linie gebracht worden iſt. Wenn alſo trotzdem vertrauliche Unterhandlungen ſtattfinden, ſo muß etwas Ungewöhnliches im Werke ſein. Dies wäre in Betreff Weimars ſehr zu beachten. Dort horſtet jetzt ein volles Neſt ſtarker Vögel. Die ſehr aufgeweckte dort regierende Frau hat ſechs Söhne. Alle ſind geſund und begabt und ſpähen umher, wo in dem ausbrechenden Kriege eine Beute für ſie zu holen ſei. Es iſt alſo zu ergründen, was der Sendbote dieſer Adlerbrut hier beabſichtigt. Es kann dies ſehr weit reichen; denn in Weimar und Jena hat ſich der freche Unternehmungsgeiſt der Wittenberger traditionell fortgeerbt. Die albertiniſche Linie in Dresden hat ſich in beſchränkterem Sinne dem proteſtantiſchen Dogmatismus — wie ſehr dies ein Widerſpruch in ſich ſelbſt ſein mag! — hingegeben, und ſtrebt ſo gut wie gar nicht mehr nach Weiterem. Die erneſtiniſche Linie aber, vielleicht weil ſie gelitten und an Land und Leuten viel verloren hat, iſt weitſichtig geblieben und ſpeculirt ins Große. Die geſunde Mutter der ſechs Söhne hegt deshalb auch die eigene Sorte deutſcher Gelehrten um ſich, welche gleich Luther und Melanchthon aus der bibliſchen Sprachkenntniß ungethüme Plane entwickeln für den unklaren und unbändigen deutſchen Sinn. Ein ſteinalter Profeſſor, Namens Hortleder, iſt der heutige Luther in Weimar. Er erzieht die Prinzen und hat auch dieſen Hans v. Starſchädel erzogen. Mit irgend einem Plane des alten Profeſſors ausgerüſtet, iſt dieſer Starſchädel nach Dresden geſchickt worden, welches man ſonſt in Weimar ſo bitter haßte wie Rom. Was kann dies für ein Plan ſein? Nichts iſt uns ſo bedenklich, als dies Zeichen, daß dieſe ketzeriſchen Secten Vereinigungspunkte ſuchen. Nichts iſt uns ſo wichtig, als daß die kurfürſtliche Regierung in Dresden auch ferner abgeſondert verbleibe von ihren Verwandten. Sie wird in der nächſten Zeit hochwichtig für uns. Denn die böhmiſche Rebellion wird in nächſter Zeit der Angelpunkt für die katholiſche Chriſtenheit und für das römiſch-deutſche Reich, und die böhmiſche Rebellion iſt leider ſchon in lebhaftem Verkehr mit der kurfürſtlichen Regierung in Dresden. Graf Schlik iſt allwöchentlich unterwegs zwiſchen Prag und Dresden, und hat ſchon mehrfache Beſprechungen gepflogen mit dem ſächſiſchen Kurfürſten ſelber. Wie weit iſt dies Verſtändniß bereits gediehen? Dies iſt vielleicht von dem Starſchädel zu erfahren. Er iſt in Geſellſchaft Schlik's von Dresden nach Prag geritten, und iſt in Prag von den ketzeriſchen Cavalieren wie ein eingeweihter Abgeſandter behandelt worden. Namentlich hat ihn der von Loß, ein Mann von ſchwerer Bedeutung unter den Rebellen, in ſein Haus aufgenommen. Dies ungefähr — ſchloß der junge Jeſuit — wären die beſonderen Geſichtspunkte, unter welchen Ihr das Verhör leiten möget. Iſt Euch noch etwas unklar?

— Das nicht, entgegnete nach einigem Zögern Rath Gangelberger, welcher mit geſchloſſenen Augen zugehört hatte, aber unvollſtändig bleibt die politiſche Mittheilung nach einer wichtigen Seite hin.

— Nach welcher?

— Nach der calviniſchen. Ihr ſagt kein Wort von den Schritten des rheiniſchen Kurfürſten, welcher notoriſch ebenfalls ſeine Anhänger in Böhmen hat, und gewiß auch ſeine —

— Seine Sendboten? Allerdings. Aber wir haben bis jetzt kein Anzeichen, daß dieſe mit den ſächſiſchen zuſammenhängen. Wir hoffen im Gegentheile, daß ſie einander kreuzen und uns dadurch in die Hände arbeiten werden. Ein Herr Achatius von Dohna iſt von Heidelberg nach Böhmen unterwegs. Wir fahnden auf ihn, wie auf dieſen Starſchädel. Und er wäre uns noch lieber. Wir halten den rheiniſchen Kurfürſten in Heidelberg für viel gefährlicher als den ſächſiſchen in Dresden. Dieſer iſt ein pedantiſcher Herr, welcher ſeinen Stolz darin ſucht, das Zünglein in der deutſchen Wage zu ſein; der Heidelberger aber iſt ein Leichtfuß, welcher zu jeder Verwegenheit bereit iſt, beſonders weil er die ketzeriſche Prinzeſſin aus England geheirathet hat und auf unberechenbare Hilfe von dorther hofft.

— Und der Gedanke kommt Euch nicht, daß eben in Böhmen eine Vereinigung all dieſer ketzeriſchen Secten verſucht werden könnte?

Der junge Jeſuit ſchwieg auf dieſe Frage.

— Es wäre dies der größte Gedanke unſerer Gegner und der gefährlichſte für unſere Sache, fuhr Gangelberger fort.

— Für unſere heilige Sache, verbeſſerte der junge Jeſuit. — Ich habe ihn vorhin berührt bei dem Namen Hortleder — aber Menſchenwitz iſt mannichfaltig. Deshalb eigenſinnig. Nur die geoffenbarte Kirche überwindet jeden Widerſpruch. Horcht indeſſen nach dieſer Richtung hin beim Verhör. — Und nun will ich Euch nicht länger aufhalten.

Er ſtand auf und ging. Gangelberger geleitete ihn bis an die Thür, und rief nach Pudel. Pudel war nicht weit, und ſchlürfte auf ſeinen Filzſchuhen herbei, um den Pater zu geleiten.

— Noch Eins! ſprach dieſer leiſe zu Gangelberger, indem er in der Thüre ſtehen blieb. Verfahrt in jeder Form leiſe, fein und höflich mit dem Starſchädel. Er darf keine Beſchwerde über äußerliche Härte in die Hand bekommen. Dies wünſcht man durchaus zu vermeiden. Er kann zu gewinnen ſein, und dies wäre das Beſte. Er kann aus anderen Gründen wieder freigegeben werden, und dann will man trotz Schranne und Verhör einen freundlichen Eindruck bei ihm zurücklaſſen. Ihr verſteht? Der Herr Erzherzog muß Kaiſer werden. Dazu braucht er die Stimmen der Reichsfürſten. Man kann nichts wiſſen, ob den ſechs Raubvögeln in Weimar nicht — wenn ſich Uebergänge finden — Stellungen in Ausſicht gerückt werden könnten. Sie ſollen begabte Geſchöpfe ſein. Dazu wäre dieſer Starſchädel der Vermittler. Jedem Vermittler zeigt man weiche ſtreichelnde Hände. Ihr verſteht? Dies wird nachdrücklich gewünſcht.

Die letzten Worte ſprach er etwas herriſch, und verſchwand.

Sie mißfielen Gangelberger. Bei aller Politik war dieſer doch im Grunde Juriſt und gerichtlicher Geſchäftsmann. Die hundertfältigen Rückſichten fingen an, ihn zu beläſtigen. Die Befehle unklaren Urſprungs; die ſklaviſche Stellung, welche einem kaiſerlichen Rathe zugemuthet wurde — kurz, er war verdrießlich und zog heftig an der Glockenſchnur, welche über dem grünen Tiſch herabhing. Dann ging er im Zimmer hin und her, und läutete nach kurzer Weile noch einmal und noch verdrießlicher, weil niemand gekommen war auf den Glockenruf.

Auch dies hatte keinen Erfolg. Man weiß, wie unangenehm ein choleriſcher Menſch durch ſolche Erfolgloſigkeit aufgeregt werden kann. Gangelberger eilte mit großen Schritten nach der Thür, öffnete ſie und rief nach Pudel. Dadurch entſtand für Vater Pudel eine Verlegenheit. Er hatte den jungen Pater in das Nebenzimmer gebracht und hatte eben unter Hindeutung auf die Thür, welche ans Verhörzimmer Gangelberger's ſtieß, ſein höfliches Bedauern ausgeſprochen, daß dieſe Thür ſchadhaft und durch einen großen Sprung, will ſagen durch einen klaffenden Riß entſtellt ſei. Er hatte außerdem beklagt, daß Se. Hochwürden in ſeiner Ruhe geſtört ſein könnten, wenn das Verhör daneben laut würde — da hörte er den Ruf ſeines Namens. Der Ton des Rufes ließ keinen Zweifel übrig, daß Rath Gangelberger nicht ſcherzhaft aufgelegt ſei. Was thun? Durch eiliges Hinaustreten auf den Gang die vertrauliche Unterbringung des Paters nahe an der geborſtenen Thür dem erzürnten Rathe bloßzulegen, ſchien durchaus unangenehm. Pudel wenigſtens war dagegen, und beſchäftigte ſich angelegentlich mit dem Lichte, welches er auf einen Tiſch im Ofenwinkel geſtellt hatte, und deſſen ſtarker „Rauber", wie er nach Wiener Brauch die Schnuppe nannte, ihn zu betrüben ſchien. Wenigſtens klagte er über die Seifenſieder, die ſich alle Tage mehr herausnähmen; aber er bezeigte der peinlichen Situation ſeine Achtung dadurch, daß er ganz leiſe auf den Seifenſieder ſchalt. Auf dieſe Weiſe hörte er auch während ſeines Sprechens ganz gut, daß Rath Gangelberger außen vorüber und die Treppe hinabging. Nun verließ er raſch das Zimmer, die Thür desſelben ſanft öffnend und ſchließend, und begab ſich eilig ebenfalls an die Treppe.

— Gehen der Herr Rath ſchon nach Hauſe? rief er mit den höflichſten Tönen ſeines Organs hinab, und hielt ſeinen Leuchter hoch von ſich, als ſollte der Lichtſchein bis ins „Gaſſel" hinab den Forteilenden geleiten. Er ſah dabei ganz maleriſch aus, der alte vierkantige Knabe, deſſen großer Kopf jetzt gar keinen Hals unter ſich zu haben ſchien, und deſſen Kälberaugen die thieriſche Unſchuld hinabblitzten.

Man kann ſich denken, in welcher Stimmung der Rath zurückkam. Ein Hagelwetter von Vorwürfen über ſolche nichtswürdige Hausordnung überdeckte Pudel, der mit keiner Wimper zuckte, ſondern in unerſchütterlicher Höflichkeit entgegnete: die Glocke im Verhörzimmer führe ja zum Schließer, und gehe nur dieſen an.

— Und wo iſt, wo bleibt denn der Kerl?

— Geſtrenger Herr Rath vergeſſen halt in nicht todt zu machender Thätigkeit, daß heute Sonn- und Feiertag iſt. Da hat der Schließer ſeinen Ausgang, und wenn er ausgeht, labt er ſich halt am „Heurigen“. —

— Der Kerl iſt nicht da, obwohl ich —?

— Gewiß iſt er da. Er iſt ja geholt worden, als Euer Gnaden gegen Abend ſagen ließen, daß ein Verhör —

— Warum kommt er alſo nicht?

— Der Heurige, Geſtrengen, der Heurige macht einen ſo feſten Schlaf, und am Sonn- und Feiertage glaubt halt ein geplagter Diener wenigſtens ſchlafen zu können in Oeſterreich. —

— Das Maul halten! den Schließer wecken, den Gefangenen von heute Mittag ins Verhörzimmer, zwei Schardiener hier auf dem Gange aufſtellen, raſch!

— Die Schardiener, Geſtrengen, haben auch Sonn- und Feiertag, und —

— Sind nicht da?

— Waren nicht zu finden, obwohl bis in den Neuen Werd hinausgeſchickt worden iſt zu den Jägerſchänken. —

— Das iſt ja eine nichtswürdige Wirthſchaft in dieſem Gerichtshauſe!

— Der Tag des Herrn, Geſtrengen —

— Das Maul halten. Ich werde dieſen Schlendrian zuſammenrütteln, daß Euch die Ohren klingen ſollen. Zwei Mann Stadtgarde von der Wacht im Tiefen Graben holen laſſen und den Gefangenen vorführen. Marſch!

Es dauerte faſt eine halbe Stunde, bis dies Alles bewerkſtelligt war, und Gangelberger hatte immer mehr eingebüßt von der Ruhe, welche einem Verhörrichter nothwendig iſt, beſonders wenn er ſo viel politiſche Rückſichten einhalten ſoll.

Endlich ging die Thür ſeines Zimmers auf, und Hans von Starſchädel erſchien, von Pudel eingeführt, welcher menſchenfreundlich die Dienſtleiſtung des wahrſcheinlich beſoffenen Schließers übernommen hatte. Pudel verzichtete dabei auf jeden Dank, und blieb draußen, indem er die Thür hinter Herrn Hans eiligſt zudrückte. Und er that ſehr wohl daran. Denn der aufgeregte Rath entdeckte auf den erſten Blick, daß der Gefangene ſein Schwert an der Seite trug.

— Man hat Euch das Schwert nicht abgenommen? fragte er raſch, indem er auf Junker Hans zuſchritt.

Dieſer ſchwieg zunächſt. Es überraſchte ihn, den Widerſacher aus dem Wirthshauſe in ſolcher Lage wiederzufinden, und die Ueberraſchung war nicht angenehm. Dann erwiederte er mit einfacher Ruhe:

— Ich habe mirs nicht abnehmen laſſen.

— Ihr habt Euch alſo den Gerichtsperſonen widerſetzt?

— Wenn eine ſimple Gegenerklärung Widerſetzlichkeit heißt, ja. Man hat ſie gelten laſſen.

— Man! Untergeordnete Gerichtsdiener. Ihr ſteht vor Eurem Richter. Das geſchieht hierzulande nicht in Waffen. Legt Euer Schwert auf den Tiſch.

— Das thu' ich nicht.

— Wie? Ihr wagt es —

— Ich wage zu glauben, daß ich in einem civiliſirten Lande bin. Es iſt das Land des deutſchen Kaiſers, und ich bin ein deutſcher Edelmann. Es iſt ein deutſches Reichsland, und ich bin aus dem deutſchen Reiche. Kann ich da nicht wenigſtens erwarten, daß man mich anſtändig behandle, nachdem man mich mißverſtändlich, wie ich vorausſetze, auf offener Straße verhaftet hat wie einen Dieb?

— Man hat Euch verhaftet, weil Ihr den öffentlichen Gottesdienſt unanſtändig — um nicht frevelhaft zu ſagen — geſtört habt.

— Ich?

— Vor den Heiligthümern ſeines Glaubens lag das Volk auf den Knieen, und Ihr ſeid hinzugetreten und habt den Glauben des Volkes verhöhnt, indem Ihr, zum Aergerniß der Andächtigen, ſpöttiſch aufrecht geblieben ſeid, den Hut auf dem Kopfe behalten und Eure Mißachtung in jeder Weiſe an den Tag gelegt habt.

— Das iſt nicht wahr.

— Wenn dies Eure Civiliſation iſt, daß Ihr den Glauben Anderer verſpottet, ſo ſeid Ihr allerdings in ein unciviliſirtes Land gekommen —

— Es iſt nicht wahr.

— Was iſt nicht wahr?

— Daß ich mich ſo betragen hätte, wie Ihr da ſagt.

— Ihr ſeid nicht aufrecht und bedeckten Hauptes dageſtanden?

— Ja —

— Nun alſo! Was ſoll der Widerſpruch?!

— Als ich daſtand — es war nur ein Augenblick — war die andächtige Menge aufrecht wie ich, und ich zog mich auf der Stelle zurück in ein Hausthor, als ich inne wurde, was da vorginge. Dieſe Ceremonien ſind nicht die meinigen, und ſie widerſtreben meiner Erziehung. Aber ich würde mir nie geſtatten, denjenigen ein Aergerniß zu geben, welchen ſie geheiligt ſind. Was Ihr da als Grund meiner Verhaftung angebt, das iſt nichts als ein Vorwand. Zwei Männer niederen Standes haben die Störung begangen, deren Ihr mich zeiht, und ſie geriethen deshalb in Streit mit der Volksmenge. Ich wurde verhaftet, indem ich das Benehmen dieſer zwei Männer mißbilligte, und ich wäre wahrſcheinlich verhaftet worden, auch wenn dieſer Zufall nicht einen Deckmantel geboten hätte. Laßt alſo dies Verhalten farbiger Lappen. Ich bin kein ſpaniſcher Stier, welcher darauf losginge; ich bin nicht hier, um über religiöſe Dogmen und Ceremonien zu ſtreiten —

— Weshalb ſeid Ihr hier?

— Laßt mich zu Ende reden. Seit ich den Fuß auf das Weichbild Wien geſetzt habe, bin ich befragt, ſpionirt und beaufſichtigt worden, als ob ich ein Dieb wäre. Was will man von mir? Man ſage es aufrichtig, daß im deutſchen Erblande unſeres deutſchen Kaiſers ein deutſcher Edelmann nicht erſcheinen darf, ohne ſich unwürdigem Verdacht, unwürdiger Behandlung ausgeſetzt zu ſehen. Sagt es aufrichtig! Dann wiſſen wir, woran wir ſind. Es iſt nicht ſo gleichgiltig, wie es einem Stadtgardiſten erſcheinen mag, und Euch kann es doch unmöglich ſo erſcheinen, der Ihr ein Mann von höheren Geſichtspunkten ſeid, wie ich geſtern Abends aus Eurer Redeweiſe habe entnehmen können. Bei einiger Ueberlegung müßt Ihr Euch doch eingeſtehen, daß der Kaiſer morgen todt ſein kann, und daß Euer Erzhaus einer Wahl im deutſchen Reiche ausgeſetzt iſt, einer Wahl, welche jetzt ohnehin mit bergehohen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Wollt Ihr ſie dadurch erhöhen, daß Ihr Euren üblen Ruf der Unduldſamkeit erhöht? Oder glaubt Ihr, daß kein Hahn danach krähen werde, wenn Ihr mich mißhandelt, wohl gar beſeitigt im Style ſpaniſcher Inquiſition? Das glaubt Ihr ſelbſt nicht, denn Ihr packt mich nur an, weil Ihr mich im Zuſammenhange glaubt mit Männern von politiſcher Bedeutung. Laßt alſo den Plunder ſcheinbar gerichtlicher Procedur, und geht zu dem über, was Ihr mich zu fragen habt, wenn Ihr mit ſolchen Fragen beauftragt ſeid.

Gangelberger war betroffen von dieſer jähen Umkehr des

Spießes, und betrachtete den jungen Fremdling von oben bis unten.

Herr Hans ſah blaß aus, aber es leuchtete aus ſeinem lichten Auge eine feſte Entſchloſſenheit.

— Nun, fuhr er fort, habt Ihr keinen weiteren Auftrag, als den der Straßenpolizei, ſo fragt mich, wie die Thorſchreiber ſchon gethan. Erledigt das, damit ich beizeiten an den Höheren komme.

— Ich erſuche Euch in Eurem eigenen Intereſſe, Euren Ton etwas weniger dreiſt zu halten! entgegnete langſamen Tones Gangelberger, der heute lauter ärgerliche Eindrücke haben ſollte, und dem es ſehr mißfällig war, auch hier wieder ſeine richterliche Eigenſchaft beiſeite geſetzt zu ſehen.

Verſtimmt ſuchte er einen Uebergang zu weiter reichenden und höher liegenden Fragen, und ſetzte ſich dabei nieder, mit Unbehagen bemerkend, daß der Inquiſit ſich ohneweiters ebenfalls einen Seſſel nahm.

— Was führt Euch alſo nach Wien? fragte er endlich verdrießlichen Tones, und von der Seite mit halbem Blicke auf den Junker ſchauend.

Die Zornesader auf ſeiner Stirn, ſichtbar weit in die Glatze hinauf, war hoch angeſchwollen, und der grau geſprenkelte Backen- und Kinnbart ſchien ſich borſtig zu ſträuben. Da er übrigens ein durchdringend ſchwarzes Auge und ein edel geformtes Antlitz hatte, ſo machte er in ſeiner jetzt verhaltenen Stimmung immerhin einen Achtung gebietenden

Eindruck auf Starſchädel. Dieſer erwiederte alſo in milderem Tone:

— Fragt Ihr blos polizeilich?

— Ich frage als kaiſerlicher Rath.

— Nun denn, ſo will ich auch in weiterem Sinne antworten. Ich bin im Intereſſe meiner heimathlichen Regierung hier. Ich will ſehen und hören, um in meiner Heimath ſchildern zu können, was ich geſehen und gehört.

— Dazu ſeid Ihr in Verbindung getreten mit denen, welche Rebellen ſind gegen das kaiſerliche Haus?

— Ich trete mit Jedermann in Verbindung, der mich belehren kann. Die Ihr Rebellen nennt, ſind meine Glaubensgenoſſen. Ihr Standpunkt liegt mir alſo in einer Hinſicht nahe. Wäre ich aber mit dieſem einen Standpunkte begnügt geweſen, ſo hätte ich mirs genug ſein laſſen mit dem, was ich in Prag vernommen. Ich will auch die Oeſterreicher kennen lernen, auch die katholiſchen Oeſterreicher. Man ſagt bei uns, ſie ſeien ein geſunder fröhlicher Volksſtamm, und ihr Katholiciſmus unterſcheide ſich vielfach von dem in Bayern, unterſcheide ſich weſentlich von dem in Rom.

— Der katholiſche Glaube iſt eben dadurch katholiſch, daß er ein gleichmäßiges Dogma hegt im Norden wie im Süden.

— Mag ſein. Dennoch ſind Sitten und Gebräuche und Charakterzüge eines Volkes niemals gleichmäßig in Anwendung und Erläuterung des Dogmas. Ebenſo iſt ein Volk niemals ohne Einwirkung auf ſeinen Regenten. Deshalb iſt Oeſterreich in ſo kritiſchem Augenblick doppelt wichtig für uns. In den nächſten Tagen wird ſichs entſcheiden, wer Euer neuer Regent iſt —

— Das iſt längſt entſchieden; wir ſind ein Erbreich.

— Es wird ſich entſcheiden, wie er ſich zu den Oeſterreichern verhält, wie ſich die Oeſterreicher zu ihm verhalten. Denn Ihr werdet nicht leugnen wollen, daß eine Huldigung von Seiten der Stände nöthig iſt, und daß dieſe Huldigung Schwierigkeiten finden kann. Ob und wie dieſe gelöſt werden, iſt auch für uns in Sachſen wichtig und lehrreich. Denn die Wahl unſeres Kaiſers hängt damit zuſammen. Euer erbberechtigter Herr Erzherzog wird zweifelsohne in Deutſchland gewählt ſein wollen; es liegt uns alſo ſehr nahe, beizeiten zu erfahren, weſſen wir uns von Oeſterreich und ſeinem Regenten zu verſehen haben.

— Habt Ihr eine officielle Beglaubigung von Eurer Regierung?

— Nein.

— Ihr führt keine Papiere mit Euch?

— Was heißt „Papiere“?

— Die über Eure Zwecke Auskunft geben.

— Ich habe keine officiellen Zwecke.

— Weicht nicht aus. Ich frage nach Euren Papieren. Beim Rapport über Eure gefängliche Einſetzung finde ich kein Blatt von Euch. Hat man Euch nicht abgenommen, was Ihr bei Euch trugt?

— Ich habe mir nichts abnehmen laſſen; das hab' ich Euch ſchon bei Gelegenheit meines Schwertes erklärt.

— Wer fragt nach Eurer Erklärung? Hier handelt es ſich um Gerichtsformen, denen ſich jeder Verhaftete zu unterwerfen hat.

— Ah, ein vortreffliches Mittel für die Regierung, jede Privatangelegenheit, nach der ſie lüſtern iſt, kennen zu lernen! Man verhaftet in der Geſchwindigkeit den Mann da, welcher eben einen Brief erhalten hat, blos um den Brief zu leſen. Iſt er geleſen, ſo erklärt man die Verhaftung für ein Mißverſtändniß —

— Herr, man verhaftet hierzulande nicht ohne Grund, und Ihr habt Grund genug dazu gegeben, indem Ihr Aufruhr gepredigt habt gleich bei Eurem Eintritte in dieſe Stadt, indem Ihr Verkehr entwickelt habt mit den Widerſachern des Landesregiments, indem Ihr, was Ihr auch zur Beſchönigung ſagen mögt, den öffentlichen Gottesdienſt geſtört habt. Ihr ſeid mit gutem Grunde den Gerichtsformen verfallen, und Ihr habt ohne Widerrede Euer Schwert und Eure Papiere auf dieſen Tiſch zu legen.

Dabei war Gangelberger, fortgeriſſen von gereizter Stimmung und von der Formpedanterie eines Beamten, vom Seſſel aufgeſprungen. Starſchädel desgleichen.

— Wollt Ihr gehorchen?

— Gewiß nicht!

— So erleidet die Gewalt!

Und damit zog Gangelberger heftig die Glockenſchnur. Man hörte weithin läuten durch die nächtliche Stille des Gerichtshauſes. Pudel trat ein.

— Der Gewalt begegne ich mit Gewalt! erwiederte

Junker Hans, indem er zur Seite trat, um der Thür das Antlitz zuzuwenden, und indem er die Hand an ſeinen Schwertgriff legte.

— Wagt es! ſchrie Gangelberger.

— Ich wage, was ich muß. Ihr werdet verantworten, was d'raus entſteht. So wahr Gott lebt, ich ſpiele nicht mit meinem Eiſen.

— Die zwei Mann von der Guardia!

Pudel öffnete die Thür; ſie traten ein.

— Dem Manne da ſein Schwert abnehmen und alle Habſeligkeiten loſer Art: Geld, Papiere und was ſonſt an ſeinem Leibe --

— Wohl! rief Starſchädel und zog ſein Schwert. Das Blut über Euch, Herr Rath.

Die Gardiſten, auf ein ſolches Ereigniß nicht gefaßt, hatten keine Piken mitgebracht und waren auf ihre Schwerter angewieſen. Ein wenig verblüfft von der ſehr energiſchen Haltung des Junkers, zogen ſie zwar dieſelben, gingen aber doch nicht ſogleich zum Angriff über. Fragend ſah der eine auf Pudel, welcher aus der halb offen gebliebenen Thür vorſichtig zu entweichen wünſchte, der andere auf den ergrimmten Rath.

— Werdet Ihr Eure Schuldigkeit thun?! ſchrie dieſer.

— Gönnen Sie ſich eine Minute Beſinnung, Herr Rath! ſprach Junker Hans mit Kaltblütigkeit. Hier giebt es Leichen, wenn Sie ſo fortfahren. —

— Vorwärts! ſchrie Gangelberger.

Die Gardiſten thaten einen Schritt, Starſchädel ſchwang ſeine Waffe mit augenſcheinlicher Fechterkunſt blitzſchnell wie ein Rad zwiſchen ihren Klingen hindurch, nahe an ihren Köpfen vorüber. Sie wichen einen Schritt zurück — es entſtand eine Pauſe.

Da hörte man ein Geräuſch im Nebenzimmer. Es klang, als ob etwas an die Erde falle. Rath Gangelberger, der Thür zum Nebenzimmer am nächſten, hatte den deutlichſten Eindruck davon. Ein Krampf flog über ſein Geſicht; er ſchien den Urſprung des Geräuſches zu ahnen, und während Pudel es für geeignet hielt, ganz und gar kein Zeuge der bevorſtehenden Entdeckung zu ſein, ſondern unſichtbar zu werden, ſtieß Gangelberger die Thür des Nebenzimmers auf.

Pater Norbert, ein Buch in der Hand, ſaß unweit der Thür und blickte gleichgiltig auf den Fußboden, welcher die zerbrochene Armlehne ſeines Stuhles klappernd aufgenommen hatte. Alsdann ſah er ruhig auf den Rath Gangelberger, welcher in großer Erregung vor ihm ſtand und einen Ausbruch des Zornes mit großer Anſtrengung niederkämpfte.

— Das Mobiliar dieſes Gerichtshauſes iſt recht ſchadhaft, ſagte der Pater endlich unbefangen. Ich bitte um Entſchuldigung, wenn ich Euch geſtört habe.

— Ihr ſeid — Herr Norbert noch hier?! ſprach Gangelberger mit unterdrückter und geradezu gebrochener Stimme. Dieſer Act des Spionirſyſtems und der verborgenen Beaufſichtigung auch ihm gegenüber, der volles Vertrauen in Anſpruch nahm und verdiente, ging ihm wie ein ſchreiender Riß durchs Gemüth. Dazu der Vorwurf, den er ſich blitzſchnell ſelber machte, der Vorwurf, daß er das wichtige Verhör wirklich total verderben habe durch ſeine Hitze — er war in der abſcheulichſten moraliſchen Lage. Grimmiger Unwille rang mit dem peinlichſten Aerger über ſich ſelbſt, und ein ganz kleiner Kobold flüſterte in ſeinem Innerſten: Sie haben ja ganz recht, die allmächtigen Prieſter, Du bedarfſt ja der Ueberwachung; Du biſt ja ein kläglicher Wicht, ein erbärmlicher Sklave Deiner Leidenſchaften, und ſolch ein Orden, welcher die Perſönlichkeit mit ihren unvermeidlichen Fehlern aufhebt, iſt Dir ja himmelhoch überlegen.

Während dies in ihm verging, ſprach der junge Jeſuit halblaut und unwandelbar ruhig:

— Ich hab' Euch vielleicht zu ſagen vergeſſen, daß ich das Reſultat des Verhörs abwarten wollte. Daß ich noch zu Harrach's hinüber wollte, hab' ich Euch wohl mitgetheilt. Dort find' ich außer meiner Mutter den Pater Lamormain; er wünſchte baldige Auskunft über den Fremden, welcher ihn intereſſirt. Was kann ich ihm alſo ſagen? — Ihr ſchließt wohl die Thür, damit der Fremde unſer Geſpräch nicht vernimmt.

Dabei blieb der junge Pater auf ſeinem gebrochenen Armſtuhle ſitzen. — Gangelberger ſchloß die Thür. Sein Naturell, welches nicht ohne Stolz war, ertrug dies Verhältniß nicht, und als der Pater trocken weiter fragte: Nun, wie viel habt Ihr erfahren? — da brach dem Juriſten der

Stolz alle Dämme der Rückſicht entzwei, und er erwiederte ſtreng und kurz:

— Das wißt Ihr ſo gut wie ich. Ich bin ein Mann geſetzlicher Form. Könnt Ihr dieſer nicht trauen, könnt Ihr ſie nicht erwarten, vielleicht gar nicht vertragen, ſo bringt mir eine Weiſung von der höheren Stelle, welche das Verfahren und den Delinquenten einer andern Behörde überantwortet. Bis dahin verfüge ich allein und — ohne Controle. Servus!

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, und drückte die Thür unehrerbietig ins Schloß. Der menſchlichen Natur gemäß war er jetzt geneigt, dem angeklagten Junker Hans hilfreich zu ſein. Wenn dieſer die Regung des ergrimmten Juriſten verſtand und ſich leidend und ruhig verhielt, ſo war es nicht unmöglich, daß er dieſem von anderer Seite her überreizten Richter augenblickliche Freilaſſung zu danken hatte.

Junker Hans konnte dies freilich nicht ahnen. Er ſtand noch unverrückt mit blankem Schwerte da, eines neuen Angriffs gewärtig von den Gardiſten, welche ſchon den neuen Befehlen des Herrn Raths entgegenſahen. Dieſe lauteten unerwartet:

— Verlaßt das Zimmer und wartet auf dem Gange!

Das war den zweifelhaften Helden das Angenehmſte, und ſie gehorchten pünktlich.

— Steckt Euer Schwert ein, Junker, und folgt mir dort in die Fenſterbrüſtung: ich will vertraulich mit Euch reden.

Junker Hans that dies ohneweiters.

— Ihr habt ſehr zuverſichtlich ausgeſagt, ſprach hier der Rath mit halber Stimme, daß Ihr ganz unſchuldig ſeid an der Störung des öffentlichen Gottesdienſtes. Könnt Ihr dieſe Ausſage beſchwören?

— Beſchwören?

— Ja ſo, Ihr ſeid ein Ketzer —

— Deſſen Schwur vor Eurer Heiligkeit keine Geltung hat. Seid unbekümmert deshalb. Ich bin ſparſam mit meinen Schwüren. Für derlei abſichtliche Mißverſtändniſſe iſt mir mein Schwur zu wichtig.

— Junger Mann —! Mäßigt Euren Trotz. Eure Lage iſt nicht dazu angethan, und wenn ich nicht aus anderen Gründen — — kurz, ich will nicht auf voller Strenge des Verfahrens beſtehen, wenn Ihr offener gegen mich ſeid. Wer waren die Männer, von denen Ihr ſelbſt ausſagt, daß ſie den Frevel an unſeren heiligen Ceremonien begangen?

— Ich bin kein Ankläger —

— Ihr ſeid — Element, Euch iſt ſchwer zu helfen! — Habt Ihr die Männer gekannt?

— Ich bin kein Ankläger.

— Habt Ihr die Männer gekannt? rief der Rath, und zwar mit lauter Stimme.

Der trotzige Junker verſtand es nicht, die ihm entgegenkommende Stimmung zu nützen, und reizte den heftig erregten Rath aufs Neue.

— Habt Ihr ſie gekannt, ja oder nein?

— Ich ſage nur ja oder nein auf Fragen, welche mich betreffen.

— So fahrt dahin, wohin Ihr Euch drängt!

Und dies ſprechend ſchritt Gangelberger haſtig zum Tiſche und zog die Glockenſchnur. — Pudel trat ein, alles Möglichen gewärtig. Er verbeugte ſich deshalb doppelt tief, und ſein ergebenſtes „Bitte!“ ward nur von der Diele vernommen.

— Den Gefangenen in ſeine Zelle führen laſſen. Welche hat er?

Pudel ſchien nicht zu verſtehen.

— Welche Zelle er hat?!

— Nummer vierzehn, bitte!

— Das iſt ja die beſte. Iſt die ohne Eiſenſtäbe. Einem Gefangenen, deſſen Grad Er noch nicht kennt! Ja, iſt Er denn ganz unfähig?! Und die Viſitation am Leibe, die Auskleidung, die Abnahme der Waffe, Alles iſt unterlaſſen worden! Wo ſoll das denn hinaus? Wünſcht Er ſeine Abſetzung?

— An einem Sonn- und Feiertage, Geſtrengen —

— Muß man nicht minder ſeine Pflicht thun!

— Die heilige Kirche gebietet und erlaubt da —

— Iſt Er Kirchen-Inſpector?

— Leider nur thatſächlicher, und deshalb, Geſtrengen, in Sachen der Verantwortung — wäre ich wirklicher Inſpector, o, dann ergebenſt —

— Er iſt es nicht, weil man ſich nicht auf Ihn verlaſſen kann. Baſta. Den Gefangenen auf Nummer drei, und nachholen mit Waffe und Viſitation, was unterlaſſen worden. Vorwärts!

Starſchädel mochte es für unnütz halten, ſeinen Widerſpruch zu erneuern. Er ging. Pudel zwinkerte ihm zu, als wollte er ſagen: Nur getroſt!

Gangelberger blieb allein in dem großen Zimmer. Er ſtand unbeweglich und ſtarrte vor ſich hin. Die prieſterliche Einmiſchung nicht nur, auch die ſchlechte Hausordnung kränkte ihn ſchwer. All ſolche Unregelmäßigkeiten entſtehen immer, wenn das oberſte Regiment in längeres Schwanken geräth. Kaiſer Rudolph hatte ſich in Prag abgeſperrt von den Bewegungen ſeiner Reiche, und man hatte jahrelang Noth gehabt, nur irgend einen Befehl von ihm zu gewinnen. Kaiſer Matthias hatte ihn mit gefährlichen Mitteln geſtürzt, und ſich dabei mit Verbindlichkeiten aller Art die Hände gebunden. Dieſe zu löſen oder doch los zu werden, nahm jahrelang all ſeine Kräfte in Anſpruch, und die innere regelmäßige Verwaltung entging dabei aller Aufmerkſamkeit. Proviſoriſch, proviſoriſch! wurde das unglückliche Loſungswort, welches die Feſtigkeit und Beſtimmtheit ausſchließt. Bis auf den Gefängniß-Inſpector erſtreckte ſich dies unentſchloſſene Regierungsweſen. Am Ende weiß dann Niemand mehr, was eigentlich gilt und hält, und die Schlaffheit bemächtigt ſich auch der ſtraffſten Gemüther. Noch mehr! Seit den wiedererregten Religionskämpfen war die Macht der Geiſtlichen in den Vordergrund gerückt. Der Fürſt erwartete weſentliche Hilfe von dieſer Seite, und ließ ihren Einfluß in Bereiche eindringen, welche dem Geiſtlichen fremd bleiben ſollten. Zwei Autoritäten entſtanden ſtatt einer. Welcher ſoll man gehorchen? Welche iſt wichtiger, welche iſt mächtiger? fragten ſich die loyalſten Diener. So entſteht eine Unſicherheit, welche alle Schritte lähmt, alle Anſtrengung verdirbt.

Gangelberger war ein patriotiſcher Mann, und er litt ſchwer unter dieſen Zuſtänden. Obenein war er jetzt gegen ſich ſelbſt in Aufruhr. Wir ſind am unglücklichſten, wenn wir uns eingeſtehen müſſen, daß wir unſer Naturell nicht zu beherrſchen vermögen. Und das mußte er ſich jetzt eingeſtehen. Sollte er den Pater Norbert, welcher wahrſcheinlich im Nebenzimmer geblieben, noch einmal ſprechen? Eine freundliche Auseinanderſetzung und Entſchuldigung wäre ſehr erwünſcht geweſen. Der junge Geiſtliche hatte die höchſten Verbindungen. Ging er aus dem Gerichtshauſe mit dem jetzigen Eindrucke, ſo wurde Gangelberger bei den oberen Stellen übel beleumundet — war es nicht äußerſt rathſam, noch ein ausgleichendes Geſpräch anzuknüpfen? Gewiß. Aber Gangelberger konnte ſich nicht entſchließen, theils aus Stolz — der vornehme junge Pfaff ſollte nicht ſeine Behörde werden! — theils aus Beſorgniß vor einem neuen Ausbruche. Wenn der junge Mann den wohlweiſen Protector ſpielt, ſo brichſt Du von neuem los, und machſt nur das Uebel ärger. Komme was kommen mag, Du kümmerſt Dich nicht mehr um ihn.

Dies vor ſich hinmurmelnd, entſchloß ſich Gangelberger, als unabhängige Gerichtsperſon von dannen zu gehen. Er that es. Pudel kam eben von der neuen Einſchließung

Starſchädel's zurück, und geleitete den Herrn Rath reſpectvoll die Treppe hinab. Er fürchtete ſich, der Herr Rath möchte fragen, ob Alles genau befolgt worden ſei. Der Herr Rath fragte nicht. Nur unten an der eiſernen Thür blieb er ſtehen, betrachtete Pudel ſtreng von oben bis unten, und ſagte in ſeiner einſchneidenden Weiſe:

— Wohl eingedenk ſein, Nicodemus Pudel, wer ſein Vorgeſetzter! Ich revidire morgen.

— Unterthänigſt, Geſtrengen! und die Thür ſchloß ſich.

Pudel aber ſtieg hinauf zum vornehmen Vater, welcher ihm ebenfalls ſchon entgegentrat. Auch dieſer ging ſchweigend die Treppe hinab, und blieb erſt unten im Hausflur ſtehen, um die Abſchiedsworte zu ſprechen. Aber ſein ſchönes jugendliches Antlitz war rein und heiter wie blauer Himmel, und mit ſanfter Stimme ſagte er:

— Ich bitte Euch, lieber Inſpector, den Gefangenen milde und ſchonungsvoll zu behandeln. *Man* wünſcht, daß ihm das Gefängniß einen freundlichen Eindruck mache; *man* wünſcht, daß ſein Gemüth durch nichts erbittert werde. Alſo das beſte Zimmer und zuvorkommende Bedienung. — Noch Eins! Die Kleider ſind ihm ſorgfältig zu ſäubern. Am beſten wenn er ſchläft. Und aufgeweckt darf er dabei nicht werden. Ihr ſeid ja ein erfahrener Mann, lieber Inſpector! Finden ſich Papiere vor, hebt ſie ſorgfältig auf. Sie ſind in Eurer Hand ſicherer, als in der des vielleicht verkannten Gefangenen. Ich komme morgen früh, um danach zu fragen und eine Unterredung mit dem jungen Fremdling zu führen. — Der Himmel behüte Euch und laſſe Euch nichts verabſäumen, würdiger Inſpector! —

Der würdige Inſpector ſtand eine Minute regungslos in der offenen Thür; ſein Geſicht ſchrumpfte wie ein alter Kuchen zuſammen, und ſeine Hand kraute in den magern Haarſtoppeln umher, als ob in dem weitläufigen Kopfe eine Löſung freigemacht werden ſollte, welche ein gemeiner Verſtand für unmöglich halten mußte. Der kaiſerliche Rath hatte Schwarz geſagt, der Pater Norbert hatte Weiß geſagt, und beide meinten denſelben Gefangenen, und jedem von beiden ſollte gehorcht werden. — Heiliger Nicodemus, ſtöhnte Pudel, was nutzt in ſolcher Patſche die höflichſte „Bülldung“! In dieſer grauſamen Welt und Lage, fuhr er leiſe in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, bleibt einem „gebülldeten“ Manne nichts übrig, als ſich zu beſaufen.

Mit dieſem Entſchluſſe wollte er ſich eben zurückziehen, da ſah er Jobſt vor ſich ſtehen, den langen Jobſt mit thränenſchlaffem Antlitze. Jobſt kam ihm gelegen, und er ließ den ſentimentalen Schwager eintreten. Den rothköpfigen Natzi aber ſchickte er in den „Regensburger Hof“ hinüber nach einem ausgiebigen Trunke. Der „Regensburger Hof“ bezog auf Donaulähnen ein ſchätzenswerthes Bier aus Bayern. Es war dies eine Höflichkeit für den Schwager Jobſt, welcher bekanntlich kein Weintrinker war, und höflich war Pudel auch in der Verzweiflung.

VII.

Norbert ging von der Schranne über den Judenplatz und Hof nach der Freiung hinab, um im Harrach'ſchen Hauſe ſeine Mutter zu ſprechen.

Das Harrach'ſche Haus — jetzt einer andern Linie der Harrach zugehörig — exiſtirte damals noch nicht in ſeiner heutigen Geſtalt, ſondern es beſtand aus einzelnen Häuſern, welche zu einer großen Wohnung herrſchaftlichen Styles verbunden waren. Trotzdem machte es im Innern den Eindruck ſtattlichen Reichthums und ſoliden Geſchmacks. Wenn auch die Zimmer von einem Hauſe ins andere durch kleine Treppen verbunden ſein mußten, weil die Stockhöhe der verſchiedenen Gebäude nicht gleich war, ſo ward dieſer Mangel an Regelmäßigkeit doch erſetzt durch ſorgfältige Ausſchmückung. Teppiche bedeckten die Unebenheiten und den ganzen Fußboden; gepreßte Ledertapeten verkleideten ebenſo gleichmäßig die Wände; reiches Mobiliar, Bilder in koſtbaren Rahmen, Kron- und Wandleuchter von venezianiſchem Glas verliehen durchwegs den zahlreichen, wenn auch unregelmäßigen Gemächern einen Stempel von Behaglichkeit. Karl von Harrach war ein geſelliger und gaſtfreier Herr. Vom Spätherbſte bis in den Frühling hinein war der erſte Stock ſeiner Wohnung jeden Abend vollſtändig beleuchtet und erwärmt, ſogar mit einem Veilchendufte erfüllt, welcher ſcherzweiſe Harrach-Duft genannt wurde, und jeden Abend fand man in dieſem Hauſe eine größere oder kleinere Geſellſchaft.

Es war ein geſelliger Mittelpunkt des vornehmen Adels, und zwar nicht blos des katholiſchen Adels, obwohl Harrach Katholik war. Er war ein geſellſchaftliches Talent, und wußte entſpringende Streitigkeiten immer geſchickt abzuleiten. Daß dies von Tag zu Tag ſchwieriger wurde, bekümmerte ihn. Er empfing den jungen Jeſuiten im erſten Zimmer mit großer Herzlichkeit.

— Schenk' mir ein paar Minuten, lieber Jaromir, ſagte er freundlich. Deine Mutter iſt mit Iſabella und den jungen Leuten drüben bei der Ausſtattung. Pater Lamormain iſt noch nicht da, und Waldſtein ſitzt hinten im Erkerzimmer bei der klugen Jörger —

— Jörgers ſind hier?

— Ja, und ſie haben eine Bitte an Dich. Sie vermuthen, daß der heute verhaftete ſächſiſche Junker in Deinen Bereich gehöre. Er iſt ihnen empfohlen, und Du möchteſt ein Fürwort bei Pater Lamormain einlegen, daß er freigelaſſen werde. Ich ſoll desgleichen beim Kaiſer thun — hat ſich was verändert bei ihm? kommſt Du aus der Burg?

— Nein, ich komme von jenem Junker.

— Nun?

— Er iſt als wichtiger Geſchäftsträger angezeigt —

— Den man feſthalten müſſe?

— Das vielleicht nicht, wenn man ſich ſeiner ſonſt verſichern könnte.

— Durch Freundlichkeit. Was immer vorzuziehen iſt. Trag' das Deinige dazu bei. Wir brauchen Freunde mehr als je. Waldſtein ſagt, daß Mähren kaum zu halten ſein werde, ſobald der Kaiſer ſtirbt. Selbſt Olmütz werde er nicht behaupten können. Seid vorſichtig. Der Erzherzog —

— Iſt zurück aus der Steiermark —

— Seit geſtern; ich weiß es. Ich hab' ihm ſelbſt einen Boten geſendet, daß er ſich beeilen möge. Ich hab' ihn heute Morgen geſprochen. Er iſt einmal meiner Meinung, daß jede Herausforderung vermieden ſein müſſe. Es fehlt an allen Hilfsmitteln. Er iſt entſchloſſen, nur ſanft und freundlich aufzutreten. Vielleicht ſind die Augsburgiſchen dadurch zu gewinnen. Ich finde Jörger heute milder als je. Er ſcheint einzuſehen, daß ihnen die Menge über den Kopf wächſt, wenn's zum offenen Bruch kommt. — Da iſt Deine Mutter!

Norbert eilte einer ſchwarzgekleideten kleinen Dame entgegen und küßte ihr die Hand. Sie ſelbſt, ein durch Alter ausgetrocknetes Weſen mit gelber Haut und dunklen Augen, umarmte ihn krampfhaft. Sie ſchien ſehr ſtolz auf ihn zu ſein, denn ſie umarmte ihn mehrmals aufs neue, und ihre etwas entzündeten Augen blickten dann mit einer Art Wildheit über die Umſtehenden hin, von den Ketzern des Jörger'ſchen Hauſes — Jörger ſelbſt, Ludmilla und Rudolph — ſcharf abgleitend, und Iſabella Harrach, die junge Braut, zu ſich heranwinkend.

— Ihr kennt Euch ja, rief ſie mit etwas heiſerer kranker Stimme, begrüßt Euch. Das iſt er, Iſabella, der ſein Leben unſerm heiligen Glauben zum Opfer bringt; reich' ihm die Hand und — küſſe ſie ihm!

Iſabella that, wie ihr geboten war. Karl von Harrach aber, welcher dieſe Huldigung für den jungen Geiſtlichen ſeinen ketzeriſchen Gäſten nicht aufdrängen wollte, bot Ludmilla ſeinen Arm und führte ſie in ein anſtoßendes kleines Zimmer, wo auf runder Tafel eine leichte Abendmahlzeit ſervirt war. Jörger und Mitzlan folgten ſeinem Winke, und ein Diener wurde abgeſendet, Frau von Jörger und Waldſtein einzuladen.

Dieſe ſaßen im letzten Zimmer, und ihr Geſpräch ſchien lebhaft zu ſein; wenigſtens war die ſonſt blaſſe Wange der Frau Amalie geröthet. Sie hatten über die Zuſtände im Reich geſprochen, namentlich über die Zuſtände in Sachſen, für welche Waldſtein — nicht mit Unrecht — ihr eine genaue Kenntniß zutraute. Bei dieſer Gelegenheit hatte Frau Amalie ſein Fürwort in Anſpruch genommen zu Gunſten des voreilig verhafteten Junker Hans. Höflich ſchweigend und nur leicht mit dem Haupte nickend, hatte Waldſtein dies an ſich vorübergehen laſſen, und war auf ein Thema gekommen, welches er ſchon einmal mit ihr berührt hatte: auf die Erwerbung eines Landſtrichs in der Heimath der Frau Amalie. Dies war die Gegend, wo Niederſchleſien und die Lauſitz aneinanderſtoßen. Der Ort Sagan war der Hauptpunkt dieſer Landſchaft, welche von ihm Herzogthum Sagan geheißen wurde. Die reizloſeſte Landſchaft von der Welt, und Frau Amalie hatte ihn lachend gefragt, was er denn für einen Grund habe, immer wieder nach dieſem unſchönen Stückchen Erde zu fragen.

— Das will ich Ihnen erklären, hatte er eben lächelnd geſagt, als der Diener kam mit der Einladung zur Abendtafel.

Waldſtein machte eine abweiſende Bewegung und fuhr fort:

— Ihr ſeid immer geneigt, meine gnädige Frau, mir laut oder leiſe Vorwürfe zu machen über mein Verhältniß zu Staat und Kirche —

— Ich?!

— Ja. Nicht mir ins Angeſicht. Dafür habe ich leider zu ſelten das Vergnügen Eurer Geſellſchaft. Aber anderswo. Auch gegen meine Braut, Iſabella, die mir oft von Euch erzählt. Sie liebt Euch, obwohl ſie Eure Glaubensrichtung beklagt, wie ich.

— Wie Ihr?

— Was ſoll dies Lächeln heißen? — Soll ich's erklären? Zwei Leute wie wir können offen mit einander reden. Euer Lächeln will ſagen: Der Albrecht Waldſtein kümmert ſich im Grunde wenig darum, was die Leute glauben. Das iſt ein Irrthum. Ich bin ein Politicus, das gebt Ihr zu. Einem Politicus kann es nicht gleichgiltig ſein, was die Leute glauben. Und ich bin ein nachdenkender Menſch von Jugend auf geweſen. Die geheimnißvolle Welt hat mich immerdar gereizt und bewegt. Schon um deßwillen hat eine nüchterne Religion wenig Anziehungskraft für mich. Verzeiht den Ausdruck. Ich geſtatte Euch dafür, mich überſpannt zu nennen. In Betreff des Saganer Landes bin ich's auch. Ich bin einmal da hindurchgeritten tagelang. Tagelang durch lauter Wald und Wald und Wald. Das magere Städtchen und Schlößlein Sagan mitten darin mit dem friſchen Boberfluſſe erſchien mir wie eine Oaſis in geheimnißvoller Waldwüſte. Da iſt mir der Gedanke entſprungen, in dieſer unzugänglichen Abgeſchiedenheit mir ein Schloß, eine Sternwarte, ein Grabmal zu bauen, um, wenn mein Tagewerk vollendet ſei, einſam auszuleben, einſam zu ſterben. Seit der Zeit will ich das Herzogthum Sagan erwerben, und frag' Euch nach demſelben.

— Ihr ſeht alſo den ausbrechenden Krieg für einen gewöhnlichen Krieg an, welcher nach einiger Zeit den Kämpfern Ruheplätze gönnen und Muße zum Nachdenken gewähren wird?

— Wahrhaftig, Ihr habt Recht wie immer. Die Wirthſchaft iſt weit ausſehend. Aber ich glaube, Ihr ſeht doch zu weit.

— Weil ich zur Oppoſitionspartei gehöre.

— Warum aber gehört Ihr dazu? Dazu gehören doch folgerichtig immer nur Leute, welche nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben —

— Und die bereits Vermögenden laſſen Gott einen guten Mann ſein, hoffen, die Welt werde immer und ewig in denſelben Kleidern hängen bleiben, und der ſtrebſame, weiter blickende menſchliche Geiſt müſſe überall beizeiten auf die Finger geklopft werden.

— O nein, da thut Ihr mir Unrecht. Meinem Verſtande wenigſtens. Mein Verſtand ſagt mir, daß die größten Wirkungen immer auf Seiten der Parteien zu erzielen ſind, welche hiſtoriſchen Beſitz und Macht in Händen haben —

— Die leichteſten Wirkungen wenigſtens.

— Ihr mißverſteht mich. Es iſt ebenſo ſchwer, wie auf Seiten der Oppoſition. Die Neuerung hat immer den Reiz voraus und den wohlfeilen Ruhm. Das Beſtehende aber hält dem ſchaffenden Geiſte eine verdummte Zähigkeit entgegen. Unſere katholiſch-politiſche Welt, unſer heilig römiſch-deutſches Reich zu reformiren — denn auch von unſerer Seite muß es reformirt werden — das iſt ebenſo ſchwer, als Eure Aufgabe. Die wirklich ſchöpferiſchen Menſchen von Euch werden ſich am Ende des Kampfes doch mit den ſchöpferiſchen Menſchen unter uns verbinden müſſen, wenn etwas Dauerndes entſtehen ſoll. Ich finde es deshalb nur ſchwer begreiflich, daß ruhige, ordnungsvolle Geiſter, wie der Eurige, den Vortheil überſehen können, welchen die katholiſche Welt einem ſtrebſamen Manne darbietet. Dieſe katholiſche Welt hat ja das ganze Gefüge der Formen für ſich. Dieſe Formen ſind alle da, ſind eingelebt, ſind mit Handhaben verſehen. Ich kann ſie auf bloßes Commando verwenden und verwenden laſſen. Ihr müßt Alles erſt erfinden, auch die gemeinſte Form. Ihr verliert die koſtbarſte Zeit darüber, gehen zu lernen und die tölpelhafte Maſſe gehen zu lehren. Hab' ich Unrecht?

— Ich fühle mich gar nicht berufen, über Euch zu Gericht zu ſitzen. Wenn Ihr die höchſte Frage, die in jedes Menſchen Bruſt anklopft, wenn Ihr die Frage nach der Gottheit für eine Nebenſache erachten könnt —

— Ah, da zeigt ſich's ja, wie Ihr mir Unrecht thut! Weil ich dieſe höchſte Frage nicht einem Mönch, nicht einem Profeſſor, nicht einem Prediger überantwortet ſehen will, weil mir Euer Luther oder Melanchthon oder Calvin nicht die höchſten Autoritäten ſind, ſoll ich die höchſte Frage des Menſchen für eine Nebenſache erachten?! Das thu' ich durchaus nicht. Im Gegentheile: weil ich mir das Wichtigſte nicht von einigen beſchränkten Perſonen verzeichnen laſſen will, erkläre ich mich gegen Eure Reformatoren. Ihr habt Euch ja durch Katechismen, Glaubensbekenntniſſe und ſymboliſche Bücher bereits ſo einengen laſſen, daß Ihr nur glauben dürft, was jenen einzelnen Perſonen gutdünkt. Ihr ſeid ſchon lange nicht mehr bloße Proteſtanten, die ſich das Recht vorbehielten, Nein zu ſagen und wild zu bleiben in der Glaubenswelt; Ihr ſeid dem Credo einzelner Menſchen unterthan, und noch dazu leidenſchaftlicher Menſchen, wie Luther und Calvin bekanntermaßen waren; Ihr ſeid —

— Verzeihung, lieber Albrecht, Pater Lamormain fragt nach Dir!

Mit dieſen Worten war Iſabella eingetreten. Waldſtein, unwillig über die Unterbrechung, hatte ſeinen Kopf nach der ſtörenden Einrede gewendet, und ein Zug geringſchätzigen Grimmes war wie eine Hagelwolke über ſein ſchmales kantiges Antlitz geflogen. Weder Einſpruch noch Widerſpruch ſchien er leicht ertragen zu können. Dieſer lange Leib, von ſtraffen Sehnen zuſammengehalten, dieſes kurz geſchorene Haupt mit hoher Stirn, buſchigen Brauen und tiefliegenden, nachdrucksvollen, unergründlichen Augen, hatte für Jedermann etwas Abweiſendes, und ſein feiner Mund zeigte immerdar einen Zug, welchen man ebenſo gut

Hohn nennen konnte, wie Schmerz, welcher aber jedenfalls zu ſagen ſchien: ich bin unnahbar.

Iſabella Harrach, ein ſchönes Mädchen in voller Jugendfülle, empfand dies tief. Ihr großes blaues Auge ſah ſchmerzlich auf Frau Amalie hinüber, und ſprach gleichſam: Da ſiehſt Du's! Und an dieſe Liebloſigkeit bin ich vergeben!

Aber auch Waldſtein ward ſeines Fehls, dieſer unbedachten Aeußerung ſeines herriſchen Naturells, ſogleich inne. Er wendete ſich zu Iſabella, und indem er ihr die Hand entgegenſtreckte, verwandelte ſich der Ausdruck ſeines Geſichtes in eine gewinnende Freundlichkeit. Starke Menſchen beſitzen ſtets eine ſolche Macht der Freundlichkeit, weil ſie eben ihren ganzen Menſchen in einen Ausdruck zuſammendrängen können.

— Verzeih', ich war unartig, ſagte er weich und angenehm, während er aufſtand und mit der Hand leiſe hinſtrich über das dunkelblonde Haar ſeiner Braut. Deine Freundin nöthigt immer zu ſo geſammelter Vertheidigung, daß man nicht hört und ſieht, was ſonſt noch vorgeht. Ich möchte ſie gern gewinnen, um eine Fürſprecherin bei Dir zu haben, aber ſie iſt ſchwer zu erobern für einen fehlerhaften Mann, der nur ſelten Gelegenheit hat, ſich von einer beſſern Seite darzuſtellen. — 's iſt doch ſo, wenn Ihr auch das Haupt verneinend bewegt, meine Gnädige, und jedenfalls werde ich ſogleich das Wort führen für Euren Schützling, da der mächtige Vater gerade angekommen. Starſchädel heißt der Junker?

— Hans von Starſchädel.

— Ach ja, mach' ihn frei! ſetzte Iſabella raſch hinzu.

— Sehr gern. Da kommt Pater Lamormain. Verzeiht, wenn ich Euch bitte —

— Wir gehen eiligſt.

Unter tiefer Verbeugung gingen die Damen an dieſem jeſuitiſchen Pater vorüber, welcher ſchon damals für einen der klügſten, alſo auch mächtigſten Vertreter des Ordens galt. Er dankte ihnen mit dem wohlwollendſten Ausdrucke, welcher über Iſabella, als ein unzweifelhaftes Gut, leicht hinwegglitt, um auf Frau Amalie von Jörger zu ruhen, ja zu laſten, gleich als wollte er im Vorbeigehen ſagen: Alles Vortreffliche hätteſt Du von uns zu erwarten, warum verharrſt Du in Feindſchaft?

Er war ſchon nahe an ſechzig Jahre, dieſer ſtark knochige und doch ſchlank gebaute Luxemburger, welcher nach Art jener Wallonen deutſch und franzöſiſch benannt war, Lämmermann zu deutſch, Lamormain franzöſiſch. Der franzöſiſche Name hat ihm natürlicher geſtanden und iſt ihm in der Geſchichte verblieben.

Er ſchien für Waldſtein nur eine kurze Mittheilung gehabt zu haben, denn er folgte mit dieſem ſehr bald den Frauen nach in das Speiſezimmer, wo zu Harrach's Vergnügen endlich Alles vereinigt war um die Tafel: Waldſtein zwiſchen ſeiner Braut und Frau von Jörger, Ludmilla zwiſchen Norbert und Rudolph von Mitzlau, Harrach zwiſchen der ſchwarzen Wittwe Zierotin's und Pater Lamormain. Nur neben Herrn von Jörger war ein Seſſel leer geblieben, welchen der Diener eben beſeitigen wollte, als ein neuer Gaſt eintrat. Der Diener ſchob den Seſſel wieder an den Tiſch. Der Gaſt, ein kleiner, reich gekleideter Mann mit brauner Geſichtsfarbe, verbeugte ſich kurz, und ſetzte ſich dem Pater Lamormain und Waldſtein mit leichtem Kopfnicken zuwinkend wie genaueren Bekannten. Herrn von Jörger ſchien der Nachbar gar nicht erwünſcht zu ſein, wenigſtens rückte er haſtig ſeinen Seſſel weiter ab, als nöthig war.

Auch Harrach mochte nicht erbaut ſein von dem Zuwachs. Ein allgemeines Geſpräch aufzubringen war nun doppelt ſchwierig, denn der neue Gaſt war der ſteifeſte Vertreter römiſchen Weſens in Kirche und Staat: es war der ſpaniſche Geſandte, ein Dorn im Auge aller Evangeliſchen und ſelbſt im Auge der milderen Katholiken. Die Verwandtſchaft und der Verkehr mit Spanien war ein nie fehlender Vorwurf, welchen die Proteſtanten dem Habsburg'ſchen Hauſe machten. Der jetzige Geſandte aber, der caſtiliſche Grande Marquis von Aytona, war beſonders verhaßt durch kaltes, hochfahrendes Weſen. Er machte nirgends ein Hehl daraus, daß er die ſchwankende Milde des Kaiſers Matthias für fehlerhaft erachte und alle Hoffnung auf deſſen Nachfolger Ferdinand ſetze.

Dem ganz entſprechend unterbrach denn auch der kleine Mann das allgemeine Schweigen, welches ihn empfing, mit der ſeelenruhig ausgeſprochenen Bemerkung, daß der König (ſo wurde Erzherzog Ferdinand officiell genannt, als ernannter König von Ungarn und Böhmen) ſehr friſch aus der

Steiermark zurückgekehrt ſei, wohl geneigt zu entſchloſſenen Schritten gegen die Ketzer.

Obwohl er dies in italieniſcher Sprache ſagte, und dadurch der herbe Eindruck ein wenig gemildert wurde, ſo beeilte ſich doch Harrach, deſſen volles, wohlwollendes Antlitz über und über roth wurde, ihn damit zu unterbrechen, daß die Geſellſchaft ſich verpflichtet habe, in ihrem Geſpräche Staat und Kirche gar nicht zu berühren. — Harrach ſprach dies ebenfalls italieniſch. Der caſtiliſche Grande aber theilte dieſe Anſicht von geſelliger Delicateſſe gar nicht, und erwiederte ſpöttiſch: dies führe nur zu ſchlechter Geſellſchaft und zur Vergiftung von Kirche und Staat.

Freiherr von Jörger kochte innerlich. Der Stolz der Eitelkeit war ſeine Schwäche und ſeine Stärke. Als er nun obenein ſah, daß ſeine Frau ihm zuwinkte, halb ermunternd, halb unwillig zuwinkte, da wendete er ſich mit einer wirklich vornehm abweiſenden Handbewegung gegen den kleinen Nachbar mit dem braungelben Antlitze, und ſprach langſam und nachdrücklich:

— Wenn Eure caſtiliſche Herrlichkeit den Wirth dieſes Hauſes ſo wenig verſtehen, als unſere Sprache, ſo möge es zur Aufklärung für Eure geſelligen Grundſätze dicht an Eurem Ohre von Eurem Nachbar geſagt werden, daß dieſer Euer Nachbar ein ſogenannter Ketzer iſt. Ja wohl, ein Ketzer. Außerdem ein Deutſcher, ein öſterreichiſcher Deutſcher, der hier in Wien nicht geneigt iſt, von irgend einem Fremdlinge beleidigende Aeußerungen anzuhören, ſei dieſer Fremdling wer er wolle. Dies diene Eurer Herrlichkeit zur Notiz von einem deutſchen Reichsfreiherrn, des Namens Helmhard Joſeph von Jörger, Augsburgiſcher Confeſſion, wohn- und ſeßhaft auf Schloß Hernals in Niederöſterreich.

Dies hatte er mit einer gewiſſen Feierlichkeit italieniſch geſprochen, und er wendete ſich nun, zu einem höflichen Geſprächstone in deutſcher Sprache übergehend, gegen den Baron Harrach, indem er ohne eine Pauſe fortfuhr:

— Uebrigens danke ich Euch, lieber Harrach, für die freundliche Abſicht Eures Schutzes. Wir können uns leider nicht mehr verleugnen, daß die vielen fremden Elemente den geſelligen Verkehr geradezu unmöglich machen, und daß unſere Aufgabe zunächſt wohl nur darin beſtehen wird, einander zu meiden. Ihr wißt, lieber Freund, ohne weitere Verſicherung von meiner Seite, daß ich darunter ſehr leiden werde. Aber man muß ſich — ſchloß er mit einem ſtolzen Lächeln — ins Unvermeidliche fügen.

Es entſtand eine peinliche Pauſe. Der Marquis von Aytona war aufgeſtanden, und ſeine mandelförmig geſchlitzten ſchwarzbraunen Augen flogen wie fragende Blitze auf Lamormain, auf Waldſtein, auf Harrach. Ein heftiger Ausbruch ſchien bevorzuſtehen. — Da trat ein Diener ein, und präſentirte dem Baron Harrach auf einem Credenzteller einen Brief. Baron Harrach griff danach, zog aber die Hand zurück. Das Papier ſah grob und ſchmutzig aus. Der Baron ſchien es nicht berühren zu mögen, und ſah nur nach der Aufſchrift. „Herrn Rudolph v. Mitzlau aus Schleſien“ las er halblaut, und wies den Diener an Herrn Rudolph. Dieſer war in Verlegenheit, als ihm das unſaubere Papier vorgehalten wurde, und zögerte faſt, es zu nehmen. Ein zweiter Diener war indeſſen eilig zu dem ſpaniſchen Geſandten getreten, und hatte ihm halblaut gemeldet: „Carlo Blandini.“ Der Geſandte nickte kurz und heftig mit dem Kopfe, machte eine ausdrucksvolle Bewegung mit der Hand gegen Lamermain, und ging, ohne ein Wort zu ſagen, hinaus.

Rudolph hatte mittlerweile den Brief genommen, welcher ebenſo unanſtändig, wie er ausſah, geſchloſſen, das heißt nur zugeklebt war. Er hatte ihn aufgeriſſen und las ärgerlich eine Schrift, welche in großen Buchſtaben folgende Worte brachte:

„Euer Oheim Zdenko ſitzt in Wien. Er ſitzt auf einem Eimerfaſſe, welches mit eitel Goldſtücken angefüllt iſt bis an den Rand. Wenigſtens eine Million Goldgülden. Neben ihm ſitzen die Pfaffen und warten auf ſeinen Tod. Ein einziger Menſch in Wien kann Euch zu ihm führen. Dieſer Menſch iſt ein Junker aus dem Reich mit dem Vornamen Hans. Er ſitzt in der Schranne am hohen Markt gefangen, und iſt ein verlorener Mann, ſobald der Kaiſer ſtirbt. Der Kaiſer ſtirbt aber in dieſer Nacht.“

Ein ſchwacher Schrei lenkte Rudolph's Blicke auf ſeine Nachbarin. Dies war Ludmilla. Sie war todtenbleich, und ſie hatte den Angſtſchrei ausgeſtoßen, denn ſie hatte den Schluß des Zettels, welchen er von ſich ab nach dem Lichte hingehalten, mit ihm geleſen. — Er ſah ſie fragend an. Zitternd und unbekümmert um Alles wies ſie auf den Zettel und flüſterte kaum hörbar:

— Er iſt verloren, wenn der Kaiſer in dieſer Nacht —

Herr Rudolph war nicht ſehr erbaut von dieſem Antheile. Aber er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken — Pater Lamormain und Waldſtein erhoben ſich gleichzeitig, und winkten nach der Thür. In dieſer war jener junge italieniſche Arzt erſchienen, welchen Rudolph im „weißen Löwen“ kennen gelernt.

— Blandini, rief Waldſtein mit voller Stimme, tritt es ein?

— Die Agonie hat begonnen, erwiederte dieſer trocken in italieniſcher Sprache, und trat näher.

— Die Agonie des Kaiſers? rief Harrach.

— Die Agonie des Kaiſers! erwiederte Blandini, welchen Waldſtein, Lamormain und Harrach umringten. Blandini ſetzte hinzu, daß der Todeskampf lange währen könne, denn die Lebenskraft des Kaiſers erweiſe ſich als ſehr zäh, aber den Anbruch des Tages werde ſie ſchwerlich überdauern.

— Hört Ihr das? flüſterte Ludmilla zu Rudolph.

Sie bemerkte es nicht, daß Jaromir Zierotin, der junge Jeſuit Norbert, dicht neben ihr ſtand und ſie aufmerkſam betrachtete. Der junge Mann war ſehr verändert. Die Nachbarſchaft dieſes ſchönen Mädchens, deren üppiges Auge und jugendlich elaſtiſcher Körper den friſcheſten weiblichen Reiz ausſtrahlten, hatte ihn elektriſirt. Zum erſtenmal in ſeinem Leben. Bis daher wie ein Soldat in ſeinem Dienſte, fühlte er plötzlich, daß er auch ein perſönlicher Menſch ſei, und zwar ein junger Menſch. Er war ſo wenig darauf gefaßt, daß er wie wirblig daſtand und die Worte ſeiner Mutter gar nicht hörte, welche ärgerlich in ihn hineinſprach: er möge ſich doch beeilen, um nach der Burg zu kommen. Der fromme Herr Ferdinand werde nun endlich Regent, und es ſei wichtig, daß man in ſo entſcheidendem Augenblicke in ſeiner Nähe ſtehe. Du hörſt mich nicht, Jaromir?

— Ich höre und ſehe, antwortete er tonlos, meinte aber offenbar etwas anderes, da ſich Ludmilla eben zu ihm wendete und ihm mit ihren wunderſam ſinnlichen Augen winkte, er möge mit ihr zur Seite treten.

Ohneweiters folgte er, und mit Stäunen und Widerwillen ſah Frau von Zierotin, daß dies ketzeriſche Mädchen einen Moment lang ihre Hand auf den Arm ihres Sohnes legte und lebhaft, wenn auch leiſe, in ihn hineinſprach. Jaromir erbebte durch und durch und hörte auf ihre Worte wie auf Sirenengeſang. Die Worte aber lauteten: Lieber Vetter Jaromir! Ihr ſeid jung und ſicherlich edel. Helft einem Freunde unſeres Hauſes. Wollt Ihr? — Gern, gern. — Ich habe vorhin vom Baron Harrach gehört, daß Ihr den ſächſiſchen Junker kennt, welcher gefangen ſitzt, und daß Ihr Einfluß habt auf ſein Schickſal! — Ja, ja. — Dieſer Junker Hans iſt ein Liebling meines Vaters und iſt ein ſehr braver Mann. Er hat gewiß nichts verbrochen. Wir erfahren ſoeben, daß er gefährdet iſt, wenn der Kaiſer ſtirbt. Befreit ihn, wenn Ihr könnt! Wollt Ihr? — Ich will ſehr gern, wenn es Euch Freude macht. — Die größte. Meines Vaters wegen. Thut's! — Ich allein kann leider nicht; Pater Lamormain müßte — — O, geht hin, ſprecht zu ihm; er ſieht eben her auf Euch. — Ich gehe. — Dank, Dank!

Wirklich ging Jaromir, der wie trunken war, zu Lamormain hin, und Ludmilla ſah mit Spannung, daß dieſer einige Schritte wegtrat von Waldſtein, welchem Carlo Blandini genaueren Bericht erſtattete über die Leibesbeſchaffenheit des todtkranken Kaiſers, und daß er aufmerkſam Jaromir's Worte anhörte. Sie horchte mit verhaltenem Athem; ſie verſtand auch wirklich die Antwort des mächtigen Geiſtlichen, obwohl die Worte derſelben nicht eben laut geſprochen wurden. Aber die Antwort hieß: Ihr ſeid der Dritte, welcher für den Fremden ſpricht. Harrach hat's gethan, und Waldſtein hat's gethan. Dies iſt ein Zeichen, daß der junge Mann noch wichtiger iſt, als wir gedacht. Nun wäre es Thorheit, ſich mit ſeiner Freilaſſung zu beeilen. Was iſt Euch denn? Ich vermiſſe Eure ſonſtige Ruhe.

Ludmilla zitterte, als ob ſie ein Todesurtheil gehört. Es war nichts mehr zu thun. Die Geſellſchaft trennte ſich, da Harrach in Folge der bedrohlichen Nachricht in die Burg wollte. Waldſtein und Lamormain desgleichen. Der ſpaniſche Geſandte und Blandini waren ſchon eben dahin. Alles eilte auseinander, zum Theil betroffen und verſtört, da mit dem angekündigten Sterbefalle eine ereignißſchwangere Zeit eintrat, zum Theil aber auch erfreut, da ein neues Regiment neue Menſchen in den Vordergrund führen konnte, und den Thatenluſtigen freien Raum eröffnete. Zu den letzteren gehörte Waldſtein, welcher denn auch mit Lamormain zuerſt aufbrach. Als die Jörger'ſche Familie in den Hausflur hinabkam, hielt Ludmilla dicht an der Hausthür ihren Vetter Rudolph am Arm zurück. Er war in ein bedenkliches Schweigen verſunken geblieben, und ſie fragte ihn hier noch einmal ſo gebieteriſch wie ängſtlich: ob er denn nicht entſchloſſen ſei, in dieſer Nacht noch alles Erſinnliche aufzubieten für die Befreiung des Junkers Hans?

— Freilich will ich das, entgegnete er finſter, aber was iſt zu erſinnen? Was kann ich zuwege bringen, der ich ſo gut wie fremd bin hier in Wien? Soll ich mich vor's Gerichtshaus hinſtellen und abwarten, ob es ſich öffnet?

— Es geht ſchon auf, wenn Ihr Euch nur hinſtellt! flüſterte eine tiefe Mannesſtimme zur Hausthür herein.

Ludmilla ſtieß einen leichten Schrei aus, und zog Rudolph nach der Stimme hin. Sie gehörte Conrad, welcher den Freiherrn und deſſen Gattin nach dem harrenden Wagen vorbeigelaſſen, und ſich dann erſt aus dem Dunkel der Thürwölbung hervorgewagt hatte.

— Conrad, rief Herr Rudolph, habt Ihr mir geſchrieben?

— Geſchrieben? Schreiben iſt nicht meine Sache. Ich hab' hier auf Euch gewartet, weil Ihr dem fremden Junker das Leben retten könnt. Die ganze Stadt iſt auf den Beinen, weil's mit dem Kaiſer zu Ende geht, und weil man denkt, es wird dann gleich der Teufel losgehen. Die gefangenen Ketzer ſollen dann auf der Stelle und in der Stille alle gehenkt werden. Das könnt Ihr — wenn's wahr iſt — für den Junker verhüten, wir können's nicht —

— Ich? Wieſo ich?

— Der Schließer im Schrannenhauſe hat ſich beſoffen, und iſt ſtät'ſch geworden wie ein Gaul. Er macht keinem von uns auf. Wenn er aber einen Cavalier vor ſich ſieht, und im Nothfalle auch das blanke Schwert des Cavaliers, da wird er aufmachen, denn er iſt eine höfliche Beſtie. Dieſer Cavalier ſollt Ihr ſein; Ihr ſeht gerade ſo prächtig aus, wie's noththut für den verrückten Pudel.

Die Stimme des Freiherrn rief jetzt dazwiſchen aus dem Wagen herüber nach den Zögernden. Ludmilla bat dringend, Rudolph möge ſie bis an den Wagen führen, und dann unter irgend einer Entſchuldigung in der Stadt zurückbleiben. Rudolph beſann ſich. Conrad fluchte verächtlich vor ſich hin.

— Gut denn, ſagte Ludmilla raſch, ſo geh' ich allein und entſchuldige Euch. Erweiſt Ihr uns auch dann nicht den nothwendigen Ritterdienſt, ſo redet mich in Eurem Leben nicht wieder an, wenigſtens erwartet nie eine Antwort von mir. — Wir kommen ſchon, Oheim!

Damit ſchritt ſie den Fackelträgern zu, welche ihr entgegenkamen, und winkte nur noch dem Bart-Conrad, eiligſt flüſternd:

— Auf Euch verlaſſen wir uns, Conrad. Ihr ſeid ein Mann!

Rudolph war in unangenehmer Lage. Dieſer Antheil des ſchönen Mädchens an dem jungen Fremden war in der That die ſchlechteſte Ermunterung für einen Freier. Aber wenn er die Hilfe ablehnte, ſo war dies doch auch die ärgſte Mißempfehlung bei ihr, und — was ihm ſehr ſchwer im Sinne lag — der Aufenthalt des Oheims mit dem Eimerfaſſe voll Goldgülden lag ja zunächſt nur auf dem Wege zu jenem heilloſen Junker. — Er folgte der rückblickenden Ludmilla, er hob ſie in den Wagen, und ſagte blankweg dem fragenden Jörger'ſchen Ehepaar, daß er in der Stadt bleiben wolle, weil ſich für die Befreiung des fremden Junkers Gelegenheit darbiete. — Ein lebhafter Blick Ludmilla's dankte ihm. Der Wagen flog dahin. Er ſtand unbeweglich da.

— Alſo, Herr Junker, geh'n wir? ſprach der herzutretende Bart-Conrad.

— Geh'n, geh'n! Was ſoll's denn helfen?! 's iſt ja eine Chimäre mit Eurer Befreiung. Was haben wir denn gewonnen, wenn mich der Schließer eintreten läßt?

— Den Fuß im Steigbügel haben wir gewonnen. Sind wir erſt im Bügel, kommen wir auch aufs Roß.

— Den Kuckuk auch, wie denn?

— Wir haben Alles vorgerichtet. Auf zweierlei Art. Die eine Art iſt ſtill, die andere Art iſt laut. Sicher ſind ſie beide. Die ſtille Art geht durchs Fenſter über die Gaſſe. Die laute Art geht geradezu durchs Haus, die Stiegen hinauf und herunter, und da kann's Fauſtſchläge geben und ſonſtige Schwerenoth. Aber Euch geht das nichts an, wenn Ihr nicht dabei ſein wollt. Ihr braucht weder ſtill noch laut mitzuthun, wenn Ihr nicht mögt. Ihr braucht uns nur die eiſerne Hausthür zu öffnen. Und das könnt Ihr. Kommt nur mit.

— Wie kann ich's?

— Ihr klopft mit dem Hammer. Darauf wird ſich eine Weile gar nichts rühren. Denn der alte Pudel liegt im Lehnſeſſel und ſchnarcht. Er hört wohl den Hammer, aber er grunzt blos. Dann klopft Ihr zum zweitenmale, und nun riegelt er die Augen halb auf, und lallt ſeinem Buben zu, dem jungen Pudel: er ſolle nachſehen. Das geſchieht nun. Das vergitterte Guckloch in der Eiſenthüre wird innen aufgemacht, und ein ſommerfleckiger Schafskopf feixt heraus: Wer da? — Ein Cavalier von der Burg, den Pater Norbert ſchickt. —

— Pater Norbert?

— Ja. So viel hat der ungeſchickte Jobſt doch herausgehört vom Alten während des Biertrinkens, daß dieſer Pater eben da geweſen iſt, und daß der Pudel einen heiligen Reſpect vor ihm hat. Wenn nun der Junge das ausgerichtet hat an den Alten, dann ſteht der auf, und kommt ſelbſt, und betrachtet Euch ſo lange, bis er halb nüchtern wird. 's iſt ein Schwerenöther, der alte Sünder! Vor Pfaffen und Cavalieren kommt er immer wieder zu ſich, wenn er noch ſo viel eingeſchluckt hat. Während dem, das heißt während er ſich an Euch nüchtern ſieht, flucht Ihr ihm alle Donnerwetter ins Geſicht, daß er Euch ſo lange vor der Thüre ſtehen läßt, und dann brummt er eine höfliche Redensart, und — macht auf.

— Nun, und dann?

— Dann tretet Ihr raſch zwiſchen Thür und Angel, ſo daß er nicht mehr zuſperr'n kann und ſprecht barſch: Pater Norbert läßt Euch aufs Gewiſſen fragen, welche Nummer der ſächſiſche Junker hat?!

— Welche Nummer?

— Ich denke, der Alte wird in der Ueberraſchung gleich antworten: Nummer Vierzehn oder Nummer Drei. Thut er das, ſo haben wir, was wir brauchen. Das hat nämlich Jobſt auch herausgehört beim Biertrinken, daß der Junker in einer der beiden Nummern ſitzt; aber der lange Tölpel weiß nicht, in welcher. Und doch iſt das für uns die Hauptſache. Heißt's Nummer Vierzehn, dann hat's gute Wege, und Ihr könnt gleich wieder zurücktreten; denn Nummer Vierzehn kennen wir, und aus ihr holen wir den Junker durchs Fenſter. Dazu kann die Hausthür verſchloſſen bleiben. — Sagt der Alte aber Nummer Drei, dann ſchreit Ihr, als ob Ihr taub wär't: Nummer Drei?! und ſtoßt den Alten zurück, am Beſten ſo, daß er umfällt. Denn auf Euer Geſchrei: „Nummer Drei?!“ dringen wir hinter Euch ein durch die Thür —

— Wer „wir?“

— Das ſollt Ihr ſchon ſeh'n. Oder Ihr braucht's auch nicht zu ſeh'n, wenn Ihr nicht wollt. Denn ſind wir einmal drin, ſo kriegen wir's allein fertig. Lieber iſt's uns, und dem ſchönen Fräulein da, die eben fortfuhr, wird's auch lieber ſein, wenn Ihr dableibt und das Schwert zieht. Die Sache kriegt ein vornehmeres Anſehen, und wenn die Stadtguardiſten im Haus geblieben ſind — was wir nicht wiſſen — ſo iſt ein Cavalier mit ſeinem Eiſen eine gute Hilfe. Ihr bleibt dann bei Eurer Rede, daß die ganze Paſtete von der Burg kommt, und daß der ſächſiſche Junker in die Burg gebracht werden ſoll. Verſteht Ihr?

Rudolph verſtand wohl, aber das ganze Abenteuer war ihm ſehr zuwider. Es konnte ja doch die gefährlichſten Folgen haben. Schweigend ſchritt er neben Conrad durch die Gaſſen dahin. Nur was Conrad im Gehen erzählungsweiſe hinzuſetzte, verringerte ein wenig ſeine Bedenklichkeit. Dieſer bärtige Kerl entwickelte nämlich unverkennbare Anzeichen, daß er einen großen Rückhalt habe, daß die proteſtantiſche Partei in geheimnißvoller, ſtarker Gliederung beſtehe, daß ſie in dieſer Nacht vollſtändig auf den Beinen ſei, und daß ſie ganz andere und, wie es ſchien, ſicher begründete andere Nachrichten habe von den erſten Schritten des neuen Regenten, als Baron Harrach da oben in ſeinen duftenden Zimmern verkündet hatte. Nichts von Ausgleichung und Sanftmuth, o nein, furchtbar dreinfahrende, ſchonungsloſe Energie gleich in den erſten Stunden — das erwarteten die Proteſtanten nach Conrad's Schilderung, und dieſe Schilderung verrieth in manchem kleinen Zuge eine unzweifelhaft genaue Kenntniß der Perſonen und Zuſtände. Sie paßte ja auch zu der Notiz in dem geheimnißvollen Briefe, welchen Herr Rudolph da oben an der Tafel erhalten hatte, zu der Notiz: „Der Junker iſt ein verlorener Mann, wenn der Kaiſer ſtirbt.“

— Wißt Ihr wirklich nichts von dem Briefe da? fragte Herr Rudolph plötzlich, indem er ſtehen blieb und Conrad den Zettel vor die Augen hielt.

— Was iſt's mit dem Briefe? Ich hab' Euch ſchon vorhin geſagt, daß Geſchriebenes nicht meine Sache iſt.

Dabei guckte er aber doch auf den Zettel, und ſchüttelte dann den Kopf, als ob er ihn bei der ſchlechten Beleuchtung nicht leſen könne.

Rudolph ſah den bärtigen Menſchen forſchend an beim Schein des Mondes, welcher jetzt voll aus den leichten Wolken hervortrat und den Judenplatz, auf welchem ſie ſtanden, tageshell beleuchtete. Was konnte der rohe Geſell für Gründe haben, es abzuleugnen? Wer aber konnte der Schreiber des Zettels ſein? Wer kannte den ſchleſiſchen Herrn von Mitzlau, welcher erſt vierundzwanzig Stunden in Wien war? Wer wußte von ſeiner Bekanntſchaft mit Starſchädel? — Dies und Aehnliches fragte er halblaut vor ſich hin, bis Conrad in eine Lache ausbrach und rief:

— Ja, junger Herr, dieſe Stadt Wien iſt alleweile ein curioſes Revier. Fallen und Wolfsgruben ſind in allen Winkeln. Der dritte Menſch iſt ein Spion. Mir ſcheint, der Zettel kommt von unſerer Loge.

— Loge?

— Ja. Die großen Herren von uns; die Herren vom Landhauſe, wie der Hernalſer, die verlaſſen ſich auf ihr großes Wort, und ſind guter Dinge. Die kleinen Herren aber, die blos Ritter und Edle ſind, und unſere Geiſtlichen und Bürgersleute und noch weiter hinab, die brauchen halt auch ſo ein Landhaus, in dem ſie reden und anſtiften, und die — heißt es — haben ſich ganz in der Stille auch zuſammengethan, und das nennt man die Loge. Da hat denn Einer was gewußt von Eurem Oheim — ich hab' auch ſchon davon munkeln gehört — und ein Anderer hat vom ſächſiſcher Junker gewußt. Denn der iſt ſchon lange angeſagt; das hab' ich heut' Abend erfahren unter unſern Leuten

— und das Alles iſt in der Loge zur Sprache gekommen, und da hat man den Zettel geſchrieben —

— Du glaubſt?

— Vielleicht. Wer kann's wiſſen! Schaffen wir nur, daß wir den ſächſiſchen Junker kriegen. Wenn er Euch dann hinführt zum Oheim, ſo will ich Euch mit den Unſrigen ſchon behilflich ſein.

— Wo verſammelt ſich die Loge?

— Bald hier, bald da. Sie muß vorſichtig ſein. Nur wenn man hinein will, ſo muß man ſchwören. Seid Ihr denn auch ein richtiger Proteſtant?

— Ein richtiger.

— So? — Na, 's wird ſich zeigen. Die Geheimnißkrämerei wird nun wohl ein Ende nehmen. Wenn die Sonne in ein paar Stunden aufgeht und dem Kaiſer wirklich 'aus dieſem Leben 'nausleuchtet, dann muß Jeder offen Farbe bekennen. Ihr auch, junger Herr. Seid froh, daß Ihr mit beiden Beinen auf unſ're Seite ſpringen könnt. Die Kathol'ſchen trau'n Euch doch nicht, und das Goldfaß Eures Oheims iſt ja nur zu haben, wenn Ihr die Pfaffen niederſchlagt. Alſo friſch! Hier ſind wir am Landskrongaſſel. Steht ſtill und wartet hier. Ich muß erſt unſ're Leut' aufſtell'n für „Nummer Drei“ — Ihr habt's doch behalten?

— Freilich.

Das war in einigen Minuten geſchehen. Conrad hatte aus dem Winter-Wirthshauſe ſechs Männer herausgebracht, und links und rechts von dem Eingange in die Schranne an die Wand geſtellt. Je drei auf jeder Seite. Tartſch war dabei, und ſeine Fauſt war krampfhaft geballt. Der lange Jobſt ſtand neben ihm und betete leiſe. Er ſtand bei aller Sentimentalität in dem Rufe, daß er unter milden Worten furchtbar zuſchlagen könne mit ſeinen endloſen knochigen Armen. Der Dritte neben ihnen war der Raſchmacher Urban, deſſen Gift und Operment im Gemüthe ſchon lange nach der Gelegenheit lechzte, ſich einmal Luft zu machen. Ein dicker Dornſtock mit hundert Spitzen, den er in der Hand hielt, hatte ihm das paſſendſte Organ für ſolche Aeußerung geſchienen. Die anderen drei Männer waren Salzſchiffer aus Oberöſterreich, welche Ehren-Conrad in allen billigen Dingen zu Dienſten waren.

Conrad lachte ſtill in ſich hinein, als er ſeine Aufſtellung muſterte; er lachte darüber, daß er den Strauß ganz mit eigenen Mitteln ins Werk richtete. Er hatte gar nichts von der „Loge“ dazu gebraucht. Nur Raſchmacher Urban war ein Mann der „Loge“: aber hier war auch er als Freiwilliger eingetreten. Junker Hans ſollte erſt, wenn's gelungen, im Triumph nach der „Loge“ geführt werden.

Nun holte Conrad Herrn Rudolph von Mitzlan herbei, zeigte ihm den Hammer, und trat zurück, damit aus dem Guckloch niemand weiter als der Cavalier erblickt werden könne. Dieſe Eiſenthür mit Guckloch und Hammer — eigentlich nur ein Nebeneingang der Schranne, aber doch für gewöhnlich im Gebrauche, da die große Pforte mit der Freitreppe gegen den freien Platz hinaus nur bei öffentlichen Executionen geöffnet wurde — war in einer Wölbung angebracht, innerhalb welcher man zwei Schritte zu machen hatte, ehe man den Hammer erreichen konnte. Rudolph machte dieſe zwei Schritte, ergriff den Hammer und klopfte. Es war ein lauter metalliſcher Ton, welcher durchdringend ſchallte. Der Abend war vorgerückt bis gegen die zehnte Stunde, es war ringsum ſtill, und auch im „Winter-Gaſthauſe“ ſchienen keine Gäſte mehr zu ſein. Der Hammerſchlag ſchallte weit. Aber es regte ſich nichts darauf. Rudolph hatte die Empfindung, als ob er mit dieſen Hammerſchlägen in die ſtille Nacht hinaus ſein Schickſal aufrufe, ſeine Zukunft herausforderte. Er mußte ſich eingeſtehen, daß ſeine Beweggründe nicht eben ſauber und rein wären. Aber was thun? dachte er flüchtig. Irgendwo müſſen die Dinge doch immer anfangen, und meine nächſten Ziele, die ſchöne und reiche Ludmilla ſowie der goldene Oheim ſind ja nur auf dieſem Wege zu finden. Vorwärts! — und ehe Conrad, wie er eben wollte, zur Wiederholung des Klopfens antreiben konnte, ergriff Herr von Mitzlau den Hammer aufs neue und klopfte zum zweitenmale.

Es regte ſich wiederum nichts. Aber endlich hörte man eine Thür knarren, und das vergitterte Guckloch in der Eiſenthüre ward langſam nach innen aufgemacht. Wie Conrad vorausgeſagt, zeigte ſich das blöde Geſicht des jungen Pudel, verſchlafen und verzerrt, die Augen mühſam aufriegelnd und kaum verſtändlich murmelnd: Wer denn da ſei?

— Siehſt Du's nicht, Laſſe? Ein Cavalier! Ein Cavalier von der Burg! Oeffne! Ich muß den Thürhüter ſprechen.

Dieſe Worte Rudolph's hatten zur Folge, daß der junge Pudel verſchwand, und daß Conrad ſich eingeſtand: Dieſer ſchleſiſche Junker iſt reſolut, und er verſteht's, ſich in etwas zu ſchicken.

Der junge Pudel hatte bei aller Dummheit Erziehung genug, um den Zuruf: „Ein Cavalier von der Burg!“ außerordentlich zu würdigen. Er war alſo hinreichend erſchrocken, und hatte das Guckthürchen offen gelaſſen, und die Stubenthür desgleichen, als er zum ſchnarchenden Papa hineingehumpelt war. Rudolph benützte dieſes Ausſichtsmittel, und blickte aufmerkſam zu, denn in dem Stübchen brannte eine kleine Lampe.

Der alte Pudel war ſo gut dreſſirt, daß er auch im Schlafe eines Rauſches die wichtigſten Appellworte ſeines Dienſtes ſogleich verſtand. Auf den „Cavalier aus der Burg“ war er kerzengrade in die Höhe gefahren. Die Augen nur ſchienen nicht ebenſo viel Triebkraft zu entwickeln. Sie blieben geſchloſſen. Als das Söhnlein die Kunde wiederholte, verſuchte der Körper des Alten eine allgemeine Alarmirung. Er ſchüttelte ſich an allen Gliedern, und ein bauchredneriſches Geſtöhne begleitete dieſen Verſuch, wahrſcheinlich um die bald erforderlichen Stimmmittel auf ihre Schuldigkeit vorzubereiten. Dann folgte ein regungsloſes Nichtsthun, das vielleicht mit einem Rückfall in den Seſſel geendigt hätte, wenn Herr Rudolph nicht der Meinung geweſen wäre, ſolch einen immerhin unſichern Fall dem alten Knaben erſparen zu müſſen. Herr Rudolph war außerdem der Meinung, der Thürhüter ſei ihm gerade in ſolchem duſeligen Zuſtande beſonders zuſagend, weil er ohne weitere Ueberlegung öffnen werde. Er ſchrie alſo durch das Loch eine kräftige Verwünſchung hinein, daß man den Dienſt raſcher und beſſer verſehen ſolle für eine Botſchaft von der Burg.

Darin hatte ſich aber Herr Rudolph geirrt. Der Alte kannte ſich inſtinctmäßig ſehr genau, und ſtatt in den Hausflur hinauszuſchreiten, unterwarf er ſeine zweifelhaft gewordenen Gehwerkzeuge erſt einer Prüfung im Stübchen. Schreiten iſt ein regelmäßiges Fallen. Der alte Pudel fiel etwas unregelmäßig in ſeinen Schritten, aber er erreichte doch aufrecht die nächſte Wand, und bückte ſich dort und zwar erſichtlich mit zweckvollem Willen. Dann verharrte er eine Weile in dieſer Stellung. Herr Rudolph konnte nicht unterſcheiden, was er da vernähme. Endlich glaubte er's durch das Gehör zu entdecken. Es tropfte und rauſchte wie Waſſer. Der Alte hatte ſein würdiges Haupt bis über die Ohren in einen Waſſerkübel getaucht, und als er es wieder hervorzog, richtete er ſich mit einem Ruck gerade auf, griff mit der Hand um ſich, fand ſogleich das Leintuch, welches der abgerichtete junge Pudel ihm hinhielt, trocknete ſich ab, und rief mit rauher, aber feſter Stimme ganz laut:

— Zu Befehl, Euer Gnaden.

Sehr bald darauf war er am Guckloch, und bat in höflichen, wenn auch noch ſatzloſen Ausdrücken um Wiederholung des Begehrs, mit einigem Lallen hinzuſetzend, daß ein geplagter Mann ſchwer ſchlummere, was „Seine Gnaden verſchuldigen und entzeihen mögen. Bitte.“

— Oeffnen vor allen Dingen! entgegnete Mitzlan.

— Bitte. Wäre gegen Hausordnung dies in nachtſchlafender — Zeit. Erſt Auftrag, bitte!

Mitzlan übereilte ſich wirklich, und fing an, ſeine Frage nach der Nummer des Junkers hervorzuſtoßen, ſpürte aber auf halbem Wege einen empfindlichen Stoß in der Kniekehle. Dieſer Stoß kam vom Dornſtocke Urban's, welchen Conrad raſch ergriffen hatte, um den Fehler in der Geburt zu erſticken. Denn wenn der ſächſiſche Junker auf Nummer Drei ſaß, und Pudel's Antwort durchs Guckloch kam, ſo war die Expedition verunglückt; man konnte dann, wie man doch wollte, nicht hineindringen. Mitzlan ſtieß einen Schrei aus über den unerwarteten Schmerz, und Pudel, der die Urſache nicht kannte, dem aber der Schrei unmittelbar in das Geſicht flog, trat einen Schritt zurück, und bat um Entſchuldigung. Er hielt dieſen Schrei für einen Ausdruck der Entrüſtung über ſein Zögern, und Mitzlan wurde gleichzeitig ſeines Fehlers inne. Er ſammelte ſich ſchnell, ließ ſeinen angefangenen Satz im Stiche, und trat einen Schritt zurück, um ſein Schwert zu ziehen. Das Mondlicht quell ſo hell auch in die Tiefe des Gäßchens bis in die Thürwölbung herab, daß Pudel entdecken konnte, was dieſe Handbewegung bezweckte, und Mitzlan ließ ihn ganz und gar nicht im Zweifel darüber, denn er ſagte ſcharf und geläufig, daß dies kaiſerliche Gerichtshaus ſehr ſchlecht verwaltet werde. Von der kaiſerlichen Burg komme eine wichtige Anfrage, ein geiſtlicher Herr, wie Pater Norbert, laſſe Auskunft verlangen, und ein beſeſſener Thürhüter halte ſolchen Behörden gegenüber ſogar die erſte Straßenthür verſchloſſen. Wenn nicht auf der Stelle geöffnet werde, ſo ſolle das ſcharfe Eiſen dem glotzenden Geſichte da drinnen durch das vergitterte Loch einen Circumflex einfegen, an welchem die herbeigerufene Guardia deutlich erkennen möge, wer hier ſo unverſchämt ſeinen Dienſt vernachläſſigt habe. — Hiemit hatte Verſehen und Hitze Herrn Rudolph ſo tief ins Attentat hineingeführt, daß nun ſeine vollſtändige Betheiligung nicht mehr zweifelhaft bleiben konnte.

Das Wort „beſoffen“ und der Name „Pater Norbert“ machten den alten Pudel verhältnißmäßig nüchtern. Das Erſte ärgerte ihn, weil es richtig war, und den Zweiten fürchtete er. Er drehte kurzum den Schlüſſel im Schlüſſelloche, und öffnete die Thür ſo weit, daß ſeine Perſon Platz fand zwiſchen Thür und Mauer. In dieſer Stellung wollte er darthun, daß von einer Beſoffenheit in ſeinem Amte gar nicht die Rede ſein könne — aber er wurde unterbrochen. Mitzlau hatte einmal das Schwert in der Hand, und da er dies vor ſich hinhielt, und näher trat, ſo hielt es Pudel nicht für angemeſſen, für ſeine höfliche Entrüſtung die ohnehin koſtſpieligen Worte zu ſuchen, ſondern er trat vor dem unangenehmen Eiſen ſeinerſeits artig zurück. So hatte Mitzlau denn die Stellung in der offenen Thür, welche er erobern gewollt.

— Und nun zur Sache!, ſprach er barſch. Pater Norbert läßt Euch fragen, welche Nummer der ſächſiſche Junker hat?

— Welche Nummer —? Bitte!

— Nichts zu bitten. Zu ſagen iſt, welche Nummer?

— Aber, Chriſti, Se. Hochwürden wiſſen ja —

— Welche Nummer?

— Ganz dieſelbige, welche Hochwürden ſelbſt befohlen haben —

— Kreuz Donnerwetter, welche Nummer? Vierzehn oder Drei?

Dieſe Detailkenntniß entſchied. Es waren die zwiſchen Gangelberger und Pater Norbert ſtreitigen Nummern, und Pudel hätte unter ſolchen Umſtänden jedenfalls die Nummer genannt, welche dem Befehle des Paters entſprach, da der Pater darnach fragen ließ, auch wenn der ſächſiſche Junker, dem Befehle Gangelberger's entſprechend, auf Nummer Drei gebracht worden wäre. Er ſagte alſo flugs und zuverſichtlich:

— Der fremde Junker ſitzt, bitte, auf Nummer Vierzehn.

— Ehrlich?

— Grundehrlich, wenn ich bitten —

— Still! Dieſe Nachricht kommt binnen zehn Minuten in die Burg. Wehe Dir, Mann der Schlüſſel, wenn ſie ſich unwahr erweiſt!

Damit trat er zurück, und zog ſelbſt die Thür zu.

Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, ſagt ein Sprichwort, er komme dann in Perſon. Mit dieſer Berufung auf die Burg in Sachen des gefangenen Junker Hans ging jenes Sprichwort wirklich in Erfüllung. Im Landskrongaſſel ſpiegelte man lügneriſch vor, des ſächſiſchen Junkers Schickſal beſchäftige wichtige Perſonen in der Burg, und in der Burg beſchäftigten ſich wahrhaftig in dieſem Augenblicke wichtige Perſonen mit der Gefangenſchaft des Junkers Hans, und man war im Begriff, nachdrücklich einzugreifen in dieſe Gefangenſchaft. Dem Conrad'ſchen Befreiungsverſuche drohte eine gefährliche Störung.

Die Veranlaſſung dazu war Waldſtein.

Als er mit Harrach, Lamormain und Norbert in die Stallburg gekommen war, um bei den letzten Augenblicken des Kaiſers in der Nähe zu ſein, hatte ſich ein neuer Stillſtand in deſſen Todeskampf eingeſtellt. Ein leichter Schlummer war eingetreten, und der König Ferdinand hatte ſich ſoeben nach ſeinen Gemächern in der Burg zurückgezogen, um einige Stunden zu ſchlafen. Die Aerzte erwarteten jetzt den Hintritt des Kaiſers erſt gegen Tagesanbruch, und hatten den König-Erzherzog verſichert, daß der entſcheidende Augenblick nicht plötzlich eintreten, daß man alſo Zeit genug haben werde, den König herbeizurufen.

Ferdinand war ein wirklich frommer Mann. Auf die Nachricht von dem unmittelbar bevorſtehenden Tode des Kaiſers hatte er ſich in die Kirche begeben, um zu beten für die Seele des abſcheidenden Matthias. Und zwar nicht in die ihm zunächſt liegende Burgcapelle, ſondern in die Kirche des ſogenannten Königin-Kloſters, welches der Familie beſonders theuer war durch die Gründerin deſſelben. Eine Erzherzogin Eliſabeth hatte das Unglück gehabt, Gemahlin Karl's IX. von Frankreich zu ſein, des Königs der Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht. Entſetzt von den franzöſiſchen Gräueln jener Zeit, hatte ſie ſich nach dem frühen

Tode Karl's wieder heimgeflüchtet nach Wien, und hatte eine Kirche und ein Kloſter erbauen laſſen, um ſich in dieſe Stille zurückzuziehen. Dies Kloſter mit ſeiner kleinen ſchönen Kirche — die jetzige proteſtantiſche Kirche in der Dorotheerſtraße — erſtreckte ſich von der Dorotheerſtraße bis zur untern Brennerſtraße, und dieſe letztere nur trennte ſie von der Stallburg. Ein Schwiebbogen, wie er in ſpäterer Zeit von der Reitſchule nach der Stallburg gebaut worden iſt, verband damals das Kloſter mit der Stallburg, welche Kaiſer Matthias während ſeines ſeltenen Aufenthaltes in Wien zu bewohnen pflegte — er reſidirte vorzugsweiſe in Prag — und auf dem Gange innerhalb dieſes Schwiebbogens konnte der König binnen wenigen Minuten am Sterbelager zurück ſein.

Die Stallburg war erſt vor ſechzig Jahren erbaut worden, und zeigte keinen beſonderen architektoniſchen Charakter, Ein plumpes Viereck, in deſſen Mitte ein Hof, war ſie damals wie jetzt ſchmuck- und reizlos. Ein weites, ziemlich wüſt ausſehendes Zimmer nahe an dem Schwiebbogengange war der Sammelpunkt für die großen Herren, welche ſich eingeſtellt hatten. Dicke Teppiche bedeckten den Fußboden, und geräuſchlos konnten die Harrenden hin und her gehen. Pater Lamormain trennte ſich ſogleich von ihnen, um nach dem Krankenzimmer ſelbſt zu ſchreiten. Er winkte kaum bemerkbar dem Carlo Blandini, welcher mit dem ſpaniſchen Geſandten in einer Fenſterbrüſtung ſprach, und der junge italieniſche Arzt folgte dem Pater. Der ſpaniſche Geſandte that desgleichen. Sie verſchwanden alle Drei lautlos hinter den Verhängen, welche in ein Vorzimmer und dann unmittelbar in das Gemach des Kaiſers führten. Waldſtein ſah ihnen gedankenvoll nach, und begann dann eine Promenade in dem weiten Raume, als ob er allein wäre, im Vorbeigehen einige Männer mit leichtem Kopfnicken grüßend, welche in einem Winkel ſtanden und flüſternd mit einander ſprachen. Ein Miniſter des Kaiſers, Trautſon, war der Mittelpunkt derſelben. Alle waren abgeſpannt. Die Auflöſung des kaiſerlichen Körpers und Regimentes hatte ſchon zu lange gedroht. Jedermann hatte ſich in ſein Schickſal ergeben, auch der Miniſter, welcher vom neuen Herrn wußte, daß er ſeine Wahlen längſt getroffen.

Als Waldſtein zurückkehrend wieder an der Gruppe vorüberkam, blieb er ſtehen, und redete mit gedämpfter Stimme Trautſon an. Waldſtein war bei dem abſterbenden Regimente ſehr wohl angeſehen, da er ſich immer als gut kaiſerlich und als tapferer Kriegsmann erwieſen hatte. Kaiſer Matthias hatte ihn zum Lohn dafür in den Reichsgrafenſtand erhoben, und Trautſon trat bereitwillig näher, um Waldſtein's Anfrage zu beantworten. Sie betraf den Junker Hans von Starſchädel. Es war Waldſtein eingefallen, daß er ja der Frau von Jörger verſprochen hatte, ſich für die Befreiung des jungen Mannes zu verwenden, und er erinnerte ſich jetzt, daß Pater Lamormain, wenn auch nickend, doch ziemlich glatt über ſein Fürwort hingeſchlüpft war.

— Wißt Ihr Näheres über den heute verhafteten ſächſiſchen Junker, und könnt Ihr mir nicht noch in dieſer Nacht die Freiheit des jungen Mannes ſchenken?

— Wenn ich noch was zu ſchenken habe, mit Vergnügen! erwiederte der kleine Mann mit den abgeſpannten Zügen.

— Ich hab' es meiner Braut verſprochen, und von Bedeutung wird das Junkerlein doch kaum ſein. Er iſt nicht einmal aus dem Kurfürſtenthume.

— Ich kenne ihn gar nicht.

— Habt ihn aber doch verhaften laſſen.

— O nein.

— Nun, Eure Leute haben's alſo gethan!

— Auch die nicht. Dergleichen beſorgt die Stadtguardia, und die Stadtguardia wird ſeit längerer Zeit von den Patres in Anſpruch genommen.

— Und Ihr habt auch keine Meldung erhalten?

— O nein.

Waldſtein ſchwieg, und ſah auf den kleinen machtlos gewordenen Mann mit einem Blicke, der zu ſagen ſchien: Armer Miniſter, ich möchte nicht an Deiner Stelle ſein! Endlich ſagte er raſch und noch leiſer:

Trautſon, der Kaiſer lebt noch; Ihr ſeid noch Miniſter — ſchickt den Befehl hin, daß man den jungen Burſchen laufen laſſe.

— Das würde nichts helfen.

— Wie?

— Man würde erſt bei Pater Lamermain anfragen, ob man gehorchen ſolle.

— Behüt' Euch Gott, armer Trautſon! entgegnete Waldſtein, indem er die Hand auf die Schulter des kleinen

Mannes legte. Dann ging er mit raſchen Schritten auf Harrach zu, welcher noch auf derſelben Stelle ſtand mit Pater Norbert. Die Angelegenheit war nun lebendig geworden in ihm, beſonders da er einzuſehen anfing, daß ſie Schwierigkeiten finde. Er war ein eigenwilliger Mann, und ein Verſprechen pflegte er ſtreng zu halten, ſelbſt wenn es ein Opfer koſtete. Zudem hatte wirklich ſeine Braut ihm bei Tiſche noch einmal zugeflüſtert, daß es ihr recht lieb ſei, wenn er ihrer Freundin, der Frau von Jörger, eine Freundlichkeit erweiſen könne. Das war für ihn ein mächtiger Sporn. Er war nicht angethan zu einem Liebhaber. Kopf und Phantaſie waren ihm angefüllt von ganz anderen Dingen, als eine junge Frau zu wünſchen hat. Umſomehr fühlte er ſich verpflichtet, jeden andern Wunſch ſeiner jungen Gattin entgegenkommend zu erfüllen, und als eine ſolche Aufgabe betrachtete er jetzt die Befreiung des Junkers. Als nun Harrach ihm nicht verhehlte, daß wenig Ausſicht vorhanden ſcheine, als Norbert auf ſcharfes Eindringen zögernd zugeſtand, daß Lamormain ſich geradezu abweiſend geäußert, da ſtellte ſich's feſt im herriſchen Sinne Waldſtein's, dieſem Pfaffenregimente eine Beute abzunehmen, und zwar ſogleich abzunehmen. Er ging geraden Weges nach dem Krankenzimmer des Kaiſers, um ſich die Hauptperſon, den Pater Lamormain, herauszuholen.

Glücklicherweiſe kam dieſer ihm ſchon entgegen, und flüſterte ihm mit dem gleichgiltigſten Geſichte von der Welt zu:

— Der Athem wird immer leiſer; vielleicht erwacht er gar nicht mehr.

— Ein Wort, Herr Pater! — Und damit winkte ihm Waldſtein nach einer Ecke des großen Zimmers. Ein wenig erſtaunt folgte Lamormain. Die Kraft des Winkes und das Antlitz Waldſtein's waren wohl geeignet, dies Erſtaunen zu wecken. Der ſchmale Kopf Waldſtein's, noch ſchmäler durch das kurzgeſchnittene braunrothe Haar, welches wie eine Bürſte das dunkelgelb gefärbte Geſicht mit den ſchwer treffenden Augen einrahmte, ſtand plötzlich ſo hart auf den Schultern, wie ein unerbittlicher Wegweiſer. Lamormain folgte dieſem Wegweiſer, und ſein ſonſt tief beſchattetes braunes Auge öffnete ſich weit, als wollte es fragen: Was ſoll das?

— Herr Pater Lamormain, begann Waldſtein mit eng zuſammengehaltenem Tone, als ſie in der Ecke nahe bei einander ſtanden, ich hatte Euch vor einer Stunde gebeten, den heut' eingefangenen ſächſiſchen Junker freizugeben. Ihr hattet die Güte, zuſagend mit dem Kopfe zu nicken. Erinnert Ihr Euch?

— Es iſt kaum eine Stunde her!

— Ihr ſcheint aber ſchon eine Viertelſtunde nach dem gütigen Kopfnicken entſchloſſen geweſen zu ſein, dieſer zuſagenden Pantomime keine Folge zu geben!

— Wie das?

— Ihr habt geäußert, daß es nicht rathſam ſei, einen Gefangenen freizugeben, für welchen ſich Leute wie Harrach und ich in Unkoſten ſetzen.

Pater Lamormain antwortete nicht, ſondern holte gleichſam mit einem brunnentiefen Blicke den Jaromir-Norbertzu ſeinen Füßen herbei. Wenigſtens ſah Lamormain, nachdem er zu Norbert hinübergeſchaut, auf den Fußboden, als läge da ſchon der ariſtokratiſche Jeſuitenzögling, welcher für ſeine ariſtokratiſche Sippſchaft die Geheimniſſe des Ordens verrathen.

— Möchtet Ihr mich einer Antwort würdigen, Herr Pater Lamormain!

— Bedarf es einer, Graf Waldſtein?

— Recht ſehr.

— Ich war und bin geneigt, mich Euch gefällig zu erweiſen. Erſt als ich erfuhr, daß nicht blos Ihr und Baron Harrach für den fremden Junker intereſſirt ſeien, und daß Ihr und Baron Harrach durch Ketzer veranlaßt werden zu dieſem Intereſſe für einen ketzeriſchen Fremdling, erſt da ſtutzte ich und hielt es für rathſam, mich nicht zu übereilen —

— Sondern auch Leute wie mich und Baron Harrach unter Vormundſchaft zu ſtellen. Mein lieber Herr Pater, ich bin ſechsunddreißig Jahre alt, und weiß, was ich will. Habt die Güte, mir rund zu erklären, ob dieſer Junker binnen einer Stunde in Freiheit geſetzt werden ſoll oder nicht?

— Mein lieber Herr Graf, Ihr behandelt mich, als ob ich ein Gefängnißwärter oder eine Gerichtsperſon ſei, welche im Handumkehren über Gefangene disponiren können —

— Dort ſteht Trautſon! Er hat mir eben geſagt, daß es nur Eurer zuſtimmenden Kopfneigung bedürfe, und der

Gefangene ſei im Handumkehren frei. Soll ich ihn herrufen?

— Wißt Ihr denn, Herr Graf, weſſen der Gefangene bezichtigt iſt?

— Ah —!

— Er hat den heiligen Gottesdienſt geſtört und verhöhnt —

— Hat ſich als falſch erwieſen, wie Jaromir Zierotin dort ſoeben Harrach mitgetheilt.

— So? — Nun denn, er iſt ein wichtiger Bevollmächtigter unſerer Feinde —

— Welcher Feinde?

— Der Feinde unſerer Kirche und unſeres Staates. Die mannichfaltige ſächſiſche Verſchwörung gegen uns hat ihn wahrſcheinlich geſendet —

— Wahrſcheinlich! Ihr wißt's alſo nicht. Dort kommt ja gerade Fabricius, des Königs Geheimſchreiber; der wird mehr wiſſen, als das Wahrſcheinliche. Wir wollen ihn fragen.

Und dies ſagend, winkte er einem mageren Männlein, welches von der Seite des Schwiebbogenganges mit einem langen ſtattlichen Herrn eingetreten war. Dies magere Männlein war derſelbe Schreiber Fabricius, welchen die Böhmen vom Hradſchin hinabgeſtürzt hatten in den Hirſchgraben.

Fabricius war mit leichten Gliedmaßen leidlich geſund unten angekommen, war in einem Athem nach Wien gelaufen, um in der Burg Bericht zu erſtatten über den Vorfall, und hier hatte ihn König Ferdinand bei ſeiner Perſon angeſtellt als einen kundigen und gewandten Schreiber. Er folgte jetzt behende dem Winke Waldſtein's, und ſtand neben ihm, reſpectvoll jeder Frage gewärtig.

— Kennt Ihr, Fabricius, fragte Waldſtein, den ſächſiſchen Junker Hans von Starſchädel?

— Von Prag aus, ja, ein wenig, verehrter Herr Graf.

— Haltet Ihr ihn für eine politiſch wichtige Perſon?

— Unwichtig iſt er nicht, und wichtig kann er werden, je nachdem die Dinge verlaufen. Er hat Zutritt gefunden bei der Frau Kurfürſtin in Dresden, und dieſe iſt für uns ſehr bedenklich in der böhmiſchen Sache. Sie hat großen Ehrgeiz und iſt ſehr geneigt, die Schlik'ſchen Anträge der Krone Böhmens für den Kurfürſten zu unterſtützen. Namentlich in dieſem Augenblicke iſt ſie mächtig, wie uns Schönberg heute ſchreibt.

— Ihr haltet es alſo auch für rathſam, dieſen Junker Starſchädel in Gefangenſchaft zu halten?

— In Gefangenſchaft?

— Ja, wißt Ihr denn nicht, daß er am hohen Markte in der Schranne eingeſperrt ſitzt?

— Das weiß ich nicht, Herr Graf —

— Aber Ihr findet es bei ſeinem Verhältniß zur Kurfürſtin ſehr lobenswerth?

— Das würde ich verneinen, wenn man mich officiell fragte.

— Warum?

— Wenn die Frau Kurfürſtin dies erfährt, ſo wird ſie geſteigert in der Oppoſition gegen uns und benützt die Mißhandlung ihres Agenten als einen Stachel für den Kurfürſten. Dieſer iſt, wie der Herr Graf wohl weiß, ein beſchränkter Herr, welcher den Wein liebt, und welcher in der Weinlaune gar abhängig iſt von ſeiner Frau Gemahlin. Wenn dieſe gerade jetzt Anlaß fände, ihn zornig zu machen gegen uns, ſo könnten wir das in der böhmiſchen Sache theuer bezahlen müſſen.

— Ich danke Euch, lieber Fabricius, und habe mich gefreut, Euch zu ſehen.

Fabricius zog ſich zurück. Waldſtein ſchwieg und ſah ſtreng und unverwandt auf den Pater Lamormain, welcher halb geſchloſſenen Auges den Blick ruhig aushielt und mit keiner Miene zuckte.

— Nun, begann endlich Waldſtein, die Politik ſpräche für mich; werdet Ihr nun Euer Kopfnicken einlöſen und mir den Junker ſchenken?

— Ich werde mich beeilen, es Sr. Majeſtät zur Entſcheidung vorzutragen, ſobald der Herr unſer Gott entſchieden hat über Leben und Sterben in dieſer kaiſerlichen Burg.

— Das heißt: Ihr wollt nicht?'

— Was bedeutet mein Wille, wo es ſich um die höchſten Güter des Himmels und der Erde handelt, wo die Fragen irdiſcher Politik einem gefährlichen Ketzer gegenüber zurücktreten müſſen in den Schatten —

— Genug! Ich bin in einem Jeſuitenhauſe auferzogen worden, verehrungswürdiger Herr Pater, und kenne die vorgeſchriebenen rhetoriſchen Wendungen ganz genau. Ihr wollt nicht und wollt vorzugsweiſe deshalb nicht, um nicht nachgiebig zu erſcheinen und um mich Eure ganze Macht fühlen zu laſſen. Wohl denn, ich fühle ſie, und — warne Euch. Es wird Euch nicht leicht werden, Eurem General in Rom Rede zu ſtehen, wenn Ihr durch Uebergriffe unſere gemeinſchaftliche Sache in Kirche und Staat ins Verderben gezogen. Ihr unternehmt zu viel. Von morgen an braucht Ihr die Kriegskunde wie's tägliche Brod! Euer General ſoll und wird Euch ſchneidend fragen — denn ich ſteh' Euch dafür, er erfährt's! — er wird Euch ſchneidend fragen: Warum haſt Du meine Schwerter ſtumpf gemacht? Warum haſt Du der Eitelkeit mehr gedient als meinen Zwecken? Verſteht Ihr mich? Es giebt eine Eitelkeit auch im Regieren, und wenn die nachgewieſen wird in Rom, ſo ſeid Ihr dahin, wie die rothe Blume des Feldes im Hagelwetter. Das ſag' ich Euch jetzt am Vorabend des großen Kampfes, der wahrhaftig zweifelhafter iſt, als die Schulſtube zu ahnen ſcheint. Wenn Leute wie ich zur Reformfahne träten, Ihr bereutet nach vier Wochen ſchon jenſeits der Alpen Eure Kurzſichtigkeit. Es iſt nicht auszufechten, Herr Pater Lamormain, ohne Leute wie Albrecht Waldſtein. Ueberlegt das reiflich. Zunächſt bleibe dies unter uns. Kündigt mir das geringſte Zeichen an, daß es nicht unter uns geblieben, und werde ich inne, daß ich für die Rieſenaufgabe, welche vorliegt, die geringſten Schwierigkeiten finde, dann weiß ich auch, wer dieſe Schwierigkeiten erhoben, und dann ſteh' ich dafür, ich, ein Jeſuitenzögling, daß das Conterfei Eurer das Gelingen des Ganzen zerſtörenden Eitelkeit vor Eurem

General in Rom ausgebreitet wird, deutlich und beredſam. Habt Ihr mich verſtanden?

— Ich höre euch aufmerkſam zu.

— So wählt jetzt! Ich betrachte die vorliegende kleine Angelegenheit als eine ſymboliſche. Dort iſt Eggenberg mit dem Schreiber gekommen. Ihr wißt, was er beim König bedeutet. Entweder ich trete jetzt zu ihm, und verlange von ihm den ſächſiſchen Junker, und warte — wenn er gegen alle Wahrſcheinlichkeit es nicht auf ſich nehmen ſollte — und warte auf den König ſelbſt, oder — Ihr ſprecht mit Trautſon und laßt dem Junker die Freiheit ankündigen. Wählt!

— Wie Ihr das ſchlachtenmäßig führt, Graf Waldſtein! Die Sache iſt ſchwerer und leichter, als Ihr ſie auffaßt. Leichter darin, daß Eitelkeit und Uebergriff, wie Ihr's nennt, völlig bereit ſind, Euch dienſtbar zu ſein. Von dieſem Geſichtspunkte aus geb' ich den Junker bereitwillig frei. Aber ſie iſt ſchwerer, weil er ein Ketzer und des gefährlichſten Zuſammenhanges verdächtig iſt mit der hieſigen Loge und dem Frevler Ocontius. Dieſe Loge iſt der Sammelpunkt des Pöbels unter den Ketzern, und dieſer Ocontius, der ſchon unter dem Galgen geſtanden, iſt der perſönliche Todfeind unſers erlauchten Königs. Deshalb, und nur deshalb kann ich nicht ſo kurzweg verfahren.

— Alſo?

— Es ſteht ſicher in Ausſicht, daß dieſer Ocontius, zuletzt in Ungarn ſichtbar, beim Tode des Kaiſers in Wien ſein wird, um gegen unſern erlauchten König Brand und Mord zu hetzen.

— Alſo?

— Alſo wer wagt es, ſolche Verantwortung zu übernehmen?

— Ich. Das Alles halt' ich für künſtliche Wellen. Nun?

— Alsdann muß ich zum mindeſten darauf beſtehen, daß der gefangene Ketzer nicht blindlings in Freiheit geſetzt, ſondern daß er hieher gebracht werde in die Burg, um von kundigen Männern verhört und im günſtigſten Falle verpflichtet zu werden.

— Trautſon, ich bitte!

Trautſon näherte ſich, und nahm mit melancholiſchem Lächeln die Verſicherung hin, daß dem Transport des Gefangenen nach der Burg nichts im Wege ſtünde, wenn der Herr Miniſter dem commandirenden Rottmeiſter der Schweizergarde, welcher die Hut der Burg anvertraut war, den nöthigen Wink zukommen laſſen wolle.

Waldſtein ging mit Trautſon hinaus, um dies ins Werk ſetzen zu ſehen.

Dieſer Abſchluß erfolgte genau um dieſelbe Zeit, als Herr Rudolph von der wieder geſchloſſenen eiſernen Thür zurücktrat, und Conrad ſich nun anſchickte, die Befreiung auf dem Wege durchs Fenſter auszuführen.

Er blieb wunderlicherweiſe, nachdem es alſo gelungen war, eine Zeitlang im Gaſſel ſtehen und kratzte ſich den Kopf.

— Was iſt? fragte Herr Rudolph.

— Dumm ſind wir doch geweſen!

— Weßhalb?

— Da's einmal ſo gut ging, und die Thür auf und niemand da war als die verſchlafenen Pudel, ſo hätten wir kurzen Proceß machen und dem Alten die Schlüſſel abnehmen ſollen — dumm, dumm, dumm wie die Rathsherren, die immer erſt g'ſcheidt ſind, wenn ſie vom Rathhaus 'runterkommen. Na, jetzt iſt's vorbei. Nochmal anfangen können wir nicht. Alſo weiter!

— Wie?

— Oben thun's Zwei von uns, mehr nicht. 's macht auch zu viel Spectakel, wenn ſo viele die Stiegen hinauftrampeln. Herr Urban und ich. Die Andern vertheilen ſich hier unten — aber nix da, wozu vertheilen?! Ihr ſetzt Euch in die Wirthsſtube, 's iſt beſſer für den Friedl, wenn noch was verzehrt wird. Der Herr Junker da hält Euch frei; richtig, und der Herr Junker ſchaut aus dem Fenſter, ob hier im Gaſſel nichts paſſirt. Was ſollte paſſiren?! 's iſt Nacht. Nichts wird paſſiren. 's iſt nur, daß Ihr untergebracht ſeid. Und übernehmt Euch nicht im Wein — der Herr Junker ſpendirt einen Grinzinger, der hier im „Winter“ nicht uneben iſt alſo, fertig! — Herr Urban, eine Taſche voll Sand nicht zu vergeſſen, damit wir ans Fenſter werfen und den Gefangenen wecken. Alſo weiter!

Es geſchah ſo, und er mit dem Raſchmacher Urban tappte vorſichtig und leiſe die Stiegen hinauf bis zur Bodenkammer, in welcher der Kellner Friedl ſeine Schlafſtätte hatte. Das Mondlicht genügte überall. Eine eichene Bohle, welche von einer Ausbeſſerung am Dachgebälke übrig geblieben, war ſchon zurechtgeſtellt, und ſo ging's kurzweg an die Expedition. Das Dachfenſter ward geöffnet, und über die nur vier Schritt breite Gaſſe wurde Sand an das Fenſter der bewußten Nummer Vierzehn geworfen, damit der Gefangene es öffnen und ſolchergeſtalt erfahren möge, was man mit ihm vorhabe.

Er ſchien aber einen feſten Schlaf zu haben, denn er zeigte ſich gar nicht.

— Alsdann klopfen! ſagte Conrad und griff nach der Bohle.

Sie ward aus dem Dachfenſter geſchoben, und es ergab ſich, daß ſie lang genug war. Sie lag prächtig drüben im Fenſterſims von Nummer Vierzehn. Conrad ſtieß ſie gegen das Fenſterkreuz drüben, daß man die Scheiben zittern und klirren hörte.

— Na, wenn er davon nicht erwacht, ſo hat er ein unverſchämt gutes Gewiſſen!

Er erwachte nicht. Die Männer ſahen einander an. Was thun?

— Ja, ſprach endlich Conrad, da muß einer von uns 'nüber und 's Fenſter einſchlagen —

— Stoßen wir's von hier mit der Bohle ein! meinte Urban, dem die Luſtpartie da hinüber nicht wünſchenswerth ſchien.

Conrad verſuchte es. Aber dazu war die Bohle nicht lang genug. Sie lag hüben und drüben hinreichend auf, aber mehr gab ſie nicht her. Sie frei zu heben und, indem man ſich hinauslegte, zu ſtoßen, ſchien nicht rathſam. Die Hände hatten alsdann nicht Kraft genug; die

Bohle konnte ihnen ausgleiten, und dann war Alles verderben.

— 's bleibt nichts übrig, Herr Gevatter, als daß Einer von uns Courier reitet da 'nüber —

— Das iſt kein Spaß! 's ſind drei Geſtock Luft d'runter.

— Ja, und was noch ſpaß'ger, Ihr, Gevatter, müßt der Courier ſein!

— Oho!

— Freilich. — Ich macht' mir gar nix d'raus. Aber mein großer Corpus iſt ſchwer, die Bohle iſt ausgetrocknet, ſie trägt mich nicht. Ihr ſeid ein lüftiger Raſchmacher, Euch trägt ſie gut und gern.

— Den Teixel auch!

— Probirt's! — Dabei zog Conrad die Bohle herein, legte ſie vom Dachfenſter nach einem gegenüberſtehenden Kleiderkaſten und nöthigte den Raſchmacher, Probe zu reiten. Die Bohle hielt. Urban konnte nichts Gegründetes mehr einwenden, aber es war ihm ſehr unangenehm. Conrad dagegen machte wenig Federleſens, legte die Bohle wieder hinüber und nöthigte ihn hinauszukriechen.

Als er aber draußen ſaß, wollte er abſolut zurück.

— Es ſchwindelt mir! ſtöhnte er.

— Haltet Euch nur mit den Händen feſt und ſchiebt Euch weiter. Die Bohle iſt glatt, 's koſtet nicht einmal die Hoſe!

— Ich bin von einem ſitzenden Handwerke, dergleichen bin ich nicht gewohnt!

— Hier ſitzt Ihr ja auch. Denkt, es ſei Eure Webebank, und ſchiebt Euch.

Urban wollte durchaus zurück. Conrad ließ ihn nicht, und ſagte endlich grob und ärgerlich:

— Ihr ſeid ja kein Haſe, und die Sache iſt ja doch danach! Seid ja ſonſt mit dem Maul ſchneidig genug. Odontius wartet auf die Loſung, die der Junker bringt. Das Werk muß losgeh'n, und der Junker kommt von unſern Häuptern. Wollt Ihr ihn zugrund' gehen laſſen, weil Ihr nicht eine Minute Angſt ausſteh'n wollt —?

— Ich muß ja aber wieder zurück!

— Das geht leichter; 's hängt einen Gedanken auf hier zu — vorwärts, zum Kreuz-Donnerwetter!

Dabei ſchob er den Raſchmacher, und dieſer rutſchte allmälig, eine klägliche Figur im Mondenſchein, hinüber. Drüben angekommen, klopfte er an's Fenſter. Kein Zeichen von innen. Sowohl um raſcher an's Ziel zu kommen, als auch um einen Anhalt zu haben, ſtieß er die Fenſterſcheibe ein und griff innen an die Fenſterpfoſte.

Conrad knurrte. Das zerbrechende Glas ſchrie in die Nacht hinaus.

— Nun?

Urban hatte den Kopf hineingeſteckt durch das eingebrochene Loch und antwortete nicht. Von unten aus dem Gaſſel aber meinte Conrad Geräuſch zu hören — wahrhaftig, Geräuſch von Fußtritten; jetzt gar einen Ruf: „Halt!“ und — alle Teufel! — das Klopfen mit dem Hammer!

— Was kann das ſein? dachte Conrad und hielt den

Athem an. Da kam's hinter ihm die Treppe herauf — es war Tartſch mit der Nachricht, daß Bewaffnete unten vor der eiſernen Thür aufmarſchirten. — Schwerenoth, was iſt das? fluchte Conrad leiſe und flüſterte Urban hinüber: Vorwärts!

— Ja, vorwärts! erwiderte dieſer in Todesangſt; er war rathlos. — Er hatte die ganze Zelle überſehen, und hatte ſie leer gefunden. — Pudel, der heilloſe Pudel war ſchuld! Unter dem grimmigen Befehle Gangelbergers hatte er den Junker in Nummer Drei abgeführt. Nachdem der Pater vor ſeinem Abgehen das beſte Zimmer anempfohlen hatte, war Pudel allerdings mehr geneigt geweſen, der Anerkennung des geiſtlichen Herrn nachzugeben. Aber da war Jobſt gekommen und das bayriſche Bier und der Rauſch und der Schlaf. Als nun Rudolph's Anfrage ihn erweckt, und Nummer Vierzehn Parole geworden, da war es ihm freilich ganz klar geworden, daß der Junker nun nach Nummer Vierzehn gebracht werden müſſe, die Vorbereitungen indeſſen — denn er war ja doch noch von Bier und Schlaf angegriffen — hatten einige Zeit gekoſtet, und als er ſich eben aufmachen gewollt, da klopft der Hammer, und die von Waldſtein veranlaßte Burgwache ſteht vor dem Hauſe. Wie ſchade! 's wär' eine intereſſante Scene für Pudel geweſen, wenn er einige Minuten früher fertig geworden, und dem Junker Nummer Vierzehn aufgeſchloſſen und den Kopf des Raſchmachers Urban im eingebrochenen Fenſter erblickt hätte. —

Das entging ihm. Er fand die Ruhe des Geiſtes, dem eintretenden Rottmeiſter begreiflich zu machen, daß er ſich keinen Schritt weiter zu bemühen brauche. Er werde den von hoher Stelle begehrten Geſangenen anheroſtellen in den Hausflur. So kamen die verſchiedenen Zellen nicht weiter zur Sprache, und wenn Pater Norbert und Rath Gangelberger am Morgen nachfragen ſollten, ſo war der Junker für den Einen von Nummer Vierzehn, für den Andern von Nummer Drei abgeholt worden. Pudel war ſehr ſtolz auf ſeine Diplomatie, und eilte die Stiegen hinauf, während die Burgwache in den Hausflur trat. In Nummer Drei eintretend, theilte Pudel dem angekleidet und wach daliegenden Junker Hans unter innerer Heiterkeit mit: es füge ſich Alles ſehr angenehm, denn man hole ihn unter ſtattlichem Geleit nach der Burg ſelbſt, und ſtelle ihm eine Sänfte zur Verfügung. Das mache den Caſus ſehr fürnehm; höchſt wahrſcheinlich wolle die erkrankte Majeſtät der Kaiſer ſelbſt den merkwürdigen Junker aus Sachſen ſprechen, ehe ſie zu des Himmels Freuden eingehe — „ſterben müſſen wir leider Alle.. Alſo auf Wiederſehen, gnädigſter Herr Junker!“

— Ich hoffe nicht, daß wir uns wiederſehen! erwiderte lächelnd Junker Hans.

— Bitte! ſprach Pudel, und leuchtete ihm hinab und öffnete ihm die Sänfte, und ſah ihm gedankenvoll nach, bis der Zug in die Tuchlauben einbog. Dann wollte er ſich nach dem Wetter umſchau'n und erhob ſein Haupt. Glücklicherweiſe war er vom langen Aufenthalte im dunklen Portierſtübchen etwas blöden Auges, und da juſt auch eine Wolke vor den Mond trat, ſo erkannte er's nicht, daß da eben ein Raſchmacher unter peinlichen Empfindungen und geſtört durch unchriſtliche Scheltworte Conrad's langſam und ſehr vorſichtig durch die Luft dahinrutſchte. Feine Stückchen Kalk, welche eben durch die Eichenbohle losgelöſt waren, tänzelten Pudel auf die Naſe, und mit der friedlichen Bemerkung: „Es giebt Regen!“ kehrte er in ſeine Clauſe zurück.

VIII.

Rudolph von Mitzlan hatte in der Wirthsſtube am Fenſter die Abführung des Junker Hans beobachtet. Er trug dem langen Jobſt auf, ſeine Rückkehr abzuwarten: er wollte der Sänfte folgen. Dies that er denn auch, durch's Peilerthor, den Kohlenmarkt hinauf, links hinüber in die Stallburg. Dahinein konnte er nicht folgen; er kehrte alſo eiligſt zum „Winter“ zurück.

Dort fand er jetzt Conrad, Urban, Tartſch, welche vom Boden heruntergekommen waren. Conrad war ſehr grimmig, und der Raſchmacher Urban gab ihm darin nichts nach. Durch die Luft geritten zu ſein unter peinlicher Lebensgefahr, ſich die Hoſe zerriſſen zu haben — und das Alles ohne Nutzen und Erfolg, blos zum Spaß! Das fand er niederträchtig. Er ſchäumte geradezu.

Als nun Mitzlan die beſtimmte Nachricht brachte, der ſächſiſche Junker ſei in die kaiſerliche Burg getragen worden, da meinten die aufgeregten Männer, es drohe das Unglaublichſte.

— Unter dem Schwiebbogen wird er gehenkt baumeln, wenn die Sonne aufgeht und der Kaiſer abgefahren iſt! rief der Raſchmacher.

— Was?! ſchrie Tartſch, und faßte den Raſchmacher bei den Schultern.

— Stille, ſtöhnte Conrad, der Winterwirth ſchläft da drüben. Mit Spectakel kommen wir nicht weiter. Ruhig überlegen —

Ehe er weiter ſprechen konnte, ſprang der älteſte Bube des langen Jobſt in die Wirthsſtube und ſagte haſtig und halblaut ſeinem Vater etwas ins Ohr.

— Was iſt?

— Er iſt da! rief Jobſt, und ſein feuchtes Auge leuchtete.

— Wer? riefen Alle.

Jobſt machte eine beſchwichtigende Pantomime, welche zu ſagen ſchien: ich darf's nicht ausſprechen. Aber zu Conrad und Urban flüſterte er:

— Der Alte!

— Ho, endlich! ſchrieen dieſe.

— Meine Buben ſind aus, um Alles zuſammenzurufen.

— Alſo vorwärts, vorwärts! rief Conrad, und fort ging's.

Wer war der „Alte“? Er war eine in Sagen eingehüllte Figur, war derſelbe Odontius, deſſen Conrad gegen Mitzlau erwähnt hatte, wahrſcheinlich in lügenhafter Weiſe erwähnt hatte. Denn auf dem Judenplatze hatte Conrad gethan, als ob er hinter dem Briefſteller an Mitzlau den

Orentius erkenne, und jetzt ward er durch die Nachricht überraſcht, daß Orentius in Wien ſei. Man bediente ſich eben dieſes geheimnißvollen Mannes und Namens zu allen möglichen Verwänden. Wenn man nicht wußte, wer eine Sache veranlaßt oder gethan, ſo raunte man ſich zu: Es kommt von Orentius! Leute wie Gangelberger pflegten zu ſagen: Der Kerl exiſtirt gar nicht, ſondern iſt eine Vogelſcheuche, welche ſich die Proteſtanten zuſammengeflickt haben, um uns zu erſchrecken und zu narren. Wie könnte er denn ſeit Jahren den Aufpaſſern der Regierung entgangen ſein! Sie würden ja ſonſt längſt den Preis errungen haben, welcher auf die Habhaftwerdung dieſes geächteten Ketzers bereits von Gratz aus geſetzt worden iſt! —

Er exiſtirte aber wirklich und war — um es kurz zu bezeichnen — das gleichſam demokratiſche Haupt der Proteſtanten in den Landen Steiermark, Ungarn und Oeſterreich, dieſer „Alte von der Pußta“, wie man ihn an der unteren Donau nannte.

Er ſtammte ebenfalls aus Sachſen, und war noch vor zwanzig Jahren evangeliſcher Paſtor auf Waldſtein geweſen, einem Schloſſe, welches der Familie Windiſchgrätz zugehörte. Als Erzherzog Ferdinand ſein gläubiges Reinigungsgeſchäft begann in der Steiermark, fand er an dieſem Paſtor einen der hartnäckigſten Gegner, und er ließ ihn deshalb eines Tages plötzlich in Waldſtein gefangen nehmen und nach Gratz führen. Hier ſoll er aufgefordert worden ſein, katholiſch zu werden, und als er ſich deſſen ſtandhaft geweigert, ſoll man ihn auf die Folter geſpannt haben. Auch die

Folter habe ihn nicht zur Verleugnung ſeines Glaubens und nicht zum Uebertritt gebracht, und da ſei er denn endlich zum Tode verurtheilt worden. In der entſcheidenden Stunde habe ihm der Erzherzog, niemand wiſſe warum, die Todesſtrafe erlaſſen und ihn zur Galeerenſtrafe verurtheilt. Auf dem Transport nach dem adriatiſchen Meere ſei er entſprungen und unter den wunderbarſten Schickſalen nach Ungarn entkommen. Seit der Zeit war ein Preis von fünfhundert Thalern demjenigen zugeſagt worden, welcher dieſen Ketzer einliefere.

Aus Ungarn Jemand polizeilich einfangen und einliefern, welcher die Sympathie der dort ſehr zahlreichen Proteſtanten für ſich hatte, das war aber ſelbſt den außerordentlichen Hülfsmitteln der Jeſuiten unerreichbar. Jenſeits der Leitha und jenſeits der Karpathen, der Fluß- und Berggrenze Ungarns gegen Norden, begann eine bunte und wilde Welt, die ſich weder beaufſichtigen noch disciplinieren ließ. Die Türkenkriege waren immer noch ſo gut wie permanent, die Grenzen fortwährend beſtritten, Inſurrectionen und Kämpfe alltäglich, und in der damaligen Zeit gruppirten ſich die mächtigſten Parteiungen um den ſiebenbürgiſchen Fürſten Gabriel Bethlen — Bethlen Gabor nach ungariſcher Sprechweiſe, welche den Taufnamen nicht vor-, ſondern nachſetzt. Seine Macht drängte in die Theißebene herein, drängte nach den Karpathen herauf, und man war überzeugt, daß die Entſcheidung des gegen Ferdinand drohenden Kampfes von dieſem Kriegsfürſten abhängen werde. Er war Proteſtant, und zwar Calviner. Die Jeſuiten ſelbſt wagten nicht zu hoffen, daß er für Ferdinand zu gewinnen ſein werde, und was Lamormain eben zu Waldſtein geſagt in Betreff des Ordentius, war ein aufrichtiger Ausdruck der Machtloſigkeit, welche der ſonſt ſo zuverſichtliche Ordensmann gegenüber den ungariſchen Elementen eingeſtehen mußte. Dies war der räthſelhafte Mann, zu welchem die Geſellſchaft aus dem Winter-Wirthshauſe jetzt nach der Seilerſtatt hinabeilte, und welchen ſie im Wildling'ſchen Hauſe zu finden hoffte.

Der Himmel hatte ſich mit Wolken überzogen, und der Wind hatte ſich erhoben. Es fielen einzelne Regentropfen. Rudolph von Mitzlau ſchritt tapfer neben Conrad einher. Dieſer hatte ihm zugeraunt, daß der „Alte“ wahrſcheinlich im Stande ſei, ihm den Aufenthalt des Oheims nachzuweiſen, denn jener Brief gehe gewiß von ihm aus. Und der „Alte“ wiſſe wirklich Alles; er reiche wie eine Kreuzſpinne mit hundert Beinen überall hin, wo nur irgend ein „geiſtlicher“ Punkt ſei. Gewiß ſei auch der ſächſiſche Junker mit Papieren oder Nachrichten an ihn angekündigt, und man habe ſich deshalb von der Loge aus ſo befliſſen gezeigt für die Befreiung deſſelben. Aber verrathet um's Himmelswillen kein Wort über ihn, ſchloß er, als ſie vor dem Wildling'ſchen Hauſe ſtanden: erzählt keinem Menſchen davon, daß Ihr ihn geſehen habt. Seine Anhänger erfahren es binnen vierundzwanzig Stunden, und drehen Euch den Hals um. Er hat ſo viel Kumanen und Jazygen hinter ſich, daß er nur mit dem kleinen Finger zu winken braucht, wenn ihm ein Menſchenkind im Wege ſteht.

Der leichtſinnige Conrad zog zwar eine Grimaſſe zu dieſer argen Bemerkung, ſo daß man im Zweifel ſein konnte, ob er nicht übertreibe. Aber es war dunkel im Hausflur, Mitzlan ſah dieſe Grimaſſe nicht, und war auch ſo überwältigt von all den ſtürmiſchen Dingen, in welche er plötzlich hineingerathen war, daß er nicht die Faſſung hatte für prüfende Bemerkungen. Die wichtigſte innerliche Frage, welche ihn beſchäftigte, war zudem eine ſolche, daß er nur bemüht ſein mußte, ſich ſelbſt nicht genau in die Augen ſehen zu laſſen. Er hatte ſich gegen Conrad kurzweg für einen Proteſtanten ausgegeben, was er doch nicht war. Und jetzt trabte er ohneweiters in eine geheimnißvolle Höhle und unter die verwegenſten Führer des Proteſtantismus mitten hinein — es verſetzte ihm den Athem, als ſie im Hauſe ſtehen blieben und links an eine Thüre geklopft wurde, und der Raſchmacher Urban nach kurzer Pauſe mit gedämpfter Stimme an die geſchloſſene Thür ſprach: „Selbſt iſt der Mann, kein Götze hilft!“ Offenbar ein Loſungswort. — Die Thür ging auf. Sie traten in einen gewölbten Gang, und der zweite Bube Jobſtens ſtand da mit einer kleinen Laterne, welche den dunklen Raum unſicher beleuchtete. Der Junge ſagte nichts. Er ſchloß nur die Thür und ging dann mit der Laterne voraus den Gang hinab. Hinab, denn er beleuchtete bald ſorgfältig einige Stufen, welche in einen weiten Raum führten, der leer und öde war. Eine Thür war nirgends in dieſem Raume zu entdecken. Der kleine Jobſt ſchritt aber ſichern Schrittes nach einer Ecke und lehnte ſich dort gegen die Wand. Sie wich.

und man ſah und ſchritt in ein langes Zimmer, welches wie eine proteſtantiſche Kirche eingerichtet war. Weiß angeſtrichene Bänke und hinten ein ſehr einfacher Altartiſch. Keine Bilder, alſo calviniſcher Styl, denn Luther geſtattete deren.

Der Betſaal war leer. Eine kleine Lampe auf dem Altartiſche beleuchtete ihn matt. Als aber die eintretende Geſellſchaft bis zur Mitte vorgeſchritten war, erhoben ſich plötzlich hinter dem Altartiſche zwei Geſtalten, und zwar ſo, als ob ſie aus dem Fußboden emporſtiegen. Sie thaten dies auch, denn hinter dem Tiſche führte eine Treppe ins Kellergeſchoß hinab, und aus dieſem Kellergeſchoſſe kamen ſie herauf.

Der kleinere von ihnen, ein Mann in mittleren Jahren, mit einem kugelrunden haarloſen Kopfe, winkte der Geſellſchaft abwehrend zu. Sie blieb ſtehen. Nur Urban, der Naſchmacher, welcher hier am bekannteſten zu ſein ſchien, ging dem haarloſen Manne entgegen.

— Leiſe, ſprach dieſer mit gedämpfter Stimme, er predigt unten. Aber was heißt das? Da iſt ja ein Cavalier unter Euch, den ich nicht kenne?

— Er iſt einer von den Unſrigen, Herr von Wildling, und er hat ſich eben dienſtbar erwieſen.

— Wie heißt er?

— Das weiß ich nicht; er wohnt in Hernals beim Freiherrn von Jörger.

— Ihr wißt, wer da iſt?

— Haben's juſt vernommen.

— Nun, ihr wißt doch auch, daß man mit dem „Alten“ vorſichtig verfährt. Niemand darf ihm ſo ohneweiters Fremde zuführen —

— In dieſer Entſcheidungsſtunde —

— Ja, 's mag ſein. Gott geb's, daß ſie gelingt. Sie iſt da. Oben ſind die Cavaliere und beſchließen. Unten ſeid Ihr, und — übertreibt nur nichts! Der „Alte“ iſt auf den Pußten noch wilder geworden, und kennt den hieſigen Boden nicht. Er will einen poſitiven Ausbruch heute Morgen. Erwägt nur ſorgfältig, und vergeßt nicht, daß ein Rückzugsplan unter allen Umſtänden nöthig iſt.

Herr von Wildling war ein Advokat, und die Katholiken ſagten ihm nach, er ſei nur deshalb ein ſo eifriger Proteſtant, weil ſein juriſtiſches Geſchäft ſich dabei ſehr wohl befinde, denn er ſei dadurch der Anwalt aller Ketzer geworden.

Während er jetzt noch weiter in den Raſchmacher hineinſprach, um dieſem, der als erbitterter Menſch zu Gewaltſchritten neigte, Vorſicht einzuſchärfen, hatte ſein Begleiter, ein langer magerer Herr mit klugen Augen, den Bart-Conrad zu ſich gewinkt, und dieſem in ganz entgegengeſetztem Sinn zugeredet. Er war ein Oberöſterreicher, und kannte Conrad aus Linz.

— Schlagt endlich los; das vorſichtige Trödeln führt zu nichts. Wir oben ſind viel weiter als Ihr hier unten. Behüt Euch Gott!

Damit brach er auf, und Wildling folgte ihm. Urban aber ging hinter den Altartiſch, um die Fallthür aufzuheben, welche Herr von Wildling niedergelaſſen hatte.

— Wer war der magere Herr? fragte Mitzlau leiſe den Bart-Conrad.

— Unſer Haupt im Oberlande, der Tſchernembl. Der verſteht's! Der hat mehr Grütze als alle Anderen, und macht gar keine übernatürlichen Flauſen. — Stille! Der Urban winkt. Vorwärts! Und Ihr, Landsleute, ſetzte er gegen die drei Salzſchiffer halblaut hinzu, Ihr kommt jetzt das erſtemal zur richtigen Schmiede. Haltet euer Maul hier und anderwärts, hört's?! — Ihr aber, Tartſch, den Kopf auſi! Jetzt kommt die wirkliche Hilfe für euren Junker: Der „Alte“ da unten macht kein Federleſen. — Vorwärts! Leiſe!

Die ſechs Männer — Jobſt war in den Hof nach ſeiner Wohnung abgegangen, von wo er einen beſonderen Zugang zum Kellergeſchoß hatte — traten nun ſo geräuſchlos als möglich zu Urban, welcher nur einige Stufen hinabgeſtiegen war. Er flüſterte ihnen herauf, ſie möchten warten, bis die Predigt zu Ende ſei. Man verſtehe hier an der Stiege jedes Wort.

So war es auch. In die Tiefe hinabblickend, von wo eine matte Helle heraufdämmerte, hörten ſie eine ſcharfe, wenn auch etwas heiſere Stimme. Sie regten ſich nicht und lauſchten.

„Verunreinigt haben ſie das einfache Wort Gottes durch allerlei Zuthat“ — klang die Stimme — „und trübe gemacht das reine Waſſer, welches uns geſchenkt worden iſt durch den Heiland. Den Heiland ſelbſt und Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, haben ſie in den Hintergrund geſchoben, und die Lehre wie den Gottesdienſt angefüllt mit Nebenperſonen und Nebendingen. Jedes Land, jeder Ort, jeder Menſch hat ſeinen beſonderen Gott, zu dem ſie beten. Ganz wie die Heiden. Dadurch wird die wahre Ehre Gottes vertilgt und das Wort des Allmächtigen beleidigt, welches heißt: „„Du ſollt keine andern Götter haben neben mir."" Oeffnet Eure Augen, erhebt Eure Hände, die Zeit iſt auch für Euch in Wien gekommen, die falſchen Götter umzuſtürzen, daß ſie zerſpringen auf den Steinen am Wege. Eure Augen ſind blöde geworden, ſie ſehen nicht, was um ſie her vorgeht. Ich muß aus der Wüſte kommen, und Euch erzählen, was ſich hier ereignet hat vor wenig Tagen, und was Ihr nicht erkannt habt. Im großen Tempel, welchen ſie Stephan nennen, ſind ſie zuſammengetreten, hundert an der Zahl, eitel reiche Herren, und unter ihnen ihre vornehmſten Kriegsleute, und haben ſich verſchworen zu einem Orden, und haben den Orden genannt „„die chriſtliche Ritterſchaft"", und haben eine Fahne aufgerichtet mit dem Bildniſſe der Mutter unſeres Heilandes, und haben ſich eidlich verpflichtet uns Alle wegzutilgen von der Erde mit Stumpf und Stiel."

Die Stimme ſchwieg; man hörte ein dumpfes Murmeln der Ueberraſchung.

„Jetzt wißt Ihr, was Euch bevorſteht," fuhr die Stimme fort, „und ſobald das Männlein von Gratz an die Spitze tritt, beginnt das Werk der Verwüſtung und des Todtſchlags

Wer noch zweifelt, ob jenes Männlein der leibhafte Herodes iſt, welcher jede neugeborne Frucht würgen läßt, der betrachte dieſe meine Hände. Sie ſind von doppelter Länge, denn ſie ſind ausgereckt. Sie ſind kraftlos, denn ſie ſind zerbrochen. Die Folter hat ſie ausgereckt, die Folter hat ſie zerbrochen. Und jener Herodes hat die Folter über mich verhängt, weil ich unſere reine Lehre nicht verleugnen gewollt, und jener Herodes iſt in der nächſten Stunde Euer gebietender König — wer wird Gott mehr gehorchen als den Menſchen?"

— Wir! klang es wie ein Donner von unten herauf.

„So gehet hin und erfüllet, was Euch befohlen wird von unſern Häuptern. Ein Jeder das Seine ſtreng und gerecht. Ich bin nicht gekommen, die Palme zu bringen, ſondern das Schwert. Der Herr erleuchte ſein Angeſicht über Euch und ſei Euch gnädig! Amen."

Jetzt ſtieg der Raſchmacher Urban hinab. Die Anderen folgten ihm. Sie machten ſämmtlich bei ihrem Eintritt in den weiten Kellerraum, welcher die Loge genannt und von Kienfackeln erhellt war, eine Bewegung mit den Händen nach der Stirn, ein geheimes Erkennungszeichen, welches ſie zur Sicherſtellung gegen das Eindringen Unberufener eingeführt hatten. Rudolph von Mitzlan wußte davon nichts, und unterließ es natürlich. Er wurde es nicht einmal an ſeinen Begleitern gewahr, da all ſeine Aufmerkſamkeit dem geheimnißvollen Orte und dem „Alten von der Pußta" zugewendet blieb. Die Augen jenes „Alten" waren denn auch wirklich das Erſte, was ihm entgegen leuchtete. Katzenartig glühende

Augen in einem todtbleichen abgemagerten Antlitze. Geradehin von Mitzlan am hinteren Ende des Kellers ſaß, unförmlich in einen ungariſchen Bauernpelz, eine ſogenannte Bunda gehüllt, dieſer Odontius. Links und rechts neben ihm am Boden lagen in tiefem Schlaf zwei ungariſche Bauern, ebenfalls mit groblederneṁ Pelze bekleidet.

Die Verſammlung, welche auf rohen Holzſchemeln geſeſſen, war aufgeſtanden und hatte ſich nach den Seiten in Gruppen gedrängt. Die Mitte zu Odontius hin war frei und der Raſchmacher Urban ging geraden Weges zu ihm. Er ſprach leiſe und lange in den alten Mann hinein, indem er ſich zu ihm niederbeugte.

Der „Alte" hörte unter vollſtändigem Schweigen zu. Erſt als Urban den Namen „Starſchädel" nannte, erhob der „Alte" raſch ſeinen Blick und nickte wie Einer, der ſagen will: Weiter!

— Ihr kennt ihn alſo wirklich, und wir haben recht gethan, ſo viel d'ran zu ſetzen?

— Ihr habt noch zu wenig gethan, erwiederte der „Alte" mit halblautem heiſerm Tone, denn Ihr habt ihn nicht frei gemacht. Auf der Burg iſt er jetzt in der Höhle ſeines ſchlimmſten Feindes — — Papiere hat er an niemand übergeben?

— Ich weiß von nichts.

— Er bringt eine Entſcheidung von unſerm oberſten Doctor, vom ehrwürdigen Apoſtel Melanchthon's, den unſer Doctor noch als Knabe gekannt —

— Ah!

— Wir ſollen ihn hüten wie einen Augapfel, flüſterte er weiter vor ſich hin. Was fragſt Du, Pfeifer?

Dieſe Worte waren an einen verwachſenen kleinen Mann gerichtet, der vor den „Alten" hingetreten war. Er war ein Schuhſter, und erſchien auch hier gerade ſo, wie er in ſeiner Werkſtatt coſtümirt war: in aufgekrämpten Hemdsärmeln, das Schurzfell um die Lenden, ein ſchwarzes Lederkäppchen auf dem kurzen Haare. Das Geſicht, außerordentlich groß für den kleinen verzogenen Körper, war merkwürdig ausgearbeitet in Formen und Zügen. Eine lange Habichtsnaſe, ein breiter zahnloſer Mund, ein vorſtehendes Kinn, tiefliegende, grelle, unheimliche Augen. Sorgen oder Gedanken hatten in dieſem Antlitze gewühlt — er war ein raffinirter Schwärmer und, wie man leicht ſehen konnte, die rechte Hand des Orentins in Wien.

— Ich will deine Offenbarung, antwortete er mit einer hohlen Stimme; die Leute warten, die Reichen berathſchlagen oben bei dem Hausherrn. Soll hinaufgeſchickt werden?

— Nein.

— Gott ſei Lob! — Soll der heilige Streit beginnen ohne die Reichen?

— Ohne daß wir ſie fragen.

— Gott ſei Lob und Dank!

— Der Kriegsplan, den Du mir vorgelegt auf Deinem Schemel, als ich heut' Abend bei Dir einſprach, iſt gut. Die Leute kennſt Du und weißt, wo Jeder am beſten ſteht und arbeitet. Gieb ihnen das Wort, und den Auftrag — geh!

Der Schuhſter Pfeifer folgte ſogleich. Er ging von Gruppe zu Gruppe und gab ſeine Aufträge. Sie wurden ſchweigend angehört, und wurden aufgenommen wie etwas, deſſen Ausführung ſich von ſelbſt verſtehe. Handwerksleute und Handarbeiter, aus denen dieſe Gruppen beſtanden, pflegen in höheren Fragen gehorſam geradeaus zu gehen, wenn ſie ſich einmal einer geiſtlichen Leitung anheimgegeben haben. Die wenigen Weiber, welche zugegen waren, nickten erſchreckend ernſthaft mit den Köpfen zu den Anweiſungen, welche Aufruhr und Todtſchlag in ſich bargen. Sie waren ſichtlich bereit, wenigſtens ebenſo weit zu gehen, wie die verwegenſten Männer.

Odontius ſah ſeinem Schuhſter mit ſtarrem Auge zu, und die Starrheit ſeines Auges nur verrieth, daß ſeine Gedanken weiter, viel weiter gingen. Sein Geiſt kreiſte wie ein Raubvogel um eine außerordentliche Beute. Die Anweſenheit des Landsmannes Starſchädel in Wien — er kannte die Familie ganz genau aus ſeiner Jugend — die Gefahr, in welcher der Landsmann ſchwebte, die Botſchaft, welche er bei ſich trug, das Andenken an den Patriarchen in Weimar, Alles das regte ſeine Seele in ihren Tiefen auf. Der entſcheidende Augenblick ſchien ihm gekommen zu ſein. —

— Nicht ſo, nicht ſo hätten wir ihn erwartet, ſprach er tonlos vor ſich hin, aber wer mag vorausſehen, auf welchen Wegen das Schickſal ſeine Entſcheidungen herbeiführt' — Der Patriarch wird es mißbilligen — ich billige es auch nicht — und doch, doch werd ich's thun. — Gott ſieht in mein Herz, er weiß, warum ich's thue — es rettet, es erhebt unſere Sache. Gott wird mich weiſe richten. Unſere Kirche wird mir's ewig danken. Haben die Kinder Iſraels ihrer Judith nicht die Mordthat gedankt am Heiden Holofernes —?!

Er verſank in ſich. — Die Geſpräche mit ſeinem Lehrer, den er den Patriarchen nannte, mit dem jetzt greiſen Hortleder in Weimar, gingen an ſeinem Geiſte vorüber. Ihr Kernpunkt war geweſen, die Spaltung in der evangeliſchen Kirche auszufüllen, koſte es was es wolle. Nicht Lutheraner, nicht Calviner, noch ſonſtige Abſonderungen ſollte es geben — ſo nur, dann nur werde man die katholiſche Kirche beſiegen, wenn ihr eine einige evangeliſche Kirche gegenüberſtünde. Dies ſei das Streben Melanchthon's geweſen, es ſei auf Hortleder übergegangen, von Hortleder auf ihn. Für dieſe noch unſichtbare evangeliſche Kirche trage der junge Starſchädel Petſchaft — und dieſer ſei in den Händen des einzig gefährlichen Feindes. Ueberall öffne ſich ſonſt Raum und gedeihliche Ausſicht: dies ganze Donaureich ſei in den Gährungsproceß eingetreten. Böhmen ſichere die Verbindung mit Sachſen, Oberöſterreich ſei ganz reif, Ungarn desgleichen — das ſchiefe Männlein da oben in der Burg mit ſeinem harten, unbeugſamen Sinne ſtehe allein im Wege — der Weg werde frei, wenn das Männlein verſchwinde.

Orentius war verwildert in ſeinem gehetzten Leben.

Er unterſchied kaum noch, was Rachegelüſt in ihm war, was höheres Streben. Kaum noch. Ganz ohne Bewußtſein des Frevels, der in ihm gehr, war er freilich nicht. Er kroch in ſich zuſammmen, daß nichts von ihm übrig zu bleiben ſchien auf dem Seſſel, als der unförmliche Lederpelz.

Die ganze Situation hatte etwas Unheimliches. Eine Gruppe nach der andern, vom Schuhſter Pfeifer leiſe unterrichtet, hatte ſich ſtill entfernt. Pfeifer harrte an der Stiege, über welche die Letzten verſchwunden waren, und blickte auf Conrad, der mit ſeinen Salzſchiffern, mit Tartſch und Mitzlau unter einem lodernden Kienſpane ſtand. Fragend ſchaute er nach dem andern Ende des Kellers, wo Urban und Jobſt ein paar Schritte ſeitwärts getreten waren, um die unverſtändlichen Selbſtgeſpräche des „Alten“ nicht zu ſtören. Man hörte nichts als die Athemzüge der ſchlafenden Ungarn.

Da kroch das kleine todtenbleiche Geſicht des „Alten“ aus der Bunda hervor. Er ſah ſich um; er kam zu ſich. Der Blick kam ihm in das Auge zurück, und dieſer Blick haftete auf Mitzlau; er winkte dieſem mit einer kaum merklichen Bewegung des Hauptes.

Mitzlau fühlte ſich peinlich erregt. Er verſtand jene Bewegung ganz gut und wußte, daß ſie ihm gelte; aber er zögerte.

— Er will Euch! flüſterte der Schuhſter Pfeifer.

Es blieb keine Wahl, Mitzlau mußte vorwärts. Langſamen Schrittes ging er zu dem „Alten“ hin.

— Wie iſt Euer Name? fragte dieſer.

— Rudolph von Mitzlau.

— Ihr ſeid nicht aus Oeſterreich?

— Ich bin aus Schleſien.

— Seid Ihr — Proteſtant?

— Wie käme ich ſonſt hierher?

— Könnt Ihr das beſchwören?

— Ich kann beſchwören —

— Haltet ein, junger Mann, Ihr ſeid im Begriffe, falſch zu ſchwören!

— Herr —

— Ich bin kein Herr; ich bin ein Diener des Herrn. Ich habe Euch vorhin eintreten ſehen — Ihr kennt unſer Zeichen nicht, Ihr gehört nicht zu uns. Was wollt Ihr hier? Euer Leben ſteht auf dem Spiele, wenn Ihr Euch nicht rechtfertigen könnt.

Schuhſter Pfeifer hatte ſich unter Zeichen großer Aufregung genähert. Conrad war ebenfalls herzugetreten, und nahm das Wort, indem er Rudolph bis auf einen gewiſſen Grad entſchuldigte. Er habe ſich allerdings auch gegen ihn für einen Proteſtanten ausgegeben, aber das möge nun wahr ſein oder nicht, er habe für die gute Sache muthig gehandelt. Und dabei ſchilderte er den Befreiungsverſuch an der Schranne.

Orontius betrachtete alsdann Mitzlau längere Zeit, ohne ein Wort zu ſagen. Er gefiel ihm offenbar nicht beſonders. Aber er hatte ſich für den jungen Starſchädel ausgeſetzt, und der Augenblick war nicht dazu angethan, das Geheimniß der Loge durch eine ſtrenge Handlung zu bewahren. Der Ausbruch ſtand bevor, welcher von ſelbſt Alles auf den Markt ſtellen ſollte, und — im Innern des alten Mannes entwickelte ſich der Plan einer That, gegen welche Mitzlau's Unwahrheit zuſammenſchrumpfte.

— Seid Ihr in der Burg bekannt? fragte der „Alte“ endlich mit langſamer Betonung.

— Nein.

— Pfeifer! — War nicht der Kammerdiener hier, welcher zu uns gehört, der —

— Hamm?

— Ja. War er hier?

— Ja; 's war der Letzte der 'naufſtieg und —

— Schick ihm nach! Ich muß ihn ſprechen.

— Er wird noch oben ſein, weil er unſerm Viertelsmeiſter Auskunft geben ſoll —

— Eile hinauf. Er möge warten, ich muß ihn ſprechen.

Pfeifer ging. Odontius' Augen ruhten prüfend auf Mitzlau.

Conrad meinte, die Pauſe benützen zu ſollen, um die Geſchichte von dem Briefe mitzutheilen. Herr von Mitzlau ſei auf den Gedanken gebracht worden, daß Paſtor Odontius Theil habe an dem Briefe und Kunde geben könne über den Aufenthalt des reichen Oheims, deſſen Perſon und Schätze von den Pfaffen feſtgehalten würden.

— Wie heißt Euer Oheim?

— Zdenko von Zierotin.

— Ah ſo! Den ſucht Ihr? Das heißt wohl: Ihr ſucht ſein Gold —

— Herr —'

— Nun, den kenn' ich allerdings. Das iſt ein ſehr würdiger Mann. Ich — ich will Euch zu ihm weiſen, wenn Ihr Herz habt. — Ich bin bis jetzt nicht ſehr erbaut von Euch; ich muß erſt was Tüchtiges von Euch ſehen, wenn ich Euch zum Oheim Zdenko bringen ſoll. Wollt Ihr ein Wagniß mit mir beſtehen, welches Herzhaftigkeit fordert?

— Das will ich.

— Gut. Wartet dort an der Treppe. Pfeifer kommt da mit dem Manne, den ich allein ſprechen will. Geht mit ihm, ihr Anderen.

Conrad, Urban, Jobſt und Mitzlan zogen ſich ans andere Ende des Kellers zurück, und Pfeifer ſchloß ſich ihnen an, nachdem er den Kammerdiener Hamm zum „Alten“ geführt.

Dieſer Hamm war wirklich ein Kammerdiener aus der Burg, der einzige in ſeinem Kreiſe, welcher in der Stille dem neuen Glauben anhing, und mit Gefährdung ſeines Amtes die geheimen Conventikel im Wildling'ſchen Hauſe beſuchte. Er war ein altes Männchen mit weißen Haaren und voll Reſpect für den Märtyrer Orentius.

Orentius ſprach leiſe zu ihm, und die an der Stiege Harrenden ſahen mit Staunen, daß Hamm erſchrocken einen Schritt zurücktrat und wie bittend oder abwehrend die Hände erhob.

— Laß die Menſchenfurcht fahren, entgegnete Orentius mit lauterer Stimme; wir ſind beide dem Tode ſo nahe, daß er uns ohne unſer Zuthun an jedem Morgen beim

Schopfe faſſen kann. Es iſt eine Gnade des Herrn, wenn man die letzten geſchenkten Stunden noch anwenden kann zu einem Werke für den Glauben. Du haſt dabei weiter nichts zu thun, als daß Du wie ein ſtummer Wegweiſer dahinſchreiteſt. Erſt zu dem Orte, wo der ſächſiſche Junker zu finden iſt; dann zu dem Orte, wo Herodes weilt. Du ſchauſt Dich an dem Orte des Herodes nicht weiter um, Du gehſt den ſtillen Weg Deines Kammerdienſtes nach links oder rechts, wie Du magſt, Dein Amt eines Wegweiſers iſt dann vollbracht. Bete im Weitergehen, und erhalte Deine Seele im Gleichgewichte eines beſcheidenen Chriſten. Jetzt geh' hinauf und harre meiner. — Im Vorbeigehen ſende mir Pfeifer her.

Hamm ging mit ſchlotternden Gliedern von dannen. Das Waſſer ſtürzte ihm aus den Augen; er hatte kaum ſo viel Stimme, um ſeinen Auftrag auszurichten.

Pfeifer trat zum „Alten". Dieſer ſah ihn an und ſchwieg lange Zeit. Sein Geiſt war erſichtlich nicht in dem Auge, welches auf den proteſtantiſchen Schuhſter gerichtet blieb, ſondern wühlte in den Gedankenkreiſen einer That, welche er vorhatte und welche ihm entſetzlich zu ſchaffen machte. Endlich faßte er ſich und ſprach:

— Hat man den ledernen Sack auf meinem Wägelchen gelaſſen oder abgeladen?

— Abgeladen.

— So laß ihn herbringen.

— Er iſt ſchon da. Hier der Kumane liegt mit dem Kopfe darauf.

— Gut. Die Leute dort ſollen hinaufgehen; ich will mich kleiden. Oben im Betſaale ſollen ſie auf mich warten. Beſonders der fremde junge Mann aus — der Verwandte Zierotin's.

Pfeifer beſorgte das. Dann kam er zurück, weckte den Kumanen, und zog aus dem ledernen Sacke Alles hervor, was da hineingeſtopft war. Der Inhalt des Sackes beſtand aus Kleidern und einem Pakete, welches Papiere enthielt.

Odontius ließ ſich die Kleider anlegen durch Pfeifer und den Kumanen, und zog zu dem Ende die weite Bunda aus, ein mageres Körperchen enthüllend, deſſen Knochen aufs ſparſamſte zuſammengehalten waren von einer ſchrumpflichen Haut. Zu Pfeifer's Erſtaunen ging aus dem Ankleideproceſſe ein ungariſcher Edelmann hervor mit Sporenſtiefeln, engen Beinkleidern und einem ſammtenen Rocke, welchen die Ungarn Attila nennen, wahrſcheinlich zum Gedächtniſſe an den wilden Hunnenkönig, welcher einſt von der Theißebene aus Europa bedroht hatte. Kopfſchüttelnd ſah der Schuhſter eine Figur entſtehen, welche ihn wildfremd anmuthete, weil das Aeußere und Innere gar nicht zuſammenſtimmen wollte.

— Nun noch den kleinen Mantel — ſprach der „Alte“ — gieb, gieb, ich friere ſchon ſehr, und muß die Bunda d'rüberhängen, um nicht zu ſchlottern. Die Waffe fehlt auch noch —

— Hier, Herr! ſagte der Schläfer zu ſeiner Linken, welcher indeß ebenfalls aufgewacht war, und aus einem ledernen Futterale einen Säbel und einen Dolch hervorgezogen hatte.

Der Säbel wurde umgeſchnallt, der Dolch mit einer kleinen Kette angehängt.

Pfeifer ſah mit Erſtaunen, daß Odontius den Dolch aus der Scheide zog und ſeine ausgeſtreckten Hände vorſichtig um den Griff klammerte, ein, zwei heftige Stöße in die Luft verſuchend.

Um Chriſti willen! rief der Schuhſter.

— Er wird die armſelige Creatur verlaſſen, wenn es Sünde iſt; er wird ſie mit Rieſenſtärke ausrüſten, wenn es zum Heile gereicht, ſprach der „Alte“ leiſe vor ſich hin. Dann befahl er dem Kumanen in ungariſcher Sprache den Wagen zu holen und am Hausthor auf ihn zu warten. Zu Fuß ſei der Weg zu weit für ihn, das Gehen, welches ihm ſehr mühſam war wegen der ausgezerrten Glieder, würde ſeine geringen Kräfte aufzehren.

— Wo wollt Ihr denn hin? ſtöhnte der Schuhſter.

— Du ſollſt nicht mit. Sage dem Hamm oben, er möge jetzt vorausgehen und am Ende des Kohlenmarkts auf mich warten. Dort will ich abſteigen. Es iſt doch noch finſter draußen?

— Freilich. Es iſt halb Zwei. — Und wenn Ihr wirklich da hinauf müßt, Herr Paſtor, wenn Euch der Geiſt treibt zu einer That der Bibel, ſo nehmt mich mit! Ich will helfen. Was Ihr thut, wird vor Gott zu verantworten ſein und wird der Sache unſeres Glaubens nützlich werden. Meine Seele ſchmachtet danach, ein feierliches Opfer zu bringen. Nehmt mich mit! Schiebt mich vor! Laßt mich ſtoßen, wie Ihr da in die Luft geſtoßen habt. Ihr vollbringt's nicht, Eure Hand iſt zu ſchwach. Meine iſt ſtark, und mit meiner Schuhſterahle (er zog ſein Handwerksinſtrument unter dem Schurzfelle hervor) ſtech' ich ins zähſte Leben hinein, wie durch die dickſte Rindsſohle — laßt mich's verrichten!

— Guter Pfeifer! Du kommſt als Schuhſter nicht an Ort und Stelle. Du wirſt nicht eingelaſſen, und Du kannſt ſo was nicht verantworten vor Gott. Ich kann's kaum; aber ich kann's doch eher. Denn ich habe den Spruch für mich: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und ich überſehe mit klarem Auge alle Folgen. Mir kann eher verziehen werden um der Folgen willen. Geh', geh'! Dein geſunder Leib hat noch zwanzig Jahre irdiſchen Lebens und Thuns vor ſich im Dienſte der Unſerigen, mein Leib iſt ein vergifteter Schatten, der mühſelig umhergeſchleppt wird. Geh', geh', und unterrichte den Hamm, und ſchick' mir den ſchleſiſchen Junker her. Er ſieht ſtattlich aus, und wird mir den Eintritt erleichtern; er ſoll mich unter der Achſel ſtützen die Treppen hinauf und über den glatten Fußboden hin. Geh' mit Gott, und wenn ich Dich nicht wiederſehe, ſo weine mir eine Thräne nach. Du biſt ein braver Diener unſerer Kirche —

Pfeifer unterbrach ihn mit einem Schmerzensgeheul, und war nur durch ferneres Zureden fortzubringen.

Als er endlich gegangen, ließ Odentius das Packet voll Papiere durch den Kumanen öffnen, denn ſeine gebrechlichen Hände konnten den Bindfaden nicht entwirren, welcher es zuſchnürte. Als es eſſen war, ſuchte er einen großen Brief und ein Blatt heraus, und ſteckte beides unter den Sammtrock auf die Bruſt. Unterdeſſen war Mitzlau gekommen.

— Faßt mich, junger Mann, unter der linken Achſel, und ſchiebt und tragt mich, bis Ihr des Junkers Starſchädel anſichtig werdet. Ich kenn' ihn nicht. Führt mich bis dicht zu ihm, und wenn das geſchehen, dann macht Euch eilig von dannen. Werdet ihr aber jemals gefragt, ob Ihr mich gekannt, ſo antwortet getroſt: Nein! Ihr hättet mich am Eingange geſehen als einen hinfälligen ſtolpernden Mann, der eine Stütze geſucht über die Treppe hinauf, und der ſich für einen wichtigen Geſandten aus Siebenbürgen ausgegeben. Dieſer mitleidigen Armleihung hättet Ihr Euch nicht entziehen können, beſonders da ich geſagt, es handle ſich um eilige Botſchaft für den regierenden Herrn. — Ehe Ihr aber von dannen geht, fragt mich noch einmal, wo Euer Oheim Zdenko zu finden ſei. Ich werd' es Euch ſagen zum Dank für Eure Mühe. So, jetzt Euren Arm, und laßt uns gehen!

Fort ging es. Draußen auf der Straße regnete es, und der kleine Wagen mit einer Leinwanddecke, welcher Obentius und Mitzlau aufgenommen, raſſelte, von vier kleinen Pferden gezogen, eilig die Seilerſtätte hinauf. Urban, Conrad, Tartſch und Jobſt trabten hinter demſelben her. Sie ahnten, ſie merkten, daß etwas Ungeheuerliches im Werke, und daß die Burg der Zielpunkt ſei. Sie wollten gleichzeitig an Ort und Stelle ſein, und verließen die Wagenſpur an der Himmelspfortgaſſe, um durch Richtwege nach dem Schweinsmarkte (jetzt Lobkowitzplatze) hinüber der Ankunft des Wagens zuvorzukommen. Dem Wagen ſelbſt gab Pfeifer die Richtung. Er hatte ſich vorn neben dem Kumanen aufgeſetzt in die Kelle und gab durch Zuruf „rechts!“ und „links!“ den vom Sattel fahrenden Kutſchern die Richtung an. Der Beſtellung an Hamm gemäß wollte er durch den Kohlenmarkt ankommen und am Ausgange deſſelben ſtillhalten.

Obwohl es tief in der Nacht war, ſah man doch zahlreiche Menſchengruppen in den Straßen oder wenigſtens in den Thorwegen, wo ſie vor dem ſtärker werdenden Regen untergetreten waren.

Die überall verbreitete Todesſtunde des Kaiſers war eben ein Ereigniß, welches unter den obwaltenden Umſtänden jedermann berührte, denn auch die Katholiken ſahen in der Mehrheit nicht ohne Beſorgniß auf den Nachfolger des Sterbenden, auf König Ferdinand, deſſen allbekannte Geſinnung erhöhten Kampf und Streit in unmittelbare Ausſicht ſtellte. Viele dieſer Gruppen mochten übrigens aus Proteſtanten zuſammengeſetzt ſein, denn der Schuhſter Pfeifer nickte ihnen im Vorüberfahren zu, als wollte er ſagen: Es iſt recht, daß Ihr trotz Nacht und Regen auf Eurem Poſten ſeid, der Augenblick ſteht bevor, oder iſt ſchon eingetreten. Harrt aufmerkſam des Loſungswortes!

Beſonders zahlreich war eine ſolche Gruppe am Ausgange des Kohlenmarktes, und auf Pfeifer's Commando hielt hier der Wagen ſtill.

Der Wind blies hier breit von Weſten herein in die Stadt und machte den Frühjahrsregen empfindlich. Denn nach Weſten hinüber war hier hinter einer kleinen Gruppe niedriger Häuſer ein großer freier Platz. Der jetzige innere Burghof war noch nicht vorhanden, ſondern zwiſchen dem Schweizerhofe und dem jetzigen Amalienhofe lag ein wüſter offener Raum. Die Burg beſtand nur aus dem Quadrate des jetzigen Schweizerhauſes, an allen vier Ecken von Thürmen flankirt und mit einem ſchmalen Graben umſäumt. Nur etwa bis zur jetzigen Burgwache ſchloß ſich ein Anbau an, welcher ſpäter als „Leopoldiniſcher Tract" bis zum Cillihofe verlängert worden iſt. Rechts drüben nach Weſten, jenſeits des freien Raumes, ſtand vereinzelt der Cillihof, Gebäude, welche den Grafen von Cilli gehörten und erſt in ſpäterer Zeit, als der Leopoldiniſche Tract und die Reichskanzlei entſtanden, mit der Burg verbunden und Amalienhof genannt wurden. Ebenſo ſind das jetzige Burgtheater und die große Reitſchule ſpäteren Datums. An ihrer Stelle war der Burggarten, von hoher Mauer eingeſchloſſen. Viel unnahbarer und entfernter vom Ausgang des Kohlenmarktes als jetzt lag damals die Burg in trüber Nacht vor den aufgeregten Proteſtanten, welche eine Vorpoſtenkette aufgeſtellt hatten links hinüber zur Stallburg, um ſofort Kunde zu erhalten, wenn ſich der Hintritt des Kaiſers bis herab in die Wachtſtuben verbreiten würde.

Pfeifer ſprang vom Wagen und fragte, ob der alte Hamm da ſei. Er war nicht da. Und doch mußte er abgewartet werden. Odontius erklärte aus dem Wagen heraus, in welchem er verblieb: man ſolle ruhig warten. Er konnte nichts unternehmen ohne den Beiſtand des alten Burgdieners.

Dieſer hatte den Auftrag, Orentius unmittelbar vor König Ferdinand zu führen. König Ferdinand wohnte in der Burg ſelbſt. Es wäre hoffnungslos geweſen, mitten in der Nacht Eintritt zu ſuchen in die Burg; es war aber nicht hoffnungslos, daß man bei der Aufregung eines kaiſerlichen Todesfalles in die Stallburg eintreten könne. Es war wahrſcheinlich, ja es ſchien gewiß, daß man König Ferdinand in der Stallburg finden werde. Die letzten Augenblicke des Kaiſers mußten ihn dahin rufen.

Der Oertlichkeit wegen war Hamm nöthig. Er kam nicht, und das Regenwetter wurde ſtürmiſcher. War es dem alten Manne leid geworden, wozu er ſich im Wildling'ſchen Keller verpflichtet?

Man weiß, was Warten bedeutet! In gewöhnlicher Lage bringt es die Ungeduld mit ſich; in geſpannter Lage ſtachelt es die Lage zu krankhaften Sprüngen; in gefährlicher Lage kann es zur Verzweiflung ſteigern. Nun war des Orentius Phantaſie zwar von Hauſe aus nicht eben die fruchtbarſte; er war im Gegentheil als ziemlich nüchterner Verſtandesmenſch von Sachſen heraufgekommen in die öſterreichiſchen Bergländer. Aber ſein Beruf hatte die Einbildungskraft in ihm gleichſam gepeitſcht und zu ſteter Bewegung getrieben. Dieſe Bewegung war um ſo unregelmäßiger geworden, je weniger ſie in Wahrheit ſeinem eigentlichen Naturell entſprang. Den Sieg einer kühl verſtändigen Religionslehre über eine phantaſievolle und überladene Glaubenswelt zu erringen und zu verbreiten, war doch eigentlich eine Aufgabe, welche vorzugsweiſe ruhige Charakterkraft erheiſchte. Die Entwickelung einer ſolchen war ihm abhanden gekommen durch die Verfolgung, welche ihn frühzeitig in Steiermark ereilt, grauſam ereilt hatte. Statt der Sammlung war die Leidenſchaft in ihm erweckt worden, und das große Feld der Möglichkeiten, welches ſich ihm aufgethan in den weiten ungariſchen Verhältniſſen, hatte ſeine eigentlich ſchwache Phantaſie überreizt. Er hoffte, fürchtete und folgerte ohne Rand und Band, und die jetzige Viertelſtunde müßigen Harrens, welche ihm vor Ausführung einer wilden That aufgenöthigt wurde, jagte ſeinen Geiſt in bahnloſer Irre umher. Er lag auf dem Strohhaufen des kleinen Wagens wie auf glühendem Roſte, und Mitzlau, welcher ſich nach dem Kutſcherplatze vorn gezogen hatte, ſah nicht ohne Grauen zu ihm hinein, und hörte ſchauernd die unarticulirten Laute ſeines Geſtöhns. Es war eine Erlöſung für beide, als Pfeifer, der nach der Stallburg zugeſchlichen war, endlich eiligen Schrittes an den Wagen zurückkehrte und die Nachricht brachte: Hamm kommt!

Mitzlau ſprang vom Wagen hinab in den Regen hinaus, gleich als wollte er es vermeiden, den Bericht Hamm's anzuhören. Das unausgeſprochene, offenbar ſchreckliche Vorhaben ſollte wenigſtens ohne ſein Wiſſen vor ſich gehen. Er war ein berechnender Menſch, welcher immer voraus wiſſen mochte, was er allenfalls auch gerichtlich ausſagen würde über einen Vorgang, dem er beigewohnt. In der jetzigen Lage wünſchte er beſchwören zu können, daß er unwiſſend über das geblieben ſei, was Odontius beabſichtigt.

Hamm trat mit ſchlotternden Knieen an den Wagen und berichtete dem „Alten" mit kaum vernehmbarer Stimme: der König-Erzherzog ſei ſoeben geruſen worden und ſchicke ſich an, aus dem Königin-Kloſter durch den Schwiebbogen in die Stallburg zu gehen, wo das Delirium des Sterbens beim Kaiſer eingetreten ſei. Die Gemächer ſeien angefüllt mit Prieſtern und Cavalieren. Im erſten Vorzimmer ſitze auch in einem Winkel der ſächſiſche Junker, ob bewacht oder nicht, das wiſſe er nicht zu ſagen.

— Und ich werde ihn ſprechen können? rief Odontius, indem er Anſtalt machte, aus dem Wagen zu kriechen.

— Das wird die geringſte Schwierigkeit haben! erwiederte Hamm und half dem „Alten" herab.

Mitzlan ward geruſen, um ſeinen ſtützenden Arm zu leihen. Hamm ging langſam voraus; Odontius, auf Mitzlan gelehnt, folgte. Er ſah aus, als ob er ſelbſt zum Galgen geführt würde. Pfeifer ſtürzte herzu und küßte ihm noch einmal ſchluchzend die Hand. Der „Alte" winkte ihm, zurückzubleiben; es wurde kein Wort mehr geſprochen. Hamm ſchritt unter den Thorweg, wo ein paar Trabanten mit Hellebarden Wache hielten. Sie ſaßen einander gegenüber auf ſteinernen Bänken, hatten die glänzenden Spieße nachläſſig im Arme liegen und ſchienen dem Schlummer näher als dem Wachen. Das immerwährende Hereinſtrömen von Cavalieren, welche ſeit ein paar Stunden zu der Kataſtrophe des Kaiſers herbeieilten, hatte ſie abgeſtumpft für neue Ankömmlinge. Sie betrachteten den kleinen gebrechlichen Ungarn gar nicht, welcher an ihnen vorübergeführt und langſam die Stiege hinauf faſt geſchleppt wurde.

Oben auf dem Vorraum zwiſchen Stiege und Vorzimmer wurden ſie ebenſowenig angehalten von den umherſitzenden Trabanten. Der vorausgehende Hofdiener, die ungariſche Magnatentracht des „Alten“, das ſtattliche Ausſehen Mitzlau's ließ niemand auf den Gedanken kommen, daß da ein Feind einbräche. So kamen die Fremdlinge ins große Vorzimmer. Hamm wendete ſich unſcheinbar nach dem „Alten“ um, und deutete kaum merklich mit dem Haupte nach einer Ecke. Dann ſchritt er in das nächſte Zimmer.

In jener Ecke ſaß wirklich der Junker Hans. Er war, von der Burgwache geleitet, in der Sänfte unten ins Portal der Stallburg gebracht worden. Dort hatte ihn der Hauptmann der Burgwache, welchen Waldſtein mit ſoldatiſcher Vorausſicht unterrichtet, in Empfang genommen und herauf ins Vorzimmer geführt. Der Hauptmann war dort unter den zahlreich anlangenden Cavalieren ruhig mit ihm ſtehen geblieben, bis Miniſter Trautſon ſeiner anſichtig wurde. Dieſer behandelte die ganze Angelegenheit als eine beiläufige Gefälligkeit für Waldſtein, ſuchte dieſen in der Menge auf, zeigte ihm die draußen harrenden Ankömmlinge und ſprach halblaut:

— Bemächtigt Euch des Fremdlings raſch und nach Belieben. Vor allen Dingen ſchiebt ihn zur Seite, daß ihn keiner der Pfaffen bemerke. Den Hauptmann abſolvire ich.

Dies ſprechend, war er neben Waldſtein hinausgegangen in's Vorzimmer und hatte kopfnickend dem Hauptmann geſagt: es ſei gut, und er habe ſich nicht mehr um den jungen Mann zu kümmern. Waldſtein aber hatte kurzweg den Junker Hans am Arm genommen und in die fernſte Ecke des Zimmers geführt, ihm leicht, aber beſtimmt mittheilend:

— Ich bring' Euch in Sicherheit, ſobald ich ſelbſt fortgehe. Wartet hier auf mich, und wenn Euch jemand behelligen ſollte, ſo rührt Euch nicht vom Fleck, ſondern beruft Euch auf Miniſter Trautſon und Graf Waldſtein, welche Euch befohlen, ſie hier zu erwarten.

Und ſo gleichgültig wie langſam war er von ihm gegangen, der lange böhmiſche Herr, in welchem Hans den Reiter von der Donaubrücke am Tabor ſofort erkannt hatte.

Hans hatte alle mögliche Urſache, erſtaunt und betroffen zu ſein. Er ſah ſich plötzlich in der kaiſerlichen Burg und, wie er bald inne wurde, unweit des ſterbenden Kaiſers; er war in den Händen der wichtigſten kaiſerlichen Männer — was bedeutete das Alles? Man will Dich ausforſchen, man will Dich benützen? war ein natürlicher Gedanke. Wie? wozu? war der nächſte. Immerhin war ſein Erſtaunen und ſeine Betroffenheit viel geringer, als eigentlich den Umſtänden angemeſſen war. Die Wogen der Ereigniſſe hatten ihn ſo jäh ergriffen, daß ein Mehr oder Minder der auffallenden Umſtände ihn nicht mehr beſonders überraſchte. Still und feſt war er ſich einer weitausſehenden Aufgabe bewußt und ließ die Dinge an ſich kommen. Je höher die Kreiſe waren, in welche er geſchleudert wurde, deſto angemeſſener war das ja doch ſeinen Zwecken, und deshalb war es ihm nur ein zweiter Gedanke: ob er nicht ohneweiters das Zimmer zurückmeſſen, die Treppe hinabſteigen und ſich in

Freiheit ſetzen ſolle. Der alte Herr neben Waldſtein hatte ja dem Hauptmann anempfohlen, ſich nicht mehr um den „jungen Mann" zu kümmern; die Wache alſo würde ihm wohl den Weg nicht vertreten. Dieſer natürlichſte Gedanke der Befreiung blieb ihm, wie geſagt, untergeordnet; er wollte erſt eine zeitlang abwarten, und ſetzte ſich ſtill in einen Seſſel, der hinter einem großen Kachelofen ſtand.

Dort fanden ihn Mitzlau und Odontius. Mitzlau machte im letzten Augenblicke noch einen Verſuch, den Aufenthaltsort ſeines Oheims Zdenko aus dem unheimlichen „Alten" herauszulocken. Umſonſt! Der „Alte" hörte und ſah nichts weiter als den ſächſiſchen Landsmann, welchen ihm Mitzlau gezeigt. Er drängte heftig nach ihm hin und ſtreckte ihm die zitternde Hand entgegen, den Namen „Hortleder" in fieberiſcher Haſt entgegenrufend. Mitzlau entledigte ſich nur noch raſch der Aufgabe, dem Junker Hans anzukündigen, wen er vor ſich habe. Mit gerechter Vorſicht ſagte er dem Junker Hans den Namen Odontius leiſe ins Ohr, und entfernte ſich dann eilig von dem unheimlichen „Alten", nachdem er ihm einen Seſſel neben Hans hingeſchoben hatte. Es ſchwante ihm eine Kataſtrophe, und er wollte um keinen Preis dabei betheiligt erſcheinen. Er ſchritt alſo, um nur ganz wo anders hinzukommen, nach dem offenen großen Zimmer zu, welches den Durchgang bildete zwiſchen dem Schwiebbogen von der Burg und dem Sterbezimmer des Kaiſers.

Hier war ſoeben eine lebhafte Bewegung entſtanden unter den zahlreichen Anweſenden.

Die Thür nach dem Schwiebbogen war aufgegangen, und Baron Harrach war herausgetreten mit der halblaut geſprochenen Ankündigung:

— König Ferdinand!

Die Anweſenden ſonderten ſich links und rechts, eine Gaſſe bildend, durch welche der Mann hinſchreiten ſollte, welcher die Regierung des Sterbenden zu übernehmen hatte. Es entſtand eine athemloſe Stille, und man hörte aus der Ferne eine klagende Stimme. Es war die Stimme des Kaiſers, welchen wirklich das letzte Delirium ergriffen hatte, und welcher von den Phantaſien des eintretenden Todes gepeinigt wurde. Mitzlan wendete erſchrocken den Kopf nach der Richtung dieſer Stimme. Die Thüren waren weit geöffnet; er ſah bis tief in das Krankenzimmer hinein; er ſah die breite Bettſtatt des Kaiſers, rings umkniet von Prieſtern, und auf ihr, die leichte Decke von ſich ſchleudernd, den Kaiſer Matthias im Hemd, der ſich krampfhaft emporgerichtet mit den magern Armen, das fleiſchloſe, von grauem Barte und flatterndem grauen Haare eingerahmte Antlitz vorſtreckend, als wolle das erlöſchende Auge einen Gegenſtand erkennen, vor welchem ſich doch die Seele zu fürchten ſchien.

— Es iſt der verſtorbene Kaiſer Rudolph, den er vom Throne geſtürzt, und den er immerfort zu ſehen glaubt! flüſterte ein Nachbar Mitzlan's ſeinem Nachbar zu.

Der Eindruck war ergreifend und die Stille ſo groß, daß man aus der Tiefe des zweiten Zimmers bis in dies große Vorgemach die kreiſchende Stimme des Phantaſirenden in vielen Hauptworten verſtehen konnte.

— Dietrichſtein! hörte man, Dietrichſtein, was hat er entgegnet? Sag' Alles! — Krank hat er ausgeſehen? — Im Thurmzimmer? Den Zeigfinger hat er ausgereckt gen Himmel, und — ich würde ſein Mörder? — Heraus mit dem ſchrecklichen Worte! — Mit den Nägeln würde man ihn aus der Erde kratzen wollen, wenn ich — wenn ich zehn Jahre regiert — das hat er geſagt? — Und ihr wollt kratzen? Kratzen? — Entſetzlich! Entſetzlich! — Da ſteht er, da ſteht er im Thurmfenſter — o! Er ſteigt heraus! Er ſchreitet auf der Luft einher im langen Leichenhemde, er ſchreitet auf mich zu — die Kohlendämpfe, die Schwefeldämpfe aus ſeinem Laboratorium wehen mir ins Geſicht — er kommt näher, immer näher — Jeſus Maria!

Die letzten zwei Worte waren ein gellender Schrei — ſtarr wie gebannt, den Mund weit geöffnet, aber ohne einen weiteren Laut blieb der Kaiſer ſitzen und ſah nach dem Vorgemache her in die offene Gaſſe — und durch dieſe Gaſſe ſchritt jetzt, aus der Schwiebbogenthür kommend, ein mittelgroßer, ſchlanker Mann mit geröthetem Antlitz. Sein ſchlichtes Haar war blond, ſein großes blaues Auge ſah blicklos vor ſich hin, oder vielmehr in ſich hinein. Die Lippen bewegten ſich, er ging betend einher; ſeine Rechte zeichnete mehrmals das Kreuz über Stirn und Bruſt. Es war König Ferdinand. Dicht hinter ihm ein ganz alter Jeſuit mit gebücktem Rücken und vorhängendem weißen Haupte, Pater Bartholomäus, des Königs Beichtvater aus der Steiermark.

Langſam bewegten ſich die beiden Männer auf den Kaiſer zu, welcher ſich nicht mehr regte, aber aufrecht blieb.

— Geräuſchlos ſchloß ſich hinter den beiden Dahinſchreitenden die Gaſſe — die Anweſenden folgten alle nach dem Sterbezimmer ſo vorſichtig und ſtill, daß man keinen Fußtritt vernahm. Mitzlan ward mit hineingeſchoben — er ſah und hörte nun Alles in der Nähe. — Als König Ferdinand auf die Schwelle des Sterbezimmers trat, erhob er ſeine Augen und blieb ſtehen — Auge in Auge ſtanden ſich Vergangenheit und Zukunft eines großen Reiches. Das gläſerne Auge des Kaiſers ſah ſtarr und — jedermann gewahrte es — bereits gedankenlos auf den König, welcher langſam ſein Knie beugte und, jetzt halblaut betend, niederſank. Pater Barthelemäus, aufrecht hinter ihm, ſprach ziemlich laut dieſelben Gebetsworte, welche der König vor ihm flüſterte — da ſchoß es wie ein matter Blitz durch das Antlitz des Kaiſers: war es der Tod? Nein, es war ein letzter Lebensfunke: die ſtarren Züge ſanken in Schlaffheit, der ſtiere Blick ward durch eine Thräne erweicht, der offene Mund ſchloß ſich langſam, die Hand griff nach der Seite, als wollte ſie etwas Wirkliches erreichen, und der junge Italiener Carlo Blandini, welcher hinter den knienden Prieſtern ſtand, trat zum Kaiſer, den Kopf vorbeugend, als wollte er ein gehauchtes Wort verſtehen. Das Wort kam auch: „Nahrung — Nahrung!“ lautete es. Blandini winkte einem Wärter, und bezeichnete ihm eine kleine Schale auf dem Ecktiſche. Der Wärter reichte ſie. Ein Flüſſigkeit, mit welcher ſie angefüllt war, rauchte noch ein wenig; es war einfache Fleiſchbrühe. Blandini führte ſie zum Munde des Kaiſers; dieſer ſchlürfte begierig, bis kein Tropfen mehr in der Schale war

— er ſchien geſtärkt. Die Zuſchauenden glaubten alle, der Todesanfall ſei nochmals überwunden, und Waldſtein, der dicht hinter Pater Bartholomäus ſtand, machte gegen Blandini ein Zeichen mit dem Haupte, welches fragen mochte: iſt es ſo? Blandini ſchüttelte verneinend den Kopf, und in demſelben Augenblicke fuhr ein Zucken über den ganzen Körper des Kaiſers, ein leiſes Geſtöhne rang ſich aus der Bruſt, der aufrechte Oberkörper fiel jählings zurück — der Kaiſer Matthias war todt.

Blandini trat zurück der Leibarzt trat herzu und legte die Hand auf das Herz des Verſchiedenen. Nach kurzer Prüfung ſprach er leiſe: „todt!“ und winkte nach der Gruppe von Würdenträgern, welche hinter den knienden Prieſtern ſtanden. Einer von dieſen trat ans Sterbelager, und zog aus ſeinem Kleide einen runden kleinen Handſpiegel. Den hielt er vor den Mund des verſtorbenen Herrſchers. Kein Hauch trübte die Glasfläche. Der Würdenträger harrte mit Geduld eine lange Weile, den Spiegel in derſelben Richtung haltend. Man hörte keinen Athemzug in den weiten Räumen, ſo ſehr war jedermann geſpannt auf dieſe Athemprobe. Dann zog der Würdenträger den Spiegel zurück, betrachtete ihn und zeigte ſeine helle Fläche den Verſammelten, mit trockener Stimme ausrufend:

— Der Kaiſer Matthias iſt todt!

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo erhoben ſich die knieenden Prieſter ſämmtlich und traten dicht ans Bett, ein Biſchof zu Häupten desſelben, und ſonoren Klanges, wenn auch gedämpft, ſtimmte der Biſchof das „de profundis“, einen Todtengeſang. an, in welchen ſämmtliche Prieſter einfielen. Alle Anweſenden bis in das Vorzimmer an der Stiege ſanken gleichzeitig auf die Kniee.

Nur Odontius und Junker Hans im Vorzimmer auf den Seſſeln hinter dem Ofen machten eine Ausnahme. Sie nahmen keinen Theil an dem Vorgange: ſie waren in haſtige Mittheilungen vertieft, welche ſie ſich gegenſeitig zu machen hatten. Junker Hans hatte dem „Alten" einen Theil jener Papiere übergeben, welche er in der Schranne auszuliefern ſich geweigert hatte, und über den Inhalt derſelben tauſchten ſie lebhaft ihre Meinungen aus. Dieſer Inhalt betraf eine große kirchliche Einrichtung, für welche Hortleder in Weimar der Mittelpunkt, Odontius ein Apoſtel in Ungarn, Hans von Starſchädel ein Bote ſein mochte, und in welcher auch jener verſchollene Oheim Mitzlan's, Zdenko von Zierotin, eine wichtige Perſon zu ſein ſchien. Wenigſtens ſprach gerade in dieſem Augenblicke Odontius den Namen deſſelben aus, und ſetzte hinzu:

— Ihr wißt jetzt, wo er zu finden iſt. Sucht ihn mit der Morgendämmerung auf, unbekümmert um das, was hier geſchieht, und —

— Pſt! flüſterte ein Knieender mit drohender Handbewegung zu Odontius hinauf.

Es war der Rath Gangelberger, welcher ſich ebenfalls, und zwar erſt einige Minuten vorher, in der Burg eingefunden hatte. Hans erkannte ihn auf der Stelle, und bedeutete Odontius raſch und energiſch, ſtillzuſchweigen. Er ſelbſt, durch den Ofen gedeckt, konnte hoffen, von Gangelberger noch nicht erkannt zu ſein, und zog ſich vorſichtig noch weiter zurück.

Gangelberger, vom Gerücht der Sterbeſtunde herbeigezogen, wollte ſich gleichzeitig zur Audienz vormerken laſſen beim regierenden Nachfolger, um demſelben einen eindringlichen Vortrag zu halten über den Stand des Gerichtsweſens, über die gefährliche Einmiſchung der Geiſtlichkeit, über den ganzen Gang der Dinge. Gerade in den erſten Stunden des neuen Regiments hoffte er ein empfängliches Ohr zu finden, und ſeine patriotiſche Geſinnung ließ es ihn geringachten, daß er ungnädig aufgenommen werden könne. Von der Abholung des ſächſiſchen Junkers aus der Schranne wußte er nichts; er hatte auch Hans jetzt nicht entdeckt hinter dem Ofen, ſondern nur mit halbem Blicke auf Odontius geſchaut. Das ungariſche Coſtüm erklärte ihm die Nichtachtung des religiöſen Momentes, denn das ungariſche Kleid war ziemlich gleichbedeutend mit Proteſtantismus; er ſah auch nicht weiter hin, als auf ſeine Ermahnung Stillſchweigen gefolgt war.

Odontius übrigens war durch dieſe Unterbrechung inne geworden, was um ihn her vorging. Daß Alles auf den Knieen lag, war ein deutliches Anzeichen, die Kataſtrophe ſei eingetreten. Er verſtummte, er horchte. Bei dieſer Kataſtrophe — war ſein nächſter Gedanke — wird König Ferdinand, der aufgeſuchte Widerſacher, ſchwerlich gefehlt haben. Er muß ganz in der Nähe ſein, vielleicht nur wenige Schritte entfernt. Der entſcheidende Augenblick iſt alſo da. Ein Zittern überfiel den gebrechlichen Körper; die lahme Hand griff nach dem Dolche, als wollte ſie ſich der Kraft verſichern, deren ſie vielleicht binnen wenigen Minuten bedürfen würde, und ihr Zittern ſchien jetzt vorzugsweiſe Erregung des Rachegefühls zu ſein, während es früher Aufruhr des Gewiſſens geweſen war. Er ſtand auf mit größerer Feſtigkeit als ſonſt. Der Kopf neigte ſich vor, und die ohnehin heiſere Stimme ächzte zuſammengepreßt zu dem nächſten Knieenden die Frage hin:

— Der Kaiſer todt?

— Todt! erwiederte ebenſo kaum hörbar der Knieende, welcher niemand anders war als Gangelberger.

— Erzherzog — Ferdinand — da?

— König Ferdinand iſt da, — und in dieſem Augenblicke erheben ſich die Knieenden alle.

„De profundis“ war beendigt; König Ferdinand hatte ſich an der Schwelle des Sterbezimmers aufgerichtet, und war zur Leiche hingetreten, um in unmittelbarer Nähe derſelben ein letztes Gebet zu ſprechen.

Junker Hans ſah mit Befremden auf Odontius und hörte mit Schrecken, daß er im ausgeprägteſten ſächſiſchen Dialecte ein Selbſtgeſpräch führte, welches Mord und Todtſchlag zum Thema hatte. Es wurde ihm plötzlich klar, daß der „Alte“ eine furchtbare That beabſichtigte. Ohneweiters wollte er zuſpringen und den alten Mann, welcher einen Schritt vorwärts gethan, zurückreißen. Aber Gangelberger wendete ſich eben und maß den auffälligen kleinen Ungar von oben bis unten. Glücklicherweiſe mochte er die Worte des ſächſiſchen Jargons, welche dem „Alten“ fortwährend von den Lippen purzelten, nicht verſtehen. Hans zögerte; der Ofen verbarg ihn noch. Eine ſo unmittelbare Begegnung mit Gangelberger konnte doch nur ungluſtige Folgen für ihn haben. Denn es war ja deutlich, daß er nur zufälligen Umſtänden den geöffneten Weg zur Freiheit verdankte. Da that Odontius noch einen Schritt und ſtieß die Worte hervor:

— König Ahab!

Hans wollte lieber ſeine Freiheit aufs neue daranſetzen, als den alten Lands- und Glaubensgenoſſen, der ſichtlich überſpannten Geiſtes war, ein Verbrechen begehen laſſen. Er trat vor und ergriff mit feſter Hand Odontius.

Da ſah ihn Gangelberger.

— Wie kommt Ihr hieher, Junker? rief er.

— In einer Sänfte, erwiederte dieſer.

— Wie?! — Ihr ſeid entſprungen!

— Entſpringt man in die kaiſerliche Burg, wo alle Gewalthaber des Reichs verſammelt ſind?!

— Was heißt das?

— Beruhigt Euer richterliches Gewiſſen, Herr. Man hat mich holen laſſen. Dieſe Gewalthaber ſelbſt haben mich holen laſſen.

— Nennt einen Namen.

— Graf Waldſtein.

— Graf Waldſtein iſt weder Miniſter, noch ſonſt eine Civilautorität. —

— Was weiß ich! warf Junker Hans noch hin und ſchritt davon.

Er hatte bemerkt, daß Orontius fort war. Der ſchwächliche „Alte“, welcher ſonſt nicht ohne Führer ſchreiten konnte, war in ſeiner furchtbaren Erregtheit ſo ſtraff geworden, daß er ſelbſtändig — vielleicht weil er im Gedränge links und rechts zufällige Anhaltspunkte gefunden — bis an das große Durchgangszimmer vorgedrungen war. Dort lehnte er an der Thürpfoſte. Er konnte nicht ſogleich weiter. Aus dem Sterbezimmer nämlich war König Ferdinand ganz ſo wie er gekommen durch die neuerdings ſich öffnende Gaſſe zurückgekehrt. Die Flügelthüren des Sterbezimmers waren geräuſchlos hinter ihm geſchloſſen worden, die todte Herrlichkeit für immer ſcheidend von der lebendigen Welt. Inmitten des großen Durchgangszimmers war König Ferdinand ſtehen geblieben, hatte das Haupt erhoben und ſich gleichſam zur Weltlichkeit geſammelt von dem unabläſſigen Beten. Links und rechtshin über die ſich ehrfurchtsvoll beugenden Cavaliere blickend — die geringe Minderzahl der Edelleute in Niederöſterreich; diejenigen, welche ſtreng katholiſch zu ihm halten mochten — hatte er langſam mit der Hand ein Zeichen gegeben, welches Dank ausdrücken ſollte und Verabſchiedung. Pater Lamermain und Pater Barthelemäus ſtanden ihm zunächſt, und der letztere ſprach halblaut:

— Der König will ſich faſſen und ſtärken in einſamer Andacht.

In Folge dieſer Aeußerung wendeten ſich die Cavaliere nach der Thür, an welcher Orontius lehnte, und das Gedränge war ſo groß, daß zunächſt ein weiteres Vorſchreiten des ſchwächlichen „Alten“ unmöglich wurde, wie ſehr ſein ganzes Körperchen nach vorwärts trachtete. Denn er war überzeugt, daß ſein Todſeind aus der Steiermark dicht hinter den herausdrängenden Männern zu finden ſein würde. Aber auch Junker Hans konnte nicht ſogleich bis zu ihm, und als der Zug der Abgehenden etwas lichter wurde, und Hans, ſowie der ihm folgende Gangelberger einige Schritte gewannen, da trat unerwartet eine neue Stauung ein. Ein großer dicker Mann, welchem vier andere folgten, drängte ſich lärmend von der Treppe her durch das Vorgemach, rückſichtslos die Entgegenkommenden beiſeite ſchiebend, nach dem Durchgangszimmer zu. Gebt Platz, Ihr Herren! rief er zu wiederholten Malen in ziemlich brutalem Tone, und ſchob ſich, links und rechts wegſtoßend, an Odontius vorüber in das große Zimmer hinein. Es war der von Thonradl auf Ebergaſſing, der roheſte von der proteſtantiſchen Oppoſition, begleitet von vier Gleichgeſinnten, welche den entſcheidenden Moment zu einer kühnen Demonſtration benützen wollten.

Sein lautes Auftreten hatte aber ſchon von weitem aufmerkſam auf ihn gemacht, und einige Getreue des Königs, unter ihnen Harrach, Eggenberg, ſelbſt Miniſter Trautſon, ebenſo Waldſtein und der ſpaniſche Geſandte eilten ihm haſtig entgegen, ihm den Weg vertretend zum Könige. Er fuhr ſie nicht minder kurz und gröblich an: ſie ſollten ihm aus dem Wege gehen, er wolle den Erzherzog Ferdinand ſprechen.

— Der König iſt jetzt nicht zu ſprechen, am wenigſten für Euch! rief Waldſtein kurz und ſchneidend allen Anderen voraus, obwohl Harrach und Eggenberg dem rothen Coloß mit krauſem Haar näher ſtanden als er.

— Biſt Du ſein Kammerdiener? ſchrie Thonradl.

— Sein Schwert bin ich, und Du ſollſt es um Deinen Mohrenkopf haben, eh' Du Dich umſchauſt, wenn Du den rohen Eintritt zum Nachfolger des Kaiſers nicht auf der Stelle mäßigſt.

— Zum Nachfolger des Kaiſers! entgegnete mit lauter Lache Thonradl. Wer hat ihn zum Kaiſer gemacht? Du vielleicht, Jeſuitenſoldat? Die Stände machen den regierenden Herrn, das Reich macht den Kaiſer. Und weder Stände noch Reich haben ihn bis jetzt dazu gemacht. Es ſieht auch nicht danach aus. Ihm das zu ſagen, ſind wir hier. Gebt Raum, damit er erfährt, um was es ſich handelt. Die ganze Stadt iſt auf den Beinen, die Proteſtanten umzingeln die Burg, er muß auf der Stelle die geforderten Zugeſtändniſſe machen, ſonſt wird der Anfang zum Ende. Gebt Raum!

— Wir wollen Dir Raum geben auf dem Fußboden, ſo lang und dick Du biſt! entgegnete Waldſtein und zog ſeinen Degen.

Daſſelbe thaten auf dieſen Vorgang alle näher ſtehenden Cavaliere, denen die Notiz von Umzingelung der Burg übrigens nicht unbedenklich erſchien. Aufgeregt drängte Alles vorwärts mit vorgehaltenen Schwertſpitzen gegen Thonradl hin und ſchob ihn, der kaum Platz hatte, die eigene Waffe aus der Scheide zu reißen, durch das Vorzimmer zurück bis zur Stiege hinaus.

Dadurch wurde die Ausſicht frei nach der Mitte des großen Zimmers, wo König Ferdinand ſtand und dem Tumulte unbeweglich zuſah. Odontius, nur einen Augenblick durch das Gedränge ſeitwärts geſchoben, ſah ihn und erkannte ihn mit der Gedächtnißkraft des Haſſes auf der Stelle. So ſtand er da im Gratzer Kerker, als man Dich vor der Folter examinirte! murmelte er ingrimmig, und haſtete ſich mit aller Kraft in das große Zimmer hinein. Aber der Weg bis in die Mitte deſſelben war doch zu weit für die geknickten Gehwerkzeuge. Noch zehn Schritte von dem Könige entfernt, verſagten ſie ihm die Tragkraft; er ſchlotterte und ſchwankte.

Da ſah er Mitzlan, den treulos gewordenen Führer, welcher keinen Beruf gefühlt hatte, ſich den bewaffneten Angreifern Thonradl's anzuſchließen, und welcher eben fort wollte aus dem leer werdenden Zimmer.

— Schleſiſcher Junker, hieher! Euren Arm! Warum brecht Ihr Euer Verſprechen, mich zu führen? Haltet's!

Vielleicht nur um ihm den Mund zu ſtopfen, eilte Mitzlan hinzu und hielt ihn aufrecht.

— Wer iſt der Mann? Und was will er? Wie kommt der Ungar hieher? fragte Lamormain und trat ihm entgegen.

Die einzelnen Cavaliere, welche noch zugegen, wußten keine Antwort.

— Den neuen König will er ſprechen! rief plötzlich mit ſchriller Stimme Odontius über das ganze Gemach hin, indem er ſich ſtarr aufrichtete und vorzuſchreiten begann.

Er hatte König Ferdinand nicht mehr aus dem Auge gelaſſen, welcher neben Pater Bartholomäus ruhig inmitten des Zimmers ſtehen geblieben war und ohne irgend ein Zeichen der Erregung dem Thonradl'ſchen Tumulte zugeſchaut hatte. Als Lamormain nach der Erſcheinung des Orontius gefragt, war er zunächſt einen Schritt ſeitwärts getreten und hatte dadurch bewirkt, daß die Ausſicht auf den König für Orontius vollſtändig frei geworden. Dieſer endlich erreichte ganze Anblick des Feindes war wie ein Blitz in den „Alten" gefahren, jede Fiber an ihm bebte, und all ſeine aufgeſtachelten Kräfte ſtrebten nach der Stelle hin, wo König Ferdinand nun ſelbſt, durch die ſchrille Stimme aufmerkſam gemacht, ein Zeichen der Theilnahme äußerte, indem er halblaut fragte:

— Ein Ungar?!

Lamormain war dem „Alten" nun näher gekommen. Er ſchien die wunderliche Figur und das aufgeregte Weſen bedenklich zu finden, und fragte ziemlich ſcharf:

— Was wollt Ihr vom Könige?

— Sprechen will ich ihn!

— Seid Ihr Katholik?

— Sprechen will ich ihn! wiederholte Orontius raſch und ſchneidend.

— Ich wiederhole meine Frage: ob Ihr Katholik ſeid?

— Und ich wiederhole meine Rede: ich will den neuen König ſprechen. Dazu komme ich aus Ungarn. Ich habe ihm Wichtiges zu ſagen. Dort ſteht er. Geht aus dem Wege.

Und dabei drängte der „Alte" von neuem vorwärts.

Soeben waren Harrach und Eggenberg aus dem Vorzimmer zurückgekommen, aus welchem Thonradl mit den Seinen hinausgedrängt worden. Sie hatten die letzten Fragen und Antworten Lamormain's und des „Alten“ vernommen, und Eggenberg miſchte ſich ſofort in die Angelegenheit. Dieſer Edelmann aus der Steiermark, ein ſchlank gewachſener ſchöner Mann von großer Ruhe und mildem Ernſte, war König Ferdinand's vertrauteſter Rath, und bei Hofe bezweifelte niemand, daß er von Stunde an der wichtigſte Miniſter des neuen Herrſchers ſein werde. Er wußte ſehr wohl zu würdigen, daß die Erſcheinung eines Ungars vor dem Könige von erheblicher Bedeutung ſein könne am Sarge des Kaiſers, und er durfte vermuthen, daß dieſer unerwartete Auftritt eines Ungars ein politiſches Ereigniß im Schoße tragen könne. Ungarn war das Land, welches dem Könige Ferdinand am fernſten lag, obwohl er auch von ihm wie von Böhmen den Königstitel trug. Der Proteſtantismus war dort von den eigenthümlichſten Landesfreiheiten dergeſtalt unterſtützt in ſeiner Unabhängigkeit, daß ein dogmatiſch angekündigter Herr wie Ferdinand auf gar kein Entgegenkommen zu rechnen hatte. Vielleicht iſt die Erſcheinung dieſes Alten doch ein Entgegenkommen! dachte Eggenberg, und in dieſem Gedankengange verſtand es ſich leicht, daß er den ſchroffen Lamormain beſeitigen und ſelbſt die Vermittlung übernehmen wollte.

— Nennt mir Euren Namen, Herr, und Euren Zweck, ſagte er alſo freundlich zu Odontius, ich bin Eggenberg, des Königs Rath, und ich werde Euch gern zu ihm führen.

— Mein Zweck iſt: dem Könige einen Brief zu übergeben von Bethlen Gabor! entgegnete Odontius.

— Von Bethlen Gabor! wiederholten alle Herren, welche ſich herzugedrängt, Lamormain allen voraus.

Das war wirklich ein Ereigniß. Der ſiebenbürgiſches Bethlen war der gefürchtetſte und mächtigſte Parteigänger im ſüdöſtlichen Ungarlande von der walachiſchen Grenze bis an die Theißebene und in die ſüdlichen Vorberge der Karpathen hinauf. Alle Parteien bewarben ſich um Bethlen's große Reitermacht, aber allen übrigen Parteien glaubte man ihn näher als der kaiſerlich oder königlich katholiſchen. Er war Calviner, und war ein Ausbund jener ariſtokratiſchen Führer damaliger Zeit, welche als Häuptlinge ſo wenig als möglich von einem Oberherrn wiſſen wollten. Und er ſendete ein Schreiben an König Ferdinand! Was hatte das zu bedeuten? Er war bekannt als unergründlicher, wechſelvoller Parteimann. Niemand verließ ſich auf ſeine Treue. Auch Eggenberg und die ihm Gleichgeſinnten dachten bei dieſer Nachricht nicht an einen dauernden Bund. Aber auch nur ein augenblickliches, ſelbſt nur ein ſcheinbares Bündniß mit dieſem Manne wäre jetzt zum Beginn eines ringsum beſtrittenen Regierungsantrittes von größtem Werthe geweſen. Eggenberg ſtreckte alſo raſch dem alten Manne die Hand freundlich entgegen und ſagte:

— Gebt mir das Schreiben, ich will es dem Könige ſogleich einhändigen.

— Das will ich ſelbſt thun; ich muß dabei ſprechen, erwiederte Odontius.

— Verzieht ein wenig, ich melde es ſogleich! ſprach Eggenberg und wendete ſich nach dem ſchweigend daſtehenden Könige hin, welcher nur etwa fünf Schritte von der Gruppe entfernt war.

Dies war aber nicht die Meinung Lamormain's. Ein intimer Verkehr mit einem Ketzerhaupte wie Bethlen Gabor war nach ſeinem Sinne ſehr mißlich, und ſollte jedenfalls nicht ſo plan und offen verhandelt werden. Er vertrat Eggenberg den Weg, und ſprach halblaut in ihn hinein: er möge dies Vorhaben aufgeben; all dieſe Scenen unmittelbar nach dem Verſcheiden des Kaiſers ſeien unſchicklich; das religiöſe Gemüth des Königs, welcher vereinſamt und bloßgeſtellt da drüben ſtehe, bedürfe der Stille und werde ſich verletzt fühlen, wenn ſeine erſte Handlung als regierender Herr einem wüſten ungariſchen Ketzer, einem Sendlinge des notoriſch gottloſen Bethlen Gabor gewidmet ſein ſolle. —

Eggenberg wurde ungeduldig und entgegnete nicht nur ſcharf, ſondern auch ziemlich laut, und ein neu hinzutretender Herr unterſtützte ihn mit einigen nachdrücklichen Worten. Dies war Waldſtein, welcher den abziehenden Proteſtanten Thonradl und Genoſſen die Stiege hinab bis vor das Thor der Stallburg gefolgt war, um ſich über die angekündigte Umzingelung durch Aufrührer ſelbſtändig zu überzeugen. Er hatte allerdings zahlreiche Haufen geſehen, und von Seiten der Urban, Conrad, Pfeifer und wie ſie weiter heißen mochten, drohende Zurufe vernommen, aber ſein militäriſcher Blick hatte in alledem keine wirkliche Gefahr entdecken mögen. Bei der Rückkehr dies allen Ab- und Zugehenden verſichernd, war er unterrichtet worden, daß ein Abgeſandter Bethlen Gabor's den König ſprechen wolle und von Lamormain ſoeben zurückgewieſen werde. Darauf hin war er eilig hinzugetreten, um Eggenberg beizuſtehen. Denn als Kriegsmann wußte er noch höher als irgend ein Politiker zu würdigen, was ein Bündniß mit dem Südoſten für den unvermeidlichen Kampf zu bedeuten habe. Er war in den letzten Jahren perſönlich zu Feld gelegen gegen die ungariſchen Malcontenten, und niemand konnte es ſo klar ſein wie ihm, wie viel da auf dem Spiel ſtünde, wenn man einen Boten Bethlen's abweiſe. Seiner Natur nach machte er denn auch kurzen Proceß mit den Einwendungen Lamormain's: er nannte ſie nebenſächlich im Vergleich mit der Wichtigkeit der Angelegenheit, und ging ohneweiters zum Könige ſelbſt hinüber, dieſem in kurzen Worten den Stand der Frage darlegend. Er ſchloß mit dem beſtimmten Rathe, die Botſchaft ſofort entgegenzunehmen.

Der König trat einen Schritt vor. Eggenberg zog den noch eifernden Lamormain zur Seite. Der kleine alte Ungar, von Mitzlau unter dem Arme gehalten, ſtand Aug' in Auge Ferdinand gegenüber. Ein freier Raum von etwa vier Schritten war noch zwiſchen Beiden. Alles ſchwieg.

Odontius verzehrte mit brennendem Auge die ruhig daſtehende Geſtalt des Königs, und wollte dann jählings vorwärts. Mitzlau, des Aergſten gewärtig und von furchtbarer Angſt ergriffen, hielt ihn feſt. — Da flog über des Königs Antlitz ein Schatten. War's die Erinnerung, daß er dieſes häßliche Männchen ſchon geſehen? — Er hatte ihn geſehen. — War es die eindringende Erkenntniß, daß tödlicher Haß ihm entgegenſprühte aus dieſen entzündeten Augen? Er ſtutzte. Aber er war nicht furchtſam und hatte eine große Gewalt über ſich, den Gleichmuth und eine milde Würde ſeiner Stellung auch in den erregten Momenten feſt zu bewahren. Pater Barthelemäus trat eben dicht hinter ihn, und der König ſprach ganz leiſe rückwärts:

— Haben wir dieſen Mann in der Steiermark geſehen?

Barthelemäus, ein geborner Steiermärker, mit Namen Willers, hatte ihn geſehen, hatte ihn neben dem Könige, dem damaligen Erzherzoge, geſehen, und zwar in einem Kerker. Barthelemäus hatte damals ſchwungvoll in Odontius hineingeredet, er möge ſein Ketzerthum aufgeben und abſchwören. Odontius hatte „Nein!“ geſagt. Aber Barthelemäus war ein ſteinalter Mann, und ſein Auge war kurzſichtig geworden. Er erkannte den übrigens total veränderten Odontius nicht, und ſchwieg zu der Frage des Königs.

Da ſprach Odontius mit gepreßter Stimme zu Mitzlan:

— So haltet mich nicht! Ich muß das Schreiben zu eigenen Händen übergeben.

Bei dieſen Worten zuckte auch Pater Barthelemäus. Sein Ohr war nicht ſchwächer geworden, und der Stimmton des alten Ungars, obwohl ſehr verändert, erinnerte auch ihn —

— So tretet heran und überreicht das Schreiben! ſprach mit unbefangener lauter Stimme Graf Waldſtein, der von all den Bedenklichkeiten nichts wußte.

Mitzlan floß der Angſtſchweiß über das Geſicht.

— Vorwärts alſo, junger Führer! rief ihm Waldſtein zu.

Mitzlan gab nach, der „Alte“ ſchob ſich vor und ſtand, um und um ſchwankend, dicht vor dem Könige. Die ſchlotternde Hand zog ein Schreiben aus dem Bruſttheile des Attila, und hielt es dem Könige hin. Hätte es der König ſofort entgegengenommen, ſo wäre dem „Alten“ die Rechte frei geworden, und ſchon in der nächſten Secunde wäre — —

Der König nahm es aber nicht ſogleich. Der völlig nahe Anblick des verzerrten alten Mannes befing ihn; er vergaß gleichſam, die Hand auszuſtrecken nach dem Schreiben, als ſollte ſein Gedächtniß erſt ausfindig machen, ob er wirklich und wo er dieſen mörderiſchen Blick ſchon geſehen.

— Wie heißt Ihr? fragte er langſam, indem er die Hand zögernd nach dem Schreiben erhob.

— Denty! erwiderte Orontius mit dumpfer Stimme.

— Denty?! wiederholte Pater Bartholomäus hinter dem Könige, und mit einem Tone, daß dieſer ſich raſch nach ihm umwendete, als könne er im Auge des greiſen Paters leſen, was dieſer Ton zu bedeuten habe.

Die alſo entſtehende Pauſe, während welcher die rechte Hand des Orontius durch die Darreichung des Briefes unfrei blieb, konnte einflußreich werden. Endlich nämlich war es draußen im Vorzimmer dem Junker Hans gelungen, trotz dem hinderlichen Gangelberger bis ins große Zimmer vorzudringen. Gangelberger war von einem unklaren Argwohn erfüllt. Was wollte der eben noch gefangene und jedenfalls verdächtige Fremdling mit ſeinem offenbaren Hindrängen in das Zimmer, wo der König ſtand? Dies Hindrängen, anfangs durch die Menſchenmaſſe, ſpäter — trotz Gangelberger's Vortreten — als die Maſſe lichter geworden, fortgeſetzt, hatte etwas Jähes, etwas Abſichtsvolles. Die Frage, ob Erzherzog Ferdinand da ſei, der Ausruf: „König Ahab!“ war Gangelberger wieder eingefallen, kurz: es war ihm der Argwohn aufgeſchoſſen: dieſer proteſtantiſche ſächſiſche Junker habe ein Attentat vor gegen den König. In dieſem Sinne hatte er alles Mögliche verſucht, ihm den Eintritt ins große Zimmer zu wehren. Als aber Junker Hans, deſſen Blicke fortwährend da hinein gerichtet waren, deutlich ſah, daß Odontius bis dicht zur Perſon des Königs gedrungen war, da machte Hans, welcher ein ſolches Attentat von Odontius fürchtete, allem Widerſtande Gangelberger's ein gewaltſames Ende — er ſtieß ihn, der ihn am Arme hielt, mit voller Jünglingskraft dergeſtalt zur Seite, daß Gangelberger ins große Zimmer hineinflog und, in dem Teppichboden hängen bleibend, in ganzer Länge hinſtürzte. In derſelben Richtung ſprang Junker Hans vor, nach der Gruppe hin, welche ſich um Odontius und den König gebildet hatte, und welche wohl noch zwanzig Schritte von ihm entfernt war, und ſchrie mit mächtiger Stimme:

— Wer Gottes Sache durch ein Verbrechen fördern will, den verwirft Gott in Ewigkeit!

Ein durchdringender Schrei war die Antwort hierauf. Er kam aus der gefolterten Seele des Odontius. Der Brief entfiel ſeiner Hand, und er ſelbſt ſtürzte wie vom Blitz getroffen zuſammen.

Ende des erſten Bandes.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Der

Deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

A 1918. 1087

Leipzig
H. Haeſſel.
1863.

J. SCHIMMELBURG
HALBERSTADT

Kgl Univ Bibl.
Berlin

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Erſtes Buch.

Junker Hans.

I.

Ein erquickender Frühlingsmorgen war über Wien aufgegangen. Der regneriſche Nachtwind vom Wiener Wald herein war gegen Sonnenaufgang nach Südoſten hinübergeſprungen. Der ſogenannte „untere Wind“ wehte mild über das Leytha-Gebirge, den ungariſchen Grenzwald, herüber und erfüllte die Luft mit jenen warmen, noch etwas feuchten Strömungen, welche den Menſchen ſo üppig anmuthen, obwohl ſie kein ſicheres Wetter verſprechen.

Im Schatten eines tiefen Stallthors neben den Harrach'ſchen Häuſern auf der Freiung kauerten zwei Männer neben einander in der Ecke. Das heißt, ſie ſaßen auf der Erde und lehnten ſich halb aneinander, halb an die Stallthür. Sie ſchliefen. — Es war der Bart-Conrad und Tartſch, des Junkers Diener.

Ihre Nacht war ſehr unbequem geweſen in naſſer Luft am Michaelerplatze, wo ſie des Signals gewartet, ob der Kaiſer oben in der Stallburg verſchieden ſei; ob Odontius das geheimnißvolle Unternehmen, von welchem Jeder dem

Andern ſeine Vermuthungen zuraunte, glücklich vollbracht habe; ob der mäßige Menſchenzudrang ſich hinreichend erweiſen werde für einen Aufſtand. Thonradl hatte im Fortgehen dazu ermuntert, und hatte verſprochen, ein Quantum Ziegelſtreicher, welche er bereit hatte, vom Ochſenmarkte (dem jetzigen Landſtraßen-Glacis) hereinzuſenden.

Aber der Verlauf oben in der Stallburg war nicht günſtig geworden für ihre Erwartungen. Sie kannten auch jetzt dieſen Verlauf noch nicht; nur ſo viel wußten ſie gewiß, daß der Ausgang ſie enttäuſcht hatte. In ſolcher niederſchlagenden Empfindung waren ſie eingeſchlafen.

Oben in der Stallburg nämlich war große Verwirrung entſtanden bei dem Rufe des Junker Hans und dem unmittelbar darauffolgenden Zuſammenſtürzen des alten Ungars. Letzterer ſchien todt zu ſein.

Lamormain rief dem Könige zu, er möge ſich eiligſt zurückziehen, denn aus jenem Rufe: „Wer ein Verbrechen fördern will, den verwirft Gott in Ewigkeit!“ gehe hervor, daß irgend ein Frevel beabſichtigt werde. Pater Bartholomäus ſtimmte ihm bei, und der König ſelbſt war derſelben Meinung. Er ging hinweg nach dem Schwiebbogengange, geleitet von den beiden Jeſuiten. Es war ohnehin ſeine Abſicht, die nächſten Stunden im Kloſter zu verweilen und nur ſeiner Andacht obzuliegen.

Unterdeſſen hatte ſich Baron Harrach mit dem bewußtloſen Odontius beſchäftigt, hatte Diener herzugerufen und nach einem Arzte verlangt. Waldſtein aber, die politiſche Hauptſache im Auge behaltend, hatte ſich nach dem Schreiben gebückt, welches der Hand des Odontius entfallen war, und hatte es aufgehoben, Eggenberg, welcher die gleiche Abſicht gehabt, zuwinkend und mit dieſem zur Seite tretend, um dem Vertrauten des Königs die Kenntnißnahme vom Inhalte des Schreibens zu überlaſſen.

Während Eggenberg noch las, kam Lamormain zurück. Die Wichtigkeit des Schreibens war auch ihm eingefallen, und er verlangte es.

— Wahrſcheinlich iſt es gar nicht von Bethlen Gabor, ſagte er haſtig, und der Ungar hat es nur benützen wollen, um der Perſon des Königs nahezutreten und —

— Es iſt von Bethlen Gabor, entgegnete Eggenberg.

— Es iſt Bethlen's Handſchrift, ich kenne ſie, ſetzte Waldſtein hinzu.

— Aber es enthält nichts weiter, fuhr Eggenberg fort, als die Vollmacht für jenen Abgeſandten, im Namen und Auftrage Bethlen Gabor's mit dem Könige von Ungarn zu ſprechen und zu unterhandeln.

Nun ſah man ſich um, was aus dieſem Abgeſandten geworden ſei. Die Diener hatten ihn auf eine Polſterbank an der Wand getragen und den Oberkörper aufrecht angelehnt. Carlo Blandini war herzugekommen und unterſuchte den ſcheinbar Lebloſen, um welchen Junker Hans zum eifrigſten beſchäftigt war mit Oeffnung des Kleides und mit Waſchung des Hauptes. Ein Diener hatte Waſſer und Wein gebracht mit zitternden Händen; dieſer Diener war der alte Hamm.

— Ein Schlagfluß? fragte der herzutretende Waldſtein den Doctor Blandini.

— Ja, Signore.

— Ein völliger?

— Vielleicht nicht. An der friſchen Luft wird ſich's zeigen.

— Dann ſogleich hinaus mit ihm; der Mann iſt ſehr wichtig.

Man befolgte die Weiſung und trug ihn durchs Vorzimmer, um ihn im Stiegenraume an ein offenes Fenſter zu bringen. Hans und Herr von Mitzlau gingen mit.

Ehe ſie hinaus waren, hatte Gangelberger einen Entſchluß gefaßt. Von ſeinem Falle ſich erhebend und dem weiteren Vorgange zuſchauend, war es ihm klar geworden, daß vor allem der ſächſiſche Junker nicht aus der Hand gelaſſen werden dürfe, wenn man dieſem räthſelhaften und wahrſcheinlich verbrecheriſchen Vorgange beikommen wolle. Er war ſchnell einige Schritte vorgegangen, um von einem der gebietenden Herren den Befehl zu erwirken, daß Junker Hans ergriffen werde. Der ihm zunächſt ſtehende war Pater Lamormain; aber Gangelberger's Widerwille gegen die Prieſtereinmiſchung in weltliches Regiment ließ ihn ſtocken. Darüber vergingen einige Minuten, und die Abziehenden waren bereits im Vorzimmer. In dem ſteigenden Bedürfniſſe entſchloß er ſich endlich, dem Pater zuzurufen, man ſolle doch den jungen Mann nicht fortlaſſen, der ja ſicherlich Auskunft geben könne.

— Ihr habt Recht! ſprach Lamormain, und ging nach dem Vorzimmer hinaus, um die Zurückhaltung deſſelben zu bewerkſtelligen.

Gangelberger wollte ihm folgen, ward aber von Eggenberg angeredet. Dieſer kannte ihn, und wollte Nachricht von ihm haben, über die Stimmung in der Stadt, und ob wirklich ein Ausbruch zu beſorgen ſtünde. Gangelberger konnte ſich keine beſſere Gelegenheit wünſchen, alles das auszuſprechen, was er in einer Audienz dem Könige ſelbſt hatte ſagen wollen. Denn Eggenberg war als ein redlicher Mann und als des Königs vertrauteſter Freund bekannt, deſſen religiöſe Frömmigkeit zwar nicht bezweifelt wurde, deſſen Abhängigkeit von den Prieſtern aber allerdings zweifelhaft war. Gangelberger gab ſich alſo völlig dieſer erwünſchten Unterredung hin, und wurde nicht gewahr, daß Pater Lamormain ihn mißverſtanden hatte. Lamormain hatte unter dem „jungen Manne“ denjenigen verſtanden, welcher den alten Ungar geführt hatte, Mitzlau nämlich, und dieſen ließ er feſthalten.

Während dieſer von einigen herbeigerufenen Trabanten aus dem Vorzimmer zurückgebracht wurde und dem Pater Lamormain lebhaft verſicherte, daß er den kleinen Ungar gar nicht gekannt und nur aus Menſchlichkeit unterſtützt habe, ging draußen im Stiegenraume die Entwicklung mit Odontius ſehr raſch von ſtatten. Am offenen Fenſter kam der bewußtloſe Mann wirklich zu ſich, und zwei der um ihn Beſchäftigten, Junker Hans und der alte Hamm, begegneten ſich in dem Wunſche, ihn eiligſt aus dem Bereiche der Burg zu bringen. Ohne viel zu fragen, trugen ſie ihn gemeinſchaftlich die Treppe hinab. —

— Holla! rief ihnen Waldſtein nach, wohin?

— Ganz ins Freie! Das wird ihn herſtellen! erwiederte Hans, ohne ſich im Transport aufhalten zu laſſen.

— Gemach, junger Freund, ich brauche den alten Knaben noch! ſprach Waldſtein, und folgte raſchen Schrittes die Treppe hinab bis in die Vorhalle. Dort holte er die Träger ein und legte ſeine Hand auf die Schulter des Junkers.

— Er ſoll Euch nicht entgehen, Graf Waldſtein, ſagte Hans, der ſich dem Grafen ja verpflichtet fühlte und mit gutem Inſtinkte zu unterſcheiden wußte, daß Odontius in Waldſtein's Händen viel weniger gefährdet ſei, als in den Händen der Jeſuiten. Indem er aber halblaut hinzuſetzte, daß er den Aufenthalt des kranken Mannes kenne und den Grafen mit ihm in Verbindung ſetzen wolle, hatte der alte Hamm die leichte Laſt rüſtig auf ſich allein genommen und hinaus vors Thor getragen. Dort ſtürzten Pfeifer und Urban, welche in dem Haufen der Malcontenten lauerten, ſogleich herzu und bemächtigten ſich des Odontius, ihn fliegenden Schrittes nach dem Wagen zu tragen.

Ehe nun Waldſtein noch inne wurde, daß der Gegenſtand ſeines politiſchen Intereſſes verſchwunden war, kam der Trabantenhauptmann klirrenden Schrittes die Treppe herab, mit dem Befehl, den ſächſiſchen Junker wieder hinaufzubringen. Er war vom Pater Lamormain geſendet, welcher durch Gangelberger aufgeklärt worden war, daß er nicht den richtigen jungen Mann zurückgehalten habe.

Die Lage war für den Junker bedrohlich genug, am

Eingange des Hafens noch zu ſcheitern, das heißt an der Schwelle des Ausgangs zur Freiheit. Die Trabanten unten in der Vorhalle waren ihrem Hauptmann zur Verfügung. Es waren diejenigen darunter, welche ihn von der Schranne daher neben der Sänfte eſcortirt hatten unter Anführung deſſelben Hauptmanns. All dieſen bewaffneten Leuten war es alſo ſehr einleuchtend, daß dieſer fremde Junker ſtreng zu behandeln ſei.

Hans blickte nach dem Ausgange, der nur etwa noch ſechs Schritte entfernt war, und faßte den Entſchluß, ſich mit dem Schwert in der Fauſt durchzuſchlagen.

Waldſtein bemerkte das und lächelte. Er hatte ihn ja einmal in Schutz genommen, und es wäre ganz gegen ſeine Natur geweſen, den jungen Fremdling, welcher ihm gefiel, den Maßregeln des Prieſters zu überlaſſen. Er machte alſo jene unnachahmliche Handbewegung des Befehlshabers gegen den Hauptmann, welche ein Krieger am Kriegsoberſten immer verſteht, und ſprach mit ganz ruhiger Stimme:

— Das iſt ein Irrthum des Herrn Paters. Dieſen jungen Herrn kennt er nicht. Es iſt derſelbe, den Herr Miniſter Trautſon an mich überantwortet hat. Ihr wißt es ja. Sagt dem Herrn Miniſter, daß ich ihn mit mir in meine Wohnung genommen. Ade, Herr Hauptmann.

Dies ſprechend, faßte er Hans unter dem Arm und führte ihn hinaus. Der Hauptmann verbeugte ſich und blieb zurück.

Außen ankommend, vermißte Waldſtein Orontius.

— Wo iſt der alte Ungar?

— Beim Teufel! ſchrie der Bart-Conrad, welcher unter der Menge ſtand, und die Menge erhob ein johlendes Geſchrei.

Aergerlich blickte Waldſtein dem Junker ins Geſicht.

— Ihr wißt?

— Ich glaube zu wiſſen, wo man ihn finden kann, antwortete Hans halblaut.

— Alſo vorwärts!

Junker Hans meinte damit den Zufluchtsort des Obentius, welchen dieſer bei Wien aufzuſuchen pflegte, und welchen er ihm oben im Vorzimmer anvertraut hatte. Wo der „Alte“ jetzt hingekommen, wußte er ſelbſt nicht, und er ſah ſich forſchend um, als er mit Waldſtein eine kleine Strecke nach dem Kohlenmarkte zugeſchritten war. Glücklicherweiſe war auch Tartſch unter der harrenden Menge, und dieſer näherte ſich raſch ſeinem Herrn.

— Wo iſt der alte Herr hin? fragte Hans.

— Er iſt dorthin getragen worden, erwiederte Tartſch mit halblauter Stimme, und zeigte nach dem Eingange des Kohlenmarktes, ſah ſich aber dabei ſcheu um.

Die Erſcheinung des Junkers Arm in Arm mit dem gefürchteten Waldſtein hatte unter der großentheils proteſtantiſchen Volksmaſſe einen Eindruck gemacht, welcher von Minute zu Minute ungünſtiger wurde. Daß der fremde Junker ein Glaubensgenoſſe, war bald all den Verſammelten bekannt; aber jetzt erſchien er in offener Vertraulichkeit mit einem Kriegshaupte der katholiſchen Partei, und dies Haupt ſchien den ohnehin zerſchlagenen alten Obentius zu ſuchen, und ſicherlich nicht in guter Abſicht zu ſuchen. — Das Murren wurde lauter und lauter, und brach plötzlich in lautes Geſchrei aus. Dies Geſchrei war indeſſen mehr fröhlich als drohend.

— Was iſt's? fragte Hans.

— Es iſt ſein Wagen, antwortete Tartſch. Das Raſſeln deſſelben haben ſie gehört, er fährt fort! Hört Ihr's nicht durch den Lärm, wie die Steine fliegen? Er fährt, was die Pferde laufen können.

Dem war ſo. Der ungariſche Wagen hatte gewartet, und hatte jetzt Orontius wieder aufgenommen. In der Richtung der jetzigen Herrengaſſe flog er von dannen.

— Iſt das Alles, was Ihr von ihm wißt? ſagte Waldſtein nun ſtreng zum Junker.

— Nicht Alles, erwiederte dieſer. Ich glaube ihn aufſinden zu können.

— Das will ich hoffen. Gehen wir raſch!

Und ſie ſchritten durch die Menge, welche mehr und mehr zu höhnen und zu drohen begann, und ſich mit ihnen fortwälzte. Als Waldſtein, der auf all das um ihn her gar nicht zu achten ſchien, in den Kohlenmarkt einbog, blieb die Menge zurück, gleichſam als ſei ſie beruhigt, daß der lange Cavalier nicht weiter in der Richtung des Wagens fortſchritt.

Waldſtein ging nach der Freiung in ſeinen Gaſthof zu den „drei Hacken“, und nahm Hans mit ſich. Er hielt feſt an dem Nebengedanken, den immerhin bedenklichen Junker ſicherzuſtellen.

Tartſch war ihnen gefolgt; der Bart-Conrad hatte ſich Tartſch angeſchloſſen. Der Morgen dämmerte, als ſie zum Thor des Gaſthofes kamen, wo mehrere Diener des Grafen auf ihren Herrn warteten. Während dieſer einige Worte mit ſeinen Dienern wechſelte, winkte Hans ſeinem Tartſch und flüſterte ihm zu:

— Warte auf mich. Sobald ich loskomme, eilen wir nach Hernals hinaus.

— Nun alſo, junger Herr aus Sachſen, unterbrach ihn Waldſtein, Ihr ſeid zunächſt mein Gaſt. Tretet ein!

Das Thor ſchloß ſich. Tartſch ſtand verblüfft da. Conrad, welcher dieſe Worte gehört kam näher herzu und ſagte, ihn an der Schulter rüttelnd:

— Dein Herr iſt im Handumkehren ein Freund und Gaſt des ſchlimmen Waldſtein geworden. Dein Herr gefällt mir gar nicht mehr, und es ſcheint mir angezeigt, daß man ihn auf's Korn nimmt. Ich werd' bei Dir bleiben, Camerad, da's oben bei der Burg heute doch zu nichts mehr kommt — wach auf. Alter, da drüben im Thorwege zu Harrach's Pferden iſt eine leidliche Schlafſtelle, von wo man die „drei Hacken" im Auge behält, wenn man's aufmacht.

So waren ſie in die Lage gekommen, welche jetzt der volle Tag und die glänzende Sonne beſchien.

Drin in den „drei Hacken" wurde für die leibliche Bequemlichkeit des Junker Hans viel beſſer geſorgt. Ein Diener Waldſtein's verſtand den Wink ſeines Herrn vollkommen: daß er einen Gaſt zu übernehmen und paſſend vorzubereiten habe für das Frühſtück. Waldſtein war auch in ſeinem Haushalte ein großer Herr. Große Reiſen und Kriegszüge in Ungarn und an der italieniſchen Grenze hatten die praktiſchen Kenntniſſe für körperliche Behaglichkeit ausführlich in ihm durchgebildet, und da er klar und genau zu befehlen verſtand, ſo war ſeine Dienerſchaft auch unterwegs auf alle Bedürfniſſe einexercirt, wie ein Regiment. Geldersparniß war der letzte Geſichtspunkt, welcher bei ihm in Rede kam, wenn er auch ſtreng auf Ordnung hielt. Sorgfältige Abſtufung der Beamten machte eine genaue Controle möglich, und ſo hatte in ſeinen Dienſtkreiſen doch Jeder die Scheu vor einem Netz, in welchem jede Maſche geprüft und beaufſichtigt werde.

Es ließ der Diener dem Junker Hans ein wohlduftendes Bad bereiten, und ſorgte dafür, daß friſche Wäſche zur Hand, daß jedes Kleidungsſtück geſäubert und alles Sonſtige bereit ſei, was die Toilette erfordern könne. Dann führte er ihn in das Speiſezimmer, wo ein reichliches Frühſtück bereits aufgetragen war, und wo Waldſtein ſelbſt, ebenfalls umgekleidet, beinahe gleichzeitig eintrat.

Waldſtein ſpielte von dem Augenblicke an ganz und gar den Hauswirth, welcher die höhere Stellung und die Rolle des Beſchützers artig in den Hintergrund zu ſchieben wußte. Lächelnd und heiter kündigte er dem ſächſiſchen Junker an, daß er ihn im Laufe des Vormittags ſeiner Braut vorſtellen, und daß ihn dieſe wahrſcheinlich ſofort nach Hernals hinausfahren laſſen werde; denn von dort ſtamme ja — ſagte er mit ſchalkhafter Miene, indem er ſeinem

Gaſte ſpaniſchen Wein einſchenkte — von dort ſtamme ja die Empfehlung, durch welche man auf den fahrenden Ritter aus Weimar aufmerkſam geworden ſei.

— Erzählt mir, junger Freund, von den ſieben Söhnen Eurer Gebieterin zu Weimar, ſetzte er höflich hinzu, und was wir von dieſer Männerſchaar zu erwarten haben in dem ſichtlich bevorſtehenden Kriege. Zwei ſind ja ſchon mannbar, Ernſt heißen ſie und Wilhelm, nicht wahr?

— Ja, entgegnete Hans, erſtaunt über Waldſtein's genaue Kenntniß.

— Und der dritte war eben flügge. Der heißt?

— Bernhard.

— Richtig. Das Haus iſt recht wichtig für die Angelegenheiten des Reiches, denen offenbar große Umwandelungen bevorſtehen. Es ſteht nur zu fürchten, daß es ſich in kirchlichen Vorurtheilen verfangen und die politiſchen Vortheile, welche ſich ihm darbieten, verſcherzen wird.

Junker Hans erklärte, daß er dieſe Aeußerung nicht deutlich verſtehe. Die religiöſe Ueberzeugung ſei denn doch am Ende wichtiger als Alles.

— Denkt was Ihr wollt, und ſeid überzeugt von was Ihr wollt, entgegnete Waldſtein etwas herb, aber drängt dieſe Eure Gedankenwelt nicht um jeden Preis auf den politiſchen Markt. Und nun gar Ihr Proteſtanten mit Euren ſpitzfindigen Unterſchieden unter einander! Ueberlaßt Dergleichen beſchränkten Köpfen wie dem Kurfürſten in Dresden. Was nützt es Euch, zu beweiſen, daß ſeine Linie die Kurmacht uſurpirt und Euch geraubt habe? Verringert ſeine Macht, vergrößert die Eure; dann, nur dann werdet Ihr ſeiner Herr werden. Es kommt eine Zeit, welche mit den Rechtstiteln kurzen Proceß machen, mit den Rechtsmitteln aber zu Allem kommen wird. Eure weimar'ſchen Fürſten ſollen das bedenken. Herzog Ernſt gilt für ein Regierungstalent, Herzog Wilhelm ſoll Fähigkeit zum Kriegführen bekunden — wie geſagt, ſie ſollen ſich frei halten von Vorurtheilen, ſie ſollen ſich in Verbindung ſetzen mit uns, die wir unter den Katholiſchen für die Unbefangenen gelten.

— Aber wer gilt dafür? Die ſich um den Bayer ſchaaren, die eine ſpeciell katholiſche Liga bilden wollen — ?

— Die wahrſcheinlich am wenigſten. Reichsfürſten von der Größe des Bayern wollen ſich auch nur vergrößern, wenn's an die neue, endliche Theilung geht — und an die wird's gehen. Ihr müßt Euch an die Hauptmacht halten, an die kaiſerliche. Die wird am meiſten zu gewinnen und auch am meiſten zu vergeben haben.

— Der neue Regent Ferdinand gilt aber gerade für den vorurtheilsvollſten in Sachen der Religion —

— Er gilt dafür; iſt's auch vielleicht.

— Was ſtünde alſo von ihm für einen ſächſiſchen Herzog zu erwarten?

— König Ferdinand iſt kein Kriegsfürſt. Er wird die Schlachten nicht ſchlagen, welche über kurz oder lang geſchlagen werden müſſen. Wer ſie aber ſchlägt, der wird Einfluß auf ihn gewinnen. König Ferdinand iſt ein verſtändiger Herr. Er will natürlich Kaiſer werden; er wird es werden, und er wird als Kaiſer kein unmächtiger Matthias oder Rudolph ſein wollen. Seine Kriegsführer werden ihm neue Wege zeigen, wie man zu größerer Macht gelangen könne, und wenn die Dinge einmal in Fluß ſind, da ergreift ein verſtändiger Herr das, was er eben halten und fördern kann. Macht Eure Herren in Weimar nur aufmerkſam! Weiſt ſie an mich, wenn ſie Anknüpfungen ſuchen, welche in Sachen der Religion unverfänglich ſind. Ich bin der Meinung, daß die Phyſiognomie des Reiches binnen wenig Jahren eine ſehr veränderte ſein wird. Wer Muth hat und Verſtand, dem werden die Veränderungen zu ſtatten kommen. Wer verſtockt iſt, der wird untergehen. Ihr ſcheint für Euer Alter ſchweigſam zu ſein, das iſt gut. Ihr habt mir die Bekanntſchaft des curioſen kleinen Ungars verſprochen, der da oben ſo verdächtig aufgetreten und dann ſo haſtig zum Teufel gefahren iſt. Ihr macht aber keine Miene, mich einzuweihen —

— Bis jetzt weiß ich ſelbſt nur Vorläufiges, und muß erſt nachfragen —

— Ich tadle Euch ja nicht. Im Gegentheile. Es gefällt mir, daß Ihr euch retten laßt, und nur „Vorläufiges“ dafür einſetzt. Aber ich glaube, es wird auch in Eurem Intereſſe ſein, wenn Ihr mir binnen drei Tagen — denn ich bleibe vielleicht nicht länger hier — Weiteres mittheilt. Nicht aus Dank. Den Dank ſeid Ihr meiner Braut ſchuldig, die ſich für Euch verwendet hat. Nein, aus Klugheit. Es wird Euer und der Eurigen Schaden nicht ſein, wenn Ihr meine Bekanntſchaft pflegt. Ich hoffe alſo Euch binnen drei Tagen hier in dieſen Zimmern nochmals zu ſehen. Kommt zur Nachtzeit, denn Ihr ſeid jetzt weniger als je ſicher. Was Ihr vom Aufſtande der Proteſtanten hier hofft, das hilft Euch nicht viel. Man greift Euch heraus aus den Aufſtändiſchen, auch wenn die Unruhen von einiger Bedeutung werden ſollten, was ich kaum glaube. Man ergreift Euch und läßt Euch verſchwinden. Seid alſo vorſichtig und wagt Euch nur des Nachts auf die Straße. Wahrſcheinlich wollt Ihr nach Hernals hinaus zu Jörger?

— Ja.

— Gut. Ich bring' Euch ſelbſt aus der Stadt. — Wenzel!

Ein Diener trat raſch herzu.

— Geh' hinüber in's Harrach'ſche Haus. Entbiete der jungen Baronin meinen Gruß und meine ergebene Anfrage, ob ich ihr den jungen Herrn aus Sachſen vorſtellen könne, den ſie geſtern gerettet ſehen wollte.

Waldſtein ſtand mit dieſen Worten auf und ſah, dem Junker Hans nahetretend, dieſen eine ziemliche Weile ſchweigend an. Es lag etwas Durchdringendes, faſt Drohendes in dem Blicke, welcher ſich gleichſam einbohrte.

Hans war in Verlegenheit. Er empfand, daß der ſo entgegenkommende mächtige Herr irgend eine Zuſage, wenigſtens ein Eingehen in die ausgeſprochenen Wünſche erwarten könne von dem hilfsbedürftigen ausländiſchen Jünglinge. Und doch widerſtrebte dies dem Charakter des Junkers. Er war durchaus nicht der Meinung, daß die großen Lebensfragen des Vaterlandes, namentlich die religiöſen, ſo cavaliermäßig erledigt werden könnten. Er ſchwieg; und je länger die Pauſe dauerte, deſto peinlicher empfand er, daß Waldſtein unwillig werden und ihm den angebotenen Schutz entziehen könne.

— Habt Ihr nichts zu ſagen? ſprach endlich Waldſtein mit halber Stimme.

— Nichts Genügendes, entgegnete Hans zögernd. Nichts, was Euch und mir genügen könnte. Ich bin ziemlich unerfahren und bin auch, wie Ihr vorhin ſagtet, ziemlich vorurtheilsvoll. Meine Meinungen ſind noch eng und ſchroff neben den Eurigen, und mein religiöſer Glaube beſchränkt mein Gewiſſen ganz und gar. Ich bitte Euch, mir Zeit für Ueberlegung zu laſſen.

— Drei Tage. Dabei bleibt's. Und jetzt gehen wir hinüber. Meine Braut pflegt früh aufzuſtehen, wir werden ſie nicht ſtören.

Der Morgen war in vollem Sonnenglanze aufgegangen über Wien, und der Platz der Freiung glänzte in lichter Pracht. Conrad und Tartſch waren eben erwacht und machten vor einem Stalleimer ihre Toilette, als Waldſtein und der Junker aus dem Gaſthauſe traten und über den Platz ſchritten. Conrad bemerkte ſie ſogleich und murrte grunzend in Tartſch hinein:

— Da haben wir's! Arm in Arm der Jeſuitenſoldat und Dein Junker! Pfui Teufel, mit dem haben wir uns geſchnitten, der wird noch kathol'ſch, eh' das Frühjahr um iſt.

— In alle Ewigkeit nicht! ſtöhnte Tartſch und näherte ſich ſeinem Herrn, um etwaige Befehle anzuhören.

Junker Hans rief ihm denn auch zu, er möge auch jetzt noch hier auf ihn warten, ſie wollten alsdann nach Hernals hinaus.

— Nicht ſo laut, Junker, ſprach Waldſtein kurz dazwiſchen. Eure Verfolger werden längſt wiſſen, daß Ihr bei mir ſeid, und ihre Aufhorcher werden auf der Freiung nicht fehlen.

Und ſo war es auch. Pater Lamormain war in der Burg nicht unthätig geweſen. Der Trabanten-Offizier war zur Rede geſtellt, und Gangelberger war um Mittheilung erſucht worden. Wie ungern er ſie an den verhaßten Pater geben mochte — er hatte ſie gegeben, und der Amtstrieb hatte ihn bei dem Hin- und Herreden veranlaßt, den verdächtig gewordenen Herrn von Mitzlau ins Verhör zu nehmen.

Mitzlau war in ſchlimmer Lage. Der ärgſten Dinge verdächtig, ſtand er inmitten eines Kreiſes von Männern, welche eben eine Scene erlebt hatten von furchtbar geheimnißvoller Bedeutung. Das Geheimnißvolle daran erſchreckte am tiefſten. Und doch war die Hauptperſon, der alte Ungar, ihnen unter den Händen entſchlüpft, mitten aus der Burg hinaus, die von loyalen Anhängern gefüllt war, entſchlüpft! und mit ihm der räthſelhafte Fremde, welcher ſchon im Gefängniß gehalten worden, und welcher auf den alten Ungar eine ſo ſchlagende Wirkung geäußert hatte!

Lamormain, Norbert, Gangelberger und herbeigerufene Trabanten umringten Mitzlau unter allen Anzeichen gefährlicher Aengſtlichkeit und Erbitterung. Er hatte den alten

Ungar in die Burg hineingebracht — das war klar geworden durch die erſten haſtigen Fragen und Antworten. Gangelberger, ein geübter Fachmann, hatte ſich ſofort des Verhörs bemächtigt, und trieb Herrn Rudolph dergeſtalt in die Enge, daß ſich dieſer bald entſchließen mußte, die Wahrheit auszuſagen. Gerade dies aber entſchied — vielleicht für ſein ganzes Leben — die zwieſpaltige Stellung, welche er von nun an zwiſchen den Parteien einnehmen mußte.

— Ihr ſeid ein Ketzer? rief Lamormain.

— Nein, ich bin Katholik, entgegnete Mitzlau ebenſo raſch, als er vor einigen Stunden ſich einen Proteſtanten genannt hatte, aber diesmal mit größerer Zuverſicht.

— Und Ihr beharrt dabei, nahm Gangelberger wieder das Wort, daß Ihr ganz zufällig beim Hereintreten in die Stadt mit dem ſächſiſchen Junker bekannt geworden ſeid?

— Es iſt ſo.

— Und was wißt Ihr von den Zwecken und Abſichten dieſes Fremden?

— Nichts Sicheres.

— Ihr habt aber mit ihm gewohnt unten im „Löwen“; Ihr ſeid, wie Ihr ſelbſt eben angegeben, mit ihm auf dem Wege nach Hernals geweſen —?

— Ja. Aber von da an hab' ich nichts mehr mit ihm zu ſchaffen gehabt.

— Ihr ſeid nicht mit ihm nach der Stadt zurückgekehrt?

— Nein.

— Wo habt Ihr den geſtrigen Abend verbracht?

— Im Hauſe des Baron Harrach.

— Das iſt wahr; ich habe ihn dort geſehen, ſchaltete Norbert ein.

— Dieſer Herr — und dabei deutete Mitzlau auf Lamormain — war ja auch da.

— Wo ſeid Ihr von da hingegangen? inquirirte Gangelberger weiter.

— In eine Schänkſtube nahe an der Schranne.

— Was hat Euch dazu veranlaßt?

— Die Bitte eines Fräuleins, welche in der Geſellſchaft beim Baron Harrach war —

— Fräulein von Loß? fragte Pater Norbert lebhaft.

— Fräulein von Loß. Sie bat mich, nachzuforſchen, wie es um den ſächſiſchen Junker ſtehe.

— Sie kennt ihn? fragte Norbert weiter.

— So ſcheint es.

— Weiter! Was habt Ihr da erfahren?

— Daß der Junker in einer Sänfte hieher in die Burg gebracht worden ſei.

— Und dann, was habt Ihr dann gethan?

— Ein Haufe gemeiner Leute hat mich in Beſchlag genommen.

— Wie das?

— Aus meiner Nachfrage um den Fremden haben ſie gefolgert, daß ich zu ihm und zu ihrer Partei gehöre, und da es mir nicht gerathen ſchien, ſie aufzuklären, habe ich mich gleichſam fortſchleppen laſſen.

— Wohin?

— Das weiß ich nicht genau zu ſagen. Es war finſter und regneriſch, und ich bin nicht ſo bekannt in Wien.

— In welcher Richtung?

— Am Stephan vorüber abwärts.

— Weiter!

— Ich ſah mich plötzlich in einen Hof gedrängt und in ein Kellergeſchoß hinabgeſtoßen. Dort befand ich mich unverſehens in einer Verſammlung —

— Von Ketzern?

— Offenbar. Denn man fiel über mich her mit Fragen und Drohungen, wie ich in ihre Mitte käme, und man bedrohte mich mit dem Tode, wenn ich dem kleinen alten Manne aus Ungarn nicht meinen Arm böte und ihn hieher in die Burg geleitete. Es blieb mir gar keine Wahl, denn man ging mir nicht mehr von der Seite, bis wir hier unten eintraten.

— War der alte Mann bewaffnet?

— Er trug einen Säbel, wie Ihr ja ſelbſt geſehen habt.

— Hatte er ſonſt eine Waffe bei ſich?

— Das weiß ich nicht.

— Könnt Ihr vermuthen, was der Zweck ſeines Herkommens war?

— Das kann ich nicht. Sobald ich nur konnte, hab' ich mich von ihm losgemacht — er war mir unheimlich — und habe mich umgeſchaut, ob ich einen Bekannten fände, den ich aufmerkſam machen könnte auf den verdächtigen Alten. Der eintretende Tod des Kaiſers aber nahm unmittelbar darauf alle Aufmerkſamkeit in Beſchlag, und ich wurde erſt wieder an den Alten erinnert, als er mich anrief, ihn zu ſtützen. —

Es entſtand eine Pauſe. Pater Lamormain und Norbert blickten geſpannt und fragend auf Gangelberger. Halblaut ſagte dieſer vor ſich hin, als ob er den unmittelbaren Bericht an die geiſtlichen Herren vermeiden wollte:

— Das kann im Ganzen, wenn auch nur im Ganzen, richtig ſein. Man vermuthet ſchon lange einen Conventikel der Ketzer auf der Seilerſtatt. Der Ungar, der Fremde, die Scene dahier — es liegt wahrſcheinlich eine völlige Verſchwörung zum Grunde und die Abſicht eines mörderiſchen Attentats —

Dieſe Aeußerung des herben Gerichtsbeamten, welchem man eine große Kenntniß der Wiener Stimmung zutraute, machte einen ſtarken Eindruck auf Lamormain und Norbert. Wie ſehr ſie in der Weltlichkeit wirkten, innerlich waren ſie doch überzeugt, daß ein Mann wie Gangelberger die weltlichen Dinge beſſer kenne als ſie. Wie oft auch Lamormain den Ausdruck „Verſchwörung" gebraucht hatte, jetzt aus dem Munde Gangelberger's machte er ihm doch einen erſchreckenden Eindruck. Und nun gar im Zuſammenhange mit einem Attentate! Bisher hatte er dergleichen nur abſtract gefolgert oder gar nur erfunden, um dem Regenten ſtrenge Zugeſtändniſſe abzuringen, jetzt brachte die trockene Wirklichkeit eine Beſtätigung ſeiner Phantaſiegebilde — er erſchrak durch und durch. — In der Haſt wollte er eigentlich Gangelberger fragen, was er für Unterlagen habe in Betreff eines Attentats. Aber er faßte ſich. Nach außen ſollte der Schleier nicht gelüftet werden. Das ausgeſprochene vieldeutige Wort war nicht zurückzunehmen; aber es ſollte eben vieldeutig und unklar bleiben. Allein und einſam wollte er mit Gangelberger darüber ſprechen. In dieſem Sinne faßte er ſich, und bat nach längerem Stillſchweigen Gangelberger, die Verfolgung dieſer Dinge und Perſonen in die Hand zu nehmen.

Gangelberger ſah ihm ſtreng ins Geſicht. Wie wichtig ihm auch die Angelegenheit erſchien, er wollte nicht von dem „Geiſtlichen“ beauftragt ſein.

Lamormain ſchien Gangelberger's Zögerung zu verſtehen und ſetzte halblaut, aber ſehr verſtändlich für Gangelberger hinzu:

— Es iſt dies Alles nicht meines Amtes. Aber die Mittheilung ſolcher Gräuel, namentlich deſſen, was Ihr Attentat nennt, dieſe Mittheilung an den König iſt eine ſchwere, peinliche Aufgabe. Die Zeit darf nicht verloren gehen, bis ich ſie gelöſt habe. Uebernehmt, Herr Rath, als Patriot die erſten Einleitungen, und kommt um zehn Uhr hinüber in die Kammer des Königs. Nach der Meſſe werde ich dem regierenden Herrn einen vorläufigen Bericht abſtatten, und werd' ihn bitten, Euch, Herr Rath, weitläufiger darüber zu hören. Jetzt zögert nicht mit den Einleitungen, des alten Ungars und des ſächſiſchen Junkers wieder habhaft zu werden.

Nach kurzem Austauſch der Meinungen über Mittel und Wege trennte man ſich. Gangelberger war geſchmeichelt, und verſprach ſich das Gründlichſte von ſeinem Vortrage beim Könige ſelbſt. Zunächſt bat er ſich Herrn von Mitzlau aus, um bis auf einen gewiſſen Grad über ihn verfügen zu können in der einzuleitenden Verfolgung. Mitzlau war nicht ſehr erbaut davon, mußte aber doch froh ſein, ſo wohlfeilen Kaufes aus der üblen Klemme zu kommen, und folgte Gangelberger die Stiege hinab.

Lamormain und Norbert blieben allein zurück. Lamormain war nachdenkend und ſchweigſam, und wurde erſt nach längerer Weile aufmerkſam, daß die Diener an den Thüren auf den endlichen Abſchluß dieſer Nacht harrten.

— Lieber Norbert, ſagte er dann langſam, ich hätte es lieber vermieden, Euch ferner in Berührung zu ſehen mit den Weibern, welche in Harrach's Haus kommen —

— Wie? ſagte kaum hörbar Norbert, und erröthete.

— Später davon. Jetzt heiſcht es aber der Dienſt. Waldſtein muß ergründet werden. Er hat den Junker fortgebracht. Erforſcht von ſeiner Braut: wohin? Bringt mir bis Mittag Beſcheid. Friede mit Euch!

Norbert verbeugte ſich leicht und ging. Nun winkte Lamormain einem Hauptmanne der Wache, und ließ ſich berichten, wie es in den Straßen der Stadt ausſähe, und als die Nachricht beruhigend lautete, wendete auch er ſich zum Gehen. Er wollte dem Könige ins Kloſter folgen. Vor der Thür am Schwiebbogen-Corridor blieb er in Gedanken verſunken nochmals ſtehen. Er war bereits ſo weit gefaßt, daß er überdenken konnte, welch einen Vortheil jene Verſchwörung und gar jenes Attentat bringen müſſe. Der

Eindruck auf den regierenden Herrn, wenn er die wirkliche und ſo entſetzlich nahe Gefahr hören würde, dieſer Eindruck ſei doch unſchätzbar für die Zukunft —

— Warum zitterſt Du ſo? ſagte er am Schluß dieſer Gedankenreihe zu dem Diener, welcher mit der Corridorthüre in der Hand tief gebeugt wartete.

— Alter — Müdigkeit! ſtotterte dieſer.

Es war der alte Hamm, welcher verrathen zu ſein fürchtete, als der ſchreckliche Geiſtliche ſo lange ſchweigend vor ihm ſtehen blieb.

Wirklich ſtieg auch dem klugen Pater etwas Aehnliches zu Sinne. Seit längerer Zeit in der Burg, hatte er auf alle Diener ein aufmerkſames Auge, und es war ihm nicht entgangen, daß Hamm niemals als Beichtkind gemeldet worden war. Heute in der Nacht aber, als der König zum Königin-Kloſter hinüber gewollt, war in Gegenwart des Paters nach Hamm gerufen worden, der vorleuchten ſollte, und — Hamm hatte gefehlt.

— Wo biſt Du denn in dieſer Nacht geweſen? fragte der Pater alſo mit gutem Fug, denn „Verſchwörung und Attentat" forderten unmittelbar auf zur ſtrengen Beachtung der Dienerſchaft.

Hamm ſchwieg. Pater Lamermain wiederholte die Frage mit erhöhter Stimme.

— Verzeihung, Hochwürden, mein Gehör wird etwas hart. Geweſen? Immer an meinem Platze.

— Nein, Du fehlteſt!

— Ach, eine Viertelſtunde, ja — der Drang des Herzens — die hochſelige Majeſtät, der Kaiſer, dem ich ſo lange gedient, lag im Sterben — für ihn beten war ich beiſeit gegangen, und ſehen wollt' ich den gnädigſten Herrn noch einmal — kaum eine Viertelſtunde wird's gedauert haben.

— Kannteſt Du den alten Ungar?

— Hochwürden —

— Ich fürchte, Du ſtellſt Dich tauber, als Du biſt. Wir ſprechen weiter. Jetzt zieh' die Thür an Dich! ich kann ja nicht durch.

Er ging in den Schwiebbogengang hinein.

Der alte Hamm aber klappte zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, und brach in ein klägliches Schluchzen aus. Der alte Mann erlag unter der Laſt halber Lüge und ſteter Verſtellung. Um ſeiner innerſten Ueberzeugung gerecht zu werden, war er vor einigen Jahren zur lutheriſchen Kirche übergetreten, und ſeit der Zeit, jetzt aber mehr als je, ſah er ſich genöthigt, Tag für Tag, ja Stunde für Stunde auf ſeiner Hut zu ſein, und von einer lügneriſchen Ausflucht in die andere zu ſtürzen. Das brach ihm endlich das Herz, und der arme Mann glaubte ſich außer Stande, dieſe Verworrenheit ſeiner moraliſchen Exiſtenz länger zu ertragen. Wie hatte er ſonſt Orontius verehrt, und auf welchem furchtbaren Wege hatte er heute dieſen Fanatiker leiten müſſen! War es ein Wunder, daß der von Hauſe ehrliche Greis rathlos zuſammenbrach und wie ein Kind ſtöhnte? Nein. Es war auch begreiflich, daß er nicht daran dachte, der leiſe fortſchreitende Pater Lamormain könne dies Geſtöhne noch vernehmen und könne umkehren. Dem war aber ſo — der ſchwarzgekleidete Jeſuit war zurückgekehrt, und ſah von der Stufe, die zum Schwiebbogengange hinaufführte, unheimlich hinab auf den verzweiflungsvollen Hamm, der ſich am Boden krümmte.

Das dauerte mehrere Minuten. Dann erhob ſich der alte Diener mühſam, und als er endlich zitternd aufrechtſtand, ſprach er halblaut vor ſich hin:

— Das muß ein Ende nehmen. Ehrlich währt am längſten, und die Wahrheit nimmt ihr Kreuz auf ſich. Ich weiß zwar nicht, wovon ich und meine Kathi ſatt werden ſollen, wenn ich meinen Dienſt aufgebe, aber Gott wird ſorgen — Gott wird ſorgen. —

Unter dieſen Worten ſchritt er wankenden Ganges in den öden Saal hinein auf das Vorzimmer zur Hauptſtiege zu. Er hatte keine Ahnung, daß der Jeſuit regungslos daſtand und ihm nachblickte. — Der Tag ſchien herein in den unheimlich gewordenen Raum, wo noch einzelne Wandleuchter mit ihren Kerzen brannten, und wo nur noch zwei Trabanten vor den Thüren des kaiſerlichen Sterbezimmers ſaßen und in tiefen Schlaf geſunken waren.

Hamm ging die große Stiege hinab und hinaus. Zu ſeiner Kathi wollte er, zu ſeiner Tochter. Er liebte ſie zärtlich, und ihr Schickſal bereitete ihm ſchwere Sorge. Sie war verheirathet, und doch auch nicht verheirathet; ſie war glücklich, und doch unglücklich. Sie war nämlich katholiſch, und ihr Ehemann niemand Geringerer als der Bart-Conrad, der niemals eingewilligt hätte, ſeine Ehe dem „Pfafſen“ — wie er ſich auszudrücken pflegte — zu überantworten. So hatte nur eine Einſegnung in der Stille von Seiten des Hernalſer Candidaten ſtattgefunden, und das nagte der Kathi ſchwer am Herzen. Sie liebte ihren Conrad auf das herzlichſte, und er liebte ſie ebenſo. Aber er war und blieb ein leichtſinniges Blut, dem Vagabundiren unerbittlich zugethan und mit einer Neigung zu Lärm und „Krakehl“, welche der ſanften Kathi wildfremd und ſehr peinlich war. Dazu kam die Sorge um das Kind, welches ſie ihm geboren. Die kleine allerliebſte Joſepha war das Herzblatt Conrad's, aber ehe er zugegeben hätte, daß ſeine „Peppi“ katholiſch erzogen würde, ehe hätte er ſie in den Wallgraben geſchleudert. So rief er jede Woche einmal im Zorne aus, und erſchreckte damit die geängſtigte Mutter, welche nur in ihrer Kirche das Seelenheil ihres Kindes erblicken konnte. Frau Kathi war die Sauberkeit, Ordnung und Gewiſſenhaftigkeit ſelber, und ſie litt bitterlich unter einer Ehe, welche ihr nicht vollgiltig erſchien, und welche eine ſo ſchwere Sorge über die Zukunft der Joſepha mit ſich brachte, der wüſten Lebensweiſe ihres Conrad's gar nicht zu gedenken. Denn offen und ſicher konnte er ſchon lange nicht mehr zu Frau und Kind kommen, weil die Behörden immer alle auf ihn fahndeten. Und wie ſehr er auch Frau und Kind liebte, es litt ihn immer nur kurze Zeit in der kleinen Wohnung. Das war ihm Alles zu eng, und „hier hat man“, rief er ungeduldig, „zu wenig Ausgang, wenn die Hunde den Fuchs ſtellen wollen im Bau!“

Nach dieſer kleinen Wohnung rechts vom Schottenthore wanderte jetzt langſam der alte Hamm. Am Eingange der Herrengaſſe rief jemand ſeinen Namen. Es war der Raſchmacher Urban, welcher den Kohlenmarkt heraufkam. Er kam haſtig und ſchien ſehr ergrimmt zu ſein. Hamm war wenig erbaut von dieſer Begegnung; er liebte Urban an und für ſich nicht. Das fanatiſche ſchonungsloſe Benehmen des Raſchmachers paßte nicht zu Hamm's Naturell, und konnte außerdem durch die ihm geläufige Indiscretion den alten Hofdiener in jedem Augenblicke ſchwer compromittiren. Und doch mußte er jetzt auf den Anruf ſtehen bleiben, er durfte den ohnedies ergrimmten Raſchmacher nicht reizen. Der Raſchmacher war aber ſo ergrimmt, weil der Aufruhr trotz all ſeiner Anſtrengungen nicht zu Stande gekommen war. Von den Volkshaufen vor der Stallburg, welche ungenügend und viel zu zahm geweſen, war er mit Thonradl hinaus auf die „Landſtraß“ gelaufen, um die dortigen Arbeiter in hellen Haufen hereinzuführen. Das war mißlungen, vorzugsweiſe durch Thonradl's Schuld, der keine beſondere Anſtrengung darangeſetzt und ſchon am Stubenthor Kehrt gemacht hatte, um mit ſeinen Standesgenoſſen noch eiligſt zu berathen, ob gleich loszuſchlagen oder eine Sitzung im Landhauſe abzuwarten ſei. Voll Gift gegen das Cavalierweſen kam jetzt der Raſchmacher zurück, in der ſchwachen Hoffnung, es könne ſich doch vor der Stallburg noch etwas zuſammengeballt und einen Angriff bewerkſtelligt haben. Der menſchenleere Kohlenmarkt hatte ihn bereits über die Thorheit ſeiner Hoffnung belehrt, und jetzt ſah er über den Platz, der von Sturmhaufen ſtrotzen ſollte, nur den alten

Hamm einſam dahinhumpeln. Voller Galle ſchrie er alſo den Alten an und verlangte Auskunft. Hamm erzählte mit wenig Worten, was vorgegangen mit Ocentius, und wollte weiter. Die Sonne war aufgegangen, und er wollte nicht geſehen werden mit dem als Ketzer und „Stänkerer" bekannten Raſchmacher. Dieſer aber blieb neben ihm; er wollte Näheres wiſſen über die Maßregeln, welche die Jeſuiten etwa beſchloſſen oder verrathen hätten. Hamm mußte das Verhör des Rudolph von Mitlau erzählen, und daß Gangelberger neuerdings wieder auf den ſächſiſchen Junker fahnden werde. —

— Laßt mich mit dem ſächſiſchen Junker aus, kreiſchte Urban, das iſt auch ein Leiſetreter, und wahrſcheinlich gar ein unreines Gefäß. Es hat mir eben Einer erzählt, daß ihn der Waldſtein ſelber Arm in Arm herausgeführt. Der „Sachſe" verſucht's offenbar mit allen Parteien. Den laſſen wir fahren. Als Regenwurm am Angelhaken woll'n wir ihn jetzt geſchwind noch einmal brauchen. Dabei kann er verſchluckt werden; uns aber verhilft er vielleicht noch einmal zu einem Zuſammenlauf, und aus dem Zuſammenlauf entſteht vielleicht das Weitere. Was vor der Stallburg mißglückt iſt, das glückt vielleicht am Schottenthor.

Hamm fragte ängſtlich, was er damit meine, und bereute gleich darauf, daß er die Frage gethan; denn er hatte gleichzeitig bemerkt, daß Herr Norbert hinter ihnen herkam. Nun wollte der Alte haſtig weiter, um vom Pater neben dem anrüchigen Raſchmacher nicht erkannt zu werden; aber die Kräfte reichten kaum zu, und der Raſchmacher hatte auch keine Luſt, ſeiner Auseinanderſetzung den Athem zu entziehen durch haſtiges Laufen. Er faßte im Gegentheil den alten Mann unter den Arm — ein ſehr unangenehmes Zeichen der Vertraulichkeit in dieſem Augenblicke — und erklärte ihm mit ſeiner ſcharfen Stimme den Zuſammenhang.

Auf dem Rückwege vom Stubenthore war er am „Winter"-Gaſthauſe vorbeigegangen, um etwaige Salzknechte und ähnliche handfeſte Burſche, die dort zum Frühſtück eingekehrt wären, mitzunehmen nach der Stallburg hinauf, doch dort im „Winter" hatte er niemand gefunden, als den alten Jobſt. Dieſer hatte den Rath Gangelberger, den Herrn von Mitzlau und einen Trabantenhauptmann den Kohlenmarkt herabgehen ſehen. In der Meinung, Herr von Mitzlau werde als Gefangener abgeführt, war er flugs hinter der Gruppe hergegangen, um etwas zu erhorchen. Beim Unterthore ſei er ihnen vorausgeſchritten, vorausſetzend, ihr Weg ginge zur Schranne; und dies ſei ſo gut gelungen, daß er immer nur einige Schritte vor ihnen wie ein harmloſer Mann ſeines Weges gegangen ſei, und ihre Geſpräche faſt ganz gehört habe. Im Landskrongaſſel ſei er ins „Winter"-Gaſthaus getreten, während jene Drei an der Schranne ſtehen geblieben und die Glocke gezogen hätten. Im Fenſter des Wirthshauſes habe er weiter zugeſchaut und gehorcht, kurz er habe im Weſentlichen Folgendes zuſammengebracht: Der ſächſiſche Junker, den Waldſtein mit ſich genommen, ſtecke jetzt gewiß in den „drei Hacken". Von dort werde er durch's Schottenthor nach Hernals entkommen ſein. Am Schottenthor müßten Leute aufgeſtellt werden, die ihn fangen könnten. Die Schwierigkeit ſei nur, dieſen Leuten jemand mitzugeben, welcher den Junker perſönlich kenne, um ihn den Häſchern zu bezeichnen. Gangelberger aber habe geſagt, daß er weder Zeit noch Beruf zu ſo untergeordnetem Dienſt habe, und Herr von Mitzlan habe ſtolz erklärt, ſein Beruf ſei das auch nicht. Da ſei denn der alte Pudel aus der Schranne beſtimmt worden, verſteckt am Schottenthore aufgeſtellt zu werden und den Häſchern das Signal zu geben.

— Und dies wird ſoeben ins Werk gerichtet, fuhr Urban fort, zu unſerm eigenen Vortheil. Jobſt ruft zuſammen, was er von unſeren Leuten findet, und ich desgleichen. Der lange Eſel denkt, es geſchieht, um den Junker zu befreien; ich aber denke, den Junker kann dabei der Teufel holen, wenn wir nur den Aufruhr wieder in Trab bringen.

— Still, um Gotteswillen! Der Pater Norbert iſt dicht hinter uns! ſtöhnte Hamm, der unter triefendem Angſtſchweiß den Schritt des Paters näher und näher gehört hatte, und dabei machte er ſich gewaltſam los vom Raſchmacher und ſchlüpfte in die zunächſt offene Hausthür, ſorgfältig vermeidend, ſich umzuſehen, damit der Pater ſein Geſicht nicht anſchauen könne.

Urban blieb überraſcht ſtehen, und ſah wirklich das vornehme Antlitz Norbert's neben ſich.

Urban grinſte ihm höchſt unwirſch entgegen, und murmelte zwiſchen den Zähnen: Vornehmer Pfaff! raſch in ſich überlegend, ob es nicht gerathen ſei, dieſe verhaßte Ordenstracht auf der Stelle anzupacken. Solchergeſtalt wäre ja der zu entzündende Aufruhr mit dem günſtigſten Brennſtoffe verſehen.

Norbert dagegen war mit ſeinen Gedanken ganz wo anders. Im Harrach'ſchen Hauſe war geſtern Abend zum erſtenmale die Frauenſchönheit in ſein Herz gefallen; die Jugend machte zum erſtenmale ihr ganzes Recht geltend, und Papſt Gregor VII., welcher die Prieſter-Ehe verboten hatte, beſchäftigte den Kopf dieſes geiſtlichen Cavaliers. Sein Auge ruhte nur ganz zerſtreut auf dem Raſchmacher, und ſein Ohr hörte kaum den herausfordernden Titel, welchen ihm Urban beilegte. Er ſchritt weiter. Nach dem Harrach'ſchen Hauſe wollte er. Ob ſie heute wiederkäme, ob er ſich dreiſt hinauswagen ſolle in das Ketzerneſt Hernals — dies und Aehnliches als unklare Frage trieb ihn.

Der Raſchmacher folgte ihm auf dem Fuße. Hier in der Herrengaſſe war's zu ſtill für eine Scene, wie er ſie wünſchte. Draußen auf der Freiung waren vielleicht ſchon Glaubensgenoſſen zu finden, die bereits auf dem Wege nach dem Schottenthore ſein konnten, um die Gelegenheit eines Ausbruchs beim Schopfe zu faſſen. So ging er denn wie das grimmige Unglück hinter dem träumenden Norbert her in das Strauchgaſſel hinein, welches nach der Freiung hinüberführte.

Sie kamen juſt auf den Platz, als Waldſtein den Junker ins Harrach'ſche Haus geleitete. Urban ſah es, und ſeine Hand ballte ſich gegen den trügeriſchen Junker, für welchen er erſt vor einigen Stunden auf dem luſtigen Balken ſein Leben ausgeſetzt. Aber da er außer dem Bart-Conrad nur den Diener des Junkers auf dem Platze erblickte, ſo wurde er zweifelhaft, ob der Scandal mit dem Jeſuiten ſchon zu wagen ſei.

So kam es, daß Norbert ohne weitere Behelligung dem Waldſtein folgen und ins Harrach'ſche Haus eintreten konnte. Eine Grimaſſe und einen höhniſchen Ruf Conrad's, welcher ebenfalls den jungen Jeſuiten-Cavalier nicht ohne ärgerlichen Ausbruch vorüberlaſſen mochte, bemerkte er nicht oder wollte er nicht bemerken.

Conrad's Aufmerkſamkeit wurde übrigens ſogleich von ihm abgelenkt durch eine curioſe Figur, welche durch den engen „Heidenſchuß" herabſchwankte. Die Morgenſonne tanzte wie ſchäkernd auf dem burlesken Patron, welchen Conrad auf der Stelle erkannte und mit einem Jubelſchrei begrüßte. Es war niemand anders als Pudel, der auf den Wachtpoſten am Schottenthore zuſteuerte.

Ehe er herankam, hatte der Raſchmacher Conrad unterrichtet, um was es ſich handle, und nun gab es kein Mittel, die ausgelaſſene Natur Conrad's abzuhalten von dem vielverſprechenden Schabernak, der ſich darbot. Auch Vater Hamm, welcher jetzt langſam herbeigekommen, vermochte nichts über ihn. Geradezu jauchzend ging er dem Opfer ſeiner Laune entgegen. Und dieſes Opfer, Pudel senior, bot wirklich alle Blößen dar, welche ein Spaßvogel wünſchen konnte. Er glich vollſtändig einem Uhu, den man ans Tageslicht ſchleppt, um alles mögliche Geflügel herbeizulocken. Wie den Uhu blendete ihn die Sonne, welche niemals in ſein Erdgeſchoß des Landskrongaſſels drang, und die Sorge um den Hausdienſt in der Schranne ſtimmte ihn auch nicht behaglicher. Dieſer Hausdienſt war dem Natzi aufgegeben worden. Gangelberger hatte geſagt: wenn der Burſch immer dafür ausgegeben würde, ein brauchbarer Thürhüter zu ſein, ſo könne er's jetzt beweiſen. Pudel war durchdrungen davon, daß Natzi nichts beweiſen würde, als eine außerordentliche Dummheit; aber er konnte doch allenfalls hoffen, es werde ſich am frühen Morgen wenig Gelegenheit darbieten zu ſolchem Beweiſe. Unter dieſem ſchwachen Troſte war er aufgebrochen, und ſeine trüben Ahnungen dünkten ihm nur zu gerechtfertigt, als er den heilloſen Bart-Conrad auf ſeinem Wege erblickte.

Die Geiſtesgegenwart verließ ihn jedoch keineswegs; er war eben ein alter Praktiker, und als ſolcher überſah er ſchnell die Vortheile und Nachtheile des Schlachtfeldes. Er wußte, daß ſeine Hilfstruppen zur Feſtnehmung des fremden Junkers von der Thorwache des Rothen Thurmes, alſo durch den „Tiefen Graben“, heraufkommen ſollten. Damit ſie nun womöglich den Blicken Conrad's und Urban's, die ihm jetzt entgegenſchritten, entzogen würden, machte er einen plötzlichen Rückzug in dem engen Heidenſchußgäßchen aufwärts nach dem „Hof“ hinauf. Dieſer Rückzug ging allerdings langſam von ſtatten und ſah einer ſchmählichen Flucht ähnlich, da er Conrad den reichlichſten Anlaß bot zu ſchnöden Ausdrücken, aber — und dies war für den abgebrühten Praktiker die Hauptſache — er führte zum Ziele. Während dieſes Rückzugs nämlich marſchirte wirklich ein Piket der Stadtguardia, ungeſehen von den beiden Angreifern, unten über die Freiung vorüber und in die Schottengaſſe hinein. Pudel wußte, daß ſie ſich dort zur Rechten am Thore ins letzte Haus einlegen würden, und ſobald ſie ſeinem weitſichtigen Auge entſchwanden, unterbrach er ſeinen Rückzug und hielt plötzlich Stand. Seine bisher blöde dreinſchauenden Kalbsaugen wurden feſt und ſtarr, ſeine durch Conrad's Zudringlichkeit rückwärts geſchobene Kappe wurde feſtgerückt, ſein immerwährendes „Bitte, bitte!“ in ein beſtimmtes „Baſta!“ verwandelt, und er marſchirte plötzlich wieder ſtramm vorwärts, durch den „Heidenſchuß“ hinab und über die Freiung in die Schottengaſſe hinein.

Dort befand ſich wie heute im letzten Hauſe links ein beliebtes Gaſthaus. In dies ſchritt er hinein, und dort ſetzte er ſich ans offene Fenſter, von wo aus er — der Verabredung gemäß — der gegenüber verſteckten Stadtguardia das Signal geben konnte, ſobald der ſächſiſche Junker vorbeipaſſirte. Das Alles that er übrigens ſchweigſam, trotz aller Herausforderung Conrad's, ganz wie ein Mann höherer Pflicht, welcher jegliches Wetter auf ſein Haupt herabfahren läßt und unerſchüttert ſeinem Ziele zuſchreitet. Nur als er ſaß, und Conrad auch das herbeigebrachte Frühſtück antaſten wollte, übermannte ihn die Leidenſchaft, und er rief mit dem empörten Stolze einer Standesperſon: der Krug gehe ſo lange zum Waſſer, bis der Henkel breche, und die Geduld auch eines „gebülldeten Mannes“ könne ein Ende nehmen mit Schrecken.

Unterdeß war Waldſtein ſammt dem Junker Hans trotz der frühen Tageszeit von Iſabella Harrach empfangen worden. Sie war wirklich eine Frühaufſteherin. Wenn man die Menſchen eintheilt in rothe und weiße Menſchen, ſo gehörte ſie zu den rothen, bei denen eine durchſichtige, roſige Hautfarbe, ein leichtes Circuliren des Blutes, eine freundliche Stimmung, ein frühes Zubettgehen und frühes Aufſtehen zu finden ſind, während die weißen Menſchen, zu gelblicher Färbung neigend, eine ungleiche Stimmung, ein vorherrſchendes Nervenleben, und demgemäß eine Neigung haben, in die Nacht hinein zu wachen. Morgen-Menſchen und Abend-Menſchen; Waldſtein gehörte zu dieſen, ſeine Braut zu jenen. Und jetzt war Iſabella doppelt angenehm erregt, da ſie die Bitte ihrer Freundin Ludmilla ſo raſch erfüllt und den gefangenen Junker befreit ſah. Sie trat alſo im weißen Morgenkleide den beiden Männern ſehr heiter entgegen und bot ihrem Bräutigam mit liebenswürdiger Dankbarkeit die Hand.

Es lag ein Schmelz des Liebreizes über der vollen, ſchönen Geſtalt, der einen anmuthigen, ruhigen Eindruck ausübte: den Eindruck einer milden, liebenswürdigen Weiblichkeit. Das lichtbraune Haar, der feine Mund, das blaue Auge, welches ſo wohlwollend blickte, die weiche Stimme, Alles das trat dem Junker wie eine Harmonie entgegen, welche beglückt, ohne zu berauſchen. Er athmete tief auf, als ob er ſeit langer Zeit zum erſtenmale in reine Luft träte; und als ihn Iſabella mit ſeinem Danke an ihre Freundin, an Ludmilla von Leß verwies, welche Alles in

Bewegung geſetzt habe, ihn zu befreien, da war ihm zu Muthe wie einem Seligen. Alſo Ludmilla ſelbſt hatte für ihn gehandelt! Ihr zündender Blick, den ſeine Seele in dieſem Augenblicke empfand wie einen elektriſchen Funken, trieb ihm das Blut in die Wangen, und Iſabella Harrach ſah deutlich vor ſich, was ſie bei Ludmilla's leidenſchaftlicher Theilnahme geahnt: daß zwiſchen den beiden jungen Leuten die Liebe walte mit all jener Spannung einer kräftig entſpringenden Leidenſchaft.

Iſabella blickte dem glühenden Junker lang und feſt in die Augen. Wollte ſie ergründen, ob er treu und feſt und geeignet ſei, die Freundin zu beglücken? Oder lag nicht vielleicht noch ein Nebengedanke in dieſem fragenden Blicke? Wenigſtens ſchweifte er eine kurze Zeit wie unſicher hinüber zu ihrem Bräutigam Waldſtein, welcher dem eintretenden Norbert entgegenging. Dann ſenkte ſich dieſer Blick und trat gleichſam in das Innere zurück, in das Innere einer Mädchenbruſt, welche nicht zu ſeufzen und nicht zu hoffen wagte.

Iſabella ging langſam nach der andern Seite des großen Gemachs, um ſich dort niederzulaſſen. Junker Hans folgte ihr und ſetzte ſich, leiſe dazu aufgefordert, ihr gegenüber. Sie ſchien plötzlich nachdenkend geworden zu ſein. Einſylbig fragte ſie nach ſeinen Lebensſchickſalen. Sie wollte hören, um nicht ſprechen zu müſſen.

Allmälig belebte ſich denn auch wieder ihre Theilnahme; das gute Herz konnte ſein Mitgefühl nicht lange verſagen, und als Junker Hans mit ſeiner Erzählung in Prag angekommen war, fragte ſie lebhaft, wie und wo er Ludmilla kennen gelernt habe. Er gab Auskunft, und vertiefte ſich in die Schilderung, wie er den trefflichen Freiherrn von Loß, welchem er empfohlen worden, zwiſchen ſeinen beiden Töchtern angetroffen. An einem Sommermorgen ſei's geweſen, in einem großen Zimmer ſeines Palaſtes auf der Kleinſeite; durch die offenen Fenſter habe man auf die Moldau hinabgeſchaut, welche in der Sonne golden geſchimmert —

— Und Ludmilla war heiter und luſtig, daß Euch das Leben friſch und blühend entgegenſprang, nicht wahr?

— Ja, ſo war ſie.

— Möge das kühne Weſen, das ihr die Natur verliehen, zum Glücke ihres Lebens gedeihen! Ich kann mich nicht immer der Beſorgniß entſchlagen, daß ihr der Uebermuth einmal das Werthvollſte verſcherzen könne. Gebt Ihr mir Unrecht?

Ehe Hans antworten konnte, ward die Thür aufgeriſſen, und man hörte Ludmilla's Stimme. Sie trat haſtig ein und flog auf Iſabella und den Junker Hans zu. Reizend und bezaubernd war die Erſcheinung. Das leichte Gewand flog um die jugendlichen Glieder, das lockige Haar um das ſchöne Mädchenantlitz. Sie ſprach nichts als: „Dank! Dank!“ und umarmte Iſabella mit faſt leidenſchaftlichem Ungeſtüm. Ein ruhiger Beobachter mochte denken, die Umarmung gelte nur zur Hälfte der Freundin, und nur die Schicklichkeit bringe ſie ihr ganz. Thränen der Freude glänzten in den Augen des ſchönen Mädchens, und mit einem Ausdrucke des Glücks, welcher tief rührend war, reichte ſie dem Junker Hans ihre Hand, und ſprach faſt athemlos und faſt ſchüchtern:

— Ich freue mich herzlich, Euch in Freiheit und — Euch wiederzuſehen.

Hans küßte ihre Hand und fühlte ſich unbeſchreiblich glücklich.

Iſabella empfand, daß ſie dieſe Begegnung nur ſtören könne. Mit einem Blicke, der Theilnahme und ſtillen Schmerz in ſich barg, ging ſie langſam hinüber zu den beiden Männern, nicht ahnend, daß dieſe Männer — Waldſtein wie Norbert — nicht minder ſtarke Eindrücke von dieſer Scene empfingen. Waldſtein's ſcharfes Auge erkannte den „ſtillen Schmerz“ im Blicke ſeiner Braut, und Norbert war vom Blitze der Eiferſucht getroffen, daß ihm die Sehkraft des Auges verſagte. Hans verlor in dieſem Augenblicke den unbefangenen Antheil eines ſo mächtigen Mannes wie Waldſtein, und zog ſich den aufkeimenden Haß Norbert's zu, welcher bis jetzt leidenſchaftslos einem eigenthümlichen und nur vom Verſtande eingegebenen Berufe gelebt hatte. Der junge Cavalier hatte bisher jenem weiten Zwecke ſeine perſönlichen Wünſche untergeordnet, weil dieſe Wünſche unklar geweſen waren. Der Ehrgeiz etwa hatte ſich noch am ſtärkſten gemeldet, und hatte in den großen Aufgaben eine hinreichende Befriedigung gefunden. Jetzt war der Funke einer Liebesneigung zum erſtenmale eingedrungen in dies bis dahin trocken verharrende Gemüth, und er bewies mit raſender Schnelligkeit, daß die Liebesneigung die mächtigſte Regung in jedem Menſchen ſei.

Hans und Ludmilla ahnten nichts von alledem. Sie hatten ſich neben einander geſetzt, und fragten und erzählten ſich gegenſeitig in fliegenden Worten alles das, was ihnen ſeit der Trennung in Prag begegnet war. Darein miſchte ſich kein Wort von gegenſeitiger Liebe. Sie war offenbar vorhanden, aber weder er noch ſie hatten den Muth oder auch nur das Bedürfniß, ſie beim Namen zu nennen. Volle Theilnahme am Schickſale des Andern erſetzte ſie.

— Und der Vater kommt heute mit der kleinen Marie! rief ſie in die Hände klatſchend. Wie wird er ſich freuen über Euch und Eure Erlöſung! Wir wollen gleich hinaus, nicht wahr?

— Auf der Stelle.

— Oheim Jörger's Wagen hat mich hierhergebracht und wartet unten. Fahren wir, was die Pferde laufen können, aus der garſtigen Stadt hinweg.

— Was die Pferde laufen können, mein liebes Fräulein — nur bedanken wollen wir uns noch beim Grafen Waldſtein und ſeiner Braut.

— Ja, das wollen wir! Und damit ſtand ſie lebhaft auf, blieb aber ſogleich vor ihm, der ebenfalls aufgeſtanden, lächelnd ſtehen.

— Was giebt es zu lächeln? fragte Hans.

— Ich freue mich Eures martialiſchen Anblicks. Die Frühjahrsſonne hat Euch gebräunt, und der Bart iſt größer geworden. Wie kommt Ihr denn zu der ſpaniſchen Hemdkrauſe, die ich nie an Euch geſehen?

— Der Kammerdiener Waldſtein's hat mir friſche Wäſche aufgenöthigt —

— Aber Junker, wer wird ſich fremde Leibwäſche aufnöthigen laſſen!?

— Wer aus dem Gefängniſſe kommt, deſſen eigene unſauber geworden und deſſen Mantelſack nicht zur Hand iſt.

— Wenn auch!

— Und wenn es vorkommt, daß die neue Leibwäſche noch von niemand getragen worden iſt.

— Wenn auch! Eure ſächſiſche Sauberkeit greift gar zu gern nach Allem, was nur friſch gewaſchen. Dies ſpaniſche Gekraus kleidet Euch gar nicht. Euer Kopf, Eure Miene iſt ſo gewiß einfach und — ehrlich. Ihr braucht einen glatten Kragen. Dieſe Halskrauſe verwirrt mir das Bild Eures Charakters. Die müßt Ihr gleich ablegen.

— Gleich?

— Sylbenſtecher! Sogleich.

— Dann muß der Tatſch ins Wirthshaus hinübergeſchickt werden, um meinen Mantelſack zu holen —

— Freilich! Ich fürchte, meine Erziehung hat noch immer nicht viel gefruchtet bei Euch; Ihr gebt noch immer nicht genug auf die zierliche äußere Erſcheinung —

— Nicht ſo viel wie eine Dame.

— Das iſt's eben. Der Mann muß das auch an ſich ins Werk ſetzen, was ihm an uns gefällt —

— Und den Sinn eines Frauenzimmers an ſich bethätigen —

— Nein, den Sinn eines geſchmackvollen Mannes. Ihr habt noch immer die ſchönſte Luſt, darin zu widerſprechen, worin Ihr mir folgen, worin Ihr Euch ergänzen ſollt!

— Ich widerſpreche ja nicht; ich frage und bemerke blos.

— Ich kenn' Euch ſchon, und kenne auch den abſchmeckenden Zug da um Euren Mund, wenn ſolche Dinge zur Sprache kommen. Das ſind Richtigkeiten! ſagt der Zug. Und ich widerſpreche nur nicht, ſagt er, weil's nicht der Mühe lohnt.

— 's iſt ein abſcheulicher Zug!

— Das iſt er.

— Wenn ich ihm nur beikommen könnte ohne Spiegel; man weiß ja nicht immer gleich, was auf unſerm Geſichte vorgeht.

— Man hört's aber von einer aufmerkſamen Freundin!

— Und hört es aufmerkſam.

— Und ändert's doch nicht! Der ſpöttiſche Zug iſt noch immer da — er ſoll fort, fort, fort!

— Iſt er jetzt fort?

— Ja — aber nun ſeht Ihr ſauertöpfiſch aus.

— Mein armes Geſicht! Aber es paßt vielleicht zu der Bemerkung, daß wir wohl nicht länger ſo abgeſondert bleiben dürfen von unſeren Wirthen, denen wir —

— Ah, das Alleinſein mit mir wird Euch ſchon läſtig?

— Aber, mein liebes Fräulein —

— Gut, gut, machen wir ein End'! Vorwärts, vorwärts! Oder dünkt's Euch vielleicht auch unſchicklich, daß Ihr mit mir allein hinausfahren ſollt?'

— Ludmilla!

— Genug, genug! Wir wollen uns erſt unterwegs zanken. Uebrigens habt Ihr Recht; gehen wir! — Hab' ich Euch ſchon wieder verſtimmt?

— O nein.

— Wirklich nicht? — Seid Ihr gut?

— Ich bin's.

— Ganz gut?

— Ganz gut.

Der Abſchied war kurz. Ludmilla umarmte ihre Freundin, dankte mit wirklich graziöſer Liebenswürdigkeit im Namen ihres Oheims und ihres Vaters dem Grafen Waldſtein für die Freundlichkeit, welche er einem Schützlinge der Ihrigen habe angedeihen laſſen, und verbeugte ſich höflich vor dem Pater Norbert, deſſen Augen die ſchöne Mädchengeſtalt verſchlangen. Ludmilla ſchien etwas von der Bewegung zu bemerken, welche aus dem Antlitze des jungen Jeſuiten ſprühte. Eine leichte Röthe ſtieg über ihr Antlitz, und ſie ergriff mit einer gewiſſen Haſt den Arm Iſabella's, welche die Freundin hinausgeleiten wollte.

Junker Hans dankte Waldſtein ebenfalls, und nahm keine Notiz von Norbert, der ihn düſter betrachtete. Waldſtein verhielt ſich kühl, unterließ aber doch nicht, den Junker mit kurzen trockenen Worten an deſſen Verſprechen „binnen drei Tagen“ zu erinnern.

Hans empfand die Herbheit des Ausdrucks, und da er nicht wußte, was das zu bedeuten habe, ſo ſchritt er gedankenvoll auf den Verſaal hinaus, wo Ludmilla und Iſabella an der Treppe Abſchied nahmen. Letztere verſprach, baldigſt hinauszukommen nach Hernals, und ſich nach Hans umwendend, ſetzte ſie mit faſt ſtockender Stimme hinzu:

— Dem Junker rathe ich, die Stadt Wien in nächſter Zeit ſorgfältig zu meiden. Eure Feinde ſind mächtig und — zahlreich!

Hans verbeugte ſich und ſprach einige Worte des Dankes, die einfach und ſchlicht waren, aber ſehr ehrlich und aufrichtig klangen. Sie machten einen ſichtlichen Eindruck auf Iſabella.

— Nicht wahr, 's iſt ein guter Burſch, unſer verfolgter Fremdling? rief Ludmilla.

Sie wartete die Antwort nicht ab, ſondern flog die Treppe hinunter. Hans folgte ihr, und Iſabella ging langſam ins Zimmer zurück, an deſſen offener Thüre ihr Bräutigam und der Jeſuit ſie erwarteten. Beide hatten von dort dem Abſchiede zugeſehen und — zugehört.

Unten am Hausthore wartete Tartſch ſeines Herrn, und hörte nicht ohne Verdrießlichkeit den Auftrag an, daß er ſogleich nach dem „Löwen“ gehen und Pferde wie Mantelſäcke nach Hernals hinaus bringen ſolle auf's Schloß.

Er ſchlug vor, die Herrſchaft nur bis vor's Thor zu geleiten und dann erſt zurückzukehren nach dem „Löwen“.

— Warum das?

— Ich trau da oben — er zeigte nach dem Schottenthore hin — dem Landfrieden nicht recht. Es hat ſich in der letzten Viertelſtunde allerlei Volk dahingezogen; ich wollte, Herr Junker, ſetzte er leiſer hinzu, Ihr wärt erſt glücklich hinaus. Denn auch unſere bisherigen Freunde, der Conrad und der Raſchmacher, ſind auf einmal —

— Aufſteigen, aufſteigen, Herr Junker! Die Pferde werden unruhig, und ich will Euch ſelber fahren! rief Ludmilla, welche wie ein Vogel auf den offenen kleinen Wagen geſprungen war und dem nach rückwärts verwieſenen Kutſcher die Zügel abgenommen hatte.

Hans folgte ohne Verzug ihrem Rufe, weil er ihrer leichten Hand allein die lebhaften Pferde nicht anvertraut ſehen mochte, und Tartſch blieb ohne weitere Berückſichtigung.

Und doch wäre dieſelbe gar ſehr am Ort geweſen, denn am Schottenthore war alles Mögliche geſchehen, dem Junker den Austritt aus der ihm ſo gefährlichen Stadt zu verlegen.

Nicht Pudel und die Stadtguardia waren ſo gefährlich, auch Conrad nicht und Urban, welche allerdings nicht mehr günſtig zu ſprechen waren auf den Junker, und ihn ganz gern als Veranlaſſung eines Tumultes geopfert hätten, ſeit er ſich als ein Schoßkind katholiſcher Cavaliere offenbart hatte — wohl aber die „rothe Feder“, welche ein wenig ſpäter erſt durch Gangelberger zur Commandoführung auf den Schauplatz des Hinterhalts geſchickt worden war. Gangelberger hatte dieſen durchtriebenen Friauler ſcharf vorgenommen in Sachen des räthſelhaften alten Ungars, und hatte ihm die ehrenrührigſten Dinge darüber geſagt: daß ſolch eine Figur, ſolch ein Conventikel auf der Seilerſtatt, ſolch ein freches Eindringen in die Burg ſelbſt ſeiner Wachſamkeit hatte entgehen können. Einen „Dummkopf" hatte er ihn genannt, und ſogar von Abſetzung und Entlaſſung geſprochen. Die „rothe Feder" war alſo zu großer Anſtrengung entſchloſſen. Der ſächſiſche Junker ſchien ihm der Schlüſſel für den Aufenthalt jenes alten Ungars, und er wollte Alles daranſetzen, ſeiner wieder habhaft zu werden. Nur eine heimliche Furcht beläſtigte ihn. Es war die Furcht vor dem Bart-Conrad. Seit dem Wurfe aus dem Fenſter im „Löwen" ſchüttelte ihn eine Ahnung, daß von dieſem brutalen Oberöſterreicher einmal die blanke Vernichtung auf ihn fallen könne. Auf dem Wege zum Schottenthor hatte er ſich deshalb erſt verſichern wollen, ob der Bart-Conrad nicht anderswo untergebracht ſei. Er hatte vor einiger Zeit Wind bekommen, daß Conrad öfters des Nachts in der Nähe des „Kegels" ſpurlos verſchwinde. Er müſſe dort eine Liebſchaft haben, die ihn beherberge. Vielleicht, hoffte die „Feder", iſt er nach der wüſten Nacht dort eingekehrt und ſchlummert dort. Für alle Fälle wollte er dort recognosciren, da der „Kegel" auf ſeinem Wege zum Schottenthore lag. Es war und iſt dieſer „Kegel" das höchſt gelegene Haus auf der Schottenbaſtei. Oeſtlich unter ihm breiteten ſich die Gebäude des Arſenals bis zum kleinen Hafen im Wallgraben, wo dieſer in den Canal mündete. Medardo hatte als officieller Mann allenfalls Zutritt im Arſenal, und ſchritt denn vom Salzgries neben dem Tiefen Graben vorüber tapfer in das Arſenal hinein. Wenn er den Commandanten, den alten Santhelier, bei guter Laune traf, ſo ließ ihm dieſer wohl das Pförtchen öffnen, welches an der Weſtſeite hinaufführte auf die Baſtei, gerade da, wo der Hügel anſtieß, welchen der „Kegel" krönte, an welchem vorüber ein enges Gäßchen zum Schottenthor führte, — daſſelbe Gäßchen, dazumal „Baſteigäßl", jetzt „Schottenbergl" genannt, welches damals Tartſch und Conrad betreten hatten, und wo Conrad eine zeitlang verſchwunden war. Das Gäßchen war von ärmlichen Wohnungen bedeckt, und in mehreren derſelben hatten leichte Frauensperſonen ihre Zufluchtsſtätte. Dort vermuthete die „Feder" ihren gefürchteten Gegner, und dies Häuschen im Vorübergehen zu ermitteln und, wenn dies gelänge, es unmittelbar nach beendigter Affaire am Schottenthore kurzweg mit den Stadtguardiſten zu beſetzen, um den frechen Widerſacher ein für alle Mal feſtzunehmen — das war das Endziel des Recognoscirungsplanes.

Das Glück ſchien ihn zu begünſtigen. Der alte Commandant ſaß in der Morgenſonne mitten im Hofe, und ſchaute aufmerkſam den Arbeiten ſeiner Leute zu, welche Kanonen putzten. Er war ein knochiger Mann von mittlerer Größe mit ſchneeweißem Haar und ſchneeweißem Kinn- und Knebelbarte. Scharfe graue Augen ſtachen unter dicken eisgrauen Brauen hervor, und muſterten die „rothe Feder", welche er als ſpionartigen Agenten ganz wohl kannte und nicht eben mochte. Er ſtammte aus den ſpaniſchen Niederlanden, welche in damaliger Zeit und noch anderthalb Jahrhunderte lang dem Hauſe Oeſterreich eine außerordentliche Anzahl begabter und tüchtiger Diener geliefert haben. Die walloniſchen Kriegsleute, Tilly an der Spitze, welcher dem

Kaiſer zwar nicht unmittelbar diente, aber doch als Feldherr der Liga der kaiſerlichen Sache ein koſtbarer Feldhauptmann war, Boucquoi und Dampierre, welche jetzt eben die ſchwachen kaiſerlichen Truppen im Budweiſer Kreiſe zuſammenzogen, ſie ſind allgemein bekannt. Auch im Civildienſte zeichneten ſich die Männer jener Landſchaften, welche das heutige Belgien bilden, ſehr vortheilhaft aus durch Anſtelligkeit und Tüchtigkeit, und aus dieſem feſten Holze war denn auch dieſer alte Santhelier (vielleicht aus St. Hilaire verdeutſcht, wie die Oeſterreicher von jeher fremde Laute einfach zu germaniſiren pflegen), welcher ziemlich unbeachtet da unten am Waſſer in ſeinem Arſenale ſaß, dem Herrſcher oben in der Burg ein treu gewärtiger entſchloſſener Mann, unwandelbar im Glauben ſeiner katholiſchen Väter, welche die Prüfungszeit religiöſer Streitigkeiten längſt durchgemacht hatten im niederländiſchen Kriege.

Der alte Commandant hörte ſchweigend das Begehren der „rothen Feder" an, und winkte nach kurzer Ueberlegung einem lahmen Invaliden, daß er den Schlüſſel hole und das Pförtchen öffne. Dieſer Invalide, Namens Brémont, war der „Feder" ſehr erwünſcht. Dies Lütticher Kind hatte bis in ſeine alten Tage eine unverlöſchliche Neigung für die „Weibſen", und war ſicherlich genau unterrichtet über die luſtigen Dirnen im Kegelgäßchen. Und darin hatte ſich die „Feder" nicht geirrt. Der lüſterne Brémont ſchilderte ihm ſchnalzend alle die luſtigen Vögel da oben, während ſie durch die Höfe des Arſenals zum Pförtchen ſchritten. Auch den Conrad kannte er, — aber, ſetzte er ſtehen bleibend hinzu, ſeine Schöne iſt keine ſolche Schöne, wie die Anderen. Es iſt die ſauberſte im ganzen Viertel, das iſt wahr; aber trübſelig iſt ſie, läßt niemand an ſich heran, hat ſogar mir einmal eine Maulſchelle — angeboten, als ich — kurzum, die gehört eigentlich nicht hieher. Dort, ſeht Ihr — fuhr er fort, nachdem er das Pförtchen geöffnet — dort in dem braunen Häuschen wohnt ſie, dort, wo die Hoflivree juſt eintritt —

— Eine Hoflivree, hier?!

— Ja, ich habe den alten Knaben ſchon öfter hier geſehen. Weiß nicht, was er da ſucht. Er iſt von der Burg ſelber.

Dieſe Hoflivree war der alte Hamm, welcher ſeine Tochter beſuchte. Bei der letzten Wendung in die Hausthür wurde er von der „rothen Feder“ erkannt.

— Was hat das zu bedeuten? ſagte die „Feder“ vor ſich hin, und blieb ſtehen.

— Der Conrad iſt übrigens nicht drin, ſagte der alte Brémont.

— Woher wollt Ihr das wiſſen?

— Weil die Hausthür angelweit offen ſteht. Die ſchließt er immer feſt zu, wenn er dableibt.

— So? — Ich danke ſchön, Papa. Auf Wiederſehen!

— Abends müßt Ihr uns hier beſuchen, da iſt's unterhaltender beim „Kegel“, ſagte Brémont, noch ſanniſch lächelnd, und trat, die Pforte verſchließend, zurück.

Die „rothe Feder“ ſtieg den ſteilen Hügel zum Kegelgäßchen hinauf, blieb eine Weile an der Thür des braunen

Häuschens horchend ſtehen, und ſchritt dann langſam das ſteil nach dem Schottenthore abfallende Gäßchen hinab. Es war nichts zu hören geweſen als ein luſtiges Kindergeſchrei. — Unten in der Schottengaſſe ankommend, ſah er durch das offene Fenſter des Wirthshauſes den unglücklichen Pudel unter den Händen ſeiner Widerſacher. Sie hatten ihn vom Fenſter hinweggenöthigt, und zupften und zerrten ihn im Zimmer umher. Unter dieſen Widerſachern war aber auch auf den erſten Blick der Bart-Conrad bemerklich, eine Entdeckung, welche die „rothe Feder" lebhaft traf. Halb Schreck, halb Schadenfreude ſtieg in der „Feder" auf. Ein furchtbarer Gegner allerdings bei dem wahrſcheinlichen Handgemenge, aber auch die Gelegenheit, ſeiner habhaft zu werden! Acht Gardiſten waren ja doch bereit; ſollte es denn nicht gelingen können, den Conrad ſammt dem Junker feſtzunehmen? Und wenn es gelänge, den Transport nicht durch die Hauptſtraßen der Stadt, ſondern das Kegelgäßchen hinauf ins Arſenal hinunter, ja! — Dies überlegend wollte die „Feder" ſoeben in das Haus zu den Gardiſten ſchlüpfen, um dieſe zu inſtruiren, da hörte ſie einen Wagen in raſſelnder Eile von der Freiung her in die Schottengaſſe kommen, und erkannte mit geübtem Auge den erwarteten Junker neben der roſſelenkenden Dame. —

Mit einem Satze ſprang nun Medardo, ſeiner rothen Feder alle Ehre machend, in den Hausflur, welcher die Gardiſten barg, rief ſie mit ſchneidender Stimme „heraus!" und war ganz mit der Leichtigkeit einer Schwungfeder auch ſogleich wieder vor der Hausthür, nach dem Thor hinüberrufend: der Wachtpoſten ſolle auf der Stelle das Fallgatter herunterlaſſen. —

Dieſe Maßregeln wirkten aber nur halb. Die Gardiſten ſtürzten auf die Straße heraus, aber der Wachtpoſten im Thor befand ſich augenblicklich nicht vorn auf der Stadtſeite, ſondern war in ſeiner Promenade eben nach der Außenſeite des Thors begriffen, und hatte den Zuruf Medardo's nicht gehört. Wohl aber hatte man ihn im Wirthshaus gegenüber gehört, und der Bart-Conrad war augenblicklich am Fenſter. Medardo, ein ſtrategiſch gebildeter Mann, war keinen Augenblick im Zweifel, daß die Verrammlung des Thores das entſcheidende Hilfsmittel ſei, um den gegen Erwartung zu Wagen ankommenden Junker zu faſſen. Er zeigte alſo den Gardiſten nur eiligſt den herbeiraſſelnden Wagen mit den Worten: Das iſt er! und flog ins Thor hinüber, um den Wachtpoſten zu rufen, damit das Fallgatter herabgelaſſen oder das Thor ſelbſt zugeſchlagen werde.

Conrad, ein nicht minder kundiger Geſell für jeden Handſtreich, erkannte im Nu, was vorgehen ſolle, und war mit einem Satze aus dem Fenſter. Der alte Groll gegen die „rothe Feder" Medardo ſchlug wie eine Lohe auf, und erwies ſich viel ſtärker als das junge Mißtrauen gegen den Junker Hans.

Den zweideutigen Junker mögen ſie kriegen oder nicht, dachte Conrad in der Geſchwindigkeit, den wälſchen Spion kriegſt aber Du vor allem, und dies denkend, war er mit ein paar Sätzen hinter ihm her ins Thor hinein und hatte ihn beim Kragen.

Die Gardiſten hatten aber mittlerweile auch ihre Schuldigkeit gethan und querüber die Straße eingenommen, dem heranbrauſender Geſpann ihre Piken entgegenſtreckend und ein allgemeines „Halt!“ zurufend, ſo daß die feurigen Pferde erſchreckt aufbäumten und die Zügelführung Ludmilla's auf die gefährlichſte Probe ſetzten.

Hans war zunächſt mehr von der Gefahr ergriffen, welche von den bäumenden und rückwärts ſtauenden Pferden das Gefährt und mit ihm Ludmilla bedrohte. Er zog alſo die Hand vom Schwerte zurück und griff nach den Zügeln. Ludmilla aber hatte ſich ſchnell vom erſten Schreck erholt und rief: Laßt, laßt! und haſtig ſprach ſie zu dem hinten ſitzenden Kutſcher: Vorwärts, Poldi, die Peitſche, die Peitſche! Der Kutſcher zögerte, ſeine Roſſe in die Piken hineinzutreiben, bis das rückwärts drängende Stauen ein Brechen oder Umwerfen des Wagens immer wahrſcheinlicher machte, und daß die hitzigen Thiere dann doch durchgehen würden, ſchien ihm außer Zweifel. Während alſo Junker Hans, welchen zwei Gardiſten ergreifen wollten, ſein Schwert zog und die Zudringlichen mit Hieben, denen ſie doch ausweichen wollten, zurücktrieb, entſchloß ſich Poldi zu einem „Lungenhiebe“, wie er's nannte, und erzielte auch vollſtändige Wirkung. Die Roſſe flogen vorwärts; ein Gardiſt, deſſen Pike ins Geſchirr hineingefahren war, wurde umgeworfen, die andern prallten vor den Hufen der Thiere und dem ſehr deutlichen Schwerte des Junkers auf die Seite, und das Gefährt flog in den Thorweg hinein, wo die „rothe Feder“ unter den fleißigen Fäuſten des Bart-

Conrad am Boden ſtöhnte. Aufgeſchaut! ſchrie Poldi, und Conrad hatte nicht mehr Zeit, hinreichend auf die Seite zu ſpringen. Die Vorderhufe des Handpferdes unterſtützten den verſpäteten Sprung nachdrücklich; er flog wie ein Ball an die Gewölbmauer, und bekam zur Ermunterung noch einen voll zugemeſſenen Peitſchenhieb Poldi's über Kopf und Geſicht. Ueber die „rothe Feder“ aber, die am Boden lag, ſauſten Roſſe und Wagen wie eine Windsbraut hinweg — der Wachtpoſten am äußeren Ende des Thores trat eiligſt zur Seite vor dem, wie er ſich's zurechtlegte, durchgehenden Geſpann, auf welchem merkwürdigerweiſe ein Ritter mit dem funkelnden Schwerte ſtand, eine erhitzte wunderſchöne Dame mit den Zügeln in der Hand ſaß, und ein verrückter Kutſcher die ohnedies durchgehenden Pferde unaufhörlich peitſchte. Höchſt erſtaunt ſah dieſer Wachtpoſten dem Gefährte nach, welches draußen in der Sonne wie ein Meteor dahinflog.

II.

Als die brauſenden Iſabellenhengſte ſpaniſcher Abkunſt in die Gegend der ſogenannten „Lucken“ (die Hauptſtraße der jetzigen Alſervorſtadt) gekommen waren, griff Junker Hans, ſein Schwert in den Wagen fallen laſſend, mit ſtarker Hand in die Zügel, welche Ludmilla noch immer tapfer hielt, obwohl ſie für die wildgemachten edlen Thiere des Freiherrn von Jörger keine Zügel mehr waren. Er that dies mit ſo geſchicktem, heftigem Ruck, daß die Pferde wirklich ſogleich nachgaben und in ruhigen Schritt übergingen.

Nun ſchaute er beſorgt nach Ludmilla. Sie war in großer Aufregung. Ein ſolches lebensgefährliches Abenteuer war ihr denn doch bei aller Tapferkeit des auf Jagd und Reiſen nicht unerfahrenen Landfräuleins zum erſtenmale begegnet. Ihre Nerven waren davon in ſtürmiſche Bewegung geſetzt, aber der kurze Ausbruch eines Lach- und Weinkrampfes in leichteſter Form befreite ſie binnen wenigen Minuten von dem überſpannten Zuſtande. Ruhe und heiterer Ausdruck kehrten auf das ſchöne Antlitz zurück, und die Thränentropfen, welche zurückgeblieben, verſchönten nur den Glanz ihres großen ſchalkhaften Auges, welches ſelbſt jetzt die herausfordernde Zweideutigkeit des Muthwillens nicht ganz verloren hatte. Sie reichte ihm die Hand, und dieſe Hand drückte ſanft und liebevoll die ſeinige. Dabei wurde der Blick ihres Auges, welcher dem ſeinigen voll begegnete, weich und hingebend, wie er ihn nie erlebt. Der ganze Himmel einer jungen Liebe durchſtrömte ihn.

O, genieße den Augenblick, Junker! Er wird kurz ſein. Du haſt alle möglichen Wetter lauter und ſtiller Feindſchaft hinter Dir zurückgelaſſen in jener Stadt; ſie folgen Dir alle nach wie die Luftſtröme, welche jäh oder langſam ihre Richtung ſtreng einhalten. Sprich es aus, Dein Herz, um das entgegenſchlagende von jeder Unſicherheit zu befreien und für eine offene Zuſage zu gewinnen. Denn das Mädchenherz iſt ein eigenſinniges, welches in günſtiger Stunde gefangen und gefeſſelt ſein will!

Aber Hans war ſeiner innerſten Natur nach ſchüchtern, wenigſtens beſcheiden. Er glaubte nicht leicht an ſein Glück, viel weniger an ſeine Macht. Das Mädchen ſeiner Liebe ſollte es eigentlich ihm zuerſt — wie wunderlich dies klingt! — deutlich ſagen, daß ſie ihn liebe, oder doch mindeſtens, daß ſie ihn zum Ausdruck ſeiner Liebe berechtige. Dafür war nun Ludmilla mit ihrer unzweifelhaften Anlage zur Koketterie durchaus nicht angethan. So konnte es kommen, daß ſie bei gegenſeitiger Liebesneigung für einander den Moment voller Erklärung doch nicht finden oder doch nicht ergreifen mochten. Jedenfalls that Eile noth bei ſolchen Charaktern und bei dem kurzen Raume, der ſie nur noch vom Hernalſer Schloſſe trennte. Denn wer weiß, ob dort Stimmung und Gelegenheit wiederum ſo günſtig eintrat. Poldi war abgeſtiegen und vorn zum Handpferd gegangen, an deſſen Vorderbug Blut herabrieſelte über die feine gelbweiße Haut. Die Pike des Gardiſten hatte nicht blos das Geſchirr durchſtochen, und Poldi unterſuchte mit ängſtlicher Haſt, ob der Stich was zu bedeuten habe. Die Iſabellen waren des Freiherrn von Jörger Lieblingsthiere, und der gebietende Herr war ſehr ungeduldig, wenn ihnen etwas zuſtieß. Zu dem Ende hielt Poldi den Zügel des Handpferdes und ließ es nur ſehr langſam ſchreiten — eine treffliche Gelegenheit für die jungen Leute, welche nun keinen Zuhörer mehr hinter ſich hatten.

Junker Hans brachte es denn auch zu der Aeußerung:

— Wenn Ihr Euch ohne Nachtheil erholt von dem Schrecken, liebes Fräulein, ſo macht mich dieſe Morgenſtunde ſehr glücklich.

— O, ich bin ganz erholt und ich freue mich.

— Wahrhaftig? Das klingt mir wie die Seligkeit ſelbſt. Ich habe Euch in Gefahr gebracht, und Ihr habt ſie ſo tapfer beſtanden!

— Bis auf die Nerven hinterher, die albernen Nerven! Aber in der Schlacht ſelbſt — nicht wahr, man kann's eine kleine Schlacht nennen?

— Ein Treffen gewiß!

— Alſo im Treffen ſelbſt habe ich nicht die mindeſte Furcht verſpürt, ſondern nur Zorn, hellen Zorn, daß ſie wieder Hand an Euch legen wollten —

— Liebes, gutes Fräulein!

— Und da hab' ich die Zügel ganz ſtraff und feſt und ganz genau geführt, denn das Thor iſt eng, und wir ſind — das müßt ihr zugeſtehen — weder links noch rechts angeſtrichen.

— Weder links noch rechts!

— Rechts war noch dazu an der Mauer ein Mann, wenn ich mich erinnere —

— Ja wohl.

— Und das Rad hat ihn gar nicht berührt!

— Gar nicht. Ich glaube, auch der, über welchen wir hinweggefahren ſind —

— Allmächtiger Gott, wir ſind über Einen hinweggefahren?

— Aber mit wunderbarem Glück. Die Pferde, die bei ſolcher Gelegenheit immer gern den Huf zurückziehen, wenn ſie auf etwas weiches Lebendiges ſtoßen, haben ihn nicht getreten, und Ihr habt ſo glücklich oder ſo geſchickt gelenkt —

— Nur glücklich, hierbei nur glücklich!

— Daß er vollſtändig Platz fand zwiſchen den Rädern, und ſicherlich ganz heil davongekommen iſt.

— Das gebe Gott! Himmel, wie hat mich das erſchreckt!

— Seid unbeſorgt! Ich weiß gewiß, daß der Patron, dem ein kleiner Denkzettel nicht geſchadet hätte, ganz heil davongekommen iſt.

— Habt Ihr zurückgeſehen?

— Ja wohl. Der Burſche ſprang friſch wie eine Stahlfeder in die Höhe.

— Ja? O, wie gut iſt der liebe Gott für mich, für uns!

Für uns, liebe Ludmilla?

— Ja, ſagte ſie leiſe, wohl empfindend, daß mit dieſer Wendung auf ein gemeinſchaftliches Schickſal der Augenblick gekommen ſei zu einem Geſtändniſſe der Liebe, das längſt Beiden auf den Lippen ſchwebte.

Das Schickſal wollte es nicht. Poldi, der Kutſcher, blieb gerade jetzt ſtehen, um den Wagen vorüberzulaſſen und hinten wieder aufzuſteigen. Er machte ein ſehr klägliches Geſicht und kratzte ſich in den Haaren, und ein ſtöhnendes Aechzen ging in die Worte über:

— Wenn nur der Handige nicht was weg hat!

— Was denn?

Sie waren vor der ſteinernen Brücke über den Graden vor dem Schloſſe, die Pferde bogen links ein, und Poldi ſchlenkerte mit der Hand in die Luft, zum Zeichen, daß er's für ſchlimm halte und nur nicht gleich reden wolle.

Im Hofe entſtand allgemeine Bewegung. Jedermann eilte herbei, den evangeliſchen Junker zu ſehen, der aus den Klauen des religiöſen Feindes befreit worden ſei. Denn ſein Schickſal hatte Hoch und Niedrig beſchäftigt im Hernalſer Schloſſe während der letzten vierundzwanzig Stunden. Und das ſchöne böhmiſche Fräulein brachte ihn! Wie prächtig! Das iſt ein Paar! Das hat der Himmel ſelbſt für einander geſchaffen! So war die einſtimmige Meinung der Mägde, welche den beſcheidenen Junker ganz „herzig" fanden. Auch Spath, der Gärtner, ſah ihm ſehr antheilvoll zu, als er Ludmilla die Hand bot, auf welche dieſe ſich nur leicht ſtützte, um vom Wagen herabzuſpringen und dem herzutretenden Freiherrn von Jörger geradezu um den Hals zu fallen. Sie war zwar immer etwas ausgelaſſen, aber ſo viel hatte ſie dem würdevollen Cavalier doch kaum noch angethan. Er nahm es indeſſen allem Anſcheine nach gar nicht übel, ſondern lächelte wohlwollend und gab den herzhaften Kuß herzhaft zurück.

Auch die Frau Baronin kam in den Hof zur Begrüßung — ein ſehr ſeltner Fall, denn ſie war nur zu oft kränklich und mußte ſich der Luft entziehen. So machte es denn einen nicht geringen Eindruck, als man ſah, wie angeregt ſie dem Junker Hans entgegentrat und ihm die Hand bot, die er reſpectvoll küßte.

Der Freiherr ließ ſich in Eile mittheilen, wie die Befreiung vor ſich gegangen. Sein Reitpferd wurde eben vorgeführt, er wollte eiligſt nach der Stadt, wo im Landhauſe Zuſammenkunft aller Standesherren ſtattfinden ſollte über das Begräbniß des Kaiſers und über das nächſte Verhalten zu dem Nachfolger. Kopfnickend nahm er den geflügelten Bericht Ludmilla's hin und indem er ſeinem Reitknechte winkte, fuhr er ſtreichelnd mit der Hand über das erhitzte Geſicht des ſchönen Mädchens und ſagte:

— Schön, ſchön, mein Schätzchen, und es wird wohl nicht nöthig ſein, daß ich Euch ſtrenge Wachſamkeit für unſern eroberten Gaſt empfehle. Denn er darf zunächſt nicht in die Stadt zurück, und muß ſich auch hier außen in Acht nehmen; Ihr Frauen werdet aber wohl ohne meine Empfehlung dafür ſorgen, daß ihm das Innere von Schloß Hernals anziehend und genügend bleibe. Nicht wahr, Amalie?

— Wir wollen unſer Beſtes thun! entgegnete dieſe, indem ſie Ludmilla anblickte, welche ganz roth darüber wurde.

So ſtieg der Freiherr zu Pferde, und die Damen gingen mit dem Junker ins Haus. Das Geſinde ſah den letzteren befriedigt nach und kicherte ein wenig, als der Candidat jetzt erſt — wie immer zu ſpät — herbeikam und von dem fortreitenden gnädigſten Herrn die Kunde erhielt, der Junker ſei endlich befreit.

Frau Amalie führte die jungen Leute hinauf in ihr Zimmer, und ſetzte ſich zwiſchen ſie, um ausführliche Erzählung alles deſſen bittend, was dem Junker Hans ſeit ſeiner Abreiſe von Prag begegnet ſei.

Es war dies eine der glücklichſten Stunden des Junkers. Geiſt und Herz waren ihm in der ſchönſten Erregung, und vor dem liebenswürdigen Mädchen, welches mit leuchtenden Augen zuhörte, vor der trefflichen Frau, welche in jeder kleinen Aeußerung verrieth, daß ſie geiſtig und herzlich an allem theilnahm und aller Wendungen des Zuſammenhanges kundig war, durfte er erzählen, ſchildern und Plane wie Hoffnungen entwickeln über das ſo geliebte und jetzt ſo verworrene, geſpaltene Vaterland. Er hing an demſelben mit all ſeinen Kräften und täuſchte ſich mit dem Ueberſchwang der Jugend, daß alle die Wirren und Gegenſätze mit gutem patriotiſchen Willen und mit nüchternem Verſtande geſchlichtet und verſöhnt werden könnten. Alles knüpfte ſich natürlich an die neue Kaiſerwahl, und wenn dieſe gelänge, ſo ſei die allgemeine Vereinigung in Staat und Glauben gerade jetzt erreichbar, wo durch die Auflöſung in den öſterreichiſchen Erbländern eine ganz neue Geſtaltung ſo weſentlich erleichtert ſei.

Ein großer Compromiß in den Glaubensſätzen war der Kernpunkt, in welchem er ſich mit der Baronin Jörger einig wußte. Er übergab ihr die Briefe, welche von Weimar, von Dresden und von Prag ihm anvertraut waren für ſie, und welche er Gangelberger in der Schranne ſo tapfer vorenthalten hatte. In dem Briefe aus Weimar war ein gedrucktes Blatt eingeſchloſſen, welches in einer kurzen Reihe von Sätzen die neue Glaubenslehre enthielt.

„Chriſtliche Glaubensartikel“ war die Ueberſchrift dieſes Druckblattes.

— Der greiſe Hortleder in Weimar, ſetzte der Junker begeiſterungsvoll hinzu, unſer verehrter Patriarch, iſt der Verfaſſer. Er hat noch zu den Füßen Melanchthons, unſers verehrungswürdigen Reformators, geſeſſen und die Milde einer Gottesverehrung eingeſogen, welche nicht ſtreitet und verdammt, ſondern ausgleicht und befriedigt, welche alſo nicht Streitpunkte hervorhebt, ſondern Vereinigungspunkte. Die abweichenden Meinungen, denen man das ſtreitſüchtige Menſchenthum nie entziehen kann, ſollen hinausgedrängt werden aus dem Glaubensbekenntniſſe. Sie mögen ſich tummeln und ſättigen in den Winkeln und Seitengaſſen; auf dem Markte der Völker aber ſollen ſie ſchweigen, damit der Preis Gottes und die Liebe, welche uns Alle gleichmäßig erheben, ungeſtört bleiben von den Störungen der Rechthaberei. Die geheimnißvollen Falten ewiger Fragen ergründet doch kein Menſchenkind, auch nicht das geſegnetſte, ſo verlange man denn auch nicht länger, daß es eine gleichmäßige Lehre gebe von dieſen Falten des Geheimniſſes, und verwehre auf der andern Seite niemand, ſich in der Stille ſeines Herzens, ja auch in der Stille ſeiner Freundeskreiſe, in dieſe Falten zu vertiefen nach Kraft und Maßgabe ſeines Geiſtes, ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie. Dann wird man zurückgekehrt ſein zur Einfachheit des Evangeliums, und die Gemeinſchaft der Chriſten wird wieder zur Einheit gelangen, von der ſie ausgegangen im Worte des Heilandes: „Richtet nicht, ſo werdet Ihr nicht gerichtet, und was Du nicht willſt, daß man Dir thue, das thu' einem Andern auch nicht!“ Dies waren die Grundſätze des liebevollen Melanchthon, und unſer Herleber hat aus den nachgelaſſenen Papieren des Reformators all das geſammelt, was dieſem Werke der Vereinigung dienen kann. Er hat es in einer Geleitsſchrift des neuen Bekenntniſſes zuſammengeſtellt, will aber dieſe Geleitsſchrift nicht alſobald in die Oeffentlichkeit ausgehen laſſen, damit ſich nicht ſofort wieder eine Controverſe über Einzelheiten eröffne.“ Denn die Menſchen, ſagte er, ſind des Streites bedürftig auch in der Verſöhnung, und ſie neiden das Verdienſt jeder Perſönlichkeit, auch wenn dieſe den Segen des Himmels über ſie ausſchüttet. Darum erheben ſie ſolche Perſönlichkeiten zur Höhe der Gottheit, um an ſich ſelbſt die Anforderung gleicher Höhe loszuwerden; oder ſie zerren ſie in den Schmutz des Zankes, um darzuthun, daß auch die edelſten Perſonen nichts Beſſeres ſeien denn ſie. Die Lehre ſelbſt in ihrer Kürze und Einfachheit — ſchloß er, als er mich entließ — ſtifte ſich ſelbſt zur univerſalen Kirche, und kein Name als der unſeres Heilandes erſcheine dabei als maßgebend.

Frau Amalie hatte mit voller Theilnahme zugehört, und blickte jetzt in das Blatt, welches in wenigen Sätzen die Grundlage für eine univerſale Kirche bieten ſollte. Des Junkers Auge hing an ihren Mienen, ob ſie Zuſtimmung oder Ausſtellung ausdrücken würden.

Auch Ludmilla blickte voll Spannung auf das Antlitz der verehrten Dame, welche durch Geiſt, Bildung, Menſchenkenntniß und Güte ein ſo außerordentliches Anſehen genoß, daß man auch in den höchſten Fragen eine Entſcheidung von ihr erwartete.

Es möchte heut auffallen, daß ein junges lebensluſtiges Mädchen Verſtändniß und Theilnahme zeigen konnte für ſolche dogmatiſche Fragen. Und doch war dem ſo. Solche Fragen füllten damals alle höheren Geſpräche in der Familie. Der Vater Ludmilla's, wie friſch und weltlich er erſcheinen mochte, war voll von dieſer Gedankenwelt, und weihte ſeine Kinder ein in all dieſe Ideen. Wie man heutzutage politiſche Staatsformen allenthalben beſpricht, und liberale oder illiberale Regierungsweiſe überall, auch in unreifem Munde, geläufig findet, ſo war in der zweiten Hälfte des ſechzehnten und im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts die Lehre vom Abendmahl, die Lehre von der Gnadenwahl und vom freien Willen, die Ohrenbeichte, und ob Bilder oder nicht zu dulden ſeien in der Kirche, ein täglicher Stoff des Geſpräches. Ludmilla war vollſtändig in alledem bewandert, und in dieſem Augenblicke war ſie doppelt dafür angeregt, da ihr geliebter Junker Hans — denn ſie liebte ihn jetzt gewiß — gleichſam als Verfaſſer oder doch Vertreter einer neuen Lehre erſchien. Die Liebe erzeugt ja unmittelbar den Enthuſiasmus für alle Unternehmungen des geliebten Weſens, und ſo war der leuchtende Blick, welchen ſie einen Moment lang mit Hans wechſelte, ein rührender Beweis für dieſen, daß ſie ſeine Welt zu der übrigen machte. Was er ſonſt nicht leicht gewagt hätte, das wagte er jetzt in der Erhebung zu großem gemeinſamen Intereſſe: er ſtreckte ihr ſeine Hand entgegen. Sie ergriff ſie lebhaft und drückte ſie feurig. Es war eine Begegnung über die Liebe hinaus, und die doch die Liebe zur Vorausſetzung haben konnte.

Frau Amalie war zu Ende mit der Lectüre des Blattes. Sie ließ es mit der Hand in den Schooß ſinken und ſah nachdenkend vor ſich hin.

— Es iſt gut! ſagte ſie endlich.

— Ja?

— Ah!

— Gut, weil es einfach. Auch der Graf wird's billigen, weil es große Freiheit läßt. Aber es zur Herrſchaft zu führen, wird doch unſägliche Schwierigkeit haben.

— Da es aber doch einfach iſt —! rief ungeduldig Ludmilla.

— Und große Freiheit geſtattet —! ſetzte Hans hinzu.

— Trotzdem, oder vielmehr eben deshalb. Die Menſchheit iſt eben wunderlich. Sie ſchreit überall nach Freiheit, und in Kirche und Glauben will ſie ſo viel als möglich Unfreiheit. Je enger ſie da gebunden wird, deſto ſicherer fühlt ſie ſich, weil das Gefühl der Ohnmacht in recht viel und recht ſtrengen Vorſchriften auch recht viel und recht feſte Stützen zu haben meint. Dieſer Plan hat nur die Stärkſten und Reifſten für ſich, und er iſt nur auszuführen, wenn die Sectenbildung freigegeben wird.

— Wie?!

— Ja wohl. Die verſchiedenen Kirchen werden wir nur los, und eine univerſale chriſtliche Kirche tauſchen wir nur dafür ein, wenn wir in dem weiten Rahmen derſelben allen Bedürfniſſen abſonderlicher Bindung volle Geſtaltungsfreiheit geſtatten. Ich ſag's Euch voraus, lieber Junker, ähnlich wird ſich der Graf äußern — ich hab' ihn geſtern geſprochen —

Sie hielt inne, indem ſie auf Ludmilla blickte. Offenbar hatte ſie vor ihr die letzten Worte nicht ſagen wollen. Sie ließen vorausſetzen, daß die erwähnte Perſon in der Nähe ſei.

— Welcher Graf denn, liebe Tante? fragte auch Ludmilla ſogleich.

— Sei doch ſo gut, Kind, und laß mir den Spath heraufſchicken, den Gärtner. Ich hab' einen Auftrag für ihn und will ihm unſern Gaſt anempfehlen. Spath iſt ein kundiger Menſch, und ſoll dem Junker zur Hand ſein, wenn dieſer etwa doch aus dem Gehöfte hinausgehen will, was ſicherlich nicht ohne Gefahr iſt. Außerdem ſoll er ihn vorſichtig mit unſerm Candidaten bekannt machen. Er kann auch dies am beſten. Götzinger hält viel auf den Gärtner, und iſt nur durch die geſchickteſte Vorbereitung für dies Glaubensbekenntniß zu gewinnen, denn er iſt ſehr eigenſinnig und rechthaberiſch. Dann, liebes Kind, mach' Dich zurecht, wir wollen ſpazieren geh'n —

— Ah, wir?

— Ja, ich will mit hinaus, heut wird mir's gut thun. Ich fühle mich heiter angeregt, und die Frühlingsluft lockt mich.

— Prächtig, prächtig! Ich fliege zu Spath und rüſte unſere Hüte und Hüllen. Auf Wiederſehen!

Und ſo flog Ludmilla, mit den Händen fröhlich grüßend und mit den Augen nur langſam von Hans ſcheidend, zur Thür hinaus.

— Es iſt beſſer, fuhr Frau Amalie halblaut fort, wir weihen ſie noch nicht gleich ein in das Geheimniß des Grafen. Sie iſt leichten Sinnes, und der Herr Rudolph von Mitzlan wird nicht lange auf ſich warten laſſen. Er ſucht den Grafen wie eine Stecknadel, oder vielmehr er ſucht deſſen Geld, und arglos könnte Ludmilla etwas verrathen, was vor ſolcher Neugier verborgen bleiben ſoll.

— Auch mich beſtürmt Mitzlan auf das dringendſte um den Aufenthaltsort ſeines Oheims.

— Seid verſchwiegen. Ich bin nicht eben eingenommen für dieſen Herrn Rudolph, und erwarte in ihm keine Hilfe für unſere Sache. Bis jetzt ſeid Ihr übrigens wohl ſelbſt nicht im Stande geweſen, ihm Auskunft zu geben.

— Doch! Odentius hat mir in der Haſt eine Mittheilung gemacht —

— Ah?! Wie lautet ſie?

— Vom Maierhof [illegible] Ottakring gegen Norden aufwärts durch den Hohlweg in den Wald hinein bis zum Jägerhauſe, und dem Jäger das Wort „Brahma“ ins Ohr flüſtern —

— So? Nun, wir haben es näher. Unſer braver Spath führt Euch direct hin.

— Ich glaube den alten Odentius auch da zu finden, und ich bin deshalb in Verlegenheit. Graf Waldſtein will Näheres von ihm wiſſen, und hat mich dafür in Anſpruch genommen —

— Nein, nein!

— Ich bin ihm Dank ſchuldig für meine Befreiung, und habe kaum ausweichen können, ihm binnen drei Tagen Nachricht zu geben —

— O nein, nein! Da müſſen wir ſorgfältig überlegen, was zu thun ſei. Ich möchte Eure Dankbarkeit nicht gern verhindern, aber dorthin dürfen wir durchaus nicht die Aufmerkſamkeit eines Mannes wie Waldſtein lenken. Er und unſer Graf ſind aus Mähren principielle Gegner.

— Darf ich wohl ſelbſt um nähere Aufklärung über dieſen geheimnißvollen Mann bitten? Es hat mir ſelbſt unſer Hertlotei niemals Näheres über ihn anvertraut, obwohl er ſeit ſeiner Jugend in engem Verkehr mit ihm geſtanden. Er pflegte zu ſagen: die Stellung des Grafen ſei in den öſterreichiſchen Landen ſo delicat und gefährlich, daß er ſelten lange an demſelben Orte verweile, und es in keinem Betracht gerathen ſei, die Aufmerkſamkeit auf ihn zu lenken.

— So iſt es, lieber Junker. Dieſer alte Graf Zierotin iſt die Seele unſerer Unternehmung. Wirklich die Seele. Er verhält ſich gleichſam körperlos. Er verlangt nichts, er will nichts für ſich, auch nicht die Leitung, auch nicht die Herrſchaft, auch nicht den Ruhm. Und doch ſtellt er uns all ſeine Mittel zur Verfügung. Dieſe Mittel ſind ſehr groß: eine ausgebreitete Kenntniß und Bildung, eine reine Menſchenliebe und weite Tonnen voll Geld. Letzteres lockt Herrn von Mitzlau. Dieſer ſucht ihn, wie ihr gehört haben werdet, in einem Kloſter Wiens, ein Irrthum, welcher abſichtlich und nicht ohne Veranlaſſung verbreitet worden iſt. Graf Zdenko Zierotin, von jahrelangen Reiſen zurückkehrend, hatte ſich in Mähren ſehr feindlich gegen den Jeſuiten-Orden erklärt, und war nahe daran, den Verfolgungen desſelben zu unterliegen. Er hatte all ſeine großen Beſitzungen veräußert und in Geldſtücke verwandelt. Konnte man nun ſeiner Perſon habhaft werden, ſo wurde man auch unſcheinbar Herr ſeines Vermögens. Das verſuchte man, indem man ihn heute der ärgſten Ketzereien anklagen ließ und morgen für wahnſinnig ausgab. Man hatte ihn bereits ſo umgarnt, daß ihm nur übrig blieb, bei einem angeſehenen katholiſchen Orden Zuflucht zu ſuchen, bei den Benedictinern nämlich, welche durch gelehrte Bildung und einen edlen frommen Sinn den Jeſuiten noch hie und da einen erfolgreichen Widerpart halten. Die Abtei und das Kloſter der Schotten iſt in Wien ihr Sitz. Dorthin flüchtete Graf Zdenko. Dort hatte er auch einen perſönlichen Freund, auf den er hoffen durfte. Glücklicherweiſe iſt dieſer der eigentliche Regens im Capitel, ſo weit es die Verwaltung aller den Schotten zugehörigen weltlichen Güter betrifft. In dieſer Eigenſchaft wurde es dem freundlichen Benedictiner möglich, den alten Grafen ſo unterzubringen, daß man nicht weiß, wo er iſt. Dieſe Waldberge da drüben gehören den Schotten, und dort wohnt unſer alter Weiſer ſeit einiger Zeit unter dem Namen eines einſiedleriſchen Benedictiners.

der vom Berge Athos heimgekehrt ſei und ſeinen gottgefälligen Studien lebe. Nur der alte Jäger dort, im Dienſte der Schotten, aber von den mähriſchen Gütern Zierotin's ſtammend, iſt im Geheimniſſe, und dort iſt er bisher allen Nachforſchungen entgangen. Jetzt iſt die Aufmerkſamkeit der Jeſuiten auf andere, dringendere Dinge gerichtet, und ſeit einiger Zeit ſcheint die ganze Angelegenheit verſchollen. Ihr ermeßt alſo leicht, daß uns der lärmend auftretende und nach ſeinem Oheim ſuchende Mitzlan nicht eben willkommen iſt, und daß wir im Verkehr mit dem alten Herrn die größte Vorſicht beobachten müſſen. Der Gärtner Spath iſt mein einziger Vertrauter in dieſer Angelegenheit, ſelbſt mein Gatte iſt nicht ganz eingeweiht, und ich mache Euch deshalb die größte Vorſicht und Verſchwiegenheit zur Pflicht.

Sie hatte eben dieſe Worte beendet, da klopfte es an die Thür. Es war Spath, der Gärtner. Beſcheiden und nicht ungeſchickt grüßend trat er ein, und fragte, an der Thür ſtehen bleibend, was die gnädigſte Frau Baronin befehle.

Sie winkte ihn näher, und machte ihn mit dem Junker bekannt, klar auseinanderſetzend, als ob ſie es nicht mit einem Diener, ſondern mit einem Standesgenoſſen zu thun hätte, was der Junker Hans in ihren gemeinſchaftlichen Glaubensſachen zu bedeuten habe, und was Spath zunächſt für ihn thun ſollte.

Spath nahm dieſe Zeichen von Achtung und Vertrauen in ſeiner Weiſe dankbar auf. Er war dies Wohlwollen, welches nicht im Mantel der Herablaſſung rauſchte, an ſeiner gnädigſten Frau gewohnt, und er verehrte ſie deßhalb ſtark und vollſtändig. Ein jeweiliges Nicken mit dem Kopfe und der unausgeführte Verſuch eines Fußſcharrens deuteten an, daß ſein Herz nach dem Ausdrucke einer Erwiederung ſuche, denn das Feuchtwerden ſeiner Augen hielt er für unbemerkbar. Er wiſchte ſie haſtig aus, um ſich den Junker ſorgſam zu betrachten. Dann erſt — er war ein bedächtiges Naturell — erklärte er einfach und trocken:

— Werde Alles ſo gut ich kann beſorgen. Soll ich den jungen Herrn jetzt gleich hinaufführen?

— Nein, Spath, das würde auffallen. Erſt zum Abend. Ich werde jetzt bis zur Bildbuche im Dornbacher Hohlwege ſpazieren gehen, damit er den Weg bis dahin genau kennen lerne und in der Dämmerung allein finde. Dort an der Buche magſt Du ihn nach Sonnenuntergang erwarten und zum Grafen hinaufführen.

— Nur nicht zu ſpät, gnädigſte Frau Baronin. Ihr wißt, daß der Herr Eremit — ſo nannte man den alten Herrn da oben von Seiten der Holzbauern, welche ihn zuweilen ſahen — mit den Hühnern zu Bette geht.

— Alſo vor Sonnenuntergang, lieber Junker, von hier ausgehen. Still! Nichts weiter davon. Da kommt Ludmilla — —

◆

Es war gar ſehr nöthig, daß Frau Amalie ſo vorſichtig verfuhr. Die Gefahr ſtieg bereits wie ein Gewitter empor in der Stadt Wien. Rudoph von Miglau und Herr Norbert bildeten dies Gewitter.

Norbert hatte bei dem Anblicke der unzweifelhaften Neigung zwiſchen Ludmilla und dem Junker Hans furchtbare Schmerzen empfunden. Das ſchöne Mädchen hatte ſich all ſeiner Sinne, hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt. Nichts ſah er vor ſich als dies Auge, welches ſchalkhaft und üppig, klug und verführeriſch in ſeine Seele, in ſeine Sinne hineindrang. Als ihr beim Fortgehen in raſcher Wendung das leichte Tuch einen Augenblick von der Schulter glitt und das friſche blendende Fleiſch des Nackens und der Schulter enthüllte, als der widerwärtige fremde Junker es aufhalten und ihr über die Achſel breiten durfte, da war es Norbert, als ob ein glühendes Eiſen durch ſeine Bruſt geſtoßen würde. Er fühlte ſich faſſungslos und — zu Allem entſchloſſen, was dieſe verführeriſche Geſtalt, wenn auch nur für einen Moment, in ſeine Arme drängen könne.

War dieſe Faſſungsloſigkeit, war dieſer lodernde Brand die Rache für ein Jugendleben ohne irgend welche Empfindung? Es ſchien ſo. Sein Kopf allein hatte bis jetzt gelebt, und ſo ſtieg denn auch jetzt kein Scrupel in ihm auf, daß er gegen ſeinen Stand und Beruf ſündige in dieſem Verlangen nach der Umarmung eines Mädchens. Sein Stand und ſein Beruf war ihm ein bloßes Geſchäft geweſen, ein diplomatiſches Geſchäft im Intereſſe der Kirche. Kein Herzensbedürfniß war dabei in Rede gekommen, wie ſollte ihm jetzt ein Scrupel entſtehen, da ſein Herz zum erſtenmale in convulſiviſche Bewegung gerieth! Die ariſtokratiſche Erziehung kam ihm übrigens zu ſtatten in ſeinem Drange nach Befriedigung. Dieſe Erziehung war ja doch von dem Grundſatze ausgegangen, daß Alles, auch das Höchſte und Beſte, für ihn vorhanden und erreichbar ſei — ſo ſchwankte er keinen Augenblick, alle Mittel anzuwenden, welche ihm dieſes Mädchen in die Arme führen könnten, und als Waldſtein ſeiner Braut auf dem Vorſaale entgegenging, ſchritt er feſten Schrittes an dieſer vorüber an das Treppengeländer hin, um die zauberhafte Geſtalt Ludmilla's ſo lange als möglich noch zu verſchlingen.

Wunderbare Welt, welche im Reiche der Neigung ſo oft alle Vorzüge überſpringt und das Unſcheinbare beglückt! Der bereits mächtige, reiche und innerlich bedeutende Waldſtein mußte ſich — er hatte ein ſcharfes Auge für das Innere der Menſchen — er mußte ſich ärgerlich geſtehen, daß ſeine Braut voll Sympathie ſei für jenen einfachen ſächſiſchen Junker, voll einer Sympathie, welche ihm ſo ganz und gar nicht entgegenkam, und der zu großer Laufbahn aufſchreitende mähriſche Graf Zierotin im geiſtlichen Kleide, welches gerade ihm alle Machtpforten der Welt öffnete, mußte in Neid und Unmacht hinter dem dürftigen Junkerlein herblicken, welches noch vor ein paar Stunden ein gefangenes und zum äußerſten bedrohtes Nichts geweſen war!

Nun denn, in einigen Minuten iſt es wieder ein alſo bedrohtes Nichts, dachte er, und Du wirſt das Deinige thun, daß er nie wieder jene weiße Schulter berühre. Dies denkend ſchritt er raſch die Stiege hinab. Er hatte ja eben in der Burg, wenn auch nur mit halber Aufmerkſamkeit, vernommen, daß der Junker am Schottenthor wieder eingefangen werden ſolle. Das wollte er jetzt von fern mit anſehen vor der Thür des Harrach'ſchen Hauſes.

Es kam anders. In dem Angriffe verſchwand der Wagen, und es entwickelte ſich ein Volksauflauf, da die Gardiſten auf Medardo's Zuruf wenigſtens etwas zuwege bringen und den Bart-Conrad fangen wollten. Der Raſchmacher Urban, welcher gerade eine ſolche Scene wünſchte, um die Stadt in Bewegung zu bringen, ſchrie wie beſeſſen, und brachte denn auch ein Getümmel zu Stande.

Dies Getümmel wälzte ſich gegen die Freiung herab. Norbert, welcher ſich zu weit vorgewagt hatte, um den Angriff auf den Wagen des Junkers näher zu beobachten, befand ſich plötzlich nur noch etwa hundert Schritte entfernt von der ſchreienden und kämpfenden Maſſe, und hatte doch nicht die geringſte Neigung, in unmittelbare Berührung mit derſelben zu gerathen. Sein ſchwarzes Jeſuitenkleid war von gefährlicher Anziehungskraft in ſolcher Situation. Er ſah rückwärts, ob die Thür des Harrach'ſchen Hauſes ihn wieder aufnehmen könne — ſie war verſchloſſen; der Thürſteher hatte den heranziehenden Lärm gemerkt. Kurz und raſch im Entſchluſſe ging er alſo ſchnellen Schrittes nach rechts hinüber, wo die Gebäude der Schottenabtei eine Zuflucht boten. Der Pförtner wollte zwar ſofort auch das Seitenpförtchen ſchließen, aber er konnte doch nicht verweigern, daß der junge vornehme Jeſuit ſchnell noch eintrat.

Er kannte ihn und ſeine vornehme Abkunft ſehr wohl, denn Pater Norbert war erſt kürzlich in Sachen ſeines verſchwundenen Oheims, des Grafen Zdenko, in der Abtei geweſen. Die erſte Frage des höflichen Pförtners ging alſo dahin, ob der hochwürdige Herr Pater ſeit jener Zeit ſo glücklich geweſen ſei, den alten Herrn Grafen aufzufinden.

Norbert hatte mit keiner Sylbe an den Oheim Zdenko gedacht. Dieſe Frage aber fiel doch auf fruchtbaren Boden. Der fixe Gedanke, ſich jenes ſchönen Mädchens zu bemächtigen, wucherte natürlich nach allen Möglichkeiten hinaus, welche ſich der Phantaſie darboten. Für jede dieſer Möglichkeiten, mochten ſie Entführung heißen, oder Glaubenswechſel, oder ſonſtwie, war jener Oheim Zdenko ein Anhaltspunkt. Die großen Geldmittel deſſelben auf der einen Seite, die Freigeiſterei, deren man ihn bezichtigte, auf der andern Seite, erſchienen dem Neffen plötzlich von weiter Bedeutung. Er ſah ſchweigend dem alten Pförtner ins Antlitz, und ſetzte durch dies Schweigen und durch ſein glühendes Auge den Mann von Minute zu Minute in peinlichere Verlegenheit. Zufällig wußte nämlich dieſer Pförtner ſo viel von dem Grafen Zdenko, daß er gar wohl den Neffen auf die Spur des Oheims hätte leiten können. Er hatte ja das Thor geöffnet, als der Pater Regens beim Morgengrauen ſeinen Freund, den Grafen Zierotin, hinausgefahren aus der Abtei; die ſtätiſchen Maulthiere hatten ausgeſchlagen, als ſie jählings rechts gelenkt wurden nach dem Schottenthore; der Pater Regens war nach drei Stunden allein zurückgekehrt, und hatte zwei Finger auf den Mund gelegt, als er an dem demüthig grüßenden Pförtner vorübergefahren war in den Hof hinein. Der Pförtner, ein alter Laienbruder, war wohl geſchult in Vorſicht und Verſchwiegenheit, war ganz wohl unterrichtet über die feindliche Stellung, welche das Benedictinerthum und das Jeſuitenthum gegen einander einnahmen, und er war in dieſem Augenblicke durchdrungen von der Ueberzeugung, der furchtbar ſchweigende und ihn mit dem Blick durchbohrende Jeſuitenpater ſei hinter das Geheimniß gekommen und wolle jetzt die letzte Aufklärung aus ihm herauspreſſen.

Norbert, wohl geübt im inquiſitoriſchen Verfahren, deutete ſich geſchickt die ängſtlichen Geſichtszuckungen des Pförtners, und ſagte endlich langſam, aber mit drohender Betonung:

— Du weißt, wo mein Oheim iſt!

— Nein, Hochwürden, wahrhaftig nicht!

— Er iſt hier im Kloſter!

— Nein, Hochwürden, er iſt nicht mehr hier!

— Nicht mehr?! Er war alſo hier —

Die letzten Worte, welche Norbert vor ſich hin geſprochen, wurden unterbrochen. Der Pförtner, vom Anblicke Norbert's betroffen, hatte die Thür nicht ins Schloß geworfen, ſondern nur angelehnt — ſie flog jetzt auf, und zwei Männer ſtürzten herein. Der eine von ihnen, niemand anders als die „rothe Feder“, hatte die Gewandtheit, die Thür ins Schloß zu werfen. Man hörte wirres Geſchrei draußen, aus welchem nur folgende Aeußerungen zu verſtehen waren:

— Schlagt die Pforte ein, das iſt der Hauptlump!

— Thut's nicht, wir ſind in der Freiung, die Schotten ſind oft genug eine Zuflucht geweſen für unſere armen Teufel; die Schotten ſind brav, ehrt ihre Freiſtätte!

— Dummes Zeug von braven Schotten und Freiſtätte! Aber aufhalten wollen wir uns nicht hier im leeren Winkel; in die innere Stadt hinein müſſen wir, ſonſt geht uns der angefangene Aufſtand wieder aus dem Leim. Vorwärts!

— Vorwärts! antwortete der Haufe dem letzten Redner, deſſen Stimme dem Raſchmacher Urban gehörte, und der Lärm entfernte ſich nach dem Heidenſchuſſe hinauf.

— Der Raſchmacher hat Recht, Hochwürden, flüſterte die „rothe Feder“ noch ziemlich athemlos, jetzt ſteht die ganze Stadt auf dem Spiele, denn die Cavaliere ſprengen zu allen Thoren herein nach dem Landhauſe. Es ſoll eine Proteſtſitzung geben gegen den neuen Herrn und ein Verweigern der Huldigung. Wenn das mit dem Volksaufſtande zuſammenklappt, alsdann —

— Poſſen! Wien iſt katholiſch! ſagte mit kalter Energie Pater Norbert. Schafft den Mann da auf eine Lagerſtatt, Pförtner, er fällt ja um, und kommt mit mir, Medardo.

Unter dieſen Worten ging Norbert in dem gewölbten Gange des Flurs weiter nach hinten dem Hofe zu. Die „rothe Feder“ folgte ihm. Jener erſchöpfte Mann aber, der alte Pudel aus der Schranne, ward vom Pförtner in die offen ſtehende Thorſtube geleitet. Der Mangel an „Bülldung“ der Straßenwelt hatte ihn garſtig beläſtigt, und er lallte ununterbrochen vor ſich hin:

— Der wüſte Conrad war's, der „ungebüldete" Holzknecht, pfui!

Pater Norbert behielt ungeſtört ſein Ziel im Auge und den Weg, auf welchen ihn zufällig der erſchrockene Pförtner geleitet hatte: Ludmilla und ſeinen verſchwundenen Oheim mit den Geldſtücken, den alten Grafen Zdenko. Er fragte alſo raſch den aller Stadtdinge kundigen Medardo, ob er vermuthen könne, wohin dieſer aus der Schottenabtei gebracht worden ſei.

Die „rothe Feder" ſchwieg und dachte nach. Es fehlte an Anzeichen; denn was da geſchehen ſein konnte, war unter Hilfsmitteln der geiſtlichen Herren, der Schotten, geſchehen, war alſo von den Genoſſen Medardo's, den Gardiſten und andern Aufpaſſern, nicht beachtet worden.

Nach manchem Hin- und Herrathen kamen Pater Norbert und Medardo dahin überein, daß Graf Zdenko wahrſcheinlich auf einem Beſitzthume der Schotten verborgen weile. Nun wurden dieſe Beſitzthümer beſprochen. Penzing war die wichtigſte. Dort ſollte nachgeſpürt werden. Aber auch nordwärts von Penzing, weithin über Berg und Wald, gehörten weite Landſtrecken den Schotten, welche vor einem halben Jahrtauſend vom Herzoge Heinrich Jaſomirgott als ſchottiſche und iriſche Mönche bei Wien angeſiedelt und von ihm ſowie von ſeinen Nachfolgern reich dotirt worden waren.

— Holla! rief plötzlich Medardo.

— Was?

— Heut' Morgen iſt uns gemeldet worden, daß der ungariſche Wagen, welcher heut' Nacht am Ausgange des Kohlenmarktes gehalten, und wahrſcheinlich den Odontius —

— Odontius — wie?

— Hochwürden, ich laſſe mir's nicht nehmen, daß der räthſelhafte Alte, welcher heut' Nacht in der Stallburg das Aufſehen gemacht, der Odontius ſelbſt geweſen iſt.

— Ah?!

— Und wir wiſſen aus Olmütz, daß dieſer Hauptketzer in Verbindung ſteht mit dem Grafen Zdenko.

— Nun?

— Nun, dieſer ungariſche Wagen heut' Nacht iſt zum Schottenthor hinausgefahren. Wie kommt ein ungariſcher Wagen da hinaus?! Was aber noch deutlicher ſpricht, der wacheſtehende Gardiſt, mein Landsmann, der Battiſta, ein aufgeweckter Kopf, hat draußen an der Grabenbrücke drei Worte gehört, die einen Fingerzeig geben —

— Welche?

— Der Kutſcher hat einen Augenblick ſtillgehalten und ſeinen Kopf zurückgewendet nach dem verdeckten Wagen, offenbar weil er nicht gewußt hat, ob er rechts oder links fahren ſolle. Da hat eine ſchwache Stimme im Wagen geſagt: Links zum Grafen!

— Links? Das geht nach Hernals.

— Jörger in Hernals iſt aber Baron, und „Graf" kurzweg wird bei den Ketzern Graf Zdenko überall genannt.

— Alſo dahinaus — ?

— Dahinaus liegt höchſt wahrſcheinlich der Schlupfwinkel des Grafen Zdenko. In Hernals nicht. Dort hab' ich meinen Aufpaſſer, der nie etwas davon gemeldet. Aber — richtig! — mein Aufpaſſer ſagte neulich: die Frau Baronin, eine Hauptketzerin, mache ſeit einiger Zeit gegen ihre ſonſtige Gewohnheit häufig Spaziergänge in den Wald hinauf. Sollte ſie nicht, die ſehr klug und mit aller Welt in Verbindung —

— Gut, gut. Dahin unſere Rede!

— Schwer, ſchwer, Hochwürden. Draußen jenſeits des Grabens iſt das Ketzerthum allmächtig, und die Cavaliere machen wenig Umſtände mit unſeren Leuten.

— Muß aber doch geſchehen.

Damit trennten ſie ſich. Nerbert rief den alten Pförtner zu ſich, und trug ihm auf, den Platz draußen zu überſchauen. Die Nachricht lautete: er ſei leer; die Tumultuanten ſeien im Heidenſchußgäßchen verſchwunden, die Gardiſten aber hätten ſich — nach Ausſage eines Gaſſenkehrers — in den Tiefen Graben hinab zurückgezogen; aus der inneren Stadt wiſſe und höre man nichts.

Nerbert trat hinaus auf den freien Platz. Er wollte zu Waldſtein hinüber, den er noch im Harrach'ſchen Hauſe vermuthen durfte, um dieſem mitzutheilen, was er über den Grafen Zdenko erfahren, und vielleicht einige Reiter Waldſtein's in Anſpruch zu nehmen. Denn in Betreff des Oheims Zdenko war er ſicher, kräftige Unterſtützung bei Waldſtein zu finden, da dieſer ein perſönlicher Gegner Zdenko's war.

Ehe Nerbert jedoch den Platz ganz überſchritten hatte, kam ein Reiter aus dem Tiefen Graben heraufgeſprengt und ihm entgegen. Es war Rudolph von Mitzlau, der ſich endlich von Gangelberger losgewunden, ſein Pferd im „Löwen" geholt hatte und jetzt nach Hernals hinauseilen wollte.

Norbert blieb ſtehen. Er wußte, daß dieſer ſchleſiſche Junker ſich ein beſonderes Geſchäft daraus machte, den ihm ebenfalls verwandten Zdenko auszuſpüren.

— Wohin, Herr Junker? rief er ihm zu.

Mitzlau hielt ſein Pferd an und zögerte mit der Antwort. Daß er zu den Ketzern hinauseile, ſtimmte nicht gut zu der Rolle, welche ihm die vergangene Nacht aufgedrängt worden war. Norbert aber war ſehr geneigt, ihm die Antwort zu erleichtern. Das geſchah am beſten, indem er ſie ihm erſparte.

Norbert trat alſo nahe zu Mitzlau hinan und ſprach lächelnd weiter:

— Ich hab' Euch ja geſtern Abend da oben (nach den Harrach'ſchen Fenſtern hinaufblickend) beobachtet. Ihr wart mit der ſchönen Ketzerin gekommen, und ſie ärgerte Euch offenbar mit ihrer Sorge um den gefangenen Sachſen — laßt's gut ſein mit Proteſtiren! Die Hauptſache iſt: er hat ſie vor einer Viertelſtunde, oder richtiger: ſie hat ihn vor einer Viertelſtunde da hinausgefahren —

— Wie?

— Ja wohl. Eure Anſtalten — denn ſie gingen ja doch von Euch und Gangelberger aus! — ſind ungenügend geweſen; er iſt hinaus mit ihr, und jetzt lachen ſie draußen im Schloſſe über uns. Aber nützen könnt Ihr uns da draußen doch, uns und Euch.

— Das heißt?

— Das heißt — und das Folgende ſprach er geſammelt und nachdrucksvoll, wenn auch nicht mit ſehr lauter Stimme — das heißt, wenn Ihr Euch beizeiten entſchließt, Einem Herrn zu dienen.

— Einem Herrn —?

— Bis jetzt dient Ihr zweien. Ich kannte Euch, ehe Ihr nach Wien kamt. Wir ſind ja Verwandte, und Oheim Zdenko iſt unſer gemeinſchaftlicher Vetter. Ihr kamt, um ihn aus den Händen der räuberiſchen Pfaffen zu befreien, die ſein Geld in Beſchlag genommen und Euch entzogen. Still, ſtill! Wir kennen Euch ganz gut, und wir wiſſen es auch zu würdigen, daß Ihr Euch heute Nacht — ich will nicht unterſuchen warum — für uns entſchieden habt. Aber bleibt nun ſtracks und feſt auf dem Pfade, welchen die Fügung des Himmels Euch heute Nacht angewieſen. Uns täuſcht Ihr nicht, und wir wiſſen zu lohnen und — furchtbar zu ſtrafen. Genug! Erwiedert nichts. Ich allein kenne Euch ganz. Ueberzeugt mich in der nächſten Zeit, daß Ihr Euren Eintritt dahier auslöſchen gewollt, und ich ſtehe Euch für eine glänzende Laufbahn. Beſucht mich in jeder Woche zweimal: ich wohne in der Burg. Um Euch gegen die Hernalſer ſicherzuſtellen, kommt des Abends. Ich komme übrigens auch hinaus —

— Wie?

— Ich bin nicht furchtſam, und mein Kleid iſt nicht unerläßlich. Aber ich rathe Euch, mich nicht zu vernachläſſigen. Täuſcht Euch nicht über die Zukunft. Was jetzt hier lärmt, das iſt hohl. Und die Schätze Oheim Zdenko's können nur wir Euch verſchaffen. Er iſt in keinem Kloſter, in keiner Gewalt von Pfaffen. Im Gegentheil. Er iſt frei, iſt von Mönchen unterſtützt und iſt allen Ketzern zugänglich. Gebt mir die Hand zum Zeichen, daß Ihr uns treu ſein wollt, und ich bringe Euch auf ſeine Spur.

— Hier iſt meine Hand, ſagte, wenn auch nicht eben entſchloſſen, Rudolph von Mitzlau.

Norbert theilte ihm nun mit, was er ſoeben entdeckt hatte, und machte ihn beſonders aufmerkſam, daß Frau von Jörger's Spaziergänge ihn am leichteſten zum Ziele führen könnten. Und ſo entließ er ihn, nochmals ſtreng auf ſofortige Mittheilung dringend.

Ziemlich betäubt ritt Herr Rudolph hinaus. Er war gleichſam im Handumkehren in ſo gefährliche Lage gerathen, daß er beiden Parteien dienen mußte, von beiden Parteien außerordentlich bedroht ſein, von beiden Parteien aber auch großen Vortheil ziehen konnte. War dies ſeinen Charakteranlagen ſo ganz unangemeſſen? Er meinte es. Er meinte auch dieſe doppelte Aufgabe ſo bald als möglich abzuſchütteln. So bald als möglich! Der Zufall habe ſie ihm aufgehalſt, die nächſten Begebenheiten würden ihn wohl auch davon befreien. Zunächſt ſtanden nur zwei Zielpunkte vor ſeinen Wünſchen: die ſchöne Ludmilla und der reiche Oheim. Der Wink über den Aufenthalt des letzteren war doch unſchätzbar. Der gefährliche Pater Norbert ſollte nach Umſtänden wol das Nachſehen kriegen, wenn man ſich des Oheims und ſeiner Schätze ohne ihn bemächtigen könne!

Dies war der Schluß ſeiner Gedankenreihe, als ſein Roß über die Brücke und ins Schloßthor von Hernals ſchritt.

Die Herrſchaft war nicht daheim. Der Herr Baron in Wien, die Frau Baronin mit Ludmilla und dem fremden Junker auf einem Spaziergange.

— Auf einem Spaziergange?! Nach welcher Richtung?

— Nach Dornbach hin, und dort wahrſcheinlich links in den Wald hinauf zur Bildbuche —

Alſo richtig! dachte Herr Rudolph, und in der ſicheren Hoffnung, den geheimnißvollen Weg zum Oheim Zdenko in dieſer Weiſe raſch zu entdecken, forderte er haſtig und ziemlich befehlend einen der im Hofe verweilenden Dienſtleute auf, ihn nach der Bildbuche zu führen. Dieſer entſchuldigte ſich zwar, weil er das Pferd beſorgen müſſe, ein Anderer aber trat vor und übernahm die Führung des Herrn von Mitzlan.

Der Wald oberhalb Dornbach und Ottakring, welcher ſich jetzt nur auf den Höhen zwiſchen dieſen beiden Ortſchaften hinzieht, reichte damals noch weiter herab in das Thal, und die Bildbuche ſtand oberhalb der jetzigen Zieglerhütte auf einer kleinen Waldwieſe. Den Namen hatte ſie, wie es noch jetzt häufig vorkommt, von einem Muttergottesbilde, welches in den Stamm eingefügt war. Candidat Götzinger im Hernalſer Schloſſe hatte dafür geſorgt, daß es ausgebrochen worden. In der Kirche duldete er als Lutheraner einige Bilder, aber übrigens nannte er ſie einen

Götzendienſt, dem man ſteuern müſſe. Trotzdem behielt natürlich die Buche ihren Namen, und auf einer plumpen Holzbank an ihrem Fuße ſaßen in prächtigem Sonnenſcheine Frau Amalie, Fräulein Ludmilla und der Junker Hans, ſich an der ſchönen Ausſicht weidend, welche man von dort genoß. Dieſe Abhänge des Wiener Waldes bieten dem Blicke ein reizendes Panorama: links die Donau mit ihren bewaldeten Inſeln vom Marchfelde hinab bis zum Berge von Theben unweit Preßburg, gleichſam dem Wartberge Ungarns, an welchen ſich linkshin die kleinen Karpathen ſchließen. Rechtshin legt ſich eine andere, wenn auch niedrige Mauer vor das Ungarland, das Leithagebirge, welches bis an die Vorberge der Alpen reicht. Als Wartberg dieſer Alpen ſchließt hier der prächtige Schneeberg den Horizont, ein Granitkegel, deſſen Schneerinnen hereinglänzten in die liebliche Ebene des Wiener Beckens. Wie eine Perle in dieſer großen Muſchel lag vorne Wien vor den ſchweigſam Hinabſchauenden.

— Dort unten hinter den ſtarren Wällen entſcheidet ſich vielleicht noch in dieſem Jahre das Schickſal Europas, ſagte endlich Frau Amalie, indem ſie hinabzeigte.

— Ich glaube, die Entſcheidung fällt in Böhmen! ſagte beſcheidenen Tones Junker Hans.

— Vielleicht eine Kriegsentſcheidung. Sie iſt nicht die letzte. Die regierende Seele für den weiten Länderkreis, welcher ſich von den fernſten Bergen herab um die Donau gruppirt, wird immer da unten wohnen in jener Hofburg.

— Unſere Cavaliere in Böhmen pflegen aber doch auszurufen, ſagte Ludmilla, daß Böhmen keinen Zuſammenhang brauche mit den öſterreichiſchen Ländern. Es ſei ein geſchloſſener Burgfrieden von mächtigem Umfange, der ſich ſelbſt genüge –

— Geſchloſſen iſt er im Oſten durch das Rieſengebirge, im Norden durch das Erzgebirge, im Weſten durch den Böhmerwald. Hierher nach Süden aber iſt Böhmen offen, hierher wird es immer gezogen werden, wie es ſich auch ſträube. Die Völker ſind abhängig von den Wällen und Flächen des Erdbodens. — Sieh, da unten ſproßt das erſte gelbe Blümchen des Frühjahrs!

— Ich hol' es Dir, Tante!

Sie ſtieg hinab, und Frau Amalie benützte ihre Abweſenheit, um den Junker über den Weg zu unterrichten, welcher in den tieferen Wald hinauf zum Grafen führe. Es war nur ein Fußſteig. Fahrwege, nur für Holzwagen gebraucht, gab es wohl zwei. Einer von dem Vorwerke Ottakring hinauf, und einer durch Dornbach hinauf. Dieſe beiden Fahrwege bögen aber ab in der Nähe des Waldhügels, in deſſen dichtem Schatten der Graf ſeinen Aufenthalt habe. Nur dieſer Fußweg führe bis zur Schwelle ſeiner Wohnung. „Hier alſo erwartet heut' Abend den Spath: in einer kleinen halben Stunde gelangt Ihr dann hinauf.“

Ludmilla brachte das Blümchen, kniete vor ihr nieder und überreichte es ihr lächelnd. Glück und Heiterkeit und ſüße Befriedigung ruhten auf den lieblichen Zügen des Mädchens. Dieſe drei Menſchen waren in wohliger, ja in ſeliger Stimmung. Die jungen Leute ſahen einander vertrauensvoll in die Augen, gegenſeitiger Zuneigung ſicher ohne ein Wort. Frau Amalie aber freute ſich innerlich dieſer Uebereinſtimmung junger, ſchön gebildeter Geſchöpfe.

— Sing' uns Dein Dorflied, Ludmilla! Alle Lüfte ſchweigen; es wird lieblich und weit klingen.

Und Ludmilla ſang ohneweiters ein böhmiſches Volkslied. Seine Weiſe war nicht ohne Melancholie, aber die friſche Stimme verlieh ihm eine ſehnſüchtige Kraft. Hans fühlte ſeine Augen übergehen von Thränen, und als ſie geendet, reichte er ihr tief ergriffen die Hand, um ſie emporzuheben. Sie reichte ihm beide Hände, und ließ ſich von ihm aufrichten, faſt die ganze Schwere ihres Körpers ſeiner Kraft überlaſſend. Wie eine Fluth von Wärme und Elektricität ſtrömte es ihm zum Herzen, und ſie wären vielleicht einander in die Arme geſunken trotz der Tante, wenn nicht ein plötzliches „Hollah“ aus der nahen Schlucht unten ſie geſtört hätte.

Dieſes „Hollah“ ging von dem Begleiter Rudolph's aus, welcher die Ankunft eines Fremden beizeiten melden wollte. Es war der Gärtner Spath ſelber, welcher ſich zur Begleitung erbeten hatte und jetzt wohl verhindern wollte, daß ſeine Herrin überraſcht würde.

Man kann nicht ſagen, daß Herr Rudolph irgend jemand willkommen war, und der Empfang war denn ſo kahl wie der Wald, in welchem er ſtattfand. Das Behagen war geſtört, und Frau Amalie fand, daß die junge Frühlingsluft denn doch einen ſehr kalten Untergrund habe, um deſſenwillen der Heimweg zu ſuchen ſei. Junker Hans fand, daß der von Mitzlau auch in anderer Beziehung zudringlich ſei. Er hielt ihn nämlich beim Hinabſteigen durch die Schlucht am Arme zurück, und fragte ihn zwar leiſe, aber kurzweg: ob dies der Pfad zu ſeines Oheims Aufenthalt ſei, und ob Herr Junker Hans von Starſchädel ihn hingeleiten wolle, wie er verſprochen habe? Hans ſah ihm nicht ohne Schrecken ins Angeſicht — dies Angeſicht lächelte unangenehm, der Kopf nickte und der Mund ſprach:

— Allerdings bin ich plötzlich unterrichtet, daß Graf Zdenko in dieſer Gegend hauſt, und ich hoffe, Ihr werdet Euer Wort halten —

— Erſt müßte ich ſelbſt unterrichtet ſein, entgegnete Hans, denn ich habe in der vergangenen Nacht eben nur eine Andeutung erhalten. Dieſer werde ich nachforſchen. Mehr habe ich nicht verſprochen, und mehr konnte ich nicht verſprechen. Es ſcheint ja auch, als wüßtet Ihr ſelbſt ſchon mehr als ich —

— Ah, Ihr ſperrt Euch? Nun, wir ſprechen weiter! Dies ſagend, ſprang er zu den Damen hinab, ihnen ſeine Unterſtützung anzubieten für den etwas abſchüſſigen Weg.

Nur Fräulein Ludmilla fand nach einiger Zeit, daß der ſtörende Vetter doch artig und heiter ſei. Er erzählte die Vorgänge der letzten Nacht unter einem andern, recht lebensvollen Geſichtspunkte, und verwendete mehr freie Laune auf die Schilderung der verſchiedenen Perſönlichkeiten, als Junker Hans gethan hatte. Dabei beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit dem Fräulein, da Frau Amalie durchwegs ſchweigſam verblieb, und fand dazwiſchen immer wieder eine Veranlaſſung, für die zuhörende ſchöne Muhme Artigkeiten einfließen zu laſſen, welche ihr zuerſt ein Lächeln und ſpäter kleine Erwiederungen abnöthigten.

Zu Hans hatte ſich der Gärtner Spath geſellt, um ſeine Beſorgniß auszudrücken über den Herrn von Mitzlau. Es habe dieſer geradezu vom „Grafen“ geſprochen, der da oben im Walde wohne, und zu dem er geführt ſein wolle. Das ſei übel, denn die Frau Baronin habe ihm ſchon geſtern mit einem kurzen Worte eingeſchärft, vor dem jungen Herrn auf der Hut zu ſein. Sein „Herr Oheim“ trage gar kein Verlangen nach dieſem Neffen. Deshalb habe er, der Spath, ſich vorhin gleich zugedrängt als Führer, damit nichts Ungeſchicktes geſchehe. Heut Abend ſei nun aber doppelte Vorſicht nöthig. Der Herr Junker von Starſchädel möge nur ja trachten, unbemerkt aus dem Schloſſe zu kommen, denn der Herr von Mitzlau ſehe ganz danach aus, als würde er ſich „anvettern“ wollen. Er, Spath, werde bei Sonnenuntergang hier in der Schlucht unter der Biſtbuche warten. Herr von Starſchädel aber möge nun die einbrechende Dunkelheit abwarten, damit Herr von Mitzlau ihn nicht vielleicht vom Fenſter aus gehen ſehe. Wird's nun auch für's erſtemal etwas ſpäter — ſchloß er — und finden wir den Herrn Graf ſchon beim Schlafengehen, ſo iſt doch heute noch der erſte Schritt geſchehen für die Bekanntſchaft und für die Briefſchaften.

Junker Hans war ganz damit einverſtanden. Auch Frau Amalie hatte ihm neuerdings geſagt, daß er keinen Tag Zeit verlieren möge, und ſo beſtellte er Spath für dieſen Abend ganz poſitiv zu der Expedition.

Er fühlte ſich wie niemals im Strome des Glückes, und hatte nicht die entfernteſte Ahnung, daß dies Glück nur im lieblichen Aufſchwunge und Gedeihen ſeiner Neigung zu Ludmilla wurzle, von allen Seiten aber bereits gefährlich unterhöhlt ſei.

Der Lauf dieſes Nachmittags ſchon brachte ein kleines Ereigniß nach dem andern, welches ihn hätte bedenklich machen ſollen, wenn ein Liebender nicht eben das unbedachteſte Weſen unter der Sonne wäre.

Am Brückenthor erwartete ein reitender Bote die Frau Baronin Amalie und Fräulein Ludmilla. Ludmilla erkannte ihn von fern, winkte ihm und eilte auf ihn zu. Es war Prokop, ein alter Reitknecht ihres Vaters. Er kam aus dem obern Lande über Krems herab, und brachte die Nachricht, daß der gnädige Herr Vater, Freiherr von Loß, heute und morgen noch nicht eintreffen werde. Im Städtchen Horn ſei er aufgehalten. Dort habe ſich ein Ausſchuß der Landſtände verſammelt, der des Freiherrn Rath in Anſpruch nehme.

Ludmilla beklagte dies lebhaft. Junker Hans mit ihr. Und doch ahnte letzterer nicht, daß gerade *ihm* die baldige Ankunft des Freiherrn am nöthigſten ſein würde, denn der Freiherr von Loß war des Junkers zuverläſſigſter Gönner.

Nun wurde dem Junker ein Zimmer angewieſen auf der Nordweſtſeite, alſo gerade auf der Seite, von wo man den

Weg nach der Bildbuche überſehen konnte, und unmittelbar neben ihm wurde Herr von Mitzlau einquartiert.

Herr von Mitzlau hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als den Junker nochmals dringend an die Zuſage zu erinnern, welche er ihm oben im Gedränge der Burg gegeben hatte: vermittelſt des alten Ungars ihm den Aufenthalt ſeines Oheims Zdenko nachzuweiſen. Das konnte und durfte nun Hans ganz gewiß nicht. Aber Herr Rudolph, ohnedies ſchon gereizt durch die ſichtbare Gunſt, in welcher Hans bei Ludmilla und Frau Amalie ſtand, wurde herb und herber in ſeinem Zudringen, ſprach von gerechtfertigtem Mißtrauen in die Verſprechungen des ſächſiſchen Junkers, und trieb es zu einer Scene, welche für Hans herzlich unangenehm war. Auch eine halbe Zuſage war für ſeine Gewiſſenhaftigkeit eine Verpflichtung, und es quälte ihn, daß er unzuverläſſig erſcheinen ſolle. Faſt drohend verließ ihn Herr Rudolph von Mitzlau.

Kaum war dieſer hinweg, ſo trat Candidat Götzinger in des Junkers Zimmer.

Er begrüßte den jungen Apoſtel aus dem gelobten Lande — ſo nannte er Sachſen — mit einem ſteifen Schwall bibliſcher Phraſen, und drückte ſeine unangenehm ſchmeichleriſche Freude darüber aus, daß der junge Apoſtel, wie er von der verehrlichen Freifrau und Hausfrau vernommen, ausgerüſtet ſei mit den neuen dogmatiſchen Verſchlägen, welche wiederum von Sachſen ausgehen ſollten. Seine Seele dürſte danach, und er ſei gekommen, um ſich letzen zu laſſen.

Frau Amalie hatte unterlaſſen, den Junker Hans vor dieſem Candidaten zu warnen. Er war ein verknöcherter Lutheraner, und der Gedanke einer Union unter den proteſtantiſchen Richtungen war ihm widerwärtig, ja verbrecheriſch. Seine Augen ſperrten ſich alſo weit auf, und ſeine Naſenflügel geriethen in wilde Bewegung, als der unvorſichtige Junker auf einige Einwendungen vom Standpunkte des Katechismus in Eifer gerieth, und den Grundgedanken der Union, äußerſte Beſchränkung der dogmatiſchen Sätze, immer eifriger und wärmer entwickelte. Der unbedachte Jüngling ſah es nicht, daß Candidat Götzinger immer magerer und ſpitziger wurde in ſeinem knochigen Angeſichte, daß ſeine fleiſchloſen großen Fäuſte ſich immer ingrimmiger ballten, und daß der Moment immer näher rückte, welcher eine Verfluchung dieſer läſterlichen Unions-Beſtrebungen von den krampfhaft zuſammengekniſſenen Lippen des fanatiſch orthodoxen Candidaten löſen werde. Hans ſah dies Alles nicht und er ahnte nicht, daß er ſich wiederum einen Feind, einen grimmigen Feind fertig mache; denn er beſaß in ſeiner uneigennützigen Hingebung an die Ideale ſeiner Seele ein ausgeſprochenes Talent, alle perſönlichen Rückſichten zu überſetzen und ſich Feindſchaft zu erwecken links und rechts.

Zufällig unterbrach Tartſch, welcher mit den Pferden angekommen war, des Junkers unheilbringende Unionspredigt. Candidat Götzinger ergriff dieſe Gelegenheit, ſeinen Beſuch zu endigen. Er wußte, daß die Freifrau dieſem gefährlichen Junker ſehr wohlwollend geſinnt ſei — ſie ſelbſt war ja in Götzinger's Augen ein ſehr zweifelhaftes Glied der lutheraniſchen Heerde! — und aus Rückſicht auf ſie, welche ja doch augenblicklich noch ſeine Brodherrin war, bezwang er ſeinen Ingrimm und ging ſchweigend von dannen, ſich feſt vornehmend, dem Freiherrn von Jörger ſelbſt eine flammende Vorſtellung über dieſe Gräuel in feierlicher Form zu verſetzen, denn der Freiherr war im dogmatiſchen Punkte ſtreng und genau.

Hans, welcher ſich warm geſprochen, bemerkte von alle dem nichts, und fragte den alten Diener unbefangen, warum er ſo lange in der Stadt verweilt.

— Weil der Teufel überall los iſt! entgegnete dieſer verdrießlich.

— Das heißt?

— Der Aufſtand unſerer Leute drin iſt wieder entzweigegangen. Es haben ſich nicht Leute genug dazugeſchlagen, und das Ganze hat ſich verlaufen. Der Conrad und der Raſchmacher kamen in den „Löwen“, und es war Alles elend. Das hab ich abwarten wollen, und darüber iſt die Zeit vergangen. Am Ende kam auch noch die Nachricht, daß ſich die Studenten für den neuen Herrn erklärt haben und ſich bewaffnen wollten gegen uns. Der Raſchmacher ſagte, es ſeien halt Jeſuiten-Jungen, und von dem dummen Volke hier ſei nichts zu erwarten. Der Raſchmacher hat Recht; machen wir, daß wir fortkommen aus dieſer Gegend, hier iſt für uns nichts zu holen, ich hab's ja immer geſagt, und für Euch, Herr Junker, am allerwenigſten!

— Für mich?

— Ja für Euch gerade. Daß Ihr mit dem Walſten oder Waldſtein, wie er nun heißen mag, Freundſchaft geſchloſſen, das haben unſere Leute ſehr krumm genommen, und wenn Ihr noch einmal — kurzum, machen wir, daß wir hier wegkommen!

Er verſchwieg dabei noch das Weitere. Das Mißtrauen, dieſer unvermeidliche Schlangenſame bei jeglicher Parteigährung auf der Erde, war auch bereits in den Dienſthof des Hernalſer Schloſſes eingeſchleppt. Kutſcher Leopold hatte ja eine zeitlang unten gehalten mit den Iſabellhengſten am Harrach'ſchen Hauſe, und Conrad hatte ihm einen kurzen Beſuch gemacht vom Wirthshauſe in der Schottengaſſe. An dieſem Wirthshauſe waren ja die Iſabellen mit dem ſchönen Fräulein vorbeigetrabt, als ſie in die Stadt gekommen waren, und Conrad hatte ſich bemüßigt gefühlt, einen Augenblick hinabzuſchlendern aus der Kneipe, wo doch noch nichts zu thun war, und dem Poldi zu ſtecken, daß er wohl mit den Hengſten in einen Spectakel hineingerathen würde. Er ſollte ſich dabei nur um die Hengſte und um das Fräulein kümmern, den fremden Junker aber nur getroſt ſeinem Schickſale überlaſſen. Denn dieſer Junker ſei ein Zweiſchneidiger, um den's nicht ſchade ſei. Er ſchlecke mit den Katholiken umher und zeige ſich „pilzig". Poldi könne es getroſt weiter ſagen. — Poldi hatte das auch redlich gethan, beſonders da er wegen des bandigen Hengſtes dem ſchönſten Verdruſſe beim Herrn Baron entgegenſah. An der Verwundung des Hengſtes war ja doch niemand ſchuld als der „pilzige" Junker, und der Schmied hatte den Kopf geſchüttelt und zunächſt ein Haarſeil für nöthig erachtet, und das kannte man ſchon, wenn's mit einem Haarſeile anfing; kurz der fremde Junker ſei nicht „koſcher", und es wäre beſſer, der Hernalſer Hof wäre ihn wieder los. Dieſe Reden und dieſe Stimmung hatte Tartſch vernommen und bemerkt, und was noch ſchlimmer war, er ſelbſt war mißtrauiſch gegen ſeinen jungen Herrn. Denn dieſer hatte ja früher nie mit Katholiſchen verkehrt — freilich aus dem einfachen Grunde, daß es in Sachſen gar keine Katholiſchen gegeben, und in Prag die Gegenpartei derſelben der einzige Umgang des Junkers geweſen — und jetzt war er am hellen Tage Arm in Arm mit dem abſcheulichen Waldſtein über den Platz gegangen. Es war mit Einem Worte Tartſch ſelber höchſt bedenklich über ſeinen jungen Herrn, und dieſer war im Handumkehren von lauter Widerſachern umgeben, und hatte einen Boden unter den Füßen, der überall hohl und zum Einſturze vorbereitet war.

Das Schlimmſte war, daß Hans keine Ahnung hatte von alledem, daß er alſo ohne Vorſicht und ohne jegliche Schutzwaffe weiterging. Er betrachtete die Welt noch blos mit den Augen des Herzens. So geht es ja allen guten Menſchen, bis die Enttäuſchungen eintreten und ihnen die Wahrnehmung aufdrängen, der Menſch ſei ein mannichfach zuſammengeſetztes Weſen, und müſſe ſich auch der mannichfachen menſchlichen Kräfte verſichern, um nicht von Irrthum in Gefahr und von Gefahr in Verzweiflung zu gerathen.

Ohne Mißtrauen gegen den ſchweigſam verſchwundenen Candidaten, ohne Aufmerkſamkeit für den mürriſchen Tartſch, war der ſonſt ſo einfache und für ſeinen Anzug ſorgloſe Hans damit beſchäftigt, ſich ſtattlich zu kleiden und Haar und Bart mit ungewöhnlicher Sorgfalt zu ſtrählen. Er verlangte mehr aus dem kleinen Mantelſacke, als darin war, und Tartſch wurde dadurch nur noch ärgerlicher. Putz und Flitter, meinte er innerlich, ſind eben auch katholiſch! Blöder Tartſch! Jedes Männlein und Weiblein iſt ſofort darauf bedacht, ſich ſauber und gefällig auszuſtatten, wenn eine Liebesneigung eingekehrt iſt, und wie Hans jetzt für die Mittagstafel ſeine Erſcheinung herauszuſtaffiren trachtete, weil er Ludmilla dort begegnen würde, ſo that Ludmilla ihrerſeits desgleichen, weil ſie Hans erwartete. Sie that es in noch viel höherem Grade, denn ſie war gefallluſtig, auch wenn ſie nicht liebte.

Sie waren auch beide die erſten, welche bei den munteren Tönen der Tafelglocke ſich in haſtige Bewegung ſetzten, um keinen Moment zu verlieren. Es gelang ihnen auch, ſich einander zu begegnen auf dem Treppenflure vor dem Speiſezimmer. Er vom weſtlichen Flügel kommend, ſie vom nördlichen, wo ſie neben Frau Amalie ihre Zimmer hatte. Hans war berauſcht von ihrem Anblicke. Ein ſchneeweißes Gewand umfloß die ſchöne Geſtalt, ein leichter Florſhawl nur zitterte um die kräftige Büſte, und das ſchöne Antlitz, von wallenden ſchwarzen Locken eingerahmt, lachte mit den Augen wie ein Schalk ihm entgegen. O, dieſe Augen! Als er ihr die Thür öffnete, ſtieg die Befangenheit der immerdar ſchüchternen erſten Liebe wie ein Sommerſchatten über dieſe Augen hin. Sie ſenkten ſich. Doch als beide eingetreten waren, hoben ſich die Augen alsbald wieder langſam und halb fragend. — Hans hätte jauchzen und weinen mögen in Einem Athem! Dieſer Aufſchlag der Augen war ihre verführeriſche Macht. Sie öffneten ſich ſo allmählig, als legten ſie vorſichtig Feuer, und das eine Augenlid ſchien etwas länger zu zögern als das andere, und jener ſo lieblich falſche Blick täuſchte eine halbe Secunde lang über den wahren Ausdruck des heißen Strahles, um gleich darauf in volle Flammen überzugehen. Hans widerſtand nicht. Er ergriff ihre Hand, er zog dieſe warme Hand zum erſtenmale an ſeine Lippen — da ging die Thür wieder hinter ihnen auf, und Herr Rudolph trat ein. Er hatte ſeinen Zimmernachbar fortgehen hören und war ihm eilig gefolgt.

Hans war blutroth. Ludmilla aber faßte ſich ſchnell und begrüßte den Herrn Vetter mit heiterer Verbeugung. Sie fand auch raſch heitere Worte, und Hans ſegnete dieſe Faſſung.

Dieſen Segen hätte wohl mancher Zuſchauer voreilig genannt, denn Ludmilla ging mit gar zu großer Bereitwilligkeit auf Herrn Rudolph's Unterhaltung ein, und dieſe Unterhaltung war durchwegs die der Schmeichelei. Er beſaß die Unbefangenheit, Lob und Preis auszuſchütten über die junge Dame, als ob er einen Auctions-Katalog zu verherrlichen und jede einzelne Nummer des Kataloges in glänzendes Licht zu ſtellen hätte. Der ſchöne Arm, der ſchöne Fuß, die ſchöne Stimme, das ſchöne Haar, Alles erhielt ſeine Würdigung. Hans gerieth anfangs in Verlegenheit darüber, denn es liegt etwas Schamloſes in ſolchem zudringlichen Lobe des Schmeichlers. Aber es war nicht zu leugnen: Herr Rudolph wußte durch eine graziöſe Form dieſen erſten Eindruck bald zu verwiſchen. Eine geſchickte Wendung um die andere, ein glücklicher Ausdruck um den andern machte ſeine Reden anziehend, und Ludmilla hatte bald keine Veranlaſſung mehr, vor ſeinen dreiſten Worten ein wenig zurückzutreten, ſie konnte bald lächelnd ein Lob einſchränken, eine Uebertreibung verſpotten, und allmählig der Unterhaltung eine feinere Wendung geben. Die Unterhaltung ſelbſt mußte doch einiges Behagen für ſie entwickeln, denn wo iſt der Menſch, den es nicht angenehm anmuthet, ſich ſelbſt in allerlei Abwechslung zum Gegenſtande enthuſiaſtiſcher Betrachtung gemacht zu ſehen? Und nun gar ein junges Mädchen! Ein junges Mädchen, welches Geiſt beſaß, und den Schmeichler nöthigen konnte, ſeine Schmeicheleien zu begründen und zu rechtfertigen.

Junker Hans erſchien bald wie nicht vorhanden. Dieſe Form des Geſprächs war ganz außerhalb ſeiner Natur. Man konnte ihm tadelnd nachſagen, daß er überhaupt karg ſei mit perſönlichem Lobe; ſchmeicheln konnte er gar nicht. Er ſtand wie verloren da, und es ſchien ihm eine Erleichterung, daß der Freiherr mit ſeiner Gemahlin eintrat. Er ging ihm entgegen und dankte mit ſchlichten Worten für die gaſtliche Aufnahme im Schloſſe.

Der Freiherr verbeugte ſich ſteif und war wortkarg.

— Du biſt verſtimmt zurückgekommen? fragte Frau Amalie.

— Allerdings. Die Dinge werden weit ausſehend und tief gefährlich. Es wird Alles ärger, als ich gehofft hatte. Setzen wir uns.

— Einen Augenblick bitte ich noch zu warten! ſagte Frau Amalie. Vetter Loß hat uns von Horn herüber einen Gaſt geſendet, der ſoeben erſt vom Pferde geſtiegen iſt — da kommt er.

Ein dunkel gekleideter Mann mittlerer Größe trat in den Speiſeſaal und ſchritt auf den Freiherrn zu. Dieſer ſchien zu erſchrecken. Frau Amalie ſagte ihm leiſe einige Worte und ging dem Fremden einen Schritt entgegen.

— Mein Mann! — Herr von Trotha! ſprach ſie alsdann, den Fremden mit dem Hausherrn bekanntmachend.

Gegenſeitige Verbeugung, und man ſetzte ſich zu Tiſche.

Auch Hans war etwas betroffen. Er erinnerte ſich, dieſen Mann einmal in Prag geſehen zu haben, und zwar als einen Mann von großer Bedeutung. Aber nicht unter dieſem Namen. Und doch ſchien ihm ein Irrthum ſehr unwahrſcheinlich. Die Phyſiognomie war zu ſcharf, als daß man ſie verwechſeln konnte. Kurz geſchorenes Haupthaar von blendender Schwärze, ein großer Vollbart mit einzelnen Streifen weißer Haare, eine feine Stumpfnaſe mit weiten Nüſtern und ein Paar ſtechende graue Augen, von denen das eine faſt immer durch das niedergezogene Augenlid geſchloſſen war.

Der Fremde erhielt den Ehrenplatz zwiſchen dem Hausherrn und der Hausfrau, und man ſah, daß leiſe zwiſchen ihnen geſprochen wurde.

Ludmilla ſaß zwiſchen Hans und Rudolph. Candidat Götzinger, welcher ſich geräuſchlos eingeſtellt, ſaß zwiſchen Hans und der Frau Amalie an der runden Tafel.

Anfangs wollte kein Tiſchgeſpräch aufkommen. Der neue Gaſt ſchien unheimlich einzuwirken. Wenigſtens auf den Hausherrn, welcher ſonſt gern mit einer ſo gewiß herablaſſenden Heiterkeit die Unterhaltung in Gang zu bringen pflegte, indem er an die einzelnen Tiſchgenoſſen das Wort richtete. Sein Schweigen drückte heute, und nur der neue Gaſt, der Herr von Trotha, ſchien darüber unbekümmert: er verſchlang die Suppe und that dem Rindfleiſche mit Kren, wie man ſchon damals den norddeutſchen Meerrettig nannte, ausgiebige Ehre an. Man durfte ihm geſunden Hunger, guten Appetit und gute Nerven zutrauen, wenn man ihn unbefangen anſah. Der gepeinigte Hausherr ſchien ihm ungemein gleichgiltig, und als er ſich endlich einen Augenblick Ruhe gönnte, um das Fett am Barte abzuwiſchen und ſein Waſſerglas mit Götzinger's geſchmähtem Weidlinger Weine zu füllen, zog er auch das linke Augenlid in die Höhe, und ſchaute mit einem nichtswürdigen Blicke auf den Hausherrn. Am Ende ſchonte er dies linke Auge nur und ließ es ausruhen, damit es, einmal in Thätigkeit geſetzt, doppelte Malice ſpräche. Das deutſche Wort Bosheit würde zu viel ſagen, denn Herr von Trotha lächelte dabei und zeigte kleine vortreffliche Zähne.

— Aber verehrter Freiherr Helmhardt von Jörger, ſprach er mit Betonung jeder Sylbe, — Ihr werdet mir doch eine Schilderung der heutigen Vorgänge in Wien nicht verſagen?

In Horn war man ſehr geſpannt darauf, was am erſten Tage nach des Kaiſers Tode im Landhauſe zu Wien vorgehen werde.

— Wenn die Herren in Horn, entgegnete der Freiherr gereizten Tones, nicht dort in dem kleinen Städtchen ein ſeparates Landhaus errichteten, ſondern nach Wien kämen, wohin ſie gehören, ſo wüßten ſie ſo gut wie ich, was heute vorgegangen, und ſetzten uns nicht der Verdrießlichkeit aus, den katholiſchen Landſtänden gegenüber alle Unkoſten allein zu tragen.

— Ah, dieſe Unkoſten können nicht groß ſein! Die Katholiſchen ſind ja nur eine kleine Minorität, ſelbſt wenn die Horner in Eurer „Herrengaſſe“ fehlen, und es hat ja doch einen wichtigen Zweck, daß ſie ſich dort oben unweit der böhmiſchen Grenze zuſammenfinden. Sie ſind freier in ihren Entſchlüſſen, unbehelligt vom Hofe und von der katholiſchen Hauptſtadt —

— So unbehelligt, daß ſie ſich Extravaganzen hingeben, und unſere gemeinſchaftliche Sache durch Uebertreibung verderben werden.

— Fürchtet Ihr?

— Allerdings fürchte ich das. Ein Theil der Unſerigen erwies ſich heute Morgen ſchon übel angeſteckt von den Horner Umtrieben, und ſprach von völligem Verſagen der Huldigung.

— So?

— Ja wohl. Wohin ſoll das führen? Zu Eurer Lage in Böhmen!

— Mit der wir ganz zufrieden ſind.

— Wir ſehnen uns aber nicht darnach in Oeſterreich. Wir wollen pactiren mit dem regierenden Herrn; wir wollen volle Freiheit unſeres evangeliſchen Glaubens; wir wollen nicht weniger, aber auch nicht mehr.

—Wenn das nur allein zu haben iſt!

— Es wird zu haben ſein. Die Mehrzahl unter uns iſt lutheriſch, und wir Lutheraner halten zur Monarchie und theilen die überſpannten Plane der Calviner keineswegs —

— Der Reformirten, wollt Ihr ſagen —

— Der Calviner, hab' ich geſagt. Wir ſind nicht übermäßig eingenommen für die ſchweizeriſchen und holländiſchen Staatsformen und ſchwärmen nicht für die republikaniſch einzurichtenden Erbländer unſerer Dynaſtie.

— Republikaniſch?! In Böhmen ſpricht man aber von einem Könige!

— Nach neuerm Zuſchnitt. Wir kennen das. Wir ſind auch für ſtändiſche Macht, und zwar für volle. Aber Eure böhmiſchen Wege, und wie Tſchernembl die in Linz leitet, und wie es in Horn angefangen wird, mein werther Herr von Trotha, das wird hungariſch, und danach ſind wir nicht lüſtern. Das Neueſte von dort von heute Morgen iſt: daß Bethlen Gabor ſich mit ſeinen Horden aus Siebenbürgen in Bewegung ſetzt, und daß er mit Euch in Prag unterhandelt, und mit König Ferdinand in der Hofburg und mit dem Großtürken desgleichen, kurz, daß die ganze wüſte Wirthſchaft wieder unterwegs iſt, die nichts bringt als Landverheerung und beſtändige Unſicherheit.

— Was iſt denn alſo beſchloſſen worden im Landhauſe?

— Gar nichts. Alle Köpfe waren voll davon, daß geſtern Abends ein Abgeſandter Bethlen's in der Hofburg erſchienen ſei, und ein räthſelhaftes gräuliches Aufſehen gemacht habe. Man raunt ſich zu, er habe dem Könige einen Pact antragen wollen, und wenn der König den verweigere, ſei er bereit geweſen, ihn zu ermorden.

— Ah! riefen Alle.

— Wer mag das wiſſen! Andere ſagen, der Odontius ſelber ſei es geweſen.

— Das iſt eine nichtswürdige Verleumdung! ſchrie Götzinger.

— Ich glaub' es auch nicht, fuhr der Freiherr fort. Aber Alles das trug dazu bei, unſere Partei zu verſtören. Ein Fremder ſoll dazwiſchen geſprungen ſein, ein junger Mann, und dadurch ſei der ganze Hergang unterbrochen worden. Nun ſchilt Alles auf den jungen Mann; die Welt iſt nun einmal ſo. Es gibt unmoraliſche Menſchen in allen Parteien. Dieſe murmeln in ſich hinein: was hatte ſich der junge Menſch da einzumiſchen, was hatte er ins Rad des Schickſals zu greifen! Die Anderen aber rufen grollend: die Sage von dem Attentate iſt eine Sage, eine Lüge, und die unberufene Einmiſchung des fremden jungen Mannes allein hat ihr zu einer widerwärtigen Wahrſcheinlichkeit verholfen. Der junge Mann mag ſich verſehen, er hat Alle gegen ſich.

Das Auge des Freiherrn ruhte dabei ärgerlich auf Junker Hans.

Herr von Tretha folgte aufmerkſam dieſem Blicke, und ſagte dann wegwerfend:

— Der junge Mann hat den Evangeliſchen mehr genützt als den Katholiſchen.

— Weil er uns die Schmach erſpart —?

— Das mein' ich nicht. Der Ferdinand, mein' ich, iſt unſchätzbar für die Evangeliſchen. Den ſoll man ſich erhalten. Sein fanatiſcher Eifer bringt das in Bewegung, was der Umſchwung an Bewegung braucht.

Eine allgemeine Stille folgte auf dieſe wegwerfend ausgeſprochene Bemerkung, und das Geſpräch wurde zunächſt nicht wieder allgemein.

Herr Rudolph benützte dies, ſeiner ſchönen Nachbarin mit erneutem Aufwande den Hof zu machen. Er verſtand dies wirklich ſehr gut, und hatte eine beneidenswerthe Fähigkeit, auch den unſcheinbarſten Gegenſtand im Anzuge, im Aeußeren überhaupt und im Charakter der Dame dreiſt zu benennen und durch Redewendungen zu verherrlichen. Sein Redefluß ſtockte nie, und unterſchied ſich darin vollſtändig von der Schwerfälligkeit des Junkers Hans, der nicht im Stande war, leicht und obenhin zu ſprechen, unbekümmert um die Wahrhaftigkeit und Stichhaltigkeit des Geſprochenen. Natürlich bemächtigte ſich auf dieſe Weiſe Herr Rudolph Ludmilla's immer mehr auf Koſten Hanſens. Lob ſchmeckt ſo ſüß und öffnet unſer Wohlwollen. Man will doch auch ein wenig dankbar ſein, man lobt den Lober, man giebt ſich hin, ſei's nur in Tändelei, und als die Tafel zu Ende ging, erſchrak Ludmilla faſt darüber, daß ſie eigentlich nur mit dem Nachbar zur Rechten geſprochen. Sie ſagte beim Aufſtehen erröthend zu Hans: er ſei ja beſorglich ſchweigſam.

— Das iſt einer meiner vielen Fehler, entgegnete dieſer mit beſcheidener Traurigkeit und winkte dabei dem Gärtner Spath zu, welcher an der Thüre erſchienen war und nun ſofort wieder verſchwand, um nach der Bildbuche vorauszugehen.

Der Tag war geſunken und verhüllte die dem Untergang nahe Sonne in einen jener Frühjahrsnebel, welche mit leichteſter Feuchtigkeit und gelblichen Farben unſere Sinne umſpielen und unſere Phantaſie erwecken.

Hans hatte vor, dem Spath ſogleich zu folgen, damit ihn nicht der herabſinkende Nebel denn doch irreführe. Er erſchrak alſo nicht wenig, als Ludmilla, die neben ihm geblieben, mit weicher Stimme zu ihm ſagte:

— Wir wollen uns entſchädigen, und den Abend ſingen und muſiciren.

Es klang der lieblichſte Zauber aus ihrer Stimme, der Zauber voller Liebe. In Hans erzitterte jede Fiber. Und doch war er ein ſo pflichtgetreuer Menſch — vielleicht muß man ſagen „Pedant“ — daß er gar nicht zweifelhaft war, er müſſe auf dieſes Glück in dieſem Augenblicke verzichten. Mit einem tiefen Seufzer alſo entgegnete er, indem er ihr treuherzig in die Augen ſah:

— Wie neidiſch iſt mir das Glück! Ich muß fort!

— Wie?!

— Sprechen wir nicht laut, es darf's niemand erfahren. Ich muß fort in einem wichtigen Auftrag. —

— Auch wenn ich Euch bitte?

— Meine liebe Freundin! O Gott, was gäb' ich darum!

— Eine Stunde übertriebener Pünktlichkeit, weiter nichts!

— Der Bote iſt ſchon voraus, die Zeit drängt außerordentlich —

— Außerordentlich?!

— Ach, erſchwert mir nicht, liebe Ludmilla — ſo kurzweg bei ihrem Namen hatte er ſie nie zu nennen gewagt — was mir ohnedies ein ſo peinliches Opfer iſt!

— Nicht doch! Nicht doch! ſagte ſie ſchnell, und ein deutlicher Zug von Zorn und Aerger drückte auf das Auge, welches ſo leicht ein wenig falſch blickte.

Sie ging raſch von ihm hinweg. Hans blieb betroffen ſtehen, und ſah mit Schmerz, daß ſie ſich mit heiterer Stimme wieder zu Rudolph wendete.

— Zögert nicht, Junker, ſprach leiſe Frau Amalie im Vorübergehen zu ihm, zögert nicht! Spath iſt ſchon fort, und ich brauche Beſcheid vom Grafen. Sagt ihm: der ſcharfe Wilhelm aus Prag ſei da und wolle zu ihm. Ich glaube nicht, daß er ihm willkommen ſei, und verſchweige ihm den Aufenthalt des Grafen. Der Graf möge mir ſagen laſſen, ob ich recht thue.

Sie ging weiter. Hans wendete ſich nach der Thür. Ehe er ſie erreichen konnte, ging Ludmilla mit Rudolph luſtwandelnd vor der Thür vorüber und ließ ein kleines

Bouquet von Schneeglöckchen fallen, welches ſie in der Hand getragen. Hans hob es auf und reichte es ihr. Kaum hörbar flüſterte ſie:

— Ich hoffe, wir ſingen.

Und tänzelnd ging ſie weiter. Hans ſah ihr nach und — ging zur Thür. Da kehrte ſie um, ihre Augen fanden ſich. Starr und böſe ſahen die ihrigen nach den ſeinigen — er empfand einen ſcharfen Schmerz und eilte hinaus. Ein lautes Lachen Rudolph's begleitete ihn.

Herr Rudolph hatte eiligſt einen Scherz hingeworfen über das betroffene Ausſehen Hanſens, und hatte ihn vorſichtig ſelbſt belacht. Denn er überſah die Lage der Verhältniſſe ganz gut, und wußte, daß Ludmilla kaum auf ihn hörte. Es lag ihm aber auch daran, jetzt ſogleich mit guter Manier von ihrer Seite hinwegzukommen, und ſo ſchritt er unter dieſem Gelächter ſeitwärts zum Candidaten Götzinger, welcher ſich eben mit ſteifem Bückling bei der Hausherrſchaft empfohlen hatte, und fragte ihn, immer weiter lachend, halblaut: ob er das curios verzogene Angeſicht des ſächſiſchen Junkers beobachtet habe.

— Ich habe ſeine Seele beobachtet, leider Gottes! und kümmere mich nicht mehr um ſein Geſicht.

Dies „leider Gottes!“ überraſchte Rudolph ſehr angenehm, und da er ohnedies durch den Candidaten hinausgelootſet zu ſein wünſchte, ohne daß Ludmilla Gelegenheit finden konnte, ihn durch Zuruf oder Frage aufzuhalten, ſo faßte er den verdrießlichen Lutheraner unter den Arm und ging mit ihm unter wiederholten: „leider Gottes! leider

Gottes!" zur Thür hinaus. Er wollte dem Junker Hans kaum eine Minute Vorſprung geſtatten.

Der Candidat meinte freilich einen dogmatiſch Gleichgeſinnten in ihm entdeckt zu haben, weil Herr Rudolph ſo ausdrucksvoll ins „leider Gottes" eingeſtimmt, und wollte nun den ſtilleren Vorſaal benützen, ſich über die ungläubige theologiſche Richtung des jungen Sachſen zu verbreiten. Aber Rudolph nahm nur in Eile Notiz von dem Zerwürfniß, welches ſich da aufthat zwiſchen Hans und dem Candidaten, und machte nach kurzer Weile wenig Umſtände mit der knochigen Hand Götzinger's, welche ſich zur Feſthaltung in ſein Wamms eingeneſtelt hatte.

— Morgen, Herr Candidat, morgen bitt' ich um ausführliche Mittheilung, ſagte er mit gepreßter Stimme, jetzt aber muß das fremde Menſchenkind, das befremdliche, im Auge behalten werden. Ich erzähle Euch davon. — Und ſo hatte er ſich losgemacht und eilte die Stiege hinunter, den Candidaten Götzinger, der von langſamer Gedankenbewegung war und einigermaßen verblüfft nachſah, auf dem Vorſaale zurücklaſſend.

Herr Rudolph hatte auch wirklich Eile, denn der Abendnebel war dicht geworden und, Hans war ſcharf ausgeſchritten.

Rudolph that desgleichen, weil er vor Beginn des Waldes ſeiner anſichtig werden mußte. Im Walde ſelbſt fand er ihn gewiß nicht, und nur in großer Nähe hatte er dort Ausſicht, ihm folgen zu können.

Das Glück begünſtigte ihn. Als er vor Dornbach an die Waldhöhe kam, ging der Mond auf und machte den Nebel durchſichtig. Gar nicht weit vor ſich ſah er Hans, der zur Bildbuche hinaufſtieg.

Der Gärtner Spath kam Hans entgegen. Hans rief ihm einen Gruß entgegen.

— Still! flüſterte dieſer. Ich höre jemand kommen — richtig, da, ich ſeh's! Eure Hand!

Und haſtig zog er Hans ins Dunkel einer kleinen Schlucht, die neben dem Fußſteige lag. Dort verhielten ſie ſich ganz ſtill. Rudolph ſtieg arglos vorüber in dem breiten Fußwege aufwärts.

Als er hinreichend fern war, flüſterte Spath:

— Es iſt der ſchleſiſche Junker, ich hab' ihn erkannt. Nun iſt unſer Fußweg abgeſchnitten, was thun?

— Bleibt der Fußweg überall ſo breit, und kann er ſich auf demſelben allein hinfinden?

— Nein, das iſt unmöglich. Wenn er zuſchreitet, ſo findet er ſich dieſe Nacht nicht mehr aus den Waldbergen heraus.

— Was thun wir?

— Wir ſchneiden ab. Der Fußweg macht einen großen Bogen um den Berg herum bis zur Gaiswieſe. Ehe er bis dahin tappt, ſind wir g'rad über den Berg am untern Ende der Wieſe — iſt's Euch recht, Herr Junker?

— Ja wohl.

— Alſo vorwärts und ſchnell!

Sie haſteten über den Berg, und waren in zehn Minuten unten an der Wieſe.

Dort hielt Spath den Junker zurück, und ſtreckte ſelbſt nur den Kopf aus den Bäumen heraus, die Wieſe aufwärts blickend. Sie glitzerte weiß und qualmend im Mondenſcheine.

— Er iſt noch nicht da, raſch hinüber!

In weiten Schritten liefen ſie über die ſchmale Wieſe, und als ſie drüben im Schutz der Bäume waren, hielt Spath wieder an. Er wollte abwarten, bis Rudolph oben an der breiter werdenden Gaiswieſe erſchiene, um zu ſehen, wohin er ſeine Richtung nähme.

— Da iſt er. Er ſteht ſtill. Er weiß jetzt, daß er Eure Spur verloren. Wenn er g'ſcheidt iſt, kehrt er jetzt um, jetzt findet er ſich noch heim — nein, er geht weiter! — Jetzt ſteht er wieder. Ja, rechts oder links? Das muß man halt wiſſen! Donnerwetter, er geht richtig links!

— Geht da der Fußweg aufwärts?

— Ja; aber er kriecht ſchmal durch die niedrigen Büſche, man kann ihn bei Tage kaum — holla! er kehrt um, nun iſt er fertig. Es liegen zwei Schluchten und lauter enges Stangenholz noch vor der Wand, heut' und morgen find't er ſich nicht aus dahin, aber garſtig bleibt's, daß er ſo weit weiß — vorwärts, Herr Junker!

Sie verſchwanden im Dunkel des jungen dünnen Holzes, welches dieſen Berg bedeckte, und Herr Rudolph ſtrengte umſonſt Auge und Ohr an, er ſah und hörte nichts von ihnen.

Der Gedanke kam ihm natürlich, ob es nicht gerathen ſei, umzukehren. Aber er war ein verwegener Menſch, und es ſchien ihm doch möglich, daß die Wohnung ſeines Oheims ganz nahe wäre. Vielleicht läge nur der eine Waldberg noch zwiſchen ihm und den Tonnen Goldes, welches der Alte bei ſich haben ſollte. Verſuchen wir's! ſagte er zu ſich und ſchritt in's Gebüſch hinein, gerade in der Richtung, welche Hans und Spath quer durchſchneiden mußten. Wenn er raſch zuwege kam, ſo konnte er ihren Marſch kreuzen, ihnen alſo begegnen. Und er ließ es an Raſchheit nicht fehlen, wenigſtens nicht an raſcher Anſtrengung. Man iſt ja nie haſtiger und ſtürmiſcher, als wenn man über Weg und Ziel im Unklaren iſt. Man will dann um jeden Preis ins Klare kommen.

Aber die noch jungen Buchenbäumchen ſtanden hier ſo dicht an einander, daß es ein ſehr mühſeliges und aufreibendes Beginnen war, zwiſchen ihnen hindurch zu kommen. Der Hut wurde öfters vom Kopfe geſtreift, der Aermel blieb hängen, das Geſicht erhielt widerwärtige Schläge. Rudolph war jedoch ein kräftiger Jüngling und arbeitete aufwärts und aufwärts, obwohl ihm der Schweiß aus allen Poren brach. Da — da hörte er eine Menſchenſtimme! Es war wirklich die des Junker Hans, der über eine Wurzel geſtrauchelt, auf Spath getaumelt war und ſich dabei einer unwillkürlichen Aeußerung nicht enthalten hatte. Spath war ſich genau bewußt, daß der ſchleſiſche Junker gerade jetzt in ihrer Nähe ſein konnte, wenn er gerade aufwärts geſchritten war; er drückte alſo ziemlich unſanft ſeine breite Hand auf Hauſens Mund, und hielt dieſen feſt, ihn mit einem leiſen Tone zu völliger Stille und Unbeweglichkeit auffordernd. Es that noth. Rudolph ſtand nur etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt in dem engen Stangenholze und horchte — beide Parteien regten ſich nicht. Da brach ein trockenes Aeſtchen, auf welches Rudolph ſich geſtützt, um den Kopf vorzuſtrecken. Dabei machte er ſelbſt, in ſeiner Stellung erſchüttert, einen geräuſchvollen Schritt. Spath hörte beides genau, und drückte heftig den Arm ſeines Junkers, zum Zeichen, daß feſt ausgehalten ſein müſſe.

Herr Rudolph, mit Wald und Jagd vertraut und wohl wiſſend, daß ein ganz vereinzeltes Geräuſch ohne weitere Folgen nicht viel zu bedeuten habe im Holze, wo oft ein abſterbender Aſt von ſelber fällt, blieb ebenfalls unbeweglich ſtehen. Man hörte eine lange Weile nichts als den leiſen Wind oben in den unbelaubten Aeſten und den fernen Ruf eines Käuzleins, welches vom Frühlingsodem angeregt war. Der Nebel war dichter geworden, der Mond drang nur dunkelbraun durch bis unter die eng bei einander ſtehenden Buchenſtangen — da ward Hans von einem Huſtenkitzel überraſcht und übermannt, der Laut kam an die Luft, und Rudolph erkannte ihn auf der Stelle als einen menſchlichen, wohl vertraut mit dem gröberen Huſtenlaute eines Stücks Rothwild. Stracks und heftig ſchritt, ja ſtürmte er auf die Richtung los.

Hans war indeß nicht minder mit Jagd und Wald vertraut, war keinen Augenblick im Zweifel, was das zu bedeuten habe und was zu thun ſei. Das Geräuſch, welches der nahende Verfolger ſelbſt machte, war zu benützen. Während der Verfolger ſelbſt heftig heraneilte, konnte er die Schritte des Gegners nicht hören — Hans riß alſo jetzt Spath vorwärts in der Richtung, welche ſie gekommen waren, und welche ſie in ſcharfem Winkel von dem Verfolger entfernte. Die Aufgabe war nur, früher ſtill zu ſtehen als jener, damit dieſer ſie nicht hörte beim eigenen Stillſtehen. Nach zehn Schritten alſo hielt Hans ſchon an und nöthigte Spath, dasſelbe zu thun, hinaushorchend, ob er das Geräuſch des Verfolgers noch höre. Ganz wie bei der Auerhahnbalz, wo der anſpringende Jäger wieder feſtſtehen muß, wenn der Hahn hoch oben noch ſeine letzten Balztöne in die Lüfte ſchleift. Es war gelungen: Hans hörte noch das Geräuſch des Nahenden, welcher genau auf den Ort zuſtürmte, von wo der Huſtenlaut gekommen war. Jetzt ſtand auch Rudolph. Sie waren nur zehn Schritte auseinander. Aber Rudolph konnte nicht wohl ahnen, daß ſein Weg direct gekreuzt worden war, er horchte nach der Richtung hinaus, in welcher er gekommen war, nicht aber nach ſeiner linken Seite hin, wo Hans und Spath in den braunen Nebel eingehüllt ſtanden. —

Beide pirſchgerechte Jäger wußten, was Geduld und langes lautloſes Harren einzubringen pflege auf der Pirſch, ſie regten ſich nicht endlos ſcheinende Minuten lang. Spath, der eine aufgedrungene ſehr unbequeme Stellung einnahm, litt ſehr dabei. Hans hatte ihn in dem Augenblicke ſtillgehalten, wo der vorausſchreitende Fuß in eine Vertiefung getreten war. Der andere plötzlich zum Stillhalten genöthigte Fuß war auf die Zehen des bereits ſtehenden Fußes gerathen, und auf dieſen Zehen blühten einige Leichdornen. Dieſe waren ſehr unangenehm überraſcht von der Geduldprobe, welche ihnen ſo unerwartet auferlegt wurde, und da kein Aendern der Stellung, ja nicht einmal ein erleichterndes Aechzen geſtattet war, ſo litt Spath beträchtlich, in der Tiefe ſeines Herzens die Ausdauer jenes ſchleſiſchen Junkers innigſt verwünſchend.

Die Stellung ſelbſt war außerdem höchſt kritiſch, da die Füße ſo nahe an einander gerathen waren und die Erhaltung des Gleichgewichts bitter erſchwerten. Spath ſah den Augenblick kommen, wo er nach einem Anhaltspunkte greifen und Geräuſch verurſachen müßte.

Da endlich verzweifelte Rudolph. Nur noch einige Minuten ſetzte er ſich aus zum Horchen. Sie vergingen, auch für den gequälten Spath; es rief der Kauz noch einmal etwas näher, und es entſtand Geräuſch — Rudolph ſetzte ſich vorſichtig in Bewegung den Berg hinab, nach jedem ſorgfältig geſetzten Schritte ſtillhaltend. Er taſtete den Berg hinunter, denn es war dies Alles auf der Höhe desſelben vorgegangen, immer noch hoffend, in den Pauſen des Stillſtandes ein Zeichen zu erlauſchen, daß jenes Huſten von keinem Stück Rothwild ausgegangen ſei. Umſonſt!

Spath und Hans blieben ſtehen, ſo lange ſie noch das mindeſte Geräuſch von ihm hörten. Dann gingen ſie ruhig in der eingeſchlagenen Richtung links von ihm abwärts. Es war die Richtung, welche ſie brauchten, um wieder auf den verlaſſenen Fußweg zu gelangen.

Rudolph erreichte das Ende des Stangenholzes, und ſtand auf einer welligen Hochebene, welche mit Geſträuch bedeckt war, was man in Oeſterreich ein „Maas“ nennt und wahrſcheinlich „Mais“ ſchreibt. Ein Windſtoß wirbelte den Nebel und ballte ihn zu fliehenden Geſtalten. Ein heiſerer Laut, vielleicht von einem Fuchſe, deren es auf dem Wiener Walde immer in großer Menge gegeben und noch heute giebt, erhöhte die Täuſchung ſeiner erhitzten Einbildungskraft; er glaubte menſchliche Geſtalten vor ſich fliehen zu ſehen; er eilte ihnen haſtig nach durch das Mais hindurch, welches große Lücken bot für den bereits ſtolpernden Fuß! Er eilte, er lief am Ende trabend, und ſtürzte ſchließlich, ſo lang er war, zu Boden.

Mit dem bloßen Fall war's nicht gethan: er rollte abwärts. Die Hochebene fiel nämlich hier ſteil ab in eine beträchtliche Tiefe. Glücklicherweiſe war der Abſturz hie und da noch von Sträuchern beſetzt, und dieſe hielten den rollenden Körper auf. Zerriſſen und zerſchunden ſtand er endlich wieder auf den Beinen, und kroch gedankenlos bis zur Thalſohle hinab, mehr aus Bedürfniß, glatten Boden unter ſich zu haben, als in der Abſicht, die vermeintlichen Geſtalten einzuholen.

Es war ein ſchmales Thal, in dem er ſtand. Ein Bach rieſelte mitten hindurch. Hier ſammelte er ſeine Gedanken. Verirrt war er nun vollſtändig, darüber machte er ſich keine Täuſchung. Der Rückweg ſchien faſt ſo mißlich als das Vorwärtsdringen. Alſo lieber vorwärts! rieth ſein hartnäckiges Weſen. Er ſchritt durch den Bach, deſſen wohl noch mit Schnee getränktes Waſſer geeignet war, ſeine Stiefel innerlichſt zu erforſchen und ihn zu ernüchtern. Er fluchte und ſchritt weiter. Aber ſchon nach wenigen Schritten mußte er ſtilleſtehen. Er ſtand vor einer Bergwand, die ſteil und kahl ſenkrecht aufſtieg. Da ging's nicht weiter, wenn man nicht wie Spath und Hans viel weiter oben die Erſteigung antrat mit Hilfe eines ſich langſam aufſchlängelnden Fußſteiges.

Jetzt gab Rudolph die Entdeckung auf und lehnte ſich rathlos an die Bergwand. Erhitzt, mit durchnäßten Füßen die bereits kalt wehende Nacht im Walde zubringen? Oder über die Waldberge zurück? Wenn er die Richtung nicht traf, ſo konnte er vielleicht die ganze Nacht — halt! der plätſchernde Bach kann vielleicht als Wegweiſer dienen. Er geht ja doch in die Ebene hinab. — Ehe er dies ausgedacht, war ihm, der ſonſt gar nicht furchtſam, ein Schreck zugetheilt: er fühlte an ſeiner Hand den lebendigen Athem eines Thieres, er hörte einen drohenden Laut! Jäh ſprang er zur Seite, aber er war gehalten, der Rachen des Thieres hatte ihn am Beine gefaßt. Ein Wolf! dachte er, indem er ſich faßte und ſein Schwert aus der Scheide riß.

— Halt! Holla! drang jetzt eine Menſchenſtimme an ſein Ohr, und: Wer da? wurde hinzugeſetzt ganz nahe bei ihm.

Wölfe werden doch nicht von Menſchen begleitet! war Rudolph's nächſte Folgerung, und er erkannte, daß ihn ein Hund am Stiefelrande gefaßt hielt, und daß ein Jägersmann herzutrat, welcher ſein Gewehr zwiſchen den aufgehobenen Arm mit dem Schwerte und den hartnäckig feſthaltenden Hund ſtreckte.

An der Kleidung Rudolph's mochte der Jägersmann abnehmen, daß „Caro“ abgerufen werden könne.

Dies geſchah, und es erfolgte nun langſam eine Verſtändigung.

Der Jäger kam vom Anſtande auf Schnepfen, welchen der Nebel zunichte gemacht, und ſchien nicht ſehr erbaut zu ſein über den nächtlichen Wanderer. Dieſer war auch in keiner freundlichen Laune, und ſo gab es anfangs ein recht barſches Herüber und Hinüber.

— Baſta! rief endlich Herr Rudolph. Du ſollſt trotz Deiner Grobheit ein Goldſtück verdienen, wenn Du mich an Ort und Stelle führſt.

— Wohin denn?

— Zum Waldhauſe der Schotten, in welchem der alte Graf Zierotin wohnt.

— Kenn' ich nicht.

— Du kennſt es!

— Wo ſoll denn das ſein?

— Da oben wahrſcheinlich. Wenn ich's genau wüßte, brauchte ich Dich nicht. Der alte Graf iſt mein Oheim, und ich muß ihn heute noch ſprechen.

— Ich verſteh' das nicht, ſagte nicht ohne Zögern der Jägersmann.

— Und doch ſagſt Du, Du ſeiſt hier auf Deinem Revier?

— Das bin ich auch.

— Du biſt alſo im Dienſte der Schotten!

— Das bin ich.

— Alſo iſt mein Oheim bei Dir!

— Warum nicht gar! Ein Graf in meiner Hütte — Ihr ſeid curios. — Aber ich hab' zu ſchaffen. Caro herein! Wenn Ihr nicht hier ſchlafen wollt, ſo könnt Ihr mit mir gehen nach Dornbach hinunter — hier 'rein, Caro!

Und damit ging er am Bach entlang.

Herr Rudolph war der Meinung, dieſer mürriſche Jäger wiſſe mehr, als er verrathen wolle, und indem er langſam hinter ihm herſchritt, überlegte er, ob es nicht gerathen ſei, den ſchon bejahrten Mann rücklings niederzuwerfen und durch lebensgefährliche Drohung das Geheimniß aus ihm zu preſſen. — Er unterließ es aber doch, weil der niedergeworfene Mann wohl Alles verſprechen, der wegweiſende aber entwiſchen und nichts halten könne.

Nun verſuchte es Rudolph mit freundlicher Unterredung.

Der Jägersmann ging nicht darauf ein und blieb wortkarg.

So kamen ſie an den Waldrand und an ein Haus.

— Dies iſt Dornbach; dort geht die Straße. Rechts darauf fort, und in einer halben Stunde ſeht Ihr die Lichter im Hernalſer Schloſſe! ſagte trocken der Jägersmann und — war hinter dem Hauſe verſchwunden ſammt ſeinem Caro.

III.

Hans und Spath klommen langſam den Fußpfad hinauf, welcher ſich an der ſteilen Bergwand hinſchlängelte.

Der Nebel verhüllte den Uebelſtand eines ſchmalen Pfades, der wohl Schwindel erregen konnte am hellen Tage. Sie ſchwiegen beide. Nicht mehr aus Vorſicht vor dem ſchleſiſchen Junker. Von dieſem, hatte Spath leiſe erklärt, ſei nichts mehr zu beſorgen. Hier herauf finde er ſich ſelbſt am Tage kaum. Sie ſchwiegen, weil Jeder mit dem Gedanken beſchäftigt war, daß eben nur die Nacht vor weiterer Nachforſchung ſicherſtelle. Der hartnäckige Verſuch des ſchleſiſchen Junkers, ihnen zu folgen, bekundete doch gar zu deutlich, daß er wahrſcheinlich ihr Ziel kenne, daß er ſeine Anſtrengungen am Tage fortſetzen, daß er endlich auch ans Ziel kommen werde. Mochte der Wiener Wald auch damals noch dichter bewaldet und unwegſamer ſein, als er jetzt iſt — und ſeine Waldung iſt noch jetzt ſtattlich — eine Wohnung innerhalb desſelben fand man doch aus, wenn man ſtarke Mittel dafür in Bewegung ſetzte. Und nun gar dieſe Wohnung, dachte Spath, die kaum eine Stunde oberhalb Dornbach liegt! Ja, wenn der Graf ſich weiter innen am Tulbinger Kogel, kurz, ebenſo nahe am nördlichen Abhange des Waldgebirges, wo es nach Königſtetten und Tulln hinabſchaute, angeſiedelt hätte, wie er ſich nahe am ſüdlichen Abhange niedergelaſſen, dann vielleicht — aber ſo! Irgend ein Holzbauer oder Kohlenbrenner kann ihn für ein Trinkgeld morgen ſchon hieher zum Eremitenhauſe bringen. 's iſt vorbei damit, ſtöhnte Spath, als er eben auf der Wand angekommen war, und Herrn Hans ſeinen Stock entgegenſtreckte zur leichteren Bewältigung der letzten ſteilen Stufe, vorbei!

Hans war derſelben Meinung, als er erfahren hatte, es liege nur etwa noch eine Viertelſtunde Hochwald zwiſchen ihnen und dem Eremitenhauſe. Der „Graf“ müſſe fort, und morgen früh ſchon! war das Ergebniß ihres Meinungsaustauſches.

— Er wird aber nicht wollen! ſagte Spath, indem er langſam weiterging zwiſchen den hohen Buchen, in deren Bereich ſie jetzt getreten waren.

— Warum nicht?

— Warum nicht? Er iſt halt doch ein ſehr alter, gebrechlicher Herr, der viel Ruhe braucht, der nicht mehr gut marſchiren kann, dem der Wechſel zuwider iſt, und nun gar —

— Was gar?

— Die Habſeligkeiten, die eiſernen Tonnen!

— Eiſerne Tonnen?

— In denen ſein Geld liegt. Genau weiß ich's nicht, man munkelt ſo im Hauſe bei uns. Da braucht's Fuhrwerk, Leute zum Aufladen, viel Leute, die Tonnen ſollen ſchreckhaft ſchwer ſein!

— Kann denn ein Wagen hier herauf?

— Auf großem Umwege über Dornbach, ja, zu Noth. Aber was macht das Alles für Rumor! Den ſchleſiſchen Herrn ſoll der Teufel holen! Und Ruhe wird er nicht geben, gelten's?

— Keine Stunde. Gerade die eiſernen Tonnen ſucht er, von denen weiß er.

— Und gehört er denn zu uns?

— Nein.

— Oi, oi! Alſo frei heraus mit ihm können wir nicht?

— Nein; ich trau' ihm gar nicht.

— Da bleibt nichts übrig, 's muß dem Herrn Grafen heut' noch geſagt werden.

Das Alles war nur zu richtig. Und nicht blos vom Herrn Rudolph von Mitzlau, von noch ſchlimmerer Seite war das Aſyl des alten Grafen bedroht. Sein Namensvetter, jetzt Pater Norbert geheißen, war ſeit dieſem Morgen, ſeit er einmal im Vorhauſe der Schottenabtei die Richtung entdeckt, in ſchärfſter Thätigkeit auf dieſes Ziel begriffen. Ihm aber ſtanden durch ſeinen Orden außerordentliche Mittel zu Gebote, und von dieſer Seite war nicht nur das Aſyl des Grafen, war der alte Herr ſelbſt in größter Gefahr. Denn auf dieſer Seite pflegte man nichts halb zu thun.

— Da kommt der Zaun! rief plötzlich Spath. Jetzt müſſen wir nach rechts. Hier iſt kein Thor.

Sie gingen an einem ſogenannten Prügelzaun, innerhalb deſſen hohes Geſträuch ſtand, wohl fünf Minuten nach rechts hinüber durch den hohen Wald. So fanden ſie den ſchmalen Fahrweg, welcher in großem Umwege von Dornbach herauf und auf das „Stakettthor“ führte, wie es geheißen wurde, weil es von einzelnen dünnen Latten, Stakete genannt, zuſammengenagelt war. Spath, mit allen nöthigen Handgriffen bekannt, ſchob durch die Lücken der Stakete ſeine Hand hinein, und hob einen innen befindlichen Riegel. Das Thor ging auf. Gleichzeitig erhob ſich der Wind und jagte den Nebel hoch in die Lüfte, ihn hie und da völlig zerreißend. Der Mondſchein zeigte Hans, daß er in eine Art Park getreten ſei, und er gewahrte nach kurzer Wanderung zwei Häuſer. Der breite Sandweg führte vom Lattenthore an gerade zwiſchen die beiden Häuſer hinein, welche einander gegenüberſtanden. Sie waren einſtöckig, und nur aus dem zur rechten Hand ſchimmerte Licht.

— Dort wohnt, ſagte Spath zum Junker, der Jäger Golling mit Frau und Tochter, dort vorne, von wo das Licht ſchimmert. Den andern, viel größeren Theil des Hauſes bewohnt der Herr Graf. Im Hauſe links ſind Stallungen und die Wohnung des Gärtners Trumm, der die Pflanzungen und die Wege in Stand halten muß. Der Pater Regens von den Schotten, der Special des alten Herrn Grafen —

— Wie?

— Ja, ja, 's klingt curios, aber 's iſt nicht anders. Der kathol'ſche Herr iſt ein Special des Herrn Grafen. Der Herr Graf iſt im Ganzen recht geduldig gegen manche Päpſtliche. Das fiel uns anfangs auf, aber jetzt haben wir uns d'ran gewöhnt. Er hat ſo 'ne Art, daß man's nicht recht übel nimmt. Und der Pater Regens iſt auch gegen uns ſchier gerade ſo, 's iſt auch ein geduldiger Herr. Er hat die Anlage hier gemacht um's Jägerhaus, und das Haus rechts hat er ausbauen laſſen. Ihr werdet ſehen, daß es ganz ſauber iſt —

Durch ein grimmiges Hundegebell wurde Spath unterbrochen, und ein großer gelblicher Wolfshund ſtürzte ihnen entgegen unter zweifelloſen Anzeichen eines feindlichen Empfanges Spath aber ſprang ihm einige Schritte vor und ſchrie dem Hunde zu:

— Zahn, Zahn, ſei kein Eſel —!

Zahn erkannte den Gärtner Spath, und war kein Eſel; er beruhigte ſich und wedelte, und knurrte nur noch gegen Hans. Spath nahm ihn beim Kopfe und ſchüttelte denſelben liebevoll, dabei immer weiterſchreitend. So kamen ſie in die Allee von Kaſtanienbäumen, welche ſich zwiſchen den beiden Häuſern hinzog, und in der erſten Thür des Hauſes zur rechten Hand erſchien eine weibliche Geſtalt. Sie trat nicht weiter heraus, ſondern rief nur:

— Zahn, geh' herein!

Zahn verfügte ſich zu ihr, und Spath ſagte ſeinerſeits zu Hans:

— Das iſt die Nandl, des Jägers Tochter. — Grüß Gott, Nandl, ſetzte er lauter hinzu, ich bring' 'nen Gaſt für den gnädigen Herrn.

Dabei gab er ihr die Hand, und Nandl machte unter einem Knixe Platz zum Eintritt.

Durch einen geräumigen Vorſaal, der mit allerlei Wirthſchafts- und Jagdgeräthen angefüllt war, kam Hans in das Zimmer des Jägers. Es ſtanden drei Betten darin und zahlreicher hölzerner Hausrath, ſo daß es ſich ziemlich eng ausnahm. Neben dem großen Kachelofen war, etwa drei Fuß vom Boden aufwärts, ein kleiner Kamin im Schornſteine angebracht, und in dieſem brannten auf Ziegelſteinen kleine Kienſpähne in luſtigem rothgelbem Qualm, die Stube vollſtändig beleuchtend.

Die Jägersfrau, ein kleines feiſtes Weibchen, trat in demſelben Augenblicke aus der Küche ein, und wurde durch Spath unterrichtet, um was es ſich handle. Sie knixte ebenfalls, ſchwieg aber, indem ſie befliſſen war, eine ſchmutzig gewordene Schürze abzuthun.

— Nun, liebe Frau, ſagte Hans, wollt Ihr mich zum Herrn Grafen führen?

— 's geht nicht mehr, nahm Nandl das Wort, er iſt ſchon aufi'

Hinauf hieß das. Eine wohl ausgebaute Dachſtube war das Schlafzimmer des Grafen, und dorthin hatte er ſich bereits zurückgezogen. Die Ordnung ſeiner Lebensweiſe galt in dieſem Punkte für unerſchütterlich: ſobald er ſich in ſein Schlafzimmer zurückgezogen, durfte ihm nichts mehr gemeldet oder gebracht werden.

Obenein heute, ſetzte Nandl hinzu, ſei er nicht ganz friſch: der Nebel bekomme ihm nicht. Tſchirill werde ſich nicht mehr rühren.

Tſchirill, der Diener des Grafen, ſollte gerufen werden. — Nandl öffnete die Thür, welche zwiſchen den Betten ins Innere des Hauſes führte, und rief leiſe in einen helldunklen Raum hinaus:

— Tſchirill!

Das Helldunkel entſtand davon, daß aus dem entfernteſten Zimmer ein Kaminfeuer leuchtete. Zwiſchen dieſem letzten Zimmer und der Stube des Jägers lag ein ſchmales

Zimmer und ein enger Treppenflur, deſſen Stiege eben zum Schlafzimmer des Grafen hinaufführte.

Tſchirill ließ warten. Spath wollte hinein; Nandl aber hielt ihn zurück. Es ſei jedes Geräuſch unterſagt, und Tſchirill werde auch ſchon ſchlafen; er habe aber ein feines Gehör und werd' es ſchon vernommen haben, obwohl er eben vor der Thür des Herrn Grafen liege.

Wirklich kam er; barfuß, ganz unhörbar. Er hatte ſchon geſchlafen und wiſchte ſich die Augen; ein vierſchrötiger kleiner Menſch, der aber mehr auf Mimik eingeübt zu ſein ſchien, als auf Sprechen. Sein breites ſlaviſches Geſicht war dabei unzerſtörbar freundlich und lächelnd, auch wenn er den grauen Krauskopf verneinend ſchüttelte. Spath ſetzte ihm unter Benützung ſlaviſcher Worte dringend auseinander, daß ſein Herr Graf in Gefahr ſei und fort müſſe — es half nichts. Tſchirill drückte die Thür zwiſchen den Betten vorſichtig ins Schloß, damit ſein Herr oben ja keinen Laut höre, und dem Junker Hans nahetretend und ihm den Aermel küſſend, ſagte er mit heiter lächelndem Angeſichte nichts weiter als:

— Heut nix mehr! Morgen, Pane!

Hans nöthigte ihm einen Brief auf, welcher dem Grafen ſogleich eingehändigt werden müſſe. Umſonſt! „Morgen!" war die unwandelbare Antwort.

Hans ſah fragend auf Spath. Dieſer kratzte ſich in den Haaren und murmelte:

— Wir müſſen ihn binden, den Tſchirill, wenn wir ihn zwingen wollen. Stark wie ein Ochſe iſt er auch, und der

Spectakel! Der Herr Graf wird grauslich erſchrecken — friſch iſt er ohnedem nicht.

— Iſt der Jäger nicht da? fragte Hans.

— Der Herr (ſo nennen die Frauen in Oeſterreich noch heute vorzugsweiſe ihren Mann) iſt —

— Auf den Schnepf hinaus! ergänzte Nandl die immerdar wenig beredte Mutter. — Da kommt er! ſetzte ſie hinzu. Zahn jauchzt und ſpringt hinaus; der ſpürt ihn immer zuerſt.

Zahn hatte Recht gehabt. Der alte Golling trat ein. Er war derſelbe, welcher Herrn Rudolph von Mitzlau unten im Thale begegnet war, und er brachte alſo einen neuen Grund mit, den alten Grafen ſicherzuſtellen. Denn auch ihm war es deutlich geworden, daß der Herr Rudolph nicht einen Augenblick zögern würde, die unterbrochene Spur da herauf mit dem nächſten Morgen wieder aufzunehmen.

Dennoch mochte auch er nicht rathen, den Tſchirill zu beſeitigen und hinaufzubringen. Wohin auch gleich in der Nacht mit dem greiſen und ſehr empfindlichen Grafen?! — Nach Wien hineinſchicken und den Pater Regens fragen, der einen neuen Aufenthaltsort beſtimmen könnte, das ſchien ihm das Rathſamſte.

— Aber mitten in der Nacht, ſetzte er hinzu, nützt das nichts; die Thore ſind verſchloſſen. In aller Frühe kann's und ſoll's geſchehen.

Dabei mußte man ſich beruhigen, und der alte Golling wendete ſich nun an Tſchirill mit dem beſcheiden vorgetragenen

Verlangen, das zunächſt anſtoßende einfenſtrige Zimmer zur Nachtruhe für den Herrn Junker abzutreten.

— Ein Bett ſteht drin aufgeſchlagen, und Du ſiehſt ja, daß der Herr Junker ein ſicherer Freund des Herrn Grafen iſt! ſetzte Golling hinzu.

Tſchirill betrachtete mit unveränderlichem Lächeln den Junker und ſchwieg. Es ſchien, als wolle und müſſe er ſeinen Herrn auch vor der unwahrſcheinlichſten Gefährdung bewahren.

Aergerlich fuhr Golling fort: ſonſt müſſe er den Herren Junker ja doch hinüber zu dem — unheimlichen Gaſte im Wirthſchaftshauſe ſtecken, was doch auch der Herr Graf morgen gar nicht billigen werde.

— Was iſt das für ein Gaſt? fragte Hans.

— Er iſt geſtern Nachts auf einem ungariſchen Gefährt von Wien gekommen.

— Odontius?!

— Der Herr Junker kennt ihn?

— Freilich! Führt mich hinüber, führt mich zu ihm!

— Gnädiger Junker —

— Was iſt?

— Thut's nicht zur Nacht. Es verdirbt Euch den Schlaf. Morgen früh, wenn Ihr wollt — Und fort muß der arme kleine Mann auch, wenn's hier nicht mehr ſtille bleibt — der iſt gar zu fremd und wunderlich, auch für unſereinen.

— Was iſt ihm?

— Ja — der Verſtand iſt — zurückgetreten.

— Führt mich hinüber!

Es geſchah. — In einem kleinen unbehaglichen Stübchen, welches an die Wohnung des Gärtners ſtieß, ſaß auf dürftigem Lager Odontius. Er ſaß an die Wand gelehnt und war nur mit dem Hemde bekleidet — ein jämmerlicher Anblick! Noch den Tag vorher war er das froſtigſte Menſchenkind geweſen, welchem dicke Pelze nicht Wärme genug verſchaffen gekonnt; jetzt dampfte er von Fieberhitze. Das Auge war ſtarr auf die Eintretenden gerichtet, aber es ſchien ſie doch nicht zu ſehen. Der Blick, der Sammelpunkt des geiſtigen Vermögens, fehlte. Gewiſſenspein hatte den Geiſt zerrüttet.

— Der wilde ungariſche Kutſcher, ſagte Golling mit leiſer Stimme zum Junker, hat ihn umgeworfen drüben am Bühel, und da iſt er wohl mit dem Kopfe an den Wellbaum aufgeſchlagen. Er kam ſchon erbärmlich an. Aber zum Herrn Grafen hat er doch noch eine ganze Weile geredet; dann hat er plötzlich geſchrieen, als ob er am Spieße ſtecke, und ſeitdem iſt er hin und weiß kein Wort mehr. Das hat den Herrn Grafen ſehr angegriffen, und er hat ſich deshalb heute noch zeitiger als ſonſt niedergelegt.

Hans erbebte innerlichſt vor ſchmerzlicher Theilnahme, und trat ganz nahe zu dem Leidenden, mit ſanfter Stimme den Namen „Odontius" ausſprechend. Nur ein erhöhtes Zittern war die Folge davon. Dann ſagte Hans leiſe: Freund Hertleder läßt Euch grüßen! — Ein Ruck wie von einem Erdbeben ging durch den ſchlotternden Leib, ein völliger Stillſtand jeder Bewegung trat ein, dann brach der

Arme in ein herzzerreißendes Wimmern aus, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen. Eine halbe Minute etwa dauerte das, und Odontius brach zuſammen und fiel zuckend aufs Lager.

— Deckt ihn zu, Trumm! ſagte Golling. Lange treibt der's nicht mehr.

Trumm, der wetterbraune Gärtner, that wie ihm geheißen worden, und erſchüttert ging Hans in die Wohnung des Jägers zurück.

Dort empfing ihn Nandl mit der Nachricht, daß Tſchirill nachgegeben habe in Betreff des Schlafzimmers. Die Thür zum Treppenflur ſei zugemacht, das Lager gerichtet, und Tſchirill warte jetzt auf den Brief, den er morgen ganz früh dem Herrn Grafen einhändigen werde. Tſchirill kam wirklich und beſtätigte Alles, und nahm mit ſeinem unwandelbaren Lächeln den Brief, welchen Hans mechaniſch hingab. Hans ſelbſt war in traurige Gedanken verſunken, und vergaß, der Jägerfamilie gute Nacht zu wünſchen, indem er langſam eintrat in das einfenſtrige Zimmer, und ſich den Dienſtleiſtungen Tſchirill's beim Auskleiden ſchweigend überließ.

Die Jägerfamilie und Spath ſtanden um den hellleuchtenden Kamin, und ſahen einander fragend an, als Tſchirill die Thür zwiſchen den Betten zuzog, und den Eintritt der Nachtruhe hiemit gleichſam ankündigte.

Nur Spath blieb eingedenk der Gefahr und des Hauptzweckes, und ſagte faſt ſtöhnend zu Golling:

— Aber Ihr geht vor Tage nach Wien hinein?

— Freilich! Mit der Sicherheit iſt's morgen vorbei.

So war es auch. Von zwei Seiten wurde um dieſelbe Zeit der Ueberfall vorbereitet: von Seiten Rudolph's und von Seiten Norbert's.

Als Herr Rudolph ins Hernalſer Schloß zurückgekehrt war von ſeiner Irrfahrt, hatte ihn der Candidat Götzinger, welcher zufällig über den Hof ging, reſpectvoll begrüßt und mit ſaurem Lächeln gefragt: ob er den heidniſchen Weiſen aufgefunden.

— Ihr wißt? — Ihr kennt ihn?

— Gott ſei Dank, nein. Ich weiß nur, daß ſolch ein mächtiger Freigeiſt in der Nähe iſt und Unkraut in unſeren evangeliſchen Samen wirft. Die Frau Baronin verkehrt leider mit ihm, und ich merkte es wohl bei Tiſche, daß der Junker aus Sachſen nach ihm trachtete, und ich ſah Euch ihm nachgeben. Hütet Euch davor, wenn Ihr die reine Lehre rein bewahrt ſehen wollt in Euch. Hier im Hauſe hat ſeine Nähe ſchon Unheil genug angerichtet: die Frau Baronin horcht auf ihn, und ſelbſt gemeine Leute, wie der Gärtner, zappeln an ſeiner Angel.

— Der Gärtner kennt ihn?

— Sicherlich. Und der neue Gaſt, der Herr von Trotha, neigt offenbar auch nach dieſer falſchen Seite der Reformation. Er hat mich eben aufgeſucht und nach dem Aufenthaltsorte des ſogenannten „Grafen“ befragt. Hütet Euch vor ihm! Da kommt er —

Hinter einer großen Stalllaterne, welche von Poldi, dem Kutſcher, getragen wurde, kamen der Freiherr von Jörger und Herr von Trotha aus dem Nebenhofe hervor, und ſchritten nach dem Haupteingange. Sie waren auf Poldi's Anzeige in dem Pferdeſtall geweſen und hatten das verwundete Handpferd betrachtet. Der Freiherr war ſehr ſchlechten Humors. Die ſpaniſchen Roſſe lagen ihm ſehr am Herzen, und er verwünſchte in ſich den ſächſiſchen Junker, welcher ſein ſchönſtes Thier in ſolche Fährlichkeit geſtürzt.

— Glaubt Ihr wirklich, ſagte er gepreßten Tones zu Herrn von Trotha, daß Buglähme entſtehen kann?

— Sie iſt ſchon da, erwiederte dieſer. Sehne und Nerv ſind verletzt. In acht Tagen erſt kann man ſagen, wie ſtark die Verletzung. Eine Schwäche bleibt jedenfalls zurück, und eine ſorgfältige Schonung des Thieres iſt unerläßlich.

— Sieh da, fuhr Herr von Trotha fort, der ſchleſiſche Junker! Wo wart Ihr denn hin? Das Fräulein von Loß hat nach Euch gefragt.

Rudolph antwortete ausweichend. Man trat ins Schloß. Der Freiherr, ſeinen Aerger über die Laſt ſeiner Gaſtfreunde niederzwingend, empfahl den Herren das Speiſezimmer, wo ſie ein Brettſpiel und einen Imbiß zur Nacht fänden, und verließ ſie.

Herr von Trotha ſah ihm lächelnd nach, und winkte dann einem Diener.

— Gebrannten Wein ins Speiſezimmer! ſagte er in herriſchem Tone zu dieſem, verabſchiedete mit einer kurzen Pantomime den Candidaten, und ſchritt mit Rudolph nach dem Speiſezimmer.

Es lag in alledem etwas Befehlshaberiſches, etwas Hartes, aber auch etwas Mächtiges. Rudolph's Aufmerkſamkeit wurde unwillkürlich geweckt, und der Gedanke ſtieg ihm auf, daß dieſer Herr von Trotha ein Mann von Bedeutung ſein müſſe.

— Ihr ſchaut mich ja an, als ob ich ein Märchen wäre, und Ihr meine Reize ergründen wolltet! ſagte lachend Herr von Trotha, als ſie ins Speiſezimmer traten. — Ich bin nicht abgeneigt, Euch entgegenzukommen, ſetzte er hinzu, wenn Ihr ſo unternehmend ſeid, als Euer Auge ankündigt. Nehmen wir das Brettſpiel zwiſchen uns, und jagen wir den horchenden Dienſtboten hinaus.

Dies geſchah.

— Nun alſo, mein junger Herr von Mitzlan, ſo wißt zunächſt: ich kenne Eure Familie und ihre Verwandtſchaften in Böhmen. Ich ſehe, daß Euch meines Freundes Loß Töchterlein ſehr wohl gefällt, und ich ſetze voraus, daß Ihr das reiche Mädchen erobern möchtet. — Auf dergleichen braucht Ihr mir nicht zu antworten; ich komme mit trockneren Fragen. Loß hat mir Euch genannt, aber als einen Katholiken. Hier finde ich Euch in traulichem Verkehr mit lauter Evangeliſchen. Sogar mit dem bartmäuligen Candidaten da unten ſcheint Ihr auf freundſchaftlichem Fuße zu ſtehen. Seid Ihr denn übergetreten? Das iſt eine trockene Frage. — Euer Zögern hat ſie ſchon beantwortet. Ihr ſeid nicht übergetreten. Ihr ſpeiſt, oder naſcht wenigſtens von beiden Tafeln. Wie lange, junger Herr?

— Ich ſuche Ueberzeugung.

— Die ſucht Ihr nicht. Ihr ſeid ein Weltkind, und das Bedürfniß nach Religion macht Euch wenig zu ſchaffen.

Das ſprüht aus all Euren Nähten. Laßt's gut ſein! Aber vergeßt auch nicht, daß man Euch das an beiden Tafeln übelnimmt, und daß Ihr Euch zwiſchen zwei Stühle ſetzt — zu garſtigem Hinfallen! Glaubt mir das. Wie?

— Ich glaub' Euch.

— Ich bin kein Proſelytenmacher! aber reine Farbe brauch' ich. Darum rath' ich Euch, raſch zu wählen. Wohin neigt Eure Wahl? — So? So? — Ihr wägt nicht ſowohl die Glaubensſätze als die Vortheile, welche in der Wagſchale liegen könnten; viel Ruhe bei ſo viel Jugend —

— Herr von Trotha!

— Was? — Ja ſo! — Nun, man ſagt uns nach, daß wir am wenigſten glaubten — ich bin Calviner —, daß wir am nüchternſten wären und nur eine politiſche Religion hätten. Der reiche Loß iſt auch Calviner, und die ſchöne, capriciöſe Ludmilla iſt ſeine Tochter. Wenn Ihr noch eine Weile getaumelt ſeid, werdet Ihr wohl zu uns herübertaumeln. Taumelt nur raſch! Wenn's noch lange dauert, ſo beachtet man's nicht. Und der Betteltanz geht los, der wirkliche Krieg beginnt; taumelt raſch!

Jetzt ward der glühende Wein gebracht, und zu Trotha's unangenehmer Ueberraſchung erſchien gleichzeitig Fräulein Ludmilla. Sie grüßte leichthin, und gab vor, ein Taſchentuch liegen gelaſſen zu haben. Schweigend ſuchte ſie alle Ecken und Winkel ab, und nahm es gleichgiltig hin, daß Rudolph mit galanter Befliſſenheit ihr ſuchen half. Sie ſchien ſehr ärgerlich zu ſein, daß ſie das Geſuchte nicht finden konnte, und ging raſch wieder von dannen.

— Wißt Ihr, wo das Taſchentuch hingegangen iſt nach der Tafel? fragte Trotha den Junker Rudolph.

— Das Taſchentuch?

— Es hat die Geſtalt eines Junkers aus Sachſen! Ihr ſeid garſtig im Hintertreffen, Herr Vetter aus Schleſien, und die Ausſicht auf dieſe kleine lebhafte Hand iſt für Euch verteufelt zweifelhaft. Und das iſt keine Kleinigkeit. Das Mädchen hat eine große ſelbſtändige Erbſchaft von ihrer verſtorbenen Mutter —

— Wie das?

— Ja, die Welt weiß nichts davon; ich aber weiß es zufällig von einer Gerichtsperſon. Ihre Mutter hatte Anwandlungen zum katholiſchen Glauben, und hatte Furcht vor Krieg und Kriegeszeiten. „Ihr werdet noch einmal Gut und Leben verlieren in Euren Streitigkeiten“ — pflegte ſie zu ihrem Manne zu ſagen — „und mein Kind kann eines Tages eine Bettlerin werden. D'rum laß mich mein Eingebrachtes ſelbſtändig der Ludmilla zuſchreiben.“ — Leß iſt ein ſeelensguter Knabe, der auf Geld und Geldeswerth einen ungebührlich niedrigen Werth legt; er ließ es geſchehen, und ſo iſt dieſe Ludmilla unter allen Umſtänden eine ganz ſichere reiche Partie. Das wußtet Ihr nicht?

— Nein.

— Nun, jetzt wißt Ihr's und könnt's als neues Gewicht brauchen. Ohne uns aber, zu denen der brave Leß ganz und gar gehört, iſt der Schatz nicht zu heben. Faßt alſo Euren Entſchluß. Ich rücke damit heraus, weil ich Euch brauchen kann für unſere Zwecke, und weil Ihr mich und den Loß verpflichten könnt. Ihr wißt: ich komme von Horn herab und mit Aufträgen von Loß. Wir haben Eile, und die Frau Amalie hier im Hauſe hält mich hin. Sie iſt eine Gelehrte und mag mich nicht. Ich bin ihr zu roh. Sie verweigert mir die Auskunft, welche ich nothwendig brauche, und es entſteht nun die Frage, ob Ihr mir zu der Auskunft verhelfen könnt.

— Ich?

— Ihr. Ich habe feine Ohren. Aus gewiſſen Aeußerungen bei Tiſch, namentlich vom Jörger und von der Ludmilla — die letztere ſprach ohneweiters vom „Grafen“, den der ſächſiſche Junker aufſuchen wolle — hab' ich mir Folgendes zuſammen buchſtabirt: Der „Graf“ kurzweg iſt der alte Zdenko von Zierotin. Der ſächſiſche Junker weiß ſeinen Aufenthalt, und iſt von der Tafel hinaus zu ihm. Die Ludmilla machte es ſo deutlich, als ob es gedruckt ſtünde. Ihr ſeid hinter ihm her, um bei der Gelegenheit den goldenen mähriſchen Vetter geſchwind zu entdecken. Jörger macht kein Hehl daraus, daß Ihr deshalb nach Wien gekommen ſeid. Widerſprecht nicht unnütz! Das liegt auf der Hand. Ihr ſeid aber allein und recht verdrießlich zurückgekommen: der Sachſe iſt Euch entwiſcht. Jetzt entſteht die Frage: wie weit ſeid Ihr auf der Spur? Und wollt Ihr Euch mit mir und Loß verbünden? — Ueberlegt's raſch! — Noch Eins! Euch locken die Tonnen Goldes, welche man dem Oheim Zdenko nachſagt, und Ihr möchtet deshalb alle übrigen Parteien von ihm fernhalten. Das begreift ſich, hat aber im Augenblicke doch keinen Sinn. Zunächſt iſt der Oheim in Händen, die ihm näher am Herzen liegen als Eure Verwandtſchaft. Erſt müßt Ihr ihn gewonnen und für Euch allein ſichergeſtellt haben. Dann mögt Ihr ſorgen, daß er keine neue Bekanntſchaft mache. Unſere **Bekanntſchaft** aber — ich ſpreche von Loß und mir — **hat nichts mit Geld** und Gut zu ſchaffen. Wir brauchen den Religionseinfluß des alten Grafen, wir brauchen ſeine ſchwer wiegende Stimme, ſonſt nichts. Und das will ich Euch erklären. Laßt nur Euren Wein nicht kalt werden; bei ſolchem Nebel iſt er probat. — Alſo: In dieſem Augenblicke rücken unſere Truppen unter Thurn in Mähren ein, in ein paar Tagen iſt Mähren mit Böhmen vereinigt, und die Hauptfrage kommt auf's Tapet. Für dieſe Hauptfrage brauchen wir die Stimme des alten Grafen Zdenko, welche in Mähren ein entſcheidendes Gewicht hat. Dieſe Hauptfrage iſt die Frage um's Oberhaupt. Daß wir Ferdinand drüben in Wien nicht brauchen können, weiß die ganze Welt. Daß wir eine ariſtokratiſche Republik mit all den Ländern vom Erzgebirge bis an die Siebenbürger Päſſe und vom Rieſengebirge bis an's adriatiſche Meer zuſammenſtellen wollen, ſagt man uns nach, wenigſtens uns Calvinern. Zunächſt iſt das nicht wahr. Auch wir geſtehen zu, daß es ein König ſein muß, wenn auch ein ſtreng verbriefter, der durch den Adel regieren muß. Welcher aber? Da liegt die Streitfrage. Ein Theil von uns, den Andreas Schlik an der Spitze, iſt für den ſächſiſchen Kurfürſten in Dresden. Zu dieſem Theil gehört die Mehrzahl der Lutheriſchen unter uns. Der andere Theil, der calviniſche, aber iſt für den rheiniſchen Kurfürſten in Heidelberg, und zu dieſem Theile gehören wir, der Loß und ich, und wir ſind ziemlich ſicher, daß wir das in Böhmen durchſetzen. Der alte Zdenko aber ſoll es uns auch in Mähren ſichern. Und das wird er, wenn wir ihn beizeiten finden. Das heißt: wenn ihn die Lutheriſchen unter Frau Amalie und dem fremden Junker nicht vorweg verderben, oder die Römiſchen ihn nicht mit Haut und Haar wegſchnappen. Verſteht Ihr jetzt?

— Ich verſtehe.

— Da habt Ihr denn lauter blanken Vortheil auf unſerer Seite. Wir können Euch bei der Ludmilla und beim Oheim Zdenko beſtens unterſtützen, und könnten Euch an einen neuen Hof in Prag bringen, der Euch, ſowie ich Euch beurtheile, ganz beſonders zuſagen wird. Der Kurfürſt Friedrich iſt ein junger Herr, welcher Glanz und Herrlichkeit liebt, und er hat eine junge Frau, welche ihm darin ganz ähnlich iſt, und einen hochfliegenden prächtigen Ehrgeiz noch voraus hat. Als Tochter des Königs von England und Enkelin der Maria Stuart, hat ſie vornehmen Geſchmack, dreiſte Phantaſie und herzhafte Unternehmungsluſt. Sie wird den Pragern was zu ſchauen geben und junge Cavaliere und junge Frauen in Athem verſetzen. Nach dieſem Hofe auf dem Hradſchin, das ſag' ich Euch voraus, fliegen alle Wünſche Ludmilla's, und wer ſie da hinaufführen kann, der wird ihr Mann ſein. Iſt das ein Trumpf, he? Punctum. Ich bin müde, und der Wein hat mich noch müder gemacht. Ich frag' nicht weiter, ich ſag' nichts weiter als; Habt Ihr die Richtung entdeckt, nach welcher Graf

Zdenko eine Stunde von hier — ſo viel weiß ich von Loß — wohnhaft iſt? Habt Ihr ſie?

— Eine halbe Stunde weit —

— Das genügt. Iſt's ein Schloß, ein Bauernhaus —?

— Ein Jägerhaus.

— Bravo. Das wollen wir in ein paar Stunden haben. Abgemacht. Mit Sonnenaufgang ruf' ich Euch, und wir brechen auf. Gute Nacht!

Und damit ging er hinweg. Rudolph blieb etwas betäubt ſitzen. Er war ſozuſagen überritten worden. Aber es war ihm recht. Dem Gedankengange dieſes Herrn von Tretha war er aufmerkſam gefolgt, und es hatte ihm vollſtändig eingeleuchtet, daß hier diejenige Partei an ihn heranträte, welche ihm am beſten zuſage und welche ihm die beſten Ausſichten biete.

Und doch war Rudolph in einem Hauptpunkte getäuſcht. Es war der Geldpunkt. Dieſer Herr von Tretha, wie er ſich in der Geſchwindigkeit benannt, hatte es auf nichts abgeſehen als auf die Tonnen Geldes des alten Grafen. Dieſer wollte er ſich um jeden Preis bemächtigen für ſeine Calviner-Partei, zu welcher er allerdings gehörte, ja deren Führer er war.

Gar nicht unzufrieden mit dieſer letzten Abendſtunde ging Rudolph nach ſeinem Zimmer. Unterwegs fragte er den mit dem Lichte vorausgehenden Diener: ob der Gärtner noch zu haben ſei.

— Der Spath?

— Der Gärtner.

— Das iſt der Spath.

— Ruf ihn zu mir herauf.

Das Licht zurücklaſſend, ging der Diener. Rudolph wartete auf dem Gange. Es war ihm eingefallen, daß der Candidat Götzinger des Gärtners erwähnt hatte, als desjenigen, welcher mit dem Grafen in Verbindung ſei. Wenn es nicht derſelbe wäre, der den Junker von Starſchädel geführt — denn allein war der Starſchädel nicht geweſen — ſo konnte der Burſche vielleicht benützt werden.

Unerwartet raſch kam der Diener zurück, und ein Mann neben ihm. Der ſah aber nicht wie ein Gärtner aus, eher wie ein verbrauchter Kriegsknecht.

— Der Spath iſt nicht daheim, berichtete der Diener, aber dieſer Mann fragte nach Euer Gnaden, er hätte was abzugeben.

Der Kriegsknecht ſchlurfte heran — einer ſeiner Füße ſchien nicht ſeine volle Schuldigkeit zu thun — und überreichte dem Junker einen zuſammengefalteten Zettel. Rudolph las ihn ſogleich. Er lautete: „Herr Pater Norbert läßt Euch vermelden, daß Ihr ihn morgen Vormittag im Hernalſer Schloſſe erwarten mögt. Er iſt dem bewußten geheimen Aufenthalte auf der Spur. Im Hernalſer Schloſſe ſelbſt liegt der Schlüſſel zu dem Geheimniſſe. Die Frau und ein Gartenknecht ſind im Beſitze desſelben. Verſchafft ihn Euch von Eurer Seite. Der Herr Pater hat noch einen weiteren Zugang entdeckt, und wird mit Euch morgen vergleichen, welcher Weg und welches Hilfsmittel vorzuziehen ſei. Die Expedition muß auf der Stelle ins Werk geſetzt werden. Es ſind von hier aus alle Vorbereitungen getroffen. Man erwartet andererſeits, daß Ihr der guten Sache alle Kräfte widmen werdet. Solltet Ihr Euch deſſen weigern — was man nicht erwartet — ſo werden die Anklagen Eures geſtrigen Betragens in der Burg furchtbar lebendig, und das Gericht ereilt Euch über Nacht."

Rudolph ſtarrte noch einen Augenblick auf den Zettel, nachdem er ihn geleſen. Das „Betragen in der Burg" bezog ſich auf Orontius und auf Rudolph's wahrſcheinliche Mitwiſſenſchaft. Dieſer ſchlimmſte Verdacht alſo war nicht völlig ausgelöſcht. Man verlangte neue Proben — man wird ihrer fortwährend verlangen! Iſt's da nicht an der Zeit, das Schaukelſyſtem, in welches man hineingerathen, reſolut aufzugeben, und ſich der proteſtantiſchen Partei ohne Rückhalt anzuſchließen? Allerdings. Aber es braucht ja dazu keiner Ankündigung, keiner Herausforderung. Man weicht aus, das iſt genügend. Man hinterläßt eine Nachricht, daß man im Dienſte derſelben Sache nothwendigerweiſe fortgemußt — ja wohl.

Alſo denkend, ſah Herr Rudolph in das harrende Faunengeſicht des Kriegsknechtes, welcher nicht ohne Behagen den ſchönen Junker muſterte. Denn es war niemand anders als der alte Brémont aus dem Arſenale, welcher ſich mit Lächeln ausmalte, was man mit ſolch einem prächtigen Wuchs und Angeſichte für gute Beute einheimſen könne unter den Weibſen.

— Eure Antwort, ſchönſter Junker? Schriftlich oder mündlich?

— Ein Wort: es ſei Alles in Ordnung.

— Weiter nichts?

— Das genügt.

— Bis auf das Trinkgeld, welches ein ſo ſtattlicher Herr einem alten Kriegsmanne nicht verſagen wird bei ſo ungeſundem Wetter. —

Rudolph gab ihm ein Silberſtück, und Ehren-Brémont ſchlurfte unter militäriſchem Gruße rückwärts.

Er hatte Auftrag, die Antwort ſogleich in die Burg zu bringen. Dort erwartete ihn die „rothe Feder" in der Trabantenſtube. Eine Stiege hoch über der Trabantenſtube erwartete in ſeinem Gemache der Pater Norbert die „rothe Feder".

Norbert hatte im Laufe des Tages ſeinen Entſchluß gefaßt. Er wollte Alles daran ſetzen, eine Leidenſchaft zu befriedigen, welche ihn wie ein Gewitter überraſchte. Die ſchöne Ludmilla hatte ſich ſeines Weſens bemächtigt wie eine dämoniſche Macht, und es kam jetzt zu Tage in ihm, daß ſein Verhältniß zur Kirche ein rein äußerliches, ſozuſagen ein politiſches verblieben war. Er hatte keinen Kampf zu beſtehen mit ſeinem Gewiſſen, nur eine Auseinanderſetzung über formelle Pflichten fand in ihm ſtatt. Zunächſt wollte er den engeren Eintritt in den Orden, welchen ſeine Mutter ſo ſehnlich wünſchte, beſtimmt ablehnen. Das Weitere werde ſich geſtalten je nach der Geſtaltung ſeines Verhältniſſes zu Ludmilla. Die Ausbildung dieſes Verhältniſſes aber wollte er, von leidenſchaftlicher Sehnſucht geſtachelt, um keinen Tag verzögern. Er hatte ſich alſo feſt vorgenommen das ketzeriſche Schloß Hernals zu beſuchen, obwohl er dort weder willkommen, noch ſicher ſei. Den Vorwand dazu bei Pater Lamormain ſollte die Auffindung ſeines Oheims Zdenko bieten. Er wußte, welchen Werth der Orden darauf legte, dieſes freigeiſtigen Grafen und ſeiner Schätze habhaft zu werden. Dieſe Schätze waren am Ende doch auch für ihn ſelbſt nicht gleichgiltig, wenn ſeine Neigung zu Ludmilla einen günſtigen Verlauf nähme. Nahm er die Leitung der Expedition in die Hand, ſo war's ja doch auch in ſeine Hand gelegt, den endlichen Ausgang dieſer Expedition für ſeinen perſönlichen Vortheil auszubeuten.

In dieſem Sinne war er noch am Morgen, als er auf der Freiung von Rudolph geſchieden, zu Pater Lamormain gegangen und hatte dieſem Mittheilung gemacht von den Anzeichen über den Aufenthalt des Grafen, welche er in der Schottenabtei plötzlich aufgefunden, ſich erbietend, dieſe Anzeichen auf der Stelle energiſch zu verfolgen. Zu dem Ende ſei nöthig, daß ihm alle Mittel bewaffneter Macht zu Gebote geſtellt würden, und daß er ſelbſt ſein geiſtliches Kleid ablege, um ſich als Cavalier in die Landſchaft hinaus zu begeben.

Lamormain hatte mit leuchtendem Auge zugehört. Daß die Benedictiner ihm den Grafen entzogen, auf welchen er es längſt und ernſtlich abgeſehen, das war ohnedies ein empfindlicher Punkt für ihn geweſen. Er hatte nur dazu geſchwiegen, weil ſeine Spürleute keine Anknüpfung entdeckt hatten. Jetzt war die Anknüpfung da, und er ging mit voller Kraft darauf ein. Norbert — obwohl Lamormain ſeit geſtern Vorwürfe für ihn bereit hatte — war ihm doch in dieſer Angelegenheit ein willkommenes Werkzeug, weil der alte Graf ein Verwandter Norbert's war und der etwa entſtehende Lärm damit beſchwichtigt werden konnte, es handle ſich um Schritte, welche von der Familie ſelbſt ausgingen.

Lamormain hatte alſo ſogleich alle ſeine Agenten zuſammenberufen und ihnen die erforderlichen Aufträge gegeben. Abends neun Uhr ſollten ſie ihm Bericht erſtatten. Unter dieſen Agenten hatte die „rothe Feder“ nicht gefehlt, und ihrer hatte ſich beim Fortgehen Norbert bemächtigt mit dem Auftrage, einen ſichern Boten zu ſtellen, welcher im Dunkel des Abends einen Brief nach Hernals bringen könne. So war der heitere Brémont, deſſen ſich die „rothe Feder“ gern zu Aufträgen über Land bediente, weil ihm ein kleiner Klepper im Arſenal zu Gebote ſtand, nach Hernals hinaus geſendet worden.

Während Brémont jetzt auf ſeinem ungariſchen Rößlein nach der Stadt zurückſprengte, ſtand Norbert am Fenſter ſeines Zimmers, auf den Schlag der Thurmuhr harrend, welcher die neunte Stunde verkünden und die Zuſammenkunft der Agenten bringen ſollte. Die Burg, wie ſchon erwähnt, beſtand damals nur aus dem maſſiven Viereck, welches den „Schweizerhof“ einſchloß, und einem kleinen Anbau auf der Nordweſtſeite. Rings war ein tiefer Graben, und auf dieſer Nordweſtſeite, alſo da, wo jetzt der Franzensplatz, war damals wie jetzt der Haupteingang über eine Zugbrücke, welche den Burggraben überwölbte. Rechts unter dem Thor war die Trabantenſtube, dicht dahinter, ebenfalls rechts, führte eine Hauptſtiege zu den Gemächern des neuen Königs; links im Hofe führte eine zweite Stiege in den nordöſtlichen Theil des Viereckes. Neben ihr, näher am Thorwege, war ziemlich verſteckt und unſcheinbar eine ſchmale Nebentreppe, die zu dem Halbſtock geleitete, in welchem die geiſtlichen Räthe ihre Wohnungen hatten: Lamormain, der alte Bartholomäus und der junge Norbert. Norbert's Zimmer war das kleinſte, aber es war wohnlich und angenehm am Tage, weil es von dem weiten freien Raume gegen den Cillihof hinüber volles Licht empfing. Jetzt hatte ſich der Nebel langſam in die Höhe gezogen, und der Blick auf den freien Raum war ganz eigenthümlich: in der Höhe eines Hauſes der milchweiße Nebeldunſt vom Mondlichte geklärt, und darunter reine, halbhelle Luft. Die einzelnen Geſtalten, welche auftauchten und über die Zugbrücke ſchritten, hatten etwas Wunderliches, wie aus einem Schattenſpiele. Wien war damals viel ſtiller und um dieſe ſpäte Stunde ſchon faſt todt, beſonders in dieſer Gegend, welche durch einen breiten leeren Raum von der Stadt abgeſondert lag, und es war ein weiter Platz zu überſchreiten bis zu den Schaufellucken und den erſten Häuſern des Kohlenmarktes. Dieſe einzelnen Geſtalten waren auch wirklich nur die Agenten des Jeſuitenpaters, welche um dieſe Stunde beſtellt waren. Norbert glaubte in der einen Geſtalt die „rothe Feder“ zu erkennen, und wollte eben hinabgehen, um ihn zu ſprechen — da meldete ein

Hofdiener: daß der hochwürdige Herr Pater Lamormain ihn augenblicks zu ſprechen wünſche, und zwar oben in der Conferenzſtube.

Dieſe Stube, ein großer Raum, lag gerade über dieſem Halbſtock, und wurde jetzt zum erſtenmale wieder — denn Kaiſer Matthias hatte drüben in der Stallburg regiert — zu einer Sitzung benützt. Ein großer runder Tiſch, mit grünem Sergetuch bedeckt, ſtand in der Mitte; metallene Armleuchter brannten auf demſelben, und einzelne Armleuchter in den Ecken waren ebenfalls angezündet. Dieſe Beleuchtung reichte indeſſen nicht hin für den großen Raum, und das hohe Gemach war in einzelnen Theilen von dunklen Schatten bedeckt. Die Sitzung mochte aus dem Stegreiſe angeſagt ſein, und man konnte auch daran erinnert werden, daß die Hofhaltung noch neu und in ſehr ſparſamem Style eingerichtet war.

Für Norbert ſelbſt war die Berufung an dieſen Ort überraſchend. Er trat neugierig ein, und entdeckte in dem leeren Saale erſt nach einer Weile den ſchwarzen Pater Lamormain, welcher in einer wenig beleuchteten Ecke ſtand und langſam hervortrat.

Lamormain war erſichtlich von Gedanken angefüllt, und ſtand eine Zeitlang vor Norbert, ohne zu ſprechen. Endlich ſagte er wie nebenſächlich und wie vor ſich hin:

— Ihr müßt unſere Leute ſelber vorzehmen, ich habe keine Zeit; es iſt eine Sitzung des Staatsraths für dieſe Stunde anberaumt werden — unerwartet — es ſind ſchwere Nachrichten eingelaufen — aus Mähren —

— Aus Mähren?

— Ja. Die böhmiſchen Rebellen ſind dort eingefallen, und dieſes bisher noch verſchonte Land kann in ein paar Tagen für uns verloren ſein. Der nichtswürdige Thurn ſteht in Iglau, ſeine Vorhut ſchwenkt nach Znaim, und in wenigen Tagen kann Brünn in ſeinen Händen ſein. Waldſtein hat Boten über Boten erhalten und dringt auf Maßregeln. Hierin mit Recht. Nicht nur ſeine Güter ſind verloren, wir Alle werden im Herzen bedroht, denn wer ſteht dafür — ich nicht! — daß der Zug nicht dem Erzherzogthume, daß er Wien gilt?! Es müſſen Entſchlüſſe gefaßt, es müſſen Grundlinien gezogen werden ein- für allemal —

— Iſt das heut' Nachmittag nicht geſchehen?

— Nein. Der König hat die traurigen Berichte aus dem Landhauſe angehört und — hat geſchwiegen; er hat all unſere Plane und Vorſchläge zu einem großen entſchloſſenen Gange angehört und — hat geſchwiegen.

— Sollte er —?

— Das glaub' ich nicht. Er iſt feſt in unſeren Bahnen; er liebt es nur nicht, Weitausſehendes rund auszuſprechen, wenn es die Dinge des Staates betrifft. Dazu kam der Bericht über die Kaſſenbeſtände, welche aus der Stallburg herübergebracht wurden. Es ſind 82,253 Gulden vorhanden, nicht mehr, nicht weniger, und dabei rückſtändige Beſoldungen aller Art! 82,253 Gulden, um ein großes, in allen Theilen aufgelöſtes, in rebelliſchen Waffen ſtehendes Reich zur Ordnung und Pflicht zurückzuführen!

Wer mag da eilen mit großen Worten! Und doch müſſen ſie geſprochen werden. Sie ſind unſere Aufgabe, und in dieſer Stunde müſſen ſie geſprochen werden — aber da kommen die Räthe! Eilt hinab, hört die Leute an, ſchafft einen Plan, und kommt dann wieder herauf, um dort im Vorzimmer auf mich zu warten und mir Bericht zu erſtatten. Die Angelegenheit des alten Heiden Zdenko iſt faſt ſo wichtig wie dieſer wichtige Staatsrath. Könnten wir in ein paar Tagen ſeiner Geldmittel habhaft werden, ſo könnten wir uns alsbald zu ganzen Maßregeln entſchließen gegen Ketzerei und Rebellion. Geht und bringt mir troſtreichen Beſcheid.

Er trat zum Tiſche, um welchen ſich die Eggenberg, Harrach, Meggau gruppirt hatten, unter welche ſoeben auch Waldſtein in raſchem Gange ſchritt. Er war reiſig angethan, ſeine Sporen klirrten, ſeine Bewegungen waren raſch, ſein ganzes Weſen entſchloſſen. Während alle Anderen halblaut mit einander geſprochen, rief er mit lauter Stimme:

— Es beſtätigt ſich Alles! Mein Oberſtwachtmeiſter, der Nachod, iſt eben angekommen aus Brünn. Die falſchen Herren treten ſchaarenweiſe über zu dem Prahlhanſe Thurn, der Lumpenburger Zierotin an der Spitze — ich will hin; in der nächſten Stunde — da kommt der König!

Norbert ſah noch im Hinausgehen, daß König Ferdinand von der entgegengeſetzten Seite eintrat. Sein Ausſehen war freundlich, und in ſeiner wohlwollenden einfachen Begrüßung der Räthe deutete nichts auf die furchtbaren

Sorgen und Gefahren, welche auf ihm laſteten. Ein milder Ernſt ruhte auf dem wohlgefärbten Antlitze, und er machte eine zuſtimmende Handbewegung gegen den greiſen Pater Bartholemäus, der hinter ihm ging und leiſe Ermahnungen in ihn hineinzuſprechen ſchien.

Norbert, obwohl von leidenſchaftlichen Wünſchen erfüllt, konnte ſich doch eines ſtarken Eindrucks nicht erwehren, als er mit einem ſcheidenden Blicke aus dieſem Saale ſchritt, wo die Frage europäiſchen Wohles und Wehes erörtert werden ſollte.

Er fand unten auf dem Corridor vor Lamormain's Gemache die Agenten, fünf an der Zahl, und nahm ſie mit ſich in ſein Zimmer.

Einer nach dem andern ſchilderte ſeine Erlebniſſe und ſeine Ergebniſſe.

Vier hatten geendigt, und nur die „rothe Feder“ war noch übrig.

Das Reſultat war durchaus verneinend. In keinem der Güter und Häuſer, welche den ſchottiſchen Benedictinern in der Umgebung Wiens gehörten, war eine Spur zu entdecken geweſen von einem Gaſte wie Graf Zdenko.

Enttäuſcht und ärgerlich ſah Norbert vor ſich hin, der „rothen Feder“ geradezu vergeſſend.

Dieſe räuſperte ſich.

Norbert wurde aufmerkſam und fragte:

— Iſt der Brief draußen abgegeben, und iſt Antwort da?

— Sie kann unten ſein. Soll ich nachfragen?

— Allerdings.

Vielleicht hatte der Junker draußen etwas entdeckt! Dies war Norbert's einzige Hoffnung, als die Agenten ſämmtlich hinaus waren.

Die „rothe Feder“ kam raſch zurück und berichtete die Antwort Brémont's, welcher pünktlich eingetroffen war.

— Glaubſt Du, Medarde, daß der Junker glücklicher ſein kann als wir?

— Nein. Denn Hochwürden haben mich noch gar nicht befragt.

— Dich? Wenn's in der Stadt wäre! Draußen biſt Du fremd.

— Doch nicht. Ich bin ſcharf auf der Fährte.

— Wie?!

— Unten im Salzgries iſt ein Gaſthaus „zum Löwen“. Dort ſprech' ich täglich ein, und ich komme eben von dort. Der Wirth war früher Fleiſchhauer, und iſt als ſolcher rings in der Gegend überall herumgekommen, Kälber und Lämmer, Schweine und Ochſen kaufend. Ich bracht' ihn auf dies Capitel, die feinen Kälber und Lämmer der Schottenhöfe rühmend, von denen er offenbar jetzt noch ſein Fleiſch beziehe, denn man kriege im „Löwen“ das zarteſte Kaliber. Dies that ihm wohl, und er wurde geſprächig. Bergweide, meinte er, ſei die Hauptſache. Darauf müſſe man ſehen beim Einkauf des Jungviehes. Deshalb trachte er immer nach dem Wiener Walde. Wild und Jungvieh von da oben ſei dem Vieh in der Ebene vorzuziehen.

„Dort oben haben ja aber die Schotten keine Gehöfte!“ warf ich ein.

„Aber große Waldantheile,“ entgegnete er, „wohin von Hütteldorf und Dornbach das Vieh zur Weide getrieben wird.“

Das war der Faden, an dem ich weiter kletterte. Von jener Waldgegend hat keiner der vier Agenten geſprochen, weil dort oben kein größeres Gehöft iſt, und doch liegt wahrſcheinlich dort oben unſer Haſ' im Pfeffer!

— Wie das?

— Der Wirth im „Löwen“ kam ſchwatzend denn auch darauf, daß ſeine Haſen und Rehe die delicateſten ſeien, der Wildtauben, Haſelhühner und Schildhühner gar nicht zu gedenken, denn die kriege man unten gar nicht. Dies beſte Wild aber käme ihm juſt von den Schotten. Sie hätten — und dies iſt die Hauptſache — links oberhalb Dornbach einen alten Jäger, das ſei ein Matador. Und dieſer alte Golling habe ſeine Einkehr bei ihm und liefere ihm Alles friſch.

„'s mag ein Hundeleben ſein da oben Winter und Sommer in der Wildniß!“ ſchaltete ich ein, um Näheres zu hören.

„Beim alten Golling nicht,“ entgegnete der Riedl, „denn ſein Haus iſt an einem ſonnigen Ausſichtspunkte gelegen, und — horchen Hochwürden nur! — der ſogenannte Pater Regens von den Schotten hat ſich vor Jahren dort oben ein ſolides Sommerhaus gebaut unter einem Dache mit dem Jäger, und kommt viel zum Beſuche hinauf, und da fällt Mancherlei ab an Bequemlichkeit“ — baſta! Dies iſt, ſoll mir Gott helfen, die Wohnung des alten Grafen, die wir ſuchen, wie?

Norbert ſtimmte bei. Das Geheimniß ſchien gelöſt, und nun war feſtzuſtellen, wie und mit welcher Macht der alte Graf dort oben aufzuheben ſei.

Medardo mußte warten. — Pater Lamormain ſollte in Kenntniß geſetzt werden.

Norbert ging eilig wieder hinauf.

Im Vorzimmer indeſſen ſtand er plötzlich ſtill. Der Gedanke kam ihm: Wäre es denn nicht zu wagen, dieſe Expedition auf eigene Hand zu unternehmen? Die „rothe Feder“, welche Jedem dient, der hoch bezahlt, könnte man — Aber die genaue Kenntniß von der unendlichen Kette des Ordens, welche überall hinreiche, ſagte: Nein! Jetzt noch nicht. Vielleicht dann, wenn die ſchöne Ketzerin erſt — ſtill!

Er trat ins Vorzimmer.

Die Thür zum Conferenzſaale war halb offen. Der Staatsrath ſaß noch.

Einer der Räthe, deſſen Anblick ihm durch die nur halb offene Thür entzogen war, ſprach langſam und mit pedantiſcher Betonung folgende Worte, wahrſcheinlich den Schluß einer längeren Rede:

— All dieſe Ausſichten ſind fern und unſicher. Aus Spanien, aus Neapel, aus Florenz, aus Brüſſel mag das Beſte zu erwarten ſtehen mit Geld und Truppen; aber können wir warten, wenn wir jetzt durch ſcharfe Worte Alles auf die Schneide des Schwertes geſtellt? Und lehrt uns nicht die Erfahrung, daß dieſe Hilfeleiſtungen, aus Spanien und Italien wenigſtens, immer nur in zerſplittertem Maße und meiſt zur Unzeit zugekommen ſind? Auf Ungarn aber hat ſich das Erzhaus nie verlaſſen können. Heut' verheißt uns Forgach, der Palatinus, gute Dienſte, und es bietet der Siebenbürger Bethlen ein Bündniß an; aber morgen iſt der Palatinus durch einen Wirbelwind ſtimmlos, und Bethlen Gabor enthüllt ſich als treuloſer Mithridates, wie ihn die Welt zubenennt. Was bleibt alſo Erreichbares zu Handen? Zwei ſichere Leute hinauszuſenden in die vorderen Lande, und im Burgauiſchen eine Summe aufnehmen zu laſſen, ſo groß, als dies kleine Ländchen ſie leiſten kann, was bedeutet das bei ſo großem Bedürfniß?! Und doch iſt es das Einzige, das im Laufe eines Mondes in Wahrheit erreichbar iſt. Darum bin ich zunächſt für ausweichende Schritte und Worte.

Norbert ſah und hörte, daß ſich Waldſtein raſſelnd ſchüttelte.

Niemand erwiederte, wie es ſchien, weil König Ferdinand eine abwehrende Handbewegung machte gegen Lamormain, welcher ihm zunächſt ſaß.

Endlich ſagte der König mit ruhiger und milder Stimme: Schließen wir. Ich danke Allen für gute Rathſchläge. Sie ſind zwar gar verſchiedenartig, aber ſie entſpringen doch alle aus guter und kluger Meinung. Die Ruhe der Nacht und die Sammlung des Sinnes im Angeſichte Gottes wird mir Entſcheidung beſcheeren. Euch, lieber Waldſtein, gebe ich den Urlaub, den Ihr begehrt, damit Ihr in Mähren rettet, was zu retten iſt. Euch, lieber Harrach, gebe ich Vollmacht, meinen niederöſterreichiſchen Ständen anzukündigen, daß ich nächſter Tage ſelbſt im Landhauſe erſcheinen und zu ihnen reden werde, Worte des Friedens und gegenſeitiger Verträglichkeit. Euch, meine geiſtlichen Räthe, die ihr mir ebenfalls verſchiedene Wege weiſt — Pater Bartholomäus den der Nachgiebigkeit, Pater Lamormain den der Beharrlichkeit — euch will ich morgen nach der Frühmetten eröffnen, was mir Gott ins Herz gelegt. Er wird nicht zulaſſen, daß die höchſten Güter Schaden leiden, weil das Geringere nur zaghaft geopfert werden will. Euch, mein lieber Eggenberg, erwarte ich eine Stunde nach der Meſſe. Allen aber ſage ich zur Richtſchnur: unſere geheiligte Religion darf nirgends verkürzt werden, müßten wir auch ſtatt des Scepters den Bettelſtab in die Hand nehmen.

Hiemit ſtand er auf, grüßte Alle mit Kopf und Hand freundlich und ging dahin, von wo er vor einer Stunde gekommen.

Waldſtein war der Erſte, welcher ins Vorzimmer herauseilte. Sein Antlitz war düſter, und er nahm keine Notiz von Norbert, welcher ans Fenſter hinübergetreten war. Unverweilt klirrte er die Stiegen hinab und warf ſich unten aufs Roß. Sein Reiterzug hatte ſich dort aufgeſtellt und folgte ihm jetzt in dröhnendem Trabe nach dem Kohlenmarkt hinab. Der Morgen ſollte ſie durch Gänſerndorf der mähriſchen Grenze zureiten ſehen.

Schweigend zerſtreuten ſich die anderen Räthe. Keiner wurde Norbert's gewahr. Nur der letzte ſah ſich im Vorzimmer um. Dies war Lamormain. Auch ſein Geſicht war unfreundlich zuſammengezogen. Der neue Herrſcher machte auch ihm Sorge. Bei aller Frömmigkeit folgte dieſer Ferdinand nicht unbedingt den andringenden Rathſchlägen des walloniſchen Jeſuiten. Er bewahrte ſich in Ruhe und Milde die eigene und letzte Entſcheidung. Lamormain ſah voraus, daß es nicht leicht ſein werde, ihn ganz zu unterjochen, denn dieſer Ferdinand ſei kein Jüngling mehr, ſondern ein Mann, ein vierzigjähriger Mann, welcher ſeine praktiſche Schule in der Steiermark durchgemacht. Sein Beichtvater Bartholomäus Willer, welchen er von dort mitgebracht, war dem Lamormain eine Warnung und ein Dorn. Ein Dorn, weil dieſer weiche Greis die politiſchen Principien des Ordens ganz außer Acht ließ; eine Warnung, weil er mit ſeiner Sanftmuth einen tiefen Einfluß auf Ferdinand erlangt hatte.

Endlich nahm Larmormain die Hand von den Augen, welche er ſich zugedrückt hatte, als wollte er den herantretenden Norbert nicht ſehen.

— Sprecht! ſagte er matten Tones.

Norbert erzählte.

Larmormain wachte völlig auf aus ſeiner Ermattung, als der Bericht ſo nahe und ſichere Ausſicht eröffnete auf die Ergreifung des Grafen.

— Vortrefflich! rief er am Schluß mit feſtem Tone. Das kann den Nachdruck bringen, der uns abgeht. Eine Tonne Geldes iſt in dieſem Momente mehr werth, als — Kommt! Ich will den Medardo ſprechen und belohnen. Die Maßregeln ſollen kühn, ſollen ganz getroffen werden. Volle Gewalt, wenn ſie nöthig wird! Und unmittelbar in unſer Collegienhaus unten am Stubenthore mit dem Alten, hört Ihr! Keine Zwiſchenhaft. Außen um die Stadt der Transport und erſt beim Stubenthor herein. So wird jedes Aufſehen vermieden. Kommt!

IV.

Leichte Winde waren ſehr geſchäftig in dieſer Nacht. Sie ſpielten nach allen Richtungen der Windroſe und jagten den Nebel in die Höhe. Aber ſie zerſtreuten ihn nicht. Als der Mond untergegangen, ſenkte er ſich wieder abwärts in Geſtalt von leichten Wolken, und tröpfelte als milder Regen auf den Wiener Wald herab, eine erſehnte Gabe für all die tauſend Knospen der Sträucher und Bäume, welche ihrer Entfaltung entgegenharrten.

Es war um die vierte Stunde, als Spath, der Gärtner, aus Trumm's Wohnung trat, in welcher er auf einer Streu von Laub geſchlafen. Am Waſſertroge wuſch er ſich im Dunkeln Geſicht und Hände. Er wollte aufbrechen hinab nach Hernals, denn die Frühjahrszeit mußte benützt werden zu den Gartenarbeiten, und wenn er ſich auch für die „Sachen des Glaubens“ mitunter eine Stunde abmüßigte, er war doch ein zu gewiſſenhafter Mann, als daß er ohne große Noth ſeine Berufsarbeit darüber vernachläſſigt hätte. Der Junker von Starſchädel ſollte überdies den Tag über oben bleiben, und wenn er früher hinab wollte, ſo konnte und ſollte ihm Nandl den Weg weiſen. Nandl! Das war Spath's Sorge. Sie war ſein Schatz. Aber geſagt hatte er ihr noch wenig von ſeiner Neigung. — Dort drüben am zweiten Fenſter innen ſtand ihr Bett. Er ging leiſe hinüber zu dieſem Fenſter, das von außen mit einem Laden verſchloſſen war. Er legte ſein Ohr an den Laden, als ob er ihren Athem hören wollte. Er ſpürte auch einen warmen Athem, aber an ſeiner herabhängenden Hand: Zahn, der Wolfshund, war aus ſeiner Hütte herbeigekommen, um den wohlbekannten Freund ſtill zu begrüßen. Zahn! ſagte Spath leiſe, und ſtreichelte den Kopf des Hundes, und bald darauf glaubte er von innen ein leiſes Knarren des Fenſters zu hören, der Haken des Ladens ward langſam in Bewegung geſetzt, Nandl mußte das Wort „Zahn!“ gehört haben, ſie war im Begriff zu öffnen — da ging die Hausthür auf, und der Jäger Golling mit Caro trat heraus.

— Was macht Ihr denn da am Fenſter, Gärtner?

— Ich wollte horchen, ob Ihr auf wär't, und ob wir zuſammen hinuntergehen könnten.

— So gehen wir.

Golling war ein ſtrenger Mann. Er ging lange ſchweigſam neben Spath einher. Endlich ſtieß er einen Seufzer aus und ſagte:

— Das iſt doch ein ſchreckliches Kreuz, was da mit den Glaubensſtreitigkeiten über uns gekommen iſt. Und das wird ein Ende nehmen mit Schrecken.

— Wer weiß!

— Wer weiß! Ich weiß es. Zeit meines Lebens bin ich ein ordentlicher Mann geweſen, und 's iſt mir kein Zweifel aufgeſtiegen. Seit ich aber öfters die Geſpräche angehört habe zwiſchen dem Herrn Grafen und unſerm Herrn Pater Regens, da fallen mir Dinge bei, wenn ich Abends in der Einſamkeit auf dem Anſtand ſitze, Dinge, vor denen mir die Seele im Leibe erſchrickt. Und ſo unrecht kann's doch unmöglich ſein, wenn ein Mann wie unſer Herr Pater Regens ruhig davon ſpricht, als ob's der Rede werth wäre und nichts Gotteslaſterliches. Zum Exempel: es wär' halt nicht genug, daß Einen der Geiſtliche freiſpräche —

— Das iſt auch nicht genug.

— Halt's Maul! Von Dir will ich's nicht wiſſen; ich weiß ja leider Gottes, daß Du ein Ketzer biſt. 's iſt ſchade um Dich, Spath! Denn bild' Dir ja nicht ein, daß Dir ein ordentlicher Vater ſein Mädel zum Weib geben könnte, wenn Du ein noch ſo gutes Auskommen im Hernalſer Schloſſe haſt, das thut er nicht. Erſtens wegen des Seelenheils von ſeinem Mädel nicht, und alsdann — das iſt ja ein Elend mit ſolchen Kindern, die nicht wiſſen, wohin ſie gehören, und geradezu Wechſelbälge werden. Das geht nimmermehr, und da ſiehſt Du, was es für'n Kreuz iſt.

Spath ſchwieg.

Nach einer langen Pauſe nahm Gelling ſeinen Gedankengang wieder auf und fuhr fort:

— Man müßte — und das ſagt ſogar der Herr Pater, nicht etwa der Herr Graf — man müßte ſich erſt ſelber freiſprechen können, heißt das: nicht ſo dreiſtweg frei, nein, man müßte inwendig fertig ſein mit dem Fehler und mit der Sünde, was man ſagt fertig, ſowie man's Eſſen verdaut hat, verſtehſt Du?

— Freilich!

— Na, ſo leicht iſt's nicht. Ich hab' Wochen gebraucht, eh' ich auf's Verdauen gekommen bin. Und unruhig macht Einen die Wirthſchaft mit den Gedanken, unruhig und unzufrieden. D'rum kommt auch jetzt wieder Krieg und Schwerenoth, und die Peſtilenz wird nicht ausbleiben. — Der arme alte Herr Graf! Hat ſo viel geſeh'n in der Welt, bis in's Aſien hinein iſt er gekommen, nach Sodom und Gomorrha und wo's Paradies geſtanden iſt, und Geld hat er wie Heu, und 's nutzt ihm doch nichts. Wir armen Leute müſſen ihm helfen; ja, das müſſen wir. Heut' iſt er vielleicht noch ſicher —

— Wer weiß!

— Ach, ſo fix geht's nicht. Erſt finden! Und dann ſind die Feinde auch keine Hexenmeiſter. Ich hab' mir was ausgedacht, das will ich jetzt gleich dem Herrn Pater Regens vorſchlagen.

— Was denn?

— Kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht erfährſt Du's einmal.

Alſo ſich unterredend, ſtiegen ſie bergab bergauf durch den noch dunklen Wald langſamen Schrittes dahin, und trennten ſich an der Brücke des Alſerbaches vor dem Hernalſer Schloſſe.

Der Tag graute lichter und lichter. Dennoch mußte Gelling vor dem geſchloſſenen Schottenthore noch eine zeitlang warten, bis es knarrend geöffnet wurde.

Die unruhige Zeit verſchärfte die Vorſchriften des Feſtungsdienſtes.

Auch beim Pförtner in der Schottenabtei ging einige Zeit verloren, ehe ſich der verdienſtliche Thorhüter den Schlaf aus den Augen gerieben und Golling's Anfragen verſtanden hatte. Zwei Waldſchnepfen, welche Golling für den Pater Regens ablieferte, erkannte er bei alledem ſogleich, und endlich beſann er ſich auch, daß der Pater Regens ſeit einigen Tagen nicht ganz wohl ſei, und deswegen und wegen des Rechnungsabſchluſſes um die Oſterzeit vor acht Uhr des Morgens keine Audienz gebe. Dies nöthigte Golling, weiterzugehen. Verdrießlich brummte er dem Pförtner in's Geſicht:

— 's iſt ſchade!

— Was?

— Na, das. 's iſt ſchade um jede Stunde, die noch länger gewartet werden muß. Denn das Unglück ſteht vor der Thüre.

— Was für ein Unglück?

— Das kann ich nur dem Herrn Pater Regens ſagen. Ich komme alſo wieder. Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

— In Ewigkeit.

Verdrießlich ſchritt Golling nach dem Salzgries, um dort eine dritte Schnepfe — ſie war auf dem Grenzwege geſchoſſen und gleichſam freies Eigenthum des ſonſt ſehr gewiſſenhaften Golling — dem feiſten Riedl im „weißen Löwen" zu übermitteln. Hier fand er aber auch Stoff zu Verdrießlichkeit. Denn der beim Frühſtück ſchon redſelige

Riedl erzählte, wie er einem Hauptmann von der Stadtguardia erſt geſtern das „Vieh“ und die ſtattliche Behauſung des Schottenjägers auf dem Wiener Walde herausgeſtrichen habe. Gelling fand dies in ſolchem Augenblicke nicht erbaulich, da er des Grafen wegen lieber ſein Haus in eine dicke Wolke gewickelt hätte!

Unterdeß war es lichter Tag geworden, und die Gaſtſtube des „weißen Löwen“ füllte ſich zum Erſtaunen Riedl's und ſeiner Gattin mit einer großen Anzahl etwas wunderlich ausſchauender Frühſtücksgäſte. Es waren lauter rüſtige Männer, deren Kleidung ſo gewiß ausſah, als ob ſie nicht genau auf die betreffenden Körper gehöre. Sie wollten gemeinſchaftlich frühſtücken, und zwar Fleiſch. Frau Riedl wendete vergeblich ein, daß ſo früh am Tage kaum genügender Vorrath im Hauſe ſein werde.

— So nehmt's was da iſt! Die Jungen ſind nicht heikel! ſagte lachend derjenige, welcher die Beſtellung für Alle machte.

— Herr Jeſus, das iſt ja Signor Medar —

— Stille, Frau Riedl, unterbrach geſchwinde die „rothe Feder“, ganz ſtille, Papa Riedl! Keinen Namen ausſprechen, überhaupt gar nichts verlautbaren. Staatsgeſchäfte! Und diesmal einträgliche. Die Jungen ſollten guten Humor kriegen und dazu gut beköſtigt werden.

— Jeſus! Wie ein Cavalier aus dem obern Lande ſchauen der Herr aus!

— Ja? Na, dann iſt's recht. — Wer iſt der Mann da?

— Na, wie ſich das curios trifft, entgegnete Riedl ebenſo halblaut, wie alles Vorhergehende geſprochen werden, das iſt ja derſelbe Jäger von den Schotten oben am Wald, von dem ich Euch geſtern erzählt —

— Ah!

Und nun ließ ſich die „rothe Feder“ ihr Frühſtück neben dem alten Golling anrichten, und knüpfte ein wohlwollendes Geſpräch mit dem Jäger an. Dieſer Jäger ſollte ihm, willig oder unwillig, als Wegweiſer dienen. Denn die Schaar von zwanzig hungrigen Frühſtücksgäſten beſtand aus Stadtguardiſten, welche ihre Amtstracht ausgezogen und ſich in geborgte Kleider geſteckt hatten. Sie waren auf dem Wege hinaus, und „am Lande draußen“, wie man in Wien ſagt, waren ſie als Guardiſten nicht am Ort. Draußen herrſchte der Cavalier, und der Cavalier war in ſeiner Mehrzahl ketzeriſch. Hinter Dornbach am „Kreuzbühel“ war für die Expedition, welche aus mehreren Parteien zuſammengeſetzt werden ſollte, die Zuſammenkunft angeordnet, und es wäre ein Meiſterſtreich der „rothen Feder“ zu nennen geweſen, wenn er den Jäger ſelbſt dorthin hätte mitbringen können zum Wegweiſer in den Bergwald hinauf. Dieſen Streich auszuführen, wollte er jetzt alle ſeine Mittel der Verſchmitztheit in Bewegung ſetzen.

Draußen über dem Walde war indeſſen ein goldiger Morgen aufgegangen. Der leichte Frühregen war wie die Fruchtbarkeit ſelbſt auf Zweige und Gräſer gefallen, und war dann der ſtrahlenden Sonne gewichen. Es glitzerte, glänzte und dampfte gelb und blau aus den Thälern, und die Vögel, nachdem ſie die letzten Tröpflein abgeſchüttelt, erhoben ſich zwitſchernd, rufend und jubelnd überall. Es ſchwirrte nur ſo wie luſtiger Morgengruß von der Lerche im Blachfelde bis zu den Rothkehlchen und Rothſchwänzchen oben an der „hohen Wand“.

Graf Zdenko von Zierotin, genannt der Eremit, war wie immer vor Aufgang der Sonne von ſeinem Lager aufgeſtanden in der wohl verwahrten und mit Fußteppichen belegten Dachſtube. Das leichthin geſprochene Wort „Tſchirill“ hatte genügt, den treuen Diener hereinzurufen ins Zimmer, obwohl er entfernt unten im großen Gemache mit Feuerung und Lüftung deſſelben beſchäftigt geweſen war. Das Gehör Tſchirill's war für jeden Athemzug ſeines Herrn wunderlich geübt. Er war dieſem alsdann beim Ankleiden behilflich geweſen, und hatte ihm, wie ſtets, mitgetheilt, welches Wetter draußen herrſche und was ſeit geſtern Abend etwa Bemerkenswerthes ſich ereignet habe. Die Ankunft des fremden Junkers, die Schilderung deſſelben und die Anzeige, daß unten auf der Tafel ein Brief deſſelben liege, war die heutige Mittheilung geweſen.

Dann war Graf Zdenko langſam die kleine Treppe hinabgeſtiegen. Tſchirill leuchtete dazu, denn im Morgengrauen war das Innere des Hauſes immer noch dunkel.

Rechts ſich wendend und in das große Gemach eintretend, war wie immer der alte Graf langſam auf die offene Fenſterthür zugeſchritten, und war inmitten derſelben ſtehen geblieben. Sein Auge blickte ſtets zuerſt gen Himmel, ſeine

Hände falteten ſich, und ſeine Lippen bewegten ſich leiſe: Großer Geiſt, der Du die Himmel und die Erden gedacht und denkſt, ſei gegrüßt von Deiner Creatur in Verehrung, Dankbarkeit und Liebe! — So lauteten täglich ſeine Worte. Hinter ihm kniete Tſchirill. Das weite Gemach war dabei beleuchtet vom Feuer eines großen Kamins, in welchem lange Scheiter hell und fröhlich brannten.

In dieſer Stellung hatte er einige Minuten verharrt, die erſten Lichtfunken der kommenden Sonne waren zuckend am Himmel emporgefahren, der Windhauch bei Sonnenaufgang hatte ſich erhoben, der alte Herr war zurückgetreten und hatte ſich an den Kamin geſtellt, auf deſſen Sims zwei Kerzen brannten. Jetzt erſt hatte ihm Tſchirill den Brief überreicht, welchen Junker Hans mitgebracht.

Die leſende hohe Geſtalt hatte etwas Ehrwürdiges und Gutes. Eine weiße Mönchskutte von feinem Wollenſtoff bedeckte bis auf die Füße den ſtattlichen, offenbar ſchlanken Körper, deſſen Haupt leiſe nach vorwärts neigte. Dies Haupt war nur noch von dünnem, ganz dünnem weißen Haar bedeckt wie von einem leiſen Schneeanfluge; aber der Bart, ebenfalls ſchneeweiß, wallte in glänzenden Wellen bis auf die Bruſt hinab. Nur ſchwarze Augenbrauen und große ſchwarze Augen und eine geſunde röthliche Geſichtsfarbe hoben ſich hervor aus der weißen Fläche des Gewandes und Bart- wie Haupthaares. Der Kopf war klein, der Schnitt des Antlitzes edel. Die Naſe ſchön geformt und leicht geſchwungen, der Mund klein, und nur daß er etwas einwärts gefallen war trotz wohlerhaltener Zähne, und daß leichte

Falten um Stirn und Wangen lagerten, verrieth dem geübteſten Kenner: es ſchreite dieſe Geſtalt wohl ſchon ſiebzig bis achtzig Jahre durchs Leben.

Tſchirill hatte mit Vergnügen geſehen, daß die Leſung des langen Schreibens ſeinem Herrn wohlgethan, und hatte ein kleines Zimmerchen geöffnet, welches rechts von der offenen Fenſterthür an das große Gemach ſtieß. Dort war jeden Morgen ein Bad gerüſtet in einer hölzernen Wanne und dorthin war auch heute der alte Herr geſchritten, nachdem er den Brief durchgeleſen und ſorgfältig auf eine große, mit Büchern und Papieren bedeckte Tafel gelegt, welche unweit des Kamins ſtand. Im Hinſchreiten hatte er zu Tſchirill geſagt:

— Das wird ein angenehmer Tag. Mein Herz iſt voll Freude über das Schreiben und über den Ankömmling. Der junge Mann muß ein liebes Ausſehen haben, ja?

— Ja, Pane.

— Schau nach ihm, Tſchirill, daß er beim Aufwachen Alles finde, was er braucht. Aber wecke ihn nicht. Die Jugend braucht viel Schlaf. Sei lauter Güte für ihn; ich liebe ihn; er iſt brav. Und rüſte ein reichliches Morgenmahl für ihn und mich; die Jugend nimmt reichlich ein.

Mit dieſen Worten war Graf Zdenko in das kleine Zimmer geſchritten, und Tſchirill hatte die Thür hinter ihm zugemacht.

Schöne Morgenſtunden waren darauf über dies Waldhaus gezogen. Der Greis und der Jüngling hatten ſich kennen gelernt; ſie liebten ſich wie Vater und Sohn, als die Sonne über den hohen Buchenwald, der gen Oſten an das Haus grenzte, emporgeſtiegen war.

Die Luft war warm geworden, und ſie traten hinaus durch die Fenſterthür ins Freie. Dort ſtand eine Rieſenfichte, an deren Fuße eine hölzerne Bank angebracht war. Auf dieſer Bank war man, wie im Zimmer des mächtigen Baumes, vor den Sonnenſtrahlen geſchützt, denn die lang behangenen Zweige des Nadelholzbaumes, welcher auch im Winter ſein langes Haar behält, bildeten ein undurchdringliches Dach. Darunter hin aber ſah man gen Süden in die Berglandſchaft hinaus, und genoß eine entzückende Fernſicht. Eine Wieſe erſtreckte ſich von der Rieſenfichte noch einige hundert Schritte abwärts, dann fiel ſteilab eine jähe Wand in die Tiefe, und weithin rauchte gleichſam in dem feuchten Dämmer der Bäche eine breite Schlucht, eingerahmt zwiſchen den Berghalden des hohen Buchenforſtes. Jenſeits der Schlucht thürmte ſich Waldberg auf Waldberg, und über dieſen am fernen Horizonte ſtanden ſchneeweiß die erſten Alpenhäupter der Steiermark, die viel ſpäter erſt ihr winterliches Kleid abzuſchütteln pflegen.

— Gottes Erde iſt hier abſonderlich ſchön, nicht wahr? ſprach Graf Zdenko, indem er ſich auf die Bank unter der Fichte niederließ und Hans zu ſich einlud. Schau, ſchau, die Rothkehlchen und Rothſchwänzchen ſind über Nacht angekommen, und die gelben Ammern alle, und die kleinen Sylvien! O, wie ſchön iſt es, ein neues Frühjahr zu erleben, wenn man ſchon ſo viele erlebt hat, und alle die kleinen Unterſchiede der Wiederkehr zu ſchätzen weiß! Die Wiederkehr von Gottes unwandelbarer Gnade, unwandelbar, weil ſie auf der Treue ewiger Geſetze, auf der Treue ewiger Liebe beruht. — Bring' Brod herbei, Tſchirill, damit wir unſern gaſtlichen Herd eröffnen für die geſiederten Kleinen, das erhöht ja unſere tägliche Morgenfreude, wenn wir die Broſamen austheilen können für den ſtandhaften Appetit dieſer geſchäftigen Sänger oder Schwätzer. Ja wohl, du kecker Spatz gehörſt zu den Schwätzern.

Hans hielt dieſen Augenblick für geeignet, ſeine Mittheilung anzubringen: daß der geheimnißvolle Aufenthalt hier eben wohl heute noch entdeckt ſein könne, und daß dieſe Entdeckung ſicherlich ſchwere Gefahr in ihrem Schooße berge; daß der alte Graf ſich alſo rüſtig entſchließen möge, noch heute dieſe Wohnung zu verlaſſen.

Der alte Herr ſchwieg auf dieſe Mittheilung, und ſah wehmüthig in das Antlitz Hanſens, welchem das ehrlichſte Mitgefühl eingeprägt war.

— Ich traue dieſem Eurem Vetter aus Schleſien nicht eben das Beſte zu, und ich fürchte, er reißt Eure Ruhe auf den Markt eines unlautern Treibens! ſetzte Hans zögernd hinzu.

— Ja wohl, mein lieber junger Freund, ja wohl! Ich weiß genug von dieſem Vetter Rudolph, um Deine Beſorgniß zu theilen. Laß mich Du zu Dir ſagen! Dieſe einfache directe Anrede iſt mir im Oriente und im langen Leben zum Bedürfniß geworden, unentbehrlich für diejenigen, denen ich Gutes zutraue. Deine Miene ſagt mir, daß Du das Beſte für mich empfindeſt. Reich' mir die Hand zum

Troſte für die ſchmerzliche Empfindung, welche Deine Nachricht in mir erregt hat.

Ja, fuhr der alte Graf fort, trotz ſo langer Uebung hab' ich mich nicht freimachen können von der Schwäche der Furcht. Die Natur hat mich nicht ſtark genug ausgerüſtet, und kein Wiſſen, keine Weisheit überwindet die Senſationen unſerer körperlichen Beſchaffenheit. Dieſer Vetter Rudolph will nichts von mir, als äußeren Vortheil. Um den zu erreichen, wird ihm jedes Mittel recht ſein, auch das, mich ins Gewühl meiner Feinde hineinzuſchleudern.

— Alſo brechen wir auf, ſobald der Jäger heimkehrt mit den Rathſchlägen Eures Gaſtfreundes bei den Schotten.

— Das nicht, lieber Hans, das nicht. So leicht wenigſtens, ſo raſch geht es nicht mit einem Greiſe, der nur durch ſtrenge Regelmäßigkeit und Schonung den merſch gewordenen Leib zuſammenhält. Langſame Faſſung thut mir noth für Alles, was Thun und Handeln heißt. Habe Geduld mit mir! Allmälig finde ich immer noch einen höheren Standpunkt für die Peinlichkeiten, welche an mich herantreten. Nach ein paar Stunden vielleicht hab' ich ihn ſchon. Laß mich ihn ſuchen. Sei mir behilflich. Hör' mich an! Ich mache mir in ſolchen Lagen gern den größeren Zuſammenhang meines Lebens klar. Das erhebt mich gewöhnlich; ich fühle mich dann leichter und ſtärker, wenn ich mir klar mache, daß die Schickſale ergiebig ſind für mich ſelbſt, auch wenn ſie wehthun, und daß es immer nur kleine Schritte ſind, wie geräuſchvoll ſie auch anheben. Willſt Du mich hören?

— Wie gern!

— Du ſtehſt mir viel näher, als Du ahnſt. Hertleder hat mir ſeit Jahren von Dir geſchrieben. Du biſt mir beſtimmt worden ſeit Jahren, und ich habe ſehnſüchtig auf Dich gewartet. Du wunderſt Dich? Es wird Dir einleuchten, wenn Du meinen Lebenslauf vernommen. Es kennt ihn niemand ganz; auch Hertleder weiß eigentlich nicht viel von mir. Er ahnt es kaum, daß mein Aufenthalt in Jena vor ſechzig Jahren der Ausgangs- und Mittelpunkt meines Lebens geworden iſt. Nun wird es hohe Zeit — ich habe die Achtzig überſchritten — es wird die höchſte Zeit, daß ich mein Vermächtniß einem lebenden, einem tüchtigen Geſchöpfe mittheile. Mein Vermächtniß! Nicht mein Geld. Das wird wahrſcheinlich auch an Dich übergehen. Aber was iſt das! Ein äußerlicher Kram, der nichts von mir an ſich trägt, der unkenntlich von Hand zu Hand wandert. Meine Lebensgeſchichte iſt mein Vermächtniß. Meine Gedanken, die ſich bewährt oder nicht bewährt haben in meinen Schickſalen. Ich habe ſie aufgezeichnet; ſie liegen da drinnen in einer großen grünen Mappe. Aufgezeichnet, ſo gut ich konnte. Denn das iſt ſchwer. Nichts iſt ſchwerer, als wahr gegen ſich ſelbſt zu ſein, wahr vor ſich ſelbſt. Die Eigenliebe iſt unſer ſtärkſter Freund und unſer ſtärkſter Feind. Sie verwandelt Alles, was uns ſelbſt betrifft, ſie beſcheint Alles mit der Entſchuldigung der Eitelkeit, mit der Verſchönerung der Eitelkeit. Auch ich bin dieſer Eitelkeit gewiß oft erlegen, aber ich kann mir nachſagen, daß ich redlich dagegen gekämpft. Schau, da iſt ſie ſchon wieder! Iſt's nicht auch Eitelkeit, was ich mir da nachſage? Nun, ich kann nicht mehr als ich kann, und ich glaube gern, daß es ſtärkere Menſchen giebt. Die Race, von der ich ſtamme, die ſlaviſche, hat gewiß gute Eigenſchaften, aber ihre Charakterkraft iſt kaum ſo ſtark, als die Euch angeborne iſt. Wir ſind gewandter und raſcher, Ihr von germaniſcher Herkunft ſeid tiefer und nachhaltiger. Ergänze Du mich alſo und laß Dich von mir ergänzen. Dann hinterlaſſe ich einen Sohn, der uns Beide darſtellt und mit gedoppelter Eigenſchaft die Entwicklung der menſchlichen Geſellſchaft fördert. Dieſe Förderung war das Ziel meines Lebens. Ich glaube, es iſt das Höchſte, was ſich der Menſch zum Ziele ſetzen kann, denn die reinſte eigene Ausbildung iſt eingeſchloſſen; ſie iſt unerläßliche Vorbedingung. Ich hab' es nicht weit gebracht, das muß ich leider eingeſtehen, und unſer religiöſer Plan hat wenig Ausſicht, ins Werk geſetzt zu werden. Du ſiehſt, wie die Menſchen ſchon wieder die Hand an's Schwert legen. Aber es iſt doch etwas, Großes gewollt zu haben. Dieſer Wille klärt uns und kann wohl einen begabten Menſchen verklären.

Höre denn, wie ich zu dieſem Willen und in Folge deſſen zu meinem Lebenslauf gekommen bin. Höre es in Kürze. Mich wird Sammlung überkommen, wenn ich es kurz zuſammenfaſſe, und wer weiß, ob jene grüne Mappe voll leicht zerſtörbaren Stoffes ſo lange dauert, bis Du ſie Deinem Gedächtniſſe eingeprägt.

Wir waren zwei Brüder; ich war der jüngere. Mein

Vater war ſtreng, meine Mutter war launenvoll, unſer Beſitz groß. Eine edle Tradition herrſchte in unſerer Familie und lebte ſtark in meinem Vater: Die Zierotin's ſeien von Oſten eingewandert aus dem Lande der Reuſſen, wo das Chriſtenthum bekämpft und verfolgt worden ſei. Unſer Ahnherr ſei Chriſt geweſen, und habe ſich und die Seinen der heidniſchen Uebermacht entziehen wollen. All' ſeine weiten Ländereien mit dem Rücken anſehend, ſei er der Sonne nachgezogen bis in das liebliche Hügelland, welches Mähren heißt; Frau und Kind mit ihm, und einige getreue Diener. Dort in einem weiten Thalbecken Mährens, wo ſanfte Menſchen wohnten, die ihm gefielen, ſei er ſtillgeſtanden und habe ſich angebaut. Fleißig und redlich habe er gearbeitet und gleichzeitig den Boden wie die Herzen jener Landſchaft gepflügt. Die Bewohner jener Landſchaft ſeien durch ihn Chriſten, der Boden ergiebig, er ſelbſt ein reicher und glücklicher Mann geworden. Reich an äußeren Gütern, noch reicher an innerem Segen durch Ausbreitung chriſtlicher Gedanken.

Auf dieſer Sage ruhte und trieb die Tradition unſeres Hauſes. Das Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte in ſeiner Einfachheit und ſeinem evangeliſchen Sinne war das Ideal der Zierotin'ſchen Familie; und wie ſehr ſich im Laufe der Jahrhunderte Ritus und Dogma der Kirche ausweitete, überlaſtete und überſpitzte, auf den Landgütern der Meinigen blieb der Drang nach Einfachheit und nach Werkthätigkeit der herrſchende Grundton. So fand die Reformationszeit meinen Großvater, deſſen ich mich noch deutlich erinnere.

Er litt ſchwer von dieſer Entwickelung. Ein ſtrenger und ſehr ordentlicher Mann, mochte er ſich nicht zum Uebertritt entſchließen, obwohl ſeine Seele geneigt war, den Reformatoren Recht zu geben. Seinem Lehns- und Landesherrn treu ergeben, mochte er dieſem nicht das Aergerniß bereiten, daß er als reichſter Vaſall des Landes mit öffentlichem Glaubenswechſel voranginge. Dieſer innere Widerſtreit machte ihn unglücklich; gegen das Ende ſeiner Lebenszeit wurde er tief melancholiſch und er ſprach höchſt ſelten noch ein Wort. Ich hab' es nie vergeſſen, wie ich eines Abends zu ſeinen Füßen ſaß; ich liebte den ſtummen Greis. Er ſtreichelte mir das Haar, er zog mich an ſeine Bruſt, ſeine Thränen fielen auf mein Antlitz, und zu meinem Erſchrecken brach er in die Worte aus: „Folg nur Deinem Herzen in dieſer Welt, Zdenko, alles Andere iſt eitel!“

In der Nacht ſtarb er. Mein Vater hatte ſeinen Sinn geerbt, und wäre ſicherlich übergetreten, wenn meine Mutter nicht geweſen wäre. Er liebte ſie zärtlich, und ſie war eine gläubige Katholikin. Sie beſchwor ihn, der katholiſchen Kirche treu zu bleiben und uns in ihren ſtrengen Formen erziehen zu laſſen. Er folgte ihr darin, daß er Katholik blieb, aber er beſchwichtigte ihre Sorge um unſere Erziehung. „Die Buben ſollen alles lernen,“ ſagte er beſtimmt, „damit ſie im Stande ſind, das Beſte zu wählen. Iſt unſer Glaube der einzig richtige, ſo werden ſie durch eigene Wahl ihm angehören.“ Und ſo ſorgte er für unſeren Unterricht auf eine ausgiebige und freiſinnige Weiſe. — —

Höre aufmerkſam zu, mein Sohn, ich komme jetzt ſchon an einen wichtigen Wendepunkt. — Ihr Germanen rühmt Euch gern, daß die Urzeit Eurer geſellſchaftlichen Formen auf Freiheit und Gleichheit begründet geweſen ſei, und Ihr ſeid leicht geneigt, auf uns Slaven geringſchätzig herabzuſehen in dieſem Betreff. Ihr thut uns Unrecht, Ihr beurtheilt unſere urſprünglichen Sitten und Zuſtände falſch. Unter den Slaven iſt von Hauſe aus die Gleichheit ein tiefgehender Grundgedanke. Die Titel und die Rangunterſchiede waren uns immer fern und fremd. Das Unheil, welches uns bei Staatenbildungen verfolgt, beruht nur darin, daß unſere zahlreichen Stämme einander unterjocht haben, und daß die Unterjochten vernachläſſigt oder tyranniſirt worden ſind. Solchergeſtalt iſt die Grundmaſſe in unſerer Landbevölkerung einem Heloten- und Sklaventhum verfallen und für die ſlaviſchen Staaten zum Bleigewichte geworden. Ich weiß nicht, ob das noch zu beſſern iſt. Mein Vater hoffte es, und handelte auf ſeinen Gütern dieſer Hoffnung gemäß, indem er die armen Leute zu heben und in ihrem Dienſtverhältniſſe bis auf einen gewiſſen Grad ſelbſtſtändig zu machen ſuchte. In dieſem Sinne nahm er auch einen Bauerknaben in unſer Haus und ließ ihn mit meinem Bruder und mir erziehen. Der junge Burſch, auf unſern Pferdeweiden aufgewachſen, war ihm zu wiederholtenmalen aufgefallen durch ſein anſtelliges und ſehr unternehmendes Weſen, durch ſeine raſchen und klugen Antworten und durch die geiſtige Kraft, welche aus ſeinem Antlitz leuchtete. Es war dies Antlitz ſonſt gar nicht einnehmend; der gemeine ſlaviſche Typus mit vorſtehenden Backenknochen und großem

Munde kennzeichnete ihn im Gegentheile als einen von der zahlreichen Maſſe, die von dem edleren Stamme unterjocht worden war. Aber, wie geſagt, eine große Energie in ihm ſchob die unſchönen Formen in den Hintergrund und beſtach meinen Vater. Der Knabe hieß Methodius, und er wuchs nun neben uns zum Jünglinge heran. Im Umgangsweſen behielt er etwas Rauhes und Wildes, ich möchte ſagen etwas Grobes, und war deshalb meiner Mutter immer unangenehm. In allen Kenntniſſen machte er reißende Fortſchritte, und wir, mein Bruder und ich, waren kaum im Stande, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Namentlich in allen abstracten Wiſſenſchaften, wie Mathematik und Logik. Er entwickelte dabei eine Fähigkeit des trockenen Denkens und Folgerns, daß jeder Streit mit ihm endlos wurde, weil er ihn in unabſehbare Spitzfindigkeiten hinausflocht und nie um eine neue, überraſchende Wendung verlegen war. Der kernige Inhalt des Streites ging dabei immer verloren, und der Eindruck wurde ſtets ein unbehaglicher; die Welt zerfiel Einem unter ſeinen Händen. Dem entſprechend war er anmaßend und durchaus nicht liebenswürdig. Dies hatte denn bald eine furchtbare Folge.

Methodius ſtammte von Einwanderern aus Galizien, welche zur griechiſchen Kirche gehörten. Meine Mutter wünſchte, daß er zur katholiſchen übertrete, und da ſie ein junges Bürgermädchen, Namens Anna, aus Wien mit ſich gebracht hatte, welches im lutheriſchen Glauben auferzogen war und welches gleichzeitig zum katholiſchen Glauben übertreten ſollte, ſo wurde auf Anordnung meines Vaters eine tägliche Religionsſtunde angeſetzt, in welcher vorzugsweiſe der Unterſchied dieſer drei kirchlichen Bekenntniſſe gelehrt und erwogen werden ſollte. Der alte Pfarrer unſeres Städtchens übernahm die Aufgabe dieſer Lehrſtunde.

Der Pfarrer war ein bejahrter, von der Gicht geplagter Mann, dem es ſehr beſchwerlich wurde, täglich auf's Schloß hinaufzuſteigen. Mein Vater ſagte deshalb: das junge Volk kann täglich hinabgehen, und die Stunde kann in der kleinen Sacriſtei abgehalten werden. So wanderten wir denn täglich — mein Bruder, ich, Anna und Methodius — den ſchattigen Schloßberg ſelbander hinab nach der Sacriſtei und ließen uns dort belehren und examiniren. Zuweilen kam auch der Vater und hörte zu. Dann war der alte Pfarrer, ein ſehr unterrichteter und begabter Mann, doppelt intereſſant und liebenswürdig und wußte das Thema durch merkwürdige Beiſpiele aus der Kirchengeſchichte zu beleben. Er war ein liſtiger und geſchickter Mann, der ſeinen Vortrag ganz nach dem Geſchmacke der Zuhörenden einzurichten wußte. So kam es, daß ein ſo ſchwerer Stoff, wie der dogmatiſche, uns jungen Leuten anziehend und mir vielleicht von da an für's ganze Leben geläufig gemacht wurde.

Die Wirkung war aber für alle Vier eine vierfach verſchiedene.

Mein Bruder, eine fröhliche harmloſe Natur, fand ſich leicht damit ab. Er fand die Begründung jeder Confeſſion anziehend, und hielt es nicht für nöthig, ſich für eine derſelben zu entſcheiden.

Ich entſchied mich für die proteſtantiſche Richtung und kränkte leider dadurch meine Mutter, obwohl ich ihr gegenüber meine Vorliebe nur leiſe betonte. Um ſo lebhafter disputirte ich mit Methodius, der meines Erachtens ganz zur proteſtantiſchen Richtung gehörte, ſie aber mit allen ſpitzfindigen Waffen der Bemängelung angriff.

Methodius entſchied ſich für das katholiſche Glaubensbekenntniß. Er that dies in geiſtvoller Weiſe, indem er die oft nur angedeuteten Ideen des Pfarrers geſchickt und eigenthümlich ausführte. Dem Pfarrer gefiel dies ſehr, und er wendete dem jungen Manne eine erhöhte Aufmerkſamkeit zu Meinem Vater ſchien es weniger zu gefallen, und es war mir zuweilen, als betrachte er den Pfarrer und Methodius mit mißtrauiſchen Blicken.

Anna endlich war nicht dahin zu bringen, daß ſie eine entſcheidende Aeußerung gethan hätte. Es war dies offenbar nicht Unverſtand, ſondern Zurückhaltung. Sie war ganz wohl begabt, und ihre Fragen und Antworten zeugten von klarer, ſtarker Auffaſſung; aber wenn es zum letzten Worte kommen ſollte, ſchwieg ſie hartnäckig.

Meine Mutter fand dies unverzeihlich und ließ es das arme Mädchen bitter entgelten.

Ich fand es reizend und liebenswürdig. O, welch' ſchöne Zeit war dies für mich — es war der Blüthen- und Fruchtkern meines Lebens. Ich war achtzehn Jahre alt, und die Welt gefiel mir, wohin ich blickte. Die Wanderungen hinab ins Städtchen nach der kleinen Sacriſtei waren mir ein unerſchöpflicher Reiz. Daß die dunkelblonde Anna daran den größten Antheil hatte, wußte ich kaum. Erſt ein leichter Anflug von Eiferſucht machte mir's allmälig klar. Durch eine Lindenallee mit tiefem Schatten wanderten wir täglich da hinunter, und das ſchlanke Mädchen mit ſeiner Ernſthaftigkeit war der immerwährende Mittelpunkt all unſerer Aufmerkſamkeiten. Mein Bruder war überhaupt galant; es fiel mir nicht auf, daß er um Anna befliſſen war. Methodius war ſonſt nichts weniger als galant, er war im Gegentheile rauh und ungefällig. Es mußte mich endlich befremden, daß er ſich zu ihr drängte, daß er eifrig in ſie hineinſprach, daß er ihr die Hand bot bei jeder Wurzel, bei jedem Waſſerſtreifen im Wege. Sie nahm die dargereichte Hand niemals an, aber er ließ nicht ab mit Zudringlichkeit. Ich ertappte mich auf einer unwilligen Empfindung gegen ihn, und weil ich von früh auf gewohnt war, mir über meine Empfindungen Rechenſchaft abzulegen, ſo entdeckte ich das egoiſtiſche Bedürfniß in mir: Anna möge niemand als mich in Anſpruch nehmen für kleine Dienſte, ja, Anna möge niemand berühren als mich, ſei's auch nur mit der Spitze des Fingers. Dazu kam ein Blick von ihr, ein Blick aus ihren großen blauen Augen, der mir wie elektriſch die Seele berührte. Es hatte uns ein Gewitterregen überraſcht, ſie war unter das Thürdach eines Weinkellers im Felde geflüchtet, und Methodius hatte ſich ganz nahe zu ihr geſtellt. Sie konnte nicht ausweichen. Da ſah ſie über ſeine Schulter nach mir herüber, der ich unter einem nahen Baume ſtand. Sie ſah blos, aber ich meinte, ſie ſpräche, ſie ſpräche die rührendſte Bitte aus: Schütze mich! Du allein, Zdenko, ſollſt mich ſchützen! — O, wie ſprang ich hinüber, reichte ihr die Hand, zog ſie hinüber unter den Baum, wo es beſſer ſei, als unter dem Thürdache des Kellers! Ihre Hand hatte ſich feſt in die meine geſchloſſen, und als ſie unter dem Baume losließ und purpurroth wurde, da war ich ein ſeliger Menſch. Ja, mein junger Freund, die Liebe iſt der unmittelbare Hauch Gottes auf Erden! von dieſem Blicke habe ich über ſechzig Jahre gelebt und Entzückung geſogen, er hat mir ſeine Zauber nie verſagt in der Erinnerung.

Wie ein myſtiſches Heiligthum ſteht in dieſer Erinnerung die kleine Sacriſtei. Sie hatte ein einziges, eng vergittertes Fenſter, durch welches man auf einen Raſenabhang zum Fluſſe hinab und über dieſen hinweg in ein hügeliges, von Fruchtbarkeit ſtrotzendes Land blickte, ſo weit das Auge blickte unſer Eigenthum. An einem großen runden Tiſche von Eichenholz ſaßen wir neben dem alten Pfarrer; rechts von ihm mein Bruder, neben ihm Anna, links von ihm ich, neben mir Methodius. Wenn ein Sonnenſtrahl durch das vergitterte Fenſter hereindrang, ſo zitterte er auf Anna's lichtbraunem Haare wie Gold, und ihre großen klaren Augen leuchteten wie verklärt. Sie hatte die weißeſte Haut, und ihr Antlitz war leicht geröthet. Niedergeſenkten Auges hörte ſie zu, offenbar immer geſammelt. Nur wenn ſie gefragt wurde, hoben ſich die Augenlider, und der erſte Blick traf immer mich, als ob ſie mich um Unterſtützung bitten wollte für ihre Antwort. Denn in den Grundregeln, welche ihr die proteſtantiſche Mutter eingeflößt, felſenfeſt und unerſchütterlich, war ſie immer im Widerſpruche gegen die Lehren des Pfarrers, und hielt dieſen Widerſpruch ſtandhaft aufrecht, wenn ſie auch nicht die Fähigkeit zu Streitreden hatte und ſich mit einfachem, einmaligem Ausdrucke ihrer Anſicht begnügte. An mich alſo wies ſie immer ſtillſchweigend die Führung des Streites, und ich übernahm ihn ſtets mit Bereitwilligkeit. Denn das iſt ja das Weſen der Liebe, daß man ſich immer bereit fühlt, beizuſtimmen oder wenigſtens zu helfen. Vielleicht bin ich nur dadurch ſo früh und ſo ganz zur Parteinahme für die religiöſen Reformfragen gedrängt worden, weil ich mein geliebtes Mädchen unterſtützen wollte. Das Beſte unſeres Geiſtes wächſt ja immerdar aus unſerm Herzen.

Ach, die Kataſtrophe rückte dadurch nur um ſo eiliger heran. Der Pfarrer klagte bei meiner Mutter über das ſtarrſinnige Mädchen, und meine Mutter, zum Fanatismus geneigt, überhäufte Anna mit Vorwürfen.

Ich fand das arme Mädchen in Thränen und ſuchte vergeblich ſie zu tröſten. Sie verrieth mir kaum, weßhalb ſie weine, weil ſie um keinen Preis die Veranlaſſung werden wollte, daß der Sohn gegen ſeine Mutter in die Schranken trete. Sie verrieth mir noch weniger, welch' andere Pein auf ihr laſte. Viel ſpäter erſt erfuhr ich durch einen Diener, daß Methodius die arme Anna mit Zudringlichkeiten verfolge, noch ſpäter — und als es ſchon zu ſpät war für jede Hülfe — kam es zu Tage, daß er dem armen Mädchen Anträge gemacht, ſie zu entführen, damit ſie mit einemmale all dieſen Anforderungen meiner Mutter entriſſen werde. Sie könne dann ungehindert bei ihrem Glauben verbleiben, ja er ſelbſt wolle zu demſelben übertreten und ſie heirathen.

In Böhmen, wo die neue Lehre an vielen Orten allmächtig ſei, werde man ihn als übertretenden Gottesgelehrten — denn er war wirklich wiſſenſchaftlich dafür ausgebildet — mit offenen Armen aufnehmen und als Prediger anſtellen. Es blühe ihnen dann eine geſicherte, glückſelige Häuslichkeit, unabhängig von den Gnadengaben vornehmer Leute, welche ſein und ihr Herz ſchon lange erniedrigten.

Als dies Alles abprallte an dem ſtarren Widerwillen, welchen Anna gegen ihn hegte, war er zu meiner Mutter gegangen und hatte ihr unter heuchleriſcher Betrübniß hinterbracht: es beſtehe offenbar ein Liebesverhältniß zwiſchen mir und Anna, und ich hätte ihr unter feierlichem Schwur die Ehe verſprechen und meinen Uebertritt zur evangeliſchen Kirche. Das Verhalten meiner Eltern brauche ſie nicht zu bekümmern. In der nächſten Zeit freilich könnte ich's dieſen nicht eingeſtehen und nicht zugeben, aber ich ſei bald mündig, und dann würde ich handeln. Ich würde nach Sachſen reiſen und würde ſie unter ſicherem Geleite nachkommen laſſen. Deshalb ſei ich ſchon jetzt mit einem Vetter Anna's, einem Theologen Hortleder zu Jena, in brieflicher Verbindung.

Letzteres war begründet. Der Vater Anna's war aus Sachſen eingewandert, und Anna hatte einigemale hinausgeſchrieben „ins Reich“, um einer kleinen Erbſchaft wegen anzufragen. Von einem jungen Gelehrten Namens Hortleder, welcher zu dieſer Verwandtſchaft gehörte, hatte ſie Antwort und Auskunft erhalten, und er hatte ſie allerdings auch ermahnt, ihrem Glauben treu zu bleiben. Einen ſolchen Brief hatte ſie mir einmal auf meine Bitte mitgetheilt, und mich hatte, wie dies bei jungen Enthuſiaſten zu gehen pflegt, die Schreibart und der Charakter des fernen Gottesgelehrten eigenthümlich angeſprochen. Schwärmeriſch für die Entdeckung des rechten Glaubens, wie ich war, hatte ich an ihn nach Jena geſchrieben und einen Briefwechſel über das kirchliche Thema mit ihm eingeleitet. Redſelig, wie ein ſchwärmeriſcher Jüngling zu ſein pflegt, hatte ich ſo viel davon geſprochen, daß Methodius den Zuſammenhang errathen hatte, und aus dieſem loſen Faden hatte er kaltblütig den Strick gedreht, welcher mich und Anna erwürgen ſollte.

Es war ein trüber Herbſtabend, als mich der Diener ins große Wohnzimmer beſchied. Der Vater und die Mutter wollten mich ſprechen. Mein Weg führte durch einen gewölbten Gang am Zimmer Anna's vorüber. Zu meiner Ueberraſchung ſtand ſie an der halb geöffneten Thür. Sie ſah wie erſtarrt aus, und ihr Antlitz hatte etwas Steinernes.

„Was iſt Dir, Anna?“ fragte ich erſchreckt.

„Ich warte auf Dich,“ erwiederte ſie mit kaum hörbarer Stimme. „Man hat auch mich ins große Zimmer beſchieden zu Deinen Eltern. Man wird Gericht über mich halten.“

„Warum?“

„Weil ich ein ausgeſtoßenes, verlorenes Geſchöpf bin, und weil Methodius mich verklagt haben wird.“

„Methodius?“

„Er hat mich heute Mittag hier in meinem Zimmer überfallen, hat mir wie ein Wilder von ſeiner Zuneigung geſprochen, hat, da ich ihn zurückwies, die Hand an mich gelegt —“

„Um Gotteswillen!“

„Ich hab ihn zurückgeſtoßen und wollte entfliehen. Die Thür war verſchloſſen — er verfolgte mich — ich ſprang aus dem Fenſter —“

„Anna!“

„Du ſiehſt, ich bin am Leben; nur der Kopf iſt mir erſchüttert, und ich zittere noch. — Als ich nach längerem Zögern wieder ins Haus kam, ſah ich ihn ins Zimmer Deiner Mutter treten. Nach einer Stunde erſt iſt er wieder herausgekommen. Ich kenne ihn: er hat mich angeklagt. Dann hörte ich, wie Dein Vater gerufen wurde, dann — nach langer Pauſe — kam der Diener zu mir. Von mir ging er zu Deinem Bruder und zu Dir. Man will Gericht über mich halten — in Gottes Namen! Ich hab' auf Dich gewartet, um Dich zu bitten —“

„Bitte mich nicht, Anna! Es wäre ja empörend, wenn Du mich bitten müßteſt, daß ich mich Deiner annehmen ſolle. Das verſteht ſich ja von ſelbſt. Vernichten will ich den Buben, und meinem Vater wie meiner Mutter will ich —“

„Das iſt's eben, was ich bitte, lieber Zdenko — Du ſollſt Dich nicht mit Deinen Eltern verfeinden um meinetwillen. Das wäre mein größter Schmerz. Deine Mutter haßt mich einmal, es wäre alles umſonſt, und Du würdeſt nur mit hineingezogen —“

„Sprich nicht ſo, Anna!“ Oder weißt Du nicht, was mein Herz Dir —“

„Sag's nicht laut, lieber Freund, mein einziger Freund auf dieſer Welt, ſag's nicht laut,“ und dabei wurde ihre Stimme zum leiſeſten Flüſtern, und ſie drückte meine Hand, „ſag's nicht laut, daß Du mir Dein Herz ſchenkeſt. Ich weiß es — es iſt mein Glück auf dieſer Erde. Aber es ſolls niemand erfahren, Zdenko, Niemand. Wenn's laut würde, brächte es Dir Unglück —“

„Anna!“

„Verſprich mir, daß Du Dich nicht hineinmiſchen, daß Du Dich ſchweigend verhalten willſt! Nichts iſt mir ſo ſchrecklich, als daß ich Dich mit deinen Eltern entzweien ſollte. Das könnte mich zum Aeußerſten treiben. — Dort kommt Dein Bruder, geh!“

Sie war in ihr Zimmer zurückgetreten und hatte die Thür hinter ſich zugezogen. Ich weiß noch heute nicht, wie ich fortgekommen; wahrſcheinlich hat mich mein Bruder weggeführt. Ich erinnere mich nur, daß bald darauf in dem großen Raume, den meine Mutter bewohnte, ein förmliches Gerichtsverfahren im Gange war, daß mein Vater in heftigem Zorne hin- und herging, daß Methodius neben meiner in einem Lehnſtuhle ſitzenden Mutter ſtand, daß mein Bruder neben mir war und mich an der Hand hielt, und daß Anna inmitten des Raumes bleich und zitternd und ſchweigend ſich verhielt bei der langen Anklagerede, welche ihr meine Mutter entgegenſchleuderte.

Dieſe Anklage ſchloß damit, daß Anna, falſchen, verſteckten Gemüthes, darauf ausgehe, die jungen Männer des Hauſes durch gefallſüchtige Kunſtſtücke an ſich zu ziehen und unter einander zu verhetzen.

Ich wollte vorſpringen und ſprechen; aber mein Bruder hielt mich an der Hand feſt und flüſterte: „Warte!“ Anna ihrerſeits machte eine ablehnende Bewegung mit der Hand gegen mich und ſchüttelte leiſe ihr Haupt.

Meine Mutter bemerkte beides und gerieth dadurch völlig außer ſich. Eine geheime Uebereinſtimmung zwiſchen uns erſchien ihr offenbar. Mit größter Heftigkeit rief ſie: „Nun denn, wenn der Herr der Familie hier nicht einſchreitet, ſo bin ich genöthigt, das Haus zu verlaſſen, damit dies unmoraliſche Treiben wenigſtens nicht vor meinen Augen fortgeſetzt wird.“

„Wanda!“ entgegnete mein Vater mit ſtarkem gebieteriſchen Tone, den meine Mutter ſelten zu hören hatte, den ſie aber fürchtete. Sie ſchwieg. Mein Vater trat jetzt zu Anna und fragte ſie mit gedämpfter Stimme: „Haſt Du dieſe Vorwürfe verdient?“

Anna zitterte. Man ſah, daß ein heftiger Kampf in ihrem Innern verging.

„Haſt Du dieſe Vorwürfe verdient?“ wiederholte er in geſteigertem Tone, welchem man abmerkte, daß die Zögerung Anna's ihn in der üblen Meinung von ihr beſtärkte, welche er nicht faſſen gewollt hatte bei der leidenſchaftlichen Anklage meiner Mutter.

Wieder trat eine kurze Pauſe ein nach der wiederholten Frage, dann bewegten ſich, zuerſt tonlos, Anna's Lippen, und endlich bildeten dieſe Lippen ein Wort, und der Athem gab dieſem Worte einen matten Laut, und dieſen Laut verſtanden wir Alle, er hieß: „Vielleicht!“

Ein allgemeiner Aufſchrei war die Antwort der Zuhörer. Mein Vater war erſtaunt und entrüſtet, meine Mutter triumphirte, Methodius mochte höchlich überraſcht ſein, mein Bruder war betroffen, und ich war überzeugt, daß Anna um jeden Preis ein Ende machen und ſich opfern wolle. „Ihr foltert ſie ſo,“ rief ich entrüſtet, „daß ſie zur Unwahrheit flüchtet, um nur dieſer unwürdigen Behandlung ein Ende zu machen!“

„Du ſchweigſt, Zdenko!“ donnerte mir mein Vater zu, und an Methodius ſich wendend fuhr er fort: „Was weißt Du von alledem? Rede!“

Methodius, ein kaltblütiger Burſche, nahm ſich Zeit, und entwickelte dann in langſamer Rede ein erſchreckend künſtliches Netz von Verdächtigung. Allerdings habe Anna keine Anlage zu religiöſem Sinn, allerdings habe ihr ſtatt deſſen die Natur eine eigenthümliche Kraft der Verlockung zugetheilt, allerdings bediene ſie ſich derſelben gegen die Männerwelt mit einer verwirrenden Flatterhaftigkeit. Aber ihr ſoeben vernommenes „Vielleicht!“ verrathe doch auch, daß ſie ſelbſt bereits der üblen Wurzel inne geworden, und wahrſcheinlich fernerhin zur Vorſicht und Enthaltſamkeit geneigt ſein werde.

Ich habe kaum je eine ſolche Pein empfunden, als bei Anhörung dieſer langen Rede. Immer wollte ich dazwiſchen hineinrufen, und immer wieder entzog mir der tückiſche

Redner die Möglichkeit, indem er die falſche Ausſage mit einer wahrhaftigen Bemerkung in Sicherheit ſtellte. Als er ſchloß, war das arme Mädchen eingeſponnen in die Verdächtigung wie eine Mücke in das Gewebe der Spinne.

Die Angelegenheit des armen Mädchens war jetzt in größter Gefahr, denn ihre Rettung beruhte nur auf der Thatkraft meines Vaters. Er beſaß dieſe Thatkraft, aber er wurde jetzt irre an Anna's Charakter. Unſicher blickte er auf ſie, blickte er auf mich, blickte er auf Methodius. Endlich faßte er ſich kurz und herrſchte unwillig Methodius an, indem er ſagte: „Das ſind unklare Reden, die Du da vorbringſt. Sie verdunkeln, ſtatt aufzuhellen. Nenne Thatſachen!“

„Ich will ſie Dir nennen!“ fuhr meine Mutter dazwiſchen. „Dieſes ketzeriſche Mädchen unterhält Liebſchaften mit dieſen drei jungen Menſchen. Am liebſten gewänne ſie unſeren Aelteſten. Er hat ſich aber am gleichgiltigſten gezeigt —“

„Um Gotteswillen, Mutter,“ unterbrach ſie mein Bruder, „wie kommſt du zu dieſem Irrthume?“

„Unterbrich mich nicht! Du weißt in Deiner Unerfahrenheit gar nicht, was um Dich vorgeht, und Du ſelbſt haſt nicht bemerkt, was Andere bemerkt haben. Kurz, weil Du Dich gleichgiltig verhielteſt, iſt ſie mit ihrer Koketterie zu Zdenko übergegangen und hat bei dieſem all das Entgegenkommen gefunden, das ſie geſucht hat —“

„Mutter!“

„Schweig, Zdenko!“ ſagte ſtreng mein Vater.

„Ein Entgegenkommen in allen Richtungen, auch in denen der Ketzerei,“ fuhr meine Mutter fort. „Sie hat ihn in Verbindung geſetzt mit luther'ſchen Geiſtlichen in Deutſchland, welche ihre Sendlinge hierher ſchicken ſollen auf unſere Herrſchaften, um unſere Unterthanen vom katholiſchen Glauben abſällig zu machen. Sie hat ihm ihre Liebe verſprochen unter der Bedingung, daß er zum Lutherthum übertrete und ſie heirathe, und zu dem Ende hat ſie verlangt, daß er ſie entführe und ſich in Brünn mit ihr copuliren laſſe von einem luther'ſchen Miſſionär, welcher dort ſein Weſen treibt. Zdenko iſt mit allem einverſtanden geweſen, weil er leider wirklich eine ſträfliche Schwäche hegt für ketzeriſche Lehren. Aber ſo ſchwach wie er in dieſem Punkte iſt, ſo ſchwach iſt er auch in der Faſſung eines Entſchluſſes und in der Ausführung deſſelben. Er hat geſchwankt und gezögert, und ſie hat ſich nach Hilfe umſehen müſſen. Dieſe Hilfe hat ſie in Methodius zu finden geglaubt. Und dieſen zu gewinnen, hat ſie ihm auch ihre Neigung in Ausſicht geſtellt, und ihm begreiflich gemacht, daß er die größten Vortheile finden werde, wenn er Zdenko in Ausführung des Unternehmens kräftig unterſtütze. Du, der Vater, würdeſt Zdenko wegen eines ſolchen Schrittes nicht übermäßig zürnen, denn auch Du ſei'ſt im Punkte des Glaubens neutral, und Du würdeſt Zdenko's Erbſchaft oder Ausſteuer um nichts verkürzen. Im Gegentheile: um hier im Hauſe Frieden zu haben, würdeſt Du ihm ſogleich eine entfernte Herrſchaft zum Eigenthum übertragen. Dort würde Methodius, nachdem er ebenfalls zum Lutherthum übergetreten, als ſogenannter Superintendent der neuen Lehre eingeführt, und mit ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten könnte er, von der Herrſchaft geſchützt, eine Apoſtelrolle beginnen, welche ihn zu Macht und Ehren führen müſſe. Das Alles ſollte nächſter Tage ins Werk geſetzt werden und wäre vielleicht auch ohne ihn ins Werk geſetzt worden, wenn mir nicht heute Methodius, von ſeinem Gewiſſen bedrängt, ein volles Bekenntniß all dieſer Umtriebe abgelegt hätte. Nun weißt Du, regierender Graf Zierotin, an welchen Abgrund Deine Familie gebracht worden iſt durch dies verſchmitzte Ketzerkind, und wirſt nun meine unüberwindliche Antipathie gegen dies Geſchöpf, wirſt meinen Zorn, wirſt mein Verlangen nach energiſchem Handeln begreifen.“

Mir war während dieſer Rede meiner Mutter und unmittelbar nach derſelben, als ob der ganze Himmel in Feuerſtrömen niederregne auf die Erde, und Alles verzehre und zerſtöre. Das Ganze für Lüge haltend, erſchrak ich doch einmal um das andere vor der furchtbaren Aehnlichkeit der Phantaſien, welche ich im Traume, ja ſelbſt wohl im halbwachen Zuſtande gehabt. Was wahr, was unwahr, was möglich, was unmöglich, was wirklich, was nur gedacht ſei in meinem Leben, es flogen die wirren Bilder wie Feuerſtröme durch meinen Kopf, und mitten durch Alles hindurch ſauſte auch der abſcheuliche Gedanke: Du biſt ein unerfahrener junger Menſch, am Ende iſt ein Mädchen doch etwas ganz Anderes als Du ahnſt; am Ende haſt Du all dieſe Anfänge und Plane nur nicht erkannt, und am Ende ſind ſie doch alle vorhanden geweſen.

Alles ſchwieg; nur ein leiſes Stöhnen Anna's, jeweilig aus ihrer Bruſt hervorbrechend gegen ihren Willen, unterbrach die Stille. Sie war ſo in ſich zuſammengeſunken, daß man von ihrem Auge nichts mehr ſah, ja daß ſelbſt ihr niedergeknicktes Antlitz durch das verfallende Seitenhaar faſt ganz verdeckt wurde.

Mein Vater, uns alle der Reihe nach anſehend, unterbrach endlich die Stille und ſagte zu Methodius: „Tritt vor! — Du, Burſche,“ fuhr er fort, „haſt das Alles meiner Frau erzählt?“

Bei dieſen Worten kam ich zu mir, denn ihr Ton deutete an, daß mein Vater zweifelte.

Ich ſah zum erſtenmale, daß der ſonſt immer dreiſte Methodius, als er auf dieſe Anrede meines Vaters vortrat, erblaßte; ich ſchöpfte tiefen Athem, als ob ich wieder in die Bedingungen der Wirklichkeit zurückverſetzt würde.

„Du mußt Dich beſinnen, Burſche, ob Du Ja oder Nein ſagen ſollſt?“ ſetzte mein Vater noch ſchärfer hinzu, indem er ganz nahe an Methodius hintrat und — wie es einen Augenblick ſchien — die Hand nach ihm ausſtrecken wollte.

„Ja oder Nein?“ ſagte Methodius mit einer an ihm unerhörten matten Stimme.

„Nun? Vorwärts!“

„Der Herr Graf hat's getroffen,“ begann Methodius ſtockend, „Ja oder Nein iſt hier nicht ſo weit auseinander, als es ſein ſollte —“

„Wie?!“ rief meine Mutter.

„Ruhe!“ gebot mein Vater. — „Fahr' fort!“

„Ich habe gewiß dies Alles geſagt, ich habe wahrſcheinlich noch viel mehr geſagt, denn ich bin ſeit geſtern in fieberhafter Aufregung, die ich mein Lebtag nicht gekannt. Unwahres habe ich nicht geſagt, aber vielleicht Unkluges.“

„Deutlicher!“

„Das Auge dieſes Mädchens — ich muß es in Zerknirſchung bekennen — übt auf all meine Sinne, auf all meine geiſtigen Kräfte eine berauſchende Kraft aus. Was ich höre und ſehe, während ſie mich anblickt, das höre und ſehe ich wie hinter einem Berge, wie hinter einem von Sonnenſtrahlen durchſchimmerten Schleier. Ich kann es nicht genau wiederholen, denn es iſt immer undeutlich für mich geweſen. Was ich davon der gnädigſten Gräfin berichtet, iſt alſo vielleicht nicht wörtlich genau geweſen. Aber ſein Inhalt iſt gewiß richtig, iſt wenigſtens richtig. Die ärgſten Dinge habe ich gar nicht auszuſprechen gewagt, um der armen Anna nicht Unrecht zu thun. Ich muß nämlich zu meiner Beſchämung eingeſtehen, daß meine Phantaſie immer in ungeheuren Sprüngen mitgeeilt iſt, wenn ſie mir von Planen der Zukunft ſprach — ich war eben berauſcht — und jetzt hinterher ſcheint es mir unmöglich genau das auszuſondern, was ſie geſagt, und was ich hinzugedichtet. Eine Entführung und Heirath Zdenko's, ein Uebertritt zum Lutherthum, eine Bekehrungsmiſſion im nördlichen Mähren, dies war das Geringſte und Nüchternſte, was in Rede ſtand. Das Weitere hab' ich verſchwiegen, weil es vielleicht nur meinen Verzückungen angehört hat. Das ganze Land, das ganze Reich ſahen wir auf Plätzen und Angern in Sonntagskleidern: es jauchzte uns entgegen als einer Apoſtelfamilie, uns Dreien: dem Zdenko und mir, welche die Anna einherführten als die Geliebte unſerer Herzen, als die Königin eines neuen Babylon, als die Begründerin einer neuen Ehe von zauberhafter Ausdehnung. Sie war uns die Wiedertäuferin, eine Johanna von Leyden, welche die Vielweiberei des Propheten von Münſter umwandelte nicht in Vielmännerei — der Ausdruck klang zu profan — aber doch in eine ganz andere, weitere Form, in welcher das Weib die herrſchende und freie Rolle übernähme. Alle Frauen nahmen Partei für unſere Lehre und folgten uns von Ort zu Ort. Das ganze Leben wurde eine allgemeine Wallfahrt in mildem Sonnenſcheine, alle Unterthanenbande löſten ſich, alles Geld und Geld wurde uns zugetragen —"

„Verrückter Burſch', hör' auf!" unterbrach ihn mein Vater. „Was ſollen uns die Auswüchſe Deines ſinnverwirrten Hirns?!"

„Sie ſollen Euch, gnädigſter Herr Graf, zeigen, daß ich außer Stande bin, einfach Ja oder Nein zu ſagen auf die Frage, ob ich der Frau Gräfin die Wahrheit berichtet. Sie ſollen zeigen, daß ich eher zu wenig als zu viel geſagt. Ja, ſie iſt eine Zauberin, und wir jungen Leute unterliegen ihrer Macht, ſicherlich weil wir in Verſtandesüberhebung von unſerer Religion entfernt worden ſind. D'rum habe ich für meinen Theil heute mit Sonnenaufgang ein Gelübde gethan, mich für mein Leben lang in die Zelle eines Ordens zurückzuziehen, und die Sünden meiner ſinnlichen Phantaſie abzubüßen. Dies Gelübde hat mir die verlorene Faſſung zurückgegeben, und frei von jeder Befangenheit kann ich jetzt rufen: Anna, geh in Dich und ſage Dich los vom Ketzerthum. Denn aus ihm ſtrömt der hölliſche Zauber, welcher von Dir ausgeht und die Männer zu Frevelthaten fortreißt; aus ihm entſpringt Dein Ehrgeiz, die Hand und den Reichthum des jungen Grafen Zdenko an Dich zu reißen. Und Dir, Zdenko, rufe ich zu: Laß ab von der leichten Beweglichkeit Deiner Gedanken, welche nichts Feſtes anerkennen und auch für den Glauben einen alltäglichen Beweis verlangen, laß ab und beſcheide Dich; denn dies Mädchen iſt Dir nur beſtimmt, wenn ſie im Schooße unſerer Kirche gereinigt worden von den Schlacken des Hochmuths und der Begehrlichkeit, und wenn Du ſelbſt wieder eingekehrt biſt in die Hütten —“

„Schweig' ſtill, Du Burſch von pfäffiſcher Gewandtheit,“ unterbrach ihn mein Vater. „Deine Windungen ſind mir offenbar, und Deine heuchleriſchen Rathſchläge werf' ich zum Fenſter hinaus, wie Dich zur Thür. Verlaß mein Haus auf der Stelle und folge Deinem Berufe; er wird Dir leicht werden, denn Du biſt ein geborener Pfaff!“

„Ladislaus!“ rief meine Mutter in größter Ueberraſchung und Empörung und ſprang von ihrem Sitze auf.

„Steigere meine Entrüſtung nicht durch Einwendungen,“ entgegnete mein Vater blitzſchnell. „Du haſt in mir das Haupt der Familie zur Entſcheidung aufgerufen, nun trage ſie. Ich durchſchaue dieſen verſchlagenen Burſchen ganz und gar. Seine eigene Zudringlichkeit gegen das Mädchen hüllt er in überſpannte Redensarten, und um dieſe wirkſam und wichtig zu machen, zerrt er in all ſeine Ausflüchte die religiöſen Fragen hinein, welche in Wahrheit gar nichts damit zu ſchaffen haben. Nebenbei verhetzt er uns als Familienglieder gegen einander, und ſpielt eine herzloſe Ueberlegenheit vor uns ab, die ſolchem lügneriſchen Burſchen gar nicht zuſteht. Darum hinaus mit ſolchem Störenfried auf Nimmerwiederkehr!"

„Dem widerſetze ich mich mit all meinen Kräften!" erwiederte meine Mutter in gedrücktem Tone zorniger Aufregung. „Methodius iſt der einzige Menſch in dieſem Schloſſe, welcher unſerer heiligen Kirche wahrhaft angehört. Ihr ſeid alle Zweifler und dem Unglauben näher als dem Glauben. Ich will nicht den einzigen Troſt entfernt ſehen, welcher mir unter ſolchem Unglück zur Seite ſtehen kann."

„Wanda!"

„Ich beſtehe darauf. Die Dirne ſoll hinaus, Methodius bleibe."

„Nun denn — !"

Hier ſtockte der greiſe Erzähler. Die ſchmerzliche Erinnerung an dieſe Scene ſeiner Jugend übermannte ihn. Er hielt die Hand vor die Augen, und ſein Haupt ſank auf die Bruſt.

Hans wagte es nicht, die traurige Stimmung durch ein Wort zu unterbrechen. — Ein leichter Windhauch fächelte durch die Zweige der großen Fichte; einzelne abgeſtorbene Nadeln löſten ſich in der wärmer werdenden Frühlingsſonne und fielen zwiſchen die ſchweigenden Männer herab. —

Nach langer Pauſe ermannte ſich der Greis, nahm die Hand von den thränenfeuchten Augen, richtete ſich empor, und ſah über die beſonnte Schlucht hinaus nach den fernen Bergen.

Der Blick kehrte allmälig in das ſtarrende Auge zurück, und er ſtreckte dem beſorgt zuſehenden Hans die Hand entgegen, leiſe ſprechend:

— Die Sonne kehrt immer wieder, mit ihr der Frühling, Gott iſt ewig, unſere Schickſale und Schmerzen ſind kaum ein Staubkorn in ſeiner Welt; wir müſſen uns beſcheiden in unſerer Kleinheit. — Ein gewöhnliches Menſchenleben, eine Zeit von mehr als ſechzig Jahren iſt ſeit jenem Auftritt vergangen, und doch bin ich, mein lieber junger Freund, noch im Stande, die einzelnen Ausdrücke wiederzugeben, welche nun folgten. Alle verhaltenen Leidenſchaften kamen zum Ausbruch. Mein Vater verlor die mühſam erhaltene Faſſung, als er ſah, wie meine Mutter ihre ganze Familie hintanſetzte, um einem aufgeſtachelten Glaubenseifer zu dienen; er gab einer Wildheit Raum, welche in ihm wohnte und welche ſonſt immer ſtreng und kräftig von ihm gezügelt wurde, er vergriff ſich körperlich an dem heuchleriſch dreinſprechenden Methodius — vorüber, vorüber, es zerſtört mich, dieſe fürchterlichen Scenen in Worte zu faſſen! Meine Mutter, fanatiſch wie ſie war, vergaß, daß mein Vater auf ſolchem Höhepunkte der Gereiztheit keinen Widerſpruch vertrug, ſie wollte ſich des Methodius annehmen — vorüber! Sie flüchtete zu uns, zu ihren Söhnen, und ſchmähte doch mich, während ſie dies that, und mußte von meinem Bruder hören, daß er ſie ſchützen werde mit ſeinem Leibe, daß er aber ihre bigotte Einmiſchung ins Familienleben tief beklage — kurz, unſere Familie, übrigens ſo gut und lieb, bot plötzlich das Schauſpiel roheſter Zerriſſenheit, und ich mußte es als ein Glück betrachten, als mein Bruder endlich die Mutter hinweggeführt hatte.

Mein Vater war ans Fenſter getreten, das er aufriß, um Luft zu ſchöpfen, Anna erhob ſich mühſam vom Boden. Willenlos nahm ſie meine Hand zur Hilfe an, willenlos ließ ſie ſich von mir hinausgeleiten bis an die Thür ihres Zimmers. Dort erwachte ſie gleichſam erſt, ein Ruck flog durch ihren ganzen Körper, ſie ſah mich an mit einem Blicke des Schmerzes, den ich nie vergeſſen habe, und fiel mir plötzlich unter einem markerſchütternden Schluchzen um den Hals, mich krampfhaft an ſich preſſend. Das ſonſt ſo ſcheue, zurückhaltende Mädchen!

Ich erſchrak im Innerſten, und eine gräßliche Ahnung ſtieg in mir auf.

„Anna, um Gotteswillen!“ rief ich.

„Still, Zdenko, ſtill,“ flüſterte ſie, „es kommt nicht wieder. Das Schlimmſte, was ich immer gefürchtet, iſt eingetreten: ich habe dies Haus meiner Wohlthäter und Freunde und — meiner Liebe zerſtört — ſag' nichts dagegen, lieber Zdenko, ich weiß es, ich fühle es zu tief — thu' Alles, thu' Alles, ich bitte Dich herzlich, den Frieden wieder herzuſtellen, und — denke meiner in — Wohlwollen und — Güte!“

Mit dem letzten kaum verſtändlichen Worte hatte ſie ihre

Thür geöffnet und war hineingetreten, und — hatte ſie hinter ſich geſchloſſen.

Bang, unſicher wankte ich fort.

Der Abend und die Nacht waren von ärgſter Pein. Jedermann blieb auf ſeinem Zimmer, und die Diener fragten verſtört, ob die unberührt gebliebene Abendtafel abgeräumt werden ſollte.

Ein heftiger Regen goß vom Himmel die ganze Nacht hindurch, ſpät erſt, ſpät, ich weiß nicht wann, war ich angekleidet auf's Lager gefallen, und ein dumpfer Schlaf hatte ſich meiner bemeiſtert. —

Als ich aufwachte, ſtand meines Vaters alter Leibdiener vor mir. Er hatte mich aufgerüttelt, und hielt mir ein Blatt Papier entgegen. Ich griff danach; es war Anna's Handſchrift. Die Worte lauteten: „Lebe wohl, Zdenko, Du Geliebter meiner Seele, lebe wohl für dieſe Erdenwelt. Ich vergebe Deiner Mutter, ich danke Deinem Vater, ich grüße Deinen Bruder, und gehe gefaßt von hinnen, damit dieſem Hauſe der Frieden wiederkehre. Meinen Glauben, der einfach aufſchaut zu Jeſu Chriſto unſerm Heiland und ſeinem himmliſchen Vater, hätte ich niemals verleugnen können, und auf die Dauer hätte ich doch auch nicht verleugnen dürfen, daß ich alles Andere für Abgötterei halte. So wäre ich für Deine Mutter ſtets ein Störenfried und böſes Weſen geblieben. Uebernimm Du, der mir ſein Herz geſchenkt, und dem ich mit dem ganzen Blute meines Herzens angehöre, übernimm Du die Erklärung meines Opfers, wenn es ein Opfer heißen darf, und erzähle meinem treuen Vetter Hertleder in Jena, wie Alles gekommen iſt, wie Alles nothwendigerweiſe alſo hat ausgehen müſſen. Suche ihn auf, ich bitte Dich darum, höre ſeine Lehren aufmerkſam an in meinem Gedächtniß. Seine Lehren ſind rein und gut, ſie werden Dir wohlthun, und durch Dich der Welt. Ich ſcheide als Deine Braut, und wenn Du einſt eine Frau zum Altar führſt, ſo ſage ihr, daß ich ſie ſegne. Für Zeit und Ewigkeit — Deine Anna.“

Die Stimme brach dem Greiſe, als er dieſe Worte langſam geſprochen. Zwei große Zähren rollten über ſeine Wangen, und er griff in ſein Gewand über der Bruſt, eine Kapſel hervorziehend, welche an einer ſeidenen Schnur hing. Ein Druck ſeines Fingers öffnete die Kapſel. Eng zuſammengefaltet, vergilbt und morſch durch die Länge der Zeit, lag jenes Blatt Papier darin. Mit zitternder Hand entfaltete er daſſelbe. Die Zähren fielen darauf.

— Lang wird ſein dürftiger Stoff nicht mehr beſtehen, ſagte er leiſe vor ſich hin, aber mein Leben hat er doch ausgedauert, und Du, lieber Hans, den meiner Anna treuer Vetter mir noch vor dem Abſcheiden geſendet hat, Du ſollſt ihn an Dich nehmen, wenn meine Stunde gekommen iſt, die mich mit ihr vereint. Ein Talisman, ein Talisman der Ergebung, wird er Dir wohlthun Dein Leben lang. —

Hans küßte ihm voll Rührung die Hand und wagte nicht zu fragen. Nach kurzer Pauſe fuhr der Greis — nicht ohne Anſtrengung — in ſeinem Berichte fort:

— Erſchrocken zum Aeußerſten ſah ich dem alten Diener fragend ins Angeſicht. Er hob den Arm und zeigte nach dem Fenſter. Mein Zimmer lag über dem Zimmer Anna's. Die Ausſicht ging auf einen parkartigen Wald. Ganz vorn an demſelben, nur etwa hundert Schritt vom Schloſſe, war ein runder, tiefer Weiher von Schilfpflanzen eingeſchloſſen. Entſetzt verſtand ich die Armbewegung des Dieners, ſprang auf und ſtürzte zum Fenſter. Da lag es vor mir, das Unglück. — Wie zum Spott brach eben die Morgenſonne durch den nachlaſſenden Regen, und ich ſah den Leichnam meiner Anna auf dem Gewäſſer ſchwimmen, das bleiche Antlitz oben, wie gen Himmel gekehrt, das Haar aufgelöſt und von einer Seite die Bruſt bedeckend. Ein Kahn ſtieß eben vom Ufer ab, um ſie zu holen — ich fiel in Ohnmacht. Als ich zu mir kam, ſtand mein Vater und mein Bruder bei mir —

Bei dieſen Worten trat Tſchirill, der Diener, aus dem Hauſe und unterbrach den Erzähler mit der Nachricht, daß des Förſters Tochter, Nandl, drüben im Hochwalde zwei Herren angetroffen, welche gefragt hätten, ob nicht hier in der Nähe eine Förſterei der Schotten gelegen ſei. Das Mädchen habe ausweichend geantwortet. Da ſeien die Herren zudringlich geworden, und ſie ſei ihnen mit genauer Noth entkommen; es ſtünde zu fürchten, daß die Herren, welche ſie verfolgt, den Zaun entdeckten und hier eindrängen. —

V.

Der Hochwald, welchen Tſchirill als den Punkt bezeichnet hatte, wo zwei „Herren" der Förſterstochter begegnet ſeien, war der hohe Buchenbeſtand am Zaune des Förſtereiparkes. Wer bis dahin gedrungen war, der entdeckte mit Leichtigkeit das Aſyl des greiſen Grafen Zierotin.

Dieſe zwei Herren gehörten nicht zur Expedition Norbert's, welche ſich des Förſters Gelling ſelbſt bemächtigt hatte zum Führer. Dieſe zwei Herren kamen aus Hernals. Es war Rudolph von Mitzlan und der ſogenannte Herr von Tretha. Letzterer war die Urſache, daß ſie ſo raſch dem Ziele nahe kamen. Er war ein Kriegsmann und ein gewiegter Praktiker. Er kannte den alten Grafen und deſſen Verhältniſſe genau, denn er hatte zu den böhmiſchen Cavalieren gehört, welche die Aufwiegelung Mährens und den Anſchluß desſelben an die böhmiſche Herrenſache betrieben hatten. Die großen Beſitzthümer des Grafen Zierotin waren natürlich ein wichtiges Augenmerk geweſen für die böhmiſchen Führer. Sie ſchienen auch ſo leicht erreichbar für die Partei des Aufſtandes, da der alte Graf Zdenko als abtrünnig von der katholiſchen Kirche, ja als ein auserwähltes Bild der Pfaffen bekannt war. Die aufwiegelnden Cavaliere hatten ſich alſo ohne Verzug nach ſeinem Stammſchloſſe gewendet und hatten dort zu ihrem Aerger erfahren: Graf Zierotin habe kürzlich und in der Stille all ſeine Herrſchaften für baares Geld verkauft.

— Um ſo beſſer, hatte dieſer Herr von Tretha ausgerufen, da finden wir baares Geld!

Aber er hatte es nicht gefunden. Graf Zdenko war mit ſeinen Schätzen entwichen. Wohin? Das war ein viel beſprochenes Geheimniß. Mit ſolchem Schatze war man in ſolcher Zeit an und für ſich gefährdet. Gewaltthat und unſicherer Rechtszuſtand kamen ohnehin an die Tagesordnung, und da niemand Auskunft zu geben wußte über den Aufenthalt des Grafen Zdenko, ſo lag die Vermuthung nahe, die Jeſuiten, welchen man Alles zutraute, hätten ihn aufgehoben und ſammt ſeinen Tonnen Geldes beſeitigt. Dies war das allgemeine Gerücht, welches ja auch Rudolph von Mitzlau von Schleſien hergeſprengt hatte.

Dieſer Herr von Trotha aber hatte bei den ſlaviſchen Unterthanen des Grafen nähere Auskunft erhoben. Selbſt ein eifriger Slave, war er geſchickt genug geweſen, über die Vermögensumſtände des Grafen Zdenko genaue Kunde zu erhalten. In Folge dieſer Auskunft hatte er einen dreiſten Verſuch gemacht — er ſprach nicht gern davon, kurz, ſehr deutliche Anzeichen hatten ihn zu dem Schluſſe geführt, die Schätze des Grafen ſeien in Gewahrſam einer geiſtlichen Körperſchaft. Aber nicht, wie die Welt glaubte, in dem der Jeſuiten, ſondern in dem der Schotten. Außerdem kannte er den Grafen Zdenko perſönlich und wußte, daß deſſen akatholiſche Geſinnung wenig gemein habe mit dem eifrigen Lutherthume oder Calvinerthume, vielleicht aber Anknüpfung bewahre mit den gelehrten und in Sachen des Dogmas milden Schottengeiſtlichen. Endlich wußte er genau, daß Graf Zdenko ſeit Jahren in freundſchaftlichem Verkehr ſtand mit einem Pater des Wiener Schottenſtiftes. Es war ihm alſo jetzt, als er in Hernals von dem geheimen Aufenthalte des Grafen auf dem Wiener Walde erfuhr, vollkommen deutlich: Graf Zdenko iſt da eben in einer Beſitzung der Schotten verborgen.

— Solch eine Beſitzung iſt ſchon aufzufinden, ſagte er lachend, als er mit Rudolph am Morgen ausging, denn viele gibt es da eben nicht. Laſſen wir die Pferde daheim, ſie ſind uns in den unwegſamen Wäldern und Bergen nur im Wege; die Luft iſt friſch, gehen wir zu Fuß. In Dornbach ſchaff' ich uns einen Führer.

So geſchah's. In Dornbach warb er einen Bauer, welcher mit der Axt nach dem Holze zu gehen ſchien, und welchem ein Silberſtück ſehr willkommen war: ſie nach der Förſterei der Schotten in den Wald hinaufzuführen.

— Zum Gelling? fragte der Bauer.

— Freilich zum Gelling! erwiederte Dretha, obwohl er den Namen zum erſtenmale hörte, und ſo ging's aufwärts.

Unterwegs bereiteten ſich indeſſen die Herren ſelbſt ein Hinderniß. Den Bauer für ein Nichts haltend, das nur als Laſtthier auf der Welt ſei, ſprach der böhmiſche Edelmann über Krieg und Frieden, Staat und Kirche, unbekümmert um den Führer, mit Rudolph von Mitzlau, und der Bauer merkte allmälig, wen er da führe, und merkte namentlich, daß er einen Böhmen hinter ſich habe, welcher die Deutſchen ſowie die katholiſche Kirche verſpotte. Der Bauer war Katholik, und genoß von den Schottengeiſtlichen für Leſeholz und Streu mancherlei Nachſicht. Er war außerdem ein Deutſcher, welchem das Böhmenthum nicht behaglich zu Sinne ſtand. Der einäugige Herr „giftete“

ihn, wie er zu ſagen pflegte, mehr und mehr, und es ſchien ihm endlich gar nicht zweckmäßig, daß er den böhmiſchen Ketzer zu einem Hauſe der geiſtlichen Herren geleiten ſolle; er faßte ſich kurz und beſchloß nach einem halbſtündigen Marſche, die widerwärtigen Herren ihrer eigenen Naſe zu überlaſſen. Als der Fußweg durch ein dichtes „Mais“ hinführte, trat er einmal beiſeite, als habe er eine Kleinigkeit zu thun, und ließ die Herren an ſich vorüber. Dann verlor er ſich nach ganz anderer Seite in dem Unterwuchſe, und murmelte vor ſich hin:

— Hol' Euch der Teufel!

Als der Fußweg undeutlich wurde, ſahen ſich die Herren nach dem Führer um und riefen nach ihm, da er nicht zu ſehen war. Es kam keine Antwort, und nach einer Viertelſtunde Raſt ſahen ſie ein, er habe ſie im Stich gelaſſen.

Aergerlich gingen ſie in der eingeſchlagenen Richtung weiter, und kamen auch glücklich aus dem Niederholz heraus unter die hohen Buchen. Gerade fortgehend hätten ſie binnen zehn Minuten vor dem Zaune ſtehen müſſen. Sie gingen auch gerade fort, obwohl ſie ihrer Richtung nicht ſicher waren. Da erblickten ſie rechts zwiſchen den hohen Bäumen eine Mädchengeſtalt. Es war Nandl, Gelling's Tochter, welche Schneeglöckchen ſuchte und ſammelte für den alten Herrn Grafen. Dieſer liebte die Blumen, und der zierliche Mädchenſinn wußte, daß dem guten vornehmen Greiſe ein Strauß der erſten Frühlingsblumen eine Freude bereiten werde.

Sie erſchrak des Todes, als ſie zwei fremde Herren auf ſich zuſchreiten ſah in dieſer Einſamkeit, die vom Vater ſo ſorgſam gehütet wurde. Ehe ſie ſich faſſen und zu einem Entſchluß kommen konnte, waren die Herren bei ihr und fragten, ob Gelling's Förſterei in der Nähe ſei, und ob ſie ihnen zur Führerin dienen könne.

Sie ſtammelte einige unverſtändliche Worte und ward über und über roth.

— Du biſt ja ein prächtiges korniges Mädel! rief Tretha, der ein lüſterner, zudringlicher Mann war, und umfaßte ſie ohne Umſtände.

Dieſer Angriff brachte Spath's Braut in Zorn und mit dem Zorne in Faſſung. Sie war geſund und ſtark und ſtieß den auf ſolchen Widerſtand nicht gefaßten Tretha mit heftigem Stoße von ſich, unmittelbar nach dem Stoße die Flucht ergreifend.

War es Zufall, war es Inſtinkt, ſie flüchtete nicht auf den Zaun hin, ſondern ſeitwärts nach Norden. Die Männer ſprangen ihr nach; aber ſie war behende und erreichte das „Mais“, welches ſich nordwärts näher heranzog an den Hochwald, früher, als die Verfolger es erreichten, und entging ihnen wie der Bouer in dem Unterwuchſe, der keine Ausſicht geſtattete. Im Verſteck horchte ſie, wohin die Fremden ihre Richtung nähmen. Es ſchien ihr wohl, als gingen ſie zu weit rechts, aber es bedünkte ihr doch immer noch möglich, daß ſie bei der Nordſpitze des Zauns aus dem Hochwalde herauskommen und Park wie Haus entdecken konnten. Sie ſchlüpfte alſo raſch nach links hin und flog als ſie beim Heraustreten aus dem „Mais“ nichts mehr von den Fremden ſah, nach dem Parke und dem Hauſe zurück, die Mutter und Tſchirill von dem Vorfalle in Kenntniß ſetzend.

Tretha und Mitzlan waren indeſſen wirklich ſo weit nordwärts gerathen, daß ihnen der Zaun nicht ins Geſicht kam. Aber Tretha war ein „findiger“ Patron.

— Hier links, ſprach er, ſteigt der Boden aufwärts; ſuchen wir eine Anhöhe zu gewinnen. Vielleicht kommt eine Ausſicht. Giebt's keine, ſo klettert Ihr, junger Springinsfeld, auf einen Baum. Da oben ſind Fichten, die das leichter machen. Das hübſche Mädchen war gewiß nicht weit vom Hauſe, die Förſterei muß in der Nähe ſein. — Holla, wittert Ihr —?

— Was?

— Es kommt mir ein feiner Rauchgeruch in die Naſe. Ja wohl! Der Wind ſteht von Süden. Von dorther, von links kommt der Geruch, und er ſtammt wahrſcheinlich aus der Küche der Frau Gelling! Wir gehen in falſcher Richtung. Schnell hinauf zu der Anhöhe, und hinauf auf die Fichte! Dort werden wir ins Klare kommen. — —

Der alte Graf Zdenko hatte übrigens die Meldung dieſer herannahenden Gefahr anders und gleichgiltiger aufgenommen, als er ſie nach Tſchirill's und auch nach Hanſens Meinung hätte aufnehmen ſollen. Er ſah ſtillen Auges auf den meldenden Diener, und als Hans einwarf, ob es nicht gerathen ſei, die Perſon des Grafen durch raſche Entfernung in eine nahe dichte Waldesſtelle den Eindringlingen zu entziehen, da machte der Graf nur eine unſcheinbare Bewegung mit der Hand, welche Nein bedeuten mochte.

Tſchirill, an hingebenden Gehorſam gewöhnt, entfernte ſich unter Zeichen der Beſtürzung, und Hans war von Zweifeln beſtürmt, ob er die erhobene Stimmung des Grafen um jeden Preis unterbrechen ſollte. Denn es ſchien ihm unzweifelhaft, daß der Greis nur darum keine Notiz von der Gefahr nähme, weil er gleichſam geiſtesabweſend war, indem ſeine Seele ganz und gar in der Vergangenheit weilte. Und doch widerſprach eine ſolche Störung dem Pietätsgefühle Hanſens. Der alte Mann hing nur noch mit wenig Faſern an dem Erdenleben, ſollte ihm ein ſolcher Moment der Erinnerung grell vernichtet werden?' Hans blickte rathlos umher, ob und wo er den Greis ins Gebüſch führen könne, wenn Fremde in das Haus drängen. Das ſchien kaum möglich, denn hier an der Rückſeite des Hauſes ſenkte ſich oder fiel der offene Wieſenboden in weite Tiefe hinab. Die Fichte, unter welcher ſie ſaßen, war der einzige Baum, und den ſchwachen Greis die abſchüſſige Fläche hinabzuführen, welche ſelbſt in der ſanfteren Abdachung ſteil enden mochte, war doch kaum ausführbar.

Der Greis ſelbſt verharrte noch eine zeitlang ſchweigend und ſah wie verloren in die ſonnige Luft hinaus. Hans entſchloß ſich endlich, ihn nochmals anzureden, damit —

— Laß es gut ſein, lieber Hans, ſprach der Graf unterbrechend und unerwartet, ich bin nicht ſo abweſend und für die nächſten Dinge gedankenlos, wie Du glaubſt. Habe Dank für Deine Sorge. Ich ſehe in Dein Herz und freue mich, es gerade ſo zu finden, wie mein alter Freund es geſchildert. Laß geſchehen, was geſchehen ſoll. Entfliehen und kämpfen kann ich doch nicht mehr, meine körperliche Kraft iſt dazu außer Stande. Auch meine moraliſche iſt Aufregungen nicht mehr gewachſen. Eher noch Leiden, obwohl ich ſie kindiſch ſcheue. Dulden iſt am Ende leichter, als mit ungenügendem Vermögen ringen und ſich ängſtigen zu müſſen. Und Eines iſt mir jetzt wichtiger als alles Andere: Du ſollſt mein Vermächtniß erfahren und erhalten. Der Augenblick iſt noch unſer, und ich habe im langen Leben erkannt, daß man ſich durch haſtige Vorausſicht gern um das Gut betrügt, welches man in der Hand hält. Vielleicht ſind es auch keine Feinde, die da kommen. Sie nöthigen mich nur, kürzer zu ſein, als ich ſein wollte. Höre alſo, und zerſtreue Dich nicht durch Beſorgniß.

Ich fiel an jenem ſchrecklichen Morgen in ein hitziges Fieber, in eine Krankheit, welche wochenlang meine Sinne mit völliger Nacht umhüllte. Ein wunderbares Geſchenk, welches Gott den Menſchen verliehen: das bewußte Leben ſelbſt für einen längeren Zeitraum aufzuheben, ohne es doch zu vernichten. — Als ich zu mir kam, half die Schwäche des Körpers und Geiſtes weiter. Ich bemerkte nur matt und langſam, daß unſere Familie tief getroffen und verändert war. Mein Vater war ernſt und ſchweigſam zum Erſchrecken. Er war unzufrieden mit ſich ſelbſt, unzufrieden, daß er ſich von Heftigkeit hatte übermannen laſſen, ohne doch dem armen überreizten Mädchen wirkliche Hilfe, moraliſche Hilfe zu bieten. Mein Bruder war traurig und thränenreich, voll Mitleid und Hingebung für mich, den er oft ſchluchzend umarmte. Meine Mutter war ſtarr und unnahbar. Sie verkehrte eigentlich mit niemand von uns, am wenigſten mit meinem Vater und mir. Methodius war verſchwunden. Sein Name wurde nicht mehr genannt. — So vergingen einige Monate des Winters. Ich erholte mich kaum, ich blieb ſiech. — —

Eines Tages, es war Schneegeſtöber, fand mich mein Vater auf dem Leichenſteine, welchen er der unglücklichen Anna am Rande des Weihers unter Weiden hatte ſetzen laſſen. Ich war ſtarr und naß, meine Glieder zuckten. Er führte mich ſtill auf mein Zimmer.

„Du mußt fort!“ ſagte er da.

„Ja, mein Vater!“ antwortete ich.

„Wohin möchteſt Du?“

„Nach Jena.“

„In Sachſen?“

„Ja.“

„So ziehe hin!“

Als ich von meiner Mutter Abſchied nehmen wollte, ſtreckte ſie mir abwehrend die Hände entgegen und ſagte: ſie wolle keinen Ketzer geboren haben. — —

Mein Vater und mein Bruder begleiteten mich bis Prag. Dort ſchied der Vater von mir, herzlich, krampfhaft. O, er war ein braver, tüchtiger Mann, den ich treu und innig geliebt habe und liebe. Ich ſollte ihn nicht wiederſehen. Als er von Prag heimgekehrt war, hat er ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen und iſt in eine ſchwere Melancholie verfallen. Am Ende jegliche Nahrung von ſich weiſend, iſt er körperlich dergeſtalt zerſtört worden, daß man ihn eines Morgens als Leiche gefunden hat.

Mein Bruder war mit mir nach Jena gegangen, um dort ſo lange bei mir zu bleiben, bis ich ſo weit hergeſtellt und eingerichtet wäre, um ohne Beſorgniß mir ſelbſt überlaſſen ſein zu können. Dies ging raſcher, als man gehofft hatte. Der Vetter Anna's, der junge Candidat evangeliſcher Theologie Hortleder, war ſogleich von uns aufgeſucht worden. Sein Auge und ſeine Rede wirkten wunderbar erquickend auf mich. Seine Mutter und die Mutter Anna's waren Schweſtern geweſen. Er hatte ganz den Blick und Ton der armen Verſtorbenen, die Thränen strömten mir über die Wangen, als ich ihn das erſtemal ſah und hörte, und von dem Augenblicke an war der Bann der Erſtarrung von mir genommen; ich athmete wieder auf, ich wurde wieder ein natürlicher Menſch, und es ſtörte mich nicht im mindeſten, als eine alte Muhme der Familie verſicherte: die Mutter der Anna habe ſtets etwas Ueberſpanntes gehabt, und das ſei natürlicherweiſe auf Anna übergegangen, und habe ſie zu dem gottloſen letzten Schritte getrieben. Ich ſah in Hortleder's Auge, welches verneinend und tröſtend auf mir ruhte, und die Rede ging wirkungslos an mir vorüber. Die Stimmung iſt Alles im menſchlichen Leben. Sie macht aus Steinen Gold, und macht aus Gold Steine. Meine Stimmung war wohlthuend angeregt und gehoben durch den Vetter meiner Anna, welcher ſich mir anſchloß mit aller Hingebung der Jugend. Er theilte mir und meinem Bruder all ſeine Kenntniß mit und all ſeine Gedanken über Gott und göttliche Dinge, und führte uns dann in die Hörſäle der Profeſſoren. Die neue Gottesgelehrſamkeit ſtand damals zu Jena in friſcheſter Blüthe. Die Univerſität dort war erſt vor Kurzem gegründet worden, als Wittenberg an die neue Kurlinie der Albertiner verloren gegangen war, und aller Drang, aller Eifer war im erſten Triebe des jungen Saftes. Melanchthon ſelbſt war damals auf einige Zeit in Jena und lehrte Theologie. Hortleder hatte das Glück, ſein Famulus zu ſein, und führte mich und meinen Bruder zu ihm. Welch einen Eindruck machte uns dieſe Stunde! Der bleiche, magere Mann mit dem Blicke unbeſchreiblicher Milde und Sanftmuth empfing uns ſo gütig, ſo menſchlich! Er hatte gar nichts vom rechthaberiſchen Pfaffenweſen, welches ja auch den proteſtantiſchen Geiſtlichen nicht erſpart worden iſt, wie es wohl überhaupt unzertrennlich iſt von der amtlichen Eigenſchaft, freiſprechen und verdammen zu können in Sachen Gottes und der Ewigkeit. So lange dieſe Macht ſterblichen Menſchen überantwortet werden muß, wird nur die mildeſte Perſönlichkeit und die edelſte Bildung den Geiſtlichen vor Uebernehmung und despotiſcher Haltung bewahren. Melanchthon war davor bewahrt durch ſein Herz und ſeine Gelehrſamkeit. Er wußte zu gut aus eigener Erfahrung, welchen Zufällen, welcher Willkür die plötzliche Faſſung eines neuen Kirchenregiments preisgegeben war, und wie links und rechts neben der gezogenen Linie Wahrheit und Tugend wandeln könne. Sein ſchwäbiſcher Redeton bleibt mir unvergeßlich, wie er uns warnte vor dem Buchſtabeneifer, wie er uns anempfahl, den Grund und das Weſen chriſtlicher Religion — hingebende Liebe und bereitwilliges Opfer — nie aus den Augen zu laſſen, falls wir, nach Mähren heimkehrend, in unſeren Landſchaften die neue Kirche einführen wollten. „Alles Andere,“ ſetzte er im heimathlichen Accente hinzu — „iſcht tönendes Erz ond klingende Schelle!“

In dieſe Zeit des tröſtenden Uebergangs in neue Lebenskreiſe fiel die Nachricht vom Tode unſeres Vaters. — Mein Bruder, nun regierender Herr, eilte nach Hauſe, begleitet von zwei jungen Predigern der lutheriſchen Kirche, welche ihm Melanchthon zugewieſen, und welche in Mähren — zunächſt auf unſern Herrſchaften — die Reformation vorbereiten oder einführen ſollten.

Ich blieb in Jena, mit vollen Zügen der neu erwachten Lebensorgane die Fülle von Gedanken, Wiſſenſchaft und Ausſicht einſaugend, welche eine neue Glaubenslehre zu tragen und zu heben pflegt. Nach der Heimath wollte ich erſt wieder, wenn ich ſo weit ausgebildet wäre, um die neue Lehre umfänglich und gründlich ſelbſt vertreten zu können.

Wie anders ſollte ſich's geſtalten! Von meinem Bruder kamen erſt nach einem Monate Nachrichten, und zwar beunruhigende Nachrichten. Unſere Mutter hatte ſich ihm in den Weg geſtellt. Sie konnte ihm, als dem älteſten Sohne, nicht wehren, die Herrſchaft der Güter anzutreten, aber ſie konnte ihn lähmen und hindern. Das that ſie. Mein Bruder war weich und gut. Es ging über ſeine Kraft, ging gegen ſein Naturell, ſeiner Mutter mit Nachdruck entgegenzutreten. Sie fragte nicht, was ſie dürfte, ſie that, was ſie wollte, und mein Bruder ließ geſchehen, was er nicht anders als durch offenes Widerſprechen hätte hindern können. Dieſem offenen Widerſpruche ausweichend, kam er von Tag zu Tag mehr in den Hintergrund, und das Ergebniß war bald, daß meine Mutter unſere Herrſchaften regierte und nicht mein Bruder.

Die nächſte Folge davon war, daß die von meinem Bruder mitgenommenen Prediger aus Sachſen keine Stätte auf unſern Gütern fanden, ſondern ausgewieſen wurden. Von dieſen jungen Predigern kamen ausführlichere Berichte nach Jena, als von meinem Bruder, der in Kummer und Scham immer ſchweigſamer wurde. Sie ſchilderten unſer Schloß als den Mittelpunkt katholiſcher Prieſter, welche aus allen Theilen des Landes dort zuſammenſtrömten, und planmäßig von dort die Reformirung Mährens erſtickten. Ein junger Jeſuit, Athanaſius geheißen, leite das Ganze. Mein erſter Gedanke war: dies ſei Methodius. Es war mir aber nicht möglich, Näheres zu erfahren, da mein Bruder auf all meine näheren Anfragen nicht antwortete. Allem Anſcheine nach kamen meine Briefe nicht immer in ſeine Hände; wenigſten waren die ſeinigen, meiſt kurz und trübſelig, ſelten Antworten. Sie verriethen mir aber deutlich genug, daß er mehr und mehr einem Erbübel unſerer Familie, der Melancholie, verfalle.

Ich berieth nun ernſtlich mit Hertleder, ob ich nicht perſönlich hineilen ſollte zu ſeiner Hilfe. Ungern ging ich daran, denn ich war in einer verhältnißmäßig glücklichen Lage. Der Schmerz und die Trauer meiner Jugend waren mild geworden, und meine Seele ſchwelgte in der reichlichen Nahrung des Geiſtes und Herzens, welche mir in der Freundſchaft Hortleder's und in dem wiſſenſchaftlichen Leben Jenas zufloß. Welch ein ſchöner und edler Rauſch iſt es doch für einen jungen Mann, wenn ihm zum erſtenmale alle Pforten der Kenntniß und Erkenntniß geöffnet werden! Er kennt noch nicht die Grenzen, er erſcheint ſich wie ein junger, wachſender Gott, dem die unerſchöpfliche Welt alle Zugänge aufgethan, und indem er die Gründe wie den Zuſammenhang der Schöpfung vor ſich enthüllt ſieht, glaubt er ſelbſt zu erſchaffen. Um wie viel ſtärker mußte dieſer Rauſch in mir wirken, da ich aus dem Abgrunde der Verzweiflung in dies Leben gekommen war, und da die eben erworbene Wiſſenſchaft ſogleich und unmittelbar angewendet werden konnte. Man lernte dort und damals nicht blos für die Kenntniß, man lernte für die Thätigkeit, welche an die Thür klopfte. Die Reform ſollte vorbereitet werden. Aus allen Ländern kamen Anfragen und meldeten ſich Bedürfniſſe, und großentheils geiſtiger Art. Hier war ein Theil der Kirchengeſchichte aufzuklären, dort war ein Punkt des Glaubens tiefer zu begründen, es bildete ſich eine völlige Weltregierung um Melanchthon, und wir, die ihm nahe ſtehen durften, wir nahmen thätigen Antheil daran, indem wir prüfen, diſputiren, Beweiſe aufſtellen, letzte Gründe aufſuchen und in kurze Ausdrücke faſſen durften. Der weiſe Lehrer hörte uns und belehrte uns, und gab in ſeiner Milde nicht ſelten zu, daß

Einer von uns die beſte Formel gefunden für ein Myſterium oder einen Begriff. Die alſo gefundene Formel ging dann hinaus in die Welt, und wurde als Geſetz angenommen und überall hin verbreitet. War dies nicht im höchſten Grade feſſelnd, ja berauſchend für einen jungen Menſchen, der noch ſo kurz vorher wie ein verlorenes Atom der Tiefe zu geſunken war?

Dennoch kam ich zum Entſchluſſe, meinem Bruder zur Hilfe heimzukehren. Die thätige Wirkſamkeit für unſere evangeliſche Lehre forderte es nach meiner und Hertleder's Anſicht. Mit dieſem Entſchluſſe trat ich vor Melanchthon, um mich von ihm zu verabſchieden.

Es war ein ſonniger Abend, als ich vor ihm ſtand. Die kahlen Berge, welche das Städchen Jena umgeben, waren gelbroth angehaucht, und in der Studirſtube Melanchthon's, welche einen Blick auf die ſchimmernden Hügel und auf den Waſſerſpiegel der Saale gewährte, war ein gelblicher Schein verbreitet. Dieſer Schein zitterte um das dünne weiße Haar des alten, von mir ſo hochverehrten Mannes, daß ich ein Heiligenbild vor mir zu ſehen glaubte. Er trug einen leichten Pelzrock, weil ſein dürftiger Leib wenig Wärme entwickelte, und aus dem ſchmalen länglichen Antlitze ſah mir ſein ruhiges Auge tief und forſchend in die Seele hinein. „Du willſt fort, mein Sohn?“ ſprach er endlich leiſe und deutete auf einen kleinen Schemel, der mitten unter einem Haufen großer Foliantenbücher ſtand. Ich ſetzte mich zögernd und bejahte ſeine Frage. — „Ich kenne durch Hertleder,“ fuhr er fort, „die ganze Geſchichte

Deines jungen Lebens. Sie drängt ſich um den Widerſpruch Deiner Mutter. Dieſer Widerſpruch trifft Alles, was in Dir lebt. Das iſt traurig, recht traurig, denn ſie iſt Deine Mutter. Die Religion, auch die unſrige, weiſt Dich darauf an, ſie zu ehren und zu lieben. Wirſt Du dies bethätigen können, indem Du ihren Abſichten und Handlungen entgegentrittſt? Wie ſchonend Du auch verfahren magſt, wirſt Du nicht jedenfalls ihr als ein ungehorſamer Sohn erſcheinen?" — „Letzteres fürchte ich," entgegnete ich unſicher. — „Du fürchteſt es," ſprach er mit ſtärkerer Stimme, „Du weißt alſo, daß es ein Unglück oder gar eine Uebelthat wäre. Mein lieber junger Freund, laß uns mit lauterem Sinne prüfen, was in ſolcher Lage Gott wohlgefällig ſein kann. Mit lauterem Sinne! Der nächſte Gedanke wäre wohl, um Einzelne unbekümmert unſerem großen Ziele nachzutrachten. Unſer großes Ziel iſt die Ausbreitung unſerer Lehre. Deine Mutter ſteht dieſer Ausbreitung im Wege, ſie ſteht ihr gefährlich im Wege, denn ſie fördert ſogar die Lehren unſerer Gegner und fördert ſie in großem Umfange. Du ſollſt Gott mehr gehorchen als den Menſchen, wären dieſe Menſchen auch Deine nächſten Angehörigen, wären ſie ſelbſt Vater und Mutter — ſo lautet ja allerdings der Satz unſeres Katechismus, der hierbei ſchlagend in die Schanze tritt, nicht wahr?" — „Ja." — „Und ich, als ein Führer der neuen Lehre, wäre wohl berufen und verpflichtet, Dich im Sinne und Bedürfniſſe der Ausbreitung unſerer Lehre auf jenen Satz des Katechismus hinzuweiſen. Iſt's nicht alſo? Erwarteſt Du's nicht?" —

Ich ſchwieg. — „Du ſchweigſt? Du ſchweigſt, mein Sohn, weil Du einen Widerſpruch meines Herzens im Hintergrunde ahnſt. Nicht?“ — „Ja.“ — „Gieb mir die Hand; wir verſtehen uns. Die Stimme des Herzens zu hören, wenn unſer Herz nicht verderbt iſt, das, mein Sohn, ſoll auch der Mittelpunkt unſeres Glaubens ſein. Nicht auf Formeln ſich verlaſſen, ſondern das Wahrhaftige in uns entdecken und befolgen, das iſt ja eine weſentliche Bedingung unſeres Widerſpruches gegen ein Formenweſen, welches dadurch veraltet iſt, daß es die ſtets erneuernde Seele ausgeſchloſſen hat. Höre auf die Stimme Deines Herzens, Gott wohnt in ihr, ſo lange der Menſch nicht vergiftet iſt durch Laſter, ja er wohnt in ihr ſelbſt dann noch, wenn das Gift ſchon die edelſten Theile benagt hat. Der Verbrecher ſelbſt kann Gottes Stimme in ſich hören, wenn er nur hören will. Gott verläßt ihn nicht bis zum letzten Athemzuge. Nun, wenn wir das wiſſen, ſollen wir nicht danach handeln? Wir glauben zwar auch zu wiſſen, daß wir Gott dienen und daß wir ſeinen Willen thun, wenn wir die Lehre über ihn und ſeine Geheimniſſe tapfer verbreiten, tapfer und unbekümmert um all das, was wir verletzen, was wir beſchädigen, vielleicht tödten. Ja, mein Sohn, wir glauben das zu wiſſen. Aber laß mich Dir's geſtehen, ich wenigſtens bin nicht immer frei von Gewiſſenspein, ob ich das Recht habe, in dieſen geheimnißvollen Fragen ſo zuverſichtlich einherzuſchreiten, wie ich es muß an der Spitze eines neuen Heeres. All unſer Wiſſen iſt Stückwerk, all unſere Erkenntniß iſt beſchränkt Ich möchte lieber den Vorwurf hinnehmen, daß ich eine Möglichkeit des größeren Sieges gering geachtet, als daß ich ein Herz angetrieben, gegen ſeine innere Stimme zu handeln. Iſt unſere Lehre echt, ſo wird ſie in Deinem Vaterlande Wurzel ſchlagen, auch wenn Du und Dein Bruder jetzt zögerſt, damit das unnatürliche Ereigniß vermieden werde: die grimmige Entzweiung der Söhne mit ihrer Mutter. “ —

Der alte Graf machte hier eine Pauſe, und fragte dann Hans, ob er dieſer Anſicht Melanchthon's zuſtimmen könne.

Hans ſagte einfach:

— Ja.

— Nun denn, mein lieber Hans, ſo iſt Alles wahr und richtig geſehen, was mir Hortleder über Dich mitgetheilt, und wir gehören zuſammen wie ein Sohn zu ſeinem Vater, wie ein Vater zu ſeinem Sohne. Wir ſind nicht beſonders geeignet, eine Kirche zu ſtiften, aber wir haben das innere Bedürfniß einer Religion. — Der Inhalt jener Melanchthon'ſchen Rede iſt der Inhalt meines Lebens geworden. Ich verzichtete auf den offenen Kampf gegen meine Mutter, ich blieb in Jena, und theilte meinem Bruder all dieſe Worte, all meine Gedanken mit. Sein weiches Naturell, das wußte ich, würde mir beiſtimmen.

Ach ja! Vielleicht that er es nur in zu hohem Grade! Er verſchwand völlig von ſeiner Stellung als Herr unſerer Güter, und um der Pein eines immer wiederkehrenden perſönlichen Unterliegens vor den ſteigenden Anſprüchen meiner Mutter zu entgehen, zog er ſich bald auf ein kleines Waldſchlößchen zurück und überließ Alles, aber Alles — unſeren Gegnern. Armer Bruder! — Jenes Schlößchen, mitten im Urwalde gelegen und von Sümpfen umgeben, hüllte ſeinen ohnehin reizbaren Körper in Fieberſchauer, die ſich dichter und dichter um ihn zogen. Ich erfuhr nichts davon. Seine ſeltenen Briefe waren kurz und milde — plötzlich trat ſein Diener bei mir ein in Jena, und meldete mir — ſeinen Tod.

Welch ein Schrecken! Als ob der Himmel den ſchnellen und jähen Untergang unſeres Hauſes beſchloſſen! Ich flog nach der Heimath zurück, als ob ich, je eher ich käme, die entſeelte Hülle doch noch beleben könne! Den Leichnam wenigſtens hoffte ich noch in meine Arme ſchließen zu können, den Leichnam eines Bruders, den ich ſo herzlich geliebt. Ach, er war ſo ſanft, ſo lieb, ſo beſcheiden, mit Einem Worte ſo gut, wie wir uns die Engel vorſtellen.

Umſonſt! Auch ſeine Hülle fand ich nicht mehr.

Tief in die feuchte Erde hatte man meinen Bruder eiligſt ſcharren müſſen, da der Uebergang in Fäulniß raſch eingetreten war; nur auf ſeinem Grabe unter einem uralten Weidenbaume konnte ich weinen. Nie, nie habe ich ſo unſtillbar geweint, wie da über meinen guten Bruder, den ich nicht mehr faſſen, nicht mehr erreichen, nicht mehr ans Herz drücken konnte, obwohl ſein Leib nur wenige Fuß tief unter mir lag. Staub! Erde! Moder! ſtöhnte ich, und der Schmerz über unſer vergängliches Menſchenloos hat mich niemals ſo ſehnſüchtig durchdrungen. Verzweiflung hatte mich ergriffen bei Anna's Verluſt, Trauer bei dem Tode meines

Vaters; hier war es der reine Schmerz, der wehmüthige, der thränenreiche. Und Alles das, ſchluchzte ich vor mich hin, kommt von der fanatiſchen — Still! Still! flüſterte Melanchthon in mir. Frevle nicht an dem natürlichen Gebote! Die Zurückhaltung in dieſer Richtung wurde mir ſehr ſchwer; denn ich fand im Zimmer meines Bruders beſchriebene Blätter, welche den aufreibenden Kampf ſeiner Seele nur zu deutlich darlegten. Er war an ſeiner und meiner Mutter geſtorben — hinweg, hinweg! Es war ein Eindruck, der mich empörte und mich meine guten Vorſätze vergeſſen ließ. Ich war nicht ſo ſanft, ich war nicht ſo gut wie mein Bruder, die Leidenſchaften hatten größere Gewalt über mich, und als mir die Diener den vollen Gehorſam verſagten, indem ſie mir eingeſtanden, es ſei ein geiſtlicher Herr da geweſen, welcher derartige Befehle meiner Mutter überbracht, da bemächtigten ſich die Leidenſchaften meines ganzen Weſens. Ich befahl zornig und handelte durchgreifend als Herr, der ich jetzt war. Mit Dienern und Jägern, welche dort und in der Umgegend zu haben waren, ſtieg ich zu Pferde und ritt gleichſam zu einer kriegeriſchen Expedition nach unſerem Herrenſchloſſe hinüber. Die Landleute begrüßten mich überall und ſammelten ſich um mich. Ich hätte, riefen die Alten links und rechts, ich hätte ganz das Antlitz meines Großvaters, der ein mächtiger, guter Herr geweſen, ich würde dem jetzigen Zuſtande ein Ende machen. Denn man bedrücke ſie ſtark ſeit meines Vaters Tode, man ſauge ſie aus durch ſchonungsloſe Eintreibung aller Dienſte und Abgaben, man beaufſichtige ſie und ſpionire, als ob ſie Verbrecher wären, weil hie und da die neuen Lehrer, die heutigen Huſſiten, Aufmerkſamkeit und Antheil, wohl auch Zuſtimmung gefunden, und ein Weiber- und Pfaffenregiment ſei peinlich, unter mir würde Alles anders werden. Am zweiten Tage meines Rittes kamen auch einige der evangeliſchen Geiſtlichen zum Vorſchein, welche ſich in den Wäldern hatten verbergen müſſen, und eilten mir mit aufgehobenen Händen entgegen, den Anbruch einer neuen beſſeren Zeit ſegnend. Ich kannte ſie aus Sachſen, und erhielt durch ſie genaue Darſtellung über den Beſtand der Dinge. Auf unſerem Herrenſchloſſe, erzählten ſie mir, war eine zahlreiche Jeſuitenſtation, welche von dort aus all unſere Unterthanen regierte, auch in allen weltlichen Beziehungen regierte. Dieſe Jeſuiten beaufſichtigten, erhoben alle Abgaben, und machten Alles zu Gelde, was ſich nur irgend verwerthen ließe. Es ſei nothwendig, daß ich mit ſo zahlreichem Gefolge käme, denn ohneweiters würden ſie kaum weichen. Wer könnte wiſſen, ob mein Erbfolgerecht raſch in Geltung zu bringen ſei! Die Landesbehörden ſeien eingeſchüchtert und vielfach von den Jeſuiten beherrſcht; es ſei auch ſchon hin und wieder öffentlich ausgeſprochen worden, daß der Abfall von der Kirche das Erbrecht zweifelhaft und jedenfalls eine Sequeſtration nöthig mache.

Wie wahr dies ſei, ſollte ich nur zu bald erfahren!

Es war ein trüber, mit Regen drohender Tag, als ich mit meinen Begleitern, welche auf die Hunderte angewachſen waren, vor unſerem Schloſſe ankam. Von der öſtlichen

Seite geſchah es leider, von der Seite des Parks und Weihers. Jener traurige Waſſerſpiegel, jener Uferrand, an welchem ich Anna's Leiche geſehen — es war verhängnißvoll, daß dies mein erſter Eindruck werden mußte. Er lähmte mich vollſtändig. All meine nächſten Abſichten traten zurück vor der Erinnerung, welche ſich meiner bemächtigte. Ich hörte und merkte es kaum, daß mich meine Begleiter im Schloßhofe unter Jubelgeſchrei vom Pferde hoben und auf die Rampe hinauftrugen, dem neuen regierenden Grafen von Zierotin donnernde Lebehochs zurufend. Hätte ich in jenem Augenblicke ſo gehandelt, wie ich noch vor einer Viertelſtunde entſchloſſen geweſen war zu handeln, meine Gegner hätten nicht den Vorſprung gewonnen, welchen ſie nun erhielten.

Das Schloß mußte und wollte ich ſäubern von allen Fremdlingen auf der Stelle, ſo lange mir die Volksmaſſe zu Gebote ſtand. Das war meine Abſicht geweſen, und das unterließ ich jetzt.

Niemand kam uns entgegen. Das Schloß erſchien wie ausgeſtorben. Ich hatte nichts mehr vor Augen, als die letzte Lebensſtätte meiner Anna. Ich winkte im Hausflur, man möge hinter mir zurückbleiben, und eilte hinauf, zum Zimmer Anna's. Es war unverſchloſſen, es war unverändert, das Bett ſogar, von welchem ſie in jener Nacht aufgeſprungen, war unberührt geblieben, ihr Schnupftuch lag vor demſelben auf der Diele — — ein Zauberbann umfing mich, ich war ſtundenlang für alle Außenwelt verloren, nur meinem Schmerze, der durch den Thränenerguß am Grabe meines Bruders weich geworden, nur meinem das

Herz zerreißenden und doch das Herz erquickenden Schmerze hingegeben. — —

Einer der jungen evangeliſchen Geiſtlichen, welche mit mir gekommen waren, weckte mich endlich. Er hatte mich mühſam aufgefunden. Eine Stunde lang hatte er mit der Menge geduldig auf mich gewartet. Aus dem Hauſe hatte ſich niemand ſehen laſſen. Dann war das trübe Wetter in Regenwetter übergegangen. Die Leute hatten Unterkunft geſucht, und zwar zunächſt im Hausflur des Schloſſes. Da war denn ein Diener meiner Mutter erſchienen, und hatte Ruhe und Stille anempfohlen, die Frau Gräfin ſei ſehr krank, und man wiſſe überhaupt nicht, was die Menſchenmaſſe hier wolle. Der junge Herr Graf brauche auch Ruhe. — Daraus hatte man geſchloſſen, es ſei nicht mehr meine Abſicht, meiner Begleitung beſonders eingedenk zu ſein. Hungrig und durſtig hatten ſie wohl auf einen Imbiß und einen Trunk gerechnet, enttäuſcht fingen ſie an, ſich in die Wirthſchaftshäuſer und ins nahe Städtchen zu zerſtreuen. Nur er, der junge Prediger, hätte andere Gedanken gehabt, hätte ſich heraufgedrängt dem alten Diener zum Trotz, und hätte mich ſprechen wollen. Ohne Antwort ſei der Diener fortgegangen, und nach langem vergeblichen Umherſuchen habe ein Dienſtmädchen ihm, dem jungen Prediger, die Thür des Zimmers ſcheu und heimlich bezeichnet, hinter welcher der junge Graf zu finden ſein möchte. Was ich denn vorhabe? fragte er. Die Menge, welche uns zu Gebote geweſen, ſei nun zerſtreut, wenn ich noch länger zögerte, würde ich meinen Feinden im Schloſſe hilflos überantwortet bleiben.

Sie ſeien da, das wiſſe er gewiß, er ſei beim Umherſuchen an ein Zimmer gerathen, welches ein Schwarzrock kurzweg vor ihm zugeſchlagen und zugeriegelt. Offenbar ſei es ihr Plan, den Eindruck meiner Ankunft durch Ausweichen zu lähmen. Wenn man mich erſt allein habe, werde der Widerſtand plötzlich hervortreten. Ich hörte dies nur mit halbem Verſtändniſſe an. Meine Seele war durch den Schmerz abgeſchwächt für das, was zu thun war.

Ich ermannte mich nur ſo weit, daß ich ihn bat, mir auf mein Zimmer zu folgen. Dort angekommen, zog ich am Glockenſtrang. Es läutete ſchauerlich durch den einſamen Corridor. Ich ſaß erſchöpft auf einem Seſſel und rang nach Faſſung. Niemand kam. Auf meine Zuſtimmung läutete der Prediger noch einmal. Wir harrten wieder eine zeitlang vergeblich. Der regierende Herr dieſer großen Herrſchaften, welche ein kleines Herzogthum bilden konnten, ſaß wie ein Bettler unbeachtet in ſeinem Eigenthume und hatte nicht die moraliſche Kraft, in Zorn oder Ungeduld aufzuwallen. Da riß der junge Prediger zum drittenmale an der Schnur, daß die Glocke ſchrill gellte — jetzt hörten wir einen Tritt langſam nahen.

Es trat der alte Diener meiner Mutter ein. Sein Anblick brachte mich einigermaßen zu mir. Wir hatten dieſen alten Burſchen nie leiden können; er war immer ein Hausſpion geweſen und ein heuchleriſcher Patron.

„Warum läßt ſich niemand ſehen?“ fragte ich kurz.

Er verbeugte ſich ſtumm.

„Iſt meine Frau Mutter im Schloſſe?“

„Sie iſt krank."

„Liegt ſie zu Bette?

„Sie liegt zu Bette."

„Ich wünſche ſie zu ſprechen. Frage an" — hier unterbrach mich der junge Prediger in lateiniſcher Rede, um mir dieſen Schritt zu widerrathen; ich fuhr aber doch langſam fort: „und bringe mir Antwort." — „Und beſtellt den Haushofmeiſter des Schloſſes und den Rentmeiſter hieher!" ſetzte der Geiſtliche als mein Vormund hinzu.

Der Diener ſah ihn von der Seite an und ging ſchweigend von dannen.

Der junge Prediger — Seiffert war ſein Name, und er ſtammte aus der Gegend von Weißenfels — redete nun wieder lebhaft in mich hinein, daß ich mich ermannen und daß ich kräftig, daß ich regierend vorgehen möge. Es ſtehe Alles auf dem Spiele, und er halte es nicht für unmöglich, daß man mich in meinem Rechte als regierender Herr nicht nur nicht anerkennen, ja daß man mich ſogar gefangen halten werde. Denn der junge Pater Athanaſius ſei berüchtigt als —

Athanaſius — bei dem Namen erwachte ich völlig — „Athanaſius? Weiß jemand, ob dies der frühere Methodius —?"

„Derſelbe. Er iſt gleich nach Eurer Abreiſe damals zu Olmütz in den Jeſuiten-Orden getreten, und regiert hier als die rechte Hand Eurer Mutter."

Das hing zuſammen wit Anna's Untergang und traf mich. Ich ſtand auf. Nur Melanchthon's Gedanke: die

Ehrfurcht vor der Mutter nicht zu verletzen, ſtand noch zwiſchen mir und entſchloſſener Handlungsweiſe. Ich erzählte Seiffert die Unterredung mit Melanchthon. Er war anderer Meinung. „Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und mir nachfolgen, ſpricht der Herr!“ entgegnete er ſtrenge und malte mir aus, wie mein Verhalten über das Seelenheil vieler Tauſende entſcheide, die nicht zur reinen Lehre übertreten könnten, ſo lange fanatiſche und unſaubere Feinde wie dieſer Athanaſius vermittelſt meiner Mutter hier weiter gebieten dürften. —

Da kam der Diener zurück. Meine Mutter ſei nicht im Stande, mich zu empfangen.

„Und der Hanshofmeiſter und der Rentmeiſter?“ fragte Seiffert barſch.

Der Diener ſchwieg.

„Antworte!“ ſprach nun ich ſtreng.

„Sie ſind nicht im Schloſſe.“

„Wo ſonſt, Lügner? — Führe mich zu meiner Mutter! Einen Sohn empfängt die Mutter, ſelbſt wenn ſie im Sterben liegt. Vorwärts! — Erwartet mich hier, Seiffert!“ —

Ich war in eine fieberhafte Aufregung gerathen, und der Geiſt meines Willens ſtürmte nach irgend einer Erledigung.

Der alte Schuft von Diener verfiel in ein ſtarkes Huſten, als wir in die Nähe der Thür kamen, welche zu den Gemächern meiner Mutter führte. Wahrſcheinlich wollte er vorbereiten und warnen. Ich ſchob ihn an der Schulter zurück und öffnete raſch.

Es war das große Vorzimmer meiner Mutter, in welches ich trat. Ein Ruf des Erſtaunens empfing mich. Drei bis vier Männer ſtießen ihn aus, und einer dieſer Männer kam mir eiligſt entgegen. Es war im ſchwarzen Jeſuitenkleide Methodius. Ich machte keine Umſtände und ſchob ihn zur Seite, auf die offen ſtehende Thür des Wohnzimmers zuſchreitend. Dabei erkannte ich unter den anderen anweſenden Männern den vermißten Verwalter und den Haushofmeiſter. „Warum verleugnet Ihr Euch vor Eurem Herrn?!“ rief ich ihnen zu, wartete aber ihre Antwort nicht ab, ſondern ſchritt nach der offenen Thür, durch welche ein Schrei meiner Mutter mir kundgab, daß meine Ankunft gehört worden ſei. Gleichzeitig erſchien auf der Schwelle zu ihrem Wohnzimmer ein zweiter Jeſuit, eben ſo jung wie Methodius, unter ebenſo abweiſender Geberde wie jener. Ich war im Begriff ihn eben ſo zu behandeln wie jenen — da wurde ich inne, daß der Ausdruck ſeiner Miene ſanft, mitleidsvoll, ja bittend war. Das grobe, etwas bäueriſche Geſicht des jungen Geiſtlichen hatte in den blauen Augen etwas Ehrliches, und in den wenigen Worten, die er ſprach, lag etwas, was mich traf. Er ſagte blos: „Nicht im Zorne, Herr Graf! Es iſt Eure Mutter!“

Der Erzähler pauſirte einen Moment, und ſetzte dann mit ſchwächerer Stimme hinzu:

— Dieſer junge Jeſuit war ein Bauernſohn aus der Steiermark. Sein geiſtlicher Name war und iſt Bartholomäus. Er iſt ſpäter Beichtvater des Erzherzogs Ferdinand in Grätz geworden, und wohl heute noch neben ihm. — Sein

Ton dämpfte damals meine erwachte Leidenſchaft in etwas, und ich trat langſamer in das Wohnzimmer, zurückhaltender als ich im Begriff geweſen war. — — Da lag meine Mutter, oder ſaß vielmehr auf einem Ruhebett, abgemagert, gelblich bleich, der Arm abwehrend gegen mich erhoben, der Blick des großen braunen Auges düſter flammend. Ich ſtand ſtill. Ihr ausgeſtreckter Arm wendete ſich langſam zur Seite und legte die Finger auf das Fußgeſtell eines metallenen Crucifix, welches auf dem nahen Tiſche ſtand.

„Was willſt Du?“ ſagte ſie kaum hörbar.

„Mein Recht!“ brachte ich mühſam hervor, denn der Anblick meiner Mutter entwaffnete mich.

„Dein Recht auf irdiſchen Beſitz?“

„Ja.“

„Das Du in Anſpruch nimmſt, weil ich Dich geboren?“

„Ja.“

„Unglücklicher! Iſt es wahr, daß Du mit aufrühreriſchen Horden in das Haus Deiner Eltern gedrungen, daß Dein erſter Gang zur Stätte einer Selbſtmörderin, daß Dein Begleiter ein ketzeriſcher Prediger geweſen iſt?“

„Ja.“

Die Erwähnung meiner Anna als Selbſtmörderin, und als ob ich durch ihr Gedächtniß Unwürdiges begangen, vernichtete jeden rührenden Eindruck in mir. Ich trat entſchloſſen näher, ich ſprach beſtimmt, ich ſprach hart, meines Vaters, meines Bruders gedenkend, welche in voreiligen Tod geworfen ſeien durch die Einmiſchung des Pfaffengetriebes in unſer Haus, in unſere Familie.

„Zurück, zurück!“ unterbrach mich angſtvoll kreiſchend meine Mutter. „Nähere Dich mir nicht, unſeliges Geſchöpf, meine Fibern, mein Herz, mein Kopf zerſpringen vor Grauen und Wehe über die Vergiftung Deiner ganzen Seele. Du liegſt verworfen vor den Pforten unſerer heiligen Kirche, Dein Athem iſt Peſt, und ich ſehe keine Hilfe, frommer Vater Anſelmus, ich ſehe keine Hilfe, und doch iſt es mein Sohn!“

„Wir Menſchen ſind kurzſichtig, und Euer Sohn iſt jung!“ ſprach mit vollem ſchönen Redetone ein dritter Jeſuit, welcher aus der Fenſterbrüſtung hervorſchritt zwiſchen mich und meine Mutter, die erſchöpft und zitternd auf ihr Lager zurückgeſunken war. Dieſer Jeſuit war ſchön und würdig, wie ein Apoſtel, und er ſprach in gebrochenem Deutſch ſanft und freundlich in mich hinein, ſodaß ich meinem zuerſt aufbäumenden Widerwillen gegen das neue Erſcheinen und neue Einmiſchen eines Pfaffen keinen Ausdruck geben konnte. Was er ſagte, war allgemein und menſchlich, nur die Mutter und den Sohn betreffend — Angeſichts meiner offenbar leidenden Mutter, die jedenfalls voll unzweifelhaften Glaubens an ihre Kirche war, konnte ich ihm nicht widerſprechen. Er ſchloß damit, daß er mich fragte: was ich denn eigentlich mit meinem lärmenden Eintritte in das Haus meiner Väter beabſichtige, was ich wollte?

Bei aller Macht, welche ſeine Rede auf mich ausgeübt, erſchien mir dieſe Frage denn doch gar zu einfach. Ich blickte ihm ſcharf ins Geſicht — es war kein Spott darin zu finden, das männliche Antlitz des italieniſchen Vaters Anſelmus leuchtete rein, unbewegt, mild zu mir herüber, und langſamen ſanften Tones wiederholte er: „Ja wohl, was Ihr wollt? fragen wir.“

„Mein Erbe will ich antreten als regierender Herr von Zierotin.“

„Wird es Euch beſtritten?“

„So ſcheint es doch. Wer gebietet hier?“

„Eure Mutter. — Iſt dies unnatürlich? Iſt es unrecht? — Ihr ſchweigt. — Ihr beruft Euch auf weltliches Erbrecht. Wer tritt denn Eurem Erbrechte in den Weg?“

„Alles, was ich hier finde und wie ich es finde!“

„Ja, junger Herr, wißt Ihr denn nicht, was Euch zuſteht nach weltlichem Erbrecht? Wißt Ihr denn nicht, daß Eure Großjährigkeit erfüllt ſein muß bis auf den letzten Tag? Iſt dieſer letzte Tag ſchon eingetreten?“

Dieſe Worte blendeten mich wie ein Blitz, der vor mir in den Erdboden führe. Sie ſprachen eine Wahrheit aus, an welche ich nicht gedacht. Mein Geburtstag, an welchem ich großjährig wurde, war erſt in acht Tagen. — Ich fühlte mich wie ein Kind entwaffnet.

„Dieſe Woche ſchenkt Euch der gnädige Himmel,“ fuhr er in unerſchütterlicher Milde fort, „zur Läuterung Eurer Begierden. Wenn es Euch gelingt, Eure Leidenſchaften zu ſänftigen — und das iſt ſchwer in der Jugend — ſo wird Euch die Einſicht kommen, daß alle Vortheile eitel ſind, wenn ſie nicht geheiligt werden durch den Frieden unſeres Gewiſſens. Ich glaube aber nicht, daß ſich irgend ein Glaube religiös zu nennen wagt, der die Liebe und Hochachtung des Kindes zu ſeiner Mutter verleugnet; ich glaube nicht, daß es einen Frieden unſeres Gewiſſens giebt, wenn wir um irgend eines irdiſchen Vortheils willen unſere Mutter gepeinigt, vielleicht gar zerſtört haben —"

Dabei wies er auf meine Mutter hin, welche ſchmerzlich ſtöhnte.

Ich weiß nicht mehr zu ſagen, wie ich hinweggekommen bin. Dies Zuſammentreffen des Jeſuiten mit dem Gedankengange Melanchthon's betäubte mich völlig. —

Auf meinem Zimmer erſt konnte ich mich wieder ſammeln. Ich ſuchte nach dem Prediger Seiffert. Er war verſchwunden. Ich eilte hinab nach den Wirthſchaftsgebäuden. kein Menſch war mehr zu ſehen und zu hören von all denen, welche mich begleitet. Während ich bei meiner Mutter geweſen, hatte Methodius Haus und Hof ſäubern laſſen. Seiffert ſchien ſich widerſetzt und man ſchien Gewalt gegen ihn angewendet zu haben. Die Dienerſchaft, Kutſcher und Knechte des Schloßbereiches waren alle im Banne der herrſchenden Jeſuiten und waren dieſen zu jeglicher Dienſtleiſtung bereitwillig.

Ich war allein, war machtlos. Noch mehr: ich war allem ausgeſetzt. Das wurde mir deutlich, als ich erſchöpft mein Zimmer wieder aufſuchte. Der Abend ſank frühzeitig bei dem trüben regneriſchen Wetter, und die dunklen Corridore und Treppen waren ſchauerlich einſam. Die Diener mochten mich vermeiden, keiner war zu ſehen, ich war wie ein Geächteter in meiner Väter Hauſe. Ermattet und allmälig furchtſam fiel ich aufs Lager. Was ſollte werden?!

Ich wagte nicht einmal nach Licht zu ſchellen: der Schall der Glocke, meinte ich, müſſe unheimlich und erſchreckend für mich ſein. Inſtinktmäßig verhielt ich mich ſtill und regungslos — da klopfte es leiſe an meine Thür. Ich fuhr in die Höhe.

Aber, ſagte ich mir, man wird ſich ja nicht anmelden, wenn man Dich überfallen, gefangennehmen und — beſeitigen will! So grelle Bilder beſchäftigten ſchon meine Phantaſie; ich rief: Herein!

Es war ein Dienſtmädchen. Wie ich ſpäter erfuhr, daſſelbe, welches Seiffert zu mir gewieſen hatte in Anna's Zimmer.

Sie war bei Anna's Lebzeiten ihr zugetheilt geweſen, und war ihr anhänglich geblieben, die gute Marthe! Dieſe Anhänglichkeit trug ſie auf mich über, und ſchlich ſich jetzt zu mir, um zu fragen, ob ich etwas brauchte. Denn die Diener ſeien von Pater Athanaſius angewieſen worden, ſich gar nicht um mich zu kümmern, weil ich ein Ketzer und von der regierenden Frau Gräfin verſtoßen ſei. Nur ein Abendeſſen ſei dem alten Diener meiner Mutter für mich anbefohlen — „nehmt's um Gotteswillen nicht an, gnädigſter Junker, es kann vergiftet ſein!“ flüſterte Marthe. „Ich bring' Euch einen Imbiß aus unſerer Küche —“

Ich ließ mir nur Licht bringen. Marthe wagte nicht, es offen zu bringen. Sie holte ein Feuerzeug und zündete die Kerze im Zimmer an. Dann dankte ich ihr für alles Uebrige, und ſchickte ſie fort.

„Riegelt nur ja“ — flüſterte ſie fortgehend — „die Thüren zu!“

Ich ſchob den Riegel vor hinter ihr, vergaß aber ein Gleiches zu thun an der Seitenthür, welche zu dem einſtigen Zimmer meines verſtorbenen Bruders führte. Ich war bald furchtſam, bald zerſtreut, bald zornig über meine Furcht und Unmacht. Zwinge Dich, rief ich mir zu, eine philoſophiſche Ruhe und Höhe zu gewinnen! Nimm ein Buch!

So that ich. Aber ich erinnere mich deutlich, daß ein Gedanke mich nicht faſſen ließ, was ich las, der Gedanke, daß Pater Anſelmus gerade ſo frei und natürlich wie Melanchthon geſprochen, daß wahre Religion doch am Ende auch bei den Jeſuiten zu finden ſei, daß meine Mutter wohl auch berechtigt ſein könne in ihrer Herzensangſt um mein Seelenheil. Sie habe mich ja doch geliebt in früherer Zeit, ehe die Entwickelung um ſtreitige Punkte des Glaubens unter uns zum Vorſchein gekommen — —

Der junge Körper hatte über all die Unruhe den Sieg davongetragen: ich war doch eingeſchlafen, und das Licht hatte ich nicht ausgelöſcht.

Es war ein unruhiger, peinlicher Schlaf. Die Gedanken und Empfindungen, welche mich den Tag über bewegt, raſ'ten wie ein Kriegsheer durch die Seele, und unſere Seele iſt ja im Schlafe gleichſam gelöſt von mannigfachen Feſſeln des Körpers, ſie lebt gleichſam allein, allen Bewegungen und Regungen ſchutzlos wie feſſellos preisgegeben. Das war ein fortwährendes Zucken, Erſchrecken und Stöhnen, bis ſich die tobenden Kriegsmaſſen wie zur Schlacht auf einzelne Punkte zuſammendrängten. Meine Mutter und die Religion wurden dieſe Punkte. Pater Anſelmus ſchrie wie ein Herold: Du haſt's erfahren, daß der katholiſche Geiſt ein anderer iſt, als man Dir eingeredet; daß er ſich in menſchlicher Natürlichkeit über alle Schranken ſeiner Formeln erheben kann. Du biſt verführt. Kehre zurück! — Auf dieſen Punkt laſtete ſich Alles zuſammen, und preßte mein Herz wie ein furchtbarer Alp. Die Jugendkraft mochte endlich einen heftigen Widerſtand verſucht haben, ich war in die Höhe gefahren und halb wach geworden. Dann fiel ich wieder auf's Kiſſen zurück, und jener eigenthümliche Halbſchlummer, welcher nicht alle Nerven zu umgreifen ſcheint, hüllte mich ein gleich einem durchſichtigen Nebel. Da war mir's, als hörte ich eine ferne Thür öffnen und wieder ſchließen, als ſchlürrten Fußtritte langſam näher, als ächzte die lange unberührt gebliebene Klinke der Thür, welche zu meinem Bruder führte, als träte eine Geſtalt an mein Bett — ich verſuchte die Augen aufzuriegeln, es gelang nur eine Linie breit, aber ich meinte doch zu ſehen durch den gelblichen Dämmer, welchen die trüb leuchtende Kerze verbreitete, und was ich zu ſehen vermeinte, ſchüttelte mich wie Fieberſchauer. Es iſt ein Traumbild, flüſterte mein Geiſt, ſchließe die Augen und ſchlafe, dann iſt's vorbei. Der Rath war meiner Müdigkeit willkommen: ich ſchloß die Augen. Aber jetzt empfand ich eine kalte feuchte Berührung an meiner Stirn — wie von einer Hand. Ich zuckte elektriſch, ich wachte auf, und ſah wirklich eine weiße

Geſtalt vor mir ſtehen, über mich gebeugt — es war meine Mutter.

Ich ſchrie! Halb war es Freude. So ſchnell iſt der Gedankenproceß im Menſchen: ich wußte augenblicklich, daß Theilnahme an mir die Triebfeder dieſer erſchreckenden Ueberraſchung ſein mußte, Theilnahme, die ich ſeit Jahren von meiner Mutter nicht erfahren. —

„Sammle Dich, Zdenko," ſprach ſie, „ich bin's, die Deine Mutter bleibt, auch wenn ſie Dich verleugnen muß. Du haſt unter meinem Herzen gelegen, ich habe Dich mit Schmerzen geboren, das Band zwiſchen uns iſt unzerreißbar. Gegen den Rath und ohne Verwiſſen meiner geiſtlichen Beiſtände komme ich heimlich zu Dir. Es iſt der letzte Schritt Dich zu erretten. Höre auf mich und folge mir. Entſage Deinem Ketzerthum, kehre reuig und ganz zurück in den Schooß unſerer allerheiligſten alleinſeligmachenden Kirche! Entſchließe Dich!"

Ich hätte in dieſem Augenblicke Alles in der Welt verſprechen mögen, ſo gerührt und erhoben war ich von dem Schritte meiner Mutter, mich höher zu achten als die Stimme ihrer Pfaffen! Ich hörte kaum, was ſie forderte, ich überdachte kaum, was ſie forderte, ich hatte nur Aeußerungen der Zärtlichkeit und Dankbarkeit. — Meine Mutter aber handelte unter anderen Geſichtspunkten: ihre Theilnahme für mich war nur aus der religiöſen Sorge entſprungen. Sie erwiederte meine Zärtlichkeit nicht, ſie drang nur auf unmittelbare Antwort, auf Ja oder Nein: ob ich ehrlich und vollſtändig zur Kirche zurückkehren und am nächſten Morgen in die Hände der anweſenden Jeſuiten ein rechtgläubiges Bekenntniß ablegen wolle.

Dies ernüchterte mich. Ich erzählte naiv, daß ich ſammt meinem verſtorbenen Bruder zu Jena förmlich übergetreten ſei zur evangeliſchen Kirche. —

„Unglücklicher," ſchrie ſie auf, „und Du wagſt es von einer ſolchen Kirche zu ſprechen?!"

„Das gehört ja doch zum evangeliſchen Glauben, liebe Mutter. Wir glauben an unſere kirchliche Gemeinſchaft, wie Ihr an die Eure —"

„Schweig mit ſolcher Blasphemie! Das iſt ja ſchrecklicher, als ich gedacht. Was frevelhafte Menſchen neuerdings erfunden, in frecher Leichtfertigkeit ſo zu benennen, wie die heilige Erbſchaft von anderthalb Jahrtauſenden, geweiht durch das Märtyrerblut und die wunderbare Ueberlieferung der Heiligen, gegründet auf den Felſen Petri und ſeiner von Gott eingeſetzten Nachfolger! Mein Sohn, mein Sohn! Wie ſollſt Du gelöſ't werden, wenn Dein Sinn in ſo gemeinem Schlamme ſteckt und von dieſem Schlamme redet, als ob er Aether des Himmels wäre —!"

„Aber, liebe Mutter, das iſt ja eben der Unterſchied zwiſchen unſeren Anſichten, und über dieſen Unterſchied müſſen wir einander aufklären, um einer Einigung zuzuſtreben —"

„Wir wollen nicht Deine Anſichten, wir wollen Deinen Glauben!"

„Der Glaube kann ja bei einem denkenden Menſchen nicht getrennt werden von ſeinen Gedanken. Die Gedanken ſammeln ſich zu Anſichten, die Anſichten ſammeln ſich zur Ueberzeugung, und die Ueberzeugung gebiert —"

„Den Aberwitz der Creatur! Hör' auf! O, all ihr Heiligen, wie ſoll da geholfen werden?!"

„Nicht im Handumkehren, liebe Mutter. Das iſt unmöglich. Wir haben ja verſchiedene Zugänge zu den Pforten der Religion. Wir beſtreiten die Unverfälſchtheit Eurer Ueberlieferung —"

„Schweig'!"

„Oder wenigſtens die Zuverläſſigkeit derſelben. Wir leugnen, daß die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums Eure jetzige Kirche ausgebildet, wir glauben große Lücken in der Geſchichte des Glaubens nachweiſen zu können, und in Folge dieſer Lücken ſpätere willkürliche Einrichtungen. Wir gehen deshalb zurück auf die Grundquelle unſerer Religion, auf die Evangelien, und trachten aus dieſer einfachſten Quelle uns einfach neu zu geſtalten in unſerer chriſtlichen Gemeinſchaft. Deshalb nennen wir uns Evangeliſche, und das Beiwort lutheriſch will nur ſagen —"

„Daß ihr einem aufgeblähten, von gemeinen Leidenſchaften durchwühlten Menſchen das Recht einräumt, über Gott und göttliche Dinge Geſetze zu geben! Kein Wort mehr in dieſem Tone; jedes Wort iſt ein Scorpion für mich. Ich ſehe die Verzweiflung über Dich vor meinen Augen. Ich ſehe, meine frommen Rathgeber haben Recht: Es wird Dir nicht zu helfen ſein, wenn Du nicht, wie Pater Anſelm ſagt, all Dein Denken und Dichten und Trachten gefangen giebſt ein- für allemal und in einem herzhaften

Entſchluſſe zur Demüthigung. Willſt Du das? Zdenko, ich beſchwöre Dich um meiner Ruhe, um Deines ewigen Heiles willen! Willſt Du?“

Es lag ein ſo fanatiſcher Schmerz in dieſen Worten, daß ich nicht mehr wagte, Nein zu ſagen, wenn ich auch wußte, daß ich nimmermehr Ja ſagen könnte zu ſolcher Hingabe meines inneren Menſchen. Den unmittelbaren Schmerz wenigſtens wollte ich der armen Mutter erſparen, die ja doch — das ſah ich nur zu deutlich — in ihren beſten Kräften Pein litt um ihren Sohn. Ich ſchwieg.

Sie mißtraute freilich auch meinem Schweigen, aber ſie konnte doch noch einen Tropfen Hoffnung ſchöpfen aus meinem Schweigen. Sie ſah mich lange an mit ſtierem Blick. Dann ſchien eine heilige Scheu über ſie zu kommen: ich ſah, wie ſie zuſammenſchauerte und eine abwehrende Bewegung gegen mich machte, wie vor einem gezeichneten, mit dem Zeichen des Fluches behafteten Geſchöpfe. Dann ſprach ſie langſam, indem ſie einige Schritte zurücktrat: „Zdenko, dies mögen wohl die letzten Stunden ſein, welche Dir geſchenkt ſind zur Rettung Deines beſſeren Theils. Benütze ſie redlich. Bete! Demüthige Dich! Und morgen gegen die Mittagsſtunde komm' hinab in die Capelle, reuig abzuſchwören Deine entſetzlichen Irrthümer. Dann ſollſt Du mein werther Sohn ſein und hier herrſchen in Deinem Eigenthume. — Kommſt Du nicht, ſo erwarte von mir keinerlei Nachſicht. Sie widerſtreitet meinem Glauben. Erwarte auch nicht, daß Dir der irdiſche Beſitz dieſer Herrſchaften überlaſſen bleibe. Du würdeſt dies irdiſche Pfund nur mißbrauchen zum Schaden der heiligen Kirche. Ich muß dann und ich werde Dir's vorenthalten mit allen Mitteln. Dies iſt mein letztes Wort. Gott möge ſich Deiner erbarmen!"

So ging ſie hinweg. Ich blieb zurück in der troſtloſeſten Verfaſſung. Nirgends ſah ich noch einen Haltpunkt. Für die Liebe meiner Mutter hatte ich einen Augenblick lang geglaubt, mich in Alles fügen, wenigſtens Alles verſuchen zu können. Jetzt war mir unwiderſprechlich klar, daß die Liebe meiner Mutter zu mir nur eine untergeordnete, gleichſam nebenſächliche Bedeutung habe. Einen kurzen Verſuch geſtatte ſie zur Ausſöhnung, aber nur unter dem Beding, daß ich unterwürfig meine ganze Perſönlichkeit aufgäbe. Das kirchliche Dogma war für meine Mutter die einzige Hauptſache, die Liebe zu ihrem Kinde eine völlige Nebenſache. Melanchthon und Pater Anſelmus waren beide verleugnet durch eine Mutter, und ach! durch meine Mutter.

In jener troſtloſen Stunde entſtand der Keim in mir, den Unerbittlichkeiten jeder Kirche Mißtrauen entgegenzutragen, ein Keim, welcher mein ganzes Leben bitterlich erſchwert, freilich aber auch bereichert hat.

Auf meinem Lager regungslos ſitzend ſtarrte ich blöden Auges in das leere Zimmer. Allein, mutterſeelenallein, in dieſes Wortes traurigſter Bedeutung, war ich auf der Welt. Geliebte, Vater, Bruder und — Mutter dahin! Die Heimath, ja das Obdach desgleichen. Denn ſie hatte mir ja angekündigt, daß mir mein Erbe verſagt ſein ſolle. —

Ein Thränenſtrom befreite meine zuſammengeſchnürte Bruſt, ich ſank zurück, und die körperliche Erſchöpfung verlöſchte allmälig auch die Gedanken.

Spät am Morgen erwachte ich aus tiefem Schlafe. Ich war geſtärkt, die Fähigkeit zum Entſchluſſe war wieder da; ich ſprang auf, kleidete mich an und eilte hinab ins Freie. Ein armer Jünger wollte ich ausziehen, vielleicht ein Apoſtel werden. Meine Schritte hatten mich unwillkürlich zum Weiher geführt, zum Grabe meiner Anna. Feiner Regen ſickerte vom Himmel und ſpielte brüſelnd auf der Waſſerfläche, wie er niederzugehen pflegt, wenn die Wolken ſchon ihre Schwere verloren und den Durchbruch der Sonne zu erwarten haben. Meine Gedanken vermählten mich mit der abgeſchiedenen Seele, mit ihrer Anſpruchsloſigkeit, mit ihrer Armuth.

So nimm Dein Kreuz auf Dich und wandere! ſchloß ich und wendete mich vom Hauſe meiner Väter, vom Grabe meines Glückes und meiner Jugend.

Ein Blick hinauf zeigte mir an einem Fenſter den Widerſacher, Methodius, der höhniſch auf mich herabſehen mochte, auf den Beſiegten. Höhne, triumphire, ich räume das Feld!

Hinten an den Stallungen vorüber ſchritt der verſtoßene Erbe dieſer Herrſchaft nach der Landſtraße hin — ein Roß wieherte mir nach. Ich erkannte den Ton. Es war mein kleiner Falbe, den mein Bruder für mich aufgezogen und zugeritten hatte.

Dieſen Falben hatte ich drüben im Sumpfſchloſſe wieder gefunden, er hatte mich geſtern hierher getragen. Jetzt mahnte er mich; ich ſollte ihn nicht zurücklaſſen. Armer Burſche, ich muß! ich habe nichts mehr, womit ich Dich ernähren könnte. — Da wieherte er von neuem, als wollte er ſagen: ſie werden mich mißhandeln um Deinetwillen! —

„Das ſollen ſie nicht,“ rief ich, „und wo ſich ein Stück Brod findet für mich, da wird ſich auch ein Grasfleck finden für Dich!“ Und ich ging hinein in den Stall und ſattelte mir den nun vergnügten Falben, ſchwang mich auf ihn und ritt von dannen.

Vor Verfolgung meinte ich mich ſicher, denn die Pfaffen im Schloſſe, dachte ich, werden froh ſein, daß ich ihnen das Feld räume. Ich achtete alſo nicht darauf, daß ein Bauersmann hinter mir herging.

Wohin ich wollte, hatte ich ſelbſt noch nicht bedacht. Ich überließ alſo meinen Falben ganz ſeinem Willen. Dieſer Wille war auf eine Wieſe gerichtet, die im nächſten Wäldchen nahe am Wege lag. Dort wollte er graſen. Ich ließ ihn gewähren, und weil ich ſo ſtill hielt, holte mich der Bauer ein.

„Reitet nicht, gnädigſter Herr,“ rief er mir in der Landesſprache zu, „auf dieſem Wege weiter. Der Regen hat den Bach überfüllt, und der iſt ausgetreten, der Falbe könnte in den Landgraben gerathen — wendet Euch rechts hinter dem Holze.“

„Schönen Dank!“ erwiederte ich und folgte der angegebenen Richtung, nicht ahnend, daß der Bauersmann einen Auftrag erfüllte, und daß es eine Abſicht war, mich in das

Dorf zu leiten, welches auf dem Wege rechts erreicht wurde.

Als ich an das Dorf kam, wurd' ich erſt inne, daß ich abſichtlich geleitet worden. Seiffert trat mir entgegen. Er hatte jemand zurückgelaſſen, um Nachricht über mich zu erhalten.

Jetzt empfing er mich mit Vorwürfen, als er von mir erfuhr, daß ich Alles aufgegeben und den Feinden unſeres Glaubens allen Beſitz und alle Macht überlaſſen wollte. „Das hieße auch unſere überall entſtehenden evangeliſchen Gemeinden den Widerſachern überantworten, alſo dem Untergange überliefern. Nach acht Tagen ſteht Euch ja das Landesrecht zur Seite, welches Eure Erbſchaft ſchützen muß.“

„Gegen meine Mutter?!“

„Gegen die Pfaffen des Antichriſt! — Eure Mutter kann ja aus dem Spiele bleiben, und was zu thun iſt, braucht nicht Ihr zu thun, das Landesgericht muß und wird es beſorgen. Machen wir uns auf nach Brünn!“

Das Alles war nicht in dem Sinne, der mich bewegte. Ich widerſprach aber nicht vollſtändig, und wir zogen gen Brünn.

Dort wohnte ein Vetter von mir, ein Zierotin, ein bejahrter, würdiger Mann, welcher eine wichtige Stelle einnahm im Landesausſchuſſe. Zu ihm verfügte ich mich, ihm ſchilderte ich meine Lage. Er war Katholik verblieben, war aber ohne Fanatismus und ein gewiſſenhafter frommer Herr. Er theilte meine Anſicht, daß der Antritt meiner Herrſchaft freilich durchzuſetzen, aber nicht ohne Strenge und Härte gegen meine Mutter zu erreichen ſein werde. „Du biſt jung, Zdenko,“ ſetzte er hinzu, „Du könnteſt warten, um Deiner Mutter das Weh zu erſparen — “

„Ich will es auch!“ ſchloß ich. „Ich will nicht gegen meine Mutter auftreten und verfahren mit den Waffen des Geſetzes, ich will — — “

Hier ſtockte der alte Graf plötzlich in ſeiner Erzählung. Man hörte zorniges Hundegebell, dann den gellenden Schmerzensſchrei eines Hundes, dann heftige Stimmen von dem Platze herüber, welcher das Jägerhaus von dem Wirthſchaftshauſe trennte, ſchreiende Stimmen. Diejenige Tſchirill's war unverkennbar. Aber eine andere, rauh und tief dazwiſchenfahrend, ſchien den Greis zu beſtürzen. Er erhob ſich raſcher, als bisher ſeine Art geweſen, vom Sitze und beugte den Kopf vor, um leichter zu hören. Ein heftiger Fluch in ſlaviſcher Mundart, von jener rauhen Stimme ausgehend, ſchien die Vermuthung des alten Herrn zu beſtätigen; er zuckte ein wenig zuſammen und ſagte halblaut:

— Das iſt er!

— Wer? fragte Hans.

— Der Raupowa Wilhelm.

— Mir ſcheint es die Stimme jenes Herrn von Trotha zu ſein, welcher geſtern Abends in Hernals —

— O nein, die Stimme dieſes ſchlimmen Wilhelm kenn' ich. Sie hat mir noch vor kurzem in die Ohren geſchrien. Er ſucht mein Gold. Er iſt der rohſte, aber auch verwegenſte von jenen böhmiſchen Cavalieren, die jetzt vorgeben einen Religionskrieg zu führen, während —

— Sie kommen näher! Soll ich ihnen entgegentreten und ſie mit bewaffneter Hand abhalten?

— Nein, nein, mein Sohn! Wozu Gewalt?! Mein Aufenthalt iſt nun doch verrathen und die Ruhe dahin.

— Wenigſtens ſind es Proteſtanten!

— Ach, Kind —!

Jetzt ſtürzte die Tochter des Förſters, Nandl, herein, um Nachricht zu bringen, daß dieſelben Männer gewaltſam eindrängen, denen ſie vor einer Stunde im Walde begegnet. Sie mißhandelten den Tſchirill auf eine erbärmliche Weiſe, und der Vater ſei nicht da. Ob der ehrwürdige Herr ſich verbergen wolle? Noch wären ſie draußen; er könnte vielleicht noch ungeſehen durch den Saal und über die kleine Stiege hinaufkommen ins Schlafzimmer, und die Thür des Schlafzimmers könnte man vielleicht durch einen vorgeſchobenen Schrank verſtecken.

— Ja, ja! rief Hans und ergriff die Hand des Grafen. Die andere ergriff das Mädchen, und ſo zogen ſie ihn faſt, den Greis, welcher ablehnen wollte, in den Saal hinein.

Da drang ihnen das heftige Gezänk ſchon aus dem Innern des Hauſes entgegen. Es kam auf die Saalthüre zu, welche nach jener kleinen Stiege führte. So war auch dieſer Ausweg geſperrt.

— Vielleicht dahinein!? rief Hans und deutete auf jene Seitenthür, welche neben dem Kamin und durch welche der Graf heute früh zu ſeinem Bade geſchritten war.

— Gewiß nicht! rief der alte Herr unerwartet mit groſser Entſchiedenheit. Iſt ſie denn offen? ſetzte er haſtig hinzu.

Hans ſprang hin.

— Nein, ſie iſt verſchloſſen.

— Gut. Aber Tſchirill ſoll ſich nicht unnütz — geh' ihm zu Hilfe, Hans!

Hans eilte durch den Saal, da flog die Thür desſelben, an der kleinen Stiege aufgebrochen, herein, und der arme Tſchirill, deſſen Körper als Thürbrecher verwendet worden war, taumelte fallend bis in die Mitte des großen Zimmerraumes, erſchöpft auf der Diele zuſammenbrechend.

Hans wollte erzürnt den Einbrechenden entgegen, aber der alte Graf Zdenko rief mit bebender Stimme:

— Zu mir, Hans, zu mir!

Hans folgte dem Rufe, und während über die erbrochene Schwelle jener Herr von Tretha erhitzten Antlitzes eintrat, ſo daß ſein einzig offenes Auge wie eine Kohle glühte, zog Graf Zdenko den Junker Hans nahe zu ſich und flüſterte ihm ins Ohr:

— Laß mich nicht einen Augenblick mit dieſem Raupowa allein, bis ich Dir genau beſchrieben habe, wie und wo mein Geld verborgen iſt.

VI.

Es war allerdings Wilhelm von Raupowa, welcher ſich unter dem Namen eines Herrn von Tretha an der Jörgerſchen Tafel eingeführt hatte. Er mochte dies gethan haben, um unbekannt und ungefährdet zu bleiben in Oeſterreich, da ſein Name einen ſehr ſcharfen Partei-Beigeſchmack hatte, und im Erzherzogthume die Aufmerkſamkeit auf denſelben ihm nicht ſo willkommen ſein konnte wie in Böhmen und Mähren, wo ein daran haftender gelinder Schrecken ſeinen Zwecken dienlich war. Seine Zwecke waren: Schürung der Unzufriedenheit gegen das Erzhaus, Sammlung und Entzündung der Aufſtandselemente, und vor allem Beitreibung von Geldmitteln. An letzteren gebrach es den aufſtändigen Cavalieren. Nicht darum, weil ſie arm geweſen wären, o nein! ſie beſaßen ja den größten Theil der im Aufruhr begriffenen Länder. Aber ſie waren nicht geneigt, in den eigenen Säckel zu greifen, wenigſtens wollten ſie nicht tief hineingreifen. Und doch war dies nöthig, wenn ein ſo gewaltiges Unternehmen, wie das Abreißen eines Königreichs von der öſterreichiſchen Hausmacht, durchgeführt werden ſollte. Die Geldkraft des Königreichs beruhte ja doch faſt ganz in den Cavalieren. Die Städte waren gering an Zahl und im Verhältniſſe zum Landbeſitze gering an Geldkraft, der Bauer aber war unfrei, war leibeigen, das Land alſo gehörte erb- und eigenthümlich den Edelleuten. Wenn denn ein Krieg geführt werden ſollte — und trotz der augenblicklichen Schwäche der Regierungsmacht in Wien war doch vorauszuſehen, daß ohne Krieg ein Endziel nicht zu erreichen ſein werde — dann mußte Geld herbeigeſchafft werden. Damaliger Zeit war der Krieg ein Handwerk der Söldner. Man mußte werben, und die Geworbenen mußten bezahlt werden. Geld, Geld! war das Hauptwort, wenn man mit gewaffneter Hand etwas durchſetzen ſollte. Alſo Geld!

Dieſer Aufgabe unterzog ſich unter den böhmiſchen Malcontenten vorzugsweiſe Wilhelm von Raupowa. Er war eine nüchterne, trockene Natur, praktiſch, rückſichtslos und, wenn's noththat, gewaltſam. Im Uebrigen hatte er als Herr von Trotha dem Junker Rudolph manches Richtige geſagt in Bezug auf böhmiſche Perſonen und Zuſtände. Er ſelbſt, der Raupowa Wilhelm, galt für das Haupt der Calviner-Partei in Böhmen. Die Mehrzahl der proteſtantiſchen Cavaliere gehörte zum evangeliſch-lutheriſchen Bekenntniſſe, und der diplomatiſche Führer dieſer lutheriſchen Partei war wirklich der Graf Andreas Schlick, welcher ſein Augenmerk auf Kurſachſen gerichtet hatte. Schlick war faſt ebenſo oft in Dresden als in Prag, und er verſicherte ſtets, Kurſachſen werde im Kriege gegen das Erzhaus an der Seite Böhmens ſtehen, und der Kurfürſt von Sachſen werde die böhmiſche Krone annehmen. Ebenſo hartnäckig verſicherte Wilhelm von Raupowa: der Kurfürſt von der Pfalz erkläre aus Heidelberg, er habe die ganze Macht der holländiſchen Generalſtaaten, des Königs Jakob von England, ſeines Schwiegervaters, und der evangeliſchen Union hinter ſich, und werde mit einer Kriegsmacht kommen, ſich die böhmiſche Krone auf's Haupt zu ſetzen. Jeder dieſer Führer handelte ſo eigenmächtig als möglich und verſprach mehr, als er in Händen hatte. Namentlich fand wohl Graf Schlick bei den Miniſtern und Hofpredigern in Dresden leichtere Zuſtimmung zu ſolchen Planen, als bei Johann Georg, dem Kurfürſten ſelber. Aber das Directorium in Prag, ein ariſtokratiſcher Ausſchuß, welcher ſeit Verjagung der Kaiſerlichen regierte, zeigte ſich ſehr elaſtiſch in dieſen Fragen der Zukunft.

Im Grunde wollte man — wie der Freiherr von Jörger geſagt hatte — ein ariſtokratiſches Regiment, in welchem der etwaige König ſo wenig als möglich zu bedeuten haben ſollte. Wer viel zubrachte und wenig verlangte, das war der erwünſchte König. Er wird ſich ſchon finden! meinte der dritte Führer unter den böhmiſchen Cavalieren, Matthias Graf von Thurn, der Feldherr, welcher die Kaiſerlichen durch ein Nadelöhr jagen wollte und ſollte. Daß er dazu größerer Kriegsmittel bedurfte, als vorhanden waren, wußte er ſehr genau, und ſchon lange vor dem Ausbruche des Prager Aufſtandes im vorigen Jahre hatte er den Raupowa Wilhelm als den geeignetſten Dränger ſelbſt gedrängt, Geldmittel vorzubereiten und zu beſchaffen. Der Fenſterſturz auf dem Hradſchin war kein zufällig entſtehendes Ereigniß, ſondern ein lang vorbedachter Act der Kriegserklärung an den Kaiſer geweſen, und Raupowa ritt ſchon ſeit zwei Jahren durch alle die Länder, welche zur böhmiſchen Krone gezählt wurden, um Geldbeiträge zu ſammeln, ſei's auch nur in Verſprechungen nach Art der heutigen Wechſelbriefe. Kümmerlich genug war das in der Lauſitz von ſtatten gegangen, welche mehr auf Andreas von Schlick blickte und auf Sachſen, und eine Ahnung haben mochte, daß ihre Zukunft dem ſächſiſchen Kurfürſtenthume näher rücken werde, als dem Königreiche Böhmen. Auch in Schleſien war die Leidenſchaft zu Beiträgen nicht gar groß geweſen: die katholiſche Welt hielt dert der proteſtantiſchen noch ziemlich die Wage. Um ſo nachdrücklicher hatte Raupowa auf Mähren gerechnet, wo der Adel in großer Landesmacht blühte. Aber Mähren, dieſe ſchöne, einem kleinen Königreich gleichende Markgrafſchaft, hat ſich ſtets eigen und vorſichtig verhalten gegen die immer etwas despotiſch und wild fordernden Tendenzen Böhmens, und hat immer nicht zugeben wollen, daß es der böhmiſchen Macht unterthan ſein ſolle trotz aller Stammes- und Sprachverwandtſchaft. So war es auch jetzt. Die großen Herrengeſchlechter der Lichtenſteine und Dietrichſteine und Zierotine hielten zum Erzhauſe, die Zierotins wenigſtens in ihren reicheren Gliedern, und der eine, welcher durch ſeine Schickſale notoriſch war als Proteſtant und Jeſuitengegner, Graf Zdenko von Zierotin, hatte ſich auffallenderweiſe gar nicht beſonders entgegenkommend zu dem ſchatzenden Raupowa verhalten. Dies hatte zu argen Scenen geführt, denn gerade auf ihn hatte man ſehr gerechnet. Er war der reichſte des großen Geſchlechtes, und ſein Vetter, der Lumpenburger Zierotin, welcher lebhaft Partei nahm für den böhmiſchen Aufſtand, hatte verſichert: der alte Zdenko werde ſicherlich alles Mögliche thun, um ſich an den Jeſuiten und an dem kläglichen Regimente zu rächen, welches ſo lange zugelaſſen, daß er von ſeinem rechtmäßigen Erbe verdrängt worden ſei.

Der junge Zdenko war vor etwa ſechzig Jahren wie ein Bettelſtudent in die Fremde hinausgezogen, ohne einen gerichtlichen Anſpruch auf ſein Erbe geltend zu machen. Er war verſchollen geweſen, und niemand hatte gewußt, ob er noch lebte und wovon er lebte. Wunderliche Gerüchte nur waren zuweilen über ihn aufgetaucht. Einmal wollte man ihn in Rom geſehen haben, und zwar in einem Geſpräche mit dem Papſte ſelbſt. Er habe dem Papſte einen Reformplan der Kirche und beſonders der geiſtlichen Orden vorgelegt. Dafür ſei er in die Kerker der Engelsburg gebracht worden und dort untergegangen. O nein, hatte einige Jahre ſpäter ein Reiſender erzählt, in Konſtantinopel ſei er geſehen worden im Verkehr mit dem Sultan und dem oberſten Ulema des Islam. Er ſei Muſelmann geworden. Das kann nicht ſein! hatte es ſpäter geheißen, denn er hat noch kürzlich auf dem Berge Athos in dem dortigen griechiſchen Kloſter gelebt als griechiſcher Mönch. Einer von unſeren Benedictinern, ein geborner Engländer, welcher zu den Schotten in Wien gehört, hat ihn dort getroffen und hat lange mit ihm verkehrt. Dieſe Benedictiner ſind von jeher Bücherwürmer geweſen, und jener engelländiſch-wieneriſche Schotte iſt nach dem Kloſter Athos gereiſt, um einen alten Codex, ein Ur-Evangelium, dort zu ſtudiren und abzuſchreiben. Man braucht nur nach Wien zu gehen und dort anzufragen bei den Schotten, da kann man das Nähere hören von jenem engelländiſchen Mönche, der ſchon lange wieder daheim iſt in der dortigen Schottenabtei!

Dieſe letzte Sage hatte eine indirecte Beſtätigung erhalten. Endlich nämlich, will ſagen in hohem Alter, war die Mutter Zdenko's geſtorben, und es hatten die Jeſuiten ihr bisheriges Verwaltungsrecht der großen Herrſchaften in ein volles Beſitzrecht umtauſchen wollen. Sie hatten zu dem Ende ein Teſtament der verſtorbenen Gräfin vorgezeigt, und waren nicht wenig erſtaunt und ergrimmt geweſen, als ihnen vom Landhauſe in Brünn die Weiſung zugegangen war: ſie hätten die Verwaltung der Zierotin'ſchen Herrſchaften an die Benedictiner des Schottenkloſters in Wien abzutreten. Der eigentliche Erbe, Graf Zdenko, ſei am Leben und habe an einen geiſtlichen Herrn im Wiener Schottenkloſter die Vollmacht ausgeſtellt, ſeine ſämmtlichen Güter in Verwaltung zu nehmen.

Und ſo war es geſchehen trotz alles Sträubens von Seiten der Jeſuiten.

Von jener Zeit an — im Jahre 1590 — waren die Zdenko-Zierotin'ſchen Herrſchaften von Wien aus durch einen geiſtlichen Herrn der Schotten verwaltet worden und zwar vortrefflich. Eine Menge landwirthſchaftlicher Neuerungen waren eingeführt, die Unterthanen waren ſehr milde behandelt, die Gerichtsordnung war ganz unparteiiſch geführt worden, Gottes Segen ruhte erſichtlich auf dieſen Gütern, und man hatte ſich nur zuweilen gewundert, daß der Graf Zdenko nicht einmal ſelbſt erſchiene. Am Ende iſt es doch — hatte man ſich zugeraunt — wiederum nichts als Hokuspokus; die eine geiſtliche Corporation hat der andern die große Erbſchaft abgeliſtet. Der Schotten-Geiſtliche hat im Kloſter Athos ein Teſtament vom Grafen Zdenko erlangt, wie es die Jeſuiten daheim von der Mutter erlangt hatten, und der arme Graf Zdenko, der vertriebene und gehetzte, iſt lange todt!

Da waren plötzlich im Frühlinge des Jahres 1618 zwei hochgewachſene Greiſe in Mönchstalaren auf dem

Stammſchloſſe der Zierotins erſchienen. Der eine war der Pater Regens von den Schotten in Wien geweſen, und der andere im ſchneeweißen, vielleicht vom Berge Athos ſtammenden Talare war — Graf Zdenko geweſen. Es waren nur noch wenig alte Leute am Leben geweſen, welche ihn in der Jugend geſehen, und die hatten geſagt: er habe nur einen langen weißen Bart und weiße Haare bekommen, ſonſt habe er ſich nicht verändert. Ein ebenſo alter Herr, auch ein Geiſtlicher, aber ein ketzeriſcher, ſei bald darauf aus Ungarn eingetroffen, der ſei vom Grafen Zdenko umarmt worden mit dem Ausrufe:

Hier ſchieden wir, Seiffert, von einander im Schimmer der Jugend, hier ſehen wir uns wieder am Rande des Grabes, gelobt ſei Gott!

In Ewigkeit, Amen! hatten hierauf einſtimmig der Benedictiner und der ketzeriſche Prediger erwiedert.

Es ſchien dem alten Grafen nicht beſtimmt zu ſein, daß er im Hauſe ſeiner Väter zur Ruhe komme. Alle erſinnlichen Verleumdungen, Anklagen und Verfolgungen zogen ſich um ihn zuſammen wie ein Netz. Ich weiß, woher ſie kommen, pflegte er auszurufen, und ich bin unmächtig gegen die Macht dieſes Methodius! — Und da er nicht Kind noch Kegel hatte, dem er die Erbſchaft hinterlaſſen ſollte, ſo faßte er den Plan, all ſeine Güter in Geld zu verwandeln. Dies könne er ja doch ganz und gar für die Zwecke verwenden, welche er nach langer Prüfung für die würdigſten erachte.

So ſtill wie möglich hatten ihm jener Pater Regens und Prediger Seiffert im vergangenen Sommer — 1618 — dieſen Plan ausgeführt, und die letzte Zahlung war eben eingegangen und in die eiſerne Kiſte gepackt worden — da war Wilhelm von Raupowa auf ſeiner Schatzungsreiſe in den Schloßhof Zierotin's eingeritten.

Da waren denn heftige Auftritte vorgegangen. Raupowa hatte einen großen Geldbeitrag zum böhmiſchen Religionskriege verlangt und ſich auf Graf Zdenko's proteſtantiſche Geſinnung berufen. Graf Zdenko aber hatte entgegnet: der Krieg, welchen die Raupowas betrieben, ſei kein Religionskrieg, ſondern ein politiſcher Krieg. Der Freiheit in Glaubensſachen widme er — Graf Zdenko — allerdings mit Freuden Geld und Gut, nicht aber den Händeln, welche ſich der Glaubensfreiheit nur als Deckmantels bedienten für leere Gemüther, unreligiöſe Abſichten und ehrgeizige Pläne ariſtokratiſcher Ausſchließlichkeit.

Mitten in die auflodernden Flammen dieſes Streites war höchſt überraſchend Graf Albrecht von Waldſtein getreten, um ſeinerſeits im Namen der kaiſerlichen Autorität die Geldbeiſteuer Zdenko's für die Bedürfniſſe des Kaiſers in Anſpruch zu nehmen, und Graf Zdenko hatte nun auch nach dieſer Seite empfindliche Wahrheiten ausgetheilt, Waldſtein als den glaubensloſen Politiker auf katholiſcher Seite bezeichnend, wie Wilhelm von Raupowa als den auf proteſtantiſcher Seite.

Zwiſchen all das hinein hatte Waldſtein Miene gemacht, ſich Raupowa's als ſchatzenden Aufrührers zu bemächtigen, die Schwerter waren gezogen worden, und Graf

Zdenko hatte die Dienſtleute des Schloſſes rufen müſſen, um die Kämpfenden zu trennen. Einander drohend und einſtimmig dem Grafen Zdenko drohend, waren Raupowa und Waldſtein nach verſchiedenen Seiten von dannen geritten, und der arme Zdenko war nun auch in hohem Alter überzeugt worden, daß im Hauſe ſeiner Väter kein Friede und kein Bleiben für ihn ſei.

— So geſchehe denn das Nöthige ſogleich! hatte der ſchottiſche Pater Regens ausgerufen. Denn was ich bisher nur von einer Seite gefürchtet, von Seite der Jeſuiten unter Anführung des Methodius-Athanaſius, das haſt Du, armer Zdenko, nun von drei Seiten zu befürchten!

— Was?

— Ueberfallen und beraubt zu werden. Der Verkauf Deiner Güter und die Anſammlung des Betrages in baarem Gelde hat nicht verſchwiegen bleiben können. Methodius-Athanaſius fahndet auf die eiſerne Kiſte im Gewölbe unten, ich weiß es beſtimmt, und Raupowa wie Waldſtein werden von Stunde an daſſelbe thun. Große Zwecke heiligen dieſen Leuten alle Mittel. In dieſem Punkte ſind ſie jetzt ſämmtlich jeſuitiſch in kaiſerlichen Landen, wo der Rechtszuſtand gelockert und der Bürgerkrieg im Gange iſt auch ohne öffentlichen Ausbruch. Und beſonders gegen Dich, lieber Zdenko, der keiner Partei angehört und deshalb einer jeden Partei für vogelfrei gilt. Alſo raſch an's Werk, ehe ſie uns hier auf dem Schloſſe überfallen.

— Was haſt Du vor?

— Laß uns handeln, ohne es auszuſprechen.

In dieſem Sinne hatte der praktiſche Benedictiner gehandelt. Er hatte die eiſerne Kiſte aus dem Rentamte ins Schloß bringen laſſen unter allen Zeichen der Heimlichkeit, und doch ſo, daß dieſe Heimlichkeit hinreichend bemerkt wurde.

In dieſe Kiſte hatte der Benedictiner während der Nacht mit Hilfe Seiffert's Steine gelegt, und hatte darauf die Kiſte ebenſo ſorgfältig verſchloſſen, wie eine daneben ſtehende, welche den wirklichen Schatz in Goldſtücken enthielt. Am andern Morgen hatte er zwei ſechsſpännige Rüſtwagen beſtellt und auf den erſten die falſche, auf den zweiten die echte Kiſte laden laſſen. Gleichzeitig hatte er Boten vorausgeſendet auf der Straße nach Brünn, um Vorſpannpferde zu beſtellen. Dieſen Boten hatte er gewiſſe Orte zu Nachtquartieren bezeichnet, von denen er wußte, daß theils die Jeſuiten, theils die Kaiſerlichen, theils die Proteſtanten ihre Dienſtleute in ihnen hatten, mit Sicherheit darauf rechnend, daß alle drei Parteien rechtzeitig unterrichtet ſein würden von dem Abgange des Transports. Auf dem Wege nach Brünn war zwiſchen ſandigen Hügeln ein langer Kiefernwald zu paſſiren. Für dieſen Theil des Weges, wo die Fortſchaffung eines ſchweren Fuhrwerks am mühſamſten und langſamſten von ſtatten gehen mußte, hatte er den Boten eine Beiſtellung von Bauern aufgetragen mit Stricken und Reſervepferden, wenn etwas riſſe oder größere Zugkraft erforderlich würde. Dort, hatte er gemeint, in der Einöde des Waldes, würden ſich wohl alle Parteien den Punkt des Ueberfalls auswählen.

Gegen Mittag war der Zug der zwei ſechsſpännigen

Rüſtwagen abgegangen. Der Benedictiner, Graf Zdenko, Seiſſert und einige bewaffnete Diener hinter ihm. Dem erſten Wagen, welcher die Kiſte mit Steinen führte, waren beſtimmte Dörfer zur Nachtherberge angewieſen worden mit dem Bedeuten, auf den zweiten Wagen nirgends zu warten, weil dieſer wegen des alten, zu gleichmäßiger Reiſe ungeeigneten Herrn Grafen langſamer folgen und an anderen Orten übernachten werde.

Als die Nacht hereingebrochen, war dieſer zweite Wagen da, wo die Landſtraßen nach Brünn und nach Olmütz ſich kreuzten, links abgebogen und hatte die Straße nach Olmütz eingeſchlagen. Dieſer zweite Wagen, bei welchem die berittenen Herren geblieben, hatte keine Nachtherberge geſucht. Die Herren hatten überall für reichliche Bezahlung friſche Pferde beſorgt und waren ungehindert nach Olmütz, ja nach Wien gekommen, wo in der Schottenablei Wagen und Reiter verſchwunden waren vom Angeſichte der Welt.

Der erſte Wagen aber war richtig — die weiſe Vorausſicht hatte ſich wunderbar bewährt — in dem ſandigen Kiefernwalde angefallen worden. Und zwar zuerſt von Bewaffneten, denen man einen Zuſammenhang mit dem Jeſuiten-Collegium in Olmütz nachzuſagen wagte. Sie waren auch fertig geworden mit den Fuhrleuten und hatten den weiteren Transport eben auf ihre Rechnung begonnen gehabt — da war ein Trupp Kriegsknechte ihnen entgegen geritten, die man zu einem Regimente Waldſtein'ſcher Panzerreiter rechnen zu dürfen glaubte. Nicht ohne Brutalität hatten dieſe Panzerreiter jenen erſten Trupp Bewaffneter zuſammengehauen und in alle Winde gejagt, und den ſchweren Wagen wieder nach einer andern Richtung in Bewegung geſetzt. Aber auch ihnen war eine unangenehme Ueberraſchung widerfahren. Ein Trupp vornehmer Reiter — man erkannte den Cavalier am feineren Pferde und Sattelzeuge, ſowie an der gebieteriſchen Sprache — war plötzlich dahergekommen, zahlreiches bewaffnetes Gefolge hinter ſich, und der Anführer dieſes dritten Trupps hatte ihnen ſchnöde zugerufen: Sie ſollten dem Renegaten Waldſtein beſtellen, dieſe eiſerne Kiſte enthalte evangeliſches Gut, das nach Prag gehöre und nicht nach Wien!

Dieſer Anführer war Wilhelm von Raupowa geweſen. Er hatte unter vortrefflichem Geleite und unter perſönlicher Aufſicht die Kiſte unbeſchädigt bis nach Prag gebracht, und hatte ſie erſt dort mit Hilfe einiger Schloſſermeiſter geöffnet

Daß Steine darin enthalten waren ſtatt Goldes, war eine der ſchmerzlichſten Täuſchungen ſeines Lebens geweſen, oder vielmehr eine der grimmigſten. Denn Grimm war damals ſeine erſte und letzte Empfindung geweſen, Grimm gegen den Grafen Zdenko von Zierotin, welcher ihn ſo nichtswürdig angeführt habe.

Seit jener grimmigen Stunde ſtand jetzt der Raupowa Wilhelm zum erſtenmale dem Grafen Zdenko perſönlich gegenüber im Jägerhauſe des Wiener Waldes da oben. Es war natürlich, daß ſich Graf Zdenko keiner Zärtlichkeit von ihm verſehen durfte.

Und doch war dies noch nicht die größte Gefahr. Raupowa war ja zunächſt noch allein, denn Junker Rudolph hatte eigene Zwecke.

Es nahte die größere Gefahr. Aus Wien. Der Zug der Stadtguardiſten unter Anführung Medardo's und unter erzwungener Leitung des Jägers Golling war geradezu eine bewaffnete Expedition, welche kriegeriſch vorgehen wollte und ſollte. Fanden dieſe zwanzig Mann — ſo viel waren ihrer — den Weg zum Waldhauſe, ſo bemächtigten ſie ſich des alten Grafen und ſeiner Schätze, wenn dieſe wirklich im Waldhauſe aufbewahrt wurden. Dieſe Burſchen von der Guardia, beſonders die „rothe Feder“, waren im Aufſpüren geübt, und kein Erdgeſchoß des Jägerhauſes, in dem die Schätze etwa ſein konnten, wird ihren Spürnaſen unzugänglich bleiben.

Jene eiſerne Kiſte aber mit Goldſtücken, dem Kaufſchilling der großen Zierotin'ſchen Güter, war wirklich im Jägerhauſe. Als es in Wien unruhig zu werden angefangen, nach dem Ausbruche der böhmiſchen Rebellion, hatte der Pater Regens bei den Schotten ſelbſt dazu gerathen, die Kiſte aus der Abtei hinauszuſchaffen in die Waldeinſamkeit. Zdenko ſelbſt war zum Theil Veranlaſſung dazu geweſen. Er kränkelte im Kloſter, er ſehnte ſich nach einem Landaufenthalte, und ſein Freund, der Pater Regens, mochte doch auch nicht gern die alleinige Verantwortung übernehmen für die Bewachung ſo großer Geldmaſſen. In damaliger Zeit war das Geld viel theuerer als heutigen Tages, und der Inhalt der Kiſte in Baarem bedeutete einen außerordentlichen Werth. Schon im vergangenen Herbſte war zur Nachtzeit der Tranſport in den Wald hinauf bewerkſtelligt worden.

Und es ſprach gar zu viel für das Gelingen der bewaffneten Expedition, da Medardo einmal wußte, es ſei links oben über Dornbach nur Ein Gehöfte aufzufinden im Walde. Wenn auch der Jäger Gelling ſich eher todtſchlagen ließe, als daß er den Weg verriethe — wer läßt ſich denn aber ſo ohne äußerſte Noth todtſchlagen?! — die Expedition kam ja aller Wahrſcheinlichkeit nach auch ohne den Jäger Gelling zum Ziele.

Ein kleines Hinderniß nur bereitete ſich vielleicht Medardo durch den Weg, welchen er einſchlug. Er wollte ſo unbemerkt als möglich aus der Stadt kommen, und kehrte im „tiefen Graben" mit ſeiner Rotte wieder um nach dem Salzgries zurück. Er wollte unten durchs Arſenal marſchiren, denſelben Weg durchs Kegelgäßchen, welchen er geſtern gemacht hatte. Den „findigen" Prémont wollte er auch aus dem Arſenale mitnehmen. Der verſtand ſich als alter Kriegsgeſell auf derlei Streifungen.

Medardo dachte einmal nicht an ſeinen ſteten Widerſacher, den Bart-Conrad.

Und doch war dieſer wirklich auf ſeinem Wege. Conrad hatte ſich am Abend vorher, ärgerlich über das neue Mißlingen eines Aufruhrs, in den Schooß ſeiner Familie zurückgezogen, zu Frau und Kind oben im Kegelgäßchen. Die Ruhe dort that ihm mitunter wohl, wenn ſie nicht zu lange dauerte, und jetzt beſonders, wo alle Erwartungen eines endlichen allgemeinen Losbruchs zu täuſchen ſchienen. Er liebte Frau und Kind zärtlich, das mußte ihm ſein Feind nachſagen. Sein junges Weib, des alten Hamm's Tochter, war auch ein herziges Geſchöpf. So ſanft, ſo lieb, ſo anſchmiegend. Nicht ſo ganz ohne Erziehung, wie ſonſt Mädchen ihres Standes, nein! Der alte Hamm, als ſchriftkundiger Evangeliſcher, hatte ein Uebriges gethan für ſein Mädchen. Sie war ihrem Manne, dem Bart-Conrad — in den ſie ſich zu einigem Schrecken des Vaters blind verliebt hatte — ſie war dieſem allerdings ſtattlichen Oberöſterreicher im Leſen und Schreiben, in Kenntniß der Bibel und der Glaubensſchriften und in manchem andern Buchwiſſen überlegen, und das war ein Stolz für den Bart-Conrad, der mit großem Behagen zuhörte, wenn ſie den Präceptor gegen ihn ſpielte. Das geſchah auch an dieſem Morgen, als ſie beim Frühſtück ſaßen. Alles was der Vater am Tage vorher bei ſeinem Beſuche ihr mitgetheilt über den Stand der Dinge in der Welt, das legte ſie jetzt ihrem freundlich zuhorchenden Gatten aus. Es knüpfte ſich daran, daß der Vater ſeinen Dienſt bei Hofe aufgeben und von ſeinen Erſparniſſen ein Landgütchen kaufen wollte an der Mittagsſeite des Rieſengebirges, wo evangeliſche Gemeinden angeſiedelt ſeien. Conrad ſollte gut und „ſtät“ ſein, und mit dahin ziehen. Er verſprach Alles. So ſchön und lieb meinte er ſie noch gar nicht geſehen zu haben, den allerliebſten Schwarzkopf mit lichtblauen Augen, der ſich jetzt früh die vollen Haare noch nicht geordnet und das Mieder noch nicht angelegt hatte. Er herzte ſie, und war gegen Gewohnheit wie „Bindfaden" — ſagte die junge Frau lachend zu dem Vater Hamm, welcher geräuſchlos eintrat. Der Papa ſetzte ſich zu ihnen, und der Abzugs- und Ankaufsplan wurde beſprochen, denn die tägliche Lüge da oben in der Burg unter den Katholiſchen mochte und konnte der Alte nicht länger durchführen. Die Frühlingsſonne draußen auf den Wällen — dahin ging das kleine Fenſter — konnte zwar nicht herein in den lieblichen Familienkreis, denn das Fenſter ſah nach Weſten, aber ihr lichter Schimmer draußen hob doch das Bild da innen in der kleinen Stube, wo der Großvater ſein Enkelchen auf dem Knie ſchaukelte, und Conrad den Arm um die unordentlich verhüllten Schultern ſeines Weibchens ſchlang.

Als der bärtige Sünder endlich aufſtand, um, wie er ſagte, einem Holzgeſchäfte nachzugehen, da geſchah es mit den beſten Vorſätzen. Es war wahrhaftig nicht ſeine Schuld, daß ſchon an der kleinen Hausthür eine Aenderung eintrat.

Mit herkömmlicher Vorſicht lugte er zuerſt durch das Bohrloch, welches er in der Hausthür angebracht, hinaus, ob vielleicht ein verdächtiger Wachtpoſten aufgeſtellt ſei, und dann erſt, als er nichts ſah und auch nichts hörte, öffnete er und ſtreckte vorſichtig den Kopf hinaus.

Alle Teufel, was iſt das? Da kommt oben vom Kegel herab die „rothe Feder" mit einem Trupp der Stadtguardia. Gilt das ihm?'

Eiligſt drückt er die Thüre ins Schloß und ſchiebt den Riegel vor, bleibt aber vor dem Bohrloche, wenn auch nicht mit dem Auge, deſſen Schimmer man draußen entdecken könnte, ſo doch mit den Ohre.

Die Tritte nähern ſich, ſie ſind da, er hört die Worte „hinter Dornbach“ und „der alte Ketzer“, weiter nichts; der Maſſenſchritt von zwanzig nachfolgenden Männern betäubt die Stimme Brémont's. Denn dieſer war es geweſen, welcher fragweiſe obige Worte zu Medardo geſprochen — der regelmäßige Tritt verliert ſich abwärts gegen das Schottenthor.

Unbekümmert um ſich, reißt Conrad die Hausthür auf und ſchaut ihnen nach — richtig, ſie biegen rechts ins Schottenthor! — Seine Familie iſt vergeſſen; dies iſt ein Ereigniß von geheimnißvoller Tragweite: die Katholiſchen wagen ſich hinaus auf's Land, wo die Cavaliere herrſchen, die evangeliſchen Grundherren! Und die lumpige Stadtguardia ſogar, nicht einmal ein ordentlicher Kriegshaufe! Was kann, was muß dahinter Alles ſtecken?! Und einem „alten Ketzer“ gilt es — wartet! Und „hinter Dornbach“, alſo im Hernalſer Kirchbezirk?! Das ſoll Euch wenigſtens nicht heimlich gelingen! — Er iſt heraus, er ſchleicht hinab nach dem Schottenthore, er will ihnen nach. Sie ſollen nur über den freien Glacisraum draußen hinweg ſein, damit ſie ihn nicht beim zufälligen Umblicken entdecken können — halt, wer iſt das? Reiter kommen von der Freiung in die Schottengaſſe herein. Gehören ſie dazu? — Er tritt zur Seite. — Nein, 's iſt eine Dame dabei, hinter ihr zwei berittene Diener. Aber der Cavalier neben der Dame, freilich! Das iſt der Jeſuit, welchen Conrad erſt geſtern in's

Harrach'ſche Haus gehen geſehen — der Jeſuit in weltlicher Tracht! Und als er am Thor iſt, ſagt er zur Dame:

— Ich ſprenge nur einen Augenblick voraus, um den Guardiſten, die da eben hinaus ſind, eine Anordnung mitzutheilen; ich bin in wenigen Minuten wieder bei Euch!

Und dies geſagt, ſprengte er wie der weltlichſte Reiter ins Thor hinein und hinaus. Die Dame reitet langſam mit ihren Dienern desſelben Weges. Conrad ſchließt ſich an; denn unmittelbar hinter den Pferden wird er draußen nicht ſo leicht geſehen von den Vorausmarſchirenden. Er iſt entſchloſſen, Alles daran zu ſetzen, denn dieſe Erſcheinung des Jeſuiten in ſolcher Tracht und in ſo ausgeſprochenem Zuſammenhange mit der Guardiatruppe erhöht ihm das Bedenkliche des Vorganges ſehr.

Die Dame war Iſabella von Harrach, welche einen Morgenritt und einen Beſuch in Hernals machen wollte. Norbert hatte die Reitpferde vor dem Harrach'ſchen Hauſe geſehen, und der Gedanke war ihm gekommen, ſich da anzuſchließen. Die reizende Ludmilla bei dieſem Ausfluge zu ſehen, war ja doch ſein innerſtes Trachten. Allein in Hernals einkehren, das war ſehr auffällig; als Begleiter der Freundin aber eintreten, war ganz natürlich — vielleicht wollte Iſabella auch nach Hernals, und wenn nicht, vielleicht konnte man ſie veranlaſſen —; ſie wollte von ſelbſt, und nun war Norbert entſchloſſen, die Expedition leidlich damit zu vereinigen. Medardo war beordert, draußen bei den „Lucken“ ſeiner zu harren; dort ſollte die Mannſchaft getheilt werden, um erſt hinter Dornbach wieder zuſammenzutreffen. Jetzt ſprengte Norbert zu ihr und trug der „rothen Feder“ auf, hinter Dornbach auf ihn zu warten. Höflich verneinend wies zwar Medardo grinſend auf den Jäger Golling, der den Weg wiſſe, und daß deshalb kein Zeitverluſt nöthig und keine Theilung mehr wünſchenswerth ſei; aber die viel ſtärkere Leidenſchaft in Norbert war die ſchöne Ludmilla. Er befahl kurzweg, ſie ſollten vorausmarſchiren und wendete ſein Pferd gegen die im Schritt nahende Iſabella.

Conrad benützte den Moment, als die Guardiſten zwiſchen die Weingärten und den Gottesacker hineinmarſchirten, und eilte links hinüber in die Weingärten hinein. Der damalige Weg nach Hernals zog ſich etwas weiter rechts als jetzt, und es war möglich, daß Conrad links durch die Fußpfade zwiſchen den Weinbergen, wenn er ſcharf lief, bis Hernals ihnen zuvorkommen konnte. Denn nach Hernals wollte auch er, der dortige Gärtner Spath war ſein Augenmerk. Dem wollte er Mittheilung machen, mit dem wollte er berathen.

Conrad lief aus Leibeskräften. Eine Reihe Winzerhäuschen zu ſeiner Rechten deckten ihn anfangs, dann kam in der Gegend der jetzigen Linie ein kleiner Wald, und ſo gewann er richtig ungeſehen einen großen Vorſprung, und konnte dem Hernalſer Schloſſe gegenüber die letzte Biegung der Landſtraße benützen und keck nach der Brücke hinüberſchreiten, ohne von Medardo entdeckt zu werden, beſonders da dieſer, ſehr verdrießlich über den durch Norbert anbefohlenen Aufenthalt, langſam marſchirte.

Conrad rief gleich nach Spath.

— Im Garten! hieß es.

Dorthin eilte Conrad und erzählte dem arbeitenden Gärtner im Fluge, was zu erzählen war. Hier fiel dies natürlich auf den fruchtbarſten Boden, denn Spath hegte ja die größte Beſorgniß vor einem Ueberfalle des alten Grafen. Er flog nach einer Leiter — der Garten war ummauert — damit er ſich durch den Augenſchein überzeugen könne.

— Himmliſcher Vater, ſchrie er auf, als er über die Mauer blickte und die Expedition die Landſtraße entlang kommen ſah, ſie haben ja den Gelling und ſchleppen ihn mit!

— Wen? fragte Conrad unten. Das hatte er nicht geſehen an ſeinem Bohrloche.

— Den Schottenjäger von oben! — Flink, flink! jetzt müſſen wir Alles in Trab bringen!

Der Vater ſeiner Nandl war hierbei natürlich keine geringe Steigerung für ihn.

Spath war ein umſichtiger, kaltblütiger Menſch. Was er einmal wollte — und hier wollte er im Nothfalle das Aeußerſte, denn ſein Glaube und ſein Herz war ganz dabei — das wollte er tüchtig, und das griff er am rechten Ende an. Er ſtand alſo nur eine kleine Weile ſtill und hielt ſich die Hand über die Augen, dann hatte er ſeinen Plan gefaßt: der Weg nach links hinauf in den Wald mußte verlegt und Gelling mußte frei gemacht werden. Soviel ſagte er dem Bart-Conrad gleich; ob er ihm mehr ſagen müſſe, werde ſich finden. Dann rief er ſeinen Gartenknecht.

einen handfeſten Burſchen, und trug ihm auf, den Poldi zu rufen, den Kutſcher. Mit dem ſei auch was aufzuſtellen. Sie beide ſollten mit dem Conrad die Schießgewehre, welche ihnen anvertraut ſeien gegen Raubvögel und naſchhafte Vögel, in Stand ſetzen mit Schießbedarf und in Bereitſchaft halten — er ſelbſt komme bald wieder und ſage ihnen Weiteres.

Er ſelbſt ging ſtehenden Fußes zur gnädigſten Frau Baronin. Sie wird ſchon Rath ſchaffen, ſie weiß ja, wie viel auf dem Spiele ſteht.

Allerdings wollte ſie das. Die Notiz vom Jeſuiten in Civil, welche Conrad noch raſch dem Spath nachgerufen, und welche dieſer der gnädigen Frau nicht vorenthalten, ſollte auch von hinreichender Wirkung ſein auf den Freiherrn, hoffte ſie.

Sie eilte hinüber auf ſein Zimmer. Aber ſie fand ihn ſehr ungünſtig geſtimmt. Der Candidat war eben bei ihm geweſen, und er hatte ihm ſeine traurigen Bemerkungen über den Junker Hans und über die troſtloſen Umtriebe gegen die reine Lehre Luther's an's Herz gelegt, woraus ja doch Verwirrung politiſcher Art, Verderbniß der Herzen, Verwandtſchaft mit den heilloſen Calvinern, den Türken unter chriſtlicher Larve, kurz lauter Satansſpuk entſtehen müſſe — mit dieſen Worten ſchritt er eben aus dem Zimmer, als die Baronin kam, und auf der freiherrlichen hohen Stirne lagen Wolken drohendſter Gattung.

Wie es eitlen Menſchen zu gehen pflegt, denen ſoeben eine Menge Inhalt eingeflößt worden iſt, war er gar nicht

Willens, ja gar nicht im Stande, das anzuhören, was ſeine Frau vorzutragen begann. Seine Verſtandesgefäße waren juſt angefüllt, ja überfüllt, er konnte nichts Neues in ſich aufnehmen, er hörte geradezu nicht, was ſeine Frau ſagte, und unterbrach ſie denn auch bald, um in voller, langer Rede alle Vorwürfe wohlgeſetzt auszuſprechen, welche er ſchon lange auf dem Herzen hatte gegen die religiöſen Incorrectheiten, um es geradeaus zu benennen, gegen die Umtriebe, in welche ſich ſeine ſonſt hochgeehrte und hochgebildete Frau Gemahlin eingelaſſen. —

Sie kannte ihn, und wußte daß ſie warten müſſe. Wenn er in ſolcher Lage unterbrochen wurde, dann war er, den ſie ſonſt immer lenken konnte, unregierbar wie ein ſtätiſches Roß. Der nicht frei gewordene Inhalt verſtopfte ihm alle Organe, und ſein Stolz war außerdem empfindlich gekränkt, der Stolz des Herrn, welcher unter allen Umſtänden gehört ſein mußte.

Sie ſtand auf brennenden Kohlen, aber ſie hörte geduldig. Sie hatte die Faſſung einer weiſen Frau, welche längſt erkannt hat, daß eine Frau nicht zu raſchem Eingreifen berufen iſt, ſondern in ſtetigem Zuwarten und leiſem Lenken ihre ſtärkſten Wirkungen findet.

Wenn nur keine Unterbrechung kommt, ſo hoffte ſie doch noch obzuſiegen; denn die Logik des Freiherrn iſt kurzathmig — aber die Unterbrechung iſt ſchon da! Fräulein Ludmilla fliegt in das Zimmer und verkündet den Beſuch Iſabellens und Norbert's, und — ſetzt ſie hinzu — der iſt nicht mehr im geiſtlichen Kleide, ſondern ein ſchwarz gekleideter Cavalier, und es ſteht ihm vortrefflich, er ſieht ſehr gut aus, ſehr eigen und anziehend. Kommt Ihr, Tante? Sie ſind drüben und warten —

— Ich komme ſogleich, unterhalte ſie indeß —

— Ich möchte mit ihnen ausreiten, das Wetter iſt ſo ſchön — wenn der Oheim mir den ſchwarzen Hengſt erlaubte!

— Er iſt wild, Kind, wild; aber wir wollen zuſehen, komm'! entgegnete der Freiherr raſch, denn die Gelegenheit war ihm ſehr willkommen, den Kampf mit ſeiner Frau abzubrechen.

Er wußte ſehr gut, daß nur der Anfang des Kampfes glücklich für ihn zu ſein pflegte.

Mit Ludmilla hinausgehend, ließ er Frau Amalie allein. Betroffen und ſehr niedergeſchlagen folgte ſie. Spath ſtand ſchon auf dem Vorſaale und wartete, großer Maßregeln gewärtig.

— Es iſt noch nichts beſchloſſen, lieber Spath! ſagte ſie im Vorübergehen kleinlaut.

— Herr Gott, da wird's zu ſpät! Die Guardiſtenbande mit dem gefangenen Golling wird ſchon nahe bei Dornbach ſein —

— Vielleicht wartet ſie auf den Anführer, der ja hier iſt.

— Wer weiß! Wenn er zu lang ausbleibt, laſſen ſie vielleicht nur einen Boten für ihn zurück —

Dieſe Vorausſicht Spath's war ganz richtig. Medardo hatte ſich's gerade ſo vorgenommen.

Frau Amalie war auf dem Vorſaal ſtehen geblieben;

ſie war unſchlüſſig. Der Freiherr war mit Ludmilla ins Beſuchzimmer getreten, die Gäſte zu begrüßen — ſollte ſie dort Iſabellen oder Ludmillen oder beide ins Geheimniß ziehen, um durch ſie vielleicht eine Ableitung zu gewinnen für den geiſtlichen Cavalier — ?

Nein, das war peinlich, und war doch unſicher. Ihr Mann allein konnte helfen.

— Ich mache noch einen Verſuch, Spath, wartet getroſt!

Frau Amalie ging ins Beſuchzimmer, begrüßte herzlich Iſabellen, kalthöflich Norbert, und wendete ſich dann nach der entgegengeſetzten Ecke des Zimmers, indem ſie die Geſellſchaft um Entſchuldigung bat und zu ihrem Manne laut ſagte:

— Lieber Jörger, ich muß Dir ein ſoeben eingetroffenes Geſuch ſogleich an's Herz legen.

Er war genöthigt, ihr zu folgen. Aber im Bewußtſein ſeiner Schwäche nahm er ſich vor, nur zu hören, ſtumm zu hören, und ſchließlich achſelzuckend blos Nein zu ſagen.

Amalie machte es ihm aber nicht ſo leicht. Ihr war es Ernſt, ihr war es Herzens-, war es Gewiſſens-Angelegenheit. Mit leiſer Stimme führte ſie die ſchwerſten Beweggründe ins Gefecht: er ſei der Landesherr, der Dynaſt hier außen vor dem Weichbilde Wiens, der Stab, die Stütze, der Hort aller Evangeliſchen geweſen für und für, und jetzt, da die Kriſis offenbar eintrete, und offenbar günſtig eintrete für den evangeliſchen Glauben, jetzt ſollten die Jeſuiten mit Stangen ihre Häſcher herausſenden dürfen, um einen Märtyrer des neuen Glaubens einzufangen und in die Kerker, in die

Marterkammer hineinzuſchleppen, und das am hellen Tage, unter den Augen, auf dem Gebiete des Freiherrn von Jörger? Unmöglich! Seinen wohlerworbenen Ruf werde der als mannhaft bekannte Freiherr nimmermehr in ſolcher Weiſe preisgeben! Und er gebe ihn preis, denn dort ſitze frech in des Freiherrn eignem Zimmer der Jeſuit, welcher die Rotte leite und anführe, er rechne ſichtlich mit Unverſchämtheit auf die Muthloſigkeit des Freiherrn, und Spott und Hohn auf den Freiherrn werde die unmittelbare Folge ſein, wenn der Fang gelungen, wenn der Greis, der allverehrte Graf Zdenko, in ihren Fängen ſei.

— Das iſt's, rief der Freiherr, ſeines Vorſatzes vergeſſend, halblaut dazwiſchen, das iſt's, was den Unterſchied zwiſchen uns macht. Meine Verehrung hat dieſer Graf Zdenko gar nicht. Er iſt ein Abenteurer, ein unklarer, mir gar nicht gefälliger Charakter, der immerdar nur Verwirrung in die geſchloſſene Kirche des Evangeliums wirft, indem er das Glaubensbekenntniß anzweifelt und Neuerungen anſtiftet. Er iſt kein Cavalier, und Du hegſt leider nur darum Vorliebe für dergleichen fahrende Ritter, weil Du die Anſchauungen aus Deutſchland hier in ganz anderen Verhältniſſen nicht aufgeben magſt, weil Du nicht einſehen willſt, daß die kleinen Edelleute von draußen mit ihren kleinen Zwecken hier nicht angebracht ſind unter den wirklichen großen Herren —

— Aber wohin ſchweifeſt Du, Jörger —?

— Ich ſchweife gar nicht. Wir gehören hieher. Wir wollen keine Unruheſtifter. Unſern Streit mit dem Lehensherrn wollen und werden wir allein ausfechten in großen Zügen —

In ſo großen Zügen, daß Ihr Euch vor den Jeſuiten verkriecht, wenn dieſe ihre Knechte in Euer Haus, auf Eure Landesmark ſenden, um dort frecher zu hauſen, als der Lehensherr es wagt! Nun denn, ich wünſche Dir Geduld und Ergebung! Du wirſt ihrer bedürfen, wenn in wenig Tagen die böhmiſche Kriegsmacht hier rings um die Mauern Wiens lagert — und das wird ſie, ich weiß es — ich wünſche Dir Ergebung, wenn die böhmiſchen Herren Dich verächtlich zur Seite ſchieben, Dich öſterreichiſchen Freiherrn, der Einen der Ihren den Pfaffen aus Wien überliefert hat. Sieh zu, wie Du beſtehen magſt mit Deinem Stolze, der bis heute berechtigt war, und der mir jetzt nur widerſpricht, weil er verſtimmt und verdrießlich iſt und falſch unterrichtet durch unſeren beſchränkten Candidaten —!

Die letzte Wendung war glücklich. Sie öffnete dem Freiherrn das Pförtchen, durch welches er ſich mit Ehren zurückziehen konnte: er war falſch unterrichtet geweſen.

Der Freiherr ſchwankte und war bereit, ſich zu ergeben. Er ſchwieg und ſah unſicher nach der fernen Ecke hinüber, wo die jungen Leute ihr galantes Geſpräch führten. Denn Norbert hatte mit dem neuen Kleide auch die Cavalier-Manieren angezogen. Aber er hatte doch auch von ſeinen bisherigen Gewohnheiten manches Wichtige beibehalten. Er hörte heute noch ſo fein wie geſtern, und einige lauter geſprochene Worte des freiherrlichen Ehepaares drüben waren ihm verſtändlich geworden, kurz, er hatte bemerkt, um was es ſich handeln möge in jenem immerhin auffällig[illegible] Jetzt wurde er den unſchlüſſigen Blick des Frei[illegible] und da Ludmilla eben fortgegangen, um das [illegible] legen, ſo war er frei und ſeines bisherigen [illegible] Er ſprach alſo mit lauter Stimme und, [illegible] nach dem Freiherrn hinüber:

— Ergebt Euch, ergebt Euch nur, Ba[illegible] Frau Baronin ſiegt immer mit ihren feine[illegible] weiß die ganze Welt.

Unglücklicheres konnte in dieſem Augenblick [illegible] ſprochen werden für Frau Amalie. Die Eitelkei[illegible] ger's ſtärkſte Schwäche. Dieſe Worte allein mach[illegible]eder zum Truthahn, welcher den Kopf erhebt und [illegible]herſchreitet. Der Freiherr ſchritt auch wirklich, und dies war das Schlimmſte. Denn ſo entfernte er ſich von ſeiner Frau und war einer unmittelbaren Antwort überhoben. Dem lächelnden Norbert ſagte er etwas ſalbungsvoll Abweiſendes, und wendete ſich dann mit wohlgeſchulter Artigkeit zur ſchönen Iſabella, um Nachrichten fragend über Waldſtein, der ſo unbequem nach Mähren geſprengt worden ſei.

Hiemit war der erneuerte Verſuch Amaliens geſcheitert. — Sie war darüber außer Zweifel und eilte hinaus, dem Gärtner-Spath an's Herz zu legen, daß er wenigſtens mit ſeinen geringen Mitteln verſuchen möge, was einige Hilfe bringen könne.

Spath zeigte ſich gefaßt. Er bat nur um die zwei guten Feuergewehre des gnädigen Herrn, welche in einem Schrank auf dem Vorſaale verwahrt ſtanden. Frau Amalie gab ihm den Schlüſſel. Er nahm die Gewehre ſammt Schießbedarf, und marſchirte ſchweigend ab mit dem Bart-[illegible], mit Poldi, dem Kutſcher, und mit ſeinem Garten-[illegible] — vier Mann gegen einundzwanzig wohlbewaffnete [illegible].

[illegible] Conrad, in ſehr angenehmer Aufregung über dies [illegible]ige Verfahren, verlangte nun aber doch zu wiſſen, [illegible] es ſich eigentlich handle. Spath konnte nun nicht [illegible]gen; er weihte den Bart-Conrad ein, daß es [illegible]ben dem ehrwürdigſten Greiſe von der Welt [illegible]

[illegible] ſchrie Conrad auf, der „Evangeliſt“ iſt dort oben[illegible]

— Wie?

— Na, ſo heißt er im Land oben; er iſt bis Admont hinauf bekannt. So iſt's recht! Da hat man ſeine Freud' auch noch für 'nen guten Zweck. Vorwärts!

— Halt! rief Spath. Eile mit Weile, und Alles mit Bedacht, ſonſt richten wir Viere nichts aus gegen die Menge.

Und nun ſetzte er ihnen, langſam gehend, ſeinen Plan auseinander. Er allein wollte durch Dornbach hinauf; er wollte an den Guardiſten, die wohl dort noch warten würden auf den Reiter, dicht vorüber. Wozu? Gelling müſſe ihn ſehen, müſſe ihn hören. Die anderen Drei ſollten ſein Gewehr mitnehmen, und ſollten rechts hinter Dornbach über den Michaelerberg rüſtig zuſchreiten, damit ihrer niemand gewahr würde. Rechts von der Rohrerhütte, oder noch beſſer, in der Rohrerhütte ſelbſt ſollten ſie auf ihn warten. Der Köhler in jener Hütte ſei ein braver Bub, der ihm zu Gefallen mitgehe, wenn er daheim ſei.

— Bin ich vor Euch da, ſchloß er, ſo wart' ich [illegible] der „Hütten" ſag' ich Euch weiter, was ich denk'. [illegible]

Die Drei gingen rechts nach dem Bach hinüber, [illegible] ging geradeaus nach Dornbach hinein.

Das Dorf war damals ſehr viel kleiner als jetzt, [illegible] reichte nicht hinauf bis an die Bachbrücke, welche [illegible] wohl für die Grenze hält zwiſchen den beiden [illegible], obwohl Neuwaldeck in Wahrheit erſt oberhalb [illegible] Schwarzenberg'ſchen Schlößchens beginnt. Von Neuwaldeck waren aber damals nur ein paar weit auseinander liegende einzelne Hütten vorhanden.

An jener Brücke ſtanden zwei Guardiſten als Vorpoſten. Der ganze Trupp war nirgends zu ſehen. Man ſah freilich auch nicht weit, denn der Wald vom Heuberge links und vom Michaelerberge rechts hing damals hier in der Mitte noch ziemlich zuſammen. Spath ſchritt getroſt über die Brücke.

— Wohin? riefen die Guardiſten, und vertraten ihm den Weg.

— Nach Königſtätten, antwortete Spath trocken.

— Wo iſt das?

— Drüben überm Wald, fünf Stund' von hier auf Tulln zu.

— Paſſirt!

Spath ſchritt aufwärts am Bache und entdeckte nach einer Weile, daß der Trupp an einem Waldhügel gelagert ſei, etwa da, wo jetzt das Forſthaus ſteht und der Wegweiſer, welcher rechts nach Salmansdorf, links nach Mariabrunn weiſt. Die Guardiſten ſaßen auf dem Boden, Golling mitten unter ihnen. Der Anführer allein, die „rothe Feder", ging hin und her. Er rief auch ſchon von weitem den Spath an, ganz wie der Vorpoſten. Spath gab dieſelbe Antwort. Aber er gab ſie ſehr langſam, ſo daß er am Schluß derſelben ganz nahe an dem Trupp war und Golling's aufmerkſamem Blicke begegnete. Da ſetzte er laut und deutlich hinzu:

— Durch die Kühbacher Einöd'! — Was fragt's denn?! fuhr er dreiſt fort und blieb ſtehen, um für Golling ein Zudrücken der Augenlider anbringen zu können.

— Geht Dich nichts an! Mach fort! erwiederte gebieteriſch Medardo.

Spath gehorchte ſtumm. Er meinte auf Golling's Geſicht bemerkt zu haben, daß dieſer ihn verſtanden. So war es auch. Die Leute in Wald und Feld ſind wie die Thiere des Waldes und Feldes inſtinctmäßig begabt für Kenntniß und Bedeutung von Oertlichkeiten. Die „Kühbacher Einöd'" war für Golling ein unverkennbarer Wink. Dieſe Schlucht, vor Jahren eine kahle Schlucht und deshalb wohl „Einöde" genannt, war jetzt mit einem dichten Unterwuchs von Kiefern bedeckt, und es führte ein ſchmaler Holzweg durch ſie hindurch nach dem noch weit entfernten Walddorfe Kühbach. Der Weg dahin ging ſteil nach Norden nach dem Tulbinger Kogel zu, lenkte alſo völlig ab von dem Wege nach Golling's Jagdhauſe, zu welchem oben auf der Höhe links gen Weſten der Weg führte.

Er hat ganz recht, der Spath — dachte Golling — die Richtung verwirrt ſie am beſten, und dort iſt die erſte Dickung, in welche ich hineinſpringen kann. Ob Spath noch andere Hilfe dort bereit habe, wußte Golling zwar nicht, aber er hoffte ſo was, „denn der Spath hat's hinter den Ohren, und 's iſt faſt eine Stunde her, daß er mich über die Mauer geſehen“.

Daß ſchon eine Stunde vergangen, war im Gegenſatze zu Golling ſehr peinlich für Medardo. Er war immer nahe daran, ohne den Pater Norbert aufzubrechen; aber Brémont, der ſehr bequem in der Sonne ſaß, vertröſtete ihn immer wieder. Die Sonne ſtehe ja noch weit vom Mittag, und der Tag ſcheine jetzt bis gegen Sieben.

Norbert war nun auch wirklich zu ihnen unterwegs. Er war in fieberhafter Aufregung. Der muthige ſchwarze Hengſt, welchen Ludmilla reiten wollte, hatte durch ſeine Ungeduld Veranlaſſung gegeben, daß er das knapp gekleidete ſchöne Mädchen beim Aufſitzen unterſtützen, alſo berühren gedurft, die erſte Leidenſchaft loderte in ihm wie Feuer, als er neben ihr über die Brücke hinausgaloppirte und ſie von vollem Sonnenſchein übergoſſen neben ſich ſah auf dem hohen ſchnaubenden Thiere. Ihr Schleier wehte, ihre Wangen glühten, und all ſeine Vorſätze, ſich vor Dornbach von ihr und Iſabella zu trennen, um ſeiner ernſten Aufgabe ungeſtört hingegeben ſein zu können, ſie flogen mit den zwitſchernden Lerchen hinauf in die Lüfte. Was können denn auch die Mädchen ſtören und hindern, redete er ſich ein, wenn ſie mit uns durch den Wald dahinreiten? Nichts, gar nichts! Und wenn wir nahe am Ziele ſind, ſchicke ich ſie zurück unter dem Vorwande, es könnte geſchoſſen und gekämpft werden. Dann reiten ſie desſelben Weges wieder heim.

Dies abgemacht in ſeinem Innern, widmete er ſich ganz ſeiner lockenden Begleiterin und ſagte ihr alles Gewinnende, was ſeine erregte Phantaſie nur ausfinden mochte, namentlich darauf losſteuernd, daß er keineswegs ein Geiſtlicher ſei. Er habe nur Studien gemacht und dazu bisher das geiſtliche Kleid getragen ſeiner Mutter zuliebe. Aber den wirklichen Eintritt in den Stand und in den Orden habe er trotz des mütterlichen Wunſches bis jetzt hartnäckig verſchoben, und jetzt, da ihm die zauberiſchen Reize des Lebens zum erſtenmal in der Nähe erſchienen, jetzt ſei er feſt entſchloſſen, ganz in die Weltlichkeit zurückzutreten. Dieſer Frühlingsmorgen erſchließe ihm die Welt, welche er noch gar nicht gekannt!

Ludmilla ſah etwas ſcheu auf ihn. Bei aller Gefallſüchtigkeit, die jede Huldigung willkommen hieß, war ſie doch einem katholiſchen Geiſtlichen gegenüber ein wenig ſchreckhaft. Und ſie hatte ja doch dieſen blaſſen jungen Mann noch geſtern erſt in dem ſchwarzen Jeſuitenkleide geſehen, welches ihr von Kindheit auf als etwas Furchtbares eingeprägt worden! Ein leichter Schauer war da wohl natürlich, wenn ſie ſich jetzt zuweilen berührt fühlte von dem dicht neben ihr reitenden Körper Norbert's. Geheimnißvoll, eigenthümlich und nicht ohne Reizung war allerdings dieſer ſchlanke Jüngling von ſeinen Formen. Und wie geſchickt regierte er ſein Pferd, wie kräftig! Die größere Hälfte ſeiner Jugend war er ja doch, wie er beiläufig bemerkte, in Cavalierſitten auferzogen worden.

Aber wenn ihm auch Ludmilla mit einiger Neugier und Theilnahme zuhörte und zuſchaute, die Stunde war nicht die günſtigſte für ſeine erſte Annäherung. Im Grunde des Herzens war ſie jetzt anderswo.

Trotz aller Eitelkeit gehörte ihre erſte Liebe dem Junker Hans. Die Vorhöfe ihres Herzens mochten offen und ſehr zugänglich ſein, das Innere, das wahre Schloß desſelben, die Wohnung der Seele war noch wohl verwahrt, und da ſaß, ſtand oder ging ſie nur mit dem lichtbraunen Junker, dem ungehorſamen, welcher nicht die ganze Welt um ihretwillen vergeſſen wollte und geſtern leider von dannen gegangen war. Sie hatte ſich heute Morgen wohl bei Tartſch erkundigt, ob er zur Nachtzeit heimgekehrt wäre, und war betroffen geweſen, als dieſer Nein geſagt und hinzugeſetzt: er wiſſe ſelbſt nicht, wo der junge Herr hingekommen. Ihr offenes Köpfchen hatte die Aeußerung von einem „Grafen“ und dieſe wie jene kleine Bemerkung der Tante und Hanſens ſelbſt zuſammengefädelt, ſo daß ſie endlich eine unklare Vorſtellung von der Situation hatte, als ſei da oben in den Wäldern etwas vor, woran Hans und der geheimnißvolle „Graf“ betheiligt ſein müßten. Deshalb war es ihr recht angenehm, daß ſie nach dem Walde zu ritten. Sie fragte ſogar leiſe die ſtill neben ihr reitende Freundin Iſabella, ob dieſe wohl etwas ahne von dem, was vorgehe?

Denn es gehe etwas vor. Onkel und Tante hätten ungewöhnlich lebhaft beiſeite verkehrt, und der — ſächſiſche Junker fehle.

— Er fehlt? fragte Iſabella auffallend raſch zurück.

— Das heißt, er iſt nicht da; haſt Du ihn vielleicht geſehen?

— O nein.

— Und Du weißt auch nicht, ob und was der — Herr Norbert vorhat?

— Ich hab' ihn nicht gefragt. Aber ich habe geſehen, daß ein Trupp Leute, mit denen er verkehrt, voraus iſt.

— Ah?!

Vor dieſem Trupp hielten ſie plötzlich.

— Iſt dies der Kreuzbühel? fragte Norbert.

— Nein, erwiederte Medardo, der ſoll noch eine Strecke weiter hin ſein; aber weil ein Weg hier abgeht, hab ich's für beſſer gehalten, hier zu warten — und dabei ſah er beſtürzt auf die Damen, welche der Expedition doch kaum förderlich, wohl aber hinderlich ſein konnten.

— Vorwärts alſo! Voraus den Jäger, rief Norbert, und, ſetzte er halblaut hinzu, keine Umſtände mit ihm gemacht, wenn Ihr Winkelzüge bemerkt.

So ſetzte ſich denn der Zug in Bewegung. Golling voraus inmitten zweier Guardiſten, die ihn durch ihre Waffen in Schach hielten. Er hatte ſich übrigens vom Anfang herein immer ſtumm verhalten. Widerſtand ſchien unmöglich gegen ſolche Uebermacht, und er war deshalb gleich der Meinung geweſen, ſie ſeitabwärts in den Wald hineinzuführen, bis er an gelegener Stelle entſpringen könne. Spath's „Kühbacher Einöd" ſollte nun dieſe Stelle werden. Dorthin ſteuerte er alſo. Zunächſt auf die Köhlerhütte zu, welche Rohr- oder Rohrerhütte hieß. Entweder von ihrem Rohrdache, oder weil der Wieſenplan vor ihr im Herbſte ein Brunſtplatz war für die damals noch vorhandenen zahlreichen Hirſche. Denn das Brunſten des Rothwildes nennt man in Ober-Deutſchland Röhren oder Rohren. Hinter dieſer Hütte erhebt ſich ein ſteiler Berg, an welchem ein ſchmaler Hohlweg hinaufführt. Dieſer Hohlweg war zur Noth fahrbar für einen ſchmalen Wagen, und bis zur Höhe des Berges ging hier auch der richtige Weg zum Forſthauſe. Oben auf dem Berge aber mußte man ſich jählings nach der linken Seite wenden auf einem ſchmalen Raſenſtreifen zwiſchen Stangenhölze. Dieſer Raſenſtreifen zeigte geringe Spuren von Rädern, konnte alſo leicht überſehen werden, und Golling wollte ihn überſehen und geradeaus weiterführen in die Berge hinein, innerhalb welcher kein Unkundiger ſich mehr zurechtfinden konnte nach links hinüber.

In der Rohrerhütte lauerte Spath mit den Seinen. Sie hatten ihre Gewehre geladen, auf Spath's Anrathen zunächſt blind geladen, weil vielleicht bloße Schreckſchüſſe zum Ziele führten, und nicht ohne Noth Blut vergoſſen werden ſollte. Daß Conrad anderer Meinung war, hatte Spath nicht bemerkt, denn Conrad hatte nur gebrummt. Der Köhler, welcher daheim geweſen, ſtand auf Vorpoſten, um den Zug anzukündigen. Er that's zu rechter Zeit, und ſchlüpfte nun mit den vier Anderen im Hohlwege hinauf bis zu jenem Raſenſtreifen. Dort machten ſie Halt und horchten, nachdem ihnen der Bart-Conrad den Schlachtplan nochmals leiſe wiederholt hatte. Das kriegeriſche Genie des Krawallers war im Kriegsrathe der Rohrerhütte bewährt worden; Conrad's Plan war für beſſer befunden worden, als der Spath's, und Spath hatte ſich unterworfen. Spath war nur jetzt an dem Raſenſtreifen unſchlüſſig, ob ſie ſich nicht zunächſt doch links hineinſchleichen ſollten für den Fall, daß jemand hier den rechten Weg nach links erkenne.

— Sie kommen! flüſterte der Köhler.

— Auſi! grunzte leiſe Conrad. Was haſt Du, Spath? was ſtehſt?

Spath mochte ihm ſeine Bedenken nicht mittheilen, weil er ihm nicht ohne Noth den nächſten Weg zum Forſthauſe zeigen mochte, wenn er ihn auch in das meiſte Uebrige eingeweiht.

— Ach, ſie werden's nicht merken! ſagte er endlich, und folgte den vier Genoſſen.

In der That hielt die Expedition trotz Golling's Vorwärtsdrängen am Raſenſtreifen ſtill. Der Aufgang war ſteil geweſen, Alle waren athemlos, und das ſchwarze Roß Ludmillens, in dem engen Hohlwege vom Nachbar öfters geſtreift, war unruhig geworden. Ein kurzer Stillſtand ſchien gut, um es wieder in Ruhe zu bringen.

— Nach welcher Seite hin liegt das Haus? fragte Norbert den Jäger Golling.

Golling deute vor ſich hin nordwärts.

— Wie weit von hier?

— Ein Stunde Weges, antwortete Gelling mürriſchen Tones.

— So weit noch? ſagte Medardo mißtrauiſch und näherte ſich dem Jäger. Wohin führt denn hier links der Weg auf dem Raſen?

— Ins Holz. Das iſt kein Weg.

— Wohl iſt's einer! Man ſieht die Radſpur.

— Man hat Holz herausgefahren.

— Hochwürdiger Herr, flüſterte Medardo zu Norbert hinauf, mir ſcheint faſt —

— He, he, he, Rapp! Stät, ſtät! rief Norbert, ohne auf Medardo zu hören, und folgte Ludmillens Roſſe, welches nicht ſtehen wollte und von der heiteren Reiterin fortgelaſſen wurde.

So kam der Zug ohne weitere Umſtände wieder in Bewegung, und zwar in der Richtung nach Norden, wie Gelling ſie wollte und Spath ſie hoffte.

Der Boden zieht ſich dort in mäßigen Wellungen immer leiſe aufwärts nach dem Tulbinger Kogel. Man kann faſt ſagen, es iſt ein breiter Kamm, welcher hier quer über die ſchmale Seite des Wiener Waldes leitet. Tiefere Thäler und Schluchten ſind faſt nur auf der rechten Seite, und der Zug rückte alſo ziemlich bequem vorwärts, am Schluſſe desſelben die Reitergruppe. In der Frühlingsſonne, welche durch die laubloſen Bäume herabdrang und einzelne ſchöne Blicke nach rechts hinüber, nach dem Gebiete des Hermannskogels, mit prächtigem Licht und Schatten ſchmückte, ſchien ſich die Reitergruppe ganz heiter zu fühlen. Sogar Gräfin Iſabella ſchloß ſich der muntern Nachfrage Ludmillens an: was denn die Expedition zu bedeuten habe, und was oder wen man ſuche?

— Harmloſe Bekanntſchaft, entgegnete Norbert lachend, ganz harmloſe! Mehr Sachen als Menſchen —

Ein gellender Pfiff zur Rechten unterbrach ihn, ein gellender Pfiff zur Linken antwortete.

Ludmillens Rappe fuhr in die Höhe.

Ein gellender Pfiff vor dem Zuge, ein gellender Pfiff hinter dem Zuge folgte.

Betroffen ſtand Alles ſtill, nur der Rappe wollte nicht ſtehen. Man ſah niemand.

Links und rechts hatte man ein enges Stangenholz junger Buchen, in welches der Weg vor etwa zwei Minuten eingebogen war nach rechts abwärts.

— Was iſt das? Was bedeutet das? rief vorn Medardo, rief hinten Norbert dem Jäger Gelling zu.

Dieſer zuckte die Achſeln.

Gellend wiederholten ſich die Pfiffe von allen Seiten. Es war unbehaglich für alle Theilnehmer der Expedition.

— Vorwärts, damit wir aus dem engen Holze herauskommen! commandirte Medardo, und Norbert hatte doch nun die Entſagung, daß er den Damen rieth, umzukehren. Er hoffte, ſie unten in Hernals wiederzuſehen, und drängte ſein Pferd durch die beſtürzt zur Seite weichenden Guardiſten nach vorn, um die Führung zu übernehmen.

Das enge Stangenholz endigte, und ein ziemlich hoher Unterwuchs von Kiefern bedeckte die ſanften Seitenlehnen eines Thales, in welches der reitende Norbert tapfer vorrückte. Der hindurchführende Weg auf der tiefſten Thalſohle war ſchmal und wenig betreten oder befahren. Es war der Eingang zu jener Kühbacher Einöde, in welcher Spath und Conrad ihren Hauptſchlag führen wollten.

Augenblicklich war Alles ſtill. Die Pfeifenden zogen ſich näher an einander, um aus den Kieferbüſchen hervor zum eigentlichen und doch gedeckten Angriffe überzugehen.

Die Ruhe dauerte aber nur kurze Zeit. Norbert und die Guardiſten waren eine kurze Strecke in die Einöde vorgerückt, und Ludmilla hatte hinten ihren Rappen noch nicht ſo weit zur Ruhe gebracht, daß er ſich auf dem ſchmalen Raume zum Rückwege wenden ließ — da krachten von links und rechts unten zu beiden Seiten der Guardiſten Schüſſe.

Dieſe bedenkliche Aeußerung hatte unmittelbare Folgen. Ludmillens Rappe drehte ſich wie ein geübter Tänzer jählings um und ging durch, Iſabellens und deren Diener Roſſe heftig zur Seite ſtoßend; Medardo's Hut flog vom Kopf, und die Guardiſten nahmen mit ziemlicher Berechtigung an, daß dies Fliegen des Hutes durch eine Kugel verurſacht ſei. Sie fuhren auseinander wie eine Schaar Krähen, unter welche eine Ladung Schrot fährt, und bemerkten es kaum, daß ihr Führer, der Jäger Gelling, dieſen Moment der Zerſtreuung ſeinerſeits benützte, um mit einem langen Schritte links zwiſchen die jungen Kiefern zu treten und zu verſchwinden.

Tapfer ſein zu ſollen, wenn man den Feind nicht ſieht, von welchem man angegriffen wird, das hat ſeine große Schwierigkeit. Die Guardiſten fühlten ſich nicht berufen, dieſe Schwierigkeit mit Glanz zu löſen. Sie dachten auf ſchnellen Rückzug. Norbert aber wollte ſein Cavaliersblut nicht verleugnen, und wollte auch nicht in ſeinem erſten weltlichen Unternehmen ſchmählich ſtecken bleiben. Er rief alſo ſeinen Leuten zu, ihm nach vorwärts zu folgen, es werde gewiß bald freier Raum kommen, der ſolchen Hinterhalt unmöglich mache, ja, man ſei wahrſcheinlich nahe am Ziele, und werde eben deshalb ſo meuchleriſch angegriffen. Medardo hatte während dieſer Rede ſeinen Hut geſucht und gefunden, und die zwei runden Löcher im Kopfende deſſelben hatten einen entſchiedenen Eindruck auf ihn gemacht. Nicht ohne Bläſſe des Antlitzes dieſes Zeugniß betrachtend, ſchritt er zu Norbert hin. Er hielt den Hut mit den Löchern ſtandhaft in die Höhe, zum Beweiſe, daß Grund vorhanden ſei die Sache zu überlegen, und zeigte mit unſicherer Hand abwärts ins dicht bewachſene Thal. Es ſehe keineswegs danach aus, als ob das üble Terrain da unten ſich verändern wolle, der Führer ſei verſchwunden, man ſei wahrſcheinlich verführt, und es ſei viel gerathener, raſch in das Stangenholz zurückzueilen, in welches man doch wenigſtens eine Strecke hinein ſehen könne, während man inmitten dieſer jungen Nadelholzbäume auf drei Schritte angeſchoſſen und erſchoſſen werden könne, ohne daß man den Gegner entdecke.

Daß ſich dieſe Beſprechung in die Länge zog, hatte *einen* gewiſſen Uebelſtand: ſie verſchaffte den Gegnern Zeit, ihre Gewehre wieder zu laden. Conrad beſonders that dies mit großer Haſt, und ſtopfte wieder eine Kugel in den Lauf, unbekümmert darum, ob man das ſchwere Aufſetzen desſelben durch den Ladeſtock hören und ihm durch Zuſchleichen beikommen könne. Er war beim erſten Schuſſe auf die „rothe Feder“, welche *er* ſich natürlich ausgeſucht, unſicher geweſen, ob er's bis zum Todtſchießen treiben ſolle, und hatte beim Abdrücken abſichtlich etwas hochgehalten. Jetzt aber, nach dem erſten Schuſſe, glich er einem Raubthiere, das Blut gekoſtet. Der zweite Schuß ſollte in Fleiſch und Knochen ſchlagen, dachte er jetzt, indem er ſich ſelbſt erhitzte, und — dachte er weiter, gleichſam um ſeine That durch den höheren Zweck zu erhöhen — Fleiſch und Knochen eines vornehmen Jeſuiten ſollen es ſein. Den Reiter, Norbert ſelbſt wollte er auf's Korn nehmen.

Die Angreifer im Dickicht hatten den Vortheil, an der Berglehne erhöht über ihren Gegnern zu ſtehen, und Conrad hatte ſich außerdem noch eine kleine Erhöhung des Bodens ausgeſucht, vor welcher nur niedrige Kieferſträucher ſtanden. Wenn er hinter ſeinem Bäumchen hervortrat, ſo überſah er unten Alles. Er war gerade fertig mit ſeiner Ladung, als Norbert den Vorſtellungen Medardo's nachgegeben und ſich zum Rückzuge entſchloſſen hatte. Um Ruhe und Tapferkeit darzuthun, behielt Norbert jetzt die letzte Stelle, als wollte und könnte er den Rückzug decken, ja im Bedürfniſſe eines übertriebenen Anſtandes wendete er ſeinen Kopf nach rückwärts und drehte mit dem Schwerte, das er gezogen, nach der verrätheriſchen Berglehne hinauf. Kaum hatte er dies gethan, ſo krachten wieder mehrere Schüſſe, und ſein Pferd ſtürzte zu Boden.

Die Gardiſten, nur die Schüſſe hörend und ſich nicht umſchauend, ergriffen nun unbedingt das Haſenpanier. Conrad's lautes und freches Gelächter ſchallte hinter ihnen her.

Dies Gelächter zog Spath und Genoſſen zum Bart Conrad. Auch den Jäger Gelling. Denn in den dichten Büſchen bedurfte es auch für ſie ſolch eines Zeichens zur Orientirung.

Spath war der Erſte, und er machte Conrad Vorwürfe, daß er ſcharf geladen und die vornehmſte Perſon niedergeworfen. Das ziehe Rache auf den Hals und halte zunächſt die Gegner hier im Walde feſt, wo ſie am Ende doch durch irgend einen Zufall den rechten Weg in die Förſterei entdecken könnten.

— Der Denkzettel iſt dem glatten Burſchen geſund' entgegnete Conrad. Viel wird er nicht einmal haben, denn ich habe vorne auf's Schulterblatt des Pferdes gehalten. Höchſtens hat er was ans Bein gekriegt.

Spath pfiff nun noch einmal, damit auch der noch fehlende Köhler ſich einfinden konnte, und dann brachen ſie nach Gelling's Rathe auf. Sein Rath ging dahin, daß ſie nun den richtigen Weg zur Förſterei, welcher auf dem Raſenſtreifen hineinführte, vorſichtig verlegen ſollten. Der Anführer mit der rothen Feder habe dort geſtutzt, und man ſei nicht ſicher, daß er auf dem Rückwege dort noch einen Verſuch mache rechts einzubiegen.

Man eilte alſo, die Guardiſten rechts im Bogen zu umgehen.

Unerwartet kam dieſen Kämpfern für das Aſyl in der Förſterei von anderer Seite Hilfe. Vom Hernalſer Schloſſe nämlich, und zwar von einer Seite, auf welche niemand mehr zu hoffen gewagt.

Frau Amalie war eine ernſte, gewiſſenhafte Natur. Sie fühlte ſich immer getrieben, Alles daranzuſetzen, wenn das gefährdet wurde, was ſie für recht und gut hielt. Obwohl eine ſchwächliche Frau, fühlte ſie ſich dann getrieben, auch ihre eigene Perſon einzuſetzen, ſelbſt wenn wenig Erfolg von dieſem Opfer zu erwarten ſtand. Da denn ihr Mann jede Hilfeleiſtung verſagte, und die kleine Ausrüſtung und Abſendung Spath's ihr ungenügend erſchien, ſo wollte ſie ſelbſt an Ort und Stelle. Einen Augenblick hatte ſie — wie ſchon erwähnt — geſchwankt, ob ſie ſich nicht auch Ludmillens bedienen ſollte, welche eben mit Iſabellen und Norbert nach den Pferden hinabgehen wollte in den Hof. Sie hatte bei Harrachs und hatte jetzt wohl erkannt, welch ein ſträfliches Feuer in dem jungen Jeſuiten aufloderte für Ludmillen, und der Gedanke drängte ſich ihr auf, dies zu benützen. Wenn ſie Ludmillen veranlaßte, ihre Macht zu gebrauchen, damit der Expeditionsführer abgelenkt und abgeführt würde von ſeinem Ziele, ſo koſtete dies nur einige kleine Künſte der Koketterie, für welche ja leider das ſchöne Mädchen ſchon begabt zu ſein ſchien. Aber ihr Inneres widerſetzte ſich dieſem Mittel; ſie verwarf es. Sie ließ die Reitergruppe hinweg ohne irgend eine Mittheilung. Aber ſie trug ihrem Diener auf, für ſie einſpannen zu laſſen, den kleinen offenen Wagen, der ſchmal und leicht für ihre Spazierfahrten durch Feld und Wald eingerichtet war. Nach dieſem Auftrage verließ ſie das Zimmer, in welchem der diesmal gegen ſie ſiegreiche Freiherr umherſchritt.

— Wohin gehſt Du?

— Meine Kleidung wechſeln! erwiederte ſie einfach.

Der Freiherr hatte ſich ſeines Sieges gefreut, ſo lange Andere zugegen waren, die allenfalls ſeine Haltung und ſeinen Erfolg bewundern konnten. Dieſe Stimmung änderte ſich jetzt.

Die ſtumme Ergebenheit ſeiner Frau fing an, auf ihm zu laſten.

Er verehrte ſeine Frau, und es war ihm eigentlich ein Bedürfniß, daß ſie all ſeine Handlungen billigte. Hatte die Eitelkeit ihn getrieben, ſich ſelbſtändig und gebieteriſch zu erweiſen, ſo blieb doch gleich darauf die Frage nicht aus: Was ſagt Amalie dazu? Biſt Du ihr gegenüber auch wohl zu weit gegangen? Haſt Du ihr unrecht, haſt Du ihr weh gethan? — Wenn ſie nun gar ſchwieg, wie jetzt, und in ihren kurzen Antworten keine Gereiztheit zeigte, ſondern nichts als ſtille Ergebung, ſo wurde ihm peinlich zu Muthe. Er war im Grunde gut, und er konnte es nicht vertragen, daß ſein Sieg errungen ſchien mit unlauteren Mitteln, mit Mitteln, welche ſeine Amalie nicht billigen mochte.

Hierin war ſein Stolz in der That der Weg zu ſeinem Adel.

Er ging immer raſcher umher und fürchtete nur, ſie würde nicht mehr eintreten ins Zimmer. Er wollte mit ihr ſprechen; aber es mußte ſich die Gelegenheit leicht und natürlich machen; er mußte ihr nicht nachlaufen müſſen. Unten fuhr der kleine Wagen vor. Drüben öffnete ſich die Thür ſeiner Frau.

Sie ging unmittelbar nach der Stiege zu.

Er fühlte ſich höchſt unbehaglich. Nachlaufen konnte er durchaus nicht!

Aber hinaustreten konnte er ja, um nach ſeinem Zimmer zu gehen, und dabei konnte er von fern rufen: „Wohin fährſt Du denn?“ — Ja, das konnte er, ohne ſich etwas zu vergeben.

Und ſo geſchah's. Und als ſie ganz einfach antwortete: „Zum alten Grafen!“ — da knüpfte er heftig an, wie ſie die Dinge übertreibe und wie ſie ihn ins Unrecht ſetze, als ob er unempfindlich und gemüthlos und was ſonſt noch ſei. Das habe ja doch gar keinen Zweck, daß ſie allein da hinauffahre. Wenn er auch nicht an gewaltſame Scenen glaube, wie ihre Phantaſie vorhin ausgemalt, ſo könne er doch ſie nicht einer ſolchen — Möglichkeit ausſetzen, und wenn denn ihr wunderlicher Eigenſinn abſolut dahinauf müſſe, ſo wolle er ſie wenigſtens begleiten und begleiten laſſen durch Dienſtleute.

— Die Knechte aus den Ställen, rief er über die Stiege hinunter, ſollen alle herbeikommen, ſogleich!

Der Diener aber erwiederte aus dem Hausflur mit lauter Stimme herauf:

— Es ſprengt eine Schaar Reiter über die Brücke in den Hof herein, gnädigſter Herr Baron!

So war es. Ein hochgewachſener älterer Mann, neben ſich auf kleinerem Pferde ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, hinter ſich ein berittenes Gefolge von etwa zehn Mann, galoppirte in den Schloßhof und parirte einen hohen Schimmel feſt und gelaſſen, indem er zu dem jungen Mädchen heiter rief: „Da ſind wir, Purzel!“ und dem Diener im Hausflur zuſchrie:

— Wenn der Freiherr daheim iſt, ſo ſag' ihm flugs: der Georg ſei da, der Leß aus Böhmen! Schwenk' Dich, wir haben Hunger und Durſt.

Dieſer blonde Mann von hohem, ſtattlichem Wuchſe, Ludmillens Vater, ſtand in den Fünfzigern. Das feine blonde Haar war aber erſt hie und da an den Spitzen weiß angehaucht, im vollen Barte war es ſogar etwas dunkler, als auf dem Haupte, und eine kerngeſunde lichtbraune Hautfarbe machte dies kleine Haupt — es war anmuthig klein im Verhältniſſe zu der wohlgebauten hohen Geſtalt — gleichſam leuchten von geſunder Lebensfriſche. Die blauen Augen ſchauten treu und fröhlich, die Bewegungen waren die eines Jünglings, und die volle Stimme klang immer wie herausfordernd zu Lebensluſt und Heiterkeit, als ſpräche ſie ununterbrochen: Freut euch des Lebens, ihr Menſchenkinder, dazu iſt es ja da vom guten Herrgott, welcher es uns geſchenkt hat.

In ſolcher Weiſe begrüßte er auch das Jörger'ſche Ehepaar, und ſo wurde er hier wie überall wieder begrüßt. Denn er war überall geliebt, überall willkommen. Es war, als ob der Sonnenſtrahl in das Haus dränge, welches er betrat, und das empfand Jedermann, und Jedermann fühlte ſich dadurch erfreut und dankbar für die Ankunft des guten, fröhlichen Loß. Die ſorglichſten, unzufriedenſten Menſchen pflegten im Stillen zu ſagen, wenn Loß ein paar Minuten bei ihnen war: 's iſt ja wahr, was quälen wir uns mit Sorgen und Gedanken, wir ſind Thoren! Das Leben iſt viel leichter und hübſcher, als wir uns einreden, das Leben iſt ein gut Ding, der Loß hat Recht! — Und ſie ſchüttelten ihm dankbar die Hände.

So that auch der Freiherr jetzt, den Loß von der peinlichen Gewiſſensfrage in Bezug auf die Scene mit ſeiner Frau nun raſch und gründlich befreite. Raſch und gründlich, denn er theilte dem Loß geſchwind ins Ohr mit, um was es ſich handelte, und daß er eben mit einigen Leuten hinauf wollte dem alten Grafen zur Hilfe, und daß Loß mitziehen könne ſammt ſeinen Reitern. —

— Freilich, freilich! Auf der Stelle! Wir werden doch den alten Knaben nicht den Pfaffen überlaſſen! Freut mich, daß ich ihn einmal wiederſehe. Laß nur ein Fäßchen Wein aus dem Keller holen und ein Dutzend Brode herbeiſchaffen. Ein Trunk und ein Biſſen für mich und meine Leute genügt, und iſt fix abgemacht, dann hinauf, hinauf, mein lieber, immer prächtig ausſchauender Jörger und meine verehrungswürdigſte Frau Amalie, meine getreueſte, edelſte

Muhme, der ich die ſchönen Hände und Füße küſſe für Alles, was ſie meiner leichtfüßigen Mille anthut, und was ſie der ganzen Menſchheit anthut, denn daß Du's nur weißt, Jörger, Du haſt den größten Schatz gehoben, der in Europa zu haben war, in dieſer Frau! Wenn ſie unglücklicherweiſe katholiſch wäre, ſo wäre ſie ſchon lange eine Heilige — nicht abwinken, nicht Nein winken, Frau Amalie, uns iſt's ja auch lieber, daß Sie noch menſchlich und irdiſch mit uns verkehren. Dem Jörger auch. Sehen Sie nur, wie ſeine Augen leuchten!

Ja, ſie leuchteten; denn er ſah, daß Alles ausgeglichen war, daß ſeine Frau die Unebenheit vergeſſen hatte. Nicht vergeben — das liebte er nicht — aber vergeſſen! Sie reichte ihm die Hand, als er auf Erledigung des Trunkes und Imbiſſes und auf ſofortigen Aufbruch drang, und er war nun in der Stimmung, die ganze Expedition der Wiener Stadtguardia zu Kraut und Rüben hauen zu laſſen, ja ſelbſt mitzuhauen.

Daß Ludmilla mit draußen, ja in Geſellſchaft der Feinde draußen ſei, kam dem Loß ſehr ſchnurrig vor.

— Wir wollen ſie zauſen, die Treuloſe! rief er, indem er ſich wieder in den Sattel ſchwang.

Aber zu „Purzel“ ſagte er doch, ſie müſſe zurückbleiben, denn es könnte bei der Gelegenheit blutige Köpfe ſetzen, und das würde ihrem jungen Köpfchen nicht beſonders gut anſtehen.

— Häng's Mäulchen nicht, Purzel, ich ſchick' Dir auch die Mille zurück, ſobald ich ihrer anſichtig werde.

Er wurde ihrer ſehr bald anſichtig, denn ſie kam verzweifelt ſchnell daher vom Schlachtfelde an der Kühbacher Einöde. Der Rappe war ſelbſt den Hohlweg hinab zur Rohrerhütte ſo ſtandhaft gejagt, daß zu beſorgen war, er würde Hals und Beine brechen, und die arme Reiterin wer weiß wohin ſchleudern. Seine Knochen aber waren jung, ſie ſtrauchelten nicht, und die Reiterin, von Jugend auf an den Sattel gewöhnt, ſaß feſt; es fehlte ihr nichts, als die Macht über den Zügel. Die Gefahr beſtand nur darin, daß der Rappe vom Wege abbiegen könne, denn alsdann wurde ſie zwiſchen den Bäumen abgeſtreiſt wie die Schale vom Kern, bei welcher Procedur keine Schale ganz zu bleiben pflegt. Der Rappe aber folgte inſtinctmäßig dem Wege, welchen er aufwärts gekommen, ſauſte durch Dornbach und ließ erſt im Sturmſchritte nach, als er das Hernalſer Schloß von weitem ſah.

Von da kam eben die Karawane, das kleine Gefährt der Frau Amalie voraus, neben ihm links und rechts der Freiherr von Loß und der Freiherr von Jörger, hinter ihnen ein Dutzend Reiter und mehrere bewaffnete Fußgänger.

Loß hatte vortreffliche Augen, er erkannte ſeine Mille von weitem und jauchzte auf wie ein Juchheſchreier auf dem Gebirg, und als ſie bei einander waren, da winkte er ſeinem Reitknechte, den Rappen am Zügel zu halten, damit er feſtſtehe, und dann hob er ſein Mädchen aus dem Sattel und ſetzte ſie ſich auf den Schooß — ſein Pferd war gut gezogen — und herzte und küßte ſie wie ein Liebhaber ſein Liebchen.

Nachdem nun raſch erzählt war, was mit ihr vorgegangen und warum er ſeinerſeits plötzlich doch von Horn aufgebrochen, hatte er ſie wieder auf den Rappen geſetzt, und ſie ritt mit. Denn ſie that's nicht anders. Purzel müſſe warten. Die Iſabella ſei ja noch zurück, und wiſſe nicht, was aus ihr geworden; die müſſe beruhigt werden, und ſie ſelbſt ſei gar nicht angeſtrengt, denn es ſei ja leicht und ſchnell da herabgegangen auf dem Rappen. Der Rappe allein habe die Unkoſten getragen.

Papa Loß fand lachend das Alles gut und ſchön, und freute ſich ſeines tapfern Mädchens, und als man in Dornbach der in Galopp daherkommenden Iſabella begegnete, meinte er:

— Da nun doch einmal ſchon zwei Frauenzimmer dabei ſind — und Frau Amalie brauchen wir zum Wegweiſen — ſo kann auch das dritte mitreiten. Wir ſtellen Euch ins Hintertreffen, wenn's losgeht.

Auch Iſabella ließ ſich's gefallen; ſie war auch neugierig, daß ſie nun ausführlicher erfahren ſollte, wer und was Alles da oben zu finden und zu ſchützen wäre. Sie glich dem Monde, der bei allen Stürmen gleichmäßig kühl am Horizonte dahinzieht.

Als die Karawane durch den Hohlweg hinaufgekommen war, wendete der Kutſcher der Frau Amalie ſein Gefährt links auf dem Raſenſtreifen hinein in den engeren Wald. Er hatte ſeine gnädige Frau ſchon mehrmals da heraufgefahren.

Spath und Conſorten geriethen in Aufregung, als ſie des herannahenden Geräuſches inne wurden; ſie rüſteten ſich eilig, denn ſie glaubten, die Guardiſten hätten jetzt doch den richtigen Weg entdeckt. Wie erſtaunt war Spath, als er an der Spitze des Zuges ſeine Herrſchaft entdeckte! Uebrigens war er und war Gelling gar nicht erbaut von dem Heranziehen der Karawane. Bei ſo vielen neuen Mitwiſſern war es nun doch wohl vorbei mit dem geheimnißvollen Aufenthalte des verehrungswürdigen Eremiten im Forſthauſe. In Frage kam nur noch, ob man den Rückzug der Guardiſten nicht doch noch beobachten ſolle. Beſonders nöthig ſchien es nicht mehr. Sie würden wohl Noth und Sorge genug haben, meinte man, ihren niedergeworfenen Hauptmann, der doch wohl beſchädigt ſei, von dannen zu bringen. Zudem wurde derjenige, welcher am ſorgfältigſten auf Sicherſtellung bedacht war, Spath, der Gärtner, von Frau Amalie in Anſpruch genommen. Sie ſendete ihn eiligſt voraus in die Förſterei, damit der alte Graf von dem Schrecken der Ueberraſchung bewahrt und von dem heranziehenden maſſenhaften Beſuche in Kenntniß geſetzt werde. Gelling hätte wohl auch noch den Beruf gehabt, die Guardiſten im Auge zu behalten, ihn aber befing eine andere, und zwar eine häusliche Sorge. Dieſe Maſſe von Menſchen werden gewiß, dachte er, Bedürfniſſe mitbringen in ſeine Behauſung, nämlich Hunger und Durſt. Der alte freigebige Herr Graf werde befehlen, daß man dieſen Bedürfniſſen genugthue mit Speiſe und Trank, woher ſollte Mutter Gelling ſo viel Nahrungsmittel nehmen?!

So zog man denn von dannen, und es wurde nichts angeordnet zur Sicherſtellung vor den Guardiſten.

Dieſe waren allerdings eine zeitlang gar nicht in der Stimmung geweſen, etwas Neues zu unternehmen. Aber ſeit jenem erſten Schrecken in der Kühbacher Einöde war eine Stunde vergangen; ſie hatten Zeit gehabt, ſich zu faſſen.

Als ſie auf der Flucht inne geworden, daß ihr Anführer fehle, waren ſie beſtürzt ſtillgeſtanden. Die Schmach wäre doch zu groß geweſen, ſich nicht um ihn zu bekümmern! Vorſichtig alſo hatte ſich Medardo mit einigen ſeiner Leute zurückgeſchlichen, und hatte Norbert beigeſtanden, daß er ſich unter dem todten Roſſe — es war mauſetodt — hervorarbeite.

Er war hart mitgenommen. Das Thier, mitten durch die Lungenflügel geſchoſſen, hatte ſich im Todeskampfe heftig gewälzt, aber der Tod war glücklicherweiſe raſch eingetreten. Norbert war bis zur Ohnmacht gequetſcht und gedrückt worden, und hatte deshalb nicht ſogleich Bewußtſein und Kraft gefunden, ſich frei zu machen.

Medardo, der Norbert dann dieſen Dienſt erwies, that es mit gemiſchten Gefühlen. Zunächſt fühlte er ſich doch nicht ſicher vor den undurchſichtigen Gebüſchen. Die Feinde konnten ja noch da ſein und konnten ſich von neuem unangenehm äußern. Er veränderte deshalb beim Hervorziehen Norbert's zum öfteren ſeine Stellung, um dem etwaigen Zielen Schwierigkeit zu bereiten, und dabei war ſein raſch aufblitzendes Antlitz verdrießlich ängſtlich. Alsdann aber zeigten ſich doch auch auf dieſem Antlitze die Lichter einer nichtswürdigen Schadenfreude, wenn er an den Gliedmaßen des bisher ſo gefürchteten vornehmen geiſtlichen Herrn zerrte. 's iſt ſchmählich, aber es iſt nicht zu leugnen: der langjährige Sklave geiſtlicher Herren empfand eine bösartige Genugthuung, daß endlich einmal auch ſeiner Herrſchaft ſchmerzlich mitgeſpielt würde.

Als Norbert auf den Beinen ſtand, ſchien es zweifelhaft, ob er ſich auf denſelben erhalten könne; er wankte bedenklich. Die Erſchütterungen waren arg geweſen, und es fand ſich auch, daß die Kugel ihn am Knie geſtreift hatte. Aber ſeine moraliſche Kraft erwies ſich doch zum Herrſchen geeignet: ſie ermannte ſich in kurzer Friſt und zwang die verſagenden Glieder zu leiblichem Gehorſam. Unter beiden Armen geſtützt machte er einige Schritte, und erklärte dann, daß er vermittelſt eines Stockes gehen könne. Der Stock ward abgeſchnitten, und nun ſetzte ſich Norbert — zum gelinden Schrecken Medardo's — in derſelben Richtung thalabwärts durch die Schlucht in Bewegung, in welcher der Marſch unterbrochen worden war durch den Ueberfall. Medardo hatte zu dieſer Richtung gar kein Vertrauen mehr, und war überzeugt, der gedeckte Ueberfall werde ſich über kurz oder lang erneuern.

— Um ſo raſcher müſſen wir trachten, aus der Schlucht hinauszukommen! erwiederte Norbert. Ruf' Deine Leute herab und vorwärts!

Die zögernd herankommenden Guardiſten ſuchten dadurch noch einen Aufſchub zu erwirken, daß ſie Sattel und Zaumzeug vom todten Pferde löſten; aber Norbert gebot ihnen, ſich damit nicht zu belaſten. Sie verſteckten es im Dickicht und marſchirten langſam hinter dem mühſam am Stock vorſchreitenden Führer.

Medardo's Zweifel beſtätigte ſich: die kaum wegſame Schlucht ſchien kein Ende zu nehmen, und als endlich links und rechts höheres Holz begann, da verſchwand auch unten auf dem Raſen die letzte Spur eines Weges. Norbert konnte nicht mehr widerſprechen, daß der nichtswürdige Jäger ſie in einen Holzweg geführt. Nun erklärte ſich auch das Aufhören des verdeckten Angriffes. Die Feinde hatten die irregeleiteten Guardiſten ihrem Schickſale überlaſſen.

Was nun? Selbſt Norbert mußte eingeſtehen, jetzt ſei nichts rathſamer, als umzukehren und ſich in Dernbach einen neuen Führer zu verſchaffen.

Sie kehrten um und marſchirten niedergeſchlagen wieder aufwärts nach dem Kamme oberhalb des Hohlweges, um da hinabzuſtolpern. Ein Guardiſt hatte nicht unterlaſſen, ſich mit Sattel und Zaum zu beladen. Man weiß, wie ſehr die Frühlingswärme ermattet; der arme Kerl ſchwitzte und ſtöhnte unter ſeiner Laſt, und da auch Norbert in Schweiß gebadet war, ſo ließ Medardo kurz vor dem Hohlwege eine Raſt machen. Während er ſich ſelbſt umſchaute nach einem alten Baumſtumpf zum Seſſel, wurde er inne, daß es derſelbe Punkt war, wo ſie des Morgens beim Kommen ſtillgeſtanden — richtig! da zog ſich der Raſenſtreif hinüber. Der war ihm ja beim Herwege ſchon aufgefallen, und jetzt — was ſah er?! Eine friſche Wagenſpur und weiterhin ganz friſchen Miſt von Pferden!

— Hier iſt ein Wagen nach uns gekommen! Das iſt ein Weg! Vielleicht der, welchen wir ſuchen!

Er ſpürte vorſichtig eine Strecke weiter und kam mit der Nachricht zurück: ſeine Vermuthung beſtätige ſich vollkommen.

— Wohlan denn, rief Norbert, dahinein! Ordnet Euch, macht Euch fertig! Du, wirf den Sattel weg! Vielleicht ſind wir ganz nahe am Ziele und haben einen Angriff zu beſtehen, denn unſere Feinde aus dem Hinterhalte da unten werden ſich wohl nun hier irgendwo auf die Lauer gelegt haben. Still und vorſichtig vorwärts!

Das wurde leicht. Der Raſenweg ging nur eine kurze Strecke durch enges Holz. Dann leitete er unter hohe Buchen, und hier war kein ſolcher heimtückiſcher Ueberfall möglich.

Es war jetzt ſchon die Mittagszeit vorüber. Die Sonne hatte Dünſte zuſammengezogen, welche ſich zu leichten Wolken geballt hatten und jetzt als warmer Frühlingsregen niederfielen.

Das kam ſcheinbar dem Guardiſtentrupp zu ſtatten. Die jetzt ſo zahlreichen Bewohner der Förſterei nämlich waren durch den Regen alle unter Dach und Fach genöthigt worden, und niemand konnte von fern bemerken, daß die Guardiſten in den Park einmarſchirten, vielleicht in ihre Mauſefalle! Vielleicht auch nicht! Zwanzig bewaffnete Männer, welche den Vortheil des Angriffs und der Ueberraſchung für ſich hatten, waren doch auch im Stande, dieſer allerdings wohl ebenfalls mit zwanzig Männern angefüllten Häuſer habhaft und mächtig zu werden.

Norbert und Medardo dachten nicht im entfernteſten an eine ſolche Anzahl von Gegnern. Die Gegner aus der Kühbacher Einöd' waren zweifelsohne gering an Zahl geweſen, und nur das unzugängliche Terrain hatte ſie furchtbar gemacht. Waren ſie alſo auch jetzt hier in den zwei Häuſern, mit ihnen war ſicherlich fertig zu werden. Ja, Medardo war der kecken Meinung: man ſolle keinen entwiſchen laſſen. Warum? Das Gelächter nach dem letzten Schuſſe, das Gelächter bei der Flucht da unten im Hohlwege war ihm ſo verzweifelt bekannt. Es hatte ihn auf die ärgerlichſte Weiſe an ſeinen Buſenfeind, an den Bart-Conrad, erinnert. Dieſen frechen Lacher zu fangen, war ein wichtiger Nebenzweck. Deshalb ſtellte er jetzt, ehe er eindringen mochte, Wachtpoſten aus um beide Häuſer. Norbert widerſprach zwar, denn der ſteinalte Graf werde ja doch nicht entlaufen können, aber Medardo wußte, was er wollte, und ſetzte ſeine Wachtpoſten durch.

In den Häuſern ahnte niemand den Ueberfall. Gelling kam nicht mehr zur Beſinnung, denn es war wirklich Speiſe und Trank nöthig, und Frau Gelling hatte den Kopf verloren. Gelling ſelbſt alſo mußte überall Hand anlegen und die Vorräthe zweckmäßig vertheilen. Nandl war ihm behilflich, und da bald Dieſer, bald Jener — beſonders Poldi, welcher gern den Tauſendſappermenter ſpielte — ſich eine kleine Freiheit bei ihr herausnahm, ſo war auch Spath durch peinliche Aufmerkſamkeit gefeſſelt. Denn ein Liebhaber wird innerlich ſehr beſchäftigt, wenn er dergleichen mit anſehen muß. So hatte auch Spath keine Gedanken mehr für auswärtige

Gefahr. Der Lärm war groß im Hausflur, wo die Dienſtleute des Freiherrn von Jörger und die Reitknechte der jungen Freiin Harrach untergebracht waren. Im Wohnzimmer Gelling's waren die Hernalſer Kutſcher und der Bart-Conrad um den Eßtiſch gruppirt, Herrn Loßens Reiter aber und der Köhler labten ſich drüben beim Gärtner Trumm, unbekümmert um den in hitzigem Fieber ſtöhnenden Odontius.

Alle Herrſchaftlichen waren drüben im großen Salon des alten Grafen, und wurden von Tſchirill bedient, ſo weit Bedienung nöthig war, denn die „Herrſchaften" — ſagte Gelling ſeiner Frau zum Troſte — die eſſen und trinken nicht ſo oft wie die gemeinen Leute!

Hier war der alte räthſelhafte Graf Mittelpunkt für Alle. Er litt ſehr darunter. Stundenlang hatte er den rohen Raupowa ertragen müſſen, und der ſchmeichleriſche Vetter Rudolph von Mitzlau hatte ihm ebenfalls keinen günſtigen Eindruck gemacht. Seiner Lebensweiſe und ſeinem Alter war zudem jede längere Geſelligkeit äußerlicher Art fremd geworden. Sie ſtrengte ihn an. Nun war ein neuer Schwarm hereingebrochen, allerdings wohl mit Perſönlichkeiten, welche ihm theils vertraut und lieb waren, wie Frau Amalie, theils ihn recht wohl anmutheten, wie der friſche Loß und die jungen Damen — denn er ſah gern junge Mädchen. Aber es war doch zu viel für ihn; er ſaß gebrochen in ſeinem Seſſel, und überließ dem redſeligen Loß die Koſten der allgemeinen Geſprächsführung. Dieſer trug ſie tapfer, denn er hatte auch Dinge zu berichten, welche die für jedermann wichtigen allgemeinen Angelegenheiten betrafen:

was in Horn beſchloſſen worden ſei, wo die evangeliſchen Landſtände Niederöſterreichs tagten, und wo eine lebhafte Verbindung mit den oberöſterreichiſchen, oder wie man lieber ſagte, mit den „obderennſiſchen" ſtattfand, wo man endlich im nächſten und lebendigſten Verkehr ſtand mit dem Aufſtande in Böhmen. Die ſüdweſtlichen Kreiſe von Böhmen grenzen dort unmittelbar an Oeſterreich, während ſich gegen Oſten überall Mähren dazwiſchenſchiebt, und dort im Weſten drängten ſich auch damals im erſten Jahre des Aufſtandes die Truppenbewegungen der Kaiſerlichen und der Böhmiſchen zuſammen. Budweis war der damalige Mittelpunkt. Man ſchlug ſich noch nicht, aber man beobachtete ſich, man wechſelte drohende Redensarten, die ihre „Wenn" und „Aber" hinter elaſtiſche Rechtsausdrücke verſchanzten, bis der Moment gekommen wäre, alle „Wenn" und „Aber" mit dem Schwerte zu durchhauen.

— Und das kann nun jeden Tag eintreten, meinte Leß, denn unſere Herren Directoren in Prag haben durch ein offenes Patent unter Ankündigung der allerſchwerſten Strafen die Weiſung erlaſſen, das Volk zu Roß und zu Fuß in Bereitſchaft zu halten, und durch Friedensanträge des Königs — des ſogenannten — ſich nicht irremachen zu laſſen. Die bisherigen Kaiſerlichen — denn jetzt ſind ſie's ja nicht mehr, da es keinen Kaiſer mehr giebt — haben durch Boucquoi unſeren Anführern einen Waffenſtillſtand anbieten laſſen. Aber die Unſrigen haben kurzweg erwiedert, hiezu hätten ſie von den Directoren keinen Befehl, und haben den Boucquoi aufgefordert, das böhmiſche Land zu räumen, da man ja nach des Kaiſers Tode gar nicht abſehe, in weſſen Namen er jetzt noch das Commando führe. Dieſer Boucquoi aber wird nun auch kurz angebunden, und es gilt für ausgemacht, daß dieſer walloniſche Kriegsmann vom Erzherzog Albrecht in den Niederlanden ganz und gar an den Herrn in Wien abgetreten worden iſt, und als Feldhauptmann den Krieg leiten ſoll. Ebenſo der Dampierre. Sie holen ſich die ganze Kriegsleitung aus den Niederlanden, und unſer Thurn wird aufpaſſen müſſen, denn ſie haben da draußen mit den Spaniern das Kriegshandwerk gründlich erlernt. Kurz, während wir hier ſchwatzen, kann's drüben ſchon losgegangen ſein, wenn's nicht immer noch an Geld fehlt diesſeits und jenſeits der Donau. Es iſt aber auch grauſam, was das Kriegführen Geld koſtet! Der Budowa hat mir neulich geſagt, daß wir monatlich 200,000 Gulden brauchen, um den Sold zu zahlen und nur das Nöthigſte zu beſtreiten. Daß ich Dich, Wilhelm, hier bei Wien finde — ſetzte er gegen Raupowa gewendet hinzu — iſt ein ſchlimmes Zeichen. Drüben wartet Alles auf Dich und die Gelder, welche Du eingetrieben.

— Ich bin eiligſt drüben, erwiederte Raupowa, ſobald Dein Nachbar, der Zierotin, ſeine Truhen aufſchließt und ſeinen Theil beiſteuert.

— Schließt auf, alter Herr, ſchließt auf! Was ſoll Euch der Mammon bei ſo hohen Jahren, und gar einem Philoſophen wie Ihr ſeid? Diogenes war mit einer Tonne zufrieden und mit etwas Sonnenſchein! Ihr ſeid ja der mähriſche Diogenes; ſchließt auf!

— Wofür? Wozu? ſagte leiſe vor ſich hin der alte Herr.

— Für Vaterland, Freiheit und Religion! ſchrie Raupowa.

— Für die gute Sache! rief Loß.

— Für's Vaterland? fragte Zierotin zurück und richtete ſich ein wenig auf. Ihr mögt Recht haben, daß ich durch mein langes Wandern für dies Wort und dieſen Begriff etwas zu wähleriſch geworden bin. Die *Menſchheit* iſt mir zu wichtig geworden, und darin mag eine Schwäche liegen. Es iſt eine Stärke, ſeinem nächſten Kreiſe ganz anzugehören, ſeinen verwandten Kreiſen ſich opfern zu können. Scheltet darum mein Schickſal, ſcheltet auch mich. Es mag verdient ſein. Aber laßt auch mich ſchelten. Was macht Ihr aus unſerem Vaterlande?! Da ſagt mir der junge Mann hier — und er deutete auf Hans, welcher zwiſchen Ludmilla und Iſabella an der Glasthür ſtand — Ihr habt eine Commiſſion eingeſetzt, welche unſere ſlaviſchen Landeskinder von den deutſchen Landeskindern trennen, und die letzteren allmälig austilgen ſoll. Die deutſchen Landeskinder ſollen fortan nur in unſerer ſlaviſchen Sprache unterrichtet werden, und Kinder, welche der ſlaviſchen Sprache nicht mächtig ſind, ſollen ausgeſchloſſen ſein von dem Erbrechte an die liegenden Güter ihrer Eltern. Vor den Gerichten habe allein die ſlaviſche Sprache zu gelten, in dieſer nur ſei der Religions-Unterricht zu ertheilen, in dieſer nur ſei zu predigen, und jeder Geiſtliche, der deutſch predige, ſei aus dem Lande zu jagen. Iſt dem ſo?

— Ja! ſagte Raupewa mürriſch.

— Leider! ſagte Leß.

— Iſt das unſer Vaterland? Was wird ſo aus unſerem Vaterlande? Ein Land, das wir nicht kennen, ein Land, das ich nicht möchte, das eine große Anzahl der jetzigen Bewohner nicht möchte. Ein anderes, in überlebte Jahrhunderte zurückgedrängtes Land. Die ſlaviſche Sprache meiner Heimath iſt mir lieb und werth. Nicht minder die Sitte und Art meiner Heimath. Aber dies iſt noch nicht das Weſen meines Vaterlandes. Die Sprache, die Sitte und Art unſerer ſlaviſchen Abkunft iſt ſeit Jahrhunderten vermiſcht worden mit deutſchen Beſtandtheilen, ja ſie iſt gerade in allen Dingen der Bildung mit deutſchen Beſtandtheilen verwachſen, von deutſchen Beſtandtheilen überwachſen. Soll dieſe Bildung ausgeriſſen werden aus uns? Sollen wir wieder Kinder werden? Wißt Ihr, was das heißt, wenn ein Volk ſeine ganze geſchichtliche Entwicklung ausſtreichen oder wenigſtens verleugnen will? Es heißt Selbſtmord. Die geſchichtliche Entwicklung iſt der Geiſt Gottes, wie er ſich in einem Volke entfaltet hat. Und ihn wollt Ihr austreiben? Geiſtig tödten wollt Ihr Euch, um eigenthümlich aufzuleben? Und was für eine Eigenthümlichkeit kann im glücklichſten Falle entſtehen? Die eines rohen, in der Welt, die Euch umgiebt, fremdartigen Geſchöpfes. Ein ſolches Geſchöpf iſt von allen Hilfsmitteln entblößt, welche zum Beſtehen und Gedeihen unter ausgebildeten Völkern nöthig ſind; es iſt den Nachbarn nicht mehr gewachſen, denn die bloße Macht der Fauſt iſt ſelbſt im Kriege heutiges Tags ſchon eine geringe, und da es den Nachbarn bald hinderlich erſcheint, weil es wie ein Stein unergiebig im Wege liegt, ſo wird es angegriffen, wird unterjocht und wird zerſtört. Dies iſt das Endziel, auf welches Ihr losſteuert. Sind Euch aber dieſe Gedanken zu ſpitzfindig, nun wohl, ſo ſchaut auf die Erfahrung, welche unſer Vaterland gemacht hat, und gerade in der Richtung gemacht hat, welche Ihr jetzt wieder einſchlagt: ſchaut auf Eure Vorfahren, auf die Huſſiten, die juſt vor zwei Jahrhunderten aufſtanden, wie Ihr jetzt aufſteht. Sie erfüllten das Heilige römiſch-deutſche Reich mit dem Schrecken und der Macht ihres Namens, ſie herrſchten unumſchränkt in allen ſlaviſchen Marken des deutſchen Reiches, ſie trugen ihre ſiegreichen Waffen bis an die Oſtſee auf der einen Seite, bis gegen die Weſer und den Rhein hin nach der anderen Seite, und ſie hatten etwas vor Euch voraus, was überwältigend zu ſein pflegt: eine wirkliche, eine gründliche Reform der Kirche, eine eigene, auf ihrem Boden erwachſene Reform, und für ſolche ſelbſtändig neue Reform einen unerſchütterlichen Glauben an ſich ſelbſt, an ihren Beruf, eine märtyrerartige Hingebung, eine Nüchternheit und Entſagung ohnegleichen, kurz., lauter Eigenſchaften, die Euch heute fehlen. Und was erreichten ſie? Krieg und Peſtilenz und Untergang. Und warum? Weil ſie gegen den Strom der geſchichtlichen Entwicklung anſchwimmen wollten mit ſlaviſcher Abſonderung. Sie unterdrückten, wie Ihr es jetzt thun wollt, die deutſche Sprache und deutſche Art, welche die Bildung in unſerer Heimath vermittelt hatte, und ſie fanden deshalb in ſich keine Ausbildung, weil ſie die geiſtigen Mittel unter die Füße traten, fanden *ringsum* bei allen Nachbarn keine Anknüpfung, ſondern Widerſtand, bei all den Nachbarn, welche übrigens bereit geweſen wären, eine Reform der Kirche gemeinſchaftlich mit ihnen durchzuführen, und gingen unter in Rauch und Brand und Schutt und wüſter Zerſtörung, ein furchtbares Denkmal irrthümlich verwendeter rieſiger Kräfte. Soll eine ſo theuer gekaufte Erfahrung nutzlos gemacht worden ſein in unſerer Heimath?! So ſcheint es; denn Ihr betretet in Prag denſelben unglücklichen Weg. Nun denn, ich alter Mann ſage Euch mit aller Kraft ſchmerzlicher Ueberzeugung: Ihr werdet an dasſelbe Ziel gelangen, wie die Huſſiten. Ja, ich ſage Euch noch Schlimmeres, ich ſage Euch: Das Unglück meiner Heimath iſt noch größer, wenn Ihr länger dauernde Erfolge erringt, als die Huſſiten errangen. Dann iſt Euch der Fluch Eurer Enkelkinder gewiß. Warum? Weil Eure Kinder und Kindeskinder alsdann, in Eurer armſeligen Abſperrung aufgewachſen und erzogen, plötzlich entdecken werden, daß ſie ein zurückgebliebenes Volk bilden, welches den geiſtig überlegenen langſam, aber ſicher zur Beute wird. Da braucht es keines Krieges und keiner Gewalt, der *reicher* ausgebildete Geiſt, von welchem Ihr die Eurigen ausgeſchloſſen, unterwirft die Eurigen unmerklich und ganz und gar, und aus den böhmiſchen Herren entſtehen im Lauf der Zeiten böhmiſche Dienſtboten. Aus den Slaven, welche die deutſche Bildung verachten zu dürfen gemeint, entſtehen Sklaven der Deutſchen, und unſer Volk verliert ſich in Küchen und Ställe, mühſam zum Lebensunterhalt einzelne

Brocken der Sprache erlernend, welche ihre hochmüthigen und gedankenloſen Ahnherren aus den Grenzen gepeitſcht.

— Lirum larum! murmelte halblaut Raupowa.

— Wahr, ſehr wahr! ſtöhnte Loß vor ſich hin, als der tief erregte alte Graf eine Pauſe machte, welche allem Anſcheine nach nur ſeiner körperlichen Erſchöpfung zugeſchrieben werden durfte.

Er ſchien weiterſprechen zu wollen, und die Geſellſchaft ſchien das zu erwarten. Die Zuhörerſchaft hatte ſich ſogar vergrößert: Tſchirill nämlich hatte, trunken vor Stolz über Macht und Gaben ſeines Gebieters, in Golling's Stube hineingerufen:

— Gnädigſter Graf halten Predigt, Predigt oh!

Das hatte Spath, Golling und ſelbſt den Bart-Conrad an die Thür hingezogen, welche Tſchirill offen hielt. Das Wort Predigt war ein populärer Begriff geworden ſeit der Reformation, und eine freigeſprochene längere Rede iſt zu allen Zeiten ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und Achtung geweſen, beſonders bei den gemeinen Leuten, welche dieſes Talent, einen größeren Zuſammenhang öffentlich aufzubauen, ungemein hochſchätzen.

Was ſie nun hier hörten, das ſchmeckte dieſem niedrigeren Publicum ſehr wohl: die ſlaviſchen Zuthaten waren Keinem genehm geweſen, ſelbſt dem Bart-Conrad nicht, welchem doch ſonſt kein Aufſtand unerwünſcht war.

Freiherr von Loß unterbrach die Pauſe. Es ſchien, als wollte er mehr hören.

— Ich hab's immer geſagt, rief er gegen Raupowa hin, daß wir mit der Feindſeligkeit gegen das Deutſche Dummheiten machen! Die Freiheit wird das ausgleichen müſſen, die Freiheit und die Religion, denn darin, Papa Zierotin, ſind wir vernünftig, das werdet Ihr ſchon zugeben, wie?

— Freiheit? Vernünftig in der Freiheit? begann der Alte aufs neue, indem er ſeine ſinkenden Kräfte durch die Gedankenkraft ſolchen Themas gewaltſam neu zu beleben ſuchte. Gott ſtärke Euch darin, denn Ihr habt auf dem Wege der Freiheit viel zu thun und viel gutzumachen. Frei ſein und frei machen iſt eine höchſte Aufgabe des Menſchen, iſt eine Lebensader der Religion. Wohl Euch, wenn Ihr ernſtlich darangeht, und nicht blos äußerlich. Aber es ſteht zu fürchten, daß Ihr die Freiheit Eurer Gelüſte für die Hauptſache haltet, und daß Ihr nicht ahnt, die Freiheit fordere, wie alles Große auf Erden, einen ſchweren Dienſt. Ihr ſprecht ja zunächſt ſchon immer nur von Eurer Freiheit. Unſere Freiheit, unſere Freiheiten wollen wir haben! ruft Ihr auf allen Straßen. Die Freiheit eignet nicht Einzelnen. Sie iſt kein abgeſperrter Raum, ſie iſt eine Luft des allgemeinen Daſeins. Wer Freiheiten will, der will Ausnahmen; das Weſen der Freiheit iſt die ausnahmsloſe, iſt die allgemeinſte Gerechtigkeit. Was Du nicht willſt, daß man Dir thue, das thue einem Andern auch nicht! ſagt der Heiland, und lehrt damit das Grundgeſetz der Freiheit. Denkt Ihr, die Ihr die Bibel vor Euch einhertragt, denkt Ihr an dieſen Spruch? Ich glaube kaum. Zuvörderſt denkt Ihr nur an einen politiſch engen Kreis:

Ihr wollt vom Kaiſer befreit ſein und von den öſterreichiſchen Landen, Ihr wollt eigenmächtig ſein und nennt dies Eure Freiheit. Gut; ich will annehmen, daß Ihr damit reine Zwecke verfolgt, ich will annehmen, daß Ihr zu dieſem Wunſche und Ziele berechtigt ſeid durch mannigfache Störungen und Rechtsbrüche, welche Ihr zu erdulden gehabt von dem bisherigen Oberherrn. Ich will nicht fragen, ob dieſe Störungen und Rechtsbrüche nicht auch von Euch ausgegangen ſind. Ich will eintreten in Eure Folgerung: Ihr ſollt frei ſein von der Oberherrſchaft in Wien. Was habt Ihr dann vor? Geſteht es offen ein! Ihr habt dann vor, Euch abzuſchließen und abzuſperren von den öſterreichiſchen Landen und ein ſlaviſches Herrenreich zu gründen, welches ein Eroberungsreich werden ſoll für die Länder, welche Ihr erreichen und überwältigen könnt. Ich will auch darüber nicht verſchnell abſprechen. Es mag eine Eroberung geben, welche ſich durch große Zwecke rechtfertigt oder verherrlicht. Habt Ihr einen großen Zweck? Ihr nennt vielleicht die evangeliſche Lehre. Damit täuſcht Ihr niemand. Die Glaubenslehre iſt Euch nur ein Mittel zum Zwecke. Ein ſlaviſches Herrenreich iſt Euer Zweck; Generalſtaaten zu Lande wollt Ihr werden, wie die Holländer es ſind zur See, unterjochen wollt Ihr ohne irgend einen Gedanken innerer Bildung.

Das Sklaventhum im Gegentheile, fuhr der alte Graf fort, welches unter den ſlaviſchen Völkerſchaften noch in wildem Unkrautsgedeihen ſproßt, gerade dies Sklaventhum mit ſeiner Leibeigenſchaft, mit ſeinen wilden Herrenrechten der erſten Jungfernnacht und dergleichen, das lockt Euch, das iſt das gemeine Ziel Eurer Freiheit. Bleib ſitzen, Raupowa, Du biſt nicht der Mann zu widerſprechen. Du gehörſt zu den Directoren Böhmens ſeit Jahr und Tag; haſt Du, haben die Deinen ſchon den kleinſten Vorſchlag in Rede gebracht, das Sklaven- und Helotenthum des böhmiſchen Bauernſtandes auch nur zu erleichtern und zu verbeſſern? Ich ſpreche gar nicht vom Aufheben. Mit nichten. Ein ſolcher Vorſchlag iſt Euch nicht eingefallen. Ihr fändet ihn lächerlich. Das Evangelium, welches Ihr predigen läßt, iſt für Euch ſelbſt ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Die Schlachtfelder für Eure Herrſchaft ſoll Euer Bauer düngen, das habt Ihr vor, und Ihr rechnet Euch das als Opfer an; denn Ihr verliert in dem todtgeſchlagenen Bauer immerhin einen Leibeigenen —

Hier ſtockte der Redner, als ob er den dumpfen Lärm gehört hätte, welcher ſich drüben im Hausflur vor des Gelling Stube erhoben hatte. Die Zuhörer an der Thür, Spath, Gelling und Conrad hätten ihn doch noch eher hören ſollen, aber ſie waren mit allen Sinnen bei den Worten des Redners, Worte, welche in damaliger Zeit ſehr neu und wunderbar waren für niedrig geſtellte Leute. Und der überall dreiſte Conrad ließ ſich auch fortreißen, als der Redner innehielt, zu dem Rufe:

— Weiter, alter Herr, immer weiter! Ihr ſeid brav!

— Hinaus mit dem Bauer! rief der ſchwer geärgerte Raupowa, indem er in die Höhe ſprang und auf Conrad zuging.

— Ich bin kein Bauer, böhmiſcher Herr! entgegnete Conrad, verſchwand aber plötzlich nach rückwärts, als ob ihn eine Teufelskralle umgeriſſen.

Dieſe Kralle gehörte der „rothen Feder“. Sie war mit ihren Guardiſten unbemerkt in den Hausflur eingedrungen. Dort hatten ſich die Guardiſten auf die überraſchten Dienſtleute geworfen, und da die Thüren offen ſtanden bis zu dem Saale, ſo hatte Medardo des Bart-Conrad's Stimme und Rede gehört und war nicht ſäumig geweſen, ſich ſogleich auf den Erbfeind zu ſtürzen und ihn hinterrücks niederzureißen. Zwei Guardiſten, ſeine Leibtrabanten, waren dicht bei ihm — er hatte ſie ſchon vorher unterrichtet, was zu thun ſei, wenn der Erbfeind angetroffen würde — und beſchäftigten ſich eiligſt und geſchickt, dem niedergeworfenen Oberöſterreicher die Arme feſtzubinden.

— Du kommſt ſpäter dran, Du ehrlicher Führer! herrſchte Medardo dem verdutzten Jäger Golling zu, und trat in den Saal, nach dem alten Grafen von Zierotin rufend.

Die Reihe des Staunens war nun an ihm, als er ſo zahlreiche Geſellſchaft vorfand, und Norbert, welcher unmittelbar nach ihm mit gezogenem Schwerte eintrat, war wie von einem Blitzſtrahle geblendet, als er die unerwarteten Männer alle vor ſich ſah und im Hintergrunde auch noch die Damen.

Eine kurze Weile blieb es unentſchieden, ob ſich dies Zuſammentreffen comödienhaft ausgleichen werde. Die Bekanntſchaften und Beziehungen kreuzten ſich gar ſo wunderlich. Der zierliche Jeſuit war ja noch vor einigen Stunden Gaſt im Hernalſer Schloſſe und die Damen waren in ſeiner Begleitung geweſen! Aber die Weile war nur kurz. Junker Hans hatte die Frage Medardo's nach dem Grafen Zierotin ſehr ernſt genommen, war vorgeſprungen und hatte die „rothe Feder“ kurzweg bei der Kehle gepackt. Spath hatte geſchrieen:

— Es ſind die Jeſuiten aus Wien, die uns überfallen!

Conrad hatte ſeine brüllende Stimme erhoben, während er ſich mit allen Leibeskräften wehrte; die im Hausflur überraſchten Dienſtleute hatten ſich, ebenfalls unter lautem Geſchrei, ermannt, und Gelling hatte das Fenſter aufgeriſſen und nach Trumm's Wohnung hinüber, wo die Mehrzahl der Loß'ſchen Reiter untergebracht war, nach Hilfe gerufen. Kurz der Lärm ſteigerte ſich ſo ſchnell, ſo nachdrucksvoll und ernſtlich, daß nun auch Loß und Raupowa und Junker Rudolph und ſelbſt der Freiherr von Jörger ihre Schwerter zogen und der comödienhafte Charakter ſofort verſchwand. Die Damen eilten zum alten Grafen, welcher auf ſeinem Seſſel zurückgeſunken war und in Abſpannung theilnahmlos zu verharren ſchien. Raupowa ſchlug mit eherner Fauſt dem Norbert, in welchem er den Jeſuiten-Zierotin erkannte, die Waffe klirrend aus der Hand; Hans warf die „rothe Feder“ mit einem geſchickten Ruck zur Erde, und Loß drang hinaus zu dem brüllenden Conrad, die Widerſacher desſelben mit flacher Klinge dergeſtalt über die Köpfe hin bearbeitend, daß ſie taumelnd von ihrem Schlachtopfer abließen.

Die Förſterei ſchien wirklich eine Mauſefalle für die Guardiſten zu werden. Sie hielten aber doch nicht übel Stand, und als die Vorpoſten von dem gegen Erwarten ſtarken Lärm herbeigeſprengt wurden, entſpann ſich außen unter der Allee ein kriegsmäßiger Kampf zwiſchen ihnen und den aus Trumm's Wohnung herausſtürzenden Leß'ſchen Reitern. Aus dem Hausflur drängten ſich die Ringenden ebenfalls dahinaus, und der befreite Conrad trieb noch hinaus, was innen zögerte, ſo daß es unter dem ſprühenden Frühlingsregen da außen auch Schläge regnete nicht unbedenklicher Gattung. Bart-Conrad hatte ſich, er wußte wohl ſelbſt nicht warum, das Schlachtgeſchrei erwählt: „Der Antichriſt kommt!“ und die Leß'ſchen Reiter ſchrieen es nach, und das mochte wohl die Veranlaſſung ſein, daß ſich plötzlich ein kleines Männchen im blanken Hemde unter die Kämpfenden ſtürzte, mit kreiſchender Stimme ſchreiend:

— Der Antichriſt iſt da, der Antrichiſt! In die Hölle mit ihm!

Dieſe abſchreckende Erſcheinung des armen Drentins, der unter den hauenden Waffen umherſprang wie ein indiſcher Fakir, brachte einen augenblicklichen Stillſtand zuwege, denn die gemeinen Kriegsknechte glaubten eine Höllenerſcheinung unter ſich zu ſehen.

Leß, Raupowa und Rudolph traten eben aus dem Hauſe, und ſahen ſtaunend auf das wunderliche Bild. Raupowa hatte dabei ohne irgend welchen Anſtand Norbert vor ſich hergeſchoben, welchen er ſich zum dauernden Stichblatt auserwählt zu haben ſchien, und Norbert erkannte auf der

Stelle in dem tanzenden Fakir den ungariſchen Abgeſandten Bethlen Gabor's, welcher in der Todesnacht des Kaiſers eine ſo verdächtige Erſcheinung in der Stallburg geſpielt hatte. Die Entdeckung war ihm höchſt willkommen, wenn er nur ſelbſt erſt wieder der zudringlichen Fauſt Raupowa's ledig geweſen wäre.

Man wußte nicht, ob der herumſpringende und ſchreiende Gnom getroffen worden ſei von den Hieben, zwiſchen denen er plötzlich zum Vorſchein gekommen, man ſah kein Blut an ihm, und jedermann empfand ein Grauen, dieſe häßliche kleine Geſtalt zu berühren. So wurde der unglückliche Odentius, welchen Gewiſſenspein und erſchöpfte Lebenskraft in den Wahnſinn des Fiebers geſchleudert, der Gegenſtand eines peinlichen Schauſpiels, und die Veranlaſſung, daß dem Blutvergießen vorgebeugt wurde. Denn der Eindruck war für Alle ablenkend, und da allmälig alle in der Försterei vorhandenen Männer hergekommen waren — mit Ausnahme des alten Grafen, welchen die Frauen zu pflegen und zu beleben ſuchten — ſo ſtellte ſich für die Guardiſten und ihre feſtgehaltenen Führer von ſelbſt heraus, daß ſie unter eine überlegne Macht hineingerathen ſeien. Die meiſten von ihnen waren bereits in ihren Nebengedanken darauf bedacht, ein geſchicktes Reißaus zu verſuchen, ſobald das tanzende Männlein zu einer Endſchaft gelangen und ein Zuſammendrängen um ſich herbeiführen würde.

Das ſchien ganz nahe zu ſein. Die Sprünge des armen Männleins wurden immer matter, und die Stimme wurde immer heiſerer, welche kaum noch verſtändlich lallte:

— Der Antichriſt — der Satan — greift nach mir — weil ich tödten — gewollt — gewollt — gewollt —

Und wie der Kreiſel eines Knaben aus dem Drehen flugs in ein kurzes Stehen und Schwanken übergeht, und dann rollend umfällt, ſo ſtand und ſchwankte Odentius jählings und fiel auf den Erdboden leblos dahin.

— Friede ſeiner Seele! ſprach in gebrochenem Deutſch eine ſchluchzende Stimme, und ein barhäuptiger Mann trat aus dem Kreiſe hervor und kniete an dem Unglücklichen nieder.

Es war Tſchirill, welcher ſeit Jahren den Odentius gekannt hatte, denn ſeit Jahren war der fanatiſche Prediger von Zeit zu Zeit zum alten Grafen Zierotin gekommen und war immer im Streit von ihm geſchieden.

— Friede ſeiner Seele! ſprach nach Tſchirill eine zweite Stimme ebenfalls in fremdartigem Deutſch, und Alle ſahen aufwärts, denn die Stimme kam von oben herab.

Auf einem hohen Maulthiere ſaß ein Benedictiner in ſeinem langen Ordensgewand, und er ſtreckte von da ſegnend eine magere lange Hand über die Waffenträger hinweg. Scheu wichen dieſe von beiden Seiten auseinander.

— Betet für die erlöſte Creatur ein Vaterunſer! ſprach in tiefem Tone der Benedictiner.

Jedermann gehorchte; man hörte eine Minute lang nur das Fallen der Regentropfen auf die Dächer.

— Trage den Leichnam in eine Kammer hinein, Tſchirill, und beſtatte ihn nach dreien Tagen, wenn es ein Leichnam iſt, unter der großen Fichte. Aber ſage Deinem Herrn nichts davon; ich werd's ihm ſagen. — Und nun, fuhr der Benedictiner fort, bitt' ich um Aufſchluß: Was haben die bewaffneten Schaaren zu bedeuten hier in einem friedlichen Hauſe unſeres Ordens?

Der Freiherr von Jörger nahm das Wort und berichtete, daß es unter Anführung eines Jeſuiten auf die Wegführung des alten Grafen Zierotin abgeſehen geweſen ſei.

Der Benedictiner blickte auf Norbert herab. Sein großes lichtblaues Auge unter grauen buſchigen Augenbrauen laſtete ſtreng und ſchwer auf dem Jeſuiten, welcher dreiſt aufzublicken verſuchte. Aber es ging von des Benedictiners fuchſigem Haupte, welches die Capuze gegen den Regen einhüllte, ein mächtiger Druck aus, und Norbert's Blick wurde unſicher.

Dieſer Benedictiner war der Pater Regens aus dem Schottenkloſter, — der ſogenannte, denn eine officielle Bezeichnung war der Ausdruck „Pater Regens“ nicht. Der Pförtner hatte ihm des Morgens den Beſuch des Jägers Gelling angekündigt mit denſelben dringenden Worten, welche Gelling vor dem Pförtner geäußert hatte. Alsdann war Gelling ausgeblieben.

Dies hatte den Pater Dunſtan — ſo war ſein Name — beſorgt gemacht, und er war ſelbſt da heraufgeritten, wie er öfters zu thun pflegte. Denn er beſorgte die weltlichen Angelegenheiten ſeiner Abtei, und war in dieſen Geſchäften öfters über Land.

Der Streit, welcher ihm hier entgegentrat, war ihm ſehr unerwünſcht. Ein principieller Antrag desſelben gegen die Jeſuiten, wie feindlich auch er und ſein Orden den Jeſuiten geſinnt war, konnte nicht in ſeiner Abſicht liegen. Denn das Aſyl des alten Zierotin war ein mißlicher Gegenſtand. Zdenko von Zierotin galt für einen notoriſchen Ketzer. Ihn aufgenommen, verborgen und geſchützt zu haben, konnte er kaum vor den Seinigen verantworten, und er mochte und konnte dieſelben nicht in ſolche Verantwortung hineinziehen gegenüber dem Jeſuiten-Orden, welcher in der Hofburg herrſchte, und alſo in weltlichen Dingen jedem andern Orden überlegen war.

Deshalb ließ er es eine zeitlang bei dem ſtrengfragenden Blick bewenden, und erſt als Norbert hartnäckig ſchwieg, fragte Pater Dunſtan:

— Seid Ihr der Führer der bewaffneten Schaar, und iſt es Eure Abſicht geweſen, einen Greis von hier fortzuführen?

— Dieſer Greis iſt ein Todfeind unſerer heiligen Kirche und iſt mein Verwandter, erwiederte Norbert. Es ſteht mir zu, ihn aufzuſuchen, aus vielen Gründen. Daß ich ihn unter dem Schutze des Benedictiner-Ordens gefunden, iſt merkwürdig genug und wird an geeignetem Orte zur Sprache kommen. Außerdem ſteht hier gar nicht die Frage, ob ich um ſeinetwillen gekommen ſei. Dieſes Freihaus der ſchottiſchen Benedictiner beherbergt eine Auswahl gefährlicher Menſchen. Der Leichnam, welcher da fortgetragen wird, iſt ein furchtbares Zeugniß. Vorgeſtern Abends war dieſer vom Rache-Engel getroffene Mann in die Hofburg eingedrungen und, das mörderiſche Eiſen in der Hand, auf den König von Böhmen zugeſtürzt — wer iſt er? wo war er hingekommen? Hieher wieſen die Spuren, und hier hat er ſich vorgefunden im Aſyl der ſchottiſchen Benedictiner! Fragt Ihr noch, was der Arm der Gerechtigkeit hier zu ſuchen hat? Ich beneide Euch nicht um die Verantwortung, welche Ihr auf Euch geladen, und ich frage einfach zurück: Soll dieſer Leichnam mit ſeinen Habſeligkeiten und Helfershelfern ſogleich überantwortet werden an die Diener der Gerechtigkeit? Und ich frage ſchließlich: Wollt Ihr den Grafen Zdenko dieſen Abgeſandten der hohen Obrigkeit in Wien verweigern? Darauf antwortet!

— Ich will Dir antworten, pfäffiſches Junkerlein! rief Raupowa. Ich habe Dich entwaffnet, und Du biſt mein Gefangener. Als ſolcher wirſt Du das Gelüſt nach der Perſon und — dem Weiteren Deines Oheims fahren laſſen, dafür bürg' ich Dir. — Hieher, Junker Rudolph von Mitzlau, der ſich zu beſcheiden im Hintergrunde hält! Ihr ſeid ja auch ein Vetter des alten Zdenko, und Ihr habt heut' Morgen zu unſerer Fahne geſchworen. Hieher! Wir beide wollen dieſen jungen Springinsfeld in unſere Obhut nehmen und dahin bringen, wo er Geduld lernen kann. Ihr, Freiherr von Jörger, werdet übernehmen, und der Loß Georg wird Euch helfen, daß dieſe Fledermäuſe aus Wien, wo man ſie wälſch Guardiſten nennt, an der Donau hinauf transportirt und dem Tſchernembl in Linz übergeben werden. Er wird ſie zu uns nach Böhmen befördern, und ſie ſollen da ihre guten Waffen wieder erhalten und als hoffnungsvolle Söldner eingeſtellt werden. So, mein Herr Benedictiner, wird hier reiner Tiſch gemacht, und es kommen keine Brocken nach Wien, die Euch Unverdaulichkeiten zuwege bringen könnten.

Dem Freiherrn von Jörger waren dieſe Maßregeln durchaus nicht angenehm. Sie mußten ihm ja gewiß directe Schritte aus Wien auf den Hals ziehen. Er erklärte alſo beſtimmt, daß er mit dem weiteren Verlaufe dieſer Angelegenheit nichts zu thun habe.

Selbſt Georg Loß war nicht erbaut von dem Antheile, welcher ihm zufiel. Seine Reiter auf mehrere Tage fortzuſchicken, war ihm gar nicht gelegen. Aber Raupowa war ein mächtiges Haupt in Prag; es ſchien nicht angemeſſen, ihm einen Dienſt zu verweigern, welcher deutlich genug in den öffentlichen Dienſt einſchlug. Sicherlich würde es auch, dachte er lächelnd, in Böhmen eine genugthuende Heiterkeit erwecken, wenn man ein Dutzend Guardiſten Ferdinand's gebunden einſende, und an der Spitze gar einen jungen Jeſuiten, einen abtrünnigen Cavalier aus Mähren. Solchen Spaß zu verderben war gar nicht Loßens Art, und er ſah fragend auf Junker Hans, welcher mit der „rothen Feder“ neben ihm ſtand, und in welchen er ein beſonderes Vertrauen ſetzte, ein moraliſches und ein politiſches. Hans entſprach gern bei dieſer Gelegenheit dem humoriſtiſchen Zuge ſeines Patrons Loß, welcher ſo behaglich lächelte bei der ſtummen Frage. Hans lächelte ebenfalls und nickte, und der Freiherr von Loß rief laut und luſtig:

— Meinethalben! Meine Reiter ſoll'n mitgehen!

— Stricke herbei, alter ‚Jäger' herrſchte Raupewa dem Gelling zu.

Nun entſtand aber doch die Frage, ob das ſo ohneweiters ins Werk zu ſetzen ſei. Die Guardiſten hatten während dieſer Verhandlungen um ihre Haut natürlich nicht unterlaſſen, auch nachzudenken und zu überlegen. Sie waren doch zwanzig Mann, und der Gegner waren nicht eben viel mehr. Aber zu den Loß'ſchen Reitern, den Jörger'ſchen Leuten, dem Spath, Conrad, Poldi, dem Köhler, dem Jäger und dem Trumm kamen die Cavaliere all, die mit blanken Schwertern daſtanden, und die wenig Umſtände zu machen pflegten um ein Menſchenleben, die man alſo wohl doppelt rechnen mußte — der Entſchluß war nicht leicht, beſonders da man ſich nicht berathen konnte, ſondern jeder für ſich ſeine Meinung bilden mußte. Das Reſultat war denn natürlich nur eine halbe Vertheidigung, und der herrſchende Gedanke unter den Guardiſten war der, durch einen geſchickten Rückzug oder raſche Flucht der Gefangennehmung zu entgehen. So entwickelte ſich mehr ein Tumult als ein Kampf, und das Ende vom Liede war, daß Raupewa's Vorſchlag durchgeſetzt und die Stadtguardia da oben im Walde entwaffnet und als Gefangenentrupp zuſammengeſtellt wurde.

Freilich waren ein paar Guardiſten in dem Durcheinander entſchlüpft und hatten ſich hinter das Wirthſchaftsgebäude in ein Gebüſch des Parkes gerettet. Das wußte man aber kaum, denn man wußte ja auch nicht genau, wie viel ihrer von Anfang an geweſen wären. Norbert und die „rothe Feder“ mitgezählt, ſtanden zwanzig Gefangene im

Haufen da, als Raupowa befahl, es ſollte auf der Stelle aufgebrochen werden. Ueber den Wald hinüber nach Tulln hinab ſollte der Marſch gehen. Trumm ſollte den Führer abgeben durch die Waldberge, bis man Königsſtätten unten in der Ebene liegen ſähe.

Raupowa betrieb das Alles eifrig und durchgreifend. Er hatte noch ganz andere Abſichten dabei. Zweierlei war ihm hier eben klar geworden: erſtens, daß der alte Graf Zdenko ſeine Schätze wahrſcheinlich hier bei ſich habe; und zweitens, daß man ſie nur mit Gewalt erhalten könne. Für einen Gewaltſtreich aber ſei dieſer Aufenthaltsort günſtig. Dieſen Gewaltſtreich vorzubereiten, war ſeine nächſte Abſicht. Den erbluſtigen Vetter Rudolph bei dieſer Gelegenheit mitzuentführen ſchien ebenfalls rathſam. Er beſtand alſo darauf, daß Rudolph von Mitlau mit ihm aufbräche, da dieſer ja heut' Morgen zu ſeiner Fahne getreten ſei. Er werde ſchon dafür ſorgen, daß der ſchmucke Junker am Hofe des neuen Königs von Böhmen ſeine Laufbahn mache.

Rudolph ſeinerſeits mußte angeſichts von Norbert ſein Kokettiren mit der katholiſchen Partei doch wohl aufgeben und hatte angeſichts ſeines Oheims, der ihn ſehr kalt aufgenommen, wenig Hoffnung, durch ferneren Aufenthalt hier etwas zu erreichen, etwa das ſchöne und reiche Fräulein Ludmilla ausgenommen. Ludmillens Vater aber war ja ein ſtrenger Parteigenoſſe Raupowa's, er ſtellte ſich alſo auch zu Loßens Fahne, wenn er jetzt mit Raupowa ging, und das Wiederſehen ſchien ſo nahe! Loß wollte ja ſeine Tochter abholen nach Böhmen — kurz, Rudolph hatte die Faſſung,

[illegible] Schwanken merken zu laſſen, ſondern recht f
zuſtimmen, daß mit Naupewa's Roß und Diener auch
Roß und Diener raſch heraufgeholt werde auf die Höhe
Paßweges, oberhalb der Rohrerhütte, wo der Zug
die Ankunft derſelben warten ſollte. Und ſo ſetzte ſich de
der Zug mit den Gefangenen in Bewegung. Niemand w
heiterer als der Bart-Conrad. Er ſchloß ſich mit Vorlie
der „rothen Feder“ an, und verſprach ihr ausdrucksvoll, fü
ihre Unterhaltung thätig ſorgen zu wollen. Er hätte „o
der Enns“ ohnedies Geſchäfte abzuwickeln, und könnte ſic
mit Selbſtvergeſſenheit der Zerſtreuung ſeines Pflegebe
fohlenen widmen.

riſch
ſein
des
auf
nn
[illegible]
de
ir
b
b

Der

Deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

Leipzig
H. Haeſſel.
1863.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Erſtes Buch.

Junker Hans.

I.

Dies Ereigniß ſchien doch ein großes Glück zu ſein für den Junker Hans. Mit einem Streiche befreite es ihn von Widerſachern, Nebenbuhlern und Gefahren, und was ihm noch wichtiger dünkte: es übte einen äußerſt glücklichen Einfluß auf das Weſen Ludmillens. Mit der Entfernung der Verſucher entfernte ſich auch aus ihrem Charakter der Hang nach äußerlicher Auszeichnung. Das dreiſte Hofiren Rudolph's, das verhaltene Werben Norbert's fehlte jetzt, und von Stund' an fehlte auch in dieſem wunderlichen Mädchen das Bedürfniß nach ſolchen Reizungen. Alle edleren Eigenſchaften in ihr entfalteten ſich wieder, und ein Schmelz jungfräulicher Liebenswürdigkeit ergoß ſich über ſie, wie man ihn wohl der ſanften Iſabella von Harrach zugetraut hätte, nicht aber der etwas lauten und übergreifenden Ludmilla von Loß.

Vielleicht war auch Iſabella nicht ohne Einfluß darauf. Lebhafte Naturen ſpiegeln gar ſo leicht wieder, was in ihrer Nähe lebt und einen Eindruck auf ſie ausübt. Ludmilla machte ſich's wohl nicht klar, aber irgend ein Verſtändniß in ihr wußte es doch, daß Iſabella nicht ganz zufällig aus der Stadt herausgekommen war und in dem ſtörenden Wirrwarr ausgehalten hatte, bis das Aſyl des alten Grafen und — des Junkers Hans da oben ausgefunden war. Irgend ein Verſtändniß in ihr ſagte es, daß in Hans eine angenehme Empfindung aufſtieg, als er Iſabella ſah, und als ſie ihn anſpruchslos begrüßte. Dies Verſtändniß führte keineswegs zu einer Empfindung wie Eiferſucht in Ludmilla, o nein! Sie meinte Hanſens ganz ſicher zu ſein, und ihrer Freundin nicht minder. Iſabellens Wohlwollen für Hans war auch für ſie, für Ludmillen, ein harmloſes.

Aber die Geſchicklichkeit des Eigennutzes, welche in jedem begabten Menſchen wohnt, gab ihr doch die ſanften Formen, die weichen Empfindungen Iſabellens an die Hand zur Benützung oder, wenn dies Wort zu ſtark iſt, zur Bereicherung ihres eigenen Weſens. Wenn man will, war es eine nach innen gekehrte Koketterie, gegen welche niemand etwas einzuwenden hat, denn die Bereicherung unſeres Selbſt durch Aufnahme guter Eigenſchaften von Anderen gilt ja für löblich.

So entſtand da oben in der Förſterei nach Abzug der Störung ein ganz wohlthuendes Zuſammenſein.

Die Mädchen waren während des Lärms nicht von der Seite des alten Grafen gewichen. Die überangeſtrengten Lebenskräfte des greiſen Mannes waren durch milde, freundliche Zuſprache der holden Geſchöpfe wohlthuend beruhigt und in ein mildes Zurückebben gebracht worden. Die beſonnene Zuſprache der Frau Amalie hatte das Ihrige dazu beigetragen, und als nun die Freiherren Loß und Jörger allein wieder eintraten und erzählen konnten, daß Alles fort und jede Störung beſeitigt ſei, da fühlte ſich Graf Zdenko auch wieder hergeſtellt, und es konnte der zuletzt kommende Pater Dunſtan, ſein erprobter Lebensfreund, nur noch das zurückgewonnene Gleichgewicht glücklich bekräftigen. Man verbrachte den Reſt des Tages in ungeſtörter Harmonie, nachdem man ſich darüber klar gemacht, daß für die nächſte Zeit wohl nichts mehr bevorſtehe gegen den Frieden dieſer Waldwohnung. Von Karpowa's grimmen Abſichten wußte niemand etwas Beſtimmtes, und von Wien glaubte man zunächſt auch nichts befürchten zu müſſen, weil ja die ganze Wiener Expedition gefangen ſei, alſo auch niemand von ihr Nachricht und Kunde über den Aufenthalt des Grafen an die Jeſuiten bringen könne. Daß zwei Guardiſten entſprungen, war ihnen ja unbekannt! Pater Dunſtan blieb wohl trotz alledem der Meinung, die völlig ausbleibende Rückkehr der Expedition werde bei Pater Lamormain Unruhe und Nachforſchung verurſachen, und deshalb ſcheine es doch gerathen, den Aufenthaltsort des Grafen in nächſter Zeit zu wechſeln. Aber auch er war durch ein langes, an Abwechslungen reiches Leben daran gewöhnt, daß man ſich nicht durch Weitſichtigkeit die Gabe des Augenblicks verleiden dürfe. Die nächſten Tage, glaubte er, ſeien gefahrlos, und ſo ſolle man ſie dankbar hinnehmen. Dann legte er eine große lederne Taſche, welche er unter der Kutte getragen, auf den Arbeitstiſch des Grafen mit einem Augenwinke für dieſen und mit dem Zuſatze: „Deine Briefſchaften!“ und ſetzte ſich zur Geſellſchaft, den Freiherrn von Loß unbefangen auffordernd, Mittheilung über das zu machen, was draußen in der Welt, namentlich in Böhmen, vorgehe oder vorbereitet werde.

Das nun in Gang gebrachte Geſpräch war für niemand merkwürdiger als für Leß ſelber. Der Standpunkt Zdenko's, Dunſtan's, der Frau Amalie, ja ſelbſt des Junkers Hans in Betreff der religiöſen, wie auch der politiſchen Fragen war für ihn etwas ganz Neues. Er erinnerte ſich nun wohl, daß er in Prag ſchon einiges Aehnliche vom Junker Hans vernommen hatte, aber das war ihm damals ohne Eindruck verblieben, weil er es der Ueberſpanntheit eines jungen Menſchen zugerechnet. Jetzt hörte er dies Thema von ſo geſetzten Leuten verhandeln, und hörte es verhandeln nicht wie etwas Fragliches, nein, wie eine ausgemachte Sache, wie ein Glaubensbekenntniß! Er rieb ſich die Augen, er betaſtete ſich, ob er wache.

Dieſe Leute behandelten die Frage der Kirchenreform wie einen bloßen Anfang. Die Calviniſten und die Lutheraner waren ihnen bloße Vorpoſten für das Heer, welches ſich allmälig entwickeln ſolle, und die Katholiken wurden ſorgfältig unterſchieden von den Päpſtlichen.

— Was iſt das? Was heißt das? rief er nach einem viertelſtündigen Zuhören naiv in das Geſpräch hinein.

Er ſtand mit Leib und Seele bei der reformirten Kirche, er war im Begriffe, Hab und Gut und Leben einzuſetzen für den Sieg ſeiner Glaubensſache, und jetzt mußte er von guten, gebildeten Leuten ſeine Sache behandeln hören, wie etwas Halbfertiges, beinahe ſchon Verderbenes! Und unter dieſen Leuten war die verehrte Evangeliſche, Frau Amalie, war ſein lieber Junker aus Sachſen, der im echten Proteſtantismus aufgeſäugt und aufgewachſen war!

— Potz tauſend, ſtieß er hervor, was redet Ihr da? Was iſt denn vorgegangen? Hab' ich geſchlafen und geträumt, oder träumt Ihr?

Frau Amalie und Junker Hans namentlich verſuchten es nun, ihm klar zu machen, daß innerhalb der jetzt beſtehenden drei Kirchen, der katholiſchen, lutheriſchen und reformirten, eine Kirche der Zukunft ſich auferbaue, welche die Spaltung wieder aufheben wolle durch eine Vereinfachung des Glaubensbekenntniſſes, durch eine Rückkehr zu den wenigen allgemeinen Glaubensſätzen, um welche ſich das Urchriſtenthum in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Tode geſchaart habe.

— Eine Rückkehr?! Kann man denn und ſoll man denn zurückgehen? ſchrie er faſt in ſeiner Einfalt.

— Allerdings, antwortete Hans, wenn man auf Seitenwegen ſo weit vom Hauptwege vorgeſchritten iſt, daß man den Hauptweg aus dem Auge verloren, und ſomit endlich ganz verloren hat.

— Was heißt das?

— Die Kirche hat ſich Nebenzwecken und Nebengedanken dergeſtalt hingegeben, daß der Hauptzweck unſerer Religion, ein frommes Verhältniß zu Gott und zu unſeren Nebenmenſchen, Nebenſache geworden iſt hinter den Spitzfindigkeiten der Unterſcheidungslehren, hinter dem kirchlichen Staate eines Prieſterthums, welcher dem Evangelium fremd iſt, und welcher für ſeine Zwecke die Religion ausbeutet, nicht aber für die Zwecke einer unbefangenen Frömmigkeit.

— Nun, deshalb iſt ja die Reformation entſtanden! Und ſie iſt ja da ſeit einem Jahrhundert, und ſie beſteht ja nach den Lehren Calvin's und Luther's!

— Sie hat ſich zu früh geſchloſſen und zu eng abgeſchloſſen! erwiederte Zdenko mit ſanfter Stimme, und entwickelte dem mit offenem Munde zuhörenden Loß, worin die im letzten Jahrhundert begangenen Fehler lägen, und wie man ſich wieder erweitern und die Lehre doch vereinfachen könne, um aus den Religionskämpfen heraus und zu einer großen religiöſen Gemeinſchaft zu kommen, indem man die Glaubenspunkte auf wenige Sätze unanfechtbarer Bedeutung zurückführe, die ſpitzfindige Ausführung allen beliebigen Secten freigebe, chriſtlichen Sinn und chriſtliches Handeln aber zur Grundbedingung des Lebens mache.

Die nun folgende Darlegung von Seiten des Paters Dunſtan machte den Freiherrn von Loß vollſtändig confus. Er konnte die Mönchskutte, aus welcher die Worte kamen, nicht einen Augenblick vergeſſen, und ſo konnte er es denn auch nicht unbefangen auffaſſen, daß der jetzt ausbrechende Religionskrieg in den Ländern des heiligen römiſch-deutſchen Reiches im Grunde gar kein Religionskrieg ſei und werde, ſondern daß nur Religions-Vorwände benützt würden zu politiſchen Zwecken.

Georg von Loß war ein braver, herzlich wohlwollender Mann. Er war auch ein Mann von ganz gutem Verſtande. Aber er war kein Denker. Philoſophiſche Nutzanwendungen mochte er wohl anhören und brauchen, aber ſie mußten fertig und einleuchtend ſein. Sie ſuchen zu helfen in abſtracter Form, ſie gar ſelbſt ſuchen zu ſollen, das war nicht ſeine Fähigkeit, nicht ſein Geſchmack. Er hatte ein warmes Herz und mochte ſich wol begeiſtern für eine Idee, wenn dieſe Idee mit dem praktiſchen Leben zuſammenhing. So war er mit Leib und Seele reformirter Chriſt, wie er es nannte, Calviniſt, wie die Welt es nannte. So nüchtern wie möglich, ſo einfach wie möglich ſollte das Glaubensweſen, ſollte das Kirchenweſen ſein. Auch gegen die Prädeſtinationslehre, welche man den Calviniſten nachſagte, gegen die Lehre von der Vorherbeſtimmung des Menſchen hatte er nichts einzuwenden. Im Gegentheil! Es war ihm bequem, daß ſeine Kirche auch der Meinung war: Jeder Menſch bringe es eben nur dahin, wohin ihn Gott oder die göttliche Ordnung aller Dinge von Hauſe aus beſtimmt oder geleitet.

— Es geſchieht ja nichts ohne Gottes Willen! ſagte er andächtig, und er hielt dieſe Anſchauung für eine unzweifelhaft fromme Anſchauung.

Von den „ſpitzfindigen“ Einwendungen gegen dieſe Lehre, von den Vorwürfen gegen dieſe heidniſche oder mahomedaniſche Schickſalstheorie ließ er ſich nicht anfechten, und wenn er nothwendig darüber disputiren mußte, ſo wies er auf praktiſche Beiſpiele hin, welche ja dem Menſchen auf Schritt und Tritt begegneten, und welche deutlich bewieſen: der Menſch denkt und Gott lenkt.

Einem Manne ſolcher Art mußte ſolch Geſpräch von einer Kirche der Zukunft gar bald mißlich und läſtig erſcheinen. Nach einer Stunde langweilte es ihn, und er machte die ſtörende Bemerkung, daß er das Bedürfniß nach einer ordentlichen Mahlzeit empfinde, nach einer Mahlzeit im gewöhnlichem Sinne des Wortes. Er habe ja heute Morgen unten in Hernals kaum einen Biſſen genoſſen, und die Vorräthe hier oben in der Förſterei möchten wohl durch den zahlreichen Beſuch aufgezehrt ſein. Er ſchlage alſo vor, nach Hernals hinabzureiten und ſich dort mit Freund Jörger's Erlaubniß an die Tafel zu ſetzen.

Er war ein vollſaftiger kräftiger Mann, der wirklich reichliche Nahrung brauchte und verbrauchte; es war ihm Ernſt mit dieſem Verlangen, und Jörger, als guter Wirth, ging lebhaft darauf ein. Auch ihm waren dieſe ſpeculativen Geſpräche und Plane gegen die Natur. Wie Loß die reformirte, ſo wollte auch er nur die evangeliſch-lutheriſche Kirche gefördert ſehen, einfach und blank, und weiter nichts. Was darüber hinausging, nannte er unruhiges Weſen.

Man brach alſo auf. Hans gab den Herrſchaften das Geleit bis weit unter die hohen Buchen hinaus. Er ging zwiſchen den Roſſen Ludmillens und Iſabellens. Man ſprach nicht viel, aber die Stimmung war eine gehobene und wohlthuende. Es ſchien, als ob jedes der drei jungen Geſchöpfe durchdrungen ſei von der Schönheit und Harmonie dieſer Erdenwelt, und ſorglos, ja zuverſichtlich in ſie hineinblicke. In der Luft zitterten noch die feuchten Atome des vergangenen Regens, beleuchtet und erwärmt von der niedergehenden Sonne; die Vögel zwitſcherten ihre kurzen Abendweiſen, Alles athmete Frieden und Gedeihen.

Es war ausgemacht, daß Hans zunächſt da oben bleiben ſolle beim alten Grafen, und Ludmilla, kürzlich noch ſo zornig über das Heraufgeben des Junkers, fand dies jetzt richtig und gut. Jeder eigenſinnige oder ungeſtüme Wunſch war von ihr gewichen.

— Ihr kommt zuweilen hinab zu uns, ſagte ſie mit weicher Stimme, und wir kommen öfters herauf zu — dem lieben Greiſe und zu Euch. Nicht wahr, Bella?

Iſabella neigte ſanft ihr Haupt und ſah mit ihren klaren blauen Augen leiſe beſtätigend zu ihr hinüber. Ludmillens Blick, ſonſt ſo ſchalkhaft und in ſeinem ſchillernden Schimmer vieldeutig oder herausfordernd, war jetzt von liebenswürdiger Einfachheit und glitt ruhig wie ein Geſtirn von der Freundin hinab auf den ſtillſtehenden Freund, der Abſchied nehmen wollte. Sie reichte ihm die Hand. Er drückte ſie kaum leiſe, und ihr Handſchuh ließ ihn kaum bemerken, ob eine Erwiederung ſtattfände. Jedes ſinnliche Element ſchien entfernt zu ſein. Ja, als Hans ſich gegen Iſabellen nur verbeugen wollte, rief Ludmilla:

— Wie, Du giebſt dem gelehrten Waldesjunker nicht die Hand zum Abſchiede?!

Lächelnd mit all ihrer lieben Sanftmuth that es Iſabella — er blieb zurück; ſie blickten noch einmal nach ihm, er grüßte mit der Hand, und die ſchönen Mädchengeſtalten verſchwanden unter blitzenden Sonnenſtrahlen zwiſchen den Bäumen.

Pater Dunſtan war beim Grafen zurückgeblieben. Er wollte ihm zunächſt den Inhalt der Ledertaſche, welche er mitgebracht, im Einzelnen vorlegen.

— Warte damit, ich bitte, entgegnete Zdenko, bis der Hans zurückkommt. Er wird mein Sohn und ſoll jetzt Alles übernehmen, und Du wirſt ihn unterrichten über all unſere Verbindungen, nicht wahr? Ich bin ſehr erſchöpft von dieſem ſtürmiſchen Tage und muß mit der untergehenden Sonne zur Ruhe, wenn ich weiter beſtehen ſoll. — Gut, Tſchirill, daß Du kommſt. Laß Dich anſchauen, ob Du Schaden gelitten von der Heftigkeit des Raupowa.

Tſchirill ſchüttelte lachend ſein krauſes Haupt und küßte ſeinem Gebieter die Hände.

— Es iſt kein guter Mann, dieſer Raupowa Wilhelm, und man muß ſich der ſchlimmſten Dinge von ihm verſehen. Die Vormittagsſtunden heute, als er hier eingedrungen, waren mir die peinlichſten; ich habe eine körperliche Scheu vor ihm. Unſer braver „Zahn“ ſchrie ja heut' Morgen kläglich; hat der Raupowa ihn verletzt?

— Freilich! — Da, da — eh!

Und Tſchirill deutete unter dieſen Ausrufungen auf die Thür, durch welche ſich der verwundete Hund mühſam hereindrängte. Er hatte den ganzen Tag über in ſeiner Hütte gelegen und ſeine Wunde geleckt; die jetzt eingetretene Stille erſt ſchien ſeinem Inſtincte geſagt zu haben, daß ſein Gönner Zeit haben werde für ihn. Er kroch auf dem Bauche zu den Füßen des Grafen heran und winſelte beweglich. Der alte Herr tröſtete ihn, und Zahn heulte laut auf bei dieſen

Troſteswerten, während welcher Tſchirill unter den gelbbraunen langborſtigen Haaren des Hundes vorſichtig unterſuchte, wohin der Schwerthieb Raupowa's getroffen. Die Unterſuchung fiel tröſtlich aus, und ein Wundbalſam, welcher ihm leiſe eingerieben wurde, ſchloß die häusliche Scene.

Graf Zdenko erhob ſich, um nach ſeiner Lagerſtatt hinaufzugehen. Beide Hände ſeinem Freunde Dunſtan, welcher ſchweigend daſaß, entgegenſtreckend, ſagte er ſchmerzlich lächelnd:

— Es iſt doch nichts ſo ſchwer zu erringen, Dunſtan, als der Frieden! So lange trachten wir danach — Ah, unterbrach er ſich, es iſt doch dem unglücklichen Odontius nichts begegnet in dieſem Tumult?

— Nichts Uebles! erwiederte mit ſeiner tiefen Baßſtimme Pater Dunſtan. Geh' zur Ruhe, Zdenko! Ich erwarte Deinen jungen Freund, und komme wohl morgen wieder herauf, um Weiteres zu beſprechen.

Graf Zdenko ging, auf Tſchirill geſtützt, hinauf. Zahn blieb liegen und ſah ihm traurig nach. Pater Dunſtan blieb ſitzen und ſah gedankenvoll in das Abendroth hinaus, welches ſich hinter der großen Fichte über Schlucht und Wald und Berge in feurigem Scheine ergoß.

So fand ihn Junker Hans.

Pater Dunſtan begrüßte den jungen Fremdling, welcher ſo auffallend raſch das Vertrauen ſeines alten Freundes Zdenko gewonnen, mit Wohlwollen, aber doch nicht ohne einige Vorſicht.

Er theilte die Grundgedanken Zdenko's, aber er zieh dieſen gern einiger Ueberſchwenglichkeit, namentlich in Aufnahme neuer Bekanntſchaften. So ſchien es ihm doch ein wenig voreilig, dem jungen Manne ſofort alle Papiere, Geſchäfte und Geheimniſſe anzuvertrauen; er wollte alſo vorher ſich erſt ſelbſt des Näheren mit dem Junker beſchäftigen.

Das that er in ſehr einfacher Weiſe. Er fragte, und fragte ohne Umſchweif nach Hanſens Familienverhältniſſen, und fragte ſo gewiß vertrauensvoll, daß Hans ſich angeregt fühlte, dieſem treuen Genoſſen ſeines Gönners ebenſo vertrauensvoll und intim zu antworten. — Pater Dunſtan war von großer Ruhe, war in all ſeinen Aufgaben ſorgfältig und genau, und ſuchte überall einen wohlbegründeten Zuſammenhang. Die Neigung Zdenko's zu Hans bedurfte für ihn einer näheren Erklärung. Mit Zdenko's Jugendgeſchichte, mit Hortleder, mit den Jenaiſchen wie Weimariſchen Verhältniſſen genau bekannt, war er hinlänglich ausgerüſtet, aus der offenen Darſtellung Hanſens zu entnehmen, ob da eine verborgene Beziehung obwalte. Und er fand auch eine ſolche. Er fand mehr, als Graf Zdenko ſelber geſucht hatte, weil er weniger Idealiſt war als dieſer, und den gemein natürlichen Dingen und Gründen nüchterner nachforſchte. Er fand ſie, weil er auf Namen genau einging, welche Zdenko ungenannt gelaſſen. Zdenko hatte den Familiennamen ſeiner Anna gar nicht ausgeſprochen. Pater Dunſtan ſprach ihn aus. Er hieß nicht Hortleder, wie Hans gemeint hatte, er hieß Wiedenfeld. Hans rief lebhaft:

— Ah! Wiedenfeld?

— Warum ſtaunt Ihr?

— Meine Großmutter hat nach dem Tode meines Großvaters eine zweite Ehe geſchloſſen mit einem Wiedenfeld aus Dornburg, und man hat mir oft geſagt, daß ſich eine auffallende Aehnlichkeit mit jener Großmutter auf mich vererbt habe — —

— Da liegt der natürliche Zauber! Ihr und die Anna Zdenko's habt dieſelbe mütterliche Abſtammung gehabt. Die Ewige iſt nur um eine Generation jünger. Der Familienzug Eurer Großmutter, ſei's in Formen, ſei's in Mienen, ſei's im Blick oder ſonſt einem Ausdruck, iſt meinem Zdenko entgegengetreten wie eine unmittelbare Erinnerung an ſeine Anna! Hat Hertleder wohl darum gewußt?

— Gewiß! Er kennt unſere Familien-Verhältniſſe ſo genau wie die ſeinigen.

— So ſeid uns doppelt willkommen, lieber Junker, ein Segen des gütigen Himmels für meinen vielgeprüften Freund Zdenko!

Und nun zeigte ſich die Abhängigkeit des alten Benedictiners von ſeinen vorgefaßten realiſtiſchen Meinungen. Er prüfte nicht weiter, es war ihm nun erwieſen, daß Zdenko's Zutrauen zu dem jungen Fremdling wohl begründet wäre. Er übergab ihm den Inhalt der Ledertaſche, welche er mitgebracht, und erklärte ihm alle einzelnen Briefſchaften und Schriften, damit er ſich in denſelben zurechtfinden und des andern Tages dem Grafen Zdenko Vortrag halten könne.

— Ich bin überzeugt, ſetzte er hinzu, daß Euch Freund Zdenko die ganze Verwaltung ſeines Thatenkreiſes übergeben wird. Es iſt dies eine weitverzweigte vollſtändige Regierung. Wir haben Verbindungen und Berichterſtatter in dem größten Theile Europas, und der Zuſammenhang iſt endlich ſo weit hergeſtellt, daß eine Generalverſammlung — wenn man's ſo nennen will, eine Synode — vielleicht noch im Laufe dieſes Jahres möglich ſcheint. Prag iſt dazu in Ausſicht genommen, weil man vorausſetzen darf, dort auf die geringſten Hinderniſſe zu ſtoßen. Die meiſten der Briefe, welche ich heute bringe, beziehen ſich hierauf. — Der andere Theil eingegangner Schriften bezieht ſich auf Almoſen, auf Wohlthätigkeit überhaupt. Widmet dieſem Theile eine hingebende Theilnahme! Er iſt der wichtigſte. Das, was wir zuſammenſtellen, was wir bauen wollen, kann verunglücken; das, was wir an Hilfeleiſtung und Schenkung zuwege bringen, das iſt unter allen Umſtänden ein ſicherer Segen. Fürchtet niemals, den Geldkaſten zu erſchöpfen. Mit dieſer Furcht verſcherzt man ſich die beſſere Hälfte. Ich weiß am beſten, wie ſchnell man auf den Boden ſeiner Kaſſe kommt, und dennoch bin ich gegen dieſe Furcht. Je beſſer man giebt, deſto beſſer ſetzt man die Fruchtbarkeit neuer Saaten in Thätigkeit. Fürchtet auch nicht für Euer eigen Schickſal, weil Euch Zdenko vielleicht zum Erben einſetzt. Ihr wäret nicht ſein würdiger Erbe, wenn Ihr ſchon in jungen Jahren von ſolcher Beſorgniß eingeengt würdet. Und zur Beruhigung für die ältern Jahre kann ich Euch ſagen, daß ich eine der ſicherſten Herrſchaften Zierotin's nicht verkauft habe. Sie iſt in guter Verwaltung, ſie gedeiht und ſammelt, ſie bleibt Euch, wenn die Goldſtücke der eiſernen Kiſte auf die Neige gehen.

Nachdem Pater Dunſtan alſo geſprochen, erhob er ſich, um nach Wien heimzukehren. Die noch leuchtende Abenddämmerung genügte ſeinem ſicheren Maulthiere, welches mit dieſem Wege, ſelbſt mit der Steige nach der Rohrhütte hinreichend vertraut war. Morgen, ſpäteſtens übermorgen wollte er wiederkommen, um über den Wohnungswechſel Zdenko's ernſtlich zu berathen mit dem alten Herrn. Heut' und morgen wohl würden die Jeſuiten nichts erfahren von der Kataſtrophe, welche hier oben über ihre Leute ergangen, aber über kurz oder lang würden ſie doch des Ausganges inne werden, und dann ſei das Aergſte zu gewärtigen —

— Dann aber, unterbrach ihn Hans, kommt auch Euer Schutz und Aſyl zu Tage! Habt Ihr nichts zu fürchten für Eure Abtei und für Euch?

— Doch, doch! Wir ſind ihnen preisgegeben in der Stadt, und unſer Abt würde nicht erbaut ſein von dem Ungewitter, welches ich zuwege gebracht. Aber, junger Freund, ich habe mich durch ein langes Leben daran gewöhnt, daß jeder neue Tag ganz Unerwartetes bringen kann, das Beſte wie das Schlimmſte. Jeder Menſch iſt fortwährend in Lebensgefahr. Dieſe Einſicht hat mir Eins verſchafft: ich ängſtige mich nicht mehr. Trachtet danach, in dieſer Eigenſchaft mir ähnlich zu werden, und Ihr habt einen größeren Schatz errungen, als in dem Eiſenkaſten Zdenko's da drinnen aufgehäuft liegt. — Ade, Freund! Helft uns redlich die Leidenſchaft aus den Sachen des Glaubens entfernen, helft uns Vorurtheile zerſtreuen und Kenntniß verbreiten, helft uns Wohlthaten ausſtreuen in alle Furchen, und ſeid geſegnet für und für!

Während dieſer Worte waren ſie hinausgegangen, und der Pater war auf das Maulthier geſtiegen, welches Tſchirill vorgeführt, und jetzt ritt er langſam von dannen in die dämmernde Nacht des Buchenwaldes hinein. Sein dunkler Talar, deſſen Capuze er wieder über den dünn behaarten Kopf gezogen, verſchwand allmälig im Abenddämmer, und Hans ſah ihm gedankenvoll nach, ſo lange noch etwas zu entdecken war von der hohen Geſtalt.

Dann ging er in den Saal zurück, um die Arbeit vorzunehmen, welche ihm der Pater anvertraut. — Tſchirill brachte Licht dazu und küßte ihm den Aermel. Der geſtern noch ſo mißtrauiſche und abweiſende Diener hatte mit dem Inſtincte eines Hausthieres wahrgenommen, daß dieſer junge Herr ein Herr auch für ihn geworden ſei. Er machte Feuer im Kamin, und fragte, ob „Pan“ vor dem Schlafengehn noch was befehle, und ob — es heute ſchon geſchehen dürfe.

— Was?

— Das Grabmachen und Hineinlegen unter dem großen Baume —?

— Nein, Tſchirill, warten bis morgen Abend. Der Verſtorbene könnte noch einmal erwachen.

Tſchirill ſchüttelte langſam das Haupt und ging, den langſam kriechenden „Zahn“ mit ſich nehmend.

Hans war endlich allein. Wie ſehr fühlte er ſich der

Sammlung bedürftig! Was alles war um ihn, mit ihm, für ihn geſchehen in der Zeit von vierundzwanzig Stunden! Mehr als er zu überſehen, als er zu faſſen, als er in ſich zu verarbeiten wußte. Vielleicht ſogar mehr, als er wünſchte. Denn die Geſichtskreiſe, welche vor ihm geöffnet worden, gingen über den Umfang deſſen hinaus, was als idealer Wunſch in ihm gelegen. Der beginnende Krieg gegen die katholiſche Kaiſermacht war ihm ja doch entwerthet worden auf erſchreckende Weiſe! So waren ihm die Gegenſätze nicht geſchildert worden in der Heimath, in den Kreiſen des Fürſtenhauſes zu Weimar! Und Deutſchland! Deutſchlands Zukunft und neue Form! Davon war nirgends die Rede. Das war erſichtlich den böhmiſchen Aufſtändiſchen etwas ganz Gleichgiltiges!

Und doch ſo viel Günſtiges, Glückverheißendes für ſeine Perſon! Das Vertrauen des wunderbar reichen Grafen Zdenko, reich im alltäglichen Sinne, reich im weiten Sinne einer unermeßlichen Kenntniß und Erfahrung. Solch einem Manne iſt er plötzlich nahegerückt wie ein Sohn und wie ein Erbe — er wendete unwillkürlich den Kopf nach jener Thür, welche heute Morgen der Graf ſo ängſtlich ins Auge gefaßt hatte, als Raupowa eingedrungen. Jene Thür führte alſo wohl zu der eiſernen Kiſte, voll von Geldſtücken. — Hans ſchalt ſich über dieſe unwillkürliche Bewegung ſeines Kopfes, und ſchämte ſich dieſes unausgeſprochenen Gedankenganges. Er war ja nicht habſüchtig, wahrlich nicht, und doch übereilte ihn ſolch eine Bewegung! Wie widerwärtig fand er es, daß ſie doch natürlich ſein mußte bei einem armen Junker, der ſich die Welt eröffnen wollte zu allen möglichen großen Wirkungen! — Hinweg!

Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, auf welchem Pater Dunſtan den Inhalt der Ledermappe ausgebreitet hatte, und in deſſen Kaſten das grüne Buch lag, die Lebensgeſchichte ſeines väterlichen Freundes. Das ſollte ſeine Beſchäftigung ſein für dieſen Abend.

Todtenſtille herrſchte in dem einſam gelegenen Waldhauſe; zwei große Kerzen brannten vor ihm, ein freundliches Feuer leuchtete aus dem Kamin, die Fenſterläden waren geſchloſſen, nichts ſtörte ihn in Betrachtung der Papiere, als ſeine eigene Phantaſie. Sie ließ ihn zunächſt die vorliegenden Schriftzüge nicht erkennen, nicht entziffern, ſie zauberte ihm ein Mädchenbild vor die Augen — er bedeckte die Augen mit ſeiner Hand, er blickte mit allen Sinnen in die liebenswürdigen Geſichtszüge Ludmillens. So ſchalkhaft wie nie war heute der etwas falſche Blick des Mädchens geweſen, aber auch ſo lieb wie nie. Hinter der ſchalkhaften Falſchheit winkte eine liebevolle Hingebung, ja, ja, ihre Seele iſt doch gut und hingebend, und ſie wird Dir angehören, und Du wirſt ihr mit all den Mitteln, welche Dir jetzt zu Gebote ſtehen, ein reiches, mannigfaches Leben bereiten können! Sie bedarf deſſen, und Du kannſt es ihr bieten — ein volles Glück wird ſich entwickeln —

Langſam riß er ſich los von dieſen Bildern. Er mußte aufſtehen und einen Gang durch den Saal machen, ehe er ſich Faſſungskraft zutrauen konnte für die vorliegenden Papiere.

Dieſe Papiere waren indeſſen von der Art, daß ſie ſeine ganze Aufmerkſamkeit anzogen, als er endlich mit einer gewaltſamen Anſtrengung ihre Durchſicht begonnen. Sie waren nicht nur aus Deutſchland, Dänemark, Schweden, England, Holland, der Schweiz, Ungarn, ſie datirten auch aus Frankreich, aus Rom ſelbſt, ja aus Conſtantinopel, und es war Hans beſonders auffallend, daß ſich diejenigen aus katholiſchen Ländern viel eingehender und hingebender zeigten für die Kirche der Zukunft, als diejenigen aus proteſtantiſchen Ländern. Die Berichterſtatter aus den bereits reformirten Ortſchaften klagten ſämmtlich, daß dogmatiſcher Eigenſinn ihnen ringsum herb und ſchroff entgegentrete.

Dieſe weitverzweigte Anknüpfung des Grafen ſtammte ſicherlich aus den langen Reiſen des in die Welt hinausgeſtoßenen Jünglings, welcher auf ſeinem Falben von dannen geritten war damals — damals! Hans griff haſtig nach dem grünen Buche, um die weitere Lebensgeſchichte ſeines neuen Vaters zu erfahren.

Das Manuſcript war in kleiner, aber ſauberer und leſerlicher Schrift niedergeſchrieben. Es war in Abſchnitte getheilt. Unter dem Titel „Mähren“ ſtand der Abſchied von der Heimath. Vom nächſten Abſchnitte an las Hans genau. Er hieß „Oeſterreich“. Durch die Berge hinauf war die Pilgerſchaft gegangen, durch Oberöſterreich und Inneröſterreich über Villach ins Tirol hinein. Auch äußerlich war es eine Pilgerſchaft geworden. Er hatte ſich und ſeinen Falben nicht erhalten können. Das treue Thierlein wurde hingegeben an einen evangeliſchen Prediger am Hallſtädter See, und dafür wurde in Graz die Kutte eines Bettelmönches eingetauſcht mit allen guten Regeln ſolch eines wandernden Philoſophen, der Lehre und Troſt und Rath ſpendet, und dafür in jeder Hütte ein Lager und einen Imbiß findet. — Hinaus ins Reich war die Pilgerſchaft gegangen, den Rhein abwärts, ins Holland hinein, nach England hinüber. Dort hatte er Dunſtan kennen gelernt, und ſie waren zuſammen aufgebrochen gen Jeruſalem. Durch Frankreich, durch Italien waren ſie gezogen, und in Rom hatten ſie wirklich den Papſt geſprochen, den aus Mailand ſtammenden Papſt Pius IV., welcher damals das Tridentiner Concilium ſchloß mit dem Vorbehalte, „alle entſtehenden Zweifel nach eigenem Willen zu entſcheiden“. Während ihres Aufenthaltes in Rom war eine Verſchwörung gegen den Papſt entdeckt worden, eine Verſchwörung gegen das Leben desſelben, weil er noch nicht raſch und energiſch genug die unbedingte Weltherrſchaft des Papſtes ins Werk geſetzt. Pius IV. hatte ſich mit einer Leibwache von hundert Arkebuſieren umgeben müſſen. So hatten ſie ihn zum letztenmale geſehen, als ſie von Rom geſchieden waren. Von da waren ſie nach dem Berge Athos zu griechiſchen Chriſten, von da nach Jeruſalem, von Jeruſalem nach Conſtantinopel gekommen. Der furchtbare Soliman II. war damals Sultan. Sie fanden als Derwiſche bei ihm Zutritt, und er gab ihnen Aufträge für Ungarn, welches unter ſeinem Schwerte ſeufzte. Sie kamen nach Ungarn und fanden hier Opentius, der aus der Steiermark entflohen war.

Bis dahin hatte Hans geleſen. Nicht eigentlich geleſen.

ſondern nur überflogen, um nur zunächſt die Hauptumriſſe dieſes wechſelvollen Lebens zu überſchauen. Damals waren dieſe Länder in unermeßlicher Entfernung, und da Graf Zdenko überall jahrelang verweilt, ſo hatten ſie ein halbes Jahrhundert in Anſpruch genommen.

Jetzt erſt ging Hans wieder zurück bis zur erſten Ankunft des Grafen in Wien; nun las er wörtlich die Schickſale, die Auffaſſung, die Eindrücke eines Mannes, welcher im Grunde nichts ſucht, als den Verkehr mit Gott, das Verhältniß zu Gott, die Form des Glaubens. — Die Kerzen brannten nieder, er las und las mit unermüdlicher Seelenkraft. Es mochte gegen Mitternacht ſein, er bemerkte den Flug der Stunden nicht — da klopfte es an ein Fenſter. Er überhörte es. Nach kurzer Pauſe klopfte es von neuem — er ſah auf, er beſann ſich, wo er ſei und was das bedeuten könne. Mitten in der Nacht, in dieſer unnahbaren Einſamkeit, was konnte das ſein?! — Er riß den Fenſterladen auf — das Mondlicht lag wie ein weißer Dämmer über dem Walde — ein Mann ſtand vor dem niedrigen Fenſter. Das Vordach von oben warf Schatten, Hans konnte nicht vielmehr als die Umriſſe ſehen; er öffnete das Fenſter — ein altes, bärtiges, von Leidenſchaften zerfreſſenes Geſicht grinſte herein.

— Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr?

— Ein verirrter alter Mann bittet um ein Obdach! erwiederte in ziemlich unreinem Deutſch eine gebrochene Stimme in bitterem Ton.

— Wie kommt Ihr daher?

— Hab' einen Botengang über den Wald zu machen gehabt, und auf dem Rückwege hab' ich mich vergangen, die Nacht iſt dazugekommen, bin einmal übers andere gefallen, find' mich nimmer aus. Hab' auch ein lahmes Bein, das den Dienſt verſagt und bei der Nachtluft ſchmerzt; ſeid chriſtlich, gnäd'ger Herr, laßt mir ein Nachtlager zukommen und einen kleinen Imbiß!

Hans war ſo befangen von ſeiner Lectüre, daß ihm nur die Worte: „Seid chriſtlich!" einen Eindruck machten. Er ſah ſich rückwärts nach dem Zimmer um — richtig, da ſtand ein kleines Nachtmahl, welches Tſchirill für ihn aufgetragen. Davon reichte er dem Fremden zum Fenſter hinaus. Während dieſer gierig aß, überlegte Hans, daß er doch wohl um der Sicherheit willen für den Grafen den Fremden nicht hereinnehmen dürfe, nein, drüben ins Wirthſchaftshaus! Aber die Ausgänge waren ſorgfältig durch Tſchirill verſchloſſen; durch ſein Schlafzimmer und Gelling's Stube hindurch wollte er nicht, um die Jägersleute nicht zu wecken.

— Da, haltet das Licht. Vielleicht bläſt es der Wind nicht aus?

— Nein.

Und nun ſchwang er ſich zum Fenſter hinaus und ging mit dem Fremden zu Trumm's Wohnung hinüber — die Hunde ſchlugen an.

— Raſch, raſch, ſonſt wecken wir Alles auf!

Sie traten in den kleinen Flur. Links war des Gärtners Stube, rechts die Kammer.

— Fürchtet Ihr Euch, in demſelben Raume mit einen Todten zu ſchlafen?

— O, Gott bewahre, gnäd'ger Herr! Das hab' ich oft gemußt, und jetzt bin ich zum Umfallen müde.

— So kommt! — Da auf dem Lager ruht er, der kleine Alte — er ruht für immer. Hier im Winkel iſt eine Streu von Blättern, hier ſind des Verſtorbenen dicke Mäntel zum Zudecken. Behüt' Euch Gott bis morgen.

— Dank für den Chriſtendienſt, gnäd'ger Herr!

Hans eilte mit dem Lichte zurück und ſprang wieder durch's Fenſter in ſeinen Saal. Er eilte, damit nur die Hunde ruhig würden. Caro bellte hell und heftig, Zahn heulte.

Der Jäger ſteht am Ende auf, dachte Hans, beſſer iſt. Du machſt nun hier auch Nacht, damit die Nachfrage nicht neue Unruhe erzeugt.

So that er denn auch. Er ſchloß das Fenſter und blies die Kerzen aus. Die wenigen Schritte zu ſeinem Schlafzimmer hinüber kannte er; er fand ſie im Finſtern, kleidete ſich raſch im Finſtern aus und legte ſich ſchlafen.

Er ahnte nicht, wen er aufgenommen. Es war der alte Kriegsknecht Brémont aus dem Arſenale in Wien, welcher als Liebhaber die Expedition mitgemacht, und welcher zuerſt während des Getümmels entwichen war. Er hatte ſich wirklich in dem unwegſamen Bergwalde verirrt und war in ſeiner Erſchöpfung froh geweſen, als er endlich wieder an den Staketzaun gekommen war, welcher den kleinen Platz umſchloß.

Hunger, Froſt und Müdigkeit hatten über alle Bedenken geſiegt, er hatte eine Latte eingedrückt und war da wieder hereingekrochen, von wo er am Nachmittag ſorgfältig entwichen war.

Wenn ſie Dich erkennen, hatte Brémont gedacht, ſo leugneſt Du, und wenn's nichts hilft, was thuts?! Sie können Dich nicht freſſen! Und Du machſt ihnen was vor. Hunger thut weh, und verhungern werden ſie Dich nicht laſſen. Wende Dich nur an die Ecke, wo die Herrenſtube war, die Herren haben bei ſolcher Gelegenheit eher ein Einſehen und Nachſehen —

Das war ihm gelungen. Gelling war wohl aufgeſtanden, von dem ungewöhnlichen Bellen der Hunde aufgeweckt, und hatte ſein Fenſter geöffnet, aber erſt nachdem Hans ſchon wieder zurück war. Die Hunde hatten ſich beruhigt; Gelling war auch wieder auf ſein Lager zurückgekehrt. Die Frühlingsnacht verſtrich ohne weitere Störung.

Brémont erwachte zeitig auf ſeiner Streu, und das eben erſt aufdämmernde nüchterne Tageslicht brachte ihn auf den Gedanken, befriedigt zu ſein mit der nächtlichen Unterkunft und ſtill von dannen zu ſchleichen, ehe der Jäger und das ſonſtige Volk der Förſterei ihn ins Auge faßten und am Ende doch als einen ſolchen wieder erkännten, der Nachmittags unter den Feinden dageweſen. Bei Tage werde er ſich doch wohl aus dem Walde herausfinden.

Geſagt, gethan! Mit einem ſcheuen Seitenblicke auf die Leiche öffnete er vorſichtig die Thür. Es war hohe Zeit! Denn eben erhob ſich auch Trumm von ſeinem Lager, und

Gelling drüben desgleichen. Ein paar Minuten Vorſprung nur waren dem alten Kriegsknechte geſtattet. Er benützte ſie, und war nahe am Zaune, als Trumm und Gelling aus den Thüren traten — ſie ſahen nichts mehr von ihm, und ſie ahnten auch nichts von ihm. —

Brémont ſeinerſeits erwies ſich als alter Feldſoldat doch nicht ganz ungeſchickt in Auffindung des Weges, als er einmal jenſeits des Zaunes im hohen Holze war und der lichter werdende Tagesſchimmer ihm zu Hilfe kam. Ganz ſtrategiſch zu Werke gehend, ſtrich er nicht geradeaus, ſondern quer durch den Wald, vorausſetzend, daß er auf dieſe Weiſe doch den Weg finden müſſe, welcher ihn und die Expedition am Tage vorher zum Zaunthore geführt hatte. Er fand ihn auch. Und wenn er noch zweifelhaft geweſen, ob es auch der rechte ſei, ſo belehrte ihn ein Fund, daß er ſich nicht irre. Er fand nämlich den Sattel, welchen die Seinigen geſtern liegen gelaſſen. Obwohl er faul war, lud er ſich doch dies faſt neue und immerhin werthvolle Inſtrument auf den Kopf, um es bis Dornbach hinabzutragen. Dort meinte er im Wirthshauſe zu frühſtücken und eine Fahr- oder Reitgelegenheit nach der Stadt hinein zu erlangen. So geſchah's. Der Gaſtwirth in Dornbach ſpannte eben ein, um ein Faß Wein nach Wien zu fahren. Auf Brémont's Geheiß wartete er das Frühſtück des Gaſtes ab und berichtete außerdem, daß in der Nacht ein bewaffneter Mann, wie er glaube einer von der Stadtguardia, bei ihm eingekehrt und ſich ſchwer beſoffen habe. Er ſchlafe drin auf der Bank. Dies war der zweite glückliche Ausreißer. — Brémont beſann ſich, ob er ihn mitnehmen ſolle. Der Kerl ſchlief felſenfeſt, und Brémont entſchied ſich dafür, ihn ſchlafen zu laſſen. Warum? Brémont war nicht ohne politiſche Schlauheit. Er wollte zunächſt allein im Stande ſein, über das Schickſal der Expedition Auskunft zu geben. Das mußte ihn wichtig machen, und konnte etwas abwerfen. Pater Norbert war ja doch eine bedeutende Perſon, die in der Burg vermißt werden müſſe — den Weg zu Norbert's Wohnung kannte er, und dort würde man ihn ſchon zu höheren Perſonen weiſen, welche die Auskunft belohnen würden. Dies reiflich überlegend, fuhr er neben dem Weinfaſſe und dem Sattel behaglich am Hernalſer Schloſſe vorüber nach der Stadt hinein, das gefährlichſte Werkzeug gegen die Sicherheit der Förſterei. —

Dort in der Förſterei ahnte niemand eine Gefahr. Der alte Graf war geſtärkt aufgeſtanden, und harrte geduldig ſeines Sohnes, welcher in den Tag hineinſchlief und welcher bei ſeinem Erwachen von Gewiſſensbiſſen gepeinigt ward. Die unwillkürliche Kopfwendung nach der Thür des Badezimmers, wo der Schatz des Grafen vermuthet wurde, lag wie Blei in ſeiner Seele. Niedrig und gemein erſchien er ſich, und er hätte mit Freuden auf Alles verzichtet, wenn dazu Gelegenheit geweſen wäre, um ſich von ſo widerwärtigem Vorwurfe zu befreien.

In ſolcher Weiſe verſtört kam er zum Grafen.

— Was iſt Dir? fragte Zreule beſorgt.

— Ich verachte mich ſelbſt!

— Warum?

Und nun erzählte er offen, was vorgegangen in ihm und was ihn quäle.

— Das nennen die Theologen unſere Erbſünde, erwiederte lächelnd Graf Zdenko. Sie zu haben iſt kein Verbrechen, ſie zu beſiegen iſt unſere Tugend. Du haſt ſie ſchon beſiegt. Komm' daher und verzehre getroſt Dein Frühmahl, und blicke getroſt zu Gott hinauf, welcher ſeinen herrlichſten Frühlingstag über uns ausgießt, über Gerechte und Ungerechte. Wer ehrlich trachtet, gerecht zu ſein, dem dienen die wilden Begierden alle zur Läuterung. Laß mich übrigens dieſe Deine Scrupel zur Veranlaſſung nehmen, daß ich Dich mit meinem Mammon bekannt mache —

— Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht!

Lächelnd gab der alte Herr dieſem gewiſſenhaften Widerwillen nach. Er hegte ja überhaupt wenig Aufmerkſamkeit für Geld und Gut. Die Handkaſſe im Schreibtiſche war zufällig gefüllt, und ſo war es in nächſter Zeit nicht nothwendig, die eigentliche Schatzkiſte in Anſpruch zu nehmen. Daher kam es, daß Hans über den Aufenthalt dieſer Kiſte nichts Näheres erfuhr.

Der alte und der junge Schwärmer verſenkten ſich im Gegentheile mit aller Hingebung in ihre religiöſen Gedanken und Plane. Der Tag zog am Himmel vorüber, und ſie bemerkten erſt am Nachmittage, daß ein allgemeines Regenwetter eingetreten war, und ein Beſuch von Hernals nicht mehr zu erwarten ſtünde. Es war ein Landregen des Frühlings, der mit einer einzigen Kraftanſtrengung die ganze Natur entwickeln mochte. Er hüllte den Wiener-Wald in weißgraue Wolkennebel, und man ſaß da eben abgetrennt von der Menſchenwelt wie in einer Alpenhütte. Er ſtrömte drei Tage lang ununterbrochen nieder, und die beiden Schwärmer konnten den Austauſch ihrer Gedanken und Träume vollſtändig erledigen.

Ein Unterſchied zwiſchen ihnen trat deutlich hervor. Hans war, um es kurz zu bezeichnen, nüchterner als der alte Herr. Der feſte Mittel- und Hintergrund für Alles, was er wünſchte, war das deutſche Reich in reformirter Geſtalt. Die Kaiſermacht in der Hand eines proteſtantiſchen Fürſten war ſein nächſtes Ziel. Seine Herkunft, ſeine Jugendgeſchichte brachten es mit ſich, daß er einen von den jungen weimariſchen Fürſten vor Augen hatte. Unter den anderen proteſtantiſchen Regenten ſchien ihm auch keiner empfehlenswerth. Gegen den kurſächſiſchen hegte er das feindliche Vorurtheil des Erneſtiners gegen die uſurpatoriſchen Albertiner. Außerdem war ihm der ſächſiſche Kurfürſt zuwider, weil er in den Händen beſchränkter und fanatiſcher Lutheraner, weil er, in völleriſcher Lebensweiſe befangen, geiſtig zu unbedeutend, und weil er dem katholiſchen Kaiſerhauſe in Wien zu gedankenlos ergeben ſei. Der Brandenburger war ſchwach und nichtig, unter den welfiſchen Fürſten in Wolfenbüttel und Lüneburg war nichts Hervorragendes, der heſſiſche Landgraf war tyranniſch und verlegen, der Darmſtädter —

Warum ſtockſt Du da? fragte lächelnd der alte Graf. Der Darmſtädter Herr iſt mild und verſöhnlich, aber er iſt ein Süddeutſcher, und iſt Dir deshalb nicht genehm!

— Nein, nicht deshalb, erwiederte Hans. Aber er hängt zu feſt am habsburgiſchen Kaiſer und an den alten Traditionen. Er würde nirgends durchgreifen können und mögen, er iſt ein Vermittler, wir brauchen aber eine ſchöpferiſche Kraft. Wenn wir einmal abſehen von ſtarker Hausmacht, die doch eigentlich keiner von unſerer Seite mitbringen könnte, ſo müſſen wir auf friſche perſönliche Kraft Rückſicht nehmen, und für dieſe in der neuen Reichsverfaſſung Mittel und Wege bereiten. Das neue Kaiſerthum muß mit größerer Machtvollkommenheit ausgerüſtet werden im politiſchen Rechte, und zur Beſitzunterlage kann ihm alles das von den Stiftern verliehen werden, was im weiten Nieder- und Mitteldeutſchland eigentlich doch herrenlos geworden iſt durch den Abfall der Stiftsbewohner vom katholiſchen Glauben.

Dazu ſchüttelte Graf Zrenke das Haupt. Er war wohl gegen die ariſtokratiſchen Gelüſte ſeiner Standesgenoſſen eingenommen, welche das Reich in eine Unzahl kleiner Reiche auflöſen wollten zu egoiſtiſchem Zwecke, aber er war doch auch gegen die Anhäufung aller Macht in Eine Hand. Dadurch verlor nach ſeiner Anſicht die mannigfache innere Entwicklung der Länder zu ſehr an Freiheit, und ein weltlicher Papſt ſei gar zu bedrohlich. Er hatte überhaupt für die politiſche Form der Zukunft kein klares Bild, die Speculation dafür lag außerhalb ſeines Naturells, welches in der religiöſen Frage zuſammengedrängt war. Die Hauptmacht nach dem Norden zu verlegen, widerſtrebte ihm inſtinctmäßig. Dann, fürchtete er, könnten allmälig die ſüdöſtlichen Miſchländer für die deutſche Culturmacht ganz verloren gehen und in Barbarei verſinken. Am natürlichſten ſchien es ihm, daß zu

Wien die Hauptmacht verbliebe, aber der Träger derſelben ſollte in der Glaubensfrage mild, verſöhnlich, mit Einem Worte gründlich tolerant ſein. Dann nur, meinte er, könne das deutſche Weltreich wieder aufblühen und weitverzweigte Wurzeln faſſen. Dies ſei auch das Leichteſte, denn es habe das Herkommen mehrerer Jahrhunderte für ſich, und alſo das erbliche Anſehen, welches in jeder Machtfrage von unermeßlichem Werthe ſei.

— Und dazu der Steiermärker Ferdinand?! rief Hans.

Graf Zdenko ſeufzte und ſetzte nach einer Pauſe hinzu:

— Du ſiehſt, wohin das bloße Politiſiren führt! Die Elemente drängen zu kriegeriſchem Fluſſe; wer mag ſagen, wohin ſie ſtrömen werden?! Dergleichen ſagt der Menſch nicht voraus, die Gottheit leitet die Ströme. Ich erleb' es nicht mehr; wer weiß, ob Du es erlebſt. Darum iſt es dankbarer, zunächſt unſere innere Welt zu ordnen und nach Kräften zu geſtalten.

So vergingen die Tage. Endlich brachte ein Morgen Aufheiterung des Wetters und mit ihr Beſuch aus dem Hernalſer Schloſſe. Es folgte eine ganze Reihe ſchöner, ruhiger Tage.

Die Wetter, welche ſich draußen in der Welt zuſammenzogen, blieben unbemerkt in dieſer friedlich gewordenen Waldoaſe, und man konnte meinen, dieſem eingewanderten ſächſiſchen Junker brächte die Wiener Luft alle Freuden und Vortheile des irdiſchen Daſeins entgegen — man konnte meinen! Er ſelbſt meinte es, und fühlte ſich dankerfüllt gegen einen Himmel, welcher ihn ſo ungemein begünſtigte.

Trotzdem empfand er zum öfteren, daß wallende Nebel ſeine Zukunft verſchleierten, gerade ſo, wie ſie bei Regenwetter Abgründe zwiſchen den Bergen verſchleiern. Alle Perſonen, die ihm von Bedeutung waren, erweckten ihm zuweilen dieſe unheimliche Empfindung.

Zunächſt Ludmilla ſelbſt.

Ludmillens liebenswürdiges, anziehendes Weſen, frei von den früheren heftigen Wendungen, blieb ſich gleich während dieſer ſtillen Friedenstage. Hans ſah ſie ſelten allein. Ihr Vater, ihre kleine Schweſter, Frau Amalie, zuweilen auch Iſabella Harrach pflegten mit ihr zu kommen, und in der Geſellſchaft war ſie das erheiternde, bewegende, lebensvolle Element, das alle Aufmerkſamkeit auf ſich zog und verdiente. Hans bemerkte es kaum, daß ſie dieſer Aufmerkſamkeit auch jetzt bedurfte, und daß ſie doppelt liebenswürdig war, wenn er ſie im kurzen Zwiegeſpräch lobte für dieſe oder jene Virtuoſität. Denn an ſolcher Virtuoſität fehlte es nie, ſie mochte erzählen, oder ſchildern, oder ſpotten, oder ſingen, oder mit der kleinen Schweſter einen Nationaltanz improviſiren. Und wie gern lobt die Liebe, wie gern lobte er, wenn er einen kurzen Spaziergang unter die jetzt völlig grünenden Buchen erhaſchen konnte! Dennoch fand er auch bei ſo günſtiger, einſamer Gelegenheit nicht den Muth, ein volles Geſtändniß ſeiner Neigung auszuſprechen, und wenn er ſich vorwarf, es wieder verſäumt zu haben, ſo flüſterte eine Stimme in ihm: Es liegt nicht blos an Deiner Schüchternheit, es liegt auch an ihr, an Ludmillen ſelbſt! Es ſchwirrt und blitzt ein Etwas aus ihr hervor, das Dich abhält, ein Etwas von Sicherheit, von Eitelkeit, ja von — Sinnlichkeit. Letzteres Wort wagte er nicht zu verſtehen, die Stimme flüſterte es entweder zu leiſe, oder er war zu keuſch, um es zu begreifen. Aber den Eindruck behielt er doch, daß ſie ebenfalls Schuld trage an dem ſcheinbaren Stillſtande ihres Verhältniſſes. Er war ja doch nur ſcheinbar, dieſer Stillſtand, denn ſeine Neigung wuchs von Tag zu Tag, das konnte er gar nicht verkennen. Nur eben weil er kein unmittelbares Ausſprechen desſelben errang, dämmerte ihm für ſeine und Ludmillens Zukunft jenes Nebelgewölk auf, welches ſichern Schritt und feſten Weg in Zweifel ſtellt.

Dann blickte auch Frau Amalie zuweilen ſo eigenthümlich auf ihn und Ludmilla, daß er nicht nur erröthete, ſondern daß er auch einen ernſten Vorwurf vor ſich zu ſehen glaubte. Sie mißbilligt es, flüſterte es in ihm, daß Du in ſo ſchwerer Zeit Deine Seele hingiebſt an Liebesträume. Wenn Du Deine Beſtimmung nur irgend erfüllen ſollſt in all den Aufgaben, die Dein Vaterland, Dein Glaube, Dein ſo glücklich gewonnener Vater Zdenko Dir zutrauen und auferlegen, wo bleibt dann Zeit und Raum für ein Liebesverhältniß oder gar für eine Ehe?! Erſt erfülle Deine Pflichten, ehe Du häusliches Glück ſuchſt, welches jetzt wahrlich wenig Ausſicht und wenig Berechtigung hat!

Ferner Ludmillens Vater, der ihm ſonſt ſo wohlwollende Freiherr von Loß, war zurückhaltender gegen ihn als ſonſt. Billigte er das entſtehende Verhältniß zu Ludmillen wirklich nicht? War er durch irgend eine üble Nachrede eingenommen gegen den ſonſt ſo gern geſehenen Junker? — Letzteres war nur zu wahr. Die kleinen Feindſchaften, welche ſich Hans im Hernalſer Schloſſe zugezogen, übten ihre Nachwirkung. Der Bart-Conrad hatte mit ſeinen Aeußerungen Spath irre gemacht über den zweideutigen ſächſiſchen Junker: Spath nickte bedenklich zu den ungünſtigen Aeußerungen des Candidaten Götzinger über den ungläubigen Junker: Götzinger verhetzte den störſamen Fremdling getreulich vor dem Freiherrn von Jörger, der ihm ohnedies das noch immer lahme Roß nicht vergeben und noch gar viel Anderes auf dem Rocken hatte gegen ihn. Jörger endlich redete in ſeinen Freund Loß hinein, daß alle Welt darüber einig ſei, dieſe fahrenden jungen Ritter voll Ueberſpanntheit und Verwirrung ſeien ein Kreuz für die ohnehin übermäßige Uneinigkeit im Lande und unter den Evangeliſchen, und fand damit ein offenes Ohr bei Loß. In die Spaltung von Lutheranern und Calvinern hatten die beiden älteren Herren ſich einmal gefunden, weitere Haarſpaltereien waren ihnen gleichmäßig unbequem. Wohin ſollte das führen?! Zudem war Loß gelangweilt und verdrießlich. Es reute ihn, ſeine Leute mitgegeben zu haben für den Transport, er wartete ungern, und fand im Verkehr mit evangeliſchen Mitſtänden, die aus Wien nach Hernals kamen, daß hier in Wien nichts zu erwarten ſei. Die Evangeliſchen hatten die große Mehrheit im Landhauſe, und proteſtirten wohl gegen den neuen Landesherrn, aber doch nur mit halben Maßregeln. Da war es in Horn entſchloſſener hergegangen! Kurz, er wäre gern von dannen geritten, wenn nur ſeine Leute erſt wieder dageweſen wären. Unſern Unmuth laſſen wir ja aber gewöhnlich am härteſten gegen die Perſonen aus, welche wir eigentlich liebhaben. Da er nun nichts als Uebles von Hans hörte, ſo ſammelte ſich all ſein Aerger auf den armen Junker, den er ſonſt ſo gern mochte. Er ritt faſt täglich mit hinauf, ja, weil die verehrte Frau Amalie hinauffuhr und weil die unruhige Ludmilla Abwechslung wollte, und ſogar der kleine Purzel, welcher noch aus Prag eine kindiſche Anhänglichkeit für den Junker Hans hegte, täglich auf der Partie beſtand, ja doch! Er unterhielt ſich auch gern mit dem alten Zierotin, der ſo viel erlebt hatte, und der ſo viel zu erzählen wußte, und der Hans war ihm immer noch ſympathiſch, wenn er auch alle Tage mehr gegen ihn eingenommen wurde; aber der Entſchluß befeſtigte ſich doch in ihm, den Verkehr mit ihm abzubrechen, und ſeine Mädchen kurzweg nach Böhmen abzuführen, ſobald ſeine Leute zurückkehrten. Hans hatte alſo ganz Recht mit ſeiner Ahnung, daß Papa Loß nicht mehr für ihn geſtimmt ſei.

Endlich der alte Graf ſelbſt! Auch er zeigte dem liebenden Pflegeſohne nur trübe Ausſicht in Betreff Ludmillens. Er verrieth mit keinem Worte, ob er die Neigung Hanſens bemerke. Aber er ſprach öfters über Ludmilla, und er ſprach nicht günſtig über ſie. Reizend möge ſie ſein, das empfinde er ſelbſt in ſeinem für Sinnenreiz unempfindlichen Alter, begabt ſei ſie über die Maßen, aber Vertrauen flöße ſie ihm nicht ein. Er halte es für das größte Wageſtück eines jungen Mannes ſolch ein Mädchen vor den Traualtar zu führen. Dagegen halte er den jungen Mann für beglückt und geſichert, dem Iſabella Harrach ihre Hand ſchenke. —

— Leider iſt Waldſtein kein junger Mann! erwiederte Hans ſchwermüthig.

— Sie iſt auch noch nicht ſeine Frau, ſprach der Graf. — Sie erinnert mich in ihrer ſtillen Sanftmuth, ſetzte er hinzu, zuweilen an meine Anna, und mir ſcheint, Hans, ſie ſieht Dich gern!

Es war gegen Abend an einem Sonntage, als der Graf, unter der großen Fichte ſitzend, dieſe Worte an Hans richtete, der dazu ſchwieg, und dem es eine Erleichterung zu ſein ſchien, als Tſchirill meldete, die gnädige Frau von Hernals komme angefahren, und zwar ſehr raſch.

Sie kam allein, kündigte aber an, daß die Uebrigen nachkämen, und zwar um Abſchied zu nehmen.

— Wie! riefen der Graf und Hans einſtimmig.

— Loßens Leute ſind zurück, fuhr ſie haſtig fort, es iſt Alles ſchneller gegangen, als man dachte, der Krieg kommt mit Rieſenſchritten näher! — Raupowa Wilhelm muß Kunde gehabt haben von dem Plane Thurn's, des böhmiſchen Oberfeldherrn, er iſt mit ſeinen Gefangenen nicht, wie er wollte, an der Donau aufwärts gezogen, ſondern hat ſie in Kähnen bei Tulln über den Strom geſetzt und ſeine Richtung gen Znaym genommen. Dort iſt er denn auch richtig dem böhmiſchen Heere begegnet, welches über Iglau in die Markgrafſchaft eingebrochen iſt, um nach Brünn und Olmütz vorzudringen. Thurn und ſeine Umgebung haben ein großes Gelächter aufgeſchlagen, als ihm Raupowa den kriegeriſchen Jeſuiten Norbert und eine Rotte wieneriſcher Stadtguardiſten vorgeführt und zur Verfügung geſtellt hat, und ſpöttiſch hat der böhmiſche Heerführer ſie mit den Worten begrüßt: „Gebt Euch dem Heimweh nicht hin, ich bring' Euch nach Wien zurück, ehe die jetzt noch blühenden Kirſchbäume Kirſchen tragen! Ihr ſollt in erſter Reihe ſtehen, wenn der Randl und die Jeſuiten herüberſchießen wollen vom Rothen Thurme nach dem Werd." Kaum hat er dieſen Hohn ausgeſprochen gehabt, da iſt die Nachricht eingegangen von Brünn und Olmütz: Er möchte eilen, Albrecht von Waldſtein benütze die letzten Augenblicke zum Schaden des Landes. Er habe ſein Regiment von Panzerreitern aus Olmütz abführen laſſen, und als der Oberſtwachtmeiſter desſelben zögern gewollt, habe ihn Waldſtein eigenhändig vom Pferde geſtochen, und ſei ſpornſtreichs nach Brünn geritten und vor dem Landhauſe abgeſtiegen, Abends um zehn Uhr. Der ſtändiſche Einnehmer hat geholt werden und hat unter Androhung des Stranges die Kaſſenſchlüſſel der Landesgelder abliefern müſſen. Dieſe Gelder, eine Summe von beinahe hunderttauſend Thalern, hat Waldſtein auf Wagen laden laſſen und hinweggeführt. Umſonſt haben die Stände Commiſſarien und Reiter hinter ihm hergeſchickt, man hat ihn nicht mehr eingeholt. Zum Spott aber hat er ihnen einen Boten entgegengeſchickt mit der Nachricht: Seine Herren Vettern, die zu den böhmiſchen Rebellen hielten, werde er binnen kurzem mit Prügeln und Ruthen bedenken. Mit einem Schrei der Wuth haben die böhmiſchen Herren dieſe Herausforderung beantwortet, und das ganze Heer iſt im Eilmarſche gegen Brünn aufgebrochen.

Dies ſind die Nachrichten, welche Leßens Leute mitgebracht. Ich ſelbſt habe heute in Wien im Harrach'ſchen Hauſe weiter erfahren: Jenes Geld aus der ſtändiſchen Kaſſe in Brünn iſt bereits in Wien angekommen, und König Ferdinand hat die Annahme deſſelben — verweigert. Zu großem Schmerze ſeiner Rentbeamten hat er aus höheren politiſchen Gründen das Verfahren Waldſtein's mißbilligt und verleugnet, und die ganze Summe im Wiener Landhauſe niederlegen laſſen. Die Stände hier wie dort ſollen daraus erkennen, daß er auf keine Weiſe, auch nicht im Falle offener Empörung, in ihr Gut eingreifen wolle. Die Empörung und der Abfall Mährens ſind übrigens unzweifelhaft. Brünn iſt von den Böhmen beſetzt, und die Mehrzahl der mähriſchen Ständemitglieder ſcheint ſich gegen Ferdinand erheben zu haben. Albrecht von Waldſtein iſt von dieſer neuen Regierung all ſeiner Güter verluſtig erklärt worden: er iſt in dieſem Augenblicke ein Bettler, denn all die reichen Herrſchaften, welche ihm Lucretia Neckſin von Landsberg, ſeine verſtorbene Frau, zugebracht, liegen in Mähren. Aber auch derjenige von Eurer Familie, lieber Graf, mit dem allein Ihr in freundlicher Verbindung und in vielfacher Uebereinſtimmung geblieben —

— Vetter Karl —?

— Euer ſehr würdiger Vetter Karl iſt zu Brünn ins Gefängniß geſetzt worden, weil er die Mittel und Zielpunkte des böhmiſchen Aufſtandes nicht billigt.

— Der Arme! Da ſiehſt Du's, Hans, welch mißlich Feld die Politik! Mein Vetter Karl iſt ein tüchtiger, iſt ein weiſer politiſcher Mann. Selbſt ich, der ein Schwärmer heißt, muß ihm nachſagen: Wohl den Ländern, wenn ſie die Plane Karl's von Zierotin verwirklichen könnten! Denn er will ein großes öſterreichiſches Reich auf freien und edlen Grundlagen. Umſonſt! Die Leidenſchaften vernichten das Beſte und die Beſten. Aber hier thut Hilfe noth. Du kannſt nicht hinüber, Hans. Du biſt fremd. Laß Dunſtan herausbitten; er wird Rath ſchaffen, meinem Vetter hilfreich zu werden.

— Langſam, vorſichtig, lieber Graf! rief Frau Amalie. Ich möchte um keinen Preis ſolche Hilfeleiſtung verzögern, aber ich muß Alles ſagen, Euch aufmerkſam machen, daß zunächſt für Euch ſelbſt geſorgt werden muß.

— Schon wieder? Die neuliche Expedition iſt ja beſeitigt worden, ohne daß eine Spur von ihr übrigbleiben konnte!

— So glaubten wir. Was ich bei Harrach's gehört, widerſpricht dem.

— Hat Iſabella ſelbſt —?

— Nein, nein, Junker! Ich hatte ſie nach jenem ſtürmiſchen erſten Beſuche hier aufmerkſam gemacht, was auf dem Spiele ſtünde und daß ſie ſchweigen möge. Sie verſprach es bereitwillig, und — ſie iſt wahrhaftig. Nein, aus Harrach's Aeußerungen entnehm' ich, daß in der Burg Kenntniß von des Grafen Aſyle und feindliche Abſicht vorhanden iſt. Woher? weiß ich nicht. Als von der Abführung des Brünner Geldes aus der Burg ins Landhaus die Rede geweſen, da ſcheint Lamormain eine Aeußerung gethan zu haben in Harrach's Gegenwart, welche dieſen veranlaßt hat, mich zu warnen —

Frau Amalie wurde hier unterbrochen durch die Ankunft des Freiherrn von Loß und der Seinigen. Loß war ſo laut und heiter, wie man ihn ſeit dem Tage ſeiner Ankunft nicht mehr geſehen.

— Das halbe Weſen hat ein Ende, rief er, das halbe Weſen dort wie hier und hier wie dort. Das Leben geht wieder aus dem Ganzen, und nun iſt's gut. Seht freundlich dazu aus, Papa Zierotin, und der Junker da kann auch froh ſein. Jetzt kann er ſein Predigerthum beenden und zu Kriegsthaten übergehen, wie's einem Junker ziemt; ich werd' ihn nachdrücklich dem Thurn empfehlen, und er darf ſich nur auf mich berufen und ſich bei ihm melden, wenn er im Laufe dieſer Woche vor Wien rückt —

— Im Laufe dieſer Woche? riefen Alle.

— Allerdings. Der ſchleſiſche Vetter, der Mitzlau Rudolph, iſt eben angekommen.

— Der iſt auch wieder da?

— Auch wieder da, Papa Zierotin. 's kommt Alles wieder auf dieſer Welt, Hunger und Durſt und Liebe und Zahnweh. Alſo der Mitzlau kommt recta vom Thurn. Mit Mähren hat ſich der gar nicht länger aufgehalten, das hat er in der Taſche, und iſt ohneweiters ins Erzherzogthum eingerückt —

— Ins Oeſterreich?

— Ins Oeſterreich unter der Enns, genau zu ſprechen, und wenn er da nicht mit dem Fuße an den kleinen gut ummauerten Ort Laa geſtoßen wäre, ſo wäre er ſchon hier vor Wien, oder wohl gar ſchon in Wien. Kurz, vor Laa liegt er jetzt, die pàar Meilen von hier, und über Nacht wird er da ſein. Zunächſt reitet und fährt und geht Alles zu ihm hinaus, was nicht katholiſch iſt, um ihn zu begrüßen und ihm Dienſt und Hilfe anzubieten. Und ſo mein' ich, Junker Hans von Starſchädel, werdet Ihr auch thun, ſobald er an die Donau kommt. Denn alsdann werd' ich mit ihm geſprochen haben auch für Euch. Ich reite mit meinen Mädels über Laa morgen nach Böhmen — ſchäm' Dich doch, Mille, mit Deinem Schluchzen! Meiden und Scheiden thut weh, aber Wiederſeh'n iſt Auferſteh'n — hör' auf!

Nie war Ludmilla ſo hinreißend ſchön und anziehend geweſen. Sie trocknete ihre Thränen und verſuchte zu lächeln. Das feuchte Auge war eine heiße Sonne, und ihr Weſen und Benehmen, weich und ergeben, machte ſelbſt dem alten Grafen Zdenko den Eindruck, er habe ihr Unrecht gethan mit ſeinem Vorurtheil, denn ſie ſei ja wirklich ein herzenswarmes, herzensgutes Geſchöpf! — Das war ſie auch. Hans empfand es unter den ſüßeſten Schmerzen. Eigentlich hegte er — und mit Recht — die ſchmeichelhafte Beſorgniß, ſie werde vor der ganzen Geſellſchaft ſeine Hand ergreifen, werde mit ihm vor den Vater hintreten und ſagen: Papa, wir Beide lieben uns, trenne uns nicht, vereinige uns! Denn ſo war ihr leiſes, wenn auch unarticulirtes Flüſtern, ſobald ſie an ihm vorüberging, ſo ſprach ihr Auge in das ſeinige hinein, die ganze Umgebung war nicht für ſie vorhanden.

Der Vater ſchien aber auch eine Ahnung davon zu haben: er beſtand darauf, jeder Abſchied müſſe kurz ſein, und in Hernals warte ein Ausſchuß der Stände auf ihn, der jetzt den Bericht des Junkers von Mitzlau anhöre und dann Beſchluß faſſen wolle, ob die Evangeliſchen noch vor Ankunft des böhmiſchen Heeres in voller Anzahl zur Hofburg ſchreiten und dem Erzherzog Ferdinand ankündigen ſollten, was ihr Verlangen ſei.

— Fort, fort! Ein Handſchlag und Ade, daß man ſich jünger wiederſeh'! Nun heult der Purzel auch! So ſchämt Euch doch! Ritterfräulein ſollt Ihr ſein, muthig und tapfer!

Es war ihm gar nichts daran gelegen, daß Hans ſie begleiten wollte hinab ins Thal. Aber geradezu abweiſen konnte er's doch nicht.

Hans war entſchloſſen. Alle Scheu und Beſorgniß Ludmillen gegenüber war hinweggeſcheucht. Er wollte ihr ſein Herz offen darlegen, bevor ſie von ihm ſchiede. Zu dem Ende wollte er ſie heute noch allein ſprechen. Wo? Und wie? Er wußte es noch nicht. Aber zunächſt mußte er mit hinab. Er kannte ja den Weg gar nicht hinunter aus den Waldbergen; Spath hatte ihn damals im Finſtern heraufgeführt auf einem Fußpfade, welchen er nicht wieder zu finden wußte. Er ſchloß ſich alſo jetzt dem Zuge an, wenn auch zu Fuß. Die Loßiſchen waren alle Drei beritten, und Frau Amalie, welche gleichzeitig mit aufbrach, bot ihm vergeblich einen Platz in ihrem kleinen Wagen an. Es ſchien ihm unmöglich, jetzt Gleichgiltiges zu ſprechen; wie von himmliſchen Kräften getragen, ſchritt er zwiſchen dem Pony

Purzel's, welche bei dieſer Gelegenheit die zärtlichſte Aufmerkſamkeit vom ſogenannten ſächſiſchen Vetter erfuhr, und dem Roſſe Ludmillens einher, durch den Buchenwald dahin. Erſt als ſie durch die Schlucht bis zur Rohrerhütte hinabgelangt waren, mußte er dieſen Poſten aufgeben. Loß beſtand darauf, Eile zu haben, und nöthigte den nachfolgenden Reitknecht, dem Junker Hans ſein Pferd abzutreten. Nun ging's raſchen Trabes durch Dornbach hindurch, und Hans ſah ſich binnen einem Viertelſtündchen zum erſtenmal wieder im Schloßhofe von Hernals, wo Tartſch ſchon ſo lange täglich vergebens auf ſeinen jungen Herrn gewartet hatte. Wie immer ungeſchickt, drängte er ſich herzu und verhinderte Hans, noch ein heimliches Wort an Ludmilla zu richten. Dieſe ſchien auch ein ſolches zu erwarten, ein beſtimmtes Wort für eine Zuſammenkunft, denn ſie ſuchte beim Abſteigen ihr Pferd ſo zu wenden, daß Hans nahe zu ihr treten könne. Tartſch ſorgte dafür, daß dies nicht möglich wurde: er drängte ſich mit unübertrefflicher Geſchicklichkeit zwiſchen ſie und ſeinen Herrn, um dieſem Vorwürfe zu machen, daß er ihn ſo lange ohne Nachricht und Weiſung gelaſſen in fremdem Hauſe, wo niemand was von ihm wiſſen wolle, und kaum Futter für die Pferde zu kriegen ſei. Auch Papa Loß war gleich zur Hand, um ſeine Mädchen ins Schloß zu treiben, damit ſie ihre Habſeligkeiten richten möchten, nächſten Tages mit dem Früheſten gehe es auf die Reiſe. Er merkte es wohl, was zwiſchen ſeinem älteſten Mädchen und dem ſächſiſchen Junker in der Luft ſchwebte, und innerlichſt lächelte er darüber. Es wäre ihm ja noch vor kurzem ſo erwünſcht geweſen! Seiner Mille gönnte er vom Herzen die Freuden des erwachenden Mädchenfrühlings, und der Hans war ihm in Prag noch der erwünſchteſte Schwiegerſohn geweſen. Aber Zeugniß und Nachrede über ihn waren im Hernalſer Schloſſe gar zu nachtheilig, jedenfalls hielt er's für ſeine väterliche Schuldigkeit, den verdächtigten Jungen länger zu beobachten, und jetzt — ſetzte er mit einem halblauten Fluche hinzu — iſt doch auch wahrhaftig keine Zeit zu hochzeitlichen Dingen. — Wie oft hat er ſich ſpäter Vorwürfe gemacht, daß er leichtgläubig geweſen!

So blieb denn Hans allein auf dem Hofe ſtehen. Es kümmerte ſich niemand um ihn, denn das Geſinde war durchweg angeſteckt von dem Mißtrauen gegen ihn, und ſeine einzige Gönnerin, Frau Amalie, wurde bei ihrer Ankunft von ihren Leuten in Anſpruch genommen. Haus und Hof waren voll von Gäſten, die Zuſammenkunft und Berathung der evangeliſchen Standesherren war oben im Saale bereits laut und thätig. Jeder dieſer Herren war von Dienern begleitet, die den Hof anfüllten.

Der unbeachtete Hans ſah und hörte nichts von der Geringſchätzung und dem Uebelwollen, welche ihn empfingen. Er lebte jetzt nur für den Einen Geſichtspunkt ſeines Herzens, alles übrige Leben war ihm ein mechaniſches Abthun. Mechaniſch ſtieg er zu dem Zimmer hinauf, welches er damals verlaſſen, mechaniſch fertigte er Tartſch ab, der alles Mögliche wiſſen wollte; aber mit ſehr bewußter Abſicht öffnete er das Fenſter. Rechts drüben an der Ecke der Hauptfronte war Ludmillens Wohnung, wenigſtens *ein*

Fenſter derſelben, das Fenſter ihres Vorzimmers. Ihr Wohn- und Schlafzimmer waren hinter der Ecke. Jenes eine Fenſter konnte eine Vermittlung bieten, er wußte ſelbſt nicht welche; ſinnend und hoffend blickte er hinüber — unten war Garten, Spath's Gebiet. Spath war auch da beſchäftigt, und ſah den Junker. Hans ſah den hinter einer Hecke arbeitenden Gärtner nicht.

Der Abend ſank eben herunter auf das grünende und blühende Land, der Flieder duftete berauſchend, die Vögel ſangen in Pauſen ihre letzten Weiſen, nur eine Grasmücke machte keine Anſtalt, ihren lieblichen Geſang einzuſtellen.

Da, richtig! ſein Hoffen hatte ihn nicht getäuſcht, und ſein Auge täuſchte ihn jetzt nicht — da erſchien eine weiße Geſtalt an jenem Eckfenſter. Noch mehr: ſie trat heraus, denn jene Ecke und die rechts von der Ecke fortlaufende Front des Schloſſes hatte einen hölzernen Balcon nach Art der Bauernhäuſer in den Alpenländern. Er war nur dort angebracht, weil die Morgen- und Mittagſonne nicht an jene Seite drang, und ſolcherweiſe ein ſchattiger Aufenthalt im Freien möglich wurde für die Damen des Hauſes in der warmen Jahreszeit.

Jene weiße Geſtalt war Ludmilla, er war deſſen gewiß. obwohl die Dämmerung ihm nicht mehr geſtattete, ihre Züge zu erkennen. Frau Amalie, deren Zimmer ebenfalls auf den Balcon gingen, ſcheute die Abendluft und hatte jetzt im Hauſe Beſchäftigung, das wußte er. Es iſt Ludmilla, rief ſein Herz, und ſie harret Dein!

Das Stockwerk war nicht hoch, und unten war weiche Gartenerde. Er beſann ſich nicht lange, ſondern ſprang hinab.

Ludmilla, etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt, ſchien es bemerkt zu haben. Wenigſtens meinte er, als er bis hoch über den Knöchel feſtſtand im lockern Beete, ſie habe eine haſtige Bewegung gemacht.

Spath hatte es aber auch bemerkt und war im Begriff, ſtörend einzuſchreiten. Die Mißhandlung ſeines Beetes war ihm nicht gleichgiltig, und der gründlich verleumdete ſächſiſche Junker war ihm — doch gerade dies ließ ihn zögern.

Spath war der einzige von allen Dienſtleuten im Hernalſer Schloſſe, welcher ſich lange zweifelnd verhalten hatte gegen die allgemeine Mißachtung des Junkers. Er konnte nicht in Abrede ſtellen, was man als zweideutig nachwies gegen Hans, nein, der abenteuerlich erſcheinende fremde Junker mit ſeinem mürriſchen Reitknechte hatte auch ihm allmälig den Eindruck eines zugewanderten Hungerleiders gemacht, welcher ſein Schäfchen ſcheeren wolle, ſei es bei den Katholiken, ſei es bei den Evangeliſchen. Die Anknüpfung an Waldſtein und an Harrach's in Wien waren zu verdächtig, und das Fräulein Iſabella, welche ja ſonſt nie ſo fleißig herausgekommen, ſteigerte den Verdacht, als ob Hans je nach Umſtänden um die reiche Katholikin, oder um die reiche Proteſtantin freien wolle. Dazu ſeine Aufnahme beim Grafen Zdenko! Man ſah ja und hörte es nach vom alten Herrn ſelber, daß er ihn an Kindesſtatt angenommen, der unermeßlich reiche, mit einem Fuße ſchon im Grabe ſtehende Cavalier das dürftige Junkerlein aus Sachſen! Welcher Stoff für den Neid! Und der Neid iſt geſchäftig wie ein Wieſel, namentlich unter der ärmeren Menſchenclaſſe. Ja, es iſt ganz in der Ordnung, ſtieg es in Spath's Gemüthe auf, dieſem verdächtigen Patrone das Stelldichein zu verderben, welches er vorhat. Spath war im Begriffe, unter dem Kirſchbaume hervorzutreten und durch laute Anrede das Fräulein da oben fortzuſcheuchen. Er trat auch vor, aber nur einen Schritt. Ein gewiſſes Etwas in ihm hielt ihn feſt. Dies war eine unerklärliche Vorliebe, welche er innerlichſt für den Junker hegte. Sie erwies ſich jetzt ſtärker als jede Verdächtigung. Die Verdächtigung hatte wohl Spath's Verſtand eingenommen, aber ſein Gemüth doch nicht beſeitigt. Dies Gemüth flüſterte: Der Junker iſt aber doch gebildeter und wohlwollender als irgend einer ſeinesgleichen! Und warum wäre denn der ſo gute, ſo fromme und ſo erfahrene alte Herr droben im Jägerhauſe dergeſtalt für ihn, wenn nicht eine Tüchtigkeit in dieſem Junker wohnte?! Und warum ſollteſt Du denn die Liebesfreude verderben, die er Dir droben ſchon zweimal vergönnt hat — ja, zweimal iſt er ſtumm und ſachte vorbeigegangen, als er Dich unter den Buchen einſam antraf mit der Nandl! Und dem Förſter hat er auch nichts verſchwätzt, ſonſt würde der ſchon davon angefangen haben! Endlich — und hier zog er ſelbſt den Gegner, den Verſtand, herbei zur Unterſtützung, damit es nicht heiße, er habe gedankenlos gehandelt — endlich kann ein Wort dieſes Junkers den Förſter mürbe machen für Dich, vielleicht gar eine kleine Ausſteuer vom alten Herrn erringen — kurz, er machte ſich's durch alle Mittel deutlich, daß er ſeinem weichen Triebe nachgeben und den Junker gewähren laſſen ſolle. Und eigentlich war das unnöthig, er hatte ſich ſchon lange niedergebückt an einen Strauch und hatte den Junker an ſich vorüberſchreiten laſſen, ohne ſich zu regen. Ja, er that noch mehr: als Hans drüben am Balcone ſtand und ſein Geſpräch angeknüpft hatte mit dem Fräulein, da dachte er nicht neidiſch, ſondern mit Zärtlichkeit an ſein Mädchen droben, und meinte lächelnd, es ſei doch gar unbequem, ſo blos aus der Entfernung mit ſeiner Liebſten ſprechen zu können. Meine Gartenleiter mit den Treppenſproſſen, die wär ja dafür erfunden! Sie ſteht da drüben unter dem Birnbaume, den Du heute abgeraupt. Aber der arme Narr ſieht ſie nicht. Zeig' ſie ihm, ohne Dich zu zeigen! — Und er ſchlich vorſichtig hinüber, und trug dann die Leiter ungeſehen in der Dunkelheit bis zu einem großen Strauche, der nur zehn Schritte entfernt ſtand von Hans. Dort ſtieß er ſie um, daß ſie auf Hans zufallen und von dieſem bemerkt werden mußte. — Hans bemerkte ſie denn auch und erſchrak Da ſich aber nichts weiter regte — Spath kauerte mäuschenſtill hinter dem Strauche — ſo meinte er, wie er ſollte: die Leiter ſei nur leiſe angelehnt geweſen und durch einen Luftzug umgeblaſen worden.

— 's iſt niemand da, flüſterte er zu Ludmillen hinauf, die ebenfalls erſchrocken war. Vielleicht iſt ein verbannter heidniſcher Gott vorübergezogen, und hat mir ein Mittel hergeworfen, mich der ſchönen Dame da oben nähern zu können.

Und ohneweiters errichtete er die Leiter unter dem Balcone und erſtieg ſie. Sie reichte vollkommen: Hans ſtand mit einem Fuße auf der letzten Staffel der Leiter, und ſaß übrigens auf dem Geländer des Balcons.

Er war ganz betroffen von ſeiner Dreiſtigkeit, und Ludmilla ſchien es auch zu ſein. Denn ihr beiderſeitiges Geſpräch war bis jetzt durchaus nicht ſo intim geweſen, daß es ihn zu ſolcher Annäherung berechtigt hätte. Keuſch und ſchüchtern wie ſie beide waren, mußte ihnen eine Pauſe zum Uebergang, ein Scherz zur Befreiung aus der Verlegenheit dienen. Ludmilla fand zuerſt das ſcherzende Wort.

Die Worte, mit welchen ſich junge Liebende unterhalten, pflegen nur Vorwände zu ſein. Man braucht ein Geräuſch, höchſtens einen annähernden Ausdruck für das, was im Innern vorgeht, man braucht ihn vorzugsweiſe aus einem Bedürfniſſe der Scham. Geiſtige Vermittlung, geiſtiger Uebergang ſoll eintreten, weil man den Geiſt für vornehmer, für uneigennütziger hält. Der Liebesdrang ſelbſt, wie ſehr man ihn der Seele zuſchreibt, iſt immer tief mit den Sinnen verſtrickt; das ahnt man, und man will nicht den Anſchein haben, als folge man ſo geradehin einem mit den Sinnen verſtrickten Drange. Deshalb iſt das wirkliche Geſpräch junger Liebesleute niemals ſo geiſtreich und geſchloſſen, als die Dichter ſchildern. Der Geiſt iſt nur ein gezwungener Stellvertreter, und er wird gar nicht in Anſpruch genommen für geſchloſſene Gedankenreihen. —

Demgemäß war die Zwieſprache beſchaffen zwiſchen

Ludmilla und Hans. Nicht um die Worte war es ihnen zu thun. Sie ſahen ſich, ſie fühlten, ſie athmeten ihre beiderſeitige Nähe, ſie ſchwelgten in dieſer Nähe, ſie ſchwelgten in jener reizenden Ahnung der Sinnlichkeit, welche man keuſche Sinnlichkeit nennen möchte, weil ſie noch fern vom eigentlichen Begehren iſt, ſie ſchwelgten in jenem Liebeszauber, der göttlich genannt wird, weil er der irdiſchen Erfüllung nicht zu bedürfen ſcheint. Nicht Umarmung und Kuß war Ziel und Streben, o nein, das lag wie der Himmel ſelbſt vor ihnen in roſenrother Ferne, die Ausſicht auf den Himmel ſchon berauſchte ſie. Ludmilla war auch angethan dazu, den beſcheidenen Hans durch ihre bloße Nähe zu entzücken: das leichte Gewand floß wie eine faſt durchſichtige Wolke um den friſchen jugendlichen Leib; der ſchöne Arm enthüllte ſich, wenn ſie eine Bewegung machte; das halb gelöſte Haar ſpielte in Locken um die Schultern, und der Klang ihrer Stimme war wie die Sehnſucht ſelbſt. Hans wankte einmal in ſeiner luſtigen Stellung auf dem Geländer, da griff ſie eiligſt nach ihm, um ihn zu halten. Und ſie that es herzhaft wie ein Landmädchen; ſie hielt ihn einen Augenblick feſt an den Schultern. Langſam, allmählig verminderte ſie die Kraft, und nur leiſe berührend blieben ihre Hände noch eine Weile ruhen — Hans erbebte wie ein vom Glück Betroffener durch und durch. Er ergriff eine Hand von ihr, um ſie zu küſſen; ſie wehrte nicht, ſie überließ Hand und Arm bewegungslos, und ſo kam es, daß nicht ihre Hand, ſondern ihr Arm an ſeine Lippen gelangte, eine viel innigere Annäherung, als der banalere Handkuß darbieten konnte; der entſcheidende Augenblick einer erſten Umarmung war unmittelbar vor ihnen — da rief eine helle Kindesſtimme dicht neben ihnen:

— Ach, wie hübſch! Vetter Hans macht den Handkuß ganz anders!

Die Liebenden trennten ſich ſo ſchnell, daß der Junker faſt ohne Leiter in den Garten hinabgekommen wäre, wenn das ſprechende Kind ihm nicht ſeinen kleinen Arm hingeſtreckt und ihm einen augenblicklichen Haltpunkt geboten hätte, den er auch wirklich im Taumel ergriffen hatte.

— Auch ſo 'nen Handkuß, Vetter Hans! rief lachend der kleine Gnom, welcher nicht ahnte, was er angerichtet.

Die kleine Schweſter Ludmillens war der Störeglück, es war Purzel, wie der Vater auf dem Umwege über Murzel den Namen Marie abgekürzt hatte. Sie war drinnen im zweiten Zimmer, wie Ludmilla glaubte, zu Bette gegangen, in Wahrheit aber von den Stimmen auf dem Balcone angelockt worden, weil ſie den „Vetter Hans" — wie ſie ſich ausdrückte — zu hören meinte. Vetter Hans war aber ihr beſter Freund, mit ihm unterhielt ſie ſich immer gern, und ſo hatte ſie es jetzt für wünſchenswerth gehalten, ihm noch „gute Nacht!" zu ſagen. Arglos war ſie ohne Schuhe herausgeeilt, und ſtand jetzt zwiſchen den Liebesleuten, höchſt glücklich darüber, daß ſie beide ſo prächtig erſchreckt hatte.

Als Hans ſich nicht beeilte, den neumodiſchen Handkuß auch ihr zu gewähren, ſagte ſie ſchmollend:

— Ich verklag' Dich beim Papa, garſtiger Vetter, daß

Du mich weniger lieb haſt als die Mille! Da kommt er! Da kommt er!

Wirklich hörte man des Vaters Stimme.

— Hierher, Papa, hierher, rief Purzel, wir ſind Alle beiſammen: die Mille, der Vetter Hans und ich! Der garſtige Vetter will mir nicht die Hand ſo küſſen, wie er ſie eben der Mille geküßt hat, und doch iſt er mein Bräutigam, nicht wahr?

Hans war in peinlichſter Verlegenheit durch dies „ſchreckliche Kind“.

Sich ſo am dunkeln Abende auf dem Balcongeländer neben Ludmilla betroffen zu ſehen, hätte zu jeder Zeit ſein Mißliches gehabt. Jetzt aber, nachdem der Freiherr von Loß ſeine freundliche Geſinnung gegen ihn unverkennbar gewechſelt, war es eine geradezu bedrohliche Lage.

Insbeſondere wußte er nicht, ob es noch unſchicklicher ſei, die halb ſitzende Stellung auf dem Geländer beizubehalten mit der leichtfertigen Gartenleiter unter ſich, oder ob er nicht wenigſtens mit dem Fuße die Leiter umſtoßen und wie ein regelmäßiger Beſucher ſich auf die Beine ſtellen ſolle. —

Purzel erſparte ihm auch hierin einen ſelbſtändigen Entſchluß.

Sie rief dem heraustretenden Vater entgegen:

— Der ungezogene Vetter hat mich gar nicht gerufen und iſt auch nicht durch die Thür gekommen, er muß vom Taubenſchlage heruntergeklettert ſein — !

Da ſtand die mächtige Figur des Freiherrn dicht vor ihm und — ſchwieg.

Ludmilla unterbrach die ängſtliche Pauſe. Sie ſchlang ihre Arme um des Vaters Hals und küßte ihn.

— Geh' hinein ins Zimmer und laß Licht anzünden! ſagte er ruhigen Tones. Geh' zu Bett, Purzel, ſetzte er hinzu, es iſt ſpät.

Die Mädchen gingen.

Der Freiherr ſtand dem immer noch ſitzenden Hans allein gegenüber.

— Ich habe Euch was Wichtiges zu ſagen, Herr Junker. Seid ſo gut, mit hineinzukommen.

Er ging.

Hans folgte, einer ernſten Scene gewärtig.

Drin im Zimmer Ludmillens, in welches die Dienerin eben Licht brachte, beharrte der Freiherr von Loß kurz darauf, Purzel ſolle zu Bette gehn.

— Dich ſeh' ich noch, Mille! fuhr er fort. Erſt hab' ich mit dem Junker auf meinem Zimmer zu ſprechen.

Und ohneweiters ſchritt er hinaus, dem Junker winkend. Dieſer ſuchte im Fortgehen Ludmillens Auge, Ludmilla aber ſah zu Boden. Sie ſchien verlegen, unſicher, verſchämt. Des Vaters Schweigſamkeit, ſonſt gar nicht in ſeiner Art, hatte ſie beſtürzt.

Hans konnte nicht warten, konnte nicht zögern, der Wink des Freiherrn war zu beſtimmt.

In dem erleuchteten Zimmer des Freiherrn harrte ein Diener. Loß ſchickte ihn fort und wies dem Junker einen

Seſſel an, indem er ſich ſelbſt nahe zu ihm, und zwar an einen Tiſch ſetzte. Auf dieſen Tiſch legte er einen Brief, welchen er aus dem Wamſe zog. Sein Antlitz war räthſelhaft, und ein ruhiger Beobachter ſelbſt hätte es nicht zu deuten vermocht, viel weniger Hans, welcher ein Gefühl der Beſchämung nicht los werden konnte, der Beſchämung darüber, daß er einen ſo vertraulichen Schritt gegen die Tochter eines Mannes gewagt, welcher neuerdings erſichtlich nicht einverſtanden war mit einem näheren Verhältniſſe zwiſchen ſeiner Tochter und dem Junker.

Gegen ſeine Gewohnheit begann der Freiherr endlich, der ſonſt gar kein Redner war, langſam und feierlich zu ſprechen wie folgt:

— Wir haben jetzt wieder eine Stunde lang drüben berathen. Es ſind an zwanzig Herren da, und der Thonradl überſchreit ſie alle. Morgen ſoll eine Hauptſitzung im Landhauſe ſein. Der Erzherzog Ferdinand will ſelber kommen und die Huldigung fordern. Von den Unſrigen ſoll Jedermann erſcheinen. Auch nach den „Hornern“ ſind von Thonradl Reiter geſchickt worden. Wir ſollen alle nach Wien hinein. Er verſichert, man würde nicht wagen, uns anzutaſten. Auch mich nicht, obwohl ich ein böhmiſcher Rebell heiße. Ich glaube auch, ich werde hineinreiten —

— Thut das nicht! unterbrach ihn Hans.

— Ich habe es ſo gut wie zugeſagt, entgegnete Leß, und ſein Auge ſchärfte ſich zum erſtenmale auf den Junker. Es ſchien ihn zu verſtimmen, daß dieſer ſo beſtimmt abrieth. Was wußte denn Hans ſo Genaues, um beſtimmt abrathen zu können? Hatte er alſo wirklich beſondere Quellen bei den Katholiſchen, wie Candidat Götzinger behauptete? — Der ſcharfe Blick milderte ſich indeſſen allmälig wieder, und es kehrte der vorige Ausdruck auf Loßens Geſicht zurück, welcher ſo ſchwer zu deuten war. So ſchwer, weil entgegengeſetzte Regungen durcheinander zu ſpielen ſchienen: Entſchloſſenheit in wichtigen Fragen, und doch auch Beſorgniß; ja zwiſchen all dem hindurch ſchienen, ganz und gar befremdlich, freudige Zuckungen zu hüpfen.

Er ſtrich ſich mit der Hand über die Augen und fuhr fort:

Ihr ſelbſt, Junker, habt mich aus der Verſammlung herausgeſprengt.

Hans ſchwieg, der Anklage gewärtig.

— Ihr ſeid nicht mehr der, welcher Ihr in Prag in meinem Hauſe wart. Ihr ſeid tief, vielleicht zu tief in die politiſchen Wirthſchaften hineingerathen. Das iſt wohl niemand ſo leid geweſen als mir, der ich Euch ſehr lieb hatte —

— Um Gotteswillen erklärt Euch näher!

— Nicht doch! Ihr ſeid ein freier Edelmann und könnt mit Euch ſchalten, wie Ihr mögt. Ich mag mich nicht in das Gewiſſen Anderer eindrängen. Ihr ſeid auch gelehrter als ich, und müßt, wie die Jörger und der Zdenko, die feinen Unterſcheidungen beſſer verſtehen. Ich miſche mich da nicht ein, und wünſche nur, daß Ihr darüber nicht verloren geht —

— Aber ich beſchwöre Euch, mir deutlicher —

— Ganz gewiß nicht. Ich komme nur darauf, weil ich Euch etwas mitzutheilen habe, was vielleicht ein Wendepunkt in Eurem Leben wird.

Hans ſchwieg in großer Spannung. Wohin ging das Alles?

— Ich wurde aus der Verſammlung hinausgerufen, weil ein Reitender mit dringenden Briefſchaften für mich angekommen ſei. Der Reitende iſt vom Matthias, vom Grafen Thurn. Aus dem Feldlager bei Laa ſchickt er ihn, und die Botſchaft betrifft Euch.

— Mich?

— Einer Eurer jungen Herzoge in Weimar, mit denen Graf Matthias in engem Verkehr, hat Euch unſerm Feldhauptmann dringend empfohlen zu einem beſtimmten gefährlichen Zwecke. Matthias ſchreibt mir des Breiteren darüber. Er klagt, wie er oft gethan, daß unſere Armada im Geſchützweſen vernachläſſigt ſei, und wiederholt mir, was er mir ſchon neulich mündlich geſagt, daß Eure jungen kriegeriſchen Herzoge in Weimar einen alten invaliden Lehrmeiſter aus den Niederlanden gehabt —

— Den alten Straaten, ja.

— Der die ſpaniſchen Kriege mitgemacht und ein vortrefflicher Lehrmeiſter geworden ſei bei Euren jungen Herren in Weimar —

— Ja wohl!

— Namentlich in allem, was die Behandlung und Benützung des Pulvers und die Wirkſamkeit der Geſchütze überhaupt betreffe —

— Ganz richtig!

— Von ſeinen Schülern — hat der Weimar'ſche junge Herzog dem Matthias geſchrieben — habe der alte Niederländer drei genannt als diejenigen, welche ihn am leichteſten und beſten begriffen hätten: den Herzog Wilhelm, den Herzog Bernhard, ein noch ganz junges Herrchen, und — den Junker Hans von Starſchädel, Euch!

— Das mag wohl ſein! Der alte Straaten iſt mir ſehr zugethan, und ich habe fleißig bei ihm gelernt.

— Nun, dies iſt der Haken, an welchen der Thurn anknüpft. Er hat ſich nach Euch erkundigt —

— Er kennt mich ja aus Prag!

— Er hat ſich nach Euch erkundigt in Betreff deſſen, was Ihr ſeit Prag vorgenommen, und da haben ihm Einige Mancherlei zugeraunt —

— Was?

— Ich hab' Euch ſchon geſagt, daß ich davon nicht ſprechen mag. Matthias Thurn iſt ein harter eigenſinniger Schädel, der ſich nicht leicht von etwas abbringen läßt, was er ſich vorgenommen, er hat die Zuraunner abgetrumpft, und — nun ſeht, das hat mich gefreut! —

— Aber was iſt es denn?

— Hört nur zu! Er ſchreibt mir davon, und legt die Entſcheidung in meine Hände. Das iſt kein Spaß, denn die Verantwortung iſt groß, aber es freut mich doch. Er ſchreibt: „Wenn Du, ehrlicher Loß, gutſagſt für den jungen Mann, ſo ſchick' den Starſchädel ſpornſtreichs nach dem Feldlager bei Laa; ich habe für ihn eine capitale Aufgabe, capital für unſere Armada und für die Affaire, welche wir vorhaben.“ — Soll und kann ich nun für Euch gutſagen, und wollt Ihr die Aufgabe übernehmen?

— Zuerſt muß ich wiſſen, warum und inwiefern es einer beſondern Gutſagung für mich bedarf!

— Element! Ich hab' Euch ſchon zweimal geſagt, daß ich mich darauf nicht einlaſſen mag. Man weiß nicht mehr recht, woran Ihr glaubt, und ob Ihr auch ganz und gar zu unſerer Sache gehört. Da habt Ihr's in kurzen Worten.

— Zu dieſem Zweifel iſt man ganz berechtigt.

— Wie? Seid Ihr des Teufels?! Alſo wirklich?

— Ich begreiſe Eure Verwunderung nicht. Ihr ſeid ja mehrfach Zeuge geweſen unſrer Disputationen über den innern Stand unſerer Lebensfragen, und habt da gehört, daß Graf Zdenko und Frau Amalie und ich nicht befriedigt ſind mit den Grundſätzen, mit den Zielpunkten und mit der Handlungsweiſe Eurer Landsleute —

— Wenn's weiter nichts iſt! Ich bin auch nicht immer zufrieden, und wenn Ihr Euch mit der Jörger auf gleiche Linie ſtellt, da hat es nichts auf ſich. Dann ſeid Ihr ja doch unter allen Umſtänden Proteſtant geblieben, und wollt nichts mit den Katholiſchen zu thun haben. Dann bleiben wir ſchon in Ordnung und Gemeinſchaft!

Und unter dieſen Worten ſtand Loß auf, und alle Räthſelhaftigkeit ſeiner Miene war verſchwunden, die heitere Gutmüthigkeit ſeines Antlitzes war wieder da, ja, die erwähnten Zuckungen beſonderer Freude breiteten ſich ſtrahlend über ſein Geſicht. —

Hans blickte ſtaunend auf ihn. Von einer Scene wegen Ludmillens ſchien alſo gar nicht die Rede ſein zu ſollen? Doch, doch! Nur in ganz anderer Weiſe, als der ängſtliche Liebhaber erwartet hatte. Loß hatte innerlichſt eine herzliche Freude, oder — um das wahre Wort zu gebrauchen — eine väterliche Freude daran, ſeine Tochter bei einer Liebesſcene überraſcht zu haben. Er war eben ein ſo gutmüthiger Vater, dem dieſe Herzensentwicklung ſeiner Mille das behaglichſte Vergnügen gewährte. So wie er von einem Sohne eine herzhafte That oder das erſte Zeugniß einer fertigen männlichen Bildung aufgenommen hätte, ſo meinte er von ſeiner Tochter erbaut ſein zu dürfen, wenn ſie die Liebe eines bedeutenden Jünglings erwecken und fröhlich theilen könne. Sie iſt ein richtiges Frauenzimmer, ſie kann glücklich machen und glücklich ſein! hatte es mit kichernder Stimme in ihm gerufen, als er die jungen Leute auf dem Balcone ertappt hatte, und er würde ſie ohneweiters Beide ſegnend an's Herz gedrückt haben, wenn ihm nicht der neuerliche bedenkliche Leumund über Hanſens Charakter zu Kopfe geſtiegen wäre. Deshalb war eine ſo wunderliche Schlacht ſtreitender Empfindungen auf ſeinem gutmüthigen Geſichte entſtanden, und jetzt war er über die Maßen froh, daß er Grund genug zu haben glaubte, allen peinlichen Verdacht abzuſchütteln und mit dem Schlingel, dem Hans, dem er ja innerlichſt zugethan war, kurzweg Verlobungs-Präliminarien beſprechen zu können.

So nahe war Hans den Erfüllungen ſeiner Herzenswünſche, und nur er ſelbſt war im Stande, neuen Anſtoß zu geben durch ſeine unerbittliche Gewiſſenhaftigkeit oder Pedanterie, je nachdem man es gut oder übel benennen will.

Loß nämlich trat nahe zu ihm hin mit dem vollen Ausdrucke ſeiner liebenswürdigen und fröhlichen Gutmüthigkeit, die er ſich — wie er meinte — tapfer wieder erobert hatte, ſtreckte ihm beide Hände entgegen und ſagte munter:

— Na alſo, junger Sauertopf, ſo wären denn unſre Dinge wieder in gutem Gange! Die Mille wird ſich freuen, wenn es jetzt auch einige heiße Zähren der Trennung koſtet. Ihr reitet morgen mit dem Früheſten über die Donau hinüber nach Laa hinauf, und bringt dem Matthias eine Gutſagung, die ich gleich ſchreiben werde, und entwickelt Eure Kriegstalente in Blitz und Donner des Geſchützes, ja?! 's iſt mir doch herzlich angenehm, Dich in ſo wichtige Thätigkeit eintreten zu ſehen, mein lieber Junge!

Nun hätte der Hans blos zu ſchweigen gebraucht, und es wäre Alles im beſten Gange geblieben.

Aber Hans ſchwieg nicht, ſondern ſagte:

— Mein verehrter väterlicher Freund, ich kann ſolch eine Gutſagung von Euch nicht verlangen und kann ſie nicht annehmen!

— Wie? Was? Warum nicht?

— Ich kann nicht dafür einſtehen, daß ich ihr Ehre mache; ich kann nicht vorausſehen, ob ich ſie nicht zu Schanden mache.

— Aber um Chriſti willen, unglücklicher Junge, was heißt denn das?

— Zunächſt bin ich kein beſonderer Verehrer des Graſen Thurn. Ich theile die Meinung der böhmiſchen Cavaliere nicht, daß er ein hervorragendes Feldherrntalent beſitze. Unſere weimariſchen jungen Herren und ich haben ihm ſeit einem Jahre aufmerkſam zugeſehen und zugehört, und wir ſind der Meinung geworden: Graf Thurn ſei ein überaus dreiſter Parteigänger und allenfalls auch ein tapferer Kriegsmann, aber einen eigentlichen Feldherrngeiſt beſitze er nicht.

— Nun, wenn dem auch ſo wäre, was hindert Dich denn —?

— Erlaubt! Dies iſt nur die eine Seite. Auch dieſe iſt nicht ſo gleichgiltig, als Ihr meint. Man handelt doch nicht gern unter einem Anführer, dem man nicht die nöthigen Fähigkeiten zutraut, weil man fürchten muß, ohne Erfolg zu handeln. Und die andere Seite iſt für mich noch wichtiger.

— Welche?

— Graf Thurn iſt Proteſtant, ja! Aber von der dürrſten, unfruchtbarſten Sorte.

— Was heißt das?

— Mit nüchterner Seele will er in der religiöſen Frage nur Platz ſchaffen für ſeine politiſchen Zwecke. Hat er den Platz, wird er dem religiöſen Sinne keine weitere Aufmerkſamkeit und keine andere Nachſicht angedeihen laſſen, als ſeine einmal angenommene lutheriſche Form zuläßt. Er wird den anders denkenden Chriſten, der ſeinen Planen nicht zu Willen iſt, unbedenklich mißhandeln und mit dem rohen Türken ein Bündniß ſchließen, wenn der Türke ihn im Kriege unterſtützt gegen das Haupt der öſterreichiſchen Erblande. Die Beweiſe liegen vor. Er iſt längſt in Unterhandlung mit dem treuloſen und gottloſen Barbaren Bethlen Gabor, er iſt längſt in Unterhandlung mit dem Sultan. Was Chriſtenthum! ruft er. Die Herrſchermacht in Wien zu ſtürzen, geht ihm über Alles, und dies große öſtliche Ländergebiet deutſcher Nation auseinanderzuſchlagen iſt ſein Ein und Alles. Herren-Republiken zu gründen, in denen der Edelmann — allenfalls auch mit einem kleinen Scheinkönige für den Anfang und Uebergang — herrſcht, gebietet und unterdrückt auf Koſten aller übrigen Einwohner, das iſt ſein Ziel. Das deutſche Reich kümmert ihn dabei nicht im geringſten. Oder doch, es kümmert ihn. Er will jeden Zuſammenhang mit demſelben auflöſen. Zu dem Ende verleugnet er ſeine deutſche Abſtammung und ſpielt den ſlaviſchen Herrn, der alle deutſchen Elemente und Hilfsmittel beſeitigen möchte, denn mit der ſlaviſchen Maſſe können die Herren leichter umſpringen und gebahren. Sind dies Ziele für mich, der in der Religion eine edle, liebevolle Freiheit ſucht, der für ſein Vaterland, für das ehrwürdige deutſche Reich eine vollere beſſere Form anſtrebt?! Soll ich für Leute fechten, welche unſer Reich tief beſchädigen und arg verkleinern wollen?!

— Ach was, das iſt weitſichtige Schwarzſeherei! Die Dinge kommen uns nicht wie gebrat'ne Tauben auf die Schüſſel, und wenn man in einen großen Kampf geht, kann man ſich ſeine Nebenmänner nicht auswählen, wie man ſich die Herzensfreunde auswählt. Wie die Dinge nach dem

Kampfe ſich geſtalten werden, kann ſo genau kein Menſch vorherſehen. Und wer das will, der fängt niemals an. Es thut doch aber wahrhaftig im höchſten Grade noth, anzufangen gegen dieſe erſtickende Tyrannei der Pfaffen und Jeſuiten und gegen ihr bigottes Werkzeug, den Ferdinand. Tauſend Element, mit ſolchen Bedenklichkeiten arbeiteten wir ja den Papiſten geradezu in die Hände! Und ſind denn die beſſer als die Türken?! Oder iſt es wirklich möglich, daß ein ſächſiſcher Edelmann im Stande wäre, mit dieſer Rotte in Wien zu pactiren?!

Hans ſchwieg, ſeine Augen mit der Hand bedeckend. Seine Seele litt unter den Schwierigkeiten, welche ſich ſeinem Verſtande aufthürmten. Loß aber bezog dies Schweigen auf ſeine letzte Frage, und der Gedanke ſchoß ihm wie ein Blitz durch den Sinn: Dieſer Junker iſt am Ende doch wirklich im Pactiren begriffen mit der Rotte in Wien, und ſeine Ankläger haben Recht! — Im Innerſten erſchreckt, ſtand er ſtarr.

Hans ahnte nicht, was die nun folgende Pauſe bedeute. —

Leider wurde die Gelegenheit abgeſchnitten zu einer Aufklärung. Die Thür ging auf. Der Eintretende war der Junker Rudolph von Mitzlau. Er hatte nach ſeinem Vortrage in der Verſammlung von dem ankommenden Loß erfahren, daß die Damen alle mit heruntergekommen ſeien vom Walde, und hatte während der ermüdenden politiſchen Debatte das Bedürfniß empfunden, ſich nach der ſchönen Ludmilla umzuſchauen. Vielleicht ſei ſie bei Frau von Jörger oder während des ſchönen Abends im Garten. Bei Frau von Jörger war ſie nicht geweſen, und vor ihrem Zimmer hatte die Dienerin erklärt, ihre Herrin ſei ſchon im Hauskleide und empfange keinen Beſuch mehr. Aergerlich war er nach dem Hofe hinabgeſtiegen, vielleicht um auf gut Glück nach dem Garten zu ſchlendern. Da war ihm Tartſch begegnet, und ſo hatte er erfahren, daß Junker Hans mit herabgekommen ſei vom Walde.

— Iſt er auf ſeinem Zimmer?

— Nein! hatte Tartſch geantwortet.

Da war dem Junker das Blatt geſchoſſen, ob nicht am Ende —? Und gerade während des Aufſprießens eiferſüchtiger Gedanken war Spath, der Gärtner, an ihm vorübergegangen.

— Haſt Du den Junker Starſchädel geſehen? hatte er haſtig gefragt.

Spath, welcher den Junker Rudolph gerade ſo innerlich nicht leiden mochte, wie er eigentlich den Junker Hans gern hatte, Spath hatte zunächſt auf die Anfrage geſchwiegen und dann einfach den Kopf geſchüttelt.

Was iſt das? hatte ſich Rudolph geſagt. Der Kerl lächelt ſo curios, antwortet kaum, und beim Fortgehen ſchaut er ſich lächelnd nach mir um — der weiß was und lacht mich aus! — Eilig war er nun wieder nach dem Sitzungsſaale gegangen, um Papa Loß irgendwie zu veranlaſſen — Loß war abgerufen geweſen — vorwärts zu ihm unter dem erſten beſten Vorwande, um dann vielleicht das zu ſtören, was er fürchtete! So war er dahergekommen in Loßens Zimmer.

Die Störung war ſchlimmer für Hans, als wenn der Nebenbuhler, wie er gewollt, eine Liebesſcene unterbrochen hätte. Loß blieb nun unter dem Eindrucke des peinlichſten Argwohns.

Rudolph ſchützte vor: die Verſammlung rufe nach Loß; man wolle Entſcheidung treffen für morgen.

— Ich komme! entgegnete Loß mit tonloſer Stimme, ſtarr auf Hans blickend, der die Hand nicht von ſeinen Augen zurückzog.

Während dieſer Pauſe hörte man Ludmillens Stimme, welche draußen den Diener fragte, ob der Vater nicht mehr allein ſei mit dem Junker. Da doch eine Unterbrechung ſtattgefunden, hielt ſie ſich auch für berechtigt, ins Zimmer zu fliegen, dem Vater um den Hals zu fallen und ihn auf's Zärtlichſte zu bitten: er möge morgen noch nicht abreiſen mit ihr und der Purzel.

— Ich gehe morgen nach Wien hinein, mein Kind, erwiederte Loß mit gedrückter Stimme, und wir reiſen noch nicht. Aber gewinnen wirſt Du dabei ſchwerlich.

Erſtaunt blickte ſie auf und wurde die Anweſenheit Rudolph's gewahr, der ſich zierlich vor ihr verbeugte, und ſah erſchrocken auf Hans, der jetzt ſeine Hand vom verſtörten Antlitze hinweggezogen und wie blicklos vor ſich hinſtarrte. Sie ahnte nicht, welch ein ſchwerer Kampf in ihm vorging.

In demſelben gedrückten Tone ſagte endlich der Freiherr von Leß zu Hans:

— Ihr verzichtet alſo wohl, Herr Junker von Starſchädel, auf mein Zuthun —?

— Ich verzichte auf jede Entſagung, allerdings! entgegnete Hans mit matter Stimme. Was ich thue oder laſſe, muß ich und will ich allein vertreten. Damit will ich übrigens nicht ſagen, daß ich die Berufung ſelbſt ablehne. Dies ſoll ſich morgen entſcheiden, nachdem ich mit meinem Gewiſſen und den Freunden meiner Geſinnung mich berathen habe.

— Mit den Freunden Eurer Geſinnung?! Ich habe alſo nichts mehr damit zu thun! rief haſtig und nicht ohne Heftigkeit Leß, und ſetzte mit einer an ihm ungewöhnlichen Strenge hinzu: Gott befohlen!

Hans, auf dieſe Weiſe verabſchiedet, ſah ſchmerzlichen Blickes auf Ludmilla, die gar nicht wußte, wie ihr geſchah, und verließ das Zimmer.

— Ich komme ſogleich! ſagte der Freiherr, während Hans hinausſchritt, zu Rudolph, und beförderte gleichſam auch dieſen durch eine verabſchiedende Handbewegung zur Thür hinaus.

— Vater!? rief Ludmilla ſchmerzlich und fragend.

— Mein armes Kind! ſtöhnte Leß und ſchloß die Tochter heftig in ſeine Arme.

II.

Hans ging ohneweiters nach den Zimmern der Frau Amalie. Sie und den alten Grafen Zdenko hatte er unter den „Freunden ſeiner Geſinnung“ verſtanden. Der mißtrauiſch gewordene Loß hatte leider noch ganz andere Perſonen dahinter geſucht.

Mit Frau Amalie zunächſt wollte ſich Hans berathen. Berathen! Eigentlich war der Entſchluß ſchon ganz lebendig in ihm. Er war eben doch ein junger Mann, der zum Theil in der Waffenkunſt auferzogen war, der zum Thun und Handeln die Wanderſchaft aus der Heimath angetreten hatte. Er war nur aus Gewiſſenhaftigkeit ſchwerfällig und zweifelvoll, und Loß gegenüber war er es doppelt, weil er wußte, daß Loß die ganze innere Welt dieſer Fragen nicht kannte und nicht zu ſchätzen wußte. Der Unkenntniß ſo im Handumkehren, ſo ohneweiters zuzuſtimmen, das verwehrte ihm der Stolz auf tieferes Wiſſen, wenn man es Stolz nennen darf und nicht auch Eitelkeit nennen muß. Sein männliches Naturell an ſich war von vornherein für Theilnahme am Kriege gegen die katholiſche Welt, weil in ihr das Pfaffenthum die herrſchende Rolle ſpiele.

Dennoch wollte er mit dieſer Frau berathen, welche ja doch alle die tiefergehenden Plane für eine Gemeinſchaft der Kirchen kannte.

Sie wird ihren eigenen Geſichtspunkt haben, und der wird der Rede werth ſein! ſagte er ſich, als er an ihr Vorzimmer anklopfte.

Hans ward angenommen. Frau Amalie ſaß vor ihrem Schreibtiſche und legte die Feder weg, als er eintrat.

— Ihr kommt von Loß, der Euch eine Botſchaft Thurn's ausgerichtet? redete ſie ihn an, als er noch an der Thürſchwelle ſtand.

— Ja. Woher wißt Ihr — ?

— Der Reitende für Loß hat auch mir einen Brief mitgebracht aus dem Lager vor Laa. Und zwar von einem Mann, der uns näher ſteht, als irgend einer der böhmiſchen Cavaliere, zu denen er nur dem Stande nach gehört, nicht aber der Bildung und Geſinnung nach. Ihr habt ihn nur einmal in Prag geſprochen, er aber erinnert ſich Euer. Ich hatte ihm über Euch geſchrieben, und er antwortet mir mit dem Reiter Thurn's.

— Wer iſt es?

— Wenzel von Budowa.

— Ah!

— Er iſt Euch im Gedächtniß geblieben?

— Ja wohl! Und zwar als ein überlegner Geiſt.

— Das iſt er. Vielleicht zu ſehr, und darum etwas leichten ſpöttiſchen Sinnes. Er weiß von der Aufforderung Thurn's an Euch, und ſchreibt darüber.

— Nun?

— Er räth Euch, raſch zu kommen.

Hans entwickelte nun vor Frau Amalie ſeinen Gedankengang in ähnlicher Weiſe, wie er es eben vor Loß gethan: ob es rathſam ſei, ſich einer vollen Betheiligung hinzugeben für eine Partei, welche ihm in ſo vielen Punkten mißfiele.

— Ja, entgegnete Frau Amalie nach kurzer Pauſe. Wißt Ihr, habt Ihr irgendwo eine Partei, die Eurem Sinne mehr entſpricht, und die gleichzeitig in der Lage iſt, mit großen Mitteln handelnd aufzutreten?

— Nein. Und ich muß eingeſtehen, daß die Verbreitung unſeres kirchlichen Ideals doch nicht ganz und allein dasjenige iſt, wozu ich mich berufen glaube durch meine Erziehung und mein Naturell. Ich habe am Ende wenig Anlage zu einem Miſſionär oder gar zu einem Apoſtel, wie ſehr ich mich auch erwärmen kann für unſere einfache und allgemeine chriſtliche Kirche. Ich bin für die weltlichen Dinge, für Staats- und Kriegsleben vorgebildet worden —

— Und was die Hauptſache iſt, fuhr Frau Amalie fort, was ſteht uns überhaupt für eine Wirkſamkeit, für eine Hoffnung bevor, wenn der Kampf gegen Papismus und Jeſuitenthum gar nicht begonnen wird?

— Gar keine Wirkſamkeit, gar keine Hoffnung.

— Müſſen wir nicht alſo hindurch durch dieſen Krieg, obwohl wir ſeine Motive nicht überall lauter finden? Ich bin hierin als Frau eine ſchlechte Rathgeberin, mein eigentlicher Charakter erſchrickt davor, in Unreines zu ſpringen und über Krieg und Zerſtörung hinweg das Ideal aus dem Unreinen hinauszutragen wie eine Fahne. Meine weibliche Empfindung ſchreckt zurück vor den Opfern an Blut und Menſchenleben. Aber ich denke mir den Mann anders. Ich denke mir, er iſt von der Natur dafür eingerichtet, unempfindlicher zu ſein für einen peinlichen Weg und rückſichtsloſer einem großen Ziele zuzuſtreben.

— So iſt er auch, und ſo fühle ich mich.

— Und dann die Einwirkung? Kann man und ſoll man nicht einwirken, mäßigen und zügeln, oder treiben und drängen auch unter denen, welche in vielen Punkten nicht mit uns einverſtanden ſind, welche aber doch in einem Hauptpunkte ein gemeinſchaftliches Ziel mit uns haben? Iſt dieſe Einwirkung nicht eine heilige Pflicht unſerer Bildung?

— Sehr wahr. Ihr beſtärkt mich vollſtändig in meinem Entſchluſſe. Nur mein verehrungswürdiger Freund und neu gewonnener Vater, der am Rande des Grabes wandelnde Graf Zrenke, macht mich immer wieder unſicher. Wird er nicht wünſchen, daß ich ſeine letzten Tage mit ihm theile? Und wenn er mich hinausläßt, wird er nicht verlangen, daß meine Thätigkeit reineren, höheren Zwecken gewidmet ſei? Unſere einfache Kirche allein liegt ihm am Herzen; Krieg und Gewaltthat ſcheut er.

— Ja wohl, und die Schwäche des Alters macht eigennützig. Aber er iſt weiſe: er weiß daß die Wandlungen der Welt weite und oft gewaltſame Uebergänge brauchen. Er iſt weiſe, und weiß deshalb perſönlich zu verzichten für das Ziel ſeines Geiſtes und Herzens. Sprecht ihn! Eröffnet es ihm vorſichtig! Wer weiß, ob er nicht noch die Kraft hat, ſich uneigennützig zu faſſen!

Das Geräuſch von lauten Männerſtimmen auf dem Vorſaale unterbrach dieſe Unterhaltung. Die Thür wurde heftig aufgeriſſen, und herein trat der Freiherr von Jörger, haſtig, unruhig, zornig. Er redete laut mit ſich ſelbſt in ſcheltenden, unzuſammenhängenden Ausdrücken; erſt als er den neben ſeiner Frau aufſtehenden Junker gewahrte, ſchwieg er ſichtlich unangenehm überraſcht.

— Was iſt denn? fragte Frau Amalie, indem ſie ſich ebenfalls erhob.

— Was iſt?! entgegnete der Freiherr, indem er einen ärgerlichen Blick auf den beiſeite tretenden Junker warf und mit langen Schritten umherzugehen begann. Was iſt?! Ich ſprenge die Verſammlung! Ich ſage mich los von meinen Standes- und Glaubensgenoſſen!

— Jörger!

— Ja, ich, der Freiherr von Jörger! Du hörſt ſie draußen auf dem Vorſaale. Ich habe ihnen meine Meinung gründlich geſagt. Sie machen unſere gute Sache zur Sache einer Rebellion! Nicht unſere Kirche wollen ſie ſicherſtellen, das Erzhaus wollen ſie ſtürzen, den Staat in Trümmer werfen! Dieſer Thonradl iſt wie toll! Und man ſtimmt ihm bei! Unſer Landesfürſt möge morgen bieten was er wolle, man will in trotzigem Schweigen verharren, man will Nichts annehmen, kurz, man will böhmiſche Rebellion ſpielen, und dazu ſtimme ich nicht, ſtimme ich durchaus nicht! Sie ſollen gehen! Mein Haus ſoll nicht die Stätte einer Staatsverſchwörung werden.

— Gut, gut, lieber Jörger, entgegnete ſanft Frau Amalie, Du thuſt Recht daran, Deiner Einſicht und Deinem Gewiſſen zu folgen. Aber Du biſt bekannt als ein

Mann von Haltung. Du wirſt nichts im Zorne thun, Du wirſt den gaſtfreien Hausherrn, als welcher Du bekannt biſt, nicht verleugnen, wirſt Deine Gäſte nicht hinaus —

— Das hab' ich nicht gethan, und das — werd' ich nicht thun. Ich bin nur weggegangen, um mich einen Augenblick zu ſammeln, und weil ein neuer Gaſt mich zum Aeußerſten gebracht —

— Wer denn?

— Czernin iſt angekommen aus Prag. Ein Katholik, ein ſanfter, ſonſt ſo mäßiger und milder Mann! Und ſelbſt dieſer —

— Nun?

— Selbſt dieſer widerſpricht mir, und behauptet, es müſſe dem Landesfürſten voller Ernſt der Landſtände gezeigt werden, auch bei uns. Ein Katholik, ein ſanfter, geſetzlicher Charakter tritt ſo auf! Im Handumkehren wird unſere gerechte Religionsfrage in eine politiſche verwandelt, wird unſer Oeſterreich in die wilden Bahnen Böhmens und Ungarns geworfen. Die Folgen werden entſetzlich ſein!

— Ja, ja, lieber Freund, die Aufgabe wird immer ſchwerer, weil wir mitten in die kriegeriſche Handlung hineingerathen. Aber Du wirſt Deiner Aufgabe doch Herr werden, ich kenne Dich. Und was Du an Widerſtand zu leiſten haſt, wirſt Du zum Gedeihen des Ganzen in nützlicher Weiſe leiſten. Du haſt aber ganz Recht: ein Katholik gehört jetzt nicht unter Euch. Lieber Junker, kennt Ihr den Grafen Czernin?

— Ich kenne ihn aus Prag.

— O, dann geht und bittet ihn her zu mir, damit mein Mann einen guten Grund hat, ſeine Gäſte wieder aufzuſuchen.

Hans ging hinaus, und fand auf dem Vorſaale die Edelleute, welche theils heftig perorirend umhergingen, theils in Gruppen beiſammenſtanden. Man achtete nicht auf ihn, und er konnte ungeſtört nach dem Grafen Czernin umherſpähen, den er zu erkennen hoffte, obwohl er ihn nur ſelten in Prag geſehen. Als Katholik gehörte Czernin nicht zu den Kreiſen, in welchen ſich Hans zu Prag bewegt hatte. Aber gerade als Katholik war er für Hans merkwürdig geweſen, weil er mit den proteſtantiſchen Cavalieren in gutem Vernehmen blieb und ſich auch nach dem Ausbruche des Aufruhrs nicht von ihnen getrennt hatte. Ebenſo wenig hatten die proteſtantiſchen Cavaliere ihn zurückgewieſen. Im Gegentheile: er war eine beliebte Perſönlichkeit durch milde, liebenswürdige Formen, durch Güte des Herzens, durch Bildung, durch wohlwollenden Freiſinn in politiſchen Fragen, ja ſelbſt in der religiöſen Frage.

In einer Ecke des Vorſaales ſtand er, mit einer einzigen Perſon, und zwar mit Leß, ſprechend; ja wohl, dieſe lange, ſchmale Figur war Czernin, und Hans trat zu ihm, ſeinen Auftrag ausrichtend.

Graf Czernin, ein feiner Weltmann, war ſogleich bereit, dem Rufe einer Dame zu folgen, und verſicherte gleichzeitig dem Junker, daß er ſich ſeiner ſehr wohl aus Prag erinnere, und daß er ſich freue, einen jungen Edelmann näher kennen zu lernen, über welchen ſeine Freunde ihm ſo viel Gutes berichtet. Dabei reichte er Hans die Hand und ging mit ihm ins Zimmer der Frau Amalie.

Leß ſah ihnen traurig nach. Obwohl er ſelbſt ein perſönlicher Freund Czernin's war, fand er doch wiederum eine Beſtätigung ſeines Argwohnes darin, daß Hans ſich an den einzigen Katholiken dieſes ganzen Kreiſes wendete, und daß dieſer Katholik Hans verſichern konnte, er ſei ihm durch ſeine „Freunde" längſt empfohlen.

Als Hans mit Czernin eintrat bei Frau Amalie, verließ der Freiherr von Jörger eben das Gemach, und zwar würdevoll und ruhig. Er hatte ſeine Faſſung wieder gefunden, ganz wie ihm ſeine Frau vorhergeſagt, und trat nun wieder als höflicher Wirth unter ſeine zum Aufbruch drängenden Gäſte.

Hans wollte gleichfalls das Zimmer verlaſſen, nachdem er den böhmiſchen Gaſt eingeführt, dieſer aber ſelbſt bat ihn, gegenwärtig zu bleiben. Es ſei gar wohl möglich, daß er den Junker um deſſen Mitwirkung anſprechen könnte bei dem Vorhaben, welches ihn, den Grafen Czernin, nach Wien führe.

— Meine Mitwirkung? fragte Hans nicht ohne Staunen.

— Ja wohl, die Eure, eines ſächſiſchen Edelmannes, welcher unſere Verhältniſſe unbefangener anſieht und gleichſam von einem höheren Geſichtspunkte als meine Landsleute. Das Verhältniß zum deutſchen Reiche iſt der höhere Geſichtspunkt, welcher uns retten kann vor endloſem Bürgerkriege. In Bezug auf die Kaiſerwahl allein wird man in Wien zu grundſätzlicher Nachgiebigkeit ſich herbeilaſſen, und eine ſolche Nachgiebigkeit zu erreichen, iſt der Zweck meiner Reiſe nach Wien. Räthe des Herrn Erzherzogs Ferdinand, wie Eggen- und Harrach, ſind, ich weiß es, vollſtändig geneigt, mir behilflich zu ſein, und was mir Budowa noch geſtern über Euch geſagt, lieber Herr Junker, das veranlaßt mich, Euch aufzufordern: Lehnt die kriegeriſche Berufung zum Grafen Thurn ab, und geht mit mir hinein nach Wien zu Unterhandlungen mit den dortigen Machthabern.

— Budowa? Ich habe ihn ein einzigesmal geſprochen.

— Er kennt Euch doch! Er kommt eben von einer Rundreiſe in Deutſchland zurück, er iſt in Weimar geweſen und auch in Dresden, er iſt genau über Euren Charakter unterrichtet, ſowie über Eure Fähigkeiten. Geht mit mir! Es ſteht Außerordentliches auf dem Spiele. Können wir die Machthaber in Wien nicht zu großen grundſätzlichen Schritten der Nachgiebigkeit und Verſöhnung bewegen — und außer mir will niemand in Böhmen von ſolcher Bemühung etwas wiſſen! — ſo ſtehen wir am Eingange eines unabſehbaren Bürgerkrieges durch das ganze weite Kaiſerreich. Budowa's Schilderungen ſetzen mir das außer Zweifel; alle möglichen Antriebe ehrgeiziger und eigennütziger Art ſtehen auf dem Sprunge, und die Abenteurer kriegeriſcher und politiſcher Anmaßung, wie Mansfeld und Anhalt, werden zu Hunderten aus der deutſchen Erde wachſen, wenn das Kriegsfeuer unter uns hier erſt in vollen Flammen ſteht, werden einen Zuſtand neueſten Fauſtrechts über uns heraufbeſchwören, unter welchem Religion jeglicher Art, Staat, Geſittung und wir ſelbſt elendiglich zu Grunde gehen!

Das feine Antlitz des Grafen glühte bei dieſen Worten, und die Thränen rollten ihm über die Wangen. Er war ein edler Enthuſiaſt, der vielleicht vom katholiſchen Standpunkte zu einem milden Ausgleiche der religiöſen Streitpunkte ebenſo geneigt geweſen wäre, wie Hans und Graf Zdenko und Frau Amalie vom proteſtantiſchen. In begabter warmer Rede führte er ſeinen Gedankengang weiter aus, und ſchloß mit der erneuerten dringenden Bitte, Hans möge ihn nach Wien begleiten.

Hans war auf das Angenehmſte überraſcht von der Bekanntſchaft eines ſolchen Mannes, aber er lehnte ab. Er meinte die Verhältniſſe der Machthaber in Wien beſſer zu kennen, wo der papiſtiſche und jeſuitiſche Einfluß alle Verſuche zunichte machen werde, und er meinte auch in dem grundguten Weſen des Grafen Czernin eine Weichheit zu entdecken, welche für eine ſolche Aufgabe am letzten Ende nicht geeignet ſei. Der Graf machte ihm den Eindruck, als wollte er Waſſer und Feuer verſöhnen durch bloße Güte des Herzens.

Nach ruhiger Darlegung ſeiner Gründe und unter dem Ausdrucke warmer Hochachtung für die Sinnesweiſe des Grafen lehnte Hans poſitiv ab und ging.

Er ging über den leergewordenen Vorſaal nach ſeinem Zimmer. Gerade der ſentimentale Eifer des Grafen Czernin hatte ihn in dem Gedanken beſtärkt, es ſeien kriegeriſche Erfolge nöthig, ehe von Unterhandlungen die Rede ſein könne. Ein männlicher Inſtinct trug ihn hierin, und ſein Vorſatz ſtand nun feſt. Nur das Morgengrauen wollte er auf ſeinem Lager erwarten — denn Schlaf erwartete er nicht — um zu ſeinem Pflegevater hinauszueilen in den Wald und dieſen um die Erlaubniß zur Abreiſe nach Laa zu bitten.

Die Kraft der Jugend verfügte anders über ihn. Wie lebhaft anfangs in ſeinem Geiſte die Fragen durcheinander ſchwirrten über Politik und Krieg, das Herz gewann bald die Oberhand. Die Erinnerung an Ludmilla, an die Scene auf dem Balcon, die ſchwärmeriſchen Empfindungen mit all ihrer goldenen Hoffnung hüllten ihn bald in jene Traumwolke, welche uns lieblich emporhebt aus den Sorgniſſen der blos verſtändigen Welt. Er entſchlief zu glücklichen Träumen, und als er aufwachte, war es ſchon heller Tag.

Eiligſt warf er ſich in die Kleider und eilte hinunter, ſein Roß ſelbſt zu ſatteln. Tartſch aber war ſchon thätig in dem Morgendienſte eines Pferdehüters: er ſtriegelte ſorgfältig den Gaul ſeines Junkers, und war erbaut von der Nachricht, daß er Alles reiſefertig machen, und daß es vielleicht ſchon um Mittag nordwärts hinaufgehen ſolle ins Hügelland.

Das ausgeruhte Pferd war einverſtanden mit der Eile ſeines Herrn: es flog hinaus durch das Thor und ließ ihm kaum Zeit zu einem Blicke nach den Fenſtern neben dem Balcone, hinter denen die Geliebte ſchlummerte; es griff aus mit allen Kräften und flog hinauf in den Bergwald, der im Morgenſchauer geheimnißvoll flüſterte.

Es war nicht zu früh für den alten Herrn. Er ſtand ſchon an der offenen Thür, welche zum Fichtenbaum führte, und ſchaute andächtig über Wieſe und Schlucht hinüber in die feinen Morgenſchleier, welche langſam niederſanken vor den Strahlen der ſteigenden Sonne. Langſam, lächelnd, gefaßt wendete er ſich dem eintretenden Hans entgegen, und ſagte mit milder Stimme:

— Du kommſt Abſchied nehmen, mein Sohn, ich ahne es.

— Wie?!

— Ich weiß es ja, wie das Leben den kräftigen Menſchen mit hundert Armen ergreift, und wie das Alter zur Entſagung beſtimmt iſt. Es iſt auch nöthig ſo. Ich darf Dich nicht einfangen in engen Raum und in thatenloſen Gedankenkreis. Selbſt unſer liebſtes Werk, die Erweiterung der Religion, kannſt Du nur befördern, wenn Du handelnd mit Menſchen verkehrſt. Ich ſah es kommen, als Du geſtern aus jener Thür hinausſchritteſt. Es war eine ſchmerzliche Stunde für mich; ſie iſt überſtanden. Dort hab' ich Dir Geldmittel zurechtgelegt, dort auf dem Tiſche. Verwahre ſie ſo gut Du kannſt; nimm Deinen Diener dabei zu Hilfe, denn Du wirſt in ſtürmiſche Lagen gerathen! Und nun ſetze Dich zu mir, damit ich Dir Namen und Anknüpfungen nenne aus unſerem Religionskreiſe. Du wirſt ſie aufſuchen und wirſt in unſerem Sinne wirken. Und ſende mir Botſchaft, ſo oft Du kannſt. Sende ſie an meinen Bruder Dunſtan in der Schotten-Abtei. Komm'! Reich' mir die Hand! Setze Dich zu mir, und erzähle mir, was Du vorhaſt, was Du denkſt, was Du hoffſt. Dann werd' ich Dir — für den doch möglichen Fall eines Nichtwiederſehens —

— Oh!

— Sieh auf den hinfälligen Greis, wie raſch kann er völlig dahinfallen! Alſo dann werd' ich Dir meinen letzten Willen einhändigen, den ich geſtern in Einer Zeile niedergeſchrieben habe — man kann nicht wiſſen, ob er Dir nicht einmal auch als bürgerliches Document nöthig ſein könne! — und werde Dir den Ort zeigen, wo die eiſerne Kiſte mit meinem Golde verwahrt liegt, das Du benützen magſt zu Deinem Wohlergehen und zum Gedeihen unſerer religiöſen Wünſche. Schau' nicht traurig drein! Ich leide weniger als Du glaubſt; meine Seele iſt ſchon abgeſtumpft durch die Schwäche meiner ſinnlichen Kräfte. Erzähle, ſprich!

Hans berichtete zunächſt, daß ein Wiederſehen ſo ferne nicht ſtünde. Er gehe ja zum böhmiſchen Kriegsheere, das vielleicht ſchon in einigen Tagen vor Wien erſchiene. Dann ſei es ihm ja leicht, ab und zu heraufzukommen, und ſeinen geliebten Pflegevater zu ſehen. Dann erzählte er ihm die Vorgänge, Geſpräche und Gedanken, welche ihn auf dem Hernalſer Schloſſe in Anſpruch genommen, und unter welchen Kämpfen er ſeinen Entſchluß gefaßt. Die Scene auf dem Balcone erwähnte er indeſſen ſehr kurz und oberflächlich, zum Theil darum, weil er zu wiſſen glaubte, daß der alte Herr dieſer Herzensneigung nicht fröhlich zuſtimmen möchte.

Außerdem wurde er geſtört: vor dem Fenſter draußen erſchien das Maulthier des Pater Dunſtan mit ſeinem Reiter, und Pater Dunſtan trat ein. Nicht zur guten Stunde für Hans. Denn die Abſicht des alten Grafen, ſeinem Pflegeſohne die Geldkiſte zu zeigen und den letzten Willen einzuhändigen, gerieth dadurch in Vergeſſenheit, daß die Aufmerkſamkeit des alten Mannes auf andere Gegenſtände gelenkt wurde.

Vergeßlichkeit für das Nächſte iſt ja eine ſtete Begleiterin des Greiſenalters.

Pater Dunſtan kam mit beſtimmten Vorſchlägen zur Veränderung des Aufenthalts. Die Umgegend Wiens werde binnen kurzem mit Kriegsvolk bedeckt ſein. Mehr oder minder ſei das ſtets räuberiſch. Es ſei nun rathſam für Zdenko, die Nähe Wiens zu laſſen. Auch ſei die neue Wohnung für ihn ausfindig gemacht. Zu Altenburg bei Horn habe der Benedictiner-Orden ein armes Stift, Sanct Lamberts-Stift genannt, welches für den vorliegenden Zweck geeignet wäre. Gerade weil es im Rufe der Armuth ſtehe, erſcheine es ganz beſonders paſſend, denn es locke kein Kriegsvolk an, auch wenn ſolches im Laufe des Krieges jene Gegend berührte. In wenigen Tagen werde eine Sänfte bereit ſein für Zdenko, und Frachtwagen, von zuverläſſigen Kloſterknechten geführt, für die Fortſchaffung der Kiſte würden ebenfalls herbeigeſchafft werden. Er ſelbſt werde den Zug geleiten.

— Und ich geleite ihn ebenfalls! ſagte Hans.

— Nein, nein, nein! rief Graf Zdenko, heftiger als ſonſt ſeine Art war. Nicht da hinauf in jene dürftige Gegend, wo der Krieg ſich länger herumtummeln wird als hier! Nicht mehr wechſeln und wandern, nicht mehr neu anfangen! Ich kann nicht mehr, und ich will nicht. Ich will eher ausathmen und endigen, als neuen Anſtrengungen und Entbehrungen ausgeſetzt werden, welche ich beide nicht mehr ertrage. Die letzten Wochen mit all ihren Aufregungen, und der Kampf ſeit geſtern, den Hans fortzulaſſen, haben mich zum Aeußerſten erſchöpft. Laßt mich, Freunde, laßt mich!

Dunſtan machte Hans ein Zeichen, für den Augenblick abzuſtehen.

Er kannte ſeinen alten Freund, und ſagte ihm öfters nach, daß er auch im höchſten Alter noch etwas vom eigenſinnigen Herrenſohne aus dem väterlichen Schloſſe in ſich trage.

Und Graf Zdenko war wirklich heute eigenſinnig, wie junge Herrenſöhne und überreizte Greiſe zu ſein pflegen. Er drängte ſelbſt ſeinen Liebling Hans zu ſchleuniger Abreiſe, weil er ihn dann um ſo früher wiederſehen werde, und beſſer, beſſer als jetzt — ich meine nicht Dich, mein Sohn, Du biſt ja gut; ich meine mich. Ich leide heute peinlich unter den angeerbten Fehlern der Creatur, die man zurückdrängen, aber nicht vertilgen kann. Alle meine Knabenfehler bellen heute in mir, dem alten Manne, und quälen Euch, quälen mich. Laßt mich allein! Und wenn Du wirklich hoffen darfſt, mich wiederzuſehen, Hans —

— Vielleicht ſchon in dreien Tagen iſt das Heer an der Donau!

— Nun, dann eile zu mir herauf! Vielleicht bin ich dann erläutert und empfänglicher für Eure Rathſchläge, auch für die Deinen, Dunſtan, der Du eben ſtärker biſt als ich. — Da ſteht ja noch der Beutel, Hans, ſteck' ihn doch ein! Und das Blatt Papier mit meinem letzten Willen, wo iſt es denn? Da, da!

— Mit Deinem letzten Willen? fragte Dunſtan, und nahm das Blatt und las es.

— Wozu das, Dunſtan, wozu das? Gieb's ihm! eiferte der Graf, und ſein Weſen wurde immer haſtiger und ungeduldiger.

Seine Nerven ſchienen wirklich zum Zerſpringen geſpannt.

— Wozu? ſagte Pater Dunſtan. Zum Beſten Deines Pflegeſohnes da, der in Gefahr und Krieg hinausgeht, und bei dem ein ſo wichtiges Blatt Papier überaus ſchlecht aufgehoben iſt. Ich will es an mich nehmen, lieber Hans —

— Nein, nein! rief Graf Zdenko.

— Und will es niederlegen unter Umſchlag und Aufſchrift bei dem Bibliothekar unſerer Abtei, wollt Ihr? Mit einem Motto verſehen! Mit dem Motto: „Alter ſchützt vor Thorheit nicht!“ Wenn Ihr das Motto nennt, ſo wird es Euch eingehändigt, falls von uns niemand mehr leben ſollte. So iſt es ſichergeſtellt, wenigſtens tauſendmal ſicherer, als in Eurer Taſche oder Eurem Reitergepäck. Wollt Ihr?

— Ich will, und danke Euch! entgegnete Hans.

Kaum hatte er dies geſprochen, da ſank der alte Graf mit einem ſchmerzhaften Seufzer in den Seſſel. Er ſchien bewußtlos zu ſein, und der willenlos gewordene Körper drohte an die Erde zu gleiten.

Hans ſprang hinzu, und Dunſtan rief mit ſtarker, feſter Stimme nach Tſchirill. Tſchirill flog herbei und als er ſeines Herrn anſichtig geworden, ſtürzte er nach Waſſer. Mit dieſem wuſch er Stirn und Haupt des ohnmächtigen Greiſes.

— Aengſtigt Euch nicht, Hans, ſprach Dunſtan mit gedämpftem Tone, das begegnet ihm öfter, wenn ihm zu viel zugemuthet worden iſt. Das Nervenleben iſt von Jugend auf das reizbarſte in ihm geweſen; aber es tödtet ihn keine ſolche Kriſis, im Gegentheil! Er verſinkt dann in tiefen Schlaf, und erwacht gekräftigt. Warten wir nur ab, bis er die Augen wieder aufſchlägt, und dann gehen wir. Er braucht dann einen langen Schlaf, und wenn er friſch erwacht, dann martert ihn tagelang die Reue, daß er ſeiner natürlichen Fehler nicht Herr werden kann bis an den Rand des Grabes. Unſer braver Freund meint immer noch, wir könnten uns der Eigenſchaften entäußern, welche unſere perſönliche Lebenskraft bilden in unauflöslicher Miſchung. In den nächſten Tagen alſo iſt es ihm nöthig, ganz allein zu bleiben. Ich treffe in den nächſten Tagen trotz ſeines Widerſpruchs alle Verkehrungen zu ſeiner Ueberſiedlung, wenn ich ſie auch vielleicht nicht bewerkſtelligen kann ohne ſeinen zuſtimmenden Willen. Immerhin iſt es gut, daß ſie bereit gehalten werden für den Fall dringender Noth. Seht Ihr, da ſchlägt er die Augen auf!

Nöthigt ihn nicht zum Sprechen! Drückt ihm die Hand, und gehen wir!

So geſchah es. Hans ſelbſt wurde in der Aufgeregtheit nicht inne, daß er den Ort nicht erfahren hätte, an welchem die Geldkiſte verborgen ſei. Erſt als er vor dem Hernalſer Schloſſe Abſchied nahm von Dunſtan, und dieſer ihm noch Notizen angab über die Mittel und Wege der Benachrichtigung, wenn Wien wirklich eingeſchloſſen und belagert werden ſollte, erſt da fiel es ihm ein, und er war im Begriff, Dunſtan danach zu fragen. Aber eine falſche Scham in ihm drängte die Frage zurück. Er erinnerte ſich, daß Dunſtan von vornherein mißtrauiſch gegen ihn geweſen, er wollte deshalb jetzt nicht zeigen, daß ihm das Geld des Pflegevaters im Sinne liege. Er ſchied von Dunſtan, ohne die Frage ausgeſprochen zu haben.

Wie ſchlug ſein Herz, als er in den Hernalſer Hof eintritt! Einer entſcheidenden Zuſammenkunft mit Ludmilla meinte er entgegenzugehen. Abſchied nehmen wollte er freilich, denn noch im Laufe des Tages wollte er gegen Laa hinauf; aber vor dem Abſchiede wollte er der Geliebten fröhlich ſein Herz erklären, offen und rückhaltlos, und wenn ſie ſeinem Geſtändniſſe offen entgegenkäme, wie er hoffen durfte, dann wollte er vor Papa Leß hintreten und ſagen: Ich reite noch heute zu dem Kriegsheer der Deinen, um ihm Kopf und Hand zu widmen; ich liebe Deine Tochter, ſie liebt mich wieder, ich bin auch kein armer Junker mehr, verſprich mir die Hand Deines Kindes.

Alſo denkend und in glücklicher Stimmung ſtieg er vom

Pferde. Zu ſeiner Verwunderung zeigte ſich kein Diener und kein Knecht. Er führte ſein Roß ſelbſt nach dem Stalle und rief nach Tartſch. Tartſch war da und meldete ihm, daß darum Alles ſo ſtill im Hofe wäre, weil die Freiherrn beide mit all ihren Dienern und Knechten nach Wien hineingeritten ſeien. Dort verſammle ſich der Landtag in großer Zurüſtung, der Erzherzog werde in Perſon erſcheinen und die Huldigung verlangen von den Cavalieren. Der Hausherr Jörger ſei für die Huldigung, der Freiherr von Loß ſei gegen dieſelbe. So hätten die Knechte erzählt, und der Herr Candidat hätte im Vorbeigehen bemerkt: faſt alle evangeliſchen Cavaliere ſeien gegen dieſe Huldigung, und heut' werde ſich's entſcheiden, ob ein papiſtiſcher Fürſt wieder über Oeſterreich herrſchen ſolle oder nicht. Alle Welt ſei ſehr geſpannt, und man erwarte, daß die Huldigung nicht bewilligt werde, denn der proteſtantiſchen Cavaliere ſeien viel mehr als der katholiſchen.

Hans hatte während dieſer Berichterſtattung den Lederbeutel aus der Satteltaſche gezogen, und hundert Goldſtücke abgezählt. Die gab er Tartſch mit dem Auftrage, ſie gut zu verwahren. Tartſch traute ſeinen Augen nicht. Hundert Goldſtücke waren in damaliger Zeit eine außerordentliche Summe, und er ſah deutlich, daß ſein Junker wohl noch ebenſo viel in dem ledernen Säcklein zurückbehielt. Der faſt erſchrockene Diener verſtand es kaum, daß er Pferde und Gepäck ſorgfältig rüſten ſollte, in ein paar Stunden ritten ſie von dannen. —

Hans ſchritt auf den Eingang des Schloſſes zu. Da ſah er Spath innen am Fenſter der Geſindeſtube, blieb ſtehen und winkte ihn zu ſich. Ein junger Mann voll glücklicher Hoffnungen, welcher zum erſtenmale ungezählte Goldſtücke in ſeinem Beſitze hat, iſt die Freigebigkeit ſelbſt.

— Lieber Spath, ſprach der Junker halblaut zu dem herantretenden Gärtner, ich ziehe fort und möchte gern, daß Ihr meinen Pflegevater, den alten Herrn Grafen oben, behüten und beſchützen hälfet, ſo weit Ihr könnt. Und Ihr ſeid aufmerkſam und beſonnen, Ihr könnt Viel. Ihr habt da eben auch etwas, was Euch am Herzen liegt — verleugnet's nicht, ich hab's wohl bemerkt, erſt vorgeſtern Abends wieder, als die Herrſchaften aufbrachen, und Ihr im Hausflur hinter der Thür dem Randl noch was zu ſagen hattet — Ihr braucht Euch nicht zu ſchämen! Nehmt getroſt da einige Goldſtücke. Vielleicht ſind ſie Euch förderlich beim ſtrengen Golling, wenn's zur Einrichtung einer kleinen eigenen Wirthſchaft für Euch kommt. Laßt's gut ſein! Mich ſelbſt freut's ebenſo wie Euch, daß ich etwas für Euch thun kann, und wenn's der Himmel will, daß wir da eben heil aus dem jetzt entſtehenden Tumulte hervorgehen, ſo wird mein Pflegevater noch gründlicher für Euch ſorgen. Liebt ihn dafür und ſeid ihm zur Hand. Und jetzt ſagt mir noch: iſt Fräulein Ludmilla vielleicht im Garten?

— Nein, gnädiger Junker, ſie iſt ja nach Wien.

— Nach Wien?!

— Ja doch! Der Herr Vater hat ſie mitgenommen.

Hans ſchwieg. Das war eine Enttäuſchung. — Er fragte erſt nach einer Pauſe, ob die Frau von Jörger auch mit hinein ſei.

— Nein, die iſt ganz allein zu Hauſe. Wie ſoll ich Euch aber, lieber Herr Junker —?

— Du haſt mir ſchon gedankt. Trachte, glücklich zu werden.

Langſam ſtieg er hinauf zu Frau Amalie. Da erfuhr er Schlimmeres. Loß hatte ihr unumwunden geſagt, daß er ſein Mädchen mit in die Stadt nähme, damit ſie der Begegnung des ſächſiſchen Junkers entzogen werde. Er wünſche nicht, daß ſich ein näheres Verhältniß mit ihm entwickle. Warum? Dazu habe er nur den Kopf geſchüttelt.

Frau Amalie war ebenfalls nicht eingenommen für die Neigung Hanſens zu Ludmilla; ſie zeigte alſo kein Intereſſe, näher auf die Sache einzugehen, ſondern fing an von Budowa zu ſprechen, an welchen ſie ein paar Zeilen geſchrieben, welche den Junker noch beſonders ſeiner Theilnahme empfehlen ſollten. Dieſe übergab ſie ihm, und ermunterte ihn übrigens zur Eile. Die wichtige Entſcheidung, welche heute in Wien gefällt werde — die Stände würden die Huldigung ablehnen — ſei ganz geeignet, auf die Katholiſchen einen niederſchlagenden und lähmenden Eindruck zu machen. Je früher alſo Thurn an der Donau erſchiene, deſto mächtiger werde ſein Erſcheinen wirken.

— Sagt ihm das von mir, und zieht mit Gott zu der Beſtimmung, die Euch jetzt wirklich obliegt. Sind die Dinge erſt zu einem Reſultate gediehen, dann kommt auch die Zeit, lieber Junker, uns mit unſeren häuslichen und Herzens-Angelegenheiten zu beſchäftigen. Sie wird nicht ausbleiben, wenn Jeder von ſeiner Seite kräftig handelt.

— Noch Eines! rief ſie dem Scheidenden nach. Czernin iſt wirklich nach Wien hinein, obwohl er zu den böhmiſchen Rebellen gezählt wird, und beharrt darauf, Eure Thätigkeit als Vermittler in Anſpruch zu nehmen. Seid auf Eurer Hut! Czernin iſt ein ſehr guter Mann, aber auch ein ſehr ſanguiniſcher Mann, der ſich nur zu leicht in Hoffnungsſeligkeit berauſcht. — Auf baldig' Wiederſehen!

Betroffen ſtieg Hans auf's Roß, und ritt auf ſchmalem Nebenwege über die Hügel von Pötzleinsdorf und Grinzing nach Nußdorf hinüber an die Donau. Er konnte nicht die große Donaubrücke benützen, weil er es nicht wagen mochte, durch Wien hindurchzureiten. Auf einer Holzplätte, wie deren vom oberen Lande zahlreich die Donau herabgeflößt und „Tſchaiken“ genannt wurden, ließ er ſich oberhalb Nußdorf über den Strom ſetzen. Durch Erlen- und Eſpengehölz hindurch, welches das linke Donau-Ufer tief einſäumte, erreichte er das freie Feld zwiſchen dem Spitz und Jedlerſee, und befand ſich alſo unverſehens wieder an der Stelle, wo er vor einigen Wochen ſtillgehalten und zum erſtenmale den Stephansthurm geſehen hatte. Er hielt wieder ſtill. Welch ein Wechſel ſeines Schickſals ſeit jener Zeit!

Nordoſtwärts über Strebersdorf und Stammersdorf ritt er auf Feldwegen weiter. Hinter Stammersdorf hoffte er die nach Norden aufſteigende Heerſtraße nach Brünn zu finden. Er erkannte ſie ſchon von weitem an den Reiterkarawanen, welche ſie belebten. Deputationen von allen

Parteien des Landes und von den meiſten Ortſchaften am linken Ufer des Wiener Beckens zogen nach Laa hinauf, oder kehrten von da zurück. Jede Partei wollte ihr Verhältniß feſtſtellen mit dem böhmiſchen Heere, jede Ortſchaft wollte dem Schutze des Grafen Thurn empfohlen ſein, denn vor Gewalt und Raub hatte jeder Ort zu zittern.

Hier hinter Stammersdorf erhebt ſich das Land in ſanfter Anhöhe über das Wiener Becken. Der Biſamberg ſtreicht bis hieher, und ſenkt ſich in das weite Marchfeld, welches am fernen Oſten begrenzt wird durch die kleinen Karpathen.

Ein hoher Eichenwald zog ſich damals vom Biſamberge herab ins Marchfeld, und hier auf der Anhöhe lag ein Jägerhaus.

Noch heute iſt ein Theil des gelichteten Waldes vorhanden, und die im Freien ſtehenden wenigen Häuſer heißen das Jagdrendezvous. Hier hielt der Junker Hans eine kurze Weile und blickte auf die weite Mulde zurück, in welcher das alte Wien liegt, hoch vom „Stephan“ beherrſcht, der immer höher zu wachſen ſcheint, je mehr man ſich von Wien entfernt. Der helle Frühlingsmorgen zeichnete in recht deutlichen Umriſſen die fernen und nahen Gebirge, durch welche dem Wiener Lande der Charakter eines Beckens, oder einer Mulde verliehen wird: ganz nahe im Nordweſten der Wiener Wald, fern im Südweſten die Alpe des Schneeberges, und an dieſe ſüdlich ſich andrängend der Semmering und das Leitha-Gebirge, niedrig und lieblich bis an die Donau heranziehend. Hans, im Anſchauen und in Gedanken vertieft, wurde nicht gewahr, daß ein Klepper an ihm vorüberkeuchte, und daß der Reiter deſſelben ihn ſcheu angeſchaut und dann haſtig das Angeſicht von ihm abgewendet hatte. Tartſch war abgeſtiegen, um das Gepäck feſter zu ſchnallen, und auch er hatte es nicht bemerkt, daß der Reiter des Kleppers niemand anders war als Medardo, die „rothe Feder“, welcher heute in der Morgendämmerung aus dem Hauptquartier Thurn's in Taſſowicz bei Laa entwiſcht war, und jetzt im abgeriſſenſten Zuſtande nach Wien hinabhaſtete.

Ohne Arg ritt der Junker auf der Hochebene fort, welche hinter dem Jagdrendezvous bis Eibesbrunn in flachen magern Feldern ſich ausdehnt. Sie iſt gegen Norden und Weſten von den anderen Ausläufern des Biſamberges wie von einer Mauer halbkreisförmig eingerahmt. Hans beobachtete aufmerkſam dieſe aufſteigende Bildung des Erdbodens neben der immer offenen Fläche des Marchfeldes gegen Oſten, weil er ſich klar machen wollte, wie ein Kriegsheer da herabziehen, und was es für Hinderniſſe finden könne.

— Wenig oder gar keine, ſagte er leiſe vor ſich hin, bis zu jener zweiten Terraſſe, welche vor mir liegt.

Er meinte die Höhen hinter Wolkersdorf, welche mit weiten Wäldern bedeckt waren, und welche jetzt noch den meilenweiten Wald der „Hochleiten“ tragen.

— Hier herab, ſetzte er hinzu, bis an die Donau hemmt nichts den Heereszug der Böhmen, auch wenn das kaiſerliche Feldvolk, welches bei Budweis ſteht, in Eilmärſchen am Strom herunterzieht. Wien, du kannſt in wenig Tagen den Feind vor deinen Baſteien ſehen!

Dies vor ſich hinſprechend, gab er ſeinem Roß die Sporen. Die Landſchaft hatte ihn in dem Gedanken beſtärkt, daß Thurn raſch herabrücken ſolle. Der weitere Verlauf des Weges über Ulrichskirchen und Miſtelbach beſtärkte ihn in dem Gedanken. Das gelbe Land, von Sand- und Lehmboden gebildet, bleibt zwar einige Stunden weit bergig und zeigt tiefe Thäler, aber die Heerſtraße zieht immer über die Kämme und giebt dem von Norden kommenden Kriegszuge die Ueberlegenheit.

Unter dieſen Beobachtungen, die er dem Feldherrn ausführlich mittheilen wollte, vergaß er die Sorgen ſeines Geiſtes und Herzens, der Kriegsmann war vollſtändig in ihm erwacht, und er, welcher noch vierundzwanzig Stunden früher zweifelhaft geweſen war, ob er ſich betheiligen ſolle in dieſem Kriege, war jetzt voller Ungeduld, dem Grafen Thurn zuzurufen: Auf, auf, unbedenklich und ſogleich gegen Wien!

Er hätte allerdings Wien in einem ſchwachen Zuſtande gefunden, ſchwach an Kriegsleuten, ſchwach an Macht und Anſehen der Regierung. Gerade heute ſollte im Landhauſe in der Herrengaſſe entſchieden werden, ob die Regierung auch nur einigermaßen auf die „Herren" in Niederöſterreich zählen könne.

Die Herrengaſſe war angefüllt mit Reitpferden, welche umhergeführt wurden von den Dienern, ſo weit es der enge Straßenraum zuließ. Hinter dem Gitter, welches die damaligen Landhausgebäude von der Straße abſchloß, hielten in dem kleinen Vorhofe die ſtattlich aufgeſchirrten Roſſe des Königs, wie ihn die Seinigen nannten, des Erzherzogs, wie er von den Gegnern geheißen wurde. Er war mit kleinem Gefolge zu Pferd herübergekommen von der Burg, und war soeben in die Landstube eingetreten, um den Vertretern des Landes einen Vortrag zu halten.

— Er soll sehr mild und versöhnlich sein dieser Vortrag, sagte ein kleiner Mann, welcher sich in den Männergruppen im Strauchgassel umherbewegte.

Das Strauchgassel, welches damals wie heute in die Herrengasse beim Landhause mündete, war damals sehr dürftig und unsauber. Es war sogar nicht frei von Misthaufen, denn der kleine Mann, sehr zierlichen Aussehens, machte graziöse Anstrengungen, diese Haufen sorgfältig zu umgehen, indem er sich von einer Gruppe zur andern schlängelte. Das war erreichbar, denn der Gruppen waren nicht viele.

Die Theilnahme Wiens an dem politischen Ereignisse war eine geringe. Die „Herren“ nur beschäftigten sich damals mit Politik, der Bürgersmann stand ihr fern, und Leute wie Naschmacher Urban, welcher denn auch hier nicht fehlte, machten eine Ausnahme.

Der kleine zierliche Mann unterhielt sich auch mit dem Naschmacher Urban, aber nicht in dem Tone, welchen er eben angeschlagen, nicht von der Milde und Versöhnlichkeit des Fürsten sprach er zu diesem, sondern von der Nutzlosigkeit des Vorganges da drüben im Landhause sprach er dem Naschmacher.

Der Naschmacher Urban blickte schweigend auf das zierliche, in lichtblaues Tuch ſehr ſauber gekleidete Männchen, ſchweigend und nicht ohne bedenkliches, nach Hohn ſchmeckendes Lächeln. Das höhniſche Lächeln ſchien indeſſen nicht dem lichtblauen Männchen zu gelten, welches er unbefangen „Herr Tocke“ nannte, ſondern dem politiſchen Vorgange.

Herr Tocke verweilte denn auch nicht bei allgemeinen Dingen, ſondern flüſterte dem Raſchmacher zu, daß er heut Morgens den wackeren Candidaten, Herrn Götzinger, in Hernals geſprochen, und nur Tröſtliches über die Stimmung der „Proteſtantiſchen“ vernommen habe. Die Verſammlung draußen ſei geſtern ganz einig geworden, und man fühle ſich ſo herrſchſam, daß ſich heute Alles nach Wien hereingewagt habe, was zu anderer Zeit Verhaftung zu fürchten gehabt hätte.

— Wer denn? fragte Urban.

— An der Spitze ein böhmiſcher Herr, der eigentlich zu den ſogenannten Rebellen gehört — nein, zwei ſogar: der Graf Czernin und der Freiherr von Loß. Da drüben vor Harrach's Hauſe könnt Ihr noch ihre Wagen und Pferde ſehen. Bei Harrach's ſind ſie abgeſtiegen, durch Harrach will Czernin Unterhandlungen anknüpfen mit den Geheimräthen des Erzherzogs, oder in ſeinem Sinne des Königs, denn ich glaube, Czernin nennt ihn noch König. Auch der ſchleſiſche Junker, Mitzlau glaub' ich heißt er, iſt da oben, und macht den Frauenzimmern die Cour. Herr Götzinger ſagt, dieſer ſchöne junge Mann ſei erſt kürzlich übergetreten zu den Proteſtanten, und noch obenein zu den

Calvinern. Kommt aber doch fröhlich herein! Ja, Gevatter Urban, nun geht's weiter!

— 's iſt Zeit! knirſchte Urban.

Er ſchien keine beſondere Zärtlichkeit zu hegen für das weiterſchreitende Männlein, den Herrn Tocke, aber doch auch kein Mißtrauen.

Hätte er ihm nachgehen mögen, ſo wäre wohl das Mißtrauen erwacht gegen den gefälligen jungen Mann, welcher erſt ſeit einigen Monaten in Wien geſehen wurde, und welcher ſich gegen Jedermann zuvorkommend und angenehm erwies. Er galt für einen Kunſtfreund aus der Lauſitz, wohl auch für einen Künſtler. Man erzählte, er male ſehr ſchön und kaufe Bilder, denn er ſei ſehr wohlhabend. Deshalb verkehre er in allen großen Häuſern, die Bilderſammlungen beſäßen. Bei den Vornehmen frage man nicht nach ſeinem Glauben, weil er ſich nur um Kunſt bekümmere, und die ſei doch katholiſch. Bei den gemeinen Leuten war er aus der Lauſitz, die eben lutheriſch ſei, und die Lutheriſchen hätten ja in ihren Kirchen noch Bilder: Doctor Luther habe auch eine Liebhaberei dafür gehabt.

Herr Tocke ſchritt über den Hof nach dem Graben zu. Dort begegnete ihm in der Gegend des Peilerthores der hinkende Brémont. Tocke ſchien mit ſeinen kleinen lichtblauen Augen ſehr ſcharf zu ſehen, wenigſtens ſchien er den alten Soldaten aus der Entfernung ſchon zu erkennen und die Begegnung vermeiden zu wollen. Er ſchlüpfte behende in eine offene Hausthür der Bognergaſſe. Brémont war aber gewiß weitſichtig, und hatte ihn ebenfalls erkannt. Er trat in dieſelbe Hausthür.

Nach etwa fünf Minuten kam Herr Tocke wieder heraus. Sein Geſicht lächelte unverändert, aber die Richtung ſeines Weges ſchien eine Aenderung erfahren zu haben: er ging nach dem Hofe zurück und wendete ſich nach dem Judenplatze und über Maria-Stiegen nach dem Salzgries hinunter. Dort trat er in den „weißen Löwen“.

Hier ſaß Medardo, die „rothe Feder“, und ſtärkte ſich mit einer Mahlzeit, welche für den kleinen magern Mann auffallend ſtoffartig erſchien. Sie that ihm noth; man hatte ihn in der böhmiſchen Gefangenſchaft verzweifelt kurz gehalten, und der Fluchtritt von Laa herunter nach Wien hatte ſeine untergrabenen Kräfte erſchöpft. Er hatte deshalb ſeinen Klepper ſofort nach dieſem Gaſthofe gelenkt, um ſich aufzufriſchen, und dann erſt an die abgeriſſene Kleidung und an die Meldung bei ſeinen Vorgeſetzten zu denken.

Der Sinn für Vorſicht war ihm indeß trotz aller Erſchöpfung treugeblieben: als er Herrn Tocke auf ſich zukommen ſah, ſchüttelte er raſch den Kopf und deutete mit der Gabel ſeitwärts.

Herr Tocke verſtand das und grüßte höflich nach dem Tiſchchen im Fenſter. Dort verzehrte nämlich noch jemand ſeine Mahlzeit, und ohne ſich weiter um Medardo zu kümmern, näherte ſich Herr Tocke dem Fenſter und erkundigte ſich unter dem verbindlichſten Lächeln nach dem Wohlbefinden des Hern Rathes.

Dieſer Herr Rath war Gangelberger. Er war in feierlicher Kleidung, und ſpeiſte heute vor ſeiner gewöhnlichen Speiſeſtunde. Er wollte nach der Burg. In Folge der damaligen nächtlichen Scene mit Odontius, als Kaiſer Matthias aus dieſer Welt geſchieden, war er dem wichtigſten Minſter, dem Grafen Eggenberg, nahegekommen und hatte deſſen Vertrauen gewonnen. Graf Eggenberg hatte ihn denn auch heute rufen laſſen. Unmittelbar von ſeiner Mahlzeit wollte Gangelberger hinauf in die Antecamera, wohin er beſchieden war. Er hatte deshalb weder Zeit noch Neigung, ſich des Breiteren mit Herrn Tocke einzulaſſen, welcher um Erlaubniß bat, in der Nähe des Herrn Rathes ſeinen Imbiß einzunehmen.

Gangelberger nickte artig mit dem Haupte. Er hatte nichts einzuwenden gegen die Nähe des hellblonden Köpfchens, welches mit fein geröthetem Anlitze lächelnd in die Welt hineinſah, denn er wußte nichts weiter von ihm, als daß das Männlein ſich mit der Malerkunſt beſchäftige.

Gangelberger war ein Freund und Kenner der Künſte, er hörte gern Muſik, er ſah gern ein gutes Bild, und fragte alſo, ohne im Eſſen innezuhalten, ob irgendwo ein neues Bild zu ſehen ſei.

— Ja, verehrungswürdiger Herr kaiſerlicher Rath, ja! Unſer leutſeliger Mäcen, der Herr Baron von Harrach, hat einen Lucas Cranach erworben und in ſeinem Geſellſchaftszimmer aufgeſtellt. Man ſtreitet, ob dieſes Bild trocken und nüchtern genannt werden dürfe, oder reſpectabel. Die Frage gilt für wichtig, weil die religiöſe Anſchauung hineinſpielt und Lucas Cranach der lutheriſche Maler genannt wird. Ich wäre wohl begierig, ein Urtheil des Herrn kaiſerlichen Raths darüber zu vernehmen.

— Wäre von keiner Bedeutung — liebe zu ſehr die Farbe, als daß ich — gegen Cranach gerecht ſein könnte, erwiederte in Pauſen Gangelberger.

Er ſchluckte dazwiſchen die letzten Biſſen, trank ſeinen letzten Schluck und erhob ſich zum Fortgehen. Stumm und höflich Herrn Tocke grüßend, blieb er bei der „rothen Feder" einen Augenblick ſtehen und ſagte halblaut:

— Gratulire alſo zur Befreiung und erwarte Euch zu weiterem Rapport. In den erſten Abendſtunden pfleg' ich allein zu ſein auf der Schranne. Addio!

So ging er.

Tocke und Medardo ſahen einander ſchweigend an. Erſt als Frau Riedl nach ſorgfältiger Verabſchiedung vom Herrn Rath die übrigens leere Gaſtſtube auf einen Augenblick verlaſſen hatte, ſprach Medardo halblaut:

— Vor Eintritt der Dämmerung komm' ich ins Collegium und erſtatte Bericht!

Frau Riedl trat wirklich ſchon wieder ein, und Herr Tocke berichtigte die Zeche für ſeinen kleinen Imbiß, indem er nicht unterließ, ihr gutes Ausſehen zu preiſen und ſich nach dem Wohlbefinden ihres allerliebſten Töchterleins zu erkundigen. Dann ging auch er unter ſchalkhaften Abſchiedsworten.

Er eilte die Fiſcherſtiege hinauf und hätte beinahe den Rath Gangelberger wieder eingeholt, welcher langſam und, wie es ſchien, in tiefen Gedanken das ſteile Gäßchen hinaufſtieg. Das war aber nicht Dode's Abſicht. Oben angekommen, wendete er ſich links nach dem Hohen Markte zu, während Gangelberger neben dem Salvatorkirchlein in den Durchgang eintrat, der auch damals ſchon in die Wipplingergaſſe hinüberleitete. Der ſorgenvolle kaiſerliche Rath — die politiſchen Zuſtände belaſteten ſein patriotiſches Herz — nahm den geraden Weg durch's Jordan- und Schultergäßchen, durch die Tuchlauben, die Spänglergaſſe, das Peilerthor und den Kohlenmarkt hinauf nach der Burg.

Auf dem weiten Raume zwiſchen der Burg und dem Cillihofe lag die Frühjahrsſonne wie ein goldenes Meer. Die Luft war ſtill und heiß. Kein Menſch war zu ſehen außer der Schildwacht, die eben auf der Burgbaſtei im Schatten lehnte.

Er ging über die Brücke in den Schweizerhof hinein und ſtieg die Treppe rechts hinauf nach den Vorzimmern des Königs. Für ihn war er König, und hoffentlich bald Kaiſer. Hoffentlich! Gangelberger empfand, daß es einer ſtarken Hoffnung bedürfe, und ſeufzte.

Als er in das erſte Vorzimmer trat, ſah er zu ſeinem Erſtaunen zwei ſchwarzbärtige wilde Geſtalten an der Seitenwand auf- und niedergehen. Ihre Säbel und Sporen klirrten ſchrill, vielleicht nur darum ſchrill, weil man an dieſem Orte an ſolches Geräuſch nicht gewöhnt war. Es ſind Ungarn! ſagte ſich Gangelberger und dachte unwillkürlich an die Orentino-Scene drüben in der Stallburg. Er dachte ferner daran, daß man doch eigentlich dies weite Reich

Kgl. Hof-Bibl. Berlin

im Süden zu ſehr aus aller Berechnung laſſe für die Sache des Königs. Des Königs! Er ſei ja doch auch erblicher König von Ungarn, und doch ſpreche niemand von der dortigen Krönung! — Von neuem ſeufzend ſchritt er nach dem zweiten Vorzimmer, der eigentlichen Antecamera, und im Dahinſchreiten geſtand er ſich ein, daß man nur zu guten Grund habe, das ungariſche Reich aus aller Berechnung zu laſſen. Es war eben nicht zu berechnen, in Nichts zu berechnen. Wilde Parteiungen beherrſchten es, lähmten es, zerriſſen es. Es gab dort keinen Strom der Abſichten, ſondern nur Wildbäche, die plötzlich unter einem Gewitter zu überfluthenden Strömen anſchwellen, Tags darauf aber wieder verſiechten.

In der Antecamera harrten die Geheimräthe auf die Rückkehr des Königs. Nur Harrach war mit dem Könige im Landhauſe. Eggenberg, als ſteiriſcher Herr, hatte dort nicht Sitz, noch Stimme. Er wartete hier unruhig und ungeduldig, und hörte bekümmert auf Lamermain's Auseinanderſetzung: daß von den Ständen in der Herrengaſſe gewiß nichts zu erwarten ſei, und daß dieſe ſtändiſche Regierungsform überhaupt nur lähmen könne, und jeden großen Gedanken eines Regenten verhindere oder wenigſtens beſchädige.

In dieſem Gedanken begegneten ſich der Edelmann und der Prieſter ganz und gar nicht. Eggenberg erwiederte nichts, ſondern winkte den nahe an der Thür bleibenden Gangelberger zu ſich heran.

— Was ſagt Ihr dazu, Herr Rath? Ihr habt draußen die Ungarn geſehen! Es ſind Abgeſandte, wirkliche Abgeſandte, ihre Legitimation ſtellt es außer Zweifel. Und nun wird man irre. Am Ende war doch auch jener kleine, häßliche Greis, welcher damals in der Stallburg drüben zu Boden ſtürzte, am Ende war doch auch er ein wirklicher Agent des ungariſchen Mithridates, und die Meinung der geiſtlichen Herren, er ſei ein Böſewicht, ſei der Orentino ſelbſt geweſen, dieſe Meinung verliert die Wahrſcheinlichkeit.

— Aber Excellenz wiſſen ja durch mich — ſchalt Lamormain unwillig ein.

— Ich weiß, was Ihr glaubt; ich aber glaub' es noch nicht. Es ſtimmt auf ein Haar, was in dem Schreiben jenes ſogenannten Böſewichtes angedeutet war, mit dem, was draußen jene Abgeſandten in ausführlichen Worten anbieten. Denkt Euch: der Burghauptmann von Kaſchau ſendet die Leute im poſitiven Auftrage Bethlen Gabor's. Und was will der Herr von Siebenbürgen? Er will Wenig und bietet Viel, bietet es in dieſem verhängnißvollen Augenblicke! Da leſet, und ſagt mir dann raſch, friſch und kurzweg, was Ihr davon haltet und wozu Ihr rathen möchtet.

Gangelberger nahm den ziemlich unſcheinbaren Brief aus den Händen Eggenberg's, und trat ein paar Schritte zur Seite, um ihn ungeſtört zu leſen. Er war in lateiniſcher Sprache abgefaßt, und ſein Inhalt ging dahin, daß Bethlen Gabor, der Fürſt von Siebenbürgen, dem Könige Ferdinand ſeine Dienſte anbot, und zwar in ganz beſtimmter Weiſe. Er wollte ſogleich dreitauſend Mann in Bewegung ſetzen zur Hilfe für Wien. Sie ſollten den Vortrab ſein, welchem er mit ganzer Heeresmacht folgen würde. Bei den Böhmen wollte er den Wahn hervorrufen, er käme angerückt, um ſie zu unterſtützen. Dergeſtalt ihr Vertrauen erobernd, würde er die böhmiſchen Häupter in ſein Lager einladen zu einer Beſprechung, dort werde er ſie feſtnehmen und gleichzeitig mit ſeiner ganzen Heeresmacht über die ſichergemachten böhmiſchen Truppen herfallen. Ihre Niederlage werde unausbleiblich ſein, und wenn er dann mit ſeinen Schaaren ins böhmiſche Land einfalle, ſo werde ihre Unterwerfung nicht auf ſich warten laſſen. Zum Lohn dafür verlangte er die Burg und Herrſchaft Tokai in Ungarn.

— Nun, was iſt Eure Meinung? fragte Eggenberg, als Gangelberger ihm den Brief zurückſtellte.

— Die ſchmutzige Hand, welche ſich im Augenblicke höchſter Noth darbietet, raſch und feſt zu ergreifen.

— Nicht wahr?!

Er wollte weiterſprechen, da hörte man Geräuſch und klingendes Spiel aus dem Hofe, von dem Vorzimmer her aber ein ſtarkes Klopfen an die Thür.

— Der König kommt! riefen Alle.

Das Klopfen an die Thür von Thürhütern im äußeren Raume, von Kammerherren in den inneren Gemächern, war ſtets die unfehlbare Anzeige, daß der regierende Herr heranſchreite. Die Thüren flogen auf, Kammerherren, Truchſeſſen und Pagen fanden ſich ein, letztere in dem erſten Vorzimmer, die Kammerherren in der wirklichen Antecamera.

Man ſtellte ſich auf und blickte durch die offenen Thüren nach dem Vorſaal hinaus.

Der König erſchien dort. Aber man ſah ihn nur einen Augenblick. Er ging nur außen vorüber, er trat nicht ein.

— Er geht in die Capelle! flüſterte man ſich zu; und ſo war es. Die wichtige Feierlichkeit mit den Landſtänden wollte der fromme Herr mit andächtigem Gebete für ſich beſchließen.

Eggenberg, obwohl ein ganz guter Katholik, verbarg nur mühſam ſeinen Unmuth über die Verzögerung bei ſo drängenden Angelegenheiten. Ja, ſelbſt Lamormain ſchien ſich weltlich überraſchen zu laſſen von Ungeduld. Man verkehrt eben auch als Geiſtlicher nicht ungeſtraft Tag für Tag mit weltlichen Dingen. Beide begegneten ſich außerdem in einem unmuthigen Gedanken: Jedem fiel ein, daß die Mittagszeit da ſei, und Jeder wußte, daß der König in ſeiner Tagesordnung regelmäßig und unabänderlich ſei wie eine Uhr. Schon um 4 Uhr des Morgens pflegte er aufzuſtehen, demgemäß das „Frühmahl“ zeitig einzunehmen, und pünktlich um die Mittagsſtunde zu ſpeiſen. Jeder dachte: So wird es auch heute geſchehen, und die wichtigſten Fragen werden unerledigt harren müſſen. Lamormain litt am meiſten dabei, denn er durfte ſeinem Stande gemäß am wenigſten ſeinen Aerger zeigen.

Glücklicherweiſe wurde die peinliche Stimmung und Stille bald unterbrochen. Man meldete dem Grafen Eggenberg, der Commandant des Arſenals wünſche ihn zu ſprechen.

— Er ſoll eintreten!

Seine Ankunft war willkommen; man erwartete eine wichtige Nachricht von ihm. Dem alten zuverläſſigen Manne pflegte man damals die bedeutenderen Botſchaften aufzutragen, welche den Krieg und die Kriegsleute angingen. So hatte er jetzt, als Thurn's Einbruch ins Oeſterreich offenkundig wurde, einen Reitenden an Boucquoi nach der Budweiſer Gegend hinaufſprengen müſſen mit der Anzeige jenes Einbruchs, und mit der Weiſung, Kriegsvolk herabzuſenden zum Schutze Wiens. Die Antwort hierauf brachte wahrſcheinlich der greiſe Santhelier.

Schweren, langſamen Schrittes, denn er war ein von Wunden gebeugter und gepeinigter Greis, trat Santhelier in die Antecamera, blieb an der Thüre ſtehen und richtete ſich nach Kräften gerade, um die Herren zu grüßen. Eggenberg ging ihm entgegen und trat mit ihm in eine Fenſterbrüſtung. Halblaut ſprach Santhelier in gleichmäßigem Tone eines Rapports:

— Die Meldung des kaiſerlichen Feldhauptmanns Grafen von Boucquoi iſt mündlich an mich gelangt. Größerer Sicherheit wegen, damit ſie nicht aufgefangen und ausgeſprengt werden kann. Der kaiſerliche Feldhauptmann meldet: Seine Armada zähle augenblicklich trotz der eingetroffenen Panzerreiter Waldſtein's und trotz der Vereinigung mit Dampierre nur zwölftauſend Mann. Ihm gegenüber aber ſtehe der Mansfeld und Styrum und Hohenlohe mit viel größerer Macht, und hätten ihm bereits die Schanze am goldenen Steig, die Verbindung mit Paſſau, weggenommen.

Schwäche er jetzt ſeine Macht, ſo ſetze er die ganze Armada auf's Spiel. Er könne nicht Einen Mann abgeben. Dies die Meldung.

Eggenberg ſtand wie vernichtet vor dieſem unerbittlichen Boten. Die Hoffnung auf Boucquoi's Hilfe gegen Thurn's Heranziehen war ſeine einzige Hoffnung geweſen für Wien. In Wien ſelbſt war die Truppenmacht eine ganz geringe. Was ſtand alſo bevor, wenn ſich Thurn wirklich gegen Wien wendete? Das Aergſte!

Dem alten Arſenal-Hauptmann ſtumm dankend mit einer Kopf- und Handbewegung, winkte er Lamormain und Gangelberger herzu, um ihnen die zerſchmetternde Nachricht leiſe mitzutheilen.

— Was thun? fuhr er fort. Iſt's nicht jetzt am Ende wirklich rathſam, daß der König Wien verläßt, und ſeine Reſidenz in Graz nimmt?

— O nein, nein! ſagte haſtig Gangelberger.

— Nein? Womit ſoll Wien vertheidigt werden, wenn auch die Landſtände in dieſer Stunde vielleicht ſchon die Huldigung verſagen, und alſo auch kein Geld, keine Leute, keine Hilfe ſtellen zur Rüſtung und Vertheidigung der Wälle? Wir wiſſen noch nichts aus dem Landhauſe?

— Noch nichts! antwortete Lamormain. Aber wir wiſſen, daß es von unermeßlichem Schaden wäre, wenn der König Wien aufgäbe! Alle unſere Hilfsquellen ſind hier, die geiſtlichen, die geiſtigen und auch die materiellen — Dort kommt Harrach! Er kommt aus dem Landhauſe! Er wird die erſte Nachricht bringen.

Während wirklich Baron Harrach haſtigen Ganges durch das Vorzimmer ſich näherte, hörte man das eigenthümliche Klopfen mit einem Schlüſſel an die Thüren draußen, und die Thüren flogen auf, der König kam aus der Capelle zurück. Pagen und Kammerherren gingen voraus; einer der letzteren flüſterte im Vorübergehen dem Grafen Eggenberg zu:

— Majeſtät geht zur Tafel!

Der König war in ſpaniſchem Anzuge von dunkler Farbe. Sein röthlich gefärbtes Antlitz und lichtbraunes Haar hob ſich vortheilhaft ab von der tiefgefärbten Kleidung, und ſein gedrungener, mittelgroßer Körper ſchritt leicht und kräftig daher. Das ernſte Antlitz hatte einen milden, freundlichen Ausdruck, den Ausdruck des Wohlwollens, wenn ſein Blick auf jemand gerichtet wurde. Das geſchah aber erſt, als er in die Nähe Eggenberg's kam. Bis dahin war links und rechts nichts für ihn zu ſehen, noch weniger zu beachten geweſen. Die ſpaniſche Etikette, welcher Ferdinand jetzt ſchon ergeben und ſpäter ganz hingegeben war, brachte es ſo mit ſich. Auch die raſſelnd vortretenden Ungarn im Vorzimmer hatte er nicht bemerkt, wenigſtens hatte nicht die kleinſte Wendung oder Miene gezeigt, daß er ſie bemerkt hätte. Selbſt das wohlwollende Zeichen für Eggenberg war nur eine leichte Bewegung des Augapfels und der Augenlider. So ſchritt er dahin in ſeine Gemächer, aus denen ihm eine angenehme Muſik entgegenſchallte. Sie fand immer ſtatt während ſeiner Mittagstafel. Er liebte Muſik ungemein und pflegte zu ſagen: „Der Aufwand dafür iſt kein eitler, denn die Tonkünſtler dienen dazu, Gott zu loben und auf anſtändige Weiſe den Geiſt zu erheitern.“

Als die Thüren ſich geſchloſſen, drängten Eggenberg und Lamormain den Baron Harrach, Bericht zu erſtatten über den Ausgang der Sitzung in der Landſtube.

— Steht was zu hoffen, rief Eggenberg, und wie viel?

Harrach ſah niedergeſchlagen aus und zögerte mit der Antwort. Er war ein redlicher Patriot und litt ſchmerzlich unter dem herrſchenden Zwieſpalte.

— Wir hofften immer noch, begann er endlich, als der König erſchienen war und ſeinen Vortrag begonnen hatte. Sein Vortrag klang ſo mild, ſo vertrauensvoll! Alle Streitworte wurden vermieden, billige Ausgleichung für Alles wurde zugeſagt, an die patriotiſche Geſinnung der Herren wurde ſo warm gemahnt! Die Stimme des Königs klang ſo gut, faſt herzlich! — Alles umſonſt! Als er fort war, erhoben ſich die Evangeliſchen und — verließen die Stube!

— Oh?!

— Alle! Statt die Huldigungsfrage vorzunehmen, hoben ſie die Sitzung auf; die Sitzung, denn ſie ſind die Mehrzahl. Wir haben alſo gar nichts zu erwarten und das Schlimmſte zu befürchten. Zur Landesvertheidigung werden ſie nicht Ein Roß, nicht Einen Mann ſtellen, wohl aber hat der heranrückende Feind allen Vorſchub von ihnen zu erwarten.

Jedermann ſchwieg. — Nach einer Pauſe fuhr Harrach fort:

— Sollen wir den Strohhalm ergreifen, der von Prag hergeweht worden?

— Welchen? fragten Eggenberg und Lamormain.

— Czernin iſt angekommen, und hofft noch, eine Vermittlung anbahnen zu können.

— Czernin, der zu den Rebellen gehört, obwohl er Katholik?! rief Lamormain heftig.

— Eben weil er unſeres Glaubens geblieben, ſollen wir ihn hören. Man kann nicht wiſſen! ſprach Eggenberg.

— Er iſt ein Latitudinarier! rief Lamormain, ein weichlicher Vermittler auch in der Religion, ein Toleranz-Prediger!

— Eben deshalb! Nur mit Toleranz iſt eine Vermittlung möglich, und nur eine wahrhaft angebahnte Vermittlung kann Thurn aufhalten, kann unſere evangeliſchen Stände umſtimmen. Wir wollen Meggau rufen und den Fabricius zur Schriftführung, und Du, Harrach, hole Czernin!

— Doch nicht hieher in die Burg, den Rebellen?! erwiederte heftig Lamormain. Es iſt ſchwach genug, daß man ihn nicht verhaftet, und gar —

— Meinethalben! Wir treffen in Harrach's Hauſe zuſammen und halten dort die Conferenz. Unterdeß hat der König abgeſpeiſt, und ich kann für eine Nachmittagsſtunde eine Audienz nachſuchen. Die ungariſchen Boten ſoll man bewirthen — He da, kommt herein! Ja, ja, Ihr, Hamm! Beſorgt, daß die beiden Ungarn da geſpeiſt und getränkt werden; ich werd' es bei Deinem Chef, ich werd' es beim Grafen Meggau verantworten.

— Der Alte paßt für die Ungarn! ſagte halblaut Pater Lamormain.

— Was ſagt Ihr? — Ich hoffe doch, Ihr nehmt Theil an der Conferenz?

— Zuverläſſig, obwohl ich ſie für hoffnungslos halte.

— Alſo zu Harrach! Lieber Rath Gangelberger, nach zwei Stunden möcht' ich Euch hier wiederſehen. Ich hoffe, eine Sitzung des geheimen Rathes vom Könige zu erbitten, und möchte vorher anhören, was Ihr über den Stand der Dinge, beſonders in der Stadt, zu ſagen habt. Wenn Alles ſcheitert, iſt ja doch die Hauptfrage, ob die Stadt aus eigenen Mitteln zu vertheidigen iſt gegen ein Kriegsheer. Wie denkt Ihr darüber, würdiger Herr Hauptmann?

— Erlauchter Herr, entgegnete langſam Santhelier, das kommt auf die Geſchütze des Feindes an. Sind die nicht ſo gut wie die ſpaniſchen und niederländiſchen, dann kann ſich die Stadt Wien eine zeitlang halten, eine zeitlang. Die Wälle, Mauern und Baſteien ſind feſt angelegt und in gutem Stande. Wenn man vor Verrath ſicher iſt, geht es dann, wie geſagt, eine Weile.

— Wenn man vor Verrath ſicher iſt! rief Lamormain. Das iſt man gar nicht. Die Evangeliſchen ſind lauter Verräther unſerer Sache. Dagegen muß der König noch heute einen durchgreifenden Beſchluß ergehen laſſen. Es muß reiner Tiſch gemacht werden in Wien. Zunächſt in der Burg.

— In der Burg?

— In der Burg. Es ſind noch offenkundige Ketzer unter uns, und es ſind verborgene Ketzer unter uns. Hamm, Ihr werdet Euch heute Abend bei mir melden; ich habe eine Mittheilung für Euch. Und jetzt gehen wir denn den müßigen Gang zum Czernin.

Ehe er noch mit Eggenberg und Harrach das Vorzimmer erreichte, trat ihm ein Diener entgegen und überreichte ihm ein kleines Blatt Papier. Es ſchien nur eine Zahl darauf geſchrieben zu ſein, der Zettel reichte aber doch hin, ihn zu beſtürzen.

— Jetzt gerade, ſtieß er ärgerlich heraus, jetzt gerade, wo jede Viertelſtunde koſtbar! Er muß warten! Die Geheimrathsſitzung muß erſt vorüber ſein! ſetzte er leiſe hinzu und folgte den Cavalieren, welche vorausgegangen waren.

Auf dem Wege nach der Freiung war nichts zu entdecken, daß Wien eingedenk wäre der Gefahren, welche heraufzogen. Die Sonne lag heiß in den Straßen, und die Straßen waren leer. Selbſt die Pferde vor dem Landhauſe waren verſchwunden, der Landtag war auseinandergefahren, als ob ein Wirbelwind hineingeblaſen hätte.

Die Oberfläche Wiens war wie ein unbewegter Teich. Aber auch nur die Oberfläche. In der Tiefe begann die Bewegung. Von Haus zu Haus hatte ſich die Nachricht verbreitet: die Herren im Landhauſe ſind von dannen geritten, ohne auf die Vorſchläge des Königs zu antworten. Sie verweigern alſo auch jede Hilfe zur Kriegsführung. Sie ſind mit Thurn in Verbindung, der jetzt im Sturmſchritte vor Wien rücken wird. Wien iſt ohne hinreichende

Vertheidigung, Wien iſt verloren, und mit ihm die katholiſche Religion.

Letzteres offenbarte ſich den Bürgern durch einen öffentlichen Aufzug, welcher an dieſem Nachmittage ſtattfand. Die Glocken auf Sanct Stephan läuteten plötzlich zu dieſer ungewöhnlichen Stunde mit ihrem Geläute, und ein langer Zug von Männern, je zwei und zwei, kam vom Graben her nach dem Hauptthore des Doms. Es war angelweit geöffnet, innen im Dome brannten die Lichter wie bei großen Kirchenfeſten, ein unerwarteter, ungewöhnlicher Gottesdienſt begann. Die Männer aber, welche langſam je zwei und zwei durch das Thor einzogen, waren alle in vornehmer Kleidung, waren ſämmtlich — die herzueilenden Leute erkannten ſie — waren ſämmtlich Cavaliere.

Dieſe Nachricht ging nicht mehr, ſie flog durch die Stadt.

„Es iſt der Orden der chriſtlichen Ritterſchaft", hieß es, „der ſchon vor dem Tode des Kaiſers im Stephan zuſammengetreten iſt. Er hat zum Symbolum das Bild der Jungfrau Maria, und gewaltige Kriegsmänner, wie Dampierre, gehören zu ihm. Er bietet heute Abend dem Könige ſeine Waffenkräfte an, und wird jetzt im Stephan geſegnet. Daß dies heute geſchieht, iſt ein Zeichen, wie nahe die Gefahr!"

Es war derſelbe Orden, deſſen Odentius in ſeiner Predigt damals im Kellergeſchloſſe an der Seilerſtätte gedacht hatte.

Dies Ereigniß mit ſeiner Gedankenreihe wirkte in Wien wie ein Gewitterſchlag. Ehe noch der Abend völlig einbrach, waren alle Kirchen gefüllt, waren alle Corporationen zuſammengetreten, hatte der Rath der Stadt eine Sitzung „einſagen“ laſſen. Die Straßen belebten ſich, und beſonders im Südoſten der inneren Stadt, da, wo die Bäckerſtraßen auf den Platz münden, welchen die Univerſität und ein Jeſuitenhaus abſchloſſen, da wogte es von Studenten.

Die Studenten gehörten in damaliger Zeit durchaus dem Einfluſſe der Jeſuiten, und waren im Jugendeifer bereit, für die Loſungsworte der Jeſuiten in den Kampf zu gehen, ganz ſo wie man ſie in heutiger Zeit auf demſelben Platze geſehen hat für die entgegengeſetzten Loſungsworte.

Die Jeſuiten waren in jener Zeit, noch nicht vollſtändig wohnhaft bei der Univerſität. Ihr Collegium reſidirte noch am Hof. Nur der Provincial hatte ſich hier unten in einem Univerſitäts-Gebäude mit einer Abtheilung des Ordens angeſiedelt, um Beſitz zu ergreifen von einem der Univerſität zugehörigen Hauſe. Zwei Jahre ſpäter erſt wurde es mit vielen Nebengebäuden vom Kaiſer dem Orden geſchenkt und zum Collegium eingeräumt.

Es führten Stufen hinauf zu der Eingangsthür dieſes Jeſuiten-Hauſes. Dieſe Stufen wollte eben Herr Tocke herabſteigen. Er hielt inne, als er den Platz angefüllt ſah mit Hunderten von jungen Leuten und Aeußerungen vernahm, daß ſie eine „Legion“ bilden wollten zum Schutze der heiligen Kirche. Scheute er ſich unter die aufgeregten Schaaren hinabzuſteigen — die Dämmerung fiel langſam von den hohen Mauern auf den Platz herunter — und wollte er vielleicht völlige Dunkelheit abwarten, oder —? kurz: er trat in die Halle des Hauſes zurück, wendete ſich dann links, und ſtieg die ſteinerne Stiege hinauf. Dann ging er links den Flur entlang, wie ein Mann, der hier zu Hauſe war, und klopfte in eigenthümlicher Weiſe dreimal an eine kleine Thür. Nach kurzer Pauſe öffnete ſich dieſe Thür. Aber nur ein wenig. Man ſah nicht, wer ſie öffnete; es war innen dunkel. Decke aber wußte wohl, wer da innen im Finſtern vor ihm ſtand, und machte eiligſt die Meldung von dem, was er unten geſehen und gehört. Die Form der Meldung klang ſo, als ſei ſie nur ein Nachtrag und als habe er kurz vorher über ähnliche Dinge Mittheilungen gemacht. Als er jetzt fertig und eines freundlichen Lobes gewärtig war über ſo raſche und günſtige Kunde, antwortete eine rauhe Baßſtimme:

— Ich habe das ſelbſt geſehen und gehört. Es taugt nichts, obwohl es für die gute Sache geſchieht. Die Jugend ſoll gehorchen, aber nicht anführen!

Die Thür ſchloß ſich, und Herr Decke ging betroffen wieder hinab.

Die Baßſtimme da innen aber war die eines ſteinalten Mannes. Aus dem dunklen Vorzimmer ging er zurück in ein großes Zimmer, welches mit Büchern und Papieren angefüllt und übrigens mit hölzernen Möbeln einfachſter Art verſehen war.

Ein junger Mann ſtand in der Mitte dieſes Zimmers und erwartete die Rückkehr des kleinen Greiſes. Auf einem

Schreibtiſche brannten zwei dicke Wachskerzen, und man konnte nun ſehen, daß der unterſetzte breitſchulterige Greis einen ſchwarzen Jeſuitenrock trug von gröberem Stoffe, als es gewöhnlich war. Der Kopf war garſtig, und zeigte den Ausdruck von herber, verdrießlicher, oder um es richtiger zu bezeichnen, von ärgerlicher, liebloſer Härte. Der Knochenbau dieſes Kopfes mit ſeinen vorſtehenden Backenknochen erinnerte an mongoliſchen Typus. Der Mund, breit geſchlitzt, tief eingefallen, bedeckte unzureichend vereinzelte braune Zähne. Die Augen, ebenfalls tief liegend, waren klein, lichtgrau und ſtechend, über ihnen dichtbuſchige, ſchneeweiße Augenbrauen, die bis gegen die weißen Augenwimpern herabhingen, und vielleicht das völlige Aufſchlagen der Augenlider hinderten oder doch erſchwerten. Die Naſe war klein und an der Wurzel eingedrückt, das Haupt völlig kahl und nackt. Dennoch trug der über achtzig Jahre zählende Greis den Kopf unbedeckt.

Langſam, aber feſten Schrittes ging er an dem harrenden jungen Mann vorüber, und machte ihm mit der Hand — ſie war groß, grob, und erweckte nicht den Eindruck der Sauberkeit — ein Zeichen, daß er fortfahren möge. Der junge Mann war jener italieniſche Arzt Blandini, welcher zuletzt am Sterbebette des Kaiſers geſehen worden war, und er ſchien in Schilderung des Geſundheitszuſtandes von wichtigen Perſönlichkeiten begriffen zu ſein. Er fuhr fort:

— Se. Heiligkeit alſo —

— Das hab' ich ja gehört! unterbrach ihn rauh der

Jeſuit. Vom jetzigen Könige, vom bayriſchen Herzoge, vom pfälziſchen Buben und ſeinem Weibe, vom Tilly will ich Kunde, und dann vom Mansfeld, Anhalt und wie die ketzeriſchen Abenteurer weiter heißen. Das ſind die Perſonen, welche zunächſt auf dem Theater des deutſchen Reichs auftreten werden.

Indem er dies unfreundlich herausſtieß, ging er weiter und nöthigte Blandini, ebenfalls auf und ab zu gehen im weiten Zimmer.

— König Ferdinand, fuhr Blandini fort, iſt vorherrſchend ſanguiniſcher Beſchaffenheit. Die Blutbereitung iſt leicht, die Quellen des Aergers und Zornes ſind ſpärlich. Er iſt viel empfänglicher für angenehme Eindrücke, als für unangenehme. Er iſt alſo auch fähig zu edlem Aufſchwung, fähig zu Opfern. Seine Körperentwickelung iſt mit ſeinem vierzigſten Jahre harmoniſch geſchloſſen, wie ſeine geiſtige. Aeußerliche Zufälle abgerechnet, hat er ein Decennium gleichmäßiger Exiſtenz vor ſich. Ob er weit darüber hinaus —

— Ueber zehn Jahre! Was wißt Ihr davon! Was brauch' ich — zehn Jahre ſind bei der jetzigen Lage der Dinge eine Ewigkeit. — Und der Bayer?

— Iſt noch ſtärker ausgerüſtet. Der Knochenbau iſt noch maſſiver, die Ernährung noch ſtärker.

— Und Tilly?

— Walloniſche Körperbeſchaffenheit. Sehr feſt und zäh; leider in der Ernährung übermäßig enthaltſam —

— Dafür iſt er ganz klein. Mit Eurer Ernährung!

Als ob der Menſch ſo viel brauchte! Die Brahminen eſſen niemals Fleiſch und werden ſteinalt!

— Die Frage iſt nur, ob das Alter kräftig ſei bei den Brahminen, kräftig wie bei Euer —

— Ich eſſe Fleiſch, eſſe ſogar ſtark. An mich denk' ich dabei nicht. Und der Pfälzer?

— Der Kurfürſt von der Pfalz iſt ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren, und körperlich von einer ſo glücklichen Beſchaffenheit, daß er hundert Jahre alt werden kann —

Da klopfte es wieder. Aber nicht von der Seite, wo Tocke geklopft hatte, ſondern von der entgegengeſetzten. Auch nach dieſer Seite ſtand die Thür in ein Nebenzimmer offen, und man hörte das Klopfen. Der alte Jeſuit ging nun in dies Nebenzimmer. Hier ſchien der regelmäßige Zutritt ſtattzufinden. Ein Laienbruder war eingetreten und hatte dichter an der Thür, welche auf den Corridor führte, ſich aufgeſtellt.

— Wer iſt's?

— Der Herr Pater Lamormain, antwortete der Laienbruder mit kaum hörbarer Stimme.

— Soll kommen! — Ich entlaß' Euch, Doctor. Später mehr!

Und dabei zeigte er ihm die Thür zum Abgange, an welche vorher Tocke geklopft hatte.

Reſpectvoll empfahl ſich Blaudini; die Stellung des alten Jeſuiten mußte eine ſehr hohe ſein! — Es war die höchſte in dieſen Ländern; es war die eines Provincials.

Ein ſolcher war gleichſam Statthalter des Jeſuiten-Generals in Rom, Statthalter in einem Reiche. Der damalige Provincial der Jeſuiten in Wien hieß Pater Athanaſius, und dieſer Greis war jener Methodius, von welchem Graf Zdenko von Zierotin dem Junker Hans erzählt hatte. Während Zdenko die Welt durchreiſte, machte Methodius mit rieſenhafter Anſtrengung und Zähigkeit, mit unabläſſigem Fleiße und großer Klugheit die Laufbahn im Jeſuiten-Orden. Er galt in Rom für einen der fähigſten Menſchen, der ſich durch nichts verblenden ließe, und der auch in ſo hohem Alter noch mit voller Geiſtes- und Thatkraft ausgerüſtet ſei.

Wie war es möglich, daß die Leiter des Ordens überſahen, welch niedrige moraliſche Welt in der Seele dieſes Methodius lebte?! Wie es möglich war? Sie hatten ja grundſätzlich nur auf disciplinariſche Formen zu achten, auf alle Grade des Gehorſams und der Thatkraft. Und ein kluger Kopf weiß ſich Alles, was bloße Form iſt, anzueignen. Deshalb war es möglich, daß ein Menſch wie Methodius zu hoher Stufe eines Ordens aufſteigen konnte. Selbſt wenn die Oberen tiefere Bedürfniſſe gehabt und in ihm geſucht hätten, er war der Mann, ſie durch dialektiſche Wendungen ſeines Geiſtes zu täuſchen. Das Grundmotiv des Ordens aber veranlaßte ſie gar nicht, nach ſolchen tieferen Bedürfniſſen umzuſchauen. Dies Grundmotiv war ein formelles: Rückführung zur römiſchen Kirche durch jedes Mittel. Nicht blos durch Ueberzeugung. So formell war es wenigſtens von dem Augenblicke an geworden, als der

Orden die Eroberung, die Eroberung mit allen weltlichen Mitteln zu ſeiner kriegeriſchen Fahne gemacht hatte für kirchliche Zwecke. Für kirchliche! So nannte man es mit logiſcher Richtigkeit; man nannte die Zwecke nicht religiöſe. In einem eigentlich religiöſen Orden wäre einem Methodius das ſo hohe Emporſteigen kaum möglich geweſen.

Er ſelbſt war ſich deſſen ſehr wohl bewußt, und in zwei Richtungen handelte er ſtreng und gewiſſenhaft, wie ein Menſch, der nach beſten Kräften ein würdiges Ziel zu erreichen trachtet. Zuerſt ſtreng und gewiſſenhaft in allen Fragen der Ordensdisciplin. Obwohl von Natur hochmüthig und herrſchſüchtig, zwang er ſich zur demüthigſten Unterwürfigkeit gegen die Vorgeſetzten. Noch jetzt in ſeiner hohen Stellung waren ſeine Berichte nach Rom an den General des Ordens Muſterbilder hingebender Demuth. Der General mochte in allen Welttheilen kaum Einen Provincial haben, der ſo ſcharf und unerbittlich für die Geſichtspunkte des Ordens, ſo ſcharf und unerbittlich gegen ſich ſelbſt in ſeinen Berichten auftrat. Wie hätte der General zweifeln können, daß Pater Athanaſius ein Schatz des Ordens ſei? — Er war aber auch zweitens gegen ſich ſelbſt ſtreng und gewiſſenhaft. Nicht nur in der Disciplin, welche nach außen ſichtbar wurde, auch in der Disciplin ſeines Innern. Ohne jedes liebevolle Gefühl war er, der logiſche Menſch, ſogar erbaut davon, daß er jede Handlung, jede Aeußerung, ja jede innere Regung nach disciplinariſchen Formeln einrichten und ordnen konnte. Die Disciplin in weiteſter Bedeutung des Wortes war ſein Stab und ſeine Stütze. Er kannte Shakeſpeare's Shylok nicht, aber er rief mit Shylok: „Welch' Urtheil ſoll ich ſcheun, thu' ich kein Unrecht?!“ Die dialektiſche Fähigkeit ſeines Geiſtes verſchaffte ihm die Mittel, ſich innerhalb der formellen Geſetze ſeines Dogmas und Ordens Alles ſo zurechtzulegen, wie es ſein Bedürfniß brauchte, um gewiſſenhaft auch vor ſich ſelbſt erſcheinen.

Er durfte ſich getroſt „correct“ nennen, er war ein Held des Formalismus.

War er dabei glücklich geworden? Konnte er glücklich werden? Jeder ſtark ausgeſprochene Charakter kann eben nur diejenige Gattung von Glück erreichen, welche ſeinen ſtark ausgeſprochenen Eigenſchaften entſprechend iſt.

Die Eitelkeit war urſprünglich ſtark in Pater Athanaſius; ſie wurde genährt und befriedigt durch ſeine immer aufſteigende Laufbahn. Die Herrſchbegierde und der Haß gegen die Hoch- und Glücklichgeſtellten lag von Jugend auf in ſeinem Naturell: für beide Begierden fand er reichliche Nahrung. Was unter ihm ſtand, das knechtete er unbarmherzig. Die Disciplin rechtfertigte es. Was über ihm ſtand, das züchtigte er — wenigſtens für ſeinen Geiſt — durch übertriebene Demuth. Die Narren nehmen's für nahrhafte Speiſe, lachte der Kobold in ihm, ſpeiſen wir ſie mit Luſt! Und indem er den Kobold ſtreng auf's Maul ſchlug, ſagte er ernſthaft zu ſeinem Gewiſſen: Das iſt die Erbſünde, die in mir lacht, das iſt der Teufel! Erſticken wir ihn dadurch, daß wir der Disciplin, welche Demuth gegen die Oberen heiſcht, den ſtärkſten Ausdruck geben. Und wenn der Kobold dennoch, nur leiſer, weiter flüſterte: Du kannſt ja ſelbſt ein Oberer, am Ende gar der Oberſte werden! dann ließ er ſich's gefallen, denn dies war ja nicht gegen die Disciplin, es war disciplinariſch richtig.

Trotz all den Rechtfertigungen war er ein tief verdrießlicher, ein tief ärgerlicher Mann, war er ein innerlichſt unbefriedigter Greis geworden. Am Tage mochte er das Bild verjagen, in ſeinen Träumen erſchien es doch: die kleine von Sonnenſtrahlen durchglitzerte Sacriſtei, in der die blonde Anna in ſeiner Nähe ſaß, und die Allee nach dem Zierotin'ſchen Schloſſe hinauf, und jede Scene mit Anna, welche ſein Herz bewegt hatte. Der Traum kam mehr denn ſechzig Jahre hindurch hartnäckig wieder, der höhniſche Traum, daß der Menſch auch ein Herz habe, und daß dies Herz von wunderlicher Bedeutung ſei. Widerwärtiger Traum, dem mit keiner Disciplin beizukommen war, und den man deshalb haſſen durfte, haſſen mußte!

So war der Mann beſchaffen und geworden, zu den jetzt Pater Lamormain eintrat, eilig und aufgeregt eintrat.

— Wann habt Ihr meinen Citationszettel erhalten? herrſchte ihm der greiſe Provincial entgegen.

— In der Mittagsſtunde.

— Könnt Ihr leſen? Stand auf dem Zettel die jetzige Abendſtunde?!

— Es war mir nicht möglich, früher zu kommen. Die Staatsgeſchäfte ſind jetzt von höchſter Dringlichkeit. Eine Conferenz mit Czernin rief mich aus der Burg, eine Geheimrathsſitzung unter Vorſitz des Königs rief mich in die Burg zurück. Vor einer Viertelſtunde erſt hat uns der König entlaſſen —

— Iſt der König Euer Herr, oder bin ich es?! — Soll ich Euch das ABC des Ordens vorſprechen? Was geht Euch der König an, wenn der Orden befiehlt! Der Orden kann Euch heute befehlen, den König zu vernichten, was habt Ihr zu thun?

— Zu gehorchen.

— Zu befehlen wißt Ihr ohnehin nicht. Euer König wenigſtens läßt ſich vom Untergange überraſchen, ohne Vorkehrung zu treffen. Und dieſer Untergang verſchlingt auch uns. Wißt Ihr denn nicht, was es bedeutet, wenn dies Haus mit ſeinen Archiven den Ketzern in die Hand fällt?' Und die Ketzer können morgen an der Donau, übermorgen vor Wien ſtehen, und Wien laßt Ihr in wehrloſem Schlafe! Ich habe die „chriſtliche Ritterſchaft“ aufbieten, den Dom öffnen, dem Rathe der Stadt und den Corporationen Sitzung anſagen müſſen, um den bleiernen Schlaf zu verſcheuchen. Wofür iſt Euer König da? Wofür ſeid Ihr neben ihm?

Nach dieſer für einen Mann wie Lamormain tief beleidigenden Rede maß der kleinere, garſtige grinſende Greis in grober Hülle den höher gewachſenen und mit feinerem Schwarz bekleideten Lamormain vom Scheitel bis zur Zehe, und ging dann in den weiten Zimmerraum hinaus, ſeine langſame Promenade, die durch Lamormain's Eintritt unterbrochen worden war, wieder aufnehmend. Den bei Hofe wohlbeglaubigten Pater zu demüthigen, war ſeinem Neide gegen alles Vornehme ein Genüge. Das ſchlürfte er jetzt. Es war ihm aber auch ein Bedürfniß, ſchreiend darzulegen, daß der Anſtoß zu wichtigen Handlungen von ihm ausgehe, und daß endlich ſeine Kenntniß der Dinge und Verhältniſſe eine viel genauere ſei, als die des Paters Lamormain, obwohl dieſer, im Schooße der Landesregierung ſelbſt reſidirend, eigentlich beſſer unterrichtet ſein könnte. Dies gehörte überhaupt zu den Uebelſtänden der jeſuitiſchen Einrichtung, daß Einer den Andern überholen wollte im Kundſchaften, und daß dadurch Behorchen und Spioniren ein Alles überwucherndes Lebensgeſchäft wurde. Athanaſius erzog ſich immer einen ganzen Kreis von Agenten, und er betrieb dies mit ſeinem Verſtande. Jenen Herrn Tocke zum Beiſpiele hatte er ſich von einer Reviſionsreiſe aus Breslau mitgebracht, weſentlich nur zu dem Zwecke, ihn an alle Spione und Commiſſionäre Lamormain's zu heften. Die Medardo, Brémont und ſolche Helfershelfer waren dem gebildeten zierlichen Lauſitzer beiweitem nicht gewachſen an harmlos erſcheinender Schlauheit, ſie wurden faſt täglich aufgeknöpft von Herrn Tocke, und ausgeſchält bis auf die kleinſten Faſern alles deſſen, was ſie von Lamormain erfahren, was ſie für ihn gethan hatten oder thun ſollten. Tocke unterließ nicht, ſie unzweifelhaft ahnen zu laſſen, daß er den Chef Lamormain's, daß er den Provincial ſelber kenne und beſuche, und daß ſie verloren wären, wenn ſie Lamormain davon einen Wink gäben, daß ſie aber auch verloren wären, wenn ſie ihm, dem Herrn Tocke, die geringſte Kleinigkeit verſchwiegen oder falſch berichteten. An Bezahlung fehlte es nicht für all die Schmerzen. Tocke hatte nun heute erſt Beide geſprochen, alſo früher geſprochen als Lamormain ſelbſt, der im Drange der Geſchäfte noch keinen von Beiden hatte anhören können; Tocke hatte aber auch Athanaſius ſchon ausführlich Vortrag gehalten. Athanaſius war deshalb mit all ſeinen Lieblingswaffen verſehen gegen den „Pater bei Hofe", und wollte ſich nun eine vergnügte Viertelſtunde bereiten. Zuvor aber wollte er einſammeln, was Lamormain dieſen Nachmittag erlebt. Er blieb alſo endlich ſtehen — die Greiſennatur machte doch ihr Recht einiger Ruhe geltend — und rückte den Seſſel am eichenen Schreibtiſche herum. Dann ſetzte er ſich, und erſt als er eine Weile ſchweigend geſeſſen und den innerlich kochenden Lamormain ärgerlich angeſchaut, machte er mit der Hand eine roh gnädige Bewegung nach einem der hölzernen Seſſel hin, deſſen ſich der „Pater bei Hofe" bedienen könne.

— Hat denn nun Euer König, begann er mit knarrender Stimme, wenigſtens heute etwas der Rede Werthes beſchloſſen? Hat er die Ungarn angehört und angenommen?

Auch das weiß er! dachte Lamormain und vergaß, daß der Bote des Provincials, welcher den Zettel mit der Nummer gebracht, ſie geſehen haben konnte, und der Provincial vielleicht weiter nichts wußte, als eben dies.

— Wollt Ihr die Gnade haben, zu antworten? fuhr Athanaſius fort, und die Stimme knarrte weniger, der breite eingefallene Mund aber lächelte widerwärtig. — Aber nein, der Reihe nach! Ihr ſeid mit den Geheimräthen zu Czernin gegangen. Was iſt denn da zu Stande gekommen?

— Man hat ſich über neue Anerbietungen geeinigt, welche der König den Böhmen bieten ſoll.

— Unnütz! Die Böhmen können einen Frieden gar nicht brauchen. Nun, und der König?

— Der König hat für Nachmittag eine Geheimrathsſitzung bewilligt und hat ihr vorgeſeſſen. In dieſer hat er mit großer Zuvorkommenheit die Anerbietung für die Böhmen bewilligt, und Czernin iſt ſogleich abgeritten ins Lager von Laa, um —

— Er wird die Herren Directoren ſchon auf dem Marſche hierher finden, und die Antwort Thurn's kann ich Euch vorausſagen. Sie wird lauten: Was nützen uns Eure Verſprechungen! Sobald der Frieden hergeſtellt iſt, haltet Ihr ſie ja doch nicht. Die Herren Rudolph und Matthias haben alles Zutrauen zerſtört, und Ferdinand iſt in den Händen der Jeſuiten!

— Wie? Das ſagen wir ſelbſt —?

— Das ſagt der Thurn, und wenn er mit den letzten Worten Unrecht hat, ſo ſeid Ihr ſchuld daran. Er ſoll aber nicht Unrecht haben, nur ſollt Ihr bei Hofe nicht überall und zu jeder Zeit geſehen werden, als wäret Ihr der Miniſter. Denn daher ſtammen Thurn's letzte Worte. Weiter! Zu den Ungarn! Hat der König gutgeheißen, was ſie wollen?

— Das war eine ſchwere Stunde. Eggenberg ſprach lebhaft für das Bündniß, welches Bethlen Gabor vorſchlägt.

Der König ſchien betroffen und ſchwieg lange. Alle Räthe ſprachen für den Abſchluß, denn er bringt binnen wenig Tagen dreitauſend Mann zu Hilfe —

— Was ſpracht Ihr?

— Ich ſprach wie die Räthe. Der König ſchüttelte leiſe den Kopf —

— Falſch!

— Und dann blickte er auf den Pater Bartholomäus —

— Den ſchwachen Mann!

— Und von deſſen Geſichte ſchien er mit Befriedigung zu leſen. Er ſammelte ſich und erklärte dann feierlich und unwiderſprechlich: dieſer Bethlen Gabor, ein Genoſſe der Türken, ein treuloſes, verderbtes Menſchenkind, ſei noch ganz was Anderes, als irgend ein Lutheraner, ja noch was Schlimmeres als ſelbſt ein Calviner, zu denen er ſich zähle. Sich von ihm retten laſſen durch Lug und Trug, heiße ſich dem Böſen überantworten und vom Himmel abwenden. Das könne er vor ſeinem Gewiſſen nicht verantworten; man möge den Siebenbürger ausweichend beſcheiden.

— Und das iſt geſchehen?

— Es geſchieht an dieſem Abende.

Athanaſius ſchwieg.

Das Lächeln auf ſeinem Antlitz war zum Grinſen geworden.

— Der Mann beſchämt uns! ſagte er endlich mit einem unheimlichen Tone. Der Himmel wird viel für ihn thun müſſen. Was thut er zunächſt ſelbſt, der — König?

— Alle des Ketzerthums Verdächtige werden von heute an ſtreng aus der Burg gewieſen.

— Und?

— Und die Stadt wird von morgen an wie eine belagerte Feſtung behandelt. Jede Zuſammenrottung wird unterſagt, die Thore werden um neun Uhr geſchloſſen, vor dem Schottenthore wird eine Schanze aufgeworfen.

— Und woher kommen die Kriegsleute? Vom Himmel? — Tröſtet Eure Regierung, ich habe dafür geſorgt: die Stadt ſoll werben laſſen von morgen an, die „chriſtliche Ritterſchaft" desgleichen, die Corporationen werden Hilfsmänner ſtellen, und für Geld kann ſchon geſorgt ſein, wenn Ihr Eure Schuldigkeit gethan habt. Iſt der Schatz des Grafen Zdenko hereingebracht?

— Wie?

— Nun, ſpreche ich denn undeutlich?

— Aber Ihr wißt ja doch, ſagte Lamormain, daß die Expedition nach dem Wiener Walde hinauf verunglückt iſt, daß unſere beſten Leute gefangen und zum Rebellenheere geführt worden ſind!

— Wo ſich der junge Norbert, die vornehme Novize, ganz artig ins Unvermeidliche gefügt hat unter ſeinen Standesgenoſſen!

— Er nimmt eine Erlaubniß unſerer Regeln in Anſpruch, er verleugnet nothgedrungen und um unter den Feinden nützen zu können, ſeinen Glauben, und zeigt ſich willfährig für die Grundſätze der Gegner —

— Um unter den Feinden nützen zu können?! Um ſich nützen zu können! Um ſich's leicht und bequem zu machen. Verblendete Diener unſeres Ordens, die Ihr immer vorzugsweiſe unter dem Adel werben zu müſſen glaubt für unſere Reihen! Dieſer Adel hat ein Standes-Intereſſe, welches unſerem Intereſſe ſchnurſtracks zuwiderläuft, und welches er nie vergißt, weil ihn ſeine Standesgenoſſen ſtets daran erinnern. Laßt nur die Adels-Republiken entſtehen und feſt werden in Böhmen, Oeſterreich und Ungarn, und Ihr werdet mit Schrecken erkennen, daß Ihr gegen die Prieſtermacht eine Mauer errichtet habt. Wo ſo Viele nicht blos mitrathen, ſondern auch mitthaten, da werden wir machtlos. Schaut doch auf Venedig, auf die Adels-Republik! Iſt ſie nicht der einzige katholiſche Staat, welcher dem Heiligen Vater Ungehorſam zu bieten wagt? Schaut auf Holland! Iſt jene ketzeriſche Republik nicht der einzige ketzeriſche Staat, wo wir nicht die kleinſte Anknüpfung gewinnen können, und von wo der Lebenshauch ausgeht gegen Alles, was wir unternehmen?! — Um unter den Feinden nützen zu können! Dieſer Herr Norbert wird ein luſtiger Cavalier bleiben, wenn die Cavaliere ſiegen! Verliebt iſt er jetzt ſchon, und nur Ihr bemerkt es nicht —

— Ich hab' es bemerkt!

— Und nach dem Schatze des Oheims trachtet er für ſeine Taſche.

— Was aber hätten wir thun können nach jener Niederlage da oben, über welche uns ſelbſt alle näheren Nachrichten fehlen?

— Sie fehlen Euch nicht. Einer Eurer Agenten iſt entwiſcht, iſt hier in Wien, hat Euch genauen Bericht abgeſtattet.

Der Name Brémont zuckte auf der zitternden Lippe Lamormain's. Auch das wußte der Provincial!

— Ihr habt koſtbare Zeit verſtreichen laſſen, während welcher da oben der alte und der junge Ketzer allein und wehrlos waren. Nun iſt der letzte Augenblick da. Sobald das böhmiſche Heer die Umgegend beſetzt, iſt er vorbei. Alſo morgen wiederholt die Expedition, aber geſchickter, mit Umgehung der Ketzerburg in Hernals, und erſt mit einbrechender Dunkelheit des Abends. In zwei Stunden können die Leute oben ſein, alſo ſpäteſtens um Elf. In zwei Stunden kann es abgemacht und der Schatz aufgeladen ſein. Laßt einen bedeckten Rüſtwagen mitgehn. In dieſen den Schatz und den alten Ketzer. Um ein Uhr kann der Wagen abfahren, vor drei Uhr, alſo vor Tagesanbruch, kann er hier vor dem Hauſe ſein. Verſtanden?

— Wo ſoll ich im jetzigen Augenblicke die Kriegsleute dazu hernehmen?! Die Stadtguardia iſt durch die Gefangennahme ſo vieler Leute ohnedies geſchwächt, ihr kundiger Führer iſt ebenfalls fern in der Gefang —

— Er iſt hier. Euer Medardo iſt ſeit heute Mittag in Wien. Es iſt erſchreckend, wie wenig Ihr von Euren eigenen Leuten wißt. Genug. Morgen Abends neun Uhr finden die Euern am Kreuzwege hinter Dornbach, wo ſie damals gelagert waren, zwölf handfeſte Kriegsmänner, die ich hinſende. Um elf Uhr ſollen ſie mit den Euren oben ſein, um ein Uhr fertig, um drei Uhr hier mit dem alten Ketzer und ſeiner Habe. Handelt! Ihr ſeid entlaſſen.

III.

An demſelben Abende wankte der alte Hamm durch die Herren- und Schottengaſſe nach dem Gäßchen hinauf am Kegel, wo ſeine Tochter wohnte. Er hatte ſich fortgeſchlichen aus der Burg, um der Beſtellung Lamormain's auszuweichen. Es war ja auch bereits allgemeine Rede in der Burg, daß jeder des Ketzerthums Verdächtige ausgeſtoßen werden ſollte — die Beſtellung Lamormain's hatte ihm dargethan, daß er zu den Verdächtigen gehöre.

— 's iſt gut ſo, flüſterte er. Wenn er mich gefragt hätte, ſo hätte ich Ja ſagen müſſen. Meinen Glauben verleugnen kann ich nicht mehr. 's iſt beſſer ſo, daß es nun nicht zu grobem Streite kommt.

Es war dem alten Manne ſehr weh zu Muthe. Er hing eigentlich feſt an ſeinem Dienſte in der Burg, obwohl er dort von lauter Katholiken umgeben war; er hatte ſich an das vornehme Weſen gewöhnt. Hinabzuſteigen für den Reſt ſeines Lebens unter die gemeinen Leute, das dünkte ihm ein ſchwerer Schritt. Aber nicht blos das! Dreißig Jahre war er da oben geweſen, und vom Ofenheizer war er aufgeſtiegen bis zum Diener, welcher die Livree des Erzhauſes trug. Jede Thür, jeder Winkel war ihm heimlich, und alle die Menſchen, groß und klein, beſonders die höchſten Herrſchaften! Er hatte ſie oft bedauert, daß ihnen ſeine reine Religionslehre verſchloſſen blieb, und dabei hatte er ſie alle geliebt, reſpectvoll alle, und ſo manches einzelne Mitglied herzlich, vom Kaiſer Rudolph her bis zum kleinſten Erzherzog, der aus Gratz gekommen war. Weinend hatte er ſeinen Rock ausgezogen, den Rock von ſchwarzem Tuch mit gelber Borte — er mußte ihn ja doch als ehrlicher Mann zurücklaſſen! Obwohl der Abend ganz ſchwül war, ſo fröſtelte es ihn doch in der Jacke, welche er angezogen: das dichte ſchwarze Tuch hatte ſeinen alten Körper verwöhnt.

Fröſtelnd und traurig trat er in das Stübchen ſeiner Tochter.

Es war ganz dunkel in dem Stübchen. Kathi ſaß am Bett ihres ſchlafenden Kindes. Sie weinte ſtill und es ward ihr ſchwer, den „Guten Abend!" ohne Schluchzen herauszubringen für den Vater. Dieſer ſetzte ſich im Dunkeln nieder und ſchwieg. Erſt nach langer Pauſe ſagte er ſanft:

— Der Conrad iſt alſo noch immer nicht wiedergekommen?

— Nein, Vater.

Dann ſeufzte er und erzählte ihr allmälig, wie es ihm ergangen ſei und was er vorhabe. Auswandern war der Inhalt ſeiner Rede.

— Das überſteht Ihr nicht, Vater!

— Warum denn nicht, Kind! 's iſt recht hübſch dort im Böhmerlande an der Lauſitzer Grenze; bin ja dort aufgewachſen, und mein Erſpartes wird uns ein Häuschen und Gärtchen und ein Stückchen Ackerland verſchaffen. Dort kann ich auch Deinetwegen in Ruhe ſterben. Denn Deinen — Conrad wirſt Du wohl vergeſſen müſſen, der hat gar zu viel Anderes zu thun in dieſer Welt! —

— Vater! ſchluchzte Kathi heftig und fiel ihm um den Hals.

Während dieſer Umarmung wurde die Thür aufgeſtoßen. Der alte Hamm erſchrak bis ins Innerſte, denn es war ihm klar, das ſeien die Verfolger, welche ihm Lamermain nachgeſendet.

— Kathi! aber rief eine mächtige Stimme, und Kathi ſchrie gellend auf und rannte auf die Thür zu.

Conrad war's, ihr heilloſer ſehr geliebter Conrad war es.

— Mach' nur Licht, Du Närrchen, polterte er, daß ich Dich anſchau'n kann!

Nun war eine Viertelſtunde Glück vorhanden im Stübchen. Denn auch der alte Hamm war verſöhnt, als er erfuhr, ſein wilder Schwiegerſohn komme vom Kriegsheere der Proteſtanten, ſei alſo in gottgefälliger Wirkſamkeit geweſen ſeit ſeinem jähen Verſchwinden. Conrad, nachdem er ſein ſchlafendes Kind zärtlich geküßt, erzählte fliegend ſeine Abenteuer vom Scharmützel an oben im Wiener Walde bis zum Lagerleben vor Laa, welches er heute Morgens erſt verlaſſen hatte. Er war freilich nicht ſehr erbaut von dem böhmiſchen Heere, die „Dickköpfe, die nicht Deutſch verſteh'n", hatten ihm gar nicht gefallen. Aber was half's!

Sie kommen doch eben gegen unſere Widerſacher, man muß mit ihnen vorwärts! meinte er. Daß er der „rothen Feder", die vergangene Nacht entwiſcht, nachgejagt und deshalb ſo plötzlich nach Wien gekommen ſei, davon ſagte er nichts, um ſeiner Frau die Freude nicht zu verderben.

Es war dies auch nur die letzte Veranlaſſung geweſen. Der Feldhauptmann Graf Thurn hatte ihn ſchon lange auserſehen gehabt zu einer wichtigen Aufgabe in Wien. Innen in der Stadt brauchte er eine Hilfspartei, wenn er außen vor den Mauern läge. Ein Ortskundiger wie der Bart-Conrad war dazu vielfach geeignet. Geſtern nun war der Herr von Wildling mit drei evangeliſchen Genoſſen in Taſſowicz beim Feldhauptmann geweſen, und es war ein Plan beſprochen worden, wie auch innerhalb der Stadt ein Schlag geführt werden könne. Das Nähere wußte Conrad noch nicht, er hoffte, es heute Abend noch in der „Loge" zu erfahren. Dorthin, nach dem Wildling'ſchen Hauſe auf der Seilerſtatt, ging ſein Trachten, wenn er erſt ſein Weib beſucht und — untergebracht haben würde. Denn darin traf er mit Vater Hamm zuſammen, daß ſie während der Belagerung nicht in Wien bleiben könne. Es werde bald an Nahrungsmitteln fehlen. — Die Thoren vom Regimente, rief er lachend, haben ja für nichts geſorgt und laſſen ſich überraſchen! — und es könne in der Verzweiflung auch ſcharf hergehen gegen Alle, die mit den Ketzern zuſammenhängen; Kathi müſſe alſo mit dem Kinde hinaus. Der Spath in Hernals werde ſchon Rath wiſſen.

Hamm ſagte nicht gleich, daß ſie viel weiter weg wollten, aber er machte den Schwiegerſohn aufmerkſam, daß er als Bart-Conrad wie ein bunter Hund in Wien bekannt ſei, und daß die Gefahr —

— Stat, ſtat! rief Conrad. Ich werd' mich am Tag nicht viel ſehen laſſen, und lange wird die Komödie nicht dauern: bis zur Frohnleichnams-Octave wird ſie ſchon aus ſein! Bis dahin ſind nur noch ein paar Tage. Die Kathi ſoll mir auch gleich den Bart abſchneiden, und dann erkennt mich keine Katz! Alſo jetzt nur friſch zuſammenpacken, damit wir ſie und das Kind und die Betten etwa morgen in aller Früh hinausſchaffen können. Unnützen Kram laßt nur zurück. Sobald Wien genommen iſt, gebt ein ander Regiment los, und Du kriegſt ein Quartier wie eine Edelfrau!

An demſelben Abend kam Junker Hans in die Nähe von Laa, das Grenzſtädtchen Niederöſterreichs, dicht an der mähriſchen Grenze. Er war von Miſtelbach an ſcharf geritten, um noch vor völliger Dunkelheit im böhmiſchen Lager einzutreffen. Am ſpitzigen Berge von Staats vorüber war er denn mit untergehender Sonne an das Ende dieſer niederöſterreichiſchen Hügel gelangt. Die Weinberge hören hier auf, das Land ebnet ſich, der Erdboden wird dunkler, und ein anmuthiger Fluß, die Thaya, ſtrömt durch fruchtbares Gelände. Dieſer Fluß bildet abwärts von Laa eine Strecke lang die Grenze zwiſchen Oeſterreich und Mähren.

Von jenſeits der Thaya warf das ummauerte Städtchen Laa ſchwarze Abendſchatten dem Junker entgegen, und mit ihnen den Gedanken: Wenn aber Thurn nicht einmal die Ringmauern dieſes kleinen Ortes zuſammenſchießen kann, was wird er dann vor Wien zuwege bringen?! Und wozu hält er ſich hier auf? Was kann die kleine Beſatzung des Feindes, auch wenn er ſie im Rücken laſſen muß, für eine Bedeutung haben! Er lagert alſo wohl nur darum hier, weil er unſchlüſſig iſt, ob er nach Weſten hin, ob er gegen Budweis aufbrechen ſoll!

Die Vorpoſten, welche bis diesſeits des Fluſſes ſtanden, riefen ihn an. Er verlangte zum Heerführer, dem Grafen Thurn, gebracht zu werden. Man geleitete ihn nach links hin über den Fluß bis in ein Dorf, welches Taſſewicz genannt wurde. Dort im Herrenhauſe des Orts fand er in einem großen Zimmer des Erdgeſchoſſes — es war indeſſen Nacht geworden — die Führer des Heeres bei der Abendmahlzeit.

Hans blieb an der Thür ſtehen, während er dem Feldherrn gemeldet wurde. Ausdrucksvolle, entſchloſſene Geſichter ſaßen um eine kleine Tafel rechts hinten in einer Ecke des weiten Raumes. Links hinten in der Ecke waren auf einem großen Tiſche Landkarten ausgebreitet, und ein mittelgroßer Mann ſtand vor ihnen und betrachtete ſie. Er hatte ein feines, liebenswürdig anmuthendes Geſicht und war wohlbeleibt, oder um richtiger zu ſagen: feiſt. Das kleine runde Antlitz mit ſchwachem braunen Barte, der wohlgepflegt war, wie das kurzgeſchnittene Haupthaar, die fleiſchigen weißen Hände, deren Finger auf der Landkarte umhertippten, die ebenmäßige volle Geſtalt, zeigten einen wohlerhaltenen Mann, der behaglich zu leben gewohnt ſein mochte, und der durch eine gewiſſe Feinheit abſtach von den bärtigen Kriegsmännern an der beſetzten Tafel. Hans erkannte ſogleich in ihm Herrn Wenzel von Budowa, verhielt ſich aber doch ruhig an der Thür, bis ein ſtarkknochiger Mann von der Tafel rechts aufſtand und ihm ein paar Schritte entgegentrat mit den Worten:

— Willkommen, Herr Junker aus Weimar! Es freut mich, daß Ihr da ſeid!

Dieſer ſtarkknochige Mann mit harten Geſichtszügen und einer tiefen ſonoren Stimme war Thurn ſelber. Was er da eben geſagt hatte, das war das Wärmſte, deſſen er fähig war. Ohneweiters ging er ſogleich auf das politiſche und Kriegsgeſchäft über, und theilte dem Junker mit, daß die Capitulation von Laa heute zu Stande gekommen ſei, und daß die ſogenannte kaiſerliche Beſatzung mit Aufgang der Sonne abziehen werde. Noch in dieſer Nacht werde das böhmiſche Heer gegen Wien aufbrechen. Der Junker komme ja von da, er möge ſich äußern über die Beſchaffenheit der Wege und des Terrains überhaupt.

Hans, welcher gerade hierauf bedacht geweſen, that dies in raſchen beſtimmten Worten. Er hatte in Weimar eine für die damalige Zeit vortreffliche Erziehung genoſſen in der Wiſſenſchaft des Krieges, und hatte Talent für dieſelbe. Sein bündiger Vortrag hatte bald alle Cavaliere herbeigezogen und wurde mit großem Antheile gehört.

— Ihr ſeid alſo — nahm Thurn das Wort, als Hans ſeine Terrainſchilderung und ſeine Vorſchläge zur

Eintheilung wie Richtung der Märſche geendigt — Ihr ſeid alſo ebenfalls der Meinung, recta auf Wien loszugehen?

— Ich war es bis vor einer halben Stunde, bis ich die Mauern von Laa geſehen.

— Das heißt?

— Wenn Ihr in die Stadtmauer von Laa nicht Breſche ſchießen könnt, dann iſt Euer Geſchütz unmächtig gegen die viel ſtärkeren Wälle von Wien.

Ein „Da hörſt Du's!“ von einem der Cavaliere ausgeſtoßen, brachte drohende Finſterniß auf das ohnehin ſtrenge Geſicht Thurn's. Er wußte wohl, daß dieſer Zug auf Wien ein Wagniß ſei, aber ſein Calcul war wie er ſelbſt viel mehr politiſch als militäriſch. Der moraliſche Eindruck dieſes Schrittes verlockte ihn, und das Parteigetriebe, in dem er ſeit Jahren aufgegangen war, verſchob ihm die Erkenntniß der Wahrſcheinlichkeit. Er rechnete ſicher darauf, daß ihm die proteſtantiſchen Herren im Innern Wiens kräftig zu Hilfe kommen und die Thore der Feſtung öffnen würden. Die Bemerkung des Junkers machte ihm alſo einen läſtigen Eindruck, und er erwiederte ziemlich verdrießlich:

— Nun, wir hoffen ja auch, daß Ihr der Mann dazu ſeid, unſer Geſchützweſen zu verbeſſern und auf die Höhe des niederländiſchen zu bringen, wie Euer Herzog in Ausſicht geſtellt hat.

— In der Geſchwindigkeit von heut' bis übermorgen! ſchaltete Budowa ſarkaſtiſch ein mit leichtem angenehmen

Tone; und ohne ſich um den Zornesblick Thurn's zu kümmern, reichte er dem Junker die Hand und begrüßte ihn herzlich, auf ſolche Weiſe die Conferenz zerſtreuend und ſprengend.

Man ſagte ihm nach, daß ihn die Debatten im Hauptquartiere langweilten, und daß er in dieſem Betracht oft Aergerniß gäbe.

Dieſe Zerſtreuung ſchien indeſſen auch einem der anderen Cavaliere erwünſcht zu kommen: Herrn Wilhelm v. Raupowa. Er nahm Thurn unter den Arm und führte ihn einige Schritte zur Seite, indem er flüſterte:

— Verdient denn ſo ein grüner Burſch mit der Stubenkriegskunſt ſo viel Aufmerkſamkeit? Wir wiſſen ja, was wir wollen und was uns in der Stadt zu Gebote ſteht. Aendere nichts! Der weimariſche Junker treibt mich übrigens zur Beſchleunigung des Unternehmens gegen den alten Zdenko. Du weißt ja! Halte den Junker bei'm Heere, damit er mir nicht in den Weg kommen kann. Ein Quantum Geldſtücke, nach Wien hineingeworfen, werden auch die Thorſchlöſſer geſchmeidiger machen. Das beſorg' ich ſchon, wenn ich erſt die Geldſtücke habe. Alſo höre! Du ſchickſt einen Reitertrupp rechts hinab über Stockerau nach dem Tullner Boden zu?

— Ja. Ich muß zeitig Nachricht haben, ob etwa Boucquoi doch an der Donau herabkommt.

— Und Du täuſcheſt dadurch auch die Wiener über den Punkt Deines Ueberganges über die Donau. Ich will dafür ſorgen, daß ſie von den Reitern bei Stockerau erfahren.

nur auf den Gedanken kommen, Du könnteſt bei Korneuburg überſetzen wollen.

— Du?

— Ja, ich. Ich will dieſen Reitertrupp begleiten. Verſtärke ihn mit zwanzig zuverläſſigen Altböhmen. Mit dieſen ſetz' ich bei Königſtätten über den Fluß, und ziehe auf den Wiener Wald hinauf, die Geldſäcke des alten Narren Zdenko für uns in Beſchlag zu nehmen. Aber befiehl, daß die Leute noch in dieſer Nacht aufbrechen. Ich will ſie nicht übernehmen im Marſche, damit ſie morgen Abend friſch in Königſtätten ankommen und in der Nacht mit munteren Gliedmaßen oben den Fang machen. Abgemacht?

— Abgemacht.

Und Thurn ging zur Thür, rief nach einem Reiterführer und gab die Ordre.

Raupewa aber holte ſeinen Hut und ſchritt nahe an Junker Hans vorüber, aus dem halb verdeckten einen Auge den ſchärfſten Blick boshafter Genugthuung ſchießend, welcher ihm erreichbar war.

Budowa, in eifrigem Geſpräche mit Hans begriffen, bemerkte das und fragte Hans raſch:

— Kennt Ihr den Raupewa Wilhelm?

— Ein wenig, und zwar ungünſtig. Ich habe ihn bei'm Grafen Zdenko geſehen, dem er verdächtig iſt.

— Er hat was vor gegen Euch, der ſchlimme Geſell. Nehmt Euch in Acht!

— Wie kann ich?

— Wir wollen aufmerkſam bleiben. — Und nun begrüßt Thurn noch einmal. Er liebt es, als Herr behandelt zu werden. Dann gehen wir in mein Quartier, um ungeſtört über Frau Amalie, den alten Apoſtel Kronke und Eure kindlichen, ſehr achtungswerthen Träume einer einfachen allgemeinen Kirche zu ſchwatzen.

Hans erhielt von Thurn den Beſcheid, daß die ganze Armada mit Sonnenaufgang in Bewegung geſetzt und bis Miſtelbach vorgeſchoben werden ſolle. Es werde ihn freuen, den Herrn Junker bei'm Vortrab zu finden, um von deſſen Terrainkenntniß Gebrauch zu machen. Zur Prüfung des Geſchützweſens ſtehe ihm Alles zu Gebote, es würden heute noch die nöthigen Anweiſungen ertheilt werden.

Hans ſchritt ſodann mit Herrn Wenzel v. Budowa durch die ſtille Nacht dahin einem Bauernhauſe zu, in welchem ſich Herr Wenzel nach Kräften bequem eingerichtet hatte. Er war ein Lebemann, und war ein wohlhabender Mann, der durch lange Reiſen die Kunſt erlernt hatte, ſich jeden Raum und jeden Tag wohnlich und behaglich einzurichten. „Du bleibſt ja nur kurze Zeit hier, wozu alſo irgend einen Aufwand von Mühe!“ pflegt die Mehrzahl der Menſchen zu ſagen. So ſagte Herr Wenzel nie. Er hielt jede Stunde für ein Geſchenk, das man ehren und ausnützen ſolle. Er behandelte die Gegenwart immer wie die Hauptſache. Und dabei war er keineswegs eigennützig: es gehörte im Gegentheil zu ſeinem Wohlbehagen, daß die Menſchen neben ihm ſich ebenfalls wohl befänden.

Hans war ihm empfohlen und war ihm angenehm. Er hätte ihm gern alles Gute angethan, was augenblicklich erreichbar war. So erhielten ſeine Diener — er hatte und hegte die vortrefflichſten — den Wink, ein Nachtmahl für den Gaſt zu bereiten und in dem niedrigen Stübchen anzurichten. Das Stübchen ſelbſt aber war mit Decken und Reiſemöbeln ganz artig austapeziert.

— Wir ſetzen uns, fuhr er gegen Hans fort, vor's Häuschen in's Freie, bis die Mahlzeit fertig iſt, wenn's Euch beliebt, werther Junker, und genießen die warme Sommerluft, die in unſeren Ländern ſelten ſo ſtill und würzig iſt, wie heute. Alle Hecken und Bäume duften, und der rohe Krieg will gar nicht dazu paſſen. Vergeſſen wir ihn eine Weile. Gebt die leichten Seſſel her!

Die Diener flogen. Auf dem Bauernheerde leuchtete das Feuer empor für den Koch, welchen Herr Wenzel immer mit ſich führte, und außen an der Dorfgaſſe ſaßen bald unter ein paar Kirſchbäumen und nahe bei einem Fliederbuſche Herr Wenzel und Herr Hans, des intimeren Gedankenaustauſches gewärtig, welcher ſo anmuthig lockt, wenn einander ſympathiſche Gemüther zum erſtenmale ſich begegnen. Denn Herr Wenzel machte nicht blos den Eindruck eines Lebemannes, was für den ernſthaften Hans gar nicht ſo anziehend geweſen wäre. Er machte den Eindruck eines reichen Menſchen, der unter anderm auch die äußeren Dinge ſorgfältig geebnet haben wollte, der aber auch eine ſorgfältig geebnete innere Welt beſaß, und zwar eine ſehr mannigfaltige. Als Mann von guter Sitte ließ er zuerſt

Hans ſich ausſprechen über das, was er wünſche und worin ihm gedient ſein könne. Er hörte trefflich zu, ergänzte ein ſtockendes Wort geſchwinde, führte einen angedeuteten Ideengang mit wenig Worten an's Ziel, und erwies ſich ſchon als Zuhörer als ein witziger Menſch.

Letzteres befremdete Hans einen Augenblick. Der Kreis, aus welchem er kam, hatte vom Witz keine Ader, und in ihm ſelbſt war ſie gering. Wer wichtigen, ſchweren Dingen ſein Leben ganz widmet, mag hie und da humoriſtiſche Erleichterung finden, der Witz bleibt ihm gewöhnlich ferne, als etwas Spieleriſches oder gar Frivoles. So erſchien er aber doch nicht im Weſen Wenzel v. Budowa's. Er erſchien vielmehr als eine große Beherrſchung der Dinge. Dieſer Mann war offenbar unter ſehr glücklichem Sterne geboren. Zu reichen äußeren Mitteln war ihm eine ungemein leichte Auffaſſung, ein ſcharfer Verſtand, eine bewegliche Phantaſie in die Wiege beſcheert worden, und dazu ein weiches gutes Herz. Was braucht es mehr? Für ihn vielleicht nicht, für die Intereſſen, denen er ſich widmen ſollte und auch wollte, brauchte es vielleicht doch mehr. Er war im proteſtantiſchen Sinne ſorgfältig auferzogen worden, er war auf Univerſitäten geweſen, namentlich längere Zeit in Heidelberg, er war des ganzen gelehrten Rüſtzeuges mächtig geworden, welches in damaliger Zeit zu haben war, er hatte eine zeitlang in Holland, dem wiſſenſchaftlichen und diplomatiſchen Kriegsheerde jener Zeit, gelebt, er hatte dann bei der entgegengeſetzten Richtung, er hatte in Italien jahrelang zugebracht, er war ſolchergeſtalt auf's Klare gekommen durch ſeinen ſcharfen Geiſt über die innere Natur der Gegenſätze, welche das Jahrhundert ſpalteten, und — er hatte vielleicht zu viel geſehen und war zu klar geworden, als daß er noch die Fähigkeit zur eigentlichen Begeiſterung in ſich hätte nähren und bewahren können. Er ſtand über der Leidenſchaft der kämpfenden Fragen und war nicht mehr jung. Sein gutes Herz entſchädigte aber doch. Es hing an den Jugendeindrücken, an den Landsleuten, es hing an Grundſätzen, und ſo war es ihm eine echte Freude, in Hans einen jungen Mann kennen zu lernen, welcher noch von ehrlichem Enthuſiasmus getrieben war für vaterländiſche und religiöſe Ideale.

Dieſe Freude drückte er ihm liebenswürdig aus und geſtattete ſich zunächſt nur die Bemerkung: ob das in ſeinen Grundfeſten verwandelte deutſche Reich wohl noch geeignet ſei, ſich zur alten Kaiſerherrlichkeit zu reformiren?

— In welchen Grundfeſten verwandelt? fragte Hans.

— In ſeinem Vaſallenthume, in den Fürſten und Herren gegenüber dem Kaiſer. Beſonders in den größeren Fürſten. Luther hat ſie mündiger gemacht, als das Kaiſerthum verträgt. Er hat ihnen die Kirchengüter gegeben und das Regiment der Kirche verliehen. Sie ſind zu mächtig geworden für Vaſallen.

— Dann reformire man auch die allgemeine politiſche Form demgemäß. Wenn nur ein organiſcher Zuſammenhang des Reiches ſtreng gebildet wird!

— Iſt das nicht die Aufgabe von Jahrhunderten? Die großen Thiere, die Elephanten zum Beiſpiele, ſterben ſchwer und langſam, wachſen langſam wieder auf. Wie raſch züchtet man Hunde und das gemeine Schwein, wie langſam ſchon Pferde! Iſt nicht das deutſche Reich ein Elephant?

— Hindert das, anzufangen?

— Nein, und Anfänger ſind wir allerdings. Ich glaube auch, daß die Jahrhunderte hiemit früher zu Stande kommen, als mit der einfachen Kirche.

— Das Einfache iſt ja doch leichter, als —

— Ich halte es für ſchwerer. Neunundneunzig von hundert Menſchen ſind ungebildet, ſind wenigſtens unſelbſtſtändig. Sie brauchen Stäbe und Stützen. Und beſonders für das, was über dieſe Erde hinausreichen ſoll. Können und ſollen wir ſie ihnen entreißen? Ihren Verſtand wiſſen ſie nur ſchwerfällig zu gebrauchen, für dieſen ſchnitzt man am ſchwerſten neue Stäbe. Das Lebhafteſte, was ſie noch haben, iſt die Phantaſie, eine wüſte, unklare Phantaſie, ich gebe es zu, aber das geliebteſte Gut für den unklaren Menſchen, die Schweſter des Traumes, den ſie umſonſt haben und hochhalten. Die überlieferte Religionslehre mit ihren Phantaſien, mit Phantaſien, die den Menſchen Lebensinhalt geworden ſind für diesſeits und jenſeits, ſolch' eine vergoldete Lehre wollt Ihr ihnen nehmen, und mit ein paar trockenen Lehrſätzen wollt Ihr ſie entſchädigen. Werden ſie das annehmen? Werden ſie ſich nicht für verkürzt halten?

— Es ſoll ihnen ja nicht gewehrt werden, ſich um phantaſtiſche Kirchen zu ſammeln!

— Sie ſollen wählen! Wer die Wahl hat, hat die Qual. Zum Wählen gehört geiſtige Thätigkeit, und nichts wird ihnen ſo ſauer, als dieſe. Wenn man ein Thier verwirrt —

— Ein Thier —!

— Auch das edelſte! Wenn man es verwirrt, ſo wird es wild, und mit der Wildheit wird es böſe. Ihr werdet alſo immer die große Mehrheit gegen Euch haben, oder die große Mehrheit wird barbariſch werden, wird unglücklich werden, denn — des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

— Die Mehrheit, die Mehrheit! Hat die Mehrheit je eine neue Entwicklung, hat ſie je einen Fortſchritt begonnen? Waren es nicht immer Einzelne, welche das Samenkorn auswarfen für Umwandlungen, oft für die tiefſten Umwandlungen?! Denkt doch an die Stifter der Religionen! Nach Eurer Anſicht müßte der heidniſche Götzendienſt noch heute die Völker beglücken, damit ſie nie genöthigt worden wären, ihren überlieferten Phantaſien zu entſagen. Und wenn Ihr wirklich ſo wohlwollend beſorgt ſeid um die faule Bequemlichkeit des Volkes, was veranlaßt Euch denn zur Theilnahme an unſern Reformplanen? Ich weiß doch, daß Graf Zdenko's Einladung zu unſerem Prager Concilium auch an Euch geſendet worden iſt!

— Iſt mir auch zugekommen, und ich werde auch erſcheinen, wenn ich alsdann noch in der irdiſchen Erſcheinung dieſes Rebellenlebens vorhanden bin, und wenn die alte Huſſitenſtadt Prag alsdann noch von Proteſtanten, nicht aber vom neuen katholiſchen Kaiſer regiert wird. Denn wenn ich auch Eure Illuſionen nicht theile, ſo theile ich doch

Euer Intereſſe. Was iſt denn das Leben, wenn man nicht theilnimmt am Streben ſeiner Zeitgenoſſen?! Blos zuzuſehen, ermüdet bald. Ich hoffe nicht ſo viel als Ihr; ich hoffe anders, aber ich hoffe doch auch. Die Schritte der Gottheit, welche die Entwicklung der Menſchen zu Stande bringen mögen, ſind für mich weiter und langſamer, als ein enthuſiaſtiſches Gemüth ſie ſich vorſtellt, und deshalb bin ich gleichgiltiger bei den kleinen Schachzügen, wie ſie unſere Rebellion und der meines Erachtens beginnende deutſche Krieg ſchreiend vollzieht, aber gleichgiltig bin ich nicht. Mich intereſſirt Alles, ſogar der Krieg, ſofern er eine Kunſt und Wiſſenſchaft. Fragt nur Thurn, der meine höhere Weisheit, die ich in Holland eingeſammelt, oft zu Rathe zieht. Die Landkarten zum Beiſpiele beſorge ich —

Der Diener meldete, daß angerichtet ſei. Gleichzeitig näherte ſich auf der Straße des Dorfes das Geräuſch von heranziehenden Reitern, und der harte Ruf einer Commandoſtimme veranlaßte Hans, noch einen Augenblick außen zu zögern. Er meinte Raupowa's Stimme zu erkennen. Ja wohl, ſie war es! Als die Reiter, ein ganzer Zug, in der Dunkelheit vorüberritten, verſtand er deutlich Raupowa's Worte:

— Keine Deutſchböhmen ſollen dazu genommen werden, Wachtmeiſter, ſondern nur böhmiſch Redende, und einen leeren Pulverkarren nehmt mit, vierſpännig beſpannt, wenn wir an den „Stücken" vorüberkommen.

Der Zug und das Geräuſch verlor ſich in die Nacht hinaus.

Es ſtieg in Hans eine unklare Beſorgniß auf. Warum ſetzt ſich dieſer Raupowa mehrere Stunden früher in Bewegung als das Heer? Was ſoll ihm ein ſorgfältig beſpannter und doch leerer Pulverkarren? Er theilte Budewa ſeine vage Beſorgniß mit, indem er erzählte, daß Raupowa unter verdächtigen Umſtänden eben im Walde beim Grafen Zdenko eingedrungen ſei. Budewa ſchalt das Hypochondrie. Der rauhe Wilhelm habe wohl eine Vorpoſten-Aufgabe, weil er von ſeinem neulichen Gefangenen-Transporte her die Nebenſtraßen an die Donau hinab kenne, und wahrſcheinlich den Feind auf falſche Fährte verleiten ſolle. Uebrigens könne man ſich ja morgen erkundigen, wenn die Führer in Miſtelbach zuſammenträfen.

So wurde zur Nacht geſpeiſt. Budewa leiſtete aus gaſtlicher Artigkeit Geſellſchaft und beſchäftigte ſich mit einem zarten Fiſche aus der Thaya. Dann wurde für ein Lager geſorgt, damit ein paar Stunden Schlaf gewonnen würden.

Hans gewann ſie nicht ganz. Ludmilla fehlte heute in ſeinen Träumen; das halb geſchloſſene Auge Raupowa's ſtach aus allen Ecken, und der alte Graf Zdenko erſchien händeringend. Erſchreckt fuhr Hans in die Höhe. Er wußte nicht gleich, wo er ſei und was das dumpfe Geräuſch außen bedeute. Allmälig kam er auf's Klare: das Heer war im Aufbruch begriffen, Kanonenwagen raſſelten vorüber, Pferde wieherten, Peitſchen knallten, Fuhrknechte fluchten in fremder Zunge, grauer Dämmer des anbrechenden Tages fiel in die Stube.

Hans ſtand auf, und gerade des Traumes wegen meinte er die Beſorgniß um Vater Zrenke wegſchieben zu müſſen. Es war ja nur ein Traum! Die ganze Beſorgniß wird nur Schwarzſeherei ſein!

Eine halbe Stunde ſpäter ritt er neben Budewa durch die fruchtbare Niederung des Thaya-Geländes auf den ſpitzen Berg von Staats zu. Sie mußten Fußwege und Feldraine ſuchen, weil der Hauptweg vom Heereszuge angefüllt war. Die Sonne ging roth auf zu ihrer Linken, die Luft war dick und gewitterhaft, am Himmel ſtanden ringsum Wetterwellen, welche nur des jetzt noch ruhenden Windes zu harren ſchienen.

Auf einem breiten Raſenrain, der Raum gab zum Nebeneinander, dahin reitend, betrachtete Hans mit halber Aufmerkſamkeit das prächtige, koſtbare Roß Budewa's. Es tänzelte unter gediegenem Geſchirr und einem leicht im Sattel hängenden Reiter wohlgeſchult einher. Seine regelmäßigen Bewegungen ſchienen indeß mehr Ergebniß der Schule als der Führung zu ſein, welche ihm ſein jetziger Reiter angedeihen ließ. Die wenn auch fleiſchige, doch ſeine Geſtalt Budewa's entwickelte nicht jenen ſtrengen Nerv, welcher den Reitersmann zum Herrn des Roſſes macht, und Hans hatte den flüchtigen Eindruck, daß dieſer Mangel wohl zu dem Charakter ſeines neuen Freundes paſſe. Dieſer ſei wahrſcheinlich mehr fein als ſtark, und jedenfalls nicht zum Kriegsmanne beſtimmt.

Hans lobte die Schönheit des Pferdes, die faſt zu delicat ſei für den Krieg.

— So wie ſein Reiter, verſchweigt Ihr? Für wie alt haltet Ihr mich?

— Für einen Fünfziger halt' ich Euch.

— Dank für die gute Meinung. Kaufte die Jahre d'rüber gerne zurück. Gäbe für jedes ein Dorf dahin. Indeſſen, Gott will den Leichtſinnigen wohl. Der Kern unter dieſer ſchon ziemlich ſtark abgenützten Hülle iſt immer noch leidlich zäh. Aber darin hat Euer kritiſcher Blick Recht: ich ſchwärme nicht mehr für das Kriegshandwerk, und reite da eben nicht gar hoffnungsvoll gegen das alte Wien, gegen das alte Kaiſerhaus, gegen die alte Kaiſermacht. Ich bin eben kein verbiſſener Böhm'. Wien iſt mir angenehmer als Prag; das Kaiſerhaus hat uns bedeutende Männer gegeben — welch ein friſcher Menſch war zum Beiſpiele der erſte Max, welch ein friſcher Geiſt der zweite Maximilian! und welch ein unbehagliches Chaos würde entſtehen, wenn die alte Kaiſermacht ganz in Trümmer ginge! Wird ſie? Meine Stimmung ſagt Nein. Mir iſt, als ritten wir zu unſerer Niederlage, obwohl ich weiß, daß Ferdinand in dieſem Augenblicke an Kriegsmitteln ſchwach iſt wie ein Kind. Aber er iſt auch ein Kind an Einfachheit, an Glauben und Vertrauen. Das iſt eine rieſengroße Macht im Sturme. Ich habe ihn vor einiger Zeit wochenlang in der Nähe geſehen und beobachtet. Es war gerade die Kriſis, in welcher der allmächtige Erzbiſchof Kleſel geſtürzt wurde durch die Erzherzöge. Ferdinand war unter ihnen. Trotz ſeiner Hingebung an Geiſtliche wußte er ſehr wohl zu unterſcheiden, daß es ſich bei Kleſel trotz Titel, Würden und Gewänder nicht mehr um einen geiſtlichen Herrn, ſondern um einen politiſchen Herrn handelte. Er hat, möcht' ich ſagen, einen religiöſen Inſtinct.

Nur der echte, gläubige Prieſter wirkt auf ihn. Faſt mit Neid hab' ich die Sicherheit betrachtet, welche ihm ſein Glaube verleiht. Das iſt uns ja verſagt, die wir uns vielfacher Erkenntniß rühmen! Das Vielfache iſt nicht immer ſtärker als das Einfache. Und ich fürchte, das werden wir in dieſem Kriege gegen die Kaiſermacht erfahren. Irgend ein Einfaches und durch ſeine Einfachheit Mächtiges ſcheint erblich zu ſein in dieſem Kaiſerhauſe. Was ſagt Ihr dazu? Ihr ſeht noch immer ſchwermüthig aus!

— Ich bin es auch; ich kann mich deſſen nicht erwehren. Macht es die dicke, warme Luft, macht es der Raupe — O, o, ſeht, wie rückſichtsloſes! Da kommt eine große Reiterſchaar geſprengt mitten durch die grüne Saat, welche ſchon in Halme ſchießt, ſie zertretend und vernichtend.

— So iſt der Krieg. Aber das ſind unſere Hauptleute, Thurn darunter. Er winkt Euch!

Thurn behielt wirklich in der nächſten Stunde den ſächſiſchen Junker an ſeiner Seite, und ſprach Viel mit ihm, Manches auch vertraut und leiſe. Er war milder als geſtern Abends, und zeigte den praktiſchen Führer, welcher ſich um alle Hilfsmittel ſeiner Aufgabe kümmert, und welcher zu verwalten, wohl auch zu leiten verſteht. Und weil er ſich übrigens in ſeinem lutheriſchen Glauben unerbittlich ſtreng äußerte in Bezug auf weltliches Regiment, welches ihm nimmermehr dahinein ſchlagen ſolle, ſo machte er heute auf Hans einen nicht ungünſtigen Eindruck. — Dies bemerkte der erfahrene Politicus wohl, und als ſie der Raſtſtunde in Staats nahe waren, rückte er mit der Anfrage heraus, welche ihm beſonders am Herzen liegen mochte.

— Ich leugne ja gar nicht, ſagte er faſt gutmüthig, daß in unſerm Heerweſen noch viel zu ordnen und zu beſſern iſt, beſonders was unſere Geſchütze betrifft. Deshalb hab' ich Euch berufen. Ihr ſollt in dieſem Betracht die ausgedehnteſte Vollmacht erhalten, und jetzt gleich, ſobald wir die Donau überſchritten haben, erbitt' ich von Euch eine wichtige Leiſtung. Was den Marſch über Miſtelbach und Wolkersdorf hinunter betrifft nach dem Marchfelde, ſo dank' ich für Eure Auskunft. Der Vortrab iſt überall hin nach Euren Angaben geleitet, und es ſcheint ſich kein Hinderniß entgegenzuſtellen —

— Wilhelm v. Raupewa hat eine beſondere Aufgabe des Vortrabs?

Hans geſtattete ſeiner unheimlichen Ahnung dieſe Zwiſchenfrage.

— Raupewa?

— Ja.

— Ja wohl! Eine Aufklärung, ob von Boucquoi nichts den Fluß herabkommt, und eine Irreleitung des Feindes, als könnten wir oberhalb Wien überſetzen. Wir wollen aber nicht einmal beim Tabor hinüber, und auch dort wollen wir ſie durch Vorrücken irreleiten. Wir werden weiter unten übergehen, da, wo große Inſeln den Strom ſpalten. Und dann, wenn wir drüben ſind, und Ihr unſere „Stücke“ und die Bedienung derſelben geprüft habt, dann erbitt' ich von Euch den beſonderen Dienſt.

— Welchen?

— Seid Ihr erfahren in Anfertigung einer Petarde?

— Einer Petarde?

— Einer Petarde. Ihr ſeid's nach den Schilderungen Eures Herzogs. Dies Inſtrument zur Sprengung eines Thores brauchen wir, und unſere Leute ſind unerfahren in Anfertigung deſſelben. Wollt Ihr es uns anfertigen laſſen unter Eurer Anleitung?

— Ich bin dazu bereit.

— Die nächſte Aufgabe iſt dann, ſie in die Stadt hineinzubringen; ſie ſoll von innen heraus wirken. Das ſoll ſchon möglich ſein. Es ſind entſchloſſene Leute unter den Evangeliſchen der Stadt, welche ſich zu ſolchem Dienſt bereit erklärt haben, will ſagen: zur Hineinſchaffung der Petarde und zur Anbringung derſelben am Thore. Es kommt aber doch viel darauf an, wie das Inſtrument angebracht wird, damit ſeine Wirkung nicht nach der unrechten Seite verpuffe, und deshalb brauchen wir einen kundigen Leiter für das letzte Anbringen und Abfeuern des Geſchoſſes. Wollt Ihr dieſer Leiter ſein?

— Ich?

— Entſchließt Euch dazu! Ihr leiſtet unſerer Sache einen Capitaldienſt.

— Das heißt: ich trage meinen Kopf auf den Henkerblock, wenn ich deſſen noch gewürdigt werde. Der Strick oder ein Martertod iſt mir ſicherer.

— Oh!

— Ich bin ja bekannt in Wien! bin als Ausländer bekannt, als Ketzer! Hundert Perſonen würden mich auf den erſten Blick wieder erkennen, und das Schickſal eines Spions würde mir zugetheilt, auch ohne Petarde. Mit der Petarde aber würde ich im Todespreiſe nur anſehnlich ſteigen.

— Nicht doch! Ihr verkleidet Euch, haltet Euch während des Tages in ſicherem Verſteck, und tretet nur des Nachts ein- oder zweimal aus dem Hauſe. Einmal, um die Gelegenheit am Thore in Augenſchein zu nehmen, und das zweitemal, um die Petarde an richtiger Stelle anzulegen. Im Wildling'ſchen Hauſe iſt Alles vorbereitet zur Aufnahme der Petarde und zum Verſteck für Euch. Es iſt dies Haus gar nicht weit von dem Thore, und die ganze Unternehmung iſt für Euch ein Wagniß von zwei Nächten. Vielleicht nur von einer. Denn die Vorbereitungen ſind alle fertig, wenn Ihr hineinkommt. Entſchließt Euch und verpflichtet Euch dadurch die ganze proteſtantiſche Welt!

— Nein, Herr Graf, das lehn' ich ab. Zum Theil auch darum, weil ich nicht vorausſagen möchte, daß die Wirkung einer Petarde groß genug ſein wird, um eins der ſtarken Wiener Thore genügend zu ſprengen.

— So baut ſie aufs Stärkſte!

— Das hat ſein Maß und ſeine Grenze. Ich werde die Petarde nach beſten Kräften anzufertigen trachten, und werde diejenigen, welche mit ihr operiren ſollen, ſorgfältig unterrichten. Das wird auch genügen. Man wird meiner nicht ſo dringend bedürfen, als Ihr glaubt. — Da liegt Staats vor uns, und wie mir ſcheint, iſt der lange hagere Herr, welcher uns entgegen geritten kommt, Graf Czernin. Er wird Euch Anträge aus Wien bringen, die anzuhören ich wohl nicht berechtigt bin. Ich bleibe alſo mit Eurer Erlaubniß zurück.

Es war Czernin. Seine Bemühungen waren für Thurn im voraus gerichtet. Die böhmiſchen Führer wollten kein friedliches Uebereinkommen. Nur des Anſtandes halber trat Thurn mit ihm ins erſte Haus, und ließ einige Cavaliere herzubeſcheiden, um den gutmüthigen Vermittler anzuhören.

Schon nach einer Viertelſtunde wurde Hans von Starſchädel nach demſelben Hauſe gerufen. Er fand Thurn allein mit Czernin, und auch dieſer war im Begriff, zu gehen. Er begrüßte nur den Junker in ſeiner wohlwollenden, liebenswürdig freundlichen Weiſe, und ſetzte mit einer gewiſſen Befriedigung hinzu:

— Nun wird es mir doch noch gelingen, Eurer Unterſtützung habhaft zu werden. Thurn denkt gerade ſo günſtig über Euch, wie ich, und ich denke, wir gehen zuſammen. Auf Wiederſehen!

Mit dieſen Worten ging er.

— Wie ſoll ich das verſtehen? fragte Hans den Grafen Thurn, über deſſen herbes Antlitz ein Lächeln zu ſpielen ſchien.

— Daß ein Friedensapoſtel nicht zu bekehren iſt durch Kriegsleute. Czernin hofft jetzt noch auf Frieden, und er bringt Anträge, welche — vielleicht doch zu beachten ſind. Wir haben ihm unſere Meinung darüber mitgetheilt, und er will ſie hineinbringen in die Burg. Euch wünſcht er zum Begleiter.

— Mich!

— Es würde in der Burg gern geſehen werden, wenn ein Edelmann von draußen zuhörte und gelegentlich mitſpräche. Der Hof brächte ſeine Geſinnungen weiter zu Gehör, und erführe auch Näheres von draußen, was der Kaiſerwahl wegen, auf die man trotz aller Calamität hofft, nicht gleichgiltig wäre. Da iſt, alſo, lieber Junker, die Gelegenheit, welche wir brauchen. Jetzt iſt's nicht mehr nöthig, daß Ihr Euch verkleidet und verbergt, um in Wien zu ſein!

— Am Tage wäre ich eine Art von Geſandter, und in der Nacht wäre ich ein feindlicher Kriegsknecht, wenn nichts Schlimmeres. Das widerſtrebt mir noch mehr, als die einfache Gefahr, welche Ihr mir vorhin zugedacht. Laßt mir die einfache Aufgabe bei Eurem Geſchützweſen, oder entlaßt mich ganz. Ich bin in unruhiger Stimmung, bin in Sorge um eine mir hochwerthe Perſon. Dieſe will ich eiligſt aufſuchen, und vielleicht ſchon in zwei Tagen ſtelle ich mich bei Eurem Heere wieder ein, um die Petarde zuſammenzuſetzen und Weiteres zu veranlaſſen.

— Nichts da, rief Thurn, welcher ſogleich an Raupowa's Plan dachte und die „hochwerthe“ Perſon des Junkers errieth, nichts da! Ich habe Eure Zuſage und halte ſie feſt. Ein Mann, ein Wort! Ihr werdet das Eurige halten. Da kommen „Stücke“ angefahren! Nehmt ſie in Augenſchein! Ich gehe ſelbſt mit Euch, um Eure Meinung zu hören und Euch einzuführen.

Mit innerem Widerſtreben fügte ſich Hans.

Seine Ahnungen waren nur zu richtig! Raupewa war um dieſe Zeit ſchon in Stockerau. Dort ließ er ſeine Kriegsknechte eine lange Raſt machen, damit Mann und Roß ſich kräftigten. Am ſpäten Nachmittage ritt er mit ſeinen zwanzig Altböhmen auf Feldwegen aufwärts der Donau zu. Er ſuchte die Stelle, wo er damals mit ſeinen Gefangenen über den Fluß geſetzt war. Bald nach Sonnenuntergang hatte er ſie erreicht und auch ein Floß herbeigeſchafft.

Es war dunkel, als Raupewa nach Königſtätten kam. Hier mußte er wieder verweilen, um die letzten Vorkehrungen zu treffen. Er brauchte Führer und Träger und eine eichenfeſte Tragbahre. Denn für einen Wagen zeigte ſich der Weg dahinauf zum Fuße des Tulbinger Kogels nicht geeignet. Er war kaum zureichend für Reiter. Der Pulverkarren war umſonſt mitgeſchleppt.

Wie gewaltſam er aber auch die erſchrockenen Königſtättener nöthigte, ſeine Forderungen zu erfüllen, dies Bedürfniß verzögerte doch ſeinen weiteren Aufbruch: das Bedürfniß der Tragbahre. Es war keine aufzutreiben von der nöthigen Haltbarkeit. Er war eingedenk des damals in Mähren mißlungenen Ueberfalls der Zierotin'ſchen Transportwagen, und ſetzte voraus, daß der Zierotin'ſche Schatz auch jetzt noch in eiſerner Kiſte verwahrt ſein werde. Für ſolche Laſt bedurfte es eines ſoliden Tragwerkzeuges. Brach es unterwegs entzwei, ſo drohte ein immerhin gefährlicher Aufenthalt. Es blieb alſo nichts übrig, als in Eile eine ſolche Tragbahre von Eichenbohlen zuſammennageln zu laſſen. Die wilden Altböhmen — er hatte gerade ſie ausgeſucht, um Schrecken zu erregen — ſchleppten aus Häuſern und Höfen zuſammen, was irgendwie dienen konnte, und flößten den deutſchen Bewohnern unwiderſtehlich den Gedanken ein: Gott behüte uns vor den Böhmen! vor ihren unverſtändlichen Lauten, vor ihren langen Armen!

So war es ſpät Abends geworden, ehe der Zug aufbrechen konnte nach dem Wiener Walde hinauf. Der Abfall deſſelben iſt hier nach Norden ziemlich ſteil. Die Reiter, einer hinter dem andern, konnten nur langſam vorrücken. Führer mit brennenden Kienwurzeln mußten vorausgehen und an den Seiten kriechen, denn an der Seite war ſelten Raum zum Gehen. Raupowa ritt vorne neben dem Hauptführer. Er hatte den Weg einmal gemacht, und konnte einigermaßen beobachten, ob etwa der Führer den Zug irreleiten wolle. Bei dem bloßen Verdachte der Irreleitung war dem armen Königſtättener deutlich verſichert worden, daß er auf Nimmeraufſtehen zuſammengehauen würde.

Dieſer Verbindungsweg über den Wald — wunderbar genug noch heutigen Tages keine Landſtraße! — geht faſt ununterbrochen hart aufwärts bis an den Fuß einer Haupthöhe des Wiener Waldes, bis an den Fuß des Tulbinger Kogels. Den eigentlichen „Kogel“ rechts laſſend, findet der Wanderer jetzt, und fand der Zug auch damals ſchon ein einſames Wirthshaus. Dort wurde ein kurzer Halt gemacht. Maleriſch genug ſah der Trupp aus: finſtere

Nacht, Windſtöße, qualmende Kienbeleuchtung, wild ausſchauende Reiter. Dazu grollte der Donner von allen Himmelsgegenden her; die ſchwüle Luft hatte ringsum Gewitterwolken zuſammengezogen, welche Blitz und Donner erregten, und nur von dem zeitweiſe aufbrauſenden Winde ferngehalten wurden.

Raupewa fürchtete Regen, der Kienfackeln wegen fürchtete er ihn. Darum rief er hier in böhmiſcher Sprache ſeinen Reitern zu: von hier aus würde der Weg ebener, ſie ſollten ihren Pferden den Sporn fühlen laſſen. Dem Hauptführer aber ſchärfte er nochmals ein, ihn aufmerkſam zu machen, wenn der Abfall des Bergrückens nach Dornbach hinab beginne. Dort — das hatte er wohl behalten — mußte der Zug rechts einſchwenken.

— Doprschdu! rief er, zu Deutſch: Vorwärts!

Trotz ſeiner Mahnung kam der Zug nicht ſchnell vorwärts; die Pferde ſtrauchelten zu oft auf dem engen, ungeebneten Wege.

Wer aber für den bedrohten Grafen Zrenko wohl geſinnt war, der mußte dieſem Raupewa'ſchen Zuge Eile wünſchen. Eile? Ja wohl! Raupewa's Zielpunkt war nur der Schatz des Grafen, die Perſon deſſelben war ihm gleichgiltig.

Der Zug aber, welcher um dieſelbe Stunde von Dornbach neben der Rohrerhütte heraufdrang, wollte nicht blos den Schatz, er wollte auch den Grafen ſelber aufheben und in Gefangenſchaft führen. Und dieſer Zug hatte den kürzeren Weg und gewann den Vorſprung. Nur in der

Schlucht über der Rohrerhütte war er ein wenig aufgehalten worden, weil der Schluchtweg nicht überall breit genug war für den Rüſtwagen. Aber auch dies Hinderniß war beſiegt worden, und dieſer Zug ſchwenkte bereits oben links in den Raſenweg ein, als Raupowa ſeinem Führer dieſen Punkt der Schwenkung eingeſchärft hatte.

Medardo und Brémont waren heut' nur Wegweiſer dieſes Zuges, ein ſpaniſcher Kriegsmann war Befehlshaber. Der Provincial Athanaſius hatte ihn beigegeben.

Langſam und — bis auf das Knarren des nachfolgenden Wagens — lautlos näherte ſich dieſer Zug dem Zaune.

Da drüben im Jägerhauſe ſchlief bereits die ganze Einwohnerſchaft: Graf Zdenko und Tſchirill, Frau Golling und ihre Tochter Nandl. Golling und Trumm waren nicht im Hauſe. Trumm hatte am Tage vorher an der Hütteldorfer Seite einen Capitalhirſch abgeſpürt, der von den Feldern in den Wald herein wechsle. Da dies vor Sonnenaufgang geſchieht, ſo hatte Golling beſchloſſen, die Nacht in einer Köhlerhütte oberhalb Hütteldorf zuzubringen, um bei weichender Nacht auf dem „Wechſel“ des Hirſches ſich anſtellen zu können, und ſo war er ſchon vor Sonnenuntergang mit Trumm und Caro von Hauſe fortgegangen.

Nur Zahn wachte in ſeiner Hütte. Aber der heftig wehende Wind verhinderte auch ihn, die herannahenden Feinde zeitig zu entdecken. Sie waren ſchon mitten im Park, als ein Windſtoß aus Norden dem treuen Hunde Witterung und Geräuſch zutrieb. Er ſprang auf und bellte, bellte heftig, bellte heulend.

Frau Gelling erwachte. Sie kannte Zahn's verſchiedenartige Laute. Sollte Gelling umgekehrt ſein? dachte ſie. Aber Zahn erkennt ja ſeinen Herrn —! Sie richtete ſich im Bette auf.

Was konnte es helfen, daß die kleine Frau aufſprang und ihre Tochter weckte! Ehe noch Tſchirill gerufen war, hatten die Feinde die Hausthür eingebrochen und waren eingedrungen.

Die Frauen ſchrie'n, und dadurch wurde Tſchirill, der eben vor der Thüre ſeines Herrn ſchlief, aufgeweckt. Halb angekleidet, wie er immer ſchlief, ſtieg er ſogleich die kleine Treppe herunter, um zu erfahren, ob dies Geſchrei eine Gefahr für ſeinen Herrn bedeute. Ehe er noch die Thür zum Wohnzimmer Gelling's öffnen konnte, hörte er aber ſo deutlich die Drohworte der Feinde, daß ihm kein Zweifel übrig blieb. Sie verlangten Licht, das ihnen zum Grafen Zdenko leuchten ſollte, zum reichen alten Ketzer. Tſchirill ſtieg hinauf, weckte ſeinen Herrn und ſtöhnte ihm zu:

— Feinde, die Feinde da! Auf, auf, Pan! Hört! Ankleiden! Fort! Hört!

Graf Zdenko hörte jetzt ſelbſt von unten herauf den wachſenden Lärm. Die Thür zu Gelling's Wohnzimmer war jetzt geöffnet, und was er hörte, ließ ihm keinen Zweifel über den Ernſt des Ueberfalls, über den furchtbaren Ernſt. Denn er hörte, daß ſeine „Ketzerei" das Loſungswort, und daß von den Maßregeln der „Kirche" die Rede war.

Dadurch wurde er geſtärkt. Der erſte Schreck hatte den Greis in's Zittern geworfen; die Erkenntniß aber, daß der

Feind ſeines Lebens und ſeines ganzen inneren Menſchen einbreche, erhob ihn plötzlich, erhob ihn ganz.

— Das Ende iſt da! ſprach er leiſe vor ſich hin. Steh' ihm Rede zu Deiner eigenen Genugthuung! Beſiegle den Schluß durch all' die moraliſche Kraft, welche Du zu ſammeln getrachtet haſt im langen Leben!

Tſchirill war der Meinung, ſein Herr bete in Todesangſt, und die Hände flogen dem entſetzten Diener durch einander. Das Anziehen dauerte länger ſtatt kürzer, und er brachte es kaum aus der Kehle, daß er für einen ſolchen Fall ein Fluchtmittel vorbereitet habe: über den Dachboden hinüber zu einer Leitertreppe in den kleinen Hof hinab zu den Hausthieren, und durch deſſen Ausgangspforte in den Park hinaus. Der Greis hörte es nicht, ſein Geiſt ſammelte ſich mit all' den Kräften, welche von irdiſchen Dingen frei werden konnten.

Der Lärm unten war indeß gewachſen. Vom Wagen war eine Laterne hereingebracht worden — denn Frau Gelling und Nandl waren außer Stande geweſen, Licht zu machen — die langen Holzſpließe, aus harzigem Kiefernholz geſpalten und auf dem Ofen aufgeſchichtet, waren herabgeworfen und als Leuchtmittel angezündet worden, und die Eindringlinge waren hinübergeſtürzt in den Wohnſaal des Grafen Zdenko. Medardo voraus; er wußte den ohnedies einfachen Weg von damals. Dort begann die Plünderung und Durchſuchung. Medardo leitete ſie. Der ſpaniſche Kriegsmann war zu Pferde draußen geblieben beim Wagen. Ihm war vorzugsweiſe aufgetragen, den alten Ketzer zu fangen und einzubringen, und er hatte deshalb das Gehöft rings umſtellen laſſen, daß keine Maus entwiſchen könne. Medardo dagegen hatte das Stichwort: „den Schatz“, und den zu ſuchen, war ſein Hauptzweck. — Sein erſter Gang richtete ſich auf den Schreibtiſch. Dort fand er außer den Papieren eine Handvoll Gold- und Silbergeld. Ein Guardiſt mit einem ledernen Sack war ihm zur Seite und ſtopfte Alles in den Sack, was ihm Medardo zureichte. Die Anderen leuchteten mit ihren Holzſpließen in alle Winkel. Sie wußten die Loſung: ein Schatz, wahrſcheinlich in großem eiſernen Kaſten, ſei aufzufinden.

— Nichts da! lautete es von allen Seiten.

— Die nächſte Thür! Das nächſte Zimmer! commandirte Medardo, immer noch mit Durchſtöberung des Schreibtiſches beſchäftigt.

Die nächſte Thür führte in's Badezimmer. Dort hinein ging es jetzt.

— Eine leere Badwanne! klang die Meldung.

— Sonſt nichts?

— Sonſt nichts!

— Die Badwanne umſtürzen!

— Sie iſt mit eiſernen Schrauben im Fußboden befeſtigt.

— Holla, ſchrie eine Stimme vom kleinen Vorplatze herein, da iſt der Ketzer im weißen Mönchsgewande, und will entfliehen. Herbei!

Alles eilte hinaus, Medardo voran. Im rauchigen Schimmer der Holzſpähne ſtand wirklich oberhalb der kleinen

Treppe Graf Zdenko. Tſchirill hatte ihn fortziehen wollen nach dem Dachboden, der Greis hatte mit Hand und Haupt verneint. Er ſchritt langſam die Stufen herunter; die hohe Geſtalt im weißen Talar, mit wallendem weißen Barte übte in dem engen Raume des Vorplatzes und bei dem dunkelgelben, faſt braunrothen Leuchten der harzigen Spähne einen gebieteriſchen Eindruck. Alles ſchwieg. Der ſpaniſche Kriegsmann draußen ſah durch das Fenſter des kleinen Vorplatzes ebenfalls die Erſcheinung des Greiſes, und unterbrach die Stille: eine Fenſterſcheibe flog klirrend herein. Der ſpaniſche Kriegsmann hatte mit dem Schwerte in's Fenſter gehauen, und ſeine Commandoſtimme folgte unmittelbar dem Geräuſche, dahin lautend: der alte Ketzer ſollte unverweilt herausgebracht werden.

Medardo deutete mit der Hand, daß der Graf den Weg durch Golling's Wohnzimmer nehmen ſolle. Auf der letzten Stufe blieb dieſer ſtehen und fragte mit klarer Stimme:

— Wem gehorcht Ihr?

— Dem Kaiſer! antwortete Medardo.

— Dem todten Kaiſer?

— Dem lebendigen, der Kaiſer wird.

— König Ferdinand ſendet Euch?

Medardo ſtockte. Es ſchien ihm doch verwegen, öffentlich etwas zu behaupten vom regierenden Herrn, was vielleicht nicht richtig war.

— Du thuſt wohl daran, die Lüge zu ſcheuen. Wer ſendet Euch alſo?

— Vorwärts, alter Ketzer! ſchrie draußen der Spanier.

Das heilige Gericht ſendet uns, dem Du Rede ſtehen ſollſt für den Teufel, der Dich regiert. Vorwärts!

Nichts war geeigneter, den Grafen tiefer zu ſtärken.

— Ich danke Dir, Gott, ſprach er leiſe, zur Höhe aufblickend, daß Du mich an entſcheidender Stelle den Stempel aufdrücken läſſeſt auf den Schluß meines Lebens!

— Zeigt mir an, wo Euer Geld verborgen iſt, Herr Graf, damit Ihr nicht unnöthig draußen im Freien aufgehalten werdet, ſprach Medardo halblaut und faſt reſpectvoll, denn auch auf ihn, wie auf die übrigen Guardiſten, wirkte die Erſcheinung und das Benehmen des Grafen ehrfurchtgebietend.

Der Greis antwortete nicht. Es ſchien, als ob er die Anrede gar nicht verſtanden habe. Sein Geiſt verweilte jetzt nicht bei irdiſchen Dingen.

— Vorwärts! ſchrie draußen der Spanier und hieb von neuem ins Fenſter und ſtieß geläufig einen ſpaniſchen Fluch aus, während er früher gebrochen und langſam die deutſchen Worte hervorgeſtoßen.

Der Greis machte mit der rechten Hand eine große Bewegung, ihm Platz zu machen, und ſchritt herunter von der letzten Stufe, mit der linken Hand nach der Schulter Tſchirill's ſuchend, auf die er ſich ſtützen wollte. Die Guardiſten wichen nach allen Seiten, und der Graf ſchritt, auf ſeinen Diener geſtützt, hinaus, von den ſchreienden Wehklagen der beiden Frauen begleitet.

Medardo winkte, und zwei Guardiſten folgten. Den übrigen trug er auf, das ganze Haus und die Keller zu durchſuchen. Er ſelbſt wollte oben mit zwei Guardiſten alle Räume durchforſchen. Er hatte beſonderes Vertrauen zu dem Gedanken, daß der Graf da oben in der Nähe ſeines Bettes den Schatz verborgen habe. Brémont ſollte die Anderen durch Haus und Keller geleiten.

Der Rüſtwagen draußen, welchen ein Fuhrknecht vom Rücken des Sattelgauls lenkte, hatte bereits jenſeits der beiden Häuſer und der Bäume vor denſelben ſeine umkehrende Wendung bewerkſtelligt, und war bei der Hausthür vorgefahren. Die Pferde ſchauerten, denn der Wind blies jetzt vom Walde über die Parkblößen herein mit der Gewalt des Sturmes. Die Wetter am Himmel waren zuſammengewebt und bildeten nun ein einziges Gewitter von erſchütternder Gewalt. Es fiel kein Tropfen Regen, aber die Blitze goſſen Feuermaſſen über das Waldgebirge, und der Donner toſte und krachte ſo ununterbrochen, daß das Echo in den Thälern mit ſeiner Antwort unterging. Selbſt Zahn, der ununterbrochen, leidenſchaftlich und immer heiſerer bellte, wurde nicht mehr vernommen.

In dieſen Aufruhr der Elemente trat der alte Graf heraus, und der Rüſtwagen, welcher ihn aufnehmen ſollte, erſchien wie ein Zufluchtsort. Er war mit einer dicken Leinwandplane überſpannt, Stroh und Heu bedeckte innen ſeinen Boden, und eine große Schütte Stroh war als Sitz in der Mitte eingequetſcht.

— Holt lieber einen Schemel heraus, ſtatt zu ſchreien, rief einer der Guardiſten den Frauensperſonen zu, damit der alte Herr hinauf kann! Frau Gelling brachte eilig den

Schemel. Jetzt aber, als ein ſtarker Mann aus der Schoßkelle des Wagens herabſprang — man hatte ihn bisher im Finſtern gar nicht geſehen — um den Grafen für Erſteigung des Schemels raſch und gewaltſam zu unterſtützen, jetzt entwickelte ſich ein Widerſtand, auf den niemand gefaßt war. Dieſer letzte Schritt, welcher ſeinen Herrn entführen ſollte, trieb Tſchirill zum Aeußerſten. Unter einem Geheul, das halb Wuth, halb Schmerz war, ergriff er den ſtarken Mann, und ſchleuderte ihn mit erſtaunlicher Kraft zur Seite, ſo daß dieſer — ein Hausknecht aus dem Jeſuiten-Collegium — bis an den nächſten Baum, und von dieſem abprallend betäubt zur Erde flog. Dann ergriff Tſchirill ſeinen Herrn, hob ihn auf wie eine Feder und eilte mit ihm hinweg dem nächſten Gebüſche zu. Die beiden Guardiſten hinter ihm her, der ſpaniſche Kriegsmann auf ſeinem Roſſe desgleichen, und ehe der arme Tſchirill das Gebüſch erreichen konnte, war er eingeholt und durch einen Schwertſtreich des Reiters zu Boden geſchmettert. Das ununterbrochene Blitzen hatte dazu geleuchtet. Noch im Niederſtürzen ließ der treue Diener ſeinen Herrn nicht los, und die Guardiſten mußten den Greis auffangen, daß er nicht mit zu Boden geriſſen wurde. Sie trugen ihn nun ſofort in den Wagen und ſetzten ihn auf den Strohſitz. Der betäubte Hausknecht ward dann aufgehoben, ward gerieben und geſchüttelt, bis er zu ſich kam, und endlich auf ſeinen Platz in die Schoßkelle hinauf befördert.

— Fahr' dort hinter den Buſch, rief jetzt der Spanier, damit wir aus dem Winde kommen! Und Ihr, Guardiſten, hinein! Medardo ſoll zum Ende eilen. Der alte Ketzer ſtirbt uns in dem Sturme. Ich aber habe geſchworen, ihn lebendig einzubringen.

Die Guardiſten gingen ins Haus zurück, Frau Golling und Nandl liefen zu dem daniederliegenden Tſchirill hinüber, der Fuhrknecht trieb die Pferde an.

— Halt! ſchrie plötzlich der Spanier. Was iſt das?

Raupowa's Colonne erſchien auf dem Parkwege; Raupowa ſelbſt an der Spitze neben dem Wegweiſer, deſſen Kienfackel niedergebrannt war, aber noch glühte. Im Feuer der Blitze tauchte der wild ausſehende Reiterzug auf wie eine Geſpenſtermaſſe.

Der Spanier wußte nicht gleich, ob dies einen Feind bedeute, oder eine nachgeſendete Hilfstruppe. Er rief alſo nur ins Haus hinein mit dem ganzen Aufwande ſeiner Stimme ein ſpaniſches Wort, welches ſo viel bedeuten mochte, wie unſer militäriſches „Achtung!“ Dann ſprengte er vor den Wagen und rief dem heranrückenden Reiterzuge ebenfalls ſpaniſch entgegen:

— Wer da?

Unter kaiſerlichen Truppen waren ſpaniſche Worte für's Kriegshandwerk hinreichend verbreitet; der ſpaniſche Kriegsmann alſo, auch wenn er ſich übereilt hatte mit ſolchem Anruf, konnte ſicher ſein, verſtanden zu werden, wenn der Reitertrupp kaiſerlich war.

Für Raupowa aber war dieſer ſpaniſche Anruf ein ſicheres Zeichen, daß ein Feind vor ihm ſtehe. Juſt „ſpaniſch“ nannten die böhmiſchen Herren vorwurfsvoll das ihnen verhaßte Regiment in Wien. Raupowa alſo commandirte unmittelbar auf den ſpaniſchen Anruf in böhmiſcher Sprache zum „Fertigmachen“ und zum „Anrücken im Trabe“. Raſſelnd und klirrend kamen die böhmiſchen Reiter heran, und hatten auf neues Commando den Wagen und den Spanier umringt.

— Wer biſt Du? und was thuſt Du hier? herrſchte Raupowa dem Spanier zu, indem er ſein Schwert zog und ſeinen Reitern commandirte, desgleichen zu thun.

— Kaiſerlicher Kriegsmann bin ich, und handle auf Befehl.

Die Luft war ein Feuermeer, und Raupowa erkannte im Wagen den Grafen Zdenko, der ohne ein Zeichen von Theilnahme geſenkten Hauptes auf dem Strohbunde ſaß.

— Dein Befehl aber iſt, dieſen greiſen Cavalier ſammt ſeinem Schatze zu entführen?! Wirf Dein Schwert weg und ſteig' vom Pferde.

— Gewiß nicht! erwiederte der Spanier und ſtreckte ſeine Klinge vor.

Zwei Hiebe Raupowa's machten dem Geſpräch ein Ende. Der erſte ſchlug die Klinge des Spaniers nieder, der zweite ſauſte in des Spaniers Kopf, der nur mit einem Filzhute bedeckt war. Der Spanier taumelte, und ſeine Sporen fuhren dabei dem Pferde in die Flanken. Es machte bäumend einen Satz, denn die krampfhafte Hand zog den Zügel an, und der verwundete Mann fiel rücklings zur Erde, um nie wieder aufzuſtehen. Sein Roß ward von zwei böhmiſchen Reitern geſchickt ergriffen und feſtgehalten.

Des Spaniers Ruf ins Haus hinein: „Achtung!“ hatte indeſſen doch ſeinen Zweck nicht verfehlt. Die Guardiſten, welche zuletzt wieder eingetreten, waren ans Fenſter geeilt und hatten die Ankunft der böhmiſchen Reiter erblickt, hatten das böhmiſche Commando gehört, hatten geſehn, daß der Spanier niedergehauen wurde. Der eine hatte Lärm gemacht im Hauſe, der andere war nach der Hausthür zurück geeilt, hatte ſie zugeſchlagen und mit herbeigeſchleppten Tiſchen und Seſſeln nach Kräften verbarricadirt. Die Böhmen draußen ließen ihnen Zeit, denn Raupowa war der Meinung, der Goldkaſten Zdenko's ſei ſchon mit ihm innerhalb des Wagens. Darnach wurde das Innere des Wagens durchwühlt, und erſt als ſich unwiderſprechlich ergab, der Goldkaſten ſei noch nicht da, erſt dann wendete ſich Raupowa dem Hauſe zu, vorher noch commandirend, die Leute ſollten abſteigen, ihre Sattelpiſtolen bereit halten, und die Pferde durch vier Mann hinter die Häuſer und hinter den Wind führen laſſen. Der wachthaltende Spanier war ihm ein hinreichend Merkmal, da innen ſei noch eine Schaar Bewaffneter.

Die verſchloſſene Hausthür beſtätigte ſeine Meinung. Er befahl nun ſeinen Altböhmen, die Thür zu erbrechen und paarweiſe durch die einzuſchlagenden Fenſter hineinzudringen. Kaum aber hatte er dies angeordnet, ſo krachten zwei Schüſſe aus den Fenſtern, und zwei ſeiner Leute ſtürzten.

Einen entſetzlichen Fluch ausſtoßend, rief Raupowa ſeine Leute von den Fenſtern hinweg und ordnete an, daß die

Tragbahre aus ſtarken Eichenbohlen angewendet werde, um die Hausthür einzuſtoßen.

— Macht Alles nieder, ſetzte er grimmig hinzu, was Ihr drinnen findet von den ſpaniſchen Schuften, die uns zwei Böhmen niedergeworfen!

Er ſelbſt umging mit der andern Hälfte ſeiner Leute das Gehöft, um von hinten einzudringen, wo es an beſetzten Fenſtern fehlen und das Schießen aus ſicherem Hinterhalte nicht zu fürchten ſein würde.

Hier ſtieß er auf die einzelnen Wachtpoſten, welche der Spanier aufgeſtellt hatte. Ihnen war entweder durch den brüllenden Donner des Gewitters nichts hörbar geworden von den Ereigniſſen auf der vorderen Seite, oder ſie waren der Aufſtellungsordre gemäß unverrückt auf ihren Poſten geblieben. Jetzt riſſen ſie aus vor der Mehrzahl, welche unerwartet von außen erſchien. Denn ſie waren, weit auseinandergeſtellt, ihrer drei, und Raupowa kam mit acht Kriegsleuten.

Dieſe Kriegsleute wollten den fliehenden Wachtpoſten nach, um ſie zu fangen. Raupowa aber verbot das. Er wußte nicht, wie viel Feinde im Hauſe ſtecken mochten, drei Gegner weniger erſchien ihm Gewinn, und er ging kurzweg auf die kleine Hinterthür los, hinter welcher Zahn mit erſchöpfter Stimme heulte. Sie war von innen verriegelt. Drückt ſie ein! Sie iſt ſchwach! hatte er eben geſagt, da rief einer der Böhmen, welcher am weiteſten voraus geweſen war in Verfolgung der Flüchtlinge:

— Hei, strecha horj! — Zu Deutſch: Feuer im Dache!

— Wo?

— Dort!

Aus der Mitte des Schindeldachs ſchoß eine Feuerlohe empor und ward im Sturmwinde über das ganze Dach gejagt. Die warme Luft der letzten Tage hatte die hölzernen Schindeln ausgetrocknet, und das haſtige Umherſuchen mit brennenden Holzſpließen auf dem Dachboden mochte eine abfallende Kohle ins Werg der Frau Gelling geſchleudert, der durch die Ritze des Daches ziehende Wind mochte angeblaſen haben, und ſo war in regelmäßigem Gange die Feuersbrunſt ausgebrochen, eine prächtige Unterhaltung für den Sturmwind, welcher ſie mit reißender Schnelle über das ganze Haus verbreitete. Binnen wenigen Minuten lohte ſie den Blitzen zum Trotze dergeſtalt, daß die große Fichte mitentzündet wurde und wie eine Rieſenrakete Funken und Flammen nach dem ſchwarzen Gewitterhimmel ſprühte.

Eine gellende Lache Raupewa's, ein durchdringender Schrei Randl's vom Raſenplatze herüber waren die erſten Ausdrücke menſchlicher Theilnahme. Ein Jammerſchrei Zahn's, auf deſſen Hütte eine herabgeſchleuderte brennende Schindel gefallen ſein mochte, das Brüllen der Kühe im Stalle waren die Aeußerungen der bedrohten Thiere, Zahn's an der Kette, der Kühe im Verſchluß des Stalles.

Während Raupewa ſeine Leute eilig wieder nach vorn führte, wo jetzt der Feind durch Rauch und Flamme herausgejagt werden mußte, ſtürzte Randl, ein handfeſtes Mädchen, der Hinterthür zu, deren Griff zur Oeffnung auch von außen ſie kannte, um die Thiere von den Ketten zu löſen und herauszutreiben. Frau Gelling konnte vor Schreck kein Glied regen und blieb auf den Knieen liegen neben Tſchirill, unverwandten Blickes nach der flammenden Zerſtörung ihrer Habe ſchauend.

Dann geſchah es, wie Raupewa vorausgeſetzt: aus allen Fenſtern flüchteten die Guardiſten, Medarde an der Spitze, vor dem erſtickenden Rauche und der überall hervorzüngelnden Feuerſchlange dem Feinde in die offenen Arme. Sie wußten wohl, daß dieſe ſehnigen, bewehrten Arme auch keine Rettung boten, aber hinter ihnen im Hauſe war ja doch der unmittelbare peinliche Tod.

Sie waren ſiebzehn Mann hoch von Wien ausgezogen: zwölf Mann des Provincials mit dem Anführer und vier Guardiſten. Den niedergeſtreckten Führer und die drei Entſprungenen abgerechnet, mußten ſie ein Dutzend ausmachen. Sie waren aber nur elf. Brément fehlte. Er hatte die Keller unterſucht und war da, wie einer der Guardiſten leiſe Medarde zuraunte, auf ein kleines Faß voll ſpaniſchen Weines geſtoßen — zur Erquickung für Graf Zrenke von Dunſtan hergeliefert — und von dort ſei er nicht fortzubringen geweſen trotz des in den Keller hinabdringenden Rufes: „Feuer! Feuer!“

Davon wußte Raupewa nichts, und es hätte ihn auch nicht gekümmert. Ihn beſchäftigte nur, nachdem die zehn Gefangenen entwaffnet und in einen Haufen zuſammengetrieben waren, ihn beſchäftigte nur Medarde, die „rothe

Feder“. Den kannte er von damals, der war vor Laa entwichen, der ſollte jetzt zahlen. Zweierlei: für die beiden geſchoſſenen Böhmen und den da drinnen verborgenen, vielleicht jetzt ſchmelzenden Schatz. Auch geſchmelzen war derſelbe zu brauchen.

Medardo lag vor dem grimmigen Cavalier auf den Knieen. Er war mehr todt als lebendig; er wußte, daß ihm das Schlimmſte bevorſtand.

— Du biſt einer der giftigſten wälſchen Schurken, ſprach Raupowa ruhigen Tones zu ihm hinab, der unſeren Feinden zu jedem Schuftesdienſte immer bereit war. Du haſt den Strick reichlich verdient an uns. Aber ich will Dir das Leben ſchenken, wenn Du mir genau angiebſt, an welcher Stelle da drinnen der Goldkaſten des Grafen ſteht.

— Gnädigſter Herr! Dann — bin ich — ein verlorener — Menſch. Ich habe — jeden Winkel — durchſucht, und — keine Kiſte — keinen Geldkaſten — gefunden.

— Dann ſtirbſt Du auf der Stelle!

— Der barmherzige Gott im Himmel — iſt mein Zeuge — ich ſpreche die — Wahrheit. Ich wäre ja wahnſinnig, wenn ich — jetzt nicht — glaubt einer — in Todesangſt zitternden — Creatur — wir haben uns Alle — getäuſcht. Der Schatz iſt gar nicht — hier geweſen. Zettel und — Quittungen — im Schreibtiſch dort — haben mir verrathen — er iſt in den Händen — eines Benedictiners — er iſt bei meiner Seelen — Seligkeit — nicht hier!

Raupowa konnte ſich nicht verleugnen, der Kerl habe den Schatz nicht gefunden. Es hatte keinen Sinn, daß er nicht auf eine Stelle des brennenden Hauſes zeigen ſollte, um ſein Leben zu retten. Dieſe Ueberzeugung aber gerade erregte dem Cavalier den wüthendſten Ingrimm. Zum zweitenmale war er genarrt mit dieſem Schatze. Die ganze Anſtrengung war, wie damals in Mähren, wieder umſonſt gemacht. Was Wunder, daß er nach kurzer Pauſe ſich abwendete von dem knieenden Schächer, und daß er den Böhmen zurief:

— Eure beiden verwundeten Cameraden legt auf die Tragbahre, den Lump hier aber — werft ins Feuer hinein!

Ein Schreckensſchrei Medarde's, ein Jubelgeſchrei der Reiter folgte, und eine Secunde ſpäter war die „rothe Feder“ durch's glimmende Fenſter in die Stube Gelling's, welche von ſchwarzem Rauch und rother Flamme angefüllt war, hineingeſchleudert.

Zu dieſem Verhör und zu dieſer Execution hatten ſich — mit Ausnahme der Gefangenenwacht — alle Reiter herzugedrängt. Der Fuhrknecht auf dem Sattelgaul des Wagens hatte von ſeinem erhöhten Platze aus der Ferne rückwärts ſehend zugeſchaut. Aus der Ferne, denn ſchon beim Ausbruche des Feuers war er eine Strecke fortgefahren, um ſeinen Wagen ſicherzuſtellen. Er war ein ziemlich gedankenloſer Fuhrknecht, aber ſo viel wußte er doch zu folgern, daß auch ihm von dieſen Böhmen keine Roſen blühen würden, und da der Hausknecht in der Schoßkelle immer noch Kopfweh haben mochte und nichts ſagte, ſo entſchloß er ſich allein, langſam und ſo ſtill als möglich ſein Geſpann in Bewegung zu ſetzen. Das Anrücken der Pferde traf gerade mit dem Jubelgeſchrei zuſammen, und nun ging's geräuſchlos weiter.

Die Böhmen bemerkten es nicht. Aber es bemerkte es doch Jemand. Und zwar Einer, von dem es gar nicht zu erwarten ſtand: Tſchirill. Der Hieb des Spaniers war flach auf den kraushaarigen Schädel gefallen. Vielleicht weil der Spanier den alten Grafen nicht mittreffen gewollt und deshalb in der Vollendung des Streiches geſchwankt hatte. Die Wunde war alſo nur die eines Schlages, war nur eine Schramme geworden, welche dem armen Burſchen auf einige Zeit das Bewußtſein geraubt. Die Bemühungen der Frauen — Nandl hatte aus einem nahen Troge zum Tränken des Rindviehs eine Handvoll Waſſer über die wunde Stelle geſchüttet — hatten ſein Erwachen vorbereitet. Als Nandl ſeinen Kopf plötzlich fallen gelaſſen hatte, um zur Rettung der Thiere fortzuſtürzen, war er zu ſich gekommen und hatte die Augen geöffnet. In der nächſten Minute hatte er ſich auf ſeine Ellbogen geſtützt und hatte ſich geſammelt. Nichts kümmerte ihn, als der Wagen, in dem ſein Herr ſaß, und als dieſer Wagen ſich in Bewegung ſetzte, da ſtand er auf ſeinen Beinen, zitternd zwar und ſchwankend, aber er ſtand und verſuchte zu gehen. Er fiel, aber er raffte ſich wieder auf und verſuchte es von neuem. Es ging beſſer, immer beſſer, er kam vorwärts, ſo weit vorwärts, daß er den Wagen im Scheine des Feuers nicht aus den Augen verlor; endlich wich der Schwindel ganz, die Gliedmaßen gehorchten wieder, er konnte raſcher gehen, er konnte laufen, und am Zaunthore hatte er den immer noch langſam fahrenden Wagen eingeholt und ſich hinten auf die Lampelſtange deſſelben aufgeſchwungen.

Die Böhmen und Frau Gelling hatten gar nichts davon bemerkt. Raupowa hätte auch am Ende nichts dagegen gehabt. Was ſollte ihm der alte Mann? Und Frau Gelling hatte in ihrem ſtarren Schrecken ſo viel Anderes zu ſehen: Zahn, der winſelnd herauskam und zu ihr eilte; die Kühe und das Mutterſchwein, welche vor der Randl herausgaloppirten, und hinter der Randl, himmliſcher Vater! ein über und über rauchender Mann, der nach der Seite zulief, wo unter der großen Fichte der Abhang hinabfiel zur Tiefe. Ein Salamander! hätte ſie rufen ſollen, wenn ſie von dieſem Begriffe etwas gewußt hätte. Denn es war in der That der auch im Feuer nicht zerſtörbare Medardo, welcher durch Rauch und Feuer hindurch die Küchenthür in Gelling's Stube getroffen hatte, durch die Küche hindurch in den Hof gedrungen war, und hier an den Thieren und an Randl Wegweiſer gefunden hatte in's Freie.

Jenſeits des Zaunes aber trieb der Fuhrknecht ſeine Pferde zur Eile, und Tſchirill's Sitz auf einer Stange wurde unhaltbar durch die Stöße, welche Wurzeln und Löcher dem Wagen beibrachten. Tſchirill hielt aber doch aus unter Schmerzen in ſeinem Schädel, er mußte bei ſeinem Herrn bleiben, was es auch koſte. Das ſchnelle Fahren konnte ja auch keinen Beſtand haben auf dunklem Waldwege trotz der Blitze.

Als es wieder langſamer ging, verſuchte Tſchirill, ſich aufzurichten auf der Stange und vielleicht gar in den Wagen hineinzudringen. Aber das dicke Plantuch war nirgends zu beſeitigen, und ein Meſſer hatte Tſchirill nicht. Er war ja in Hemdsärmeln, ohne Wams, ohne Schuhe, ſo wie er aus dem Schlafe aufgeſprungen war. Was ſollte er thun? Was hatte er vor? Er wußte es nicht. Nur den Herrn nicht verlaſſen! Das allein wußte er. Er war auch übrigens wie ein Kind, und kannte weder Weg noch Steg, noch Gegend, noch Ortſchaft. Er war ſeit Jahren Tag und Nacht um den Grafen geweſen. Aus der Schotten-Abtei war er mit ihm bei Morgengrauen heraufgefahren in den Wald, und ſeit der Zeit hatte er das Jägerhaus mit keinem Tritt verlaſſen. Er kannte Dornbach nicht, durch welches der Wagen polterte, Hernals nicht, wo er nahe am „Geſchloß“ vorüberraſſelte, er wußte nicht, daß hier Hilfe zu finden wäre. Ein wenig blöd durch die Erſchütterung ſeines Kopfes, entſchlug er ſich allmälig jedes weiteren Sinnens, lief ſtreckenweiſe, wenn das Gefährt ſehr langſam ging, und ſprang wieder auf, wenn die Pferde raſcher ausſchritten. Seinem Herrn durch die Plane zuzurufen, daß er da ſei, wagte er nicht, weil es vorn gehört werden könnte vom Hausknechte und Fuhrknechte. Beide wechſelten übrigens auf der Fahrt kein Wort mit einander.

Erſt als der Wagen am Gottesacker zwiſchen Hernals und dem Schottenthore anlangte, wendete ſich der Fuhrknecht auf ſeinem Sattel herum und fragte:

— Zum Schottenthore oder zum Stubenthore?

Die Antwort ließ warten. Der Hausknecht hatte geſchlafen. Der Schlaf aber hatte ihn geſtärkt, und ſein dicker Schädel erinnerte ſich kaum noch der näheren Bekanntſchaft mit einem Kaſtanienbaume da oben. Er erinnerte ſich aber allmälig ſeiner Aufgabe, nachdem er in den inneren Wagenraum geblickt, und den weißen, wahrſcheinlich ſchlafenden Mann entdeckt hatte.

— Halt ſtill! antwortete er zunächſt dem Fuhrknechte.

Und als die Pferde ſtillſtanden, fragte er weiter: wo ſie wären? Und als dies aufgeklärt war, antwortete er endlich auf die erſte Frage:

— Wir ſollen durch's Stubenthor eini! Aber der Weg an den Luken hin wird ſchlimm ſein —

Am Schottenthor, erwiederte der Fuhrknecht, ſei's auch ſchlimm. Dort würde „a Schanzl" aufgerichtet, und da läg ſo viel Erdreich und Stein' und Holzwerk umher, daß man ſich nicht durchfände bei der Nacht. — Die beiden Feldherren entſchieden ſich alſo doch für den „ſchlimmeren" Weg nach dem Stubenthore. Es gehörte zu den wunderlichen Spielen des Schickſals, daß ein Mann wie Graf Zdenko ſolchen ſchwachköpfigen Geſellen überantwortet war, die von ſeiner Bedeutung nichts ahnten, und aus deren Händen er in einſamer Nacht ſo leicht zu befreien geweſen wäre. Der dritte Feldherr, mit ebenfalls mäßigen Geiſtesgaben, dachte jetzt wirklich daran, ob ein Verſuch zu machen wäre. Aber das Meſſer fehlte! Er müßte die Stränge der Pferde durchſchneiden, eh' er verſuchen könnte, mit den zwei Leuten fertig zu werden.

— Und dann der gnädige Herr in finſterer Nacht! Wohin mit ihm? Gehen wird er nicht können, und ich weiß nicht, wohin ich ihn tragen ſoll. Nun fängt's auch an zu regnen. Näſſe verträgt er gar nicht!

Und der arme Tſchirill ergab ſich in Geduld hinten auf ſeiner Stange.

— Was ſind denn das für Feuer auf der Baſtei? fragte der Hausknecht, noch ehe es weiterging.

— Das werden die Lärmſtangen ſein, weil die Böhmen kommen! entgegnete der Fuhrknecht und trieb endlich, nach rechts biegend, ſeine Pferde wieder an.

Die „Lärmſtangen“ leuchteten ihm jetzt auf dem Wege zur Oſtſeite der Stadt hinüber. Sie hatten Pechbündel an ihrer Spitze, und wurden an befeſtigten Orten brennend aufgepflanzt, um der Umgegend anzuzeigen, daß der Ort in Gefahr ſei, daß ſich auswärtige Einwohner heimbegeben, zur Hilfe bereite Kräfte eilen möchten.

Am Stubenthor wurde der Wagen von einem Wachtpoſten angerufen. Der Hausknecht lieferte den Nachweis, daß Gefährt und Inhalt ins Jeſuiten-Collegium gehörten, und nach kurzer Pauſe öffnete ſich knarrend das ſchwere gewaltige Thor. Durch das bombenfeſte Gewölbe deſſelben, welches eine Biegung machte, rollte mit dumpfem Geräuſche der Wagen. Hinter ihm ſchloſſen ſich unheimlich ſchallend die Thorflügel — Graf Zrenlo war in der Gewalt ſeiner Feinde.

Tſchirill hinten wurde nicht bemerkt. Durch die Riemerſtraße rechts von der Wollzeil lenkte der Kutſcher hinüber nach dem Univerſitätsplatze, und einige Minuten ſpäter hielt der Rüſtwagen vor dem Jeſuiten-Collegium.

Der Hausknecht ſtieg ab und läutete an der Hausglocke. Die Thür wurde raſch geöffnet, der Thürhüter ſchien darauf gewartet zu haben. Als er des Wagens anſichtig wurde, rief er ein paar Worte zurück in den gewölbten Hausflur, und ein paar junge Männer traten rechts aus der Stube des Thürhüters. Sie waren in der ſchwarzen Tracht des Ordens, und mochten Coadjutoren wie Norbert und beauftragt ſein, den alten Ketzer in Empfang zu nehmen.

Der Hausknecht war nun die Stufen wieder zurückgeſtiegen, und hatte in den Wagen hineingerufen: der „Mann"ſelle aufſtehen und abſteigen. Der „Mann" that es, that es ohne Widerrede. Er verrieth gar keine Schwäche. Sein Geiſt, auf den Untergang gefaßt, beherrſchte den Körper mit wunderbarer Macht. Nur von der Deichſel hinab bedurfte er der ſtützenden Hilfe des Hausknechts.

— Leih mir Deine Schulter die Stufen hinauf, guter Freund! ſprach der Graf milde zu dem breitſchulterigen Burſchen, der mit Erſtaunen jetzt inne wurde, daß die Geſtalt des weißen „Mannes" gewachſen ſei, und daß Auge, Antlitz und Bart deſſelben Scheu einflöße.

Tſchirill, welcher herzugeſchlichen war, verſuchte diesmal einen Widerſtand. Er war eingeſchüchtert, und wußte nicht was weiter, wenn er ſeinen Herrn in der fremden Stadt von dannen trüge. Nur bei ihm bleiben wollte er jetzt. Er huſchte alſo ſtill hinter dem Talare des Grafen mit hinauf und in den Hausflur hinein; ſein natürlicher Hauptfeind, der Hausknecht, ſah ihn nicht. Oben im Hausflur aber, als die jungen Jeſuiten den alten Mann von beiden Seiten unter ihre Arme nahmen, und er frei wurde, da entdeckte er beim Lampenſchimmer des Flurs den grauen Krauskopf von draußen, und ſchrie auf.

— Still! rief der Thürhüter, riefen die jungen Jeſuiten mit gedämpfter Stimme.

Lautes Weſen war hier überhaupt nicht Sitte, am wenigſten jetzt in ſtiller Nacht und bei ſolchem Ereigniß. Heftig, wenn auch leiſe, berichtete ſchleunigſt der Hausknecht, was der hemdsärmlige Lump ihm draußen angethan.

— Weil ich der Diener des Herrn Grafen bin, und zu ihm gehöre! ſchaltete Tſchirill ein, und wollte dieſem nach, der langſam im Flure fortſchritt.

— Hier giebt's keinen Grafen und keinen Grafendiener. Zurück! entgegnete der Thürhüter, und winkte dem Hausknechte.

Tſchirill ward plötzlich wie von einem Blitze erleuchtet, daß er ſeinen da hinten fortſchreitenden Herrn zum letztenmal ſähe, und ein herzzerſchneidender Schrei machte ſich Luft in ihm, und mit einem Sprunge wollte er ſeinem Herrn nach — aber die feſten Arme des Thürhüters und des Hausknechts ergriffen ihn unwiderſtehlich, und der arme Getreue flog wie ein Bündel rückwärts über die ſteinernen Stufen hinab auf das Pflaſter des Platzes. Glücklicherweiſe war der Wagen ſchon fort, an den er geflogen wäre. Unverletzt ſprang er auf in ſeiner Verzweiflung, um neuerdings einzudringen. Die Thür war zugeſchlagen und verſchloſſen.

Er ſetzte ſich auf die Stufen und weinte bitterlich. Der Regen floß jetzt in Strömen auf ihn herab; er merkte es nicht. Sein Bedürfniß war nur, an dieſer Schwelle liegen zu bleiben.

Innen im Hauſe aber wurde Graf Zdenko eine Stiege hinaufgeleitet, und dann rechts einen Corridor entlang geführt bis vor eine offene Thür. Sie führte in eine kleine Zelle. Dort mußte er eintreten. Die Thür ſchloß ſich hinter ihm. Oben, nahe der Decke des kleinen viereckigen Raumes, war ein mit Eiſenſtäben vergittertes Fenſter. Unter demſelben ein Tiſch, neben demſelben eine hölzerne Lagerſtatt, vor dieſer ein Schemel. Auf dem Schemel ſaß Pater Athanaſius. Eine kleine Lampe beleuchtete vom Tiſche her ſein Angeſicht und den grinſenden Triumph, welcher auf dieſem Angeſichte zuckte, wie Feuerflammen zucken. Endlich hatte er den gehaßten Grafenſohn, den vorgezogenen Liebhaber in ſeiner Macht.

— Du trittſt in Dein Grab, Zdenko. Lerne denn ſterben. Auf jenem Tiſche liegt ein Buch, die Edicte des Tridentiner Conciliums enthaltend. Lerne ſie auswendig und bekehre Dich zu ihnen. So lange Du ſie bezweifelſt, ſoll Dich die Pönitenz des einſamen Kerkers peinigen mit den Strafen der Ordensregel. Sobald Du ſie bekenneſt, wird Dir ungeſtörte Muße gewährt zu reumüthigem Sterben.

Zdenko, inmitten des kleinen Raums ſtehend, ſah ernſt und ohne Erregung auf den ſitzenden Methodius hinab. Er hatte gewußt, daß ſein ſchlimmer Jugendgenoſſe hier herrſche, er hatte ihn beim erſten Worte erkannt. Nahe zu ihm hintretend, ſah er ihm lange in die unheimlich leuchtenden Augen, und ſprach dann mit ſanfter Stimme:

— Wie unglücklich biſt Du, Methodius!

— Unglücklich?!

— Ein ſo langes eifriges Leben hat den Haß in Deiner Seele nicht zu tödten vermocht. Und mit der Stimme des Haſſes willſt Du mir Chriſtenthum predigen! Sieh, wie glücklich ich daneben bin. Ich werde durch Deine Stimme zurückverſetzt in die Zeit unſerer Jugend, ehe noch Leidenſchaft uns verwirrte. Ich könnte Dir die Hand bieten zum Austauſch unſerer Gedanken über Gott und göttliche Dinge —

— Wie ſie Dein ungebeſſerter heidniſcher Sinn erfindet und ausmalt in ſeiner Frechheit. Dies frevelhafte Spiel zu beenden, biſt Du hier. Dort das Buch, welches Du beſchwörſt, oder die Marter. Der verwöhnte Herrenſohn, welcher jegliche Freiheit, jegliches Gelüſt für ſich vorhanden glaubte, iſt in dieſer Stunde untergegangen. Das allgemeine Allen gleiche Geſetz ergreift ihn und demüthigt ihn. Unterwirf Dich, oder leide! — Am nächſten Sonntage werde ich kommen und nachfragen, ob ſich Dein frecher Geiſt gedemüthigt hat. Wenn nicht, dann werde ich Sonntag für Sonntag die Frage wiederholen bis zum leiblichen Tode.

— Der Dir ſanft ſein möge wie ein Kuß Gottes!

Entrüſtet über die unerſchütterliche Ruhe Zdenko's, ſtand Methodius auf und ging hinaus, die Thür hinter ſich verſchließend.

— Du haſt die Lampe vergeſſen in Deinem Unmuth! Sie iſt mir wohl nicht beſtimmt — ſprach Zdenko leiſe hinter ihm her.

Dann ſah er ſich um in der kleinen Zelle, faltete die Hände und flüſterte:

— Im Grabe bei lebendigem Leibe!

Nach langer, ſchmerzensreicher Pauſe wankte er zu dem Schemel, und als er eine zeitlang auf ihm geruht, trug er ſich den Schemel zum Tiſche und nahm das Buch, um es zu leſen.

IV.

Als das erſte Morgengrauen vom Horizonte aufdämmerte, kältete ſich die Luft und der Regen hörte auf.

Dieſe Morgenkälte fiel ſogar einem Manne beſchwerlich, der erſt vor einigen Stunden in Feuersgefahr geweſen und jetzt noch mit Brandwunden behaftet war: Medardo, der „rothen Feder“.

Er war nicht, wie Frau Golling beſorgt hatte, bis in die „Tiefe“ hinuntergeſprungen, nein, in Betreff ſeines Lebens war er augenſcheinlich gefeit: eine Wendung nach rechts hatte ihn mitten in ein Tannengebüſch verſetzt, welches ihn ſtillzuhalten und den allerdings hinter dem Gebüſch gähnenden Abgrund zu vermeiden nöthigte. In dieſem Gebüſche hatte er einige ſehr unangenehme Stunden verbracht, die Brandwunden zuckten widerwärtig, beſonders im Geſicht und an den Händen. Zum ärgſten am Kopfe, der eine ſchwere Unannehmlichkeit erfahren hatte: er hatte ſein Haar vollſtändig in Golling's Wohnſtube gelaſſen. Ein Feuerſtrom vom Bett herüber hatte das nach unten gehaltene Haupt des Durcheilenden ſchleunigſt abgeſengt.

Zuerſt alſo war ein Herumwälzen auf dem Erdboden, ſo weit dies die ſteifen Tannenzweige zuließen, das dringendſte Geſchäft für Medardo geweſen, und alsdann erſt, als er vor Erſchöpfung die Glieder nicht mehr regen konnte, war er zu der moraliſchen Betrachtung gekommen: es ſei für die Zukunft beſſer, ſolchen Expeditionen aus dem Wege zu gehen; ſie ſeien unter allen Umſtänden mißlich.

Der Himmel aber erbarmt ſich über Gerechte und Ungerechte. Auch dieſem Medardo im Tannengebüſche ſendete er jenen ausgiebigen Regen, den Tſchirill nicht merkte, den aber die „rothe Feder“ einſog wie ein Schwamm. Erſt gegen das Morgengrauen hin wurde ihm deſſen zu viel, und als der Himmel auch auf dieſe Meinung Rückſicht nahm und ſeine Schleuſen ſtopfte, da wirkte die eintretende Kälte ſo empfindlich auf den Reconvaleſcenten, daß ihm die Zähne klapperten, und daß ihm der verwegene Gedanke aufſtieg: ob er ſich nicht am Feuer des Förſterhauſes wärmen könne.

Was ſollten denn die „Böhmen“ hier noch länger erwartet haben! dachte er, und fing an, aus dem Tannengezweige hinauszuſpähen und zu horchen. Er hörte nichts. Der Donner war verſtummt, der Sturmwind war vorüber, es herrſchte völlige Stille. Das Morgengrauen wurde lichter: er ſah an der Hinterſeite des Hauſes, die oben vor ihm lag, kein menſchliches Geſchöpf. Die beiden Frauenzimmer, meinte er, werden wohl vor dem Regenguſſe untergekrochen ſein. Und er meinte richtig. Nach dem ärgerlichen

Abzuge Raupewa's, den nichts ſo gewurmt hatte, als daß er zwei verwundete Leute auf der Tragbahre forttragen laſſen mußte ſtatt der Schatzkiſte, war Mutter Gelling und Nandl mit Zahn in Trumm's Stube gekrochen, und ſie waren dort in einen leichten Schlummer der Erſchöpfung geſunken.

Medardo wagte ſich heraus und ſtieg vorſichtig bis an die Brandtrümmer hinauf. Der Regen hatte hier zwar kräftig gelöſcht, aber es rauchte doch immer noch eine recht dichte Wärme aus dem Glutheerde hervor. Sie war ihm ſehr behaglich, und er ſtand wohl eine Viertelſtunde auf einer Stelle, ſich nur wie ein Bratſpieß um ſeine eigene Axe bewegend, damit jeder Theil des klappernden Körpers die Wärme einſaugen könne. Bei dieſer ruhigen Operation machte ſein Kopf trotz der peinlichen Kahlheit eine praktiſche Bemerkung, eine Bemerkung, welche für unverletzte Lebenskraft des Aufpaſſers zeugte. Auf dem Raſen nämlich, der durch den Regen ganz rein gewaſchen war von Aſche, fiel ihm ein längliches Viereck auf von etwa ſechs Schuh Länge und zwei Schuh Breite. Dies Viereck ſchien aus einzelnen Raſenſtücken zuſammengeſetzt zu ſein. Es war ſeitwärts von der jetzt traurig ausſehenden Fichte, und weil die herabfallenden brennenden Nadeln die Grashalme angenagt, ſo erkannte man doppelt deutlich, daß dies Viereck ein neuerdings gemachter, künſtlich gemachter Raſen ſei. Medardo ſchoß ein Gedanke wie ein Licht durch das Gehirn. Hier war am Ende die vergeblich geſuchte Geldkiſte vergraben! Das war ein Geſchenk des Schickſals, denn auf der Stelle erinnerte er ſich auch, daß er unten am Rande des Tannengebüſches ein hölzernes Inſtrument, eine Gartenſchaufel, geſehen, welche Trumm da wahrſcheinlich liegen gelaſſen hatte. Raſch hinab! Wirklich, es war ein Grabſcheit.

Raſch wieder hinauf! Und nun begann das Ausgraben. Wie ſchön warm machte das! Er vergaß alle Ver- und Umſicht. Schon hatte er drei Schuh tief gearbeitet, und ruhte ſich einen Moment lang aus und wiſchte ſich den herabtriefenden Schweiß ab, da — fühlte er eine Hand auf ſeinem kahlen Scheitel. Er meinte, der Schlag treffe ihn, und konnte nicht umſchaun.

Eine Stimme nannte ſeinen Namen. Dieſe Stimme war keine feindliche, es war die Brémont's.

Dieſer Schäker, der ſonſt nicht eigentlich ein Säufer war, hatte den ſpaniſchen Wein unten im Keller ſo ſüß und anheimelnd gefunden — er ſtammte ja aus den ſpaniſchen Niederlanden — daß er bis zur Betäubung bei dem Genuſſe verweilt, und dann neben dem Faſſe in ſchweren Schlaf geſunken war. Der gut gewölbte Keller war vom Feuer verſchont geblieben, der Schläfer hatte gar nichts gemerkt von den Dingen, die ſich oben ereignet, und als er endlich aufgewacht, da war er ſehr erſtaunt geweſen, vor Balken und Trümmern kaum heraus zu können aus dem Kellerhalſe. Dieſer mündete nach der hintern Seite des Hauſes, und ſo entdeckte er gleich den grabenden Mann, der noch mit halber Leibeslänge aus ſeinem Loche hervorragte. Er hielt ihn auch gleich für Medardo, aber der kahle Scheitel machte ihn irre. Er hatte nie bemerkt, daß die „rothe Feder“ eine Perücke trage, indeſſen! — er ging langſam zu ihm, zuweilen betroffen ſeitwärts auf die Brandſtatt blickend, die er nicht zu erklären wußte.

Nun, Medarde gab ihm raſch alle Erklärungen, auch die Perücke und das Graben nach dem Schatze betreffend.

— Löſe mich eine Weile ab im Graben, ſchloß er, ich will umherſpähen, ob ſich auch niemand zeigt.

Niemand zeigte ſich. Er übernahm wieder die Arbeit von dem etwas träg und matt grabenden Brémont, und endlich blieb das Grabſcheit unten hängen.

— Jetzt kommt's!

Ein Fetzen grober Leinwand hing an der Schaufel, als ſie heraufgezogen war.

— Gegen den Roſt ſcheinen ſie Sackleinwand umgeſchlagen zu haben — all' ihr Heiligen! ſchrie er auf, und ſprang aus der Grube.

Er hatte mit den Händen zugegriffen, hatte die Leinwand auseinander geriſſen gehabt, und aus der Erde war ein menſchliches Angeſicht zum Vorſchein gekommen, das Angeſicht eines Leichnams.

Brémont erkannte ihn; er hatte die Leiche da drüben geſehen, als er des Morgens fortgeſchlichen war — es war Odontius, den Tſchirill hier begraben hatte ohne Vorwiſſen ſeines Herrn. Der Graf hatte bis zuletzt geglaubt, Odontius liege krank darnieder.

Die beiden ſonſt leidlich abgekochten Sünder ſahen einander nicht ohne ſtilles Entſetzen an, und der Gedanke kam dem einen wie dem andern: Fort von dieſem Orte, der verwünſcht und unheilbringend iſt!

Brémont übernahm die Führung. Sowie er damals, ſchlichen ſie jetzt beide rechts an der Brandſtatt und dem Wirthſchaftsgebäude vorüber nach dem Zaune, wo auch das Loch noch offen war von damals.

Erſt als ſie aus dem Walde waren, begannen ſie ein Geſpräch. Keiner hatte Luſt, dem Pater Lamormain die neue Hiobspoſt zu überbringen. Was aus dem Wagen, was aus dem alten Grafen geworden, wußten ſie gar nicht.

— Gehen wir zum Herrn Tocke! Der mag's beſtellen! ſagte Brémont.

— Du weißt ſeine Wohnung?

— Freilich. Am Lugeck, im Regensburger Hofe.

— Gut, gehen wir dahin. Ah, Du haſt ja die Ledertaſche gerettet! Das iſt doch ein kleines Beuteſtück!

— Ja, wenn die Papiere was bedeuten. Das bischen Geld iſt nicht der Rede werth, nicht des —

— Nicht des Ablieferns werth, meinſt Du?

— Du ſcheinſt es zu meinen. Und ich — ich hab' nicht viel dagegen.

— Nicht viel? Alter Wallone!

Sie theilten die Geldſtücke, und marſchirten auf die Stadt zu.

Zu ihrem Erſtaunen begegneten ſie in der Gegend von Hernals dem Herrn Tocke. Zu ſo früher Morgenſtunde!

Herr Tocke war derſelbe blonde Menſch, welchen Spath damals vom Candidaten Götzinger hatte herauskommen ſehen, als der Doctor Blandini das Heilkraut unweit des Gartens geſucht hatte für den kranken Kaiſer. Herr Tocke war ein Freund des Candidaten, und beſuchte dieſen oft, — um für den Provincial immer auf dem Laufenden zu bleiben über das Ketzer- und Verſchwörerneſt im Hernalſer Schloſſe. Candidat Götzinger hielt ihn natürlich für einen orthodoxen Lutheraner aus Görlitz, und hatte ihn ſehr gern, weil er alle dogmatiſchen Gänge des Candidaten ſo verſtändig und getreulich mitzumachen und zu erklären wußte. Herr Tocke war ſo beleſen!

Jetzt war nun Erntezeit für Herrn Tocke. In Hernals erfuhr man, was die Böhmen und wie ſie's vorhatten. Jetzt durfte man den Gang nicht ſcheuen durch die vielfachen Wachen am Thore, für welche ein Mann wie Tocke immer einen vortrefflichen Ausweiszettel in der Taſche hatte. Und auf ſolch einem Erntegange war Herr Tocke in der Morgenfrühe begriffen, als ihm die beiden Agenten begegneten.

Er liebte es nicht, öffentlich mit ſo bekannten Geſtalten zu verkehren. Er winkte ihnen alſo, ehe ſie ihn anſprechen konnten, in die Schlucht eines Weingartens hinter ihm einzutreten.

Dort hörte er ſie an. Er hörte mit Vorſicht. Denn er merkte bald, daß er in Betreff des Grafen mehr wiſſe als ſie, und er hielt es nicht für nöthig, das zu verrathen. Theilung der Kenntniſſe, ſo weit es irgend angeht, war eine jeſuitiſche Grundregel. Dieſer kleine Görlitzer brauchte ſehr wenig Schlaf. Er war heute ſchon vor der Sonne aufgeweſen, der Ausgang der Expedition hatte ihn geſtachelt, und er war im Morgendämmer zum Thürhüter des Jeſuitenhauſes geeilt. Zu ſeinem Erſtaunen hatte er auf der Treppe ein wunderliches Menſchenkind in Hemdsärmeln gefunden, das mit ihm ins Haus wollte: Tſchirill, den er nicht kannte. Der Thürhüter war ergrimmt geweſen, daß der „Lump“ immer noch da ſei, hatte ihn zurückgeſtoßen und die Thür zugeſchlagen, nachdem Herr Tocke eingetreten. Herrn Tocke hatte er dann erzählt, was es mit dieſem „Lump“ für eine Bewandtniß habe, und was in der Nacht angekommen ſei. Ein eisgrauer Mönch, weiter nichts. Eine Kiſte, wie ihm angekündigt geweſen, ſei nicht mitgekommen, und der Herr Provincial ſei in der Nacht überaus ungnädig geweſen, als er von jenem eisgrauen Mönche herausgetreten und die Nichtankunft der Kiſte erfahren habe. — Darauf hatte Herr Tocke den Thürhüter bedeutet, daß der „Lump“ da draußen beſeitigt werden müſſe. Sein Daſein vor oder gar auf der Treppe würde ja am Tage Aufſehen erregen, und der Kerl würde auch nicht unterlaſſen, den Vorübergehenden zu erzählen, was hier vorgegangen und was er ſuche. Dies gäbe Scandal. Das Kürzeſte wäre, den „Lump“ hereinzulaſſen und feſtzuſetzen. Dem Thürhüter hatte dies eingeleuchtet. Er hatte geöffnet und Tſchirill zugerufen, er möchte hereinkommen. Mit einem auffallenden Inſtinct hatte dieſer aber gemerkt, daß ſolch ein Umſchlag nichts Gutes für ihn bedeute, und hatte ſich nun langſam entfernt. Zur Beunruhigung für Herrn Tocke. Dieſer wahrſcheinliche Diener des eingebrachten „eisgrauen Mönches“, wie der Thürhüter den Grafen Zdenko nannte, war immerhin geeignet, in der Stadt oder ſonſt wo auszubringen, daß und wo ſein Herr eingeſperrt worden ſei. Jetzt entnahm Herr Tocke nun obenein, daß Medardo und Brémont ſogar nicht wußten, wohin der Graf entführt werden. Es wußte es alſo niemand, als der Lump von Diener. Das war immerhin ein Vortheil, der ausgenützt zu werden verdiente. Die Ausnützung beſtand darin, daß man den Diener ausfindig zu machen und zu ergreifen ſuchte.

Conrad mochte aber angethan ſein, wie er wollte, er war zu händelartigen Abenteuern auserſehen. Brémont nämlich kam gerade jetzt die Wipplingerſtraße entlang, um verabredetermaßen die Ledertaſche in den Regensburger Hof zu tragen, und an der Ecke des Hohen Marktes ſah dieſer den Tſchirill ſtehen, welcher ſich die Häuſer betrachtete und über den Hohen Markt zurückſchaute, ehe er in die Gaſſe eintrat. Brémont ſtutzte einen Augenblick, im nächſten aber erkannte er den Burſchen, welchen er gerade ſo, wie er daſtand, heute Nacht neben dem die Treppe herabſteigenden Grafen geſehen. Herrn Tocke's Rede, Medardo's Erklärung dazu, es war unzweifelhaft, und ſiegesgewiß ſchritt er auf den armen Burſchen zu, welcher die Gefahr nicht ahnte, ſondern ſtarr nach den Häuſern rückwärts blickte. So kam Brémont unbemerkt dicht neben ihn, und legte Hand an ihn, barſch und kurz verlangend, Tſchirill möge ihm folgen. Die Schranne am Hohen Markte war nur fünfzig Schritte entfernt. Dort wollte er ihn dem alten Pudel übergeben.

Tſchirill ſah erſchrocken in das grinſende Antlitz Brémont's. Er ſprach nichts, er that nichts. Die Proceſſe ſeines Kopfes waren langſam. Als ihm endlich klar wurde, daß er verhaftet werden ſollte, machte er aber eine ſo nachdrücklich abwehrende Bewegung, daß Brémont an die Wand des Eckhauſes flog, und Tſchirill wie ein Wieſel durch die Menſchenmenge nach den Tuchlauben hinein entſchlüpfen konnte. Brémont traf ärgerlich Anſtalt, ihm zu folgen. Das war nicht gefährlich, denn ſein lahmer Fuß geſtattete nicht eine beſonders eilige Bewegung. Aber er fing eben an zu rufen: „Ein Böhm'!“ und das war in dieſem Momente gefährlich, weil man auf ſolchen Ruf den Flüchtling aufgehalten hätte — da, da fiel Brémont, ehe noch der ganze „Böhm'“ aus der Kehle war, ſeiner vollen Länge nach hin auf's Pflaſter. Ein langer Stock war ihm zwiſchen die Beine gerathen. Natürlich gehörte dieſer Stock dem mähriſchen Ochſentreiber, der ſeines Weges weiterging, als gehörte der Stock gar nicht zu ihm. Die Leute lachten, und eh' ſich Brémont wieder aufgerichtet, war Tſchirill unter den Tuchlauben, Conrad in der Wipplingerſtraße verſchwunden.

Tſchirill hatte ſich gleich beim Eingange zu den Tuchlauben rechts gewendet, und war durch's Schultergäßchen gelaufen, hatte ſich dann wieder rechts gedreht, und kam ſo inſtinctmäßig wieder in die Wipplingerſtraße. Er hatte auch in der Flucht ſeine Richtung eingehalten, und ging nun ganz wie vorher alle Häuſer betrachtend nach der Hohen Brücke zu. Die Gefahr, mit Gefangennehmung bedroht zu ſein, ward ihm jetzt ſchon geläufig. In leidlicher Faſſung ſchritt er hinter dem Weißmantel, dem mähriſchen Ochſentreiber, her. Wenn er nicht nach den Häuſern blickte, ſah er mit einem angenehmen Gefühle auf dieſen Mantel, eine

Tracht ſeiner Heimath. Hätte er den Mann darunter nur angeredet!

Dieſer, Conrad, war auf dem Wege nach Hernals, alſo zu den Freunden des Grafen Zdenko, bei welchen die Nachricht vom Gefängnißorte des Grafen Zdenko am wirkungsvollſten angebracht werden konnte. Aber Tſchirill ahnte nicht, wer vor ihm ginge, und Conrad blickte nicht um. Bei der Wendung nach der Renngaſſe verließ er ebenein die Richtung, welche Tſchirill ſich ganz gut eingeprägt hatte. Conrad ging frech durch's obere Arſenal. Er wollte in ſeine verlaſſene Wohnung am Kegel, wo ſeine Frau im Wandſchränkchen geſtern etwas vergeſſen hatte, als ſie mit Kind und Vater und ihrer kleinen Habe nach Hernals ausgewandert war. Nicht ihretwegen ſteuerte er übrigens nach Hernals, ſondern in Folge der Nachricht, welche Pfeifer gebracht. Ein Laſtwagen mit Mehlſäcken ſollte gerüſtet und vielleicht morgen ſchon nach Wien hereingebracht werden zum Wildling'ſchen Hauſe auf der Seilerſtatt. Unter den Mehlſäcken —

— Der böhmiſche Feldhauptmann iſt nicht dumm! lachte er vor ſich hin, und trat zur Seite vor zwei Reitern, die eben aus dem oberen Arſenalhofe heraus in die Stadt ritten.

Der alte, ſteif zu Pferde ſitzende Herr war der Arſenal-Hauptmann, wie er in damaliger Sprachweiſe hieß, war Santhelier. Conrad kannte ihn vom Anſehen. Der Andere war untergeordnet, und hörte reſpectvoll auf die kurzen Worte des alten Hauptmanns. Conrad verſtand im Vorübergehen die Worte „Krems“ und „florentiniſch“, und dann ſah er, daß der untergeordnete Reiter rechts abbog in die Renngaſſe, Hauptmann Santhelier nach der Wipplingerſtraße geradeaus ritt.

— Nach Krems? dachte Conrad. Wohl über Krems nach Budweis, um Hilfe zu holen! Ehe die ankommt, werden unſere Mehlſäcke ſchon ihre Schuldigkeit gethan haben!

Und dies denkend, ſchritt er guten Muthes zum Pförtchen hinauf, welches in's Kegelgäßchen leitete. Er hatte ja Brémont da unten erſt geſehen, und ſonſt kannte ihn niemand hier im Arſenale.

Tſchirill ſeinerſeits war betrachtſam bis zu den „drei Hacken“ auf der Freiung gekommen, und dort hatte ihm ein Hausknecht auf ſeine Frage: „Schottenkloſter?“ mit der Hand gezeigt, daß es vor ihm liege zur Rechten. Endlich! Er läutete.

Der Pförtner öffnete.

— Pater Dunſtan?

— Iſt vor einer Viertelſtunde fortgeritten.

Tſchirill brach in ein bitterliches Weinen aus. Nach aller Anſtrengung, nach allem Schmerz und Schrecken täuſchte ihn nun die letzte Hoffnung Denn er meinte in ſeiner Angſt, wenn nicht ſogleich ſein Geheimniß an eine Vertrauensperſon gelange, wenn nicht ſogleich Anſtalt getroffen werde zur Hilfeleiſtung, ſo ſei ſein Herr verloren. Er knickte zuſammen an der Schwelle der Kloſterpforte und ſchluchzte wie ein Kind.

Der Pförtner, ein gutmüthiger alter Mann, ſuchte ihn aufzurichten, und meinte, ihn zu erkennen. Er war von ſchärferer Aufmerkſamkeit als Tſchirill, und erinnerte ſich, daß damals mit dem Gaſte des Pater Dunſtan ein Diener gekommen und gegangen ſei. Dieſer Diener war zwar nur beim Kommen und Gehen ſichtbar geweſen, dennoch mahnte der Krauskopf den Pförtner an jenen Diener. Er hob ihn auf, ſprach ihm Troſt zu und führte ihn in ſeine Stube. Pater Dunſtan ſei zwar über Land, und bleibe allerdings manchmal tagelang aus. Diesmal aber ſei er, ſo viel verlautet habe, nur nach Penzing hinaus, um einen Frachtwagen ausrüſten zu laſſen, und komme wohl im Laufe des Tages wieder heim, beſonders da eine Belagerung der Stadt bevorſtehe.

— Faſſe Dich nur, mein Junge, ſetzte er hinzu, ich werde Dir ein kleines Frühſtück beſorgen, und dann wirſt Du Dich ausruhen.

Tſchirill hörte kaum vor Schluchzen. Die Angſt des in der Stadt wildfremden Landburſchen kam hinzu: er werde den Weg durch die Häuſerhaufen nicht mehr finden, und er ſei ja doch der einzige Menſch, welcher den Ort wiſſe!

Darin hatte er ganz Recht. — Es wäre beſſer geweſen, wenn der ſündige Conrad, der jetzt zum Schottenthore hinunterſchritt, im Beſitze des Geheimniſſes geweſen wäre. Und doch war auch er ſeiner Freiheit nicht beſonders ſicher. Gerade jetzt, als er an's Thor kam, trat Medardo aus der Wachtſtube, wo er nicht ohne Schwierigkeit Toilette gemacht hatte, eine Toilette, hinter welcher ihn ſogar Conrad kaum erkannte. Eine ſchwarze Kappe bedeckte ſeinen Schädel bis an die Augenbrauen, und das verſengte Geſicht war trotz Reibens und Waſchens voll Blaſen und Brandflecken geblieben, viel grauſamer entſtellt als damals nach dem Fluge auf das Pflaſter vor dem „weißen Löwen“, viel grauſamer! Die beiden Gegner gingen arglos auf einander zu, und erſt als ſie dicht bei einander waren, ſchoß dem mähriſchen Ochſentreiber der Gedanke auf, dies könne — Er wendete raſch den Kopf nach der andern Seite. Medardo wurde aufmerkſam durch dieſes ſcheue Abwenden, aber ein Gardiſt trat eben zu ihm mit einer Meldung. Sie lautete dahin, daß der Feind jenſeits der Donau mit ſeiner Hauptmacht nach Aſpern hinab geſehen worden, alſo wahrſcheinlich über die Lobau-Inſel den Fluß paſſiren und von der ungariſchen Seite gegen die Stadt rücken werde. Deshalb ſolle beizeiten nur das Stuben- und Burgthor geſchloſſen, das Schottenthor aber zum Aus- und Eingang für das Bedürfniß des Proviants offen gelaſſen werden bis auf Weiteres.

Conrad hörte dies noch, und gelangte unbehelligt hinaus. Die aufgefangene Nachricht war ihm wichtig genug und erwünſcht. Das Schottenthor war ihm das liebſte zur Einpaſſirung des Mehlwagens.

Heiteren Sinnes ſchritt er auf das Hernalſer Schloß zu. Die Witterung des Morgens war angenehm. Der Himmel war bedeckt, und es wehte ein abgekühlter Luftzug. Conrad freute ſich auf die nächſten Tage, denn er hatte ſcharf und gefährlich zu thun. Das war ihm recht. Im böhmiſchen

Lager hatte es ihm nicht beſonders gefallen. Die vielen ſchweigſamen Leute, welche nicht Deutſch verſtanden, das finſtere, faſt unheimliche, an's Huſſitenthum mahnende Proteſtantenthum der Böhmen war nicht nach ſeinem Sinne geweſen. Er liebte überhaupt die Böhmen nicht, und der grelle Gegenſatz zwiſchen Herren und Dienern, das ganze ſlaviſche Weſen der gemeinen Leute paßte nicht zu ſeinem oberöſterreichiſchen Charakter. Dabei hatte es nichts zu thun, nichts zu wagen gegeben — es war ihm langweilig geworden. Jetzt aber war ihm eine wichtige Aufgabe anvertraut. Er ſollte ein gefährliches Kriegsinſtrument aus dem böhmiſchen Lager abholen und nach Wien hineinſchwärzen, damit es in Wien von den proteſtantiſchen Parteigängern zum Schrecken und Verderben der Feſtung angewendet werde. Das war etwas für ihn! Was das eigentlich für ein Inſtrument ſei, wußte er nicht genau, der Name „Petarde", welchen Herr von Wildling gebraucht heute Nacht bei der Mittheilung, war ihm fremd und unbekannt. Aber einerlei! Er würde es ſchon kennen lernen! In Hernals wollte er einen Mehlwagen rüſten laſſen zur Aufnahme deſſelben, und dann wollte er, hoffentlich heute noch, über Gumpendorf hinüber nach Schwechat zu. In der Richtung von Schwechat werde das böhmiſche Heer heranziehen. Die Meldung am Schottenthore hatte auch ſoeben die Nachricht Pfeifer's beſtätigt.

Guten Humors ſchritt er über die Grabenbrücke in den Hof des Hernalſer Schloſſes.

Da ſaßen auf einer Bank vor der Geſindeſtube die

Seinigen: ſein Weib, ſein Kind, ſein Schwiegervater. Sie genoſſen dem Kinde zu Gefallen die wohlthuende Morgenluft. Er herzte Weib und Kind, welche den weißmanteligen Ochſentreiber nicht gleich erkannt hatten, ſetzte ſich zu ihnen, und war auf kurze Zeit idylliſcher Hausvater. Er erkundigte ſich, ob das von Spath angewieſene Stübchen zureiche, und ob ſonſt Alles in Ordnung ſei. Auf kurze Zeit! Lange dauerte ſolch friedliches Behagen nicht in ihm, und beim Namen „Spath" lag es ihm zu nahe, daß er gerade mit dieſem die Anſtalten mit dem Mehlwagen beſprechen wolle.

— Wo iſt Spath? fragte Conrad.

— Drüben beim Herrn Candidaten — da kommt er!

Er trat mit dem Herrn Candidaten Götzinger und Herrn Tocke eben in den Hof. Der Herr Candidat ſchien ſeinem hellblauen Gaſte aus Wien eine Strecke weit das Geleit geben zu wollen. Wenn er es nur ohneweiters gethan hätte! Herr Tocke paßte gar nicht zu Conrad und zu deſſen bedenklichem Vorhaben. Conrad war immer vorlaut und unvorſichtig, und hielt natürlich den hellblauen Blondin, welchen er übrigens nicht kannte, für einen Religionsgenoſſen. Kathi ſagte ja auch leiſe:

— Der ſchmucke Herr iſt einer von Euren Leuten aus der Stadt, und der Herr Candidat ſoll große Stücke auf ihn halten.

Vater Hamm ſchien eine Einwendung machen zu wollen, aber da kam der Candidat mit ſeinem Gaſte ſchon heran, und fragte Conrad: ob er was Neues gehört, und wie die Sachen ſtünden, und ob das ſtreitende Iſrael unter dem verehrlichen Grafen Thurn viel Zeit brauchen werde, das götzendienerische Garizim in den Staub zu werfen?

— Ein paar lumpige Tage, Herr Candidat, mehr nicht! erwiederte Conrad.

— Mehr nicht? lispelte Herr Tocke.

— Mehr nicht. Ich bin eben auf dem Wege, ein Instrument zu holen, das gehörig „Staub werfen“ wird!

— Wieso?

— Na, Ihr sollt's schon hören, wenn Ihr ein Wiener seid und nicht weit vom Thore wohnt.

— Von welchem Thore?

Jetzt erst merkte Conrad, daß Vater Hamm ihn am Mantel zupfte. Er sah sich nach ihm um, und erkannte an Augen und Miene des alten Papas, daß da etwas nicht richtig sei, und der Herr Schwiegersohn lieber sein Maul halten solle. Conrad verstand das wohl, aber er war eine Antwort schuldig.

— Von welchem Thore? fragte nun auch der Herr Candidat.

— Vom Neuthore! sagte Conrad, und that sich mit einem Blicke auf seinen Schwiegervater etwas darauf zugute, die Neugierigen irregeleitet zu haben. Denn dem Neuthore galt der Streich nicht. Uebrigens wich er nun weiteren Fragen aus, und der Candidat ging nach kurzem Verweilen mit Herrn Tocke nach dem Thore zu.

— Warum zupftet Ihr mich denn? fragte nun leise Conrad.

— Weil ich den hellblauen Herrn, entgegnete Hamm, einmal bei Pater Lamormain geſehen, und weil ich einige Worte von ihm gehört habe, die mich mißtrauiſch machen.

— Donnerwetter! Da will ich ihm gleich nach, und ihn ſo zuſammenbeuteln, daß er —

— Nicht doch, nicht doch! riefen Hamm und Spath, und letzterer hielt Conrad zurück, hinzuſetzend, das müſſe wohl eine andere Bewandtniß haben, denn der „Hellblaue" verkehre ſchon ſeit dem Winter mit dem Herrn Candidaten, und erzähle dieſem auch Neuigkeiten von den Päpſtlichen. Das wiſſe er vom Herrn Candidaten ſelber. Er möge alſo wohl ein Zwiſchenträger für unſere Leute ſein — da kommt der Golling! Herr Gott, wie ſieht der aus! Was iſt dem begegnet?!

Golling kam von der Brandſtatt oben. Er wollte nach Wien in's Schottenkloſter, um die Meldung des Unglücks zu machen. Im Vorbeigehen nur wollte er auch der „gnädigſten Frau" Bericht abſtatten.

Natürlich mußte er erſt unten Alles erzählen, ehe ihn Spath hinaufführte. Erzählen ſo gut er's wußte von ſeiner Frau und von ſeiner Tochter. Letztere war nach Ausbruch des Brandes mit den Thieren beſchäftigt geweſen, die ſich verlaufen gewollt, und Frau Golling war nicht in der Stimmung geweſen, aufmerkſam zu bemerken. Für ſie war der böhmiſche Ueberfall ſammt dem Wagen mit dem Herrn Grafen gleichzeitig verſchwunden, Graf Zdenko war alſo auch nach Golling's Berichte von den Böhmen entführt. Dabei miſchte der verſtörte Jägersmann immer noch den verwünſchten Hirſch auf der Hütteldorfer Seite hinein, der ihn vom Hauſe weggeſprengt und den er noch obenein gefehlt habe.

Ehe es hinaufging zur Frau Baronin, nahm Conrad den Spath beiſeite, und fragte ihn, ob er den Mehlwagen allein beſchaffen könne, oder ob er dem Freiherrn davon ſagen müſſe. Spath, von des alten Grafen und Golling's Schickſal ſehr betroffen — die arme Nandl eben lag ihm ſchmerzlich im Sinn — war etwas ſchwerhörig für Conrad, und als er endlich hören und verſtehen mußte, erklärte er kurz: dem gnädigen Herrn dürfe man mit ſolch einer Geſchichte nicht kommen, der gnädigen Frau aber wolle er's ſagen, und der Wagen ſolle gerüſtet werden.

— Ich verlaß mich d'rauf! ſagte Conrad.

— Den Kukuk auch! Kann ich dafür einſtehen? erwiederte Spath, der bei aller Betroffenheit doch nüchtern blieb, und den Augenblick nicht geeignet fand, für dieſe Böhmen etwas Gefährliches zu unternehmen, welche ſoeben da oben — Ich werd's ihr ſagen, damit holla!

— Du wirſt's ſchon richten, lachte Conrad, und ich marſchir' hinüber!

Unter der Verſicherung an die Seinen, morgen, ſpäteſtens übermorgen wieder da zu ſein, wanderte er nach den Weingärten von Gumpendorf hinüber, welche in damaliger Zeit einen ſehr beliebten Wein lieferten, und nahm ſeine fernere Richtung unter dem Laaer Berge hin, um etwaigen Truppen auszuweichen, die von Wien aus als Vorpoſten nach Schwechat hin aufgeſtellt ſein könnten. Unnöthige Beſorgniß! Dazu fehlte es der Regierung in Wien an

Reitern, weil es ihr an der Beihilfe des Adels fehlte, welcher vorzugsweiſe Reiter in's Feld ſtellte. Wohl ſah man Reitertrupps aus der Badener und aus der Brucker Gegend in einzelnen Partien nach der Waldhöhe von Rauchenwart hinter Schwechat ziehen, aber dies waren Contingente proteſtantiſcher Herren, welche der böhmiſchen Armada entgegenzogen, um ſich mit ihr zu vereinigen. Unter ihnen natürlich den dicken Freiherrn von Thonradl, welcher aus ſeinem Ebergaſſing vergnügt ausrückte mit ſeinen Knechten, um in Fiſchamend den Grafen Thurn zu begrüßen.

Dort nämlich, wo die Fiſcha in die Donau mündet, und wo die große Inſel Markt-Schüttl-Au den Strom verengt, bewerkſtelligte das böhmiſche Heer ſeinen Uebergang. Bei Fiſchamünd, wie das heutige Fiſchamend genannt wurde.

Hans von Starſchädel war nicht dabei. Er war in Groß-Enzersdorf, bekannter unter dem Namen Stadtl-Enzersdorf, zurückgeblieben, um die Petarde zu bauen. In dieſem Städtchen durfte er mehr Hilfsmittel erwarten, als in einem Dorfe. Namentlich Tiſchler- und Schloſſerarbeit und Wachs. Letzteres war hier an der ſüdlichen Grenze des Marchfeldes leicht zu haben, denn man beſäte ſchon damals weite Flächen mit Haidekorn — Haiden, im Volksmunde Haarn genannt — der beliebten Nahrung für Bienen, welche hier im Spätſommer zu Millionen ſchwärmen. Das Gefäß, welches den Pulverhaufen einer Petarde in ſich ſchloß, wurde nämlich mit Wachs ausgegoſſen. Das Gefäß ſelbſt, einen coloſſalen Becher von Glockenſpeiſe, hatte Hans vorgefunden unter dem Materiale des Geſchützweſens. Es bedurfte alſo nur des Ladens und der kunſtgemäßen Verfeſtigung.

Ueber die Pulvermaſſe wurde ein Filz gelegt, welchen der Enzersdorfer Hutmacher liefern mußte, und der Guß von Wachs verſchloß ihn um und um. Im Boden des Gefäßes befindet ſich ein Loch, welches in das Metall gebohrt iſt. Dies Loch iſt die Brandröhre, durch welche das Ganze entzündet wird. Hans verſchloß dieſe Brandröhre ebenfalls mit Wachs, und ging nun an die Verfertigung des Brandröhrenſatzes — aus Mehlpulver, Salpeter und Schwefel — während Tiſchler und Schloſſer das ſogenannte Matrillbrett fertigten. In die Oeffnung dieſes Matrillbrettes wird der Petardenbecher eingenietet, und das Brett wird übrigens mit Schrauben verſehen, vermittelſt welcher das ganze Geſchoß an das einzuſprengende Thor angeſchraubt werden kann.

Der genauen Fertigung dieſer Dinge hatte Junker Hans einen ganzen Tag gewidmet. Abends war er damit zu Stande, und ließ nun Becher und Brett in dicke Lagen Werg einwickeln und mit doppelten Lagen von Sackleinwand umhüllen, ſo daß es rund und weich erſcheinen mochte wie ein Sack, welcher, mit Mehl beſprengt, unter wirklichen Mehlſäcken unverfänglich paſſiren konnte.

Am nächſten Morgen erſt brach er auf, um dem Hauptquartier Thurn's zu folgen. Dies war am Tage vorher bis über die Linie von Schwechat der Feſtung Wien nähergerückt, und hatte ſich in Kaiſer-Ebersdorf eingelagert.

Hier fand Hans günſtige Aufnahme, als er melden konnte, daß die Petarde fertig und zur Abſendung bereit ſei.

Graf Thurn berief ſogleich einen engeren Kriegsrath, und lud dazu auch einige der öſterreichiſchen Cavaliere ein, welche ſich bei ſeinem Heere eingeſtellt hatten. Unter ihnen auch Thonradl und Jörger. Dieſer, mit welchem Loß und Mitzlau gekommen waren, hatte wenig Luſt gehabt, der Einladung zu folgen. Er war eigentlich nur auf Zurathen ſeiner Frau herübergeritten. Ihm war ja dieſer ganze Krieg zuwider. Aber er mußte zugeben, daß er all' ſeinen Einfluß, daß er ſeine ganze Bedeutung als Mittelpunkt der niederöſterreichiſchen Proteſtanten verlieren müſſe, wenn er vor ſo entſcheidender Kriſis zurückwiche. Beim katholiſchen Regimente ohnehin verrufen als wichtiger Parteigänger, werde er nun auch bei der proteſtantiſchen Partei verrufen werden als halb und furchtſam, und ſo werde er ſich zwiſchen zwei Stühlen auf den Erdboden angewieſen finden, er, welcher daran gewöhnt ſei, als ein Herr und Führer betrachtet zu werden.

Er erſchien alſo, wenn auch tief verſtimmt, im Saale des Ebersdorfer Schloſſes, und ſetzte ſich neben dem widerwärtigen Thonradl und mit den böhmiſchen Rebellen an die runde Tafel, welche mit Karten von der Umgegend Wiens bedeckt war.

Thurn forderte den Herrn von Starſchädel auf, ſeine Meinung auszudrücken, wie die Beſchießung Wiens und die Anbringung der Petarde am beſten in Verbindung mit einander zu bringen ſeien.

Er erwartete eher einen niederſchlagenden, als einen belebenden Eindruck von dem Vortrage dieſes ſtockernſthaften und — wie er meinte — pedantiſchen Schülers der Niederländer. Deshalb ließ er ihn zuerſt ſprechen. Er mit den Seinen gedachte alsdann ſchon zuzudecken, was der Pedant an Lücken aufgedeckt hätte.

Hans entledigte ſich ſeiner Aufgabe in Kürze. Unter dem vorhandenen Materiale habe ſich nur die kleinere Form zu einer Petarde vorgefunden, und er müſſe ſein früheres Bedenken wiederholen, ob ein ſolcher Petardenſchlag genügen werde, eines der Wiener Thore zu ſprengen. Er kenne nur eines, welches er im Vorbeireiten flüchtig angeſehen, das Schottenthor, für deſſen doppelte Bohlen und Eiſenbeſchläge ſcheine ihm die Pulvermaſſe der Petarde nicht groß genug zu ſein.

— Es gilt nicht dem Schottenthore, unterbrach ihn Thurn, denn mit jener Seite werden wir wenig oder gar nichts zu ſchaffen haben. Die Stadt ringsum einzuſchließen, iſt kaum thunlich. Wir dürfen unſere Macht nicht allzu ſehr zertheilen. Die Waſſerverbindung durch den Canal können wir doch nicht vollſtändig abſperren. Wir werden unſere Macht darauf zuſammendrängen, ein Thor zu ſtürmen, und dazu ſoll die Petarde behilflich ſein. Auch wenn ſie nur einigermaßen wirkt, wird ſie uns gute Dienſte leiſten. Das Stubenthor iſt dazu auserſehen. Es iſt uns am leichteſten zugänglich. Die einzelnen Häuſergruppen in der entſtehenden Vorſtadt Landſtraße machen es uns leicht, bis nahe an den Wienfluß und das Glacis vorzurücken, und die Vorpoſten berichten ſoeben, daß die dortige Brücke über die

Wien jetzt noch nicht abgebrochen ſei. Uebrigens werden wir unſererſeits die Macht und Aufmerkſamkeit des Feindes zu theilen ſuchen: eine Abtheilung unſerer Truppen wird des Nachts über den Canal ſetzen unterhalb des ſogenannten Erdbergs, und wird durch den Praterwald vorrücken gegen die Schlagbrücke, als gelte es die Erſtürmung des Rothenthurmthores —

— Dies halt' ich aber für das ſtärkſte Thor! rief Thonradl.

— Wir halten es vielleicht auch dafür! fuhr Thurn fort. Dennoch ſcheint es uns rathſam, wie ich geſagt. Entweder pocht der Feind auf dieſe Stärke und wirft wenig Truppen hin, und dann nehmen wir's trotz der Stärke, oder er verſieht es mit großer Truppenmacht und entblößt dadurch das Stubenthor, auf welches wir es gemünzt haben. Natürlich werden unſere Stücke am Tage dieſes entſcheidenden Abends ununterbrochen feuern, um Schrecken zu erregen und immerwährende Anſtrengung nöthig zu machen in der Stadt. Dies iſt der Plan.

— Wie bedünkt er Euch, Starſchädel? ſprach Budowa, indem er ſich zum Aerger Thurn's gegen Hans wendete.

— Er bedünkt mich — erwiederte dieſer — wie ein Menſch mit ſchwacher Lunge, welcher einen langen und heftigen Anlauf unternimmt. Die „Stücke", welche Schrecken erregen ſollen, haben eine ſchwache Lunge. Sie ſind von ſchwachem Kaliber —

— Das wiſſen wir! fuhr Thurn auf. Der raſche Zug von Böhmen hieher hat es unmöglich gemacht, das ſtärkere

Geſchütz in großer Anzahl mitzuführen. Deshalb werden wir den Mauern ſo naherücken mit den Batterien, daß dies ausgeglichen wird. Namentlich der Burg gegenüber bietet die Höhe von Sanct Ulrich Gelegenheit, dem Ferdinand recta in die Fenſter zu ſchießen, und ich denke, das ſoll ihm den Widerſtand bald verleiden. Nicht wahr, Thonradl?

— Richtig! ſchrie dieſer, und ſprang auf. Und wir Oeſterreicher — fuhr er fort — haben auch unſere Batterie vorbereitet auf die Burg und auf den Ferdinand. Wir haben eine Schrift aufgeſetzt, welche voll Pfeffer und Salz iſt. Die legen wir ihm zur Unterſchrift vor, während Ihr von Sanct Ulrich aufſpielt. In der Angſt wird er unterſchreiben, und damit die Thore der Stadt öffnen; denn er hat alsdann die Abſchaffung aller jetzigen Mißbräuche und die Einführung eines neuen Regimentes, unſeres Regimentes, unterſchrieben. Es lebe die Rebellion der Landſtände! Es lebe die Herrſchaft des Herrenſtandes!

Wie unpaſſend dieſer Aufſchrei auch war bei einem Kriegsrathe, dem Grafen Thurn und den Seinigen war er willkommen, um weiteren Widerſpruch zu verdrängen, und der dicke, ſprudelnde Thonradl wirkte auch in der That ſo behaglich, daß Männer mit einſtimmten, welche ſein Geſchrei eben ſo unpaſſend fanden, wie Hans und der Freiherr von Jörger.

Man ſtand auf. Jörger allein blieb noch eine Weile ſitzen. Er war in Verzweiflung. Das Alles war ihm gründlich zuwider. Seine Heimath, ſein Wien, ſeines Landes Oberhaupt ſo behandelt zu ſehen, als eine Beute für fremde

Rebellen behandelt zu ſehen, und von einem Landsmanne neben ſich unwürdigen Jubel darüber vernehmen zu müſſen, das empörte ihn innerlichſt. Er war zu ſchwach, um offen dagegen aufzutreten; als er aber endlich ſeinen einſam gewordenen Sitz verlaſſen hatte, und an der Ausgangsthür dem umherpruhſtenden Thonradl begegnete, da brach der mühſam verhaltene Zorn aus ihm hervor, und er ſagte dem dicken Revolutionär im Vorübergehen halblaut zu Gehör:

— Jeder gute Oeſterreicher wird ſich noch in ſpäten Jahrhunderten der Felonie ſchämen, welche ſich hier im uralt öſterreichiſchen Hauſe der Ebersdorfe breitgemacht hat!

— Was? Felonie?! polterte der hitzige Thonradl. Wartet doch, Jörger! Was habt Ihr da geſagt?!

Jörger wartete nicht, ſondern ging, in dem alten Ebersdorfer Schloſſe wohlbekannt, einer Seitentreppe zu, welche in den Garten führte. Thonradl, jäh aufgereizt, hinter ihm her.

Dieſer Garten war berühmt durch ſeine üppige Fruchtbarkeit, wie denn heute noch der gute Boden um Ebersdorf eine Gemüſekammer für Wien iſt. Den Eingang zum Garten vom Schloſſe aus bildete ein weiter Rundplatz, von doppelter Reihe hoher Ulmenbäume eingeſäumt. Zwiſchen ihnen waren Ruheſitze angebracht, und auf einem derſelben hatte ſich ſoeben ein Cavalier niedergelaſſen. Suchte er den erquickenden Schatten, oder ſuchte er die Ausſicht nach Wien, welche ſich hier eröffnete, da der Garten nordweſtlich an's Schloß ſtieß? Der Cavalier ſah gen Wien hinaus, hinter welchem die Abendſonne unterging, und achtete nicht ſogleich auf Jörger und Thonradl, welche ſtreitend aus dem Schloſſe traten. Sie ſahen auch ihn nicht, den dunkel gekleideten jungen Mann. Er ſaß hinter der erſten Baumreihe, an einen breiten Stamm gelehnt, kehrte ihnen alſo den Rücken zu.

Es war Norbert, einſt Pater Norbert fälſchlich genannt, ehe ihm noch der Titel eines Paters gebührte, jetzt Zierotin Norbert, oder Zierotin Jaromir genannt, und mit einiger Scheu und Verwunderung angeſehen von den älteren Männern, von den jungen Cavalieren aber allmälig hingenommen als wunderlicher Standesgenoſſe, der in's rechte Geleiſe eingerüttelt werden müſſe durch Spott und Zureden. Norbert hatte ſich zureden laſſen, als Thurn erklärt hatte: ein Zierotin müſſe Zeit und Gelegenheit unter Cavalieren finden, ſich auf ſeinen Beruf zu beſinnen, auf den Beruf eines freien Edelmannes, welcher ja doch nur irrthümlich Pfaffenknecht geworden ſein könne.

Warum ſollte er ſich auch nicht zureden laſſen?! Bequemer war's doch, als wenn er die Entbehrung und Gefahr eines ernſtlich Gefangenen hätte beſtehen ſollen! Der gezwungene Uebergang vom Jeſuiten zum Ritter war ihm ja auch eigentlich ganz angemeſſen. Die Liebesleidenſchaft in ihm konnte ſich's kaum günſtiger wünſchen. Siegten die Ketzer — ſo nannte er ſie noch unwillkürlich — nun, ſo konnte er in der aufgezwungenen Laufbahn weiterſchreiten; ein Gelübde hatte er noch nicht abgelegt, es ſtand alſo dann nichts Weſentliches im Wege, daß er — —

Dennoch arbeitete die diplomatiſche Erziehung in ihm auf eigene Hand. Der Stephansthurm, den er da roth umſäumt von der Abendgluth vor ſich erblickte, mahnte ihn an die Kirche darunter, und hinter der Kirche ſah er den häßlichen „Provincial“ ſtehen mit ſeiner plebejiſchen Rauhheit. Eine Beſchwichtigung für dieſen Cerberus — meinte die diplomatiſche Gedankenwelt in ihm — wäre doch ſehr wünſchenswerth! So nahe an der Stadt und in ſo kritiſchem Augenblicke, wäre ein Lebenszeichen, das er hineinfördern könnte, doch nicht ohne Werth, wenn es nur mit irgend einer Nachricht von Bedeutung verbunden und beſchwert ſein könnte! Aber dazu ließ man ihn nicht kommen. Er erfuhr nicht mehr als jedermann im Heere; von Berathungen war er natürlich ausgeſchloſſen. Er gab ſich darum auch jetzt allmälig wieder den Bildern ſeiner Phantaſie hin, welche das ſchöne Mädchen vor ſeine Sinne zauberte, das ſchöne Mädchen, welches ihn einſame Stellen ſuchen ließ — was war das?

Er hörte heftige Stimmen, und ſie näherten ſich ſeinem Platze.

Jörger und Thonradl waren es. Sie gingen an der Baumreihe hin und her, und ſtritten ſich zornig. Jörger warf dem Thonradl in öſterreichiſch-patriotiſcher Entrüſtung vor, daß es allerdings Felonie ſei, den Lehensherrn auf ſolche Weiſe zu verrathen, den Fremden die Landeshauptſtadt durch heimliches Oeffnen der Thore zu überliefern.

— Bloß eines, Gevatter, bloß das Stubenthor, zur Feier der Frohnleichnams-Octave! Mit dem Rothenthurm iſt's ja nicht Ernſt — entgegnete lachend Thonradl, und fuhr in dieſem Tone fort.

Sein Zorn war in Heiterkeit und Spott übergeſprungen, als er gefunden hatte, daß Jörger ohne Logik ſchalt. Widerſtand wollte er ja auch leiſten, der proteſtantiſche Jörger, nur die Art und der Grad waren ihm mißfällig. Er wollte in's Waſſer gehen, ohne ſich naß zu machen!

— Dummes Zeug! höhnte Thonradl und zählte dann alle Folgen auf, wenn das Oeffnen des Thores gelungen, die Stadt erobert wäre. Du ſollſt es aber auch offen und ehrlich haben — ſchloß er — da Du das ſo nöthig brauchſt. Ja, das ſollſt Du! An demſelben Tage, an welchem vom Prater her und vom Stubenthore her das Loch aufgeſprengt werden ſoll, reiten wir unſer Zwanzig in die Stadt hinein als Parlamentäre, und ſteigen in die Burg hinauf zum Ferdinand ſelbſt, und Du, Jörger, ſollſt dabei ſein, Gott ſtraf' mich, wenn Du nicht ausgeſtoßen werden willſt aus der Landſchaft mit Schimpf und Schande. Denn ganz offen und ſonnenklar wollen wir dem Ferdinand in einer Schrift vorlegen, was wir wollen, und das ſoll er unterſchreiben. Iſt das nicht grad' und ehrlich, he? Und nun beſinn' Dich, ob Du Dich ausſchließen kannſt und willſt. Morgen früh hol' ich mir Deine Antwort.

Fort ging er.

Langſam folgte ihm Jörger. Für ein offenes Hintreten vor den Landesherrn hatte er ſelbſt immer geſprochen. Und jetzt ſollte es in ſo furchtbarer Weiſe geſchehen! Und wie konnte er ſich jetzt noch ausſchließen?!

Norbert hatte nicht Alles gehört, denn die Streitenden waren hin und her gegangen. Aber Thonradl hatte geſchrieen, und die Frohnleichnams-Octave, Prater, Stubenthor waren für Norbert ganz verſtändlich geweſen. Dieſe Nachricht konnte die Beſchwichtigung ſein, welche er für den Provincial wünſchte.

— Auf! flüſterte er, als auch Jörger im Schloſſe verſchwunden und Dunkelheit hereingebrochen war. Auf, das lohnt der Mühe!

Zu der cavaliermäßigen Behandlung, welche man ihm hatte angedeihen laſſen, gehörte es auch, daß ihm einer der mitgefangenen Guardiſten als Diener belaſſen worden war. Den wollte Norbert jetzt benützen. Er ſelbſt hätte vielleicht nicht entweichen können, als kenntliche Perſönlichkeit — er wußte es nicht, und hatte es auch bisher nicht beabſichtigt — aber ein geſchmeidiger Burſche konnte ſchon durch die Vorpoſten ſchlüpfen.

Cavaliere kamen und gingen ja mit ihrem Gefolge fortwährend ab und zu; es war ein ungeordnetes Revolutionsweſen, und der Wiener Guardiſt kannte ſo nahe bei der Stadt jeden Weg und Steg. — Er war auch bereit. Der Auftrag war ſo wichtig, daß er ihm nützen mußte. Der Sicherheit wegen ſollte er ihn mündlich überbringen, und dem Herrn Provincial ſelber!

Während der Guardiſt die Abzeichen ſeiner Kleidung entfernte, und auf der Seite nach Rauchenwart hinauf aus dem Lager ſchlich, wo keine ſo ſcharfe Aufmerkſamkeit zu befürchten ſtand, als auf der Seite gegen Wien, rollte langſam von der Lobau-Inſel her jener Karren in's Lager, auf welchem die Petarde eingebracht wurde.

Der Führer des Karrens fragte nach dem Quartier des Feldhauptmanns, und wurde vor das Ebersdorfer Schloß geführt. Hier war nach Thurn's Befehle Alles vorbereitet zur Empfangnahme. Der Karren wurde in eine Scheuntenne gezogen, und der Herr von Starſchädel ward benachrichtigt, daß er am nächſten Morgen zu dieſer Scheune kommen und dem ihn dort erwartenden Manne das Geſchoß übergeben und die Anwendung deſſelben erklären möge.

Es war die Zeit des Neumonds, und eine finſtere Nacht bedeckte die Erde. Der Himmel war bewölkt, die Luft ſtill und warm. Von Zeit zu Zeit tropfte ein wenig Regen hernieder.

Hans hatte ſich bei Budowa einquartiert und hatte zeitig ſein Lager geſucht. Selbſt Budowa war heute nicht redſelig geweſen. Die Entſcheidung rückte ſo nahe; jedermann war ernſt und ſchweigſam. Hans war zudem ermüdet und fiel bald in feſten Schlaf. Auch ſeine Ahnungen ſchwiegen heute; er hatte nur flüchtig an Hernals und an die Förſterei oben auf dem Wiener Walde gedacht, will ſagen an Ludmilla und Vater Zdenko. Von des Letzteren Schickſale war nicht ein Hauch zu ihm gedrungen.

Um dieſe Zeit aber — es war gegen zehn Uhr des Abends — erfuhr drinnen in Wien Pater Dunſtan das unglückliche Schickſal ſeines Freundes Zdenko. Gerade für ihn war er in Penzing beſchäftigt geweſen: er hatte alle Vorbereitungen zur Ueberſiedelung nach Altenburg getroffen.

hatte Wagen und Sänfte richten laſſen, und war erſt in ſpäter Abendſtunde durch's Schottenthor heimgekehrt, weil er am verſchloſſenen Burgthore zurückgewieſen worden war.

Jetzt erſt fand er Tſchirill und Golling, welche den ganzen Tag auf ihn geharrt hatten beim Pförtner.

Er verhielt ſich regungslos bei der Kunde vom Ueberfalle der Förſterei, vom Brande derſelben, von der Wegführung des Grafen. Erſt als Tſchirill erzählte, daß der Graf in die Stadt gebracht worden ſei, erhob er raſch den Arm. Langſam ſank er auf die Schulter Tſchirill's, langſam folgte die Frage:

— Weißt Du, in welches Haus?

— Ja, Pan!

— Kannſt Du mich hinführen trotz dunkler Nacht?

— Ja, Pan!

— So komm'!

Es war nicht ganz dunkel. In vielen Fenſtern waren Lichter aufgeſtellt nach obrigkeitlichem Befehl, damit das Zuſammenfahren von Material, das Ordnen und Einüben der Truppen auch während der Nachtzeit vor ſich gehen könne. Und Tſchirill mochte in mancher menſchlichen Fähigkeit vernachläſſigt ſein, in thieriſcher Fähigkeit war er ſtark ausgerüſtet. Er hätte den Weg auch im Dunkeln gefunden. Links — rechts! war eingegraben in ſeinem Sinn: links bis zum Ende der Renngaſſe, rechts geradeaus bis zum Jeſuitenhauſe. Ohne Schwanken brachte er den Pater Dunſtan vor dies Haus.

— Hier?!

— Hier.

Jetzt erſt zeigte ſich Dunſtan erſchüttert, und bedeckte mit beiden Händen ſeine Augen. So ſtand er lange ſtill; nur die zwei Worte: „Armer Zdenko!“ rangen ſich aus ſeiner Bruſt.

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ging er langſam nach dem Schottenkloſter zurück. Tſchirill folgte betroffen. Er hatte wohl erwartet, der ihm mächtig erſcheinende Herr Pater werde ſofort Einlaß begehren in das große Haus und den Herrn befreien.

Im Schottenkloſter angelangt, ſagte Pater Dunſtan zu Gelling: er möge ſich ſchlafen legen mit Tſchirill. Vor Tagesanbruch werde man ihn wecken. Dann ſolle er hinaus und Botſchaft tragen. Zunächſt nach Hernals, um ſich zu verſichern, ob Junker Hans wirklich beim böhmiſchen Heere ſei; dann zu dieſem.

Alsdann ging Pater Dunſtan die große Stiege hinauf und trat in die Zelle des Abtes, von dem er wußte, daß er bis tief in die Nacht hinein zu leſen pflege.

Bei dieſem blieb er wohl eine Stunde. Dann ging er auf ſeine Zelle und ſchrieb bis gegen Morgen. Als dieſer aufdämmerte, erhob er ſich und ſtieg hinab zum Pförtner. Gelling und Tſchirill hatten auch nicht geſchlafen, und waren ſeiner Befehle gewärtig.

— Gelling, ſprach er langſam, laß Tſchirill von Hernals hinausführen zu den Deinen. Dort bleibt er, bis ich Zeit finde hinauszukommen. Er bewacht die Brandtrümmer. Niemand ſoll ſie betreten. Du aber, Gelling, gehſt von

Hernals geraden Weges in's böhmiſche Heerlager. Bei Schwechat ſoll es ſein. Und Du erkundeſt dort den Junker Hans von Starſchädel, und übergiebſt ihm dieſes Schreiben. Verwahre es gut, und ſobald Du es abgegeben, kehre zurück zu den Deinen. Gott ſchütze Euch!

Tſchirill ging weinend mit Golling. Er wäre viel lieber in der Stadt geblieben, in der Nähe ſeines Herrn. Aber dem Herrn Pater Dunſtan gehorchte er.

Der Pförtner geleitete ſie zum Schottenthore hinüber für den Fall, daß es ſo früh am Tage noch geſchloſſen ſei. „Der Dienſt des Kloſters!“ ſollte er ſagen, damit es geöffnet werde. Es war aber geöffnet. Man ſuchte Nahrungsmittel ſo viel als möglich in die Stadt zu bringen.

Lichtgrau flog der Tag über den Himmel, als Golling und Tſchirill über die Wallgrabenbrücke vor dem Thore in's Freie hinausſchritten.

Länger wartete auch Tartſch nicht in Ebersdorf, der ſeinen Herrn wecken ſollte, wenn der Abgeſandte vom Grafen Thurn käme, um die Petarde in Empfang zu nehmen. Dieſer war ſo frühe da. Es war der Bart-Conrad, und er war nicht wenig erſtaunt, alte Bekannte zu finden in ſolcher Angelegenheit. Man hatte ihm nur geſagt: beim Herrn von Budowa wohne der Cavalier, welcher ihm Auskunft ertheilen werde.

Conrad war immer noch voll Mißtrauen gegen den Junker. Er konnte nicht vergeſſen, daß er ihn Arm in

Arm mit dem „tollen Waldſtein“ geſehen. Und jetzt war derſelbe Junker im Feldlager der Waldſtein'ſchen Feinde, und war eine Vertrauensperſon! Und deſſelben Junkers ſogenannter Vater, der ſteinreiche Graf, war geſtern erſt von dieſen Böhmen überfallen und gewaltſam fortgeführt worden, wie Golling ja ſoeben berichtet hatte! War das eine Confuſion für den ſonſt ſo ſchlauen Conrad!

Er hörte deshalb zerſtreut zu, als Junker Hans in den Bauernhof heraustrat, und ihm die Eigenſchaft der Petarde und die Art auseinanderſetzte, wie ſie vermittelſt des Matrillbrettes angeheftet werden ſollte. Hans erkannte bald, daß Conrad keine klare Vorſtellung gewann. Er ließ ſich alſo von Tartſch ein Stück Kreide geben — es war unterdeß Tag geworden — und zeichnete Metallbecher und Zündloch, und Luntenfaden und Matrillbrett an's Hausthor, und erklärte Alles nochmals. Umſonſt! Bei genauer Nachfrage fand er, daß Conrad immer noch unſicher und ungenau war.

— Nun, da bleibt nichts übrig, ſagte Hans ärgerlich, als daß wir die Petarde wieder auspacken, und daß ich Euch Alles genau zeige und vormache am Inſtrument ſelber!

— Das wird wohl 's Beſte ſein! erwiederte Conrad, der einräumte, daß er heute „begriffsſtützig“ ſei, und er ſchickte ſich an, mit dem Junker nach der Scheuntenne zu gehen, auf welcher der Karren mit der Petarde ſtand. Ich bin halt nicht ſo gefaßt, brummte er, wie der Herr Junker. Wenn man mir, ſo wie Euch, den Vater fortgeſchleppt hätte, und wär's auch nur den Pflegevater, ſo —

— Was?!

Und jetzt erfuhr Hans zum erſtenmale das Unglück, ſo weit es Conrad wußte. Er gerieth außer ſich. Conrad mußte ſich feſt mit beiden Füßen einrammen, um nicht umgeworfen zu werden von dem Fragenden, der jede Einzelheit gleichſam aus ihm herausriß. Erſt als der Name „Raupowa“ heraus war, ließ Hans los, um die Fauſt zu ballen.

— Raupowa?! ſchrie er. Wehe ihm! Böhmiſche Räuber ihr! Wo mag er hin ſein?! Wie kann ich ihn einholen?! Tartſch, die Pferde!

— Für den braucht der Herr Junker keine Pferde! Den hab' ich geſtern Abends hier ankommen ſehen mit ſeinen Gefangenen —

— Hier?! Und der Graf mit ihm?!

— Den hab' ich nicht geſehen. Es waren bloß Reiter und Fußgänger. Gefangene Fußgänger. Aber das waren nur Kriegsknechte, der alte Graf war nicht d'runter. Der könnte wohl auch nicht marſchiren.

— Führ' mich hin zu dem Schurken. Wo iſt er abgeſtiegen?

— Das weiß ich nicht! Wird wohl auf dem Schloſſe ſein, der Special des Feldhauptmanns!

— Alſo auf's Schloß! ſchrie Hans, und ſtieß eine Hand von ſich, welche ihn am Arme hielt.

Es war die Hand Budowa's, welcher von den heftigen Reden herausgelockt worden war.

— Faſſung, Faſſung, Mäßigung, Hans! Was iſt's?

In drei Worten rief ihm Hans zu, was der nichtswürdige Raupowa gethan, und eilte nach dem Schloſſe.

Budowa folgte. Es ging langſamer, als Hans wünſchte. Das Heer hatte ſich ſchon in Bewegung geſetzt, und die Gaſſen des Dorfes waren angefüllt und verſtopft von den Geſchützen und Wagen und Reitern.

Conrad folgte natürlich ebenfalls. Das war was für ſeinen „Guſto“, und der Junker gefiel ihm zum erſtenmale wieder. Das war doch ein blanker, ehrlicher Zorn!

Als ſie endlich bis zum Schloßhofe durchgedrungen waren, erfuhren ſie, daß der Feldhauptmann mit den vornehmſten Herren auf der anderen Seite des Schloſſes unter den Ulmenbäumen im Garten ſein Frühſtück einnehme. Alſo um das Schloß hinum nach dem Garten!

Da ſaßen ſie im Schatten der breitäſtigen Bäume, wohl zehn Herren.

Der Schatten war ſchon willkommen, denn die Morgenſonne war unverhüllt emporgeſtiegen, und ſendete bereits heiße Strahlen über das Dach des Schloſſes auf den runden Raum vor den Bäumen. Neben Thurn ſaß Loß, und neben Loß an der Ecke Wenzel Wilhelm von Raupowa, der eben geſucht wurde. Obwohl mit dem Geſichte nach der Richtung ſitzend, in welcher Hans raſchen Schrittes herankam, ſah Raupowa dieſen doch nicht. Er war hungrig, und war ganz in ſein Frühmahl vertieft. Erſt als er dicht vor ſich rufen hörte: „Herr Wilhelm von Raupowa!“ blickte er auf.

— Herr Wilhelm von Raupowa! wiederholte Hans mit einer Stimme entſchloſſenen Ingrimms. Iſt es wahr, daß Ihr den verehrungswürdigen Greis, den Grafen Zdenko von Zierotin, bei nächtlicher Weile in ſeiner Wohnung ränberiſch überfallen, daß Ihr die Wohnung in Brand geſteckt und den hilfloſen Greis davongeſchleppt habt? Iſt das wahr?

— Was geht's Euch an, ob ich das oder jenes gethan?

— Ja oder Nein!

— Laßt mich in Ruh —!

— Ja oder Nein!

— Oder ich weiſe Euch den Weg!

— Alſo Ja! So beginnt Ihr einen Krieg um religiöſe Freiheit! Den freiſinnigſten und frömmſten Mann, der tauſendmal mehr werth iſt. als Ihr alle zuſammen, überfallt Ihr, um ihn zu berauben —

— Deutſcher Junker —!

— Einen verehrungswürdigen Greis reißt Ihr in den Tod, denn die Lebenskraft ſeines hohen Alters hängt nur noch an einem Haar, bloß um ſein Geld zu ſtehlen, das er einer guten Sache bereitwillig und mit vollen Händen hingegeben hätte — pfui über Euch! Schande und Schmach über Euch, die Ihr mit gemeinem Sinne die reinſten Fragen des Glaubens beſudelt —

— Da, unverſchämter deutſcher Lump! ſchrie Raupowa, indem er aufſprang, ſein Schwert aus der Scheide riß, und einen Hieb auf Hans von Starſchädel führte, der ihm den Kopf ſpalten mußte, wenn er ohne Gegenwehr blieb, ſo ſehr war er ausgeholt aus vollſter Kraft des Leibes und der Wuth.

Aber die Gegenwehr war blitzſchnell da. Hans war in Handhabung der Klinge aufgewachſen, die Klinge gehorchte ihm, wie ihm ſein Arm gehorchte. Sie war jetzt aus der Scheide raſch wie ein Gedanke, ſie parirte faſt ohne Handkorb den furchtbaren Hieb, ſo daß er abglitt und tief gegen den Erdboden hinabfuhr. Dadurch kam Raupewa aus dem Gleichgewichte, und war nicht im Stande, unmittelbar einen zweiten Streich folgen zu laſſen gegen den einen Schritt zur Seite ſpringenden Gegner. Im Gegentheil! Hanſens Angriff überraſchte nun ihn, ehe er wieder in voller Deckung war, und die Hiebe des Junkers fuhren zweimal, dreimal um Raupewa's Bruſt und Hut, daß die Fetzen vom Kleid und Filze flogen. Nur weil der Sprung zur Seite den Junker auch einige Spannen vom Gegner entfernt hatte, griffen ſie nicht tief genug.

Alle ſprangen auf am Tiſche und zogen ihre Schwerter, um die Streitenden zu trennen. Ehe das aber bewerkſtelligt werden konnte, war Raupewa zu neuem Streiche um jene fehlenden Spannen vorgedrungen, hatte von neuem gehauen, war wiederum parirt worden, und hatte nun in hinreichender Nähe den ihm zugedachten Circumflex — wie der zuſchauende Conrad den Blitzſtrahl nannte — dergeſtalt über das ganze Angeſicht erhalten, daß ſein Kopf unwillkürlich zurückfuhr, und das Blut ihm über Auge und Wange herunterfluthete.

Unter großem Geſchrei waren jetzt vier bis fünf Körper und Schwerter zwiſchen die Kämpfer gefahren, und hatten ſie auseinander gedrängt. Man überſchüttete Hans mit Vorwürfen, während Raupewa in's Schloß geführt wurde; aber der einmal ergrimmte Junker erzwang ſich durch eine jähe Kreisbewegung ſeiner Waffe freien Platz, und beharrte in ſeiner herausfordernden Stellung und Rede.

— Wo iſt Graf Zdenko von Zierotin — ſchloß er dieſe Rede — wo iſt er? Ihr wißt es ſo gut wie jener Raupowa! Euer Feldhauptmann, Graf Thurn da, iſt ein Vertrauter Raupowa's! Er hat ihn ſelbſt abgeſendet aus dem Lager vor Laa, während er von mir einen Dienſt heiſchte, welcher mit ziemlicher Sicherheit ſchmählichen Tod bringt. Er hat ihn nach ſeiner Rückkunft heute Nacht hier in Ebersdorf offenbar geſprochen, hat ſeinen Bericht entgegen genommen, er iſt Mitwiſſer; ich frage den Grafen Thurn: wo iſt Graf Zdenko von Zierotin?!

Ein allgemeines Stillſchweigen erfolgte. Man ſah, daß Loß und Budowa unter dieſer widerwärtigen Anſchuldigung litten. Loß unterdrückte ein leiſes „Pfui!“ nicht. Budowa erhob unwillig die Hand gegen Thurn hin, welcher ſich am wenigſten eingemiſcht und ſich ſogar wieder geſetzt hatte, und als dieſe Handbewegung keine Folge weckte, da ſagte Budowa in ſcharfem Tone: Herr Feldhauptmann! Auch Unſereins erwartet eine Erklärung. Ich bin ganz in der Stille auch der Anſicht, daß ſolch ein Schritt gegen den edlen Zierotin, gegen ein zum Himmel ſchreiendes Opfer pfäffiſcher Verfolgung, eine recht kurioſe Einleitung wäre zu unſerm Kriege gegen die Pfaffen. Es wäre nicht ohne Werth für unſre ganze Sache — denn ſolche Späße bleiben nicht geheim — wenn unſer Feldhauptmann darüber etwas Beruhigendes zu ſagen wüßte.

Neue Stille trat ein. Graf Thurn griff ſogar zu Meſſer und Gabel. Leß aber ſchrie ihm in einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke zu: Matthias?!

Da legte Thurn Meſſer und Gabel hin und ſagte mit unwilligem Tone: 's iſt ja Alles eitel Uebertreibung! der Zierotin Zdenko iſt von Päpſtlichen aus Wien überfallen worden, und ſie haben ihm das Haus über'm Kopfe angezündet. Raupowa iſt dazu gekommen und hat den alten Knaben aus ihren Fäuſten gerettet. Geht hinüber zum Schafſtalle, da ſind die Gefangenen, welche Raupowa mitgebracht, die können's Euch erzählen.

— Wo iſt alſo Graf Zdenko? riefen einſtimmig Hans und Budowa.

— Was weiß ich! Die Päpſtlichen hatten ihn in einen Wagen geſteckt, und in dem Wagen iſt der Alte während des Tumultes davon gefahren. Raupowa weiß ſelbſt nicht wohin?!

Schweigend ſah man ſich an. War das richtig? die unerſchütterliche Ruhe Thurn's ſprach dafür.

— Der Gelling, Junker, der Gelling! unterbrach ein Ausruf Conrad's die Stille.

Gelling kam ſchweißtriefend auf den Junker zu. Frau Amalie hatte ihm ein Pferd ſatteln laſſen. Reiten war nicht ſein Geſchäft, es hatte ihn angeſtrengt, da er im Sinne der gnädigen Frau nach Möglichkeit ſchnell geritten war. Er ließ ſich in ſeiner Erſchöpfung zunächſt auf keine Anrede ein, ſondern holte aus verborgener Hintertaſche das zuſammengefaltete Papier hervor und überreichte es dem Junker mit der halblauten Aeußerung: vom Herrn Pater Dunſtan.

Hans hatte kaum angefangen zu leſen, da ſtieß er einen Schrei aus, welcher Schmerz und Entſetzen in ſich ſchloß. Er konnte nicht ſogleich weiter leſen; ſein Auge ſtarrte in's Leere.

Budowa trat theilnahmsvoll zu ihm und nahm den Zettel aus der herabhängenden Hand Starſchädel's, und da dieſer nicht wehrte, ſo las er ihn mit leiſer Stimme, ſo daß nur Hans den Inhalt vernahm:

„Freund Zdenko iſt in den Händen der Jeſuiten. Im Jeſuitenhauſe zu Wien, bei der Univerſität, liegt er in Gefangenſchaft, und ſein Jugendfeind Methodius, jetzt Provincial im Jeſuitenorden, iſt ſein Kerkermeiſter. Ich werde thun, was irgend in meinen Kräften liegt, ihn zu befreien. Aber auch im glücklichen Falle braucht dies längere Zeit. Der arme Zdenko kann während deſſen vergehn. Nur wenn die Böhmen Wien erobern, kann ihm raſch geholfen werden. Dies zu Eurer Kenntniß. Sehen wir uns in dieſem Leben nicht wieder, dann gedenkt meiner Weiſung, die ich Euch oben auf dem Walde gegeben.“

— Was iſt denn? rief nun Loß und auch Thurn, der endlich aufſtand und näher trat.

Hans war in furchtbarer innerer Bewegung, das ſah man. Endlich deutete er pantomimiſch an, daß er nur zu Thurn, Loß und Budowa ſprechen wolle. Sie folgten ihm einige Schritte ſeitwärts unter die Bäume. Hier theilte er ihnen mit wiederkehrender Faſſung den Inhalt des Schreibens mit und ſetzte einfach hinzu: Ich liebe den alten Mann wie meinen Vater, und jetzt, Graf Thurn, übernehme ich, was ich vor einigen Tagen in der Gegend von Staats abgelehnt habe: ich gehe ſelbſt mit hinein nach Wien, um das Stubenthor zu ſprengen.

— Bravo! rief Thurn; bravo, Hans! riefen Loß und Budewa.

— Von übermorgen an laßt des Abends über die Wienbrücke nach dem Walle ſorgſam hinüberſchauen, dahin, wo die Seilerſtätte hinter dem Walle liegt. Dort im Hofe eines Hauſes, welches uns Evangeliſchen offen ſteht —

— In Wildling's Hauſe?

— Ich glaube, ja. Dort werde ich eine Rakete aufſteigen laſſen. Seht Ihr ſie, ſo beginnt den Sturm auf's Stubenthor. Ehe Ihr über die Brücke ſeid, ſoll die Petarde ſpringen. Lebt wohl!

— Hans! Prächtiger Junge, ich bitte Dir Alles ab, was ich Dir angethan, rief Loß, und umarmte herzlich den Junker — aber überleg' Dir's noch einmal, Du gehſt in den Rachen des Todes.

— Es iſt überlegt! erwiederte Hans und ging. Er ſchien keinen Eindruck zu haben von der rückkehrenden Güte Loßens, ſeine Seele war mit allen Organen nur dem erwählten Ziele zugewendet.

Budewa ging mit ihm. Conrad, Golling und Tartſch folgten. Budewa ſprach wie Loß in ihn hinein, einen ſo unzweifelhaft lebensgefährlichen Schritt nicht eilig zu faſſen.

— Nicht eilig? entgegnete Hans ruhig, und der arme Greis ſtirbt wehevoll in jeder Minute! Was ſind wir denn werth, Budewa, wenn wir für die Ideale unſers Geiſtes nicht einſtehn mögen ganz und gar? wenn wir für den Inhalt unſers Herzens ein Opfer ſcheuen? Nichts ſind wir alsdann werth. Wir müſſen uns alsdann ſelbſt verachten. Was iſt ein Leben in Verachtung ſeiner ſelbſt! Der arme Greis hat mir ſein Herz geſchenkt, ein koſtbares Vaterherz, und ich liebe ihn wie ein Sohn. Es iſt nur natürlich und nichts Beſonderes, daß ich Alles daran ſetze, ihn aus den Martern ſeiner Todfeinde zu befreien. Er iſt nicht zu befreien, wenn Wien nicht erobert wird. Thurn aber erobert es nicht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote ſtehn. Ich weiß auch nicht, ob meine Beihilfe genügen wird, aber ich weiß, daß ich das einzig Mögliche verſuchen muß. Es iſt mir dies ein Bedürfniß. — Tartſch, die Pferde! Wir reiten nach Hernals. Conrad! den Karren hier auf der Scheuntenne beſpannen laſſen und mir ſogleich nach Hernals folgen. Ihr braucht keine weitere Inſtruction, ich ſelbſt übernehme die Ausführung —

— Ah! rief Conrad, dem der verdächtige Junker ſeit einer halben Stunde unbändig gefiel. — Um Gotteswillen nicht! ſchrie Tartſch.

— Du bleibſt in Hernals, Tartſch, ohne Widerrede! und wenn ich verloren gehe, ſo wende Dich an dieſen Herrn hier, an Herrn Wenzel von Budowa, er wird Dir bereitwillig ſein. Nicht?

— Natürlich.

— Wie ſteht es mit dem Mehlwagen, Conrad?

— Spath beſorgt ihn.

— Gut. Und nun vorwärts. Die Pferde, Tartſch!

Wir müſſen noch bei Tage mit unſern Säcken am Schottenthore ſein, denn jetzt bei Anrückung des Belagerungsheeres in ſolcher Nähe werden ſie Abends das Thor nicht mehr öffnen. Habt Dank, Herr Budowa, für raſch geſchenkte Freundſchaft! Gelingt es, ſo ſehen wir uns bald wieder. Mißlingt es, ſo laßt Euch die Sorge um den Greis empfohlen ſein. Wer weiß, ob Ihr nicht bei etwaigen Unterhandlungen ſeinen Namen nennen, ſeine Auslieferung zu einer Bedingung machen könnt. Gott ſchütze Euch!

Budowa umarmte ihn liebevoll und verließ ihn nicht, bis er von dannen ſprengte.

Um nicht durch den Heereszug aufgehalten zu werden, ritt Hans bis nach der Himberger Straße hinüber, und erreichte in weitem Bogen das Thal der Wien hinter Gumpendorf. Noch vor der Mittagsſtunde war er in Hernals.

Der Ritt im warmen Sonnenſchein hatte ihn aufgeregt. Die entſchloſſene Ruhe war in drängende Haſt übergegangen, und er kümmerte ſich um nichts, als um die Vorbereitungen zu ſeinem Werke. Von den Einwohnern des Schloſſes war nur Spath für ihn vorhanden, der alle Hilfsmittel ſtellen ſollte. Auch einen bäuriſchen Anzug, der mit Mehl beſtreut wurde, und einen Stock für die Rakete. Auch die Werkzeuge zum glatten Abraſiren des Bartes; Tartſch hatte nichts für dieſen Zweck im Mantelſacke, und erwies ſich ſehr ungeſchickt in dieſer Operation; er ſchund und ſchnitt den Junker grauſam, und das pudernde Mehl war auch für das zerfleiſchte Geſicht willkommen.

Erſt als er ein fertiger Müllerknecht aus der Geſindeſtube hervorging, und Conrad mit dem Karren noch nicht angekommen war, dachte Hans daran, nach den Damen des Hauſes zu fragen. Er hätte es früher thun müſſen, wenn nur der kleinſte Gedanke von Eitelkeit jetzt in ihm Raum gehabt hätte, denn empfehlend ſah er nicht aus als Mühlknecht.

Er erfuhr, daß Frau Amalie oben ſei und Fräulein Ludmilla. Letzteres berührte wohl ſein Herz, aber in ganz andrer Weiſe als bisher. Einen Blick auf ſie, einen Blick von ihr zu gewinnen, war Alles, was er im Drange ſeiner jetzigen Aufgabe wünſchen mochte. Keine Unterredung, keinen Austauſch von Gedanken und Gefühlen! Er meinte nicht theilen zu können in der Hingebung. All ſeine Hingebung ſollte jetzt dem gepeinigten Pflegevater gehören. Vielleicht ahnte er auch ein ſtark egoiſtiſches Element in Ludmilla und fürchtete, dies könne ſeine opferluſtige Neigung für den Pflegevater bekritteln und beeinträchtigen wollen. Nur das nicht, nur jetzt nicht!

So ging er ſtracks zum Zimmer der Frau Amalie und klopfte an und trat ein. Sie erkannte ihn nicht ſogleich, und als er ihr mitgetheilt, was er vorhabe — ihr, aber nur ihr wollte er es mittheilen — da reichte ſie ihm die Hand. Eine Thräne zitterte in ihrem Auge.

Er bat ſie um Sorge für ſeinen Diener, wenn er lange oder — ganz ausbleiben ſollte.

— Natürlich, lieber Junker! Wir werden uns alle gegenſeitig brauchen, wenn die Einnahme Wiens nicht gelingt. Hernals wird alsdann dafür büßen müſſen, daß es ein Mittelpunkt der Ketzer geweſen, darauf bin ich gefaßt. Was übrigens Euch betrifft, ſo beauftragt nur einen unſcheinbaren Menſchen in Wien, daß er an Iſabella Harrach Nachricht bringt, wenn Euch ein Unglück begegnen ſollte. Sie kann durch ihren Vater unter allen Umſtänden eine Hilfe bieten. Und ſie wird. Geſtern noch war ſie eine Viertelſtunde hier. Das gute Geſchöpf leidet ebenfalls. Die Verbindung mit Waldſtein iſt keineswegs der Wunſch ihres Herzens, und ich habe ihr zum erſten Male geradezu gerathen, ihren Vater um Auflöſung des Verhältniſſes anzugehn. Das edle Mädchen antwortete kaum hörbar: Wie könnt' ich das, da mein Verlobter jetzt ein Bettler iſt! — Vergeßt ja nicht, Jemand mit Nachricht für ſie zu beauftragen! Sie nimmt herzlichen Antheil an Euch —

Da ging die Thür auf, und Ludmilla erſchien. Sie ſchien nichts zu wiſſen von der Ankunft des Junkers, und ſah jetzt ſein Antlitz nicht, da er abgewendet nach dem Hofe hinab blickte, ob denn Conrad noch immer nicht anlangte. Als er ſich herum wendete, ſchrie ſie überraſcht auf, und es war nicht der Ton angenehmer Ueberraſchung. Wie ſchaut Ihr aus! Wie garſtig! rief ſie.

Der in ihr vorgehende Gedankenproceß war für Hans recht ungünſtig. Sie hatte es ſchon übel vermerkt, daß er nach Laa geritten war, ohne ſie nochmals zu ſprechen, wenigſtens zu ſehn. Dann war die Zerſtreuung eingetreten durch den galanten Vetter Rudolph, der ſich erſt geſtern Abends ſo verbindlich bei ihr verabſchiedet hatte. In ihrer Liebe zu Hans war kein Wandel eingetreten, aber ihre Eitelkeit meinte doch, ärgerlich ſein zu dürfen. Und nun äußerte ſich der

Aerger über das unvortheilhafte, widerwärtige Ausſehn des Geliebten, welcher ſie übrigens gar nicht hatte wiſſen laſſen, daß er im Schloſſe ſei. Sie fand ihn ja jetzt ganz zufällig! Dies Alles verſtimmte das immerhin eigenſinnige Geſchöpf. Und dabei richtete er kaum ein Wort an ſie, ſondern wendete ſeine Blicke immer wieder nach dem Fenſter — ah, und nun wollte er ſogar eiligſt fort, als ein Wagen in den Hof fuhr —!

Es war der Karren Conrad's. Hans brach wirklich auf, und nachdem er der Frau Amalie die Hand gereicht, hielt er ſie auch ihr hin zum Abſchiede —

— So kurz und plötzlich? rief ſie, halb verletzt, halb erſchreckt — und ohne daß Ihr mir ſagt, was Ihr vorhabt in dieſer abſcheulichen Verkleidung?!

— Ich darf nichts davon ſagen, liebes Fräulein. Das Leben meines Pflegevaters ſteht auf dem Spiele, mein eigenes, und vielleicht das Gelingen des ganzen Kriegs. Verkennt mich nicht! Meine Seele iſt in Aufruhr und nur einem Ziele zugewendet. Gedenket mein, wie ich Euer gedenken werde, und ſeid behütet von Gottes Gnade.

Hinaus war er, hinab; die Umladung der Petarde auf den bereitſtehenden Mehlwagen war ſein nächſtes Geſchäft. Hohl ſollte ſie liegen und doch wohl verdeckt. Der fahrende Knecht mußte unterrichtet werden, daß er am Thor zu ſagen habe im Fall der Anfrage: die Ladung komme von Kloſterneuburg; Conrad mußte in die Müllerjacke geſteckt und eingepudert werden; deſſen Weib und Schwiegervater mußten in Spath's Wohnung zurückgehalten bleiben, damit nicht neue Nachfrage und Einſprache entſtehe. Hans war feſt geſammelt für ſeinen Zweck. Es geſchah Alles genau, und als er und Conrad auf die Mehlſäcke hinaufgeklettert waren, als der Mehlwagen nach dem Hofthore hinaus knarrte, da ſah er nicht mehr rückwärts. Er ſah nicht hinauf nach dem Fenſter der Frau Amalie, an welchem dieſe und Ludmilla ſtanden, er dachte nicht daran, daß die Geliebte tief beleidigt ſein könne durch ſeine Unaufmerkſamkeit und Schweigſamkeit.

Es ward kein Wort geſprochen auf dem Wagen, welcher ſich langſam fortbewegte. Die Mittagsſonne brannte heiß. Der Bart-Conrad, ſonſt ein ſo herausforderndes Schwatzmaul, war ſich diesmal doch auch bewußt, daß er in den Rachen einer Lebensgefahr hineingezogen werde. Dieſe verſteckte Pulvermaſchine unter den Säcken war ihm überhaupt unheimlich. Schon auf dem Karren von Ebersdorf herüber hatte er ihr mit Beſorgniß zugeſehn, wenn ſie ein wenig aufgerüttelt wurde von einem Steine des Feldweges, der den Wagen aufhüpfen machte. Sonſt war er doch wahrhaftig kein ängſtlicher Menſch! Aber er hatte etwas geerbt vom Weſen der Ritter, wenigſtens der Raubritter: Tapferkeit mit Fauſt und Gliedern, das war ſein Element bis zum Aeußerſten. Jedoch Tapferkeit im Stillhalten, Tapferkeit gegen geheimnißvolle Kräfte, die er nicht ſehen, nicht berechnen konnte, das war nicht ſein Geſchmack. Und er war wirklich nicht klug geworden aus der Beſchreibung, welche ihm Hans heute Morgen hatte angedeihn laſſen: deshalb ſchaute er jetzt mit doppelter Scheu auf die Stelle unter den Mehlſäcken, wo das „Ding" ſteckte. Mit einem Worte, es war ihm unheimlich zu Muthe, und er fand es albern, daß er nicht wenigſtens ſeiner

Kathi und der kleinen Joſephe noch ein herzhaftes „Bußerl“ gegeben zum Abſchiede, wer weiß, ob — —!

Hans blickte mit heißem, trocknem Auge auf die Wälle der Stadt, welchen ſie näher und näher rückten. Endlich waren ſie auf der Wallgrabenbrücke des Schottenthores — da dröhnte ein dumpfer Schall durch die Luft und ein zweiter, ein dritter! Es waren die erſten Kanonenſchüſſe, welche von der Vorſtadt „Landſtraße“ auf die Feſtung Wien abgefeuert wurden. Sie wirkten wie jeder Anfang überraſchend und ſtark. Alles drängte in's Thor hinein, und auch der verſtärkte Wachtpoſten innen markirte den Eindruck, daß es nun ernſt und gefährlich würde. Der Kutſcher des Mehlwagens wurde nicht gefragt: woher? und wohin? Man rief ihm nur zu, daß er ſich beeilen müſſe, wenn er wieder heraus wolle, denn das Thor werde geſchloſſen werden, der „Böhm“ fange an zu ſchießen.

Jetzt wäre es Hans und Conrad wohl vortheilhafter geweſen, wenn man ſie nicht eingelaſſen, ja ſelbſt wenn man ſie erkannt und feſtgenommen hätte! Jetzt aber ließ man ſie unbehindert ein, damit ſie bis über Hals und Lippen in den Strudel gerathen konnten!

Die Straßen der Stadt, bis jetzt voll und belebt von all Denen, welche ſich rüſten und mit Vorräthen verſehen mochten, ſie leerten ſich bei dieſen erſten Kanonenſchüſſen mit unglaublicher Schnelle und Geſchicklichkeit. Jedermann ſah im Davonlaufen ſcheu in die Höhe, ob eine Kugel gerade durch dieſe Gaſſe ſpaziert käme.

Der Wagen fand nicht das geringſte Hinderniß bis zur

Seilerſtätte hinunter. Das Wildling'ſche Haus dort war ſein Ziel. Als er ſtill hielt, puffte eine Kanonenkugel an den oberſten Stock, prallte ab und fiel nahe am Wagen auf's Pflaſter.

— Na, das fehlte noch, daß die dummen Böhmen uns treffen, die wir —

— Still! rief Hans halblaut.

Das Einſchlagen der Kugel hatte Conrad von ſeiner unheimlichen Stimmung befreit und hatte Hans im Gegentheil einen traurigen Eindruck gemacht. Das Abprallen der Kugel war ein Zeichen von Kraftloſigkeit, und doch war die Seilerſtätte zunächſt dem Walle. Was konnte von ſo machtloſen Kugeln erwartet werden!

Uebrigens nützte dieſe Kugel den Ankommenden. Die Seilerſtatt wurde leer, wie eine gefegte Tenne, und das Abladen einiger Mehlſäcke, unter ihnen des Petardenſacks, wurde von Conrad und dem herbeigerufenen Jobſt ohne irgend eine Störung bewerkſtelligt. Das Haus ſchloß ſich, und der Wagen mit den übrigen Säcken bewegte ſich zu dem Bäcker, welcher dem Kutſcher im Voraus bezeichnet war.

Trotzdem war der Vorgang beobachtet worden und zog unmittelbare Folgen nach ſich.

Seit der Mittagsſtunde nämlich war ein Mann angeſtellt, die Seilerſtätte, und auf ihr beſonders das Wildling'ſche Haus, ſcharf im Auge zu behalten. Die Kanonenkugel hatte auch ihn in ein Hausthor gejagt, das Abladen einiger Mehlſäcke aber konnte er doch melden und er konnte hinzuſetzen: zwei Müllerknechte ſeien nicht mehr herausgekommen aus dem Wildling'ſchen Hauſe; der Wagen ſei ohne ſie fortgeſahren.

Die Seilerſtätte und das Wildling'ſche Haus waren ſchon nach der Orontius-Affaire durch Gangelberger als verdächtig an die Stadtguardia bezeichnet worden. Als nun Herr Tocke mit dem ledernen Sack voll von Papieren des Grafen Zdenko zum Herrn Provincial gekommen war, da hatte er nicht unterlaſſen, die Conrad'ſchen Worte von einer verrätheriſchen Oeffnung des Neuthores innerhalb der Stadt vermittelſt eines „ſtaubwerfenden“ Inſtrumentes getreulich zu überliefern. Der Begriff „Neuthor“ hatte zur Folge gehabt, daß man den „weißen Löwen“ im Salzgries in der Nähe des „neuen“ Thores unter geheime Aufſicht geſtellt hatte. Heute Vormittag aber war eine neue „Poſt“ eingelaufen. Es war der Bote Norbert's vor dem Provincial erſchienen, und hatte die „Frohnleichnamsoctave“ und das „Stubenthor“ als Zeit und Ort eines Verraths innerhalb der Mauern genannt. In der Frohnleichnamsoctave — ſo heißen die acht Tage zwiſchen dem 30. Mai und 6. Juni — befand man ſich ſchon, der Kalender zeigte den dritten Juni! Hier ſchien alſo die Gefahr ſehr nahe, und hier war das Wildling'ſche Haus der wahrſcheinliche Sitz derſelben. Deshalb der Aufpaſſer. Dieſer war beauftragt, jeden ungewöhnlichen Vorgang ſogleich im Wachthauſe neben dem Jakoberkloſter anzuzeigen, und dieſer Aufpaſſer kam denn jetzt mit der Meldung: daß die Knechte des Mehlwagens das Wildling'ſche Haus nicht mehr verlaſſen hätten. Von dort wurde es weiter gemeldet an die höhere Inſtanz, und binnen einer halben Stunde war ein Officier der Stadtguardia mit einem ganzen Dutzend ſeiner Leute unterwegs, das Wildling'ſche Haus von oben bis unten zu durchſuchen.

Deſſen war Wildling übrigens ſchon lange gewärtig und hatte ſich vorgeſehn. Das Hinterhaus war abgeſperrt und verſteckt wie eine Kaſematte. Es enthielt jenes Kellergeſchoß, wo damals Odontius gepredigt, und die zwei Eingänge zu dieſem Kellergeſchoſſe waren kaum zu entdecken. Der eine war in Jobſtens Küche, der andre hinter einer dunklen Treppe des Vorderhauſes. Vor beiden Eingängen ſtanden hohe Kleiderſchränke, innerhalb deren drei Reihen von Kleidern hingen.

Durch den Schrank in Jobſtens Küche war Hans, Conrad und der Petardenſack durch den Betſaal in's Kellergeſchoß hinab gebracht worden, und ſie gingen dort ſogleich an die Auspackung der Petarde und des zu ihr gehörigen Materials.

Herr von Wildling, das magre, kahlhäuptige Männchen von etwa fünfzig Jahren, ſah neugierig zu, wie der metall'ne Kern allmählig herausgeſchält wurde, und ſchilderte dem Junker Hans, was er ihm für Menſchenkräfte zur Ausführung des Werkes ſtellen könne. Außer dem Raſchmacher Urban und dem Schuhflicker Pfeifer, welche beide zugegen waren, ſtünden noch zehn handfeſte Bürger zu Gebote, welche ſich beim Dunkelwerden einſtellen würden. Zum Theil ſchon früher — fuhr er fort — denn es iſt heute von oben befohlen worden, daß von neun Uhr an des Abends Niemand mehr auf der Straße erſcheinen darf.

— Das bildete mit uns, ſprach Hans, ein Contingent von etwa fünfzehn Mann. Graf Thurn hat mir aber damals in Staats erzählt, daß Ihr ihm in Taſſowicz eine Mannſchaft zugeſagt habt —

— Allerdings, von circa vierzig Mann. Einige zwanzig Arbeitsleute ſtehn uns noch bereit, Salzſchiffer, Ziegelſtreicher, Schuhſter- und Schneidergeſellen. Die ſind gegen Abend immer in kleinen Weinſchänken vertheilt und zechen da auf meine Koſten —

— Auf Koſten des Fonds! ſchaltete Urban ein, der Naſchmacher.

— Des Fonds, ja, ſo lange er voll iſt. Kurz, dieſe Leute ſind unſer jeden Abend gewärtig, und die Buben Jobſtens holen ſie herbei binnen einer Viertelſtunde. Dort im Winkel lehnen, wie Ihr ſeht, Spieße für ſie in hinreichender Anzahl.

— Macht fünf und dreißig Mann — ohne Disciplin und Kriegskunde. — Können ſie heute Abend alle hier ſein, um durch mich im Nothwendigſten inſtruirt zu werden?

— Ja freilich!

— Wie ſtark war bis jetzt die Wache beſetzt neben dem Thor?

— Mit etwa zwanzig Mann.

— Das wird jetzt anders werden, ſeit die Beſchießung angefangen!

— Mag ſein! Aber wir haben auch noch eine ganz andere Hilfsquelle. Blanke Silbergulden — nicht bloß aus dem Fond, wie Meiſter Urban glaubt — haben uns in den Compagnien der Feinde drei Zuträger erworben. Von denen erfahren wir täglich die Loſungsworte und was der Feind ſonſt vorhat. Das wird Euch als Commandanten ſehr zu Statten kommen. Ferner hab ich drei Fäſſer ungriſchen Wein von der hitzigſten Sorte in den Keller ſchroten laſſen, die ſollen uns wie drei Pulverfäſſer dienen. Drüben neben dem Jakoberkloſter nämlich, dicht unter'm Walle, iſt ein's jener „Loſamentshäuſel“, welches die Kriegsleute beſonders gemüthlich finden. Dorthin abſentiren ſie ſich von der Thorwache äußerſt gern und in großer Schaar. Dorthin nun ſoll am entſcheidenden Abend ein Faß um's andere des hitzigen Ungriſchen gebracht werden wie von „oben“ kommend, um „Animo“ unter die Kriegsknechte zu bringen. Ich ſteh dafür, daß binnen einer halben Stunde das Wachthaus leer und das Loſamentshäuſel voll iſt und wir freie Hand bekommen.

— Gut. Das nächſte Erforderniß iſt nun, daß ich das Thor recognoscire. Wer führt mich?!

— Jetzt am lichten Tage?

— Während der erſten Beſchießung, welcher Jedermann ausweicht, wird es am leichteſten ausführbar ſein — was iſt?

Der älteſte Bube Jobſtens fiel mehr als er lief die kleine Treppe herab und meldete angſtvoll, daß ein großer Trupp der Guardia Haus und Hof beſetze —

— Löſcht die Lichter aus! flüſterte Wildling nach kurzer Pauſe des Schreckens. — Jobſt und Deine Mutter ſollen ſich bereitwillig zeigen, alle Zimmer zu öffnen, und ſollen aufſchaun, daß nichts geſtohlen werde — ich ſei nicht daheim — ſei auf die Burg gegangen — ſpring!

Die nächſte Viertelſtunde war unangenehm in der finſtern

Kaſematte. Beſonders als durch die raſch gebildete Vorpoſtenkette die Nachricht kam: der Officier fände, daß ein breites Stück Mauer im Hofe nicht ſtimmen wolle zu den erſichtlichen Räumen, und daß der große Schrank hinter der Treppe im Hausflur aufgeſchloſſen werden müſſe —

Das gab eine ziemliche Pauſe. — Raſchmacher Urban ſagte leiſe: Finden ſie den Weg, dann ſtill vorn in die Ecken und alle herunterlaſſen! Alsdann erſt hinaus und die eiſerne Thür zugeſchlagen! Hier können ſie verhungern, kein Menſch hört was von ihnen!

Niemand erwiederte einen Laut. Das mochte für Zuſtimmung gelten.

Eine lange Pauſe des Stillſchweigens trat wieder ein. — Plötzlich hörte man ein halblautes Pfeifen von oben, welches den Anfang einer Volksmelodie modulirte —

— Es ſteht gut! flüſterte Wildling, das iſt der älteſte Bub, welcher das Sicherheitszeichen pfeift.

Endlich kam Jobſt ſelbſt. Die langen Gliedmaßen ſchlotterten ihm ſehr, aber er weinte jetzt nicht. Das that er nur bei Rührung, und Rührung war ihm jetzt ferne. Halb war er erſchrocken, halb war er ingrimmig. Sie hatten Alles durchſucht, auch den Mehlſack, der noch im Hausflur geſtanden. Sie müßten etwas wittern, denn ſie hätten von einer Pulvermaſchine geſprochen, welche im Mehlſacke ſtecken könne. Und da hätten die Spitzbuben den ganzen Mehlſack mitgenommen. Glücklicherweiſe ſei die „rothe Feder“ nicht dabei geweſen, ſonſt wär's nicht ſo kurz abgelaufen. Aber das Haus, habe der Officier geſagt, bliebe Tag und Nacht unter „Vigilanz“.

Dies war das Schlimmſte. Nun mußten die Buben fort und abbeſtellen für den Abend. Einige Tage mußte gewartet werden. Lange würde die „Vigilanz“ nicht aushalten, meinte Wildling. Sie brauchten ihre Leute nothwendiger, wenn der Böhm brav ſchieße.

Er hatte ganz Recht. Die Stimmung in der Stadt Wien und eben in der Burg war eine ſehr gedrückte und ängſtliche. Die Kanonenkugeln hatten einen ſtarken Eindruck gemacht, und was noch ſchlimmer war: Niemand wußte auf eine Hilfe hinzuweiſen. Im Gegentheile! es verbreitete ſich das Gerücht: der Lumpenburger Zierotin rücke mit einem zweiten Rebellenheer über Gänſerndorf herab und werde von der Waſſer- und Schottenſeite Wien zuſammenſchnüren und zuſammenſchießen! Wer nur ſonſt Zutritt hatte und einen Ruhepunkt finden konnte zwiſchen den Kanonenſchüſſen, der ſchlich in die Burg, um alle nachtheiligen Gerüchte an den Mann zu bringen. Der Mann, welchem ſie alle zukommen ſollten, war natürlich der König. Er müßte doch Alles wiſſen, wenn er das Ganze retten ſollte! meinten ſie. Und mit dem Ganzen meinten ſie ſich.

König Ferdinand's Lage war ſehr ſchwer. Sie wäre erdrückend für ihn geworden, wenn er nicht einen ſo ſtarken Glauben beſeſſen. Er glaubte feſt an das alleinige Recht ſeiner Kirche, und daß Gott ſie erretten und zum Siege führen werde, ja führen müſſe. Der Sache Gottes iſt ja doch ſtets der endliche Sieg! In ſolcher Sicherheit war ihm alle Noth nur ein Uebergang, nur eine Frage der Zeit. Daß er perſönlich in dieſer Noth des Uebergangs betroffen und im irdiſchen Sinne zerſchmettert werden könne, das verbarg er ſich nicht; denn er war bei aller Hingebung an die Kirche von nüchternem Verſtande. Er ſah es vor ſich, daß dieſer Donner und Regen von Kugeln mit ſeinem perſönlichen Untergange enden könne, und als die Nacht auf dieſen erſten Tag der Belagerung herabſank, da ſank auch er in die Kniee und betete inbrünſtig um Stärke und Ausdauer.

Er that dies in ſeinem Schlafzimmer vor einem metallenen Crucifix und im Dunkeln; dem Diener, welcher brennende Kerzen brachte, hatte er fortgewinkt, und der Diener hatte gemeint, es ſolle der Feinde wegen das Licht in den Fenſtern vermieden werden. Denn die Zimmer des Königs gingen auf die Baſtei hinaus. Der König aber hatte es gethan, um volle Sammlung zu gewinnen für ſein Gebet.

Er gewann ſie auch. Die Welt der gläubigen Phantaſie war übermächtig in ihm; ſie öffnete ihm ſtets alle Pforten, alle Thore, ſie trug ihn durch die Lüfte und zeigte ihm die Himmel und deren Bewohner getreulich ſo, ganz ſo wie die Legenden ſeiner Kirche das Himmelreich ſchilderten und ausmalten — das Metall des Crucifixes ſteigerte den ihm innewohnenden Schimmer von Minute zu Minute feuriger, und bildete einen Sonnenrahmen zauberiſchen Lichtes, die Muſik der Engel kam näher und näher zu ſeinem Ohr, und er verſtand allmählig die Worte einer Stimme, welche lauteten: „Gott iſt mit Dir und wird Dir helfen!“

Sein Haupt ſank auf die Bruſt, er ſchien der Erde ganz entrückt zu ſein. Daß die Thür aufging und eine dunkle Geſtalt eintrat, wurde er nicht gewahr.

Wohl eine Viertelſtunde lang dauerte des Königs Gebet. Wer mag ſondern, was Hallucination ſei in eines gläubigen Menſchen Seele, was Kraft des höheren Gedankens? Alle Religionen adeln das Wort „Hallucination“ mit dem Ausdrucke „Verzückung“. Sie iſt die Brücke zum Wunder. Der Nüchterne wird ſie ſtets mit Mißtrauen anſehn, den Phantaſiereichen wird ſie ſtets beglücken.

Die dunkle Geſtalt an der Thür ſprach endlich mit leiſer Stimme: Amen!

Der König hob das Haupt, bekreuzigte ſich und ſtand auf. Er kannte die Amen ſprechende Stimme und ſagte nach kurzer Pauſe: Lieber Pater Bartholomäus, das Gebet hat mich tief erquickt. Ich ſah keinen Schutz bei Menſchen und flehte zu unſerm Herrn: „Chriſtus, Erlöſer des Menſchengeſchlechtes, Du weißt, daß ich Deine Ehre ſuche, nicht die meine! Iſt es Dein Wille, daß ich in dieſer Noth meinen Feinden unterliege, daß ich ihrem Spotte bloßgeſtellt und mit Schmach überſchüttet werde, ſo will ich dieſen bittren Kelch trinken. Dein Wille geſchehe! Ich Unwürdiger bin zu Allem bereit.“ Und ſiehe! Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, ſo ward ich voll Hoffnung, das Kreuz dort leuchtete im Dunkeln wie eine aufgehende Sonne, alle Wolken verſchwanden, die Himmel öffneten ſich vor mir, und ich hörte deutlich die Worte: „Dein Glaube ruht auf Felſengrund; Gott iſt mit Dir und wird Dir helfen!“

Amen! ſprach nochmals der greiſe Jeſuitenpater, ein milder, frommer Mann, und langſam ſetzte er hinzu: die Opfer, welche uns auferlegt werden, melden ſich ſchreiend. So eben kommt vom Thurme die Nachricht, daß der Hof unſers Ordens in Mauer, wo wir ſo gern verweilten, in Flammen ſteht —

— Oh!

— Die Röthe dort über den Gumpendorfer Weingärten — ſeht, ſeht wie ſie anſchwillt! ſie zeigt uns die Brandfackel, welche der Huſſit über uns ſchwingt. — Noch mehr! Unſer kluger Rath Eggenberg, deſſen wir jetzt ſo dringend bedürften, hat plötzlich ausgeſpannt.

— Wie?!

— Wir ſtanden bei einander drüben im kleinen Rathszimmer, welches über den Luſtgarten nach der Stadt hinüber ſchaut, da verſagt ihm der Fuß und er ſinkt zuſammen —

— Ein Anfall ſeiner Gicht?!

— Vielleicht. Er wurde ganz ohnmächtig, und ich hab' ihm ein Lager aufſchlagen laſſen im kleinen Rathszimmer ſelber und den jungen italieniſchen Arzt zu ihm geſendet, welcher mit dem ſpaniſchen Ambaſſador im Corridor wandelte. Euch das zu melden, königlicher Sohn, trat ich hier ein.

— Gehen wir hinüber!

Ferdinand liebte Eggenberg warm und treu. Von Jugend auf kannte er ihn, und die weltkluge, mäßige Weiſe Eggenberg's hatte ſich ihm ſtets bewährt in allen Rathſchlägen. Es wäre ein harter Verluſt geweſen, wenn er jetzt in höchſter Noth den kundigen Freund hätte entbehren ſollen.

Die Etiquette geſtattete es, in müßiger Stunde einen treuen Diener, einen Freund zu beſuchen am Krankenlager. Sie gingen hinüber.

Der ſpaniſche Ambaſſador, welchem ſie im Corridor begegneten — er ſchien die Burg für ſein Hauptquartier zu halten in ſo bedrängter Zeit — grüßte ſchweigend. Der kleine Mann mit dem gelben Angeſicht ſah bei der kärglichen Beleuchtung eines Pfeilerlämpchens faſt unheimlich aus mit ſeinen kleinen dunklen Augen.

— Was ſagt Ihr zu unſrer Lage, Herr Ambaſſador? fragte der König in ſpaniſcher Sprache, indem er ſtehen blieb.

— Die Gefahr wird gerade ſo groß werden, wie ſie einem großen Charakter angemeſſen iſt. Eure Majeſtät wird dieſelbe immer noch um eines Kopfes Länge überragen und alſo keinen Schritt breit weichen, keine Spanne.

— Wie ſteht es um den armen Eggenberg?

— Beſſer! erwiederte der Marquis von Aytona, und da der König fortgeſchritten während ſeiner letzten Frage, ſo war dies ein Zeichen, daß der Marquis folgen dürfe.

Doctor Blandini trat ihnen im kleinen Rathszimmer entgegen und berichtete, daß es ein acuter Gichtanfall ſei, welcher ſo raſch, wie er gekommen, vorübergehn werde. Auf den heftigſten Schmerz in allen Gliedern ſei der Kranke plötzlich in Schlummer geſunken. Wenn er aufwache, werde das fliegende Gift in die Füße gefahren und ein Podagra werde Ablagerung und Heilung werden.

— Er iſt ſchon aufgewacht und ſchaut hierher! ſprach leiſe Pater Barthelemäus.

Der König ſetzte ſich an Eggenberg's Lager und ſprach einige ermunternde Worte.

Eggenberg dankte mit matter Stimme, die ſich aber raſch kräftigte, als ihm der König erzählte, wie ihn das Gebet erhoben und geſtärkt habe zu voller Zuverſicht.

— Zuverſicht?! Ein nöthiges Wort für das, was kommen wird, Majeſtät! Die Nachrichten dieſes Nachmittags haben meine Krankheitsanfälle geweckt. — Die Verräther im Innern der Stadt bleiben unſern Nachforſchungen unerreichbar. Ja, ſie ſcheinen mit uns zu ſpielen, ein Zeichen unſrer Ohnmacht. Das neue Thor und das Stubenthor haben ſie an uns verrathen laſſen. Wahrſcheinlich abſichtlich verrathen laſſen, damit wir uns zerſplittern und damit ſie am Ende ein unbeachtetes drittes Thor den Feinden öffnen. Dies — Nummer — Eins!

— Schone Dich, Hans, und ſprich mit ſchwächerer Stimme!

— Nummer Zwei iſt eine Geſandtſchaft der Landſtände, welche Euch bevorſteht. Der — nichtkatholiſchen!

— Sie wollen herein?!

— Wir müſſen ſie hereinlaſſen, wenn wir klug ſind. Majeſtät, um Gotteswillen, hinhalten, nur hinhalten! den Stolz unterdrücken, auch den berechtigten! Nie und nirgend entſcheiden, oder gar herausfordern! Wir ſind über die Maßen ohnmächtig und auf Geduld angewieſen. Vierzehn Tage überſtehn iſt jetzt das Einmaleins unſrer Aufgabe. Eine ganz kleine lichte Stelle iſt mir heute von Budweis her gezeigt worden. Bouquoi denkt einen Schlag wagen zu können, wenn binnen acht Tagen die erwartete ungriſche Verſtärkung bis Caplitz durchdringt. Gelingt der Schlag, und iſt Wien bis dahin nicht genommen, ſo muß Ihnen an den Rückzug denken. Alſo was auch Eurer Majeſtät zugemuthet werden mag in der nächſten Woche: hinhalten, nur hinhalten! Unter den hieſigen Landſtänden ſind immer noch einige, ich meine unter den nichtkatholiſchen —

— Unter den ketzeriſchen!

— Welche die Böhmen ungern ſehn, Jörger zum Beiſpiele —

— Der?! — Nicht doch!

— Dieſe Leute acht Tage lang ſchonen bringt uns Vortheil. Und es iſt mir heute eine Gelegenheit zugekommen. Ein Benedictiner von den Schotten hat mir ein Schreiben zugeſendet, eine Anklage — das Folgende flüſterte Eggenberg nur — des Jeſuiten-Provincials!

— Was?!

— Ich beſchwöre Majeſtät, mein Flüſtern ohne Vorurtheil und geduldig anzuhören! Der Herr Provincial hat einen achtzigjährigen Greis, einen hochangeſehenen Cavalier zur Nachtzeit überfallen, ihm das Haus über dem Kopfe anzünden, ihn nach Wien hereinſchleppen und in's neue Jeſuiten-Haus bringen laſſen. Dort ſchmachtet der Greis in Gefangenſchaft ſeines perſönlichen Jugendfeindes — dies ſoll der Provincial ſein! — und verdirbt wahrſcheinlich elendiglich —

— Sein Name?

— Ich bitte, leiſe, Majeſtät! der Ambaſſador —

— Sein Name?

-- Zdenko von Zierotin.

— Ah! der berüchtigte Ketzer!

— Ja, aber ein Mann, der in Politicis keineswegs unſer Feind iſt! —

— In Politicis!

— Und der allgemeine Verehrung genießt unter den proteſtantiſchen Cavalieren. Wenn die Geſandtſchaft derſelben von dieſer Gefangennahme erfährt, ſo fällt Oel in's Feuer. Wenn ſie aber erfährt, daß Eure Majeſtät ſolche Handhabung weltlicher Macht von Seite des Ordens abweiſt —

— Eggenberg!

— So verliert ein Hauptvorwurf unſrer Gegner ſeine Kraft, und der Verkehr mit jener Geſandtſchaft wird leichter und geſchmeidiger.

— Herr Hans Ulrich von Eggenberg, wenn Ihr nicht krank wäret, ſo würde ich Euch daran erinnern, daß ich vor zwanzig Jahren Euren Vater in Graz nach der ſogenannten evangeliſchen Kirche wandeln geſehn, und daß Euer Jugendunterricht bedenklicher Natur geweſen iſt. — Leichter Mann! Wie kannſt Du inmitten des Kampfes für unſre Religion daran denken, die Vorſtreiter unſrer Religion zu verdächtigen und gar zu behelligen, damit uns ein Lächeln der Ketzer gewonnen werde! Du biſt krank, und man darf Dir die Verirrung nicht zurechnen. Schone Dich! Suche zu ſchlafen! — Doctor! Sorgt für unſern Kranken mit aller Aufmerkſamkeit! — Gute Nacht! —

Dergleichen Fragen waren ſo im voraus bei ihm beantwortet, daß ſie gar keiner Prüfung bedurften, und auch keine Nachwirkung äußerten.

König Ferdinand legte ſich in ruhiger Faſſung zum Schlummer, und ſein Schlaf war ihm treu bis gegen Sonnenaufgang, der ihn ſtets wieder wach zu finden pflegte.

Der ankleidende Diener hatte nichts Beſonderes mitzutheilen über die verfloſſene Nacht, ſchrie aber plötzlich auf, als er nach Beendigung ſeines Geſchäftes das Zimmer verlaſſen wollte —

— Was iſt?

Der Diener zeigte zum Fenſter. König Ferdinand wollte hingehn. — Um Chriſti willen nicht, Majeſtät! Hinweg, hinweg! — Aber der König war ein rüſtiger Jägersmann und gar nicht ſchreckhaft, noch weniger furchtſam. Er betrachtete ohne Zeichen von Aufregung, was den Diener ſo entſetzt hatte; im Strahl der Morgenſonne ſah eine während der Nacht errichtete Batterie von der Sanct-Ulrich-Höhe herüber auf die Burg, eine furchtbare Nähe. Lichtgrauer Rauch ſtieg plötzlich auf, ein weißes Leuchten verhüllend, und mit dem Krachen der Kanonen faſt gleichzeitig praſſelten vom Dache der Burg Ziegelſteine und Mauergerölle. Der Diener hätte gern den König am Arme gefaßt und hinausgezogen, wenn es der Reſpekt geſtattet hätte. Langſam ging nun aber der König ſelbſt. Kaum war er in's Vorzimmer betreten, ſo krachte und klirrte es in dem verlaſſenen Zimmer, eine Kanonenkugel war eingedrungen. —

Langſam ſchritt der König in den Corridor hinaus und winkte dem an allen Gliedern zitternden Diener zur Nachfolge. Vor den Zimmern, welche nach der Cillyburg hinüberſchauten, blieb er ſtehen und befahl, daß dieſe jetzt zu ſeinen Wohn- und Schlafgemächern eingerichtet werden ſollten. Er ſelbſt ſchritt zur Kapelle, nachdem er Auftrag gegeben den Arſional-Hauptmann Santhelier zu rufen und Reitpferde zu ſatteln.

Wirklich ſtieg er nach Verlauf einer Viertelſtunde im Schweizerhofe zu Pferde. Unter allgemeinem Erſtaunen ritt er mit dem alten Kriegsmann und ſeinem herkömmlichen Gefolge — er zeigte ſich nie öffentlich ohne ſtattliche Umgebung — mitten durch die Stadt, den Kohlenmarkt, die Bognergaſſe, den Hof entlang und durch den engen Heidenſchuß nach dem tiefen Graben hinab, mitten in heftiger Kanonade, welche die Straßen leer gemacht. Ueberall eilte man an die Fenſter und an die Hausthüren, und der ermuthigende Eindruck konnte nicht ausbleiben.

Am neuen Thore ſtieg er ab. Hier ſah ihn Urban, der Raſchmacher, welcher nach dem „weißen Löwen“ zum Frühtrunk gehen wollte. Er nämlich allein hatte ſich nicht zu dauernder Einſperrung verurtheilen laſſen in der Wildlingſchen Kaſematte. Er war dreiſt und verwegen, und verkehrte während des Tages in der Stadt. Abends ging er auf die Seilerſtätte, ging frech an den Aufſichtspikets vorüber, welche die Straße bewachten, und trat frech in's Wildling'ſche Haus, um dort die Kunde ſeiner Tageserfahrungen auszubreiten und mit den Genoſſen zu erörtern, ob noch länger gewartet werden müſſe.

Er war nicht wenig erſtaunt, als er jetzt ſah, wie ſorgfältig der Erzherzog das neue Thor beſichtigte von allen Seiten. Es wurde ſogar geöffnet. Hier deckte ja der Canal, und ein Ueberfall bei Tage war nicht möglich.

Der König ſchickte ſein Gefolge und die Roſſe nach der Burg zurück. Was hatte er vor? Mit Santhelier allein ſtieg er auf die Baſtei hinauf, und ging auf der Baſtei nach dem rothen Thurme zu.

Urban hatte die Verwegenheit, folgen zu wollen. Vielleicht konnte er ein wichtiges Wort auffangen! Er wurde zurückgewieſen von den Wachen. — Nun eilte er quer durch die Stadt nach dem Stubenthore. Dort wird er wohl herunterkommen, der Ferdinand! denn dort kommt er in die Schußlinie von der Landſtraße her. Hier auf der Waſſerſeite iſt's freilich nicht gefährlich!

Er hatte ganz richtig gerechnet. Kaum war er in der Nähe des Stubenthors, da ſtieg der König von der Biberbaſtei herunter, und beſichtigte das Stubenthor eben ſo genau wie vorher das Neuthor. Geöffnet aber wurde hier nicht, nur als der König aus der Thorwölbung wieder heraus trat, da erſchnappte Urban wirklich eine Aeußerung, ſie lautete: „Hier wäre es gefährlicher, aber auch ſchwerer. Die Conſtruction ſcheint ſehr ſolid."

Dieſe Worte ſprechend ſtieg der König rechts wiederum auf die Baſtei hinauf. Zu großem Erſtaunen Urban's. Denn hier kam er in den Bereich der feindlichen Kugeln. Die heftige Beſchießung hatte zwar ſeit einer Viertelſtunde nachgelaſſen, aber einzelne Schüſſe wurden doch immer noch abgebrannt. Es gelang dem Raſchmacher, bis auf die Höhe der Rampe nachzufolgen — man hielt ihn wohl für einen gut Königlichen, welcher die Muthesprobe des fürſtlichen Herrn bewundern wolle — und von hier ſah er, daß die Erſcheinung des Königs lebhafte Bewegung unter den Kriegsleuten hervorrief, welche an den Schießſcharten angeſtellt waren. Jeder beeilte ſich, ſeine Wallbüchſe einzulegen und abzufeuern nach den Geſchützleuten drüben auf der Landſtraße.

Niedergeſchlagen ging Urban jetzt am hellen Tage in's Wildling'ſche Haus hinüber, um den Genoſſen in der Kaſematte mitzutheilen, daß die Ausſichten ſehr düſter wären. Die Aeußerungen des Erzherzogs über das Stubenthor deuteten offenbar darauf hin, daß man eines Anſchlags auf daſſelbe gewärtig ſei, daß die Petarden-Legung alſo auf vorbereiteten Widerſtand ſtoßen werde. —

Hans litt bitterlich unter dieſer länger und länger dauernden Verzögerung. Der Aufenthalt in dem Kellergeſchoſſe war an ſich unangenehm genug, und nur wenn die Hausthür verſchloſſen und von Jobſt bewacht war, konnte man in den kleinen Hof hinauf, um Luft zu ſchöpfen. Dazu die Geſellſchaft Conrad's und des ſtier drein ſchauenden fanatiſchen Schuhſters Pfeifer Stunde um Stunde, denn Wildling ſelbſt hatte ſich doch wieder in ſeine Wohnung hinauf gewagt. Endlich der Mangel an Beſchäftigung! die Rakete war längſt fertig, der Luntenfaden ebenfalls, und Matrillbrett wie Petarde war den Genoſſen bereits ſo vielfach erklärt, daß ſie alle ſchon damit umzugehen wußten wie mit Meſſer und Gabel. Stundenlang lag der arme Junker in brütender Pein auf ſeinem Strohſacke und vertiefte ſich in die Leiden Zdenko's, welche die Phantaſie ausmalte, und zu deren Beendigung er noch immer nichts unternehmen konnte!

So vergingen noch zwei Tage und Nächte. Da ſtieg des Morgens — es war der ſiebente Juni — Wildling mit friſchem Zuruf in die Kaſematte herab. Nun können wir anfangen! rief er aus!

— Wie?! Ah! entgegnete man.

— Die Pikets ſind abgezogen, und unſre Vertrauten in den Compagnien haben nun erfahren, wie die ganze Wirthſchaft zuſammen hängt. Der Feind hat Wind gehabt von unſerm Unternehmen auf ein Thor. Aber nur Wind! In der Frohnleichnams-Octave würde es geſchehen! hat ſein Wind geblaſen. Geſtern iſt die Octave abgelaufen, und heute fühlt er ſich ſicher, und glaubt nicht mehr an die Nachricht. Alſo, nun können wir an's Werk geh'n!

Das geſchah denn. Man glaubte eben den Feind ſo ungeduldig, als man ſelber war! — Noch am ſelbigen Tage wurden gegen Abend die zehn Bürger eingeführt in Wildling's Haus und Kaſematte, um einexercirt zu werden, und am folgenden Abende kamen gegen zwanzig gemeine Leute für denſelben Zweck. Die Tage waren als Junitage ſo lang, daß man nicht füglich mehr den Abend erwarten konnte, beſonders weil von neun Uhr an ſchon die Laternen nöthig waren; man wurde alſo mit Ab- und Zugeh'n dreiſter, und meinte genug gethan zu haben, wenn Niemand von der

Seite des Jakoberkloſters kam und ging, neben welchem ein großes Wachtlokal, ſondern wenn Jedermann von oben, von der Annagaſſe her komme und gehe.

Nach dem dritten Exercitiums-Abende erklärten Hans und deſſen Unterofficier Conrad, daß die Leute hinreichend geſchult wären, und daß am nächſten Tage bei einbrechender Dämmerung die Unternehmung in's Werk geſetzt werden ſolle.

Wildling ſeinerſeits hatte die richtigen Leute ausgeſucht für die Weinfäſſer, welche die „chriſtliche Ritterſchaft" geſchickt haben ſollte kurz es war Alles fertig, und nun unternahm Hans den erſten Ausgang zur Recognoscirung. Nicht des Abends, wie er früher gewollt. Es war deutlich geworden, daß der Tag paſſender ſei für ſolchen Zweck. Die Aufmerkſamkeit der Wachen war am Tage geringer, und Hans gewann beim Tageslichte eine beſſere Ueberſicht. Der älteſte Bub' Jobſtens allein ſollte ihn begleiten und führen.

Dieſer ſehnlichſt erwartete Tag brach denn an. Es war der elfte Juni. Der Himmel war mit einer leichten Wolkenſchicht bedeckt, und die Sonne kam nicht zum Vorſchein. Jobſtens Martin — ſo hieß der vierzehnjährige, ſehr gewandte Sprößling zu Ehren Doctor Luther's — führte den Junker nicht eher, als bis die Straßen belebt waren, aus dem Hauſe, und zwar nicht direct links nach dem Stubenthore, nein, nach der innern Stadt hinauf, um nicht ſogleich an der Jakober-Wacht vorbeizumüſſen. Ganz wie es Abends geſchehen ſollte, führte er ihn: nach der Singerſtraße hinauf, durch die Grünanger Gaſſe hinüber in ein enges Gäßchen, das Strobelgaſſel genannt. Hier war ein kleines Wirthshaus mit dem Schilde „zum Strobelkopf“, in welchem evangeliſche Bürger ihre „Auflage“ hatten, wie Urban ſagte. Hier ſollte heute Abend ſich die ganze Mannſchaft zuſammenfinden, hieher ſollte unter Hanſens, Conrad's und Pfeifer's Geleit heut Abend die Petarde ſammt Zubehör auf einem eiſenfeſten Handwägelchen gefahren werden. Das Handwägelchen, deſſen Räder mit Stroh umwickelt waren, wollte man hier in die Mitte nehmen, und ſchließlich ſollte der ganze Zug ſeinen Marſch die Wollzeil gerad' hinab zum Stubenthore antreten.

Dieſen Weg hatte jetzt Junker Hans mit Martin gemacht, und trat aus dem Strobelgaſſel in die Wollzeil, die Hauptſtraße zum Stubenthore, hinaus. — Man hörte heute keine Kanonade, die Straßen füllten ſich alſo mit Menſchen, und aus allen Gruppen hörte man den Nothruf um Nahrungsmittel. Sie fingen dergeſtalt an zu mangeln, daß ein Pfund Fleiſch bereits einen Silbergulden koſtete. Auf dem Canal ſeien friſche Nahrungsmittel von Nußdorf her angekommen, hieß es plötzlich in einer ſolchen Gruppe, und das Neuthor werde gegen Mittag aufgemacht werden, damit man draußen kaufen könne. Gott ſei Dank! — Hans hörte das, und meinte bei ſich, die Oeffnung des Neuthors bedeute wohl für ſeine Sache, daß der Feind jeden Argwohn in Betreff der Thore aufgegeben habe.

Ungehindert kam er in die Nähe des Stubenthors; unſcheinbar ſchaute er ſich um, unſcheinbar horchte er auf alle halblauten Erklärungen Martin's. In's Thor hinein konnte er freilich nicht, und die Pforten deſſelben konnte er nicht ſehen, da zwiſchen ihnen und ſeinen Augen die Biegung des Gewölbes lag. „Gängen mer! gängen mer!“ rief plötzlich Martin und zupfte den Junker. — Was iſt? — „Die rothe Feder kommt von der Baſtei abi!“

Sie eilten zurück in der Wollzeil hinauf. Die erſte Quergaſſe links und rechts war die Riemerſtraße, welche damals auf beiden Seiten der Wollzeil war; ſie führte links von ihnen zum Jakoberkloſter und weiterhin zur Seilerſtätte. Dies dem Junker ſagend, wollte Martin links in ſie einbiegen. — Nein, Martin, entgegnete dieſer; ich will noch nicht heim. Gehen wir rechts hinüber; es folgt uns Niemand.

Da er nun endlich im Freien war, glaubte er dem Bedürfniſſe ſeines Herzens folgen zu können. Er wollte das Haus ſehen, wo ſein Vater Zdenko gefangen lag, und er wollte ins Schottenkloſter zu Pater Dunſtan. In ſeinem Mülleranzuge hoffte er unentdeckt bleiben zu können.

Zunächſt alſo ſollte ihn Martin zum Jeſuitenhauſe führen. Das iſt weit, Herr, 's Jeſuitercolleg iſt am Hof — Nein, Martin, bei der Univerſität ſoll's ſein! — Aha, das iſt das neuje — kommen's!

Sie waren an der Hinterſeite deſſelben, und durch die Schulgaſſe führte ihn Martin nach der Vorderſeite. Hans ſtand nach einer Minute da, wo Tſchirill in der Nacht geſtanden! — das Herz krampfte ſich ihm zuſammen, unbeweglich blieb er ſtehn.

Herr Tocke kam eben die Stufen herab. Er hatte

Audienz gehabt beim Provincial, und hatte ſich eine lange Naſe geholt wegen ſeines Neuthors, von deſſen Sprengung er vor acht Tagen berichtet. Trotz des Ablaufs der Oktave war der Provincial feſt geblieben in Betreff des Stubenthors, und hatte ihm ſo eben aufgetragen, dies dem Medardo mitzutheilen, und demgemäß Verhaltungsbefehle an dieſen.

Er ging dicht an Hans vorüber, als dieſer juſt die Hand von den Augen zog, welche er ſich in ſchmerzlichem Weh bedeckt hatte. Das feine Geſicht des Müllerknechtes fiel ihm auf — er hatte einmal draußen in Hernals beim Candidaten Götzinger den ſächſiſchen Junker vorübergehen ſehn — er hielt im Gehn inne, und ſah zurück nach dem Müller. Martin bemerkte das, und flüſterte dem Junker zu, daß er verdächtig „ang'ſchaut" werde, und daß er ihm nach links hin folgen möge, ohne ſich ſelber „umz'ſchaun", damit er dem „blauen Hupfer" nicht ſein Geſicht noch einmal zeige.

Hans gehorchte mechaniſch. Herr Tocke folgte ihnen. Martin bemerkte das, und ſchritt aus. Das Gaſſengewinde war da eng und verworren nach dem Heiligenkreuzerhof hinüber, den Martin gewinnen wollte — und er gewann ihn auch, da Herr Tocke in ſeiner Eigenſchaft als neutraler Kunſtfreund keine offene Verfolgung anſtellen mochte.

Durch die Kölnerhofgaſſe bis in den alten Fleiſchmarkt hatte er Hans glücklich bugſirt, und machte nun erſt die praktiſche Bemerkung, ob es nicht beſſer ſei, ſie drückten ſich nach Hauſe, da der Herr „Ritter" doch erkannt zu werden ſchiene. Hans beſtand aber darauf, ins Schottenkloſter geführt zu werden. Martin gehorchte.

Ohne weiteren Unfall kamen ſie hin, erhielten aber vom Pförtner den traurigen Beſcheid: Pater Dunſtan ſei ausgegangen, und wann er wiederkehre, das wiſſe Niemand.

Nun beſtand Martin ſeinerſeits mit einer an dem Knaben befremdlichen Feſtigkeit darauf, den Junker heim zu führen. Die Feſtigkeit rührte von dem Dienſte her, in welchen der kleine Burſch eingewöhnt war als geheimer Botenlaufer der ſogenannten Loge. Er habe für heute Abend, ſagte er, ſo viel Beſtellungen auszurichten, daß er den Herrn „Ritter“ verlaſſen müßte, und das dürfe er doch nicht wegen des „Vatters“!

Hans fügte ſich. Er erkannte die Harrach'ſchen Häuſer, an welchen er jetzt vorüber ging, und meinte, Iſabella eben am Fenſter ſtehen zu ſehn — wahrhaftig, ſie war es! ſie ſah auf ihn herab; ernſt und ſchwermüthig war ihr Blick, welcher an dem Müllerknechte nicht haften blieb, da ſie nicht ahnen konnte, wen dieſe ſtaubige Hülle barg.

Sie ſah auf die Menſchenmaſſen, welche in ungewöhnlicher Zahl und Haſt nach dem tiefen Graben hin drängten.

Dieſe Bewegung ging durch die ganze Stadt, und erleichterte Hans und Martin die unbemerkte Rückkehr. — Sie galt dem offenen Neuthor. Nicht bloß der Nahrungsmittel wegen, nein! die Cavaliere kämen dort herein, hieß es, und die Belagerung werde nun ein Ende nehmen. Der König werde mit ihnen unterhandeln, und es werde ein Ausgleich zu Stande kommen.

Die parlamentariſche Geſandtſchaft Thonradl's, wie er ſie genannt hatte, war gemeint. Sie kam von Hernals, wohin Thonradl das Rendezvous beſtimmt hatte zu ſchmerzlichem Aerger Jörger's. Sie ſollte außen am Schottenthor vorüber den Wallgraben entlang zur Brücke am Rothenthor reiten, und von da zur Burg hinaufziehn. Die Oeffnung des Schottenthors war ihr verweigert worden von Eggenberg, der übrigens entgegenkommend und höflich mit ihr parlamentirt hatte.

Die Bevölkerung Wiens hat von jeher für beſonders neugierig gegolten, und dieſe Eigenſchaft verleugnete ſie denn auch bei dieſer Gelegenheit nicht. Sie ſtrömte von allen Seiten nach dem neuen Thore, und Herr wie Frau Riedl fanden, daß dies eine billige Entſchädigung ſei für die Entbehrungen der Stadt Wien und des weißen Löwen während der Belagerung. An Wein fehlte es dem „Löwen“ noch nicht für alle die durſtigen Seelen, welche außen am Salzgries Station gemacht hatten wegen Ueberfülle des innern Löwen-Lokals. Er ſchmeckt draußen faſt noch beſſer bei der warmen Witterung, der „Heurige!“ ſagte Frau Riedl zu jeder Gruppe, der ſie Labung zutrug, auch zu Herrn Tecke und Signor Medardo, welche ſich in einem Hausflure niedergelaſſen hattten.

Das Herz führte ſie nicht zuſammen, aber das Geſchäft. Beide hatten, was das Herz betraf, einen Zahn aufeinander. Herr Tecke auf Medardo, weil dieſer mit Brémont den „krausköpfigen“ Diener hatte durchſchlüpfen laſſen. Denn er wußte, daß ſeine Wirthsfrau den Krauskopf am Lugeck hatte herumtrödeln ſehn, als ſie zum Einkauf nach dem

Markte gegangen. Der Tölpel hatte ſie angeſprochen, hatte nach den „Schotten" gefragt, und gerade um dieſe Zeit hätte Medardo und Brémont in dieſer Gegend ſein können! — Medardo ſeinerſeits war tückiſch auf Herrn Tocke wegen des albernen Verſuches, ihm den „Krauskopf" und die Einbringung des Grafen zu verſchweigen, und als er das hellblaue Männchen hier vor dem „Löwen" ſitzend gefunden, da war er vertraulich zu ihm getreten und hatte Anſtalt gemacht, ſich neben ihm niederzulaſſen. Er wußte, daß es Herrn Tocke äußerſt unangenehm war, mit einem notoriſchen „Officianten" vertraut geſehen zu werden. Herr Tocke war deshalb in ein Haus geflüchtet, und Reſi hatte den Stammgäſten Seſſel nachgetragen. Hier mußte ſich Herr Tocke ergeben, und er ergab ſich. Er hatte auch viel auf dem Herzen. Von ihm rührte ja die Angabe des Neuthors her, und für die Richtigkeit dieſer Angabe ſammelte er Beweiſe. Er wußte recht gut, daß Medardo für die Verdächtigung des Stubenthors handelte, und da er den Auftrag des Provincials das Stubenthor betreffend doch ausrichten mußte, ſo gab er ſich das Anſehn höherer Nachgiebigkeit. Schließen wir Frieden über dieſen Punkt, ſagte er, damit nicht das Ganze unter unſrer Streitigkeit leide. Es leidet ſchon! — Und nun erzählte er, daß er einem Mühlknechte begegnet ſei, und in dieſem den ſächſiſchen Junker erkannt habe. — Medardo ſchrie auf. Es fiel ihm ein, daß er am Stubenthor ebenfalls, und der Beſchreibung nach nur wenige Minuten vorher, einen Mühlknecht geſehn, und daß ſich derſelbe nach der Univerſität hin eilig entfernt habe. Es iſt derſelbe! das Complot beſteht alſo doch! Und wo finden wir ihn? Am Stubenthor! das hat er recognoscirt.

— Fixe Idee! — entgegnete Decke, ſich rechthaberiſch vergeſſend — Warum wählen die Cavaliere das neue Thor zum Einzuge? Um hier Sorgloſigkeit zu erzeugen, ihre Leute in der Nähe einzulegen — —

— Sie kommen! ſie kommen! ſchrie man auf der Straße, und die Fluth wälzte ſich näher zum Neuthore. Medardo nahm dies zur Veranlaſſung, Herrn Decke Ade zu ſagen; er miſchte ſich unter die Menge. Aber er hatte nun andere Dinge vor, als die Cavaliere anzuſchaun. Die Anweſenheit des ſächſiſchen Junkers war ihm ein Ereigniß von größter Wichtigkeit. Während der letzten Tage war es ihm nicht entgangen, daß in der Seilerſtatt wieder Verkehr entſtanden war, und er kam auf ſeinen alten Gedanken zurück, daß im Wildling'ſchen Hauſe doch ein Hauptquartier und daß die neuliche Hausſuchung eine Stümperarbeit geweſen ſei. Und heute gerade wagt ſich der Junker an's Licht und betrachtet das Stubenthor! Heute, da die Cavaliere durch's Neuthor einziehn? Das geht zuſammen! Heute ſoll der Schlag geſchehn, Diavolo!

Unter dieſem Schluſſe eilte er in die Stadt hinauf, um alle möglichen Gegenmaßregeln zu veranlaſſen.

Die Cavaliere waren übrigens trotz des allgemeinen Rufs „Sie kommen!“ noch nicht gekommen, wie das zu gehen pflegt bei öffentlichen Erwartungen. Im Gegentheile war die zuſtrömende Menge auch noch anderswie enttäuſcht worden. Sie hatte gehofft, hinaus zu dürfen bis über die

Brücke, bis auf's Glacis, um bei dieſer Gelegenheit einmal friſche Luft zu ſchöpfen. Aber der alte Santhelier erſchien mit Soldaten, und ließ das Volk nicht hinaus. Er ſah bärbeißiger aus als je, und die Ankunft der Cavaliere ſchien ihm gar nicht erwünſcht zu ſein. Denn als ihm von ſeinen Leuten gemeldet wurde, daß ſie nun wirklich kämen, da ritt er verdrießlich ſeitwärts hinauf auf die Baſtei, ihnen alſo geradezu aus dem Wege, und da oben ſchaute er wie eine Bildſäule ſtarr nach dem Canal hinauf, als wollte er den Leopoldsberg auswendig lernen. Den glänzenden Einzug unter ſich würdigte er keines Blicks.

Als dieſer Zug den breiten Raum zurück gelegt hatte von der Brücke draußen durch die lange Thorwölbung unter dem Walle, über den Platz neben dem unteren Arſenal, und nun endlich beim Thurme am Salzgries vor den Augen der Menge erſchien, da empfing ihn zunächſt tiefes Schweigen. Dann entſtand ein Geſchrei wie Begrüßung, und dazwiſchen hörte man klar und deutlich „Stille! Stille!“ rufen.

In Summa: die Wiener wußten nicht recht, wie ſie ſich dieſem Einzug gegenüber verhalten ſollten. Die Cavaliere waren ja Ketzer, und von Ketzern wurde die Stadt belagert und ſo ſchwer geplagt! Aber es waren doch Cavaliere! Vor den mächtigen Herrn, welche auch nach oben Charakter und Macht entwickelten, hatte man den eingewohnten Reſpect. Und die ſchönen Pferde, die ſtolzen Geſtalten, die reiche Dienerſchaft, und der ſtolze Thonradl auf dem großen Rappen, der populäre Herr aus Ebergaſſing, der grob war nach oben wie nach unten, und zum Theil deshalb populär — das

Alles ging doch über die politiſchen Einſchränkungen hinweg, und die Wiener ſahen dem ſtattlichen Zuge am Ende ganz behaglich zu. Es waren ſechzehn Cavaliere, und jeder führte zwei bis drei berittene Diener mit, das gab alſo über ein halbes Hundert Reiter, welche jetzt in der Nachmittagsſtunde den tiefen Graben hinauf ritten nach der Burg.

Solche Epiſoden in Revolutionen üben immer einen Reiz auf die Menge. Die Logik ſpielt dabei gewöhnlich eine untergeordnete Rolle. Sie war auch hier ziemlich verworren. Man wollte von dem bedrängten Könige eine Unterſchrift erpreſſen, und doch waren die draußen lagernden Böhmen längſt der erfahrungsmäßigen Meinung: eine abgedrängte Unterſchrift bedeute nur ſo lange etwas, als der Drang dauert.

Einige der Cavaliere, welche eng zu Thonradl hielten, waren derſelben Meinung, und ihre Abſicht gegen König Ferdinand ging weiter; ihnen war die Unterſchrift nur Einleitung.

So verging jener Sommer-Nachmittag Wiens am elften Juni in lähmender Spannung. Die Gegenſätze waren verſchoben, die Wünſche verwirrt, und die Mehrzahl wußte nicht, was eigentlich verginge, wofür ſie Partei nehmen ſollte, während der König in der entſetzlichſten Lage war, und Alles auf dem Spiele ſtand für ihn — und für die Cavaliere. Für die letzteren, wenn ein entſchloſſener Kriegsoberſt eigenmächtig zu handeln wagte.

Am peinlichſten aber litt Eggenberg, welcher die Zuſammenkunft vermittelt hatte, denn gleich nach Ankunft der

Cavaliere im Schweizerhofe zeigte ſich's deutlich, daß ſie mit anmaßender Dreiſtigkeit ſich geberdeten, daß ſie abſichtlich herausforderten und die Sitte des Hauſes mit Füßen traten. Wie ein Sturmwind waren ſie die Stiege hinauf gebrauſ't.

Eggenberg lag noch an ſeiner Gicht krank darnieder in jenem Zimmer der Burg, wo ihn der König beſucht hatte, und an ſein Lager kam von Viertelſtunde zu Viertelſtunde Botſchaft, welchen Verlauf die Angelegenheit nähme. Zuerſt hieß es: Sie ſtimmen einen Ton an, als ob der König ihres Gleichen wäre. Der König verweiſt ihnen das, und in mäßigerem Tone wird ihm nun von einer Ausgleichungsſchrift geſprochen, welche er anhören, billigen und unterſchreiben möge. — Dann kam die Nachricht: der König hat der Vorleſung aufmerkſam zugehört, und dann ſo ruhig wie würdig erklärt, es ſeien Irrthümer in der Schrift, welche er widerlegen wolle. Thonradl hat heftig d'rein gerufen, man ſei nicht da, um zu disputiren! Einige Gemäßigte haben ihn zurück gedrängt und eine Debatte mit dem Könige eröffnet, in welcher der König mit großer Kenntniß aller Einzelnheiten ſeine widerſprechende Anſicht aufrecht erhalten. Dieſe Debatte wird immer lebhafter, und der König hat Mühe, ſeine abgeſonderte Stellung zu bewahren, indem die heftig Redenden von allen Seiten zudrängen und ihn umringen möchten. — In der nächſten Viertelſtunde ſtürzte ein Kämmerling zu Eggenberg: es ſei unverantwortlich, den König ſolchen Scenen auszuſetzen. Man habe ſo eben ihn und ſeine Genoſſen aus dem Zimmer gewieſen! Der König ſei allein mit den Rebellen; nur Harrach behaupte noch mühſam an der halbgeöffneten Thüre, die auf den Corridor führe, ſeinen Stand. Die Unterſchrift werde jetzt verlangt ohne Weiteres. Der König lehne ſchweigend ab durch eine Handbewegung, und erhalte ſich nur noch durch ſeine perſönliche Würde frei von Zudringlichkeit. Wer zu dieſer Zuſammenkunft gerathen, ſei ein Verräther der Krone!

Eggenberg verſuchte es, von ſeinem Lager aufzuſteh'n, und befahl ſeinem Diener, ihn anzukleiden. Was war ihm körperlicher Schmerz gegen ſolche moraliſche Marter! Weniger als jeder Andere war er im Stande, den Vorwurf zu ertragen, als habe er die Würde des Monarchen leichtſinnig ausgeſetzt. Zu allen Zeiten pflegte der um den Hof ſich ſammelnde Adel Vorrechte zu beanſpruchen. Zu dieſen Vorrechten gehörte es, daß die älteſten Geſchlechter vorzugsweiſe berufen ſeien, den Monarchen zu berathen und zu leiten. Fiel dieſe Aufgabe einmal dem Sprößlinge eines jüngeren Geſchlechtes zu, oder gar einem Emporkömmlinge, welcher der Erſte werden ſollte für ein notables Geſchlecht, dann wehe dieſem und jenem, wenn dem Monarchen etwas begegnete, was ſeiner Würde zu widerſprechen ſchien! Es wurde ſchonungsloſer beurtheilt, als wenn er dem Reiche eine Provinz verloren hätte. In ſolcher Lage aber war jetzt Eggenberg. Seine Familie war als Adelsgeſchlecht von jüngerem Datum. Noch vor zwei Jahrhunderten waren die Eggenberg Kaufleute geweſen in der Steiermark, und erſt Kaiſer Friedrich der Vierte hatte einen Eggenberg, welcher ſich dem Kaiſer durch Rath und That in ökonomiſchen Fragen werthvoll erwies, in den Stand des Reichsadels erhoben.

Deshalb lag jetzt für Hans Ulrich von Eggenberg in jeder Meldung eines Kämmerlings der Vorwurf: warum vertraut man einem ſolchen Neulinge die Perſon des Monarchen! deshalb wollte er ſelbſt hinüber in die Verſammlung, auch wenn er darüber den gelähmten Körper zerbrechen ſollte. —

Die ſchmerzenden Glieder waren noch nicht ganz in die Kleider gezerrt, da kam auch ſchon mit erhöhter Wucht das letzte Gewicht über ihn: Harrach ſelbſt ſtürzte in's Zimmer.

— Um Gotteswillen, Eggenberg, ſchaff' Hilfe! die wildeſten Abſichten treten zu Tage! Ich habe ſo eben Thonradl zu ſeinem Anhange ſagen hören: „Nun hat's lange genug gedauert, machen wir ein Ende! In ein Kloſter mit ihm, und die Buben evangeliſch erzieh'n!“ Der einzige Jörger widerſetzt ſich ernſthaft und mit lobenswerther Tapferkeit. Er kann's nicht aufhalten; ſie haben offenbar eine Entführung vor. Die Thüren ſind beſetzt, an jeder ſtehen zwei Cavaliere, daß der König nicht hinaus kann, und ſchaffſt Du nicht binnen einer Viertelſtunde Kriegsleute herbei, ſo nehmen ſie den König in die Mitte, drängen ihn in den Hof hinab, heben ihn auf ein Roß, und führen ihn hinweg — das iſt Thonradl's Abſicht, es iſt mir ſonnenklar; ſchaffe Kriegsleute!

— Wo ſoll ich ſie hernehmen? — ſtöhnte Eggenberg — wenn ich ſie von den Wällen und Thoren holen laſſe, ſo ſtürmt der Feind an der entblößten Stelle! Hört Ihr nicht, wie die Kanonade immer ſtärker brüllt?!

— Ja wohl, ſeit einer halben Stunde! dies iſt ſicherlich verabredet, um uns einzuſchüchtern —

— Schickt nach Santhelier in's Arſenal, ob er eine Compagnie herführen, und den Ausgang über die Brücke des Schweizerhofes beſetzen kann. Eilt, eilt hinab! rief Eggenberg einem Diener zu, welcher augenblicklich folgte. — Beſſer, wir ſchließen uns ein mit den Widerſachern und fechten ſelbſt mit ihnen — man ſoll alle Trabanten und Wachen zuſammenzieh'n! — als daß wir ſie hinauslaſſen bis unter ein Thor. Dort würden ſie ſich feſtſetzen, die Anhänger in der Stadt würden ſich zu ihnen ſchlagen, die geheimen Vorbereitungen zur Sprengung eines Thores würden in's Werk geſetzt werden, und der Böhme dränge herein —

— Dem Könige zu Hilfe im Namen aller Heiligen! rief in ſpaniſcher Sprache eine Stimme herein vom Corridor, und der Mann, welchem die Stimme angehörte, trat in die Thür. Es war der ſpaniſche Geſandte; leiſe ſetzte er hinzu, indem er Eggenberg ganz nahe trat: Ihr ſeid ſchuld! Sie legen Hand an den königlichen Herrn!

— Hinüber alſo! ſagte Eggenberg, welchen ſein Diener kaum aufrecht hielt, ſo brachen die Schmerzen ihm die Spannkraft der Glieder. — Was führt Dich zurück?

Dieſe Worte galten dem Diener, welcher nach Santhelier geſchickt worden war. Er berichtete keuchend: die bewaffneten Diener der Cavaliere ließen unten Niemand hinaus.

— Hinüber! hinüber! ächzte Eggenberg und drängte hinaus. Harrach, der Marquis von Aytona und der Kämmerling gingen mit ihm. Was es helfen ſollte, wußte

Keiner, aber man hatte das Bedürfniß, nur irgend etwas zu thun. Eggenberg mußte von ſeinem Diener faſt getragen werden, ſo ſehr verſagten ihm die Füße unter grimmigen Schmerzen. Dennoch gewann er die Faſſung, um dem Marquis zu rathen: er möge nicht mitgeh'n. Auf ihn, auf den ſpaniſchen Geſandten würde ſich der aufgeregte Zorn ſtürzen, ſein Leben komme in Gefahr. Er möge lieber von Trabanten und Wachen zuſammenholen in der Burg, was ſich auffinden laſſe, und ſie an der Stiege aufſtellen —

Der Marquis übernahm es. — Sie kamen an die Thür, hinter welcher die Scene ſpielte, welche das Schickſal Europa's ändern konnte, wenn das verwegene Vorhaben Thonradl's gelang, wenn König Ferdinand entführt und aus den Mauern Wiens gebracht wurde.

Es war dieſelbe Thür, vor welcher der König vor acht Tagen geſtanden und die er bezeichnet hatte als ſeine neue Wohnung. Sie war nur angelehnt. Harrach war von hier gekommen, und ſtieß ſie jetzt wieder auf. Zurück! ſchrie man heraus. Es waren zwei Cavaliere, welche dort Wache hielten. Sie thaten indeß nichts weiter, und ließen den Flügel offen steh'n, weil der Anblick Eggenberg's ſie befremdete. Er brach an der Schwelle zuſammen unter den Händen ſeines Dieners, und wurde bewußtlos.

Drinnen im großen Zimmer ſtellten ſich zwei Gruppen dar. Nahe an der Thür Jörger, der hochroth vor Erregung geſtikulirte. Wie haltlos er im Innern ſeines Hauſes oft erſcheinen mochte, hier war er jetzt ſtraff und ganz und zum Widerſtande entſchloſſen gegen einen Gewaltſchritt. Nahe am Fenſter aber die Cavaliere, welche Thonradl folgten, und der König. Der König war erſichtlich vor ihrem Zudrange zurückgetreten, und ſtand auf einer Erhöhung, welche am Fußboden in der Fenſterbrüſtung angebracht war. Man ſah von der Thür aus, daß ſein ſonſt immer geröthetes Angeſicht blaß war und leiſe zuckte. Aber ſeine Haltung erſchien — obwohl dieſe Marter ſchon ſtundenlang dauerte — immer noch würdevoll. — Das Aeußerſte ſtand jetzt bevor: Thonradl ſtreckte die Hand nach ihm aus und ergriff einen Knopf ſeines Wamſes. In der Gruppe ſchrie jeder, aber durch das Geſchrei hindurch hörte man doch verſtändlich die brutale Stimme Thonradl's: ihre Geduld ſei erſchöpft und Nandl müſſe ſich fügen!

Da wendete jählings der König ſein Haupt nach dem Fenſter, und Thonradl ließ den Knopf fahren, eine Todtenſtille trat ein — man hörte ſchmetternde Trompeten.

Harrach ſprang in's Zimmer — der bewußtloſe Eggenberg war weggetragen worden — und eilte an das Fenſter, welches noch frei war. Denn an dem einen ſtand der König, an's zweite waren Cavaliere geeilt, durch das dritte ſah Harrach mit Entzücken, was ſich da unten — dem jetzigen inneren Burgplatze — ereignete: der alte Santhelier ſprengte im Galopp, ſeinen Degen hoch ſchwingend, von der Seite des Kohlenmarktes daher, und hinter ihm ein Zug Geharniſchter nach dem andern, „in völligem Spornſtreich, mit aufgezogenen Röhren und zum Angriff gehörigen armis“, wie die actenmäßige Beſchreibung ſagt. Halt! commandirte die Löwenſtimme des alten Kriegsmanns, und fertig zum

Angriff ordnete ſich raſſelnd die blitzende Schaar, die von Minute zu Minute anwuchs, denn immer wieder ein neuer Zug ſprengte herzu, und ordnete ſich hinter den bereits aufgeſtellten.

Auf dieſe Hilfe hatte Santhelier oben von der Neuthor-Baſtei harrend ausgeſchaut. Nach ihr hatte er damals, als Conrad an ihm vorbeiging und die Worte „Krems" und „florentiniſch" hörte, den Reitersmann abgeſendet. Der Großherzog von Toscana hatte vor zwei Monaten die Werbung eines Reiterregimentes im kölniſchen Lande beginnen laſſen, und von dieſem florentiniſchen Regimente hatte der Erzherzog Leopold, der Bruder Ferdinand's, von Paſſau aus nach Krems ſenden laſſen, was fertig war in Rüſtung. Niemand hatte eigentlich dieſe Hilfe vorbedacht, Niemand hatte auf ſie rechnen können; das gute Glück Oeſterreichs — hier wie die Sonne durch eine Gewitterwand brechend — hatte dem alten Santhelier die Eingebung gebracht, eben auf gut Glück ſeine Boten nach Krems zu ſenden. Mehrere fertig gerüſtete Compagnien waren im letzten Augenblicke eingetroffen, waren nach ſeiner Anordnung auf Tſchaiken geſetzt und die Donau herabgeführt worden. Vor einer halben Stunde waren ſie im Canale angekommen unten am Fiſcherthore, wo das Waſſer des Canals in den Wallgraben hinüber nach dem untern Arſenale beim Neuthor mündete, und von hier hatte ſie Santhelier in donnerndem Galopp hinaufgeführt vor die Burg, deſſelbigen Weges, welchen die Cavaliere an dieſem Nachmittage genommen hatten. Jetzt ſank der Abend nieder, und der alte Kriegsmann mit dieſen Reitern — Dampierre's Küraſſiere genannt — entſchied mit ihnen das Schickſal des verhängnißvollen Tages.

Denn jetzt war für Thonradl und Genoſſen keine Ausſicht mehr auf Erfolg, ſondern Ausſicht auf eigene Lebensgefahr. Der Spieß war umgekehrt. Wenn ſie zögerten, konnten ſie in der Burg gefangen ſein. Sie waren's ſchon.

Santhelier ſalutirte zu ſeinem Könige hinauf, und hielt ſein Schwert erhoben gleichſam wie ein Fragezeichen, ob er die Cavaliere feſthalten ſolle, welche in den Schweizerhof hinabgeeilt waren und auf ihre Pferde ſprangen. Der König, welcher das Fenſter geöffnet und mit der Hand gedankt hatte, verſtand wohl auch das Fragezeichen, und hinter ihm beſchwor in fliegender ſpaniſcher Rede der Marquis von Aytona die „gerettete Majeſtät" auf das Dringendſte, den Sieg nicht aus der Hand zu geben, und die Rebellen nicht fortzulaſſen — ein Wort des Königs hinab an Santhelier, ein Wink hätte genügt! — Der König aber machte ein Zeichen, daß man ſie ziehen laſſen ſolle.

Und während dieſes gefährlichen Augenblicks hatte der Naſchmacher Urban, der ſchon lang im Schweizerhofe bei den Dienern geweſen, die freche Geiſtesgegenwart, ſich an Thonradl zu drängen, als dieſer mühſam auf's Roß kletterte, und ihm zuzuflüſtern: der ſächſiſche Junker läßt Thurn vermelden, daß heut' Abend um Neun das Stubenthor geſprengt wird, heut! — Wird beſtellt werden, wenn man uns hinaus läßt" grunzte Thonradl, und des Schlimmſten gewärtig ritten die Cavaliere über die Zugbrücke an den Küraſſieren entlang.

Es geſchah ihnen nichts, und bei der Biegung in die Herrengaſſe ſpornten ſie aufathmend ihre Pferde, nach dem Neuthore hinab, durch's Neuthor hinausſprengend in Haſt und Eile. Nur unter dem Neuthore ſelbſt veranlaßte die Stentorſtimme Thonradl's einen plötzlichen Halt. Halblaut ſprach er zu ſeinen Nachbarn: Wollen wir hier zwiſchen den offenen Thorflügeln halten, und einen Boten an Thurn hinüber ſenden, daß er ein Regiment hierher dirigirt? Wir halten aus, bis es kommt, und die Stadt wird erobert durch dieſes Loch, wie? Sollen wir nicht?

— Das iſt unehrlich! rief von hinten unter der Thorwölbung eine Stimme; wir ſind unter dem Titel von Parlamentarien eingelaſſen, und brächen ſolchergeſtalt loyale Kriegesſitte. Es war Jörger's Stimme.

— Ah, pah! ſchrie Thonradl; ein ganzer Chorus von Stimmen aber rief: Vorwärts! Hinaus!

Und ſie ritten hinaus, und die Flügel des Neuthors flogen zu hinter ihnen.

Die Bewölkung des Himmels war den ganzen Tag dicht geblieben, und hatte ſich gegen Abend dunkler und dunkler angehäuft. Die Nacht trat zeitig ein; Windſtöße erhoben ſich; Regenſchauer flogen nieder.

Der Sturm auf die Burg war zerſtreut; aber der Sturm auf die Stadt, welcher jetzt nahe bevorſtand, konnte durch frühe Dunkelheit und regneriſches Wetter nur unterſtützt werden: der Sturm auf die Burg hatte ihm günſtig vorgearbeitet.

Medardo nämlich, deſſen Spürnaſe den Ort und die Nähe der Gefahr ganz richtig erwittert, fand nirgends Aufmerkſamkeit und bereiten Willen, als er eine Compagnie verlangte zur Sicherheit des Stubenthors und zur Beſetzung des Wildling'ſchen Hauſes. So lange die Cavaliere in der Burg waren, und die Beſchießung von außen ſo lebhaft betrieben wurde, mochte kein militäriſcher Befehlshaber auch nur einen Mann ſeiner Truppen abgeben. Medardo lief unverrichteter Sache von einem Poſten zum andern.

Erſt jetzt in der Dunkelheit, als die Cavaliere fort und die Geſchützesſalven verſtummt waren, hörte man auf ihn. Zu ſpät! denn als er nun mit hundert Mann beim Wachthauſe neben dem Jakoberkloſter ankam, war die Nacht völlig hereingebrochen, und der Ausmarſch mit der Petarde aus dem Wildling'ſchen Hauſe hatte ſchon begonnen. Medardo wurde deſſen ſogleich inne: denn als die Truppe beim Wachthauſe aufgeſtellt geweſen, war er eiligſt vorausgeeilt in die Seilerſtatt hinauf, um zu recognosciren, und da hatte er entdeckt, daß ein verdächtiger Menſchenknäul, aus der Gegend des Wildling'ſchen Hauſes herkommend, ſo eben in die Weihburggaſſe eingebogen war. Einen Knäul von Menſchen während finſtrer Abendzeit gab's in Wien gar nicht während dieſer ſcharfen Belagerungstage, wenn's nicht ein ſoldatiſcher Haufe war. Ein ſolcher war es nicht, das merkte er aus der Ferne deutlich, wenn auch nur am Geräuſch. Ja, aus dem unregelmäßigen Geräuſch der Fortſchreitenden ſtieg ſogar ein Ton auf, ein rauher Ton — Medardo hatte vier Ohren für einen Ton, welcher an den Bart-Conrad erinnerte. Sie ſind es! rief er in ſich hinein, und ſie ziehen nicht zum Stubenthore? Wäre die Liſt eine doppelte geweſen, und gälte es doch dem Neuthore? — Da hörte er fernes Gewehrfeuer hinter ſich, fern aber deutlich. Es kam aus dem Prater, wo der Angriff Thurn's gegen den neuen Werd, gegen die jetzige Leopoldſtadt eben begann. Diavolo, dort! Alſo doch dort!? dachte Medardo, und war nun verſtärkt in dem Gedanken, daß er ſich getäuſcht, und daß die Ueberrumpelung doch dem rothen Thurm- und dem Neuthor gelte.

Er flog zum Wachthauſe zurück, entwickelte dem Officier, welcher die hundert Mann commandirte, ſeine geänderte Anſicht und ſchlug vor, geraden Weges nach dem Neuthore zu marſchiren. Dann könne man den „Knäul“ aus dem Wildling'ſchen Hauſe entweder noch abſchneiden, oder doch unten auffangen. Der Officier ſtimmte zu; es ward zurück und die Wollzeil hinauf marſchirt. Vielleicht, meinte Medardo, könne man dem „Knäul“ oben an der Biſchofgaſſe zuvorkommen.

Die Expedition mit dem Handwägelchen, worauf die Petarde, gelangte ſomit unbehelligt durch die Grünanger- und über die Schulen-Gaſſe an den Eingang zum Strobelgaſſel. Juſt als ſie in dies Gäßchen einbog, kam die Compagnie mit Medardo drüben am andern Ende des Gäßchens durch die Wollzeil herauf. Halt! commandirte leiſe Conrad. Lautlos hielt man ſtill. — Es war ſtockfinſter, und ein heftiger Regenſchauer begann. Hundert Mann, welche marſchiren, hören nicht weit — ſie wurden nichts gewahr, ſie zogen weiter, und das Handwägelchen mit ſeinem Geleite ſetzte ſich wieder in Bewegung bis vor den „Strobelkopf“.

Dort war Alles bereit. Wildling, der zugegen war, hatte Alles ſorgfältig in's Werk geſetzt. Die Fäſſer voll ungriſchen Weins waren unter der Firma, als ſende ſie der Orden der chriſtlichen Ritterſchaft, ſchon vor einer Stunde abgeliefert, und waren ohne kritiſchen Scrupel zu ſofortiger näherer Kenntnißnahme in Empfang genommen worden. Die Vertrauten unter den Truppen hatten ihr Verſprechen gelöſt, und die für dieſen Tag ausgegebene Loſung den Nachfragenden mitgetheilt. Die zehn Bürger waren da, desgleichen die zwanzig gemeinen Leute, und verzehrten harmlos das Nachtmahl, welches der „Fond“ zu beſtreiten hatte. Die Spieße, welche einzeln nicht alle mitzunehmen geweſen, waren jetzt auf dem Handwägelchen mitgekommen, kurz, es war Alles fertig. Auch die neutralen Gäſte im Strobelkopf konnten nicht viel merken; Wildling ſprach von einer Freicompagnie, welche ſich den Wachen zur Unterſtützung ſtellen wolle, und ſo verließ denn unter dieſem Vorwande die ganze Mannſchaft die Wirthsſtube, und ordnete ſich draußen im Gäſſel dergeſtalt, daß das Handwägelchen in die Mitte genommen wurde. In Gottes Namen denn! ſagte Wildling, und der verhängnißvolle Zug ſetzte ſich in Bewegung in die Wollzeil hinaus und dort rechts abſchwenkend nach dem Stubenthore hinab.

Der kleine Martin trabte nebenher. Er hatte die Aufgabe, an der Riemerſtraße zurückzubleiben und, wenn er merkte, daß Alles ſtill abliefe, und daß man unbehindert in das Thorgewölbe eingetreten wäre, hinüberzulaufen in die Seilerſtätte, wo Vater Jobſt an der Hausthür ſeiner harrte. Jobſt ſollte dann die Rakete im Hofe anzünden, damit ſie aufſchieße und das Signal hinaustrage.

Wildling ſelbſt hatte die Thorwache anzuſprechen.

So ging es denn ohne Aufenthalt auch die letzte Strecke hinab und zwar in einem Schritte, der vorſichtiger auftrat und unregelmäßiger klang, als einem militairiſchen Marſche zukam. — Wer da? rief der Wachtpoſten am Thore. — Wildling erwiederte mit dem Loſungsworte und ſetzte raſch hinzu: es ſei eine Freiwilligencompagnie, welche daher geſchickt werde, um den Truppen den ſchweren Dienſt ein wenig zu erleichtern. Der Orden der „chriſtlichen Ritterſchaft“ habe mehrere ſolche Freiwilligencompagnien bewaffnet, und ſende auch Wein zur Stärkung. Ob denn hierher an's Stubenthor keiner gekommen ſei?

— Freilich! Aber eine Wache muß doch zurückbleiben und muß nüchtern bleiben!

— Richtig! ſagte Wildling, dafür werden wir nun ſorgen. Geht mit Gott, und laßt Euch den Ungriſchen ſchmecken! 's ſoll ein Meneſcher ſein!

Die Wache ging, und es war nun kein Hinderniß mehr vorhanden. Das Handwägelchen wurde in die Thorwölbung hinein gefahren über die Biegung hinaus bis zu den verſchloſſenen Thorflügeln. Dort enthüllte Urban die verhängte Laterne, welche er mitgebracht, und Conrad und

Pfeifer gingen daran, die Petarde vermittelſt des Matrillbrettes anzuſchrauben und anzunageln unter ſorglicher Aufſicht des Junker Hans.

Sie waren noch lange nicht damit zu Stande, da ziſchte in der Seilerſtätte die Rakete in den dunklen Nachthimmel hinauf. Das war nicht gut; es kam etwas zu früh. Es ſchadete dem Unternehmen in zweifacher Weiſe. Erſtens erweckte es drüben in der Vorſtadt die Kanonade gegen die Baſtei am Stubenthore, und alarmirte dadurch die in den Schänkhäuschen zechende Mannſchaft. Zweitens alarmirte es als ungewöhnliche Erſcheinung auch andre Wachen auf den Baſteimauern. Unter dieſen auch Medardo, die „rothe Feder.“ Er war mit ſeinen hundert Begleitern beim Neuthore angekommen, ohne den Feind anzutreffen; der Officier hatte die Leute kunſtgemäß vertheilt, um die erwarteten Gegner raſch einzuſchließen, und Medardo ſelbſt war auf die Baſtei hinaufgeſtiegen, um das Gewehrfeuer vom neuen Werd her deutlicher zu vernehmen und zu beurtheilen. Denn wenn es näher rückte, ſo war eine Poſt zu ſenden, in Betreff des rothen Thurms! Es näherte ſich nicht, nein! es wich zurück. Die Jäger draußen in den kleinen Wirthshäuſern — die Stammväter der „Jägerzeil“ — ſchienen ſich trefflich zu ſchlagen — da, da, Diavolo, was iſt das? ſchrie Medardo — er ſah die Rakete aufſteigen! — Betroffen ſtutzte er. Sehr kurze Zeit nur. Es ward ihm raſch klar, daß dies ein Signal aus der Stadt ſei, und die unmittelbar aufdonnernde Kanonade drüben von der „Landſtraße“ überzeugte ihn: das gilt dem Stubenthore, und du biſt irre geführt!

Eiligſt hinab und dem Officier Meldung gemacht, und im Geſchwindſchritt mit der ganzen Mannſchaft zurück nach dem Stubenthore!

Dieſer Marſch von zehn Minuten konnte der Petarden-Unternehmung gefährlich werden, wenn ſie nicht raſch zum Ziele kam.

Vielleicht wurde ſie noch zeitig genug fertig. Die Maſchine war angeſchraubt und angenagelt, und der Zündfaden ward gelegt. Vorſichtig und ſorgfältig bis weit hinter die Biegung des Gewölbes zurück. Jetzt anzünden! Conrad zog einen kleinen Luntenſtrick aus der Taſche, Urban öffnete die Laterne, der Strick ward angeglommen. Alles zurück! Ich komm mit einem Satze nach! murmelte Conrad und bückte ſich mit der Lunte nach dem Zündfaden —

Eine Sekunde ſpäter, und es krachte in dem Gewölbe, als ſtürze es über und über zuſammen.

Sobald der Knall ausgetönt, ſprang Hans hinein. Die Andern harrten. Herein! hörten ſie ihn rufen, und ſie folgten. Die Aexte, die Aexte brauchen! ſchrie er. Man hatte ihrer auf dem Handwägelchen mitgebracht, und griff nach ihnen, denn die Sprengung an den Thorflügeln war ungenügend gerathen. Durch die Holzbohlen waren wohl Löcher geſprengt, aber die Eiſenbekleidung war nicht hinreichend gewichen; jetzt ſollte verſucht werden, ob Nachhilfe von Menſchenhand genügte, den erſchütterten Thorflügel aufzuſchlagen, oder wenigſtens eine gangbare Breſche in ihm durchzuhauen.

Man hieb da innen ſo lebhaft, daß man nicht gewahr wurde, was rückwärts vorging.

Das Schlimmſte ging vor. Die hundert Mann waren erſchienen; aus den Schenkhäuſern waren, vom Knall der Petarde aufgeſchreckt. Schaaren von Truppen herbeigeeilt, der Verrath war offenkundig. Medardo's Geſchrei erklärte ihn noch zum Ueberfluß, und die dreißig Mann Proteſtanten waren erdrückt oder zerſprengt worden. Wer aber innen in der Thorwölbung beſchäftigt war, Hans, Conrad, Pfeifer. Urban, der war wie in einer Mauſefalle gefangen, denn die Oeffnung im Thorflügel genügte nicht zum Durchſchlüpfen für einen Männerleib.

Zwar erhob ſich jetzt von der Wienbrücke her Musketenfeuer, die Böhmen rückten an; aber das kam für die Gefangenen zu ſpät. Sie waren bereits ergriffen und hinein geſchleppt nach dem Wachthauſe. Der Officier übergab ſie Medardo, da er mit ſeinen Leuten auf die Baſtei hinauf mußte, um von dort Feuer zu geben auf die anrückenden Böhmen.

Medardo's Anweſenheit war das entſcheidende Unglück für die vier Gefangenen. Während man ſich um die Andern von den dreißig Mann wenig kümmern konnte, weil man alle Kräfte für die anſtürmenden Böhmen brauchte, während alſo dieſe mit Wildling entrinnen konnten, ſorgte Medardo genau für jene vier Männer, die er ja zum Theil perſönlich kannte. Er erzwang ſich im Tumulte eine Escorte von einem Dutzend der aus dem Schenkhäuſel herübergekommenen Kriegsleute, und forderte ſie auf, dieſe Hochverräther, wie er ſie bezeichnete, ſogleich in ſichern Gewahrſam bringen zu helfen. Das Dutzend fand ſich leicht zuſammen, denn es war Vielen klar, daß dieſer Dienſt einer Gefangnen-Escortirung weniger unangenehm ſei, als ein Kampf gegen die anſtürmenden Böhmen. Fort ging es mit den „Hochverräthern“ die Wollzeil hinauf, und — zu größerer Sicherheit wegen der hereinfliegenden Kugeln — gleich rechts in die Riemerſtraße hinein, um in der engen Schulgaſſe und Bäckerſtraße mit größerer Sicherheit weiter zu gelangen. Im Sturmſchritt eilte der Transport, und erſt am Lugeck vor dem Regensburger Hofe mäßigte man die Eile. Zum Theil darum, weil man plötzlich einen Geiſtlichen, eine hohe Mönchsgeſtalt, angerannt und in die Mitte des Transportes verwickelt hatte.

Dies war Pater Dunſtan, der auf dem Wege zum Jeſuitenhauſe begriffen war. Der Zufall brachte ihn hier in unmittelbare Berührung mit den Gefangenen, und ein Wort, welches er ausſtieß, machte ihn trotz der dunklen Nacht kenntlich für Hans.

— Pater Dunſtan, rief Hans eilig, es iſt Alles geſcheitert. Erwartet nichts für die Rettung des armen Zrenke, als was in Euren eigenen Kräften liegt!

— Keinen Verkehr mit Hochverräthern, ehrwürdiger Pater! Wegdrängen! Zuſammendrängen! Weiter! rief Medarde, und fort ſchob ſich der Haufe — Pater Dunſtan ſtand allein, voll von ſchmerzlicher Ueberraſchung. Er hatte den Junker Hans zu ſo gefährlicher Unternehmung veranlaßt — jetzt ging der gefangene Junker dem Aergſten entgegen. — Dunſtan war eine ſtarke, harte Natur: jetzt fühlte er ſich erſchüttert, und — wie dies bei ſtarken Naturen zu ergehen pflegt — jetzt fühlte er ſich zu einer gewaltſamen Anſtrengung getrieben. Ob ſie auch keinen Erfolg verſprach, ſie war ihm jetzt ein Bedürfniß. Lebhaften, weitausgreifenden Schrittes ging er die Bäckerſtraße entlang auf's Jeſuitenhaus zu.

Er ging nicht unbeachtet, und bald nicht unverfolgt. Im Regensburger Hofe wohnte Herr Tocke, und zwar nur eine Stiege hoch. Die Fenſter ſeines Zimmers gingen auf das Lugeck hinaus. Sie ſtanden offen bei dem Sommerabend, obwohl dieſer regneriſch war. Herr Tocke ſtand am Fenſter, aufmerkſam zuhörend, ob und wo die Kanonade ſich entwickle, ob am Neuthore oder am Stubenthore. Dergleichen Studien machte er lieber fern vom Schuſſe. Da gewahrte er den geräuſchvoll ankommenden Transport der Gefangenen, da hörte er die Worte Hanſens, da hörte er den Namen Zdenko's, und Medardo's Erwiederung mit „ehrwürdiger Pater!" da wurde er endlich inne, daß dieſer Pater entſchloſſenen Schrittes in die Bäckerſtraße hinabging. Er wußte aber ſchon ſeit geſtern, daß ein Benedictiner mehrmals im Jeſuitenhauſe angefragt. Der geht wieder dahin! dachte er — was hat er vor? Vielleicht etwas Gewaltſames! — Und nach einiger Ueberlegung entſchloß ſich Herr Tocke, ihm zu folgen. Dem alten Thürhüter konnte ein Rath nöthig werden, der nach oben Früchte tragen konnte, ein bloßer Rath, bei welchem man ſich nicht auszuſetzen brauchte.

Zum fünften Male übrigens machte Dunſtan dieſen Weg nach dem Jeſuitenhauſe; viermal ſchon hatte ihn der

Thürhüter abgewieſen mit dem Beſcheide: der Herr Provincial ſei nicht zu ſprechen. Heute war er abſichtlich am ſpäten Abende gekommen. Vielleicht, hatte er gedacht, iſt der ermüdete Pförtner weniger ſtreng in ſeiner Ablehnung! — Jetzt war Alles anders in ihm: alle kleinen Maßſtäbe warf er zerbrochen hinter ſich, wie ein Gebieter zog er die Hausglocke, wie ein Herrſcher ſtieß er den Thürhüter zur Seite und trat ein, den Flur entlang ſchreitend, als kenne er hier Weg und Steg, als ſei er berechtigt zu Allem.

Der Thürhüter eilte überraſcht hinter ihm her, und wollte ihn am Gewande halten. Aber das dunkle Gewand eines Geiſtlichen geſtattete doch nicht wohl ein heftiges Zugreifen, und der hohe Benedictiner wendete ſich auch gerade jetzt nach ihm zurück mit ausgeſtrecktem Arme und blieb ſtehn. In der dämmerhaften Beleuchtung des Hausflurs durch eine Oellampe ſah das Antlitz Dunſtan's gebieteriſch aus, und ſein tiefes Organ klang machtvoll in die Ohren, ja in die Seele des Pförtners, welcher in ſo ſpäter Stunde allein dem fremden Mönche gegenüberſtand.

— Biſt Du ein Chriſt, Pförtner? fragte Dunſtan.

— Ja freilich! erwiederte eingeſchüchtert der Thürhüter.

— Sprich nicht leichtſinnig und unbedacht. Deine Seele weiß nichts von Deiner Antwort. Du biſt gewohnt, wie ein Sklave zu handeln, nicht wie ein Chriſt. Es iſt Dir geboten, die Thüre zu hüten, und Du erfüllſt wie ein Haushund dieſes Gebot. Erhebe Dich aus Deiner niedrigen Stellung! Morgen kannſt Du des Todes ſein, und jenſeits Rechenſchaft geben müſſen, wie Du Dein Pfund verwaltet auf dieſer Erde. Wirſt Du erfunden als ein gedankenloſes Geſchöpf, ſo wird Dich die Hand des Richters in den Abgrund ſtoßen zu den niedrigen Geſchöpfen. Weißt Du aber eine Handlung für Dich anzuführen, welche verkündet, daß Du eine chriſtliche Seele bethätigt haſt, ſo wird Dich der ewige Richter erheben. Eine ſolche Handlung liegt vor Dir, armſeliges Menſchenkind, ergreife ſie mit all Deinen Kräften. Die edelſten Menſchenleben ſtehn auf dem Spiele, liegen in der Hand des Mannes, der in dieſem Hauſe gebietet, ja das Seelenheil dieſes Mannes ſelbſt iſt in Gefahr. Rettung iſt nur darin, daß er in nächſter Minute die Wahrheit hört, welche ich bringe. Handle wie ein Chriſt zu Deiner Erlöſung und zur Freude Gottes — führe mich unverzüglich zum Provincial!

— Der Thürhüter erzitterte innerlich, die Gewalt des alten Mönchs war eine wahrhaftige — der Thürhüter führte den alten Mönch hinauf bis vor die Thüre des Provincials.

Dort legte Dunſtan die Hand ſegnend auf das graue Haupt des Pförtners, ſprach leiſe: Gott wird Dir's lohnen, winkte ihm, fortzugehen, und trat in das Vorzimmer des Provincials.

Es war halb dunkel. Die Thür zum Wohnzimmer ſtand offen, und aus dieſem drang ein Lichtſchein herüber.

Dort im großen Zimmer ſtanden brennende Kerzen auf dem Schreibtiſche, und vor dieſem Schreibtiſche ſaß der Provincial. Oder richtiger: er ſaß nicht, er kauerte. Zuſammengeſunken in Müdigkeit und geiſtiger wie moraliſcher Erſchöpfung war er halb herabgeglitten vom Seſſel, und war von jenem Halbſchlummer gefeſſelt, welcher nicht erquickt, ſondern verzehrt. Der Triumph der Rache über den Jugendfeind Zdenko war ihm bereits zur Qual geworden. Die unerſchütterliche Milde Zdenko's vernichtete allen Genuß der Rache, und wie vergittert auch das Innere dieſes Methodius ſein mochte durch Formeln, ein Hauch der Wahrheit drang jetzt täglich durch das Gitterwerk in das vertrocknete Innere. Täglich. Er hatte ſich einen täglichen Beſuch Zdenko's angeſetzt, um ihn zu bekehren, wie die Formelſprache beſagte, um ſeine Rache zu letzen, wie der unparteiiſche Zuſchauer ſagen mußte — und dieſer tägliche Beſuch ſteigerte ſich ihm zu immer größerer Qual.

Die theologiſche Gelehrſamkeit hat ſtets darüber gekämpft, ob die Neigung zum Guten oder ob die Neigung zum Böſen mächtiger ſei in der Bruſt des Menſchen. Für die vorherrſchende und unaustilgbare Neigung zum Böſen iſt der Begriff einer Erbſünde in den Vordergrund geſtellt worden. Den Begriff einer Erbtugend hat man im Hintergrunde gelaſſen. Oder vielmehr man hat ihn durch ein Wort verſchleiert, welches nicht unmittelbar den Gegenſatz andeutet. Dies iſt das Wort „Gewiſſen“. Auch dem Böſewichte räumt man ein Gewiſſen ein, welches von ſelbſt und unwiderſtehlich erwache.

Dies Gewiſſen iſt von wunderbarer Stärke, von wunderbarer Feinheit, und deshalb ſollte man wohl meinen, die Anlage zum Guten ſei im Menſchen wenigſtens eben ſo ſtark vertreten als die Anlage zum Böſen. Der einſtige Methodius zeugte jetzt dafür in hohem Grade. Ein ganzes Leben, eine zähe Neigung zum Böſen, eine völlig ausgebildete Wiſſenſchaft der Beſchönigung ſchützte ihn nicht vor dem Erwachen eines Gewiſſens, welches er ſtets verhöhnen zu dürfen geglaubt hatte mit dem Ausrufe: Wie kann ich ſtrafbar ſein, thu' ich kein Unrecht?! Zdenko und die Angſt vor dem Tode hatten es jetzt doch erweckt.

Die Angſt vor dem Tode entſtand in dem ſonſt ſo zähen alten Manne durch die Senſationen, welche Zdenko's überlegene Sanftmuth in ihm hervorbrachten. Dieſe Senſationen waren das Gegentheil von dem, was er Jahrzehnte lang erfahren, ſie waren nicht Aerger und Zorn, an welche ſeine Nerven gewöhnt waren, wie man ſich an Gift gewöhnt, ſie waren Beſchämung und Reue. Methodius wollte ſie freilich nicht anerkennen, ſein Verſtand wollte ihrer ſpotten, aber ein geheimnißvolles Etwas in ihm, die Erbtugend des Menſchen, zerdrückte den Spott, wie der niederſinkende Fels einen Strohhalm zerdrückt. Solchergeſtalt kam ſein Nervenleben aus den Fugen, es verſagte dem alten Körper die Spannkraft; der Gedanke an Zerfall und Auflöſung tauchte auf und verbreitete ſich durch alle Adern und Organe — die Todesangſt trat ihm nahe. Geſchüttelt von ihr hatte er ſich dennoch auch an dieſem Abende aufgemacht zur Zelle Zdenko's, um den Jugendfeind zu peinigen mit Drohungen, welche in ihm ſelbſt ſchon nicht mehr von der Ueberzeugung der Wahrhaftigkeit geſtützt wurden — da war durch ein Fenſter des Corridors, in welchem er entlang ſchritt, eine Kanonenkugel dicht vor ſeinem Antlitz hereingeflogen in die Wand, Kalk und Mauertrümmer über ihn werfend und durch den Luftdruck ihn zurückſchleudernd, als ſei er wirklich getroffen. Rückwärts war der alte Körper auf den ſteinernen Boden geſtürzt, und das Rückenmark war erſchüttert worden. — Mühſam hatte er ſich zurück nach ſeinem Zimmer geſchleppt und den Seſſel geſucht. Mit der Erſchütterung des Körpers war Alles in ihm erſchüttert, denn in der körperlichen Kraft hatte die Wurzel ſeiner Energie gelegen. Erſchöpfung war über ihn gekommen, und hatte ihn vom Seſſel herabgleiten laſſen.

In dieſer Erſchöpfung vernahm er plötzlich den Ruf ſeines Jugendnamens: Methodius! von ſchwer wiegender tiefer Stimme.

Es war die Stimme Dunſtan's, welcher dicht bei ihm ſtand.

Er meinte, in Mähren zu ſein auf dem Zierotin'ſchen Schloſſe, und die Stimme des Grafen zu hören, die Stimme von Zdenko's Vater, der ihm geſagt hatte: Du wirſt ein Pfaff'! —

— Steh' auf, Methodius, und wende Deine Schritte endlich nach dem Wege des Guten! Ich will Dir beiſteh'n dazu.

Mit dieſen Worten berührte ihn Dunſtan. Erſchreckt riegelte er die Augen auf, und ſah über ſich den hochgewachſenen ſchwarzen Mönch. — Dies Gewand eines Benedictiners brachte ihn zur Beſinnung; die Benedictiner mit ihrer ruhigen, zur unparteiiſchen Wiſſenſchaft geneigten Tendenz waren ihm ſtets die widerwärtigſten Ordensbrüder geweſen, und der Thürhüter hatte ihm während der letzten Tage zu wiederholten Malen pflichtſchuldig gemeldet, daß ein Benedictiner zu ihm gewollt, ein Benedictiner von den Schotten. Er hatte den Zutritt verweigert, wohl ahnend, daß dies der Genoſſe Zdenko's ſei, den er längſt aus der Ferne beobachtet, und jetzt wurde es ſeiner wiederkehrenden Beſinnung klar: dies iſt derſelbe, und er wird Zdenko fordern!

Alle erſchütterten Kräfte zuſammenraffend richtete er ſich am Seſſel in die Höhe, Dunſtan's hilfreichen Arm zurückſtoßend. Wer ſeid Ihr? Und wie — könnt Ihr's — wagen, — hier einzudringen?!

— Ich bin ein Diener Gottes, ein Freund Zdenko's von Zierotin, ein Freund Deiner Seele, ja auch Deiner irre geleiteten Seele, welcher ich die Richtung zum Guten zeigen will, bevor ſie vor ihrem ewigen Richter erſcheint. Höre mich und folge mir zu Deinem eig'nen Heile!

— Hinweg! — hinweg! —

— Sei gerecht gegen Dich ſelbſt, ſei nicht Dein eigener Feind, Methodius! Ich ſeh' es an Deinem gebrochenen Auge, an Deinem verſinkenden Körper, Deine Stunde iſt nahe, das Licht dieſer Erde leuchtet Dir nur noch eine kurze Friſt. Benütze ſie, genieße ſie! Du haſt ein langes Leben hinter Dir ohne Genuß, ohne Genuß für Dein Herz. Du haſt Dich ſelbſt verdammt zu den giftigen Freuden des Neides und Hochmuthes. Brich dieſen Bann vor Deinem Ende. Ich kenne Dich, Methodius, von Deiner Jugend auf, ich habe Dein Herz geſehen, als der erſte und einzige

Strahl zärtlicher Neigung in daſſelbe fiel, als Anna neben Euch waltete im Zauber des Mädchenthums. Da konnteſt Du glücklich und gut werden, auch wenn Dir ihre Liebe nicht ausſchließlich gehörte. Die Liebe wollte Wohnung aufſchlagen in Dir; Du aber verſchloſſeſt ihr die Pforte Deines Inneren — armer Methodius! So biſt Du ohne Liebe durch ein eiskaltes Leben gewandelt! Wo gab es eine Stunde dieſes langen Lebens, in welcher Du Gottes Gnade in Dir empfunden, die Seligkeit der Creatur empfunden, die ſich einig fühlt mit dem liebevollen Schöpfer des Himmels und der Erden? Wo?! Nie und nirgends gab es eine. Methodius! Noch kannſt Du eine ſolche Stunde haben. Du lebſt noch. Reiße die morſchen Stricke herzhaft entzwei, welche den wahrhaftigen Menſchen in Dir zuſammengeſchnürt, führe mich zu Zenke hinüber, umarme ihn, und die erſte Thräne wird Deinem Auge entquellen, der Hauch des Liebesſegens wird zum erſten Male Dich erwärmen, das Glück der Tugend wird Dich zum erſten Mal erquicken. Komm!

Methodius zitterte wie Espenlaub. Solche Rede traf ſein verſteckteſtes Innere. Und der Stolz ſchwieg augenblicklich, er ward nicht herausgefordert, er war nicht unterſtützt durch Körperkraft. Das unſtäte Auge ſchien ſich zu ſammeln, es begegnete dem wohlwollenden Auge Dunſtan's, der Moment der Umkehr ſchien wirklich einzutreten für den verhärteten Mann. — —

Da kam die Hilfe für den Provincial, welche Herr Tocke zuwege gebracht. Am weich gemachten Thürhüter hatte dieſer erkannt, daß eine gefährliche Macht hinaufgedrungen ſei zum Haupte des Ordens, welcher nichts ſo fürchtete als das Benedictinerthum, und in dieſer Erkenntniß hatte ſich Herr Teale einige junge Coadjutoren und Patres aus dem Hauſe zuſammengeholt, und trat jetzt mit ihnen in's Vorzimmer, dem greiſen, einſamen Provincial beizuſteh'n.

Es war die Hilfe des Unglücks für ihn. Sobald er ſeiner Leute anſichtig wurde, trat die Gewohnheit in ihr volles Recht. Ihnen gegenüber war er ſtets unerſchütterlich, immer herrſchſam erſchienen; ſein ſchlimmer Geiſt machte alſo jetzt eine rieſenhafte Anſtrengung und faßte ſich in all' die Formen zuſammen, welche bisher ſein berechnetes Weſen zuſammen gehalten hatten — Hinweg! ächzte er — hinweg! — führt den Verſucher hinaus!

Dabei ſuchte er mit aller Gewalt ſeinen Körper aufzuſteifen und den Arm gebieteriſch auszuſtrecken, ein garſtiger Anblick lügneriſcher Macht.

Dunſtan begriff, daß Alles verloren ſei, wenn er jetzt davon ginge, daß aber auch wenig zu hoffen ſei, wenn er in Gegenwart von Zeugen weiter ſpräche zu Methekins. So ging er denn in aller Kraft ſeiner ſtattlichen, vom Entſchluſſe getragenen Perſönlichkeit auf die in der Thür ſtehenden Zeugen zu, und wies ſie mit einem gebieteriſchen Geſtus hinaus in's Vorzimmer. Sie wichen, weil ſie glaubten, er wolle an ihnen vorüber geh'n. Er aber ſchlug die Thür vor ihnen zu und ſchob den Riegel derſelben vor.

Jetzt war er wieder allein mit dem Provincial. Auf

Minuten nur, das wußte er, und für dieſe kurze Spanne berechnete er ſeine letzten Worte:

— So höre denn, Methodius Athanaſius, Provincial des Jeſuitenordens in dieſen Landen, die Drohung meiner Rede, da Du das Wohlwollen derſelben nicht zu erfaſſen wagſt. Ich kenne Deinen Lebenslauf in all' ſeinen Falten, und habe ihn niedergeſchrieben von dem Tage an, da Du Zdenko in Gefangenſchaft zu ſchlagen wagteſt. Die gemeinen Urſachen Deines perſönlichen Haſſes gegen Zdenko, welche Du mit kirchlichen Zwecken zu verſchleiern ſucheſt, habe ich bis auf die Faſern enthüllt in dieſer Schrift, ſowie Dein ganzes unlauteres, von jeder Liebe entblößtes Leben, welches angethan iſt von der Jugend bis zum Alter, der Menſchheit die Religion zu verleiden ſtatt zu empfehlen. Dieſe Schrift, auch bei den Deinen eine furchtbare Anklage — denn ſie werden einſeh'n, daß ſolch ein Charakter ihren Zwecken nicht nützen könne, ſondern ſchaden müſſe — dieſe Schrift iſt bereits in ſichern Händen. Du mit all' Deiner Macht kannſt ſie dieſen Händen nicht mehr entreißen. Dieſe Schrift geht nach Rom an Deinen General, ſie geht in koſtbarer Abſchrift an den heiligen Vater ſelbſt. Dein General muß Dich fallen laſſen um ſeiner ſelbſt, um des Ordens willen, deß ſei verſichert, wenn der heilige Vater auch nur ſchweigt zu dieſer Schrift. Und ein Mann wird ſie ihm überreichen, den der heilige Vater hochachtet. — Jetzt faſſe Deinen Entſchluß! Ich warte bis morgen Abend mit Abſendung der Schrift. Morgen Abend hält ein Wagen vor dieſem Hauſe. Wird in dieſen Wagen Graf

Zdenko von Zierotin gehoben, ſo wird die Schrift nicht abgeſendet. Kehrt der Wagen leer zurück, ſo fliegt ſie zu ihrem Ziele, und ſtürzt Dich in weltlichen Dingen. Was nach dieſer Welt Deiner harrt, wird Dir die Todesangſt ſagen, welche jetzt ſchon Dein Gebein ſchüttelt. Greiſe ſind wir alle Drei. Nach kurzer Spanne Friſt ſtehen wir alle Drei vor Gott — wie willſt Du beſtehen?! Wir werden für Dich bitten, aber ich fürchte, die ewige Gerechtigkeit Gottes wird Dich verwerfen müſſen.

Raſch ging Dunſtan jetzt, ſchob den Riegel zurück und verſchwand. Von der andern Seite traten die Coadjutoren und Patres ein und ſahen mit Entſetzen, daß der Provincial mit einem Schrei ohnmächtig darnieder ſtürzte neben ſeinem Seſſel.

Draußen hatte ſich der Wind gelegt, und der Regen floß in Strömen vom Himmel. Bis zum Morgen. Am Morgen aber verbreitete ſich in der Stadt die Nachricht: alle Angriffe auf Wien ſeien mißglückt, und Thurn hebe die Belagerung auf. — —

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Der

Deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Vierter Band.

K 1914 · 557

Leipzig
H. Haeſſel.
1863.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Erſtes Buch.

Junker Hans.

I.

Es war ein friſcher Morgen, welcher den hohen Markt in Wien beleuchtete. Friſch, denn der heiße Auguſt war vorüber, und die leichten Schleier, welche die Sonne noch um zehn Uhr trug, deuteten ſchon auf die Höhe des Septembers. Zu den Gemüſen und Kirſchen hatten ſich Zwetſchen, Birnen, ja Weintrauben eingefunden bei den Kräutlerinnen, welche grüne Waare auslegten um das ſogenannte Narrenkötterl, einen vergitterten Käfig, in welchen Trunkenbolde, Unruhſtifter und ſchamloſe Dirnen geſteckt und vom Pöbel genarrt, will ſagen verſpottet wurden.

Hans von Starſchädel ſtand hinter den Eiſenſtäben ſeines Fenſters im zweiten Stock des Schrannenhauſes und ſah gedankenvoll auf das Treiben des Gemüſe-, Obſt-, und Fleiſchverkaufs hinab. Es war ſeine Morgenunterhaltung ſeit einem Vierteljahre, ſeit er nun wirklich auf Nummer Drei gefangen ſaß, und zwar jetzt als ſchwerer Verbrecher gefangen ſaß.

Die Weiber, welche da unten grüne Waare verkauften, ſie kannten ihn alle, den lichtbraunen Junker, den blaſſen Ketzer, den „armen Narr'n“, wie ſie ihn nannten, welcher da oben auf den Tod ſaß und ſo lange warten mußte auf ſein grimmiges Schickſal. Der Tag, an welchem er durch das Schwert hingerichtet werden ſollte, ging ſie nahe an, auch in anderer Beziehung. Denn falls die Hinrichtung nicht ganz früh geſchah, dann verloren ſie einen Vormittag; der hohe Markt war die Richtſtätte. An einem Executionsmorgen mußten die mit Grünzeug und Gemüſen hinab auf den Graben, wohin ſie eigentlich gehörten, ſowie die mit Hühnern und Eiern zum Peter, die mit Geflügel und Wildpret an den Stephansfreithof gehörten. Sie waren Separatiſten und Neuerer hier am hohen Markte, aber vielleicht eben deßhalb lag in ihrer Geſinnung überhaupt etwas wie Neuerung, und ſie hegten eben darum eine Theilnahme für den jungen Ketzer da oben. Immer, wenn ſie des Morgens ankamen mit ihren Körben, ging ihr erſter Blick auf die Freitreppe des Schrannenhauſes und auf die „Altane“ dieſer Treppe, ob dort die rothe Fahne ausgeſteckt ſei. Dieſe rothe Fahne nämlich war das Signal für die Hinrichtung.

Um die drei „Tſchapperl“ in der „Saugrube“ drüben kümmerten ſie ſich nicht, die Grünzeugweiber. Sie wußten wohl, daß der Bart-Conrad, der Urban und der Pfeifer auch „abgethan“ werden ſollten, und zwar elendiglich; aber das machte ihnen weniger Sorge. Was aus der „Saugrube“, einem dunklen Gefängnißraume drüben auf der Seite vom Landskrongaſſel, herauskam auf die Richtſtätte, das war gemeines Volk, war ihres Gleichen, daran war nichts Beſonderes! Aber ein Cavalier, ein junger obenein und der ſo ruhig drein ſchaute Tag um Tag, ob die rothe Fahne ausgeſteckt ſei oder nicht, der war des Anſchau'ns werth, der war „herzig“!

Dieſe Nummer Drei, welche Hans ſeit mehr denn drei Monaten bewohnte, war ein geräumiges Zimmer und ſchön kühl in der Sommerzeit, da es ſeine Fenſter gegen Nordoſt hatte. Er hatte ſich überhaupt nicht zu beklagen, der gefangene Junker. Nur in den erſten Stunden, nur in der erſten Woche war ihm derb begegnet worden. Als aber einmal das Belagerungsheer von dannen war — und das damalige Gerücht hatte nicht ganz Unrecht gehabt: wenige Tage nach jenem verunglückten Angriffe auf die Thore war Thurn mit ſeinen Böhmen abgezogen — als man wieder mit Behagen aufathmete in Wien, da wurde der Ton gegen den hochverrätheriſchen Gefangenen milder. „Man“ und der „Ton“ will ſagen: Gangelberger. In deſſen Hand waren die Hochverräther gegeben, und Gangelberger war innerlich ſanfter und wohlwollender, als man ihm zutrauen möchte, wenn man ſeine ſcharfen Aeußerungen hörte. Er war vor Allem gut öſterreichiſch, und ſeine Stimmung hob ſich und wurde gut, als er die Feinde abzieh'n, als er ſie machtlos ſah. Denn Thurn zog nicht nur darum ab, weil die ohne Glück und Geſchick verlaufende Belagerung wenig Ausſicht bot, nein, er eilte ſogar plötzlich von dannen, weil Poſt auf Poſt aus Böhmen kam, daß man dort ſeines Heeres bedürftig ſei. Der alte ſpaniſche Fuchs Boucquoi, wie man ihn nannte, war aus ſeiner Budweiſer Höhle plötzlich hervorgebrochen und hatte zwiſchen Thein und Prachatiz das böhmiſche Heer, welches Mansfeld befehligte, in offener Feldſchlacht geſchlagen und zerſprengt. Dies war einen Tag vor Thurn's Angriff im Prater und gegen das Stubenthor geſchehen, am 10. Juni, und als dieſe Kunde im Margarethen-Schlößchen bei Wien, dem Hauptquartier Thurn's, eintraf, da ließ er unverweilt in der Nacht Chamade ſchlagen, und war am Morgen verſchwunden zum Gaudium der Wiener, welche es nun an Spottliedern hinter ihm her nicht fehlen ließen, und zum Gaudium Gangelberger's, welcher die böhmiſche Rebellion von Herzen haßte.

Von dem Augenblicke an ſank ſein Grimm gegen den ſächſiſchen Junker. Er geſtand ſich nun ein, daß ſelbſt die erſten Verhöre einen günſtigen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Hans hatte nicht das Mindeſte geleugnet, hatte ſogar mehr erzählt zu ſeinem Nachtheile, als er gefragt worden war. Nur über Genoſſen und Helfershelfer hatte er ſich kein Geſtändniß erpreſſen laſſen. Die drei Mitgefangenen, die unten zu ebener Erde ſaßen, hatte er zu entlaſten geſucht, ſoweit es möglich war, indem er von ihnen behauptete: ſie hätten nicht recht gewußt, um was es ſich handelte, und ſeien zum Handlangerdienſt bei der Petarde eigentlich genöthigt worden.

Gangelberger ſah recht gut ein, daß dem keineswegs ſo wäre, und es ärgerte ihn auch, daß der „Wildling" durchſchlüpfen ſollte, aber der Hans gefiel ihm mehr und mehr. Daß man das Anlegen und Abbrennen der Petarde innerhalb der Stadt und mit Hilfe niederöſterreichiſcher Unterthanen als Hochverrath qualificire, und daß auf Todesſtrafe erkannt werden müſſe, verbarg er ihm nicht. Hans fand dies auch ganz einleuchtend, und zeigte ruhige Faſſung. Er bat den geſtrengen Rath nur, ihm die letzten Lebenstage dadurch zu erleichtern, daß man ihn ſchreiben und leſen laſſe, und daß man ſeine Briefe und Aufſätze dahin befördern wolle, wohin ſie gerichtet wären.

Gangelberger hatte ſich dafür willfährig gezeigt. Nur freilich — hatte er hinzugeſetzt — muß ich Einſicht nehmen von dem, was Ihr Geſchriebenes hinterlaßt. Denn ich könnte nicht verantworten, Geſchriebenes von Euch hinaus zu ſenden, was der Sache meines Fürſten und meines Glaubens Nachtheil erregen könnte.

Hans fand dies begreiflich, und da es ſich ja doch um ſein Teſtament handelte, ſo trug er kein Bedenken, dem ruhig gewordenen Richter und Widerſacher all die Verzweigungen zu entwickeln, welche er nach ſeinem Tode bedacht ſehn wollte.

Das Schickſal des Grafen Zrenko, ſeines Pflegevaters, ſpielte dabei eine Hauptrolle, und es gelang ihm ſogar, Gangelberger's ehrlichen Antheil dafür zu erwecken. Gangelberger war kein Freund der Jeſuiten, und die Schilderung des Methodius, die Schilderung des Ueberfalls oben im Walde, des Brandes, der brutalen Entführung, der Gefangenlegung im Jeſuitenhauſe fand einen empörten Zuhörer in ihm, kurz — von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat war die Beziehung des Richters zu ſeinem Schlachtopfer eine nähere, eine vertraulichere, ja endlich eine freundſchaftliche geworden. Der Eine blieb Katholik, der Andere blieb Proteſtant, aber ſie achteten einander, auch wenn ſie ſich in ſtundenlangem Geſpräche ſchonungslos bekämpft hatten.

Dies trug wohl dazu bei, daß die Aburtelung Hanſens verzögert wurde. Gangelberger zögerte aus Mitleid, und — er wurde von oben nicht gedrängt. Der König ſchien grundſätzlich dem eigentlichen Strafamte auszuweichen, auch wo der Ausführung deſſelben kein Hinderniß mehr im Wege ſtand. Der Sieg bei Thein hatte ſeine Kriegslage ungemein verbeſſert, der König aber änderte trotzdem in ſeinem Betragen gegen die feindlichen Landſtände Oeſterreichs keinen Zug, er blieb entgegenkommend. Die geheimen Räthe Eggenberg, Harrach, Meggau verhielten ſich ebenſo. Es erſchien dies Verhalten vorbedacht und ſyſtematiſch, und der ſpaniſche Ambaſſador, der entgegengeſetzt antreiben wollte, fand kein Gehör. Lamormain aber, bei Hofe die Spitze der geiſtlichen Partei, zeigte ſich während dieſer Sommerzeit befremdlich zurückhaltend. Man wußte nicht recht, warum? — Nur Gangelberger ſchien eine Fährte zu haben. Er ſagte eines Tages zu Hans: Ihr habt mich zu wiederholten Malen gebeten, nach dem Pater Dunſtan in der Schotten-Abtei fragen zu laſſen. Ich habe Euch endlich die Nachricht gebracht, der Pater Dunſtan ſei am 13. Juni auf ſeinem Maulthiere zum Schottenthore hinaus geritten, und — bis heute nicht wieder gekehrt. Nun, ich bin geneigt, dieſem charaktervollen Benedictiner — Euren Schilderungen nach wenigſtens charaktervoll — eine Einwirkung zuzuſchreiben, welche ſo geheimnißvoll wie auffallend iſt. Es ſind von Rom Anordnungen hieher ergangen, welche den Pater Lamormain außerordentlich überraſcht haben. Dies weiß ich vom Pater Bartholomäus, dem einzigen gutmüthigen Jeſuiten, den ich kenne und der mir immer freundlich entgegenkommt. Man erwartet ſogar einen Commiſſarius, vom General der Jeſuiten in Rom hierher geſendet. Man munkelt endlich von großer Verſtörung im Jeſuitenhauſe bei der Univerſität, von wunderlichen Zuſtänden des Provinzials Athanaſius. Aus all dem erklärt ſich wohl die Unſicherheit und der Stillſtand in der politiſchen Haltung der jeſuitiſchen Partei. Und ferner! In Betreff Eures Pater Dunſtan hab' ich mit dem ehrwürdigen Abte der Schotten eine Unterredung gehabt. Aus dieſer Unterredung iſt mir ziemlich klar hervorgegangen, daß Pater Dunſtan damals bald nach Gefangennahme des Grafen eine Zuſammenkunft mit dem Provinzial Athanaſius erzwungen und einen räthſelhaften Eindruck auf dieſen ſonſt unerſchütterlich harten Mann hervorgebracht hat; endlich — daß Pater Dunſtan wahrſcheinlich nach Rom gegangen iſt, und ſeine Anklage glücklich angebracht hat. Glücklich, denn die Wirkungen, auf welche Pater Bartholomäus anſpielt, ſcheinen von der Anweſenheit Dunſtan's in Rom herzurühren. Dies Alles klingt tröſtlich, und ich werde dieſen angebahnten Wegen ſogleich weiter folgen, ich werde den Eintritt in's Jeſuitenhaus ſelbſt und ein Geſpräch mit dem Provinzial nachſuchen. Die Gerichtsprocedur gegen Euch, Junker, giebt mir den Anlaß dazu, wenigſtens den Vorwand. Ihr habt Euch auf den Grafen Zdenko von Zierotin berufen in Eurer Vertheidigung, Graf Zdenko iſt von Seiten des Gerichts zu vernehmen, Graf Zdenko ſoll im Jeſuitenhauſe ſitzen, ich erſuche um Zulaſſung zu ihm. Das wäre früher unmöglich geweſen, denn die jeſuitiſchen Häuſer beſtehen jedem Gerichte gegenüber auf ihren Privilegien der Unzugänglichkeit; im jetzigen Momente der Lähmung, welche ihre hieſigen Führer betroffen, und in Abweſenheit des Königs gelingt es vielleicht —

— Der König Ferdinand iſt nicht mehr in Wien?

— Er iſt nach Frankfurt aufgebrochen zur Kaiſerwahl. Seine Abweſenheit iſt dem, was ich vorhabe, zuträglich. Sein Bruder Leopold, welcher die Statthalterſchaft führt, hat im Drange ſo ſchwerer, neu übernommener Geſchäfte keine Zeit, in ſolche gerichtliche Details einzuſprechen, und Eggenberg iſt unbefangen von klerikalen Vorurtheilen. Es iſt alſo möglich, daß ich während der nächſten Tage zu Eurem Pflegevater bringe —

— Oh!

— Und vielleicht führt dies zu Weiterem. Ruhig, ruhig! Keine überſpannten Hoffnungen! Es iſt nur ein Interim, nur ein Unterdeſſen, von dem wir Nutzen ziehn. In der Hauptſache, in der Frage um Euren Kopf, junger Freund, kann es vielleicht zu Eurem Nachtheile ausſchlagen.

— Wie das?

— Was wir der Jeſuitenpartei abgewinnen in Betreff des alten Grafen, das kann ſie ſich bezahlen laſſen durch Einforderung Eures Kopfes; der Pflegeſohn des Grafen büßt für die Befreiung des Pflegevaters —

— Immerhin!

— Das iſt zu bedenken. Lamormain mag nicht ungern ſehen, daß der brutale Provinzial Schaden erleide; einen Skandal für den Orden aber wird er nicht zulaſſen und, wenn er ihn nicht verhindern könnte, jedenfalls rächen. Und zwar an Euch. Er braucht nur dem Könige zu ſchreiben, daß die Verzögerung Eures Urtheils, daß dieſe Schonung eines hochverrätheriſchen Ketzers bei allen Gläubigen ſchweren Anſtoß errege, dann — dann führt eine Zeile des Königs Euch dahinaus auf den Marktplatz unter das Schwert des Henkers. — Alſo Ruhe und Faſſung! Bleibt des Schlimmſten gewärtig, damit Eure Seele nicht aus dem Gleichgewichte geworfen werde, wenn das Schlimmſte doch wirklich eintritt. Vielleicht nützt Euch die Kaiſerwahl. Sie iſt ſehr ſchwierig. Die Intriguen des Pfälzer Kurfürſten und der Böhmen wirken unabläſſig in Frankfurt, und der freche Heſſen-Kaſſeler verſucht Alles gegen uns durch Einſchüchterung. Die Entſcheidung liegt in Dresden. Nur wenn ſich der dortige Kurfürſt für unſern Herrn erklärt, kann die Kaiſerwahl für unſern Herrn gelingen. Könnt Ihr von Dresden aus kein Fürwort für Euch erwirken?

— Nein. Mein dortiger Aufenthalt hat mich überzeugt, daß kein Erneſtiner etwas zu hoffen hat von den Albertiniſchen Herren und von der geiſtigen Beſchränktheit, welche in Dresden waltet.

— Schlimm für Euch. Der ſächſiſche Kurfürſt allein hat Macht über unſern Herrn. — Iſt Eure größere politiſche Schrift, iſt das Memorial fertig?

— Fertig und abgeſchrieben.

— Gut. Ich nehme die Abſchrift mit für Eggenberg, damit er ſich für Euch intereſſire.

— Es wird ihm wenig darin gefallen.

— Wer weiß! Eggenberg iſt ohne Vorurtheil, und ein politiſcher Kopf. Eine zweite Abſchrift für Harrach wäre vielleicht auch von Nutzen. Er iſt zwar politiſch nicht ſo wichtig als jener, aber der König hört ihn gern, und Harrach thut wohl ein Uebriges für Euch — ſeiner Tochter zu Liebe. Sie ſcheint Euch freundlich zugethan! Hier iſt ein neuer Brief von ihr. Sendet keine Antwort durch Unterſchleif mit Pudel. Das könnte ich nicht billigen. Ich beſorge ſelbſt, was ich irgend verantworten kann, und verlaſſe mich auf Eure Ehrlichkeit.

— Das könnt Ihr, wackrer Herr Rath!

— Und nun Ade! Ihr ſeht mich mehrere Tage nicht: ich habe Geſchäfte mit dem Statthalter, welcher große Schwierigkeiten findet. Die gute Stimmung der Wiener iſt ſchon längſt wieder verdorben durch unſre Söldnertruppen, welche den Bürger quälen und mißhandeln. Und unſer nächſter politiſcher Horizont zieht ſich nach einigen Monaten Sonnenſcheins ſchon wieder in ſchwarzen Wolken zuſammen. Unſere evangeliſchen Stände in Horn paktiren nun ganz förmlich mit denen in Linz und mit den Direktoren in Prag; die Prager aber haben Bethlen Gabor nun wirklich gewonnen, indem ſie ihm alle inneröſterreichiſchen Lande zugeſagt. Wir können in wenig Wochen ein alliirtes Heer von dreimal größerer Stärke als das Thurnſche vor unſern Mauern haben. Auch das iſt von Nachtheil für Eure Sache. Ihr könnt nur gerettet werden, wenn wir glücklich ſind. Hofft dennoch, und ſeid Gott befohlen!

Dieſe Unterredung hatte in der zweiten Hälfte Septembers ſtatt gefunden. Drei Tage waren ſeit ihr vergangen, und nichts hatte die Einſamkeit Hanſens geſtört, kein Lebenszeichen Gangelberger's war zum Vorſchein gekommen, Hans hatte ſich ſammeln und faſſen können in Allem, zu Allem was ihm bevorſtand. Und er ſah ſeine Lage gefährlicher an, als Gangelberger ſie darſtellen mochte. Er hatte nur zu deutliche Anzeichen, daß an jedem Morgen ſeine Thür geöffnet werden könne, ihm das Todesurtheil und die ſofortige Hinrichtung anzukündigen. Das letzte Anzeichen ſolcher Art hatte ihm der Brief Iſabellens von Harrach gebracht, welchen ihm Gangelberger eingehändigt. Dieſes edle Mädchen hatte ſich bald nach ſeiner Gefangennahme an Gangelberger gewendet, hatte dieſen damals noch ſehr ſtörrigen Rath zu ſich bitten laſſen, und ihm Freundlichkeit für den Gefangenen einzuflößen geſucht. Sie hatte ſo einfach und ehrlich ihre Theilnahme für den verbrecheriſchen Fremdling an den Tag gelegt, daß kein Nebengedanke aufkam, ob denn auch ſolche Theilnahme ſchicklich ſei für das junge Mädchen, für die Tochter des Miniſters, für die Braut Waldſtein's. Keuſch in reiner Menſchlichkeit, liebevoll ohne ſinnliche Liebe, erſchien ihr warmes Wohlwollen auch nur wohlthuend, ſelbſt dem feindlich eingenommenen Gangelberger; und der junge Mann ſtieg bei ihm im Preiſe durch dieſe offene Parteinahme des ſchönen Fräuleins. Nachdenkend, ob das Liebe, und welch eine Art von Liebe es ſei, war Gangelberger von ihr gegangen, und war wieder gekommen, und hatte das in ſeiner Stellung wunderliche Amt eines Briefträgers übernommen, am Ende gar nicht mehr verlangend, daß ihm die Briefe offen eingehändigt wurden.

So hatte er auch jenen letzten Brief nicht geleſen. In dieſem fand Hans zwiſchen allen Zeilen Todesangſt und Todesangſt für ihn. Gerade daß der König fortgereiſ't, ſchien Iſabella bedrohlich. Was Grimmiges in ſeiner Abweſenheit geſchähe, könnte gerade darum geſchehen, damit ihm die Verantwortlichkeit erſpart werde, und ihm der Schein perſönlicher Milde verbleibe! Und ſie war ja doch in der Lage, die Stimmung der Machthaber zu kennen: in ihres Vaters Hauſe war der geſellige Mittelpunkt für alle wichtigen Perſonen. Wie ein wehmüthiges, herzliches Todtenlied hatte dieſer Brief in Hanſens Gemüth geklungen, und dieſe elegiſche Melodie hatte ihn Tag und Nacht nicht mehr verlaſſen. Iſt doch der Gefangene immer nur zu geneigt, traurigen Ahnungen die Seele zu öffnen!

Als er jetzt an's Fenſter trat zur Freude der Kräutlerinnen da unten, ach, da meinte er, die ſonnige Welt eines friſchen Morgens vielleicht zum letzten Male anſchaun zu können. Wie werth ſind uns plötzlich alle kleinen Dinge, jedes Spiel der Farben, jede Regung lebendiger Geſchöpfe, wenn wir glauben oder wiſſen, daß wir ſie zum letzten Male vor Augen haben! Sein ganzes Leben ſah er vorüberziehn in dem Sonnennebel, welcher über dem hohen Markte ſpielte, von der Kindheit an bis zur Balkonſcene in Hernals — ſo kurz, ſo nur Anfang und Ahnung des Glücks und der tieferen Wahrheit! Keine Dauer, keine Erfüllung! Ja wohl, ihr gefährlich reizenden Augen Ludmilla's, die ihr plötzlich durch den Nebel blitzt, ihr macht alles Andere verſchwinden, und reizet doch nur, ſpottet doch völlig jeder Dauer, jeder Erfüllung!

Iſabella hatte ihm in ihren Briefen Nachricht gegeben über all ſeine Bekannten und Freunde, auch über Ludmilla, die mit Vater und Schweſter nach Böhmen abgereiſ't. Sie habe bis jetzt auf dem Lande in einem anmuthig gelegenen Schloſſe die Sommerzeit verlebt, umgeben und erheitert von jungen Männern wie Rudolph von Mitzlan, und in Prag, wo auch Jaromir von Zierotin, deſſen geiſtliche Laufbahn ganz aufgegeben ſcheine, in des Vaters Hauſe eingekehrt ſei. Sie ſchreibe ihr manchmal, und frage nach ihm, deſſen häßliches Müllerkoſtüm und bartloſes Antlitz ſie gar nicht aus dem Gedächtniß wiſchen könne. An einen tragiſchen Ausgang ſeines Geſchickes könne ſie nicht glauben, dafür ſei er zu beſonnen und die Beſonnenheit werde er ſich ſchon zu bewahren wiſſen. Ihr ginge es gut, und in Böhmen werde es jetzt unterhaltend. Man wähle einen König, und zwar einen jungen, den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, der ſolle ein ſchöner, geſchmackvoller Herr ſein, und ſeine Frau, die Tochter des Königs von England, habe ſich ſchon ausgebeten, daß ſie, die Ludmilla, Hofdame bei ihr werde. Der Winter in Prag verſpreche alſo ſchöne Dinge. Der kurfürſtliche Hof ſei ſchon aus der Rheinpfalz übergeſiedelt in die Oberpfalz, von Heidelberg nach Amberg, alſo ſchon in der Nähe von

Böhmen. In Eger werde man den neuen König einholen mit großer Pracht. Papa werde ſie mitnehmen dahin. Es ſei doch recht ungeſchickt, daß Junker Hans ſich habe fangen laſſen und ſich mit Raupowa verfeindet habe. Hier bei dem jungen Regimente hätte er raſch eine gute Laufbahn machen können; das zeige ſich am Junker Rudolph, den Raupowa überall fördere. Denn Raupowa ſei ſehr mächtig, er habe die Wahl des rheiniſchen Kurfürſten durchgeſetzt.

Den niederſchlagendſten Eindruck hatten dieſe Briefauszüge auf ihn gemacht. Auch wenn man Abſchied nehmen muß für immer, ſo will man doch lieber von einem werthvollen Herzen ſcheiden, als von einem werthloſen. Der begründete Schmerz erhebt uns ja, und nur leeren Naturen ſcheint es ein Vortheil blos Werthloſes verloren zu haben.

Wohl eine Stunde mochte Hans ſo am Fenſter geſtanden ſein, da wurde hinter ihm die Zimmerthür geöffnet. Pudel öffnete ſie und ſprach rückwärts in den Gang hinaus. Er ſprach zu Gefängnißwärtern, welche eine rothe Fahne vorüber trugen. Beim raſchen Umwenden ſah Hans die Fahne noch, und ſie war ihm eine Beſtätigung der Ahnungen Iſabella's, eine Beſtätigung, daß ſeine letzte Stunde nahe rücke.

— Das iſt die Fahne für mich, Pudel? fragte er langſam und gedankenſchwer.

— Ach beileibe, gnädiger Junker! Muß nur einmal ausgeklopft werden, in Sachen contra Motten. Niſten ſich ein, weil die Fahne immer lang im dunkeln Eck ſteht.

Er hielt dies für eine höfliche Unwahrheit Pudel's, der ihm wohlgeſinnt war aus zwei Gründen: Goldſtücke waren der erſte Grund, Gangelberger war der zweite. Hans nämlich hatte in der Müllerhoſe ſeinen Lederbeutel mit Goldſtücken in das Schrannenhaus gebracht, und hatte ſich im rechten Augenblicke der damaligen Worte Gangelberger's erinnert, daß jeder Gefangene viſitirt und ſeiner Baarſchaft beraubt werden müſſe. In dieſer Erinnerung hatte er bei der Einführung in dies Zimmer, welches zur Nachtzeit geſchah, geſchickt ſeinen Lederbeutel unter das Bettſtroh zu ſchieben gewußt, und dadurch hatte er ſich einen Talisman für Pudel gerettet. Als nach Verlauf einer Woche Pudel das erſte Goldſtück vom Junker bekam, da hätte er wohl in ſtrenger Amtspflicht fragen ſollen: wie kommt das Goldſtück zu einem Gefangenen? Und iſt es allein? — Aber Pudel wußte, daß dieſe Frage zu Weitläufigkeiten führte. Das einzelne Goldſtück und die etwaigen Genoſſen deſſelben mußten dann abgeliefert werden an den Herrn Rath, der mußte ein Protokoll aufſetzen, und der geſtrenge Herr hatte ohnehin ſoviel Schreiberei! und endlich waren Vorwürfe unausbleiblich, daß der „proviſoriſche“ Amtsdiener wiederum bei Ankunft des Gefangenen ſchlecht viſitirt habe — wozu das? Aus ſolchen weiſen Erwägungen hatte er die Frage unterdrückt. Der Gefangene konnte ja — erwog Pudel weiter — mit ſeinen Goldſtücken keinen Schaden anrichten! er kam ja mit Niemand in Berührung als mit dem Herrn Rathe und mit ihm, dem „Proviſoriſchen“. Aus dieſem erſten Grunde hatte er Gelegenheit gewonnen, dem „wohlgebülldeten“ Gefangenen manche Erleichterung zu verſchaffen mit Papier und Tinte und auch mit Speiſe und Trank. So ein Junker iſt ja nicht an die Koſt im Schrannenhauſe gewöhnt.

Der zweite Grund verſtärkte den erſten außerordentlich. Herr Rath Gangelberger hatte am Ende ſelbſt befohlen, den Junker mit aller „bülligen“ Rückſicht zu behandeln! Lieber Gott! das war ja ſtets Pudel's Lebensphiloſophie, und nur der Herr Rath ſtörte ſie öfters. Wenn er nun gar befahl, dann konnte kein Zweifel mehr aufkommen.

Pudel war alſo die gute Stunde für den Herrn Junker, und er trat auch jetzt nur ein, um dem armen, aufgegebenen Edelmanne die Freude zu machen. Denn die Sache mit der rothen Fahne hatte ja leider ihre Richtigkeit: ſie wurde nicht in wirthſchaftlichem Intereſſe ausgeſtäubt, ſondern für ihn, für den Hochverräther. Wie das gar oft geht: die untern Claſſen waren über den Hauptgang der Politik beſſer unterrichtet als die obern, weil ſie einen reinern Inſtinkt haben, und weil ihnen nicht ſoviel Detail bekannt wird, welches die oberen Claſſen verwirrt. Pudel und die Inſaſſen der Saugrube unten, die Conrad, Urban und Pfeifer, wußten genauer, daß die Hinrichtung nahe bevorſtand, als die Herren oben, den Rath Gangelberger mit eingeſchloſſen. Dies rührte daher, daß von der untern Claſſe die Triebkraft ausging zu dieſer Hinrichtung, von der untern Claſſe gegen die untere Claſſe. Der Herr oben in Nummer Drei kam nur bei dieſer Gelegenheit mit unter das Richtſchwert, weil Conrad und Compagnie dem Stricke nicht entlaufen ſollten.

Dieſe ſchlimme Triebkraft war Medardo, die „rothe Feder“. Er war ſonſt gar nicht grauſam, aber er war einem Menſchen gegenüber furchtſam, gleichſam elementariſch furchtſam. Er meinte zu fühlen, daß dieſer Menſch ihn, den Medardo, noch einmal todt ſchlagen werde. Dies wünſchte er vermieden zu ſehen, und zwar gründlich vermieden zu ſehen. Wenn dieſer ihm „zuwidre" Menſch — ſo lautet das Wiener Beiwort — gehenkt werde, „bis er ſterbe", ſo glaubte er, dies eine gründliche Vermeidung nennen zu dürfen. Dieſer ihm „zuwidre" Menſch war der Bart-Conrad.

Als nun Medardo während der Sommermonate inne wurde, zu ſeinem Erſtaunen inne wurde, daß den vier Hochverräthern nichts geſchah, weil ſich dem Cavalier unter ihnen die Neigung Gangelberger's zuwendete, wie aus den Notizen Pudel's zu entnehmen war, da faßte er den Entſchluß, die Hinrichtung des Junkers auf ſeine Art zu betreiben. Nicht des Junkers wegen; der hätte ſeinethalben davon kommen mögen. Nein, des Bart-Conrad wegen. Fiel der Kopf des Junkers, dann purzelten die Cadaver der Kerle in der Sangrube von ſelber nach.

Sein Feldzugsplan war einfach und ſicher. Er wußte durch langen Verkehr, daß Gangelberger die Einmiſchung der Jeſuiten in ſeine amtliche Thätigkeit haßte, und daß er deßhalb dem Pater Lamormain nicht hold war. Ebenſo daß Pater Lamormain den eigenſinnigen Gebieter im Richthauſe nicht liebte. Er ging alſo zu Pater Lamormain und brachte ſeine Sache vor, mit Schlauheit alle möglichen Motive neben einander ſchiebend: So viel Aufwand ſei gemacht worden, das Neſt zu fangen, und das Geld ſei doch nicht gefangen worden! So viel üble Nachrede habe man auf ſich geladen; auf das Jeſuitenhaus zeige man mit Fingern, weil dort ein guter Menſch zu Tode gemartert würde, und den ketzeriſchen Uebelthätern krümme man kein Haar, man füttere ſie auf Regiments Unkoſten! Warum? die geiſtlichen Herren fürchten ſich, ſie haben ihre Macht verloren! Sonſt wär's ja nicht möglich, daß ſolche Hochverräther noch am Leben wären. Das ſei ſchlimm, das ſei ſehr ſchlimm! Der Reſpekt vor den geiſtlichen Herren nehme ab von Tage zu Tage, das wüßten die am beſten, welche täglich mit dem Volke zu verkehren hätten. — — — —

Lamormain erinnerte ſich ganz wohl des ſächſiſchen Junkers, den ihm Waldſtein damals entriſſen unter drohenden Reden. Dieſer Junker, ein Zankapfel zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht, konnte jetzt ein unverfängliches Schlachtopfer werden. Er hatte grob und unzweifelhaft das Leben verwirkt in politiſchen Dingen, in Dingen eines verrätheriſchen Kriegsaktes. Niemand konnte ſich verwundern, wenn er hingerichtet wurde, Niemand einen geheimen Grund, eine geheime Macht ſuchen hinter dieſer Hinrichtung, und doch würden die Eingeweihten, zunächſt die Herren Waldſtein und Gangelberger, ſpüren, daß die geiſtliche Macht nicht lahm gelegt ſei, wie man jetzt ſchon überall flüſtere wegen der Lähmung des Provincials — mit einem Worte: Lamormain ſagte nach kurzem Beſinnen lächelnd zu dem beſorgten Agenten Medardo, er möge ſich beruhigen in ſeiner Sorge um die geiſtliche Macht. Sie ſcheine nur zu ruhen wegen der Kaiſerwahl, und der ſächſiſche Ketzer ſei nur hingehalten worden wegen der Kaiſerwahl. Sobald dieſe entſchieden, falle auch dieſes Junkers Kopf.

Das war geſagt worden in einem Tone, deſſen Zuverläſſigkeit Medardo kannte, und Medardo war beruhigt hinweggegangen und hatte ſich ſein wöchentliches Vergnügen aufgeſucht. Dies beſtand in einem Beſuche Pudel's. Nicht weil ihn Pudel's geiſtreiche Geſellſchaft beſonders vergnügt hätte, ſondern weil neben Pudel's Stübchen die „Saugrube“ gelegen, und weil in der Thür dieſer „Saugrube“ ein vergittertes Guckloch angebracht war, welches man von außen öffnen, und durch welches man in die Saugrube hinein blicken konnte. Dieſes Hineinblicken auf den gefangenen Bart-Conrad war Medardo's Vergnügen, und weil er dies heute nach Pater Lamormain's Aeußerung in beſonderem Maße genoſſen hatte, ließ er beim Weggehn einige gnädige Aeußerungen vor Pudel fallen. Sie gingen dahin, daß man mit ſeinem Dienſte jetzt recht zufrieden ſei, und daß ſein „proviſoriſcher“ Dienſt wohl in einen „definitiven“ erhöht werden möchte, wenn er die Bewachung ſolcher Hochverräther zu glücklichem Ende führen könne, das heißt zum Ende durch den Strick und durch das Schwert. Er möge nur heiter ſein, denn dies ſtehe nahe bevor. Die Nachrichten aus Frankfurt lauteten günſtig, und wenn in den nächſten Tagen die Kunde der Wahl des Königs zum römiſch-deutſchen Kaiſer einlange, dann würde hier Alles erhöht, die Böſewichter da drinnen zum Galgen und er zum „Definitiven“. Und zwar am erſten Morgen, nachdem die Nachricht eingegangen.

Das war ebenfalls geſagt worden in einem Tone, deſſen

Zuverläſſigkeit Pudel kannte, obwohl er leicht geklungen, und Pudel war hingegangen und hatte, obwohl es noch Vormittag war, eine Maß Regensburger ſich vergönnt. Er hatte gar nichts gegen die Leute in der Sangrube und oben. Im Gegentheile! Aber „Definitiver“ zu werden war doch ſehr erfreulich.

In dieſer Stimmung erſchien er jetzt vor dem Junker. Er wollte dieſem eine Bitte gewähren, welche er ihm während der Gefangenſchaft ein einziges Mal gewährt, jetzt aber ſeit längerer Zeit abgeſchlagen hatte, die Bitte des Junkers, ſeine Unglücksgefährten unten in der Sangrube beſuchen zu dürfen. Hans trug kein beſonderes Verlangen nach der Geſellſchaft unten, aber er wußte, daß er die armen Schlucker durch ſeinen Beſuch erfreute, nicht blos der Paar Geldſtücke wegen, welche er ihnen bei dieſer Gelegenheit zuſtecken konnte. Obwohl auch wegen der Paar Geldſtücke. Er hatte ihnen zwar ſchon einige Male durch Pudel ſolche Geldhilfe zugeſendet, aber man war nicht ſicher, daß Pudel immer richtig wechſelte. Der Cours des Geldes, obwohl damals von geringer oder gar keiner Schwankung, war ihm doch nicht ſtets genau bekannt, und da liegen Irrungen nahe, deren Verluſte Pudel ja nicht auf ſeine Kaſſe nehmen konnte. Gewechſelt mußte aber doch werden, denn die Bedürfniſſe der Schächer da unten waren mannigfaltig, ſie waren ja ihrer drei, und Jeder verlangte einen Antheil am Geldſtücke, beſonders Conrad. Conrad's wegen ſchien dem Pudel jetzt ein Beſuch des Junkers geradezu nothwendig. Seine Gnaden der Herr Junker könnten ſich gar nicht vorſtellen, was das für ein „wildſchaffener“ Menſch ſei. Das einſame Leben ſtiege ihm manchmal ſo zu Kopfe, daß Urban und Pfeifer, ja er, der Pudel, ſelber des Lebens nicht ſicher wäre in ſeiner Nähe. Er ſchlage manchmal Alles entzwei und nieder, und nur der Anblick und die Zuſprache des Herrn Junkers wirke da beſchwichtigend.

— Alſo führ mich hinab, lieber Pudel!

— Nur noch ein halb Stündchen warten, Gnaden, ein halb Stündchen! Sie ſind unten beim Speiſen, und da iſt Fried' und Unterhaltung, da brauchen's nix von Gnaden. — Außerdem, ſetzte er hinzu, würde es erſt nach einer halben Stunde ſicher, daß der Herr Rath heut wieder nicht käme, ſchon den dritten Tag nicht käme. Der dürfte aber doch nicht kommen zu einem ſolchen Beſuche, denn er liebe dergleichen nicht, obwohl die Verhöre längſt geſchloſſen und alſo Durchſtechereien doch nicht mehr möglich wären. Wenn Gnaden übrigens zur Nachfeier ſolches Feſtes, wie der Beſuch ja ſei, einen „geſtiſſen“ Trunk ſpendiren wolle für die Schächer, ſo ſolle chriſtlich gewechſelt werden, das Geld ſtünde jetzt gut, ſeit die Kaiſerwahl gut von ſtatten zu gehen ſcheine.

Das Geldſtück mit einem Kratzfuß hinnehmend, und mit einem längeren Kratzfuße dafür dankend, daß der Junker vom Einwechſeln des Silbergeldes nichts zu erfahren wünſche, weil dem Pudel immer mancherlei kleine Auslagen oblägen, empfahl ſich dieſer und verſprach nach einer halben Stunde wieder zu kommen.

Die Saugrube unten war der Wohnſtube Pudel's gegenüber. Wenn man vom Landskrongaſſel eintrat, hatte man Pudel's Wohnung zur Rechten, die Saugrube zur Linken. Sie war ein mäßig großer, gewölbter Raum mit ſteinernem Fußboden. In der Mitte eine ſteinerne Säule, welche das Gewölbe tragen half, und an welcher eiſerne Ringe angebracht waren. Das einzige Fenſter der Saugrube ging in's Landskrongaſſel und ließ nur wenig Licht ein aus dem dunkeln Gäßchen, weil es mit ſtarken Eiſenſtäben vergittert und in ſeiner untern Hälfte mit einer Holztafel zugeſtellt war. Letzteres wohl darum, damit den Gefangenen der Verkehr mit der Gaſſe erſchwert würde. Erſchwert! hatte Conrad zu Anfange der Gefangenſchaft lachend geſagt. Da ſie volle Zeit und nichts zu thun hatten, ſo beſchäftigten ſie ſich bald mit Abhilfe dieſer Erſchwerung, und ſie kamen damit zu Stande, als dem melancholiſchen Pfeifer nach Beendigung der erſten Verhöre ſeine Schuhflickergeräthſchaften durch Pudel verabfolgt wurden. Pudel wollte dem Philoſophen eine zerſtreuende Beſchäftigung, ſich aber und ſeinem Nazi eine ſorgfältige Erneuerung ihres ſchadhaften Schuhwerks verſchaffen. Unter dem Schuhgeräth ward auch das Ledermeſſer ganz brauchbar befunden zu ſeiner Durchſchneidung der Holztafeln. Mit Holz wußte Conrad umzugehen, und es dauerte gar nicht lange, ſo war eine Handbreite der Tafel ſo ſauber abgelöſt, daß Pudel bei der ſchwachen Beleuchtung von dem Ritze nichts bemerken, man aber des Abends die Handbreite wegheben und das Fenſter zum Durchſchieben einer Fauſt öffnen konnte. Der lange Jobſt wird ſchon kommen!

meinte Conrad, und ausſchauen nach der hinausgeſtreckten Fauſt, und das Uebrige wird ſich finden!

Das erfüllte ſich denn auch. Jobſt beſuchte ſeinen Schwager Pudel und ſprach ſehr laut, wenn er kam und ging. Gefangene hören wie Maulwürfe; das Guckloch, welches ja nicht hermetiſch verſchloſſen war, erleichterte das Hören, und Conrad begann, als er Jobſtens Anweſenheit draußen im Flur vernahm, einen ſolchen Höllenlärm mit Schreien und Schlagen an die Thür, daß Pudel genöthigt wurde, heranzutreten und nachzufragen. Er öffnete zwar nur das Guckloch, wurde aber doch genöthigt die ganze Thür zu öffnen, weil Urban ihm zurief: er möge ihm um Gotteswillen zu Hilfe kommen, Conrad ermorde ihn! Pudel wußte leider, daß dies dem Conrad zuzutrauen wäre, und da gerade ſein langer Schwager Jobſt da war, ging er auf einen Augenblick hinein mit ſeinem Schwager, um Frieden zu ſtiften. Nun ſtürzte ſich Conrad auf Jobſt, und unter dem Anſchein zorniger Balgerei unterrichtete er dieſen leiſe, daß jeden Abend um Neun die Fauſt im Fenſter einen Zettel mit Nachricht erwarte und bereit halte.

So war die Verbindung mit der Außenwelt hergeſtellt worden in der Sangrube, und Urban erbot ſich am nächſten Morgen, dem in der edlen Schreibekunſt vernachläſſigten Natzi einen Schreibunterricht angedeihen zu laſſen, an welchem Pudel ein blaues Wunder erleben ſollte. Proteſtanten wie er und Conrad ſeien den Götzendienern auch darin voraus, daß ſie perfect leſen und ſchreiben könnten.

Pudel überhörte großmüthig den „Götzendiener“, und ergriff mit beiden Händen die Gelegenheit eines unentgeltlichen Schreibeunterrichts für Natzi. Er hatte ja immer geſagt, es läge nur an der falſchen Lehrmethode, daß ſein nachdenklicher Sohn ungenügende Fortſchritte mache in dieſer freien Kunſt. Er ſei in dieſem Punkte ohne Vorurtheile gegen die Ketzer, und habe gegen die proteſtantiſche Schreibmethode gar nichts einzuwenden.

So kam Feder und Tinte in die Saugrube, und die kleine Abendpoſt am Fenſter entwickelte ſich zu einer Regelmäßigkeit, welche ihres Gleichen ſuchte im deutſchen Reiche.

Solchergeſtalt kamen die Schächer in Kenntniß von alle dem, was außen vorging, ſo weit dies Jobſt wußte. Jobſt aber ward durch ſeinen Hausherrn unterrichtet, den Herrn von Wildling, welcher damals am Stubenthore glücklich entronnen und bisher unbehelligt geblieben war. Solchergeſtalt kamen ſie auch in Kenntniß von dem, was ihnen drohte. Pudel hatte gegen ſeinen Schwager Jobſt nicht verſchwiegen, was er von Medardo vernommen über das nahe Ende der Schächer. Jedermann hat einen Kreis, in welchem er ſeine Eitelkeit befriedigt: Pudel erſchien gern wichtig und bedeutend vor ſeinem Schwager, der ein bloßer Hausmeiſter war. Warum ſollte er vor dieſem nicht durchblicken laſſen, daß er in die Abſichten der hohen Herren in der Burg vollſtändig eingeweiht ſei als wahrſcheinlicher „Definitiver“? Warum nicht? Es war ein angenehmer Genuß für das Gefühl ſeiner Höhe, zu welcher der plebejiſche Schwager hinaufſtaunen mußte. Natürlich ſorgte der plebejiſche Schwager dafür, daß die Gefangenen noch am ſelbigen Abende erfuhren, was ihnen nahe bevorſtände.

Sie waren lange darauf gefaßt, und hatten ſich vorgeſehen. Alle Gefangenen beſchäftigen ſich zuerſt und zuletzt mit Plänen der Befreiung. Im Parlamente dieſer drei Schächer war dieſer Plan gründlich debattirt und feſtgeſtellt worden durch Mehrheit der Stimmen. Die verneinende Stimme war die Pfeifer's, der in ſeiner dumpfen Verſeſſenheit keinen Antheil hegte für bloßes Entwiſchen. Für ſeinen Glauben Unerhörtes thun, nöthigenfalls wie ein Märtyrer dafür ſterben, war dieſes Schuhſters Loſung.

Du biſt ein Eſel, Schuhſter! hatte Conrad zu dieſer Abſtimmung Pfeifer's geſagt, und hatte durch Jobſt Alles an's Fenſter bringen laſſen, was zur Ausführung des Plans nöthig war, und was ſich durch den fauſtbreiten Spalt am Fenſter hereinziehen ließ.

Es war Alles bereit, und heute Abend ſollte der Ausbruch aus dem Schrannengefängniſſe in's Werk geſetzt werden. Deshalb war Pudel angegangen worden, heute den Junker zum Beſuch kommen zu laſſen. Als ehrlicher Kamerad hatte Conrad darauf beſtanden, daß man verſuchen müſſe, ob ſich die Befreiung des Junkers mit der übrigen vereinigen laſſe. Heute aber noch müſſe es vor ſich gehn, kein Teufel könne wiſſen, ob nicht heute noch die Nachricht von Frankfurt eintreffe, und dann gebe es ja keinen Abend mehr für ſie auf dieſer Welt!

So ſtanden die Sachen, als die drei Inſaſſen der Saugrube am Schluſſe ihrer Mittagsmahlzeit ſaßen und mit halblauter Stimme darüber beriethen, auf welche Weiſe der Junker mit zu befreien ſei, ſobald ſie ſelbſt erſt draußen vor der offenen Thür ſtänden. Conrad vermaß ſich, das durchzuführen; denn er wiſſe aus der Zeit, da er noch täglich hinaufgeführt worden zum Verhöre, er wiſſe ganz genau, wo Pudel die Schlüſſel zu den Gefängnißſtuben aufhänge. Dort an dritter Stelle hänge Nummer Drei. Damit gehe es hinauf, und dann mit dem Junker herab und hinaus! Punktum! Seht Euch die Saugrube noch einmal an — ſetzte er hinzu, und legte ſich bequem zur Verdauung auf die Holzpritſche — Ihr ſeht ſie zum letzten Male.

— Still! flüſterte Urban, Pudel kommt!

Pudel kam, um ihnen den Beſuch des Junkers anzukündigen, und ihre Danksagung dafür mit Herablaſſung entgegen zu nehmen. Sie dankten ſehr gerne, denn es war ihnen dies ein günſtiges Vorzeichen, und gerade heute doppelt willkommen. Es wurde denn auch ſofort benutzt, um das anzuknüpfen und anzukündigen, was ſie heut Abend zu ihrem Unternehmen brauchten, und wozu ſie Pudel's perſönliche Mitwirkung nöthig hatten. Seine edelſten Empfindungen ſollten dazu gemißbraucht werden. Urban war die Schlange, welche ihn jetzt umringelte. Er lud ihn feierlich ein zu dem großen Examen, welches Nazi heut Abend beſtehen und ablegen werde in der Schreibekunſt, nicht blos in der gemeinen, ſondern in der kanzleimäßigen, welche ihm hinter dem Rücken des Vaters beigebracht worden ſei.

— Und dann noch in einer geheimen Wiſſenſchaft — ſetzte Conrad ſchalkhaft hinzu — welche den Papa Pudel furios überraſchen werde an ſeinem Sohne. Denn der Natzi, ſo lange ſchmählich zurückgeblieben bei mangelhafter Belehrung, habe ſich hier in der Sangrube mirakelhaft entwickelt, und werde ſich als ein ſehr brauchbares Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft erweiſen — heute Abend noch!

Urban, kein Freund ſolcher Conradſchen Humorausbrüche, unterbrach ihn jetzt, weil er fürchtete, Pudel könne doch trotz ſeiner Affenliebe zu dem Trottel-Sprößling mißtrauiſch gemacht werden, und ging auf das Thatſächliche über, um welche Stunde die Examenfeierlichkeit ſein ſolle, und daß Schwager Jobſt den Triumph des Knaben wohl mit anſehen dürfe, wenn Pudel als Amtsdiener ſolchen wiſſenſchaftlichen Beſuch verantworten könne, und daß ein friſcher Trunk vor- und nachher einbedungen ſei.

Pudel war ſchon im voraus ſelig. Jobſt der Schwager könne durchs Guckloch zuſehn und zuhören, das ſei unter allen Umſtänden zu verantworten, und um Sieben ſolle es losgehn; da ſei es jetzt ſchon dunkel, und es komme nicht mehr leicht Störung, und das „Kind" ſei noch nicht ſchläfrig. Abgemacht! ſchloß er, und jetzt hole ich den Herrn Junker herab, denn nun kommt der Herr Rath nicht mehr.

Unter dieſen Worten ging Pudel, ſchloß ab und ſah mit Vergnügen, daß Natzi draußen am Schauloche der eiſernen Hausthüre ſtand und hinaus blickte. Auch in den Mußeſtunden, dachte er, zeigt ſich das Kind aufmerkſam und vorſichtig. Wie erſchrak er aber, als Natzi auf einmal ſtammelte:

der „Vater“ ſolle aufmachen, es komme eben der Herr Rath vor die Thür! —

— Was?! — Criſpi, wahrhaftig! das war geſcheidt, daß ich den Junker noch nicht —

Haſtig öffnete er, und unterließ nicht zu bemerken, daß es Natzi's Aufmerkſamkeit zu verdanken ſei, wenn des Herrn Raths Geſtrengen nicht zu klopfen und zu warten gebraucht!

Der Herr Rath ſah nicht darnach aus, als ob er familiäre Dinge beſprechen möchte. O nein! Ernſt, wohl gar ſorgenvoll, aufgeregt ſah er aus, ſchritt raſch der Stiege zu, und befahl im Gehn, Nummer Drei ſogleich zu öffnen.

Dort ſetzte er ſich, den Pudel fortwinkend, wie ein erſchöpfter Mann, trocknete ſich den Schweiß, lud mit einer Handbewegung den Junker ebenfalls zum Sitzen, und begann nun, Anfangs langſam, dann immer lebhafter einen Bericht, als ob er einem Freunde oder gar einem Sohne eine Schilderung vortrüge:

— Das waren heiße Tage, Junker, und die Dinge haben ſich ſchwarz zuſammen geballt! Es muß eine geheime Verhetzung ſtatt gefunden haben, oder die Jeſuiten haben ſich ohne ihren Provincial zu einer Kraftanſtrengung aufgerafft, denn dieſer — doch der Reihe nach!

Zuerſt war ich bei Eggenberg. Er hat Euer Memorial entgegen genommen, er war überhaupt freundlich und eingehend, er iſt ein weit ſehender Mann, er iſt billig, mäßig, muthig, er iſt ein Segen für uns. Kurz, er iſt einverſtanden mit mir, daß Euer Fall als ein politiſcher behandelt werde und alſo der Convenienz anheim gegeben bleibe, nicht der Juſtiz.

die keine Rückſichten kennen darf. Er verlangt deshalb keine Urtels-Vorlage von mir.

Dies die wichtigſte erſte Nummer. Notabene: Harrach kam dazu, und zeigte ſich einverſtanden. Mehr als einverſtanden; er zeigte das günſtigſte Vorurtheil für Euch, er meint, Euch gründlich zu kennen durch die Schilderungen ſeiner Tochter. Von Seiten der wichtigſten geheimen Räthe iſt alſo das Beſte zu erwarten, und ich glaube, es wird nicht lange auf ſich warten laſſen.

Die zweite Nummer ließ ſich auch gut an. Nämlich die Angelegenheit Graf Zdenko's und mein Vorſchlag, ihn zu vernehmen in Betreff Euer, und bei dieſer Veranlaſſung nachzufragen, warum und mit welchem Rechte dieſer notable Mann geiſtlicher Jurisdiction und Gefangenſchaft verfallen ſein könne. Auch in dieſer delicateſten Angelegenheit war der Freiherr von Eggenberg zu meiner großen Freude wie ein freier Herr. Ich merkte deutlich, daß der König früher ſchroff in dieſer Angelegenheit geweſen ſei, kurz vor ſeiner Abreiſe aber nachdenklich, zulaſſend ſich erwieſen habe. Auch eben ſcheint etwas von Rom eingetroffen zu ſein, was ſelbſt den König ſtutzig gemacht hat. Eggenberg ließ verlauten, daß Trautmannsdorff, einer unſerer hoffnungsvollen Cavaliere in politiſchen Dingen, neben dem Könige in Frankfurt und einer Sendung nach Rom gewärtig ſei. Es ſieht völlig darnach aus, als ob eine Wendung zur Toleranz bevorſtände, was der Himmel fördern möge. Kurz, Eggenberg bevollmächtigte mich, in's Jeſuitenhaus zu gehn als amtliche Gerichtsperſon. Das war ein koſtbares Zugeſtändniß, ein weit ausſehender Fortſchritt! Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht zögerte!

— Ihr habt den Grafen geſehn? Er lebt, er —?!

— Geduld, Geduld! Uebereilt mich nicht! — Ihr könnt denken, was es für ein Aufſehn machte, was es für einen Widerſtand finden mußte im Jeſuitenhauſe, daß ein kaiſerlicher Rath officiell eintreten und Aufklärung verlangen, wohl gar Verantwortung fordern könne. Aber ſo etwas ſind dieſe ſelbſtändigen Herren nicht gewöhnt, und ſie verweigerten mir Anfangs rundweg den Zutritt zum Provincial, den ich in Anſpruch nahm. „Im Namen des Königs!“ rief ich endlich in meiner Ungeduld und in meiner Ohnmacht. Denn ich war doch ohnmächtig, wenn ſie mich nicht reſpectirten; mit Gewaltmitteln einzudringen, würde mich auch Eggenberg nicht bevollmächtigt haben. „Im Namen des Königs alſo!“ wiederholte ich, „führt mich vor Euren Provincial!“

Ich hatte hiemit mehr geſagt, als ich ſtreng genommen ſagen durfte, denn der Geheimerath des Königs iſt nicht der König, mir war nicht ganz leicht im Gewiſſen — aber die Wirkung erfolgte: man führte mich hinauf. Unterwegs verſuchte es der wortführende Pater mich davon abzubringen, daß ich zum Provincial ſelbſt geführt ſein müſſe. Der Provincial ſei krank. Es ſolle meinen Anforderungen Genüge geſchehn auch ohne den Provincial, wenn ich in das Kapitel-Zimmer eintreten wollte, vor welchem wir eben ſtänden.

Ich lehnte das mit Feſtigkeit ab: mein Auftrag gehe an den Provincial ſelber, er möge krank ſein oder geſund.

So öffnete mir denn der wortführende Pater unter Zeichen großer Befangenheit das Vorzimmer des Provincials, und trat allein mit mir in einen großen Raum, wo er wohnen ſollte. Ich ſah ihn nicht. Erſt als der Pater auf einen fernen Winkel zuſchritt, entdeckte ich, daß eine menſchliche Geſtalt in dieſem Winkel kauerte. Er betet! flüſterte der Pater. Dieſe ſchreckliche Figur betete aber nicht: ein Todtenkopf ſtierte aus ſchmutzigem Tuche in's Leere, und erſt als der Pater ihn angeredet, kam ein menſchlicher, tief erloſchener Blick aus dieſen Augenhöhlen zum Vorſchein. Der Pater ſuchte ihn aufzurichten. Mühſam gelang das, die Kräfte des kranken Mannes reichten kaum noch zu, aufrecht zu ſtehn und einige Schritte zu machen. Das wurde indeſſen anders, als ich mit ſtarker Stimme den Namen des Grafen Zrenke nannte, über den ich Auskunft haben, zu dem ich geführt ſein wollte. Bei dieſem Namen zuckte der häßliche Greis, als ob er in's Herz geſtochen würde, und ſetzte ſich in Bewegung, Anfangs ſchlotternd, allmählig feſter zur Thür hinaus, einen Corridor entlang bis vor eine Zelle. Dort zog er an einer Glockenſchnur. Man hörte kein Läuten: aber ſehr bald erſchien ein junger Jeſuit mit Schlüſſeln und ſchloß die Zelle auf —

— Schloß ſie auf, und was ſaht Ihr, wie fandet Ihr ihn?

— Ausgeſtreckt auf einem Lager einen ſterbenden Greis, der nur leiſe athmete, die halbgebrochenen Augen aber, ſeelenarme Augen, nach uns wendete. Der Mund verſuchte zu lächeln, die Hand verſuchte es, ſich zur Begrüßung zu erheben —

— Sterbend?!

— So ſchien es. — Aber ganz klaren Bewußtſeins und Verſtandes, und auch fähig, langſam und leiſe zu ſprechen.

Der Pater war an der Thür zurück geblieben, welche er an ſich gezogen hatte; der Provincial hatte ſich in eine Ecke gedrängt, als ob er links und rechts die Mauer brauche, um ſich aufrecht zu erhalten; ich war nahe zu dem Lager getreten, und fragte den Grafen, ob er mich vernehmen und verſtehen könne. Er bejahte mit den Augenwimpern. Nun erzählte ich ihm, wer ich ſei und in welcher Abſicht ich käme, und nannte auch Euren Namen, Junker —

— Oh! —

— Innige Freude ging über das Antlitz des Grafen, und er verſuchte es die Hand nach der meinen auszuſtrecken. „Kann ich ihn ſehen?“ flüſterte er, „iſt er in der Nähe?“ — „Er iſt in der Nähe, und ich hoffe, Ihr werdet ihn ſehen. Iſt es nicht Euer nächſter Wunſch, fortgebracht zu werden aus dieſem engen dunklen Raume?“ — „Ja, ja! Dahin wo die Sonne ſcheint, wo friſche Luft weht — ich ſtürbe nicht gern in dieſer Höhle, und bevor nicht Methodius erſt — — da, da iſt er ja! Armes Menſchenkind, Du ſiehſt ja aus, als ob man Dich aus dem Grabe ausgeſcharrt! Haſt Du Dein Herz endlich gefunden im Grabe? Armer Methodius, ein ſo langes Leben lang iſt es Dir abhanden geblieben! Nicht wahr, nun iſt Dir wohler, weil Du lieben kannſt?! Schlu nicht! das Herz iſt der Hauch Gottes in uns. Alles Andere iſt eitel, nur die Liebe iſt ewig, ſie iſt der Athem Gottes. Schluchze nicht! Ich weiß was in dir ſtöhnt und arbeitet. Gieb Dich hin, gieb Dich hin! — Helft ihm doch! Er will her zu mir. Helft ihm! Komm getroſt, Genoſſe meiner Jugend! Anna ſieht ſegnend auf uns herab — komm getroſt! Von mir braucht's keiner Vergebung; Du haſt mehr entbehrt als ich, komm getroſt, ich ſegne Dich, Methodius!“

Bei dieſen Worten — der Vater und ich hatten den Provincial herangeführt — rang ſich ein entſetzliches Stöhnen aus ſeinem Innern empor, und er knickte uns unter den Armen dergeſtalt jäh zuſammen, daß er uns mit an den Boden riß — er war todt.

Der Vater rief nach Hilfe; man brachte den Leichnam hinweg; ich blieb eine Zeitlang allein mit dem Grafen, welcher die Kataſtrophe nicht bemerkt zu haben ſchien. Seine Augen waren aufwärts gerichtet, er ſammelte Athem und ſchwieg eine Weile auf mein Fragen. Endlich ſchien er erholt zu ſein, und ſprach wieder, wenn auch noch tonloſer: „Ich glaube — es ſind die letzten Atome — die ſich leiſe in mir auflöſen. Zögert nicht — wenn Ihr mich an Licht — und Luft — wenn Ihr Haus — und Dunſtan — zu mir bringen könnt.“

Ich eilte hinaus und fand den jungen Jeſuiten mit den Schlüſſeln, welcher harrte. Ihm befahl ich, ſogleich Leute zu ſchaffen, welche den ſterbenden Mann an einen ſonnigen Ort tragen könnten, da hinab, zeigte ich, in den Garten zwiſchen den Flügeln des Hauſes, dort unter die Bäume.

welche von der Sonne beſchienen ſind! — Er ſchüttelte den Kopf und verſchloß die Zelle. Ich faßte ihn an der Bruſt. Der junge Mann lächelte und erwiederte ruhig: er wolle mein Verlangen melden gehen. Ich ging mit ihm, bis jener wortführende Pater gefunden war. Er bewilligte mein Verlangen. Es wurde ausgeführt, und wie eine Blume, die im Sonnenſtrahle ihre geſchloſſenen Blätter öffnet, hob ſich die Lebenskraft des Grafen in der ſonnigen Luft. Er trieb mich ſelber fort, Euch und Dunſtan zu holen.

— Und Ihr holt mich?!

— Nein, junger Freund, ſo frei darf ich mit einem des Hochverraths Angeklagten nicht gebaren. Nachdem der wortführende Pater mir zugeſagt, den Grafen bei ſinkender Sonne in ein lichtes, luftiges Gemach bringen zu laſſen, eilte ich in die Burg hinauf, um bei Eggenberg die Erlaubniß für Euch auszuwirken. Und dort trat mir der Widerſpruch in gefährlicher Macht entgegen.

— Durch Eggenberg?

— O nein. Durch Lamormain, der bereits unterrichtet war aus dem Jeſuitenhauſe. Er war in gereizteſter Stimmung und begann mit der Frage: wie ich mich unterſtehen könne, in ein Ordenshaus einzudringen? — In Folge meines Amtes, in Folge Auftrags vom Geheimenrathe! entgegnete ich. — Dieſe Antwort erhöhte ſeinen Zorn. Er überſchüttete mich dergeſtalt mit Vorwürfen und mit Befehls-Androhungen für die Zukunft, daß auch ich alle ruhige Klugheit außer Acht ließ und ihm rundweg erwiederte, ich ſei kein Geiſtlicher, ſondern ein weltlicher Beamter, der ſeine Befehle von der weltlichen Behörde einzuholen hätte, nicht aber von einer geiſtlichen.

Auf dieſe unmittelbare Erklärung zuckte er von oben bis unten. Ich werde ſie zu büßen haben, wenn der König zurückkehrt und nach dieſer Richtung nicht ein neues Syſtem einführt, wie Eggenberg hoffen zu dürfen glaubt. Gleichviel, ich bin gefaßt darauf. Jetzt aber, junger Freund, könnt Ihr es büßen müſſen, wenn Eggenberg nicht feſt hält. Lamormain nämlich ging nun ab von der allgemeinen Frage, und wendete ſich zu Eurem Proceß. Warum dieſer noch nicht beendigt, warum ein ſo ſchreiender Hochverrath noch nicht beſtraft ſei? Das habe nichts zu ſchaffen mit geiſtlichen Verbrechen, das ſei ein ſcandalöſer politiſcher Fall, und er werde Sorge tragen, daß dieſer Verſchleppung binnen vierundzwanzig Stunden ein Ende gemacht werde. Hiermit ließ er mich ſtehn, und ging — nicht nach dem Geheimraths-Zimmer, ſondern nach der andern Seite, nach der Wohnung des Statthalters, des Herrn Erzherzogs Leopold. Dieſen wird er bewegen wollen, einen ſcharfen Befehl gegen Euch zu veranlaſſen. Gelingt ihm dies, ſo muß ich heute noch Euer Urtel einreichen, und morgen — morgen könnt Ihr Abſchied nehmen müſſen von dieſer Welt.

— Ich bin darauf gefaßt — ſprach Hans nach kurzer Pauſe — ich möchte nur gern meinen Pflegevater noch einmal ſehn!

Gangelberger ſchwieg. Sein Blick ruhte theilnahmsvoll auf dem armen Junker; ein Entſchluß ſchien aus dem

Herzen des tapfern kaiſerlichen Rathes aufzuſteigen — morgen iſt es vielleicht zu ſpät, ſagte er halblaut vor ſich hin, morgen kann dort wie hier der Tod aller Herzensſorge ein Ende gemacht haben; bezahlen muß ich doch die ganze Rechnung; ſollen wir nicht wenigſtens genießen, was auf die Rechnung geſchrieben wird? — Hans von Starſchädel, mein junger Freund — rief er plötzlich laut und entſchloſſen — wollt Ihr mir Euer Ehrenwort geben, daß Ihr nicht entweichen, daß Ihr getreulich hierher in Euer Gefängniß zurückkehren wollt, wenn ich Euch jetzt auf eine Stunde aus dem Gerichtshauſe hinausführe ohne Wache und ohne andres Geleit als das meinige?

— Ich gebe Euch mein Ehrenwort und meinen herzlichen Dank in voraus, mein verehrter Freund! antwortete raſch und ſtark der Junker, welcher zu wiſſen meinte, was der Rath vorhabe.

— Wohlan, ſo werft Euch in die Kleider, die Euer Diener ſchon lange von Hernals herein gebracht, da liegen ſie ja! Und dann geht getroſt mit mir. Lamermain kann noch nicht Zeit gehabt haben, Befehle zum Widerſtand gegen mich in's Jeſuitenhaus zu ſchicken, man wird ſich meinem neuen Eintritte dort nicht widerſetzen, und Ihr werdet Euren Pflegevater ſehn, auf dieſer Welt wohl zum letzten Male!

— Gott wird's Euch lohnen! rief Hans und kleidete ſich eiligſt. Gangelberger aber ging auf den Corridor hinaus und läutete. Pudel erſchien und hörte ſprachlos an, was ſich zutragen werde. Wenn irgend etwas von oben einlangen ſollte, hieß der Schluß, ſo ſei zu antworten: binnen einer Stunde werde der kaiſerliche Rath im Schrannenhauſe anzutreffen ſein.

Gangelberger und der Junker ſtiegen die Treppe hinab, Pudel öffnete unter maßlos ſtaunenden Bücklingen die eiſerne Thür, ſie gingen hinaus und wendeten ſich links. Ein auf den Tod ſitzender Hochverräther ging ſpazieren mit Seiner Geſtrengen, und kein Gardiſt, nicht die lumpigſte Wache hinterher! Was hat das zu bedeuten? — Pudel war ſo bedürftig, ſich über dieſen unerhörten Caſus zu äußern, daß er die Sandgrube aufſchloß und den Schächern unter entſprechender Einleitung dieſe Kunde mittheilte.

Sie erregte hier Mißtrauen. Das vornehme Pack, meinte Conrad, findet ſich überall zuſammen, und Urban ſetzte hinzu: die gemeinen Leute müſſen ſtets die Zeche bezahlen, bis der „Bundſchuh" wieder in Gang kommt und der Wirthſchaft gründlich ein Ende macht.

Beide aber, Conrad wie Urban, winkten und flüſterten einander zu: „Seht's, daß es höchſte Zeit iſt zum Ausbrechen —"

Daß es die höchſte Zeit ſei zum Einſchreiten, meinte um dieſelbe Zeit eben in der Burg Pater Lamormain. Freilich nach ganz anderer Richtung. Nach dem verwaiſten und durch Zudrang weltlicher Gerichtsbarkeit entweihten Jeſuitenhauſe ſollten auch ſeine nächſten Schritte gerichtet werden, ſobald er den Statthalter geſprochen.

Wenn ſich Rath Gangelberger und Hans nicht ſehr beelten, ſo traf Lamermain mit ihnen zuſammen im Jeſuitenhauſe!

Sie beeilten ſich allerdings. Wenigſtens im Schritt. Hans dachte gar nicht an die Wonne eines Befreiten, welcher ſeit Monaten zum erſten Mal wieder außerhalb der Gefängnißmauern dahin ſchreiten kann, ſein perſönliches Intereſſe trat ganz zurück vor dem Gedanken, daß ſein geliebter Pflegevater im Hinſcheiden begriffen und vielleicht jetzt ſchon nicht mehr gegenwärtig ſei auf dieſer Erde! Wäre Haugelberger nicht ein rüſtiger Fußgänger geweſen, er hätte nicht Schritt halten können mit dem aufgeregten, weit ausſchreitenden Junker.

Die Nachmittagsſonne des Frühherbſtes verſchwand hiner den hohen Mauern, als ſie den Thürhüter im Hausflure des Jeſuitenhauſes fragten, wo der kranke Greis ſei, und ob er noch lebe?

Der Thürhüter hatte den Eindruck nicht vergeſſen, welchen Pater Dunſtan auf ihn gemacht: er war bereitwillig. Der gefürchtete Herr Provincial war geſtorben, der „greiſe Mönch“ lag im Sterben, es war Veranlaſſung genug vorhanden, jenen Eindruck im Sinne des alten Pförtners wach zu erhalten. Leiſe Aeußerungen bezeugten das, als er die fremden Herren zur Gartenthür geleitete. Zwei Heilige ganz verſchiedener Art, meinte er, ſtiegen zum Himmel auf an einem Tage, ein kriegeriſcher und ein friedlicher. Den Provincial hatte er zwar nicht geliebt, aber tief gefürchtet, und dieſe Furcht galt ihm für ein Merkmal, daß der Verſtorbene Gott nahe ſtehe. Es hatte auch verlautet, daß die beiden Greiſe Jugendbekannte geweſen ſeien; ſie galten jetzt beim Dienſtperſonale des Jeſuitenhauſes für Jugendfreunde, welche nebeneinander hätten ſterben wollen. Das Dienſtperſonale ahnte nichts von den Vorwürfen gegen das Jeſuitenthum, dieſen Dienern war die Form, unter welcher ſie Alles vorgehen ſahn, eine himmelhohe Mauer. Der alte Pförtner war unbefangen erbaut über die Vorgänge des heutigen Tages. Unbefangen erbaut zeigt er den Fremden die Ecke des Gartens, wo unter Bäumen das Lager des „greiſen Mönchs" aufgeſchlagen war.

Die Luft war mild, ſtill und warm. Oben auf den Dächern glänzte die Sonne; in den kleinen Garten zwiſchen hohen Mauern ſank der Schatten dunkel herab.

Zwei junge Coadjutoren ſtanden zu Haupt und Füßen und laſen in Brevieren, in ihren ſchwarzen Kleidern ſich ſcharf abhebend von dem Sterbenden, deſſen weißes Haupt- und Barthaar, deſſen weißes Gewand im dunklen Schatten leuchtete.

Hans ſtürzte hinzu und ſtand von Schmerz gefeſſelt ſtill. Brenke ſchien ausgeathmet zu haben, ſeine Augen waren geſchloſſen. Das Angeſicht und die Hände waren bleich wie von Wachs. Zu ſpät! hauchte Hans vor ſich hin und ergriff eine Hand. Sie war noch warm, und — gütiger Gott! die Augenlider öffneten ſich, das liebe, gute Auge ſah mit vollem Blicke auf ihn, um den Mund bildete ſich ein Lächeln, ja er öffnete ſich ein wenig, und leiſe traten Worte über die Lippen: Anna! — Hans — mein Hans!

Unter einem Strom von Thränen ſank Hans am Lager hin, und küßte die Hand des geliebten Vaters. Er, der in Geſundheit Lebende, fand kein Wort!

Der Graf aber fand noch die Kraft, ihm das Haar und die Stirn zu ſtreicheln und vernehmbar zu flüſtern: Gottes Güte — ſei — geprieſen. Die Luft — hat mich — erquickt. Nimm die Kapſel — mit Anna's Worten — von meiner Bruſt. Sie — gehört Dir. Bleibe — brav — mein Hans — gedenke — unſerer Wünſche — liebe — verzeihe — dies iſt — Religion!

Da blieb der Mund geöffnet, ein Hauch ohne Ton erfolgte, ein leichter Ruck im Auge zerſtörte den Blick, ein leichter Ruck durch alle Gliedmaßen verkündete den Stillſtand, das Aufhören des Herzſchlages — Das iſt der Tod! ſprach kaum hörbar Gangelberger, welcher neben Hans ſtand, und Hans drückte, von Schluchzen erſtickt, ſein Haupt in die Falten der weißen Kutte.

So ſtirbt ein Heiliger! ſagte gerührt der Pförtner, welcher ſich's nicht hatte verſagen können, den fremden Herren bis in die Nähe des Lagers zu folgen. — Hier! hier! ſetzte er aber ſogleich hinzu, indem er ſich umwendete und nach dem Hausflur zurückeilte. Von da war er gerufen worden, und erſchrocken darüber, daß er ſeinen Platz an der Pforte verlaſſen, wollte er durch Eile gut machen — da ſtand Pater Lamormain vor ihm.

Dort, dort, — ſtammelte der auf einem Fehl betroffene Pförtner — dort, hochwürdigſter Herr Pater, iſt jetzt gerade der heilige Mönch verſchieden, dort unter den Bäumen — dort! —

Die letzten Worte verſagten ihm unter dem ſtrengen Blick des Paters und unter den ſtreng betonten Worten: Wer ſind die Männer dort?

— Der kaiſerliche Herr Rath und ein — wohl ein Verwandter des —

— An Deinen Poſten, den Du für immer verlaſſen magſt, wenn Du ihn ſo ſchlecht hüteſt, wie Du in letzter Zeit gethan!

Betroffen ging der Pförtner in's Haus, Pater Lamermain gegen die Bäume hin. Etwa zehn Schritte vor ihnen blieb er ſtehen und rief: Rath Gangelberger!

Dieſer wendete ſich, erkannte den Pater, ſammelte ſich und trat langſam zu ihm. Gangelberger überſah die ganze Mißlichkeit ſeiner Lage gerade dem Pater Lamermain gegenüber, aber die erhöhte, feierliche Stimmung ſeines Herzens erfüllte ihn diesmal mit Ruhe.

Er hörte geduldig die Vorwürfe des Paters an, er verleugnete nicht, daß der junge Mann da am Sterbelager, welcher gefaßt herzuſchritt, der gefangene Junker Hans von Starſchädel ſei —

— Das nennt Ihr gefangen, Herr Rath?

— Sein Ehrenwort bürgt mir, und er kehrt jetzt ſtehenden Fußes mit mir in ſein Gefängniß zurück.

— Mit erſtaunlicher Willkür wartet Ihr Eures Amtes.

— Ich bitte, Herr Pater, ſolche Bemerkung meinen Vorgeſetzten zu überlaſſen. Die Willkür dieſes Hauſes ſpricht laut aus der Leiche, welche dort liegt. Wenn die Welt Alles erfährt, was jenen Greis hierher in den Tod geſchleppt, dann wird ſie begreifen, daß ein kaiſerlicher Rath und Verwalter öffentlicher Gerechtigkeit nur zu ſehr berufen war, näher zuzuſchauen und dem Landesherrn ſelbſt Bericht zu erſtatten.

Lamormain wurde mit ſeiner Klugheit inne, daß er einer erhöhten Stimmung gegenüberſtände, bewältigte ſeine Entrüſtung und ſagte nur: Das wird ſich zeigen, Herr Rath.

— Ich bitte um die Leiche! ſprach Hans.

— Die Leiche eines Ketzers wird von keinem Orden, von keinem katholiſchen Gottesacker in Anſpruch genommen! entgegnete herb Pater Lamormain.

Gangelberger machte dem Pater eine ſteife Verbeugung und ging mit dem Junker ins Haus. Dem Pförtner trug er im Vorübergehen auf, der Leiche zu warten und ſie dem auszuliefern, welcher in ſeinem Namen ſie fordern werde. Er bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, daß Hans dem Pförtner Goldſtücke in die Hand drückte unter der halblaut geſprochenen Bitte: die Leiche ſorgſam und liebevoll behandeln zu laſſen. Unter die große Fichte oben, ſetzte er laut gegen Gangelberger hinzu, als ſie die Stufen vor der Hausthüre hinab ſtiegen, unter die Fichte, wo er lebend ſo gern ſaß, ſoll er begraben werden. Mein Diener Tartſch kann Alles beſorgen, wenn Ihr ihn rufen laſſen wolltet aus Hernals, werther Freund.

— Er kommt jeden Morgen von ſelbſt und fragt nach Euch. Es wird beſorgt werden. Seid getroſt! — Aber warten wir! Was bedeutet das? Der alte Santhelier an der Spitze von Reitern —? vom rothen Thurm heraufkommend, als ob er die Hauptſtraßen aufſuchte?!

Gangelberger ſtand mit Hans da, wo das Lugeck in die Biſchofsſtraße einmündet. Santhelier ſprengte an ihnen vorüber, ſein altes Geſicht war freudeſtrahlend, und als er den kaiſerlichen Rath erkannte, winkte er vertraulich mit der Hand und rief ihm zu: Es lebe der Kaiſer!

Gangelberger verſtand auf der Stelle, daß der alte Herr die Couriere nach der Burg geleite, welche die entſcheidende Nachricht aus Frankfurt brachten. Sein öſterreichiſches Herz ſchwoll auf, aber ein Blick auf Hans erſtickte jäh dieſe freudige Wallung. Es ſtand ihm vor Augen, daß nun das Schickſal des armen Junkers noch heute Abend entſchieden werden könne. Nur dieſe Nachricht hatte die jeſuitiſche Partei abwarten wollen, und nun war dieſe Partei obenein ſo eben tief aufgereizt in Lamormain, und die Perſon des armen Junkers war bei dieſer Aufreizung geweſen! Was ſchien natürlicher, als daß Lamormain ſich ſogleich des hochverrätheriſchen Junkers erinnern werde, wenn ihm die Nachricht der Kaiſerwahl in der Burg entgegen komme —!

Hans, in ſeine Trance verſunken, hatte weder Santhelier's Zuruf verſtanden, noch bemerkte er, welche Sorgenſchatten über das Geſicht Gangelberger's flogen. Schweigend folgte er ihm zum Schrannenhauſe. Dort erſt, als Hans wieder hinter der eiſernen Thür ſtand und von Pudel hinauf geleitet werden ſollte, brach auch Gangelberger ſein nachdenkliches Schweigen und ſprach: Faſſung, junger

Freund, Muth! Was auch geſchehen ſoll, ich verſpreche: Es ſoll Euch nicht unvorbereitet treffen. Ich gehe ſtracks zu Eggenberg und kehre zu Euch zurück!

Hans ſah ihm nach wie Jemand, der von einem Zurufe aufgeweckt wird. Er hatte ſeine eigene Gefahr vergeſſen über der Trauer, welche ſeine ganze Seele durchzitterte. —

II.

Der etwas verſchleiert geweſene Septembertag neigte ſich zum Abende. Durch die warme Luft fächelte ein kühler Hauch, und dieſer ſpielte erquickend durch das offene Fenſter, an welchem Junker Hans ſeit Stunden ſaß. Er ſaß nicht da, um zwiſchen den Eiſenſtangen auf den jetzt ſtillen, leeren Marktplatz hinabzublicken, ach nein, in Trauer und Weh befangen ſah er nur in ſich hinein und wurde es nicht gewahr, daß die Dämmerung wie ein dichter und dichter werdender Schleier niederſank. Er wurde auch nicht gewahr, daß es dumpf durch die Luft klang wie von Kanonenſchüſſen, die auf den Baſteien gelöſt wurden, daß alle Glocken läuteten, und daß ein dumpfes Geräuſch von Tritten und Stimmen dem Marktplatze immer näher rückte — Fackelſchein und Trompetenſchmettern waren nöthig, ihn lebendig zu machen für die Außenwelt.

Eine Volksmenge hatte den Marktplatz angefüllt; aus dieſer Volksmenge ragten bunte Reiter hervor, bunt in mittelalterlicher Heroldstracht; dieſe blieſen Trompetenfanfaren und waren umgeben von Fackelträgern, und aus ihrer Mitte rief ein vorzugsweiſe reich geſchmückter Herold in den ſtillen Abend eine kurze Rede hinaus. Ein Zujauchzen der begleitenden Volksmenge ſchloß ſich an das Ende der Rede, und Reiter wie Volk, welche aus den Tuchlauben hervorgekommen ſein mochten, bewegten ſich weiter nach dem „lichten Stege" zu, nach dem untern Ende des Marktes. Dort hielten Fackeln, Reiter und Volk wieder ſtill, die Trompetenfanfare erhob ſich wieder, und der Ausruf ebenfalls. Jetzt erſt horchte Hans, ob er die Worte verſtehen könne — „Vivat Ferdinandus!" verſtand er deutlich — „erwählter römiſch-deutſcher Kaiſer!" verſtand er weniger deutlich, aber ergänzte ſich die fehlenden Sylben. Tageshell ſtand es mit einem Male vor ihm: Ferdinand iſt zu Frankfurt erwählt, Ferdinand iſt deutſcher Kaiſer!

Eben ſo klar ſtanden jetzt die letzten Worte Gangelberger's, unter denen er vorhin geſchieden war, vor ſeinem Verſtande: „Was auch geſchehen ſoll, es ſoll Euch nicht unvorbereitet treffen." — Sie bedeuten, ſagte er ſich jetzt, daß mit Entſcheidung der Kaiſerwahl die ſtrengen Gewalten in Wien die Zügel wieder ſtraff aufnehmen und ohne längeres Zögern die gefangenen Hochverräther in den Tod ſenden werden. — Sei es denn! Tod iſt nun einmal die Loſung. Vater Zdenko, ſo folg' ich Dir unmittelbar in eine Welt, die wir nicht kennen, und für welche unſere kindliche Phantaſie uns mit perſönlicher Wiederbegegnung ſchmeichelt! —

Nicht alſo philoſophiſch faßten die drei andern Hochverräther unter ihm, die im Dunkel der „Saugrube" hauſten, dieſe Ausrufung des Kaiſers auf. Denn auch zu ihnen drang ſie. Sie hörten ferne Trompeten, ſie hörten Lärm der Volksmenge, welche auch durch das Landskrongaſſel drängte, um den Reitern unten voraus zu kommen, ſie hörten aus dieſer Volksmenge einzelne Rufe „Vivat Kaiſer Ferdinandus!“ und zum Ueberfluſſe hörten ſie auch noch Pudel's Zuruf durch's Guckloch: „der König iſt zum Kaiſer erwählt!“

Keinem von ihnen war zweifelhaft, was das für ſie zu bedeuten habe. Nur noch eine Nacht leben, wenn's heute Abend nicht glückt — ſagte Raſchmacher Urban halblaut, und Conrad knüpfte einen grimmigen Fluch daran mit der ſeelenkundigen Bemerkung: welcher Satan ſteht nun dafür, daß ſich Pudel nicht bei dem allgemeinen „Jux“ auf der Stelle beſauft, und das Examen ſeines trottlichen Buben vergißt?

Nur Pfeifer, der Schuhſter, fand einen höheren Standpunkt für die Situation. Er murmelte vor ſich hin: Ehrwürdiger Odontius, wie hatteſt du Recht, der Antichriſt werde über unſere Leiber und Köpfe hinweg reiten mit feurigen Hufen, wenn wir länger zögerten!

— Halt's Maul, Schuhſter, mit Deinen Dummheiten! Ein neuer Plan muß ausgeheckt werden, wenn ſich der Kerl draußen wirklich beſauft und den Schafskopf nicht „eini“ bringt! — brummte Conrad.

Der Ton, in welchem dieſe drei Helden miteinander verkehrten, war überhaupt durch die vierteljährige Gefangenſchaft ein ſehr herber geworden. Drei Menſchen, eng zuſammen gedrängt und nur auf ſich angewieſen, pflegen mehr und mehr auseinander zu gehen ſtatt ſich zu nähern. Liebe und Freundſchaft brauchen Freiheit der Wahl zu ihrer glücklichen Entſtehung. Und nun gar Leute ohne Bildung! Sie gerathen in ſolcher Enge neben einander ſehr bald in den wildeſten Naturzuſtand, und werden Beſtie neben Beſtie. Der furchtbarſte Stachel dazu iſt die Langeweile. Dieſe wird um ſo empfindlicher, je weniger innere Quellen von Wiſſenſchaft und Gedanken dem Eingekerkerten zu Gebote ſtehen.

In dieſem Betrachte war der Schuhſter Pfeifer noch am glücklichſten daran. Er war ein träumender Denker geworden, oder ein denkender Träumer. Wahrſcheinlich war es ein fehlerhafter Kreis, in welchem ſich ſein Denken bewegte, aber es bewegte ſich ohne Stockung, und deshalb langweilte er ſich am wenigſten. Zum Aerger der beiden Andern. Sie hielten ihn für einen dummen Kerl und fanden es ſehr abgeſchmackt, daß ein ſolcher Schwachkopf die Einſamkeit und Unterhaltungsloſigkeit mit ſo viel Faſſung ertrug. Nicht nur abgeſchmackt, beleidigend fanden ſie es und rächten ſich dafür. Conrad wie Urban mißhandelten den Schuhſter durchweg, und thaten dies allmählig zu ihrer eigenen Unterhaltung. Neid kam hinzu: der „Kerl“ konnte ſein Handwerk ausüben, er „ſchuhſterte“ den ganzen Tag, er verpflichtete ſich dadurch den Pudel, ja Pudel trug aus der Nachbarſchaft ſchadhafte Fußbekleidung zuſammen, und Pfeifer erwarb kleine Einnahmen, an denen ihn Pudel betrügen konnte. Dadurch ſtieg Pfeifers Schätzung. Pudel hielt ihn noch werther, und kleine Entſchädigungen fielen für die „Saugrube“ ab.

Dieſe Entſchädigungen an Speiſe und Trank kamen allen Dreien zu Gute; denn Pfeifer war darin idealiſch anſpruchslos, und gerade dadurch ſteigerte er nur die Erbitterung der andern Beiden. Wer läßt ſich denn gern beſchenken von Jemand, den man verachten zu dürfen glaubt!

Oh! rief oder richtiger ſchrie Conrad zuweilen, ein Hundeleben muß ja himmliſch ſein gegen das Leben in dieſer „Saugrube“!

Auf ſolcher Grundlage ſaßen jetzt die drei Candidaten des Galgens, um die wahrſcheinlich nöthig werdende Umarbeitung ihres Planes zu berathen.

Es war ganz dunkel in dem gewölbten Raume, welchen in der Mitte die ſteinerne Säule ſtützte. Feuerzeug durften ſie nicht haben; ſie waren alſo auf Pudel's guten Willen angewieſen. Der fehlte heute, oder es fehlte ihm wenigſtens das Gedächtniß. Die äußerliche Zerſtreuung ließ ihn nicht dazu kommen, ihnen wie herkömmlich die Lampe an's Guckloch hinzuhalten, damit ſie an der Flamme derſelben ihren Holzſpließ anzünden und an der Säule aufſtecken konnten.

An dieſer Säule auf dem ſteinernen Fußboden pflegte Conrad zu ſitzen und ſeine Nichtswürdigkeiten auszulaſſen gegen die beiden Kameraden. Denn er war voller Zorn gegen ſein Schickſal, und zu ſeiner Erleichterung ließ er dieſen Zorn alle Tage, und beſonders gegen Abend, ausſtrömen gegen die zwei menſchlichen Weſen, welche er erreichen konnte, und welche die Geißelhiebe ſeiner Zunge empfanden und verſtanden. Freiheit, wilde Freiheit war das Grundelement ſeines Proteſtantismus; wie abſcheulich mußte er leiden im engen Gefängniſſe! Er ahnte etwas von der wunderbaren Ruhe, welche durch ſtillen Fanatismus dem Schuhſter da drüben im Winkel beſcheert war, und dieſe wie Genügſamkeit ausſehende Ruhe beneidete er dem „Tropfe“. Es war ihm eine Genugthuung, dieſe Ruhe des Tropfes zu ſtören oder, wenn es möglich wäre, zu zerſtören. Das war nicht leicht. Schuhſter Pfeifer war gleichſam mit einer Hornhaut überzogen. Conrad mochte noch ſo arg mit der Zunge ſtechen, Pfeifer zuckte nicht, und auch wenn Conrad aufſprang und den Schuhſter mit körperlicher Mißhandlung bedrohte, der Schuhſter zuckte nicht. Dieſer Pfeifer hatte nicht Kind noch Kegel daheim in ſeiner Werkſtatt, und für ſeinen perſönlichen Leib fürchtete er nichts auf dieſer ſündigen Welt. Die Lehre von der Erbſünde hatte er dergeſtalt in ſich aufgenommen, daß ſie ihm eben die Hornhaut bildete, welche ihn gleichgültig machte gegen alle Stöße, Schläge und Stiche. Sein Leib und Leben war ihm das Haus der Sünde, welches doch zerſchlagen werden wußte, um die Seele frei zu machen für den Aufſchwung nach oben. Schlag zu! — pflegte er gleichmüthig zu ſagen, wenn Conrad über ihn herfallen wollte — ſchlag zu, und triff gut. Der Geiſt in mir freut ſich darob. Du biſt nichts als ein gemeines Werkzeug, für weiter nichts zu gebrauchen als für Zerſtörung. Dein evangeliſcher Glaube iſt Rauch ohne Feuerheerd, denn Deine Seele iſt leer. Eitelkeit und Weltlichkeit blaſen ſie auf wie einen Schlauch. Ueber Kurz oder Lang zerplatzt der Schlauch, und da fällt das Leder zu Boden, der Verweſung anheimgegeben.

Wunderlich genug entwaffnete Pfeifer mit ſolcher Ruhe und ſolchen Worten jedesmal den Bart-Conrad. Es graute dem jetzt wieder vollbärtigen Loſenſteiner vor dieſem buckligen Schuhſter mit den unheimlichen Augen und mit dem zahnloſen Munde, aus welchem Worte heraus kollerten wie ſteinerne Kegelkugeln.

Zur Entſchädigung pflegte ſich Conrad alsdann gegen den Raſchmacher zu wenden. Dieſer wußte das, und hatte ſich durch die Wahl ſeines Aufenthaltes zu decken geſucht. Im andern Winkel unweit der Thüre hatte er ſeinen Schemel neben dem Ofen. Der Ofen ſtand frei, und um ihn herum konnte er geſchickt entweichen, wenn das Ungethüm heranſtürmte, um ihn zu faſſen. — Angenehm waren dieſe Scenen dem Raſchmacher durchaus nicht, aber er konnte es doch nicht laſſen ſie immer wieder herbeiführen zu helfen. Er war nämlich eine malitiöſe Natur und mochte die Schadenfreude nicht entbehren, wenn er dem Conrad nachweiſen konnte, daß er ein unkundiger Lärmmacher ſei, der von Entſtehung, Weſen und Ziel der proteſtantiſchen Lehre gar nichts wiſſe. Urban hatte eine gewiſſe Bildung. Seine Ehehälfte war eine trockene Schulmeiſterstochter, die ihm zwar keine Kinder, die ihm aber Bücher in's Haus gebracht hatte. In dieſen Büchern hatte das Raſchmacher-Paar an Sonn- und Feiertagen ſtudirt, und da Urban ein ſcharfer Kopf war und dazu ein ehrgeiziger, begehrlicher Kopf, ſo hatte er ſich eine Art Syſtem zuſammen geſchichtet, welchem er nachtrachtete. Es war dies viel mehr ein geſellſchaftliches Syſtem als ein religiöſes. Der Bauernkrieg war ſein Hauptſtudium geworden. Er tadelte Luther's Verfahren gegen die aufſtändiſchen Bauern, und er hoffte, die Grundſätze des „Bundſchuhs“ würden in einem neuen Religionskriege wieder zum Vorſchein kommen. Den Cavalieren ſollte die Herrſchaft abgenommen werden! Das war ſein weltliches Credo; ſein geiſtliches Credo war eine nüchterne Vernünftigkeit, die ſo wenig als möglich Glaubensartikel mochte. In manchem Betracht war er ſeit Jahren Unterrichtsquelle für Conrad geweſen am Schenktiſche im „weißen Löwen“, und er konnte deshalb auch im Gefängniſſe nicht abſtehn davon, den plumpen Schüler die geiſtige Ueberlegenheit fühlen zu laſſen, wenn ſie ihn auch geradezu in Lebensgefahr brachte. Denn Conrad's Zorn war ſo brutal, daß auch das Aergſte zu befürchten ſtand, wenn er durch Urban's malitiöſen Grimm gereizt wurde. —

Und Urban, ebenfalls voll Gift und Galle über die Gefangenſchaft, reizte ihn ſelbſt an dieſem Abende, welcher ſo ſehr ihrer vollen Einigkeit bedurft hätte. Das wüſte Raiſonniren des Loſenſteiners ärgerte ihn, und mit Recht rief er ihm zu: er ſolle ſein Maul halten, damit leiſe und vernünftig geprüft werden könne, wie Pudel herein zu locken ſei, wenn er das Examen ſeines Buben wirklich vergeſſe. Sein Maul ſpreche ja doch nur aus einem leeren Kopfe; heut Abend aber brauche man einen „findigen“ Kopf!

Kaum hatte er dies geſagt, ſo wurde er gewahr, trotz der Dunkelheit, daß Conrad an der Säule aufſprang und dem Ofenwinkel zuſtürzte, um ihn zu „beuteln“. Er entwich hinter dem Ofen herum und ſchlüpfte hinüber in Pfeifer's Winkel, wohl berechnend, daß der Schuhſter die Wirthſchaft ausbaden könne. Denn Pfeifer wich nie von ſeinem Schemel, und wenn er Conrad unter die Hände kam, ſo war immer viel gewonnen. Das Gewitter entlud ſich doch, wenn auch an falſcher Stelle —

Dieſe herkömmliche häusliche Scene in der Saugrube wurde aber ſo gegen alle Erwartung unterbrochen, daß ſelbſt Conrad ſeinen Zorn vergaß und ſtille ſtand — die Thür öffnete ſich, und mit voller Beleuchtung erſchien Pudel und ſein Sohn.

Er brachte ihn wirklich zum Examen; der erſehnte Moment war da.

Ein Blick, ausgetauſcht zwiſchen den funkelnden Augen Conrad's und Urban's, bekundete Waffenſtillſtand und Allianz für den gemeinſchaftlichen Zweck. Der zweite Blick Beider flog zum Schuhſter hinüber und barg die Frage, ob der Schuhſter helfen werde. Pfeifer ſah gleichgültig von ſeinem kleinen Schemel herüber, aber es ſchien doch, als ob ein verächtliches Zucken mit dem Buckel ſagen wolle: Meinethalben!

So ordnete ſich denn Alles für die Prüfung Natzi's. Natzi mußte ſich an den Tiſch ſetzen; Vater Pudel ſetzte ſich ihm zur Seite und bewaffnete ſich mit einem handtellergroßen Brennglaſe, welches ihm als Vergrößerungsglas dienen ſollte für die ſchriftlichen Leiſtungen ſeines Einzigen. Zur andern Seite Natzi's — dem übrigens nicht recht wohl war bei dieſer Feierlichkeit — ſtand Urban, der Lehrer. Er ſtand, damit er freier bliebe für die raſchen Leibesbewegungen, welche bald eintreten ſollten.

Conrad ſtellte ſich hinter dieſe drei Hauptperſonen, um — wie er ſagte — die ſchmucken Buchſtaben des zukünftigen Kanzeliſten Ignaz Pudel in ihrer erſten Geburt zu bewundern. Solche Schmeichelei entwaffnete den Vater Pudel. Es war ihm ſonſt nicht recht, den „ungeſchlachten" Obderennſer im Rücken hinter ſich zu haben. Auch in vertraulichen Stunden traute er dem rohen Conrad nie vollſtändig, und er hatte eben das Brennglas abgeſetzt und ſich unruhig herum gewendet. Die obige Aeußerung Conrad's aber hatte ihn betäubt. Sie klang „hochdeitſch", wie er ſagte, und wenn Conrad „hochdeitſch" ſpräche, meinte er, da mache er gleich einen viel „edleren" Eindruck. Pudel erhob alſo das Brennglas wieder vor das eine Auge, und quetſchte das andere zu, wodurch ſeine durch Kalbsaugen entſtellte Phyſiognomie vortheilhaft verändert wurde.

Das Papier vor Natzi war noch immer weiß, und Vater Pudel rückte den ſchmutzigen Leuchter, welchen er mitgebracht, mit ſeiner Rechten näher, um den Anfang der Operation vollſtändig zu begünſtigen. Davon nahm Conrad Veranlaſſung zu einer diplomatiſchen Frage: Ihr habt doch — ſagte er — dem Gardiſten draußen ein Licht gelaſſen, Herr Amtsdiener?

— Bitte! entgegnete Pudel, wäre vom „Iberfluß" — hat „häute" Feierabend, der Gardiſt, von wegen der Kaiſerwahl.

Dies nur wollte Conrad wiſſen. Draußen war nun alſo gar kein Widerſtand zu beſorgen. Wenn Pudel und Natzi unmächtig gemacht waren, dann blieben nur die Thüren übrig. Auch die Thür der Saugrube war verſchloſſen.

Pudel hatte dies nicht unterlaſſen und hatte den Schlüſſel in die rechte Taſche ſeiner Hoſe geſteckt. Der Schlüſſel zur eiſernen Hausthür hing in Pudel's Stube hinter einem Schrein, das wußte Conrad und Urban.

Die wohlbedachte Action konnte nun alſo beginnen. Stricke, welche dazu nöthig waren, hatte Jobſt durch den Fenſterſpalt eingeliefert. Sie lagen unter dem Schuhſtertiſchchen Pfeifer's, bedeckt mit Leder und altem Schuhwerke.

Conrad ſchaute rückwärts hinüber zum Schuhſterwinkel, ob auch Pfeifer nicht etwa — er traute dem Schuhſter durchaus nicht, er hielt ihn für verrückt, und es ſchien ihm gar wohl möglich, daß er im entſcheidenden Augenblicke auf Pudel's Seite treten könnte.

Pfeifer's Haltung klärte ihn auch jetzt nicht darüber auf; er ſaß mit verſchränkten Armen und vorgebeugtem Oberkörper da, als hätte er einige Kreuzer Eintrittsgeld bezahlt, um ein Schauſpiel anzuſehn, welches ihn mittelmäßig unterhielte, aber perſönlich gar nichts anginge.

Conrad winkte ihm mit Auge und Hand, die Stricke hervorzuziehn unter dem Leder und ihm zu reichen, damit Conrad's Weggehn dem Pudel nicht etwa auffalle — umſonſt! Schuhſter Pfeifer nahm gar keine Notiz von dieſen Winken, ja er erhob plötzlich ſeine Stimme und fing an, ein evangeliſches Kirchenlied zu ſingen. Conrad und Urban kochten vor Ingrimm. Solcher Kirchengeſang war das Einzige, wogegen Pudel ein ausgeſprochenes Vorurtheil hatte. Alles ließ er ſich gefallen an den Ketzern, aber dies Geſchrei in der Kirche — denn ſie ſingen „follſch“, behauptete er — ſei roh und gemein. Natürlich ſtand zu erwarten, daß er jetzt durch Pfeifer's Herausforderung aus ſeiner Poſition auffahren würde, welche doch für die vorbedachte Handlung vortrefflich war —

— Brave, Natzi, brave! rief mit Geiſtesgegenwart Urban zum erſten Federſtrich, welchen Natzi in Verzweiflung gemacht hatte und von welchem kein Menſch abſehen konnte, ob er zum Anfange eines Buchſtaben benützbar ſei, — brave! ſo beginnt man das Ypſilon in der Kanzleiſchrift.

— Das Ypſilon! lallte Pudel, welchem gerade dieſer Buchſtabe weniger geläufig und in der gemeinen Praxis wohl gar entbehrlich ſchien, und dieſer geſchickt erweckte Gedankengang brachte ihn über Pfeifer's Störung hinweg.

Nun war aber nicht mehr zu ſäumen. Im Nothfalle mußte eben der nichtswürdige Schuhſter, wenn er's noch weiter trieb, ebenfalls gebunden werden! Conrad ging reſolut hinüber zum Schuhſterwinkel, um ſelbſt die Stricke hervorzuziehn — da klang der Hammer an der eiſernen Hausthür! Feſt und laut. Einmal, zweimal, dreimal! — Alles in der Saugrube war ſtill und unbeweglich geworden; jetzt fuhr Pudel in die Höhe! Er kannte dieſes Klopfen genau. So klopfte der für ihn wichtigſte Mann, der kaiſerliche Herr Rath Gangelberger.

Die unangenehmſte Ueberraſchung für Pudel! In ſolcher vorſchriftswidrigen Lage! Was nun geſchwind thun? Natzi mit hinausnehmen, oder einſperren? Urban und Conrad, zum Aeußerſten gefaßte Leute, waren für's Einſperr'n. Denn alsdann mußte Pudel wiederkommen. Sie drängten den Alten, ſo weit es anging, hinaus. Natzi werde unterdeß ſchreiben, und wenn der Papa wiederkäme, ſei ſchon eine Seite fertig zur Prüfung — eilt nur, eilt, der geſtrenge Herr klopft ſchon wieder!

Pudel folgte dieſem Drängen und ließ ſeinen Natzi zurück.

Rath Gangelberger ſchien ſehr eilig zu ſein: Pudel ſollte ihm auf der Stelle folgen und Nummer Drei öffnen, alsdann aber warten; der gefangene Junker werde ſogleich mit ihm, dem Rathe, das Schrannenhaus wiederum auf einige Stunden verlaſſen.

— Auf, junger Freund — rief Gangelberger dem Junker zu, den er im Finſtern fand — auf! Aber warum habt Ihr kein Licht?

— Der Wärter hat mich vergeſſen, und ich hab' es nicht vermißt.

Gangelberger mußte ſehr voreingenommen ſein, um dieſe Sorgloſigkeit ungerügt zu laſſen. Er ließ ſie ungerügt, öffnete ſelbſt die Thür, um Lichtſchimmer vom Gange in's Zimmer zu laſſen, damit Hans Hut und Handſchuhe fände, und führte den Junker hinab, ohne ein weiteres Wort an Pudel zu richten.

Auf der Straße erſt erzählte er Hans, was er ſeit Nachmittag vorgenommen, was ſich ereignet, was er erreicht habe. Ich habe eine Unterredung mit Eggenberg nachgeſucht, um dieſem getreulich Bericht abzuſtatten über Alles, was ich gewagt. Nach einer Stunde, hieß es, werde er für mich zu ſprechen ſein. Dieſe Stunde verwendete ich auf Harrach, den ich in ſeiner Wohnung traf. Er kam meinen Abſichten entgegen, wie es ſchien durch ein Schreiben angeregt, welches er eben von Waldſtein erhalten hatte. Dieſe Abſichten betreffen nicht nur Eure Rettung. Eure Rettung iſt aber nur auf dem Wege dieſer Abſichten zu finden. Sie betreffen ein neues Syſtem unſrer Regierung. Ein neues Syſtem! Bedenkt, was das heißt. Alle Nachrichten ſtimmen darin zuſammen, daß Kaiſer Ferdinand draußen im Reiche Einflüſſen nachgegeben, welche er bisher hier in Oeſterreich ſtets zurückgewieſen. Die deutſchen Fürſten, ſelbſt die geiſtlichen, ſcheinen für Milde geſprochen zu haben, für Ausgleichung in religiöſen Dingen. Sie ſcheinen ihm überzeugend dargethan zu haben, daß ein allgemeiner Krieg bevorſtehe, ein großer, unabſehbarer Krieg, wenn Ferdinand ſein Syſtem aus der Steyermark fortſetzen wollte als deutſcher Kaiſer; ſie ſcheinen ihm bewieſen zu haben, daß die katholiſche Sache in einem ſolchen Kriege beſiegt werden und zu Grunde gehen könne, denn die Vorbereitungen der Gegner, Holland mit ſeinen Geldkräften an der Spitze, ſeien tief und weitverzweigt, und der Verluſt Böhmens werde der Anfang des Endes werden. Noch mehr! die Geſinnung auch der guten Katholiken im Reiche ſehe mit Beſorgniß auf das anwachſende Jeſuitenregiment, und es ſeien darüber dem Kaiſer merkwürdige Mittheilungen zugegangen, Mittheilungen, welche für die Selbſtſtändigkeit des Kaiſers niederſchlagend gelautet. Ferdinand aber iſt wohl fromm, jedoch keineswegs geneigt, ſeine Machtfülle preiszugeben. Das Alles habe ihn bewegen, ſtille zu ſtehn auf dem bisherigen Wege und ſich nach neuer Bahn umſchaun. Es beſtätigt ſich, was ich Euch neulich erzählt: beſondere Geſandte ſind an die deutſchen Fürſten abgeſchickt worden mit milden, verſöhnlichen Aeußerungen, und Trautmannsdorff iſt wirklich nach Rom geſendet, direct an den Papſt, und mit der beſtimmten Anfrage: ob die Grundſätze der katholiſchen Kirche ein nachſichtiges Verhalten gegen die Unkatholiſchen zuließen, und ob den im deutſchen Reiche auftauchenden Anklagen gegen die Jeſuiten, welche Seine Heiligkeit den Papſt und Seine Majeſtät den Kaiſer zu beherrſchen trachteten, Aufmerkſamkeit zu widmen ſei. Hört Ihr, Junker, hört Ihr? „Unkatholiſche“ oder griechiſch „Akatholiſche“ ſoll der Ausdruck lauten, ſagt Harrach, nicht mehr Ketzer. Und im Betreff der Jeſuiten ſoll Trautmannsdorff perſönlich geneigt ſein, das Marianiſche Buch in Erinnerung zu bringen! So freut Euch doch! Ich bin ganz glückſelig. Welche Ausſicht für's neue Kaiſerthum! Denn Ferdinand ſteht da feſt, wohin er einmal tritt. Wie ſtimmt das auch zu Euren Plänen für das neue Kaiſerthum! Wie ſtimmt das! Harrach ſagt mir, daß Eggenberg Euer Memorial geleſen, mit großem Antheil, ja mit vielfacher Befriedigung geleſen. Er hat es Harrach mitgetheilt, Harrach lieſ't es jetzt ebenfalls, und es ſoll die Grundlage bilden zu einer Geheimenraths-Sitzung, welche morgen früh ſtattfinden ſoll. — Nach dieſen Mittheilungen eilte ich getroſten Muthes von Neuem in die Burg, um Eggenberg ſelbſt zu ſprechen. Er nahm mich an: er ſprach wie Harrach und noch entſchiedener, er iſt noch muthiger und thatkräftiger. Mein Eindringen in's Jeſuitenhaus machte auf ihn gar keinen nachtheiligen Eindruck: auch daß ich Euch an's Sterbelager des Grafen Zierotin geführt, mißbilligte er nicht, durchaus nicht. Er bezeigte ſogar für Schickſal und Tod des alten Grafen eine warme Theilnahme, und fragte alsdann wie ein guter Politiker: ob denn Niemand wiſſe, ob Ihr namentlich denn nicht wüßtet, welche Bewandtniß es mit dem Schatze des Grafen haben möge, ob die Böhmen ihn gefunden und mitgenommen, ob die Behauptung der Jeſuiten begründet ſein möge, daß er in der Schotten-Abtei aufbewahrt liege? Ich ergriff dieſe Gelegenheit, ihm eine Unterredung mit Euch ſelbſt vorzuſchlagen, und er ging lebhaft darauf ein. Einige Punkte Eures Memorials, meinte er, bedürften ohnehin der Aufklärung für ihn, bedürften einer mündlichen Auseinanderſetzung. Ich machte ſogleich Anſtalt, Euch zu holen. Nein, rief er, nicht hierher in die Burg. Lamormain's Creaturen, Lamormain ſelbſt könnten deſſen inne werden, und es ſei gerathener, einen offenen Streit mit dieſer Partei noch zu vermeiden. Wenigſtens in dieſer Angelegenheit. Lamormain habe darüber mit dem Statthalter-Erzherzog ſchon verkehrt, man wiſſe noch nicht, wie ſich dieſer dazu verhalten wolle, man wolle da nicht herausfordern, da das Verhältniß zum Statthalter ein delicates, ein ziemlich unklares Verhältniß ſei. Bringt den Junker zu Harrach, ſchloß er, dort will ich ihn ſprechen, heut' Abend um neun Uhr. Da ſchlägt es Neun von Maria-Stiegen (ſie gingen über den „Hof“) — ſchreiten wir aus, um pünktlich einzutreffen. Ihr ſteht an der Schwelle zu einer neuen Lebenslaufbahn, junger Freund, denn aus einzelnen Aeußerungen Eggenberg's entnahm ich, daß er Euch für die Geſchäfte des Reichs perſönlich verwenden will im Sinne Eures Memorials. Was ſagt Ihr dazu? Ihr freut Euch ja viel weniger, als ich vorausgeſetzt, Ihr ſchweigt wie ein Karthäuſer!

— Verzeiht, werther Freund, der Uebergang aus meiner Stimmung zu dem, was Ihr mir bringt, iſt grell und jäh. Ich danke Euch herzlich für ſo warme Theilnahme, und es berührt mich wie eine Tröſtung, was Ihr mir von dem Geſinnungswechſel des neuen Kaiſers ſagt. Wie eine Tröſtung, denn es iſt ein Cypreſſenkranz auf die Leiche meines verſtorbenen Vaters. Graf Zdenko's Grundgedanke war es ſtets, daß von hier aus, vom hier reſidirenden Kaiſer aus die Reform des Reiches beginnen müſſe, und daß ſie nur im Sinne einer chriſtlichen Duldung der verſchiedenartigen dogmatiſchen Standpunkte möglich ſei. Das, werther Freund, berührt mich wie Balſam. Aber ich habe noch nicht den Muth, an ſolchen jähen Wechſel der öffentlichen Dinge und meines Schickſals zu glauben. Verzeiht! Seit Sonnenuntergang mit meinem Abſchiede von dieſem Leben beſchäftigt, bin ich nicht ſogleich im Stande, Lebenspläne günſtiger Art zu faſſen, und im Mißtrauen aufgewachſen gegen die ungreifbare jeſuitiſche Macht bin ich nicht fähig, ſofort an die Unmacht derſelben zu glauben.

— Der Glaube wird Euch in die Hand kommen! Auch das deutete mir Eggenberg an, daß in Rom ſelbſt eine auffallende Wandelung ſichtbar werde. Er habe zum zweitenmale einen Brief vom Benedictiner Pater Dunſtan erhalten —

— Ah?!

— Jawohl! der erſte iſt ihm damals nach Graf Zdenko's Gefangennahme zugegangen. Dieſer zweite Brief iſt aus Rom datirt.

— Pater Dunſtan iſt alſo wirklich dort?

— Und wie es ſcheint, von einflußreicher Thätigkeit. Er beſchwört Eggenberg, jede ſtrenge Maßregel hinzuhalten, denn es bereite ſich ein großer Wechſel vor am heiligen Stuhle ſelber. Er habe den Papſt ſelbſt geſprochen, der über die Schilderung des Jeſuitentreibens dahier, namentlich über die Handlungen des Provincials, betroffen geweſen, er habe ihm die religiöſe Stimmung des mittleren und nördlichen Europa geſchildert, insbeſondere auch Englands, an welchem der Papſt vorzüglichen Antheil zeige, er habe ihm auseinander geſetzt, daß im deutſchen Reiche, im heilig römiſch-deutſchen Reiche, alſo im Mittelpunkte der europäiſchen Macht, ein Wendepunkt bevorſtehe, welcher von zerſchmetternder Wirkung gegen die katholiſche Kirchenmacht werden könne, und Papſt Paul, immer zu großen Maßregeln geneigt, habe ſich bereit gezeigt zu gründlicher Prüfung, zu weit ausſehender Aenderung. Eggenberg möge ſeinem Herrn Anzeige machen hiervon, damit dieſer nicht im Sinne der hieſigen Jeſuiten Schritte thue, welche in kurzem zurück gethan werden müßten. Dieſe hieſigen Jeſuiten betreffend ſei bereits entſchieden, daß ein Commiſſarius von Rom hergeſendet werde an die Seite des Provincials Athanaſius (deſſen Tod man natürlich nicht wiſſen konnte), ja, daß dieſer Commiſſarius ſchon unterwegs ſei. Endlich nennt dieſer Brief auch Euren Namen, Junker, indem Eggenberg gebeten wird, ſich Euer nachdrücklich anzunehmen, Ihr wäret eingeweiht in die großen Reformpläne, welche Dunſtan dem Papſte vorgelegt.

— Braver, kräftiger Dunſtan! Aechter Freund Zdenko's, du weißt zu beleben! Jetzt bin ich erweckt für die Unterredung, treten wir ein!

Im Hausflur der Harrach'ſchen Häuſer, den ſie jetzt betraten, kam ihnen überraſchend Tartſch entgegen, der Diener des Junkers. Er war nicht wenig erſtaunt, ſeinem frei einherſchreitenden Junker zu begegnen, aber ſeine Ueberraſchung äußerte ſich nicht eben liebenswürdig. Seine Freude war eine ärgerliche. Immer ſein drittes Wort war die Berufung darauf, daß er ſchon draußen am „Spitz“ und dann fortwährend abgemahnt von dem Betreten Wiens, und daß er voraus geſagt, in welches Unglück der junge Herr hineinrennen werde.

— Laß das! Wie kommſt Du jetzt in dieſes Haus? fragte Hans.

— Das Fräulein oben hat mich aus Hernals rufen laſſen. Ich ſoll die Leiche des verſtorbenen Grafen bei den Jeſuiten einfordern, und ſoll ſie hinausſchaffen nach Hernals, von wo das Begräbniß hinauf gehen ſoll in den Wald, morgen Abend.

— Fräulein Iſabella?!

— Ja.

— Ich hab Euch zu ſagen vergeſſen, ſchaltete Gangelberger ein, daß ich ſie heut Nachmittag geſprochen, und daß ich ihr Alles mitgetheilt vom Grafen und von Euch. Sie weinte ſchmerzlich, das ſchöne Fräulein, und hat, wie ſich darſtellt, ſogleich Anſtalt getroffen, Eurem Wunſche nachzukommen.

— Gutes, edles, liebenswerthes Mädchen!

— Seid Ihr endlich frei, Junker, und kommt Ihr hinaus zu dem Begräbniſſe?

— Nein, Tartſch —

— Hinauf, hinauf! unterbrach Gangelberger, da kommt der Geheimerath, der Freiherr von Eggenberg mit des Kaiſers Secretarius!

— Heda! Nehmt uns mit, Ihr Herren! rief Eggenberg, und ſchloß ſich vertraulich, ja behaglich an Gangelberger und Hans, als wären ſie uralte Bekannte, und als gälte es ein Abendeſſen, nicht aber ein Staatsgeſchäft mit einem Fremdlinge, über welchem die Schärfe des Richtſchwertes hing. Dieſe unbefangene Lebensart des öſterreichiſchen Cavaliers beſtand damals wie jetzt. Sie nimmt Alles leicht, auch das Wichtigſte, ſie ſcheint im äußeren Verkehre gar kein Standesvorurtheil zu kennen, und ſtammt aus einem liebenswürdigen Naturell leichten Sinnes.

Als ſie eben ins Zimmer traten, fanden ſie Harrach und deſſen Tochter Iſabella. Letztere hatte wohl erwartet, Hans mit Gangelberger allein ankommen zu ſehn, und als ſie ihn jetzt im Geleite politiſcher Männer erblickte, begrüßte ſie ihn nur kurz, indem ſie ihm treuherzig die Hand reichte, und entwich in's Nebenzimmer. Sie war ſchwarz gekleidet und ſah rührend ſchön aus: die Trauer um Graf Zrenke und das drohende Schickſal des Freundes Hans lag wie ein feuchter Schimmer auf ihren Zügen.

Harrach bat die Herren, ihm in ein rückwärtiges kleines Zimmer zu folgen, damit ſie um ſo ſicherer ungeſtört blieben, und er beauftragte den Diener, die gewöhnlichen Abendbeſuche abzuweiſen.

So meinten ſie denn, als ſie bald darauf um einen runden Tiſch nahe bei einander ſaßen, es ſei die ſichere Stunde gekommen zu einer weit ausſehenden Unterhandlung über Reformen des deutſchen Reiches.

Der Secretarius, jener Fabricius vom Hradſchin, hatte ſein Schreibgeräthe vorbereitet, um die wichtigſten Punkte auf's Papier zu ſetzen, und Hans folgte der Aufforderung Eggenberg's und nahm das Wort.

Völlige Toleranz und Gleichberechtigung in religiöſen Fragen war die Grundbedingung ſeines Planes, und er fragte denn auch gleich zu Anfange und nicht ohne Feierlichkeit, ob die geheimen Räthe des Kaiſers überhaupt und ganz auf dieſe Grundbedingung eingehen möchten und könnten, da ohne dieſelbe alles Uebrige müßig und bedeutungslos ſei.

Eggenberg bejahte. Harrach desgleichen. Aber dieſe Bejahung klang nicht ſo zuverſichtlich, klang nicht ſo feſt, wie Hans es wünſchte, es wünſchen mußte. Es lag nicht in ſeiner Natur, die Angelegenheit nur diplomatiſch zu betreiben, wie es für ſeinen perſönlichen Vortheil hinreichend geweſen wäre. Denn auch die bloß diplomatiſche Behandlung der Frage konnte ihn perſönlich aus der Schlinge befreien, welche die Anklage auf Hochverrath um ſeinen Hals geworfen. Wenn er leicht hinwegging über die religiöſe Vorbedingung, ſo konnte er von der mächtigen Stellung Eggenberg's erwarten, daß er aus dem Gefängniſſe entlaſſen würde, denn über die politiſche Eintheilung des Reiches, wie er ſie in ſeinem Memorial vorgeſchlagen und jetzt zu entwickeln im Begriff ſtand, war die Einigung gar nicht ſo ſchwer. Sie verlangte zwar eine große Erweiterung des Kurfürſten-Collegiums, verlangte eine größere Machtbetheiligung der proteſtantiſchen Länder und Städte, aber dieſe größere Machtbetheiligung wollte er auf Koſten der jetzigen Kurfürſten und der Kirche, er wollte ſie keineswegs auf Koſten des Kaiſers. Im Gegentheile: er wollte die Macht des Kaiſers verſtärken, und dies war die Lockung für Eggenberg. Je früher er alſo auf dieſen Theil ſeines Plans überging, deſto leichter konnte ſeine Perſon ſicher geſtellt werden, wenn auch die Verhandlung nicht ſogleich einen feſten Abſchluß gewann.

Seine gründliche oder, wenn man will, ſeine pedantiſche Natur verdarb das und verlor die ihm karg zugemeſſene Zeit. Eggenberg und Harrach konnten immer nur verſichern, daß jetzt alle Anzeichen günſtig wären, der Kaiſer werde auf die Toleranz-Grundlage eintreten; aber ſie konnten auf ſeine immer wiederkehrende Frage nicht ſo beſtimmt antworten, wie er es verlangte.

Freilich wuchs dadurch ſein Anſehen in Beider Augen. Sie mußten die Gewiſſenhaftigkeit achten, welche die eigene Lebensgefahr ſo gering anſchlug neben dem Grundprincipe der Ueberzeugung. Aber die koſtbaren Viertelſtunden verſtrichen und kamen dem Feinde zu ſtatten welcher ſich näherte.

Der Diener trat haſtig ein, und machte dem Freiherrn von Harrach leiſe eine Meldung. Dieſer, ſichtlich unangenehm berührt, wiederholte dieſe Meldung eben ſo leiſe an Eggenberg. Es entſtand eine Pauſe. Pater Lamormain war draußen und wollte ſich nicht abweiſen laſſen. Auch dem dreiſteren Eggenberg ſchien es unangemeſſen, in einer Conferenz mit dem hochverrätheriſchen Ketzer überraſcht zu werden durch den Hauptvertreter der kirchlichen Macht. Er wußte, daß dieſer vom Statthalter kam, und wahrſcheinlich Entſcheidungen gerade gegen die Hochverräther im Schrannenhauſe betrieben, vielleicht erlangt hatte. Für die ſtreitige Erörterung dieſes Themas war jedenfalls die Anweſenheit des ſächſiſchen Junkers nicht wünſchenswerth, und Eggenberg bedeutete ihn alſo, er möge ſich bis zum Weggange des Paters in ein Nebengemach verfügen.

— Bleibt Ihr zugegen, Herr Rath, ſetzte er für Gangelberger hinzu; Euer Wort kann mich unterſtützen, wenn der Herr Pater im Sinne ſeiner frühern Stellung Anſprüche erhebt, welche wir bei der veränderten Situation zurückweiſen müſſen.

Er dachte als großer Herr nicht daran, daß er einen „Hochverräther“ ohne Aufſicht hinaus ſchickte.

Harrach ſeinerſeits war ganz Hauswirth, welcher gut zu machen wünſchte, daß ſeine Anweſenheit durch den Diener verleugnet worden war. Er wies Hans eine Thür, zu welcher einige Stufen hinauf führten, und ging nach der entgegengeſetzten Seite dem Pater Lamormain entgegen. Gangelberger ſah ſchweigend zu. Er fühlte ſich außer Verantwortlichkeit in Betreff ſeines Gefangenen. Der Miniſter hatte ihm zu bleiben befohlen und hatte dem Gefangenen befohlen fortzugehn. Der Miniſter mochte tragen, was daraus entſtand. Wäre der Gefangene nicht eben dieſer Junker geweſen, welcher ihm allmählig werth geworden, er würde nicht geſchwiegen haben.

Hans trat in ein Erkerzimmer, deſſen Fenſter auf die Herrengaſſe ging, und an deſſen offenen Flügeln Iſabella ſtand. Sie kam ihm raſch entgegen und fragte leiſe, was es zu bedeuten habe, daß man ihn allein, daß man ihn ſich ſelbſt überließe.

Hans berichtete kurz, was vorgegangen.

— Gerechter Himmel, rief ſie halblaut, das iſt Dein Fingerzeig!

— Was meint Ihr?

— Eggenberg wünſcht es vielleicht ſelbſt, da er Euch heraus gewieſen!

— Was denn?

— Verlieren wir keine Zeit. Dieſer Theil unſerer Wohnung hat eine Stiege und eine Thür auf die Herrengaſſe hinaus. Wir begegnen Niemand. Kommt ſchnell! Binnen einer Minute ſeid Ihr unten, binnen fünf Minuten ſeid Ihr durch's Schottenthor hinaus und in Freiheit. Es iſt noch nicht Zehn, das Thor iſt noch offen. Im nahen Hernals findet Ihr Frau Amalie und Mittel zu weiterer Flucht. Warum zögert Ihr?

Sie hatte den brennenden Armleuchter vom Tiſche genommen, um ihm auf dem Wege durch's Haus zu leuchten.

— Meine liebe Freundin! Ich ſtehe wie geblendet vor Euch! So leicht und lockend iſt das Alles — aber ich darf ja nicht!

— Ihr dürſt nicht?

— Ich habe dem Rath Gangelberger mein Wort verpfändet, die Gelegenheit, welche er mir verſchafft, indem er mich ohne Wache aus dem Gefängniſſe läßt, nicht zu mißbrauchen und — nicht zu entfliehn.

— Oh!

— Dies Wort bindet mich natürlich! Ich darf die Gelegenheit nicht benützen.

— Seid Ihr darin nicht zu gewiſſenhaft? Hat er Euch jetzt, als Ihr heraus gingt, durch ein Wort oder einen Wink angedeutet, daß er Euch beim Wort halte?

— Nein.

— Nun ſeht! das hätte er gewiß gethan, wenn er — ich weiß von ihm ſelbſt — er war ja erſt heute bei mir — ich weiß, daß es ihm eine herrliche Freude wäre, Euch gerettet zu ſehn!

— Aber wenn ich entfliehe, trifft ihn die Verantwortung!

— Mir ſcheint, ſie trifft Eggenberg, der Euch herausgeſchickt, und der trägt ſie ſchon. Entſchließt Euch um Gotteswillen! Ich weiß von meinem Vater, daß Eggenberg zu vertrauensvoll iſt, daß Lamormain viel mächtiger bleibt, als Eggenberg glauben will, daß die ſogenannte Wendung zur Toleranz ein ganz unſicheres Ding, wahrſcheinlich ein Irrthum iſt, und daß ein plötzlicher und heftiger Widerſtand Lamormain's zu befürchten ſteht. Tritt dieſer Widerſtand ein, dann werdet Ihr, lieber Freund, das erſte Opfer.

Hans ſchwieg. Eine heftige Bewegung ging in ihm vor. Er geſtand ſich ein, daß er einer Neigung zu peinlicher Genauigkeit unterworfen ſei, und daß man ihm oft mit Recht Pedanterie vorgeworfen habe. Es blitzte ihm ſelbſt der Gedanke auf, ob er nicht ſo eben wieder in der Verhandlung mit Eggenberg und Harrach nach ähnlicher Richtung gefehlt und die ihm entgegenkommenden Staatsmänner verſtimmt habe. Es war ihm auf der andern Seite ſonnenklar, daß die Gelegenheit zur Befreiung vortrefflich, und daß ſein Bedürfniß derſelben ſtark, faſt unwiderſtehlich ſei, wie wahrhaftig er ſich auch in den Nöthen und Aengſten des heutigen Tages mit dem Leben abgefunden habe! Er war ja geſund und kräftig, der Drang nach fernerem Leben war ja überaus natürlich —

— Entſchließt Euch um Gotteswillen! flüſterte Iſabella.

Er war von Natur ehrlich, und die proteſtantiſche Erziehung hatte dieſe Ehrlichkeit im Feuer ihrer Grundſätze geſtählt. Der Mittelpunkt evangeliſcher Lehre lag ja darin, daß man in ſich ſelbſt den Richter entwickeln, daß man nicht von außen eine Gnade erwarten müſſe, die nur in uns ſelbſt entſtehn und gedeihen könne durch Wahrhaftigkeit im Kampfe mit unſerer Schwäche. An dieſer ſtählernen Stange ſeiner Natur und ſeiner Erziehung ſtießen ſich immer und immer wieder die Wünſche nach Befreiung. Sie prallten ab, und kamen wieder, und prallten von Neuem ab. Der Athem leuchte, das Auge blickte ſtarr auf das ſchöne Mädchen, welches in Angſt und Ungeduld zitternd vor ihm ſtand mit den flackernden Lichtern — er ſah ſie nicht, ſeine Sehkraft war rückwärts, war nach innen gekehrt zu dem Kampfe ſeiner Gedanken.

Iſabella ahnte das und glaubte zu bemerken, es bedürfe nur noch eines Gewichtes, um die Waage für das Natürliche niederzuziehen. Eine Uhr im Zimmer ſchlug drei Viertel —

— Das iſt drei Viertel auf Zehn! ſprach ſie haſtig — bis Ihr zum Thore kommt, iſt die Hälfte dieſer Viertelſtunde verronnen. Kommt! kommt! — Hört Ihr da unten im Cabinet die heftig werdenden Stimmen? Lamormain nimmt den Kampf auf, und ich verſichere Euch nochmals: er iſt nach wie vor allmächtig. Ich kenne ja von meinem Vater alle Wallungen dieſer regierenden Herren! Erſt vorhin hat dieſer eine Aeußerung gethan, aus der hervorging, daß er die Unterhandlung mit Euch für eine wunderliche Laune Eggenberg's hielte, die keine ernſthafte Folge haben werde, und daß die geiſtliche Partei von Eurer Hinrichtung nimmermehr abſtehn würde, weil dieſe Hinrichtung politiſch allein ſchon gerechtfertigt ſei — ich beſchwöre Euch, kommt!

— Ich kann nicht.

— Hans!

— Ich kann nicht. Ich bleibe. — Es widerſtrebt meiner Natur, das gegebene Wort zu brechen. Es widerſtrebt ihr peinlich, bis zur Folterqual. Ich würde es auch nie verwinden. Die ſtete Erinnerung würde mir das Leben vergiften. An Gangelberger's Zuſtimmung glaub' ich nicht. Er iſt Mann des Rechts, Mann der ſtrengen Form. Und mich hat er auf's Tiefſte verpflichtet. Ihm am wenigſten dürfte ich es anthun, ihm am wenigſten die Enttäuſchung anthun. Dem jungen Manne hätte er ſein Zutrauen geſchenkt, obwohl er die religiöſe Anſchauung dieſes jungen Mannes verwirft, nur darum geſchenkt, weil er ihn für ehrlich in ſeiner Ueberzeugung hält, und gerade mit Unehrlichkeit ſollte ich ihm vergelten, ſollte meine Religion ſelbſt damit verdächtigen? Armſelig nennt er meine Religion, aber Wahrhaftigkeit geſteht er ihr zu, und nun ſollte ich gerade an ihm das Gegentheil bekunden?! An ihm, welchen die Jeſuiten zuverläſſig meine Flucht entgelten laſſen würden durch unerbittliche Anklage an oberſter Stelle?! Nein, nein, nein — ich kann nicht, ich darf nicht, ich bleibe.

Iſabella ſetzte den Armleuchter auf den Tiſch; es gelang ihr kaum, ihn feſt zu ſtellen, ſo zitterte ihre Hand. Große Thränen fielen ihr aus den Augen, und ſie ſank auf einen Seſſel neben dem Tiſche.

— Dank, herzlichen Dank, gute, liebevolle Freundin, für Eure Theilnahme, für Euer Mitgefühl!

Dies ſagend trat er zu ihr, ergriff ihre ſchlaff herabhängende Hand, und küßte ſie ihr. Er hatte dies bisher nie gethan, und die in Angſt erkaltete Hand belebte, erwärmte ſich in der ſeinen, unter ſeinem Kuſſe. Iſabella erbebte unter dieſer Berührung — ſie war in ihrer Lage von dem liebenswürdigſten Reize: das reiche blonde Haar, durch die Aufregung ein wenig gelockert, beſchattete wie goldiger

Schmelz die roſige Haut des Antlitzes, die von Thränen angehauchten großen blauen Augen, und fiel in einzelnen Locken auf Hals und Bruſt, deren weiße jugendliche Fülle ſich blendend abhob von dem ſchwarzen Seidengewande. Und was lieblicher als Alles war: es pulſirte offenbar durch dieſen ganzen ſchönen Körper die von ſchmerzlichem Mitgefühle aufgeweichte Neigung rührender Weiblichkeit, welche in dieſem Entgegenkommen des geliebten Mannes Geſtändniß und Hingebung nicht verſagt hätte trotz aller Schüchternheit, welche ihr eigen war, trotz aller äußern Bande, welche ſie von ihm entfernt und getrennt hielten. Ja, der zu Hans aufſchauende Blick des Auges war der Kern und Gipfel dieſes Reizes, denn er war der Kern und Gipfel des weiblichen Räthſels: er war voll Liebe, er ſchien um Liebe zu bitten, und doch bat er auch um Schonung, um Zurückhaltung — Leib und Seele eines ſo edlen wie ſchönen Mädchens harrte ängſtlich und doch glücklich einer Entſcheidung, welche gewünſcht und gefürchtet wurde.

Hans aber war noch viel zu ſehr erfüllt und bewegt von dem Kampfe ſtreitender Gewiſſensfragen, die ihn gepeinigt, als daß ihm eine Liebesſcene an Sinn und Seele getreten wäre in dieſem Moment. Sein Herz war eng und treu in Neigung, und raſcher Wechſel in der Neigung war ſeinem Weſen völlig fremd. Wie ſehr er gelitten hatte unter den letzten Nachrichten über Ludmilla, ſie war und blieb der Mittelpunkt ſeines Herzens, ſie war und blieb es, auch wenn er hätte ſagen müſſen: ſie hat dich verlaſſen. Auch der ihm Ungetreuen würde er treu verblieben ſein. Und ſo empfand er jetzt in dem zitternden Händedrucke Iſabellens, in dem liebevollen Thränenblicke ihres blauen Auges nur die Zeugniſſe einer liebevollen Freundſchaft, die ſeinem Herzen innig wohlthat, ohne es aufzuregen, ohne es in irgend eine Unruhe zu verſetzen.

Ja, er war ſo unbefangen, daß er getroſt der fernen Freundin erwähnte und Iſabella eingeſtand, wie traurig ihn die letzten Mittheilungen über Ludmilla geſtimmt. Sie hat einen ſo leichten, ſtets heitern Himmels bedürftigen Sinn — ſagte er gleichſam zu ſich ſelbſt, indem er ſeine Augen mit der Hand bedeckte — daß derjenige übel daran iſt, welcher ihr Herz feſſeln möchte, wenn er von anderer Gemüthsarth iſt als ſie, die ein Kind des Glücks iſt. Sie iſt des Glückes Kind durch ihre Begabung und durch ihr Bedürfniß. Sie hat das Glück, und ſie braucht es. Sie braucht es ohne Unterbrechung, und iſt deshalb ununterbrochen das bedürftige Kind. Darum iſt ſie aber auch ganz abhängig von ihm, und ein Genoſſe wie ich, der Alles ſchwer nimmt im Leben und ſchwer findet, ein ſolcher Genoſſe wird ihr nicht taugen, und wird jedenfalls ſchwer zu leiden haben neben ihr.

— Frau Amalie war heute hier — erwiederte nach kurzer Pauſe Iſabella, indem ſie tief Athem holte und, in die geſellſchaftliche Form übergehend, dem Junker einen naheſtehenden Seſſel anwies — ſie hat einen neuen Brief von Ludmilla. Der iſt viel herzlicher. Sie ſchilt ſich darin, daß ſie Eure Lage ſo leicht genommen. Mitzlan's Berichte ſeien daran ſchuld geweſen, und dieſer ſei von der wohl unpaſſenden Vorausſetzung ausgegangen, Ihr würdet Euch ſchon abfinden mit den Grundſätzen der Wiener Regierung. Seitdem habe ihr Budowa Eure Lage unter ganz anderem Geſichtspunkte dargeſtellt, und jetzt ſei ſie wie ihr Vater in verzweiflungsvoller Sorge über Euer Schickſal. Sie iſt nicht ſo leichten Sinnes, wie Ihr glaubt, lieber Junker, ſie iſt nur ein fröhliches Gemüth, welches ungern und ſchwer an's Unglück denkt.

Mit dieſer Rede hatte das edle Mädchen ihre ganze Faſſung wieder gefunden, beſonders dadurch, daß ſie für Ludmilla ſprechen gekonnt. Mit reiner Theilnahme ſah ſie, daß es Balſam geweſen für Hans, und wollte eben fortfahren in dieſem Thema: da wurden die Stimmen unten im Cabinet überlaut; man hörte Seſſel rücken, man hörte eine Thür zuſchlagen — Gangelberger öffnete unten und kam herauf.

— Da ſeid Ihr, Junker? ſprach er, und Iſabella meinte, ein leiſes Erſtaunen aus dieſer Frage heraus zu hören. Ein Blick und Kopfnicken gegen Hans ſchien zu ſagen: da ſeht Ihr's! Er iſt darauf gefaßt geweſen, Euch nicht mehr zu finden!

— Da bin ich, entgegnete Hans.

— Ich wollte, Ihr wäret anderswo! Unſere Schlacht hier ſteht übel. Lamormain kam geharniſcht vom Statthalter. Ich ſah ihm beim Eintreten an, daß er den Entſchluß gefaßt, das verloren gegangene Terrain mit allem Nachdruck, ja unter Drohungen wieder in Anſpruch zu nehmen. Er hatte in der Burg erfahren gehabt, daß Eggenberg hier ſei, ja er ſchien ziemlich genau zu wiſſen, daß es ſich hier um weittragende Maßregeln gegen ſeinen Einfluß und den Einfluß der Seinigen handeln ſollte. Ohne Umſchweif ſprach er's aus, und machte Eggenberg drohend verantwortlich für die Folgen. Das Privilegium ſeines Ordenshauſes ſei verletzt worden durch Eindringen von weltlichen Gerichtsperſonen in's Jeſuitenhaus — damit meinte er mich, — durch Einſchleppen von Ketzern und Verbrechern — damit meinte er Euch. Dafür forderte er Sühne, und zwar ſofortige durch Vorlegung Eures Urtheils und durch — Erledigung deſſelben. Eggenberg hielt eine Weile tapfer Stand; aber Lamormain berief ſich auf den Statthalter, von welchem er eine Vollmacht in der Hand hielt, und fragte kategoriſch: ob der Geheimrath von Eggenberg ſich auch dem Statthalter des Kaiſers widerſetzen wolle? Das mochte Eggenberg nicht wagen. Ablenkend fragte er mich, ob die Urtheile über die Hochverräther im Schrannenhauſe vorlägen? Drei liegen vor — antwortete ich — über die gemeinen Leute, welche ſämmtlich Einheimiſche. Der vierte iſt ein Fremder, ein Edelmann des Reichs. Die Reichskanzlei, während der kaiſerloſen Zeit von zweifelhafter Competenz, muß darüber unterrichtet werden, dies Urtheil liegt deshalb noch nicht vor. — Die kaiſerloſe Zeit iſt vorüber, rief Lamormain, wenn dieſe Competenzfrage überhaupt mehr iſt als eine Ausflucht, binnen vierundzwanzig Stunden kann die Reichskanzlei befragt ſein und geantwortet haben. Soll es geſchehn? — Eggenberg wagte nicht, Nein zu ſagen, und wagte nichts einzuwenden gegen die Forderung, die drei fertigen Urtheile in dieſer Nacht noch dem Statthalter zu unterbreiten. Der Herr Statthalter erwarte ſie; er werde ſie auf der Stelle unterfertigen, ſo daß die drei Hochverräther morgen früh —

Iſabella ſchrie ſchreckensvoll auf.

— Es iſt nicht anders, mein gnädiges Fräulein, und der arme Junker muß mir jetzt folgen bis — auf Weiteres.

— Bis auf Weiteres! hauchte kaum hörbar Iſabella. Durch und durch erbebend ſtreckte ſie Hans ihre Hand entgegen, und ihr ſtarr werdendes Auge überflog ſeine Geſtalt, als wollte ſie dieſelbe für immer ihrem Gedächtniſſe einprägen. Sie meinte, ihn nicht mehr wiederzuſehen in dieſem Leben.

Während dieſer zehnten Stunde war auch im Schrannenhauſe die Entwickelung mit den drei gemeinen Hochverräthern raſch vorwärts gegangen. Die plötzliche Abholung des Junkers, deren ſie inne geworden, weil ſie Gangelberger und Hans ſprechen gehört, als Beide im Landskrongaſſel unter dem Fenſter der Saugrube vorübergegangen, dieſe Abholung zu ſpäter Abendſtunde war ihnen ſehr verdächtig. Conrad flüſterte Urban zu: jetzt keine Umſtände mehr gemacht! und er holte ohne weitere Vorſicht die Stricke hervor unter dem Schuhſtertiſche und einen grobleinenen Wiſchlappen, der auf dem Leder lag. Vergebens deutete Urban auf den Natzi, welcher ſtumpfſinnig vor ſeinem Blatte Papier ſaß und einen hoffnungsloſen Kampf mit dem Schlafe aufgegeben hatte. Was kümmert uns der Trottel? — grunzte Conrad —

er „ſchlaft“ auch ſchon und wird Euch kein Keuchen koſten. Wenn nur der alte Schnarcher nicht draußen auch „einſchlaft“! dann ſäßen wir, denn dem Schloſſe iſt nicht beizukommen.

Er that dem alten Pudel ſehr Unrecht. Dieſer liebte ſeinen Natzi viel zu ſehr, als daß er deſſen Examen und Perſon der Saugrube überlaſſen hätte.

Als er die eiſerne Hausthür abgeſchloſſen hatte hinter dem kaiſerlichen Herrn Rathe, ging er gewohnheitsmäßig nach ſeinem Stübchen, um den großen Schlüſſel hinter dem Wandſchränkchen aufzuhängen, und ſchlürfte dann hinüber zur Saugrube, um dieſe wieder aufzuſchließen. Conrad ſtand am Guckloche. Er hatte mit aller Anſtrengung auf die leider ſehr unklaren Filzſchuhſchritte des Alten gehorcht, um berechnen zu können, wo er den Hausthürſchlüſſel hinhänge. Das wußten die Hochverräther nicht ganz genau, und doch war ihnen die raſche Auffindung dieſes Schlüſſels nothwendig. Conrad meinte, der Alte könnte nur etwa drei Schritte gemacht haben in ſeinem Stübchen, und trat jetzt eilig zur Seite, als ſich der andere Schlüſſel im Schloſſe der Saugrubenthür ächzend drehte. Nur zur Seite trat er, denn trotz aller Winke Urban's hatte er vor, den alten Plan abzuändern und Pudel gar nicht zum Schemel am Schreibtiſche kommen zu laſſen.

Pudel trat ein und wendete ſich, um den Schlüſſel außen abzuziehn und ihn innen in's Schloß zu ſtecken. Dieſe Arbeit wollte ihm Conrad erſparen. Er ſprang vor, faßte ihn bei beiden Schultern und riß ihn rückwärts in's Innere der Saugrube. Der Schlüſſel fiel klirrend auf den ſteinernen Fußboden. Dieſem Geräuſch folgte ein Brüllen Pudel's, welches dem Brüllen eines Stiers ſehr ähnlich war. Pudel nämlich hatte mit großer Geiſtesgegenwart erkannt, daß dieſer gewaltſame Anfang etwas ſehr Schlimmes zu bedeuten habe, und hatte ſich augenblicklich erinnert, daß die ſonſt draußen im Flur ſtationirte Wache ſeit Tagen in unregelmäßigen Abgang gekommen, und namentlich heute — der Kaiſerherolde wegen — nicht vorhanden und auch nicht mehr zu erwarten war. Der ganze Schreck dieſes Gedankenganges war in jenem Brüllen zuſammengedrängt. Dies Brüllen war auch ſeine beſte Waffe unter den überlegenen Fäuſten Conrad's. Es konnte doch außen Leute herbeirufen, vielleicht aus dem Winter-Bierhauſe. Ebenſo dachte aber auch Conrad, ja er hatte im voraus daran gedacht und zu dem Ende den Wiſchlappen vom Lederhaufen in die Hand genommen. Dieſen dem ſchreienden Pudel in den Mund zu ſtopfen wie einem Säuglinge den Saugbeutel, war deshalb ſeine nächſte Beſtrebung. Aber das war nicht leicht. Er brauchte beide Hände dazu, und dadurch wurden Pudel's beide Hände frei, welche ſich der Säuglingsoperation widerſetzten. Solcherweiſe kam das Brüllen ſtoßweiſe doch immer wieder zum Vorſchein, und Conrad mußte Pfeifer zu Hilfe rufen, da Urban mit Natzi beſchäftigt war. Pfeifer aber blieb unbeweglich im Winkel auf ſeinem Schuhſterſchemel ſitzen und betrachtete harmlos die Scene; er blieb eben Zuſchauer in der Komödie. So geſchah es, daß Conrad den alten Pudel an den Fußboden niederdrücken mußte, was nicht in ſeinen Plan paßte, denn es ſollten beide Pudel an die zwei Ringe der Säule gebunden werden.

Mit Natzi, der ſich in ſeinem Stumpfſinne gar nicht gewehrt hatte, war dies dem Naſchmacher gelungen, und der Naſchmacher eilte nun herbei zur Unterſtützung Conrad's. Jetzt hatte der alte Pudel nur noch wenig Ausſicht auf erfolgreichen Widerſtand. Er biß wohl noch den Naſchmacher in die Hand, als dieſer die Stopfung mit dem Wiſchlappen übernahm, während Conrad ihm beide Arme hielt, aber das war nur der Pfeil eines fliehenden Parthers: Pudel war ſtumm gemacht. Nun mußte er aufgehoben werden, und das war wieder ſchwer zu bewerkſtelligen, weil Pudel jede Mitwirkung ſeiner Beine verſagte, die dicke Figur alſo immer wieder niederknickte, ſobald die Hebelkraft oben nachließ. Das krieg ich ſatt — ſchrie Conrad — ſteh feſt, Pudel, oder wir hängen Dich auf, ſtatt Dich bloß anzubinden. Ich glaub nit, daß Dir's Hängen beſſer ſchmecken wird. Und für uns kommt's auf ein's 'naus; denn morgen hängen wir, wenn wir Dich heut' nicht ſtill machen.

Pudel zeigte, daß er ſeine ganze Geiſtesgegenwart bewahrt: er begriff das, er fand es einleuchtend und — gab jeden fernern Widerſtand auf, indem er ſeinen Beinen befahl, ihre herkömmliche Schuldigkeit zu thun.

So wurden ihm denn die Hände auf den Rücken geſchnürt, und er wurde an die Säule gebunden, mit dem Rücken gegen den Rücken ſeines Natzi, deſſen Examen einen ſo tiefſinnigen Ausgang fand.

— Der Spahn geht aus! Der Spahn geht aus! wo iſt ſein Leuchter?! ſchrie plötzlich Urban und rannte von der Säule weg, um Pudel's Leuchter zu ſuchen, welcher ihm entfallen war bei Conrad's Ueberfalle an der Thür.

— Himmeltauſend, fix, fix, fix! ſchrie Conrad, ſonſt bleiben wir ſtecken! Wann's finſter wird, finden wir den Hausthürſchlüſſel nicht, und der Rath kann jählings mit dem Junker zurückkommen!

— Ich find ihn nicht, es wird zu dunkel!

Der Holzſpahn oben an der Säule angebracht, jetzt nahe über dem unſeligen Haupte des ältern Pudel, war im Erlöſchen und ſchien ſich gegen die Hochverräther zu erklären, wenn auch nicht ohne Malice gegen Pudel. Einzelne Splitter ſeiner verglimmenden Kohle bröckelten nämlich ab und beſuchten im Hinfallen Pudel's Kopf. Pudel ſchüttelte ihn ärgerlich, war aber doch innerlich ſehr angenehm berührt von dieſem Ereigniß, denn es verſprach wirklich eine weſentliche Verhinderung der Flucht. Warum? wußte er noch beſſer, als Conrad angedeutet hatte.

Endlich ſtieß Urban mit dem Fuße an den Leuchter, hob ihn auf und eilte herbei. Es war kaum noch Zeit. Nur ein ganz kleines blaues Flämmchen war noch übrig am Holzſpahne, und die Schnuppe des groben Talglichtes war unten am Steinboden etwas feucht geworden. Athemloſe Stille herrſchte, ſo lange Urban mit wackelnder Hand das Flämmchen überzuleiten verſuchte. Pudel hatte die Frechheit, mit ſeinem Kopfe in Urban's Arm hineinzuſtoßen wie ein Widder, um die Operation zu ſtören, und Conrad mußte ſich die Maulſchelle verſagen, welche er ihm ſofort dafür zugedacht, und zu welcher er bereits ausgeholt: ſolch eine heftige Bewegung konnte die letzte Hoffnung vernichten. Er begnügte ſich, Pudel bei ſeinen großen Ohren zu faſſen und feſtzuhalten —

Jetzt faßte die Schnuppe, das Licht brannte. Pudel hätte gern geſeufzt bei dem ausſtrahlenden Schimmer, aber ſein verſtopfter Mund ließ kein Seufzen zu. Nur aus den Naſenlöchern, welche ohnehin das ganze Geſchäft des Athemholens beſorgen mußten, nur aus dieſen ungebührlich aufgeblaſenen Oeffnungen ſtieß er einen wunderbaren Ton hervor.

Conrad eilte nun mit dem Lichte hinüber. Die Thür der Saugrube war ja offen geblieben. Die Saugrube blieb im Dunkeln und harrte mit Spannung des Erfolges. Das dauerte lange, lange. Conrad hätte während dieſer Zeit das ganze Stübchen Pudel's umdrehen können. Pudel ſeinerſeits hätte gern gelacht, aber wegen des eingeklemmten Wiſchlappens war das nicht möglich, und der Verſuch ſchmerzte auch.

Endlich kam Conrad zurück. Ziemlich verſtört. Er hatte keinen Schlüſſel gefunden. Den Nagel wohl, wo er ihn vermuthet, aber keinen Schlüſſel. Urban ſollte mitkommen und ſuchen helfen.

In der wiederum dunkeln Saugrube erhob ſich der Schuhſter Pfeifer und näherte ſich den Säulenmärtyrern. Was konnte er wollen? Er fing an zu reden:

— Höre mich, Natzi, mit offenen Ohren!

Natzi's Ohren waren wohl offen, aber ſeine Augen waren geſchloſſen; er ſchlief längſt. Feſtgehalten um den Leib durch die Stricke, war ſein Körper in geſicherter Stellung, und die junge Natur nahm dies hin wie die geſicherte Stellung im Bett, ſie ſchenkte Natzi, welcher durch Nerven nicht beläſtigt war, auch in ſolcher Lage den Schlaf.

Pfeifer ſah das nicht und fuhr fort: Nimm Dir ein Beiſpiel an dieſen Gräueln der Menſchenkinder. Lerne bei Zeiten die Sorge um nichtswürdige Dinge des Lebens verachten. Sieh nur in Dich hinein. Dort leuchten die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle. Frage nicht nach Deinem leiblichen Vater, der aus Babylon ſtammt und in babyloniſcher Völlerei erſoſſen iſt. Frage nach den Lehren des reinen Wortes, ſchlürfe ſie ein wie die Quelle Siloah!

Vater Pudel hätte ihm gern einen Fußtritt gegeben, aber der Schuhſter ſtand auf der andern Seite. Vater Pudel mußte ſich mit dem vorigen Naſenſeufzer begnügen.

Die weitere Predigt Pfeifer's wurde aber durch die ſchnelle Rückkehr Conrad's und Urban's unterbrochen. Hatten ſie plötzlich den Schlüſſel gefunden? Nein. Aber der ſchlaue Urban hatte eine Idee gehabt. Konnte nicht Pudel den Schlüſſel diesmal in ſeine Taſche geſteckt haben, weil er die Rückkehr Gangelberger's zu erwarten hatte und dann ohne Aufenthalt zum Oeffnen der Hausthüre bereit ſein wollte? — Richtig! hatte Conrad geſagt, und jetzt kamen ſie, um den gefeſſelten Löwen zu unterſuchen. Pudel betrug ſich ſo unruhig wie nur möglich mit dem beweglichen Ober- und Unterkörper, aber es half ihm nichts. Urban's Idee war richtig geweſen, und er zog den großen Schlüſſel triumphirend aus dem Beinkleide Pudel's hervor.

Nun ſtand der Flucht nichts mehr im Wege, und Conrad rief aus natürlicher Gutmüthigkeit dem Schuhſter zu: er habe ſich zwar wie ein niederträchtiger Kamerad aufgeführt, aber ſie wollten doch nicht hinter ſich zuſchließen, ſondern ihn mit hinauslaſſen. Er ſolle kommen.

— Geht dahin, wohin Ihr gehört, rief der Schuhſter, zu den Phariſäern und Tempelſchändern, die Eure Kameraden ſind. Ihr ſeid ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, nicht aber lutheriſche Chriſten. Wer das Kreuz der gereinigten Lehre auf ſich genommen, der ſoll es tragen, bis er niederfällt, und wenn er fällt, ſoll er ſich geißeln und höhnen und an's Kreuz nageln laſſen zum Preis ſeiner Lehre und zum Beiſpiel für die Schwachen im Glauben. Dazu iſt er berufen und auserweckt. Ihr ſeid wie die Krämer in der Vorhalle des Tempels, zum Markten und Schachern vorhanden, zu weiter nichts. Ich ſtehe zu meinem Meiſter Odontius, und bringe meinen elenden Leib freudig zum Opfer dar, damit die Papiſten erkennen, wie der Geiſt Gottes in mir lebt, welcher Martern und Tod nicht empfindet. Geht hin und rettet Eure armſeligen Leiber, Eure armſeligen Seelen hat der Herr nicht erweckt und nicht berufen.

— Du biſt ein Schafkopf! ſagte Conrad und ging. Leuchtet, Raſchmacher, ſetzte er im Gehen hinzu, bis ich aufgeſchloſſen, dann löſcht aus. Offen laſſen wollen wir dem

Narren als gute Chriſten; er wird ſchon 'naus kriechen. Die Predigt hat er ja angebracht.

Sie gingen. Urban leuchtete; Conrad ſteckte den Schlüſſel in's Schloß der eiſernen Hausthür, nichts ſchien ihrer Befreiung mehr im Wege zu ſtehn. Halt! — flüſterte auf einmal Urban. — Was iſt? — Ich höre Stimmen draußen! Am Ende kommt der Gangelberger zurück! — Kurze Pauſe. — Wenn er's iſt, ſagte dann Conrad, ſo müſſen wir'n halt niederſchlagen, Punktum. Dabei kommt der Junker mit fort —

Er war es nicht. Die Stimmen entfernten ſich: es waren Gäſte aus dem Winter geweſen. — Nun drehte Conrad den Schlüſſel, die Thür ging auf, ſie ſtanden außen. Behüt' Dich Gott! brummte Conrad und wendete ſich links. Urban antwortete gar nicht — es herrſchte nicht die mindeſte Gemüthlichkeit zwiſchen ihnen — und wendete ſich rechts. Er wollte nach Böhmen, Conrad nach Oberöſterreich. Ihr nächſtes Trachten war, noch vor Zehn an ein Thor zu kommen und aus der Stadt hinauszuſchlüpfen. Denn es war voraus zu ſehen, daß ihre Flucht einen großen Lärm und ſofortige Viſitation aller Schlupfwinkel in der Stadt verurſachen würde. Urban hatte nur noch vor, im Vorübergehn ſeine magere Gattin in ſeiner Wohnung abzurufen. Sie war orthodox, war rüſtig und wohl auch zum Wanderleben bereit. Nur viel Zeit durfte es nicht koſten: er wußte nicht genau, wie weit die Uhr noch von Zehn entfernt wäre. Eiligſt huſchte er dahin durch das Schultergäßchen nach em „Stoß im Himmel" hinüber, nach dem tiefen Graben hinunter, wo ſein Webſtuhl ſtand und ſein Weib hauſ'te — da ſchlug's vom Thurm dreimal. Drei Viertel! Es war noch Zeit.

Conrad wendete ſich nach dem Kärnthner-Thore. Dort oben verkehrte er ſonſt am wenigſten, dort meinte er am ſicherſten zu ſein vor dem Erkanntwerden.

Pfeifer aber, der fanatiſche Schuhſter, tappte nun doch ebenfalls im Dunkeln aus der Saugrube heraus — Urban hatte das Licht ausgeblaſen und die Hausthür wieder angelehnt, damit das offene Loch nicht verdächtig ſchreie — und ſuchte die angelehnte Hausthüre. War das Fleiſch denn doch ſtärker als der wüſte Geiſt, und wollte er bei dieſer Gelegenheit die Befreiung mitnehmen? O nein! Er war ein grundehrlicher Fanatiker. Sein Geiſt war keiner Wendung fähig, er hatte nur einen einzigen Gedanken: ſein Glaubensbekenntniß bis zum Aeußerſten zu vertreten und ſo laut als möglich zu verkündigen. Deshalb ſuchte er jetzt die Thür. Er fand ſie, zog ſie weit auf und trat hinaus ins Landskrongäſſel. Es war eine ſtille finſt're Herbſtnacht. Er ſetzte ſich auf die Steine am Eingange zum Gefängniſſe, und fing mit lauter Stimme an zu ſingen. Seine Stimme war ein hoher ſchneidender Tenor, und weithin durch die ſchweigende Nacht war zu vernehmen, was er ſang, Wort für Wort zu vernehmen, denn die Muſik war ihm Nebenſache, das Wort war ihm die Hauptſache. Er ſang:

„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth.

Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böſe Feind,
Mit Ernſt er's jetzt meint;
Groß Macht und viel Liſt
Sein' grauſam Rüſtung iſt;
Auf Erd' iſt nicht ſein's gleichen.“

Wegen langſamer Betonung brauchte er viel Zeit für dieſen Vers, und nicht nur die Gäſte aus dem Winter-Bierhauſe, auch immer mehr Leute aus der Nachbarſchaft kamen herzu und füllten das Landskrongaſſel, um zu erfahren, was dieſer ſchneidende Geſang zu bedeuten habe. Es war männiglich bekannt, daß die drei Luther'ſchen in der Schranne auf den Tod ſäßen, und der Schuhſter Pfeifer war auch perſönlich Manchem bekannt. Was ſtellt das vor? Was heißt das? fragte Einer den Andern. Die Thür ſteht offen! Iſt der Schuhſter ausgeſtellt vor ſeinem Tode? —

Man nannte ihn wohl verrückt. Aber man hielt es nicht für eine gemeine Verrücktheit, ſondern ahnte und reſpektirte ein religiöſes Element in dieſer Verrücktheit, ſowie die Muhamedaner Geiſteskranke mit heiliger Scheu anſehn, ja verehren. Es wagte Niemand ihn zu unterbrechen, ihn zu fragen.

Dem Schuhſter ſelbſt aber war es darum zu thun, ihnen Auskunft zu geben. Als er mit dem Vers zu Ende war, hub er zu ſprechen an, halb Erzählung, halb Predigt: wie die Pforte aufgegangen vor ihm, und wie die Fleiſcheswelt ihn hinaus locke. Der Geiſt aber widerſtrebe, und er erwarte ruhig die Kriegsknechte des Pontius Pilatus, auf daß ſie ihn aufhöben und erhöhten an den Galgen, damit er Zeugniß ablege vor dem Sodom Wien von der Macht und Herrlichkeit ſeines evangeliſchen Glaubens allen Schächern zum Schrecken, allen Zweifelnden zur Erweckung, allen Erweckten zur Auferbauung. Und jählings fing er wieder an zu ſingen:

„Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren:
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott hat ſelbſt erkoren.
Fragſt du, wer der iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott!
Das Feld muß er behalten!"

— Macht ein Ende! Werft ihn hinein, den Ketzer! rief eine Stimme aus dem immer dichter werdenden Menſchenhaufen.

— Stille! ſtille! riefen zehn andere.

— Der kaiſerliche Rath kommt, Herr Gangelberger kommt! rief es über Alle hinweg von den Tuchlauben her. Macht Platz! Macht Platz!

Pfeifer achtete auf nichts; er ſtrengte ſeine Stimme nur noch heftiger an und ſang ſchneidend ingrimmig weiter:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt' uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen!
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſau'r er ſich ſtellt,

Thut er uns doch nichts!
Das macht, er iſt gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen."

Jetzt ſtand Gangelberger mit dem Junker Hans vor dem in Aufregung zitternden Schuhſter, der immer noch am Boden ſaß. — Gangelberger ahnte, was vorgegangen; der proviſoriſche Amtsdiener Pudel ſtand vor ſeiner Seele. Steh auf! ſagte er in ſtrengem Tone zu Pfeifer.

Pfeifer ſtand auf und ſprach in ſeinem Lutherliede weiter: Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn.

— Hinein!

„Nehm'n ſie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie habens kein'n Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben."

— Hinein!

— Hinein und hinauf zu den Cherubim und Seraphim! Gelobt ſei Gott in der Höhe! erwiederte ſchreiend der Schuhſter und ging ins Richthaus zurück. Gangelberger und Hans dicht hinter ihm.

Die Volksmenge blieb lautlos ſtehen.

III.

Gangelberger war ſehr betroffen, er war traurig betroffen von dieſer Flucht — ſie ſchien die Kataſtrophe ſeines jungen Freundes beſchleunigen zu müſſen.

Er zog die eiſerne Hausthür hinter ſich zu, um den

Skandal eines offen gähnenden Gefängniſſes zu endigen, aber er mußte ſie bald wieder öffnen, er ſah ſich innen in totaler Finſterniß. Er mußte außen Leute bitten, ihm aus dem Winter-Wirthshauſe Licht zu holen.

Es kam, und er konnte nun verſchließen, da ſich der Leuchter gefunden hatte, welchen Urban hingeworfen.

Jetzt ward Pudel's ſchmerzliche Lage entdeckt. Hans half ihn frei machen: der Gefangene befreite den Gefangenwärter! Ein Strom von verhaltenem Athem und Zorn polterte dem Junker entgegen, als er den Wiſchlappen aus Pudel's Munde zog, und die merkwürdigſte Erzählung begann für den Herrn Rath, eine Erzählung, welche alle Schwächen Pudel's zu ſeinen Vorzügen vergoldete. Nur die bodenloſeſte Niederträchtigkeit der beiden Böſewichter war ſchuld an Allem. Während dieſer Erzählung ſorgte das gemißhandelte Vaterherz Pudel's für Losknüpfung Natzi's und berichtete Wunder der Tapferkeit, wenigſtens der Standhaftigkeit, welche dieſer hoffnungsvolle Sprößling dargethan bei dem mörderiſchen Ueberfalle.

Gangelberger ſchwieg und befahl nur endlich, daß der Junker hinauf geführt werde.

Sie gingen. Der zurückbleibende Pfeifer hatte ſich wieder an ſeinen Schuhſtertiſch geſetzt und ſich ganz ruhig verhalten. Jetzt rief er hinter ihnen her: Wenn Ihr mich auch im Morgengrauen zum Tode ſchleppt, die Morgenröthe kommt doch auch über Euch Baalsdiener!

Gangelberger ſprach nichts; auch von Hans verabſchiedete er ſich ſtumm, bloß durch ein Zeichen mit der Hand.

Er ging in ſein Arbeitszimmer, wo die vorbereiteten Urtel lagen. Auch das Urtels Hanſens, für welches er eine Prüfung durch die Reichskanzlei vorgeſchützt, lag da. Er mußte jetzt auch dies Urtel mitnehmen zur Vorlage, es war nicht mehr zu verzögern. Er legte alle vier in eine Mappe, und wollte ſie — dem Befehle Eggenberg's gemäß — in die Burg hinauf tragen. Die Meldung der Flucht konnte darin nichts ändern; denn Conrad und Urban, auch wenn ſie nicht wieder eingefangen wurden, mußten doch in contumaciam verurtheilt werden.

Er läutete nach Pudel, eh' er fortging. Die Meldung an die Wachen mußte beſtellt werden wegen der Flüchtlinge, und Vorbereitungen für den nächſten Morgen mußten getroffen werden, da Pfeiſer's Hinrichtung für den nächſten Morgen wahrſcheinlich war.

Unter einem tiefen Seufzer blickte er beim Fortgehn nach der Gegend hinauf, in welcher Hans wieder eingeſchloſſen war. Es ſchien ihm nur zu möglich, daß die Entrüſtung über die gelungene Flucht dem Pater Lamormain mächtiges Oberwaſſer geben, die Berufung an die Reichskanzlei verwerfen laſſen, und auch die Verurtheilung des Junkers beſchleunigen werde. Der Statthalter Erzherzog Leopold war geiſtlicher Herr und allem Anſcheine nach bereit, dem erneuten Andrängen Lamormain's nachzugeben.

Als er in's Landskrongaſſel hinaus kam, war die Menſchenmaſſe wohl zerſtreut, aber ſie war noch vorhanden, ſie war nur in Bewegung gerathen nach den anſtoßenden Straßen. Sie ſtand in einzelnen Gruppen und disputirte. Gangelberger war als populärer Mann von Vielen gekannt, und wurde mehrfach angeredet. Zu ſeinem Erſtaunen fand er die Stimmung ganz anders, als er erwartet hatte. Man ſchalt nicht über die Kläglichkeit der Bewachung, man ſprach nur von dem Schuhſter Pfeifer, von dem Fanatismus desſelben, welcher die Flucht verſchmäht, und von dem unheimlichen Eindrucke, welchen dies und der Luther'ſche Schlachtgeſang hervorgebracht. Man drückte Furcht und Schrecken aus, wenn die Hinrichtung ſtattfinden ſollte. Die Proteſtanten, deren ja doch eine große Anzahl in der Stadt vorhanden, würden ſich um den Galgen drängen und würden für ihren Märtyrer denſelben Schlachtgeſang anſtimmen. Die Katholiken würden ſchweigend und nachdenklich verharren, der Glaubensmuth des Schuhſters habe ſie beſtürzt!

Gangelberger athmete auf. Das war ein Geſichtspunkt, welchen er droben ſogleich geltend machen wollte.

Er hatte es gar nicht nöthig. Die Nachricht von dieſen Dingen, und wie man ſie in der Stadt auffaßte, war ihm vorausgeeilt, Eggenberg, Harrach, Meggau waren ſchon voll davon, als er ins Rathszimmer trat, und ſie hatten noch andere Gründe, Gewicht darauf zu legen. Sie ſelbſt hatten nach Lamormain geſchickt, daß er kommen und ihren Vortrag beim Statthalter anhören möge.

Lamormain trat bald nach Gangelberger in's Zimmer, und Eggenberg trat ihm mit der Frage entgegen, ob er wiſſe, was ſich vor dem Schrannenhauſe ereignet habe, und wie die Stadt das Betragen des fanatiſchen Ketzers aufnehme?

Lamormain bejahte. Er war kleinlaut und ſchien gedrückt.

— Nun denn, fuhr Eggenberg fort, dünkt Euch der Augenblick noch ſo drängend, mit Hinrichtung dieſes Ketzers, mit Hinrichtungen überhaupt vorzugehn? Die jetzt beſtürzte Stadt iſt ohnehin ſchwierig. Die Einquartierungslaſt, das wüſte Benehmen der Söldner, die Entwerthung der Münzen hat ſie unzufrieden gemacht. Sollen wir die Aufregung erhöhn? Sollen wir ihr eine ſo mißliche Veranlaſſung geben zum Ausbruch? Oder können wir ſie durch irgend eine gute Nachricht beſchwichtigen? Im Gegentheile. Da liegen drei Briefe! Einer aus der Horner Gegend, einer aus Mähren, einer von der ungriſchen Grenze. Sie enthalten Hiobspoſten. Was wir lange gefürchtet, tritt ein. Unſ're Gegner haben ſich geeinigt und rücken von drei Seiten mit Kriegsmacht heran, und zwar mit einer dreimal größeren, als Thurn vor vier Monaten gegen Wien heranführte. Die Horner proteſtirten damals bloß, jetzt haben ſie Truppen aufgeſtellt und ſetzen ſie in Bewegung. In Verbindung mit den Oberöſterreichern haben ſie die Päſſe verlegt gegen Salzburg und Bayern, um den Kaiſer aufzufangen, wenn er von München kommt. Ihre Hauptmacht aber rückt gegen Wien. Ebenſo die Hauptmacht der Böhmen unter Thurn, und endlich die Hauptſache: Bethlen Gabor iſt mit einem großen Heere ſchon in der Nähe von Preßburg und will Wien ſtürmen in Verbindung mit Thurn und den Hornern. In wenig Tagen können ſie vor Wien zuſammentreffen, und Boucquoi erklärt, daß er gegen ſolche Uebermacht das

Feld nicht halten könne. So ſteht es. Wollt Ihr, Herr Pater, unter ſolchen Umſtänden noch Hinrichtungen ausgeführt ſehn, ſo folgt uns zur Conferenz mit dem Herrn Statthalter Seiner Majeſtät.

— Ich bin bereit! antwortete Lamormain mit ſchwacher Stimme und ging mit den Miniſtern zu den Gemächern des Statthalters hinüber.

Gangelberger blieb zurück. Eggenberg hatte ihm gewinkt, er ſollte warten.

Er wartete in trauriger Spannung. Traurig, denn der über die Heimath und das vaterländiſche Reich von Neuem hereinbrauſende Sturm verwehte doch ſchon wieder die letzte Spur von Freude, welche mit der Kaiſerwahl eingekehrt war. Eggenberg's Darſtellung war ja erſchrecklich geweſen. — Trübſinnig ſetzte er ſich zu ſeinen Akten, um ſie nochmals durchzuleſen, damit er der politiſchen Gedanken ledig würde. Er ſaß allein in einem großen Zimmer an einem grün behangenen Tiſche, auf welchem zwei Armleuchter brannten. Sie erhellten das große Zimmer nur nothdürftig, und als jetzt die Thür geöffnet wurde, und ein kleiner, ſchwarzgekleideter Mann leiſe eintrat, erſchrak der ſonſt nervenſtarke Gangelberger, als ob etwas Geſpenſtiges erſchiene. Der kleine ſchwarzgekleidete Mann mit vorgebückter Haltung näherte ſich leiſe. Es war der Schreiber Fabricius. Man hatte ihn rufen laſſen zur Protokollführung in der Conferenz, und er fragte den kaiſerlichen Herrn Rath höflich, ob die Conferenz nicht hier ſtattfände. Gangelberger beſchied ihn, und fragte nach ſeinem Befinden.

— Der Sturz, Herr Rath, der Sturz aus dem Fenſter hat mein Nervenſyſtem erſchüttert, und die öffentlichen Dinge ſind nicht dazu angethan, ein gebeugtes Weſen aufzurichten. Ich fürchte mich.

— Wovor?

— Vor Allem. Ich ſehe nirgends einen Halt. Die Böhmen haben nun wirklich den Kurfürſten von der Pfalz zum Könige erwählt, und der unbedachte junge Herr wird die Krone annehmen. Wo ſoll das hinaus? Nirgends mehr iſt ein Ausgleich zu ſehn, und damit iſt geſagt, daß lauter Verzweiflungskämpfe bevorſtehn. Verzweiflungskämpfe ſind immer Untergang. Er kann uns Alle verſchlingen, und jeden Einzelnen. Es nützt auch nichts, ſich in's Privatleben zurückzuziehn; es giebt kein Privatleben mehr, am wenigſten für Unſereinen, der gezeichnet iſt. Und Lebensunterhalt braucht man doch auch, der Dienſtgehalt iſt unentbehrlich. So ſeufzt man im Joche weiter, in ewiger, ewiger Furcht.

Er ſchlich weiter. Gangelberger rief ihm nach: die Worte milde zu faſſen, wenn er niederſchreiben müſſe, daß ſeine Hochverräther in der Schranne —

— Ganz milde, lieber Herr, ganz milde. Es durchſchüttelt mich mit Schauern, wenn ich ein tödtliches Wort auf's Papier ſetzen muß. Ich denke immer: es trifft mich.

Er verſchwand, und Gangelberger blieb allein zurück in dem weiten Raume, ſeinen Gedanken überlaſſen über die Unruhe der Menſchen, welche ſie naturgemäß treibt, ihre Zuſtände hienieden an die Ahnungen vom Jenſeits zu knüpfen.

Dieſe Ahnungen — ſprach er vor ſich hin — ſpricht der Eine aus, und der Andere ſpricht ſie nach. So gewinnen ſie ein ſcheinbares Leben und gewinnen am Ende Geſtalt. Für die Geſtalt fordert man Achtung, und hat man dieſe errungen, ſo fordert man Verehrung. Iſt die Verehrung erſt eingeführt, ſo fordert ſie Ausſchließlichkeit, fordert Verdammung jeder abweichenden Ahnung, jeder abweichenden Geſtalt. Die Menſchen bekämpfen ſich, ſie tödten ſich für die Gebilde, welche ſie ſelbſt erſchaffen, und ſagen dabei: wir müſſen Gott ſchützen. Furcht und Schrecken ſchreitet über die Erde, und wenn man fragt: warum? ſo heißt die Antwort: zur Ehre Gottes! das heißt des Gottes, welchen man ſich ſelber geſchaffen. —

Gangelberger erſchrak über ſeinen Gedankengang. Wie kam er dazu? der tägliche Verkehr mit dem Ketzer war Urſache. Selbſt er fand ſein Inneres ketzeriſch aufgelockert.

Da hörte er Geräuſch: die Conferenz war zu Ende, die Miniſter kehrten zurück. Lamormain mit ihnen. Er grüßte aber leicht, und ging von dannen. Harrach und Meggau ſahen ihm nach, ſahen auf Eggenberg, grüßten und gingen ebenfalls. Nur Eggenberg blieb. Er ſah nachdenkend aus und ſehr ernſt. Schweigend blickte er vor ſich hin und trat dann langſam zu Gangelberger, welcher die Entſcheidung erwartete.

— Die vier Urtel, ſprach endlich Eggenberg, gebt an Fabricius, der gleich hier ſein wird.

— Sie werden beſtätigt?

— Geduld! das Mögliche, lieber Freund, man kann und ſoll immer nur das Mögliche in den öffentlichen Dingen verſuchen, und ich kann auch nur dies verantworten vor unſerm Herrn, wenn er zurückkommt. Der Herr Erzherzog-Statthalter denkt ebenſo. Er hat dem Pater Lamormain nicht in Allem willfahren mögen, aber er hat ihm wohl in Einigem willfahren müſſen. Pater Lamormain war weniger ſchroff in ſeinen Principien, aber er war doch nicht weniger feſt als ſonſt. In Sachen des fanatiſchen Schuhſters ſchwieg er, weil die Gefahr zu deutlich vorliegt, wenn man dieſen überſpannten Patron gerade jetzt zum Märtyrer macht. Der Ausweg, welchen ich vorgeſchlagen, war einleuchtend. Es wird dieſer Schuhſter für närriſch geworden erklärt, ſeine dürftigen Verſtandeskräfte ſind übergeſchnappt, und es iſt jetzt nicht die Zeit, ſich mit verrückten Schuhſtern zu befaſſen. Unter dieſer amtlichen Erklärung bringt man ihn ſtill über die Grenze.

— Ueber welche?

— Ueber die nächſte, die ungriſche. Da geräth er unter die heranziehenden Horden Bethlen's; dieſen mag er vorpredigen und vorſingen, ſo viel er will; an dieſen wird nicht viel zu verderben ſein. — Die Urtel der beiden flüchtigen Hochverräther, beides boshafte Subjekte, werden einfach beſtätigt werden; da man ſie nicht mehr hat, in contumaciam — was alſo zunächſt keine Folgen einſchließt. Der Junker endlich —

Hier pauſirte Eggenberg und fing an, kurzen Schrittes hin und her zu gehen. Gangelberger harrte in großer Spannung und in — herber Enttäuſchung. Er glaubte deutlich zu erkennen, daß aus dem wohlwollenden, weitblickenden Staatsmanne, als welchen ſich Eggenberg noch vor wenigen Stunden dargeſtellt hatte, ein fügſamer Miniſter geworden ſei, der dem Drucke von oben nachgiebt, daß er ſeinen eigenen Gedankengang verleugnet, ja daß er ihn dem augenblicklichen Drucke gemäß umgeſtaltet.

— Der Junker endlich? fragte Gangelberger ſelbſt, als Eggenberg vor ihm ſtehen blieb.

— Ja, lieber Rath, ſprach nun Eggenberg in ärgerlichem Tone, Eure Stellung iſt eben viel leichter als die meine. Ihr tragt nicht die letzte Verantwortung, ich trage ſie. Wer ſteht mir dafür, daß der Kaiſer mit ſolcher Geſinnung zurückkommt, wie ſie in Trautmannsdorff's Sendung nach Rom ausgedrückt iſt? Ich wünſche es wahrhaftig von Herzen, aber was ich da eben vom Statthalter gehört, das klingt nicht beſonders tröſtlich in dieſer Richtung! Und Lamormain war zwar ſtiller als ſonſt, aber im Grunde doch ganz ſicher. Man fühlte, daß er feſten Boden unter ſich habe. Der Jeſuiten-Commiſſarius von Rom, der wahrſcheinliche Nachfolger des verſtorbenen Provincials, der alle Tage eintreffen kann, ſoll zwar ein ſanfter und frommer Mann ſein, aber in den Grundſätzen des Ordens unwandelbar wie ein Element. Dazu ein Italiener und ein Günſtling des heiligen Vaters. Wollt Ihr, könnt Ihr berechnen, welchen Einfluß der Mann auf den Kaiſer ausüben wird?! Und wenn das alte Element wieder herrſchen wird, wie ſoll ich, wie kann ich verantworten, daß ich die Capitalfrage Eures Junkers auf eigne Hand und zum Vortheile des

Junkers entſchieden habe! Es iſt mir zum Schrecken eingefallen, als ich in dies Zimmer zurückkam, wie damals König Ferdinand an der Stelle mein Fürwort für den alten Grafen Zierotin aufgenommen! Nein, mein Freund, ich kann mir keinen großen Schritt geſtatten. Dieſer Junker ſcheint allerdings ein ſehr kenntnißreicher Menſch zu ſein und mag auch, wie Ihr ſagt, ein ſehr tüchtiger, ein ſehr braver Menſch ſein. Er wäre mir, ich wiederhole es, für die Geſchäfte der Reichskanzlei, für die ſchweren Aufgaben in den Angelegenheiten des Reichs eine willkommene Kraft — aber ich kann da nichts übereilen. Die Verurtheilung zum Tode ſchwebt über ihm, und er iſt ein Ritter, er iſt hier eine ſehr notable Perſon geworden, Lamormain bezeichnet ihn als einen Rädelsführer der Ketzer. Er ſetzt hinzu, daß dieſem Junker aller Wahrſcheinlichkeit nach das große Vermögen des verſtorbenen Zierotin zugefallen ſei. Man wiſſe nicht wie und wo, aber der Junker werde das ſehr wohl wiſſen und werde davon Gebrauch machen, ſobald ihm die Hände frei gelaſſen würden, einen Gebrauch, welcher nur gegen die katholiſche Sache gerichtet ſein könne.

— Nicht einen Kreuzer hat er aus dem Nachlaſſe des Grafen, ſchaltete Gangelberger ein, Wilhelm von Raupowa hat ſich ja des Schatzes bemächtigt!

— Das weiß man nicht. Ja, man hat Urſache, es zu bezweifeln. Kurz, wie dem auch ſei, Ihr müßt das Urtel des Junkers ebenfalls dem Fabricius übergeben, damit er es in der Reichskanzlei erledigen laſſe und — zur Unterſchrift bereit halte. Ich will ſelbſt hoffen, daß es nicht zu dieſer Unterſchrift komme, aber ich muß in der Ordnung verfahren. Es iſt nur eine Wendung möglich, welche mich noch berechtigen kann, die Verantwortung auf mich zu nehmen, die ganze Verantwortung. Ich bin bereit dazu. Und wenn der Junker ebenſo bereit iſt zu dieſer Wendung, ſo wag' ich es, das Urtel zu unterdrücken und dem begabten jungen Manne die Freiheit zu verſchaffen.

— Dieſe Wendung wäre?

— Er muß — ja, Freund, das wißt Ihr ſo gut wie ich! Er muß —

— Katholiſch werden?

— Allerdings. Dann ſteht ihm ſogar eine glänzende Laufbahn offen; ich verbürge mich dafür. Erklärt ihm das. Was meint Ihr?

Gangelberger ſchüttelte den Kopf.

— Er hat ja doch keine Aehnlichkeit mit dem Schuhſter! Er iſt ein umſichtiger, weitſichtiger Kopf! Er wird ſeine Reformen des Reichs von neuer Grundlage aus durchdenken und um ſo feſter aufbauen. Verſucht es, und unterrichtet mich nach einigen Tagen, wie er es aufgenommen. Jetzt behüt' Euch Gott! Es iſt tief in der Nacht.

Eggenberg ging. Gangelberger gab dem Fabricius, welcher während der letzten Reden eingetreten war, die Todes-Akten und ſagte mit ſchwacher Stimme: Ihr ſeid nicht der Mann, die Leute in den Tod zu treiben, Herr Fabricius, und Ihr kennt die Reichsgeſetze. Schenkt Eure Aufmerkſamkeit dieſem einen Urtel über den ſächſiſchen Junker von Starſchädel. Es bietet ſchwierige Punkte für die Reichskanzlei. Hebt ſie hervor. Sie können Rettungspunkte werden, und wenn auch das nicht, wenigſtens Zögerungspunkte. Ihr wißt, wie viel das heut zu Tage ſagen will, wo kein Menſch am Morgen verkündigen kann —

— Wie der Abend ausſchaun werde. Das weiß Gott! Stricte ſeine Vorſchriften erfüllen, lieber Herr Rath, das iſt's allein, was einem untergeordneten Werkzeuge dürftigen Halt verleiht. Stricte! Und ich danke jetzt Gott an jedem Abende, daß ich nur ein untergeordnetes Werkzeug bin. Hervorzutreten und ſichtbar zu werden, das iſt in wilder Zeit das Allergefährlichſte.

Unter dieſem leidigen Troſte ging nun auch Gangelberger heim, um ſich zur Ruhe zu legen. Sein Herz war von ſchweren Sorgen belaſtet. Es ſchlug ſeit längerer Zeit warm und lebhaft für den jungen proteſtantiſchen Freund, und die plötzlich zu Tage getretene Wendung Eggenberg's, von welcher ja doch vorzugsweiſe die mögliche Rettung Hanſens abhing, hatte ihm einen ſchweren, ängſtlichen Eindruck gemacht. Wenn ſolchergeſtalt in politiſchen Wandelungen des Augenblickes Alles wieder verloren gehen konnte, wie heute Nacht Alles verloren gegangen war, was ſorgfältig zu Gunſten Hanſens im Sinne Eggenberg's vorbereitet und gewonnen geweſen war, dann — das konnte ſich Gangelberger nicht verhehlen! — dann mußte man des Aergſten gewärtig bleiben. Katholiſch werden! Was konnte man ſich von dieſem Hilfsmittel verſehen bei einem Charakter, wie ihn der gewiſſenhafte Junker bis jetzt gezeigt!

Und dennoch klammerte ſich Gangelberger an dieſen Strohhalm von Hoffnung. Er war eben ſelbſt ein Katholik von Gewohnheit. Sein kirchlicher Glaube ſtammte nicht aus einer Ueberzeugung, welche aus Vernunftſchlüſſen hervorgegangen wäre. Er war wohl allenfalls ein geiſtiger Kämpfer in Religionsfragen, weil Zeit und Nothwendigkeit das mit ſich brachten. Aber er war es mehr in Aufdeckung proteſtantiſcher Mängel als in Begründung katholiſcher Sätze. Letztere waren eingelebt in ihm, nicht gründlich erklärt. Deshalb erſchien es ihm nicht unmöglich, ſelbſt einem Manne wie Hans gegenüber nicht unmöglich, einen Religionswechſel durchzuſetzen, wenn dadurch das Leben gerettet werden konnte. Er meinte eben, daß es ſich in der Sache ſelbſt und hier beſonders um Leben und Sein handelte. Davor würden bloße Vernunftſchlüſſe zurücktreten müſſen. Vernunftſchlüſſe ſeien ja doch mehr oder minder künſtliche Dinge! Weil er ſelbſt ihrer nicht bedurfte für ſeinen religiöſen Glauben, ſo meinte er, auch Hans würde ſich ihrer entſchlagen können in der äußerſten Noth. Und beſonders auch darum, weil Hans ja als deutſcher Patriot deutlich einſähe, daß die Reform des Reiches ungemein gefördert werden könnte durch ſeinen Eintritt in die kaiſerliche Reichskanzlei an der Hand des wichtigſten Miniſters. Kurz, Gangelberger legte ſich's zurecht, daß es doch wohl möglich ſei, den ſächſiſchen Junker zum Religionswechſel zu bewegen. Nicht ſogleich, nicht im Handumkehren, aber nach und nach, ſo daß Eggenberg vertröſtet werden könnte.

Zu dem Ende wollte Gangelberger gleich am folgenden

Tage das erſte Wort fallen laſſen für Hans, damit es Wurzel ſchlagen könnte.

Er ging alſo am nächſten Vormittag in's Schrannenhaus, und ordnete dort zunächſt die geſtörte Hausordnung. Stadtguardiſten wurden eingelegt unter ſtrengerer Vorſchrift, und die beiden Pudel wurden verhört. Der alte Pudel machte hierbei die niederſchlagende Erfahrung, daß die gelungene Flucht aus der Saugrube nicht dazu beigetragen habe, ſein Proviſorium abzukürzen. Ja, er mußte von der Möglichkeit eines einzuſetzenden definitiven Amtsdieners hören, welcher nicht den angenehmen Namen „Pudel" führen dürfte. Darum alſo den Wiſchlappen im Munde gehabt, darum ſein Natzi gemißhandelt! Pfui über die „ungebülldete" Welt!

Alsdann ließ Gangelberger einen Vertrauensmann von der Stadtguardia berufen, um demſelben die nächtliche Ausweiſung Pfeifer's zu übertragen. Es erſchien Medardo, und er übernahm lächelnd die Expedition. Während Gangelberger zum Junker hinaufſtieg, ließ Medardo ſich zum Schuhſter hinein führen, und kündigte dieſem an, daß er ihn heut Abend mit einem Wagen abholen werde. Pfeifer verzog ſeinen großen Mund zu einem Ausdrucke tiefer Verachtung. Er meinte natürlich, daß es der Henkerskarren ſei, und daß man den Mantel der Nacht brauche, um ihn zu beſeitigen. Dies gleicht den Baalsdienern auf ein Haar, erwiederte er ſeelenruhig, welche die Gerechten im Dunkeln abthun. Aber meine Stimme wird durch die Lüfte dringen wie der Geſang der Lerche, welche den Tag verkündet!

Medardo ließ ihn bei dem Glauben, daß er ihn zur Hinrichtung abholen werde, und nahm ſich vor, ihm das Ketzermaul zu ſtopfen.

Gangelberger aber verweilte nur kurze Zeit beim Junker. Er ſchilderte ihm raſch das Benehmen Eggenberg's, und daß er das Todesurtel habe übergeben müſſen. Eure Rettung, lieber Freund, ſetzte er hinzu, iſt ſomit meiner Hand entzogen. Ihr ſeid jetzt keinen Augenblick mehr Eures Lebens ſicher. Eggenberg verſichert Euch aber nicht nur Eures Lebens, ſondern auch des größten Einfluſſes auf die Reform des deutſchen Reiches, wenn Ihr —

— Wenn ich —?

— Und hierin glaube ich ihm vollſtändig, und Ihr könnt Euch auf ihn verlaſſen. Er vertraut Euch eine wichtigſte Stellung an, und iſt bereit, die Pläne Eures Memorials kräftig durchzuführen —

— Wenn ich —?

— Wenn Ihr katholiſch werden wollt.

Hans hatte es kommen ſehn. Der Schmerz, daß Gangelberger dies doch für möglich zu halten ſchien, war nur wie ein Wolkenſchatten über ſein Angeſicht geflogen. Jetzt war der Schmerz in ein trauriges Lächeln übergegangen. Er ſchwieg, und als er endlich den Mund öffnete, um etwas zu erwiedern, unterbrach ihn Gangelberger mit den Worten: Sagt jetzt nichts! Auch ein übereiltes Wort bildet eine Feſſel. Bedenkt, daß es nicht bloß um Euer Leben geht, ſondern um Eure Wirkung, um eine große, einflußreiche Wirkung für das Vaterland. Damit iſt es Eggenberg Ernſt.

und darin iſt er ſtark. Er iſt nur ſchwach, ſo lange Ihr als Ketzer unter dem Richtſchwerte ſteht. Außerdem ſeid Ihr ja ſelbſt kein dogmatiſcher Lutheraner; Ihr wollt ja auch das Lutherthum reformiren. Am Ende kann dies auch von katholiſcher Stelle aus geſchehn, ſo wie es Euer Pater Dunſtan aus der Benedictinerkutte heraus gewollt hat und vielleicht noch will. Sagt nichts! Sammelt Euch in Einſamkeit. Ich komme in vierundzwanzig Stunden nicht wieder, und berichte an Eggenberg und Harrach, daß jedenfalls dieſe vierundzwanzig Stunden neutrale Zeit bleiben müſſen für Euer Urtel. Alſo morgen erſt komme ich wieder. Gott erleuchte Euch!

Er ging, und ging wirklich zu Harrach und Eggenberg. Wie es aber im Staatsleben geht, dort fand er ſo viel Neues und Wichtiges, daß die Lebensfrage des Junkers für die Zuhörer verhallte, ja für ihn ſelbſt in den Hintergrund trat. Die Nachrichten vom Heranrücken der Feinde gegen Wien hatten ſich furchtbar beſtätigt. Bethlen Gabor war ſchon mit großer Heeresmacht vor Preßburg, alſo nur einen Tagemarſch von Wien; die unglückliche Hauptſtadt war am Vorabende einer neuen Belagerung, und die kaiſerlichen Heerführer Boucquoi und Dampierre, welche in der Nacht angekommen, erklärten mit Beſtimmtheit: ſie könnten das Feld nicht halten, da wirklich auch Thurn von Norden, und die Horner von Weſten heranzögen. Eggenberg hoffte noch auf Waldſtein, in deſſen Thatkraft er großes Zutraun hegte, und an den er einen Boten geſendet. Waldſtein, obwohl er bis jetzt im böhmiſchen Kriege kein oberes Commando geführt, war doch zu wiederholten Malen mit ſeinen Panzerreitern nachdrücklich an den Entſcheidungstagen hervorgetreten, und war fortwährend in enger ſchriftlicher Verbindung geblieben mit Eggenberg. Er ſtand jetzt am linken Donauufer oberhalb Krems. Dorthin hatte Eggenberg ſeinen Boten geſchickt. Schon unterwegs war dieſer einem Reitenden Waldſtein's begegnet, und dieſer Reitende erſchien jetzt vor Eggenberg in der Burg. Seine Nachrichten lauteten übereinſtimmend mit dem Ausſpruche Bencquoi's und Dampierre's: Wien müſſe ſich auf Alles gefaßt halten; es könnten nicht alle kaiſerlichen Truppen dort zuſammengezogen werden, und das Wagniß einer großen Feldſchlacht ſetze die Monarchie auf's Spiel. Man müſſe darauf hoffen, daß der in hundert Intriguen verflochtene Bethlen nicht lange bei der einen Stange aushalten werde, die er ergriffen. Zu dem Ende müſſe man ſich an die ſtets vorhandenen Malcontenten in Oberungarn wenden, damit ſie eine Diverſion gegen Kaſchau unternähmen. Ein Georg Drugeth, welcher Polen in Galizien ſammle, ſei gewiß dazu bereit. Das ſchon werde Bethlen lecker machen vor Wien. Der Paſcha in Ofen ferner, Karaskas Mehemed ſei zugänglich. Man möge den königlichen Oberſt, der in Komorn commandire, mit dem Nöthigen verſehen, daß er den Paſcha gewinne. Sobald Bethlen das merke, bleibe er keinen Tag länger vor Wien, denn die Türken hinten ſeien ihm viel wichtiger als Böhmen, Mähren und Oeſterreich zuſammengenommen.

Dieſe Winke Waldſtein's, der auch in zweiter Stellung ſchon weit mehr politiſcher Kriegsführer war, als Bencquoi und Dampierre, fielen auf fruchtbaren Boden bei Eggenberg, und dieſer nahm ſelbſt Gangelberger ſogleich in Anſpruch, nach dieſer Richtung hin behilflich zu ſein. Er ſende ja heut Abend den gewandten Medardo mit dem Schuhſter nach der ungriſchen Grenze; dieſen Medardo möge er ſogleich beauftragen für Georg Drugeth in die oberen Karpathen hinauf — kurz, Gangelberger hatte bis zum nächſten Tage gar keine Zeit mehr, an den Junker zu denken, und als er am nächſten Tage in ſolchen politiſchen Dingen mit Harrach zu verkehren hatte in deſſen Hauſe, da wurde er eigentlich erſt durch Iſabella wieder an Hans erinnert. Sie trat ihm entgegen mit der Bitte: einen Brief an den Junker von Starſchädel zu übernehmen. Er iſt nicht verſiegelt, lieber Herr Rath, ſetzte ſie hinzu, wie Ihr vorgeſchrieben.

— Verſiegelt ihn getroſt! ſagte Gangelberger nicht ohne Zerſtreutheit, und händigt ihn Eurem Thürſteher unten ein, damit er mir ihn mitgiebt, wenn ich von Eurem Herrn Vater entlaſſen werde.

Die Unterredung Harrach's mit Gangelberger hatte lange gedauert. Sie betraf die Inſtruction für Georg Drugeth, welche Gangelberger aufſetzen und dem Medardo einhändigen ſollte. Ganz erfüllt mit dieſer wichtigen Aufgabe verließ Gangelberger das Harrach'ſche Haus, und ſteckte den Brief Iſabellens ein, welchen ihm der Thürſteher überreichte. Er beachtete es nicht, daß er viel dicker war als irgend ein vorhergehender, welchen ihm Iſabella anvertraut, und eilte zum Schrannenhauſe, um dort in ſeinem Arbeitszimmer ſogleich an die Abfaſſung der Inſtruction zu gehn.

Es war Abend geworden, als er eintrat. Pudel mußte Licht hinauf bringen und ward beauftragt, Medardo warten zu laſſen, bis der Herr Rath läute. Dann ſollte er Medardo zu ihm hinaufführen. Den Brief Iſabellens übergab der Rath im Hinaufſteigen dem melancholiſchen Pudel, daß er ihn dem Junker von Starſchädel einhändige.

Hans ſaß im Dunkel ſeines Zimmers ſtill und traurig, als Pudel mit Licht eintrat und ihm den Brief hinlegte vom kaiſerlichen Herrn Rathe. Traurig griff Hans darnach und war angenehm überraſcht, als er in der Aufſchrift Iſabellens Handſchrift erkannte und das Harrach'ſche Siegel erblickte. Man weiß wohl, dachte er, daß ich um den Preis meines Glaubens mein Leben nicht erkaufen werde, und behandelt mich wie einen Sterbenden, an welchen die wenigen übrig gebliebenen Freunde ſchreiben mögen was ſie wollen! Dies denkend erbrach er ihn und las:

„O hättet Ihr doch, lieber Freund, die Gelegenheit ergriffen, welche ſich Euch geſtern darbot! Sie kommt ſchwerlich wieder. Rath Gangelberger hat mir im Vorbeigehn ein Wort geſagt, welches mir klar macht, daß Eure Gewiſſenhaftigkeit übertrieben war. Er habe Euch nicht aus der Conferenz hinausgeſchickt, ſagte er, Eggenberg habe es gethan, und Eggenberg habe ja doch keine Zuſage von Euch gehabt!

Wie traurig! Jetzt ſieht Alles anders aus, und mein Vater verſichert mir, Ihr könntet auf Eggenberg nicht bauen. Dieſer weiche den Umſtänden. Könntet Ihr ſeinen Anforderungen nicht nachgeben, ſo wäre Euer Leben verloren. O gebt nach, lieber Junker!

Doch der Reihe nach! Ich komme darauf zurück. Jetzt will ich Euch erzählen.

Ich bin heute Morgen hinausgeritten nach Hernals. Dorthin hatte ich die Leiche des Grafen Zdenko bringen laſſen. Ich hatte mir gedacht, ein ſchönes, feierliches Begräbniß nach dem Walde hinauf zu veranſtalten in rührendem Zuge. Es ſind ja ſo viel Menſchen vorhanden, welchen er Gutes erwieſen, und welche ſo gern der Leiche des vortrefflichen Mannes folgen würden. Wie anders gerieth es! Die ganze Landſchaft war in einen braunen Nebel gehüllt wie in ein Bahrtuch, und der Hernalſer Hof iſt ſo leer und ſtill geworden! Ach, dort iſt die Veränderung beängſtigend! Freiherr von Jörger iſt fort. Mein Vater ſelbſt hat es ihm gerathen, weil er ſeiner Freiheit durchaus nicht mehr ſicher iſt. Gerade auf ihn ſoll man in der Burg ſehr übel zu ſprechen ſein. Umſonſt hat mein Vater berichtet, daß Jörger damals am 11. Juni der Gemäßigtſte geweſen ſei und von Gewalthandlungen abgerathen habe; der König hat dieſem Berichte keinen Glauben geſchenkt. So hat Jörger fliehen müſſen, denn jetzt rücken des Kaiſers Truppen zahlreich heran auf Wien, und Hernals, Dornbach und die ganze Umgegend iſt voll von ihnen. Jörger iſt nach ſeinem Stammgute Tollet in Oberöſterreich. Nur die tapfere Frau Amalie iſt noch da. Mit dem braven Gärtner Spath verwaltet ſie Alles, und das iſt ſehr ſchwer. Die kaiſerlichen Truppen betragen ſich ſehr unbändig, und ſchalten wie in Feindes Land. Sie machten uns auch das Begräbniß faſt unmöglich, weil ſie erfahren hatten, daß es die Leiche eines berühmten Ketzers ſei. Nur mein Name verſchaffte uns einige Erleichterung. Ich berief mich auf meinen Vater, und ſo ließ man endlich den Leichenwagen paſſiren. Er war ſo dürftig! Ein Paar geringe Bauernpferde zogen ihn. Die ſchönen ſpaniſchen Roſſe Jörger's ſind weggenommen, der ganze Stall iſt ausgeräumt. Frau Amalie, die nicht ſo weit gehen kann und ihren alten Freund durchaus nicht verlaſſen wollte, bis die Erde über ihm geſchloſſen ſei, ſetzte ſich auf den Leichenwagen; ach, ein rührender Anblick! Blaß, todtenblaß ſchaute ſie aus dem ſchwarzen Gewande heraus. In Dornbach gab es neue Störung: die Soldaten höhnten und ſpotteten, und riſſen das Tuch vom Sarge. Wir athmeten auf, als wir den Wald erreichten. Seine Blätter färbten ſich ſchon, er denkt auch an den Abſchied von ſchöner Zeit. Wie lieblich war er, als wir im Frühlinge da ſo oft hinauf und herunter ritten! Wie troſtlos jetzt, da der Gärtner Spath, unſer einziger männlicher Geleitsmann, den Wagen halten und ſchieben mußte in der ſteilen Schlucht, welche den ſchwachen Pferden zu ſchwer wurde! Und oben, welche Verwüſtung! In Brandtrümmern liegt das Haus, welches uns ſo wohnlich umfing in unſerm Glücke! Dennoch ward hier Alles beſſer. Hier waren wir unter uns, und Jedermann weinte von Herzen, ſelbſt der rauhe Trumm. Er hatte mit Gelling und Tſchirill ein weites, tiefes Grab gegraben unter der jetzt verkohlten großen Fichte, und ſie hatten im weiten Kreiſe um das Grab Holzſtäbe aufgepflanzt, in welchen Kienwurzeln eingegraben waren. Dieſe waren angezündet worden, und leuchteten dunkelroth in dem Nebel wie Kometen. -- Als der

Sarg unten war, und der treue Tſchirill ſchluchzend auf ihm lag, da war es ein Augenblick reinſten, unvergeßlichen Schmerzes. Randl weinte bitterlich und fiel ihrer Mutter um den Hals, und Golling, dem das Waſſer über die braune Wange lief, ſtieß ächzend die Worte heraus: der beſte Herr auf der ganzen Erde! Wunderbar gefaßt, obwohl ſichtlich im tiefſten Weh, war Frau Amalie. Denkt! Sie war im Stande, eine kurze Grabrede zu ſprechen „für einen Mann, der nur Gutes gewollt, und nur Gutes gethan, ein treuer Schüler des Heilandes in unerſchöpflicher Liebe für alle Menſchen.“ Sie ſprach nicht ſehr laut, aber jedes Wort klar wie eine Perle, o, es war von wunderbarer Rührung. Dann nickte ſie mit dem Haupte zum Gärtner Spath, und dieſer begann mit gedämpfter Stimme die Abſingung eines Verſes, deſſen erſte Worte lauteten: „Begrabt den Leib in ſeine Gruft, bis ihn des Richters Stimme ruft.“ Sie ſtimmte leiſe ein mit ſchwacher ſilberner Stimme. Alsdann ſprach der Gärtner Spath langſam das Vaterunſer, und als er ſchloß „in Ewigkeit, Amen!“ da winkte ſie Golling, trat zurück und ſank laut weinend in meine Arme. Ich wollte ſie fortführen, aber ſie ermannte ſich wieder und trat nochmals zum Grabe. Tſchirill war herauf genöthigt, heraufgehoben worden, und Frau Amalie warf drei Handvoll Erde hinunter auf den Sarg. Klopfend fielen ſie auf, als wollten ſie ſagen: „dies iſt das Ende.“

Golling, Spath und Trumm ſchaufelten nun die Erde darüber. Als wir uns von dem Orte trennten, war ein Erdhügel entſtanden, auf welchen ſich Zahn, der große

Hund, gelegt hatte, auch ein Schützling des Verſtorbenen. Das Thier winſelte leiſe. Niemand ſchalt ihn.

Ich brachte Frau Amalie in das enge Stübchen des Jägers — er wohnt jetzt da, wo früher Trumm ſein Unterkommen hatte — damit ſie ſich ein wenig erhole, ehe wir an den Rückweg dachten. Das gelang ihr auch. Dieſe edle Frau iſt von einer Tapferkeit ohne Gleichen. Schon nach einer Viertelſtunde ſprach ſie vom Grafen und von Euch mit voller Faſſung, und da der Nebel niederging und Sonnenblicke zum Vorſchein kamen, ſo erhob ſie ſich zu einem Spaziergange nach all den Orten im kleinen Park, welche wir im Frühjahre ſo oft aufgeſucht. Auch am Grabhügel kamen wir nochmals vorüber, und ſie betrachtete ihn ruhig; ſie ſtreichelte ſogar den traurigen Zahn. „Wir gehen alle nur vorüber auf dieſer Erde“ — ſagte ſie — „aber was wir Gutes gethan, wirkt fort, und dauert dadurch. Unſern guten Grafen haben wir begraben, ſein Thun bleibt unter uns und in uns, und waltet weiter. So ſcheiden wir nur von ſeiner Hülle, von ſeiner Seele nie und nimmer.“

Auch Tſchirill mochte ſich gefaßt haben, denn als ich auf's Pferd ſteigen wollte, ſah ich ihn auf einmal neben mir. Er wollte mir vertraulich eine Mittheilung machen. Das war nicht leicht, denn die Anfälle von Schluchzen unterbrachen ihn noch zuweilen, und ſeine Unkenntniß der deutſchen Sprache und meine Unkenntniß der ſeinigen erſchwerten das beiderſeitige Verſtändniß. Im Ganzen hab' ich aber doch Folgendes verſtanden: Ich ſoll Euch, lieber Junker, von ihm ausrichten, daß er vom Pater Dunſtan zum Wächter beſtellt ſei, und daß er getreulich wache, und zwar für Euch. Er habe in einſamen Stunden, wenn auch die Weibsleute nicht daheim geweſen, Alles genau durchſucht, und er habe Alles vorgefunden, wie es der ſelige Herr Graf hinterlaſſen. Ihr möchtet nur bald kommen, und es in Empfang nehmen. Auch ihn ſelbſt, denn er ſei ja jetzt Euer Diener.

Ich verſtehe das nicht; es geht wohl auf eine Hinterlaſſenſchaft des Grafen. Vielleicht verſteht Ihr es. Aber freilich kommen müßtet Ihr, kommen! — Lieber Junker! Mein Vater und Rath Gangelberger haben mir das ſichre Mittel zu Eurer Befreiung genannt. Solltet Ihr es, könnt Ihr es denn nicht ergreifen? Mir ſcheint es nicht ſo wichtig, unter welcher Form man Gott verehrt, wenn man ihn nur verehrt. Aber ich wage nicht, da hinein zu reden und zu rathen. Frau Amalie hat mich irre gemacht. Ich achte ſie ſo hoch, und darf nicht leugnen, daß ſie in dieſem Punkte des Religionswechſels ſtrenger denkt, als ich. Ich bin nun ganz unſicher. Was ich jetzt eben wieder von Euren religiöſen Gedanken und Formen geſehn und gehört, das iſt mir ſehr erbaulich geweſen, und doch iſt es mir dabei nicht in den Sinn gekommen, daß man übertreten und wechſeln ſolle. Mein Glaube gehört mir eben, wie mir mein Herz und mein ganzes Dichten und Trachten gehört. Ich wüßte gar nicht, wie ich mich deſſen entäußern ſollte. Aber Eins zum Andern hinüber nehmen könnte man doch wohl; Gott gehört ja Alles, von Gott kommt ja Alles. Und nun ſollt' ich meinen, Leute wie Ihr Evangeliſchen, welche ſo klug zu ſondern und zu reden wiſſen über die Grundſätze der Religion, die müßten doch leicht einen Weg finden, die unterſchiedenen Anſchauungen in einem Mittelpunkt zu vereinigen. Wenn Ihr Euch einen ſolchen Weg klar macht, dann vergebt Ihr ja nichts von Euch ſelbſt, wenn Ihr zu uns übertretet. Ihr bereichert nur uns. — Hat das einen brauchbaren Sinn, was ich da ſchreibe? Ich wollte ſo ſehr, es hätte ihn, und Ihr könntet Euch entſchließen. Denn ich muß leider immer und immer wiederholen: es giebt keine andere Rettung Eures Lebens. Mein Vater weiß hierin nur zu gut Beſcheid. Eins vielleicht bliebe noch; Waldſteins Hierherkunft iſt angeſagt für die nächſten Tage. Er mit ſeiner ſcharfen Thatkraft könnte Euch wohl zum zweitenmale retten — wenn er wollte. Aber er wird nicht wollen. Ihr habt damals die „drei Tage" nicht eingehalten, nicht einhalten können, ich weiß es wohl. Und er wird nicht wollen, weil — lieber Freund, es geht um Leben und Sterben, es geht darum, ob man ſich in dieſer Welt noch einmal wiederſehen ſoll, oder ob man auch nur wiſſen ſoll, daß der Andere noch da iſt, noch athmet, noch denkt, noch die Sterne ſieht, da iſt doch eigentlich kein Opfer zu groß. Was ſagt Ihr dazu, wenn ich — Waldſtein dringt auf ſeine Vermählung mit mir; ich habe ſie bis jetzt immer verzögert. Wenn ich raſch zuſtimme, ſo gewährt er mir wohl jede Bitte, auch die, daß Ihr in Freiheit und Sicherheit gebracht ſein müßtet, bevor wir vor den Traualtar träten. Was ſagt Ihr dazu? Antwortet mir. Ich muß jetzt ſchließen, da ich Gangelberger im Nebenzimmer aufſtehen höre. Er will den Brief verſiegelt mitnehmen. Vielleicht thut er's mit dem Eurigen auch. Gott ſchütze Euch! — Iſabella!"

Hans las die Stelle über den Religionswechſel noch einmal. Dann verſank er in Nachdenken. Solche Anſchauung des trefflichen Mädchens berührte ihn tief. Sie wich ganz von der ſeinigen ab, und doch wagte er nicht, ſie unberechtigt zu nennen, unberechtigt für ein mildes weibliches Geſchöpf wie Iſabella.

Er ſchrieb ihr bis tief in die Nacht hinein. Der Sinn des Geſchriebenen war Dank für Alles, aber ſanfte Ablehnung in Betreff des Glaubenswechſels, in Betreff der raſchen Vermählung mit Waldſtein, wenn ihr Herz dieſe Vermählung nicht wünſche. In friedlicher Zeit, in einer Zeit, welche über Glaubensunterſchiede beruhigt dahin fließe, da möge es vielleicht angehn, über einen Glaubenswechſel leicht hinweg zu gleiten, wenn man wie Iſabella den Kern aller Religion unberührt davon hinübertrage in die neue Form. Ein Mann aber, und in Zeiten des Glaubensſtreites, dürfe nicht wechſeln ohne volle innere Ueberzeugung. Das ſei fahnenflüchtig und verderbe den Streit. Der Streit habe ſeine wichtige Aufgabe. Er müſſe ehrlich ausgetragen werden, um dieſe Aufgabe gründlich zu löſen. Wer gegen ſich ſelbſt lüge, der verleugne den Gott, welcher in ihm wohne, und begebe ſich ſomit ſeiner höchſten Menſchenwürde. Nur wer ſich ſelbſt treu bleibe, könne den Irrthum, wenn ſeine Meinung irrthümlich, verantworten, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad verantworten. Wer ſich ſelbſt verloren gebe, ſei ein verlorenes Atom im Weltenraume, nicht mehr ein eigner Menſch.

Dieſe Antwort gab er am nächſten Tage Gangelberger zur Beſtellung. Er las ihm die weſentlichen Punkte vor und bat ihn, ſie auch als Antwort für den Antrag Eggenberg's hinzunehmen.

Gangelberger hörte ſchweigend zu und zuckte alsdann die Achſeln. Wir ſind eben auf verſchiedenen Wegen zu unſern verſchiedenen Glaubensmeinungen gekommen — ſagte er endlich langſam — und deshalb können wir uns nicht begegnen bei der Frage: wie und wo iſt ein Wechſel möglich?

— So iſt es — erwiederte Hans — und ſo iſt es gut. Ihr ſeid ohne Prüfung im Beſitze eines alten Erbes aufgewachſen. Ihr habt bei einem Wechſel nichts zu verlieren als einen alten Beſitz. Wir ſind durch Gedankenthätigkeit zu unſerm Glauben gelangt, wir müſſen unſern Geiſt, wir müſſen unſre Ueberzeugung opfern, wenn wir übertreten wollen ohne innere Nothwendigkeit, und ſo verlieren wir nicht bloß ein Eigenthum, wir verlieren uns ſelbſt. Denn die geiſtige Ausbildung, welche der Menſch ſich angeeignet, ſie iſt der Menſch im höheren Sinne des Wortes. Ergeben wir uns Beide in unſer Schickſal! das Eurige iſt: mir nicht helfen zu können; das meinige iſt! ſterben zu müſſen für meine Geiſteswelt.

— So iſt es, Herr Junker! — erwiederte Gangelberger harten Tones. Man ſah an ſeinen Geſichtszügen, daß er ſich beleidigt fühlte, daß der Zorn in ihm kämpfte; ſie waren ganz ſo wie an jenem Frühjahrs-Abende im weißen Löwen, als er die Sache der Katholiken vertrat gegen die Herausforderungen Urban's und des Bart-Conrad's. Hanſens

Worte hatten jetzt gerade ſo auf ihn gewirkt, wie damals jene Herausforderungen, und nach kurzem Stillſchweigen fuhr er in rauhem Tone fort: Umſonſt habe ich Euch in Eurem eignen Intereſſe gebeten, nicht durch ein voreiliges Wort Eure Entſchließung zu feſſeln. Ihr habt das Wort dennoch ausgeſprochen, und ganz ſo hochmüthig ausgeſprochen, wie es dünkelhafter Rechthaberei eigenthümlich iſt. Der vorlaute Proteſtant iſt für Euch ein höheres Weſen als der ruhige Katholik. Er hat eine viel edlere Seele zu vertreten als dieſer. Er hat allein den Geiſt gepachtet, der Katholik ſteckt in geiſtloſer dumpfer Maſſe. Er allein hat ein Gewiſſen, der Katholik hat keins. Es fehlt nur, daß Ihr Euer Phraſenwerk krönt mit der beliebten Redensart: ein übertretender Proteſtant ſündigt wider den heiligen Geiſt!

— Dies iſt allerdings unſre Anſchauung.

— Nun, ſo möge denn auch dieſe Anmaßung Euer Kopfkiſſen werden im Sterben, und ich will Euch wünſchen, daß ſie nicht in Luft zerfährt bei der letzten Probe. Ich aber bin nicht ſo gleichgiltig gegen den Werth meines Glaubens, daß ich mit einem Gegner, welcher ihn dermaßen gering ſchätzt, länger disputiren mag, um ihm die Rettung möglich zu machen. Jedwedes Ding hat ſeine Grenze.

Und ohne Abſchied ging er fort, auch den Brief für Iſabella, den er beſtellen geſollt, auf dem Tiſche zurück laſſend.

Hans blieb beſtürzt allein. Den einzigen Freund, welcher ihm helfen mochte, hatte er ſolchem Anſcheine nach verloren.

Er prüfte ſich unter peinlichen Empfindungen, ob der Vorwurf des Hochmuths und der geiſtigen Anmaßung denn wirklich begründet ſei, und ob es namentlich ein „Phraſenthum" ſei, in welchem er ſich verfangen. Phraſenthum in der letzten Frage des Menſchen! Ach, er hätte ja ſo gerne gelebt, wenn er eine Möglichkeit des Ausgleichs vor ſich geſehen! Aber ohne Achtung vor ſich ſelbſt, was konnte das für ein Leben ſein! Das Leben des gedankenloſen Thieres, und weniger als das. Denn das Thier braucht nicht zu vergeſſen, es hat nie eine Gedankenwelt gehabt. Nein, nein, das iſt unmöglich! Und wenn meine Gedanken hohl ſind — ſchloß er — wenn ſie nur angelernt, nicht ächten Inhaltes ſind, kann ich es ändern?! Sie ſind ja doch mein geworden, ſie bilden mein inneres Weſen; ſie verwerfen und verachten heißt ja mich ſelbſt verwerfen und verachten! Und nicht um Beſſeres an die Stelle zu ſetzen, nein, ich halte ſie ja für mein Beſtes. Bloß aus Furcht vor dem Tode — nimmermehr! Ich kann nicht über mich ſelbſt hinaus, und muß auch dieſen letzten Schmerz auf mich nehmen: einem braven Freunde undankbar erſcheinen zu müſſen. Denn dieſe Anklage ſtand auf der Stirne des Rathes, als er zur Thür hinaus ging.

Mehrere Tage lang ſtörte ihn nichts in ſolchen Selbſtgeſprächen. Gangelberger ließ ſich nicht mehr bei ihm ſehen, und es war klar, daß nun Niemand mehr gegen die Vollziehung des Todesurtels ſich verwenden werde, und daß jedes Oeffnen der Thür den Henker bringen konnte.

Hans wünſchte nur alsdann Gangelberger noch einmal ſehn zu dürfen, damit er ihm danken und ihn um Verzeihung bitten könnte.

Der Menſch gewöhnt ſich an Alles, auch an die Todesfurcht. Nach Verlauf einer Woche war Hans abgeſpannt über all dieſe Fragen und flüchtete zu den Büchern, welche ihm Gangelberger in früherer Zeit verſchafft hatte. Er brauchte Beſchäftigung, gleichgiltige Nahrung für den Geiſt. Wenn er ſich in Kriegswiſſenſchaft vertiefte, dann mußte der flackernde Geiſt, es mußte das in ihm wühlende Gedankenheer ruhen, und dieſe Ruhe kam allmählig ſeinem ganzen Weſen zu ſtatten. Er konnte wieder bemerken, wenn er auf den Markt hinab blickte —

Es war dieſer Markt täglich mit neuen Kriegshaufen bedeckt, die dort kamen und gingen, nachdem ſie eine Zeitlang geruht, gekocht und geſpeiſ't hatten. Wilder Lärm hörte nicht auf bei Tag und bei Nacht.

Hans fragte endlich den melancholiſchen Pudel: wie es denn um den Krieg ſtünde, und ob er ſo nahe wäre bei Wien, weil man fortwährend neue Truppen erblickte?

— Ach, Herr Junker, wißt Ihr denn gar nicht, was vorgeht? Ja ſo! der Herr Rath iſt lange nicht dageweſen. Wenigſtens hier auf Nummer Drei. In's Haus kommt er wohl alle Tage, denn es giebt ſchreckbar viel zu thun! Ihr müßt es ja an dem Spektakel merken, der jetzt Tag und Nacht im Schrannenhauſe wirthſchaftet. Ich weiß gar nicht mehr, wie Schlaf ausſieht, und mit der „Acterität“ iſt's lange vorbei! Das Kriegsvolk bringen ſie herein, in die Schranne, das aufſäſſige. Denkt nur, gnädiger Junker, in's Gerichtshaus vom „Cüväl“ unbändiges Kriegsvolk! Sie wiſſen ſich halt gar keinen Rath mehr mit den erſchrecklich vielen Verbrechern, die anjetzt wie Pilze aus dem Boden wachſen.

Und nun ſchilderte er in allen Beſonderheiten, wie die Stimmung in Wien eine „deſperate“ ſei. Ganz anders als bei der Belagerung im Frühjahre, bei der es innen wohl an Kriegsleuten gefehlt habe, aber nicht an guten Leuten. Jetzt gäb's Kriegsleute genug, aber auch böſe Leute mehr als zu viel. Bis auf die Bürger und Meiſter! Auch die ſeien jetzt bös. Kein Chriſtenmenſch in Wien, kein einziger ſei jetzt zufrieden. Die Ketzer natürlich voraus, und die müßten fruchtbare Zeit gehabt haben; es gäb ihrer jetzt viel mehr als ſonſt, beſonders bei dem nächtlichen Spektakel des Schuhſters Pfeifer. Und die Kathol'ſchen ſeien jetzt eben ſo widerhaarig. Ueber die Soldaten erboſ'ten ſie ſich geradezu grimmig. Wahr ſei's auch, das Kriegsvolk werde ſchreckbar „ungeneußig“, und verlangte drei Mal des Tags gebratenes Fleiſch, und ginge mit den Weibſen um, daß die Junggeſellen und Ehemänner aus dem Zorn nicht mehr herauskämen. Die jungen Junggeſellen nämlich, ein alter wie er, ein ſchon öfter geſchorener Pudel ſei ruhiger in dieſem Punkte. Am ſchiefſten aber werde die Sache dadurch, daß die Kriegsleute draußen im Felde nichts zu Stande brächten und elend immer wieder hereingekrochen kämen hinter die Mauern. Dabei ginge der ganze Reſpekt in die Brüche. Vor ein paar Tagen erſt wieder draußen bei Fiſchau, da hätten ſie dem Siebenbürger und dem Thurn den Uebergang über die Donau verwehren wollen, und da hätten ſie gräuliche Schläge gekriegt, und der Siebenbürger und der Böhm ſtünden jetzt voller Victoria wieder in der Vorſtadt wie damals, und innen in der Stadt plünderten die Soldaten, und in allen

Gaſſen gäbe es Mord und Todtſchlag, die liebe Juſtizia daneben aber liege in den letzten Zügen. Das Facit Pudel's war: regiert werde ſeit acht Tagen gar nicht mehr, ſondern nur noch „gewirthſchaftet" auf Kaiſers Unkoſten.

Während dies Pudel dem Junker berichtete, regnete es draußen in wilden Fluthen, und ward es dunkel in Nummer Drei, obwohl der Abend noch fern ſein ſollte. Hans aber erwachte wie aus einem Traume; die Wirklichkeit trat vor ihn hin, und er war friſch genug, ſie zu erkennen und zu ergreifen. Zweierlei wurde ihm deutlich: Erſtens die mögliche Rettung von außen. Es waren ja proteſtantiſche Heere, welche bereits in den Vorſtädten lagerten. Drangen ſie ein, ſo ſprang auch ſein Kerker auf. Zweitens die mögliche Flucht. War die Stadt ſelbſt in ſo arger Zerrüttung und Unordnung, in ſolcher Noth und Selbſtzerfleiſchung, dann trat gewiß die Aufſicht auf einen politiſchen Gefangenen in den Hintergrund. Endlich hatte er es mit einem Pudel zu thun, welcher ſich in ſeiner Eigenſchaft als proviſoriſcher Amtsdiener ruinirt ſah, alſo nicht mehr viel zu verlieren hatte. Kurz, zum erſten Male ging Junker Hans an dieſen Pudel mit der Abſicht, ihn zur Unterſtützung eines Fluchtverſuches zu bewegen. Zum erſten Male, denn erſt ſeit Gangelberger ihm die Freundſchaft aufgekündigt, hielt er ſich für berechtigt dazu.

Er forderte Pudel auf, ſich zu ſetzen, denn er habe ihm eine längere Mittheilung zu machen. Dies ſagend ging Hans durch das dunkle Zimmer nach der Lade des Tiſches, in welcher er den Reſt ſeiner Geldſtücke verſchloſſen hielt.

Der Klang derſelben, welchen Pudel ſtets durch angenehme Aeußerung begrüßt hatte, wie das Roß im Stalle die Oeffnung des Haferkaſtens durch Wiehern begrüßt, ſollte Pudel's Verſtändniß öffnen für das Kommende. Hans gedachte auch, während er nach den Goldſtücken griff, jener Stelle in Iſabellens Briefe, welche von Tſchirill's letzten Worten berichtete, den Worten „daß Tſchirill getreulich wache,“ und zwar für ihn, den Junker, und „daß er Alles vorgefunden habe, wie es der ſelige Herr Graf hinterlaſſen“, und daß der Junker „kommen möge, es in Empfang zu nehmen“. Dies betraf ſicherlich den Schatz des Grafen. Hans hatte es beim erſten Leſen verſtanden, aber ſeine damalige Stimmung und Lage hatte keinen Raum geboten für ſonderliche Beachtung dieſer Notiz. Jetzt war der Raum dafür vorhanden: die höheren Fragen ſeiner Seele waren zurückgetreten vor den thatſächlichen Dingen, welche der Augenblick bot. Jetzt war es von Wichtigkeit, daß er Pudel das Verſprechen geben konnte: er werde für die Zukunft eines zurückgeſetzten Amtsdieners ſorgen, er werde reichlich für dieſelbe ſorgen.

Die Hand voll Goldſtücke und dieſe Zuſicherung auf der Zunge kehrte Hans in Pudel's Nähe zurück, nöthigte dieſen, welcher aus Beſcheidenheit nicht gewagt hatte ſich zu ſetzen, auf einen Seſſel, zog ſich einen andern dicht neben Pudel, und begann mit halber Stimme einen Antrag, welchen Pudel ſchon lange ſchmerzlich erwartet hatte. Als demnach Hans mit Zuſicherung der Handvoll Goldſtücke und mit Zuſicherung einer ſorgenloſen Zukunft begann, entdeckte Pudel hinter dieſen goldenen Bergen auf der Stelle das Ziel ſolcher Vertraulichkeit, und lächelte mit ſeinem breiten Munde, wie er ſeit jener fatalen Nacht in der Saugrube nicht mehr gelächelt hatte. Er unterbrach aber den Junker keineswegs. Nein, er ermunterte ihn vielmehr dadurch, daß er ſeine außerordentlich breite Hand ausſtreckte, um dem Junker die Laſt der Goldſtücke in der ſeinigen bereitwillig abzunehmen. Der Junker hatte ſie ihm zwar noch nicht förmlich angeboten, und Pudel ſeinerſeits hatte auch noch gar nichts zugeſagt, aber wozu die Förmlichkeit in ſo natürlichen Dingen! dachte er, und wich und wankte nicht mit der breiten Hand, bis Hans die Goldſtücke hinein legte. Pudel führte dieſelben in die ſolide lederne Taſche ſeines Beinkleides und machte mit dem ſchmelzenden Blicke ſeines Kalbsauges ein allerliebſtes Zeichen, daß der Junker ſich durch ſolchen harmloſen Zwiſchenakt nicht aufhalten laſſen ſollte in einem Vortrage, welchen ein „proviſoriſcher“ Mann mit Antheil vernehme. Selbſt als Hans geendigt hatte, ſchwieg Pudel noch, und auf ein „Nun?“ des Junkers erwiederte er erſt mit bedächtiger Neigung des großen Kopfes und mit den kurzen Lauten: Aber Natzi?

— Auch für Natzi werd' ich ſorgen. Er ſoll noch Schulunterricht und dann auf meinem Gute eine Anſtellung bekommen.

— Und Ihr thätet mir, insbeſonders geſchätzter Herr Junker, Euer ritterliches Wort verpfänden —?

— Mein ritterliches Wort.

— Nun denn — er ſprach nicht weiter, ſondern fuhr erſchrocken vom Seſſel auf. Er hatte das ſcharfe Läuten einer Glocke gehört.

— Was iſt?

— Das iſt der kaiſerliche Herr Rath im erſten Stock — wenn er fort iſt, komm' ich wieder.

Er machte Anſtalt hinweg zu gehn. Seine Anſtalten waren aber immer langſam, und jetzt hielt er ſich noch mit Wegſetzung der beiden Seſſel auf, denn „Geſtrengen dürften nicht bemerken, daß“ —

Ehe er endigen konnte, ging die Thür auf, und Gangelberger erſchien auf der Schwelle in voller Beleuchtung, denn er hielt einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen in der Hand. — Er ſchien Pudel ſcharf in's Auge zu faſſen und fragte: was er da im Dunkeln bei dem Gefangenen machte?

— Fragen, ob der Herr Junker Licht wollen möchte — was er anjetzt — manchmal nicht mag — ſtotterte Pudel und entfernte ſich auf einen Wink Gangelberger's unter Verbeugung. Gangelberger wendete ſein Auge nicht von ihm, bis er hinaus war. Hatte er Verdacht geſchöpft? Gewiß war nur, daß Pudel bis auf einige Goldſtücke die ganze Baarſchaft des Junkers in der ledernen Hoſentaſche von dannen trug und eigentlich gar keine Garantie bot, er werde dafür auch etwas thun.

Rath Gangelberger ſah ſehr erregt aus, und ſeine ſonſt ſchneeweiße Stirnhaut, welche als Glatze bis gegen den Kopfwirbel hinaufſtieg, war merklich geröthet. Er ſetzte den Leuchter auf den Tiſch und winkte dem Junker ſich zu ſetzen. Dabei ſah er ihm nicht in's Geſicht; er blickte ſtarr in's Leere. Langſam griff ſein Arm nach einem Seſſel, ohne daß ſein Auge die Richtung des Armes begleitete. Der Arm griff denn auch zuerſt neben die Lehne. Als er ſie gefunden, ſetzte ſich der Rath. Er ſchwieg. Der Regen klatſchte laut an die Fenſter. Dies erſt ſchien Gangelberger zu erinnern, daß der naſſe Regenmantel noch um ſeine Schultern hing. Er ſtand raſch auf und warf ihn auf einen leeren Tiſch. Dann kam er haſtig zurück und ſprach nun ſchon, während er ſich ſetzte:

— Herr Junker — ich komme eben von einer Unterredung mit dem Schreiber Fabricius. Er hat ſich mit der Reichskanzlei nicht beeilt; aber ſeit geſtern Abend iſt er beeilt worden. Und zwar durch einen der erſten Kriegsoberſten, durch Dampierre. Dies iſt ein ſogenannter „Grundſätzlicher“, das heißt: er iſt ein ſo peinlich ſtrenger Katholik, wie — wie Ihr Proteſtant ſeid. Er gehört, wie Ihr wohl wißt, zur „chriſtlichen Ritterſchaft“, und ihn hat die Soldatenwirthſchaft, welche ſeit einem Monate eingeriſſen iſt, zu Schritten veranlaßt beim Statthalter, zu Schritten — ich komme darauf zurück. Es iſt wahr, ſo kann es nicht fortgehn. Wir haben gewöhnlich über ſechstauſend Mann in der Stadt, und jeder ſtiehlt, ſchlägt, wüſtet, fällt über die Weiber her, treibt gewaltſamen Unfug. Das iſt ein gräulicher Zuſtand. Alle Zäune werden abgebrochen, alle Fenſterläden abgeriſſen, was nicht niet- und nagelfeſt, wird mitgenommen, die Weibsperſonen werden am hellen Tage auf der Gaſſe angefallen, und wer ihnen beiſtehen will, wird niedergeſchlagen. Geſtern hat es wieder eine ſolche Rauferei gegeben, und bei dieſer haben ſechs Wiener Bürger ihr Leben eingebüßt. Die Soldaten ſchreien: man reiche ihnen keinen Sold, ſie müßten ſich ihn alſo ſelber ſuchen. Dazu furchtbare Theurung, anſteckende Krankheit, ein Zuſtand der Alles zu Grunde richtet. Da haben denn die Bürger beſchloſſen, an den Kaiſer eine Deputation zu ſchicken, damit er ihre ſchreienden Klagen gegen die Mannſchaft anhöre. Die Deputation iſt heute abgegangen, dem Kaiſer entgegen, welcher auf der Rückkehr begriffen iſt. Dies hat Dampierre zu ſeinen Schritten veranlaßt beim Statthalter. Er hat behauptet, man thue den Mannſchaften Unrecht, ſie allein anzuklagen. Die ganze Bevölkerung Wiens ſei verdorben, und der Unterſchied zwiſchen Ketzern und Katholiken ſei völlig verwiſcht. Der Anſchlag der Regierung an den Straßenecken, in welchem die Krönung des neuen Königs von Böhmen verurtheilt wird, ſei abgeriſſen worden, und an der Stelle deſſelben ſei ein lateiniſches Plakat erſchienen des Sinnes: Wien, die Hauptſtadt Oeſterreichs, wird zu Grunde gerichtet werden. Er hat ferner behauptet, es ſei nicht bloß der rückſtändige Sold, welcher die Soldaten wild mache, es ſeien tiefere Gründe. Sie fühlten ſich nicht ſicher hier in Wien, die Stadt wimmle von Verräthern, von Ketzern und Verräthern. Bei der Belagerung im Frühjahre ſeien vier Ketzer auf friſcher That ergriffen worden, als ſie ein Thor ſprengen und die Stadt den Böhmen überliefern gewollt. Was ſei ihnen widerfahren? Drei von ihnen habe man aus der Schranne entwiſchen laſſen, und der vierte, der eigentliche Rädelsführer, werde dort wie ein Prinz behandelt. Man führe ihn ſpazieren, man ſetze alle Kanzleikniffe in Bewegung, ihn gerichtlich frei ſprechen zu laſſen, man thue alles Erſinnliche, daß nur ja eine neue Verrätherei aufgemuntert und zu Stande gebracht werde. Dies empöre die Mannſchaft, und wenn der ketzeriſche Rädelsführer vom Stubenthore nicht binnen vierundzwanzig Stunden hingerichtet werde, ſo würden ſie ihn ſelbſt aus der Schranne holen, und vom Leben zum Tode befördern. — — —

Ihr könnt Euch ausmalen, was das für eine Wirkung auf den Statthalter gemacht! Fabricius iſt gerufen worden, und als er mir vorhin begegnete, brachte er Euer Urtel aus der Reichskanzlei. Es iſt in der Reichskanzlei — zuſtimmend erledigt worden, und es wird an dieſem Abende dem Statthalter vorgelegt zur Unterzeichnung. — Es kann dies alſo nun wirklich die letzte Nacht ſein, welche vor Euch liegt in dieſem irdiſchen Leben.

Nun ſind wir fertig. Machen wir Teſtament, lieber Junker. Ich bin gekommen, Euch um Verzeihung zu bitten. —

— Wie?! —

— Ja wohl. Mein Aerger über Euren proteſtantiſchen Hochmuth hat mich damals heftiger gemacht, als recht war. Ich hab' mir's hinterher überlegt und bin zur Einſicht gekommen, daß dieſe ſchneidige Anmaßung doch eigentlich nicht in Euch, ſondern in Eurer Glaubenslehre liegt, welche nach ein Paar Verſtandesformeln die ganze Welt zuſammenſchneidet. Oder richtiger, da ich jetzt nicht mehr disputiren, nichts mehr angreifen will: Ihr legt nun einmal den ganzen Nachdruck in die Sittenlehre, Ihr müßt alſo vor Euch ſelbſt ſittlich erſcheinen um jeden Preis, wenn Ihr Euch nicht erbärmlich erſcheinen wollt. Das mag ſein Gutes haben: jedenfalls hat es ſein Schweres. 's iſt keine Kleinigkeit, das Leben ſo kaltblütig aufzugeben, wenn man nicht ein beſchränkter Fanatiker iſt wie Schuhſter Pfeifer; ſtraf mich Gott! es iſt keine Kleinigkeit, und das iſt mir in den letzten acht Tagen an jedem Morgen klarer geworden, und ich hab' mir endlich eingeſtehn müſſen: Gangelberger, du haſt deinem Junker Hans Unrecht gethan, er iſt ein tüchtiger Menſch, und du ſollſt trachten, ihm noch einmal die Hand ſchütteln zu können. Was meint Ihr, Hans? da iſt meine Hand! Legt Ihr die Eure hinein? —

— Von Herzen, braver Rath!

— Braver Rath! Leider bin ich das. Wenn ich's nicht wäre, ſo errettete ich Euch jetzt noch. Aber als Rath bin ich Proteſtant wie Ihr. Da ſteckt mein Gewiſſen. Seit es Matthäi am Letzten ſteht, werd' ich die Verſuchung nicht mehr los, Euch mit hinaus zu nehmen auf die Gaſſe, und Euch da — zu verlieren in dem wüſten Tumulte, der jetzt durch alle Gaſſen lärmt. Was wär's denn weiter! 's wär ein Aufwaſchen mit den drei Ketzern aus der Saugrube, die alle drei durchgebrannt ſind. Die Naſe, die ich kriegte, wär' nur etwas länger. Aber, wie geſagt, in dieſem Punkte bin ich lutheriſch wie Ihr. In meinem Amte ſteckt mein Gewiſſen. Und wenn Ihr mein Sohn wär't, die Ehrlichkeit und Schuldigkeit meines Amtes könnte ich Euch nicht opfern. Vergebt mir's, Hans, aber das kann ich nicht.

— Ich hab' Euch nichts zu vergeben, lieber Rath, denn ich bin Eurer Meinung.

— Ein paar Hansnarren ſind wir, die ſich nicht zu helfen wiſſen! Das klingt faſt luſtig, aber 's iſt ein Elend, denn wir ſind am Ende unſrer jungen Freundſchaft.

Er umarmte Hans. Zum erſten Male, und, wie er meinte, wohl auch zum letzten Male, und wurde es nicht gewahr, daß die Thüre leiſe geöffnet wurde und daß Jemand eintrat.

Es war Pudel. Gangelberger war unangenehm überraſcht, als er durch ein Räuspern Pudel's deſſen inne wurde. Daß der Unterſuchungsrichter in einer Umarmung ſeines Delinquenten überraſcht wurde, paßte nicht in die Umgangsformen des ſtrengen Richters. Was wollt Ihr? fragte er alſo ziemlich unſanft.

— Geſtrenger Herr Rath, man fragt nach Euch.

— Wer?

— Ein Mönch.

— Ein Mönch?!

— Ein Mönch in ſchwarzer Kutte. Von großer Statur, und ſchon bei Jahren. Er fragte zuerſt nach dem Herrn Junker da —

— Nach mir? Ein Mönch!

— Ich ſollte Geſtrengen vermelden, daß er von Rom komme.

— Wie?!

— Und daß man ihn Pater Dunſtan nenne.

Hans ſchrie laut auf.

— Bringt ihn her, Pudel, bringt ihn her! rief der Rath.

Pudel riß die großen Augen auf und ging. Hans gerieth in die lebhafteſte Aufregung, und Gangelberger, der ſonſt ſo gemeſſene Juriſt, gab ihm darin nichts nach. Mit dem Jus war er am Ende, und er gab zu, daß er bereits faſ'le und wie alte Weiber um jede Ecke Rettung ankommen ſähe, weil er vernünftiger Weiſe keine mehr zu erwarten wüßte. Pater Dunſtan's Charakter und Ziel aber war ihm durch Hanſens Schilderung völlig bekannt; er kam von Rom, wohin er im Intereſſe des Grafen Zdenko und Hanſens geeilt war, er erſchien jetzt im gefährlichſten Momente; wer konnte es wiſſen, ob dieſer Mann von ungewöhnlicher Energie nicht wirklich einen ungewöhnlichen Erfolg errungen, und nicht wirklich Rettung brachte! —

Da ſtand ſie in der offnen Thür, die hohe Geſtalt in der dunklen Kutte mit tief gebräuntem Antlitz und mit den großen blauen Augen. Hans flog ihm entgegen und ſchloß ihn an ſeine Bruſt. Pater Dunſtan küßte ihn auf die Stirn. Dann drängte er ihn in's Zimmer und ſah ſich nach der offnen Thür um, in welcher Pudel ſtand. Gangelberger winkte. Die Thür ſchloß ſich, Pudel verſchwand.

Rath Gangelberger — ſprach hierauf Dunſtan in ruhiger Faſſung — ich danke Euch für Euer menſchenfreundliches Wohlwollen gegen unſern Junker. Reicht mir die Hand. Und nun ohne Umſchweif zur Sache. Wie ſteht ſie? Was die Jörger und die junge Harrach wiſſen können, haben ſie mir mitgetheilt; ich habe beide vor einer Stunde in Hernals geſprochen. Das ſchöne Mädchen fürchtete das Aeußerſte;

ſie hat ſeit einer Reihe von Tagen keine Antwort von Hans erhalten.

— Da liegt die Antwort! rief Hans.

— Ich bin ſchuld, ſagte Gangelberger, gebt den Brief! Er ſoll heute noch zu ihr.

Und nun ſchilderte er dem Pater Dunſtan, was er ſo eben Hans geſchildert.

— Alſo vielleicht nur dieſe Nacht noch Euer! ſprach Dunſtan, indem ſein ruhiges Auge feſt auf Hans verweilte. — wie gut, daß ich gehandelt habe, als ſei jede Viertelſtunde Zeit unſchätzbar für unſern Junker. Setzen wir uns. Mein altes Knochengerüſt hat gut ausgehalten, aber es wackelt doch ſchon ein wenig, und braucht mitunter Ruhe. Wir haben zwei Stunden vor uns, in denen nichts geſchehen kann von meiner Seite. Ihr ſeid fertig mit Eurem Latein, und habt nichts vor. Betrachten wir alſo dieſe zwei Stunden als geſchenkte Mußezeit. Ich will Euch ſchildern, was ich verſucht. Es iſt ſo, daß ich nach zwei Stunden etwas unternehmen kann, was vielleicht eine günſtige Entſcheidung zu Wege bringt.

Oh! riefen einſtimmig Hans und Gangelberger, und ſahen unwillig nach der Thür, in welcher Pudel wieder erſchien. Gangelberger wollte ſcheltend auf ihn los, Pudel aber zuckte ſo nachdrücklich mit den Achſeln, daß man verſtehen mußte: ich kann nicht dafür, ich muß! Ein kleines ſchwarzes Herrchen von der Burg ſtehe draußen, und verlange den Herrn Rath auf einen Augenblick.

Gangelberger ging hinaus und kehrte in wenig Minuten zurück, die Thür ſorgfältig hinter ſich ſchließend.

Es war Fabricius, berichtete er, der von Eggenberg geſchickt war. Ihr habt den geheimen Rath geſprochen, Herr Pater?

— Er war der erſte, den ich aufgeſucht, um ihm eine Nachricht vom Kaiſer zu bringen.

— Vom Kaiſer?!

— Allerdings. Den Zuſammenhang werdet Ihr ſogleich erfahren. Eggenberg weiß, daß ich bei Euch bin, Herr Rath.

— Das hör ich von Fabricius. Nun, der geheime Rath Eggenberg läßt Euch eiligſt melden, daß der neue Provincial der Jeſuiten heut angekommen iſt, und ſeinen Beſuch in der Burg hat anſagen laſſen.

— Für wann?

— Für morgen Vormittag.

— Gut. Dann bleibt die Nacht für uns. Erinnert Ihr Euch, Junker, jenes Paters Anſelm, den unſer ſeliger Zdenko in ſeiner Lebensgeſchichte erwähnte?

— Pater Anſelm?

— Der junge, ſanfte Jeſuit, welcher damals neben der Gräfin, neben Zdenko's Mutter auf dem Schloſſe war, als Zdenko Beſitz ergreifen wollte von ſeinen Rechten, und welcher in Milde und Einfachheit, wie ein katholiſcher Melanchthon, ſo tiefen Eindruck auf Zdenko gemacht?

— Ja, ja, es war der einzige gute Jeſuit. —

— Nun, dieſer Pater Anſelmus iſt der neue Provincial, welchen der General aus Rom ſendet.

— Gott ſei Dank!

— Meinſt Du? Dies iſt die größte Feinheit des Jeſuiten-Generals! Anſelmus nach Methodius! Alle die Anklagen ſollen als Verleumdungen erſcheinen, denn Anſelmus iſt wirklich ein frommer Greis, und Kaiſer Ferdinand wird tief von ihm erbaut ſein. Damit die Frucht dieſer Erbauung aber auch gebrochen werde, hat man dem Greiſe einen Aſſiſtenten mitgegeben, welcher zu handeln berufen iſt ſtatt des ſprechenden und betenden Greiſes. Eggenberg weiß, warum er mich mahnt. Nur die Nacht iſt noch unſer; morgen ſind die Gegenkämpfer auf dem Platze. Deshalb muß ich heute noch den Kaiſer ausführlich ſprechen.

— Den Kaiſer?!

— Er kommt.

— In dieſes Wien? durch die belagernden Feinde hindurch? rief Gangelberger.

— In dieſes Wien, durch die belagernden Feinde hindurch. An Muth gebricht's ihm nicht. Eine Gaſſe von Baden herein am Gebirge iſt übrigens ziemlich frei, und er hat ein Geleit von ein paar hundert Kriegsleuten. Er weiß, wie Wien innerlich ausſieht, und weiß, daß ſeine Krone hier auf dem Spiele ſteht. Er muß herein. Auch um derer willen, welche draußen im Reich zuſchauen. Er hat auch dort herbe Erfahrungen gemacht, ſelbſt in München, wo der Mittelpunkt iſt für die einzige Kriegshilfe, die erreichbar iſt. Sein Freund, der Herzog Maximilian, will dieſe Kriegshilfe theuer bezahlt haben; er iſt ein ökonomiſcher Herr. Und als der Kaiſer von München her an ſeine

Landesgrenze kam, da fand er ſie verſperrt. Ganz Oberöſterreich ſteht in Waffen gegen ihn, und er hat von Salzburg aus ſeitwärts über Golling und Werfen ablenken müſſen in die obere Steiermark, um in ſein Erbland zu kommen. Geſtern Abend kam er von Graz in die Neuſtadt, als ich eben mein Thier beſtiegen hatte, um herein zu reiten nach Wien. Dort hab' ich ihn eine Viertelſtunde lang geſprochen durch Vermittelung ſeines Beichtvaters Bartholemäus —

— Des Jeſuiten?

— Ja. Dieſer alte Pater gehorcht Gott mehr als den Menſchen, und mein Geleitsbrief von Rom iſt allmächtig, ſo lange nicht — ſetzen wir uns alſo wieder, und kommen wir auf Rom.

Meine Reiſe dorthin war vorbereitet von langer Hand. Unſer Orden und zahlreiche Würdenträger unſrer Kirche haben ſeit lange dem Jeſuitenthume mit ſchwerem Mißtrauen zugeſchaut. Alle kleinen und großen Schritte waren längſt eingeleitet, daß die ungeſchminkte Wahrheit zu den Ohren des heiligen Vaters gelangen könne, alle Vollmachten lagen bereit, und als hier die Kataſtrophen hereinbrachen über meinen armen Freund Zdenko und dieſen Adoptivſohn deſſelben, da ſetzte ich es durch bei unſerm Abte, daß mir die Vollmachten eingehändigt würden, und daß ich hintreten könnte vor den Stuhl Petri.

Ohne Aufenthalt ritt ich bis Rom. Dort freilich ging es langſam. Wie groß, wie mächtig die Verbindungen unſeres Ordens waren, wie viel edel gebildete Geiſtliche mich auch unterſtützten, wie heftig auch die Nachricht einſchlug von den

Scenen, die Methodius hier herbeigeführt, ich gelangte dennoch nicht zu einer Audienz beim heiligen Vater. Die Jeſuiten umgaben ihn wie eine eiſerne Mauer. Ich mußte einen Nebenweg ſuchen und ich fand ihn. Ein Landsmann von mir, ein alter engliſcher Biſchof lebt ſeit Jahren in Rom und hat es ſich zur Lebensaufgabe gemacht, das dem Katholicismus verloren gegangene England dem Papſte wieder zu gewinnen! Eine außerordentliche Aufgabe, welche natürlich jede Unterſtützung von Seiten des Papſtes findet, und dem alten Biſchofe zu jeder Zeit die Pforten des Vatikans öffnet. Mit dieſem Manne beſprach ich die Reformgedanken, welche ihm nöthig ſchienen, um in England einen Erfolg für den Katholicismus hoffen zu dürfen. Sie zeigten manche Berührungspunkte mit dem, was Zdenko und ich ſeit Jahrzehnten ſorgfältig ausgebildet, und ich war alſo im Stande, meinem Landsmanne ſachgemäße Einwürfe und Förderungsmittel an die Hand zu geben. Solche waren ihm erwünſcht und nöthig. Denn ſein Plan hat nur Ausſicht auf Erfolg, wenn er dem regierenden Stuart durch mannigfaltige Beweisgründe annehmbar gemacht wird. Meine Einwürfe, meine Erfahrungen leuchteten dem alten Biſchofe ein, und er berichtete dem Papſte von unſrer gemeinſchaftlichen Arbeit. Dabei unterließ er nicht hinzuzuſetzen, daß ich für das deutſche Reich ebenſo wirkſam ſein wolle, wie er für England, daß es für England von unermeßlichem Einfluſſe ſein würde, wenn eine von Rom ausgehende Reform gleichzeitig im ſtammverwandten Deutſchland in's Werk gerichtet würde. Sie würde dem engliſchen Königshauſe die Brücke bauen für England. Der Papſt alſo möge mich hören, aufmerkſam hören und unparteiiſch prüfen. — Dies bewilligte der Papſt.

Mein Landsmann ſchilderte mir den jetzigen Papſt, den er durch lange Beſprechungen genau kennen gelernt hatte. Paul der Fünfte iſt ein geborner Römer, ein Camillo Borgheſe. Er iſt in ſeiner Jugend Advocat geweſen: Rechthaberei iſt ihm davon verblieben. Formelle Wörtlichkeit, unerbittliche Macht des Buchſtabens iſt der Grund und Boden einer Herrſchſucht geweſen, welche ihn durch eine lange Regierung hindurch geleitet und verleitet hat. Anmaßung hat ihm den Beinamen eines Vicedeus eingetragen. Das ſind Eigenſchaften, welche mir wenig Hoffnung übrig ließen. Aber gerade dieſe Eigenſchaften hatten doch in einer langen Regierung für mich vorgearbeitet. Papſt Paul der Fünfte hat fortwährend Enttäuſchungen erlebt. Mißerfolg auf Mißerfolg hat ihn mürbe machen müſſen. In dem großen Streite der Dominikaner gegen die Jeſuiten hat er gegen ſeine Ueberzeugung die Sache der Dominikaner im Stich laſſen müſſen. In dem wichtigen Streite mit Venedig hat er eine ſchwere Niederlage erlitten. Seine Excommunication der ganzen Republik iſt ohne Folgen geblieben, die Geiſtlichen haben nicht ihm, ſondern der Signoria gehorcht, die Jeſuiten, die ihm gehorchen wollten, haben den venetianiſchen Staat verlaſſen, Rom hat am Ende nachgeben müſſen. So iſt es ihm fort und fort ergangen. Nur ſeine Bauten, der Ausbau der Peterskirche, der Bau der Villa Borgheſe, der Pauliniſchen Waſſerleitung haben ihm den Troſt gegeben, daß er etwas ſchaffen könne, obwohl er auch hierin dem Spotte der

Römer nicht entgangen iſt, welche ihn Fontifex maximus nennen in Bezug auf die Waſſerleitung. Er lechzt in ſeinen alten Tagen nach irgend einer Genugthuung, nach einer Schöpfung, die gelingen und ſeinen Namen verherrlichen könnte.

Dies war das Fundament, auf welches ich mich ſtützen wollte, wenn die Stunde käme.

Sie kam. Eines Abends führte mich mein Landsmann in den Vatikan. Durch weite hohe Räume in ein kleines Cabinet. Dort ſaß in weißen Gewändern Papſt Paul und begrüßte mich durch eine leichte Kopfbewegung. Dann betrachtete er mich lange ſchweigend und ſagte endlich: Sprich!

Ich ſprach. Unbefangen. Was hätte mich befangen ſollen? Ich bin zu alt, um von der Außenſeite der Perſonen geblendet zu werden, und kenne Rom zu lange, um die dortigen Beweggründe nicht zu durchſchauen. Man denkt dort nie an eine Reform, ſo lange ſie noch vermieden werden kann. Ich wußte alſo voraus, daß ich etwas Gründliches nicht erreichen konnte, und wenn ich mit Engelzungen redete; ich durfte höchſtens hoffen, eine augenblickliche Wirkung zu machen. Dem lieben Gott ſtellte ich's anheim, ob die augenblickliche Wirkung eine weiter zeugende Kraft entwickeln könne. Zdenko's und Hanſens Gefangennahme dahier hatten mich nach Rom geſprengt. Dafür etwas zu erwirken war immerhin möglich, auch wenn ich nur augenblicklich wirkte. Sie konnten befreit werden, wenn der Papſt auch nur eine Strecke Weges auf meine Vorſchläge einging. Und endlich: eine neue Erfahrung zu machen, ob in Rom kein wahres Gehör zu finden ſei für eine Reform, das war immerhin der Mühe werth für das

Gewiſſen Anderer. Ich redete in ſolcher Stimmung frei von der Leber weg.

Gleich zu Anfang ſagte ich blank heraus, daß es ein Unglück für die katholiſche Kirche ſei, ihr Oberhaupt immer nur aus der einen Hälfte des chriſtlichen Europa gewählt zu ſehn, aus der romaniſchen. Die andere Hälfte, die germaniſche, komme deshalb an oberſter Stelle nie hinreichend zur Kenntniß und zur Geltung. Der Kern und die Form des Romanen und Germanen ſeien tief von einander verſchieden, und weil man dieſe Verſchiedenheit nicht gekannt und gewürdigt, ſei der Abfall Luther's und Calvin's nicht verhindert worden. Das Mittel, welches man zur Abhilfe errichtet, der Jeſuitenorden, ſei das unglücklichſte. Seine ganze Organiſation ſei eine Gipfelung romaniſchen Weſens: mechaniſche Berechnung durch und durch, Vernichtung des perſönlichen Unterſchiedes, Zerſtörung der Eigenthümlichkeit. Dies widerſpreche durchaus dem germaniſchen Sinne, und erbittre ihn. Man habe die Jeſuiten deshalb auch immer nur „ſpaniſche Prieſter" genannt und nenne ſie noch ſo, um auszudrücken, daß ſie wildfremd ſind und bleiben. „Auf dieſe Weiſe wird der Abfall vollſtändig werden," fuhr ich gerade herausſprechend fort, „wenn du, heiliger Vater, nicht weiſe Mitglieder des germaniſchen Klerus um dich verſammelſt und ihren Gründen Gehör leihſt. Geſchieht dies nicht, und kommt nicht auf dieſem Wege eine Uebereinkunft zu Stande, ſo iſt der Abfall germaniſcher Völker, ich wiederhole es, der vollſtändigſte Abfall unvermeidlich. Die öſterreichiſchen Länder ſind in den höheren Ständen jetzt ſchon verloren, die rheiniſchen und fränkiſchen ſind's ſchon zur Hälfte, und die andere Hälfte wird durch das Schreckbild Ferdinand's nachgetrieben; bleibt nur der bairiſche Stamm übrig, welchen der ausbrechende Krieg überfluthen und verändern wird. Man ahnt in Rom nicht, wie tief die Quelle dieſes Krieges liegt, und welche Sündfluth er an die Oberfläche bringen wird. Es iſt ein germaniſcher Krieg gegen alles romaniſche Weſen, wie einſt der Krieg des Armin gegen Varus. Ja viel, viel ausgedehnter! Alle mit den Germanen verwandten Stämme in Dänemark, in Skandinavien, in England betheiligen ſich. Es iſt eine trügeriſche Hoffnung, welche du hegſt, England wieder zu gewinnen, ſo lange der gegen Ferdinand aufſteigende deutſche Krieg nicht gehemmt iſt. Giebſt du Ferdinand nicht ein Friedensinſtrument in die Hände, dann ſehen deine Augen noch den Tag, an welchem von der Höhe der Alpen nordwärts kein römiſch-katholiſches Kreuz mehr geſehen wird."

„Welch ein Friedensinſtrument?" ſprach der Papſt.

„Dasjenige Inſtrument," fuhr ich fort, „welches im Sommer 1541 zu Regensburg feſtgeſtellt wurde durch den Legaten des Stuhles Petri und durch die Führer der Gegenpartei, Melanchthon und Bucerus. Dein Namensbruder Paul der Dritte ſaß auf deinem Stuhle, und der Strahl Gottes erleuchtete ihn wie jetzt dich, daß ein großer Friede möglich ſei für die Kirche Chriſti. Und er berief ſich von der weltlichen Bank der Regierung in Venedig einen Mann, welcher die Menſchen kannte, und machte ihn zum Erſtaunen des Collegiums zum Cardinal. Und dieſen Contarini ſandte er nach Regensburg mit weiter Vollmacht, und das Unerwartete trat ein: man vereinigte ſich über alle wichtigen Streitfragen. Man einigte ſich über die Artikel von der menſchlichen Natur, von der Erbſünde, von der Erlöſung, ja, was unglaublich geſchienen, auch über den Artikel von der Rechtfertigung. Die katholiſche Kirche beſteht darauf, daß gute Werke den Menſchen rechtfertigen können, die Gegner behaupten, daß nur der Glaube dies vermöge. Wie legte Contarini dies aus? Ja, rief er, die Rechtfertigung des Menſchen ohne Verdienſt erfolgt allerdings durch den Glauben, aber dieſer Glaube muß lebendig und thätig ſein! — Nun denn, entgegnete Melanchthon, ſo ſagen auch wir: der Glaube, welcher rechtfertigen ſoll, darf nicht leblos und unthätig ſein; wir ſind alſo einig.

Nach Süden und Norden ging man glückſelig auseinander: die Bedingungen des Friedens waren gefunden, ſie bedurften nur noch der Beſtätigung. Rom aber zögerte mit der Beſtätigung, und erweckte dadurch das Mißtrauen Luther's. Cardinäle wie Caraſſa eiferten gegen die Erklärung der Rechtfertigungslehre, und hemmten den verſöhnlichen Aufſchwung des heiligen Vaters — das Werk gerieth in's Stocken, verfiel den Leidenſchaften, ging unter.

Achtzig Jahre ſind vergangen. Der Zwieſpalt hat ſich tiefer und tiefer eingegraben; neue Reiche wie das engliſche ſind deshalb von der Kirche abgefallen, und ſtatt vor dem Frieden ſtehen wir jetzt vor dem Kriege ganz Europas. Heiliger Vater, nimm auf, was der dritte Paul unvollendet gelaſſen, vollende es, und ganz Europa wird ſich dankbar vor dir neigen, denn du wirſt ſchaffen, was uns Noth thut:

eine Heerde unter einem Hirten, unter Paul dem Fünſten, unter dir!“

„Bruder Benedictiner,“ ſprach hierauf leiſe der Papſt, „du ſprichſt bereits ſelbſt wie ein Ketzer.“

„Ich ſpreche wie Contarini, wie Paolo Sarpi, ich ſpreche wie ein alter Mann, der vom irdiſchen Leben nichts mehr zu hoffen hat, als den Troſt, daß der ungeſchminkte Ausdruck ſeiner Ueberzeugung Gutes bewirken könne. Rufe fünf Greiſe, wie ich einer bin, aus England, aus Skandinavien, aus dem deutſchen Reiche in eine Grenzſtadt des Alpenlandes, wähle fünf Prieſter romaniſcher Zunge, und ſende ſie eben dahin. Gieb ihnen die contariniſchen Punktationen mit auf die Reiſe, und fordre beide Theile auf, ſich auf dieſem Grunde zu vereinigen. Die Vereinigung wird erfolgen. Sie iſt das Friedensinſtrument, welches von jedem Concilium vollzogen werden wird, ſobald du es mit deinem Segen geweiht haſt.“

Jetzt winkte der Papſt dem engliſchen Biſchofe, welcher außerhalb des Cabinets ſtehen geblieben war, und forderte ihn auf, ſeine Meinung zu entwickeln in Bezug auf England zur Vergleichung mit dem, was ich über das deutſche Reich behauptet.

Mein Landsmann ſtimmte mir im Weſentlichen zu. Der König Jakob insbeſondere, ſagte er, werde gern auf eine ſolche Vorbeſprechung eingehn, und das Oberhaus werde beiſtimmen. — Ohne ſich weiter auszuſprechen, entließ uns der Papſt mit der Aufforderung: das ſogenannte

Friedensinſtrument ſchriftlich aufzuſetzen, es ausführlich zu begründen und ihm einzureichen.

Dies geſchah. Die Gegenwirkung blieb natürlich nicht aus; denn in Rom haben die dickſten Wände Ohren, und die „ſpaniſchen Prieſter“ hatten raſch erfahren, was im Werke ſei. Die Vertrauensmänner, an welche uns der Papſt gewieſen zu gründlicher Diſputation, wurden vorſichtiger und vorſichtiger, furchtſamer und furchtſamer — ich gab die letzte Hoffnung auf. Da erfolgte die Kaiſerwahl in Frankfurt, und ich zäumte mein Maulthier zur Abreiſe. Mein Landsmann aber hielt mich auf mit der kaum glaublichen Nachricht: der Geſandte des neuen Kaiſers habe eine Anfrage mitgebracht, welche den Papſt und das ganze Collegium in Erſtaunen und Unruhe verſetze, die Anfrage Ferdinand's: ob nicht Toleranz geſtattet und nöthig ſei bei ſo drohenden Aſpecten? Wenn der felſenfeſte Ferdinand ſo fragte, dann mußten die Dinge viel ſchlimmer ſtehn, als man geglaubt. Dem Papſte wurde hierdurch mein Wort zur Wahrheit. Er ließ meinen Landsmann rufen, er ließ mich durch dieſen auffordern, ſchriftlich einzureichen, was ich damals geſprochen über die Kirche in Deutſchland, und als ich dies gethan, ließ er mich verſichern, daß meine Vorſchläge Beachtung finden würden.

Ich eilte nun zu Trautmannsdorff, dem Botſchafter des Kaiſers, welcher auf die Antwort des Papſtes harrte. Ihm erzählte ich, was Alles ſchon vorgegangen ſei in dieſer Frage, was ich dem Papſte mündlich und ſchriftlich vorgetragen, und was mir der Papſt geantwortet hätte. Trautmannsdorff, in

Sinn und Weſen nicht ohne Aehnlichkeit mit Eggenberg, erwies ſich wohlwollend und entgegenkommend. Erſichtlich wünſchte er ſelbſt, daß dem Kaiſer Toleranz empfohlen und geſtattet werde, und ſo trug er mir an, was ich von ihm erbitten wollte: eine perſönliche Sendung an den Kaiſer. Er ſah bald, daß ein ſo wichtiger Gegenſtand nicht eilig erledigt werden könne in Rom, und doch hatte er das Bedürfniß, dem Kaiſer bald ein eindrucksvolles Zeichen zukommen zu laſſen: der heilige Vater trete ein auf den Toleranzgedanken. Meine Perſon ſchien ihm ganz dazu geeignet: ich war ein Geiſtlicher, war aus Wien, war in directer Verbindung mit dem heiligen Vater. Wenn dieſer durch ein ſchriftliches Wort beſtätigen mochte, daß ich eine Vertrauensperſon ſei, dann konnte Trautmannsdorff mich direct an den Kaiſer ſenden.

Jetzt lag die Sache ſo, wie ich ſie für unſern Zweck erwünſcht hatte. Mein Landsmann ſetzte ein kurzes Zeugniß auf für mich, in welchem meine Einſicht und mein Eifer für das Gedeihen der Kirche ausgeſprochen, und in welchem geſagt war, daß der heilige Vater meine Vorſchläge beachtenswerth fände. — Dies Blatt trug er in den Vatikan und legte es dem Papſte vor zur Unterſchrift. Er gewann dieſe Unterſchrift und brachte mir das Blatt. Es war der Talisman, welchen ich hier zu Eurer Rettung brauchte. Ich zeigte das Blatt Trautmannsdorff, und er ſchrieb mir nun auf der Stelle ein Einführungsſchreiben für den Kaiſer, welches mich dieſem wie einen vorläufigen Quaſi-Legaten anmeldete, welcher aufmerkſames Gehör verdiene.

Mit dieſen zwei Schreiben ausgerüſtet begab ich mich auf die Reiſe und gönnte mir nur ſo viel Ruhe, als meinem braven Maulthiere unerläßlich war. Zufällig machte ich in Graz kein Nachtlager und ſprach dort Niemand. So erfuhr ich denn erſt dieſſeits des Semmering, daß der Kaiſer auf ſeiner Rückreiſe dort verweilt, und jetzt hinter mir auf dem Wege nach Wien begriffen wäre. Ich wartete nun auf ihn in Neuſtadt. Geſtern Abend hab' ich ihn dort geſprochen, eingeführt durch Trautmannsdorff's Schreiben. Er empfing mich mild und ſanft, und als er das Zeugniß des Papſtes ſelbſt geleſen, da zeigte er ſich offen und mittheilſam. Seine Stimmung war ſehr gedrückt. Die Anfrage, welche er durch Trautmannsdorff an den Papſt gerichtet, hatte ihm ſchwere Ueberwindung gekoſtet, und er war in frommer Sorge, ob er nicht ein Unrecht begangen mit derſelben. Aber es ſei ihm kein andrer Ausweg mehr übrig geblieben! Selbſt ſein Jugend- und Schulfreund von Ingolſtadt her, ſelbſt Maximilian von Bayern, den er jetzt in München um Hilfe angeſprochen, habe ihm für Kriegshilfe ſchwer laſtende Bedingungen auferlegt. Das ganze Land ob der Enns verlange der Bayer als Pfand! Er wiſſe ſich kaum noch aufrecht zu erhalten, wenn er nicht namentlich den Oeſterreichern in kirchlichen Dingen Zugeſtändniſſe machen dürfe. „Ich mache ſie nimmermehr," rief er, „wenn es Sünde iſt, und der heilige Vater nicht zuſtimmt. Darum erleichtert es mein Herz ſo ungemein, lieber Pater, daß Ihr mir ſolche Eröffnungen, ſolchen Troſt von Rom bringen könnt. Sprecht noch mit meinem Beichtvater Pater Bartholomäus, und kommt zu mir morgen Abend in die Burg, wenn es uns gelingt, nach Wien hinein zu kommen.

Eure Angelegenheit iſt mir die wichtigſte. Sobald ich nur eine Stunde lang meinen Bruder und die geheimen Räthe gehört, will ich Euch hören, damit feſtgeſtellt werden kann: in welcher Weiſe vorläufig den Oeſterreichern angedeutet werden mag, daß Milde und Ausgleichung eintreten dürfte.“

Ich ſprach Pater Bartholomäus. Er iſt ein guter Mann, und die Vorſicht, welche ich in meinen Mittheilungen anwendete, war kaum nöthig. Ihm ſtellte ich dar, daß der Kaiſer mit Gnadenakten in Wien beginnen und Gefangene losgeben müſſe. Das ſei einfach menſchlich, und verpflichte nicht zu dogmatiſchen Folgerungen. Daß mein alter Freund Zdenko keiner Befreiung mehr bedürfe, hatte ich leider ſchon erfahren, aber Euch, Junker, konnte ich nennen, als einen Adoptivſohn Zdenko's nennen, an welchem gut gemacht werden ſollte, was man an Zdenko verſchuldet. Bartholomäus nickte mit dem Kopfe —

So weit war Pater Dunſtan in ſeinem Berichte, da ging die Thür wieder auf, und unter Achſelzucken wegen der neuen Störung erſchien Pudel wieder: Von Excellenz dem Herrn Geheimderathe Freiherrn von Eggenberg ſei ein Bote da für Herrn Pater Dunſtan. Seine Majeſtät der Kaiſer ſei vor einer halben Stunde in der Hofburg eingetroffen, und habe jetzt ſchon nach Pater Dunſtan gefragt.

— Gut, mein Lieber, ich komme!

Pudel verſchwand.

— Das iſt ein gutes Zeichen! — rief Dunſtan, — jetzt an's Werk! Wenn Alles gelingt, Hans, ſo kannſt du bis Mitternacht frei ſein! Euch, Herr Rath, bitt ich mit mir zu gehn, und mich zu unterrichten über Form und Zeichen, welche nöthig ſind, daß Ihr den Junker entlaſſen könnt. Wollt Ihr?

— Natürlich! Ich hole nur ein Blanket, damit wir's zur Unterſchrift gleich bei der Hand haben.

Gangelberger eilte hinaus. Sobald die Thür hinter ihm zufiel, ſagte Dunſtan halblaut: Noch eins, Hans! Nichts iſt ſicher mit jenen Leuten, und Lamormain kann uns noch Alles entzwei ſchlagen, in der letzten Minute. Dann ſtürzeſt du unrettbar morgen früh in den Tod. Alſo einen zweiten Weg öffnen! Dieſer Gefangenwärter muß zu haben ſein, und wir haben ja in Fülle, um ihm zu geben. Beim Hereinreiten hab ich in Hernals zwei Worte mit der Jörger geſprochen. Sie hat mir geſagt, daß oben im Walde nichts vorgefallen iſt. Dort wacht Tſchirill. Die Goldkiſte Zrenko's iſt wahrſcheinlich unentdeckt, unberührt. Sie läßt uns dieſen Gefangenwärter ausſtatten und ſicher ſtellen über all ſeine Erwartungen. Das ſage ihm.

— Ich hab' es ſchon gethan.

— Gut. Ich werde noch mehr bei ihm gelten als du, und ich werde beim Fortgehn ihm ein feſtes Wort in's Ohr legen. Sollte ich oben ſcheitern, und würden wir getrennt, dann iſt Hernals unſer Rendezvous. Es liegen zwar Reiter da, aber ſie kennen dich nicht, und die Jörger ſorgt ſchon für einen Schlupfwinkel —

Da kam Gangelberger zurück, und Dunſtan verließ mit ihm des Junkers Zimmer und das Schrannenhaus. Als ſie aus der eiſernen Thür ſchritten, hatte Dunſtan ein Papier verloren im Hausflur. Pudel ſuchte darnach, Dunſtan desgleichen, und während Gangelberger draußen wartete, erfuhr Pudel von dem mächtig erſcheinenden Mönche, daß ſeine Zukunft in ſich'rer Hand ruhe, und zwar eine glänzende Zukunft! — Pudels Augen öffneten ſich ſo weit, daß ihnen von dieſer Zukunft gewiß nichts entgehen konnte.

Dunſtan hatte ſeine Gegner ganz richtig beurtheilt: Es war ihnen nichts entgangen von ſeinen Schritten in Rom, und ſie waren denſelben ſorgſam gefolgt in wohlberechneten Gegenſchritten. Ueberraſcht und überholt wurden ſie nur plötzlich durch die Ankunft Trautmanndorff's und durch die Anfrage des Kaiſers, welche er zum Papſte brachte. Das hatten ſie vom Kaiſer nicht gefürchtet. Heftiger Zorn gegen Pater Bartholomäus übereilte ſie — denn er allein war auf der Reiſe neben dem Kaiſer — und in dieſer zornigen Uebereilung verſäumten ſie den Tag, an welchem Dunſtan ſeinen Geleitsbrief eroberte und verſchwand. Als ſie inne wurden, daß er fort wäre, faßten ſie den Gedanken, unterwegs den einſamen Mönch aufzuheben und zu beſeitigen. Das war aber erſtens nicht ſo leicht als es ſchien, denn Dunſtan, ein erfahrener Streiter, hatte ſchon dicht hinter Rom die Heerſtraße verlaſſen, und zweitens trug er ja doch die eigene Namensſchrift des Papſtes bei ſich! Es konnte einen für ſie gefährlichen Eindruck machen, wenn zu Tage kam, daß ſelbſt dies nicht ſicher geſtellt hätte gegen Ueberfall. Sie gaben dies alſo zunächſt auf, aber nur zunächſt. Ein Eilbote wurde ſogleich nach Wien geſprengt, welcher den Benedictiner überholen und ihn dem Orden in Wien ankündigen ſollte als gefährlichen Feind. Man ſollte ſich ſeiner bemächtigen, ſobald er in Wien eingetroffen. Der Kriegszuſtand werde hiefür leichte Veranlaſſung und Hilfe bieten. Allenfalls könne man ſich Dampierre's zur Unterſtützung bedienen.

Drei Tage vor Dunſtan war dieſer Eilbote im Jeſuitenhauſe in Wien eingetroffen, und alles Mögliche war vorbereitet gegen Dunſtan. Man wollte unverzüglich handeln, auch wenn das durch den Eilboten gleichzeitig angekündigte Eintreffen des neuen Provincials ſammt deſſen Aſſiſtenten ſich verzögern ſollte. Es verzögerte ſich nicht. Pater Anſelmus, der neue Provincial, war da, und ſein Aſſiſtent, ein deutſch redender Südtiroler Namens Euphemius, ergriff die Zügel. Alle Agenten und Hilfsmittel wurden ihm bekannt gemacht. Unter ihnen Herr Tocke, welcher ſeit des Methodius Tode ziemlich brach gelegen. Er gefiel dem Pater Euphemius beſonders und wurde von ihm beſonders beauftragt in Sachen des Pater Dunſtan.

Trotz alle dem überraſchte Dunſtan die Jeſuiten auch jetzt wieder. Sie erfuhren erſt von ſeiner Anweſenheit, als der Kaiſer eingetroffen war, ſogleich nach ihm gefragt und ihn beſtellt hatte. Dieſe Frage und Beſtellung kam Lamormain zu Ohren. Es war unmöglich, dies abzuwenden. Der Benedictiner hatte zuerſt das Ohr des Kaiſers! Erſt am folgenden Vormittage ſollte der neue Provincial Audienz haben! Was thun? Es blieb nichts übrig, als Vorſorge zu treffen, daß dieſer Benedictiner nicht zum zweiten Male den Kaiſer ſprechen könne. Lamormain ließ Herrn Tocke in die Burg rufen.

Dies war dem ſchlauen Görlitzer gar nicht angenehm. Am ſpäten Abend in der Burg geſehn zu werden konnte, ſein neutrales Anſehn beſchädigen. Er ſchlich alſo vorſichtig wie ein Kätzchen über die Zugbrücke und ſchlüpfte eng an dem Brunnen hin im Thorwege, eng an der Mauer hin zur kleinen Treppe, welche zu Lamormain's Gemache führte. Lamormain erwartete ihn ſchon, und zog ihn ſofort an's Fenſter unter der Frage: ob er den gefährlichen Benedictiner perſönlich kenne?

Nein! war die Antwort.

So warten wir hier, damit Ihr ihn ſeht. In dieſer Viertelſtunde muß er kommen.

Ein harter Wind hatte draußen die Regenwolken zerriſſen, und minutenlang leuchtete der Mond auf den naſſen Boden herab.

Gerade während einer ſolchen Minute kam Pater Dunſtan mit Gangelberger vom Kohlenmarkte daher gegen die Zugbrücke. Seine hohe dunkle Geſtalt war deutlich ſichtbar.

— Das iſt er! rief Lamormain, der ihn längſt kannte; könnt Ihr ſein Geſicht ausnehmen?

— Nein!

Dann hinunter zum Brunnen, an dem er vorüber muß! Aber laßt Euch ſelbſt nicht in's Geſicht ſehn. Ihr habt ja einen Mantel.

Herr Tocke ſprang wie ein Tänzer hinab, und kam gerade zu rechter Zeit. Dunſtan, im Geſpräch mit Gangelberger, ging dicht an ihm vorüber und beachtete ihn nicht.

Er wendete ſich mit Gangelberger zur Treppe rechts, und die beiden Männer ſtiegen hinauf zu einer folgenſchweren Unterredung.

Eggenberg und Harrach traten eben aus jenem Zimmer, welches im Frühjahre die tumultuariſche Scene der Cavaliere geſehn, und Eggenberg rief ihnen entgegen: Zur rechten Zeit, lieber Herr Pater, der Kaiſer erwartet Euch. Nehmt der Stunde wahr! Sie kann ein Segen werden für das ganze Reich. — Für den Fall des Gelingens, ſetzte Harrach leiſe hinzu — bringt ihn augenblicklich zu mir. Ich laſſe Pferde bereit halten und ſorge für Oeffnung des Thors!

Dunſtan trat ein. Der Kaiſer ſaß neben einem kleinen Tiſche und hatte das Haupt auf eine Hand geſtützt. Manche behaupteten, ſeine rechte Schulter ſei um einige Linien höher als die linke; ſie hätten dies beſtätigt gefunden in der jetzigen Stellung des offenbar tief erſchöpften Mannes, deſſen Gliedmaßen ſchlaff danieder hingen. Kummer und Sorge und der ſcharfe Ritt von Neuſtadt herein, welcher Gefangennahme bringen konnte, hatten den ſonſt rüſtigen Körper erſchüttert. Sein Angeſicht war tief geröthet von Luft und Aufregung, und das blaue Auge blickte trocken und unſicher auf die dunkle Geſtalt des Benedictiner Mönchs, der an der Thür ſtehen geblieben war.

Der Kaiſer lehnte ſich zurück und winkte ihm, näher heran zu treten. Dann ſprach er mit ſchwacher Stimme:

— Du findeſt mich, hochwürdiger Pater, in ſchweren Zweiſein. Mein Bruder hat mir ſo eben geſagt, daß du derſelbe biſt, welcher mit dem ketzeriſchen Grafen Zierotin in enger Verbindung geſtanden. Und jetzt kommſt du von Rom, mit einem Geleitszeugniſſe des heiligen Vaters, welches ich in Ehrfurcht anerkenne, und welches von unermeßlicher Wichtigkeit iſt. Wie vereinigt ſich das?

— Darin, kaiſerlicher Herr, daß der Ausdruck „ketzeriſch" ein nur zu leicht gebrauchtes Streitwort geworden iſt, und daß der heilige Vater eingeſehen hat, es müſſen die Urſachen des neuen Streites neu geprüſt, es müſſe die weggeworfene Spreu nochmals auf die Tenne gebracht und nicht nur geworfelt, ſondern auch geſiebt werden. Da wird ſich's unter Anderm zeigen, daß Zdenko Zierotin ein guter und frommer Mann geweſen, welchen man unchriſtlich gemißhandelt hat.

Der Kaiſer ſtand jählings auf vom Seſſel.

— Ich bin nicht hier, um anzuklagen, — fuhr Dunſtan ruhig fort, — ich bin hier, um aufbauen zu helfen. Was dich da, kaiſerlicher Herr, in meinen Worten aufſcheucht, das kennt der heilige Vater genau. Er wägt die Schwere der Anklage gegen Pater Athanaſius in ruhiger Hand; und um dir zu zeigen, daß ich nicht Kraut und Unkraut verwechsle, ſetze ich von freien Stücken hinzu: ich halte den Pater Bartholomäus neben dir, obwohl er zu demſelben Orden gehört, für einen Gott wohlgefälligen, hochwürdigen Prieſter. Deine Zeit iſt karg zugemeſſen, laß mich, wie ich ſchon geſagt, von jeder Anklage abſehn, laß mich einfach ausſprechen, was der heilige Vater für die nächſte Zukunft erwägt und vorhat. Deine Anfrage durch Trautmannsdorff fiel wie ein ſtimmender Ton in die Gedanken, welche juſt in ſeiner Seele kreiſten.

— Sprich! — die Anfrage, welche ich Trautmannsdorff mitgegeben, laſtet Tag und Nacht auf meinem Gewiſſen wie der Beginn einer Sünde. Es iſt mir ein Troſt, daß der heilige Vater ſie nicht alſo beurtheilt. Was erwägt er, was hat er vor?

— Toleranz zunächſt, wie du ſelbſt es genannt. Nicht blos Nachſicht und Duldung gegen alle Nebenmenſchen. Das Geſetz will er erweitern. Alle Völker ſollen darunter Raum finden, welche Gott anbeten im Geiſte und in der Wahrheit. Auf das Regensburger Geſpräch vom Jahre 1541 will er zurück gehn, welches damals ſchon ein weiſer Cardinal zur Richtſchnur der Ausgleichung mit den ſogenannten Evangeliſchen empfahl. Weißt du, wer vorzugsweiſe damals die Ausgleichung zur Seite ſchob? Die Feinde des deutſchen Kaiſers thaten es, die Feinde deines Ahnherrn Karls des Fünften!

— Wie?!

— Politiſchen Erwägungen über die Maßen hingegeben und in dieſen verirrt riefen damals Cardinäle: Wenn man auf dieſen Ausgleich eintritt, ſo wird der deutſche Kaiſer wieder allmächtig, und es entſteht wieder das heilige römiſche Reich deutſcher Nation in ſeiner Allgewalt! — Das wollten ſie nicht, weil ſie weltlich herrſchſam geworden, und weil ſie Kaiſer Karl ſtrenge Maßregeln zutrauten gegen politiſche Neigungen der Curie. Am Mißwollen gegen die Macht deines Hauſes alſo ſcheiterte der große Gedanke, und dies

Mißwollen hat das Reich wie die Kirche an den Abgrund geführt. Dies wird jetzt am Rande des Abgrunds erkannt, und der heilige Vater ſetzt hinzu: Einem kirchlich geſinnten Kaiſer gegenüber, wie Ferdinand der Zweite einer iſt, wäre es Thorheit, vor der Herſtellung eines mächtigen deutſchen Reiches zu zittern. Je mächtiger der Kaiſer, deſto mächtiger die Kirche! Treten wir ein in die Bedingungen des Regensburger Geſpräches, und berufen wir eine Vertretung der abweichenden Anſichten,. damit eine Vorlage feſtgeſteckt werden kann für ein neues Concilium. Bis dahin Milde, Verſöhnlichkeit, gute Werke unter dem Worte des Evangeliums: Was du nicht willſt, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht! — Dies, kaiſerlicher Herr, iſt der Kern der Botſchaft, welche ich auszurichten habe.

Der Kaiſer ging hin und her.

— Zeigen deine nächſten Schritte dieſe Verſöhnlichkeit und dieſe guten Werke, ſo iſt die Einleitung im Sinne des heiligen Vaters getroffen, und es erfolgen von ihm die directen Anerbietungen an die Gegner. Aber raſch und ganz muß dein Entſchluß ſein, und er muß ſichtbar werden mit der Morgenröthe. Denn wenn die Feinde Wien völlig einſchließen, ſo hat dein Entſchluß nur noch halben Werth; er gilt dann nur noch für einen Nothbehelf und wird nicht geglaubt.

Der Kaiſer ſtand ſtill an dem kleinen Tiſche, auf welchem Tintenfaß und Feder ſtand, und ein Bogen Papier lag. Die Rede Dunſtan's arbeitete in ihm wie Heſe. Der kluge Mönch hatte ein Lebensorgan in ihm getroffen. Ferdinand war bei aller Frömmigkeit, welche die Regierung der Kirche unterordnete, doch ein ächter Habsburger: der politiſche Sinn war inſtinctmäßig rege in ihm. Die Erinnerung an Kaiſer Karl, die Erinnerung an die Kaiſermacht, welche dem mächtigen Ahnherrn verkümmert worden war durch die Reformation und durch die Curie, der Gedanke, daß ſie im Augenblicke tiefſter Unmacht wieder zu gewinnen ſei, und zwar im Bunde mit dem heiligen Vater wieder zu gewinnen ſei, dieſer einleuchtende Gedanke verſetzte ihm Geiſt und Herz in Gährung. All ſeine Nerven zitterten, und die Hand griff krampfhaft nach dem Papier auf dem Tiſche, es mechaniſch in die Höhe hebend.

Pater Dunſtan, weitſichtigen Auges, wie alte Leute zu ſein pflegen, die viel in freier Luft verkehren, konnte leſen, was auf der erſten Seite des Papiers geſchrieben ſtand: „Urtel über Hans Junker von Starſchädel aus Oberſachſen“ — — er harrte geduldig, er war abgehärtet und von ſtarken Nerven.

Er ſchwieg ſelbſt dann, als er bemerkte, daß die Reaction eintrat im Innern des Kaiſers.

Ferdinand hatte ſein ganzes Weſen auf den Begriff der Autorität geſtellt. Das feſte Herkommen war ihm dergeſtalt Fundament geworden, daß ihm auch ein glücklicher Wechſel wie ein Unglück entgegen trat. Der ganze Grund der Welt ſollte plötzlich anders werden? die lange, harte Vergangenheit ein Irrthum? Nein! ſagte die tiefſte Stimme in ihm, nein! Wenigſtens nicht eher, als bis die Kirche unzweideutig, öffentlich, in feierlicher Amtlichkeit geſprochen! Er warf das Papier hin und ging im Zimmer umher.

Dunſtan erkannte, daß Alles auf dem Spiel ſtehe. Er ging dreiſten Schrittes zum Tiſche und ergriff das Papier mit feſter Hand.

— Dies ſcheint ein Todesurtel zu ſein, kaiſerlicher Herr! — rief er nach dem umherwandelnden Kaiſer hin — — es iſt ein's, wie ich ſehe, und zwar gegen Zdenko von Zierotin's Sohn.

— Wie?

— Zdenko hat den jungen Mann an Sohnes Statt angenommen, weil er ein braver, gottesfürchtiger Jüngling iſt. Unterſchreibe es, Herr, und du haſt ein Leben ausgelöſcht, welches in frommer Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit ſeinen Gott ſucht mitten durch Thränen und Noth. Der Vater iſt zum Märtyrer unchriſtlicher Feinde geworden, der Sohn werde es ebenfalls! die Gegner brauchen Fahnen gegen dich und die Kirche. Nein, ich habe Unrecht: die Kirche und du gehen nicht mehr zuſammen. Ich komme vom heiligen Vater mit dem Oelzweige; du weißt es, du glaubſt es, aber du weiſeſt den Oelzweig zurück. Der Sohn der Kirche widerſetzt ſich dem Vater derſelben —

— Höre auf, Jünger des heiligen Benedict, höre auf! Uebereile mich nicht! Ich ſelbſt will mich nicht übereilen, deshalb zögre ich. Im Gebet erſt will ich Sammlung und Faſſung ſuchen. Komm wieder mit der aufgehenden Sonne!

Die letzten Worte langſam und mit niederhängendem Haupte ſprechend winkte der Kaiſer leicht mit der Hand, ging zögernden Schrittes nach der Thür links, welche zu ſeinem Schlafzimmer führte, und — verſchwand.

Dunſtan ſah ihm leuchtenden Auges nach. Der Papierbogen, auf welchem Hanſens Todesurtheil geſchrieben ſtand, war noch in ſeinen Händen. Dieſe Hände zuckten, ſein Entſchluß war gefaßt.

Feſten Schrittes ging er hinaus auf den Corridor. Dort fand er Eggenberg noch und Gangelberger, die hin und her gingen und ſeiner harrten. Sie kamen ihm entgegen, und Eggenberg fragte ſchon von Weitem: Nun?

Dunſtan zeigte ihm das Urtel, ohne es aus der Hand zu geben, und ſagte zuverſichtlich: der Kaiſer hat das Urtel meinen Händen überlaſſen!

Victoria! rief mit gedämpfter Stimme Gangelberger, und zog das Blanket hervor, welches eine Formel der Entlaſſung enthielt, den Freiherrn von Eggenberg bittend, er möge ihm im nächſten Kanzleizimmer ſeine Namensſchrift darunter ſetzen.

Im Hingehn fragte Eggenberg nach dem Weiteren, denn ihn intereſſirte es denn doch noch mehr, ob und wie weit der Kaiſer die große Wendung des politiſchen Syſtems annähme.

Dunſtan berichtete, daß die Grundfrage nachdrücklich zur Sprache gekommen, daß der Kaiſer mit der ganzen Wucht ſeiner inneren Perſönlichkeit in die Frage eingetreten ſei und ihn zu morgen früh wieder zu ſich beſchieden habe. Ganz früh, bei Sonnenaufgang!

Die Hauptſache ſchwebt alſo noch! ſagte Eggenberg und nahm die eingetauchte Feder, welche ihm Gangelberger reichte. — Solcher Weg mit einem Todesurtel iſt ungewöhnlich! ſagte er hierauf, und ſein Blick ruhte fragend auf dem ruhigen Antlitze Dunſtan's.

— Wenn wir das Gewöhnliche nicht entbehren können — entgegnete Dunſtan trocken — — dann bleibt es eben beim Alten, und Ihr ſeid verloren. Nur das Ungewöhnliche kann noch retten. Das weiß der Kaiſer jetzt, und da er's von Rom erfahren, ſo wird er's morgen in's Werk ſetzen. Mit dieſer Freilaſſung übrigens beginnt er ja heute ſchon, und Ihr werdet gut thun, es noch in der Nacht draußen die Oeſterreicher wiſſen zu laſſen, welche unter den Belagerern ſind. Die Wirkung wird nicht ausbleiben.

Eggenberg unterſchrieb. —

Dunſtan und Gangelberger gingen. Unten am Brunnen harrte ihrer, tief in den Mantel gehüllt, Herr Tocke. — Dieſer folgte ihnen; er wollte erhorchen, was geſchehen und was man vorhabe. Dunſtan und Gangelberger aber ſchwiegen auffallender Weiſe. Gangelberger ahnte, daß die Sache nicht ganz richtig ſei, wollte aber nicht fragen. Das unterſchriebene Blanket ſtellte ja ſein Amt und ſein Gewiſſen ſicher, und dem Junker wollte er nicht ſchaden. Neue, zweifelvolle Notizen konnten in ſolcher Lage nur Unheil bringen, denn ſie konnten von ſeinem Gewiſſen Aufſchub verlangen.

An dem Eingange zur Herrengaſſe blieb Dunſtan unerwartet ſtehn, nahm das Urtel aus ſeiner Kutte, riß es in kleine Stücke, welche der Wind entführte, und ſprach: — Bringt den Junker, Herr Rath, ſogleich zu Harrach's

Hauſe! Ich laſſe mein Maulthier ſatteln und geleite ihn hinaus über Hernals. Ja?

— Auf der Stelle. Ihr ſollt ja aber bis Sonnenaufgang —?

— Bis dahin iſt noch eine Reihe von Stunden, welche für den Junker benützt werden müſſen. Abgemacht?

— Abgemacht!

Gangelberger ging den Kohlenmarkt hinab, Dunſtan die Herrengaſſe, an dem langſam ſchreitenden Tocke vorüber. Denn dieſer hatte im Vorübergehn verſtanden, daß Hernals das nächſte Ziel ſei. Wenn das Thor wirklich geöffnet würde, ſo wollte er mit hinaus. Der letzte Punkt der Verhinderung war ja gerade Hernals, wo Dampierre'ſche Reiter lagen.

Dunſtan, ſonſt ſo beſtimmt in ſeinen Entſchlüſſen, war jetzt unentſchloſſen. Sollte er zum Kaiſer zurückkehren, oder nicht? Er glaubte nicht an die neue Wendung in Rom, er glaubte nicht an die neue Wendung des Kaiſers. Sie ſchien ihm gegen die Natur, hier wie dort. In einigen Tagen konnte authentiſche Botſchaft von Rom kommen, morgen Vormittag ſchon hatte das Jeſuitenhaupt Audienz. Sollte er für einige Tage halber Wirkung —? Aber auch einige Tage neuer Wirkung konnten von Einfluß ſein auf den großen Kampf! — Nein! Dieſer Ferdinand thut keinen Schritt, bis der Papſt direct befiehlt. Nein! ſchloß Dunſtan ab, du kehrſt nicht zum Kaiſer zurück, du gehſt von dannen mit Hans, beſtellſt dein Haus in der Schottenabtei, ordneſt oben mit Tſchirill und Gelling, der nun unterrichtet werden muß, die ſtückweiſe Ueberſiedelung des Schatzes an einen ſichern Ort jenſeits der Grenze, und nimmſt draußen Zdenko's Werk der einfachen Kirche auf, wie wenig du auch dafür hoffen magſt.

Alſo denkend ging er an den wirklich ſchon harrenden Pferden bei Harrach's Hauſe vorüber in die Schotten-Abtei.

Gangelberger machte im Schrannenhauſe wenig Umſtände. Ihm ſchwante davon, daß ſich die ganze Befreiung auf einer morſchen Brücke über einen tiefen und reißenden Strom bewege. Leiſe auftreten, eilig gehn! war ſeine Loſung. Er ſagte Hans kaum frei heraus, daß die Gefangenſchaft zu Ende gehe, er trieb ihn nur an, ſich fertig zu machen und ihm zu folgen nach dem Harrach'ſchen Hauſe. Pudel erfuhr gar nichts, und ſah unangenehm verblüfft darein, als der Junker ohne ſeine Zuthun hinaus geführt wurde. An gewiſſen Kleinigkeiten, welche der Junker ſonſt bei Ausgängen mit dem Rathe nicht zu ſich geſteckt, meinte Pudel zu erkennen, daß der diesmalige Ausgang nicht geheuer ſei, und daß des Junkers Rettung am Ende nicht mehr von ihm abhängen könne. Bittre Verachtung der Menſchen erhob ſich in ſeiner Seele, und als er die eiſerne Thür zuſchlug, vielleicht zum letzten Male hinter dieſem „gebülldeten" Junker zuſchlug, da ſtieß er eine Verwünſchung aus gegen die Menſchheit, gegen dieſe thörichte Menſchheit, welche hartnäckig bezweifeln wolle, daß ein Pudel und ein Natzi nicht ebenſo gut eine Herrſchaft verwalten könnten, wie ein unſauberes Gefängniß. Pfui! war ſein letztes Wort, trotz der Handvoll Goldſtücke, die er unverdient eingeſäckelt hatte vor wenig Stunden.

Als Gangelberger und Hans vor die Harrach'ſchen Häuſer kamen, war Dunſtan mit ſeinem Maulthier noch nicht da, und Gangelberger mußte Hanſens Verlangen weichen, einen Augenblick dort einzutreten. Vielleicht wachte Fräulein Iſabella noch, und er wollte ſo gern von ihr Abſchied nehmen, von dieſer guten, liebevollen Freundin! — Harrach kam ihnen ſchon auf der Treppe entgegen. Er war, wie Gangelberger, gegen jeden Verzug. Und es wäre auch beſſer, ſprach er, Ihr trätet gar nicht ein in's Hernalſer Schloß. Es iſt voll von Dampierre'ſchen Panzerreitern, welche man giftig aufgeſtachelt hat. Heute Nacht zudem werden ſie auf den Beinen ſein, denn man fürchtet einen Ueberfall der Bethlenſchen Horden. Bethlen will die Einſchließung der Stadt vollenden und auch von dieſer Seite bis an die Donau dringen. Es iſt von den Unſrigen Alles in Bewegung, und Ihr findet das Schottenthor offen, weil Boucquoi die Straße nach Nußdorf hinaus beſetzt hat. Am beſten iſt, Ihr ſchickt nur meinen Reitknecht in's Schloß hinein zur Jörger. Sie weiß durch meine Tochter, daß Ihr vielleicht kommt. Selbſt zur Abreiſe gerüſtet will ſie auf Euch warten. Mit ihr links nach Hütteldorf hinüber kommt Ihr am raſcheſten aus dem Bereich unſrer Truppen und unter öſterreichiſche Kriegsleute, denn an der Reichsſtraße hinauf lagern Fähnlein von den Hornern.

Da wurde die Ankunft Dunſtan's gemeldet. Harrach eilte vor's Haus, um dieſem der Gegend genau Kundigen ähnliche Mittheilungen zu machen. Hans aber flog die Treppe aufwärts, denn da oben erſchien Iſabella und winkte ihm den Abſchied zu mit beiden Armen. Ein rückwärts ſtehendes Licht zeichnete die volle, ſchöne Geſtalt in eine dämmervolle Beleuchtung. Ihr Auge war wohl auch diesmal feucht, aber es war eine Freudenthräne. Dieſes wahrhaft liebende Mädchen freute ſich innig, den Freund errettet zu ſehn. Sie wußte es wohl, daß er vielleicht auf Nimmerwiederſehn für ſie von dannen ging; ſie wußte es wohl, daß der unklare Traum einer Möglichkeit — nun völlig verfliegen müſſe. Aber ſie gehörte zu jenen weiblichen Engeln, welche zuletzt an ſich ſelbſt denken. Thörichter Junker! dem Gefühl, welches dich jetzt anweht aus dem Handkuſſe dieſes Mädchens, ſollteſt du dich hingeben! Dies Mädchen beglückt wie eine Gabe des Himmels, und ihr Beſitz liegt dir näher, als der Ludmilla's! denn dieſe Iſabella iſt ſo einfach und einig in ſich, daß ſie für eine gegenſeitige Liebe Alles, Alles opfert. Sie tritt vor ihren Vater hin, der ſie bis zur Schwäche liebt, und ſagt ihm mit rührender Wahrhaftigkeit: Dort iſt mein Glück. Sie ſagt Waldſtein ſanft und ruhig daſſelbe, und der ſtolze Mann iſt nicht angethan, dies zu überhören. Dies Alles iſt ſeit Wochen, ſeit Monden in ihren Träumen dageweſen, aber ſie hat es ſich im Wachen nie ausgeſprochen, ſie ſpricht es niemals vor ſich ſelber aus, wenn nicht deine Stimme die ihrige weckt. Sie iſt eine Blume, welche nur im Sonnenſtrahl ſich aufſchließt; im Dunklen bleiben ihre Blätter feſt verſchloſſen immerdar. Dein Herz, dein Auge, dein Mund beſitzen dieſen Sonnenſtrahl für ſie! Du weißt es nur nicht. Jetzt, indem du ihr ſo treu und warm in's Auge ſiehſt, indem ihre Abſchiedswehmuth wie linde Luft in dein Inneres fächelt, jetzt biſt du nahe daran es zu erfahren;

verweile nur noch einige Minuten, und es entfaltet ſich Alles, was dein Charakter braucht zu einem dauerhaften Lebensglück —!

Kommt, Junker, kommt! rief unten von der Hausthür eine Stimme, und — die aufdämmernde neue Welt verſank ihm. Er drückte ihr raſch und herzlich beide Hände und flog hinab. Sie ſah ihm liebevoll nach von oben. Ohne irgend eine Reue, ohne irgend eine Enttäuſchung. Ihre Güte des Herzens wußte ja nicht, daß noch etwas Anderes zu wünſchen ſei, als ſeine Errettung und ſein Glück!

— Auf Wiederſehn in einer beſſern Zeit! ſagte Gangelberger, und umarmte den Junker ſtark und herzhaft. — Dank für Alles! flüſterte Hans, und nachdem er auch dem ſo gütigen Harrach die Hand geſchüttelt, ſchwang er ſich auf's Pferd und ritt mit Dunſtan in die Schottengaſſe hinein.

Das Thor war wirklich offen. Es war's auch für Herrn Tocke geweſen, der längſt hinaus war. Innen und außen Kriegsleute. Aber ſie kümmerten ſich nicht um den durchreitenden Hans und Dunſtan. —

Endlich waren ſie außen. Hans holte tiefen Athem. Es ſtand vor ihm, wie er in warmer Sonnengluth damals auf den Mehlſäcken hier eingefahren war. Jetzt ſtürmte der ſchneidende Wiener Wind, aber der jugendliche Körper des Junkers erfreute ſich dieſer ſchneidenden Friſche.

— Wir thun beſſer, ſprach Dunſtan, als ſie an die Luken kamen, wenn wir gar nicht einkehren in Hernals, ſondern unverweilt hinauf reiten in den Wald.

— Aber Frau Amalie wartet!

— Wenn auch.

— Sie will endlich ſelber fort, wahrſcheinlich muß ſie, und kann unterwegs meines Schutzes bedürfen.

— Sei froh, wenn du dich ſelbſt hinreichend beſchützen kannſt. In einer halben Stunde iſt ſie ja bei den Vorpoſten ihrer Partei.

— Aber, Freund Dunſtan, geben wir denn Alles auf, was uns Vater Zdenko auf die Seele gebunden? Frau Amalie iſt ja doch ein Mittelpunkt für unſre Vorbereitungen und Verbindungen zu unſrer einfachen Kirche. Müſſen wir nicht Verabredung mit ihr treffen? In der Verwirrung dieſes Sommers wird unſer Concilium in Prag unausgeführt geblieben ſein. Wollen und müſſen wir nicht die Fäden wieder aufnehmen, und iſt dazu nicht Frau Amalie von größter Wichtigkeit?

— Das iſt freilich wahr. Nun denn, meinethalben! Aber beeilen wir uns, und ſeien wir vorſichtig! Ich will allein in den Schloßhof hinein; meine Kutte wird reſpektirt von den aufgehetzten Reitern. Bleib du außen. Die Jörger ſoll fertig ſein zur Abfahrt, kann alſo bald heraus kommen. Eben ſo dein Reitknecht, der ſich deine Pferde hat wegnehmen laſſen, alſo nichts mehr zu thun hat.

So wurde es ausgeführt. Hans ritt mit ſeinem Harrach'ſchen Reitknecht ſeitwärts, um hinter dem Gartenwalle zu warten; Dunſtan ritt in den Schloßhof hinein. Dieſer war angefüllt mit geſattelten Roſſen; die Reiter ſelbſt ſtanden in Gruppen umher und empfingen Dunſtan erſt mit erſtauntem, dann mit drohendem Zurufe: „Wo iſt der Ketzer? Wo iſt der verrätheriſche Ketzer?“ war die Formel, in welcher die Zurufe ſich nach und nach vereinigten. Dunſtan antwortete zunächſt nicht, ſondern machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, welche von Einigen wie ein Zeichen geiſtlichen Segens aufgefaßt wurde und theilweiſe Ruhe hervorbrachte. Dann rief Dunſtan mit lauter Stimme nach Spath, dem Gärtner. Diejenigen, welche die Handbewegung als Segen aufgenommen, wiederholten den Ruf, und einer ſchrie unmittelbar in den Haupteingang des Schloſſes hinein: Spath! Spath!

Spath erſchien in der Hausthür, und als er im Mondſcheine den Herrn Pater erkannt, rief er einen Diener, welcher das Maulthier halten ſollte. Den Pater ſelbſt führte er zur gnädigen Frau hinauf. Unterwegs erzählte er ihm ſchnell und leiſe, was der drohende Ruf zu bedeuten habe. Wir wiſſen ſelbſt nicht, was eigentlich vorgegangen, ſagte er, — vor etwa einer Viertelſtunde kam ein Bekannter des Herrn Candidaten Götzinger, und fragte nach dieſem. Es wurde ihm geſagt, daß der Herr Candidat mit dem gnädigen Herrn fortgereiſt ſei, und darauf ging der kleine Mann wieder. Es dauerte aber gar nicht lange, ſo entſtand Spektakel unter den Reitern. Der ſächſiſche Junker, der Ketzer, der das Stubenthor damals von innen geſprengt, komme hier heraus; er ſei entwiſcht und wolle nach dem Walde hinüber. Ein Reiter ſaß gleich auf, um die Kriegsleute, die in Dornbach ſtehn, an den Weg zu ſprengen. Die andern ſchrie'n immer grimmiger durcheinander. Ein Mönch von den Schotten entführe den Ketzer. Dieſer Mönch wolle ein öſterreich'ſcher Luther werden; man ſollte ihn beim Kragen nehmen. —

— So, ſo? entgegnete Dunſtan oben auf dem Vorſaale — — iſt's wahr, daß die gnädige Frau zur Abreiſe gerüſtet iſt?

— Alles iſt fertig; die Pferde brauchen nur angeſpannt zu werden!

— Und des Junkers Reitknecht?

— Steckt hinten bei mir im Backſtübel. Er darf ſich nicht ſehn laſſen; er hat geſchimpft, und die Reiter haben ihm das Lutherthum abgemerkt.

— Er ſoll hinaus auf den Weg nach Hütteldorf, und auf den Wagen der gnädigen Frau warten. Die wird ihn mitnehmen. Werden die Reiter den Wagen und die gnädige Frau fortlaſſen?

— Ich denk' wohl!

— So laß anſpannen und vorfahren, und ſchleich' hinten auf den Gartenwall. Unter ihm hält der Junker. Führ ihn hinüber auf den Hütteldorfer Weg zu ſeinem Reitknecht. Von dort ſoll er — ich laß es ihm nachdrücklich ſagen — mit der gnädigen Frau auf der Stelle fort!

— Aber Ihr ſelber, würdiger —

— Sie ſollen auf mich ja nicht warten. Wenigſtens nicht eher als in Purkersdorf, wo ſie ſicher ſind. Ich komme ſchon nach, der öſterreich'ſche Luther wird doch mit einem Haufen von Kriegsknechten fertig werden. — Und noch Eins! Würde es ärger, als ich denke, und müßte ich wieder nach Wien hinein, ſo ſage oben dem Tſchirill, daß er getreulich aushalten ſolle, bis ich oder der Junker Hans käme. Jetzt geh' mit Gott!

Spath ging und beſorgte Alles richtig. Nur noch praktiſcher. Er nahm Tartſch gleich mit zu ſeinem Herrn, damit er ſie zuſammen hinüberführen könne, wo der Hütteldorfer Weg durch eine Grube ging und man von fern auch einen Reiter nicht entdecken konnte. Hans widerſprach zwar Anfangs; er wollte den Pater Dunſtan nicht allein laſſen, aber Spath erwiederte: der würdige Herr hat „nachdrücklich“ geſagt!

So ging's denn hinüber unter den Aeußerungen der Unzufriedenheit, welche Tartſch nicht unterdrücken konnte darüber, daß die braven Pferde zum Teufel gegangen und er ſelbſt dabei die ſchönſten Prügel bekommen. —

— Haſt Du das Geld noch?

— Das freilich!

Sie kamen ungefährdet über geackertes Feld auf den Weg in der Grube, und Hans ahnte nicht, wie gefährdet Dunſtan ſei; denn der geſcheidte Spath hatte ihm nicht Alles geſagt.

Als Dunſtan mit Frau Amalie in den Hof kam, hatten die Reiter einen Schluß gefaßt. Sie ließen die Frau aufſteigen und fortfahren, als aber der Pater auf ſeinem Maulthier ihr folgen wollte, hielten ſie das Thier am Zügel feſt und erklärten: er müſſe den Ketzer ſchaffen; er wiſſe, wo er ſei.

Pater Dunſtan erhob ſeinen Sinn und ſeine Stimme zu ganzer Kraft, und predigte in ſie hinein, daß ſie wirklich einen Augenblick betroffen abſtanden. Da rief aber Einer von der Mauer herrüber — Herr Tocke hatte es ihm aus einem Fenſter ſoufflirt —: Grade ſo hat der Doctor Luther gepredigt! der verſtand's gerade ſo. Laßt den öſterreich'ſchen Luther nicht aus! Bringt ihn nach Wien zu den frommen Jeſuitern!

Dies wurde das Loſungswort. Vier Reiter ſtiegen auf ihre Pferde, nahmen den Pater in ihre Mitte, und: Vorwärts! ſchrieen alle, nach Wien zu den Jeſuitern!

IV.

Ein hochgewachſener Mann ging über die Prager Brücke nach der „Kleinſeite“ hinüber. Es war gegen Sonnenuntergang; die Luft war kalt und rein, und ein Schneeſlaum ſäumte ſchon links vor ihm den Laurenzerberg, rechts oben die Dächer und Thürme des Hradſchin. Dennoch ließ der Mann ſeinen Mantel flattern, er zog ihn nicht an ſich; er war ein vollſaftiger, blutvoller und geſunder Mann, ganz und gar nicht froſtig. Mitten auf der Brücke blieb er ſtehn. und ſein Auge ſchweiſte rings um die breite Schlucht der Moldau, in welcher ſich die Prager Städte gelagert, die Alt- und Neuſtadt in der Ebene, die Kleinſeite und der Hradſchin drüben an dem Berge hinauf. Der rothe Glanz der untergehenden Sonne beleuchtete oben die Fenſter des Hradſchinſchloſſes grell und blendend, und dies ſchien die Gedanken des Mannes anzuregen. Wie Blut! flüſterte er und ſchritt weiter. Als er drüben auf der Kleinſeite war, blieb er ſtehn. Er ſchien zu überlegen, ob er die Fahrſtraße gerade vor ſich, welche in großem Umwege zum Hradſchin hinauf leitet, oder ob er gleich rechts ab den ſteilen, kürzern Weg einſchlagen ſolle. Sein lichtes Kopf- und Barthaar zeigte ſchon weiße Spitzen, er mochte den Sechzigen nahe ſein, und war alſo wohl auf den bequemeren Fahrweg angewieſen. Dennoch machte er eine raſche Wendung nach rechts, und ſtieg rüſtig den ſteilen Weg hinan. In der Mitte des Wegs und oben nur blieb er ſtehn; wohl nicht aus Müdigkeit, ſondern der Ausſicht wegen die Moldau abwärts und aufwärts. Links abwärts wendet ſie ſich plätſchernd um die Altſtadt und in Baumgruppen hinein. Jenſeits derſelben zeigen ſich kahle, unſchöne Hügel. Rechts aufwärts tritt ſie bei der kleinen Wiſchehrad-Höhe, der älteſten Prager Stätte, in die Schlucht herein, und geht zwiſchen Inſeln und über Wehre der ſteinernen Brücke zu am bewaldeten Laurenzerberge entlang. Durch dieſe Eintrittspforte am Wiſchehrad allein öffnete ſich ein Blick in die Weite nach Abend hin. Die Sonne ſank da eben roth unter und blendete das Auge des Beſchauers. Blau, grün und gelb ſpielte es ihm vor der Pupille, und der Mann ſtöhnte vor ſich hin: Bunt, bunt und keine Ausſicht!

Dies iſt überhaupt die Schwäche der Prager Situation: die alten thurmreichen Gebäude, die ſcharfe Abwechſelung von Fläche und Höhe, das dazwiſchen durchrinnende Waſſer, vor Allem der bewaldete Laurenzerberg und der ſtattlich herabſchauende Hradſchin mit Schlöſſern und Kirchen treten maleriſch vor's Auge, oder richtiger „pittoresk", denn das fremde

Wort ſchließt etwas Ueberraſchendes und Grelles in ſich; — aber der Hintergrund fehlt faſt durchweg, oder er ſtört durch Oede und Trockenheit. Selbſt der einzige Blick beim Wiſchehrad hinaus in die Ferne iſt unbedeutend, faſt leer.

Dachte der Mann da oben Aehnliches? Er ſchüttelte wenigſtens mit dem Haupte und ging weiter; er ſchien nicht behaglich geſtimmt zu ſein, und doch war ſein wohlausgearbeiteter Kopf mit geſunder Färbung des Angeſichts offenbar gewohnt, fröhlich in Luſt und Leben hinein zu ſchauen. Es war der Freiherr von Loß, der zum Schloſſe hinauf ging, wo er den Abend zubringen wollte. Seiner Tochter wegen. Es war wieder einmal feſtliche Geſellſchaft da oben, wie herkömmlich ſeit Monaten, ſeit der erwählte König Friedrich mit ſeiner lebensluſtigen jungen Königin da eingezogen war von Heidelberg und Amberg her.

Loß ſelbſt nahm keinen rechten inneren Antheil an dem Treiben da oben, obwohl er zu der eigentlichen Partei, und zwar nächſt Raupowa obenan, gerechnet wurde, welche den calviniſchen König durchgeſetzt hatte. Er hatte viel von ſeinem guten Humor verloren ſeit Einführung der neuen Königsherrlichkeit. Die ganze Waare iſt mir zu leicht! pflegte er gegen Budowa zu äußern, an welchen er ſich neuerdings vorzugsweiſe angeſchloſſen, vielleicht weil Budowa dieſe politiſche Anſicht theilte.

Seine erſte Frage war denn auch, als er in's Schloß trat: ob Herr von Budowa ſchon oben wäre? Und als ſie bejaht wurde, ſchritt er etwas munterer die Stiegen hinauf, zerſtreut den Marſchällen, Dienern und Aufwärtern zuſchauend, welche Lichter anzündeten, Tafeln ſchleppten, Teppiche breiteten und was dergleichen mehr war. Die hohen Herrſchaften ſeien zur Jagd draußen im Thiergarten am weißen Berge, und würden jeden Augenblick erwartet. Dann folgte Umkleidung, dann Tafel, dann Tanz. — Iſt meine Tochter auch draußen? — Allerdings.

Sie war wirklich Hofdame der Königin und wohnte im Schloſſe. Auch das war Loß gar nicht genehm. Er liebte ſeine Mädchen zärtlich, er liebte die Häuslichkeit mit ihnen, und nun hatte er nur noch die „Purzel" daheim, und mußte immer hier heraufſteigen, wenn er ſeine „Mille" ſehn wollte. Denn ſie kam nur in ſein Haus hinunter, wenn's einmal einen ſtillen Tag gab hier oben, und das war ſelten genug.

Er ſchritt durch die großen Gemächer auf ein Nebenzimmer zu. Sie nannten es die „politiſche Stube", weil ſich die ernſthaften Männer da zu finden pflegten neben all dem Saus und Braus. Dort trat ihm auch jetzt Budowa entgegen mit der Verſicherung, daß er ihn ungeduldig erwartet habe.

— Giebt's Neues? fragte Loß.

— Ja wohl — antwortete Budowa — wenn du ihm nicht ſchon begegnet biſt.

— Wem?

— Dem Thurn!

— Der iſt wieder da? — Wie damals?

— Wie im Frühjahr!

— Na, uns überraſcht es nicht.

— Nein. Dieſe Helden erobern Wien nicht. Er ſagt, der

Bethlen ſei plötzlich abgezogen unter dem Vorwande: der Paſcha von Oſen bedrohe ihn, und Drugeth bringe mit polniſchen Heerhaufen in's Oberungriſche, ſein Rücken ſei bedroht, den müſſe er erſt decken. Er werde wiederkommen.

— Das Lügenmaul!

— Da habe er denn allein, der Thurn, das Feld nicht halten können gegen Boucquoi und Dampierre, denn die Kriegshilfe der Horner bedeute nichts.

— Und nun ſind wir ſo weit wie zuvor, und der Kaiſer hat Luft.

— Luft. Viel mehr auch noch nicht. Aber die hochfliegenden Pläne der Unſrigen ſind arg beſchnitten. Der Städtetag in Nürnberg hat nicht viel ausgegeben für uns, der Fürſtentag in Mühlhauſen erklärt ſich gegen uns, und unſer natürlichſter Verbündeter, die Union in Ober-Deutſchland, verhält ſich flau und furchtſam. Sie fürchtet den Bayer, der furchtbar rüſten ſoll, ſie fürchtet die Liga, die den Bayer an ihre Spitze ſtellen will, und wird uns im Stich laſſen, wenn's zum Schlagen kommt.

— Du meinſt?

— Die Liga iſt eine ſtarke Verbindung, denn ſie hat ein einfaches Element, hat reiche Quellen und hat einen Feldherrn. Das Element iſt die katholiſche Kirche, in welcher man ſich nicht zankt und zerſplittert wie in der proteſtantiſchen, die Quellen ſind das wohlhabende Bayerland und das reiche Rheinland unter den drei geiſtlichen Kurhüten, der Feldherr iſt der kleine Tilly, den ich kenne und dem ich viel zutraue. Den Winter werden wir noch Ruhe haben zu — Spiel und

Tänz; mit dem Frühjahr aber wird man uns zeigen, daß wir nichts vorbereitet, nichts geſchaffen haben. Dann wird der Kaiſer die Acht durchgeſetzt haben beim Kurfürſtencollegium gegen den Räuber des böhmiſchen Kurhutes, und dann wird man von allen Seiten gegen uns einrücken, wahrſcheinlich auch von Sachſen, und dann wird ſich's enthüllen, daß wir keinen eigentlich ſchöpferiſchen Menſchen unter uns haben, weder einen böhmiſchen, noch einen fremden.

— Auch der Mansfelder nicht?

— Nein.

— Und der Anhalt?

— Auch nicht. Nehmen wir mit Bewußtſein den Winter wahr,, der noch leidlich ſicher vor uns liegt. Genießen wir das Endchen Leben, welches uns noch vergönnt iſt! Ach, Loß, auch das iſt Redensart. Wenn man über Sechzig iſt, iſt's vorbei! Schau mich an, wie hab' ich mich entwickelt ſeit dem letzten halben Jahre! Kläglich. Das Alter bricht aus allen Poren. Als ob es zehn Jahre her wäre, daß ich bei Laa hinein in's Oeſterreich ritt zu einem Feldzuge neben dem Starſchädel —

— Und von dem nichts Neues?

— O ja, aber was nützt dir's, Papa?

— Wie ſo? Ich liebe den Jungen, wenn auch —

— Wenn auch kein Menſch deiner Meinung iſt, ſelbſt deine Tochter nicht. Schüttle dich nicht. Ich bin deiner Meinung.

— Du übertreibſt! Was weißt du von meiner Mille!

— Daß ſie ein ſchönes, liebenswürdiges Mädchen iſt, welches ſich gern unterhält und gern unterhalten läßt von Leuten, die Witz haben und nicht zu alt ſind. —

— Wenzel!

— Daß ſie ein kurzes Gedächtniß hat für Dinge und Perſonen, welche ihr eine Zeitlang aus den Augen gerückt ſind, und daß ſie deshalb naturgemäß den Rudolph Mitzlau nicht vergeſſen hat und mit Vergnügen anſieht und anhört, ja daß ſie auch die düſtre Aufmerkſamkeit des Zierotin Jaromir graziös zu würdigen weiß —

— Budowa!

— Daß ſie endlich einen Freund wie den armen Hans Starſchädel, welcher ihr vor einem halben Jahre näher anzugehören ſchien, als ein gewöhnlicher Freund, aus dem Sinne verlieren kann, wie man eine mäßig anſprechende Perſon aus dem Sinne verliert, welcher man einmal zufällig begegnet iſt.

— Das iſt unrichtig, ganz unrichtig. Als vor vierzehn Tagen der Brief von Harrach's Iſabella ankam mit der Nachricht, Hans ſei frei und aus Wien hinaus, da war mein Mädchen außer ſich vor Freude, fiel mir um den Hals und weinte und jubelte in einem Athem. Sie iſt nur anders als Andere, weil ſie einen ſehr beweglichen Geiſt hat. Ihr Gefühl iſt tief und ſtark, ſo ſehr, daß ich manchmal davor erſchrecke. Aber das iſt wahr: warten kann das unbändige Mädel nicht. Warum kam er auch nicht, der thörichte Junge! Jetzt ſind's faſt drei Wochen, daß er aus Wien iſt, und hat ihn Jemand in Prag geſehn? Niemand. Daß Mille darüber ärgerlich wurde und jetzt thut, als ob ſie ſich ihn aus dem Sinn geſchlagen, das iſt an der wilden Hummel natürlich.

— Und daß die Verleumdungen, welche ſofort wieder auftauchten gegen den armen Hans, nicht ohne Eindruck geblieben ſind auch auf ſie, das iſt ebenfalls natürlich.

— Nein, nein, ſie haben ihr keinen Eindruck gemacht!

— Laß, täuſche Dich nicht über Dein Kind! Es iſt eitel — wenigſtens nicht ohne Eitelkeit. Es kann ihr nicht gleichgiltig ſein, wenn man den Junker immer wieder verdächtigt, wenn man ihm ſchmähliche Dinge nachſagt. Sie will glänzen, auch mit ihrem — Freunde glänzen. Er wird ihr entſtellt durch die ſtete Anſchwärzung; ſie wendet ſich ab, um zu vergeſſen, und ſie vergißt.

— Nein! Stolz iſt ſie, und es kränkt ſie, daß er ausbleibt, daß er nicht einmal brieflich Nachricht giebt, er der ſchreiben kann wie ein Kanzler!

— Er hat ja geſchrieben.

— An Dich; nicht an ſie, nicht einmal an mich.

— Er will nicht zudringlich ſcheinen. Von der Harrach Iſabella weiß er, und von der Jörger und aus den Reden Raupowa's, der ſich jetzt in Linz aufgehalten, hat er erfahren, daß Ludmilla in heiterſter Laune gelebt, während er auf den Tod gefangen ſaß, daß ſie alle Huldigungen junger Männer gefällig entgegennimmt, und die des Mitzlan mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit.

— Weil er aufdringlich und wirklich unterhaltend iſt!

— Hat ihn das aufmuntern können, ebenfalls aufdringlich zu ſein gegen Euch?

— Was hab' ich damit zu thun?

— Freund Loß, Du haſt ihn bis zur Scene in Ebersdorf ebenfalls in argem Verdachte gehabt und ihn abſtoßend behandelt. Glaubſt Du denn, daß er das nicht gemerkt hat?

— Ja doch! Aber in Ebersdorf hab' ich geſehn, daß das Alles nicht wahr ſein konnte, und daß er ein kreuzbraver Junge iſt. Und da hab' ich ihn an's Herz gedrückt und ihn innerlich um Verzeihung gebeten.

— Innerlich. Ausgeſprochen haſt Du's nicht.

— Dazu war keine Zeit.

— Und er war nicht in der Stimmung, ſeine Bemerkungen zu machen über Deine Innerlichkeit; er war in Verzweiflung. Aus dem Briefe an mich, den er mir aus Linz geſchrieben, haſt Du ja doch erſehen können, wie er unſicher nach Dir fragt, und wie viel ihm daran gelegen iſt.

— Kommen hätte er ſollen, da wüßte er's, daß ich ihm herzlich Alles abgebeten!

— Kommen! Ich hab' Dir ja geſagt, daß er in ſchwerer Sorge iſt um den Pater von den Schotten, um ſeinen Befreier, den ſie in Purkersdorf vergeblich erwartet haben. In Linz iſt er doch näher, kann eher etwas erfahren, kann eher etwas veranlaſſen oder zuthun. Ich habe heute einen zweiten Brief —

— Ah?!

— Er hat Nachricht über den Pater. Dampierre'ſche Reiter haben ihn zu den Jeſuiten ſchleppen wollen; es hat heftige Scenen gegeben zwiſchen den Benedictinern und den Jeſuiten, das Holz brennt noch, aber der Pater iſt nicht in die Hände der Jeſuiten gefallen, wenn auch noch gefährdet. Er ſcheint ein verwegenes Spiel mit dem Kaiſer gewagt zu haben, durch welches er den Hans befreit hat; er iſt offenbar ein grundtüchtiger Mann, dieſer Dunſtan, der Special des alten Zierotin, und auch für unſer „einfaches Chriſtenthum" ſcheint er die Führerrolle des verſtorbenen Freundes zu übernehmen —

— Verrückte Menſchen, die Ihr ſeid mit Eurem einfachen Chriſtenthum! Wir ſind einfach genug.

— Ja, Euer Scultetus an der Spitze, der uns Prag aufregt in Entrüſtung mit ſeiner Bilderſtürmerei —

— Wir brauchen eben keine Bilder!

— Und die Lutheraner dahin bringt, daß ſie Euch Calviner zu haſſen anfangen wie Papiſten.

— Reformirte ſind wir.

— Das iſt eine ſchöne Einfachheit ohne Liebe und Duldung! Ich habe bisher nicht geſchwärmt für die Gründung einer „einfachen Kirche"; was ich aber ſeit Monden hier erlebt ſeit Einſetzung eines calviniſchen Königs, ſeit dem Wüthen ſeines Hofgeiſtlichen, dieſes dreiſten Scultetus, das hat mich belehrt, ich ſei doch zu gleichgiltig geweſen gegen die Pläne des alten Zierotin, und es ſei doch ſehr achtungswerth, daß Hans und die Jörger und Pater Dunſtan die Gründung der einfachen Kirche herzhaft aufnehmen.

— Damit noch mehr Verwirrung entſteht!

— Dies iſt der zweite Grund, warum Hans zögert. Er arbeitet mit der Jörger, die abgeriſſenen Verbindungen alle wieder anzuknüpfen. Und wenn er morgen käme, Freund Loß, da würde ſich — ſo fürchte ich — ſehr bald zeigen —

— Es würde ſich zeigen, daß ich ihn mit offenen Armen aufnehme.

— Das thut unſer braver Loß gewiß nicht, wenn der ſächſiſche Junker Starſchädel gemeint iſt! rief eine Stimme aus dem anſtoßenden Saale in die „politiſche Stube“ hinein, deren Thür offen ſtand.

Loß und Budowa ſahen ſich ärgerlich um. Es war die Stimme Wilhelm von Raupowa's, der von Linz angekommen war und jetzt an der Schwelle der politiſchen Stube ſtand. Der Saal hinter ihm hatte ſich mit Gäſten gefüllt, und durch Raupowa's laut gerufene Worte waren mehrere Männer an die Schwelle herbeigezogen worden.

— Was ſollte mich dann abhalten, einen tüchtigen jungen Mann mit offenen Armen aufzunehmen, den ich als tüchtigen jungen Mann kenne? entgegnete unmuthig Loß.

— Die Ueberzeugung, daß du dich in ihm geirrt haſt! -- höhnte Raupowa. Und du haſt dich geirrt — fuhr er fort — ich hab's eben wieder friſch erfahren in Linz. Ich hab's immer geſagt, und die Folge hat's regelmäßig beſtätigt. Ich habe damals in Ebersdorf den Thurn gewarnt: überlaß dieſem Duckmäuſer nicht eine wichtige Action! er iſt ein Schulmeiſterjunge mit ſeinem Hokuspokus von Kriegswiſſenſchaft, und wenn's zur praktiſchen Ausführung kommt, wird er ſich als unpraktiſchen Schuljungen erweiſen. Was geſchah? Er ſchickt ihn doch nach Wien hinein mit der wichtigſten Aufgabe, und wartet außen und wartet und verwartet die koſtbare Zeit, bis der Burſch da innen erſt auf dem Klaren iſt, daß er von den Papiſten nichts Beſonderes zu erwarten hat, und dann kommt er erſt mit ſeiner ſchülermäßig angefertigten und ſchülermäßig angelegten Petarde, und bringt ein Loch im Thorflügel zu Wege, durch welches eine Maus ſchlüpfen kann! Spektakel! dafür die Zeit verloren, und das Zutrauen verloren in unſre Leute, und den Wiener Mauern und Thoren eine Reputation gemacht, als ſeien ſie undurchdringlich! der ſchulmeiſterlich und hochdeutſch ſchwätzende Burſche hat damals nicht mehr und nicht minder zu Stande gebracht, als die ganze Belagerung zu verderben. Die Wiener wußten das auch, und hielten ihn fein ſäuberlich in ritterlichem Gefängniſſe. Bei näherer Kenntniß ſeines umgänglichen Charakters thaten ſie noch mehr! Sie ließen ihn ſpazieren gehn, und die Herren Miniſter unterhielten ſich mit ihm über Papſt und Kaiſer. Jeden ehrlichen evangeliſchen Feind, den ſie dergeſtalt in flagranti ergriffen, hätten ſie ganz anders traktirt, ſie hätten keine Umſtände gemacht, ſondern den ehrlichen Hochverräther in die andere Welt befördert. Warum thaten ſie's denn mit dieſem ſächſiſchen Junker nicht? Etwa ſeiner ſchönen blauen Augen wegen nicht? Ja doch! Sie merkten die Renegaten-Natur in ihm, und daß er als deutſcher Pfaff in Ritterſtiefeln zu brauchen wäre. Der Ausgang hat's dargethan, auf allen Gaſſen drüben in Linz könnt Ihr ihn erzählen hören. Sie haben einen Meiſterzug mit ihm thun wollen, die klugen Herren in der Burg. Von Toleranz haben ſie plötzlich geheuchelt, um die Gegner irre zu machen, und zur Vogelſcheuche dafür haben ſie ſich den ſächſiſchen Junker präparirt. In der Stille hat er übertreten müſſen zum Papismus, und dafür iſt ihm Leben und Freiheit verſprochen worden. Und mit welch allerliebſter Komödie haben ſie das durchgeführt! Entfliehn hat er müſſen bei Nacht und Nebel, damit er außen als Märtyrer erſcheine und doppelt wirkſam werde, wenn er von Toleranz-Ideen in der Burg erzähle! Und einen alten Mönch haben ſie ihm bis vor's Thor mitgegeben, den Special des verrückten Zierotin, damit ſie doch einen von Beiden wieder einfangen könnten zum Schein der Verfolgung. Dem alten Polterer thut natürlich kein Menſch was in Wien! Im Gegentheil! Er thut auch ſeine Dienſte. Er muß in Rom geweſen ſein beim Papſte ſelber, und muß die Toleranzfrage von dort in die Burg gebracht haben, damit dieſe Kriegsliſt auch gleich den römiſchen Stempel trage und Zutrauen erwecke unter allen Schwankenden. Nächſtens fährt denn dieſer Mönch auch heraus aus dem Wiener Bau, um zu predigen und zu verkündigen, es ſei eine Ausgleichung im Werke mit der Religion! Schwierig freilich, recht ſchwierig! Man habe auch ihn gerupft, aber allmählig habe ſich's doch aufgeklärt, daß in der Burg guter Wille herrſche für verſöhnliche Dogmen, und man möge nur ja den Krieg ruhen laſſen! Das wird der Mönch in den ſogenannten Erbländern verkünden, und der Herr Junker wird das Geſchäft in Deutſchland verrichten, zwei Jeſuiten auf andre Manier, zwei Jeſuiten in unſern Schafpelzen — dies, du irregeführter Loß, iſt der tüchtige junge Mann, welchen du mit offenen Armen empfangen willſt! Ein Renegat iſt's, ein Lump, dem ich die Beine zerſchlage, wenn er mir auf böhmiſcher Erde begegnen ſollte!

Eine tiefe Stille herrſchte nach dieſer heftig vorgetragenen Rede. Sie hatte etwas Ueberraſchendes in ihren verſchlungenen Windungen von Kriegsliſt. Derlei war wohl an der Tagesordnung, wie immer, wenn große Meinungskämpfe in offene Schlacht treten. Man legt dann unter und deutet aus ſpitzfindiger als ein Fabuliſt, und für das Aergſte finden ſich Gläubige. Hier fanden ſich aber auch Ungläubige. Unter den zwanzig bis dreißig Männern, welche herzugetreten, waren Viele, die von der Scene in Ebersdorf wußten, von dem Raufhandel zwiſchen Raupowa und dem Junker Starſchädel. Raupowa ferner war als ſehr dreiſt bekannt. Man traute ihm ein freches, unbegründetes Wort zu, und beliebt war er nicht, ſchon darum nicht, weil er ſiegreich die Königswahl des rheiniſchen Kurfürſten durchgeſetzt, und jetzt wie ein gebieteriſcher Rathgeber neben dem jungen Könige waltete. Die zahlreichen Lutheraner waren dadurch alle gegen ihn geſtimmt. Unter den Zuhörern ſchüttelte alſo Mancher das Haupt während dieſes allgemeinen Schweigens und hoffte, Loß werde abweiſend entgegnen.

Loß that das auch endlich mit den Worten: das iſt mir zu ſpitz, als daß ich's glauben könnte.

— Wenn's nur Raupowa ſelber glaubte, dann wäre es wenigſtens unterhaltend — fügte Budowa hinzu unter einem Lächeln, welches die Wirkung ſeiner Worte bei den Zuhörern verſtärkte.

— Was ſoll das heißen, Budowa? — fuhr Raupowa auf.

— Es ſoll heißen, was es heißt. Du trägſt da über und unter dem offnen Auge eine rothe Narbe. Die hat dir der Junker Starſchädel in Ebersdorf bei Wien beigebracht, und dieſe Narbe macht deine Sehkraft unſicher für Alles, was den Junker Starſchädel betrifft.

Ein allgemeines Gelächter folgte dieſer leicht hingeworfenen Bemerkung Budowa's.

Raupowa erhob grimmig ſeinen Arm. —

— Mich ſchlägt man nicht, fuhr Budowa fort, auch wenn man Wilhelm von Raupowa heißt. Dafür bin ich zu alt. Nicht wahr, meine Herren Zuhörer?

— Hoch Budowa! hoch Budowa! rief Einer um den Andern.

— Außerdem, fuhr er fort, habe ich das Schickſal, oberſter Landesrichter zu ſein in unſerm neuen Regimente, und als ſolcher die ſtille Verpflichtung, Dinge zu mißbilligen, welche nach Verleumdung ſchmecken. Ich kenne den Junker Starſchädel gerade ſo, wie ihn mein Freund Loß kennt, als einen braven und tüchtigen jungen Mann, und weiß ganz genau, daß ihm der evangeliſche Schafpelz eines Jeſuiten ganz und gar nicht auf den Leib paßt. Darüber hat mir die verwickelte Komödie, welche Herr Wilhelm von Raupowa ſo lebhaft dargeſtellt, gar keinen Zweifel aufkommen laſſen. Aber ich bin freilich auch nur eine Art von Theoretiker in der Kriegswiſſenſchaft, und erlaube mir kein Urtheil über die Kriegstüchtigkeit des Junkers und über die famoſe Petarde. Ich erinnere mich nur, daß der Junker damals in Ebersdorf unſerm Feldherrn, dem Grafen Thurn, verſicherte, die Petarde ſei zu klein und werde ſich unwirkſam erweiſen. Da ſteht ja der kriegserfahrene Fürſt zu Anhalt unter den Zuhörern — und mit dieſen Worten ging Budowa in den Saal — der iſt ein Nachbar des Sachſen. Vielleicht kann uns der aufklären über die Kriegsfähigkeit des ſächſiſchen Junkers. Er iſt ja verwandt und vertraut mit den Perſönlichkeiten im Weimar'ſchen Schloſſe.

Dieſer Fürſt Chriſtian von Anhalt ging lächelnd Budowa einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. Er verſtand ganz wohl, daß dies öffentliche Entgegenkommen noch etwas ganz Anderes bedeute, als die Rechtfertigung des Junkers Starſchädel. Budowa, der geiſtvollſte Nationalböhm reichte hiermit dem ſogenannten deutſchen Ausländer die Hand, welcher als neues Haupt einer deutſchen Partei betrachtet wurde, einer Partei, welche dem Einfluſſe des nationalböhmiſchen Raupowa die Wage halten ſollte.

Fürſt Chriſtian zu Anhalt, Senior des Anhalt'ſchen Hauſes, war Regent im Bernburgiſchen Lande, und war ein Bruder der Weimar'ſchen Herzogin Dorothea Marie, deren acht Söhne wie eine heranwachſende Kriegerſchaar Freund und Feind wichtig ſchienen. Er ſelbſt war ein Vorbild jener kleineren Reichsfürſten, welche ſich damals als ſelbſtändige Führer hervorthaten und ihre Bedeutung durch perſönliche Leiſtungen geltend machten, ein lebendiger Beweis, daß die deutſche Reichsverfaſſung einer ariſtokratiſchen Republik nahe kommen ſollte trotz Kaiſer- und Kurfürſtenthum. — Er war von Jugend auf in politiſchen Geſchäften thätig geweſen, nicht für ſein kleines Erbland, ſondern im großen Style als

Freiwilliger, namentlich am Hofe des Königs von Frankreich, des jetzt verſtorbenen Heinrich des Vierten, welcher die gefährlichen Pläne einer europäiſchen Republik in ſeinen letzten Lebensjahren in's Werk zu ſetzen ſuchte, und zu dem Ende fähige Männer aus allen Ländern zu gewinnen trachtete. Dann war dieſer Fürſt Chriſtian ein leitendes Mitglied der Union in Süddeutſchland geworden, welche den Mittelpunkt bildete für die deutſchen Calviner, und welche an dem Kurfürſten von der Pfalz ihr natürliches Haupt hatte. An dieſen hatte ſich Fürſt Chriſtian angeſchloſſen. Oder richtiger umgekehrt: der junge Kurfürſt Friedrich, welchem ſo große Aufgaben zufielen, hatte ſich dem erfahreneren Chriſtian angeſchloſſen, hatte ihm die Statthalterſchaft der Oberpfalz übertragen, und hatte ihn endlich nach Prag ſelbſt berufen, um ihm — ſo hieß es bereits in vertrauten Kreiſen — die oberſte Führung des Krieges zu übertragen.

Aus dieſen Gründen war der Fürſt von Anhalt den Nationalböhmen eine unerwünſchte Erſcheinung, und einem Raupowa insbeſondere, welcher bisher den neuen König ausſchließlich geführt hatte, geradezu widerwärtig. Dieſer fuhr alſo ungeſtüm auf, als Budowa ſich mit der Frage um Starſchädel an den Fürſten von Anhalt wendete, und ſchrie unter künſtlichem Lachen: Das glaub' ich, eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!

— Herr von Raupowa, erwiederte ruhig Anhalt, warum wollt Ihr uns zu Krähen herunterſetzen? Der Adler ſoll ja unſer Zeichen ſein; auch hier im königlichen Kurfürſtenthume. Als vornehmſter Vogel paßt er beſſer zum böhmiſchen Löwen, als die gemeine Krähe.

— Es iſt am Löwen genug! rief Raupowa, und diejenigen, welche ſich ſogleich inſtinktmäßig um ihn geſchaart hatten, riefen zuſtimmend: Ja wohl!

Die Parteien hatten ſich augenblicklich geſondert.

Anhalt wollte dies verhindern, nicht fördern. Er war Diplomat und kannte die Schwierigkeiten der böhmiſchen Verhältniſſe recht gut. Ein angehender Fünfziger, deſſen Haar und Bart ſchon grau angeflogen war, beſaß er die Ruhe und Gewandtheit eines geprüften Mannes, beſaß eine ſtattliche Geſtalt, welche Achtung einflößte, und wendete mit Geiſtesgegenwart die Aufmerkſamkeit und Rede plötzlich nach einer ganz andern Richtung, als ob die Frage nach dem Junker Starſchädel gar nicht geſtellt worden wäre. Er deutete nämlich nach der großen Eingangsthüre hin und ſagte: Ei, ei! da kommt ja ein äußerſt ſeltener Gaſt, der ſelten bei Hofe geſehen wird! Begrüßen wir ihn!

Es war in der That eine eigenthümliche Geſtalt, welche an der Saalſchwelle erſchien. Eine vierkantige Figur von Mittelgröße, welche den Kopf tief in den Schultern eingeklemmt trug, einen eckigen großen Kopf, der von wirrem Haar und Bart eingerahmt war. Schlecht gekleidet, die eine Hand auf den Degenkorb gelegt, in der andern Hand einen Stock führend, nahte ſich die Geſtalt langſamen Schrittes —

— Der Mansfeld! — flüſterten Alle.

Der Ausdruck ſeiner Mienen war ſauer, das Auge ſtechend, und den Mund öffnete er kaum auf alle Begrüßungen, die ihm entgegengebracht wurden, auch auf Anhalt's Frage nicht: ob an den Grenzen was vorgefallen ſei, daß er Pilſen verlaſſen und ſich nach Prag begeben habe?

Pilſen war das Standquartier dieſes Kriegshauptes aus freier Hand. Dort hatte er ſich wie der Fuchs ein Malepartus befeſtigt, um immer einen ſichern Zufluchtsort zu haben. Denn ein gut befeſtigter Ort bedeutete in damaliger Zeit, welche die Kraft der Geſchütze noch wenig entwickelt hatte, ſehr viel. Er focht ſeit zwei Jahren für die Böhmen, und hatte bis zur Schlacht bei Thein den Oberbefehl geführt. Dort von Boucquoi geſchlagen, und dann vom Kaiſer in die Acht erklärt, hatte er ſich in ſeine Pilſener Verſchanzungen zurückgezogen, und erſchien jetzt nach langer Pauſe zum erſten Male wieder öffentlich. Die Kundigen dachten* auf der Stelle: des Oberbefehls wegen, den der König neu verleihen will.

Er war damals ein noch junger Mann von fünf und dreißig Jahren, ſah aber ſchon wie ein tiefer Vierziger aus. Scharfe Wechſelfälle des Lebens und Leidenſchaften hatten ihn früh alt gemacht. Er war ein natürlicher Sohn. Sein Vater, Peter Ernſt, von der niederländiſchen Linie der Mansfelder Grafen, war Statthalter von Luxemburg und Brüſſel, und ein ſcharfer Kriegsmann unter Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten geweſen. Er ſelbſt, Ernſt geheißen, war ebenfalls katholiſch aufgewachſen, und erſt vor zehn Jahren zum Proteſtantismus übergetreten, weil man ihm die Güter ſeines Vaters verweigert hatte. Von da an war er jener freie Capitain geworden, der ein Kriegsheer um das andere warb und auch dann, wenn er ſeine Schaar im Dienſte eines Landes oder einer öffentlichen Sache verwendete, eine gewiſſe Selbſtändigkeit ſeiner Kriegsmacht zu behaupten wußte. In ſolchem Sinne hatte er jahrelang zur Union gehalten, und war bald nach dem Fenſterſturze in's böhmiſche Land gerückt, um gegen das Habsburgiſche Haus zu fechten.

Obwohl ebenfalls ein Deutſcher, war er der böhmiſchen Partei doch weniger mißfällig als Anhalt. Die Nationalität war mehr abgewiſcht in ihm. Raupowa alſo näherte ſich ihm mit einer gewiſſen Auffälligkeit, und Mansfeld gönnte ihm auch einige Worte mehr als dem Anhalt, in welchem ſein verſchmitzter Blick den Nebenbuhler für den Oberbefehl deutlich erkannte. Da er aber äußerſt wenig ſprach, und da die auf ihm laſtende Acht eine gewiſſe Scheu vor ihm einhauchte, ſelbſt denen einhauchte, welche Kaiſer und Reich geringſchätzig behandelten, ſo entſtand eine unbehagliche Geſelligkeit in jenem glänzend erleuchteten Saale des Hradſchin, und ein allgemeines Ah! der Befriedigung löſte ſich aus allen Kehlen, als von außen Trompeten und Pauken hereinſchallten. Sie verkündeten, daß König und Königin heranſchritten.

Sie waren vor einer Viertelſtunde erſt von der Jagd zurückgekehrt, und die Königin hatte gegen Gewohnheit raſch die Kleidung gewechſelt, denn ſie war ſonſt eitel und hielt ungemein viel auf Glanz und Schimmer. Herkunſt, Geſtalt und Antlitz berechtigte ſie wohl dazu: ſie war eine ſchöne, ſtolze Erſcheinung, welche mit etwas ſtarrer Grazie, aber nicht ohne Würde am Arme ihres wohlgewachſenen, jungen

Gemahls in den Saal ſchritt, und herablaſſend links und rechts grüßte, vorzugsweiſe Herrn Wilhelm von Raupowa, welcher auch ihr gegenüber ſein rauhes Weſen verbindlich und geſchmeidig zu ändern wußte. Ebenſo ſuchte ſie den mürriſchen Mansfeld auszuzeichnen, der über ſich ſelbſt zu lächeln ſchien, daß er ein Paar Worte verſchwenden mußte über äußerſt müßige Dinge.

Der König dagegen erwies dem Anhalt ſeine Aufmerkſamkeit und beglückwünſchte ihn zu der Ankunft ſeines Sohnes, eines zwanzigjährigen kräftigen Jünglings, welcher jetzt zum erſten Male dem Könige vorgeſtellt wurde. Außerdem fragte der König nach dem Grafen von Hohenlohe, einem der deutſchen Kriegsführer, welche im böhmiſchen Heere befehligten. König Friedrich hing offenbar als junger Mann mit allen Neigungen an den deutſchen Männern, und mußte durch eine leiſe Bemerkung ſeiner Frau erinnert werden, daß er auch nach anderer Seite Achtung zu zeigen habe; das that er denn auch in guter Manier. Er war eine Zeit lang in franzöſiſchen Kreiſen aufgewachſen, zu Sedan bei ſeinem Oheim, dem Herzoge von Bouillon, und hatte ſich eine gewiſſe Geſchmeidigkeit des Umgangs angeeignet. Mit ganz anmuthiger Sicherheit lud er denn namentlich ein Dutzend der anweſenden Herren ein, an ſeiner Abendtafel Theil zu nehmen, und führte dann ſeine Gemahlin die Stufen hinauf, welche zu dieſer Tafel führten. Trompeten und Pauken feierten auch dieſen Act, und es war ein ganz artiges Bild, als nun die ältern Herrn von beiden Seiten zurückwichen und den geputzten Hofleuten Platz machten, welche ihre Damen zur Eſtrade am Ende des Saales hinaufführten. Unmittelbar hinter den Majeſtäten erſchien da Ludmilla am Arme des Junkers Rudolph von Mitzlau, ein blendend ſchönes Paar, welches alle Kennerblicke auf ſich zog, und von welchem die in ſehr geringer Zahl vorhandenen älteren Damen einander zuflüſterten: das nächſte Ehepaar!

Budowa, neben Loß ſtehend, hörte ſolch' eine Aeußerung, und wollte eben trotz der Verſtimmung, welche ſie ihm erweckte, mit dem alten Freunde ebenfalls hinaufſteigen zur Abendmahlzeit, denn die Kochkünſtler, welche mit dem Kurfürſten aus Heidelberg übergeſiedelt waren nach Prag, hatten viel mehr ſeinen Beifall als die politiſchen Künſtler, welche mitgekommen waren — da redete ihn ein Diener von rückwärts an. Loß, im Anſchaun ſeiner ſtrahlenden Mille verloren, ſtieg hinauf, ohne gewahr zu werden, daß Budowa zurückblieb.

Budowa aber wendete ſich in Folge der Mittheilung, und verließ den Saal.

Seine Wohnung war oben im Bereich der Burg, weil er die oberſte Leitung des Gerichtsweſens im Königreiche übernommen und ſich damit eine Fülle von Arbeiten aufgelaſtet hatte, um deren willen er ſich mancherlei gewohnte Bequemlichkeit verſagen mußte, auch den Aufenthalt in ſeinem eigenen Hauſe unten in der Stadt. Dies mochte wohl beigetragen haben, daß er wirklich ſeit dem Frühjahre plötzlich gealtert hatte und körperlich herabgekommen war. — Nicht leicht, wie ſonſt, ſondern langſam und bedächtig ging er über einen Hof, verhüllte ſich ſorgſam mit dem Mantel vor kaltem Zugwinde und ſtieg mühſam eine Treppe hinauf. Er beachtete aber dieſe Hinfälligkeit gerade heute nicht, ſein Auge leuchtete, als der Diener öffnete — Hans ſtand vor ihm, Junker Hans lag in ſeinen Armen.

Nun wiederholten ſich die Scenen aus jenem Dorfe bei Laa, in welchem er damals den Junker beherbergt und bewirthet hatte. Es geſchah Alles, was Bequemlichkeit und Behaglichkeit ſchaffen konnte, und Budowa gab Ordre, vom andern Morgen an ſein Haus unten zu heizen und in Ordnung zu bringen. Der Junker werde dort einziehn, und er ſelbſt werde hinabſiedeln. Es ſei genug gearbeitet in den trocknen Dingen, und leiten könne er auch von unten! Warum hab' ich auch Jura tractirt in Heidelberg und Bologna, und mich durch Scharfſinn und Gedächtniß hervorgethan? damit ich jetzt meine ſinkenden Kräfte vergeude für einen Staat, der nur einen Winter dauern wird!

— Oho! rief Hans.

— Freilich! Machen wir in ein Paar Worten ab, was unſre hieſige königliche Miſère, unſer glänzendes Elend betrifft, Freund, damit wir uns dann unſern gemeinſchaftlichen höheren Dingen und Deinen perſönlichen Angelegenheiten ungeſtört widmen können. Ich bin für letzteres Beides jetzt viel geeigneter als im vergangenen Frühjahre. Der Körper verſagt, und Epikurus will Abſchied nehmen; da wird man geduldiger, die ſpöttiſche Ader verſiecht, man klammert ſich an das, was wirkliche Dauer verheißt. Unſer böhmiſcher Staat verheißt das nicht. Leider! denn ich liebe herzlich mein

Heimathland, und hätte es gar gern geſehn, wenn es eine tüchtige Selbſtändigkeit erringen gekonnt. Seit ich aber eine Reihe von Monaten in ſeinen Eingeweiden mich umgeſchaut durch tägliche Berufsarbeiten, ſeitdem bin ich hoffnungslos geworden. Die Geſchichte hat uns gemißhandelt, und das iſt nicht mehr zu ändern. Slaventhum und Germania, die ſich hier begegnet ſind, haben es zu keiner fruchtbaren Ehe mit einander gebracht. Es ſind keine legitimen Kinder entſtanden, welche ein Neues, Eigenes darſtellten; nur die Verſchiedenheit und die Trennung haben ſich fortgepflanzt, und das kommt immer wieder zu Tage, wenn ſich das Land ſelbſtändig erheben und regieren will. Es fehlt die urſprünglich ſchöpferiſche Kraft, welche allein die Parteiung bezwingen kann. Man leiht bei Slaven, man leiht bei Deutſchen, man leugnet tapfer, daß man dies thue, man ſchilt, man zankt, man ſchlägt ſich todt, um zu beweiſen, daß man ſtärker ſei, und nur die Unbefangenſten werden gewahr, daß kein Organismus entſteht, daß keiner entſtehen kann. Zu dieſen gehöre ich. Es wäre mir vielleicht auch nicht erwünſcht geweſen, wenn dieſer deutſche Kurfürſt mit ſeinen Leuten den deutſchen Organismus durchweg und gründlich hätte einführen wollen. Aber dazu hat er mit den Seinen gar kein Zeug. Er iſt jung und oberflächlich und unbedacht. Seine Frau thut zuweilen, als ob ſie was Syſtematiſches wolle; aber es iſt äußerlicher Plunder, und ſie iſt eigentlich noch ſchlimmer, denn ſie iſt hochmüthig und eigenſinnig. Gab's etwas, das leiſe angefaßt und geſchont werden mußte, ſo war's doch wahrhaftig der Confeſſionsunterſchied zwiſchen

Lutherthum und Calvinismus, damit die proteſtantiſche Welt ſo weit als möglich als Ganzes ſich fühlen und dem katholiſchen Habsburger als Ganzes entgegen treten konnte. Nun, das Gegentheil haben dieſe Pfalzgräflichen gethan! Sie ſind mit ihrem Calvinismus aufgetreten, als ob das Lutherthum nicht anderes ſei als das Papſtthum ſelber. Sie haben dieſen Hofprediger Scultetus, einen gedankenarmen Zeloten, die Kirchen ausräumen und weiß anſtreichen, kurz wirthſchaften laſſen, als ob es gegen das Heidenthum ſelber ginge. Das Bild des gekreuzigten Chriſtus, jedem chriſtlichen Sinne doch ein Denkmal innerſter Verehrung für Leiden um eine Glaubenslehre und für ſchmerzensvolle perſönliche Hingebung, das haben ſie behandelt wie die Juden die Baalszeichen. Iſt man äſthetiſch oder dogmatiſch gegen ſolch' ein Symbol, nun dann äußere man dieſe Meinung mild und achtungsvoll für Andersdenkende, man reiße es aber nicht brutal und ſcandalös zu Boden! Das empört ja mit Recht. Hat doch dieſe albern hoffährtige Pfalzgräfin, die man jetzt Königin nennt, öffentlich ausgerufen: Wie lange ſoll denn dieſer nackte Badeknecht noch auf der Brücke ſtehn!? das ſteinerne Chriſtusbild auf der Moldaubrücke hat ſie damit gemeint. —

— Unglaublich!

— Unglaublich in ſeiner Rohheit; aber man erzählt es ihr nach. Du magſt denken, mit welchen Empfindungen! Kann da von Heimiſchwerden, von Wurzelſchlagen die Rede ſein? Nicht im Geringſten! Sie werden weggeweht werden wie Spreu, wenn der Sturm ſich erhebt. Genug davon.

Auf dieſem Wege entſteht kein Staat, gedeiht keine Kirche. Calviner und Lutheraner ſchwächen ſich ſolchergeſtalt gegenſeitig, und arbeiten dem Papismus in die Hände. Deshalb haben mich deine Nachrichten aus Linz zum erſten Male wirklich bereit gefunden, für Zdenko's Traum eines „einfachen Chriſtenthums“ mithandelnd einzutreten. Daß ich hinfällig werde, mag ſeinen Theil haben an dem Entſchluſſe, kann ſein! Man hat mich einen Genußmenſchen geſcholten, gut! Ich will dem Titel treu bleiben. Ich will für meine letzten Tage nach einem reinen Genuſſe trachten: dem religiöſen Bedürfniſſe des Menſchen ein Organ ſchaffen zu helfen, welches Schutz gewährt und Freiheit zugleich. Wenig Dogmen, und nur ſolche, die jeder geſunden Natur einleuchtend ſind. Neben ihnen aber Freiheit für Jedermann und für jeden Gedanken. Wie weit ſind die Vorbereitungen gediehen, welche du mit der Jörger neuerdings in Angriff genommen zur Berufung des Conciliums? Dein geſtriger Brief ſpricht nur im Allgemeinen davon.

— Bis zur Beſtimmung des Tages — erwiederte Hans. Der erſte Mai 1620 iſt dafür angeſetzt. Und hier in Prag ſoll es zuſammentreten.

— Gut. Und in meinem Hauſe. Es enthält einen großen Saal. Den laß ich einrichten für eine durch Reden ſtreitende Verſammlung. Denn geſtritten wird werden. Nichts iſt ſo ſchwer zu finden als das Einfache.

— Die Verſammlung wird geringer werden an Umfang, als Zdenko vorbereitet hatte. Alle Papiere deſſelben ſind in dem Brande der Förſterei auf dem Wiener Walde zerſtör worden, und Frau Amalie hat aus ihrem Gedächtniſſe die Adreſſe derer angeben müſſen, mit welchen Zdenko verkehrte. Sie war zwar tief eingeweiht in ſeinen Verkehr, aber namentlich die in großer Ferne Lebenden hat ſie doch nicht alle nennen können. An alle diejenigen, welche ſie genannt, ſind Sendſchreiben abgefaßt worden, und die Abſendung derſelben hat ſchon begonnen. Die wichtigſte Hilfe erwarten wir noch von Pater Dunſtan, durch deſſen Hände alle Verbindungen Zdenko's gegangen ſind.

— Und wie ſteht es um ihn?

— Er iſt frei; aber jeder ſeiner Schritte iſt bewacht von den Jeſuiten. Er kann ſich noch nicht vor die Thore wagen, weil er einem mörderiſchen Ueberfalle der gegen ihn gehetzten Truppen ausgeſetzt iſt. Und doch drängt es ihn fort, denn er iſt auch von der Burg ſchwer gefährdet. Seine Wegnahme meines Todesurtels und die Vernichtung deſſelben iſt bekannt geworden und hat den Kaiſer ſtutzig gemacht. Die Jeſuiten haben das Ihrige dazu gethan, ſeine Berichterſtattung von Rom zu verdächtigen. Sobald Trautmannsdorff ſchreibt — und das ſteht jeden Tag zu befürchten — daß Rom die Berichterſtattung Dunſtan's verleugnet, dann dürfte der Kaiſer den Forderungen der Jeſuiten nachgeben.

— Das heißt?

— Den Schutz, welchem ihm der Benedictiner-Abt gewährt, für nichtig erklären, weil Dunſtan den Papſt und Kaiſer hintergangen. Sobald es ihm aber gelingt, aus der Stadt zu entkommen, wird er über Linz hierher eilen.

Nun wendete ſich das Geſpräch auf die perſönlichen Angelegenheiten Hanſens. Dieſer war Budowa gegenüber vollſtändig offen, und vertraute ihm auch das Geheimniß von dem Nachlaſſe Zdenko's, und daß er nach den Aeußerungen Dunſtan's und Tſchirill's vermuthen dürfe, die Geldſummen, welche Graf Zdenko ihm zugedacht, ſeien noch vorhanden und könnten noch erhoben werden. Nur weil er zuletzt in Hernals von Dunſtan getrennt und dieſer nach Wien gebracht worden, ſei die völlige Aufklärung in dieſer Angelegenheit und die Maßregeln zur Empfangnahme der Hinterlaſſenſchaft zerſtört worden. Zunächſt wolle er noch kurze Zeit auf Dunſtan's Ankunft harren; ſollte ſich dieſe gegen Erwarten verzögern, ſo wollte er ſeinen Diener Tartſch an Tſchirill abſchicken, um die Uebermittlung der Kiſte nach Prag in's Werk zu ſetzen. Die Zeit ſei nicht ungeeignet dafür: der Krieg ruhe wohl jetzt einige Wintermonate, und der Transport ſei nur eine kurze Strecke in Niederöſterreich den Truppen Bouquoi's und Dampierre's ausgeſetzt, welche wohl jetzt nach dem Abzuge Bethlen's und Thurn's aus Oeſterreich wieder ihre Stellung von Krems aufwärts einnehmen würden. Von Prag aus ſei aber vielleicht durch Budowa's Einfluß, beſonders wenn Anhalt an die Spitze des böhmiſchen Heeres komme, ein bewaffnetes Geleit zu erwirken von der Stelle an, wo die böhmiſchen Vorpoſten beginnen. Für das Concilium wäre große Geldhilfe vonnöthen, und er, Hans, ſei bereit, die Hinterlaſſenſchaft Zdenko's dieſem Zwecke zu widmen.

Die Nacht war vorgerückt. Das Geſpräch ging nun in ſtilleren Ton über, und perſönliche Fragen kamen an die Reihe. Hans fragte nach Loß, Budowa berichtete über den gutmüthigen Vater, und erwähnte nur kurz der Tochter. Er vermied es, für eine ihm wohlbekannte Neigung etwas zuzuthun oder wegzunehmen. Er wollte nicht Vertrauter werden, wenn Hans ihn nicht dazu machen wollte. Hans that dies nicht, ſowie er es noch nirgends gethan. In ſeinem erſten Briefe aus Linz hatte er wohl einmal nach Ludmillen gefragt, und hatte einige Aeußerungen von ihr aus ihren Briefen an Iſabella mitgetheilt, mit der traurigen Bemerkung, daß er im Loß'ſchen Hauſe wohl in keinem beſonderen Andenken ſtehe. Vielleicht hatte er dadurch Budowa zu einer Mittheilung über Ludmilla bewegen wollen. Budowa aber hatte kein Wort über dies Thema erwiedert, und ſo äußerte jetzt Hans nur, daß er am nächſten Vormittage Loß beſuchen wolle.

Dieſer nächſte Vormittag war ein ſonnenheller Wintermorgen. Papa Loß ſaß in glücklicher Behaglichkeit zwiſchen ſeinen beiden Töchtern am Frühſtückstiſche und ließ ſich von Ludmillen erzählen; was ſie Alles geſtern erlebt und erfahren auf der Jagd und bei Tafel und beim Tanze, welcher bis in die Nacht hinein gedauert. Loß war früher heimgegangen, nachdem er ſich bei der Königin Urlaub erbeten hatte auf einige Tage für ſeine Tochter, welche ihm durch den Hofdamendienſt ja gänzlich entzogen würde. So war Ludmilla jetzt gleichſam Gaſt im väterlichen Hauſe, und hatte an Purzel und an den Papa eine Fülle von Mittheilungen und

Bemerkungen zu machen, naiv an Purzel, altklug und weiſe an den Papa, welcher Alles wiſſen wollte, was ihr durch Kopf und Herz gelaufen wäre. Seine Laune war die vortrefflichſte; er vergaß die leidige Politik völlig, und freute ſich ſeiner Kinder, freute ſich des Sonnenſcheins, welcher über die Moldau herüber bis zu ſeinem Seſſel in das große Gemach fiel und ihn mit ſeinen Lieblingen in goldenen Duft hüllte.

— So ſchön iſt's nicht geweſen hier in meinem Hauſe, rief er, als damals, da der Hans zum letzten Male hier war, ehe er nach Wien ritt.

— Von dem war geſtern bei Tafel die Rede, ſprach Ludmilla langſam. Man erzählte garſtige Nachrichten von ihm, welche Raupowa aus Linz mitgebracht hat.

— Lügen und Verleumdungen!

— Es wäre doch ſchrecklich, wenn er Renegat geworden!

— Lüge und Verleumdung, ſag ich dir!

— Das ſagte der Fürſt Anhalt auch; aber man entgegnete ihm: was hätte denn ſonſt den ſtrengen Kaiſer veranlaſſen können, ihn frei zu laſſen?!

— Das iſt eine verwickelte Geſchichte. Hans muß ſie uns ſelbſt erzählen.

— Kommt Hans, Papa? rief freudig Purzel. Ludmilla war über und über roth geworden.

— Gewiß wird er kommen!

— Heute, Papa?

— Thörichte Purzel, das geht nicht ſo ſchnell. Der

Hans hat in Linz viel zu thun. Erſt wenn er fertig iſt, kann er kommen.

— Hat er Dir Nachricht gegeben? fragte Ludmilla.

— Mir nicht, aber Budowa.

— Natürlich! Wir ſind nicht mehr in ſeiner Gnade!

— Wär' das ein Wunder, Mille? Haben wir etwas für ihn gethan, als er in Noth war?

— Gethan? Was konnten wir denn thun?

— Seinen herzlichen Antheil kann man immer beweiſen, beſonders wenn man Briefe ſchreibt.

— Wie?!

— Wenn man aber in den Briefen ſagt: „Warum hat er ſich auch fangen laſſen!“

— Vater!

— Wenn man ſagt: „Sein häßliches Müllercoſtüm und bartloſes Antlitz kann ich gar nicht aus dem Gedächtniſſe wiſchen, und für einen tragiſchen Ausgang iſt er ja doch zu beſonnen“ —

— Vater, woher weißt du dieſe Worte?

— Von Budowa weiß ich ſie. Der weiß ſie von Hans —

— Und dem hat ſie Iſabella mitgetheilt. O, das iſt freundſchaftlich, das muß ich geſtehn!

— Pfui, Mille, du wirſt am Ende noch das engelsgute Mädchen anklagen dafür, daß du kein Herz gezeigt haſt für den armen Junker!

Es entſtand eine Pauſe. Sie wurde unterbrochen durch die Frage Purzel's: Papa, warum hat denn die Mille kein Herz für den Hans? der Hans iſt ja ſo lieb!

Ludmilla ſprang auf und lief zum Fenſter. Heiße Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

Papa Loß wurde das gewahr, und es wurde ihm ſchon ſehr leid, daß er ſo weit gegangen. Er konnte ſeine Mädchen nicht weinen ſehn. Er erhob ſich alſo ebenfalls und wollte zu ihr, um ſie zu tröſten. Da kam ihm Ludmilla entgegen, warf ſich ihm an die Bruſt und ſagte ſchluchzend: Vergieb mir nur, guter Papa, ich will ſo etwas nicht wieder thun. Ich hab's gar nicht gewußt. Jetzt, da ich die Worte höre, machen ſie auch mir einen abſcheulichen Eindruck. Ich hab' ſie unbedacht hingeſchrieben, weil ich damals zerſtreut war, und weil ich wirklich nicht dachte, daß Hans in ſo großer Gefahr ſchweben könne. Junker Rudolph that immer, als ob das Bischen Gefangenſchaft nicht der Rede werth ſei.

Purzel unterbrach die Schweſter mit dem fröhlichen Geſchrei: Der Hans! der Hans iſt da!

Wirklich ſtand er auf der Thürſchwelle. Ludmilla und Loß ſtießen gleichzeitig einen Freudenſchrei aus und eilten ihm entgegen. Ludmilla haſtig voraus, als ob ſie ihm in die Arme eilen wollte. Einen Schritt erſt vor ihm blieb ſie plötzlich ſtehen und ſtreckte ihm beide Hände entgegen. Der hinzukommende Loß und die an Hans ſich hinauf rankende Purzel ſorgten dafür, daß er im Loß'ſchen Hauſe auch wirklich umarmt wurde.

Es folgte eine glückſelige Stunde, glückſelig für Alle. Die Liebe hat kein Gedächtniß für das, was ihr hat Abbruch thun wollen; ja, ſie gedeiht erſt recht unter Störungen; und als der offenherzige Loß die Scene ſchilderte, welche Hans ſo eben unterbrochen, da machte Hans ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er ein ſo ſentimentaler, ein ſo geiſtloſer Zweifler hatte ſein können! die lebensfriſche Ludmilla ſei ja mit ihrem des Lebens bedürftigen Naturell ganz im Rechte geweſen, eine mißliche Lage des Freundes zuverſichtlich anzuſehn, das heißt voll Zuverſicht auf die Kraft des Freundes. Er dachte wohl gar einen Augenblick, wie Ludmilla kurz vorher gedacht: Iſabella hätte ihm ſolche Dinge gar nicht mittheilen ſollen! So parteiiſch iſt Neigung, ſo ungerecht.

Wie verändert erſchien Hans überhaupt in der glücklichen Luſt dieſer Stunde! Er ſchalt ſelbſt über ſeine Pedanterie, über all ſeine Peinlichkeiten; er empfand vollſtändig, daß er jung, daß er lebensluſtig ſei, daß die Aengſtigungen und Kämpfe in Wien ſeine Lebenskraft geweckt und gefördert. Welch eine Veranlaſſung dazu war aber auch die neben ihm ſitzende Ludmilla! Wie ſtraff und kräftig hatte ſich ihr Aeußeres entwickelt! Ihr Arm, der aus dem Hauskleide hervorſah, war ſo rund und weiß, ihr Nacken ſo voll, ihre Bruſt ſo ſchön gewölbt, ihr Mund ſo ſchwellend, ihr Auge ſo blitzend geworden! Die Stimme hatte an Macht und Tiefe gewonnen, und ihr ganzes Weſen athmete Energie der Sinnlichkeit. Dazu ein geiſtiges Leben, welches Witz und Behendigkeit ausſtrömte in behaglicher Weiſe, wenn es ſich an die Worte des Vaters anſchloß, Klarheit und Beſtimmtheit, wenn es Hanſens Aeußerungen aufnahm, und den ſchalkhafteſten Humor, wenn es mit Purzel tändelte.

Papa Loß war wie wiedergeboren; ſeine fröhliche Stimmung, ſo lange niedergehalten, jauchzte geradezu. Endlich einmal, rief er ſchnalzend, die Kopfhängerei beim Kukuk, das ewige Politiſiren und Katechiſiren, die ewige Sorge nicht bloß um morgen, nein um übermorgen! Purzel, gurgle einen Jodler heraus, ſo laut du kannſt.

Purzel that ihre Schuldigkeit ſo herzhaft, daß der Vater ſie beim Kopf nahm und abküßte. Er lachte auch markerſchütternd, als ſie ſich aus ſeinen Armen wand und haſtig fragte: Nun iſt wohl morgen Hochzeit, Papa, da der Hans wieder geſund iſt und die Mille artig, ja?

Ludmillens und Hanſens Geſichter waren von Blut übergoſſen, und beide dankten es innerlich dem Papa, daß er ſcherzhaft die Antwort übernahm und ausrief: Uebermorgen, Purzel! du mußt ja Brautjungfer werden, und noch achtundvierzig Stunden wachſen. Wachſe zu! Wirſt du?

— Ganz geſchwind, Papa! Heiß ich dann auch Starſchädel, wenn die Mille ſo heißt?

— Du wirſt noch ein r zukriegen und Starrſchädel heißen, du kleiner Hartkopf.

— Nein, Papa, geradeſo! Kein rr!

— Weil du's nicht ausſprechen kannſt!

Da trat die Störung ein — in Geſtalt des Junkers Rudolph von Mitzlau. Er war prächtig gekleidet in grünen Sammt, und ſah bildſchön aus. Geſtalt und Miene, ja Alles an ihm hatte ſich günſtig entwickelt, war feſt geworden und hatte doch nichts von der früheren Geſchmeidigkeit verloren. Der Erfolg zeitigt eben am ſchnellſten, und er hatte im Anſchluſſe an Raupewa vollſtändigen Erfolg gehabt; er war ein Mann von Bedeutung geworden. Man hatte ihn vorzugsweiſe in diplomatiſchen Aufträgen verwendet: er war zu Bethlen Gabor nach Ungarn geſchickt worden, um das Bündniß mit demſelben zu feſtigen, nach Dresden, um den Kurfürſten von kriegeriſchen Schritten gegen Böhmen abzuhalten, an die kleinen Reichsfürſten im mittleren Deutſchland, um ſie vom Kaiſer abzuziehn und der böhmiſchen Sache geneigt zu machen. Er hatte dies immer geſchickt ausgeführt, wenigſtens immer als ſehr hoffnungsvoll dargeſtellt. Selbſt nicht gründlich und gewiſſenhaft fand er allen diplomatiſchen Verkehr leicht: ein halbes Wort genügte ihm für ganze Zuſage, und wo er Ausſichten zu eröffnen hatte, da gab er lächelnd und verſchönernd unzweifelhafte Gewißheiten. Das erfreute diejenigen, an welche er geſendet war, und erfreute diejenigen, welche ihn geſendet hatten. Sich ſelbſt gut zu täuſchen iſt den Revolutions-Führern ſtets ein Bedürfniß. Mitzlau genügte dieſem Bedürfniſſe allerliebſt. Und ſo raſch! Seine elaſtiſche Leibesbeſchaffenheit geſtattete ihm Courierritte ohne Gleichen. Schon deshalb war von ihm jetzt die Rede, als man eine ernſtliche Aufforderung an den Sultan in Conſtantinopel richten wollte, den Kaiſer mit Krieg zu überziehn. Er ritt ja mit jungen Genoſſen binnen zehn Tagen bis an den Bosporus, und konnte als glänzender, gefälliger Cavalier, der trefflich zu ſchmeicheln verſtand, den eitlen Padiſchah am Erſten dahin bringen, daß bis zum Frühjahre der ganze europäiſche Orient in Bewegung geſetzt würde gegen Wien.

Von einer Beſprechung dieſes Projectes kam er jetzt eben, und war alſo nicht geſtimmt, das Eindringen des alten

Nebenbuhlers bei Ludmilla geduldig und beſcheiden anzuſehen. Selbſt zu jedem Renegatenthume geeignet glaubte er vielleicht ſelbſt an die Rede Raupowa's: daß der Starſchädel katholiſch geworden ſei, um frei zu werden. Er ſah ihn alſo ganz anders an und behandelte ihn ganz anders, als er in Wien und Hernals gethan: er behandelte ihn von oben herab, und die Begrüßung war ſehr froſtig.

Ludmilla, an welche er ſich ſogleich wendete, war in ſichtlicher Verlegenheit. Seine vertrauliche Anrede erſchien ihr wie ein Vorwurf, den Hans zu machen berechtigt ſei. Sie antwortete wenig und ausweichend.

Aber Rudolph war nicht der Mann, ſich abſchrecken zu laſſen. Er fand auch für ſeine Dreiſtigkeit, wie immer, raſche Hilfsquellen. Die Königin bot ſie ihm jetzt. Der Königin Majeſtät — ſagte er — hat ſo eben ihr Bedauern ausgeſprochen, daß Fräulein Ludmilla heute oben fehlt. Es ſind geſtern prächtige Falken aus Holland angekommen, wunderbar abgerichtete Thiere, welche dieſen Mittag verſucht werden ſollen draußen jenſeits des Wiſchehrad. Eine große Cavalcade wird gerüſtet für den hellen Wintertag, die Königin an der Spitze und um ſie her Alles was friſch und gut beritten iſt. Die Königin hofft, das trefflich reitende Fräulein von Loß werde dieſe ſeltene Gelegenheit nicht verſäumen. Ich bin bereit, liebes Fräulein, auf Euch zu warten, bis Ihr Eure ſo kleidſame Amazonentracht angelegt, und Euch hinauf zu geleiten. Der Herr Vater, einer unſerer tüchtigſten Reiter, läßt vielleicht auch ſeinen türkiſchen Schimmel ſatteln, um zu beweiſen, daß nicht bloß junge Leute über

Stock und Stein dahin ſauſen können, wenn der Falke oben am Firmamente weit ausgreift!

Ludmilla ſagte nur halblaut: Heute wohl nicht! indem ſie mit unſicherm Blick zu Hans und dem Vater aufſah.

— Unſertwegen brauchſt du's nicht abzulehnen — ſprach der Vater — mein Schimmel macht das mit mir ſchon durch, und für den Hans iſt ja der Fuchshengſt da, welchen er im vergangenen Winter ſo oft und ſo gut geritten hat. Was meinſt du, Hans?

Rudolph verſpürte dieſe Anrede ſehr unangenehm: ihn hatte Loß noch niemals „Du" genannt.

Hans ſeinerſeits war ſo glücklich angeregt, daß er kein Spielverderber ſein wollte für ſein geliebtes Mädchen und ohne Weiteres einſtimmte.

Ludmilla war ſo glücklich darüber, daß ſie ihm die Hand zuſtreckte, die er lächelnd küßte. — Loß rief nach dem Diener, daß er die Pferde beſtelle.

— Da muß ich aber doch etwas bemerken — ſagte Mitzlau unter künſtlicher Zögerung mit den Worten — wenn der Herr Junker von Starſchädel von der Partie ſein ſoll, dann —

— Nun dann? fragte Loß.

— Dann entſteht eine Schwierigkeit. Der Junker iſt bei Hofe nicht vorgeſtellt, und ich — ich wäre nicht in der Lage, ihn ſo jählings den Majeſtäten vorzuſtellen.

— Das iſt auch gar nicht nöthig; denn das werde ich thun — entgegnete Loß.

— Ja — aber hat denn Fräulein Ludmilla nicht erwähnt, was geſtern Abend das Tiſchgeſpräch bildete an der königlichen Tafel? Die Befreiung des Junkers Starſchädel in Wien, und ſein Uebertritt zur katholiſchen Kirche, durch welchen er ſeine Befreiung erlangt habe?

Hans, Loß und Ludmilla ſtießen gleichzeitig einen leichten Schrei aus.

— Unter ſolchen Umſtänden ihn plötzlich oben vorzuſtellen, wäre doch wohl auch für Euch, Herr Baron, nicht angemeſſen. Land und Hof ſind kriegeriſch antikatholiſch, ſelbſt Landescavaliere wie Czernin halten ſich zurück, weil ſie katholiſch ſind, und nun ſollte ohne Weiteres —

— Es iſt ja erlogen, daß Junker Hans übergetreten ſei, ganz und gar erlogen, und, wie ich fürchte, von Eurem Protector, dem Raupowa, erlogen! ſchrie Loß.

— Das weiß ich nicht, und ich weiß nicht, ob Ihr es wiſſen könnt, Herr Baron. Jedenfalls glaubt man's in den höchſten Kreiſen, und ſo lange die Berichtigung nicht geglaubt wird, ſcheint es mir doch unmöglich —

— Unmöglich oder nicht, wir brauchen's nicht. Seid Ihr leichtgläubig und thöricht genug, auf ſolche nichtswürdige Verleumdung hin einen unſrer beſten Proteſtanten von Euren höchſten Kreiſen auszuſchließen, ſo ſind wir doch Manns genug, uns um Eure höchſten Kreiſe nicht zu kümmern, von denen wir die Sicherſtellung unſers Landes wahrhaftig nicht mit beſonderer Zuverſicht hoffen. Sagt das oben getroſt vom alten Loß. Wir, Kinder, reiten nach der andern Seite und wollen Gottes ſchönen Wintertag auf unſre Weiſe genießen.

— Ich bin untröſtlich —

— Keine Urſache. Friſche Beſen kehren gut. Ihr ſeid ja ſelbſt ein ſo junger Proteſtant, daß Ihr doppelt eifrig erſcheinen müßt. Wie lange iſt's denn her, daß Ihr übergetreten ſeid?

— Ein — halbes Jahr.

— Na ſeht Ihr, da iſt man eben noch ein friſcher Beſen. Der Hans da iſt aber — wo ſeid Ihr denn übergetreten?

— Wo?

— Ja, wo? Bei welchem unſrer Prediger habt Ihr denn Euer Glaubensbekenntniß abgelegt?

— In Hernals hab' ich mit Candidat Götzinger —

— Ah, das iſt ja ein Lutheraner! Ich denke, Ihr ſeid Calviniſt?!

— Das bin ich auch. Mit Götzinger hab' ich nur die allgemeinen Unterſchiede durchgeſprochen —

—Laßt's gut ſein! 's könnte Euch ſauer werden, und mir ſteht's nicht zu, Euren Kirchenzettel zu fordern. — Mille, geh, leg dein Reitkleid an! Ich lechze nach friſcher Luft.

Ludmilla ging, ſchüchtern grüßend, betroffen hinweg, betroffen und traurig.

Mitzlan blieb auch nichts übrig, als ſeinen Abſchied zu nehmen; er war ja doch eigentlich hinausgewieſen. So hatte Loß ihn niemals behandelt. Mochte er ſich auch niemals eingenommen gezeigt haben für den Junker, ſeine gutmüthige Gaſtfreundlichkeit hatte ſich doch nie verleugnet. Zum erſten Male hatte Loß jetzt gleichſam ſein Wams aufgeriſſen und geſagt! da innen in meiner Bruſt iſt gar kein Herz für dich! — Und dies war geſchehen in Gegenwart des Nebenbuhlers, ja in Vertheidigung des Nebenbuhlers Hans von Starſchädel.

Rudolph überſah wie unter Blitzbeleuchtung, daß dem Vater gegenüber Alles für ihn verloren ſei. Der müſſe gezwungen werden, ihm Ludmilla zur Frau zu geben. Das ſoll er denn auch! — murmelte der beleidigte Junker, indem er unter kühlem Gruße hinaus ging — das ſoll er auch, koſte es was es wolle! Und dieſen ſächſiſchen Junker bei dieſer Gelegenheit mit zu Boden ſchlagen, das ſoll die Hälfte meines Triumphes ſein!

Vor dem Hauſe begegnete ihm Jemand, der zu ſeinem Grolle paßte — Jaromir von Zierotin, einſt Pater Norbert geheißen. Der ſah auch düſter aus wie eine Gewitterwolke. Das Geſicht gelblich bleich, das Auge tückiſch, das ſchwarze Haar ohne Glätte, die ſchwarze Kleidung abgetragen. Es ging ihm ſehr ſchlecht, wenn es auch ſein Mund gegen Niemand ausſprach, und wenn auch ſeine Haltung unvermindert die eines vornehmen Menſchen war.

— Kehrt um, Herr Vetter! Im Loß'ſchen Hauſe giebt's heute für uns keine Einkehr. Man reitet aus und will nicht begleitet ſein: der verlorne Sohn iſt wiedergekommen, das Kalb wird geſchlachtet für den ſächſiſchen Junker Hans von Starſchädel. Zuckt Ihr? Ja wohl! Alles Freien hat ein Ende, wenn das ſchöne Mädchen verheirathet wird.

— Verheirathet?

— Allerdings! die Eurigen haben ſich als Stümper erwieſen gegen dieſen Junker. Sie müßten ihn denn bekehrt haben, wie Raupowa glaubt.

— Das glaub' ich nicht.

— Habt Ihr Nachricht über ihn?

— Wie käm' ich dazu! Ich bin ein gefangener Mann, mit welchem Niemand verkehrt. Niemand von Wien, Niemand in Prag. Loß allein, ein gutmüthiger Mann, verſchloß mir ſein Haus nicht.

— Jetzt wird's auch der thun! Uebrigens ſeid Ihr ſelbſt ſchuld. Eure Gefangenſchaft giebt Euch doch kein Recht zur Klage! Raupowa läßt Euch ja auf mein Fürwort völlige Freiheit. Ich habe dies Fürwort für Euch eingelegt, weil Ihr mein Vetter ſeid, und weil Ihr in Wien Theilnahme für mich gezeigt, Theilnahme in Eurem Sinne! Ihr wolltet mich gebrauchen, allenfalls zum Jeſuiten machen. Jetzt ſteht's umgekehrt: ich will allenfalls Euch gebrauchen, muß Euch aber vorher zum Calviner machen.

Auf dieſe boshafte Rede entgegnete Jaromir nur mit einem Blicke, der den frechen ſchleſiſchen Junker von oben bis unten maß.

— Schaut wie Ihr wollt, fuhr Rudolph fort, nur vergeßt Eins nicht. Ich kann nicht dafür ſtehn, daß man einen Jeſuiten hier frei umher lungern laſſe, bloß weil er ein Cavalier iſt. Erwerbt Euch irgend ein Verdienſt um uns, ſonſt überantwortet man Euch dem Scultetus. Was haben wir denn noch gemeinſam, worin Ihr nützen könntet? Die Paſſion für Ludmilla — er kann wirklich noch roth werden! — nun, dieſe Paſſion iſt nicht angethan, uns zu vereinen. Aber die Paſſion für den ſächſiſchen Junker, wie? Wahrhaftig! darin ſtimmen wir überein, den Tugendſchwätzer zu beſeitigen, nicht wahr?

Jaromir ſagte nicht Nein, nicht Ja; ſo grobe Aeußerung war ihm abgewöhnt in der jeſuitiſchen Erziehung. Aber in ſeinem Auge leuchtete ein Ja! welches Rudolph genügte.

— Nun denn, dreht eine Schlinge, und wenn es an's Zuziehen gehen ſoll, nehmt mich in Anſpruch. Ich bleibe deshalb hier und ſchlage die große Geſandtſchaft aus, welche mir angetragen iſt. Ihr verkehrt mit Wien, ich bin überzeugt davon. Holt uns die Fäden von dort; ſie ſind zu haben. Der Starſchädel iſt zu Pferd und allein mit ſeinem Reitknechte; er hat alſo nichts von Bedeutung mitgebracht. Ich hab's heute früh oben im Schloſſe gehört. Wo iſt der Schatz des alten Zdenko geblieben? Raupowa hat ihn nicht gefunden, ſondern vermuthet ihn in der Schottenabtei. Dieſen Schatz heraus zu bringen in's Reich, wird ſicherlich die nächſte Sorge des ſächſiſchen Hungerleiders ſein, und bei dieſer Sorge ſollen wir ihn faſſen, ihn und den Schatz. Sorgt für Notizen darüber aus Wien, ich ſorge dafür, daß der Patron von hier aus dem Transport nicht entgegen reitet ohne mein Wiſſen. Abgemacht! Ihr könnt Euch nicht ſehen laſſen oben auf dem Hradſchin, wo ich wohne, ich ſchicke alſo oder ich komme zu Euch, um nachzufragen, ob eine Fährte ſichtbar geworden. Bis dahin Ade.

Dies Geſpräch endigte unten an der Moldau, wohin Rudolph mit Jaromir abwärts gegangen war von Loßens Hauſe. Hier wendete ſich Rudolph links, um von rückwärts den Hradſchin-Berg zu erſteigen, Jaromir ging nach der Brücke zu.

Jaromir-Norbert war in verzweiflungsvoller Lage. Was nützte es ihm, daß man ihn nicht einſperrte, ſondern frei einher gehen ließ! er war hier in Prag, wo die Katholiken tief eingeſchüchtert und gleichſam verſchwunden waren, abgeſondert wie ein räudiges Schaf von der Heerde. Jedermann ging ihm aus dem Wege, ſelbſt die jungen Cavaliere, welche noch vor Wien gemeint hatten, er werde ſeine klerikale Vergangenheit auf ſich beruhen laſſen und werde übertreten zum Proteſtantismus. Er war nicht übergetreten, und ſo verſchloſſen ſich alle Hände, alle Kreiſe vor ihm. Wenn Einige riefen, man halte da einen Jeſuitenſpion neben ſich und ſollte ihn fortſchaffen, ſo antwortete Raupowa lachend: Wozu?! Er erfährt ja nichts, es verkehrt ja Niemand mit ihm. Laßt ihn laufen! Er iſt in Wien ein Beweis, wie ſtark wir uns fühlen. Und am Ende iſt er doch ein Zierotin, am Ende beſinnt er ſich doch.

Jaromir's Exiſtenz war denn auch ein immerwährendes Sichbeſinnen, ein wühlendes und peinliches. Sollte er entfliehen? Es war möglich. Die brennende Leidenſchaft für Ludmilla ließ es nicht zu. Und doch ſah er keine Hoffnung vor ſich, daß dies Mädchen ſich ihm zuneigen könnte, keine Hoffnung; nur zuweilen einen Schimmer. Sie ſcheute ſich vor ihm jetzt noch wie damals, als er für einen Geiſtlichen galt. Aber ſie war kokett: mitunter wendete ſie ihm doch eine flüchtige Aufmerkſamkeit zu, ein leichtes Lächeln, ein zuſtimmendes Wort. Das täuſchte ihn wieder auf Wochen.

Loß war der Einzige, der ihm ſeine Thür nicht gerade verſchloß, aber die kalte Höflichkeit des ſonſt ſo gaſtfreien Mannes geſtattete doch nicht, daß Jaromir oft einſprechen durfte. So ſchleppte er ſich von Woche zu Woche an einer Laune des Mädchens dahin, und die Leidenſchaft für ſie verbreitete ſich in ihm wie ein ſtechender, verzehrender Brand.

Seit dem hereinbrechenden Winter ward ihm auch das beinahe ganz entzogen: Ludmilla wohnte eben auf dem Hradſchin, und dorthin konnte er nicht, der calviniſche Hof verabſcheute ihn. Was ſollte aus ihm werden? Auch die alltäglichſten Geldmittel fehlten ihm oft. Die Mutter konnte nur ſelten etwas ſenden, ſie hielt ihn für bewacht und meinte, große Vorſicht anwenden zu müſſen für ihre Botſchaften. Der freundliche Czernin allein, der einzige Katholik unter den regierenden Herren, fand zuweilen in ſeiner Herzensgüte Gelegenheit, ihm eine Summe Geldes — vorzuſtrecken, wie er es höflich nannte. Verſtohlen geſchah das, denn eben weil Czernin der einzige Katholik war, mußte er doppelt vorſichtig ſein und einem Jeſuiten aus dem Wege gehn.

Die Axe aller Gedanken Jaromir's war denn natürlich die Frage: Sollſt du übertreten? Das würde ja Alles ändern. Heute ſtand er auf mit dem Ausrufe: Ja! — und zögerte doch wieder im Laufe des Tages. Am folgenden Tage ſtand er auf mit der beſtimmten Meinung: Nein! denn es wird dir nichts Weſentliches nützen, und wenn der Kaiſer am Ende doch ſiegt, ſo biſt du verloren. Eine Religionsfrage war es ihm übrigens nicht, er war ohne Religion. Und deshalb kam denn allmählich der Gedanke obenauf, zu welchem die jeſuitiſche Disciplin Veranlaſſung bot, der Gedanke: überzutreten mit der reservatio mentalis. Das heißt: äußerlich überzutreten mit dem innerlichen Vorbehalte, daß der Uebertritt eine inhaltloſe äußerliche Formalität ſei, welcher man ſich nur nothgedrungen unterwerfe, um in Wahrheit der alten Kirche erfolgreicher dienen zu können. So wollte er's darſtellen, wenn der Kaiſer dennoch ſiegen ſollte.

Auf dieſem Punkte ſtand ſein Sinn, als er jetzt über die Brücke ging und am Crucifixe vorüberkam, welches die Kögin entfernen gewollt. Das Kreuz zu ſchlagen im Vorübergehn war ihm ſo eingewöhnt, daß er auch jetzt — nein! rief der Verſtand in ihm, das muß jetzt aufhören, wenn du Glauben finden willſt für deinen Uebertritt. — Dennoch war es auch dieſem religionsloſen Patron wie das Gefühl einer Sünde, daß er ſein Kreuzſchlagen unterlaſſen. Die Gewohnheit iſt das Gewiſſen leerer Menſchen — nein! rief es in ihm, es iſt nicht bloß die Gewohnheit, es iſt etwas geſchehn, es folgt dir Jemand, der nah am Crucifixe geſtanden und der deine Unterlaſſung bemerkt hat! —

Er hatte Recht: es folgte ihm Jemand durch die engen Gaſſen der Altſtadt, in welcher er wohnte, und als er ſich an ſeiner Hausthür dreiſter als vorher umſah, da ſtand der „Jemand“ in einem dunkelblauen Mantel ſtill, zehn Schritte von ihm.

Das ſind die Jeſuiten aus Wien — war ſein erſter Gedanke — ſie beaufſichtigen dich. Seit Ebersdorf, von wo du den Ueberfall des Stubenthors dem Provincial angezeigt, haſt du nichts mehr von dir hören laſſen. Sie ſind mißtrauiſch, und ſie laſſen dich unter allen Umſtänden nicht los!

Im Hausflur trat ihm ſeine Wirthin entgegen mit der Nachricht: ein zierlicher Herr, in Blau gekleidet, habe ein Schreiben für ihn abgegeben. Es liege oben auf dem Zimmer.

Jaromir eilte hinauf, fand es, öffnete es und entdeckte auf der Stelle unten in der Ecke das wohlbekannte Jeſuitenzeichen, undeutlich, unſcheinbar I. H. S., das weltbeherrſchende „in hoc signo“, durch Kreuz und Strahlen zuſammengehalten. Du bleibſt an der Kette — flüſterte er — wohin du dich wenden magſt!

Das Schreiben aber lautete:

„Norbert, den man ſchon voreilig Pater nannte, du biſt deines Berufes nicht mehr eingedenk: du meldeſt nichts und verfällſt ſinnlichen Gelüſten. Schon in Wien verſtörte dich jene Tochter eines Ketzers, ſie wird dich in's Verderben reißen. Du hörſt und ſiehſt nichts um dich her als ſie. Erwache bei Zeiten! Unſere Geduld ſchlummert nicht mehr lange, und uns gehörſt du, wenn du auch noch keine Weihe empfangen. Du haſt unſre Geheimniſſe empfangen, du haſt mit unſern Mitteln gewirkt, dein Leben kann nie mehr getrennt werden von dem unſrigen — “

Jaromir ließ das Blatt ſinken und ſtöhnte. Er hatte es wohl gewußt, aber im Taumel der Leidenſchaft hatte er doch gehofft, man könne, man werde ihn vergeſſen. Da ſtand denn völlig nackt das Gegentheil vor ihm. Nie, nie konnte er frei werden, ſelbſt wenn er Ludmilla gewönne, würde die tauſendkrallige Hand ihn erreichen. Was alſo, was bleibe ihm übrig? Täuſchen, täuſchen, täuſchen!

Das iſt der unvermeidliche Lauf, wenn naturwidrige Statuten mit Conſequenz durchgeführt werden. Wo die Empörung, wo die Befreiung nicht möglich iſt innerhalb unnatürlicher Bande, da ſtellt ſich der Betrug ein als allein wirkſamer Genoſſe.

Nach kurzer Pauſe las Jaromir weiter:

„Du entſchuldigſt dein Schweigen damit, daß du nichts erführeſt, weil du ausgeſchloſſen ſei'ſt von der Geſellſchaft der Ketzer. Warum bleibſt du ausgeſchloſſen? Du kennſt ja das Mittel, welches dir Zutritt verſchafft. Du erwägſt es ja alle Tage. Nicht für uns, nein, für dein ſinnlich Gelüſte, welches du vermöge dieſes Mittels befriedigen zu können hoffſt. Thor! du betrügſt dich, uns aber nicht. Ergreife das Mittel und tritt äußerlich über. Aber wehe dir, wenn du den heiligen Zweck vernachläſſigſt! Allwöchentlich ſollſt du Kunde ſenden vom Feinde, genaue Kunde. Je nachdem ſie beſchaffen iſt, wirſt du wieder ſteigen bei uns, oder — vernichtet werden. An jedem Freitage, ſobald die Sonne untergegangen, wird ein dienender Mann in dein Gemach treten und deine Nachrichten in Empfang nehmen. — Sei deiner Vergangenheit eingedenk um deiner Zukunft willen!“

Jetzt war es Jaromir klar, daß er wieder Norbert werden müſſe, und daß er nur gewinnen könne, wenn er den frechen Schritt ausführte.

Die Sonne ſtand erſt im Mittage, als er zum Hradſchin hinausſtieg und die Wohnung des Hofpredigers Scultetus aufſuchte.

Tags darauf war überall die Nachricht verbreitet, der frühere Jeſuit Jaromir von Zierotin nehme Informationsſtunden beim Hofprediger Scultetus und werde zur reformirten Kirche übertreten. Das Aufſehen war groß, und nur Raupowa lachte darüber.

Vierzehn Tage ſpäter war der Uebertritt vollzogen, und Jaromir von Zierotin erſchien in glänzender Kleidung in der Burg des Hradſchin, um durch Raupowa dem Könige und der Königin vorgeſtellt zu werden.

Er lachte, weil er die Abſicht dieſes Glaubenswechſels zu durchſchauen meinte, und weil er es für leicht hielt, dieſe Abſichten zu durchkreuzen. Dieſer Jaromir — ſagte er zu den Seinen — will unter uns heimiſch werden, um ſtets frühzeitig zu erfahren, was wir vorhaben. Neſtelt Euch zu, wenn er in Eurer Nähe iſt, oder, was noch beſſer, bindet ihm Bären auf. Vor allen Dingen warnt ſeinen Vetter, den Lumpenburger Zierotin. Der gute Mann nimmt ſich des bekehrten Zierotin über die Maßen an und ſtattet ihn aus, daß er wie eine Jungfer gleißt. Das ſoll er bleiben laſſen, denn wir können das Geld beſſer brauchen, vor allen Dingen aber ſoll er ihn nicht in unſre Karte ſehen laſſen, ſonſt laſſen wir ihn ſelbſt nicht mehr hineinſchaun.

Trotzdem kam Jaromir durch kluges Betragen zur Geltung. Er hatte die äußerliche That, den Uebertritt für ſich, und das ſchmeichelte allen, zu denen er übergetreten war. Gegen Hans hatten Raupowa's Warnungen viel ſtärker gewirkt. Hans hatte den erfundenen Uebertritt gegen ſich, bei allen denen, welche damals in Prag regierten, und alle ſahen deshalb mißtrauiſch auf ihn, obſchon Loß und Budowa durch Wort und That bezeugten, daß der Uebertritt des ſächſiſchen Junkers nichts ſei als eine böswillige Verleumdung. Die herrſchende Partei hat immer etwas von der herrſchenden Mode. Alles fällt ihr zu, auch wenn ſie abgeſchmackt iſt.

Zunächſt wurde Hans nicht tiefer davon berührt. Nach dem Königshofe da oben war er nicht lüſtern, er ſetzte wenig Hoffnung und geringe Achtung auf den leichten König Friedrich, und der Verkehr mit Budowa und mit dem Loß'ſchen Hauſe erquickte ſein Herz. Es entging ihm nicht, daß Ludmilla leiden mochte unter der üblen Nachrede, welche Naupowa über ihn ausgeſprengt. Sie war eben in dem Hofkreiſe oben in der Burg den Stimmen ſeiner Gegner mehr ausgeſetzt, und einige Tage lang während einer Woche mußte ſie doch hinauf, wenn ſie den Dienſt nicht ganz aufgeben wollte. Der Vater wünſchte dies Aufgeben, Hans aber widerrieth es. Er ſah es Ludmilla an, daß ihr das ein Opfer geweſen wäre Hatte ſie doch ſchon an jenem Tage der verſäumten Falkenjagd ſeinem Blicke nicht verbergen können, daß ſie öfter nach Weſten hinüberſchaute, wo die Falken fliegen und die glänzende Geſellſchaft darunter hin reiten ſollte. Entging es doch ſeinem Blicke überhaupt nicht, daß ſie ſtiller als ſonſt war, daß die Abgeſchloſſenheit Hanſens von der Hofgeſellſchaft ſie peinlich berührte. Dennoch war er guten Muthes. Die eigenen Leiden hatten ihn nachſichtig gemacht, ja hatten ihn aufgefriſcht. Er meinte zu wiſſen, wie die kleinen Fehler ſeiner Geliebten beſchaffen ſeien, und daß ſie eben verwachſen ſeien mit ihren glänzenden Eigenſchaften. Man müſſe ſie linde behandeln, meinte er, und nicht aufreizen durch Widerſpruch. So war er denn lieb und gut gegen ſie wie ein zärtlicher Bruder. Und ſie verſtand es auch, ſie war ihm herzlich dankbar, und war ſanft und mild, wie er ſich gar nicht erinnerte ſie früher geſehn zu haben, der Harrach Iſabella vergleichbar, von welcher ſie ſonſt ſo verſchieden geweſen.

Es waren idylliſche Stunden, welche ihm geſchenkt wurden im ſonnenhellen Wohnzimmer des Leß'ſchen Hauſes: Papa war ſo fröhlich, Purzel ſo ſchnurrig, Ludmilla ſo gut. Es hätte ihm auffallen können, daß er ſelten allein war mit der Geliebten, und daß weder er noch ſie die Abſonderung ſuchten. Aber es fiel ihm nicht auf. Es war auch nicht ein Zeichen verminderter Neigung, nicht an ihm, nicht an ihr. Das ganze Verhältniß erlebte nur gleichſam einen Zwiſchenact. Die Leidenſchaft ſchwieg, die Neigung ſprach; und ſie ſprach beſcheiden, weil Hans ein beſcheidener Menſch war, und weil Ludmilla ſich beſchied. Darin, daß Ludmilla ſich beſchied, mochte ſich allerdings ein geheimnißvolles Etwas verbergen, welches nicht gleichgiltig war für die Zukunft: Ludmilla unterdrückte ihre Phantaſie, um ihrer Herzensneigung willen, welche ſie für Hans hegte. Das war nichts Geringes.

Deshalb paßte es nicht recht, wenn der Vater das Verhältniß zwiſchen ihr und Hans ſo anſah und mitunter auch verſtändlich ſo bezeichnete, als ob es das Verhältniß zwiſchen Brautleuten wäre. Das paßte nicht; es ſtörte. Es lag kein Geſtändniß zwiſchen ihnen vor; dies war gleichſam vertagt. Nur vertagt, das empfanden ſie Beide. Aber überſprungen ſollte es nicht werden. Die Situation wird wechſeln, die Stimmung wird aufwallen, die Einſamkeit mit ihrem geheimnißvollen Schleier wird ſich vom Himmel herabſenken und mit ihr das Glück, das berauſchende Glück gegenſeitiger Verſicherung und Hingebung —

Vielleicht erſt im Frühlinge, welchen die Sonne eines milden Winters ſchon anzukündigen ſchien.

Aber der Winter verleugnete ſich nicht ganz. Eines Morgens war voller Schneefall eingetreten, und in das Budowa'ſche Haus auf der Kleinſeite trat der beſchneite Diener Tartſch, welcher eben vom Pferde geſtiegen war. Er kam von der Reiſe zurück, welche er im Auftrage ſeines Herrn unternommen, und es ſchien ihm nicht recht zu ſein, als er vernahm, daß ſein Herr nicht daheim wäre, ſondern drüben bei'm Freiherrn von Loß. Was war dem Sauertopfe recht? Knurrend ging er hinüber; was er bringen ſollte, brachte er nicht; die harte Winterreiſe hatte er umſonſt gemacht. Tſchirill hatte erklärt, er liefre an ihn, an den Tartſch, nichts aus, nur an den Herrn Junker Hans ſelber.

Im großen Wohnzimmer, heute einmal nicht ſonnenhell, ſaßen Loß, Ludmilla und Hans. Hans ſprang auf, als er Tartſch eintreten ſah, und rief: Du biſt da? doch nicht allein?

— Ja, allein.

— Pater Dunſtan iſt nicht mitgekommen?

— Nein, und Tſchirill auch nicht. Der Dickkopf wollte mich anfangs gar nicht verſtehn, als ich ihm ſagte, er ſolle mit mir die Hinterlaſſenſchaft des Grafen nach Prag bringen zu Euch; und als er mich endlich verſtehn mußte, da ſagte er in ſeinem Kauderwelſch: ich liefre nur aus an den Herrn Junker ſelber, oder zur Noth an den Herrn Pater Dunſtan.

— Nun, was thatſt du alsdann?

— Ich ſchickte den Gelling hinein nach Wien, damit der Pater Dunſtan 'raus geholt werde. Der konnte aber nicht kommen, und ließ ſagen: ich möchte ein paar Tage warten; Gelling möchte nach zwei Tagen noch einmal zu ihm hineinkommen. Das that der Gelling, und brachte mir dies Schreiben vom Pater und dazu die Botſchaft: ich ſollt' es Euch nach Prag bringen, ſo raſch ich reiten könnte. Hier iſt's.

— Geh' mit Gott und erhol' dich! erwiederte Hans, indem er das Schreiben nahm. Tartſch ging, Hans las das Schreiben vor. Was es auch enthalten möge, es ſchien ihm unſchicklich, Loß und Ludmilla auszuſchließen vom vollen Inhalte deſſelben. Dieſer Inhalt war folgender:

„Deine Botſchaft, lieber Hans, findet mich in geſpannter Lage. Bis vor drei Tagen war ich gleichſam noch in der Schwebe. Der Kaiſer, wenn auch voll Mißtrauen gegen mich, ſchien dem Andringen der Jeſuiten gegen mich und unſre Abtei immer noch zu widerſtehn und Gewaltmaßregeln gegen uns abzuweiſen. Das Einfachſte wäre geweſen, daß ich mich in der Stille fortgemacht. Daran verhinderte mich Zweierlei. Zuerſt die Dampierre'ſche Soldatentruppe, die immer noch in den nächſten Ortſchaften lag, obwohl alle anderen Truppen längſt aus der Gegend abgezogen waren. Dieſe Dampierre'ſchen Reiter, das wußt' ich genau, lauerten auf mich im Dienſte der Jeſuiten. Alsdann bat mich auch unſer braver Abt, ich möchte ihn nicht verlaſſen unter ſo drohenden Zeichen gegen die Rechte unſers Ordens; ich ſei der einzige Weltkundige im Hauſe, der Antwort zu geben wiſſe auf die täglich einlaufenden verfänglichen Anfragen und Anforderungen. — Jetzt iſt nun Beides anders: die Dampierre'ſchen Reiter ſind fort, und der Abt braucht mich nicht mehr; denn der Schlag iſt gefallen. Vor drei Tagen nämlich iſt Trautmannsdorff endlich aus Rom zurückgekehrt, und hat die amtliche Entſchließung des Papſtes auf die Anfrage des Kaiſers gebracht. Sie lautet dahin, daß Toleranz Sünde ſei, und daß der Kaiſer in ſeinen früheren Wegen getroſt und tapfer fortwandeln möge, ſich der Väter Jeſu als Stab und Stütze bedienend. Dieſen Sieg benützten die Jeſuiten auf der Stelle gegen uns, und führten aus, was ſie lange vergeblich erſtrebt hatten: eine flagrante Verletzung unſers Aſyls, eine Reviſion unſrer Abtei, in welcher ſie den Schatz Zdenko's zu finden hofften. Eine bewaffnete Macht erſchien geſtern in unſerm Hofe, und die ganze Abtei ward unterſucht vom tiefſten Keller bis zum oberſten Boden. Sie haben natürlich keinen Schatz gefunden; aber mein Abt ſagt ſelbſt: was ſteht nun noch im Wege, daß ſie in Zorn und Aerger getäuſchter Erwartung auch dich, armer Dunſtan, fortſchleppen unter dem Vorwande, daß du den Kaiser getäuſcht habeſt?! — Mein Abt hat Recht; es iſt die Maßregel gegen mich im Werke. Trautmannsdorff, Eggenberg und Harrach widerſetzen ſich ihr noch, aber der Widerſtand wird nicht lange vorhalten. Ich taxire ihn auf eine Woche und rüſte Alles, daß ich fort bin, wenn er bricht. Dieſe Vorbereitungen brauchen einige Tage Zeit, weil ich Zdenko's Hinterlaſſenſchaft mitnehmen will und muß, und weil dazu paſſende und doch unſcheinbare Transportmittel beſorgt werden müſſen. Die Hinterlaſſenſchaft aber muß jetzt fort, weil bei der fruchtloſen Reviſion in unſrer Abtei der Gedanke nur zu nahe liegt, nochmals auf die letzte Wohnung Zdenko's oben im Walde zurückzukommen. Einer der Guardiſten hat bei'm Abziehn aus unſerer Abtei geäußert: er ſei mit oben im Walde geweſen, als das Feuer ausgebrochen, und müſſe ſagen, daß das Feuer eine gründliche Unterſuchung da oben doch eigentlich unterbrochen habe. Dieſer Guardiſt, durch eine rothe Feder von den andern unterſchieden, ſcheint ein Kerl von Bedeutung zu ſein und wird wohl ſeine Meinung an wichtiger Stelle anbringen. Jetzt gilt's alſo: fortzuſchaffen ſobald als möglich. Ich komme ſchon damit zu Stande, und du ſollſt nicht etwa ſelbſt herkommen! Nur Eins ſollſt du verſuchen: durch Budowa oder Loß an der niederöſterreichiſchen Grenze dieſſeits Znaym ein bewaffnetes Geleit mich erwarten zu laſſen wegen der böhmiſchen Truppen. Ich komme über Stockerau, Ober-Hollabrunn und Guntersdorf gegen Znaym mit meinen Wagen. Dieſer Weg ſoll jetzt ganz frei ſein von kaiſerlichen Truppen. Wie es aber drüben ausſieht, weiß ich nicht, und zwiſchen der Grenze und Znaym möcht' ich ein Geleit finden. Bis dahin magſt du kommen, aber nicht weiter! Alſo auf Wiederſehn in Mähren!“ —

— Ich ſtelle binnen drei Stunden zwölf bewaffnete Reiter, und ich gehe ſelbſt mit! rief Loß.

— Mitten im Winter!

— Larifari! Ich bin ja geſund. Du, Hans, eiligſt zu Budowa, der immer alle Stellungen unſrer Truppen kennt, um zu erfahren, über welche Orte wir den Zug lenken ſollen, um keinen böhmiſchen Truppen zu begegnen. Von Budowa's Leuten übrigens auch mitnehmen, was er ſchaffen kann. In drei Stunden ſitzen wir auf. Vorwärts, Millionenhans! Wir werden ſchon dafür ſorgen, daß die Millionen in unſre Keller kommen. Raſch Abſchied, und vorwärts!

Es wurde Alles ſo in's Werk geſetzt; Budowa's genaue Auskunft über den Stand der böhmiſchen Truppen wies nach, daß die Linie Znaym-Iglau ganz frei wäre, und er ſtellte auch wie Loß ſein Dutzend Reiter, denn die großen Cavaliere waren damals fortwährend in der Lage, Kriegsleute ausrüſten zu ſollen und ausrüſten zu können. Nachmittags ritt das Fähnlein über die Moldaubrücke nach der Altſtadt hinüber, um jenſeits derſelben über die grauen Hügelkanten der Prager Schlucht ſüdwärts zu verſchwinden; Loß und Hans an der Spitze, Tartſch am Schluſſe des Zugs.

Dieſe Abreiſe in geſammelter Maſſe war dem Zwecke nicht beſonders zuſagend. Sie erregte Aufmerkſamkeit. Ein kleiner Mann namentlich, welcher eben durch den maleriſchen Brückenthurm von der Altſtädter Seite auf die Brücke hinaus wollte, und vor dem Reiterzuge an die Steinmauer ſich ſchmiegen mußte, war kein erwünſchter Zuſchauer. Er ſchien Loß und Hanſen zu kennen, und Tartſch kannte ihn, dieſen dunkelblauen Mantelträger; er hatte ihn ein paar Mal in Hernals beim Candidaten Götzinger geſehn. Der alte Narr rief ihm zu: Ihr habt's gut, daß Ihr bei dem Winterwetter nicht auf die Reiſe müßt! — Wird nicht weit gehn! erwiederte ſüßlich der Blaumantel. — Oho! — rief Tartſch zurück — bis hinter den Tulbinger Kogel!

Dies veranlaßte den Blaumantel, ſeinen Weg nicht fortzuſetzen, ſondern wieder in die Altſtadt zurückzukehren, wo er eigentlich erſt gegen Abend einen Beſuch zu machen hatte. Jetzt wollte er ihn gleich machen. Der junge Herr, welchem der Beſuch galt, wird wohl daheim ſein — dachte er — es iſt ja Freitag.

Der junge Herr war Jaromir Zierotin, und war des Freitags wegen daheim, denn der Winternachmittag holt raſch den Abend ein. Der Blaumantel aber war Herr Tocke, vom Pater Euphemius nach Prag geſendet zum Seelenheile Norbert-Jaromir's und zur Kundſchaft unter den Ketzern. Er hatte Jaromir den Brief gebracht, und er ſtand jetzt, nachdem er den dunkelblauen Mantel abgelegt, ganz ſo zierlich hellblau vor ihm, wie man ihn zu Wien geſehn.

Jaromir kannte ihn; er war ihm einige Male beim Herrn Provincial begegnet. Es bedurfte alſo keiner Einleitung zwiſchen ihnen, beſonders darum nicht, weil Herr Tocke eine eilige Mittheilung zu machen hatte. Sie betraf den reiſigen Auszug des ſächſiſchen Junkers. Er geht auf den Wiener Wald, flötete er, und ich errathe ſeinen Zweck.

— Nun?

— Ich habe heute Morgen eine Botſchaft aus Wien erhalten, welche unter Anderem beſagt, daß endlich die Durchſuchung der Schotten-Abtei durchgeſetzt worden iſt. Dort vermuthete man, wie Ihr wißt, den Schatz des verſtorbenen Grafen Zdenko. Er iſt nicht dageweſen. Man ſteht rathlos vor dieſem Räthſel und fängt an zu denken, ob er doch noch oben im Walde ſei. Man weiß, daß ich beobachten und forſchen kann, und daß ich den Reitknecht des Junkers Starſchädel kenne. Ich ſoll forſchen, und — es fliegt mir in den Schooß. Jener Reitertrupp, meine ich, reitet auf den Wiener Wald hinauf und holt den Schatz!

— Kann ſein!

— Iſt. Bitte ſogleich um das Wochenblatt, welches Hochwürden doch wohl vorbereitet haben für den hochwürdigſten Herrn Pater Euphemius —

— Hier iſt es.

— Und um ein Blatt Papier, ein kleines, welchem ich mit drei Worten die Notiz anvertrauen kann, daß man die Schatzgräber erwarte. Erwarte! Sie müſſen erſt den Schatz ſichtbar und greifbar gemacht haben, ehe man ſie angreift. Ich bitte!

— Dort! Aber die Reiter ſind ſchon unterweges; wird die Nachricht nach Wien nicht zu ſpät kommen?

— Nicht doch! Jene Reiter müſſen ja übernachten, und zwar mehr als einmal. Unſer Courierdienſt von Poſten zu

Poſten kennt keinen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht; er überholt die Reiter.

Er hatte raſch geſchrieben, hatte mit Geſchicklichkeit ſein Blatt in den Brief Norbert-Jaromir's hineingeſchoben und mit einem aus der Taſche gezogenen Faden das Ganze eingeſchnürt, und empfahl ſich nun mit der, wie er ſagte, „wohl unnöthigen" Bitte, ihn außer dieſem Zimmer nicht zu kennen. Nächſten Freitag werde vielleicht ſchon ein Reſultat vorliegen.

Norbert-Jaromir blieb ſehr verdrießlich allein. Alles verdroß ihn: ein Agent, welchen er in Wien über die Achſel angeſehn, erwies ſich als ſein Aufſeher, erwies ſich als Gebieter einer theuren Courierpoſt in Feindeslande, und nahm ihm die wichtige Meldung von der Schatzexpedition vor der Naſe weg. Denn da er nun doch einmal im Dienſte der Jeſuiten bleiben mußte, ſo wollte er wenigſtens wichtig bleiben für die Jeſuiten. Eine Stunde ſpäter, er wollte zum Abende hinauf in die Geſellſchaft der Hradſchin-Burg, hätte er wahrſcheinlich ebenfalls Kunde erhalten von der Expedition, und dann wäre die Meldung nach Wien ſeine Meldung geweſen. Oder er hätte, richtig, das war's, was ihn ſo ärgerte! er hätte keine Meldung gemacht, ſondern den Schatz für ſich zu erobern getrachtet. — Vielleicht iſt das noch nicht zu ſpät.

Nach kurzer Ueberlegung nahm er ſeinen Mantel und verließ ſeine Wohnung. Es ſchneite draußen in dichten Flocken. Er ſuchte die Herberge ſeines Vetters auf, des Lumpenburger Zierotin, welcher ihm Wohlwollen erwies, ſeit er für einen Cavalier galt. Dieſer Ladislaus hielt auf eigene Koſten ein Reiterregiment, er hatte alſo die Mittel, dem Loß und Starſchädel die Beute abzujagen, eine Beute, welche doch wahrhaftig den Zierotin'ſchen Vettern eher gebührte, als einem hergelaufenen ſächſiſchen Junker. Der dritte Zierotin'ſche Vetter von weiblicher Seite, Rudolph von Mitzlau, hatte zwar dieſelbe Anwartſchaft und hatte Jaromir die Allianz in dieſem Punkte angeboten, er hätte auch durch Raupowa Reiter genug herzugeſchafft, aber das war eine weitausſehende Theilung, und Raupowa ſah nicht darnach aus, als möchte er viel übrig laſſen. Außerdem war Rudolph ein gefährlicher Nebenbuhler bei Ludmilla — nichts da! ſchloß Jaromir, Ladislaus iſt der richtige, und ſei der einzige!

Er trat bei ihm ein, er fand ihn, er überzeugte ihn. Nach einer Viertelſtunde ſchon konnte er ihm lächelnd nachſehen, wie er mit ſeinen Reitknechten aus der Herberge hinausſprengte. Sein Regiment lag in Trebitſch nur einige Meilen öſtlich von der Landſtraße, welche von Znaym nach Iglau führt, und auf welcher ſchwer beladene Wagen kommen mußten, denn in jener Zeit gab es wenig Nebenwege für ſchweres Fuhrwerk, und in der Winterzeit war höchſtens die Hauptſtraße fahrbar. Er meinte zurechtzukommen, um zwiſchen den dortigen Hügeln den Transport abzufangen.

Das Lächeln auf Jaromir's Lippen war bei alle dem kein behagliches geweſen. Es entſtand nur aus dem Gedanken, daß die gemeineren Leute doch auch jetzt für ihn arbeiten müßten, für ihn, der wieder anfange zu leiten. Anfange! Er geſtand ſich ein, während er zur Burg hinaufſchritt, daß dieſer Anfang ſeines Handelns ſehr viel Mißliches habe. Nicht in moraliſcher Beziehung! die machte ihm keine Sorge. Er war ſo gut erzogen, Alles nur für Zahlengruppen anzuſehn und um den tieferen Inhalt der Dinge unbekümmert zu ſein, daß ihn keine Moralfrage mehr peinigte. Aber der Verkehr mit den böhmiſchen Machthabern, welcher ihm jetzt ſeit Wochen offen geſtanden, hatte ihm dargethan, daß dieſe Zerklüftung in Parteien, dieſer Mangel eines mächtigen Mittelpunktes ſchwerlich beſtehen werde vor der Zukunft. In dieſem Betracht alſo war ihm das Bedürfniß klar geworden, ſich in ſeiner alten jeſuitiſchen Welt die Stütze feſt zu erhalten. Und doch war die Leidenſchaft zu Ludmilla unauslöſchlich in ihm, und doch hatte dieſe Leidenſchaft nur Ausſicht auf Befriedigung, wenn er auf der proteſtantiſchen Seite bliebe!

In Wahrheit war es ja auch jetzt wieder Ludmilla, welche ihn durch den Schneefall hinaufzog nach der Burg. Loß und Starſchädel ſind fort, und ſie wird in ihren Dienſt zur Königin zurückgekehrt ſein! — So war es auch. Das Idyll lag hinter ihr; in der glänzenden, bunten Welt da oben erwachte ihre Phantaſie wieder. Der Putz fand wieder ſein Recht, denn er wurde gewürdigt, das Selbſtgefühl hob ſich, denn man kam ihm entgegen, der Geiſt wachte auf, denn die leichtere, größere Geſellſchaft brauchte zum Mindeſten den Witz, die Sinne erwachten, denn man ſorgte für ihre Lockung. Es war heut' keine große, aber eine intime Abendgeſellſchaft in den Zimmern der Königin, man ſang, man ſpielte, und Ludmilla an der Harfe trug mit ihrer zauberiſchen Stimme ein Lied um das andere vor, und ſchlürfte den enthuſiaſtiſchen Beifall, welchen man ihr ſpendete, wie eine lang entbehrte Labung. Selbſt der König, ſonſt ritterlich treu für ſeine Gemahlin, machte der lange Vermißten heute den Hof. Sie dachte Hanſens mit keiner Sylbe, ſie fand den Vetter Rudolph brillant, als er mit ſeinem geſchmeidigen Tenor eine italieniſche Buffo-Arie mit dramatiſcher Lebendigkeit und unter lebhaftem Applauſe vortrug, ja, ſie fand heute ſogar, daß der blaſſe, feine Jaromir einen eigenthümlichen Reiz ausübe auf alle Anweſenden und auch auf ſie. Die Königin, welche ſich für den Bekehrten intereſſirte, hatte ihn aufgefordert, auch etwas vorzutragen, da ſie gehört, er ſei muſikaliſch. Ohne Zaudern hatte er eine Mandoline ergriffen und eine ſpaniſche Romanze geſungen. Er hatte einen hohen Baß von ſchönem männlichen Klange, und ſein Vortrag machte einen tiefen Eindruck. — 's iſt ein katholiſcher Duft darin, ſagte eine ältere Dame neben Ludmilla, aber in der Muſika iſt der nicht zu verachten!

Das hatte Ludmilla auch gefunden, und als man zur Tafel ging, und Jaromir diesmal dem Junker Rudolph zuvorgekommen war im Anbieten ſeines Armes, ließ ſie ſich zum erſten Male von ihm führen, und empfand neben ihm bei Tafel, daß er jetzt als proteſtantiſcher Cavalier gar anmuthig ſei, geheimnißvoll und eigen, keineswegs mehr ſo Scheu erweckend wie früher.

Rudolph ſaß an ihrer andern Seite, und war in ſeiner Heiterkeit von angenehmer Abwechſelung für ſie. Beide liebten ſie, das blieb ihr nicht verborgen, Beide verhüllten oder enthüllten das in verſchiedenartigſter Weiſe, darin aber einig, daß ſie das ſchöne Mädchen verherrlichten — was hätte ſie für einen Grund gehabt, ihre Gedanken hinaus zu treiben in die Schneenacht, durch welche Papa und Hans in Froſt und Näſſe dahin ritten gegen Beneſchau zu? Was für einen? Gar keinen.

Das Gelingen der Schatz-Ueberſiedelung hing in erſter Linie davon ab, ob Pater Dunſtan die Fortſchaffung oben im Walde eher bewerkſtelligen konnte, als Herrn Tode's Courier in Wien eintraf.

Dunſtan, obwohl er nichts von dieſer Gefahr wußte, beeilte ſich nach Kräften. Aber ſeine Kräfte waren dadurch geſchwächt, daß er nicht ſelbſt hinaus konnte vor die Thore, um die richtige Anſchaffung der Fäſſer und Wagen zu beaufſichtigen. Er wußte zu gut, daß es auf ſeine Perſon abgeſehen ſei. Man hatte zwar nicht gewagt, ſich derſelben zu bemächtigen, als man bei der Durchſuchung in die Abtei eingedrungen war; aber die Scheu vor einem Attentate auf die perſönliche Sicherheit eines Ordensmannes innerhalb ſeines Ordenshauſes ſollte hintan geſetzt werden, das wußte er, ſobald man dieſes Ordensmannes draußen habhaft werden und ſein Verſchwinden leidlich verſchleiern konnte. Deshalb hatte er bisher mit keinem Schritte die Abtei verlaſſen, und ſich Spath's, des Gärtners aus Hernals, bedient zur Betreibung der Vorbereitungen.

Endlich waren dieſe Vorbereitungen beendigt, und in der nächſten Nacht wollte Dunſtan hinaus auf den Wald. Da trat auch in Wien der Schneefall ein, und gegen Abend erſchien Spath in der Abtei, um den Pater aufmerkſam zu machen, daß dieſer Schneefall ein ſchweres Hinderniß werden könne. Mähren, und beſonders Böhmen, ſei viel rauher als die Wiener Gegend, dort werde man noch größere Schneemaſſen finden, und mit den ſchweren Wagen nicht fortkommen. Es müßten alſo Kuffen angeſchafft und die Wagen auf Kuffen geſetzt werden. Für einen Wagen ſchaffe er ſie aus Hernals, aber nur für einen. Der Herr Pater müſſe auf den Gehöften der Schotten Umfrage halten laſſen, ob auch für den zweiten Wagen dieſer Schlitten-Unterſatz geſtellt werden könne.

Pater Dunſtan erließ den nöthigen Befehl. Da er aber nicht aufs Unſichere hinaus wollte, ſo blieb er noch dieſe Nacht in der Abtei, und verlor dadurch vierundzwanzig Stunden Zeit, welche dem Tocke'ſchen Courier zu Gute kamen.

Die Kuffen waren am nächſten Mittage aufgefunden; denſelben Abend erreichte aber auch Herrn Tocke's Courier die Taborbrücke, und als gegen neun Uhr Dunſtan, glücklich verhüllt durch ein dichtes Schneegeſtöber, die Schottenabtei verließ, da las auch unten im Jeſuitenhauſe bereits Pater Euphemius die Notiz und die Rathſchläge Herrn Tocke's. Er fand ſie einleuchtend und ließ ſogleich den alten Brémont rufen, von welchem man ihm erzählte, daß er damals die Expedition in den Wald hinauf mitgemacht, und daß er bei ſeiner Flucht die Oertlichkeit genau kennen gelernt habe. — Brémont ſollte vom nächſten Morgen an da oben Beobachtungsposten ausſtellen, und dieſelben leiten. Medardo aber ſollte eine Abtheilung Guardia bereit halten, um flugs mit ihr hinauf zu marſchiren, ſobald Brémont die Nachricht bringe: es ſei dort oben wirklich eine Fortſchaffung im Werke, und ſie ſei ſo weit im Gange, daß man ſich des fortzuſchaffenden Gegenſtandes bemächtigen könne.

Nichts hiervon ahnend ſchritt Dunſtan durch den „tiefen Graben“ nach dem Neuthore hinunter. Er wollte das Schottenthor vermeiden, weil er fürchten mußte, dort eher erkannt zu werden. Es wäre dieſe Vorſicht kaum nöthig geweſen, denn ſeine dunkle Kutte war binnen fünf Minuten weiß, ſo dicht fiel der Schnee. Er entdeckte nur mühſam ſein Maulthier, welches draußen am Kanal für ihn gehalten wurde; denn der Abend war finſter, und alle Gegenſtände waren gleichmäßig weiß. Spath, der neben dem Maulthiere ſtand, mußte ſich ihm bemerklich machen durch Zuruf.

Nun ging es hinauf. Schritt für Schritt. Dem treuen Thiere faſt mehr noch als dem wegkundigen Spath mußte es überlaſſen bleiben, die Richtung einzuhalten. — Es war gegen Mitternacht, als ſie oben bei der Förſterei ankamen.

Die beiden Frachtwagen, auf Schlittenkuffen geſtellt, waren ſchon da. Die Fuhrleute, Kloſterknechte aus Penzing, hatten auf Gelling's Geheiß ausſpannen, einſtallen und ſich ſelbſt im Stalle zur Ruhe legen müſſen, damit nicht ohne Noth Zeugen vorhanden wären für das wichtige Geſchäft. Gelling, bis vor Kurzem ohne Kunde von dem Schatze —

Dunſtán hatte ihn damals bei der Einrichtung der Schatzkammer fern gehalten gehabt — war jetzt genau unterrichtet worden durch Spath, welchem der Pater geſtern erſt das Geheimniß anvertraut hatte. Golling hatte gelächelt und genickt bei dieſer Mittheilung, denn ganz unkundig war er nicht geweſen, und Tſchirill's Wacheſtehen war ihm nicht entgangen. Aber ein discreter Diener wie er wußte zu ſchweigen und zu warten. Jetzt half er dem Herrn Pater vom Maulthiere, und ſagte halblaut — als ob ihn da oben in der Einſamkeit Jemand hören gekonnt: — Hochwürdiger Herr! die Weibſen und die Fuhrleute liegen im Schlafe; ich, der Spath, der Trumm, den wir nicht übergehen konnten, und Tſchirill ſind auf dem Flecke. Soll's auch bei dem Schneefalle gleich losgehn?

— Sogleich, Golling! der Schneefall paßt; er verſchleiert uns. Alſo an's Werk.

So nahmen denn die vier Männer zunächſt Beſen in die Hand, und gingen zur Brandſtatt, um von einem beſtimmten Theile der Trümmer den Schnee wegzufegen. Es war dies der Theil, welcher vor dem Brande das große Saalzimmer gebildet hatte. Dann wurden verkohlte Balken und Ziegelſteine weggeräumt, bis eine Gaſſe frei war. Jetzt die Laterne! ſagte Golling. Trumm ſteckte zwei Pfähle zwiſchen Mauerſteine. Spath brachte die Laternen und hing ſie an den Pfählen auf. Man begann ein ſorgfältiges Abräumen des Schuttes in dem kleinen Badezimmer, welches an den Saal gegrenzt hatte. Von der Badewanne war nichts mehr zu finden, aber eine Strecke eiſernen Bodens fand ſich da, wo ſie geweſen war. An dieſen eiſernen Boden war ſie angeſchraubt geweſen, und dieſer eiſerne Boden war die Thür der Geldkiſte. Dieſe Thür lag jetzt vor ihnen, unverſehrt.

— Aber der Schlüſſel! Wo iſt der Schlüſſel, Tſchirill? fragte Dunſtan — ich erinnere mich, daß wir damals ein künſtliches Schloß anfertigen ließen. Es ohne Schlüſſel zu öffnen wird kaum möglich ſein mit den Stemmeiſen und Hacken, die uns zu Gebote ſtehn; jedenfalls wird es viel Zeit koſten.

Tſchirill antwortete nicht gleich, er grub mit den Händen im Mauerſchutte umher und nur ſtoßweiſe endlich gab er Kunde, daß der Schlüſſel unten im Winkel des Zimmerchens immer in ein Loch geſteckt worden ſei, welches durch einen herausgebrochenen Ziegel gebildet worden. Den Ziegel habe er immer wieder ſorgfältig vorgeſchoben. Jetzt fand er aber in dem Schutte weder Loch noch Schlüſſel.

Dies konnte verderblich werden; denn bis zum Morgen mußte man fertig ſein, wenn man nicht von Brémont noch überraſcht werden ſollte. Auf den Transport der ganzen Kiſte war man nicht vorbereitet; für dieſe waren die Wagen zu ſchmal und zu ſchwach. Man hatte vor, den Inhalt der Kiſte in kleine Fäſſer umzupacken und auf beide Wagen zu vertheilen. Die Kiſte alſo mußte durchaus geöffnet werden.

Tſchirill grub wie ein Hamſter, eifriger und immer eifriger, alſo auch immer unbedachter, der Schweiß floß ihm von der Stirn trotz Schnee und Kälte — er fand den Schlüſſel nicht.

Da rief Golling: Halt, Tſchirill! Steh' auf, laß mich hin. Ein Jäger verſteht das Nachſuchen beſſer; er wirft nichts ſo durcheinander; Schritt für Schritt hantirt er, um rückwärts zu können, wenn's nöthig iſt — ſteh' auf! der Winkel, ſcheint mir, muß einen Schuh weiter links ſein. —

Mit Spannung ſahen nun alle auf den ſyſtematiſch wegräumenden Jäger. Zehn Minuten lang, da hatte er den Schlüſſel!

Nun öffnete Tſchirill, welcher mit den noch nothwendigen kleinen Kunſtgriffen für das Aufſchließen vertraut war — das Innere der Kiſte ſtellte ſich dar: lederne Säcke, auf und nebeneinander geſchichtet. Dunſtan öffnete den einen, welcher nicht mehr ganz voll war: große Goldſtücke waren darin. Schneeflocken fielen auf dieſelben, und Dunſtan band ihn wieder zu, nachdem er eine Hand voll heraus genommen, um die Ausgaben des Transportes zu beſtreiten. Dann gab er dieſen angebrochenen Sack an Tſchirill mit dem Bemerken, ihn apart im Stroh unterzubringen auf dem Wagen, ihn alſo nicht wie die übrigen in die Fäſſer zu packen.

Dies Einpacken in kleine Fäſſer war die nächſte Arbeit. Dieſe Fäſſer wurden dann hinüber gerollt zu den Wagen, welche mit Flechten, Matten und Stroh verſehen waren, und in ihrer unterſten Lage mit dieſen kleinen Fäſſern angefüllt wurden. Ueber ſie kam noch eine Schichte von Heu und Stroh, und auf dieſe Schichte wurden große Fäſſer geladen, Weinfäſſer. Sie ſollten den Inhalt der Wagen andeuten; denn ſolche Weinfuhren ſind in Niederöſterreich ſehr gewöhnlich. Die Fäſſer enthielten aber keinen Wein, ſondern Gypsmehl. Dunſtan ſagte: wenn kaiſerliche oder böhmiſche Kriegsleute daran kommen, ſo zapfen ſie an und laden ab. Das Abladen führt auf den Grund und zur Entdeckung der kleinen Fäſſer. Das wird vermieden, wenn ſie das ungenießbare Gypsmehl finden.

Gegen Morgen war das Aufladen vollendet, und die Fuhrleute wurden geweckt, damit die Planen übergezogen, die Pferde vorgeſpannt würden.

Um dieſe Zeit aber war auch der Spion ſchon da. Brémont nämlich. Der alte Sünder hatte ſeit einiger Zeit das Schickſal, des Morgens nicht mehr ſchlafen zu können; deshalb legte er ſich gern wichtige Geſchäfte in die Stunde vor Sonnenaufgang. An die ewige Schatzgeſchichte da oben glaubte er eigentlich nicht — er meinte ja die Keller im Forſthauſe zu kennen — und ſo wollte er nicht unnöthig Leute in Bewegung ſetzen, ſondern durch eigne Morgen-Viſitation ſich und ſeinen Obern die Ueberzeugung verſchaffen, daß da oben nichts vorginge und nichts zu holen wäre. Zu dem Ende trabte er ſchon im Finſtern hinaus auf ſeinem Klepper; ihm wurde ja als einer militäriſchen Vertrauensperſon das Schottenthor immer geöffnet. Er freute ſich auf den Effect, wenn er ſchon am frühen Vormittage im Jeſuitenhauſe melden könnte: er, der Unermüdliche, ſei ſchon oben geweſen und bringe ſchon Rapport.

Der Tag dämmerte, als er in der Schlucht hinauf ritt, und links in den jetzt tief verſchneiten Raſenweg einbog. Er kannte die Richtung ganz gut, und kam an den Parkzaun. Dort band er ſein Pferd an und ſuchte die Zaunlücke, welche ihm damals gedient. Dann ſchlich er auf demſelben Wege, den er damals gemacht, dem Hauſe näher — Diable! fluchte er plötzlich leiſe, und blieb verblüfft ſtehen in den kahlen Geſträuchen. Er hörte Stimmen der Fuhrleute, welche ihre Roſſe aus den Ställen zogen, er hörte Peitſchenknall, er hörte die Stimme Dunſtan's, welche rief: Strängt die Roſſe kurz ein, denn der Wagen iſt ſchwer!

Auf der Stelle kehrte er um; er ſchämte ſich; die Jeſuiten-Herren hatten Recht: hier war eine Fortſchaffung im Werke und ſchon ganz nahe! So ſchnell ſein Pferd nur laufen konnte, jagte er nach Wien zurück. Ein ſchwerer Wagen, dachte er, fährt langſam; wir holen ihn ein. Es hat aufgehört zu ſchneien, eine „Neue" iſt fertig, und wir können der Spur des Wagens folgen. Nur ſchnell, ſchnell, ſchnell zur rothen Feder, und berittene Guardiſten nehmen!

Die gute, alte Sitte der Fuhrleute ſorgte dafür, daß ihm Zeit verſchafft wurde: Fuhrleute mit ſchweren Wagen achten die Zeit gar nicht, und ſchätzen über Alles die Langſamkeit. Es verging eine gute halbe Stunde, ehe es dazu kam, daß die Pferde anzieh'n ſollten. Und dann kam noch ein neuer Aufenthalt! Golling nämlich machte eine Bemerkung, die Alles in's Stocken brachte, die Bemerkung, daß ſeit ein paar Stunden der untere Wind wehe, und das ſei Thauwind. Seit achtundvierzig Stunden habe es geſchneit, weich geſchneit; das habe nach unten auch aufgeweicht. Jetzt ſei der Donau nicht mehr zu trauen. Vorgeſtern freilich, als er über Königſtätten unten geweſen, da habe ſie noch gehalten auch für Wagen; aber jetzt! Und für ſo ſchwere Laſtwagen — das glaub' er nicht, das rathe er nicht!

Dunſtan fand das richtig! Nun war aber guter Rath theuer. Die nächſte Brücke war am Tabor. Da mußte man über Wien! dann war keine mehr, bis oben bei Krems, und Krems war ein Sammelpunkt kaiſerlicher Truppen. Was thun?

Dunſtan's herzhafter Sinn entſchied für die Taborbrücke. Er ſelbſt konnte ſich freilich nicht mehr hinab wagen nach Wien, aber Spath konnte die Wagen geleiten. Er ſelbſt wollte mit Golling und Tſchirill nach Königſtätten hinunter — in Stockerau wollte er mit Spath und dem Transport zuſammentreffen.

So wurde es in's Werk gerichtet. Die Nandl ſchloß ſich noch an: ſie wollte dem hochverehrten Herrn Pater Regens, der ja vielleicht nie wiederkäme, das Geleit geben und ſein Maulthier, welches ſie ſo gut kenne, über die gefrorne Donau führen. Haſt Recht, Nandl, komm! rief Dunſtan, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung unter heißen Zähren der Frau Golling, welche vom Herrn Pater und Tſchirill ſchluchzend Abſchied nahm. Caro ging auch mit; nur Zahn blieb bei ihr. Aber auch Zahn heulte.

Auf dem Raſenſtreifen vor dem Hohlwege gab's noch einen kleinen Aufenthalt: Bauernſchlitten kamen aufwärts, die in's Holz fuhren. Dann trennte ſich die Karavane: die mit dem Schatze beladenen Wagen fuhren nach Dornbach hinunter und gegen Wien hinein, den Agenten der Jeſuiten direct entgegen.

Spath ging voraus, als gehörte er nicht zu dem Transporte. — Richtig! bei'm kaiſerlichen Gottesacker kam Brémont, Medardo und eine Rotte berittene Guardiſten. Spath erſchrak, daß ihm die Kniee ſchlotterten. — Stumm ging er vorüber. — Mir ſcheint, das iſt ein Ketzer aus Hernals! rief Brémont und ſah ſich nach ihm um, ſeinen Klepper anhaltend. — Marſch, marſch! wir haben Wichtigeres vor! ſchrie Medardo, und — im Trabe jagte der Reitertrupp an den Frachtwagen vorüber, durch Dornbach hindurch. Langſam ging's den Hohlweg hinauf. Dort wurde abgeſpürt; der friſche Schnee bot ſich vortrefflich dazu. Man ſah die Spur der Schlittenkuffen von der Förſterei her, neben ihnen Fußtritte, eine Hundeſpur und eine Hufſpur — dieſe gingen richtig weiter in den Wald hinauf, man folgte ihnen, und konnte nicht ahnen, daß man allerdings dem Golling, Tſchirill, Randl, dem Maulthier und Caro folgte, daß die Kuffenſpuren aber den leeren Holzſchlitten gehörten. Zum zweiten Male wurde die „rothe Feder" auf dieſem Wiener Walde in's Holz geführt. Nicht beſonders darauf achtend, daß die Geleitsſpuren ſich nach einer Stunde verloren hatten neben den Kuffenſpuren — und die Bauern waren auch zuweilen abgeſtiegen und der Kälte wegen neben ihrem Schlitten hergelaufen — fanden ſich die Reiter endlich da, wo die Bauern mit ihrer Holzladung beſchäftigt waren. Es hatte zudem wieder angefangen dick zu ſchneien, die Bauern zeigten ſich mürriſch und gaben keine Auskunft, man ſah keine Kuffenſpur weiter vorwärts, man war abſeit von jedem breiteren Wege, und rückwärts deckte der neue Schnee Alles zu; — man ſah ſich an, man fluchte, und das Reſultat war, daß Medardo und Brémont ſich wieder einmal geſteh'n mußten: hier oben ſei eben der Teufel los gegen ſie, und ſie ſeien wieder einmal „fertig zum Ausputzen!“

Mit ſinkendem Tage aber fanden ſich Dunſtan und Spath, die beiden Führer, mit dem was zu ihnen gehörte, glücklich vor Stockerau zuſammen.

Spath's Erzählung von dem Reitertrupp der Guardiſten, welcher ihm begegnet, ſchien dem Pater Dunſtan bedenklich. Er wollte deshalb ſogleich weiter, und trug den Fuhrleuten auf, friſche Pferde zu miethen. Es war ihm jetzt viel daran gelegen, ſo raſch wie möglich die mähriſche Grenze zu erreichen.

Während des Aus- und Umſpannens ließ er Spath den außerhalb der Fäſſer verbliebenen Geldſack hervorziehn, und entnahm demſelben fünfzig Geldſtücke. Dann winkte er Golling, Nandl und Spath, ihm zu folgen. Es war bereits ganz finſter. Auf einen ſchimmernden Lichtpunkt ſeitwärts vom Städtchen ſchritt er zu, und die Aufgeforderten folgten ihm ſchweigend. Sie ahnten nicht, was er vor hätte.

Das Schneien hatte aufgehört, der Himmel wurde wolkenfrei, Sterne traten hervor und blitzten ſilbern, wie es bei ſteigender Kälte zu geſchehen pflegt.

Der ſchimmernde Lichtpunkt war die Lampe einer kleinen Kapelle, welche durch ein vorſpringendes Dach vor dem Ungeſtüme des Wetters geſchützt war. Unter dieſes Dach trat Dunſtan und wendete ſich gegen die drei Leute. Sie hatten den Eindruck, als wolle er ein geiſtlich Wort an ſie richten, und beugten ſich vor ihm, Golling und Nandl machten ihr Kreuz vor der Bruſt.

— Ihr habt Recht, ſprach er, ich will als Geiſtlicher zu Euch reden. Vorerſt zu dir, Golling. Du haſt den verſtorbenen Grafen, du haſt mich ſeit langer Zeit beobachten können, du biſt ein aufmerkſamer Menſch, es muß, es wird dir klar geworden ſein, daß der verſchiedene Kirchenglaube nicht gute und böſe Menſchen von einander trennt, ſondern nur verſchieden denkende, und daß dieſe verſchieden denkenden Menſchen verträglich neben und mit einander leben können. Iſt dir das klar geworden?

— Ja, hochwürdiger Herr.

— Nun, Golling, das kannſt du bethätigen. Der Gärtner Spath hier, ein guter, tüchtiger Menſch, bekennt ſich zum evangeliſchen Glauben; hälſt du ihn trotzdem wie ich für gut und tüchtig?

— Gewiß.

— Er liebt deine Tochter, er wünſcht ſie zum Weibe. Willſt du ſie ihm anvertraun?

Spath und Nandl ſchauerten zuſammen. Golling ſchwieg.

— Du ſchweigſt, Golling? Du fürchteſt dich einer Sünde?

— Nein, hochwürdiger Herr, das nicht — abſonderlich da Ihr ſelbſt mir zuredet. Aber ich weiß nicht, ob es gut thut, wenn verſchiedene —

— Das überlaß der Zukunft. Fürchteſt du dich vor der Zukunft als Ehefrau Spath's, Nandl?

— Gar nicht, hochwürdiger Herr!

— Nun alſo. Außerdem geb ich dem Spath die Mittel in die Hand, ſelbſtändig zu werden, und ſein Leben dahin zu verpflanzen, wo er mit ſeinem Weibe Ruhe und Schutz findet. Das Geld, welches wir da fortbringen, gehört alles dem Junker Hans von Starſchädel, welchen Graf Zdenko zu ſeinem Erben eingeſetzt. Der Junker Hans aber iſt damit einverſtanden, daß dem Spath fünfzig Goldſtücke überreicht werden zur Gründung ſeines Hausſtandes, wenn er die Gelling Nandl zur Ehefrau bekommt. Würde ſein Haus und Eheſtand hier zu Lande gefährdet, ſo erwartet ihn der Junker Hans in Sachſen auf ſeinem Gute, und ſichert ihm dort das Amt eines herrſchaftlichen Gärtners zu. Haſt du was dagegen, Gelling, wenn ich das junge Ehepaar einſegne?

— Nein, hochwürdiger Herr.

— So reicht Euch die Hände, Spath und Nandl, und gelobt Euch unter dem Sternenhimmel und im Schimmer dieſes Lichtleins, welches fromme Gedanken erweckt, Liebe und Treue und gegenſeitige Nachſicht bis an den Tod. Wollt Ihr das von Herzen?

— Ja!

— Und ſo bitt' ich unſern himmliſchen Vater, daß er Euch ſegnen und behüten möge.

Er legte ſeine Hände auf ihre Häupter, und ſprach leiſe ein Gebet.

— Und nun lebt wohl! Ich ziehe weiter, Ihr kehrt heim. Du weißt, Spath, wo mich deine Nachrichten finden; hier iſt der Brautſchatz, möge er Euch gedeihn!

Schluchzend küßten ſie ihm die Hände; Vater Gelling auch.

In der nächſten Viertelſtunde ſaß er warm eingehüllt auf dem vordern Wagen, und fuhr gen Ober-Hellabrunn. Tſchirill, mit einer Laterne verſehn, ritt auf dem Maulthier vor dem Wagen einher. Die Nacht war ſtill und kalt.

Am andern Tage ſchien die Sonne, und ſie ſahen zu ihrer Linken die verſchneiten Weingärten von Rötz, vor ſich aber in der Ferne die Thürme von Znaym, der erſten mähriſchen Stadt. Ehe ſie dieſelben erreichten, kam ihnen entgegengeſprengt Loß und Hans und hinter ihnen das bewaffnete Gefolge. Das Unternehmen war im beſten Gange. Nur eine Gefahr ſchien noch zu drohen, aber ſie waren ihrer gewärtig und hofften ihr auszuweichen zu können: Ladislaus von Zierotin nämlich hatte ſie eingeholt, als ſie in Iglau Raſt hielten. Sie hatten ihn geſehn, er aber ſie nicht, da er nicht vom Pferde geſtiegen war, ſondern nur Befehl gegeben hatte, Ställe, Futter und Nahrungsmittel bereit zu halten für ſein Regiment, welches am nächſten Tage von Trebitſch in Iglau einrücken werde.

Der Wirth hatte ihnen dieſe Nachricht in klagendem Tone mitgetheilt, denn jeder ſolche Beſuch war für Städte und Ortſchaften koſtſpielig. Ein Feind war nirgends in der Nähe, wozu alſo? — In dieſer Frage lag die Warnung für Loß und Hans.

Sie beſchloſſen alſo, ſchon bei Budwitz die nach Iglau führende Heerſtraße mit den Wagen zu verlaſſen, und über das Hügelland um Teltſch nach dem Taborer Kreiſe hinüber zu lenken, um dem Regimente auszuweichen. Bei Tabor fänden ſie wieder eine Landſtraße nach Prag, ſagte Loß, welcher Böhmen genau kannte, und der gefrorne Schnee erlaube den Schlittenwagen immerhin ein paar Tagereiſen auf Nebenwegen.

So thaten ſie, und ſo gelangten ſie unangefochten an die Thore von Prag. Es war gegen Abend. Der Tag war ſonnenhell geweſen, und Pater Dunſtan war wieder auf ſeinem Maulthiere geritten zwiſchen Leß und Hans. So ritt er denn auch jetzt in die Straßen der Stadt ein. Weder Leß noch Hans dachten daran, daß dies eine große Unvorſichtigkeit wäre, und ſie wußten lange nicht, warum die Menſchen ſtehen blieben und ihnen haufenweiſe folgten.

Ein katholiſcher Ordensmann in ſeiner Kutte war aber ſeit einem Jahre in den Prager Städten überhaupt kaum ſichtbar geweſen, und der Einzug eines ſolchen jetzt auf hohem Thiere zwiſchen zwei Cavalieren, geleitet von einem berittenen Gefolge, erregte das größte Aufſehn. Anfangs meinten die Leute, er werde als Gefangener eingebracht, und die Transportwagen hinter ihm ſeien ein irgendwo verborgen geweſenes Kloſtergut; aber die Unterhaltung, welche er mit Leß und Hans pflog, die laute heitere Beſchreibung, welche ihm Leß von den Oertlichkeiten machte, an denen ſie vorüberritten, widerſprachen zu deutlich dieſer Annahme. Endlich wurde bekannt, der junge Cavalier ſei ja derſelbe, welcher kürzlich in Wien katholiſch geworden ſei, und jetzt bringe er wohl den Mönch zu Gott weiß welchen Zwecken in die Prager Städte, und nun wurde die Menge immer unruhiger und immer zahlreicher. Daß Leß dabei ſei, hielt nur die Ausrufe und einen Ausbruch zurück; aber am Eingange zur Brücke riß auch dieſer Zügel. Dort war Herr Locke des Weges gekommen, hatte mit einem Blicke erkannt, daß ſeine Gegenmaßregeln mißlungen, und die Gegner am Ziel ihrer Wünſche ſeien. Aergerlich — er wußte ſelbſt nicht, wohin das führen könnte, er wollte nur geſchwind ein Hemmniß einſchieben — ärgerlich ſagte er zu ſeinen fragenden Nachbarn: Ach, das iſt der Pater Dunſtan, der einen neuen Katholicismus predigt und die Proteſtanten zurückbringen will von ihren Irrlehren! — und nach dieſen Worten quetſchte er ſich aus der Menge heraus, um eiligſt Herrn Norbert aufzuſuchen, damit dieſer etwas veranlaſſen möge, er wußte ſelbſt noch nicht was, gegen die Einheimſung des Schatzes.

Halbverſtanden, mißverſtanden, mißgedeutet verbreitete ſich aber ſein Wort vom Pater Dunſtan in der Menge und bildete ſich zu dem Stichworte, deſſen man bedurfte. Katholiſch werden ſollen wir wieder! dieſer Mönch Dunſtan will uns wieder katholiſch machen! rief man hier, rief man dort. Auf eine neue Manier ſoll's geſchehn! die deutſchen Cavaliere ſtecken dahinter! Reißt den Mönch vom Mauleſel herunter! Werft ihn in die Moldau! — Der Zudrang auf der engen Brücke wurde ſo eng und Loßens erklärende Worte wurden ſo wenig mehr gehört, daß dieſer, ſich im Sattel aufrichtend nach rückwärts ſchrie: Trab! Trab! Vorwärts!

Reiter und Wagen ſetzten ſich in raſche Bewegung, um dem Gedränge zu entkommen. Das gelang wohl bis auf einen gewiſſen Grad, aber dieſer Anſchein von Flucht erhitzte die nacheilende Menge noch ärger, ſie fand eine Beſtätigung ihres Argwohns in dieſer Flucht, und erhob nun in der Verfolgung ein einſtimmiges Geſchrei, welches den entfernter Folgenden ein Beweis wurde: man ſei einer ſchrecklichen Uebelthat auf der Spur.

Loß benützte geſchickt den Vorſprung, welchen Reiter und Wagen erlangt, und lenkte beide in das große Thor des Budowa'ſchen Palais auf der Kleinſeite. Aber die Wendung mit den Wagen ging doch kaum ſchnell genug, und als endlich auch der zweite Wagen in den Thorweg eingefahren, waren auch die Schnellfüßigen der nachſtrömenden Maſſe ganz nahe. Loß ſprang im Hausflur wie ein Jüngling vom Pferde und warf beide Flügel des Hausthores zu, nach dem Thürhüter ſchreiend, er möge helfen und zuriegeln. Dieſer war zur Hand, und der Verſchluß gelang, weil Loß mit Anlehnung ſeines ſtarken Körpers dem Drucke von außen ſo lange Widerſtand leiſtete, bis der Hauptriegel vorgeſchoben war.

— Dummheit ohne Ende! rief er — iſt Euer Herr wenigſtens daheim?

— Da kommt er die Stiege herab.

— Was thun, Budowa? Man wird uns belagern!

— Und wir werden uns verſchanzen, bis die Vernunft erwacht.

Er gab Befehl, daß das vordere und hintere Hausthor mit allen erreichbaren Hilfsmitteln verrammelt werde. Dann ließ er ſich unterrichten über den Hergang, und beſchloß, vom erſten Stock oben die Lärmmacher unten auf der Straße anzureden und aufzuklären. Er war eine allgemein gekannte und hoch geachtete Perſönlichkeit, es war anzunehmen, daß ſeine Worte Achtung und Beachtung finden würden.

So ſchien es auch. Man empfing ihn, als er am Fenſter erſchien, mit Zuruf, der gutes Vertrauen ausdrückte. Er fragte nach der Urſache des Auflaufs. Zehn, zwölf Stimmen antworteten. — Einer nach dem Andern! Sonſt verſteh' ich Euch nicht! — das war nicht leicht, weil doch immer Einer den Andern unterbrach; aber es kam doch leidlich zu Stande durch Budowa's Geſchicklichkeit. Alſo — rief er nach einiger Zeit hinab — hört zu! Jetzt will ich wiederholen, was ich verſtanden zu haben glaube. Sagt Ja, wenn es richtig iſt, ſagt Nein, wenn ich Euch mißverſtanden!

Das gefiel den Leuten, und ſie wurden guter Laune. Kurz, nach Verlauf einer halben Stunde hatte er durch Frage und Gegenrede die Leute dahin aufgeklärt: daß dieſer Mönch kein eigentlicher Mönch mehr ſei, ſondern ein aufgeklärter Weltgeiſtlicher, welcher der römiſch-katholiſchen Kirche nicht mehr zugehöre, ſondern auf Seite der Proteſtanten ſtehe, und zur Unterſtützung der proteſtantiſchen Sache nach Prag gekommen ſei.

So ſchloß die tumultuariſche Scene mit Beifallsruf für den Herrn Landesrichter Budowa, und die Menge machte Anſtalt, ſich zu zerſtreuen. Es war finſter geworden, und der Wind wehte kalt; die Bedrängniß und Gefahr ſchienen vorüber zu ſein.

Aber es ſchien nur ſo, und nur einige Minuten lang ſchien es ſo.

Herr Tode hatte Norbert-Jaromir ſogleich gefunden; Norbert-Jaromir war ſogleich zu Raupowa hinauf geeilt, welcher in ſeiner Amtswohnung auf dem Hradſchin eben eine Conferenz abhielt mit ſeinen nationalböhmiſchen Parteigängern. Die Ernennung Anhalt's zum Oberfeldherrn war dieſen Nachmittag erfolgt. Anhalt hatte Nachweis über Geld und Truppen gefordert, die Nationalpartei war in zorniger Aufregung, und es kam ihr die Nachricht Jaromir's äußerſt gelegen, die Nachricht von der Ankunft des Zierotinſchen Schatzes, von dem Spektakel, welchen der begleitende Mönch verurſachte.

Jaromir wußte wohl, wie viel er preisgäbe von ſeinen Ausſichten auf den Schatz, indem er die habgierige Partei Raupowa's zu Hilfe riefe; aber was blieb ihm denn noch übrig?! Wenn gar nichts geſchah, ſo war der Schatz eben ganz verloren in den Händen des ſächſiſchen Junkers. Mit Raupowa's Hilfe war doch vielleicht noch etwas zu gewinnen! Jaromir behauptete, die Erbſchaft des Grafen Zdenko müſſe an deſſen nächſte Verwandte übergehn. Zu dieſen gehöre er —

— Und ich! rief Mitzlau.

— Und Ladislaus von Zierotin, ſetzte ärgerlich Jaromir hinzu.

— Wenigſtens habt Ihr ein näheres Anrecht als der fremde Vagabund, der deutſche Junker! rief Raupowa. — Auf! nehmen wir ihn in Beſchlag!

Und nun theilte er halblaut Befehle aus, Schlagworte und Stichworte an die jüngeren Mitglieder. Sie flogen hinweg. Er ſelbſt brach auf mit fünf ältern Mitgliedern. Sie riefen nach ihren Pferden, beſtiegen dieſe und ritten hinunter zu Budowa's Palais auf der Kleinſeite.

Hier kamen ſie an, als die Menge ſich eben zerſtreuen wollte. Er rief ihr zu: ſie möge warten und ihm erzählen, was vorgegangen ſei. Das geſchah. Hoho! rief er dann, das kann nicht ſo ſtill abgehn, das iſt ja von ungeheurer Wichtigkeit. Ihr wißt die Hauptſache nicht. Auf dem Wagen — er wußte nicht, daß mehrere Wagen einpaſſirt waren — liegen koſtbare Dinge, welche dem böhmiſchen Reiche gehören, und welche uns und unſerm Lande entführt werden ſollen. Schlagt an's Thor! Es muß geöffnet werden.

Die Menge, immer bereit mitzuthun, wenn ihre Neugierde erregt und ein entſchloſſener Anführer vorhanden iſt, that ſogleich wie er geboten. Der Lärm begann in verſtärktem Maße, und als das Thor nicht wich, und auch Niemand am Fenſter erſchien, da ſchrie die Stentorſtimme Raupowa's: Holt Schloſſer und Schmiede, bringt Aexte und Balken! das Thor muß ſpringen!

Die Menge lachte, und Einzelne rannten fort mit der Verſicherung: das wollten ſie ſchon zu Wege bringen.

— Budowa, öffne! ſchrie Raupowa von ſeinem Roſſe nach dem erſten Stockwerke hinauf.

— Budowa öffne! Budowa öffne! ſchrie der Chorus hinterdrein und hörte nicht mehr auf, bis das Fenſter oben geöffnet wurde und Budowa erſchien.

Augenblicklich wurde es ſtill. Man hatte großen Reſpect vor dem feinen, alten Herrn.

— Was wollt Ihr noch? fragte er in ruhigem Tone.

— Du ſollſt dein Thor öffnen laſſen, Wenzel! — antwortete Raupowa — dieſe redlichen Leute wollen den

Frachtwagen eigenhändig hinauf ziehn nach dem Hradſchin, weil ſie gehört haben, es ſeien Dinge darauf gepackt, welche dem böhmiſchen Reiche gehören!

— Ja, ja! rief der Chorus.

— Die redlichen Leute könnten ſich Schaden thun bei ſo ſchwerer Arbeit, Wilhelm! Du ſollteſt ihnen lieber abrathen; das würde einen der erſten Landesdirectoren beſſer kleiden, als wenn er zu Unordnung, zu Straßenlärm und zu aufrühreriſchem Exceß die Hand bietet. Das böhmiſche Reich hat meines Wiſſens ſeine Directoren nicht dazu eingeſetzt, daß ſie Aufruhr ſtiften gegen Sicherheit des Eigenthums.

— Jener Wagen iſt nicht dein Eigenthum. Er iſt Eigenthum unſers Landes. Er enthält die Hinterlaſſenſchaft eines mähriſchen Cavaliers, der ohne Leibeserben geſtorben iſt. Ein deutſcher Lump will dieſe Erbſchaft ſtehlen. Das geben wir Böhmen nicht zu. Laß öffnen! — ſetzte er mit erhöhter Stimme und in czechiſcher Sprache hinzu — oder, Gott ſtraf mich! man wird gut böhmiſch verfahren gegen dein Haus!

Diesmal folgte ein heulender Zuruf. Von allen Gaſſen war Zuzug gekommen, welchen die Abgeſandten Raupowa's herbeigeſprengt; und mit dem Uebergang in czechiſche Mundart war der ganze Ton in grellere Weiſe übergegangen. Auch brennende Kienſpähne waren jetzt qualmend aufgetaucht in der zuſtrömenden Maſſe; man ſah jetzt deutlich, daß Budowa die Hand empor hob —

Auch jetzt noch ſiegte ſein Anſehn, es wurde noch einmal ruhig.

— Raupowa Wilhelm! ſprach er — ebenfalls czechiſch — du gehſt einen ſchlimmen Weg. Als ehrlicher Böhme warne ich dich, warne ich vor dir. Ich weiß ſehr wohl, warum du plötzliche in unſre alte Mutterſprache umſpringſt. Die Leidenſchaften willſt du ſtacheln, den Haß gegen die Deutſchen, welche uns treu verbündet ſind, willſt du aufreizen —

— Nieder mit den Deutſchen! ſchrieen die Entfernteren aus der Menge auf beiden Enden der Straße, welche allmählich vorzudringen ſuchten.

— Da hörſt du deine Wirkung! — fuhr Budowa fort — und du wirſt ſie ſteigern, bis Zank und Streit wieder unſre einzige Tagesordnung ſein, das natürliche Bündniß mit unſern deutſch-böhmiſchen Landsleuten, mit unſern natürlichen Brüdern zerriſſen, der Zuſammenhang mit dem proteſtantiſchen Deutſchland aufgelöſt ſein wird, du wirſt unſre böhmiſche Kraft dergeſtalt von Grund aus zerſtören, daß ein eignes böhmiſches Reich zur Unmöglichkeit werden und all unſre jetzige Arbeit in Trümmer ſinken wird. Das wirſt du, Raupowa Wilhelm, mit deiner Rohheit, mit deiner Parteiwuth, mit deiner Tücke, und vor allem Andern mit deiner Nichtachtung des Geſetzes. Ich bin erſter Landesrichter und beſtehe auf Erhaltung des Geſetzes. In meinem Hauſe iſt nur Privateigenthum, und dies Haus bleibt verſchloſſen, ſo wahr ich Wenzel von Budowa heiße.

Er trat vom Fenſter zurück. Todtenſtille herrſchte. Aber nur eine Sekunde lang. Auf eine Armbewegung Raupowa's brach Geheul los, welches ſich immer heftiger ſteigerte, und unter welchem die Entfernteren zudrängten und die bis jetzt Näherſtehenden verdrängten.

Loß trat an's Fenſter, ſah grimmig hinab und wendete ſich dann mit einem ſchnell gefaßten Entſchluſſe in's Zimmer zurück, Hans und Budowa mit ſich fortziehend.

Beide billigten den Entſchluß, welchen er ihnen leiſe mitgetheilt. Alle drei gingen in den Hof und Hausflur hinab, ihn ſogleich auszuführen.

Hinter die Hausthür, gegen welche nun die erſten Stöße polterten, wurden die bewaffneten Leute Loßens und Budowa's aufgeſtellt. Sie ſollten das Thor ſtützen, ſo weit es möglich ſei, und ſollten den Zugang verwehren mit Spieß und Schwert, wenn das Thor in Trümmer fiele.

Im Hofe, wo die Wagen noch angeſpannt ſtanden, wurde umgeladen, alle großen Fäſſer auf den einen, alle kleinen Fäſſer, das heißt alle Geldfäſſer, auf den andern Wagen.

Loß hatte indeſſen hinten recognoscirt. Das Hinterthor des Palais ging auf eine abgelegene, ſtille Gaſſe. Dort fand er Alles leer und ruhig. Er ließ alſo wegräumen, was man im erſten Schrecken auch hier innen zur Verſchanzung aufgeſtellt hatte — er ließ dies Hinterthor angelweit öffnen. Dann winkte er. Man brachte ſeinen Schimmel. Er beſtieg ihn. Hans und Tartſch ſtiegen ebenfalls zu Pferde. Der Wagen mit den kleinen Fäſſern ſetzte ſich langſam in Bewegung, und die Schneekuffen kreiſchten am Erdboden, welchem hier der Schnee fehlte.

— Halt! rief plötzlich Hans, wo iſt Pater Dunſtan?

— Hier iſt er, mein Sohn! Kümm're dich nicht um mich, ich bleibe hier. Ich will die Hefe unſrer Reformation austrinken. Mein Magen iſt ſtark; ſei getroſt. Der Sturm geht vorüber, und du kommſt zurück.

— Vorwärts! vorwärts! rief Loß, das Thor vorn hält keine fünf Minuten mehr, hört Ihr nicht, wie es kracht?! Vorwärts!

Und der Wagen mit den kleinen Fäſſern kreiſchte aus dem Hinterthor hinaus und wurde durch die abgelegene Gaſſe links hinaufgelenkt, und kam unbehelligt oben an's Strahowerthor, und kam unbehelligt hinaus auf die Hochebene, welche ſich zum weißen Berge aufwärts zieht. Loß und Hans ritten voraus, Tartſch ritt hinterher; Tſchirill kauerte wie ein Gnom vorn in der Schoßſtelle des Wagens.

V.

Es waren ein paar Wochen vergangen ſeit jenem Abende, widerwärtige Wochen für Wilhelm von Raupowa.

Seine ganze Stellung war erſchüttert worden durch jenen Akt des Aufruhrs, ſo weit ſie zu erſchüttern war. Denn als „Königsmacher“ und als Haupt der national-böhmiſchen Partei war er eine Nothwendigkeit für den jungen König. Der König konnte ſich ihm nicht entziehn, aber ſein vertrauliches Verhältniß zu Raupowa hatte doch einen Riß bekommen. Die Parteiung, längſt innerlich vorhanden, klaffte nach jenem Abende auch äußerlich auseinander. Die nicht aus Böhmen ſtammenden Deutſchen, meiſt Kriegsleute, welche zur Unterſtützung des neuen Königthums nach Prag gekommen waren, nannten es geradezu einen Raubanfall, welchen Raupowa da gegen Privateigenthum im Budowa'ſchen Palais ausgeführt habe. Die deutſchböhmiſchen Cavaliere, das heißt diejenigen, welche eine Trennung zwiſchen Deutſch und Czechiſch nicht kennen und nicht zugeben wollten, ſie verwünſchten Raupowa's Frechheit, weil dieſe Frechheit das ordnungsmäßige Staatsleben untergrabe, die Hilfe aus dem deutſchen Reiche verſcherze, und eine weitausſehende Spaltung in der Bevölkerung Böhmens hervorrufe. Sie kannten den czechiſch-huſſitiſchen Sinn in den inneren Kreiſen des Landes nur zu gut, und ſahen es nur zu deutlich kommen, daß ſolche czechiſche Aufreizung wie ein Waldbrand ſich verbreiten werde. Sie mußten jetzt ernſthaft daran denken, ſich als Mittelpartei zu organiſiren, und Männer wie Budowa und Leß an ihre Spitze zu ſtellen. Die czechiſch geſinnten Cavaliere endlich, meiſt junge Männer, verlangten nun täglich neue herausfordernde Schritte von Raupowa, Schritte, die er vor ſich ſelbſt nicht verantworten konnte. Denn er war bei all ſeiner Rohheit nicht ohne ſtaatsmänniſches Talent, und wußte ſehr gut, daß alle Kräfte zuſammengehalten und aufgeboten werden mußten, wenn Böhmen ſeine neue ſelbſtändige Stellung behaupten wollte. Es war auch wirklich das Bedürfniß von Geldmitteln geweſen, welches ihn vorzugsweiſe zur Erſtürmung des Budowa'ſchen Hauſes getrieben hatte. Der Sold für das Heer konnte ſchon jetzt nicht aufgebracht werden, und doch ſtand der eigentliche große Krieg erſt noch bevor Raupowa war am letzten Ende doch ein voller Patriot, und er hätte geraubt und gemordet, um das böhmiſche Reich zu erhalten.

Aber zur Rechtfertigung jenes Attentats mußte er etwas davon haben für die leere Schatzkammer des Reiches, und er hatte den Exceß nutzlos begangen. Auf jenem Wagen im Hofe des Budowa'ſchen Hauſes hatte er wieder Gypstonnen gefunden, ſtatt Tonnen Geldes! Zum zweiten Male hatte ihn dieſer Zdenko'ſche Schatz genärrt. Daß ihm dies Thurn verwerfen gekonnt, der eben von ihm gegangen, das war ihm das Empfindlichſte. Lieber ſchlecht als dumm! pflegen Leute ſeiner Art auszurufen, wenn ſie ergrimmt ſind über eine Lächerlichkeit, die ihnen widerfahren iſt.

Er ging ungeduldig in dem großen Zimmer der Hradſchinburg umher, in welchem er zu regieren pflegte, ungeduldig, denn er wartete auf eine Nachricht.

Gegenüber dem Könige und den Männern, welche den geheimen Rath des Königs bildeten, hatte er ſich am Morgen nach jenem Einbruch in Budowa's Haus nachdrücklich darauf berufen, daß er Geld ſchaffen müſſe, und daß es ſich wohl eines kleinen Exceſſes verlohnt hätte, den großen Schatz des verſtorbenen Zdenko zu gewinnen. Ihn einem Ausländer, einem Renegaten zu überlaſſen, der keinen ſichtbaren Titel des Anſpruchs darauf habe, das habe ihm unpatriotiſch geſchienen und ſcheine ihm noch ſo. — Als man ihm darauf erwiderte, daß ja gar kein Schatz vorhanden geweſen, und daß ſein Gewaltakt zur Eroberung von Gypstonnen geführt habe, da hatte er erwiedert: Das iſt Kriegsglück, will ſagen Kriegsunglück! Es iſt da etwas vergegangen, was noch nicht enträthſelt iſt. Wir wußten Alle, daß Loß und der ſächſiſche Junker im Hauſe waren. Loß hatten wir eine Viertelſtunde vor Sprengung des Thores und vor unſerm Eintritt oben am Fenſter geſehn, und als wir dann das Haus durchſuchten, war weder Loß noch der ſächſiſche Junker mit einem Auge zu entdecken; ſie waren verſchwunden. Mit ihnen wahrſcheinlich der Schatz. Wir wiſſen noch nicht wohin; aber wir werden's erfahren. Und da es denn ſo peinlich geſetzmäßig unter uns zugehn ſoll, als lebten wir im tiefſten Frieden, ſo wollen wir uns an's Gericht wenden und den Beſitztitel für jenen Schatz gerichtlich feſtſtellen laſſen. Es ſind drei Cavaliere da, welche aus den Ländern der böhmiſchen Krone ſtammen, die Mährer Ladislaus und Jaromir Zierotin und der Schleſier Mitzlau. Alle drei ſind nahe Verwandte des verſtorbenen Zdenko, und machen geſetzlichen Anſpruch auf deſſen Hinterlaſſenſchaft. Sie übergeben heute dem Gericht ihre Forderung, und wenn das Gericht, wie nicht zu bezweifeln ſteht, ihre Forderung gut heißt, ſo opfert jeder von ihnen die Hälfte ſeines Antheils unſerm Staatsſchatze. So gewinnt unſer Reich eine ſtattliche Summe, die verloren gegangen wäre, wenn man ſtill bürgerlich zu Hauſe geblieben und damit zufrieden geweſen wäre, daß der ausländiſche Junker das Geld unſers Landes ſachte hinaus geführt hätte aus Prag. Das Geld ausfindig zu machen iſt jetzt die nächſte Sorge, und — wie geſagt — ich werde ihr ſchon obliegen und ſie löſen.

So hatte Raupowa geſprochen, und demgemäß hatte er ſeit Wochen gehandelt. Es war ihm allerdings bis jetzt nicht gelungen, des Junkers Haus oder des Schatzes habhaft zu werden. Aber näher gerückt war er ſeinem Ziele doch. Einige Tage nach dem Einbruche in Budowa's Haus hatte er von Augenzeugen erfahren, daß es zwei Wagen geweſen, die man im Thorwege habe verſchwinden ſehn, zwei Wagen. Man hatte aber, als man eingedrungen, nur einen vorgefunden. Der andere war alſo mit Loß und dem Junker fortgeſchafft worden, offenbar durch das Hinterthor. Wohin? Jedenfalls auf eine Herrſchaft Loßens oder Budowa's. Budowa's Hauptherrſchaft war Münchengrätz, und Loß pflegte auch dort im Norden vorzugsweiſe auf einem Gute zu wohnen zwiſchen Münchengrätz und der Lauſitzer Grenze. Jene Gegend war dem Kriegsſchauplatze am fernſten; es ſprach Alles dafür.

Dorthin hatte Raupowa ſeine Kundſchafter geſendet, und vor acht Tagen ſchon hatte ihm einer berichtet, daß er an der Elbe bei Melnik die Spur aufgefunden habe. Er verfolge ſie, und hoffe binnen einer Woche den Dachsbau angeben zu können.

Dieſe Woche war um, und Raupowa wartete ungeduldig. Außerdem erwartete er aber auch heute den Ausſpruch des Gerichtes. Die Sitzung ſollte dieſen Vormittag ſtattfinden, und jetzt war es zwölf Uhr.

Raupowa blieb am Fenſter ſtehn und riß es auf. Die Winterluft war ſchon dem Thauwetter gewichen; der Schnee war verſchwunden, der Schloßhof unten war feucht, und es rieſelte wie Regen von den Dächern. Beſonders da drüben im Winkel, wo eine Dachrinne ausgiebig Waſſer heruntergoß, als wollte ſie den Eintritt in eine große Thür erſchweren. Dieſe Thür führte zum Gerichtsſaale, und aus dieſer Thür traten jetzt Rudolph von Mitzlau und Jaromir von Zierotin, auf welche Raupowa wartete. Sie geriethen unter die Dachrinne und ſchüttelten ſich ärgerlich, indem ſie über den Hof eilten zu Raupowa hinauf.

— Nun, wie iſt's ausgefallen? rief er ihnen entgegen.

— Niederträchtig! entgegnete Rudolph. — Erſt hielt Budowa eine Rede gegen uns und unſre Anſprüche im Allgemeinen, und dann ſagte er wie nebenher: „es iſt übrigens auch ein Mann vorhanden, welcher unter Eideskraft bezeugen kann, daß Graf Zdenko den Junker Hans von Starſchädel zu ſeinem Erben beſtimmt hat. Und dieſem Manne hat endlich noch zum Ueberfluſſe Graf Zdenko eine ſchriftliche Erklärung hinterlaſſen, welche dies beſtätigt —“

— Wer? Was?

— Die Nebenthür ging auf, und in den Saal trat der nichtswürdige Mönch von den Benedictinern. Der erklärte ſich denn zum Eide bereit, und zog aus ſeiner Kutte eine ſchmutzige Mappe hervor. Aus dieſer Mappe nahm er ein Blatt Papier, und überreichte es Budowa. Dieſer erklärte, es ſei von Zdenko, deſſen Handſchrift er genau kenne, beſchrieben, und es laute wie folgt. Das las er denn ſo laut er konnte, und Alles murmelte im Saale: das iſt ſo gut wie ein Teſtament. Der Zettel machte nun noch die Runde bei den weiſen Richtern, ſie nickten mit den Köpfen, händigten ihn dem Mönche wieder ein und erklärten ſchließlich: — unſere Anſprüche wären abzuweiſen.

Raupowa ſtieß einen Fluch aus. — Da trat ſein Diener ein und überreichte ihm ein Schreiben auf ſchlechtem Papier, ſchlecht verſiegelt. Es kam aus Münchengrätz von ſeinem Kundſchafter und beſagte: „Hier verwirren ſich alle Spuren. Der Junker iſt hier geweſen und der Wagen auch, und auch der Freiherr von Loß. Aber nur eine Nacht. Am Morgen ſind ſie ſammt dem Wagen nach Loßens Gute bei Liebenau. Dort hab' ich ebenfalls nachgeforſcht. Auch dort ſind ſie nur eine Nacht geblieben, und ſind am Morgen gegen Reichenberg hinauf. Auch dahin bin ich nachgeritten. Sie waren ohne Aufenthalt nach Friedland zum Freiherrn von Räder. Dort haben ſie wieder übernachtet, und ſind nächſten Tages über die Lauſitzer Grenze.“

Raupowa ballte das Papier in ſeiner Hand zuſammen.

— Was iſt? fragte Rudolph.

— Sie ſind über die Lauſitzer Grenze hinaus, wo der Sachſe jetzt commandirt; der alte Loß mit.

— Das iſt nicht wahrſcheinlich. Loß iſt ſeit mehreren Tagen hier, ich hab' es eben erfahren.

— Einerlei! der Schatz iſt uns entwiſcht, und der Junker mit — wenn ich den Burſchen noch einmal unter meine Hände kriegte —!

— Da iſt er ja! rief Rudolph und eilte an's Fenſter.

— Wer?

— Der Starſchädel!

— Was?!

Hans hielt wirklich unten im Schloßhofe hoch zu Roß inmitten einer Schaar von zehn bis zwölf Reitern, die ſehr ſtattlich ausſahen. Sie gruppirten ſich um zwei junge Männer, welche vornehme Herren zu ſein ſchienen. Wenigſtens ſchien von ihnen Befehl auszugehn. Zwei Reiter ſaßen von ihren Pferden ab, und ſchritten in's große Portal hinein. Mittlerweile kamen Budowa und Pater Dunſtan, welche den Junker ebenfalls erkannt haben mochten, aus jener Thür, neben welcher die Dachrinne niedergoß. Sie vermieden als vorſichtige Fußgänger den Waſſerſtrahl, und ſchritten auf die Reitergruppe zu. Hans ſprengte ihnen entgegen, reichte ihnen die Hand, und geleitete ſie dann zu den beiden jungen Herren, denen er ſie vorzuſtellen ſchien.

Nun kamen zahlreiche Diener, Hausdiener des Königs, aus dem Portal; der vornehmſte unter ihnen verbeugte ſich reſpectvoll; die Cavaliere ſtiegen von den Pferden und traten in's Schloß —

Rudolph eilte durch die Corridore hinüber nach dem Flügel, welchen der König bewohnte, um zu erfahren, wer da angekommen ſei.

Erhitzt kam er zurück und berichtete: Es iſt der junge Herzog von Weimar, der regierende, mit ſeinem Bruder. Sie bringen dem Könige ein Regiment; ſie erklären ſich trotz dem Kurfürſten in Dresden, ihrem Vormunde, für die böhmiſche Sache. Alles ſchwelgt drüben in Entzücken; ſogar die Königin iſt herbei geeilt; die Etikette iſt hintangeſetzt, man unterhält ſich, wie vergnügte Bürgersleute ſich unterhalten. Und es iſt auch wirklich ein wichtiger Vorgang! Das erneſtiniſche Haus, das alte ſächſiſche Kurhaus, erklärt ſich für das neue Königreich Böhmen. Das wird nicht ohne Einfluß bleiben auf die proteſtantiſchen Reichsfürſten. Es ſind kaum ſiebzig Jahre her, daß Kaiſer Karl dieſem Hauſe gewaltſam den Kurhut entriſſen hat, und man wird rufen: jetzt kommt die Vergeltung gegen den Habsburger; die Erneſtiner helfen dem Ferdinand den böhmiſchen Kurhut entreißen!

— Der Thor freut ſich ordentlich über das Ereigniß! ſtieß Raupowa zwiſchen den Zähnen hervor.

— Ich freue mich des Zuwachſes unſrer Macht — erwiederte Rudolph — was Widriges drum und dran hängt für mich und für uns, verkenn' ich nicht —

— Die deutſche Herrſchaft in Böhmen kriecht aus dem Ei hervor, und wir werden die Schale des Ei's!

— Das wird auf uns ankommen, beſonders auf Euch, Raupowa. Die Sache benützen, und die Perſonen verdrängen! Unſre Lieblingsperſon iſt dabei: der Junker Starſchädel iſt zum erſten Male in der Burg, ſogar die Königin ſpricht artig mit ihm. Reich iſt er jetzt auch, was fehlt ihm noch?!

— Die Hochzeit! — ſprach halblaut in demſelben verbiſſenen Tone Jaromir, der bisher ſtill im Winkel geſeſſen — die Hochzeit mit der Loß! Papa Loß kann ſie kaum noch erwarten. Zum erſten Mai will er ſie gefeiert ſehn. Geſtern hat er's ausgeſprochen. Er wollte noch früher; aber die Geſellſchaft hat noch ein Concilium vor, das ſoll erſt abgemacht werden.

— Ein Concilium, welches die neueſte Kirche begründen ſoll. Dazu iſt Pater Dunſtan da, und dazu iſt geſtern die Jörger aus Oberöſterreich angekommen. Sie iſt die Nymphe

Egeria der neueſten Kirche, und ſie hat Eile. Das Concilium hat erſt im Mai ſein ſollen, ſie treibt aber, es ſolle früher einberufen werden, bevor der Krieg wieder losgehe. Die Liga in Bayern rüſte Tag und Nacht, und werde zum Frühjahre über Linz nach Böhmen eindringen, das wiſſe ſie von Tſchernembl, und deshalb ſei ſie gekommen, um das Concilium zu beeilen. Deshalb hat Loß die Hochzeit auf den erſten Mai angeſetzt. Alſo erſt wird der Starſchädel eine Kirche gründen helfen und ſich einen gläubigen Anhang ſichern, dann wird er zu ſeinem Reichthum noch die reiche Erbin heirathen, und wird als mächtiger Mann im Lande uns die Wege weiſen, dem Herrn Wilhelm von Raupowa insbeſondere.

Jetzt folgte ein langes Stillſchweigen. Der Grimm gegen den glücklichen Junker war allen Dreien gemeinſchaftlich. Am gewaltſamſten gährte er in Raupowa, und am gefährlichſten, denn Raupowa war der Mächtigſte. Und ſeine Natur, die Natur eines wild energiſchen Menſchen, war die frechſte. Man konnte es ihm anſehn, daß er vor einem Morde nicht zurückſchrecken würde. —

— Gehen wir auch hinüber! ſagte er endlich ſcheinbar kaltblütig, um uns die Leute und die Dinge in der Nähe anzuſehn. Das Concilium hat ſein Gutes. Thut ja nichts dagegen! Helft im Gegentheile, daß es zu Stande kommt! Gehen wir!

Im Hinausſchreiten gab er noch ſeinem Diener leiſe einige Aufträge. Sie bezogen ſich auf Budowa's Schloß in Münchengrätz und auf Loßens Gut dort im Norden. Er hegte den Verdacht, daß der Schatz vertheilt werden ſei und theilweiſe gefunden werden könne.

Drüben im Empfangsſaale zeigte ſich's deutlich, daß der lange verfolgte Hans jetzt überall vom Glücke begünſtigt war. Neben der Königin, welche ſich freundlichſt mit ihm unterhielt, ſtand Ludmilla und war Zeugin der ehrenvollen Rolle, welche der bisher geringſchätzig behandelte Freund ſpielte. Und wie ſtattlich ſpielte er ſie! Ruhig und einfach war ſein Benehmen, ſicher und natürlich ſein Verkehr mit den fürſtlichen Perſonen. Es war nicht zu verkennen, daß er am heimathlichen Hofe in Weimar in jeglicher Umgangsform geſchult war, und perſönliche Würde und Freiheit anmuthig dabei zu bewahren wußte. Ludmilla war entzückt. Sie hatte ihn nie in ſolcher Umgebung geſehen, dagegen hatte ſie in ſolchen Kreiſen ihn immer nur abſchätzig bezeichnen hören, als gehöre er in eine niedrigere Sphäre. Wie hatte ſie darunter gelitten! Glanz und vornehme Verhältniſſe waren für ihre Eitelkeit ein Bedürfniß, und während dieſes Prager Winters hatte ſie nichts ſo ſehr gedrückt, als Hanſens — wie ſie meinte — untergeordnete Stellung. Wie anders war das plötzlich! Mit zutraulicher Liebenswürdigkeit behandelten die jungen Herzöge ihren Junker! Ja der ältere, Johann Ernſt, der regierende Herr, brachte es heiter zur Sprache, daß man dem urproteſtantiſchen Starſchädel nachgeſagt habe, er ſei in Wien katholiſch geworden. Unter den vielen Klatſchereien ſei dies doch eine der abgeſchmackteſten geweſen! — Und es wurde jetzt allgemein gelacht darüber zu beſter Genugthuung Ludmilla's. Alle Störungen und Hemmniſſe ihrer Neigung zu Hans flogen in dieſer Stunde wie Nebelſchichten in die Lüfte, und als die Geſellſchaft Anſtalt machte ſich zu trennen, da winkte ſie Hans zur Seite. Sie mußte ihm eiligſt ſagen, wie ſchön und trefflich das Alles ſei, und wie er doch ja das Glück feſthalten möge, welches endlich bei ihm eingekehrt. Bitte, bitte, lieber Hans — flüſterte ſie, und der ſchalkhafte Blick ihrer Augen ſchmeichelte ſich zauberhaft in den ſeinen — bitte ſchönſtens, nun fein ordentlich bleiben in der Aufführung!

— Fein ordentlich? — fragte er lächelnd — bin ich denn —

— Still, ſtill! Ihr verſteht mich recht gut. Daß Ihr gewiſſenhaft ſeid wie ein Paſtor, bezweifelt ja Niemand. Aber Ihr ſollt kein Paſtor werden, Ihr ſollt ein Cavalier bleiben, das iſt ordentlich für Euch. Der Vater hat mir geſtern geſagt, daß die Jörger gekommen, und daß ſie mit der Pater Dunſtan und der Budowa und leider auch Ihr eine geiſtliche Synode vorhabt, eine Synode mit Sectirern! Der Vater ſchüttelte traurig den Kopf dazu; Ihr wißt ja: er mag das nicht. Und frei heraus: ich mag's auch nicht mehr. Die Zeit iſt ja vorbei, welche das empfehlen mochte. Unſere Kirchen ſind ja jetzt frei und herrſchend, und Ihr verderbt Euch Eure ganze Stellung auf ſolchen Wegen. Die Königin war bisher gegen Euch, und zwar vorzugsweiſe deshalb, weil Ihr beſchuldigt wurdet, in Sachen des religiöſen Bekenntniſſes wankelmüthig oder freigeiſtig zu ſein!

— Ich ſoll alſo calviniſch werden, wie ſie? fragte Hans lächelnd.

— Nicht doch! Nehmt's nicht ſcherzhaft. Wie ſtreng ſie calviniſch iſt, den wirklichen Lutheraner wird ſie in Euch reſpectiren. Das muß ſie ja bei ſo vielen Anderen. Aber ſie entzieht Euch ihre Gunſt wieder, wenn Ihr neues Sectenweſen befördert und neue Verwirrung heraufbeſchwören helft. Thut's nicht, Hans! Gewiß, das führt uns in's Unglück. Wollt Ihr mir's verſprechen?

Hans ſchwelgte ſo in ihrem Anblicke, in der Seligkeit, welchen ihr warmer Ton über ihn verbreitete, daß er geneigt geweſen wäre, Alles zu verſprechen. Der Inhalt ihrer Reden berührte ihn kaum; er hatte ſich ſchon daran gewöhnt, ihr leichten Sinn nachzuſehn, und er war in dieſem Augenblicke von ſeiner ſonſtigen Pedanterie recht weit entfernt. Aber ſie war ja viel reizender, wenn er mit ſeinem Verſprechen zögerte, wenn er ſie durch leichten Spott über ihre Hofdienerei herausforderte. Sie ſchmollte ſo allerliebſt, ſie fing an trotzig zu befehlen, es gefiel ihm dies Alles ſo außerordentlich an ihr, daß er, der ſonſt ſo ernſt und weit ſehende, ganz überſah: es ſtehe in dieſem Geſpräch wirklich ſein ganzes Verhältniß zur Geliebten auf dem Spiele, und es berge der tiefere Inhalt dieſes Geſpräches einen Wendepunkt für ſein ganzes Leben. Gab er Ludmillen diesmal nach, ſo war ſie ſein. Und was Fehlerhaftes in ihrem Verlangen liegen mochte, er konnte es vielleicht ausmerzen aus ihrem Weſen in einem durch Liebe gehobenen Ehebunde, welcher Nachgiebigkeit in ſich ſchließt, weil er eben in Liebe wurzelt. Gab er Ludmillen aber diesmal nicht nach, ſo hatte er ſie wahrſcheinlich verloren,

verloren für ſich und für ſie. Auch für ſie, denn er war ihre wahre Liebe. Sie mußte ohne ihn auf Irrwege gerathen.

Dieſer Gedankengang ſtieg nicht in ihm auf; er war nur glücklicher Liebhaber, und meinte tändeln zu dürfen.

Die Geſellſchaft trennte ſich. Der Junker mußte ſich ſeinen Herzögen anſchließen, welche in ihre Zimmer auf der Hradſchinburg geleitet wurden, er mußte Ludmillen verlaſſen, ohne ihr eine ernſte Zuſage gegeben zu haben.

Sie hoffte aber doch auf eine ſolche. — Auf Wiederſehn heut Nachmittag unten beim Vater! ſagte ſie leiſe, als er ging.

Dieſer Nachmittag ſtellte Alles auf die entſcheidende Probe, früher als ſie ſelbſt gedacht, früher als ſie ſelbſt hinabgekommen war zum Vater.

Frau Amalie von Jörger war wirklich in Prag und wohnte bei Loß. Von ihr wußte dieſer, daß die Berufung einer Synode für die Zukunftskirche ganz nahe bevorſtand, daß ſie in Budowa's Palais ſtattfinden ſollte, daß Pater Dunſtan, Budowa, Hans und Profeſſor Hertleder aus Weimar die Führer ſein würden. Er war im höchſten Grade ärgerlich darüber, und begleitete Frau Amalie nach dem Mittageſſen hinüber in Budowa's Haus, wo täglich angeſtrengt gearbeitet wurde an den Vorbereitungen, und zwar unter Mitwirkung der Frau Amalie, welche einen großen Theil der Correſpondenz beſorgte.

Er wollte Alles aufbieten, um ſeine Freunde von dieſem Unternehmer abzubringen.

Dies ſchien möglich, denn weder Dunſtan, noch Budowa, noch Hans waren leidenſchaftlich dafür eingenommen; Frau Amalie allein war die entſchloſſen treibende Kraft.

Dunſtan war — ganz gegen ſeine ſonſtige Natur — in trüber Stimmung ſeit ſeiner Ankunft in Prag. Der höhnende Lärm, welchen ſeine Mönchskutte beim erſten Eintritte erregt, hatte ihn arg verſtimmt. Die Kutte gehörte zu ihm, er gehörte zu ihr. So viel Gewicht auf ein Kleidungsſtück gelegt zu ſehn, während ihm Herz und Geiſt auf tiefe Reformen gerichtet ſtand, und in der Stadt gelegt zu ſehn, welche jetzt für die freieſte galt in religiöſen Dingen, das war ihm ſehr widerwärtig geweſen. Der Eigenſinn, von welchem er eine ſtarke Doſis beſaß, erwachte darüber. Budowa's Rath, die Kutte abzulegen hier in Prag, entrüſtete ihn; er wies ihn zurück. Sie ſollen ſich daran gewöhnen, rief er, ſie ſollen achten lernen, was Andern eigenthümlich iſt, Eure Prager Freidenker. Aus ſolcher Kutte iſt ihnen ihr ganzer Fetzen Proteſtantismus zugekommen, ſie ſollen auch die Vergrößerung dieſes Fetzens aus ſolcher Kutte mit Achtung entgegen nehmen. Er legte ſie nicht ab und hatte täglich, wenn er über die Straße ging, den Aerger zu beſtehn, daß die Leute ſtehn blieben und zuſammentraten und auf ihn deuteten, wie auf ein fremdartiges, verdächtiges Geſchöpf. -- Das ſteigerte nur ſeinen Eigenſinn und ſeinen Aerger. Er war eigentlich gar nicht geſtimmt dafür, dieſem vorurtheilsvollen Volke gegenüber den großen Schritt zur Gründung einer neuen Kirche zu unternehmen. War er doch neben Zdenko ſchon immer zögernd und bedenklich geweſen, in ſolcher Ausdehnung und wirklicher Praktik vorzugehn. Selbſt ein praktiſcher Menſch, hatte er ſtets die großen Schwierigkeiten hervorgehoben und ſtets behauptet: man ſolle vorbereiten mit allen Kräften, die wirkliche Ausführung aber dem Zeitpunkte überlaſſen, welcher von ſelbſt die Reiſe dafür ankündigen, und wohl auch den zur Durchführung geeigneten und berufenen Mann bringen werde. Da kam die Jörger und drängte. Er konnte ihr nicht Unrecht geben, daß kaum noch einige friedliche Monate vor ihnen lägen, und er ſagte endlich: Meinethalben! Es iſt ja doch nur eine Beſprechung, und ſie wird zeigen, ob und was möglich iſt.

Budowa ferner war eigentlich gar nicht der Charakter für ſolch einen ſchöpferiſchen Vorgang. Er war ein wohlwollender Zweifler, ein Mann, welchen die geiſtigen Wendungen viel mehr intereſſirten als die Verkörperungen. Wenn die Gedanken verkörpert werden, ſo verlieren ſie meiſt ihren feineren Theil! pflegte er zu ſagen. Nur weil er jetzt mitten inne ſteckte in einer Revolution, deren Gang und Ergebniſſe ihm gar nicht gefielen, nur weil ihm das unduldſame Calvinerthum, welches jetzt Prag beherrſchte, gar nicht gefiel, nur weil er das Bedürfniß hatte, irgend etwas Neues zu veranlaſſen, was doch vielleicht beſſer wäre, und was jedenfalls den ſtarrwerdenden Geiſt wieder flüſſig mache, nur deshalb hatte er der Jörger zugeſtimmt. Du haſt kaum noch ein paar Jahre zu leben — hatte er zu ſich geſagt — vergönne dir alſo noch kurz vor Thorſchluß ein Experiment, das jedenfalls würdig und bedeutend iſt!

Hans endlich war ziemlich zerſtreut. Die Rettung des Schatzes hatte zuletzt all' ſeine Thätigkeit in Anſpruch genommen, und der wirkliche Beſitz eines ſo großen Eigenthums hatte auch ſeinen Einfluß geäußert auf ihn. Wer viel zu verlieren hat, der wird von ſelbſt vorſichtig. Dazu Ludmilla und die nahe Ausſicht auf ihren Beſitz, und ihre dringende Abmahnung vor der Theilnahme an einer ſolchen Synode.

Kurz, der Freiherr von Loß konnte es wohl dahin bringen, daß dieſe Männer abließen von dem Unternehmen, wenn er's leidlich geſchickt anfing.

Sie ſaßen um eine große runde Tafel, welche mit Schriften und Briefſchaften bedeckt war. Die Aufforderungen zur Synode nach Prag zu kommen waren nach allen Seiten verſendet worden, von allen Seiten liefen Antworten ein, und dieſe Antworten wurden jetzt mitgetheilt, die Liſten wurden angefertigt, die Rollen für die Leitung wurden feſtgeſtellt, die Austheilung derſelben wurde erwogen.

Da trat Loß ein mit Frau von Jörger. Er war unbewegt geblieben von alle dem, was ihm dieſe unterwegs entgegnet hatte auf ſeine Abſicht. Dieſes „Religionsmachen“ war ihm überhaupt zuwider und erſchien ihm gefährlich. Jedenfalls wollte er ſeinen Hans davon abziehn.

Er forderte zunächſt in herzlichem Tone die Freunde auf, ſie möchten davon abſteh'n.

Das hatte gute Wirkung. Es war eben keiner der Männer leidenſchaftlich eingenommen für das Vorhaben.

Aber nun wollte Loß ſeine Aufforderung mit Gründen unterſtützen, und dadurch forderte er den Widerſpruch heraus. Daß es nicht an der Zeit ſei, fand man thöricht. Wann ſollte es denn an der Zeit ſein, wenn nicht in einem Zeitpunkte, welcher die religiöſe Reformfrage in freien Fluß gebracht?! — Daß man überhaupt nicht rütteln ſolle an den bereits feſtgeſtellten Kirchen der Reformation! Ah, — fuhren alle Drei auf — dann hätten wir eben nur zwei neue Päpſte, Luther und Calvin, geſchaffen ſtatt des einen in Rom! Die Spaltung wäre erreicht, der Fortſchritt aber abgeſchloſſen, und die allgemeine Einigung für immer unmöglich gemacht. Hiermit hatte der gute Loß den Streit erregt in ſeinen Grundveſten, und nun ſtieg er höher und höher in ſeinen Folgerungen. Dieſe Folgerungen riſſen die Streitenden von ſelbſt fort, der Verſtand erhitzte die Sprechenden, die Leidenſchaft entzündete ſich, und man kam auf einen Punkt, den Keiner gewollt hatte. Die den Fragen innewohnende Conſequenz unterjochte Dunſtan, Budewa und Hans, und legte ihnen Verpflichtungen auf, welche ſie Anfangs aus Indolenz vermeiden gewollt. Loß ſtand zerſchmettert da von Gründen und Ausführungen, und Frau Amalie lächelte. Von Hauſe aus die Entſchloſſenſte für Durchführung — ſtarke Frauen ſind von unerbittlicher Conſequenz — hatte ſie ſtill geſchwiegen und mit Zuverſicht darauf gerechnet, der zwingende Geiſt werde ſich von ſelbſt behaupten.

Loß mußte es aufgeben. Diſputation war ohnehin nicht ſeine Sache. Er ſetzte alſo noch den Trumpf darauf, daß eine ſolche Synode hier in Prag keinen Boden, ja wahrſcheinlich offnen Widerſtand finden werde, denn die Machthaber ſeien alle dagegen, und er wendete ſich ſchließlich nur noch an Hans. Nicht mit Gründen, nur mit Vorſtellungen. Von Herzen zum Herzen, wie er's nannte. Macht was Ihr wollt — ſagte er — aber zieht mir den Junker nicht hinein! Ihm verderberbt Ihr das junge Leben, das er genießen ſoll, und das er ſich zerſtört, ich weiß es, wenn er ſich zum Prediger macht. Tritt zu mir, Hans, begnüge Dich mit Zuſchaun! Oder noch beſſer: laß uns hinausreiten in's Land und dort ordnen, was noch zu ordnen iſt, Du weißt's ja! So kommſt Du nicht in Verſuchung, und bleibſt geborgen, geborgen auch bei — Du weißt ſchon was ich meine. Gieb mir die Hand! Verſprich mir's! der Herr Pater und der Wenzel hier und die Frau Amalie geben Dir Urlaub; ſie lieben Dich ja, und wollen Dein Glück, nicht wahr?

Eine peinliche Stille entſtand. Hans wußte allerdings, was der Vater Ludmillens meinte. Aber konnte er, der Sohn und Erbe Zdenko's, zurücktreten? die Schätze Zdenko's in Sicherheit bringen, welche ihm vorzugsweiſe für dies reformatoriſche Werk vererbt waren?! Unmöglich!

Er ſchüttelte das Haupt. In Loß wallte der Zorn auf; er that einige heftige Aeußerungen; er kündigte Hans die Freundſchaft auf — er ging.

Verſtimmt, aber gewiſſenhaft wendeten ſich die Apoſtel der „einfachen Kirche“ wieder zu ihrer Arbeit am runden Tiſche.

Loß hatte ganz Recht gehabt: die Machthaber oben auf dem Hradſchin waren ſämmtlich gegen die ſogenannte Synode, von welcher die Kunde jetzt durch das Land ging. Sämmtlich! Auch die deutſche Partei, auch der Fürſt zu

Anhalt, auch der Herzog Johann Ernſt von Weimar, welcher vor ſeiner Abreiſe Hans zu ſich berief, um demſelben ſeine volle Mißbilligung auszuſprechen, daß aus der Heimath Luther's und beim Ausbruche eines Religionskriegs ſolche neue Spaltung unter den Proteſtanten erregt werden ſolle. Hertleder werde er die Herreiſe verbieten, und er hoffe zuverſichtlich, daß der weimar'ſche Herr von Starſchädel ſich nicht ferner damit befaſſen werde. Sobald die Kriegsoperationen begännen, werde er durch das Voigtland mit ſeinen Truppen in Böhmen einrücken, und er rechne darauf, daß Herr von Starſchädel ſich als ächter Lutheraner an ſeine Fahne anſchließen werde. Einen Unruhe ſtiftenden Sectirer erwarte dieſe Fahne nicht!

Nur Wilhelm von Raupowa äußerte ſich nicht, wie man erwartete, mit beſonderem Eifer gegen die Abhaltung der Synode. Er ſpöttelte ſogar gegen den Hofprediger Scultetus, der von der Regierung ein Verbot auswirken wollte, er ſpöttelte mit den Worten: Habt Ihr die Papiſten vergeſſen, die auch Alles durch Verbote ſchlichten wollten? Wollt Ihr der „einfachen Kirche" Vorſchub leiſten durch ein Verbot?

Aber Niemand folgte den Vorbereitungen, welche von Budowa's Hauſe ausgingen, mit ſchärferer Aufmerkſamkeit als Wilhelm von Raupowa. Rudolph von Mitzlau und Jaromir von Zierotin mußten ihm täglich Bericht erſtatten über alle Schritte der „Einfachen", über alle Ankömmlinge, über alle Druckſchriften, welche ſich auf die Synode bezogen. Er war auch der Erſte, welchem angezeigt wurde, daß in einer Buchdruckerei das Programm geſetzt würde, und daß

Frau Amalie die Corectur läſe. Er war der Erſte, welchem gedruckte Exemplare des Programms zukamen. Er las ſie lächelnd, und vertheilte ſie ernſthaft an junge Paſtoren czechiſcher Zunge, welche der deutſchen Sprache vollkommen mächtig waren.

So kam der Tag heran, für welchen die Synode angeſetzt war.

Hans war unausgeſetzt mit den Vorbereitungen beſchäftigt geweſen, und hatte die Goldſtücke nicht geſpart für die Schaar von Sendboten, welche nach allen Weltgegenden ausgeſendet und an die Bekanntſchaften des verſtorbenen Grafen Zdenko gewieſen wurden. Er hatte gegen die Störung ſeines Verhältniſſes zu Loß und Ludmilla nichts thun können. Frau Amalie, welche bei Loß wohnte, hatte ihm berichtet, daß auch Ludmilla ſich ungünſtig, ja feindlich über ihn geäußert. Endlich war ſelbſt Frau Amalie, beläſtigt von Loßens Scheltworten auf die Synode, herübergezogen in Budowa's Haus, und ſo gab es nun gar keine Nachricht, gar keine Verbindung mehr zwiſchen ihm und Ludmilla. Er mußte jede Wiederanknüpfung einer ſpäteren Zeit anheimſtellen, und mußte ſich Mühe geben, all' ſein Dichten und Trachten zunächſt nur der kirchlichen Aufgabe zuzuwenden.

Dieſe Aufgabe war nicht eben leicht und nicht anmuthig. Notable Gäſte aus der Ferne wurden in Budowa's Hauſe einquartiert, und Hanſen vorzugsweiſe fiel es zu, ſie zu begrüßen, unterzubringen und mit allen Vorbereitungen bekannt zu machen. Die verſchiedenartigſten, die wunderlichſten

Anſichten und Anſprüche traten ihm da entgegen! Es ſchienen vorzugsweiſe Sonderlinge zu ſein, welche ſich eingefunden.

Endlich brach der Tag an, welcher der erſte Sitzungstag ſein ſollte, ein rauher Frühlingstag mit Regen und Wind.

Ein großer Tanzſaal im Budowa'ſchen Palais war für die Sitzung eingerichtet. An dem einen Ende des Saales war eine Eſtrade errichtet; auf derſelben ſtanden Tiſche und Seſſel für die Präſidentſchaft. Aus dem Pater Dunſtan, Budowa und Hertleder ſollte ſie beſtehen; Dunſtan ſollte die oberſte Leitung führen. Hertleder aber traf nicht ein. Der Sendbote brachte die Nachricht, er ſei durch Krankheit verhindert. Ein trauriges Omen für Hans, welcher auf dieſen Jugendlehrer die beſten Hoffnungen geſetzt. Widerſtrebend mußte Hans ſelbſt die Stelle Hertleder's im Präſidium einnehmen. Frau Amalie ſollte Schriftführerin ſein, das heißt, ſie ſollte den Hergang in allem Weſentlichem niederſchreiben. Sie ſelbſt ſprach nur die Beſorgniß aus, es könne zu Spöttereien Anlaß geben, wenn eine Frau in dieſer Weiſe öffentlich erſcheinen wolle. Es war alſo oben auf der Gallerie, welche den ganzen Saal umlief, eine kleine Loge für ſie abgeſondert worden, in welcher ſie hinter Vorhängen hören und ſehen und ſchreiben könnte. Der übrige Theil dieſer Gallerie war für Zuhörer beſtimmt, und zwar ohne Anſehn der Perſon. Man hielt es für angemeſſen, den Zutritt für Jedermann offen zu halten.

Der untere Raum des Saales war amphitheatraliſch eingerichtet: er ſtieg von der Präſidenten-Eſtrade an mählig aufwärts auf einem Holzgerüſte, und reichte hinten bis an die Gallerie. Hölzerne Bänke bedeckten dieſen Aufbau, und zwiſchen dieſem Sitzraume und der Eſtrade war eine Kanzel angebracht, von welcher die Redner ſprechen ſollten.

Um ſieben Uhr des Morgens ſollte die Sitzung beginnen. Der Tag graute auch kaum, und das vordere Hausthor war kaum geöffnet, ſo ſtrömten ſchon Leute in den Hof. Man ſollte glauben, es ſei ohne Zeitungen gar nicht möglich, innerhalb einiger Wochen oder eines Monats eine Kunde weithin zu verbreiten durch die Länder. Man irrt ſich darin. Die Verbreitung von Mund zu Mund iſt eine unermeßliche Propaganda. Wenn die Kunde Antheil weckt, ſo fliegt ſie von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf wie eine Wolke, welche ſich ausgebreitet über den ganzen Horizont. Und das Concilium für eine neue Kirche war in jener Zeit ein Gegenſtand, der Antheil weckte in der einſamſten Hütte, ſowie denn zu jeder Zeit religiöſe Fragen den weiteſten Kreis ausfüllen und den tiefſten Antheil wecken. Das Verhältniß zum Staate bewegt immer nur einen Theil der Bevölkerung, das Verhältniß zu Gott bewegt die ganze Bevölkerung bis in die unterſten Schichten.

So waren denn Leute nach Prag gepilgert, an welche keine Einladung ergangen, zu denen aber die Kunde gedrungen war: in Prag ſoll eine neue Kirche begründet werden.

Sie waren es namentlich, welche ſchon beim Morgengrauen in den Hof des Budewa'ſchen Hauſes drangen; unter ihnen der Raſchmacher Urban, der Bart-Conrad, ja der Schuhſter Pfeifer, welchen Medardo damals an der March hatte laufen oder richtiger ſtehen laſſen, und welcher mit den

Truppen Thurn's nach Mähren und Böhmen fortgeſchoben worden war. Urban war mit ſeiner magern Gattin ſeit einigen Tagen in Prag ſelbſt angeſiedelt, und der Bart-Conrad hatte in Linz den Peldi, den Jörger'ſchen Kutſcher, getroffen, welcher Frau Amalien nach Prag zu fahren hatte. Der nachfolgende Packwagen hatte auch ihn mitgenommen. Er wollte Frau und Kind aufſuchen, welche mit dem Vater Hamm auf einer Leß'ſchen Herrſchaft im Norden Böhmens angeſiedelt waren. Unterwegs eine Synode mitzumachen, bei der Jedermann reden dürfe — ſo hatte es geheißen — das war nicht zu verachten.

Es war denn auch ſeine erſte Frage im Hofe, ob man mitſprechen dürfe. Allerdings' hieß es. Der Eingang links ſei für die, welche ſprechen, der Eingang rechts, welcher zur Gallerie führte, für diejenigen, welche hören wollten.

Conrad ging links, Urban und Pfeifer desgleichen. Als ſie ſich erkannten, lachte Conrad ſo unanſtändig laut, daß er Ziſchen erregte unter den Uebrigen, welche in ernſter Stimmung eintraten. Er ſah ſich nach den Ziſchern um, indem er ſtehen blieb, und wurde dadurch von den Collegen der Saugrube getrennt. Die zuſtrömende Menge war zahlreich und drängte Mann an Mann die breite Stiege hinauf in den Sitzungsſaal.

Er war in einer Viertelſtunde gefüllt, und auf der Gallerie ſtarrte auch Kopf an Kopf.

Trotzdem waltete eine auffallende Stille. Die Leute kannten einander nicht, und erhielten auch ſofort gedruckte Blätter ausgetheilt, in deren Leſung ſie ſich vertieften.

Dieſe Druckblätter waren das Programm der Sitzung, das Programm der „einfachen Kirche", welches die Grundſätze derſelben auf einem Quartblatte Papier der Prüfung überlieferte.

Um dieſer Prüfung einige Zeit zu laſſen, zögerten Dunſtan, Budowa und Hans mit ihrem Eintritt auf die Eſtrade. Eine Thür aus dem Innern des Hauſes führte auf dieſe Eſtrade, und aus dieſer Thür traten dann endlich die drei Männer, und nahmen ihre Plätze ein am Präſidententiſche.

Ein unheimliches Gemurmel vom Saale und von den Gallerien empfing ſie. Ein Mönch? Eine Kutte? Was heißt das? ſprachen halblaut hundert Stimmen. Dunſtan's Benedictinerkutte war die Veranlaſſung des allgemeinen und unwilligen Erſtaunens.

Dunſtan, ſeit einiger Zeit an die Wirkung ſeiner Kutte gewöhnt, bemerkte ſogleich den Grund der Unruhe und ſtand auf. Mein Gewand ſcheint Euch zu ſtören! ſprach er mit ſeiner ſtarken Stimme. Ja! — ja! antworteten Einzelne.

— Das iſt kein gutes Zeichen — fuhr er fort — denn es beweiſ't, daß Ihr des Zweckes dieſer Verſammlung nicht eingedenk ſeid. Weil mein Gewand den Katholiken bekundet, meint Ihr erſtaunt ſein zu dürfen? Wißt Ihr denn nicht, daß wir uns eben dazu verſammeln, für Katholiken und Proteſtanten einen gemeinſchaftlichen Boden zu finden und anzubauen? Die einfache Kirche, welche wir gründen wollen, ſoll ja eben dafür gegründet werden, daß dieſe Unterſchiede uns nicht ferner trennen. Einfache Chriſten ſollen hervorgehn aus unſrer Verſammlung, im Innern einig, ob ſie eine Kutte oder eine Reverende tragen!

Dann ſchritt er von der Eſtrade herab und beſtieg die Kanzel. Es herrſchte tiefe Stille im Saale. Unter dieſer Stille ſprach er wohl eine halbe Stunde lang. Er ſchilderte ſein Leben und das Leben des Grafen Zdenko, mit Nachdruck auf die Punkte hinweiſend, welche ihn und Zdenko auf den Gedanken geführt, daß eine einfache Kirche der chriſtlichen Menſchheit zum Segen gereichen könne. Sie wolle keine der jetzigen Kirchen ſtören oder gar zerſtören. Wer ſein Genüge oder ſeine Seelenruhe finde in der römiſchen oder in einer der proteſtantiſchen Kirchen, der möge in ſeinem Glauben verharren. Wer zur „einfachen“ Kirche trete, und nicht all ſeine dogmatiſchen Bedürfniſſe in ihr befriedigt finde, dem bleibe es unbenommen, ſich auch irgend einer andern religiöſen Gemeinſchaft anzuſchließen. So entſtehe die Freiheit ohne krampfhafte Störungen, und es bleibe doch ein Mittelpunkt. Dieſer werde wachſen, wie ein Baum wächſt, welchen man in reines Erdreich geſetzt. An ſeinen Früchten wird man ihn erkennen! Nicht die Streitigkeiten über ſchwierige Glaubenspunkte bilden den ſegensreichen Kern einer Kirche, ſondern der fromme Sinn bildet ihn, welcher bereit iſt, zu verzeihen, zu lieben und Gott nachzutrachten in guten Werken. Wir nennen ihn dankbar den „lieben Gott“, und dieſen lieben Gott bitten wir denn, daß er unſer Vorhaben einer einfachen Kirche zum Gedeihen ſegne.

Nun las er langſam, jedes Wort betonend, das Programm vor, welches flüſternd im Saale nachgeleſen wurde. Es lautete:

„Bekenntniß der einfachen chriſtlichen Kirche.

Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erden, den allgütigen Vater jeglicher Creatur.

Ich glaube an Jeſum Chriſtum, unſern Heiland, der für die Wahrheit geſtorben iſt und uns die Religion der Liebe geſtiftet hat.

Ich glaube an den heiligen Geiſt der Wahrheit und Liebe, welcher von Gott ausgeht und durch Jeſum Chriſtum, unſern Heiland, den Menſchen vermittelt worden iſt.

Ich bekenne mich zu den zehn Geboten, welche das gemeinſame Leben regeln und weihen.

Ich bekenne mich zu den geheiligten Gebräuchen der Taufe, welche die Aufnahme in die chriſtliche Gemeinſchaft bezeichnet, und des Abendmahls, welches zur herzlichen Erinnerung an unſern Heiland und zur demüthigen Verehrung ſeines Opfertodes begangen wird.

Ich bekenne mich zu den Grundgeſetzen chriſtlicher Lehre, welche lauten: Was du nicht willſt, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht — liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt — ſei gerecht und menſchlich gegen deine Feinde, wie der Heiland geweſen iſt!

Ich bekenne mich zu der chriſtlichen Verpflichtung: wohlzuthun und mitzutheilen vom Morgen bis zum Abend allen Bedürftigen und Schwachen, und thätige Liebe auszuüben an allen Menſchen bis zur niedrigſten Creatur.

Ich bekenne mich zu dem bibliſchen Grundſatze: der allmächtige Gott iſt anzubeten im Geiſte und in der Wahrheit, nicht aber durch ſinnliche Zeichen und Bilder, welche irre führen zu götzendieneriſchen Wegen. Denn jede Verkörperung Gottes iſt nur eine menſchliche Abſchwächung des ewigen Gottesgeiſtes, deſſen Geſtaltung unſrer Kurzſichtigkeit entzogen iſt."

Dunſtan ſchwieg. Nach einer Weile erſt ſetzte er mit halber Stimme, aber ganz verſtändlich hinzu: Nun prüfet Alles, und das Beſte behaltet. Einer nach dem Andern ſpreche, und erwarte unſre Antwort. — Dann ging er langſam auf den Präſidentenſtuhl zurück.

Ein leiſes Surren ging durch den Saal; es ſchien Niemand hervortreten zu wollen.

Da erhob ſich endlich ganz oben im Sitzungsraume dicht unter der Gallerie eine weiche, wohlklingende Stimme. Man ſah den Sprecher nicht; er ſchien ſich abſichtlich hinter ſeinen Vordermännern verborgen zu halten; aber man hörte folgende Worte ganz genau:

— Dies gleicht nicht dem Glaubensbekenntniſſe einer Kirche, ſondern nur dem einer Geſellſchaft. Die Denkmäler chriſtlicher Entwickelung durch fünfzehn Jahrhunderte hindurch ſind ausgelaſſen. Dadurch erſcheint das Chriſtenthum verarmt, und es haben ſeine begabten Bekenner und ſeine geſegneten Vorkämpfer gleichſam umſonſt gelebt. Endlich fehlt Alles über die äußere Form der Kirche, über Liturgie und Gottesdienſt. Der letzte Satz nur, gegen Zeichen und Bilder, ſtreift vereinzelt daran und huldigt dem Calvinismus, ein

Anſtoß für andere Kirchen, welche behaupten: die Menſchheit kann Zeichen und Bild nicht entbehren, denn ſie lebt in der Sinnenwelt, und die bildende Kunſt iſt eine ſchöne Offenbarung des Menſchengeiſtes.

Verneinendes Geräuſch von Seiten der anweſenden Calviner folgte dieſer Rede. Das war Czernin! ſagte Budowa und erhob ſich zur Entgegnung. Die Einwürfe ſind wohl begründet — ſagte er — vom Standpunkte eines Katholiken. Ja, wir wollen eine „Geſellſchaft" begründen, nicht eine Kirche im römiſchen Sinne. Auch das Evangelium, auf welches wir zurückgehn, ſpricht nirgends von einer abgeſchloſſenen Kirche. Unſre Thüren ſollen offen ſtehen. Die Bildung der Jahrhunderte geht dadurch nicht verloren. Die zahlreich ausgebildeten Dogmen werden deshalb nicht vergeſſen werden, es werden eben ſo zahlreiche Secten entſtehen. Die ſoll man nicht ſtören. Mit einer Hand werden ſie doch zu uns halten, wie zu einem Mittelpunkte, und ſo wird Alles erhalten und doch der Zwang entfernt, der Zwang eines privilegirten Prieſterthums, welches ſich ſtets zur Kaſte geſtaltet —

— Pfaffen müßt Ihr aber doch auch haben! unterbrach ihn eine grobe Stimme — die des Bart-Conrad — warum verſchweigt Ihr's denn?!

— Ruhe! Ruhe! Nicht unterbrechen! ſchrie ein Theil der Verſammlung, ein anderer Theil, beſonders auf der Gallerie, lachte. Solche Disputation war ihm zu ſchwer, und er freute ſich, jählings davon erlöſ't zu werden.

Hiermit war aber das Eis gebrochen für die Alltäglichkeit und Gemeinheit. Man ſprach laut von Mann zu Mann, man ſtritt ſich, man zankte, man drohte. Und was namentlich zu beunruhigen geeignet war: hinten von den Gallerien erhob ſich ſtoßweiſe ein rohes Geheul.

Einem würdig ausſehenden Manne, welcher auf die Kanzel eilte, gelang es, die Ruhe einigermaßen wieder herzuſtellen. Er ward darin von einer Gruppe bürgerlich gekleideter Männer mitten im Saale unterſtützt. Der Sprache und den Aeußerungen nach waren dies Bürger aus altböhmiſchen Städtchen des Taborer Kreiſes, welche ſeparatiſtiſchen Gemeinden aus der Huſſitenzeit angehörten. Mancherlei Arten ſolcher Gemeinden hatten ſich in der Stille fortgepflanzt und reformiſtiſche Grundſätze feſtgehalten, welche mit den böhmiſchen und mähriſchen Brüdern, ſo wie mit den Calvinern Verwandtſchaft zeigten. Picarditen nannte man auch damals vielfach calviniſche Gemeinden, welche böhmiſch nationale Zuthaten bewahrt hatten. Zu einer dieſer Richtungen, vielleicht zu mehreren, ſchien dieſe Gruppe von Bürgersleuten zu gehören, welche in harter deutſcher Ausſprache und mit großem Nachdruck für Ordnung und andächtige Stimmung auftraten. Man ſah und hörte es ihnen an, daß ſie für das Programm der „einfachen Kirche“ eingenommen waren, und daß ſie eine ernſte Verhandlung durchſetzen wollten. Ihnen vorzugsweiſe verdankte es der würdige Mann, welcher ſich der Kanzel bemächtigt hatte, daß ſein Vortrag gehört wurde. Er ging vom katholiſchen Standpunkte aus, der Mann war offenbar Katholik, und es bewährte ſich auch an ihm wieder, daß die Katholiken milder und eingehender ſich zu den Grundſätzen der einfachen Kirche verhielten, als Lutheraner und Calviner. Er verlangte nur nähere Auskunft über die Leitung der neuen Kirche, und Budewa verſuchte es nun abermals, das Wort zu ergreifen. Aber ein Mann mit zornigen Geberden unterbrach ihn und ſtürzte auf die Kanzel, um das Programm mit allgemeinen Schmähungen zu überhäufen. Frau Amalie, oben in ihrer Loge zitternd, erkannte mit Schrecken, daß dies ihr Haus-Candidat Götzinger ſei, welcher von ihrem Gute Tollet nach Prag geeilt war, um gegen ihre Beſtrebungen zu eifern, vielleicht gar im Auftrage Jörger's, oder wenigſtens unter Gutheißung deſſelben.

Solch wüſtes Schmähen ohne eigentliche Gedankenentwickelung, paßte zu der Stimmung der hinteren Gallerie. All ſeinen Kraftworten wurde eben ſo wüſt zugejauchzt, und als er ſchloß, ging Zuruf, Widerſpruch und Streit wieder in jenen allgemeinen Lärm über, welcher den Zweck der Verſammlung vernichten mußte.

Ein großes Gelächter brachte eine unerwartete Abwechſelung in den Lärm. Auf der Kanzel war ein buckliges Menſchenkind erſchienen, welches durchdringend ſchrie und wunderlich geſtikulirte. Es war der Schuhſter Pfeifer. Seine Rede hatte ſchon eine Weile unbeachtet und unverſtanden gedauert, ehe man aufmerkſam wurde und in Heiterkeit überging. Jetzt ſchrie er noch greller, und man verſtand ihn eine Minute lang, während welcher er kreiſchte: niedergefahren zur Hölle — aufgefahren gen Himmel, und ſeinen Abſcheu ausſprach, daß man das „andere Hauptſtück von der

Schöpfung" aus dem Borne des lutheriſchen Glaubens nichtswürdig übergeben wolle in dieſer neuen Kirche, welche nicht chriſtlich ſei, ſondern heidniſch —

Er ward heruntergeſtoßen von Urban, dem Raſchmacher. Dieſe Gewaltthat erregte neuen Jubel auf der hintern Gallerie, und brachte eine Pauſe in den Lärm. Man war doch betroffen von dieſer brutalen Handgreiflichkeit. Urban benützte dieſe Pauſe, ſeine Mißbilligung des neuen Programms dahin auszuſprechen, daß von Vornehmen und Geringen gar nicht die Rede ſei darin. Man wolle alſo für die Geringen nichts thun, man wolle alſo die Stellung des armen Bürgersmannes nicht erhöhn, wie dies doch geſchehen müſſe im neuen Chriſtenthume.

Durch dieſe Wendung gewann er die Aufmerkſamkeit der Gallerie, es wurde ruhig, und man hörte zu, wie er die Grundſätze des Bauernkrieges im vorigen Jahrhunderte auseinander ſetzte und darauf hinauskam, daß man einen neuen „Bundſchuh" ſtiften müſſe als neue, weltliche Kirche. — Gellende Zuſtimmung in czechiſchen Tönen begleitete dieſen Schluß. Die Mehrzahl im Saale widerſprach dieſer Richtung, und der Tumult wurde ärger als vorher. —

Da trat plötzlich Todtenſtille ein. Warum? Man ſah einen langen hagern Mann auf der Kanzel, den in Prag Jedermann kannte. Die Lutheraner haßten ihn, die Calviner verehrten ihn, ihren Hofprediger Scultetus, den Bilderſtürmer, welcher die Kirchen geſäubert hatte von allem Schmuck, und die calviniſtiſchen Grundſätze ſo rückſichtslos durchführte, wie nur je ein Dominicaner das römiſche Kirchenthum durchgeführt.

Er erſchien hier auf Raupowa's Veranlaſſung, in deſſen Calcül die Wirkung gehörte, welche dieſer bei Lutheriſchen wie Katholiſchen verhaßte Fahnenträger hervorbringen mußte. Rudolph von Mitzlau und eine bewaffnete Schaar war mit ihm gekommen. Dieſe Schaar harrte auf der Stiege. Rudolph blieb hinten am Eingange des Saals, um ihnen im gelegenen Momente den Wink zu geben, daß ſie eindringen ſollten.

In der verſchiedenartigſten, aber in gleichmäßig geſpannter Stimmung harrte Alles im Saale auf ſeine Rede.

Sie war blanke Verdammung des ganzen Unternehmens, welches ſich hier frech an's Tageslicht wage zur Gründung einer ſogenannten Kirche. Was gut ſei in dem ſchauſpieleriſchen Programme, das ſei längſt vorhanden in der reformirten Kirche, und was neu darin erſcheine, das ſei ſchlecht. Die wichtigſte Lehre des Heilands ſei darin verdreht. Liebet eure Feinde! habe, wie jedermänniglich wiſſe, der Heiland geſagt, und dies heidniſche Programm verwäſſere und vernichte dieſe Grundlehre und ſage: ſei gerecht und menſchlich gegen deine Feinde. —

— Liebſt du etwa deine Feinde? — unterbrach ihn eine Stimme, die Stimme Götzinger's, welcher den reformirten Hofprediger bitterlich haßte. —

— Biſt du, Scultetus, auch nur gerecht und menſchlich gegen deine Feinde? rief eine andere Stimme. Und nun war die Breſche gelegt. Vorwurf auf Vorwurf gegen ſein gewaltſames Verfahren in Prag flogen wie Kugeln auf ihn ein. Der vorher wüſt geweſene Lärm wurde ſcharf und ſchneidend, weil jetzt der ernſtere Theil der Verſammlung ſich fortreißen ließ. Die anweſenden Calviner andrerſeits nahmen ſich ihres Führers leidenſchaftlich an, man gerieth nahe an Thätlichkeiten, und Rudolph ermunterte durch Winke die ihm vertrauten Inſaſſen der hintern Gallerie. Sie erhoben nicht nur ihr gellendes Geheul, nein, ſie ſprangen herab in den Saal, drängten gewaltſam über die Bänke nach vorn, als wollten ſie Scultetus befreien, und nöthigten auch die Friedfertigen zu körperlichem Widerſtande. Die beabſichtigte Schlägerei kam ſolchergeſtalt in Gang, und Rudolph von Mitzlau's Wink führte nun auch die bewaffnete Schaar herein. Auch ſie drängten nach vorn, ja zur Eſtrade hinauf. Dahin ging erſichtlich ihre Loſung.

Praktiſche Leute wie der Bart-Conrad entdeckten das bald und ſuchten ihnen zuvor zu kommen. Mit einem Satze war er oben und ſchrie mit Stentorſtimme: Her zu mir, ehrliche Leute, und ſchützt die braven alten Herren! — Die böhmiſchen Bürger aus der Mitte, die Picarditen, folgten ſeinem Rufe, und ſchoben Dunſtan und Budowa aus der Thür hinter dem Präſidententiſche, Hans aber — auf welchen es offenbar abgeſehen war, denn die Kriegsleute gingen wie ein Keil auf ihn los — hatte ſein Schwert gezogen, und wehrte ſich nicht bloß, ſondern griff an. Wie geſchickt er das auch that, es war vorauszuſehn, daß er unterliegen müſſe, denn es waren nicht nur gemeine Kriegsleute, welche auf ihn eindrangen, es waren junge Cavaliere der Raupowa'ſchen Partei unter ihnen, und dieſe bekundeten eine ganz klare Abſicht, die Abſicht, den ausländiſchen Junker niederzuhauen.

Conrad hatte wohl einem Kriegsknechte das Schwert entriſſen und ſäbelte mit achtungswerther „Wildſchaffenheit“, um ſeinen Kameraden aus der Wiener Schranne zu unterſtützen, aber das genügte doch nicht, denn die hilfreichen Picarditen hatten keine Waffen und wurden von der Eſtrade heruntergeworfen.

So ſchien es denn, als ob diesmal Rauzowa's Ränke, wie in Zerſtörung der Synode, auch in Vernichtung des gehaßten Junkers obſiegen müßten. Hans blutete bereits aus mehreren Wunden, und die Kraft ermattete ihm zu jener radſchlagenden Schwingung des Schwertes, welche gegen mehrere Angreifer gute Dienſte leiſtet; er war bereits auf die linke Seite der Eſtrade gedrängt, und vom Vordertheil derſelben hieben die drei jungen Cavaliere vordringend auf ihn ein — da, da fand ſich die Maus, welche den Hauptfaden des Netzes durchbeißt und dem Löwen Luft verſchafft. Einer der Picarditen war auf dieſer Seite der Eſtrade garſtig heruntergefallen und noch garſtiger von den Hinaufſtürmenden getreten worden. Um ſich dieſer letzteren Unannehmlichkeit zu entziehn, hatte er verſucht unter die hohle Eſtrade zu kriechen und hatte zur Erleichterung nach einem der Holzböcke gegriffen, auf welche die Bretter der Eſtrade gelegt waren. Der Holzbock wackelte und brachte dadurch dem Picarditen die Idee, er könnte auch weichen. Kurz, der Picardit riß an dem Holzbock, der Holzbock gab nach und kam auf ihn zu. Eine zweite Anſtrengung hatte die Folge, daß der Picardit ſammt dem Holzbocke vorn herauskam, und daß ein Theil der Eſtrade einſtürzte. Die Bretter dieſes Theils gehörten aber gerade zu den Brettern, auf welchen die drei jungen Cavaliere noch mit einem Fuße ſtanden. Dem einen Fuße, der nichts mehr unter ſich hatte, folgte der andere Fuß, dem andern Fuße der ganze Cavalier, und ſo hatte Hans plötzlich ein großes Loch vor ſich und keinen Gegner mehr, und er wäre ein großer Thor geweſen, Conrad's Zurufe nicht zu folgen, und nicht ſammt Conrad durch die hintere Thür zu entweichen. Conrad verſchloß und verriegelte ſie blitzgeſchwind.

Der Kriegshaufe ſtand verblüfft, und unten vom Hofe herauf klang luſtig eine Tanzmuſik. Sie kam etwas zu ſpät. Denn ſie war ebenfalls durch Raupowa's Leute beſtellt, um die Synode zu verhöhnen mit ihren profanen Klängen. Jetzt verhöhnte ſie die Sieger, denen die Hauptperſon entſchlüpft war.

Der Saal hatte ſich vollſtändig geleert. Auch die Picarditen ſchlichen in dem aufwirbelnden Staube hinaus, ihren im Falle verletzten Kameraden aufhebend und mit ſich führend. Rudolph, der an der Ausgangsthüre ſtand, hielt ſie nicht auf, ſein Auge war beſchäftigt, aus dem Staube herauszuleſen, was denn eigentlich zuletzt geſchehen ſei, und die ſich aufraffenden Cavaliere waren ſo beſchämt, daß ſie ärgerlich von dannen gingen. —

Die Beſchämung, in welcher ſich Dunſtan, Budowa, Frau Amalie und Hans zuſammenfanden auf Budowa's

Zimmer, war freilich eine tiefere und war eine ſehr ſchmerzliche. Sie ſaßen wie zerbrochen auf den Seſſeln. Hans achtete ſeiner kleinen Wunden gar nicht, und Niemand machte darüber eine Bemerkung. Solch ein unwürdiger Ausgang für ſo redliches Bemühen! Niemand ſprach ein Wort; Jedermann bedeckte ſein Antlitz mit den Händen.

Endlich faßte ſich Budewa. Der Sarkasmus ſeines Geiſtes kam ihm zu Hilfe. Man lernt eben Allerlei, und vergißt darüber die Hauptſache! ſprach er wie im Selbſtgeſpräche. — Wie kann man eine Religion ſtiften wollen ohne Fanatismus! Als ob man kochen könnte ohne Feuersgluth. Wie kann man ſchaffen wollen ohne Schöpfungsdrang! Bilden, ein wenig bilden wollen und können wir, weiter nichts! Was iſt das! Wo wird denn geſchaffen ohne Leidenſchaft? Guten Willen haben wir, aber die Leidenſchaft iſt außer uns. Ja, gerade ſie iſt bei unſern Gegnern, iſt bei den alten Kirchen. Deshalb ſind wir ohnmächtig. Höchſtens zum Ausbeſſern ſind wir auf der Welt, aber nicht dazu, um etwas Neues zu geſtalten. Der Czernin hatte Recht: eine Geſellſchaft können wir allenfalls zu Stande bringen, nicht aber eine Kirche!

— Ich hab' das wohl ſtets gedacht, ohne es zu wiſſen — ſprach langſamen Tones Dunſtan — Zdenke ſchalt mich oft wegen meines Mißtrauens.

— Nun, ſagte leiſe Frau Amalie, ſo begnügen wir uns mit einer „Geſellſchaft“. Dann brauchen wir den Grundgedanken nicht aufzugeben. Der Mann, welcher ſich mit Feuereifer dafür erfüllt, wird am Ende doch geboren.

— Unverbeſſerlich, ſolch' eine Frau! rief Budowa — für ein Mehr mag's Feuereifer geben, für ein Minder niemals. Viel zu glauben, außerordentlich viel zu glauben — das Unglaubliche zu glauben — dafür findet ſich Feuereifer, dafür finden ſich Menſchen, denn die Menſchen ſuchen und brauchen das Außerordentliche. Das Mäßige hat immer geringen Anwerth, nur die Gebildetſten erklären ſich dafür. Und ſo tröſten wir uns denn mit der Schmeichelei, daß wir die Gebildetſten ſind.

Unter ſolchen Betrachtungen brachten ſie ſich über die erſte halbe Stunde der Niederlage und Demüthigung hinweg. Da meldete ein Diener, ein Cavalier ſtehe draußen mit einer Botſchaft vom Könige.

— Sie wird königlich lauten! Laß ihn herein.

Herr Rudolph von Mitzlau, der unterdeß auf der Burg eben geweſen, war Ueberbringer der Botſchaft. Naupowa hatte ſie erwirkt.

— Herr Wenzel von Budowa, ſprach Rudolph — der König läßt Euch vermelden, daß ihm ſehr mißfallen hat, was da in Eurem Hauſe vorgegangen.

— Es hat mir auch nicht gefallen!

— Mitten in einem Religionskriege ſei es das Nachtheiligſte, die proteſtantiſche Kirche vor aller Welt ſo darzuſtellen, als ſei ſie bis in's Innerſte zerklüftet und zerſpalten, ja, als ſuche ſie erſt einen Glauben und eine Kirche. Darüber würden die Päpſtlichen triumphiren, ſich ihrer feſten Verfaſſung rühmen, darüber würden unſre proteſtantiſchen Brüder im deutſchen Reiche zum Tode erſchrecken. Denn es werde nicht ausbleiben, daß der Skandal, welchen Prag heute erlebt, ein Skandal mit den heiligen Fragen des Glaubens, in allen Ländern bekannt werde und durch Gerüchte noch höher anwachſe, wenn dies möglich ſei. — Darum befiehlt der König, daß wenigſtens Alles angewendet werde, um die Wiederholung eines ſolchen Skandals zu vermeiden. Euch alſo, Herr Wenzel von Budowa, giebt der König einen Urlaub von drei Monaten, den Ihr auf Euren Gütern zur Kräftigung Eures Alters genießen möget.

— Will ſagen: Zur Kräftigung meines Verſtandes!

— Dieſem fremden Prieſter Namens Dunſtan aber und dieſem fremden Junker Namens Starſchädel befiehlt der König, ſeine Hauptſtadt Prag binnen einer Stunde zu verlaſſen, und binnen dreien Tagen das Königreich Böhmen, widrigenfalls mit der Schärfe des Schwertes gegen ſie verfahren wird.

Leicht grüßend entfernte ſich Mitzlau.

— So iſt's recht! Wie die Apoſtel behandelt, von Land zu Land verfolgt und mindeſtens verjagt, ohne doch Apoſtel zu ſein — das iſt Euer Loos, gutmüthige Schächer! rief Budowa — ſchnürt Euer Bündel! Ich geleite Euch. Zunächſt zu mir nach Münchengrätz! —

Frau Amalie nahm traurig Abſchied. Sie wollte zurück nach Tollet, wo ſie ohnehin ihren Gatten in üblen Zuſtänden zurückgelaſſen. Er war geiſtig und körperlich tief herabgeſtimmt, und ſie verleugnete ihre Beſorgniß nicht, daß er irgend einen neuen Schlag kaum überſtehen werde.

Auch Dunſtan war betreſſener, als man ſonſt ſeiner

Lebensfriſche zutraun gedurft. Zu Eurer Erleichterung — ſagte er — will ich denn nun meine Kutte ablegen; mit meiner geiſtlichen Thätigkeit, die man nirgends will, iſt's ja doch vorbei. Reicht mir Stiefel, Hoſe und ein Wams, ich will ein Landmann werden, ein Gärtner auf Hanſens Gute —

Das geſchah, und ehe die Stunde abgelaufen, ritten ſie auf der Hauptſtraße der Kleinſeite hinauf. Auch Conrad neben Tartſch. Er war gegen Gewohnheit leutſelig, und Hans war herzlich gegen den alten Kameraden, der eben wieder ſo brav zu ihm geſtanden war. Er verſprach dem Bart-Conrad, den alten Hamm mit Tochter und Enkelin auf dem Gute anzuſiedeln, welches Pater Dunſtan bewirthſchaften und verſchönern werde.

Oben in der Nähe des Thores kam rechts von der Hradſchinburg her eine große Cavalcade geſprengt. Sie verlegte ihnen einen Augenblick den Weg, denn ſie jagte quer vor ihnen vorüber, und zwar mit lautem Gelächter. Es war die Königin mit ihren Cavalieren und Damen, Rudolph und Ludmilla unter ihnen.

— Ich glaube, ſie lachten über uns traurige Geſtalten! ſagte Budewa — nimm Dir's nicht zu Herzen, Hans, dies eitle Mädel iſt Deiner nicht werth.

Hans nahm ſich's aber ſehr zu Herzen, daß er nun ſo jählings und während ſie ihm zürnte, aus ihrer Nähe mußte. Was ſchlimmer war: er mußte ſie ohne Schutz ſeinem Widerſacher überlaſſen.

Raupowa hatte auch hierin geſiegt, und hoffte das Beſte für einen ſeiner jungen Cavaliere.

VI.

Der Freiherr von Leß erleichterte es dem Raupowa, Ludmillen umgarnen zu laſſen. Tief verſtimmt durch die ſkandalöſe Synode, litt es ihn nicht mehr in Prag. Sein liebſter Umgang fehlte. Budowa und Hans waren fort, und er hielt ſich ja auch für verpflichtet, zornig auf ſie zu ſein. Sein gutes Herz flüſterte: der Zorn wird vergehen, und der alte wie der junge Knabe werden dir verſöhnlich entgegenkommen, wenn du nur in ihrer Nähe biſt; mach alſo nur, daß du hinauf kommſt auf dein Gut oberhalb Münchengrätz, da wird ſich Alles wieder zuſammenfinden.

Zudem entwickelte ſich der Frühling — es ließ ihm keine Ruhe. Er fragte Ludmillen, ob ſie nicht mit wolle. Nein! Sie fühlte ſich tief verletzt von Hans, ſie trotzte. Und aus der unterhaltenden Hofgeſellſchaft hinweg auf das einſame Gut? O nein! 's iſt ja auch winterlich draußen. — Nun gut, bleib noch einen Monat, ſagte der Vater, und komm dann erſt!

So überließ ſie der thörichte Vater ihrer Schwäche, ihrem Schickſal und ging allein mit Purzel.

Nach Ablauf des Monats ließ Raupowa durch einen gleichgiltigen Hofmann an Leß ſchreiben: die Königin würde es ſehr bedauern, wenn ſie den belebenden Umgang Ludmillens, ſeiner liebenswürdigen Tochter, entbehren ſollte!

Und als der Sommer über Stadt und Land kam, da bat Raupowa die Königin ſelbſt, dem polternden Vater ein paar Worte zu ſchreiben: Man habe vor, einen kurzen Sommeraufenthalt zu machen da oben an den Bergen. Sie werde ihm alſo vielleicht ſelbſt die Tochter zuführen, deren heitrer Geiſt, deren unerſchöpfliches Naturell ein wahrer Springquell für die Unterhaltung ſei —!

Raupowa wußte, wie das dem Papa Leß ſchmeichelte.

Und was trieb Raupowa zu ſolchen Nebendingen? Ihn, der ſo viel Wichtigeres zu thun hatte? Bosheit gegen Hans, welche er politiſch beſchönigte. Bis auf den Skandal mit der Synode war ihm Alles mißlungen gegen den ſächſiſchen Junker. Die Wunde über dem Auge aus Kaiſer-Ebersdorf, welche ihn jetzt noch manchmal ſchmerzte, vergab er ihm nicht. Die Entführung des Schatzes verzieh er ihm nicht, und jetzt wieder war er angeführt worden. Er hatte gemeint, der Schatz ſei vertheilt untergebracht worden in Budowa's und Leßens Schloſſe, und es werde möglich ſein, wenigſtens doch einen Theil noch zu ergattern, vielleicht auch bei dieſer Gelegenheit den verbannten Junker nochmals zu ergreifen, der gewiß nicht aus Böhmen weichen werde, ſeiner Ludmilla gewärtig. Auch das hatte verſagt. Dunſtan und Hans hatten ſeine Helfershelfer irre geführt, und waren mit Hab und Gut aus Böhmen verſchwunden. Nun ſollte der widerwärtige Junker wenigſtens nichts mehr zu ſuchen haben in Böhmen. Ludmilla ſollte ihm für immer entzogen werden. Raupowa haßte über Alles den deutſchen Edelmann in Hans. Als geſcheidter Politiker wußte er ganz gut, daß unter allen Umſtänden der Kampf gegen das deutſche Weſen ein ſchwerer und wechſelvoller ſein werde. Dies deutſche

Weſen verkörperte ſich ihm in der ehrlichen Tüchtigkeit Hanſens. Und dieſer jetzt ſteinreiche deutſche Junker ſollte über kurz oder lang familienhaft anſäßig ſein als Ehegatte der glänzenden Ludmilla? Verwandt und verſchwägert mit ſo viel böhmiſchen Häuſern? Nimmermehr!

Naupowa hatte nicht gerade eine beſondere Neigung für Rudolph von Mitzlau. Eine ſolche Neigung war überhaupt nicht ſeine Sache. Aber dieſer Rudolph mit ſeiner allen Weibern gefährlichen, ja verführeriſchen Perſönlichkeit hatte die beſte Ausſicht, das gefallſüchtige Mädchen zu gewinnen, wenigſtens zu Fall zu bringen. Deshalb unterſtützte ihn Naupowa. Der vulkaniſch athmende Jaromir daneben als Triebkraft für den Andern! dachte er, das muß ja doch an's Ziel führen in der warmen Sommerzeit, welche in Gärten und Wälder lockt, meinte Naupowa und lächelte fauniſch.

Seine Berechnung war nur zu richtig, und der Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten kam ihr zu Statten. Der Krieg ſchien eingeſchlafen ſelbſt in einer Jahreszeit, welche ihn ſonſt begünſtigt: nicht der Bayernherzog, nicht die Liga, nicht der Kaiſer bewahrheiteten die Gerüchte, welche ſchon gegen Ende des Winters Frau Amalie zur übereilten Berufung der Synode getrieben hatten; es gab nichts als Geplänkel im ſüdlichen Böhmen, und auf dem Hradſchin war unbehindertes, geſelliges Behagen. Selbſt durch die Furcht vor der Achtserklärung, welche von Wien angedroht wurde gegen den Kurfürſten Friedrich, der ſich König von Böhmen nenne, ließ man ſich nicht ſtören. Die Acht wird keine Kraft äußern, meinte man, weil auch Freunde des Kaiſers behaupteten, gegen einen Kurfürſten könne ſie nur mit Einſtimmung des Kurfürſtencollegiums verhängt werden, und dieſe Einſtimmung ſei kaum zu erlangen. König Friedrich regierte vergnügt weiter, wenn auch ſchlaff und wirkungslos, und in träger Sommerzeit entſchlug man ſich aller Sorgen. Im Hochſommer war Königin Eliſabeth hinabgezogen in das Schloß bei Bubentſch, welches Rudolph der Zweite erbaut hatte, und welches für die heißen Tage einen angenehmen Aufenthalt bot durch ſeine ſchattigen Baumanlagen und kühlen Grotten. Dort, dicht hinter dem Hradſchinberge, man könnte ſagen, in ſeinem Schatten ſpannen ſich die Vergnügungen fort, denen ein junges, in Liebesluſt athmendes Herrſcherpaar gern ergeben iſt. Das ſoll nicht heißen, als habe König Friedrich und Königin Eliſabeth ſinnlichen Ausſchweifungen die Hand geboten, o nein! Aber ſie waren ſelbſt ein zärtliches Ehepaar, und begünſtigten eine Art ritterlichen Spiels mit Frauengunſt und Frauenliebe. Paarweis! galt für eine Loſung, und wenn ein Paar, wie Ludmilla und Rudolph, in üppigſtem Stadium jugendlicher Sinnlichkeit Abend für Abend ſich abſondert, ſo iſt die zärtliche Umarmung wahrlich nahe genug gelegt —

Da krachte das unbeachtet gebliebene Gewitter plötzlich vom ſüdlichen Horizonte herauf, und Alles fuhr jählings empor. Maximilian von Bayern erſchien mit einem Heere in Oberöſterreich, Tilly folgte mit dem Heere der Liga, die kaiſerlichen Truppen ſetzten ſich gleichzeitig von allen Seiten in Bewegung — es wurde klar: die Gegner haben ruhig und feſt alle Vorbereitungen vollendet, und wollen noch im Herbſte mit raſchen Schlägen das rebelliſche Königthum in Böhmen zu Boden werfen.

Ein Schrei flog durch das ganze Böhmerland, und wer was zu bedeuten hatte, eilte nach Prag: Budowa von Münchengrätz, wo er ſtill gelebt; Leß von Komorau, ſeiner Herrſchaft im Berauner Kreiſe, wo er dem Betrieb ſeiner Eiſenwerke eine Thätigkeit gewidmet hatte, welche ihm jetzt ein doppeltes Bedürfniß war; Jörger und Frau von Tollet, denn die katholiſchen Kriegsmänner überſchwemmten das ganze Land ob der Enns; Hans aus Thüringen, wo er im Eiſenacher Ländchen ſein Gut um das Zehnfache erweitert und unter Dunſtan's Beiſtande reichlich und ſorgfältig eingerichtet hatte.

Er war zwar verbannt, aber darnach fragte er jetzt nicht. Er war zwar gemißhandelt von den Machthabern, und war nicht einverſtanden mit dem Geiſte derſelben; aber es ſtand deutlich vor aller Welt Augen: die Entſcheidung, welche jetzt fällt, gilt dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchland, ſie wird eine große politiſche und kirchliche Entſcheidung. Deshalb meinte er, jetzt müßten alle inneren Zwiſtigkeiten ſchweigen, und Jedermann müßte einſteh'n mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit. So war er zum Regimente ſeines Herzogs geeilt, welches aus dem Voigtlande nach Böhmen marſchirte, und auch ſein Herzog hatte den Zorn über die Synode vergeſſen, und hatte ihn beauftragt, ſpornſtreichs nach Prag zu reiten und dort anzukündigen, daß er auf der Pilſener Straße dem von Anhalt befehligten böhmiſchen Heere zuziehe.

Es war ein ſonnenwarmer Herbſtmittag, als Hans zum erſten Male wieder vom weißen Berge herein durch's Strahowerthor in Prag einritt. Neben Tartſch war jetzt noch der Bart-Conrad bei ihm, welcher im rauhen Gewerbe eines Kriegsmanns ſeine Beſtimmung gefunden zu haben ſchien. Das Herz klopfte Hans lebhaft, er hoffte Ludmillen wieder zu ſeh'n. Ihr Zorn wird verflogen ſein, meinte er, ſie wird dich freundlich begrüßen! Er lenkte unverweilt links hinüber nach der Hradſchin-Burg. Dort war auch die Kriegskanzlei, in welcher er ſeine Meldung auszurichten hatte. Er fand ſie überfüllt, Alles war in Aufregung. Seine Nachricht, daß der Erneſtiniſche Herzog mit Truppen komme, wurde mit Freuden aufgenommen. Colonna von Fels war zugegen, Andreas Schlick und der junge Anhalt. Sie begrüßten ihn warm und gaben ihm Auskunft. Von näheren Bekannten ſah er Niemand. Erſt als er wieder in den Hof hinaus trat, begegnete er Raupowa, welcher in den Haupteingang der Burg ſchritt. Sie maßen ſich gegenſeitig mit dem Blick. Hans war nahe daran zu grüßen; vor der allgemeinen Gefahr verſchwand ihm der perſönliche Groll; aber der Ausdruck in Raupowa's Auge hielt ihn ab.

Er ritt hinunter zum Budowa'ſchen Hauſe. Budowa war da und empfing ihn mit liebenswürdigſter Herzlichkeit. Ich wußt' es wohl, rief er, daß Du Dir's nicht erlaſſen würdeſt, an unſerm Betteltanze noch einmal Theil zu nehmen, ſobald er blutig würde! Was ſchauſt Du mich ſo wehmüthig an? der Greis betrübt Dich, welcher aus allen Nähten hervorgekrochen iſt bei mir? Laß' ihn, laß' ihn! Es iſt ſein Recht, und es iſt gut ſo. Wenn man fertig iſt mit ſeiner geiſtigen Aufgabe — und ich bin im ſchlimmſten Sinne fertig — dann iſt's richtig, daß ſich auch der Körper ergiebt. Nur die Eitelkeit ſtirbt nicht. Sie flüſtert mir zu, wir wären ein paar Jahrhunderte zu früh gekommen mit unſern humaniſtiſchen Wallungen. Poſſen! Nach ein paar Jahrhunderten werden ſchwärmeriſche Narren unſrer Gattung daſſelbe ſagen. Die Schwärmer bilden ſich immer ein, zu früh auf die Welt gekommen zu ſein. Einerlei! Unſre perſönlichen Beziehungen haben ſich übrigens gebeſſert. Loß hat mich in Münchengrätz beſucht, und mir die Hand geboten, und auch gutmüthig nach Dir gefragt. Der alte Burſche kann nicht lange grollen, und hat uns unſre erbauliche Synode vergeben. Man erwartet ihn heute von Komorau. Da iſt er ja! Grüß Gott, grüß Gott!

Loß war eingetreten, und umarmte herzlich Budowa und Hans. Auch ſein blondes Haar war grauer geworden; aber er war friſch und vertrauensvoll. Wir wollen uns ſchlagen, rief er, bis wir ſiegen oder zu Grunde gehn. Eins oder das Andere! Ach, Freund, ich komme übrigens von einem jämmerlichen Anblicke. Jörger mit ſeiner Frau iſt bei mir eingekehrt — der ſtattliche Jörger iſt nur noch ſein Schatten. Er hat ſich die verkehrte Wirthſchaft zu Herzen genommen, und iſt erbärmlich traurig. Seine Güter ſind jetzt alle in Feindes Hand, und die Ungnade ſeines Lehensherrn liegt dem gewiſſenhaften Oeſterreicher wie ein Alp auf der Seele. Ich fürchte, der treibt's nicht mehr lang. Na, zu was Heiterem! Ich habe zur Ludmilla hinausgeſchickt nach Budentſch, ich hab' ſie noch nicht geſeh'n — und Du, Hans, haſt Du denn ihr wenigſtens einmal geſchrieben während des Sommers?

— Nein.

— Ah?! Haſt auch ſie vergeſſen?

— O nein!

Der Ton, mit welchem Hans dies ausſprach, war dem Herzen des zärtlichen Vaters eine Labung. Er küßte Hans, und ſagte ihm in's Ohr: Sollſt ſie zuerſt haben. Geh' hinüber in mein Zimmer. Binnen einer Viertelſtunde wird ſie dort eintreten. Grüß ſie von mir. In einer halben Stunde komm' ich auch. Da woll'n wir uns letzen.

Und ſo ſchob er Hans zur Thür hinaus, glücklich lachend, daß er ſeinen Lieblingen eine glückliche Viertelſtunde bereitet.

Auf Flügeln der Sehnſucht eilte Hans in's Loßiſche Haus. Ludmilla war noch nicht angekommen. Das Jörgerſche Ehepaar war im zweiten Stocke; Purzel war bei ihm. Hans fühlte ſich nicht im Stande einer andern Begegnung jetzt Rede zu ſtehn; er ging nicht hinauf in den zweiten Stock, er hörte kaum auf die Mittheilung des Loß'ſchen Haushofmeiſters, daß auch aus der Lauſitz ſo eben Kriegsnachrichten eingelaufen, ſondern ſchritt haſtig durch das ihm wohlvertraute große Wohnzimmer in Loßens Stube, wie Loß angeordnet. Hier harrte er.

Kurze Zeit! Er hörte einen raſchen, leichten Tritt und das Rauſchen eines Frauengewandes, die Thür flog auf, Ludmilla ſtand da, ſchöner als je, wenn auch etwas blaſſer.

Aber voller, entwickelter, ſtattlicher — ſie ſchrie auf beim Anblicke Hanſens, ihr ganzer Körper gerieth in ein heftiges Zittern, Thränen ſtürzten ſtromweis aus ihren Augen, und plötzlich, jählings ſtürzte ſie Hans entgegen, ſchloß ihn heftig in ihre Arme, küßte ihn und rief unter Schluchzen einmal um das andere: Hans, mein Hans, Dich liebe ich, Dich liebe ich aus innerſter Seele, Dich allein auf der ganzen Welt —

Da kam denn die ſo lang verzögerte Liebeserklärung endlich über ihn, und kam von ihr! Er behielt kaum Zeit, des ſeligen Augenblicks inne zu werden, und mitten in dem Beſtreben, ſich klares Bewußtſein zu ſammeln, drängte ſich ihm ein erſchreckender Nebengedanke auf: ihre Thränen benetzten ſein Angeſicht, ihre Umarmung war krampfhaft, der Ausdruck ihrer Züge hatte etwas Verzerrtes, aus ihrer Stimme klang Schmerz — was iſt das? Iſt dies wirklich ſo große Erregtheit des überraſchenden Wiederfindens? Er wagte nicht zu fragen; nur ſein Auge fragte, nur die Betonung des Wortes „Ludmilla?!“ fragte.

Ihre Arme ließen ihn los und ſanken ſchlaff an ihr nieder; die Thränen ſtockten, der Kopf ſenkte ſich, ihr Auge ſah niederwärts, und ſtockend ſprach ſie: „Vergieb, Hans, dieſe Wallung iſt das Beſte, was ich noch habe. Sagen mußte ich Dir's, auch wenn Du mich verwirfſt.

— Ich? Dich? Ludmilla!

— Du haſt auch einige Schuld; Du mußteſt mich nicht ſo ſchweigend aufgeben; Du kennſt ja meinen Fehler der Eitelkeit. Aber wie klein iſt Deine Schuld neben meiner! Ich wußte es doch immer in allem Zorn, in aller Ungeduld, daß ich nur Dich lieben könnte, und daß Du mich immer lieben würdeſt, auch in der Ferne, auch in langer Trennung. Und dennoch! — O, mein Herzensfreund, wie ſoll —? Und doch muß es geſchehn! Hans, mein Hans, ich hab' Dich verloren!

Sie ſchrie dieſe letzten Worte im heftigſten Schmerze unter neuem Ausbruche von Thränen, und warf ſich auf die Ruhebank des Vaters, in dem Kiſſen derſelben ihr Antlitz verbergend.

Hans ſtand erſchüttert da; er ahnte die Wahrheit. Ein entſetzliches Weh fuhr durch ſein Herz, und doch behielt Güte die Oberhand: er ſah, wie der von ihm abgewendete ſchöne Körper Ludmillens geſchüttelt und verzogen wurde von dem moraliſchen Leide, welches ſie folterte, und das Mitleid für ſie überwog ſein eignes Leiden. Er nahm einen Seſſel und ſetzte ſich neben ſie. Er ſuchte ihr Troſt zuzuſprechen.

Sie richtete ſich auf, das blaſſe Geſicht ihm zukehrend. Ich weiß es wohl — ſagte ſie ſtockend — wie gut Du biſt. Aber — es iſt vorbei — auch für ein — ſo gutes Herz wie das Deine. Sieh, Hans, wie in eine wilde Verzauberung war ich gebannt. Ich habe den Mann nie geliebt —

— Mitzlan?

— Ja. Ich haſſe, ich verachte ihn ſeit vorgeſtern, ärger noch, als ich mich ſelbſt haſſe und verachte. Sein Anblick iſt mir wie Peſt, und nichts wird mich vermögen, nichts wird mich zwingen, ſein Eheweib zu werden. Aber was hilft das! Du darfſt nicht vergeben, Du darfſt vielleicht nicht, obwohl Du beſſer biſt als alle anderen Männer, und Du wirſt nicht, wenn Du mir auch jetzt Deine liebe Hand wie vergebend entgegenſtreckſt —

Sie küßte ihm die Hand heiß und heftig. — da entſtand Geräuſch an der Thür, Loß kam und trat ein.

Seine Fröhlichkeit wirkte furchtbar auf die beiden jungen Leute. Der arme Vater! Er meinte am Ziele zu ſein mit ſeinen Lieblingen, und begriff langſam, daß er ſie verſtört fände.

Ludmilla umarmte ihn weinend und flüſterte ihm zu: Ich werde Dir Alles erklären, lieber Vater. Später! Frag' uns jetzt nicht! Frag' auch Hans nicht, wenn ich fort bin!

— Fort?

— Ich muß; ich komme bald wieder. — Und werd' ich Dich wiederſehn, Hans? Nur wiederſehn?

— Gewiß, Ludmilla!

Sie drückte ihm innig die Hand, ein ſchmerzliches Lächeln mit einem kleinen Funken von Freude zog über ihr Geſicht, und ſie ging fort.

— Aber um Gotteswillen, Kinder, was iſt das?

— Nicht fragen, lieber Freund. Ich kann jetzt auch nicht reden!

Und er ging ebenfalls. Er ließ die Pferde ſatteln und wollte auf der Stelle zum Heere aufbrechen. Budowa empfing ihn mit Nachrichten, welche dazu ſtimmten und ihm perſönliche Beweggründe erſparten. Der Kurfürſt von Sachſen war in die Lauſitz eingerückt mit Heeresmacht, er belagerte Bautzen. Er hatte ſich alſo für den Kaiſer erklärt. Nun war auch der Norden gefährdet, nun war die Kriegsgefahr für Böhmen auf der Höhe. Budowa mußte es begreiflich finden, daß Hans unverweilt aufbrechen wollte, um die weimar'ſchen Truppen zum böhmiſchen Hauptheere zu geleiten.

So ritt denn Hans wenige Stunden nach ſeiner Ankunft in Prag wieder zu einem andern Thore hinaus auf der Straße nach Pilſen. Er ahnte nicht, daß er damit wenigſtens Raupowa entging, welcher Anſtalt machte, ihn den Bann büßen zu laſſen.

Hans war zu Muthe, als ob ihm ſein ganzes Leben verwüſtet ſei. Das Bedürfniß des Glücks und das Mitleid für Ludmilla nährte wohl noch im ſtillſten Winkel ſeines Innern den Gedanken: Verzeihen und Vergeſſen iſt am Ende doch möglich und iſt — chriſtlich. Aber der Stolz des Mannes erzitterte bei dem Gedanken. Laß es ruhn, laß es reifen in dir ohne dein Zuthun — ſagte er leiſe — denk nicht darüber nach, denk' nur an deine Pflicht als Patriot und Proteſtant! Sei jetzt Soldat und weiter nichts!

Als ob wir Herren unſrer Gedanken wären! Sie beherrſchen uns. Er ſah wenig von dem Hügellande nach der Beraun hin, welches er durchritt, und erſt als er ſeinen Herzog antraf und deſſen Regiment, erſt als Pilſen mit ſeinen Erdwällen vor ihm lag, traten ihm die militairiſchen Gedanken in den Vordergrund.

Mansfeld herrſchte wie ein kleiner Souverain in Pilſen, und geberdete ſich in dieſem entſcheidenden Augenblicke wie ein kleiner Souverain auch gegenüber dem böhmiſchen Königthume. Er hatte es dem „Friedrich" nicht vergeben, daß er nicht ihn, ſondern den Anhalt zum Oberfeldherrn gemacht. Man war nicht ſicher, ob er nicht im kritiſchen Momente ſein Söldnerheer von 12000 Mann aus Pilſen heraus den kaiſerlichen Fahnen zuführen könne, welche von Budweis her in breiter Woge ſich näherten. Eben ſo unſicher ſah es im böhmiſchen Hauptquartier aus. Die Parteiungen aus Prag waren da alle in Thätigkeit. Thurn und ſein Anhang gehorchte nur widerwillig dem deutſchen Oberfeldherrn, welchem der König allein vertraute, und die czechiſchen Herren waren noch widerwilliger. Die Herren ſämmtlicher Parteien aber waren darin einig, mit Geldopfern ſo ſparſam als möglich zu ſein. Es fehlte bitterlich an Geldmitteln, und die Truppen waren im mangelhafteſten Zuſtande. Sie ſchrieen um Sold und Nahrung, und man konnte ihnen die Nahrung kaum nothdürftig, den Sold aber gar nicht gewähren.

Der heranziehende Feind dagegen machte einen imponirenden Eindruck. Maximilian von Bayern hatte das Land ob der Enns niedergeworfen, wie man einen ſchwachen Baum knickt. Die im Widerſtand bis daher entſchloſſenſten Stände hatten zu Linz dem Kaiſer huldigen müſſen in die Hand des Bayers; Führer wie Tſchernembl waren entflohn; über Freiſtadt heraus war Maximilian in's böhmiſche Land eingebrochen; Tilly mit dem geordneten und wohlbezahlten Heer der Liga hatte ſich ihm zur Linken, Boucquoi mit dem kaiſerlichen Heere hatte ſich ihm zur Rechten angeſchloſſen, und dieſe Schaaren, an Zahl den Böhmen ohne Mansfeld um das Doppelte überlegen, waren unaufhaltſam neben der

Moldau abwärts marſchirt, man ſah ſie jetzt am Pilſener Horizonte erſcheinen.

Um Rokizan, unweit von Pilſen, lagerten die Böhmen, den leichten König in ihrer Mitte. Was thun? Eine Schlacht annehmen, ohne des Mansfeld da drüben ſicher zu ſein? Man ſtritt, man lärmte. Nur der hereinbrechende Herbſt war einig in ſeinem Charakter: er brachte rauhen Wind und kalten Regen, und eben ſo einig in ſeinem Willen erwies ſich der Bayer. Prag war ſein Ziel. Eines Morgens war das verbündete Heer vor den Augen der Böhmen hinweg, es zog in der Richtung von Prag gen Rakonitz.

Nun ſchrie Alles im böhmiſchen Lager: das ſei vorauszuſehen geweſen! Und durch Regen und Wind, bei Tag und bei Nacht, auf durchweichten Wegen eilten die Böhmen ihrer Hauptſtadt zu.

Ihre Aufgabe war, die Hügelhaufen zu beſetzen, welche ſich weſtlich über Prag thürmen, und deren Höhepunkt der weiße Berg genannt wird.

Es gelang ihnen. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage, den achten November vor Tagesanbruch kamen ſie dort an, dem Feinde zuvor, warfen Verſchanzungen auf und ordneten ihr Heer ſo, daß es mit Vortheil einen Angriff unternehmen, mit Sicherheit einen feindlichen Angriff beſtehen konnte. Ihre Lage war günſtig. Die ausgedehnte, breite Höhe des weißen Berges, welche ſie vollſtändig beſetzt hielten, dachte ſich links von ihnen ab in die Niederung der Moldau, gerade aus vor ihnen in die Niederung eines Baches, zu ihrer Rechten in niedrigere Hügelreihen. Der Feind mußte überall aufwärts dringen, und im Rücken hatten ſie den Wald des Thiergartens.

Es war gegen vier Uhr des Morgens; die Nacht war ſtockfinſter; nur Lagerfeuer brannten hie und da, wo die Truppen Schanzen aufwarfen; ein dumpfes Brauſen wirbelte durch die ſtill gewordene Luft, wie es zwanzigtauſend Menſchen und zehntauſend Pferde hervorbringen — da ſchritt Hans mit ſeinem Herzoge durch die Truppen hinüber nach dem Walde. Am Rande deſſelben beim ſogenannten Stern ſollten die Führer zuſammen kommen, um die letzten Anordnungen des Feldhauptmanns Fürſten von Anhalt zu empfangen. Ein kleiner Pavillon ſtand da, einen Stern auf ſeiner Spitze. Daher wohl der Name. In dieſem Pavillon und um ihn herum waren die zahlreichen Führer, Anhalt mit ſeinem Sohne, Thurn mit dem ſeinigen, Heinrich von Schlick, die Hohenlohe und Solms, ein Hofkirchen, Führer der Niederöſterreicher und zahlreiche böhmiſche Herren gruppirt, beleuchtet und erwärmt von brennenden Holzſtößen. Auch Leß war herausgekommen, um mitzufechten.

Mitten unter ihnen auch die beiden Zierotin, Ladislaus und Jaromir. Jaromir-Norbert in der ödeſten Stimmung. Es war ihm kein Zweifel übrig geblieben, daß Mitzlau ihn überholt in der Gunſt Ludmilla's, und das Benehmen Ludmilla's in den letzten Wochen hatte ihm auch keinen Zweifel übrig gelaſſen, daß nicht die geringſte Gunſt jemals von ihr zu erwarten ſtehe. Sie war nur noch ſelten in der Geſellſchaft erſchienen, unnahbar für die leiſeſte Anſprache Jaromir's. Er mußte ſich eingeſtehn, daß all ſein Werben vergeblich ſei. Und dafür Calviniſt! Für dies Königreich „auf dünnem Glas“ calviniſtiſcher Parteigänger?! O nein! Knirſchend hatte er ein Jahr lang die Feſſeln der Jeſuiten getragen, finſter grollend hatte er oft ſeinen Aufpaſſer Tocke angeſehn und den Gedanken genährt, dieſen läſtigen Patron einmal nächtlings in die Moldau zu werfen. Jetzt ſegnete er die Faſſung, welche ihm die jeſuitiſche Erziehung eingeprägt, jetzt ſegnete er die Haltung, welche er ſtreng eingehalten, und welche im Stillen nicht einen Moment lang ſeine Ergebenheit für den Orden verleugnet hatte. Baar aller Illuſionen, wollte er jetzt wenigſtens ernten, was er ein Jahr lang in der Stille bezahlt.

Von Gruppe zu Gruppe ging er und hörte den Bemerkungen, den Ausrufungen und Flüchen zu, und ſammelte Alles getreulich, was den Stand der Dinge und die Abſichten der Führer betraf.

Dann ging er von den Feuern hinweg in den Wald hinein. Er gehörte nicht zum Heere, er war von Prag herausgekommen auf die Nachricht, daß das Heer heranziehe. Er hatte ſich durch Tocke einen Prager Katholiken, einen Metzger, zuweiſen laſſen, der des Weges meilenweit um Prag kundig. Den hatte er an einen Kreuzweg im Thiergarten beſtellt. Dorthin ging er, und von dieſem ließ er ſich jetzt führen. Ueber den rechten Flügel der Böhmen hinaus, und dann hinab über Stock und Stein dem katholiſchen Heere entgegen. Sein Pferd hatte er zurückgelaſſen; es war nur hinderlich in finſtrer Nacht, auf ungebahntem Wege.

Seinem Führer hatte er geſagt: auf Unhoſt zu! Von dieſem Städtchen, das wußte er, wurde ein Theil des katholiſchen Heeres erwartet.

Nach einer Stunde angeſtrengten Marſches wurden ſie angerufen. Sie waren am Vorpoſten. „Jeſus Maria!" antwortete er, um ſich katholiſch zu äußern. Er hatte es faſt getroffen: „Maria" war das Feldgeſchrei — ohne Schwierigkeit wurde er zugelaſſen. Es waren Panzerreiter, unter die er gerieth, Waldſtein'ſche Panzerreiter. Er wollte zu Waldſtein geführt ſein. Das gehe nicht, hieß es, der General führe einen Streifzug und werde erſt gegen Mittag erwartet. — Dann führt mich zum bayriſchen Herzoge und zum General Tilly! — Die liegen eine Stunde weit von hier. — Einerlei! Führt mich! Ich bringe wichtige Meldung.

Es geſchah. Der Tag graute, aber kaum erkennbar unter dickem Nebel, als er vor den Zelten ſtand, in denen die katholiſchen Führer ſein ſollten.

Aber der Zugang zu dieſen Zelten war verſtellt. Fußtruppen waren aufmarſchirt, und ſchloſſen rings den Zutritt ab. Innen im abgeſperrten Raume wurde eine Feldmeſſe abgehalten. Er hörte über die bewaffneten Reihen herüber die wohlbekannten Klänge, und als die Reſponſorien begannen, da ſtimmte er mechaniſch ein. Wie ſehr er ohne Religion war, die Gebräuche ſeiner Kirche ergriffen ihn wie Klänge der Heimath.

Dies Mitſingen machte die Soldaten vor ihm aufmerkſam. Sie ſahen ſich nach ihm um, ſie öffneten dem ſchwarzen Cavalier eine Lücke, er konnte eintreten.

Im dunklen Morgengrau erkannte er unweit des celebrirenden Prieſters die knochige ſchlanke Geſtalt des bayriſchen Herzogs Maximilian; ein unerſchütterlicher Ernſt lag auf dem ſcharf geſchnittenen Antlitze, welches in einen breiten Knebelbart ausging. Neben ihm die kurze Figur Tilly's. Auch deſſen Stirn war tief gefurcht; aber der Ausdruck des Geſichts war nicht unfreundlich, hatte ſogar etwas von Güte. Neben Tilly ſtand ein hochgewachſener, ſchmaler Carmeliter-Mönch. Das Glöcklein klang, Alle ſtürzten auf die Kniee, die Truppen raſſelnd mit ihren Waffen; kein Windzug bewegte die neblige Novemberluft.

Als das Amt beendigt, trat der Carmeliter-Mönch vor und erhob die Hände. Lautlos harrte man ſeiner Worte. Er war wie ein Heiliger verehrt im katholiſchen Lager, und kurzweg Pater Dominicus geheißen. Sein weißer Ordensmantel über der braunen Kutte leuchtete durch wie ſein großes zum Himmel aufgeſchlagenes, in Glaubensſicherheit glänzendes Auge. In der rechten Hand hielt er ein Marienbild — Schauet her — rief er mit heller Stimme — auf dies verunſtaltete Bildniß der allerheiligſten Jungfrau. Unter Schutt und verfaultem Holze iſt es heute Nacht aufgefunden und hervorgezogen worden. Die heidniſchen Picarditen haben ihm die Augen ausgeſtochen. Aber der Frevel wird auf ſie zurückfallen. Setzet Euer Vertrauen auf die heilige Mutter, ruft in Andacht ihren Namen als Feldgeſchrei, ſie wird Euch zum Siege führen, unſre liebe Frau vom Siege!

Die Andacht war geſchloſſen; die Truppen entfernten ſich; Jaromir näherte ſich dem Pater Dominicus, um ſich ihm, dem Geiſtlichen, als geiſtlicher Schüler zu entdecken, und durch ihn dem Feldherrn vorſtellen zu laſſen. Pater Dominicus a Sancta Maria, Ordensgeneral der Carmeliter, war vom Bayern-Herzoge direct aus Rom erbeten worden, daß er dem Heere beigeordnet werde zur Weihe und Erbauung. Er empfing Jaromir wie einen unmittelbar entſendeten Boten, und machte ihn ſofort mit den Feldherren bekannt. Dieſen ſchilderte Jaromir raſch das Lager der Ketzer, und die innern wie äußeren Zuſtände derſelben. Beſonders auf die ungriſche Reiterei auf dem linken Flügel des Feindes machte er ſie aufmerkſam. Sie ſei ganz unzuverläſſig, und gelte für den ſchwächſten Theil der Feinde. Ihr ſtärkſter Theil ſei das hintere Centrum unter dem ſächſiſchen Herzoge und der rechte Flügel am Stern, mehrere tauſend Mährer, geführt von jungen unbändigen Cavalieren, namentlich von Heinrich Schlick und einem Sohne Thurn's. Seid auf der Hut! — ſchloß er — Anhalt's Gedanke iſt, herabzuſtürmen und Euch anzugreifen, ehe Boucquoi zu Euch geſtoßen. Nur Hohenlohe ſprach dagegen, und er meinte auch, der fromme Herzog Max werde an einem Sonntage keine Schlacht beginnen.

— Wir danken Euch, erwiederte Tilly, als wie für Neuigkeiten. Eure Nachrichten ſtimmen zu den unſrigen. Fürſt Anhalt wird ſchon warten. Gott gebe ſein Gedeih'n! Herzogliche Gnaden — wendete er ſich zu Maximilian — noch einen Boten an Boucquoi, daß er nicht zögert, hinter uns anzurücken. Der Tag kommt langſam, und bis Mittag wird der Nebel nicht weichen; Boucquoi kann zurecht kommen. Wir wollen zu Pferd' und Hoſtiwiz anſchauen. Dort liegt der Schlüſſel.

Hoſtiwiz iſt ein Dörfchen im Thalgelände unter dem weißen Berge, ein Bach läuft daran hin, der Littowizer Bach geheißen. Ein Brücklein führt über den Bach zum Dorfe. Dort war der Zugang, welchen Tilly meinte, und welchen auch Anhalt in der Nacht feſthalten gewollt. Das Geſchrei der böhmiſchen Führer „Hinauf zu den Höhen, zu den Verſchanzungen!“ hatte auch ihn fortgeriſſen.

Tilly brach dahin auf mit Reiterſchaaren unter dem Oberſten Anholt. Er fand das Brücklein unbeſetzt, und während er überlegte, ob der große Wurf zu wagen ſei, bergaufwärts eine Schlacht anzufangen, ritt Anholt unbedenklich in's Dorf hinüber, und Tilly ſagte zu ſeiner warnenden Begleitung: er thut ganz recht!

Der erfahrene Feldherr wußte ſehr gut, daß eine Terrainſchwierigkeit nicht viel bedeute neben der moraliſchen Stimmung, die eine Schlacht beherrſcht. Die günſtige moraliſche Stimmung aber war auf Seiten des katholiſchen Heeres, welches unaufhaltſam bis auf eine Meile vor Prag vorgedrungen war. Er beharrte feſt darauf, noch heute die Schlacht zu liefern.

Der nicht weichende Nebel begünſtigte alle Vorbereitungen. Erſt um Mittag gerieth er in's Wallen und Fließen, und man ſah vor ſich auf den Höhen die wohlgewählte Stellung der Böhmen, welche noch unabläſſig an ihren Verſchanzungen arbeiteten für ihre zehn Geſchütze, namentlich in der Mitte. Links und rechts waren die

Schanzen fertig, die Geſchütze eingefahren. Vor jeder Schanze ſtand ein Regiment.

Kein Schuß war gefallen bis Mittag. Jetzt wurde das Zeichen gegeben, der Angriff begann. Schwierig und erfolglos von Seiten des katholiſchen Heeres: Teuffenbach und Breuner wurden furchtbar empfangen und geworfen. Der junge Anhalt ſtürmte mit ſeinen Reitern ſiegreich in ihre wankenden Glieder und ſprengte ſie, bis er ſelbſt verwundet vom Pferde ſank. Kräz von den Katholiſchen eilte zu Hilfe, Herzog Max ſprengte vor, und ſuchte die Fliehenden mit dem Degen zurückzutreiben. Umſonſt! Die Reiter der Niederöſterreicher galoppirten heran, und als Hofkirchen, ihr Führer, ebenfalls vom Pferde ſank, folgten die Schleſier mit erfolgreicher Wucht — das Treffen ſchien verloren für die Katholiſchen; Tilly's Wagniß, den Stier bei den Hörnern zu faſſen, ſchien übel auszuſchlagen. Die ungriſchen Reiter herbei! die ungriſchen Reiter! ſchrie ein Führer der Böhmen dem andern zu, um die Entſcheidung zu geben — aber die ungriſchen Reiter rührten ſich nicht, und in den wirren Haufen der Katholiſchen ſah man den weißen Mantel des Carmelitermönches hin und her eilen, ein Crucifix hoch in der Hand, und die Wankenden antreiben, während Tilly feſt im Getümmel hielt und nach Verdugo ſchickte. Verdugo, ein ſtürmiſcher Krieger, kam mit ſeinem Regimente, und brachte die Schlacht zum Steh'n. Ja, er ging zum Angriff über auf die mittlere, unfertige Schanze. Hier drängte ſich nun der Kampf zuſammen, alle Verſtärkungen wurden dorthin geſendet, von Seiten der Böhmen bis vom hintern Centrum her. Das Regiment des ältern Anhalt und das weimar'ſche Regiment warfen ſich in's Getümmel. Hans und ſein Herzog mitten darunter; Conrad arbeitete wie ein Fleiſchhauer. Vergebens! Die Katholiſchen konnten immer neue Maſſen heranbringen, ſie waren eben zahlreicher. Die Ungarn ſollen heran! rief Herzog Johann Ernſt. Hans rief es weiter. Sie machen Kehrt! kam als Antwort zurück. Johann Ernſt wendete ſein Roß aus dem Getümmel heraus und ſprengte hinüber zum linken Flügel, dem ungriſchen Oberſt zurufend: er ſolle nicht flieh'n, ſondern angreifen. — Die Deutſchen fliehen auch! rief dieſer zurück. — Nun denn, antwortete ſchreiend der Herzog, Ihr ſeid ja Ungarn. So will auch ich heute kein Deutſcher ſein, ſondern ein Ungar. Bleibt bei mir, folgt mir!

Es war kein Halten. Fort ging's im wüſten Trabe nach der Moldau hinab. Und ſie riſſen mit ſich, was im Wege ſtand. Die Lücke klaffte nun weit. Die mittlere Schanze, ſo wie die Schanze auf der Linken der böhmiſchen Schlachtordnung war verloren, und das eigentlich kaiſerliche Heer drang nun herauf. Da ereignete ſich die Entſcheidung. Die noch feſt ſtehenden Truppen des böhmiſchen Heeres auf der Linken und im Centrum ſahen mit Grauen, wenn der Pulverdampf aufflog, daß von da unten und jenſeits über die niedrigen Höhen immer wieder und immer wieder neue Maſſen angerückt kamen. Demoraliſirt waren ſie ohnehin, man hatte ſie zu ſchlecht gehalten, unmittelbar hinter ſich wußten ſie das feſte Prag, welches ſie ſchützend aufnehmen mußte — da machten ſie kurzen Proceß. Das

Regiment des Grafen Thurn feuerte in die Luft, lief auseinander, lief auf die Stadt zu. Die Regimenter Hohenlohe und Solms ſahen das, und — thaten daſſelbe. Die ganze Lücke, das ganze Centrum wurde eine Flucht.

Nur die Rechte drüben am Stern that ihre volle Schuldigkeit. Zweitauſend Mährer unter Heinrich Schlick und dem jungen Thurn ſtanden und fochten mit unerſchütterlicher Tapferkeit. Ein Regiment nach dem andern wurde gegen ſie geführt, ſie ſtanden. Brav, Heinrich, brav! ſchrie Loß, der hier fröhlich mitfocht, dem Schlick zu, lieber zuſammengehauen werden, als Reißaus nehmen wie drüben die Schufte. Standhaft, Kameraden! — da traf ihn ein Schuß, da folgte ein furchtbares Getöſe. Waldſtein mit ſeinen Panzerreitern kam im Galopp daher, und raſſelte in die Mährer hinein — ſie wurden zerriſſen, ſie wurden zerſprengt.

Der kurze Novembertag leuchtete noch, ſo hell er eben leuchten konnte, da war die Schlacht zu Ende, welche erſt nach der Mittagsſtunde begonnen hatte. In ſo kurzer Spanne Zeit entſchied die Schlacht am weißen Berge das Schickſal des böhmiſchen Königreichs und des proteſtantiſchen Aufſchwungs.

* * *

Jaromir-Norbert hatte ſich während der Schlacht in der Nähe Tilly's aufgehalten. Kühlen Blutes; denn dieſer Feldherr ſetzte ſich aus. Jaromir-Norbert aber hatte ein öffentliches Examen abzulegen. Es fehlte im katholiſchen Heere nicht an Prieſtern, auch Jeſuiten waren vorhanden. Ihr Zeugniß, des Carmeliters Dominicus Zeugniß und Tilly's gelegentliche Bemerkung über den jungen Jaromir-Norbert kamen zuverläſſig nach Wien. Er ſelbſt wollte übrigens der Erſte ſein, welcher die Siegesnachricht nach Wien brächte, die Siegesnachricht von einem Augenzeugen. An herrenlos gewordenen Roſſen fehlte es nicht; er beſtieg eins, und während des Victoriablaſens in der ſiegreichen Armada eilte er ſpornſtreichs abwärts der Moldau zu, um nach Wien heimzukehren. Die calviniſtiſche Epiſode ſeines Jugendlebens war zu Ende. Grimm ſaß in ſeinem Herzen, Verachtung für jedes warme Gefühl und jedes unklar höhere Streben auf ſeiner Lippe, Beides ſo reichlich, daß es einer ganzen Lebenszeit dienen konnte. Dieſe Lebenszeit ſollte nun den Formen und Zwecken des Ordens gewidmet werden, welchem er nicht entrinnen gekonnt. —

In Prag ſelbſt hatte man erſt durch den dumpfen Ton der Kanonen erfahren, daß eine volle Feldſchlacht ſich entzündete. Der König ſaß bei der Tafel, als Raupowa in großer Aufregung hereinſtürzte und die Meldung brachte: es ſcheine auch das kaiſerliche Heer, welches man entfernt geglaubt, dicht hinter dem liguiſtiſchen ſchlachtmäßig gegen den weißen Berg zu rücken. Der König war aufgeſprungen, war zu Pferde geſtiegen, hatte zum Strahower Thore hinausgewollt. Flüchtige waren ihm ſchon entgegen gekommen. Er hatte ſein Pferd auf den Wall gelenkt, und von da die unzweifelhafte Niederlage überſehen. Ein Reitender vom Oberfeldherrn Anhalt traf ihn da, und richtete die Botſchaft aus: Alles hinüber zu ſchaffen vom Hradſchin und der Kleinſeite nach der Altſtadt; Prag ſei nicht zu halten, denn die Truppen hielten nicht, und die Truppen könnten noch heute in die Hand des Feindes fallen.

Nun begann das Einpacken und Hinabfahren aller Koſtbarkeiten. Wagen auf Wagen jagte über die Brücke, die haufenweis kommenden Flüchtlinge zur Seite werfend. Die böhmiſche Krone, in Wahrheit bereits verloren, ſollte äußerlich gerettet werden in einem gut verſchloſſenen Wagen. Der Altſtädter Ring war die erſte Station für dieſe Wagenburg. Er ward aber auch der Sammelplatz für alle vernichtenden Scenen einer großen Kataſtrophe.

Finſtere Nacht ſank vom Himmel. Die Soldaten ſchrieen um Speiſe und Trank und um Aufnahme in die Häuſer. Sie fürchteten Diebſtahl und Mord von dieſer zügelloſen Rotte, welche durch immer neu herzuſtrömende Haufen anwuchs. Rathsherrn ſuchten den König, welcher bei ihrem Primas eingekehrt ſein ſollte; der alte Thurn rief ihnen entgegen: Helft Euch ſelbſt! Schickt eine Deputation hinaus, um das Verderben von der Stadt abzuwenden. Der König kann Euch nicht helfen, wir können Euch nicht helfen.

Hans arbeitete ſich mühſam über die Brücke hinüber. Er wollte Budowa ſprechen, wollte nach Loß fragen. Budowa war nach dem Loß'ſchen Hauſe, Hans eilte ebendahin. Fort ſollten die beiden alten Herren! Er wollte ſie mit ſich nehmen. Daß Loß im Getümmel verwundet worden, wußte er nicht.

Er fand ihn auf dem Lager; Budewa, Ludmilla, der Hausarzt und Diener um ihn beſchäftigt. Die Kugel hatte ihn am Fuße getroffen, aber der Schenkel hatte feſtgehalten am Pferde, und der Türkenſchimmel hatte ihn aus dem mörderiſchen Tumulte heraus und in einer Carrière in die Stadt herein bis vor ſein Haus getragen. Dort war er ohnmächtig geworden vom Blutverluſte. Jetzt war er aber ſchon wieder erholt, der Verband war angelegt und er rief Hans entgegen: Biſt Du heil?

— Ganz heil. Aber ich bin der Meinung, Ihr und Budewa müßt fort. Die Stadt iſt nicht zu halten mit ſolchen unbotmäßigen Truppen, morgen zieht der Sieger ein und greift nach den Häuptern. Ihr gehört zu dieſen.

— Bin's nicht capabel, Hans, die kleinſte Bewegung zu ertragen. 's iſt auch all' Eins jetzt! Und freſſen werden ſie uns nicht.

— Das werden ſie doch vielleicht, Loß, ſagte Budewa, denn wir haben ihren Magen hinreichend gereizt. Aber ich habe auch keine Luſt, mich in Unkoſten zu ſetzen. Mein Körper iſt ohne Schuß erbärmlich. Ich wollte heute Nachmittag auch auf's Pferd, um wenigſtens dabei zu ſein. Er verſagte den Dienſt, er ergiebt ſich machtlos dem Alter, wie Prag dem Bayer. Da wird man von ſelbſt tapfer in Zuwarten und Geduld. Aber Du, Hans, mußt von dannen, Du haſt zu viel auf dem Kerbholz.

— Errette Dich, Hans, für beſſ're Zeiten. Komm her! ſprach Loß, indem er den Andern winkte zurückzutreten und ihm die Hand entgegenſtreckte —

— Herr Rudolph von Mitzlau! rief ein Diener.

— Zum Teufel mit ihm! ſchrie Loß, aber Mitzlau ſtand ſchon im Zimmer und ſprach zu Ludmillen:

— Die Königin ſelbſt ſendet mich, gnädigſtes Fräulein. Sie bricht auf noch vor Tage mit des Königs Majeſtät nach Breslau und läßt Euch zu ihrer Begleitung entbieten. Sie hat hinzugeſetzt, daß keine der Damen ihrem Herzen ſo ſehr Bedürfniß ſei, als Ihr, mein gnädigſtes Fräulein.

Ein Stillſchweigen folgte. Budowa unterbrach es mit der Frage: Ihr ſeid doch von der Partie nach Breslau, Herr Junker?

— Allerdings! lautete die Antwort.

Ludmilla ſah zu Boden, ſprach aber mit feſter Stimme: Meinen ergebenſten Dank der Frau Königin für ihr Zutrauen. Vielleicht kann ich ſpäter beweiſen, daß ich es verdiene, indem ich mich ihr zur Verfügung ſtelle, ſie ſei, wo ſie ſei. Ihre jetzige Begleitung aber und die Lage meines verwundeten Vaters hindert mich, ihr Folge zu leiſten.

— Brav, Mille! Richtet's aus, Herr Junker! Beſonders das von der „Begleitung“, welche meiner Tochter nicht zu Geſichte ſteht.

— Aber mein lieber Freiherr von Loß —

— Ich bin nicht Euer lieber Freiherr, und wünſche Euch vergnügte Reiſe. Auf dem Schlachtfelde hat Euch ja, ſo viel ich weiß, Niemand geſehn; Ihr ſeid alſo nicht blutig compromittirt, und habt auch keinen reformirten Kirchenzettel. Ihr könnt in Breslau wieder vergnügt katholiſch anfangen, wenn unſer Winterkönig weiter muß. Geht zum Teufel!

— Ich grüße Euch ebenſo freundlich, Herr Junker! ſetzte Budewa hinzu — und Junker Rudolph war hinauscomplimentirt.

— Brav, Mille! — wiederholte Loß, und zog nun Hans an ſein Ohr, leiſe und mit verhaltenem Schmerze ſprechend: Ich weiß Alles, mein armer Junge. Die Mille iſt aufrichtig gegen ihren alten Vater wie gegen Dich. Sie iſt unglücklich, aber ehrlich. Entſcheide jetzt nichts. Laß Gras wachſen darüber im nächſten Frühjahre, und wenn es leidlich wächſt, erinnere Dich, daß Dich der alte Loß von Herzen lieb hat, und daß in Deiner Hand der Balſam liegt für all' ſeine Wunden, auch für die Todeswunde, die vielleicht recht nahe iſt. Laß wachſen, Hans, gedenke mein, gedenke — und jetzt mach' Dich fort! ſprach er laut. Sie ſollen Dich nicht fangen.

Hans trat zurück. Budewa ſchloß ihn an's Herz, eine Thräne glänzte in ſeinem Auge.

Ludmilla ſtand abſeit. Der tiefſte Schmerz lag auf ihrem Geſicht. Hans kam zu ihr und reichte ihr die Hand. Ein ſchreiendes Schluchzen übermannte ſie, indem ſie die Hand ergriff und ihren Kopf auf dieſelbe drückte.

Hans legte ſeine andre Hand auf ihr Haupt; dann riß er ſich los, ohne ein Wort zu ſagen.

Parzel hielt ihn noch auf; ſie kam hereingelaufen und ſchrie weinend: Nicht fortgehn, Vetter Hans, nicht fortgehn!

— Er kommt ja wieder, Purzel! ſagte Leß mit matter Stimm.

Hans küßte Purzel heftig und eilte hinaus.

VII.

Vor Tagesanbruch noch war König und Königin fort. Mit ihnen Matthias Thurn, Raupowa, Mitzlau. Die ſchwerſten und wichtigſten Wagen waren zurückgeblieben auf dem Altſtädter Ringe und in's Rathhaus hinein geſchoben worden. Unter ihnen derjenige, welcher die Krone und die Reichskleinodien verbarg.

Ein grauer Novembertag ſtieg über Prag herauf. Der Feind lag dicht an den Mauern, dicht vor den Thoren. Wallonen kletterten ſogar daran empor, um ein gutes Stück Stadtbrot zu verlangen. Niemand wehrte; die böhmiſchen Truppen campirten aufgelöſ't in der Alt- und Neuſtadt; die Kleinſeite war leer.

Die Deputation, Popel von Lobkowitz an der Spitze, hatte um drei Tage Bedenkzeit in Betreff der Uebergabe gebeten. Herzog Maximilian hatte erwiedert: Nicht drei Stunden!

So wurde denn das Strahower Thor geöffnet, und die katholiſche Macht rückte ein, mit ihr eine Anzahl Jeſuiten. Maximilian ritt nach dem Hradſchin. An der Kapuzinerkirche ſtieg er ab und betete. Von den katholiſchen und lutheriſchen Kirchen lauteten die Glocken, von den lutheriſchen zuerſt.

Einen Tag lang waren die Prager Städte in zwei verſchiedenen Händen, denn am rechten Moldauufer lagerten noch die Reſte des böhmiſchen Heeres. Sie wurden aufgefordert, in kaiſerlichen Sold zu treten. Ihrerſeits verlangten ſie den rückſtändigen Sold und freien Abzug. Letzterer wurde bewilligt, und ſo zerſtreute ſich das böhmiſche Heer.

Die Wagen aus dem Rathhauſe wurden nach dem Hradſchin gebracht, die Abgeordneten von Ständen und Corporationen pilgerten ebenfalls hinauf, um ihre Unterwerfung auszudrücken. Der Eid wurde geleiſtet für König Ferdinand — das neue Königreich war ausgelöſcht.

Dumpfe Schwüle hing über Prag. Was wird geſchehn? Welche Strafe wird verhängt werden? Welche Perſonen wird ſie treffen? Maximilian war nach einer Woche gen München heimgekehrt; nur Tilly war geblieben, und Fürſt Carl Liechtenſtein war zum Landpfleger eingeſetzt.

Tilly verhielt ſich freundlich. Unter der Hand rieth er: diejenigen, welche ſich compromittirt, ſollten ſich aus dem Staube machen, er werde ſie nicht hindern!

Auch Tilly zog ab; die Schwüle wurde drückender. Güter der Hauptrebellen wurden mit Beſchlag belegt. Notabilitäten unter ihnen, die noch zugegen waren, wurde Wache beigeordnet, ein Hauptmann für jeden Einzelnen. Auch in Budowa's Palais, auch in Leßens Hauſe erſchien ein ſolcher Hauptmann. Die Wolke ſchien ſich zu entladen. Noch nicht! Es trat eine neue Stille ein. Eines Abends ging der Hauptmann hinweg von Budowa und der von Loß ebenfalls, und — kam nicht wieder, und bald darauf erſchien eine Verordnung des Landpflegers: wer ſich ſchuldig fühle, ſolle ſich ſelber ſtellen, um zu hören, was man ſeiner Handlungen wegen ihm vorhalten und über ihn beſchließen werde.

Das klang ja milde und nachſichtig: man glaubte aufathmen zu dürfen.

Um dieſe Zeit, es war ſchon tief im Winter, erſchien ein expreſſer reitender Bote von Wien im Hofe bei Loß. Er hatte ein Schreiben eigenhändig an Fräulein Ludmilla zu übergeben. Dies Schreiben war von Iſabella Harrach und es lautete folgendermaßen:

„Laßt Euch nicht einſchläfern und ſage Deinem Vater, er ſoll ſich eiligſt in Sicherheit bringen. Waldſtein, welcher ſeit Wochen hier iſt, und mein Vater wiſſen genau, was man vorhat, und erwarten blutige Maßregeln.

Der Kaiſer iſt ſeit der Täuſchung, welche man dem Pater Dunſtan nachſagt, überaus mißtrauiſch gegen Alles, was nicht von den Jeſuiten gerathen wird. Er verehrt den Provincial Anſelmus ungemein und erfährt nicht, daß Pater Euphemius ganz anders handelt, als Pater Anſelmus denkt. Pater Euphemius aber und mit ihm Pater Lamormain behaupten, die Staatsraiſon gebiete durchgreifende Maßregeln, abſchreckende Strafen. Wenn ſolche Rebellion gegen Kirche und König nicht gründlich geahndet werde, ſo ſei die Grundlage von Staat und Kirche preisgegeben.

Der Kaiſer wird ſchweigend zuſtimmen und jede perſönliche Rückſicht von ſich weiſen, auch wenn ſein Herz ihr geneigt ſein möchte.

So ſtehen die Dinge, und mein Vater hat mir vor einer Stunde geſagt, die Schlußſitzung in dieſer Capitalfrage finde heute Mittag ſtatt.

Deshalb ſende ich dieſe Zeilen durch einen Expreſſen. Eilt, eilt!

Sehr gefährlich erweiſt ſich Norbert-Zierotin, welcher die erſte Kunde vom Prager Siege hierher gebracht. Er kennt alle Reden und Triebfedern, welche in Prag gewirkt haben, und er ſoll ſchonungslos anzeigen. Eilt, eilt!

Morgen iſt übrigens meine Hochzeit mit Waldſtein. Grüße den Junker Hans von mir, wenn Du ins Reich hinauskommſt, und gedenke in Liebe Deiner

Iſabella!“

Leß war leidlich hergeſtellt von ſeiner Wunde, als dieſer Brief kam. Er nickte mit dem Haupte und ſchickte nach Budowa. Budowa kam und las den Brief. Sie wird wohl Recht haben, ſagte er, und da Dein Fuß wieder hält, ſo mach Dich davon!

— Und Du?

— Ich werde jeden Tag um ein Jahr älter. Mir wird das Flüchten zu ſauer, und ich habe gegen einen raſchen Tod nicht mehr viel einzuwenden.

— Warum nicht gar! Wer weiß auch, ob man zu raſchem Tode käme! Lange Gefangenſchaft aber iſt ja unerträglich. Ich zieh' ab morgen früh und zwar über Eger. Du gehſt mit. Mein Wagen fährt ſich leicht; er hält morgen früh vor

Deinem Hauſe. Jetzt packen, anordnen, Pferde vorausſchicken — behüt Dich Gott bis morgen früh!

Dieſer Morgen war der des letzten Februar 1621. Als Loß eben aus ſeinem Zimmer ſchreiten wollte, traten ihm Bewaffnete entgegen. Er wurde fortgeführt, ohne daß ſeine Mädchen etwas davon erfuhren. Der Tag graute kaum.

In den Wenceslausthurm auf dem Hradſchin, den ſogenannten weißen Thurm, ward er gebracht.

Er fand Geſellſchaft, unter ihr Budowa, ja auch Czernin. Armer Czernin, rief Budowa, Du büßeſt für große Politik Lamormain's. Weil Du Katholik biſt, ſoll die Welt ſagen: Ah, es gilt alſo nicht der Religion, ſondern der Rebellion!

Auch Andreas Schlick wurde eingebracht in den weißen Thurm. Er war nach dem Voigtlande geflüchtet geweſen; dort hatte ihn der Kurfürſt von Sachſen, Schlick's alter Gönner, aufgreifen und nach Prag ausliefern laſſen als einen „Hauptrebellen". Derſelbe Kurfürſt von Sachſen, welchen Andreas Schlick durchaus zum Könige von Böhmen hatte haben wollen.

Acht und vierzig waren feſtgenommen worden. Im weißen Thurme ſaßen die Cavaliere; die vom kleinen Adel und vom Bürgerſtande ſaßen in den Rathshäuſern der drei Prager Städte.

Jedem Angeklagten wurden hundert vier und zwanzig Fragen vorgelegt zur Beantwortung, und man erzählte leiſe in den Wirthshäuſern: Budowa habe auf alle hundert vier und zwanzig Fragen ſchlagende Antworten gewußt.

Der März genügte zur Beendigung des Proceſſes. Am fünften April wurden durch Herolde von der Hradſchinburg die auf Empörung, Landfriedensbruch und Majeſtätsbeleidigung Angeklagten „aus dem Frieden in den Unfrieden geſetzt. Wonach deren Leiber und Leben männiglich erlaubt, ihr liegendes und fahrendes Vermögen dem königlichen Schatze verfallen ſei.“

Der Spruch des Gerichtes lautete gegen ſämmtliche Verhaftete auf Hinrichtung.

Dieſer Spruch ging nach Wien an den Kaiſer.

Prag harrte des Entſcheides in fieberhafter Angſt.

Am 19. Juni wurden die Verhafteten in jene Kanzleiſtube geführt, aus welcher vor drei Jahren Martiniz, Slawata und Fabricius Platter aus dem Fenſter geſtürzt worden waren. Hier ward ihnen die endgiltige Sentenz angekündigt.

Für zwölf Angeklagte wurde die Todesſtrafe in lebenslängliches oder zeitweiliges Gefängniß und andere Bußen verwandelt.

Achtundzwanzig Angeklagte verfielen der Hinrichtung. Unter ihnen auch Czernin, weil er am Tage des Fenſterſturzes als Schloßhauptmann die Stände in die kaiſerliche Burg eingelaſſen. Ich wiederhole — rief er jetzt — daß ich auf Adam von Sternberg's, des Burggrafen, Geheiß das Thor habe öffnen laſſen. Dem Burggrafen war ich in des Königs Abweſenheit verpflichtet. Verdient dies Oeffnen den Tod, ſo müßte er den Burggrafen treffen.

— Schad' um die Worte, Czernin! Laß uns auch d'ran kommen! ſagte lächelnd Budowa.

Und er kam auch daran, und Leß desgleichen und Andreas Schlick.

Sie wurden in ſechs Kutſchen hinab gefahren auf das Rathhaus der Altſtadt.

Hans war an jenem Abende des Abſchiedes in die Altſtadt hinüber geeilt, um mit ſeinem Herzoge und deſſen noch vorhandenen Truppen die Stadt zu verlaſſen. Zu ſeinem Erſtaunen hörte er, daß Herzog Johann Ernſt den König begleiten wollte. Das ſtimmte durchaus nicht zu Hanſens Anſchauungen, welche dieſem „Friedrich" keinen Werth beilegten. Der Herzog freilich fühlte ſich dem Könige verpflichtet, weil dieſer unter Anderem ihn mit der Lauſitz belehnen gewollt. Es war ihm ein Akt der Treue, dem Flüchtigen zur Seite zu bleiben. Hans dagegen hegte nicht das geringſte Verlangen, mit einem Raupowa und Mitzlan in neuen Verkehr zu treten. Er trennte ſich alſo von ſeinem regierenden Herrn, und ſchloß ſich deſſen zwei Brüdern an, Wilhelm und Friedrich, welche ebenfalls die Schlacht mitgefochten, und welche ſich jetzt zum Mansfeld nach Pilſen wenden wollten als dem einzigen proteſtantiſchen Feldherrn, der noch ein geſammeltes Heer von 12,000 Mann zur Verfügung hatte. Es war auch nicht Hanſens Abſicht, ſich dem Mansfeld anzuſchließen. Der abenteuerliche, durchaus nicht ſaubre Charakter dieſes Parteigängers flößte ihm kein Vertrauen ein. Aber er wollte ſeine jungen weimariſchen Herren doch auf dem jetzt ſo mißlichen Wege bis Pilſen begleiten, und wollte von dort in das Eiſenacher Ländchen zu Dunſtan heimkehren.

Das Schickſal Leßens und Budewa's nur, eine Zeit lang zur Seite gedrängt in ihm durch den Abſchied von Ludmilla, laſtete ſchwer auf ſeinem Herzen. Trübe Ahnungen erfüllten ihn: er kannte ja den Sinn der jeſuitiſchen Machthaber in Wien nur zu genau! Er wußte auch, daß der innere Sinn des böhmiſchen Aufſtandes den Kaiſer zu ſtrengen Maßregeln herausfordern, vielleicht nöthigen möge. Sollte denn nicht irgend eine Sicherſtellung möglich ſein für ſeine Freunde? Er gebot ja jetzt über außerordentliche Geldmittel, und Geld iſt doch ſonſt ein Hauptſchlüſſel zu allen Thüren — Conrad, wo iſt der Conrad?

Er ward aus einer Schänke herbeigerufen. Mit ihm berieth ſich Hans, ob nicht ein zuverläſſiger Mann aufzutreiben wäre, der in Prag bliebe für Geld und gute Worte, um bei herandrängendem Nothfalle Hilfe zu leiſten, wenigſtens Botſchaft zu bringen nach Thüringen. —

— Der Racker ſitzt da drin in der Schänke, antwortete Conrad, und gegen die Papiſten iſt er am Ende auch „verläßlich" —

— Wer?

— Unſer Camerad aus der Schranne, der Raſchmacher Urban.

— Ruf ihn!

Urban übernahm Hanſens Aufträge, und übernahm auch die Geldſtücke dazu, und Hanſens Zuſage, daß ihm eine zweite Handvoll ſicher wäre, wenn er Alles zu gutem

Ende führte. Täglich ſollte er in Budowa's und Loßens Hauſe anfragen, und Hans ſogleich Botſchaft ſenden, wenn eine Gefahr ſich ankündige. Ein Parteimann wie er wußte ja in ſolchen Dingen Beſcheid. Auch Frau Jörger, welche er leider gar nicht geſprochen, band ihm Hans auf die Seele. Sie möge ſofort zu ihm nach Thüringen kommen mit dem kranken Gemahl, denn jetzt würden auch in Oeſterreich Proceſſe und Confiscationen beginnen.

Urban nahm keinen inneren Antheil an dieſen Rettungen. Aber in der „Schwerenothszeit", die er jetzt kommen ſah, war eine ſolche Beſchäftigung nebenher, welche jedenfalls die „Götzendiener" ärgerte, nicht ganz zu verachten. Sogleich auszureißen hatte er ohnedies nicht beabſichtigt; die Picarditen und Spuren von ähnlichen Secten in Böhmen hatten ihn bereits gelockt, hier eine Zeit lang fortzuarbeiten im Anzetteln und Wühlen. Uebrigens war er in geſchäftlichen Dingen ordentlich und genau; die Aufgabe blieb alſo in leidlichen Händen.

Im März kam denn auch wirklich die trockne Frau Urban zu Hans nach Thüringen gewandert, um ihm anzukündigen, daß ihr Mann jetzt Unrath wittre, und daß die Herrn Budowa und Loß jetzt fort ſollten. Sie wollten aber Urban's Rathſchlägen nicht folgen, der Junker müſſe ſelbſt zuthun. Die Frau von Jörger dagegen habe gefolgt, und ſei abgereiſt. Sie werde wohl in einigen Tagen beim Herrn Junker eintreffen.

Hans und Dunſtan, welche pflanzten und bauten, richteten ihr und dem kranken Freiherrn eine bequeme Wohnung her, und empfingen ſie herzlich. Der alte Hamm mit Tochter und Enkelin war längſt da und zu Conrad's Freude äußerſt ſauber eingerichtet. In Ermangelung pikanterer Beſchäftigung ſpielte Conrad den Vogt für alle die weit ausſehenden Einrichtungen, welche einer großen Colonie zur Anſiedelung dienen ſollten. Die Colonie ſollte im Kleinen Zdenko's Gedanken verwirklichen, und Frau von Jörger trat mit Eifer in dieſe neuen praktiſchen Pläne Dunſtan's ein, welche wenigſtens im Umfange einer Meile das friedliche Leben einer einfachen Kirchengemeinſchaft verwirklichen wollten. Hertleder hatte aus Jena einen jungen Geiſtlichen zu ſenden verſprochen, und es war Alles in gutem Gange — ſelbſt der geknickte Jörger richtete ſich ein wenig auf in dem ſtillen friedlichen Gnadenfrei, auf welches der Thüringerwald mit dem Inſelberge und den Wartburghöhen lieblich herniederſchaute. Man hoffte das Beſte und erwartete auch die Prager Freunde: Frau Urban war mit dringenden Einladungsbriefen von Hans, Dunſtan und Frau Amalie zu ihnen nach Prag zurück gewandert.

Man harrte vergeblich. Statt ihrer kam plötzlich die Kunde wie eine ſchwarze Wolke geflogen über ganz Sachſen: Achtundvierzig Männer ſind in Prag in Gefangenſchaft gelegt, und ein Halsgericht iſt gegen ſie eröffnet worden. Andreas Schlick, Budowa, Leß ſind unter ihnen.

Jetzt ließ es Hans nicht mehr ruh'n. Er wollte nach Prag, wollte helfen. Bei aller Beſorgniß für ſeine eigene Sicherheit widerſprachen Dunſtan und Frau Jörger doch nur matt. Budewa und Leß irgend eine Hilfe zu bringen war ja auch ihnen Bedürfniß. Und die armen Töchter Ludmilla und Purzel, welche ganz ohne Stütze waren! Hans geſtand ſich's ehrlich, daß Ludmilla großen Theil hatte an ſeinem Eifer. Er liebte ſie ja doch trotz aller Entſagung, die er ſich auferlegt hatte. Und gerade weil die Entſagung feſt in ihm beſchloſſen war, gerade darum wollte er Alles aufbieten zur Rettung ihres Vaters, zur Tröſtung und Beruhigung Ludmilla's.

Aber wie? Wie?! Einer ſolchen kriegeriſchen Macht gegenüber! — Er berieth ſich mit Conrad, dem für abenteuerliche Unternehmungen immer bereiten und „findigen“ Geſellen. Wenn man's Geld gar nicht zu ſchonen braucht, meinte dieſer, ſo wird man mit Papſt und Kaiſer fertig! Und Geld haben wir ja wie Heu! — Leinwandhändler ſollten ſie ſein, ſchlug er vor. Böhmiſche Leinwand ſei ein geſuchter Artikel, und recht bürgerlich müſſe man jetzt erſcheinen, da die Cavaliere die verdächtigſte Menſchenſorte geworden in Böhmen. Einmal in Prag finde man hundert Hände, denn Jedermann knirſche ja dort gegen die Unterjochung. — Gut! ſagte Hans, ſetzen wir Alles daran!

Das Glück war ihnen günſtig noch in der letzten Stunde der Abreiſe mit dem Handelswagen. Der Geiſtliche kam an, welchen Hortleder zu finden verſprochen, und er wußte Rath, wußte trefflichen Rath. Er war ein Sohn jenes Seifert, welcher neben Zdenko in Mähren geweſen. Sein von dort vertriebener Vater war immer in Verbindung mit den böhmiſchen Ländern geblieben, und ſo kannte denn auch jetzt der Sohn den beliebteſten lutheriſchen Prediger an der Nikolaikirche in Prag, den Magiſter Roſacius Herſcholigsken, kurzweg Magiſter Roſacius geheißen. Er hatte ein Jahr neben dem jungen Seifert in Jena ſtudirt, und ſie waren im Briefwechſel miteinander geblieben. An ihn gebe er dem Herrn von Starſchädel einen Brief mit. Auf Tod und Leben angeklagte Gefangene — fuhr Seifert fort — verlangen ihren Geiſtlichen. Andreas Schlick, das weiß ich, kennt den Roſacius, ſie ſtammen beide aus dem Egerlande; Schlick läßt ihn gewiß rufen, und ſo iſt der Weg gebahnt ins Gefängniß ſelbſt. Herr von Starſchädel ferner iſt theologiſch gebildet, er kann im Nothfalle ſelbſt einen lutheriſchen Geiſtlichen vorſtellen — hier iſt meine Reverende, mein Barett, meine Halskrauſe! —

— Bravo! riefen Alle, und die Reiſe ward angetreten. Tartſch mußte Kutſcher ſein, wie verdroſſen und ärgerlich er ſich auch anſtellte dazu, neuerdings in dies widerwärtige Böhmen hinein zu fahren.

Am Morgen des 20. Juni, an einem prächtig ſonnenhellen Tage fuhren ſie durchs Strahower Thor ein, die bergige Straße der Kleinſeite hinunter, um drüben in der Altſtadt eine Herberge zu ſuchen. Da traten ihnen unweit der Brücke Bewaffnete entgegen. Conrad wollte ſich ſogleich widerſetzen. Still! flüſterte Hans. Die Bewaffneten wollten nichts weiter, als daß der Wagen zur Seite fahren und ſtill halten ſollte; die Kutſchen der gefangenen Cavaliere kamen eben vom Hradſchin herunter, die Gaſſe ſollte frei ſein für ſie, damit ſich kein Aufenthalt ergebe und keine Möglichkeit zur Zuſammenrottung für das herbei ſtrömende Volk.

Im Trabe kamen die Kutſchen herab; das Volk ſchrie, die Cavaliere geſtikulirten und ſprachen aus den Kutſchen heraus — man verſtand nicht viel. Hans und Conrad erkannten in der einen Kutſche Budowa und Loß, welche als zwei Calviner immer neben einander gehalten wurden. Budowa und Loß erkannten in dem bürgerlich gekleideten Handelsmanne ihren Hans nicht — die Kutſchen rollten auf die Brücken hinab.

Es war ein Sonntag. Hans ſuchte ſogleich die Nikolaikirche auf, und fragte nach dem Herrn Magiſter Roſacius. Er hatte eben gepredigt und ging nach ſeiner Wohnung. Hans ſprach ihn an, ihm Grüße ausrichtend von Paſtor Seifert, ſich ſelbſt für einen Candidaten ausgebend, und überreichte den Brief Seifert's. Alles ging gut, und es fand ſich auch wirklich bereits in der Wohnung des Herrn Magiſters die Magiſtratsperſon vor, welche trocknen Tones beſtellte: der Herr Magiſter werde im Altſtädter Rathhauſe erwartet, um die „utraquiſtiſchen" — ſo nannte man die evangeliſch-lutheriſchen — Gefangenen zu tröſten vor ihrer morgigen Hinrichtung.

— Morgen? rief Roſacius!

— Morgen ſchon? rief Hans erbleichend.

— Mit Anbruch des Tages! antwortete der Gerichtsdiener und ging.

Jetzt war für Hans von keinem Umwege, von keiner Vorſicht mehr die Rede. Er enthüllte dem Magiſter den größten Theil ſeines Geheimniſſes, und beſchwor ihn um Mitnahme. Dringende Gefahr, beſonders in kirchlicher Gemeinſchaftlichkeit, hebt raſch hinweg über Stufen und Bedenken. Roſacius willigte ein, und reichte ihm ſelbſt eine abgetragene Reverende; denn die mitgebrachte war nach der fern gelegenen Herberge gerollt, und es war keine Zeit zu verlieren.

Sie gingen. Unterwegs geſtand Hans leiſe, daß es ihm nicht ſowohl um Andreas Schlick, von welchem Seifert geſprochen, ſondern um Budowa und Loß zu thun ſei. Unglücklicher! rief Roſacius und ſtand ſtill. Ihr ſeid doch nicht ſelbſt Calviniſt?! — Evangeliſch-lutheriſch bin ich. Bei uns in Sachſen giebt's keine Calviniſten. — Gott ſei Dank! Aber dann wird Euer Gang umſonſt ſein. Zu den calviniſtiſchen Cavalieren wird ſchwerlich ein Geiſtlicher zugelaſſen werden. Die katholiſche Behörde erachtet ſie für Heiden, und hat denn auch nicht ganz Unrecht — Verſuchen wir's!

Die Wache am Rathhauſe ließ ſie durch, und wies ſie eine Stiege hinauf. Sie kamen auf einen langen Vorſaal, auf welchen links und rechts eine Reihe Thüren mündete. Wohl ein Dutzend Bewaffnete ſchritten auf und ab, wie Wachtpoſten zu thun pflegen. Sie ſahen ſpöttiſch auf die ſchwarzen Ketzer, und als Roſacius fragte, ſchrie ein Rottenmeiſter, der an der Wand auf einer Steinbank ſaß, mit Commandoſtimme: Peploſch! Ein baumſtarker, ſauer ausſehender Mann erſchien: der Schließer. Hans faßte ihn prüfend in's Auge; denn dieſer Peploſch war ihm für die nächſten zwanzig Stunden die wichtigſte Perſon.

— Utraquiſtiſch? fragte Poploſch den Magiſter Roſacius.

— Ja, antwortete dieſer.

— Dann könnt Ihr hier anfangen, hier ſitzt der Schlick.

— Und wo ſitzt Loß? fragte vorlaut Hans.

— Auch hier — aber was ſoll das? Wollt Ihr zum Loß? Der kriegt keinen Geiſtlichen, der iſt ein Calviner. Seid Ihr auch Calviner?

— Nein — erwiederte Hans — bin Utraquiſt. Aber es iſt mir berichtet worden, Loß wolle übertreten zu uns vor ſeinem Tode.

— Geht mich nichts an! Hier wird nicht bekehrt.

— Doch, Herr Poploſch, doch! entgegnete ſanft Magiſter Roſacius. Seht dorthin! Zwei Franziskaner, drei Jeſuiten! Sie kommen aus verſchiedenen Stuben und gehen in verſchiedene. Doch nur um zu bekehren! denn Herr Dionyſius von Czernin iſt ja der einzige Katholik unter den Gefangenen.

— Na, das iſt doch auch was Anderes, wenn unſre geiſtlichen Herren bekehren wollen, als wenn Ihr —! Aber ich hab keine Zeit zu —

— So laßt uns nur zu Schlick, lieber Herr Poploſch, unterbrach ihn Hans, welcher das „auch hier" genau bemerkt hatte. Schlick hat nach uns Beiden geſendet.

— Meinethalben marſchirt hinein, wenn er an Einem von Euch noch nicht genug hat!

Er öffnete, trat zurück und ſchloß von außen. Sie waren eingeſperrt mit den Gefangenen.

Es war eine große Stube mit wenig Geräth und drei hölzernen Lagerſtätten.

Die drei Cavaliere ſaßen. Budowa auf ſeiner Lagerſtatt, Loß und Schlick auf hölzernen Schemeln in ſeiner Nähe.

Schlick ſtand auf. Er kannte den Magiſter Roſacius und ging ihm entgegen. Hans ſchritt zu Budowa's Lagerſtatt und flüſterte: Sprecht keinen Namen aus, wenn Ihr den Hans in mir erkennt!

— Alle Ha — wollte Loß ſchreien.

— Still! — Die Hand! weiter nichts! Und nun raſch berathen, während Schlick drüben im Winkel wirklich gottesfürchtig iſt.

Die Berathung wurde raſch und kurz durch Budowa entſchieden, welcher ſagte: Wenn Du's kannſt, ſo rette Loß: er wird Dir's danken. Die Sorge um ſeine Mädchen vergällt ihm den Tod, und außerdem iſt er ein viel zu geſundes Naturell, als daß ihm ein gewaltſamer Tod nicht ein Unglück ſein ſollte. Mich aber, lieber Hans, überlaß ruhig den Rachegöttern, welche unſer chriſtlicher Staat und unſre chriſtlichen Kirchen nöthig zu haben glauben. Mir thun ſie kein Leid mit dem gut geſchliffenen Henkerſchwerte; ja, ſie thun mir einen Gefallen. Was hab ich denn noch zu erwarten auf dieſer Welt mit meinen ſiebzig Jahren? Krankheit, Siechthum, ſchmerzliche Auflöſung, weiter nichts! Freuden des Geiſtes, Freuden des Herzens mögen einen Greis entſchädigen, aber ſind denn ſolche möglich auf zehn Jahre hinaus, nachdem die papiſtiſche Welt einen durchgreifenden Sieg erfochten? Nein! Alſo gönne mich dem Henker, er wird mein Wohlthäter. Und nun ſag, wie willſt Du Loß retten?

Hans mußte geſtehn, daß er es erſt ungefähr wiſſe, und daß er zunächſt von ihnen an Leute gewieſen ſein wolle, welche das Dienſtperſonale hier im Rathhauſe kennten; namentlich den Schließer.

— Das iſt der Poploſch! flüſterte Loß — für den giebt's Rath.

— Er brauchte nur auf eine Viertelſtunde lang heute Nacht — ſprach Hans — den Schlüſſel nicht umzudrehen, dann ſcheint mir's möglich. In der Nacht nämlich — das hab ich dem Magiſter Roſacius abgemerkt — wird den Gefangenen das heilige Abendmahl gereicht werden. Zu dem Zwecke werden mehrere Geiſtliche und Küſter herein dürfen, ich mit ihnen. Ich bringe eine Reverende wie dieſe da, welche ich trage, Barett und Halskrauſe mit — ſie ſind ſchon in meiner Herberge — und führe in dieſer Tracht Loß hinaus —

Gut! fuhr Loß leiſe fort — Poploſch wird zu haben ſein. Mein Rechtsanwalt Doctor Zinkas, der ſeit Jahren all meine Rechtsgeſchäfte führt, iſt hier im Rathhauſe genau bekannt und hoch geachtet. Er iſt ein kreuzbraver und ſehr geſcheidter Mann. Er beſorgt uns den Poploſch. Den Doctor Zinkas mußt Du ohnehin ſprechen, Hans, wegen meiner Mädel. Für den Fall meines Todes nämlich mußt Du ihm auf die Seele binden, daß das mütterliche Erbe meiner Mädel mich gar nichts angeht, und daß man's durchaus nicht confiſciren dürfe, wie man mit meinen Gütern thut; laß alſo den Zinkas —

Die Thür ging auf, zwei Jeſuiten und zwei Kapuziner traten ein. Poploſch blieb in der offnen Thür ſtehn, und bedeutete pantomimiſch dem Roſacius und dem Hans: ſie ſollten Platz machen.

— Einen Augenblick, Freund Peploſch! rief Budowa, welcher die Gelegenheit für ſeinen Spott ſogleich benützen wollte — wir werden raſch fertig ſein. Die Herren Jeſuiten und Kapuziner kommen doch, uns zu bekehren?

— Ja —

— In der Geſchwindigkeit! Sie haben alſo ihre fertige Medicin bei ſich, und wir ſind geübt im Koſten. Was hilft in's Paradies? Und wo iſt das Paradies?

Und nun folgte eine Scene, bei welcher Hans auf Kohlen ſtand. Die Zeit war zugemeſſen, und er wollte fort. Budowa aber war erbarmungslos, den armen Kapuzinern nachzuweiſen, daß ſie auch am Geiſte herzlich arm ſeien, und den vornehmeren Jeſuiten ſchonungslos aufzudecken, daß ſie nicht einmal ihr Handwerk mit Formeln ordentlich erlernt hätten, daß ihre kirchengeſchichtliche Kenntniß, auf welche ſie ſich beriefen, erſchreckend lückenhaft ſei, und daß ſie Unterricht nehmen ſollten. Setz Stühle, Peploſch — ſprach er — wir wollen den Herrn Patres geſchwind noch einige Argumente an die Hand geben, welche ihnen dienlich ſein können bei den andern gefangenen Ketzern.

Beſchämt wendeten ſich die Patres zu Andreas Schlick, erhielten aber von dieſem eine ſo gröbliche Antwort, daß ſie ihren Rückzug antraten.

Peploſch rief nun: die utraquiſtiſchen Prediger müßten jetzt auch fort. Um Mitternacht erſt dürften ſie wieder kommen zum „Letzten“.

Es war keine Möglichkeit mehr für Hans, noch ein geheimes Wort mit Loß zu wechſeln. Blick und Miene nur mußten zu der Verſicherung genügen: ſie möchten ſeiner gewärtig ſein.

Auf der Straße dankte er Roſacius und theilte ihm mit, daß er den Freiherrn von Loß ſehr zugänglich gefunden für die lutheriſche Lehre, und daß er das Beſte hoffe für die letzten Stunden. Wenn der Herr Magiſter alſo ein gutes Werk thun wolle, ſo möge er ihn heut Nacht wieder mitnehmen.

Roſacius verſprach, ihn bis Mitternacht in ſeinem Hauſe zu erwarten. So trennten ſie ſich.

Hans eilte in die Herberge, entledigte ſich der geiſtlichen Kleidungsſtücke und beauftragte den harrenden Conrad, ihn nach dem Loß'ſchen Hauſe zu begleiten. Dort befragte er den erſtaunten Haushofmeiſter um die Wohnung des Doctor Zinkas, und wollte Conrad in dieſelbe ſenden. Der Haushofmeiſter aber übernahm das ſelbſt.

Conrad mußte warten. Hans eilte zu Ludmillen.

In welchem Zuſtande fand er ſie! Sie liebte ihren Vater auf das Zärtlichſte, ſie war in Verzweiflung. Boten über Boten hatte ſie nach Wien gejagt an Iſabella: ſie möchte helfen! Aber auch die junge Gattin des aufſteigenden Waldſtein mußte unter bittern Klagen wiederholen, es ſei Alles umſonſt.

Fieberhaft horchte Ludmilla jetzt auf Hans, der ihr von fern andeutete, daß er heute Nacht einen letzten Verſuch wagen wolle.

— Ich wußt' es wohl, rief ſie, daß Du der Beſte biſt auf der ganzen Welt, aber — und das kokette Mädchen kam auch in dieſem Schmerze zum Vorſchein — Du haſt wieder Haar und Bart abgeſchnitten, wie damals. Nicht ſo unglücklich wie damals in der Müllertracht; aber unglücklich lief's damals ab, unglücklich wird's heute ablaufen! Ich habe den Fluch über meinen Vater gebracht.

Doctor Zinkas trat ein. Er war ein mittelgroßer, ſchlanker Fünfziger mit klugen Augen und ſehr ruhigen Geſichtszügen.

Hans bat Ludmillen, ihn allein zu laſſen mit dem Hausfreunde. Dies war er; Ludmilla reichte ihm die Hand, als ſie fortging.

Doctor Zinkas hörte vortrefflich, verſtand vortrefflich.

Das Erbe der Mädchen hielt er nicht für gefährdet. Waldſtein hatte darüber eine Verſicherung durch ſeine Frau an Ludmilla gelangen laſſen. Und in dieſem Punkte ſei der Waldſtein am allerbeſten unterrichtet, er beſchäftige ſich ſeit dem Urtheilsſpruche mit nichts als mit Ankauf confiscirter Herrſchaften. Da er ſage: die mütterlichen Güter blieben den Leß'ſchen Töchtern, ſo könne man ſich darauf verlaſſen.

Peploſch betreffend, hielt er auch Alles für möglich. Wie viel ſoll ihm ausgeſetzt werden?

— Ich dachte hundert Goldſtücke, oder auch —

— Uebrig genug!

— Aber wie an ihn kommen?

— Er ſitzt jeden Abend zwiſchen Neun und Zehn im „ſchwarzen Roß“ und trinkt dort ſein Bier. Der Mann draußen im Vorzimmer iſt Euer Vertrauter?

— Ja, ein leichtſinniger und wilder Menſch, der Conrad, aber in ſolchen Dingen zuverläſſig.

— Er ſoll mich heut Abend um Neun in der Schenkſtube des „ſchwarzen Roß“ erwarten. Da zeig' ich ihm den Peploſch und bring' ihn an ihn. Erlaubt!

Doctor Zinkas ging an den Schreibtiſch und ſchrieb auf ein Blatt folgende Worte:

„Peploſch erhält von mir hundert blanke Goldgulden, wenn der Freiherr Heinrich Georg Otte von Loß den 21. Juni dieſes Jahres glücklich überlebt.

Prag, den 20. Juni 1621.

Dr. Zinkas.“

— Dieſes Blatt, ſprach Zinkas, ſoll ihm der Conrad einhändigen, und ich werde dabei den Peploſch anſehn.

— Aber, lieber Doctor, wenn er das Blatt mißbraucht, dann ſeid Ihr —

— Ohne Sorge. Er händigt mir's ein, um die Goldgulden zu kriegen, und käm's in falſche Hände, ſo wäre nur er gefährdet, als der Durchſtecherei verdächtig. — Uebrigens warte ich mit einem Wagen an der Brücke von Mitternacht an. Loß muß gleich hinaus, denn nach Tagesanbruch werden alle Thore abgeſchloſſen, wegen der Execution. Abgemacht!

— Hier iſt das Geld, ich hab' es mitgebracht.

— Gut, und dem Peploſch iſt zu ſagen, daß er's bei mir findet von zwei Uhr an heute Nacht. Bis zwei Uhr müßt Ihr fertig ſein! Wir haben den längſten Tag, der Morgen dämmert ſehr früh, und bei Licht wird's kaum möglich ſein. — Noch Eins! Ein Geſchäftsmann wie ich iſt auf

Alles gefaßt, auch auf's Mißlingen. Ich wußte ja auch nicht, daß Ihr kommen und ſo was wagen würdet, ich war alſo auf den vorgeſchriebenen Gang bedacht. Dieſer ſchließt ein, daß man den Körper für die Familie, für ein Begräbniß rettet; den Kopf kriegt man nicht. Sie wollen die Köpfe auf den Brückenthurm aufſtecken, zur Warnung für „ewige Zeiten“, wie ſie ſagen. Alſo für den Körper ſind meine Leute, das heißt Loßens Leute vorbereitet, und der Sarg iſt auch da — für dieſen traurigen Fall ſeid unbeſorgt und rettet Euch ſelbſt, ſobald die Thore wieder offen ſind. Die große Beſtürzung nach ſolchem Auto da Fe wird Euch das Hinwegkommen erleichtern. In dieſem Falle kommt nicht hierher in's Haus zurück; das würde Euch ohne Zweck ausſetzen. Ich bringe die Leiche nach Komorau und bringe auch die Fräuleins mit. Im nächſten Dorfe auf der Straße nach Beraun könnt Ihr Euch an uns anſchließen. Dort warten wir auf einander. — Getroſt! getroſt! Poploſch iſt ein entſchloſſener Kerl; vielleicht ſehen wir uns an der Brücke wieder. Es war mir eine Ehre, Eure perſönliche Bekanntſchaft zu erneuern.

Damit ging Doctor Zinkas. — Hans ſtand betroffen da. Der nüchterne Rechtsgelehrte hatte ihm klar gemacht, wie phantaſtiſch doch eigentlich ſeine Hoffnungen wären. In aufgeregten Zeiten ſpielt eben die Phantaſie eine Hauptrolle.

Dann rief er Conrad und machte ihm die Aufgabe klar für Poploſch. Wenn ſie erfüllt ſei — hoffentlich bis zehn Uhr — ſollte Conrad daher kommen, um das Reſultat mitzutheilen. Auch die Reverenden, die Halskrauſen, die Barette ſollte er aus der Herberge mitbringen.

Hans wollte den Reſt des Tages und Abends hier in der Stille verweilen.

Still und doch bewegt verging der Sommernachmittag und Sommerabend. Er wie Ludmilla beſaßen die Zartheit des Herzens, ihre gegenſeitige Liebe ganz in den Hintergrund zu drängen und nur des Schickſals eingedenk zu ſein, welches dem Vater bevorſtünde da unten in der thurmreichen Stadt, auf welcher glühender Sonnenſchein lag. Als der Schein roth wurde, ſchauerten Beide zuſammen. Es bedeutete Sonnenuntergang. Der Aberglaube iſt das natürliche Kind geſpannter und peinlicher Erwartung, und die menſchliche Machtloſigkeit iſt ſeine Amme.

Hans wie Ludmilla beneideten faſt die ab und zulaufende Purzel. Das Kind ahnte wohl die Gefahr für den Vater, aber es kannte ſie nicht, und demgemäß weinte ſie jetzt und gab ſich bald darauf lachend einer Zerſtreuung hin. Und am Ende bleibt dies Kinderweſen den Menſchen eigen durch's ganze Leben, weil die Natur auf Erhaltung des Gleichgewichts dringt. Der tiefſten Traurigkeit folgt Abſpannung, welche in der Stille Kräfte ſammelt, und wenn die Kräfte halbwegs ergänzt ſind, da entwickelt ſich Gleichgültigkeit, als ob alle Gründe zur Trauer verſchwunden wären. Sie ſind es nicht, erheben ſich aber erſt wieder, wenn die Kraft des Menſchen wieder hergeſtellt iſt, die Kraft zur Vorſtellung des Leides und Schmerzes.

So ging es auch Hans und Ludmilla in dieſen Stunden. Als aber die Nacht ganz eingetreten war, brachen alle Dämme.

Ludmilla weinte unaufhörlich. Hans ging zitternd umher und führte Purzel hinaus, daß ſie zu Bett gebracht werde.

Es ſchlug Zehn. Conrad kam nicht. Iſt es mißlungen? — Und wie lange ſollte Hans warten? Jedenfalls wollte er in's Rathhaus — da trat Conrad ein. Der Kerl ſchien keine Nerven zu haben; wie etwas ganz Gewöhnliches erzählte er den Hergang und — daß Alles ohne erhebliche Schwierigkeit abgemacht ſei. Poploſch werde eben den Schlüſſel nicht umdrehn. Man möge ſich aber beeilen, denn der Inſpector könnte revidiren kommen, und nach deſſen Reviſion würden alle Thüren geſchloſſen.

Nun zum Coſtüm! Conrad hatte die geiſtlichen Kleidungen mitgebracht. Eine ſollte Hans um den Leib gebunden werden. Die andere Reverende, ein weit ſchlotternder Talar darüber deckte hinreichend zu. Meſſen! Erſt meſſen, welche von beiden die längere! rief Conrad. Loß iſt eine Handbreit höher als der Junker, für ihn muß die längere ſein, und ein großes Nastuch, daß er ſich den Bart zudecken kann!

Alles war beſorgt; Hans reichte Ludmilla die Hand. Ludmilla hielt ſich kaum aufrecht. Hans ging.

Conrad begleitete ihn zu des Magiſters Wohnung. Außen ſollte er warten, und wenn ſie kämen, ſollte er ihnen folgen bis an's Rathhaus, dort aber an beſtimmter Stelle ſtehen bleiben und gewärtig ſein — an der erſten Quergaſſe vom Ring herein nach der Brücke

Genau ſo geſchah es. Es ſchlug juſt drei Viertel auf Zwölf, als Conrad ſtehen blieb. Roſacius, Hans und ein Küſter mit Wein und Brod zum Abendmahl ſchritten weiter. Als ſie links einbogen auf den Ring, dämmerte ihnen von vielen Seiten Laternenſchimmer entgegen. Man ſchlug das Gerüſt auf dicht vor dem Rathhauſe, das Schaffot!

Am Eingange des Rathhauſes ſtanden ſchon mehrere andere Geiſtliche lutheriſcher Confeſſion mit ihren Küſtern, und harrten auf die zwölfte Stunde. Sie ſchlug, und von innen rief man: die Ultraquiſten einlaſſen! Arkebuſiere, welche den untern Flur anfüllten, öffneten eine Gaſſe. An der Stiege ſtand Poploſch und rief ihnen zu: 'naus können dieſe Ultraquiſten wann ſie wollen!

Hans wußte, was das zu bedeuten hatte, und ſegnete Zdenko's Goldſtücke. Er merkte auch, daß Poploſch ihn erkannte. Zu Schlick und Loß! ſagte er und öffnete ihm. Hans trat ein; die Thür flog zu; der Schlüſſel drehte ſich — ob, zweimal! — Hans unterſuchte vorſichtig. Die Thür war unverſchloſſen, der Schlüſſel war vorwärts- und rückwärts gedreht worden.

Nun ging es ſogleich an's Auspacken vom Leibe Hanſens, an's Ankleiden Loßens — Schlick ſaß in einem fernen Winkel und achtete nicht darauf — da erfolgte ein Schlag an die Thür und man hörte deutlich den Ruf: Poploſch! die Inſpection!

Eiligſt riß Hans die ſchon halb angezogene Reverende von der Schulter Loßens, und drängte dieſen auf die Lagerſtätte. Es war die höchſte Zeit! der Schlüſſel bewegte ſich wieder zweimal im Schloſſe, die Thür ging wieder auf. Der Inſpector ſtand neben Poploſch in der offnen Thür, und zählte laut, Eins, Zwei? — tretet zur Seite, Paſtor! Drei! Weiter!

Die Thür flog zu, das Schloß ſchnappte. Hans flog hin, um nachzuſehn — die Thür war jetzt wirklich verſchloſſen. Der Inſpector ſelbſt hatte das Geſchäft verrichtet. Auf ausdrücklichen Befehl vom Landpfleger war der Inſpector zu ungewöhnlicher Stunde erſchienen. Die Gefangenen ſollten ungeſtört verbleiben mit ihren Geiſtlichen; auch die Schließer ſollten bis zum Anbruch des Tages nicht eintreten. Das verkündete draußen auf dem Gange der Inſpector den Wachen mit dem Zuſatze: ſie möchten ſich ſtille verhalten, und die Andacht der armen Sünder nicht ſtören.

Dies hörte Hans an der Thür, und ſtand vernichtet. — Wird Peploſch dennoch kommen? Kaum.

Noch mehr! Loß war entrüſtet darüber, daß er ſich vor einem Gefängnißinſpector verſtecken und verſtellen gemußt. Er wollte ganz verzichten auf den Befreiungsverſuch. Sich vielleicht ertappt und zurückgebracht zu ſehen, ſchien ihm ſchmachvoll, ſchmachvoll der großen Sache gegenüber, für welche geſtorben ſein ſolle.

Hans beſchönigte nach Kräften, und hoffte dennoch. Aber die Zeit verſtrich, und er mußte zugeſteh'n, daß es kaum noch möglich ſein werde, wenn Peploſch bis zu Tagesanbruch ausbliebe.

Er blieb aus. Die erſte Tageshelle zuckte wie ein bleicher Blitz durch die Gefängnißſtube — nun war's vorbei.

— Thun wir, als ob wir Weiſe wären, ſagte Budowa, und ſpielen wir den Sokrates, welchem man den Giftbecher hingeſtellt. Die Weisheit iſt uns nöthig, denn die Gefangenen neben uns haben doch den Glauben vor uns voraus, die Glücklichen! Hört Ihr ſie?

Man hörte geiſtliche Geſänge, man hörte, da bei der Sommerzeit die vergitterten Fenſter offen ſtanden, aus der angrenzenden Stube den recitativ geſungenen Vortrag des Geiſtlichen: Unſer Herr Chriſtus — in der Nacht da er verrathen ward — nahm er das Brod — dankte und brach's, und gab's ſeinen Jüngern und ſprach: — Nehmet hin und eſſet — das iſt mein Leib — der für Euch gebrochen wird —

Alle vier Männer neigten ihre Häupter, und nahmen innerlich Theil. Andreas von Schlick in ſeinem Winkel fiel auf die Kniee — man war ergeben, man bereitete ſich für eine andere Welt.

Draußen in der Stadt gerieth mit dem erſten Sonnenlichte Alles in Bewegung. Küraſſiere zu ſechs und neun Mann durchritten die Gaſſen, die Stadtthore wurden geſchloſſen, Reiter und Fußvolk marſchirten nach dem Altſtädter Ringe, das Volk drängte in Maſſe nach, und ein dumpfes Ah! rang ſich aus jeder Kehle, als man dicht vor dem Rathhauſe das breite, mit ſchwarzem Tuch bedeckte Gerüſte ſah. Ein Crucifix ſtand darauf nach der Marktſeite, gegenüber der Teynkirche, eine Stiege war angebracht für die Henkersknechte unter das Schaffot hinunter, eine Brücke aus dem großen Rathhausfenſter auf das Schaffot hinab für die Verurtheilten. Daneben am Rathhauſe ein Gerüſt für die Richter und die Bürgermeiſter; ein Baldachin für den Landpfleger, den Fürſten Liechtenſtein. Mitten auf dem Ringe ein Galgen, an einem Eckfenſter des Rathhauſes ein zweiter.

Als es fünf Uhr ſchlug, dröhnte vom Hradſchin herab ein Kanonenſchuß, und nahe am Schaffot wirbelten die Trommeln; die Execution ſollte beginnen. Ein allgemeiner Schrei der Volksmaſſe folgte — was ſoll das? riefen die eben aus dem erſten Stocke des Rathhauſes auf ihre Tribune vortretenden Richter. Sie ſahen's nicht was das Volk ſah: am Himmel nach dem Laurenzerberge zu hatte ſich ein Regenbogen ausgeſpannt, obwohl kein Wölkchen am Himmel zu ſehen war, kein Regentropfen fiel. Troſt für die Zukunft! murmelte man.

Neuer Trommelwirbel. Der erſte Verurtheilte kam aus dem Rathhauſe, und ſtieg über die Brücke zum Schaffot herab. Schlick! flüſterte Jedermann.

Er war in andächtigſter Faſſung, denn in der letzten Stunde war Roſacius zu ihm gekommen und hatte ihm das Abendmahl gereicht. Die Prieſter ſeines evangeliſch-lutheriſchen Glaubens erſchienen hinter ihm auf dem Schaffot da drängte ſie einer der Jeſuiten, welche Budowa geſtern verjagt, zur Seite und redete in Schlick hinein, er möchte im letzten Augenblicke ſeine Seele retten! Schlick aber machte ungeduldig eine heftig zurückweiſende Bewegung mit dem Arme, und rief in lateiniſcher Sprache: Laß mich in Frieden, ich gehe in den Tod! — Und einige Schritte vorſchreitend ward er des Kreuzes anſichtig, kniete nieder und betete. Dann zog er, auf den Knieen bleibend, raſch ſein Wams von den Schultern, und rief zu dem neben ihm ſtehenden Henker hinauf: Triff!

Dieſer ſchwang das Schwert und traf. Der Kopf fiel auf das ſchwarze Tuch. Das Volk ſchrie auf — die Trommeln fielen mit betäubendem Wirbeln ein.

Dem Leichnam wurde dann noch die rechte Hand abgehauen, weil er ſeinem Landesherrn den Eid gebrochen. Vier Vermummte wickelten den Körper in ein ſchwarzes Tuch, das Haupt aber und die abgeſchlagene Hand ſteckten ſie in einen ledernen Sack, und trugen Beides die Stiege hinab unter das Gerüſt und von da ins Rathhaus. Die Henkersknechte oben breiteten ein friſches ſchwarzes Tuch über den ſchwarzen Boden.

Kaum war dies geſchehn, ſo erſchien Budowa auf dem Schaffot. Ein leiſes, ſchmerzliches Weh flog über die Menge am ganzen Ring dahin. Der alte Herr war von Jedermann hoch geachtet, er war um ſeiner ausgebreiteten Bildung willen ein Stolz der Böhmen, auch der extrem czechiſchen Nationalen. Der Name Budowecz von Budowa zeugte für czechiſche Abſtammung, und die gemeinſten Leute wußten, daß er bei aller ausländiſchen Bildung ein liebevolles Herz hatte für ſie, und eine volle Hand für ihre Noth. Man hörte lautes Schluchzen.

Er ſelbſt erſchien heiter. Kein Geiſtlicher war an ſeiner Seite, ganz allein ging er langſam vor, und winkte den Henker zu ſich, daß er mit ſeiner Hilfe des Wamſes ledig würde. Dabei ſah er ſich nach der Tribune um, auf welcher die Richter ſaßen, und nach dem Landpfleger unter dem Baldachin. Es war ein Blick, den Niemand aushielt. Dann wendete er ſich nach dem Ringe zu und grüßte lächelnd mit der Hand. Die Trommeln fingen an zu wirbeln, damit ſeine Rede nicht vernommen würde. Ohne Noth! Eine Rede lag ihm gar nicht am Herzen. Nur ein paar Worte zum Henker verſagte er ſich nicht während des Trommelwirbels. Armer Narr, ſagte er, Du mußt den Deinigen die Köpfe abſchlagen. Biſt Du nicht ſelbſt Utraquiſt? — der Henker wagte kaum mit den Augen Ja zu ſagen; er war Proteſtant. Nun, thu's der Familie zu Liebe und behandle mich gelinde und mit Aufmerkſamkeit. Hilf mir leiſe beim Niederknien, denn ich bin ſchon ſteif — ſo, ſo! ich danke Dir. Und nun heb Dein Schwert in Ruhe, und triff, während ich ſpreche, wie ein geſchickter Ma — —

Er hatte gut getroffen. Wenzel von Budowa war geſchieden aus dieſer Welt.

Während die Vermummten ſeinen Körper und Kopf deſſelben Weges trugen wie Schlick's, und das neue Tuch ausbreiteten, war Leß oben auf der Brücke zum Schaffot erſchienen. Hans neben ihm. Leß drückte ihm zum letzten Male die Hand, und ſagte: Nimm Dich meiner Mädchen an! Und nun tritt zurück, damit man Dich nicht ſieht! — Dann rüttelte er ſeinen ganzen Körper zuſammen, als wollte er Alles abwerfen, was von Rührung und Schwäche noch vorhanden in ihm, und ſtieg raſch und feſt wie ein Jüngling die Brücke hinab. Hans trat zurück. Mitten auf dem Schaffot angekommen ſah Leß rückwärts zum Himmel, welcher ſich eben mit durchſichtigem weißem Gewölk überzog, und vom Himmel glitt ſein Blick auf einen grünen Baum, der vor einem kleinen Hauſe am Ringe ſtand — der Reiz dieſer Erde ſchien noch einmal vor ſeiner Seele zu ſtehn. Er liebte dieſe Erde, er war ein ſo lebensluſtiger Mann! Dann trat er mit raſcher Wendung vor auf dem Schaffot und ging ſo heftig bis an den Rand deſſelben, als wollte er hinunterſpringen in die Partiſanen der Soldaten. Für die Freiheit meines Glaubens ſterb' ich — rief er mit Donnerſtimme, daß es über den ganzen Ring hinſchallte, und die Trommeln große Mühe hatten, den Schall der weiteren Worte zu betäuben. Er war ſichtlich in Zorn, und ſprach zu eigener Genugthuung weiter, bis ſelbſt die Trompeten der Reiter den Lärm der Trommeln unterſtützten. Da ſchwieg er und ging raſchen Schrittes zum Henker, welcher eben ein friſches Schwert vom Boden aufheben wollte. Thu mir die Freundſchaft, rother Junge, das Schwert zu behalten, welches meinem alten Budowa hingeholfen. Willſt Du? — Der Henker nickte. — Morgen hol' Dir beim Doctor Zinkas zehn Silberthaler auf meine Rechnung, und dafür gieb Dir jetzt Mühe, daß die Komödie glatt zu Ende geht. — Mit einem Ruck riß er ſein Wams vom Leibe, kniete nieder, faltete die Hände, betete kurze Zeit und rief: Vorwärts! — Sein Haupt folgte unmittelbar dieſem Ruf, und flog bis an den Rand des Schaffots.

Hans hatte es nicht vermocht, hinaus zu blicken. Der Namensruf des nächſten Opfers belehrte ihn, daß es überſtanden ſei, und er ging ſchnellen Schrittes hinweg. Er ging im Rathhauſe hinab, und auf der hintern Seite deſſelben hinaus. Niemand hielt ihn auf, Niemand fragte ihn; Jedermann hatte nur Aug' und Ohr für den öffentlichen blutigen Vorgang. Auch hier hinten ſtand die Volksmenge in dichter Maſſe, obwohl ſie hier nichts ſah. Sie machte ihm, dem Geiſtlichen, bereitwillig Platz. Er kam in die Gaſſe, wo Conrad in der Nacht hatte warten ſollen, und wohin Hans inſtinktmäßig ſeine Richtung genommen, um jenen abzurufen. Conrad war nicht zu ſehen. Hans bog ſeit in enge Gaſſen — überall Menſchen und Menſchen, die erzählten, was auf dem Altſtädter Ringe geſchehe! Es hetzte ihn hinweg von Menſchen, in irgend eine Einſamkeit, daß er ſich hinwerfen, und den verhaltenen Schmerz ausſtrömen könne — es gelang, er kam in die Herberge, wo Tartſch mit dem Wagen eingekehrt war. Das ganze Haus war leer. Jedermann war nach dem Altſtädter Ringe. Unbemerkt konnte er ſeine geiſtliche Tracht abſtreifen und auf ſeinen im Hofe ſtehenden Wagen werfen. Er ſelbſt ſtieg in dieſen Wagen, und warf ſich erſchöpft auf die Leinwandballen, welche man eingekauft —

Erſt nach neun Uhr wurde er geſtört. Tartſch entdeckte ihn. Der Spectakel, wie er's nannte, war drüben vorbei, den er von Anfang bis zu Ende angeſehn. Gemeinen Leuten ſind öffentliche Vorgänge, ſie mögen ſein von welcher Art ſie wollen, von unwiderſtehlicher Anziehungskraft, und die Erzählung derſelben iſt ihnen ein Genuß, ein um ſo größerer, je ärger, je blutiger die Vorgänge. Hans mochte befehlen ſo viel er wollte, daß angeſpannt werden, daß fortgefahren werden ſollte zum Schmichower Thore hinaus, er konnte Tartſch nicht verhindern, Alles das noch zu ſchildern, dem Hans aus dem Wege gegangen war: daß mit dem Herrn von Czernin zwei Jeſuiten gekommen, daß ein Greis darunter geweſen, ein Herr Kaplirſch, der habe ein Gewand angehabt von ſchneeweißer Farbe bis auf die Knöchel, und darüber einen koſtbaren Sammtmantel, „ſeinem Seelen-Bräutigam zu Ehren“, wie man es ausgelegt. Daß der Scharfrichter vier Schwerter gebraucht, und daß es dann auch an's Henken gegangen ſei unter dem Rathhausfenſter ganz nahe bei der Bühne, auf welcher die Richter geſeſſen, und mitten auf dem Markte. Siebenundzwanzig Männer ſeien hingerichtet worden. Einen einzigen hätten Domherren unverrichteter Sache wieder zurück geführt vom ſchwarzen Gerüſt, der ſei wohl pardonnirt worden, und morgen ſolle auch noch der Staupbeſen dran kommen. —

— Fahren! fahren! ſchrie Hans! — da kommt ja auch der Conrad.

Sie fuhren. Conrad war wild wie ein reißendes Thier. Nichts wollte er mehr thun in ſeinem Leben als Krieg führen und todtſchlagen. Jetzt ginge er ſtracks zum Mansfelder nach Pilſen. — Er hatte wohl gemerkt, als der Tag anbrach, daß er vergeblich wartete, und war vorgegangen bis auf den Ring, und hatte Alles genau geſehn. Auf ſeine Natur hatte das nicht abſchreckend, ſondern empörend gewirkt. Auch einen Bekannten wollte er am Galgen geſehn haben. Drüben mitten auf dem Ringe am Galgen das ſei der Schuhſter Pfeifer geweſen! Urban, den er eben geſprochen, habe es beſtätigt. Uebrigens habe Urban geſagt, er komme nun auch nach Sachſen, und wollte ſich mit ſeinem Weibe in Gnadenfrei niederlaſſen, in kaiſerlichen Ländern ſei's jetzt nicht mehr geheuer.

Endlich lag das erſte Dorf vor ihnen, wo ſie die Leß'ſchen finden oder erwarten ſollten. Es war noch Niemand da; ſie warteten. Hans ſetzte ſich auf einen Grashügel vor dem Dorfe, und ſah gläſernen Auges die Straße an der Moldau hinab, von wo der traurige Zug kommen werde.

Er kam. Der Leichenwagen voraus; hinter ihm die Kutſche, in welcher Ludmilla, Purzel und Doctor Zinkas. Letzterer winkte Hanſen mit der Hand. Es ſchien zu bedeuten, daß man nicht halten und nicht ausſteigen, ſondern weiter fahren wollte nach Komorau.

So geſchah es. Dort erſt verließen die Mädchen den Wagen und Hans trat zu ihnen. Die kleine Marie ſtürzte weinend auf ihn zu, und ſchrie um den Vater, und daß der Vetter Hans ihr helfen möge. Ludmilla war bleich und ſtill, und hatte etwas Unnahbares in ihrem ſchwarzen Wollengewande. Sie war ſo einſylbig gegen Hans, daß man glauben konnte, es lebe ein Vorwurf gegen ihn in ihrer Seele, weil er Hoffnungen der Befreiung erweckt und dieſe Hoffnungen getäuſcht habe. Der Menſch iſt leider ſo; er dankt nur gern für das Gelungene, und iſt geneigt, auf das Mißlungene zu ſchelten, auch wenn es der beſten Willensmeinung entſprungen iſt.

Es war Nacht geworden, als die Beiſetzung der Leß'-

ſchen Reſte in der Familiengruft zu Komorau ſtattfand. Die Friſchfeuer der Eiſenwerke leuchteten dazu, und die ſchwarzberußten Arbeiter bildeten das Trauergeleit.

Am andern Morgen erſt wurde Ludmillen durch einzelne Aeußerungen der Beamten klar, daß ſie hier nicht mehr im väterlichen Eigenthume wäre. Es ſei zwar noch nicht völlig mit Beſchlag belegt, und — wie geſchehen ſolle — noch nicht verkauft, aber königliche Commiſſarien ſeien ſchon dageweſen.

Hier konnte alſo ihres Bleibens nicht ſein. Sie berieth ſich mit Doctor Zinkas, welcher ihre mütterliche Herrſchaft verſchlug, wenn nicht der Herr von Starſchädel. — — Hans kam dazu, und Purzel rief ihm entgegen: ich gehe nur mit Dir, Vetter Hans! Du biſt jetzt mein Vater!

Hans erwiederte: das bin ich, Marie, und ich bringe Dich zu meiner Mutter und den Meinen nach Gnadenfrei. Ludmilla geht wohl auch mit uns.

Ludmilla ſchwieg, und ſah mit ſchmerzlichem Blicke auf ihn. Zum erſten Mal wieder war es ein weicher Schmerz, der in dem Blicke zitterte. Sie ſchien zu warten, ob er nicht noch ein näheres, wärmeres Wort ſprechen werde, dieſe Heimführung betreffend.

Für Hans aber war die Geliebte in ſchwarzer Wollentrauer jetzt nur die Ehrfurcht heiſchende Tochter des Hingerichteten. Jeder andre Gedanke blieb als unziemlich fern von ihm, und er ſetzte nur hinzu: meine Mutter wird Euch wie eine Tochter aufnehmen, und Frau von Jörger wird Euch tröſtlich begrüßen.

Frau von Jörger's Erwähnung machte ſichtlich einen Eindruck auf Ludmilla. Keinen günſtigen.

Doctor Zinkas entſchied. Er ſchob das Verzögern der Antwort auf Ludmilla's Schicklichkeitsgefühl, und meinte, ſie wolle nicht mit dem jungen Manne auf eine ſo weite Reiſe gehn. Er erbot ſich alſo, Ludmillen zu begleiten. Sie nickte mit dem Kopfe, und ſetzte langſam hinzu: Ich möchte nur einen Tag hier ausruhn, ich bin ſehr matt. Unterdeß kommen auch meine Habſeligkeiten von Prag, Wäſche und Kleider. Der Junker aber ſoll nicht warten, die Commiſſarien könnten wiederkommen und ihn erkennen. Er ſoll mit Purzel voraus reiſen; wir holen ihn ein.

— Ja, ja, vorausreiſen mit Vetter Hans! rief Purzel.

Hans fügte ſich darein. Er achtete die ſchmerzliche Selbſtändigkeit der verwaiſ'ten Tochter; er hatte es auch bemerkt, daß die Begegnung der Frau von Jörger ihr unwillkommen war. Er reiſ'te mit Purzel voraus.

Den Bart-Conrad nöthigte er übrigens, zunächſt noch abzuſtehn vom Eintreten in Mansfeld's Heer. Du wirſt noch zeitig genug Landsknecht werden, werde es bei beſſrer Gelegenheit, die nicht ausbleiben wird. Zunächſt braucht Fräulein Ludmilla einen gewaffneten Begleiter. Der ſollſt Du ſein. Weib und Kind wieder zu ſehn iſt auch etwas. Iſt's Dir recht?

— Ja.

Er ſelbſt hob Purzel in ſeinen Wagen, und nachdem er Doctor Zinkas die Raſtorte genau angegeben, reichte er Ludmillen die Hand und fuhr gen Norden.

Er wußte nicht, wie er mit Ludmillen ſtand, und er ſchob das Nachdenken darüber zur Seite. Die ſchwarze Trauer lag wie ein Geſpenſt zwiſchen ſeiner einſtigen Liebe und der Gegenwart. Das Bild von Bubentſch mit Lauben und Grotten, der widerwärtige Gedanke daran und an Mitzlau erhob ſich übrigens öfter als in den letzten Monden vor ſeinen inneren Blicken, wie ſehr er ſich auch Mühe gab, gerade dieſe Bilder zu verſcheuchen.

Es war gegen Abend, als er hinter Waltershauſen an der Grenze ſeines jetzt ſo großen Landbeſitzes ankam, deſſen breite Hügelfläche bis weit hinauf in die Laubhölzer des Thüringer Waldes die ſinkende Sonne rothgelb beleuchtete. Hier ſollſt und kannſt Du Glück ſchaffen und Deinem Herzen Troſt, ſagte er halblaut, indem er der neugierig dreinſchauenden Purzel das Haar ſtreichelte, Glück durch Freiheit in allne höheren Fragen, durch Milde und Wohlthat in den alltäglichen Dingen.

— Schau, Vetter Hans — rief Purzel — welch' ſchöne Hunde! ſind das nicht —?

Da wurde Hans gewahr, daß hinter einem Gebüſch ein ländlicher Wagen hielt, deſſen Führer unſicher ſein mochte über den Weg, welcher ſich hier theilte. Hans ſtieg vom Wagen und ſah mit Erſtaunen, daß die Hunde freundlich auf ihn zuſprangen, und daß es Zahn und Caro war vom Wienerwalde. Der Wagen aber trug die Auswanderer Spath und Nandl, Gelling und Frau. Spath hatte es nach der Beſchlagnahme des Hernalſer Gutes nicht mehr ausgehalten, der alte Golling hatte eingewilligt. Sie ſuchten den Weg nach Gnadenfrei.

Mit welcher Freude begrüßte ſie Hans und nahm er ſie auf! Gelling zeigte er die Bergwälder am Horizonte, in denen er herrſchen ſollte, und in denen ein Waldhaus neu erſtehen ſollte, wie das auf dem Wienerwalde verbrannte. Spath zeigte er bei der Ankunft vor dem Schlößchen die von Dunſtan begonnenen Anlagen zwiſchen Hügeln und Bächen, welche der Gärtner zu einem weiten Parke erziehen ſollte.

Allgemeiner Jubel begrüßte die öſterreichiſchen Gäſte, und ſelbſt Gelling und Frau fingen an zu glauben, daß es ſich am Ende doch auch hier außen gedeihlich leben laſſen werde. Spath zahlte im Voraus ſeinen Dank: er brachte der Frau Amalie einen Brief von der Frau Iſabella Waldſtein und in dieſem Briefe eine tröſtliche Nachricht. „Der Kaiſer“ — lautete ſie — „hat endlich meinem Vater einigen Glauben geſchenkt über den Freiherrn von Jörger. Jörger ſoll im Herbſte ein Geſuch einreichen um Rückerſtattung ſeiner Güter. Der Kaiſer wird es gewähren. Er will gegen die Oeſterreicher milder verfahren, als gegen die Böhmen.“

Als Jörger das hörte, wurde ſeine gebeugte Geſtalt wieder gerade und ſein Antlitz lächelte wieder. Auch Frau Amalie lächelte; aber anders. Es lag ein Schmerz darin, und ſie reichte Hans und Dunſtan die Hände unter den Worten: Mich behaltet Ihr doch?

Solchergeſtalt vergaß man faſt, daß Ludmilla zu erwarten ſei. Es vergingen auch einige Tage, ehe ſie kam. Dann kam ſie, und ließ ſich durch Hans einführen und herumführen in all den Anlagen des kleinen Staates, der in dieſem Sommer durch Bauten aller Art feſte Geſtalt erreichen ſollte.

Sie war ſehr ſtill und ernſt. Am meiſten zeigte ſie

Theilnahme, als ein weimar'ſcher Kriegsmann auf der Durchreiſe einſprach. Er kam aus Holland vom regierenden Herzoge und trug Botſchaft von dieſem nach Weimar. Durch ihn erfuhr man, daß der flüchtige König Friedrich von Breslau weiter geflüchtet ſei nach Berlin; daß man ihn auch dort nur widerwillig aufgenommen, und daß er endlich ſich entſchloſſen habe, bei Moritz von Oranien in Holland Zuflucht zu ſuchen. Seine Begleitung habe ſich zerſtreut, ſelbſt geringere Leute, wie der Herr von Mitzlau, hätten den zuſammengeſchmolzenen Hof verlaſſen, um an ergiebigerer Stelle ihr Glück zu ſuchen. Jetzt ſei nun gar die Acht des Kaiſers ausgeſprochen und Herzog Johann Ernſt ſei mit bedroht. Er aber halte ſtandhaft aus.

Ludmilla ging von der Rampe des Schlößchens, wo dies erzählt worden war, hinweg nach dem Eichenhaine, welcher ſich am Bache hinzog. Hans ſah ihr nach. Er ahnte, was in ihr vorginge; er überließ ſie eine Viertelſtunde lang ihr ſelbſt; dann folgte er ihr. Er hatte die beſtimmte Ahnung, daß ihr und ſein Schickſal jetzt entſchieden würde. Den fragend zuſchauenden Doctor Zinkas, welcher heim wollte, wies er an Dunſtan, und Dunſtan führte den Doctor auf ſein Zimmer, um ihm den Beſitztitel jener mähriſchen Herrſchaft einzuhändigen, welche allein nicht verkauft worden war von den Zdenko'ſchen Gütern. Zinkas ſollte ſie jetzt verkaufen. Und zwar an Waldſtein, ſagte lächelnd der kluge Doctor aus Prag, der ſorgt bei einem mäßigen Preiſe dafür, daß gegen den Verkauf nirgendwo ein Anſtand werden kann.

Hans fand Ludmillen auf einer ſteinernen Bank, die unter einer großen Eiche am Rande des Baches angebracht war. Ueber den Bach hinüber weithin zeigte ſich eine reiche Ausſicht auf die grünen Waldberge hinauf — ſie lud ihn mit einer Handbewegung ein, ſich neben ſie zu ſetzen.

— Ich habe meinen Entſchluß gefaßt, lieber Hans — ſprach ſie mit leiſer Stimme — wir müſſen ſcheiden — Du ſchweigſt?!

— Ich habe dieſe traurige Mittheilung kommen ſeh'n.

— Und findeſt ſie natürlich. Nun, dann iſt mein Entſchluß wohl begründet. Hans! Ich kann mich nicht von Dir begnadigen laſſen — — ich habe es eine Zeit lang gedacht, weil die Sympathie meines Herzens alles Andere überfluthete — —

— Und das thut ſie jetzt nicht mehr?

— Ich weiß es nicht. Meine Stimmung iſt durch das ſchreckliche Schickſal meines Vaters ganz verändert. Alles was ich vor mir ſehe, erſcheint mir troſtlos. Auch Eure hieſige Lebensweiſe, Eure Anſtalten für eine fromme Colonie —

— Der Glanz fehlt, die hohen Punkte fehlen —

— Vielleicht. Du magſt Recht haben mit dem verſteckten Vorwurfe gegen meine Eitelkeit; ich bin wohl ein Weltkind. Aber auch außerdem fröſtelt mich's an, Alles nur auf fromme Zwecke gerichtet, und vom Ritterthume nichts mehr zu ſeh'n.

— Du fürchteſt Langeweile. Nicht mit Unrecht. Indeſſen bin und bleibe ich wohl ein junger Mann neben

Dunſtan und Frau Amalie; ich denke nicht aufzugeh'n in unſerm kleinen Staate, welchen das lutheriſche Conſiſtorium nicht unbehelligt laſſen wird, ſobald Hertleder einmal aus ſeiner Stellung ſcheidet; ich denke auch nicht auszuſcheiden aus den Kriegsfragen meines Vaterlandes. — Trotzdem haſt Du wohl nicht Unrecht in dem was Dich betrifft und was Dein Verhältniß betrifft zu dieſer Zukunft, zu meiner Zukunft —

— Siehſt Du, wie das ſchon klar iſt in Dir! das wäre nicht der Fall, wenn — Hans, geſteh' mir's ehrlich: in Deiner Seele liegt es ſchon deutlich, daß ich nicht zu Deiner Lebensgefährtin tauge, oder wenigſtens nicht paſſe.

— Ludmilla —!

— Nein, nein, geſteh' mir's nicht! Laß mich den Schimmer meiner glücklichen Jugend mitnehmen!

— Wohin?

— Nach Holland zu meiner Königin.

— Alſo doch! Ich ſah's an Deiner Bewegung bei der Nachricht —

— Mitzlau iſt fort, es ſteht nichts mehr im Wege, daß ich mich dem Unglücke meiner Königin treu und anhänglich erweiſe. — Du ſchweigſt? Eine Thräne in Deinem Auge, Hans, und Du ſchweigſt doch! Siehſt Du, wie Recht ich habe! Mehr noch als Recht: ich meinte nur, ich könnte mich nicht von Dir begnadigen laſſen. Du aber, Du haſt mich noch gar nicht begnadigt. Du kannſt mich noch gar nicht begnadigen!

— Ludmilla!

— Endigen wir! die Qual wird zu groß — wir ſcheiden ja doch in liebevoller Empfindung, nicht wahr?

— Das weiß Gott! rief Hans mit einer Stimme, welche unter Thränen zitterte. Er ergriff ihre Hand, und drückte ſeine naſſen Augen auf dieſelbe. Auch ihre Faſſung war erſchöpft, ſchluchzend drückte ſie ihr Angeſicht auf ſein Haupt — dann riß ſie ſich los und eilte fort.

Am andern Morgen reiſte Doctor Zinkas nach Süden ab, Ludmilla nach Norden. Conrad wurde ihr zum ſchützenden Geleite mitgegeben. Von der Rampe des Schlößchens ſahen ſie ihr alle nach — aus der Ferne winkte ſie noch einmal mit ihrem Taſchentuche zurück.

— Wann kommt denn die Mille wieder? fragte Purzel.

— Wenn Du ein Edelfräulein ſein wirſt ſo groß wie ich — antwortete Frau Amalie.

— Ah! ſagte Purzel und ſchaute zu Hans in die Höhe.

Hans ſah der kleinen Marie ſcheinbar verlornen Blicks in's Antlitz, welches die Züge Ludmillens und des verſtorbenen Vaters in ſich vereinigte, dann beugte er ſich nieder und küßte ſie auf's Auge. In dieſem Auge meinte er alles das zu küſſen, was er Gutes und Liebes ſo eben verloren hatte.

Ein thauiger Morgen ſtieg empor über das Ländchen, welches ſein war, ſo weit das Auge reichte, und welches er mit ſeinen Freunden nach Kräften beglücken wollte. Und wer beglücken kann, der wird ſelber glücklich, auch wenn er's nicht ſogleich weiß und erkennt. Die Erkenntniß reift wie die Aehre, und eines ſchönen Tages neigt ſie ſich in ſeinen Schooß, und unwillkürlich ruft er aus: der Himmel hat mich doch geſegnet! das was ſchillert und verführt, hat er mir entzogen, das was erquickt, hat er mir gelaſſen, hat er mir geſchenkt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Der
Deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman
in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Zweites Buch.
Waldſtein.
Erſter Band.

[illegible]

Leipzig
H. Haeſſel.
1864.

Waldſtein.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

(K1914. 1639.)

Leipzig

H. Haeſſel.

1864.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten

I.

Es war ein klarer Mittag; die Sonne ſchien; die Luft wehte in milder Friſche von hohen Bergen, welche fernher einen See umſäumten. Die Maronenbäume, welche ein Haus am See ringsum einſchloſſen, zeigten die gelbe, den Herbſt ankündigende Färbung, aber der Wärmegrad in der Atmosſphäre ſchien der ſpäteren Jahreszeit zu widerſprechen. Er bezeugte das glückliche Klima der Landſchaft in einem Winkel Oberkrains, welcher damals noch ganz vereinſamt, nur von vereinzelten Slovenenfamilien bewohnt, und dürftig angebaut war. Erſt inmitten des neunzehnten Jahrhunderts hat die Welt, ja hat ſelbſt Wien erſt erfahren, daß da oben, am See von Veldes eine wunderbar ſchöne Luft wehe über einen maleriſchen Abhang der ſüdlichen Alpen, Karawanken genannt.

Vor jenem Hauſe am See, welches vornehm abſtach von den zerſtreuten, ärmlichen Hütten der ſloveniſchen Bauern, ſaßen zwei Frauen unter den Maronenbäumen, eine Greiſin und eine von mittleren Jahren. Sie arbeiteten an einem Fiſchernetze, und die Jüngere ſtand zuweilen auf und ging raſch auf eine kleine Anhöhe. Die Hand über die Augen haltend, um dem Sonnenſtrahle zu begegnen, blickte ſie nach Oſten hinüber, nach der Richtung, in welcher jenſeits des „Wurzen“-Berges Klagenfurt liegt im Kärnthnerlande. Sie erwartete Jemand. „Er iſt noch nicht zu ſehen!“ ſagte ſie, an's Netz zurückkehrend und fing wieder an zu ſtricken.

Sie war noch eine ſchöne Frau in ihrer ländlichen Kleidung. Die Greiſin war ihre Mutter, und auch dieſe war noch ſtattlich und friſch. Geſprochen wurde nichts weiter zwiſchen ihnen; beide ſchienen ſtille, ruhige Naturen zu ſein.

Sie waren vor einigen zwanzig Jahren hier eingewandert, zwei einzelne Frauen mit einer rüſtigen Magd, und hatten das Haus gekauft ſammt einer ziemlichen Fläche von Aeckern und Wieſen. Von einem verarmten Edelmanne, der in den Krieg gezogen war. Sie ſelbſt waren einem Kriege in Ungarn aus dem Wege gegangen, und hatten ein ſtilles Plätzchen geſucht. Nicht aus Menſchenſcheu, oder beſonderer Furchtſamkeit, nein! ſie waren geſunde, muthige Frauen; aber die Mutter hatte geſagt: Es wird doch hier zu arg in dem Ungarlande mit den immerwährenden Kriegshorden, oben in den Bergen Inneröſterreichs wird's friedlicher ſein. Dein Vater, welcher mich aus der Steiermark geholt hat, iſt leider todt; es hält uns hier nichts mehr. Wandern wir! Unſer kleines Vermögen reicht hin, uns anzukaufen. So kriegt Dein kleiner Leo eine geſicherte Wohnſtatt und Heimath.

Das hatten ſie gethan, und gemächlich ſuchend nach einem hübſchen, verkäuflichen Grundſtücke waren ſie bis da herauf gekommen unter die karniſchen Alpen. Jenen kleinen Leo, welcher indeſſen ein großer Jüngling geworden, erwarteten ſie heute aus Klagenfurt, wo ſeit Jahren in der Jeſuitenſchule ſeine Erziehung vollendet werden ſollte.

Er war der Augapfel, war das Lebenskleinod der beiden Frauen, ſeiner Großmutter und ſeiner Mutter. Es fiel ihnen wohl recht ſchwer, daß er ſich nicht als ſtiller Landmann hier bei ihnen anſiedeln, ſondern daß er in die Welt hinaus wollte; aber ſie widerſprachen nicht. Sie waren gewohnt, ihm jede Freiheit zu geſtatten, ja ihn als ihren Herrn zu betrachten, und nun hatte er neulich gar einen Brief mitgebracht vom Herrn Pater Vitus, dem Oberſten des Jeſuitenhauſes in Klagenfurt, und in dem Briefe war ausdrücklich geſagt geweſen: ſie ſollten ja den Leo ziehen laſſen, der ſei ein begabter, hoffnungsreicher Menſch, welcher ſeinen Weg gar ſtattlich machen, und welchen er ſelbſt an die mächtigſte Perſon draußen empfehlen werde' — nun war gar kein Zweifel mehr vorhanden für Mutter und Großmutter. Sie wollten ihn ziehen laſſen und auf ſeine jeweilige Wiederkehr hoffen. Einige Thränen werde es wohl koſten, aber ſie waren gar nicht ſentimental in der ſchwächlichen Bedeutung des Wortes, ſie waren Naturkinder, ſie räumten dem Menſchen alle einfachen Bedingungen der Natur fraglos ein, wie dem Baume, welcher freien Raum brauche um zu wachſen und ſich auszubreiten.

Die Entwickelung ihres Lebensſchickſals hatte ſie zur Bewahrung dieſer einfachen Natürlichkeit geführt. Die Großmutter hatte einen eigenthümlich ſelbſtändigen Ehegatten gefunden. Er war ein Gelehrter geweſen, der aus dem deutſchen Reiche flüchtig geworden, weil er in witzigem Freimuthe über Kaiſer und Reich geſprochen, und zwar ſo witzig geſprochen hatte, daß man die Worte überall nachſprach. Dies iſt gefährlicher als wenn man gemein ſchilt oder ſchimpft. Man hatte auf den Witzbold gefahndet, und da hatte dieſer geſagt: Das iſt mir läſtig, und ich brauche ja Eure ſchief gewordene Welt gar nicht; ich habe meine Naturwiſſenſchaft, die mein Leben vollſtändig ausfüllt. Ich gehe hinaus in Gegenden, wo Geſellſchaft und Kirche noch wüſt ſind, und mich unbehelligt laſſen; die Natur, mit der ich verkehre, finde ich überall. — In der Steiermark hatte er ein friſches, natürliches Mädchen gefunden, hatte ſie zu ſeiner Ehefrau gemacht, und war mit ihr nach Ungarn gezogen in die ſüdlichen Abhänge der Karpathen. Dort hatte er in der Einſamkeit an die zwanzig Jahre ungeſtört glücklich gelebt, hatte geforſcht und aufgeſchrieben, und mit beſonderer Freude ſein Töchterlein Julia aufwachſen ſehn.

Wie dies ſein Töchterlein zu erziehen ſei war ihm eine allerliebſte Unterhaltung geweſen. Eine menſchliche Pflanze iſt ſolch ein Kind! hatte er ausgerufen, man ſorge für Nahrung, Luft und Freiheit, und ſie wird vollkommen das werden, was ſie werden kann. Unter Nahrung verſtand er freilich nicht bloß Eſſen und Trinken, ſondern auch Kenntniß. Er unterrichtete ſie in alle dem, wofür ſie Antheil zeigte. Was ſie abwies, das ließ er fallen. Das gehört nicht in ihren Lebenskreis! pflegte er zu ſagen. In eben ſolcher Weiſe verfuhr er mit der kirchlichen Frage. Das Verhältniß zu Gott, wie er die Religion nannte, trug er ihr vor als

Naturforſcher, das heißt er zeigte ihr bei jedem Gegenſtande, wie er im Zuſammenhange mit allem Uebrigen entſtanden ſei, und von einer unſichtbaren, aber geſetzlichen großen Kraft abhänge. Daß dieſe Kraft nicht eben ein perſönlicher Gott wurde, das lag nahe bei ſeinem naturwiſſenſchaftlichen Sinne. Er war kein Poet, der dichtet und erhebt, er war ein Forſcher, der Geſetze ſucht. Der Poet allein führt leicht zum Aberglauben, der Forſcher allein leicht zum Unglauben. Jener verdichtet zu ſehr. Dieſer zertheilt zu ſehr. Es war indeß kein eigentlicher Unglaube, was er ſeine Julia lehrte, es war mehr der Glaube an die „große Kraft“ wilder Indianer, welchen er in ihr entwickelte. Er ſchilderte ihr dann auch die Anſichten und Glaubensartikel der großen Religionsgeſellſchaften auf der Erde, und überließ ihr die Wahl, und als ſie gar keine Wahl treffen wollte, da lächelte er. Die Veranlaſſung zu einer Wahl lag dem Mädchen nicht eben nahe. Das Karpathenthal, in welchem ſie lebten, war abgelegen und unbewohnt, eine Kirche gab's da nicht in weitem Umkreiſe, und die Mutter war urſprünglich Proteſtantin, als ſolche aber ohne das ſtarke Bedürfniß einer ſichtbaren Kirche, wie es Katholiken inne wohnt. Dieſe ganze kirchliche Frage verlangte alſo in der Familie keine weitere Bethätigung als ihr der Vater gab, wenn er von der wunderbaren Einrichtung und Größe der Natur ſprach.

So wuchs Julia zur Jungfrau heran, und war im Jahre 1606 ein geſundes, ſchönes, ganz eigenthümliches Mädchen. Um dieſe Zeit betraf ſie und die Mutter ein Unglück. Der Vater war des Morgens ausgegangen, um jenſeits der nächſten Berghöhe zu botaniſiren. Er kam des Abends nicht zurück, und blieb auch die Nacht aus. Am andern Morgen brachten ihn Kriegsleute auf einer Tragbahre von Baumzweigen; er war ſchwer verwundet, und verſchied an der Schwelle ſeines Hauſes. Mitten in ein Gefecht war er hinein gerathen, welches jenſeits der Höhe feindliche Streifkorps ſich geliefert hatten, und eine Kugel hatte ihn niedergeworfen. Der Anführer des einen Korps hatte ihn noch am Leben gefunden, und hatte aus ſeinen Reden entnommen, daß er ein gebildeter Mann ſei, welcher jenſeits der Berghöhe Wohnung und Angehörige habe. Er hatte ihn heimtragen laſſen, und kam des andern Tages ſelbſt, um ſich nach dem Schickſale des Verunglückten zu erkundigen.

Er war ein junger Edelmann, der ſeinen erſten Feldzug machte. Gegen die Türken pflegte man ſich damals die erſten Sporen zu verdienen, und da der berühmte Feldmarſchall Georg Baſta in der Gegend von Gran gegen die Türken zu Felde lag, ſo hatte ſich dieſer junge, aus Böhmen ſtammende Edelmann eingefunden, um den Krieg zu erlernen. Baſta hatte ihm eine Streifung aufgetragen, und dieſe hatte ihn ſo weit geführt, daß er in dieſe abgelegene Gegend gerathen war.

Der junge Mann war Albrecht von Waldſtein. Die Schönheit und Eigenthümlichkeit Julias überraſchte ihn. Er kam nach einigen Wochen wieder, und fragte, ob Mutter und Tochter Unterſtützung brauchten. Sie ſagten nein: ihr Eigenthum reiche hin. Er blieb einige Tage, und ſie wehrten das nicht; ihre Trauer war mild. Der Verſtorbene hatte ſie gewöhnt, das Entſtehen und Vergehen getroſt anzuſehen wie die ewige Nothwendigkeit. Der im dreiundzwanzigſten Jahre ſtehende Albrecht fühlte ſich angeſprochen von dieſer Einſamkeit, von dieſen einfachen Frauen. Er hatte ſelbſt Anlage zu ſtiller Naturbetrachtung; er hatte in Padua unter dem berühmten Argoli Aſtronomie ſtudirt, und auch von der Aſtrologie genaſcht, von der Bedeutung der Geſtirne für den Menſchen. Er erzählte Julien von dieſer Wiſſenſchaft, und ſah mit Erſtaunen, daß ſie in der Kenntniß des geſtirnten Himmels ganz wohl unterrichtet ſei, wie überhaupt in der Naturwiſſenſchaft; daß ſie aber von ſeinen aſtrologiſchen Folgerungen nichts wiſſen wollte. Das ſei keine Wiſſenſchaft, das ſei ein Spiel. Er vertheidigte ſeine Wiſſenſchaft; ſie lachte. Nun denn, er wollte es ihr beweiſen, er wollte ſie überführen, und zu dem Ende aus Gran ſeine Apparate holen, ſeine Himmelstafeln, ſeine Zirkel, ſeine Gläſer, ſeine Berechnungen. Das geſchah. Er kam alſo wieder, und der Verkehr zwiſchen den jungen Leuten wurde vertraulicher, und immer reizender erſchien ihm das dunkelblonde Naturkind mit ſeinen großen, graublauen Augen, aus denen eine tiefſchwarze Pupille ihm entgegen ſtrahlte. Ein Lufthauch war über das viel im Freien lebende Mädchen ausgebreitet wie die Geſundheit ſelbſt. Braunröthliche Spitzen warfen einen Schimmer über ihr Haar, und die weiße Haut der vollen Büſte und der Arme hob ſich lockend ab von Geſicht und Händen, wenn die Sommerwärme ſie im Hauſe zu leichterer Kleidung nöthigte. Ihr ganzer, geſchmeidiger Körper voll Kraft und Tüchtigkeit erſchien dem jungen Kriegsmanne wie ein Baum des Bergwaldes, deſſen Kern in Wetter und Sonne bis zur Unverletzbarkeit gezeitigt und gefeſtigt ſei. Und es war nicht bloß der körperliche Reiz, welcher ihn mehr und mehr feſſelte, ihr geiſtiger Reiz war eben ſo mächtig. Schon weil ihr Wiſſen und Denken völlig eigen war! Sie wußte nichts von der Geſchichte des Tages, aber die Geſchichte des Alterthums kannte ſie genau; ſie gehörte zu keinem Religionsbekenntniſſe, aber ſie war religiös, und wußte die dogmatiſchen Sätze aller Religionen aufzuzählen wie Raritäten, und die Natur mit ihren feinſten Geſetzen kannte ſie beſſer als er. Dabei war ſie wie ihre Mutter die Uneigennützigkeit ſelbſt. Sie fragte kaum, wie er hieße, ſie fragte nicht, was er wollte, und als er von Zuneigung und Liebe ſprach, da lächelte ſie, und fragte nicht nach Weiterem.

Er ging und kam, ohne durch irgend eine Neugier behelligt zu werden. Wie ſehr er von Jugend auf Egoiſt war, gerade dies Weſen ſchien ihn zu verpflichten. Er beſchäftigte ſich lebhaft mit dem Gedanken, wie ſie ihm dauernd angehören könne. Das war nicht leicht; denn er war nicht wohlhabend, und er war ehrgeizig. Eine Verwundung, welche ihm ein Ausfall aus Gran zugezogen, unterbrach ſein Hinaufreiten in's Gebirge. Er mußte wochenlang ſtill liegen, und als er genas, ſendete ihn Georg Baſta, der Feldhauptmann, mit einer ſehr ehrenvollen Botſchaft nach Wien, ehrenvoll auch beſonders für ihn, denn er hatte ſich ausgezeichnet mit ſeiner Kompagnie. Das Lob, welches er in Wien erntete, ſchmeckte ihm ſehr wohl, und er fand es nothwendig, auch nach Prag zu reiten, wo Kaiſer Rudolph reſidirte, um auch vom Kaiſer gelobt und gekannt zu werden. Dort fand er ſeinen Oheim Adam von Waldſtein, welcher Oberſtburggraf von Böhmen und ein mächtiger Mann war. Der bezeugte ihm ſeine Freude darüber, daß er ſich ſo früh hervorgethan durch geſchickte Tapferkeit, und ſeiner Familie Ehre gemacht. Er wollte ihn fördern. Jetzt ſollte der Albrecht nur eine Zeitlang in Prag bleiben, um überall eingeführt zu werden, dann wollte er ihn mit nach Mähren nehmen, und ihn dort vorſtellen. „Dort ſei eine ſteinreiche Frau, deren Mann im Sterben liege, und die wohl ein gewiſſes Verſtändniß habe für hochſtrebenden, phantaſtiſchen Sinn. Denn dieſer Sinn des Albrecht müſſe bei Zeiten einen ordentlichen Beſitz in die Hand bekommen, ſonſt verfalle er auf Thorheiten. Frau Lucretia ſei vielleicht dazu angethan, ihn zu erziehn, ihn groß zu ziehn. Albrecht wollte zwar von Frau Lucretia nichts hören, aber er wartete doch, und ging ſpäter mit dem Oheim nach Mähren. Mähren lag ja auch auf dem Wege nach den Karpathen.

Darüber verging längere Zeit, und während derſelben ereignete ſich Mancherlei mit Julien.

Sie hatte der Wiederkehr Albrechts geharrt wie eine glückliche Geliebte, nicht ungeduldig, nicht ſchwärmeriſch, nicht traurig; nein, heiter und ſicher hatte ſie gewartet. Es vergingen Tage, Wochen, Monde — er kam nicht wieder. Das mußte traurig auf ſie wirken. Sie meinte nicht, daß er ſie vergeſſen habe, der Gedanke lag ihr fern, ſie meinte, es ſei ihm ein Unfall begegnet. Er war ja ein Kriegsmann und ſtand im Felde. Ein Verwundeter kann geneſen, ein Gefangener frei werden — ſie harrte getroſt. Er kam nicht;

ſtatt ſeiner aber kam der Türke bis in die Berge herein; Flüchtlinge eilten an ihrem Hauſe vorüber, und warnten ſie. Am liebſten raubt der Türke Frauen! hieß es, rettet Euch, die kaiſerlichen Führer, welche uns bis heute geſchützt, ſind alle erſchlagen —!

Mutter und Tochter zweifelten nicht mehr, daß Albrecht todt ſei. Sie weinten ihm ihre Thränen, verkauften in der nächſten Ortſchaft ihr Beſitzthum, und zogen hinauf nach Veldes.

Hier gebar Julie einen Knaben, und Mutter wie Tochter waren wieder glücklich. Der Beſitz und das Gedeihen dieſes Kindes erfüllte ihr ganzes Leben mit Antheil und Freude. Leo wurde er genannt, ſogar getauft. Kirchliche Bedingungen traten ihnen hier näher als in der ungariſchen Einſamkeit: Drüben im See lag eine kleine Inſel, und auf der Inſel ein Kirchlein. Dorthin ruderten Mutter und Großmutter eines Sonntags den kleinen Burſchen und ließen ihn taufen, weil ſie ſahen, daß Schaaren von Bäuerinnen aus den Bergen kamen mit ihren Säuglingen, um dieſe taufen zu laſſen im Seekirchlein. Sie fragten nicht, ob katholiſch oder evangeliſch da drüben gebetet und getauft werde, ſie wollten nur nicht — namentlich die Großmutter wollte es nicht —, daß der kleine Mann ausgeſchloſſen bleibe von der großen Gemeinſchaft der chriſtlichen Welt. — Uebrigens wuchs er auf wie das Füllen auf der Weide, von den beiden Frauen gepflegt, und von Julien unterrichtet in alle Dem, was ſie vom Vater erlernt hatte.

Als er ſchon ein prächtig aufgeſchoſſener Burſche war, da kam eines Tages vom „Wurzen“ herab — ſo heißt da eben der Bergpaß, welcher Oberkrain mit Kärnthen verbindet — eine Prozeſſion katholiſcher Geiſtlichen, und ließ ſich hinüber rudern nach dem Kirchlein im See. Die Erſcheinung war neu, und Leo erzählte der Mutter und Großmutter, was ſie zu bedeuten habe. Er war ihr kleiner Miniſter des Auswärtigen, der ſich draußen um Alles kümmerte, und daheim Alles erzählte. Dies Erzählen war tägliche Labung für Mutter und Großmutter, nicht des Erzählten wegen, ſondern wegen des Erzählers, welcher einen aufgeweckten, für Alles aufmerkſamen Geiſt entwickelte, und ſo allerliebſt vorzutragen wußte. Es war immer ein luſtiger Zug in ſeinem Vortrage, welcher die Großmutter ganz beſonders anſprach. Auch jetzt wieder. Er ſei falſch getauft, ſagte Leo. Das ſeien ganz andere Geiſtliche, welche da hinüber ruderten, um das Kirchlein zu weihen, als die früheren. Sie kämen aus der Steiermark, wo der Erzherzog Ferdinand alle Kirchen neu weihen ließe, und der eine Geiſtliche habe ihm auf die Backe geklopft, und habe geſagt: er freue ſich über ihn, und wolle ihn ſprechen, wenn ſie vom Kirchlein zurückkehrten.

Wirklich trat er bald darauf bei ihnen ein. Er war ein bejahrter, milder Mann, Pater Vitus geheißen. Veit Pachſa war er in der Weltlichkeit genannt worden, ehe er in's Jeſuitenkollegium zu Olmütz getreten. Dort war er Lehrer des jungen Albrecht von Waldſtein geworden, und hatte dieſen wilden, damals noch ketzeriſchen Junker zum Katholiken gemacht. Die ſtarken Fähigkeiten des Junker Albrecht hatten ihm gefallen, und weil er ihn zum Proſelyten gemacht, war ein näheres Verhältniß entſtanden zwiſchen

Pater Vitus und dem Junker Albrecht. Offenbar hatte ihn jetzt der rothbraune Lockenkopf Leo's an ſeinen Albrecht erinnert, wenn auch dunkel und unklar. Leo's Kopf war bildſchön, Albrechts Kopf mit ſchlichtem, braunrothem Haar war niemals ſchön, war nur ſcharf geweſen. Pater Vitus wußte auch nicht recht, daß es gerade dieſe Aehnlichkeit wäre, welche ihn zu Leo zog; der Knabe muthete ihn nur überhaupt ſympathiſch an, und er ſchlug den Frauen vor, ihn mitzugeben nach Klagenfurt. Dort wollte er ihn erziehen laſſen im Jeſuitenkollegium.

Das war ein Schreck! Den Leo fortzugeben! O nein!

Pater Vitus lächelte. So geht es immer, ſagte er, wenn von Trennung die Rede iſt. Ueberlegt's Euch! Hier wird der Knabe ein Bauer, und er hat doch Zeug zu Größerem. Er braucht ja auch nicht Geiſtlicher zu werden, wenn er bei uns erzogen wird. Er wird das, wozu ſich Beruf in ihm entwickelt. Ich hab' einmal einen Aehnlichen erzogen, der iſt ein Kriegshauptmann und mächtiger Herr geworden. —

Das will ich auch werden! rief Leo — wo iſt der Aehnliche?

Ehe Pater Vitus antworten konnte, fragte die Großmutter dazwiſchen hinein, und ſo wurde die Frage nicht beantwortet, welche ſo wichtig war für die Familie.

Alſo überlegt's Euch! ſchloß der Pater — ich bleibe bis zum Herbſt in Klagenfurt. Dann führt mich meine Miſſion weiter. Wenn Ihr den Knaben hinab ſchickt, werd' ich mich ſeiner annehmen. Lebt wohl!

Leo gab keine Ruhe; die Frauen mußten nachgeben.

Gegen den Herbſt marſchirte er allein und tapfer über den „Wurzen“ an der Drau hinab nach Klagenfurt. Die ganze Welt öffnete ſich vor ihm, er zog jauchzend dahin, der fröhliche Leo Steinwald. So war er getauft worden im Seekirchlein durch eine Vergeßlichkeit des taufenden Prieſters, eines alten Mannes. Waldſtein war ihm geſagt worden; der alte Mann aber hatte ſich durch das Geſchrei eines Täuflings, den die Mutter mit Gewalt zur Ruhe bringen wollte, zerſtreuen laſſen, und hatte ihn feierlich als „Leo Steinwald“ getauft. Die Frauen hatten dazu gelächelt und unter ſich geſagt: das Schickſal ſcheint es ſo zu wollen, vielleicht bringt es ihm Glück mit dieſem Namen! — Und allmählich hatten ſie ſich daran gewöhnt, und wenn von ſeinem verſtorbenen Vater die Rede kam, ſo hieß er immer nur Albrecht. Leo wußte es gar nicht anders, wenn man ihn fragte, als daß ſein Vater Albrecht Steinwald geheißen, ein Kriegsmann geweſen ſei, und eine ganze Kompagnie Reiter befehligt habe.

Der junge Steinwald entwickelte ſich als offener Kopf, als trefflicher Schüler im Kollegium. Beſonders für alle realen Wiſſenſchaften. Und über ſein verträgliches angenehmes Naturell war nur eine Stimme des Lobes, wenn Pater Vitus von Zeit zu Zeit in Klagenfurt einſprach, und nach ſeinem Schützlinge fragte. Die Jeſuitenſchulen erwieſen ſich ſchon damals dem Adel entgegen kommend, indem ſie freien Künſten alle Sorgfalt angedeihen ließen, und Reit- und Fechtunterricht auf ſplendide Weiſe gewährten. Nach dieſer Richtung entwickelte ſich denn Leo als junger Meiſter, und Pater Vitus mußte nach einigen Jahren eingeſtehen, daß allerdings von einer andern als weltlichen Laufbahn bei dieſem Veldeſer Sprößling gar nicht die Rede ſein könne; er entwickle ſich doch gar zu leicht und geſund und frei, und das ſchöne Aeußere des Jünglings ſpreche auch für weltliche Verwendung. Namentlich zeigte Leo auffallende Theilnahme für geſchichtliches Studium und für die damit zuſammenhängenden Vorgänge des ſtaatlichen Lebens. Alexander der Große, Julius Cäſar, Karl der Große, die hohenſtauff'ſchen Kaiſer waren ſeine Ideale, und er peinigte den Pater völlig um Erzählung alles Deſſen, was in der Welt vorginge. Pater Vitus war geeignet dazu, denn er hatte eine Aufſichts-Miſſion ſeines Ordens, welche ihn viel auf Reiſen brachte, und der alte Mann hatte von Jugend auf politiſchen Sinn gehabt; er konnte alſo nach langer Lebenszeit in bewegter Epoche dem aufhorchenden Jünglinge allerlei Intereſſantes erzählen. Das erhöhte ſeinen eigenen Antheil an dem jungen Manne, welcher den Schilderungen enthuſiaſtiſch entgegen kam, und Pater Vitus entſchloß ſich am Ende geradezu, dieſen lebensluſtigen und thatenluſtigen Leo dahin zu befördern, wo damals der Mittelpunkt politiſcher Geſchichte beſtand, nach Böhmen in's Hof- und Kriegslager des Friedländers. Mit dieſem war der alte Pater ſeit der Olmützer Zeit immer noch in einer jeweiligen Verbindung, brieflich wie perſönlich, denn ſeine Miſſion führte ihn auch nach Böhmen. Der Friedländer war pietätsvoll für ſeinen erſten Lehrer in der katholiſchen Religion, empfing ihn ſtets mit Wohlwollen, beſchenkte ihn, und fragte ſtets, ob der alte geiſtliche Herr nicht mit etwas Beſonderem zu erfreuen wäre. Das letzte Mal hatte Vitus ihn zu Gitſchin geſehn, dem kleinen Städtchen, welches Waldſtein zu einer Reſidenzſtadt erhoben hatte, und für welches er Anſtrengungen und Anſtalten machte, wie ſie im folgenden Jahrhunderte der vierzehnte Ludwig für Verſailles gemacht hat. Er baute ganze Straßen von Häuſern für Einwohner, die gar noch nicht vorhanden waren, und die er nach Vollendung der Häuſer erſt herzu rief von allen Seiten und mit Rückſicht auf ihre Handwerks- oder Kunſtfertigkeiten. Er gründete Schulen und übergab ſie den Jeſuiten, die am geſchickteſten lehrten und einrichteten, er erweiterte Schloß und Gärten in einem Umfange und mit einem Luxus, welche in damaliger Zeit unerhört waren, und er überzog das Alles mit der Fülle und dem Schimmer eines Hofſtaates, welche nicht ihres Gleichen hatten in Europa. Vitus hatte das letzte Mal, da er in Gitſchin bei ihm geweſen, ein wenig zu ſchelten gewagt über ſolche Verſchwendung, da hatte aber ſein hochmächtig gewordener Schüler erwiedert: „Das verſtehſt Du nicht, Alter! Wenn man ein groß Verhältniß will, muß man auch Alles groß anlegen. In der Stille ſpart man, öffentlich prahlt man. Die Welt geht nach dem Schein. Und außerdem ſorgt man dafür, daß der Schein einen guten Boden habe, und ihn befruchte. Was für Kräfte ſetzt das Alles hier in Bewegung, was für Fähigkeiten entwickelt es! Sie kommen alle meiner Herrſchaft zu Gute. Sieh da hin! Da kommt mein Pagenkorps geritten, an die ſechzig junge Burſche, welche alle in die Welt eingeführt werden unter meinen Auſpicien. Das nützt den jungen Leuten und nützt mir. Ich ſehe auch bei der Aufnahme ſergſam auf Fähigkeit und Talent, dumme böhmiſche „Janku's“ nehme ich nicht, und eine arme Herkunft iſt für einen begabten Buben kein Hinderniß. Wenn Du einmal einen aufgeweckten Schlingel ſiehſt in Deinen Schulen, den Du befördern willſt, ſo ſchick' ihn mir. Da wirſt Du handgreiflich einſehen, daß der Luxus ſein Gutes hat.“

Ein ſolch' aufgeweckter Schlingel, ſagte Pater Vitus zu ſich, iſt dieſer Leo; ich ſchick' ihn zum Friedländer.

Leo ließ er nicht ſogleich etwas merken von dieſer Abſicht; er wollte ihn erſt gründlich vorbereitet und ausgebildet ſehn zu dieſem Zwecke. Demgemäß ließ er ihn in beſtimmten Disciplinen, namentlich Staatengeſchichte, Völkerrecht, deutſchem Recht und in Kenntniß lebender Sprachen ganz beſonders unterrichten und nahm ihn auch mehrmals mit auf ſeinen Reiſen, wenn ſie ihn nach Italien hinabführten.

Leo merkte aber doch ſehr bald die Vorſätze, welche ſein alter guter Pater für ihn habe, und als er das nächſte Mal zu ſeinen Müttern hinauf nach Veldes kam — es war im Frühlinge 1631 — da berichtete er triumphirend von dieſen Ausſichten. Sie erſchraken auch nicht ungebührlich, daß er ihnen nun noch weiter entführt werden ſollte. Die Schulzeit in Klagenfurt hatte ſie vertraut gemacht mit dieſem Gedanken, ebenſo die Kenntniß weltlicher Verhältniſſe, welche er ihnen bei ſeinen Ferien-Beſuchen nach und nach geſchildert hatte. Sie waren ja wie die Kinder geweſen, denen die bürgerliche, politiſche und kirchliche Welt ganz unbekannt geblieben. Er war der vortragende Lehrer geworden da oben in Veldes, und beſonders Julia, ſeine Mutter, hatte an dieſen Vorträgen einen tiefen Antheil genommen. Es war ihr eine Seligkeit, Schülerin ihres ſtattlichen Sohnes zu werden, und ſie hatte darauf gedrungen, daß allmälig ſyſtematiſch vorgegangen werde mit dieſen Vorträgen, Wiſſenſchaft um Wiſſenſchaft der Reihe nach, wie er ſie in jedem Vierteljahre erlernt hatte unten im Klagenfurter Collegium. Das wurde doch auch — die Mutter merkte es wohl! — für ihn ſehr zuträglich. Was man lehren will, das muß man genau wiſſen, und Mutter Julia fragte kreuz und quer, um ihn feſt zu machen, und genau, denn ſie hatte die naturaliſtiſche Schule ihres Vaters nicht vergeſſen. So ging in ſeine Kenntniſſe jene Klarheit und Genauigkeit über, welche ganz zu ſeinem offenen und klaren Naturell paßte, und welche ihn für die Geſchäfte des Lebens gründlich vorbereitete und geſchickt machte. Dabei wußte Julia auch noch einen Luxus auszufinden, ein Thema, welches wie poetiſche Unterhaltung erſchien: die Tagesgeſchichte durfte er ausführlich erzählen, das heißt Alles, was er während des letzten Vierteljahres im Collegium darüber vernommen hatte. Nach Inneröſterreich war der Krieg gar nicht gedrungen, da oben in Veldes wußte man gar nichts von ihm, und die beiden Frauen hatten ſeit Jahrzehnten nichts von den Begebenheiten in der Welt erfahren. Der verſtorbene Vater Juliens hatte ihr abſichtlich nur Geſchichte des Alterthums vorgetragen. Vom Untergange des römiſchen Reiches bis zum Anfange des jetzt herrſchenden ſiebzehnten Jahrhunderts war alſo Leo eine hiſtoriſche Darſtellung zugefallen unter dem Titel „Geſchichte“ überhaupt. Und nun mußte er, um die unterhaltende Tagesgeſchichte zu erklären, vom Kaiſer Rudolph an genau ſchildern, was ſich im deutſchen Reiche und in Europa begeben. Du willſt ja mitten hinein treten in dieſen Wald von Geſchichte, ſagte Mutter Julia, Du mußt Dich alſo genau auskennen, und Deine Mütter müſſen's auch, damit ſie im Stande ſind, Dir zu folgen, wenn Du eine Zeitlang vielleicht nur ſchreibſt.

Dies Collegium neueſter Geſchichte, welches er ſeinen Müttern hielt, war bei ſeinem letzten Beſuche im Frühjahre bis zum Sommer 1621 gediehen, bis zum blutigen Schluſſe des böhmiſchen Krieges, zu den Hinrichtungen am Altſtädter Ringe.

Jetzt ſtanden die Herbſtferien bevor, jetzt erwarteten ſie ihn wieder, und mit ihm die Geſchichte der letzten zehn Jahre.

Dies war der Mittag, an welchem ſie unter den Maronenbäumen ſaßen und am Fiſchnetze ſtrickten. Julia war eben von der Anhöhe zurückgekommen und hatte geſagt: „er iſt noch nicht zu ſehen!“ — Da rief die weitſichtige Großmutter: Freilich! Da kommt er ja aus den Bäumen hervor! Und wie läuft er!

Er war ſtürmiſcher als gewöhnlich, denn er brachte nun die officielle Nachricht vom Pater Vitus mit, daß der Empfehlungsbrief für ihn geſchrieben werde, und daß er nach ſeiner Rückkehr von Veldes über Wien hinaus ſolle nach Prag zum Beginn ſeiner ſelbſtändigen weltlichen Laufbahn. Denn an keinen Geringeren ſei der Empfehlungsbrief gerichtet als an den Friedländer —

Wer iſt der Friedländer? fragte die Mutter.

Das wißt Ihr nicht?! Ja ſo! Die letzten zehn Jahre fehlen Euch noch. Alſo an den Geſchichtsvortrag! Denn diesmal bleib ich nicht lange; es zuckt mir vor Ungeduld in allen Gliedern.

Du biſt ein ſchöner Sohn! Kaum ſieht er nach einer langen Pauſe ſeine Mutter wieder und ſpricht auch ſchon von Ungeduld — ſagte die Großmutter.

Es nützt ihm ja nichts! — ſagte die Mutter — er wird geduldig einige Tage bleiben, und wird nur jeden Abend einige Stunden vortragen dürfen. Schwatzhaft iſt er, wenigſtens redſelig, und ſo wird er für zehn Jahre eine ganze Woche brauchen. Jetzt komm' und genieße etwas, und dann rudere uns hinüber nach der Inſel, unſre Netze zu heben.

Gegen Abend ſaß das Collegium unter einem großen Nußbaume am Seeufer und ſchickte ſich an, die junge Weisheit des vierundzwanzigjährigen Profeſſors zu genießen. Die Sonne ſchimmerte durch einen gelben Wolkenvorhang von den Alpenwänden herab auf die dunklen Matten, welche vom See aufſteigen weithin, mählig und ſanft, als hätten ſie Zeit, den fernen Steinbergen ihre fruchtbaren Lehnen zuzuführen.

„Alſo" — begann der junge Profeſſor — „der böhmiſche Krieg war aus, die Rebellion war niedergeworfen, hingerichtet, in's Exil gejagt; der Friede ſollte nun eintreten, wenn auch ein trauriger Friede. Aber auch der trat nicht ein. In Pilſen lag noch der hartnäckige Mansfeld, der wollte nichts wiſſen vom Frieden und vom Aufhören des

Krieges. Er behauptete ſteif, der ſogenannte Winterkönig ſei König von Böhmen, und er, der Mansfeld, werde ihn wieder einführen nach Prag und auf den Hradſchin hinauf. Zunächſt ſollte ihm ſein Stammland wieder erobert werden, die Pfalz. Und Mansfeld zog gen Amberg in die Oberpfalz und gen Heidelberg in die Unterpfalz, und ſchlug ſich grimmig herum gegen die Truppen der Liga. Dadurch wurden neue Ritter erweckt für die beſiegte Fahne, und es wurde wirklich wie in der Ritterzeit. Tief drunten im ebenen deutſchen Reiche, hinter den letzten Hügeln, welche man den „Harz“ nennt, Hügel kaum ſo hoch wie hier unſere Weiden für die Kühe, erhob ſich der Herzog Chriſtian von Braunſchweig, ſteckte den Handſchuh der Königin Eliſabeth von Böhmen auf ſeinen Hut und ſchwor: die Farbe ſeiner Dame ſiegen zu machen, es koſte was es wolle. Man nannte ihn den „Halberſtädter“, weil er das Bisthum von Halberſtadt beſaß, wie die proteſtantiſchen Herren die geiſtlichen Güter in weltlichen Beſitz genommen. Er zog mit einem kleinen Heere nach dem Rhein hinauf, dem Mansfeld zu Hilfe, und der Winterkönig kam aus Holland zu ihnen, und es wurde heftig gefochten, ja, der immer ſiegreiche kleine Tilly ſogar wurde einmal bei Wiesloch geſchlagen. Die proteſtantiſche Fahne flatterte wieder hoch, und es erhob ſich für ſie noch ein dritter Ritter, der Markgraf von Baden-Durlach. Der aber hatte Unglück: Tilly ſchlug ihn bei Wimpfen auf's Haupt, und dann marſchirte der unermüdliche Wallone ſogleich gegen den Halberſtädter an den Main und ſchlug auch dieſen bei Höchſt. Jetzt mußten die Ritter über den Rhein hinüber in's Elſaß, und dort hatten ſie das Unglück, vom Winterkönige verläugnet zu werden. Dieſer kurzſichtige Herr meinte Ausſicht zu haben, daß ihn der Kaiſer begnadigen und ihm ſein ſchönes Kurland mit der Heidelberger Reſidenz zurückgeben werde, weil ſich die Könige von England und von Dänemark für ihn verwendet hatten, und in dieſer trüglichen Hoffnung entließ er den Mansfelder und den Halberſtädter. Fechtend zogen ſich dieſe durch Lothringen zurück und wollten Holland erreichen. Da trat ihnen ein ſpaniſches Heer in den Weg und ſie mußten in der Geſchwindigkeit bei Fleurus eine Schlacht liefern. Sie beſtanden ſie zwar ſiegreich, aber der Halberſtädter wurde ſchwer in den Arm verwundet und mußte ſich ihn abnehmen laſſen. Dazu ließ er all' ſeine Trompeter blaſen und ſchwenkte ſeinen Hut mit dem Handſchuh —"

Merkwürdig! riefen Mutter und Großmutter.

„Ja, aber nun ſchien es langweilig zu werden. Die Ritter mußten ihr Heer entlaſſen und die Feinde des Kaiſers ſchienen am Ende zu ſein. Der Kaiſer machte denn nun auch den bayeriſchen Herzog zum Kurfürſten und es ward einen Augenblick ſtille."

Gott ſei Dank!

„Was wißt Ihr! Es war ja nichts ausgekämpft, und Katholiken wie Proteſtanten fürchteten, nun werde das Pfaffenregiment ſich überallhin ausdehnen, und die deutſche Libertät, wie ſie die Freiheit nennen, werde ganz unterdrückt werden. Kaum hatte man das gedacht, da tauchte der Mansfeld und der Halberſtädter tief unten im Reiche wieder auf, wo die breiten Flüſſe langſam und tief in's Meer gehen, an der Ems und an der Weſer. Sie kamen aus dem Schlupfwinkel Holland wieder hervor und warben wieder Heere. Da ſtieg denn der Tilly wieder auf ſein kleines Roß und zog mit dem Heere der Liga hinab in den niederſächſiſchen Kreis, und begegnete im weſtphäliſchen Münſterlande dem Halberſtädter und ſchlug ihn total bei Stadtlohn.“

Das iſt ein furchtbarer Kriegsmann!

„Das iſt er, obwohl man's ihm gar nicht anſehen ſoll. Ganz unſcheinbar tritt er auf, und er hat mich lange Zeit gar nicht begeiſtern können. Es ſieht ſo gar nichts an ihm nach Größe aus und nach Herrlichkeit. Er hat ſo gar nichts vom großen Herrn und ſchimmernden Ritter. Wenn man ihm aber länger zuſieht, ſo ſchmeichelt er ſich ein, weil Alles ſo tüchtig iſt, was er thut und ſagt. So einfach und tüchtig, behauptet Pater Vitus. Einfach in der Frömmigkeit, mild und menſchlich im Benehmen ſoll er ſein, der kleine Kriegsheld, ehrlich und zuverläſſig. Der Kaiſer möcht' ihn auch gern haben für ein kaiſerliches Heer. Aber der Tilly und der Bayer haben ſich ſo aneinander gewöhnt, daß ſie nicht mehr von einander laſſen wollen. Die geiſtlichen Kurfürſten und Herren, welche mit dem Bayer die Liga bilden, halten auch große Stücke auf den Tilly, und ſchaffen immer wieder Geld, ſo daß ſein Heer in Ordnung bleibt. Geld iſt aber nicht des Kaiſers Sache, und ſo bleibt der Tilly bei der Liga.“

Nun, und der Mansfeld? rief die Großmutter.

Aber Mutter! ſchalt Julia. Du treibſt den Leo, und ich bin froh, daß er in's Ausmalen kommt!

„Der Mansfeld war nicht ſtark genug gegen den ſiegreichen Tilly, welcher dem Meere zu hinab zog gegen ihn. Geld hatte er auch nicht mehr, er konnte ſeinen Truppen keinen Sold zahlen, er mußte ſie entlaſſen, und ſo ſchien der Krieg wieder einmal aus zu ſein. Es war aber wieder nur Schein und währte nicht lange. Dort unten nämlich, in dem ſehr großen niederſächſiſchen Kreiſe, der in ſeinen Tiefebenen faſt den ganzen Norden des deutſchen Reiches einnimmt und von Volksſtämmen bewohnt wird, die von den Cheruskern, den Beſiegern der römiſchen Legionen ſtammen, oder doch mit ihnen verwandt ſind in nüchterner Zähigkeit und kühler Verſtändigkeit, dort iſt die katholiſche Kirche faſt ganz ausgeſtorben ſeit Luthers Reformation. Handeltreibende, volkreiche Städte, die meiſt zur Hanſa gehören, bieten Geldmittel, und je näher dem Meere, deſto unabhängiger fühlen ſich dort die Menſchen vom fernen Kaiſer, und wollen nichts hören von ſeinen Geboten und Verboten. Weil alſo das katholiſche Heer allmächtig unter ihnen erſchien, da traten die niederſächſiſchen Stände zuſammen und beſchloſſen, den Widerſtand nicht mehr einzelnen Rittern zu überlaſſen, ſondern ein proteſtantiſches Heer aufzuſtellen gegen das katholiſche. Sie machten den König von Dänemark zu ihrem Kreisoberſten, verſchafften dem Mansfeld und dem Halberſtädter Kredit und Geld und ſammelten eine Heeresmacht, wie ſie noch nicht dageweſen war auf ihrer Seite. Der Einzelnkrieg wurde ſo ein großer Krieg, der eigentlich deutſche Krieg begann.“

Ah, wie das wächſt!

„So rief man auch in der Hofburg zu Wien. Man konnte, man durfte es nicht mehr der Liga allein überlaſſen, die katholiſche Kaiſergewalt vorzuſtellen, man mußte ſelbſt auftreten. Theils wegen der wachſenden Kriegsgefahr, theils wegen der Gefahr, in welche das kaiſerliche Anſehen gerieth. Der Kaiſer mußte ein eigenes Heer haben. Aber woher ein ſolches nehmen? Es fehlte wie immer an Geld.“

Iſt denn der Kaiſer ſo arm?

„Er ſollte und könnte der reichſte ſein. Aber ſeit einem Jahrhundert iſt ſein Geldweſen im Rückſtande. Das Kaiſerthum hat immer mehr zu thun gekriegt, keineswegs aber immer mehr eingenommen. Im Gegentheil. So iſt der Mittelpunkt des Reiches geſchwächt worden, und nun wundern ſich die Thoren, daß das ganze Reich wackelt. Was thun? Woher das Geld nehmen? Das iſt nicht zu finden! rief man von allen Seiten. — Nein! rief ein einzelner Mann, aber ein Heer iſt doch zu finden. Ich ſchaff' es Euch in einigen Monaten, wenn Ihr mir Vollmacht gebt.“

Wer denn? Wie denn?

„Wie? Der Werbetrommel laufen Tauſende nach, wenn man hohen Sold verſpricht. Zuerſt alſo ſind die Koſten nicht groß, aber ſie werden groß, wenn man das Verſprechen halten ſoll. Und da liegt's! rief der einzelne Mann. Ihr könnt das Verſprechen nicht halten, ich aber kann's halten, wenn ich Vollmacht habe. Was für Vollmacht? Den Krieg durch den Krieg zu erhalten, die Länder, in welche ich eindringe mit meinen Truppen, meine Truppen erhalten und zahlen zu laſſen. Dazu brauch ich viel Truppen, um mächtig zu ſein und die Länder zu zwingen. Ein kleines Heer wird verhungern, ein großes nicht. Dreißigtauſend Mann alſo, wie Ihr wollt, kann ich nicht ernähren, wohl aber ſechzigtauſend. Staunend hörte man zu, ſtaunend nickte man endlich mit dem Kopfe, und die Trommel wurde gerührt und Tauſende ſtrömten zur kaiſerlichen Fahne, im Handumkehren ſtand ein großes kaiſerliches Heer da wie aus der Erde gezaubert:“

Wer war der Zauberer?

„Na, mein Gott, der Friedländer! Ein ſteinreicher, großer Kavalier, im Kriege tief erfahren und ein Genie überhaupt, das größte Genie in der katholiſchen Welt, der wunderbarſte Mann. In ſeiner Jugend arm wie ich, und durch Muth und Klugheit jetzt Herzog von Friedland und von Mecklenburg und Capo aller kaiſerlichen Heere, derſelbe, an welchen mir Pater Vitus den Empfehlungsbrief ſchreibt und zu dem ich unterwegs bin — über Veldes.“

Der Friedländer!

„Ja wohl! Mit dieſem aus der böhmiſchen Erde hervorgeſtampften Heere zog er hinab in die deutſche Ebene und der große Krieg begann. Tilly im Weſten, Friedland im Oſten. Tilly hatte den Dänenkönig vor ſich im Göttinger Lande, Friedland an der Elbe den Mansfeld. Denn dieſer hatte auch wieder eine große Kriegsmacht geſammelt. Und nun regnete es Schläge. Tilly zermalmte den Dänen bei Lutter am Barenberge, Friedland begegnete dem Mansfeld an der Elbbrücke bei Deſſau und verſteckte ſeine furchtbaren Reitermaſſen in einem Walde, ſeinen Unterfeldherrn Aldringer mit den Fußtruppen vorſchickend in heißes Gemetzel. Erſt als dies Gemetzel Stunden lang gedauert, brach er hervor mit ſeinen geharniſchten Reitern und warf die Mansfeld'ſche Macht dergeſtalt auseinander, daß ſie in alle Winde ſtob. Und hinterher, immer hinterher ging's, was und wie auch der Mansfeld immer wieder ſammeln mochte, durch die brandenburg'ſchen Marken, durch Schleſien, nach Ungarn hinein, bis der Mansfeld erſchöpft war und ſeinen Leuten ſagte, ſie ſollten ſich zerſtreuen und auflöſen. Ihm und dem Weimar'ſchen Herzoge, der neben ihm focht, war der Athem ausgegangen, war das Herz gebrochen, beide ſtarben auf einſamer Flucht."

Der Mansfeld?

„Ja, in Dalmatien an einem elenden Orte. Die Schwindſucht hatte ihn aufgezehrt, aber im letzten Augenblicke noch hat er ſich auf ſein Schwert geſtützt, und aufgerichtet und ſtehenden Fußes iſt er verſchieden. — Nun galt's zu ernten für die Kaiſerlichen. Nun marſchirte der Friedländer wieder die hunderte von Meilen hinab, dem nordiſchen Meere zu, drückte Tilly bei Seite, um die Ernte allein einzuheimſen, und drang bis in's Holſteiner Land zwiſchen Nord- und Oſtſee, in's Schleswig'ſche Land, ja bis in's Jütland hinein, wo Europa's Feſtland mit einer Spitze ausläuft in ſtürmiſche See hinein, und der König von Dänemark floh vor ihm über die Belte hinüber auf ſeine Inſeln und bat um Frieden. Zu Lübeck ward er geſchloſſen. Jetzt war die kaiſerliche Macht in höchſter Glorie."

Und Friede war endlich auch?

„Nur mit dem Dänen. Mit den deutſchen Ländern durchaus nicht. Da ereignete ſich ſogar etwas, was die Feindſeligkeit noch tiefer aufzündete und was vielleicht ein großer Fehler war.“

Was denn?

„Ja, ſo klug bin ich halt noch nicht, um das hinreichend beurtheilen zu können. Aber ſelbſt Pater Vitus, der doch gut katholiſch iſt als Jeſuit, hat mir in bedenklicher Weiſe das erzählt, was ich da einen „großen Fehler“ genannt.

Was iſt es denn?

„Man nennt es kurzweg das Reſtitutionsedikt.“

Das heißt?

„Der Befehl, Alles zurückzugeben, was ſich die proteſtantiſchen Fürſten und Herren angeeignet haben von katholiſchen Gütern ſeit der lutheriſchen Reformation. Alle Bisthümer, Abteien und Stifter, welche nun beinahe ſeit hundert Jahren in ihrem Beſitze ſind. Das hat natürlich eine ungeheure Aufregung hervorgebracht. Es geht an's Eigenthum und zwar in großer, ſehr großer Ausdehnung! Da unten im Norden trifft es Gebiete in den Erzbisthümern Magdeburg und Bremen, in den Bisthümern Minden, Verden, Halberſtadt, in Hildesheim, Lübeck, Ratzeburg, Meißen, Merſeburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg und ſo weiter, welche mit den ſonſtigen Abteien und Klöſtern ein Gebiet ausmachen von der Größe eines Königreichs. Und was am Mißlichſten: der Kurfürſt von Sachſen wurde dadurch ſchwer mitbetroffen, und gerade der war bis dahin unter den Proteſtanten die Stütze des Kaiſers. Er und die Proteſtanten ſchreien: das ſei verjährt und darüber ſtünde in keinem Falle dem Kaiſer allein eine Entſcheidung zu, das gehöre vor den Reichstag; kurz, dieſes Edikt brennt wie unterirdiſch Feuer, und ſcheint einen Frieden unmöglich gemacht zu haben. Man flüſtert ſich in die Ohren: dies Edikt haben die Pfaffen in die Burg gebracht, und ſelbſt der Friedländer mißbilligt es!“

Iſt das wahr?

„Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ſeit jener Zeit — es ſind über zwei Jahre ſeitdem vergangen — dem Friedländer Feinde zugewachſen ſind in großer Zahl. Die Fürſten der Liga allen voraus, lauter geiſtliche Herren, und an ihrer Spitze der neue Kurfürſt Maximilian von Bayern. Sie haben zwei Vorwürfe gegen den Friedländer Tag und Nacht auf der Lippe, und die haben ſie dem Kaiſer fort und fort in die Ohren geſchrieen. Erſtens die große Freiheit, welche er ſeinen Soldaten läßt, und welche er ſich mit ihnen herausnimmt. Natürlich! Sie müſſen ſich ſelbſt erhalten, das hat er ja voraus geſagt. Und Friedland will die Kaiſermacht erhalten, nicht aber die Macht der Liga. Er iſt alſo nicht eilig im Marſchiren, wenn der Bayer um Hilfe ruft, ſondern fragt erſt, ob der kaiſerliche Vortheil nicht wo anders liegt. Zweitens werfen ſie ihm vor, daß er den Krieg nicht katholiſch genug führe, und daß er für die Religion keine Sorge trage. In ſeinem Heere giebt's eine Menge Oberſten, Hauptleute und Soldaten, welche zum Lutherthum, ſogar zum Kalvinerthum gehören. Darum kümmert er ſich nicht, er will nur gute Soldaten haben, und auch wenn der fromme Kaiſer ihm darüber Vorwürfe macht, ſo ſteckt er deſſen Handbrieflein in die Taſche und ſagt: der Ferdinand ſoll ſich um die Muſik und ſeine Jagd bekümmern, nicht aber um den Krieg, von dem er nichts verſteht!“

Ah! — Das ſagt er laut?

„Ganz laut. Er iſt ein ſo großer Herr wie der Kaiſer, wenn nicht — kurzum, er macht gar keine Umſtände. Und dies iſt wohl eigentlich der Hauptvorwurf, den ihm ſeine zahlreich gewordenen Feinde machen. Die Herren der Liga fürchten, er werde die ganze Reichsverfaſſung über den Haufen werfen und den Kaiſer als einen ganz neuen allmächtigen Herrn auf den Thron ſetzen, die Herren um den Kaiſer aber, beſonders die geiſtlichen, flüſtern dem Kaiſer zu: Schau auf, Ferdinand, wer der Herr ſein wird, welchen er auf den neuen Thron ſetzen will! Du biſt es nicht! Er will ſich ſelbſt zum Kaiſer erhöhen!“

Wäre das möglich?!

„Im Kriege iſt Alles möglich. Und deshalb hat's denn auch die Feindſchaft gegen den Friedländer bis zum Aeußerſten getrieben, und hat voriges Jahr im Frühſommer vom Kaiſer poſitiv verlangt: er ſolle den Friedländer abſetzen.“

Abſetzen?

„Rundweg. Ein Reichstag iſt nach Regensburg berufen worden, und da hat man dieſen Antrag eingebracht und heftig betrieben.“

Und der Friedländer?

„Das iſt's eben. Man durchſchaut ſein Geheimniß nicht. Man dachte: jetzt wird er wohl losſchlagen und der ganzen Reichswirthſchaft ein Ende machen. Es ließ ſich auch Alles dazu an. In weitem Bogen legte er ſeine Truppen um die freie Reichsſtadt an der Donau, um Regensburg her, wie man auf der Jagd einen Wald umſtellt, und er ſelbſt zog in voller Pracht mit ſeinem Hof- und Kriegslager in's Reich hinüber nach der Stadt Memmingen. Man zählt heute noch alle die Wagen und Pferde auf, mit denen er langſam daher gekommen iſt. Sein Kanzler voraus mit 126 ausgeſuchten Leibpferden, mit 26 ſechsſpännigen Wagen, die Gepäckfuhren ungerechnet, kurz mit 600 Pferden. Dann der Herzog von Friedland ſelbſt mit 17 Sechsſpännern, mit 27 Kaleſchen vier- und zweiſpännig, mit 60 Gepäckwagen und 150 prächtigen Reitern. Und ſo ließ er ſich nieder in Memmingen und ſah lächelnd hinüber nach Regensburg. Man war unerhörter Dinge gewärtig. Der Sommer verging, der September begann, und in der zweiten Septemberwoche kamen ſorgenvoll die Herren von Werdenberg und Queſtenberg, zwei kaiſerliche Räthe, von Regensburg nach Memmingen und verkündeten ihm unter großer Angſt — ſie gehören zu ſeinen Freunden — der Kaiſer ließe ihn bitten, ſein oberſtes Feldherrnamt „„zurückzulegen.“ “

Nun?

„Zurückzulegen! Dies iſt das Wort“ — ſagte er lächelnd und zog den Vorhang von einer Tafel und zeigte auf dieſelbe und ſprach: „Seht her! Die Geſtirne haben mich's lange gelehrt. Der Spiritus des Bayers dominirt den des Kaiſers — ich leiſte Gehorſam.“

Gehorſam? rief die Großmutter.

Die Geſtirne? rief Julia — iſt er ein Aſtrolog?

„Freilich!" — Und zum Erſtaunen der ganzen Welt zog er langſam wie er gekommen mit ſeiner ganzen Herrlichkeit in weitem Bogen an Nürnberg vorüber nach Böhmen und zwar nach Gitſchin, und verſchwand vom Schauplatze wie in einer Wolke — 's iſt jetzt ein Jahr."

Er iſt alſo gar nicht mehr Feldhauptmann?

„Wer weiß! Dem Namen nach iſt er es dies vergangene Jahr lang nicht geweſen. In dieſem Augenblicke iſt er es vielleicht ſchon wieder auch dem Namen nach."

Wie?!

„Er hat nicht ohne Grund gelächelt in Memmingen. Während er dort lauerte, iſt unten an der Oſtſee ein Wölkchen aufgeſtiegen, welchem er den Sturm angeſehen. Der König von Schweden, Guſtav Adolph geheißen, iſt auf der pommer'ſchen Inſel Uſedom gelandet mit einer ganz kleinen Kriegsmacht und hat angekündigt, er wolle ſich der deutſchen Proteſtanten annehmen. Dieſe kleine Kriegsmacht, das Wölkchen, iſt gewachſen und gewachſen, bis es ein großes Gewitter geworden iſt, welches ſich in Donner und Blitz entladen hat von der Oder bis zur Elbe und über die Elbe herüber bis in die Mitte des deutſchen Landes. Die proteſtantiſchen Fürſten alle haben ſich dem ſchwediſchen Könige angeſchloſſen, auch der Kurfürſt von Sachſen, und vorgeſtern kam nach Klagenfurt die Nachricht, in der Nähe von Leipzig ſei eine große Schlacht geſchlagen worden und der unbeſiegte Tilly habe ſie gänzlich verloren, ſein Heer, das einzige katholiſche Heer, ſei in alle Winde zerſtreut, der König von Schweden mit allen Proteſtanten marſchire ſüdwärts gegen die öſterreichiſchen Erblande, die Sachſen drängen ſchon vom Erzgebirge herunter in's Böhmerland, es ſtände Alles auf dem Spiele und der Kaiſer habe kein Heer; Waldſtein, Waldſtein! ſchreie Jedermann in der Burg, und Boten um Boten jagten nach Prag, wo der Herzog in ſeinem Palaſte einen Boten nach dem andern abweiſe —“

Waldſtein? riefen beide Frauen.

Wer heißt Waldſtein? Doch nicht der Friedländer?! — ſetzte Julia hinzu.

„Allerdings. Waldſtein iſt ſein Familienname. Friedland heißt er von der großen Herrſchaft, die er im nördlichen Böhmen beſitzt.“

Die Frauen ſahen einander an. Sie ſchienen zweifelhaft, ob ſie bei Leo ſelbſt weiter fragen ſollten in der Aufregung, welche ſich ihrer bemächtigt hatte.

„Was fällt Euch denn auf?“ fragte Leo.

Der Name Waldſtein — erwiederte langſam Julia — was weißt Du denn vom Aeußeren dieſes Mannes?

„Er ſoll ein hochgewachſener Mann ſein mit dunkler Geſichtsfarbe und braunrothem Haar —“

Glattem Haar?

„Das weiß ich nicht genau. Doch wohl! Ja, ja. Er ſoll es ganz kurz geſchoren tragen, und es ſoll ſtarr ausſehen — was iſt Dir denn?“

Und weiß man, weißt Du, ob er in ſeiner Jugend einen Krieg gegen die Türken in Ungarn mitgemacht?

„Nein, das weiß ich nicht. Aber den Krieg unten im Friaul hat er mitgemacht in ſeiner Jugend.“

Und Aſtrologie treibt er?

„Eifrig. Darin iſt er Meiſter. Ein italieniſcher Profeſſor und Nativitätsſteller iſt immer bei ihm, auch wenn er in's Feld zieht. Glaubſt Du —"

Dein Großvater — unterbrach ihn die Großmutter — hat im ungariſchen Türkenkriege einen Waldſtein kennen gelernt, und wir möchten wiſſen, ob es derſelbe ſein könne.

„Oh, der Waldſtein giebt's ſehr viele. Die Familie iſt ſehr zahlreich —"

Wie iſt ſein Vorname? fragte Julia.

„Wenzel Euſebius Albrecht von —"

Albrecht?!

„Ja."

Und wie alt mag er ſein?

„Das weiß ich genau. Er iſt 1583 geboren, alſo heute 1631 achtundvierzig Jahre alt. Das will ich ſchon ausfindig machen, wenn ich erſt bei ihm bin, ob es derſelbe iſt, den der Großvater gekannt."

Thu' das, mein Sohn. Ich werd' Dir dazu behilflich ſein. Ich werd' einen Brief ſchreiben, der ihn an Merkmale und Einzelnheiten erinnern ſoll, wenn er derſelbe iſt, den wir für todt gehalten. Iſt er's, ſo wird Dich der Brief bei ihm empfehlen. Iſt er's nicht, nun — ſo wird der Brief auch nichts ſchaden. — 's iſt finſter geworden, gehen wir hinein!

Die Großmutter und Julia beriethen ſich miteinander am nächſten Morgen, ob Leo mitzutheilen ſei, was ſie bewegte. Durch den Zufall bei der Taufe war der Name Waldſtein für ihn verloren gegangen. Sollte der Verluſt jetzt hergeſtellt werden für ihn? Aber es war ja nicht ſicher, daß der Herzog von Friedland derſelbe Waldſtein wäre! In welches Labyrinth konnte Leo alſo durch dieſe Mittheilung geſtürzt werden! War ſein Vater Waldſtein damals nicht geſtorben, ſo hatte er ihn und ſeine Mutter treulos verlaſſen. Wozu dem Sohne ſolch' eine traurige Erbſchaft einhändigen?! Und war er nicht treulos ausgeblieben, war er durch zwingende Umſtände auf längere Zeit an der Rückkehr verhindert worden, ſo konnte er ja angelangt ſein, als ſie ihren Wohnort in Ungarn ſchon verlaſſen hatten. In der dortigen Einſamkeit hatte er keine Nachricht finden können, wohin ſie ſich gewendet hätten. Für dieſen Fall wurde ja Alles ausgeglichen, wenn er jetzt durch einen Brief Julia's unterrichtet würde. Er ſelbſt konnte dann Leo aufklären, wenn er wollte. Und wenn er's nicht wollte, ſo war es ja beſſer für das kindliche Gemüth Leo's, wenn es unberührt blieb von dem Thema eines unnatürlichen Streites, beſſer auch für Julia, deren Stolz ſich dagegen ſträubte, einen Vater für ihren Sohn zu erbitten oder zu erzwingen.

Sie kamen darin überein, Leo nichts zu ſagen und den Brief ſo einzurichten, daß der Herzog von Friedland ihm ebenfalls nichts ſagen ſollte, wenn er nicht ſein Vater wäre. Julia ſchrieb dieſen Brief. Unbefangen, natürlich, ohne einen Hauch von Groll, ganz ſo wie ein Naturkind die

Wechſelfälle des Lebens anſieht, welche ihr Naturerſcheinungen ſind, und welche nichts zu thun haben mit den künſtlichen Geſetzen der ſogenannten bürgerlichen Geſellſchaft.

Leo ſeinerſeits ahnte nichts. Es war ihm ganz unverfänglich geweſen, daß ein Waldſtein ſeinen Großvater gekannt haben ſollte. Der Waldſtein gab es wirklich ſehr viele, das wußte er vom Pater Vitus, und der Brief, welchen ihm die Mutter mitgeben wollte, ſchien ihm unwichtig und mißlich. Wie ſollte der gewaltige Herzog für ſolch' eine Zufälligkeit eine Theilnahme finden! Was konnte ihm der Empfehlungsbrief einer Mutter bedeuten! Tauſendfach werde er ja mit ſolcher Anſprache behelligt ſein.

Aber Leo wollte ſeiner guten Mutter nicht widerſprechen, und als ſie ihm den Brief einhändigte und ihn küßte, da dankte er herzlich und küßte ſie wieder. Die gute, liebe Mutter! Was meinte ſie nicht Alles noch bedenken und beſorgen zu müſſen im Laufe des zweiten Tages, da er am dritten Tage wieder fort wollte! Sogar eine kleine Geldſumme brachte ſie hervor. „Durchaus nicht, liebe Mutter“ — rief er — „baar Geld iſt ja für Euch das Unentbehrlichſte. Die Wirthſchaft ernährt Euch, aber zum Verkauf bietet ſie doch wenig oder nichts! Was vom baaren Vermögen des Großvaters noch übrig geblieben, das müßt Ihr Euch ſparſam aufheben für einen Nothpfennig. Ich aber brauche ja nichts. Pater Vitus ſorgt für mich, wie er ſeit Jahren gethan!“

Ein Pferd mußt Du doch haben, Leo, um nicht ganz armſelig zu erſcheinen in Prag!

„Das krieg ich im Collegium. Wir haben Botenpferde von einem Collegium bis zum anderen. Bei nächſter Gelegenheit geht das wieder in ſeinen Stall zurück. Und mit einem hier gekauften Klepper könnt' ich doch nicht einreiten in den Friedländer'ſchen Palaſt! Dort iſt man ganz andere Roſſe gewöhnt —“

Nun denn für den Anzug!

„Pater Vitus hat mir einen machen laſſen, der mich ſehr ſtattlich auftreten läßt.“

Eigenſinn!

„Deines Sohnes Sinn! Großvaters richtiger Enkelſohn, nicht wahr, Großmutter? Der ging auch unbedenklich in die Welt hinein, und mit dem kleinſten Gepäck. Nicht?“

Allerdings, denn er war eigenſinnig und leichtſinnig wie Du. Komm her, Schelm, Du haſt in den Augenwinkeln denſelben luſtigen Trotz wie er. Ich küß Deinen Großvater in Dir.

„Bedanke mich. Und bedanke mich auch für die feinen Hemden und Halskragen, welche Ihr mir Beide geſponnen, gewebt, gebleicht, genäht und geſtickt und dort in's Ränzel geſteckt habt, ich hab's wohl geſehen. Die ſind mir ſehr werthvoll. Ein gutes Hemd macht Einen zuverſichtlich, und wenn die da zu reißen anfangen, dann bin ich wieder da und hol' mir neue, wie?“

Eher nicht?

„Ich glaube nicht. Ihr wohnt hier am Ende der Welt. Meine großen Thaten werden mich nicht hierher führen; ich werde ganz apart der Hemden wegen kommen müſſen. Denn holen kann ich Euch doch erſt, wenn ich auch ein Herzog bin, und ein paar Jahre wird's wohl dauern bis dahin.“

Holen laſſen wir uns gar nicht von Dir, Herr Herzog — rief die Großmutter.

„Hoheit! läßt ſich der Herzog von Friedland nennen.“ Alſo von Holen iſt keine Rede, Herr Hoheit, denn wir paſſen nicht in Eure „ſchiefe Welt“, wie Dein Großvater ſie nannte. Wir leben und ſterben hier an unſerm See.

Zunächſt aber, ſagte lächelnd Julia, ſoll er uns noch Alles erzählen von dieſer Welt, was er geſtern Abend übergangen hat. Von Spanien und Frankreich, von Schweden und England und was Alles hineinſpielt in den Lebenslauf, welchen er jetzt antritt, damit wir ſeine Briefe ordentlich verſtehen.

Das that er redlich und redſelig auch heute unter dem Nußbaume, und als der nächſte Morgen kam, da gab's einen kurzen, herzhaften Abſchied, bei welchem nur Julia naſſe Augen hatte.

Ein ſloveniſcher Bauer trug ſein ſchwer gewordenes Ränzel bis nach Klagenfurt hinunter, und er ſelbſt wanderte zuverſichtlich dem Bauer voraus. Es war ein klarer, friſcher Morgen, von den hohen Karavanken herab leuchtete der erſte Schnee in der Morgenſonne — nach hundert Schritten ſah er zurück. Julia hob beide Arme in die Höhe; wie ein Pfeil flog er nochmals herbei, ließ ſich von ihren Armen umſchließen, herzte und küßte ſie, die gute, gute Mutter, welche er ſo fröhlich liebte, und holte dann raſch ſeinen Bauer ein, mit ihm unter Bäumen verſchwindend. Gelbe und rothe Blätter fielen von den Bäumen auf ihn nieder, denn die Morgenluft kam kühl vom Gebirge herab.

II.

Die Reiſe war langſam vor ſich gegangen; Leo war wißbegierig, und wollte überall Alles ſehn. Beſonders in Wien. Morgen reitet der Kaiſer auf die Jagd! hatte man ihm geſagt. Das mußte er abwarten; er hatte ſo viel davon gehört, in welcher Ausdehnung und Herrlichkeit das edle Waidwerk von der Hofburg aus gepflegt werde. Einhundertundfünfzig Jäger und Büchſenſpanner ſollten da gehalten werden, und von denen ſollten alljährig vierundzwanzig ein neues grünes Gewand erhalten. Hunde und Vögel in größter Menge und Auswahl — das mußte er ſehen! Frühzeitig ſtellte er ſich draußen vor dem neuen Werd an der Schlagbrücke auf, und erreichte denn auch wirklich ſeinen Zweck. Mit großem Geleite und einer wunderlichen Feierlichkeit — wunderlich für ſolch ein Vergnügen, welches in jeder Woche mehrmals ſtattfand — kam der Kaiſer aus dem rothen Thurme hervorgeritten. Leo wollte all die gewaltigen Kataſtrophen, welche in einer zwölfjährigen Regierung über ihn ergangen, vom kaiſerlichen Antlitze herab leſen; aber er fand das Antlitz eben und glatt, ja wohl genährt. Sein Sohn neben ihm, der dreiundzwanzigjährige König von Ungarn intereſſirte ihn faſt in höherem Grade. Es war die Rede davon, dieſer wahrſcheinliche nächſte Kaiſer ſollte ſeine Reſidenz in Prag aufſchlagen, und in Böhmen mit einiger Selbſtändigkeit regieren. Auch an die Spitze des neuen Heeres ſollte er geſtellt werden, und der Friedländer dicht unter ihn als ſein Kriegsajo. . Leo fand ihn wirklich ſehr abweichend von ſeinem Vater: ſchwarzhaarig, ſchlank, blaß, mager, ſehr ſpaniſch, aber den Blick nicht ohne Verſtändigkeit und Schärfe. —

Es wurde Spätherbſt, ehe Leo bis nach Prag gelangte. Eines Nachmittags kam er an. Im Hofe des Jeſuitenkollegiums gab er ſein Pferd ab; in einer Stallſtube legte er ſeinen guten Anzug an, und ließ er ſich von einem Stallknecht die Stiefel ſäubern. Ihm übergab er auch ſeinen Mantelſack, und nun machte er ſich eiligſt auf, den Palaſt des Friedländers aufzuſuchen, und ſich dem mächtigen Herrn vorzuſtellen. Der Brief des Pater Vitus, meinte er, werde ihm ja alle Pforten öffnen. Daß der Herzog bereits in Prag ſei, hatte er ſchon in Wien erfahren. Der Kaiſer ſelbſt ſollte ihn gebeten haben, von Gitſchin aufzubrechen, um nicht von den Sachſen überraſcht zu werden, welche die böhmiſchen Grenzorte ſchon eingenommen hatten.

Der erſte Vorübergehende, welchen er nach dem Palaſte des Herzogs fragte, wies ihn ſogleich zurecht. Natürlich! Wenn auch augenblicklich ohne Kommando war er doch die erſte Perſon im Königreiche, und gleichſam der regierende Fürſt in Prag. „Ueber der Brücke drüben rechts auf der Kleinſeite unten nahe bei der Moldau“ war der Beſcheid.

An der Brücke blieb Leo ſtehn, und betrachtete den maleriſchen Anblick: rechts drüben hoch oben die ſtolzen Gebäude des Hradſchins, links jenſeits des Waſſers den waldigen Laurenzerberg, ſchon faſt laublos, nur hie und da noch roth betupft. Und dieſer vierkantige, oben zackige Brückenthurm, vor dem er ſtand! Oben — ach! eine Reihe von Todtenſchädeln! Das waren die Kopfreſte von Budowa, Loß, Schlick und ihren Schickſalsgenoſſen. —

Nachdenklich ging Leo über die Brücke und wendete ſich dann rechts über den Kleinſtädter Ring nach dem Waſſer hinab. Der Abend ſank ſchon, die Sonne war unſichtbar unter ſchweren, grauen Wolken, die Luft ſtrich rauh, vereinzelte Regentropfen fielen. Hundert Schritt vor ihm da unten lag der Palaſt, in welchem ſchon Lichter brannten. Halt! rief es mit halber Stimme neben ihm. Es war einer von der Leibwache des Friedländers. In weitem Bogen waren dieſe Wachen aufgeſtellt um den Palaſt, damit jedes Geräuſch fern gehalten, jeder Ankömmling gefragt werde. — Hätte Leo geſagt, er wollte den Herzog ſprechen, ſo wäre er vielleicht zu dieſer ſpäten Stunde zurückgewieſen worden, ſein glücklicher Treffer ließ ihn aber ſagen: Ein Schreiben für den Herzog von Friedland abzugeben! — Darauf folgte die Antwort: „Zum Portier, und ohne Geräuſch!“

Der Portier im Hofthor war ein Rieſe in weitem rothem Rocke, der von Gold ſtarrte. „Ein Schreiben? — Grad' hinüber an der Hauptwache vorbei!“ — An der Wache neues, halblautes Anrufen, neuer Beſcheid „die große Stiege rechts!“ Oberhalb der Stiege wiederum Wachen, dieſelbe Frage, aber noch leiſer, und derſelbe Beſcheid: „Rechts den Korridor!“

In dem Korridor brannten Lichter auf Wandleuchtern; die ſteinernen Wände ſchimmerten, ſie waren mit Marmor bekleidet. Der Herzog hatte mit großem Aufwande dieſen Palaſt gebaut, ſeit er an die Spitze des Heeres getreten. Er war alſo erſt einige Jahre fertig. An hundert Häuſer, hieß es, habe er hier am Waſſer dazu angekauft — auch dasjenige, welches vor zehn Jahren Loß bewohnt — ſämmtliche Häuſer niederreißen, und auf ihrem Grunde dieſen Prachtbau aufführen laſſen. Architekten und Maler hatte er aus fernen Ländern berufen, den Marmor viele hundert Meilen weit herſchaffen, alle Silberarbeit in Genua anfertigen laſſen — die Prager nannten dies Haus das achte Weltwunder, und fänden es ganz in der Ordnung, daß der Herzog auf dem Deckengemälde des großen Saales als ein Gott dargeſtellt war mit lorbeergekröntem Haupte, von Sonnenroſſen gezogen.

Leo war nicht beſonders erſtaunt. Er hatte ſich das ſo vorgeſtellt, nur das Flüſtern der Wachen und die lautloſe Stille befing ihn ein wenig. Er erſchrak faſt, als plötzlich aus einem Nebengemache ein leichtes Gelächter hörbar wurde, und ein paar ſchwatzende Frauengeſtalten an ihm vorüber rauſchten. Herr Gott, ſind die ſchön! dachte er, und verbeugte ſich ſtaunend.

Sie nickten ihm lächelnd Dank. Beſonders die ältere und größere, eine bildſchöne Frau mit ein paar brennenden Augen, welche erſtaunt, fragend und ſo gewiß ungleich auf ihm zu ruhen ſchienen. Ungleich, weil nur das eine Auge wie eine Frage ausſah, das andere wie ein warmes Wohlwollen. Die zweite war ein ſchlankes Mädchen mit lichtbraunem Haar und blauem Auge. Ihr Blick ſtreifte ihn bloß, und ſie zog ihre etwas zögernde Begleiterin vorwärts, indem ſie rief: Komm doch, Marie, komm! — Dieſer Ruf galt einem kleinen Mädchen, das etwa elf Jahre ſein mochte, und das bei Leo ſtehen blieb. Das Mädchen war mager und eckig aufgeſchoſſen, und ihre Geſichtszüge waren etwas zu ſcharf und grell für ihr Alter, aber es ſchauten aus ihnen ein Paar ſehr verſtändige blaue Augen heraus. „Wie heißeſt Du?“ fragte ſie, indem ſie eine nicht eben graziöſe Bewegung machte, die zwiſchen Fortlaufen und Stehenbleiben entſtand. — Leo heiße ich — erwiderte der junge Steinwald unwillkürlich leiſe, von der allgemeinen Stille angeſteckt. — „Leo?“ — Ja. — „Ach, das iſt ein hübſcher Name! Willſt Du zum Vater?“ — Zum Herzog von Friedland will ich. — „Nun ja! ich werd's ihm ſagen, ich hol' ihn gerade“ — damit flog ſie den beiden Frauen nach.

Leo war ſehr erfreut, daß er von des Friedländers Töchterlein, dem einzigſten Kinde deſſelben, angemeldet werden ſollte. Das iſt ein gutes Zeichen! meinte er. Er folgte ſo raſch als es auf dem glatten Steinboden und ohne unziemliches Geräuſch gehen mochte. Seine groben Sporen wollten durchaus nicht geräuſchlos werden. Darüber verſäumte er ſich, und die Frauen waren plötzlich vor ihm verſchwunden, und zwar links in eine Thür. Links war ihm nicht vorgeſchrieben, und er ſah auch geradeein vor ſich Flügelthüren offen, und rothe Wachen innen im Zimmer an den Thüren. Dort war ſein Eingang. Er zog den Brief des Pater Vitus hervor — man winkte ihm ſtumm nach der Flügelthür, welche in ein nächſtes Gemach führte. Vorſichtig drückte er auf die Klinke. Unnütze Vorſicht! Sie war ſo gut eingeölt, daß ſie nicht den kleinſten Laut von ſich gab. Er ſtand in einem länglichen Saale, welcher Leo gegenüber keine Thür zeigte, ſondern einen großen italieniſchen Kamin, in welchem Feuer brannte, und neben welchem zwei Männer ſaßen. Sie ſprachen eifrig mit einander; aber er hörte keinen Laut — ſie flüſterten.

Leo ſtand ſtill; er fürchtete ſich vor ſeinen-Sporen, und er ſah auch gleich, daß dieſe Beſorgniß gegründet war. Mitten im Saale ſtand ein ſtattlicher Kriegsmann, und ein Diener war mit den Füßen deſſelben beſchäftigt: er band ihm mit Bindfaden die Sporenräder feſt, und ſchob ihm dann ein Paar Filzſocken an die Reiterſtiefel. An der Wand waren wohl ein Dutzend ſolcher Filzſocken einladend hingeſtellt. Unterdeß kam ein ſchmaler Mann in dunkelrother Kleidung Leo entgegen, und nickte mit dem Kopfe ſo gewiß beifällig — „ganz recht, ganz recht!“ ſagte er leiſe, als er dicht bei Leo war — „daß Ihr gleich ſtehen geblieben ſeid. Es ſind nicht alle ſo aufmerkſam, die's doch wiſſen könnten. Ihr wißt's nicht einmal, denn ich hab Euch noch nie beim Herrn geſehn. Ich bin der Kammerdiener Roſtok, was bringt Ihr denn?“

Einen dringenden Brief vom Herrn Pater Vitus.

„Den Ihr ſelbſt übergeben wollt?“

Ja, lieber Herr Roſtok, ſelbſt.

„Das wird heute ſchwer gehn. Es wimmelt von Generalen und Oberſten. Aus allen Standquartieren kommen ſie herbei, ſeit es heißt, unſer Herr, die Hoheit, trete wieder als Capo an die Spitze des Kriegsvolks.“

Das wird er doch auch?!

„Kaum, kaum! Zu viel Aerger! Macht die Gicht nur noch ſchlimmer. Braucht Ruhe und Stille für das was man Nerven nennt.“

Iſt die Hoheit kränker geworden?

„Das nicht; ſogar friſcher ſeit einiger Zeit. Aber ſetzt Euch nur dort links in den Eckſeſſel; woll'n ſehn, wie lange der Herr drin die Generale und Oberſten duldet, und ob der Marcheſe dort noch dran kommt —“

Ein Marcheſe?

„So heißen die Vornehmen in Italien; s'iſt ein Wälſcher der Herr General-Feldwachtmeiſter, Carretto Marcheſe di Grana benannt, kommt aus Wien vom Kaiſer, muß aber doch warten, wie Ihr ſeht. Kein Unterſchied! Einer nach dem Andern.“

Nach dieſer geflüſterten Unterhaltung ging Herr Roſtok links an die Flügelthür, welche zum Herzog führte, und guckte durch's Schlüſſelloch, unbekümmert um die Zuſchauer. Er mochte gehört haben, daß man innen aufbrach, und er öffnete auch wirklich die Thür. Ein mittelgroßer Kriegsmann mit vollem Schnurr- und Knebelbart kam heraus, grüßte vertraut den Marcheſe und ſprach einige Worte mit ihm, oder brummte ſie viel mehr, da ſein Organ eine tiefe Baßſtimme war. Die Worte lauteten: er will nicht! — Er wird ſchon wollen! entgegnete der Marcheſe. — Sie gingen, das heißt ſie ſchoben ſich auf ihren Filzſocken hinüber zu einem Fenſter, um in der Stille weiter mit einander zu ſprechen.

„Das iſt der Feldzeugmeiſter Gallas, Gallaſch genannt in deutſcher Zunge“ — flüſterte Kammerdiener Roſtok, der offenbar Unterhaltung brauchte, dem aufrecht am Seſſel links verbliebenen Leo zu —; „der Herr hat Nein geſagt, ich wußt' es wohl. Aber ſie betteln drin weiter, die Andern. Natürlich! Wenn der Herr wieder kommandirt, da geht's wieder im Großen, und die Oberſten und Generäle rücken auf. Der Gallaſch gewiß auch; der Herr mag ihn. Kommt aus dem mantuaniſchen Krieg eben, hat ſich vorgethan, iſt Feldzeugmeiſter geworden. Ißt und trinkt aber grauſamlich; das mag der Herr nicht leiden —“

Weil er ſelbſt nur von Luft leben ſoll, wunderbar!

„Doch nicht bloß. Aber freilich über die Vorſtellung mäßig. Der Marcheſe da übrigens ebenfalls. Und ſparſam, dieſer Marcheſe! 's iſt eben ein Wälſcher! 's weiß kein Diener im Hauſe, wie ſein Gold ausſieht. Verſteht ſich, Trinkgeld darf überhaupt nicht genommen werden, der Herr verbietet's von oben bis unten. Aber die Unteren, lieber Gott, wenn man noch ſo aufpaßt, ſie halten doch mitunter die Hand hin. Bei dem Marcheſe da hat's ihnen noch keinen Kreuzer eingetragen. Seht nur auch, wie er abſticht vom Gallaſch! Dürr, gelb, geſchmeidig neben dem rothen, fleiſchigen Wälſchtiroler.“

Iſt der Gallas auch ein Wälſcher?

„Nur halb. Aus Trient ſtammt die Familie. Und Ihr, junger Herr —?“

Leo zögerte nicht im Geringſten, dem wohlwollend entgegen kommenden Herrn Roſtok ſeinen Lebenslauf zu erzählen, und ihn mit der Abſicht bekannt zu machen, welche ihn hergeführt. Dabei bat er ihn unbefangen und liebenswürdig um ſeine Unterſtützung. Das ſchien einen ganz guten Erfolg zu haben. Es lag eine große Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit in dem Weſen Leo's, welche für ihn einnahm, und da ſich außerdem ein heller Enthuſiasmus für den Herzog von Friedland in all ſeinen Aeußerungen zeigte, fühlte ſich dieſer dunkelrothe Kammerdiener Roſtok wie geſtreichelt und geſchmeichelt von den Reden des zutraulichen, angenehmen jungen Mannes. Denn Roſtoks Stärke und Schwäche begann und endigte mit dem erſtaunlichen ja übernatürlichen Eigenſchaften ſeines Herrn. Er betrachtete den Herzog wie einen Gott, der Alles könne und vermöge, den ſelbſt die „widerſinnige“ Gicht nicht „niederbringen“ könne, und neben welchem alle Herren und Herrſcher der Welt nur, geduldete Puppen wären, geduldet ſo lange es dem Herzog beliebte. Nur Eins fand er nicht wahrſcheinlich in den Wünſchen und Hoffnungen Leo's, das Pagenthum. Dafür ſei Leo doch ſchon zu groß und zu alt, und dieſe Bemerkung werde der Herzog gleich machen. Was dann? Denn etwas Beſtimmtes müſſe man dem Herrn immer gleich vorbringen, ſonſt werde er ungeduldig. Natürlich! Er habe gar zu viel Geſchäfte, er regiere ja die ganze Welt. Was alſo? — Es wurden nun alle Eigenſchaften und Fähigkeiten Leo's durchgemuſtert. Leo legte großen Nachdruck auf ſeine ritterlichen Künſte und Fertigkeiten. Dazu ſchüttelte Roſtok den

Kopf. An Dergleichen fehlte es nicht. Mit der Feder, beim Geſchütz und in allen Berechnungen brauche der Herr immer noch Verſtärkung. Wie's darin ſtünde mit Leo? — Etwas kleinlaut zählte dieſer auf, wie weit er es in dieſen Punkten gebracht habe. Den Umgang mit dem Pulver und den „Stücken“ kenne er eigentlich noch gar nicht. Die mathematiſchen Berechnungen dazu ſeien ihm indeß geläufig. Dazu und zu Allem, was ſich überhaupt mit Zahlen berechnen laſſe am Himmel und auf der Erde. „Am Himmel auch?“ ſchaltete Roſtok lebhaft ein. — Freilich! den Lauf der Sterne zu berechnen iſt ja eine weitläufige und genaue Wiſſenſchaft — „Das ſtimmt! Der Zenno, des Herrn Magiſter im Laboratorium wird immer nicht fertig mit ſeinen Zahlen, der Herr ſchilt gar oft, da wärt ihr anzubringen.“ — Zenno? Das iſt der Aſtrolog? — „Ja.“ — Aſtrologie iſt noch was Anders, und dafür bin ich nicht beſonders eingenommen, darin bin ich auch nicht — „Einerlei! Da könnt Ihr ſtreiten, der Herr ſtreitet alle Tage mit dem Zenno — ſtille! Da kommen welche heraus! Das ſind die Colloredo's und der Diodati — “ Wer iſt denn der alte mit weißem Haar? — „Das iſt ein ächter Spanier Don Balthaſar; Marradas heißt er kurz. — “ Und der ſchöne Mann da zuletzt? — „Der Montecucculi! Da iſt die ganze wälſche Partie beiſammen. Jetzt iſt nur noch der Ilow und Tertſchka drin, nun kann Platz werden für Euch. Unſre Leute vom Hauſe, der Kanzler und der Landeshauptmann drüben am Kamine laſſen Euch vielleicht den Vortritt. Sie kommen gar nicht gern an die Reihe, wenn der Herr ſo viele geſprochen, denn da iſt er gern „ſpießig“ von der Galle —“ Aber der Marcheſe! — „Den mag er ohnehin nicht!“ — Kommt aber, wie Ihr ſagtet aus Wien, kommt vom Kaiſer! — „Eben darum erſt recht nicht. Jetzt haben ſie Eile, daß der Herr den Karren wieder heraus ſchieben ſoll! Das hat gute Weile. Der Herr wird ſie zappeln laſſen, die Regensburger! Der Marcheſe iſt auch mit in Regensburg geweſen, als wir in Memmingen waren, und da — na, jetzt ſollen ſie warten! Es wird ſich erſt zeigen, ob der Herr nicht ganz was Anderes vornimmt!“ — Ich hab's heut noch nicht begriffen, warum der Herzog damals von Memmingen aus das Netz nicht zugezogen hat! — „'s war noch nicht Zeit, Herr Lee, noch nicht Zeit — da gehn ſie! — Servitore, Servitore!“

Die letzten Worte, halblaut wie alle früheren gönnte der dunkelrothe Kammerdiener mit einer leichten, unſcheinbaren Kopfneigung den fortgleitenden Kriegsmännern, welchen der dazu angeſtellte Diener erſt an der Thür die Filzſocken abnahm und die Sporenräder wieder aufband.

Carretto, der Marcheſe di Grana allein war geblieben, und winkte dem Kammerdiener. Reſtok zuckte die Achſeln, und that ein Uebriges, ſich nochmals an's Schlüſſelloch zu verfügen. Mit aufgezogenen Augenbrauen kam er dann zum Marcheſe zurück, und ſtöhnte faſt: „Nicht viel Ausſicht, nicht viel Ausſicht! Der Herr, die Hoheit, hat ſich niedergelaſſen, und mit der Hand gewinkt, daß ſich die Generale Tertſchka und Ilow auch ſetzen dürften.“

Geht hinein, und meldet mich als von Wien, von Seiner Majeſtät dem Kaiſer kommend.

— Bedaure. Gegen meine Ordre. Darf Niemand melden, ſo lange noch Audienz. Ueberhaupt heute kaum. Hoheit von langer Audienzgebung angegriffen, wird ſchließen. Bedaure.

Das ſchwarze Auge des Marcheſe durchbohrte den Dunkelrothen; dieſer aber war hieb- und ſtichfeſt. Das gelblich bleiche, feine Geſicht des Marcheſe wurde roth, der zierliche Körper gerieth in Bewegung, der Fuß hob ſich, er ſchien den Filzpantoffel in's Zimmer ſchleudern zu wollen — aber er mäßigte ſich gewaltſam wie mit einem Schlage, und ſagte endlich ganz ruhig: Ich werde drüben der Frau Herzogin aufwarten. Sobald Seine Durchlaucht der Herr Herzog mich anzunehmen geruhen wollen, bitte ich, mich drüben abrufen zu laſſen.

— Servitore, Herr Marcheſe! und dabei lächelte der Dunkelrothe gleichſam über die Achſel hinüber zu ſeinem Schützlinge Leo. Vielleicht nur um ſich dieſem in ſeiner äußerſten Bedeutung zu zeigen, war er ſeinem eigenen Ausdrucke nach ſo „ſpießig“ gegen den Marcheſe.

Zu großem Erſtaunen Leo's ging er nun auch mit einem Mal nicht bloß an's Schlüſſelloch der wichtigen Thür, nein, er öffnete ſie, er ging hinein, er verſchwand —

Auch die beiden Männer am Kamine, der Kanzler von Elz und der Landeshauptmann im Herzogthum Friedland Gebhard von Taxis ſahen auf. Sie meinten wohl, die Reihe werde nun endlich auch an ſie kommen, vor dem Herzoge erſcheinen zu dürfen. Sie brauchten Verhaltungsbefehle, ſie hofften Sicherſtellungs-Papiere. Die ſächſiſche

Kriegsmacht konnte jeden Tag die herzoglichen Güter überſchwemmen, namentlich die Herrſchaft Friedland ſelbſt, welche nahe an der Lauſitzer Grenze lag. Beide wußten ſie aber auch ſehr gut, wie aufmerkſam und ſorgſam der Herzog für ſeine Güter bedacht war — er verwaltete ſie mit einer Genauigkeit, welche bis in die unſcheinbarſten Einzelheiten ſich erſtreckte — Beide wußten ſie, daß ihn ſolch ein Kriegszug niemals überraſchte, und daß er mit dem Feldherrn der Sachſen, dem klugen Arnheim, oder wie man ihn kurzweg nannte „Arnimb", in ſtetem Verkehr war. Sie erwarteten alſo, in des Herzogs Händen ſchon Arnimbſche Befehle vorzufinden, welche den ſächſiſchen Truppen vorzuweiſen und dazu ausgeſtellt wären, um die Friedländiſchen Herrſchaften vor jeder Beſetzung ſicher zu ſtellen. Zu dieſem Zweck waren Beide nach Prag gekommen.

Es dauerte nicht fünf Minuten, ſo erſchien der dunkelrothe Kammerdiener Reſtel wieder. Er mochte ein wenig betroffen ſein, und glitt unſicher auf ſeinen weichen Schuhen zu den Amtsleuten am Kamin hinüber, haſtig ihnen zuflüſternd: Eintreten, ſobald die nächſten Herren heraus ſind, kurz ſein in der Faſſung, Hoheit iſt raſch geſtimmt!

Dann glitt er wie ein geübter Schlittſchuhläufer nach der entgegengeſetzten Seite zu Leo, zuckte die Achſeln und ſah ihn eine lange Weile ſchweigend an. Sein Geſicht erſchien dabei eigentlich recht ſchnurrig. Es war dies Geſicht die unverhältnißmäßig breite Seite eines kleinen Kopfes, der nach hinten zu kurz gerathen war. Da nun das Untergeſicht, die Mund- und Kinn-Gegend zum Ausgleich unverhältnißmäßig vorſprang, ſo gemahnte ſein Haupt nicht undeutlich an den Schädel eines Pavians. Dazu kleine Augen, dunkle Geſichtsfarbe und viel Bartwuchs, den zweimaliges tägliches Barbieren nicht dämpfen konnte, und innerhalb des breitgeſchlitzten Mundes zwei vollbeſetzte Reihen Zähne bis zum Gaumen hinein, eine flache, weit zurück gehende Stirn, und auf dem Vorderhaupte wenig Haar — dies Alles machte Herrn Reſtels Anblick eindrucksvoll, beſonders weil er durch einen feinen Sammtanzug bis zum ſeidenen Strumpfe hinab gehoben war. Dennoch war der Ausdruck dieſes Geſichts nicht thieriſch und nicht gemein. Ein geſchäftiger Geiſt war erkenntlich; ſtille Luſtigkeit und ſtille Liſt ſchimmerte in dem lebhaften braunen Auge, wie klein es auch war, und auf Leo ruhte es ſogar mit einer Art Wohlwollen. Egoiſtiſches Wohlwollen, wenn man ſo ſagen darf. Reſtel fand Behagen an dem jungen Menſchen, und that ſich ſelbſt einen Gefallen, wenn er freundlich für ihn war.

— Wenig Ausſicht, verehrter Herr? flüſterte Leo.

— Schlechte Ausſicht. Es muß von der innern Seite, von den Damen drüben Jemand hinein gekommen ſein, der den Herrn unruhig gemacht hat —

— Seine Tochter. Ich hab's Euch zu ſagen vergeſſen, daß ſie draußen an mir vorbei gekommen —

— Drum, drum! Der ſchlägt er nicht gern was ab, der kleinen Prinzeß, und ſie wird ihn von der Mutter gebeten haben, hinüber zu kommen. Drum, drum! Er ſagt da nicht gerne Nein, und doch ſtört's ihn. Er hat mich dafür angebrüllt; ich werd' Euch heute kaum noch vorbringen, ſchöner Herr Lee — Steinwald? Nicht wahr?

— Steinwald.

— Still, da kommen die Letzten. Ich hör's; der Tertſchka kann nicht ſtille gehen, und wenn er nur an die Thür ſtoßen muß. Richtig, da iſt er. Seht Ihr, der Starke! Und pruhſten muß er immer, und der Filzpantoffel muß fliegen, eh' noch der Diener heran kann — der Andere mit dem lichten Barte, das iſt der Ilow, ein ſcharfer Kopf und ſcharfer Mann, der Feldmarſchall — hui! der Herr drinnen läutet, als ob's brennte, gebt mir Euren Brief — hui, läutet der Herr! ſpäter, ſpäter den Brief —!

Und hinein ſchlüpfte er wie ein Aal, die Thür hinter ſich offen laſſend.

Die Beamten Taxis und Elz hatten ſich erhoben und waren bis gegen die Thür vorgekommen. Der Herzog mochte ſie wohl ſehn; man hörte, daß er im Kommandotone ihre Namen rief. Sie wollten eilig hinein.

— Bleibt! — klang die Kommandoſtimme weiter — laßt mich in Ruh! Wartet! Der Arnimb läßt mich ohne Nachricht; ich habe noch nichts für Euch. Der Satan ſoll den deutſchen Politikus holen, wenn er meine Herrſchaften preiszugeben denkt. Jede Stunde indeſſen kann der Salveguardia-Zettel kommen. Wartet alſo! Man wird Euch wecken, wenn er in der Nacht eintrifft. Und dann fahrt nicht, ſondern reitet, und ſtrengt Euch an, damit Ihr bei Zeiten an unſre Grenzen kommt. Baſta!

Taxis und Elz verbeugten ſich, und gingen.

Leo hatte ſich bis in ihre Nähe vorgeſchoben nach der Mitte des Saales; er hätte gar zu gern durch die offene Thür einen Blick dahinein geworfen, von wo die Stimme des Friedländers zum erſten Male an ſein Ohr ſchlug. Es klang, als ob ſie nicht aus dem nächſten Zimmer käme, ſondern — richtig! Leo war ſo weit geglitten, daß er ſah: das nächſte Zimmer ſei noch ein leeres Vorzimmer. Oder wenn auch nicht leer, — denn er ſah einen Tiſch zum Schreiben darin — doch nicht der Aufenthalt des Herzogs. Erſt im zweiten Zimmer war zunächſt Neſtel zu entdecken, Neſtel, der am Boden lauerte, und ein Fuß, an deſſen Bekleidung er neſtelte. Das iſt der Fuß des gewaltigen Mannes, der oft am Podagra leidet — dachte Leo — und der ihm vielleicht eben Schmerz verurſacht, um deß willen er ungeduldig —

Da ſchnellte Kammerdiener Neſtel in die Höhe, und die ganze Geſtalt des Herzogs kam zum Vorſcheine, eine hohe Geſtalt, welche vorüberſchreiten wollte. Sie blieb ſtehn — „den Stab!“ rief der Herzog, und während ihm Neſtel den Stab reichte, und Leo reſpektvoll zurücktreten wollte, wurde der grimme Herr durch dieſe Bewegung aufmerkſam gemacht, und ſah hinüber nach dem großen Vorſaale.

— Wer iſt noch da? fragte er, und ohne die Antwort abzuwarten ſetzte er hinzu: Haſt den Punkt getroffen, Neſtel, die Falte drückt nicht mehr.

Neſtel aber ließ die Frage nicht aus, ſondern ſagte: der angenehme junge Mann iſt noch da, Hoheit, den Pater Vitus mit einem Schreiben ſendet.

— Komm her, Burſch! rief der Friedländer.

Leo glitt ebenfalls wie ein Schlittſchuhläufer hinein und präſentirte ſein Schreiben.

— Oeffne ſelbſt!

Aha, dachte Leo, das Papierknittern an den Fingern iſt der Gicht unangenehm. Bei allem Reſpekt und aller Bewunderung war er ein viel zu natürlicher und geſunder Geſell, um verlegen zu ſein. Er öffnete blitzſchnell und fragte naiv: Soll ich auch leſen?

— Lies!

Er las den Brief vor, welcher voll warmer Lobeserhebungen für ihn ſelber war, und als er zum Schluſſe kam, ſetzte er lächelnd hinzu: So viel bin ich freilich nicht werth, Hoheit, als der gute Herr Pater da von mir ſagt. Aber er liebt mich und ich lieb ihn wieder. Vielleicht kann ich wahr machen, was er von mir ausſagt. An meinem guten Willen, an meiner Aufmerkſamkeit ſoll es nicht fehlen. Und die Begeiſterung iſt ſchon da; ich verehre in Euch den großen Kriegsfürſten über alle Maßen.

— So? — — Tritt aus dem Licht Reſtel! — Du haſt ein Paar prächtige Augen, Junge — wo haſt Du die her?

— Von meiner Mutter.

— Aber Du biſt ſchon viel zu groß für einen Pagen.

— Das hab' ich ihm auch geſagt — ſchaltete Reſtel ein und ſetzte ſchnell auseinander, was der Herr Leo Alles gelernt habe.

— Kannſt Du Gleichungen ausrechnen?

— O ja.

— Sprichſt italieniſch?

— So gut wie deutſch.

— Und Dein Name iſt?

— Leo Steinwald.

— Steinwald? Das iſt ja ein umgekehrter Waldſtein.

— Wahrhaftig! Das hab' ich noch gar nicht bemerkt.

Waldſtein ſah dem jungen Manne ſchweigend in's Angeſicht. Forſchte er? Bewegte ihn eine Ahnung? Traf ihn eine Erinnerung? Der ſonſt ſo ſtrenge Ausdruck ſeines Geſichts war mild. Hätte Leo den Brief ſeiner Mutter hervorgezogen, er wäre von unmittelbarer Wirkung geweſen, vielleicht von großer Wirkung für das Leben beider Männer, des Vaters wie des Sohnes. Einen Sohn hatte ſich Waldſtein gewünſcht mit aller Kraft eines ſtarken Menſchen, welcher die Zukunft an ſein Blut, an ſeinen Namen feſſeln will, einen Sohn, welchem er eine reiche Erbſchaft nicht nur, nein, ein mächtiges Reich, eine große Aufgabe hinterlaſſen könnte! Obwohl erſt neunundvierzig Jahre alt fühlte er ſich doch durch die gichtiſche Krankheit, welche ihm oft alle Glieder peinigte, mitunter ſo arg gebeugt, daß er ſich nicht immer dem kleinmüthigen Gedanken ſeiner Frau entzog: Warum Dich in ſo viel Noth und Gefahr ſtürzen, Albrecht?! Für die reichſte Ausſtattung unſeres Kindes haſt Du ja längſt, haſt Du ja überreich geſorgt! — Freilich — dachte er dabei düſter — ſie iſt ja nur ein Mädchen! Wenn ſie ein Sohn wäre, wenn ich einen Sohn einführen, einweihen könnte in meine Pläne und Aufgaben — —!

Leo ahnte nichts von einem ſolchen Gedankengange, und es war ein Zufall, daß er in ſein Wams griff, in die Taſche, welche den Brief ſeiner Mutter barg.

— Haſt Du noch etwas für mich?

— Nein, Hoheit! Einen Brief meiner Mutter, der für Euch nichts bedeutet, da Ihr ſie nicht kennt —

— Iſt der alte Veit noch rüſtig?

— Ganz rüſtig, und Eurer Hoheit in liebender Verehrung zugethan.

— Er hält mich für ſeinen Sohn, weil er mich bekehrt hat. Jedermann liebt ſich ſelbſt im Anderen — Dabei ſchritt der Herzog langſam weiter, den Blick nicht abwendend von Leo. Dieſer folgte neben ihm bis zur Thür, welche Reſtel eiligſt öffnete. Eine lange Reihe erleuchteter Gemächer lag vor ihnen. Leo war unſchlüſſig, ob er weiter neben dem Herzoge fortſchreiten dürfe, da dieſer ſchwieg. Reſtel aber winkte ihm: er ſolle nur getroſt mitgehen.

Das that er denn. Der Herzog fragte ihn über ſeine Reiſe und ob er über Wien komme. Was er dort geſehen und gehört? — Leo ſchilderte geläufig, wie er den Kaiſer geſehen und den älteſten Sohn deſſelben — „Den? Wie iſt er Dir vorgekommen?“ Ganz anders als der Kaiſer. — „Warum?“

Es lag ein finſterer Hintergrund in dieſer Frage, und Leo bemerkte ihn. An dem jungen Manne hörte und ſah Alles, wie es bei glücklich organiſirten Naturen zu ſein pflegt, welche neben Anderen ſich ſelbſt zu vergeſſen wiſſen, um nur Alles das aufzunehmen, was der Andere wünſcht und hofft. Gerade dadurch werden ſolche Naturen Jedermann gefällig.

Dieſer Inſtinkt der Gefälligkeit verrieth Leo, daß der zum Könige von Böhmen und zum Kriegsfürſten beſtimmte Kaiſerſohn keine erwünſchte Figur ſein könne für den Friedländer; er beeilte ſich alſo hinzuzuſetzen, daß ein ſtattlicher Fremder neben ihm an der Schlagbrücke halblaut vor ſich hin geſagt habe: Ein junger, unerfahrener Menſch thut's nicht in ſolcher Zeit, wo der Schwede bald im Prater ſtehen und Jagd wie Wiener Zeitvertreib verderben kann!

— Haſt Du den Fremden kennen gelernt?

— Nein; aber die Nachbarn, welche ſeine Aeußerung hörten, nickten mit den Köpfen. Man ſah, daß ſeine Meinung die vorherrſchende war.

So kamen ſie an das Ende der langen Reihe von offenen Gemächern, und zwei Diener, welche wie Neſtel durch's Schlüſſelloch geſehen haben mußten, öffneten von außen eine geſchloſſene Flügelthür. Der Herzog und Leo traten in das Vorzimmer der Frau Herzogin Iſabella von Friedland. Zwei andere Diener öffneten zur Rechten des Herzogs die Flügelthüren, und Leo ſah in ein großes Zimmer, welches links hinten in der Ecke eine Frauengeſellſchaft zeigte, bei welcher jener Carretto, Marcheſe di Grana, ſaß.

Er erhob ſich und trat dem Herzoge von Friedland mit reſpektvollem Gruſſe entgegen.

— Ihr ſeid in Prag, Marcheſe?

— Seit zwei Stunden drüben im Vorzimmer Eurer Durchlaucht, um eine Botſchaft von Seiner Majeſtät dem Kaiſer an Euch zu beſtellen. Es iſt mir aber nicht gelungen, bei Eurer Durchlaucht eingelaſſen zu werden.

— Der Reſtel iſt ein ungeſchickter Patron, den ich doch noch werde fortjagen müſſen! erwiederte Waldſtein mit ärgerlichem Tone, zu welchem aber ein ſarkaſtiſches Lächeln nicht recht ſtimmen wollte. Dabei machte er eine einladende Handbewegung gegen das Fenſter hin, welche zu ſagen ſchien: ich werde Euch dort hören.

Die Frauen waren ſämmtlich aufgeſtanden und die Herzogin Iſabella war herangekommen, ihren Gatten zu begrüßen. Sie war eine volle, üppige Geſtalt, und ihr ſchöner Kopf, eingerahmt vom blonden Haare, belebt von friſchen Farben und dem guten Ausdrucke der blauen Augen, ſchaute neugierig auf Leo. Der Herzog bemerkte das und ſagte lächelnd: „Ein fahrendes Ritterlein, vom Pater Vitus empfohlen, Steinwald geheißen — wie iſt Dein Vorname?"

— Leo.

— Laßt Euch eine Weile von dieſem jungen Löwen unterhalten, während ich den Herrn Marcheſe höre.

Und ſomit wendete er ſich, langſam am Stabe ſchreitend, nach einem entfernten Fenſter, ſich dort auf einen Armſeſſel niederlaſſend, indem er dem Marcheſe vornehm, kaum merklich, einen anderen Seſſel andeutete, offenbar nur, weil er eine Botſchaft des Kaiſers brachte. Denn übrigens ſchien der Kriegsfürſt geneigt, den untergeordneten General Carretto di Grana geringſchätzig zu behandeln.

Leo aber kam da an eine Damengeſellſchaft, welche ihm erſichtlich wohlwollte. Die beiden Frauengeſtalten, welche draußen im Korridor an ihm vorübergeeilt, waren dabei, und Waldſteins Töchterlein desgleichen. Sie hatten der Herzogin ſchon von ihm erzählt, und das kleine Töchterlein unterließ auch jetzt nicht, laut zu rufen: Das iſt der Leo von draußen!

Er war eigentlich nicht ſchüchtern, und doch wußte er jetzt eine Zeit lang nicht, wo er hinſchauen, wo ſein Blick verweilen ſollte. Drei ſchöne Frauen auf einmal! Und er war ein friſcher, lebensluſtiger Geſell. Die Herzogin Iſabella war noch in kräftiger Jugend, war noch nicht dreißig Jahre alt, und der ganze Schmelz einer weichen, liebevollen Frau ruhte auf ihr.

Die zweite Dame mit dunklem Haar und mit den gefährlichen Augen war von demſelben Alter, und ihr ſchöner Körperbau in enger Seidenkleidung zeigte auch in den leichteſten Wendungen eine Geſchmeidigkeit und Kraft, welche einen ſinnlichen Mann berauſchen mochte. Herzogin Iſabella nannte ſie dem ſtaunenden Leo: Lady Seymour — Lady Ludmilla! ſagte die dunkle Dame ſelbſt mit einem ſchalkhaften, freundlichen Blicke, gleichſam um die Bekanntſchaft ſogleich leichter und ungezwungener zu machen. Es war Ludmilla von Loß, welche vor zehn Jahren zur „Winterkönigin“ nach Holland gegangen war, um Leid und Verbannung mit dieſer flüchtigen Königin zu theilen. Voll Schmerz und Trauer war Ludmilla nach Holland gekommen: den Vater hatte ſie verloren, den Geliebten hatte ſie verloren! Schmerz und Trauer waren ihr lange treu geblieben, und der Zorn war zu ihnen getreten, der Zorn gegen das katholiſche Regiment, welches ihren warm geliebten Vater in den Tod geſtürzt. Der proteſtantiſche Krieg gegen den Kaiſer wurde ihr ein Werkzeug der Rache. Sie wollte, wie ihr Ausdruck lautete den Manen ihres Vaters gerecht werden, ſie wollte ſein Haupt vom Prager Brückenthurme herunterholen. So war ſie eine politiſche Parteigängerin geworden, und ihr ganzes Trachten richtete ſich darauf hin, ſelbſtthätig einzugreifen in die Entwickelung der politiſchen Fragen. Dies mochte die Hauptveranlaſſung geweſen ſein, daß ihr Liebeskummer zurücktrat vor neuen Bewerbungen um ihre Liebe. An ſolchen Bewerbungen hatte es dem glänzenden Mädchen nicht gefehlt, welches in ausgeſuchter Trauertracht dem Zuſammenfluſſe proteſtantiſcher Parteigänger im Haag beſtechend in die Augen fiel. Unter dieſen Parteigängern gab es zahlreiche Engländer, welche unzufrieden waren mit der rückhaltenden Neutralität ihres Königs. Unter ihnen ein Lord Seymour, der ſich hervorthat durch leidenſchaftliche Parteinahme für die proteſtantiſche Sache und für die trauernde junge Edeldame aus Böhmen. Er verſchwor ſich, das Haupt ihres Vaters vom Prager Brückenthurme herabzuholen und ſollte es ſein Leben koſten, und da er übrigens ein ſtattlicher junger Herr war, ſo hatte ſie ihm mit raſchem Entſchluſſe ihre Hand gereicht, als gerade wieder ein Kriegszug abmarſchirte gegen Tilly. Nicht aus Liebe, wie ſie ſagte, denn die Liebe im vollen Sinne des Wortes, ſei in ihrer Trennung von Hans Starſchädel auf immer begraben worden für ſie, aber aus dem Bedürfniß der Vergeltung gegen die Feinde ihres Vaters, und aus dem Bedürfniß einer geſicherten Lebensſtellung, welche einem ledigen Mädchen ja doch nur durch eine Heirath werden könne.

Wenige Tage nach der Hochzeit war Lord Seymour mit den Truppen des Halberſtädters in den Krieg nach Niederſachſen gezogen, hatte an der Schlacht bei Stadtlohn den tapferſten Antheil genommen, und war durch eine Falkonetkugel in den Tod geſchleudert worden. Kaum verheirathet alſo war ſie Witwe geweſen, und man hatte ihr vorgeworfen, daß ſie den Verluſt mit allzu großer Ruhe hingenommen, und ungebührlich raſch nach einem neuen Paladin ausgeſchaut habe, welcher den Prager Brückenthurm zu ſeinem Zielpunkt mache. Sie iſt eine herzloſe Schönheit' hatte man ſich zugeflüſtert — und hatte ihr Unrecht gethan. Sie war keineswegs herzlos. Aber ſie hatte Unglück gehabt mit ihrem Herzen. Ihr Herz war im Gegentheile ungemein lebhaft und empfänglich, und war großen Schwunges fähig. Ueberraſchende Stätigkeit bewies es wirklich im Andenken an den unglücklichen Vater: denn ſie betrieb es ſeit zehn Jahren wie eine Lebensaufgabe, ein rächendes Kriegsheer nach Böhmen aufzubringen. Alle materiellen Mittel, welche ihr zu Gebote ſtanden, alle weiblichen Mittel der Ueberredung, alle geiſtigen Mittel einer manigfaltigen Bildung ſetzte ſie für dieſen Zweck in Schwung. Die materiellen Mittel waren nicht gering: ihr mütterliches Erbtheil in Böhmen war ihr durch Vetter Zinkas ungeſchmälert erhalten worden, und der Nachlaß Lord Seymours, welcher ihr zugefallen, war von großem Umfange; ſie war eine reiche Frau. Und ſie war eine mächtige Frau durch die perſönliche Gewandtheit, mit welcher ſie ihre Geldmittel benützte. Die „proteſtantiſche Minerva“ wurde ſie im Norden genannt, wo man ihrer ſeit einem Decennium überall anſichtig wurde auf reich geſchirrtem Roſſe, wenn Kriegsmaſſen in Marſch geſetzt wurden gegen Süden. Neben dem Könige von Dänemark hatte man ſie geſehen, als er aus Holſtein einrückte über die Elbe in's Braunſchweiger Land zur Schlacht bei Lutter am Barenberge, und als auch hier das Kriegsglück dem kleinen Tilly treu geblieben, da war ſie unentmuthigt viele Tage lang an der Oſtſeeküſte gegen Morgen geritten mit ihren Stallmeiſtern und Pagen, um jenſeits der Weichſel den Schwedenkönig aufzuſuchen, welcher in einen polniſchen Kampf verwickelt war, und von welchem ſie wußte, daß er große Pläne im Haupte trug und große Kräfte im Geiſte. Dort unten an der Oſtſee, und zwar in Stralſund und auf der Inſel Rügen war ſie dann längere Zeit verblieben, und man ſagte ihr nach, daß ſie dem Könige Guſtav Adolph allwöchentlich Nachricht gegeben über den Stand der Dinge, welche nun der Generaliſſimus Waldſtein in ſeine Hand genommen, indem er Tilly auf die undankbare Seite am Elbſtrom drängte, und Mecklenburg für ſich eroberte, und Pommern bedrohte. Man ſagte ihr nach, daß ſie damals ſchon die erſten Anknüpfungen zwiſchen Guſtav Adolph und Waldſtein geſchürzt habe. Waldſtein kannte ſie ja von Wien aus; er war der Gatte ihrer Freundin Iſabella von Harrach geworden; er war nicht eng katholiſch, nicht eng kaiſerlich, das wußte ſie; er hatte unergründliche, weit reichende Abſichten, das ahnte ſie mit dem Inſtinkte weiblicher Phantaſie. Sie war eines Tages mit ihrem eleganten Reitgefolge zu Güſtrow vor ihm erſchienen, und hatte lange Unterredungen mit ihm gehabt. Lächelnd hatte er ihr verſprochen, den Schädel ihres Vaters vom Prager Brückenthurme herunter holen zu laſſen, ſobald er ein ſelbſtändiger Reichsfürſt geworden, ernſthaft hatte er ihr für den König von Schweden Geſichtspunkte entwickelt, die ſie ihrem ſchwediſchen Freunde mittheilen könne. Denn Waldſtein hatte damals ſchon gewußt, daß er über Kurz oder Lang Gegengewichte brauchen dürfte gegen den Kaiſer, wenn dieſer ſich für große Schritte dem Generaliſſimus verſagen ſollte.

Voll neuer Gedanken, denn Waldſtein hatte ihre politiſche Phantaſie wunderbar erhitzt, war ſie nach Stockholm hinüber geſegelt, um Guſtav Adolph Bericht zu erſtatten. Dieſer hatte ihre Mittheilungen mit demſelben Lächeln angehört, welches ſie an Waldſtein ſchon verdroſſen, hatte ſie aber doch aufgefordert, eine Zeitlang in Schweden zu verweilen; denn die Dinge reiften erſichtlich zu dem Ziele, welches ihr vorſchwebte in der Eroberung Prags durch ein proteſtantiſches Heer. Es war ihr recht deutlich, daß ſie da zwiſchen zwei kriegsherrlichen Diplomaten unterhandelte, von denen Jeder den Anderen zu benützen und nach der Benützung auf die Seite zu ſchieben gedachte. Bei alledem war es aber ihrem auf das Große und Wirkſame gerichteten Sinne doch klar erſichtlich, daß nur vermittelſt dieſer beiden Männer eine wirkſame, große Bewegung im deutſchen Reiche zu erregen ſei. Sie blieb alſo bis die Expedition des Schwedenkönigs in's Werk geſetzt wurde, und mit dieſer Expedition war ſie im Sommer des vergangenen Jahres 1630 an der Küſte Pommerns gelandet. Vergnügt hatte ſie zugeſehen, wie der Schwedenkönig ſicher und ſiegreich verdrang zwiſchen Oder und Elbe, und wie nun der deutſche Krieg eine ganz andre Geſtalt errang, feſter und drohender als unter den Abenteurern Mansfeld, dem Halberſtädter, dem badiſchen Markgrafen, ja unter dem Könige von Dänemark, welcher an Talent und Charakterkraft weit zurück blieb hinter Guſtav Adolph. — In demſelben Sommer des 1630ſten Jahres war das merkwürdige Schauſpiel in Regensburg und Memmingen aufgeführt werden oben im Reiche, die Fürſten der Liga in Regensburg, Waldſtein in Memmingen, ein Schauſpiel, welches für den neuen Ankömmling auf dem Kriegsſchauplatze, welches für Guſtav Adolph von der größten Wichtigkeit war. Wie gern er die reizende Witwe in ſeiner Nähe ſah — denn ſie erſchien öfter in ſeinen Hauptquartieren, und er war empfänglich für weibliche Reize — noch wünſchenswerther dünkte es ihm doch, unmittelbare Nachrichten von jenem Schauplatze Memmingen zu erhalten. Auf ſeine Veranlaſſung war Ludmilla dorthin aufgebrochen, um den Friedländer in der Stille von ihm zu begrüßen, und ihm Vorſchläge zu unterbreiten. Gegen alles Erwarten war ſie in der Oberpfalz zwiſchen Amberg und Eger dem heimkehrenden Waldſtein begegnet. Er war abgeſetzt, er war auf dem Wege nach Gitſchin, er war ein Privatmann, wie er ſagte. Aber freilich ſagte er es mit jenem Lächeln, welches Ludmilla ſchon an ihm kannte. Sie wußte, was das bedeute, und was Waldſtein nun erſt recht für die Proteſtanten bedeute, ſeit er vom Kaiſer abgeſetzt, alſo auch abgefallen war. Sie ging mit ihm nach Gitſchin, wo ſie ihre Freundin Iſabella fand, wo ſie nun einen länger dauernden Aufenthalt nahm. Nur jeweilige Reiſen über die ſächſiſche Grenze hinüber unterbrachen dieſen Aufenthalt, Reiſen in die proteſtantiſchen Lager und Hauptſtädte. Beſonders nach der Breitenfelder Schlacht am ſiebenten September dieſes Jahres, welche Waldſtein wie einen willkommenen Racheakt begrüßte. Tilly geſchlagen, das einzige katholiſche Heer vernichtet, ſo hatte er prophezeit, wenn man ihn nicht gewähren laſſe. Nun war zum erſten Male der Niedergang eingetreten für die katholiſche, für die kaiſerliche Sache, nun konnte die Unterhändlerin des Friedländers beſtimmte Anträge bringen an den Schwedenkönig, an Arnimb, den Führer des kurſächſiſchen Heeres, welches ſeit Breitenfeld zum erſten Male verbündet war mit den Feinden des Kaiſers, nun hatte der Friedländer freie Hand, und konnte ihr weite Vollmachten geben. Das war nun warme Zeit geworden für heimliche Unterhandlungen zwiſchen dem Hofe von Gitſchin und den proteſtantiſchen Führern, und Lady Ludmilla Seymour hatte mit all ihren Kräften beigetragen, daß bis zu dieſem Herbſtabende in Prag, der den Marcheſe Carretto und den jungen Leo in's Damenzimmer der Herzogin von Friedland führte, die Ernte reif ſtand in vollen Halmen für ihre Rachepläne: Carretto da drüben an der Fenſterbrüſtung bat ſicherlich vergebens, daß der Herzog wieder den Oberbefehl übernähme, die Sachſen waren an der böhmiſchen Grenze, der ſiegreiche Schwedenkönig hatte Thüringen durchzogen und drang in Franken ein in die biſchöflichen Lande, Hauptſtützen der Liga, von da ſollte es weiter gehn nach Baiern, das Netz konnte zugezogen werden, und der Kopf ihres Vaters jenſeits der Brücke hatte nur noch einige Tage zu warten — ſie war beſter Laune, die ſchöne Lady, und ſagte dem jungen Leo allerliebſt aufmunternde Dinge über ſein friſches Ausſehn, ſeine heitre Miene, ſeine lebhaften Augen und ſeine Zukunft, die unter dem Waldſteinſchen Sterne wohl gedeihen werde, wenn er hingebend bleibe in ſeinem Enthuſiasmus.

Leo betheuerte das auf das Anmuthigſte. Ihm war zu Muthe, als ob er Prinz geworden ſei in einem Feenmährchen. Noch mehr! Was Mährchen! Die bunteſten, lieblichſten Phantaſien ſeiner ſtillen Stunden waren ihm verwirklicht; er hatte den Eindruck, das ſei Alles ächt, wahr und wirklich, was ſeine Einbildungskraft ihm vorgegaukelt. Da ſaß er in dem Hauſe, welches er für das wichtigſte und mächtigſte in der Welt hielt! Er ſaß da ohne Weiteres wie ein gern geſehner, wie ein dazu gehöriger Genoſſe mitten unter Frauen, von denen eine immer ſchöner war als die andere, denn die dritte neben der Herzogin Iſabella und der Lady Ludmilla lockte ihn am Tiefſten, obwohl ſie ſich am Stillſten verhielt. Fräulein Magna von Sparr war ſie ihm von der Frau Herzogin Iſabella genannt worden. Magna von Sparr! klang es wie ein lang anhaltendes Echo in ihm, denn die großen blaugrauen Augen, ſchwarz eingerahmt und von langen, ſchwarzen Wimpern beſchattet, waren wie ein rührender Ton in ſein Herz gefallen, als das ſchlanke Mädchen bei Nennung ihres Namens ihn einen Augenblick, nur einen Augenblick lang aufmerkſam angeſchaut hatte. Herr Gott! hatte es in ihm gelautet, welch ein Blick! Die ganze Seele bewegt ſich Einem unter dieſem Blicke! Der junge Mann hätte verlegen ſein können, wohin er mit Vorliebe blicken ſolle mitten unter drei ſo ſchönen Frauen! Ob auf die ſchön ausgebildeten, weiblichen Formen der Herzogin. Formen, welche unerfahrenen jungen Männern leicht am Reizendſten erſcheinen, beſonders wenn ſeelenvolle Güte aus dem lieblichen Munde entgegen kommt. Oder auf die elaſtiſchen wie energiſchen Bewegungen der eng und drall gekleideten Lady, deren dunkle Augen ſo verführeriſch ſingen, deren einladende, lebhafte Rede ſo ſchmeichelhaft eindrang. Oder auf die junge Mädchengeſtalt, die ſich kaum regte. Leo war aber nicht zweifelhaft. Er hatte nicht bloß einen klaren Kopf, er hatte auch ein klares Herz, wenn man ſo ſagen darf. Das heißt: ſein Herz wußte immer ſogleich und deutlich, was es wünſche und wolle. Wie beſtrickend Lady Ludmilla zu ihm ſprach, wie wohlthuend die Herzogin kurze, einfache Reden einſchob, ſein leuchtender Blick ſchweifte immer ſtandhaft hinüber zu den niedergeſchlagenen Augenlidern des Fräuleins Magna, und beneidete die goldbraunen Locken, welche um ihre Augen tänzelten, und von den Seiten und von unten in das verhüllte Auge hinein ſchauen mochten. Wenn ſie doch nur aufblicken möchte — dachte er — Du würdeſt viel beſſer erzählen! — Da blickte ſie auf, offenbar — meinte er — um ihn einzuladen, daß er der Aufforderung Ludmilla's nachkommen möge. Lady Ludmilla nämlich hatte ihn eingeladen, ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen. Dies iſt das einfachſte Mittel, hatte ſie geſagt ſich natürlich und ganz bekannt zu machen mit neuen Menſchen. Und wenn man ſo jung iſt, wie Ihr, Herr — Leo? Nicht wahr?

— Leo!

Dann hat ſolch' eine Lebensgeſchichte keine Schwierigkeit. Dem auch noch jungen Herrn Marcheſe da drüben, welcher dringend und doch vorſichtig in den Herzog hinein redet, dem Herrn Marcheſe Carretto möcht' ich nicht mit ſolch einem Verlangen entgegen treten. Es würde ihn in Verlegenheit ſetzen. Ihr aber, Herr Leo, kommt aus dem Naturleben in den Alpen, Ihr habt noch nichts zu thun gehabt mit Staatsgeheimniſſen und Intriguen, Ihr könnt noch unbefangen ſchildern, was Euch im kurzen Leben begegnet iſt. Namentlich vor Frauen, welche aufmerkſame Zuhörer ſind auch für die kleinen Ereigniſſe des Menſchenlebens, wenn dieſe Menſchen Männer ſind, oder doch Männer werden wollen.

Leo erzählte denn tapfer, tapfer und kindlich. Er erzählte für Magna. Da durfte Geheimnißvolles nicht fehlen; denn es ſchien ihm, junge Mädchen ſeien für Geheimnißvolles ganz beſonders eingenommen. Er ſprach alſo vom wunderlichen Großvater, der ſich in den Karpathen angeſiedelt, ſprach vom Türkenkriege unter Marco Spada, und wie der Großvater da getödtet worden, und ein junger Kriegsmann des kaiſerlichen Heeres als Tröſter eingekehrt ſei. Der habe ſeine Mutter geheirathet, und ſei dann wahrſcheinlich gegen die Türken gefallen —

— Wahrſcheinlich? unterbrach ihn die Herzogin.

— Wohl gewiß, ſonſt wär er ja wiedergekehrt! entgegnete Leo.

— Und Steinwald hat er geheißen?

— Ja.

— Woher gebürtig?

— Aus Böhmen.

Ah? — Und dabei blickte die Herzogin hinüber nach dem Herzoge, welcher ernſt und verdrießlich neben dem redſeligen Marcheſe in die Luft ſchaute. War es ihr eingefallen, daß der junge Waldſtein einen Feldzug gegen die Türken unter Marco Spada mitgemacht? Hatte der Name Steinwald ihre Aufmerkſamkeit erhöht? — Sie ſagte nichts weiter, und unterbrach Leo nicht wieder, als bis er in ſeiner Erzählung den jetzigen Abſchied von Mutter und Großmutter ſchilderte. Da fragte ſie mit langſamer Betonung, und ihre treuen, blauen Augen ruhten aufmerkſam auf dem jungen Manne: — Hat denn bei dieſem Abſchiede Eure Mutter nicht Eures verſchollenen Vaters gedacht? Hat ſie Euch nicht aufgetragen, Nachforſchungen anzuſtellen?

— Nein. Der Tod iſt ſo lange her, und es fehlen uns alle Anknüpfungen.

— Aber eine Mutter ergreift doch einen Strohhalm für ihren Sohn. Und eine ſo liebevolle Mutter gar wie die Eurige! Sie giebt doch dem Sohne irgend ein Merkmal des verſchollenen Vaters mit auf die Lebensreiſe.

Leo griff unwillkührlich in ſein Wamms, welches den Brief barg. Aber mehr that er nicht. Solch ein müßiges Schreiben wollte er vor den vornehmen Frauen nicht erwähnen. Und mit dem Andenken an ſeinen Vater hatte es ja doch für ihn nichts zu ſchaffen.

Die Herzogin war ſeiner Handbewegung gefolgt, und fragte: — Ihr führt alſo doch wohl etwas mit Euch?

— Nein nein! Etwas hierauf Bezügliches nicht. Eure Hoheit verkennen da auch meine Mutter. Sie iſt eben ganz anders als die Frauen Eurer Bekanntſchaft. Sie weiß nichts von der Menſchenwelt hier außen und von dem Zuſammenhange der Familien. Sie iſt einſam gewöhnt, und es iſt ihr nicht ſo auffallend wie Euch, daß ich einſam in das Weltgetümmel eintrete. Was ſie mir dafür hätte rathen oder geben können, das würde nicht gepaßt haben —

Da ſtand der Herzog auf, und näherte ſich der Frauengruppe. Die Unterhaltung mit Leo brach ab, Alle ſahen auf den Herrn, und auf den nachfolgenden Marcheſe. Die Herzogin und Ludmilla wußten, daß Carretto den Wunſch, ja den halben Befehl des Kaiſers an den Herzog überbracht hatte: der Herzog möge unverweilt nach Wien kommen. Jetzt ſuchten ſie auf den Geſichtern der heran ſchreitenden Männer zu leſen, ob der Herzog zugeſagt oder abgelehnt habe. Auf Waldſteins Geſichte war ſchwer zu leſen, des Marcheſe Antlitz aber war nicht heiter. Ludmilla jubelte innerlich, die Herzogin war betroffen. Ludmilla wünſchte die Anknüpfung an den Kaiſer durchaus nicht, die Herzogin wünſchte ſie lebhaft.

Leo ſtand reſpektvoll von ſeinem Seſſel auf, und trat zur Seite. Er hoffte, der Herzog werde ihm wohl ein Wort ſchenken, welches ſeine Aufnahme in Dienſt und Haus ausſpräche. Denn bis jetzt war ja Alles vortrefflich ergangen, es ſchien nur ſolch ein poſitiver Ausſpruch zu fehlen.

Aber dazu ließen ſich die Dinge nicht an. Der Herzog bemerkte ihn nicht, als er ſich den Frauen näherte. Er trat zu ſeiner Frau, welche ihn traurig fragenden Blickes anſah, und legte die Hand leiſe auf ihre Schulter. Sie fragte nicht, ſie wagte nicht zu fragen. „Geſchäfte!“ pflegte er all' ſein Thun zu nennen, und in ſeinen „Geſchäften“ galt er für unnahbar. Beiläufiges Hineinfragen wies er mit Zuſammenziehen ſeiner buſchigen Augenbrauen ungnädig ab. Allerdings gegen ſeine Frau am Wenigſten. Sie behandelte er am Schonendſten. Ebenſo verhielt ſich aber auch Iſabella von ihrer Seite, und ſo fragte ſie auch jetzt nicht, obwohl es die Lebensfrage für ſie war, ob der Herzog dem Kaiſer willfährig ſein werde oder nicht.

— Ihr werdet Euch in Kurzem reiſefertig halten müſſen — ſagte der Herzog in langſamer Betonung — nach alle Dem, was mir der Marcheſe da mitgetheilt.

— Wie?! fragte Lady Ludmilla.

— Der Kommandirende im Königreiche — fuhr der Herzog fort — „Don Balthaſar Marradas hat dem Herrn Marcheſe mitgetheilt, daß die Sachſen ſchon eingebrochen ſind in Böhmen. Sie ſollen Schluckenau genommen haben, und auf Tetſchen und Auſſig anrücken.

Es lag etwas Ironiſches in des Herzogs Tone, gleichſam als wollte er recht harmlos beſtätigen, daß er eine Privatperſon ſei, die über Politik und Krieg von Don Balthaſar unterrichtet werden müſſe, gerade von dieſem Spanier Marradas, den er herzlich gering ſchätzte.

— Ihr fragt wie?! Mylady? fuhr er fort.

— Weil ich nicht einſehe, warum der Herzog von Friedland Prag verlaſſen müſſe, wenn die Sachſen einrücken, ſelbſt wenn ſie trotz Don Balthaſar in Prag einrückten!

— Oh, oh! Ihr ſeid recht fremd geworden in kaiſerlichen Dingen, Lady Ludmilla! Ihr ſeid zu lange im Auslande geweſen. Ich bin zwar ein abgeſetzter kaiſerlicher Generaliſſimus, aber ich gehöre doch zu den Kaiſerlichen, beſonders für die Proteſtanten. Es ſchickt ſich nicht, daß ich mich und meine Kanzlei den Feinden des Kaiſers ausſetze. Wenn ich auch im Auftrage des Kaiſers ab und zu mit ihnen unterhandle als ein nicht unkundiger Geſchäftsmann, ſo wäre es doch unpaſſend, mich perſönlich von ihnen überraſchen zu laſſen. Am Ende machten ſie eine wichtige Perſon aus mir, auf deren Auslieferung ſie Werth legten. Das geht nicht! Wenn ſie alſo über Leitmeritz herab rücken, ſo müſſen wir fort aus Prag. Du Iſabella nach Bruck an der Leitha, wo Du ja ſo gern biſt im Familienſitze der Deinigen, und ich wenigſtens nach Pardubitz.

Nicht nach Wien? fragte halblaut Iſabella.

— Du kannſt auch in Wien bleiben, wenn Du es vorziehſt.

— Ich meine Dich!

— O nein! Das windige Klima dort iſt unverträglich mit meiner Gicht. Du ſiehſt, ich gehe heut wieder ſchlechter. Die Luft in der Pardubitzer Ebene wird mir gut thun. — Mir ſcheint — ſetzte er leiſer hinzu, ſo daß nur Iſabella es hören konnte — der Marcheſe hat wirklich Feuer gefangen für Deine Magna. Eben noch ſah er ſchwer verdrießlich aus als er mit mir zu thun hatte, und jetzt redet er ganz aufgeweckt und freundlich in das Mädchen hinein. Beſtätigt ſich's alſo, was Du mir neulich geſagt?

— Es beſtätigt ſich. Er liebt Magna, und wirbt ſchon ziemlich offen um ihre Hand — erwiederte eben ſo leiſe die Herzogin.

— Und ſie, das Mädchen?

— Verhält ſich ſtill.

— Weiß Sparr, weiß der Vater darum? Er iſt ja ſeit geſtern hier, und hat Dich geſprochen.

— Er weiß darum, und wartet. Ich glaube, er will Dich fragen. Du weißt, daß er die Wälſchen nicht liebt. Aber er kann ſich nicht verläugnen, daß der Marcheſe ein ſehr fähiger Mann und einer bedeutenden Laufbahn ſicher iſt, denn der Kaiſer bevorzugt ihn ſichtlich —

— Sichtlich. Mir iſt er jetzt hier im Wege. Sorge, daß er fort kommt. Ich erwarte Botſchaft von den Sachſen. Es iſt mir nicht angenehm, daß er was Beſonderes davon merkt —

Der Herzog hielt plötzlich inne. Sein Gehör war ſehr fein, und der leiſe Tritt ſeines „Roſtok“ war ihm nicht entgangen. Es war von Bedeutung, wenn dieſer Kammerdiener ihm nachkam in den Frauenkreis. Richtig! Roſtok kam eilig.

— Was iſt? fragte der Herzog nicht eben laut, aber ſcharf, und ging dem Roſtok einige Schritte entgegen.

Roſtok war zu gut geſchult, als daß er aus einiger Entfernung geantwortet hätte, wenn es ihm rathſam ſchien, nur von ſeinem Herrn verſtanden zu werden. Er ſchwieg alſo, bis er dicht am Herzog war, und flüſterte dann ſo ausgezeichnet, daß Niemand als der fein hörende Herzog vernahm was er flüſterte: Der ſächſiſche Botſchafter ſei da! war der Inhalt.

— Ich komme! erwiederte der Herzog.

— Herr Gott, da kommt er mir nach! flüſterte Neſtel.

— Was?!

— Ich hab es ihm unterſagt. Er ſagte, daß er die Frau Herzogin Hoheit kenne, und daß er herüber gehen wolle — ich hab's ihm unterſagt! Da iſt er doch!

Ein ſtattlicher Mann erſchien an der Eingangsthür, und ſeine Erſcheinung machte einen Eindruck, daß Leo gar nicht begriff, was das zu bedeuten habe. Waldſtein warf ſeinem Kammerdiener einen „Dummkopf!“ in's Geſicht, und die Herzogin Iſabella ſowie die Lady Ludmilla fuhren von ihren Sitzen in die Höhe — wer mochte das ſein? Es war ein Mann von kräftiger, mittelhoher Geſtalt mit kurz geſchnittenem, lichtbraunem Haar und ſtarkem Schnurr- und Kinnbarte. Das Geſicht war gebräunt, das Auge leuchtete hell, die Kleidung war dunkel. An der Hüfte trug er ein ſchweres Schlachtſchwert.

Waldſteins Unwille war leicht begreiflich. Er traute dem Marcheſe Carretto di Grana durchaus nicht, und wollte ihn fern gehalten ſehn von ſeinem Verkehr mit den proteſtantiſchen Kriegsparteien. So eben hatte er dieſem Boten des Kaiſers gegenüber recht gefliſſentlich den Privatmann geſpielt, der krank und gleichgültig unberührt bleiben wolle von den politiſchen Dingen und Perſonen — da erſcheint ein ſächſiſcher Botſchafter. Ein ſächſiſcher, ein Botſchafter des neueſten Feindes. Der neueſte Feind iſt immer der verhaßteſte. Gerade weil Kurſachſen ſo lange allein von den proteſtantiſchen Ländern dem Kaiſer zugethan verblieben war, grade darum war jetzt ſeine Allianz mitdem Schweden, ſeine Theilnahme an der Breitenfelder Schlacht auf ſchwediſcher Seite, ſein feindliches Verrücken auf Schleſien und Böhmen der empfindlichſte Eindruck in Wien. Und der Botſchafter dieſes neueſten Feindes tritt ſoeben nicht nur in die inneren Gemächer des Herzogs, welche dieſer ſo ſchwer zugänglich zu machen wußte ſelbſt für Abgeſandte des Kaiſers, nein, er dringt bis in den Familienkreis, und dieſer Kreis bekundet, daß er ein bekannter und willkommener Mann iſt — die beiden Frauen nämlich, welche aufgeſprungen waren rieſen einen Namen aus, gingen einige Schritte entgegen! Der Marcheſe mußte bemerken, daß hier ein alter Bekannter einträte — Waldſtein ſah dem näher kommenden Sachſen ſehr ärgerlich entgegen, und nicht minder ärgerlich, nachdem er ihn erkannt hatte —

Iſabella und Ludmilla hatten den Namen „Hans“ ausgerufen, es war Hans von Starſchädel, welcher im Auftrage des ſächſiſchen Generaliſſimus nach Prag kam zum Herzog von Friedland.

Waldſtein faßte ſich ſchnell. Die Anrede des Botſchafters konnte enthüllen, was er vor dem Marcheſe nicht enthüllt ſehen wollte. Er ſchnitt ſie alſo dem Starſchädel dadurch ab, daß er ſelbſt zuerſt ſprach. — Sieh da! rief er alſo lauter als er ſonſt zu ſprechen pflegte, ein alter Verehrer unſrer Damen, den wohl ſeine Beſorgniß für das ſchwache Geſchlecht herbei ſprengt. Wir ſind ſchon auf der Hut, und ſprachen eben davon, daß die Frauen dem Kriegsvolke aus dem Wege gehen ſollen. Seid deshalb nicht minder willkommen!

Hans von Starſchädel grüßte reſpectvoll den Herzog, ohne ein Wort zu erwiedern. War er vorſichtig? Erkannte er am italieniſchen Typus des Marcheſe das fremde Element, welches Zurückhaltung anrieth? Wenn auch nicht, die Hände der beiden Frauen, welche ſich ihm entgegen ſtreckten, waren ſtarke Magnete. Er eilte hin, er küßte Beider Hände, er ſah der Herzogin treu und innig in die Augen, und fragte leiſe, ob es ihr wohl ergehe? Er hatte ſie zehn Jahre lang nicht geſehn. Ludmilla war er mehrmals begegnet in den proteſtantiſchen Lagern.

Waldſtein erkannte wohl, daß ſelbſt die Neigung des Marcheſe für Fräulein Magna in dieſem Augenblicke zurück trat vor der politiſchen Neugier. Der Marcheſe benützte es nicht, daß er das Fräulein jetzt einmal ohne Zuhörer ſprechen konnte, ſeine ganze Aufmerkſamkeit war auf den neuen Ankömmling gerichtet. Dem Kaiſer nachweiſen zu können, daß der Herzog von Friedland mit des Kaiſers Feinden intim verkehre, und daß ſein Ablehnen des Obercommandos nur daher rühre, weil er auf eigne Hand und feindlich gegen den Kaiſer aufzutreten gedenke, ja aufzutreten vorbereitet ſei, das war allerdings des Aufmerkens werth. Der Marcheſe Carretto di Grana gehörte wirklich zu jener Partei, welche man ſpaniſche oder wälſche nannte, und welche dem

Friedländer durchaus nicht traute. Wie groß jetzt auch die Kriegsbedrängniß des Kaiſers war, die klügſten und entſchloſſenſten dieſer wälſchen Partei waren dafür, den Friedländer lieber unthätig zu machen, ja gefangen zu nehmen, als ihn wieder an die Spitze des Heeres zu bringen. Unter dieſe Klügſten und Entſchloſſenſten gehörte der Marcheſe Carretto, und es lag nicht außer ſeinem Gedankenkreiſe, den Herzog bloß darum nach Wien zu locken, damit man ihn dort feſthalten und von ſeinen Verbindungen mit dem Heere abſchneiden könne. Seine ganze Aufmerkſamkeit war alſo geſpannt darauf, ob nicht dem ſächſiſchen Herrn eine Aeußerung entſchlüpfte, an welche er mit geſchickter Frage anknüpfen könnte, um einen haltbaren Faden zu gewinnen, um —.

— Herr Marcheſe! rief da ſtörſam der Herzog von Friedland, welcher unbeweglich inmitten des Zimmers ſtehen geblieben war, und ihn beobachtet hatte. — Der Marcheſe mußte dem Rufe folgen. Er mußte auch dem Beiſpiele des Herzogs folgen, welcher ſich langſam in Bewegung ſetzte, und ſich von der Gruppe der Damen nach dem entfernteſten Ende des Zimmers verfügte, mehr als vielleicht nöthig war mit ſeinem Krückſtocke auf die braun geölten Fußparkete aufſtoßend. Der Herzog war, wenn es gerade nöthig ſchien, auch im Kleinen ein Stratege, und nöthigte den Marcheſe, ſogleich ſelbſt zu ſprechen. Denn wenn man ſelbſt ſpricht, ſo hört man am Schwerſten. Er fragte ihn nach dem älteſten Sohne des Kaiſers. Er bat um eine Schilderung deſſelben, da ja von der Begabung dieſes jungen Erzherzogs viel die

Rede ſei und von der Möglichkeit, ihn an die Spitze des kaiſerlichen Heeres zu ſtellen. „Das iſt ja wohl auch eigentlich Eure Meinung, Herr Marcheſe, wie ich gehört zu haben mich erinnere, wie erſcheint Euch denn alſo der Erzherzog in Bezug auf die Aufgabe?“

Die Frage um dieſes Thema war hochwichtig für den Marcheſe. Er und ſeine Partei hatten ſie vorbereitet für den Fall, daß der Oberbefehl Waldſteins nicht mehr zu vermeiden ſein ſollte. Sie mußten zugeben, es ſei kein großes Heer auf die Beine zu bringen ohne Waldſtein, und es ſei keine Führung im Großen, kein moraliſcher Eindruck nach außen und innen möglich ohne Waldſtein. Sie wollten alſo, wenn es denn ſein mußte, den Friedländer in Bewegung und Thätigkeit bringen, falls es nicht gelinge, ihn durch enge Feſthaltung zu lähmen und zu vernichten; aber ſie wollten, daß ſeiner Bewegung und Thätigkeit von vornherein eine formelle Grenze geſetzt werde. Der älteſte Sohn des Kaiſers als formeller Generaliſſimus ſollte dieſe Grenze bilden. Wenn aldann auch Waldſtein die handelnde Hauptperſon wäre, ſo behielt man doch durch die Form eines über ihm ſtehenden Kriegshauptes Mittel in der Hand; ihn ſchärfer zu überwachen, und vor allen Dingen eine Partei im Heere auszubilden, namentlich unter den Führern des Heeres auszubilden, welche bei vorkommender Gelegenheit einen Widerpart bilden könnte gegen Herrſchſucht und Eigenmächtigkeit des furchtbaren Friedländers.

Weder der Herzog noch der Marcheſe hatten vorhin bei ihrer Unterredung am Fenſter ein Wort vom Kaiſerſohne erwähnt. Der Marcheſe konnte ſelbſt glauben, es wiſſe der Herzog noch nichts von dieſem Projekte, welches erſt kürzlich in den vertrauteſten Kreiſen der Wiener Hofburg aufgetaucht war. Die plötzliche Frage Waldſteins belehrte Carretto, daß der Alles erfahrende Herzog auch von dieſem Plane bereits Wind habe.

Der Herzog hatte alſo ganz recht mit dieſer Frage: ſie nahm augenblicklich die ganze Aufmerkſamkeit des Marcheſe in Anſpruch, und lenkte ihn ab von dem ſächſiſchen Edelmanne.

Er verlor übrigens nichts für ſeinen Zweck, daß er Starſchädels lebhaften Aeußerungen nicht mehr folgen konnte. Sie betrafen lauter perſönliche Angelegenheiten, welche er den Frauen mitzutheilen hatte, ſo perſönlich, daß ſelbſt das Fräulein Magna von Sparr ſchicklich fand, ſich ein wenig zu entfernen von der Gruppe, welche Hans und Ludmilla und die Herzogin bildeten.

Sie ſah nach dem jungen Manne hinüber, welcher ganz vergeſſen worden war, nach Leo.

Dieſer war ſeinem natürlichen Takte gefolgt, und hatte ſich mit Maria, der kleinen Prinzeſſin, der einzigen Tochter Waldſteins, in Verbindung geſetzt. Das elfjährige Mädchen hatte ihn neugierig betrachtet, er hatte ihr vertraulich zugenickt, ſie war naiv näher getreten, und jetzt war eine Unterhaltung zwiſchen den Kindern Waldſteins in vollem Gange, welche der liebenswürdigen Geſchicklichkeit Leo's alle Ehre machte. Ohne eine Ahnung zu haben, wie nahe ihm das eckige, ſpitzſchultrige Mädchen ſtünde mit den großen blauen Augen der Mutter Iſabella, war er ſo freundlich und Zutraun erweckend ihr entgegen gegangen, daß die Kleine jetzt tapfer mit ihm verkehrte, Frage und Antwort austauſchend, als wäre es auf eine intime Bekanntſchaft abgeſehen zwiſchen ihnen Beiden. Leo konnte gar nichts Beſſeres thun, denn dies immer lebhafter werdende Geſpräch ließ ihm doch Zeit, die Vereinſamung des Fräuleins Magna zu bemerken, und ſich mit ſeiner kleinen Freundin ihr ein wenig zu nähern.

Es geſchah dies wohl zufällig. Denn eigentlich empfand der ſonſt dreiſte und muthige junge Mann eine wunderliche Befangenheit vor der Annäherung an Fräulein Magna. Aber die kleine Maria unterſtützte den Zufall. Die Frauengeſellſchaft war um einen großen, runden Tiſch verſammelt geweſen. Auf der freien Seite nach dem weiten Zimmer hinüber befanden ſich jetzt Iſabella, Ludmilla und Hans von Starſchädel. Auf der Seite nach der Wand zu entfernte ſich Magna von der vertraulichen Gruppe, oder vielmehr ſie verſuchte es, ſich zu entfernen. Der Raum da in der Ecke des Zimmers und in der Nähe der Wand war etwas enge, und durch Seſſel einigermaßen verſtellt. Magna mußte dieſe Seſſel ein wenig zur Seite ſchieben. Das ſah Leo, und fühlte ſich verpflichtet, ihr behilflich zu ſein. Deshalb-machte er eine unentſchloſſene, halbe Bewegung nach ihr hin, die aber von ſeiner ungewöhnlichen Befangenheit aufgehalten wurde. Die kleine Maria entſchied jedoch. Sie rief lachend: Ah, Magna iſt zu ſchwach für die großen Seſſel! Dadurch fühlte ſich Leo ermächtigt, raſch hinzu zu treten, und die Seſſel zu beſeitigen, damit Fräulein Magna durchſchreiten könne. Unwillkührlich machte er das ſehr gut. Den nächſten Seſſel nämlich zog er dahin, wo er mit Maria geſtanden. So ſah es aus, als ob er Magna einlüde, ſich bei ihnen niederzulaſſen. — Zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung that dies auch Fräulein Magna. Sie ſetzte ſich. Aus Verlegenheit that ſie's. Wo ſollte ſie hin? Maria bot ihr die erwünſchte Anknüpfung, welche eine Aufgabe unerwachſener Geſchöpfe zu ſein ſcheint. Sie dienen zu Deckmänteln und Uebergängen. Beſonders ihre Kleidung muß dazu herhalten. So fand Magna, daß der Spitzenkragen der kleinen Prinzeſſin über die Maßen verſchoben ſei, und durchaus geordnet werden müſſe, und dabei mußte in die kleine Prinzeſſin hinein geredet werden. Es wäre doch wunderbar geweſen, wenn Leo da nicht eine Veranlaſſung gefunden hätte, ein Wort einzuſchalten, und ſolchergeſtalt eine Unterredung anzuknüpfen. Er fand dieſe Veranlaſſung, und ein ſchüchterner Austauſch von einigen kurzen Reden zwiſchen ihm und Magna kam zu Stande. Kurz allerdings, denn ſie brachen immer ab, wie ſprödem Stoffe eigen iſt. Aber Maria ſorgte immer für neuen Stoff, ſie ſagte ſogar einmal plötzlich: Der Leo und ihre Magna ſähen aus wie ein Paar, das miteinander tanzen ſollte. Das war denn eine ſo grelle Aeußerung in dem leiſen Tone, welcher zwiſchen Leo und Magna hin und her ſchwebte, daß beide roth wurden, und beiden das Wort verſagte. Während dieſer ängſtlichen Pauſe ſprang Ludmilla drüben am Tiſche von ihrem Seſſel auf, und rief mit großer Lebhaftigkeit ganz laut: Aber da iſt ja kein Augenblick zu verlieren, und der Herzog muß es ſogleich erfahren. Arnimbs Anerbieten iſt ja hochwichtig!

Man hörte dieſe Worte deutlich auch da hinten, wo Waldſtein und der Marcheſe ſaßen.

Der Marcheſe ſtand auf.

— Warum ſteht Ihr auf, Herr Marcheſe? fragte Waldſtein ärgerlich.

— Ich will nicht im Wege ſtehn für die Mittheilung hochwichtigen Anerbietens, welches Eurer Hoheit jener Abgeſandte vom ſächſiſchen Feldhauptmann zu machen hat — erwiederte der Marcheſe.

— Oh, das hat keine Eile, wenn Dem auch ſo wäre. Lady Ludmilla macht gern große Worte, ſagte ruhigen Tones Waldſtein, indem er auch ſich erhob, und die unangenehme Ueberraſchung ſich zurecht legte. Der ſächſiſche Edelmann da, fuhr er langſam fort, iſt ein früherer Verehrer von ihr. Sie möchte ihm wohl gern eine Bedeutung verleihn, die er kaum haben dürfte. Sollte es gegen Erwarten etwas von Bedeutung ſein, ſo werd' ich es Euch morgen mittheilen laſſen, ehe Ihr nach Wien zurückkehrt. Der Kaiſer hat mich längſt aufgefordert, den ſächſiſchen Feldhauptmann Arnimb zu bearbeiten, damit ſein Kurfürſt wieder in's alte kaiſerliche Geleis zurück geführt werde. Aber das iſt eben ſehr ſchwer. Der Kurfürſt kann unmöglich über das Reſtitutionsedikt hinweg. Mit dieſem Edikt haben Eure geiſtlichen Rathgeber in der Burg dem Kaiſer ein vergiftetes Geſchenk gemacht. Ich habe lange nichts von Arnimb gehört. Die letzte Notiz von ihm, die mir aus zweiter Hand zugegangen, ſprach nur vom unveränderten Grolle des Kurfürſten, und der Edelmann da wird auch wieder nur von zweiter, oder gar dritter Hand eine Notiz haben, welche die entzündliche Lady Ludmilla alarmirt.

— Keineswegs! rief Lady Ludmilla, welche ſich genähert und die letzte Rede des Herzogs vernommen hatte. Sie wußte recht wohl, wie ſehr ſie den Herzog reizte und herausforderte dadurch, daß ſie vor dem kaiſerlichen Geſandten Dergleichen zur Sprache brachte, ja wie ſehr ſie ihn ſogar gefährdete, denn am letzten Ende war er doch jetzt, ohne ein Heer hinter ſich, einem Gewaltſtreiche der Kaiſerlichen ausgeſetzt. Aber ſie war eben eine ganz verwegene Parteigängerin geworden, welche die Macht eines ſchönen Weibes auch auf politiſche Dinge übertragen zu können glaubte. Lächeln, Nachſicht und Schonung, kurz Alles was einer reizenden Dame im geſelligen Umgange gewährt wird, meinte ſie auch bei den wichtigſten politiſchen Fragen in Anſpruch nehmen zu dürfen, und in dem vorliegenden Falle wollte ſie das Aergſte: ſie wollte den Friedländer kompromittiren vor dem kaiſerlichen Marcheſe. Der kompromittirte Friedländer, meinte ſie, werde ſich entſchließen müſſen, die Anerbietung anzunehmen, welche ſie vom Schweden und Sachſen neuerdings überbracht hatte, und welche Starſchädel, wie ſie vermuthete, ſo eben wiederum überbrachte. Deshalb wagte ſie, ſo dreiſt heranzukommen, ſo dreiſt dazwiſchen zu rufen: „Keineswegs!“

Ja, ſie war im Begriffe, mehr zu ſagen, Ausführliches, Unzweideutiges zu ſagen — da trat ihr Waldſtein mit einem langen Schritt entgegen, und der Krückſtock ſchien ihm auf einmal ganz entbehrlich zu ſein. Der ganze gichtbrüchige Körper war auf einmal gelenk und elaſtiſch, und das bisher verdrießlich erſcheinende Antlitz ſpannte ſich wie ein Feuergewehr, welches zum Losſchießen bereit geſtellt iſt. Die buſchigen, braunrothen Augenbrauen zogen ſich zuſammen, und ſtarrten wie Borſten in die Höhe; die grauen Augen ſtachen wie Lanzen in ſie hinein, der ganze lange Leib ſtarr aufgerichtet, ſtand vor ihr wie eine Maſchine von Erz, aus welcher jeden Augenblick ein furchtbar elektriſcher Schlag ausbrechen, und die dreiſte Frau zerſchmettern könne —

Sie wich zurück, das Wort erſtarb ihr auf der Lippe; ſie war wirklich erſchrocken. Bei all ihrer Zuverſichtlichkeit im Verkehr mit Männern rieſelte es ihr durch alle Nerven: hier ſteht ein Mann vor Dir, über welchen Du nicht die geringſte Macht haſt, und der Dich wie eine Sache, wie ein gleichgültiges Ding behandeln und zu Boden werfen könnte. Wie? und wodurch? das bedachte ſie nicht, das wußte ſie nicht; es war gleichſam ein elementariſcher Eindruck, der über ſie ſtürzte, und unter welchem ſie lautlos wurde, lautlos und verzagt —

Es war der Eindruck eines Mannes, der von Macht angefüllt war, von dem die Macht ausſtrahlte wie die Elektricität aus einer Gewitterwolke. Reiches Gedankenleben, verwegene Thatkraft, unzweifelhaftes Vertrauen in die eigene Kraft, geübt und geſtählt im ſteten Befehlen, völlige Furchtloſigkeit — aus dieſen Beſtandtheilen Waldſteins ging der Eindruck hervor.

Er nahm ihn kaum eine halbe Minute in Anſpruch. Dann ſchien es, als ob er ſich beſänne, daß der Aufwand zu groß ſei für ein Frauenzimmer. Die Augenbrauen ſanken zuſammen, das geſpannte Antlitz und die geſpannten Glieder glätteten ſich, der Stab fand wieder den Boden, und die Augen wendeten ſich gleichgültig halb rückwärts auf den Marcheſe. „Wie geſagt, Herr Marcheſe, morgen früh erhaltet Ihr jedenfalls eine ſchriftliche Auskunft von mir. Auch über dieſe Nebenſache, wenn ſie überhaupt der Rede werth. Die Hauptſache iſt längſt entſchieden. Ich bin invalid, und nicht zu Kriegsgeſchäften geeignet. Jetzt gewiß nicht, vielleicht niemals wieder. Das ſagt unter allen Umſtänden dem Kaiſer, meine Auskunft morgen mag lauten wie ſie will. Glückliche Reiſe! — Iſabella, der Marcheſe wünſcht Dir Ade zu ſagen.“

Iſabella war ſchon auf dem Wege; ſie hatte Ludmilla verhindern wollen.

Dem Marcheſe blieb nach dieſer brüsken Verabſchiedung nichts übrig, als ſich zu verbeugen, und zu gehen.

Er that dies mit der beſten Manier; mit der Manier eines gefaßten, höflichen Mannes. Man konnte ihm kaum abmerken, daß er all das gehört und geſehen habe, was man ihn nicht hören und ſehen laſſen wollte. Auf ſeinem blaßgelben Antlitze ſpielte ein Lächeln, ſeine Haltung war von geſchmeidiger Artigkeit. Er empfahl ſich der Frau Herzogin warm und herzlich, er begrüßte Lady Ludmilla mit einigen Dankesworten, die einen ironiſchen Sinn haben mochten, ohne ihn haben zu müſſen, und er vergaß auch ſein perſönliches Intereſſe nicht in dieſem Gewirr politiſcher Fäden, nein, er ſchritt leichten Schritts hinüber zu Fräulein Magna, und ſagte ihr unter verbindlichen Worten Lebewohl. All dies leicht, raſch und kurz, ſo daß der Reſpekt vor dem Herzoge, welcher ihn verabſchiedet und ſein ſofortiges Abgehen zu gewärtigen hatte, nicht im Mindeſten verletzt zu ſein ſchien, im Gegentheil, er widmete dem Herzoge ſeine letzte Verbeugung ganz in der Faſſung eines Hofmanns.

Die Zurückbleibenden hatten aber doch alle die Ueberzeugung: der höfliche Mann da nimmt eine Nachricht mit in die Wiener Hofburg, welche dem Herzoge von Friedland verderblich iſt.

Dies drückte zunächſt die Herzogin Iſabella aus in Miene und Handbewegung gegen Ludmilla, deren Einmiſchung ihr ſehr tadelnswerth erſchien. Ludmilla machte mit Mund und Auge eine Grimaſſe des Uebermuthes, welche ihr gut zu Geſichte ſtand.

Der Herzog ſelbſt ſtörte ſie in dieſem Uebermuthe. Mit einem kaum merklichen Kopfnicken hatte er die höfliche Abſchiedsverbeugung des Marcheſe erwidert und als die Thür hinter ihm geſchloſſen war, blickte er auf ſeine Frau und auf Ludmilla, jedes zu ſprechende Wort abſchneidend durch ſeinen Blick. Denn Niemand wagte es, eine Aeußerung zu thun, ſobald man ſah, daß von ihm etwas zu erwarten ſtand.

— Mylady — ſagte er mit halber Stimme — ich habe Euch Ausſicht eröffnet, daß der Schädel Eures Vaters vom Brückenthurme weggeſchafft werde. Meint Ihr, dieſer Ausſicht näher zu rücken, wenn Ihr Euch — hetzend in meinen Verkehr miſcht mit dem Kaiſer? — Dann wird der Schädel auf dem Brückenthurme bleiben — und unſer Verkehr in meinem Hauſe mit Euch wird uns verſagt werden müſſen. — Nicht meinetwegen. Es iſt mir ziemlich gleichgültig, was der Marcheſe über mich berichtet in der Wiener Burg. Der Sache wegen. Ihr helft ſie ſchwächen oder verſchieben. Wenn Frauen ihren Kreis überſchreiten, ſo entſteht immer Ungehöriges. Und Niemand ſchaden ſie mehr als ſich ſelbſt. Das werdet Ihr vielleicht ſchon heute Nacht erfahren an Eurem Freunde da. Als der Marcheſe mit dem einen Ohr auf mich, mit dem andern auf Euch hörte, da markirte er den Namen „Starſchädel", welchen Ihr ausrieſt. Er kennt offenbar die Vorgeſchichte des ſächſiſchen Herrn, welcher damals in Wien zum Tode verurtheilt worden iſt. In dieſem Augenblicke geht er wohl ſchon zu Marradas, dem Kommandirenden, und meldet ihm die Anweſenheit eines Mannes in Prag, über deſſen Haupte das Richtbeil hängt, und wenn der ſächſiſche Herr mein Haus verläßt, erwarten ihn — auf Eure Veranlaſſung — wahrſcheinlich die Reiter, welche ihn nach Wien transportiren ſollen.

Ein Schrei der beiden Frauen unterbrach ihn.

— Auf Eure Veranlaſſung, Mylady! — fuhr er mit ſtärkerer Stimme fort — ſo gerathen die Heldenthaten politiſcher Frauen, wenn ſie ſich in Geſchäfte drängen. — Herr Hans von Starſchädel, ich bin bereit, Euch zu hören!

Damit ging er des Wegs, welchen er gekommen war. Hans von Starſchädel folgte ihm durch die Thüren, welche eiligſt von der Dienerſchaft aufgeriſſen wurden.

Ludmilla und Iſabella blieben in großer Verſtörung zurück. Die Gefahr Starſchädels ſetzte ſie in Schrecken.

Iſabella meinte, es müſſe thatkräftig vorgeſorgt werden, und Magna's Vater ſei dazu der geeignete Mann. Dieſer — Ernſt Georg von Sparr, ein erfahrener Kriegsoberſt — ſtand mit ſeinem Regimente ſeit einigen Tagen in der Näh von Prag. An ihn wollte ſich Iſabella ſogleich wenden. — Komm mit mir, Magna! — rief ſie — ich ſchreibe zwei Worte an Deinen Vater, und Du ſelbſt bringſt ſie ihm!

Alle drei Frauen eilten durch eine Seitenthür hinweg. Die kleine Marie, welche man unbeachtet gelaſſen, lief ihnen rufend nach.

Leo blieb allein. Man hatte ihn vergeſſen.

Was half ihm nun all ſein gutes Glück bei der Einführung! Jetzt ſtand er verlaſſen da.

Die Rückkehr der Frauen abzuwarten ſchien unſchicklich; er mußte ſich zum Fortgehen entſchließen.

Er ging. Sollte er nicht Roſtok, den wohlwollenden, noch einmal aufſuchen? Ja! Er fragte die Diener im Vorzimmer nach dem Wege hinüber. Sie gaben ihm Auskunft, aber mit dem Bemerken: Roſtok ſei ausgegangen, man habe ihn über den Hof gehen ſehn, wahrſcheinlich weil die Durchlaucht eine Stunde lang von Niemand was hören wolle. Im Vorübergehn habe Durchlaucht das geſagt, und das bedeute eine Stunde Urlaub für Roſtok, der ſonſt nicht aus dem Vorzimmer weichen könne. „Durchlaucht" war der gemein übliche Titel des Herzogs, obwohl ſeine Kenner und Schmeichler „Hoheit“ zu ſagen pflegten, weil der Herzog dieſen höheren Ausdruck vom Kaiſer in Anſpruch genommen.

So blieb dem armen Leo nichts übrig, als das ſo glücklich eroberte Palais aufzugeben und nach Hauſe zu gehn. Nach Hauſe? Das heißt: in den Pferdeſtall des Jeſuitenkollegiums. Denn er hatte ſich dort nicht weiter gemeldet, und jetzt war's ſpät am Abend.

Ein wenig niedergeſchlagen ſtieg er die Marmortreppe hinab, und ſchritt über den Hof hinaus nach dem Kleinſtädter Ringe zu. Niemand rief ihn jetzt an, Niemand hielt ihn auf.

Als er an's Jeſuitenkollegium kam, fand er den Eingang nicht mehr, in welchen er beim Tagesſcheine geritten. Es war finſter, und Straßenbeleuchtung war damals noch unbekannt. Er tappte um das große Gebäude her, und wollte nur irgend eine Thür finden. Da ſah er eine Laterne aus dem Gebäude kommen; er lief haſtig über den halb gefrorenen Koth darauf zu. Als er ihr nahe war, traten zwei Männer aus der Thür. Er rannte faſt mit ihnen zuſammen. Der Laternenträger, ein alter Kriegsmann ſchrie „Zurück!“ und ſtreckte die Laterne zwiſchen ihn und die heraustretenden zwei Männer. Dadurch wurden ihre Geſichter beleuchtet, ſo wie das Geſicht Leos — man erkannte ſich!

Einer der heraus tretenden Männer war der Marcheſe Carretto di Grana.

— Sucht Ihr mich, junger Mann? fragte dieſer raſch.

Er dachte wohl, Waldſtein ſende den jungen Menſchen, welchen er vor kaum einer Stunde noch neben dem Fräulein Magna geſehn.

— Nein, Herr Marcheſe. Ich ſuchte meine Nachtherberge.

— Hier im Collegium? fragte der andere Mann neben dem Marcheſe, ein vornehm ausſehender Jeſuit, welcher den ſchwarzen Hut und Mantel ſo gewiß ritterlich trug.

— Ja; das heißt im Stallgebäude, deſſen Zugang ich nicht finden kann. — Und nun erzählte er geſchwind und unbefangen, wie er heute Nachmittag auf einem Collegiumgaule angekommen, und ſofort mit ſeinem Empfehlungsbriefe in's Friedländſche Palais geeilt ſei.

— Ihr habt alſo den Herzog heute zum erſten Male geſehn? fragte der Marcheſe.

— Zum erſten Male.

— Und er will Euch in ſeinen Privatdienſt nehmen?

— Ich hoffe, ja. Es ließ ſich Alles gut an.

— Nun, da ſollt Ihr Euer Nachtlager nicht bei den Stallknechten ſuchen, junger Abenteurer. Wenn Euch daran nicht beſonders gelegen iſt, ſo könnt Ihr mit mir in meine Wohnung kommen. Dort findet Ihr ein beſſres Lager, und auch ein Nachteſſen.

— Der Herr Marcheſe ſind ſehr gnädig. Ich nehm' es dankbar an.

Dieſer Leo nahm eben Alles an. Es kam ihm kein Gedanke, daß dies ſchnelle Anerbieten noch einen weiteren Zweck haben könnte.

Den hatte es aber.

Der Jeſuit neben dem Marcheſe war der einſt ſogenannte Pater Norbert — Jaromir von Zierotin — jetzt immer noch kein eigentlicher Pater, aber immer noch Jeſuit.

III.

Der Herzog von Friedland ging mit Hans von Starſchädel ſchweigend durch die Säle in ſein Zimmer. Auf ſeinen Wink ſchloſſen ſich alle Thüren hinter ihm.

Es war daſſelbe Zimmer, in welches Leo vor einigen Stunden gerufen worden war, ein weiter Raum; an allen Wänden lange Tiſche mit wohlgeordneten Papieren bedeckt; ein großer offener Schreibtiſch in der Mitte; große Seſſel in reichlicher Anzahl; der Fußboden mit dicken Teppichen bedeckt. Waldſtein war ein ſehr genauer Verwaltungsmann. Seine ungeheueren Güter beaufſichtigte er mit ſtrenger Sorgfalt; jede Abtheilung derſelben hatte ihren Aktenauszug auf einem der Tiſche, und dieſe Auszüge folgten ihm überallhin, auch in das fernſte Feldlager. Seine ſogenannte „Kanzlei“ war weltberühmt. Sie allein bildete einen langen Wagenzug, den man ſchon von Weitem erkannte an den rothen Lederdecken, welche die Wagen zur Sicherſtellung gegen jedes Wetter dicht überſpannten.

Er ſelbſt widmete dieſem Verwaltungsgeſchäfte täglich eine große Anzahl von Stunden. Auf ſorgfältigen Haushalt, auf genauen Erwerb, auf ſparſamſten Zuſammenhalt ſeines Erwerbs war ſeine Macht gebaut. Ordnung im

Beſitz war ihm die Quelle eines mächtigen Herrn. Alle Welt in Europa war verſchuldet, und krankte am Mangel des Geldes. Er allein war in Ordnung, war reich, und wurde durch regelmäßige Verwaltung täglich reicher.

Täglich ſchrieb er oder dictirte er — Letzteres immer vorherrſchender, je mehr ihn die Gicht auch in den Händen plagte — eine Maſſe von Verſchriften und Zuſchriften an jenem Schreibtiſche, neben welchem er ſich jetzt niederließ, indem er mit einer Handbewegung auf einen kleinen Stuhl deutete, der in der Nähe ſeines mit Juchtenleder überzogenen Lehnſeſſels ſtand.

Hans von Starſchädel ſetzte ſich ſchweigend, und erwartete die Anrede des Herzogs. Das große Zimmer war durch Wandleuchter tageshell beleuchtet. Die beiden Männer ſaßen nahe bei einander, und Waldſtein betrachtete den ſächſiſchen Edelmann ſo genau, als ob er ihn zeichnen wollte. Starſchädel blickte ruhig, faſt ſtreng auf den Herzog.

Endlich begann der Herzog mit trockener Stimme:

— Drei Tage dauern bei Euch, Herr von Starſchädel, ſehr lang. Mehr als dreimal drei Jahre. Im Gaſthofe auf der Wiener „Freiung“ verſpracht Ihr mir damals, binnen drei Tagen wieder bei mir zu ſein, und heute — kommt Ihr.

— Der Vorwurf von Eurer Durchlaucht iſt gerecht; ich habe mir ihn ſelbſt damals bitterlich gemacht. Ich war außer Stande. Feindſchaften und Gefahren machten mich unfrei. Dennoch iſt Durchlaucht berechtigt, mir zu mißtrauen, wenigſtens in mein Wort kein unbedingtes Vertrauen zu ſetzen. Das iſt mir ſehr leid, denn was ich Durchlaucht heute mitzutheilen habe iſt ſehr wichtig. und für mich vom höchſten Werthe. Es betrifft das Schickſal meines Vaterlandes, und kann entſcheidend werden für die Zukunft deſſelben.

— Ihr kommt vom ſächſiſchen Feldhauptmanne Arnimb?

— Ich komme von ihm. Und ich komme ohne eigentliches Beglaubigungsſchreiben. Ich habe es ſelbſt abgelehnt, weil meine Perſon in kaiſerlichen Landen verdächtig und unſicher iſt, Ihr alſo ſelbſt, Durchlaucht, verdächtigt werden konntet, wenn man mich aufgriff.

— Das nicht. Der Kaiſer hat mich ſelbſt beauftragt, mit Arnimb zu unterhandeln.

— Um ſo ſchlimmer für mich. Wenn ich das gewußt, ſo hätte ich mich ſicher ſtellen können gegen die Kaiſerlichen, falls ſie mich ergreifen, und ſicher ſtellen für Euch, deſſen Vertrauen ich mir gewonnen hätte durch ein Beglaubigungsſchreiben.

— Dies Vertrauen habt Ihr ohne Kreditiv. Ich halte Euch — trotz jener drei Tage — für einen ehrlichen Mann, und für einen guten deutſchen Patrioten. Ich kenne Euch durch die Schilderung meiner Frau, und die — Lady Ludmilla hat dafür geſorgt, daß wir über Euer Leben und Handeln in den letztvergangenen zehn Jahren genau unterrichtet geblieben ſind. Ihr habt ununterbrochen gegen uns, gegen die kaiſerliche Armada geſochten.

— Ja, ſeit der Dänenkönig an die Spitze der Proteſtanten getreten iſt.

— Und nachdem der beſiegt war, ſeit der Schwedenkönig ſeine Stelle eingenommen hat.

— Das nicht. Seit der Kurfürſt von Sachſen in's Feld gerückt iſt gegen den Kaiſer.

— Macht Ihr darin einen Unterſchied?

— Allerdings.

— Zur Sache! Was ſendet Arnimb für Botſchaft? Ich erwarte vergeblich ſeine Salveguardia-Scheine für meine Güter. Er beeilt ſich nicht mit den erſten und nöthigſten Freundſchaftsdienſten.

— Die Salveguardia-Scheine ſind ſchon an Ort und Stelle.

— Was heißt das?

— Euer Unterhändler Raſchin iſt mit mir aus Dresden gereiſt —

— Ihr kennt ihn?!

— Ich kenne ihn. Habe ſeiner letzten Unterredung mit Arnimb beigewohnt. Raſchin wird Euch wiederholen, was ich Euch zu ſagen habe. Hier ein Zettel von ihm, der Euch anzeigt, daß er über Bautzen und Löbau recta nach Schloß Friedland abgegangen iſt, um die Salveguardia-Scheine ohne Umweg an Eure Amtleute zu bringen. Es war nöthig, denn unſre Truppen ſind bereits eingerückt, und Schloß Friedland liegt ja ganz nahe an der Grenze, Eure dortige Herrſchaft wäre jetzt ſchon von unſern Requiſitionen heimgeſucht, wenn die Scheine über Prag hätten wandern müſſen.

— Das iſt gut, ganz gut. Ich bedanke mich bei

Arnimb. Nur iſt mir's nicht lieb, daß der Raſchin ſo bekannt wird.

— Ich war allein bei Arnimb, als die Unterredung mit ihm ſtattfand.

— Nun denn! Ihr ſeid ja alſo, wie ſich heraus ſtellt, mehr als beglaubigt. Gehen wir zu den Hauptfragen. Was ſagt Arnimb?

— Er fragt: was Eure Durchlaucht ſage?

— Das weiß er ja!

— Er weiß es nicht. Eure Sprache iſt ſtets bedingt geweſen, bedingt von Umſtänden, die eintreten würden, die eintreten könnten.

— Natürlich. Politik heißt Handlung unter wechſelvollen Umſtänden.

— Wenn der Wechſel ewig vorausgeſetzt wird, dann iſt kein Vertrag, kein Bündniß möglich.

Waldſtein ſchwieg eine Weile, dann öffnete er ein Schubfach ſeines Schreibtiſches, und nahm ein Papier aus demſelben.

— Dies iſt die letzte Erklärung Arnimbs. Kennt Ihr ſie?

— Ich kenne ſie. Sie beſagt, daß Kurſachſen dem Kaiſer zur Seite treten wolle, wenn der Kaiſer das Reſtitutionsedikt zurück nehmen, und volle Gleichberechtigung der Konfeſſionen in allen Fragen des Reichs einführen wolle.

— Nun, da zeigt Ihr ja nochmals Euer Kreditiv! Ihr ſeid vollſtändig eingeweiht. Iſt dieſe Forderung auch die Eurige?

— Nein. Sie genügt mir nicht.

— Das wußt' ich. Sie gefällt auch dem Kaiſer nicht. Seine Pfaffen laſſen ihn nicht los vom Reſtitutionsedikte.

— Glücklicher Weiſe.

— Glücklicherweiſe? — Und damit laſſen ſie ihn nicht los vom Kriege! Machen einen Frieden nicht möglich!

— Einen Frieden, den wir nicht wünſchen können, weil er kaum ein Waffenſtillſtand würde, einen Frieden, den Ihr nicht wünſcht.

— Warum nicht?

— Weil er Eure Lebensaufgabe auf halber Höhe beendigte, weil er Euch als einen, wenn auch reichen, doch wenig bedeutenden kleinen Fürſten zurückließe inmitten geflickter Verhältniſſe, vielleicht nicht einmal als Reichsfürſten zurückließe, denn Euer Beſitz Mecklenburgs würde ſchwerlich zu retten ſein. Ihr müßtet in die Reihe der Unterthanen hinab ſteigen, und der Launen eines unmittelbaren Herrn gewärtig bleiben. Wie könntet Ihr das, nachdem Ihr ſo lange unmittelbar geherrſcht habt an der Spitze eines Euch allein gehörigen Heeres?! Ihr könnt es nicht. Und weil wir das wiſſen, weil wir Euern Herrſcherſinn kennen, weil wir außer Zweifel ſind, daß ein fauler Friede Euer Untergang wäre, deshalb vertrauen wir Euch bis zu einem gewiſſen Grade, deshalb unterhandeln wir mit Euch, wie ſchwer dies auch ſei, wie undankbar dies auch ſcheine bei Eurer —

— Sprecht das Wort aus! Ich vertrage Alles unter vier Augen.

— Unentſchloſſenheit wollte ich ſagen. Uebertriebene Vorſicht iſt vielleicht richtiger.

— Beide Ausdrücke ſind mäßig. Ich erwartete einen ſchlimmeren. Falſchheit pflegen mir die Eurigen vorzuwerfen.

— Wenn Ihr falſch ſeid, ſo iſt es Euer eignes Unglück. Ihr habt auf der Seite des Kaiſers nichts mehr zu hoffen, auf der Seite des Reichs Alles. Was kann Euch der Kaiſer geben? Im glücklichſten Falle, das heißt wenn Pfaffen und Ausländer es zuließen, mittelmäßige Dinge. Wenn Ihr mächtig werdet, ſo ſeid Ihr ihm im Wege; uns nicht. Betrügt Ihr alſo uns; ſo betrügt Ihr Euch. Und da ich Euch für klug und verſtändig, für einen wirklichen Politiker halte, ſo theile ich die Meinung über Eure Falſchheit nicht. Wohl aber glaube ich, daß Ihr durch zu langes Zögern, durch zu große Vorſicht Euch und uns um alle Früchte bringen könnt, welche die augenblickliche Lage bietet. Der Augenblick wechſelt. Faßt alſo, Durchlaucht, den Entſchluß bei Zeiten, faßt ihn jetzt! Denn endigen müßt Ihr doch mit dieſem Entſchluſſe, und dann kommt er vielleicht zu ſpät.

— Und dieſer Entſchluß heißt —?

— Spielt nicht mit mir, Durchlaucht! Ich bin ein ſtockernſthafter Menſch. Das weiß Arnimb, und darum ſchickt er mich. Ich weiß genau, welche Frage zwiſchen Euch und Arnimb um Ja oder Nein tänzelt. Sagt Ihr nicht Ja, ſo habt Ihr Nein geſagt für mich und für uns. Dies erkläre ich Euch im voraus.

— He, he, he! Ihr ſeid eben viel jünger als ich, und liebt raſche Gangart. Zwiſchen Ja und Nein liegen Quartiere, in denen ſich die Truppen ſammeln. Man führt ſie nicht in einem Athem auf's Schlachtfeld.

— Das thut man doch, wenn das Schlachtfeld vor der Thür liegt. Und es liegt vor der Thür für Euch, Durchlaucht, und für uns. Wir rücken ſoeben in die kaiſerlichen Lande. Ihr habt Euch bereit erklärt, auf unſre Seite zu treten. Wollt Ihr das, wollt Ihr es nicht?

— Ihr ſprecht ganz wie ein Römer. Wohl denn, hier meine Antwort! Die Hauptfrage zwiſchen mir und Arnimb liegt nicht ſo wie Ihr ſie ſtellt. Sie liegt einen Schritt weiter, und lautet: Soll und will ich als Herzog von Friedland zu Euch treten, oder als kaiſerlicher Feldhauptmann? Nur wenn ich als Herzog von Friedland zu Euch träte, könnte der Entſchluß ſogleich gefaßt werden. Will und ſoll ich als kaiſerlicher Feldhauptmann mit Euch gehn, ſo muß ich erſt kaiſerlicher Feldhauptmann ſein. Noch bin ich's nicht. Und vor einigen Stunden erſt hab' ich wieder abgelehnt.

— Alſo entſcheidet die Hauptfrage: Wollt Ihr als Herzog von Mecklenburg und Friedland Euch für uns erklären?

— Wünſcht Ihr das?

— Ich wünſche es.

— Wünſcht es Arnimb? — Ihr zögert mit der Antwort. — Kann er's wünſchen! Wie viel bedeute ich als Herzog ohne Heer?

— Sehr viel. Zunächſt erſcheint Ihr als ehrlicher

Mann. Ihr habt kein Amt übernommen, das Ihr veruntreuen müßtet. Das iſt auf unſrer Seite, die wir moraliſche Güter am höchſten achten, von überwältigendem Einfluſſe. Alles Zutraun käme Euch entgegen. Und wie viel bedeutet das, wenn es einem Manne zuſtrömt, der den Ruf genießt, des deutſchen Reichs geübteſter und erfahrenſter Heerführer zu ſein.

— Ein Heerführer ohne Heer? —

— Innerhalb eines Monats ſtünde das Heer hinter Euch. Die meiſten Regimenter, welche der Kaiſer jetzt noch beſitzt, ſtammen aus der Zeit Eurer Werbung, Eurer Führung. Die Oberſten ſind von Euch ernannt worden, ſind Euch verpflichtet und ergeben. Sie ſtrömen zu Eurer Fahne, wenn Ihr dieſe Fahne aufrichtet. Und die Gelegenheit iſt durch unſern Einmarſch günſtiger als ſie je wieder werden kann. Böhmen am rechten Elbufer iſt binnen einer Woche in unſrer Gewalt. Dort, bei Melnik etwa, pflanzt Ihr die Friedländiſche Fahne auf, gedeckt in weitem Umkreiſe durch unſre Truppen. Dort ſammelt ſich Euer Heer. Binnen einem Monate iſt es bei Euren Geldmitteln eine Macht, vor welcher die wenigen Regimenter der wäliſchen Oberſten, welche dem Wiener Hofe anhangen, wie Spreu vor dem Winde ſind. Ihr ſetzt Euch in Marſch, Prag öffnet ſeinem Landeskinde die Thore wie ſeinem Landesfürſten, denn alle vor zehn Jahren niedergeworfenen Proteſtanten, die Mehrzahl im Lande trotz aller Exekutionen und gewaltſamen Bekehrung, kommen Euch entgegen, beſonders wenn Ihr die Unabhängigkeit des Königreichs Böhmen proklamirt. Euer

Heer wächſt wie der Strom beim Wellenbruche; Ihr breitet Euch aus, Ihr marſchirt gen Süden; Mähren und Schleſien treten Euch bei, Oeſterreich ob der Enns, ein ganz proteſtantiſches Land, erhebt ſich für Eure rechte Flanke; Ihr ſeid noch im Winter an der Donau und erobert endlich Wien; die Entſcheidung über das deutſche Reich liegt in Euren Händen, was wollt Ihr mehr?! Und da iſt kein Punkt übertrieben! Ich gelte für einen nüchternen Menſchen, und kenne dieſe Länder vom böhmiſchen Kriege her. Entſchließt Euch! Der Augenblick kehrt vielleicht nie wieder.

Waldſtein erhob ſich raſch, und ſchien in's Zimmer hinein ſchreiten zu wollen. Der gichtiſche Schmerz, welcher ſich in einem heftigen Zucken des Antlitzes verrieth, hinderte ihn. — Da ſeht Ihr — ſprach er knirſchenden Tones — daß ich nicht mehr angethan bin, raſch zu verfahren. — Nach dem Körper geſtaltet ſich auch der Geiſt. Man wagt nicht mehr ohne kräftige Beweglichkeit. Man ſtellt ſich ſicher; man baut Uhren, die ihr Geſchäft verrichten ohne unſer Zuthun, wenn ſie einmal aufgezogen ſind. Solch eine Uhr muß ich haben, wenn ich wirken ſoll. Die baut ſich nicht aus dem Stegreif. Auch nicht bei Melnik, welches ſonſt ein ganz richtiger Punkt wäre. Und ſo vollſtändig, wie Ihr meint, verliefe das überhaupt nicht. Die vereinzelt liegenden Regimenter laſſen ſich nicht ſo bewegen, wie Ihr Euch vorſtellt, ſelbſt nicht, wenn der Oberſt es will, ſelbſt nicht, wenn ein großer Theil der Soldaten es will. Das hängt Alles zuſammen, auch unter einem ſchwachen Oberkommando, und Hauptgewichte fehlen, wenn ſich das Einzelne vom Ganzen löſen will. Zum Beiſpiel das Kriegsmaterial. Für die meiſten abgelegenen Regimenter bliebe nichts übrig als Auflöſung, ſo daß ſich die Leute einzeln oder truppweiſe zu mir durchſchlichen. Das iſt ſehr mißlich; die Hälfte geht dabei verloren. Und für alle die kleinen Hinderniſſe ſind die wälſchen Officiere gewandt und erfinderiſch, kurz, es würde ſich nur ein ſchwächlicher Körper um mich bilden bei Melnik; ich würde eine geringe Figur ſpielen neben Eurem geordneten Heere, und — das iſt gegen meine Natur. Mein erſtes Auftreten in ſo großer Wandlung würde dem Bilde nicht entſprechen, welches man von mir hat; ich würde mich entwerthen. Das wäre aber auch für Euch ein Verluſt. Es geht nicht. Euer Plan iſt gut gedacht, er iſt lockend; aber er iſt ungeeignet für mich; ich kann ihn nicht ausführen.

Jetzt erhob ſich Starſchädel von ſeinem Sitze, und der Ausdruck ſeines Geſichtes war mißfällig für den Herzog. Dieſer meinte faſt ein leichtes Achſelzucken an dem ſächſiſchen Edelmanne zu gewahren.

— Ueberhebt Euch nicht, Herr, in jugendlicher Geſundheit und kriegeriſcher Kurzſichtigkeit — rief der Friedländer faſt mit der ganzen Herbigkeit und gebieteriſchen Abſchmeckenheit ſeines Weſens, das er bisher dem Starſchädel gegenüber verleugnet hatte — überhebt Euch ja nicht! Ich bin nicht der Mann dafür. Wenn auch gichtbrüchig, in den Kreiſen Eurer Gegner bin ich noch auf dem Sterbelager Mannes genug, Euch alle zu zerſchmettern, Euren ſchwediſchen König mit einbegriffen. Dieſer König iſt über-

Kgl. Univ Bibl.
Berlin

haupt ein Hinderniß. Wie können wir nebeneinander beſtehen!

— Das muß Eure Durchlaucht doch längſt überlegt haben, denn Euer Raſchin hat ja ſchon längſt mit ihm unterhandelt.

— Was?!

— Zu Brandenburg an der Havel erſichtlich für uns Alle. Graf Thurn, welcher den Raſchin eingeführt, macht deſſen gar kein Hehl.

— Thurn iſt ein Allerweltsmann, wenn's gegen die Kaiſerlichen was zu ſchmieden gilt! Und wenn ich den Schwedenkönig ausforſchen laſſe, ſo kann das zu allem Uebrigen eher führen als zu einer Verbindung mit ihm. Ich denke nicht ſo nachſichtig über das Hereinziehen fremder Potentaten in einheimiſche Händel wie Eure proteſtantiſche Partei, und ich finde Euch perſönlich, Herr von Starſchädel, nicht eben folgerichtig und charaktervoll in Eurer Allianz mit einem ehrgeizigen Ausländer, welchem deutſche Länder überantwortet werden. Ihr perſönlich habt ja, wie mir erzählt worden, immer einen großen Nachdruck gelegt auf Eure deutſche Ausſchließlichkeit. Sie ſcheint in die Brüche gegangen zu ſein, damit nur dem unbeliebten Oberhaupte des deutſchen Reiches weh gethan werden könne.

— Nun, was die Hereinziehung fremder Kräfte in unſere einheimiſchen Händel betrifft — erwiederte gereizten Tones Starſchädel — ſo haben ſich die Parteien nicht viel vorzuwerfen. Ihr habt vorhin ſelbſt der wälſchen Officiere gedacht im kaiſerlichen Heere, und was die ſpaniſche Partei unter Euch bedeutet iſt weltbekannt.

— Das iſt im Verhältniſſe zu Euch etwas ganz Anderes. Unſere Dynaſtie und die ſpaniſche ſind eng verwandt und hängen auch politiſch im Machtbeſitze eng zuſammen. Ein Blick auf die Niederlande und Italien zeigt das deutlich.

— Und macht es erklärlich, daß wir kein halbſpaniſches Oberhaupt wollen für's deutſche Reich. Wir nicht, und — Ihr nicht, Herr Herzog. Was übrigens mich perſönlich angeht, ſo hat Euer Durchlaucht ganz Recht, meine Anhänglichkeit für den Schwedenkönig zu bemängeln. Sie iſt aber nicht vorhanden, dieſe Anhänglichkeit. Ich bin gegen den Schwedenkönig, inſofern er eine maßgebende Rolle ſpielt in den Angelegenheiten meines Vaterlandes, und das iſt einer der Gründe, welche mich vermocht haben, die Sendung an Euch zu übernehmen.

— So?! — Das iſt mir recht. Nur auf dieſem Boden können wir miteinander zur Einigung kommen. Ich unterhandle mit Euch, mit den deutſchen Proteſtanten, nicht mit dem Schwedenkönig. Und da fragt ſich's: was bietet Ihr mir für Sicherſtellung? Der Schwedenkönig iſt jetzt die gebietende Macht drüben jenſeits des Erzgebirges; er beherrſcht Euch — was vermögt Ihr ohne ihn, was vermögt Ihr gegen ihn?

— Durchlaucht! Damit wird von der Hauptfrage abgelenkt!

— Keineswegs.

— Wir ſind eine hinlängliche Macht, den Schwedenkönig in Schranken zu weiſen, wenn Ihr an die Spitze eines Heeres tretet und Euch mit uns verbündet. Die Hauptfrage bleibt alſo: wollt Ihr das oder wollt Ihr's nicht?

— Wenn ich's nicht wollte, wie kämt Ihr hierher in mein Zimmer! Wozu unterhandelte ich mit Arnimb! Ihr ſeid zu kurz angebunden, junger Herr. Ich will was Ihr wollt; aber ich will es gründlich, will es auf ſicherem Wege. Dieſe Gründlichkeit, dieſen ſichern Weg würde ich Euch bis in alle Einzelnheiten ſchildern, ſäßet Ihr als Herr Hans von Starſchädel neben mir. Als ſolcher ſeid Ihr, ich weiß es, ein zuverläſſiger, gediegener Menſch, der ein Geheimniß feſt bewahren kann. Aber Ihr ſitzt neben mir als ein Unterhändler. Dieſem kann ich nur Umriſſe andeuten, welche den Seinigen mitgetheilt werden können; mehr nicht. Dies iſt der Grund, daß ich Euch nicht all' das ſagen darf, was ich Euch ſagen möchte und was Euch befriedigen würde.

— Betrachtet mich getroſt als Privatmann, wenn Ihr dieſem größeres Vertrauen ſchenken zu dürfen glaubt; ich werde für mich zu bewahren wiſſen, was nur für mich beſtimmt iſt. Aber laßt mich ganz aufrichtig reden! Ich begehre keine Vertraulichkeit, welcher ich nicht mit Vertrauen entgegenkomme. Dies Vertrauen heg' ich nicht, ſeit ich Euer ausweichendes Benehmen im Verlaufe dieſer halben Stunde kennen gelernt. Ihr ſeid nicht der Mann offener Mittheilung, ſobald dieſe große Angelegenheiten betrifft. Wenn Ihr mir alſo eine ſolche ankündigt und in ſo ſchmeichelhafter

Weiſe machen wollt, ſo habt Ihr beſondere Gründe, und ich würde —

— Freilich hab' ich beſondere Gründe. Ich will im proteſtantiſchen Lager einen Mann haben, der mit gutem Fuge ſagen kann: „ich kenne Waldſtein's Gedanken ganz und deshalb vertraue ich ihm und empfehle Euch volles Vertrauen!“ Dieſer Mann könnt Ihr ſein, wenn Ihr — zu hören und zu warten verſteht.

— Ich höre, Durchlaucht.

— Nun denn! Die Welt meint —

Ein Klopfen an der Thür, welche zu der langen Reihe von Gemächern führte, unterbrach ihn. Er hielt inne. Verdrießlichkeit lagerte ſich auf ſeinem Antlitze, und er ſtand auf. Von dieſer Seite konnte nur ſeine Frau oder Tochter eine ſolche Unterbrechung wagen. Das wußte er, und deshalb war er nur verdrießlich. Er ging langſam zur Thür und ſprach: — Oeffne.

Die Thür ward geöffnet, wenn auch nur eine Spalte breit. Es war ſeine Frau und ſie flüſterte ihm zu: — Verzeih, Albrecht! Es iſt Gefahr im Verzuge. Oberſt Sparr hat uns angezeigt, daß Marradas vom Eintreffen eines ſächſiſchen Unterhändlers unterrichtet iſt mit dem Zuſatze, daß dieſer Unterhändler ein in Wien zum Tode verurtheilter Mann ſei. Marradas hat Ordre gegeben, dieſen Mann feſtzunehmen.

— Es iſt gut, erwiederte Waldſtein, und auf einen Wink von ihm ſchloß ſich die Thür.

— Habt Ihr verſtanden? ſagte er gleichgültigen Tones, indem er an ſeinen Seſſel zurückkehrte.

— Nein.

— Nun, dann erinnert mich wenigſtens, bevor wir ſcheiden, daß etwas für Eure Sicherheit geſchehen muß; ſie iſt bedroht. In mein Haus einzudringen wagt der ſpaniſche Hohlkopf nicht. Setzt Euch.

— Die Welt meint — fuhr er nach kurzer Pauſe fort, nachdem er ſich ebenfalls niedergelaſſen hatte in ſeinen ledernen Seſſel — ich ſei nur deshalb zu Allem fähig, weil ich von Zorn und Rachſucht erfüllt ſei gegen Kaiſer und Reich. Ich vergäße die Abſetzung von Regensburg nicht, und vergäbe ſie nicht. Die Welt hat nicht ganz Unrecht. Ich bin ein gallichter Menſch, der ſeinen Grimm feſthält und nachträgt. Dies iſt auch nicht blos meine Natur, es iſt Regel und Grundſatz darin. Sowie ich den guten Dienſt nicht vergeſſe, ſo vergeſſe ich auch den ſchlechten nicht. Die Menſchen ſollen merken, daß Alles ſeine Folge in mir hat. — Trotzdem hat die Welt Unrecht, wenn ſie blos meinen Zorn und Ingrimm vor Augen hat bei der großen Frage, die uns beſchäftigt. Sie hat Unrecht. Je älter man wird, deſto deutlicher bildet ſich in uns der Sinn aus für große Zwecke, das Bedürfniß, für etwas Dauerndes gelebt zu haben. Schwärmeriſche Jugend wie die Eurige, Junker Hans, mag das für ein nebelvolles Gebilde thun, nüchternes Mannesalter wie das meine thut es für ein klar geſtelltes Ziel. — Inmitten meiner Siege gegen Mansfeld und gegen den Dänen entſtand mir dies Bedürfniß. Es ward mir klar, daß der Krieg nicht endlos dauern könne, daß er eine Grenze finden müſſe, und daß dieſe Grenze nur zu finden ſei, wenn man eine neue Geſtaltung hinſtelle für das Reich. Das beſchäftigte mich namentlich im Jahre 27. Man erwartete den Kaiſer hier in Prag; er wollte hier längere Zeit ſein Hoflager halten. Auf dieſen Zeitpunkt richtete ich den Abſchluß meiner Pläne. Kaiſer Ferdinand kam und bezog den Hradſchin. Ich ſprach ihn täglich, ich bereitete ihn vor auf die endlichen Entſchlüſſe, welche er faſſen müſſe, wenn etwas Dauerndes hervorgehen ſollte aus unſern Siegen. Er verſtand meine Einleitung kaum. An einem Beiſpiele mußte ich mich deutlicher machen für ihn. Dies Beiſpiel mußte er verſtehen. Es war aus Frankreich genommen, es war Richelieu, und was mehr als Alles für ihn bedeutete, es war ein Kirchenfürſt, ein Cardinal. Es war nicht zu verkennen, wie dies innerlich zerklüftete und nach außen machtloſe Frankreich von Jahr zu Jahr erſtarkte und uns immer gefährlicher wurde. Wodurch? Dadurch, daß jener Cardinal alle die kleinen Dynaſten Frankreichs, die Guiſen, die Montmorency's, die Rohans und wie ſie weiter heißen, niederbeugte und unter die Krone der Bourbons zwängte, dadurch, daß er das Centrum ſtark und immer ſtärker machte. Noch mehr! Obwohl ein Kirchenfürſt, ſtellte er die Religionsfrage in zweite Linie, ſtellte er ſie hinter das politiſche Centrum, ſtellte er ſie unter dasſelbe. Wenn er für ſein politiſches Centrum einen Bundesgenoſſen braucht, ſo fragt er nicht darnach, welchem Glaubensbekenntniß dieſer Bundesgenoſſe angehört, ganz ſo wie er jetzt die Angel auswirft nach dem ketzeriſchen Schwedenkönige. Das that er und das thut er, obwohl ein Cardinal! Und wenn der Pabſt die Stirn runzelt darüber, ſo zuckt der Cardinal die Achſeln zu dieſem Stirnrunzeln, und allmählig wird die Einwirkung des Cardinals auf den Pabſt ſtärker als die Einwirkung des Pabſtes auf den Cardinal. Der Pabſt fängt auch an, die politiſchen Grundſätze voranzuſtellen. Ich zeigte dem Kaiſer die Striche und Linien, die Fäden und Stricke, welche ich genauer kannte als er, und ich ging nun zur Anwendung über, zur Anwendung auf's deutſche Reich —

— Das einem tyranniſchen Alleinherrſcher anheimfallen ſoll, wie Richelieu im Namen des Königs allein zu herrſchen anfängt in Paris!

— Geduld, junger Herr! Ein ähnlicher Gang führt nicht in jeder Gegend zu gleichem Ziele. Im deutſchen Reiche hindern uns nicht die kleinen Dynaſten, ſondern die großen. Die Kurfürſten laſſen keinen Kaiſer aufkommen, ſie zerſtückeln das Reich. Unter ihnen ſind drei geiſtliche; dieſe laſſen kein Centrum aufkommen; ihr Centrum iſt Rom; ſie betonen es mit Salbung, daß unſer Reich ein heilig römiſch deutſches Reich ſei. Darin muß reformirt werden, wenn ein Kaiſer und ein mächtiges Reich entſtehen ſoll —

— Und Kaiſer Ferdinand?

Waldſtein pauſirte. Sein graugelbes Antlitz verzog ſich widerwärtig; Geringſchätzung, Verachtung ſprach aus jeder Miene.

— Dieſer Kaiſer — ſagte er endlich mit kaum hörbarer Stimme — iſt durch die Pfaffen völlig entmannt. Er redete mir nur von den Verpflichtungen, welche er den katholiſchen Kurfürſten ſchulde, von den Gefahren des katholiſchen Glaubens, wenn man den Proteſtanten politiſche Zugeſtändniſſe mache. Das Ziel, größere Kaiſermacht, gefiel ihm wohl, aber die Mittel mochte er nicht billigen, und der Beichtvater werde nimmermehr Amen dazu ſagen. „Nein, Majeſtät," erwiederte ich, „und wenn wir dies Amen brauchen zur Reformirung des deutſchen Reiches, dann müſſen wir verzichten und haben umſonſt geſiegt —"

— Was kam, wißt Ihr ſelbſt. Meine Abſetzung und das wahnſinnige Reſtitutionsedikt, welches den Krieg in Permanenz erklärt und dem Schwedenkönige den Weg gebahnt hat, kurz das Gegentheil von dem, was ich wollte und konnte.

— Was in mir vorging, könnt Ihr ermeſſen, auch wenn Ihr mich nur halb kennt. Ich war fertig mit dieſem Manne, der für den Fürſtenſtuhl in Mainz, Cöln und Trier taugen mag, nicht aber für den Kaiſerſtuhl. Wie viel hab' ich noch zu leben? Seht mich an! Die Gicht verzehrt meine Kräfte. Was hab' ich alſo zu fürchten von weltlicher Noth? So gut wie nichts. Zu hoffen hat man aber auch mit ſiechem Körper, wenn man für große Ziele ſeines Geiſtes, nennt es meinethalben des Ehrgeizes, es iſt kein ſchlechtes Wort! wenn man für den Drang ſeiner Seele eintreten kann mit großen Mitteln, mit voller Wucht. Zu hoffen hat man! Man lebt, man lebt in großer Art, man erfüllt ſein Leben. So findet Ihr mich geſinnt, und nun werdet Ihr mich verſtehen, daß ich halbe Maßregeln wie die bei Melnik ablehne, zu ganzer und großer Maßregel aber entſchloſſen und bereit bin. Was Ihr Mangel an Ehrlichkeit nennt, macht mir keine Sorge. Die da in Wien herrſchen ſind keineswegs ehrlich gegen mich. Sie brauchen mich und haben die beſte Abſicht, mich zu mißbrauchen, ja, wenn ſie können, mich in den Abgrund zu ſtoßen, ſobald ſie es im Stande zu ſein glauben. Ich weiß das genau. Sie führen Krieg gegen mich, wie gegen Euch. Was wär' ich für ein Thor, wenn ich Kriegsgebrauch gegen mich anwenden ließe und ihn nicht ſelbſt anwenden wollte. Ich nehme den Krieg an und ſie ſollen zuſehen, ob ſie ihn gewinnen. So ſteht's, junger Freund. Wir operiren jetzt, ſie und ich, wie viel ich Macht bekommen ſoll. Rückt nur vor mit Euren Sachſen und nehmt vor allem Andern Prag. Ich mach' Euch deshalb morgen ſchon Platz. Je mehr Ihr erobert, deſto ſchwerer wird meine Wagſchale. Ich zögre in Pardubitz, bis ſie voll iſt. Alles muß mir die Pfaffenregierung in die Hand gelegt haben, ehe ich das Kommando übernehme, und wenn ich Alles habe, dann verkette und verniete ich mir langſam Alles, ſo daß es an mir, an meiner Perſon hängt, und nur an mir. Iſt das erreicht — und dies dauert bis zum Frühjahr, dann erheb' ich mich von meinem Lederſtuhle und ſteige zu Pferde, die gichtiſchen Glieder mögen ſagen, was ſie wollen, und dann, Freund, reformiren wir das deutſche Reich.

Schneidend ſcharf hatte Waldſtein den letzten Theil dieſer

Rede geſprochen, und am Schluſſe derſelben hatte er ſich erhoben ſtarr in ſeiner ganzen Länge — der Körper war plötzlich feſt und gelenk, das Antlitz gebieteriſch, das Auge ſprühend.

Starſchädel war unwillkürlich mit ihm aufgeſtanden. Er hatte den Eindruck dies ſei Ernſt; denn es lag ein noch viel ſtärkerer Accent des Haſſes in Waldſtein's Aeußerem, als in ſeinen Worten, ein Accent des Haſſes und der Geringſchätzung für die Gegner in Wien, wie des Hochmuthes, des Stolzes, der Zuverſicht auf eignes Vermögen.

Starſchädel wollte die Pauſe nicht raſch unterbrechen, obwohl er ſeine Bedenken nicht verſchweigen wollte, Bedenken über die lange Zögerung bis zum Frühjahre. — Ehe er aber dazu kam, dieſen Bedenken Worte zu leihen, unterbrach ein Geräuſch die lautloſe Stille. Es drang aus den Vorzimmern, welche Roſtok vor einigen Stunden zum Erſtaunen Leo's beherrſcht hatte. Laute Stimmen bildeten dies Geräuſch, und zwar eine tiefe Baßſtimme, eine ſanftere Stimme und die faſt ſchreiende Stimme Roſtok's. Roſtok ſchreiend in der Nähe ſeines Herrn, für deſſen tiefſte Ruhe er Tag und Nacht auf's Sorgfältigſte befliſſen war! Was konnte ihn dazu verleiten? Sicherlich nichts Geringeres als ein förmlicher Ueberfall. — Sollten die wälſchen Kaiſerlichen es wagen —?

Dieſer Gedanke ſchoß auch durch Waldſtein's Kopf. Er ſtand einen Augenblick horchend mitten im Zimmer. Dann winkte er ſtumm mit der Hand und deutete auf die Thür, an welcher er kurz vorher bei ſeiner Frau geſtanden. Starſchädel folgte dem Winke und ging durch dieſe Thür hinaus, ſie hinter ſich ſchließend —

Waldſtein dagegen ging krampfhaft feſten Schrittes auf die Thür zu, durch welche die Stimmen hereindrangen. Ehe er ſie noch erreicht hatte, flog ſie auf, und eben ſo raſch wieder zu. Roſtok aber, welcher ſie aufgeriſſen und wieder zugedrückt, hatte in dieſer Schnelligkeit Zeit gefunden, ſeinen geſchmeidigen Körper hereinzuſchieben und ſich im Zimmer des Herzogs mit dem Rücken gegen die Thür zu lehnen. Sein Geſicht war bleich und die Kinnlade klappte auf und nieder, es glich jetzt ganz einem erſchrockenen und erboßten Affen. Stammelnd nur ſtieß er die Meldung hervor: Don Balthaſar Marradas und der Wiener Jeſuit hätten den Zutritt erzwingen und ihn auf die Seite ſchieben wollen —

— Sind ſie allein? fragte Waldſtein halblaut.

— Hier oben, ja, wie's ſcheint. Aber unten vom Ring her ſind Truppen aufgeſtellt und, wie ich glaube, vertheilt — in Bogen — weit — um das Palais —

Waldſtein ſchwieg. Es ſchien ihm wohl unmöglich, daß Don Balthaſar etwas Gewaltſames gegen ihn wagen ſollte. Aber wenn man ſich ſchlimmer Liebe bewußt iſt gegen ſeinen Herrn, ſo fehlt es doch in bedenklichen Augenblicken nicht an einer innern Stimme, welche flüſtert: Sie durchſchauen Dich ganz, ſie haben beſtimmtere Zeugniſſe als Du glaubſt, daß ſie haben können, ſie faſſen ſich verzweiflungsvoll ein Herz, ſie faſſen Dich —! Selbſt Waldſtein, ein Mann von hochmüthiger Dreiſtigkeit, hörte in dieſem Moment das Flüſtern jener Stimme: „Du haſt ſoeben wieder hochmüthig, ja beleidigend abgelehnt, dem Kaiſer zu gehorchen — ſollten ſie doch einen vorgeſehenen Schluß wider dich in Händen haben —?“ flüſterte es auch in ihm. Dann zuckte ſeine rechte Hand und er rief mit voller Stimme: — Oeffne!

Roſtok gehorchte, und mit gutem Takte riß er beide Flügel der Thür auf — drüben im lichten Vorſaale ſtand Don Balthaſar von Marradas und Pater Norbert; hier ſtand in noch hellerer Beleuchtung der Herzog von Friedland. — Langſamen, feſten Schrittes, ohne Stock ging er durch das Zwiſchenzimmer hinüber in den Vorſaal bis dicht zu den beiden Männern, ohne ein Wort zu ſagen.

Sie verbeugten ſich, gleichſam vor ſeinem furchtbaren Blicke. Don Balthaſar tiefer als der Jeſuit.

Don Balthaſar war ein Mann von kleiner Mittelgröße, ein Mann noch in friſchen Jahren, von brauner Geſichtsfarbe, aber von ganz weiß gebleichtem, wollig gekrauſ'tem Haar und Bart und mandelförmig geſchlitzten braunen Augen.

— Was heißt das, Don Balthaſar — begann endlich Waldſtein mit tiefer grollender Stimme, — daß Ihr meinen Hausfrieden ſo grell zu ſtören wagt!? Wißt Ihr, wo Ihr ſeid, und was Sitte iſt um den Herzog von Friedland? Was unterfangt Ihr Euch?

Don Balthaſar war nicht ohne ſpaniſchen Stolz, und dieſe Behandlung von Seiten Waldſtein's empörte ihn. In Wahrheit war ihm gegenüber Waldſtein nichts als ein vornehmer Privatmann, und er, Don Balthaſar, war als Kommandirender in Böhmen die erſte Perſon des Landes, der Vertreter des Kaiſers. Er kam in einer öffentlichen Angelegenheit; denn der Marcheſe di Grana und Pater Norbert hatten ihm klar gemacht, daß der ſächſiſche Edelmann nicht nur ein Unterhändler des Feindes, und zwar wahrſcheinlich ein Unterhändler in Dingen und Planen ſei, welche der Herzog verrätheriſch gegen den Kaiſer betreibe, ſondern daß dieſer Edelmann ein in Wien zum Tode verurtheilter, ganz beſonders verhaßter Mann war. Ihn feſtzunehmen werde in Wien willkommene Folgen haben. Man könne vor allen Dingen aufklärende Papiere bei ihm finden. Nur in ſolcher Stellung, in Ausführung ſolcher Aufgabe, nachdem er noch keinen weiteren Schritt gethan als den, die Zimmer des Herzogs zu betreten, fahre ihn der Herzog an wie einen zudringlichen Diener?! — Er war im Begriff, nachdrücklich zu antworten. — Aber das Auge des Friedländers beſing ihn. An dieſem Auge hatte Jahre lang ſeine ganze Laufbahn gehangen — die Laufbahn! Das war es. Don Balthaſar war zuerſt und zuletzt ein Glücksritter. Stellung und Vermögen wollte er ſich erringen, und bei aller Eigenliebe mußte er ſich doch eingeſtehen, daß ſeine Geiſtesgaben allein kaum zureichen würden, ſehr hoch hinauf zu kommen. Gunſt war doch erforderlich für ihn, und trotz dem Marcheſe und dem Pater Norbert raunte ihm doch ſein Inſtinkt des Glücksritters zu: Sei vorſichtig! Dieſer fürchterliche Herzog da vor dir hat doch ein Etwas, das ſich nicht wegläugnen läßt, ein Etwas vom gebietenden Herrn, das ſelbſt der Kaiſer nicht wird entbehren mögen, oder nicht wird brechen können. Am Ende iſt doch im Handumkehren dieſer Friedländer wieder allmächtig, und wirſt dich zu den Todten, wenn du — kurz. Don Balthaſar fand eine Vermittelung zwiſchen ſeinem Stolze und ſeiner Furcht, und entſchuldigte ſich mit ſeiner Amtspflicht. Dieſe gebiete, auch im Intereſſe des Herrn Herzogs ſelber, ein Einſchreiten gegen den verurtheilten und kaiſerfeindlichen Edelmann aus Sachſen, welcher wohl den Herzog von Friedland ſelbſt mißbrauche.

— Unverſtändliches Zeug, was Ihr da ſprecht — erwiderte Waldſtein, der noch nicht durchſah, wie viel, oder wie wenig gegen ihn ſelbſt dahinter liege — was wollt Ihr eigentlich?

— Den gefährlichſten Ketzer, den ſchlimmſten Feind unſrer Kirche nach Wien abliefern, Durchlaucht! — antwortete in ſehr höflichem, aber ſehr beſtimmtem Tone Pater Norbert, welcher innerhalb der letzten zehn Jahre ein vollendeter Diplomat des Jeſuitenordens geworden war.

— Ah ſo?! entgegnete Waldſtein — es rührt von Euch her, mein Herr Pater? — Der kaiſerliche General Marradas kommt als Diener der Inquiſition?!

— Das nicht! ſchaltete Marradas ein.

— Nun dann, rief Waldſtein plötzlich ganz leichten Tons, denn er meinte eingeſehn zu haben, daß gegen ihn ſelbſt nichts dahinter laure — dann ſchickt nur eilig Reitende nach Wien. Ich glaube, der Sachſe iſt ſchon auf dem Wege dorthin, um vom ſächſiſchen Kurfürſten Vorſchläge an den Kaiſer zu überbringen.

Don Balthaſar war von dieſer Rede ſehr betroffen, und

Pater Norbert ſah fragend in das Angeſicht Waldſteins, welches ſich zu einer malitiöſen Heiterkeit verzogen hatte.

— Glückliche Reiſe, Ihr Herrn von Rom und Oeſterreich nach Wien! rief in die kurze Pauſe hinein eine tiefe Frauenſtimme.

Hinter dem Herzoge, aus dem Zimmer des Herzogs war eine hochgewachſene, ſchwarz gekleidete Frau eingetreten, eine alte Frau mit ſchneeweißem Haar, mit ſtechendem, grauem Auge, mit einer aufgeſtülpten Naſe, und einer rothen Geſichtsfarbe, die grell abſtach von dem weißen Haare. Sie war aus den Sälen gekommen, in welchen die Herzogin und Herr von Starſchädel verſchwunden waren, und hatte die letzte Rede Waldſteins im Hereinſchreiten angehört. Näher tretend wiederholte ſie ihren Wunſch: „Glückliche Reiſe!“ und ſetzte mit ihrer langſam betonenden Altſtimme hinzu: „Den ſächſiſchen Edelmann werdet Ihr freilich in Wien nicht finden, denn mein Herr Vetter, der Herzog, irrt ſich, der Sachſe iſt noch hier, er kourtoiſirt da drüben dieſelben Damen, welchen dieſer fromme Herr Pater in jüngeren Jahren recht warme Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.“

Ueberraſcht und erſtaunt ſahen alle drei Männer auf die ſtarkknochige Frauengeſtalt. Es war die alte Gräfin Tertſchka, die Mutter des Generals Adam Erdmann Tertſchka von Lipa. Dieſer ihr Sohn Adam hatte wie Waldſtein eine Harrach zur Frau, eine Schweſter Iſabellens. Dies war die Verwandtſchaft, durch welche ſie ſich ermächtigt glaubte, den Herzog von Friedland ihren Vetter zu nennen. Sie glaubte ſich überhaupt zu allem Möglichen ermächtigt, wie dieſe unberufene Einmiſchung zeigte. Sie war entſchloſſen wie ein Kriegsmann, war klug und begabt, aber über die Maßen leidenſchaftlich. Sie liebte und haßte mit faſt thieriſcher Rückſichtsloſigkeit, und hatte jetzt in ihren alten Tagen die Politik zu ihrem Steckenpferde erwählt. Die Herrſchaft des Kaiſers über Böhmen war ihr ein Gräuel; dieſe Herrſchaft um jeden Preis abzuſchütteln war ihr Lebensziel, und Waldſtein war in dieſem Betrachte ihr Meſſias. Daß er es vollbringen könne war ihr außer Zweifel, daß er ſo lange zögerte mit der Vollbringung war ihr Höllenpein. Schon vor der Abſetzung in Regensburg hatte ſie ſeinen Ausbruch erwartet. Daß Waldſtein damals ſich ſchweigend gefügt, hatte ſie an den Rand des Grabes gebracht: ein hitziges Nervenfieber hatte ihr Wochen lang die Beſinnung geraubt. Daß er jetzt wieder zögerte, da die Sachſen bereits einrückten, war ihr ein Abſcheu. Sie war ganz und gar gegen Waldſteins neue Uebernehmung des Kommandos. Nicht weil er dann durch eine große Pflicht an den Kaiſer gebunden würde, o nein! Solche Skrupel hegte ſie nicht. Aber ſie kannte den Herzog, ſie fürchtete einen Charakterzug deſſelben. Dann wird er wieder ruhig im Beſitze der Macht — rief ſie — dann lächelt er über uns weg, wenn wir zum letzten Bruche treiben, dann kommt die aſtrologiſche und ſtrategiſche Manie wieder oben auf, welche Alles, auch das Kleinſte erſt ſicher geſtellt haben will. In die Schlacht hinein muß man ihn ſtoßen, keine Wahl muß man ihm laſſen, dann erheben ſich all ſeine Kräfte mit einem Male, und er beſiegt Alles, Alles! — Sie hatte nämlich ein grenzenloſes Zutrauen in ſeine

Fähigkeiten, ſie liebte ihn eben wie ihren Meſſias. Das wußte Waldſtein, und deshalb war er ſchwach gegen ſie, deshalb vergab er ihr ſo viel. Die menſchliche Eigenliebe und Eitelkeit iſt nun einmal ſo geartet, daß ſie den Zudringlichkeiten nicht gram werden kann, wenn dieſe aus Zutrauen zu uns entſpringen. Zehnmal ſchon hatte ſie ihn wie jetzt ſeinen Gegnern gegenüber bloß geſtellt, er wußte, daß ſie es ſyſtematiſch that, daß ſie die Anderen, Ludmillen zum Beiſpiele, hetzte, desgleichen zu thun, damit ihm der Rückweg abgeſchnitten, damit er zum Vorwärtsgehen genöthigt würde, zehnmal hatte er's ihr vergeben — jetzt auch vielleicht vergab er's ihr wieder, wenn ſie nicht weiter ging.

Aber ſie ging weiter. Sie hielt die Gelegenheit für zu günſtig. Der Wiener Jeſuit beſonders, der Pater Norbert, war ihr unſchätzbar. Sie wußte recht gut, wie Waldſtein mit den Jeſuiten ſtand, und daß er ſie mit Wohlthaten feſſelte, um ihre direkte Gegnerſchaft zu erſticken. Dieſem Pater mußte raſch ein Stichwort gegeben werden, daß er es eilig zu Lamormain in die Wiener Hofburg trage. Höhniſch alſo wendete ſie ſich gerade an ihn, ehe Waldſtein noch ein Wort erwidert hatte auf ihre Einmiſchung, und ſagte: — Ja, ja, Herr Pater Norbert, einſt Jaromir von Zierotin, durch Herkunft berufen, ein freier mähriſcher Kavalier zu ſein und nun ein Diener des geſtrengen Ordens, er iſt da drinnen derſelbe Junker Hans, welcher Euch damals im Wege ſtand vor der ſchönen Ludmilla. Er plaudert eben mit ihr in einer Fenſtertiefe. Sie haben ſich ſo viel zu ſagen! Die Welt iſt endlich in den Zug gekommen, den Ihr und die Euren ſo lange gehemmt, das Ketzerthum iſt im Siege und bricht herein über alle die Grenzen, welche das römiſche Pfaffenthum ſorgfältig verſperrt hielt, in die ſogenannten Erblande wälzt ſich die Fluth, und Ihr habt Eile, die nöthigen Habſeligkeiten und Eure Perſon zu retten. Die größte Eile, denn man ſagt, mit nächſtem Neumond ſchon werde ein neuer König von Böhmen proklamirt werden, und diesmal kein unerfahrenes Männchen deutſchen Blutes, ſondern ein kriegserfahrener böhmiſcher Herr, ein Feldhauptmann ſonder Gleichen —

— Gräfin Wanda, was ſoll die Faſelei —?! rief Waldſtein, und griff nach ihrem Arme.

— Die Herren da halten's nicht für Faſelei. Sie wiſſen recht gut was ich meine, und in ihren Stiefeln krabbelt's wie von Ameiſen, hinaus zu kommen aus dieſem Hauſe, aus dieſer Stadt, aus dieſem Lande, wo die Rachegeiſter überall den Boden öffnen, um ſie zu verſchlingen und die fremde Gewaltherrſchaft von Wien und Rom —

— Baſta! rief Waldſtein mit erhobener Stimme, in welcher jener Ernſt waltete, welchem ſelbſt die freche Gräfin Wanda ſich nicht entziehen konnte. Sie ſchwieg mit offnem Munde. Waldſtein aber fuhr kühlen Tones fort gegen Don Balthaſar und Pater Norbert:

— Unſer Geſchäft hat nichts mit Weibern zu thun. Wäre der ſächſiſche Edelmann wirklich noch da, was ich bezweifle, ſo wiederhole ich Euch: ſeine Botſchaft geht an den Kaiſer ſelbſt, und zwar durch mich. Wollt Ihr ihn alſo antaſten, ſo habt Ihr's mit mir zu thun. Ich gehe morgen ſchon nach Pardubitz, und erwarte dort den Fürſten von Eggenberg von Seiten des Kaiſers. Ihr, Pater Norbert, mögt in Wien dem Pater Lamormain von mir ausrichten, daß ſein Brief an mich gelangt iſt, und daß nach Rückſprache mit Eggenberg meine Antwort von Pardubitz erfolgen werde. Ihr, Don Balthaſar, da Ihr einmal da ſeid, mögt die Kunde mitnehmen, daß das kurſächſiſche Heer unſre Grenze bereits überſchritten hat, daß es am rechten Elbufer aufwärts rücken und wahrſcheinlich Prag umgehen wird. Wie Ihr Euch dabei benehmen könnt, wenn Ihr im Oſten überflügelt werdet, das bleibt Eurer Verantwortung überlaſſen. Habt Ihr dieſe Verantwortung mir zu leiſten, dann ſeht Euch vor! Ihr wißt, daß ich ſtrenge Forderungen mache in ſtrategiſchen Dingen, und daß mir der Krieg eine Wiſſenſchaft heißt, und eine Kunſt. Noch Eins! Arnimb ſelbſt kommandirt die Sachſen, und er verſteht nicht nur das Handwerk, er verſteht die Kunſt des Kriegs. Nehmt Euch in Acht vor ihm, und — vor mir. Mein Haus zu überfallen iſt freilich leichter als ein Kriegsheer zu lenken. Im Uebrigen Gott befohlen!

Don Balthaſar und Pater Norbert entfernten ſich unter tiefer Verbeugung. Als ſie an der Ausgangsthür waren, ſchlug die alte Gräfin Tertſchka ein ſchallendes Gelächter auf — Beide wendeten ſich um. — Waldſtein winkte ihnen verabſchiedend. Sie ſchritten über die Schwelle hinaus.

— Genug! ſprach Waldſtein ſtark in das fortdauernde Gelächter der Gräfin hinein — das Gelächter hörte auf.

— Wir ſind zu Ende mit einander, Gräfin, fuhr er fort,

— Solcher Weiberkram widert mich an. Wenn ich nicht eben fortginge, würde ich Euch den Zutritt in meinem Hauſe unterſagen. Ihr habt den letzten Moment wahrgenommen, Euch unnütz zu machen. Thörin! Du wirſt mich nicht übereilen dadurch, daß Du die Gegner in Wien auf mich hetzeſt. Ich ſelbſt bezeichne Dich dort als verrückt, und als Eine, die ich endlich aus meinem Hauſe gewieſen. Was biſt Du nun? Eine ſchwatzhafte Närrin.

Er hörte nicht auf ihre Erwiderung, an welcher ſie es ganz tapfer nicht fehlen ließ, ſondern ſchritt nach ſeinem Zimmer. Sie folgte ihm auch dahin. Es war offenbar, daß Waldſtein ihr einen intimeren Verkehr geſtattet hatte als ſonſt Jemand, und es war dies auch natürlich. Die alte Gräfin Wanda von Terſchka lebte nur in ihm und für ihn; er war ihr Landesherr, er war ihr König von Böhmen. Daß ſie Gut und Blut für ihn opfern würde im Falle der Noth war zweifellos für ihn. Ebenſo zweifellos war ihr männlicher Verſtand, ihre männliche Willenskraft. Wie hätte ſich Waldſteins Intereſſe, wie hätte ſich ſeine Eigenliebe ſolcher Hingebung entziehen können, entziehen mögen!

Dennoch hörte er jetzt nicht mehr auf ſie. Es war wirklich ſeiner Natur widerſprechend, daß ſeine Anhänger ihn leiten ſollten. Vollends Weiber. Daß Ludmilla ſchon etwas Aehnliches verſucht, belehrte ihn, daß hier ein völliger Plan vorliege. Jetzt war es aus bei ihm mit irgend welcher Nachſicht. — Er ging durch ſein Zimmer hindurch in die Säle hinein, Starſchädel aufzuſuchen. Die ihm folgende alte Gräfin war nicht vorhanden für ihn —

Starſchädel ſtand mitten im Saale, umgeben von Iſabella, Ludmilla, Magna und Magna's Vater, dem Oberſten Sparr. Letzterer ſchritt dem Herzoge entgegen, und wollte ſprechen —

— Still, Sparr! Nichts mehr vor Weibern! Folgt mir ſammt Herrn von Starſchädel. — Iſabella, es bleibt dabei: wir reiſen morgen. Triff Deine Vorbereitungen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Du vor dem Sommer hierher nach Prag, oder überhaupt nach Böhmen zurückkehreſt.

— Und Herr von Starſchädel? fragte Iſabella.

— Steht unter meinem Schutze. Ade.

Er ging in ſein Zimmer zurück. Sparr und Starſchädel folgten ihm. Die alte Gräfin Tertſchka machte auch Miene dazu — ein ſtrenger Blick und eine ſcharfe Armbewegung des Herzogs wies ſie zurück.

Im Zimmer angekommen ſetzte er ſich, und winkte in den Vorſal hinüber, zu welchem die Thüren noch offen ſtanden, und in welchem Roſtok ſeines Winks gewärtig war. Roſtok glitt wie ein Fiſch durch's Waſſer herbei.

— Scherfenberg rufen laſſen! Nach ihm Zenno! Morgen Vormittag reiſen. Alles mitnehmen wie in's Feld. Weiter!

Roſtok glitt von dannen, und ſchloß die Thüren hinter ſich.

— Herr von Starſchädel, Ihr ſeid wirklich gefährdet; ich weiß kaum wie weit. Der Jeſuit iſt hier, und der Marcheſe kann Vollmachten haben. Der Ueberfall bei mir deutet darauf hin. Marradas hätte ihn auf ſeine Fauſt nicht gewagt. Ihr müßt Euch alſo ganz meinem Schutze anvertraun, und könnt nicht mehr verſuchen, allein aus Prag zu gehn. Nehmt Nachtherberge in meinem Hauſe an, und verlaßt mit mir morgen die Stadt in meinem Gefolge. Iſt's Euch recht?

— Ich bin Eurer Durchlaucht dankbar.

— Sparr! Iſt's wahr, daß Truppen vertheilt worden ſind vom Ring herauf?

— Es hat mir ſo geſchienen, als ich kam.

— Beſſer wär's, Ihr wüßtet es genau. Es liegt darin ein Merkmal, wie weit die Spaniſchen vorzugehen wagen. Gehen wir ſicher, und nehmen wir das Aeußerſte an. Iſt Dein Regiment ſchon herein?

— Noch nicht! Es liegt noch draußen auf den Dörfern.

— In welchen Dörfern?

— In Chwala und Nehwizd.

— Das iſt gut; dort will ich hinaus. Und die Stücke?

— Sind ebenfalls noch draußen.

— Gieb Ordre, daß nach Sonnenaufgang morgen Alles bis an's Glacis herein marſchirt. Die Stücke voran. Stell ſie ſchußfertig auf mit brennender Lunte. Vom Glacis herein bis nahe an den Pulverthurm. Deine ſicherſten Kompagnieen. Wenn man Dich fragen will, ſo biſt Du nicht zu finden, bis ich hinaus bin, und dann —

— Sorgt nicht, Durchlaucht! Meine Truppen haben's erbeten, um ihren alten Feldhauptmann zu begrüßen, der ja vom Kaiſer neuerdings zum Capo der ganzen Armada berufen ſei.

— Meinetwegen. Sollten die Spaniſchen das Geringſte verſuchen, und ſolltet Ihr erkennen, daß meine Leute nicht genügten, ſo macht Ernſt. Vor allen Dingen nehmt dann Marradas feſt und bringt ihn zu mir, damit ihnen die Einheit des Kommandos zerbrochen werde. — Da kommt Scherſenberg!

Ein ſtattlicher Mann in den Dreißigen trat ein. Er trug die rothen Farben des Friedländers, und ſtellte ſich ſchweigend hin.

— Sind heut Abend kaiſerliche Truppen aufgeſtellt worden vom Kleinſtädter Ring her?

— Ja, Durchlaucht. Pikets, die Fühlung an einander nahmen.

— Alſo wirklich! Warum habt Ihr's nicht gemeldet?

— Ich dachte nicht, daß es Bedeutung für Durchlaucht habe. Stieg übrigens ſo eben herauf, um Roſtek zu fragen, ob Durchlaucht mich annehmen wollte.

— Scherſenberg! Meine ganze Leibwache fertig machen zum Ausrücken morgen Vormittag. Kriegsmäßig. Das Geleit in voller Strenge, als marſchirten wir durch feindlich Land. Euer Poſten an meinem Wagen. Weiter!

Scherſenberg verbeugte ſich, und trat ab. — Der Herzog griff nach der Glocke auf ſeinem Schreibtiſche und bewegte ſie. Roſtek trat ein.

— Iſt Zenno da?

— Zu Befehl, Durchlaucht.

— Dem Herrn von Starſchädel hier ein Gaſtzimmer neben meinen Gemächern anweiſen, und Dienerſchaft zu

Gebote ſtellen auch für die Stadt. Ihr verlaßt mein Haus nicht, Herr von Starſchädel, und laßt Eure Begleitung und Pferde hierher beſtellen. Gute Nacht!

Sparr und Starſchädel grüßten und gingen. Der Herzog blieb eine Weile allein; er ſtand nachdenklich mitten im Zimmer.

Dann öffnete ſich leiſe die Thür, und geräuſchlos trat ein kleiner Mann ein im ſchwarzen Talare. Ein langer ſchwarzer Bart wallte ihm bis tief auf die Bruſt herab. Es war Zenno, des Herzogs Aſtrolog.

— Wie ſtehen die Zeichen? fragte der Herzog.

— Trübe! antwortete der Aſtrolog.

IV.

Leo war, während Waldſtein die wichtige Unterredung mit Starſchädel hatte, in Geſellſchaft des Marcheſe Carretto und des Pater Norbert über die Brücke wieder zurückgegangen nach der Kleinſeite, und auf der Hauptſtraße derſelben in ein ſtattliches Haus geführt worden.

Dies war daſſelbe Haus, welches vor zehn Jahren die wüſten Scenen einer verunglückten Synode geſehen hatte, es war Budovas Haus. — Die Beſitzungen der beſiegten Rebellen waren vom Kaiſer in Beſchlag genommen und großentheils an die Führer der kaiſerlichen Sache verſchenkt worden. Dieſer Vorgang, welcher ſich bald wiederholen ſollte, hat es zu Wege gebracht, daß die meiſten großen

Herrſchaften in Böhmen ſeit Jahrhunderten nicht mehr böhmiſchen Eingebornen angehören. Die Mehrzahl derer, welche auf dem Prager Ringe 1621 hingerichtet wurden, führten ſtreng ſlaviſche Namen, welche unſrer Geſchichtsſchreibung nie geläufig geworden ſind. — Dworſchetzky, Konetzſchlumsky, Michalowicz — und nur Einzelne von ihnen ſind mit Namen und Gut nicht inkognito verſchwunden. Unter dieſen Einzelnen ſtand Budova obenan, weil er ſich durch Bildung obenan geſtellt hatte. Seine Güter waren ebenfalls vertheilt worden; nur ſein Haus auf der Kleinſeite war noch in der Hand des Kaiſers. Es wurde gewöhnlich dem militairiſchen Befehlshaber angewieſen, und war damals was wir jetzt die „Kommandantur" nennen. Don Balthaſar Marradas bewohnte es ſeit kurzer Zeit.

In dieſes Haus traten der Marcheſe, Norbert und Leo. Der Marcheſe war Gaſt bei Don Balthaſar, und führte Leo auf ſeine Zimmer. Norbert ging ſogleich zu Don Balthaſar ſelbſt, mit welchem er genau bekannt war. Die Jeſuiten bemächtigten ſich vorzugsweiſe dieſer wälſchen und ſpaniſchen Officiere, welche der Anſteckung durch Ketzerei am Fernſten ſtanden, und als Fremdlinge hingebender waren für den Orden. Es war im Sinne des Ordens ganz natürlich, daß in ſo lang dauernder Kriegszeit der Verkehr mit den wichtigen Kriegsleuten eifrig geſucht und gepflegt wurde von den Jeſuiten. Norbert, aus Kavalierkreiſen ſtammend und ſchon im böhmiſchen Kriege mit den Männern des Feldlagers vertraut, war ebenſo natürlich als beſonders geeignet erachtet worden, die Dienſte des Ordens unter den

Kriegsleuten zu verſehen. Pater Lamormain hatte damals nach der Schlacht am weißen Berge den reuig Zurückkehrenden zwar ſtreng aufgenommen; aber er hatte ihm vergeben, hatte ihn für ſeine Staatsgeſchäfte ausgebildet und verwendet, und hatte ihn jetzt, ſeit der Friedländer vom Kaiſer wieder berufen worden war, nach Prag geſchickt, damit er den Verkehr mit dem Herzoge leite, und dieſen räthſelhaften Mann zu ergründen trachte. Denn räthſelhaft war er auch für Lamormain, war er auch für die Jeſuiten. Die Meinung über ihn war unter den Ordensführern getheilt. Die ſtilleren und ernſteren hatte er für ſich. Sie wieſen darauf hin, welchen herrſchenden Einfluß er ihren Schulen geſtattete, mit welcher königlichen Freigebigkeit er ſie überall einführte auf ſeinen Beſitzungen. Dem war allerdings ſo: Waldſtein that ſyſtematiſch erſtaunlich viel für Lehre und Unterricht, und that dies Alles durch die Jeſuiten. „Er iſt unſer Schüler von Jugend auf geweſen“ — riefen jene Stilleren und Ruhigeren — „wir haben ihn zurückgeführt in den Schoß der Kirche, er iſt uns treu bis zum Grabe, wie grell er ſich auch manchmal äußern mag. Er iſt eben ein ſcharfes Schwert nach allen Seiten, auch mit dem Worte. Ein Kriegsherr ſpricht oft blutig; ſeine Thaten aber ſprechen milde und erbaulich, und ſprechen für uns.“

Dieſe Meinung theilte Lamormain nicht. Er mißtraute dem Friedländer, und hatte Norbert ſtets eingeweiht in alle die mißtrauiſchen Gedanken, welche er hegte über den räthſelhaften Mann. Er hatte ihn jetzt mit Inſtruktionen nach Prag geſendet, welche weit reichten. Ja, es war große Noth im katholiſchen Lager, und man bedurfte dringend eines Heerführers wie Waldſtein unwiderſprechlich einer war! Aber die Andeutungen über ſeinen geheimen Verkehr mit dem Schwedenkönige waren doch ſehr beunruhigend, ſein Verkehr mit dem ketzeriſchen Arnimb doch zu ausgedehnt, und wahrſcheinlich von ganz andrer Beſchaffenheit als die Ermächtigung des Kaiſers zu Friedensunterhandlungen vorausgeſetzt hatte. Wenn er, der gereizte und beleidigte Mann, doch ein Verräther war, ſo war er's in ſo großem Style, und die Folgen konnten ſo ungeheuer ſein, daß ein kühnes Eingreifen, eine kühne Hemmung wohl geboten ſchien.

Das ſollte Norbert in Prag ermitteln und erwägen; im Nothfalle ſollte er ein Aeußerſtes wagen.

Er war ſchon mehrere Wochen da; er hatte den Herzog mehrmals geſprochen. Seine Eindrücke waren der Art geweſen, daß er an den Verrath Waldſteins glaubte. Die unbedachten Reden Ludmilla's hatten ihn darin beſtärkt. Freilich war er dieſer Frau gegenüber noch immer tief befangen. Sein ſinnlicher Menſch begehrte ſie noch eben ſo heftig wie vor zehn Jahren, und die Möglichkeit eines tollen Streiches, eines wahnſinnigen Verſuchs fuhr ihm noch jetzt zuweilen wie eine glühende Wolke über Auge und Sinn. Aber auch dies diente zur Beſtärkung ſeines Verdachts. Er meinte zu empfinden, daß ſie ihn viel kälter und ſpröder behandelte als früher, und daß ſie mit einer befremdlichen Sicherheit die Rache andeutete, welche ſie an ſeiner Partei zu nehmen gedächte. Dieſe Sicherheit berief ſich wohl nicht direkt auf den Herzog, aber Norbert fühlte heraus, daß der Herzog dabei eine Rolle ſpielte.

Da war heut Abend der Marcheſe Carretto vom Herzoge gekommen, und hatte ihm erzählt was vergegangen. Der Name „Hans“, das Benehmen der Frauen, die Einmiſchung Ludmillas hatte ihn wie ein Blitz erleuchtet. Er zweifelte nicht mehr, daß der Herzog im eignen Intereſſe mit den Sachſen unterhandle, daß er Gefährliches vorhabe, und daß es Zeit ſei, zu handeln. Wenn man zunächſt dieſes ihm ohnehin tief verhaßten Edelmannes aus Sachſen habhaft werden könnte, ſo ergriff man vielleicht eine erſte, wirkliche Schlinge des Friedländerſchen Netzes.

Dies zu bewerkſtelligen verließ Norbert im Hausflur den Marcheſe und wendete ſich nach den Gemächern Don Balthaſars. Er unterließ nicht, im Fortgehen dem Marcheſe leiſe zuzuflüſtern: Verſprecht dem jungen Blute da einen Empfehlungsbrief an Jemand im Hauſe des Herzogs; ich beſorge denſelben —

Der Marcheſe ſtieg mit Leo die Treppe hinauf, und befahl im Verbeigehn ein Nachteſſen. In ſeinen Zimmern machte er's dem jungen Manne behaglich und bequem — man ſetzte ſich zu Tiſch, man aß und trank vortrefflich. Leo fand die große Welt ganz ſo wie er ſich gedacht: Alles war roſig, Alles war leicht. Welch ein feiner, liebenswürdiger Mann war dieſer Marcheſe! — Das war er auch. Aus guter Familie aber ohne große Geldmittel war er jung in die Welt hinaus gekommen, und hatte ſich ſein Fortkommen ſuchen müſſen. Geſchickt und fleißig hatte er das zu Wege gebracht.

Der Krieg beherrſchte die Welt, der junge Carlo hatte ſich der Kriegswiſſenſchaft gewidmet; weniger der Kriegsübung als der Wiſſenſchaft. Er war von zarter Leibesbeſchaffenheit, und man hielt ihn nicht für geeignet, die Strapazen des Feldlagers durchzumachen. Deshalb, und weil er ſich durch geiſtige Fähigkeit hervorthat, hatte man ihn vorzugsweiſe in der Kanzlei des Hofkriegsrathes verwendet. Er hatte wohl ein paar Feldzüge mitgemacht, aber eigentlich keinen in voller Dauer. Immer war er zu Botſchaften verwendet, immer wieder nach Wien berufen worden, um im Kriegsrathe gehört zu werden. Waldſtein ſelbſt hatte ihn nach dieſer Richtung gefördert; der junge Mann mit aufgewecktem Geiſte war ihm angenehm geweſen, und er hatte denſelben auf die Empfehlungen aus Wien von Grad zu Grad erhöht. Erſt bei der Regensburger Kataſtrophe war er ihm verdächtig geworden als Adept des Hofes, welcher mehr zu den Herren in Wien neige als zum Generaliſſimus im Felde. Dieſer Verdacht war im letzten Jahre ſehr beſtärkt worden. Es hatte ſich immer deutlicher gezeigt, daß der junge Marcheſe Carlo Carretto eine nicht unwichtige Stimme im Kriegsrathe führe, und Queſtenberg, Waldſtein's ergebner Rath in der Wiener Kriegskanzlei, hatte in ſeinen Briefen an Waldſtein mehrmals durchſchimmern laſſen, daß der junge Marcheſe ſehr unabhängig in Betreff des Herzogs zu ſprechen und zu ſtimmen pflegte. Kurz, der junge Marcheſe galt für einen Hof- und Kanzlei-Soldaten, welchem Hof-, Prieſter- und Weiber-Gunſt in Wien die Mittel verſchafft hätten, ein Regiment auszurüſten.

Der Marcheſe war kaum dreißig Jahre alt, und dieſe Jugend hatte etwas Anheimelndes für Leo. Leo erzählte bei dem Nachtmahle mit vollem Zutraun ſeine Lebensſchickſale, ſeine Hoffnungen, und glaubte treuherzig den Verſicherungen des Marcheſe, daß der junge Springinsfeld unterſtützt werden ſolle von Seite des Marcheſe ſelbſt, und von Seite derer, welche dem Marcheſe nahe ſtünden.

Der Marcheſe verſprach dies auch mit gutem Fuge. Leo war ja ein Jeſuitenzögling, und ſtand dem Friedländer noch fern. Der Enthuſiasmus für den Herzog ſtörte nicht beſonders. Der wird ſich mit der Zeit ſchon legen, dachte der Marcheſe, wenn der junge Menſch das doppelzüngige Getriebe des ehrgeizigen Herzogs eine längere Weile in der Nähe angeſehen haben wird! Man muß ihm nur, dachte er weiter, jetzt ſchon einige Geſichtspunkte eröffnen, welche den richtigen Weg zeigen! — Das that er denn, und that es vorſichtig. Der Herzog, ſagte er, ſei wohl geneigt zu Ausſchreitungen gegen die kaiſerliche Macht. Aber das ſeien doch wohl mehr Wallungen als Abſichten, und redliche Männer in ſeiner Umgebung würden ihm wohl abrathen. Solch ein redlicher Mann könne allmählig auch Leo werden, wenn er im Hauſe des Herzogs Fuß faſſe, und — von den Abſichten und Verhältniſſen in Wien gut unterrichtet ſei. Dann könne es an richtigen und nützlichen Winken für den Herzog nicht fehlen. Er, der Marcheſe, wolle es daran nicht fehlen laſſen, wenn Leo regelmäßig anfrage. Regelmäßig müſſe das geſchehen; etwa jeden Sonntag möge er dem Marcheſe einen kurzen Bericht ſenden über das was bei dem Herzoge vorgegangen ſei. Bis zum nächſten Sonntage werde er von ihm, dem Marcheſe, zum Austauſche einen kurzen Bericht aus Wien haben.

Leo war höchlich erbaut von ſolcher Güte, welche ihm ſo viel Bedeutung verleihe.

Und damit denn auch der Anfang wirklich gewonnen wird — fuhr der Marcheſe fort — will ſagen der wirkliche Eintritt in den Dienſt des Herzogs, ſo wird Euch der Herr Pater Norbert noch heute Nacht eine Empfehlung ſchreiben an eine nicht unwichtige Perſon im Dienſte des Herzogs. Zu dieſer Perſon geht Ihr morgen früh bei Zeiten, und mit ihr oder ohne ſie — je nachdem dieſe Perſon es rathſam erachten wird — verfügt Ihr Euch dann zu Eurem Gönner, dem Kammerdiener Roſtok, daß er Euer heute zufällig abgeriſſenes Verhältniß mit dem Herzoge neuerdings wieder anknüpfe. Daß Ihr bei mir übernachtet braucht Ihr dem Roſtok nicht zu erzählen, es könnte Euch ſchaden; denn ich war heute gerade etwas herb gegen dieſen Kammerdiener. — Ich höre Schritte draußen; man wird noch Geſchäfte für mich haben. Trinkt Euren Wein aus, und verfügt Euch zu Bett. Ihr ſeid müde!

So geſchah's. Dankend für alle Freundlichkeit ließ ſich Leo bis zum Schlafkabinet geleiten, und warf ſich dort glücklich über die zahlreichen, günſtigen Anknüpfungen auf's Lager. Der Schlaf ließ den jungen Burſchen nicht warten, und drückte ihm in Geſtalt eines Engels, welcher unverkennbare Aehnlichkeit mit Magna hatte, die Augen zu.

Der Marcheſe eilte in ſein Zimmer zurück, und fand da, wie er erwartet, Don Balthaſar und Pater Norbert. Sie kamen vom Herzoge, der ſie ſo ungnädig fortgejagt.

Don Balthaſar war eingeſchüchtert; Pater Norbert verlangte entſchloſſenes Vorgehn; der Marcheſe hielt einen entſcheidenden Ausſpruch noch zurück — da wurde dem Pater Norbert gemeldet, der kleine Herr ſei da, der lichtblaue, und wolle ihn ſprechen. „Herein mit ihm!“ — Er will Hochwürden allein ſprechen! — „Ich komme!“

Der kleine Lichtblaue, welcher draußen in dunkler Ecke wartete, war Herr Tocke. Bei unſichrer Beleuchtung erſchien er noch gerade ſo wie vor zehn Jahren. Solch ein Lichtblonder erhält ſich muſterhaft, beſonders wenn er ſich nichts zu Herzen nimmt. Und Herr Tocke hatte ſich in den zehn Jahren nichts zu Herzen genommen. Sein „Geſchäft“ war gut gegangen. „Geſchäft“ nannte er die Lebensaufgabe, der erwählten Macht ſo förderlich zu dienen, daß die erwählte Macht ihm dankbar ſein müſſe. Aus ſolcher Dankbarkeit — ſagte er zu ſich — entſprießt dir die Blume des Behagens, denn man bezahlt und befördert dich immer beſſer und beſſer. Mehr kannſt du nicht verlangen. Man muß einfach ſein im Ziele, und treu bleiben im einmal erwählten Wege, ſo lange die erwählte Macht eine Macht bleibt.

Solchen Sinnes hatte er zahlreiche Miſſionen erfüllt, welche ihm die Jeſuiten aufgetragen. Miſſionen waren an die Reihe gekommen, denn in Wien ſelbſt waren ſeit Beendigung des böhmiſchen Kriegs die Widerſacher und die Schwierigkeiten verſchwunden. Als urſprünglicher Proteſtant war er vorzugsweiſe geeignet, den Kundſchafter in proteſtantiſchen Lagern und an proteſtantiſchen Höfen abzugeben. Er war alſo lange in Dresden geweſen, hatte intime Freundſchaft gepflegt mit dem dortigen Hofprediger, welcher dem Kurfürſten mit Rath und That zur Seite ging, war dem Kurfürſten ſelbſt nahe gekommen, und hatte ſich ſogar zweimal Aufträge an den Schwedenkönig Guſtav Adolph errungen. Auf dieſe Weiſe hatte er im Mittelpunkte der proteſtantiſchen Abſichten geſeſſen, und wäre nicht das Reſtitutionsedikt gekommen, ſo hätte ſeine Miſſion gewiß auch äußerliche Früchte getragen — von da an aber mußte er wiederholt melden, daß Alles ins Stocken gerathe, und daß der völlige Abfall Sachſens nicht mehr zu vermeiden ſei. Er war nun abberufen, und es war ihm eine andere, ſehr kitzliche Aufgabe zugewieſen worden. Durch dritte, unverfängliche Hand hatte man ihn dem Herzoge von Friedland empfehlen. Als einen neutralen Kunſtkenner, der mit der Feder umzugehen wiſſe und ſchätzenswerthe Anknüpfungen habe im Norden wie im Süden, unter den Proteſtanten wie unter den Katholiken. Der Herzog war mit der künſtleriſchen Ausſchmückung ſeines Prager Palaſtes beſchäftigt, er hatte italieniſche Maler kommen laſſen, und die Fresko-Malerei im großen Saale machte es ihm wünſchenswerth, einen Kenner an der Seite zu haben. Als ſolch ein Amanuenſis war Herr Tode ſchon faſt ſeit einem Jahre im Friedländerſchen Palaſte, und machte ſich dem Herzoge ſo nützlich und angenehm als es nur möglich war. Er klagte freilich in ſeinen Berichten, daß es ſehr langſam ginge mit der Annäherung an die eigentlichen Geſchäfte des Herzogs, denn der Herzog habe die üble

Gewohnheit, den ſchriftlichen Verkehr in politiſchen Dingen zurückzuſtellen neben dem mündlichen; aber Mancherlei falle doch immer ab. Und ſo war er bis zu dieſer Stunde in des Herzogs Hauſe verblieben, und kam jetzt zu ſeinem Gönner dem Herrn Pater Norbert, um Auskunft zu geben: wie er die Lage der Dinge anſchaue.

Pater Norbert hatte ihn in ſein Zimmer geführt. Die Unterredung war kurz, es handelte ſich nur um die letzten Beobachtungen Tockes; denn Norbert hatte ihn erſt vor acht Tagen ausführlich geſprochen und jetzt war es ſpät am Abende; Herr Tocke wollte nicht auffallen dadurch, daß er gegen Gewohnheit erſt in der Nacht heimkehrte.

Zehn Minuten hatten genügt. Herr Tocke huſchte die Stiege hinab; Pater Norbert kehrte zu Don Balthaſar und dem Marcheſe zurück.

— Ich bin beſtärkt in meiner Meinung — ſagte er, mehr gegen den Marcheſe, als gegen Marradas hin — der Herzog iſt in verrätheriſcher Unterhandlung mit den Ketzern, und arbeitet an Plänen, die furchtbar werden können, wenn wir ihn nicht unterbrechen. Ich bleibe dabei: er muß aufgehoben werden, wir müſſen uns ſeiner Perſon verſichern.

Don Balthaſar Marradas ſtieß einen ächzenden Seufzer aus.

— Er geht wirklich morgen Vormittag. Wollt Ihr's unternehmen, Don Balthaſar?

— Kann ich's? ſtöhnte dieſer.

— Die zwei Regimenter, welche in Prag liegen, ſind auch ſeiner Zeit geworbene —

— Und doch ſehen ſie zu ihm empor, wie zu ihrem Herrn! — unterbrach Don Balthaſar.

— Das nicht! — ſchaltete der Marcheſe ein — die zwei Regimenter thun was wir befehlen.

— Oberſt Sparr freilich iſt in Prag!

— Wie?! rief der Marcheſe und Marradas.

— Ich habe es eben erfahren. Er iſt jetzt beim Herzoge. Iſt ſein Regiment, in der Nähe? — Das müßt Ihr doch wiſſen, Don Balthaſar!

— Freilich müßt' ich's wiſſen, wenn dieſer Sparr Ordre parirte. Das thut er aber ſelten. Gemeldet iſt nichts.

— Das verdächtige Regiment iſt alſo nicht hier, die Gelegenheit iſt günſtig. Gehen wir an's Werk. — Marcheſe, was ſagt Ihr?

— Ich ſage daſſelbe! — erwiderte dieſer nach kurzer Ueberlegung — es muß gewagt werden. Don Balthaſar an's Werk!

Und die Herrn übernehmen die Verantwortung vor Seiner Majeſtät? fragte Marradas mit ängſtlicher Betonung.

— Wir übernehmen ſie! antwortete der Marcheſe und der Pater einſtimmig.

Es war eine windige Nacht, welche den Winter ankündigte, ohne ihn zu bringen. Denn am Morgen ſtieg die Sonne ſtrahlend, wenn auch mit matten Strahlen herauf über die ſteinigen Hügel, welche den öſtlichen Horizont Prags unerquicklich abſäumen. Alle Wolken waren vom Winde verweht, die Sonne konnte überall hin ausſtrahlen über die böhmiſche Hauptſtadt, und ſie erweckte bei Zeiten Leo Steinwald.

Er fuhr in die Kleider, und ſah mit Freude, daß der verſprochene Empfehlungsbrief ſchon auf ſeinem Tiſche lag. „An Herrn Doctor Tocke im Herzoglich Friedlandſchen Palaſte“ war er adreſſirt, und der Diener des Marcheſe, welcher ein Frühſtück brachte, erklärte des Weiteren, daß dieſer Herr Doctor Tocke ſchon unterrichtet ſei von der Viſite des jungen Herrn, daß der Herr Marcheſe ſchon ausgeritten ſei, und dem jungen Herrn rathen laſſe, mit dem Früheſten den Brief abzugeben.

So machte ſich denn Leo zum zweiten Male auf, ſein Glück zu verſuchen beim Friedländer. Jetzt, wie er meinte, viel beſſer ausgerüſtet.

Er fand laute Bewegung um den Palaſt. Große Packwagen mit rothem Leder überzogen kamen ſchon aus dem Thore, und zwar in unabſehbarer Reihe. Es dauerte ihm zu lange, das Ende derſelben abzuwarten, er drängte ſich neben ihnen in den Thorweg, und in den Hof. Der rothe Thürhüter war heute ohne Skrupel, und winkte gnädig mit den Augenlidern. Wahrſcheinlich erkannte er den jungen Herrn, welcher geſtern Abend ſo lange bei den Herrſchaften oben verblieben war. Auch war er jetzt zerſtreut durch unaufhörliche Aufträge, mit denen ihn weibliche und männliche Dienerſchaft, ja auch mancher höher geſtellte Beamte überbürdete. Im anbrechenden Winter fort, kein Menſch wußte auf wie lange! da hatte Jeder eine Beſtellung zurückzulaſſen.

Und im Hofe war kaum durchzukommen. Immer neue Wagen raſſelten durch ein Nebenthor herein; in der Ecke rechts ſtanden fünf große Kutſchen, welche bepackt wurden, und den ganzen übrigen Raum nahm ein Theil der Leibwache ein, welche neben ihren geſattelten Pferden ſtand. Die Hauptwache war ganz unanſtändig bedrängt, ſchien dieſe Lage aber harmlos hinzunehmen, da ihre Beſatzung großentheils ebenfalls marſchfertig zu ſein ſchien.

Leo ſtutzte vor dem Gedränge, und es fiel ihm dabei leider ein, daß er ja zuerſt in's Zimmer des Herrn Doctor Tocke müſſe, nicht wie er inſtinktmäßig geſtrebt zu ſeinem Gönner Noſtok. Er trachtete alſo noch einmal rückwärts, um den Thürhüter zu fragen, in welcher Gegend des Palaſtes der Herr Doctor wohne. — Links zweite Thür, zweite Stiege, zweiter Stock im Eckzimmer! — klang die Antwort.

Dicht an der Mauer hin ſuchte Leo nach dieſem Ziele und erreichte es langſam. Es war eine Nebenſtiege, ſchmal und von grobem Steine, welche ihn auf einen ſchmalen Korridor brachte. Das Eckzimmer mußte zu ſeiner Linken ſein. Er klopfte. Ohne Erfolg. Er öffnete und trat in einen kleinen Vorraum, der ganz leer war. An der einzig ſichtbaren Thür klopfte er wieder und hörte mit Vergnügen ein helles „Herein!“

Er trat in ein großes, von Sonnenſtrahlen durchblitztes Gemach, welches die Ausſicht auf die Moldau hatte. Das Gemach erſchien ſauber und behaglich. An den Wänden ſtanden Bücherſchränke, hingen architektoniſche Zeichnungen. In den Ecken ſtanden Büſten und andere Skulpturen von

Gips. Mitten im Zimmer ein großer Schreibtiſch; vor dieſem ſaß ein kleiner Mann in lichtblauem Wams. Er wendete den Kopf ſo weit über die Schulter zurück, um den Eintretenden zu ſehen, daß ein Anatom erſtaunt geweſen wäre über dieſe Nachgiebigkeit des Nackenwirbels. Das roſige Geſicht wurde aber durch dieſe Anſtrengung mit einem tieferen Roth gefärbt, und die blaßblauen Augen drängten ſich ein wenig aus den Höhlen. Die Stirn zuckte auf und nieder, kurz der ſonſt immer lächelnde Herr Tocke ſah recht böſe aus, wenn er überraſcht wurde wie hier. Nur das lichtblonde Haar, glatt wie Atlas, nahm keinen Theil an der Veränderung des Kopfes.

Als Herr Tocke am Aeußeren Leo's bemerkt hatte, daß es kein Diener ſei, welcher ihn überraſchte, ließ er den kleinen Schädel behend zurückſpringen in's Charnier der gewöhnlichen Lage, ſtand auf vom Seſſel, ſchob ein Papier, auf welches er eben geſchrieben, unter die Schreibmappe, und wendete ſich wieder, jetzt mit dem ganzen Körper, gegen Leo. Das Geſicht triefte von freundlichem Lächeln, die Hände rieben ſich aneinander wie glatte Verbindlichkeit, und indem er ein paar Schritte entgegen kam, fragte er ſüß wie ein Flötenſpieler: mit wem er die Ehre habe und womit er dienen könne?

Leo erzählte kurz, was ihn herführe und wer ihn ſende. Dabei überreichte er den Brief. Das machte einen ſehr günſtigen Eindruck auf Herrn Tocke. Er ſchüttelte Leo die Hand, bot ihm einen Seſſel und ging unmittelbar auf die Unterſuchung ein: wie es am Geſchickteſten anzufangen wäre, daß der junge Mann in's Haus und in vortheilhafte Stellung gebracht würde —

Da klopfte es ſchon wieder. Herrn Tocke's Köpfchen ſpitzte ſich ſogleich, wie ein Wild ſpitzt, wenn es Geräuſch hört; ſein feines Näschen hatte etwas von der Naſe eines Rehbocks, die ſich verwegen in die Luft hebt, als dampfe ſie grimmige Courage. Dazu hatte aber Herr Tocke noch eine Eigenthümlichkeit in den Flügeln ſeines Näschens: dieſe Flügelchen waren allerliebſt beweglich. Sie gingen auf und nieder, wie vom Winde getrieben, wenn ihr Beſitzer unruhig neugierig war. Herein! rief er endlich.

Es war ein Diener des Herzogs, welcher den Befehl brachte, der Herr Doctor ſolle ſich „in continenti" zu Seiner Durchlaucht verfügen.

Herr Tocke war wie eine Weidenruthe vom Seſſel geſchnellt und hatte eiligſt erwiedert: „in continenti!"

Innerlich fürchtete er ſich ſehr vor dem Herzoge. Der Herzog hatte eine fatale Manier, wenn er hinter eine Verrätherei kam, fatal und kurz. Er pflegte trocken zu ſagen: „Hängt die Beſtie!"

Wenn man wie Herr Tocke in delikater Aufgabe ſolchem Herzoge zugetheilt war, in einer Aufgabe, die für den gemeinen Verſtand als eine verrätheriſche erſcheinen konnte, ſo war dieſe Manier des Herzogs, man muß es Herrn Tocke zugeſtehen, wenigſtens unbehaglich. Jeder plötzliche Ruf, wie der ſoeben erfolgte, hatte etwas Erſchreckendes. Umſonſt ſagte ſich Tocke, daß gerade jetzt dieſer Ruf natürlich, ſogar erwünſcht ſei. Der Herzog geht fort, er hinterläßt Aufträge, er ignorirt Dich nicht, er nimmt Dich vielleicht gar mit — was ja ausgezeichnet wäre zur Ausſpürung in ſo entſcheidendem Momente! — allerdings, allerdings; aber die innerlichſte Furchtſamkeit flüſtert bei ſolcher Gelegenheit ſtets: Der Teufel traue! Am Ende hat ſich doch ein Brief oder ein Zettel verirrt, und er ruft dich zur Verantwortung, um mit der verzweifelten Floskel zu ſchließen: „Hängt die Beſt — “

Leo ſah mit Erſtaunen zu, wie das zierliche blaue Männchen noch immer ſchweigend daſtand, als der Diener ſchon lange fort war. In den beweglichen Geſichtszügen Tocke's ſchien eine Schlacht geliefert zu werden. Nicht nur die Naſenflügel, auch die Ohren nahmen Theil an der Schlacht und waren in hin und her eilender Bewegung.

— Befürchtet Ihr etwas, Herr Doktor? fragte Leo theilnehmend.

— Oh! — erwiederte Tocke, indem er ſich faßte, warum denn?! — Dann belebte ſich allmählig das gläſern gewordene Auge wieder, und es fiel ihm ein, daß der junge Mann ihm ja von Norbert geſendet ſei, alſo ſeiner Partei angehöre. — Befürchten, junger Freund, muß man bei dieſem Herzoge immer; er iſt unberechenbar. — Alſo, alſo! Hinunter muß ich auf der Stelle, was machen wir miteinander? Wollt Ihr —?

Er wollte ſagen, „wollt Ihr warten?“ ſprach es aber nicht aus. Allein auf ſeinem Zimmer durfte nie Jemand warten. Das iſt neugierig, das ſchnüffelt umher — und da unter der Mappe liegt auch ein angefangener Brief!

— Wollt Ihr mich begleiten? ſchloß er alſo, und unten in einem Vorzimmer meine Rückkunft erwarten?

— Sehr gern.

Herr Tocke führte ihn über einen ſchmalen Korridor hinüber in den Flügel, welchen der Herzog bewohnte.

Es war ein räthſelhaftes Weſen um dieſen Tocke. Er war eigentlich furchtſam und drängte ſich in ein abenteuerliches Leben, welches um ſo mehr Gefahren brachte, je wichtiger und allgemeiner die Gegenſtände ſeiner Thätigkeit waren. Er ſcheute den Friedländer, wie man eine Klapperſchlange ſcheut, und hatte doch nicht geruht, bis er in die Nähe dieſes ſchrecklichen Weſens gelangt war. Ehrgeiz mochte der Grund ſein. Der wohlhabende Patrizierſohn aus Görlitz hatte von Jugend auf das heiße Bedürfniß gefühlt, eine ausgezeichnete Laufbahn zu machen. Die dazu nöthigen großen Gaben waren ihm verſagt. Seine Eitelkeit geſtand ihm das nicht ein, ſie wußte es auch nicht ganz, und ließ ſich täuſchen, indem ſie auf Schlauheit und Fleiß, welche ihm eigen waren, ungebührlichen Werth legte. Die großen Dinge entſtehen nur allmählig, raunte ſie ihm in's Ohr, als er Jahre lang zu keiner Bedeutung gelangte; warte, bis du an große Verhältniſſe kommſt! — Die Religion, ſagte die Eitelkeit plötzlich, iſt ſolch' ein großes Verhältniß. Wechsle ſie da, wo dieſer Wechſel hoch gewürdigt wird! Thu' es bei den Jeſuiten, welche hingebende Kräfte am Ausgiebigſten verwerthen. So wurde er Renegat. Es war nicht ein Funke wahrer Religion in ihm, der Uebertritt erregte ihm nicht den geringſten Skrupel. Niederſchlagend war es ihm nur, daß man ihm ſagte: er wäre viel mehr werth, wenn der Uebertritt verborgen bliebe. So war er, der ſich auszeichnen wollte, zu einer verborgenen Laufbahn verurtheilt. Um ſo mehr hetzte er nach dem Ziele, welches man ihm in der Ferne zeigte: eine hohe Stelle im Staate, wenn der Kampf ausgefochten ſein, die ketzeriſche Kirche am Boden liegen würde. Ganz nahe hatte er ſich dem Ziele geglaubt, als der Kaiſer vor zwei Jahren durch Waldſtein ſiegreich war überall. Da kam der Rückſchlag: Waldſtein ſtürzte, der Schwedenkönig trat auf, das Reſtitutionsedikt wirkte verkehrt. Um ſo größer wurde nun Tocke's Haſt, das Verlorene wieder einzuholen, und Alles hatte kürzlich dahin gedeutet, daß in der Nähe dieſes Waldſtein der große Treffer für ihn zu machen ſei. Den Herzog ergründen und ſtürzen, wenn er ein Verräther, und dann als Tödter der großen Schlange eine offene große Stellung erringen. Oder neben dem brauchbaren Herzoge, deſſen Brauchbarkeit er erkannt und verbürgt, den allgemeinen Sieg auch für ſich perſönlich einheimſen. Auf der Schneide dieſes Entweder-Oder ſtand er jetzt, als er mit Leo die Haupttreppe hinunterſtieg in den erſten Stock.

Daß er auf dieſem ſchon ſo langen Wege verborgener Handlangerdienſte bereits jeden haltbaren Faden von Wahrhaftigkeit und moraliſcher Tüchtigkeit in ſich aufgerieben hatte, daran dachte der eitle Wicht gar nicht mehr. Dafür hatte er ſchon lange Augen und Ohren eingebüßt.

Er ſtand mit Leo vor derſelben Antichambre-Thür, welche geſtern Abend Leo zu Roſtok geführt hatte, und eben wollte Herr Tocke Leo ſagen, daß er in dem erſten Zimmer hinter dieſer Thür auf ihn warten möge, da ſah er durch den breiten Korridor eine große, kriegeriſche Geſtalt heranſchreiten. Der Mann war nicht vornehm, aber gut gekleidet, er ſchritt nicht wie ein Kavalier, aber wie ein Kriegsmann daher, und — himmliſcher Vater! ſtöhnte Herr Tocke, dieſer Bart, dieſer furchtbare ſchwarze Bart, gehört der nicht —?

Herr Tocke irrte ſich nicht: es war der Bart-Konrad, jetzt ein gefürchteter Kriegsgeſell., welcher mit Starſchädel nach Prag gekommen war und hier im Korridor auf Starſchädel wartete. Er kam näher und näher. Herrn Tocke ſchwindelte, er vergaß jede weitere Bemerkung für Leo und wollte in die Thür hinein. — Da öffnete ſich dieſe Thür und heraus trat Hans von Starſchädel. Tocke erkannte ihn auf der Stelle, und der Krampf flog ihm in die Füße. Die Angſt ſchrie in ihm: nun biſt du entdeckt und wirſt gefaßt. Er hatte nicht mehr die Kraft der Erinnerung und Ueberlegung, daß er wohl die beiden Leute von damals her aus Wien kannte, daß es aber doch ſehr zweifelhaft wäre, ob ſie ihn damals gekannt hätten.

Starſchädel allerdings, vor deſſen Antlitze er ſtand, ſchien zu ſtutzen — aber der daneben ſtehende Leo grüßte ihn freudig, und Starſchädel erwiederte wohlwollend den Gruß des jungen Mannes, den er geſtern Abend geſehen hatte. Dabei war Starſchädel einen Schritt vorwärts getreten, und Tocke fand Raum in die Thür hinein zu taumeln, faſt zu fallen, denn der wuchtige Schritt des Bart-

Konrad war ſchon dicht bei der Gruppe, und dröhnte ihm wie Gewitterdonner in die Nerven. Mechaniſch drückte er die Thür hinter ſich zu —

— Laßt unſere Pferde zur Abreiſe rüſten, Konrad — ſprach Starſchädel — wir ſitzen Mittags um zwölf Uhr auf unten im Haupthofe und reiten mit dem Gefolge des Herzogs hinaus.

— 's iſt recht! erwiederte Konrad, kehrte um und ging von dannen.

— Kennt Ihr den kleinen Mann, welcher da neben Euch ſtand? fragte Starſchädel Leo.

— Ja wohl! Er iſt ein Beamter des Herzogs.

— Und Ihr ſelbſt wollt zum Herzoge?

— Ich möchte wohl, wenn's anginge.

— Das wird ſchwer ſein. Ich hörte juſt den Herzog befehlen, daß nur noch zwei ſeiner Amtleute vorgelaſſen werden ſollen. Ihr ſeid aber wohl näher bekannt hier; ich ſah Euch ja geſtern Abend im engeren Familienkreiſe —

Leo hatte denn ſogleich wieder nichts Eiligeres zu thun, als dem Herrn von Starſchädel ſeine Lage und ſeine Hoffnungen zu ſchildern. Das lag bei ihm Alles wie auf dem Markte. Und hier fand es wieder einen wohlwollenden Kunden: Starſchädel forderte ihn auf, ihm zu den Damen des Hauſes zu folgen, welche er eben aufſuchen wollte. Dort werde im letzten Augenblicke der Wunſch Leo's am Wirkſamſten angebracht werden können, denn beim Herzoge ſelbſt fände ſich ſchwerlich noch Zeit dafür —

— Aber der Herr Doctor Tocke, den ich erwarten ſoll?

— Tocke heißt der Mann?

— Ja.

— Iſt mir's doch, als hätte ich früher den Namen ſchon gehört — von ungünſtiger Seite —

— Wie?!

— Freilich von jeſuitiſcher Seite, auf der ja hier am Ende doch Alles ſteht, Ihr auch — es wird alſo nichts zu bedeuten haben. Es wird aber auch nichts zu bedeuten haben, wenn Ihr ihn warten laßt in kurz bemeſſener Spanne Zeit. Er kann doch gewiß nicht ſo ſchnell für Euch wirken als die Herzogin. Was meint Ihr?

Leo meinte daſſelbe. Er hatte eben Glück. Ohne den Abgrund erblickt zu haben, wurde er hinweg geführt von demſelben, und folgte Herrn von Starſchädel in das große Gemach, welches ihn geſtern Abend an der Schwelle des Glücks geſehen hatte.

Es waren jetzt nur zwei Damen da, Ludmilla und Magna. Beide ſchienen in einiger Aufregung zu ſein.

Ludmilla deshalb, weil der Herzog ſich ihre Begleitung nach Pardubitz verbeten hatte.

Magna, weil ihr Vater ziemlich deutlich ausgeſprochen, daß es ihm lieber ſei, wenn ſie die Einladung der alten Gräfin Tertſchka annehme und mit dieſer auf Schloß Zleb iehe, ſtatt mit der Herzogin nach Pardubitz zu gehen. Magna hing mehr an der Herzogin als an der alten Gräfin, und ſie wollte eben gedankenvoll, faſt ſorgenvoll von Ludmilla hinweg und nach der Ausgangsthür ſchreiten, als die beiden Männer eintraten.

Ludmilla eilte haſtig dem Herrn von Starſchädel entgegen, und ſo mußte Magna an dem unbeſchäftigt-ſtehenden Leo vorüber, welcher reſpektvoll grüßte. Sie dankte erröthend und blieb ungewiß ſtehen, ungewiß, ob es ſchicklich ſei, zuerſt etwas zu ſagen, oder ſeine Anrede abzuwarten.

Leo ging es faſt ebenſo. Er hielt es wohl für ſchicklich, ja für ſehr wünſchenswerth, das liebreizende Fräulein anzureden, aber er fand nicht gleich die Worte. Sonſt ſo unbefangen war er dieſem Mädchen gegenüber faſt verlegen, und es überraſchte ihn ſelbſt, als er endlich die Frage ausgeſprochen hatte, ob Fräulein von Sparr wohl geſchlafen habe.

— Ach ja! antwortete ſie leiſe, und es ſchien, als ob ſie dazu ein wenig lächelte.

Dies Lächeln beſing ihn wieder. Es bedeutet wohl, dachte er, daß du mit deiner alltäglichen Frage eine Dummheit gemacht! Und mitten in dieſem läſtigen Gedanken fragte er, um raſch darüber hinweg zu kommen, haſtig weiter: ob das Fräulein von Sparr mit den Herrſchaften nach Pardubitz reiſe?

— Das iſt's ja eben — erwiderte gerade ſo haſtig Magna — mein Vater ſcheint's nicht zu wünſchen.

— Ah?! ſtotterte Leo, welchem das junge Mädchen innerlichſt ganz und gar zu dem Friedländiſchen Kreiſe gehörte, deſſen Mitglied, wenn auch beſcheidenes Mitglied, er zu werden hoffte.

— Wie?! fragte ſie und ſchaute ihm in die Augen.

Sein ah?! mußte einen ganz beſonderen Ton gehabt haben.

— Wie?! — Ich habe nichts geſagt; ich dachte nur, daß ich vielleicht hätte das Glück haben können, mich der Reiſe nach Pardubitz anzuſchließen, wenn die Frau Herzogin ein Fürwort einlegen möchte für mich bei dem durchlauchtigen Herrn —

— Das wird die Frau Herzogin ſehr gern thun! Sie fragte heute Morgen: wo Ihr denn geſtern ohne Verabſchiedung hingekommen wäret, und ſie machte ſich Vorwürfe, daß man Euch ohne Abſchied fortgelaſſen.

— Ihr glaubt alſo, daß ich mich an ſie wenden dürfte?

— Gewiß!

— Und ſollte ſie nicht auch Einfluß auf Euren Vater haben in Betreff —?

— Das wohl. Aber ſie und mein Vater ſind nicht gleicher Meinung über —

— Ueber?

— Ueber meine Zukunft. Ich kann Euch das nicht auseinanderſetzen. Mein Vater iſt Proteſtant und ſieht es nicht gern, daß ich tiefer in katholiſche Kreiſe gezogen werde. Er iſt namentlich mißtrauiſch gegen den Marcheſe Carretto, welcher —

Sie ſtockte, und Leo fand auch kein Wort. Wie unerfahren er war, das Herz des Menſchen iſt viel früher mündig als Erfahrung und Verſtand den Menſchen machen. Das Herz ſagte ihm auf der Stelle, daß der Marcheſe wahrſcheinlich das Märchen begehre. Und nun war guter Rath theuer in ihm. Denn der Marcheſe war ja ſein Gönner; durfte und ſollte er ſogleich gegen ihn wirken?! Und wenn er ihr zuredete, ohne Widerrede dem Vater zu folgen und nicht mitzureiſen, ſo ſah er ſie nicht mehr, denn er ſelbſt hoffte ja mitreiſen zu können.

Dieſe Rathloſigkeit erzeugte eine lange Pauſe. Aber nicht eine Pauſe der Verlegenheit. Jeder Theil war ſo mit Gedanken beſchäftigt, und jeder Theil ſchien zu ahnen, daß die Gedanken des andern Theils innig verwandt wären mit den eigenen — das Stillſchweigen näherte ſie einander mehr als die beredteſte Unterhaltung dies vermocht hätte.

— Da kommt die Frau Herzogin! ſprach endlich haſtig, wenn auch leiſe, Fräulein Magna — tragt Ihr Eure Bitte vor, aber — nur Eure!

— Wenn ich nur wüßte, was ich für Euch bitten ſollte —!

— Nichts, nichts, lieber Herr. Das ſchickt ſich nicht!

— Das ſchickt ſich nicht — leider —

Da war die Herzogin in ſeiner Nähe. Er ermannte ſich, begrüßte ſie und trug ſeine Bitte um Eintritt in den Dienſt des durchlauchtigen Hauſes ſo herzlich und warm vor, als ob er zu dem ſchweigend dabei ſtehenden jungen Mädchen geſprochen hätte. Die Herzogin ahnte wohl nicht, daß der Athem einer entſtehenden Liebe in dieſen Worten walte, und empfand ungeſtört nur die liebenswürdige Wärme dieſer Worte. In ihrer Herzensgüte ſagte ſie denn auch wärmer, als ſie wohl ſonſt gethan, dem jungen Leo zu: ſie wolle den

Herzog ſogleich darum angehen, daß der Herr Leo Steinwald — ſo iſt ja wohl Euer Name?

— So iſt er!

— In den Friedländiſchen Hausdienſt eintreten und ſie auf der Reiſe begleiten dürfe — da kommt der Herzog ſchon! ſetzte ſie faſt erſchrocken hinzu, denn ſie hatte ihn nicht ſo früh erwartet.

Die Thüren waren aufgeflogen: Waldſtein kam langſam auf ſeinen Stab geſtützt näher. Neben ihm ein mittelgroßer, ſtämmiger Mann, der mit tiefer Stimme halblaut kurze Sätze zu ihm ſprach. Der Friedländer blieb immer nach einigen Schritten ſtehen, als wollte er genauer hören.

Dieſer ſtämmige Mann mit kurzem, ergrautem Haupthaare und dichtem, grauem Knebelbarte war Magna's Vater, war der Oberſt von Sparr, ein Mann von ſcharf geſchnittener, entſchloſſener Phyſiognomie mit großen, lichtgrauen Augen, welche eiskalt blickten. Er brachte dem Herzoge die Nachricht, daß von Marradas Befehle ausgegangen ſeien, welche ſehr bedenklich erſchienen. Alle Truppen in Prag ſtünden unter'm Gewehr, und ihm ſei Ordre zugegangen ſein Regiment draußen zu laſſen.

— Und Ihr? fragte Waldſtein.

— Ich bin officiell nicht zu finden geweſen für dieſe Ordre. Mein Regiment rückt eben an's Glacis. Sie haben einen Entſchluß gefaßt, und wenn wir zögern, ſo ſteigt ihr Muth und ſie führen ihn aus.

— Warum ſollten wir zögern? entgegnete Waldſtein. Eilt zu Euren Truppen. Sprecht mit Niemand, damit Euch keine neue Ordre eingeſagt werden kann, und verfahrt — wie gegen den Feind, wenn ſie ſich unterſtehen. Addio! —

Sparr eilte fort.

— Scherſenberg! rief der Herzog mit ſtarker Stimme.

Er war nicht in der Nähe. Diener flogen fort, ihn zu rufen.

— Mach' Dich fertig, Iſabella — fuhr der Herzog fort — binnen einer Viertelſtunde fahren wir von dannen.

— Wie?! So eilig!

— Ja.

— Ich wollte Dich noch bitten — Du haſt geſtern Abend den jungen Steinwald hier vergeſſen. Es wäre mir lieb, wenn er uns zu Pferde begleiten dürfte; unſere Marie hat ihn lieb gewonnen und möchte ihn auf der Reiſe ſehen.

— Das hab' ich nicht geſagt, Papa — rief die Kleine, welche eben in's Zimmer geſprungen war.

— Was haſt Du denn geſagt?

— Ich hab' geſagt, ich möchte gern die Geſchichte zu Ende hören, die der Herr Leo geſtern angefangen hat.

— Herr Leo alſo — und damit wendete ſich der Herzog zu ihm — es iſt nicht richtig, daß ich Dich vergeſſen hätte. Ich habe in der Nacht mit Zenno davon geſprochen. Er glaubt Dich brauchen zu können — — wo bleibt der Scherſenberg, der Elementer! Hol' ihn!

Die letzten Worte richtete der Herzog an Leo. Wie ein Pfeil flog dieſer hinaus.

— Ludmilla iſt ſehr betroffen, lieber Albrecht —

fuhr die Herzogin fort — daß Du ſie nicht mitnehmen willſt —

Ludmilla trat mit Starſchädel näher, und erhob wie bittend die Hände.

— Zur Strafe! — erwiederte Waldſtein raſch — Sie hat ſich vorlaut erwieſen. Das mag ich nicht.

— Es iſt nur in Frage — ſagte ruhigen Tones Starſchädel — ob ſie nach der Abreiſe Eurer Durchlaucht jetzt hier in Prag ſicher iſt vor Anfechtungen, nachdem ſie ſich geſtern Abend in Gegenwart des Marcheſe als antikaiſerlich dargethan hat.

— Albrecht! rief bittend die Herzogin.

— Das mag richtig ſein — entgegnete der Herzog — und es ſteht Euch frei, Herr von Starſchädel, ſie zu beſchützen. Ihr werdet bis an die Elbe mit meinem Gefolge und unter meinem Schutze reiſen. Jenſeits der Elbe werdet Ihr keine Schwierigkeiten finden, nordwärts an's ſächſiſche Heer zu gelangen. Die Kreiſe drüben zwiſchen Königingrätz und Jung-Bunzlau ſind frei von kaiſerlichen Truppen. Sparr kommt eben von dort. Ihr werdet ohne Schwierigkeit eine Dame da hinauf geleiten können bis gegen Gitſchin, wo Euch wohl ſchon die Sachſen begegnen werden. Bis an die Elbe alſo wird meine Frau ihre Freundin Lady Ludmilla ſehr gern in ihrem Wagen mitnehmen.

Während er dies ſprach, war haſtig die alte Gräfin Tertſchka eingetreten, und ſtand jetzt neben ihm. Ihr Athem keuchte, ihr Antlitz war hoch geröthet, ihre Augen von Thränen feucht, drängten ſich aus ihren Höhlen; ſie war in großer Aufregung —

— Waldſtein — rief ſie — Du wirſt das nicht thun! Du wirſt Dich nicht wieder dem verrätheriſchen Kaiſer in die Arme werfen; wirſt der Welt nicht das Schauſpiel geben, daß der oberſte böhmiſche Edelmann die Ruthe küßt, die ihn geſchlagen! Wirſt Memmingen und Regensburg nicht vergeſſen, wirſt Deiner Pläne, Deines Vaterlandes nicht vergeſſen, ich bitte Dich inſtändig, ich bitte Dich fußfällig, wenn es ſein muß —!

— Laß das, Tertſchka! Ich bin kein Theaterprinz. Es bleibt bei meiner geſtrigen Meinung über das Dreinreden von Weibern —

— Waldſtein, um Gotteswillen! — und jetzt fiel ſie ihm wirklich zu Füßen, ſtromweis ſchoß das Waſſer aus ihren Augen.

— Da kommt der Scherfenberg! rief mit lauter Stimme Leo, ehe er noch aus dem Vorzimmer eingetreten war.

— Waldſtein! — ſchrie die Gräfin mit einer gellenden Stimme, welcher die wahrhaftigſte Erregung nicht abgeſprochen werden konnte — Waldſtein! Du gehſt nach Norden und nicht nach Süden, oder Du biſt unrettbar verloren, wie wir es ſind!

Die letzte Bemerkung ſchien doch einigen Eindruck auf den Herzog zu machen. Er warf einen Seitenblick auf die knieende Gräfin, kurz und mit halb niedergedrückten Augenlidern. Dann wendete er das Haupt gleichgültig nach dem eintretenden Scherfenberg, und ging ihm einige

Schritte entgegen, indem er die Frauengruppe mit einer Handbewegung zurückwies.

Halblaut ſagte er dann zu Scherfenberg: Binnen fünf Minuten meine Leibwache aufſitzen laſſen. Kriegsmäßig wie zum Angriff. Die Feuerwaffe aufgezogen in der Hand. Die Hälfte ausrücken und Spalier bilden laſſen bis zur Brücke. Die andre Hälfte geſchloſſen vor meinem Wagen. An der Brücke rückt das Spalier geſchloſſen zuſammen und folgt meinem und dem Wagen meiner Frau unmittelbar. Du Scherfenberg neben mir am Wagenſchlage, meiner Befehle gewärtig. Am andern Wagenſchlage jener ſächſiſche Herr dort. Tempo raſcher Schritt. Vorwärts!

Scherfenberg eilte hinaus. Der Herzog blieb ſtehen, und rief ſeiner Frau zu: Fertig machen, Iſabella! Ihr fahrt dicht hinter mir.

Iſabella war damit beſchäftigt, der alten Gräfin vom Boden aufzuhelfen. — Was geſchieht mit Magna? — fragte ſie nach dem Herzoge hin — Ihr Vater will, daß ſie hier bleibt, und mit der Gräfin nach Zleb geht. Ich möchte ſie mitnehmen.

— Nimm ſie mit!

Dies ſprechend wendete er ſich zum Rückwege. Ehe er aber noch die Thür erreichen konnte, hatte ihn die alte Gräfin Tertſchka eingeholt. Ihr war dieſe ganze Angelegenheit offenbar eine Lebensfrage. So rief's aus ihren Geſichtszügen, welche in fieberhafter Erregung aufgewühlt waren wie ihr weißes Haar. Es fiel auf der einen Seite über das rothe, von Thränen feuchte Antlitz hinab. — Vor der

Thür noch hatte ſie den langſam ſchreitenden Waldſtein überholt, und ihm den Weg vertreten. Waldſtein! — ſprach ſie mit unterdrückter, faſt zur Tonloſigkeit zuſammen gepreßter Stimme, ſo daß nur er die Worte verſtehen konnte — Waldſtein, Du rennſt in Dein Verderben. Ich weiß ganz gut, was in Dir vorgeht. Es iſt nichts als Beſchönigung der Muthloſigkeit. Was Du Dir vorredeſt, glaubſt Du ſelbſt nicht ganz. Du überredeſt Dich, erſt all die Mittel eines kaiſerlichen Heeres in der Hand haben zu wollen, um dann dies kaiſerliche Heer gegen den Kaiſer gebrauchen zu können. Das iſt nichts als ein Schachſpiel Deines Verſtandes; Du ſelbſt glaubſt nicht daran, Du ſelbſt weißt innerlich, daß Du nur die Entſcheidung verſchoben ſehen willſt, um nicht blank und ganz Alles an Alles zu wagen. Wer ſo rechnet, verliert ſein Spiel. Das Schickſal verleiht ſeine Gaben nur für den vollen Einſatz. Du übernimmſt tauſend neue Verpflichtungen; die ſchlingen ſich wie tauſend Stricke um Dich von oben bis unten, und wenn Du endlich handeln mußt, dann genügt in Wien ein leiſes Anziehn der Stricke, und Du liegſt erdroſſelt da. Halte bei Kolin ſtill an der Elbe, rufe alle Regimenter auf den Weg zwiſchen Kölin und Pardubitz — meinetwegen in des Kaiſers Namen, da doch alle Welt denkt, Du reiſeſt in Kaiſers Namen — marſchire mit ihnen nach dem Norden, vereinige Dich mit den Sachſen, erkläre Dich zum Könige von Böhmen, zum Fahnenträger der Glaubensfreiheit, und Alles ſtrömt Dir zu, in acht Tagen ziehſt Du in Prag ein als König. Thu's um Gotteswillen, Waldſtein! Ich bin zehn

Jahre älter als Du, ich ſehe die Zukunft vor mir klar wie dieſe Wandbilder, ich ſehe, wie Du zu Boden geriſſen wirſt, wenn Du Dich hingiebſt zu neuer Umſtrickung!

— Du kennſt mich nur halb, Tertſchka — erwiederte der Herzog ebenſo leiſe — es giebt keinen König von Böhmen neben einem Könige von Schweden, der das deutſche Reich am Schweife ſeines Roſſes daher ſchleift. Du willſt halbe Dinge, ich will ganze. Warte und vertraue!

— Nein! ſchrie die Gräfin.

Waldſtein erwiederte nichts mehr, drängte ſie mit der Hand zur Seite, und ſchritt hinaus.

Die übrigen Perſonen im Zimmer hatten ſich nach der entgegengeſetzten Thür zerſtreut, um ſich reiſefertig zu machen. Nur Leo war noch da. Er kannte nur den Ausgang, vor welchem die Gräfin und der Herzog geſtanden. Jetzt wollte er dem Herzog folgen. Die Gräfin griff in ihrer Aufregung nach ſeinem Arme, und hielt ihn zurück —

— Junger Menſch — ſprach ſie harten Tones — Du gehſt mit dem Herzoge. Sage ihm jeden Tag, an welchem Du ihn ſprichſt: Die alte Gräfin Tertſchka hat mich beauftragt, Durchlaucht zu erinnern an ihre letzten Worte. Wirſt Du?

— Ich werde, Frau Gräfin.

— Sobald Du vom Herzoge die Botſchaft zu mir bringſt auf Schloß Zleb, daß er meine letzten Worte billigt und beachtet, haſt Du Anſpruch an mich auf jede Belohnung, die nur irgend in meinen Kräften ſteht. Haſt Du verſtanden?

— Vollkommen, Frau Gräfin.

— So geh! Eine alte Frau bringt einem jungen Manne am Sicherſten das Glück. Halte Wort! Und geh!

Leo hatte Eile. Er wußte ja noch nicht, wie er die Reiſe mitmachen ſollte. Sein Ideal war, daß das zu Roß geſchehe, denn er war ein ſehr guter Reiter, und im Hintergrunde ſeiner Phantaſie ſchlummerte ein prächtiges Bild. Links und rechts, vorn und hinten wollte er überall ſein, Aufträge des Herzogs beſorgen, Aufträge der Damen, und welcher Damen! Fräulein Magna ſaß ja auch in einem der Wagen, und werde ſtaunend ſehen, was für eine gewichtige, nützliche, äußerſt gewandte und charmante Perſon der Herr Leo ſei. Was thun, um an ein ſchönes Pferd zu kommen? Zum Gönner Roſtol eilen, richtig! Er flog! Nahe an der Vorſaal-Thür hielt er aber plötzlich inne. Herr Tocke fiel ihm ein. Er wollte doch nicht undankbar erſcheinen. Vielleicht verdankte er's ihm, daß der Herzog ſich ſeiner erinnerte und ihn aufgenommen. Herr Tocke war ja eben beim Herzoge geweſen, als — pfui, pfui! Nicht undankbar! Ein Sprung hinauf zu dem kleinen Herrn war wohl noch zu ermöglichen mit jungen Beinen.

Thörichter Leo! Statt froh zu ſein, daß er jetzt ſo glatt der gefährlichen Bekanntſchaft mit dieſem Tocke enteilen konnte, wollte er ihm noch nachlaufen, und ſetzte eben an, die Treppe hinauf zu ſpringen — da wurden die Vorſaalthüren angelweit aufgeriſſen, und Diener wie Trabanten quollen heraus gleich einem Ameiſenhaufen — der Herzog brach ſchon auf aus ſeinen Gemächern. Zum Hofe hinab. Nun ſah Leo ein, daß er keine Zeit mehr habe für Herrn Tocke.

Aber Wunder! Jn dieſem Ameiſenhaufen wälzte ſich auch Herr Tocke heraus. Er war gar nicht zur Audienz beim Herzoge gelangt, wichtigere Dinge waren über ſeine kleine Perſon hinweg gefluthet. Jetzt wurde er da wie ein nebenſächlich Ding herausgeſchwemmt, und ſtand urplötzlich neben Leo. Dieſer drückte ihm eiligſt ſeinen Dank aus unter der Mittheilung, daß er mit dem Herzog reiſe, gewiß auf Fürſprache Herrn Tockes reiſe —

— Gut, gut, gut! flüſterte Tocke — vergeßt nur ja Eure Berichte nicht an mich! Fleißige, genaue Berichte! Sie werden wie Goldſtücke in Eure Wagſchaale fallen —

— Gewiß nicht!

Da kam der Herzog. Roſtok dicht hinter ihm, eine große Pelzdecke über dem Arme, eine Geſichtsmaske in der Hand.

Tocke, einige Stufen höher auf der Treppe ſtehend neben Leo, verbeugte ſich tief — der Herzog ſah ihn, und blieb ſtehen. „Ihr werdet Sorge tragen“ — ſprach er langſam — „daß die Stuckarbeiten im Saale keine Unterbrechung leiden. Man ſoll heizen, wenn die Kälte hinderlich wäre. Aber die Fenſter dabei öffnen. Mit den Wandmalereien dagegen ausſetzen bis zur Frühjahrsluft. Ich erwarte jeden Monat genauen Bericht.“

Der Herzog ſchritt weiter. Leo ſchloß ſich an Roſtok, der ſehr erfreut ſchien, ihn wiederzuſehn, und berichtete ihm eilig, daß der Herzog ihn aufgenommen, und ihm das Mitgehen erlaubt habe. Roſtok möge ſich doch geſchwind verwenden, daß ihm ein Roß zugewieſen werde. — Roſtok's breiter Mund feixte, und flüſterte im Gehn einige Worte über die Schultern des Herzogs. Der Herzog nickte kaum ſichtlich mit dem Haupte, und Roſtok winkte nach rückwärts einem beſonders ſtattlich ausſehenden Diener zu. Dieſer glitt heran, und erhielt den Auftrag, das Roß hinter den Wagen des Herzogs zu beſtellen. Der vornehme Diener ſchlüpfte hinter dem Herzoge, der eben an die Hauptſtiege gelangte, in einen Seitenkorridor, um ſchneller nach dem Seitenhofe zu kommen, wo glänzend aufgeſchirrte Roſſe in großer Anzahl ſtanden. Roſtok grinſ'te voller Zufriedenheit über ſeine Macht nach dem Antlitze Leo's, und wäre faſt an dem Herzoge vorübergeſchoben, als dieſer mitten auf der Treppe plötzlich ſtehen blieb.

Man ſah von dort nach links hin über einen Theil des Hofes hinab. Da war lebhafte Bewegung, aber ordnungsvolle. Die letzten Reiter der Leibwache, welche vor dem Wagen des Herzogs reiten ſollten, ritten eben aus dem Thore. Ihre Haltung mit dem aufgezogenen Feuergewehr hatte auf Jedermann einen ſpannenden Eindruck gemacht. Sie war ungewöhnlich; man wußte nicht, was ſie bedeuten ſollte, man flüſterte ſich Vermuthungen zu, man war in ſtiller Aufregung, verrichtete aber ſeinen Dienſt mit doppelter Genauigkeit. — Da kam Scherfenberg an den Fuß der Treppe geſprengt, und ſalutirte mit dem Degen nach dem Herzog hinauf.

— Fertig? fragte der Herzog.

— Alles fertig! — klang die Antwort.

— Verfahren!

Scherfenberg warf ſein Pferd zurück, und winkte in den

Hof. Eine große Glaskutſche mit ſechs Rappen beſpannt, ſetzte ſich in Bewegung und hielt am Fuße der Treppe; ein lärmender Muſiktuſch von Trompeten, Pfeifen und Trommeln erhob ſich von der Wache her; die Rappen ſtiegen kerzengerade in die Höhe, und die drei rothen Reiter auf den drei Sattelpferden ſchrieen wie mit einer Stimme „Acht!“

Der Herzog wendete den Kopf rückwärts nach der Treppe hinauf, ob die Frauen bereit wären. Iſabella war neben ihm in zehnjähriger Ehe an die genaueſte Pünktlichkeit gewöhnt. Sie wußte, daß er gegen den Mangel an Pünktlichkeit rückſichtslos, heftig, ja gröblich verfuhr: ſie ſtand bereits mit ihrer Tochter, mit Ludmilla und Magna hinter ihm. Oben an der Treppe aber erſchien gerade jetzt die alte Gräfin Wanda von Tertſchka, und ihr Blick begegnete dem Auge Waldſteins. Sie weinte nicht mehr, ſie regte ſich nicht, ſie ſah ſtarr auf ihn hinab. Er ſelbſt aber ſchien ſie milderen Blicks zu betrachten und durch ein kaum merkliches Neigen des Hauptes und Niederſenken der Augenlider zu verſichern, daß er ihr näher ſtehe als ſie meine.

Mechaniſch griff er, während er rückwärts hinauf ſchaute, nach der ſchwarzen Sammtmaske, die Reſtel ihm darbot; langſam wendete er den Kopf nach unten, nahm die Maske vor das Geſicht, und ſtieg die letzten Stufen hinab. Auf der letzten Stufe ſtand er ſtill, weil Reſtel flüſterte „Durchlaucht, die Luft macht's nöthig!“ und ließ ſich den großen Pelz von Katzenfellen über die Schultern hängen, ehe er aus dem geſchützten Stiegenraume in die Zugluft des Thorbogens hinaus trat.

Ein plötzliches Hinderniß verzögerte des Herzogs Einſteigen in den Wagen. Rechts von ihm, alſo von außen kommend, drängte ſich eine Gruppe von höheren Officieren neben den bäumenden Rappen herein. Unter ihnen Tertſchka und Ilow; allen voran ein hochſtämmiger, knochiger Mann mit wüſt fliegendem, graublondem Haar und Barte und nur einem Auge im verwilderten Antlitze. Es war dies General Holk, der ſpornſtreichs von dem zerſprengten Heere Tilly's kam. All dieſe Truppenführer hatten zu ihrer größten Ueberraſchung ſo eben erſt erfahren, daß der Herzog aufbreche, und zwar nach Süden aufbreche, den Unterhändlern des Kaiſers entgegen. Darauf waren ſie durchaus nicht gefaßt, und eilten herbei, dem Herzoge Vorſtellungen zu machen. Er ſtreckte den Arm hervor aus ſeinem Pelze zum Zeichen, daß ſie ſchweigen ſollten. Holk nur winkte er ganz nahe zu ſich, und ließ ſich mit „zwei Worten" wie er befahl, erzählen, woher er käme und wo ſeine Truppen ſtünden.

— Auf Rakonitz marſchiren ſie, Durchlaucht, ſich Gallas anzuſchließen — ſchloß dieſer ſeinen kurzen Bericht mit dem Zuſatze: Böhmen iſt nicht zu halten!

— Das weiß ich — ſprach der Herzog mit halblauter Stimme — und darauf hin geht meine Unterhandlung. Merkt das! Schont Eure Leute! Setzt ſie in guten Stand, wartet, und ſchickt mir in der Woche zweimal Rapport nach Pardubitz. — Tertſchka, Ilow! Setzt Euch augenblicks zu Pferde, und reitet durch die Altſtadt, den kaiſerlichen Truppen, wo ſie im Ausrücken begriffen ſind, erzählend, daß die Spanier meine Uebernahme des Kommando's verhindern wollten. Vorwärts! Ich fahre Schritt, und bin erſt in einer Viertelſtunde drüben. Auf Wiederſehn! — Roſtok! Spaniſchen Tritt fahren!

Mit dieſen Worten ſtieg er in die Glaskutſche, deren großen inneren Raum er für ſich allein in Beſchlag nahm, ein wunderlicher Anblick für die Prager, welche von allen Seiten herbeiſtrömten, den unerwarteten Auszug des Friedländers anzuſchauen. Im dunkeln Pelze, eine ſchwarze Maske vor dem Geſichte, den reich bordirten Fürſtenhut mit rothen Federn auf dem Haupte, erſchien er wie eine formloſe, geſpenſtige Maſſe. Aufſehen um jeden Preis zu machen war immer ſeine Art geweſen, und man iſt in Verlegenheit, wie ſeine phantaſtiſche Eitelkeit mit ſeinen tiefen Plänen in Verbindung zu ſetzen ſei. Der Schein beſängt! pflegte er zu ſagen, und eine offenbare Neigung zum Abenteuerlichen adelte er gern durch politiſche Gründe, welche die Sinnenwelt der Menſchen in den Vordergrund ſchoben. — —

Kaum eine halbe Stunde vorher waren ſeine Gegner einig geworden über die Einzelnheiten des Planes gegen ihn. Sie hatten nicht erwartet, daß er ſo früh aufbrechen würde, und als die Einzelnheiten zur Beſprechung kamen, war es ihnen auch erſt recht deutlich geworden: wie viel ſie wagten und wie ſchwer die Ausführung wäre. So lange die Dinge in unbeſtimmten Umriſſen ſchwanken, ſo lange iſt es leicht, ſie zu geſtalten. Erſt wenn ſie ſich formen, feſte Linien und Phyſiognomien gewinnen, erſt dann beginnt die Schwierigkeit, erſt dann entſtehen die wahren Verhältniſſe, über welche die Einbildungskraft unklare Menſchen täuſcht.

Am Altſtädter Ringe, im Rathhauſe waren die Gegner — Marradas, Carretto und Norbert an der Spitze — zuſammengekommen dieſen Vormittag. In demſelben Saale, aus deſſen Fenſter vor zehn Jahren die Schlick, Loß, Budewa und Genoſſen auf's Blutgerüſte geſchritten waren. Eine bleiche Sonne, welche den Winter ankündigte, lag auf dem Ringe, und die Theinkirche mit ihren Thürmen warf lange Schatten, weil die Sonne nicht mehr hoch hinauf zu ſteigen vermochte am Himmel. Leichtes Schneegekörn flog durch die Luft. Man wußte nicht recht, woher es kam, da kein Gewölk zu ſehen war. Sowie man damals nicht gewußt hatte, woher der Regenbogen entſtehen konnte ohne nahen oder fernen Regen.

Der erſte Plan war geweſen, am Altſtädter Brückenthurme das Attentat auszuführen. Sobald des Herzogs Kutſche durch den Thurmbogen gerollt, ſollte Truppenmacht vor ihm und hinter ihm eingeſchoben und ſein Wagen an der Moldau aufwärts geführt werden.

Davon war man abgegangen. Der Raum ſei zu eng, und auf engem Raume werde ſeine Leibwache zu wichtig. Es entſtehe Gemetzel und Blutvergießen; das wolle man nicht.

Aus ähnlichem Grunde war der zweite Plan verworfen worden, welcher den Ueberfall an das entgegengeſetzte Ende der Altſtadt, in den Ausgang der Zeltner Gaſſe vor den Pulver-Thurm verlegte. Es ſchien, als ob man ſich erleichtert fühlte, je weiter hinaus der Angriff geſchoben würde. Beſonders galt das von Marradas, welchem der Muth entwich, je näher die Ausführung rückte. Selbſt Carretto verhielt ſich ziemlich flau. Beide waren eben Soldaten, welche die furchtbare Autorität des Friedländers ſtärker empfanden, als ſie eingeſtehen mochten. Nur der Jeſuit bekannte die Farbe vom Abend vorher, und bekannte ſie nachdrücklich. Nicht nur den Kaiſer verräth dieſer Herzog — rief Pater Norbert — auch die Kirche verräth er. Nie fragt er nach dem Glaubensbekenntniſſe bei ſeinen Soldaten, nicht einmal bei den Officieren, nicht einmal bei ſeinen Hausbeamten. Vor einer Stunde ſah ich den Sparr vom Palais herkommen —

— Für mich iſt er nicht zu finden! ſchaltete Marradas ein —

— Ein nüchterner Proteſtant wie es nur einen giebt, und ein enger Vertrauter des Herzogs. Der Ilow aus Brandenburg, aus der Ketzerhaide, iſt längſt da, und täglich bei ihm, und als wir hier eintraten, wurde mir gemeldet, daß der wilde Ketzer von der Oſtſee, der einäugige Holk, der frechſte Gottesläugner, zum Reichsthor herein nach dem Friedländer'ſchen Palais geſprengt ſei. Wir dachten ihn beim Tilly, der arg bedrängt iſt — er hat nichts Eiligeres zu thun, als ſich dem Herzoge zur Verfügung zu ſtellen, weil er ahnt oder weiß, daß dieſer der Mittelpunkt werden will für ein ungläubiges, antikaiſerliches Kriegsheer. Zaudert nicht, Ihr Herren, mir iſt es deutlich, daß wir vor einem furchtbaren Wendepunkte ſtehen, daß der Waldſtein hochverrätheriſchen Thaten entgegen geht, hochverrätheriſch gegen Pabſt und Kaiſer. Die größte Aufgabe iſt in unſere Hand gelegt; verſäumen wir dieſelbe nicht! Die Ausführung erhebt Euch, die Unterlaſſung ſtürzt Euch; denn der Kaiſer erfährt, daß wir unterrichtet waren, und aus Zaghaftigkeit den vielleicht nie wiederkehrenden Moment verſäumt haben.

— Aber wohin mit dem Herzoge, wenn wir wirklich ſeiner habhaft werden?! rief aus gepreßter Bruſt Marradas.

— Nach dem Karlſteine! — entgegnete Carretto — in jener Gegend kommandirt Gallas, und dieſer gilt zwar heute noch für einen Anhänger des Friedländers, wird aber, ſo viel ich verſtehe, nichts Auffallendes für ihn thun.

So kamen ſie denn endlich überein, daß jenſeits des Pulver-Thurms am Ausgange der Zeltner Gaſſe die Gefangennahme des Herzogs vollführt werden ſollte. Dort außen ſei breiter, freier Raum. Rechts von jenſeit des Grabens her — damals war es noch ein wirklicher Feſtungsgraben — könne eine ſtarke Reiterabtheilung im entſcheidenden Augenblicke, wenn des Herzogs Wagen die Brücke am Pulver-Thurme paſſirt habe, herzuſprengen, ihn vom Gefolge abſchneiden und im Galopp am Graben entlang nach dem Wiſcherad hinaus oder nach dem Smichow hinüber entführen, alſo auf geradem Wege nach dem Karlſteine hinauf.

So ſchloſſen ſie ab, und Officiere wurden beauftragt, ſpornſtreichs die Ordres hinüber zu bringen in die Neuſtadt, wo Truppen zum Ausrücken bereit ſtanden.

— Aber den ſächſiſchen Ketzer — rief Pater Norbert noch, ehe die Führer auseinander gingen — den Starſchädel dürfen wir uns nicht entgehen laſſen. Er wird ſicherlich neben dem Herzoge ſein und darf nicht entwiſchen. Schon darum nicht, weil er im äußerſten Nothfalle, wenn ein ſolcher ſpäter eintreten ſollte, für den Zielpunkt unſers Ueberfalls ausgegeben werden kann.

— Bene, bene! rief Marradas — wir können ſagen, es habe nur ihm gegolten. Wer kennt ihn?

Norbert und Carretto kannten ihn wohl; aber für keinen von beiden ſchien es paſſend, perſönlich bei dieſem Ueberfalle zu erſcheinen. Da trat ein kleiner Mann ein, um eine eilige Meldung zu machen —

— Der da kennt ihn und wird's beſorgen — rief Norbert. — Was für Nachricht von drüben? ſetzte er fragend hinzu.

— Es geht an den Aufbruch; die Muſik hat ſchon aufgeſpielt, der Herzog iſt auf der Stiege erſchienen — erwiederte der kleine Mann, welcher Niemand Anderes war als Signor Medardo, die rothe Feder, jetzt im Specialdienſte Norbert's und im Grade eines Officiers dem Stabe von Marradas zugetheilt.

Medardo wurde ſofort inſtruirt und hinaus geſchickt in die Neuſtadt, damit er neben dem Officiere, welcher die Reiter-Abtheilung kommandirte, vor dem Pulver-Thurme jenſeits des Feſtungsgrabens erſcheinen und mit einigen ſichern Reitern ſich des ſächſiſchen Ketzers bemächtigen könne.

Norbert, Marradas und Carretto blieben allein im Rathhausſaale zurück. Norbert trug die Koſten der Unterhaltung und beſchwichtigte den ſorgenvollen Marradas mit der Verſicherung: Pater Lamormain ſei längſt im Klaren über die verderbliche Bedeutung Waldſteins, und ſeit der alte Beichtvater Pater Bartholomäus geſtorben, komme kein geiſtliches Gegenwort mehr zu den Ohren des Kaiſers.

— Aber der Biſchof von Wien? ſeufzte Marradas —

— Macht keinen geiſtlichen Eindruck beim Kaiſer. Wird wohl zu den „Bergen" gerechnet, welche den Friedländer ſchützen, zu dem Eggenberg, Verdenberg und Queſtenberg, wird aber nur in politiſcher Frage gehört. Die geiſtliche Frage entſcheidet am letzten Ende doch Alles beim Kaiſer, und die Verbindung Waldſtein's mit den Ketzern bricht ihm den Hals, ſobald Lamormain nachdrücklich auftritt mit dem Nachweis dieſer Verbindung. Dazu kommt, daß der neue Generaliſſimus vorhanden iſt, der Sohn des Kaiſers, der König von Ungarn —

— Er kommt! rief Carretto, welcher dem Fenſter zunächſt ſtand und auf den Ring hinab ſah.

Auf dem Ringe nämlich entſtand ein raſches Laufen von Menſchen nach der Jeſuiter-Gaſſe zu und man hörte Trompeten. Zwei Vorreiter mit langen Hetzpeitſchen ſprengten auf den Ringplatz herein und klatſchten mit ihren Peitſchen, daß es ein Echo gab. Ein Zeichen, daß man aus dem Wege gehen oder fahren ſolle. Es fruchtete auch ſogleich: die letzten Wagen des Friedländer'ſchen Trains ſetzten ſich in Trab nach der Zeltner Gaſſe hinein, andere Wagen, die eben vorüber wollten, lenkten ſeitwärts und hielten an den Häuſern ſtill, aus denen die Menſchen hervorquellen, um ſich ebenfalls neugierig und reſpectvoll aufzuſtellen, eine breite Fahrbahn inmitten des Platzes ſcheu und ſorgfältig frei laſſend.

Als die Vorreiter in die Zeltner Gaſſe eingebogen waren, erſchien auf ſchwarzen Roſſen eine Schaar von zwanzig Trompetern, in Roth und Gold gekleidet. Sie blieſen ſchmetternd einen majeſtätiſchen Marſch, und ſie blieſen zum Ohrenſchmaus der Prager ſehr gut; es waren lauter Böhmen, lauter muſikaliſche Leute. Ihnen folgte die erſte Abtheilung der Leibwache, an die zweihundert prächtig berittener, reich gekleideter Männer, mit der linken Hand den Zügel führend, in der rechten Hand das kurze Feuerrohr, welches drohend aufgeſtützt war auf den rechten Schenkel. Ihre rothen Hutfedern und rothen Feldbinden leuchteten wie breite Feuerſtreifen in der Sonne. Hinter ihnen kamen ſechs Kavaliere des herzoglichen Hofhaltes auf ſchwarzmähnigen falben Hengſten in einer Linie breit neben einander. Dieſe Hengſte tanzten nach dem Takte des Trompetenmarſches jene künſtliche Gangart, die „ſpaniſcher Tritt" genannt wird, und einen kundigſten Reiter fordert. An ſolchen fehlte es nicht am Friedländiſchen Hofe. Der Herzog ſelbſt legte ein militairiſches Hauptgewicht auf Reiterei, und der Adel, welcher ſich zu ſeinen Hofſtellen drängte, machte ſich ein Geſchäft daraus, in der Führung des Roſſes Vorzügliches zu leiſten.

Dicht hinter dieſen Kavalieren kam die ſechsſpännige Kutſche des Herzogs. Die ſchwarzverhüllte Geſtalt des Herzogs darin war für das ſpähende Zuſchauer-Auge kaum zu entdecken, denn links und rechts am Kutſchenſchlage ward der Einblick verdeckt von Reitern. Am linken Schlage ritt Scherfenberg, eine hohe öſterreichiſche Geſtalt; auswärts neben ihm, eine halbe Pferdelänge rückwärts, ein Adjutant deſſelben. Am rechten Kutſchenſchlage ritt Herr Hans von Starſchädel, und nach auswärts neben ihm der Bart-Konrad, eine gewaltige Figur in braunem Lederkoller, auf welchen der Bart wie ein Wald bis zur Herzgrube hinab wallte. Der wüſte Geſell wie er vor zehn Jahren in Wien herum geſtrichen, war kaum noch in ihm zu erkennen, ſo ſauber und ſoldatiſch feſt in der Haltung erſchien er jetzt. Aber das Auge war ganz daſſelbe. Ganz ſo lebensfroh wie damals wendete es ſich jetzt links rückwärts nach dem Rathhausfenſter hinauf, aus welchem er vor zehn Jahren die böhmiſchen Kavaliere zum Tode ſchreiten geſehn, und ein kurzer, jäher Ausruf, wie er dem früheren Konrad eigen geweſen, ſchlug an das Ohr Starſchädels, welcher ſich in Folge deſſelben ebenfalls wendete und nach dem Fenſter zurück ſah. Desgleichen that Roſtok der Kammerdiener von ſeinem Sitze hinten an der Kutſche des Herzogs. Auch ihn hatte der wilde Ausruf Konrads getroffen. Was war denn zu ſehn? Pater Norbert ſtand am Rathhausfenſter, und ſah lächelnd herab.

— Da giebts 'nen Hinterhalt, Gott ſtraf mich! — murmelte Konrad — dieſen Patron und ſein Schmunzeln kenn' ich, Herr! —

Raſſelnd ging aber der Zug ungeſtört weiter. Die große Kutſche der Damen folgte unmittelbar, die Herzogin, Ludmilla, Magna und das kleine Töchterlein führend. Neben ihr unter zahlreichen Kavalieren Herr Leo, ganz gut beritten und in glücklicher Heiterkeit. Er ſah vor ſich Fräulein Magna und die kleine Prinzeſſin, welche auf dem Rückſitze ſaßen, und die kleine Prinzeſſin machte ihm öfters Zeichen mit den Händchen, und er ſprengte tapfer an den Schlag unter zierlicher Anfrage, ob was befohlen würde. Die Kleine ſchüttelte dann das Köpfchen und lachte —

Die zweite Hälfte der Leibwache, wiederum an die zweihundert Reiter folgte dicht hinter dem Damenwagen, und ein unabſehbarer Zug von Reitknechten mit Handpferden, von Wagen mit Dienerſchaft und Gepäck drängte immerwährend aus der Gaſſe hinter dem Rathhauſe hervor. Die Vorreiter mit den Hetzpeitſchen ſprengten ſchon durch den Pulver-Thurm jenſeits der Zeltner Gaſſe, als der Ring noch bedeckt war von dem unabſehbaren Zuge.

Jetzt nahte die Entſcheidung. Die Befehle des kommandirenden Generals Don Balthaſar Marradas waren genau befolgt worden: ein Regiment Panzerreiter rückte auf der Straße jenſeits des Feſtungsgrabens heran gegen den Pulver-Thurm, aus welchem der Auszug Waldſteins ſtatt fand. Als die Vorreiter des Herzogs unter dem Thorbogen des Thurmes auf die Brücke hervor ſprengten, war die erſte Linie der Panzerreiter bereits dort, wo jetzt das Gaſthaus zum ſchwarzen Roß ſteht. Sie kamen daher geritten ſo breit als die Straße war, der kommandirende Oberſt, ein Mann von der ſpaniſchen Partei, inmitten des erſten Zuges. Dieſer Oberſt war ein junger Mann, kaum dreißig Jahr alt, eine volle behagliche Geſtalt mit angenehmen Geſichtszügen. Braunes, lockiges Haar und ein feiner Bart, der ſich über das Kinn herab kräuſelte, beſchatteten eine reine Geſichtsfarbe, und die ganze Haltung deutete auf feines, vornehmes Weſen. Medardo hielt neben ihm. Der Oberſt rief Halt! — Halt! Halt! Halt! ging es weiter in der dröhnenden Maſſe entlang, und alle Zügel wurden angezogen, die Pferde ſtanden und pruhſteten. Es ſchien rathſam, zunächſt in ſolcher mäßigen Entfernung zu warten, damit das voraus reitende Geleit des Herzogs nicht vorzeitig allarmirt würde. Erſt wenn der Wagen des Herzogs unter dem Thorbogen des Thurmes hervor und über die Brücke käme, ſollte im Galopp eingebrochen werden, und zwar in zwei geſpaltenen Zügen, der Zug rechts vor den Wagen, der Zug links hinter den Wagen, damit er wie im Gewitterſturme abgeſchnitten würde. Vertraute-Reiter waren beordert, die Zügel der Wagenpferde ſofort zu ergreifen, und den Wagen rechts abzulenken mitten unter die Panzerreiter hinein. Medardo waren ebenfalls Vertraute zugewieſen, welche den ſächſiſchen Ketzer faſſen ſollten. — Erwartungsvoll harrte man. Die Trompeter zogen vorüber, die Leibwache folgte aus dem Thurme hervor, über die Brücke, Alles ritt geradeaus — die ſpaniſchen Tritt reitenden Kavaliere tanzten jetzt aus dem Thurmbogen hervor — „Acht!“ kommandirte der Oberſt — die erſten zwei Rappen mit dem rothen Sattelkutſcher erſchienen — eine Minute noch etwa lag vor einem Beginnen, welches dem großen Kriege eine unerwartete Wendung geben konnte, wenn es gelang, eine ganz andere

Wendung als die Unternehmer beabſichtigten. Denn wenn der Friedländer verſchwand, ſo verſchwand auch die Ausſicht auf ein großes kaiſerliches Heer, deſſen man ſo dringend bedurfte, und die proteſtantiſchen Heere drangen unaufgehalten nach dem katholiſchen Süden, drangen in's Herz der Erz- und Erblande!

In dieſer Minute aber ereignete ſich für den kommandirenden Oberſten Unerwartetes. Sparr hatte genau beobachten laſſen, und hatte genaue Kunde erhalten, von wo ein Angriff zu erwarten ſtünde. Demgemäß hatte er ſeine Maßregeln getroffen. — Zuerſt hörte der wälſche Oberſt von rechts vor ſich, da wo in der Gegend des heutigen „Stern“ die Leibwache hinter dem Walle verſchwand, ein brauſendes Geſchrei. Was iſt das? Es klang wie jubelnder Zuruf. Unmittelbar darauf daſſelbe Geſchrei geradeaus, links vom Wagen des Herzogs, der juſt aus dem Thurmbogen heraus kam. Man ſah, daß der dunkle Schatten im Wagen ſich verbeugte, daß er die ſchwarze Geſichtsmaske abnahm, daß er die Fenſter öffnete und links wie rechts gebieteriſch heraus ſchaute.

Ehe noch der erſtaunte Oberſt auf's Reine kam über das was er ſah und hörte, und über das was er thun ſollte, enthüllte ſich die räthſelhafte Scene wie in einem Nu. Vom „Stern“ her, links und rechts neben der zuſammenrückenden Leibwache ſtürzten Truppen hervor mit empor gehaltenen Waffen, und unter einſtimmigen Geſchrei. Sie vereinigten ſich vor dem Wagen des Herzogs und ſchwenkten in feſter Ordnung dergeſtalt ein, daß der Oberſt mit ſeinen Panzerreitern abgeſchnitten war von dieſem Wagen. Was das Geſchrei bedeutete konnte der arme Oberſt nicht ganz verſtehn, nur das Wort „Friedlandus“ verſtand er deutlich. Im nächſten Augenblicke wurde dieſem Mangel abgeholfen: links vom Wagen des Herzogs die Straße herauf, welche Porcic heißt, ſtürzte in vollem Lauf ebenfalls eine breite, tiefe Truppenmaſſe mit demſelben Geſchrei. Sie hielt wie auf Kommando inne in ihrem Laufe als ſie auf zehn Schritt dem Wagen nahe gekommen, und wiederholte jetzt den Ruf gleichzeitig und einſtimmig mit den Truppen, die rechts vom Wagen Poſto gefaßt. Nun bildete ſich der Ruf ſo deutlich, daß auch die entfernteren Panzerreiter ſammt ihrem Oberſt ihn völlig verſtehen konnten! Vivat Friedlandus! ſcholl es klar durch die Lüfte. Der arme Oberſt, bitter enttäuſcht, machte eine unwillkürliche Bewegung mit ſeinem Pallaſch, welche ſeiner Enttäuſchung und ſeinem Aerger entſprang, welche aber von ſeinen Panzerreitern arg gemißdeutet wurde. Er hatte kurz vorher „Acht!“ kommandirt, und ſeine Leute meinten jetzt, dies habe dem bevorſtehenden Vivatrufen gegolten, und die Bewegung mit dem Pallaſch ſei nun das Signal für ſie. Donnernd erhob ſich alſo nun auch hinter ihm über das ganze Regiment hinaus der Ruf „Vivat Friedlandus!“ und wiederholte ſich, ſo oft die Truppen um den Wagen den Ruf auf's Neue anſtimmten. Ja dort wie hier ſchoſſen ganze Züge Reiter ihre Feuerröhre in die Luft, um ihrem Enthuſiasmus ſtärkeren Nachdruck zu geben. Zum Schrecken des armen Oberſten verwandelte ſich der beabſichtigte Ueberfall in eine ſtürmiſche Ovation, in den Ausdruck des Wunſches: der Herzog von Friedland möge wieder die Führung des Heeres übernehmen.

Noch mehr! Der Herzog ſtieg aus ſeinem Wagen. Nicht nur die Maske, auch der Pelz fiel, und kerzengerade, ohne Stab, in ſeiner ganzen gebieteriſchen Erſcheinung ſchritt der Friedländer auf die Truppen zu, welche ſich augenblicks ſoldatiſch richteten, ging an den Fronten entlang, ſah Jedem genau in's Geſicht, nickte leiſe mit dem Haupte, winkte leiſe mit der Hand, und ſagte mit lauter Stimme zu den Officieren, welche neben Oberſt Sparr ſalutirend ihm entgegen traten: „die Leute brauchen für den Winter neue Mäntel. Das iſt verſchliſſene Waare, was ſie tragen. Sorgt dafür, Oberſt, auf meine Koſten! Laßt eine Gaſſe öffnen!“ ſetzte er hinzu, und deutete nach der Richtung, in welcher die Panzerreiter ſtanden.

Die Gaſſe öffnete ſich, und zum Schrecken des armen Oberſten ſchritt der Herzog, ein ſtattlich Gefolge von Officieren hinter ſich, auf ihn zu. Verſtärktes Geſchrei „Vivat Friedlandus!“ hinter ſich, jubelndes Geſchrei „Vivat Friedlandus!“ vor ſich, denn die Panzerreiter ſahen ihn mit Entzücken kommen. Eine Handbewegung von ihm genügte, daß ſie die Roſſe links wie rechts drängten und eine Gaſſe bildeten, in welche er hinein ſchritt. Den Oberſten traf im Vorübergehen ein furchtbarer Blick. Durchſchaute der alte Feldherr den Zuſammenhang? So ſchien es. Zu den Reitern ſprach er ebenfalls ein paar freundliche Worte, und befahl Roſtek, welcher ängſtlich mit dem Pelze nachgekommen war: Zwanzig Fäſſer Wein aus dem Keller drüben ſogleich zu beſtellen für die Truppen in Prag, damit ſie den hereinbrechenden Winter behaglich begrüßen könnten. „Denn der Soldat muß ein luſtiges Herz haben“ ſagte er, indem er ſich zum Scheiden wendete. Ein neues donnerndes Vivat begleitete ihn.

— Wer hat Euch zum Oberſten gemacht? fragte er ohne im Gehen inne zu halten, als er aus der Reitermaſſe heraus trat.

— Der kommandirende General Don Balthaſar Maradas — antwortete dieſer, und ritt neben dem Herzoge reſpektvoll einher.

— Wann?

— Vor drei Monaten.

— Ihr heißt?

— Conde Piccolomini.

— Ich werd' mir den Namen merken. Erinnert mich daran, wenn wir uns wiederſehn.

Am Wagen angekommen, wies er den Pelz zurück, welchen Roſtok hinhielt, und ſagte: „Hinein damit! — Den Wein beſtellen!“

Roſtok winkte einem berittenen Diener, und trug's ihm auf. Der Herzog ſtieg ein; der Zug ſetzte ſich von Neuem in Bewegung, und neue donnernde Vivats geleiteten ihn.

So erſchien er jetzt außerhalb der Mauern von Prag mächtiger und nothwendiger als er noch vor einigen Stunden innerhalb dieſer Mauern geweſen war. Die Ovation von Seiten der Truppen wurde offenkundig, der Hinterhalt, welcher ihn fangen geſollt, blieb verborgen. Die fünf bis ſechs Perſonen, welche ihn beabſichtigt hatten, hüteten ſich wohl, ihre Abſicht zu verlautbaren. Das aber hatten ſie zu Wege gebracht, daß nach Wien die Nachricht flog: Der Friedländer iſt nach wie vor der Abgott des Heers, und er allein kann es wieder herſtellen.

V.

Die Beſtürzung der wälſchen Officiere war groß. Sie fanden ſich gleich nach dieſer verhängnißvollen Mittagsſtunde in jenem Vorderzimmer des Rathhauſes zuſammen, wo Marradas, Carretto und Pater Norbert den Ausgang abgewartet. Der Bericht des Oberſten Piccolomini war dazu angethan, Beſorgniß und Schrecken zu erzeugen; denn es ging aus dieſem Berichte hervor, daß der Friedländer den Zuſammenhang wiſſe. Woher ſonſt die plötzliche Erſcheinung des Sparrſchen Regimentes, woher die drohende Anrede Waldſteins an den Oberſt Piccolomini?! Uebernimmt der Herzog am Ende doch das Obercommando — ſagte der offenbar kluge Piccolomini mit innerlich bewegter Stimme, — ſo ſind wir alle verloren. — Was thun? ſtöhnte Marradas, und blickte auf den Pater Norbert. — Dieſer erwiderte trocken: Setzt Piccolominis Regiment ſofort in Bewegung! Der Herzog iſt, wie es heißt, auf geradem Wege nach Kolin. Führt Ihr das Regiment ſeitwärts von ihm über Schwarz-Koſtelez und Kuttenberg an die Elbe! Der Herzog reiſt langſam; das Regiment kann bei Elb-Teinitz angelangt ſein, ehe der Herzog dort paſſirt. Er iſt Deſſen nicht gewärtig, und kann in Elb-Teinitz gefangen und in unſern Gewahrſam gebracht werden nach dem Karlſtein. Ueberlegt und beſchließt; ich hoffe, nach zehn Minuten Euren Beſchluß zu vernehmen.

Nach dieſen Worten verließ er das Zimmer, und rief im Vorſaale nach Medardo. Dieſer war vorhanden unter einer leidlichen Anzahl wälſcher Officiere, welche wohl ahnen mochten, um was es ſich handle, welche aber doch nicht eingeweiht waren in die Pläne ihrer Oberſten und Generale.

Nerbert führte Medardo in eine Ecke, und befragt[illegible] leiſe. Er wollte Auskunft haben über Lady Ludmilla und den ſächſiſchen Edelmann. Medardo hatte beide geſehn, den Sachſen im Gefolge des Herzogs, als dieſer zu den Panzerreitern gekommen, die Lady im Wagen der Herzogin, wenn auch von fern, aber beſtimmt. „Sie lehnte ſich aus dem Wagen heraus!“

— Wie weit ſie mit dem Herzoge reiſen weißt Du nicht?

— Nein.

— Iſt es im Palaſte des Herzogs zu erfahren?

— Vielleicht.

— Durch Tecke —?

— Schwerlich. Der gelangt nicht in die inneren Gemächer. Aber —

— Nun? — Es hat nur Werth, wenn es ſogleich möglich iſt —

— Ich will's verſuchen. Eine Kammerfrau der Herzogin iſt meine Landsmännin, und mir gewogen. Sie hat ein feines Gehör. Wenn ſie nicht mit fort iſt — aber die Abreiſe iſt ſchnell gegangen, und Manuela iſt pedantiſch, iſt langſam, ſie verlangt Zeit zum Einpacken der Kleider — ſie wird nachreiſen, ſie wird noch da ſein.

— So fliege hin!

Medardo flog davon. Was hatte Norbert vor? Er hatte von Carretto erfahren, daß Ludmilla den Unwillen des Herzogs erregt; es war ihm überhaupt nicht wahrſcheinlich, daß er die notoriſche Parteigängerin der Ketzer mitnehmen werde tiefer in's kaiſerliche Land hinein — es ſchwebte ihm die Möglichkeit vor, dieſes Weibes, welches ewig vor ſeinen Sinnen gaukelte, habhaft zu werden. Jetzt, hier in Böhmen, unter entſtehender Kriegsverwirrung war Zeit und Ort dafür geeigneter als je. Ihre Parteigängerei bot auch politiſchen Vorwand genug. Und den in Wien bei den Seinen in verhaßtem Angedenken ſtehenden Sachſen dazu — das wäre ein Fang! Den Einen nach Wien, die Andere in ein verborg'nes Aſyl — das eröffnete reizende Ausſichten!

In ſolche Gedanken verſunken kehrte er in's Rathszimmer zurück, wo die wälſchen Führer noch in lebhaftem Streit begriffen waren über die vorgeſchlagene Fortſetzung des Gewaltſtreichs gegen den Herzog. Fünf Männer waren es, welche ſich ſtritten: außer Marradas, Carretto und Piccolomini ein Colloredo und ein Montecuculi.

Carretto war für die Fortſetzung des Unternehmens; Marradas war gegen dieſelbe. Er berief ſich darauf, Sparr genau zu kennen. Der werde mit ſeinem Regimente nicht mehr von des Herzogs Seite weichen, es möge von Prag aus befohlen werden, was da wolle. „Er iſt ja hinter dem Herzoge hinaus marſchirt mit klingendem Spiel; es iſt gewiß wirkungslos, Befehle hinter ihm her zu ſchicken. Und der Ritt für Piccolomini's Regiment iſt zu weit in ſolcher Schnelligkeit. Der harte Boden nimmt die Hufe der Pferde mit! Und kämen ſie zurecht, und ſtießen auf Sparr's Regiment, und es käme zum Kampfe — wie ſoll ich's verantworten!? Was würde auch das Reſultat ſein! Dieſe walloniſchen Reiter haben immer am Herzoge gehangen; wenn ſie merken, wofür ſie ins Gefecht gegen ein kaiſerliches Regiment geführt werden, ſie verſagten dem Kommando, ſie gingen über. Ihr habt ja draußen in der Neuſtadt ihre Vivat's gehört. Es geht nicht, geht wahrhaftig nicht!“

Carretto entgegnete; der Streit erhitzte ſich, die Zeit verging, und ehe der Streit entſchieden werden konnte, war auch Medardo athemlos zurück, und rief den Pater Norbert hinaus.

Signora Manuela war noch da geweſen. Ganz Genaues hatte ſie nicht gewußt, aber doch ſo viel, daß die Lady und der Ketzer nur bis an die Elbe mitgehn, und dann zuſammen gegen Norden reiſen würden.

— Das wäre bei Kolin, und ihr Weg den Sachſen entgegen würde über Podiebrad — gut, Medardo. Rüſte unſere Pferde! Fort! Wir reiten in einer Stunde.

Eilig kehrte Norbert in's Rathszimmer zurück. Dort hatte endlich Marradas geſiegt, und man zeigte dem Pater an, daß die Fortſetzung des Unternehmens nicht rathſam befunden worden ſei.

— Gut — erwiderte Norbert — ſo will ich wenigſtens den ketzeriſchen Unterhändler fangen. Gebt mir. Den Balthaſar, ein kleines Fähnlein leichter Reiter mit nach Podiebrad hinüber. Dort faß' ich den Sachſen, der wahrſcheinlich wichtige Papiere führt. Dort hinüber müßt Ihr doch Streiftruppen ſenden, um das Vordringen des ſächſiſchen Heeres zu beobachten. Seid Ihr bereit?

— Sehr gern, Herr Pater. — Noch Eins! — ſetzte Marradas hinzu, und ſtreckte ſeine Hand aus — Gelobt in meine Hand, daß die Abſicht des heutigen Tages unſer Geheimniß bleibt, wenn der Herzog den Oberbefehl übernimmt!

Alle gelobten es, und man trennte ſich.

*

Während dies in Prag vorging, war der Reiſezug des Herzogs außerhalb der Prager Wälle in raſches Tempo übergegangen, und war des Abends bis Kolin gelangt.

Dort wurde übernachtet. Am andern Morgen beurlaubte ſich Starſchädel vom Herzoge. Das politiſche Geſpräch wurde nicht erneut. Starſchädel meinte auf dem Reinen zu ſein über den Herzog, und verhielt ſich einſylbig. Dem Herzoge fiel dies auf, und er fragte ärgerlich nach dem Grunde dieſer Einſylbigkeit.

— Ich bin hoffnungslos in Betreff Eurer Durchlaucht — entgegnete Hans.

Waldſtein runzelte die Stirn. Er war ohnedies verſtimmt, weil er körperlich leidend war. Daß er ſich geſtern in Prag plötzlich der kalten Luft ausgeſetzt hatte, war ſeiner

Gicht arg zu Statten gekommen. Er litt die empfindlichſten Schmerzen, und der zähe Sachſe erhöhte nur ſeine Mißſtimmung.

— Ja, was habt Ihr denn gehofft? fuhr ihn der Herzog an.

— Einen entſchloſſenen Führer zu finden für die Neugeſtaltung des deutſchen Reiches.

— Und was meint Ihr gefunden zu haben?

— Einen vorſichtigen Staatsmann, der in den Maſchen der alten Netze weiter zu kommen glaubt. Wie weit? Zu alten, kleinen Zielen, wenn er Glück hat. Zu ſtillem Untergange, wenn er den Kaiſer wieder ſtark gemacht hat!

— Und das wagt Ihr zu ſagen, nachdem Ihr geſtern die Stimmung der Truppen kennen gelernt?

— Das wag' ich zu ſagen. Ich habe bemerkt, daß höhere Officiere gegen den Herzog von Friedland zu handeln entſchloſſen ſind, und zwar in einem Momente, da der Kaiſer den Herzog von Friedland an die Spitze des Heeres ruft. Dieſe Officiere müſſen eines ſtarken Rückhaltes ſicher ſein. Dieſer Rückhalt wird Eure Durchlaucht lähmen, wenn das Heer den kaiſerlichen Zwecken entzogen werden ſoll — er kann Eure Durchlaucht ſtürzen, wenn Frielandſche Zwecke erreicht werden ſollen. Und weil dieſer Sturz ſchwer ſein mag bei einem populären Oberfeldherrn, ſo wird man dieſen Oberfeldherrn tödten, wenn man ihn nicht anders ſtürzen kann. Der Name jenes Oberſten, welchen Durchlaucht geſtern anredeten, war ein wälſcher. Sein jetziger Kommandant iſt ein ſpaniſcher. Dieſe Völkerſchaften ſind raſch zur

Hand für ein mörderiſches Attentat. Ich bleibe dabei: der weite Weg, welchen Eure Durchlaucht einſchlägt, iſt der gefährlichſte. Er verſpricht uns keinen Verbündeten, er führt Euch wahrſcheinlich zu blutigem Untergange.

— Genug! ſchickt mir Arnimb ſelbſt. Den Geleitsſchein beſorg' ich für ihn.

Damit entließ Waldſtein unwillig den ſächſiſchen Edelmann.

Bei der Herzogin hatte dieſer ſich ſchon verabſchiedet. Ludmilla ebenfalls. Sie wollte in ſeiner Begleitung nach dem Norden.

Diener beſtellten an Ludmilla, daß er fortreiten wolle. Die Pferde und Diener waren bereit für Beide.

Hans erwartete ſie im Hofraume des großen Gebäudes, in welchem der Herzog übernachtet hatte. Sie kam eilig, etwas verſtört ausſehend; vielleicht vom Abſchiede. Er trat an ihr Pferd, und ſtreckte ihr ſeine Hand hin zum Steigbügel. Eine leichte Röthe flog über ihr Antlitz. Wie lange hatte er ihr dieſen Dienſt nicht mehr erwieſen, wie lange war ſie nicht mehr in perſönliche Berührung mit ihm gekommen! Sie hob ein wenig ihr Reitkleid empor, und ſetzte langſam, faſt zitternd ihren ſchönen Fuß auf ſeine Hand. Sie zögerte unabſichtlich, die ganze Schwere ihres Körpers dem einſt ſo geliebten Manne anzuvertraun; ſie ſuchte ſein Auge, das ihr jetzt nicht ausweichen konnte — da wurde ſein Name gerufen, und er ſah nach der Hausthür. In dieſer war Herzogin Iſabella erſchienen —

Die Begegnung war geſtört. Ludmilla ſchwang ſich zerſtreut auf den Sattel hinauf, Hans eilte nach der Hausthür zu Iſabellen, die in leichtem Morgenkleide da ſtand, noch immer eine üppig ſchöne Frau, und ihm die Hand entgegen hielt. Der weiße volle Arm enthüllte ſich dabei aus dem weiten, leichten Gewande.

— Noch einmal ſehen wollte ich Euch — ſprach ſie ſanft und wie ſchmerzlich lächelnd — ehe wir wieder von einander ſcheiden, mein lieber Freund, wer weiß auf wie lange, wer weiß, ob nicht für immer!

— Wer weiß! — erwiderte er wehmüthigen Tones, und zog ihre Hand an ſeine Lippen — der Himmel behüte Euch, meine treue, liebe Freundin. Ach, nicht einmal rathen kann ich Euch, daß Ihr dem Herzoge zuredet, den Weg einzuſchlagen, welchen ich für ihn wünſche und für uns!, Wir gehören in verſchiedene Lager, und ſind leider in eine Welt gerathen, die ſich fortwährend bekämpft. Wie wohlthuend wäre mir's, oft und lange in Euer gutes Auge zu blicken —!

— Wie wohlthuend! — flüſterte ſie — der Himmel hat's uns nicht beſchieden. Ade — Ade, lieber Hans!

Zum erſten Male nannte ſie ihn ſo; ihre Augen floſſen über; ſie drückte ihm ſtärker und wärmer als jemals die Hand, wandte ſich um, und eilte in's Haus.

Hans ging langſam zu ſeinem Roß, welches Konrad am Zügel hielt, beſtieg es, und winkte leichthin der Lady Ludmilla, neben ihm aus dem Hofthore hinaus zu reiten.

Schweigſam ritten ſie über die Elbe, und wandten ſich dann links am Fluſſe abwärts gegen Podiebrad. Der Tag war grau, lichte Wolken verdeckten die Sonne, die Luft war ſtill, und roch, wie man zu ſagen pflegt, nach Schnee. Der Boden war hart, und von einem weißen Reiſe beſäumt.

Lady Ludmilla reiſte ſo reichlich verſehen, wie es ihrer Wohlhabenheit zuſtand. Eine Kammerfrau auf ruhigem Maulthiere, drei bewaffnete Diener auf guten Roſſen und drei Stallknechte mit beladenen Handpferden folgten ihr in gemeſſener Entfernung. Konrad hielt ſich zu dieſen, namentlich zu der fleiſchigen holländiſchen Kammerfrau, welcher er lachend Anleitung gab zur Führung des eigenſinnigen Maulthiers.

Hans und Ludmilla ritten lange ſchweigend dahin. Nicht einmal in großer Nähe von einander. Er wie ſie waren ernſt geſtimmt, er ſogar traurig. Die Angelegenheiten des Vaterlandes bedrückten ihn. Es war ihm eine lebhafte Hoffnung geweſen, durch Gewinnung des Friedländers ein vereinigtes großes Heer aus dem Süden und Norden des deutſchen Reiches gebildet zu ſehn, damit der Schwedenkönig genöthigt werde, ſtreng bei der Stange eines Glaubenshelden zu bleiben — dieſe Hoffnung hielt er jetzt für geſcheitert. Denn auch der gichtbrüchige Zuſtand des Friedländers hatte ihm einen niederſchlagenden Eindruck gemacht. Wie ſollte — meinte er — ein ſo zerſtörter Körper den großen anſtrengenden Aufgaben einer weit ausſehenden Heerführung gewachſen ſein!

Ludmilla ihrerſeits fühlte ſich gedemüthigt durch die herriſche Abweiſung Waldſteins. Und eine ſolche Behandlung in Gegenwart des Mannes, der ſie geliebt und verlaſſen, den ſie geliebt und unter heftigem Schmerz aufgegeben!

Ihm gerade hätte ſie ſtattlich und bedeutend erſcheinen mögen, damit er erkenne, welch ein Gut er verloren in ihr. Und gerade vor ſeinen Augen hatte der gebieteriſche Herzog ſie ſchonungslos in den Winkel gewieſen! Sie war voll Zorn, und ihr augenblickliches Verlangen ging dahin, ſich dem ſächſiſchen Heere anzuſchließen, und Arnimb anzuſpornen, daß er Prag erobere. Dort vom Brückenthurme herab den Schädel ihres Vaters zu nehmen ohne Waldſtein, das war ihr nächſtes Ziel.

— Glaubt Ihr, Hans, daß Prag im erſten Anlaufe zu nehmen ſei von den Sachſen? rief ſie fragend zu Starſchädel hinüber.

— Das halt' ich für möglich.

— Bravo! rief ſie nun lebhaft, und dieſe Genugthuung zerſtreute ihr die drückende Stimmung. Sie war ſanguiniſch und wechſelvoll wie ehedem.

Und ſie bedurfte ſehr eines Wechſels in ihrem Verhältniſſe zu Hans. In ihrem Innerſten war eine verborgene Gegend, in welcher Erbitterung herrſchte gegen dieſen Mann, den Geliebten ihrer Jugend. Sie hatte ihn ſelbſt aufgegeben, ja; aber nur weil ſie empfunden hatte, daß er ihr entfremdet werden war. Sie ſelbſt war ſchuld an dieſer Entfremdung, das wußte ſie, und dennoch zürnte ſie ihm ob dieſer Entfremdung. Ihre Eitelkeit war beleidigt, und — ihr Herz litt. Wie eitel ſie war, wie lebens- und liebeluſtig, ihr Herz gehörte ihm, ihm allein. Sie ſchalt ihr eignes Herz, ſie zürnte ihrem eigenen Herzen, um Hans ſchelten, um Hans zürnen zu können.

Das war oft vergeſſen worden, war ſcheinbar untergegangen auf lange Zeit. Denn ſie hatte Hans oft Jahre lang nicht geſehn. Aber es war nur ſcheinbar untergegangen. Jetzt in Prag hatte ſie bei ſeinem plötzlichen Erſcheinen durch und durch gefühlt, daß ihre Neigung zu ihm unzerſtörbar wäre. Und wie kühl hatte er ſie behandelt! Jedem intimeren Austauſch von Rede und Empfindung war er geradezu ſichtlich aus dem Wege gegangen. Sogar Iſabellen gegenüber war er wärmer, hingebender, liebenswürdiger geweſen, noch eben jetzt beim Abſchiede; ſie hatte es deutlich geſehn, ſie kannte ja ſein Auge, kannte jede Biegung ſeiner Stimme!

Wie dem auch ſein mochte, ihr freudebedürftiges Naturell machte in der friſchen Luft des Wintermorgens ſeine Anſprüche geltend: ſie ſtreifte mit tiefem Athemzuge die bitteren Erinnerungen von ſich ab, ſie blickte auf Hans hinüber, ſie gab ſich gleichſam ſeinem Anblicke wieder einmal hin, und ihr ganzes Weſen erweichte ſich, erwärmte ſich.

Er war nicht eben beſonders ſchön, dieſer ſächſiſche Edelmann, und der reizende Hauch jugendlicher Poeſie war ziemlich abgeſtreift in zehn mühſeligen Kriegsjahren. Die Geſichtsfarbe war im Wetter gedunkelt ſo wie das Haar. Nur der ſtarke Bart, welcher über das Kinn herab wallte, zeigte noch die blonden Ränder. Das Auge war düſterer, wenn auch für den geſammelten Blick feſter geworden. Der wohlgebaute Körper erſchien magrer, wenn auch ſehniger. Aber der ſtille Zauber eines tüchtigen, in ſich feſt ruhenden Mannes war ihm geblieben, eines Mannes, der das Gute ehrlich will, und für das Schöne ein reines, anſpruchsloſes

Lächeln, eine anſpruchsloſe Anerkennung hat. Ludmilla wenigſtens fand das jetzt Alles in ſeinem Anſchaun trotz aller Vorwürfe, welche ſie ihm machen zu können meinte, ſie fand es, obwohl er ihr Anſchaun gar nicht bemerken wollte, ſondern ernſt vor ſich hinausſah, auf den Fluß und die einfache Gegend.

— Ihr ſeht ſorgenvoll aus, lieber Hans — ſagte ſie endlich mit milder Stimme.

Hans blickte mit einem langen Blicke zu ihr hinüber, und nickte dann mehrmals mit dem Haupte. — Kann es anders ſein — hub er langſam an zu ſprechen — wenn uns alle Ideale des Lebens, eins nach dem andern! langſam entweichen? Vater Zierotin behält vollkommen Recht: mit großen Planen und großen Worten wurde der Krieg begonnen, und die edelſten Ziele wurden ihm geſteckt. Wo ſind wir jetzt?! Die feindlichen Parteien unterhandeln mit einander, und von Religion und Freiheit iſt gar nicht mehr die Rede. Dieſe Worte ſelbſt ſind gar nicht mehr vorgekommen in meinen Unterredungen mit dem Friedländer. Perſönlicher Vortheil, perſönlicher Beſitz iſt der Grundgedanke aller Führer. Auch bei uns. Je weiter er vordringt, je länger ich ihn betrachte, deſto deutlicher erſcheint mir auch Guſtav Adolph in ſolchem Lichte, in dem Lichte eines Eroberers, der die Fahnenworte der Religionsfreiheit für die äußerliche Fahne benützt, um — Land und Leute zu erobern, Land und Leute unſers Vaterlandes.

— Er will aber doch wirklich die evangeliſche Kirche ſiegreich machen; das dürfen wir nicht verkennen!

— Die evangeliſche Kirche? Ach ja! Wie er ſie auffaßt, wie ſeine Prediger ſie geſtalten. Mag ſein! Unter Anderm, und weil dies die wirkſamſte Parole. Was bedeutet ſie denn, wenn man näher zuſieht? Ein anderes Pabſtthum, etwas mannigfaltiger, weil wir Sekten haben, aber ebenſo ausſchließlich ſobald ſie Macht gewinnen, ebenſo gewaltſam wie Rom. Glaubt mir, Vater Zierotin hatte Recht. Religion iſt nicht durch Krieg zu gründen, und wenn ſie ſich durch Krieg gründen läßt, ſo iſt ſie nicht die beſte Religion. Der Islam iſt durch Krieg begründet worden. Und Freiheit entſteht auch nicht, und gedeiht auch nicht durch Gewaltmaßregeln. Iſt's nun ein Wunder, daß ich niedergeſchlagen bin?

— Aber, lieber Hans, Ihr wart ſtets weitſichtig, zu weitſichtig. Werdet nicht undankbar gegen den Himmel, welcher Euch ſo viel gewährt hat. Eure Beſitzungen überſteigen den Umfang und Werth einer Grafſchaft: ſie erlauben Euch ſeit Jahren ein ganzes Reiterregiment in's Feld zu ſtellen, und ein gewichtiges Wort mitzureden in Kriegsfragen; Eure Häuslichkeit in Gnadenfrei iſt nach Eurem Sinn in großer Ausdehnung eingerichtet; Eure Freunde ſchaffen und walten da in großem Style, in freiſter Entwickelung — —

— Nein, liebe Ludmilla, nein! Das iſt's ja eben was mich ſo ſchwer betrübt: unſre Geiſtlichkeit miſcht ſich ein in unſer einfaches, friedliches Kirchenleben wie es nur die römiſche anderswo thut. Der alte Dunſtan iſt in Verzweiflung darüber, Frau Amalie verzagt in tiefſter Seele, und einmal über das andere werde ich heimgerufen aus dem

Heerlager, um einen gewaltſamen Eingriff des Weimarſchen Conſiſtoriums oder der Jena'ſchen Fakultät abzuwenden. Wäre nicht Marie, Eure liebliche Schweſter, in Gnadenfrei, es wäre mir längſt verleidet.

— Marie iſt alſo — ich habe ſie drei Jahre nicht geſehn, und vor drei Jahren war ſie noch eine dünn aufgeſchoſſene Ruthe — ſie iſt alſo zu Eurer — Freude entwickelt?

— Das iſt ſie, das iſt ſie! Frau Amaliens Troſt und Lebensquell, Dunſtans tägliches Entzücken, welches den verdrießlich gewordenen Greis allein noch friſch erhält. Frau Amaliens Erziehung iſt trefflich gelungen an dem Kinde. Sittlicher Ernſt iſt durch und durch ihre Grundlage geworden, und drüber hin weht doch die ſchönſte Lebensfröhlichkeit. Euer braver Vater iſt wiedergeboren in ihr ganz und gar, gedämpft und gemildert durch weibliches Zartgefühl.

Ludmilla fragte nicht ſogleich weiter. Sie ſchien betroffen zu ſein, wohl gar verletzt. Liebte ſie denn ihre Schweſter nicht? O ja. Aber ſie liebte ſich ſelbſt doch noch mehr. Daß Hans plötzlich auflebte in der Schilderung war unverkennbar, und das — that ihr nicht wohl. Erſt nach einer Pauſe fragte ſie weiter: wie ſich das Aeußere Purzels entwickelt habe. Aber Purzel — ſetzte ſie etwas ſpöttiſch hinzu — heißt ſie wohl nicht mehr, ſeit ſie ſo zufriedenſtellend erwachſen iſt?

— O doch, doch! Sie iſt ja noch immer neckiſch wie ein Schalksnarr. Ihr Aeußeres kann ich wohl nicht ſchildern. Ich bin ſeit dem Frühjahre nicht daheim geweſen, und Frau Amalie ſchreibt mir, daß ſich die Erſcheinung Mariens auffallend verändert habe im Laufe des vergangenen Sommers. Die volle Jungfrau ſei gleichſam über Nacht entſtanden und ich würde vor ihr ſtehen wie vor einem neuen Geſchöpfe.

— So, ſo? Ich alſo auch. Dann iſt's wohl Zeit, ſich mit ihrer Zukunft zu beſchäftigen." Ich will hin, ſobald Prag genommen iſt. Sie ſoll ihre Heimath wiederſehen.

— Wie?!

— Glaubt Ihr, daß wir Böhmen behaupten?

— Dieſe Frage wird Waldſtein beantworten. Uebernimmt er dennoch den Oberbefehl vom Kaiſer, dann ſäubert er ſicherlich zunächſt Böhmen für ſich. Der Schwedenkönig iſt auf dem Wege nach Franken hinauf, er überläßt uns alſo hier allein die Aufgabe, dem kaiſerlichen Heere die Spitze zu bieten. Das werden wir nicht vermögen, wenn Waldſtein entſchloſſen gegen uns auftritt, und deshalb halt' ich Böhmen nicht für geeignet —

— So ſchnell wird das nicht gehen. Es exiſtirt jetzt kaum ein kaiſerliches Heer; im Handumkehren ſchafft es auch der Friedländer nicht — aber was iſt das dort auf der Höhe? Sind das nicht kaiſerliche Reiter?

Konrad kam in Galopp herangeſprengt, Starſchädel dieſelbe Bemerkung zu melden. Die ſind von den Wallonen — ſetzte er hinzu — die wir geſtern noch in Prag geſehen haben!

Hans, Ludmilla und ihr Geleit ritten eben durch ein Ufergehölz, welches aus niedrigen Weidenbüſchen und hohen

Aſpenbäumen gebildet wurde. Zwanzig Schritt vor ihnen ging es zu Ende. Zur Linken floß die Elbe, rechts hin erhob ſich mählig der Boden und es begann ein Eichenwald.

— Rechts hinüber! kommandirte Hans. Sie werden uns ſchwerlich geſehen haben hier in den Büſchen, und wir haben keinen Beruf, kaiſerlichen Reitern zu begegnen.

Sie lenkten ihre Pferde nach rechts zu dem Eichenwalde hinauf, welcher frei von Buſchwerk ihnen eine Strecke lang offene Bahn bot. Erſt nach einer Viertelſtunde verengte Unterwuchs das Fortkommen; da bot ſich aber ein ſchmaler Holzweg dar, welcher wenigſtens halb abführte von der Richtung, in welcher man die Reiter geſehen. Sie ſchlugen ihn ein; Konrad als Vorpoſten voraus; dann die Dienerſchaft mit dem Gepäck; zuletzt Ludmilla und Hans. Langſam ging es vorwärts, Hans und Ludmilla neben einander auf dem ſchmalen Wege, Ludmilla zur Rechten, Hans zur Linken. Hans berührte faſt die nach ſeiner Seite zu ſitzende Reiterin, und machte Miene, ſein Pferd anzuhalten und zurückzubleiben, damit ſie unbeläſtigt einzeln reiten könnte. Nicht doch! rief ſie lachend, Gänſemarſch iſt langweilig. Ihre gute Laune ſchien zurückgekehrt. Sie fing an zu erzählen über die Häuslichkeit des Herzogs von Friedland und ſeiner Gemahlin, und bedauerte zunächſt die arme Iſabella, welche einen berühmten Kriegsmann, aber keinen Ehemann geheirathet habe. Das Bedauern ging in Scherz über, der Scherz in Spott. Was ſei denn das Weib, wenn ihm das Liebesleben gänzlich verſagt werde! Eine Kammerfrau;

Vom politiſchen Leben weiſe man ſie doch überall ab. „Sind wir denn wirklich eine geringere Menſchengattung als die Männer? Poſſen! Wir werden's nur, wenn wir unſere Waffen nicht kennen, und roſten laſſen. Unſere Waffen ſind eben Liebeswaffen, und im Alter Erfahrung, welche wir im Liebeskriege geſammelt, eine ganz andere Erfahrung, als Männer überhaupt machen können. Jedem Geſchlechte das Seine, und Euch, Herr Sauertopf, die Gedankenſorge, welche nicht erfährt, was um ihn vorgeht, und die Sonnentage der Jugend verſäumt. Sie kommen nicht wieder, kein einziger Tag kommt wieder, nicht eine einzige Stunde, auch die jetzige nicht mit ihrer friſchen, kräftigen Luft, mit den allerliebſten Schneeflöckchen, die uns mitunter auf die Lippe tanzen. Oder wißt Ihr's beſſer, Herr Paſtor?"

Hans lächelte, als ſie ſich dabei ganz nahe zu ſeinem Angeſichte herüberbeugte und er ihren Athem empfand. Der nahe Verkehr, die öftere Berührung hatte ihn ohnedies ſchon erregt, und jetzt verſchwor ſich ein Eichenaſt noch gegen ihn, welcher ſich gerade da gegen Ludmilla in den Weg herein ſchob, als ſie nicht nach vorwärts ſah, ſondern den Kopf zu ihm gewendet hatte. Der Aſt that ſeine natürliche Schuldigkeit: er hielt trocken feſt, und der bewegliche Körper Ludmillens mußte nachgeben. Dieſer ſchlanke Körper wurde vom Sattel geſtreift und zwar ganz raſch, weil das Roß an der Halsmähne ebenfalls vom Aſte gekitzelt worden und eine haſtige Bewegung nach vorn gemacht hatte. In einem Nu war Sattel wie Roß unter ihr fort, und ſie lag in Hanſens rechtem Arme, der ſelbſt nicht wußte, warum er ſo ſchnell zugegriffen. Er hatte auch keine Zeit darüber nachzudenken: denn die Schwere machte es ihm deutlich, daß er feſthalten müſſe, wenn Ludmilla nicht hinabfallen ſollte. Glücklicherweiſe hatte ſein linker Arm bei der Bewegung nach hinten den Zügel angezogen und ſein Pferd ſtand ſtill. Mit einem leichten Ach! hatte aber Ludmilla ihren linken Arm ſogleich und inſtinktmäßig zu ihrer Rettung um ihn geſchlungen, und er hatte ebenſo inſtinktmäßig ſie aufwärts gezogen, ſo daß ſie, von ihrem und ſeinem Arme gehalten, ſeitwärts auf ihm ſaß in einer plötzlichen und engen Umarmung, die ſich dadurch verlängerte, daß Hans nicht gleich wußte, wie er Ludmillen anders ſicher ſtellen ſollte als dadurch, daß er ſie feſthielt. An ſeiner Bruſt ruhte ihr Kopf, der Hut war zur Erde gefallen ſammt dem Mantel, am Tuchſpenſer waren von der jähen Bewegung nach rückwärts die Knöpfe geſprungen, das Haar war aufgegangen, und ſie ſah zu ihm empor wie ein halb erſchrockenes, halb lachendes Kind. Ein gefährliches Kind! Denn es faßte ſich ſchnell, und lachte mit Bewußtſein, und ſpottete mit Laune: armer Hans, wie wirſt Du ſie los, die Zudringliche?!

Er war wirklich ein „armer Hans!“ Er wußte nichts anzufangen mit dem Reichthume, welcher ihm in den Schooß fiel. Das aufkochende Blut eines noch jungen Mannes erkannte wohl flugs den Reichthum, welcher ſich darbot, aber die keuſch erzogene Seele rief haſtig: lehne ab, lehne ab!

Der Seele um jeden Preis zu folgen war ihm langjährige Gewohnheit; er folgte ihr auch hier und verſagte ſich den Kuß, der ſeinem Munde ſo nahe war und der aus Ludmillens Augen leiſe zu ihm empor ſprach: ich komme nicht allein, ich öffne nur ein Paradies, ich bin nur ein Anfang! Das war's eben, was ihn abhielt. „Seine Liebesmoral ſtand auf dem juriſtiſchen Spruche: „Widerſtehe den Anfängen! — Den Anfang kannſt Du verhindern, die Folgen nicht!"

Wie heiß und erregt er geworden, er ließ die ſüße Laſt langſam zum Boden gleiten und ſchwang ſich nach der andern Seite von ſeinem ruhig ſtehenden Pferde, um das Roß Ludmillens zu holen, welches nur eine kurze Strecke weit voraus gelaufen war.

Das neue Hinaufheben der Reiterin war alsdann zu beſtehen. Er beſtand es trotz der ſchalkhaften Augen Ludmilla's, welche auffallend langſam zu Stande kam mit Zuneſtelung des Spenſers, während er ihr den Mantel wieder umhing, und welche diesmal auffallend langſam war auf ſeiner Hand bei Erreichung des Sattels — — doch geröthet und wie erſchöpft von der geringen Anſtrengung ſtand er neben ihrem Roſſe, als ſie lächelnd herab ſah und „Danke, Hans!" herunter ſprach.

Die Jugend aus dem Hernalſer Schloſſe war wie ein Sturmwind über ihn gekommen. Er hätte ſich ja freuen können! That er es nicht, der Moraliſt? Die Wahrheit zu ſagen: er wurde gedankenlos. So verwahrloſt an Sinnlichkeit war er doch nicht, um von ſolchem Sturme nicht betäubt zu werden, und in ſolcher Betäubung ritt er neben ihr weiter. Er ahnte, der juriſtiſche Liebhaber, daß dies nur ein Anfang von Freuden und Leiden ſein werde, und er athmete auf, als er bei einer Biegung des Weges den Bart-Konrad halten und ihn erwarten ſah.

Die Meldung lautete: der Wald gehe zu Ende und draußen im Felde ſeien wiederum kaiſerliche Reiter zu ſehen. Rechts ſeitwärts am Waldſaume, noch unter Bäumen, zeige ſich aber ein Schloß. Es ſcheine rathſam, ſich zwiſchen den Eichen dorthin zu wenden. Die Thiere müßten raſten und gefüttert werden. Von dort wolle er, der Konrad, hinüber reiten nach einer Ortſchaft, deren Kirchthurm aus der Ferne auftauche, um Erkundigung einzuziehen, ob und nach welcher Richtung man gegen Mittag weiter reiſen könne.

Starſchädel war hiermit einverſtanden. Die Begegnung kaiſerlicher Truppen wollte er vermeiden. Sie konnten ihn anhalten und aufhalten, wohl gar feſthalten, wenn ſie inne wurden, daß er ein Fremder ſei.

Der Wald lichtete ſich nach rechts hin zu einem Eichenhain, welcher bequem Platz gab für die Reitgeſellſchaft bis zum Hofraume des Schloſſes. Dies Schloß, aus Erdgeſchoß und erſtem Stock beſtehend, war ohne architektoniſchen Reiz und ſchien unbewohnt zu ſein. Wenigſtens zeigte ſich kein Menſch, als ſie vor der Hausthür ſtill hielten. Konrad pochte an die verſchloſſene Thür und rief — da öffnete ein kleiner, breitſchultriger Mann in einem Schafpelze. Er war noch mit dem Anziehen deſſelben beſchäftigt, und ſah ohne ein Wort zu ſprechen empor nach dem ſchwarzbärtigen, wild ausſchauenden Reiter. Konrad fragte, ob man die Pferde einſtallen, ob die Herrſchaft eintreten könnte.

— Nix deitſch! erwiderte zögernd der Schafpelz.

Da gab Ludmilla ihrem Roß einen leichten Schlag, ſprengte heran und ſprach böhmiſch zu ihm. Sie konnte es von ihrer Jugend her leidlich ſprechen. Das machte den Schafpelz freundlicher, beſonders als er hörte, daß die Dame ſeine Gutsherrſchaft kenne und vor einigen Tagen noch in Prag geſprochen habe —

Man ſtieg ab, die Pferde wurden untergebracht, man trat ein und zwar links in ein großes Zimmer, welches der verwaltende Vogt im Schafpelze mit den Seinigen bewohnte. Urſprünglich wohl ein gutes Zimmer war es durch die Lebensgewohnheiten dieſer Inwohner arg zugerichtet und machte einen ſehr unwirthlichen Eindruck: es war voll Rauch und Schmutz.

Ludmilla huſtete und lachte, und bedeutete Hans, er möge ſich nur der Verſorgung des Trains draußen widmen und der ſorgfältigen Inſtruktion für Konrad, ſie werde hier ſchon Rath ſchaffen.

Das gelang ihr denn auch. Einige Silbergulden veranlaßten die Frau des Vogts, herrſchaftliche Zimmer oben im erſten Stock aufzuſchließen, Feuer in den Kaminen zu machen und alle Anſtrengungen für ein Mittageſſen zu übernehmen, Anſtrengungen, welche einigen Hühnern das Leben koſteten.

Marianne, die holländiſche Kammerfrau, mußte einen Mantelſack auspacken, damit Ludmilla das Reitkleid ablegen und eine leichte Haustoilette machen konnte. Warum? Wozu? Wenn Konrad in einigen Stunden wiederkehrte und die Weiterreiſe für möglich hielt, ſo war doch — „Ah,“

erwiderte ſie Mariannen, „zunächſt iſt er noch nicht fort, er muß auch ſpeiſen und ſein Pferd muß gefüttert werden; alsdann müſſen die Knöpfe an meinem Reitkleide ergänzt werden, und endlich wiſſen wir ja noch gar nicht, ob er Nachrichten bringt, welche uns die ſofortige Weiterreiſe erlauben!“

Waren das wirklich Ludmillens Gründe? Vielleicht doch! Vielleicht war ſie ſich keiner weiteren Abſichten bewußt, auch wenn ſolche in ihr ſchlummerten. Vorhanden waren ſie, auch wenn ſie ſchlummerten. Die Scenen im Eichenwalde hatten alte Gefühle erweckt, wenn auch noch nicht neue Abſichten. Die Welt der Gefühle iſt abgeſondert von der Welt des Verſtandes; beide grenzen da aneinander, wo der Wille wohnt. Wird der Wille angerufen oder nur angetrieben von der Gefühlsſeite, dann handelt der Menſch ſchon, ehe der Verſtand etwas davon weiß. So mochte es in Ludmillen jetzt vor ſich gehen. Die Jugendliebe in ihrer vollen Reizbarkeit war unerwartet lebendig geworden in ihr, das Bedürfniß war aufgeglüht, irgend ein Genüge dafür zu finden. Ein vorübergehendes, oder ein dauerndes? Was wußte ſie! Ihr Verſtand hatte noch weiter nichts damit zu thun, als daß er flüſterte: Eine Anzahl einſamer, behaglicher Stunden neben dem Manne Deiner Liebe liegen vor Dir; genieße ſie, indem Du die ganze übrige Welt vergiſſeſt, indem Du nicht fragſt, wie weit dieſe Stunden führen, was ſie bieten, was ſie ſchaffen, was ſie zerſtören können.

So ſchuf dies ſchöne Weib, welches die Kunſt des Gefallens immer verſtanden, einen Zuſtand um ſich her, welcher wohl geeignet war, den ebenfalls aufgeregten Hans anziehend zu locken. Die beiden eingeräumten Zimmer waren vornehm wohnlich eingerichtet. Geöffnete Fenſter hatten friſche Luft eingelaſſen, lodernde Kaminfeuer hatten dieſe Luft erwärmt, wohlriechendes Waſſer, das Marianne für die kokette Herrin immer mit ſich führte, war umhergeſprengt worden. Die Vogtin hatte auch unberührtes Tiſchzeug der Herrſchaft herbeigebracht, die kleine Tafel winkte ſauber — Herr von Starſchädel konnte zu Tiſch gerufen werden.

Er war fern geblieben wohl eine Stunde lang. Es ſchien faſt, als fürchtete er ſich. Das Unterbringen der Roſſe, die Inſtruktion für Konrad nahm doch nicht ſo viel Zeit in Anſpruch!? Er war hinaus gegangen auf einen Hügel im Felde, um ſo weit als möglich hinüber zu ſchauen gegen Podiebrad hin, ob wirklich Truppen zu ſehen wären. Er hatte keine geſehen. Sie werden Mittagsraſt halten drüben unter dem Kirchthurme, hatte Konrad eingewendet. — Wie heißt das Dorf? — Libitſche nennt's der Vogt. — Ja, Libice ſteht auf meiner Karte. Wir brauchen's nicht zu berühren, um nach Podiebrad zu kommen. Und Du, ſei vorſichtig, wenn Du unter die Kaiſerlichen geräthſt! — Werd' ſchon! Bin ja ein Oeſterreicher, dem man's anhört. Gehör' zum Friedländer, dem ich 'ne Poſt reite! —

Konrad ritt denn endlich fort; Hans mußte ſich entſchließen, Ludmilla aufzuſuchen.

Er ſtieg wie durch einen Nebel die Treppe hinauf, denn ſeine Gefühlswelt war in eben ſolcher Aufregung wie die Ludmillens. Nur unruhiger, peinlicher. Er war eine ganz andere Natur, er hatte eine ganz andere Vergangenheit

Obwohl jetzt ſchon in den erſten dreißiger Jahren war er immer noch ein unſchuldiger Junggeſell. Das Liebesverhältniß mit Ludmillen war das einzige geblieben, welches ihn der Umarmung eines Weibes nahe geführt. Der Untergang dieſes Verhältniſſes hatte ihn auf Jahre verdüſtert. Alltäglicher, ſinnlicher Verkehr im Kriegsleben war ihm Jahre lang zuwider geweſen. Später war er wohl gleichgültiger geworden gegen die verletzbare, ſeine Empfindung, welche ihn lange beherrſcht und abgehalten; aber er hatte ſich ein ablehnendes, kaltes Weſen angewöhnt gegen leichte Frauen. Das hatte ihn um jedes Entgegenkommen ſolcher Frauen gebracht; er galt am Ende gar für einen Weiberfeind, was er gar nicht war. Die einmal geſchaffene und dann eine Reihe von Jahren herkömmlich gewordene Stellung hatte ſich am Ende wie eine grundſätzliche ausgebildet. Es muß dann Viel auf einmal zuſammentreffen, um etwas umzuſtoßen, was den Charakter eines Grundſatzes angenommen hat, und dies Zuſammentreffen war ihm nicht begegnet. So war er ein unerfahrener Junggeſell verblieben. Sein Heimatsort, ſein Gnadenfrei mochte dazu beigetragen haben. Vom Kriege zurückgezogen war er dort immer wieder in langen Zwiſchenräumen häuslich eingerichtet verblieben, namentlich zur Winterszeit, während welcher der Krieg überall ſtockte. Und dort in Gnadenfrei war Alles dafür angethan, ſinnliche Liebesregungen nicht aufkommen zu laſſen. Der tägliche Verkehr mit dem greiſen Dunſtan, mit der ſittenſtrengen Frau Amalie, ja mit dem heranwachſenden jungen Mädchen, mit Purzel, war geradezu ein Gegenſatz für jeden leichten, ſinnlichen Gedanken. Purzel hatte ſich während ihrer Erziehung, komiſch genug, verjüngt. Bei der Erbtheilung hatte Doctor Zinkas die Taufzeugniſſe der beiden Leß'ſchen Töchter beigebracht, und da hatte ſich enthüllt, daß der luſtige Vater das jüngſte Töchterlein für älter ausgegeben um mehrere Jahre. Warum? Lachend erinnerte ſich Zinkas, daß Leß oft über die Zärtlichkeit fremder Leute geſcholten, welche es ihm verübelt, die jungen Mädchen zu Reiſe überallhin mitzunehmen. Wir wollen dafür ſorgen, habe er gerufen, daß Purzel alt genug erſcheint für Reß und Reiſe! Die Fälſchung hatte nach ſeinem Tode Purzel's Anſehen ſchwer beeinträchtigt, denn Purzel hatte ſich ſehr langſam entwickelt, und war im achtzehnten Jahre noch ein ſogenannter Backfiſch geweſen. Noch unreife, junge Mädchen haben wie unreife, am Baume hängende Früchte einen natürlichen Schutz vor dreiſten Händen. Der unverdorbene natürliche Menſch ſcheut ſich, das erſt reif Werdende anzutaſten. Wohlwollen für ſolch' ein langſam heranblühendes Mädchen wurzelt in Unſchuld und verengt den ſinnlichen Gedankenkreis. Gerade die geiſtige Aehnlichkeit der kleinen Marie mit dem Bilde des Papa Leß und mit einzelnen Zügen Ludmillens, die einſt ſeine Sympathie erweckt, gerade ſolche ſeeliſche Aehnlichkeit zog Hans zu dem kindlichen Geſchöpfe und entfernte ihn immer weiter vom Sinnenreize, welchen üppige Frauen ausſtrahlen. Er ſah auch nicht einmal ſolche Frauen: zwiſchen Heimath und Krieg war ſein Leben getheilt geweſen. Erſt jetzt in Prag war er wieder einem Frauenkreiſe nahe gekommen. Und dort hatte ihm die große Lebensfrage um's Vaterland, hatte ihn Waldſtein in Beſchlag genommen. Als dieſe Frage zu Boden gefallen, war er gleichſam erwacht zum noch jungen Manne, welchem Sinnes- und Liebesleben ſo lange im Schlummer gelegen. Wie grell mußte das Erwachen ſein, da es juſt von ihr ausging, von der Einzigen, die er vor zehn Jahren aufgeben gemußt, und die ſo lange noch ſeine Phantaſie beunruhigt hatte —

Er trat ein. Vor einem Sofa ſtand die kleine gedeckte Tafel. Aus dem zweiten Zimmer kam ihm die umgekleidete Ludmilla entgegen, heiter, ſtrahlend, leicht, liebenswürdig wie nur je in der Hernalſer Zeit. Ein leichtes Hauskleid ſpielte um die jetzt voll und ſchön entwickelten Glieder, Hals und Arme frei gebend bei jeder Bewegung. Das dunkle Haar in üppigen Locken, der verrätheriſche, nur wenig falſche Blick des Auges mächtiger und lockender als je. Sie nahm ihn bei der Hand — die ihrige war ſo warm und weich! — und führte ihn mit ſcherzhafter Würde zum Seſſel neben dem Sofa, wie die Hausfrau den Gaſt führt. Marianne, die noch im andern Zimmer war, wurde gerufen. Sie ſollte die Mahlzeit auftragen.

Die Mahlzeit beſtand nur aus einem Gange; die Tafeldienerin brauchte nicht wieder zu kommen.

Hans nahm ſich vor, dem gebratenen Huhne die ſtrengſte Aufmerkſamkeit zu widmen und das ſchwarze Brot wunderbar ſchmackhaft zu finden. Ludmilla billigte das, und übernahm das Zerlegen des Huhns. Leider wurde er dabei aufgefordert, ihr den flatternden Aermel des Kleides zurückzuſtreifen, daß er nicht in die Bratenſchüſſel ſich verirre, und bei dieſem Geſchäft konnte es nicht ausbleiben, daß er ihren blendend weißen Arm berührte. — Etwas ſehr heiß — meinte er — ſei es im Zimmer. — Ich dächte nicht! erwiderte ſie, und bat, auch dem anderen Aermel die Gefälligkeit anzuthun. Dazu mußte er um den runden Tiſch hinum nach der andern Seite, und mußte neben ihr ſtehn, mußte abwärts ſehn auf die nur leicht verhüllte Büſte des warmen, verführeriſchen Weibes, welches mit Meſſer und Gabel in der Hand ſchalkhaft zu ihm aufblickte. — Es iſt wirklich ſehr heiß! wiederholte er mit inniger Ueberzeugung, und mußte doch mitlachen, als Ludmilla ſeine geiſtreiche Unterhaltung komiſch fand. Ihr ſeid auch zugeknöpft bis an die Gurgel — ſetzte ſie raſch hinzu, indem ſie Meſſer und Gabel fallen ließ, und mit erſchreckender Gutmüthigkeit ihm die oberen Knöpfe des Bruſtwamſes öffnete.

Das gab eine Nähe und Berührung, welche das Brathuhn poſitiv in Vergeſſenheit zu bringen drohte, und welche er deshalb energiſch zu verhindern dachte. Aber das hieß aus der Scylla in die Charybdis gerathen! Denn nun hielt er ihre beiden Hände in den ſeinigen, und um wieder auf die andere Seite und an's Brathuhn zu kommen, wagte er ein raſches Küſſen ihrer Hände, welches Dank und Abſchied bedeuten ſollte. Er ſetzte auch damit wirklich den Abſchied durch, und gelangte glücklich zu ſeinem Seſſel — aber mit welchem Opfer an innerer Haltung!

Das Huhn mußte die Unkoſten zahlen. Er verſicherte, außerordentlichen Hunger zu haben. Ludmilla lachte, und bedauerte nur, dem ausgehungerten Recken keinen Wein vorſetzen zu können. Der Kellerſchlüſſel ſei nicht in den Händen der Vogtin, und man ſei in Böhmen, nicht in Oeſterreich. Die gemeinen Leute wüßten in Böhmen nichts vom Wein, auch hier nicht, obwohl Melnik mit ſeinen blauen Trauben nicht gar weit entfernt ſei.

Die Strategie ſeines ſtarken Appetits that ihre Schuldigkeit, bis Ludmilla ausrufen mußte: Nun hab' ich nichts mehr zur Befriedigung Eures geſunden Appetits! Doch nein! Halt! Iſabella hat in Kolin Zuckerwerk in den Mantelſack geſteckt, das hol' ich!

Sie eilte in's Nebenzimmer. — Eine Minute ſpäter rief ſie: Die Schnalle iſt für meine Finger zu feſt, helft mir ſie aufmachen, hungriger Ritter!

Er folgte ihr. Sie kniete am Boden, und ſah ſich, geröthet von der Anſtrengung, nach ſeiner Hilfe um.

— Laßt! laßt! — ſagte er — ich bedarf keines Zuckerwerks!

— Aber ich!

Und dabei ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen, daß er neben ſie niederknieen möge, den widerſpenſtigen Mantelſack zu öffnen. Die Gefahr erreichte jetzt gewiß den Höhepunkt, daß er ſo neben ihr dem Sinnenreize erliegen, und dadurch ſein ganzes Leben beſtimmen werde. Unrichtig, unrein beſtimmen werde! Denn die Neigung für Ludmilla war überlebt in ihm, der edelſte Keim einer verwandten Neigung war in reiner Entwickelung ſeines Herzens begriffen. Die Schweſter Ludmillens trug von Jugend auf alle die Reize von Sympathie in ſich, welche ihn einſt zu Ludmillen hingezogen, alle die geheimnißvollen ſeeliſchen Züge, welche anziehn und beglücken, ſobald die hinzu tretenden körperlichen Formen nur nicht geradezu dem Schönheitsſinne widerſprechen. Denn die körperlichen Formen dienen ja nur der Seele, wenn von dauernder Neigung die Rede ſein ſoll, nicht blos von augenblicklicher, nicht blos von ſinnlicher Neigung. Im Auge der kleinen Marie wohnte frühzeitig jener Schalk, welcher ihn an Ludmilla gefeſſelt, aber gutmüthiger, dem Charakter des Vaters ähnlicher. Und die Herzensgüte, die innere Heiterkeit war gleichmäßiger, war ſtärker in der jüngeren Schweſter, ohne daß die geiſtige Lebhaftigkeit Eintrag erlitten hätte durch dieſe Gleichmäßigkeit und Stärke. Wie freudig hatte er dieſe Grundzüge ſich ausprägen ſehn von Jahr zu Jahr, wie nahe an der vollen Entfaltung der Knospe, wie ahnungsvoll ſchön waren ſie ihm entgegen getreten als er die jungfräulich knospende Geſtalt zum letzten Male im vergangenen Frühjahr geſehn. Die Phantaſie hatte ihm bereits das ganze, ſchöne Bild des Mädchens ausgemalt, welches ihn als ſeinen Lebensſchöpfer treu und zutraulich betrachtete, welches ihm vom Himmel beſtimmt ſchien zur treuen, zutraulichen Lebensgefährtin. Und dieſes Bild ſollte jetzt ausgelöſcht werden in ihm, weil ein Sinnennebel ſeine Blicke befing, ebenein ein Sinnennebel, welcher das Verwandte widerwärtig ineinander miſchte! Er wird ſich's nie vergeben können, er wird ſeine Herzenswelt verwirrt, ja beſchmutzt haben, er wird ſeine Herzenswelt für immer beſchädigt, wohl ganz zerſtört haben, wenn er ſich Ludmillen hinzieht. Eben Ludmillen. Ihr angeborenen, die ſeine erſte Liebe geweſen, die ſeine erſte Liebe leichtſinnig zerſtört hatte! Ihr angehören, nachdem längſt wildes Gras gewachſen war über dieſe Zerſtörung — armer Hans. Du wirſt Dir dieſe Stunde auf dem einſamen, böhmiſchen Schloſſe nie vergeben!

Weil er Dergleichen ahnte, war er bisher ſcheu und furchtſam geweſen. Aber die Ahnung war nur unklar, der Sinnenſturm war nur zu klar, als er jetzt ihre pulſirende Hand in der ſeinigen hielt, und ſich zu ihr hinab gezogen fühlte. Nur zögern ließ ihn die Ahnung, und dieſe Zögerung veranlaßte Ludmillen aufzuſtehn. Auf ſeine Hand ſich ſtützend und ihm in's Auge ſehend that ſie das, und trat ſich dabei vorn in's Kleid. So ſtrauchelte ſie, halb aufgerichtet, und drohte zu fallen — er mußte zufaſſen, um ſie aufrecht zu erhalten, und ſo halb durch unwillkührliches Fallen kam ſie an ſeine Bruſt, lag ſie in ſeinen Armen, ihr Haar, ihre Stirn, ihr Auge nahe an ſeinem Munde. Es bedurfte nur noch einer leiſen Bewegung des Armes, und Mund an Mund begegneten ſich im Kuſſe. Dieſe leiſe Bewegung erfolgte, und ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, wunderbar angeſprochen von dem Auge und Antlitze des ihm ſo nahen, ſchönen Weibes flüſterte er — „Marie!“

Wie?“ ſchrie Ludmilla auf, und ihr erſt ſo weiches, ſehnſüchtiges Auge erſtarrte. Eben ſo plötzlich erſtarrte der Sinnendrang in ihm, das verwiſchte Bild der knospenden Jungfrau trat klar vor ſeine Seele — ſie blickten einander in die Augen, und die Augen ſahen einander nicht mehr, jedes blickte nach innen, das weibliche in ſtarrem Zorn, das männliche in keuſcher Erinnerung. Die Arme ließen nach, ſie ſanken. Frei ſtanden ſie vor einander, und ihre Blicke wendeten ſich dem Fenſter zu, welches die Ausſicht nach Norden hinauf bot über hügelan ſteigende Felder, nach derſelben Richtung, welche ſie einſchlagen mußten zur Weiterreiſe. Die bleiche Nachmittagsſonne trat juſt aus den grauen Schneewolken, und hob einen dunklen Reiter ſcharf ab von der ſchneebeſäumten Landſchaft —

— Konrad kehrt zurück! ſagte Hans mit ſchwacher Stimme — macht Euch fertig zur Weiterreiſe!

Lady Ludmilla erwiderte kein Wort — Hans ſchritt aus dem Zimmer, die Treppe hinab, Konrad entgegen hinaus auf's Feld.

Konrad war munter, und berichtete in Kürze: daß Eile nöthig ſei, wenn Herr von Starſchädel mit der Lady noch „ungehudelt“ durchkommen wolle zum ſächſiſchen Heere. Für heute Abend ſei das nöthige Loch noch offen über Podiebrad. Die kaiſerlichen Truppen nämlich da drüben in Libitſche ſeien der Vortrupp eines ganzen kaiſerlichen Corps, welches über die ſchleſiſchen und Glatzer Berge aus Schleſien herbei eile, um ſich den Sachſen vorzuſchieben. Der alte General Teuffenbach ſei ihr Führer, und werde in ſeiner dicken Perſon morgen ſchon in Podiebrad erwartet. Heute Abend und heute Nacht ſei Podiebrad noch frei von dieſen Truppen, denn die Vorhut mache Nachtquartier in Libitſche. Alſo — ſchloß Konrad — geſchwind auf die Strümpfe, wenn wir nicht mitten unter die Kaiſerlichen gerathen wollen.

So geſchah's. Beim letzten Tagesſcheine der untergehenden Sonne ritt die Karavane auf einem Feldwege gegen Podiebrad zu, den mit Kaiſerlichen angefüllten Ort Libitſche zur Rechten laſſend. Der Vogt im Schafpelze diente als Führer.

Ludmilla verhielt ſich in tiefem Schweigen.

In finſtrer Nacht kamen ſie an's Thor von Podiebrad. Es war geſchloſſen. Konrad meldete barſch: Gefolge des Herzogs von Friedland! — Das Thor ging auf, ſie ritten in die Stadt ein, der Vogt im Schafpelze brachte ſie vor den Gaſthof, brachte ſie in den Gaſthof.

Pater Norbert und Medardo wohnten bereits in demſelben Hauſe, und harrten ihrer.

Ueber eine ſteinerne Treppe im Hofe wurde Lady Ludmilla und Herr von Starſchädel nach den Zimmern geführt, welche der Hausknecht ihnen öffnen wollte. Mit einer großen Laterne ſchritt er vor ihnen einher, eine nach dem Hofe offene Gallerie entlang. Die Zimmerthüren, welche er öffnete, gingen auf dieſe offene Gallerie. In's erſte Zimmer trat Ludmilla mit ihrer Kammerfrau; in's zweite Starſchädel. Konrad war unten im Hofe geblieben; die Unterbringung der Diener und Pferde zu überwachen.

Hans blieb lange Zeit mitten in ſeinem Zimmer ſtehn, tief in Gedanken verloren. Das Geräuſch im Nebenzimmer Ludmillens erweckte wohl dieſe Gedanken. Es war ihm ſchwer zu Muthe, wie leicht er auch in friſcher Luft aufgeathmet hatte, daß er der Verſuchung in jenem Schloſſe unbeſchädigt entronnen ſei. Unbeſchädigt? Nein — ſagte er ſich — du verdienſt ſchwere Vorwürfe, denn nur ein Zufall hat dich bewahrt. — O nein! — nahm der ſelbſtgefällige Advokat, welcher in jedem Menſchen wohnt, zur Selbſtvertheidigung das Wort — o nein! es war kein Zufall! Die Wahrheit kam dir zu Hülfe, ſie ſprach im letzten Momente den Namen aus, der in dir wohnt —

Und nun ſchweifte ſein innerer Blick hinüber nach Thüringen, und ſuchte im großen Wohnzimmer die ſtille Ecke auf, in welcher Marie zu ſitzen pflegte — da fiel ein Möbel im Nebenzimmer! — Arme Ludmilla! dachte er, wie niedergeſchlagen, wie verletzt wirſt Du ſein! Und wie bekümmert mich das! — —

Endlich machte er Anſtalt, ſich zu entkleiden. Da hörte er einen ſchweren Tritt vor ſeiner Thür. Die Thür ging auf — es war Konrad. Er ſtieß einen unartikulirten Laut aus.

— Was iſt?

— Der Teufel iſt los, Herr! Unten in den Ställen ſtehn Pferde kaiſerlicher Reiter — alle Ställe ſind voll. Küraſſe lehnen in den Ecken und an den Futterkäſten und auf der Streu neben den Futterkäſten ſchnarchen Soldaten. Sie ſind von den Panzerreitern, die wir geſtern in Prag am Graben vor uns hatten, und ſind gewiß dieſelben, die wir heut Mittag vom Waldſaume aus geſehen haben. Was heißt das? dachte ich, und trete in den Hof zurück, um einen andern Stall zu ſuchen für unſere Roſſe — da huſcht ein Knirps an mir vorbei, ſtraf mich Gott! Herr, mir war's, als wäre das — und er war's —'

— Wer?

— Im Hausflur huſcht er an der Laterne des Hausknechts vorüber — es war die „rothe Feder“ aus Wien, der Spion, der Lump! — Ich nach — aber ich beſinn' mich, und frag erſt den Hausknecht. Richtig! Ein feiner geiſtlicher Herr zu Pferde und der Knirps ſind heute Mittag aus Prag angekommen, hinter ihnen ein Fähnlein Panzerreiter —

Konrads Bericht wurde unterbrochen durch ein Kommandowort draußen auf der Gallerie.

Unmittelbar darauf wurde die Thür aufgeriſſen, und der Hausknecht mit ſeiner Laterne, die er jetzt hoch hielt, leuchtete herein. Hinter ihm ſah man Küraſſiere mit blanken Säbeln, neben ihm trat ein Fähndrich über die Schwelle, und kündigte mit ruhigen Worten an: Herr von Starſchädel aus Sachſen ſei hiermit zum Gefangenen erklärt, und habe ihm, dem Fähndrich, unverweilt nach Prag zu folgen. Der Kriegsmann neben ihm, Konrad geheißen, ein flüchtiger Oberöſterreicher, desgleichen.

Das kam ſo ſchnell, und es war da guter Rath ſo theuer, daß Starſchädel und Konrad einen Augenblick lautlos blieben. Jeder von ihnen begriff aber auch in demſelben Augenblicke, daß die Gefahr einer ſolchen Gefangennahme eine verzweifelt große ſei. Der Jeſuit im Hintergrunde, die „rothe Feder“, der erſichtlich weit vorbedachte Ueberfall deuteten auf Wien, auf den Halsprozeß vor zehn Jahren, welchem ſie nur durch die Flucht entronnen waren — inſtinktmäßig zogen beide ihre Schwerter.

— Wozu der Widerſtand, Herr von Starſchädel — ſagte der Fähndrich in unverändert ruhigem Tone — hinter mir ſtehen außen zwölf Küraſſiere und unten ſind noch einmal ſo viel; Ihr habt nicht die geringſte Ausſicht, Euch durchzuhaun. Ergebt Euch!

— Nicht dem Teufel ergeben wir uns! ſchrie Konrad.

— Wer hat Euch Vollmacht gegeben, mich zu verhaften? rief Hans.

— Mein Oberſt.

Hiermit war der ſoldatiſche Charakter des Angriffs ausgeſprochen, und Hans erkannte, daß es ganz nutzlos ſei, durch irgend welchen Ausweis, oder durch irgend welche Berufung was auszurichten. Er fragte alſo nur kurz: Wie heißt Euer Oberſt?

— Graf Octavio Piccolomini.

Es war alſo die wälſche Soldatenpartei, in deren Hände Hans gefallen, und ſomit war's ſonnenklar, daß auch eine Berufung auf den Herzog von Friedland gar keinen Erfolg haben konnte.

Hans faßte ſich, und ſprach langſam und nachdrücklich: Mein Herr Fähndrich! Aus Eurer Sprache ſchließ' ich, daß Ihr ein Oeſterreicher ſeid, alſo deutſches Blut. Ihr dient mit meiner Gefangennahme einer wälſchen Partei, die auch den Herzog von Friedland ſtürzen möchte. Von dieſem komme ich. Er wird Euch über Kurz oder Lang verantwortlich machen für den Ueberfall ſeines Gaſtes. Das bedenkt! Glaubt Ihr doch ſtrikte gehorchen zu müſſen, ſo erwägt, was ich Euch jetzt ankündige. Ich leiſte Euch Widerſtand bis zu meinem letzten Athemzuge —

— Ich auch! ſchrie Konrad.

— Wir verſtehn beide zu fechten; wahrſcheinlich beſſer als Einer von Euch. Es koſtet Euch alſo Blut und Mannſchaft in reichlichem Maße, wenn Ihr's durchſetzen wollt. Wir haben den Vortheil des Terrains für uns, dieſe Stube mit einem einzigen offnen Ausgange, und Ihr ſeid der Erſte, welcher fällt. Ueberlegt, ob Ihr ſogleich mitten in der Nacht gewaltſam vorgehn müßt, oder ob Ihr nicht warten könnt bis zum Anbruche des Tages. Entfliehen kann ich Euch ja nicht. Ihr habt Leute genug, das zu verhindern, und bis Anbruch des Tages habe ich mich vielleicht entſchloſſen, den Widerſtand aufzugeben. Iſt Euch das einleuchtend?

— Warum nicht?! — Ueberlegt Ihr Euch nur auch nüchtern, daß es rathſamer iſt, heil und lebendig gefangen zu werden als in die Pfanne gehauen. Denn in die Pfanne gehauen werdet Ihr. — Legt Euch ſchlafen, um nüchtern zu werden. Die Unbequemlichkeit, Euch ſcharf bewachen zu müſſen übernehmen wir. Aber die Thür bleibt offen! —

Dies ſagend poſtirte er zwei Küraſſiere an die offne Thür, und ging hinaus, die anderen zu inſtruiren.

— Was ſoll uns das helfen? murmelte Konrad zu Hans.

— Weiß ich's?! — erwiderte dieſer halblaut — Zeit gewinnen! — Vielleicht — ſagteſt Du nicht, die Kaiſerlichen in Libitſche draußen gehörten zu Teuffenpach's Corps?

— Ja.

— Teuſſenpach iſt ein Deutſcher, und vielleicht dem Friedländer ergeben. Wenn er ſelbſt — kurz, 's iſt doch ein Schimmer von Hoffnung, daß Teuſſenpach's Corps mit Anbruch des Tages hier einrückt —

— Wegen meiner! brummte Konrad — aber eine Hundsnacht wird's. Sobald wir ſchlafen, packen ſie uns!

— Alſo darf höchſtens Einer ſchlafen, damit er den Andern gleich weckt! — Biſt Du denn ſchläfrig? Macht Dich die Ausſicht auf den Galgen bei Wien nicht munter?

— Lirum, larum! 's iſt weit bis Wien! Ich bin auch nicht ſchläfrig. Aber wann ich ſo lang ſtill ſitzen ſoll, da nick' ich halt ein. Wiſſen's was — ich hab Euch zwar nie ſpielen g'ſehn — aber 's lernt ſich g'ſchwind. Spiel'n mer Landsknecht! — Erſt will ich die Feſtung baun —!

Er ſprang auf und zwar ſo dröhnend, daß die Küraſſiere an der Pforte ſich eiligſt in Poſitur ſetzten, ſeinem Angriffe zu begegnen. „Schapperl!“ lachte er, und ſchleppte die zwei Bettſtellen, welche im Zimmer ſtanden, dergeſtalt mitten in den Stubenraum, daß ſie einen Wall bildeten zwiſchen den Küraſſieren und den Gefangenen. — „Eh die ſchweren Trampel da 'rüber kraxeln, ſind wir munter, wann wir einnicken ſollten!“ raunte er Starſchädel zu, und brachte nun einen Tiſch herbei zum Landsknechtſpiel, welches er Hans in der Geſchwindigkeit lehren wollte.

Hans ließ ſich die Anordnung gefallen. Konrad zog aus der Taſche ein Spiel Karten, welches erſichtlich ſchon mehrere Feldzüge mitgemacht hatte, und deshalb nicht gerade appetitlich war. Die Form dieſer Karten war noch einmal ſo groß als die der jetzt gewöhnlichen franzöſiſchen Spielkarten. Sie waren von ſpaniſchen Kriegsleuten nach dem deutſchen Reiche, wenigſtens nach den öſterreichiſchen Ländern, eingeführt worden, und haben ſich — wunderlich genug! — bis jetzt nur in einem Lande erhalten, welches ein Jahrhundert ſpäter von den kaiſerlichen Landen abgeriſſen worden iſt, nämlich in Schleſien. Dort findet man noch heute die großen „Baſtan“-Karten auf dem Lande und in kleinen Städten. Mit dieſen „Baſtan-, Spade-, Denar- und Kuppe“-Blättern begann nun Konrad ſeinen Unterricht im edlen, weil einfachen Landsknechtſpiele, und Hans rang ſich die Faſſung ab, dieſen Unterricht zu verſtehn und zu befolgen.

Dieſe Spielſtudie in geſpannter Lage, beleuchtet von einer röthlich qualmenden Unſchlittkerze, ward einen Augenblick lang belauſcht von einem Manne in zierlicher Kavalierstracht. Er war fein gewachſen, und hatte ein glatt raſirtes ſeines Antlitz, aus welchem kluge braune Augen leuchteten. Ganz kurzes dunkles Haar und ſchwarze Augenbrauen hoben das Antlitz und die angenehme Bläſſe deſſelben. Er blickte lächelnd über die Bettbarikade auf die Landsknechtſpieler hinein, welche ihn gar nicht bemerkten, und trat ſtumm wieder zurück, um vor der nächſten Thür, der Thür Ludmilla's, ſtehen zu bleiben. Ludmillens wegen hatte er im Mantelſacke einen Kavalieranzug mitgebracht, und jetzt angelegt.

Dieſer Mann war Pater Norbert, einſt Jaromir von Zierotin.

Ohne Klopfen, abſichtlich jäh öffnete er die Thür Ludmillens. Er wollte überraſchen. Und das gelang ihm auch. Ludmilla hatte keine Kenntniß von Dem, was neben ihr vorgegangen war mit Hans. Das Geräuſch hatte ſie für gewöhnlichen Wirthshauslärm gehalten. Sie war niedergeſchlagen, zornig über ſich ſelbſt, wortkarg. Marianne hatte Bett- und Nachtzeug geordnet, und die ſchweigende Herrin langſam entkleidet. Eben hatte ſich dieſe Bruſt, Nacken und Arme gewaſchen und abgetrocknet, — da trat Norbert in's Zimmer.

Ludmilla ſchrie auf, und rief nach einem Tuche, um ſich zu verhüllen. Marianne fand nicht ſogleich eins, und Jaromir verhielt ſich ſchweigend, bis es gefunden war. Die Thür hatte er hinter ſich zugedrückt, ohne ein Auge zu verwenden von dem Bilde, welches ſeit ſo vielen Jahren ſeiner Einbildungskraft vorſchwebte, hundertmal gerade ſo vorgeſchwebt hatte, wie es jetzt die Wirklichkeit zeigte.

Langſam trat er näher, und winkte der Kammerfrau, ſich zu entfernen.

— Du bleibſt, Marianne! rief Ludmilla.

— Ich glaube nicht, Mylady, daß es Euch angenehm ſein wird, die Nachrichten alle, welche ich Euch mitzutheilen habe, bekannt werden zu ſehn — ſprach er mit leichtem, angenehmem Tone —; tritt wenigſtens zurück bis an die Thür, Kammerfrau! Ich werde ſo lange leiſe ſprechen, bis die Lady ſelbſt Dich hinausſchicken wird!

Dann ſchob er der erſtaunten Lady einen Seſſel hin, und nahm ſich ſelbſt einen, welchen er nahe zu den ihrigen rückte. Ludmilla zögerte ſich zu ſetzen, und wollte wenigſtens ihren Seſſel in größere Ferne ſchieben. Aber das Tuch, welches ihre Blöße bedeckte, hätte ſich verſchoben, wenn ſie einen ihrer Arme dazu gebraucht hätte.

— Setzt Euch getroſt, Mylady — fuhr er leiſe fort — es iſt nicht ganz kurz was ich Euch zu ſagen habe, und für Euch von äußerſter Wichtigkeit. Ihr ſeid in großer Gefahr, und ich kann Euch nur nützen, wenn Ihr mich dazu bevollmächtigt. Ich will Euch nützen — das weiß Euer Herz. In dem meinigen iſt kein Wandel vorgegangen, ſeit ich Euch in Hernals und Prag geſehn. Ich habe kein Weib bewundert ſeit jener Zeit. Euer zaubervolles Bild iſt ohne Nebenbuhlerin in meinem einſamen Herzensleben verblieben. Ich bitte, ſetzt Euch!

Sie ſetzte ſich. Er ebenfalls.

— Fürchtet auch nichts von meinem Ungeſtüm, der ſich wohl damals zuweilen verrathen. Ich bin beſonnen geworden; hab' es wohl werden müſſen. Nichts weiter hiervon. Von Euch will ich ſprechen, von der Gefahr, in welcher Ihr ſchwebt. Euch dienen, Euch helfen iſt mir Erquickung im ſonſt ſo nüchternen Lebensdienſte. — Eure Gefahr ruht in folgenden Umſtänden: Ihr geltet in Wien als leidenſchaftliche Parteigängerin für die Proteſtanten, ja als eine Vertraute des Schwedenkönigs. Man vermuthet, daß Ihr als Unterhändlerin dieſes Königs nach Prag zu Waldſtein gekommen ſeid. Ihr habt Euch ſogar vorgeſtern öffentlich neben ihm dergeſtalt geäußert, daß man hat erkennen müſſen: Ihr betriebet Waldſteins Losreißung vom

Kaiſer, Waldſteins Verbindung mit den proteſtantiſchen Führern, den Feinden des Kaiſers. Kurz, über Eure feindliche Geſinnung und unmittelbare Thätigkeit gegen den Kaiſer herrſcht kein Zweifel. Dies würde hinreichen, an Eure Feſtnehmung zu denken, bloß um Eure Thätigkeit überhaupt zu lähmen. Man erwartet aber auch, und wäre es durch Zwangsmittel, von Euch zu erfahren: wie die Vorſchläge des Schwedenkönigs an Waldſtein im Einzelnen lauten, und wie Waldſtein dieſelben aufgenommen und beantwortet hat. Kurz, man hat hinreichende Gründe, Euch gefangen zu nehmen, gefangen zu halten und arg zu peinigen.

Nun ſchilderte er ihr, wie ſie bereits gefangen ſei ſammt dem ſächſiſchen Herrn von Starſchädel, und daß ihre Abführung in den nächſten Stunden ſtattfinden werde. — Ich allein — fuhr er fort — will und kann Euch retten. Aber ich will und kann es nur, wenn Ihr es wollt. Die Reiter, welche Euch mit Starſchädel nach Prag bringen ſollen, ſind angewieſen, all meine Anordnungen zu reſpektiren. Zwei Stunden jenſeits der Elbe wird Halt gemacht, um die Pferde zu füttern. Dort trennen wir uns vom Zuge. Der Fähndrich erfährt durch mich, daß Ihr in ein geiſtliches Haus gebracht werdet, um dort verhört und verwahrt zu werden, und dort — mögt Ihr ſelbſt Euer weiteres Schickſal beſtimmen —

Lady Ludmilla war eine viel zu erfahrene Dame, um nicht raſch die ganze Situation und den inneren Zuſammenhang derſelben zu überſehn. Daß dieſer innere Zuſammenhang in der ſtandhaften Neigung Norberts für ſie ruhte, war ihr vollkommen deutlich. Das konnte nicht gar ſo erſchreckend ſein für eine Weltdame. Es war ihr am Ende gar ſchmeichelhaft nach der zärtlichen Niederlage, welche ſie vor einigen Stunden mit Hans erlebt. Gefällſt du noch? liebt man dich noch? iſt ja doch die Lebensfrage jeder Frau.

Sie ſchwieg eine Weile. Ihr Auge ruhte fragend auf dieſem feinen geiſtlichen Zierotin, deſſen geiſtlicher Charakter einſt das junge Mädchen erſchreckt hatte. Die junge Lady war nicht mehr ſo ſchreckhaft. Jaromir-Norbert war auch nicht in Ordenstracht, und es war ihr geläufig werden, daß ſolch ein Jeſuit kaum Weltgeiſtlicher genannt werden könne. Er habe ja mit geiſtlichen Verrichtungen gar nichts zu ſchaffen, er ſei nur ein Diplomat für die Kirche. Sich ihm hinzugeben war ihr bei alle Dem ganz fern. Sie war ein weiblicher Diplomat. Zeit und Gelegenheit wollte ſie gewinnen. Auf anderm Wege kam ſie zu demſelben Ziele wie Hans kurz vorher gegenüber dem Küraſſier-Fähndrich. Wie verletzt ſie war durch Hans, das überhörte ſie doch nicht, daß auch er gefangen und noch mehr als ſie gefährdet war. Statt einer direkten Antwort gab ſie alſo nach kurzem Schweigen dem harrenden Norbert Fragen zu Gehör, Fragen über das geiſtliche Haus, in welches er ſie bringen wolle, und über die Möglichkeit, den Herrn von Starſchädel ſeinen Feinden zu entziehn. Nicht meinetwegen! — ſetzte ſie raſch hinzu — wir gehören ſeit zehn Jahren nicht mehr neben einander. Aber den Jugend- und Glaubensfreund würde ich doch nicht verlaſſen, wenn ich nicht eine Beruhignng über ſein Schickſal hätte. Wollt Ihr mir dieſe Beruhigung geben, Herr Jaromir?

Und dabei reichte ſie ihm die Hand hin, welche das Feſthalten des verhüllenden Tuches wenigſtens theilweiſe aufgab und einen weißen Arm zum Vorſchein brachte, den Jaromir Zierotin nie in ſolcher Enthüllung und Schönheit geſehen zu haben meinte. Denn ein nackter Arm in den Grenzen einer abgewogenen Toilette iſt etwas ganz Anderes, als ein nackter Arm, deſſen Grenzen unſicher und beweglich erſcheinen. Er benutzte feurig dieſe Gelegenheit, welche ihm ſolchergeſtalt niemals entgegen gekommen war, dieſe Hand Ludmillens zu ergreifen und zu küſſen, und Ludmilla rechtete nicht über die Dauer dieſes Kuſſes. Sie unterließ aber eben ſo wenig, mit Beſtimmtheit auszuſprechen, daß ſie jetzt ſehr ermüdet ſei, daß ſie am nächſten Morgen erſt um neun Uhr bereit ſein könne, ihn wieder zu ſehen, und daß ſie feſt darauf rechne, auch die vollſtändige Berückſichtigung des Herrn von Starſchädel morgen früh zu vernehmen. „Daß er, ſobald er frei iſt, ohne mich weiter reiſt, iſt ein Zugeſtändniß von meiner Seite, auf welches Ihr rechnen könnt, Herr von Zierotin! Und nun gute Nacht!“

Sie ſtand auf und geleitete ihn bis gegen die Thür. Er ſelbſt war in einem ſüßen Taumel: er ſah zum erſten Male den Liebeshimmel offen, und die Forderung für den ſächſiſchen Edelmann hörte er kaum. Dieſe Forderung zu bewilligen lag durchaus nicht in ſeiner Abſicht, lag kaum in ſeiner Macht. Denn wozu dann im Angeſichte des Marradas und des fernen Lamormain, der ja doch durch Carretto unterrichtet wurde, wozu dann die ganze Expedition mit bewaffneter Macht?! Aber jetzt in ſeiner Aufregung ließ er das ohne Erwiderung, ließ er das ruhen und eilte nach ſeinem Zimmer, die Eindrücke ſeiner Leidenſchaft nachzuempfinden und nachzugenießen.

Ludmilla ihrerſeits war nüchtern und klug genug, ihn ungefähr ſo zu beurtheilen, wie er wirklich war, und ſein Schweigen auf die Forderung um Hans ungünſtig für Hans aufzufaſſen.

Sie ſtand nachdenkend ſtill vor der Thür, hinter welcher Norbert verſchwunden war. Dann fiel ihr ein, ob ſie nicht überhaupt zweifeln dürfe an der Gefahr — ſie öffnete raſch die Thür. Da ſah ſie die Küraſſiere auf der Gallerie, da hörte ſie die rauhe Stimme Konrads, welcher ſein Landsknecht erklärte. Hanſens Thür mußte alſo offen ſtehen. Sie trat hinaus. Richtig! Zwei Küraſſiere lehnten an den Thürpfoſten: die Gefahr war nicht übertrieben. — Was thun? Hans mußte unterrichtet werden, damit ſein wahrſcheinlicher Widerſtand nicht vorzeitig und deshalb wirkungslos ſtattfände. Wie aber? — Und was ſollte ſie ihm rathen? Dieſem Treuloſen — ach, ſie war doch edel genug, ſeinen Abfall von ihr durch Sorge um ſein Wohl zu vergelten. Sie öffnete ihre Thür, zog das Tuch feſt um die Schultern, trat hinaus, ſchritt raſch durch die erſtaunten Küraſſiere, ſchritt raſch durch die beiden Wachen über die Zimmerſchwelle Hanſens und rief dieſem zu, er möge herantreten.

Die Wache hatte nur Befehl, jene zwei Männer nicht heraus zu laſſen. Dieſe weibliche Erſcheinung und dieſer Verkehr, welchen die Bettbarrikade ohnedies trennte, hatte nicht eigentlich was zu thun mit ihrem Befehle. Die Wache ſah betroffen zu und betrachtete neugierig die ſchöne Dame — Ludmilla konnte ungeſtört mit leiſer Stimme Hans mittheilen, was bevorſtünde, und ihm rathen, ſich morgen ſtreng daran zu halten, daß er ſich nur von ihr trennen laſſe, wenn ſie ſelbſt ihre Einwilligung dazu gebe —

Erſt als ſie ſo weit gekommen in ihrer halblauten Rede, ermannte ſich draußen der Wachtmeiſter der Küraſſiere und rief: Niemand darf mit den Gefangenen verkehren! — Ein Raſſeln mit den Waffen folgte; Ludmilla wendete ſich und eilte in ihr Zimmer zurück.

Die Novembernacht ſchien kein Ende zu nehmen; ein dicker Nebel lag auf den Elb-Ufern, als der Morgen dämmern ſollte. Es dämmerte fortwährend nur, es wurde nicht Tag. Auch um neun Uhr noch nicht, als Norbert-Jaromir an Ludmillens Thür klopfte. Sie war innen verriegelt, und die Kammerfrau Marianne antwortete: es ſei ja noch nicht Tag!

Hans von Starſchädel konnte ſich nicht auf ſolch' einen Frauengrund berufen: er mußte folgen oder Gewalt erleiden. Der nüchterne Morgen hatte Norbert die ruhige Ueberlegung wieder gegeben, und ihr gemäß wollte er Starſchädel vorausſchicken. Wenn Ludmilla dies erführe — meinte er — würde ſie mit der Abreiſe nicht länger zögern, um jenen einzuholen. Und wenn ſie ihn nicht mehr einholte, ſo würde die Bedingung, welche ſie geſtern Abend geſtellt, von ſelbſt zerfallen.

Hans hatte ſich klar gemacht, daß jeder Widerſtand hier im engen Raume des Gaſthofs und der Stadt vergeblich, alſo thöricht ſein würde. Wie ernſt es den Soldaten ſei, hatte er in der Nacht erfahren. Konrad hatte zum Fenſter, welches in ein Gäßchen führte, hingewieſen. Eine Flucht dahinaus — das Stockwerk ſei niedrig! — könne doch zweckmäßig werden trotz der verſchloſſenen Stadtthore! Er hatte das Fenſter leiſe geöffnet, während die Wachen, an den Thürpfoſten lehnend, doch wohl halb und halb ſchlummerten, und hatte entdeckt, daß unten im Gäßchen ebenfalls Küraſſier-Wachen auf und nieder gingen. Es war nur zu klar, daß die Gefangennahme gründlich verbedacht und vorbereitet wäre. Draußen im Freien bei ſolchem November-Nebel konnte eher ein Befreiungsverſuch gelingen, wenn man bewaffnet und beritten bliebe.

Die Bewaffnung war nicht gering. Konrad hatte Starſchädels und ſeine eigenen Sattelpiſtolen mitgebracht gehabt in's Schlafzimmer, und hatte dieſe vier Schußwaffen in zuverläſſigen Stand geſetzt während der Nacht.

Als nun Norbert vor der Thür Ludmillens abgewieſen war, trug er dem Fähndrich auf, mit den beiden Gefangenen voraus zu reiten gen Prag, und wenn er ihn bis zum Abfüttern in Sadska noch nicht eingeholt mit der Dame, ohne weiteren Aufenthalt fortzureiten bis Prag, und beim Generalkommandanten Don Marradas die Gefangenen abzuliefern.

Der Fähndrich kam alſo und forderte Hans auf, die Waffen abzugeben und ihm zu folgen.

— Wir werden Euch folgen — erwiderte Hans — aber die Waffen liefern wir nicht ab. Wollt Ihr's erzwingen, ſo koſtet's Euch eine Anzahl Eurer Leute. Bedenkt, ob Ihr das verantworten könnt. Ich hab' Euch geſagt, daß ich Botſchaft gebracht an den Herzog von Friedland, daß ich unverletzlich ſein ſoll wie ein Parlamentair. Ihr ſeid gegen mich ausgeſchickt — ich weiß es jetzt — durch einen Pfaffen. Seht zu, wie's Euch bekommt, wenn Euch der Herzog von Friedland beim Kragen nimmt, falls Ihr mir ein Haar krümmt. Begnügt Euch alſo zunächſt damit, daß ich Euch folge.

Der Fähndrich ſtand unentſchloſſen. Da rief eine Stimme von der Gallerie herein: Die Waffen abnehmen, ſonſt entwiſchen ſie Euch draußen!

— Das iſt die „rothe Feder“! rief Konrad, und ſich zum Fähndrich wendend ſetzte er hinzu: das iſt ein Jeſuiten-Spitzel aus Wien! Ein ehrlicher Reiterfähndrich läßt ſich doch mein Lebtag nicht kommandiren durch ſo 'nen Lump?!

— Vorwärts! — rief der Fähndrich — die ganze Wache voraus zwei Mann hoch in den Hof hinunter. Ich ſchließe den Zug.

Es geſchah. Unten ſtanden die geſattelten Pferde. Auch Starſchädels und Konrads Roß. Man ließ den Gefangenen Raum, geſichert aufzuſteigen. Man ließ eine Diſtanz von fünf Schritt vor und hinter ihnen. So ging's durch den kurzen Hausflur. Dort aus der Wirthsſtube ſtreckte Medardo ſeinen Kopf, zog ihn aber eiligſt zurück, als Konrad im Vorüberreiten das Piſtol gegen ihn richtete.

Auf dem Markte — Ring heißt er überall in Böhmen, Mähren und Schleſien — rief der Fähndrich „Halt!“

Er kam herangeritten zu Hans und ſagte ihm mit gedämpfter Stimme: Setzt Eure Hähne in Ruh und ſteckt die Piſtolen in die Satteltaſchen. Es ſchickt ſich nicht für uns, daß Ihr ſo drohend zwiſchen uns reitet. Von uns geſchieht Euch nichts, ſo lange Ihr ruhig reitet. Ich ſag's Euch zu.

Hans ging darauf ein und Konrad mußte desgleichen thun.

Die Stimmung Beider war eine ingrimmige, weil ſie ſich ihre Ohnmacht eingeſtehen mußten und doch die ſchwere Gefahr nicht abläugnen konnten, welcher ſie entgegen geführt wurden.

Auch von den Teuſſenpach'ſchen Truppen, von denen Hans in Ermangelung jeder anderen Ausſicht irgend einen Wechſelfall ſich ſelber vorgeſpiegelt hatte, auch von dieſen zeigte ſich keine Spur. Und doch ſchlug die Glocke ſoeben zehn Uhr vom Thurme Podiebrads. Sie mußten längſt da ſein, wenn ſie von Libitſche über Podiebrad marſchiren wollten. Wahrſcheinlich berührten ſie alſo die Stadt nicht.

Dennoch fand Hans einen kleinen Troſt darin, daß der Fähndrich „Links ſchwenkt!“ kommandirte. Das ging nach Süden, ging nach dem Thore, durch welches er mit Ludmilla geſtern Abend einpaſſirte. Von dort mußten die Teuſſenpach'ſchen kommen!

Langſamen Schrittes klapperte der Reiterzug über das ſchlechte Pflaſter dem Thore zu. Man ſah nicht zehn Schritte vor ſich, ſo dicht war der Nebel. Die Sonne ſchien plötzlich in ihn hinein, und man bewegte ſich wie in einer goldnen Wolke der Elbbrücke zu, die nahe am Thore draußen hinüber führte auf die Prager Straße. Der Nebel lichtete ſich mehr und mehr vor der Sonne, man ſah das Thor, welches eng und dunkel — Halt! rief der Fähndrich.

Hans ſchaute und horchte auf mit allen Organen! War es ſo, wie er gehofft? Ja! Soldatiſches Fuhrwerk wälzte ſich herein durch das enge Thor; der Fähndrich konnte nicht hindurch. Reiterzug auf Reiterzug folgte, Kanonen folgten, eine Schaar wohlberittener Officiere folgte — Hans ſchrie mit ſtarker Stimme: Feldmarſchall Rudolph von Teuffenpach!

— Was iſt da? antwortete eine Baßſtimme aus der Officier-Schaar, welche links und rechts Platz machte, während ein großer, ſtarker Mann auf einem koloſſalen frieſiſchen Gaule ſtill hielt und nach Hans herüber ſchaute.

Hans gab ſeinem Roſſe beide Sporen und war mit einem Satze dicht neben dem frieſiſchen Gaule.

— Wer ſeid Ihr? was wollt Ihr?

— Hans von Starſchädel heiß ich, Herr Feldmarſchall. Derſelbe, welcher vor vier Wochen als Parlamentair vor Biſchofswerda mit Euch geſprochen, als Ihr die Lauſitz eingenommen und Eure Reiter bis auf die Höhen vor Dresden ſtreiften. Feldmarſchall Arnimb ſchickte mich zu Euch —

— Richtig! Wie kommt Ihr daher? Iſt Arnimb's Vorhut ſo nahe, daß man Euch gefangen hat?

— Keineswegs! Und nun erzählte Hans ſein Schickſal und berief ſich darauf, daß er ein Abgeſandter Arnimb's an den Herzog von Friedland ſei, und dieſen erſt geſtern in Kolin verlaſſen habe, hier aber durch eine Privat-Intrigue der Jeſuiten feſtgenommen worden ſei.

Der Fähndrich war herzugeſprengt und gab auf Teuffenpach's Frage die Antwort: Graf Octavio Piccolomini, unſer Oberſt, hat mich ordonnanzmäßig geſendet.

— Hier halten wir auf, Kinder — ſagte ruhig Teuffenpach — folgt mir auf den Ring! Dort iſt Raum, und im Rathhauſe wird ein Frühſtück zu finden ſein.

Dies ſprechend ritt er weiter, und Hans blieb neben ihm. Er benutzte die Gelegenheit, dem ſtill zuhörenden Feldmarſchall ausführlich zu ſchildern, was ſich in Prag ereignet, und welche Stellung Waldſtein in dieſem Augenblicke einnehme. Binnen acht Tagen — ſchloß er — iſt der Herzog wahrſcheinlich wieder Capo der kaiſerlichen Armada.

Raſch war Teuffenpach nicht zu gewinnen und zu überzeugen. Obwohl ein Soldatenkind war er bedächtig. Dem Friedländer ſtand er allerdings nahe; ſie hatten in ihrer Jugend ſchon unter Baſta in Ungarn gefochten, und im däniſchen Kriege vor ſechs Jahren hatte er unter Waldſtein die jetzige Höhe ſeiner Laufbahn erreicht. Er war dem Friedländer geradezu befreundet und war ſtets in brieflichem Verkehr mit ihm. Aber er war ein vorſichtiger Mann, und in ſeinen behaglichen Kriegermanieren pulſirte ſtets eine diplomatiſche Ader. Auch er war Renegat, war zum Katholicismus übergetreten, und gerade dadurch dem geiſtlich geſinnten Kaiſer und den Geiſtlichen überhaupt näher empfohlen, und — verpflichtet. Daß Hanſens Gefangennahme von der Geiſtlichkeit ausging, war alſo keine Veranlaſſung für ihn, dem ketzeriſchen Sachſen beizuſpringen. Im Gegentheile: das machte ihn zäh.

Am Ringe ſtieg er von dem frieſiſchen Hengſte ab, welcher noch aus der däniſchen Campagne ſtammte, ſchüttelte den großen, ſchweren Körper, fluchte auf den Nebel, befahl ein Frühſtück in dem Rathhausſaal, und ſagte beiläufig zu Hans: Sucht Eure Papiere heraus, Eure Beglaubigung von Arnimb, Euer Zeugniß vom Herzoge, und zeigt mir das! Vielleicht kann ich etwas für Euch thun.

— Papiere hab' ich leider gar nicht.

— Oh! — Das iſt ſchlimm! — Wer kommt denn da vom Nimburger Thore her? Wahrhaftig, das iſt ja der Raſchin — ruft den Reiter her zu mir!

Es war ein einzelner Reiter mit einem Reitknecht. — Hans faßte wieder Hoffnung. Dieſer Raſchin, ein Unterhändler Waldſteins, kannte ihn ja, und wußte, daß er an Waldſtein abgeſchickt worden von Arnimb —

Aber Teuffenpach war es viel weniger um den ſächſiſchen Gefangenen zu thun, als um Kriegsnachricht, wenn Raſchin vom Norden käme. Wie weit ſind die Sachſen herein? war alſo ſeine erſte Frage.

— Sie können geſtern bei ZeitenBunzlau erreicht haben, und ihre Streiftruppen können heut' vor Nimburg erſcheinen, Herr Feldmarſchall! antwortete vom Pferd herunter Raſchin.

— Donnerwetter! ſchrie Teuffenpach und rief nach ſeinen Officieren, um Ordre zu geben.

Hans ward darüber vergeſſen. Er benutzte die Zeit, Raſchin in's Gedächtniß zu rufen, daß er ihn kennen müſſe und ihm vor dem Feldmarſchall bezeugen könne —

— Freilich, freilich! — unterbrach ihn dieſer und ſchwang ſich vom Pferde, ein ſchlank gewachſener, ſchwarzhaariger Mann von höchſtens vierzig Jahren. — Das werd' ich ſchon thun. Erzählt mir nur raſch, wie weit Ihr mit dem Herzoge gekommen ſeid; ich habe noch geſtern Arnimb geſprochen.

Dieſem Raſchin war es um diplomatiſche Neuigkeiten zu thun, wie dem Teuffenpach um kriegeriſche. Der Gefangene blieb Beiden in zweiter Linie, und doch ſtand der Fähndrich längſt neben Hans und beharrte darauf: der ſächſiſche Herr ſolle wieder aufſitzen und ihm folgen. Das Nimburger Thor ſei noch frei und man könne auch dort, wenn auch mit einem kleinen Umwege, zur Brücke.

Hans wies ihn ab. Der Fähndrich erklärte, nun Gewalt anwenden zu wollen. Teuffenpach war nicht mehr in der Nähe und hatte ſich bis jetzt officiell des Fremden nicht angenommen. Der Fähndrich rief alſo nach ſeinen Leuten, welche unter dem immer dichter hereinmarſchirenden Corps ebenfalls bis auf den Ring vorgekommen waren.

— Zu Fuß, Herr Hans, in die Truppen hinein, und im Gedränge zu irgend einem Thore hinaus! raunte Konrad über die Schulter Hanſens — die Roſſe können wir am Zügel führen, um ſie nicht einzubüßen.

Das ſchien Hans doch ſehr unſicher. Er wollte die Nähe Raſchin's und des wahrſcheinlich hierher zurückkommenden Feldmarſchalls nicht einbüßen. Auch meinte er, da er nun doch wieder in halber Freiheit wäre, Ludmillens eingedenk ſein zu müſſen.

Er ſprach lieber noch einmal ſcharf in Raſchin hinein, daß er lebhaftere Verwendung von ihm verlangen könne. Der Herzog von Friedland werde es ihm nicht vergeben, daß er nicht für einen Botſchafter des Herzogs mit Hand und Fuß eingetreten ſei. Drüben im Gaſthofe ſchmachte auch Lady Seymour in Gewahrſam deſſelben Pfaffen, welcher ein perſönlicher Widerſacher des Herzogs ſei, und dieſe Lady Seymour, die Buſenfreundin der Herzogin von Friedland, werde Raſchins flaues Benehmen bei der Herzogin und dem Herzoge zu ſchildern Gelegenheit finden. Denn eine ſolche Dame verſchwinde nicht für immer, wie man es wohl mit einem Ketzer gleich ihm vorhaben und zu Wege bringen könne.

Es bedurfte kaum dieſer Mahnung für Raſchin. Das Loos Starſchädel's ſtand ihm ſehr nahe. Als fahrender Unterhändler bald hier, bald da mitten unter Fremden und Feinden empfand er ſehr wohl, was ſolch' eine drohende Lage zu bedeuten habe. Nur ſeine Gewöhnung und ſein Charakter hatten ihn bis jetzt abgehalten, ſchärfer einzutreten für den ſächſiſchen Herrn. Er hatte ſich gewöhnt, ſtill und unſcheinbar zu bleiben. Am Liebſten wäre er unſichtbar geblieben. Die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken widerſprach der Lebensweiſe, welche er Jahre lang geführt, und dieſe Lebensweiſe hatte denn auch allmählig ſeinen Charakter ſo ausweichend, geſchmeidig und unterwürfig gebildet, daß er kaum noch den Muth beſaß, für irgend etwas nachdrücklich aufzutreten. — Es war dieſer Raſchin ein Abenteurer, aus dem öſtlichen Böhmen gebürtig, welcher ſich Jaroslav Seſyna Raſchin von Rieſenburg nannte und ſich für einen Edelmann ausgab, welchem die Güter konfiscirt worden wären, weil er proteſtantiſch und Anhänger des Winterkönigs geweſen. Die Widerſacher ſagten ihm nach, ſeine Güter wären im Monde gelegen, und den Namen „von Rieſenburg" hätte er ſich nur angeeignet, weil er aus dem kleinen Orte Rieſenburg ſtammte. Heut' habe er Raſchin, geſtern Seſyn geheißen, und nur wo er ſich ſicher fühle, nenne er ſich von Rieſenburg. Er habe ſich bei Waldſtein einzuſchmeicheln verſtanden durch eine geſchickte Bildung, welche er ſich in einer Friedland'ſchen Jeſuitenſchule anzueignen gewußt, und Niemand läugnete, daß er ein gewandter Menſch wäre. Im Grunde aber traute Niemand ſeinem Charakter.

Vielleicht that man ihm Unrecht. Hier auf dem Podiebrader Ringe entſchloß er ſich wirklich, dem endlich zum Rathhauſe rückkehrenden Feldmarſchall Teuffenbach entgegen zu treten, und dieſem in leiſer, beſtimmter Rede vorzuſtellen, daß dem ſächſiſchen Edelmanne geholfen werden müſſe, wenn dem Herrn Feldmarſchall an der Geneigtheit des Herzogs von Friedland auch nur das Mindeſte gelegen ſei. Der Lady Seymour drüben im Gaſthofe, einer Buſenfreundin der Herzogin, gedachte er dabei in geſchickter Einſchaltung.

Teuſſenpach ſchwieg auf dieſe Anrede, und ſah vor ſich hin. Es war ihm gar nichts an dem Handel gelegen, und die Nichteinmiſchung wäre ihm das Liebſte geweſen. Dieſen Appell des ihm wohlbekannten Friedlandſchen Agenten mochte er indeſſen nicht ganz umgehen. Innerlich war er auch ganz des Wunſches, der Waldſtein möchte wieder das Kommando übernehmen, und innerlich zweifelte er auch nicht daran, daß er es übernehmen werde, alſo —

— Alſo — ſagte er denn mit langſamer Betonung — Herr Raſchin von Rieſenburg, da Ihr einſtehn wollt für dieſen ſächſiſchen Herrn, ſo erledigt ſelbſt die Affaire. Ihr beruft Euch darauf, daß der Herzog denſelben kenne und protegire — gut! Dem Herrn Herzoge bin ich allezeit zu Willen. Der ſächſiſche Herr ſagt, daß der Herzog in Pardubitz ſei. Nach Pardubitz reitet man von hier aus bis zum Abend. Ihr, Herr Raſchin, ſeid ohnehin auf dem Wege zum Herzoge. Reitet alſo zu ihm, und tragt's ihm vor. Ich ſchlage hier in Podiebrad mein Hauptquartier auf, und bleibe wohl wenigſtens bis morgen früh, wenn mir die Sachſen nicht auf den Hals kommen. Bis morgen früh kann ein Reitender des Herzogs mir die Willensmeinung Seiner Durchlaucht überbracht haben. So lange ſchütz' ich den ſächſiſchen Herrn und natürlich die Dame. Alſo reitet, reitet zu!

Dabei machte er mit ſeinen grauen Augenbrauen und ſeinen großen blauen Augen dem Raſchin ein zuckendes und zwinkerndes Zeichen, das dieſer auch zu verſtehen ſchien, denn er ſchwang ſich unverweilt auf ſein Pferd.

Neben Teuſſenpach war nämlich während der letzten

Worte Norbert erſchienen. Das hatte Teuffenpach wohl bemerkt, obwohl er es nicht im Geringſten zu bemerken ſchien. Er war ein ſchlauer Politikus unter dem Anſchein harmloſer Biederkeit. Pater Norbert war ihm aus dem Lamormainſchen Kreiſe in Wien gar wohl bekannt, auch wußte er bereits aus der erſten Schilderung Starſchädels, daß Lady Seymour im Wirthshauſe und in der Gewalt Norberts ſei.

Norbert ſeinerſeits hatte aus den letzten Worten Teuffenpach's errathen, daß es darauf abgeſehen wäre, ihm ſeinen Fang zu entziehn. Er rief alſo Raſchin zu: Wartet, Herr, hier herrſchen Irrthümer! — und gegen Teuffenpach ſprach er: Der kaiſerlich und kirchlich ergebene Feldmarſchall von Teuffenpach wird nicht höheren Anordnungen in den Weg treten, und Befehle da einholen, wo keine ſanktionirte Autorität wohnt!

Teuffenpach ging auf dieſe Anrede gar nicht ein. Er drückte nur ſeine Verwunderung und Freude aus, den geiſtlichen Herrn in weltlicher Tracht und in Podiebrad zu finden. Und in welch merkwürdigem Geſchäft! Eine Dame aufzuheben. Schau! ſchau! ſagte er, und zwang ſich zu einem Zeit raubenden Lachen — ſchau, ſchau! was der Krieg auch den geiſtlichen Herrn für kitzliche Laſten auferlegt —!

Unterdeß war Raſchin von dannen geſprengt, und Teuffenpach ſagte zu Starſchädel und zu den nahe ſtehenden Officieren, ja, mit recht gutmüthiger Betonung auch zu Norbert: Mein Koch winkt aus dem Rathhauſe, er iſt fertig. Ich kann den Herrn, namentlich denen aus Sachſen und aus Wien etwas vorſetzen, was ſie vielleicht nicht kennen.

Seit einigen zwanzig Jahren, ſeit meinem erſten Ungarkriege unter Baſta kenn' ich's und genieß ich's jeden Morgen. „Gulaſch-Fleiſch" nennt man's. Gute, kleingeſchnittne Stücke Rindfleiſch mit Paprika-Pfeffer geſotten. Das ſchmeckt und nährt und reizt zu Wein oder Bier. Ich bitte die Herrn, meine Gäſte zu ſein!"

Alſo ſcherzhaft ſprechend nahm er Norbert unter den Arm, und ſchritt in's Rathhaus. Unterwegs machte er in ſeinen tiefſten Baßtönen Norbert Vorwürfe, daß er nicht früher gekommen wäre. Er hätte ja doch einem geiſtlichen Herrn viel lieber einen Gefallen gethan, als einem unangenehmen Agenten des Friedländers. Aber Ihr kamt zu ſpät — fuhr er fort in ſeinen Baßtönen, die für jeden Dritten unverſtändlich waren — ich hatte ſchon zugeſagt. Seid übrigens unbekümmert! Ich halte mich nicht länger gebunden als bis morgen früh, und der Friedländer iſt ſelten raſch zu ſprechen. Es wird Zeit verloren gehn. Das Zurückreiten hierher in der Nacht fördert auch nicht, beſonders wenn meine Wetterkunde richtig iſt. Ich denke, der aufſteigende Nebel giebt Schnee. Der wird einem Reiter aus Pardubitz bis hierher die Wege hinreichend verwirren und länger machen. Seid unbekümmert! Und nun erzählt mir doch, ich bitt ſchön: wie ſteht denn eigentlich die Frage mit Waldſtein? Wird er wirklich wieder Capo?"

Solchergeſtalt ſorgte der abgefeimt treuherzige Kriegsmann nach der andern Seite, und es war recht wahrſcheinlich, daß er am nächſten Morgen wirklich Starſchädel der geiſtlichen

Macht überlieferte, wenn des Friedländers Petſchaft und Befehl nicht frühzeitig eintraf.

Teuffenbach's Vorausſicht ſchien ſich zu erfüllen: Raſchin ſchien es nicht erreichen zu können, daß Waldſteins Petſchaft bis zum andern Morgen in Podiebrad einträfe.

Schon um die Mittagszeit fing es an zu ſchneien. Raſchin, der alle Wege in Böhmen genau zu kennen meinte, hatte ſich darauf eingelaſſen, den nächſten Richtweg nach Prelauc einzuſchlagen. Der dicht und dichter fallende Schnee führte ihn aber mehrmals irre, und der kurze und trübe Novembertag verlor ſeinen matten Schein, ehe er Prelauc erreichte. Hier mußten die Pferde gefüttert werden. Es war zehn Uhr des Abends als er in Pardubitz vor der Wohnung des Herzogs vom Pferde ſtieg.

Neſtel, dem er ſehr wohl bekannt war, empfing ihn mit ſtummen Zeichen: er möge kein Wort ſprechen, und gleich in ein Nebenkabinet treten. Ein wichtiger Mann aus Wien — flüſterte er im Nebenkabinet — iſt drin beim Herrn. Dieſer Mann darf Euch nicht ſehen; ihr ſeid nicht unverdächtig.

Umſonſt beſtand Raſchin darauf: was er bringe, habe Eile. Neſtel meinte, jetzt den Herrn nicht ſtören zu dürfen; denn es ſei der Queſtenberg ſelbſt, der drin mit dem Herrn traktire, und der Herr ſei vom Prager Exzeß ſo krank, daß ihn ein Splitterchen „gifte."

Raſchin mußte warten. Eine neue halbe Stunde ging verloren.

Endlich wurde er eingeführt, und ſtand vor dem Herzoge, welcher auf einem niedrigen Lehnſeſſel mehr lag als ſaß, und ganz in Katzenfelle eingenäht war. Er litt Schmerzen, und ſein Auge traf den Agenten wie ein Pfeil, als dieſer von Podiebrad zu erzählen begann —

— Schwätzer! — unterbrach ihn der Herzog — Vom Könige ſollſt Du ſprechen! Wie hat er meinen Vorſchlag aufgenommen?

— Ausweichend, Durchlaucht.

— Er kehrt nicht um?

— Nein.

— Wer hat ihn geſprochen? Du oder Thurn?

— Graf Thurn, den ich in Schleuſingen traf. Er iſt zu ihm geeilt, und hat ihm Euren Antrag auseinander geſetzt. Entweder Bündniß mit Euch unter den alten Bedingungen, und dann ſofortigen Einbruch mit ſeinem Heere in die Erbſtaaten und Vereinigung mit Euch — oder Durchlaucht übernähme das Kommando vom Kaiſer, und ſetzte Himmel und Erde in Bewegung gegen ihn.

— Nun?

— Graf Thurn kam ſehr ärgerlich zurück: der Schwedenkönig hatte geſagt: er könnte jetzt nur einige Regimenter abgeben an die Sachſen zum Einfall in die Erbſtaaten.

Der Herzog ſchwieg. Sein Körper zuckte. Waren es nur Gichtſchmerzen? Es ſchien ſo, denn er ſagte endlich: „Wie ich gedacht. Und beſſer ſo. So braucht's keiner Theilung. — Jetzt iſt Arnimb die Hauptſache. Wie weit iſt er? Wie haſt Du ihn gefunden? Und wie folgt ihm der Kurfürſt?"

— Der Kurfürſt folgt ihm jetzt gut. Er iſt ſchon aufgebracht über die herriſche Art des Schwedenkönigs, und —

Hier ſchaltete Raſchin nun flüchtigen Wortes ein, was ihm begegnet zu Podiebrad, und in welcher Gefahr der Abgeſandte Arnimbs dort ſchwebe —

— Reſtel! rief Waldſtein. — Reſtel erſchien. — Iſt Bubna noch in Pardubitz?

— Vor einer Stunde iſt er fort.

— Dann — — Du, Raſchin ſollſt nicht gleich wieder hin. Es macht Dich zu kenntlich. — Wer iſt denn — —? Ruf den jungen Burſchen, den Leo — ſo heißt er ja?

— Leo!

— Ruf den her!

Reſtel eilte fort. — Setz Dich hin, Raſchin, und ſchreibe einen Geleitsbrief von mir. Einen umfaſſenden. Was der Ueberbringer ſagt und will, ſoll angeſehn werden wie von mir ſelbſt ausgehend.

Während Raſchin ſchrieb, verſank der Herzog auch mit ſeinem Kopfe in den Katzenfellen bis an die Ohren, und da er die Augen ſchloß, ſo war nur eine unklare Maſſe von ihm zu ſehn. Seine Gedanken waren damit beſchäftigt, ob nicht ein junger unerfahrener Menſch das beſte Werkzeug wäre für die wichtigſten Dinge —

Leo trat ein. Waldſtein ließ ſich den geſchriebenen Geleitsbrief reichen ſammt einer eingetauchten Feder, welche freilich kaum Haltung fand zwiſchen den gichtigen Fingern.

Dennoch las er erſt den Geleitsbrief ſorgfältig durch. Dann malte er auf ſeinem Knie, erſichtlich unter Schmerzen, ſeine Namensſchiffer darunter —

— Drück in Wachs mein Siegel drunter, Raſchin: Deutlich! Meine Schrift iſt ſchlecht. — Du, Leo, höre! Du reiteſt auf der Stelle mit Raſchins Reitknecht nach Podiebrad, und trachteſt, am Morgen dort einzutreffen. Dort gehſt Du unverzüglich zum Feldmarſchall Teuffenbach. Ihm ſagſt Du, daß ich Dich ſende, und weiſeſt ihm den Geleitsbrief vor. Mein Wille ſei, daß der Feldmarſchall den Herrn von Starſchädel, Lady Seymour und Dich mit ſicherem Geleit bis an die ſächſiſchen Vorpoſten führen laſſe. Dies ſei mein Wille; der Feldmarſchall werde in Deinem Geleitsſchreiben dies Wort ausdrücklich finden. Sollte er es überſehn, ſo würde ich es ihm mündlich wiederholen, und zwar ſpäteſtens in vierzehn Tagen. Paß auf! Dies vom „Willen“ ſagſt Du nur, und ſagſt Du erſt, wenn er ſich nicht bereitwillig zeigt. — Höre weiter: Dem von Starſchädel laß ich ſagen: es ſei mir ſeid einer Stunde noch viel dringender als früher Ernſt damit geworden, daß wir deutſchen Führer zuſammenhielten, und daß ich ihn bitten ließe, dem Feldmarſchall Arnimb dies ehrlich und getreu von mir auszurichten. Endlich! Bei den Sachſen angekommen, läſſeſt Du dich zum Feldmarſchall Arnimb führen, und bitteſt ihn um eine geheime Unterredung. Biſt Du allein mit ihm, ſo ſagſt Du laut: Mein Herr wünſcht eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Herrn Feldmarſchall. Er ſchlägt dazu das Schloß Kaunitz vor, welches dem Grafen Tertſchka gehört, und zwiſchen Nimburg und Prag liegt. Der Feldmarſchall werde wohl ſchon in den nächſten Tagen die dortige Gegend in ſeiner Gewalt haben, und er möge mir durch Dich einen Geleitsbrief ſenden. Alsdann ſage leiſe zum Feldmarſchall, ſo leiſe, daß nur er es hört: Mein Herr läßt Euch rathen, in continenti auf Prag zu marſchiren, und Prag zu nehmen. Er ſteht Euch dafür, daß es nicht einen Mann koſten wird, denn der Hundsfott Marradas reißt aus, ſobald die Sachſen auf dem weißen Berge erſcheinen. — Das iſt Alles. Haſt Du verſtanden?

— Alles.

— Du ſprichſt nur das, was ich Dir geſagt, und nur zu den Perſonen, die ich Dir genannt. Ein Wort zu ſonſt Jemand koſtet Dich — — aber wozu drohn?! Du biſt treu, biſt Du?

— Mit Leib und Seele Euch ergeben, Durchlaucht.

— Reich mir Deine Hand! Aber drück die meine nicht; ich habe Schmerz. — So! — Ich weiß nicht, Burſch, was in Deinem Auge ſitzt, es ſpricht mich an, wie — — baſta, Du haſt Eile. Ruf Reſtel!

Reſtel kam, und erhielt den Auftrag, Leo tauſend Goldgulden einhändigen zu laſſen. „Nicht bloß für Dich, Patron." Aber ausgeben kannſt Du ſie neben Arnimb. Sieh Dir die Leute an, welche ihn umgeben, welche für ihn ſchreiben, welche in der Stille mit ihm reden. Dem Geſcheidteſten von dieſen Leuten drück' unter vier Augen die Hälfte in die Hand, und ſag: vom Friedländer, der Euch kennt als klugen, tüchtigen Mann! — Wenn Du wiederkehrſt, ſagſt Du mir ſeinen Namen. Genug. Weiter!

Es war Mitternacht geworden, und es ſchneite leiſe, aber ununterbrochen. Die Ausſicht war gering, daß Leo Podiebrad bis zum Morgen erreichen werde. Wenigſtens meinte Raſchins Reitknecht der neben ihm durch die Nacht dahin ritt: es ſei unmöglich. Bis Prelauc wohl könnten ſie traben, denn bis dahin ſei breite Straße; von da ab würde aber der Weg ſchmal, und ſei bei Schnee und Finſterniß kaum zu finden.

— Der Mond kommt um Zwei! erwiederte Leo, und da hört auch vielleicht das Schneien auf.

Das traf ein; der Himmel wurde ſogar klar gegen Morgen, und Stern auf Stern wurde ſichtbar. Aber die einförmige Schneedecke brachte ſie noch eine weite Strecke vor Libice vom Wege ab, und ſie verſanken mit ihren Roſſen plötzlich dergeſtalt in einer Schlucht, daß die größte Anſtrengung nöthig war, um nur wieder feſten Boden zu gewinnen. Koſtbare Zeit ging verloren, und ſie war nicht einzuholen durch erhöhte Eile. Sie waren ohne Weg, und konnten nur im Schritt weiter, da neues Verſinken zu befürchten ſtand. In ſolcher Lage überraſchte ſie die Morgendämmerung.

Dieſelbe Morgendämmerung wurde in Podiebrad von Herbert mit Ungeduld erwartet. Er hatte am vergangenen Tage und in der eben verfloſſenen Nacht vergeblich Alles angewendet, Teuffenbach's abwartendes Syſtem zu erſchüttern. Der Feldmarſchall entzog ſich ihm auf alle mögliche

Weiſe. Am Tage dadurch, daß er gegen Nimburg hinüber auf Recognoscirung ausritt, des Abends und in die Nacht hinein dadurch, daß er Tafel hielt, und nur für die zahlreichen militairiſchen Meldungen ein aufmerkſames Ohr zeigte. Norbert ahnte es, daß ihm die Leute verloren wären, wenn bis zum Morgen eine beſtimmte Weiſung Waldſteins einginge. Nur die beſtimmte Friſt blieb ſeine Hoffnung: der anbrechende Morgen.

Sobald der lichtgraue Schein eines Novembertages über Podiebrad aufging, hatte er ſeinen Fähnrich, deſſen Reiter und Medarde in Bereitſchaft geſetzt, und ſchritt über den Ring zum Rathhauſe, wo er den Feldmarſchall zu finden hoffte.

Lady Ludmilla, Hans und Konrad ihrerſeits hatten ſcheinbar ergeben die Henkersfriſt abgewartet. Ludmilla war ununterbrochen auf ihrem Zimmer geblieben. Nur einen Verſuch hatte ſie gemacht, den Feldmarſchall zu ſprechen: ſie hatte ihn bitten laſſen, ihr ſeinen Beſuch zu ſchenken. Teuffenbach hatte ſich mit unabläſſigem Kriegsgeſchäfte entſchuldigt. Er hatte keine beſondere Schwäche für Frauen — wozu das Hin- und Herreden! Sein Adjutant, oder wie er ihn nannte ſein „Adlatus“ hatte ihr übrigens die beſtimmte Verſicherung überbracht, daß der Feldmarſchall eine Freundin der Herzogin von Friedland nach beſten Kräften ſchützen werde. Dieſer „Adlatus“, ein bärtiger, ſtämmiger Officier machte ihr übrigens den Eindruck ſoldatiſcher Zuverläſſigkeit, und ſie hielt ſich für beruhigt.

Konrad hatte natürlich zehn Pläne entworfen, Hans und ſich aus dem Thore hinaus zu bringen, war aber überall auf das Netz geſtoßen, welches die Hand Medardo's überall ausgeſpannt hatte; denn Medardo war der „Arlatus" des Fähndrichs geworden. Die Küraſſier-Wachen waren Hans und Konrad fortwährend nahe geblieben, und hatten ſie zur Nacht wieder in ihr Zimmer mit den Bettbarrikaden geleitet. Barrikaden waren unter den jetzigen Umſtänden nicht mehr nöthig, Müdigkeit war vorhanden geweſen nach der Barrikaden-Nacht, die Betten waren alſo in ihr Recht getreten, und die Gefangenen erwachten jetzt aus tiefem Schlafe. — „Das Wetter iſt hell geworden, rief Konrad, vielleicht kommt des Friedländers Bote doch zur rechten Zeit!"

Sie warfen ſich in die Kleider. Hans wollte ſogleich auf's Rathhaus. Dort meinte er ſicherer zu ſein, als hier in der Abgeſchiedenheit. Die Küraſſier-Wachen widerſetzten ſich. Hans und Konrad ſpannten die Piſtolen, und hielten ſie ihnen vor die Bruſt, indem ſie ſich auf den Befehl des Feldmarſchalls beriefen. Die Küraſſiere fügten ſich. — Hans rief vorübergehend in's Zimmer Ludmillens hinein: ſie möge ihr Zimmer um jeden Preis behaupten, und ſich durch nichts herauslocken laſſen.

Wie ſie befürchtet fanden ſie den Hausflur vor der Treppe von andern Küraſſieren beſetzt, und Medardo bei ihnen. Die vorgeſtreckten Piſtolen und die Berufung auf den Feldmarſchall wirkten auch hier. Medardo entzog ſich wie geſtern jeder Begrüßung des Bart-Konrads, und die Küraſſiere waren längſt unſicher, wie weit ſie in Widerſtand und Angriff gehen dürften. Ihr Fähndrich war nicht da, er war ebenfalls zum Feldmarſchall hinüber. Es blieben alſo nur ihrer zwei zur Bewachung der Lady zurück, die übrigen folgten Hans und Konrad auf den Ring hinaus.

Der war unwegſam. Fußtruppen verließen ihn eben; Geſchütze aber mit ihrem zahlreichen Geſpann nahmen ſogleich, vom ſüdlichen Thore kommend, ihren Platz ein. Es war ein raſſelndes Gedräng und ein wüſter Lärm. Mühſam und langſam ſchlängelten ſich Hans, Konrad und die Küraſſiere hindurch. Auch im Rathhauſe war lebhafte Bewegung. Ordonnanzen eilten ab und zu. Sie ſprengten in den gewölbten Flur hinein bis an die Stiege, wo ein Officier ihre Meldungen anhörte, und hinauf ſagen ließ.

Hans drang dennoch die Stiege hinauf. Sein männliches und würdiges Weſen, höflich und doch feſt, veranlaßte die Officiere, ihn durchzulaſſen. Die Küraſſiere wurden zurückgewieſen an der Stiege.

Oben im Vorſaale harrte Norbert. Er harrte ſchon lange, und war ſehr ungeduldig. Aber es half nichts, er wurde nicht vorgelaſſen: der Feind ſei nahe, hieß es, der Feldmarſchall habe für nichts Zeit als für den Dienſt.

In der That lauteten die Nachrichten der Vorpoſten dahin, daß nicht nur Streiftruppen der Sachſen, nein, daß das ganze ſächſiſche Heer im Anzuge auf Nimburg ſei. Vielleicht um dort den Uebergang über die Elbe zu erzwingen, und ſolchergeſtalt das nahe Prag zu bedrohen. Nimburg iſt nur ein Paar Stunden von Podiebrad entfernt, Teuffenbachs Heertheil war alſo wohl verpflichtet, ſich dort dem Feinde entgegen zu ſtellen. Die Frage war nur noch, ob man wirklich ſchon das Hauptheer der Sachſen unter Arnimb vor ſich habe, und darauf bezogen ſich all die heran ſprengenden Meldungen, welche der ſtämmige „Adlatus“ an der Treppe in Empfang nahm und dem Feldmarſchall hinein berichtete. Gleichzeitig wurde auch das Frühſtück des Feldmarſchalls, eine große Kanne Warmbier, wohl gewürzt mit Ingwer, hinein getragen.

— Der Morgen iſt da! — rief jetzt Norbert dem vorübergehenden Adlatus zu — ſagt gefälligſt, Herr, dem Feldmarſchall, daß ich ihn nicht weiter ſtören will, und mit meiner Begleitung abreiſe.

— Glückliche Reiſe! erwiderte der bärtige Kriegsmann, und verſchwand.

— Herr von Starſchädel, ich bitte mir zu folgen!

— Mit nichten Herr!

— So laß ich Gewalt brauchen!

— Verſucht es!

Norbert ging die Treppe hinab, um die Küraſſiere zu holen.

Hans mußte ſich eingeſtehn, daß die Lage ſehr ungünſtig geworden. Unter den Vorbereitungen zu einer Schlacht werde der Feldmarſchall für eine ſolche Nebenſache keine Aufmerkſamkeit haben, und einem ſächſiſchen Kriegsmanne werde Niemand ſchonende Theilnahme widmen in der Stunde, welche blutigen Kampf mit den Sachſen drohe. Walrſteins Botſchaft aber blieb aus, und der Morgen ſchien ſonnenhell in den Saal herein!

Da kam der Adlatus wieder heraus, und rief die Stiege hinab: den Hengſt des Herrn Feldmarſchalls vorführen!

Der Feldmarſchall brach alſo auf; nun ſchwand die letzte Hoffnung. Norbert kam denn auch wirklich mit den Küraſſieren die Stiege herauf.

Gleichzeitig trat Teuffenpach aus dem Zimmer. Er wiſchte ſich die letzten Frühſtückreſte aus dem grau geſprenkelten Knebelbarte und grüßte freundlich mit der Hand den entgegen kommenden Norbert, welcher kurz und bündig wiederholte, daß er eben aufbreche, und mit feinerer Betonung hinzu ſetzte, daß die Seinigen in Wien dem Herrn Feldmarſchall zu jedem Gegendienſt gewärtig wären.

— Danke! danke! erwiderte Teuffenpach, indem er die Handſchuh anzog, und ſich mit ſeinen großen Augen umſah. Der Adlatus ſtand an der Treppe und zuckte kaum merklich die Achſeln.

— Sagt gefällig dem Don Balthaſar — fuhr Teuffenpach langſam fort gegen Norbert — daß wir bei Nimburg eine Schlacht gewärtigen müſſen, und daß er ſich mit Prag vorzuſehen habe. Iſt's wirklich Arnimb ſelbſt ſchon, ſo bin ich ihm an Truppenmacht kaum gewachſen, und wenn das iſt, ſo kann ich nicht im Angeſicht des Feindes über die Elbe meinen Rückzug nehmen, ſagt ihm das! Glaubt Ihr, Herr von —?

— Starſchädel, Herr Feldmarſchall.

— Glaubt Ihr, daß Feldmarſchall Arnimb ſelbſt mit Eurem Hauptheer ſchon ſo weit ſein könne? Aber Ihr werdet Eure Meinung nicht ausſprechen wollen.

— Die Meinung aber, Herr Feldmarſchall, muß ich ausſprechen, daß mein Feldherr es nimmermehr glauben wird: ein alter Kriegsgenoſſe des Friedländers habe einen Abgeſandten des Friedländers den Pfaffen überliefert.

— Sachte! Sachte!

— Der Herzog von Mecklenburg und Friedland ſteht bei uns in höherem Anſehn als, wie es ſcheint, bei ſeinen Generalen —

— Sachte, Herr von Starſchädel! Das hätte einen Sinn, wenn Ihr einen Geleitsbrief des Herzogs beſäßt —

— Und der Herzog von Friedland — unterbrach Norbert raſch den Feldmarſchall — iſt ein Privatmann. Vorwärts, Herr von Starſchädel!

— Der Erſte, welcher mich anrührt, iſt des Todes!

— Laßt mich nur erſt durch, Ihr hitzigen Herrn, ich hab' in Kaiſers Dienſt zu thun — rief lachend Teuffenpach, und ging auf die Treppe zu. Dort wendete er ſich gegen den Adlatus, und ſagte: Alſo noch eine Stunde für unſre Botſchaften, welche alle hierher inſtradirt ſind. Dann mir nach; ich werde auf dem Thurme in Nimburg ſein.

Unter dieſen Worten ſtieg er die Treppe hinab. Er hatte alſo Hans aufgegeben, da nichts von Waldſtein angekommen war.

Für Hans war dies ein Eindruck entſcheidender Art. Es trat klar vor ihn hin, daß von nun an jeder Widerſtand mit Waffen Thorheit wäre. Mitten unter Soldaten, welche ſich für ſeine Widerſacher erklärten, wurde ein perſönlicher Kampf hoffnungslos. Er konnte eine Anzahl Küraſſiere tödten oder lähmen, ja, er konnte den Fähndrich mit dem ganzen Fähnlein niederwerfen, was half es? Hundert andre Soldaten wurden dann gegen ihn geführt, die ganze Metzelei war zwecklos. Er entſchloß ſich kühl und troſtlos, jeden Widerſtand aufzugeben. Troſtlos, denn er gab ſich keiner Täuſchung darüber hin, daß er dem ärgſten Schickſale entgegen geführt würde.

Ganz anders wirkte dieſer Gedankengang in Konrad. Von den Pfaffen nach Wien eingeliefert in die Schranne, konnte er diesmal, — das wußte er, wie laut er geprahlt! — dem Galgen nicht mehr entgehn. Und nun fiel Alles von ihm ab, was ſeit zehn Jahren an Bildung ihm beigebracht war. Das war nicht gering, denn Alles hatte daran gearbeitet, ihn zu zähmen, zu mäßigen und zu veredeln. Das ſorgenfreie, ſtille Leben der Seinigen in Gnadenfrei, wo er immer willkommen war, wenn die Kriegspauſen für ihn eintraten, wo ſein Kind lieb und herzig heranwuchs, wo das treue, kluge Weib ihn immer mit erhöhter Liebe empfing, wo die faſt heilige Frau Amalie ihn immer lächelnd begrüßte, ihn immer langer Unterredungen würdigte. Wie aus einem Bade friſchen Quellwaſſers war er ſtets aus dieſen Unterredungen hervor gegangen, ſeine wilden Bundſchuh-Gedanken waren immer berichtigt worden. Nicht verworfen, Gott bewahre! Das hätte ihn nur aufgebracht, nein, berichtigt, geklärt waren ſie worden durch die menſchenfreundlichen Bemerkungen der guten Frau, welche kein Standes-Vorurtheil zeigte, gar keins. Seine nüchterne Religion aber, die alle Anlage hatte, gar keine Religion zu werden, ſie hatte im Pater Dunſtan diejenige Oppoſition gefunden, welche er wohl mochte. Der alte geiſtliche Herr gab auch nichts auf Redensarten und auf unklare Glaubensforderungen. Aber er ging recta aufs Herz los, er forderte Wahrhaftigkeit, er bewies aus der Natur, aus den nächſt liegenden Dingen, daß eine unfaßbar große Macht zum Grunde liege, daß es albern und kindiſch ſei, wenn der Menſch dieſe Macht nicht ſcheue und würdige, und daß ein gottesläſterlicher Menſch zur Beſtie herab ſinke, wenn er ſeine Vernunft nicht höre und bilde. — So durchgerüttelt an Herz und Geiſt war er immer wieder in's Heer zurück gekehrt, und war allmählich ſo weit civiliſirt worden, daß er Ordnung im Dienſte und im Verkehr beobachten lernte, daß er regelmäßigem Streben zuneigte, daß er den dienſtmäßigen Lohn für ſeine angeborene Tapferkeit ſchätzen lernte, daß er als ernannter Rottenführer Behagen fühlte im ordnungsmäßigen Gange der Dinge. — All dieſe Errungenſchaften ſprangen jetzt wie Reifen von einem Weinfaſſe, deſſen junge Gährung noch einmal beginnt. Wozu der Plunder?! dachte er jetzt in Wuth über ſolchen elenden Ausgang ſeines Lebens — wozu der ganze kleine Kram von Mäßigung und Rückſicht mitten unter den Schuften, welche doch die Welt regieren?! Und der Zorn verfinſterte ihm Alles, und er wartete bebend vor Wuth nur auf das erſte Wort Norberts, welches nun folgen und die Entwaffnung wie Feſtnahme endgültig befehlen würde. Denn dieſen gleißneriſchen, zierlichen Kerl gerade haßte er jetzt ſo ingrimmig, daß ihm ſein Haß gegen die „rothe Feder“ wie eine Spielerei verkam.

Norbert zögerte denn auch nicht, als Teuſſenpach die Treppe hinab verſchwand, den Küraſſieren anzubefehlen, daß ſie jetzt auf Leben und Tod ein Ende machen ſollten mit der bewaffneten Gefangenſchaft der beiden Ketzer, und daß ſie dieſelben entwaffnen und feſſeln ſollten —

Er war nur bis zum Worte „feſſeln" gekommen, da hatte ſich Konrad wie ein Löwe auf ihn geſtürzt, hatte ihn bei der Kehle gefaßt, hatte dieſe zugepreßt, daß die Augen des Schlachtopfers aus ihren Höhlen traten, hatte mit der andern Hand den Körper in die Höhe gehoben und ſchleuderte ihn jetzt wie einen Ball in die Treppen-Oeffnung hinein, daß Norbert eben ſo ſpurlos verſchwand wie kurz vorher der Feldmarſchall im Dunkel dieſer Stiege verſchwunden war.

Es war dies ſo ſchnell gegangen, daß kein Küraſſier hatte zu Hilfe ſpringen können, ja Konrad behielt Zeit und Raum, nach dieſer Expedition ſeinen langen Pallaſch zu ziehen und mit erſtickter Stimme die Küraſſiere heraus zu fordern. Die Piſtolen hatte er vor dem Ueberfalle in den Gürtel geſteckt, es war ſeinem Naturell angemeſſener geweſen, in äußerſter Wuth mit dem ganzen Körper einzutreten —

— Halt! — ſchrie eine donnerähnliche Stimme — ſeid Ihr des Teufels?! Damit wartet doch, bis Ihr nichts mehr zu hoffen habt! Ihr ſeid ja noch eine Stunde lang außer Gefahr!

Dieſe Stimme gehörte dem Ablatus, welcher übrigens nicht ohne ein Lächeln die Stiege hinab ſchaute, wo der fliegende Norbert dem heraufſteigenden Fähndrich begegnet war und dieſen umgeriſſen hatte, zu großer Unannehmlichkeit des Fähndrichs, aber zur Rettung des Fliegenden, der ſolcherweiſe an einem nachgiebigen Stoffe das Ende ſeines Fluges erreichte und nicht an der unnachgiebigen Mauer.

Die Rede des Adlatus von einer noch freien „Stunde" hatte übrigens ihre Wirkung geäußert. Die Küraſſiere, welche zuſpringen wollten, hatten inne gehalten, Hans hatte einen Ruf des Erſtaunens ausgeſtoßen, und auch Konrad hatte nach einer Weile etwas verſtanden von der Bedeutung dieſer Rede.

Selbſt Norbert in ſeiner unangenehmen Lage auf den Treppenſtufen hatte den Inhalt dieſer Rede begriffen. Er raffte ſich in die Höhe und klomm, zunächſt noch etwas ſchwindlich, an der eiſernen Geländerſtange herauf, noch im Steigen die Frage ausſtoßend: Was — ſoll — „die Stunde" — bedeuten?

— Ihr habt's ja ſelbſt gehört, Herr, aus dem Munde des Herrn Feldmarſchalls — erwiderte trocken der Adlatus, — daß ich noch eine Stunde hier warten ſoll auf alle die Botſchaften, welche hierher inſtradirt ſind.

— Botſchaften — welche den Krieg — betreffen! lallte Norbert, der ſich nur allmählig erholte.

— Alle Botſchaften! hat der Feldmarſchall geſagt, alſo auch die, welche in Betreff dieſer zwei Männer vom Herzoge von Friedland erwartet wird.

Das war ein Donnerſchlag. Erquickend für Hans und Konrad, betäubend für Norbert. Er verkündete, daß die Soldaten ihres alten Generaliſſimus viel mehr eingedenk waren, als es den Anſchein gehabt hatte, und daß der kluge Teuffenpach nur ſorgfältig vermieden hatte, dieſe Entſcheidung dem gefürchteten Pater ſelbſt mitzutheilen. Jetzt konnte der unbekannte Adlatus die Verantwortung in Wien tragen. Er konnte ja den Feldmarſchall mißverſtanden, und dieſer konnte nicht daran gedacht haben — —

— Geduld! rief Norbert, der ſich erholt hatte — der Feldmarſchall wird noch unten ſein. Ich eile, ihn zur Entſcheidung aufzurufen!

— Der Feldmarſchall ritt gerade fort, als ich in's Rathhaus trat! rief der Fähndrich ärgerlich von unten herauf, wo er ſich den Schmutz und Schnee von den Kleidern klopfte.

— Die ſächſiſchen Herren können hineintreten in das Rathszimmer — ſagte der Adlatus — und dort die Stunde abwarten. Alle Anderen müſſen den Platz räumen, hier herrſcht des Kaiſers Dienſt. Was iſt?

Die letzte Frage galt einer Ordonnanz, welche die Stiege herauf raſſelte. Sie brachte die Nachricht, daß rechts von Nimburg eine furchtbare Kanonade beginne, und daß der Sachſe in der Richtung von Königſtadtl mit Ueberflügelung drohe.

— Das Regiment, welches über die Elbe hinüber nach Kowanice geſchickt worden iſt, zurückrufen herein nach Podiebrad!, ſchrie der Adlatus. Die Ordonnanz polterte zurück.

— Vorwärts hier oben, wie ich geſagt, hinein! und hinab! Fähndrich abmarſchiren mit Euren Leuten! ſagte noch barſch der Adlatus, und ging mit Hans und Konrad in's Rathszimmer.

Aber auch die neu gewonnene Stunde ſchien nutzlos zu verſtreichen. Vergeblich ſpähten Hans und Konrad vom Rathhausfenſter auf den Ring hinab, ob ſich in dem Fuhrwerksgetümmel ein Bote aus Pardubitz zeigen wolle. Konrad in einer nicht mehr zu ſtillenden Aufregung: der Zügel ſeiner Wildheit war einmal wieder geriſſen nach langer Zeit, und nun war der Bauernhengſt nicht mehr in Ruhe zu bringen. Er ſtürmte in Hans hinein: durchzubrechen um jeden Preis!

Faſt ſchien es das Rathſamſte. Der Adlatus hatte weder Aufmerkſamkeit noch Zeit für ſie, und gegen Ablauf der Stunde ſah man, daß er nun ſelbſt Anſtalt traf, dem Feldmarſchall zu folgen. Der Kanonendonner war immer ſtärker geworden, und die Küraſſiere des Fähndrichs hatten ſich vollzählig vor und in dem Rathhauſe aufgeſtellt. Norbert war nicht der Mann, den brutalen Angriff Konrads zu vergeſſen; er hatte Alles auf den Glockenſchlag der abgenöthigten Stunde gerichtet.

Da — in der letzten Viertelſtunde — erreichte endlich Leo das Thor von Podiebrad. Aber er kam nur langſam vorwärts zwiſchen der Wagenburg, welche die Bedürfniſſe einer Heeresabtheilung den Truppen nachſchleppte. Und was ſchlimmer war: er fragte nach dem Feldmarſchall von Teuffenbach, und erhielt die Kunde, daß der Feldmarſchall ſchon ſeit einer Stunde nach Nimburg aufgebrochen ſei. Dem Feldmarſchall aber meinte er folgen zu müſſen, weil er vorausſetzte, dieſer werde die Gefangenen mit ſich genommen haben. Glücklicherweiſe mußte er dazu den Ring paſſiren. Freilich nur eine ſchmale Seite deſſelben, die ziemlich fern vom Rathhauſe war.

Beinahe wäre das unbemerkt geſchehen, weil Leo in ſeiner Eile und im Gedräng zwiſchen Fuhrwerken nicht nach der offenen Ringſeite umſchaute.

Endlich that er dies, und Konrads Falkenauge erkannte ihn. Das Fenſter aufreißen und wie ein Löwe hinausſchreien war das Werk eines Nu's. Aber er wußte Leo's Namen nicht, er wußte nur, daß er den jungen Mann in der Nähe des Friedländers geſehen. Hans ſollte helfen, und Hans fand den Reiter nicht ſogleich aus zwiſchen den Fuhrwerken, deren Führer ebenfalls ritten. Leo achtete natürlich nicht auf das bloße Schreien, und näherte ſich der Gaſſe, in welche der Ring da drüben mündete. Da ſah ihn Hans. Herr Gott! Hans beſann ſich in der Aufregung nicht ſogleich auf Leo's Namen! — endlich fiel ihm der Vorname Leo ein, und er rief ihn. Konrad entſchied: er ſchrie das Wort Leo, als wollte er die Mauern von Podiebrad in Trümmer ſchreien. Leo hörte es, ahnte ſogleich den Zuſammenhang, ſah alsdann die aus dem Rathhausfenſter Winkenden, und ſchwenkte hinüber ſo raſch es möglich war zwiſchen den Hinderniſſen.

Als die verhängnißvolle Stunde ſchlug, ſtand Leo eben vor dem Adlatus, überreichte ihm den Geleitsbrief und erläuterte ihm, was der „Wille" des Herzogs von Friedland in dieſem Falle bedeute. Der Adlatus nickte ergeben, nannte ſeinen Namen, und bat den jungen Botſchafter, dem durchlauchtigſten Herrn den Feldmarſchall und deſſen Adlatus zu empfehlen, letzteren unter Verſicherungen unbegrenzter Ergebenheit.

— Niemann alſo? fragte Leo.

— Niemann iſt mein Name, entgegnete der Adlatus.

Als ihm Leo anvertraut hatte, daß er noch einen Auftrag des Herzogs im feindlichen Heerlager zu beſtellen hätte, rief Adlatus Niemann eine berittene Ordonnanz und ſchrieb ihr vor, ihn und die Uebrigen ſo weit rechts gegen Königſtadtl hin zu geleiten, daß ſie außer dem Bereiche der Schlacht verblieben.

Dem Fähndrich und ſeinen Küraſſieren befahl er abzuziehen. Norbert, welcher mit dem Glockenſchlage vor dem Rathhauſe erſchienen war, erkannte nur zu deutlich, daß ſein Spiel verloren wäre. Er eilte zum Gaſthofe zurück. Vielleicht war noch zu erreichen, was ihm eigentlich doch vorzugsweiſe am Herzen lag — Ludmilla. Sie hatte ihn zwar ſeit vorgeſtern Abend nur einmal vorgelaſſen, und war auch da rückhaltend geweſen. Aber ihr Weſen hatte einen ſtillen Zug von Verbindlichkeit gehabt, und Herrn von Starſchädel hatte ſie während der ganzen Zeit nicht zu ſprechen verlangt. Er ſchmeichelte ſich, daß da ein Zerwürfniß vorläge, und daß ſie vielleicht aus freien Stücken ihm folgen könnte.

Auch darin hatte er ſich getäuſcht. Sie blieb verbindlich, lehnte aber ab und ſchloß ſich dem Zuge an, welchen die reitende Ordonnanz führte, und welcher vom Gaſthofe aus ſich in Bewegung ſetzte.

„Norbert war nicht zu ſehn, als man zu Pferde ſtieg, und Konrad hatte umſonſt alle Winkel durchſtöbert, um der „rothen Feder“ anſichtig zu werden, für welche er ſo viel auf dem Herzen hatte. Die „rothe Feder“ war dieſer Herzensergießung ſorgfältig aus dem Wege gegangen, ſie ſchien in die Lüfte geflogen zu ſein.

Es war ein ſonniger Tag geworden, als der Zug draußen in's Freie gelangte; es thaute ſogar. Der Zug lenkte gleich vor dem Thore rechts ab von der Nimburger Straße und aus dem Soldatengetümmel hinaus. Er kam nun raſch vorwärts. Immerwährender Kanonendonner geleitete ihn von links her.

Erſt als der Kanonenſchall hinter ihnen war, verließ die berittene Ordonnanz den Zug, von Ludmilla reichlich beſchenkt.

Das Städtchen Königsſtadtl lag vor ihnen im matten Scheine der Nachmittagsſonne, und ein Reitertrupp links vor der Stadt wurde ſichtbar. Konrads ſcharfes Auge erkannte, daß es Sachſen wären, und er ſprengte querfeldein ihnen entgegen.

Er brachte die Nachricht zurück, die Schlacht ſchiene gewonnen zu ſein, denn die ganze ſächſiſche Linie rücke ſeit Mittag ununterbrochen vor. Der Feldmarſchall Arnimb, deſſen Hauptquartier am Morgen in Skrehlab geweſen, werde am Abend in Nimburg zu finden ſein.

Der Zug wendete ſich alſo beim nächſten Wege links auf Nimburg zu.

Die Vermuthung der ſächſiſchen Reiter beſtätigte ſich:

die Schlacht war von den Sachſen gewonnen, Teuffenpach war in vollem Rückzuge über Podiebrad, die Sachſen hatten Nimburg, den Uebergangspunkt an der Elbe, mit ſtürmender Hand genommen. Der Zug, jetzt mitten unter proteſtantiſchem Kriegsgetümmel, wurde vor das Rathhaus am Ringe gewieſen. Dort ſei der Feldhauptmann mit ſeinen Generalen abgeſtiegen.

Nachdem für Lady Ludmilla nicht ohne Schwierigkeit und nicht ohne reichliche Geſchenke ein Unterkommen gewonnen war, gingen Hans und Leo nach dem Rathhauſe, um Arnimb zu ſprechen.

Leo wurde ſeine erſte diplomatiſche Rolle dadurch ſehr erleichtert, daß Hans gar nicht fragte, und ihm auch den Vortritt ließ.

Tapfer trat der jüngſte Diplomat ein, um dem ernſthaften Kriegsmanne Waldſteins inhaltsſchwere Worte mitzutheilen, und ſich nach einem Schreiber umzuſehen, der ein halbes Tauſend Goldgulden vertragen und gut verwenden könnte.

Hans wartete außen, und ward von eben jenem Schreiber angeredet, welchen Leo ſuchen mochte. Dieſe rechte Hand Arnimbs für Federarbeiten, die im dreißigjährigen Kriege ſchon eine große Rolle ſpielten, fragte Herr von Starſchädel, ob er ſeinen Diener ſchon geſprochen.

— Meinen Diener?

— Ja, Euren alten Reitknecht. Er kam, bald nachdem Ihr gegen Prag aufgebrochen, in unſerm Hauptquartier an. und klagte ſehr darüber, daß er Euch nicht fände. Er hätte dringende Nachrichten für Euch von den Eurigem daheim.

Er iſt hinten unter unſerm Train mitgekommen, weil ich ihm ſagte,„Ihr würdet nächſter Tage wieder bei uns eintreffen — ſeht, da unten an der Treppe ſteht er, und fragt —

Es war Tartſch, der in den zehn Jahren recht alt geworden war. Hans war mit dem Zuge Ludmillens durch den Bagage-Train geritten nach Nimburg herein. Das hatte Tartſch erfahren, und war ſpornſtreichs ſeinem Herrn gefolgt.

Er überreichte Hans ein Schreiben. Haſtig riß dieſer es auf, und las es.

Es ſchien ihn zu betrüben und zu erſchüttern. Schweigend ſah er vor ſich hin, als er damit zu Ende war. Dann las er es langſam noch einmal.

Es war von Marie Loß, der Schweſter Ludmillens, und lautete wie folgt:

Mein lieber Vetter! Meine gute Mutter Frau Amalie iſt recht krank, und ich wünſchte wohl herzlich, daß Ihr hier wärt. Mir iſt ſo bange! Die Mutter hat viel zu leiden gehabt in den letzten Wochen, und nicht blos körperlich. Die Geiſtlichen haben ihr ſchweren Kummer gemacht. Zuerſt der unſrige, welcher unſern Gottesdienſt ändern wollte, dann ein neuer recht bös ausſehender Paſtor, den man Profeſſor nennt, und der aus Jena gekommen iſt. Er hat eigenhändig unſere Kirche verſchloſſen, und hat ſich ſehr gezankt mit Pater Dunſtan. Letzterer iſt ſehr heftig geworden, und will fort, kurz es iſt große Verſtörung bei uns, und Deine Anweſenheit, lieber Vetter, wäre recht nöthig. Spath meint, Mutter Amalie ſei in Lebensgefahr. O Gott, o Gott, was wäre das für ein Unglück! Ich weine den ganzen Tag. Komm nur ja, wenn Du irgend kannſt! — Möge es Euch beſſer ergehn als uns, lieber Vetter! Dies wünſcht von ganzem Herzen Eure ſich recht ſehnende und Euch treu ergebene — Marie.

Hans ſtand unter einer trüb brennenden Laterne neben der Treppe; ihr trüber Schein beleuchtete ſein Geſicht, welches eine tiefe, herzliche Trauer ausdrückte. Worte dafür ſuchte er und fand er nicht.

— Schlecht ſteht's in Gnadenfrei — polterte Tartſch — 's geht immer ſchlecht, wenn der Herr faſt niemals zu Hauſe iſt!

Hans faltete endlich den Brief zuſammen und gab ihn an Tartſch. — Trag ihn — ſagte er — hinüber zu Lady Ludmilla. Sie wohnt dem Rathhaus gegenüber beim Bäcker. Ich laſſ' ihr ſagen, daß ich morgen früh nach Gnadenfrei reite, und laſſ' ſie fragen, ob ſie mich begleiten wolle. Die Antwort bringe hierher.

Tartſch ging; Hans ſtieg langſam die Treppe wieder hinauf. Arnimb Bericht zu erſtatten über die Unterredung mit Waldſtein war noch ſeine Aufgabe. Ob ein Kriegsmann weniger beim ſiegreichen ſächſiſchen Heere ſei, war für jetzt ziemlich gleichgültig.

Als er oben ankam, öffnete ſich juſt die Thür: Leo kam zurück. Arnimb mit ihm bis an den Vorſaal. Arnimb, ein hoch gewachſener, knochiger Mann von nordiſchem Schlage mit lichtem, kurzem Haare und langem Kinnbart, rief nach dem Schreiber, und nickte Hans entgegen. Der Schreiber kam, und empfing von Arnimb den Auftrag, ſogleich den Geleitsbrief aufzuſetzen für den Herzog von Friedland und ihn Leo einzuhändigen.

Darauf trat der Feldmarſchall mit Hans in's Zimmer zurück. — Nun, Freund, mit einem Worte! Was ſteht zu hoffen von ihm?

— Ich fürchte: Nichts. Er wird temporiſiren, endlich den Oberbefehl übernehmen, und uns bekämpfen, obwohl er weiter mit uns unterhandelt. Zunächſt wird er den Schwedenkönig beſeitigen wollen, und wenn ihm das gelingt, wird er uns ſeine Bedingungen vorſchreiben! —

— Im Sinne des Kaiſers?

— Nein.

— Das läßt ſich hören. Umwege braucht er, und wir müſſen Opfer bringen, wenn eine deutſche Allianz zu Stande kommen ſoll. Ich bin bereit dazu, und ſorge nur, der Kurfürſt wird darin nicht weit genug mit mir gehn. Der jetzige Schritt iſt ſchon groß: Waldſtein weiſt mich direkt nach Prag. Darf ich trauen.

— Jetzt unbedingt. Es liegt ihm daran, die kaiſerliche Sache an den Abgrund zu bringen, damit er unentbehrlich erſcheine, und den theuerſten Kaufpreis ſtellen könne für ſich.

Hans ſchilderte nun ſeinen Eindruck vom Herzoge ausführlicher, konnte aber Arnimb nicht bewegen, die Hoffnung ſo herab zu ſtimmen, wie er ſelbſt. Arnimb gehörte zu den Patrioten, welche man heute mittelſtaatliche nennt. Die Herrſchaft des deutſchen Kerns, der ächten deutſchen Stämme wollte er erhalten, wo möglich erhöht ſehn. Nur dies zu erreichen war er zu mannigfaltigen Opfern entſchloſſen, und war auch in der Religionsfrage, obwohl ganz guter Proteſtant, zu einem nur leidlichen Ausgleich bereit. Er war in langer Kriegsübung gereift, war ein praktiſcher Staatsmann geworden, und man konnte damals hoffen, er werde eine durchgreifende Vermittelung zwiſchen den katholiſchen und evangeliſchen Reichsſtänden zu Wege bringen. Sein eigenſinniger Kurfürſt auf der einen Seite, und der unberechenbare Waldſtein auf der andern Seite konnten vielleicht durch ihn vereinigt werden. Gelang das, dann wurde der deutſche Krieg in einem guten deutſchen Sinne beigelegt.

Sein politiſches Geſpräch mit Hans wurde durch den Eintritt des Grafen Thurn unterbrochen. Dieſer unermüdliche Verſchwörer war jetzt beim ſächſiſchen Heere, wie er ſeit der Niederlage am weißem Berge bei jedem Heere geweſen war, das gegen die Habsburgiſche Macht in's Feld zog. An ſeiner Seite trat Ludmilla ein, welche Arnimb ſeit Jahren kannte.

Sie fragte, ob Thurns Hoffnung begründet ſei, ob man über die Elbe gehn und nach Prag rücken werde?

Arnimb bejahte, und ſetzte hinzu, daß er ſogar binnen wenig Tagen in Prag einzurücken hoffe.

Ludmilla's Auge leuchtete. Sie ſchien innerlich in großer Aufregung zu ſein. Ich bitte, Herr von Starſchädel, auf ein Wort! ſagte ſie mit bebender Stimme, und ging mit ihm in eine ferne Ecke des großen Zimmerraums. „Hier iſt Euer Brief meiner Schweſter“ — ſagte ſie dort — „reiſt mit Gott; ohne mich. Thurn hat mir zugeſagt, das Haupt meines Vaters in Prag mir einzuhändigen. Dies iſt meine heiligſte Pflicht. Dies Haupt in Ehren zu beſtatten iſt die heiligſte Pflicht der Loß'ſchen Töchter. Ich bitte Euch, mir Marie nach Prag zu ſenden. Stirbt Frau Amalie, wie der Brief fürchten läßt, ſo kann das junge Mädchen ohnedies nicht mehr bei Euch bleiben. Die Gräfin Tertſchka nimmt ſie auf, wenn ich kein dauerndes Aſyl in meiner Heimath finde. Ein Theil meiner Leute wird mit Euch gehn, um ſie herzugeleiten. Seid bedankt für alle die Güte, welche Ihr meiner Schweſter habt angedeihn laſſen, grüßt Frau von Jörger, wenn Ihr ſie noch am Leben findet, von mir. Ich laſſe ihr ebenfalls danken für die Erziehung Mariens, und — lebt wohl!“

Die Stimme verſagte ihr, ſie wendete ſich, und ging zu Thurn und Arnimb hinüber.

VI.

Arnimb hatte gar nichts einzuwenden gehabt, daß Starſchädel auf einige Zeit das Heer verließe. Gegenüber dem jetzigen kaiſerlichen Heere fühlte ſich der kurfürſtliche Feldherr ſtark und überlegen.

Konrad hatte ſich ausgebeten, beim Heere zurück zu bleiben. Er freute ſich auf Prag, weil er hoffte, den charmanten Jeſuiten Norbert ſammt der „rothen Feder“ dort wieder zu finden. Das Vorrücken des Heers ſollte raſch und ungeſtüm vor ſich gehn: es war möglich, daß die beiden Vögel eingeſchloſſen und gefangen würden.

Hans reiſte alſo allein. Tartſch und ein Theil von Ludmillens Gefolge hinter ihm. Dies Gefolge machte ihm einen gar traurigen Eindruck: es ſollte ihm ſein liebes Pflegekind entführen!

In Dresden hätte er ſich am Liebſten nicht aufgehalten, denn er liebte die dortigen Machthaber nicht. Aber er hatte es Arnimb nicht abſchlagen können, dem Kurfürſten mündlichen Bericht zu bringen über die Erfolge des kurfürſtlichen Heeres und über die Unterhandlungen mit Waldſtein.

Wie er ſich's gedacht, kam er verſtimmt aus dem unſchönen Häuſerhaufen heraus, welcher an der Nord-Oſtſeite der Dresdner Altſtadt ſteht, und Schloß genannt wird. Ueber einen wüſten Platz ſah man damals nach der nahen Elbe hinab, denn Terraſſe und katholiſche Kirche exiſtirten damals noch nicht. Eine katholiſche Kirche in Dresden! Das galt für eine baare Unmöglichkeit. War doch der Bau einer ſolchen in Leipzig zwei Jahrhunderte ſpäter noch kaum durchzuſetzen. Sachſen war und blieb der Kernpunkt des Proteſtantismus. — Verſtimmt ritt er weiter über Leipzig dem thüringiſchen Sachſen zu.

Er hatte aus der Unterredung mit dem Kurfürſten entnommen, daß Arnimbs freiere und größere Politik auf die Länge nicht werde beſtehen können mit dieſem Fürſten, den er ſich zum Herrn erwählt. Denn Arnimb, aus Boitzenburg an der Niederelbe ſtammend, gehörte landsmannſchaftlich nicht hierher nach Dresden, und fand ſchon deshalb nicht leicht ein volles Vertrauen. Hans eben ſo wenig. Als erneſtiniſcher Sachſe war er mißtrauiſch angeſehen, und man begriff nicht recht, warum er ſein Regiment von den weimariſchen Truppen getrennt und Arnimb zur Verfügung geſtellt hatte.

Hans hatte dies gethan, weil er ſich nicht unbedingt dem Schwedenkönige anſchließen wollte, wie Weimar es that. Der jüngſte Prinz des Hauſes war in den letzten Jahren das Kriegshaupt des Hauſes geworden, und dieſer Prinz Bernhard von Sachſen-Weimar, viel weniger empfindlich gegen ausländiſche Einmiſchung als Hans, hatte ſich mit Leib und Seele dem Könige Guſtav Adolph angeſchloſſen.

Dieſe Abtrennung Starſchädels war denn auch in Weimar übel vermerkt worden, und er ſtand jetzt eben nicht in beſonderer Gunſt dort unten im Thale der Ilm, welches er von der Höhe des Webichts, eines Waldſtreifens oberhalb Weimar, in winterlicher Schmuckloſigkeit vor ſich liegen ſah.

Er vermied es deshalb, durch das Städtchen und am Schloſſe vorüber zu reiten; er wählte einen Feldweg, der unter dem Ettersberge hin erſt hinter Weimar wieder in die Heerſtraße nach Erfurt leitete. Der Gedanke tauchte ihm wohl auf, ob es nicht doch gerathen wäre, hinüber zu ſchwenken in die Stadt, um irgend einen Machthaber in Anſpruch zu nehmen gegen die Eingriffe des Conſiſtoriums in ſeine Kirchenangelegenheit zu Gnadenfrei. Vielleicht waren eben darum die Theologen ſo dreiſt geworden mit ihrem Eingriff, weil ſie ihn fern wußten, und weil ſie wußten, daß er jetzt in einiger Ungunſt ſtünde am Weimar'ſchen Hofe —

Aber es widerſtand ihm, in dies Gezänk einzutreten. Er ſpornte ſein Pferd, um noch vor einbrechender Nacht Erfurt und am nächſten Mittage Gnadenfrei zu erreichen.

Es war ein grauer Wintertag, an welchem Hans über Gotha hinaus ſeinem Heimathsgebiete nahe kam. Er war früh vor Tage aufgebrochen; das Herz trieb ihn zur Eile. Der Nebel hatte ſich von der leicht beſchneiten Erde gehoben und ſchwebte jetzt um Mittag wie ein gelblicher Schleier auf den Spitzen des Thüringerwald-Gebirges, gelblich, weil die Sonne matt hindurchſchimmerte. Das Waldgebirg', tief verſchneit, ſah blauweiß zu ihm herab, und die Landſchaft vor ihm erſchien wie ein abgeſchloſſenes großes Gemach, beſonders weil ſich kein Lüftchen regte. Ammern, Krähen, Elſtern waren am Wege und auf den Feldern ſehr beſchäftigt, Nahrung zu ſuchen. Ein Flug Tauben ſauſte an ihm vorüber mit jenem eigenen wuchtigen Klappern, welches der energiſche Flügelſchlag der Tauben mit ſich bringt. Es konnten die Tauben aus Gnadenfrei ſein. Hans hielt ſtill, um ſie zu muſtern und bekannte unter ihnen zu entdecken.

Es war dieſelbe Stelle, an welcher er damals die Auswanderer Golz und Spath angetroffen hatte. Aber das Gnadenfrei da unten hatte die damalige Landſchaft ſehr verändert. Die zahlreichen Baumpflanzungen Spaths waren alle gediehen. Sie waren zwar jetzt unbelaubt, aber ſie verkündeten doch in ihrer reichlichen Anzahl und ihren geordneten Gruppen den Fleiß und das Gedeihen menſchlicher Arbeit, himmliſchen Segens. Dies Zuſammengehen der Arbeit und des Segens macht die Idee eines Beſitzes ſo lohnend und erquickend. Du verſuchſt zu ſchaffen, und der Himmel lächelt dazu in ſeinen unermeßlichen Geſetzen, und es entſteht, es wächſt, es wird was du gehofft! — ſagt ſich der Menſch — und du darfſt es dein Werk nennen, obwohl du es nur veranlaßt haſt.

So dachte auch Hans und ritt langſam hinab. Vom breiten, geräumigen Schlößlein, welches er ausgebaut und erweitert hatte, war nicht viel zu ſehen auf dieſer Seite. Die Bäume waren groß geworden und verdeckten es. Er konnte nicht entdecken, ob Jemand am Fenſter wäre. Jemand? Er meinte wohl Marien. Und dabei überſah er den Fußweg links, welcher ſich durch den Park herauf ſchlängelte. Auf dieſem Fußwege kam eine ſchlanke Frauengeſtalt eilig daher und ſchwenkte ein weißes Taſchentuch. Sie rief endlich — da ſchaute er hin und ſprang vom Pferde; es war Marie!

Sie flogen einander entgegen. Marie eilte ihm ſo warm und herzlich entgegen, daß man eine Umarmung erwarten durfte. Erſt als ſie dicht bei ihm war, hielt ſie inne und ſtreckte ihm beide Hände zu. Er faßte dieſe Hände und drückte ſie innig, ihr warm und tief in die Augen ſehend. Wie hatten ſich dieſe Augen verändert! Groß und dunkelblau waren ſie wohl immer geweſen; aber jetzt ſprachen Geiſt, Seele, Charakter und reizende Güte aus ihnen. Dieſe Eigenſchaften waren erſt eingekehrt, ſeit er ſie nicht geſehen. Geſtalt und Antlitz waren voller geworden, und die Röthe des Antlitzes, nicht blos vom raſchen Gange erzeugt, lag wie der Hauch des Pfirſich auf der feinen Haut. Lieber Vetter!

liebe Marie! war Alles, was ſie ſprachen. — Dann gingen ſie ſtill neben einander fort, und erſt allmählig kam Marie dazu, ihm zu erzählen: wie ſie ihn vom Fenſter aus durch die laubloſen Zweige entdeckt, wie ſie's der leidenden Mama zugerufen, wie dieſe mit dem Kopfe nickend gelächelt und ihr gewinkt habe fortzuſpringen.

Marie trug ein ſchwarzſeidenes Gewand bis an den weißen, kräftigen Hals hinauf geſchloſſen, welches ganz den ſchönen Wuchs Ludmillens zeigte, nur noch weniger rund, nur noch etwas eckig. Wenn ſie abgewendet ging, konnte er ſie für die Schweſter halten. Das reiche Haar, welches ſie offen trug, war jedoch etwas heller, ein brauner Schimmer lag darauf, und wenn ſie ihm das Geſicht zuwendete, da meinte er: der gute Ausdruck des Papa Loß treffe ihn und ſein Herz. Keine Spur vom falſchen Blick Ludmillens, gerade und treu ſchaute Mariens Auge, treu und feſt. Man mußte ihm vertrauen, man meinte auch, ihm nichts verbergen zu können. Man meinte auch, obwohl ſie jetzt gar nicht ſchalkhaft geſtimmt war, einen gutmüthigen Schalk in den Mundwinkeln und im Grübchen des vollen Kinns zu ſehen. Es iſt wahr, der Mund war nicht ſo fein und nicht ſo klein als der Ludmillens, aber wenn er ſich öffnete, zeigte er eine ſo prächtige Doppelreihe weißer Zähne, und machte er die Züge des Antlitzes ſo anmuthig und lieb, daß man ſich fragen mochte: ob ſolch' ein Mund nicht noch lockender wäre? Auch die Stimme war nicht ſo muſikaliſch tönend wie die Ludmillens, ſie war heller im Klange, aber dadurch friſcher und heiterer.

Sie ſprach allein; Hans hörte und ſchaute nur. Als ſie den Zuſtand der Mama ſchilderte, rollten ihr große Thränen über die Wangen. Die Geiſtlichen ſeien ſchuld, ſeien allein ſchuld an ihrer Krankheit! ſagte ſie mit einem gewiſſen Trotz, mit einer gewiſſen Energie, als ſie in den Hof traten, der von einem weiten Kreiſe einſtöckiger Häuſer eingerahmt war. In dieſen Häuſern wohnten die beſten Koloniſten, die Arbeiter des Gutes, und ſie ſtrömten jetzt herbei, als ſie des Herrn anſichtig wurden, ſie ſtrömten herbei, ihn zu begrüßen. Allen war abzumerken, wie ſehr ſie Starſchädel liebten, wie ſehr ſie aber auch gedrückt und traurig waren durch die feindlichen Maßregeln gegen ihre Kirche.

Als Hauptperſon unter ihnen trat Spath hervor, der Gärtner. Er hatte ſich ſehr ausgebildet: als Gärtner und als denkender Menſch. Er galt für den Sachverſtändigen in allen Dingen, ja für den Weiſen der Landſchaft. Hans richtete denn auch ſeine dringendſten Fragen an ihn: über die Kirche und über den Geſundheitszuſtand der Frau von Jörger.

Auf die erſtere Frage zuckte Spath nur die Achſeln, und ſagte dann zögernd mit halber Stimme: 's iſt all' Eins, Herr von Starſchädel, ob der geiſtliche Herr Pfarrer heißt oder Paſtor, Mönch oder Kandidat. 's iſt halt Zunft. Was den Herrgott betrifft, das ſchlägt in's Zunftgeheimniß, und wer's anders wiſſen will, der iſt ein Böſewicht und der wird wie ein Böſewicht behandelt. Dort verbrannt, hier erſäuft.

— Was die gnädige Frau betrifft, die iſt juſt durch die Zunftbosheit an's Grab gepeinigt worden. Sie braucht übrigens noch nicht hinein zu fallen, wenn ſie nur Ruhe kriegt. Ich hab' vom Wald oben den weiſen Dokter herunter geholt; er hat ſie angeſehen und hat geſagt: 's hängt in der Bruſt der Gnädigen Alles an dünnen Fäden. Entzwei iſt nichts, aber die Fäden ſind gar dünn, weil man ſie ausgezerrt hat. Kriegt ſie Ruhe, ſo geht's Leben weiter; wird aber wieder in ſie hinein gewirthſchaft, ſo reißt ein Faden und 's Leben fährt aus. Im Gemüth ſitzt der Wurm, lieber Herr, im Gemüth, das iſt Alles. Beim Pater Dunſtan gleichfalls, und noch ärger, weil ſein Gemüth jäh iſt, gar zu viel jäh! Der wird noch viel anrichten, Herr, gar viel, denn der Leib iſt von Eiſen und hält noch lange vor. Aber der Kopf iſt nun einmal wild geworden, und dem iſt nicht mehr beizukommen. Den Profeſſor aus Jena hätt' er erwürgt, wenn ich nicht dazwiſchen geſprungen wär'! — Da kommt er!

Sie waren bereits im Hausflur. Die Stiege herab eilte, beinahe fallend, die lange, nach vorn übergebeugte Figur Dunſtans. Er trug einen weiten Bauernkittel, welcher ſchlotternd um ihn hing, denn der Leib war abgemagert. Der Schädel war kahl, der ſchwache, fliegende Bart eisgrau. In dieſem Knochengerüſte aber glühte, Alles beherrſchend, das große, lichte Auge. Es glühte nicht flackernd, es glühte ſtarr. Die praktiſche Entſchloſſenheit des früheren Dunſtan war in dieſem Auge zuſammengedrängt. Nicht mehr zu praktiſcher Entſchloſſenheit wie früher, als noch ſämmtliche

Lebenskräfte gleichmäßig in ihm wirkten, nein, zu trockner, grimmiger Entſchloſſenheit.

Er umarmte Hans mit dem Ungeſtüm eines Jünglings, und er umarmte ihn ſo heftig, daß Hans phyſiſchen Schmerz erlitt von der knochigen Umſchlingung. — Endlich biſt Du da — rief er ſchneidend — endlich! Es iſt die höchſte Zeit. Die ſchwarzen Buben, die ſich hier Theologen nennen, ſind ſchlimmer als die bunten Schurken, welche uns droben in den ſüdlichen Bergen gemartert. Jene hatten doch ein kühnes Herz, die hier haben gar keins, die haben nur Buchſtaben, eiſerne Buchſtaben. Es bleibt nichts übrig, als ſie fortzuſtäupen. Damit hab' ich auf Dich gewartet. Du biſt der Einzige, welcher es mit mir kann. Weiber ſind und bleiben ſchwach. Unſere Frau droben iſt gut, gut wie ein Engel. Aber ein Engel ohne Schwert. Mit Palmzweigen wird nichts ausgerichtet gegen verſtockte Pfaffen. Nun Du da biſt, nun ſoll's geſchehen! Spath, heut gleich zur Vesperzeit die Thür erbrechen, die Gemeinde verſammeln! Der Herr iſt da, der Spuk hat ein Ende. — Und nun komm zu ihr, Hans, ſie freut ſich auf Dich, komm, Sohn meines verklärten Zdenko!

Er nahm Hans mit hartem Drucke unter den Arm und führte ihn die Stiege hinauf. Die Enttäuſchung, welche er ſeit Zdenko's Tode erfahren, hatte ihn nicht ergeben und fromm gemacht, wie jenen, ſondern heftig und immer heftiger. Die ihm inwohnende Energie wollte erzwingen, was ſich nicht erzwingen ließ, Duldung durch Ungeduld, Toleranz durch einen Widerſtand, welcher wohl ſelbſt an Intoleranz ſtreifte. Zum Handeln geeignete Menſchen mögen wohl ſtets gefährliche Menſchen ſein, wenn ſie Religion pflegen oder gar ſtiften wollen. Sammlung und Entſagung ſind ihnen ſchwer, ja kaum erreichbar, und ohne dieſe beiden Grundeigenſchaften wird kaum eine Religion möglich, wenigſtens keine, die in chriſtlichen Principien ihre Wurzeln ſucht.

Auch für Frau Amalie, die er liebte, war Dunſtan gar bedrohlich, vielleicht verderblich geworden. Die Streitigkeiten, welche an ſie heran traten, überließ er ihr nicht. Hätte er das gethan, ſo wäre der weiſen Frau Zeit geblieben, ſie zunächſt in ſich ſelbſt abzuglätten und auszugleichen. Deſſen war ſie ja gewohnt von Jugend auf! Nein, er vergiftete dieſe Streitigkeiten immer auf der Stelle durch ſeine heftige Auffaſſung. Und er faßte ſie nicht nur auf, er faßte ſie an vermöge ſeiner praktiſchen Natur, er faßte ſie an ſogleich, jählings. Sie mußten auf der Stelle gekennzeichnet werden mit dem ſchlagendſten Ausdrucke, mußten auf der Stelle geſchlichtet werden durch ſchlagende Handlungsweiſe. Freilich hatte er damit immer Recht auch im Sinne der Frau Amalie, denn Beide waren einig im Principe milder, völliger Freiheit des religiöſen Weſens — aber er unterbrach den Proceß der innerlichen Verarbeitung, den Frau Amalie nöthig hatte bei ſolcher Gelegenheit. Ihr ſtilleres, tieferes Weſen war gewöhnt, ſo wichtige Entſcheidungen langſam auszutragen in ſich, und die Streitpunkte all' dann allmählig und ſanft zu erledigen. Dunſtan übereilte ſie und beunruhigte ſie, erhitzte ſie dadurch. Ihr Seelenleben wurde dadurch überreizt, mit dieſem ihr Nervenleben — ein Bruſtleiden, zu welchem ſie ſtets Anlage gehabt, wurde dadurch gefördert, und es war vorauszuſehn, daß es ſie tödten würde, wenn dieſe leidenſchaftliche Haſt und Hatz noch einmal in ſie hineinſtürmte.

Sie ſaß im großen Wohngemache des erſten Stocks, deſſen Fenſter die Ausſicht öffneten auf den Thüringer Wald. Der Inſelberg, damals ſchon eine baumfreie Kuppenfläche, trat unter den gelben Nebeln wie unter zurückgeſchlagenem Schleier zu ihr an den Lehnſeſſel, in welchem ſie ruhte. Ihr Antlitz war nur im Profil der Thüre zugewendet, durch welche Hans und Marie und Dunſtan eintraten.

Hans blieb in der Thür ſtehen, und machte ſeinen Begleitern ein Zeichen, daß ſie ſich ſtill und leiſe verhalten möchten —

— Ich hör' Euch ſchon — ſagte Frau Amalie mit ſchwacher Stimme, und wendete ihren Kopf langſam zu ihnen — hör' Euch ſchon lange. Kommt nur, kommt nur! Ihr erſchreckt mich nicht, erregt mich nicht.

So lautlos wie möglich näherten ſich Hans und Marie, und ſanken auf die Kniee zu beiden Seiten des Seſſels. Hans küßte ihre Hand, dieſe feine, faſt durchſichtige Hand, und ſah dann erſt zu ihr in die Höhe. Nein, dachte er, ſie iſt nicht ſehr verändert, ſie kann, ſie wird ſich erholen. Das lichtblaue Auge iſt noch ſo glänzend, die Wangen ſind noch leicht geröthet!

— Guter Hans! — flüſterte ſie — wie freu' ich mich, Euch wieder zu ſehn in Kraft und Geſundheit! Und wie hat ſich Marie auf Euch gefreut! Nun werden uns wohlthuende Wintertage beſcheert, ein lächelndes Weihnachtsfeſt. Laßt uns Gott dafür danken.

— In ſeinem Hauſe, nicht wahr Amalie? rief Dunſtan mit etwas ſtörend lautem Tone.

— In der Kir — ſie wagte es nicht, das Wort auszuſprechen, aber ihr Auge leuchtete ſtärker. Man ſah, welche Freude ihr das gemacht hätte.

— Freilich in der Kirche! entgegnete noch lauter Dunſtan — der Herr iſt ja da, und dem gegenüber wagt unſer ſchwarzes Pfaffenthum nicht, ſich zu behaupten. Herrenknechte ſind ſie ja noch mehr als unſre bunten, ſie ergeben ſich noch leichter. Wenn Ihr alſo heute friſch genug ſeid —

— Recht friſch!

— So kommt hinunter! Die Luft draußen iſt ganz ſtill, und Spath öffnet eben die Kirche.

— Spath öffnet —? Hat Hans ſchon mit dem Profeſſor geſprochen?

— Er wird mit ihm ſprechen, und ihm den Dünkel vertreiben!

Der eifrige Dunſtan hätte nichts Unglücklicheres anordnen können. So wurde der gefährliche Streit ſogleich wieder zum Aeußerſten entzündet, und im Zuſammenhange mit der reizbaren Kranken entzündet, welche ſorgfältig davor bewahrt werden mußte, wenn man ihren Lebensfaden friſten wollte.

Marie begriff das. Sie hatte ängſtlich zugehört, ſie ſah, daß in Frau Amaliens Bruſt die Erregung begann. Sie ſprang auf, und winkte Hans. Er folgte ihr nach der andern Seite des Zimmers. Sie bat ihn, hinab zu eilen, die Angelegenheit ſelbſt in die Hand zu nehmen, und jedenfalls den Streit fern zu halten von der Mama. — Hans verſprach es, und wollte nur noch ein paar Worte an Frau Amalie richten, damit ſein jähes Forteilen nach der erſten, ſtummen Begrüßung ihr nicht auffallen, ſie nicht beunruhigen möchte. Marie ſollte hinab, und ſollte ankündigen, daß er ſogleich ſelbſt erſcheinen werde.

Dunſtan vereitelte auch das. Er rief der fortgehenden Marie zu: ſie werde doch der ſchwachen Mama den ſtützenden Arm nicht verſagen zu dem frommen Gange! — Marie wurde verlegen um eine Antwort, und wollte der Mama doch die Verlegenheit um jeden Preis verbergen, damit das Mißtrauen derſelben nicht noch genährt werde. So verging Zeit; es wurde zu ſpät. Man hörte ſtreitende Stimmen auf der Treppe, man hörte ſie auf dem Vorſaale, die Thür ging auf, der Jenaiſche Profeſſor erſchien in der Thür, eine vierſchrötige, mittelgroße Geſtalt in der ſchwarzen Kleidung eines lutheriſchen Geiſtlichen. Spath hinter ihm, der ſich vergebens bemüht zu haben ſchien, den zürnenden Mann zurückzuhalten. Zürnend war der Ausdruck dieſes gelben Geſichts, zürnend die zurückweiſende Armbewegung gegen den Gärtner, zürnend das ſtechende braune Auge, welches die Anweſenden im Zimmer muſterte. Sein kurzes, borſtiges Haar ſtand wie eine Bürſte auf dem großen Kopfe des Mannes, ſtarr geſträubt vom Zorne. Er ſchritt mit langen Schritten dem Fenſter zu, in deſſen Nähe Frau Amalie ſaß. Marie trat ängſtlich vor, gleichſam um die Mama zu decken.

Hans desgleichen. — Das iſt? fragte Hans leiſe gegen Dunſtan hin.

— Caucius nennt er ſich; Kauz heißt der Kerl! erwiderte dieſer laut, und ging dem lutheriſchen Streiter entgegen zum Streite bereit, ihm zurufend: Was wollt Ihr hier?

— Mit Euch hab' ich nichts zu ſchaffen! Den Herrn von Starſchädel ſuche ich! — entgegnete der Profeſſor, und ſein Kopf reckte ſich hoch empor, ſo daß der dicke Hals nackt hervor trat, und die rothblauen Narben zeigte, welche geſchnittene Drüſen da zurückgelaſſen hatten. Sie waren grell ſichtbar, da der Mann keinen Bart trug, ſondern glatt raſirt war.

— Hier bin ich — ſprach Hans — und ich erſuche Euch, mir auf mein Zimmer zu folgen.

— Was ich zu ſagen habe, kann und ſoll Jedermann hören. Es iſt Gottes Wort.

— Was Ihr Gottes Wort nennt! rief Dunſtan.

— Wer ſeid Ihr, der ſich erdreiſtet, meine Vollmacht in Zweifel zu ziehen? Ein von ſeinem Glauben abgefallener Mönch. Abgefallen wohin? In das Chaos, in das Nichts. Auch Martin Luther fiel ab, aber er ſchritt aus der verpeſteten Kirche in eine neue Kirche. Dieſe jetzt ſchon hundertjährige neue Kirche ſendet mich daher, einem Unfug zu ſteuern, welcher zu den Wolken ſchreit.

Dunſtan ſchritt drohend auf ihn ein. Hans hielt ihn zurück, fragte aber ſtreng und ſcharf: — Welchem Unfug, Herr?

— Dem Unfug der Heiden, welche ſich gotteslaͤſterlich Chriſten nennen, ohne einer Kirche Chriſti anzugehoͤren!

— Was wißt denn Ihr von der Kirche Chriſti! — ſchrie Dunſtan — wo ſteht denn geſchrieben, daß Eure Kirche Chriſto angehoͤre?

— In der heiligen Schrift ſteht es geſchrieben.

— Das iſt ja nicht wahr! In der Bibel ſteht nur geſchrieben, daß wir Gott anbeten ſollen im Geiſt und in der Wahrheit. Es ſtehen aber keine Formeln vorgeſchrieben, keine Symbole, die ausſchließlich gelten ſollten, keine Liturgie, welche zum Geſetz erhoben wuͤrde. Was Ihr Kirche nennt iſt Euer Machwerk, das Machwerk irrender Menſchen, und wie zweifelhaft es aus dem Evangelium ſtamme, das bezeugen Eure eigenen Streitigkeiten und Schismen. Die Reformirten berufen ſich wie Ihr auf die Schrift, und haben ſich doch eine andere Kirche erbaut als Ihr, und werden von Euch als unevangeliſch behandelt, ja als gotteslaͤſterliche Frevler. Und unter Euch ſelbſt giebt's wiederum Schismen, welche einander verurtheilen, ja verdammen. Oder habt Ihr nicht in Jena ein anderes Dogma als in Wittenberg? Nennt Ihr nicht die Nachfolger Melanchthons Kryptokalviniſten? Wahrlich, ich ſage Euch, Euer Fanatismus fuͤr geringe Unterſcheidungen arbeitet eifriger fuͤr das Pabſtthum, als der Jeſuitenorden fuͤr daſſelbe arbeiten kann. Denn Euer Fanatismus laͤßt die von Rom Abgefallenen uͤberlegen, ob die roͤmiſche Tradition denn nicht am Ende Eurem armſeligen Fanatismus vorzuziehen ſei. Jene Tradition bringt wenigſtens Kirchenformen, die aus den erſten

Jahrhunderten des Chriſtenthums ſtammen. Mögen ſie auch überhäuft worden ſein und überladen, ſie haben wenigſtens einen natürlichen und geſchichtlichen Urſprung, und darin tieferen Sinn als Euer trockner, phantaſieloſer Verſtand zu geben vermag.

— Mönch! ſtöhnte der Profeſſor, und konnte vor Ingrimm nicht gleich weitere Worte finden.

Dunſtan aber fuhr in einem Athem fort: Das aber was die herzhaften Gründer Eurer Reformation bezweckt haben, das verrathet Ihr, die evangeliſche Freiheit verrathet Ihr! Auf den Geiſt des Evangeliums beriefen ſich jene herzhaften Männer, und gaben das menſchliche Formelwerk Preis, welches die Jahrhunderte dem kirchlichen Weſen aufgebürdet hatten. Ihr aber kehrt das Wort Eurer Meiſter um, Ihr macht die Formel wieder zur Hauptſache, Ihr macht den Geiſt wieder unfrei, und verlangt, daß er ſich gerade ſo äußere, wie Ihr vorſchreibt.

— Das lügſt Du, Mönch! Luther ſelbſt hat die ſymboliſchen Bücher eingeſetzt, und ſie zur Richtſchnur geſtellt für Gläubige und Ungläubige!

— Und wohin gerathen wir ohne poſitiven Anhaltspunkt — ſprach der Geiſtliche von Gnadenfrei, Seifert, der unterdeſſen eingetreten war — wohin gerathen wir? Ich hab's erlebt.

— Wir habens mit Dir erlebt, ſchwacher Mann! — ſchrie Dunſtan — der Du neun Jahre lang unſrer freien Kirche angehört haſt, und im zehnten Jahre den Drohungen erlegen biſt, welche Dir von Jena zugingen! Biſt Du beſſer denn Judas Iſcharioth?!

— Ehrwürdiger Bruder im Herrn — rief der Profeſſor in ſalbungsvollem Tone Seifert zu — antwortet dem unverbeſſerlichen Mönche nicht weiter. Vertheidigt nicht Eure Bekehrung, die Euch zur höchſten Ehre gereicht. Ein verirrtes Schaf, das zur Heerde zurücke kehrt, verdient Hoſiannah. Ihr erkanntet endlich, daß feſte Normen vorhanden ſein müſſen auch für das Neue, wenn es ſich nicht verirren ſoll in die Wildniß. Ihr botet endlich Eure Hand zur Schließung des Hauſes dahier in Gnadenfrei, welches von verführten Menſchen „freie Kirche“ benannt wurde. Wir haben ſie verſchloſſen kraft eines Gutachtens unſrer hohen Fakultät in Jena, kraft eines Erlaſſes von unſerm hochwürdigen Conſiſtorio, und hatten vor, dies unſauber gewordene Haus wieder ſauber zu machen durch Geräthe und Anordnungen unſrer evangeliſch lutheriſchen Kirche, alsdann aber am nächſten Sonntage einen Gottesdienſt darin zu eröffnen, getränkt von den reinen Bächen unſrer Kirchenlehre. Da hat ſich jener Gärtnersmann vor einer Stunde unterwunden, unſer Siegel abzureißen von der verſchloſſenen Pforte, und die verſchloſſene Pforte gewaltſam aufzuſprengen. Er hat ſich dabei auf den Befehl ſeines weltlichen Herrn berufen, und deshalb bin ich daher gekommen, dieſen weltlichen Herrn zu befragen, ob er wirklich für den frechen Diener einſtehn und unſre Kirchengewalt auf ſo unerhörte Weiſe herausfordern wolle, wahrhaftig in Gott! zu ſeinem zeitlichen und ewigen Nachtheile. Denn es iſt beſſer, das brandige Glied werde abgehauen, als daß es den ganzen Leib vergifte. Oder ob er ſich der kirchlichen Autorität fügen, und unſern Vorſchriften unterwerfen wolle. Das frage ich hiermit Herrn Hans von Starſchädel, welcher vor mir ſteht!

Hans litt unſäglich unter der ganzen Scene. Beſonders darum, weil er die Wirkung derſelben auf die ſchwer kranke Amalie angſtvoll fürchtete. Er wagte es kaum, nach ihr umzuſchauen, deren ſchnellere Athmenzüge er zu hören glaubte. Deshalb antwortete er ausweichend: Ich habe Euch ſchon geſagt, Herr, daß hier nicht der Ort iſt für derlei Verhandlungen, und daß Ihr mir folgen ſollt —

— Kein Sandkorn ſoll verrinnen, bis der Frevel geſchlichtet iſt! rief der Profeſſor.

— Sohn Zdenko's, Du wirſt nicht zögern, dieſer Knechtung unſrer Seelen ein Ende zu machen! rief Dunſtan.

— Sprich ſogleich, Mann von verdächtiger Miſchung, der ſo eben wieder heimkehrt von dem Umgange mit den Männern des Antichriſt, und der ihnen in die Hände arbeitet durch Entſtellung unſrer Lehre, ſprich ſogleich, oder das letzte entſcheidende Wort enteilt meiner Lippe, auf welcher es ruht wie die Gewitterwolke, ſchwanger vom flammenden und zerſtörenden Blitze, — ſchrie der Profeſſor und hob die Hand drohend gegen Starſchädel.

— Hinweg mit dieſer drohenden Geberde — ſprach nun Hans mit arg entſchloſſener Stimme, und ſchleuderte dem Profeſſor die Hand nieder, der Mäßigung vergeſſend, die gar keinen Erfolg hoffen ließ — hinweg mit dieſer proteſtantiſchen Kapuzinerſcene von einem Orte, an den ſie nicht gehört. Sie ſchickt ſich nirgends hin, am Wenigſten hierher. Sie ſchickt ſich nirgend für einen Prieſter, welcher Liebe und Verſöhnung im Herzen tragen ſoll. Hinaus!

— Nicht einen Fußbreit weiche ich, bis —

— Nun dann erleidet, was ein Kriegsmann über Euch verhängt, auf deſſen Grund und Boden Ihr den Unfrieden tragt. Ich herrſche hier, ich bin hier Gerichtsherr, und bin im Nothfalle auch Herr der Kirche, wie Dein Herzog ſich zum Herrn Deiner Kirche aufwirft. Danke es meiner Faſſung, wenn Du körperlich unbeſchädigt von dannen kommſt. Es bedarf dieſer Faſſung gar ſehr! Denn ich verabſcheue dieſen kirchlichen Fanatismus, und halte ihn für einen ſchweren Irrgang der Reform, ich halte Dich für einen Feind wahrer Religion —

— Mann —!

— Hinaus! — und dabei winkte Hans dem Gärtner Spath, um welchen ſich ein großer Theil der Gnadenfreier Gemeinde angeſammelt hatte — und weiche vor meinem Schritt, damit ich nicht genöthigt werde, Hand an Dich zu legen. Du haſt hier keine officielle Aufgabe. Unſere Kirche hier in Gnadenfrei hat ſich niemals Eurer Fakultät noch Eurem Conſiſtorium angeſchloſſen, viel weniger unterworfen. Und Seifert, dem unſer Glaube nicht mehr genügt, ſoll mit Dir von hinnen gehn. Er hat ſich ſelbſt von uns losgeſagt. Ihm werde was er braucht — kein Wort! Sobald Du den Mund öffneſt, erleideſt Du Gewalt!

Unter dieſer Rede Starſchädels war der Profeſſor und Seifert bis an die Thür gewichen, da Hans ohne Innehalten gegen ihn einſchritt, und Spath mit den Gnadenfreiern wie eine wandelnde Mauer um Hans nachdrängte. Dennoch erreichte Hans ſeinen Zweck nicht. Denn kaum hatte er geſchloſſen mit dem Ausrufe „kein Wort!“, ſo benutzte der Profeſſor, dicht an der Thür die eintretende Pauſe, und ſchrie mit donnerähnlicher Stimme eine Bannformel, von welcher die Gnadenfreier und ſelbſt Spath erſchrocken oder wenigſtens betäubt zurück wichen. Sie ſchloß mit den Worten: „Ihr ſollt ausgeſtoßen ſein wie Ausſätzige, und am jüngſten Tage da ſtehn, wo heulend und zähnklappernd die Böcke ſtehn, welche in den Abgrund geſtoßen werden!“

— Amen! ſagte halblaut Seifert, und die Thür ſchloß ſich hinter den beiden Geiſtlichen.

Im Zimmer herrſchte Schweigen und dumpfe Schwüle.

Hans winkte Spath, mit den Gnadenfreiern das Zimmer zu verlaſſen.

Er eilte zu Frau Amalie, um ſie zu tröſten. Marie kam ihm händeringend entgegen. Frau Amalie war bewußtlos geworden. Unter Mariens Bemühungen mit kaltem Waſſer und ſtärkenden Eſſenzen kam ſie nur langſam wieder zu ſich. Ihr Athem arbeitete ſchwer. Das Auge, welches ſie endlich wieder aufſchlug, erſchien gebrochen.

Hans und Marie ſahen mit tiefſtem Schmerze, daß die eben vorgefallene Scene die Kataſtrophe, das Verlöſchen des Lebensfunkens in Frau von Jörger herbeigeführt. Dunſtan ſah es mit Verzweiflung, und ſchrie nach Spath, der ſich zum Hausarzte herangebildet hatte.

— Spath erklärte, daß ſein Wiſſen nicht zureiche, um da eine Hilfe zu verſuchen, daß er aber auch nicht behaupten möchte: der letzte Faden ſei geriſſen.

Wirklich erholte ſich die Kranke, und das Auge wurde wieder ſanft und linde. Sie ſtreichelte ſogar die Locken Mariens, welche vor ihr kniete, und fing leiſe an zu ſprechen, indem ſie Hans mit den Augenlidern winkte, ſich ihr näher zuzuneigen.

— Wir Frauen — flüſterte ſie — nehmen doch Alles zu perſönlich. Dies ſchließt uns aus von den allgemeinen Dingen. — Der heftige Mann aus Jena griff an, wofür ich gelebt — daher meine Ohnmacht. — Hat er am Ende doch Recht, Hans?

— Nein, nein. Es giebt eben für alles zweierlei Kraft, eine bejahende und eine verneinende. Der Kampf zwiſchen beiden gebiert die Schöpfung, welche allein möglich iſt unter irdiſchen Bedingungen.

— Ja; und wir ſind von der bejahenden Kraft —

— So iſt's. Wir halten aufrecht, daß die Freiheit des Glaubens nicht verloren gehen darf.

— Nicht verloren — richtig. Die Andern ſorgen für — eine Ordnung, für — einen Abſchluß. — Der kann zu früh kommen, kann — zu eng gerathen —

— Und ſo iſt's geſchehn.

— Aber nöthig iſt er auch. Die Mehrzahl der Menſchen braucht zeitig — Grenzen, braucht Stichworte. Sonſt verwildert ſie. Man opfert — für die Mehrzahl. Nicht?

— Man opfert die Weitſichtigen für die Kurzſichtigen, und die große Mehrzahl iſt kurzſichtig.

— Dann wären wir doch nicht im Fehl?

— Keineswegs.

— Dieſer Gedanke traf mich — wie ein Stich. Ich erſchrak ſo, daß der — Mann Recht haben könnte. Wir haben auch Recht, und —

— Und ein höheres Recht.

— Du thuſt mir wohl, lieber Hans, wie immer. Und nun wird mir beſſer — leicht, recht leicht. — Geh, Marie, hol' das Liederbuch! Ich möchte ein Lied hören — Dunſtan! ſeht doch nach, ob die Fremden fort ſind.

Marie und Dunſtan gingen. Sie ſchien mit Hans allein ſein zu wollen. — Sie fing an, von Marien mit ihm zu ſprechen. Wie ſie ihm vorkomme? Und als Hans warm und herzlich ſich äußerte, da lächelte ſie wie eine Glückliche, und ſprach: — Ihr wart immer meine Hoffnung! Du wirſt mein Kind — das iſt ſie! — erkennen, führen, beglücken. Sie iſt gut, wie Du. Sie iſt ein Schatz. Bewahr' ihn Dir ſtandhaft, wie Du biſt. Ihr Beide ſeid mein Troſt geweſen im Leben, ſeid mein Troſt im —

— Nicht doch, liebe Mutter! — Da kommt Marie.

Als ſie daher ſchritt, ſiegte draußen am Himmel die Abendſonne. Wie mit einem Ruck flogen alle Nebel in die Höhe, und heller Sonnenglanz fiel auf den Inſelsberg, ſtieg auf die Ebene herab, erfüllte das Zimmer. Die blaſſe Kranke auf ihrem Lehnſeſſel war über und über eingehüllt in Sonnengold, und ſie blickte lächelnd, wohl glücklich lächelnd hinaus auf die weiße Ebene, welche ſilbern ſchimmerte, auf die Bergwand voller Bäume, auf die offene Fläche des Inſelberges, welche wie ein weißer See im Sonnenſchein leuchtete, in den Himmel darüber, welcher ſich geöffnet hatte und hoch oben von farbigen Schleiern der Nebelwolken umſäumt war — hinauf, hinauf in's Unermeßliche! ſchien ihr Auge dringen zu wollen. Langes Schweigen herrſchte. Hans ſtand regungslos, und ſeine Seele ſah fragend auf das verklärte Auge der edlen Freundin. Wird es ſich ſchließen für immer? Oder wird es neue Lebenskraft gewinnen für dieſe Erde? Letzteres wünſchte er ſo ſehnlich, ſo ſchmerzlich, insbeſondere für Marien.

Marie ſelbſt aber war nahe am Lehnſeſſel mitten im Sonnenſcheine auf die Kniee geſunken, und hatte das geiſtliche Liederbuch geöffnet. Fragend ſah ſie auf Hans, und als Hans mit dem Haupte nickte, las ſie mit zitternder, lieblicher Stimme:

„Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar ſein?
Denn ich ſeh' in allen Dingen,
Wie ſo gut er's mit mir mein'.
Iſt's doch nichts als lauter Lieben,
Was ſein treues Herze regt,
Das ohn' Ende hebt und trägt
Die in ſeinem Dienſt ſich üben.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.“

„Seine Strafen, ſeine Schläge,
Ob mir's gleich oft bitter ſcheint,
Dennoch, wenn ich's recht erwäge,
Sind ein Zeichen, daß mein Freund,

Der mich liebet, mein gedenke,
Und mich von der ſchnöden Welt,
Die mich hart gefangen hält,
Durch das Kreuze zu ihm lenke.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit."

Leiſe flüſterte jetzt die Kranke: Alles Ding — währt ſeine Zeit — Gottes Lieb' — in Ewigkeit — und ein tiefer Seufzer folgte.

Hans und Marie eilten zu ihr. Sorget nicht, Kinder — ſprach ſie ein wenig lauter — mir iſt viel beſſer, leicht ſogar, recht leicht. Der Schlaf wird mich ganz kräftigen, und er kommt ſchon — ſtill und leiſe, ein Segen Gottes. Ich liege hier gut und bequem; breitet eine Decke über mich, und überlaßt mich — dem Schlummer.

Marie that alſo, und zog ſich mit Hans in den fernſten Winkel des Zimmers zurück. Sie ſprachen nicht, bis die Sonne hinter dem Waldgebirge untergegangen war, und die Dunkelheit herein brach. — Da ging Hans vorſichtig hinaus, um Licht zu beſtellen und die Wärterin.

Als er zurück kam, und die Wärterin das Licht hinter einen Schirm geſtellt, ſah er, daß Marie bei der Kranken ſtand, und ihm winkte. So leiſe als möglich ging er zu ihr. Sie iſt ganz ſtill — flüſterte Marie — ſo ſtill, daß ich ihren Athem nicht mehr höre — iſt das gut? Hans, der im Kriegsleben hundertfach geſehn, wie das Leben von den Menſchen ſcheidet, beugte ſich erſchrocken näher, horchte an ihrem Munde, fühlte haſtig an ihren Puls — es zuckte wie von einem elektriſchen Schlage in ihm, er richtete ſich ſtarr auf, und ſchwieg. — Nun, fragte Marie, iſt es gut?

— Gut vielleicht, liebe Marie, aber traurig: unſre Mutter iſt — todt.

Marie ſtieß einen das Herz zerreißenden Schrei aus und ſank an ſeine Bruſt.

Es folgten traurige Wintertage, doppelt traurig, weil hinter dem Unglück noch überall ſchwere Bedrohungen deutlich wurden.

Beim Begräbniß fürchtete man, die Conſiſtorialmacht von Weimar werde plötzlich mit größerer Rüſtung zurückkehren, und den Kultus der freien Gemeinde auseinander ſprengen. Profeſſor Caucius war unter ſolcher Ankündigung von dannen gefahren, und hatte Dunſtan, welcher ſich an ſeine Ferſen geheftet bis an die Grenze der Gemarkung, mit dem Tode auf dem Scheiterhauſen gedroht.

Noch mehr! Die Gemeinde ſelbſt war offenbar tief erſchüttert worden durch die Bannſprüche des amtlichen Kirchen-Profeſſors. Der Reſpekt von hergebrachter Autorität hatte ſeine Wirkung gethan. Und wo iſt dieſe größer als in Glaubensfragen, welche alle in's Bereich des Geheimnißvollen hinüber ragen! Umſonſt verſuchte der Gärtner Spath ſeine Geringſchätzung der herzoglichen Rechtgläubigkeit den Andern mitzutheilen. Umſonſt! Sein eigener Schwiegervater, der alte Golz, ſchüttelte das Haupt, und kam auf ſeine früheren

Zweifel zurück: ob es dem Menſchen erlaubt und zuträglich ſei, in Glaubensſachen eigene Wege zu gehen, und Kathi, Spath's Frau, hörte mit ſtiller Aufmerkſamkeit ihrem Vater andächtiger zu als ihrem Gatten. Man ſah es ihr an: ſie hielt den braven Gatten Spath in ſo wichtiger Sache für leichtfertig. Auch der ſtille Alte, Vater Hamm, der ein hinfälliger Greis geworden war, weinte wie ein Kind über das Ereigniß, und geſtand ſeiner Tochter, Konrad's Frau, daß er ſolch' einen Ausgang lange gefürchtet. Es ſei nimmer gut, mit Gott und göttlichen Dingen ein eigenſinnig Spiel zu treiben und von geweihten Bahnen abzulenken. Was Doktor Luther nach dem Evangelium eingeſetzt, das müſſe man achten und ehren gerade ſo wie in der Hofburg die Breves der Päbſte geachtet und geehrt würden. Sonſt verliere man allen Halt.

Hans ſah und hörte das Alles, und ſah und hörte es mit Schrecken. Ja, auch da, wo der Austauſch von Gedanken Stütze finden konnte, entging ihm dieſe Stütze. Dunſtan nämlich ſchlug ganz in's entgegengeſetzte Extrem über: er zeigte eine Verachtung des menſchlichen Geſchlechts, er deutete auf Abſichten und Pläne hin, welche dem beſonnenen Starſchädel ſchwere Beſorgniß einflößten für den wild gewordenen Greis. Dunſtan deutete an, daß er hinausziehen wolle in die weite Welt, um dieſer zu verkündigen an allen Orten und Enden, daß ſie kläglich und erbärmlich ſei, ob ſie ſich katholiſch nenne oder proteſtantiſch. Vergebens rief ihm Hans zu, daß er damit nichts ausrichten und nur ſich ſelbſt verderben werde! — Mich ſelbſt verderben?

erwiderte Dunſtan — was liegt daran, wo, wann und wie dieſe alten, morſch gewordenen Knochen zerſchlagen werden! Iſt doch die Seele, welche ſie zuſammenhält, längſt niedergepeinigt bis zum Todesächzen. Das einzige Genüge, das ſie noch finden kann, iſt der Ausſchrei ihrer Wahrheit. Das ſoll ſie haben!

Nur Marie war ihm ein Troſt. Ihre herzliche, thränenweiche Trauer ſah zu ihm auf wie zu dem einzigen Tröſter, Stützer und Helfer, der in der Welt für ſie vorhanden. Wie gern wäre er ihr das geworden im heiligſten Sinne des Wortes! Ach, auch hier ſah er ſich gehindert, gefeſſelt und bedroht! Wie gern wäre er zu ihr getreten und hätte geſagt: Hier meine Hand für's ganze Leben, liebe Marie! Willſt Du ſie, ſo ſchlage ein! Vereint werden wir alle Schwierigkeiten des Lebens beſtehen, und uns eine glückliche Stille ſichern. Willſt Du? Ich liebe Dich.

Aber er meinte, das nicht zu dürfen. Das arme, verlaſſene, noch unerfahrene Mädchen — ſagte er — darf nicht ſo übereilt werden. Sie kennt Niemand als Dich, ſie kann nicht wählen. In ihrer jetzigen vereinſamten Lage würde und müßte ſie zuſtimmen. Es wäre ein unverantwortlicher moraliſcher Zwang. Ueber Kurz oder Lang, wenn ſie mehr von der Welt geſehen, könnte die Reue folgen und Du hätteſt ſie unglücklich gemacht. Nein, nein, Du mußt Dir's verſagen, wie ſchwer auch die Angſt auf Dir liegt, daß ſie da draußen in Böhmen unter Leitung der Schweſter Dir entfremdet, ja entwendet werden kann! Zudem iſt ja in Deiner jetzigen Lage kaum eine Trauung möglich! Seifert, der

Geiſtliche, iſt fort, und einen orthodoxen lutheriſchen Paſtor jetzt anzuſprechen, da ſeine Kirche die deinige eben mit Bannſprüchen belegt, das wäre ein Todesſtoß für die hieſige Gemeinde —

So wogten die Gedanken in ihm, als er eines Morgens allein mit ihr im großen Wohnzimmer war. Der Schnee fiel draußen dicht in großen Flocken, man ſah nicht fünf Schritte weit aus dem Fenſter, in deſſen Nähe Marie ſtill ſaß und mit geſenktem Haupte an einer leichten Handarbeit nähte. Ihr Antlitz hob ſich gar lieblich ab in ſeiner roſigen Friſche von dem ſchwarzen Trauerkleide, das geſchloſſen bis an den Hals reichte.

Hans wollte eben zu ihr treten, da kam der Gärtner Spath haſtig in's Zimmer, haſtiger als ſonſt ſeine Art war. — Was iſt? fragte Hans.

— Pater Dunſtan ängſtigt mich, lieber Herr — mir ſcheint: er geht auf und davon, und nimmt auch nicht einmal Abſchied.

Hans und Marie ſchrieen auf.

— Ja, er hat ſich einen Schnappſack nähen laſſen von Sackleinen, und hat ſich gerade jetzt friſches Brot geben laſſen für den Schnappſack —

— Da iſt er! unterbrach Hans den Gärtner.

Dunſtan trat ein. Er trug wieder ſeine dunkle Benediktinerkutte, welche er ſchon ſeit Jahren abgelegt in Gnadenfrei; an einem groben Leinenbande darüber den Schnappſack, in der Hand einen rohen, büchenen Stab.

Ohne ein Wort zu ſprechen ſchritt er auf Marien zu, nahm ihre beiden Hände, ſah ihr eine Zeitlang in die Augen und drückte dann ihr Geſicht an ſeine Bruſt. Zwei große Thränen fielen auf ihr Haar.

— Gott gebe, daß es Dir wenigſtens gut gehe — ſagte er endlich mit nur murmelnder Stimme — Dir, unſerm guten, lieben Kinde! — Komm her, Hans! Du wirſt Sorge tragen dafür, und dafür, daß ſie ein Engel bleibt auf dieſer albernen Erde!

— Aber, lieber Dunſtan —!

— Gebt Euch keine Mühe, mein Entſchluß ſteht feſt.

— Wohin denn —?!

— Zunächſt nach Weimar und nach Jena, daß dieſe Thoren die Wahrheit hören.

— Sie werden Dich gar nicht hören — rief Hans — denn der Pöbel wird über Deine Mönchskutte herfallen ſchlimmer als damals in Prag. Dies Volk hier hat nie eine geſehen. Seit hundert Jahren iſt hier kein Mönch erblickt worden. Sie werden Dich mißhandeln und tödten!

— Auch gut, wenn's ſchon auf der erſten Station geſchieht. Dann nimmt der Bettel ein raſches Ende, und das Gewiſſen wird zeitig erweckt. Ohne grobe Thatſache erkennt der gelehrte Dünkel nicht, daß er ſo roh und unchriſtlich iſt wie ſein Gegner. Dazu gerade bin ich nur noch gut, Lockſpeiſe zu bilden für die menſchlichen Raubthiere, vergiftete Lockſpeiſe. An der Unverdaulichkeit meiner Reden oder meines Leibes ſollen ſie entdecken, was ſie ſind. Verlier' kein Wort weiter, Hans, nicht Gott, nicht Luthers Teufel bringt mich ab von meinem Vorhaben. Komm eine Strecke mit, ich hab' Dir noch etwas zu ſagen!

So ging er. Marie ſchrie ihm nach in heftigem Schmerze: Vater Dunſtan, verlaß uns nicht! Mutter Amalie hat mir geſagt, Du hätteſt ihr verſprochen —

Dunſtan kam noch einmal zurück, ſchloß ſie noch einmal in ſeine Arme, küßte ſie auf die Stirn, ſah zum Himmel auf und ſprach dann ſtockend: Ich — halte — mein Verſprechen!

Dies ſagend nahm er Hans bei der Hand und führte ihn hinaus.

Draußen im Schneewetter, durch den Park hinauf ſteigend nach der Landſtraße, ſprach er weiter zu Hans:

— Laß mich gewähren, mein Sohn! Ich muß meiner Lebensbahn gerecht werden, ſo lange ich noch kriechen kann. Den Mißbrauch der Religion hab' ich Zeitlebens bekämpft; ich kann dieſen Kampf nicht aufgeben. Zdenko that es immer mit Geduld, ich immer mit Thätigkeit. Jenes mag frömmer ſein; ich muß mir treu bleiben, wenn ich nicht wie ein Thier krepiren ſoll. Genug davon. Jetzt zu dem, was ich Dir noch ſagen will. Ueberzeugt es Dich, ſo kehr' ich noch für eine Stunde mit Dir zurück. Unterbrich mich nicht! — Du ſollſt Marie zu Deinem Weibe machen, und zwar ſogleich. Unterbrich mich nicht. Es iſt Dein Wunſch, das weiß ich, und es iſt der ihrige, wenn ſie auch vielleicht noch nicht weiß, was ſie wünſcht. Thuſt Du's aber nicht ſogleich, zögerſt Du wie es in Deiner Natur liegt, bringſt Du ſie gar nach Böhmen unter fremdes Weibsvolk und zu ihrer ränkevollen Schweſter, dann ſteht Hundert gegen Eins: ſie geht Dir verloren, geht ſich verloren und dem Seelenleben, welches wir hier zu gründen getrachtet. Das dürfen wir uns, dürfen wir unſerer verklärten Amalie nicht anthun. Ich hab' ihr verſprochen, dem Kinde ein treuer Vater zu ſein. Willſt Du?

— Könnt ich — !

— Du kannſt. Sobald Du Ja ſagſt, kehre ich mit Dir um und lege Eure Hände ineinander vor unſerm Altar, und ſegne Euch ein zum Ehebunde, wie ich damals bei Stockerau den Spath und ſein Mädchen eingeſegnet und getraut habe. Biſt Du entſchloſſen? — Du bleibſt ſtehen? Du entſchließeſt Dich —? So laß uns umkehren.

Hans war in der That ſtehen geblieben. Der Kampf in ſeinem Innern, ob er Marien ſich aneignen dürfe, war heftig erneut. Heftig, denn jetzt trat ihm von außen Ermunterung und Gewähr entgegen. Wie ſehr war er geneigt, Ja zu ſagen! — Aber die Gründe, welche ihn abgehalten, waren nicht widerlegt. Dunſtan ſelbſt hatte geſagt: Marie wiſſe vielleicht ſelbſt noch nicht, was ſie wünſche. Das war ja einer ſeiner Hauptgründe geweſen, welcher ihn abgehalten! — Und ſolche jähe Trauung! Solche Trauung! Außer dem Gnadenfreier Kreiſe würde ſie Niemand für gültig und bindend erachten. Nicht von katholiſcher Seite, für welche Dunſtan ein entweihter Abtrünnling, nicht von proteſtantiſcher, für welche Dunſtan ein Kirchenfrevler. Und hier traf die üble Nachrede nicht blos ihn, er hätte dazu die Achſeln gezuckt, hier traf ſie das unbeſcholtene Mädchen, traf Marien, die er bewahrt ſehen wollte vor jedem Schatten eines unreinen Fleckens. Das unſchuldige Kind ſollte durch ſeine dreiſte, vielleicht gewaltſam erſcheinende Handlungsweiſe den Ruf eines Kebsweibes — o nein! nein! Nimmermehr!

Dieſen Gedankengang ſprach er nun vor Dunſtan aus, und war bis zu dem übeln Worte „Ruf eines Kebsweibes“ gekommen, da hielt unerwartet ein Reitersmann zwiſchen ihm und Dunſtan. Der dichte Schneefall hatte ihn eingehüllt bis zu ſolcher Nähe.

Es war ein Reitknecht, welcher fragte, ob dies auch der richtige Weg nach Gnadenfrei wäre. Bei näherer Zufrage ergab ſich, daß er aus Prag komme und ein Schreiben bringe an das Freifräulein Marie von Leß!

— Wer ſendet Dich? fragte Dunſtan.

— Lady Ludmilla von Seymour!

— Da kommt ſchon, was ich verkündet! rief Dunſtan — entſchließe Dich, Hans!

— Iſt die Lady in Prag? Iſt Prag genommen? fragte Hans.

— Prag iſt in den Händen der Sachſen! lautete die Antwort.

— Entſchließe Dich, Hans! wiederholte in geſteigertem Tone Dunſtan.

— Ich kann nicht, mein lieber Vater! erwiderte dieſer feſt.

— Ade denn! Ich paſſe auch nicht mehr zu Euch.

wie's ſcheint — Gott wird mich Störenfried, hoff' ich, bald wo anders hin befördern!

Unter dieſen Worten, denen man einen gebrochenen Ton anhörte, verſchwand Dunſtan im dichten Schneefalle.

Hans ſah ihm ſchmerzlich nach. Was konnte er thun? Auf dieſen eiſernen Charakter gab es keine Einwirkung mehr.

Er führte den Reitknecht hinab und wollte ihm das Schreiben abnehmen, als ſie vor der Hausthür angekommen waren. Der Reitknecht aber verweigerte es. Er ſei befehligt, es nur in die eigenen Hände des Freifräuleins zu übergeben.

Hans wies ihn hinauf und folgte ihm erſt nach einer Viertelſtunde. Seine Gewiſſenhaftigkeit bewog ihn, den Eindruck des Schreibens ungeſtört auf Marie wirken zu laſſen.

Als er endlich in's Wohnzimmer trat, ſaß Marie in einem Winkel und ſtarrte unverwandt in das weiße Schneewetter hinaus. Der Brief lag auf ihrem Schoße; ihr Antlitz war ſchmerzlich geſpannt, das Auge aber jetzt trocken. Zum erſten Male forderte das Leben eine ſelbſtändige Entſcheidung von dem jungen Mädchen, und das junge Mädchen ſchien dadurch auch plötzlich verändert zu ſein. Sie ſprang auf und reichte Hans den Brief, ohne ein Wort zu ſagen. Wollte ſie aus ſeiner Entſcheidung einen Schluß ziehen? Es ſchien ſo. — Hans las:

— „Du könnteſt längſt da ſein, liebes Kind, und Du biſt heute noch nicht da. Was heißt das? Ich muß annehmen, daß bei Frau von Jörger eine Kataſtrophe nahe getreten oder eingetreten iſt, und daß dadurch Deine Abreiſe verzögert worden iſt. Wäre Frau von Jörger wirklich geſtorben, wie zu befürchten ſtand, dann iſt Deine ſofortige Abreiſe doppelt nöthig. Denn es iſt nicht einen Tag länger ſchicklich, daß Du ohne weibliche Aufſicht und Stütze unter Männern verbleibſt. Ich bin jetzt Deine natürliche Aufſicht und Stütze, und verlange alſo, daß Du ſogleich zu mir kommſt. Außerdem ruft Dich die Pietät für unſern Vater hierher. Es iſt endlich gelungen, wornach ich ſeit zehn Jahren geſtrebt: am Tage nach dem Einzuge der Sachſen hier in Prag hat Graf Thurn die Häupter der unglücklichen Märtyrer herunter nehmen laſſen vom Brückenthurme, und hat mir das Haupt unſers guten Vaters eingehändigt. Ich habe einen zierlichen Schrein für daſſelbe anfertigen laſſen, und es ſteht in meinem Zimmer, des Sarges wartend, welcher den Leib in ſich ſchließt. Dieſer iſt nämlich auf dem Wege hierher, und wir wollen, ſobald Du hier biſt, Sarg und Schrein auf mein Gut überführen und dort beiſetzen. In Komerau, das in fremder Leute Beſitz, mochte ich des Vaters Leiche nicht laſſen, und da die Herrſchaft der Sachſen ſich ſchon über die ganze nördliche Hälfte Böhmens ausdehnt, ſo war es leicht erreichbar, den Transport von Komerau her zu veranſtalten. Auch für Deinen ferneren Aufenthalt iſt durch die Herrſchaft der Sachſen beſtens geſorgt. Der Czaslauer Kreis iſt von ihnen beſetzt, und ich kann Dich alſo ungefährdet nach Schloß Zleb zur alten Gräfin Tertſchka bringen, welche Dich erwartet. Brächte auch der Kriegswechſel dieſe Gegend wieder in die Macht der Kaiſerlichen — was bis in's Frühjahr hinein durchaus unwahrſcheinlich — ſo beträfe die eintretende Unſicherheit nur mich. Du biſt ja nicht kompromittirt. Und wenn ich Dich alsdann verlaſſen müßte, ſo bliebeſt Du in guten Händen und in weiblicher Umgebung. Auch an ſonſtiger weiblicher Geſellſchaft fehlt es nicht: die jüngere Tertſchka iſt dort und die Tochter Sparr's, ein Mädchen von Deinem Alter. Zögere alſo keinen Augenblick länger mit der Abreiſe. Haupt und Leiche Deines Vaters erwarten Dich, und diejenige, welche Dir zunächſt ſteht in der Welt, ruft Dich —

"Deine für Dich verantwortliche Schweſter
Ludmilla."

Hans fühlte ſich ſehr unangenehm berührt von dieſem Briefe. Er fand ihn herb gegen Marien, und fand die Abſicht deutlich genug ausgedrückt, daß Marie ihm gänzlich entrückt und entzogen werden ſollte. Seiner ſelbſt war mit keiner Sylbe erwähnt.

Traurig reichte er den Brief zurück an Marien und ſprach mit matter Stimme: Was ſagſt Du dazu, Marie?

— Ich wollte erſt hören, was Du ſagſt, lieber Vetter!

— Ich habe kein Recht drein zu reden. Die Entſcheidung ruht lediglich bei Dir.

Marie ſchien ſchwer betroffen von dieſer Antwort. Sie hatte wohl eine wärmere erwartet. Wenn Vetter Hans, ihr Herr und Ideal, ſie ſo trocken aufgab, dann ſtürzte das ganze Gebäude ihrer jugendlichen Phantaſien praſſelnd zuſammen. Mädchenhafte Schüchternheit geſtattete ihr nicht, weiter zu fragen. Sie brachte nach einer Pauſe kaum die Worte hervor: Dann muß ich — wohl ſcheiden.

Hans ſeinerſeits fand in dieſen entſcheidenden Worten die Andeutung, daß ſie ihn gar leicht und raſch aufgäbe, und daß ſie auch nicht einmal ſeine Begleitung ſuchte. Sie hatte ja „ſcheiden“ geſagt.

Er erklärte alſo nur noch, daß er ſofort Alles rüſten werde zu ihrer Abreiſe, und ging. Sie konnte nicht ahnen, daß ihm das Herz zerſpringen wollte.

Das ihrige ſtand gleichſam ſtill. So unglücklich war ſie nie geweſen, ſelbſt nicht beim Tode der geliebten Mutter Amalie. Ein unaufhaltſamer Thränenſtrom nur verſchaffte ihr einige Erleichterung, als die Thür hinter ihr zufiel.

Draußen hatte plötzlich das Schneien aufgehört. Der Himmel wurde allmählig hell, und nach einer Stunde leuchtete die karge Winterſonne. Auch das Wetter alſo that keinen Einſpruch gegen die ſchnelle Abreiſe, und — ſie fand ſtatt. Denſelben Nachmittag fand ſie ſtatt. — Hans hob ſein Liebſtes auf's Pferd. Noch einmal begegneten ſich ihre Augen, und verließen ſich, um die quellenden Thränen zu verbergen. Ihm wie ihr waren die Lippen geſchloſſen durch die leidigen Gedanken bloßer Schicklichkeit.

Sie ritt hinweg aus ihrer Heimath, in welcher Alles zurück blieb, was ihr junges Herz liebte und verehrte —

Er blieb zurück wie auf einem Leichenfelde. Alles war todt — die mütterliche Freundin, der väterliche Freund, die Gemeinde und Kirche ſeiner Seele; und die Geliebte ſeines

Herzens, aufgewachſen an ſeinem Heerde, an ſeinem Herzen, ſie verließ ihn ſtumm und lautlos.

Die einfarbige weiße Schneedecke, welche Haus und Hof und Baum und Feld und Gebirg zudeckte, entſprach völlig ſeiner Stimmung.

Der

Deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman
in drei Büchern
von

Heinrich Laube.

Zweites Buch.

Waldſtein.

Zweiter Band.

[illegible]

Leipzig
H. Haeſſel.
1864.

Waldſtein.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

K 1914. 1689

Leipzig
H. Haeſſel.
1864.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten

I.

Die Menſchen mögen thun was ſie wollen, die Sonne geht gleichmäßig ihre Bahn, und wenn die Frühlingszeit da iſt, erſcheint ſie höher, und erweckt alle Keime, ob auch Leidenſchaft und Krieg, Thorheit und Haß die Menſchen verwirren und verblenden. Wer in der Stille wohnen und verbleiben kann, der hört lächelnd zu, wenn ihm nach Jahren erzählt wird: es habe ſich erſtaunlich viel auf der Erde verändert. Was bedeutet ſolche Veränderung neben dem immer wiederkehrenden, gebieteriſchen Gleichmaße der Natur!

Auch das Frühjahr 1632 war goldig grün emporgeſtiegen unter der höheren Sonne. Der Vorſommer mahnte ſchon mit üppig heißer Luft, und aus dem offnen Thore eines böhmiſchen Schloſſes traten zwei Mädchen in leichten Sommergewändern. Es war ein glänzender, duftender Morgen. Alles war leicht und ſonnig, nur in den Schloßhof hinter ihnen war die Sonne noch nicht gedrungen. Die Mädchen ſahen ſich um, weil aus dieſem Schloßhofe eine Stimme rief. Die Stimme gehörte einem hochgewachſenen, ſtarken Manne, welcher ſich langſam und dem Anſcheine nach mühſam auf ein Pferd ſchwang. Als er endlich im Sattel ſaß, blickte er in die Höhe, und rief in groben Tönen befehlshaberiſch einige Worte hinauf. Sie galten dem Koche des Hauſes, welcher von der Gallerie herab horchte. Offne Arkaden nämlich liefen innen um das Schloß rings herum bis zu der Seite, welche den Thoreingang enthielt. Das Schloß umfing in viereckiger Geſtalt einen mäßigen Hof, der wie ein Saal erſchien. Die Gallerie oben ringsum erhöhte die Aehnlichkeit mit einem Saale. Das Viereck indeß war unregelmäßig: der breiten Thorſeite gegenüber war eine viel ſchmälere, wohl um die Hälfte ſchmälere Seite. In Böhmen, wo dieſe Form der großen Herrenhäuſer ſehr verbreitet iſt, nennt man ſie Harfenform.

Geräuſchvoll huſtend und pruhſtend wie Einer, der ſich Kehle und Bruſtkaſten reinigt, ritt der koloſſale Mann zu dem Thore heraus, und hielt bei den harrenden Mädchen. Er hatte ihnen nichts zu ſagen als einige plumpe Scherze, über welche er allein lachte. Aber er hatte ſie in der Nähe ſehn wollen, weil man junge Mädchen immer gern in der Nähe anſchaut, auch wenn man ſchon ein grauer Sünder wäre.

Das war er, der alte Graf Tertſchka von Lipa. Kurze, graue Borſten bedeckten dicht ſeinen großen Kopf und als ſtarrer Bart ſein fleiſchiges Angeſicht, in welchem nur ein paar ſogenannte „Schweinsäugelchen“ lachten, gerade ſo zu klein, wie der feiſte Hals zu kurz war für den großen Leib, unter welchem das niederbeinige, ſtarkknochige und breitkreuzige Roß ſtöhnte.

Er wollte nach Tupadel hinüber reiten, ſeinem eigentlichen Stammſitze, um ökonomiſche Befehle zu geben. Die Herrſchaft Zleb mit ihrem alten maleriſchen Schloſſe, aus welchem er eben kam, war erſt in den Kriegswirren an ihn gelangt. Sie hatte einer Familie Wartenberg gehört, welche dem Winterkönige treu verblieben war. Der alte Tertſchka war nicht minder ſtockböhmiſch geweſen, aber er war nicht beſonders ſichtbar geworden, und war im rechten Augenblicke wieder „katholiſch" erſchienen, als der Liechtenſtein nach den Exekutionen in Prag ſich umſchaute um die Gerechten und Ungerechten im Lande, und ſo hatte der pfiffige Tertſchka für ein Billiges die vogelfrei gewordene, ſchöne Herrſchaft Zleb ſich aneignen können. Deſſen eingedenk und höchlich zufrieden mit ſeiner Verſchlagenheit ſagte er zu den beiden Mädchen: nicht wahr, Zleb iſt ſauber?! — und ritt dann, mit fauniſchem Lächeln grüßend, nach dem Fluſſe hinab, welcher das gethürmte Schloß auf drei Seiten umkreiſ't.

Die Mädchen ſchritten ebenfalls abwärts vom Schloßhügel bis zu einem Steg, der über den Fluß und dann aufwärts zu einem Eichenhain führte. Der Hain lag noch höher als das Schloß. Dort hatten ſie ſich einen Sitz eingerichtet, welcher eine liebliche Ausſicht gewährte über das Hügelland des Czaslauer Kreiſes. Die Eine ſah gern nach Süden und Oſten, die Andere gern nach Norden und Weſten. Sonſt waren ſie Freundinnen, welche während des Winters und Frühlings neben einander in Schloß Zleb gelebt, und ſich freundlich einander genähert hatten.

Die Eine, die mit lichterem Haar und feineren Zügen war Magna von Sparr. Ihr Vater hatte ſie nicht mitgehn laſſen, als die Herzogin Iſabella von Pardubitz aufgebrochen nach Wien und Bruck an der Leitha. Er hatte ſie zur alten Gräfin Wanda nach Zleb geſendet zu ſüßem Bedauern Leo's, welcher beim Herzoge von Friedland verblieben, und mit dieſem nach Znaym gezogen war. Denn Znaym war noch im Winter die Reſidenz Waldſteins geworden. Von dort, in größerer Nähe, wurden die Unterhandlungen mit Queſtenberg, mit Eggenberg und dem Kaiſer weiter geführt, und die Vorbereitungen getroffen zur Schaffung eines neuen Heeres. Von dort war Leo auch mehrmals nach Zleb gekommen. Er hatte die letzte Rede der alten Gräfin Wanda keinen Augenblick vergeſſen, daß er willkommen ſein werde und beſten Dankes gewiß, wenn er Nachrichten vom Friedländer, gute Nachrichten zu bringen hätte. Was hätte ihm denn erwünſchter ſein können! Dabei ſah er Magna, welche ihm tiefer und tiefer in's Herz geſchienen. Er hatte das trefflich einzufädeln und fortzuſpinnen gewußt, der naturaliſtiſche Diplomat. Dem Herzoge hatte er offen erzählt von jener letzten Rede der Gräfin, und hatte gar nicht genug zu ſagen gewußt von der rührenden Anhänglichkeit der alten Frau an die Perſon des durchlauchtigen Herrn. Schönſtens hatte er gebeten, ihr doch mitunter eine Freude zu machen! — Waldſtein ſeinerſeits wußte wohl, was er an der alten Dame beſaß. Er würdigte vollkommen ihre politiſche Klugheit und rückſichtsloſe Energie. Es war ihm auch recht, daß ein Neſt gegründet werde abſeits von ſeiner perſönlichen Reſidenz, ein Neſt ſeiner vertrauteſten Anhänger und Agenten. — Dieſe Leute müſſen plappern von der Zukunft — pflegte er zu ſagen — ſie können nichts ſtill erwarten. Sie meinen ein Ding nur zu haben, wenn ſie's beim Namen nennen. — Dort auf dem ſeitwärts im Lande gelegenen Schloſſe, meinte er, könnten ſie ſchwatzen und verkündigen was ſie wollten; es könnte nicht unmittelbar auf ſeine Rechnung geſetzt, es könnte nöthigenfalls verläugnet werden. Und dann wären ſie ſtiller in ſeiner Nähe. Er hatte ſich überhaupt angewöhnt, im politiſchen Verkehr ſo wenig als möglich direkt von ſich ausgehn zu laſſen. Mittelsperſonen waren ihm Bedürfniß geworden. Als ſolch ein Hauptquartier für wichtige Mittelsperſonen war ihm Zleb ganz genehm. Nicht weit von Prag, ſeinem natürlichen Centrum, und unter Obhut der über alle Probe hinaus zuverläſſigen Gräfin war ihm dieſer Centralpunkt für alle verfänglichen Unterhandlungen ganz gelegen. Er war alſo lächelnd auf Leo's Bitte eingegangen, und hatte Leo ſelbſt zum Botſchafter benützt, weil er ſeine damalige Sendung an Arnimb gut ausgeführt, und die Zuſammenkunft auf Schloß Kaunitz glücklich vermittelt hatte.

Seit ſechs Wochen war Leo nicht mehr nach Zleb gekommen. Aus den Geſprächen im Schloſſe hatte aber Magna deutlich entnehmen können, daß große Dinge vorgegangen ſeien mit dem Herzoge und durch ihn, ja daß die alte Gräfin ungeduldig einer wichtigen Nachricht entgegen harre. Jeden Tag, meinte alſo Magna, wäre Leo's Ankunft zu erwarten, und deshalb fand ſie ſeit einiger Zeit, daß der Eichenhain hier oben das ſchönſte Ziel eines Spaziergangs wäre. Von hier aus ſah man jeden Reiter ſchon in großer Entfernung.

Das andre Mädchen hatte leider keine ſo nahe liegende Veranlaſſung zu dieſem Spaziergange. Es war dies Marie von Loß. Sie hatte einen recht traurigen Winter hier verlebt. Die Wandelung war doch gar zu jäh und haſtig geweſen für ein neunzehnjähriges Mädchen: die Heimath und all die Ihrigen mit einem Schlage zu verlieren, und unter fremde, ganz anders geartete Menſchen verſchlagen zu werden. Selbſt die Schweſter Ludmilla, welche ſie ſeit der frühſten Jugend nicht mehr wiedergeſehn, war ihr fremd, und war ihr — ſie geſtand ſich's kaum! — nicht glücklich anſprechend. Auch Ludmilla's Sinn war ja ſo ganz abweichend von dem Gedanken- und Gefühlskreiſe, welcher in Gnadenfrei geherrſcht hatte. Niemand, Niemand hier in Zleb wußte etwas von der ſtillen, wohlwollenden Denkweiſe, welche in Gnadenfrei den Grundton gebildet, und erſt mit der einkehrenden Magna von Sparr war der armen Marie ein Weſen nahe getreten, welches doch einen leiſen Widerklang gab von der Stimmung in Mariens Seele. Aber ſelbſt dieſer Widerklang hatte etwas Schmerzliches für Marien. Verborgene Neigung iſt ja immer das Gemeinſchaftliche unter jungen Mädchen, und Magna's Neigung war offenbar nicht unglücklich. Das fühlte Marie ſehr heraus. Sie blieb alſo auch Magna gegenüber allein mit ihrer Niedergeſchlagenheit und Hoffnungsloſigkeit. Wenn ſie Hanſens erwähnen mußte, ſo hieß er Herr von Starſchädel, und hieß ihr Pflegevater. Magna wenigſtens nannte ihn ſo, und es war für Marien immer ein leiſer Stich in's Herz, wenn ſie dieſe Bezeichnung hören mußte. Dieſe Bezeichnung wäre ihr ſchon recht geweſen, wenn ſie nur von ihr ſelbſt ausgegangen wäre. Ihr Gedankengang hätte dabei ſchon ergänzt, was ihr Herz zu ergänzen hatte. Aber von Andern ausgeſprochen war ihr das Wort kalt und trocken, und nicht nur das, es klang faſt wie ein Vorwurf für ſie. Eines Pflegevaters, meinte ſie, müſſe man milder und reiner eingedenk bleiben. Für den dürfe keine, wenn auch noch ſo leiſe Erbitterung vorhanden ſein. Ach, und ſie konnte ſich doch eines leiſen Unwillens nicht ganz entſchlagen darüber, daß Hans ſie ſo ſchnell und ſo kühl aufgegeben und fortgeſchickt hatte; „'s war eben ein Irrthum deines unerfahrenen Herzens“ — geſtand ſie ſich unter leiſem Weinen — „daß du immer gedacht, er wäre dir noch etwas Anderes als ein bloßer Wohlthäter, oder richtiger: du wäreſt ihm noch etwas Anderes, als ein Pflegekind, ein Irrthum! Wenn es nicht ein Irrthum geweſen, dann würde er doch nachgefragt, und wenigſtens einmal geſchrieben haben!“

Darin nun irrte ſie, und mußte freilich irren. Hans hatte nachgefragt, hatte geſchrieben. Sie hatte nur nichts davon erfahren, hatte den Brief nicht erhalten.

Hans war durch die Streitigkeit mit den lutheriſchen Geiſtlichen noch eine längere Zeit in Thüringen aufgehalten worden. Er hatte heftige Scenen in Weimar und Jena zu beſtehen gehabt, wo Dunſtans wildes Erſcheinen und Auftreten die Stimmung arg gereizt hatte. Er war in ſeiner gepeinigten Seelenlage ebenfalls heftiger und ſchneidender geworden als ihm ſonſt gewöhnlich war, und es hatte ſich ein klaffender Bruch ergeben zwiſchen ihm und der Weimariſchen Regierung. Letztere hatte gewaltſam einſchreiten wollen in Gnadenfrei, um dieſe heidniſch genannte Kolonie den Maßnahmen des Profeſſor Caucius zu überliefern; Hans hatte erklärt, in dieſem Falle ſein Regiment aus Böhmen zu holen, und Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen, und dieſer Ausbruch war nur durch den jüngſten Prinzen des Hauſes, durch Herzog Bernhard verhindert worden, welcher auf dem Durchmarſche nach Franken von Starſchädels Zerwürfniß gehört, und den Seinigen angezeigt hatte, daß man ſolche „Stänkereien“ bleiben laſſen ſollte gegen einen werthvollen Kriegsmann wie Starſchädel. Bernhard's Brüder, obwohl nicht immer ohne Eiferſucht auf den Kriegsruhm, mit welchem der jüngſte die älteren Brüder, namentlich den ſehr tüchtigen Wilhelm überſtrahlte, hatten darauf doch angeordnet, daß mit dem Aeußerſten eingehalten würde gegen Starſchädel, und während dieſes Waffenſtillſtandes war Hans nach Prag gegangen. Krieg und Schlacht war ihm in ſeinem Aerger faſt Bedürfniß. Ein Wiederſehn Mariens war's ihm wohl noch mehr. Aber in Prag war ſeine ſkrupulöſe Empfindungsweiſe nur zu raſch wieder geweckt worden. Ludmilla beſuchte von Zleb aus den Feldmarſchall Arnimb, und begegnete dort Hans. Sie trat ihm mit einer bloß weltläufigen Freundſchaft entgegen, welche ihn abſtieß. Sie ſprach — nur ganz nebenher — von der recht guten Exiſtenz ihrer Schweſter auf Schloß Zleb, und von dem Danke, welchen man ihm ſchuldig ſei für ſorgfältige Erziehung des ſanft gearteten Kindes. Sie bot aber nicht eine Fingerſpitze zu einem Beſuche Starſchädels. — Hans ſeinerſeits war ebenſo empfindlichen Herzens wie Marie. Er konnte nicht vergeſſen, daß ſie ſo glatt und ſtill auf die Trennung von ihm eingegangen war. Ludmillens Benehmen weckte noch dazu die Frage in ihm auf: haben vielleicht beide Schweſtern den Charakterzug ererbt, eine innere Vergangenheit in ſich wegwiſchen zu können, wie man mit naſſem Schwamme eine Kreideſchrift wegwiſcht? — Kurz, er hatte gezögert, mit Marien eine Anknüpfung zu ſuchen. — Dennoch hatte er ſich endlich entſchloſſen; er liebte ſeine Marie eben zu innig, um nicht ein Opfer bringen zu können. Er hatte den Bart-Konrad hinaus geſchickt nach Czaslau. Dort im Städtchen, nahe bei Zleb, hatte er die Gelegenheit ſuchen ſollen, Marien einmal zu ſprechen, ihr Grüße zu bringen und genaue Kunde einzuholen von ihrem Befinden. Damals war's noch winterlich geweſen; die Mädchen waren nicht heraus gekommen aus dem Schloſſe, und als Konrad endlich ſtracks auf's Schloß zugegangen, war ihm der alte Graf Tertſchka begegnet. Der hatte ihn kurz abgewieſen. Das oberöſterreich'ſche Weſen hatte dem böhmiſchen Edelmann, welcher die Deutſchen nicht mochte, mißfallen, und Tertſchka hatte Marien nichts davon geſagt, daß nach ihr gefragt worden ſei. — Konrad war ärgerlich nach Prag zurück gekommen, und Hans hatte ſich nun entſchloſſen, an Marien zu ſchreiben. Der Brief war einem Diener eingehändigt worden, als Ludmilla wieder hinaus ritt. Der Diener hatte zufällig ſeiner Lady davon geſagt.

und hatte ihr denſelben eingehändigt, als ſie bemerkt hatte: ſie werde ihn ſelbſt beſorgen. Sie aber hatte ihn — vielleicht vergeſſen; kurz, ſie hatte ihn nicht beſorgt. Marie war ohne ein Lebenszeichen geblieben von Hans, ſeit ſie Gnadenfrei verlaſſen. Hans hatte keine Antwort auf ſeinen Brief erhalten — ſie waren einander nun ferner gerückt als je.

Denn nun hatten ſich auch die Kriegsmaſſen wieder zwiſchen ſie gelegt. Zwiſchen Schloß Zleb und Hanſens Aufenthalt waren kaiſerliche Truppen eingerückt. Waldſteins geheimnißvolles Walten in Znaym hatte ſich im Frühjahre offenbart durch eine entſtehende große Bewegung des kaiſerlichen Heeres.

Während Waldſtein von Znaym aus mit dem Kaiſer unterhandelte, hatte ſich plötzlich das Gerücht verbreitet: der Friedländer hat den Oberbefehl übernommen! Aber nur auf drei Monate. Er will nur ein Heer bilden. Führen will er es nicht. Dies war die erſte Nachricht geweſen, welche Leo nach Zleb gebracht hatte. Die alte Gräfin Wanda hatte geſchwiegen, aber nichts Mißbilligendes geſagt. Dahinter konnte das ſchlummern was ſie wollte. Wenn das Heer nach drei Monaten geſammelt war durch ihn, ſo gehörte es ihm. Wenn der Oberbefehl in Kaiſers Namen abgelaufen war, konnte er ihn in ſeinem Namen wieder aufnehmen! — Sein großer Kriegsname, ſeine großen Geldmittel hatten gewirkt: zu Anfang des Frühlings war das Heer vorhanden geweſen. Spannungsvoll hatte man beobachtet und gehorcht: Was geſchieht nun? Man hatte nichts Sicheres erfahren. Es hatte immer geheißen: ſeine Unterhandlungen mit Wien ſind noch in der Schwebe, ſind dem Zerreißen nahe; er fordert Unerhörtes, er fordert was der Kaiſer nicht gewähren kann.

Da war Leo zum zweiten Male auf Schloß Zleb erſchienen mit der Nachricht: das ganze Friedlandſche Heer iſt in Bewegung, es hat geſtern Prag beſetzt, welches die Sachſen geräumt haben. Das „Friedlandſche oder das kaiſerliche Heer?“ hatte Gräſin Wanda gefragt. Das entſcheidet ſich in den nächſten Tagen! hatte Leo geantwortet. Als ich fortritt — hatte er hinzugeſetzt — ritt der Herzog nach der mähriſch-öſterreichiſchen Grenze, um die letzte Zuſammenkunft mit dem Fürſten Eggenberg zu halten. „Entweder — Oder!“ ſagt der Herzog. „Entweder unumſchränkter Gebieter des Heers oder volle Freiheit für mich!“

Gräſin Wanda hatte weder Mißbilligung noch Billigung geäußert.

Jetzt erwartete ſie Leo's dritte Botſchaft. Alle Welt war geſpannt, was für eine Geſtalt aus dieſem geheimnißvollen Nebel hervortreten werde an der Spitze des auf ſechzig tauſend Mann geſchätzten Heeres.

Dieſer leicht geſinnte Leo kam an jenem blühenden Sommermorgen allerdings auf Czaslau zu geritten. Aber in welcher Begleitung! Der kleine Mann neben ihm war ein ſo ſchlechter Reiter, daß Trab nicht zu wagen war. Die Verſuche mit dieſer Gangart brachten den kleinen Mann immer abwärts, das heißt an den Erdboden, nicht vorwärts. Das erheiterte den fröhlichen Leo ungebührlich. Dieſer junge Mann war überhaupt unbedacht geworden durch das

Glück, welches ihm Alles ſo leicht gemacht hatte ſeit ſeiner erſten Bekanntſchaft mit dem Kammerdiener Noſtok. In der That war es ihm ſpielend gelungen, als ein junges Factotum in unmittelbarer Nähe des Friedländers zu allem Möglichen verwendet zu werden. Er ſchwamm wie ein wachſender Fiſch in einem herrlich ſtrömenden Waſſer. Kein Wunder, daß er ſorglos ward, und ſich in allen Dingen auf ſein gutes Glück verließ. Glück iſt gewöhnlich eine taktvolle Geſchicklichkeit oder ein geſchickter Takt. Dieſer Takt war ihm eigen. Er ſchrieb ſeine kurzen Berichte an den Marcheſe Carretto und an Herrn Tocke, das Gefährlichſte was er thun konnte. Aber er ging dabei wie ein Nachtwandler auf des Daches Zinne, ſicher und ohne Wanken. So lange den Nachtwandler Niemand anruft, ſo lange geht Alles gut. Und ſein Takt beſtand darin, daß er weder Carretto noch Tocke etwas mittheilte, was der Herzog poſitiv verſchwiegen haben wollte. Sein natürlicher Inſtinkt ließ ihn darüber niemals im Stich. Er bedurfte dazu auch nicht eines direkten Verbots wie zum Beiſpiel bei der Mittheilung an Arnimb, daß Prag ſo gut wie offen ſtehe, nein! er empfand es gleichſam in den Fingerſpitzen, daß Dies oder Jenes nicht ausgeſprochen werden dürfte.

Welch eine mißliche Gewähr war aber doch ſelbſt dieſer Takt neben einem Waldſtein! Welchen Gefahren ging der junge Mann entgegen mit ſeiner gefälligen Dienſtbarkeit nach allen Seiten! Hier mit Herrn Tocke hatte ſie ihm gleich einen Streich geſpielt, deſſen Folgen nicht abzuſehn waren. Herr Tocke wußte recht gut, was die alte Gräfin Tertſchka und ihr Schloß zu bedeuten hatten, er ahnte ſehr deutlich, daß hier ein Heerd ſein möchte für antikaiſerliche Umtriebe, und je weniger es ihm gelang, in die inneren Gemächer Waldſteins einzudringen, deſto eifriger ſuchte er eine Gelegenheit, ſich unter die näheren Anhänger des Herzogs miſchen zu können. Sobald er alſo durch die unbefangene Offenherzigkeit Leo's erfuhr, daß dieſer eine „Poſt“ nach Zleb zu bringen habe, da ließ er nicht nach mit Bitten, einmal mitgenommen zu werden in die Sommerpracht des Landes hinaus, in die Nähe, in das Innere des merkwürdigen Schloſſes, welches einen Modellbau des altböhmiſchen Schloßſtyles darſtellen ſollte, und welches dem Kunſtjünger ſo wichtig und ergiebig ſein müßte.

Der Takt behütete Leo wohl, Herrn Tocke anzuvertraun, was er vom Herzoge auszurichten habe, und behütete ihn wohl, das Schriftſtück zu zeigen, welcher er unter ſeinem Wamſe trug. Aber er nahm ihn doch mit, den Aufpaſſer und Verräther! Und weil er dieſe Eigenſchaften an ihm nicht kannte, ſo war er gar nicht in der Lage, vollſtändig auf ſeiner Hut zu ſein.

Lachend ritt er mit ihm aus Czaslau heraus der Morgenſonne entgegen, in welcher Schloß Zleb vor ihnen erglänzte mit ſeinen viereckigen Thürmen grauen Geſteins. Lachend, denn er hatte es dahin gebracht, den Gaul Tockes in kurzen Galopp zu ſetzen, und der ängſtliche Ausdruck des lichtblauen Männchens, welches mit der Hand krampfhaft in die Kammhaare des Gaules fuhr, ergötzte ihn. Das Ergötzen ſtieg, als vom Czaslauer Thore heraus eine ſcharfe Kavallade gehört wurde und näher kam, und dadurch Tockes Pferd aufgeregt und in lebhaftere Bewegung verſetzt, Tockes ängſtliche Lage alſo auf das Bedenklichſte erhöht wurde.

Die Kavalkade ſauſte vorbei, und Leo hatte kaum Zeit und Aufmerkſamkeit genug, um zu erkennen, daß es die General Tertſchka und Ilow waren, die auf Zleb zuſprengten, Herrn Tockes Schickſal nahm ſeine Augen ganz in Anſpruch, denn Herrn Tockes Gaul wollte in gleichem Tempo der Kavalkade folgen, und ehe Leo helfen konnte, trennte ſich Herr Tocke unter den kurioſeſten Arm- und Beinſchwenkungen von ſeinem Sattel, und nahm Platz in einem Graben, der nicht ohne Waſſer war, und zwar nicht ohne ſchmutziges Waſſer —

Zwiſchen Czaslau und dem Schloſſe Zleb erhebt ſich ein Hügelrücken. Auf dieſer Erhöhung ſahen jetzt Magna und Marie die Kavalkade Tertſchkas und Ilows erſcheinen. Die Reiter ſauſten in geſtrecktem Galopp den Abhang herab nach dem Fluſſe Dombrava, welcher den Ort Zleb von dem Schloſſe trennt, und den Weg herauf, welcher zum Thore des Schloſſes führte, und welcher heutigen Tags durch einen bogenförmigen, bequemen Fahrweg erſetzt iſt.

Magna fuhr von ihrem Sitze auf. Warum? Ein reiterloſes Pferd folgte der Kavalkade, und rannte hinter ihr in's Schloßthor hinein. Es war Tockes Pferd. Magna, die Ankunft Leo's erwartend, ſchien von dem Gedanken aufgeſchreckt zu werden, daß der verunglückte Reiter Leo ſein könnte. Marie fragte, Magna wich aus. Sie zeigte nur auf das eben verſchwindende reiterloſe Roß, und machte Anſtalt, nach dem Schloſſe zu gehen und nachzufragen.

Sie ging auch. Marie aber blieb zurück. Der ſchöne Morgen that ihr wohl. Es war ihr angenehm, allein und ungeſtört ſinnen und träumen zu können. Kein Lüftchen regte ſich, die Lerchen ſtiegen überall jubelnd empor und ſchmetterten, Inſekten und Käfer zeigten ſich am Boden, wohin ſie blickte, das leiſe Summen und Schwirren der ringsum ſchaffenden Natur erfüllte ihr Gehör wie ein Zeugniß, daß die Gottheit alle Kräfte in Bewegung ſetze zum Gedeihen der Erde — „nur dich vergißt ſie!“ flüſterte das arme Mädchen vor ſich hin, und ein paar Waldtauben, welche in den hohen Eichen ihr Kollern und Gurgeln hören ließen, erhöhten ihre Traurigkeit. Bei Gnadenfrei im Walde waren ihr im letztvergangenen Frühjahr dieſe wunderlichen Töne noch ſo angenehm geweſen, ſo heiter verheißend, weil ſie ihnen die Deutung untergelegt: der Vetter wird kommen!

Magna dagegen ward von ihrem Schrecken erlöſt, noch ehe ſie das Schloßthor erreicht hatte: Auf dem Hügelrücken jenſeits des Oertchens erſchien Leo hoch zu Roß.

Herr Tocke, ein höchſt reinliches Menſchenkind, hatte ſich mit Entſetzen betrachtet, als er aus dem Graben gekrochen, und hatte trübſelig erklärt: ſo könne er nicht im Schloſſe auftreten. Er war nach Czaslau zurückgegangen, um zu trocknen und ſich zu ſäubern. Er wollte ſpäter zu Fuße nachfolgen. Leo wollte dem Pferde nachtrachten und ihn erwarten.

Magna eilte nach dem Eichenhain zurück. Sie eilte und zögerte. Er ſollte ſie doch auch ſehen, ehe ſie unter den

Schatten der Eichen kām. Er hatte ſie längſt geſehen und jagte herzu.

Was hatte er nicht Alles zu erzählen! Die Zukunft öffne ſich wie unter einem prächtigen Regenbogen! Zunächſt werde ſich hier auf Zleb Alles zuſammenfinden. Wahrſcheinlich auch Magna's Vater, und Lady Ludmilla, die Schweſter des Fräuleins, und der Herzog ſelbſt. Er habe in den letzten Tagen große Heerſchau gehalten, ſei ſehr rüſtig und komme von Chrudim. Das Heer ſetze ſich in allen Maſſen gegen Weſten in Bewegung, nach Bayern oder Franken, denn der bayeriſche Kurfürſt ſende Boten über Boten an den Friedländer um Hilfe. Der ärgſte Gegner des Herzogs, auf deſſen Veranlaſſung er damals in Regensburg abgeſetzt worden, kniee jetzt gleichſam vor ihm und ringe die Hände. Der Schwede hat ſein Land überfluthet, der Schwedenkönig herrſcht in München, der Untergang katholiſcher Regierung ſteht bevor, wenn der Friedländer nicht hilft mit ſeinem neugeſchaffenen großen Heere. — Jetzt können ſie bitten und flehen — fuhr Leo fort — jetzt zeigt ſich's, wer den Ausſchlag giebt in der deutſchen Welt. Der Herzog von Friedland, unſer Herr! Hier in Zleb wird ſich's entſcheiden, wohin der Ausſchlag fällt. Alle Agenten, alle Vertraute des Herzogs ſind hierher beſchieden. Aus allen Himmelsgegenden kommen ſie, und, wie geſagt, wahrſcheinlich der Herr ſelbſt, vielleicht noch heute. Auch an Euren früheren Schutzherrn, Fräulein Marie von Loß, hab' ich einen Geleitsbrief ſenden müſſen!

— Wie? fragte hoch aufhorchend Marie.

— Ja, der Herzog achtet ihn hoch, und hat ſich ihn vom Feldmarſchall Arnimb erbeten, den Herrn Hans von Starſchädel —

— Ah?!

— Ihr erſchreckt ja faſt! — Er iſt ein ſo guter Mann, und ſo tüchtig!

Marie hatte nicht die entfernteſte Abſicht zu widerſprechen.

Sie ſchützte vor, der Schweſter wegen Vorbereitungen treffen zu müſſen, und ging in's Schloß. Wie hoch ſchlug ihr Herz! Sie ſah und hörte nicht, und mußte um jeden Preis allein ſein.

Magna und Leo hatten nicht das Mindeſte dagegen einzuwenden und ſahen ihr ſchweigend nach. Sie gedachten dabei gar nicht des ſcheidenden Fräuleins, ſie dachten an ſich, und ſie ſchwiegen, weil ihre gegenſeitige Neigung noch in dem Zeitraume gegenſeitiger Erwartung ſtand. Auch der vorlaute Leo hatte noch nicht gewagt, ſeinem Mädchen Liebe zu erklären. Ihr gegenüber war er gegen ſeine ſonſtige Natur befangen. So ſchwiegen ſie Beide eine längere Weile, denn ſie waren faſt in Verlegenheit über das Glück, welches ihnen ſo leicht ein einſames Nebeneinander gewährte in Gottes freier Natur. Nur darin folgten ſie ſogleich dem natürlichen Triebe ihrer Herzen, daß ſie ſich, langſam gehend, zurück wandten in den Schatten der Eichen. Man brauchte ſie nicht zu ſehen in der freien Natur!

Aber man ſah ſie doch! Man ſah ſie, ehe ſie den Schatten erreichten. Sie freilich wurden es nicht gewahr, daß auf dem Hügelrücken ein einſamer Reiter erſchien, der Vater Magna's, der verzweifelt ernſthafte Oberſt Sparr. Sein graues Auge war ſcharf wie das eines Falken. Er erkannte das Paar und beſchleunigte den Schritt ſeines Pferdes.

Leo verſuchte vorſichtig das Schweigen zu brechen. Die alte Holzbank unter einer großen Eiche mußte eine wurmſtichige Veranlaſſung bieten. Sie hatte den Schritt Magna's aufgehalten, und der geiſtvolle Jüngling fragte, ob das Fräulein oft hier ſitze? — Manchmal! antwortete ſie kaum hörbar, und der Faden war wieder abgeriſſen. — Leo machte eine heftige Anſtrengung und äußerte: der Blick in den Hain ſei vielleicht noch ſchöner, als der Blick in's Freie. Schatten und Licht gaukelten da ſo wunderlich — das Fräulein möge es einmal verſuchen und ſich nach dieſer Seite ſetzen!

Das Fräulein that es ohne Widerrede. Sie ahnte nicht, daß ſie dadurch ihrem Vater die Ueberraſchung erleichterte. Sie ſelbſt fühlte ſich im Gegentheile erleichtert, als ſie ſaß, und in das Sonnenſpiel unter den Zweigen hineinſehen durfte. Das Sonnenſpiel, welches betrachtet ſein wollte, nahm keine breitere Antwort von ihr in Anſpruch und entſchuldigte, daß ſie nur das Wort „wunderlich!“ wiederholte.

Sie faßte ſich aber nun doch auch übrigens; denn ſie war eigentlich eine recht klare, recht beſonnene, junge Natur, und indem ſie auf die ſchlanke, von Ritt, Wärme und innerer Bewegung erregte Geſtalt Leo's einen raſch zurückkehrenden

Blick warf, fragte ſie: Werdet Ihr auch mitziehen in die Schlachten?

— Gewiß! gewiß! — entgegnete haſtig Leo — ich muß mich ja hervorthun, ich muß ja etwas werden, um —

— Um?

— Um Anſpruch zu haben auf — kurz, um mit der Zeit — ein ſelbſtändiger Mann zu werden.

— Wird man denn das nur durch Kriegsthaten?

— Heutigen Tages wohl nur. Wenigſtens am Schnellſten. Und ich möchte doch ſo gern bald im Stande ſein, mir ein — mir einen eigenen Heerd zu gründen.

— In Kärnthen oder Krain?

— Gleichviel wo!

— Gleichviel wo? Ihr würdet alſo dann wohl Mutter und Großmutter zu Euch holen?

— Wie gern, wenn meine — wenn es angeht.

— Warum ſollte das nicht angehen?

— Weil das nicht von mir allein abhängen würde, ſondern auch —

— Von Mutter und Großmutter?

— Ja, auch! Und — wie denkt Ihr Euch denn, liebes Fräulein, Euer künftiges Leben am Liebſten?

— O recht einfach.

— Das glänzende, reiche Weſen in den herzoglichen Paläſten und Schlöſſern ſcheint Euch nicht unerläßlich zu Eurer Zufriedenheit?

— Gar nicht.

— Aber eine ſtattliche Stellung müßte doch wohl Euer künftiger —

— Gott bewahre! — ergänzte ſie raſch die Stockung — unſere Familie ſtammt aus Schweden, wo man gar nicht reich iſt. Wir ſind nicht verwöhnt, und ich habe auch immer eine Vorliebe für den Norden behalten, für unſere großen, flachen Seen in Mecklenburg, wohin wir wieder zurückkehren, wenn's Friede wird. Ein Gut des Herzogs grenzt dort an unſer Gütchen, und der Herzog hat meinem Vater Ausſichten eröffnet: er würde ihm ein ſchönes Stück Wald und Feld davon, welches in unſere Aecker hineinſchneidet, abtreten. Dort lebt ſich's gar lieb und ſtill — die Stadt Güſtrow iſt in der Nähe, und von der See her kommt allerlei Waare. Eure Mutter würde nur dort die Berge vermiſſen.

— Meine Mutter — oh, mein liebes Fräulein, meine Mutter und ihr Sohn würden jeden Morgen und jeden Abend den Himmel herniederſteigen ſehen auf jenen See, wenn es —

— Wenn es nicht ſo weit wäre bis nach Mecklenburg! — rief von oben herab eine tiefe Mannesſtimme dazwiſchen hinein.

Aeußerſt erſchreckt wandten ſich die jungen Leute um, und Magna fuhr von ihrem Sitze auf. — Ihr Vater hielt zu Pferde einige Schritte hinter ihr. Der Moosboden hatte den Tritt des Pferdes gedämpft, und die Aufmerkſamkeit der jungen Leute war ganz von den Hintergedanken befangen geweſen, für welche die Worte des Geſprächs nur einen Vorhang gebildet.

— Euer Hengſt, junger Herr Steinwald — fuhr Sparr fort — iſt da vorn ziemlich ungenügend an das Baumſtämmchen geſchlungen. Er wird Euch davon laufen. Und ſeid Ihr denn ſchon fertig mit Euren Aufträgen für die Gräfin Tertſchka? Seid Ihr ſchon auf dem Rückwege?

— Nein, Herr Oberſt, ich bin eben erſt gekommen —

— So? Habt Ihr Aufträge an meine Tochter?

— Nein, Herr Oberſt.

— Alſo laßt Euch nicht länger abhalten, Eure Aufträge auszurichten. Guten Tag, junger Mann!

Das war eine unangenehme Zerſtreuung, welche Leo veranlaßte, ſeinen Hengſt am Zügel hinüber zu führen in's Schloß. Und die Mittheilung, welche Vater Sparr bei dieſer Gelegenheit ſeiner Tochter machte, hatte auch nichts Aufmunterndes.

Oberſt Sparr war nicht geneigt geweſen, die Werbung des Marcheſe Carretto zu begünſtigen, denn er war innerlich ein ſtrenger Proteſtant, und die Wälſchen widerſtrebten ihm. Er war aber auch gar nicht geneigt, eine Liebelei mit dem jungen Burſchen gleichgültig anzuſchaun. Denn — abgeſehn von deſſen noch ganz nichtiger Stellung im Leben — hatte er ihn im Verdacht der Zweizüngigkeit. Leo's harmloſer Verkehr mit aller Gattung von Menſchen, auch mit denjenigen, welche Sparr für des Herzogs Widerſacher hielt, hatte ihn mißtrauiſch gemacht. Er erklärte alſo jetzt auf dem Wege zum Schloſſe ſeiner Tochter in recht beſtimmten Ausdrücken, daß er ſolch einen intimen Verkehr mit einem bedenklichen jungen Fant ungern ſähe.

Im Schloſſe ſelbſt war überall geſchäftige Bewegung entſtanden. Der Sohn des Hauſes, Adam Erdmann Tertſchka ſchien dafür die Parole mitgebracht zu haben. Sogar der Vater war eiligſt von Tupadel heimgeholt werden. Ihm überließ die alte Gräfin Wanda das Hausregiment, nicht bloß Stall, Geſinde und Keller betreffend, nein auch die Küche. Und der ſchnöde Alte wußte Alles in Trab zu ſetzen. Er wußte es ſelbſt geiſtig zu beleben, obwohl er ſelbſt keinen Geiſt hatte. Er hatte eine praktiſche Pfiffigkeit, und Wanda, ſeine Frau, pflegte ihm für dieſe Pfiffigkeit den Inhalt anzugeben. So auch heute. Er ſprach zu den Dienſtleuten von einer Frühſommer-Feier, die in alter böhmiſcher Zeit durch König Przemysl um dieſe Jahreszeit eingeſetzt worden, da das Gras zum erſten Schnitt aufgewachſen ſei. Das Gras wäre ſo weit, heut ſollte die Feier gehalten werden.

Gräfin Wanda ihrerſeits hatte den Kaplan rufen laſſen, und eine kirchliche Feier veranſtaltet. Dieſer Kaplan, ein alter Knabe, verſtand ſie recht ſchnell. Er gehörte ſeit Jahrzehnten zur Familie, und hatte die verſchiedenen Uebergänge getreulich mit durchgemacht. Was war zu thun geweſen, als man wieder katholiſch werden, oder die Güter, vielleicht noch mehr verlieren mußte?! Man wurde eben auswendig katholiſch. Auf den meiſten Landſitzen blieb ein böhmiſches Kirchenthum immerdar der Schatz verſchloſſener Häuſer. Nicht einmal verſchloſſener. Der Landmann wie das Geſinde wußten überall davon, es war ihnen der geheimnißvolle Nationalſchatz, und ſie waren mit Leib und Seele dafür.

Gerade weil es geheimnißvoll, war es ihnen hochwürdig, und Verrath wäre ihnen gräßliche Gotteslästerung geweſen. Sein Eigenes, ſein Beſonderes zu haben iſt dem Menſchen immer von hohem Werthe, dem einſamen, ungebildeten Menſchen iſt es ein heiliges Kleinod. Die Form dieſer aus der Huſſitenzeit herrührenden böhmiſchen Kirche war ſo mannigfaltig, wie es die Sekten ſelbſt waren. In manchem Kreiſe Böhmens hatte jede Herrſchaft in ihrer Schloßkirche ihre eigenthümliche Liturgie, und die von Zleb war eine der verehrteſten.

Als der Kaplan ihr Zimmer verlaſſen, erſchien Leo vor der alten Gräſin in dem eckigen Thurmzimmer, das ſie bewohnte. Sie ſtand auf, und ging ihm entgegen, ſchwarz gekleidet wie damals. Nun, mein muntrer Tauber aus der Arche Noahs — rief ſie — bringſt Du heute den richtigen Oelzweig? Darf ich heute endlich rothe Bänder an's weiße Haar ſtecken? — Was iſt Dir denn? Du ſiehſt ja nicht frei und luſtig aus wie ſonſt! Und doch bringſt Du heute, denke ich —

— Ich bringe das Beſte, liebe Frau Gräſin. Der Kummer im Geſicht gehört nur mir.

— Was hat ein junger Burſch wie Du für Kummer?! Iſt Dein Mädchen untreu?

— O nein!

— Sie wär' auch albern! Lieb' doch ich Dich, die alte Frau. Sind die Ausſichten auf ihren Beſitz verregnet?

— Vielleicht.

— Kopf in die Höhe! Ich helf' Dir getreulich, wie ich Dir's verſprochen. Abſonderlich, wenn Du vernünftige Botſchaft bringſt von Deinem Herrn, und unſre Sachen gut ſtehn und gehen. Komm her! Setz Dich zu mir! Berichte, erzähle, gieb! Der Abſchluß des Herzogs mit dem — Kaiſer hat leider ſtatt gefunden, aber die raſchen Soldaten ſagen, er ſei gut gerathen.

— Vortrefflich.

— Ja für Euren kurzen Sinn. Ich will zufrieden ſein, wenn ich ihn leidlich finde. Iſt der Herzog gut für mich? Schickt er mir mehr als unbeſtimmte Rede? Schickt er mir den Wortlaut, wie er mir von Znaym aus das letzte Mal verſprochen durch Dich?

— Er ſchickt den Wortlaut.

— Endlich! Wer hat's geſchrieben?

— Ich ſelbſt.

— Aus dem Kopfe?

— O nein. Der Herzog ſelbſt hat's diktirt.

— Brav! Gieb, gieb!

Leo zog die Schrift aus der inneren Bruſttaſche ſeines Wamſes, wo ſie neben dem veralteten Briefe ſeiner Mutter ſteckte.

Die Gräfin nahm ſie haſtig, und winkte Leo, daß er in's Nebengemach träte und ihr Zeit ließe. Sie wollte mit ungetheilter Aufmerkſamkeit die wichtigen Artikel leſen.

Das that ſie denn, und zwar ſehr langſam. Als ſie zu Ende war, las ſie noch einmal, und ließ dann die Hand mit dem Papiere auf ihren Schoß gleiten, voll tiefer, ſchwerer Gedanken vor ſich hin ſehend. Bald flackerte zornige Freude über ihr Angeſicht, bald fragende Unſicherheit, bald wilde Entſchloſſenheit.

Dann nahm ſie das Blatt nochmals auf, und las ſich die Artikel mit halblauter Stimme vor:

Erſtens. Der Herzog von Friedland iſt und bleibt nicht allein Römiſch Kaiſerlicher Majeſtät und des ganzen Hauſes Oeſterreich, ſondern auch der Krone Spaniens Generaliſſimus.

„Spanien!“ — flüſterte ſie — „damit man ihm keinerlei Winkelzüge machen kann mit den Hilfstruppen. Recht!“

Zweitens. Das Generalat wird ihm ohne alle Bedingniſſe übertragen.

„Bravo!“

Drittens. Der König von Ungarn darf weder bei dem Heer ſich einfinden —

„Bravo!“

— noch weniger den Befehl über daſſelbe führen. Wird Böhmen wieder erobert, ſo ſoll er in Prag reſidiren. Marradas mit 12,000 Mann das Königreich ſchützen.

„Unſinn! Der König von Ungarn in Prag?! Warum nicht gar! Das brauchten wir in Böhmen mit dem dummen Marradas! Den wird er jagen! Redensarten!“

Viertens. Als Vergeltung iſt dem Herzog ein öſterreichiſches Erbland zuzuſichern.

„Alſo doch. Kaum glaublich. Man wird das kleinſte meinen, und er meint Böhmen. Das „„Erbland““ ſteht da, und ich ſollt' mich freuen — und ich freue mich nicht. Warum nicht? — Dergleichen giebt man nicht."

Fünftens. Außerdem von den wieder einzunehmenden Ländern das höchſte Regal im römiſchen Reiche.

„Was heißt das? Das höchſte Regal iſt ein Kurfürſtenthum. Welches? Die Oberpfalz? Weil ſie an Böhmen grenzt und Böhmen vergrößert. Waldſtein ſprach davon. Das wäre ein Backenſtreich für den Bayer. Die Unterpfalz? Die jetzt in den Händen der Spanier iſt? Die Deutſchen ſehen die Spanier ungern in Heidelberg. Vielleicht deshalb. — Das Land um Amberg paßt uns beſſer."

Sechstens. Ihm werden die Confiscationen im Reiche unbedingt, ohne jede Einmiſchung des Reichshofrathes oder des Kammergerichtes, überwieſen.

„Einfach gut. Er weiß, was einträgt."

Siebentens. Ebenſo kann er ohne die mindeſte Beſchränkung Verzeihung angedeihn laſſen. Würde hingegen eine ſolche, oder freies Geleit vom kaiſerlichen Hofe bewilligt, ſo gewinnen beide Kraft einzig durch die Beſtätigung des Herzogs —

„Sehr gut."

— Zudem darf jene (Verzeihung von Hofe) bloß auf Leben und Leumund, nicht aber auf Beſitz ſich erſtrecken. Dieſe kann ausſchließlich durch den Herzog von Friedland gewährt werden —

„Er weiß, was einträgt!"

— um nicht die Mittel zur Belohnung der Officiere und zur Befriedigung der Soldaten zu ſchmälern.

Achtens. In eine künftige Friedenshandlung ſoll der Herzog Mecklenburgs wegen inbegriffen werden.

„Natürlich! Damit er Mecklenburg behält.“

Neuntens. Er iſt mit allen Mitteln und Auslagen zu fernerer Kriegsführung auszuſtatten.

Zehntens. Zu allfälligem Rückzuge ſollen ihm ſämmtliche Erbländer offen ſtehn.

„Das alſo iſt's. Er hat Unglaubliches durchgeſetzt. Ich muß es eingeſtehn. — Warum freu' ich mich doch nicht recht? Ich weiß es nicht. Oder doch! Es iſt zu gut — und iſt ein Blatt Papier.“

Endlich rief ſie Leo wieder herein, und ging ihm freundlich entgegen. Ja ſie ſtreichelte ihm die rothgold ſchimmernden Locken, und küßte ihn auf die Stirn, milde ſprechend: Du haſt Deine Sache gut gemacht, mein Leo, und ſollſt belohnt werden. Iſt es denn wahr, daß Du unſre böhmiſche Sprache verſtehſt und redeſt? Wie haſt Du das ſo ſchnell lernen können?

— Ganz leicht, Frau Gräfin. Die armen Leute um den Veldeſer See, an dem ich aufgewachſen bin, ſind ſlaviſchen Urſprungs. Man nennt ſie Slovenen. Deren Sprache habe ich von Jugend auf verſtanden und geredet, und weil ſie mit der hieſigen verwandt iſt, habe ich die hieſige leicht verſtanden, und in ein paar Monaten auch ſprechen gelernt.

— Du ſollſt Deinen Weg machen, Junge, und zunächſt in den Ritterſtand erhoben werden! ſagte ſie czechiſch.

Er dankte in derſelben Sprache, und fragte ſchüchtern: wie das erreicht werden könnte?

Sehr einfach durch den Herzog, erwiderte ſie. Er iſt ja durch den Beſitz von Mecklenburg ein unmittelbarer Herr im Reiche, und kann ſeine Leute erhöhn wie er mag. Braucht's eine Beſtätigung des Kaiſers, ſo wird ihm die nicht fehlen. Am Wenigſten für ſolche Kleinigkeit. — Bei dem Papiere, das Du mir gebracht von ihm, iſt keine Zeile perſönlicher Nachricht. Woher weißt Du, daß er heute hier eintreffen will? Du kommſt ja von Prag, und er iſt, wie Du ſagſt, in Chrudim.

— Er hat mich vorgeſtern nach Prag geſchickt mit dem Auftrage, Alles hierher zu beſtellen, wo er heut' Abend eintreffen werde. Die Lady Ludmilla und den Raſchin, welche beide aus Bayern kommen werden, den Grafen Wilhelm von Kynsky, der von Dresden, den Herrn von Starſchädel, der von der ſächſiſchen Grenze, vom Heere Arnimbs kommt.

— Wahrhaftig, da kommt der lange Wilhelm herauf geritten! — rief die Gräfin, indem ſie an's Thurmfenſter eilte — die Eliſabeth wird ſich freun! und die Maxa auch!

Eliſabeth war Wilhelm Kynsky's Frau, und war eine Tochter der Gräfin Wanda. Maximiliana, ihres Sohnes Erdmann Frau, war eine Schweſter der Herzogin Iſabella von Friedland. Beide wohnten jetzt in Zleb.

Leo ward verabſchiedet. Gräfin Wanda liebte ihre Kinder leidenſchaftlich, ja mit leidenſchaftlicher Schwäche. Sie eilte, die Freude ihrer Tochter zu genießen beim Wiederſehn des lang entbehrten Gatten. Wilhelm Kynsky war als ſcharfer Oppoſitionsmann der kaiſerlichen Herrſchaft in

Böhmen in der letzten Zeit genöthigt geweſen, den kaiſerlichen Gebietern in Böhmen aus dem Wege zu gehn, und ſeine Herrſchaft Teplitz zu verlaſſen. Er war über die nahe ſächſiſche Grenze gegangen, und hatte ſich in Pirna häuslich eingerichtet. Dorthin hatte er ſeine Frau holen wollen, wenn die böhmiſchen Zuſtände ſich nicht ändern ſollten. Mit Waldſteins neuer Herrſchaft hatten ſie ſich geändert, und er kam nun, Bericht zu erſtatten über ſeine Thätigkeit. Es war die Thätigkeit eines der ſorgfältigſten Diplomaten Waldſteins. Wilhelm Kynsky nämlich, welcher allwöchentlich einige Male nach Dresden hinein geritten war von Pirna, betrieb die Unterhandlungen des Friedländers mit Frankreich. Ein Marquis von Feuquières bereiſ'te im Intereſſe des Kardinals Richelieu die kurfürſtlichen Höfe im Norden Deutſchlands, und war oft längere Zeit in Dresden. Mit dieſem war Kynsky in Verbindung getreten, um eine Allianz Frankreichs mit Waldſtein zu bewerkſtelligen, denn Frankreich war überall zugänglich, wo die Macht des deutſchen Kaiſerthums zerſplittert werden konnte, und ein ſelbſtändiger König von Böhmen in der Perſon des Friedländers war ihm ganz willkommen, wenn ſich der Friedländer zu gewiſſen Gegendienſten bereit erklärte.

Wilhelm Kynsky war ein hoch gewachſener Mann mit ſchmalem Kopfe, der auf der Gallerie außen ſeine Frau Eliſabeth in die Arme ſchloß. Etwas Wildes und etwas Feines blitzte aus ſeinen lichten Augen, als er in's große Wohnzimmer trat, und die ſchon zahlreiche Geſellſchaft überflog. Sein Schwager Erdmann, Ilow, Sparr, die ſanfte

Schwägerin Maximiliane, der schreiende Schwiegervater Tertschka waren da, und die Schwiegermutter, die hoch von ihm verehrte Gräfin Wanda, trat eben ein. Alles war in aufgeregter Heiterkeit, denn die gemeinschaftliche große Angelegenheit war im beſten Gange; nur Erdmann Tertschka's Frau, die blonde Maxa, Iſabella's Schweſter, erſchien ſtill in dem lauten Kreiſe. Sie ließ Alles über ſich ergehn, aber ſie war im Herzen gut kaiſerlich wie ihre Schweſter, und litt auch jetzt unter den lauten, oft wilden Aeußerungen ihres Mannes und ihres Schwiegervaters.

Letzterer ſchrie: man ſolle zum Speiſen kommen, er habe es vom Beſten vorgerichtet.

— Noch nicht! — ſagte gebieteriſch Gräfin Wanda. — Der wichtige Tag ſei wichtig und würdig eingeleitet! Es wartet unſer ein feierlicher Gottesdienſt. Sammeln wir uns, und gehen wir in die Kapelle. Maxa allein ſoll zurück bleiben. Sie iſt nicht ganz wohl, und die Luft in der Kapelle iſt kalt.

Als Sie hinaus traten auf die Gallerie, welch eine Verwandlung war da vorgegangen mit dem Schloßhofe! Dies dunkle, unregelmäßige Viereck zwiſchen hohen Steinmauern, an denen Epheu und wilder Wein emporrankte, war jetzt mit Menſchen angefüllt Kopf an Kopf. Woher der Zulauf? Das war von lange her vorbereitet durch die alte Gräfin. Das letzte Stichwort hatte ſie vor anderthalb Stunden dem Kaplan gegeben, und aus den Dörfern in der Umgegend war Mann und Weib herbei geſtrömt. Eine neue Kirche, ein neuer König, das heißt die alte böhmiſche Kirche, ein eigner böhmiſcher König! das war die ſtille Loſung, welche Einer dem Andern zuraunte. In der Zleber Kapelle wird die neue alte Herrlichkeit heute eingeweiht! hieß es — und „der König ſelbſt, der große böhmiſche Kriegsfürſt iſt unterwegs, und wird in Zleb erſcheinen!“ flüſterten beſonders Kundige einander zu.

Auch ein neuer Huß wurde erwartet. Und nicht ohne Grund. Die alte Gräfin hatte erfahren, daß ein wandernder Mönch in den Städten Böhmens aufgetreten ſei, und gegen den Pabſt wie gegen Luther heftig predige. Obwohl er deutſch predigte, galt dies doch ſofort für Verkündigung der böhmiſchen Kirche, die gegen den Pabſt war, und nicht von Luther ſtammte. Heute früh am Morgen hatte der Kaplan gemeldet, der Mönch ſei geſtern in Kuttenberg geweſen, und alsbald hatte die Gräfin einen Boten geſendet, ihn einzuladen nach Schloß Zleb. Der Bote hatte nichts Dringenderes zu thun gehabt, als ſeinen Auftrag Jedermann mitzutheilen.

Dazu beſtätigte es ſich, daß das neue große Kriegsheer in Bewegung ſei, und durch den Czaslauer Kreis vordringe. Von überall her kamen Nachrichten, die von Ort zu Ort wuchſen. Das Heer ſei nicht mehr kaiſerlich, ſondern friedländiſch. Der Friedländer habe es nicht nur geworben, er bezahle es auch, und beherrſche es unumſchränkt. Der Kaiſer habe kein Geld mehr, und keine Macht mehr. Der Friedländer habe Beides, und habe den Kaiſer genöthigt, ihm alle Herrlichkeit abzutreten. Eine ganz neue Zeit beginne. Ein Tertſchka'ſches Regiment ſei heute Mittag in

Czaslau eingerückt; es beſtehe aus lauter böhmiſchen Leuten, und erzähle wunderbare Dinge —

Unter ſolchen Umſtänden war es denn kein Wunder, daß die Leute an einem warmen Sonntage ſchaarenweiſe nach Zleb ſtrömten.

Mitten in dieſe Schaaren war auch Herr Tocke gerathen, als er ſich in Czaslau geſäubert und auf den Weg gemacht hatte nach dem Schloſſe. Er ſteckte jetzt mitten unter der Maſſe, welche den Schloßhof anfüllte, und es war ihm eigentlich nicht ganz wohl zu Muthe. Er liebte das Maſſenweſen nicht, es war ihm unheimlich. Man wurde auch geſchoben und geſtoßen und in der Sauberkeit ſeiner Kleidung bedroht. Wenn man ihm aber ein wenig Raum gab in dem Gedränge, ſo beunruhigte ihn das noch mehr. Die Landleute thaten das nur, weil ſie ihm anſahen, daß er nicht zu ihnen gehörte, daß er ausländiſch, daß er fremd wäre. Das konnte ja Folgen haben, wenn die flüſternde, Gott weiß wovon bewegte Maſſe in eine Bewegung geriethe und Mißtrauen gegen ihn äußerte. Er hatte ein ſo feines Gewiſſen! Um nicht zu ſagen: ein ſo ſchlechtes Gewiſſen. Und nun verſtand er ſo wenig von den wenigen Worten, welche die Leute einander zuraunten. Die Worte waren ſlaviſch-böhmiſch, für ihn wildfremd. — Er wäre ſo gern aus der Mitte heraus an die Mauerſeite gekommen, obwohl man an der Mauerſeite am Erſten beſchädigt und zerquetſcht werden konnte. An der Mauer gab's doch Thüren, und er wollte in's Innere hinein, um nach Herrn Steinwald zu fragen, und von dieſem in Schutz genommen zu werden.

Es war unmöglich! Da nahm Alles ringsum mit einem Male die Hüte und Kappen ab — eben auf der Gallerie erſchien die Gräfin Wanda mit den Ihrigen und mit ihren Gäſten. Herr Gott! den langen Kavalier erkannte Tocke auf der Stelle. Das war der Kynsky, den er in Dresden von Weitem geſehn, und der in Wien als ein gefährlicher Feind der Kaiſerlichen angeſchrieben war. Der hier?! Da hat der Maſſenvorgang nichts Gutes zu bedeuten! — Das wäre ihm ſchon recht geweſen, denn da gab es was zu erfahren, und zu berichten nach Wien. Aber in perſönlicher Sicherheit mußte man ſein!

Er wagte es nun, ſeinen Nachbarn anzudeuten, daß er da oben zu den Herrſchaften gehörte und in die nächſte Pforte wollte. Sobald ihn die Leute nur ungefähr verſtanden, zeigten ſie ſich bereitwillig, ja unterwürfig. Einer ſagte es dem Andern, und durch ein ſchmales Gäßchen, welches ſich allmählig öffnete, kam er an die Mauer, kam er an eine Thür, und ſchlüpfte in's Schloß.

Aber da war kein dienendes Weſen, war kein Geſchöpf zu ſehn, welches ihn hätte zu Herrn Steinwald führen können. Alles hatte die Kapelle geſucht, um dort am Gottesdienſte Theil zu nehmen. Er huſchte wie ein verwünſchter Geiſt auf den Treppen, in den Korridoren umher, und wußte nicht wohin. Er wurde jetzt in der Verlaſſenheit ängſtlich, wie vorher im Gedränge. Und dabei ſtachelte ihn doch der Trieb der Neugier. Er wollte doch mit anſehn was eigentlich vorginge. — Da führte ihn eine Stiege auf die offene Gallerie hinaus, und draußen auf der Gallerie begegnete er einer Dame.

Es war Marie, die aus ihrem ſtillen Zimmer heraus getreten war, um auszuſchaun, ob — das Gedränge da unten ging ihr Herz nichts an: ſie war eben auf dem Rückwege nach ihrem Zimmer, und gab dem fragenden Tocke kurz Beſcheid, wie er zur Kapelle gelangen könne, nach welcher die Leute drängten.

Er fand ſie jetzt. Und zwar den Zugang von oben, zu der „Empore“, wie man's nennt, welche in der Höhe eines Stockwerks eine Art Loge bildete für die Herrſchaft. Hinter der alten Gräfin mit den Ihrigen blickte er plötzlich in die Kapelle hinab. Betroffen ſtand er ſtill. Aber die Gräfin mit den Ihrigen ſah nicht rückwärts, ſondern hinab auf den Altar, an welchem der Kaplan das Abendmahl austheilte Brot und Wein! Brot und Wein theilte er aus! Tocke konnte nur eine Ecke des Altars entdecken von der hohen Stufe an der Thür, innerhalb welcher er ſich vorſichtig verhielt, um nöthigenfalls zurückzutreten, die Thür zuziehn und verſchwinden zu können. Aber juſt an dieſer Ecke des Altars ſah er einen koloſſalen Mann — es war der alte Graf Tertſchka — aus dem Kelche trinken. Es ſind Kalixtiner dachte Tocke, und freute ſich der Entdeckung. — Dann erhob ſich ein einſtimmiger Geſang der Gemeinde, wie er ihn nie in einer Kirche gehört. Dann predigte der Kaplan von der Kanzel, welche er nicht ſehen konnte. Verſtehen konnte er auch kein Wort, denn die Sprache war die ſlaviſch-böhmiſche.

Schon fing er an, ſich zu langweilen, weil keine weitere Ausbeute ſich darbot für ſeine Angeberei nach Wien als der ketzeriſche Gottesdienſt, und neigte ſein blondes Häuptlein etwas dreiſter nach vorn aus der Thürſpalte, um ein Geſpräch zu belauſchen, welches Jlow und Sparr mit einander angeknüpft, da — fühlte er plötzlich eine Hand auf ſeiner Schulter. Zuſammenfahrend wendete er ſich, und ſah dicht an ſeinem Kopfe das große, lichte Auge — des Pater Dunſtan. Wie abgemagert, wie gealtert auch dies Antlitz erſchien, Tocke erkannte es auf der Stelle mit tiefem Schrecken. Denn er erinnerte ſich ſonnenklar, daß dieſer alte Benediktiner ihn zu Wien mehrmals im Jeſuitenkollegium angetroffen. Ja, einmal ſogar hatte Tocke ſich hinreißen laſſen, neben dem Pförtner in ihn hineinzuſprechen, giftig mitzuſprechen, als Pater Dunſtan damals täglich gekommen war, um bei dem Provincial Athanaſius vorgelaſſen zu werden. Ja, ſelbſt der übereilten Worte, welche er damals geſprochen, erinnerte ſich Tocke jetzt unter dem ſchreckhaften Auge des Greiſes Sylbe für Sylbe. Sie waren ſo geweſen, daß kein Zweifel übrig blieb über die innerſte Parteinahme des Sprechenden für die polizeilichen Umtriebe des Provincials. Es überfiel Herrn Tocke ein ſtarkes nervöſes Zittern, daß die magere Hand Dunſtans auf ſeiner Schulter auf und nieder bewegt wurde. — Wenn dieſer Greis ſo von ihm erzählte, wie ſein Blick jetzt vernichtend auf ihm lag, erzählte hier unter den ketzeriſchen Böhmen, hier wo der Herzog jede Stunde erſcheinen ſollte — dann konnte die immer gefürchtete, ſchreckliche Wendung für Herrn Tocke ganz nahe ſein, die Wendung zu Waldſteins: „Hängt die Beſtie!“

Dunſtan ſprach kein Wort. Der Bote, welcher ihn von

Kuttenberg geholt, ſagte mit halber Stimme: dies ſei die herrſchaftliche Loge, in welcher die gnädigſte Frau Gräfin — und Dunſtan ſchob mit leiſem Druck — ein ſolcher genügte — Herrn Tocke ſammt der Thür zur Seite, um in die Loge hinabzutreten.

Er ſtand ſtill auf der Stufe und horchte auf das, was in der Kirche vorging. Die Predigt war eben zu Ende, und der Geiſtliche begann einen feierlichen Dialog mit der Gemeinde: er fragte, ſie antwortete, und ein kurzer, begeiſternder Jubelchor, von Allen geſungen, ſchloß dieſe eigene liturgiſche Form, an welcher Dunſtan ſofort erkannte, daß er die Kirchenform einer originellen Gemeinde vor ſich habe. — Das freute ihn. Er nickte vor ſich hin mit dem Haupte und murmelte einige Worte.

Dieſe Worte wurden gehört von den Herrſchaften, die vor ihm in der Loge ſaßen. Sie wendeten ſich um, und die alte Gräfin winkte ihm: hinab zu kommen an ihre Seite.

Er dankte mit der Hand und ſuchte mimiſch auszudrücken, daß er den Gottesdienſt nicht ſtören und das eben anfangende allgemeine Gebet nicht zerſtreuen wolle. Auch dieſe Form gefiel ihm: Prediger und Gemeinde ſprachen mit halber Stimme, ſehr langſam, das Vaterunſer.

Die hohe, nur vom Nacken aus gebeugte Figur des greiſen Mönchs in ſchwarzer, verſchliſſener Kutte nahm ſich ehrwürdig aus auf dem Hintergrunde der weiß getünchten Kapelle über den bunten Kriegsleuten, und der Ausdruck ſeines Antlitzes, nach welchem die alte Gräfin rückwärts hinaufſpähte, hatte etwas wunderbar Mächtiges, man war zu ſagen verſucht: etwas verzweifelt Mächtiges. Und man traf mit dem Worte „verzweifelt“ den wahren Punkt. Ein Greis von ſolcher Erfahrung und ſo gutem Herzen, der am Ende ſeiner Tage hoffnungslos geworden und nur noch darauf bedacht iſt, dieſe letzten Tage um den Preis eines getäuſchten Lebens zu verwerthen durch den Ausſchrei ſeiner Seele, ein ſolcher Greis muß gleichzeitig erſchrecken und bewältigen. Dies Erſchrecken, welches von ihm ausging, hatte zu Wege gebracht, daß er auf ſeinem herausfordernden Gange durch Sachſen und Böhmen lebendig bis daher gelangt war. Die fanatiſchen Lutheraner in Sachſen hatten ihn wohl faſſen und vernichten wollen, aber das Grauen vor ſo wahrer Verzweiflung hatte ſie doch im Innerſten entſetzt. Niemand hatte gewagt, Hand an ihn zu legen. Er iſt verrückt! Mit dieſem weiten Worte hatte man ſich abzufinden geſucht. Denn was uns in höheren Dingen widerſpricht, ohne daß wir es verdächtigen und widerlegen können, das ſchieben wir gern dadurch aus unſerer Verantwortung, daß wir es „verrückt“ nennen. Selbſt der ſtaatsgewandte Hofprediger Hoe in Dresden hatte ſich nicht anders zu helfen gewußt, als Dunſtan bis zum Kurfürſten gedrungen und bittre Vorwürfe in deſſen lutheriſche Orthodoxie hineingeſchleudert hatte. — Seht auf ſein Kleid, durchlauchtigſter Herr — hatte er gerufen — er gehört in den katholiſchen Kreis, der ſich befreien gewollt und nicht gekonnt. Laßt ihn über die böhmiſche Grenze führen! Dort mag er nützen; hier ſtört er nur.

Das war geſchehen. In Böhmen hatte er freiere Bahn gefunden. Das Huſſitenland war immer geneigt, einem freien Prediger in der Wüſte andächtig zuzuhören. Selbſt in den deutſchen Kreiſen, welche allein Dunſtan aufſuchte, da er nur dort mit ſeiner Sprache verſtanden wurde. Als nun dort ruchbar geworden, der Friedländer trete wieder an die Spitze eines Heeres, und zwar mit ungeheurer Vollmacht, da richtete Dunſtan ſein Augenmerk auf den Friedländer, und wie ein meſſianiſcher Prophet in Iſrael einem der Vierfürſten zuzog, um bei dieſem Gehör und Nachdruck für ſeine Weiſſagungen zu finden, ſo zog Dunſtan dem heutigen Kriegsfürſten entgegen, um deſſen Macht in Anſpruch zu nehmen für eine wahrhafte Freiheit der Kirche. Deshalb war er der Einladung nach Zleb ſofort gefolgt, da es überall hieß: der Friedländer komme des Weges daher, und deshalb war er jetzt im Innern erfreut, einen ſo eigenthümlichen böhmiſchen Gottesdienſt anzutreffen. Er ſollte ihm zum Wegweiſer, zur Brücke dienen für den Mann, welcher jetzt offenbar Kirche und Staat in Händen hatte.

Milderen Sinnes alſo trat er die Stufe hinab, als das Vaterunſer, und, wie es ſchien, hiermit der Gottesdienſt beendigt war, um dem Winke der Gräfin zu genügen und auch in die Kapelle hinab zu ſchauen. Ehe er aber ſprechen konnte, trat etwas Befremdliches ein. Die Kapelle verfinſterte ſich mit einem Male, obwohl es erſt Nachmittag war, ja es wurde faſt Nacht, und eine große Unruhe brach aus unter den Leuten da unten. Sie drängten nach der Thür; man ſah die Gefahr, daß ſie ſich erdrückten, und der Lärm wurde lauter und ſchreiender.

Da trat Dunſtan an die Brüſtung der Loge und rief mit ſtarker Stimme hinab: Fürchtet Euch nicht! Gott liebt die Menſchen allewege.

Man ſah empor, und die Erſcheinung des ſchwarzen Mönches brachte nur neuen Schrecken. Ein Mönch im böhmiſchen Gottesdienſte! — Dieſer Schrecken aber wirkte lähmend. Man hörte auf zu drängen, die Menge entfernte ſich langſamer, indem ſie ſcheu empor blickte nach dem greiſen Mönche.

— Was iſt denn? fragte die Gräfin.

— Ein Gewitter zieht über das Land, ſo tief, daß die Kirchthürme mit ihren Spitzen in die ſchwarze Wolke ragen. Die Wolke entladet ſich nicht, es fällt kein Tropfen Regen, und die Blitze ſpielen horizontal umher, als wollten ſie ſich geſammelt halten zu einem Hauptſchlage. So war's auf meinem Wege hierher. Das Gewitter iſt mit mir über Euer Haus gekommen. Es wird darüber hinwegziehen mit Gottes Hilfe. Ihr erwartet den Herzog von Friedland?

— Jede Stunde.

Unter dieſen Worten waren ſie auf die Gallerie hinaus getreten. Ein Blitz, oder richtiger ein Feuermeer überleuchtete den dunkeln Schloßhof, und man ſah, daß die aus der Kapelle ſtrömenden Landleute ſich links und rechts zuſammendrängten, um eine Gaſſe zu bilden vom Thore aus. Durch das Thor herein nämlich ſchien man einen Einzug zu erwarten.

Dies vollendete Herrn Tocke's heutiges Mißgeſchick. Als Pater Dunſtan in die Loge getreten, hatte er es für rathſam erachtet, dieſer unangenehm erneuten Bekanntſchaft keine weitere Folge zu geben, ſondern ſich ſo vorſichtig wie beſtimmt aus dieſem allerdings recht maleriſchen, ihm aber recht unheimlichen Schloſſe zu entfernen. Selbſt ohne Abſchied von Leo Steinwald zu entfernen, den er ohnehin nirgends erblickte. Er ſuchte alſo ſeinen Rückweg über Gallerie und Stiege. Leider gerieth er auf eine Nebentreppe, welche nicht in den Hof, ſondern in's Innere des Schloſſes führte, und verlor dadurch einige Zeit. Als er endlich aus dem faſt ganz finſteren Gebäude in den dunkeln Hof heraus getappt, da ſtrömten auch eben die Leute aus der Kapelle. Er ruderte nun eilig mit ihnen dem Hofthore zu, wurde aber auch mit ihnen dort geſtaut. Von außen kam eine zahlreiche, glänzende Reiterſchaar, und an der Spitze derſelben — Allmächtiger, das fehlte noch! — dachte Tocke —; wenn der dich hier ſieht und anhält, und mit jenem Mönch zuſammentrifft, und es zur Sprache kommt, daß ich — — ! — Herr Tocke gab ſich die größte Mühe, rückwärts unter die Landleute zu kommen. Das war nicht möglich. Die zuſammengedrängten Leute ſtanden bereits ſo eng wie eine Mauer, und hielten ſeinen Verſuch des Einfriedens immer nur für ein Zeichen, daß ſie noch weiter zurückweichen, die Gaſſe noch breiter machen ſollten. Er ſah ſich verurtheilt, in vorderſter Reihe zu bleiben. Der ſchwarze Pferdekopf des vorderſten Reiters pruſtete und wieherte eben aus dem Thorbogen herein in den Schloßhof, die ſchwarze Gewitterwolke goß ihre Feuermaſſe herab und beleuchtete grell den von den Landleuten abſtechenden hellblauen Tocke, der verſchämt und demüthig ſein Köpflein nach dem Boden neigte, als ſuchte er eine verlorene Stecknadel — denn der lange Reiter auf hohem Roſſe war der Mann, dem er jetzt durchaus nicht in die Augen kommen wollte, war der Herzog von Friedland.

Er erinnerte zum erſten Male wieder an jenen Waldſtein, welcher über die Taberbrücke zum Krankenlager des Kaiſers Matthias geſprengt war. Frei und kerzengerad, das Haupt nach dem Nacken zurück, keine Spur von gichtiſcher Krankheit an ſich, ſaß er auf reich geſchirrtem Rappen in der Tracht eines Feldherrn und Fürſten. Der rothe Sammetmantel mit Hermelin um die Schultern, das ledergelbe Wams vom großen Spitzenkragen bedeckt, die Aermel wie das Beinkleid roth mit Gold vernäht, der breitkrämpige, von Gold und Federſchmuck ſlirrende Hut mit der rückwärts flatternden, breiten, rothen Feder — Alles das hob das fahlgelbe, magere Antlitz und ließ es vornehm, verächtlich vornehm erſcheinen unter den dunklen Augenbrauen und dem wilden Augenſchimmer, der Niemand eines Blickes zu würdigen ſchien, der aber wie ein Blitz traf, wenn er ſich ausnahmsweiſe auf einen Gegenſtand heftete. Der Blitz des Himmels ſpottete indeſſen gerade hier des menſchlichen Stolzes: der Friedländer war kaum fünf Schritte weit in den Schloßhof herein, da verdichtete ſich die elektriſche Feuermaſſe der Gewitterwolke zu einem Keil, und unter furchtbarem Donnerkrachen — es war der erſte Donner dieſes Gewitters — ſchlug dieſer Blitzkeil in den Schloßhof, gerade in die geöffnete Gaſſe vor dem Herzoge. Man ſah Staub und Schutt hoch auffliegen vom Boden, und der erſchrockene

Rappe des Herzogs knickte in allen vier Beinen ſo tief zuſammen, daß die Steigbügel faſt den Boden berührten. Ein Schrei des Entſetzens flog in den Donner hinein von all' den Zuſchauern. Mit dieſem Schlage aber hatte ſich auch der Wind entfeſſelt; in einem Nu war der Staub verweht, und man ſah den Friedländer wieder unverändert hoch zu Roß. Nur ſah er nicht mehr in die Luft, nein, das gefürchtete Auge laſtete auf dem faſt knieenden Tode, und er ſprach: Was machſt Du hier?

— Der — junge — Steinwald hat mich — mitgenommen, um —

— Um?

— Um mir das alter — alterthümliche böhmiſche Schloß — zu zeigen, welches — als Skizze —

— Zeig' mir die Skizze, eh' ich fortgehe.

Der Herzog war langſam fortgeritten während dieſes kurzen Geſprächs, und Tode war genöthigt, nebenher zu keuchen.

Jetzt hielt der Herzog und ſtieg ab. Die Landleute öffneten durch Rückwärtsdrängen die Gaſſe zur Hauptſtiege im hinteren Thurme, die Truppenführer Ilow, Tertſchka, Sparr eilten ihm von da herab entgegen, Gräfin Wanda erwartete ihn oben an der Treppe. Stumm ſchritt er hinauf; hinter ihm ein Gefolge von höheren Officieren. Unter dieſen der Marcheſe Carretto und der Oberſt Piccolomini. Die alte Gräfin war ſtarr vor Erſtaunen darüber, und ihre Begrüßung verwandelte ſich ſofort in die leiſe geſprochene vorwurfsvolle Anfrage: was es zu bedeuten habe, daß er ſeine geſchwornen Feinde in ſeine unmittelbare Nähe ziehe?

Ein ſpöttiſches Lächeln Waldſteins antwortete zunächſt. Ohne Einhalt weiter ſchreitend nach dem geöffneten Saale des Schloſſes ſagte er dann zu der neben ihm herſchreitenden Gräfin: — Du nimmſt Alles zu kurz und zu heftig, Wanda. Wer regiert, muß weiter ſehen als die Leidenſchaft und das Vorurtheil. Dieſe Italiener ſind ſehr begabte Leute und ſind kriegswiſſenſchaftlich gebildet. Das brauch ich eben ſo dringend wie blinde Anhänglichkeit. Der Schwedenkönig bringt für Kriegswiſſenſchaft manches Neue. Das muß man bemerken, dem muß man begegnen. Meine Haudegen ſind dafür nicht beſonders geeignet. Der junge Piccolomini namentlich, der ſich mir ungerufen vorgeſtellt, ungerufen, obwohl er meine Ungnade zu fürchten hatte, der hat mir ganz beſonders gefallen. Es iſt ein offener Kopf. In Prag iſt er damals einfach kommandirt geweſen, ohne zu wiſſen für welchen Zweck. Sie haben damals Alle keinen rechten Zweck gehabt. Allarmirt ſind ſie geweſen durch die Ankunft des Sachſen, deſſen Heer im Anmarſche war, und rathlos mir gegenüber, der ich ja doch kein militairiſches Kommando gehabt. Carretto hat mir offen darüber geſprochen. Sei unbeſorgt! Das liegt jetzt Alles anders. Jetzt bedeuten ſie nur das, wozu ich ſie mache. — Wie kommt der Mönch daher?

— Er ſucht Dich. Es iſt der Genoſſe des Zierotin Zdenko geweſen, der jetzt als Wanderprediger —

— Pater Dunſtan! Ich weiß. — Was willſt Du von mir, Pater?

Waldſtein war an der gedeckten Tafel entlang bis an's Erkerfenſter vorgeſchritten und hatte ſich da erſt umgeſchaut, den gewölbten tiefen Saal überblickend, in welchem geſpeiſt werden ſollte. Sämmtliches Gefolge war jenſeits der Tafel zurückgeblieben, nur Dunſtan kam langſam auf ihn zugeſchritten. Ihn allein hielt kein irdiſcher Reſpekt zurück, ihn trieben höhere Gewalten.

— Ich will Dein Ohr — erwiderte er — auf eine Viertelſtunde, um Deine Macht für einen großen Zweck zu gewinnen.

— Eine Viertelſtunde iſt lang. Die Leute wollen hier ſpeiſen. Man kann das Wichtigſte kurz ſagen. Was iſt's?

— Du ſollſt die Kirche entfeſſeln von den Pfaffen im bunten wie im ſchwarzen Rocke, Du ſollſt die Religion frei machen und nicht für eine Kirche fechten. Nur ſo wirſt Du einen gründlichen Zweck haben für Deine großen Mittel, nur ſo wirſt, nur ſo kannſt Du neu und gewaltig werden, nur ſo kannſt Du ſiegen und ſchaffen. Ohne dieſe größere Abſicht verbleibſt Du inmitten der Mittelmäßigkeiten, die Stückweiſes wollen, die Halbes wollen und die über Nacht zu den Todten geworfen werden, auch wenn ſie zu ſiegen ſcheinen.

— Und wer wird mit mir fechten, wenn die Katholiken und Proteſtanten mich gleichmäßig als Feind anſehen müſſen?

— Der Geiſt wird mit Dir fechten, welcher höher und mächtiger iſt denn Rom und Wittenberg. Er wird den Sinn Deiner Feinde verwirren, und wird alle edleren Kräfte Dir zuführen. Denn Du wirſt als weiſer Feldherr nicht ſofort Dein Endziel zeigen. Du wirſt in einer Wolke wandeln wie Moſes. Deine Blitze werden immer nur einzelne Theile Deines Weges beleuchten, und erſt wenn Dein Sinai in feſtem Geſtein aufgebaut iſt, wirſt Du Dich enthüllen und die Tafeln der neuen zehn Gebote aufſtellen vor aller Welt, ein Gründer neuer Weltordnung.

— Und Du glaubſt, Pater, daß die Menſchen beſtehen können ohne feſte Kirche, auch die ſchwachen und gedankenloſen, welche die große Mehrzahl bilden?

— Ich glaube nicht, daß ſie ohne Kirche beſtehen können, und ich will es nicht. Die Kirche iſt der nothwendige Stab in irdiſcher Finſterniß. Aber die Kirche ſoll weiter und größer werden als ſie jetzt iſt. Sie ſoll den Spruch der Schrift am Giebel tragen: In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.

— Haſt Du außer Gleichniſſen und Bibelſprüchen auch einen feſten Plan Deiner weiten Kirche?

— Den hab' ich.

— Eine organiſirte, bis in's Einzelne ausgearbeitete Eintheilung, wie man eine Regierung, eine Armada eintheilt in Aemter und Inſtanzen, in Regimenter und Stäbe und oberſte Hauptmannſchaft?

— Den hab' ich.

— So komm' heut' Abend zu mir um die zehnte Stunde und entwickle mir dieſen Plan.

— Ich komme. Aber gieb beſtimmten Auftrag, daß man mich zu Dir laſſe. Denn Deine Umgebung will nichts von dem, was ich will, und wird mich abweiſen. Du haſt nur Handwerker oder Ränkeſchmiede um Dich und biſt von Spionen der römiſchen Pfaffen umgeben.

— Du meinſt?

— Ich weiß. Bin ich doch ſoeben erſt hier im Schloſſe einem Menſchen begegnet, Namens Tode, der ſchon vor zehn Jahren Spion und Zuträger der Jeſuiten in Wien war, und zwar des ſchlimmſten Mannes unter den Jeſuiten, des Provincials Athanaſius.

— Tode hieß er?

— So nannte ihn damals der Pförtner im Collegium.

— Roſtok! rief Waldſtein mit mächtiger Stimme über den Saal hinüber.

Kammerdiener Roſtok antwortete ſogleich aus der Tiefe hinter der harrenden Geſellſchaft, und eilte herbei, wenn auch nicht ſo glatt und leiſe wie im Prager Palaſte. Denn der Fußboden des Saales hier war von Stein.

Waldſtein ſprach leiſe und ſchnell zu ihm und ſchloß mit den lauteren Worten: — Auch den Leo, welcher ihn hergebracht! — Dann wandte er ſich verabſchiedend zu Dunſtan und ſprach, indem er auf Roſtok zeigte: — Bei dieſem Manne melde Dich!

Die alte Gräfin hatte unterdeß angeordnet, daß ein gedeckter Tiſch aufgeſtellt werden am oberen Ende der Tafel, abgeſondert um einige Schritte von dieſer. Er war für den

Herzog beſtimmt, welcher bei öffentlichen Mahlzeiten immer in ſolcher Form abgeſondert ſpeiſte.

Jetzt trat ſie wieder zu ihm und fragte, ob Durchlaucht erlauben wolle, daß angerichtet würde. Der Herzog machte eine ablehnende Bewegung. Die Tafelfreuden waren überhaupt kaum für ihn vorhanden, und es ſah ihn ſelten Jemand Speiſe oder Trank nehmen. — Für mich nicht — ſagte er zerſtreut, indem ſein Auge die jenſeits der Tafel verſammelten Gäſte muſterte. Draußen regnete es in Strömen, ſeit er eingetreten. Im Saale herrſchte Todtenſtille unter ſeinem muſternden Blicke, man hörte den Regen an die Fenſter klatſchen. Diener warteten im Hintergrunde mit Lichtern, denn die Luft war immer noch verfinſtert.

— Raſchin und Lady Ludmilla ſind noch nicht da? fragte er halblaut die alte Gräfin.

— Noch nicht. Das Wetter wird ſie genöthigt haben, unterwegs zu verweilen.

— Der Sachſe auch noch nicht?

— Auch noch nicht. Man hat Dich erſt zum Abend erwartet.

Langſam ging er an der Tafel entlang; die Gräfin Wanda neben ihm. — Holck! rief er, als er noch etwa zehn Schritte von der Gruppe ſeiner Officiere entfernt war. Die knochige Geſtalt mit wüſtem Kopfe kam zu ihm. — Die Direction nach Eger nehmen — morgen früh!

Dann ſchritt er weiter; durch die Gruppe hindurch, welche ſich vor ihm aufthat. Auf einen Wink der Gräfin öffnete der Haushofmeiſter die Thür und ſandte Diener mit Lichtern voraus. Die Gräfin ſelbſt begleitete den Herzog. Als ſie in den Zimmern ankamen, welche für ihn beſtimmt waren und in deren vorderſten die Ordonnanzen und Boten mit Brieftaſchen ſeiner ſchon warteten, öffnete ſie eine ſeitwärts führende Thür und lud ihn ein, den Raum zu betrachten. Es war ein Thurmzimmer wie das ihrige. Eine Planetentafel mit allem Zubehör zur Beobachtung der Sterne war darin aufgeſtellt. Aus Neigung für ihren Abgott hatte auch ſie dem Anſchauen der Geſtirne und der Deutung ihrer Konſtellation ſich gewidmet.

— Rechten Glauben find' ich nicht daran! — ſagte ſie lächelnd.

— Das iſt auch viel verlangt, erwiderte Waldſtein, und ein ſeltenes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen — rechten Glauben finden nur die Kinder.

— Und der unſrige iſt Aberglaube.

— Vielleicht. Zleb wird ihn nicht nähren: es wird draußen ein Landregen, und der Sternenhimmel wird heute Nacht nicht vorhanden ſein. Geh zu Deinen Gäſten; ſie ſchmachten nach der Mahlzeit.

— Und Du fragſt nicht, Waldſtein, was ich zu Deinem Pakt mit dem Kaiſer ſage? Du willſt Dein Lob nicht hören über ſolchen Erfolg?

— Nein. Dir iſt's doch nie genug.

— Nicht genug? Mir iſt's zu viel.

— Siehſt Du! Eine neue Wendung des Tadels. Du biſt unerſchöpflich.

— Ich bewundere Deine Thätigkeit, Deine Zähigkeit, Deine Kraft und Geſchicklichkeit, mit welcher Du dies Ungeheure erreicht. Es iſt ein Zeichen des größten Genies, dieſe interimiſtiſche Uebernahme, um die Bildung des Heeres vorzubereiten, und mit der vorbereiteten Waffe drohend ſolche Zugeſtändniſſe zu erzwingen. Des größten Genies. Aber das Genie iſt unklug geweſen, wenn es über ſeinen Zweck, über ſein Ziel im Unklaren verblieben iſt.

— Wer ſagt das?

— Deine Miene ſagt mir's. Du haſt Dich noch nicht entſchieden.

— Meinſt Du? — Führen nicht viele Wege nach Rom? Und verzichtet man auf den Marſch, weil man prüfend erwägt, welchen man auswählen ſoll?

— Du biſt noch gar nicht entſchloſſen, einen auszuwählen.

— Vielleicht morgen ſchon wirſt Du anders ſprechen.

— Da ſiehſt Du: morgen! Alſo heute noch nicht.

— Weil Raſchin, weil der Sachſe noch nicht da ſind!

— Und wenn ſie dageweſen, wirſt Du Neues vermiſſen. Das eine Gute hat aber Dein Pakt mit dem Kaiſer: er wird Dir nie vergeben.

— Was heißt das?

— Der Kaiſer kann Dir nie verzeihen, ihm alle Macht aus den Händen gerungen, Dich thatſächlich zum Herrn des Reichs gemacht zu haben. Dies iſt mein Zuviel. Wer ſo viel erringt, der muß auch den letzten Schritt wagen, ſonſt iſt er verloren. Siegſt Du für den Kaiſer und legſt Du ihm den Sieg einfach und ohne weiteren Anſpruch in den Schooß, ſo wird man Dich ſauerſüß ablehnen, und in der Ablehnung dafür ſorgen, daß Dir nichts verbleibt von der ertrotzten Macht. Gefällt Dir das nicht, und willſt Du Dich widerſetzen, ſo wird man Dich — ermorden, weil Du nicht anders herunter zu bringen biſt.

— Oho!

— So iſt's. ſo muß es kommen. Dein Pakt läßt dem Kaiſer gar keine andere Wahl. Entweder muß er den Pakt brechen oder er muß Dich brechen. — Siegſt Du aber nicht, nun, dann brichſt Du Dich ſelbſt, und der Pakt wird von ſelbſt hinfällig. Auf beiden möglichen Seiten biſt Du verloren. Und dieſe Einſicht wird Dich nöthigen, die Macht, welche Du in Händen haſt, auch ganz und voll für Dich zu gebrauchen. Ich fürchte nur, Du wirſt Dich noch lange, wirſt Dich zu lange dieſer Einſicht verſperren. Dann gewinnen die Intriguen gegen Dich Zeit und Raum und Deine „Wälſchen“ unterhöhlen Deine Macht. Iſt das thöricht?

— Das iſt es nicht. Aber es iſt Alles daran extrem, wie es bei Weibern zu ſein pflegt. Die Phantaſie beherrſcht Euch und leiſtet der Logik Vorſpanndienſte. Die politiſchen Dinge entwickeln ſich aber nicht in extremen Wendungen. Bring' Deine Gäſte zur Mahlzeit.

Sie ging. Keins reichte dem Andern die Hand. Waldſtein liebte keinerlei körperliche Berührung.

Der Gußregen draußen, welcher alle Landleute fortgetrieben, war in einen ſtillen, leiſen Regen übergegangen, als der wirkliche Abend mit dichter Finſterniß eingetreten war. Der Schloßhof war leer; zahlreiche Lichter in den Fenſtern des Schloſſes flimmerten unſicher durch die waſſervolle Luft herab, ſchimmerten draußen matt in's Land hinaus.

Binnen zwölf Stunden vielleicht ſollte in dieſem alten Schloſſe eine Wendung entſchieden werden, welche für Kaiſer und Reich und Kirche und Staat entſcheidend werden mußte. Waldſtein wartete ſichtlich auf Guſtav Adolphs letztes Wort. Lautete es zuſtimmend, und klang es nur leidlich ehrlich, dann trat er wohl mit ganzer Entſchloſſenheit in die Fußtapfen, welche Gräfin Wanda ſeit Jahren vor ihm ausgetreten, und der deutſche Krieg erhielt ein völlig verändertes Antlitz: der Kriegsfürſt der Katholiken und der Kriegsherr der Proteſtanten ſtürzten das alte Kaiſerthum, und theilten ſich in die deutſche Macht. Theilten! Darin lag es, darin liegt es, daß hiſtoriſcher Beſtand ſo viel länger dauert als man ihm zutraut. Kein Mächtiger will theilen. Ganz oder gar nicht! iſt eben der Athem ſeiner Macht.

Im Grunde dachte Waldſtein auch nicht anders. Und nur darum, weil ihm neuerdings dringende Mahnungen zugegangen waren, den Schwedenkönig nicht zu unterſchätzen in deſſen vielfach neuer und dadurch überlegener Kriegführung, nur darum hatte ſich Waldſtein zu einer neuen Anknüpfung entſchloſſen. Gleichzeitig hatte er ſich Sachſen mehr als je genähert. Der deutſch-patriotiſche Standpunkt ſollte ihm unter allen Umſtänden die Wage halten gegen den „Gothen.“

Arnimb hatte den Kurfürſten nun mit aller Kraft angehn müſſen, ſich vom „Gothen“ zu trennen und ſich dem deutſchen Friedländer anzuſchließen, welcher ihm die Lauſitzen und volles Gleichmaß in der Kirchenfreiheit zuſicherte.

Deshalb erwartete da oben im Thurmzimmer der düſtre Herzog ungeduldiger als ſonſt den Raſchin vom Weſten, den Starſchädel vom Norden. Beide Antworten mußte er neben einander haben, um ſeine Entſcheidung treffen zu können.

Die eine war nahe. Raſchin hatte ſich durch den Gewittersturz nur eine Stunde aufhalten laſſen, er kam jetzt in der regneriſchen Finſterniß Schritt für Schritt dem Schloſſe näher; er entdeckte bereits den matten Lichtſchimmer in den Thurmfenſtern; er ritt in den Schloßhof ein, er ſtieg ab. — Obwohl triefend von Waſſer, ließ er ſich gleich zum Herzoge führen.

Roſtok liebte es nicht, daß Feuchtigkeit eingeſchleppt wurde in die Gemächer ſeines gichtiſchen Herrn. Aber er hatte Ordre, und er war zerſtreut. Er ließ den naſſen Mann ſogleich hinein.

Roſtok war zerſtreut um Leo's willen. Die Neigung, welche er gleich von Anfang für den jungen Mann gefaßt, ſie war ſtetig geblieben, ſie war gewachſen mit der Zeit, er liebte Leo wie man ein junges Mädchen liebt. Und Leo ſchien ihm jetzt bedroht zu ſein. Der Auftrag des Herzogs heute bald nach der Ankunft im großen Saale hatte Leo geſtreiſt, wenn auch nur geſtreiſt. Roſtok wußte nur zu gut, was das zu bedeuten hatte bei ſeinem Herrn. Der Herzog hatte im großen Saale in der Nähe des Mönchs leiſe befohlen: Oberſt Sparr ſollte ſogleich einen ſichern Mann nach Prag ſchicken; der Mann ſollte fünfmal Pferde wechſeln, und in geſtrecktem Galopp jagen, damit er am nächſten Morgen wieder zurück wäre in Zleb. In Prag aber ſollte er ſich Herrn Tocke's Zimmer öffnen laſſen, ſollte alle Briefſchaften dieſes Tocke in ſeine Ledertaſche ſtopfen und dem Herzoge bringen. — Das hatte Roſtock gleichgültig gelaſſen — was kümmerte ihn Herr Tocke! Aber der Herzog hatte hinzu geſetzt: Der Leo ſoll den Tocke hergebracht haben. Er iſt alſo wohl vertraut mit ihm. Darüber will ich Auskunft. — Dies war Roſtock durchaus nicht gleichgültig geweſen. Dazu war eine Aeußerung Sparr's gekommen, als Roſtock dieſem des Herzogs Auftrag ausgerichtet. Die Aeußerung hatte gelautet: Tockes Briefſchaften allein? Nicht auch des Steinwald Papiere? — Tockes allein! hatte Roſtock erſchrocken geantwortet.

Seitdem war Roſtock befangen, denn er war beſorgt für ſeinen Liebling. Er hatte nach ihm geſendet. Die Antwort hatte gelautet: Herr Leo ſitze mit an der großen Tafel, und dort gehe es laut und fröhlich zu. Man trinke ſtark und halte Reden. Ob man den jungen Herrn abrufen ſolle? — Das nicht! hatte Roſtock erwidert. Er gönnte ihm die luſtige Tafel, und hätte es faſt gern geſehn, daß der ſonſt mäßige junge Mann einmal etwas trunken würde. — Allmählig hatte es ihm aber doch zu lang gedauert, und er hatte nochmals nachſchauen laſſen. — Jetzt hatte es geheißen: die Herrſchaften hätten Plätze gewechſelt, und der junge Herr ſäße neben einer jungen, ſchönen Dame — Neben dem Fräulein von Loß? — Nein, die ſei gar nicht da. Der leiſte der alte Mönch auf ihrem Zimmer Geſellſchaft. Die junge Dame ſei das ſchöne Fräulein von Sparr, und ihr Vater, der Oberſt, ſähe drein, als ob der ſüße Wein eitel Eſſig wäre. — Der Herr Leo ſoll ſogleich zum Herzog kommen! hatte Roſtok gerufen.

Das war geſchehn, kurz bevor Raſchin eingetreten. Der zerſtreute Roſtok erwartete alſo Leo. Er ſchob im Zimmer umher, der Mann mit dem Pavianskopfe, als ob er nicht bloß beſorgt wäre. Man hätte ihn für einen entarteten Othello halten können, der von Eiferſucht geplagt würde.

Er hätte auch ſeinem Lieblinge keinen übleren Dienſt erweiſen können, als ihn jetzt hierher in das Vorzimmer des Herzogs zu berufen. Leo war ſchon den ganzen Tag über in einem aufgeregten Zuſtande geweſen: die abweiſende Behandlung, welche er von Sparr, die außerordentliche Aufmunterung, welche er von der alten Gräfin erfahren, hatten ſein ſonſt ſo behagliches Gleichgewicht ſtark erſchüttert. Als man nun zur Tafel gegangen, und an derſelben gegen alles Erwarten Magna nicht erſchienen war, da hatte er ſich mit einer Art von wilder Reſignation dem politiſchen Geſpräche und dem Erheben der Becher und Ausleeren derſelben hingegeben, welches von dieſen Geſprächen unzertrennlich war. Er hatte dabei zufällig eine Menge Wein verſchluckt, was ſonſt gar nicht ſeine Gewohnheit war. Und zu dieſem Rauſche war ihm gar noch ein zweiter beſchieden geweſen. Sparr nämlich war in der Stille von Gräfin Wanda geſcholten werden, daß er ſeine Tochter nicht zur Tafel gebracht. — Junge Mädchen zähmen die Wuth des Trinkens und Prahlens bei den Officieren, und die Loß Marie fehlt uns ohnedies, holt Eure Magna! hatte Gräfin Wanda geſagt. Das war dem Sparr ganz erwünſcht gekommen. Erwünſcht? Dem proteſtantiſchen Starrkopfe? Ja wohl. Er hatte ſtarre Gedanken, er hatte ſtarre Formen, aber er war im Grunde des Herzens ein guter, ja weicher Mann. Und ſeine Tochter liebte er zärtlich. Sie war ſein einziges Kind. Dies Kind aber war ſich dieſer väterlichen Zärtlichkeit ſehr wohl bewußt, und war nicht ohne Trotz, wenn Papa hart und ſtreng gegen ſie auftrat. Sie hatte von der verſtorbenen Mutter einen feſten Willen geerbt. Als der Vater ihr heute ſo hart entgegen getreten war in Bezug auf Leo, da hatte ſie nach einiger Ueberlegung gefunden: das ſei Unrecht, und ſie hatte ſich vorgenommen, Leo bei Tiſche zu ſagen, ihr Vater wäre — nein! zu Viel wollte ſie ihm doch auch nicht ſagen; aber ausgleichen wollte ſie den Mißton doch, das war ihr feſter Vorſatz. Nun hatte aber der Vater gar erklärt, ſie ſollte heute nicht mit zu Tiſch gehn! Das war zu arg. Da hatte ſie ſich in trotziges Schweigen gehüllt, und das war etwas was Papa Sparr gar nicht vertragen konnte an ſeinem Augapfel. Deshalb kam ihm die Aufforderung der Gräfin ſo erwünſcht, und er holte ſogleich ſeine Tochter. — Für Leo ging hiermit die Sonne auf. Angefeuert war er ſchon in hohem Grade, und — was er ſonſt nicht gewagt hätte — er miſchte ſich tapfer unter die jungen Kriegsleute, welche aufſprangen, um das ſpät erſcheinende Fräulein zu begrüßen und an die Tafel zu führen, ja, er that ſich ſo hervor in Keckheit, daß er den Platz neben ihr eroberte, und daß er einen freien Fluß der Unterhaltung mit ihr begann, wie es ihm früher bei ganz nüchternem Zuſtande nie gelungen war. Den grimmig drein ſchauenden Vater ſah er gar nicht, er ſah nur das überraſchte und gar nicht ungnädige Lächeln des Fräuleins, welches in dem allgemeinen Tafellärm den muntern Burſchen munter aufnahm. Denn ſie war eigentlich auch munter und friſch, und Ungehöriges ſprach Leo auch jetzt in ſeinem Rauſche nicht, ſelbſt wenn er manchmal nur flüſterte. In dieſem Flüſtern vertraute er ihr nur, daß Gräfin Wanda ihm die Erhebung in den Ritterſtand verheißen habe, in den Ritterſtand! was für ſeine — Zukunft doch höchſt wichtig ſei —

In dieſen Doppelrauſch von Wein und Liebe war Neſtols Botſchaft geblitzt: er ſollte ſogleich zum Herzoge kommen! — Der Ritterſchlag um Mitternacht! hatte Magna ſcherzend gerufen. Das wäre göttlich! hatte er in ſeiner Exaltation laut geſagt, und hatte leiſe hinzugeſetzt: dann ſinge ich heute Nacht unter Eurem Fenſter das Karawanenlied, welches die Frau Herzogin Iſabella ſo gern hörte! — Das werdet Ihr wohl bleiben laſſen! hatte ſie entgegnet, aber der ſchelmiſche Blick ihres Auges hatte ihren Worten widerſprochen, und er hatte nur auf ihr Auge gehört und nicht auf ihre Worte, und war voll Rauſch und Seligkeit davon geeilt.

So kam er jetzt zu Neſtol, laut, luſtig, ausgelaſſen. Er faßte den umher laufenden Kammerdiener bei beiden Händen, er ſchwenkte ihn, als wollte er mit ihm tanzen, er umarmte, er küßte ihn. Denn er hatte den „guten Pavian“, welcher ihm zugethan war, ganz gern, und das wollte er ihm deutlich bezeigen in dieſer Stunde glücklicher Aufregung.

Reſtok war dieſe ungewöhnliche Zärtlichkeit wohl ſehr willkommen, aber das laute Weſen erſchreckte doch den Kammerdiener, der ſeinen Herrn, ſeinen furchtbaren Herrn im nächſten Zimmer wußte, und der wußte, daß dieſer Herr eine höchſt heiklige Unterſuchung mit ſeinem Lieblinge vorhatte. Und dabei rief Leo ein Mal um das andere laut: will mich der Herzog heut noch zum Ritter ſchlagen, will er? —

— Er denkt nicht daran! Um Gotteswillen leiſe, junger Herr! Im Gegentheil! Der Herzog hat Euch im Verdachte —

— Daß ich ein Herz habe, ein zärtliches Herz?! Da hat er Recht, ganz Recht!

— Ach warum nicht gar! Daß Ihr —

— Was denn?

Das war's eben, was Reſtol jetzt erſt peinlich auf die Seele fiel. Wie ſollte er fragen? Er war doch zu Anfang und zu Ende Diener ſeines Herrn, und zur Grundeigenſchaft dieſes Dieners gehörte es, die Abſichten ſeines Herrn getreulich zu erfüllen und in keiner Weiſe zu verrathen. Ausholen und warnen wollte er Leo, aber er durfte ihn doch eigentlich nicht merken laſſen, daß er auch ſchon verdächtig ſei. Wie war das anzufangen?!

— Ihr kennt Herrn Tocke? fragte er endlich kurz.

— Verſteht ſich! Habe ja den ängſtlichen Lichtblauen, den tapfern Reiter ſelbſt hierher gebracht.

— Wozu?

— Wozu? Ihn zu unterhalten! Er will immer da ſein, wo die Hauptperſonen ſind, will hören was ſie ſprechen, beſonders den Herzog, den er ſelten zu ſehen und zu hören kriegt?

— Unglücklicher! Leiſe!

— Was?

— Weshalb will denn Herr Tocke den Herzog ſprechen hören?

— Na, weil's immer merkwürdig iſt was der Herzog ſagt. Der Tocke ſchreibt ſich's auf —

— Er ſchreibt —?

— Freilich! Er iſt ein Raritätenkrämer, und macht ſich wichtig damit in Wien, wo ſie gern wiſſen mögen, was der Herzog ißt und trinkt und was ihm der Zenne prophezeiht aus den Sternen.

— Das wißt Ihr, Unglücklicher, und hindert ihn nicht —?

— Im Gegentheil! Ich thu's auch —

Ach! ſchrie Roſtok in Verzweiflung laut auf, und in dem Augenblicke trat der naſſe Raſchin heraus, und die Stimme des Herzogs rief: Was iſt, Roſtok?

Raſchin eilte ohne Aufenthalt durch's Vorzimmer; der Herzog erſchien an der Thür ſeines Gemachs, und wiederholte die Frage: Was giebt's hier? Warum ſchreiſt Du?

Roſtok ſtammelte verlegen. Um keinen Preis wollte er ſeinen Liebling verrathen; aber in der Verlegenheit deutete er doch auf ihn.

— Was iſt mit dem? — fuhr der Herzog fort — Komm her! — was iſt das? Du riechſt nach Wein?! Auch das ſchon? Pfui! Trinker kann ich nicht brauchen. Geh zu Bett!

Leo wollte ſprechen, Waldſtein aber rief kurz und ſcharf: — Marſch!

Leo mußte ſich entfernen. — Herr von Starſchädel noch nicht da? — fragte der Herzog, indem er ſich nach ſeinem Zimmer zurück wandte.

— Noch nicht, Durchlaucht.

Nun ging Waldſtein langſam in ſein Zimmer zurück, die Thür hinter ſich offen laſſend. Es war ihm anzuſehn, daß ſein Geiſt ganz anderswo weilte als bei dieſer häuslichen Scene. Tiefes Sinnen ſchwebte um Stirn und Augen, Unmuth um die Lippen. Die Nachricht Raſchins war auch diesmal nicht aufmunternd geweſen. Der Schwedenkönig hatte verlangt, Waldſtein ſollte gegen Wien maſchiren, und hatte einen Zuzug von fünfzehnhundert Schweden verſprochen. Das klang faſt wie Hohn. Es war nur zu deutlich: er traute dem Friedländer durchaus nicht. — Das war nun wohl dem Friedländer, welcher dem Schwedenkönige ebenfalls nicht im Geringſten traute, und welcher ihn nur ſchwächen und herunter bringen wollte, das war nun wohl dem Friedländer nicht unerwartet. Er hatte die neue Anknüpfung nur unternommen dem Kurfürſten von Sachſen zu Gefallen. Dieſer ſollte hierdurch erfahren, daß von Guſtav Adolph nichts zu erwarten ſei für eine Beendigung des deutſchen Kriegs im Sinne deutſcher Patrioten, und daß der Schwedenkönig eben nur das längſte Schwert in Händen behalten wollte. Vielleicht werde das endlich den Kurfürſten überzeugen, daß er beſſer thue, ſich vom Schwedenkönige zu trennen und ſich dem Friedländer anzuſchließen. Der Kurfürſt litt bereits empfindlich unter der eiſernen Hand Guſtav Adolphs, welcher das ſächſiſche Intereſſe als ein untergeordnetes behandelte — „aber“ murmelte Waldſtein, indem er ſtehen blieb, „der Sachſe beeilt ſich nicht. Arnimb hat meine Einladung hierher zeitig genug gehabt; der Starſchädel hätte mich hier ſchon erwarten müſſen, wenn der Kurfürſt bereitwillig geweſen wäre, und — er iſt jetzt noch nicht da. Du bleibſt allein. Du bedarfſt aber des ſächſiſchen Bündniſſes, wenn etwas Ganzes und Volles erreicht werden ſoll. Dieſes Bündniß allein bringt im Reiche den moraliſchen Eindruck hervor, daß die Frage des Reichs, die religiöſe und politiſche durch mich zur Entſcheidung kommt, nicht bloß meine perſönliche Frage. Das hebt und ſtärkt über alle Vorausſicht hinaus. Das lähmt Wien im Innerſten — ich kann's nicht entbehren.“

Während Waldſtein dies dachte, und zuweilen in einzelnen Worten murmelnd vor ſich hin ausſprach, war im Vorzimmer ein ſchwarz gekleideter Mann leiſe eingetreten. Ohne den immer noch beſtürzten Roſtek zu beachten, ging er lautloſen Schrittes auf das Zimmer des Herzogs zu, trat in daſſelbe, und näherte ſich dem Herzoge, welcher abgewendet ſtand, und die Annäherung nicht bemerkte.

Es war Zenno, der Aſtrolog. — Er hatte immer freien Zutritt, wenn er etwas Beſonderes zu melden hatte. — Als der Herzog ſeiner anſichtig wurde, fuhr er unwirſch auf: Was ſchleichſt Du herbei wie ein Unglück! — Der ſchwarz verhangene Himmel bietet doch heut keine Veranlaſſung!

— Er iſt nicht mehr ſchwarz verhangen, großmächtiger Herr. Schau' hinaus! Ein Windſtoß aus Süden hat die Wolkendecke zerriſſen, und zwar für Dich zerriſſen.

— Was?!

— Gerade nur Dein Stern, der Saturn und ſeine Umgebung iſt frei und ſichtbar. In feuchtem Lichte ſchaut er herab, und ruft uns. Zum Zeichen, daß etwas Wichtiges mit Dir bevorſteht. Das ſtimmt genau mit meinen Berechnungen. Sie treffen alle zuſammen auf die erſten Sommertage des Jahres 1632. Auch des jungen Leo Facit ergiebt daſſelbe Reſultat, und der junge Mann rechnet exakt wie eine neue, friſch geölte Maſchine. Was Du heute erfährſt iſt ein Schickſalsſpruch. Horche auf! Sammle den Saft von Dem, was Dir heute zugekommen, merke genau, was Dir noch zukommt! Der Tag hat noch reichliche zwei Stunden vor ſich.

Waldſtein ſah dem Aſtrologen ſchweigend in die geſpannten braunen Augen. Dann ſchritt er an's Fenſter. Richtig! Ein kleiner Kreis am Himmel war frei von Wolken: der Saturn mit ſeinen Trabanten glänzte wunderbar durch die feuchte Luft herab —

Waldſtein war nicht frei von Dem, was man Aberglauben nennt. Er meinte wohl bei guter Lebenskraft, er ſei dieſem Sternenglauben nicht unterwerfen, er ſei ihm nur mehr oder minder zugethan. Aber die Beſchäftigung mit einer ſogenannten Wiſſenſchaft, die ſo lange Beſchäftigung mit der Deutung der Geſtirne hatte ſich doch eingegraben in ſeine Gedanken — in ſeine Gedanken-Nerven, wenn man dieſen Begriff und Ausdruck zugeben will. Es widerſtrebt einem thätigen Geiſte, das Wort „Zufall“ gelten zu laſſen und hinzunehmen. Die ewigen Geſetze, die unabänderliche Regelmäßigkeit in der Schöpfung können ja einem thätigen Menſchengeiſte nicht verborgen bleiben, und er trachtet, ihnen beizukommen. Das Ueberlieferte genügt einem ſolchen Geiſte nicht, denn er weiß, daß die Entwickelung nicht ſtille ſteht; die Hinweiſung auf kirchlichen Glauben genügt ihm eben ſo wenig, denn er hält den Inhalt des Glaubens eben auch nur für einen Theil der Ueberlieferung, wenn auch vielleicht für einen geweihten Theil. Da nimmt allmählig die ſogenannte Wiſſenſchaft einen gewiſſen Raum ein in ſeiner Seele. Er läßt ſich nicht von ihr gebieten, wenn ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte im Gleichgewicht ſind, aber er beachtet ſie ſelbſt dann, und er giebt ihr nach, wenn er ſchwach iſt, wenn die Fähigkeit des Entſchluſſes in ihm erlahmt. Sie überraſcht ihn endlich, wenn ſie ihm plötzlich grell entgegentritt in der Geſtalt Deſſen, was die Welt einen „wunderbaren Zufall“ nennt.

Einen ſolchen meinte er jetzt vor ſich zu ſehen. Er ſtand an der Pforte einer neuen Laufbahn: das Wort des Schwedenkönigs war eben angekommen, das Wort der ſächſiſchen Macht war erwartet. Er wollte eben Zenno veranlaſſen, den Vortrag über die augenblickliche Lage ſeines Horoſkops zu beginnen, da nahte ſich ein unerwartetes neues Gewicht — Lady Ludmilla erſchien mit Geräuſch im Vorzimmer und rief mit dringendem Accente: ob ſie eintreten dürfe? Sie habe eine ſchwere Nachricht zu überbringen.

Sie war in Czaslau zurückgeblieben vor dem heftigen Regenwetter. Sie hatte ſich ſo ſpät am Abende noch aufgemacht, als der Wind die Regenwolken geſprengt, um den Herzog noch zu ſprechen.

Der Herzog winkte ihr mit der Hand und bedeutete Zenno mit den Augen, in das offen ſtehende Thurmzimmer zu treten, in welchem der aſtronomiſche Apparat der Gräfin Wanda aufgeſtellt war.

Zenno ſchritt durch die offene Thür hinein, ohne dieſe Thür hinter ſich zu ſchließen. Lady Ludmilla ſchritt haſtig auf den Herzog zu und ſprach mit gedämpfter Stimme:

— Es betrifft nicht die Politik allein, Durchlaucht, was ich mitzutheilen habe. Obwohl auch dieſe. Denn ich habe den König Guſtav Adolph öfter, länger und vertraulicher geſprochen als Euer Raſchin, welchem er nur das Nothwendigſte ſagt. Des Königs Bereitwilligkeit iſt viel wärmer, als Raſchin Euch ſagen kann. Doch, wie geſagt, davon ſpäter. Was mich jetzt treibt iſt Folgendes: Vor einer Stunde hat mich ein Bote des Herzogs Bernhard von Weimar, den er mir nachgeſendet, in Czaslau eingeholt. Die Botſchaft betrifft Eure Perſon, Durchlaucht, Eure leibliche Perſon, welche in Gefahr ſchwebt. Der Herzog Bernhard hat an der bayeriſchen Grenze einen ſpaniſchen Mönch aufgefangen, welcher die Geſchäfte eines Spions verſehen hat zwiſchen Spinola und der ſpaniſchen Partei in Wien. Unter Anderem hat man bei ihm deutliche Anzeichen gefunden, daß erſtens in Eurer Umgebung zwei Männer ſeien, welche allwöchentlich Bericht erſtatten an die Jeſuiten in Wien über Alles, was Ihr thut, vorhabt und ſprecht. Zweitens: daß dieſe zwei Männer jetzt bei Eurem Aufbruche mit dem Heere in Anſpruch genommen würden für einen Arzt, der ſich in den nächſten Tagen bei Euch einſtellen werde. Sie ſollen dieſem Arzte angeben, ob es an der Zeit ſei, Euch — zu lähmen. So laute das Wort. Es iſt auf Eure gichtiſchen Anfälle angedeutet, und die Andeutung iſt inſofern unklar, ob mit Gicht und Lähmung nur ein Niederwerfen Eurer Perſon gemeint ſei, oder — eine Tödtung. Die ſpaniſche oder jeſuitiſche Macht, welche dieſe Fäden leitet, verhehlt in keiner Zeile, daß die große, Euch eingeräumte Vollmacht ein wahnſinniger Schritt des Kaiſers ſei, und von Euch zum Aergſten gemißbraucht werden könne. Träte eine Spur dieſes Mißbrauchs hervor, dann ſollte jener Arzt unverzüglich handeln. Er ſei Euch bekannt, ja vertraut, und werde deshalb gar keine Schwierigkeit des Zutritts finden. Genannt wird er — ſicherlich mit falſchem Namen! — Doktor Carlos —

— Blandini! riefen gleichzeitig Waldſtein und Zenno, welcher die lauter und lauter werdende Rede Ludmilla's im Nebenzimmer gehört hatte. Er kam jetzt eiligſt herbei und überreichte Waldſtein ein Blatt Papier, und lispelte mit zitternder Stimme: — Leſ't, Großmächtigſter!

Waldſtein las. Es waren nur einige Zeilen. Sie machten ihm einen Eindruck, und er ſagte zu Ludmilla mit einem innerlich erregten Stimmtone, welcher ſelten an ihm bemerkt wurde: — Morgen Weiteres, Mylady. Ich danke Euch. — Euer Freund Hans wird erwartet; das freut Euch vielleicht, ſetzte er in anderem Tone hinzu.

— Hans von Starſchädel?

— Allerdings.

— Ich danke für die Nachricht. Sie veranlaßt mich — alſo morgen Weiteres!

Haſtig, und wie mit einem Entſchluſſe beſchäftigt, ging Ludmilla.

Der Herzog blieb regungslos ſtehen und las das Blatt noch einmal. Es war ſein jetziges Horoſcop, welches Zenno vorzulegen gekommen war, und lautete:

„Deine Feinde von rechts und links ſtellen ſich freundlich. Trau ihnen nicht: es ſind Nebelbilder. Die Feinde links bedrohen Deine Freiheit. Die Feinde rechts bedrohen Dein Leben. Letztere in der Stille der Nacht, und durch Leute, denen Du eitel Wohlthaten erwieſen haſt.“

— Haſt Du die Berechnungen dieſes Facits mitgebracht?

— Dort auf dem Tiſche liegen ſie.

— Leg' ſie mir vor, und zwar vom Anfange bis zum Ende!

— Das iſt eine Arbeit von zwei Stunden.

— Arbeiten wir zwei Stunden. Klarheit iſt einer größeren Anſtrengung werth. — Roſtok! — Schließen! Kein Menſch wird vorgelaſſen.

Roſtok ſchloß die Thür. Nach einer Viertelſtunde erſchien Pater Dunſtan im Vorzimmer. Er wurde abgewieſen.

Ein warmer, bedeckter Tag folgte auf die Gewitternacht. Das Leben im Schloſſe erwachte ſpät; aber die Kunde verbreitete ſich bald: es ſei etwas Abſonderliches vorgegangen im Kabinet des Herzogs. Dergleichen dringt wie atmosſphäriſche Luft durch alle Ritze. Jedermann fragte, und wer irgend ein Anrecht hatte, eilte in's Vorzimmer zu Roſtok. Dieſer ließ ſogar in's Vorzimmer Niemand eintreten: er wies ſchon außen auf der Gallerie Jedermann zurück, ſelbſt die Gräſin Wanda. Der Herr ſchlafe noch — war ſeine Rede — er ſei erſt gegen Morgen zur Ruhe gekommen.

Er ſelbſt, Roſtok nämlich, war traurig. Es ahnte ihm Schlimmes für ſeinen Leo, und er trat zum Oeſteren an die Brüſtung der Gallerie, um in den Hof hinab zu ſchauen. In jedem Hufſchlage, der von unten herauf ſchallte, fürchtete er den Eilenden zu hören aus Prag. Er wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn der Herzog „geſtreckten Galopp" befahl. Das koſtete Pferde, brachte aber Nachrichten wie mit der Windsbraut. Da — da klang ein Hufſchlag herauf! — Nein! Das kam nicht, das ging. Lady Ludmilla ritt mit ihrer Schweſter zum Thore hinaus.

Ludmilla entführte die arme Marie, damit Hans ſie nicht antreffen möchte auf dem Schloſſe.

Jetzt aber, jetzt —! Freilich! Das war der bewußte Galopp, unter welchem die Funken ſtoben, es war der Eilende, welcher aus Prag zurückkehrte und die Beute aus Herrn Tocke's Zimmer brachte.

Die Beute erſchien ſehr klein. Sie beſtand in einem einzigen Briefe. Man hatte in Tocke's Zimmer nur harmloſe Papiere gefunden, und der Haushofmeiſter war ſchon im Begriff geweſen, den Reitenden ohne Ausbeute abzufertigen, da hatte der Portier gemeldet, es liege ſeit geſtern ein Brief für Herrn Tocke im Portier-Zimmer. Er ſei abgegeben worden, als Herr Tocke eben auf's Pferd geſtiegen, mit dem Bedeuten, ihn ſogleich abzugeben. Das habe er, der Portier, auch thun wollen, aber Herr Tocke habe ein ſo unruhiges Pferd gehabt, oder ſei wenigſtens ſo ganz und gar mit demſelben beſchäftigt geweſen, daß er vom Zurufen und Zureichen des Portiers gar keine Notiz genommen —

Dieſen Brief trug Roſtok zitternd zum Herzoge hinein. Wie gern hätte er ihn unterſchlagen! Aber der Dienſt war ihm doch heiliger als irgend eine Neigung.

Der Herzog ſaß aufrecht in ſeinem Bett und hatte eine Landkarte vor ſich. Roſtok erſchrak. Dies war ſonſt gar nicht die Gewohnheit ſeines Herrn, welcher zeitig aufzuſtehen und ſich ſogleich ankleiden zu laſſen pflegte. Roſtok erkannte an dem düſter brennenden Auge des Herzogs, daß er gar nicht geſchlafen, und an dem raſch ausgeſtreckten Arme, daß er auf nichts gewartet als auf die Beute aus Prag.

Roſtok reichte ihm den Brief und erzählte, daß ſonſt nichts des Mitnehmens Werthes vorgefunden worden ſei.

Der Herzog zeigte eine leichte Bewegung beim Anblick der Adreſſe. Er ſchien die Handſchrift zu erkennen. Er öffnete. — Richtig! er iſt's! ſprach er.

Es war die Schrift Pater Norberts, und die Worte lauteten folgendermaßen:

„Eure Mittheilungen über den Mann fließen ſehr ſparſam; zu ſparſam. Der junge Leo weiß mehr, und meldet Dinge, die eigenthümlicher ſind. Haltet Euch näher zu ihm, damit Ihr mehr erfahrt. Ich werde den jungen Mann auffordern, Euch in's Heer- und Hoflager mitzunehmen. Denn jetzt ſind die Stunden gezählt; das Aergſte kann jeden Augenblick vor ſich gehen. Ihr müßt zur Hand ſein, und einen Tag um den andern Nachricht ſenden. Medarde iſt ſchon dort. Er wird Euch die Couriere ſtellen. Auch Doktor Blandini iſt auf dem Wege. Meldet Euch bei ihm und gebt Euch zu erkennen. Jede Wahrnehmung, auch die kleinſte, habt Ihr ihm ſtets ſogleich anzuzeigen."

Das Schreiben hatte keine Unterſchrift.

Waldſtein faltete es ruhig zuſammen und reichte es Reſtek mit den Worten: „in den kleinen Kaſten!"

Dann ſaß er unbeweglich da. Sein blaßgelber, magerer Kopf, die dichtbehaarte Bruſt, welche aus dem offenen Hemdſchlitz herausſtarrte, und die auf der Bettdecke ausgeſtreckt liegende lange knochige Hand erſchienen ſo regungslos, als ob ſie einem Todten angehörten. Einem Todten! Ihn todt zu machen war der Inhalt Deſſen, was er da vor ſich hatte, der Inhalt wenigſtens für ihn.

Dem armen Leo geſchah dabei bitteres Unrecht. Er wußte jetzt noch nichts von dem Auftrage, Herrn Tocke abzuholen und mitzunehmen. Er hatte es ganz zufällig gethan.

Schweigend ſtand endlich der Herzog auf und ließ ſich ankleiden.

Als dies geſchehen war, ſagte er ruhigen Tones: Tocke rufen! Und erſt wenn er hier iſt, den Leo! —

Roſtok fühlte keinen Boden mehr unter ſich: die Gefahr für Leo ſchien ihm unzweifelhaft, obwohl er noch nichts Näheres wußte und vom Inhalte des Schreibens keine Kenntniß erhalten hatte. — Er ſchickte nach Tocke.

Man fand ihn draußen am Eichenhain, von wo er verſuchte, das Schloß zu zeichnen. Nicht ohne Schwierigkeit, denn als ausübender Künſtler war er von geringer Uebung; eine ſchöne Handſchrift nur war ſein unbeſtrittener Stolz. Gut aufgelegt war er auch nicht, obwohl ihm Leo eine bequeme Lagerſtatt in ſeinem Zimmer angewieſen hatte; die Scene mit dem Herzoge unter Donner und Blitz war ihm ſchwer auf die Nerven gefallen. Seine Nerven hegten nun einmal eine außerordentliche Scheu vor dem Friedländer. Dieſe Scheu wurde auf das Unangenehmſte geſteigert, als er jetzt gerufen wurde. Der Herzog konnte doch nicht erwarten, daß jetzt ſchon die Skizze vollendet ſei — was um Gotteswillen konnte es alſo bedeuten, daß er vorgeladen wurde?!

Bei Roſtok fand er auch keine Aufmunterung. Im Gegentheile. Dieſer ſah in dem blauen Männchen den Verführer Leo's und ſchob ihn unſanft in das Zimmer des Herzogs.

Tocke zitterte wie Espenlaub und hatte gar nicht die

Kraft, von der Thür ab weiter in's Zimmer hinein zu ſchreiten. — Der Herzog ſaß in der Nähe des Fenſters und hatte wieder die Landkarte vor ſich. Er winkte mit der Hand, und der Wink bedeutete unverkennbar, daß Tocke näher kommen ſollte.

Tocke verſuchte das zu bewerkſtelligen. Es ging ſehr ſchlecht.

— Biſt Du lahm? fragte der Herzog.

Tocke ſtotterte etwas Unverſtändliches.

— Raſch! Hierher!

Wie unter dem Blicke der Klapperſchlange ſtand Tocke endlich vor ihm, und vor ſeinem inneren Auge — denn außen ſah er jetzt nicht einen Strich — lag im Sonnenſcheine der Wäſchplatz an der Neiße in Görlitz, der Spielplatz ſeiner Jugend. Hätteſt Du ihn doch nie verlaſſen aus thörichtem Ehrgeize! ſchlotterte es in ihm eintönig auf und nieder.

— Haſt Du die Zeichnung angefangen?

Mechaniſch zog Tocke das Blatt hervor, welches er draußen eilig in's Wams geſchoben.

— Das iſt ſo mittelmäßig, daß man glauben ſollte — wo haſt Du denn zeichnen gelernt?

— In Görlitz — —

— Und das iſt Dein Lebensberuf?

— Theorie mehr — Durchlaucht — Theorie! Und — Geſchmack — Geſchmack!

— Wer hat Dich denn an mich empfohlen?

— Der verſtorbene — Graf Harrach — bald nachdem er Graf geworden —

— In guter Laune meinſt Du. — Woher kannte er Dich?

— Von — — vom Bilderkauf.

— Graf Harrach war lange todt, als Du zu mir kamſt. Du irrſt Dich. Warum biſt Du denn ſo erſchrocken? Du mußt Dich an mich gewöhnen. Ich erinnere mich, daß Du eine ſchöne ſächſiſche Handſchrift ſchreibſt. Die brauch' ich im Felde, da es Viel an Potentaten zu ſchreiben giebt. Du magſt alſo mitziehen in meiner Kanzlei. Melde Dich bei Weſſely. Gott befohlen!

Tief aufathmend ſchob ſich Tocke unter Bücklingen hinaus. Das war ja ein Reſultat, welches er nicht zu hoffen gewagt. Der Kurzſichtige! Waldſtein hatte ihm in die Eingeweide geſehen und hatte nur die Probe vorbereitet, welche — den Strick rechtfertigen ſollte.

Weſſely ward gerufen und dahin inſtruirt, daß dieſer Herr Tocke von nun an nicht einen Schritt thun könnte, der nicht beobachtet würde, nicht die kleinſte Handlung, welche nicht aufgehalten würde.

Unterdeſſen war Leo im Vorzimmer angekommen und hatte mit Roſtok zu ſcherzen verſucht. Seine gute Stimmung war nicht zu zerſtören geweſen durch die geſtrige Herbigkeit des Herzogs. Die junge Hoffnung auf Liebesglück durchleuchtete ihn ganz und ließ ihm Alles roſig erſcheinen. Es ſtörte ihn nicht, daß Freund Roſtok gedrückt war und einen Verſuch um den andern machte, ihn zu warnen, ohne doch ſein Dienergewiſſen bei dieſer Warnung zu verletzen, es ſtörte ihn nicht, als der Herzog bei Entlaſſung Weſſely's ſcharf herausrief: Leo ſollte eintreten.

Der Herzog ſelbſt zögerte diesmal mit dem Verhöre. Sicher machen wollte er auch ihn wie den Tocke, um die Gelegenheit nicht abzuſchneiden für weitere Verrätherei, die gefaßt werden könnte in flagranti. Aber hier war dem Herzoge doch ganz anders zu Muthe. Dieſen jungen Burſchen hatte er innerlich ſehr gern. Bei all' ſeiner Gleichgültigkeit für andere Menſchen war es ihm geradezu ſchmerzlich, dies junge, fröhliche Blut in Zukunft entbehren und für Verrath ſtrafen zu müſſen. Eine ungewöhnliche Regung in ihm wünſchte, daß dem Jungen die Ausrede erleichtert, daß die Uebelthat in Unbedachtſamkeit verwandelt werden könnte.

— Biſt Du dem Tocke begegnet? fragte er alſo ſcheinbar gleichgültig.

— Ja, Durchlaucht! Er war ſehr glücklich, dem Hof- und Heerlager folgen zu dürfen.

— Du magſt ihn; — Du biſt ihm befreundet?

— O ja; er hat was Drolliges, und reitet ſo ſchlecht, daß man lachen kann.

— Woher kennſt Du ihn?

— Der Marcheſe Carretto und Pater Norbert haben mich damals an ihn gewieſen, als ich Zutritt ſuchte bei Eurer Durchlaucht.

— Wie?! Carretto und — Norbert? — Dieſe Beiden kannteſt Du ſchon?

— Ja, Durchlaucht.

Zum Unglück für Leo fragte der Herzog nicht weiter:

wann er die Beiden kennen gelernt, zerſtreute alſo den Gedanken nicht, daß der junge Menſch von Hauſe aus als ein Inſtrument ſeiner Widerſacher eingeführt werden ſei.

— Haſt Du Dir die Gunſt Deiner beiden Patrone, des Marcheſe und des Paters, in meinem Dienſte nicht verſcherzt?

— Ich glaube nicht. Sie ſind mir immer freundlich verblieben.

— Woher weißt Du das?

— Vom Herrn Marcheſe mündlich, ſeit er wieder in der Nähe Eurer Durchlaucht erſchienen iſt, und vom Herrn Pater —

— Schriftlich?

— Ja. Damals in Podiebrad hatte ich ihn zwar verletzt, als ich die Sachſen frei machte. Aber er hat eingeſehen, daß ich ja doch dem Befehle Eurer Durchlaucht gemäß handeln mußte.

— Und die Sendung zu Arnimb betreffend?

— Von der hab' ich ihm nichts geſagt. Das war ja ein geheimer Auftrag.

— Du machſt alſo einen Unterſchied in meinen Aufträgen?

— Allerdings, Durchlaucht!

— Je nach Deinem Gutdünken —?

— Je nach der Art des Auftrags. Geheime Politik verlangt eben Geheimniß.

Waldſtein betrachtete den naiven Geſellen mit Erſtaunen. Das Erſtaunen war ſogar größer als der Aerger, ſolch' einen ſchwatzhaften Patron in ſeine Nähe gezogen zu haben. Aber der Aerger ſtieg und das Mißtrauen geſellte ſich dazu, das Mißtrauen, ob nicht auch ſolche naive Offenherzigkeit gemacht und berechnet ſein könnte. Leo's Stellung war von dieſem Augenblicke an total verändert, ja ſie konnte furchtbar bedroht werden, wenn dem Herzoge das kleinſte Zeichen entgegen trat, daß die unglaubliche Albernheit — denn als ſolche erſchien dem Herzoge die Handlungsweiſe Leo's — nicht blos Albernheit wäre.

Die Meldung Roſtoks war nur zu ſehr geeignet, die ſchlimme Stimmung Waldſteins ſchlimm zu ſteigern. Roſtok meldete: Herr Doktor Blandini wartet im Vorzimmer!

— Blandini?! rief der Herzog. — Alſo wirklich? Und ſo ſchnell! ſprach er halblaut vor ſich hin. Die Nachricht des ſpaniſchen Mönches beſtätigte ſich wie Blitz und Donner.

Der Friedländer war frei von gewöhnlicher Furcht. Aber er war nicht unvorſichtig. Er ſchwieg eine Zeitlang auf die Meldung Roſtoks. Dann trug er Leo eine Arbeit auf, einen Bericht an Queſtenberg über Stand und Bewegung des Heeres. In ruhiger Rede gab er den Inhalt an. Bis Mittag ſollte Leo ihn vorlegen und den Schluß offen laſſen —

Leo ging. Der Herzog ſchritt durch das Gemach zum Fenſter und ſah in den ſonnenloſen Sommertag hinaus.

— Durchlaucht können das Fenſter öffnen, es iſt warm und windſtill draußen! ſagte Roſtok, der an der Thür geblieben war.

Der Herzog öffnete nicht, ſondern wendete ſich nach dem Zimmer und ſprach: — Komm her!

Mit ruhiger Stimme gab er nun dieſem ſeinem Kammerdiener Verhaltungsbefehle an, vor welchen Roſtok wie ein Handtuch erbleichte und dergeſtalt erſchrak, daß er nach einer Stuhllehne griff, um ſich aufrecht zu erhalten. — Sie betrafen den Koch, den Mundſchenk und zwei Diener: ſie betrafen Docke, Leo und den Doctor Blandini. Es war ein Feldzugsplan im Kleinen. Das Wichtigſte war, daß Doctor Blandini ganz in der Nähe des Herzogs wohnen und ſtets allein ſpeiſen ſollte, ſtets von den Gerichten, die für den Herzog beſtimmt wären, und ſtets eine Stunde vor der Tafelzeit des Herzogs. Während er jetzt beim Herzoge wäre, ſollten Scherffenberg und Sparr in's Vorzimmer gerufen werden. — Vorwärts! und genau! ſchloß der Herzog mit kräftigem Tone, der für den wankenden Roſtok nöthig war.

Doctor Blandini trat ein. Er hatte ſich nur wenig verändert ſeit dem Geſpräche mit Pater Athanaſius im Wiener Jeſuitenhauſe. Etwas feiſter war er geworden, und das ſeine ſchwarze Kleid, welches er wie damals trug, zeigte nicht mehr eine ſo ſchmale Taille. Auch etwas gelblicher in der klaren Geſichtsfarbe. Sonſt machte er noch wie damals den Eindruck eines ſauberen Mannes, welcher ſich täglich glatt raſirt, welcher ſein dünnes Haar geſchickt ſtutzen läßt und in zurückhaltendem Betragen halb an einen Kleriker, halb an einen Hofmann erinnerte. Behagen, Ruhe, ſtille Sicherheit, immer geweckte Aufmerkſamkeit und bewußte Höflichkeit traten deutlich entgegen. Und über alle Dem ein ſinniges, nachdenkliches Weſen, welches Vertrauen zu dem Arzte einflößte, weil man dieſem Arzte abzuſehen meinte, daß er Natur und Leben unabläſſig beobachtete. Das große, ſchwarzbraune Auge war wunderbar ruhig, als ob es nur zum Aufnehmen vorhanden wäre, zum Ausgeben gar nicht.

Waldſtein trat ihm freundlich entgegen und fragte höflicher, als er ſonſt zu thun pflegte: was den berühmten Doctor nach Böhmen führe?

— Ich bin auf dem Wege nach Carlsbad — antwortete er — ich will das dortige Mineralwaſſer ſtudiren und an mir ſelbſt probiren. Euer Durchlaucht haben ja, ſo viel ich weiß, vor einigen Jahren dort ſelbſt eine Cur verſucht, und Eure Durchlaucht ſind ein feiner Beobachter der Natur. Ich wäre ſehr dankbar für einige Bemerkungen. Man iſt zu Wien im Streit über die Wirkung des Karlsbader Waſſers, und nur darüber einig, daß es Leuten wie uns heilſam ſei, deren Leber und Galle eine kräftige Belebung brauchen. Fürſt Eggenberg namentlich möchte wiſſen, ob ich ihn hinſchicken könnte.

Waldſtein behandelte den Doctor mit einer Artigkeit, welche man ſonſt kaum an ihn kannte, welche aber für den Doctor ſelbſt nichts Auffallendes hatte. Blandini wußte, daß Waldſtein eine große Achtung für wiſſenſchaftliche Männer nicht nur zur Schau trug, ſondern wirklich zu hegen ſchien; er wußte, daß Waldſtein den kargen Beamtengehalt für einen Gelehrten zu verfünffachen pflegte, und einen Mann des Geiſtes niemals mit dem alltäglichen Maße bemeſſen ließ; er wußte endlich, daß Waldſtein wirkliche Wißbegier fühlte für naturwiſſenſchaftliche Kenntniß, und deshalb erſchien ihm die Artigkeit des Herzogs ganz natürlich. Er war ſtets ausgezeichnet worden durch den Friedländer, ja oft mit reichem Geſchenk von ihm überraſcht worden, wenn er ein längeres Geſpräch mit ihm geführt. Es überraſchte ihn alſo auch jetzt nicht im Mindeſten, als der Herzog ſein Bedauern äußerte, daß er nur Carlsbads wegen den berühmten Doctor ſehn, und wahrſcheinlich nur kurze Zeit ſehen ſollte.

— Man vermuthet — erwiderte Blandini — daß der Heereszug Eurer Durchlaucht gegen Weſten gerichtet ſein wird. Das Ziel meiner Reiſe geht in ähnlicher Richtung. Wenn Durchlaucht es geſtatten, kann ich demnach einige Tage in Eurer Nähe verbleiben.

Dies Anerbieten beſtätigte Waldſteins Verdacht vollſtändig. Er zeigte dies mit keiner Miene, und bot dem Doctor mit freundlicher Miene ſeine Gaſtfreundſchaft an. Er that dies leicht und nebenher, und ging ſogleich auf die Frage über: was der Herr Doctor für neue Erfahrungen gemacht habe in ſeiner Wiſſenſchaft?

Blandini zuckte mit den Achſeln, und beklagte ſich über ſeine Landsleute, die Italiener, welche ſich vorzugsweiſe mit Abſonderlichkeiten abgäben —

— Damit meint Ihr wohl die Opiate, die Gifte und dergleichen gewaltſame Mittel? ſagte mit großer Harmloſigkeit der Herzog, indem er ſich ſetzte und den Doctor durch ein Zeichen aufforderte, ſich ebenfalls niederzulaſſen.

— Das auch! — erwiderte Blandini — obwohl nicht allein. Ich meine die ſpecifiſchen Mittel überhaupt, nach denen man jagt, Mittel, die unter allen Umſtänden helfen ſollen. Ich meine, man muß jeden Einzelnen einzeln kuriren. Man muß die Perſönlichkeit genau kennen, und nach ihr die mediciniſche Behandlung einrichten. Gerade ſo wie man im Umgange den moraliſchen Menſchen, den eigenthümlichen Charakter kennen muß, um zu gefallen, um auf den einzelnen Menſchen günſtig wirken zu können. So iſt die Gicht Hauptkrankheit unſrer Zeit, und man verbraucht ſo und ſo viel ſpecifiſche Mittel gegen dieſelbe. Das halt' ich für unrichtig. Ich meine: Sie hat bei dem Einen dieſen Punkt, bei dem Andern jenen Punkt zur Urſache, will ſagen zur entſcheidenden Urſache. Gegen dieſen eignen Punkt muß man beim Einzelnen wirken, um zu heilen. Eure Durchlaucht zum Beiſpiele hab' ich im Verdachte der Galle —

— Das heißt?

— Die Bereitung und Verwendung der Galle, mein' ich, iſt bei Euch die entſcheidende Urſache gichtiſcher Umſtände. Ich will einige Tage zuſchaun, ob ſich mir dieſe Meinung beſtätigt. Beſtätigt ſie ſich, dann würde ich Durchlaucht ein unſcheinbares Mittel vorſchlagen. Es iſt in Italien ſehr gebräuchlich, und doch benützt es dort kein Arzt gegen die Gicht. Man greift nur darnach bei deutlichen Gallenerſcheinungen. Es iſt eine orientaliſche Pflaume, Tamarinde genannt, die ſonſt gar keinen mediciniſchen Charakter hat, alſo unter allen Umſtänden unſchädlich iſt. Sie hat aber ein Liebesverhältniß mit der Galle. Das heißt: ſie wirkt unter allen Umſtänden günſtig auf die Entwickelung der

Galle. Es ſteht gar nichts im Wege, daß Ihr das Mittel täglich nehmt, auch wenn Ihr im Felde liegt. Es iſt keine eigentliche Medicin, es verlangt keine ſonſtige Vorſicht, oder Diät. Ich bereite es Euch als ein Muhß, eine Latwerge, ganz wie gewöhnliches Pflaumenmuhß, und Ihr nehmt früh Morgens und ſpät Abends, wenn der Magen frei iſt, ein kleines Löffelchen von dieſem ſteifen Brei.

Waldſtein nickte beifällig. Er fand, daß der kluge Mann ungemein ſchnell und geſchickt zu der Form einer unſcheinbaren Vergiftung gelangt ſei.

— Eure Geſichtsfarbe — ſagte er unter einem kurioſen Lächeln — hat übrigens auch, ſeit ich Euch nicht geſehn, etwas gallicht angezogen —

— Sehr wahr. Und das war in dieſem Frühjahre ſehr arg. Ich hab's mit Tamarinde bekämpft, und ſehr erfolgreich bekämpft.

— Ah, Ihr ſchluckt das Muhß ebenfalls? Das iſt ja ganz artig. Ihr kämt dann des Morgens und des Abends zu mir, und wir ſchluckten Beide aus demſelben Topfe!

Das ſagte, indem er aufſtand, Waldſtein lachend. Das Lachen war ihm aber ſo ungewöhnlich, daß es vielleicht deshalb abſcheulich klang.

Es ſchien ihm außer Zweifel zu ſtehn, daß man ihn vergiften wollte.

Doctor Blandini kannte den Herzog ſeit zwölf Jahren — dies Lachen war ihm neu an dem ſonſt ſo ernſthaften Manne, war ihm neu und unheimlich. Er meinte, bei der

Verabſchiedung einen grimmigen Ausdruck im Auge des Friedländers entdeckt zu haben.

Nachdenklich ſchritt er durch's Vorzimmer an Sparr und Scherffenberg vorüber, welche hinter ihm eintraten beim Herzoge, um in den Plan des Hausfeldzuges gegen die „Verräther und Giftmiſcher" eingeweiht zu werden. Nachdenklich erfuhr er von Roſtok, wie genau bereits vorgeſorgt wäre für ihn, ſeine Wohnung betreffend und ſeine Mahlzeiten. Iſt das lauter Höflichkeit? dachte er — oder iſt's Mißtrauen? Das Lachen des Friedländers klang ihm in den Ohren nach, und unterſtützte den Gedanken an Mißtrauen.

Auf der Gallerie außen klirrte es und ſchwirrte es von Kriegsleuten, die ſich um Holck, Ilow und Erdmann Tertſchka gruppirten.

Auch Pater Dunſtan lehnte in einem Winkel. Der alte Mann ſah tief erſchöpft aus. Als aber der wilde Holck einmal vor ihm ſtehen blieb, und eine freche Spottfrage an ihn richtete, da blitzte die alte Kraft in ihm empor, und es erfolgte an den proteſtantiſchen Renegaten eine Antwort, welche dieſen in Wuth verſetzte. Er machte Anſtalt, ſich an dem Greiſe zu vergreifen. Ein neuer Ankömmling trat dazwiſchen, und führte den alten Pater in's Vorzimmer zu Roſtok.

Dieſer neue Ankömmling war Hans von Starſchädel. Roſtok bat ihn, ſich niederzulaſſen. Er warte nur das Herauskommen der Herren Sparr und Scherffenberg ab, um ihn einzuführen. Der Herzog erwarte ihn ſeit geſtern.

Das gab Gelegenheit zu kurzem Geſpräch zwiſchen den alten Freunden. Umſonſt bat Hans von Neuem, Dunſtan möge dies gefahrvolle, aufreibende Wanderleben endigen und nach Gnadenfrei heimkehren, wo jetzt wieder Stille und Ruhe eingekehrt ſei. Umſonſt ſetzte er ihm auseinander, daß der Friedländer ganz und gar nicht der Mann für eine religiöſe Reform ſei. Die politiſche Aufgabe erfülle ihn allein, und in kirchlichen Dingen ſei er für feſte Formen, weil er keinen Sinn habe für die Schmerzen des gottbedürftigen Menſchen —

— Wer weiß! — erwiderte Dunſtan — ich wenigſtens habe nichts Beſſeres zu thun, als den Mächtigſten ſeiner Zeit anzutreten und anzuſchrein. Und wenn nur ein Wort als Samenkorn einfällt, ſo hab ich meinem Berufe ein Genüge gethan. Im Inneren eines ſolchen Herrſchers iſt ein einziger Halm, der aufwächſ't und in die Aehre treibt, von unabſehbarem Segen.

Endlich fragte Hans nach Marien.

— Sie iſt fort.

— Fort?!

— Die ſchlimme Schweſter hat ſie heut Morgen entführt. Vielleicht weil ſie gewußt hat, daß man Dich erwarte. Sie iſt Euer böſer Genius. Das arme Kind weiß nicht was es denken, was es hoffen, was es wünſchen ſoll. Du haſt ſie kalt hinaus geſtoßen in die Fremde —

— Ich?!

— Du. Sie ſagt es nicht, ſie verhüllt ihr Herz —

— Hat ſie wirklich eins?

— Thor! Das eines Engels. Du aber biſt von

Empfindlichkeiten und Aeußerlichkeiten regiert, Du haſt Dein Glück verkannt, und verlierſt es wie ein eitler Knabe. Wenn Du geſtern Abend kamſt — ich war bei ihr, und labte mich an ihrer Milde, ja an ihren Thränen — wenn Du nur heut mit der Sonne kamſt, da war es noch Zeit. Die Schweſter war noch nicht da. Jetzt iſt's zu ſpät. Jenes Weib iſt eiferſüchtig, und wird ſie vor Dir verbergen, wie der Geizhals ſeinen Schatz verbirgt. Vielleicht — reite ihr ſogleich nach! Jetzt iſt die Spur noch friſch, jetzt kannſt Du ihrer vielleicht noch habhaft werden, reite ſogleich!

— Unmöglich. Der Herzog harrt meiner Botſchaft. Sie iſt von Wichtigkeit für die deutſche Welt. Mein Wort, meine Erklärung, meine Ueberredung gehören dazu — aber Konrad iſt mit mir, er verſteht ſich auf ſolch eine Aufgabe, ihn will ich auf der Stelle ſenden —

Da traten Sparr und Scherffenberg aus dem Zimmer des Herzogs, und Hans ward gerufen. Er flüſterte noch Dunſtan eilig zu: dieſer möge Konrad unten in den Ställen aufſuchen, und beauftragen — der Herzog ſtand ſchon an der Thürſchwelle, und winkte ihm.

— Ihr laßt warten, Freund — begann der Herzog — das deutet auf nichts Gutes.

— Dies iſt nicht Arnimbs und nicht meine Schuld, Durchlaucht. Der Kurfürſt hat uns verzögert. Es kommt wie ich in Prag vorausgeſagt. Mit dem ſelbſtändigen Herzoge von Friedland hätte er wahrſcheinlich raſch ein Bündniß geſchloſſen mit dem Feldherrn des Kaiſers nimmt er Anſtand, ein Bündniß gegen den Kaiſer zu ſchließen. Das Gewiſſen des Reichsfürſten ſteht uns jetzt im Wege.

— Macht es kurz! Was bringt Ihr? Das Verhängniß entſcheidet ſich in dieſer Stunde. Meine Geduld iſt am Ende; binnen einer Stunde geb' ich die Parole zu entſcheidender Kriegshandlung. Was bringt Ihr?

— Ich bringe Bedingungen. Der Kurfürſt hält ſich für verpflichtet, nicht ohne ſeinen Verbündeten, nicht ohne den Schwedenkönig mit Euch, Durchlaucht, zu unterhandeln und abzuſchließen. Habt Ihr ein Dokument, daß Ihr mit dieſem einig ſeid, ſo möchtet Ihr mir daſſelbe vorzeigen, und auf Grund deſſelben bin ich beauftragt —

— Was geht mich der Schwedenkönig an, dieſer erobernde Fremdling im deutſchen Reiche?!

— Er hat den Kurfürſten in Kenntniß geſetzt, daß Ihr ihm Anerbieten gemacht —

— Er hat gelogen. Schwert und Feuer iſt mein Anerbieten für ihn. Ihr bringt alſo Nichts. Denn dieſe Combination iſt Nichts. Baſta! So ſagt Eurem Kurfürſten, daß ich ihm binnen acht Tagen beweiſen will, am eignen Leibe beweiſen will, was ſechzigtauſend friſche Truppen unter dem Friedländer für Sachſen bedeuten. Sie werden einrücken im Lauf dieſer Woche in's Kurfürſtenthum vom Oſten, Süden und Weſten, und der kurfürſtlichen Herrlichkeit ein Ende machen, ehe die Gerſte reif wird zum Merſeburger Bier für den dicken Herrn Kurfürſten. Gott befohlen!

— Gott erleuchte Euch, Durchlaucht, zu der Einſicht, daß dies der unglücklichſte Weg iſt für Eure Zwecke.

— Das wollen wir abwarten.

— Dann bleibt Ihr zeitlebens des Kaiſers Diener, abhängig bis zu einer zweiten Abſetzung. Der mögliche Bund mit den evangeliſchen Reichsfürſten iſt für immer zerriſſen. Wir ſind genöthigt, auf Tod und Leben mit den Schweden verbündet zu bleiben, und die erſte Schlacht, die Ihr verliert, iſt Euer Untergang in Wien. Ihr habt dort den Bogen überſpannt, die Sehne reißt, ſobald der kleinſte Unfall über Euch kommt. Solch' ein Unfall iſt aber wahrſcheinlicher als Ihr denkt. Ihr kennt die evangeliſchen Heere nicht ſeit ihrer Vereinigung mit dem Schwedenkönige, Ihr ſeid Jahre lang nicht auf dem Schlachtfelde geweſen gegen uns, und habt Breitenfeld nicht erlebt. Tilly verſtand den Krieg, er hat aber in dieſen Euren Feierjahren keinen Sieg mehr erfochten, und iſt am Lech in Niederlage und Tod geworfen worden. Sein Grab in Ingolſtadt kann Euch erzählen, daß die evangeliſchen Heere nicht mehr die ſind von Lutter am Barenberge und von der Deſſauer Brücke, und daß Ihr Alles auf's Spiel ſetzt, wenn Ihr mit der Vernichtung Sachſens beginnt. Das bedenkt! Laßt Ihr uns aber Zeit, den Kurfürſten für Euch zu gewinnen, dann bleibt Euch und bleibt uns Patrioten eine Hoffnung übrig.

— Gott befohlen!

Hans ging. — Der Herzog ließ die Generale hereinrufen, die auf der Gallerie harrten.

Ehe ſie eintreten konnten, ging der raſche Proceß in ihm vor, daß er ein großes Vorhaben plötzlich änderte. Bei der langſamen Reiſe, welche er ſeinen Entſchlüſſen angedeihen ließ, hätte man meinen ſollen: ſolch' eine plötzliche Wandelung wäre ihm gar nicht eigen. Das wäre aber ein Irrthum geweſen. Er war doch zuerſt und zuletzt Kriegsmann. Ein ſolcher erhält ſich nach allen Vorbereitungen Kopf und Hand offen für das unmittelbare Ereigniß, welches der Moment gebären kann. Waldſtein war nur äußerlich rechthaberiſch, innerlich war er's gar nicht, ſondern hörte und benützte jede neue Belehrung. Starſchädels Hinweis auf die neue Kriegsweiſe der Proteſtanten war tief in ſein Ohr gefallen, denn derſelbe Gedanke hatte den vorſichtigen Friedländer ſchon lange beſchäftigt. So lautete denn die Parole, welche er jetzt den Generalen austheilte, ganz anders, als er ſoeben Starſchädel angekündigt hatte. Sie lautete: Das ganze Heer rückt gegen Nordweſten. Der Kreis von Eger, die Grenze der Oberpfalz iſt das nächſte Ziel.

Die Oberpfalz war ein Land des bayeriſchen Kurfürſten. Ging er alſo doch dieſem ſeinem alten Widerſacher zu Hilfe gegen den Schwedenkönig? — Allerdings ſtieß der Egerer Kreis auch an das ſächſiſche Voigtland, und eine Schwenkung nach Norden konnte ſeine Drohung gegen Sachſen immer noch wahr machen. Aber wahrſcheinlich war das nicht mehr. Wahrſcheinlich war, daß der Zug dem Schwedenkönige galt, der in Bayern hauſte und deſſen Verbindung mit Sachſen auf dieſem Wege glatt durchſchnitten wurde. Alſo der Zweikampf zwiſchen den beiden wichtigſten Kriegsfürſten begann, denn Guſtav Adolph mußte nun herab von der ſüdlichen Hochebene, und es war vorauszuſehen, daß ſich die Gegner in Franken treffen würden.

Dieſen Eindruck hatten die Generale, welche ſogleich entlaſſen wurden, um ihre Truppen in Bewegung zu ſetzen. Für die Wälſchen war der Eindruck ein angenehmer: es war der Kampf gegen den Erzfeind des Kaiſers und des katholiſchen Glaubens. Für die Waldſtein'ſchen war es ein unangenehmer: Hilfe für den verhaßten Bayer.

Scherffenberg und Sparr waren die Letzten, welche das Zimmer verließen. Sie zögerten, weil ihre Inſtruktionen in Betreff Tocke's, Leo's und Blandini's nun einer Ergänzung bedurften. Sie waren für den Fall gegeben worden, daß der Herzog länger auf dem Schloſſe verbliebe.

Der Herzog verſtand dies Zögern und winkte ihnen. — Es bleibt bei meinen Beſtimmungen auch auf dem Marſche — ſagte er. Die Patrone bleiben in meiner Nähe. Der Leo und Tocke ſind Dir übergeben, Sparr, und Du verfährſt kriegsſcharf gegen ſie wie gegen Spione, ſobald die geringſte Beſtätigung eintrifft. Der Blandini Dir, Scherffenberg, und Du meldeſt mir's, wenn die That ſich nähert.

— Durchlaucht! — rief Scherffenberg — das iſt zu gefährlich! Er iſt der feinſte Schlaukopf und überliſtet uns, wenn ihm ſo viel Spielraum bleibt. Was nützt es uns, ihn hinterher zu faſſen, nachdem das Unglück geſchehen iſt?!

— Es bleibt bei meiner Anordnung! ſchloß der Herzog.

II.

Dem Bart-Konrad war der Auftrag Dunſtans ſehr erwünſcht gekommen. Er langweilte ſich ſchon ſeit längerer Zeit. Das ordnungsmäßige Kriegsleben neben Hans und im Regimente deſſelben war doch eigentlich gar nicht nach ſeinem Sinn, und beſonders die nüchternen und mäßigen Sachſen ſagten ihm ſehr wenig zu. Was geſchah denn auch?! Nichts Durchgreiſendes, und neuerdings wieder Rückzug auf Rückzug. Und von ſeinen wüſten Träumen aus der Wiener Zeit, von einem Volkskriege in Maſſe, von Umſturz der Stände wie des Eigenthums, von Auferſtehung des „Bundſchuhes“ war ja nirgends eine Spur! Was kümmerten ihn politiſche Schachzüge! Selbſt die religiöſe Freiheit, von welcher immer die Rede geweſen und welche er ſich mit ziemlicher Frechheit vorgeſtellt hatte, erfüllte ſich ihm in gar nichts. Die griesgrämigen Prediger der evangeliſchen Kirche waren ihm eigentlich noch widerwärtiger geworden, als die katholiſchen Pfaffen der Heimath. Dieſe waren doch ſtellenweiſe behaglich geweſen und hatten ein verſtecktes Lächeln gezeigt für die Freuden dieſer Welt. Aber bei jenen Evangeliſchen war Moral und Moral! das dritte Wort. Dann nimmt man, wenn's durchaus ſein muß, noch lieber etwas Götzendienſt in den Kauf — hatte er ſich geſagt — als dieſe eſſigſaure, alle Gedanken wie ein Zollbeamter prüfende Moral. Man hat ja keinen Augenblick Ruhe vor lauter Prüfung Deſſen, was man nur denkt und in der Aufwallung einmal wünſcht. Freiheit nun gar! Was da in

Gnadenfrei vergegangen war mit Kirche und Gemeinde und Pater Dunſtan, das war eine ſchöne Freiheit! Pfui Teufel! hatte er geflucht, und der alte Vater Hamm und ſelbſt ſein Weib waren nicht im Stande geweſen, ihn zu beruhigen. Kurz, der Zuſchnitt ſeines Lebens war ihm nicht mehr recht geweſen, und nach Allem, was er gehört und geſehen, ſchien ihm das Treiben unter den Friedländ'ſchen Truppen am Ende noch beſſer. Da fanden ſich Landsleute, da fand ſich Alles untereinander von Glaubensbekenntniſſen, da wurde disputirt und raiſonnirt über alles Mögliche, der Krieg als ſolcher war ein frei Gewerbe, kein Menſch fragte ängſtlich nach Zweck und Ziel — eben da im Schloſſe Zleb hatte er juſt einer Scene beigewohnt in einer Stallſtube, einer Scene ausgelaſſener Zechwirthſchaft mit freier Rede und dreiſtem Geſchrei, als ihn Dunſtan aufgeſucht und aufgefunden hatte. Was Wunder, daß ihn Dunſtans Auftrag willkommen anmuthete! Das war doch wenigſtens ein Abenteuer! Friſch daran!

Den Zuſammenhang merkte er von ſelbſt; Pater Dunſtan brauchte nicht viel zuzuſetzen von unziemlichem Eingreifen der Lady Ludmilla in das Geſchick des Fräuleins Marie. Die Lady iſt neidiſch, ſagte er ſich, und will dem jungen, braven Fräulein ihr Glück nicht gönnen mit Herrn Hans. Warte! Das wollte er ihr ſchon verleiden. — Ich bring' ſie dem Herrn Hans — rief er, indem er ſein Pferd ſattelte — und ſollt' ich ſie aus Wien ſelber holen!

Er eilte ſo, daß zu genauer Verabredung gar keine Zeit blieb. Das war im Hauptpunkte ſchon richtig: die Damen waren bereits einige Stunden fort, und wenn er zögerte, ſo wurde es immer ſchwerer, ſie zu finden und einzuholen. Hans war alſo oben noch in vollem Disput mit dem Herzoge, als Konrad unten ſchon aus dem Schloßthore ritt zur Verfolgung.

Freilich mußte er gleich vor dem Thore halten. Nach welcher Seite ſind ſie? Hier war das ſchon zu erforſchen; hier gab's Kriegsleute, Reitknechte, Lungerer in Menge, die ſich umhertrieben ſeit Stunden und die Auskunft geben konnten: welche Richtung zwei einzelne Damen mit einem Reitknechte eingeſchlagen hätten. Nach Czaslau! hieß es.

Konrad ſprengte nach Czaslau. Auch hier fehlte es nicht an Nachricht: auf dem Wege nach Kuttenberg waren die Damen weiter geritten. Konrad folgte. Aber ſchon nach einer halben Stunde mußte er rathlos ſtill halten. Es begegnete ihm ein Mönch, der von Kuttenberg kam und nach Zleb wanderte, um dort beim Herzoge von Friedland Beſchwerde einzulegen gegen den Wanderprediger Dunſtan, welcher ketzeriſch und aufrühreriſch wirke. Dieſer Mönch verſicherte Konrad, daß von Kuttenberg bis daher in den letzten zwei Stunden kein reitendes Frauenzimmer paſſirt ſei.

Betroffen ſah Konrad dem Mönche nach. Zwiſchen Czaslau und hier mußten alſo die Damen von der Landſtraße abgebogen ſein. Links oder rechts? Die Landſtraße mußte abgeſpürt werden. Sie war keine Chauſſee von heutiger Beſchaffenheit, ſie war ein ſchlechter Lehmweg und deshalb für Konrads Zweck geeignet. Der Regen hatte ihn aufgeweicht, die Spur der Hufe war alſo leicht zu erkennen.

Langſam ritt er rückwärts. Zu ſeiner Rechten, dreißig Schritt vom Wege, zog ſich ein Wald dahin. Freilich! Jetzt fiel's ihm ein! Er war ja mit Hans vor zwei Stunden desſelben Weges gekommen, und da hatte ein Reiter drüben am Waldſaume gehalten — das konnte der Reitknecht geweſen ſein!

Die Vermuthung war ganz richtig. Ludmilla hatte den raſch daher trabenden Hans ſchon aus weiter Ferne erkannt und war eiligſt in einen Waldweg eingebogen, um ihm nicht zu begegnen. Gerade dieſe halbe Begegnung aber hatte ſie weiter getrieben, als urſprünglich ihre Abſicht geweſen.

Verletzte Eitelkeit und Eiferſucht waren die Beweggründe ihres Handelns, ſeit es ihr klar geworden, daß Hans ihre Schweſter Marie liebe. Dieſe Beweggründe hatten ſie veranlaßt, ihre Schweſter wegzuführen dieſen Morgen. Unüberlegt, übereilt war das geſchehen. Sie hatte keinen Plan, ſie wollte nur geſchwind ein Wiederſehen zerſtören. Wohin ſie mit Marie reiten, wie lange ſie wegbleiben werde, wußte ſie ſelbſt noch nicht, als ſie durch Czaslau kam. Sie hatte nur die vage Vorſtellung, Hans werde wohl, von politiſchen Aufträgen gedrängt, nicht lange verweilen auf Schloß Zleb — da ſah ſie ihn in der Ferne. Alle Erinnerungen, alle Leidenſchaften wurden lebendig, und als Marie den Namen „Hans“ plötzlich ausrief, weil ſie ihn ebenfalls erkannte, da ſteigerte dieſer Ausruf die Leidenſchaftlichkeit Ludmilla's. — Dem Verräther aus dem Wege! rief ſie und ſchlug mit der Reitgerte ihr und Mariens Pferd. Beide galoppirten in den Wald hinein. Der langſamer folgende

Reitknecht wußte nicht, was dies zu bedeuten hätte, und ſah ſich am Waldſaume neugierig um.

Konrad fand jetzt die Hufſpuren der drei Roſſe. Kopfſchüttelnd folgte er ihnen. Kopfſchüttelnd, denn er ſah wohl ein, daß abſeits von der Landſtraße ein Nachkommen große Schwierigkeiten haben würde. Nun mußte er fortwährend Acht haben auf die Hufſpuren und konnte alſo nur langſam reiten. Im Walde wurde auch der Weg ein Raſenweg, auf welchem der Huf streckenweiſe gar keine Spur zurückgelaſſen. So war er denn ſchon nach einer Viertelſtunde, als der Waldweg ſich theilte, ganz im Unſicheren. — Da ſah er einen Burſchen, der im Holze arbeitete! Der kann Kunde geben! — Nein, der Burſche verſtand kein Wort deutſch, und Konrad verſtand nicht ein Wort czechiſch. Mimik ſollte helfen. Es war aber ſehr zweifelhaft, ob ſie geholfen hatte, und ob der Weg, welchen Konrad wählte, auch wirklich der richtige wäre. Aergerlich, aber ſeiner Natur nach immer hartnäckiger, je ſchwerer die Aufgabe wurde, ritt er nun raſch dahin, um aus dem Walde hinaus, oder doch auf freie, unberaſ'te Stellen zu kommen. — Es gelang ihm auch wirklich. Der Wald hörte auf und die Spuren von drei Roſſen zeigten ſich deutlich auf feuchtem Sandboden. Eine Ortſchaft lag vor ihm. Es war Maleſchau. Er jagte hinein. Der Pferde wegen werden ſie hier raſten müſſen — dachte er — vielleicht ertappſt Du ſie noch!

Sie hatten wirklich der Pferde wegen hier geraſtet, und Ludmilla war einigermaßen zur Beſinnung gekommen. Marie hatte ſie um Erklärung gebeten, warum Herr Hans ein „Verräther“ genannt würde von ihr, und die Nothwendigkeit dieſer Erklärung hatte den Verſtand zu einigen Ehren bringen müſſen vor der Leidenſchaft. Sie ſcheute ſich doch, der Schweſter die volle Wahrheit zu ſagen. Die Schweſter war ja eben die Nebenbuhlerin. Wie möchte Stolz und Eitelkeit das eingeſtehen! Wenn man aber die volle Wahrheit nicht ſagen will und doch reden muß, ſo verwickelt man ſich gar bald in die erſten Netze der Unwahrheit, und die konſequente Fortſetzung dieſer Netze iſt eben die Lüge ſelbſt. Die Lüge aber iſt alles Unrechts Quell und Anfang. Je mehr ſich Ludmilla dahinein verſtrickte, deſto unmöglicher wurde die Umkehr.

Es bedurfte jetzt nur noch eines kleinen Anſtoßes, um ſie in's Extrem einer abenteuerlichen Handlungsweiſe hinein zu ſtürzen. Dieſer Anſtoß trat ein.

Der Ort Maleſchau liegt zwiſchen Hügeln, welche damals noch rings bewaldet waren. Das Wirthshaus, in welchem die Pferde Ludmilla's abgefüttert wurden, ſtand abſeits vom Orte, und hinter dem Wirthshauſe zog ſich ein Obſtgarten an einem Hügel in die Höhe. In dieſem Obſtgarten ſaßen Ludmilla und Marie. Milde Sommerluft wehte, die abblühenden Apfelbäume dufteten, die Sonne war verdeckt. Nichts ſtörte die freie Gedankenwelt der beiden Schweſtern. Eine traurige Freiheit für Marie, welche wie ein Schifflein auf wüſtem Meere umhergeſchleudert wurde. Kaum hatte Pater Dunſtan ihre hoffende Seele wieder aufgerichtet, da ſtürzte das Betragen und die Sprache der Schweſter Ludmilla ſie ärger als je in den Sturm hinein.

Was konnte Hans verbrechen haben? Die Schweſter, welche ihm einſt ſo zugethan geweſen, war doch eine gar zu gewichtige Anklägerin! Der einzigen Schweſter, der welterfahrenen mußte doch die unerfahrene Marie vertrauen! Wem denn ſonſt? Dem Vetter Hans, an welchem ſie zu Gnadenfrei ſo irre geworden war? Ihr Herz hatte wohl dazu die größte Neigung, aber gerade ihr Herz hatte ſich ja ſo bitter enttäuſcht gefühlt am letzten Tage in Gnadenfrei. Sie mußte an dem Gedanken haften bleiben, daß ſie die Welt noch gar nicht kenne und daß die Welt ſchlimm und gefährlich ſei — da fuhr Ludmilla von ihrem Sitze auf und ging an den Dornenzaun des Gartens. Sie hatte Konrad geſehen, der vom Waldhügel herab geritten kam. Dies war der Anſtoß, der ſie weiter trieb. Wahrſcheinlich wäre ſie morgen oder doch übermorgen nach Zleb zurückgekehrt in der Hoffnung, Hans dort nicht mehr anzutreffen — jetzt ſah ſie ſich verfolgt, jetzt vermuthete ſie Hans ſelbſt in der Nähe. Er iſt wohl ſchon voraus, dachte ſie, dort im Hohlwege! Er reitet vielleicht ſchon in den Ort herein; er wird Dich zur Rede ſtellen, er wird Dein Gewebe vor der Schweſter zerreißen, er wird — nimmermehr! Fort! fort!

So trieb ſie zum Aufbruche und galoppirte an der Weſtſeite aus Maleſchau hinaus, als Konrad auf der Oſtſeite in den Ort einritt. Und jetzt bildete ſich der Entſchluß in ihr aus, gar nicht nach Zleb zurückzukehren und die Schweſter anderswo dauernd unterzubringen, ganz im Verborgenen unterzubringen. Dieſer Vorſatz fand denn auch in der nächſten Viertelſtunde ſchon ſeine Form. Unter den Herrſchaften, welche von mütterlicher Seite den beiden Töchtern Lossens als unangetaſtete Erbſchaft verblieben durch geſchicktes Verfahren des Doktor Zinkas, war auch ein Waldgut am Erzgebirge, Heinrichsgrün geheißen, einige Meilen aufwärts von Eger. Ludmilla erinnerte ſich aus ihrer Jugend, daß ſie mit dem Vater einmal im Frühjahre dort mehrere Wochen in einem Waldſchlößchen verlebt. Der Vater hatte des Morgens und Abends der Auerhahnbalz obgelegen, und ſie hatte ſich auf der Waldwieſe in heißem Sonnenſtrahl des Frühlings umhergetummelt. Rings hohe Waldwände, nirgends ein Ausgang zur Menſchenwelt! So ſtand das niedrige Schlößchen in ihrer Phantaſie. In dieſe Einſamkeit wollte ſie die Schweſter bringen. Sie paßte ja auch zu dem Charakter des ſtillen Mädchens, welches ſo wenig ſprach. Doktor Zinkas hatte dies Waldgut von Heinrichsgrün ihr, Ludmillen, zugetheilt bei der Erbtheilung. Ich will es der Marie ſchenken — dachte Ludmilla jetzt in ihrer Erregung, die ſich übler Beweggründe wohl bewußt war und eine großmüthige Handlung zum Troſte brauchte — ja, ich will's ihr ſchenken und will ihr jetzt gleich einen anmuthigen Hausſtand einrichten. Vorwärts, Marie, ich führe Dich aus der ſchlimmen Welt in eine wunderbar ſtille und grüne Einſamkeit. Dort ſollſt Du herrſchen und träumen wie eine Fee!

Raſchen Trabes eilte die Kavalkade auf Zasmuk zu, um die Prager Landſtraße über Schwarz Koſtelec wieder zu gewinnen. Ludmilla hatte vor, Prag ſelbſt nicht zu betreten, um der Verfolgung keinen Anhalt zu bieten. Von Koſtelec aus wollte ſie Seitenwege einſchlagen nach Bubenz hin, und nach Bukenz hinaus wollte ſie Doktor Zinkas rufen laſſen durch den Reitknecht, damit Zinkas die Schenkung ausfertige und die Einrichtung des Waldſchlößchens übernehme.

Als Konrad in Maleſchau einritt und nach den Damen fragte, kam ihm wieder das heilloſe „Nix deitſch!“ entgegen, und er verlor Geduld und Zeit in beträchtlicher Weiſe, bis er entdeckte, daß ſie dort geweſen und erſt kürzlich fort wären. Unmittelbar folgen konnte er nicht, denn ſein Pferd brauchte Nahrung und Raſt. Er benutzte aber den auferlegten Stillſtand, um ernſtlich vor dem Orte abzuſpüren und ſich zu überzeugen, daß ſie gen Zasmuk und Koſtelec geritten wären.

Nach einer Stunde folgte er. Im Nachtquartier, welches ſie ja doch machen müßten, hoffte er ſie zu überraſchen. Und was würde er dann thun? Eigentlich war er bis jetzt ziemlich unklar darüber geweſen. Je länger es dauerte, je ärgerlicher er wurde, deſto gewaltſamer wurde auch ſein Vorſatz. Das Fräulein Marie einfach zu entführen, das ſchien ihm am Ende nothwendig. Ein dummer Reitknecht hatte nichts zu bedeuten, und die Schweſter Lady mochte ſchreien. — Freilich konnte er ſich den Uebelſtand nicht verbergen, daß er in Feindesland und daß er ohne Ausweis wäre. Der vom Friedländer unterſchriebene Paſſierſchein war in den Händen des Herrn von Starſchädel, nicht in den ſeinigen — ach was! — rief ſein Leichtſinn — Du giebſt dich für einen Friedländſchen Kriegsmann aus. Vorwärts!

Unter ſolchen Gedanken ritt er nach Verlauf der Stunde über die Hügel, hinter welchen Zasmuk liegen ſollte. Ein buckliges Land iſt dies Böhmen! brummte er vor ſich hin, gerade ſo, wie ſchon mancher Reiſende das regellos unebene Böhmerland bezeichnet hat. Uebrigens ging Alles in Ordnung: er behielt die Spur über Zasmuk hinaus und näherte ſich Schwarz Koſtelec. Der Abend ſank auf die Felder, und er hoffte zuverſichtlich, die Frauen dort im Städtchen, wo ſie übernachten würden, endlich einzuholen.

Das hatte aber Ludmilla ebenfalls vorausbedacht und deshalb war ſie nicht in Koſtelec geblieben. Um die Verfolger ganz irre zu führen, hatte ſie hier vor dem Thore die Prager Landſtraße verlaſſen und hatte den Seitenweg nach Skworec eingeſchlagen. Man war nur noch einige Meilen von Prag, und ſie meinte in der Gegend hinlänglich bekannt zu ſein, um auch in Dämmerung und Nacht hinein die ferne Station Skworec finden und erreichen zu können. Der Reitknecht hatte Einwendungen erhoben, ſie hatte aber nicht darauf geachtet. Zu ihrem Schaden. Bei dem bedeckten Himmel, und da Neumond herrſchte, wurde der Abend ſtockfinſter, und als ſie in einen hüg'ligen Wald geriethen, mußte ſie eingeſtehen: es ginge nicht weiter. Es blieb nichts übrig als umzukehren. Den Rückweg würden die Pferde am Leichteſten finden.

Gerade um dieſe Zeit traf Konrad in Koſtelec ein und erfuhr hier, daß allerdings zwei Damen und ein Reitknecht gegen Abend durch die Stadt und zum Prager Thore hinaus geritten wären. Er fluchte. Im Finſtern konnte er nicht folgen, wenn auch ſein Pferd gekonnt hätte. Er mußte den erſten Tagesſchein abwarten. So ſtellte er denn ſein Roß in dem Wirthshauſe ein, welches außen vor dem Prager Thore lag. „Zur böhmiſchen Krone“ war es leichtſinnig benannt, dieſer Aufenthalt für Fuhrleute und Laſtpferde. Den letzten Tagesſchimmer wollte er noch benützen zum Abſpüren, ob auch die Kavalkade auf der Landſtraße geblieben wäre. Ein gefälliger Hausknecht, der etwas deutſch radebrechte, erſparte ihm die Mühe. Er hatte den vornehmen Reiterinnen nachgeſchaut, und berichtete Konrad, daß ſie draußen rechts abgebogen wären von der Landſtraße, als wollten ſie nach Slworec, was ihnen über die engen Waldwege nicht leicht werden würde.

Das war Leitſchnur genug für Konrad. Die richten ſich hin in die Nacht hinein — dachte er — und ſchlafen morgen früh lange. Du aber brichſt mit dem erſten Tagesſchimmer auf, und ertappſt ſie. So ließ er ſein Roß in einen Nebenſtall bringen, wo eine gute Streu für ihn ſelbſt anzubringen war, ſpeiſ'te zur Nacht, und ſuchte dann auf der Streu im Stalle den Schlaf der Gerechten. Er fand ihn, und fand ihn nur zu gut. Denn während er gerecht ſchnarchte, kam Ludmilla mit den Ihrigen an, und hielt vor derſelben „böhmiſchen Krone“. Der Hausknecht wurde heraus geklopft, und in czechiſcher Mundart von ihr befragt, ob leidliche Schlafſtellen für zwei Frauen vorhanden wären, und ob vielleicht Nachfrage ſtattgefunden hätte nach dieſen zwei Frauen. Der Hausknecht berichtete: Ja! und daß der Reitersmann hinten im kleinen Stalle ſchliefe, und mit dem Früheſten aufbrechen wollte.

— Nur Einer?

— Nur Einer.

Wäre der Konrad wirklich allein? dachte ſie — Um ſo beſſer! Und nun wurde dem gefälligen Hausknechte ein Geldſtück verabreicht mit dem Bedeuten, daß er den Schlaf des Reitersmanns vor jeder Störung behüten möge. Morgen früh aber ſolle er Sorge tragen, daß der Reitersmann nicht das Mindeſte bemerke von ihrer Anweſenheit, und ſo früh als möglich fort expedirt werde.

Der Hausknecht war ganz damit einverſtanden. Das Geldſtück und die Landsmannſchaft thaten ihre Schuldigkeit.

So ſchliefen denn Verfolger und Verfolgte friedlich neben einander in der „böhmiſchen Krone.“ Der Hausknecht that ein Uebriges, und weckte Konrad beim erſten Hahnenſchrei, und ſtriegelte ſein Pferd.

Als Konrad im Hofe aufſtieg, ſah er zufällig in die offne Thür des großen Stalls, und fragte, wie kommt denn der ſchöne Reitſchimmel da zu Euch?

— Spät Abends iſt noch ein Officier von Prag gekommen — antwortete der Hausknecht.

Konrad hatte nur Gründe, einem kaiſerlichen Officier aus dem Geſichtskreiſe zu kommen, und ritt von dannen, nicht ahnend, daß er hier zurück ließe was er draußen ſuchte.

Der brave Hausknecht bohrte einen Eſel hinter ihm her.

Konrad bog wohlgemuth rechts ab, im Morgengrauen die Hufſpuren nur oberflächlich beachtend. Erſt als es voller Tag geworden erkannte er mit Erſtaunen, daß in den Spuren ein wirres Durcheinander herrſchte, indem ſie vorwärts wie rückwärts wieſen. Es hatte aber in dieſer Gegend vorgeſtern weniger geregnet, und die Spuren waren deshalb überhaupt undeutlicher. An einer feuchten Stelle erkannte er ganz klar, daß es Ludmilla's Kavalkade war, deren Hufe vorwärts gingen. Ein Pferd, das hatte er lange bemerkt, war ein ſogenannter Ueberſchreiter, das heißt es ſetzte den Hinterfuß weit über die Fußtapfe des Vorderfußes hinaus, und ein zweites Pferd war ein Paßgänger, der mit den Vorderfüßen Trab, mit den Hinterfüßen Galopp geht. Beide Eigenthümlichkeiten waren deutlich ausgeprägt in der Bodenſchrift auf feuchter Erde. Er beſchwichtigte alſo den Argwohn, welcher in ihm entſtehen mußte, bis er an den Wald kam, wo Ludmilla umgekehrt war. Hier war plötzlich der Boden unberührt, ganz unberührt. Rathlos hielt er ſtill. Sie ſind umgekehrt! war ſein erſter richtiger Gedanke. Sie haben dich irre führen wollen! war ſein zweiter, und eine Wieſe am Walde beſtärkte ihn darin. Ueber dieſe Wieſe ſind ſie abgelenkt, dachte er, um in dem feuchten Graſe, welches ſich beim Morgenthau wieder aufrichtet, keine Spur hinter ſich zu laſſen. Kurz, er gerieth, einmal auf falſcher Fährte, in ein Schwanken, welches hitziger wurde, und welches ihn unſtät und ohne Anhalt immer weiter vorwärts trieb. Fluchend vertröſtete er ſich endlich auf das Ufer der Moldau. Das wollte er abreiten links und rechts eine Meile breit. Da meinte er die Stelle finden zu müſſen, an welcher ſie hinüber wären.

Gegen Mittag kam er an den Fluß, und ſuchte zunächſt eine Fähre. Denn eine ſolche mußten ja doch die Frauen benutzt haben. Ungefähr Bludenz gegenüber fand er eine;

bei ihr aber keine Spur von Roſſen. Und der Fährmann wußte nichts von Reiterinnen. Der nächſte Uebergang links war eine Viertelmeile aufwärts bei Prag; der nächſte rechts unten ſollte eine Meile entfernt ſein. Am Ende ſind ſie doch nach Prag! — dachte er — und ſind deshalb dort bei Koſtelec umgekehrt, um auf der Landſtraße weiter zu reiten. Alſo links hinauf! — Er that es ungern; Prag ſelbſt hätte er gern vermieden. Aber er that es doch, weil ihm jene Vermuthung jetzt die einleuchtendſte war.

So kam er, allmählig langſam reitend, an die Landſtraße, die von Koſtelec über die Moldau ſetzt. Die Vorſtadt Karolinenthal, damals klein und unbedeutend, lag drüben; eine neuerdings aufgeworfene Schanze lag vor ihm. Die Straße war ſandig, und gab ſeinem unruhig ſuchenden Auge keinerlei Auskunft. Er hielt ſtill. „Fuchtig“, wie er es nannte, teufelsmäßig „fuchtig“ war ſeine Stimmung, denn er mußte ſich geſtehn, daß ſeine Expedition bereits ſo gut wie geſcheitert ſei.

Die Schildwacht an der Schanze ſah mißtrauiſch auf den baumſtarken, bärtigen Kriegsmann, der da ſtill hielt und unruhig umher ſchaute. Endlich rief ſie ihn an. Konrad war gerade aufgelegt zu einem abgeſchmackten Zwiegeſpräch. Er antwortete mit einer unanſtändigen Grobheit. Die Schildwacht rief Allarm, und der Bart-Konrad war im Nu umringt von Soldaten. Thörigter Weiſe widerſetzte er ſich in ſeiner ärgerlichen Stimmung, zog ſein Schwert, und hieb um ſich, ſo daß er einige Leute verwundete, ehe er überwältigt werden konnte. Das verſchlimmerte ſeine Lage ſehr, und es ſtand übel um ihn, als er vor den Officier geführt wurde, welcher die Schanzwache kommandirte. Auch dieſem gegenüber mäßigte er ſich durchaus nicht, pochte auf den Geleitsſchein des Friedländers, den er nicht vorzeigen konnte, und ſchimpfte auf den brutalen Ueberfall eines Kriegsmannes, der gleichſam als Parlamentair Gaſtfreundſchaft zu fordern berechtigt ſei.

Der Officier kommandirte kurzweg, dem wüſten Geſellen Handſchellen anzulegen, und ihn hinein zu transportiren auf's Generalkommando.

Als er dieſen Befehl ausſprach, ritten juſt zwei Friedländiſche Officiere, die von Schwarz-Koſtelec daher kamen, durch die Schanze. Der höhere von beiden hielt ſtill, und fragte den Schanzen-Officier über den Vergang. Konrad, in all ſeiner Wuth und Niederlage bei klarem Muthe und Verſtande, erkannte den berittenen Officier auf der Stelle, und verlangte, daß er ſich ſeiner annähme.

— Woher kennſt Du mich?

— Von Podiebrad, Herr! Da habt Ihr mich und meinen Herrn aus den Händen der Pfaffen befreit. Ihr müßt mich ja wieder erkennen!

— Allerdings. Und ich habe geſtern Mittag Deinen Herrn — Starſchädel heißt er?

— Freilich!

— In Zleb geſehn, als er aus dem Zimmer des Herzogs trat. Wie kommſt Du daher?

Jetzt erzählte Konrad ſeelenruhig und mit gedämpfter Stimme — die andre Bagage braucht's nicht zu hören!

ſagte er — dem berittenen Officier ſeine Unternehmung, und bat ihn naiv um Unterſtützung, daß die entführte junge Dame aufgefunden und befreit würde.

Der berittene Officier lächelte. Solche Unterſtützung lag gar nicht in ſeiner Abſicht. Aber der ſchwarzbärtige, wild entſchloſſene Kerl, welchem er den Oberöſterreicher und den „findigen“ Kumpan abhorchte, hatte ihm ſchon in Podiebrad gefallen, und gefiel ihm jetzt noch mehr. Er wollte ihn mitnehmen, und ſich zueignen. Er winkte alſo dem Schanzen-Officier, den ſchwarzbärtigen Frevler frei zu laſſen, und bedeutete Konrad: er könne ihm folgen, wenn er vernünftig ſei, und dem Friedländiſchen Zeichen folgen wolle.

Letztere Bemerkung machte einen ſtarken Eindruck auf Konrad. Er hatte ja ſelbſt ſchon daran gedacht. Aber zum Feind übergehn! Zu den Katholiſchen! Wenn die Frage ſo dick heraus kam, da ſtutzte er doch, und zögerte.

Auch der Schanzen-Officier zögerte. Er wies auf die Leute, welche Konrad verwundet hatte. Da nahm ihn der berittene Officier bei Seite, und zog ein großes Silberſtück, größer als ein Thaler, aus ſeiner Bruſttaſche. Das hielt er dem Schanzen-Officier unter die Augen. Es war Waldſteins Gepräge und zeigte das Bildniß des Friedländers. Aber es war keine kurſirende Münze; es war eine Ehrenmünze. Man wußte im ganzen Heere, ſie ſei nur in Händen derjenigen Kriegsmänner, denen Waldſtein eine beſondere Auszeichnung zugedacht, ein beſonderes Vertrauen gewidmet hatte. Wer dies Friedländiſche Silberſtück beſaß — bei Generalen war es ein Goldſtück, — dem gehorchte man im Friedländſchen Heere unbedingt. Alle Kriegsartikel verſchwanden vor dieſem Zeichen, man beugte ſich wie vor einem mündlichen Befehle des Herzogs ſelber. So that jetzt auch der Schanzen-Officier, und ließ den Bart-Konrad frei.

Dieſer berittene Officier war jener Ablatus Teuffenpach's, welcher nach der Schlacht bei Nimburg in die unmittelbare Nähe Waldſteins berufen worden war. Durch Leo hatte der Herzog erfahren, wie ſich dieſer Mann geſchickt und ächt friedländiſch in Podiebrad benommen hatte in Befreiung der Herzoglichen Schützlinge, und das war genügend für Waldſtein. Solche Leute zog er ſogleich auf einige Zeit unter ſeine Augen, prüfte ſie aufmerkſam, überſchüttete ſie, wenn ſie beſtanden, mit Auszeichnung und Geſchenken, und verwendete ſie dann zu den wichtigſten Aufgaben. Henrich Niemann nannte ſich dieſer Ablatus. Er ſtammte aus dem nördlichen Deutſchland, und hatte eine gute Schulbildung. Waldſtein kümmerte ſich nicht darum, daß er Proteſtant war und im däniſchen Kriege gegen ihn gefochten hatte. Er benutzte ſeine Bildung ſo wie ſie ſich darbot, und beſtallte ihn ſogleich in ſeiner Kanzlei, ohne deshalb im Geringſten auf ſeine Kriegsdienſte zu verzichten, wenn der Feldzug eröffnet wurde. Jetzt ſandte er ihn von Zleb nach Prag, damit er dort im Palais diejenigen wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel ausſuche, beſonders Landkarten, welche für den unerwartet nach Franken dringenden Krieg nöthig geworden waren, und daß er ſie nach Eger bringe. Denn nach Eger hatte der Herzog ſelbſt unverzüglich aufbrechen wollen.

Konrad blickte etwas ſcheu auf den breitſchultrigen Mann von kleiner Mittelgröße, welcher ein niedriges, aber ſehr ſtarkes Pferd ritt, und aus dem bärtigen, feiſten Antlitze ruhig, ja behaglich links und rechts ſchaute mit kleinen lichten Augen. Scheu und unſicher ritt Konrad neben ihm in die Stadt hinein, und als der Rittermeiſter — dies war Niemanns ſoldatiſcher Titel — ſchweigend verblieb, da begann denn Konrad ſtockend ſeine Rede über das „Vernünftig ſein“ und über das „Friedländſche Zeichen,“ dem er folgen ſolle. Das würde wohl nicht angehn, meinte er, denn er wäre ein Stock-Proteſtant.

— Das bin ich auch! erwiderte lachend Niemann.

— Ah?! — Nun das iſt recht. Aber wie ſoll mir's denn eingehn, gegen meine Glaubensgenoſſen zu fechten, Herr? Wie macht Ihr's denn?

— Hansnarr! Um den Glauben kümmert ſich kein Menſch mehr im Kriege. Das iſt 'ne Redensart. Ein neues Regiment wollen wir durchſetzen von oben bis unten. Es gilt der Mann, ſo viel er kann! Das iſt unſer Glaubensbekenntniß. Und davon weiß man drüben unter uns Evangeliſchen verzweifelt wenig. Dort machen die lutherſchen Pfaffen Alles zu Duckmäuſern!

— Das iſt wahr!

— Und Alles wird mit kleinem Maß gemeſſen. Der Herr Kurfürſt will profitiren und der Herr Herzog, und der Herr Graf und wie die Titel weiter heißen. Alles Betitelte will im Reich mitſprechen und verwalten und den Oberſten maßregeln. Sind wir betitelt? Den Teufel auch. Mein Vater war ein Ackerbürger —

— Meiner ein Bauer!

— Wir brauchen oben einen gewaltigen Herrn, der die Betitelten unterdrückt, und den Ackerbürger und den Bauer mitthun läßt. Und ein ſolcher iſt der Friedländer, der auch von unten aufgeſtiegen iſt, der verſteht's, uns Alle in die Höh' zu bringen. Hätten ſie im Bauernkriege ſolch einen Führer gehabt, er wär' anders ausgegangen! Jetzt aber ſind wir auf gutem Wege. Der Kaiſer iſt jetzt Nebenſache mit ſeinen Pfaffen. Der Friedländer wird Kaiſer, oder iſt's ſchon, und nach ein paar Schlachten gegen den Betbruder, den Schwedenkönig, wird er das ganze Reich unter den Händen haben und neu vertheilen. Und ſo iſt's in Ordnung, und jeder fixe Geſell geht da mit, um bei der neuen Vertheilung am Platz zu ſein. Begreifſt Du das nicht?

— Begreif's! begreif's! ſchrie Konrad; denn das war Waſſer auf ſeine Mühle. — Nur ſeine perſönlichen Obliegenheiten machten ihm noch Sorge. Was er perſönlich übernommen, das wollte er erledigt ſehn. Darin hatte er eine Art von Gewiſſenhaftigkeit. Vorliebe für Herrn Hans und für Fräulein Marie kamen dazu. Das Fräulein ſollte befreit werden für Herrn Hans — das wollte er nicht aufgeben.

— Wenn's weiter nichts iſt! ſagte Niemann, — das beſorgen wir auf unſrer Seite viel leichter und beſſer als Du, der Du allein nachklepperſt —

Und als ſie im Palais angekommen, gab er Ordre, eine Meile breit die Moldau abzuſuchen und in Prag Alles aufzuſtöbern, wo die Kavalkade der Lady hingerathen ſei. Reiter und Spürhunde waren hinreichend vorhanden. „Heute hierher, und von morgen an gen Eger hin, endlich nach Eger ſelbſt genaue Nachricht!“ ſchloß er den Auftrag, und Konrad mußte eingeſtehen, daß es gar nicht beſſer und ſicher gerichtet werden könnte.

Rittmeiſter Niemann wußte, daß er in Eger dem Herzoge mit der Auskunft über jene Entführung ganz gelegen kommen würde. Der ſächſiſche Herr von Starſchädel war ja erſichtlich ein wichtiger Unterhändler für den Herzog, und dieſem ſächſiſchen Herrn nachweiſen zu können, wo ſein Liebchen — das merkte man aus Konrads Aeußerungen! — hingebracht ſei, das war immerhin etwas, was dem Herzoge von Werth ſein konnte zur Lockung für den Unterhändler. Rittmeiſter Niemann war ein demokratiſcher Diplomat.

Der Charakter des Sommers 1632 wurde ein gewitterhafter. Die Natur ſchien zu der allgemeinen Spannung beizutragen: was die erſte Begegnung der beiden großen Kriegsfürſten, Guſtav Adolph und Waldſtein, für einen Ausgang finden werde. Oeſtere Regengüſſe erweichten die Straßen Böhmens und Frankens, und das marſchirende Heer hatte jenſeits Eger ſtark zu putzen und zu ſäubern gehabt, um blank und ſauber zu erſcheinen vor den Bayern, welche in der Oberpfalz ſeiner warteten. Das war reichlich geſchehen. Kurfürſt Maximilian ſollte durch den erſten Augenſchein überzeugt werden, welch eine majeſtätiſche Hilfe ſein perſönlicher Feind Waldſtein heran führe.

Dankbar war dies anerkannt worden vom Kurfürſten, und er hatte ſich dem Herzoge von Friedland höflich und freundlich genähert, als dieſer mit Pomp einmarſchirt war in die Oberpfalz. Friedland dagegen hatte ſich ſtolz und abweiſend verhalten von der erſten Begegnung an bis zum geſammelten Vorrücken gegen Nürnberg, wo der Schwedenkönig mit geringer Heeresmacht ſtand, und der Gegner gewärtig war.

Dort auf der fränkiſchen Ebene hatte man eine Schlacht erwartet, und die katholiſche Welt triumphirte im voraus, denn der Schwedenkönig war durch den raſchen Zug Waldſteins überraſcht worden, und hatte ſeine verſtreuten Heertheile nicht eben ſo raſch zuſammenziehen können. Das vereinte kaiſerliche und bayriſche Heer drängte mit großer Uebermacht gegen Nürnberg, und die Evangeliſchen fürchteten, daß dieſe große Reichsſtadt, ein feſtes Bollwerk des Proteſtantismus, das Schickſal Magdeburgs theilen, und jetzt der Eroberung und Zerſtörung durch den Friedländer verfallen werde, wie Magdeburg im vergangenen Jahre durch Tilly erobert und zerſtört worden war. Mißtrauiſche Stimmen hatten im vergangenen Jahre geſagt: der Schwedenkönig hätte Magdeburg retten können, und hätte es aus politiſchen Gründen unterlaſſen. Aengſtliche Stimmen hatten jetzt gerufen: es wird Nürnberg nicht beſſer ergehn, der Schwedenkönig opfert die deutſchen Städte, um ſeine Armee zu ſchonen!

Dieſer Argwohn hatte ſich nicht beſtätigt. Der Schwedenkönig war zur Schlacht bereit geweſen — Waldſtein hatte die Schlacht nicht gewollt, ſondern war am ſchwediſchen Heere vorübergezogen und hatte ſich ſüdlich von Nürnberg in ein großes verſchanztes Lager gelegt. Alle Welt war erſtaunt, und der Kurfürſt Maximilian war in Verzweiflung geweſen. Waldſtein hatte kühl geäußert: „mein Heer iſt neu, es muß erſt durch Uebung geſtählt werden. Es iſt auch das einzige Heer, welches der Kaiſer jetzt beſitzt. Ein neidiſches Kriegsglück würde den Kaiſer und ſeine Erbſtaaten völlig entblößen.“ Lächelnd aber hatten die ächt friedländſchen Generale geſagt: dies iſt der erſte Akt der Rache für die Abſetzung in Regensburg.

So ſtand der Krieg wie eine drohende Wetterwolke Tag für Tag, Woche für Woche bis tief in den Hochſommer hinein, und alle perſönlichen Intriguen hatten Zeit, ſich zu entwickeln.

Waldſtein wohnte in einem großen Bretterhauſe, das er ſich hatte zimmern laſſen innerhalb des verſchanzten Lagers, und zwar im ſüdlichen Theil dieſes Lagers, alſo fern vom Feinde, welcher gegen Norden ſtand in Fürth und um Nürnberg. Das Lager ſelbſt umſpannte dritthalb Meilen; der Friedländer war alſo meilenweit von ſeinen Kriegsgegnern, und hatte die Bayern zwiſchen ſich und den Feind gelegt. Seine perſönlichen Feinde aber hatte er nahe zu ſich genommen; er wollte ſie dicht unter ſeinen Augen haben. Namentlich den Doctor Blandini, welcher den Beſuch Carlsbads noch immer verſchoben, und von Zleb aus bis daher in's Bretterhaus des Lagers mitgezogen war. Er bewohnte ein artiges Zimmerchen im Bretterhauſe, und der Herzog ſprach ihn täglich. Der Leibarzt des Herzogs ſogar war nicht ſo in der Nähe untergebracht: er hauſ'te abſeits unter einem Zelte. Auch für Tocke war gut geſorgt. Hinter dem großen Bretterhauſe waren zwei kleinere Holzhäuſer errichtet, und in einem derſelben war Tocke und Leo untergebracht. In dem nämlichen Hauſe wohnte Rittmeiſter Niemann, von den Umgebungen des Herzogs „Kanzler" genannt, weil er in der Kanzlei des Herzogs eine große Rolle ſpielte. Dieſe Kanzlei war in dem zweiten Holzhäuschen eingerichtet, und Niemann hatte nur einige Schritte bis dahin. Noch näher von ihm hauſ'te Konrad unter einem Zelte, welches für Ordonnanzen beſtimmt war.

Konrad war Niemanns perſönliche Ordonnanz. Auf dem langen Wege von Prag bis daher hatte Niemann ſeine günſtige Vormeinung für dieſen Obderennſer beſtätigt gefunden. Solch ein verwegener und „findiger" Kriegsknecht war längſt Niemann's Bedürfniß geweſen. Er hatte ihn dem Herzoge ſelbſt geſchildert und vorgeſtellt als eine Leibwache, welche im Kriege unſchätzbar werden könnte. Der Herzog hatte zuſtimmend genickt, und Konrad war in bevorzugter günſtiger Lage.

Konrad ſelbſt empfand dies nicht. Es war ihm nicht ganz wohl zu Muthe. Sein Gewiſſen quälte ihn doch mitunter, daß er im katholiſchen Heer ſei. Wenn die Seinigen in Gnadenfrei es erführen, wenn Herr von Starſchädel — beſonders dieſer rumorte in ihm. Er hatte ſich alle Mühe gegeben, mit ihm in Verbindung zu bleiben, und Niemann hatte ihm auch dafür jede Unterſtützung gewährt durch Botſchaften. Aber es war dies eben ſo wenig gelungen, wie die Entdeckung der Lady Ludmilla.

Ueber dieſe hatte Niemann wohl in Erfahrung gebracht, daß ſie mit einer Reiterin und einem Reitknechte bei Bubenz über die Moldau geſetzt, und dort einen alten Advokaten aus Prag geſprochen. Von dort ſei ſie aber ſpurlos verſchwunden.

Und über Herrn von Starſchädel lauteten die Nachrichten: er ſei gleich nach der Audienz beim Herzoge auf's Pferd geſtiegen, und man habe gehört, daß er ſich gegen den alten Mönch ausgeſprochen habe über das Fortreiten Konrads. Er ſelbſt könne nicht auf ihn warten, denn der Kriegsplan des Herzogs bedrohe Sachſen, er müſſe die Antwort des Herzogs ſpornſtreichs zu Arnimb bringen. Der Mönch möge die Zurückkunft Konrads abwarten. — Der Mönch aber — Pater Dunſtan — ſei nach kurzem Zwiegeſpräch mit dem Herzoge vom Schloſſe Zleb verſchwunden.

So war denn Konrad abgeſchnitten von ſeiner ganzen Vergangenheit, und fühlte ſich unbehaglich in ſeiner übrigens wohl gepflegten Haut. Es hatte nur gerade noch zu ſeinem Mißbehagen gefehlt, daß Niemann eines Abends die Nachricht brachte: es wären einige ſächſiſche Regimenter zum Schwedenkönige geſtoßen, und der Sturm auf das Friedländiſche Lager ſtünde bevor. Am Ende haſt du gar noch gegen Herrn Hans zu fechten — fluchte Konrad — wenn ſein Regiment mitgekommen iſt! Das wär' doch geradezu niederträchtig!

Dies denkend ſaß er, vorn übergebeugt, auf einem Steine neben ſeinem Zelte. Es war ein milder Sommerabend. Die Luft war noch voll Feuchtigkeit, welche ein Regenguß Nachmittags verbreitet hatte. Stieren Auges ſah der geplagte Landsknecht über die unabſehbaren Zeltreihen hin, welche ſich über eine ſchiefe Ebene bis zum Fluſſe hinab ausdehnten. Dieſer Fluß heißt die Rednitz. — Da ſah er ſeinen Gönner, den „Kanzler“ genannten Rittmeiſter Niemann vom Fluſſe herauf kommen. Er kam zu Pferde, und neben ihm ritt — das machte Konrad lebendig! — neben ihm ritt Medardo, die „rothe Feder“. Dies gehörte zu den unerwarteten Aergerniſſen, daß er dieſen widerwärtigen Kerl jetzt öfter ſehn mußte, ohne ihm „Eins auswiſchen zu dürfen.“ Sie gehörten ja jetzt unter dieſelbe Fahne. Medardo war dem Regimente des Marcheſe Carretto zugetheilt, und kam — wahrſcheinlich in Aufträgen des Marcheſe — zuweilen in's Bretterhaus des Herzogs. Niemann hatte Konrad erzählt, daß dieſer Friauler die Angeberei zum Herzoge gebracht: Konrad ſei in Wien zum Galgen verurtheilt, und der Strick hänge noch in voller Geſetzeskraft über ihm. Der Herzog aber habe darauf geſagt: Um ſo beſſer; dann iſt er treuer als ein Anderer! — Dieſes neuen Liebesdienſtes hätte es nicht bedurft, um Konrads Haß im Gange zu erhalten; er hatte kein Auge von der „rothen Feder“ verwendet, wenn ſich dieſe in der Nähe des Hauptquartiers blicken ließ, und erſt vorgeſtern hatte er Niemann mitgetheilt, daß die „rothe Feder“ mit dem wälſchen Doctor Blandini, mit dem lichtblauen Herrn Tocke, ja auch mit dem fröhlichen Steinwald zu ſchaffen haben müſſe. Es gebe da

Augenwinke und kurze Zuflüſterungen, welche eine beſondere Vertraulichkeit vorausſetzen ließen, namentlich mit dem Doctor und dem Tocke. „Nächſten Sonntag“ habe Medardo neulich dem Tocke zugeraunt beim Fortgehn; das habe er, der Konrad, deutlich verſtanden!

Heute war Sonntag. Niemann gehörte zu der geheimen Wache, welche unter Oberleitung Sparr's dieſe drei Verdächtigen, Blandini, Tocke und Leo, eingeſponnen hielt in einem Spinnennetz, und Niemann hatte ſich dieſen „nächſten Sonntag“ wohl gemerkt.

Wie es ſchien war denn auch dieſes Wort die Veranlaſſung geworden zum Beginn der eigentlichen Prozedur gegen die als Verräther am Herzoge bezeichneten drei Männer. Niemann hatte drüben beim Regimente Carrettos, welches unweit der Rednitz lagerte, einen Aufpaſſer für Medardo. Dieſer Aufpaſſer hatte heute Mittag gemeldet: Medardo habe trotz des Regens ſein Pferd geſattelt, und ſei mitten im Regen unten an der Furth geweſen. Zum Abend werde er wahrſcheinlich hinüber wollen. In „Gebersdorf“ ſei am erſten Bauernhauſe das bewußte Zeichen ausgeſteckt. Man war nämlich auf der Spur, daß Medardo Briefſchaften nach Wien beförderе. Gebersdorf war jenſeits der Rednitz das erſte Dorf öſtlich, welches außerhalb des Lagers belegen war, und dorthin kämen die Boten für Medardo.

Dort an der Furth, im Weidengebüſche verborgen, hatte Niemann jetzt dem Medardo aufgelauert, hatte ihn abgefangen, und brachte ihn jetzt zur Unterſuchung.

Konrad ſchnellte hoch auf, als er ſah, daß ihm Niemann winkte. Er flog hinzu, und folgte zu dem Kanzleihäuschen, vor welchem Niemann abſtieg und Medardo abſteigen hieß. Letzterem war ſehr fatal zu Muthe, beſonders bei der Annäherung Konrads, von dem er ſtets ein Unglück für ſich gewärtigte.

Schweigend traten ſie in's Häuschen. Das größere Kanzleizimmer war heute leer, weil es Sonntag war. In dieſes trat Niemann mit ſeinen beiden Begleitern, und hier ſagte er kauſtiſch zu einem geradewegs mörderiſchen Schrecken Medardo's: Konrad, thu' ein chriſtliches Werk! Dieſem Manne vom Regimente Carretto iſt unerträglich heiß. Er wollte in der Rednitz baden; aber ohne ſich auszukleiden. Kleide ihn behutſam aus. Vielleicht entdeckſt Du, warum der Mann ſeine Kleider ſo feſt auf dem Leibe hegt.

Das war ein Wort für Konrad! All' ſeine Gewiſſensſkrupel flogen zum offnen Fenſter hinaus, und ein Theaterſchneider kann das Auskleiden eines Liebhabers nicht ſorgfältiger verrichten, als er jetzt Stück für Stück dem Frianler vom Leibe zog. Er kitzelte auch den reizbaren Frianler ganz und gar nicht, er zog ſtramm und nachdrücklich.

Man fand nichts. Konrad wenigſtens in ſeiner jähen Eile fand nichts. Niemann war ruhiger, und betaſtete langſam die Kleidungsſtücke. Da meinte er denn: Das Wams ſei für die Jahreszeit zu dick. Konrad ſollte es aufſchneiden, und die Watte herausnehmen.

Die Watte entwickelte ſich als ein Briefkouvert in welchem drei Briefe ſteckten. Die müſſen beſtellt werden —

ſagte Riemann — unterhalte Du indeß, Konrad, dieſen entkleideten Briefträger, und ſorge dafür, daß er ſich nicht erkältet.

Das Gelächter Konrads war unanſtändig. — Riemann eilte hinüber in's große Bretterhaus, um die Briefe an Sparr abzuliefern. Das Innere dieſes Hauſes überraſchte durch ſeine Einrichtung. Es war durchweg mit Teppichen belegt und bekleidet, und war mit größter Sorgfalt wohnlich eingerichtet. Zu ebener Erde wohnte Sparr, im obern Stockwerke der Herzog. Die Teppiche dämpften jeden Laut; es herrſchte die größte Stille.

Sparr las die Briefe. Der eine war vom Doctor Blandini, der zweite von Tocke, der dritte von Leo. Alle drei an den Pater Norbert in Wien. Die Briefe des Doctors und Leo's waren kurz, der von Tocke war lang.

Nachdem er geleſen, trug Sparr dem Riemann auf: die Gefangennahme des Medardo geheim zu halten, und den Doctor, Tocke und Leo ſcharf bewachen zu laſſen, ſo daß der Herzog ſie augenblicklich zur Hand haben könne —

— Da kommt der Herzog die Stiege herab, und hinter ihm der Doctor und Leo! rief halblaut Riemann. Die Stubenthür ſtand offen, und man konnte die Treppe ſehn.

— Richtig! — ſagte Sparr ebenſo leiſe — der Herr will rekognosciren reiten. Er nimmt Leo mit. Der Doctor wird wie gewöhnlich an die Sumpfwieſe hinüber botaniſiren gehn. Der ihm zugetheilte Soldat läßt ihn nicht aus, wenn auch in beſcheidener Ferne. Alſo nur Tocke im Auge behalten. Für jene Beiden ſtehe ich.

Vor der Thür waren geſattelte Pferde angekommen. Der Herzog ſtieg auf und ritt langſam gegen Norden zwiſchen den Zelten dahin.

Die Suite folgte in einiger Entfernung. Waldſtein war gekleidet wie in Zleb und hatte den mit Hermelin verbrämten rothen Sammetmantel trotz der Wärme um die Schultern.

Die erſten Zelte, an denen er vorüberritt, waren grün und von feinem Stoff. Sie waren für den König von Ungarn beſtimmt, der nicht kam. Dann folgten lange und breite Zeltgaſſen, die erſten für Infanterie, die folgenden für Kavallerie beſtimmt. Dann gelangte man an ein kleines Dorf, Kreitles geheißen. Vor dieſem harrte eine kleine Reiterſchaar. Der lange ernſte Mann an der Spitze dieſer Schaar ritt dem Herzoge einige Schritte entgegen und ſalutirte. Er hatte ihn erwartet. Es war General Altringer, der ſein Quartier in Kreitles hatte.

Schweigend hörte Waldſtein den Rappert Altringers und ritt dabei im Schritt weiter. Der Kern des Rapperts war, daß ein Sturm der Schweden auf das verſchanzte Lager ganz nahe bevorzuſtehen ſcheine. An der Nordſeite des Lagers von Zirndorf abwärts nach Firberg und Dambach bis gegen Fürth jenſeits der Rednitz ſammle ſich der Feind in großen Haufen und mit zahlreichem Geſchütz. Es werde deutlich, daß er über den Burgſtall hereinbrechen wolle.

— Das heißt den Stier bei den Hörnern packen! ſagte der Herzog gleichgültig — glaubt Ihr das?

— Ja, Durchlaucht, antwortete Altringer.

— Dann mögt Ihr ſelbſt den Burgſtall beſetzen und vertheidigen. Er iſt mein feſteſter Punkt und der Schwede ſoll ſich den Kopf d'ran einrennen. Morgen mit dem Früheſten beſetzt ihn, und mit aller Stärke. Die Bayern, welche dort ſind, können bleiben. Euch ſind ſie ja vertraut durch langes Kommando im Reich. Und es ſind Truppen, die feſt halten?

— Feſt, Durchlaucht, ſehr brave Truppen.

Immer weiter reitend waren ſie an breiten Sumpfwieſen vorübergekommen, die ſich links gegen Abend hin erſtreckten über den breiten Lagergraben hinaus und hatten einen ſcharf bewachten Munitionsplatz paſſirt, der mit Kanonen und Pulverkarren angefüllt war. In kurzer Entfernung rechts drüben lag in der Abendſonne, die eben gelb aus den Wolken trat, ein bewaldeter Hügel. Ein Thürmchen ragte aus dem Gehölze hervor —

— Der Kurfürſt iſt in ſeinem Quartier — ſagte Aldringer, indem er auf den Waldhügel zeigte — wenn Durchlaucht —

— Nein, auf die Höhen vor der Bieber will ich, um nach Dambach und Firberg hinab zu ſehn. Von da wird der Hauptangriff geſchehn auf den Burgſtall.

Dies ſprechend ſetzte er ſein Pferd in Galopp, um den letzten Tagesſchein noch benutzen zu können für den Ueberblick.

Die klar zum Untergang ſinkende Sonne that denn auch ihre Schuldigkeit und beleuchtete Feld und Wald und Fluß und Thal ganz ſcharf und deutlich, als der Herzog auf einem

Hügel anhielt, an deſſen Fuße das Flüßchen Bieber zur Rednitz hinabſtrömte. Dieſen Waſſerwinkel hielt auch Waldſtein für die entſcheidende Stelle. Sie war ein maßgebender Punkt geweſen, als er die Regimenter kommandirt hatte, ſolchen meilenlangen Graben um Feld und Wald zu ziehen. Gegen Morgen erſparte die Rednitz den Graben, im Weſten halfen große Sumpfflächen, und im Norden jenſeits der Bieber erhob ſich ein Waldhügel, auf deſſen Gipfel eine Schloßruine, der Burgſtall geheißen, zum Hauptwall gemacht werden konnte und gemacht worden war. Auch die Gegner Waldſteins räumten ein, daß dies Zirndorfer Lager meiſterhaft ausgeſucht und angelegt wäre. Den Namen erhielt es von dem Dorfe Zirndorf, welches im nordweſtlichen Winkel des umgrabenen Raumes lag.

Von dem Waldberge des Burgſtalls ſchweifte das Auge des Herzogs eben jetzt links hinüber nach Zirndorf, und indem er mit der Hand dahin deutete, ſagte er zu Aldringer: — Was meinſt Du, alter Kriegsgefährte, von der Deſſauer Brücke? Kann uns jene Anhöhe hinter dem Graben bei Zirndorf nicht gefährlich werden? Hätten wir ſie nicht hereinziehen ſollen in's Lager? Wenn der Feind dort Batterien auffährt und Zirndorf ſtürmt, ſo umgeht er uns den Burgſtall! Was?

— Ich widerſpreche nicht — entgegnete Aldringer und ſchob das ſchwarze Tuch, welches er um den Kopf geſchlungen trug, vom Auge, um ſchärfer auszublicken. In der Lechſchlacht bei Rain war er in einen Hagel von Falkonetkugeln gerathen, und die eine hatte ihn am Kopfe geſtreift, während eine andere Tilly vom Pferde und in's Grab geworfen hatte.

— Carretto! Piccolomini! rief der Herzog.

Beide hatten ſich der Suite angeſchloſſen, als der Herzog am Lager ihrer Regimenter vorüber geritten war. Sie ritten jetzt Beide nahe heran zu ihm, und der Herzog fuhr fort:

— Warum widerſpracht Ihr damals, als die Anhöhe hinter Zirndorf einbezogen werden ſollte in's Lager?

— Ich widerſprach — erwiderte Carretto — weil das ohnehin rieſengroße Lager über Gebühr ausgedehnt werden wäre, und weil die zwei Redouten weſtlich vom Burgſtall und außerhalb des Burgſtallwaldes vollkommen hinreichen, den Anfall von jener Höhe zu verhindern.

— Und Ihr, Piccolomini?

— Ich widerſprach — entgegnete dieſer — weil Zirndorf ſelbſt mit ſeinen gemauerten Häuſern ſo nachdrücklich vertheidigt werden kann, daß ein Einbruch des Feindes dort in jenem Winkel nicht zu fürchten ſteht. Meines damaligen Votums eingedenk war ich auch heute erſt drüben auf jener Anhöhe, um zu rekognosciren. Der Boden dort iſt ein ſchwerer Lehmboden, tief aufgeweicht von dem naſſen Wetter. Es würde ſehr ſchwer halten, ſchwere Stücke dahinauf zu ſchleppen.

— Eure Regimenter alſo — ſprach der Herzog — Carretto und Piccolomini, werden für Euer Votum einſtehen, und werden den offenbar ſchwachen Winkel bei Zirndorf vertheidigen. Ade!

Hiermit wurde die Suite verabſchiedet. Sie ritt zurück. Es blieb nur Sparr und Leo beim Herzoge, welcher gedankenvoll in das Bieberthal hinabſah, wo Iſolanos Kroaten ihre Pferde ſchwemmten. Die Felder da unten waren ſämmtlich mit Zelten bedeckt; neben den Kroaten kampirte da die bayeriſche Reiterei. Nur der Waldhügel des Burgſtalles, welcher hinter den Zelten und zwar außerhalb des Grabens aufſtieg, verrieth nichts von der Feldwüſte, welche ein Kriegslager hervorbringt. Man ſah nichts von der Hauptverſchanzung, welche ſich dort in einen Mantel von Bäumen eingehüllt hatte.

Die Herren von Berg, eine fromm gewordene Familie, waren einſt Beſitzer dieſer Landſchaft geweſen an beiden Ufern der Bieber bis an die Rednitz hinab, und ihr klöſterlicher Sinn hatte nicht geahnt, daß ihre Felder und Bauten einſt zu Stützpunkten einer Schlacht dienen ſollten. Der Altenberg, in deſſen Trümmern jetzt der bayeriſche Kurfürſt lag, war das Stammſchloß geweſen. Am linken Ufer der Bieber hatten ſie ſpäter eine zweite Burg erbaut, welche kurzweg der Berg genannt worden war, und deren Ruine zu Waldſteins Zeit der Burgſtall genannt wurde. Unſere Hiſtoriker nennen ſie die „alte Veſte“, und bezeichnen auch die Schlacht, welche jetzt bevorſtand, mit dem Ausdrucke „Schlacht bei der alten Veſte.“ Die Kriegsleute jener Schlacht ſelbſt aber brauchten dieſen Ausdruck nicht, ſie ſprachen ſtets nur vom „Burgſtall“.

Waldſteins Auge erhob ſich und haftete feſt auf dem Walde, welcher dieſen Burgſtall verbarg und welchen die untergehende Sonne rothgelb überzog. Sein Kriegsinſtinkt ſchien zu ahnen, daß dort der Zweikampf mit dem Gothenkönige zum entſcheidenden Ausbruche kommen werde. — Jählings wendete er ſich und ſah Sparr und Leo an. — Reite ſogleich hinüber, Leo, nach dem Burgſtall — ſagte er endlich — und beſtell' dem Kommandanten, daß der Feind einen Ueberfall vorhabe auf den Burgſtall. Vielleicht noch in dieſer Nacht. Es ſolle Alles gerichtet ſein; auch die Nacht hindurch. Morgen komme Aldringer hinauf. Reite!

Waldſtein ſah dem jungen Reiter eine Zeitlang nach und wendete erſt ſein Roß, als die Dunkelheit des Abends unten das Flußthal einhüllte. Er wendete es aber nur, er ritt nicht weiter, ſondern blickte aufmerkſam in Sparr's Antlitz. — Was iſt vorgegangen, Sparr? rief er raſchen Tones — Deine Mienen ſind geſpannt. Du haſt etwas!

— Allerdings, Durchlaucht. Wir haben den Boten, welcher die Briefſchaften der Verräther nach Wien befördert, und wir haben drei Briefe dieſer Verräther.

— So? — Was enthalten ſie? — Und dabei ſetzte er ſein Roß in langſamen Schritt zum Heimwege.

— Ein Brief iſt wirklich von dieſem Leo Steinwald, den Ihr eben wieder mit einem Auftrage von Bedeutung verſchickt habt.

— Was ſchreibt der Burſch?

— Auf den erſten Anblick äußerliche Dinge. Wie Durchlaucht hier eingerichtet iſt in einem Bretterhauſe, was Ihr eßt und trinkt, und daß die Gicht ganz verſchwunden zu ſein ſcheine. Doctor Blandini habe das zu Wege gebracht durch ein Arcanum, welches der Herzog jeden Abend verſchlucke. Und in ſolchen perſönlichen Dingen geht es weiter. Der junge Menſch mag wohl wiſſen, daß ſein Freund Tocke, deſſen er lobend erwähnt, den ausführlichen Bericht erſtattet, und überläßt alſo dieſem die Hauptſache. Der Brief dieſes Tocke iſt denn auch eine vollſtändige Ueberſicht alles Deſſen, was ſeit Monaten, ſeit unſerer Abreiſe von Zleb mit Durchlaucht vorgegangen iſt, oder doch in der Seele von Eurer Durchlaucht vorgegangen ſein könnte. Es iſt die giftigſte Denunciation an Eure Gegner in Wien, und das Gift iſt oft ſo fein, daß ich vermuthe, Doctor Blandini hat die Hauptſachen dieſem Tocke diktirt.

— Was ſchreibt Blandini ſelbſt?

— Nur Mediciniſches in Bezug auf Eure Geſundheit. Wahrſcheinlich ſind es maskirte Ausdrücke, welche für den Leſer in Wien einen anderen Sinn haben als für uns.

Sparr zog den Brief hervor, und beim letzten Abendſcheine las er folgende Worte, die er ſchon auswendig zu wiſſen ſchien:

Der merkwürdige Mann iſt auch körperlich kaum zu analyſiren. Seine Organe ſind von einer unberechenbaren Energie, und werfen Alles gewaltſam aus, was die Verdauung fremdartig anmuthet. Selbſt lebensgefährliche Ingredienzien werden ihm wenig anhaben, wenn ſie ihm in kleinen Doſen zukommen. Er kann ein hohes Alter erreichen trotz ſeiner gichtiſchen Komplexion, weil er mäßig und nüchtern iſt in ſeinen Nahrungsmitteln, und weil ſeine Gemüthsbewegungen nur Gallenbewegungen ſind. Der ausgebildetſte Egoismus ſorgt inſtinktmäßig dafür, daß die Gallenbewegung keinen tieferen Einfluß gewinnt auf diejenigen inneren Fäden des Menſchen, welche die edleren Lebenskräfte berühren. Dieſer koloſſale Egoismus iſt ſein Gegengift für Alles.

— Weiter nichts?

— Nein. Mir ſcheint's ſehr viel. Schwache Vergiftungen haben nicht angeſchlagen; man ſteht vor der Frage, ob man zu ſtarken übergehen ſoll.

— Das legſt Du hinein. Vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht. — Weiter! Was ſchreibt der Tode?

— Das iſt lang. Er erzählt zuerſt von Zleb. Raſchin habe Euch geheime Botſchaft vom Schwedenkönige gebracht —

— Die Canaille nennt Raſchin?

— Ja. Botſchaft, die Euch verſtimmt. Starſchädel habe Ungenügendes vom Kurfürſten gemeldet und Ihr wäret ergrimmt gegen Beide aufgebrochen. Deshalb nur wäret Ihr dem Kurfürſten von Bayern zugerückt. Als Ihr ihn geſehen, da habe der Racheſinn wieder die Oberhand in Euch gewonnen. Der bayeriſche Kurfürſt — heißt es — hat ſich wie ein Märtyrer ſanft und mild verhalten gegen den brutal auftretenden Herzog. Dieſer Herzog hat auch gleich eine große Geldſumme verlangt, wenn das kaiſerliche Heer verdringen ſolle. Der Kurfürſt hat ſie auf der Stelle baar gezahlt. Das kaiſerliche Heer iſt aber vorgedrungen unter Verwüſtung des kurfürſtlichen Landes, wie eine Mordbrennerbande iſt es durch die Pfalz gezogen, und als es endlich in Franken die ſchwediſche Armee vor ſich gehabt, da hat ſich der ganze Abgrund des Friedländiſchen Charakters aufgethan. Um das Zweifache iſt das kaiſerliche Heer in Verbindung mit dem bayeriſchen dem ſchwediſchen an Zahl überlegen geweſen, und hat doch nicht angegriffen. Der Kurfürſt hat gebeten und gefleht wie ein Kind, der Friedländer hat deſpotiſch Nein geſagt. Warum? Aus zwei Gründen. Erſtlich fürchtet er die Feldherrn-Ueberlegenheit des Schwedenkönigs. Man merkt das ganz deutlich. Der Herzog mag ein Talent ſein für Organiſirung eines Heeres, aber für die Verwendung deſſelben in großen Schlachten wird ſeine Fähigkeit immer zweifelhafter. Zweitens hat er dem bayeriſchen Kurfürſten und der kaiſerlichen Sache nicht gründlich helfen wollen durch einen Sieg, den man ihm nicht allein zugeſchrieben hätte; und drittens iſt ſeine geheime Unterhandlung mit dem Schwedenkönige durchaus nicht abgebrochen. Das hat ſich mehrfach gezeigt. Neulich hatte man den Oberſt Taupadel gefangen, einen Liebling des Königs und ſehr gefährlichen Officier. Was geſchah ihm? Der Friedländer unterhielt ſich lange und allein mit ihm, und ließ ihn alsdann ohne alle Ranzion frei abziehen gen Nürnberg. Sicherlich mit beſonderen Aufträgen für den König. Es dauerte auch nicht lange, da erſchien die bewußte Gräfin Ludmilla im hieſigen Lager und hatte eine lange Konferenz mit dem Herzoge. Sie ſagte wohl, daß ſie recta aus Böhmen käme, wo ſie ihre Schweſter irgendwohin begleitet habe, ich erfuhr aber von Steinwald, daß ſie aus Nürnberg gekommen war. Es iſt bekannt, daß Guſtav Adolph, der die

Frauenzimmer ſehr gern mag, ihr Liebhaber iſt und ſie zur Botenläuferin verwendet. Kurz, es iſt nicht abzuſehen, wohin dieſe jämmerliche und treuloſe Kriegführung des Friedländers die kaiſerliche Sache noch ſchleppen wird. Dem Doctor Carlos hab' ich das Alles vorgeſtellt, und ich glaube: der Moment iſt ſehr nahe, welcher das äußerſte Mittel nöthig macht. Man trägt die Geringſchätzung des Kaiſers völlig zur Schau. Neben ſeinem üppig eingerichteten Hauſe hier im Lager hat der Herzog ein paar Zelte aufrichten laſſen für den Sohn des Kaiſers, für den König von Ungarn, wenn er käme. Sie ſind von dünnem, grünem Stoffe, und der Regen geht natürlich durch. Da es aber alle Tage regnet, ſo findet er das paſſend für den jungen Mann, wie er ſich ausdrückt, der in's Grüne gehöre. — Und nun das Aergſte: die Bayern ſollen bis auf den letzten Mann geopfert werden, ſie ſind hier im Lager verrätheriſcher Weiſe zwiſchen uns und den Feind gelegt, ſo daß ſie erdrückt werden können, wenn der Herzog und der König einig miteinander ſind. — Dies, Durchlaucht, iſt der Inhalt des Tocke'ſchen Briefes.

— Haſt Du ihn auch bei Dir?

— Hier ſind ſie alle drei.

— Leg' ſie auf meinen Tiſch, wenn wir heim kommen; ich will ſie leſen. Der Schurke weiß nichts vom Fange?

— Nicht das Mindeſte. Der Bote iſt abgeſperrt unter Konrads Aufſicht.

— Wer iſt der Bote?

— Als Officier dem Carrette'ſchen Regimente zugetheilt, des Namens Medardo.

— Der? — Ich kenne ihn von Wien. Bring' mir ihn zuerſt. Ich will ihn ſprechen. — Den Tocke alsdann. Der Doctor kommt von ſelbſt.

— Und Steinwald auch.

— Der Leo? Ja wohl. — Noch Eins, und das Wichtigſte: Zeig' dem Weſſely ſogleich den Brief Tocke's. Er iſt ein Meiſter in Nachbildung von Handſchriften. Er ſoll mit Tocke's Schriftzügen die Worte auf einen Zettel malen: „Der Augenblick iſt da! Morgen greift der Feind an. Die Bayern allein werden ihm entgegengeſtellt und werden geopfert. Auf ihren Leichen erfolgt die Vereinigung des Friedländers und des Schweden. Der Augenblick iſt da und nur heute noch. Eiligſt!“ Dieſen Zettel ſoll man auf des Doctors Schreibtiſch legen, während der Doctor zu Dir gerufen iſt. Du aber ſagſt ihm, ich wolle heute zur Nacht ſeine Tamarinden-Latwerge nehmen.

— Durchlaucht —?!

— Wenn er ſie vergiften will, ſo geſchieht's auf die Nachricht jenes Zettels. Alsdann —

Ein Kanonenſchuß von links her, von der Rednitz herauf unterbrach den Herzog. Er hielt ſein Pferd an. Ein zweiter Schuß folgte, ein dritter, ein vierter, ein fünfter.

— Das ſind Allarmſchüſſe von der Rednitzlinie! rief Sparr.

Die beiden Reiter waren inmitten der Zeltreihen. Trommel- und Trompeten-Signale erhoben ſich rings um ſie, alle Truppen geriethen in Bewegung. Waffenraſſeln, Pferdewiehern, Kommandoworte bildeten ein unheimliches, aber gleichſam regelmäßiges Geräuſch. Es war dunkler Abend geworden, und hie und da leuchteten Pechfackeln auf.

— Kümmere Dich nicht darum — ſagte Waldſtein, indem er langſam weiter ritt — ein Ueberfall über den Fluß iſt Unſinn während der Nacht. Reite voraus und beſorge den Zettel. Fort!

Sparr beeilte wenigſtens den Schritt ſeines Pferdes. Traben konnte er kaum bei dem nur ſtellenweis auf den Weg ſchimmernden Fackellichte. Waldſtein ritt langſam weiter, ein geſpenſtiger Anblick für die Soldaten, welche ihn erblickten, den ſelten ſichtbaren Feldherrn im Hermelinmantel und Federhut, ganz allein im Finſtern, während das Lager durch die Allarmſchüſſe aufgeſchreckt war —

So ritt er einſam wohl eine Viertelſtunde lang, und beobachtete das Antreten der Regimenter. Dann kamen ſeine Ordonnanzen, denen Fackeln vorgetragen wurden, ihm entgegen, Scherffenberg an ihrer Spitze. — Iſt Nachricht da? fragte er ruhig.

— Noch nicht, Durchlaucht —

Kaum war dies Wort geſprochen, ſo raſſelten Reiter heran mit Nachrichten. Sie kamen von der Rednitzlinie an der Morgenſeite des Lagers, und berichteten: der Feind marſchire jenſeits des Fluſſes auf in tiefen Maſſen. Von Fürth bis Gebersdorf höre man eine ununterbrochene Bewegung, auch das Geräuſch ſchwerer Geſchütze. Spione ſagten aus, der König ſelbſt ſei in Gebersdorf. Einen

Büchſenſchuß nordwärts vom Dorfe dicht vor dem Feldgehölze ſcheine eine Batterie aufgeworfen zu werden; es ſei ein Ueberfall im Werke —

— Feldmarſchall Gallas ſoll die Redoute hinter dem Hohlwege, da wo der kleine Bach in die Rednitz hinab läuft, doppelt beſetzen. In jenem Winkel wird der Feind herein wollen. Zurück!

Die Reiter machten kehrt, und verſchwanden in der Dunkelheit.

— Scherſſenberg! Die Truppen ſollen wieder abtreten, und ſich ſchlafen legen. Um zwei Uhr des Morgens ſollen ſie auf, und ſollen antreten. — Sende Niemann hinab zu Gallas — da kommt er ja! — Scherſſenberg vorwärts! — Niemann, reite zu Gallas. Vor unſern Schanzen gegenüber von Gebersdorf liegt ein kleines Gehölz — kennſt Du's?

— Ich kenn' es Durchlaucht.

— Das ſoll in der Nacht niedergeſchlagen, und dort ſollen — auf unſrer Seite, alſo dieſſeits des Gehölzes, — Laufgräben ausgeworfen werden für Musketiers. Verſtanden?

— Vollkommen, Durchlaucht.

— Fort!

Der Herzog ritt langſamen Schrittes auf ſein Bretterhaus zu. Im Flur trat ihm Sparr entgegen.

— Alles beſorgt?

— Alles. Ich bringe die Briefe.

Er folgte dem Herzoge hinauf, und fragte, ob der bevorſtehende Angriff des Feindes die Vornahme der Verräther nicht verſchieben ſolle?

Der Herzog ſchüttelte den Kopf, ſetzte ſich zur Leſung der Briefe, und wiederholte, daß zunächſt Medarde vor ihn gebracht werden ſollte.

Sparr ging; der Herzog las den Brief Tockes: „der Herzog fürchtet die Feldherrn-Ueberlegenheit des Schwedenkönigs. Er mag ein Talent ſein für Organiſirung eines Heeres, aber für die Verwendung des Heeres in großen Schlachten wird ſeine Fähigkeit täglich zweifelhafter" — dieſe Stelle war ihm die empfindlichſte. Vielleicht deshalb weil ein Korn Wahrheit in ihr lag. Falſchen Tadel ſchütteln wir ab wie Regentropfen, richtiger Tadel ſickert durch unſre Haut bis auf's Mark. Dieſe Stelle allein konnte für Tocke den Strick unvermeidlich machen.

Dabei geſtand ſich der mächtige Kriegsfürſt mit Widerſtreben ein, daß die größte Macht nicht geſchützt werden könne gegen — eine richtige Bemerkung. Man kann die Welt erobern, den kleinſten wahrhaftigen Tadel kann man nicht erſticken. Die Geſetze der moraliſchen Welt ſind unerbittlich.

Waldſtein war aufgeſtanden, und ging umher. Dieſer Gedanke an menſchliche Ohnmacht bewegte ſein Gemüth. Für Dergleichen war es offner als für Gefühle.

Da erſchien Medarde an der Zimmerſchwelle. Er ſah erbärmlich aus. Sein Peiniger Konrad, der ihn herauf gebracht, blieb im Vorzimmer, der Beute für den Henker gewärtig. Konrad hatte die zwei Stunden wahrgenommen, ſeine Rache zu kühlen. Nicht gerade durch körperliche Pein, welche er ihm angethan, nein! Da hatte er ſich begnügt, den bis auf's Hemd Entkleideten auf ein Lager zu nöthigen, hatte ihn mit einer Laſt von Decken und Hüllen zugedeckt bei der Sommerluft in einer Holzſtube, und ihm einen Schweiß ausgepreßt, der, mit Todesangſt genährt, einen Vorſchmack der Hölle geben konnte. Aber in Worten hatte er ſein Müthchen gekühlt, und in dem Begriffe eines „Spions“ alle Berechtigung zum Haſſe hundertmal umgewendet wie man einen Dolch umwendet in der Wunde. Der letzte Trumpf war immer geweſen, daß er nun endlich gerade an den Friedländer gerathen ſei mit ſeinen Verräthereien, an den Friedländer, der ohne Umſchweif an den Galgen ſpedire. Man kann nicht ſagen, daß ſich Konrad edel benommen, und das Groberdige in ſeinem Charakter verläugnet hätte.

Verhältnißmäßig hatte er dadurch Medardo genützt. Dieſer ſtand jetzt vor dem Friedländer wie Einer, der fertig iſt mit dem Leben, und auf das Aergſte gefaßt. Alſo nicht ohne Faſſung.

Waldſtein hatte eine gewiſſe Treue für ſeine Kreaturen. Daraus erklärte ſich's, daß er die „rothe Feder“ jetzt einiger Vorwürfe würdigte. — Regelmäßig, Du Canaglia — ſagte er — habe ich Dich beſchenkt in Wien, und nun ſpionirſt Du gegen mich!

— Durchlauchtigſter Herr — erwiderte ſchachmatt, aber ruhig Medardo — ich bin ein Dienſtbote. Ich muß thun was mir befohlen wird. In Eurer Herrlichkeit Dienſte ſtand ich jetzt nicht, und, Gott ſoll mich ſtrafen! ich hab' nicht ein Jota von dem gewußt, was ich herüber und hinüber trage, hab' nicht gewußt, ob es Euch anging oder wen ſonſt.

— Lüg nicht bis in den Tod. Du haſt ebenſo mündlich hinüber und herüber getragen und ganz gut gewußt, wen's angeht. Canaglia biſt Du, ſonſt nichts! Ich weiß Alles. Von Deiner Beichte ſoll der Grad Deiner Strafe abhängen. Beichte genau! Deine Aufträge, Deine Bezahlung, Deine Dienſtgeber! Zunächſt Dein Marcheſe Carretto! Beichte!

Medardo läugnete, daß der Marcheſe bei dem letzten Botendienſte betheiligt ſei. Er habe ihn zwar einmal mit Briefen nach Wien geſchickt, aber nicht an die Jeſuiten, ſondern recta in die Kammer des Kaiſers. Niemals an den Pater Norbert, der ihn allerdings bezahle, wie ihn die Jeſuiten ſeit fünfzehn Jahren bezahlt hätten.

Waldſtein hatte die Geduld, den Delinquenten eine halbe Stunde auszufragen und anzuhören. Alle Wiener Perſönlichkeiten kamen an die Reihe.

Schließlich ſagte er: „Weil Du mir einſt gedient, werd' ich Dich vielleicht Deine Todesart wählen laſſen. Nach einer Stunde wirſt Du mich noch einmal ſehn, und Dein letztes Wort ſagen."

Damit öffnete er ſelbſt die Thür, und übergab ihn Konrad mit dem Bedeuten, ihn ſtreng zu bewachen, bis er mit ihm nochmals berufen würde.

— Iſt der Tocke da? fragte er Neſtel.

— Wartet nach Ordre des Herrn Oberſt drüben auf ſeinem Zimmerchen. Sollte hier nicht begegnen —

— Recht. Soll jetzt kommen!

Tocke war durch den längeren Aufenthalt neben dem Herzoge etwas muthiger geworden — er trat jetzt weniger furchtſam als ſonſt vor den Friedländer, und fragte nach deſſen Befehlen.

— Setz Dich dort an den Tiſch, und ſchreibe was ich diktire!

Tocke folgte bereitwillig. Der Herzog diktirte:

„Großmächtiger Herr! Ich muß leider wiederholen was ich neulich geſagt: man überſchätzt das Talent dieſes Mannes. Für Organiſirung mag er Geſchick haben —“

— Fertig?

— Zu Befehl!

„Aber für die Verwendung eines Heeres in großen Schlachten wird ſeine Fähigkeit täglich zweifelhafter —“

Tocke fiel die Feder aus der Hand inmitten des letzten Satzes, und ſie machte einen großen Klecks auf das Papier. Ganz ſo ſchwarz wurde ihm vor den Augen, und nicht mit dieſen, ſondern mit den ſchlotternden Schultern wurde er inne, daß der Friedländer dicht bei ihm war, das beſchriebene und bekleckste Blatt vor ihm wegnahm, und mit einem andern beſchriebenen Blatte verglich.

Dieſe Vergleichung war raſch erledigt, und Waldſtein rief: „Neſtel!“

Bei aller Finſterniß vor den Augen war es doch vollſtändig licht in der Seele Tockes. Sein Körper verſagte, denn die Nerven, von Furcht überſpannt, riſſen entzwei, aber ſein Geiſt rief mit Poſaunentönen: der immer gefürchtete Augenblick, der gewaltſame Tod für dich durch den Friedländer iſt da, er hat deinen Brief, er überſieht dein ganzes Treiben — und blind nach außen, lichthell im Innern fuhr das Männchen kerzengerad in die Höhe und ſchrie. Was ſchrie er? Wunderlich genug, er ſelbſt ſchrie die Worte, welche er vom Herzoge immer erwartet hatte, er ſelbſt ſchrie: Hängt die Beſtie!

Hiermit war all ſeine Fähigkeit erſchöpft, er ſank in die Kniee; alle Muskeln und Sehnen in ihm waren entzwei.

Waldſtein nahm keine Notiz von ihm. Er ſagte zum eintretenden Roſtok: „Laß den Profoß rufen. Und wenn er den da fortſchafft, ſo geh zur Stubenthür des Doctors. Schreit der da, ſo tritt beim Doctor ein, und ſprich ſo lange zu ihm, bis das Geſchrei verhallt. Der Doctor ſoll nicht erfahren, was das Geſchrei bedeute, und er ſoll erſt zu mir kommen, wenn der da aus dem Hauſe iſt. Marſch!“

Waldſtein ging in dem Zimmer entlang an dem zu Boden liegenden Tocke vorüber als läge nichts da. Er ſetzte ſich an den Tiſch, und las die kurzen Briefe des Doctor's und Leo's noch einmal.

Tocke regte ſich auch nicht. Hatte ihn der Schlag gerührt? Ein Schlag wohl, der welchen Todesangſt wie eine elektriſche Batterie auf die Nerven wirft.

Die Thür öffnete ſich, und eine koloſſale Geſtalt mit einem rothen Barte bis auf den Magen erſchien auf der Schwelle. Der Generalprofoß. Er trug die rothe Binde des Heeres über Schulter, Bruſt und Hüfte hinab in der Breite einer halben Elle. Hinter ihm ſtanden zwei rieſige Kerle.

Der Generalprofoß ſalutirte, und blieb an der Thür ſtehn. — Der Herzog war über den Briefen in Gedanken verſunken, und wurde ſeiner nicht ſogleich gewahr. Als er ihn endlich ſah, deutete er auf das Häuflein Menſch am Fußboden, und ſagte trocken: Ohne weitere Procedur den Strick vor Sonnenaufgang!

Docke ſchien das zu verſtehn, und machte Anſtalt ſich aufzurichten. Nach einem Winke des Profoßen erleichterten ihm dies die beiden rieſigen Kerle, und trugen ihn hinaus wie ein Wickelkind. Docke ſchrie auch nicht, es fehlte ihm wohl die Kraft dazu — er war hinweg wie eine Sternſchnuppe.

Neſtol's Auftrag wurde dadurch vereinfacht. Er trat in das Zimmer des Doctors mit der bloßen Meldung: Durchlaucht erwarte den Herrn Doctor.

Blandini war bereit. Er griff nach einem ſilbernen Eierbecher, aus welchem ein dunkler Brei feine Rauchwölkchen ausſtrömte, und folgte Neſtol.

Ruhigen Schrittes trat er beim Herzoge ein, und ſetzte den kleinen Becher auf einen Nebentiſch.

— Ah! — rief der Herzog — Ihr habt das Medikament ſchon fertig?

— Ich hab es raſch gemacht, Durchlaucht. Es iſt ſehr einfach. Die Pflaume wird nur abgebrüht und durchgeſeiht. Ich freue mich, daß Durchlaucht es endlich verſuchen wollen.

— Ja, die Galle iſt mir heute ſehr läſtig geworden, und braucht eine Linderung. Der Sturm des Feindes beginnt, und für die Schlacht braucht man ruhiges, ungereiztes Blut. — Setzt Euch zu mir, Doctor. Ich bin gegen

Gewohnheit redeluſtig, vielleicht eben weil die Galle mich ſtachelt. Ich möchte wiſſen, was Ihr morgen für Unterſuchungen vorhabt, denn morgen giebts friſche Leichen von jeder Sorte.

— Nicht eigentlich Leichen, ſondern gewaltſam Sterbende wären mir wichtig. Mein Augenmerk iſt jetzt gerade darauf gerichtet, daß die Hirnnerven noch einige Minuten fortleben, wenn auch der Puls ſchon ſtille ſteht.

— Ah!

— Ein abgeſchlagener Kopf ſoll noch eine ganze Weile volle Lebensthätigkeit zeigen. An den Augen beſonders ſoll es ſichtbar ſein. Sie ſollen den lebensvollen Blick bewahren, und die Augenlider ſollen ſich ſchließen und öffnen. Das wäre für die Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes von Bedeutung. Hat er wirklich ſeinen Sitz in den Gehirntheilen und deren Nerven, und iſt er bis auf einen gewiſſen Grad unabhängig vom ganzen übrigen Körper, vom gleichſam thieriſchen Rumpfe?

— Doch wohl. Ich habe eine Zeitlang kalte Waſchungen mit mir vorgenommen, die mir ſehr empfindlich waren. Dabei entdeckte ich ein Mittel gegen die unangenehme Empfindung. Ich erſäufte den Kopf, namentlich die Ohren mit Waſſereinreibung, und ließ mir den Rumpf unterdeß begießen. Dieſe Begießung wurde ich ſolchergeſtalt gar nicht gewahr. Die Beſchlagnahme des Kopfes verhinderte es, indem ſie das Bewußtſein unterdrückte. Weſſen man ſich nicht bewußt wird, das exiſtirt nicht für uns. Die Welt lebt alſo für uns nur in unſerm Kopfe.

— So ſcheint es. Aber bei einem Gehenkten verwickelt ſich die Frage. Wenigſtens wird ſie ſo fein, daß ſie uns entſchlüpft. Der Prozeß des Gehenktwerdens entwickelt bekanntlich die geſchlechtliche Wolluſt im Menſchen. Dieſe Wirkung nach den Nerven des Rumpfes iſt offenbar, aber die Wirkung nach dem Hirn iſt unklar. Die Erwürgung ſcheint den Kopf, alſo den Geiſt unmittelbar zu tödten. So ſagt die Mehrzahl der Beobachter. Einige dagegen behaupten: der Mund des Gehenkten bleibe noch eine Weile voll Leben, ſpitze ſich, und genieße gleichſam.

— Das könnt Ihr genau feſtſtellen. In fünf Stunden, ſobald die Sonne aufgeht, wird ein pfiffiger Schurke gehenkt. Vielleicht kennt Ihr ihn, er war manchmal hier im Hauſe. Verſäumt es nicht, ihn zu betrachten während der Exekution. — Uebrigens begreift ſich's wohl, daß beim Henken Kopf und Geiſt ſchneller vergehn. Das gepreßte Blut überſchwemmt das Gehirn. Deshalb iſt's auch ein geſuchter Tod, weil das Bewußtſein augenblicklich aufhört. — Ach, Doctor, wir ſind ein dürftig Geſchlecht! Die Schöpfung hat unſern höhern Theil an eine künſtliche Maſchine gekettet, die von tauſend gemeinen Zufällen abhängig iſt. Es erſcheint wie ein Wunder, daß es überhaupt Menſchen giebt, die ganz wohl ſind, und am Ende ſind's nur die gedankenloſen, welche dem Thiere am Nächſten ſtehn. Unſre geiſtigen Anſtrengungen vermehren ja nur die Störung, welcher unſre künſtlich zuſammengeſetzte Maſchine ausgeſetzt iſt. In ſchwachen Stunden möchte ich mit dem robuſten Troßknechte tauſchen.

— In Eurer Stellung, Durchlaucht! Gebieter der Welt!

— Täuſchung! Eine verlorene Schlacht wirft das Kartenhaus um. Und eine Schlacht kann ich verlieren, weil ein General plötzlich feig wird, weil ein Irrthum ſich ausbreitet und paniſchen Schrecken erzeugt. Das kann morgen geſchehn, und meine Feinde triumphiren. Wir ſind Alle Spielbälle des Glücks. Am Aergſten die welche hoch ſtehn. Nichts ſtellt ſicher. Am Meiſten noch Gleichgültigkeit. Mitunter hab ich ſie — ein ſchöner Troſt, nicht wahr? Ihr ſeid beſſer daran. Euch intereſirt Eure Wiſſenſchaft, und dieſem Intereſſe kann man mit Glück oder Unglück, mit Gunſt oder Feindſchaft nichts anhaben. Ihr geht unbehelligt durchs Leben, denn Jedermann hofft Hilfe von Eurer Wiſſenſchaft. Von mir hoffen ſie Würden, Güter, Geſchenke, und dieſe Hoffnung iſt unerſättlich. Kein Gott füllt dieſen Rachen. Und wer da meint, ich ließe ihn hungern, der iſt mein Feind. So kann man als oberſter Herrſcher Niemand traun, ſich auf Niemand verlaſſen.

— Auf Niemand?!

— Auch auf Euch nicht, lieber Doctor. Ihr ſeid mir angekündigt als Giftmiſcher —

— Durchlaucht!

— Das ſeid Ihr gewiß. Es kommt nur darauf an, für wen und wie Ihr Eure Gifte miſcht. Ob für Hunde und Katzen, ob für Kranke und in wohlthätigen Doſen, oder ob —

— Ja ſo!

— Ja ſo! Es iſt auffallend, daß Ihr darüber erſchreckt. Dadurch erſchreckt Ihr ja mich. Und nun muß ich ja ſicher gehn, mindeſtens auf Rache denken. Denn was wär's denn weiter als Rache, daß ich Euch nöthigte, das mir beſtimmte Gift ebenfalls zu verſchlucken. Nicht wahr?

Und jetzt lachte der Herzog ähnlich wie damals in Zleb.

— Unterhalten wir uns — fuhr er fort — mit dem einmal erwachten Gedanken. Holt Eure Tamarinde her!

Der Doctor that es.

— Setzt Euch nur getroſt. Wenn's Gift wäre, dann brauchten wir nicht zu fallen. Ihr würdet ja doch ſchnell wirkendes erwählt haben. Nicht wahr?

— Dieſer Gedanke, Durchlaucht —

— Iſt nicht übel, Doctor. Hier iſt ein Löffel; nehmt ihn. Und nun nehmt Eure Portion, und verſchluckt ſie. Ich folge getreulich nach. Und haben wir Gift verſchluckt, nun ſo beobachten wir einander; ich bin auch ein halber Doctor — und ſprechen wir wie Sokrates, nachdem er den Schierling getrunken, über die Unſterblichkeit der Seele. Ich fürchte, wir ſind Beide nicht beſonders feſt in dem Glauben, wie?! Vorwärts! In einer Viertelſtunde können wir darüber auf dem Reinen ſein, wenn der dunkle Brei da kräftig gewürzt iſt. Nun —? mir ſcheint, Ihr ſeid blaß geworden, Ihr zittert —

Dabei griff Waldſtein aufſtehend nach dem Arme des Doctors, und dieſer — ließ den kleinen Becher fallen.

Wie der Adler einem kleineren Raubvogel gegenüber, ſo ſtand Waldſtein mit furchtbarem Blicke vor Blandini. Der kluge Doctor konnte ſich nicht mehr darüber täuſchen, daß tödtlicher Verdacht auf ihm laſtete, und daß von einem Herzog von Friedland mitten in deſſen Kriegslager das Grimmigſte zu befürchten ſtünde.

Aber Blandini war ein erfahrener, abgehärteter Kunde. Gewohnt, mit großen Herrn zu verkehren und unter gefährlichen Umſtänden zu verkehren hielt er dem Adlerauge des Herzogs Stand. Er wußte zu gut, daß jedes Zeichen von Furcht lebensgefährlich für ihn wurde. Er ſammelte all ſeinen Athem, um mit voller Stimme ſagen zu können: Ich verſtehe den Gedankengang Eurer Durchlaucht wahrhaftig nicht!

Waldſtein behandelte alle mittelmäßigen Menſchen, auch die hochgeſtellten, mit Geringſchätzung. Aber er hatte volle Aufmerkſamkeit für bedeutende Menſchen, und er hegte eine wirkliche Achtung für Gelehrte, falls dieſelben mit klarem Verſtande über ihre Gelehrſamkeit verfügten. Namentlich für Gelehrte in den Naturwiſſenſchaften. Ein Geſpräch mit ſolchen Männern war ihm zu allen Zeiten höchſt werthvoll. So achtete er auch dieſen Doctor Blandini, und es war ſeinem Weſen durchaus fremd, ſolch einen Mann wie einen andern gewöhnlichen Feind, etwa wie einen Tode zu behandeln. Das ruhig aushaltende Auge Blandini's blieb denn auch in dieſer geſpannten Lage nicht ohne Wirkung auf ihn. Du kannſt Dich doch noch irren, kannſt dem Doctor doch noch Unrecht thun, dachte er — und zog ſeine Hand zurück.

Blandini bückte ſich, um den Becher aufzuheben. Das erhöhte Waldſteins Meinung: er könnte dem Doctor Unrecht gethan haben.

— Laßt, Doctor! Das iſt eine Aufgabe für den Diener. Die Galle hat unſer Geſpräch exaltirt — brechen wir ab! Und geht zur Ruhe. Ich werde Euch vor Sonnenaufgang wecken laſſen zu der Hinrichtung durch den Strang. Gott befohlen!

Blandini ging zögernd. Es ſchien, als ließe er den Becher am Boden nicht gern zurück. Waldſtein's Auge aber wich nicht von ihm. Blandini wagte es nicht, noch einen Verſuch zu machen, er ging.

Waldſtein rief Reſtek und befahl ihm, den Becher vorſichtig aufzuheben. Der Brei war zäh, es war nur ein kleiner Theil verſchüttet, der kleine Becher war noch bis gegen den Rand hin voll. Reſtek ſetzte ihn ſchen auf den Schreibtiſch. Es war ihm ziemlich klar, um was es ſich hierbei handelte.

— Konrad ſoll den Medardo herbringen! befahl der Herzog — iſt der Leo noch nicht zurück?

— Soeben iſt er gekommen — erwiderte ungern und zögernd Reſtek, denn die Stimmung und die Umſtände hier erſchienen ihm recht ungünſtig für eine Audienz Leo's.

— Herein mit ihm!

Leo trat ſorglos und guter Dinge ein und erſtattete Bericht. Man ſei im Burgſtall beſtens gerüſtet, und ſei in Kenntniß vom vollen Anmarſche des Feindes. Die Bewegung gelte aber allen Anzeichen nach nicht dem Burgſtalle, ſondern der Rednitzlinie.

— So iſt es, Durchlaucht — ſetzte Sparr hinzu, der hinter Leo eingetreten war — ein Bote nach dem anderen bringt dafür Beſtätigung.

— Was wißt Ihr! Der Schwede weiß es auch vielleicht ſelbſt noch nicht. Morgen wird er's wiſſen, daß der Burgſtall der Schlüſſel iſt zu meinem Lager und daß man über einen Fluß herüber nicht ſtürmt. — Sparr! Laß aus allen Regimentern die am Beſten ſchießenden Musketiere auswählen, dreitauſend an der Zahl. Sie ſollen morgen geſchont werden und in Bereitſchaft bleiben für den Burgſtall. — Du, Leo, leg' Dich ſchlafen. Nach Sonnenaufgang wartest Du auf mich drüben am Galgen.

Leo ging. — Bleibt der Burſche frei? fragte Sparr.

— Ja. Es liegt nur Albernheit von ihm vor. Dafür ſoll er morgen in den Kugelregen. Bleibt er verſchont, ſo wird er von dannen gejagt. Er hat ſich unnütz gemacht. — Bleib' da, Sparr, Du kannſt die Erledigung des Lumpes überwachen, der da gebracht wird.

Medardo wurde durch Konrad hereintransportirt. Auf einen Wink des Herzogs blieb Konrad innen an der Thür.

— Du haſt Glück, Patron: Dein Schickſal wird in Deine eigene Wahl gelegt, und es iſt wahrſcheinlich, daß Du ganz heil davon kommſt. Wähle alſo! Den Galgen oder die Gefahr der Vergiftung. Die bloße Gefahr. Dort in dem kleinen Gefäße — geh hin, ſieh Dir's an, koſte oder rieche wie Du magſt! — in dem kleinen Becher iſt ein Zwetſchenbrei, der vielleicht Gift enthält. Vielleicht. Es iſt möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, daß es nichts weiter iſt als ein „Powidel“, wie man's hier zu Lande nennt. Wenn Du dieſen Brei binnen fünf Minuten hier unter meinen Augen verſchluckſt, ſo iſt Deine ganze Strafe überſtanden, und Du kannſt morgen gehen, wohin Du willſt. Thuſt Du das nicht, ſo wirſt Du morgen früh gehenkt. Wähle. Fünf Minuten. Konrad zähle ſie an dieſer Uhr!

Die „rothe Feder“ ſchwankte wie ein Blatt im Winde. Der Strick hatte einen viel beſſeren Ruf als die Vergiftung. Furchtbare Schmerzen konnten mit der letzteren verbunden ſein. Aber von einer Vergiftung konnte man geneſen, und Medardo erinnerte ſich unter allen Schrecken ganz deutlich, daß ſein Magen ſich leicht zum Erbrechen neigte. Außerdem hatte der Herzog geſagt: es ſei vielleicht gar kein Gift darin. Der Herzog war entſetzlich, aber er galt für wahrhaftig. Die Entſcheidung neigte ſich zu dem kleinen Becher. Leben war doch die Hauptſache, und auch der angenehmſte Strick war doch ſicherer Tod —

— Fünf Minuten! rief Konrads rauhe Stimme —

— Powidel! ſchrie Medardo, griff nach dem Becher und dem daneben liegenden kleinen Löffel und verzehrte haſtig den Brei, mit jedem Löffelvoll unter geſteigerter Angſt, es ſei doch Gift, denn es ſchmecke anders als Powidel. Als er fertig war, hatte er die volle Ueberzeugung, daß er vergiftet wäre und ſchwankte —

— Zugreifen, Konrad, und fortführen! Bei ihm bleiben bis zum Morgen und dann Bericht!

Konrad führte ihn fort. Diesmal ohne Haß. Die Lage war ſo kurios, daß ſie nur Neugierde zuließ. Ob der Lump den Tod im Leibe habe oder nicht, das allein war die Frage — und Gift hatte auch für Konrad etwas Widerwärtiges.

Auch Sparr wurde verabſchiedet. Der Herzog blieb allein.

Roſtok kam fragen, ob er die Durchlaucht entkleiden ſollte.

— Nein! lautete die Antwort. — Wenn dieſer Medardo ſtirbt, ſo bring' mir die Nachricht.

Waldſtein trat an's Fenſter und öffnete es. Der Himmel war leicht bedeckt; es fielen einzelne Regentropfen; die Luft war warm. Kein Stern war zu ſehen. — Er ſchloß das Fenſter wieder und ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl. Schlaf erwartete er nicht, trübe Gedanken erfüllten ihn, ja ſtörten ſein ſonſtiges Gleichmaß.

Wohin geräth ein Menſchenleben — dachte er — wenn es noch ſo kühn aufſtrebt, noch ſo glücklich zur Höhe dringt! Was findeſt Du auf der Höhe? Tödtliche Feindſchaft, ſtündliche Gefahr und die heller und heller werdende Beſorgniß, daß Du übertroffen wirſt in Deiner Fähigkeit, daß Du nicht gründlich berechtigt biſt, Dich über alle Anderen zu erheben. Und die Menge bemerkt das bereits! Das kleine Volk erzählt bereits, daß Du Deinen Kräften mißtraueſt gegenüber dem neuen Feldherrngeſtirn! Es wird dafür geſorgt, daß der Hochmuth ſich beuge. Das möchte ſein! Aber auch der Stolz auf das eigene Können, die Ruhe des Selbſtbewußtſeins leiden. Und was wird aus dem handelnden Menſchen ohne ſicheren Stolz, ohne Ruhe des Selbſtbewußtſeins? Sein Schritt wird unſicher, er fängt an zu tappen, am Ende ſtrauchelt er. Denn mich ereilt die Prüfung in abſteigender Lebenszeit. Der Körper iſt bereits unzuverläſſig und beſchränkt die friſche Freiheit des Geiſtes, die friſche Freiheit der Unternehmung. Was wird, wenn ich den Geiſt ſtachle, wenn ich dennoch das Aeußerſte wage? Werd' ich überwunden, dann wird der abgezwungene Kontrakt mit dem Kaiſer ein gemeiner Strick, an welchem ich hinabgezerrt werde in erbärmliche Niedrigkeit. Hohn und Spott ereilt mich, Fußtritte loyaler Mittelmäßigkeiten werden mein Theil. Ueberwinde ich, dann muß ich großes Spiel ſpielen, alle Brücken hinter mir abbrechen und mich ganz auf mich ſtellen ein neuer ſchöpferiſcher Imperator. Hab' ich dazu volle Fähigkeit und noch volle Kraft?

Er ſtand auf.

Vielleicht doch — dachte er weiter —; die nächſte Schlacht wird mir's darthun. Ein Sieg durch bloßes Glück würde nicht genügen. Es muß ſich zeigen, daß ich der ſtärkſte Kriegsmann bin. Was daneben und dahinter liegt, der ſtärkſte Regent zu ſein — das macht mir keine Sorge. Kommt es ſo weit, dann wäre vielleicht der Gedanke jenes Mönches Dunſtan aufzunehmen, eine neue Fahne für die Religiöſen. Vielleicht! Es kann gefährlich werden; man kann Katholiken wie Proteſtanten verlieren, ſtatt ſie zu verbinden. Denn die Maſſen brauchen ihre Götzenbilder und ihre Schlagworte, und Götzenbilder wie Schlagworte gewinnen an Macht durch ihr Alter. Das kann gefährlich werden.

Er ſetzte ſich wieder und verfiel in Brüten, verfiel in einen Halbſchlummer.

Gegen Mitternacht weckte ihn Sparr, welcher mit Roſtok eintrat.

— Iſt er todt? fragte Waldſtein.

— Er lebt noch! entgegnete Sparr, und es iſt noch nicht klar zu ſagen, ob er vergiftet iſt. Gleich zu Anfang hat er ſich erbrochen, und dadurch kann ein Theil des Giftes herausgeworfen ſein. Er iſt in convulſiviſcher Erregtheit, aber das kann auch von Gemüthsbewegung herrühren, denn er iſt ſeit mehreren Stunden in Todesangſt und hält ſich für vergiftet. Die Einbildung iſt ja ein maßloſes Ding. So viel ich vom Puls verſtehe, iſt ihm keine Kataſtrophe nahe, beſonders da er in Schweiß gebadet liegt.

— Alſo warten. Wie's ſcheint werden wir um den Beweis betrogen, ob Gift vorhanden geweſen ſei oder nicht. Du könnteſt Deinen ſchwarzen Kater daran ſetzen, Roſtok, und ihn den verſchütteten Brei auflecken laſſen dort am Boden. Der Kater würde keine Gemüthsbewegung haben, und wir ſähen einen reinen Erfolg.

Roſtok hatte keine Luſt dazu; er liebte ſeinen Kater und meinte: ein garſtiger Hund leiſte dieſelben Dienſte. Dem wollte er's beibringen — und zu dem Ende trabte er es auf.

Waldſtein empfand das Bedürfniß, das bei ihm ſo ſeltene Bedürfniß, mit einem vertrauten tüchtigen Menſchen ſeine Gedanken auszutauſchen. Er verſuchte es mit Sparr.

Aber es ging nicht. Die enge Tüchtigkeit dieſes Soldaten war eben zu eng für das, was Waldſtein brauchte.

Er entließ ihn. — Wäre der Starſchädel hier, dachte er, der wäre geeignet. Ein bloßes Echo braucht man nicht, und Unverſtand verwirrt, oder zieht hinab. Die Kraft muß uns gewachſen ſein, wenn der Austauſch fördern ſoll. Oder gleiches Intereſſe muß entſchädigen. Ja, wenn ich einen Sohn hätte! Sein Erbe ſtünde auf dem Spiel, und Enthuſiasmus der Jugend hielte dem möglichen Verluſte die Wage. Selbſt der thörichte Junge, der Leo, wäre mir augenblicklich ein Redegeſell, wenn er nicht durch ſeine Thorheit allen Kredit verloren hätte. — Ich bin allein — und hab's eigentlich immer gebraucht allein zu ſein. Warum auf einmal heg' ich den Wunſch —? Es iſt doch wohl Mangel an Kraft und Selbſtvertrauen. Und doch lebe ich, trachte ich, arbeite immer nur zu meinem Selbſtgenüge. Wunderliche Exiſtenz des Menſchen! Herrſchluſt allein treibt Einen, und wenn die Kraft nachläßt, deren auch die Luſt bedarf, ſo weiß der Mann nicht wohin. Sei's denn! Die Geſetze des Alls ſchieben uns von ſelbſt weiter. Sie ſind unabänderlich. Es hat keinen Sinn, daß ſie mich ſo weit geſchoben, um plötzlich abzubrechen. Ich ſoll eben geſtachelt werden, mein Beſtes zu entwickeln gegen den neuen Gegner, welcher mir überlegen erſcheint. Ich muß eben das Examen beſtehn; es wird ſich zeigen.

Die Natur machte ihre Rechte geltend: er ſchlummerte wirklich ein.

Als der Morgen dämmerte fuhr er in die Höhe. Die moraliſche Macht in ihm blieb ſtets im Uebergewicht, er vergaß auch im Schlummer nicht, daß ein wichtiger Tag anbräche und ausgenützt ſein wollte.

Er öffnete das Fenſter. Dünner Regen träufelte nieder. Roſtok, der nicht minder pünktlich eintrat, wurde beſchieden, daß der lange Regenmantel und die ruhige däniſche Stute an der Tagesordnung ſei. Auf die Frage nach Medardo lautete die Antwort: er ſchläft, und man hält ihn für gerettet. Auch der Hund lebt, welcher den Reſt gefreſſen.

Waldſtein hörte das gern, und beſſeren Muthes ſtieg er hinab, um ſich auf's Pferd zu ſetzen. Zum Frühſtück genoß er nichts. Ein rohes Ei war oft ſeine ganze Nahrung, wenn ihn Kriegsgeſchäfte den ganzen Tag über auswärts in Anſpruch nahmen.

Es war Tag geworden, als er ſich in den Sattel hob. Sparr und Niemann begleiteten ihn. — Laßt nachſehn — rief er — ob Leo Steinwald drüben am Galgen wartet, wie ihm befohlen. Er ſoll uns folgen.

So ritt er rechts gegen Oſten zu, wo das Land ſich mählig abdacht gegen die Niederung des Rednitzfluſſes. Nach zehn Minuten war Leo da, bleich, tief erſchreckt.

— Mir ſcheint, Du fürchteſt Dich, Burſch!

— Ich bin erſchrocken — vor meinen Augen hat man ſo eben —

— Was denn?

— Den Tocke gehenkt —

— Deinen guten Freund! — Es giebt ſolche Schurken, die zweien Herrn dienen. Und nicht alle werden gehenkt. Manche haben den Vortheil, in den Kugelregen geſchickt zu werden, und wie tapfre Krieger zu ſterben.

Das Wort war kaum ausgeſprochen, ſo hörte man vor ſich Kanonenſchüſſe. Der Herzog ritt dem Schalle direkt entgegen, und man näherte ſich dergeſtalt, daß man gewärtig war, die Kugeln vor ſich einſchlagen zu ſehn — da ſchlug auch eine in den Erdboden vor ihnen, und eine zweite, eine dritte. Der Herzog ritt ruhig geradeaus bis an den großen Graben mit ſeinem Erdaufwurfe, welcher das ganze Lager umſchloß. Hier ſtanden unter dem Schutze des Aufwurfs links und rechts Truppen, und es fuhren Batterieen auf.

Leo kam zum erſten Male in ſeinem Leben in's Kugelfeuer. Er war ganz und gar nicht frei von zuckender Erregtheit — der jähe Tod Todes und die Worte des Herzogs hatten ſein Gemüth erſchüttert. Es klang ihm wie ſein Todesurtheil, als der Herzog an einer Furt des Grabens plötzlich ſeinen Namen rief und hinzu ſetzte: — Schließ Dich der eben durch die Furt trabenden Batterie an nach jenen Gräben hinüber, die heute Nacht ausgeworfen ſind. Dort verlange beim kommandirenden Officiere Rapport für mich, und den Rapport bring hierher.

Leo gehorchte. Die Batterie fuhr in ſcharfem Trabe. Er nebenher. Die Kanonenkugeln kamen immer dichter und mit einem unheimlich pfeifenden Gebrauſe. Links, rechts, vor ihm, hinter ihm ſchlugen ſie ein. Die Nerven geriethen ihm in einen quälenden Aufruhr — krach! Da flog ein Pferd vor der Kanone zerſchmettert zu Boden, und das Geſpann prellte, verwickelte ſich, ſtockte. Weiter! rief's in ihm, er ſetzte ſein Pferd in Karriere, um unter den Schutz der vor ihm liegenden Gräben zu gelangen. Ein einziger Gedanke ſummte wie eine Fliege eintönig durch ſeinen Sinn: ob es nicht vortheilhafter ſei, im Kugelregen langſam zu reiten. Bei dem ſchnellen Ortswechſel begegne man ja viel mehr Geſchoſſen!

Unverſehrt kam er bei den Gräben an, und rief nach dem kommandirenden Officier. „Er iſt vorn drüben, dem Feinde näher, wo das Gehölz niedergeſchlagen liegt.“

Hinüber! Die Strecke war nicht breit, und da links und rechts noch ſchmale Reihen des Gehölzes ſtanden, ſo hatte Leo den Eindruck, daß er hier um einen Grad weniger den Kugeln ausgeſetzt wäre. Er wußte noch nicht, daß gerade ſolche Eindrücke verhältnißmäßig größerer Sicherheit gar nichts taugen auf dem Schlachtfelde. Sie erhalten nur die Furcht rege.

Auch hier war der kommandirende Officier nicht. Vor der Batterie war eine breite ſumpfige Stelle, und der Officier hatte gemeint, hier ſei ein Angriff nicht zu erwarten. Aber die letzte kaiſerliche Schanze unten an der Rednitz ſelbſt hatte ihm hart bedrängt geſchienen, und er hatte ihr einige „Stücke“ zur Verſtärkung zugeführt.

Dorthin ſollte nun auch Leo. Immerhin! Hier an den noch ſtehenden Bäumen ſchien es ihn ohnehin am Unbehaglichſten. Jeden Augenblick ſchlug eine Stückkugel in die Bäume und es regnete Aeſte und Zweige. Das allarmirte viel mehr, als wenn die Kugeln glatt vorüber flogen. Hinaus alſo, rechts um den Sumpf hinum! Es war ihm zu Muthe wie einem Hazardſpieler. Der Einſatz iſt immer höher geworden, und um nicht Alles zu verlieren, muß man ſich eben immer weiter wagen. Der Einſatz wurde jetzt wirklich viel höher, denn er wurde bald inne, daß ihn ein vielfältigeres, feineres Pfeifen der Geſchoſſe umgab, und daß er in den Bereich des Musketenfeuers gerathen war. Jetzt war nicht mehr daran zu denken, ob man ſich bücken, ob man links oder rechts einer groben Kugel ausweichen ſolle: man ſah keine Kugel mehr, aber man ſpürte ſie links und rechts, und oben und unten. Hier mußte er ſich einfach ergeben, in's Schickſal ergeben. Um ſo mehr, als er nicht weit genug rechts geritten und in den ſumpfigen Boden gerathen war. Das Roß verſank bis an die Kniee, er mußte es rechts ſeitwärts werfen, aber mit der Raſchheit war's vorbei. Langſam, immer langſamer arbeitete das Thier, und jede Verzögerung war inmitten des Kugelregens zum Verzweifeln peinlich. Der Angſtſchweiß brach ihm aus, daß dem Roſſe die Kraft ausginge, und er hier auf ganz freiem Felde als Zielſcheibe ausgeſtellt bleiben könnte — das wurden grimmige Minuten unter Musketenkugeln, die er wie Mückenſchwärme um ſich merkte. Nur zu deutlich merkte! Denn der fliegende Mantel zog ihn einige Male: es waren Kugeln durchgefahren, und hatten an einem Knopfe einen kleinen Aufenthalt gefunden, und der Hut entfernte ſich jählings von ſeinem Kopfe. Es war dieſe Entfernung keinem Windſtoße beizumeſſen, denn die Luft war gleichmäßig bewegt, es war eine neugierige Kugel geweſen, die auf den Metallknopf des Hutes ihr Abſehen genommen. Hier geht's zu Ende mit dem jungen Leben! war endlich der einzige Gedanke, welcher übrig blieb, als das Pferd ſtill hielt, erſchöpft durch die Anſtrengungen. Es ruhte gleichſam aus mit ſeinem Unterleibe auf dem Sumpfboden; die finniſchen Schützen drüben am andern Rednitzufer konnten ſich ihre Zielſcheibe, Leo Steinwald geheißen, nicht beſſer wünſchen.

Die Ergebung bringt Ruhe. Auch für ihn und für ſein Pferd. Dies erholte ſich, und arbeitete ſich auf feſten Boden; er ſelbſt ward gleichgültig — er hatte die Feuertaufe erhalten. Und da er jung, friſch und muthig war, ſo erfolgte die für den Krieger nothwendige Abhärtung ziemlich raſch. Barhäuptig und geradezu langſam — das Pferd keuchte in Athemloſigkeit — ritt er mitten durch die Kugeln in die Schanze an der Rednitz.

Hier fand er den geſuchten Officier. „Bringt Durchlaucht eiligſt meinen Rappert“ — rief dieſer — „welcher dahin lautet, daß der Feind Alles in Bewegung ſetzt, und daß unſre Vertheidigung nicht haltbar iſt gegen ſolche Uebermacht. Aber Ausfall und Angriff von unſrer Seite iſt ſchreiend angezeigt. Bei der „neuen Mühle“ über den Fluß hinüber. Dort links von Gebersdorf zeigt der Feind eine große Lücke. Dahinein Küraſſier-Regimenter und eine Anzahl Stücke, und an die fünftauſend Mann des Feindes ſind abgeſchnitten, ſind aufzurollen, ſind zu fangen, wenn von rechts her jenſeits unſers Lagers Truppen entgegen rücken. Rappertirt das eiligſt, junger Herr!“

Leo wandte ſein Pferd, um dieſen Rappert dem Herzoge zu bringen. — „Wollt Ihr den Schwedenkönig ſehn, junger Herr?“ — O ja! — „Da kommt er eben aus Gebersdorf heraus geritten, da! Allen voraus der große ſtarke Mann auf einem Falben! Hui, jetzt ſchießen ſie alle auf einmal wie toll. Wartet einen Augenblick, jetzt iſt die Luft draußen voller Kugeln.“

— Das iſt all Eins! entgegnete Leo, und ſprengte aus der Schanze, in mäßigem Galopp den Weg zurück, auf welchem er gekommen war. Seine Feuertaufe war vollſtändig. Er dachte ſogar daran ſeinen Hut aufzuſuchen, wenn er nicht gerade im weichſten Sumpf läge. Das war aber der Fall, und er mußte vorüber. Etwas wie ein Mückenſtich an der Schulter erinnerte ihn auch daran, daß man die Sorgloſigkeit nicht übertreiben dürfe. Er hatte dieſen Mückenſtich im Verdachte, daß er von einer Musketenkugel herrühre, es waren dabei kleine Tuchfetzen um ſeine Augen gefahren. Er probirte ſeinen rechten Arm, und da dieſer in nichts den Dienſt verſagte, ſo nahm er weiter keine Notiz davon, und jagte bis zur Furt des Lagergrabens

Der Herzog war fort. Nach Norden hinab zur Schluchtbatterie, wo Gallas ſeinen Aufenthalt genommen.

Dorthin jagte Leo, jetzt unter leidlichem Schutze des Grabenauswurfs, welcher mit Faſchinen verkleidet war.

Vor einer Schlucht, hinter welcher ein Wäldchen, lag dieſe ſtärkſte Schanze der Oſtſeite. Der Graben machte hier einen rückgehenden Winkel, und entfernte ſich dadurch von der Rednitz. Ein Bach mit ſumpfigen Ufern rieſelte von der Stirnſeite der Schanze zum Fluſſe hinab. Man war hier mehr geſchützt, und konnte den Feind flankiren, wenn er in's Lager einbrechen ſollte. Auch auf der Nordſeite der Schanze war ein kleines Gehölz, und unter all dieſen Deckmitteln war hier eine ſtarke Truppenmacht aufgeſtellt, an denen der Herzog langſam und ſchweigend vorüber ritt, als Leo ankam.

Der Herzog ſchien nur mit halbem Blick auf ihn zu ſehn. Die bewieſene Bravour des jungen Mannes ſchien gar keine Aufmerkſamkeit gefunden zu haben beim Feldherrn.

— Rapport! ſagte er trocken, als der barhäuptige Leo neben ihm war.

Leo berichtete wörtlich, was der Officier in der Schanze drüben geſagt. Die Generale und Officiere geriethen in Bewegung darüber, ſelbſt Gallas äußerte, das ſei wichtig; auch ſeine Beobachtungen ſtimmten dazu —

— Nichts da! — ſagte Waldſtein abſchneidend — mit Speck fängt man Mäuſe. Die Lücke da drüben iſt der Speck für uns, um uns aus unſrer Sicherheit hinaus zu locken. Wozu wär' unſer feſtes Lager, wenn wir's verließen?! Er ſoll herein wollen! Dazu iſt's angelegt. Und er muß wollen; denn er verhungert draußen. Seine Landſchaft iſt aufgezehrt. Je mehr er Truppen heran zieht, deſto ſchlimmer wird ſeine Lage; ſeine Mundvorräthe ſind erſchöpft. Er muß uns angreifen, um ſeine Kriegsehre aufrecht zu erhalten, und er wird. Morgen vielleicht ſchon, ſpäteſtens übermorgen. Nöthigen wir ihn, zu ſtürmen — durch ruhiges Dreinſchaun. Wir können warten. Den Burgſtall nimmt der Herrgott ſelber nicht, und den Burgſtall muß der Schwedenkönig nehmen, wenn er uns beikommen will. Alſo ſeid wachſam, aber ſpart Eure Kräfte.

Nach dieſen Worten ritt er weiter gegen Norden, immer am Graben hin, ſcharf aufmerkend, ob die Verſchanzung überall in gutem Stande wäre.

Als er an den Weg kam, welcher auf die Waldhöhe von Altenberg hinauf führte, ſah man den bayriſchen Kurfürſten mit großem Geleit von da herab kommen. Er hatte dort, wo einſt die Burg Altenberg geſtanden, und wo jetzt noch ein Kirchlein und Ruinen übrig waren, ſein Hauptquartier. Waldſtein nahm keine Notiz von ihm, und ritt weiter auf die Bieber zu, und über eine Brücke nach der Nordſeite des Grabens. Eine breite Furt führte da aus dem Lager hinaus an den Waldberg, auf deſſen Höhe der Burgſtall lag. Dieſen Wald umritt Waldſtein, und revidirte alle die Schneißen, welche er hatte durchhauen laſſen, um dem Geſchütz von oben freie Bahnen zu öffnen. Die gefällten Bäume lagen gethürmt querüber in den Schneißen, und bildeten Verhaue, was man heutigen Tages Barrikaden nennt.

Zuweilen hielt er ſtill, und ſah über das Dorf Firberg hinab nach Fürth auf dem jenſeitigen Ufer der Rednitz. Dann ritt er plötzlich eine Strecke zurück. Ein Gehölz hinderte ihm den Ausblick in's Flußthal hinab und auf ein Dorf Dambach, hinter welchem eine Brücke über die Rednitz führte. Als er das Gehölz paſſirt hatte, und Dambach erblickte, rief er Sparr zu ſich, und trug ihm auf, hier tauſend Schritt breit einen Graben auswerfen zu laſſen. „Gerade hier wird es heiß hergehn!“ ſagte er leichthin, indem er ſein Pferd nun geradeauf in den Wald nach dem Burgſtall wendete.

Jetzt erſt ſchweifte ſein Blick zuweilen auf Leo. Sparr bemerkte es, und erſchrak. Es lag etwas unheimlich Drohendes in dieſem Blicke, und Sparr kannte den Herzog zu gut, um nicht zu wiſſen, daß eine aufſteigende Drehung im Gemüthe Waldſteins immer ſchwere Folgen bringe. Sparr fing an, ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen über ſein Mißwollen gegen Leo, denn er hatte dies Mißwollen oft geäußert, und hatte dadurch beigetragen zu dem entſtehenden Uebelwollen des Herzogs. Seine geliebte Tochter Magna trat vor ſeine Seele; er meinte ihren vorwurfsvollen Blick zu ſehn, er meinte ihre leiſe Anklage zu hören in den Worten: Iſt es gut von Dir, Vater, daß Du den mir ergebenen und mir werthen Leo dem rachſüchtigen Herzoge überlieferſt, welcher nicht lieben und nicht verzeihen kann? Haſt Du ein wirkliches Recht dazu gehabt, und iſt es Dein Beruf, mein Herz ſo früh zu preſſen und vielleicht zu brechen?

Sparr war grundredlich und für ſeine Tochter grundzärtlich. Er hatte dieſen Morgen aufmerkſam zugeſehn, wie ſich Leo im Kugelfeuer benommen. Es war ihm da zum erſten Male auf's Herz gefallen, daß ſeine Magna außer ſich ſein könnte, wenn der junge Mann da plötzlich in den Tod geriſſen würde. Es war ihm eine große Erleichterung geweſen, als Leo barhäuptig aber lebendig zurückkehrte. Er hatte gemeint, nun werde der Herzog befriedigt ſein, und die Thorheiten des jungen Menſchen bei Seite ſetzen. Als dies nicht geſchah, befeſtigte ſich ſein Mitgefühl für Leo, beſonders weil dieſer unbefangen blieb und für ſein unerſchrockenes Betragen nichts zu beanſpruchen ſchien. Jetzt ſtieg das Mitgefühl zur warmen Theilnahme, als er die Blicke des Herzogs bemerkte, als er inne wurde, daß eine ſchwere Wetterwolke aufſtieg über den Freund ſeiner Magna.

Er näherte ſich ihm zum erſten Male, er ließ ſich erzählen, wie der Kriegsnovize zu Muthe geweſen wäre im Kugelregen. Leo ſchilderte naiv all ſeine Empfindungen, auch die furchtſamen. Dieſe Offenherzigkeit gefiel dem Sparr, und als der „Mückenſtich" erwähnt wurde, da ſagte er haſtig: Das iſt eine Musketenkugel geweſen! Laß zuſehn, was ſie angerichtet.

Sie waren jetzt auf die Höhe des Waldberges gekommen. Hier war ein breiter, freier Plan, in deſſen Mitte die befeſtigte Ruine ſtand, von tiefen Wallgräben umringt, in drei Lagen übereinander mit Kanonen geſpickt.

Während Waldſtein in dieſen Burgſtall, den ſteinernen Reſt eines alten Schloſſes, hinein ritt, nöthigte Sparr den Leo, vom Pferde zu ſteigen, und das zerfetzte Wams von der rechten Schulter zu ſtreifen. Es klebte an, und das Abſtreifen erregte Schmerz, weil geronnenes Blut abgeriſſen wurde. Niemann, welcher dazu trat, erklärte aber lachend: Es ſei nur etwas Fleiſch weggeriſſen, und habe nichts zu bedeuten. Leo lachte mit, und ſein Lachen ſtockte erſt, als er zufällig in die Höhe blickte, und dort in einer Schießſcharte für Wallbüchſen das bleiche Antlitz und glimmende Auge des Friedländers ſah, und das Kommandowort deſſelben hörte: Feuer! Zehn Wallbüchſen knallten auf einmal, und die Kugeln flogen über die Köpfe Sparrs, Niemanns und Leo's hinweg.

Bald kam Waldſtein, Aldringer und ein Dutzend Musketiers aus dem Burgſtalle heraus, und ſchritten über die weite Blöße hin bis zu dem Saume des Waldes. Dort ſuchten ſie die Kugelſpuren an den großen Bäumen.

Waldſtein hatte die Leute Probe ſchießen laſſen, beſonders der Höhe wegen. Damit ſie den Feind nicht überſchöſſen, wenn er hier bis auf die freie Höhe verdränge. Er war zufrieden und rief Sparr. Sparr trug nämlich heute die rothe Ledertaſche, welche nie fehlen durfte, wenn der Herzog unter die Truppen kam. Sie war mit Goldſtücken gefüllt, und der Herzog beſchenkte ſtets diejenigen Soldaten, welche ſich hervorgethan. Hier ließ er an jeden der Musketiere ein Goldſtück austheilen und lobte die guten Schüſſe. — Morgen oder übermorgen werden wir ſchaun, ob Ihr auf die Schweden ſo gut abkommt, wie auf die Baumſtämme. Jeder Schwede trägt ein Goldſtück ein. — Ade!

Er ſtieg wieder auf's Pferd und ritt den Waldberg gegen Weſten hinab auf Zirndorf zu. Hier lag am Saum des Burgſtallwaldes, ebenfalls noch außerhalb des Lagergrabens, eine ſtarke Schanze mit einem ſogenannten Kavalier. Die Soldaten nannten ſie einfach die Kavalier-Schanze.

Der Marcheſe Carretto di Grana trat hier dem Herzoge entgegen mit der Verſicherung, daß Alles in Ordnung wäre und ſturmfrei, wie er geſtern behauptet.

— So, ſo! — erwiderte ſpöttiſchen Tones der Herzog und zeigte in der Richtung der Höhe vor Zirndorf — und der „kleine Kavalier“ da iſt im fruchtbaren Regen dieſer Nacht erſtaunlich gewachſen!

— Oberſt Piccolomini hat —

— Da kommt er ſelbſt!

Piccolomini kam daher geſprengt und begrüßte in graziöſeſter Form den Herzog. Der kaum dreißigjährige ſchöne Mann hatte wirklich etwas vornehm Gewinnendes, und ſelbſt Waldſtein ſchien das feine, anmuthige Weſen gern zu ſehen. Er rief ihm ſchon von Weitem zu:

— Sehr fleißig geweſen, Piccolomini, ſeit geſtern Abend!

— Wenn der geübte Blick des großen Kriegsfürſten eine Lücke entdeckt — entgegnete Piccolomini — und ein Kriegsknabe wie Unſereins ſich verwegen hat, die Lücke zu decken, da hilft man nach bei Tag und Nacht.

— Wohl geſprochen. Morgen oder übermorgen wird Euer junges Wort ſich erhärten oder Euch in den Koth jener Zirndorfer Höhe ſchleifen. Ade!

Er ritt nach Süden, heimwärts. Die Kanonade links im Oſten hatte ununterbrochen fortgedauert. Jetzt um Mittag ließ ſie nach. Ein Triumph für ſeine Vorausſicht, den man auf allen Mienen ſeiner Begleitung las.

Solch' ein Triumph war kein Glück für diejenigen, denen er eben übel wollte, kein Glück für Leo. Je mehr in ihm das Vertrauen wieder ſtieg, daß er aller Welt überlegen ſei, deſto rückſichtsloſer folgte er im Gefühle ſeiner Uebermacht all' ſeinen Neigungen und Abneigungen. Und in Betreff Leo's war es der Kampf zwiſchen Neigung und Abneigung, welcher in ihm grollte. Unbefangen zu lieben war ihm völlig fremd geworden im Leben. Jede Regung mußte einem Zwecke dienſtbar werden. Ganz ausnahmsweiſe hatte ihn die Nähe dieſes jungen Mannes mit einem Behagen überraſcht, mit einem uneigennützigen Wohlwollen, welches er ſeit früheſter Jugend gar nicht mehr an ſich kannte. Das hatte ihm wohlgethan tief in's trockne Herz hinein. Um ſo größer war ſein Zorn, als er zu erkennen glaubte, daß ihn der junge Burſch getäuſcht. Getäuſcht in zweifachem Sinne. Einmal dadurch, daß ſich Leo gedankenlos und thöricht erwies, während ihn der Herzog für begabt gehalten. Zweitens dadurch, daß er ſich des Herzogs Feinden zugeſellt. Dumm und lieblos zugleich! — hatte der Herzog gedacht — fort mit dem nichtigen Patrone, der Deine Einſicht Lügen geſtraft, Deinen guten Willen mit Undank vergolten hat.

In Charakteren wie der des Friedländers drängt in perſönlichen Dingen Alles zum Aeußerſten. Das Gemüth iſt die Vermittelung im Menſchen, die Vermittelung unſerer guten wie ſchlechten Regungen. Wo das Gemüth allmählig ganz untergeht wie in Waldſtein, da muß man immer der grellſten Aeußerungen gewärtig ſein, beſonders dann, wenn ſich der gemüthliche Menſch getäuſcht meint. Stolz und Rache erheben ſich ſogleich. Der Friedländer rühmte ſich ja ſogar, daß er principiell rachſüchtig wäre. Rache war ein Grundſatz ſeiner Politik, und ſeine Politik erſtreckte ſich auf Alles, nicht blos auf Staat und Krieg. In dieſem Augenblicke auf den armen Leo.

Die Sonne trat aus den leichten Regenwolken und ſchien warm auf die Reitergruppe, welche ſich dem Hochgerichte des Lagers näherte. Auf einem weiten, freien Platze, unweit vom Bretterhauſe des Herzogs, ſtand Galgen und Rad. Galgen und Rad wurden oft in Anſpruch genommen gegen eine geworbene Soldateska, die jederzeit zu den ärgſten Exceſſen geneigt war, und man pflegte gedankenlos vorüber zu gehen an dem beſeitigten Menſchenkinde, welches da oben in der Luft baumelte.

Diesmal aber richteten ſich alle Blicke hin. Der baumelnde Körper war kein Soldat, war in feines lichtblaues Tuch gekleidet, war aus der Umgebung des Herzogs. — Der Herzog ſelbſt hielt ſtill und trug Niemann auf, den Doctor Blandini herzuholen.

Spaur ſah erſchrocken auf Leo. Dieſer, noch immer ohne Hut, nahm ſich aus wie ein Gezeichneter, welchen das Stillhalten und der Auftrag des Herzogs nahe anginge.

Der Herzog ritt nahe zum Galgen. Alle mußten folgen. Das lichtblonde Haar Decke's wehte um das blutgetränkte Auge, welches gräßlich in die Luft ſtarrte. Denn Niemand hatte es zugedrückt.

— Wie gefällt Dir Dein Freund da in der Höhe? ſagte der Herzog zu Leo.

Leo war empört und antwortete barſch, wie er nie gethan: — Er thut mir leid, und es widerſtrebt mir, einen Ermordeten mit Neugier zu betrachten.

— So zartfühlend biſt Du! — Doctor Carlos, hierher! — Ich verſprach Euch geſtern anatomiſche Studien. Die Ausbeute für heute iſt noch gering, aber das Männlein da wird für Euch nicht reizlos ſein. — Schneidet ihn ab und tragt ihn auf das Zimmer des Doctors. — Hirn und

Herz iſt Eurer Unterſuchung werth. Das Männlein da war ein großer Verräther mit kleinen Geiſtesgaben und geringem Muthe. Sucht die Erklärung in dieſem Hirn und Herzen. — Man hat mir geſagt, er ſei Euer Freund geweſen, Doctor!

— Da hat man die Unwahrheit geſagt. Ein untergeordneter Bekannter war er für mich — antwortete der Doctor mit auffallend bleichem Angeſichte.

— Es war auch kein Freundſchaftsdienſt, den er Euch bei mir geleiſtet hat. Kennt Ihr ihn nicht?

— Nein.

— Er hat Euch nachgeſagt, daß Ihr beauftragt wäret — tretet näher an mein Pferd, damit ich's Euch leiſe ſagen kann, die Zuhörer könnten Euch dafür todtſchlagen — daß Ihr beauftragt wäret, mich zu vergiften. — Ihr zuckt die Achſeln. Das zeugt von einem geſchickten Muthe. Man muß ſeinen Körper in der Gewalt haben, auch wenn man unter dem Galgen ſteht. Ich habe für Euch geſprochen im Unterſuchungs-Gerichte. Aber die Unterſuchung hat noch nicht volle Aufklärung gebracht. Bis dieſe Aufklärung vollſtändig vorliegt müßt Ihr geduldig warten auf Eure Freiſprechung oder — Euer Todesurtheil. Benutzt die Zeit. Ihr könnt viel thun. Ihr könnt beweiſen und könnt erzählen. Wiſſenſchaftlich beweiſen, daß Eure Tamarinde ein ehrlicher Brei geweſen. Dabei werd' ich lernen, und ich bin ein dankbarer Schüler. Und Ihr könnt erzählen, wie das Mißverſtändniß entſtanden ſein möge, und ob Pater Norbert allein oder Pater Lamormain mit ihm Euch beauftragt habe.

Ich bin auch dankbar für gute Erzählung, wenn ich merke, daß ſie auf Wahrhaftigkeit Anſpruch machen kann. Aber ich bin ſehr garſtig, wenn ich belogen werde. Sammelt Euch! Ihr habt Zeit, bis der Schwede den Burgſtall angreift. Wenn ich aber in dieſe Schlacht reite, da muß hinter mir Alles geordnet ſein: Ihr müßt als mein zuverläſſiger Freund zurückbleiben, oder Ihr müßt mir da eben vom Galgen nachſehen wie Einer, der nichts mehr ſieht trotz ſeiner offenen Augen. Sammelt Euch! Ich bin Tag und Nacht für Euch zu ſprechen. Vielleicht bringt Ihr mir das Hirn dieſes Tode, um mir an deſſen Zellen zu erklären, worin der Unterſchied beſteht zwiſchen Euch und ihm und dem barhäuptigen Steinwald da, der Euer Genoſſe war.

Blandini erwiderte kein Wort. Er blickte auf Leo und zuckte wiederum die Achſeln — was den armen Leo nur neuerdings verdächtigen konnte in Waldſtein's Augen.

Der Herzog ritt jetzt zum Bretterhauſe, indem er Sparr beauftragte, für ſtrenge Bewachung des Doctors zu ſorgen, und ebenſo Leo auf's Strengſte zu beaufſichtigen. — Sparr ſah nur zu deutlich, daß Leo das Aergſte zu befahren hatte.

Der Reſt des Tages und der folgende Tag beſtätigten die Sorge Sparr's. Das Wetter hatte ſich aufgeheitert, die Sonne ging golden unter, ging golden auf, und es herrſchte üppiger Sommerfriede in der Natur. Auch im weiten Kriegslager. Aber in der Reſidenz des Feldherrn, im warmen Bretterhauſe herrſchte trübe Stimmung.

Unten rechts im großen Zimmer, wo alle Rapporte eingingen, ſaßen Sparr und Riemann. Die Rapporte machten wenig Sorge, denn von überall her wurde Ruhe angezeigt. Nur das geheimnißvolle Treiben oben im erſten Stocke beängſtigte ſie, nur auf Roſtok harrten ſie, welcher zuweilen flüchtige Meldung brachte. — Der Herzog iſt für Niemand ſichtbar — flüſterte ihnen Roſtok zu um die Mittagszeit — für Niemand als für den Doctor Blandini. Der verkehrt immerfort mit ihm. In der Nacht hat er die Leiche Tocke's ſecirt. Am Morgen hat er den Herzog geholt zur Beſichtigung, und der „Herr" hat mehrere Stunden in der Leichenkammer zugebracht. Soeben iſt der zerſchnittene Kadaver über die Hintertreppe fortgetragen worden, um unter'm Galgen verſcharrt zu werden, und jetzt iſt der Doctor mit Töpfen, Schalen und wunderlichen Werkzeugen in's Zimmer des „Herrn" gegangen. — Wo iſt denn Herr Lee?

— Er übt ſich im Fechten mit Konrad drüben im Schatten des kleinen Hauſes — antwortete Riemann. Seufzend ſchlüpfte Roſtok wieder die Stiege hinauf.

In ſo gedrückter Erwartung verging der Nachmittag. Gegen Abend erſt kam Roſtok wieder herab. Diesmal in krankhafter Aufregung. Er lief vor's Haus, er lief vor dem Hauſe umher und fragte Jedermann nach Herrn Lee. Er ſei mit Konrad zur Bieber hinabgeritten, um ſich zu baden — lautete der Beſcheid. Tief ſeufzend trat Roſtok wieder in's Haus, und geſtand endlich dem Herrn Oberſten Sparr, daß ihm eine kränkende Unannehmlichkeit widerfahren ſei —

kränkend und unheimlich! Unheimlich, weil Leo's Name wieder mitgeſpielt hat — eh!

— Was iſt's denn? Redet!

— Herr Oberſt! Wenn der „Herr“ ſich in heiterer Stunde einmal luſtig macht über ſeinen Leibdiener, ſo läßt man ſich's gefallen, weil man ſich's gefallen laſſen muß und weil es Einem am Ende auch ſchmeichelt. Aber luſtig muß es ſein, und nicht abſcheulich. Und ein Fremder ſollte ſich das nicht unterſtehen dürfen, am Wenigſten ſo ein hexenhafter Doctor. Das ſollte der „Herr“ ſelber nicht leiden.

— Was hat denn der Doctor gethan?

— Auf den Seſſel hat er mich genöthigt, ſetzen hab' ich mich müſſen in Gegenwart des „Herrn“, der dazu mit dem Kopfe nickte. Und dann hat der Doctor meinen Kopf in die Hände genommen und nach links und rechts gedreht und hat geſagt: dieſer Schädel ſei lehrreich, er ſei wenigſtens zehntauſend Jahre alt und ſpreche alſo gegen die Bibel. Ich zehntauſend Jahr alt und gegen die Bibel! Was ſind das für nichtswürdige Verläumdungen! Und auch dazu hat der „Herr“ genickt, und das war nur der Anfang. Dann hat der Doctor meine Kinnlade auf- und zugeklappt, was ſehr unbehaglich iſt, und hat geſagt: hier zeige ſich am Deutlichſten der Uebergang vom Thiere zum Menſchen. Und zu dieſer Unanſtändigkeit hat der „Herr“ ſogar „Ja, ja!“ geſagt und hat gerufen: „Das ſpricht allerdings für Eure Lehre, Doctor, von“ — was weiß ich! 's war ein ſchweres Wort, und vom Affen kam was vor, und vom Urſchädel. Ich mußte nieſen aus Aerger, und da hatte ich plötzlich beide

Daumen des Doctors in meinen beiden Schläfen, und es ging mir wie ein Stich durch den Hirnkaſten. Ich mußte ſtill halten. Ich weiß nicht warum, es kam von ſelbſt, ich war wie angenagelt. Dabei wurden mir die Augen müde und ſanken zu, wie ſehr ich mir auch Mühe gab, ſie aufzuriegeln. Und von da an bin ich mir wie ſcheintodt vergekommen. Der Hexenmeiſter, das merkt' ich noch, hat mir mit den Daumen im Geſicht herumgeſtrichen wie ein Barbier, und den Namen Leo hat er ausgeſprochen, das weiß ich noch gewiß. Was hernach kam, das weiß ich nicht mehr gewiß, es war mir nur hinterher, als wär' ich examinirt worden, wahrſcheinlich über Leo, und der Teufel mag wiſſen, was ich geantwortet habe; ich weiß es nicht. Erſt als ich wieder zur Beſinnung kam, verſtand ich, daß der Doctor ſagte: „ſolche Geſchöpfe haben eine unverſchämte Sinnlichkeit, und können leicht grobe Verbrecher werden." Ich hätte dem Kerl einen Fußtritt auf den Magen geben mögen, und dem „Herrn" verzeih' ich's mein Lebtag nicht, daß er ſeinen Leibdiener dazu hergiebt, wozu er ſonſt manchmal Meerſchweinchen benutzt hat. Man kommt ſich vor, als ob man nackt herumliefe! Und was ſie Gräuliches gegen den Leo vorhaben, und was ich Unglückskind am Ende gegen den armen jungen Herrn ausgeſagt habe — oh!

Ganz verzweiflungsvoll lief er wieder in's Freie hinaus Leo entgegen, der in der Ferne ſichtbar wurde.

— Dieſe eigenſinnige Vorliebe des Herzogs für Naturwiſſenſchaften — ſagte Sparr zu Riemann — wird den italieniſchen Doctor retten, und wird den Leo verderben.

Von ſich wird dieſer Doctor abgewälzt, und dem Leo wird er Alles aufgeladen haben, was Wien betrifft und die Feinde des Herzogs, weil er des Herzogs Stimmung gegen Leo merkt.

Sparr nahm immer lebhafter Partei für Leo, je ungerechter er ihn behandelt ſah, je verdächtiger und verhaßter ihm der italieniſche Doctor war. Das heimliche, katholiſche Weſen — murmelte er in den Bart — kriegt immer die Oberhand über den Herzog. Das hängt zuſammen mit ſeiner aſtrologiſchen Wirthſchaft, mit ſeinem Heißhunger auf alle geheimnißvollen Kräfte der Natur.

Niemann nickte zuſtimmend. Die beiden nüchternen Proteſtanten waren darüber einig. — Sie gingen hinaus vor die Thür und ſetzten ſich auf die hölzernen Bänke, welche dort aufgeſtellt waren. Es war Abend geworden und der Mond ging auf. Im Lager wurde es ſtill. Die Truppen hatten auch dieſen Tag unter Waffen geſtanden, und jetzt war Jedermann müde. Leo und Konrad, ihre Roſſe am Zügel führend, kamen im Dunkel daher. Reſtek an Leo's Seite. Der beleidigte Leibdiener hatte ein gutes Theil ſeiner Dienſtesſkrupel hinter ſich geworfen und rieth Leo geradezu: er möchte ausreißen und ſich dadurch ſicher ſtellen vor dem unbegreiflichen Grolle des Herzogs.

Nachdem er ſich dadurch, er wußte es wohl, gegen ſein Dienergewiſſen vergangen, war er doppelt erſchrocken, als er Leo's leichtſinnige Antwort und Ablehnung vernahm. Leo war guten und friſchen Muthes. Er litt allerdings unter dem Argwohne und der ſteigenden Abneigung des Herzogs.

Aber er hing doch an dem Herzoge und ließ die Furcht nicht in ſich aufkommen. Die Feuertaufe im Kugelregen hatte einen ſehr kräftigen Einfluß auf ihn geübt — er fühlte ſich zum erſten Male als Mann. — Das Aeußerſte — erwiderte er Roſtok mit beinahe fröhlichem Tone, indem er nahe am Hauſe ſtehen blieb — das Aeußerſte, Freund Roſtok, iſt ja doch der Tod, nicht wahr?

— Und der kann auf Euch lauern —!

— Vielleicht. Ich ſchaue ihm ſeit geſtern getroſt in's Auge. Die Schlacht kann ihn morgen oder übermorgen ebenfalls bringen. Warum mich quälen mit ängſtlichen Ahnungen. Die Dummheit hab' ich nun einmal begangen, nach Wien zu ſchreiben und mit Tode zu verkehren, das iſt nun doch nicht mehr zu ändern. Uebertreibt der Herzog die Strafe, nun —

— Nun?

— Ei, da werd' ich mich wehren nach beſten Kräften.

— Wehren gegen den „Herrn" —!

— Nicht wahr, Konrad? So geht's eben im Kriege.

Konrad ſchüttelte den Kopf. Auch er war verſtört. Nicht blos, weil er die „rothe Feder" hatte freigeben müſſen, nein, — der Lump, ſagte er, hat ſo viel Todesangſt ausgeſtanden, daß ihm die freie Luft zu gönnen war. — Konrad war verſtört durch die bevorſtehende Schlacht. Gegen ſeine Glaubensgenoſſen jetzt wirklich zu fechten, das ging ihm gegen den Strich. Ja, wenn's blos die hungerleideriſchen Schweden wären, da ließ er ſich's zur Noth gefallen. Sächſiſche Regimenter aber ſollten vor Nürnberg angekommen ſein.

Am Ende auch Starſchädel's Regiment! Wenn er nun Herrn Hans ſelber auf dem Schlachtfelde begegnete. Das ging ihm nicht „zuſammen, das ging ihm nicht ein." — Er nahm alſo Roſtok bei Seite und verſicherte ihm: er werde ſchon Sorge tragen für die Salvirung Leo's! Der Herr Kammerdiener ſolle ſich nur ruhig ſchlafen legen.

Roſtok ahnte, daß Konrad ſeinen Leo zu den Evangeliſchen hinüber retten wollte, und flüſterte nur noch nachdrücklich: — Dann zu den Sachſen, Kamerad, zu den Sachſen, zu dem Starſchädel, den der „Herr" ganz gerne mag! Der vermittelt eine Rückkehr, wenn die jetzige Galle des „Herrn" erſt verdampft iſt.

— Freilich! erwiderte Konrad, und Roſtok ſtieg in's Haus, denn er wurde gerufen.

Leo und Konrad verabſchiedeten ſich bei Sparr und Riemann, und Konrad verſchaffte ſich noch die Zuſage Riemann's, daß dieſer ihn morgen als Ordonnanz bei ſich behalten werde. Das erleichterte ein gelegentliches Abſchwenken zum Feind hinüber.

Leo aber labte ſich an der Freundlichkeit Sparr's. Bei allem Mißgeſchick war es ihm doch ein reizender Troſt, daß ſeiner Magna Vater jetzt ein gewiſſes Wohlwollen gegen ihn merken ließ. Beide verfügten ſich leidlich beruhigt zu ihren Lagerſtätten. Sogar der Schauer war nur kurz, den Leo an der leeren Kammer Tocke's im kleinen Häuschen empfand. Die ſeinige war dicht daneben. Jugend hat eben einen ſtarken Lebensodem, und als er ſich auf ſein Lager hinſtreckte, da dachte er tapfer an Fräulein Magna, und ſchlief mit dem

Gedanken ein: Papa Sparr wird ihr Wunderdinge zu erzählen haben von dem Leo, der unter räthſelhaften Drohungen des Herzogs wie ein Löwe gefochten hat in der Schlacht um den Burgſtall —

Sparr und Niemann hatten ſich auch ſchlafen gelegt.

Schon nach ein paar Stunden wurden ſie geweckt durch Boten Aldringers. Die Boten meldeten, daß der Feind in der Nacht eine zweite Brücke geſchlagen habe über die Rednitz, und daß er bei Fürth und bei Dambach in großen Maſſen herüberrücke. Zwiſchen Dambach und Firberg ſcheine ſich der Feind aufzuſtellen zur Schlacht.

Es war der 24. Auguſt 1632, welcher anbrach.

Sparr eilte hinauf, und ließ den Herzog wecken. Reſtock berichtete ſchnell, eh' er ins Schlafzimmer des „Herrn“ eintrat: „Doctor Blandini und Zenno ſind bis gegen Mitternacht bei'm Herzoge geweſen, er iſt ganz in den Händen der Wälſchen, und das Horoſkop dieſer Nacht hat gelautet: „„Ein junger Mann bedroht den Stern Friedlands mit Verfinſterung.““ Dieſer junge Mann wird Leo heißen müſſen, gebt Acht, Herr Oberſt!“ —

Unter tiefem Seufzer ging Reſtok hinein, und öffnete bald darauf dem Oberſten. Der Morgen dämmerte auf.

Der Herzog ließ ſich in Sparr's Gegenwart kleiden, und nachdem er über das Wetter die Auskunft erhalten, es drohe wieder mit Regen, hörte er Sparr's Berichte an. Dann ſagte er ruhig: Heute wird's voller Ernſt. — Das ganze Heer in Bereitſchaft! — Achttauſend Mann Fußtruppen dieſſeits vom Burgſtall-Walde in Reſerve ſtellen laſſen! —

Die beſten Leute! — Ich werd' ſie anſehn. — Immer nach zwei Stunden Ablöſung der Truppen im Burgſtalle. — Nahrungsmittel und Wein in den Wald! —

— Und was befiehlt Durchlaucht — fragte Sparr — in Betreff des Doctors —?

— Des Doctors und des Leo? Der Doctor bleibt unbehelligt zurück. Er hat mir heute gute Dienſte geleiſtet. Den — Leo werd' ich Holck übergeben. — Den Regenmantel, Roſtok!

Es war Tag, als er unten auf's Pferd ſtieg, ein grauer Regentag. Unter der Suite, die ihn begleitete war Holck. Der Herzog rief ihn zu ſich und ſprach leiſe mit ihm.

Im Lager war Alles in Bewegung. Einzelne Abtheilungen marſchirten ſchon. Gegen Norden nach dem Bieberthale.

In dieſem Thale zwiſchen dem Flüßchen und dem Burgſtallwalde fand Waldſtein die Reiterei ſchon aufgeſtellt, kaiſerliche und bayriſche. Er ritt durch ſie hindurch rechts am Waldberge hinauf. Hier bezeichnete er eine muldenförmige Einſenkung des Bergs, die eng von Buchen eingeſchloſſen war, als vorläufigen Standort. Handpferde, Reitknechte und Ordonnanzen blieben da zurück. Nur Holck, Sparr und Riemann begleiteten den Herzog, welcher auf Rekognoscirung am Berghange nach links weiter ritt. Holck rief Leo mit dem Bedeuten, daß er ihm zur Ordonnanz beſtimmt ſei. Konrad folgte Riemann.

Riemann ſelbſt, der früher im Norden gefochten, hatte die genaueſte Kenntniß vom ſchwediſchen Heere; er ritt neben dem Herzoge, und gab dieſem Auskunft über die zur Schlacht aufmarſchirenden Truppen, welche man rechts unten ſah. Auf dem linken Flügel des Feindes vor dem Dorfe Dambach ſah man Reiterei und Pikenire, dazwiſchen einzelne Artillerie-Abtheilungen und Musketiere. Dieſe Einſtreuung der Feuerwaffen war neu, und der Schwedenkönig legte großen Werth darauf. Dann kam eine breite Linie Infanterie. Das ſind lauter Schweden was wir jetzt ſehn — ſagte Riemann — die weiße, blaue, grüne und gelbe Brigade in ihrer Bauerntracht, nach der Farbe ihrer Jacken ſo benannt. Da öffnen ſie ſich noch einmal. Richtig! Die Kanonen fahren vor — hui in Maſſe! So pflegt er's zu machen.

— Hier wird er auch kommandiren — ſagte der Herzog — weiter! Auf jene Lichtung, damit wir die Aufſtellung des Centrums und des rechten Flügels überſchauen!

Als ſie dorthin gekommen waren, ſagte Riemann: Dort im Mitteltreffen erkenn' ich ſächſiſche Regimenter. Ueber Firberg hinauf wird Herzog Bernhard kommandiren. Der Aufmarſch geht zu Ende, ich rathe Durchlaucht umzukehren. Wir haben zwei Schneißen paſſirt, und wenn der Angriff plötzlich erfolgt, ſo ſind wir dem Feuer vom Burgſtall herunter im Wege —

— Der greift nicht ſo ſchnell an. Ich höre ſingen. Er läßt erſt beten; das gehört zu ſeinem Handwerk.

Und nun ordnete der Herzog an, daß rings um die Waldhöhe bis zu den Schanzen links drüben vor Zirndorf, welche der „große und der kleine Kavalier“ hießen, beobachtende Officiere aufgeſtellt wurden mit Ordonnanzreitern. Sie konnten ſich in den dichteren Baumpartien decken, und hatten jeden neuen Vorgang des Feindes an den Feldherrn zu melden. Der Herzog ſelbſt ritt innerhalb der nächſten Schneiße hinauf zum Burgſtalle, ſprach einige Worte mit Altringer, und verfügte ſich dann wieder zu der kleinen Thalmulde, wo das Gefolge ſicher geſtellt war. Oben am Rande dieſer Mulde fand ſich ein freier Punkt, welcher eine gute Ueberſicht über den ganzen linken Flügel des Feindes geſtattete. Hier nahm der Herzog ſeinen Poſten, und die Schaar von Botenreitern, welche man heute Adjutanten nennt, ſammelte ſich hinter ihm. Holck, Sparr, Niemann waren dicht bei ihm; Leo und Konrad ein wenig rückwärts, und Konrad ſetzte hier leiſe dem Leo auseinander, was er vorhabe, und wie er's vorhabe. Nach links hinüber, wo ſächſiſche Truppen ſtanden, wollten ſie bei erſter Gelegenheit ſchwenken und —

— Deſertiren!? — Pfui! — Ich bin dem Herzoge —

Hier wurde Leo's Rede durch einen furchtbaren Krach unterbrochen. Achtzig ſchwediſche Geſchütze begannen wie mit einem Schlage die Schlacht, und die Kolonnen gingen im Laufſchritte vor.

Sie kamen nicht weit. Die Laufgräben, welche der Herzog in der Nacht hatte aufwerfen laſſen gegenüber dem Dambacher Gehölz, und eine Schanze vor dem Lagergraben warfen ihnen einen ſolchen Kugelregen entgegen, daß ſie theils niedergeworfen, theils zur Umkehr genöthigt wurden.

Neue Kolonnen folgten auf der Stelle. Sie hatten daſſelbe Schickſal.

Zum dritten, zum vierten Male wiederholte ſich derſelbe Angriff, dieſelbe Niederlage.

— Da, da, neben dem Dambacher Holze — rief Niemann — da iſt der König ſelbſt, der eine neue Kolonne ordnet! Und rechts von ihm, richtig, dicht vor dem Holze fahren Batterieen auf! Er will's erzwingen auf dieſer Seite —

Im nächſten Augenblicke ſah man nichts mehr vor Pulverdampf, alle „Stücke“ krachten und nach links hinüber ſetzte ſich donnerähnlich das Gekrach fort, die ganze feindliche Linie bis zum fernen rechten Flügel des Feindes hinüber ſprach mit und mochte vorgehn.

Waldſtein wendete ſich zu Holck, und winkte ihm mit der Hand. — Dieſer wendete ſein Roß, rief Leo's Namen und ſprengte in's Bieberthal hinab.

Leo folgte ohne Säumen. Fluchend ſah ihm Konrad nach.

Der Wind erhob ſich, und der ſchwach tröpfelnde Regen hörte auf; aber der Wind ſtand von Fürth und trieb den Pulverdampf in den Wald herauf. Waldſtein mit ſeiner Umgebung wurden eingehüllt. Der Donner der Geſchütze brüllte immer ärger, und man konnte ſagen: es war nichts mehr zu ſehn, nichts mehr zu hören.

Da kam Bote auf Bote von den ausgeſtellten Officieren und meldete: Der Sturm durch die Schneißen herauf gegen den Burgſtall hat begonnen und hat die erſten Verhaue genommen. Aldringers Geſchütz vom Burgſtalle, welches ſich jetzt links über ihnen entlud, beſtätigte die Nachricht, und ein neuer Bote berichtete haſtig: auch der große und kleine Kavalier würden mit großer Macht angegriffen. Die Boten ſchrien ſämmtlich um ſich verſtändlich zu machen in dem Höllenlärm.

Waldſtein erwiderte nichts als: Zurück zu Euren Officieren! Er blieb unbeweglich, obwohl er nichts ſah, und nichts hörte als Dampf und Kanonenſchläge.

Peinliche zehn Minuten vergingen ſo. Da verwehte der Dampf, und man ſah unten im Thale kaiſerliche Küraſſierregimenter im Trabe vorgehn gegen das Dambacher Holz. Man ſah die ſchwediſchen Kolonnen vor ihnen zerſtieben. Aber plötzlich machten ſie Halt, und kehrten um.

Waldſtein verzog keine Miene. Er hatte den Fall vorgeſehn. Neue Regimenter ſprengten auf das Dambacher Holz vor, und warfen Alles nieder. Sie waren bereits dicht vor dem Holze, da dampfte es licht auf aus dem Gehölze. Musketiers mochten da hinter den Bäumen aufgeſtellt ſein, und Führer wie Reiter mochten tödtlich getroffen werden — man ſah, daß die Reiter wendeten und rückwärts flüchteten.

Jetzt ritt Waldſtein hinab nach dem Bieberthale. Er ließ Poſten zurück, welche Boten zu ihm weiter weiſen konnten.

Unten fand er traurigen Wirrwarr. Holck ſchrie mit Löwenſtimme bald hier, bald da, daß und wie ſich die zerſetzten Reiterregimenter ordnen ſollten. Verwundete ſchleppten ſich nach dem Walde, oder wurden geſchleppt. Waldſtein ritt langſam durch das Getümmel, und ſeine bloße Erſcheinung in ihrer ruhigen Ernſthaftigkeit wirkte überall ordnend. Auf ſeinen Wink theilte Sparr aus der Ledertaſche an die Verwundeten reichlich Geldſtücke aus. Das machte einen ſichtlichen Eindruck. In der Noth nicht verlaſſen zu ſein vom Feldherrn das ſtärkt den Soldaten ungemein.

Als Holck leidliche Ordnung hergeſtellt, kam er zum Herzoge. Leo hinter ihm. Er ſah zerfetzt aus, war aber heil. Holck hatte ihn jedem angreifenden Regimente zugetheilt; mit jedem Regimente war er feſt auf dem Roſſe zurückgekehrt. Es war ihm wohl ziemlich klar jetzt, daß er geopfert, daß er an die Schlachtbank geliefert werden ſollte, aber er war immer ferner davon, deshalb zu verzagen. Zorn und Grimm über dieſe Behandlung waren aufgeſtiegen in ſeiner jugendlichen Bruſt, welche bis daher nur mild und menſchenfreundlich geathmet hatte. Sie athmete nun leidenſchaftlich, faſt wild. Was ihn verderben ſollte, das machte ihn zum Kriegsmanne — ſo lange er am Leben blieb. Denn ein flüchtiger Seitenblick Waldſteins auf ihn bekundete kein Erbarmen. Nicht ein Wort wurde ihm geſchenkt, obwohl eine leiſe Bemerkung Holcks dem Herzoge mittheilte, daß der junge Menſch unerſchrocken drein gehauen.

Waldſtein ritt aus der Soldatenreihe hinaus gegen die Schweden zu. Holck verſicherte, daß die Reiterregimenter binnen einer Viertelſtunde wieder fertig wären; das Cronberg'ſche Regiment, berühmt durch ſeine Tüchtigkeit, ſei noch unbenützt —

— Nein! ſagte Waldſtein, indem er ſtill hielt, und mit der Hand die Augen vor einem plötzlich grell eintretenden Sonnenblick ſchützte — nein! Der Schwed' mag glauben, hier leichtes Spiel zu haben, das iſt mir recht. Von hier aus können wir ſpäter die Entſcheidung geben in ſeine Flanke. Er geht eben an ſein Hauptwerk, der Thor! Hört Ihr?

Vom Centrum der Schweden her erhob ſich ein heftig erneutes Geſchützfeuer.

— Das gilt dem Burgſtall ſelbſt! — Dem Gallas wiederholen laſſen, daß er feſt im Lager bleibe, und hier warten laſſe, bis ich Befehl ſende!

Damit wendete er ſein Roß, und ritt am Waldhange zurück, Holck zuwinkend, daß er ihn begleite. Leo folgte.

Der Kanonenlärm wurde wohl ſchwächer, als ſie tiefer in's Thal hinein kamen. Aber nur deshalb, weil der Waldberg den Schall dämpfte. Der Schall dehnte ſich im Gegentheile aus nach Weſten hin. Waldſtein hielt ſtill, um zu horchen, und gewann die Ueberzeugung, daß der Sturm auf der ganzen Linie bis über Zirndorf hinaus im Andringen ſei. Es kam denn auch Botſchaft über Botſchaft, welche dies beſtätigte.

Waldſtein ritt ruhig weiter unten am Berge hin nach den „Kavalieren“ zu, welche er für ſeine ſchwächſte Stelle hielt. Noch ſah er dieſe Schanzen nicht, da ſprengte ein neuer Bote mit der Nachricht herbei: der Sturm auf den Burgſtall gewinnt Boden, der Feind iſt über die Verhaue herauf! General Aldringer hat ſich dem Feinde entgegen geworfen, und — wird vermißt! —

— Warum wirft er ſich entgegen?! Die Truppen ſollen herauf genommen werden an den Rand! Ich komme ſelbſt.

Der Bote flog in den Wald hinein, Waldſtein wendete links, und ritt im Trabe hinauf. Als er oben ankam fand er einen Zuſtand wie vorhin unten im Thale. Nur mit dem Unterſchiede, daß er jetzt Fußtruppen vor ſich hatte, die zerriſſen und verwundet waren, und daß der Wink für Sparr auf die Ledertaſche jetzt haſtiger geſchah. Er befahl Sparr, aufzuräumen auf dem Plane, und tauſend Mann friſcher Truppen vorzuführen an die zwei Hauptſchneißen. Desgleichen zehn „Stücke“. Er ſelbſt ritt über den Plan hinweg an dieſe Schneißen, aus welchen ein Kugelregen pfiff und die weichenden Musketiere feuernd ihren Rückzug bewerkſtelligten. An einer Buchengruppe nahe der Schneiß hielt er ſtill, und rief einen Officier aus dem Gefecht zu ſich. Der mußte in Eile berichten, wie das Treffen ſtehe, und wohin General Aldringer perſönlich ſei. — Der Officier deutete auf die entferntere linke Schneiß, und erzählte mit fliegenden Worten. Die Kugeln ſchlugen praſſelnd um ihn in die Bäume, und Aeſte flogen umher und Blätter.

Unterdeß war Held mit den Stücken und friſchen Truppen zur Stelle. Die Stücke wurden inmitten der weichenden Musketiere aufgefahren, und der Officier ward beordert, durch Signale und Zuruf dem Rückzuge zu bedeuten, daß er links und rechts aus der Schneiße abſchwenken ſolle. Der

Zuruf verbreitete ſich raſch, die Hörner drangen mit heller Stimme durch den Lärm, die Schneiß wurde frei, man ſah die Schweden — ein Wink Holcks und die zehn Stücke wurden gelöſ't und ſchmetterten einen Hagel von Geſchoſſen ihnen entgegen.

— Vorwärts, Holck! und dann links hinüber zur andern Schneiß, um Altringer frei zu machen.

Holck ſtieg vom Pferde, und ſprang den Truppen voraus. Leo blieb thörichter Weiſe hoch zu Roß an ſeiner Seite, eine Zielſcheibe für den Feind.

Die Maſſe der Musketiere war noch nicht völlig in den offenen Waldweg hinein, da war ſchon neue Botſchaft beim Herzoge: Der Angriff auf den großen und kleinen Kavalier wird unwiderſtehlich, der kleine Kavalier iſt nahe daran überwältigt zu werden.

— Da kommt die Klugheit der Wälſchen zu Tage! ſchrie Sparr.

— Das Regiment Beck zum kleinen Kavalier! rief der Herzog.

— Iſt ſchon im Anmarſche! antwortete der Bote.

— Wer hat's gerufen?

— Oberſt Piccolomini.

— Muß genügen. Fort! — Sparr, den Plan hier oben völlig räumen laſſen. Du in den Burgſtall hinein. Und wenn der Feind unten für Holck zu ſtark bleibt, Alles herauf laſſen bis auf den Plan, und dann feuern ohne Unterlaß —

— Sobald die Unſrigen aus dem Schuß —

— Auf Freund und Feind! Der Plan muß rein gefegt bleiben. Ich reite zu den Kavalieren. Dorthin Nachricht.

Und im Galopp eilte er über den freien Plan vor der Burgſtall-Feſtung hinüber nach der Zirndorfer Seite zu.

In der That war die Schlacht jetzt an ihrem erſten Höhepunkte. Vom linken Centrum an bis zu ſeinem rechten Flügel, welchen Herzog Bernhard führte, griff der König die Stellung des Friedländers mit voller Gewalt an. Er ſchritt ſelbſt mit gezogenem Degen über die Verhaue herauf gegen den Burgſtall.

Sparr wurde deſſen inne, und ſendete dem Herzoge die Botſchaft nach: auf den Burgſtall ſei augenblicklich der ganze Nachdruck des Feindes gerichtet; die hinab geſendeten Musketiere genügten nicht, und würden durchbrochen, der Schwede dringe zum offenen Plane herauf —

Der Herzog war ſchon am Fuße des Waldberges, und ſchaute auf die beiden Kavaliere, die in Pulverdampf gehüllt vor ihm lagen und maſſenhaft vom Feinde angegriffen wurden, als ihn Sparr's Botſchaft einholte. Er verzog keine Miene, und wiederholte nur ſein früheres Wort: „den Burgſtall nimmt mir der Herrgott ſelber nicht. — Niemann! Schick zu Gallas in's Lager. Er ſoll den Nachſchub auf den Berg inſpiciren, und nachrücken laſſen bis auf den letzten Mann, wenn's noth thut. Du aber“ — ſich zum Boten wendend — „ſage dem Oberſten Sparr: Fällt der Burgſtall, ſo fällt des Oberſten Kopf, hält er ſich aber, ſo werd' ich den General Sparr loben. Marſch!“

Der Friedländer hielt die Zirndorfer Seite hier mit den zwei Kavalieren für ſeine verwundbare Ferſe. Drang der Feind hier durch, ſo war der Burgſtall umgangen, war von hinten zu faſſen, und das Lager ſelbſt konnte überfluthet werden von Zirndorf hinein.

Der Friedländer ſah mit Vergnügen, daß der Himmel wieder bedeckt wurde, und daß der Regen wieder begann. Der Lehmboden in dieſer Gegend erſchwerte dem Feinde das Heranſchaffen von Geſchützen um ſo mehr, je gründlicher er eingeweicht wurde. Er ſah auch mit Vergnügen, daß Oberſt Piccolomini ihm entgegen geſprengt kam. Die Gefahr konnte nicht ſo dringend ſein, wenn ſich der aus der Schlachtlinie entfernen mochte, welcher ſich ſo keck für den Erfolg verbürgt hatte.

Dem war indeſſen nicht völlig ſo. Piccolomini trotz ſeines friſchen, zuverſichtlichen Weſens, geſtand ein, daß der Feind die Achillesferſe des Lagers erkannt haben müſſe, denn er bereite erſichtlich einen Angriff im großen Stile vor. Dort die Höhe nördlich von Zirndorf, die ich immer gefürchtet — ſetzte er hinzu, indem er über den kleinen Kavalier zeigte — iſt ſeit einer Viertelſtunde von Reitern beſucht, welche Generale ſein mögen. Sie unterſuchen wahrſcheinlich, ob trotz des weichen Bodens Geſchütz hinauf zu bringen ſei. Gelingt ihnen das, dann ſteht uns eine ſchwere Stunde bevor.

— Niemann! Schick Jemand mit guten Augen da hinüber an den Abhang des Burgſtallwaldes. Er ſoll zuſchaun, ob der Feind Anſtalten trifft. Stücke auf jene Höhe zu fahren!

Niemann beauftragte Konrad. Dem kam dies ſehr erwünſcht. Hier gegenüber waren Sachſen zu erwarten. Er ſprengte entſchloſſen von dannen. Aber mit jedem Sprunge ſeines Roſſes wurde ſeine Entſchloſſenheit geringer. In Ausführung eines Auftrags zu deſertiren, erſchien doch auch ſeiner Lüderlichkeit unehrenhaft. Und dann! Den gefährdeten Leo fortzubringen war ja doch einer der Gründe geweſen, welche ihm das Ausreißen empfohlen hatten. Der arme Leo aber, welchen er ganz gern mochte, ſteckte da rechts im Waldberge in mißlichſter Lage, denn der Schwede war ja nach Sparrs Botſchaft in ſieghaftem Vordringen. Den ſollteſt du doch wenigſtens retten und mitnehmen können, wenn du nichtswürdig genug biſt, jetzt zu deſertiren — dachte er.

Mit ſolchen Gedanken kam er an den Waldhang, von welchem er einen Theil der feindlichen Linie überſehen konnte. Nichts bewegte ſich nach der Anhöhe vor Zirndorf hinauf; aber rechts von ihm im Walde war zwiſchen dem Lärm der Geſchütze Musketenfeuer zu unterſcheiden und Kommandogeſchrei, hier gab's Einzelkämpfe, Mann gegen Mann, Konrad's Liebhaberei. Dies war ja auch der Theil des Waldberges, nach welchem Holck und Leo geſchwenkt haben mußten, um Aldringer zu ſuchen und zu befreien. Ja wohl! Hier konnte Leo zu finden ſein, wenn er noch lebte.

Konrad ritt hier in den Wald hinein. Langſam und vorſichtig anfangs, aber immer ſchneller, je größer der Lärm vor ihm wurde, und ſo war er plötzlich dicht an einem Gefechte, welches zwiſchen hohen Bäumen Mann gegen Mann geführt wurde. Ein verwundeter Musketier vom Friedland'ſchen Heere taumelte an ihm vorüber, um ſich ein Lager zu ſuchen für Ohnmacht oder Tod — der gab mit ſchwacher Stimme ſo viel Kunde, als Konrad brauchte. Er war von den tauſend Musketieren, die Holck abwärts den Berg geführt hatte. Sie waren auseinander geſprengt worden. Ein junger Officier zu Pferde, der einzige Reiter, hatte ſie auf einer Waldblöße geſammelt, und da herab geführt, wo General Altringer zu finden ſein ſollte. Sie hatten ihn auch gefunden, zu Fuß mit einem Fähnlein ſeiner Leute kämpfend gegen finniſche Scharfſchützen, hatten dieſe angegriffen, waren aber nicht zu Rande — gekommen, und ihrem Anführer ſei das Pferd — erſchoſſen worden —

Der erſchöpfte Musketier konnte nicht weiter ſprechen — er deutete nur mit der Hand — Konrad ritt ſpornſtreichs in der Richtung, und kam nach einer Minute an eine Thalmulde des Waldberges, in welcher der Einzelnkampf zuſammengedrängt war. Er erkannte in dem Gewirr noch Niemand, ſchrie aber ſogleich mit ſeiner Löwenſtimme Kommandoworte über die Mulde hin, als ob ein ganzes Regiment hinter ihm käme. Dies drang durch allen Lärm durch; man ſah ſich um, man ſah den bärtigen, rieſigen Reiter herabſprengen, der mit ſeinem Pallaſch Hiebe austheilte links und rechts, man ſtutzte, man wich, die Friedländſchen Musketiere erhoben ein allgemeines Geſchrei und machten einen geſammelten Angriff — in wenig Minuten waren die finniſchen Schützen in vollem Rückzuge, und Konrad ſah ſich mit Entzücken neben Leo und Altringer, die mitten im Haufen gekämpft hatten.

Er überſchätzte übrigens ſeine zauberhafte Einwirkung. Der plötzliche Rückzug der finniſchen Scharfſchützen rührte vielmehr von einer der furchtbaren Stückkugeln her, welche Sparr eben durch die zweite Schneiß herab ſchleuderte. Dieſe zweite Schneiß war ganz nahe zur linken Hand der kämpfenden Finnen, und der Schreckensſchrei ihrer ſchwediſchen Brüder hatte es ihnen begreiflich gemacht, daß eine allgemeine Flucht rathſamer ſei, als ein Widerſtand, welchem die Gefahr nahe war, daß man abgeſchnitten werde.

Dies war überhaupt der Charakter dieſes Kampfes im Burgſtall-Walde: in den Schneißen wurde immer der ganze Gang entſchieden, und in den Walddiſtrikten gab es regelloſe Epiſoden. Die letzteren hatten auch den General Aldringer gleichſam beim Schopfe gefaßt, und aus dem einen Getümmel in das andere geworfen. Ja, er hatte in dem Wirrwarr nicht einmal erkannt, wie viel er Leo zu danken hatte. Es war alſo auch jetzt von keiner beſonderen Dankbarkeit die Rede. Der General ſchaute ſich nur um, wie er raſch und ſicher zu ſeinem Burgſtall hinauf käme, und ſchied mit ſeinen Musketieren ohne Abſchied von Leo, welcher arg zugerichtet mit Konrad allein blieb.

Konrad benutzte ſogleich die einſame Lage. Er unterſuchte den vielfach blutenden jungen Freund nur haſtig, ob eine der vielen Wunden von hemmender Bedeutung wäre, und da kein Glied verſagte, ſo kam er auf ſeinen Vorſchlag zurück: ohne Zögern hinab zu eilen dahin, wo er die Sachſen vermuthete.

Leo beharrte auf ſeiner früheren Weigerung. Je raſcher und tapfrer er ſich zum ſelbſtſtändigen Krieger ausbildete — und der Einzelkampf jetzt zwiſchen den Waldbäumen hatte ihn darin mehr geſteigert — deſto entſchloſſener zeigte ſich ſein Wille, feſt auszuhalten auf dem angewieſenen Platze.

So blieb denn auch für Konrad nichts übrig als der Rückweg zum Friedländer. Er warf noch einen Blick auf die Höhe vor Zirndorf. Auch jetzt war nichts zu ſehen von Geſchütz, welches da hinauf geſchafft würde. Dann bezeichnete er Leo die Richtung am ſichern Waldſaume, in welcher er ihm mit einem Roſſe entgegen kommen würde, und ſprengte auf die Stelle zu, an welcher er den Herzog verlaſſen hatte.

Er fand ihn nicht mehr. Der Herzog hatte bemerkt, daß ein großer Sturmangriff auf die „Kavaliere" im Anmarſche wäre, hatte ſich an die Spitze des heran marſchirenden Beck'ſchen Regimentes geſtellt, und war in's Feuer hinein geritten. Konrad ſah nichts als Pulverdampf, in welchen die ganze Gegend nach den „Kavalieren" hin eingehüllt war, und hörte nichts als Geſchützesdonner, der immer näher rückte.

Das ſind die Sachſen! dachte er, und er hatte nicht die geringſte Luſt, in ihren Bereich zu kommen, wenn's denn einmal nicht in rückkehrender Freundſchaft geſchehen ſollte. Ob der Herzog etwas früher oder ſpäter ſeine nichtsſagende Nachricht über die Zirndorfer Anhöhe erhielte, ſchien ihm gleichgültig; über Kurz oder Lang werde der Friedländer ja doch hier des Wegs zurück kommen, um nach dem Burgſtall zu ſchauen. Er ritt alſo nach dem Lagergraben zu, um ein Pferd für Leo aufzutreiben. Richtig fand er auch die Reitknechte des Herzogs, und nahm ihnen ein ſtattliches Roß ab unter dem barſchen Grunde: für den Herzog!

Mit dieſer Beute eilte er Leo entgegen. Dieſen fand er unter einem Baume ſitzend. Er war erſchöpft von Anſtrengung und Blutverluſt. Konrad ſtieg ab und ſuchte ihn zu laben mit nahem Quellwaſſer, mit ſeiner Feldflaſche, und indem er ihm die Wunden zu verbinden ſuchte.

Darüber verging längere Zeit, und ſie bemerkten nicht, daß ein Reitertrupp auf ſie zuſprengte. Als er nahe war erkannten ſie den Herzog, der wirklich auf dem Wege nach dem Burgſtall war, nachdem er den Sturm auf die Kavaliere abgeſchlagen hatte. Er ſah grimmig aus; ſein Pferd war ihm unter dem Leibe erſchoſſen worden, er hatte gequetſcht am Boden gelegen, und unter den herbei geholten Erſatzpferden hatte dasjenige gefehlt, welches er verlangt hatte. Es war eben das, welches Konrad ſich zugeeignet hatte für Leo.

Nun war von keiner Nachfrage die Rede über Leo's tapfres Verhalten und Schickſal. Im Gegentheile machte er dem Herzoge den Eindruck eines weichlichen Burſchen, und über Konrad ergoß ſich ein Hagelwetter wegen des Pferdes und unterlaſſenen Berichts. Auch Niemann kriegte ſein Theil, daß er unverſuchte, unzuverläſſige Leute in die unmittelbare Nähe des regierenden Herrn gebracht.

Konrad war nicht der Mann, ſich das gefallen zu laſſen. Er fürchtete nicht Tod noch Teufel, auch den grimmigen Friedländer nicht, und antwortete gröblich. Namentlich auch wegen der Poſt, die er nicht ausgerichtet. — 's war nichts auszurichten — ſchrie er — und Ihr erfahrt's zeitig genug! Wenn's Quark iſt, daß wir unterdeſſen den Altringer heraus gehaun, und n'auf ſpedirt haben, ſo ſucht Euch Zuckerbäcker wo Ihr wollt, Herr Herzog, und laßt mich ungeſchoren!

Er war in der Hitze entſchloſſen, wenn ihn der Herzog faſſen laſſen ſollte, den Pallaſch zu ziehn, ſich Platz zu machen und zu den Sachſen hinüber zu jagen.

Der Herzog war allerdings ſolcher Entgegnung gar nicht gewohnt. Aber ſie mißfiel ihm weniger als zu erwarten ſtand. Soldatiſche Rückſichtsloſigkeit auf dem Felde war ihm ſchon recht, beſonders wenn ſie nach Ehrlichkeit ſchmeckte. Zudem flogen eben Boten herbei von Altringer und Sparr, welche beſagten: der Schwedenkönig hat die Kavallerie abſteigen laſſen, und Mann an Mann rückt er durch den Wald herauf, die Schneißen leer laſſend —

— Hinauf! rief der Herzog — das iſt der letzte Wille. Gallas unterrichten, Niemann!

Und in vollem Roſſeslauf jagte er die Waldhöhe hinauf.

Oben kam er noch zu rechter Zeit an, um Altringer zu unterſagen, auch nur einen Mann auf den freien Plan hinauszulaſſen. Das Feuergewehr allein ſollte wirken. Demgemäß gruppirte er auch außerhalb des Mauerwerks die Musketiere, und für den äußerſten Fall ſtellte er Pikenier-Maſſen in Reſerve. Erſt wenn der Feind trotz dem Kugelregen den „Plan" forcire, erſt dann ſollten dieſe mit ihren Piken in geſchloſſener Maſſe vordringen. Er ſelbſt nahm

Poſto in dem kleinen Forſthauſe, welches neben der Burgſtallfeſtung ſtand.

Kaum hatte er's betreten, ſo begann das mörderiſche Treffen. Ringsum aus dem gegenüber im Bogen ſich hinziehenden Walde brachen die Schweden hervor auf den Plan, und wurden mit einem ſolchen Feuer empfangen, daß der Plan bald mit fallenden und gefallenen Menſchen bedeckt war wie eine Waldblöße mit Wild bei einer Treibjagd. Dennoch drang der Feind näher und näher, weil der König immer neue Truppen aus dem Walde heraus drängte, und es war nur noch eine Fläche von etwa hundert Schritt frei für den Schuß zwiſchen dem verſchanzten Gemäuer und dem feindlichen Andrange — da trat der Herzog aus dem Forſthauſe, und winkte. Die Maſſe der Pikeniere rückte wie eine Ritterſchaar mit eingelegter Lanze aus allen Lücken hervor, geſchloſſen, unaufhaltſam, ehernen Schrittes, vor ſich niederwerfend was nicht wich, den Plan fegend wie die Senſe ein Kornfeld niederwirft unter plötzlichem Schweigen jeglichen Feuergewehrs — und binnen fünf Minuten war nichts mehr aufrecht auf dem Plane, nur Verwundete und Todte bedeckten ihn, die Pikeniere aber verſchwanden unter den Bäumen, indem ſie wie ein unerbittlich Schickſal dem weichenden Feinde folgten mit der lang reichenden grimmigen Waffe. Ein allgemeines Freudengeſchrei der Kaiſerlichen und Bayern vom Burgſtall herunter feierte dieſen Abſchluß. Und Waldſtein, der unten frei auf dem Plane ſtand, winkte hinauf und rief nach Sparr und deſſen Ledertaſche mit den Geldſtücken. Ihn kümmerte es nicht, daß er zwiſchen Haufen von Verwundeten ſtand, deren Geſtöhn jammervoll lautete, auf ſeinem Antlitze lag nur die Genugthuung des Sieges.

Es war die Mittagszeit vorüber: der Regen hatte nachgelaſſen, und die Sonne ſchimmerte ſo drängend hinter den weißen Wolken, daß man meinte, ſie müſſe und werde ſiegend hervorbrechen.

Der Angriff war auf allen Seiten zurückgewieſen. Wird er ſich erneuern, oder nicht? Und wird der Friedländer nicht jetzt endlich ſeinerſeits zum Angriffe übergehn gegen den erſchöpften Feind?

Während dieſer Pauſe fanden ſich die kaiſerlichen und bayriſchen Führer — unter letzteren der Kurfürſt ſelbſt — auf dem Burgſtall zuſammen, und erörterten dieſe Frage. Der Friedländer verneinte beide Fragen. Er hielt die Schlacht nicht für beendigt, hielt ein Vordringen von ſeiner Seite für unſtatthaft.

In Betreff der erſten Frage hatte er Recht. Herzog Bernhard war ſtandhaft bei dem Gedanken verblieben, von der Zirndorfer Anhöhe den Sturm auf die „Kavaliere“ und das Lager zu erneuern. Hunderte von Pferden ſchleppten in dieſem Augenblicke Geſchütze hinauf, und der König Guſtav Adolph ritt eben ſelbſt auf jene Höhe, um den Vorſchlag Bernhards zu prüfen.

Dieſe Bewegung wurden Leo und Konrad unten am Waldrande gewahr. Leo hatte ſich erholt, ſtieg aufs Pferd und eilte zum Burgſtalle hinauf, um Anzeige zu machen. Konrad folgte ihm widerwillig. Nach ſeiner Scene mit dem Friedländer traute er nicht mehr, und doch konnte er ſich nicht entſchließen, ohne Leo auszureißen.

Leider brachte Leo die wichtige Meldung nicht ſelbſt an den Herzog. Sie wäre vielleicht im Stande geweſen, des Herzogs Mißſtimmung gegen ihn zu mildern. Holck fing die Nachricht ab, und meldete ſie dem Herzog, ohne Leo zu nennen.

Der Herzog faßte ſie lebhaft auf, und ritt ſogleich hinab. Im Vorüberreiten ſtreifte ſein Blick Leo und Konrad ſtreng und ſcharf, indem er rückwärts gegen Niemann äußerte: Da bewährt ſich Dein bärtiger Grobian, der nichts geſehen haben wollte!

Der Schwedenkönig unterſchätzte die Zirndorfer Anhöhe. Es geſchah nichts Ernſtliches im Verlaufe der nächſten Stunde, ja es kamen aus dem Bieberthale zum Friedländer Nachrichten: das ſchwediſche Heer treffe Anſtalten zum Rückzuge.

Nun kam an die Reihe, was der Herzog am Morgen dort angeordnet hatte. Er ritt hinüber in's Bieberthal, und übertrug Holck die Führung der Reiterregimenter, dabei nicht vergeſſend, auf Leo und Konrad zu zeigen, welche in den Vortrab geſtellt werden ſollten.

Gegen drei Uhr etwa war Alles ſo weit. Es war kein Zweifel mehr, daß die Schweden rückwärts gingen, und die Trompeten ſchmetterten unter den kaiſerlichen und bayriſchen Reiterregimentern die beflügelten Signale zum Einhaun. Tauſende von Pferden ſetzten ſich in Bewegung, die Erde dröhnte von ihren Hufſchlägen, und ſelbſt Konrad, ganz vorn neben Leo, ſchrie kampfbegierig drein in den allgemeinen Schlachtruf, obwohl ſein innerer Menſch gar keinen Antheil hatte am Siege des widerwärtigen Friedländers. So allarmirend und fortreißend iſt der ſoldatiſche Lärm, wenn er maſſenhaft ausbricht für eine gemeinſame Aktion.

Die Pferde flogen, die Hiebe ſauſten, der Feind zerſpaltete ſich, in einem Anlaufe drang man durch das Fußvolk hindurch bis an eine lange Reihe von Geſchützen, welche mitten unter den Ihrigen an Abprotzen und Schießen nicht denken konnten. — „Hol' Dir dort den Officier bei den Stücken, ſchrie Konrad Leo zu, das iſt ein vornehmer. Ich ſah dort hinten den größten — huſſah!“ Fort ſauſte er. Es war Niemand Geringeres als König Guſtav Adolph ſelbſt, der, eben zurückgekehrt von der Anhöhe, die Flucht der Seinen zu ſteuern bemüht war. Auf ihn los ſtürmte Konrad. Er war nicht hundert Schritte mehr von ihm entfernt, war aber ſeitwärts abgebogen von ſeiner Reiterſchaar, war alſo allein geblieben, und ging unter in dem Andrange der Begleitung des Königs, welche ſich ihm entgegen warf mit Hieb und Schuß. Er verſchwand mit ſeinem Roſſe wie ein Kahn zwiſchen hohen Meereswellen und ward nicht mehr geſehen.

Leo war glücklicher. Er entwaffnete mit einem kräftigen Hiebe den ſchwediſchen Officier und machte ihn zum Gefangenen. Der Angriff brauſte weiter neben ihm, und er war unſchlüſſig, wie er ſeine Beute ſicher ſtellen ſollte, da hörte er Holck's Stimme: Vorwärts, Fant, hier bleibt nur ein Hundsfott zurück!

Empört über dies Wort ließ Leo ſeinen Gefangenen fahren und ſprengte weiter. — Er kam nicht weit. Es trat eine plötzliche Stockung ein, verwirrtes Geſchrei entſtand: „Oberſt Cronberg iſt gefallen! Stahlhanſt kommt!“ und die Reitermaſſe verſuchte es unter betäubendem Lärm, die Roſſe zu wenden. Er wurde vom rückſtauenden Strome ergriffen und in ſtürmiſche Flucht verwickelt.

Es waren wirklich die finniſchen Reiter unter dem gefürchteten Oberſt Stahlhanſt, welche die kaiſerlichen Küraſſiere zurückwarfen. Ziemlich zerſetzt und zerſprengt kamen ſie an bei der kaiſerlichen Linie.

Durch ſolchen Zufall war Leo einer der Erſten unter den Flüchtigen, und Waldſtein, der neben Sparr und Riemann unter einer Baumgruppe hielt, deutete grimmig drein ſchauend auf ihn hin. Bei Waldſtein ſtand der gefangene ſchwediſche Officier, welchen Holck dem Herzoge geſendet. Es war Torſtenſon, damals ſchon der beſte Artilleriegeneral der Schweden. Bayeriſche Küraſſiere hatten ihn auf Holck's Wink zwiſchen ihre Pferde genommen und aus dem Gefechtshaufen geführt.

Der Regen goß wieder in Strömen und verdunkelte vorzeitig das Tageslicht. Der Friedländer ſagte ärgerlich zu Holck, welcher eben fluchend ankam: — Genug! Der Tag iſt aus. Er hat ſich den Kopf eingerannt, der Schwedenkönig. Das genügt.

Somit wendete er ſein Roß nach dem Lager zurück. Die Schlacht, welche man die „Schlacht bei der alten Veſte“ genannt hat, war zu Ende, und der heimwärts reitende Friedländer wies alle Anfragen ſeiner Generale — Gallas empfing ihn am Eingange des Lagers, Altringer war vom Burgſtalle herzu geritten — ob nichts weiter für die Verfolgung geſchehen, ob nicht morgen ein allgemeines Nachrücken erfolgen ſollte, mit abweiſender Handbewegung ſchweigend zurück.

Der ſtrömende Regen ſchien ſein körperliches Befinden geſtört zu haben. Seine Geſichtsfarbe war fahler als gewöhnlich. Vielleicht auch darum, weil er den ganzen Tag über noch gar nichts von Nahrung genoſſen hatte, weder Speiſe noch Trank.

Als er am Hochgerichte des Lagers vorüber ritt, flog ſein Blick düſter drauf hin, und ſtreifte dann all' ſeine Begleiter, auf Leo länger haften bleibend, als auf den übrigen. — Wo iſt Dein ſchwarzbärtiger Oeſterreicher? ſagte er matten Tones zu Niemann.

— Er wird vermißt — antwortete dieſer.

— Nachforſchen, ob er zum Feinde übergelaufen.

Neſtel harrte am Eingange des Bretterhauſes. Er erſchrak beim Anblicke ſeines Herrn. So pflegte dieſer auszuſehen, wenn Krankheit in ſeine Knochen ſchlich. — Er erſchrak auch über Leo. Schmutzig, zerriſſen und zerfetzt, blaß und verbiſſenen Ausdrucks ſah er aus. War es der Aerger über Verkennung Deſſen, was er an dieſem Tage zu Wege gebracht? Denn er hatte Altringers Befreiung ermöglicht, er hatte Terſtenſen gefangen. Nein; für ſolchen Aerger war er noch zu unbefangen und anſpruchslos. Des Herzogs ſichtlich dauernde Ungnade laſtete auf ihm. Er liebte dieſen ſchlimmen Mann: auch jetzt noch, da ein herzhafter Zorn öfter in ihm aufwallte gegen demüthigende Behandlung.

Waldſtein ſtieg ſchwer vom Pferde, trat langſam und mühſam in den Flur des Hauſes. — Was iſt vorgegangen? fragte er im unſicheren Weiterſchreiten Reſtel.

— Der Doctor Blandini iſt ſeit heute Morgen verſchwunden.

— Verſchwunden?! rief der Herzog und blieb ſtehen. Sein Kopf wendete ſich rückwärts und ſein Auge ſuchte Leo, der an der Thürſchwelle war. Dieſe Nachricht ſchien den Herzog arg zu überraſchen, bitter zu überraſchen.

— Man will ihn auf dem Wege nach Altenberg, dem Hauptquartiere des Herrn Kurfürſten geſehen haben.

— Heute Morgen ſchon?

— Durchlaucht waren kaum fort, da verließ er das Haus und iſt nicht wiedergekommen.

Nach längerem Stillſchweigen rief der Herzog Held zu ſich heran und ſagte einige Worte zu ihm. Dann wendete er ſich zu Riemann und ſprach: — In einer Viertelſtunde zu mir hinauf! Schreiben!

Nun ſtieg er die Treppe hinauf und nahm Reſtels Arm zur Unterſtützung in Anſpruch. Das Gefolge zerſtreute ſich und Held ſagte im Vorübergehen zu Leo: Der Herzog befiehlt, daß Ihr mir zugetheilt verbleibt und ſogleich in meine Zelte überſiedelt. In einer Stunde erwarte ich Euch.

Als Riemann eben beim Herzoge erſchien, fand er ihn zu Bett. Reſtel ging achſelzuckend und traurig mit warmen

Getränken ab und zu. Auf einen Wink des Herzogs ſetzte ſich Niemann an den Schreibtiſch und Waldſtein diktirte mit heiſerer Stimme einen kurzen Bericht an den Kaiſer nach Wien, welcher mit den Worten ſchloß: „der König hat ſich bei dieſer Impreſa gewaltig die Hörner abgeſtoßen, indem er die Ueberwältigung des Lagers, ſo wahr er ein König ſei, in Ausſicht geſtellt hat.“

Niemann brachte das Blatt mit eingetauchter Feder zur Unterſchrift an's Bett. Mühſam unterzeichnete der Herzog und winkte dann Niemann, von dannen zu gehen. Er ſelbſt ließ ſein Haupt, das einem Verſtorbenen glich mit ſeinem farbloſen, vom ſtarren, rothbraunen Barte beſchatteten Angeſichte, auf's Kiſſen ſinken, und ſtarrte an die Zimmerdecke.

III.

Im nordweſtlichen Winkel Böhmens beſtand die lebhafteſte Verbindung dieſes Königreichs mit dem deutſchen Reiche. Hier an der offenen, flachen Grenze der Oberpfalz lag und liegt die alte Reichsſtadt Eger, welche ſtets deutſchem Weſen ſo ausſchließlich zugewandt blieb, daß ſie mit ihrem Egerlande immer gleichſam ſeitwärts ſtand vom böhmiſchen Weſen in Prag. Das Flüßchen Eger, aus dem Fichtelgebirge kommend, rauſcht an der alten Reichsfeſtung vorüber gegen Morgen und durchſtrömt als Fluß bis an die Elbe einen großen Theil des nördlichen Böhmens, zu ſeiner Linken im Norden geſchützt durch das Erzgebirge vor den nördlichen Winden. An ſeiner Rechten ſtreicht ein niedriger Höhenzug, das Mittelgebirge genannt, und ſo bildet ſich ein Flußgebiet zwiſchen Mittelgebirge und Erzgebirge, welches ein bewegtes, maleriſches Terrain dem Auge darſtellt. Links die anmuthigen Linien des mählig aufſteigenden Erzgebirges, rechts die bewaldeten Hügel des Mittelgebirges. Wer von Eger herabſteigt in's Böhmerland, dem Fluſſe bis an die Elbe folgt, und jenſeits der Elbe immer gegen Morgen nach Schleſien wandert, der entdeckt keinen Unterſchied an Land und Leuten, keinen Unterſchied zwiſchen hier und Land und Leuten draußen im Reich. Hier iſt Alles rein deutſch und von czechiſcher Sprache und czechiſch-böhmiſchem Treiben ſieht er keine Spur. Man ſpricht von einer fränkiſchen Einwanderung, die in früher germaniſcher Zeit ſtattgefunden habe von Eger herein, über die Elbe hinüber tief in's ſchleſiſche Land hinein. Sinn und Art der Bewohner ſtimmen ganz zu dem fränkiſchen Charakter am Main und Rheine. Die Menſchen ſind heiter, leichtblütig und begabt.

Auch dieſe Gegend am Egerfluſſe war von dem Kriege, welcher ſchon fünfzehn Jahre tobte, nicht ganz verſchont worden. Erſt neuerdings hatten die Sachſen die Feſtung Eger erobert und kürzlichſt wieder verloren, ſeit Waldſtein die Heerführung zum zweiten Male übernommen. Ohne Durchzug war das nicht abgegangen. Aber im Verhältniſſe zu anderen Theilen Böhmens war es hier ſtill geblieben, und der Kurort Karlsbad, in einer Hügelſchlucht neben der Eger gelegen, hatte ſeinen Charakter eines Aſyls großentheils bewahrt. An den Päſſen über das Erzgebirge, namentlich unter dem Sonnenwirbel in Joachimsthal, waren wohl immer militairiſche Stationen. Aber in geringer Stärke. Das Erzgebirge war damals noch ſehr unwegſam, und größere Heermaſſen umgingen es im Oſten und im Weſten.

Beſonders abwärts vom eigentlichen Egerlande — ſo heißt die fruchtbare Ebene einige Meilen um Eger — nach Oſten abwärts, Falkenau, Ellbogen und Karlsbad gegenüber an den Abhängen des Erzgebirges war abgelegene, ziemlich friedliche Stille.

Unter dem Einfluſſe des Gebirges iſt das Land da hinauf ziemlich kühl, und ein langer, ſchneereicher Winter nöthigt den Boden, ſich in ein paar Sommermonden zu beeilen mit der Reife von Roggen und Hafer. In damaliger Zeit reichte auch der Wald noch viel tiefer herunter gegen die Eger hin, und in den Wäldern da eben lebte man mitten im Kriege tief abgeſchieden vom Lärm und Streite.

Hier auf einer Waldblöße lag die kleine Ortſchaft Heinrichsgrün, und noch eine halbe Stunde weiter aufwärts lag mitten im Walde ein kleines Jagdſchlößchen.

Die Lage dieſes Schlößchens war ſehr glücklich gewählt. Inmitten von Waldthälern war es auf einem Hügel erbaut, welcher den Einblick geſtattete in zwei Wieſenthäler nach Nordweſten und Nordoſten. Hoher Wald ſtieg vom Erzgebirge herab bis zu dieſen Wieſen, und ſo weit das Auge reichte gegen Norden, Weſten und Oſten ſah es nichts als grüne Wogen der Bäume, und unten lichtgrüne Wieſenſtreifen. Auch nach Süden abwärts war der Geſichtskreis ein Meer von Baumkronen, aber hier von Kronen, denn das Terrain ſenkte ſich ununterbrochen hinab. Nur hier breitete ſich am Fuße des Schloßhügels ein kleiner See. Sein Waſſerſpiegel, von Schilfgras eingeſäumt, lag unbewegt in der Stille da. Nur Wildenten kamen jeweilig zum Vorſchein aus den Lücken des Schilfes, und ein Kranichpaar ſchritt gravitätiſch am jenſeitigen Ufer hin. Dieſe Thiere wurden durch die Nähe des Schlößchens wenig oder gar nicht geſtört, denn es wohnten in dem Schlößchen ſehr wenig Menſchen, und dieſe Menſchen waren ſehr friedlicher Natur. Es fiel niemals ein Schuß in der Nähe des kleinen Waldſee's.

Es war ein ſonniger Nachmittag des Spätherbſtes im Jahre 1632. Die Waldwieſe nach Nordoſten lag ſchon in tiefem Schatten, die nach Nordweſten war von den letzten Strahlen der Sonne beſchienen, welche hier frühzeitig vom hohen Bergforſte verdeckt wurde, und auf den See hinab ſtahlen ſich nur noch einzelne Strahlen durch die Lücken der maſtbaumartigen Kieferbäume. Tiefer Friede herrſchte über dieſer einſamen Natur.

Da traten zwei Menſchen aus der Thür des Schlößchens und gingen auf den Rand des Hügels zu, wo er ſich nach dem See hinabſenkte. Hier ſtand eine mächtige Eiche, und eine Holzbank zog ſich unten rings um den breiten Stamm derſelben. — Auf dieſe Bank ſetzten ſich die beiden Menſchen, ein Männlein und ein Fräulein. Das Fräulein im weißen Gewande war jung, das Männlein war alt. Sie ſetzten ſich auf die Weſtſeite der Eiche, ſo daß ſie auf die ſonnenbeſchienene Wieſe hinabſehen konnten.

— Von dorther muß er kommen — ſagte das Fräulein — von dort her ſchlängelt ſich durch die Einſattelung des Gebirges über Graslitz der Weg aus Sachſen herein, der Weg, den er einſchlagen muß. Wenn er nur nicht unter die kaiſerlichen Truppen geräth, die aus Franken, von Nürnberg her dort eingefallen ſein und fürchterlich hauſen ſollen. Der Jäger ſagt, es ſei der wilde Holck, der ſie anführe, und der das Vogtland katholiſch machen wolle, wie die Liechtenſteiner damals Böhmen und Schleſien katholiſch gemacht. Er iſt aber klug, er wird ſchon geſchickt aus dem Wege gehen.

— Leider wird er nicht allein kommen. Er ſoll ja das junge Mädchen mitbringen auf Euren Wunſch — erwiderte das alte Männchen — und die wird ihm hinderlich ſein beim Durchſtriechen durch die Soldatenhaufen.

— Freilich! Aber ich ſehnte mich ſo nach dem guten Kinde, das ich habe aufwachſen ſehn — und hier in der Waldeinſamkeit hab' ich doch nur fremde Leute. Ich beklage mich nicht etwa über die Einſamkeit, o nein! Sie iſt mir ſehr angenehm; ſie hat mir einige Monate geſchenkt, die mir viel wohlthuender geweſen ſind als der Aufenthalt in Zleb — —

— Glaub's, glaub's, liebes Fräulein. Habe deshalb auch das Meinige gern beigetragen, daß Ihr wieder in Verbindung gekommen mit Eurem Gnadenfrei, und mit —

— Kommt da nicht unten im Wieſenthale —?! Nein, es iſt der ſtarke Hirſch, welcher jeden Abend da heraustritt aus dem Walde —

Sie hatte die Rede unterbrechen wollen. Es war Marie. Der ältere Mann neben ihr war jener Prager Rechtsgelehrte, Doctor Zinkas, der alte Geſchäftsfreund des Loß'ſchen Hauſes. Ludmilla hatte ihn damals nach Bubenz hinaus beſchieden, und er hatte es übernommen, Marie hier einzurichten in dem Waldſchlößchen, und die Uebertragung des Beſitzes juridiſch auszufertigen.

Er nahm einen wahren Antheil an dem jungen Mädchen, der Tochter ſeines alten Freundes Loß. Ludmilla half ſich ſchon ſelbſt, und war auch nicht ſo nach ſeinem Sinne wie Marie. Er war ein ſcharfſinniger Mann, und hatte die Lage der Dinge bald durchſchaut, als Ludmilla wieder fortgeeilt und er einige Tage allein geblieben war mit dem verlaſſenen Mädchen. Kopfſchüttelnd war er nach Prag heimgekehrt, und nach ſechs Wochen war er wieder gekommen. Von Karlsbad herauf, wo er das Waſſer zu trinken pflegte. Bei dieſem zweiten Beſuche war es ihm denn ganz klar geworden, daß Marie an einer verletzten Liebesneigung krankte, und daß der einſtige Junker Hans der Störenfried ſein mochte. Er durfte das nicht ſagen, das merkte er wohl. Marie hätte aufgeſchrieen. Er ſagte auch nichts; er lächelte nur. Wenn er auch manchmal boshaft ſprach, er hatte ein gutes, warmes Herz, dieſer Doctor Zinkas, und wußte trotz ſeines dünnen weißen Haares die zärtlichen Gefühle junger Herzen zu würdigen. Gerade weil er als Advokat viel zu thun hatte mit ſchlechten Herzen, labte er ſich wie an einer

Erquickung, wenn ihm einmal eine uneigennützige Neigung in die Nähe kam. Den alten Leß hatte er ſo geliebt! Dieſe Marie erinnerte ſo ſehr an den Vater! Er empfand etwas wie Vaterfreude an ihr, und wollte auch ihr Freude machen. Dazu ſchien ihm der nächſte Weg der zu ſein, daß er eine Anknüpfung mit Gnadenfrei in's Werk ſetzte. So war die Idee faſt von ihm ausgegangen, daß ein Jäger nach Thüringen geſchickt worden war, um den Gärtner Spath nach Heinrichsgrün einzuladen. Es müßten hier Anlagen gemacht werden, um die Wildniß wohnlicher zu machen, und von der allerliebſten Tochter Konrads hatte Marie ſo viel geſprochen, daß es ganz paſſend war, das ſechzehnjährige Mädchen mitzubringen. Fräulein Marie brauchte ja eine feine weibliche Bedienung. Es war nur ſeine angewöhnte Bosheit, daß er jetzt immer that, als wäre ſolche Verlangniß nur von Marie ausgegangen, er wollte ſie ſtille necken und ſtille lächeln. Er lächelte gern.

Aber ſein Lächeln erſtarrte plötzlich. Er ſah vom See herauf eine Menſchengeſtalt kommen. Er kannte ſie, und ſie war ihm ſchmerzlich. Es war die gebeugte Geſtalt Dunſtan's in der verſchliſſenen Kutte. Er ſelbſt hatte den Greis hierher gebracht von Karlsbad aus. Dorthin war Dunſtan gerathen, als er von Waldſtein abgewieſen worden. Düſter, der letzten Hoffnung entkleidet, war der achtzigjährige Greis durch das Städtchen gewankt und von Zinkas angeredet worden. Er hatte kaum geantwortet auf die Anſprache: die Verzweiflung an der Welt wühlte dergeſtalt in ihm, daß ſein ſonſt ſo ſicherer Geiſt in's Schwanken und Tappen gerieth. Völlige Leere entſtand zeitweilig in ihm, Gedankenleere. Die ſtarke Willenskraft in ihm lag unbenutzt: es entſprang keine Abſicht mehr in dem Gehirn, welches betäubt war von Hoffnungsloſigkeit.

Marie allein übte noch einen Einfluß auf ihn, und zwar einen wohlthuenden. Wie ein Kind erwachte er, wenn ſie ſprach, wie ein Kind ging er ein auf die Erinnerungen von Gnadenfrei, und freundlich lobte er die Frau Amalie und den Junker Hans —

Doctor Zinkas, voll tiefer Wehmuth über das Abſterben des kirchlichen Helden, ſcheute ſich jetzt vor ihm. Er war weichlich, und ging peinlichen Empfindungen gern aus dem Wege. Er ſtand alſo jetzt auf und ſchlug Marien vor, nach der Wieſe hinab zu gehen, vielleicht Spath entgegen, der von dort kommen ſollte und allerdings jeden Tag kommen konnte. Der Abend ſei ſchön und ſtill.

Marien war das ſehr erwünſcht, und richtig! ſie waren noch nicht eine Viertelſtunde lang auf der Wieſe hin gewandelt, da tauchten hinten aus dem Waldesdunkel zwei Geſtalten auf, aber zwei männliche. — Das iſt Spath! rief Marie — aber die Kathi iſt nicht bei ihm, wie ſchade!

Haſtig eilte ſie entgegen, haſtiger als Zinkas wünſchte. Und es war nicht nur Spath, es war auch Kathi. Der Soldaten wegen, die auf jede Schürze Jagd machten, war das Mädchen in die Tracht eines Bauernburſchen geſteckt werden. Marie war ganz glücklich, und bemerkte erſt nach und nach, daß Spath, der verſtändige, immer gefaßte Spath ſchwer verändert, ſehr niedergeſchlagen und traurig war. Was iſt denn?

Er erklärte es ſogleich. Im Vogtlande hatte er Scenen der Holckſchen Soldaten anſehn müſſen von wilder Grauſamkeit. — Wie ſie da die armen Menſchen martern bis ſie erklären, katholiſch werden zu wollen, das iſt fürchterlich — rief er — und nun verſteh' ich's erſt, wie dem guten Pater Dunſtan in letzter Zeit bei uns zu Muthe wurde, als er die Wirthſchaft des Caucius anſah. Er war eben geſcheidter als Unſereiner, und fühlte ſchon all den Gräuel voraus. Unſereiner verſteht den Gräuel erſt ordentlich, wenn er ihn mit Augen und Händen greifen kann.

Und nun erzählte er die Einzelnheiten der Martern. Wie man den armen Proteſtanten ſiedendes Pech auf die Fußſohlen geträufelt, wie man heißes Waſſer in ſie hinein gegoſſen, bis der Leib geplatzt ſei, wie man ſie kopfunter an den Beinen aufgehenkt, bis aus den Augen das Blut geſpritzt — er ahnte nicht, daß hinter ihnen unter den Waldbäumen Pater Dunſtan ſtand, welcher unbemerkt Zinkas und Marie gefolgt war, und jetzt die entſetzlichen Schilderungen anhörte. Niemand bemerkte es, daß ſich der gebückte Greis ſtraffer und ſtraffer, höher und höher aufrichtete, und die Hand in einen Baumſtamm eingrub mit den Nägeln. Der Eindruck dieſer Erzählung erweckte ſeinen ganzen alten Zorn, und der Zorn lüftete die Decke von ſeinem Hirn — als Spath mit Fräulein Marie, Doctor Zinkas und dem Bauerburſchen nach dem Schlößchen hinauf gingen, da ſchritt

Pater Dunſtan kerzengerade den Weg dahin, welchen Spath eben gekommen, den Weg nach Sachſen —

Sie wurden ſeiner nicht gewahr. Spath erzählte weiter, was er über den Kriegszuſtand erfahren, und daß er auch einmal auf ſeinem Marſche dem Herrn Hans ganz nahe gekommen wäre. Seinem Regimente wenigſtens, und er hätte beſtimmt gehört, daß der Inhaber und Oberſt das Regiment ſelbſt führte — da hätten ſich die Holckſchen Vorpoſten gezeigt, er hätte ſeitwärts ausweichen müſſen, und es wäre unmöglich geworden, an ihn zu kommen. Aber drüben über'm Gebirg, vielleicht nur einige Meilen von dieſem Waldſchlößchen wäre er, und man könnte wohl einen Verſuch machen —

— Das wollen wir gleich überlegen — ſagte Doctor Zinkas — wenn Fräulein Marie nichts dagegen hat.

Marie ſchwieg.

Nach den ſächſiſchen Ländern zog ſich damals im Spätherbſte die Kriegsfurie.

Nach dem abgeſchlagenen Sturme auf den Burgſtall und das Zirndorfer Lager waren die feindlichen Heere noch eine Zeitlang einander gegenüber geblieben. Umſonſt bat der Kurfürſt von Bayern auf das Dringendſte, Waldſtein möge hervorbrechen, und das zum erſten Male abgeſchlagene ſchwediſche Heer in offener Feldſchlacht angreifen — Waldſtein erhörte dieſe Bitten nicht. Es war ihm Erfolges genug, daß der bisher überall ſiegreiche Schwedenkönig an ihm und dem Burgſtalle zum erſten Male geſcheitert ſei. Es ſchien ihm nicht an der Zeit, Alles auf's Spiel zu ſetzen. Er konnte für die Ernährung ſeines Heeres beſſer ſorgen als der Schwedenkönig, und er pochte darauf, daß dieſer von Nürnberg fort müſſe, weil Hunger und Peſt ſeine Regimenter lichte. Und darin hatte er Recht. Guſtav Adolph marſchirte endlich drohend am Zirndorfer Lager vorüber, gleichſam rufend: Komm heraus, ich ſpotte Dein! Es rührte ſich nichts im Zirndorfer Lager. Der wieder kränklich gewordene Tiger lag unbeweglich in ſeinem Bretterhauſe, und der bayriſche Kurfürſt ſah mit Schrecken, daß der Schwede wieder nach Süden zog, nach dem Bayerlande hinauf. Er wird nach Salzburg, nach Oberöſterreich, nach Wien ſelbſt marſchiren, rief die katholiſche Partei entſetzt, und der Kaiſer wird nun erfahren, daß nicht er, ſondern Friedland den Krieg führt.

Waldſtein beharrte unerſchütterlich in ſeiner Ruhe, und ſagte höchſtens: Nicht Schlachten allein führen zum Ziele, und nicht hier mitten im Reiche ſoll man das Glücksſpiel der Schlachten ſuchen. Nein, weitab von hier ſoll man das Aeußerſte wagen, und gute Schachzüge ſollen den Gegner nöthigen, Tag und Nacht rückwärts zu marſchiren.

In dieſem Sinne wollte er den Herbſt ausnützen, und für ſeine geheimen politiſchen Pläne ſollte der Herbſt noch Ernte bringen. Den eigenſinnigen Kurfürſten von Sachſen wollte er züchtigen und zu ſich nöthigen.

Er ſchickte Holck mit einer Heeresabtheilung nach Sachſen. Dieſe Ländergeißel ſchien ihm geeignet, den Kurfürſten zu erſchüttern.

Holck marſchirte in's Vogtland, und endlich trat auch Waldſtein aus ſeinem Bretterhauſe, und kommandirte ſein Heer nach Norden, während das ſchwediſche Heer nach Süden gezogen war. Alſo auseinander marſchirten ſie die furchtbaren Schlachthaufen, auseinander nach entgegen geſetzten Himmelsgegenden.

So wurden die Verbündeten — Schweden und Sachſen — von einander getrennt. Was kann denn der Schwede anders thun, als umkehren, und unterdeſſen haſt du den Sachſen in deinen Fängen — dachte Waldſtein, und drang über Coburg in's Saalgebiet.

Leo mußte Holck begleiten; er blieb ihm überantwortet. Was Waldſtein dem General Holck aufgetragen in Betreff Leo's, das wußte Niemand. Aber errathen konnte es Jedermann: es mußte der Untergang Leo's ſein. Holck war der Würgengel des Friedländers; wo er hingeſendet wurde, da traf die wüſte, grauſame Zerſtörung ein, wer ihm überantwortet wurde, der hatte Pein und Vernichtung zu gewärtigen.

Ja Heinrich Holck, welchen der Kaiſer in den Grafenſtand erhoben — Grafen entſtanden damals in ungemeiner Anzahl — Holck war das Urbild damaliger Verwirrung und Verirrung im ſtaatlichen wie religiöſen Leben. Wechſel des Oberherrn, Wechſel des Glaubens war in ihm verkörpert. Wenn Holck beſeſſen iſt — pflegte man zu ſagen — dann weiß er abſolut nicht, ob er jetzt gerade Katholik oder Proteſtant iſt, und man muß ihm ſagen, was er geſtern geweſen iſt.

Aber zwei Perſonen neben Holck intereſſirten ſich für Leo. Leider war die eine dieſer Perſonen ganz dazu angethan, Leo's Lage nur zu verſchlimmern, wenn Holck die Neigung gewahr wurde, welche ſie Leo ſchenkte. Es war Holcks Maitreſſe, Suſanne geheißen, welche er mit ſich im Felde herumſchleppte. Auch in dieſem Punkte war Holck wüſt und lüderlich. Als Waldſtein vor Stralſund lag, hatte Holck in Stralſund unter Prunk und Lärm eine junge, ſchöne Frau geheirathet — die war längſt beſeitigt, und der einäugige Wüſtling hatte von der holländiſchen Grenze ein rothhaariges Mädchen mitgebracht, die große Gewalt über ihn ausübte. Man wußte nicht recht, was man aus ihr machen ſollte, und nannte ſie eine Jüdin, weil die ſie begleitende Mutter den jüdiſchen Typus an ſich trug. Suſanna ſelbſt trug eigentlich nichts an ſich von jüdiſcher Race, wenn man nicht das brandrothe Haar dahin rechnen wollte. Dies Haar war übrigens von ſolcher Fülle und ſeidenweichem Glanze, daß es manchem Geſchmacke wie eine beſondere Schönheit erſcheinen mochte. Schneeweiße Haut, vollen, elaſtiſchen Wuchs, ein lüſternes blaugraues Auge und katzenartige Geſchmeidigkeit in den Bewegungen des Körpers waren für den wilden Kriegsmann lauter Anziehungspunkte. Guter Verſtand und die geübteſte Schmeichelkunſt kamen ihr zu Hilfe, den Feldmarſchall tief zu umſtricken. Die Suſanne kommandirt! hieß es im Heertheile Holcks, und wer was erreichen wollte, bewarb ſich um ihre Gunſt.

Dieſer Suſanne gefiel Leo in ſeiner jugendlichen Friſche, welche neuerdings durch arge Prüfungen zur feſten Männlichkeit empor reifte. Er nahm ſich neben dem alternden, immer etwas unſaubern Holck ſehr anziehend aus, und Suſanne ſorgte ſtets dafür, daß er in den Nachtquartieren in Holcks Hauſe untergebracht und immer an die Tafel des Feldmarſchalls gezogen wurde. Wenn Holck das bemerkte, ſo wurde Leo's Untergang ſicherlich beſchleunigt.

Bis zum Eintritte in's Vogtland hatte Holck nichts bemerkt. Leo auch nicht. Das Bild ſeiner Magna lebte allein in ihm, er war allen andern weiblichen Weſen gegenüber unbefangen, und verſtand die blitzenden Blicke Suſannens nicht, ja nahm es arglos hin, wenn ſie ihm zuweilen nach der Tafel, ſobald Holck vor der Weinflaſche eingeſchlafen war, die Haare aus der Stirn ſtrich und mit der weichen Hand über die Wange glitt. Vielleicht um einen Handkuß zu gewinnen, den ſie nicht gewann von dem etwas ernſt und nachdenklich gewordenen jungen Manne.

Die Mutter aber bemerkte es. Dies feiſte Weib mit großer Adlernaſe trat in Adorf, als ſie eben eingerückt waren, zu ihm, und flüſterte ihm mit ſcharfer Zunge die Worte in's Ohr: Nehmt Euch vor Holck und meiner Tochter in Acht, junger Herr, wie vor der Peſt. Jede Berührung iſt der Tod für Euch.

Das hatte für Leo keine abſonderliche Bedeutung. Er wußte längſt, daß er von Holck nichts Gutes zu befahren hätte.

Er erzählte es aber doch der zweiten Perſon, die ihm ſeit Kurzem nahe getreten war, und die eben jetzt von der andern Seite in das Städtchen einritt. Es war dies ein

Oberſt von der Hagen, welcher auf Rekognoscirung ausgeweſen war, und dem Feldmarſchall berichten ſollte, wie ſtark die ſächſiſchen Truppen ſein möchten, deren Heranrücken von Falkenſtein und Treuen her gemeldet werden. Dieſer Hagen war Leo beſonders freundlich entgegen gekommen. Er war ein Norddeutſcher, deſſen feine Bildung in Kriegswiſſenſchaften gerühmt wurde, und der namentlich den Ruf hatte, ein erfindungsreicher Stratege zu ſein. „Eine üppige Kriegsphantaſie hat dieſer Hagen“ war eine Aeußerung Waldſteins, und er hatte ihn abſichtlich Holck mitgegeben, weil er dieſem gewaltſam ausführenden Krieger einen „findigen“ Künſtler zur Seite geben wollte.

Hagen, der eben vom Pferde ſtieg, ſchien auch wirklich eine Künſtlernatur zu ſein. Schlank und fein gebaut, mit ſchmalem, magerem Antlitze, in welchem ein großes träumeriſches Auge herrſchte, ſchritt er leicht, faſt leiſe daher durch das Gedränge der einrückenden Truppen, und ſchmiegte ſich ſo beſcheiden durch die Lücken hindurch, als ob er ein kleiner Fähndrich wäre und nicht ein gebietender Oberſt. Der Titel eines Oberſten war damals eben der eines oberſten Führers. Alle die Bezeichnungen „General“, „Feldmarſchall“ und wie ſie weiter lauteten waren neu, und galten im Grunde für Luxus-Bezeichnungen; der Oberſt ſtellte die kommandirende Einheit dar, und die Anſpruchsloſigkeit des Oberſten von der Hagen war deshalb doppelt auffallend. — Sie war aber ganz ächt, und entſprang ſeinem innerſten Weſen. Er war ſehr anſpruchslos, er war ſogar ſchüchtern, er war — eine ſeltne Erſcheinung im Friedlandſchen Officierkorps — er war ein Idealiſt. Von Hauſe aus Proteſtant war er zum Katholicismus übergetreten, nicht etwa um leichter eine Laufbahn zu machen unter dem Friedländer, ſondern weil das Lutherthum ſeinem religiöſen Bedürfniſſe zu nüchtern vorkam und zu dürftig. Seine Phantaſie verlangte für den Glauben einen größeren Spielraum, verlangte tiefere Geheimniſſe. Ebenſo neigte ſein politiſcher Idealismus zum alten Kaiſerthume und deſſen geſalbter römiſcher Majeſtät. Zur Liga, zum Tilly hatte es ihn gezogen, und er litt jetzt unter dem Friedländiſchen Weſen, welches den ganzen dogmatiſchen Habit abgeſtreift hatte vom katholiſchen Heere. Von Tag zu Tage fühlte er ſich einſamer und fremder in dieſem Heere, und die Aufgabe neben Holck ſagte ihm auch nicht im Mindeſten zu; ſie verſchüchterte ihn nur noch mehr. Der junge Leo war ihm alſo eine willkommene Erſcheinung geweſen. Solch ein reiner, unverdorbener Jüngling war ihm ein tröſtlicher Umgang, und er nahm denn auch jetzt Leo's Mittheilung der Worte von Suſannens Mutter mit warmer Theilnahme auf. Das Geheimnißvolle daran betraf ihn ſtärker als Leo ſelbſt, denn das Geheimniß übte die ſtärkſte Macht auf ihn. Er rieth zur aufmerkſamſten Vorſicht, und verſprach, ſich Leo auszubitten vom Feldmarſchall, und zwar als ſeinen Adlatus auszubitten für die Expedition, welche er eben dem Feldmarſchall vorſchlagen wollte.

Mit dieſem Vorſatze ſchritt er in das Haus, welches Holck eben bezogen hatte. Leo folgte ihm.

Es war gegen Mittag. Holck ſetzte ſich juſt zur Tafel, und rief ihm entgegen: kurz zu ſein im Berichterſtatten.

Von der Hagen trug vor: eine nicht unbeträchtliche Kavalleriemaſſe der Sachſen komme von Falkenſtein. Sie müſſe geworfen werden, um nicht in der Flanke des kaiſerlichen Heeres zu verbleiben —

— Werft ſie! — erwiderte Holck, indem er den großen Pokal an die Lippen ſetzte, welchen ihm Suſanne zur Einleitung des Mahles kredenzt hatte — und verſchafft dem Heere des Friedländers Sicherheit hier im Elſterthale, das wir morgen ſäubern wollen bis Plauen hinab. Rapporte finden mich heute Abend in Oelsnitz, das ich morgen früh zum Range Magdeburgs erhöhen will. — Jetzt frühſtückt mit uns!

Hagen dankte ablehnend, und erbat ſich den jungen Steinwald zum Adlatus.

— Warum nicht gar! — rief Holck, und ſich nach der Thür wendend, ſchrie er: — Was unterſteht Ihr Euch, mich zu ſtören?!

Dies galt einer Abgeſandtſchaft des Raths von Adorf, welche ſchüchtern eintrat. Sie bat um Schonung für das Städtchen —

— Schonung? Vielleicht. Wenn Ihr katholiſch werden wollt binnen einer Stunde. Pater Onefrius ſitzt ſchon auf dem Markte, und wartet. Schickt die Adorfer zu ihm, Beichtzettel zu erbitten. Iſt wenn ich abgeſpeiſt habe die Zahl hinreichend, ſo kommt Euer ketzeriſches Loch mit blauem Auge hinweg, iſt ſie nicht hinreichend, ſo beginnt zunächſt die Plünderung. Packt Euch!

Hagen machte mit halblauter Stimme die Bemerkung, daß alſo bekehrte Katholiken geringen Werth haben möchten für die katholiſche Kirche —

— Das meint Pater Onofrius nicht, und der muß es beſſer verſtehen als wir. Wenn Ihr nicht ſpeiſen wollt, Herr Oberſt, ſo laßt Euch nicht aufhalten!

Verletzt zog ſich Hagen zurück, mit einem Achſelzucken auf Leo blickend.

Dieſer wollte ſich nicht ſo ſchnell ergeben, und wiederholte das Anſuchen, mit dem Hagen'ſchen Corps gehen zu dürfen.

Suſanne fand das nicht wünſchenswerth und ſprach in dieſem Sinne einige Worte, die Held aufzufallen ſchienen. Das bemerkte die Mutter und flüſterte etwas in Held hinein. Es mochte für Leo's Verlangen lauten, denn ihr war es recht, wenn der junge Mann aus der Nähe ihrer Tochter entfernt würde. Das war aber Oel in Helds aufglimmendes Zornesfeuer.

— Nichts da! — rief er — dazu iſt mir der Burſch' nicht übergeben worden. Er ſoll Chriſtum erkennen lernen, bis — genug! Er geht jetzt hinunter auf den Platz zum Pater Onofrius und wartet auf deſſen Erklärung. Lautet ſie ungenügend, ſo giebt er das Signal zur Plünderung. Und zwar ſo, daß meine Leute anfangen bei den fünf reichſten Leuten des Städtchens. Er überwacht ſie und ſorgt dafür, daß die Beute unverkürzt hier im Hauſe abgeliefert wird.

— Dafür bin ich nicht Kriegsmann geworden — ſchrie Leo in heller Entrüſtung — daß ich den Diebſtahl leite und beaufſichtige!

— Ihr ſeid noch gar nichts geworden — erwiderte

Holck noch lauter — und müßt froh ſein, daß Ihr das Leben habt: noch habt. Kehrt!

Leo faßte ſich, weil er den Vorſatz faßte, ganz und gar von dannen zu gehen. Er antwortete nichts, und ſah es auch nicht, daß Suſanne ihm mit den Augen verſöhnlich zuſprach.

Ohne Gruß wendete er ſich und ging.

Wie er gehofft, fand er auch Hagen noch, der eben zu Pferde ſteigen wollte. Aber Hagen war ängſtlich; er wollte die Verantwortung nicht auf ſich nehmen, dieſen Hausofficier des Friedländers ſeinem Poſten entführt zu haben. Er rieth ihm, noch kurze Zeit zuzuwarten. — In einigen Tagen vielleicht ſchon — ſagte er — treffen wir in der Leipziger Gegend mit dem Hauptheere zuſammen, und der Herzog nimmt Euch wieder zu Gnaden auf, wenn Ihr die Prüfung neben Holck gehorſam durchgemacht. Nehmt Euch nur vor den beiden Weibern in Acht. Stellt Euch gut mit ihnen. Ich halte ſie für orientaliſch Blut, für portugieſiſche Jüdinnen, die über Holland gekommen ſind. Dieſe Race iſt rachſüchtig und kann Euch mehr ſchaden als Holck. Stellt Euch gut mit ihnen. Auf Wiederſehen!

Fort ritt er, der furchtſame Freund. Leo meinte ihm folgen zu müſſen und ging hinüber auf den Platz, wo Pater Onofrius neben einer Trommel ſaß und wartete. Ein Tiſch ſtand vor ihm, auf demſelben ein Käſtchen, welches mit Beichtzetteln angefüllt war. Daneben Tinte und Feder, um die Namen der Convertiten auf die Zettel zu ſchreiben. Kroaten lagen im Kreiſe umher. Von fünf Minuten zu fünf Minuten ſtand einer auf, kam zur Trommel und ſchlug einen Wirbel. Die Trommel war gedämpft und klang dumpf wie zum Leichenbegängniß. Dieſer dumpfe Wirbel aber war das Signal für die Einwohner.

Die Sonne des Spätherbſtes ſchien bleich auf den Mönch, welcher mit einem ſtupiden Geſichte bald rechts, bald links blickte, ob Niemand kommen wollte.

Es kam Niemand. Die Sachſen waren eingefleiſchte Proteſtanten, zäh und ſtandhaft in ihrem Glauben. — Die Luft wehte kühl trotz des Sonnenſcheins. Der Mönch fröſtelte, Leo desgleichen, und als Leo endlich ſagte: Es kommt Niemand! da wiederholte der Mönch trocken wie ein Krämer: Es kommt Niemand.

Da winkte der Mönch dem Kroaten, welcher wieder trommeln wollte mit einem in die Luft gezeichneten Kreuze, und ſagte zu Leo: — Die Vorhand für den Herrn!

Einige der Kroaten ſprangen auf und luden Leo pantomimiſch ein, ihnen zu folgen. Sie waren die beſtallten Plünderer Holcks, und ſchritten jetzt haſtig auf die Häuſer zu, über welche ſie ſich längſt unterrichtet hatten. Sicher ſchritten ſie durch die auf den Gaſſen bivouakirenden Truppen, und als der Mönch ſie nicht mehr ſah, wendete er ſich zum Kroaten an der Trommel, welcher unterdeß den Dämpfer vom Kalbfell abgeſchraubt hatte, und ſprach: Vae victis!

Auf dies „wehe den Beſiegten“ ſchlug der Kroat einen raſſelnden, weithin ſchallenden Wirbel, das Plünderungsſignal, und alle bivouakirenden Soldaten ſprangen ſchreiend in die Höhe und ſtürzten in die Häuſer.

Was nicht niet- und nagelfeſt war, lag nach Verlauf einer Stunde in Haufen neben den Soldaten auf der Straße, und Marketender wie wandernde Händler, aus dem Trainſchweife des Heeres, feilſchten in erſtaunlicher Anzahl um die Beuteſtücke. Es war wie ein Jahrmarkt in dem Städtchen. Händeringend, verzweiflungsvoll ſahen die armen Einwohner von den Hausthüren und aus den Fenſtern drein; wie ihre Habe von Hand zu Hand ging und — ein neuer Trommelwirbel raſſelte! — verſchwand.

Die Soldaten traten unter die Waffen, die Marketender und Händler ſchleppten eiligſt ihren Einkauf von dannen, Trompeten ſchmetterten, eine große Kutſche mit vier Pferden beſpannt kam daher, Feldmarſchall Holck mit ſeiner lachenden Suſanne ſaß darin, das ganze Heer bewegte ſich weiter, um vor Abend noch Oelsnitz zu erreichen.

Dort ſollten ſich dieſe Scenen wiederholen. Aber mit künſtleriſcher Steigerung. Suſanne ſollte ſehen, wie es in Magdeburg hergegangen ſei, wie eine Stadt brenne nach der Plünderung.

Das Alles geſchah unter ſorgfältiger Eintheilung. Man zog des Abends ein in Oelsnitz ohne irgend eine Gewaltthat, und die Truppen, welche Adorf geplündert, mußten hindurch, mußten weiter ziehen. Andere Truppen ſollten hier ernten.

Die Nacht hindurch wurde geſchwelgt; bei Tagesanbruch wurden Geſchütze vor der Stadt aufgefahren. **Onefrius** ſaß beim erſten Morgengrauen ſchon auf dem Platze, und als die Sonne aufgegangen war, raſſelte ſeine helle Trommel zur Plünderung.

Als dieſe beendigt war, ritt ein Profoß durch das Städtchen und rief aus: der unverbeſſerliche Ketzerort werde binnen einer Viertelſtunde dem Feuer überliefert. Gleichzeitig donnerten Kanonenſchüſſe. Die entſetzten Einwohner drängten ſich aus den Thoren heraus, und wurden mit Schüſſen empfangen, diesmal mit blinden Schüſſen, blos um ſie zu erſchrecken, und der von ihrem Wagen zuſchauenden Suſanne den mannigfaltigen Anblick der Todesangſt zu gewähren. Die „Stücke“ ſandten Brandkugeln über die Fliehenden in den Ort hinein, und Trainknechte legten an zwanzig Stellen Feuer an die Außenſeite der Häuſer. Der friſche Herbſtwind that ſeine Schuldigkeit, und binnen einer Viertelſtunde hatte Suſanne den vollen Anblick einer über und über brennenden Stadt —

Lachend fuhr ſie weiter im Thal der weißen Elſter hinab gen Plauen. Unterwegs aber machte ſelbſt der ſtumpfe Mönch Onefrius dem Feldmarſchall Vorſtellungen gegen ſolches Verfahren. Er ſprach nicht von Schonung, aber er wies darauf hin, daß die Kirche gar keinen Gewinn fände bei ſolcher Ausführung der Maßregeln. Nicht ein Beichtzettel werde an den Mann gebracht, Plündern und Sengen erſcheine als Zweck und Ziel.

— Da haſt Du Recht, würdiger Mann — entgegnete Holck — und Du ſollſt in Plauen Genugthuung erhalten.

Nachmittags wurde dieſe größere Stadt erreicht und ohne irgend einen Exceß beſetzt. Nichts von Tumult, nichts von Anzeichen einer Gewaltthat. Nur der Profoß ritt durch die Straßen und verkündete, daß bei Sonnenuntergang auf dem Markte der Tiſch des Paters aufgeſtellt werden würde. Eine volle Stunde Zeit werde den Einwohnern vergönnt, ſich zum Uebertritte zu entſchließen, und ſich dort die Beichtzettel zu holen. Erſt mit der zehnten Abendſtunde werde Haus für Haus angefragt werden, ob die Hausherrn mit Beichtzetteln verſehen ſeien.

Eine unheimliche Stille lagerte über der Stadt. Das Herbſtwetter hatte zudem umgeſchlagen, Wolkenſchichter hatten ſich vor die Sonne gelagert, und der Wind blies rauh.

Die beiden Geiſtlichen der Stadtkirche waren zur Tafel des Feldmarſchalls geladen. Sie ſchritten in ihren ſchwarzen Reverenden über den Marktplatz und traten in das größte Haus deſſelben, in welchem Holck ſein Quartier genommen. „Die Reverenden hätten ſie wohl nicht gebraucht zum Speiſen“ — meinten einige Bürger, welche ſie ſchreiten ſahen — „die fordern nur heraus!“ — „„Nein, 's iſt recht ſo““ — ſagten Andere — „„der Herr Primarius zeigt ſich auch dem Erzfeinde im Ornate und der Herr Sekundarius darf nicht zurückbleiben.““

Holck ſaß ſchon an der Tafel, als ſie eintraten. Zu ſeiner Linken die Mutter Suſannens, zu ſeiner Rechten Suſanne ſelbſt, und neben dieſer — einer direkten Aufforderung Suſannens zufolge — Leo Steinwald.

Holck zog eine Grimaſſe, als er die Geiſtlichen in ihrer Amtstracht eintreten ſah; er empfand die Herausforderung vollſtändig. Aber er ſagte nichts, und lud ſie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen am Tiſche.

Die Geiſtlichen aßen und tranken nicht. — Eßt und trinkt nur getroſt — rief er ihnen zu — Ihr werdet Kräfte brauchen.

Sie verneigten ſich ſtumm.

Holck und die Seinen dagegen zeigten vortrefflichen Appetit; die kalt gewordene Luſt hatte ihn befördert. Und Holck ſelbſt trank noch mehr als gewöhnlich von dem ſchweren Rheinweine, welchen Suſanne einſchenkte. Sie forderte auch Leo fleißig auf, Beſcheid zu thun mit dem Becher, und ſchüttelte lächelnd ihre rothen Locken um die nackten Schultern, wenn der verſtimmte junge Mann ablehnte. Lächelnd, denn ſie trank ſelbſt ganz tapfer, und verſicherte ihm, daß ein guter Wein nur belebe und keinerlei Schaden bringe. Dabei ſtreiften und berührten ihn ihre blendend weißen Arme, ihre weichen Hände zu wiederholten Malen — er hätte blutlos ſein müſſen, um nicht aufgeregt zu werden von dem heißen Weibe. Hagen hatte ihm ja auch dringend gerathen, ſich gut mit ihr zu ſtellen —

So wurde es Abend. Lichter wurden auf die Tafel geſtellt; draußen wehte der Wind ſtärker und rüttelte an den Fenſtern.

Als die Lichter kamen, winkte Holck einem Manne zu, welcher an der Thür erſchien. Es war der Profoß. Er ſchritt eilig heran zum Feldmarſchall, und dieſer ſagte leiſe zu ihm: „Habt Ihr den Reichſten?“ — Ja. — „Und iſt viel gefunden worden?“ — Sehr wenig. — „Dann iſt er die Hauptperſon für die Hunde. Fangt an!“

Und ſich zu den Geiſtlichen wendend fuhr Holck fort: — Der Herr Primarius und der Herr Sekundarius ſind eingeladen, dieſem Manne zu folgen' — Er deutete auf den Profoß. Die Geiſtlichen geberdeten in der traurigen Ahnung, daß ſie zur Marterbank geführt würden.

Gleichzeitig hob der Feldmarſchall die Tafel auf, blieb aber ſelbſt ſitzen. Er pflegte noch zu trinken, und nach kurzer Erledigung einiger Rapporte vor der Weinflaſche einzuſchlafen. Was draußen auf dem Markte vorgehen ſollte, war ihm ein Geſchäft für die Untergebenen, ſonſt nichts. An dem Zwecke des Pater Onofrius nahm er nicht den geringſten inneren Antheil. Er hatte nicht einmal den Fanatismus zur Entſchuldigung, wenn er die Leute martern ließ, damit ſie ſich zum kirchlichen Uebertritte entſchlöſſen. Das war ſo eine landläufige Form aus der früheren Zeit des Krieges, die mehr und mehr abhanden gekommen war, je mehr der Krieg ein blos politiſcher geworden. Aber er benutzte die Form zum Zwecke der Gelderpreſſung. Es hatte einen beſſeren „Schick“, pflegte er zu ſagen, wenn Pater Onofrius dabei fungirte, und der Profoß doch reiche Leute ausgeſucht hatte, von denen ein Abſtandsgeld zu erpreſſen war für Erlaſſung des Beichtzettels. Wohl und Wehe, Schmerz und Pein der Gemarterten kam ihm gar nicht mehr in den Sinn; dafür war er durch langjähriges mörderiſches Kriegsleben längſt verhärtet, ſo verhärtet wie ein Fleiſcher, der das Sträuben und Schreien ſeiner Schlachtthiere gar nicht mehr gewahr wird.

Auch Suſannens Mutter brauchte einen kurzen Schlaf nach Tiſche, und entfernte ſich zu dem Zwecke in ihr Zimmer.

Suſanne dagegen war aufgeräumt, neugierig und verliebt. Sie führte Leo in's Nebenzimmer, wo ein Erkerfenſter den Markt trefflich überſehn ließe.

Leo hatte gar nicht Acht gegeben auf das was vorgehn ſollte. Er war mit ſeiner eignen Lage zu ſehr beſchäftigt, und die Sinnlichkeit mit einem ſinnliche Liebe ſprühenden Weibe trat ihm zum erſten Mal nahe. Sie betäubte ihm jeglichen Gedanken, als er von Suſannen geführt in den weiten Erker trat, und ſich auf die Ruhebank niederließ, welche rings um den Erkerraum angebracht war. Die buhleriſche Suſanne überſchüttete ihn ſo mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien, und begleitete dieſe moraliſche Verführung ſo geſchickt mit Hand und Mund, daß er wie in ein Feuermeer gerieth, und gar keinen Blick hatte für die ſchreckliche Scene unten auf dem Markte.

Dort ſaß Onofrius in einem weiten Kreiſe von Fackeln. Vor ihm ſtanden die beiden Geiſtlichen und ein feiſter Bürgersmann, der reichſte Rathsherr von Plauen. Hinter den Fackeln blitzten ringsum die Spieße der Pikenire.

Onofrius empfing die Geiſtlichen mit Scheltworten darüber, daß ſie es wagen könnten, in ihrem ketzeriſchen Gewändern vor ihm zu erſcheinen. Sie ſollten ſie auf der Stelle von ſich werfen. Das thaten ſie nicht. Die Knechte des Profeßen riſſen ihnen nun die Reverenden vom Leibe. Der Primarius, ein bejahrter Mann, zeigte ſich nun, der weiten Hülle entkleidet, als ein mageres, dürftiges Männchen. Der rauhe Wind trieb die ſpärlichen grauen Haare von ſeinem Scheitel in die Höhe. Er ſchüttelte verneinend das Haupt auf des Onofrius weitere Frage: ob er übertreten und beichten wollte. Der Sekundarius ſagte laut „Nein.“ Der feiſte Rathsherr ſchrie: Nimmermehr!

Da winkte der Profeß nach dem Fackelkreiſe hinüber, und hervor traten zwei handfeſte Kerle, welche an hänfener Leine drei große Hunde führten. Sie waren groß, ſtughaarig, fahlbraun. Man nannte ſie däniſche. Holck hatte ſie aus ſeiner Heimath an der Oſtſee kommen laſſen. Sie waren abgerichtet, wie man ſagt, „auf den Mann.“ Das heißt ſie ſprangen an dem Menſchen, auf welchen ſie gehetzt wurden, in die Höhe, hielten ihn feſt an den Schultern, und öffneten knurrend den Rachen vor ſeinem Antlitze. Dies war der erſte Akt. Weiteres Kommando brachte Weiteres.

Dieſer erſte Akt wurde jetzt vollführt. Binnen einigen Sekunden waren die Hunde losgelaſſen, und ſtanden auf den Schultern der beiden Geiſtlichen und des Rathsherrn.

Der Rathsherr ſchrie fürchterlich, und erklärte ſich lallend bereit, Alles zu thun, was der dicht neben ihn tretende Profeß heiſchen würde. Dieſer legte ſeine Hand auf den Kopf der Beſtie, und fragte leiſe: wo der Rathsherr ſein Geld verwahrt habe, und ob er es ſofort ausliefern wollte. Als der geängſtigte Rathsherr dies genügend beantwortet hatte, ſprach der Profeß ſtreng zu dem Hunde: Ab!, und der Hund ließ den Rathsherrn los. Der Form halber ließ ſich der Profeß einen Beichtzettel reichen, winkte einigen Kroaten, händigte dieſen den Zettel ein, ſprach einige Worte zu ihnen, und ſchloß damit: Binnen einer Viertelſtunde Alles beim Feldmarſchall, oder der Mann wieder hier bei zum zweiten Grade.

Die Kroaten gingen fort mit dem Rathsherrn. Nun wendete ſich der Profoß zu den Geiſtlichen, welche unter den Rachen der Beſtien ausgehalten, und fragte ſie: ob ſie ſich eines Beſſeren beſonnen. Nein! ſagten beide.

Der Profoß winkte, die Knechte ſchrien: „Faß!“, und die Hunde riſſen nun heulend den beiden Männern die Kleider vom Leibe.

Aus allen Häuſern und hinter den Pikeniren, von wo die Einwohner zuſahen, erhob ſich ein Angſtſchrei des Schreckens. Der alte Primarius war ein Bild des Jammers im kalten Nachtwinde —

„Ab!“ kommandirte endlich der Profoß, und die Hunde ließen ab von den halbnackten Männern. Habt Ihr Euch eines Beſſeren beſonnen? rief der Profoß.

Nein! ſagten beide Geiſtliche, und der Primarius erhob ſeine blutig geriſſenen Hände zum finſtern Nachthimmel.

Dann folgt der dritte Grad! ſchrie der Profoß, und wollte eben den Knechten winken —

Da fühlte er ſeinen Arm, den er juſt erheben wollte, feſtgehalten. Ein baumlanger Mönch ſtand neben ihm. Die Pikenire hatten ihn eben ſeiner Kutte wegen unbehindert hinein ſchreiten laſſen in den Kreis; die Kroaten um Onofrius hatten ſcheu und ehrerbietig auf ihn geblickt, Onofrius war neugierig von ſeinem Seſſel aufgeſtanden — es war Pater Dunſtan, welcher Holck's Flammenſpuren gefolgt war über Adorf und Oelsnitz bis daher.

Die Erſcheinung war in der That dazu angethan, Schauer und Ehrfurcht zu erwecken. Die ganze Summe eines vergeblichen Lebenskampfes gegen religiöſe Rechthaberei lag auf dieſem kahlen Greiſenhaupte, welches aus der Gruft zu kommen ſchien, die letzte Energie eines ausathmenden Menſchen ſtrömte aus dieſen großen, tiefliegenden Augen und aus dieſer langen Knochengeſtalt, welche ſich ſtreckte gleich einem Sterbenden — der ſonſt völlig zu Leder verhärtete Profoß konnte ſich des Schauers nicht erwehren, und empfand zum erſten Male, daß er Unzucht triebe mit geiſtlichen Dingen. Denn die alte Benediktinerkutte belehrte ihn, daß hier geiſtliche Macht einſchreite gegen den Mißbrauch geiſtlicher Dinge.

Eine Todtenſtille trat ein. Fackelträger, Pikenire und die zuſchauende Einwohnerſchaft drängten leiſe näher, um die Worte zu verſtehn, welche offenbar im Anzuge waren, und welche zunächſt kaum verſtändlich, tief gedämpft von der inneren Aufregung Dunſtans hervorquellen —

— Unglückliche Menſchenkinder — lauteten ſie — die Ihr Gottes Ebenbild ſchändet, — was unterſcheidet Euch noch von der Beſtie, in deren Gemeinſchaft Ihr handelt?! — Nichts mehr! Ihr verfolget, Ihr mißhandelt einander ſo arg wie Juden und Heiden unſerm Heiland einſt gethan und ſeinen Nachfolgern. Iſt das Religion, was Ihr mit Spießen und Stangen, mit Hunden, mit Mord- und Frevelthaten betreibt? Religion?! Richtet Euch nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! hat der Stifter unſers Glaubens gelehrt, und Ihr richtet wie Henkersknechte. Hinweg mit dieſen Tiſchen der Wechsler und Händler, die Chriſtus ſchon im Vorhofe des Tempels umſtürzte — und dabei warf er den Tiſch mit den Ablaßzetteln vor Onofrius an die Erde, und wendete ſich nun zu dieſem blöden Mönche — wer hat Dich gelehrt, heilloſes Inſtrument blutrünſtiger Kriegsknechte, daß geplärrte Worte Gebet ſeien, daß gewaltſame Scheinbekehrung einen Sinn und Werth habe, daß es Gemeinſchaft mit Gott gebe ohne Ueberzeugung und innere Wahrheit. Verhülle Dein Haupt, Du Baalsprieſter, der Du das heiligſte Kleinod des Menſchen, den herzlichen Verkehr mit Gott in Lüge, Betrug und Fratze verwandelſt! Verbirg Dich in Deine Zelle, und reinige Dich durch nachdenkliche Reue von dem Schmutze, der ſtarrend Dich einhüllt von oben bis unten. Gott, der dieſe Welt hegt und trägt, iſt ein Gott der Liebe, er wird Dir verzeihen was Du im Blödſinn verbrochen; er wird Dich und Euch alle lähmen wie die Gichtbrüchigen, wenn Ihr fortfahrt, das Werk des Unfriedens zu betreiben und ſeine himmliſche Schöpfung zu ſchänden durch Werke des Haſſes. Liebet Euch untereinander! iſt der Grundquell aller Lehren unſers Herrn und Meiſters, und die Nächſtenliebe allein ſoll der Grund und Boden ſein für jegliche Kirche die Chriſtum verkünden will. Sammelt Eure Herzen und Sinne, Ihr alle hier, die Ihr den Gräuel geſehn und die Ihr mich hört, ſammelt Eure Herzen und Sinne zur Erinnerung an die Gedanken, welche Ihr als unſchuldige Kinder gehegt, welche Ihr gehegt, als Ihr zum erſten Male vor den Altar tratet und als Ihr die erſte Stimmung des vollen Gottesſchauers, der hehren Andacht, der heiligen Frömmigkeit in Euch empfandet, macht dieſe Stimmung jetzt noch einmal in Euch lebendig mit allen beſſeren Kräften des Geiſtes, die in Jedermann ſchlummern, und ſo gekräftigt und gereinigt ſprecht ſie mir nach die Worte, welche vor allen noth thun in ſo unglücklicher Zeit, ſprecht mir nach die Worte: Wir glauben Alle an einen Gott!

Wir glauben alle an einen Gott! klang's über den ganzen Markt hin, und ſelbſt die Kriegsleute bewegten dazu die Lippen.

So ſchien es denn, als ob Dunſtan doch noch einen Triumph ſeiner Grundſätze erleben ſollte.

Die Freude war aber kurz. Ein Diener Holcks hatte den Umſchwung auf dem Markte bemerkt, und war zum Feldmarſchall geeilt, um Meldung zu machen. Holck war grimmig über die Störung ſeines Schlummers aufgefahren, war aber doch ſogleich bereit geweſen, näher zuzuſchaun. Denn als Convertit fühlte er ſich in Religionsſachen immer unſicher. Der Diener deutete auf das Nebenzimmer, wo der Herr Feldmarſchall vom Erker aus den beſten Ueberblick finde.

In jenem Erker war ſo eben auch Leo aus dem Taumel erwacht, in welchen ihn die koſende Suſanne gelullt. Ein Blick durch die Fenſterſcheibe hatte ihm die Geſtalt Dunſtans gezeigt im Lichte der nah gerückten Fackeln. Er hatte ihn erkannt den auffallenden Greis, welchen er in Zleb geſehn und geſprochen hatte, mit Antheil, mit Theilnahme geſprochen hatte. Er war aufgeſprungen von ſeinem Sitze, um näher hinzuſehn: Suſanne, ärgerlich darüber, daß ihr zärtliches Entgegenkommen ſo von außen, ſo von fern geſtört werden konnte, war ihm die wenigen Schritte gefolgt, und ſie legte eben die Hand auf ſeine Schulter, und ſchalt ihn ſchmollend

— da klirrte Holck herein, und ſah die Gruppe. Sie war immer noch eine vertrauliche, und entzündete ſeinen groben Zorn — was er aber beim Eintritt in den Erker mit einem Blick auf den Marktplatz gewahrte, das traf ihn noch ſtärker. Dieſer Pater Dunſtan, den er ſogleich erkannte, hatte ihn auf Schloß Zleb beleidigt; er haßte ihn wegen des Inhalts ſeiner Predigten, denn dieſer Inhalt ging ſchneidend gerade gegen Holcks eignen Lebenslauf. Er riß das Fenſter auf, und hörte den letzten Satz von Dunſtans Rede, hörte das allgemeine „Wir glauben all' an einen Gott", und empfand vollſtändig, daß hier ſeine ganze moraliſche Exiſtenz auf dem Spiel ſtünde. Solche Einflüſſe und Wendungen vertrugen ſich nicht mit dem Verwüſtungskriege eines Holck, welcher den Glaubensſtreit zum Deckmantel brauchte für ſein Raubſyſtem. — Auf dem Abſatze wendete er ſich um, und ſtürmte fort, die Mutter Suſannens unſanft zur Seite ſchiebend, die eben auch in das Erkerzimmer getreten war. Sie war gekommen, um ihre Tochter zu beaufſichtigen, denn ſie hatte ſelbige ſchon im Verdachte einer albernen Neigung zu dem verlorenen jungen Menſchen, und ſie ſchloß aus der Gruppe im Erker ganz richtig, daß Holck hier eine unvorſichtige einſame Zuſammenkunft unterbrochen haben möchte — ſie folgte Holck auf der Stelle. Leo that desgleichen. Suſanne blieb allein zurück, ebenfalls voll Zorn. Ihr Zorn galt dem Leo, welcher ihre Liebkoſungen plötzlich hatte vergeſſen können. Holck und deſſen Eiferſucht fürchtete ſie nicht. Das ſchon bejahrte „Einauge" meinte ſie, könne ſich ihrer Macht doch nicht entziehn, und den Grimm der

Mutter ſchlug ſie gar in den Wind; nur die Ueberzeugung wurmte ſie, daß der allerliebſte Leo ſich doch nichts aus ihr mache, nur dieſe jetzt deutlich aufſteigende Ueberzeugung wurmte ſie heftig, und ſie ballte unwillkührlich die kleine weiße Fauſt da hinab, wo Leo hinter Holck durch die Menſchenmaſſe in den Fackelraum eilte —

Holck hatte unten im Hauſe durch Kommandowort ſeine wilde Leibwache aufgerufen. Sie drängte ſich hinter ihm und Leo durch die Menge. In der Bahn, welche ſie brach, ſchlüpfte Suſannens Mutter hinaus in den offenen Kreis. Sie wußte nicht was vorging, aber ſie merkte, daß ſich Störendes für Holck ereignet hatte. Ihn zu hetzen war ihre Abſicht und ihr Intereſſe. Das war Ableitung von dem wahrſcheinlichen Zorne gegen Suſannen

Holck ſchrie ſchon von Weitem mit ſeiner weithin ſchallenden Befehlshaberſtimme dem Pater Dunſtan entgegen: wie er, ein ketzeriſcher Vagabund, es wagen könne, hier zu erſcheinen und ſich in Prozeduren zu miſchen, welche unter Aug' und Befehl des kommandirenden Feldherrn vorgenommen würden?!

Ein drohendes Gemurr ſtieg auf von allen Seiten. Der greiſe Mönch hatte eben erſt einen ſo tiefen und ſo erhebenden Eindruck gemacht auf Freund und Feind, daß Holcks „ketzeriſcher Vagabund" Jedermann wie eine Blasphemie erſchien.

Dunſtan ſeinerſeits, noch auf der Höhe ſeiner Aufregung, ſchritt kerzengerade dem drohend heran polternden Holck entgegen, und rief: „Du Mann des Unfriedens und der Wüſtheit, Du thäteſt wahrlich beſſer, in Dein Inneres zu ſchauen, wo nichts als Unkraut wuchert, als den Ketzerrichter zu ſpielen. Du, der den Glauben wechſelt wie man einen Handſchuh wechſelt ohne das Bedürfniß irgend eines Glaubens zu haben, Du ſollſt auf die Kniee niederfallen, und Deine Soldaten hier unten wie Gott dort eben inbrünſtig um Verzeihung bitten, daß Du dieſe gedankenloſen Kriegsleute von Frevelthat zu Frevelthat führſt, und dem allgütigen Schöpfer zum Aergerniß lebſt und handelſt wüſt, liederlich, frech und abſcheulich. Falle nieder, verirrtes Kind einer guten Mutter, falle nieder vor aller Welt wie Du tagtäglich gefrevelt gegen alle Welt, ſammle Dich und bete, ſo lang' es noch Zeit iſt! Sonſt übereilt Dich die Todesſtunde im Moraſt Deiner Gottloſigkeit und Du ſchreiſt umſonſt nach dem Labſal des Sterbenden. Denn der Sterbende braucht das Bewußtſein, dem barmherzigen Schöpfer Himmels und der Erden nahe zu ſein in der Empfindung guten Sinnes, wenn ſelbſt die guten Werke gebrechen. Falle nieder, Henrich Held, ſonſt wird es zu ſpät für Deine Seele.“

Held ſchüttelte ſich, wie Einer, der von einer Laſt ledig werden will. Es war nicht bloß die Laſt der Wuth und Entrüſtung, er war wirklich von ſeiner Mutter fromm evangeliſch erzogen worden, er hatte wirklich etwas in ſich, was religiöſes Bedürfniß heißen mochte, es hatte wirklich die Nennung ſeiner Mutter eine Kralle in ſein Herz geſchlagen. Aber es war zu früh für ihn, ſelbſt wenn die Oeffentlichkeit des Schauſpiels irgend ein Eingeſtändniß zugelaſſen hätte für ihn, er war noch viel zu kräftig im Schuſſe ſeiner wilden

Laufbahn — er wurde noch Herr dieſer Laſt, und mit einem wiehernden Gelächter ſchüttelte er ſie von ſich.

Es nahm ſich furchtbar aus dies Gelächter in der Todtenſtille, welche über dem Marktplatze ſchwebte, und es that Noth, daß Worte folgten. Held fand die entſcheidenden Worte. Er ſchrie:

— Wißt Ihr, wer dieſer heilige Bußprediger iſt? Ein Mönch? O nein! Ein Benediktiner? O nein! Oder doch ein guter Katholik? Auch das nicht. Nicht einmal ein Katholik. Ausgeſtoßen iſt er aus der katholiſchen Kirche.

Das fuhr wie ein Donner über die Soldaten hin. — Held fuhr fort:

— Er war Benediktiner-Mönch, und neigte ſich zu den Ketzern. Er belog den heiligen Vater in Rom, er belog den Kaiſer in Wien, er ging mit fliegender Fahne über zu den ſchlimmſten Ketzern, und wurde von der katholiſchen Kirche exkommunicirt —

— Oh! ſchrieen die Soldaten —

— Der Bannſtrahl ruht auf ihm, er iſt verworfen in Ewigkeit. Wer ihn niederſchlägt thut ein Werk, welches Gott und der Kirche wohlgefällt!

Das war der Blitzſtrahl, welchen die Soldaten brauchten. Gerade weil ſie ſich hatten rühren laſſen von Dunſtan's Rede, gerade deshalb hielten ſie ſich nun zu doppelter Entrüſtung berechtigt. — Aufgeſeſſen ſind wir dem Schurken! ſchrieen ſie, und ſtürzten auf ihn ein —

— Kreuziget ihn! kreuziget ihn! ſchrie gellend eine Weiberſtimme. Es war Suſannens Mutter.

Das Wort war neu. Die Soldaten fingen's auf als etwas eigenthümlich Neues. Martern und Tödten war ihnen geläufig, Kreuzigen war noch nicht vorgekommen, und doch paßte es ihnen ſo trefflich. Es war bibliſch, und gebührte ſo einleuchtend dem kirchlichen Verräther. Kreuzigen kreuzigen! ſchrieen Alle.

Mitten auf dem Marktplatze in Plauen ſtand ein Häuschen mit großem verſchloſſenem Thore, das Spritzenhäuschen genannt, weil die Feuerſpritzen dort verwahrt wurden. Auf dieſes Thor wies der verſtändige Profoß. Aus dieſem Thore ſei in der Geſchwindigkeit ein Kreuz zu machen wenn man die Zwiſchenfelder mit der Axt herausſchlage dergeſtalt, daß eine Kreuzesform übrig bleibe.

Das geſchah. Und dorthin wurde Pater Dunſtan geſchleppt.

Während dies geſchah, entwickelte ſich in Leo eine Wandlung. Er war katholiſch, gedankenlos katholiſch, wenn man ſo ſagen darf, um zu bezeichnen, daß er über Religionsunterſchiede ſich noch niemals Gedanken gemacht. Er war gehorſam ſeinen Vorgeſetzten. Beide Eigenſchaften erlitten jetzt einen heftigen Stoß. Ueber Dunſtan's Religioſität hatte er in Zleb reden gehört, und die alte Gräfin Wanda hatte ehrfurchtsvoll davon geſprochen, auch Sparr hatte ſich voll Achtung geäußert, ſelbſt der Herzog hatte ihn ehrerbietig behandelt. Der natürliche Inſtinkt überdem rief in Leo: dieſer Greis iſt kein Schurke, dieſer Greis iſt ſicherlich religiöſer als das wilde Soldatenthum, welches jetzt über ihn herfällt. Aus ſolchen Gründen nahm Leo jetzt Partei für den Pater. Daß er, der gehorſame Jüngling, mit dieſer

Parteinahme hervortrat gegen ſeinen Vorgeſetzten, daß er — zum erſten Male in ſeinem Leben — heftig hervortrat, das hatten Waldſtein und Holck zu Wege gebracht durch die Behandlung, welche ſie in den letzten Wochen, welche ſie ſeit der Schlacht um den Burgſtall über ihn verhängt hatten. Dieſe verſchwiegene Bedrohung mit dem Tode, dies ſtumme Hinſchleppen in jegliche Lebensgefahr, dieſe Behandlung, als ob er eine Sache wäre, ein Stück Holz, ein Stein — dies Alles hatte in ihm gebohrt und gewühlt, und hatte den bisher fragloſen Gehorſam in ihm untergraben. Jetzt brach dieſer Gehorſam in ihm zuſammen, und zum Aeußerſten entſchloſſen trat er dem Feldmarſchall Holck entgegen, als dieſer den Soldaten nachſchrie: So kreuziget ihn!

Leo that dies mit dem vollen Ungeſtüm der Jugend; und mit der Entſchloſſenheit eines Menſchen, deſſen Manneskraft ſich unter täglicher Todesgefahr vollſtändig entwickelt hatte, rief er Holck zu: Befehlt ſogleich, Feldmarſchall, daß man inne halte mit ſolcher Barbarei, oder ich ſelbſt ſtürze mich mit dem Schwerte unter die Mörder, und haue nieder links und rechts einen Jeglichen, der dieſen Greis, dieſen auch vom Herzoge von Friedland hochgeachteten Greis mit einem Finger mißhandelt!

— Frecher Junge, was unterſtehſt Du Dich?! — entgegnete Holck — Sei froh, daß Du ſelbſt noch am Leben biſt, und bedanke Dich bei mir, daß ich Dich nicht ebenfalls an's Kreuz nageln laſſe —

Leo riß ſein Schwert aus der Scheide.

— Du wagſt es, Bube, das Schwert zu ziehen gegen

Deinen Gebieter?! — ſchrie Holck und trat einen Schritt zurück, indem er auch das ſeinige zog.

— Zunächſt gegen die Mordknechte dort! rief Leo und ſprang den Soldaten nach, welche mit Dunſtan bereits am Thorflügel des Spritzenhäuschens angelangt waren.

— Haut ihn in Stücke! — brüllte Holck und wollte ihm folgen —

Aber ein unerwarteter Umſchwung trat ein. Verhängten Zügels kam ein Reiter die bergige Gaſſe herabgeſprengt, welche von Morgen her auf den Marktplatz in Planen führte, und ſchrie aus Leibeskräften: Zu den Waffen! Zu Pferde! Der Feind bricht ein! — und als er auf den Marktplatz heraus kam, ſtürzte ſein Roß, und der ſchreiende Reiter flog über den Kopf des Thieres vor den Feldmarſchall nieder.

— Was iſt?

— Aufſitzen laſſen! Aufſitzen laſſen! — ſtöhnte der Mann am Boden — die ſächſiſche Reiterei überfällt uns! Binnen einer Minute iſt ſie in Planen!

Holck war ein gefaßter Soldat. Ohne einen Moment zu verlieren, ſprang die lange und ſchwere Geſtalt nach dem Hauſe zurück, wo das Hauptquartier war, und wo das erſte Signal ermöglicht werden konnte. Die Trompeten ſchmetterten dies Signal, und im Handumkehren ſtürzten ſämmtliche Soldaten nach ihren Ställen oder Quartieren. Die Einwohner ſtoben hinweg nach ihren Häuſern, es war ein wildes Durcheinander, vermehrt durch die Vorpoſten des Holckſchen Heeres, welche flüchtig herein ſtürzten in die Stadt.

Ihnen folgte durch alle Gaſſen von Oſten her die ſächſiſche Kavallerie. Der Ueberfall kam ſo jählings, daß kein geordneter Widerſtand möglich wurde. Holck ſelbſt hatte Noth, aus der Stadt zu entkommen, und der Gefangennahme zu entgehn; die Stadt ſelbſt war binnen einer Viertelſtunde in den Händen der Sachſen, und mit ihr eine große Anzahl gefangener kaiſerlicher Truppen.

Dadurch war die Kreuzigung Dunſtan's unterbrochen worden. Leo, welchen die Leibgarde Holcks vordringen gelaſſen, weil ſie nicht ſogleich wußte, daß er gegen des Feldmarſchalls Willen handelte, und daß ihm der Ruf „Haut ihn in Stücke" galt, Leo hatte den Greis in ſeinen Armen aufgefangen, als dieſer, von den Fäuſten der Soldaten losgelaſſen, hinzuſtürzen im Begriffe war. Denn die fieberhafte Erregung und das dreinſchlagende Zufaſſen der Soldaten hatten Dunſtan's letzte Lebenskräfte erſchöpft; beſinnungslos lag er jetzt mit dem Haupte im Schooße Leo's an der Mauer des Spritzenhäuschens.

Dort fand ihn der Führer des ſächſiſchen Reiterkorps, welchem Plauenſche Einwohner eiligſt zugerufen hatten, was auf ihrem Marktplatze vorgegangen, und daß ein Mann dort ſogar gekreuzigt worden ſei.

Dieſer Führer war Hans von Starſchädel. Er hatte von den Gräueln Holcks gehört aus Adorf und Oelsnitz, er war nordwärts vorausgeeilt, und dadurch Hagens Regimente entgangen, er hatte ſein Regiment in die Schanze geſchlagen, um Holcks Niederträchtigkeit zu züchtigen und wenigſtens einigermaßen zu unterbrechen. Freilich war er dadurch einer Botſchaft verluſtig geworden, welche ihm ſehr theuer geweſen wäre, der Botſchaft, welche ihm Spath von Heinrichsgrün und von dem Aufenthalte ſeiner Marie bringen ſollte. Kaiſerliche Truppen waren nun eingeſchoben zwiſchen ihm und Spath, und er erfuhr nicht, wonach er ſo lange trachtete: den ſtillen Ort, welcher das Mädchen ſeines Herzens verbarg.

Aber er kam dafür zu den letzten Athemzügen des armen Dunſtan, wie er einſt im Jeſuitengarten zu Wien den letzten Athemzügen ſeines unvergeßlichen Zrenko beigeſtanden hatte.

Es waren Dunſtan's letzte Athmenzüge. Die Lebensflamme war noch einmal hoch aufgeſchoſſen vom Luftzuge der Leidenſchaft getrieben; aber der Brennſtoff war aufgezehrt, jäh war ſie erloſchen. Ein Fauſtſchlag auf die Schläfegegend am Haupte, welchen ein Leibgardiſt Holcks gegen ihn geführt hatte, war der Gnadenſtoß geworden. Nur noch leiſe, kaum merklich röchelte der verſcheidende Odem, als Hans vor ihm kniete und ſchmerzlich ſeinen Namen rief. Und doch wirkte der Namensruf noch, die ſcheidende Seele ſchien noch einen Augenblick verweilen zu wollen, die Augenlider hoben ſich noch einmal, das große blaue Auge ſammelte ſich noch einmal zu einem Blicke, und dieſer Blick erkannte Hans. Offenbar mit Freuden. Man ſah es in dem zitternden Spiele des Auges, ja der Mund verſuchte es, noch ein Wort zu bilden, das Wort: „Zren — ko" — und in Lebloſigkeit verſank Alles, was den ſcharfen Kämpen eines milden Glaubens gebildet hatte: der brave Dunſtan war todt.

Hans verharrte unbeweglich auf den Knien. Länger als rathſam war. Denn Held, mit weit überlegener Heeresmacht, konnte ſich jenſeits der Stadt faſſen und ſammeln, da keine hinreichende Verfolgung ihn drängte. Er konnte zurückkehren, und nun ſeinerſeits das vereinzelte Starſchädelſche Regiment umzingeln, fangen oder vernichten. Das ſtand nicht nur zu befürchten; das war im Anzuge.

Hans erhob ſich endlich. Aber nun war ſeine Sorge, die Leiche Dunſtans in treue Hände, in ſichern Boden zu betten. Rathsleute Planens wurden gerufen; der alte Primarius kam mit ihnen, und verſprach die ſichre Beiſetzung eines Mannes, welcher dem römiſchen Antichriſt kräftig getrotzt habe —

— Nicht darum, lieber Herr — entgegnete Hans — ſondern weil er ein guter Menſch war!

Und nun wendete ſich Hans zu Leo. Er kannte ihn ja von Prag her, von Podiebrad, von Zleb. — Ihr ſeid jetzt mein Gefangener — ſprach er — denn ich bin jetzt ſtrenger in den Kriegsformen als ehedem. Euer Herzog entwickelt ſich plötzlich unumwunden als unſer Feind, und das will Vergeltung. Jetzt heißt es Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ihr, Herr Steinwald, gehört zu Waldſteins Umgebung; Ihr ſeid nicht ohne Werth für uns. Wie herzlich ich Euch dankbar bin, daß Ihr Euch zum Sterbekiſſen des armen Dunſtan gemacht, ich muß Euch als Gefangenen mit mir nehmen. Folgt mir!

Während Leo's Pferd geholt wurde, und die Frage auftauchte, ob nicht die Maitreſſe Helds, welche die Flucht verſäumt hatte, und die Mutter derſelben, von welcher das entſetzliche „Kreuziget ihn!“ ausgegangen, verhaftet und fortgeführt werden ſollte, kam Nachricht aus den Vorſtädten: der Feind habe ſich außen nordwärts gewendet, und man höre weſtwärts und ſüdwärts kriegeriſches Raſſeln und Dröhnen —

Hans wußte ſehr wohl, was das zu bedeuten hätte. Jetzt ließ er eiligſt zum Sammeln ſeiner Leute blaſen, und führte ſie unaufhaltſam des Wegs zurück, welchen er gekommen.

Das Starſchädelſche Regiment erwarb einen trefflichen Namen in dieſem Feldzuge. Die Kenntniß des heimiſchen Bodens wer ihm eine weſentliche Hilfe zu Einzelſtreichen. Es entging dem erboſ't nachſetzenden Holck, es entging dem zudrängenden von der Hagen. Aber den Gang des Feldzugs konnte es gegen die Uebermacht nicht aufhalten. Tiefer und tiefer hinein gen Oſten in's ſächſiſche Land drangen die kaiſerlichen Truppen. Aus Dresden wurden nächtlicher Weile die Koſtbarkeiten des Kurfürſtenthums nach dem Königſtein geflüchtet, denn über Chemnitz her fluthete Gallas, gegen Leipzig rückte Holck, und das Hauptheer unter dem Friedländer erſchien auf der Ebene zwiſchen Sachſen und Thüringen.

Es war ein ſtiller Novembermorgen am flachen Ufer der Elbe. Abwärts am Fluſſe ragten die Wälle von Torgau in die Luft. Bis an dieſe hinan reichte ein großes

Feldlager der Sachſen. Arnimb hatte hier die Hauptkräfte des Kurfürſtenthums zuſammengezogen; die Feſtung Torgau ſollte ſein Stützpunkt werden. Man hatte alle Anzeichen, daß Waldſtein ſich hierher wenden werde, daß er auch am rechten Elbufer nach der Lauſitz bis Schleſien hinauf das Kurfürſtenthum aufrollen und in Beſitz nehmen wolle. Sachſen galt für verloren, und die Vertrauten warfen laut und lauter dem Kurfürſten vor, daß er Arnimb nicht gefolgt, den Bund mit Friedland nicht abgeſchloſſen, und daß er dem Schwedenkönig vertraut habe. Guſtav Adolph überlaſſe das Kurfürſtenthum dem ſchrecklichſten Schickſale, und Waldſtein erweiſe ſich als der überlegene Stratege, welcher den ſchwediſchen Bundesgenoſſen erdrücke.

An dieſem Morgen traten Hans von Starſchädel und Leo Steinwald aus der Baracke, in welcher ſie geſchlafen. Sie waren in eifrigem Geſpräch, eifrig, denn ſie waren verſchiedener Meinung.

Hans hatte nach der Plauenſchen Affaire ſehr bald erfahren, daß er in Leo nicht einen werthvollen Hausgenoſſen des Friedländers gefangen genommen, ſondern daß er einen in Ungnade Gefallenen errettet hätte. Leo faßte herzliches Vertrauen zu dem ruhigen und gediegenen Weſen Starſchädels, und erzählte ihm haarklein alle Vorfälle, die ihn betroffen, alle Gedanken die ihn bewegt, und Hans war der Meinung geworden, Leo müßte für längere Zeit der Nähe Waldſteins entzogen bleiben, wenn er nicht ſein Leben auf's Spiel ſetzen wollte. Es laure erſichtlich ein grimmiger Groll gegen Leo in der Seele Waldſteins.

Leo gab das zu, kam aber immer darauf zurück, daß er dennoch zum Herzoge zurückkehren wollte. Die ſchweren Prüfungen entwickelten in Leo ein herzhaftes Menſchenkind. Er wurde nicht eben ein Menſch von Grundſätzen, und dazu war auch keine Veranlaſſung gegeben worden in ſeiner Jugend — aber er wurde ein Menſch von feſten Vorſätzen und Neigungen. Der Friedländer war ſein Ideal geweſen, und — geblieben. Wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad geblieben. Die ſchnöde Behandlung, welche er in letzter Zeit von ihm erfahren, hatte ihn zwar zuweilen empört, und hatte ihm ſehr weh gethan; aber ſie hatte doch die Wurzeln ſeiner Anhänglichkeit nicht ausreißen können. Keinen Augenblick dachte er daran, in's ſächſiſche Heer einzutreten und gegen die Kaiſerlichen zu fechten. Und doch hatte er gar keine dogmatiſche Vorliebe für die katholiſche Kirche, und fand die Aufführung Holds abſcheulich. Eine geſunde Treue und Einfachheit lebte und trieb in ihm. Eine unzerſtörbare Hoffnung ſchlummerte in ihm: der Herzog müſſe doch einmal wieder freundlich für ihn werden. Geſchähe das nicht, und ſtürzte er wirklich in's Verderben, indem er ſich wieder in ſeine Hand begäbe, nun dann wäre das eben ein unabwendbares Schickſal. Kurz, er könnte nicht anders, er könnte nicht wechſeln. Magna von Sparr, welche in den nahen Umkreis des Herzogs gehörte, und welche ganz unerreichbar ſchien, wenn er für immer aus jenem Umkreiſe ſcheiden ſollte, ſie mochte wohl ihren Theil daran haben, daß er um jeden Preis nach Böhmen zurück ſtrebte. Aber doch nur einen Theil. Ebenſo die alte Gräfin Wanda, auf deren wohlwollenden Schutz er jetzt vertraute. Beide Frauen waren doch nur Hilfstruppen, welche ihn lockten. Der Kern der Lockung war ſein Gefühl: er gehöre zum Friedländer. Dieſer möge ſein wie er wolle, er ſei der Stern und Herr eines jungen Menſchen, der von ihm aufgenommen und gefördert worden ſei.

Dies ſuchte Leo dem Herrn von Starſchädel ſo gut er konnte begreiflich zu machen während ſie auf die hölzerne Brücke zugingen, die von Torgau an's öſtliche Ufer hinüber führte. Das Ziel ihres Weges war der Brückenkopf drüben, in welchem Feldmarſchall Arnimb erwartet wurde aus Schleſien. Man wußte nicht, ob er mit dem ſächſiſchen Heertheile, welcher in Schleſien ſtand, kommen würde, aber man wußte, daß er am rechten Elbufer im Anzuge ſei, und Leo brachte ſeine Wünſche mit der Ankunft Arnimbs in Verbindung. Wahrſcheinlich — ſagte er — ſendet er einen Parlamentair oder Unterhändler an den Herzog, und dieſem möchte er beigeſellt werden, um ſolcherweiſe in anſtändiger Form wieder vor dem Friedländer erſcheinen zu können, oder —

— Thörichter Jüngling! — entgegnete Hans — und Holcks Bericht aus Plauen, den er ſicherlich zur Anklage gegen Euch ſtempeln wird! Und die jetzige Stellung Arnimbs, die gar nichts Günſtiges zur Aufnahme alter Unterhandlungen bietet! Denn der Herzog iſt in erdrückender Uebermacht. Was kann ihm Arnimb jetzt gewähren? Unſer Parlamentair oder Unterhändler wird eine unbedeutende Figur ſein für den Herzog, und Ihr werdet eine klägliche Rolle neben ihm ſpielen —

— Wer weiß?! ſprach eine tiefe Stimme neben ihnen.

Sie ſtanden am Brückenkopfe, und um die Ecke der Schanze trat ein Kriegsmann hervor, welcher die letzte Rede Starſchädels gehört hatte. Dieſer Kriegsmann war Feldmarſchall Arnimb.

Er ließ ſich über Leo unterrichten, und ging dann mit Starſchädel allein auf die Schanze hinauf. Es war ſo friſche Morgenluft, daß der kurze Raſen bereiſt erſchien, und das Brückengeländer unter ihnen über dem gelben Strome weiß verzuckert ausſah. — Arnimb überſah den Strom hinüber das Terrain, das ſich flach und reizlos hinſtreckt gegen Nordweſt, von wo das kaiſerliche Heer kommen mußte.

— Es wird nicht kommen, Freund — ſagte er wie in ſich hinein — meine neueſten Nachrichten lauten ganz anders. Der Schwedenkönig hat doch eingeſehn, daß er Sachſen den Kaiſerlichen nicht überlaſſen darf zu den Winterquartieren. Er iſt in Eilmärſchen aus Bayern aufgebrochen, er iſt jetzt ſchon in Thüringen. Waldſtein geräth zwiſchen zwei Feuer, wenn wir unſre zerſtreuten Truppen ſammeln und geſammelt an die Mulde bringen können. Das iſt nicht leicht; aber Waldſtein muß es für leicht halten. Dafür kann unſer Bote ſorgen. Und warum ſoll dieſer junge Mann unſer Bote nicht ſein?

— Ihr wollt auf's Neue unterhandeln mit dem unzuverläſſigen Manne?

— Noch im Sterben unterhandelt man im Intereſſe des Vaterlandes. Waldſtein denkt ebenſo. Morgen können die Verhältniſſe ſo liegen, daß er zuverläſſig wird für uns.

weil es morgen ſein eigner Vortheil gebieten kann. Morgen erfährt er, daß er zwiſchen zwei Feuern ſteht, und deshalb wird ihm ein Parlamentair von mir keine unbedeutende Figur ſein — wollt Ihr, Starſchädel, den jungen Mann hinüber begleiten zum Herzoge von Friedland?

— Nein. Ich bin abgenützt dafür, und halte es für müßige Beſtrebung mit dieſem Manne. Von Tag zu Tage mehr ſind mir die Ausgleichungsgedanken entwichen. Man wird allmählig ſelbſt roh im Kriege, und ich komme eben aus dem Voigtlande, wo dieſer Holck ſein ſcheußliches Weſen getrieben. Das hat er ſicherlich nicht ohne Waldſteins Zuſtimmung getrieben. Ich bin jetzt für Krieg auf Leben und Tod. — Den jungen Mann ſendet Ihr übrigens in ſein Verderben, wenn Ihr ihn zum Friedländer ſendet.

— Das iſt ſeine Sache. Schickt mir ihn hinein nach Torgau. Ich mache ihm ein Schreiben zurecht; er kann in zwei Stunden von dannen.

Das geſchah denn wirklich. Leo war nicht von ſeinem Vorhaben abzubringen, und noch im Laufe des Vormittags ritt er mit Arnimbs Depeſche verſehn, und von einem ſächſiſchen Officier begleitet, welcher Waldſteins Antwort zurückbringen ſollte, aus dem Brückenkopfe gen Weſten. Starſchädel ritt noch eine Strecke mit ihm, und gab ihm alle erſinnlichen guten Rathſchläge, der augenſcheinlichen Lebensgefahr wenigſtens die Spitze abzubrechen. Zunächſt alſo mit größter Achtſamkeit eine Begegnung Holcks zu vermeiden, und unmittelbar den Herzog ſelbſt aufzuſuchen. Es war bekannt, daß Holck Leipzig beſetzt hätte, und das dortige

Kaſtell belagerte. Leo ſollte deshalb Leipzig vermeiden und über Eilenburg nach Halle ſeine Richtung nehmen, um das kaiſerliche Heer, welches man bei Weißenfels oder Naumburg vermuthete, mit Umgehung der Holk'ſchen Truppen zu erreichen. Hans drängte ihm übrigens eine kleine Summe Geldes auf, damit er im Nothfalle Hilfsmittel zur Flucht in der Hand hätte, und ſo ſchieden ſie denn gegen die Mittagszeit mit ſchwerem Herzen von einander, Leo voll Entſchloſſenheit, dem Aergſten entgegenzutreten, Hans voll Angſt um das junge, friſche Leben des muthigen Jünglings, welcher ſeinem Pferde die Sporen gab und in ſcharfem Trabe dahinflog über das ebene, ſandige Land ſeinem Verhängniſſe entgegen.

Hans ſah ihm traurig nach. So viel tüchtige Menſchen in unſerm Vaterlande — dachte er — und alle wirken gegen einander, und der gemeinſchaftliche Zielpunkt, die Einigung und Macht des deutſchen Vaterlandes entweicht immerdar wieder wie ein Nebelbild! Nach dem Saturn blickt dieſer ſtarke Waldſtein an den Nachthimmel hinauf wie ein abergläubiſch Kind, und hat doch keinen Funken Liebe für die Menſchen, für das eigentliche Wohl und Wehe des Vaterlandes, ja, er hat gar kein Vaterland. Selbſt ein Saturn deshalb verſchlingt er ſeine eigenen Kinder. So dieſen Leo, der an ihm hängt, wie ein Sohn an ſeinem Vater.

Traurig wendete er ſein Roß nach der Elbe zurück. In ſeinem eigenen perſönlichen Schickſale gab es ſo wenig Troſt. Mariens Bild lebte deutlicher als je in ſeiner Seele, und doch war auch ſie wie ein Nebelbild ihm entrückt. Nicht das geringſte Zeichen war ihm zugekommen, wo ſie weilen könnte. Spath hatte umkehren müſſen im Voigtlande. Der Krieg war ſo wild geworden und war ſo raſch über weite Landſtrecken gejagt, daß ein friedlicher Menſch nicht hinein und nicht mit fort konnte, um einen einzelnen Kriegsmann aufzuſuchen. — In Plauen war Hans der Entdeckung von Mariens Aufenthalt ſo nahe geweſen! Dunſtan hätte nur ein Wort zu ſagen gebraucht. Lautlos, ſterbend war der greiſe, treue Freund des getrennten Liebespaars geweſen; nur ſein Blick hatte noch geſprochen — ein Blick aber nennt keinen Namen!

Der Wind blies winterlich über das flache Haideland, welches Leo durchritt, und der Dübner Kiefernwald erſchien wie ein Schutz.

Gegen Abend erreichte er Delitzſch, und dort übernachtete er. Man erzählte dort, das katholiſche Heer ſei geſtern vor Halle gerückt, und Pappenheim ſtürme die Moritzburg. Leo erfuhr dadurch, daß er zunächſt dem bayeriſchen Theile des Friedland'ſchen Heeres begegne. Das war ihm ganz erwünſcht. Mit dem Früheſten brach er auf, und noch vor Mittag ſtand er vor der mächtigen Geſtalt Pappenheims neben den „Salzkoten" inmitten von Halle. Kanonen fuhren vorüber gegen die kleine Höhe an der Saale, von welcher die Moritzburg herabſchaute. Er fragte den bayeriſchen Feldherrn, ob er eine Botſchaft an den Herzog von Friedland mitzugeben habe. — Wenn Ihr bis zum Abend warten wollt — erwiderte dieſer — ſo könnt Ihr dem Herzoge die Einnahme dieſer alten Ketzerburg melden.

Das wäre Leo ganz paſſend geweſen. Er hätte ſich gern mit ſolcher Siegespoſt vor Waldſtein eingefunden. Aber Arnimbs Auftrag widerſprach dieſem Wunſche. Er brach auf gegen Merſeburg, als die Pferde gefüttert waren.

In Merſeburg erfuhr er, daß eine große Rückbewegung des kaiſerlichen Heeres vorgegangen ſein müſſe. Der Schwede müſſe den Kroaten am Paſſe von Köſen zuvorgekommen ſein, und geſtern ſei bei Weißenfels unter Iſolano gefochten und die Rippach-Linie verloren worden. Das proteſtantiſche Heer dränge in die Ebene herab.

Leo trabte an der Saale hinauf. Es war Nachmittag geworden, der kurze Spätherbſttag neigte zur Dämmerung. Da ſah er einen Reitersmann verhängten Zügels entgegen kommen. Er erkannte ihn und rief ihn an. Es war der Oberſtwachtmeiſter Croes de Cadenic aus dem Stabe des Herzogs. Er ſeinerſeits erkannte Leo und hielt ſein Pferd an, indem er rief:

— Raſch was zu ſagen iſt! Woher?

— Von Halle.

— Pappenheim noch da?

— Allerdings; er ſtürmt. Und der Herzog?

— In Lützen. Er ruft Pappenheim. Soll Alles ſtehn und liegen laſſen und ſich mit allem Volk und Stücken gen Lützen incaminiren. Morgen Schlacht gegen den Schweden. Sagt dem Herzoge, ich ſei auf gutem Wege, und noch vor Mitternacht werde Pappenheim die Ordre haben. Addio!

Fort ſauſ'te er. Der Reitknecht auf ſchwächerem Pferde kam jetzt erſt geſchnauſt und folgte ihm.

Lützen alſo wurde Leo's Ziel. Sein ſächſiſcher Begleiter kannte die Gegend, und trotz der einbrechenden Finſterniß kamen ſie raſch vorwärts. Jenſeits Dürrenberg ging der Mond auf und leuchtete ihnen. Der rauhe Wind ließ etwas nach, die Luft wurde etwas gelinder.

Sie mochten noch eine halbe Stunde von Lützen entfernt ſein, da hörten ſie ein brauſendes Geräuſch; ſie kamen in die Nähe des kaiſerlichen Heeres, welches jetzt ſchon ſeine Schlachtſtellung einnahm auf dem weiten Felde. Nach einigen Minuten geriethen ſie unter das Fuhrweſen und den Lärm der „Baggagi", wie man den Train zu benennen pflegte, welcher dem Heere folgte und bei einer Schlacht in den Rücken der Stellung gewieſen wurde. Wild, wüſt und ſchreiend ging es da her. Marketender, Zigeuner, Weibergeſchlepp, Laſtwagen mit Nahrungsmitteln ſchrieen, kreiſchten, ſtöhnten durcheinander. — Halten wir uns rechts! — ſagte Leo — ſonſt gerathen wir mitten in die Aufſtellung hinein und kommen zu langſam weiter. An den äußerſten Spitzen rückwärts pflegt der Herzog rechts und links Kroaten aufzuſtellen, weil ſie leicht ſind und vorn nicht Stich zu halten pflegen. Die ſind immer wegkundig und können uns einen Führer geben zum Herzoge.

Zum Herzoge! Es durchfuhr ihn bei aller Herzhaftigkeit mit einem Schauer, daß er ihm ſo nahe wäre, und binnen einer halben Stunde vor ihm ſtehen könnte.

Sie fanden wirklich eine Strecke weiter rechts kroatiſche

Reiterei, und ein Officier unterrichtete Leo, was er antreffe von hier bis Lützen am rechten Flügel der kaiſerlichen Stellung. Zunächſt komme das Reiterregiment Lok, kommandirt von Oberſt Benninghauſen. Dann das Reiterregiment Hagen —

— Oberſt von der Hagen iſt da?

— Freilich! — Dann das Reiterregiment Deſur, dann Fußregimenter unter Tertſchka und Piccolomini, dann das Reiterregiment Holck —

— Holck iſt auch da?

— Allerdings. Sein Adlatus leitet die Aufſtellung des Heeres, Ihr werdet ihm begegnen. Dann kommt die Front, von lauter Fußtruppen gebildet. Am rechten Flügel neben dem Windmühlhügel die Avantguardia. Nehmt Euch dort in Acht; es iſt ein Hohlweg da —

— Danke, Kamerad! ſagte Leo und ritt weiter, durch's nächſte Reiterregiment hindurch, und dann nach Oberſt Hagen forſchend. Man wies ihn an ein Feuer. Da hinein ſtarrend ſaß Hagen.

Er meinte einen Geiſt zu ſehen, als Leo vor ihm hielt, und ſeinen Namen rief.

— Um Gotteswillen! — rief er laut, und ſetzte mit halber Stimme hinzu — kommt beiſeit in's Dunkel! Holcks Adlatus war eben da, Holck ſelbſt kann revidiren. Plagt Euch der Böſe, hierher zu kommen! Holck hat Euch furchtbar angeſchwärzt beim Herzoge, Ihr rennt in den Rachen des Todes! Ich weiß, was er Alles dem Herzoge geſagt von Euch, ich war dabei, denn er wollte bei der Gelegenheit auch mir an den Kragen als Eurem Schützer und Hehler — Ihr rennt in den offenen Rachen des Todes!

Leo wurde dadurch doch einen Moment lang zweifelhaft, und hörte auf Hagens Vorſchläge. Hagen hatte eine ungemein bewegliche Phantaſie, und es quollen Möglichkeiten aus ſeinem Munde. Was könne nicht ſolch' eine Hauptſchlacht Alles verändern! Holck könne fallen! Der Herzog gleichfalls! Leo könne ſich ſo wunderbar auszeichnen neben ihm, neben Hagen, daß alles Frühere in den Brunnen der Vergeſſenheit falle — —!

Aber dieſe phantaſtiſche Eigenſchaft Hagen's wirkte doch auch wieder in entgegengeſetzter Weiſe auf Leo. Leo wußte, daß Hagen zur Uebertreibung geneigt wäre; er fand ihn heute aufgeregter und unruhiger als je, und Hagen geſtand auch zu, daß ſein Nervenleben vor einer großen Schlacht immer argen Konvulſionen unterworfen wäre, und von kindiſcher Melancholie gemartert würde — Leo ſchloß dahin ab, daß er trotz alledem und alledem noch heute zum Herzoge wollte. Gerade weil auch der Herzog fallen könnte, wollte er zu ihm. Der Herzog glaube an Vorbedeutungen, wenn ein verleumdeter und gefährdeter Schützling unmittelbar vor der Schlacht vor ihm erſcheine, um Leib und Leben für ihn darzubieten, das werde dem Herzoge einen wohlthuenden Effekt machen — kurz, er drückte Hagen die Hand zum Abſchiede, ſtieg wieder auf ſein Pferd und ſagte ſchließlich:

— Ich darf auch gar nicht zögern, ich muß ja die Botſchaft des ſächſiſchen Feldmarſchalls einhändigen. Sie kann ja ſofortigen Einfluß ausüben auf die Unternehmungen des

Herzogs, und mir giebt ſie auch ein gewiſſes Anſehen. Alſo Ade!

Es war eben Leo's Verhängniß, ſich dem Friedländer auszuliefern. Seine Jugendträume hatten es begonnen, die Gedanken des Jünglings hatten es weiter geſponnen, der Charakter des jungen Mannes lebte und webte darin. Unſer Verhängniß iſt eben der Strom unſerer Lebensgeſchichte.

Er rief den abſeits wartenden ſächſiſchen Officier und ſie ritten weiter. Vorüber am Reiterregimente Defur, vorüber an den Reiterregimentern Tertſchka's und Piccolomini's, dann etwas weiter rechts, um dem Hold'ſchen Regimente auszuweichen. So geriethen ſie unter die leichten Reiter der Avantgarde, welche geſattelt und gezäumt kampirten, weil ſie zuerſt aufſitzen mußten. An einem großen Lagerfeuer wurde hier Leo erkannt und angerufen. Der Führer der Avantgarde war's, der ihn erkannte und anrief, Rudolph Colloredo, ein liebenswürdiger, heitrer Herr, welcher immer Freundlichkeit gezeigt hatte für Leo. Es war ein ganzer Conventikel der wälſchen Officiere um dies Feuer verſammelt: Hieronymus Colloredo, der Bruder Rudolphs, Piccolomini und der Marcheſe Carretto. Die Truppen all' dieſer Männer waren hier am rechten Flügel vertheilt, Hieronymus Colloredo's und Carretto's im Vordertreffen. Sie hegten Alle ein günſtiges Vorurtheil für Leo. Sie wußten ihn mit Carretto in Verbindung, und betrachteten ihn als einen der ſogenannten ſpaniſchen Partei nahe Stehenden. Seine Ungnade, ſein Verſchwinden war ihnen bekannt geworden, und ſein plötzliches Auftauchen mit einem ſächſiſchen

Officier mußte Aufſehen machen. Carretto beſonders wollte wiſſen, was das zu bedeuten hätte.

Leo war vorſichtig genug, ausweichend zu antworten, und auf bloße Auswechſelung von Gefangenen anzuſpielen, die der Sachſe vorſchlagen ſollte. — Carretto meinte wie Hagen, es ſei nicht rathſam, daß Leo gerade jetzt vor den Herzog träte. Er leide Schmerzen, und ſei ſehr üblen Humors. Der Sachſe könnte ja durch eine Ordonnanz hinüber gewieſen werden zum Müllerhauſe, in welchem der Herzog übernachte. Es ſei ganz nahe.

Obwohl ihm dieſe Beſtätigung der Beſorgniß auf's Herz fiel, lehnte Leo doch ab. Unter den „Wälſchen“ zu bleiben war am Wenigſten rathſam für ihn. Er dankte und ritt mit ſeinem Begleiter die kleine Anhöhe hinan, auf welcher die Windmühlen ſtanden. Der Mond ſchien eben ganz hell, er ſah die ſtillſtehenden Mühlen, ſah den Hohlweg zu ſeiner Rechten, hielt ſich links hinauf und kam vor das Haus des Müllers.

Schweren Herzens ſtieg er ab und bat den ſächſiſchen Officier: zu warten.

Es fiel ihm auf, daß vor dem Hauſe und in demſelben nichts zu ſehen war von den Ordonnanzen und Officieren, welche des Herzogs Quartier immer umgaben. Er ſchritt aber auf eine Thür zu, hinter welcher er ſprechen, ja ſingen hörte — im Quartier des Friedländers Singen! Die Thür ging auf und ein ſehr unerwarteter Anblick ſtellte ſich dar:

Um einen groben Tiſch ſaß eine zechende Geſellſchaft, aus Kriegsleuten und — Geiſtlichen beſtehend. Die feiſte, freundliche Figur eines höheren Geiſtlichen in der Mitte, dem eintretenden Leo gegenüber. — Leo fragte erſtaunt, wo der Herzog von Friedland zu finden wäre. — Drüben im andern Hauſe, junger Krieger! entgegnete in wohlwollendem Tone der höhere Geiſtliche, und ſetzte hinzu, indem er ſich ſeitwärts wendete: Philippe, leite den jungen Mars!

Die Geſtalt eines Laienbruders kam herzu. Leo verbeugte ſich dankend und fragte außen ganz erſtaunt den Laienbruder: — Wer iſt der geiſtliche Herr? Und wie kommt er hierher?

— Es iſt der hochwürdigſte Herr Bernhard Abt zu Fulda. Er verehrt den großen Kriegsfürſten des katholiſchen Glaubens, den Herrn Herzog von Mecklenburg und Friedland, über alle Maßen, und iſt gekommen, eins ſeiner großen Kriegswerke in der Nähe anzuſchauen.

— Ah! Er will die Schlacht mitmachen?

— Leider! Das heißt: Wir hoffen, es werde einen Hintergrund geben bei der Canaglia und Bagagi, von wo mit einiger Sicherheit für unſer armſeliges Leben zugeſchaut werden kann — hier, junger Herr, ſeht Ihr im Mondesſchimmer das zweite Müllerhaus, und zwar das größere, welches der große Kriegsfürſt bewohnt. Der Himmel beſchirme Euch und uns! —

Hier ſah es allerdings anders aus. Wenn auch ſtill, waren doch zahlreich vor dem Hauſe und im engen Flur Kriegsleute poſtirt, und Niemann war unter ihnen. Er trat erſchrocken einen Schritt zurück, als er Leo erblickte. — Zu Roſtok! ſagte er gleich darauf und öffnete eine kleine Thür.

Es war eine ſchmale Vorrathskammer des hinausgeworfenen Müllers, in welcher ſich Roſtok eingerichtet hatte. Eine Thür führte in's Wohnzimmer der Müllerſamilie, welches jetzt vom Herzoge bewohnt war.

Roſtok ſtriegelte eben Umſchläge von Wolle zurecht, welche für ſeinen gichtbrüchigen Gebieter beſtimmt waren, als er Leo eintreten ſah. Die wollenen Umſchläge fielen ihm aus beiden Händen, ſo heftig erſchrak er. Dabei überraſchte ihn ein Schlucken, der ſeinem Geſichte durch raſtloſes Auf- und Zuklappen der Kinnlade einen ſeltſamen Ausdruck gab. Dieſer Schlucken pflegte ihn zu überfallen bei gemiſchten ſtarken Empfindungen. Er freute ſich nämlich auch außerordentlich, daß ſein Liebling wieder da wäre. Wenn ihn der Herzog nicht todtſchießen ließe — dies war die Grundurſache des Schluckens — dann wäre es ja prächtig, den Leo wieder zu ſehen!

Dies ſtammelnd fiel er ihm um den Hals und ſagte nur gleich als geborener Kammerdiener: Nur leiſe reden, daß er Euch nicht hört!

— Ich will ihn ja ſprechen!

— Warum nicht gar! Und jetzt noch dazu, während ihn die Gicht zwickt und ſein Humor auf Nadelſpitzen liegt. Dann erlebt Ihr den Morgen nicht. Dafür hat der Hold geſorgt. Vor allen Dingen wärmer anziehen —

— Was?

— Euer Wams iſt ja ganz verſchliſſen und läßt jedes Lüftchen durch. Herunter damit, herunter! Schon im Zirndorfer Lager bin ich drauf bedacht geweſen; aber da war's noch warm, und Ihr wart fert mit dem Helck wie man eine Hand umkehrt; jetzt aber —

Dies ſprechend hatte er ein feines Tuchwams aus einem Lederkoffer hervorgezogen, ſtreifte — unter ſtetem Schlucken zwar, aber mit dem Behagen eines Liebhabers, welcher ſeiner Geliebten beim Miederwechſeln behilflich iſt — das alte Wams von Leo's Schultern, warf es in den Koffer und half ihm mit fliegender Hand in das neue. Weder er noch Leo bemerkten oder dachten daran, daß der alte Brief von Leo's Mutter noch immer in jenem abgelegten Wams ſteckte und auf ſolche Weiſe beſeitigt wurde, die letzte, wahrſcheinlich ſicherſte Hilfe, welche dem armen Leo zu Gebote ſtand gegen den zornigen Herzog —

— Roſtok! drang gellend Waldſteins Stimme durch die ſpaltenreiche Holzthür herüber.

— Durchlaucht —? — Er mußte hinein und ſchob nur geſchwind noch Leo in einen Winkel, damit er bei Oeffnung der Thür nicht etwa geſehen würde.

— Wer iſt bei Dir? fragte der Herzog, welcher mitten in der ärmlichen Müllerſtube auf einem Feldlehnſtuhle ſaß —

— Bei mir, Durchlaucht —?

— Die Stimme klang ja vorhin wie des Buben, des Leo's Stimme!

— Des Le — —

— Herein mit der Perſon da außen! Ich kann ohnehin nicht ſchlafen —

Leo ſchüttelte ſich wie Einer, der in's eiskalte, tiefe Waſſer ſpringen muß, und trat ein.

— Wahrhaftig! rief der Herzog und beugte ſich mit dem Haupte vor, als traute er ſeinen Augen nicht. Dann ſchwieg er völlig.

Roſtok zitterte, daß ihm Arme und Beine ſchlotterten. Leo lief es auch eiskalt über den Rücken; aber er faßte ſich tapfer und begann mit dem Briefe Arnimbs, den er in der Hand hielt und den er auf einen groben Holztiſch neben den Seſſel des Herzogs legte. Dies ſei der Auftrag, welchen er übernommen. Der ſächſiſche Officier warte draußen auf Antwort —

— Starſchädel?

— Nein, Durchlaucht. Der hat ſich diesmal geweigert, weil er an keinen Erfolg glaubt.

Der Herzog nahm keine weitere Notiz von dem Briefe. Einige Stunden vor entſcheidender Schlacht, mochte er meinen, bedeute er wenig. Nach gefallener Entſcheidung könne an ihn die Reihe kommen.

Es trat eine peinliche Pauſe ein. Des Herzogs dunkle Augen lagen feſt wie Laſten auf dem armen Leo, aber der Herzog ſprach kein Wort —

Leo hielt ſtandhaft aus und fing an zu erzählen, was in Plauen vorgegangen und wie er in Gefangenſchaft gerathen ſei.

— Gefangenſchaft?! — Deſerteur! — ſagte der Herzog mit unterdrückter Stimme.

— Keineswegs, Durchlaucht! Der gemarterte Greis, welchen man kreuzigen gewollt, lag in meinem Schooß, als der Ueberfall der Sachſen den ganzen Markt ſchon anfüllte und mich abſperrte. Ich war gar nichts davon gewahr geworden in dem Tumult und der Aufregung —

— In welcher Du das Schwert gezogen gegen Deinen Vorgeſetzten, den Feldmarſchall!

— Gegen die Soldaten, welche wie grauſame Henkersknechte über den armen Mönch herfielen.

— Was weißt Du! In Zleb warſt Du von Wein beſoſſen, in Plauen warſt Du von Lüſternheit beſoſſen. Der Feldmarſchall hatte Dich eben überraſcht, als Du zudringlich geweſen gegen ſeine Maitreſſe!

Das war ein ſchwerer Schlag. Roſtok zuckte, als ob ihn eine Kugel getroffen, und hörte auf zu zittern. Leo fand kein Gegenwort. Seine Wahrhaftigkeit geſtand ſich, daß in dieſem Vorwurfe Wahrheit läge, daß ihn die Liebkoſungen jener Suſanne in glühende Aufregung verſetzt. Es lag nicht in ſeinem Weſen, den Begriff der „Zudringlichkeit“ auf ein weibliches Geſchöpf zu ſchieben; er wußte es auch kaum, ob denn die Zärtlichkeit lediglich von ihr ausgegangen.

Während der letzten Rede Waldſteins war Sparr eingetreten. Er hatte alſo die Anſchuldigung in Betreff Suſannens gehört; er ſah, daß Leo hierauf nichts zu erwidern wußte. Unwillkührlich dachte er an ſeine Tochter, und derſelbe Mann, welcher gegen eine Verbindung ſeiner Tochter mit Leo eingenommen geweſen, ſelbſt dann noch einer ſolchen Verbindung abgeneigt geweſen war, als ſich übrigens ſeine Theilnahme dem ungerecht verfolgten Jünglinge zugewendet, derſelbe Mann empfand jetzt eine zornige Wallung gegen Leo, weil dieſer einer Untreue gegen ſeine Tochter eingeſtändig erſchien. Sie hätte ihm ja doch willkommen ſein müſſen, da ſie ihn gründlich von Magna trennen mußte. Nein! Sie ärgerte ihn, ärgerte ihn empfindlich. Um eine Buhlerin ſeine Magna vergeſſen zu können, oh, das war nichtswürdig! In der Geſchwindigkeit verlor Leo einen wichtigen Gönner, und verlor ihn nicht nur, ſondern erwarb auch den gefährlichſten Widerſacher bei Magna. Denn Sparr mußte ihn ja nun mit gutem Glauben verläumden, und die Verläumdung war des Vaters Schuldigkeit.

Sparr war ſo erzürnt darüber, daß er drein ſprach, ohne des Herzogs Aufforderung abzuwarten. Er meldete brüsk, daß der Feind ganz nahe ſei, und daß das Abbrennen des Städtchens Lützen nicht wohl bis zu Tagesanbruch verſchoben werden dürfe, wie Durchlaucht angeordnet, weil ſonſt der Feind ſich dort einniſten könnte —

— Nichts da! — erwiderte Waldſtein — Colloredo ſoll ſeine leichten Reiter über das Städtchen hinausſchieben. Die Ruinen der Häuſer dürfen nicht am Auskühlen ſein, wenn's losgeht. Dann dienen ſie dem Feinde. Glühend müſſen ſie ſein. Alſo zähes Material im Orte aufhäufen, und erſt am Morgen anzünden laſſen. Dies Haus hier ebenfalls und die Windmühlen. Das Häuschen drüben kann ſtehen bleiben für unſer Kommando. Nur Schießſcharten in großer Anzahl, auch im Dache oben, und das Dach bis auf die Hälfte abreißen. Wie ſteht's an den Gräben der Landſtraße?

Das Aufwerfen fördert; es war nur an der Oberfläche etwas Froſt in der Erde.

— Holck hatte einen zweiten Boten nach Halle gejagt?

Schon vor zwei Stunden.

Leo ſchaltete unberufen ein, daß er dem Oberſtwachtmeiſter Crees de Cadenio ſchon in der Nähe von Merſeburg begegnet ſei, daß dieſer mit ſeinem Leben einſtehe für ſchnellſte Ausrichtung, daß Pappenheim wohl in dieſem Momente ſchon abreite, und daß der Weg bis daher keinerlei Hinderniß entgegen ſtelle. Bis gegen Mittag ſei Pappenheim mit ſeinen Reiterregimentern ſicher zu erwarten, und gegen Sonnenuntergang könne auch ſein Fußvolk auf dem Schlachtfelde ſein.

Das gefiel Waldſtein ſichtlich; er ſah milder auf Leo.

Er verabſchiedete Sparr, und ſchickte auch Roſtok hinaus.

Dann betrachtete er Leo ſchweigend eine lange Weile. Was ging in ihm vor? War er am Ende doch nicht ſo grimmig gegen Leo geſinnt, wie es den Anſchein gehabt? Doch! doch! Sich in verſtändiger Treue des Burſchen getäuſcht zu haben vergab er nicht. Schonungslos wie er war hatte er ihn deshalb dem Untergange geweiht. Aber dies plötzliche Erſcheinen Leo's jetzt mitten in der Nacht vor einem Entſcheidungskampfe, welchen Waldſtein gegen ſein bisheriges Syſtem annahm, ja herausforderte, dies geiſterhafte Eintreten des Jungen hatte Leo genützt. Man ſpielt nicht umſonſt mit Zeichendeutung ſein Lebelang; der Sinn dafür prägt ſich in alle Nerven. Ob die Vögel rechts fliegen oder links, ob die Mondesſichel zur Rechten oder Linken vor uns erſcheint, wenn wir ſie zum erſten Male erblicken nach abgelaufenem Neumonde, ob ein ſympathiſches oder unſympathiſches Geſchöpf uns begegnet in wichtiger Stunde, der ganze Römerkram in den Augurien er lebte und webte in Waldſteins Innerem. Nicht gebieteriſch, aber doch nicht ohne Einfluß. Wenigſtens nicht ohne Einfluß auf ſeine Stimmung. Beſonders dann, wenn er eine ausgefahrene Bahn ſeiner Handlungsweiſe verließ. Und das hatte er in den letzten vierundzwanzig Stunden gethan. Er, der vor Nürnberg mit überlegener Truppenzahl einer Feldſchlacht ausgewichen, der im Zirndorfer Lager ſich mit bloßer Abwehr begnügt hatte, er nahm plötzlich auf offenem, ſchutzloſem Felde eine Hauptſchlacht an mit demſelben Schwedenkönige, welcher ihm gerade jetzt an Truppenmacht überlegen war! Welch eine Wandelung ſetzte das voraus! Sie war vorgegangen in ihm. Er hatte die fein fühlenden Nerven eines großen Menſchen, welcher die Logik der Dinge und Begebenheiten vollſtändig in ſich trägt. Nach dem vorſichtigen Gebahren in Franken, nach dieſem grimmigen Eindringen in Sachſen, nach ſolchem herausfordernden Herbeiſtürmen des Schwedenkönigs faſt hundert Meilen weit ſtand ſein Ruf auf dem Spiele, wenn er auch jetzt wich, und das eroberte Sachſen preis gab, um in den kaiſerlichen Erblanden Winterquartiere zu ſuchen. So ſtolz wäre die Flotte ausgelaufen, um im heimathlichen Hafen wieder Zuflucht zu ſuchen?! Nein! hatte der ihm inwohnende große Sinn gerufen, nein! Jetzt muß Alles an Alles geſetzt werden, ſonſt ſchrumpfeſt Du zuſammen zur kleinen Figur eines zweiten Generals!

Er war wieder krank ſeit dem Regentage am Burgſtall, die Gicht ſtach und würgte in ſeinen Gliedmaßen; aber er hatte die Energie, ſeine Entſchlüſſe frei zu erhalten von dem lähmenden Einfluſſe des kranken Körpers. Freilich bedurfte dies doppelter und dreifacher Anſtrengung, und als er ſo allein geſeſſen in der unwirthlichen Müllerſtube, gepeinigt von Gliederſchmerzen, geängſtigt von der beklemmenden Stockung in ſeinen Leibesorganen, da war die gefahrvolle große Wendung des nächſten Tages trübe und düſter vor ihm gelegen, und der Gedanke war wieder und wieder vor ihm aufgeſtiegen: Haſt du nicht auch zu viel geopfert von deinem reiflich erwogenen Syſtem, zu viel für dies wechſelnde Luſtgebilde des Rufs?! Wenn du morgen unterliegſt, ſo fällſt du zu den Todten, und deine Feinde jauchzen über deiner Grube, nicht bloß die Feinde im Felde, ach nein! das wär' das Geringſte, die Feinde daheim! Die Hofburg in Wien ſteigt auf zu den Wolken, du ſelbſt liegſt ein Wurm tief unten, deine Beſtallung mit ihren königlichen Forderungen iſt ein werthloſer Wiſch Papier, deſſen Anmaßung jetzt zu Fußtritten herausfordert, oh —! — mitten in dieſen qualvollen Lauf der Gedanken war die Stimme dieſes verlorenen Burſchen, dieſes Leo gedrungen, eine Stimme, die er immer gern gehört! Und die Jünglingsgeſtalt, welche ihn immer ſo zutraulich angemuthet war plötzlich vor ihm geſtanden! Das war ihm ein erlöſendes günſtiges Zeichen, ein gutes Augurium geweſen.

Nur der Form halber — er war nun einmal eine herriſche, ſäuerliche Natur! — hatte er mit Vorwürfen und

Kriminalfragen eingeleitet, innerlich war er jetzt wohlwollend geweſen für Leo.

Jetzt, als er allein vor ihm ſtand der kräftige junge Mann mit dem ruhig blickenden blauen Auge, jetzt ruhte Waldſteins Blick auf ihm als ob er ausruhte. Die Schmerzen ſchwiegen; der ſonſt ſo empfindungsloſe Fürſt fühlte ſich von einer Regung durchdrungen, die etwas von Wärme hatte. Bei großen Wendepunkten unſers Lebens eilt unſer Geiſt gleichſam ohne unſern Willen rückwärts in unſre Lebensgeſchichte und verweilt bei allen ſtarken Senſationen und Abſchnitten, welche wir durchgemacht. Bis zu den Jugendeindrücken geht er zurück, und verweilt bei ihnen beſonders. Sie ſind ja doch die ſtärkſten, weil ſie die erſten geweſen und in ein Gedächtniß gefallen ſind, welches noch weich und tief empfänglich Alles dauernd aufgenommen hat. Zum erſten Male jetzt haftete Waldſteins Erinnerung bei jener Liebesepiſode im Karpathenthale, bei Leo's Mutter. War es das Auge Leo's, welches ihn bei dieſer Erinnerung feſthielt? Er hatte ganz das Auge ſeiner Mutter; er hatte um den Mund den Zug fröhlicher Ehrlichkeit, welcher das Antlitz ſeiner Mutter ſo lieblich geſtempelt hatte. Waldſtein verglich nicht, er folgerte nicht. Er nahm das Alles wie ein Spiel der Erinnerung, welches ihm wohlthat —

— Setze Dich zu mir! — ſagte er leiſe — und lies mir den Brief Arnimbs.

Leo, angenehm überraſcht, that dies flugs. Er ahnte nicht, daß dieſe Ablenkung auf Geſchäfte der günſtigen Stimmung für ihn nur Abbruch thun konnte.

Der Brief enthielt die alten Vorſchläge.

— Was nützt das! — ſagte Waldſtein vor ſich hin — ſo lange der Kurfürſt nicht ſelbſt will und ſpricht. Davon iſt in dem Briefe keine Rede. An dieſem Kurfürſten ſcheitert die Zukunft des deutſchen Reiches. — Dann ſah Waldſtein ſchweigend auf den neben ihm ſitzenden Leo, und ſprach wie im Selbſtgeſpräche nach längerer Pauſe in Abſätzen weiter: — Dieſer Mann ißt und trinkt ſtark, er iſt ein ſinnliches Geſchöpf — ein glücklich geformtes Menſchenkind von heitrer Sinnesweiſe ſollte doch Einfluß auf ihn haben. — Der Starſchädel nicht. Der iſt zu ſehr Denker für ihn, und der Hofpfaff iſt gegen ihn. — Schade, daß Du nicht lutheriſch aufgewachſen, Du könnteſt paſſen, und ich würde Dich nach Dresden ſchicken, nachdem ich Dich eingeweiht. Du müßteſt mit Sparr ein paar Tage reden über das Lutherſche Dogma; in Deinem Alter lernt man ja ſchnell. — Wollen ſehn heut Abend, je nachdem der Tag ausgefallen iſt — jetzt — das Bohren hat nachgelaſſen, ich werde eine Stunde ſchlummern können — leg Dich dorthin auf die Pelze, ſchlafe!

So wurde es ſtill in der Stube. Die Wachskerzen, welche Roſtok auch für dieſen ärmlichen Raum zur Hand gehabt, brannten allmählig nieder — es nahte der Morgen.

Draußen lag ein dichter Nebel auf der Ebene. Aber ein raſſelndes Geräuſch dröhnte über das Feld hin. Die Truppen rüſteten ſich. Da wurde der Nebel gegen Weſten dunkelgelb, ſchwarzgrau, dunkelroth. Lützen ging in Flammen auf; ein Signal für beide Heere, daß die mörderiſche Handlung ganz nahe rücke.

Der Abt von Fulda mit den Seinigen trat aus dem zweiten Müllerhäuschen. Er mußte es räumen, denn es wurde ebenfalls angezündet. Sein Maulthier wurde vorgeführt; der feiſte Herr beſtieg es mit einiger Schwierigkeit, und fragte, ob der Herzog wohl auch ſchon aufbreche. Denn er wäre gern in ſeiner Nähe geblieben.

Man zeigte zum andern Häuschen hinüber; der Feuerſchein des brennenden Städtchens verbreitete glänzende Helle. Vor dem andern Häuschen ſtand ſchon eine Sänfte, von zwei Maulthieren getragen und für den Herzog beſtimmt, deſſen Gichtleiden die Beſteigung eines Pferdes nicht zuließ. Außerdem ſtanden da Reiter und Roſſe in großer Anzahl.

Der Abt ritt langſam hinüber. Juſt trat der Herzog von Friedland aus der niedrigen Thür, dunkel und unſcheinbar gekleidet, auf den Arm Leo's geſtützt, mühſam auftretend.

Der Abt begrüßte ihn mit einem Segensſpruche. Stumm das Haupt neigend dankte der Friedländer, und ſagte dann mit lauter Stimme zu ſeiner Umgebung: „Jeſus Maria! heißt das Feldgeſchrei.“ Hierauf ſtieg er in die Sänfte — Holck, welcher eben ankam, um die Schlachtordnung neben dem Herzoge abzureiten, ſah mit Staunen und Wuth, daß dieſer Leo Steinwald wieder da ſei, wieder neben dem Friedländer ſei, ja ihm in die Sänfte helfe und bedeutet werde, neben der Sänfte herzureiten.

Augenblicklich konnte auch der rohe Holck nichts dagegen thun, aber ſein böſer Wille war ſeit der Erkerſcene in

Plauen zu jeder Feindſchaft gegen den „Gecken“ geſpannt wie ein Streitbogen, und da er ſeit den Vorbereitungen zu dieſer Schlacht gleichſam als erſter Unterfeldherr, welcher die Aufſtellung geleitet hatte, neben dem Herzoge kommandirte, ſo war vorauszuſehn, daß ihm die Gelegenheit nicht lange fehlen würde, Leo irgendwie zu beſchädigen.

Der Herzog in der Sänfte und die Suite zu Roß zog langſamen Schrittes an den Gräben hin, welche in der Nacht vertieft und nach der weſtlichen Seite mit dem ausgeworfenen Erdreiche loſe verdämmt waren. Auf dieſer weſtlichen Seite, der Front des kaiſerlichen Heeres gegen den Feind, lief die Landſtraße von Lützen nach Leipzig. In dieſe Gräben poſtirten ſich die Musketiere, welche den Feind mit Musketenfeuer empfangen ſollten, wenn er angreifen wollte. Denn auch hier überließ der Friedländer ſeinem Gegner den Angriff. Von der kleinen Anhöhe, auf welcher die jetzt ebenfalls wie Kerzen aufbrennenden Windmühlen ſtanden, lief dieſe Gräbenfront über eine Viertelmeile weit bis zu dem ſogenannten Floßgraben, welcher eine Kanalverbindung bildet zwiſchen Elſter und Saale. Dieſer Floßgraben deckte die ganze linke Flanke des kaiſerlichen Heeres.

An der Gräbenfront entlang ſchritten die Maulthiere, welche die Sänfte trugen. Auf dem vorderen Thier ein Reiter, welchem der Herzog zurief, wohin die Richtung gehen ſollte. Bei jedem Regimente, an welchem ſie vorüberkamen, erſchien der Kommandirende, den Feldherrn zu begrüßen. Es bildeten lauter Fußtruppen die vordere Linie. Zuerſt „Waldſtein Alt-Sächſiſch“, von des Herzogs Vetter Graf

Berthold Waldſtein kommandirt, dann „Colloredo“, von Hieronymus Colloredo, dem Ahnherrn des noch jetzt beſtehenden Hauſes Colloredo, geführt. Denn der ältere Rudolph Colloredo drüben an der Spitze der Avantgarde war deutſcher Herr. Waldſtein ſprach einige freundliche Worte mit Herrn Hieronymus. Er mochte die beiden Brüder gern als feſte, zuverläſſige Kriegsmänner, obwohl man ſie zur „ſpaniſchen Partei“ rechnete. Nicht des Namens wegen. Dieſer wälſche Name war eine äußerliche Zuthat. Sie waren nicht von wälſcher, ſondern von ächt deutſcher Abkunft. Wallſee hießen ſie, und ſtammten aus Schwaben. Mit dem erſten Habsburger waren ſie nach Wien gekommen, und hatten ſpäter von einer Beſitzung im Friaul — Colloretto — den Namen Colloredo angenommen. Dem Kaiſerhauſe waren ſie ſtets treu anhänglich. Das wußte Waldſtein recht wohl, aber wie jeder regierungskundige Mann wußte er auch, daß man zuerſt und zuletzt ſolche treue Seelen zur Gründung eines neuen Regimentes braucht, und daß ihre Erwerbung ſchwerer wiegt als der eigennützige Dienſt von zehn gewandten Parteigängern. Er machte Herrn Hieronymus darauf aufmerkſam, daß der Dienſt hier an der rechten Flanke die tüchtigſten Leute brauche. Hier ſei die Achillesferſe des kaiſerlichen Heeres. Nur die Batterie auf der Windmühlenhöhe und die dortigen Hohlwege böten Deckung. Der Feind werde hierher und gegen die Mitte ſeine Hauptanſtrengung machen, da die linke Flanke durch den Floßgraben ſicher geſtellt ſei. — Ich erwarte von den Colloredo's, daß hier kein Fußbreit Landes verloren gehe —

ſchloß er, und rief dem Reiter auf dem vorderen Maulthiere zu, weiter zu reiten.

Das nächſte Regiment war „Grana“, und der Marcheſe Carretto di Grana erwartete die Sänfte. Der Herzog hatte in der Schlacht am Zirndorfer Lager ſeine gute Meinung von den Fähigkeiten Carretto's wie Piccolomini's beſtätigt gefunden, und richtete einige vertrauensvolle Fragen zu den Marcheſe, Fragen über den Gang der Schlacht, welchen der Marcheſe für wahrſcheinlich hielte. Der Marcheſe meinte, der Hauptangriff werde auf die Mitte gerichtet ſein. — Das glaub' ich auch — erwiderte der Herzog — alſo feſthalten!

Die Sänfte kam nun zur Mitte, wo vor des Feldzeugmeiſters Philipp Breuner Regimente und dem Regimente Reinach eine Batterie errichtet war. Hier ſtieg Waldſtein aus, und beſichtigte die Aufſtellung der Stücke. Philipp Breuner lieh ihm den Arm. Die Breuners waren ihm ſehr vertraut. Unter den vielen großen Adelsgeſchlechtern, die er an ſeinen Hofſtaat zog, und gleichſam dem Kaiſer zum Trotz mit Hofämtern belehnte, waren die Breuner am reichlichſten bedacht.

Bis jetzt hatte die Lohe von Lützen geleuchtet, der Tagesſchimmer hatte den dichten Nebel noch gar nicht durchbrochen. Jetzt zuckte von links her das erſte Licht durch den trüben Dunſt, welcher Alles einhüllte.

Es ſtand nicht zu erwarten, daß der Feind angreife, ſo lange der Nebel tief auf der Erde lag. — Waldſtein, bei den Stücken ſtehend, winkte Sparr, und bedeutete ihn, ſeine

Ledertaſche mit den Geldſtücken die er auch heute führte, an Leo abzugeben. Sparr machte große Augen zu dieſer Gunſtbezeigung für den liederlichen, jüngſt noch ſo ungnädig angeſehenen jungen Menſchen, und Holck ſtieß einen grunzenden Ton hervor. Waldſtein wendete den Kopf nach Holck hin, und ſagte: — Wie ſteht's mit der Schanze am linken Flügel? Wird ſie fertig?

— Kaum, Durchlaucht.

— Regiment Comarge ſteht zunächſt?

— Ja, Durchlaucht. Dahinter die Reiter von Götz, die von Burghauß und Sparr, Lambej, Lindelo, Droſt am Floßgraben abwärts bis zu den Kroaten.

— Eher zu viel als zu wenig. Sparr! Die ſicherſten Leute hierher nach der Mitte führen, wenn der Feind hier durchbricht. Leo! Die Musketiere in den Gräben beſchenken von Reinach bis Grana, und ihnen das Doppelte verheißen, wenn der Feind an dem Graben Kehrt machen muß. Dann zu Jung-Brenner kommen, wo Du mich findeſt. Die Leute hier bei den Stücken nicht vergeſſen!

Damit wendete er ſich wieder nach ſeiner Sänfte, und ſagte noch im Fortgehn zu den Kanonieren: — „Ruhe, ſchnelles Laden, gutes Richten! Ich ſehe Euch zu, und beſtrafe oder belohne.“

Nun ließ er ſich durch die zweite Linie der Aufſtellung, lauter Reiterei — namentlich Loyhrs und Breda — tragen bis zur dritten Linie, welche von den Fußregimentern Moriane, Jung-Brenner, Palant, Hans Brenner gebildet wurde.

Vor dem Regimente Jung-Brenner ließ er die Sänfte niederſetzen und ausſpannen. Er ſelbſt blieb in der Sänfte ſitzen, und ließ die Führer der noch weiter rückwärts ſtehenden Fuß- und Reiterregimenter — Geltz, Gil de Haſe, Güſtitz und Weſtrumb Weſtphalen — rufen. Zu jedem Führer ſprach er ein paar kurze antreibende Worte.

Der Nebel ließ ihm Zeit: er wich nicht. Auch jetzt nicht, als die Sonne gelb hindurch ſchimmerte.

Das Warten wurde abſpannend. Völlige Stille herrſchte, obwohl über zwanzigtauſend Menſchen und wohl über zehntauſend Pferde auf dem nur mäßig ausgedehnten Felde ſtanden.

Leo kam zur Sänfte, und berichtete, daß der Feind ganz nahe ſein müſſe, man höre ſeine Trompeter die Melodie des Luther-Liedes blaſen. „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

Es war gegen zehn Uhr. Da erhob ſich ein leichter Wind. Der Nebel wallte und wogte, ballte ſich endlich, und flog plötzlich in die Höhe, aber nur haushoch, und nur eine Lücke öffnend für die Sonne, welche grell ſtrahlend das weite Feld beſchien. Da ſah man wirklich in geringer Entfernung gegenüber das proteſtantiſche Heer in voller Schlachtordnung. Sogleich begann der Kanonendonner hüben und drüben, und von beiden Flügeln hörte man dazwiſchen das Knattern der Piſtolenſchüſſe von den Avantgarden, die gegen einander plänkelten. Ein Prinz von Toskana und zwei Prinzen von Eſte erſchienen bei dieſen Signalen vor der Sänfte Waldſteins. Er grüßte leichthin mit der Hand, und rief Leo zu: nach der Batterie in der Mitte vorzureiten, auszuſchaun, wie der Angriff von drüben ſich geſtalte, und Bericht zu erſtatten.

Lee ſetzte beide Sporen ein. Er war in der glückſeligſten Stimmung, das Zutraun des Herzogs wieder gewonnen zu haben, und die Schlacht war ihm wie ein Ballfeſt.

In einer Viertelſtunde war er zurück, und berichtete: Der Feind ſucht durch das noch glühende Lützen gegen die Windmühlen vorzudringen; aber es gelingt nicht. Feindliche Fußbrigaden kommen in dichter Schaar auf die Gräben los. Die Mittelbatterie feuert vortrefflich.

Dieſe günſtige Nachricht ſchien aber nicht lange Stand zu halten. Man ſah unruhige Bewegung entſtehn unter den Leyhrſchen Reitern vor ſich, die Geſchütze hörten plötzlich auf zu feuern, links und rechts von den Leyhrſchen Reitern erſchienen flüchtige Fußtruppen, es entſtand Geſchrei, die Reiter prallten links und rechts auseinander, es blieb kein Zweifel mehr übrig: Das war offene Flucht. Die Batterie in der Mitte war vom Feinde genommen und dieſer wälzte ſich bohrend und aufrollend herein in's Centrum der kaiſerlichen Aufſtellung —

Da trat Waldſtein aus ſeiner Sänfte. Jetzt galt kein körperlicher Schmerz mehr, die moraliſche Kraft beſiegte ihn, indem ſie ihn unbeachtet ließ. Er rief nach ſeinem Pferde; er ſchickte links und rechts rückwärts nach den Reitern von Güſtitz und Weſtrumb Weſtphalen, er ließ kommandiren, daß die Fußregimenter hinter und neben ihm, die Pikenire voraus, in geſchloſſener Reihe vorwärts gingen. Kaum aber war er unter ſtechender Pein auf's Pferd gehoben werden, und den Fußtruppen voraus in's Gedränge geritten, den Flüchtigen zurufend, ſie ſollten ſtehn und ſich wenden, da ſprengte ein Bote vom linken Flügel durch das Getümmel nach dem Herzoge ſchreiend. — Was bringſt Du? — Vom Oberſten Götz, Durchlaucht! Die ſchwediſche Reiterei hat Anfangs vor den Gräben geſtutzt und iſt zurückgeprallt. Da iſt aber der König ſelbſt mit Stahlhanike's finniſchen Reitern gekommen, die haben die Gräben überflogen, und haben unſre Leute geworfen. Der Feind drängt uns nach dem Floßgraben —

— Hinüber zu den hintern Regimentern am linken Flügel — rief Waldſtein Niemann zu — von Troſt an ſollen alle Regimenter, Lindelo, Lambej, Burghauß und Sparr im Trabe vorrücken gegen die Front. Noch Eins! Suche Falkenberg aufzufinden bei den Florentinern! Ich laß ihm ſagen: jetzt ſoll er zeigen, was ſcharfe Reiter können. Fort! — Leo! Spreng Du nach dem rechten Flügel zu Piccolomini und Hagen, und bringe mir Kunde, wie es dort ſteht.

Leo jagte durch das Reiterregiment hindurch, welches Holck von rechts her dem Herzoge zuführte. Sparr führte ſo eben von links das Regiment Güſtitz herbei. Waldſtein zog den Degen, ſchwang ihn über ſeinem Haupte, deutete nach der Front und rief „Jeſus Maria!“ Alle um ihn her wiederholten den Ruf, er ſchwell nach allen Seiten; von allen Richtungen ſah man und rief man's weiter: der Friedländer ſelbſt führt uns an! und vorwärts drängte und ſtürmte die ſich langſam regelnde Maſſe. Feſt und unwiderſtehlich war ſie bereits, als ſie den ſiegreichen Fußbrigaden der Schweden begegneten, die unter Nils Brahe die Batterie genommen hatten und zuverſichtlich daher marſchirt kamen. Waldſtein kommandirte, als er ſie kommen ſah „Zum Einhaun im Trabe!“ Ringsum wiederholten alle Officiere mit brüllender Stimme dieſen Ruf, und die Reitermaſſen ſetzten ſich klirrend und dröhnend in Bewegung —

Der Friedländer, um welchen die Suite gleichſam eine Inſel bildete, ritt langſam vorwärts, während zu ſeiner Linken und Rechten die Reitermaſſen, eine Viertelwendung abſchwenkend, vorüber ſtürmten. Der Stoß war unwiderſtehlich. Nach einer Viertelſtunde hielt der Friedländer an ſeiner Batterie; ſie war wieder erobert, und ihre ſieben Geſchütze feuerten bereits in die fliehenden Brigaden Nils Brahe's über die Gräben hinüber.

Dies war der zweite Akt der Lützner Schlacht. Der erſte Akt war Sieg der Schweden geweſen, und Guſtav Adolph hatte bereits zuverſichtlich gemeint, der Tag ſei gewonnen. Da kam ihm, der eben den linken Flügel der Kaiſerlichen zu ſprengen und aufzurollen trachtete, die unerwartete Botſchaft: das ganze eroberte Terrain iſt wieder verloren! Es war gegen Mittag. Der aufwärts getriebene Nebel ſtieg immer noch fetzenweiſe in der Luft umher, und dichte Ballen deſſelben fielen noch zuweilen auf die Ebene herunter. Dies war des Königs Verderben. Er hatte ſich an die Spitze des Smaländiſchen Reiterregimentes geſtellt, um ſeinem Centrum unter Nils Brahe dadurch zu Hilfe zu kommen, daß er dem kaiſerlichen Centrum in die linke Flanke einbräche. Die Ungeduld hatte ihm ſeinem Reiterregimente voraus getrieben — da wälzt ſich eine breite Nebelmaſſe herunter und hüllt ihn ein; er verliert die Richtung, geräth ein wenig zu weit rechts, ſtößt auf ein kaiſerliches Küraſſierregiment und geräth in eine Salve von Piſtolenſchüſſen. Eine Kugel trifft den Hals ſeines Pferdes, eine zweite zerſchmettert ihm ſelbſt den linken Arm. Links wendend um auszuweichen, da nur ein kleines Gefolge bei ihm, wird er eingeholt und durch den Rücken geſchoſſen. Es war ein Piſtolenſchuß des Oberſtlieutenant Falkenberg vom florentiniſchen Regimente. Der König ſchwankt, ſinkt rückwärts vom Pferde, bleibt im Steigbügel hängen, wird geſchleift, und fällt endlich ſterbend zu Boden. Sein Pferd jagt nach dem Graben der Landſtraße hinüber. Ein Küraſſier ſchießt ihm noch eine Kugel durch die Schläfe, und der Page Leubelfing, welcher des Königs Namen verſchweigen will, wird erſtochen. Die übrige Umgebung des Königs, unter ihr der Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg entkommt in der Nebelſchicht.

Von dieſem Vorgange wußte der Friedländer nichts. Er hatte ſich ſofort wieder von der Front zurückgezogen, als der Feind über die Straßengräben geworfen war, und hatte den Platz bei ſeiner Sänfte wieder aufgeſucht. Der körperliche Schmerz wurde unerträglich als die moraliſche Ueberſpannung nachließ mit ihrem Gegengewichte. Eben kam auch Leo zurück mit Nachricht vom rechten Flügel. Sie war günſtig. Die Angriffe dort auf die Windmühlenhöhe waren feſt zurückgewieſen worden durch die Colloredos und Piccolomini, und Hagen ließ beim Herzoge anfragen, ob nicht ein

Angriff von Seiten der Kaiſerlichen von dieſem Flügel geſtattet werden könne. Er verſpreche ſich ein außerordentliches Reſultat davon.

— Noch nicht! — entgegnete der Herzog — dafür iſt unſre Anzahl noch zu gering. Erſt wenn Pappenheim eingetroffen iſt, kann davon die Rede ſein. Hagen iſt übrigens ein guter ſtrategiſcher Kopf; wie denkt er ſich's?

Er meint — erwiderte Leo — die Hauptſchwere des Feindes dränge unter dem Könige auf unſern linken Flügel und unſer Centrum; die Linke des Feindes ſei lockrer. Ein Einfall mit unſern ſchweren Reitern in die linke Flanke des Feindes würde große Wirkung machen. Unter allen Umſtänden Verwirrung. Denn der Feind würde von ſeiner Operationslinie, die ja aus Thüringen herab über Weißenfels laufe, und ihm Nachſchub und Material zuführe, plötzlich abgeſchnitten. Entweder machte nun der Feind alle Anſtrengungen, um dieſen Streich zu pariren, und dann könnte Durchlaucht von unſrer Linken und unſerm Centrum aus ſiegreich in ſeine ungünſtig verſchobene Schlachtordnung nachdrängen, und eine totale Niederlage des Schwedenkönigs erzwingen — oder eine allgemeine Verrückung unſers rechten Flügels, unterſtützt von unſerm rechten Centrum könnte den Feind völlig abdrängen von ſeiner Operationslinie, er ſtünde in der Luft, und würde durch unſern Pappenheimſchen Nachſchub in's ſächſiſche Gebirg hinauf geworfen, entblößt von Munition und alle Dem, was ein Heer hinter ſich führt und nothwendig braucht. Dann könnte Gallas von der Mulde her — —

— Genug, genug! Der Vortheil iſt leicht zu überſehn, wenn die Vorbedingung ſtimmt. Hagen denkt weit, ſteht aber immer loſe auf ſeinem Boden —

Da kam Niemann vom linken Flügel geſprengt. Seine Botſchaft lautete ermunternd. Der Feind ſei über den Graben der Landſtraße hinüber gejagt, und habe ſeinen Führer verloren. Man vermuthe, daß dieſer Führer der König ſelbſt geweſen.

— Oho! — rief Waldſtein, und ſein ſchmerzender Körper reckte ſich in allen Gliedern hoch auf — der König ſelbſt ſei —

— Erſchoſſen, Durchlaucht. Falkenberg mit einem Zug von den Florentinern ſoll ihm begegnet ſein. Ein Küraſſier, der eben an mir vorüberſprengte, rief ſchreiend: Der König iſt erſchoſſen, und Falkenberg iſt dabei erſtochen worden.

Waldſteins Augen funkelten wie die eines Adlers. „Was giebt's dort?“ rief er nach der Front zu, von wo Bewegung und Geſchrei kam. Die Antwort lautete: ein paar Ueberläufer von Nürnberg her wollten den Schimmel des Königs erkennen, der ohne Reiter drüben im Felde herum jage!

— Reite zu Hagen — rief Waldſtein in ſichtlicher Aufregung — er ſoll mit dem Regiment Benninghauſen ſich bereit halten. Sobald Pappenheims Ankunft von Weitem ſichtbar wird, und ſobald er hört, daß wir von hier angreifen, ſoll er mit ſeinem und Benninghauſens Regimente rechts abſchwenken und jenſeits Lützen dem Feinde in die Flanke ſtürzen.

Leo eilte fort, und wurde es nicht gewahr, daß in der Front der Kaiſerlichen lärmende Bewegung entſtand, und daß Officiere eiligſt zum Sänftenplatze des Herzogs ſprengten.

Sie brachten dem Herzoge die Nachricht, daß der Feind ſich auf der ganzen Linie neuerdings unter ſtürmiſchem Geſchrei zum Angriffe ordne.

Dem war wirklich ſo. Ein Kammerherr Truchſeß aus dem Gefolge des Königs hatte die Nachricht zum Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar gebracht, daß der König gefallen ſei. Auf die erſte Beſtürzung war grimmige Wuth entſtanden unter den Führern und Truppen; Herzog Bernhard, der ſofort den Oberbefehl übernommen, hatte die Stimmung benutzt, und auf der Stelle einen allgemeinen Angriff angeordnet.

Dieſer ſchritt eben Verderben drohend auf der ganzen Linie vom Centrum bis zur Windmühlenhöhe gegen die Landſtraße heran, der dritte blutige Akt der Schlacht bei Lützen, während Leo heiter nach rückwärts gegen den hinteren Theil des kaiſerlichen rechten Flügels ritt, um Hagen den bedingten Auftrag des Friedländers mitzutheilen.

Hagen, ein ſanguiniſcher Mann, hörte nur mit halbem Ohr auf die Bedingung, verſchlang aber mit beiden Ohren die Erlaubniß zum Angriff, und ließ ſogleich dem ihm zunächſt haltenden Heßkirchen an der Spitze des Regimentes Benninghauſen melden: er ſolle ſich mit ſeinem Regimente dem Hagenſchen anſchließen. Leo war nüchtern genug, Hagen zuzurufen: er müſſe noch warten, von Pappenheims Ankunft ſei noch nichts zu ſehn, und an der kaiſerlichen Front —

— Hört Ihr denn nicht — ſchrie Hagen — wie laut es dort losgeht?! Der Friedländer greift an! Vorwärts, Kameraden!

Es war der Angriff des proteſtantiſchen Heeres, welchen er hörte, der unter wildem Rachegeſchrei hereinbrach über das kaiſerliche Heer, verderblich hereinbrach in des Friedländers Stellung. Die Batterie im Centrum, welche Waldſtein vor einer halben Stunde zurückeroberte, wurde jetzt im erſten Anlaufe genommen und das ganze Centrum Waldſteins wurde eingedrückt von den ergrimmten Schweden. Gleichzeitig auch der ganze rechte Flügel der Kaiſerlichen. Hier führte Herzog Bernhard ſelbſt die ſchwediſchen und deutſchen Truppen gegen die Windmühlenhöhe und erſtürmte die Batterie. Noch mehr! Er kam Hagens Idee von einem Flankenangriffe entgegen, mit Uebermacht entgegen. Jenſeits der Hohlwege unter den Windmühlen drangen proteſtantiſche Regimenter, mit Scharfſchützen in allen Lücken geſpickt, im Sturmſchritte gerade da hin, wo Hagen abſchwenken wollte. Hagen verlor den Kopf, und retirirte unordentlich. Der Feind ſchoß ihm Kugeln in Fülle nach, wendete ſich aber rechts in die kaiſerliche Flanke, wo die Regimenter Tertſchka, Piccolomini und Deſur ſtanden, und brach in dieſe ein.

Umſonſt ſchrie Leo: Hagen möchte „Halt“ und „Sammeln“ kommandiren, der Feind verfolgte ja nicht, ſondern könnte in der Flanke angegriffen werden! Hagen hörte nicht auf ihn, und eine furchtbare Exploſion ſchien ihm Recht zu geben: mehrere Pulverwagen ſprangen hinter ihnen in die Luft, ein paniſcher Schrecken verbreitete ſich unter den beiden Regimentern Hagens und Benninghauſens, keiner der beiden Führer ermannte ſich zu einem Kommando, und der fremde junge Mann, Leo, welchen die Truppen kaum kannten und nicht im Geringſten reſpektirten, ſchrie umſonſt „Halt! halt!“, hieb umſonſt mit dem Degen unter die fliehenden Reiter. Sie hörten nicht nur nicht auf ihn, ſie hieben rückwärts nach ihm, er wurde in dem tumultuariſchen Knäul fortgeriſſen und vom Pferde geworfen —

Der Friedländer ſelbſt und deſſen Umgebung wurde von dem Ungeſtüm des neuen Angriffs gänzlich überraſcht, und ſo zu ſagen überritten. Die Batterie im Centrum war — wie geſagt — im Nu genommen, und die kaiſerliche Truppenmacht des Centrums ward dergeſtalt von dem heftigen Stoße zurückgeworfen, daß Waldſtein gar nicht Zeit und Raum fand, ſich auf's Pferd heben zu laſſen; er mußte froh ſein, daß ihn die trabenden Maulthiere in der Sänfte eine Strecke weit ungefährdet nach rückwärts brachten mitten durch unordentliches Getümmel. Aber nur eine Strecke weit ertrug er das. Schreiend befahl er Halt, kroch aus der Sänfte heraus, feſtigte ſich trotz ſtechenden Schmerzen auf ſeinen Beinen, und zog den Degen, ohne Weiteres niederſtechend, wer ſich flüchtig nahe bei ihm vorbei drängen wollte. Ja, er machte Anſtalt, den Fuß in den Steigbügel zu erheben, und ſelbſtändig auf's Pferd zu ſteigen, eine Anſtrengung, die ihn allerdings der Ohnmacht nahe brachte. Seine Diener griffen zu, und hoben ihn auf das niedrige braune Roß mit leichten Tigerflecken, deſſen Haut man ſpäter in Prag ausgeſtopft und bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Kaum war er im Sattel, ſo gerieth das Getümmel um ihn von Neuem in Bewegung und zwar in noch engere und drängendere. Von rechts her kam der neue Anſtoß, und mit ihm der Ruf, welcher wie eine Schwalbenſchaar zickzack über das Getümmel hinflog: Der Windmühlenberg iſt genommen! Der Feind dringt in unſre rechte Flanke! — Jetzt war kein Halten mehr, und der Feldherr wurde machtlos mit fort gedrängt. Niemann an ſeiner Seite hatte die Geſchicklichkeit, durch Säbelhiebe und forcirte Sätze ſeines Pferdes gerade da einigen Raum frei zu machen vor dem Herzoge, als ſie in die Nähe des Fußregiments Goltz kamen, welches, in vierter Linie ſtehend, noch unberührt war von der Flucht, und noch mit der Front gegen die Landſtraße aufrecht daſtand. Ein glückliches Kommando „Pikenire vor!" welches er den Officieren zurief, und welches dieſe, die Sänfte des Feldherrn im Strudel vor ſich erblickend, ſogleich nachriefen und in's Werk ſetzten, ſchaffte Hilfe. Die Pikenire ſtreckten ihre Spieße vor, und die Flucht mußte links und rechts Auswege ſuchen. Der Feldherr hielt nun wieder vor einem Regimente, welches die Front nach dem Feinde zu richtete, und er befahl, die Reiterregimenter Lamboy, Lindelo, Droſt vom linken Flügel herüber zu holen. Kaum waren drei Officiere nach links hin in das Gedränge hinein, um dieſen Befehl zu überbringen, da erſchien von rechts her im Gedränge der andern Seite die hohe Geſtalt Holcks, der auf rieſigem Pferde mit der ſchwarzen Binde über der Augenhöhle weit kenntlich war, und jetzt den Feldherrn ſuchte. Er ſchrie ſchon von Weitem: den linken Flügel heran! den linken

Flügel heran! Und als man ihm zurief, das ſei ſchon im Werke, war er bis zum Herzoge herbei gekommen, und raunte dieſem mit unterdrückter heiſrer Stimme zu: Dort drüben iſt Alles verloren. Die Schufte Hagen und Heſſirchen haben Reißaus genommen, wie ich höre von dem Lump Lee Steinwald dazu veranlaßt, der „Rette ſich wer kann!“ angeſtimmt hat, und verhängten Zügels geflohen iſt —

— Still! — rief Waldſtein mit furchtbarer Stimme. Alles wich einen Schritt zurück; man wußte nicht, was er meinte und wollte, denn er ſagte kein Wort weiter, und ſtreckte ſeinen Kopf rückwärts, als wollte er über das Regiment hinwegſehen und hören — das ſind die Trompeten Pappenheims! Unten nach dem rechten Flügel hin — ſie ſind's! — Holck! Das Kommando der Regimenter vom linken Flügel her übernehmen! Niemann! hinüber zu Pappenheim! Der Windmühlenberg iſt zu ſtürmen von ihm. Vorwärts!

Es war ſo; es waren Pappenheim's Trompeten. Er kam eben mit 7000 Küraſſieren, Dragonern und Kroaten auf dem Schlachtfelde an; der vierte Akt der Lützener Schlacht nahm ſeinen Anfang. Alle Nebel waren verweht, die Sonne ſchien hell. Niemann ſah ihn daher kommen geſtreckten Galopps vor ſeinen Küraſſieren, das magere, kantige Geſicht mit grellen Augen ſprang gleichſam aus dem ſchwarzen Helm hervor nach dem Feinde, der bekannte Leibtrompeter Ehinger auf dem Schimmel neben dem ſchwarz geharniſchten Führer, und im Galopp mit Sicherheit die gefürchtete Fanfare blaſend, welche hinten die Trompeterſchaar wiederholte.

— Wo kommandirt der König? ſchrie Pappenheim Niemann entgegen.

Niemann zeigte ſchweigend auf die Windmühlenhöhe. Es ſchien ihm nicht angebracht, hier über den wahrſcheinlichen Tod des Schwedenkönigs eine Mittheilung zu machen.

Pappenheim zog ſein Schwert, wendete das Antlitz rückwärts nach ſeinen Kürassieren, ſchwang das Schwert über dem Kopfe und rief Ehinger, dem Trompeter, zu: Zum Einhaun! Ehinger ſchmetterte den kurzen energiſchen Notenſatz, die Trompeter hinten wiederholten ihn, und wie ein donnerndes Gewitter ſauſten die ſiebentauſend Reiter in den Feind hinein, Alles vor ſich niederwerfend.

Waldſtein ſeinerſeits hatte die glückliche Wendung ausgiebig benutzt. Die Flucht war zum Stehn gekommen. Er war nach allen Seiten geritten und hatte geordnet, vom linken Flügel waren Truppen zugeführt worden, und unter dem ſiegreichen Vordringen Pappenheim's hatte er im Sturmſchritt die Seinen wieder vorwärts geführt gegen die Straßengräben. Binnen einer Viertelſtunde war alles verlorene Terrain wieder erobert, die Batterie wieder in den Händen der Kaiſerlichen, und ſechzig Fahnen und Standarten, darunter die königliche Leibfahne, waren dem Feinde entriſſen — die zum Niedergang eilende Sonne warf ihre matten Novemberſtrahlen auf einen Sieg des Friedländers.

Aber der letzte Akt ſtand noch bevor. Die Sonne ſollte untergehen, ehe die Schlacht zu Ende ginge.

Pappenheim's Naturell war nicht befriedigt mit Wiedereroberung verloren geweſenen Terrains, er folgte dem weichenden Feinde unerbittlich, er achtete eines Schuſſes nicht, der ihm in die Hüfte dringt, vorwärts! ruft er dem Ehinger zu, Ehinger bläſt auf's Neue, und die erſchöpften Pferde werden auf's Neue geſpornt — da trifft eine Falkonetkugel Pappenheim, Ehinger fällt dem Pferde in den Zügel, Pappenheim gleitet herunter, und noch am Boden mit erlöſchender Stimme verſucht er's „Vorwärts! vorwärts!" zu rufen. Aber das iſt ein Fall auf katholiſcher Seite bei Sonnenuntergang wie der Tod Guſtav Adolphs am Morgen geweſen war auf proteſtantiſcher Seite, ein entſcheidender Fall. Nur mit ganz anderer Wirkung. Der Tod des Schwedenkönigs hatte Wuth und Rache geweckt, der Tod Pappenheims erzeugt Beſtürzung und Verwirrung. Der wilde Reiterangriff hat den Anblick und die Stimme des Führers verloren, er zertheilt ſich, er ſtockt, er verliert das gemeinſchaftliche Ziel — und Herzog Bernhard drüben wird deſſen auf der Stelle inne; er ſammelt die geſchlagenen Schaaren, er bringt es dahin, daß das proteſtantiſche Heer in ſeiner ganzen Ausdehnung noch einen Sturmlauf gegen den Straßengraben unternimmt. Es dringt herüber, es nimmt die Batterien von Neuem, es kämpft, ficht und würgt mit letzter, übermenſchlicher Anſtrengung —

Dies waren die letzten Scenen, welche die größten Opfer koſteten. Das kaiſerliche Heer hielt feſt mit unerſchrockener Ausdauer, ſeine Führer mitten im Getümmel fochten ſämmtlich wie gemeine Soldaten und fielen wie Helden. Hieronymus Colleredo ſank in den Tod, Oberſt Berthold von Waldſtein, ein Vetter des Friedländers, desgleichen, Feldzeugmeiſter Brenner wurde durch einen Schuß in's Geſicht vom Pferde geworfen, Graf Harrach desgleichen, und Oberſt Piccolomini, welcher die Führung am Windmühlenberge übernommen, ward eine Zielſcheibe von Geſchoſſen. Auf ſeinem Küraſſe prallte Kugel auf Kugel ab, er blutete aus vier Wunden, drei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erſchoſſen; er erſchien aber immer wieder hoch zu Roſſe und führte immer wieder die zerſetzten Regimenter gegen den Feind über die Leichen des gelben und blauen ſchwediſchen Regimentes, welche den Erdboden wie ein blaues und gelbes Tuch bedeckten. Der Friedländer ſelbſt ritt wie ein Geſpenſt in dem Gemetzel auf und nieder mit gezogenem Degen, zeigend, antreibend, befehlend und allem Anſcheine nach unverwundbar. Die Kugeln fuhren durch ſeinen Mantel, er verrieth keinen Eindruck. Sowie er die Gichtſchmerzen überwand, ſo überwand er auch die Wunden, welche er wirklich erhielt, denn in die linke Hüfte wurde er wirklich getroffen, und gegen einen ſchwediſchen Rittmeiſter, der ihn fangen oder tödten wollte, wehrte er ſich wirklich wie ein auf perſönlichen Kampf angewieſener Reitersmann — es ſtand eben Alles auf dem Spiele, und er war der Mann zum Aeußerſten auszuhalten. Die Sonne war hinunter, Dunkelheit fiel auf die Ebene, und ſein Sinn beſtand darauf, nicht vom Platze zu weichen, wenn auch Hoch und Niedrig, wenn auch er ſelbſt in dem Gemetzel zu Grunde ginge. Die Truppen ſahen ihn nicht mehr, aber ſie hörten bald hier, bald dort ſeine tiefe Stimme: „Jeſus Maria! Standhaft! ſtandhaft! Wir ſiegen.“

Es ſiegte Niemand. Die Finſterniß wurde völlig, der Kampf mußte aufhören, weil man nicht mehr wußte, ob man Freund oder Feind vor ſich habe. — Tiefe Stille folgte auf den furchtbaren Lärm. Da hörte man von rückwärts neuerdings Trommeln. Es war Pappenheims Fußvolk, welches unter Reinach und Merode auf dem Schlachtfelde ankam. Bald hörte man Reinach's Stimme: wo iſt der Herzog? wie man vor einigen Stunden Pappenheims Stimme gehört — man führte ihn durch Leichenhaufen. Langſam kam ihm der Herzog auf ſeinem blutenden Pferde entgegen —

— Durchlaucht, wir bringen ſechs Regimenter! Sollen wir angreifen, und die Entſcheidung geben?

Der Friedländer ſchwieg und ſah nach der Landſtraße hinüber, an deren Gräben einzelne Lichter unter den Schweden aufflimmerten. Die Führer kamen von allen Seiten herzu, um das letzte Wort des Feldherrn zu vernehmen. Unter ihnen Holck, Piccolomini, Carretto, Rudolph Colloredo, der leiſe nach ſeinem Bruder fragte — laut ſprach Niemand.

Reinach wiederholte ſeine Frage mit der Verſicherung: die ſechs Regimenter Fußvolk ſeien rüſtig trotz des Marſches von Halle herüber.

— Aber unſere Reiter ſind erſchöpft — ſagte Holck — und die Regimenter von Hagen und Bennighauſen fehlen gänzlich.

— Dennoch, Durchlaucht, ſind wir im Stande — erwiderte Reinach —

— Nein! entſchied endlich Waldſtein — Herr von Reinach, wir wiſſen was Mehres: Der Kurfürſt von Sachſen und der von Lüneburg kommen mit 16000 Mann; wir werden alsbald marſchiren. Wollen der Herr hier allernächſt an der Windmühle ſtehen bleiben, und die Retroguardia bilden, bis Alles bis auf die Kroaten vorüber iſt.

Als er dies geſprochen, ritt Waldſtein langſam rückwärts nach dem Galgenberge zu, wo die Bagage kampirte und ſein Wagen ſtand. Holck ritt eine Strecke mit ihm und redete heftig in ihn hinein: daß dies ſchmähliche Beiſpiel der Fahnenflucht auf dem rechten Flügel eine exemplariſche Züchtigung verdiene. Die Armee gehe zu Grunde, wenn Oberſten wie Hagen und Benninghauſen, wenn ſolche Burſche wie dieſer Steinwald ungerichtet und ungeſtraft blieben. Letzterer habe auch ſicherlich ſeine Befehle falſch ausgerichtet in eitel Kopfloſigkeit und Feigheit, wenn nicht aus verrätheriſchen Gründen —

— Allerdings iſt ein ſcharfes Exempel nöthig. Laßt die Herren ſämmtlich verhaften und nach Prag bringen. Dort ſollen ſie vor ein Kriegsgericht geſtellt werden.

— Bis nach Prag?

— Nach Prag. Da wir hier abziehn, giebt's keine Winterquartiere für uns in Sachſen. Die Canaglia auf dem rechten Flügel iſt Schuld daran; ſie ſoll es büßen.

Tiefe Nacht legte ſich auf das Schlachtfeld, welches von Leichen und Verwundeten wie beſät war. An die neuntauſend Männer lagen da, um nie wieder aufzuſtehn. Auch der enthuſiaſtiſche Abt Bernhard von Fulda hatte ſich wie der Schwedenkönig durch eine Nebelſchicht irre führen laſſen, und war wie Jener todtgeſchoſſen worden.

Die einzelnen Lichter, welche man, beſonders in der Nähe des Landſtraßengrabens, hie und da auftauchen ſah, gehörten mitleidigen Seelen oder raubſüchtigen Lumpen. Jene ſuchten einen Freund oder einen Herrn unter den Todten; dieſe ſuchten Beute. Weder von ſchwediſcher noch von kaiſerlicher Seite hinderte Jemand die Laternenträger. Weder drüben noch hüben wußte man, wer geſiegt hätte. Die großen Waldſtein'ſchen Geſchütze auf dem Windmühlenberge und in der Centrum-Batterie ſtanden verlaſſen da; Mannſchaft und Beſpannung lagen todt daneben — es fehlte nicht an Zeit und Freiheit, ſie fortzuführen, aber es fehlte an Roſſen.

Die Nachtluft erhob ſich allmählig friſch und brachte Leo zum Bewußtſein, der in Betäubung auf freiem Felde gelegen; denn dort in der Tiefe des rechten Flügels hatte kein eigentliches Zuſammentreffen mit dem Feinde ſtattgefunden. Jetzt ging ein Theil des Rückzuges dort vorüber. Er wurde aufgenommen und zu einem Wagen gebracht. Von Holck's Anklage und Verläumdung hatte er keine Ahnung, und bat unbefangen, ihn dahin zu bringen, wo ſich der Herzog hinbegeben. Nach Leipzig! lautete der Beſcheid.

Die Ledertaſche mit Goldſtücken hing noch um ſeine Schultern. Er hätte alſo Mittel in Fülle gehabt, ſich zu ſalviren; die Schwertſtreiche, welche ihn niedergeworfen, waren ſämmtlich flach gefallen, es hinderte ihn alſo auch keine Wunde — aber er wußte nichts von der Lebensgefahr, und fuhr mitten in dem Zuge einer nächtlichen Retirade ſorglos in die Gefangenſchaft hinein, welche ihn zu Leipzig erwartete.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Der

Deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman

in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Zweites Buch.

Waldſtein.

Dritter Band.

Leipzig
H. Haeſſel.
1864.

Waldſtein.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

[illegible]

Leipzig
H. Haeſſel.
1864.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

I.

Es war ein heller Wintertag zu Anfange des Jahres 1833. Die Sonne ſchien lieblich warm in einen geſchloſſenen Gartenraum in Prag. An der Sonnenſeite des Waldſtein'ſchen Palaſtes nämlich dehnte ſich ſchon damals ein breiter Garten, welchen der Herzog durch Aufführung einer haushohen Mauer in Geſtalt einer Felſenwand vor jedem Windzuge geſchützt hatte. Die verſchiedenen Rückfronten des Palaſtes, der Reitbahn und der Marſtälle ſchloſſen ihn von drei Seiten ein, und die vierte Seite war zugeſtellt durch die noch heute beſtehende hohe Felsmauer, welche der Ephen über und über bedeckt. Hier war und iſt an der Rückſeite des Palaſtes jene hohe Halle, der ſchönſte Kunſtbau Prags, gelegen, welche zwei Stock hoch offen nach dem Garten ſchaut. Man meint dort in Italien zu ſein, und denkt an Palladio, der ſie erbaut haben könnte. Hoch oben an der Decke iſt in Farben von hellſter Friſche jenes berühmte Deckengemälde angebracht, auf welchem der Friedländer im Triumphwagen einherfährt, ein Halbgott in irdiſcher Kleidung.

Nach dieſem Gemälde hinauf ſchaute ein junges Mädchen. Ein Gewand von dunkelblauem Tuch umſchloß hoch bis an den weißen Hals hinauf die feine und doch kräftige Geſtalt. Hals und Antlitz zeigten jenen durchſichtigen Teint, welcher roſige Lebensfriſche athmet, und welchen die Maler ſo ſchwer treffen. Es iſt der Hautton geſunder Mädchen, welcher zum Kuſſe herausfordert. Von vollem, lichtbraunem Haare eingerahmt ſah der Kopf dieſes jungen Mädchens aus ſeinen großen entſchloſſenen Augen gleichſam herausfordernd zum Halbgott Waldſtein hinauf, und auf den ſchmalen Lippen ſchwebten die Worte: Du könnteſt ihm helfen; aber du biſt ein gefühlloſer Menſch!

Es war Magna von Sparr, und ſie meinte Leo Steinwald, der auf den Tod gefangen ſaß in Prag. Das Kriegsgericht war wirklich zuſammen berufen worden, und ſollte heute ſein Urtheil fällen unten im Rathhauſe am Altſtädter Ringe. Man erwartete Schaffot und Galgen für friedländiſche Officiere wie vor zwölf Jahren gegen böhmiſche Kavaliere. Blut war in Strömen vergoſſen worden innerhalb dieſer zwölf Jahre, aber von beſondrer Merkwürdigkeit für die Menſchen bleibt es auch in wilder, mörderiſcher Zeit, wenn eine gerichtliche Prozedur zur Hinrichtung führt.

Elf höhere Officiere erwarteten ihr Todesurtheil von dem Vorſitzer des Gerichtes, dem unbarmherzigen Holck. Unter ihnen Leo Steinwald. Nur der wichtigſte fehlte; der Deutſchordensritter Oberſt Nicolaus von Hagen hatte ſich der Gefangennahme durch die Flucht entzogen. Zum Unglücke Leo's. Denn Alles was Holck an Verläumdungen vorbrachte gegen Leo bezog ſich auf Leo's Verkehr mit Hagen. Dieſer und nur dieſer konnte enthüllen, daß alle Beſchuldigungen Leo's nur Verläumdungen waren. Dieſe Beſchuldigungen gingen dahin: daß Leo die Ordre des Herzogs, welche er an Hagen zu überbringen gehabt, gefälſcht habe. Die Ordre habe gelautet: Hagen ſolle ausrücken und angreifen, ſobald Pappenheim in die Schlachtlinie eingerückt ſei, Steinwald aber habe ausgerichtet, Hagen ſolle auf der Stelle ausrücken und angreifen. Dadurch ſei die Niederlage des rechten Flüges herbeigeführt worden. Dann aber, als dieſe Niederlage durch tapferes Aushalten gemildert werden konnte, habe Leo Steinwald durch feiges Geſchrei „Rette ſich wer kann! rette ſich wer kann!" die Truppen erſchreckt, entmuthigt und mit ſich fort in ſchmähliche Flucht geriſſen.

Wenn dieſe Anklage nicht widerlegt werden konnte, ſo wurde Leo zum Tode verurtheilt. Den erſten Theil der Anklage konnte nur Hagen widerlegen. Und er fehlte. Den zweiten Theil konnten und mochten die andern Officiere nicht widerlegen. Sie waren nicht alle in der Nähe Leo's geweſen, um ausſagen zu können, wie er ſich perſönlich benommen, und es war ihnen ja auch zum Vortheil, wenn die ſchmähliche Flucht durch einen Andern, nicht durch ſie veranlaßt worden war.

So hoffnungslos war Leo's Lage. — Magna Sparr war genau davon unterrichtet. Sie wußte auch durch ihren Vater, daß heute noch das Urtheil gefällt werden ſollte. War denn ihre frühere Neigung für Leo ganz erloſchen, daß ſie keine Anſtrengung verſuchen mochte zur Errettung des jungen Mannes? Sie wohnte hier im Palaſte des Friedländers; ihr Vater war ſein vertrauter, erprobter Freund. Hatte ſie denn nicht das Herz, ihren Vater anzutreiben?

Dieſe Fragen waren nicht einfach mit Ja oder Nein zu beantworten. Ihre Neigung zu Leo war vielleicht nicht erloſchen, aber ſie hatte einen ſchweren Stoß erlitten. Sparr hatte ſeiner Tochter nicht verſchwiegen, daß Holcks unerbittliche Verfolgung Leo's beſondere Gründe habe, und zwar einen Liebeshandel mit Suſannen, der Maitreſſe Holcks. — Solche Notiz iſt geeignet, die hingebendſte Liebhaberin zu erſchüttern. Magna aber war von Natur nicht hingebend, war nicht weich. Ihr Naturell hatte etwas Strenges und Karges. Eine Liebſchaft mit jener Suſanne hätte ſie verächtlich gefunden auch bei jedem andern Manne; bei Leo mußte ſie dieſelbe auch noch empörend finden. Er hatte ſie alſo getäuſcht mit all ſeinen Beweiſen von Zuneigung! Sie war voll Stolz und Ehrgefühl, ſie kam ſich entwürdigt vor, ſie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt; denn ſie mußte ſich eingeſtehn, daß ihr Herz dieſem nichtswürdigen Leo angehöre.

Schwer leidend hatte ſie gar kein Zeichen der Theilnahme von ſich gegeben, als ſie, mit der alten Gräfin Wanda nach Prag kommend, jene Mittheilung ihres Vaters angehört hatte. Sie litt eben doppelt ſchwer unter dieſer Nachricht, weil ſie ſtolz war. Hartnäckig hatte ſie geſchwiegen, als man die Gefangenen eingebracht, und die Unterſuchung begonnen hatte. Die Unterſuchung hatte ſich verzögert, weil man Hagen's doch noch habhaft zu werden hoffte, und weil die Gräfin Wanda beim Friedländer durchgeſetzt hatte, daß

Leo nicht verurtheilt werden ſollte, ſo lange nicht eine unwiderlegliche Zeugenausſage gegen ihn vorläge. Denn die alte Gräfin bethätigte ihre Freundſchaft für Leo in getreuſter Weiſe, und der Friedländer war wunderlich genug! keineswegs ſo zornig gegen Leo eingenommen, als er's im Zirndorfer Lager geweſen war. Und doch lag damals nur geſchwätzige Taktloſigkeit gegen ihn vor, jetzt aber eine ſchwere Kriegsangelegenheit, und vor allen Dingen eine Feigheit. Das war's eben. Waldſtein war ein guter Beobachter: er glaubte nicht an die Feigheit Leo's; er hatte ſchon zu viel Proben des Gegentheils von ihm geſehn. Die innere Frage alſo über den Werth oder Unwerth Leo's war ihm hierbei von keiner Bedeutung. Damals aber im Zirndorfer Lager war juſt die innere Frage über Leo's Werth oder Unwerth in erſter Linie geſtanden. Daß er ſich in Verſtand, Treue und Tüchtigkeit des jungen Menſchen gründlich geirrt haben ſollte, das hatte ihn tief genug ergrimmt, um den als nichtswürdig erkannten Burſchen kalt in den Abgrund zu ſtoßen.

Dennoch that der Friedländer jetzt nichts für Leo — aus politiſchen Gründen.

Auch Sparr glaubte nicht ganz an die Anklage Helds gegen Leo. Der Liebeshandel mit Suſannen hatte auch ihn empört; er fand ihn als Vater beleidigend für ſeine Tochter, obwohl er gar nicht geneigt war, ein Liebesverhältniß Leo's mit ſeiner Tochter zu begünſtigen, und es war ihm eine Zeitlang ganz recht, daß Magna kein Wort über die Angelegenheit verlor. Aber in zwei Punkten ging ihm allmählig doch die Sache zu weit. Erſtens in der Todesgefahr

Leo's, die immer näher rückte, je weniger Ausſicht erſchien, daß man Hagen's habhaft werden könnte. Denn im Grunde mochte er ſeit der Zirndorfer Lagerzeit Leo ganz gern, und Mitleid wie Rechtsgefühl erklärten ſich in ihm gegen ſo furchtbare Strafe. Zweitens in dem Weſen ſeiner Magna. Dies Schweigen des Mädchens fing an, ihn tiefer und tiefer zu beunruhigen. Sie ſchwieg nicht nur über dieſe Angelegenheit, ſie wurde überhaupt faſt lautlos. Seit der Herzog und das Heer nach der Lützener Schlacht Sachſen aufgegeben und in Böhmen Winterquartiere bezogen hatte, hielt Waldſtein in ſeinem Prager Palaſte Hof, und hatte die Gräfin Wanda und Sparr's Tochter abſichtsvoll nach Prag beſchieden, damit auch weibliche Anknüpfung vorhanden ſei in ſeinem Hauſe, ſo lange Frau und Tochter noch in Bruck an der Leitha abweſend wären. Magna war alſo täglich genöthigt, bei der Tafel zu erſcheinen, und an der Geſelligkeit Theil zu nehmen. Unter den täglichen Gäſten war auch der Marcheſe Carretto di Grana, und dieſer hatte ſeine frühere Befliſſenheit um Magna eifrig wieder aufgenommen. Aber weder ihm noch ſonſt Jemand gelang es, ein Geſpräch mit dem tief verletzten und verſchloſſenen Mädchen in Gang zu bringen. Der Herzog allein, welcher eine Art Wohlgefallen für ſie hegte und ſie zuweilen anredete, konnte ſich rühmen, daß er eingehende und für ein Mädchen recht ernſthafte Antworten von ihr erhielte.

So war der Stand der Dinge geweſen am Morgen jenes ſonnigen Wintertages. Gräfin Wanda, Magna und Sparr hatten beim Frühſtück geſeſſen; da hatte Roſtok die

Nachricht gebracht: heute ſei der entſcheidende Tag, heute werde das Urtheil gefällt. Er hatte dabei geweint. Denn ſeine Liebe zu Leo war in alter Stärke erwacht, ſeit er von einem Diener Holds erfahren: jener ärgerliche Liebeshandel mit der ſchönen Suſanne ſei nur von Suſannen allein ausgegangen. Leo habe nie Acht gegeben auf die herausfordernde Einladung des leichtſinnigen Geſchöpfs. Hätte nur Roſtok dieſe ſeine Beruhigung ausgeſprochen! Sie wäre Balſam geweſen für Magna, und hätte dieſe veranlaßt, einen entſchloſſenen Schritt beim Herzoge zu thun. Solch ein Schritt — meinte Roſtok leiſe zur Gräfin — hätte allein einige Ausſicht, weil der Herzog dem blonden Fräulein ſehr wohl geſinnt wäre. — Sie muß ihn thun — hatte die energiſche Gräfin erwidert, und hatte die Frage angereiht: Wie geht es heute dem Herzoge? Wie iſt er geſtimmt? — Auffallend gut: er hat einmal gar keine Schmerzen, und wird ein Bad nehmen — hatte Roſtok erwidert. — Gut — hatte die Gräfin geſagt — dann mach' ihn aufmerkſam, daß die Luft ſonnig und milde iſt, und daß Du deßhalb unten in der Halle ſein Frühſtück gerichtet haſt. Der Leibarzt verlange friſche Morgenluft für ihn. Das Fräulein wird ihn dort erwarten.

Roſtok war fortgeeilt, die Gräfin hatte in Magna hinein geredet wie ein Geiſtlicher, und hatte es ihr zur Pflicht gemacht, für den armen Leo eine dringende Fürbitte einzulegen beim Herzoge. Magna war in Thränen ausgebrochen, und — war hinab gegangen.

Da ſaß ſie, und harrte. Sie ärgerte ſich über ihren

Thränenausbruch in Gegenwart der Gräfin und ihres Vaters, und konnte ſich doch nur mühſam faſſen. Neigung ſpottet eben aller Vorſätze und Grundſätze. Dabei fürchtete ſie den Herzog wie Jedermann. Oder nein, ſie fürchtete ihn nicht wie Jedermann, aber ſie hatte doch eine eigenthümliche Scheu vor ihm wie vor einem unberechenbaren, allenfalls grauſamen Manne. Namentlich gerade in Bezug auf Leo. Von früher wußte ſie ganz genau, daß er dem Leo zugethan geweſen, und der Vater hatte ihr erzählt, daß er vor und während der Lützener Schlacht dem Leo wieder ganz gnädig geweſen. Was bewog ihn denn nun, den armen Jungen theilnahmlos in den Tod fallen zu laſſen für offenbar falſche Anklagen?! Denn der Vater hatte ihr erzählt, daß der Herzog nicht an die Schuld glaube, deren ihn Holck zeihe. Er hat die Macht, und läßt ihn dennoch verderben! Welch ein hartes Herz! — dachte ſie — und das ſollſt du rühren!

Zagend ſenkte ſich ihr Auge auf die Pforte, welche er öffnen ſollte, wenn er wirklich heraus käme. In jenem Erker am Ende der Halle war der Theil ſeiner Behauſung, welcher am Weiteſten abgeſondert war von den bewohnten Theilen des Palaſtes, ſeine Sternwarte, ſeine aſtrologiſche Kammer, und eine Wendeltreppe abwärts ſein Baderaum innerhalb der künſtlichen Felſenmauern — da ging die Pforte auf, Roſtek erſchien, hinter ihm der Herzog. Ein dunkler Sammtpelz hüllte ihn ein vom Halſe bis auf die Füße.

— Sieh da — rief er — die kleine Sparr! Was machſt Du da, Kind?

— Ich erwarte Eure Durchlaucht.

— Oho! — Du haſt Recht, Roſtok, die Luft iſt gut, die Sonne angenehm. Rück' den Seſſel vor. Sie ſoll mich ganz beſcheinen, und bring' mein Frühſtück. — Weshalb, Kind, erwarteſt Du mich?

— Ich ſoll Durchlaucht um etwas bitten.

— Du ſollſt?

— Ich — ich will auch. Um Begnadigung des Leo Steinwald.

— Ah? — Liebſt Du den Burſchen?

— Man braucht ja doch nicht gleich Jemand zu lieben, um ihn vom Tode erretten zu wollen, und obenein von ungerechtem Tode.

— Was weißt denn Du, ob er ungerecht verurtheilt wird! Ja, ja, er gefällt Dir; ich hab's bemerkt. Du brauchſt nicht roth zu werden; er iſt ein ſauberer, liebenswürdiger Burſch', und ich ſäh' es auch gern, wenn er am Leben bleiben könnte.

— Nun alſo —

— O nein, Kind. Auch mein Wohlwollen kann ihn nicht retten. Gerechtigkeit regiert die Welt; ihr fällt er zum Opfer.

— Wenn er ſchuldig iſt!

— Auch wenn er nicht ſchuldig iſt. Ich als Herr muß gerecht erſcheinen, ſonſt verlier' ich einen weſentlichen Theil meiner Macht. Leo gehört gleichſam zu meinem Hauſe; man weiß, daß er viel um meine Perſon iſt. Wenn ich ihn begnadige, muß ich alle Uebrigen begnadigen, ſonſt nennt man mich parteiiſch. Die Uebrigen kann ich aber nicht begnadigen, denn ſie haben ſich feig und nichtswürdig aufgeführt. Das Heer erwartet mit Recht ihre Beſtrafung, und der Geiſt wie Muth des Heeres würde verwirrt, würde verweichlicht, wenn ich die Fahnenflucht pardonnirte. Das geht nicht. Und ſo geht's auch nicht, daß ich den Leo rette —

Hierbei ſchlürfte er die nur erwärmten Eier aus, welche ihm Roſtek mit zitternder Hand darbot. Er gehörte zu den furchtbaren Menſchen, welche auch denen nichts zu Gefallen thun, die ihnen lieb und werth ſind, ſobald dieſe Gefälligkeit gegen ſeine Grundſätze verſtieß. Regelmäßiger Gang und Ordnung im Regimente war ein ſolcher Grundſatz. Er gab eher ein Geldſtück aus freier Hand als einen Kupferheller, welcher ſein Geſetz zweifelhaft machen konnte. Dieſe Magna hatte er wirklich gern, aber er blieb bei dieſem kühlen Nein. Leo war ihm wirklich lieb, aber er opferte ihn unbedenklich.

— Der Boden im Garten iſt faſt trocken — fuhr er gegen Roſtek fort — ich werde zur Reitbahn hinübergehen. Wer dringend anzufragen hat, kann mich hier erwarten.

Magna erkannte mit Schrecken, daß ihre Audienz beendigt und erfolglos geblieben ſei. Sie kam herzhaft auf ihr Thema zurück und rief dem ſchon fortſchreitenden Herzoge nach: — Was Durchlaucht da Gerechtigkeit nennen, das iſt keine. Das iſt höchſtens Zweckmäßigkeit; ſoll es wenigſtens ſein. Es iſt auch dies nicht; denn ungerechte Behandlung wirkt in der Folge gewiß nicht zweckmäßig. Ich weiß das von meiner Erzieherin, der ich nie gehorcht und nie vergeben habe, wenn ſie mich ungerecht beſtraft hatte. Gerecht und zweckmäßig iſt es alſo nur, wenn Durchlaucht den Steinwald freiſprechen laſſen oder ſelbſt freiſprechen!

Waldſtein war ſtehen geblieben und lächelte. Ein ſo ſeltner Fall! Aber er änderte ſeinen Entſchluß nicht. Mit einem Finger ihr Kinn berührend und ein wenig aufrichtend ſah er ihr tief in die Augen, ſagte: „Es thut mir leid, Kind!“ — und ging in den Garten hinaus, nach links hinüber.

Magna blieb regungslos ſtehn. Zwei dicke Tropfen quollen aus ihren Augen, vielleicht nicht blos vom Schmerz erpreßt, ſondern auch vom Zorn.

— Hier bleiben, Fräulein! — raunte ihr Roſtel zu — bis er wieder kommt. Wenn er ſo iſt, da kann's möglich ſein —

Er ſah Riemann eintreten von der Hofſeite, und hinter ihm einen großen Mann, der draußen blieb in dem Gange zum Hofraume. Riemann ſchien Roſtel mit den Augen zu fragen. Roſtel zuckte die Achſeln. Darauf winkte Riemann den Roſtel und flüſterte dem Nähertretenden etwas in's Ohr — Ah! ſchrie dieſer auf. Dann ſchnell, ſchnell!

Während Roſtel das Frühſtück abräumte, trat Riemann zu der in den Garten hinaus ſtarrenden Magna und ſprach zu ihr mit halblauter Stimme Folgendes:

— Liebes Fräulein von Sparr! Die Kameraden Steinwalds bedanken ſich für Euer Fürwort und bitten Euch, ſtandhaft auszuharren in Eurer Fürſprache. Es ſind Hilfstruppen angekommen —

— Wie?!

— Zwar nur ein Mann, aber ein Mann mit einer guten Waffe. Dieſer Mann, dem Steinwald recht ergeben, iſt in der Burgſtall-Schlacht den Schweden in die Hände gefallen und an die Sachſen ausgeliefert worden, zu denen er früher gehört hat. Mit den Sachſen iſt er in voriger Woche an die böhmiſche Grenze gerückt, und hat in Zittau ſeinen alten Herrn, den von Starſchädel angetroffen, bei dieſem aber noch Jemand, den wir hier für den armen Steinwald verzweifelt nothwendig haben, den Oberſten von der Hagen —

— Ah!?

— Leiſe, Fräulein. Wir müſſen Schritt für Schritt und ſtille vorgehn. Hagen iſt nach der Lützener Affaire, als er gemerkt hat, daß man ihn faſſen wolle, oſtwärts geritten mit einem ſächſiſchen Officier, der mit Steinwald von der Elbe gekommen war, um eine Antwort des Herzogs an Arnimb zu bringen. Er hat den Officier gebeten, ihn zu Starſchädel zu geleiten, den er von früherher gekannt. Starſchädel hat ihn aufgenommen, und mit dieſem iſt er ſeit einiger Zeit in Zittau. Dort hat er erfahren, was hier in Prag vorgeht mit dem Kriegsgerichte, und daß Steinwald um ſeinetwillen auf den Tod ſitzt. Hagen iſt ein ſeelenguter Menſch. Es hat ihm in's Herz geſchnitten, daß Leo um ſeinetwillen unſchuldig hingerichtet werden ſolle, und er hat ſich in der erſten Aufwallung des Mitleids entſchloſſen, ſich ſelbſt dem Gericht zu ſtellen —

— Oh!

— Um den unſchuldigen jungen Mann zu befreien.

— Braver Hagen! Und er iſt da?

— Ach nein. Die Wallungen wechſeln ſchnell bei ihm. Es iſt ihm eingefallen oder auch vielleicht eingerathen worden: Ein ſchriftliches Zeugniß könnte ja dieſelben Dienſte thun, und es hätte den Vortheil, ihm den eigenen Kopf zu ſchützen. Dies ſchriftliche Zeugniß für Steinwald hat er denn aufgeſetzt, und jener Mann von der Burgſtall-Schlacht, welcher dem Steinwald ergeben iſt, hat es über ſich genommen, dies ſchriftliche Zeugniß nach Prag zu bringen.

— Vortrefflich! Und er hat's übergeben?

— Noch nicht. Und da liegen Schwierigkeiten, um deren willen wir Eure Hilfe in Anſpruch nehmen. Erſtlich dieſe: Wenn das Zeugniß dem Kriegsgerichte übergeben wird, ſo kommt es in die Hände des Vorſitzenden. Dieſer iſt der Feldmarſchall Held, und man ſagt, daß Held ein perſönlicher Feind Steinwalds ſei. Mißtrauiſche Leute meinen nun, wohl übertreibend, daß das Zeugniß auf dieſem Wege verloren gehen könnte —

— Richtig, richtig!

— Und daß es für Steinwald vortheilhafter wäre, wenn das Zeugniß dem Herzoge ſelbſt übergeben würde.

— Das ſoll der Mann thun, ſogleich!

— Da kommt die zweite Schwierigkeit. Der Mann war zuletzt grob geweſen gegen den Herzog, und iſt nicht ganz ſicher, unbeſchädigt zu bleiben, wenn er dem Herzoge oder von Held geſehen würde. Letzterer nennt ihn einen

Deſerteur. Der Mann wünſcht alſo, Euch, liebes Fräulein, das Zeugniß zu übergeben.

— Das ſoll er thun! Nur raſch!

— Da iſt es, ſchönes Fräulein! — rief der Bart-Konrad, welcher hinter der Thür gehorcht und gewartet hatte und jetzt unvorſichtig hervorbrach.

— Der Herzog kommt zurück! ſchrie Riemann — hinweg, Konrad! Alle Teufel, ich glaube, er hat Dich geſehn! —

Beide Männer entwichen ſchnell. Magna ſtand allein da, das ſchwer wiegende Papier in der Hand haltend.

Der Herzog kam nicht allein. Held war bei ihm. Er hatte im Palaſte erfahren, daß der Herzog im Garten wäre, und war durch den Haupteingang des Gartens ihm entgegen gegangen. Er war auf dem Wege zur Altſtadt, um dort im Rathhauſe der letzten Sitzung zu präſidiren, und fragte beim Friedländer an, ob dieſer noch etwas Beſonderes anzuordnen habe. — Dies ganze Thema war nicht geeignet, den Herzog aufzuheitern. Im Gegentheile; es verſtimmte ihn. Daß ſich ein Theil ſeines Heeres ſchlecht gehalten, war peinlich genug für ihn, der ſeinen Ruhm darein ſetzte, das kriegstüchtigſte Heer errichten und erhalten zu können. Dennoch hätte er die kriegsgerichtliche Prozedur, welche ſo ſchreiendes Aufſehen machte, gewiß nicht angeordnet, wenigſtens nicht ſo grell angeordnet, wenn er die Schlacht gewonnen hätte. Aber er brauchte für die zuſchauende Welt einen Grund, einen äußerlich ſcheinbaren Grund, daß er auch beim zweiten Zuſammentreffen mit dem neuen proteſtantiſchen Heere keinen

Sieg erringen gekonnt. Dieſen Grund mußten einige Regimentsführer abgeben, welche ihre Schuldigkeit nicht erfüllt. Logiſch war dies Verfahren von ſeiner Seite allerdings, und er war der Mann dazu, es konſequent durchzuführen; aber angenehm war ihm doch die Angelegenheit in keiner Richtung, und Helck verdarb ihm den geſunden Morgen durch ſeine Anfrage. Seine lange Geſtalt im ſchwarzen Pelztalar ſchritt alſo ärgerlich auf die Halle zu, und das kleine, [illegible] Haupt reckte ſich verdrießlich in die Luft, kurz, es [illegible] mehr der wohl geſtimmte Herzog, welcher vor einer [illegible]ſtunde die Halle verlaſſen hatte.

Magna wußte das nicht. Sie war glücklich und ſtolz über ihre Siegestrophäe und hielt das Papier den beiden herzuſchreitenden Männern hoch entgegen, indem ſie rief: — Errettung, Durchlaucht, Errettung, die Ihr ſelber gewünſcht!

— Was ſoll's? ſtieß Waldſtein unwirſch hervor.

— Ein Brief des Oberſten Hagen —

— Was?

— Ein Zeugniß von ihm, ein ausführliches Zeugniß, daß Leo Steinwald unſchuldig iſt, ganz unſchuldig, daß Alles böſe Verleumdung, was man ihm nachſagt!

Helck ſchien arg betroffen und rückte an ſeiner ſchwarzen Augenbinde. Waldſtein ſtreckte die Hand aus nach dem Briefe, und indem er Magna ſcharf anblickte, ſagte er: — Und das hat man Dir gebracht? Wer hat's gebracht?

— Ein Kriegsmann.

— Wo iſt er?

— Weiß nicht. Iſt wie ein Blitz erſchienen und verſchwunden.

Waldſtein zog die Augenbrauen zuſammen. Solch' geheimes Spiel im Soldatenverhältniſſe war nicht nach ſeinem Geſchmack. Er las aber doch das Zeugniß, ſah dann neuerdings lang und ſtreng auf Magna und reichte das Papier Held mit den Worten: — Iſt das Hagen's Handſchrift?

— Ich kenne ſie nicht — erwiderte Held, und ſtellte [illegible] als läſe er kaum, oder doch nur obenhin, was da geſchrieben ſtünde.

— Das Zeugniß — ſprach Waldſtein — iſt übermäßig günſtig. So ſchreibt wohl allenfalls ein Lump, der ſeinen eigenen Hals in salvo hat und ſeinen Spießgeſellen aus der Schlinge ziehen will. Wäre es ächt, ſo verdiente es dennoch Beachtung. Es iſt aber wahrſcheinlich eine nachgemachte Handſchrift —

— Straf mich Gott, Herr Herzog, das iſt ſie nicht! Ich hab' dabei geſtanden, als Oberſt Hagen dies Papier beſchrieben hat!

Dieſe Worte, ſchreiend gerufen, kamen von Bart-Konrad, der hinter der Thür der Halle zugehört und alle eigene Sicherheit hinter ſich geworfen hatte, als er vernahm, daß dies koſtbare Dokument für gefälſcht erklärt werden ſollte.

— Holla! — ſprach Waldſtein — dies iſt wohl Dein Blitz, kleine Sparr! Du haſt ſaubern Umgang! Dieſer Durchſtecher für fahnenflüchtige Officiere iſt ſelbſt eine Art Deſerteur —

— Warum nicht gar! Das wäre nicht übel, wenn ein Friedländischer Reiter so niederträchtig behandelt werden könnte. Da werden sich fixe Leute lange besinnen, eh' sie wieder zu Euren Fahnen springen, Herr Herzog, wenn's mit der Behandlung so ausgeht. Vor Gebersdorf hab' ich mich für Euch zusammenhauen lassen vom Obersten Stahlhansl selber, und statt daß mich Eure Leute aufgelesen hätten, sind die Sachsen so gut gewesen, und bei den Grasfressern da drüben in der Gefangenschaft hab' ich den Oberst Hagen getroffen, und neben mir in Zittau, auf dem Zimmer des Herrn von Starschädel, hat der Oberst den Brief da geschrieben, und Herr von Starschädel hat gesagt: Du bist frei, Du Losensteiner, wenn Du den Brief zu Prag ablieferst im Palais des Herzogs von Friedland, am Besten beim Obersten Sparr, der ein ehrlicher Mann ist und verhüten wird, daß ein braver, junger Herr, wie der Herr Leo unschuldiger Weise todt gemacht wird, weil gewisse Leute das durchsetzen möchten, um ihr Müthchen zu kühlen. Und das hab' ich gethan, herzogliche Durchlaucht, als ein freigelassener Kriegsgefangener und nicht als ein halber Deserteur, und als ein Kerl, der an dem Herrn Leo einen Narren gefressen. Denn der Leo ist mehr werth als gewisse Leute, und den Leo zum Ausreißer machen, das ist 'ne Dummheit und 'ne in[illegible] Lüge. So steht's, Herr Herzog!

Waldstein hatte keinen Grund, darüber ein Mißfallen zu äußern. Aber daran hielt er fest, nicht die geringste parteiliche Gunst für Leo an den Tag zu legen. Er entschied also dahin, daß der Brief Hagens dem Kriegsgericht vergelegt werde, und daß Konrad ſeine Ausſage vor dem Kriegsgerichte wiederholen ſollte.

Dies ausſprechend entfernte er ſich durch die Halle in den Palaſt.

Der zurückbleibende Holck maß mit ſprühendem Auge den Bart-Konrad dergeſtalt, als wollte er ihn aufzehren. Sein vierſchrötiger Körper zuckte vor Wuth, und der Arm hob ſich —

— Ueberlegt's Euch, Herr Feldmarſchall, ehe Ihr zuſchlagt. Ich bin furios kitzlich, und hab früher immer mit Holzbohlen handthiert — ſagte Konrad, indem er ſeine großen Fäuſte rieb.

— Rittmeiſter Niemann! — rief Holck dem eben in die Halle tretenden Niemann zu — dieſen Mann ſogleich unter ſcharfer Wache auf's Rathhaus am Altſtädter Ring transportiren laſſen!

— Transportiren?! ſchrie Konrad —

Holck ging klirrenden Schrittes von dannen. Nun war guter Rath theuer. Niemann und Sparr, welcher auch in der Halle erſchienen war, konnten dem Bart-Konrad nicht widerſprechen, daß er ſich in einem gefährlichen Rachen begebe, wenn er ſich in's Rathhaus hinüber wage. Holck war als ein gewiſſenloſer, tyranniſcher Mann bekannt, welcher mit einem untergeordneten Soldaten grimmig umſprang, ſobald er einen Zahn auf ihn hatte. Er war dem Bart-Konrad nie grün geweſen, und jetzt brachte dieſer das Hagenſche Zeugniß, welches dem Feldmarſchall den verhaßten Leo Steinwald entreißen konnte — der Bart-Konrad hatte das Schlimmſte von ihm zu befahren. Daß ihn die Nähe des Herzogs ſchützen könnte, war allen Dreien unwahrſcheinlich. Konrads Grobheit war dem Herzoge bedenklich nahe getreten, und der Herzog hatte ihn noch vom Zirndorfer Lager her auf dem Rohre. Wichtigen Generalen wie Holck trat er auch nicht leicht entgegen, wenn es ſich um einen ſo niedrig geſtellten Kriegsknecht handelte — Konrad konnte unter dem Zorne Holcks da drüben im Rathhauſe ſpurlos verſchwinden! Was thun? Was rathen? Denn auf der andern Seite war die mögliche Wirkung des Hagenſchen Zeugniſſes von vornherein zerſtört, war alſo Leo verloren, wenn Konrad nicht wenigſtens erſchien, und vor dem Gerichte beſtimmt ausſagte, daß Hagen in ſeiner Gegenwart das Zeugniß geſchrieben. Noch mehr! Wenn er jetzt ausriß, ſo war dies der Stempel darauf, daß das Zeugniß gefälſcht ſei, und gar nicht von Hagen herrühre. Was thun? Niemann war ſonſt nicht abgeneigt, die Wache und den Transport ſo einzurichten, daß Konrad entwiſchen könnte. Er hatte Konrad damals von Prag mitgebracht, ihm lag es wohl am Herzen, den tüchtigen Kerl vor Unglück zu bewahren. Aber hier war doch nur von einem wahrſcheinlichen Unglück die Rede, bei Leo galt es Errettung vom Tode, und Leo lag Niemann doch noch näher am Herzen. Der Blick Sparr's, die zaghaft fragenden Augen des Fräuleins ruhten auf Niemann, und ſchienen zu ſagen: Errette Leo!

Der Bart-Konrad allein entſchied die Frage. Er war ein roher Kerl, aber der letzte Untergrund ſeines Weſens war doch von gutem Geſtein. Die Kameradſchaft hatte für ihn eine moraliſche Bedeutung, und der freundliche Umgang, deſſen ihn der gutmüthige Leo immer gewürdigt, hatte ein kameradſchaftliches Band geſchlungen. Hol mich der Teufel! — ſchrie Konrad plötzlich — ich laß den Leo nicht im Stich. Schönes Fräulein, kommt mal ein paar Schritt' mit mir auf die Seite, ich will Euch was ſagen; juſtement Euch! Und Herr Rittmeiſter beſtellt Ihr unterdeß die Wache, und gebt den Linzer Lakel dazu, wißt Ihr? den langen Toni, daß er ſich drüben zu mir halt, und Euch die Peſt ſagen kann, was etwa mit mir geſchicht — ja?

— Ja.

Magna ſchrie auf, als er ihr ganz leiſe ſeine Mittheilung gemacht. Er hob aber die Hand, und ſprach rauh: Stille, mausſtill! Ihr habt mir's zugeſagt, bis der letzte Strick reißt. — Jetzt vorwärts, Herr Rittmeiſter! Ich ging lieber in'ne Schlacht, aber 's hilft halt nix anders.

Als die Gräſin Wanda eben Nachricht erhielt von dem, was unten vorgegangen, gerieth ſie in heftige Bewegung. Sie fand es abſcheulich, ein ſolches Zeugniß geringſchätzig zu behandeln, und eilte ſogleich zu den Gemächern des Herzogs hinüber. Neſtel aber mußte achſelzuckend und traurig eingeſtehn, daß er direkten Befehl habe, ſie nicht vorzulaſſen. Der Herzog ſei in Konferenz mit Queſtenberg, welcher von Wien gekommen, und mit dem Marcheſe Carretto, und wolle ſich durchaus nicht einmiſchen in die Angelegenheit des Kriegsgerichts.

Die alte Gräfin zitterte vor Zorn und Ungeduld. Sie war treu wie Gold für ihre Freunde, und wollte ihren jungen Leo um jeden Preis erretten. So ſehr beſtätigte ſich's, daß alte Frauen die ausgiebigſten Freundinnen ſind für junge Männer. Sie ging ſo weit, Noſtek zu befragen, ob er denn gar kein Mittel wiſſe, er, welcher ja auch ſeinen „Narrn gefreſſen" habe an Leo!

Noſtek ſchluchzte, und brachte endlich zum Vorſchein, daß er den „Herrn" aufgegeben habe in dieſer Sache, und daß Alles in den Händen des Feldmarſchalls Holck liege. Der höre aber nur auf den Herzog, und auf ſeine Schöne, die widerwärtige Suſanne, welche eben den Leo in's Verderben geriſſen habe durch ihre Verliebtheit —

— Wo wohnt ſie?

— Am Ring hier auf der Kleinſeite über der Wache.

— Ich geh zu ihr!

— Himmliſche Gräfin, Ihr ſeid ein Engel. Aber juſt weil Holck eiferſüchtig iſt, verfolgt er den Leo. Wie ſoll nun hierbei Suſanne — ?

— Das weiß ich noch nicht; aber Weiber müſſen dieſe Wirthſchaft ſchlichten, da die Männer kleinlich verfahren wie Weiber.

Fort rauſchte ſie, und holte ſich Magna zur Begleitung.

Dieſe trat zurück, als ſie hörte, wohin die Gräfin ſie führen wollte. Die Gräfin aber nahm ſie kurzweg unter den Arm, und ſagte:

— Närrchen, denkſt Du denn ich weiß nicht, wie's in Dir ausſieht in Betreff des Leo? Verſteck Dich nicht da wo es gilt, ſich zu zeigen! Verſchämt thun da wo das Leben nur noch nach Stunden zählt, das iſt eine Albernheit und eine Feigheit, welche der Magna Sparr nicht zukommt. Du haſt tüchtigeres Zeug in Dir als irgend ein andres Mädel, das weiß ich. Ich hab Dir ja zugeſehn ſeit einem halben Jahre. Tritt jetzt hin vor dieſe Perſon, dieſe Suſanne, und ſag ihr: ſie möge vor all dieſen Kriegshelden darthun, daß die Frauen die Welt regieren und nicht die Männer —

— Das thu' ich nimmermehr!

— Dann thu' ich's, und Du ſollſt nur dabei ſein. Was verſchlägt Dir's denn, daß dies Frauenzimmer den Leo lieb hat? Iſt denn das ſchlechter Geſchmack? He? Ich hab die Mädel immer gern geſehn, die meinen Liebſten gern ſahn. Es kommt nur drauf an, wem er vorzieht, der Liebſte. Und daß der Leo dieſe Suſanne nicht vorgezogen hat und nicht vorzieht, das weiß ich — na, warum ſtehſt Du auf einmal ſtill? Ich ſoll Dir's wohl beweiſen? Dazu iſt jetzt keine Zeit. Dieſe Zeit kommt, wenn wir ihn befreit haben; dann wird Dir der Roſtok erzählen, was die Sache für eine Bewandniß hat — guck, da ſteht ſie am Fenſter, und die Wache tritt unter's Gewehr, da geht was vor! Vom Hradſchin herunter wälzen ſich Haufen von Menſchen — man bringt die Gefangenen vom weißen Thurm herunter, ſo wahr ich lebe da kommt ein offner Wagen, und drin ſitzt der Leo und der ſchöne Heſſkirchen! Zerr mich nicht, Mädel, ich bleib hier eingemauert ſtehn; ſie müſſen über mich wegfahren, oder müſſen ſtill halten; ich will mit den jungen Leuten reden — ſtill halten!

Sie ſtand mit Magna mitten auf dem Ring der Kleinſeite, und rief die letzten Worte dem Kutſcher zu, welcher vom Sattel aus die vier Pferde lenkte. Vornehm mit vier Pferden nämlich wurden die höheren Angeklagten gefahren; das Soldatenregiment ſorgte dafür, daß die Seinigen auch auf dem Wege zum Halsgerichte nobel erſchienen vor dem Volke.

Das Volk ſchrie Beifall; es nimmt immer Parte für Angeklagte. Und der Fuhrmann hielt. Vielleicht weil die beiden vornehmen Damen ihn betroffen machten, oder weil die Wache drüben unter's Gewehr trat, oder weil der mit Küraſſier-Eskorte nebenher reitende Officier grüßend den Degen ſenkte vor den beiden Damen. Die alte Gräfin Tertſchka kannte jeder Officier, und Jedermann wußte, daß der großmächtige Herzog von Mecklenburg und Friedland ſie auszeichnete und gewähren ließ.

Dies Stillhalten war ein Signal für die Menge; ſie drängte ſich von allen Seiten herzu, und die Panzerreiter hinderten nicht. Sie hatten einen ganz guten Grund: es waren vorzugsweis Damen, und darunter ſchöne Damen, welche ſich ſo gefliſſentlich näherten. Dagegen hat auch ein Küraſſier nichts einzuwenden. Dieſe Befliſſenheit der Prager Damen galt übrigens nicht blos Leo, ſondern vorzugsweiſe dem ſchönen Hofkirchen neben ihm, einem brillanten öſterreichiſchen Kavalier, der zarte Herzen beſſer zu entzünden als ein rauhes Reiterregiment zu führen wußte. Das Regiment Benninghauſen war dem Oberſtlieutenant bei Lützen über den Kopf gewachſen durch den Tumult eines paniſchen Schreckens, und alle Welt bedauerte den keineswegs furchtſamen Adonis des Heeres, welcher nun für das Unglück einſtehn ſollte. Juſt dieſe allgemeine Theilnahme für den anmuthigen Freiherrn Albrecht von Hofkirchen war wiederum das Unglück Leo's. Alle Welt verwendete ſich für Hofkirchens Begnadigung beim Herzoge von Friedland, und da der Herzog all dieſen Bitten nicht nachgab, ſo wäre es eine Herausforderung der öffentlichen Meinung geweſen, wenn er Leo begnadigt hätte.

Während auf der einen Seite des Wagens Wehen der Taſchentücher, zärtlicher Gruß und Zuruf für Hofkirchen ſtatt fand, ja Handreichung und Handkuß von Seiten des galanten Kavaliers, ſtand die Gräfin Wanda neben Leo, und reichte ihm die Hand hinauf unter kräftiger Zuſicherung, daß man ſich ſeiner annähme und ihn ſicherlich erretten würde. „Halt' nur ſtandhaft aus, mein Junge“ — ſagte ſie ſcheinbar luſtig — „es iſt ein Zeugniß angekommen für Dich von Hagen, und wenn's der Holck unter den Tiſch werfen will, wir ſorgen dafür, daß es dort nicht liegen bleibt, wir! das heißt ich und die kleine Magna hier, die ſich hinter mir verſteckt. Reich ihm getroſt die Hand, Närrchen! Wir ſind im Kriege, und da gilt's, den Augenblick zu benützen. Sieh nur hin, wie ſie ihn da drüben mit dem Hofkirchen benützen.“

Leo ſtreckte ihr die Hand hinab; ſeine ganze Seele bat aus ſeinem Auge — und wie prächtig ſchaute er dazu aus! Er hatte den Hut in der andern Hand, die Winterluft hob leiſe ſeine vollen goldbraunen Locken, Gefängnißbläſſe veredelte die Züge ſeines guten Geſichtes, Magna konnte nicht widerſtehn — ſie trat vor, und reichte ihre kleine weiße Hand hinauf. Er bückte ſich tief, und küßte ihre Hand, mit halblauter, aber innerlich ganz feſter Stimme ſagend: Zum Abſchiede, liebe Magna! Denn ich glaube nicht an Rettung; der wilde Helck will ſeine Rache, und ich hab' dieſe Rache nicht einmal verſchuldet, glaubt mir's, Magna! Es iſt über mich gekommen, ohne daß ich was gedacht oder gewollt habe. Jetzt im Angeſichte des Todes ſprech' ich's tapfer aus: Magna, liebe Magna, Euch gehört mein ganzes Herz, meine ganze Seele. Wenn Ihr mir das Eurige geſchenkt hättet, ſo wäre ein glücklich Paar entſtanden zu unſers Herrgotts eigener Freude —

— Leo!

— Ja, wirklich? Oh, jetzt mag geſchehn was will! Iſt's auch kurz geweſen, mein Leben, es war **doch** voller Seligkeit! Nicht wahr, Magna?

— Nicht kurz! nicht kurz! Es kommt Hilfe; ich weiß es, und ich bringe ſie ſelbſt!

— Wahrhaftig? Und wenn auch nicht, ich dank' Dir von Herzen für dies Wort. Was thut's auch, ob etwas früher oder etwas ſpäter! In dieſem Momente ſchlürf' ich aus Deinem lieben Auge ein ganzes Lebensglück in mein Innerſtes hinein. Vor'm Ende hab ich mich auch eben im Thurme nicht gefürchtet, nur vor dem Mißverſtand, nur davor hab mich gefürchtet, daß Du mich verkennen möchteſt, daß Du zweifeln könnteſt an mir, der ich Dich liebe über alle Maaßen —

— Lieber Leo!

— Sprecht Euer letztes Wort — ſchaltete die Gräfin ein — der Officier hebt den Degen!

— Ade alſo, meine liebſte Magna, ade für dieſe Welt! Laß es meiner Mutter und Großmutter ſagen in Veldes, daß ihr Leo kein Wicht geweſen ſei, und daß —

— Sie wiſſen's ſchon! Reſtel hat mir ſoeben vertraut, daß er einen Boten hinauf geſchickt hat, und daß die Mutter wohl ſchon unterwegs iſt!

— Arme Mutter! Das hätt' er nicht thun ſollen. Wenn ſie zur Exekution käme, das würde mir das Herz zerreißen! Deine Gegenwart aber wird mich ſtärken und heben, denn Du — —

— Vorwärts! kommandirte der Officier, raſſelnd ſetzte ſich der Wagen in Bewegung auf dem Pflaſter, und Leo's letzte Worte blieben unverſtändlich auch für Magna. Dagegen rief Heßkirchen, der im Wagen aufſtand, mit weit ſchallender Stimme: Leb wohl, ſchöne Welt! Das Kommando jagt uns in's Jenſeits. Wir folgen dem Kommando mit fröhlichem Herzen als fröhliche Soldaten. Es lebe unſer Capo der Herzog von Friedland!

Es lebe unſer Capo der Herzog von Friedland! riefen die Officiere in den fünf folgenden Wagen, und riefen die Gemeinen, welche zu Fuß hinterdrein marſchirten zu ihrem wahrſcheinlich letzten Gericht auf dieſer Erde. Die Volksmenge ſtimmte ein; man verſtand nicht recht, ob ſie daſſelbe rief, aber man verſtand, daß ſie der ſoldatiſchen Stimmung zujauchzte, welche Gericht und Tod wie eine heitre

Schickung behandelte, und ſich dadurch erhob über jegliche Angſt und Sorge.

Unter wiederholten Rufen ging der Zug und mit ihm die Volksmenge nach der Brücke hinab. Gräfin Wanda und Magna ſtanden nach wenig Minuten allein auf dem Platze, Magna nachſchauend in einer ſo freud- und leidvoll gehobenen Stimmung, daß ſie nicht zu ſagen vermocht hätte, ob ſie glücklich oder unglücklich ſei. Nur das wußte ſie: ſo lebensvoll war ihr nie zu Muthe geweſen.

— Nun hinüber zur ſchönen Suſanne! ſagte endlich die Gräfin.

— Ich nicht! — entgegnete Magna.

— Warum nicht, ſtolzes Fräulein! — ſprach Suſanne, die hinter ihnen ſtand. — Er hat mich nicht angeſehn der ſchöne Leo, obwohl ich hergelaufen kam wie eine Bauernmagd. Er hatte nur Augen für Euch. Deshalb bin ich doch auf dem Wege, ihn frei zu machen! Ihr könnt mir ſchon ein freundlich Wort gönnen, wie dieſe brave Frau Gräfin hier vorhat. Schön Dank, Frau Gräfin, für Euer gutes Zutraun; ich werd's zu rechtfertigen ſuchen: ich gehe ſtracks auf's Rathhaus, und laß ihn herausrufen, den Holck. Er geht mir ſeit vierundzwanzig Stunden aus dem Wege, weil er fürchtet, ich werd' ihm die Liebe aufkündigen, wenn er den Leo nicht losläßt. Jetzt thu' ich's trotz meiner Mutter, die ich oben eingeſchloſſen habe. Ja wohl, Fräulein, ich lieb' den Leo auch, und ich ſchlag' mir's aus dem Sinn, daß er Euch liebt, mich aber nicht. Ich bin ein leichtſinnig Ding, das iſt wahr. Was iſt denn da weiter! Das Leben iſt kurz, das ſehn wir an den prächtigen Jungen die dahin fahren; und weil's kurz iſt, macht man kein Federleſens mit Schicklichkeit, und Freud' und Leid. Der Leo hat mir's angethan, und ſo muß ich Alles thun für ihn, wenn ich auch nichts davon hab' als Ungelegenheit. Nicht doch! Ich hab' meine Freud' an ihm, auch wenn er mich nicht anſchaut, und mein alter Feldmarſchall ſoll klein beigeben, oder ich ſuch' mir 'nen andern Feldmarſchall! 's iſt kein Mangel an der Sorte. Grüß Gott, Frau Gräfin, bis zum Abend habt Ihr Euren Leo auf freiem Fuße; ich kenne meinen Alten!

Sie belachte ſelbſt ihre Bravade, und ging zur Brücke hinab, ihren Pelz von der Schulter zurück ſchlagend, als ob die Winterſonne zu heiß wäre für den weißen Nacken.

Als die Gräfin ſich umſchaute war auch Magna fort. Sie war in's Palais zurück; denn ſie hatte feſt vorgezeichnete Abſichten. Konrad's geheimnißvolle Mittheilung war ein Endpunkt dieſer Abſichten. Dazu aber mußte ſie genaue Kunde erhalten von dem Gange des Kriegsgerichts auf dem Rathhauſe. Sich dieſe zu verſchaffen, wollte ſie jetzt Niemann in Anſpruch nehmen.

Unter dem Thore des Palaſtes traten ihr Carretto und Piccolomini entgegen. Sie kamen vom Herzoge, und waren auf dem Wege nach dem Altſtädter Rathhauſe; denn ſie gehörten beide zum Kriegsgerichte.

Beide waren galante Männer, und wollten ein Geſpräch mit ihr anknüpfen. Gefaßt wie ſie war, erzählte ſie ihnen kurz die Geſchichte von dem ſchriftlichen Zeugniſſe Hagens, welches angekommen wäre, und welches Feldmarſchall Holck beſeitigen wollte, mit der Frage ſchließend: ob das in der Ordnung wäre?

— O nein! erwiderten beide Männer, und Carrette ſetzte mit wirklicher Liebenswürdigkeit hinzu: Ich weiß, liebes Fräulein, daß Euer Herr Vater dem jungen Steinwald wohlwill; ſeid verſichert: wir werden ſorgfältig darauf bedacht ſein, daß ihm kein Unrecht widerfahre.

Magna erröthete. Sie empfand, faſt mit Beſchämung, wie viel das zu bedeuten habe im Munde eines Nebenbuhlers, und um ſich nicht wirklich beſchämen zu laſſen entgegnete ſie: Mein Vater und ich werden Euch herzlich dankbar dafür ſein, Herr Marcheſe.

Es war ein förmlicher Kourierdienſt eingerichtet hinüber zum Altſtädter Rathhauſe und von da herüber. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde kam Nachricht. Sparr hatte mehrere Officiere dazu angeworben, und war voll Angſt und Eifer. Seine Theilnahme für Leo war wieder ganz lebendig, und der Anblick ſeiner Tochter erhöhte noch ſeinen Eifer. Das Mädchen ſei ihm über den Kopf gewachſen, meinte er bei ſich, und hielt ſich für überraſcht durch dieſe Erſcheinung. Das Mädchen ſei aber auch von einer ſo kalten Entſchloſſenheit, daß man gar nicht mehr von Aufregung ſprechen könne. Niemann und beſonders Roſtok waren ihre Vertrauten, und Sparr erfuhr nicht ohne Staunen und Schreck, daß ihr Roſtok eine herzogliche Sänfte bereit halten müßte. Was hat ſie vor? — Eigentlich freute er ſich doch, daß er ein ſo tapfres Kind hätte, und was die Zukunft beträfe — wenn Leo gerettet würde — das ſchlug er ſich jetzt aus dem Sinne. Er erkannte nur zu deutlich, daß die Zukunft entſetzlich wäre, wenn Leo zu Grunde ginge.

Die erregte Geſellſchaft war in dem Saale verſammelt, welchen Roſtok als den Vorſaal zur Audienz beim Herzoge beherrſchte. Lodernde Feuer brannten in den Kaminen, und man ging unruhig hin und her. Mitunter ſogar ohne Filzſchuhe. Roſtok hatte beide Thüren, welche in des Herzogs Gemach führten, ſorgfältig „eingeklinkt", wie er ſich ausdrückte, und der „Herr" ſei in tiefen Studien allein, wolle Niemand ſprechen; man ſei alſo für einige Stunden ſicher. Die Frau Gräfin — ſetzte er hinzu für die alte Tertſchka, welche ſich müde vom Auf- und Abſchreiten am Kamin niedergelaſſen — möge ſich nur darüber nicht täuſchen, daß eine Rettung möglich ſei ohne den „Herrn", und der „Herr" habe alle möglichen großen Eigenſchaften, aber ein Herz habe er nicht; Leo ſei verloren —

— Warten! — ſagte ſie ſchneidend — da kommt die erſte Kunde!

Ein Officier trat ein, und erſtattete Bericht.

— Es iſt ein Mordlärm auf dem Rathhauſe — ſagte er — und man kann nicht zum Anfange kommen. Feldmarſchall Holck iſt ſo unbändig und unſtät, daß er mit den Herren Generalen von Carrette und Piccolomini immer von Neuem in Streit geräth. Großes Aufſehn hat es gemacht, daß ſeine Maitreſſe auf dem Rathhauſe erſchienen iſt, und ihn hat heraus rufen laſſen. Ganz wildſchaffen kam er auf den Vorſaal, und führte ſie in ein Zimmer. Allerlei wunderliche Töne waren von dorther zu vernehmen, und als er wieder heraus kam, war er blutroth, und rief ihr zu, die ſchluchzend ſeine Hand feſt hielt: Solch ein Narr bin ich nicht, daß ich mich ſelbſt zum Hahnrei mache! Damit riß er ſich loß, und ſtürmte in die Gerichtsſaal.

— Der erſte Schuß iſt alſo fehlgegangen — ſagte die Gräfin.

— Sie werden alle fehlgehn! ſtöhnte Roſtok.

Auf Sparr's Wink entfernte ſich der erſte Officier ſogleich wieder. Steigt auf ein Pferd, deren ich drei unten in den Hof habe führen laſſen — ſagte Sparr — damit der Dienſt leichter und raſcher von ſtatten geht.

Er war kaum auf der Treppe, da erſchien ſchon der zweite Officier. Sein Bericht lautete: Das Verhör iſt im Gange. Die Herrn Generale Carretto und Piccolomini haben durchgeſetzt, daß die Gemeinen und niedern Officiere zuerſt vorgenommen werden. Die Ausſagen und Nachweiſe ſind traurig; die armen Teufel haben das Schlimmſte zu gewärtigen. Die Stimmung der Richter iſt ſcharf.

Sparr verwies ihn wie den vorigen auf ein Pferd im Hofe, und es trat eine längere Pauſe ein. — Weiße Wolken hatten ſich draußen vor die Sonne gelegt, und es wurde düſter, obwohl es kaum zwei Uhr Nachmittags war.

Endlich kam der dritte Officier. Sämmtliche Officiere — verkündete er — ſind vernommen worden. Zuletzt Oberſtlieutenant Hofkirchen. Er hat ſich ſelber angeklagt und Hagen. Die Stimmung iſt ſehr niedergeſchlagen. Das Benehmen Hagens iſt an der Reihe; der ſchwarzbärtige Soldat, welchen Hagen geſchickt haben ſoll, wurde vor die Richter geführt. Der Mann war laut und ungeberdig. Man erwartete nichts Gutes von ihm und für ihn.

Die nun folgende Pauſe war drückend. Das graue Licht des Wintertages wurde immer trüber. Magna ſaß in einer Fenſterbrüſtung allein. Sparr und Riemann ſtanden ſchweigend vor dem Kaminfeuer; die alte Gräfin ſtarrte in das andere. Roſtok ſaß in einem Winkel, und beſchäftigte ſich mit Abputzen eines Kleidungsſtückes. Es war das alte Wams, welches Leo im Lützener Windmühlenhauſe abgelegt, und welches Roſtok ſorgfältig aufbewahrt hatte. Er betrachtete es wie eine Reliquie, die ihm allein übrig bleiben würde von ſeinem Lieblinge. In dem Bürſten und Streicheln des abgenützten Tuches meinte er etwas Feſtes, Knitterndes zu verſpüren. Es war jener Brief an den Herzog, welchen Leo von ſeiner Mutter mitgebracht und nicht abgegeben hatte. Roſtok wollte ihn eben in ſeiner Traurigkeit hervorziehn — da hörte man unten Hufſchlag. Der erſte Officier kam wieder an. Roſtok legte haſtig das Wams zur Seite, und eilte ihm entgegen. Der Brief blieb in der Taſche ſtecken.

Der Officier war aufgeregt und erzählte lebhaft: Das iſt gefährlich hergegangen mit dem Oberöſterreicher, Konrad heißt er, und er ſoll lutheriſch ſein. Er fing gleich damit an, daß Alles erlogen ſei von der Fahnenflucht des Leo. Der ſei kreuzbrav und muthig wie ein junger Löwe. Das habe er, der Konrad, im Zirndorfer Lager und beim Burgſtall zehnmal geſehn. Der Feldmarſchall Holck fuhr auf und ſagte: das gehöre nicht hierher, und er, der Konrad, habe nichts zu ſagen, als was ſich auf das ſogenannte Zeugniß des Oberſten Hagen beziehe. Da ſprach aber General Piccolomini mit ſanfter Stimme drein: es wäre doch wohl von Bedeutung und gehöre hierher, ob man Beweiſe hätte, daß der Leo Steinwald ſich immer tapfer erwieſen in Kaiſers Dienſt, und der Konrad möge nun fortfahren, was er vom Oberſten Hagen wiſſe, und wie er zu dem Zeugniſſe gekommen ſei. Da ſagte denn der Konrad aus: Oberſt Hagen ſei in Verzweiflung gerathen, als es geheißen habe, der Leo Steinwald trage Schuld an der Fahnenflucht auf dem rechten Flügel. Das ſei nichtswürdig gelogen. Ganz im Gegentheil habe Leo Steinwald alle Leibeskräfte aufgeboten, die Flucht zu hemmen. Er, er ſelbſt, der Oberſt Hagen trage allein die Schuld, denn er habe eine ſo unglückliche Natur, daß ſein Muth oft binnen einer Minute zur Furchtſamkeit hinabſpringe, und in derſelben Minute wieder hinaufſpringe zur Verwegenheit. Als ihm der Feind beim Ausrücken vom rechten Flügel auf einmal in großer Macht begegnet ſei, da habe er ſich vorgeſtellt, es ſei eine große Umgehung im Anmarſche, und es bleibe nichts übrig, als ſich ſchleunigſt zurückzuziehn. Dieſer Rückzug ſei in Flucht ausgeartet, und als ihm nun der Muth wieder gekommen, und er dieſe Flucht verhindern gewollt, da ſei es zu ſpät geweſen, und kein Menſch ſei ihm behilflich geweſen, die Reiter anzuſchrein und aufzuhalten, als gerade der Leo Steinwald. Den Steinwald nun dafür beſtrafen zu wollen, ſei eine ſchreiende Ungerechtigkeit. Belohnen ſollte man ihn. Darauf habe ein ſächſiſcher Regimentsführer des Namens Starſchädel zum Oberſten Hagen geſagt: Dann, Herr von Hagen, iſt es Eure Schuldigkeit, wenigſtens Zeugniß abzulegen für den jungen Mann, damit die Ungerechtigkeit verhütet wird. Ja wohl, habe Hagen geſchrien, das will ich auch, und ich ſtelle mich ſelbſt in Prag, um den Leo zu erretten. — Ah?! rief bei dieſen Worten im Gerichtsſaale die ganze Geſellſchaft. — Ja doch, höhnte Feldmarſchall Holck, wo iſt er denn? — An der Grenze liegt er — antwortete der Konrad — in einem elenden Dorfe liegt er in einem kreuzerbärmlichen Zuſtande. Dort iſt ihm nämlich die Kourage wieder „abi“ geſprungen, und er hat geheult und geflennt. Und als ich ſah, ich brächt' ihn nicht weiter, da hab' ich geſagt: Schreibts wenigſtens auf ein Blatt Papier was die Wahrheit iſt, und ich will das Blatt 'nauf tragen nach Prag und den Herren Richtern auf den Tiſch legen. Und das thu' ich hiermit, und Ihr mögt's nun leſen und der Wahrheit die Ehre geben. — So ſprach der Konrad, und General Piccolomini verlangte nun, daß Oberſt Hagen's Zeugniß vorgeleſen würde. Nein! ſchrie der Feldmarſchall, und dreimal Nein! Das iſt Alles Lug und Trug! — Bei den Worten brüllte der Konrad wie ein Stier, und man mußte ihm den Mund zuhalten. Der Feldmarſchall fuhr aber fort und ſprach: Erſtlich iſt es unerhört, auf das Zeugniß eines fahnenflüchtigen Officiers, welcher zum Feinde übergegangen iſt, auch nur das Geringſte zu geben. Der Mann iſt für uns ehrlos und tonlos. Zweitens kennen wir ſeine Handſchrift nicht, und der Wiſch da kann ſeine nachgemachte Handſchrift ſein. Endlich iſt der Bote da, dieſer ſogenannte Bart-Konrad, ein höchſt verdächtiger Kerl, den wir ſchon im Zirndorfer Lager auf dem Strich hatten. Er iſt ſelbſt ein Ueberläufer, der von den Sachſen zu uns gekommen und gleichſam eingeſchwärzt worden iſt. Dann iſt er unter'm Burgſtall verſchwunden, und wahrſcheinlich wieder übergelaufen zu den Schweden und Sachſen, und jetzt kommt er frech daher, um dem Gericht eine Naſe zu drehn — Weiter hörte man von des Feldmarſchalls Rede nichts, denn jetzt brüllte der Konrad in Worten los, die man kaum nachſprechen kann in Gegenwart von Damen. Der Sinn war: die Geliebte des Feldmarſchalls habe ſich in Leo Steinwald verliebt, und darum ſolle der arme Narr jetzt aus der Welt, damit der Herr Feldmarſchall Ruhe habe vor ihm. — Nun war Alles aus. Die andern Herrn Richter mochten und konnten die Frechheit des Konrad nicht mehr in Schutz nehmen, und der Feldmarſchall befahl, man ſollte den Kerl ſchließen und in's Loch werfen. Er iſt aber ein baumſtarker Patron, und ſetzte ſich ſo in Poſitur, daß man ſah, er wäre nicht unter einigen Minuten zu bezwingen. Dieſe Minuten benutzte er zu einer Mittheilung, welche er den Richtern zuſchrie und welche einen ſtarken Effekt machte. Er ſagte nämlich: Auf meinem Leibe liegt ein Schreiben des Kurfürſten von Sachſen an den Herzog von Friedland. Das ſoll ich dem Herzoge zu eigenen Händen übergeben. Wenn mich Jemand anfaßt, ſo reiß ich's heraus und reiß es in tauſend Fetzen. Ihr könnt dann dem

Herzoge erzählen, was auf den Fetzen geſtanden iſt! — Allgemeine Stille. Dann trägt General Piccolomini darauf an, daß Konrad in ein Nebenzimmer geführt und dem Herzoge der Vorfall gemeldet werde —

— Er iſt mir jetzt durch Dich gemeldet worden — ſprach der Herzog von Friedland ſelber, welcher während dieſer Erzählung in der Thür erſchienen war und bei der hereinbrechenden Dunkelheit vom Kaminfeuer flackernd beleuchtet unheimlich genug ausſah in dem dunkeln Pelztalare — eile zurück und bringe den Mann zu mir. Das Gericht ſoll ſich dadurch nicht unterbrechen laſſen.

Er winkte Sparr, um deſſen willen er gekommen zu ſein ſchien, und verſchwand mit ihm in ſeinen Zimmern. Unberührt von der perſönlichen Theilnahme und Aufregung, welche hier im Vorſaale herrſchte, bezog er da innen den Webſtuhl ſeiner Kriegspolitik für das nahende Frühjahr. Erſt mit den Wälſchen — Carretto und Piccolomini — die zum Kaiſerhauſe neigen mochten, jetzt mit dem deutſchen Proteſtanten, der dem Kaiſerhauſe völlig fremd war.

Die alte Gräfin tauſchte verſtändliche Blicke mit Sparr aus, als er an ihr vorüber ging, Blicke, welche beſagten: Die Gelegenheit ſoll wahrgenommen werden für den gefährdeten Leo! Sie ſelbſt wagte keine Anſprache. Sie kannte des Friedländers Art, wenn er unzugänglich bleiben wollte.

Die Hoffnung war tief geſunken im Vorſaale. Konrad hatte ſeiner gröblichen Natur gemäß das große Hilfsmittel mit Hagens Zeugniſſe wahrſcheinlich entzwei gebrochen, und der Herzog hatte ſoeben geſagt: Das Gericht ſoll ſich dadurch nicht unterbrechen laſſen! Was blieb da noch zu hoffen? Ein Kriegsgericht vertagt ſich nicht, dieſen Abend noch war der Urtheilsſpruch zu gewärtigen — Magna bat Roſtok leiſe: er möchte die Maulthiere anſpannen laſſen an die Sänfte; ſie wollte nur Konrads Ankunft und Audienz abwarten. Käme er und ihr Vater ohne einen erlangten Aufſchub heraus vom Herzoge, dann müßte ſie fort —

Da kam Konrad im Geleite des Officiers. Er ſah wild aus, wüſt, verſtört, und rief in brutalem Tone, als er durch den Vorſaal in des Herzogs Zimmer geführt wurde, dem Fräulein Magna zu: — Trödelt nicht länger, alle Teufel ſind los!

Roh und geräuſchvoll polterte er zum Herzoge hinein, welcher im Lehnſeſſel ſaß und die Stirn runzelte bei ſolchem Eintritte. Das Zimmer war tageshell erleuchtet; Sparr ſtand aufrecht unweit des Herzogs.

— Du willſt einen Brief des Kurfürſten von Sachſen an mich haben?

— Da iſt er.

— Nimm ihn, Sparr, und öffne.

Sparr that es, ſah nach der Unterſchrift und ſagte: — Er iſt von Starſchädel unterſchrieben.

— Heißt der Kurfürſt ſo?

— Was weiß ich! Oberſt Starſchädel hat mir ihn übergeben und hat geſagt: Vom Kurfürſten an den Herzog von Friedland zu eigenen Händen.

— Geh hinaus und warte. — Lies mir das Schreiben langſam vor, Sparr!

Konrad ging in den Vorſaal zurück; Sparr las wie folgt:

„Durchlauchtigſter Herr! Der Officier, welchen Feldmarſchall Arnimb unter Geleite Leo Steinwalts zu Euch geſendet, und welcher bei Lützen ſein Schreiben abgegeben, hat keine Antwort gebracht. Dagegen iſt von Teplitz ein Schreiben anhero gelangt, welches der Feldmarſchall als Antwort betrachtet, und dem Herrn Kurfürſten ſeinem weſentlichen Inhalte nach mitgetheilt hat. Eure Durchlaucht ſagt darin, daß durch den Tod des Schwedenkönigs die Sachlage völlig verändert, und nun eine Einigung von Eurer Seite mit der ſächſiſchen und deutſchen Heeresmacht ganz nahe gelegt ſei. Eure Durchlaucht erwarte einen perſönlichen Unterhändler in Prag. Feldmarſchall Arnimb hat mich wiederum zu dieſem Unterhändler beſtimmt; ich zögere aber, den Auftrag anzunehmen, bis ich über einen Kardinalpunkt eine ausdrückliche Zuſicherung erhalten habe. Dieſer Kardinalpunkt iſt: Will der Herzog von Friedland und Mecklenburg als freier Fürſt im Reiche, nicht aber als kaiſerlicher Oberfeldherr mit mir unterhandeln, und zwar zu einem Abſchluß mit mir unterhandeln, der binnen heut und vier Wochen in Wirkſamkeit tritt — dann bin ich bereit, ſogleich nach Prag zu kommen. Wenn nicht, nicht. Eure Durchlaucht iſt im Irrthume, daß der Zuſammenhalt mit Schweden aufgelöſt ſei durch den Tod des Königs. Das iſt durchaus nicht der Fall. Ich möchte faſt ſagen: das Gegentheil ſteht bevor. Die mächtige Perſon des Königs nahm Vorrechte in Anſpruch, welche uns beengten. Dieſe Vorrechte hören jetzt auf, und wir ſind freier in unſeren Bewegungen. Unſere Kriegsmacht iſt deshalb nicht ſchwächer. Das haben Durchlaucht ſchon bei Lützen erfahren. Der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar iſt ein Feldherr von kaum geringerem Kriegsgenius als Guſtav Adolph war, und der ſchwediſche Reichskanzler Axel Oxenſtierna, welcher die politiſche Leitung übernommen, iſt eine erprobte große Fähigkeit. Er iſt im Begriffe, ein Schutz- und Trutzbündniß abzuſchließen mit den proteſtantiſchen Ständen, und zu Heilbronn verſammelt man ſich für dieſen Zweck. Dies Bündniß wird ohne den König gleichmäßiger und darum wirkſamer ſich geſtalten, als es mit dem Könige möglich war. Der deutſche Krieg, das deutſche Ziel wird darin freier und reiner zur Geltung kommen, und die Macht gegen den Kaiſer wird dadurch wachſen. Es werden höchſtens noch vier Wochen vergehen, bis es in Wirkſamkeit tritt. Deshalb habe ich oben Eurer Durchlaucht dieſen Zeitraum bezeichnet als längſten Termin zu einem Abſchluſſe zwiſchen uns. Sind ſie verſtrichen, ſo iſt der Kurfürſt von Neuem gebunden, und Eure Durchlaucht wiſſen, wie ſtreng er ſeine Verbindlichkeiten hält. Wenn Ihr, durchlauchtiger Herr, auch dieſe Friſt wieder verſtreichen laßt, ſo iſt kein Ende abzuſehn, und — für Euch kein Erfolg. Ich ſchließe mit dem wiederholten Bekenntniß, daß ich keinen Abſchluß mit Euch erwarte, und deshalb kein Heil für die ſchwer verworrene Lage des deutſchen Reiches, meines Vaterlandes, vorausſehe. Ihr wäret der Mann, dies Heil zu bringen; aber — verzeiht meine Offenheit! — Ihr wollt kein Deutſcher ſein, und habt deshalb kein Herz für die große Frage. Ihr seid böhmisch angeflogen, böhmisch umgeben und meint: die Sache ließe sich erledigen durch Kalkül. Das muß und wird mißlingen. Außerhalb des Reichs stehend, wie Böhmen immer stehen möchte, gewinnt man das Reich nicht, und ist doch zur Selbständigkeit nicht mächtig genug. Eine große Herzensfrage wie unsere vaterländische durch Einmischung der Religion geworden, will einen ganzen Mann zu ihrer Lösung, einen Mann, der ganz in ihr und durch sie athmet. Ein Rechenmeister bringt es nicht zu ganzen Erfolgen und geht in Eurer Stellung zu Grunde. Denn in der Wiener Hofburg will man auch was Ganzes, und versteht zu warten, bis Ihr Euch abgenutzt habt. Ihr seid von mir offne Sprache gewohnt und könnt sie deshalb nicht mißdeuten. Ich bitte also auch von Eurer Seite um ein offenes bestimmtes Wort, ob ich kommen soll oder nicht. Herr Leo Steinwald, ein hier gern gesehener junger Mann, würde als mündlicher Antwortbringer ein Zeichen sein, daß Durchlaucht offenherzig auf meinen Antrag eingeht. Indem ich dies wünsche, wünsche ich das Beste für Euer zukünftiges Wohlergehen, durchlauchtiger Herr.

Hans von Starschädel."

— Was sagst Du dazu, Sparr?

— Der Mann hat Recht.

— Du bist eben auch ein protestantischer Deutscher. Diese Leute brauchen eine Republik mit protestantischem Oberhaupte. Sie wollen nicht mit mir gehn, sondern ich soll mit ihnen gehn. Sie müssen erst zahmer und schwächer werden. Dazu kommt jetzt Gelegenheit. Ich stimme für den nächſten Feldzug zuſammen mit dem Kaiſer. Das hab' ich eben dem Carretto abgemerkt, der immer noch persona grata in der Wiener Hofburg iſt, und bereitwillig darauf einging, daß wir mit dem Frühjahre all' unſere Macht nach Schleſien werfen, um dort gründlich aufzuräumen. Dort finden wir Arnimb und ſchwediſche Hilfsvölker. Hab' ich die zerſprengt und geſchlagen, und bin ich rechts in die Mark, links bis in's Herz der ſächſiſchen Lande eingedrungen, dann ſind die vier Wochen Starſchädels um, und ich ſchließe gebieteriſch mit ihnen ab als freier Fürſt im Reiche, der den Kaiſer nicht mehr braucht. Jetzt nach der Lützener Affaire iſt für mich nicht der Zeitpunkt; jetzt hab' ich aber durch den Tod des Schwedenkönigs gutes Fahrwaſſer in Wien. Sie ſind dort närriſch vor Freude über dieſen Tod. Dies Fahrwaſſer benütz' ich noch, um meine Armada in extenso herzuſtellen. Den Starſchädel aber will ich doch ſprechen, er vertritt die beſte Gattung unter den Deutſchen, und die iſt mir von Wichtigkeit dieſen Sommer, wenn der Zeitpunkt da iſt. Wir wollen ihm alſo den Leo ſchicken — ja ſo! der ſcheidet ja aus —

— Wahrhaftig ohne Noth und unſchuldig.

— Mag ſein. Und ich hab' noch dazu den Jungen gern wie einen Sohn; aber ich kann ihn nicht erretten.

— Um Gotteswillen, warum denn nicht?!

— Weichmüthiger Papa, das fragſt Du! Eiſerne Gerechtigkeit allein hält unſere geworbenen Banden in Zucht. Strenge allein thut's nicht, Milde noch weniger. Eine Gottheit müſſen ſie über ſich wiſſen, ſonſt werden ſie

Beſtien. Feige Beſtien, oder grimmige Beſtien. Eine Gottheit wittert man nur, wenn man Gerechtigkeit wittert. Ein unperſönlich Schickſal muß über ihnen walten, und ein Gericht wie das heutige muß das offenbaren. Wer ein Dutzend Officiere hinrichten läßt wie Verbrecher, der darf nicht den leiſeſten Schein einer Parteilichkeit verrathen, wenn er nicht den Glauben an ſeine Schickſalsmacht, an ſeine Gottheit erſchüttern will. Ich kann den Jungen nicht retten.

— Aber Hagens Brief liegt ja vor!

— Ein Brief! Von einem flüchtigen Verbrecher! Was iſt das?! Darin kann ich Holck nicht verläugnen.

— Und die unglückliche Mutter Leo's kommt heute oder morgen nach Prag!

— Was?!

— Sie kommt zur Hinrichtung ihres einzigen Sohnes.

— Wer hat die Thorheit begangen —?

— Ich.

— Aus Inneröſterreich herab die alte Frau —

— Sie iſt nicht alt. Ich wußte von ihm, wie ſehr ſie ihn liebt, und ich dachte, es würde Euch erweichen, Durchlaucht. Ich ließ es Eurer Frau Gemahlin ſagen nach Bruck. Sie und Eure Prinzeſſin Tochter haben den Leo ſo gern; ſie haben die Frau von Veldes herabholen laſſen. Heut ſagt mir ein Reitender von der Frau Herzogin, daß ſie heut Abend oder morgen früh Prag erreichen wird.

— Schwachmüthiger Thor! Ihr und dem Jungen es ſo zu erſchweren! — denn ändern kann ich es nicht. — Schreibe zwei Zeilen an Starſchädel, daß ich ihn binnen vierzehn Tagen hier erwarte. Der bärtige Kerl da, der —

— Konrad?

— Ja, der kann ihm den Brief bringen. In vierzehn Tagen hab' ich mehr Ueberſicht, und habe den Kynsky geſprochen. Setze Dich hin und ſchreibe. Unterſchreibe Deinen Namen. — Nun ſiegle mit meinem Siegel — und übergieb's dem Konrad. Ade!

Das war wenigſtens eine Rettung für Konrad, den Holck gewiß nicht hätte laufen laſſen.

So ſah es auch Konrad an, als es ihm Sparr draußen einhändigte. Als er aber hörte, daß gar nichts zu hoffen ſtünde für Lee, da war er doch guter Kamerad genug, um nicht blos an ſich zu denken. Er winkte in ſeiner nachdrücklichen Weiſe Magna zu, daß ſie ihm folgen möge, und ging hinaus. — Magna folgte ihm wirklich, ſobald ihr Vater mit der Gräfin Wanda ein Geſpräch anknüpfte, welches ſeine Aufmerkſamkeit vollſtändig in Anſpruch zu nehmen ſchien.

Draußen ſagte Konrad: nun müſſe ſie hinaus nach Bubencz und müſſe es durchſetzen. Er werde ſie geleiten, und an Ort und Stelle bringen.

— Es iſt Alles bereit — entgegnete ſie — und unten im Hofe wartet die Sänfte.

Als ſie in den Hof traten, kam ein kleiner Wagen angefahren und hielt in ihrer Nähe. Eine große Laterne, die an der Sänfte angebracht war, goß ihren Schimmer auf das dürftige Fahrzeug, und Magna erkannte einen Diener ihres

Vaters. Sie wußte, daß er nach Inneröſterreich abgeſchickt werden, um Leo's Mutter zu holen; ſie ſah mit Zittern, daß eine Frau langſam und vorſichtig vom Wagen herunterſtieg, ſie trat in großer Bewegung hinzu —

Der Diener hatte der Mutter Julia unterwegs alles Erſinnliche erzählen müſſen, was ſich auf ihren Sohn bezog; er hatte denn auch von Fräulein Magna geſprochen, für welche der unglückliche junge Herr erſichtlich ein Herz habe — jetzt flüſterte er der vom Wagen Herabſteigenden zu: da ſteht Fräulein Magna!

Mutter Julia, ſchlicht und einfach gekleidet, ging einen Schritt nach Magna hin und ſtreckte ihr die Hand entgegen, indem ſie ſprach: — Liebes Mädchen, reicht mir Eure Hand! Ich bin Leo's Mutter, und danke Euch, daß Ihr mit Eurem Vater meiner gedacht in ſo trauriger Lage meines Kindes. Find' ich ihn noch, oder komm ich zu ſpät?

— O nein, nicht zu ſpät! Ihr findet ihn. Aber laßt Euch ſogleich hinauf führen zu meinem Vater, damit er Eure Zuſammenkunft mit Eurem Sohne ermöglicht.

— Es iſt alſo Eile nöthig?! Nun, wie Gott will!

— Seid getroſt. Ich gehe eben einen Weg, der vielleicht doch zur Rettung führt. Deshalb verweile ich nicht länger bei Eurer Begrüßung, wie gern ich das thäte. Seid willkommen! Seid ſtandhaft!

— Das bin ich ſchon, liebes Kind. Ich habe auf dem langen Wege Zeit gehabt, mich zu faſſen, und bin von Natur nicht ſchreckhaft. Daß ich ihn noch ſehen kann, iſt ja ſchon eine große Güte Gottes — laßt Euch keine Minute aufhalten, gutes Mädchen: Euer entſchloſſenes, liebes Ausſehn thut mir wohl und ſtärkt mich.

Magna drückte ihr ſtumm die Hand, ſagte dem Diener, wo der Vater zu finden wäre und trat in die Sänfte. — Nach Bubencz! rief Konrad dem Reiter auf dem vorderen Maulthiere zu und ſchritt voraus.

Der Diener führte Mutter Julia hinauf. Sie wußte Alles und trug das Unglück mit Gelaſſenheit. Sie hatte daheim in Veldes ſogar die Faſſung gehabt, ihrer Mutter die ſchreckliche Nachricht zu mildern. Leo wäre verwundet in einer Schlacht und wünſchte ihre Pflege — hatte ſie der zärtlichen Großmutter geſagt; ſich ſelbſt aber hatte ſie völlig vertraut gemacht mit dem Verluſte deſſen, was ihr das Liebſte war auf dieſer Erde. Die einfache Philoſophie ihres [illegible] Vaters blieb ihr treu. Mannichfaltiger, reicher und vollkommener ſind wir wohl als die Pflanzen — hatte er zu ſagen gepflegt — aber vergänglich wie dieſe. Die Eiche dauert länger als die Staude. Trotzdem erfüllt die Staude in kürzerer Spanne Zeit auch ihren Beruf. Wer in der Jugend ſtirbt, ſcheidet friſch von hinnen. Wer weiß, zu welchem Zweck ſeine Friſche noch nöthig iſt!

So ſtand ſie denn ruhig gefaßt eben in voller Beleuchtung vor Sparr, und hörte ihm zu, wie er ſchilderte, daß der Herzog ſelbſt ſoeben geſagt: er habe den Leo gern wie einen Sohn —

— Wie einen Sohn hat der Herzog Albrecht geſagt? — unterbrach ſie ihn, und ihr blaſſes Antlitz mit ſeiner klaſſiſch ſtrengen Form bedeckte ſich mit einer leichten Röthe.

— Das hat er vor einer Viertelſtunde geſagt!

— Weiß Niemand, lieber Herr, ob mein Sohn bei ſeiner erſten Ankunft hier in Prag dem Herzoge ein Schreiben übergeben?

— O ja, das weiß ich — ſchaltete Roſtek ein — es war ein Schreiben vom Pater Vitus.

— Sonſt keins?

— Sonſt keins — fuhr Roſtek fort — aber Ihr bringt mich da auf einen Gedanken! In einem abgelegten Wamſe Leo's hab' ich vorhin ein vergilbtes — wartet einen Augenblick! ich zeig' es Euch —

Und er brachte den Brief, welchen Julia ihrem Sohne mitgegeben, und welcher ihn bei Albrecht von Waldſtein hatte einführen ſollen als Albrecht Waldſteins Sohn.

Julia erkannte ihn auf der Stelle. Schweigend hielt ſie ihn in der Hand. Warum hat Leo ihn nicht abgegeben? — Sie wußte es nicht; ſie konnte es nicht errathen. — Schickſal und Vorſehung war ziemlich Eins in ihr. Sie war geneigt und gewohnt, ſich ſtill vor Dem zu beugen, was ihr wie Schickſal oder Vorſehung erſchien. Auch war ſie nicht ohne Stolz. Daß Albrecht Waldſtein ſie ganz vergeſſen gekonnt, das war ein Weh in ihr, mit welchem ſie nicht markten mochte. Hatte die Vorſehung Leo's Hand geleitet in dieſem Sinne? — Darüber dachte ſie ſchweigend nach.

Sparr hielt dies wohl für ſtarren Schmerz und meinte, ihren Gedankengang zerſtreuen zu müſſen. Er fragte alſo, ob die Frau Herzogin von Friedland nichts mitgegeben an den Herzog —

— Doch, doch! Hier iſt ein Schreiben von ihr, welches dem Herzoge übergeben werden ſoll —

— Gebt, gebt! Das kann ja von Einfluß werden —

— Liebt der Herzog Albrecht ſeine Frau?

— Gewiß, gewiß! Er achtet ſie ſehr hoch!

— Er achtet — könnte ich ihn ſehen, ohne daß er mich ſähe?

— Das glaube ich wohl. Wenn Roſtel jetzt das Schreiben der Frau Herzogin hineinträgt und die Thüren hinter ſich offen läßt —

— Auf der Stelle! rief Roſtel, nahm das Schreiben, öffnete beide Flügelthüren, ſchritt durch's nächſte Zimmer, öffnete eine Flügelthür des herzoglichen Wohngemaches, ließ auch dieſe offen und verſchwand ſeitwärts in dem tageshellen Raume.

Man hörte heftige Scheltworte des Herzogs, welchem die Störung ungelegen kam — Mutter Julia fuhr zuſammen. Sie ſtarrte nach dem lichten Raume hin — es war Niemand zu ſehn.

Waldſtein ſaß an einem Seitentiſche und verglich Rechnungen ſeiner Amtleute von den Gütern. Roſtel öffnete auf ſeinen Wink das Schreiben der Herzogin und las:

„Ich ſende Dir die verzweifelnde Mutter Leo's. Nimm ſie gnädig auf. Vielleicht ſteht ſie Dir näher als Du ahnſt. Sparr verſichert mich, der liebenswürdige junge Menſch ſei unſchuldig. Deine Tochter, die immer von ihm ſpricht, bittet mit mir: ſchick ihn zu uns!“

— Der Sparr iſt ein altes Weib! rief Waldſtein ärgerlich und ſtand auf.

— Er wartet draußen — ſagte Reſtel und deutete in den Vorſaal hinüber. Reſtel verſtand ſich ſehr gut auf ſein Amt und wußte: die Frage dürfte nur nicht einſchlafen, ſondern müßte immer wieder in Rede und Bewegung geſetzt werden.

Dieſen Moment glaubte Gräfin Wanda benutzen zu müſſen. Sie wartete ſchon lange darauf, einen Sturm zu unternehmen für ihren Schützling. Unglücklicher Weiſe begann ſie ſchon zu ſprechen, als ſie in das Zwiſchenzimmer eintrat. Dadurch erfuhr Waldſtein bei Zeiten, was ihm drohte. Er ging ihr ſofort entgegen. Denn wenn ſie nicht eintreten konnte in ſein Gemach, ſo blieb das Abbrechen des Geſprächs leichter in ſeiner Hand. Er trat alſo in's Zwiſchenzimmer und ſchritt gebietenden Fußes bis in den großen Vorſaal, ſie dadurch nöthigend, ihren Rückweg anzutreten. Dabei redete er ununterbrochen, ſcharf und ſtreng, ſtrenger als er denken und meinen mochte, blos um gar keinen Widerſpruch aufkommen zu laſſen. Ueber Weiber und Krieg redete er in ſchneidender Weiſe, und daß eben deshalb den Männern die ſchwere Aufgabe des Krieges zufalle, weil die Weiber auch da das Herz einmiſchten, wo die Löſung der Aufgabe eben die Weichmüthigkeit und Herzlichkeit nicht vertrage. Gerade weil er künſtlich ſchalt, nahm ſein Geſicht einen grinſenden Ausdruck an, der es viel mehr entſtellte als ein ehrlicher Zorn, und mit dieſem faſt hämiſchen, ungünſtigen Ausdrucke erſchien er ſeit mehr denn zwanzig Jahren zum erſten Male wieder vor Julia's Blicken. — Sie wich zurück, denn ſie wollte nur ſehen, nicht geſehen werden. Aber vielleicht weil er die Gräfin nicht anblicken wollte, blickte er ſtracks auf Julien, und ging auf ſie zu, ununterbrochen redend — plötzlich ſchwieg er; plötzlich ſchien er zu ſehen, was er ſah: ein fremdes Frauenangeſicht von ruhiger Bedeutung, und die großen Augen deſſelben, welche erſchrocken und fragend auf ihm ruhten. Er ſchwieg, weil ein Eindruck auf ihn ſtattfand, weil eine Erinnerung fragend in ihm aufhorchen mochte, eine Erinnerung, die noch unverſtändlich war, die jedoch — da trat einer der Bericht erſtattenden Officiere ein. Es klirrte deſſen Sporn, ein unangenehmer Nervenreiz für den Friedländer — unwillkührlich wendete ſich der Kopf des Herzogs nach dieſer Störung, unwillkührlich rief er: Was iſt?

Der Officier, überraſcht durch Gegenwart und Frage des Herzogs, machte ſeine Meldung, wie ſie für Sparr beſtimmt war: Die Gerichtsverhandlung hat ſoeben wieder begonnen, und zwar mit dem Beſchluſſe, daß Leo Steinwald zuletzt an die Reihe kommen, bis Mitternacht aber das Urtheil über Alle geſprochen ſein ſoll.

— Sparr! — ſagte Waldſtein nach kurzer Pauſe — benutze die Henkersfriſt für die arme Mutter. Um ihre Zukunft ſoll ſie unbeſorgt ſein. Meine Unterſtützung wird ihr nicht fehlen.

Nachdem er dies geſprochen, ging er in ſein Gemach zurück. Die Thüren fielen hinter ihm zu. Nach Julien hatte er nicht mehr umgeſchaut, die aufdämmernde Erinnerung war ausgelöſcht worden durch die Dazwiſchenkunft des Officiers.

Was empfand Julia? Wer mag es beſchreiben! Es war der Albrecht ihrer Jugend, darüber blieb kein Zweifel. Kopf, Auge, Stimme, Hand und Wuchs, all dies gehörte ihrem Jugendgeliebten, das war unverkennbar. Aber wie verändert! Wie überall zum Scharfen, Eckigen, ſie hätte faſt geſagt zum Böſen entwickelt! — Wenn Jemand neben uns altert, ſo erleben wir alle Uebergänge des Alters, und das Reſultat fällt uns nicht auf. Der Freund aber, welcher fern von uns altert, tritt uns entgegen wie eine auffallende Ruine. Und was noch ſchlimmer: ſie hatte den Eindruck, daß dieſer Mann ſie nicht vergeblich geſucht, nein daß er ſie einfach verlaſſen hätte in ihrer Jugend Maienblüthe, einfach gedankenlos, einfach herzlos — —

Wunderbar — dachte ſie vor ſich hin — daß er überhaupt je hat lieben können! Du mußt dein Geſchick ſegnen, daß du in dieſer herben Seele haſt Blumen ſprießen ſehn, vielleicht Blumen ſprießen gemacht! Denn er war nicht nur zärtlich, er war lieb —

Sparr unterbrach ihr Hinſtarren mit der Frage, ob ſie ihm folgen wolle zu ihrem Sohne —

— Ja, ja freilich! fuhr ſie auf, und im Gehen ſetzte ſie hinzu: Soll die Hinrichtung der Verurtheilten noch in der Nacht ſtattfinden?

— Nein. Bei hellem Tage.

— Alſo dieſe Nacht iſt jedenfalls unſer. Gehen wir, lieber Herr.

Während ſich dies im Palaſte ereignete, war Magna in ihrer geräumigen Sänfte nach Bubencz getragen worden, welches an der Rückſeite des Hradczinberges liegt. Nicht zu dem Luſtſchlößchen, welches die Winterkönigin und Ludmillens Verirrung geſehn, leitete Konrad das vordere Maulthier, ſondern nach dem abſeit liegenden Dorfe. Und zwar nach einem kleinen Landhauſe, welches in einer Falte des Berges gleichſam verſteckt lag. Dort ließ er halten, und Magna ſtieg aus. Es war eine milde Winternacht und der Mond ſchien hell. Konrad ſah in die Sänfte hinein, als Magna ausgeſtiegen war, und ſagte dann: es haben Zwei Platz, gelt?

Magna nickte. Es war ihr ſehr ſchwer um's Herz: die Aufgabe, welche ihrer in dem kleinen Landhauſe wartete, hatte etwas Entſetzliches in ſich. Sie ſollte einen Mann bewegen, daß er ſein Haupt zum Richtblock trage für einen Andern.

Dieſer Mann war der Oberſt Hagen. Er war nicht an der Grenze zurück geblieben; bis daher, bis dicht vor Prag war er mit Konrad gekommen, um ſich zur Errettung Leo's in Prag auszuliefern; hier war ihm der Muth entſunken, hier war er eingekehrt bei einem alten Bekannten, wie er geſagt. Es war auch ſo. Dieſer Bekannte war ein Advokat aus Prag, welchen Hagen bei längerem Garniſonleben in Prag kennen gelernt, und welcher hier außen ein gaſtfreies Landhaus beſaß. Eine alte Frau behütete es den Winter über. Sie kannte Hagen, der oft mit dem Advokaten da geweſen, und nahm ihn bereitwillig auf. Hier hatte Hagen den Brief geſchrieben, welcher als Entlaſtungszeugniß dienen ſollte für Leo, hier harrte er der Entſcheidung, ängſtlich hoffend, ſie würde die Freiſprechung Leo's und für ihn das Signal bringen: er könnte ſich mit leichterem Gewiſſen wieder hinab retten in's Sachſenland.

Dieſem Manne ſollte und wollte nun Magna ſagen: Man glaubt Deinem geſchriebenen Worte nicht, Du mußt ſelbſt kommen, und Dich in den offnen Todesrachen ſtürzen, um meinen Freund Leo zu retten!

Die alte Wirthin trat ihnen entgegen, und wunderte ſich über die vornehme Sänfte und das ſchöne Fräulein.

— Die Herrn ſitzen oben beim Nachtmahl!

— Die Herrn? fragte Magna und Konrad zugleich.

— Ja, unſer Herr kam zufällig heute heraus aus der Stadt, um nach den Miſtbeeten unter Glas zu ſehn, weil die Sonne ſchien, und da freute er ſich, den Herrn Oberſten zu treffen. Spaziert nur hinauf! Ich leuchte.

In einem kleinen Zimmer ſaßen da innen Oberſt Hagen und der Prager Advokat, ein kleiner, ſchmaler Mann mit weißem Haar. Sie tranken weißen Wein, welcher im Leitmeritzer Kreiſe, dem ſchönſten und fruchtbarſten Kreiſe Böhmens wächſt und Czernoſecker genannt wird. Einige leere Flaſchen zeigten, daß ſie fleißig geweſen. Aber fleißig unter geiſtiger Sammlung. Sie waren beide denkende Männer, und ſtritten ſich eben als die Thür aufging über die Unſterblichkeit der Seele. Der Advokat gab dieſe Unſterblichkeit zu, wollte aber nicht an eine perſönliche Fortdauer des Menſchen nach dem Tode glauben. Hagen dagegen verſchwor ſich eben hoch und theuer, daß der perſönliche Oberſt von Hagen ſich ſogleich ſeelenhaft entpuppen werde, wenn ihn heute oder morgen der Tod ereile.

Konrad, welcher hinter Magna eintrat, hörte dieſen Schwur, und konnte ſich — ungeſchickt genug! — nicht enthalten, mit brutaler Stimme auszurufen: Schaun's, Herr Oberſt, das können's bis morgen Mittag akkurat wiſſen!

Hagen fuhr von ſeinem Sitze auf; Todesbläſſe fiel wie eine Schneedecke über ſein Geſicht. Er kannte Sparr's Tochter, er wußte auch, daß Leo eine lebhafte Neigung für ſie hegte — es ſtand klar vor ſeiner Seele, daß ſie in der Angelegenheit Leo's käme, und daß dieſe Angelegenheit übel ſtehn müßte, weil das Fräulein ſelbſt erſchiene. Er ſah das Schaffot vor ſich.

Magna mußte all ihre Kraft zuſammen nehmen; nichts war ihr bisher ſo ſchwer geworden, als jetzt dieſem erbleichenden Manne zu ſagen, daß ſie ſein Leben in Anſpruch nähme. Sie ſagte es denn auch nicht völlig. Sie geſtand nur, daß ſein geſchriebenes Zeugniß nicht hinreiche, Leo zu erretten. Und dann ſetzte ſie hinzu: Wenn der Herr Oberſt ſelbſt erſchiene auf dem Rathhauſe, ſo werde dieſe großmüthige Handlung vielleicht die Richter, ganz gewiß den Herzog rühren, und die Strenge des Urtheils brechen. Solch ein Zeichen kameradſchaftlichen Opfers werde Gnade erwirken für Alle. Aber lieber Herr Oberſt — ſetzte ſie mit ſanfter Stimme hinzu — wir müſſen eilen. Binnen einer Stunde kann Steinwald verurtheilt ſein, und nur gerade ihn will der Herzog nicht begnadigen, weil er von ſeinem Hauſe iſt. Die Sänfte des Herzogs ſteht unten —

— Weiß der Herzog, daß ich hier bin? rief Hagen mit tiefem Athemzuge.

— Wohl noch nicht!

— Aber er merkt's, und dann iſt Alles vorbei! — ſchrie Konrad, welcher dem entmuthigten Hagen nicht über den Weg traute.

Hagen ſchwieg, und blickte ſcheu nach dem Prager Advokaten, welcher ebenfalls aufgeſtanden war. Dieſer durchſchaute den Zuſammenhang, und verſtand einen bittenden Blick des Fräuleins —

— Lieber Hagen — ſagte er ruhig, indem er die leeren Gläſer mit Wein füllte — wir ſollen Gottes Ebenbilder auf Erden ſein auch darin, daß wir die Dinge dieſer Erde groß anſchaun. Je nach unſern Handlungen entſteht die Stellung, welche wir nach unſerm Tode einnehmen. Nicht wahr?

— Ja wohl — entgegnete Hagen kaum hörbar.

— Glücklich alſo der, welchem eine große Handlung nahe gelegt wird, welcher mit einer großen Handlung ſcheiden kann aus dieſer unvollkommenen Erdenexiſtenz. Er gewinnt die Anwartſchaft, ſogleich als Cherub einzutreten in die neue Exiſtenz. Hier ſcheidet er mit Größe und unter einem Ruhme, der ihm die letzten Stunden beneidenswerth verklärt. Nicht wahr?

— Ja!

— Und drüben erſcheint er mit erhabenem Anſpruche. Wie ich merke, ſeid Ihr einen Augenblick ſchwach geweſen, und ein Andrer ſteht in Gefahr, für Euch büßen zu müſſen. Was wär' das für ein Weiterleben in dieſem Jammerthale mit ſolchem ſchlechten Gewiſſen und mit der Centnerlaſt üblen Leumunds, wenn Ihr das Opfer angenommen, um ein erbärmliches Leben zu friſten! Dazu ſeid Ihr nicht der Mann! Ihr ſeid ein Ehrenmann, Ihr ſeid ein Denker, ſeid ein Poet, welcher den Wink des Himmels verſteht. Der Himmel liebt Euch, das ſtellt ſich dar: er öffnet Euch ſeine prächtigſte Pforte, und ſtolz wie ein Held tretet Ihr ein —

— Ich trete ein! Habt Dank alter Freund, für die ſchönen Worte! Mein beſſeres Selbſt ſiegt über den Hundsfott in mir; ich trete ein. Ich zeige der Welt, daß Ehrlichkeit und Glaube an Gott noch vorhanden ſind auf dieſer verwirrt gewordenen Erde, und daß Hagen etwas Andres verdient, als üblen Leumund. Vorwärts! Der Herzog mag's verantworten vor Gott, wenn er kleiner denkt als ſeine Officiere. Vorwärts mein ſchönes Fräulein, der Hagen rettet Euern Leo. Gedenket mein in glücklichen Stunden.

Und wie ein Sieger ſchritt er hinaus und hinab.

Alle folgten in großer Bewegung. Hagen und Magna fanden beide Platz in der Sänfte, und Konrad rief dem Reiter auf dem vorderen Maulthiere zu: Zum Altſtädter Rathhauſe!

— Ihr wollt nicht mit! ſagte leiſe der Prager Advokat.

— Werd' mich hüten — grunzte Konrad. — dem Held noch einmal unter die Finger zu gerathen!

— Das arme Fräulein! Der Hagen da drin ſpringt noch um, ehe die Sänfte bis zur Brücke kommt, und ſchlüpft heraus —

— Kreuz Schwerenoth, das ſieht ihm gleich! Aber ich ſelber, und mein Brief an Herrn von Starſchädel —

— An den ſächſiſchen Starſchädel, der früher in Wien war und hier —?

— Freilich! Ich bin ja mit ihm aus Wien —

— Den Freund des ſeligen Leß?

— Freilich!

— Ich geh' mit Euch, Kriegsmann. Die Maulthiere können doch nur Schritt gehn auf dem uneb'nen Wege und in der Nacht. So bleiben wir bei der Sänfte, und ſorgen dafür, daß kein Wandel eintritt. Nur bis auf den Ring. Wenn er in's Rathhaus eingetreten, da kann er nicht mehr zurück, und Ihr braucht nicht mit hinauf zu gehn. Mir aber müßt Ihr über Starſchädel Auskunft geben. Wir ſuchen ihn ſeit dem November, wir, ſeine guten Freunde —

— Er hatte Konrad an der Hand gefaßt und der Sänfte nachgezogen. Im Weiterſchreiten entdeckte er Konrad, daß er ein treuer Freund des ſeligen Leß, daß er Geſchäftsführer der Leßſchen Töchter —

— Des Fräulein Marie —? ſchrie Konrad.

— Allerdings. Zinkas heiß ich, und wegen des Fräuleins Marie such ich seit dem November Herrn von Starſchädel —

— Und ich ſuch' ſeit dem Sommer das Fräulein Marie wegen meines Herrn von Starſchädel!

Kurz, hier außen war fröhliche Verſtändigung. Drinnen in der Sänfte aber ſaß die arme Magna in namenloſer Pein. Die günſtige Exaltation Hagen's für ein ſo ſchreckliches Ziel aufrecht zu erhalten, war für ein junges Mädchen eine kaum löſbare Aufgabe. Du führſt ihn zum Blutgerüſte! rief es einmal über das andre in ihr, und als ſie die Lichter der Stadt erblickten, und Hagen von ſeinem Sitze auffuhr, da verſagten ihr die Kräfte, die Kräfte zu neuen Gedanken, welche das Geſpräch beleben ſollten.

Oben im Rathhauſe hatte man keine Schwierigkeit gemacht, die Mutter den Sohn ſprechen zu laſſen. Sie kam vom Herzoge, und Leo war noch nicht an der Reihe vor den Richtern. Julia wurde von dem Vorſaale in ein Zimmer geführt, und nach wenig Minuten lag Leo in ihren Armen. Er war nicht niedergeſchlagen, und hatte die Kraft, der Mutter Troſt zuzuſprechen. Vor allen Dingen aber verſicherte er ihr, daß er durchaus nicht unritterlich, nicht unſoldatiſch gehandelt habe, ſondern daß er verleumdet werde. Der Ehrenbegriff ſtand ihm obenan. Dazu lächelte Julia faſt. Solch ein Gedankengang lag ihr eigentlich nicht ſo nahe, aber ſie verſtand es, daß die Jugend ein Ideal wählt und dafür Alles einſetzt.

Nach dem Austauſch der erſten Zärtlichkeit, nach allen Grüßen und Aufträgen der Großmutter, und nachdem ſie über alle körperlichen Neigungen wie Schwächen Leo's ſich ſorgfältig unterrichtet hatte, fragte ſie denn endlich auch: warum er den Brief an Herzog Albrecht, welchen ſie ihm mit auf die Reiſe gegeben, dem Herzoge nicht eingehändigt hätte. An Gelegenheit hätte es ihm ja doch nicht gefehlt, da er ſo lange in der Nähe des Herzogs geweſen?

Leo war erſtaunt, daß ſie von der Nichtabgabe des Briefes wußte, und war noch erſtaunter, als ſie ihm den Brief ſelbſt vor Augen hielt. — Er wußte nichts Genügendes zu antworten, denn er wollte der Mutter nicht ſagen, daß er ein Schreiben von ihr an den Herzog von Friedland für müßig, ja für unpaſſend erachtet. Er ſprach alſo von Ranges- und Standes-Unterſchieden, welche in der Welt viel ſtrenger wären, als Mutter und Großmutter im einſamen Beldes dächten. Es fiel ihm nicht auf, daß die Mutter dazu lächelte, denn er war verlegen, eine Mitgabe der Mutter nicht ſo beachtet zu haben wie es die Mutter gewollt. Dies aber fiel ihm doch auf, daß die Mutter ſo gar nicht von der unmittelbaren Todesgefahr ſprach, in welcher er ſchwebte. Sein Beruf war es nicht, ſie darauf aufmerkſam zu machen, er benützte alſo mit friſcher Jugendſtärke die letzte Gelegenheit, ſeiner guten Mutter Alles haarklein zu erzählen, was er erlebt ſeit dem Abſchiede von ihr, gleichſam ſein Teſtament. Magna ſpielte natürlich eine

Rolle, und da Mutter Julia geſchickt dazwiſchen zu fragen wußte, wo er aus einer gewiſſen Scham die entſcheidenden Ausdrücke vermied, ſo erfuhr ſie die ganze Geſchichte ſeines Herzens.

Sie umarmte und küßte ihn herzlich, und wollte ihm eben erzählen, wie ſie das Fräulein Magna geſehn und — da wurde die Thür aufgeriſſen, und Leo abgeführt zum letzten Verkehr mit ſeinen Richtern.

Jetzt brach ihm das Herz. Nicht für ſich, nein, für die gute Mutter, welche auch jetzt noch ruhig von ihm Abſchied nahm.

Thränenlos ſah ſie ihm nach durch die offen bleibende Thür über den Vorſaal hinüber, bis er hinter der Thür des Gerichtszimmers verſchwand. War ſie entſchloſſen, dem Herzoge von Friedland den Brief noch ſelber einzuhändigen, oder ihm ſelbſt zu ſagen: wie nahe ihn Leo anginge? Und war ſie ſo ſicher, daß Leo dadurch errettet würde? Wer mag es wiſſen! Deutlich war nur, daß in der einfachen Natur Julia's ſtarke Wandelungen vorgingen innerhalb der letzten Stunden. Sie war nicht ſchüchtern, ſie war nicht ſentimental. Der ganze vornehme Apparat um den mächtigen Herzog hatte ſie nicht im Mindeſten befangen. Menſch zum Menſchen war allein das Verhältniß, welches für ſie beſtand. Irgend eine ſolche Scheu würde ſie alſo gewiß nicht abgehalten haben, vor ihn zu treten mit der größten Forderung. Aber er hatte ihr einen zerſtörenden Eindruck gemacht. Zerſtörend, weil ſie ſich ſagen mußte: dieſer liebloſe Mann hat dich nicht durch

Zufall verlaſſen! Der hat dich gar nicht wieder aufgeſucht an der heimathlichen Stätte in Ungarn. Nein, nein! Der hat gar nicht die Abſicht gehabt, dich wieder zu finden, der hat dich gedankenlos verlaſſen. Das war der herbſte Schmerz ihres Lebens geweſen vor einer Stunde da drüben in dem glänzenden Saale des herzoglichen Palaſtes, der herbſte! Das Prachtbild ihres Lebens, jener Albrecht ihrer Jugend war in Trümmer gegangen. Es kam ihr ſehr zu Statten, daß ſie nicht ſentimental war, daß ſie auch dieſe Erfahrung hinnehmen und in ſich erledigen konnte wie ein Naturereigniß. Die Sorge um Leo, dieſe größere Sorge war ihr behilflich geweſen — jetzt kam der entſcheidende Moment, wo Albrecht und Leo zuſammentraten und zuſammen erledigt ſein wollten in ihr. Wenn Leo zum Blutgerüſte ſchreiten ſollte, konnte und durfte ſie dann noch aus Stolz dem Herzoge verheimlichen, daß er ſeinen Sohn hinrichten ließe? — Nein!

Die natürliche Frau ging nicht noch einen Schritt weiter in ihren Gedanken, ſie fragte nicht: Wird dieſer eherne Kriegsfürſt auch ſeinen Sohn begnadigen? Wird er nicht den Brutus ſpielen?

Langſam trat ſie in den Vorſaal hinaus. Er war faſt angefüllt mit Officieren, welche an dem Gange des Gerichts lebhaften Antheil nahmen, den lebhafteſten am Schickſale Leo's, welcher allgemein beliebt war und allgemein für unſchuldig galt. Sie wichen theilnahmsvoll, faſt ehrerbietig zurück vor Leo's Mutter, vor der ſtattlichen, eigenthümlichen

Erſcheinung, welche nicht klagte und weinte, ſondern ſinnend und gefaßt vor ſich hinblickte.

Sparr, der mit Riemann ebenfalls herüber gekommen war, näherte ſich ihr. Er hielt es nun doch für beſſer, ſie nicht dem unmittelbaren Ausrufe des Todesurtheils preis zu geben; denn man erwartete es jeden Augenblick. Sie dankte aber für ſeine Bemühung und bat geradezu, ganz in der Nähe bleiben zu dürfen. Sie wollte das Urtheil ſo ſchnell als möglich erfahren — man ſah die ruhige Frau ſtaunend an.

Alle verhielten ſich ſehr ſtill. Man pflegte die Thür des Sitzungsſaales nicht einzuklinken, damit außen auf dem Vorſaale verſtanden werden könnte, was drinnen geſprochen wurde. Leo hatte ſeine letzte Vertheidigungsrede beendigt. Helds rauhe Stimme ſprach eben zum Schluſſe, zum unerbittlichen; man konnte eine Stecknadel fallen hören auf dem weiten Vorſaale, ſo aufmerkſam horchte Alles — da drang von der Treppe herauf ein lautes Geräuſch von Stimmen. Die der Treppe zunächſt ſtehenden Officiere riefen mit gedämpfter Stimme hinab „Ruhe!“ Das Geräuſch wurde aber zum Lärmen und kam die Treppe herauf: „Brave! Brave!“ hörte man deutlich aus dem Stimmengewirr heraus, und — Oberſt Hagen erſchien auf der oberſten Stufe, erſchien auf dem Vorſaale. Hinter ihm Magna und Konrad. Ein allgemeines „Brave“ empfing ihn. Sämmtliche Officiere drängten ſich ihm entgegen, ergriffen ſeine Hände, umarmten ihn, beglückten ihn zu dem Heldenmuthe, einzutreten für ſeine Sache und für den verleumdeten Kameraden.

Das kam ſehr zur richtigen Minute. Hagen war unten vor der Sänfte nur mit größter Ueberwindung im Stande geweſen, einzutreten in das Richthaus, und Zinkas hatte erhebende Worte, Konrad Schwerenoths-Ausdrücke ſprechen müſſen, um ihn aufrecht zu halten im Entſchluſſe. Bleich, zerſtört, ſchwankend war er an die Stiege gekommen; die erſten Bravo's hier von denen, welche ihn erkannten, hatten ihn gekräftigt, die Stiege hinauf zu ſchreiten; der Empfang hier oben berauſchte ihn dergeſtalt, daß er erröthet und feurig ausrief: Vorwärts! Wo iſt der Rachen des Todes?

Wie im Triumph wurde er in's Gerichtszimmer hineingeführt, faſt getragen, und zu widerwärtigſter Ueberraſchung Helds wie zum größten Erſtaunen der übrigen Richter begann er, den man als feigen Flüchtling betrachtet, gleich auf der Schwelle des kleinen Saales eine ſchwunghafte, das Gericht herausfordernde, Leo Steinwald gründlich rechtfertigende Rede — da wurde auf Helds Wink die Thür hinter ihm geſchloſſen, und man harrte auf dem Vorſaale jetzt unruhig und geräuſchvoll des Ausgangs. Gruppen wogten hin und her; Sparr hatte Julien unter feſter Verſicherung, daß Leo nun freigeſprochen ſein müſſe, in das Nebenzimmer zurückgeführt und Magna eben dahin gebracht; Niemann hatte Hagens Ankunft dem Herzoge eiligſt melden laſſen: Konrad grunzte Zinkas unwillig an, als dieſer ihm leiſe anrieth, ſich von dannen zu machen, um Held nicht nochmals in den Wurf zu kommen. Der Herr Feldmarſchall werde Jemand brauchen, an dem er ſeine Wuth auslaſſen könne. Da kommt ja der Jemand! lachte Konrad, da kommt die ſchöne Suſanne! Die will wie ich den Leo 'rausſchlüpfen ſehn aus den langen Krallen! Schaut nur, wie ſie feixt und den Pelz zurückwirft vom weißen Fleiſch, 's iſt a Paſſion, das Weibsbild, wann's a 'ne Jüdin iſt. Schaut nur die Augen und das „Gfries“ mit dem Rachen voll Zähne! Die beißt den Leo an, ſo verliebt iſt ſie in den Buben —

Ein Jubelgeſchrei unterbrach den unnütz verweilenden Bart-Konrad: Leo erſchien frei und ledig, das Gericht hatte ihn uneingeſchränkt losgeſprochen, ja es hatte ihn loben müſſen, da Hagen hoch und theuer verſichert hatte: Leo allein habe Leib und Leben eingeſetzt, die Flucht aufzuhalten. Auf die Schultern hob man ihn und trug ihn den Vorſaal entlang. Er konnte ſich kaum verſtändlich machen, daß er nach dem Zimmer wollte, in welchem er ſeine Mutter verlaſſen. Und richtig, ehe er dies Zimmer erreichte, hatte ihn die leichtſinnige Suſanne unter allgemeinem Beifallsklatſchen bei beiden Händen, bei beiden Wangen und verſetzte ihm einen herzhaften Kuß — ein Gifttropfen für ſeine Zukunft. Magna ſah dieſe Umarmung. Sie ſtand hinter Leo's Mutter, welche eben über die Thürſchwelle ihrem Sohne entgegen trat. Sie hatte es vielleicht nicht bemerken können, daß dieſe Umarmung nicht von Leo ausging — ſie war empört über dieſelbe und trat zurück, ſo daß Leo ihrer Anweſenheit gar nicht inne wurde in Abherzung ſeiner Mutter, im Händeſchütteln mit Sparr, mit Riemann, mit Konrad und mit zwanzig bis dreißig anderen Kameraden. In eine dunkle Ecke des Zimmers war ſie geflüchtet, voll Scham und

Unwillen über ſich ſelbſt, daß ſie in ſolche wüſte, liederliche Geſellſchaft ſich eingedrängt —

Da ſchwieg plötzlich der brauſende Lärm wie von einem Zauberſchlage gebannt. Ein Trommelſchlag war's, der das bewirkte. Er kam aus dem Gerichtszimmer, und war das Signal, daß der Kriegsgerichtshof ſein Urtheil gefällt. Die Thür ging auf, die Fenſter im Gerichtszimmer wurden geöffnet, man hörte die eintönige Stimme des Auditors, welcher eine Reihe Namen langſam ausrief, und hinter jedem Namen langſam ausſprach: „Zum Tode verurtheilt!“ — Als er ſchloß: „So geſchehn vom Kriegsgerichte kaiſerlicher Armada!“ — da wirbelten zwei Trommelſchläger neben ihm, da blieſen zwei Trompeter zu den Fenſtern hinaus in die Nacht. Prag erfuhr durch dies Zeichen, daß ſein Altſtädter Rathhaus nochmals wie vor zwölf Jahren vom Blute der Hinrichtungen triefen ſollte.

Während dieſes Blaſens erſchienen galoppirende Reiter mit Fackeln auf dem Ringplatze, und hinter ihnen in vollem Galopp ſechs dunkle Roſſe mit einem offenen Wagen, Fackelträger hinten auf, Reiter mit Fackeln hinterher. In dieſem Wagen ſaß, vom Fackelſcheine grell beleuchtet, der Herzog von Friedland, welchen Niemann's Nachricht gerufen hatte. Vor dem Portal hielt die Karoſſe, und der Herzog ſtand auf kerzengerade. Der dunkle Pelz glitt von ihm nieder, und in voller Galla, den Hermelin um die Schultern, den Treſſenhut mit wehender rother Feder auf dem Haupte, ſtieg er auf's Pflaſter, ſtieg er die Treppe herauf. Die Wache ſalutirte, und rührte ihr Spiel, die zahlreichen Officiere ordneten ſich blitzſchnell auf Stiege und Vorſaal, und grüßten ehrfurchtsvoll. Streng blickend ſchritt er durch ihre Reihen. Niemann, der ihn errieth, vor ihm her, nach dem Gerichtszimmer. Da ſtand der Herzog unerwarteter Weiſe plötzlich ſtill — er ſah den Bart-Konrad. — Niemann! rief er, da iſt ja der Patron noch, welcher ſeit drei Stunden unterwegs ſein ſollte mit meinem Schreiben. Nimm es ihm ab und übergieb es Raſchin, der eben angekommen. Den Patron da in's Loch, damit er Gehorſam lerne.

Dies überraſchte ſelbſt Konrad, der nur vor Holck auf der Hut war, dergeſtalt, daß er keinen ſeiner unanſtändigen Töne hervorſtieß.

Der Herzog ging in's Gerichtszimmer. Die Thür hinter ihm blieb offen. Er grüßte leicht mit der Hand bei ſeinem Eintritt und blieb ſtehn. Auf ſeinen Blick trat Holck zu ihm, und machte ihm leiſe mit dem Spruche des Gerichts bekannt.

— Elf Officiere? ſagte er laut.

— Elf Officiere! antwortete Holck.

— Das zerreißt mein Herz. Aber Gerechtigkeit muß walten.

Und nun ſchritt er an den elf Officieren entlang, welche in einer Linie aufgeſtellt waren, jeden mit Namen nennend, bei jedem einen Augenblick ſtehen bleibend. Der vorletzte war Hofkirchen, der letzte war Hagen.

— Ich gratulire Euch, Hagen, daß Ihr gekommen ſeid. Ich hab's von Euch erwartet. Ein tüchtiger Mann kann ſtraucheln, aber er ſtößt nicht einen unſchuldigen Kameraden für ſich in den Tod. Und Leo Steinwald, der mir lieb und werth, hätte ſterben müſſen ohne Eure Wiederkehr. Ich dank' Euch, Hagen, daß Ihr das junge Blut errettet. Seht fröhlich drein! Heut oder morgen trifft's uns Alle. Ihr ſeid ein tüchtiger Officier geweſen, und habt mir gute Dienſte geleiſtet durch Kenntniß und beweglichen Verſtand. Das Schickſal hat Eure bewegliche Seele überraſcht durch jähe Wendung. Das Geſetz unſerer Armada will dafür Buße — was iſt es weiter! Ein Tag früher oder ſpäter, was will das heißen! Nicht wahr, Heſkirchen? Das Leben war ſchön, aber der Tod iſt willkommen. So denkt Ihr Alle, ich weiß es, Ihr Herren. Ein Friedländ'ſcher Officier kann überraſcht werden von einem Fehltritte, aber dem Tode ſieht er in's Auge unverzagt. Iſt's nicht ſo?

— So iſt es! Es lebe der Herzog von Friedland! riefen Alle.

— So geht mit Gott und ſterbt als tapfre Krieger.

Sie ſtürzten ſich auf ſeine Hand, um ſie zu küſſen, und ſtürmten gehobenen Sinnes hinaus. Hagen der letzte, in Thränen gebadet; aber keineswegs unglücklich.

Der Friedländer dankte alsdann mit einigen Worten den Richtern und entließ ſie.

Binnen wenig Minuten ſtand er allein im Sitzungsſaale. Nur Riemann ſtand an der Thür.

— Ruf den Leo! ſagte der Herzog und trat an's Fenſter, den Zimmerleuten zuſehend, welche bei dampfenden Pechfackeln anfingen, das Todesgerüſt aufzuſchlagen.

Leo eilte freudeſtrahlend herbei. Sparr und Riemann folgten ihm.

Waldſtein betrachtete ihn mit einem ſo wohlwollenden Blicke des ſonſt immer laſtenden und ſtechenden Auges, wie man es gar nicht an ihm gewohnt war. Dann legte er beide Hände auf die Schultern des jungen Mannes, und ſagte mit milder Stimme: — Du biſt ein Glückskind. Du haſt das Glück, dem Unglücke anheim zu fallen im richtigen Augenblicke; das heißt dann, wenn die Hilfe nahe iſt. Unglück iſt ergiebig: es lehrt nachdenken, es lehrt ſtark werden, und erwirbt Mitleid. Biſt Du jetzt froh?

— Herzlich froh.

— War das Deine Mutter, welche vor einigen Stunden oben im Vorſaale war?

Leo wußte das nicht. Er ſah ſich nach Sparr um, und dieſer antwortete für ihn: Ja, Durchlaucht, das war ſeine Mutter.

— Iſt ſie hier?

— Ja Durchlaucht.

— Ich möchte ſie ſprechen. Hole ſie.

Leo eilte hinüber. Dort hatte Mutter Julia das Fräulein Magna aus ſeinem Winkel hervorgezogen. Das Mutterherz hatte nicht vergeſſen, daß dies Mädchen nach Hilfe ausgeweſen war für Leo, und daß die entſcheidende Hilfe wohl durch ſie herbeigebracht worden war. Mit wärmſter Herzlichkeit hatte ſie alſo gefragt, ob die Mutter Leo's ihr nicht zu tiefſtem Danke verpflichtet ſei? Magna verleugnete, daß ſie bei der Befreiung Leo's etwas zu bedeuten habe — da kam

Leo, und forderte ſeine Mutter auf, ihm zum Herzoge zu folgen. Leuchtenden Auges begrüßte er Magna; aber der Herzog wartete, er bot alſo eilig ſeiner Mutter den Arm.

— Nein, mein Sohn, das wünſche ich nicht.

— Was denn, liebe Mutter?

— Ich wünſche nicht, den Herzog von Friedland zu ſprechen.

— Mutter?! — Er ſchickt nach Dir!

— So entſchuldige mich bei ihm. Ich bin erſchüttert von den heftigen Eindrücken, und habe nicht die Kraft, mit ihm zu reden. Das ſage. Mit dieſem lieben Fräulein hier will ich ein paar Worte ſprechen, dazu hab' ich Neigung und Kraft. Dann bringe mich zu einem Ruhelager für den Reſt der Nacht; ich denke, morgen ſchon meine Heimkehr anzutreten.

Leo ſah ſie betroffen an. Er begriff die Mutter nicht; aber er wußte, daß ſie ſo einfach wie feſt in ihren Ausſprüchen und Beſchlüſſen war. Er fügte ſich und brachte — nicht ohne Verlegenheit — dem Herzoge die ablehnende Antwort.

Er nahm ſie ſchweigend hin. Sie ſchien einigen Eindruck auf ihn zu machen, namentlich der Zuſatz, daß ſie ſo raſch wieder heim reiſen wolle. Endlich ſagte er: — Du magſt ſie begleiten, und Dir von Weſſely Reiſegeld geben laſſen.

Wie nachſinnend ging er hinweg, und hinab zu ſeinem Wagen.

Der Mond hatte ſich draußen in Wolken gehüllt, aus dieſen ſprühten feine Schneekörnchen auf die Prager Städte herab. Als die Karoſſe über die Brücke ſauſ'te, zog ein kalter Wind über dieſelbe, und es war auffallend, daß der ſonſt ſo vorſichtige Herzog es unterließ, ſich in ſeinen Pelz zu hüllen.

II.

In Wien war während dieſes Winters bis in's Frühjahr von 1633 hinein ein gewiſſer Stillſtand wahrzunehmen. Stillſtand in Hoffnungen und Wünſchen, in Sorgen und Befürchtungen, den deutſchen Krieg betreffend.

Der Tod Guſtav Adolphs hatte für ein ſo großes Ereigniß gegolten, daß man gemeint hatte, es müßte ihm auch eine entſprechend große Wendung folgen im Gange des Krieges.

Dieſe Wendung war nicht eingetreten, und man hatte nun alle Erwartungen darauf geſtellt, daß der Friedländer mit ſeinem neu ergänzten und wieder vollzähligen Heere im Frühlinge einen großen Schlag führen würde.

Der Frühling war gekommen; aber erſt ſpät im Mai war der Herzog von Prag aufgebrochen. Allerdings mit erſtaunlichem Pomp und unter allen Anzeichen einer ſiegesgewiſſen Armada. Nach Schleſien war der Heereszug gegangen. Langſam, auffallend langſam, und es war von keiner größeren Kriegsthat etwas zu vernehmen geweſen. Im Gegentheile: ſtatt von einer Schlacht gegen die Sachſen und Schweden kam die Kunde von einem Waffenſtillſtande, welchen der Herzog von Friedland mit dem Feldmarſchall Arnimb abſchließen wollte.

Dieſe Thatenloſigkeit machte einen bedenklichen Eindruck in Wien; der Verdacht gegen Waldſtein erhielt reichliche Nahrung, und nun erhoben ſich die Gegner Waldſteins in Wien von allen Seiten und mit gutem Fug.

Es wurde ihnen nicht leicht. Der Kaiſer war zäh in ſeinem Vertrauen auf die überlegene Fähigkeit Waldſteins, und ſeine Räthe waren großentheils auf Seiten des Friedländers, welcher große Summen nach Wien ſandte, um ſeine Vertheidiger bei friſchem Muthe zu erhalten. Queſtenberg vor Allem blieb ihm ſtandhaft zugethan, und auch Eggenberg, jetzt Fürſt Eggenberg, redete ihm immer noch das Wort.

Aber auch er hatte es nicht mehr verhindern können, daß man Maßregeln gegen den Herzog von Friedland verſchlug. Ein gleichſam neutraler Commiſſarius des Kaiſers, ein Graf Schlick, ſollte nach Schleſien zum Heere geſendet werden um Verlangniſſe des Kaiſers dort anzubringen, und — aufmerkſame Beobachtungen anzuſtellen. Ein Graf Trautmannsdorf — derſelbe, welcher vor zwölf Jahren in Rom geweſen — ſollte zu ähnlichen Zwecken nach Schleſien geſchickt werden.

Beide Männer waren in den Staatsrath berufen werden, welchem der Kaiſer ſelbſt präſidirte. Zum erſten Male war der Verdacht gegen Waldſtein offen zur Sprache gekommen in Gegenwart des Kaiſers.

Am erſten Morgen nach dieſer Sitzung — es war im

Frühſommer, und die Sonne lag glühend in den Straßen von Wien — ſchritt ein geiſtlicher Herr die Bäckerſtraße herauf, am Stephan vorüber, den Graben und Kohlenmarkt hinaus nach der Burg. Sein Gang war langſam, ſeine Miene verdrießlich. Die dünnen Haare um Stirn und Nacken, ſoweit man ſie unter dem breitkrämpigen Jeſuitenhut ſehen konnte, waren ſchwarzgrau. Er ging über die Zugbrücke in den Schweizerhof und gleich links neben dem Brunnen in die Gemächer hinauf, welche der Beichtvater des Kaiſers bewohnte. Er war auch dieſer Beichtvater, war Pater Larmermain.

Im Vorzimmer erwartete ihn ein jüngerer Jeſuit von elegantem, vornehmem Aeußeren, welcher höflich grüßte.

Beide gingen durch ein größeres Zimmer in ein kleines Gemach, und ſetzten ſich an einen runden Tiſch, auf welchem Schreibpapier und eine Bleifeder lag.

Pater Lamormain ſchrieb einige Namen auf loſe Blätter und fing dabei an zu ſprechen:

— Sieht es nicht aus in dieſem heißen, ſtaubigen Wien, als ob die Welt in tiefer Ruhe begraben läge?! — Wer wacht denn nur?! — Der heilige Vater in Rom wahrlich nicht. Er hört lächelnd dem Abgeſandten zu, welchen dieſer Friedland an ihn ſendet mit Mährchen und Geſchenken. Er hat ſein Abſehn auf die Erwerbung Neapels gerichtet, und es iſt ihm mehr daran gelegen, daß Richelieu ihm dazu behilflich ſei, als an dem Religionskriege im deutſchen Reiche. So überſieht er lächelnd, dieſer Urban Barbarini, daß Richelieu mit den ketzeriſchen Schweden im

Bündniſſe ſteht, und dieſe ketzeriſchen Schweden ſind ihm ganz genehm, weil ſie Spanien ſchwächen helfen und dadurch die Erwerbung Neapels leichter machen. Nur unſer General wacht in Rom. — Und hier in Wien? Der Kaiſer wird alt, und ſeit er feiſter wird, erſcheint er gleichmüthiger als er ſein möchte. Die Kreaturen Friedlands haben immer noch ſein Ohr, wie arg auch dieſer Holofernes ſein Weſen treibe. Wir nur wachen hier. Ich komme vom Pater Provincial, und wir haben beſchloſſen, daß ein Ziel geſteckt, ein Ende gemacht werden muß. Du, Norbert, biſt berufen, eine wichtige Rolle zu übernehmen. Sie iſt nicht ohne Gefahr, aber ſie eignet ſich für Dich. Ein Prieſter wirſt Du doch nicht mit Deinem leichten Kavalierblute, und etwas Gefahr wird Dich unterhalten. Leider wird ſich auch andre Unterhaltung dabei finden, welche Deinen Sinnen ſchmeichelt. Wir können das nicht hindern, erwarten aber, daß Du jetzt — in geſetzteren Jahren — das Hauptziel nicht wieder vernachläſſigſt wie früher um Deiner Vergnügungen willen. Führſt Du uns ſtreng und raſch zum Ziele, ſo ſteigſt Du bei Deiner Rückkehr drei Stufen mit einem Male aufwärts in unſerem Staate.

— Was iſt es? fragte Norbert — denn Jaromir Norbert von Zierotin war der jüngere Mann.

— Es iſt — die Entlarvung Waldſteins.

— Die Entlarvung?

— Ja. Es gelingt uns nicht, den Kaiſer zu überzeugen, daß Waldſtein ein Hoch- und Landesverräther iſt. Der Kontrakt, welchen er ſich ausbedungen, iſt ſchon Hoch-

und Landesverrath. Aber der Kaiſer iſt ſkrupulös, und ſagt: es ſei eben doch ein Kontrakt, und binde als ſolcher beide Theile. Er könne nicht Jemand für etwas ſtrafen, was er ihm ſelber zugeſtanden, ſei es auch etwas Ungebührliches. — Nun, darein haben wir uns ergeben müſſen ſeit anderthalb Jahren. Wir meinten ſicher zu ſein, daß die prahleriſche Natur Waldſteins Anlaß genug bieten werde, dies Nebenkaiſerthum, welches er ſich ausbedungen, in den Winkel zu werfen. An dieſem Anlaſſe hat's auch nicht gefehlt. Nicht in der Kriegführung, nicht in der ſogenannten Friedensſtiftung. Den Krieg hat er erfolglos geführt, ſeine Freunde können's nicht leugnen. Aus Haß gegen den Bayer hat er's damals zu nichts gebracht als zu einem Vertheidigungskampfe ohne Sieg, und bei Lützen wiederum nur zu einer Defenſivſchlacht, die keinen größeren Gewinn in Ausſicht hatte, und die mit einem allgemeinen Rückzuge in die Erbſtaaten endete. Wir ſind heute ſoweit in unſrer Machtſtellung als wir beim Antritt ſeines Kommando's waren. Denn daß der Schwedenkönig erſchoſſen worden, iſt doch kaum ſein Verdienſt, und daß faſt drei Vierteljahre nach deſſen Tode wir um nichts weiter ſind, iſt doch ſein Fehler. Dabei ſchweig ich von ſeinem Heere und dem Geiſte deſſelben. Daß es für die Religion fechten ſolle, iſt völlig unbekannt in dieſem Heere, ja gilt für lächerlich. Dies iſt tödtlich für uns, wenn es Dauer gewinnt. Zu alledem ſchweigt der Kaiſer, und beſchönigt es wohl noch. Von dieſer Seite richten wir nichts aus bei ihm; die ſogenannte Friedensſtiftung Waldſteins allein kann uns die Handhabe bieten zu ſeinem Sturze. Hier müſſen wir Beweiſe ſchaffen, daß der Friedländer für ſich arbeitet, nicht für den Kaiſer. So lange dieſe Beweiſe fehlen, weicht der Kaiſer nicht. Schlick und Trautmannsdorf haben geſtern deutlich genug darauf hingedeutet, daß er mit den Sachſen und ſelbſt mit den Schweden geheime Unterhandlungen führt, welche mit dem Friedenswerke des Kaiſers nicht das Mindeſte zu ſchaffen haben, ſondern auf einen hochverrätheriſchen Mißbrauch des Heeres hinaus gehn zum Nachtheile des Kaiſers, zum Vortheile des Friedländers, zum perſönlichen Vortheile dieſes Mannes, der allenfalls den Kaiſer ſelbſt verjagen und ſich an ſeine Stelle ſetzen möchte. Der Kaiſer lächelt ungläubig zu dieſer Anklage, und lieſ't uns vor, was ihm der Friedländer darüber ſchreibt. Da heißt es denn allerdings: Wenn ich Eurer Majeſtät Wunſch und Willen genügen, wenn ich einen brauchbaren Frieden zu Wege bringen will, ſo muß ich Finten und Kniffe anwenden, muß Dinge vorſpiegeln, die meiner Seele wildfremd ſind, muß ſelbſt Eure Majeſtät verläugnen, um die Gegner ſicher zu machen. Ohne ſolchen Hokuspokus kommt man mit den ketzeriſchen Dickſchädeln nicht über die Abgründe hinweg. Geradeſo muß ich zuweilen bei einem Zechgelage die frommen Prieſter Jeſu preisgeben, und muß bramarbaſiren, daß ich ſie nächſtens aus dem Lande jagen würde, um die angetrunkenen Kerle ſicher und zutraulich zu machen. Wäre ich deshalb ein Feind der frommen Väter? Ich, der ihnen ein Seminar um das andre baue auf meinen Beſitzungen? Wahrhaftig, es iſt ein ſchmutzig Handwerk, das Einem zufällt in der heutigen nichtswürdigen Welt, und man muß eben in den Schmutz treten und greifen, wenn man den Karren vorwärts bringen will. — Da ſchaut uns denn der Kaiſer achſelzuckend an nach ſolcher Verleſung, und hält uns für überführt, und geht von dannen. Ohnmächtig ſtehen wir da, und geſtehen mit Scham, daß dieſer gefährliche Waldſtein liſtiger iſt als wir. — So geht es nicht weiter, oder unſer kirchlicher Staat geht zu Grunde. Wie er uns den Tecke aufgehenkt und dem Doctor Blandini an die Gurgel gegriffen, ſo macht er's uns Allen, wenn er ſeine Unterhandlungen zum Abſchluß bringt. Und er iſt jetzt beim letzten Ring ſeiner Kette, ich hab' es ſoeben erfahren beim Herrn Provincial: er iſt im Begriffe mit dem franzöſiſchen Geſandten in Dresden, mit dem Marquis von Feuquières abzuſchließen. Der ſchlimme Kynsky iſt unterwegs zwiſchen Dresden und Zleb Tag und Nacht. Die alte Tertſchka in Zleb iſt die Vermittlerin dieſes Bundes. Dies bringt die Entſcheidung für ihn, oder gegen ihn. Tritt Frankreich für ihn ein im Bunde mit Schweden und Deutſchen, ſo bricht er los gegen uns und überwindet uns. Dies die eine Seite. Die andere Seite lautet: das kleinſte Zeugniß von dieſer verrätheriſchen Unterhandlung mit Frankreich ſtürzt ihn beim Kaiſer. Der Franzos, der Erbfeind des Erzhauſes, wird ihm keinen Augenblick vergeben von einem Habsburger. Solch' ein Zeugniß zu erlangen iſt Deine Aufgabe. Du mußt nach Zleb.

— Um Tecke's Nachfolger zu werden!

— Vielleicht; wenn Du's nicht beſſer anfängſt als Tecke es gethan. — Dein Weg nach Zleb iſt weit; er braucht große Umwege. — In Brünn, in Prag müſſen große Veränderungen mit Dir vorgegangen ſein, ehe Du — einer Einladung nach Zleb folgen kannſt.

— Einer Einladung?

— Wenn Dich die alte Tertſchka nicht einladet, dann taugſt Du nichts bei ihr. Sie nennt ſich Wanda, obwohl ſie Maria Magdalena getauft iſt. Du biſt Jaromir getauft, Du mußt Jaromir heißen und ſein, ein tſchechiſcher Kavalier bis in das Innerſte. Du ſprichſt doch tſchechiſch?

— Allerdings.

— Das iſt die Sprache, welche Dich in die innerſte Kammer ihrer Geheimniſſe führt. Albrecht Waldſtein heißt in der Stille ihr nächſter König von Böhmen, und Böhmen iſt das Erbland, welches der Friedländer kraft ſeines Kontraktes lächelnd verlangen will. Lächelnd, denn ihm würde das nicht genügen, was der böhmiſchen Wanda genügt. Aber, wie geſagt, wir brauchen vier Wochen Uebergangszeit, und die Hauptſache muß von hier ausgehn, nicht von Dir. Du verhältſt Dich zunächſt in Brünn, dann in Prag ſchweigend, grollend. Wir aber ſorgen für Verbreitung der Nachricht, daß Du fortgejagt worden biſt aus unſerm Orden, fortgejagt und ausgeſtoßen. Du haſt durch lüderlichen Lebenswandel dem Orden Aergerniß gegeben, und haſt Dich widerſpenſtig betragen gegen die aufgelegte Buße. Der Zierotin hat ſich aufgelehnt in Dir gegen die Disciplin, der Kavalier hat in die erhobene Geißel gegriffen, und huſſitiſche Schmähungen unſrer Kirche ausgeſtoßen. Um Skandal zu vermeiden ſchweige der Orden jetzt zu Deiner Flucht, bis gelegene Zeit komme. Dieſem Köder wird Wanda nicht widerſtehn. — Auch Lady Ludmilla wird das nicht übel finden —

— Wie?!

— Ah, das Gelüſt lebt immer noch in Dir! Sinnenmenſch, was wären die Weihen für Dich, wie gäb' es eine Laufbahn für Dich innerhalb des Ordens, wenn der unſrige nicht Indulgenz übte für ſeine Externen! Allerdings ſitzt auch dieſe Ludmilla auf Zleb. Sie hat um ihren Guſtav Adolph lange genug getrauert in der Nähe des Herzogs Bernhard. Dieſer Weimar ſcheint aber ein gefühlloſer junger Bär zu ſein, er hat kein Auge für Weiber, und er iſt voll Mißtraun gegen Waldſtein. Dies Mißtraun will Ludmilla beſeitigen: ſie liegt durch Wanda dem Friedländer in den Ohren, irgend eine Bürgſchaft zu bieten. In dieſem Spätherbſt, wenn die Winterquartiere beginnen, ſoll das Alles zur Entſcheidung kommen auf Zleb, wo auch Waldſtein für einige Tage erwartet wird. Dort alſo, wo der Abgott ſelbſt, wo Ludmilla, die Geſchäftsträgerin Weimars, wo Kynsky, der Geſchäftsträger des franzöſiſchen Marquis, wo Raſchin, der Bote zwiſchen Waldſtein und dem ſchwediſchen Kanzler, wo Bubna, der mit dem Brandenburger an der Spree unterhandelt, wo endlich auch ein Abgeſandter Arnimbs, wahrſcheinlich jener Starſchädel, zuſammentreffen werden, dort in Zleb muß es doch, wenn irgendwo! möglich werden, ein Beweisſtück abzufangen, wenn man im Zutrauen der Verſchwörer ſitzt. Wohl zu merken! auf etwas Schriftliches vom ſchlauen Friedländer ſelbſt darfſt Du nicht warten. Er ſchreibt nicht, er unterſchreibt nicht. Dafür laſſen ſich die Agenten deſto mehr ſchreiben von ihren Auftraggebern, um ihre Thätigkeit zu beglaubigen beim mißtrauiſchen Herzoge. Beſonders der Raſchin, welcher von untergeordnetem Anſehn iſt. Er reiſt verwegen, ungeleitet. Ein Wink von Dir über ſeinen Weg kann genügen, daß er aufgehoben und hierher gebracht werde. Von den Generalen iſt zunächſt nur einer zuverläſſig, an den Du Dich im plötzlich vorkommenden Falle wenden könnteſt. Dies iſt der Marcheſe Carretto di Grana. Der ſpaniſche Ambaſſadore wird Dir das Vertrauenswort mittheilen, welches der Marcheſe kennt und reſpektirt. Was die anderen Generale betrifft, auf welche wir bei ausbrechender Kriſis rechnen zu dürfen glauben, ſo kannſt Du in dieſem Betrachte nichts thun. Auf Deinen Haß gegen uns in Wien darf kein Schatten fallen. Das wird auf anderem Wege beſorgt. Die Aufgabe iſt entſetzlich ſchwer und gefährlich. Der Mann hat zu große Mittel in Händen für ſeine Heerführer, der Kaiſer hat Alles aus der Hand gegeben. Wenn die Kriſis in offenem Kampfe gelöſt werden muß, ſo hat der Herzog eine erſchreckende Uebermacht für ſich, und es iſt das Aergſte möglich. Altringer, der weitab von ihm in Bayern ſteht, iſt wahrſcheinlich zu gewinnen, Piccolomini vielleicht. Vielleicht auch Gallas. Marradas und Colloredo ſind loyal: der erſte bedeutet aber nicht viel. An Holck iſt nicht zu denken. Waldſtein hat ihn nach Eger poſtirt, um die Verbindung mit Bernhard von Weimar, der in der Oberpfalz, Franken und Bayern operirt, in ſichere Hände zu geben. Ilow iſt von Wichtigkeit geworden ſeit einiger Zeit, aber von feindlichſter für uns. Hüte Dich vor ihm, er iſt durchtrieben und ſchneidig. Vielleicht könnte man — aber es iſt gefährlich —

— Was?

— Er iſt um den Grafentitel eingekommen, und der Kaiſer hat ihn abfällig beſchieden — auf des Herzogs von Friedland abfälliges Einrathen.

— Wenn Ilow das erführe, ſo wäre —

— Nein, nein, das iſt nicht für Dich, es könnte Dich beſchädigen. Dieſer Ilow iſt ein heftiger Lutheraner, er führe auf Waldſtein los, in deſſen Nähe er jetzt täglich iſt, es käme zur Unterſuchung — laſſen wir das ruhn! Er und der brutale Tertſchka ſind aufzugeben. — Wohl aber haſt Du Dich in den Regimentern umzuſchauen, die da vorüberwechſeln werden — denn ich bin überzeugt, der Waffenſtillſtand in Schleſien iſt der Anfang einer Vereinbarung mit Sachſen und Schweden; und er kommt zum Spätherbſt mit ſeiner ganzen Armada nach Böhmen, um über Eger dem Weimar die Fauſt zu reichen, und endlich über Wien herzufallen —

— So weit ſollte er's treiben?!

— Wenn die Verhandlung in Zleb zum Abſchluſſe kommt, gewiß! Du wirſt alſo viele Regimenter ſehn. Mache Bekanntſchaft mit untergeordneten Officieren, mit Wachtmeiſtern, mit Gemeinen. Suche Dir vorzugsweiſe Wallonen aus. Sie ſind gute Katholiken und unerſchütterlich tapfer. Auch Irländer und Schotten. Das ſind Soldaten des Glücks; für eine Handvoll Goldſtücke thun ſie

Alles. In unſerm Prager Collegium findeſt Du jede Summe, wenn ein Moment eintritt, daß nichts übrig bleibt als eine Gewaltthat. Alles hierauf Bezügliche ſagt Dir im Einzelnen der ſpaniſche Ambaſſadore, der Marquis von Caſtanneda, zu dem ich Dich heut Abend führe. Er iſt die Hauptperſon gegen den Friedländer, obwohl auch ſein König den Waldſtein zu ſeinem General ernannt hat und ihn beſoldet. Dieſer Ambaſſadore allein ſieht ſcharf und weit, und geht ohne Umſchweife auf den Mann. Der Bayer ſchickt Klagen über Klagen gegen den Herzog, und haßt ihn herzlich, aber auf's Ziel geht er nicht los. — So! Dies wäre vorläufig das Nöthigſte zur Aufklärung. Jetzt rüſte Dich zur Reiſe. Heut Abend um Sieben erwarte ich Dich hier, um Dir Weiteres zu ſagen, und Dich dem Ambaſſadore zuzuführen. — Noch Eins. Ein Diener thäte Dir noth — —

— Medardo?

— Der iſt leider kompromittirt beim Friedländer durch die Affaire mit Tocke. Er wäre geeignet. Nicht für Deine Nähe, aber für Waldſtein ſelbſt. Denn ihn wirſt Du nicht oft ſehn, und müßteſt doch oft von ihm hören. Er verläßt oft im Handumkehren die Heerſtraße, welche er ſeiner Wanda und ſonſtigen Vertrauten vorgezeichnet hat. Wie wäre das zu machen, daß er Medardo aufnähme? Hm! Reiche mir dort das Tintenfaß her! — Lies während ich ſchreibe die Namen durch, welche ich unterm Sprechen hier aufgezeichnet — zur Stärkung des Gedächtniſſes —

Und nun beſann ſich Pater Lamormain eine Weile, dann ſchrieb er folgende Worte:

„Deine Rechtfertigung, Medardo, iſt ungenügend, und was Du von der Vergiftung erzählt haſt, ganz unwahrſcheinlich. Doctor Blandini ſagt aus, Du hätteſt ſchon unter Kaiſer Matthias Sold empfangen vom Herzoge, und hätteſt ihm ſtets gedient. Im Zirndorfer Lager hätteſt Du den armen, unſchuldigen Tocke im Stich gelaſſen, und dem Herzoge zugetragen. Mein Vertrauen zu Dir iſt dadurch erſchüttert, ich kann Dich nicht mehr verwenden, wohl aber Dich ſtrafen, wenn Du an ungeeignetem Orte Unwahres ſchwatzen ſollteſt.

Wien am letzten Oktober 1632.

P. Lamormain."

— Da! — Dies gieb an Medardo; er ſoll dafür ſorgen, daß es vergilbt und veraltet ausſieht, es iſt faſt ein Jahr alt, und ſoll ihm bei Waldſtein zum Beweiſe dienen, daß er ſeinetwegen in's Detriment gerathen ſei. Medardo verſteht es ſchon, elend und verlumpt zu erſcheinen, und ſich in der Nähe des Herzogs anzubringen.

— Er wird mit Hand und Fuß proteſtiren; denn er fürchtet ſich vor dem Herzoge wie vor dem Satan.

— Er muß ſich zuſammennehmen. Für Sammt und Seide iſt er nicht auf der Welt. Gehorcht er nicht, und gehorcht er nicht gut, ſo daß Du und ich wöchentlich zwei Mal genaue Kunde über das häusliche Treiben des Friedländers erhalten, dann wird der Zettel zur Wahrheit, und Freund Medardo mag Steine klopfen an der Heerſtraße. Gehorcht er gut, ſo zahlt ihm der ſpaniſche Ambaſſadore tauſend ſpaniſche Thaler. Der Kammerdiener Waldſteins iſt zwar durch Geld nicht beſtechlich, aber er iſt eitel und verliebt. Den muß er gewinnen, und dem jungen Steinwald, welcher uns — beiläufig geſagt — bis jetzt wenig genützt hat, ſoll er um den Flaumbart gehn. Der junge Menſch iſt auffallend begünſtigt vom Friedländer. Er war dieſen Winter hier mit einem Schreiben an den Kaiſer, und hat Audienz gehabt. Auch dem Kaiſer hat er gefallen, und recht ſehr zu unſerm Nachtheile. Der hübſche Burſch' iſt noch ſo unbefangen wie ein Kind, und ſpricht über den Friedländer mit einem Enthuſiasmus, der anſteckend wirkt. Er hat mehr als ein Sieg den Kaiſer in der Meinung beſtärkt, daß „ſein Waldſtein“ eine edle Natur ſei. Von dieſem Steinwald iſt täglich zu erfahren, wie es um die Laune und die Geſundheit des Friedländers ſteht. Denn darin liegt, offen geſprochen, meine einzige gründliche Hoffnung, daß wir einer grimmigen Kataſtrophe entgehn.

— Worin?

— In der Geſundheit Waldſteins, will ſagen in ſeiner Krankheit. Irrt ſich Blandini darin, dann warten unſer ſchreckliche Dinge; denn der Unternehmungsgeiſt des geſunden Herzogs von Friedland iſt grenzenlos, und kann mit den Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote ſtehn, ganz Europa umwandeln. Blandini aber behauptet feſt: der Herzog ſei ausgehöhlt bis auf's Mark durch gichtiſchen Stoff. Dies allein lähme ſeine Energie, und verzögere fortwährend den Abſchluß mit den Ketzern und den Ausbruch der Empörung. Blandini verpfändet ſeinen Ruf, der Herzog habe kaum noch ein

Jahr zu leben, und dies werde ein gelähmtes Leben ſein, ein Leben, welches mächtige Entſchlüſſe kaum aufkommen laſſe. Wir brauchten alſo nur hinzuhalten. Zu dem Ende aber müſſen wir Woche für Woche genau wiſſen, wie es um die Leibesbeſchaffenheit des Herzogs ſteht. — Laß Medardo ſogleich rufen, und mach' ihn fertig. Er ſoll ebenfalls heut' Abend um Sieben hier ſein; ich will ihn ſprechen, und der Ambaſſadeur will's auch. — Genug für jetzt.

Norbert ging. Er war aber noch nicht an der Thür, ſo rief ihn Lamormain noch einmal zurück, und ſagte:

— Nicht zu vergeſſen, Norbert, daß auch Deine ehrgeizige Mutter nicht ahnen darf, Deine Verjagung von uns ſei falſcher Schein! Sie wird freilich darunter leiden, Dich ſo in Ungnade und auf dem Wege des Rebellenthums zu ſehn, aber das ſteht nicht zu ändern.

— Meine Mutter iſt geſtern geſtorben.

— Um ſo beſ — ah, geſtern geſtorben! Wie ſchade, daß ſie Deinen Aufſchwung nicht erlebt, der nicht ausbleiben ſoll, wenn Du in aufſteigender gerader Linie Dich verhältſt bei dieſer Aufgabe. Ich warne Dich nicht. Du haſt Verſtand genug, um zu ermeſſen, daß ſolche Empörung, auch wenn ſie gelingt, ein kurzes Daſein hat. Abſonderlich mit einem ſiechen Anführer. Ja, hätte der Waldſtein einen Sohn von ſeiner Race, den er einführen und einſetzen könnte, dann allerdings — aber ſo! Krachend ſtürzt Alles über ſeinem nahen Grabe zuſammen, und wehe denen, die auf ihn gebaut. Wie geſagt, ich erwähne das nicht, um Dich zu warnen. Vor zwölf Jahren haſt Du wohl an dem Gedanken genaſcht, drüben auf der andern Seite Deine Bahn zu machen; jetzt biſt Du reiſer, und kennſt unſre Macht beſſer. Du weißt, daß ſie weit über Kaiſer und Reich hinaus ragt. Kaiſer und Reich kann umgeſtürzt werden, uns ſtreift es nur die Hutkrempe, und mitten aus dem neuen Herrſcherhauſe holen wir uns denjenigen, der uns untreu geworden iſt als unſer Eigenthum, und ſtürzen ihn ohne Laut wie ohne Mitleid in den Abgrund. Das weißt Du ſo gut wie ich.

— Ich weiß es; brauch es aber nicht zu wiſſen.

— Wohl geſprochen. Ade! — Noch eine Bemerkung! Es wird ſich ein Umſchwung daran knüpfen, daß ſpaniſche Truppen über die Alpen marſchiren und ſich in den vorderöſtreichiſchen Landen mit Aldringer vereinigen werden. Waldſtein und ſeine Konſorten werden wüthen und ſchäumen, und dies Ereigniß kann das Signal werden zu ſeinem offenen Abfall. Ich glaube an Blandini, und möchte den offenen Abfall verzögert ſehn. Dazu kann helfen, daß die Anführer des ſpaniſchen Heeres geringfügig erſcheinen. Der Bruder des Königs von Spanien, Infant Don Fernando, Erzbiſchof von Toledo, des Kaiſers Neffe, führt das Heer. Dieſen Infanten fürchtet Waldſtein nicht, es kitzelt ihn im Gegentheile, daß laut ſeines Kontraktes Niemand über ihm ſtehen dürfe, ſelbſt kein Infant, und das wird er ſchreiend verlangen und wird dadurch den Kaiſer verſtimmen, aber neben dem Infanten kommt der Herzog von Feria, ein erprobter Feldherr, der wohl beſtimmt ſein könnte, den Herzog von Friedland gelegentlich abzulöſen. Der wird ihm tief in's Hirn fahren. Deine Aufgabe iſt alſo, den Feria ſo bald, und ſo viel als möglich zu verkleinern. Du weißt von mir, daß er verbraucht ſei, und von ſinkenden Geiſteskräften, ein Schattenbild ſeines früheren Ruhms in den italieniſchen Kriegen, und überdies ein Bewunderer des friedländiſchen Kriegstalents, der zu unſerm Aerger immer erklärt habe: er würde es ſich zum Ruhme rechnen, unter Waldſteins Kommando zu fechten. Das betreibe zeitig und eifrig, um Waldſteins Argwohn zu beſchwichtigen. Ich fürchte den Ausbruch vor Allem. Dann herrſcht eine Zeitlang das Schwert allein, und wir müſſen warten. Dies und Kynsky ſind Deine wichtigſten Geſichtspunkte. Kynsky reiſt ſtets über Teplitz. Seine Papiere wiegen alle anderen auf. Erhält der Kaiſer nur irgend einen Nachweis in die Hand, daß Waldſtein mit Frankreich intim unterhandelt, dann zerbricht das Zutraun des Kaiſers wie Glas. Denn Frankreich betreffend exiſtirt kein kaiſerlicher Auftrag an den Herzog, Frankreich betreffend kann der Herzog keine Friedensunterhandlung vorſchützen. Was er mit Richelieu, dem ſogenannten Kardinale und deſſen unſeligem Pater Joſeph unterhandelt, das iſt ſeine Unterhandlung zu perſönlichen Zwecken, das iſt Verrath am Kaiſer. Lieferſt Du ein ſolches Beweisſtück, Norbert, ſo haſt Du den höchſten Dienſt geleiſtet, deſſen der Orden jetzt bedarf, und Du weißt, was das bedeutet für Deine Zukunft. Nun rüſte Dich, und ſei um ſieben Uhr hier. Ade!

Norbert ging. Pater Lamormain blieb unbeweglich ſitzen. Sein Nachdenken deutete an, daß er von all dieſen eingeleiteten Maßregeln noch nicht Hilfe genug erwartete.

Endlich läutete er an einem Glockenzuge hinter ſeinem Stuhle an der Wand; ein geiſtlicher Diener trat ein. — Schicke ſogleich zum ſpaniſchen Ambaſſadore — ſagte er — und laß ihm meine Bitte ausdrücken, Seine Grandezza in der nächſten halben Stunde zu ſprechen.

Pater Lamormain hatte ganz richtig erwähnt, daß Leo jetzt in auffallender Gunſt beim Herzoge von Friedland ſtände. Gut unterrichtet zu ſein war immer des vornehmen Jeſuiten erſte Sorge.

Leo hatte große Veränderungen erfahren. Innerlich und äußerlich. Er hatte ſich an jenem Winterabende dicht vor der Hinrichtung befunden, und das hatte einen ganz andern Eindruck auf ihn gemacht als die Todesgefahr auf dem Schlachtfelde. Auf dem Schlachtfelde lebt man mit allen Kräften, und fühlt ſich machtvoll; vor der Hinrichtung harrt man unter laſtendem Drucke, und fühlt ſich machtlos. Man iſt zum Nachdenken gezwungen.

Dann kam die Scene mit ſeiner Mutter, welche höchſt unerwartet und feſt die Weigerung ausdrückte: mit dem Herzoge zu ſprechen. Welch einen Grund konnte ſie haben, die einfache, furchtloſe, niemals eigenſinnige Frau?

Dann folgte eine Scene mit Magna. Er fand ſie bei ſeiner Mutter im Nebenzimmer, und trat ihr glückſelig entgegen. Sie trat vor ihm zurück, ſie war kalt wie Eis, und ging von dannen, weil ſie ihren Vater aufſuchen müßte. Woher dieſe Verwandlung der Geliebten, welche Mittags auf dem Ringplatze ſo hingebend geweſen war?! Er ahnte nicht, daß ſie die Umarmung Suſannens geſehn, daß ſie ſeine eigne Willfährigkeit für dieſe Umarmung im Momente des wiedergewonnenen Lebens als zärtliche Vertraulichkeit aufgenommen. Er ward völlig irre an ihr, und ſeine Gedanken ſtockten. Zerſtreut führte er ſeine Mutter in eine nahe gelegenen Herberge, um ihr ein Nachtlager zu verſchaffen; ſie lehnte es beſtimmt ab, in den Palaſt des Herzogs zurück zu kehren, ſie drang nachdrücklich darauf, am frühen Morgen die Abreiſe anzutreten. Er eilte allein hinüber, um nach dem Wagen, und nach ihrem Reiſegepäck zu fragen. Der Portier trat ihm entgegen mit der Nachricht, daß ſeine Durchlaucht Alles angeordnet habe: Pferde und Wagen, eine Taſche mit Geld, welche Weſſely gebracht, ein großes Schreiben an des Kaiſers Majeſtät, welches beim wachthabenden Officier niedergelegt ſei für ihn. Im Palaſte ſchliefe Alles, es ſei tief in der Nacht.

Er nahm das Geld, er holte den Brief, er beſtellte den Wagen zum Aufbruche des Tages vor die Herberge, und ging über die Brücke zurück, um in dieſer Herberge auch für ſich eine Schlafſtelle zu ſuchen. — Schlaf fand er nicht. Alles erſchien ihm räthſelhaft und drohend, ſelbſt die formloſe Gnadenbezeigung, daß er eigenhändig einen Brief an den Kaiſer übergeben ſollte. Denn es ſtand auf der pergamentnen Hülle, mit des Herzogs eigener Schrift geſchrieben: „Inliegendes Schreiben iſt durch Leo Steinwald meinem allergnädigſten Herrn und Kaiſer zu höchſt eigenen Händen zu überreichen. Albrecht Herzog von Mecklenburg und Friedland.“

Mit der Morgendämmerung ſprang er vom ruheloſen Lager. Da rollte auch der Wagen ſchon vor die Thür, und es erſchien ſeine Mutter, die ebenfalls nicht geſchlafen hatte.

Er wollte ſie zum Wagen führen, hielt aber inne, als er trotz ſo früher Tageszeit die Straßen voll Menſchen fand. Was iſt? — „Auf dem Altſtädter Ring werden eilf Officiere hingerichtet, drei Gemeine gehenkt —“ lautete die Antwort.

— Um Gotteswillen, liebe Mutter, ich muß hin! Ich muß Hagen die Hand drücken, muß ihm beiſtehn; er ſtirbt ja für mich!

— Thu das, mein Sohn; ich warte hier.

Sie wartete nicht lange. Verſtört kam er zurück; es war ſchon Alles vorbei geweſen.

— Schnell fort, mein Sohn, aus dieſer gräßlichen Stadt! rief Julia, und half ihm in den Wagen, der kurz vorher ihr helfen gewollt.

Es wurde eine ſchwermüthige Reiſe. Leo hatte in ſeinem Leben die Mutter nicht ſo ernſt geſehn. Ihre erſte Frage war: warum er den Brief nicht abgegeben, welchen ſie bei ſeiner Abreiſe von der Heimath an den Herzog geſchrieben? — Er geſtand ihr offen die Wahrheit, daß er die Abgabe für müßig, ja für unſchicklich gehalten. Ein Empfehlungsbrief von einer dem Herzoge ganz unbekannten Frau hätte dem mit Geſchäften überhäuften vornehmen Herrn wie eine unpaſſende Laſt erſcheinen können. Und außerdem ſei es nicht nöthig geweſen, da die Aufnahme in den Dienſt des Herzogs gleich gelungen ſei.

— Müßig und unſchicklich! wiederholte ſie leiſe, und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: am Ende haſt Du Recht gehabt, und es iſt beſſer ſo, wenn es auch traurig iſt. Man muß nicht Liebe verlangen von denen, welche ſie nicht kennen; man muß ſich nicht bezahlen laſſen, was keinen Preis hat.

Leo ſah ſie ſtaunend an; er verſtand ſie nicht. Schon daß ſie den Herzog nicht ſprechen gewollt, war ihm unbegreiflich geweſen. Sie, welche ſonſt keine Spur von Scheu in ſich trug vor hochgeſtellten Menſchen! Es ſchoß ihm der Gedanke auf, daß hier ein Geheimniß verborgen liege —; aber der Gedanke blieb nur ein augenblickliches Wetterleuchten, Magna und Hagen nahmen ihm die Seele ein. Nur ſo weit blieb er bei der Sache, daß er die Mutter bat, ihm den vergeſſenen Brief wieder einzuhändigen —

— Wozu?

— Als ein Andenken an meinen Abſchied von daheim, als ein Andenken an Deine ſorgſame Liebe — ſagte er aus einer Höflichkeit des Herzens.

Mutter Julia zog den Brief hervor, betrachtete ihn, und ſchwieg eine Weile. Dann ſagte ſie halblaut wie für ſich: — Es wäre beſſer er ginge unter. Ich wenigſtens möchte nichts mehr damit zu thun haben. Aber es iſt wohl Unrecht, hierbei nur an mich zu denken. Für Dich kann ein Moment kommen, welcher — — ſei es denn! Da nimm ihn, und bewahre ihn beſſer als bisher. Gieb ihn aber nicht etwa nachträglich ab in einer müßigen Stunde wie eine Kurioſität. Thu das nicht, mein Sohn! Oeffne ihn auch nicht ſelbſt, hörſt Du! nur dann magſt Du das Eine wie das Andre thun, wenn noch einmal wie geſtern Dein Leben in der Hand dieſes hartherzigen Mannes ruht, oder wenn ich geſtorben bin —

— Mutter!

— Dann mag Dir ein ſolches Andenken vielleicht wichtig ſein, und ich thäte Unrecht, es Dir zu entziehn. Aber nur dann! Gieb mir die Hand darauf!

Leo that das, und ſteckte den Brief zu ſich. Er ſah mit Beſorgniß auf ſeine Mutter. Da er keine Ahnung von dem Inhalte des Briefes hatte, ſo erſchien ihm die ſonſt ſo klare Frau verwirrt und übertreibend. Die furchtbaren Eindrücke des Prager Abends, meinte er, hätten ſie verſtört. Er bat ſie, den Schlummer zu ſuchen im leidlich bequemen Wagenſitze, damit ihre aufgeregte Phantaſie beſchwichtigt, ihre körperliche Kraft ins Gleichgewicht geſetzt werde.

— Sie iſt nicht außer Gleichgewicht, lieber Leo. Aber die Eindrücke, welche ich auf dieſer Reiſe empfangen, ſind tief und ſchwer geweſen, tiefer und ſchwerer als Du ahneſt. Von einem ſolchen Kriege hab' ich ja in meiner Abgeſchiedenheit keine Ahnung gehabt. Einen Religionskrieg, einen Krieg um den Glauben an Gott nennt Ihr ihn? Gerechter Gott, wozu wird Dein Name gemißbraucht! Seit zehn Tagen fahre ich durch das Land, und bin mit jeder Gattung von Menſchen in Berührung gekommen, habe Stunden lang den Reden und Geſprächen der Soldaten zugehört. Aber da hab' ich auch nicht ein Wort vernommen von Kirche, Glaube oder Religion. Kirche, Glaube oder Religion iſt all' den Leuten etwas Wildfremdes. Beute und Gewinn, Gewinn und Beute in allen erdenklichen Richtungen iſt ihr einziges Sinnen und Trachten. Wie Räuberbanden ſind ſie mir erſchienen, und nur wie Räuberbanden. Stehlen, rauben, verwunden, tödten, das iſt ihr Katechismus. Darüber hinaus reichte kein Wort, kein Gedanke. Iſt es bei den Gegnern, bei den Proteſtanten draußen nicht anders, dann hat Gott ſcheinbar die Welt verlaſſen, und das große deutſche Reich iſt eine Mörderbande geworden, an der Spitze ein Henkermeiſter wie der Herzog von Friedland. Und darunter mein Sohn! Leo, um des Himmelswillen, haſt Du in dem wilden Treiben nicht Augenblicke der Sammlung gefunden, welche Dir die Frage aufgedrängt haben: Wofür lebſt Du? Wohin ſteuerſt Du? Was bewirkſt Du?! Sag mir Deine Gedanken! Ich bitte Dich herzlich. Sieh, ſchon in der Einſamkeit iſt mir und der Mutter oft bange geworden um Dich, wenn wir uns vorſtellten, daß Du um die Kirche föchteſt, welcher Du angehörſt. Du weißt, daß wir durch meinen Vater eigne Gedanken haben über Gott und Menſchheit, daß wir Eurer Kirche nicht eigentlich angehören. Du biſt durch Pater Vitus und ſeine Genoſſen darin von uns abgeſondert worden. Wir haben es ruhig geſchehn laſſen, wir mochten nicht ſtören, wir trauten uns kein Recht zu, darüber Vorſchriften zu machen. Wir nahmen es ſelbſt geduldig hin, als man uns den Religionskrieg anpries als etwas Würdiges und Großes. Es war dies nicht unſer Gedanke, nicht unſre Anſchauung. Wir begreifen es nicht, daß man ſich darüber verfolgen und tödten mag, weil der Eine ſeinen Gott auf anderem Wege ſucht, als der Andere. Aber wir beſchieden uns, wenn uns der Geiſtliche ſagte: Einſame Menſchen könnten leicht frei ſich geberden, die Geſellſchaft der Menſchen aber müſſe Regeln ſtreng befolgen, ſonſt ginge ſie zu Grunde. So ließen wir Dich hinziehn, und beſchwichtigten unſre Sorge mit dem Gedanken, daß wir's nicht hinreichend verſtünden. Mein Sohn, mein Sohn! jetzt ſeh ich zum erſten Male in der Nähe, wofür Du im Kampfe ſtehſt, wofür Du Dein Leben ausſetzeſt, und das Leben des Gegners niederwirfſt! Wofür!? Ich bin erſchrocken bis in's innerſte Herz hinein. Wofür?! Für Beute und Gewinn. Für den Zweck des Räubers und Mörders. Dein Großvater, mein guter Vater, erſcheint mir des Nachts mit kummervoller Miene, und fragt mich, ob ich denn all' ſeine Lehren vergeſſen habe, die Lehren der Menſchenliebe, die Lehren der Liebe Gottes?! O, mein Sohn, laß uns redlich überlegen, was da zu thun iſt! Wäre es nicht beſſer, Du kehrteſt dauernd in unſere Einſamkeit zurück? Sprich, ſag' mir Deine Gedanken! Und wenn Du nicht Ja ſagen magſt, ſo ſage wenigſtens nicht ſogleich Nein. Laß uns prüfen und wägen; gieb Dir und mir und der Großmutter Zeit!

Leo war betroffen von den Anſchauungen ſeiner Mutter; die einfache, wahrhaftige Welt ſeiner Jugend lebte ſo weit in ihm auf, daß er den Gedankengang ſeiner erſten Erzieherin wohl verſtehen konnte. Er antwortete langſam und widerſprach nur vorſichtig. Es ſei gar Vieles wahr von dem, was die Mutter ſage, aber die Dinge ſeien doch mannigfaltiger als ſie ſich binnen zehn Reiſetagen einer an Einſamkeit gewöhnten Frau darſtellen könnten. Bereit ſei er jedenfalls, mit ſeinen guten Müttern zu prüfen, zu wägen und zu überlegen.

Die letzten Erfahrungen hatten auch in ſeinem Innern eine ſo tief gehende Bewegung hervorgebracht, daß er zum erſten Male in ſeinem Leben ein Zweifler und Grübler wurde. Die räthſelhafte Haltung ſeiner Mutter in Betreff Waldſteins und des Briefes erhöhte noch ſeine Unruhe. Das bisher ſo glatte Bild des Lebens, welches er vor ſich geſehn, war mit einem Male kraus geworden und unklar. Sich an den einſamen See von Veldes eine Zeitlang zurückzuziehn wäre ihm ganz erwünſcht vorgekommen, wenn nicht Magna in ſeinem Herzen gelebt hätte. Das Bedürfniß der Liebe iſt eben ſtärker, als jedes Bedürfniß des Geiſtes.

Dazu kam der Auftrag in Wien. Der Waldſtein'ſche Brief öffnete ihm alle Pforten, die Macht ſeines Herzogs ſpiegelte ſich darin mit blitzenden Farben: er ſah hier auf ganz anderem Boden, wie viel eine große Fähigkeit in politiſchen und kriegeriſchen Dingen vermöge, und daß es außer dem Gedankenkreiſe ſeiner Mutter doch noch große Erfolge gebe im Menſchenleben. Er ſtand vor dem Kaiſer, und hörte mit Erſtaunen, daß Waldſtein eine Gnadenbezeigung für ihn erbeten hätte. Welch' eine Gnadenbezeigung ſagte der Kaiſer nicht ausdrücklich, aber er ließ ſich darüber aus, daß Leo in der Schlacht beim Burgſtall und in der Schlacht bei Lützen Tapferkeit und Einſicht an den Tag gelegt. Die

Eitelkeit iſt ein nie verwitterndes Gas unſers Lebensproceſſes. Lobſprüche erwärmen den Greis noch, den Jüngling entzünden ſie, und bei edleren Naturen erwecken ſie unmittelbar den Enthuſiasmus. Was auch die Mutter über Waldſtein geſagt, Leo brach in warmen Preis über ihn aus, als der Kaiſer ihn aufforderte, die Schlacht bei Lützen zu ſchildern. Er ſchilderte ſie ſo, daß der Friedländer in der Sänfte und auf dem Roſſe wie ein dunkler Gott erſchien, der im Kugelregen einherzieht und überall die Entſcheidung bringt.

Der Kaiſer, damals ein wohlgenährter, freundlicher Herr, in welchem ſich die ſtrengen Principien der Jugend zu feſten, ruhigen Linien gehärtet hatten, hörte ihm aufmerkſam zu. Sein jeweiliges Kopfnicken verrieth, daß Waldſtein noch immer in hoher Gunſt bei ihm ſtünde, und ſein Abſchluß der Audienz entzückte Leo. Der Kaiſer ſagte nämlich, daß er zwar vom Oberſten Diodati einen trefflichen Bericht über die Lützener Affaire erhalten, daß aber Leo's Schilderung ihn erſt vollſtändig aufgeklärt und ungemein angeſprochen hätte. Leo könnte ſeiner Gnade verſichert ſein, und würde bei ſeiner Rückkehr zum Heere die Auszeichnung in den Händen des Herzogs von Friedland finden, welche dieſer für ihn in Anſpruch genommen.

Welch' eine Auszeichnung? Leo wußte es nicht. Aber er kam nicht ohne Rauſch zur Mutter zurück, und der Gedanke an ein Stillleben neben dem See von Veldes war in den Hintergrund gedrängt.

Die Mutter ſtellte wohl auf der Weiterreiſe das Gleichgewicht wieder her. Sie war völlig unbefangen vom Glanze vornehmer Verhältniſſe, vom Schimmer weltlicher Schale. Kaiſer und Herzog hatten bei ihr nichts voraus vor anderen Menſchenkindern. Sie war ohne Rückſicht auf ſolche Unterſchiede aufgewachſen; ſie war gewohnt, nur den Kern zu wägen. Von dieſer Art war auch ein guter Theil auf Leo übergegangen. Aber doch nur ein Theil. Die Neugier kam hinzu: was iſt das für eine Auszeichnung? Und dieſer Neugier zeigten ſich doch auch die beiden Frauen von Veldes unterworfen.

Kurz, nachdem Leo und ſeine Mutter äußerlich wohlbehalten bei der Großmutter in Veldes angekommen waren, nachdem ſie der Großmutter alles Weſentliche mitgetheilt, nachdem die große Frage des dauernden Daheimbleibens Wochen lang durchgeſprochen war, nachdem Mutter und Großmutter ſich eingeſtanden hatten, daß Leo nicht frei und ruhig und heiter erſchiene in der heimathlichen Muße und Unbeſchäftigung, ſagte eines Tages Mutter Julia ſeufzend zur Großmutter: — Wir ſind wohl auf falſchem Wege, Mutter, wenn wir ihn hier zurückhalten wollen! Wir vergeſſen das ſchöne Mädchen, welches ich im Prager Rathhauſe geſehn. Sie war zurückhaltend gegen Leo, ja! Aber das bedeutete etwas, und ſeine Augen, ſein Erſchrecken bei ihrer Zurückhaltung bedeuteten ſehr Viel. Sie war ganz anders, als ſie in die Sänfte ſtieg bei meiner Ankunft. Sie hatte erſichtlich was für ihn vor. Es wird umſonſt ſein, ihn auf die Dauer abſchneiden zu wollen von jener Welt, die wahrſcheinlich ſchon eng mit ſeinem Herzen verwachſen iſt. Am

Ende iſt's auch unnatürlich. Er gehört nicht mehr bloß zu uns. Er hat ſchon zu Viel erlebt und gelernt. Was der Kaiſer angedeutet hat, das hat doch wohl eine größere Bedeutung. Leo iſt eine Fähigkeit geworden für Regierung der Dinge, wie ſie draußen nun einmal ſind. Es wäre Zwang, wenn wir ihn zu unſrer Genügſamkeit zurückführen wollten. Wir hätten ihn gar nicht hinauslaſſen ſollen, wenn wir gewollt, daß er nur unſer bleiben ſollte. Was meinſt Du, Mutter?

Die Mutter nickte mit dem Kopfe und ſagte leiſe: das hätte ſie ſchon lange gedacht. Man müſſe den Kindern den Willen laſſen, wenn ſie überhaupt gut geartet wären. Und das ſei der Leo doch. Man ſolle ihm nur Muth machen, daß er friſch herausſage, was er wolle.

Das geſchah denn in langen, herzlichen Geſprächen.

Dennoch wagte kein Theil, zur Entſcheidung zu drängen. Die Frauen mochten den lang entbehrten Liebling nicht fortdrängen, und Leo ſelbſt war — ganz gegen ſeine bisherige Denk- und Handlungsweiſe — ſtill, nachdenklich, faſt träumeriſch und unentſchloſſen geworden. Er hatte bis zu der Kataſtrophe in Prag das Leben hingenommen wie einen Spaziergang. Damit war es jetzt vorbei. Die Gefahr einer ſchmählichen Hinrichtung, das Zurückweichen der geliebten Magna, die geheimnißvollen Andeutungen ſeiner Mutter und ihre Reden über nichtiges, wüſtes Kriegsleben, welchem jeder höhere Inhalt fehle, Alles das hatte ihn zur Einkehr in das Innere gedrängt, hatte ihm den leichten Sinn ſeiner Jugend entwendet. Er meinte, ſich geſtehen zu müſſen, daß ihm ein Mittelpunkt des Lebens gebreche, ein Kernpunkt des Dichtens und Trachtens; mit einem Worte: er fühlte ſich haltlos. Ein Beſuch beim eisgrauen Pater Vitus in Klagenfurt führte zu einiger Hülfe, er führte zu Studien. Wenn uns das Leben zu entgehen droht, dann flüchten wir zum Lernen. Das iſt der Inſtinkt der Ergänzung bei guten Naturen. Es wurde ein Bote an den Herzog von Friedland nach Prag abgeſendet, und um ferneren Urlaub gebeten. „Leo will Alexander und Cäſar ſtudiren, um ein Feldherr zu werden“ — ſchrieb Pater Vitus unter das Urlaubsgeſuch, und Leo ſtudirte von Stunde an wirklich Geſchichte und Kriegswiſſenſchaften, ſoweit es die Bücher möglich machten, welche ihm Pater Vitus nach Veldes mitgab.

Auf dieſes zweifelvolle Stillleben am See ſenkte ſich der Frühling herab vom Karavanken-Gebirge, und es kam eine Aufforderung des Herzogs: nach Bruck an der Leitha zu reiſen, und nach Schleſien zu kommen, wohin der Herzog zum neuen Feldzuge aufgebrochen.

Dies war entſcheidend. Daß der Herzog dauernd ſo viel Antheil zeigte, war zu ſchmeichelhaft, um ſeinen Eindruck zu verfehlen auf Großmutter, Mutter und Sohn. Sogar ein Reitknecht mit einem ſtattlichen Roſſe für Leo war angelangt vom Herzoge mit jener Aufforderung. Dies rührte Leo ſehr. In allem Wirrwarr ſeiner Gefühle und Zweifel war die Anhänglichkeit an den Herzog aufrecht in ihm geblieben, und dies Zeichen wohlwollender Erinnerung an ihn, den haltlos gewordenen Jüngling, der ſich ſelbſt in dieſem

Momente ſo gering erachtete, hatte etwas Ueberwältigendes für ihn. Er nahm Abſchied von ſeinen Müttern. Diesmal unter Thränen. Als ihn Mutter Julia zum letzten Male an's Herz drückte, flüſterte er ihr zu, als ob es ein Geheimniß wäre: Es ſoll kein Wort von Dir, liebe Mutter, auf dürren Boden gefallen ſein; ich werde ernſthaft darauf bedacht ſein, ein tüchtiger Menſch zu werden; ich werde nichts mehr gedankenlos thun, und mich immer in Deinem Sinne fragen, ob meine Aufgaben einem edlen Zwecke dienen können.

— Du wirſt Deine Dinge ſchon recht machen! — rief unter Thränen lachend die Großmutter, und winkte ununterbrochen mit der Hand, als er auf's Pferd ſtieg und von dannen ſprengte.

Mutter Julia ſah ihm lange, lange nach. Knüpfte ſich doch ihr ganzes Leben an ihn! Seinen Vater hatte ſie zu ihren Todten gelegt mit wunderbar ſtarker Kraft der Entſagung. Die Liebe zu ſeinem Sohne hatte darunter nicht gelitten; im Gegentheile meinte ſie jetzt, er ſei nun ganz und allein ihr Eigenthum.

Das feurige Roß, deſſen er gewohnheitsmäßig Herr war, belebte bald auch Leo. Die Stärke und Geſchicklichkeit der Jugend übte ſchnell ihren Einfluß auf ſeinen umflorten Geiſt, und als er nach Bruck kam, war er in milder, gefaßter Stimmung.

Er fand die Herzogin ſo wohlgeſinnt für ſein Gedeihn, wie nur jemals. Ja, es lag ein noch wärmerer Accent der Theilnahme für ihn in ihren Ausdrücken. Hätte er eine deutliche Ahnung von dem Geheimniſſe ſeiner Mutter gehabt, er hätte ſich fragen müſſen: weiß nicht auch die Herzogin um daſſelbe? So ſorgfältig, ſo genau fragte ſie nach ſeiner Mutter, und nach allen Vorgängen bei ihrer Ankunft und Anweſenheit in Prag. Sie unterbrach Leo bei ſeiner Erzählung, ſie wollte jede Kleinigkeit erfahren, und ſo mußte denn Leo auch des Briefes erwähnen, welcher in ſeinem Wams gefunden worden, und in die Hände der Mutter gerathen war. Sie fragte ſo liebenswürdig und ſo unabläſſig, was aus dem Briefe geworden, daß Leo, welcher ein warmes Vertrauen zu ihr hegte, ohne Rückhalt Alles erzählte, was mit dem Briefe weiter geſchehen ſei, und was ſeine Mutter ihm aufgetragen in Betreff deſſelben.

Die Herzogin ſchwieg alsdann eine lange Weile, und betrachtete ihn mit wehmüthigen Blicken. Ihr gutes Auge war voll Mitgefühl. Ahnte ſie mit weiblichem Inſtinkte den Zuſammenhang, wie ſie ja ſchon bei ſeinem erſten Erſcheinen in Prag eine Ahnung gezeigt hatte, ſo war doch kein Tropfen von Eiferſucht oder Uebelwollen in ihrer Seele. Es wallte nur der ſchöne Drang in ihr, einen Fehler des Schickſals gut zu machen. Sie rief ihr Töchterlein herzu, damit es den lieben Bekannten aus Prag begrüßen könnte. Sie freute ſich ſichtlich, daß die kleine Marie Leo entgegen ſprang wie einem alten Freunde, ja ſie ſagte mit thränenreicher Stimme: Behaltet Euch lieb, Kinder, in guten und ſchlimmen Tagen. Die Zeiten ſind Gefahr drohend, und die Hochgeſtellten können am Tiefſten fallen. Vergeßt Eurer kleinen Freundin nicht, Leo, wenn ſchlimme Tage kommen! Und Du, Marie, rufe

Dir den Leo zu Hilfe, wenn Vater und Mutter vielleicht nicht mehr an Deiner Seite ſind!

Dann faßte ſie ſich, und forderte Leo auf, einen Spaziergang mit ihr zu machen. Sie habe ihm wichtige Aufträge zu geben in Betreff des Herrn, Aufträge, die Eile nöthig machten.

So führte ſie ihn unter die großen Bäume hinab, welche am Ufer der Leitha, des ungariſchen Grenzfluſſes, breite Schatten boten für die heiße Sonne des jungen Sommers. Hier am Gewäſſer pflegte ſie gern zu ſitzen in ihrer ländlichen Einſamkeit, welche nichts, aber gar nichts zeigte von dem Aufwande und der Pracht eines herzoglichen Hauſes. Zum Verdruſſe Waldſteins lebte ſie hier ſtill wie die beſcheidenſte Edelfrau, während ihr Gemahl Kaiſer und Könige überſtrahlte durch Pomp und Herrlichkeit.

— Schaut durch die Bäume da hinüber — ſagte ſie ſtehen bleibend — lieber Leo! So wie ſich das Ungarland hier uneben und ſtaubig erhebt, und dürres Geſtrüpp zeigt und einen öden Horizont, ſo liegt die Zukunft vor mir. Ich bin nur zu gut unterrichtet, wie abgeſchieden ich auch lebe. Wenige, aber wahre Freunde kehren zuweilen bei mir ein und theilen mir Warnungen mit, welche ich dem Herzoge ſenden ſoll. Als ob der Herzog darauf hörte! Es ſcheint mir aber möglich, daß er in Zukunft auf Euch hört, lieber Leo.

— Auf mich?!

— Ja wohl. Und ich freue mich Deſſen herzlich. All meine Nachrichten, ſogar vom Herzoge ſelbſt, ſtimmen darin überein, daß Eure Kataſtrophe in Prag ihm einen ungewöhnlichen

Eindruck gemacht hat. Er hat Euch ſchreiendes Unrecht gethan, er hat Euch grauſam opfern wollen, und es iſt da am Wendepunkte etwas vorgegangen, was noch verſchleiert erſcheint — Ihr wißt gewiß, daß er Eure Mutter nicht geſprochen hat?

— Gewiß.

— Aber geſehen hat er ſie?

— Ja.

— Nun, wie dem ſei, er fragt ſeit der Zeit ſo oft nach Euch, er zeigt einen Antheil, wie er bei ihm eigentlich unerhört iſt, er wird Euch freundlichſt aufnehmen, er wird Euch an ſeine Perſon feſſeln. Wenn einmal Neigung in ihm erwacht, ſo iſt ſie eine Zeit lang eifrig und ſtark. Namentlich junge Männer mag er, wenn ſie begabt ſind und aufſtrebend. Dadurch werdet Ihr in nächſter Zeit reichlich Gelegenheit haben, wenn auch noch ſo beſcheiden, Eure Meinung vor ihm zu äußern über den Gang der Dinge, welcher vorausſichtlich noch in dieſem Jahre auf eine furchtbare Spitze getrieben werden wird. — Setzt Euch neben mich auf dieſe ſchattige Bank, und verſprecht mir, dem Herzoge immer nur zur Mäßigung ſeines Ehrgeizes, zum Ausharren in treuer Dienſtpflicht zu rathen. Wollt Ihr das?

— Meine gnädigſte Herzogin —!

— Ich wiederhole Euch, Ihr werdet in der Lage ſein, etwas zu vermögen, und ich will Euch deshalb ſchildern, wie der Herzog in Wien ſteht, und was ihn bedroht. Sein Kontrakt bei Uebernahme des Kommando's im vorigen Jahre hat ihm alle Freunde des Kaiſerthrons zu Feinden gemacht. Es iſt wahr: der Kaiſer hält noch immer auf ihn, und ſucht ſich zu täuſchen über das was kommen muß, wenn der Herzog laut ſeines Kontraktes ein Erbland und die höchſte Würde im Reiche nach der kaiſerlichen in Anſpruch nehmen werde. Er hat lange gemeint, das werde ſein Waldſtein nicht thun. Aber neuerdings hat der Herzog Anfragen an ihn gerichtet, welche dies Vertrauen des Kaiſers erſchüttern müſſen. Der Herzog hat den pfälziſchen Kurhut verlangt und die würtembergiſchen und heſſiſchen Lande dazu. Erſchrocken iſt der Kaiſer ausgewichen in ſeiner Antwort. Da hat der Herzog geäußert: Wenn nicht die pfälziſche Kurwürde, dann verlange er die brandenburgiſche und Pommern dazu. Mecklenburg gehöre ihm bereits, und ſo könne er eine ſtarke Schutzherrſchaft im Norden des Reiches errichten, welche dem Schweden und Dänen einen neuen feindlichen Einbruch in's Reich wohl verleiden ſolle. Ich weiß dies durch Slavata. Nicht durch ihn ſelber, aber von ihm. Dieſer böhmiſche Herr iſt ſeit dem Prager Fenſterſturze ununterbrochen ein geheimer Rathgeber des Kaiſers geweſen, und ein ſehr wichtiger. Er iſt ein kluger und ein entſchloſſener Mann. Und er iſt gegen den Herzog. Seit der letzten Uebernahme des Kommando's iſt er ein unerbittlicher Gegner des Herzogs, der feſt darauf beharrt: das Verhältniß des Herzogs zum Kaiſer müſſe und werde mit einer grimmigen Kataſtrophe endigen. Was auch der Kaiſer gewähre, es werde dem Herzoge nicht genügen. Deshalb ſolle der Kaiſer nichts gewähren, und es auf das Aeußerſte ankommen laſſen; ſich aber ſorgfältig vorbereiten für dies Aeußerſte. Die ſicherſte Vorbereitung ruhe darin, ſich der

Generale zu verſichern, welche den Herzog umgeben. Dies, lieber Freund, wird jetzt ins Werk geſetzt, ich weiß es. Ich weiß es durch Trautmannsdorf, der kein Feind des Herzogs iſt, und ihm dringend Mäßigung anräth. Wenn er mäßig und im Weſentlichen gehorſam bleibe, ſagt Trautmannsdorf, ſo werde das Herüberziehn der Generale keine weiteren Folgen haben. Nahe iſt jedenfalls irgend eine Aktion. Denn Trautmannsdorf ſelbſt und Schlick ſind auf Slavata's Rath auserwählt worden, um nach Schleſien abzugehen zum Heere. Die Friedensunterhandlung mit Sachſen, der man verrätheriſche Abſichten des Herzogs unterlegt, und für welche man deshalb ſchon den König von Dänemark als neutralen Friedensſtifter zugetheilt hat, ſollen von Trautmannsdorf und Schlick überwacht werden. Beſtätigen dieſe beiden Männer den Argwohn, dann — meint Slavata — könne und werde der Kaiſer nicht mehr widerſtehn, dann werde auch er das Signal geben, Friedland zu opfern. Es wird nichts helfen, daß Trautmannsdorf perſönlich dem Herzog wohl will; er iſt ein kühler, beſonnener Staatsmann, dem die Staats-Raiſon über Alles geht. Es wird nichts helfen, daß Eggenberg, Queſtenberg, Werdenberg, daß der Biſchof von Wien und zahlreiche, vom Herzoge immer warm erhaltene Anhänger zum Herzoge halten — die Gegenpartei iſt zu mächtig, wenn irgend ein Beweis von Friedlands Treuloſigkeit dem Kaiſer vorgelegt werden kann. Der ſpaniſche Geſandte, Pater Lamermain und der bayriſche Herr, welchen Waldſtein fortwährend höhniſch im Stiche läßt, ſie beherrſchen den Kaiſer, ſobald jener von Slavata verheißene Beweis deutlich vorliegt, und dann ſchreitet man zu Thaten, die ich mir mit Entſetzen vorſtelle.

— Nicht ſo leicht, Frau Herzogin. Das Heer iſt ſein mit Leib und Seele!

— Die Generale ſind ehrgeizige Menſchen, Freund! Mit Schrecken ſah ich, daß auch Ihr — freilich, Ihr ſeid jung. Das Kühnſte lockt Euch am Meiſten. Ich beſchwöre Euch, ſeht es mit nüchternem Auge an!

— Von den Generalen iſt die ſpaniſche Partei wohl zu gewinnen, die Carretto, Marradas, Piccolomini — und auch der ſeit Lützen kaum! — Colloredo, Montecuculi, Diodati. Aber was bedeuten ſie gegen die große Mehrzahl!

— In dieſer Mehrzahl gewinnt man noch Altringer, gewinnt man noch Gallas!

— Gallas gewiß nicht.

— Ich weiß, daß es gerade auf ihn abgeſehen iſt. Er iſt ein Wälſchtiroler, er iſt ein Lebemann, er hat viel Bedürfniſſe, er verſteht es, treuherzig zu erſcheinen, und den aufgekommenen Glücksſoldaten darzuſtellen, deſſen Fortuna an ſeinem Feldherrn hänge. Warnt den Herzog vor ihm! Vor allen Dingen aber macht die Warnung überflüſſig, und benützt jede Gelegenheit, dem Herzoge ſeine Gegner viel, viel mächtiger darzuſtellen als er ſie glaubt. Benützt all das, was ich Eurer ehrlichen Verſchwiegenheit anvertraut habe zu dieſem Zwecke — wollt Ihr?

— Gewiß, Frau Herzogin.

Hiermit ſchloß die Herzogin. Sie ſpazierte mit ihm unter den Bäumen umher, ſie zeigte ihm das beſcheidene Schlößchen, welches ſie bewohnte, ſie war gütige, liebenswürdige Wirthin. Erſt Abends, als er Abſchied nahm — denn des Herzogs Befehl lautete: er ſollte ohne Aufenthalt nach Schleſien kommen, wo der Herzog Schweidnitz belagerte — erſt da berührte ſie eine Saite, welche lebhaft in ihm widerklang, ſie fragte nach Magna, und ob er in brieflicher Verbindung mit ihr ſtände.

— Nein, gnädigſte Frau.

— Ihr wißt alſo nichts von ihr ſeit Eurer Abreiſe von Prag?

— Nicht das Mindeſte.

— Wißt Ihr, wer den Oberſten Hagen in jener Nacht aus Bubencz geholt, und in des Herzogs Sänfte zum Rathhauſe gebracht hat?

— Nein: ich weiß auch nicht, daß er geholt worden iſt.

— Magna hat ihn geholt.

— Ah?!

— Ich ſag' es Euch, damit Ihr den Dank nicht vergeßt. Sie iſt in Zleb, wohin Ihr jetzt nicht könnt. Dankt ihr ſchriftlich; ſie verdient es, und es wird ihr wohl thun. Sie ſteht vor einer großen Entſcheidung: der Marcheſe Carretto di Grana hat bei ihrem Vater formell um Magna's Hand angehalten.

— Oh!

— Der Herzog hat Sparr veranlaßt, die Bewilligung nicht abzuſchlagen. Er iſt in der falſchen Hoffnung, der Marcheſe ſei dadurch auf die Seite des Herzogs zu ziehn. Eine ganz falſche Hoffnung. Ich weiß beſtimmt, daß der Marcheſe das Haupt der Hofpartei iſt im Heere. Er iſt Slavata's und des ſpaniſchen Geſandten rechte Hand, er iſt Lamormain ergeben, er iſt dem Kaiſer angenehm, er räth zu Gewaltſchritten gegen den Herzog, er iſt bereit, ſie in ärgſter Weiſe auszuführen. Sagt das dem Herzoge, und daß der Herzog wie ich unſere Rollen getauſcht haben gegenüber dem Marcheſe. Früher war ich dafür, dem Marcheſe mit freundlichen Dienſten entgegen zu kommen. Jetzt glaub' ich, daß dies zu ſpät wäre, und daß ein Herbeiziehn Carrette's unter die Vertrauten des Herzogs ſehr gefährlich iſt. Man zöge nur einen Aufpaſſer in dieſe Kreiſe. Und der Tertſchka'ſche Kreis gar iſt der unvorſichtigſte. Der Marcheſe iſt aber bereits in Zleb —

— Wie?!

— Sparr hat dem Herzoge zu Gefallen erklärt, daß die Verheirathung ſeiner Tochter nur von dieſer ſelbſt abhänge. Er möge alſo ſie ſelbſt um ihre Einwilligung angehn. Darauf iſt der Marcheſe nach Zleb gereiſt, und Lady Ludmilla ſchreibt mir geſtern von dort, daß Magna gegen Erwarten die Huldigung des Marcheſe nicht ohne Höflichkeit aufnähme. Sie ſei bisher ernſt und verſtimmt erſchienen, jetzt erſcheine ſie freier und heitrer. Carrette iſt fein gebildet, fein begabt, und macht bei Frauen einen ſehr liebenswürdigen Eindruck. Vielleicht iſt da Gefahr im Verzuge. Sagt das Alles dem Herzoge von mir, auch wenn Ihr ſelbſt dabei kein perſönliches Intereſſe haben ſolltet —

— Gnädigſte Frau! —

— Sagt ihm, daß ich Carrette's Aufenthalt in Zleb für das Mißlichſte hielte, was es geben könnte, ja, daß ich es für möglich hielte, die Brautwerbung werde als Mittel benützt, in den Kreis der Vertrauten in Zleb auf vertrauliche Weiſe einzudringen. Habt Ihr aber, lieber Leo, hierbei noch ein perſönliches Intereſſe — ſagt mir nichts! ich bin zu fern, um als Vertraute was nützen zu können — ſo zögert nicht mit Eurem Dank für Magna und mit der Bitte an den Herzog, daß er Euch eine Botſchaft aufträgt nach Zleb. Noch beſſer! Sagt, ich hätte Euch eine ſolche aufgetragen, Ihr hättet aber den Umweg nach Schleſien machen müſſen, weil er Euch recta dorthin befohlen. Verſteht Ihr mich?

— Vollkommen, und ich danke aus wärmſter Herzenstiefe.

Sie reichte ihm die ſchöne Hand. Er küßte dieſelbe mit inniger Dankbarkeit. Sie ſchieden.

Ehe noch der Tag graute, brach er auf am nächſten Morgen. Nicht eine Stunde verweilte er in Wien, ſondern eilte was nur ſein Roß vermochte durch die niederöſterreichiſche Ebene über Lundenburg in's mähriſche Land hinein, durch die Hanna, welche im Schmuck der fruchtbaren Aecker ſtand, auf die Sudeten los, durch die grünen Thäler und Päſſe des leichten Gebirges in die Grafſchaft Glatz hinein. Unweit der Grenze dieſer Grafſchaft fand er das große Heerlager der Kaiſerlichen. Die Belagerung von Schweidnitz war aufgehoben, bei Reichenbach hatte ſich der Friedländer verſchanzt, und die erſten Officiere, denen Leo begegnete, ſprachen ihm von einem Waffenſtillſtande, der mit den Sachſen und Schweden im Werke wäre.

Gegen Abend an einem warmen regneriſchen Sommertage kam Leo über den Reichenbach, welcher das verſchanzte Lager des Friedländers bewäſſerte. Alles erinnerte an das Zirndorfer Lager in Franken. Nur die Höhen im Weſten und im Oſten gaben der Landſchaft einen anderen Charakter: im Weſten die bewaldete Wand des Eulengebirges, kurzweg „die Eule“ genannt; im Oſten mitten in der ſchleſiſchen Ebene der Zobtenberg, welcher mit zwei kleineren Hügeln ein weithin ſichtbarer Zielpunkt Mittelſchleſiens iſt.

In einem kleinen Herrenhauſe, das Schlößchen genannt, wohnte der Herzog von Friedland. Im erſten Stocke, wie im Bretterhauſe des Zirndorfer Lagers. Im Erdgeſchoſſe wie dort ſein Generalſtab. Aber Sparr war nicht mehr wie dort die Hauptperſon, ſondern Ilow, welchen der Herzog näher an ſich gezogen. Nicht ſeiner ſtrategiſchen Talente wegen — der Krieg als Krieg erſchien wie Nebenſache — ſondern ſeiner politiſchen Talente wegen. Ilow war der kriegeriſche Unterhändler, und da man fortwährend parlamentirte über Beendigung oder Erneuerung des Waffenſtillſtandes, ſo hatte er hinlänglich zu thun. Der ganze Krieg in dieſem Sommer hatte das Anſehen eines Duells, bei welchem Niemand gefährlich verwundet werden ſoll. Arnimb und Thurn auf der Gegenſeite, Waldſtein und Ilow auf der kaiſerlichen Seite waren faſt wöchentlich einmal in perſönlichem Verkehre miteinander, und nur ſieben Meilen drüben im Oſten trat in Breslau eine Commiſſion zuſammen, aus Kaiſerlichen und Proteſtanten gebildet, welche Friedenspräliminarien beſprach. Niemand glaubte an den Ernſt eines

Friedensabſchluſſes, aber Waldſtein deutete mit Achſelzucken nach Breslau hinüber, wenn Jemand ſeine Verwunderung ausſprach, daß mit dem großen kaiſerlichen Heere ſo gar nichts geſchähe. Wozu Menſchen opfern, wenn von der Oder her nächſtens die Friedenstauben geflogen kommen!

Demgemäß fand Leo, als er ſich dem Schlößchen näherte, alles Soldatiſche links und rechts in einem ſchlaffen Zuſtande. Die Wachen erſchienen ſchläfrig, der Verkehr unter den Truppengattungen loſe und ſorglos.

Als er vom Pferde ſtieg, trat ihm Niemann aus dem Hauſe entgegen, und begrüßte ihn herzlich. Roſtok flog die Stiege herab, und umarmte ihn geradezu. Er hatte etwas gealtert, der geſchäftige Knabe, und klagte über das Leben. Die „rechte Schneid“ fehle! Der „Herr“ ſei nicht krank, aber auch nicht geſund, er ſei verdrießlich und mürriſch. Man wiſſe nicht recht, was er vorhabe; nach Herrn Leo aber frage er faſt täglich. Alſo hinauf! hinauf!

Der Herzog von Friedland ſaß in ſeinem Lederſtuhle, und diktirte einem Schreiber, als Roſtok die Thür oben öffnete und ſtatt der Anmeldung auf den hinter ihm ſtehenden Leo deutete.

— Endlich biſt Du da! rief der Herzog, und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

Leo küßte dieſe Hand, und ſah dem „Herrn“ warm in's Auge.

Ihr gegenſeitiges Verhältniß war auffallend verändert und erhöht. Den Herzog betreffend war es ſo wie die Herzogin Iſabella, durch Sparr unterrichtet, geſagt hatte:

Waldſtein zeigte eine wärmere Theilnahme und Achtung für den jungen Mann. Es war, als ob Leo ſein letztes Examen beſtanden hätte vor dem ſtrengen Meiſter, und als ob er jetzt erſt eine Perſon für dieſen geworden wäre mit voller Phyſiognomie.

Leo war durch die Aeußerungen ſeiner Mutter eigentlich jetzt erſt ein denkender Menſch geworden. Sein Geiſt war als prüfender Geiſt erwacht. Er nahm die Perſonen und Dinge nicht mehr äußerlich hin: er ſuchte nach einem tieferen Zuſammenhange, er fragte nach Zweck und Ziel. Selbſt der hochverehrte Herzog von Friedland war ihm jetzt nicht mehr ohne Frage verehrungswürdig. Er fühlte das Bedürfniß, auch des großmächtigen Mannes Zwecke und Ziele näher zu kennen, deutlicher begründet zu ſehn. Die Gefahr der Situation, in welcher der Herzog ſchwebte nach den rückhaltloſen Eröffnungen, welche ihm die Herzogin Iſabella gemacht, trug weſentlich dazu bei, daß Leo die Verhältniſſe wahr und ächt erörtert ſehn wollte.

Dieſe beiderſeitige Stimmung paßte vortrefflich zuſammen, und das Geſpräch wurde ſolchergeſtalt ſogleich ein ganz anderes, als es Leo jemals mit dem Herzoge geführt hatte. Was er von den Wiener Perſonen, vom Kaiſer, Slavata, Lamormain, Schlick und Trautmannsdorf zu berichten hatte, war denn auch in der That ſo beſchaffen, daß es Waldſteins Ernſt und Beachtung vollſtändig in Anſpruch nehmen und ihm den ruhigen Berichterſtatter bedeutſam machen mußte.

Waldſtein hörte aufmerkſam zu. Aber er wußte bereits

Alles, er wußte es genauer. Seine Quellen in Wien waren die beſten.

— Trautmannsdorf — erwiderte er — iſt ſchon auf dem Wege nach Breslau, Schlick wird heute ſchon hier eintreffen. Wenn er ſich nicht gut aufführt, ſo wird ihm der Rückweg ſauer werden.

— Eure Durchlaucht will offen auftreten gegen den Kaiſer?

— Zunächſt gegen Spione, welche er mir in's Lager ſendet!

Nun entledigte ſich Leo des Auftrags der Herzogin, welcher dahin ging, dem Herzoge Milde und Ausgleichung an's Herz zu legen.

— Sprichſt Du ſo aus eigenem Antriebe, oder ſprichſt Du für meine Frau? fragte der Herzog.

Leo ſtockte. Er hielt ſich nicht für berechtigt, den Auftrag der Herzogin einzugeſtehn. Die naive Wahrheitsliebe waltete in ihm nach wie vor.

Waldſtein errieth das, und lächelte. — Du mußt Dir eine neue Raiſon machen, mein Sohn, wenn Du im Staats- und Kriegsleben verkehren willſt. Deine fanatiſche Wahrhaftigkeit hat Dir ſchon einmal meine Gunſt verſcherzt, und Dich an den Rand des Grabes gebracht. Seit ich erkannt habe, wie es in Deinem Mädchengemüthe ausſieht, hab' ich Dir verziehn, und bin Dir wieder geneigt worden. Aber wir müſſen in dieſem Punkte eine feſte Richtſchnur finden, ſonſt kannſt Du nicht in meiner Nähe bleiben. Meine Angelegenheiten dürfen nicht auf den Markt gebracht werden, weil Du Dich berufen fühlſt, Jedermann Alles zu ſagen.

— So iſt es nicht, Durchlaucht. Was mir als Geheimniß anvertraut wird, das bewahre ich als ſolches unter allen Umſtänden.

— Nun denn! Alles was Du in meinen Angelegenheiten erfährſt, muß Dir als Geheimniß gelten. Kannſt Du dieſe Verpflichtung übernehmen?

— Ja, Durchlaucht, das kann ich. Nur —

— Was nur?

— Ich möchte ſo gern auch innerlich dafür intereſſirt ſein. Jetzt bin ich's nur, weil es eben die Angelegenheiten Eurer Durchlaucht ſind. Das iſt Viel, iſt für meinen Gehorſam hinreichend. Aber wenn ich Zweck und Ziel Eurer Angelegenheiten kennte —

— So?! unterbrach ihn Waldſtein, und ſeine Augenbrauen zogen ſich drohend zuſammen.

Leo ſah das wohl, er fuhr aber doch unbeirrt fort:

— Ja, Durchlaucht, ich bin durch meine Mutter darauf aufmerkſam geworden, daß der Mann für ſeine Handlungen ein höheres Geſetz haben muß, daß er nicht wahllos mitthun darf, was ihm juſt zugeſchoben wird zum Thun. Und hierin fehlt es mir. Ich bin viel mehr geneigt, Euren Plänen zuzuſtimmen und ſie aus Leibeskräften zu fördern, als Euch davon abzurathen, wie die Frau Herzogin — die Wahrheit zu geſtehn — mir anempfohlen hat. Theils weil ich Euch und Eure großen Fähigkeiten leidenſchaftlich verehre, theils weil ich handeln und vollbringen möchte. Aber ich hege jetzt das Bedürfniß, ich geſtehe es Eurer Durchlaucht frei auf die Gefahr neuer Ungnade, ich hege das tiefe Bedürfniß, nicht mehr blind ausübendes Werkzeug ſein zu müſſen, ſondern einen eigenen Inhalt zu haben, welchen ich vor mir ſelber verantworten kann.

— Und welcher gelegentlich ein andrer wäre als der meinige. Nein, mein junger Prinz, ſolche Kritiker kann ich nicht brauchen in meinem näheren Dienſte. Was ich befehle, muß ungeprüft vollzogen werden.

— Ohne Frage! Durchlaucht mißverſtehen mich. Nur über das Ziel im Großen und Ganzen bedarf ich einer Aufklärung. Wenn mir das Ziel einleuchtet, wenn ich an dem Ziele einen inneren Antheil nehme, dann —

— Genug. Deine Mutter hat Dich zum Dienſte unbrauchbar gemacht. Ich werde Dich einem Regimente zutheilen; da kannſt Du Ordre pariren lernen. Melde Dich beim Feldmarſchall Ilow; er wird Dir anzeigen, wo Du einzutreten haſt. — Deine Mutter ſcheint ein wunderliches Geſchöpf zu ſein. Warum hat ſie mich denn damals in Prag nicht ſprechen wollen?

— Das weiß ich nicht.

— Das weißt Du nicht? Roſtok ſagt mir, Du hätteſt einen Brief von ihr unterſchlagen, der für mich beſtimmt geweſen ſei. Iſt das wahr?

— Nicht abgegeben, das iſt wahr.

— Und warum nicht?

— Um Eure Durchlaucht nicht mit etwas zu behelligen, was keine Bedeutung für Euch haben konnte.

— Das nennt man unterſchlagen. Auch der einfachſte Brief iſt ein Aktenſtück. Wo iſt der Brief?

— Meine Mutter hat ihn zurück genommen. — Geſtatte Durchlaucht, daß ich meinen Bericht von der Frau Herzogin noch vollende.

— Was giebt's noch?

Nun berichtete Leo die Sorge der Herzogin um den Marcheſe Carretto di Grana, und wie ſehr ſie empfehle, ihn von Zleb hinweg zu rufen. Mir ſelbſt, ſetzte er zögernd hinzu, hat ſie Aufträge ertheilt nach Zleb, und ich bitte Durchlaucht, mich zunächſt dorthin gehn zu laſſen.

— Du wäreſt mit Deiner Selbſtändigkeit eben ſo gefährlich in Zleb wie der Marcheſe, wenn ich mich vor Schwätzern und Angebern fürchtete. Ich lege jetzt kein Gewicht auf Angebereien. Der Marcheſe mag für ſeine Herzensangelegenheit ruhig in Zleb bleiben, wo er mir weniger im Wege iſt als er es nach den Anſichten meiner Frau hier wäre neben Schlick. Die Aufträge meiner Frau kannſt Du dem Boten mitgeben, welcher morgen nach Zleb reitet. Ade!

Betroffen und betrübt entfernte ſich Leo.

Waldſtein war jetzt gerade in ſehr gehobener Stimmung gegen die kaiſerliche Herrſchaft. Die Abſendung Schlicks und Trautmannsdorf's hatte ihn erbittert. Sie war ihm ein offnes Zeichen, daß man das Mißtrauen gegen ihn nicht mehr verläugnen, alſo auch bis zu einem thätlichen Einſchreiten gegen ihn ſteigern wollte. Das traf ſeinen Stolz, ſeinen Hochmuth, und dieſe ſchwiegen nicht, wenn er auch noch ſo ſehr gebeugt war durch körperliche Schwäche oder durch üble politiſche Situation.

Sein Hochmuth wurde erhöht durch die augenblickliche Lage des Krieges. Die Stärke der Proteſtanten, Bernhard von Weimar, übte ihr Uebergewicht in Franken und Bayern und laſtete vorzugsweiſe auf dem verhaßten Bayernfürſten. Das war ja ganz nach ſeinem Sinne. Dem ſächſiſch-ſchwediſchen Heere in Schleſien war er überlegen. Mit ihm ſpielte er nachläſſig, und lächelnd ſagte er ihren Führern: ich ſchone Euch, weil wir morgen zuſammen gehören können, und ich meine eigene Macht ſchwäche, wenn ich Euch heute angreife und ſchlage. Wenn ich Euch „ſchmeiße“ war ſein wörtlicher Ausdruck. Dieſe Führer, Arnimb und Thurn, waren faſt täglich zu ſeiner Verfügung. Sie kamen in ſein Lager, um dem Namen nach über Waffenſtillſtand zu verhandeln, in Wahrheit aber über die große Frage der Vereinigung zu unterhandeln. Wenn die Wiener Intriguen, wie er's nannte, drohend wurden, dann ſchloß er ab mit Arnimb und Thurn, und zog das Schwert gegen den Kaiſer. Denn der Abſchluß lag bloß in ſeiner Hand.

In ſolcher Stimmung beſtärkte ihn ſelbſt die Notiz aus Prag, daß Norbert Zierotin dort erſchienen ſei als ausgeſtoßen von Lamormain, weil er den mähriſchen Kavalier hervor gekehrt. Die Kreaturen verlaſſen ihre pfäffiſchen Meiſter, rief er, weil die allgemeine Empfindung ihnen ſagt: es geht zu Ende mit dem Pfaffenregimente in Wien! Lachend hatte er vor einigen Tagen das Zeugniß Lamormains geleſen, welches dieſer Medardo ausgeſtellt, und welches

Medardo abgeriſſen und zitternd präſentirte. Die Ratten verlaſſen das Schiff! hatte er ausgerufen, und hatte der „rothen Feder“, die um ſeinetwillen verabſchiedet werden, ein Gnadenplätzchen angewieſen. Der Hochmuth verdunkelte ſeinen ſonſt mißtrauiſchen und ſcharfen Verſtand. Es war ihm jetzt zu gleichgültig ob ſpionirt werden ſollte, als daß er bei Norbert und Medardo an einen Spionenkniff gedacht hätte. Und wenn ſie Alles wüßten in Wien was zu wiſſen iſt, rief er, und wenn ſie's Schwarz auf Weiß hätten, was können ſie thun in ihrer Ohnmacht?! Das Heft liegt in meiner Hand, ſie leben von meiner Gnade. Dieſe dauert ſo lange, bis Kynsky den Abſchluß mit dem Franzoſen bringt, dann muß der Sachs' und Schwed' meine letzten Verlangniſſe bewilligen, und die große Aktion entwickelt ſich zum Ende ohne das Riſiko von Schlachten, ſie entwickelt ſich wie das Mattſetzen des Königs im Schachſpiele.

Dies war ſein Irrthum, daß er die lebendige Welt ganz als Schachfiguren behandeln zu können meinte. Er unterſchätzte die Welt, und überſchätzte ſich. Er überſchätzte ſich, weil er in die Meinung hinein gerieth, man könne ohne Einſatz des Aeußerſten ein Aeußerſtes erreichen. Gewiß war es richtig, daß des Kaiſers und Reiches Schickſal und Wandelung in ſeiner Hand lag, aber es war nicht richtig, daß ſich dies erfüllen laſſe ohne thatkräftiges Wagniß, daß es ſich erfüllen laſſe ohne poſitiven Inhalt für die neue Welt des Reiches, welche entſpringen ſollte.

Starſchädel und Leo waren ganz geeignet, ihn zu ergänzen. Jener mit beſtimmten Plänen für's deutſche Reich und mit dem moraliſchen Berufe, welcher nöthig ſei für eine große Handlung. Dieſer mit dem erwachten Bedürfniſſe nach einem Inhalte für den handelnden Menſchen. Er wies beide von ſich, weil er ſich verhärtet hatte im Hochmuthe langer Erfahrung und zahlreicher Erfolge.

Dennoch war er, man möchte ſagen naiv genug verblieben, um in dieſem ähnlichen Verhalten der beiden jungen Männer gegen ihn etwas zu wittern, was Beachtung verdiene. Ein bedeutender Menſch verliert die Naivetät nie völlig. Ein bedeutender Menſch beachtet im Alter den Geſinnungskern jüngerer Generationen.

Als Leo hinter der Thür verſchwunden war, ſank der Aerger Waldſteins, daß dies junge Blut ſo ſelbſtändig ſich geberdet hatte. Starſchädel fiel ihm ein, welcher drüben im ſächſiſchen Lager war, und Waldſteins Abſchluß mit Arnimb fortwährend erſchwerte. Er hatte damals abgelehnt, auf's Neue mit dem Herzoge zuſammen zu kommen, denn die Antwort des Herzogs biete nichts Feſtes. Er hatte neuerdings bei einer Konferenz zwiſchen Waldſtein, Arnimb und Thurn durch ſein Beharren auf feſt accentuirten Zuſagen die Unterhandlung wieder reſultatlos gemacht. Waldſtein hatte alle Urſache, ihm zu zürnen. Und doch zürnte er ihm innerlich nicht, er achtete ihn. Und in derſelben Richtung — ſagte er vor ſich hin, und lehnte ſich in ſeinen Lederſtuhl zurück — in derſelben Weiſe ſcheint ſich der Junge da, der Leo zu entwickeln. Das iſt eine Weiſe der Jugend, welche mir neu iſt —

Er ſchellte. Roſtok trat ein.

— Wo iſt der Leo hin?

— Hinüber in die Brauerei, wo die Herrn von drüben einen Schmaus halten auf General Tertſchka's Einladung. Er war ſehr niedergeſchlagen, und wollte fragen gehn, ob Herr von Starſchädel von der Geſellſchaft wäre. Den kennt er, und wünſcht er zu ſprechen.

Waldſtein war überraſcht, daß ſein Gedankengang in Betreff der beiden jungen Männer ſich ſo raſch beſtätigte. Nach einer Weile erſt fragte er: — Pflegt denn der Starſchädel an dieſen Schmauſereien der Officiere von hüben und drüben Theil zu nehmen?

— Ich glaube nicht; ich hab' ihn nie dabei geſehn. Das hab' ich Herrn Leo auch geſagt; er wollte aber doch nachſchaun. Mir ſcheint, er braucht Troſt. Er wußte nicht einmal, wo er die Nacht bleiben ſollte, da Durchlaucht ihn verbannt hätten.

— Du kannſt ihn hier im Hauſe unterbringen, ich habe nichts dagegen. Morgen um Mittag iſt ja auch hier eine Konferenz mit den Herren von drüben. Da kommt auch ſein Starſchädel, und da kann er ſich an ihm letzen. Iſt der Bote nach Zleb beſtellt?

— Zu heute Abend.

— Riemann ſoll herauf kommen!

Roſtok ging; Riemann kam.

Er und Feldmarſchall Ilow waren jetzt die tägliche Umgebung Waldſteins. Riemann als Sekretair, Ilow als Leiter der politiſchen Geſchäfte. Sparr, welcher noch im

Hauſe des Herzogs wohnte, war ein wenig in den Hintergrund gedrängt durch den ſchärferen Geiſt und den vordringenderen Sinn Ilows. Obwohl Waldſtein nach wie vor im Abwägen und Zuwarten verharrte, ſo waren doch die Dinge und Verhältniſſe ſelbſt der Entſcheidung näher gerückt, und bedurften eines entſchloſſeneren Vermittlers.

Waldſtein ſelbſt war in dieſem Sommer von leidlicher körperlicher Beſchaffenheit. Die Gichtausbrüche ſchwiegen. Aber Blandini mochte doch wohl nicht Unrecht haben mit ſeiner Diagnoſe: der Gichtſtoff nagte durchweg leiſe in ſeinen Knochen, und lähmte ihm jede Freudigkeit des Daſeins, jede Friſche des Geiſtes. Das trug ſicherlich dazu bei, ihn feſtzuhalten in dem angenommenen Gange kleiner Schritte, ihn abzuhalten von durchgreifender Handlung. Denn ein matter Körper verſagt dem Geiſte die Willenskraft zu ungewöhnlicher, jäher Wendung, verſagt die Kraft zu neuen Entſchlüſſen.

Niemann war angenehm überraſcht, den Herzog heute lebhafter zu finden in den Geſchäften als er's ſeit Wochen geweſen war. Der Auftritt mit Leo und die Gedanken, welche er angeregt, waren die Urſache dieſer Lebhaftigkeit.

— Schreibt an Kynsky, der in dieſen Tagen in Zleb eintreffen muß, daß ich mehr als je geneigt bin, mit dem Kardinal abzuſchließen. Der Kardinal möge dem Marquis von Feuquières ſein Ultimatum zuſenden; ich halte das meinige ebenfalls bereit, und Kynsky ſoll daſſelbe dem Marquis bis Ausgang des Monats nach Dresden überbringen. — Ich weiß auch kaum, wozu wir die Vermittelung über Zleb fortſetzen. Sie koſtet Zeit. Warum wir nicht Kynsky direkt hierher kommen laſſen? Sie denken ohnehin das Aergſte von mir in Wien. Das zeigt die Ankunft Schlicks.

— Das wohl, Durchlaucht. Aber Kynsky und Raſchin ſind gar zu deutlich gekennzeichnet in Wien. Beſonders Kynsky, deſſen Verkehr mit dem franzöſiſchen Geſandten offenkundig geworden. Und eine Unterhandlung mit den Franzoſen hat ja doch wohl gar keine Deckung in Euren Vollmachten, und iſt in der Hofburg der zündende Funke in's Pulverfaß!

— Allerdings. Und mit dem Spätherbſte rücken wir ſelbſt nach Böhmen und kommen näher. Bis dahin alſo mag's bleiben.

Leo war traurig fortgegangen. Länger im Hauſe zu verweilen, aus welchem er geradezu eben verbannt werden, widerſtrebte ſeinem Zartgefühle. Er hatte im Erdgeſchoſſe nach Niemand gefragt, er war in's Freie hinaus getreten. Luft, Umhergehn ſchien ihm Bedürfniß.

Die Luft war warm, der Himmel bedeckt Haſtig ging er den Hügel hinab, auf welchem das Schlößchen lag. Unten rauſchte ein Bach, und an deſſen Ufern entlang weit, weithin, unabſehbar erſtreckte ſich ein Dorf. Die Bauernhäuſer zu beiden Seiten des Baches lagen weit auseinander, wie das noch heute in den lang geſtreckten Dörfern am ſchleſiſchen Gebirge zu ſehen iſt. — Ueberall zwiſchen den Bauernhäuſern waren Ställe und Baracken errichtet für Pferde und Soldaten. Geſang und Pfeifen war zu hören; in Hemdsärmeln lagen die Reiter umher unter Obſtbäumen; erſt eine Strecke ſeitwärts auf höherem Feldboden waren Gezelte zu erblicken und Geſchütze.

Leo ging am Bache entlang. In dies müßige und wüſte Lagerleben ſollte er eingereiht werden als ein gewöhnlicher Kriegsknecht! Das ſtimmte wahrlich nicht zu den Reden und Wünſchen ſeiner Mutter, welche ihm eine ſtarke Erinnerung hinterlaſſen hatten. Wofür? Wozu? Das bloße Kriegshandwerk ohne einen höheren Sinn zu betreiben war ihm durch die Reden der Mutter wirklich verleidet. Und Magna! Oh, welch ein troſtloſes Chaos! Wenigſtens ſchreiben wollte er ihr; Waldſtein hatte ihm geſagt, daß Abends ein Bote nach Zleb reite. Aber auch das Schreiben erſchien ihm bei näherer Ueberlegung kaum möglich. Seine ganze Zukunft war ja wie aufgelöſt, ſein Sinn zerſtreut und zerſtückt, und neben Magna, die ſich jählings von ihm zurückgezogen, der vornehme Marcheſe in Liebeswerbung! Wie ſollte ſich ein Brief von ihm da ausnehmen, ein Brief ohne Sammlung, ohne Halt! — er ſtand ſtill, und ſchüttelte traurig den Kopf.

Da hörte er ſeinen Namen rufen. Es war ein Reiterofficier, welcher aus einem großen Gehöfte geritten kam; hinter ihm ein Dutzend leichter Reiter. Er war von dem einſt Hagenſchen Regimente, und kannte Leo ſchon vom Voigtlande her. Er begrüßte ihn munter, und erzählte ihm, wie es jetzt um das Regiment ſtünde, und daß man ein faules, lüderliches Leben führte hier am Reichenbach, viel ſchlaffer und leichter als damals bei Zirndorf. — Unſer armer verſtorbener Oberſt Hagen, der eigentlich ein ſtiller, ſinniger Herr war, würde gar nicht erbaut ſein von unſerm jetzigen Treiben. Je mehr der Krieg verfällt, deſto frecher erhebt ſich das Lagerleben. Juden und Frauenzimmer finden ſich ein in ſchwerer Menge. An letzteren war nie Mangel unter uns, und die Kinder, welche ſie bei uns finden, haben überhand genommen, daß es ein Graus iſt mit Gequiek und Unſauberkeit. Das Weibsvolk hier in Schleſien verdirbt uns die Soldaten vollends.

— Und wohin geht Euer Ritt? fragte Leo zerſtreut.

— Hinab an die Lagergrenze, um die Waffenſtillſtands-Commiſſion vom Feinde zu empfangen und zu geleiten. Hier in der großen Brauerei hält ſie alle Augenblicke Sitzungen. Feldmarſchall Jlow hat eine Malztenne in einen Saal verwandeln laſſen, da wird eine Stunde disputirt, und mehrere Stunden geſchmauſ't und gezecht. Die Feinde ſind unſre beſten Freunde. Ich ſag' Euch, man munkelt die wunderlichſten Dinge, kurz, der friſche, ſcharfe Krieg aus früherer Zeit iſt untergegangen, und die Rekruten finden eine erbärmliche Lehrzeit.

Und das ſoll dein nächſtes Leben werden! dachte Leo, und grüßte den fortreitenden Officier. Plötzlich ſchoß ihm ein Gedanke auf. Er rief dem Officier nach: ob vielleicht ein Herr von Starſchädel mit der Waffenſtillſtands-Commiſſion herüber zu kommen pflege?

— Allerdings. Ein ſolider Herr. Er gilt für den Zäheſten, und der Herzog läßt ihn gewöhnlich zu ſich rufen. Er wird auch heute kommen, denn ſie meinen heut fertig zu werden, und der Arnimb ſchließt nichts ab ohne den Starſchädel.

— Hierher in die Brauerei?

— Hierher. Gott befohlen!

Der Officier ritt mit ſeinem Pilet am Bache entlang. Leo folgte ihm langſam. Es war ihm etwas leichter zu Muthe. Er hegte ein warmes Vertrauen zu Starſchädel, und hatte die Hoffnung, dieſer werde Troſt für ihn haben. Er erinnerte ſich deutlich, daß Starſchädels Aeußerungen und Reden immer eine offenbare Verwandtſchaft gehabt mit Dem, was Mutter Julia neuerdings in ihm erweckt. Auch der Officier hatte ihn ja „ſolid“ genannt. Dies war der Begriff, nach welchem Leo lechzte. Ja, meinte er, der ruhige und ernſthafte ſächſiſche Herr wird dich lehren können, was man braucht, um tüchtig zu ſein und mit ſich ſelbſt zufrieden.

Der Gedanke ſchon war Leo eine Stärkung, daß er ihm entgegen gehn, und bei der Begrüßung eine Weile mit ihm ſprechen könnte.

Er ſchritt nun rüſtiger neben dem Bache hin, und wurde es nicht gewahr, daß ihm Jemand folgte. Es war Medarde, die „rothe Feder“. Er befand ſich noch in mißlicher Lage. Der Friedländer hatte in übermüthiger Stimmung ſein Bittgeſuch nicht abgelehnt, und ihm eine Handvoll Geld reichen laſſen. Aber eine Poſition hatte er ihm noch nicht gegeben. Medardo lungerte umher, und die Ankunft Leo's war für ihn ein Ereigniß. Vom Zirndorfer Lager her wußte er, daß dieſer dem Herzoge nahe ſtand, und über die ſpäteren Phaſen dieſes Verhältniſſes war er ſchon in Wien und jetzt hier im Lager hinlänglich unterrichtet worden. Der junge Günſtling des Herzogs — dafür galt Leo — ſollte ihm den Weg öffnen in's Haus des Herzogs.

Am Obſtgartenzaune eines ſtattlichen Bauernhauſes holte er ihn ein, und ſprach ihn an. Nicht um Unterſtützung. Er wußte zu gut, wie viel man ſich vergiebt als Bettler. Nein, als alter Kamerad, der ſich des Wiederſehens freut, und der ſich darüber freut, daß ſie beide mit heiler Haut den Fängen der Jeſuiten entwiſcht ſeien. Er erzählte, wie gräulich ihn Pater Lamormain gemißhandelt, weil er dem Friedländer zugethan wäre. Und doch — ſetzte er hinzu — iſt unſer Herzog der einzige Mann, welcher die wilde Kriegsfurie einmal dämpfen und uns Hütten bauen kann zum Genuſſe des bürgerlichen Lebens. Helft nur, junger Herr, daß es bald geſchieht, und rathet dem Herzoge mit den Proteſtanten abzuſchließen. Die ſogenannten Ketzer ſind ja Menſchen wie wir.

Leo hatte kein Arg in Betreff Medardo's. Sie hatten ja gleichſam auf ein und derſelben Seite geſtanden damals, als der Zorn Waldſteins gegen ſie losgebrochen. So wie der Herzog gegen ihn, gegen Leo, übertreibend verfahren war, ſo mochte er auch gegen Medardo übertrieben haben. Leo hörte ihm alſo theilnehmend zu — da unterbrach ein greller

Schrei ihre Unterhaltung. Es war ein Freudenſchrei, und zwar ein weiblicher.

In dem Obſtgarten, an welchem ſie vorübergingen, war eine hölzerne Laube, und in dieſer Laube ſaß eine Frauensperſon, welche jetzt aufſchrie, herbeiflog, und Leo um den Hals ſtürzte, ihn küſſend und liebkoſend unter den Ausrufungen glücklichſter Ueberraſchung, daß ſie den „lieben Schatz" endlich wieder ſähe.

Es war Suſanne. Holck hatte ſie damals in Prag fortgejagt, nachdem man ihm die Scenen geſchildert, welche ſie auf dem Kleinſeitner Ringe und im Altſtädter Rathhauſe mit Leo aufgeführt. Sie hatte ihm in's Geſicht gelacht, und ſich nicht weiter um ihn gekümmert. Als er im Frühjahre mit ſeinem Heertheile nach Eger aufgebrochen, war ſie mit dem Hauptheer nach Schleſien gezogen. Sie gehörte zum Heere. An Freunden, Verehrern und Liebhabern fehlte es ihr durchaus nicht. Sie war ſchön, war luſtig, war unterhaltend. Vermögend war ſie auch, denn in den Holckſchen Campagnen hatte ihre Mutter emſig dafür geſorgt, daß die Raubzüge Gold und Koſtbarkeiten in mannigfaltiger Menge einbrachten. Suſanne war der Mittelpunkt eines ausgelaſſenen Kreiſes im Friedländiſchen Lager. Bei ihr wurde geſpielt, gezecht, geſungen und geliebelt nach Herzensluſt; ſie bildete eine Art von Salon im Heerleben, und die Officiere, junge wie alte, waren immer darauf bedacht, ihr das größte Bauernhaus oder die räumlichſte Barracke einzuräumen für ihre Behauſung.

Sie äußerte jetzt eine kindiſche Freude, den „ſchönen

„Leo“ wiederzuſehn, in welchen ſie über die Maßen verliebt war. Trotz reichlichſter Abwechſelung im Liebesleben hatte ihr die Natur die Fähigkeit bewahrt, eine Neigung friſch und ſtark in ſich zu erhalten. Ja, wenn Leo dieſe Neigung frank erwidert, und von ihr verlangt hätte, allem weiteren Umgang mit der Männerwelt vollſtändig zu entſagen, ſie würde das mit Freuden gethan haben, trotz ihrer Mutter. Wenigſtens auf eine Zeitlang. Wer kann wiſſen, ob die Neigung verhalten würde auf die Länge! Wer braucht das zu wiſſen! meinte Suſanne. Der Soldat lebt von heut zu morgen, das Soldatenliebchen desgleichen.

So zog ſie ihn hinein in den Obſtgarten und in die Laube. Sie wollte erzählen, was ihr begegnet wäre ſeit der grimmigen Prager Nacht; er ſollte erzählen, was mit ihm vorgegangen wäre.

Medardo ſah lächelnd zu, und zog ſich zurück. Das war ja eine artige Epiſode für ſeine Berichterſtattung an Herrn Jaremier von Zierotin, ja an den Herrn Marcheſe Carretto ſelber, mit welchem er Fühlung behalten ſollte auf Lamormains Geheiß. Das wußte die „rothe Feder“ lange, daß die Sparrſche Tochter dem Herrn Marcheſe nicht ſo lebhaft entgegen kam wie dieſer wünſchte, und daß ſie ſich damals in Prag außerordentlich bemüht hatte um Herbeiſchaffung Hagens, um Errettung Leo's. Wenn Fräulein Sparr erfuhr, daß Leo ein Augapfel der luſtigen Suſanne und im zärtlichen Verkehr mit dieſer war, ſo konnte dies dem Marcheſe nur vortheilhaft ſein.

Von dieſer neuen Gefahr ſeines Herzpunktes ahnte Leo nichts. Er war dankbar und gutmüthig genug, ſich an Suſannens Freude mitzufreun, und ſich ihrer Unterhaltung arglos hinzugeben.

Nach dem erſten Austauſch von Fragen und Antworten erkundigte er ſich nach ihrer Mutter.

— Sie iſt nicht wohl — erwiderte Suſanne, und ein kleiner Schatten von Trauer flog über ihr ſtrahlendes Geſicht und den leicht bekleideten wollüſtigen Körper. Die Locken, welche ihr über den Buſen fielen, zurückwerfend und das große, feuchte Auge einen Moment lang nach dem Hauſe hinüber richtend, ſagte ſie: Mutter macht mir einige Sorge. Sie fiebert ſtark, und das verwünſchte Lagerfieber, welches ſelten ausbleibt, ſobald das Heer eng zuſammen gelegt wird, hat in den letzten Tagen den Officieren viel zu reden gegeben. Mutter hat ſich auch über mich und den Holck geärgert — laſſen wir das! Sie wird ſchon wieder beſſer werden, ſie hat eine zähe Natur. Sagt mir nur zunächſt was Ihr vorhabt. Hier bleiben müßt Ihr jedenfalls, auch wenn Ihr dem Ilow zugetheilt werdet. Das ſetzt der Tertſchka durch beim Ilow. Der Tertſchka iſt ein flotter Mann, der hat ein Einſehn für meine Wünſche, verlaßt Euch drauf. Ilow hat den Kopf voll Geſchäfte, und es wird ihm auf einen Officier nicht ankommen. Er muß und wird Euch hier laſſen.

Dies leichtſinnige Mädchen übte ſcheinbar gedankenlos eine geradezu grenzenloſe Macht über die Männer. Sie erſchien wie die Hingebung ſelbſt, und zwar wie die uneigennützige Hingebung. Und die Uneigennützigkeit hat ſelbſt bei lüderlichen Perſonen ein moraliſches Etwas an ſich, welches den ſtrengen Richter entwaffnet und den unerfahrenen jungen Mann völlig verwirrt.

Leo, mit der ſchweren Sorge im Herzen, mit der Sorge um ſeine entweichende Magna, mit der Sorge um den ganzen inneren Halt ſeines Lebens, war doch wirklich nicht angethan, auf Liebkoſungen einzugehn, welche am Heerwege lagen und gleichſam räuberiſch auf ſeinen Nacken ſprangen. Dennoch fing ihn Suſanna. Sie fing wenigſtens ſeine Aufmerkſamkeit, ja einen gewiſſen Antheil. Sie war gar zu harmlos, gar zu gutmüthig. — Ich weiß wohl — rief ſie halb traurig — daß Ihr Euer Herz anderswo verſchenkt habt, und daß Ihr mich nicht liebt. Herr Gott, was gäb' ich darum, wenn ich Eure ganze Liebe erringen könnte! Barfuß lief ich dafür in die brennende Hölle! Aber freundlich könnt Ihr doch ſein für mich armes Ding, das nach Euch verſchmachtet. Und das ſeid Ihr auch, gelt? Du biſt ja ſo gut und lieb! Warum ſollteſt Du denn hart gegen mich ſein! Ich will ja nichts als ein wenig Freundlichkeit — nicht?

Dabei blickte ſie ihm ſo ſchelmiſch verführeriſch in die Augen, und ſtreichelte ihm ſo ſanft die Wange, daß er hätte von Stein ſein müſſen, um nicht erweicht zu werden. — Die Laube war dicht bewachſen mit wildem Wein, man konnte unten vom Wege nicht hineinblicken. Es war auch Niemand am Wege; Medardo war lächelnd fortgegangen, und Leo konnte in ſommerlicher Stille die ſchmeichelnde Stimmung hinnehmen, welche auf ihn niederthaute. Es widerſprach ſeiner Herzensgüte, dem wunderlichen Mädchen zu widerſprechen. Er lächelte, und gab eine ausweichende Antwort. Und als ſie mit dieſer nicht zufrieden war, gab er eine beſchwichtigende. Sie klatſchte in die Hände, und ſagte mit liebenswürdigem Ernſte: — Gieb Acht, ich will Deine Neigung verdienen. Wie eine Nonne leb' ich von heute an. Nur Deinetwegen. Und das ſoll Dich rühren. Wird es?

Da hörte man Hufſchlag auf der Straße. Suſanne bog die Weinranken zurück und blickte hinab. — Da kommen die Ketzer wieder, die mit dem Herzoge unterhandeln. Es wär' recht langweilig, wenn ſie am Ende doch einen Frieden zu Stande brächten. Was muß das für ein Leben ſein, wenn die Regimenter nicht mehr umherziehn!

Leo war aufgeſprungen. Er erkannte Arnimb, erkannte Thurn und da war auch — eiligſt ſagte er Suſannen Ade, um hinab zu eilen. — Du kommſt doch wieder? rief ſie traurig. — Freilich! erwiderte er ganz ehrlich, und ſchritt haſtig durch den ein wenig abſchüſſigen Obſtgarten hinunter den Reitern nach, welche vor der Brauerei abſtiegen.

Leo bemerkte es nicht, daß noch einige Reiter hinter ihm herkamen, welche ebenfalls zu der Kommiſſion gehörten. Suſanne aber, welche Leo gefolgt war, um ihm nachzublicken, grüßte die Herren lächelnd. Der eine dankte heiter. Es war ein kleiner, ſehr lebhaft drein ſchauender Mann, ein ſchleſiſcher Kavalier von Bedeutung, Schafgotſche geheißen. Er war einer der hingebendſten Anhänger des Friedländers, und ließ ſich die Waffenſtillſtands- und Friedensfrage ſehr angelegen ſein, damit der Herzog Raum und Macht gewänne für die großen weiteren Schritte. Der zweite Reiter war General Sparr. Er hatte Leo ſogleich erkannt, und ſah mit gerunzelter Stirn auf Suſannen hinab. Sie war ihm ohnehin zuwider, wie die ganze lüderliche Weiberwirthſchaft im Lager. Der dritte Reiter war ein ſchwediſcher Officier, an den blauen und gelben Farben kenntlich.

Leo erreichte die Brauerei, als die vorderen Reiter eben abgeſtiegen waren, und eilte auf einen derſelben zu, welcher nicht ſogleich in's Haus trat. Es war Hans von Starſchädel. Herzlich kam er Leo entgegen, und begrüßte den Erretteten. Er hatte ja damals Hagen zu ſeiner Hilfe nach Prag geſendet. — Erzählt, erzählt mir, lieber junger Freund — rief er — wie es Euch ergangen! Ich habe Zeit. Mit der Waffenſtillſtandsfrage habe ich nichts zu thun; ich bin auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs mit Arnimb herübergekommen; er will mich ſprechen. Bis er mich rufen läßt, haben wir Muße. Auch Konrads wegen freu' ich mich, daß Ihr wieder da ſeid. Ihr wißt, daß er damals Hagen begleitet hat?

— Nein. Ich weiß von allen Einzelnheiten nichts. Bin damals am frühen Morgen abgereiſt, und heute erſt zurückgekehrt.

— Nun denn, Konrad iſt bei dieſer Gelegenheit dem Herzoge mißfällig geworden, und der Herzog hat ihn in Gefangenſchaft ſetzen laſſen. Ich hab' es ſpät erfahren, und weder Sparr, noch Ilow, noch Tertſchka, noch Niemann, die ich ſämmtlich in Anſpruch genommen, haben bis jetzt ſeine

Befreiung erwirkt. Sie fürchten ſich, den Herzog darum anzugehn. Ihr werdet es thun! Ihr ſeid jung und noch mitleidig genug, für Euch hat er ſich ausgeſetzt, und Euch iſt ja wohl der Herzog wieder zugethan, auf Eure Bitte wird er hören.

So mußte denn Leo gleich von vornherein das berühren, was ihm Starſchädel gegenüber zumeiſt am Herzen lag: ſein Zerwürfniß mit dem Herzoge, ſein Zerwürfniß mit ſich ſelbſt.

Sie gingen zu einer alten Linde, welche unweit der Brauerei auf einer niedrigen Anhöhe ſtand, und ſetzten ſich dort in's Gras. Hans war ganz der Mann dazu, das Bedürfniß Leo's zu würdigen, und mit wahrer Theilnahme ſeine inneren Sorgen anzuhören. Leo hegte ein herzliches Vertrauen zu ihm, und ſchüttete ihm ſein ganzes Herz aus.

Als er zu Ende war, ſchüttelte ihm Starſchädel die Hand, und ſagte: — Ihr ſeid ein braver junger Mann, und werdet dieſe Kriſis tapfer überſtehn. Eure Mutter hat völlig Recht, und Ihr habt völlig Recht in dem Bedürfniſſe nach einem haltbaren Inhalte Eures Lebens. Wollte Gott, das würde den Hunderten, den Tauſenden deutlich, welche jetzt in unſerm Vaterlande gedankenlos das Kriegshandwerk treiben, das Handwerk! Ich hab's eben ausgeſprochen was Euch fehlt.

— Wie?

— Das Vaterland fehlt Euch. Es fehlt dem Herzoge, es fehlt den Hunderten und Tauſenden. In der Größe und außerordentlichen Mannigfaltigkeit des deutſchen Reichs iſt der Begriff des Vaterlandes verloren gegangen. Wir ſind ſeit einem halben Jahrtauſend der maßgebende Mittelpunkt Europas geweſen. Wir haben das Kirchenregiment in Rom geſchaffen, und unſer Reich darauf angelegt, daß es wie einſt das römiſche Kaiſerthum den Welttheil beherrſche. Aber wir haben uns unſern Pontifex maximus über den Kopf wachſen laſſen. Wir haben den Familienſchatz vergeſſen, über den Schätzen ausgedehnter Macht. Es iſt vorgekommen, daß wir wilden Fremdlingen wie einem Cornwall die Krone überantwortet, daß wir entfremdeten Dynaſtien wie der ſpaniſchen die Kaiſerwürde überlaſſen haben. Dadurch haben wir den Familienhalt verloren, welchen jedes geſunde Reich braucht. Nun kam die Reformation, und zerſprengte das religiöſe Band, welches die Kronenreifen noch zuſammenhielt. So ſind wir zerſtreute Glieder geworden. Jeder Fremdling fühlt ſich berechtigt, uns in die Taſche zu ſtecken, und die Mehrzahl der Deutſchen wird es kaum gewahr, daß der Schwedenkönig ein Fremdling iſt, daß die Spanier nicht zu uns gehören, und daß Cardinal Richelieu Blindekuh mit uns ſpielen möchte. Unſerm Ganzen, und uns Einzelnen iſt aber nur dadurch zu helfen, daß wir uns auf uns ſelbſt beſinnen. Wir ſind eine große, eine wundervoll mannigfaltige Familie. Der Frieſe im Norden, der Kärnthner im Süden gehört zu ihr, der Alemanne im Elſaß und in den Schweizer Thälern, und der Koloniſt in den fernſten nordöſtlichen Marken ſind unſers Blutes, unſers Sinns, unſrer Sprache. Unſer Vaterland iſt von der ausgedehnteſten Pracht und Macht; wir brauchen's nur zu erkennen, weiter fehlt ihm nichts, weiter fehlt uns nichts. Haben wir's erkannt, dann geſtaltet ſich's auf der Stelle. Jeder Theil, auch der entfernteſte findet ſein Recht und ſeinen Vortheil und ſeine Herzensbefriedigung in unſerm Mittelpunkte, will ſagen im deutſchen Reiche, und jeder Einzelne von uns hat hiermit einen Zielpunkt gewonnen, einen warmen großen Lebenszweck, ein Vaterland. Dann wird unſer Kriegführen geweiht, ja geheiligt, dann hat unſer Glaubensſtreit Ausſicht auf Schlichtung, denn unter Familiengliedern iſt die Nachſicht, iſt die Duldung Naturgeſetz. Verſteht Ihr mich, junger Freund?

— Mit Entzücken hör' ich Euch. Mein Herumflattern als Einzelner hört auf!

— Als Kärthner, als Alpendeutſcher biſt Du mein Bruder, und haſt mit mir gleiches Intereſſe, das Intereſſe, daß unſer großer Familienkreis gedeihe. Glücklicher Jüngling der Du biſt! Du gelangſt in einem Augenblicke zur Erkenntniß, welcher für das Ganze entſcheidend iſt!

— Das heißt?

— Dein Gönner, der Herzog, iſt endlich bei dem Punkte angekommen, der dieſe Vaterlandsfrage zum Durchbruch bringen ſoll und bringen wird. Er will endlich die große Fahne entfalten.

— Wie das?

— Weil ich ihn ſtets unklar und unentſchloſſen fand, widerſprach ich ihm ſtets, und zog mich von ihm zurück. Seinen letzten Einladungen zur Konferenz bin ich gar nicht mehr gefolgt. Er wußte ſehr gut, warum. Nur wenn er klar und entſchloſſen ſich ganz und gar mit uns vereinigen wollte zum gemeinſchaftlichen Ziele eines gemeinſamen Vaterlandes, nur dann — hatte ich ihm offen geſagt — ſei ich bereit, wieder vor ihm zu erſcheinen.

— Nun?

— Nun, heute hat er den General Sparr zu mir geſendet mit dem Loſungsworte: er ſei zu Allem entſchloſſen, und erwarte mich mit Feldmarſchall Arnimb. Was die da unten über einen Waffenſtillſtand beſchließen, iſt nur ein erſter Schritt. Dazu gehören auch die Schweden und ein leidenſchaftlicher Parteigänger wie Thurn. Der große Zweck, welchen wir und der Herzog vorhaben, bleibt ihnen fremd, denn er iſt zum Theil auch gegen ſie gerichtet. Der Schwede muß eingeengt, muß untergeordnet werden. Dort oben in jenem Schlößchen ſoll heute noch das begründet werden, was unſerm großen Vaterlande eine volle Zukunft ſichert. — Iſt der Mann da unten, der ſuchend umher geht, nicht von des Herzogs Hauſe?

— Es iſt Rittmeiſter Riemann.

— Er wird mich ſuchen. Gehn wir hinab!

Leo ſprang auf, und umarmte Hans mit dem ganzen Enthuſiasmus der Jugend. Nun meinte er den Inhalt zu haben, welcher ihm gefehlt. Nun meinte er auch den Herzog wiedergewonnen zu haben, denn jetzt konnte er ſich ihm zur Verfügung ſtellen ganz und gar, jetzt konnte er ihm blindlings gehorchen!

Es war ſo. Riemann ſuchte Starſchädel. Auch wenn Feldmarſchall Arnimb noch nicht fertig wäre mit der Waffenſtillſtands-Conferenz, ſollte Starſchädel allein hinauf kommen zum Herzog. Jubelnd führte Leo den wackern Freund bis in's Vorzimmer hinauf, und ſchied von ihm mit der Verſicherung: ſobald die Unterredung zu Ende, verlange er Audienz, um ſich dem Herzoge mit Leib und Seele hinzugeben. Reſtel hatte endlich wieder einmal eine glückliche Stunde: Leo umarmte ihn, und war der alte fröhliche Burſch.

War dem wirklich ſo, daß Waldſtein plötzlich die Verbindung mit den deutſchen Proteſtanten frei entfalten wollte als eine offene Kriegsfahne? Allem Anſcheine nach: Ja. Er war gereizt von Wien aus durch die Sendung Schlicks und Trautmannsdorfs, er fühlte ſich kriegsmäßig ſtark durch die Nähe des proteſtantiſchen Heeres, welches ſich jeden Tag mit dem ſeinen vereinigen konnte, der tief in ihm wurzelnde Hochmuth trieb ihn, nach Wien hinab zu zeigen, daß er der Allmächtige ſei, welcher ſich nicht durch Aufpaſſer erniedrigen laſſe, er fühlte ſich endlich körperlich in ſo weit wohl, daß er ſich frei bewegen und ohne Mühſal zu Pferde ſteigen konnte. Endlich ſagte ihm ſein guter Verſtand, daß ſeine Unterhandlung mit den Sachſen zu einem Abſchluſſe kommen müßte, wenn nicht ein Abbruch eintreten ſollte. Das Verhalten Starſchädel's, der gar nicht mehr kommen wollte, war ihm eine eindringliche Lehre geweſen.

Ob dieſer Schritt auf gründlicher Nothwendigkeit beruhte, ob er in Klarheit und Wahrheit wurzelte, ob er nicht doch wieder wie ein Schachzug gethan wurde, welchen man gelegentlich durch neue Züge verändern könnte, das war eine andre Frage. War es ein bloßer Schachzug — und die Ueberherrſchaft des Kalküls in Waldſtein ſprach wohl dafür — dann war er doch ſo groß, daß er leichtlich zum Verhängniß führen konnte.

Jedenfalls gab ſich Waldſtein momentan dem Strome hin, welchen er ſelbſt entfeſſelt. Die Unterredung mit Starſchädel war kurz, warm und offen. Waldſtein achtete wirklich dieſen ſächſiſchen Edelmann ungemein. Wenn er auch über das lächelte, was er Schwärmerei an ihm nannte, er empfand einen gewiſſen Reſpekt vor dieſer idealen und wahrhaftigen Hingebung. Vielleicht weil ſie ihm ſelbſt eben fehlte. Er empfand auch als guter Politiker das Bedürfniß, ſich ſelbſt nach Kräften in eine Gedankenwelt hinein zu verſetzen, welche in ſeiner neuen Bahn hilfreich und wirkſam für ihn ſelbſt wurde. Die neuen Stichworte mußten ja ſein nächſtes Feldgeſchrei werden, es war nothwendig, daß er mit ihnen vertraut wurde.

Ehe noch Arnimb kam, war er mit Starſchädel einig, und dieſer konnte an perſönliche Angelegenheiten denken, an Konrad und Leo. Lächelnd und ohne Widerrede unterſchrieb Waldſtein den Freilaſſungsſchein für den Bart-Konrad, und freudig ſogar ließ er Leo aus dem Vorzimmer rufen. Der Junge war ihm wirklich lieb und angenehm, und es galt ihm für ein gutes Zeichen, daß Leo nach Starſchädel's Verſicherung jetzt durch Dick und Dünn für den Herzog ginge, nachdem dieſer die Frage des deutſchen Reichs in ſeine eigne ſelbſtändige Hand genommen.

Selbſt Hans war in gehobener Stimmung, ſelbſt er ließ ſein wohlbegründetes Mißtrauen in den Friedländer fahren. Die Ausſicht war zu lockend, dieſen Kopf, dieſen Arm, dieſe Macht nun endlich auf der deutſchen Seite zu ſehn. Er rief Leo entgegen: Viktoria, junger Freund, Dein Herzog iſt nun vollſtändig Dein Ideal, er geht mit uns, und ſchafft ein deutſches Reich!

Leo ſtürzte auf die Hand des Friedländers, und küßte ſie leidenſchaftlich. Dieſer aber, ſonſt ſo fremd in Wallungen und Herzensergüſſen, entſchlug ſich ſelbſt nicht der enthuſiaſtiſchen Empfindungswege: er umarmte den ſo liebenswürdig aufgeregten Burſchen, und ſprach einige verheißungsvolle Worte. War dies ein Zeichen, daß der alte Waldſtein eben ſchwächer geworden? War es ein Zeichen, daß er doch innerlich eine Herzensempfindung hegte für dieſes Kind ſeiner erſten Liebe?

Als er ihn losgelaſſen, ging er zu ſeinem Schreibtiſche, und nahm ein großes Pergament aus der Schublade, indem er ſagte: Du ſollſt denn noch beſchienen werden von der untergehenden Sonne. Dir ſoll der Kaiſer noch was nützen. Da! Nimm hin, was ich für Dich eingefordert habe, Dein Diplom. Du biſt in den Ritterſtand des alten römiſchen Reiches erhoben. Knie nieder, und empfange den Ritterſchlag!

Leo kniete; Waldſtein legte die Hand auf ſein Haupt, und ſagte: Und ſo werde ein Ritter in des Worts guter Bedeutung, werde ein ſtarker Mann. Steh auf als ſolcher, und bewähr' es mir in den ſtrengen Zeiten, die da kommen werden.

Roſtok's feiner Dienernaſe war es nicht entgangen, daß da innen Ungewöhnliches ſich ereignete. Er hatte die ſtets wohlgeölte Thürklinke aufgedrückt, und war Zeuge dieſes Ritterſchlags geworden. Das überwältigte ihn, er gerieth in ein krampfhaftes Schluchzen. Entſtand dies nur aus freudigem Mitgefühl für ſeinen Leo? Nein, es lag noch eine andere Empfindung zum Grunde. „Das muß nahe vor ſeinem Tode ſein!“ pflegt man zu ſagen, wenn Jemand etwas ſagt oder thut, was außerhalb ſeines Charakters liegt und außerhalb ſeiner Gewohnheit. Dieſes Sprichwort rumorte in Roſtok, als er ſeinen Herrn ſo milde und gutmüthig verfahren und ſich geberden ſah. So verſchiedenartige Miſchung von Affekten allein machte es erklärlich, daß er ſich reſpektwidrig ausbreitete in der geöffneten Thür, und daß er die Annäherung von Perſonen gar nicht gewahr wurde, welche nun ohne Meldung an der herzoglichen Schwelle erſchienen.

Dieſe Perſonen waren Arnimb und Ilow. Waldſtein winkte Arnimb wohlwollend zu, und begrüßte ihn mit der Nachricht, daß Herr Hans von Starſchädel alle Streitpunkte erledigt habe, welche noch obgeſchwebt hätten zwiſchen den Proteſtanten und dem Herzoge von Friedland. Ilow ſchrie jauchzend auf, und rannte von dannen. Arnimb äußerte ebenfalls die tiefſte Freude, und ging ſogleich, nachgiebiger als jemals, auf die nächſten Schritte ein, welche nun vorzunehmen wären, in ſeiner Zufriedenheit dem Herzoge jeden Vorzug, jede Reſerve einräumend, welche er bisher verſagen zu müſſen geglaubt hatte.

Dies wirkte wieder günſtig auf den Herzog, und die heikelſten Fragen löſ'ten ſich leicht und ſchnell, auch die Frage um die ſchwediſche Betheiligung. Waldſtein gab zu, daß die Schweden zunächſt voll berechtigte Bundesgenoſſen wären, und Arnimb gab zu, daß zwiſchen Friedland und den Deutſchen ein Vorbehalt für die Zukunft ausbedungen würde. Auch ſein Abſehen ging dahin, die Fremdlinge nicht am Austrage deutſcher Fragen vollberechtigt mitſprechen zu laſſen.

— Zu dem Ende, ſchloß Waldſtein, iſt ein Abkommen mit dem Herzoge Bernhard von Weimar die nächſte und nothwendigſte Aufgabe. Er ſtellt eine Hauptmacht auf Eurer Seite dar, und er iſt enger mit den Schweden verbunden und verwachſen als Ihr es ſeid. Mit ihm müſſen wir auf's Reine kommen. Uebernehmt Ihr das, Feldmarſchall Arnimb?

— Auf der Stelle. Hier ſteht der natürlichſte und kräftigſte Vermittler, Herr von Starſchädel, ein Weimaraner, welcher den Herzog von Jugend auf kennt, und ihm befreundet iſt. Er wird bereit ſein, morgen ſchon an die bayriſche Nordgrenze zu reiten, wo Herzog Bernhard kämpft, um Alles mit ihm zu erledigen.

— Ich bin bereit! ſagte Hans, und bitte um einen Geleitſchein durch Böhmen, damit ich den kürzeſten Weg einſchlagen kann.

— Schreibe ſofort dieſen Schein, Leo — erwiderte Friedland — und begleite morgen Freund Starſchädel bis Eger. Dort findeſt Du Holck. Er muß ſogleich unterrichtet ſein, denn er iſt in Fühlung mit den Streiftruppen des Herzogs Bernhard; in ſeine Hände müſſen die Fäden der Verbindung gelegt werden.

Die Dunkelheit war herein gebrochen über dieſen Verhandlungen, und Ilow kehrte zurück. Er war in glücklichſter Aufregung, und meldete dem Herzoge, daß die Officiere den ſächſiſchen und ſchwediſchen Herrn eine Freundlichkeit erweiſen wollten. Die Nachricht vom Abſchluſſe des Waffenſtillſtands habe allgemein günſtigen Eindruck gemacht, und es ſei ein gemeinſchaftliches Nachtmahl beſchloſſen worden unten in der Brauerei. Die Officiere würden höchlichſt erfreut ſein, wenn Durchlaucht ſich einen Augenblick zeigen wollte bei dieſem kameradſchaftlichen Feſte. Das würde die Stimmung ungemein erhöhen.

— So laßt uns hinab gehn, Ihr Herrn! Neſtek, Hut und Mantel!

Ilow verſchwand auf der Stelle wieder, um eiligſt Vorbereitung zu treffen. Ihm war Alles daran gelegen, daß der Herzog bis zur Unmöglichkeit eines Rückſchritts vorwärts gezogen würde.

Er gehörte zu den Menſchen, welche auf das erwählte Ziel gradeaus losgehn ohne irgend eine Rückſicht. Hinter ihm und neben ihm durfte geſchehn und fallen was mochte, es kümmerte ihn nicht, er behielt ſein Ziel ſtarr vor Augen, und ſtrengte alle Leibeskräfte an. Seit ihm der Grafenhut vom Kaiſer verſagt worden, hatte ſich ſein Blick auf all Das gerichtet, was den Kaiſer erniedrigen, und was für einen ſtrebſamen General großen Spielraum ſchaffen konnte. Die inneren Fragen des Staats und der Religion hatten keine große Bedeutung für ihn. Sie galten ihm für abgenützt, weil ſie in ihm ſelbſt abgenützt waren. Sie hatten nie große

Bedeutung für ihn gehabt. Er war eine eigennützige Natur; er zuckte die Achſel und lächelte höhniſch, wenn von irgend einer idealen Forderung die Rede ging. Eben deshalb hatte er Sparr überholt im Dienſte des Friedländers. Je näher die Dinge der Entſcheidung rückten, deſto willkommener war Waldſtein der trocken ausführende Diener. An Ueberlegung fehlte es dem Herzoge ſelbſt nicht, er ſuchte ſie alſo nicht bei ſeinen Werkzeugen, und Sparr hatte bei allem Gehorſam immer einen Beiſatz von eigener Prüfung.

Ilow war übrigens klug genug, den Officieren unten in der Brauerei nur ſo viel zu ſagen als nöthig war zur Reizung. Er wußte, daß der Herzog den vorlauten Schwätzer an ſeiner Seite mit einem Fußtritte wegſtieß, wenn er morgen ein langſameres Tempo des Ausbruchs für nöthig hielt. Die Officiere erfuhren alſo nur, daß oben im Schlößchen große Dinge reiften, nicht blos ein Waffenſtillſtand. Denn dieſer als Vorläufer eines Friedens war keineswegs populär unter den Kriegsmännern. Dieſer Waffenſtillſtand — raunte Ilow den einzelnen Gruppen zu — bezweckt eine Sammlung der Kräfte zu einer Kriegführung in viel größerem Stile. Der Kaiſer iſt arm und zäh und furchtſam; er hindert den Friedländer fortwährend. Der Kaiſer iſt in den Händen der Pfaffen, und der kirchliche Plunder verengt den Krieg. Der Friedländer will über dieſen Plunder hinweg den Proteſtanten die Hand bieten, um ein Rieſenheer zu bilden. Dann werden im Norden die Schweden, im Süden die Spanier hinausgefegt, und das Reich wird auf ganz andern Fundamenten gegründet. Laßt den anweſenden Schweden nichts merken. Sie haben nichts im Reiche zu ernten; wir wollen Reichsfürſten werden, wir, die wir den Degen führen.

Und nun ſorgte er dafür, daß man ſich zum Schmauſen und Zechen ſogleich an die Tafel ſetzte. Stand man noch umher bei Ankunft des Herzogs, ſo behielt Alles einen ſteifen Charakter; denn im Beiſein des Herzogs ſchickte es ſich nicht, eine Tafel zu eröffnen, an welcher der gebietende Herr doch keinen Theil nahm. Der Herzog ſollte bereits Alles in angeregter Stimmung finden: die Zungen ſollten leicht ſein.

Zu ebner Erde war in der Brauerei ein großer Raum zum Verkehrsſaale eingerichtet werden. Er war mit Quaderſteinen gepflaſtert, und hatte ſonſt die großen Malzhaufen geſehn, welche von hier in die Bottiche wanderten. Kleine Fenſter gingen auf den Hof, und Soldaten wie Trainvolk hatten ſich zahlreich eingefunden im Hofe, und drängten ſich jetzt an die kleinen Fenſter, um dem Schmauſe zuzuſehn. Unter ihnen Medardo, welcher recht gut merkte, was da vorging mit den Abgeſandten der Ketzer. Daß der Erzfeind Graf Thurn dabei war, hatte ja für ſich allein ſchon eine Bedeutung, und Ilow's Aeußerungen hatte Medardo bereits aufgeſchnappt. Es war ihm ganz deutlich, daß eine Kriſis nahe ſei. Wie käme ſonſt der ſtolze Herzog zu einem Gelage ſeiner Officiere! Ein feſter Platz an einem der kleinen Fenſter war da nothwendiges Bedürfniß. Und dies Bedürfniß ſtillte Medardo gewiſſenhaft; er war ganz Auge und Ohr am offnen Fenſterloche.

Die Muſikbande oben auf einer hölzernen Gallerie des

Malzraumes ſpielte einen lärmenden Tuſch, als der Herzog von Friedland eintrat mit Arnimb, Starſchädel und Leo. Alles ſprang auf, ſchwenkte die Becher, und rief Hoch.

Der Friedländer nickte dankend, und ſprach unter vollkommener Stille einige Worte. Er ſprach unter leichter Verſchleierung des Sinns von der großen neuen Wendung, welche jetzt eintreten werde für die Heeresmaſſen in Deutſchland. Der Officier ſolle ſich dieſer Wendung bewußt werden, ſolle ſich klar machen, für welches Ziel er fechte. In Kurzem werde eine neue Parole ausgegeben werden, und er, ihr Kriegsherr, halte ſich verſichert, daß die Friedlandſchen Herrn Officiere ihre Schuldigkeit thun würden.

Eine brauſende Zuſtimmung aus allen Kehlen erfolgte, ein erneutes Hoch auf den Kriegsfürſten an ihrer Spitze wurde von Tertſchka mit donnernder Stimme ausgebracht, und die Muſikbande oben auf der ſchwarz angerauchten Gallerie fiel mit neuem ſchmetterndem Lärmen in den Schluß der Tertſchka'ſchen Worte.

Dies war der Moment, welchen Ilow erwählte zu einer fulminanten Rede gegen die Pfaffenwirthſchaft, welche den Sinn und Zweck des Kriegs verderbe. Er nannte Wien, er nannte die Jeſuiten, und verſagte ſich keinen ſoldatiſchen Ausdruck, wie grell und frech er klingen mochte. Mit Jubel wurden die ärgſten Ausdrücke aufgenommen, und auch die Stilleren geriethen in eine unklare Bewegung, da ſie dergleichen von einem Vertrauten des Herzogs und in Gegenwart des Herzogs ausſprechen hörten. Der zuſtimmende Lärm wurde tumultariſch. Ja, der alte Thurn ſprang auf einen Seſſel, und ſchrie die Frage über alle Köpfe hin: ob man in Wien glaube, daß die böhmiſche Freiheit wirklich begraben worden ſei am weißen Berge? — Nein, nein! antwortete es von vielen Seiten, und der kaiſerliche Generaliſſimus, der Herzog von Friedland, hielt es nicht für nöthig, ſolchen Exceſſen ein einhaltendes Wort entgegen zu ſetzen. Er lächelte ſarkaſtiſch, und ſagte zu Arnimb: „Ihr ſeht, die Leute ſind reif." Dann machte er eine gnädige Handbewegung auf die Tafel hin, welche beſagen mochte: laßt Euch nicht weiter ſtören! und ſchritt unter neuen donnernden Hochs und jauchzendem Tuſch der Muſik nach dem Ausgange.

Medardo entfernte ſich gleichfalls. Das war ſo Viel, daß er noch in dieſer Nacht ſpornſtreichs nach Wien reiten wollte. Es war ſo Viel, daß kaum eine Mittheilung an Pater Norbert in Prag nöthig ſchien, das mußte unmittelbar zu Pater Lamormain gebracht werden.

III.

Es vergingen noch einige Tage mit Vorbereitungen, ehe Hans von Starſchädel an Bernhard von Weimar, ehe Leo an Holck abgehn konnten. Waldſtein erläuterte Beiden alle Einzelnheiten genau. Zum erſten Male wurde auch Leo einer Auseinanderſetzung gewürdigt, wie ſie der Herzog ſonſt nur einem kundigen Geſchäftsmanne angedeihen ließ.

Leo beſtand in dieſen Geſprächen hinreichend. Er zeigte ſich in allen realen Punkten genau unterrichtet, und wo er der Ergänzung bedurfte genau eingehend. So liebte es der Herzog, welchem oberflächliche Behandlung der Geſchäfte unerträglich war. Er zeigte ſich befriedigt von der Anſtelligkeit des jungen Ritters. Daß Leo bisher feindſelig behandelt werden war von Holck, ſchien dem Herzog ganz gleichgültig zu ſein, wenigſtens erwähnte er deſſen mit keiner Sylbe.'

Leo ſchwieg ebenfalls darüber. Er war auch zu guten Muthes, um ſich darüber Sorgen zu machen. Der ſtreng vorgezeichnete Dienſt, worin er allzu vertrauensvoll, werde ja die perſönlichen Mißhelligkeiten in den Hintergrund ſchieben. Ja, es ſchmeichelte ihm ſogar, daß er dem alten Widerſacher nun ſo ruhig und amtlich, ſo bedeutend gegenüber treten könnte. Die Jugend vergoldet ſich eben Alles.

Hans meinte ſeinerſeits, mit dem Herzog zufrieden bleiben zu können auch in den ausführlichen Beſprechungen. Er fand keinen ſichtlichen Fehl in den Perſpektiven, welche Waldſtein berührte. Der Herzog war in der That nach allen Seiten zu ganzen Schritten entſchloſſen. Er kannte auch Hans zu gut, als daß er ihm gegenüber eine Blöße hätte zeigen mögen. Zudem lag auch dieſe Seite der Zukunft wie ein Schlachtenplan reinlich ausgearbeitet in ihm. Er öffnete eben in dieſen Tagen nur gerade dieſes Fach ſeiner Vorrathsſchränke.

So ſchwangen ſich denn Hans und Leo eines Morgens mit guter Zuverſicht auf ihre Roſſe, um eine weite Strecke gemeinſchaftlich nach dem Weſten zu reiten. Ueber Prag bis Eger hatten ſie gemeinſame Straße.

Beide waren in gleicher Lage. Sowohl in Betreff ihres Lebensziels wie in Betreff ihres Herzens. Hans war zum erſten Male wieder im Stande, ſeine Niedergeſchlagenheit über Kirche und Vaterland zu betäuben. Das Bündniß mit Waldſtein zeigte die Möglichkeit, einen neuen großen Zuſchnitt zu gewinnen für die Bedürfniſſe Deutſchlands, und zwar in der politiſchen wie in der religiöſen Frage. Waldſtein galt ihm für unbefangen in kirchlichen Dingen; es ſtand von ihm zu hoffen, daß er hierin Freiheit gewähren und neue Geſtaltungen zulaſſen werde. In dieſer tiefſten Richtung ſeines Innern konnte Hans alſo zum erſten Male wieder hoffen. Dieſe Belebung kam denn auch ſeinem Herzen zu Statten: es klopfte zuverſichtlicher in dem Gedanken an die verſchollene Marie. Sie war in Böhmen verſchwunden, ihr Aufenthalt war aller Wahrſcheinlichkeit nach in Böhmen. Er reiſ'te jetzt mit ſicherem Geleitsſcheine durch die ganze Breite dieſes Landes; er trug den Freiſchein Konrad's in der Taſche. Konrad hatte vielleicht ſchon eine Spur entdeckt, als er damals in's Gefängniß geworfen worden war. Das war lauter Hoffnung. Und was noch mehr ſagen will: die Zeit hatte in Hanſen's Gemüthe vielfach geheilt und geläutert. Die Zeit und die Liebe. Die Liebe zu Marie war ſtetig gewachſen, und hatte ihm von Tage zu Tage lauter zugeflüſtert: du haſt beim Abſchiede in Gnadenfrei viel zu ſtrenge Anforderungen gemacht an Marie; du haſt von dem unerfahrenen, ſchüchternen Mädchen zuviel dreiſtes Entgegenkommen verlangt, du haſt ſie eingeſchüchtert. Eine einzige Begegnung wird das Alles ausgleichen; denn du ſelbſt biſt jetzt entſchloſſen, ihr ganz offen entgegen zu treten, ihr alle Falten deines Herzens zu enthüllen. — Seine hoffende Wallung ſtieg ſo hoch, daß er ſogar daran dachte, ſich an Ludmillen ſelbſt zu wenden, ihr ſeine warme Neigung für die Schweſter ehrlich einzugeſtehen, und ſie um Hilfe anzuſprechen. Er war eben ein Idealiſt.

In Waldſtein's Schlößchen hatte er von Sparr erfahren, daß Ludmilla auf Schloß Zleb verweile, und ſo fragte er Leo, als ſie das Lager hinter ſich hatten und in ein Thal des Eulengebirges einlenkten: ob Leo von Prag aus den kleinen Umweg über Czaslau und Schloß Zleb mit ihm machen wollte?

Leo jauchzte innerlich auf bei dieſer Frage. Gerade das war ſein heißeſter Wunſch. Er hatte ſchon beim Herzoge angefragt, ob er nicht eine Beſtellung an Gräfin Wanda im Vorüberreiten abmachen könnte. Der Herzog hatte zwar den Kopf geſchüttelt, und hatte geſagt: Ein junger Mann, der eine politiſche Laufbahn machen will, muß den Verkehr mit Weibern hintan zu ſetzen wiſſen! — aber er hatte dies milde geſagt. Er wird es nicht übel nehmen, meinte Leo, wenn du als junger Ritter den Frauen auf Zleb dich mit Artigkeit vorſtellſt, den alten wie den jungen. Er verſicherte alſo Hans, daß der Umweg über Czaslau ganz gering wäre, und daß er ihn mit Vergnügen machen werde in Geſellſchaft des Herrn von Starſchädel.

Wie ſehr ſchmachtete er darnach, Magna zu ſehn und zu ſprechen! Es war ihm nicht möglich geweſen, an ſie zu ſchreiben: der Herzog hatte ihn fortwährend in Anſpruch genommen zur Ausarbeitung der Inſtruktionen für Holck. Jetzt war die Gelegenheit doppelt günſtig, da Starſchädel ihn ſogar aufforderte. Und wie trefflich fühlte er ſich ausgerüſtet! Das Lebensziel war gefunden, die erſte große Beförderung erreicht: als Edelmann konnte er vor das ſchöne Edelfräulein hintreten, und ihr ſagen: jetzt bin ich auf dem beſten Wege, auch vor Deinen Vater hintreten zu können mit offener Bitte um Deine Hand! Was Marcheſe! Dieſer Wälſche iſt im Preiſe geſunken, ſeit der Herzog die neue Bahn eingeſchlagen. Das wird Vater Sparr gar ſehr erwägen!

Freilich war die Furcht nicht ganz hinwegzutreiben, die Furcht vor dem geheimnißvollen, abweiſenden Betragen Magna's. Aber die jetzige Stimmung hob auch über dieſe Furcht hinweg.

Es war ein enges Thal, durch welches ſie weſtwärts ritten. Die Morgenſonne ſtieg hinter ihnen über dichten Kieferwald empor; die Luft war kühl, der Sommer war bereits erſchöpft. Das Geſpräch zwiſchen den beiden Männern ſchwieg; Jeder war in Betrachtung ſeiner Luftſchlöſſer verſunken.

Da hörten ſie raſche, zahlreiche Hufſtritte hinter ſich, da hörte Leo ſeinen Namen rufen. Eine Kavallade kam hinter ihnen her; an der Spitze derſelben eine ſchwarzgekleidete Dame! neben ihr Officiere, hinter ihr berittene Diener.

Die Dame war Suſanne. Sie war in heftiger Aufregung. Bei Sonnenaufgang hatte ſie heute ihre Mutter begraben, und vom Grabe heimkehrend erfahren, daß Leo nach

Eger reite zum Feldmarſchall Holck: Blitzſchnell hatte ſie ſich entſchloſſen, ebenfalls nach Eger zu reiten unter Begleitung Leo's. Ein paar freundliche Officiere hatten ſich ſofort erboten, ſie auf den rechten Weg zu bringen, um Leo einzuholen, und — da war ſie.

Sie fragte nicht um Erlaubniß, ob ſie ſich Leo und Hans anſchließen dürfe; ſie reichte den beiden Officieren die Hand, und verabſchiedete ſie. Dann wendete ſie ſich zu Leo, und erzählte ihm unter ſtrömenden Thränen, was ihr begegnet wäre ſeit er von ihr gegangen, um in der Brauerei die Herrn von der Waffenſtillſtands-Commiſſion zu ſprechen. — Vier Tage ſind's her — rief ſie ſchluchzend — vier Jahre ſind's an Pein und Schrecken: Die Haut meiner armen Mutter ſchwoll auf in großen Blaſen, das Auge verſank, der Athem wurde dünn und leiſe; auf einmal flüſterte ſie: Geh zu Holck, alles Andre iſt eitel! — und todt war ſie. Ich mochte ſchrein wie ich wollte, kein Hauch von Leben war mehr in ihr zu erwecken. Da bin ich ohnmächtig geworden. Sie war wohl hart und geizig, aber mich hat ſie doch geliebt, und ich wußte nun erſt recht, daß ſie doch meine Mutter geweſen, und daß ich an ihr gehangen mit hundert Faſern. Ich meinte, ich wäre verrückt, als ich wieder zur Beſinnung kam, und kein Küſſen, kein Einhauchen meines Odems ſie lebendig machen konnte. Jetzt befolg ich ihren letzten Rath; er iſt vernünftig. Holck hat mir ſchon mehrmals ſagen laſſen, ich möchte nur zu ihm kommen, er hätte mir Alles vergeben. Der gute Narr! Er hat immer gethan, als müßt' er mir Viel vergeben, wo gar nichts zu vergeben war. Und anhänglich bin ich ihm ſtets verblieben, im Grunde meint er's doch kreuzbrav mit mir. Ich hab' alſo zuſammengepackt, und dort die zwei Packpferde beladen; meine Mutter hat ſo geſpart, daß ich ganz erſchrocken war über den Reichthum, und als mir vorhin der ſchwarze Peppi ſagte, der junge Ritter von Steinwald reite eben mit Aufträgen des Herzogs zum Holck, da bin ich aufgeſprungen und habe gerufen: das iſt wieder das erſte Glückszeichen, der nimmt dich mit, der gute Leo, und den verſöhnſt du mit dem Holck, und Alles wird wieder gut! Hab ich nicht Recht gehabt, junger Herr Ritter?

Sie ſah verführeriſch ſchön aus, das leichtſinnige Geſchöpf in ſchwarzem Kleide und ſchwarzem Schleier; das rothgoldne Haar, der ſchneeweiße Teint ſtrahlten reizend hervor aus den dunklen Hüllen, und Thränen wie Aufregung hatten ihr einen hinreißenden Ausdruck verliehn.

Es war gar keine Möglichkeit, ſie abzuweiſen, und ſie führte ſich im Laufe der Reiſe ſo kindlich auf, ſo weich liebenswürdig, daß ſelbſt der geſtrenge Hans nicht völlig abwehrend verbleiben konnte.

In ſo einſchmeichelnder Geſtalt tritt oft das Unglück unabweislich an unſre Seite. Denn für Leo wurde es ein Unglück.

Es war gegen Abend, als ſie nach Prag kamen. Rothe Wolkenbeleuchtung ſchimmerte in den Hof des Friedland'ſchen Palais, als die Geſellſchaft dort einritt. Leo hatte Aufträge vom Herzoge dort auszurichten, Hans war vom Herzoge eingeladen, ſein Abſteigequartier dort zu nehmen. Suſanna machte keine Anſtalt, ſich von ihnen zu trennen, und die

Galanterie ſchien es nicht zuzulaſſen, daß ein verlaſſenes Mädchen allein in eine Herberge gewieſen würde. Leo ſagte alſo zum herbeieilenden Haushofmeiſter, daß der Freundin des Feldmarſchalls Holck Gemächer eingeräumt werden möchten. Sie war noch nicht abgeſtiegen, als er das zum Haushofmeiſter ſagte, und hatte es gehört. Wie ein Kind klatſchte ſie in die Hände und rief: Er iſt ein Engel, der junge Ritter! Er wird die Freundin des Feldmarſchalls auch wie ein Ritter vom Roſſe heben, und einführen in die Burg ſeines Lehensherrn.

Lächelnd leiſtete ihr Leo dieſen Dienſt. Sie ſtreichelte ihm die Wange dafür, legte ihren Arm in den ſeinigen, und indem ſie ihm die lieblichſten Worte zuflüſterte, ließ ſie ſich von ihm zur Treppe führen.

Von einem Fenſter im erſten Stocke wurde dieſe Scene beobachtet.

Ein Theil der Geſellſchaft von Zleb war dieſen Morgen nach Prag gekommen, um Einkäufe zu machen für die Herbſt- und Winterſaiſon. Die alte Gräfin Wanda war's, Ludmilla und — Magna. Marcheſe Carretto und Jaromir von Zierotin waren die begleitenden Kavaliere. Magna hatte noch wie ſonſt ihre Stadtwohnung im Palais. Da man nur den Tag über bleiben wollte, ſo waren die beiden andern Damen ebenda abgeſtiegen, und die Herren waren jetzt gekommen, um die Damen abzuholen. Es war Vollmondszeit, und es ſollte in der Nacht die kurze Reiſe nach Czaslau und Zleb gemacht werden. Man ging eben durch einen Korridor, welcher die Fenſter nach dem Hofe hatte, und ein Diener eilte voraus, die Wagen und Pferde herbei zu rufen. Da erſchien unten die Kavalkade. Man blieb am Fenſter ſtehn; man erkannte Leo, Hans und — Suſannen.

Ein Ausruf der Ueberraſchung flog von allen Lippen. Gräfin Wanda freute ſich, Ludmilla erſchrak beim Anblick Hanſens, Magna fühlte einen Stich durch ihr Herz gehn, als ſie dieſen traulichen Verkehr Leo's mit Suſannen vor ſich ſah. Eine laute Bemerkung Carretto's vergiftete noch obenein dieſen Stich. — Das iſt ja Helds Geliebte — ſagte er — die zur Jugend übergegangen iſt. Brava Suſanna! Des Anſtands halber ſcheint ſie um Held zu trauern.

Magna litt auf das Schmerzlichſte. Sie liebte Leo feſt und ganz; aber ſie war auch ein feſter und ganzer Charakter, ſie begehrte feſte und ganze Erwiderung. Bei der Begegnung auf dem Kleinſeitner Ringe damals, als Leo zum Gericht hinüber gefahren wurde in's Altſtädter Rathhaus, da hatte er im offnen Strome des Herzens etwas geſagt, das war haften geblieben in ihrem Sinne mit unausrottbarer Wurzel, er hatte geſagt: „Ich hab' die Rache Helds wegen dieſer Suſanne nicht einmal verſchuldet; es iſt über mich gekommen, ohne daß ich etwas gedacht oder gewollt habe.“ — Dieſe letzten Worte waren ſeit jenem Wintertage täglich vor ihr aufgetaucht. „Es iſt über ihn gekommen, ohne daß er etwas gedacht, oder gewollt hat“ — es iſt aber doch gekommen! flüſterte ſie damals als der Wagen von dannen fuhr, es iſt über ihn gekommen! ſprach es in ihr ſeit jener Zeit an jedem Morgen, an jedem Abende. — Er hat ſich überraſchen laſſen zu einer Untreue — das war für ſie der Sinn jener unglückſeligen, offenherzigen Worte.

Ihr Charakter konnte vielleicht eine wirkliche Untreue gar nicht verzeihn, denn er war ſtolz, eigenſüchtig, hartnäckig in dieſer feinſten Frage des Herzens. Aber ſie hatte mit ſich gerungen, dieſe Verzeihung möglich zu machen. Sie hatte ſich klar zu machen geſucht, daß eine Ueberraſchung Abweſenheit des Willens vorausſetze. Wenn man überraſcht wird, hatte ſie ſich geſagt, dann erleidet man, man begeht nicht. Kurz, ihre Neigung hatte das Wort geführt, und am Ende ziemlich ſiegreich geführt. Da war aber Monat auf Monat vergangen, und es war kein direktes Wort Leo's zu ihr gekommen. Schlimmer noch! Der Spion Medardo war zwar nach Wien geeilt, er hatte aber doch eine geheime Mittheilung an Jaromir von Zierotin zu bringen gewußt, und in dieſer Mittheilung auch die kleine Nebenſache „der Günſtling Leo ſei doch wieder in Ungnade beim Friedländer und entſchädige ſich in den Armen der luſtigen Suſanne“. Jaromir hatte dieſe Mittheilung heute in Prag erhalten durch einen unſcheinbaren Vertrauten aus dem Collegium, und hatte ſeinem Freunde Carretto ſogleich den Liebesdienſt erwieſen, die Notiz in Gegenwart Magnas auszuſprechen. Ein durchreitender Officier ſollte ſie erzählt haben.

Magna war blutroth geworden, hatte aber ſonſt nicht gezuckt. Dieſer Jaromir war ihr ohnedies zuwider; ſie hatte ſich einzureden geſucht: das habe er erfunden, um der Bewerbung Carretto's zu dienen. Da traf ſie der jetzige

Moment, und die Bemerkung Carrette's. Sie fühlte ſich vernichtet und empört.

Da kamen ſie Arm in Arm daher durch den Korridor, Leo und dieſe Suſanne. Hans war nicht mit ihnen, er war ſogleich nach dem Hauſe des Kommandirenden geeilt, um Konrad's Befreiung in's Werk zu ſetzen.

Gräfin Wanda allein, die eine ungetrübte Freude empfand, ihren guten Leo wieder zu ſehn, ging ihm entgegen, und machte es ihm möglich, den Arm des aufdringlichen Mädchens fahren zu laſſen. Er erſchrak des Todes, als er einige Schritte hinter ihr die andere Geſellſchaft und unter ihr Magna erblickte. Keinen Augenblick zweifelte er, daß ſein Auftreten mit dieſer heilloſen Suſanne ein Gewitterſchlag für Magna und ſeine Liebe geworden ſei. Dadurch wurde die Lage nur noch ſchlimmer; er erſchien faſſungslos, und ſelbſt die Gräfin Wanda mußte ihre Verwunderung ausdrücken über ſein verſtörtes Weſen.

— Du biſt ja wie verhagelt, Leo! Was iſt Dir denn? — rief ſie, und ſich rückwärts zur Geſellſchaft wendend ſetzte ſie hinzu: Treten wir einen Augenblick in die Zimmer! Er muß mir vom Herzoge erzählen.

Die Thür, zu welcher ſie ihn führte, lag jenſeits der Geſellſchaft. Leo mußte alſo an dieſer vorüber, er mußte an Magna vorüber. Sie zu begrüßen unter ſolchen Umſtänden war eine Rieſenaufgabe für ihn. Er löſ'te ſie erbärmlich, und um ſo erbärmlicher als Magna ſich ohne ein Wort nur ſtolz vor ihm verbeugte.

Und an der Thür folgte noch der ſchwerſte Schlag.

Suſanne hatte doch ſo viel Takt, daß ſie nicht mit eintreten wollte in das Zimmer, wo Gräfin Wanda Leo's vertrauliche Mittheilungen erwartete. Leo aber dachte nicht daran, für ihre Unterkunft Sorge zu tragen. Sobald er alſo über die Schwelle ſchritt, rief ſie ihm nach: Aber, Leo, Du mußt doch erſt Deine Dame unterbringen! Wo ſind denn unſre Zimmer?

Dies unverſchämte Du war der Gnadenſtoß. Nur ein Gutes hatte er, er machte Leo zornig. Unwillig rief er den in reſpektvoller Ferne folgenden Haushofmeiſter herbei, und ſagte trotzig: „Dieſe Freundin des Feldmarſchall Holck, welche ſich auf dem Wege an unſer Geleit angeſchloſſen, wird dieſe Nacht hier verweilen. Sorgt für ſie, Herr Haushofmeiſter. Sie reiſ't morgen weiter.“

— Ja, ſoll ich denn allein weiter reiſen, Leo? fragte ſie naiv.

— Vielleicht mit Herrn von Starſchädel, der Eures Weges zieht.

— Ah, nicht doch! Und Du?

— Ich weiß noch nicht, wann ich weiter gehen kann.

— Dann wart' ich auch! rief ſie ſchmollend, und folgte dem vorausgehenden Haushofmeiſter.

Die Thür ſchloß ſich hinter der Gräfin Wanda und Leo. — Der Marcheſe, Jaromir, Ludmilla und Magna traten in ein andres Zimmer, um auf die Gräfin zu warten. Ludmilla jedoch nur einen Augenblick. Die Ankunft Hanſens war ihr höchſt verdächtig. Er ſucht Marien! rief das böſe Gewiſſen in ihr, und die Unruhe übermannte ſie. Kurzweg erklärte ſie, daß ſie ihren Geſchäftsführer noch einmal ſprechen müſſe. Man möge bei der Abreiſe nicht auf ſie warten. Sie komme vielleicht erſt morgen oder übermorgen hinaus nach Zleb.

Damit ging ſie raſch aus dem Zimmer. Jaremir war betroffen. Er hatte Hans von Starſchätel ebenfalls auf der Stelle erkannt, und es war ihm außer Zweifel, daß er die Veranlaſſung wäre, welche Ludmillen jetzt in Prag zurück hielt. Seit ſeinem Rücktritte von den Jeſuiten, der wirklich geglaubt worden war, und ſeit ſeinem Uebertritt zur böhmiſch-friedländiſchen Partei, welchen er durch nationale wie ariſtokratiſche Aeußerungen ſehr einleuchtend gemacht hatte, war ſein Verhältniß zu Ludmillen ungezwungener und freundlicher geworden. An ſeiner Neigung hatte ſie nie gezweifelt; jetzt erſchien dieſe Neigung auch berechtigt. Der halb klerikale Mann war ein weltlicher Kavalier geworden, welcher einen König von Böhmen und eine Gattin nach dem Wunſche ſeines Herzens ſuchen konnte. Warum ſollte ſie jetzt einen ſolchen Liebhaber noch ſpröde zurückweiſen, der immerhin intereſſant, und jedenfalls durch unerſchütterlich ausdauernde Neigung für ſie bemerkenswerth war? Das Schickſal hatte ohnehin arg niedergemäht im Kreiſe ihrer Verehrer und Anbeter, was hätte ſie veranlaſſen ſollen, auf Schloß Zleb, wo der Marcheſe nur Augen für Magna hatte, den ſeinen Jaremir völlig abzuweiſen? Sie hatte ihn nicht erhört, aber ſie hatte ſich ſeine Huldigungen mit einer gewiſſen Artigkeit gefallen laſſen.

Er war alſo ziemlich berechtigt, ihr jetzt nachzueilen, und ihr ſein Geleit wie ſeine Dienſte anzubieten.

So blieben der Marcheſe und Magna allein. Eine gefährliche Situation für Leo im Nebenzimmer. Denn der Marcheſe war ganz der Mann, von der verzweifelten und empörten Stimmung Magna's den Vortheil zu ziehn, welcher einem eleganten, vornehmen und feinen Nebenbuhler erreichbar iſt.

Hans fand für ſeinen Zweck keine Schwierigkeiten. Seine Anweiſungen vom Generaliſſimus, dem Herzoge von Friedland, waren ſo nachdrücklich, daß ihnen überall unverzüglich Folge geleiſtet wurde.

Nach Verlauf einer halben Stunde ſtand Konrad vor ihm, und ging frei neben ihm einher durch die dunklen Straßen. Denn es war Abend geworden.

Hans erſchrak über Konrad. Dieſen hatte die Gefangenſchaft übel zugerichtet. Unter dem wildeſten Geſindel — und an ſolchem war das Söldnerheer überreich — waren all ſeine rohen Anlagen wieder aufgeweckt und genährt werden. Namentlich war ein grimmer Haß gegen Waldſtein in ihm reif geworden. Daß dieſer ihn ſo ohne Weiteres in den Gefängnißzwinger hinab geſchleudert, das hatte eine wahre Wuth in Konrad erzeugt. Hans hatte Mühe, die Flüche und Drohungen gegen den Friedländer nur einigermaßen zu dämpfen, welche Konrad ſchreiend ausſtieß auf offener Straße. Nur Eins half plötzlich unerwartet. Hans fragte heftig nach dem Ergebniß der Forſchungen, welche Konrad damals übernommen hatte um den Aufenthaltsort Mariens zu entdecken. Das traf die beſte Saite in dieſem ergrimmten Menſchen. Eine praktiſche Aufgabe geſchickt zu vollführen war ſein Ehrgeiz. Er ſchwieg augenblicklich, als Hans nach Marien fragte, und nach kurzer Pauſe ſchien er ein anderer, ein ruhiger Menſch zu ſein.

Er erzählte, daß er bei der Abholung Hagens draußen vor der Stadt einen alten Herrn kennen gelernt, der allen Aeußerungen nach um Mariens Aufenthalt gewußt. Die plötzliche Gefangennahme habe ihn von dem alten Herrn getrennt. Den wollten ſie ſogleich aufſuchen.

— Du weißt ſeinen Namen? fragte Hans.

— Nein. Aber das Haus da draußen finde ich, und dort wohnt er.

— Das war nun ein Irrthum. Es war nur das Sommerhäuschen des Doctor Zinkas, welches er nur zeitweiſe beſuchte, und Ludmilla, welche ebenfalls nach Doctor Zinkas ausgegangen, hatte mit viel mehr Wahrſcheinlichkeit des Antreffens den Weg nach ſeinem Hauſe in der Stadt eingeſchlagen.

Hans wäre eben dahin gegangen, wenn Konrad den Namen gewußt hätte, denn er kannte ja von früherer Zeit her den Quaſi-Vormund Mariens ganz gut. Jetzt folgte er Konrad, und ſtolperte mit ihm in der Finſterniß nach

Bubencz hinaus. Konrads Inſtinkt fand den Weg, fand das Häuschen.

Es ſchimmerte Licht in demſelben. Zuverſichtlich traten ſie ein. Niemand war zu ſehn und zu hören. Aber eben ging draußen der Mond auf und beleuchtete den kleinen Hausflur bis zur engen, ſteilen Treppe. Dort hinauf tappte Konrad, wie er damals gethan, und zu derſelben Zimmerthür. Er öffnete ſie, und richtig, da ſaß auch wieder der alte Herr an demſelben Tiſche, vor ihm dieſelbe Lampe, daſſelbe Weinglas. Er laß in einem großen Buche.

Es war Doctor Zinkas, welchen heute der farbige Abend heraus gelockt hatte.

Hans war entzückt, und der ruhige Zinkas ſchien ſich auch herzlich zu freun. Er erzählte, daß er ſchon im vorigen Jahre Spath ausgeſendet habe nach Herrn von Starſchädel. Der gefährliche Krieg habe es vereitelt. Und daß er nach Konrads Feſtnehmung wieder einen Verſuch gemacht habe, ihm Nachricht zu geben. Aber ein ſtiller Bürger richte nichts aus, wenn ihm nicht ſoldatiſche Mittel zu Gebote ſtünden —

— Und wo iſt ſie? Wo iſt Marie?

— Sogleich, ſogleich, lieber Herr. Jetzt ſind wir ja ſo weit, einmal gründlich über die Angelegenheit zu ſprechen, welche mir warm am Herzen liegt. Das liebe Fräulein Marie iſt mir ja wie eine Tochter. Verzeiht einem Bürgersmann den Ausdruck!

— Freund!

— Aber Papa Loß war mir gar lieb zugethan, und hat mir gleichſam Anrechte gegeben auf ſeine Familie. Frau Ludmilla braucht mich nicht, oder wenigſtens nur in wirklichen Geſchäften. Fräulein Marie dagegen ſtützt ſich gern auf meine alten Schultern. Da möcht' ich nun wohl einmal von Euch ſelber hören, ob — verſteht Ihr mich, lieber Herr von Starſchädel? Und habt Ihr wohl das nöthige Vertrauen zu mir in ſo zarten Dingen?

— Ja wohl!

— Einem alten Knaben wie mir kann man Alles ſagen. Auch fällt es in's Grab, wenn es Geheimniß iſt. 's iſt nicht Neugierde; es hat einen Zweck. Wie verſchloſſen und verſchämt auch ein junges Mädchen iſt, ſie mag einem väterlichen Freunde doch, manchmal unwillkürlich! Manches verrathen, was einen bejahrten Menſchenbeobachter hinlänglich aufklärt. Ich bin alſo in der Lage, eine Brücke zu bilden zwiſchen Euch. Wollt Ihr herzhaft auf dieſe Brücke treten, lieber Herr, ſo gelangen wir vielleicht —

— Mit Freuden, wackrer Freund, mit Freuden!

Auf einen Wink Hanſens verließ Konrad das Zimmer, und es begann nun ein Austauſch zwiſchen den beiden Männern, welcher in ſeiner Form wunderlich genug war. Beſonders zu Anfang. Das Gefäß war zu voll, als daß ſelbſt ein diskreter Pedant wie Hans länger hätte zurück halten mögen. Er empfand auch, daß Zinkas Aehnliches und Gutes mitzutheilen hatte. Und endlich hatte er ein wahres, gemüthliches Vertrauen zu dieſem Freunde des verſtorbenen Loß, es kam ihm vor, als ſäße der Verſtorbene ſelbſt neben ihm, um ihn zu fragen: ob er ſeine Purzel ehrlich und wirklich liebe? Kurz, es wurde nach einigen ſtockenden Vorfragen und einigen weiteren Zögerungen möglich gemacht, daß die Mißverſtändniſſe zwiſchen Hans und Marie vollſtändig entdeckt und aufgeklärt wurden. Hans fiel dem Doktor Zinkas unter Freudenthränen um den Hals, und wiederholte nun mit glücklicher Zuverſicht ſeine erſte Frage:

— Wo iſt ſie?

— Ich führ' Euch ſelber hin, und morgen mit dem Frühesten.

— Wackrer Freund!

— Das wird ja mein größtes Lebensfeſt ſein, ſie vorzubereiten auf all die Freude. Das laß ich mir nicht nehmen! Euer plötzlicher Anblick könnte ſie auch erſchrecken, und aus lauter Schreck und Verſchämtheit und ſpinnenartiger Feinfühligkeit könntet Ihr Euch auch gleich wieder in der erſten Viertelſtunde ſo verwirren und verwickeln, daß wir wieder da anfingen, wo Ihr in Gnadenfrei aufgehört in Verſchweigung der Hauptſache. Nein, jetzt iſt's mein Prozeß, und den trag' ich aus, wie?

— Vollkommen einverſtanden!

— Da platzte Konrad in's Zimmer: Lady Ludmilla komme an mit dem Jeſuiten!

Er hatte es kaum geſagt, ſo ſtand ſie an der Schwelle des Zimmers. Allein. —

Am Ende war ſie doch noch im Stande, Alles wieder zu zerſtören. Der Aufenthaltsort Mariens war zufällig nicht ausgeſprochen worden von Zinkas, und ſie konnte ſelbſt ihm gegenüber die größeren Rechte einer Schweſter geltend machen.

Sie hatte in der Stadtwohnung des Doctor Zinkas erfahren, daß er in Bubencz ſei, und hatte Jaremirs Begleitung bis daher angenommen. Der Anblick Konrads hatte ihre Beſorgniß zur Gewißheit erheben, Hans ſei ihr zuvorgekommen. Dadurch zornig aufgeregt hatte ſie den Beſchluß gefaßt, gebieteriſch und Hans gegenüber ganz offen aufzutreten. Nur Jaremir — das hatte ſie doch empfunden — ſollte davon fern gehalten werden. Sie hatte ihn alſo gebeten, vor dem Hauſe von ihr Abſchied zu nehmen, und nicht auf ſie zu warten, da ihr Geſchäft längere Zeit in Anſpruch nehmen könnte.

Jaremir wartete dennoch. Sie ſelbſt wies Konrad hinaus, und ſchloß die Thür. Sie wollte ohne weitere Begrüßung ſogleich das Thema anfaſſen, und mit Vorwürfen gegen Zinkas beginnen. Aber Hans verhinderte das. Er war in ſo gehobener Herzensſtimmung, daß kein nachtragender Aerger in ihm aufkommen mochte, ja daß er die überlebte Jugendneigung zu Ludmilla offen verſöhnen zu können meinte mit ſeiner Liebe für die Schweſter Marie. Er ging ihr entgegen unter warmer Nennung ihres Namens, er ergriff ihre Hand und küßte dieſelbe, und ſprach ehrlich und treu wie der ſicherſte Jugendfreund: Liebe Ludmilla! Laß es eine Fügung des Himmels ſein, welche Dich daher führt! So eben habe ich erfahren, daß es Dein Werk geweſen, welches Marie in die Verborgenheit gebracht. Ich begreife dieſe Regung Deiner Seele: ich lege ihr auch nur die beſten Beweggründe unter. Ich kenne den innerſten Kern Deiner Seele, er iſt voll Adel und Güte, wie viel Hüllen und Schalen durch das rauhe Leben um denſelben gezogen ſein mögen. Sprenge mit einem kräftigen Ruck dieſe Hüllen und Schalen, ſei Deines guten Vaters ächte Tochter, verzeihe mir was Du im Grolle mir vorwerfen kannſt, bethätige die Liebe zu Deiner Schweſter, welche ja doch unzerſtörbar in Dir lebt im Geiſte Deines liebreichen Vaters, und — vertritt mir nicht länger den Weg zu Marien! Sie iſt mir werth wie mein Kind, ſie iſt mir theuer durch alle die Eigenſchaften die Dich ſchmücken, und die ich noch heute liebe, wie ich ſie jemals geliebt habe. Laß mich zu ihr treten und ſie fragen, ob ſie meine Hand annehmen will zum Stabe für dies ſtürmiſche Leben! Sagt ſie Ja, ſo haſt Du wie ein Engel gehandelt, der in Erinnerung reiner, guter That wie in einem reinen, höheren Aether ſchwebt ſein Lebelang, unbetroffen von irdiſchen Schlacken, denen wir alle ausgeſetzt ſind. Höre meine Stimme, die Du ja ſonſt hören mochteſt, erhöhe Dich und befriedige uns. Daß ich Dir's zutraue, daß ich's von Dir hoffe, ſei Dir ein Zeugniß, wie eng ich Dir verbunden bin und bleibe, wie hoch ich Ludmillens Seele halte. Darf ich's? Verſtehen wir uns noch?

Dieſe Rede kam unerwartet wie ein warmer Strom über Ludmillen. Sie gerieth in zitternde Aufregung; ſie hielt ſich kaum aufrecht. Schmerz und Freude rangen in ihr. Freude darüber, daß Hans ihr doch immer noch die edelſten Gefühle zutraute, Schmerz darüber, daß es doch Abſchiedsworte waren, unwiderrufliche Abſchiedsworte.

Sie fühlte, daß an ihre innerſte Grundlage geklopft würde. Und ſie fühlte richtig. Konnte ſie der edleren Regung den Sieg einräumen, dann adelte ſie ein Leben, welches bereits von mancherlei Fehlern und Verirrungen entſtellt war, dann war ſie Hans gegenüber wieder auf der gleichen Höhe. — Aber wie ſchwer, wird unwiderrufliche Entſagung, wie ſchwer der Verzicht auf Beſtrafung Deſſen, welcher uns verletzt hat! Sie war nicht ſo weich und gutmüthig, um in dieſem Punkte der erſten Wallung zu erliegen. Die Eitelkeit war zu tief in ihr ausgebildet; der kleinſte Beiſatz von Beſchämung empörte ſie zu ſehr. Zinkas, der höflich in ſeinem großen Buche zu leſen ſchien, hatte Alles mit angehört. Hans hatte ſie mit „Du“ angeredet. Darin und in allen Andeutungen mußte dem Zuhörer klar vorliegen, daß zwiſchen ihr und Hans ein volles Liebesverhältniß einſt geherrſcht, obwohl Hans den unmittelbaren Ausdruck dafür vermieden hatte. War das nicht beſchämend für die ſtolze Lady?

Der Kampf in ihr ſchien ihre Körperkraft zu erſchöpfen; ſie wankte. Hans ergriff ihre beiden Hände, und führte ſie zu einem Seſſel.

Doctor Zinkas erhob ſich leiſe, und trat zu ihr. Leiſe ſprach er dicht an ihrem Ohre: Ihr kennt mich von früheſter Jugend auf, und wißt daß ich wahrhaftig bin. Deshalb achtete mich Euer Vater, und empfahl mich zum Beſchützer ſeiner Töchter. Mein Haar iſt ſchneeweiß. Was könnte ich noch ſuchen? Und ich ſage Euch, meine gnädigſte Frau und Freundin: Ihr habt Glück und Unglück Eurer einzigen Schweſter in der Hand. Sie hängt an dem Manne da wie ein Kind, welches nur eine einzige Neigung kennt. Sie verblüht und verdorrt, wenn dieſe Neigung untergehen muß. Sie ſtirbt darüber hin. Wenn ſie ihren und Euren Vater oben findet, ſoll ſie ihm erzählen, daß Ihr —

— Habt Ihr Marien verrathen, daß ich aus — — daß ich gegen ihre Neigung zu Hans eingenommen bin aus Gründen, die — kurz, aus unlauteren Gründen? fuhr plötzlich Ludmilla auf, als ob ein Windſtoß alle weichen Empfindungen weggeweht hätte.

— Ich hab' ihr das nie geſagt, und ſie hat keine Ahnung von alle Dem.

— Keine Ahnung —?

— Warum ſollt ich ihren Sinn vergiften?!

— Das nennt Ihr vor —

— Das nenn' ich ſo. Ich habe auch nur auf den Augenblick gewartet, welcher Euch die Lage vor Augen ſtellen würde, wie ſie iſt. Ich bin außer Zweifel, daß das genügt, alle Mißverſtändniſſe zu beiſeitigen.

— Mißverſtändniſſe?

— Innerlich und äußerlich iſt's weiter nichts.

— Meint Ihr? flüſterte Ludmilla gereizten Tones.

Der Alte war nahe daran, alle ſeeliſchen Erfolge Hanſens wieder zu zerſtören. Trotz dem fuhr er fort: — Könnt Ihr das innerliche Mißverſtändniß nicht überwinden — und ſo wahr Gott lebt, das hätte ich Loßens Tochter zugetraut! — nun, dann muß ich als wahrhafter Vormund das äußerliche Mißverſtändniß beſeitigen. Und das werd' ich.

— Wie?!

— Euer Verhinderungsrecht iſt nur ein verhältnißmäßiges, nur ein mißliches. Ich bin Vormund, Ihr ſeid's nicht. Marie iſt außerdem der Mündigkeit nahe. Es ſteht nichts im Wege, als daß Herr von Starſchädel nicht weiß, wo ſie iſt —

— Das habt Ihr ihm noch nicht geſagt?

— Noch nicht. — Und ich will Eurer Großmuth nicht im Wege ſtehn.

Eine Pauſe trat ein. Ludmilla ſenkte den Kopf. Sie ſah ein, daß ſie ihren höheren Standpunkt von vorhin, wie ſchmerzlich er geweſen, daß ſie den Standpunkt freier Entſagung verloren hatte. Bitterkeit trat an die Stelle des Schmerzes. Sie ſprach endlich vor ſich hin: — So war es, und ſo bleibt es. Das Schickſal hat mich auserſehn, nur die äußeren, flüchtigen Vortheile voraus zu haben im Leben. Alles Tiefere und Dauernde wird mir verſagt. Ich bin nicht einmal gut genug dazu, ein ſcheinbares Opfer zu bringen, und ſcheinbare Großmuth auszuüben —

— Um Gotteswillen ſprich nicht ſo Ludmilla — unterbrach ſie Hans — es iſt unwahr! Ich fühle mich Dir ſo ſehr hingegeben durch unſre Vergangenheit und durch mein Herz, in welchem dieſe Vergangenheit wie ein Heiligthum lebt, daß ich nur mit Deiner Zuſtimmung —

— Hans!

— Was ſagt Ihr da! rief auch Zinkas dazwiſchen.

— Daß ich nur mit Deiner Zuſtimmung, Ludmilla, meine Hand einem Weibe reichen mag. Du haſt volle Macht, über mein Leben zu entſcheiden.

Ludmilla ſprang auf, ſtreckte ihm beide Hände entgegen, zog ihn an ihr Herz. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor, ſie ſchluchzte wie ein Kind, und konnte ſich nur mit Hanſens Hilfe aufrecht erhalten.

Als der Sturm der Empfindung ſich einigermaßen gelegt, griff ſie nach ſeinem Haupte, zog es an ſich, küßte ihn auf beide Augen, und ſich gewaltſam faſſend ſagte ſie mit bebender Stimme: — Du warſt immer beſſer als ich. Ich will Dir wenigſtens nachſtreben. In dieſer Nacht noch reite ich nach Heinrichsgrün, und ſchmücke Dir meine Schweſter. Der Doctor wird Dich hinführen, und Du wirſt ſie bereit finden, wenn Du auch mich nicht mehr findeſt. Leb wohl, Mann meiner Liebe, ſei glücklich!

So eilte ſie aus dem Zimmer hinaus.

— Um des Himmelswillen, lieber Herr — rief Doctor Zinkas mit gedämpfter Stimme — was habt Ihr gethan! Mariens und Euer Schickſal den Gelüſten einer Frau überantwortet, in welcher Gefallſucht, Neid und Eiferſucht die Liebe zur Schweſter ſelbſt längſt unterdrückt haben!

— Nicht doch!

— Gewiß. Ich habe in ihr keinen Funken Schweſterliebe wahrgenommen, ſeit ſie mich voriges Jahr mit dem Anſinnen überraſcht hat, Marien in die Verborgenheit zu führen. Was bedeuten denn die guten Wallungen ſolch einer Frau! Alles Mögliche bedeuten ſie, nur keine Dauer. Ehe ſie bei der Schweſter ankommt, können ſie verfliegen ſein, und dann entführt ſie Marien von Neuem, damit auch ich nicht ſagen kann, wo Ihr ſie finden könntet.

— Nicht doch, lieber Doctor! Ihr Kern iſt edel und ſchön; Ihr thut ihr Unrecht. Was ich da geſagt, mußte ich ſagen, um meiner Vergangenheit, um meinem Herzen gerecht zu werden.

— Nun, möge es Eurem Herzen beſſer bekommen, als ich fürchte. Jetzt dürſt Ihr wenigſtens keinen Augenblick zögern, Marien zu ſehn und zu ſprechen, damit die Lady Euch nicht auch bei ihr das Thor von Neuem verriegeln kann.

— Auf der Stelle brech' ich auf.

— Vielleicht könnt Ihr der Lady zuvorkommen. Der Weg geht über Karlsbad, und von da führt am „kalten Hof" hinauf ein Reitpfad — nichts da, das bringt Ihr als Fremder nicht zu Stande, und die Lady iſt eher dort, kurzum es bleibt nichts übrig, als daß ich meine alten Gliedmaßen mit in Bewegung ſetze, und meine kleine Falbe ſatteln laſſe —

— Ihr wolltet?!

— Freilich! Marie iſt mein Herzblatt, und Ihr ſeid Mariens einziger Schatz; was bleibt mir denn da übrig zu meiner einzigen Beruhigung, als Euch zuſammenzubringen?! Brechen wir auf, und benützen wir den Vollmond, in der Nacht noch bis Schlan zu kommen. —

Vor der Hausthür fanden ſie Konrad, der luſtig lachte. Iſt der Kerl gar verrückt geworden vor Wuth über ſeine Gefangenſchaft? Nein. Er erzählte recht deutlich und in gutem Zuſammenhange, was er da außen mit dem Begleiter der „Frau Lady“, mit dem Jeſuiten von Podiebrad vorgenommen. Er habe ihm die Langeweile vertrieben mit kurzweiligen Stichelreden, bis der Jeſuit außer ſich gerathen, und das Schwert gezogen habe. Da ſei die Frau Lady herausgeſtürzt, und habe ihn zahm gemacht —

— Recht geeignet, ſagte Zinkas, die Lady ſogleich auf andre Gedanken zu bringen. Welchen Weg haben ſie eingeſchlagen?

— Denſelben, den wir gekommen ſind, da unten hin!

— So klettern wir den kurzen Fußſteig über den Hradſchin, das gibt uns Vorſprung. Oben am Hradſchin verlaß ich Euch, und erwarte Euch binnen einer halben Stunde auf meiner Falben am Reichsthore.

— Ihr übernehmt Eure alten Kräfte!

— Das werd' ich bleiben laſſen. Nur grad' ſo Viel als es zureicht. Und das iſt auch den alten Kräften geſund. Man darf ſie nicht einroſten laſſen.

Wie Zinkas geſagt, ſo wurde es ausgeführt.

Nur Leo hielt Hanſen auf. Hans war in's Palais hinab geeilt, um ſein Roß zu holen, und für Konrad ein Pferd zu erhalten vom Haushofmeiſter. Er fragte natürlich nach Leo, mit welchem er ja nach Zleb gewollt, und fand ihn in großer Verſtörung und Niedergeſchlagenheit. — Von Zleb war gar nicht mehr die Rede. Die ganze Geſellſchaft von dort ſei hier geweſen, und ſei — fort.

Wie eilig er war, ſo fragte Hans doch nach Näherem. Er war in Leo's Vertrauen, was Magna von Sparr betraf, und der arme junge Ritter klagte nun ſein Leid, welches ihm offenbar die heilloſe Suſanne angerichtet. Nach der Unterredung mit der Gräfin Wanda waren die Herrſchaften ſofort aufgebrochen auf den Heimweg nach Zleb, da Lady Ludmilla hinterlaſſen hatte, nicht auf ſie zu warten. Er habe verſucht, ſich wenigſtens einen Augenblick Magna zu nähern. Es ſei nicht gelungen. Sie ſei ihm ausgewichen, und der Marcheſe ſei ihr nicht von der Seite gegangen. Sie hat nicht einmal erfahren, daß ich Ritter geworden bin! ſchloß er in faſt komiſcher Verzweiflung.

Hans ſuchte ihn zu tröſten, und fragte ihn, ob er ſogleich weiter reiſen wollte mit ihm. Sein nächſtes Ziel liege nahe bei Eger.

— Auf der Stelle! rief Leo, aber —

Ehe er noch das Hinderniß genannt hatte, war es ſchon perſönlich da. Suſanne nämlich!

Sie kam ſich entſchuldigen, wenn ſie Leo Ungelegenheit verurſacht hätte. Hinterher habe es ihr ſo geſchienen — „nein? Das junge Fräulein ſchaute mich ſo grimmig an! Verzeih, lieber Leo, ich will's nicht wieder thun.“ Und nun bat und ſchmeichelte ſie in wirklich ſo liebenswürdiger Art, ihr Verzeihung zu gewähren, daß der gutmüthige Leo nicht einmal im Stande war, erzürnt gegen ſie zu bleiben.

Hans ſtand auf Kohlen. Er ſah es Leo an, daß dieſer es nicht durchſetzen würde, das Mädchen allein weiter reiſen zu laſſen, und doch konnte ſie ein Hemmſchuh werden für ſchnellen Ritt. Eben ſo wenig wünſchte er in Leo's Intereſſe, daß dieſer allein mit ihr die Reiſe fortſetzte. Er entſchloß ſich alſo kurz, ihr mitzutheilen, daß ſie ihr Ade ſagen müßten, weil ſie jetzt ſchon weiter ritten.

Da erhob ſie ein kläglich Geſchrei. Sie fürchte ſich, und das ſei doch unritterlich von Kavalieren, eine Dame ſo auf der Heerſtraße zu laſſen, und namentlich Leo habe ſie das ihr Lebtag nicht zugetraut.

Das verfehlte auch ſeine Wirkung nicht auf Leo. Er verſuchte nur noch, ſie an Holck zu erinnern, und daß es auf dieſen ja den ungünſtigſten Eindruck machen werde, wenn ſie in Eger ankomme unter dem Geleite jenes Steinwald, welchen Holck ohnedies ſo ſcheel anſehe, wenn er erfahre, daß ſie beide den weiten Weg zuſammen —

— Ach was, der alte Narr mag ſagen was er will, er liebt mich doch! Vorwärts, vorwärts! Ich bin im Reitkleide geblieben, ich ſteige augenblicklich mit Euch zu Pferde.

Es war nicht zu entrinnen. — Hans forſchte unten im Hofe, ob Lady Ludmilla und Jaromir von Zierotin zurückgekehrt wären, und ihre Pferde beſtiegen hätten. Die Antwort lautete Nein. Die Lady ſei auch zu Wagen von Zleb herein gekommen. Mit dieſer Auskunft empfahl ſich der wohl geſchulte Haushofmeiſter den Gäſten ſeines Herrn zu ferneren Gnaden, und verſicherte dem Herrn Ritter von Steinwald noch — denn er wußte bereits um die Standeserhöhung — daß bei nächſter Gelegenheit die Kunde nach Zleb vermeldet werden ſollte: Der junge Herr Ritter und die ſchöne fremde Dame wären friſch und geſund und heiter mitten in der Nacht aus dem Palais geritten.

Unter dem Geräuſch der beim Aufſteigen herum trappelnden Pferde überhörte Leo dieſe tröſtliche Verſicherung, daß ſein fernerer Verkehr mit Suſannen den Herrſchaften in Zleb, und unter dieſen der erzürnten Magna getreulich mitgetheilt werden ſollte.

Doktor Zinkas wartete auf der kleinen Falbenſtute ſchon lange am Reichsthore, und ſchalt Hanſen leiſe wegen der Verzögerung. Noch mehr wegen der Geſellſchaft, die nur aufhalten könnte.

Und er hatte ganz Recht. Suſanne hatte alle Augenblicke was zu wünſchen; ſie hatten einen halben Tag Zeit verloren, als ſie beim „kalten Hof“ hinter Karlsbad ankamen.

Hier trennten ſie ſich. Leo mit ſchwerem Herzen.

Hans verſprach, in Eger anzufragen, ob Leo noch da wäre, wenn er ſelbſt auf dem Wege zu Herzog Bernhard Eger paſſirte.

Es war ein friſcher Tag mit abwechſelndem Sonnenſchein, der Wind jagte leichte Wolken am Himmel dahin, als Leo gerade aus nach Weſten auf das maleriſche Ellbogen am Egerfluſſe dahin ritt, Hans aber gegen Norden nach den waldigen Höhen des Erzgebirges.

Sie hatten keine Spur entdeckt auf dem Wege bis Karlsbad von der Lady Ludmilla. Nur heute Vormittag in Karlsbad ſelbſt meinte Konrad ermittelt zu haben, daß eine vornehme Dame und ein Kavalier mit zwei Dienern draußen über die Egerbrücke geritten wären links hinauf nach dem Gebirge zu.

— Das ſind ſie geweſen, ſagte Zinkas. Der Kavalier iſt Zierotin, und der Gedankengang dieſer Lady hat längſt umgeſetzt ſeit dem Abende in Bubencz; wir müſſen der widerwärtigſten Dinge gewärtig ſein!

Hans ſchwieg; beſchleunigte aber den Schritt ſeines Roſſes.

Am ſpäten Nachmittage ſahen ſie das Städtchen Heinrichsgrün zu ihrer Linken, und trabten dem Walde zu, der alle weitere Ausſicht vor ihnen mit weitem dunkelgrünem Mantel verdeckte.

Mitten in dieſem Walde gelangten ſie auf eine kleine Anhöhe, welche von weit auseinander ſtehenden Kiefern beſtanden war. Dieſe uralten, kerzengeraden Föhrenbäume glänzten auf der Weſtſeite wie Gold im Strahl der ſeitwärts herein ſchimmernden Sonne; der Wind ſchwieg, kaum daß man hoch oben die feinen Nadelkronen ein wenig zittern ſah; man war wie in einem Dome; dichter Fichtenbeſtand bildete in weitem Kreiſe ringsum die Umfaſſungsmauer. Als man an die niedrigeren Fichtenbäume kam, öffnete ſich durch eine ſteil abfallende Schlucht ganz unerwartet eine Ausſicht. Hans hielt ſein Pferd an, und blickte hinab auf einen dunklen See. Hinter dem See erhob ſich der terraſſenartige Hügel, auf welchem das Schlößchen im Sonnenſcheine lag, eingerahmt nach allen Seiten von himmelhohem dichtem Walde. „Da wohnt ſie ſeit mehr denn Jahresfriſt!“ ſagte er halblaut vor ſich hin.

— Da wohnt ſie — wiederholte Zinkas — Sommer und Winter. — dacht ich's doch! — ſetzte er laut und lebhaft hinzu, indem er mit der Hand hinab wies — da reiten ſie hin! Sie haben uns den Vorſprung abgewonnen, erkennt Ihr ſie?!

Hans erkannte ſie. Ludmilla, Jaromir und zwei Reitknechte ſprengten in geſtrecktem Galopp links, weſtwärts in den Hochwald hinein, und verſchwanden.

— Sie reiten fort vom Schlößchen! rief Hans.

— Sie ſind fertig — ſagte Zinkas. Gift auszuſtreun genügt eine kurze Friſt. Die vortreffliche, neidiſche Schweſter hat unſerm armen Kinde in der Schnelligkeit alles mögliche Ueble von uns erzählt, und hat ihr gerathen, aus dem Wege zu gehn, damit wir ſie nicht finden.

— Hinab! — rief Hans — jetzt werden wir ſie noch finden

Er jagte dergeſtalt nach dem See hinunter, daß nur Konrad ihm folgen konnte. Zinkas muthete ſeiner Falbin bergab nicht ſolchen Leichtſinn zu, welcher Sturz oder jedenfalls Struppiren der Knochen mit ſich bringt. — In gleichem Tempo jagten Hans und Konrad an der Terraſſe jenſeits des Sees hinauf, und parirten ihre Thiere heftig vor dem Schlößchen.

Ein lebhafter Frauenſchrei begrüßte ſie, und ein Mädchen ſprang aus dem Schlößchen, als ob ſie flöge, und zwar auf die abſteigenden Männer zu. Aber nicht zu Hans, nein zu Konrad, und ſie fiel ihm ohne Weiteres um den Hals. Der wilde Kerl war faſt verlegen darüber, und geberdete ſich faſt abwehrend. Nach und nach erſt kam er zum Vergnügen der Entdeckung, daß dies bildſaubere Mädchen ſeine Tochter wäre, die ſeit Jahr und Tag hier neben dem Freifräulein von Loß in die Höhe und Fülle gewachſen. Nun herzte er ſie, daß ſie aufſchrie. Sie machte ſich los, um ihren gnädigen Herrn von Gnadenfrei durch Knix und Handkuß zu begrüßen.

Auf ſeine Frage, wo Fräulein Marie wäre, deutete ſie nach rechts hinüber in den Hochwald, und ſagte: Fort!

— Fort?! Wirklich fort? Seit wann?

— Vor kaum einer Viertelſtunde.

— Wohin?

— Wer weiß!

— Und ohne Dich?

— Oh, ſie geht gern allein —

— Sie geht? Zu Fuß iſt ſie fort?

— Freilich!

— Alſo nicht verreiſ't?

— Nein. Spazieren. Wohl zum Eichenplatzel da oben, von wo man weit, weit auf die Straße nach Falkenau hinab ſchauen kann.

— Führ mich dorthin!

— Gleich! Grüß Gott, Vater, ich komme bald wieder.

Es war ein Fußweg über Raſen. Sie waren nicht fünf Minuten gegangen, da ſah Hans oben unter weit auseinander ſtehenden Eichenbäumen ein Frauenbild wandeln. Er verabſchiedete das Mädchen, und eilte klopfenden Herzens hinauf.

Er hatte bis vor einer Viertelſtunde des Doctor Zinkas Beſorgniß von ſich gewieſen; ſein Idealismus hatte an eine gewiſſe Großherzigkeit Ludmillen's geglaubt. Seit er ſie von dannen reiten geſehn in ſo auffallender Eile, ſeitdem war ſein Glaube erſchüttert. Jetzt fürchtete er Marieen voreingenommen zu finden.

Er hatte ſie eingeholt bis auf hundert Schritte. Langſam ging ſie dahin zwiſchen den alten Eichen auf dichtem Grasboden, einem Abhange zu, von wo man — er ſah es von Weitem — in's Land hinab ſchauen konnte. Sie trug ein gelbliches Gewand und ihre Locken flatterten. Sie iſt gewachſen und ſtärker geworden — ſagte er ſich — eine prächtige Geſtalt!

Sie ahnte ſeine Nähe nicht, obwohl er nur noch zehn Schritte hinter ihr war. Da ſetzte ſie ſich auf einen Eichenſtamm, welchen der Wind umgeworfen. Er ſtand ſtill. Die Entſcheidung ſeines Lebens, meinte er, werde in den nächſten Minuten erfolgen. Welche?! Unwillkürlich zögerte auch er. Die Luft war ſtill geworden, wenn auch friſch. Unten im Thale mochte die Sonne ſchon verſchwinden, hier oben ſchien ſie noch hell. Rings herrſchte die leiſe ſchwirrende Stille des Waldes; ein Specht hackte wie ein fleißiger Handwerker in die Rinde eines hohen Baumes; ſein eintöniges Klopfen hielt Takt mit dem Herzſchlage Hanſens.

Unwillkührlich wie er ſtehen geblieben ſprach jetzt Hans vor ſich hin: Marie!

Marie hob den Kopf: Sie hatte es gehört, aber ſie hielt es wohl für eine Täuſchung ihrer Einbildungskraft.

Er ging näher, und trat dabei auf einen dürren Aſt. Wie ein Reh fuhr Marie bei dem Geräuſche in die Höhe, und wandte ſich um: Sie ſah ihn und rief „Hans!“

Er hielt ihr beide Hände entgegen, und kam zu ihr. Sie legte ihre Hände in die ſeinigen, und ſah ihn ruhig an. Auge in Auge ſtanden ſie eine Weile. Hanſens alte Zurückhaltung verzögerte die Anrede, er wollte aus ihrer Art der Begrüßung entnehmen, welche Geſinnung in ihr waltete.

So ſprach ſie denn zuerſt. — Ich wußte, daß Ihr kommen würdet — ſagte ſie — Ludmilla hat mir's mitgetheilt.

— Und was hat ſie Dir ſonſt mitgetheilt, Marie?

Sie antwortete nicht ſogleich; ihre Hand zuckte; die trauliche Anrede mit „Du“ ſchien ihr einen überraſchenden Eindruck zu machen.

Hans wiederholte ſeine Frage: „Was hat ſie Dir ſonſt mitgetheilt?“

— Sie hat mir dargethan, daß ſie eine liebevolle Schweſter für mich iſt.

— Wodurch hat ſie das dargethan?

— Sie hat mir die wahren Gründe eingeſtanden, aus welchen ſie mich hierher gebracht in die Einſamkeit.

— Darf ich dieſe Gründe wiſſen?

— Ich glaube nicht, daß ich berechtigt bin, ſie Jemand mitzutheilen.

— Jemand? Auch mir nicht?

— Nein.

Hans gerieth ganz in die Irre. Marie war ungemein verändert. Es wehte wie eine große Milde von ihr, aber auch wie eine große Faſſung. Das liebe „Kind“ erſchien als verſchloſſene Jungfrau, welche ſich reiflich ſicher geſtellt vor Ueberraſchung. Hatte das einſame Leben ſie ſo raſch gezeitigt? Hatte ihr Ludmilla, Gott weiß durch welche Mittel, ſtrenge Verhaltungsregeln vorgezeichnet und einleuchtend gemacht? Sie war ganz räthſelhaft für Hans. Es ſchien ihm doch nicht, als ob Ludmilla verrätheriſch vorgegangen wäre, wie es ihr Zinkas zugetraut, und doch hatte ſie auch nicht, das ſtellte ſich dar, idealiſtiſch ein Opfer gebracht, wie er innerlichſt gehofft hatte. Was denn alſo hatte ſie gethan?! — So wie ſich Marie verhielt, mild aber kühl, fühlte ſich Hans völlig außer Stande, unmittelbar ſein Liebesleben zur Sprache zu bringen — Das Geſpräch ſtockte.

Marie nahm es auf. Aber wie eine Wirthin, welche einen Gaſt freundlich empfängt. Sie zeigte ihm die Landſchaft, nannte die Ausſichtspunkte, ſchilderte ihm auf ſeine zerſtreuten Zwiſchenfragen ihre Lebensweiſe. Alles das einfach, mitunter an jene ſchalkhafte Heiterkeit ſtreifend, die ihr ſo wohl ſtand. Aber nur ſtreifend, als hielte ſie ein Zügel zurück, ihr volles Naturel zu enthüllen.

Sie hatte ſich wieder auf den Baumſtamm geſetzt, und ihn eingeladen, ebenda Platz zu nehmen. Er war noch eine Zeitlang ſtehn geblieben in ihre Betrachtung verſunken. Aber ſie hatte es vermieden, ſeinem Blicke zu begegnen, und ſo hatte auch er ſich mechaniſch niedergelaſſen, und war in trübe Gedanken verſunken.

— Ihr hört mich wohl nicht — unterbrach ſie plötzlich ihre Schilderungen — Ihr denkt an etwas Anderes?

— Marie — rief er nun jählings — warum verſagſt Du mir das vertrauensvolle „Du“, welches mit Dir aufgewachſen iſt in Gnadenfrei?

— Warum? — Ich bin nicht ſicher, ob ich ein Recht darauf habe.

— Du zürnſt mir, weil ich Deine Abreiſe von Gnadenfrei habe geſchehen laſſen, wie ſie geſchehen iſt?

Marie gerieth in ein leiſes Zittern und ſchwieg.

— Du ſchweigſt, und Dein Schweigen ſagt Ja. Du haſt Recht gehabt, und doch haſt Du mir Unrecht gethan. Ich meinte, Deine unerfahrene Jugend nicht befangen zu dürfen. Du kannteſt Niemand als mich, Du warſt nicht in der Lage, eine Wahl zu treffen. Dieſe Deine Freiheit zu achten war der Grund meiner Zurückhaltung, meines Schweigens. Du hatteſt eben ſo gute Gründe, zurückhaltend und ſchweigſam zu bleiben, und ſo entſtand plötzliche Entfernung, ſcheinbare Kälte. Glaubſt Du das Alles?

Marie konnte nicht antworten; ihr Inneres war in faſt krampfhafter Bewegung.

— O ſprich ein Wort, Marie! Ermuntere mich, berechtige mich, Dir mehr zu ſagen, Dir Alles zu ſagen! Als Du damals über die Schneefläche dahinritteſt, hinweg von mir ohne herzlichen Abſchied, ohne irgend einen Troſt, da brach mir das Herz. Ich war beleidigt, und mehr als Das: ich war unglücklich, unglücklich, daß ich Dich verloren. Und Du?

— Ich war es auch! lispelte ſie kaum hörbar.

— Ja? Gott ſei Dank! — rief er komiſch genug, als ob ihm das Unglück der Geliebten ein Segensgeſchenk Gottes wäre. — Die Beleidigung — fuhr er fort — ging bald unter: ich that alles Mögliche, Dich wieder in Verbindung zu ſetzen mit mir, Dir wieder nahe zu kommen —

— Hätteſt Du wenigſtens geſchrieben!

— Das hab' ich ja gethan!

— Ich habe nie eine Zeile erhalten.

— Dann hat man meine Briefe unterſchlagen. Wer hat das gethan?

— Wohl meine — laſſen wir das, lieber Vetter. Es iſt ein Schickſal, das wir nicht ändern können. Ich bin ja glücklich, daß — daß Du mir doch immer gut geweſen, gut geblieben biſt —

— Mehr als das, mein theures Mädchen! Ich liebe Dich mit voller Kraft meiner Seele.

Marie fuhr in die Höhe. Thränen rollten über ihre Wangen. Sie ſuchte ihm die Hand zu entziehen, welche er, neben ihr aufſpringend, ergriffen hatte.

— Du weiſeſt mich zurück, Marie?

Sie konnte vor Weinen nicht antworten.

— Du weiſeſt mich wirklich zurück, Marie?

— Ich — muß wohl — lieber Vetter.

— Warum? — Weil Du meine Liebe nicht erwidern kannſt?

Marie ging ohne Antwort einige Schritte hinweg, und lehnte ſich an einen Baum. Sie weinte bitterlich.

Hans war faſſungslos. Er war ja frei von Eitelkeit, war frei von jeder zuverſichtlichen Meinung gegenüber einem Frauenbilde, aber hier bei Marien riefen doch alle Stimmen in ihm: das biſt Du nicht, den man zurückweiſt, dieſe Ablehnung kommt anders woher — das iſt Ludmilla!

Er ſammelte ſich, und erſt nach langer Pauſe trat er wieder zu ihr. Ach, er fand ſie ſo ſchön und lieb die kräftig ausgebildete Mädchengeſtalt, deren Sehnen jetzt ermattet waren und den Körper kaum aufrecht hielten. Sie ließ es geſchehn, daß er ihr Hand und Tuch vom Auge zog, ſie vermied es nicht mehr, das große feuchte Auge auf ihn zu richten — es ſprach ſo bittend, ſo traurig, und doch ſo warm.

— Marie! — ſagte er mit gedämpfter Stimme — ſprich es herzhaft aus: Ludmilla iſt bei Dir geweſen, ſie hat Dir Dinge geſagt, welche uns trennen ſollen, Ludmilla ſteht zwiſchen uns! Iſt es ſo?

Marie nickte mit dem Kopfe.

— Ich hatte Beſſeres von ihr gehofft, ich hatte ihr eine größere Seele zugetraut —

— Oh, thu ihr nicht Unrecht. Sie hat ſich edel und großherzig erwieſen. Sie hat mir eingeſtanden, daß ſie mich — um ihretwillen hierher in die Verborgenheit gebracht, daß ſie mich um ihretwillen Dir entzogen hat. Sie hat mich rührend um Verzeihung gebeten. Sie hat aus edler Seele hinzugeſetzt: Du biſt frei, Marie, ganz frei, zu thun und zu laſſen was Du willſt. Hans wird binnen Kurzem zu Dir kommen, empfange ihn, wie Dein Herz Dich heißt.

— Nun? — Und dennoch — dennoch ſteht ſie zwiſchen uns, wie Dein Kopfnicken ſagte?

— Allerdings, lieber Hans! Kann ich ſolch ein Opfer meiner Schweſter annehmen?

— Thörin! Zwölf Jahre liegen zwiſchen mir und jenem Bruch — einem Bruch, den ich Dir gar nicht ſchildern kann. Ihre Heirath, ihr buntes und heitres Leben liegt dazwiſchen! Und was mehr ſagen will als dies Alles: meine Befreiung, meine innere Befreiung von jedem Bande, das mich einſt an ſie gefeſſelt —

— Aber ſie, Ludmilla iſt nicht befreit! Sie liebt Dich noch wie je! In jedem Worte, in jedem Blicke, in jeder Wendung trat es hervor.

Hans fand die Ruhe, hierzu lächelnd den Kopf zu ſchütteln, und gerade das machte Eindruck auf Marien. Es kam ihr die Ahnung, daß dies Verhältniß zwiſchen Hans und Ludmilla nicht ſo ſchwer, nicht ſo wichtig ſein könnte, wie ſie es in ihrer jungfräulichen Unerfahrenheit genommen. Sie athmete gleichſam auf, und blickte wie neugierig auf den lächelnden Hans. Sprich doch! — ſagte ſie endlich — erklär' mir! Ich bin ja gar zu unkundig all der Dinge. Ich fürchte mich vor dem Gedanken, daß zwei Schweſtern demſelben Manne — — doch Hans, gibt es denn einen Ausweg? Ich war ja ſo unglücklich ſeit dem eiskalten Abſchiede in Gnadenfrei, ich hab' ja eigentlich ſeit der Zeit nur vom Kummer gelebt, und als Du vorhin ſagteſt: Dir wäre es ebenſo ergangen, da hätte ich aufjauchzen mögen. Verzeih! es iſt wohl ſchlecht, daß ich mich über Deinen Kummer gefreut! Es iſt aber ſo. Hilf, hilf nur! Du verſtehſt ja Alles, und Du biſt ſo brav! Wenn Du ſagen kannſt: wir dürfen uns lieben, ohne daß die Schweſter, ohne daß ein ſittliches Geſetz verletzt wird, ach du lieber Gott, wie gern möchte ich Dir glauben, wie gern — würde ich Dir glauben!

Hans bot ihr ſeinen Arm. Sie nahm ihn an, ſie legte den ihrigen getroſt in den ſeinen, und blickte forſchend, bittend, halb beruhigt und ahnungsvoll glücklich in ſein Antlitz, welches ſo ſtandhaft lächelte.

Sie gingen unter den Eichen dahin, und er fand die Stimmung, ihr von ſeiner Liebe und von Ludmillen ſo zu erzählen, wie dies nur ein guter, wahrhaft liebender Mann erzählen kann. Die Liebe iſt da die reine Himmelstochter, welche unverletzt bleibt von den Irrthümern der liebenden Menſchen. Die Irrthümer verwirren, aber ſie beſchmutzen nicht. Ludmilla blieb in ihren Irrthümern ein höchſt begabtes, eigenthümliches Geſchöpf, aber die ärmere, beſchränktere Natur Hanſens erwies ſich als unpaſſend für ſie. Die allmählige Trennung erſchien unvermeidlich, erſchien naturgemäß, und dieſe Trennung ließ nichts Unklares zurück, nichts Störendes.

Das beruhigte Marien ſichtlich, und nur noch mit halber Beſorgniß rief ſie: Aber Schweſtern, zwei Schweſtern und ein und derſelbe Mann!

— Das iſt ja ein vortreffliches Zeugniß — erwiderte Hans in guter Laune — daß dieſe Liebe ſehr richtig und ächt iſt!

— Wie das?

— Schweſtern haben ja doch ein gemeinſchaftliches Element, ein Familienelement. Dies Element übt eine unwiderſtehliche Macht über dieſen Mann. Er muß zu dieſem Elemente zurückkehren, wenn ſeine Neigung zu der einen Schweſter ſich als unrichtig ausgewieſen hat. Er ſucht und findet nicht anderswo einen Erſatz, ſondern der Magnet des Familienelementes zieht ihn naturgemäß zur anderen Schweſter. Hat nun die andere Schweſter nur die Vorzüge und nicht die Fehler der erſten —

— Wie kannſt Du von Fehlern Ludmillens reden!

— Um Deine Vortrefflichkeit in's Licht zu ſtellen!

— Spötter!

— Du brauchſt auch nur andere Fehler zu haben, welche mich nicht ſtören, dann bleibſt Du doch die richtige. Und das kannſt Du gar nicht wiſſen, ich nur kann's wiſſen. Und ich weiß es.

— Lieber Hans!

— Mein Herz braucht ein Loß'ſches Naturel. Ludmilla hat mehr von ihrer Mutter, Du haſt mehr von Deinem Vater. Deine Mutter habe ich nicht gekannt, Deinen Vater hab' ich geliebt, und ich ſuche, ich wünſche, ich erflehe die Fortſetzung des Vaters in dem ſchönen, liebenswürdigen und guten Freifräulein Marie von Loß —!

Halb lachend, halb weinend ſank das gewiſſenhafte Mädchen zum erſten Male an ſein Herz. Er drückte ſie leiſe an ſich, er küßte zum erſten Male ihr treues Auge.

Beim letzten Schimmer des Tages geſchah das. Der Weg nach dem Schlößchen hinab, welchen Marie auch in der Dunkelheit fand, war ein Weg des reinſten Glückes. Die beiden guten Menſchen waren nun endlich einander für's Leben geſichert. Das fühlten ſie in innerer Seligkeit, und ehe ſie bis zum Waldſchlößchen kamen, war alle die Schalkhaftigkeit und humoriſtiſche Heiterkeit Mariens erwacht, welche unter ſo ſchweren Proben nur ſtärker geworden war. Zinkas ſtand an der Schwelle, und öffnete ſeine Arme, als ob er eine Umarmung zu gewärtigen habe, der alte Schäfer, welchem bis jetzt nie eine ſolche Vertraulichkeit zugeſtanden war. Marie aber, obwohl ſie roth wurde, ließ Hanſens Arm fahren, und umhalſ'te den Weißkopf, und gab ihm einen herzhaften Kuß unter dem Ausrufe: Zur Abdankung für den abgeſetzten, aber kreuzbraven Liebhaber!

— Bravo! ſchrie Zinkas hochfröhlich — ich hab' mir's gedacht, wie ich Euch Arm in Arm kommen ſah. Und nun zum Abendeſſen trotz der mißlichen Küche hier im Walde, und zur Berathung über die Hochzeit in Sachſen. Der Primarius in Plauen, von dem Ihr mir erzählt habt, Herr Hans, wird's am Beſten thun, nicht wahr? Er ſcheint Euch die Dogmatik zum Dank für die damalige Befreiung. Was meint Ihr, morgen?

— Ja, dort wollen wir die Beſtellung machen. Grüß Dich Gott, Spath! Du ſollſt ſie übernehmen. In acht Tagen hoffe ich zurück zu ſein von meiner Reiſe zum Herzog Bernhard, welche ich pflichtmäßig ausführen muß. Und von Plauen, meine liebe Marie, wenn Dir's recht iſt, nach Gnadenfrei!

— Nach Gnadenfrei, in unſre Heimath, Hans.

IV.

Am ſpäten Nachmittage gelangten auch Leo und Suſanne nach Eger.

Hier erfuhren ſie, daß Feldmarſchall Holck noch nicht zurück ſei, ſondern erſt morgen erwartet werde.

Er hatte auch dieſes Jahr einen Raubzug nach Sachſen unternommen bis nach Leipzig hinab. Dort hatte ihn Friedlands Courier gefunden mit der Nachricht: Waffenſtillſtand mit den Sachſen ſtehe bevor, er möge Sachſen räumen.

Ueber Chemnitz war er eben auf dem Rückwege begriffen. Man vermuthete, daß er heute Abend in Oelsnitz eintreffen und Nachtquartier nehmen werde.

Ein Vertrauter Holcks ſchlug Suſannen vor, auf friſchem Roſſe noch hinauf zu reiten bis Oelsnitz. Der Feldmarſchall würde ſich ſehr freuen, ſie unerwartet zur Nacht zu finden. Seit ihrer Abweſenheit ſei er ſchlechten Humors, und ſie wiſſe ja, daß ſeine Laune immer noch des Abends die beſte ſei.

— Wollt Ihr mit? fragte Suſanne Leo.

Leo ſetzte ihr leiſe auseinander, daß ſie doch dieſe Gelegenheit benützen möge, ſich von ihm zu trennen, und allein bei Holck anzukommen.

Suſanne ſchwieg eine Weile. — Was iſt Euch denn? fragte Leo — Ihr werdet ganz blaß.

— Ein Schauer läuft mir über den Rücken — antwortete ſie — als ob ich mich erkältet hätte. Ein paar Stunden raſchen Ritts werden mich erwärmen; ich will nach

Oelsnitz, und Ihr habt wohl Recht: es iſt beſſer, wenn ich dem grimmigen Bären allein vor Augen komme.

Es mußte etwas mit ihr vorgegangen ſein: ihr leichtſinniger Uebermuth ſchien gebrochen, ſie erſchien matt.

Leo's Vorſicht war übrigens unnütz. Der Vertraute Holcks begleitete Suſannen auf dem Parforce-Ritte nach Oelsnitz, und durch ihn ſollte Holck ebenſo gut, als ob er beide ankommen geſehn, erfahren, daß Suſanne in Geſellſchaft Herrn von Steinwalds in Eger eingetroffen wäre.

Bei Sonnenuntergange erreichte Suſanne Adorf. Die Avantgarde Holcks rückte dort eben ein, und beſtätigte dem Vertrauten, daß der Feldmarſchall zur Nacht in Oelsnitz angeſagt wäre.

Sie ritten im Galepp weiter an der weißen Elſter hin. Bei aufgehendem Monde erreichten ſie die erſten Häuſer von Oelsnitz, Vorſtadthäuſer, welche im vorigen Jahre der Feuersbrunſt entgangen waren. Hier werde der Feldmarſchall ſein Nachtquartier nehmen, berichteten Officiere, und ſchalten auf das Loch da drinnen, welches noch nicht hinlänglich wieder aufgebaut wäre, und den ermüdeten Truppen keine behagliche Unterkunft gewährte.

Suſanne ſtieg ab, und ließ ſich in die vorbereitete Wohnung des Feldmarſchalls führen.

Sie fühlte ſich matt und müde, und legte ſich zu Bett. Sie ſchlief auch ein, und wachte nicht auf, als der Feldmarſchall ankam.

Er hatte mit Behagen vernommen, daß Suſanne eingetroffen wäre. Das ſchmeichelte ihm, und war ihm ſehr angenehm. Stracks wollte er hin zu ihr. Der Vertraute hielt ihn einen Moment auf, und erzählte ihm, daß ſie in Begleitung des Ritter von Steinwald in Eger angekommen wäre, der einen geheimen Befehl des Herzogs an den Feldmarſchall brächte, und morgen Vormittag den Feldmarſchall in Adorf erwarten würde.

Holck ſtand ſtill, und ſchüttelte ſich, wie ſich ein Pferd ſchüttelt, auf welches ein Fliegenſchwarm fällt. — Dann ging er mit großen Schritten in das Schlafgemach Suſannens.

Sie erwachte nicht von dem Klirren ſeiner Sporenſtiefel. Ein qualmig brennendes Talglicht auf einem Tiſchchen neben ihr warf eine düſtre Beleuchtung auf ſie.

Der graue Sünder ſetzte ſich an das Bett, und betrachtete lüſtern Suſannen. Lüſtern im doppelten Sinne, lüſtern nach Rache und nach Wolluſt. Die Neigung zu dem Fant Leo hatte er ihr nie vergeben, und jetzt kam ſie wieder mit ihm daher! Sein Verlangen nach ihr war aber doch lodernd in ihm wie es nur jemals geweſen, und da lag ſie vor ihm in verlockendem Reize. Der Buſen halb entblößt, der ſchöne Arm oben auf der Bettdecke, und das Antlitz lebhafter geröthet als ſonſt, prächtig eingerahmt von dem üppigen Lockenhaar, welches in der unſichern Beleuchtung dunkelrothem Golde glich —

Glaube man doch nicht, daß Zorn und Liebe baare Gegenſätze ſeien! Die ſinnliche Liebe wenigſtens ſaugt oft doppelte Nahrung aus dem Zorne. Sie will gar oft nur ſich des Gegenſtandes bemächtigen, will ihn unterjochen, will im Genuſſe des Raubes ſchwelgen.

Solche ſinnliche Leidenſchaft brannte jetzt durch die Adern Helcks. Er ſtand auf, und jetzt mit Vorſicht auf den geſpornten ſchweren Stiefel; er ging möglichſt leiſe hinaus. Draußen gab er Ordre, daß man ſeine Nachtruhe durch keine Meldung ſtören ſollte, ließ ſich entkleiden, und kehrte dann in Suſannens Schlafzimmer zurück.

Am andern Morgen erſchien er ſpäter als gewöhnlich, um auf's Pferd zu ſteigen. Er ſah ungnädig auf ſeine Leute, er war ſchlechter Laune, und ſchalt auf den kalten Wind. Der Sommer ſchien in der That zeitig Abſchied nehmen zu wollen in dieſem Jahre, und die Luft wehte ſchon rauh. So arg war es indeſſen nicht wie Helck es machte, welcher nach ſeinem Mantel ſchrie. — Kommt her, Doctor — rief er, während der Diener den Mantel holte — Ihr ſollt nicht ſtatt des Teufels Eure Löhnung verzehren. Geht hinauf, und ſeht Euch die Suſanne an. Sie hat was wie Fieber, und klagt über Kopfweh und Abgeſchlagenheit. Schlafſucht mindeſtens mag über ſie gefallen ſein. Weckt ſie auf durch prickelnde Tropfen, und ſchafft ſie heil nach Eger.

Der Arzt des Regiments verſprach ſein Beſtes, und ging in's Haus. Helck mit ſeiner Suite trabte auf Adorf zu.

Als er dort ankam, ward ihm gemeldet, daß Ritter von Steinwald als Abgeſandter des Herzogs von Friedland auf ihn warte drüben im Wirthshauſe.

Helck ließ ihn warten. Erſt ſollte gefrühſtückt werden beim Bürgermeiſter, deſſen Haus das ſtattlichſte im Orte war.

Aber auch das Frühſtück ſchmeckte nicht; Helck hatte keinen Appetit, und wurde dadurch nur immer ärgerlicher.

Eine Ordonnanz meldete, daß Ritter von Steinwald fragen ließe, ob der Herr Feldmarſchall eine dringende Botſchaft des Generaliſſimus noch länger warten laſſen wollte.

— Dieſer Ritter ſoll zum Satan — ſchrie er; aber der Reſpekt zwang ihn zu dem Zuſatze: hierher kommen!

Leo trat nach einigen Minuten in das Zimmer, in welchem Officiere noch am Frühſtücktiſche ſaßen, und Helck ungeduldig, klirrend umherſchritt.

Helck fuhr ihn an wie ein Kettenhund, und ſchloß damit: — Mein Lebtag glaub' ich nicht, daß der Herzog ſolch einen Boten wählt, wenn von einem Kriegsgeſchäft die Rede iſt!

Leo überreichte ſchweigend einen Brief des Herzogs, welcher ſtrenge Beachtung und Ausführung deſſen befahl, was Ritter Steinwald mittheilen werde.

Helck biß ſich auf die Lippen. — So redet! — polterte er heraus.

— Zu Euch allein, Herr Feldmarſchall.

Es blieb Helck nichts übrig, als die Officiere hinaus zu weiſen.

Er ſelbſt ging fortwährend umher. Leo wartete, bis er ſtill ſtehn würde.

— Redet! — ſchrie Helck.

— Sobald Ihr hört.

— Ich höre, Fant! begann er mit eben ſo lauter Stimme.

Aber das dritte Wort kam matt heraus, und er ſank auf einen Seſſel. Leo glaubte zu bemerken, daß dies aus körperlicher Erſchöpfung geſchehe, und fragte in einfacher Theilnahme, ob der Herr Feldmarſchall ſich unwohl fühlte.

— Warum nicht gar! Ich habe noch keinen Biſſen genoſſen den ganzen Vormittag, und mein ſpaniſcher Wein fehlt — ſtieß Helck grollend hervor, ſtand auf, ging mit Anſtrengung raſch zur Thür, öffnete ſie, und rief dem Diener zu, den ſpaniſchen Wein zu bringen.

Der Diener wartete ſchon, aber nicht mit dem Weine, ſondern mit einer dringenden Meldung. Der Regimentsdoctor harre auf der Treppe; er ſei in geſtreckter Karrière von Oelsnitz herüber geritten, um dem Herrn Feldmarſchall eine wichtige Nachricht mitzutheilen.

— Herein mit ihm! ſagte Helck, und bedeutete Leo, in's Nebenzimmer zu treten.

Der Arzt trat ein; man ſah ihm an, daß er erſchrocken war.

— Was giebt's?

— Fräulein Suſanne —

— Nun?

— Iſt lebensgefährlich krank.

— Was?!

— Noch mehr: ſie iſt todt!

— Ho! ſtieß Helck hervor, und hielt ſich an einen Seſſel. Langſam fragte er dann — und in dieſer Frage lag der Hauptgrund ſeines Schrecks —: an welcher Krankheit?

— Ich hoffe — ſagte der Arzt zögernd — der Herr Feldmarſchall haben ſie nicht berührt!

— Wie ſo?!

— Schon ſeit vierzehn Tagen iſt aus Schleſien das Gerücht gekommen, es reiße dort im Lager ein Nervenfieber ein mit Hautanſchwellungen und Beulen, um es kurz zu ſagen mit Symptomen, welche an die Peſt erinnern.

Ein unartikulirter Ton Holcks wurde hörbar.

— Fräulein Suſanne — fuhr der Arzt fort — kommt direkt aus dem ſchleſiſchen Lager, und der eine ihrer Diener, welcher mit ihr nach Oelsnitz gekommen iſt, hat heute Nacht erzählt, daß die Mutter des Fräuleins vor einigen Tagen erſt an dieſer peſtartigen Krankheit geſtorben iſt, in den Armen Suſannens geſtorben iſt. Suſanne hat dieſe anſteckende Krankheit mitgebracht — ſie iſt ebenfalls an der Peſt geſtorben.

Holck war in den Seſſel geſunken. Sein körperliches Unbehagen an dieſem Morgen, die Erinnerung an die vergangene Nacht fielen wie Mehlthau auf ihn. — Doctor — lallte er — iſt die Anſteckung — durch körperliche Berührung — zweifellos — unbedingt?

— Faſt. Bei der eigentlichen Peſt zweifellos und unbedingt. Bei dieſer Lagerpeſt vielleicht nicht ganz unbedingt. Nicht jede leichte Berührung mag die Krankheit fortpflanzen; aber die Atmoſphäre des Kranken thut es. Einſchlürfen des Odems bei längerer Nähe, ein Kuß —

Holck ſchrie auf wie ein verwundeter Stier.

Derſelbe Mann, welcher in Krieg und Schlacht von unerſchrockener Tapferkeit war, erwies ſich geradezu feig vor lebensgefährlicher Krankheit.

Daß er angeſteckt ſei, war ihm gräßlich außer Zweifel. Er hatte in vergangener Nacht Suſannen in wilder Leidenſchaft umarmt, er hatte ihren vergifteten Odem gierig in ſich geſogen, er hatte ſich ſchon unwohl gefühlt den ganzen Morgen, jetzt brach es über ihn herein wie die Sündfluth: Du haſt die Peſt in dir, du biſt ein jämmerlich verlorener Mann!

War es ſchon die Krankheit ſelbſt, war es moraliſche Verzweifelung: er brach zuſammen, als wären bereits all ſeine Glieder, all ſeine Kräfte zerbrochen. Der Arzt rief nach Beiſtand. Leo war der erſte, welcher herzuſtürzte, und — zugriff. Ein guter Junge wie er war, dachte er in dieſem Augenblicke nicht im Entfernteſten an Vergeltung Helckſcher Feindſchaft, und er vorzugsweiſe trug den ſchweren Mann nach dem Bette des Bürgermeiſters. Denn die Diener waren eben Diener. Sie pflegen bei ſolcher Gelegenheit am Erſten die Gefahr zu wittern. Einige Aeußerungen des beſtürzt ankommenden Arztes hatten ihnen genügt, das Wort „Peſt“ zu errathen. Sie meinten Hüllen und Mäntel zu brauchen, welche die unmittelbare Berührung des Feldmarſchalls aufhöben, wenn ſie denn doch zugreifen müßten. Liebe und opfermäßige Anhänglichkeit hatte ſich Helck bei Niemand erworben.

So fiel die Aufgabe des Auskleidens auf Leo und den Arzt. Der Arzt wird ja in ſolchen Lagen wie ein neutrales Weſen behandelt, welches keinen menſchlichen Körper habe. Leo ſeinerſeits hörte wohl mit Schrecken aus einzelnen

Aeußerungen des Arztes und der Diener, welch eine Gefahr vorhanden, und daß Suſanne todt ſei; bei allem Schreck über dieſen plötzlichen Tod, bei aller Einſicht, daß hier Anſteckung gewaltet, und nun von Helck zu fürchten wäre, handelte doch der friſche junge Mann unbedenklich. Er half dem völlig unbehilflich gewordenen Helck die Kleider vom Leibe ziehn, und brachte ihn in's Bett.

Auf Anrathen des Arztes wurde der faſt beſinnungsloſe Helck mit Decken überlaſtet, damit er in Schweiß käme. Da wird ſich's zeigen, meinte der Doctor, ob der Stoff in ihm ſitzt, und ob er heraus zu jagen iſt.

Nach Verlauf einer Stunde kam es zu Tage. Leiſe ſagte der Arzt zu Leo: die Haut ſchwillt auf, es bilden ſich Beulen, die Blutzerſetzung iſt in vollem Gange; es iſt die Peſt!

Helck, welchen man ſchlummernd glaubte, fuhr hoch auf, er hatte es gehört. — Einen Geiſtlichen! — ſchrie er — einen Geiſtlichen, um Gotteswillen!

Pater Onofrius wurde gebracht. Helck war wieder in Apathie verſunken, und wachte erſt wieder auf, als der blöde Pater ſeine Formeln mit heulender Stimme begann. Rollenden, unſtäten Auges ſah Helck auf ihn, und ſtreckte plötzlich den Arm nach ihm aus, als wollte er ihn faſſen. Onofrius wich entſetzt zurück, er wollte durchaus nicht in Berührung kommen mit dem Verpeſteten. — Hinaus mit dem Schwachkopfe! — ſchrie Helck — was hat der mit dem ewigen Richter zu thun! Einen Geiſtlichen meiner Kirche will ich haben —!

— Eurer Kirche? fragte Leo.

— In der ich aufgewachſen bin. Meine Mutter, meine Jugend ſind mein Glaube. Alles Spätere iſt wüſter Plunder — einen evangeliſchen Geiſtlichen, Kreuzelement! will ich haben, oder ich ſpringe heraus und verpeſte Euch alle. Fort, fort, zu allen Teufeln, einen Geiſtlichen!

Man ſchickte nach dem Geiſtlichen von Adorf. Er war entflohn vor den einrückenden Holckſchen Schaaren. — Was thun? — Man erfuhr, daß in Oelsnitz der Geiſtliche auch geflüchtet wäre. Nur in einer Gegend, welche jetzt das Holckſche Heer nicht berührt hatte, war möglicherweiſe ein Geiſtlicher anzutreffen.

Holck war wieder zurückgeſunken, und lag mit geſchloſſenen Augen da. Sollte man ihn wecken und ihm ſagen — nein! ſprach Leo — aber ſeinem inneren Bedürfniſſe ſollen wir nach Kräften genügen. Schickt einen Wagen mit vier Pferden nach Plauen, und ſchickt friſche Pferde nach zum Umſpannen!

Dies geſchah. Holck regte ſich nicht mehr. Der Tag verging, der Abend hüllte das beſtürzte Städtchen ein. Der Arzt hatte Leo herausgeführt aus der Krankenſtube unter der Verſicherung, daß nur das ſelbſtändige Walten der Natur was nützen könne, und der Herr Ritter Steinwald ſo wenig wie er den Beruf hätte, die gefährliche Luft der Peſtſtube dauernd einzuathmen. Friſche Luft und ein Bad ſei ihnen beiden viel nöthiger. Auch wiſſe er einen Mann, der am Feldmarſchall hänge, und der von ſo robuſter Geſundheit, und jedem Krankheitsgedanken ſo fern ſei, daß er gewiß das Wärteramt übernähme.

Dies war der Profoß, und der Arzt hatte Recht gehabt. Dieſer Profoß verfügte ſich ungeſäumt an Holcks Lager, nachdem er die Verhaltungsregeln des Arztes angehört.

Leo achtete nicht auf den Rath des Arztes. Er war in aller Beſtürzung ſeines wichtigen Auftrags eingedenk. Feldmarſchall Holck war erſichtlich nicht mehr der Mann für denſelben, und doch war Eile nöthig für die kaiſerlichen Truppen, welche drüben in der Oberpfalz ſtanden, und täglich in Berührung mit den Truppen Bernhards von Weimar gerathen konnten. Starſchädels Sendung an Herzog Bernhard konnte ja in's Geſicht geſchlagen werden, wenn dieſe kaiſerlichen Truppen fortwährend feindlich ſich verhielten, und Herzog Bernhard galt ohnehin für den unzugänglichſten Gegner des Friedländers. Er konnte einen erwünſchten Vorwand in dieſer feindlichen Haltung des kaiſerlichen Korps finden, um Starſchädels Vorſchläge zu verwerfen.

Leo ſuchte alſo den Oberſten auf, welcher dem Range nach heute ſchon an die Reihe kommen konnte, den Oberbefehl zu übernehmen über das Holckſche Heer. Dieſen unterrichtete er oberflächlich, daß Sachſen ſofort geräumt, und gegen die Pfalz hin gar nichts unternommen werden ſollte. Gleichzeitig ſchickte er einen Courier nach der Pfalz hinüber, welcher den Oberſt Götz in Tirſchenreut aufſuchen, und ihn perſönlich nach Eger beſcheiden ſollte, wo er Befehle vom Generaliſſimus finden werde. Oberſt Götz kommandirte die kaiſerlichen Truppen drüben, und Leo wußte, daß Waldſtein einigen Werth legte auf die Kriegstüchtigkeit dieſes Mannes, und daß er vielleicht Nachfolger Holcks im Kommando dieſes Heertheils werden könnte. Wenn Holck ſchwer krank bleibe, oder gar ſtürbe, ſo wollte Leo nach Eger zurück, und Götz von den nothwendigſten Maßregeln unterrichten, wenn er ihm auch nicht ſo viel anvertrauen könnte von den Plänen des Herzogs wie dem eingeweihteren Holck.

Als der Courier nach Süden hinaus ritt in die finſtere Nacht, rollte der vierſpännige Wagen von Norden her in das Städtchen. Er brachte einen evangeliſchen Geiſtlichen aus Planen. Es war der alte Paſtor Primarius, auf welchen Holck vor'm Jahre die Hunde hatte hetzen laſſen. Auch er wußte bereits von der peſtartigen Krankheit; aber er war bereit, an das Sterbelager des Wütherichs zu treten.

Leo führte ihn in die Krankenſtube. Holck lag noch in fieberiſchem Schlummer. Sollte man ihn wecken? Leo ſah mit Schrecken, daß Holcks Geſicht hoch aufgeſchwollen war, daß alſo die Krankheit reißende Fortſchritte gemacht. Er war unſchlüſſig. Da ſagte der Primarius mit lauter Stimme: Weckt ihn, damit er nicht völlig unvorbereitet in's Gericht treten muß!

Bei dieſen Worten öffnete Holck die Augen. Er ſtarrte in's Leere, er wendete langſam die Augäpfel, und ſie hafteten auf dem Primarius, der in ſeiner ſchwarzen Reverende daſtand. Das Hirn gerieth ihm in Thätigkeit; ſie war konvulſiviſch. Langſam wie vor etwas Entſetzlichem richtete ſich der Oberkörper auf unter Zuckungen, und leiſe begann er zu ſprechen:

— Du biſt ſchon da in Deiner Reverende? Du verklagſt mich vor Gott wegen meiner Gräuelthaten in Plauen? Thu's nicht! Du biſt ja mit dem Leben davon gekommen, Graukopf! Du biſt ja nicht über die Hunde hinaus gekommen! Du biſt ja im Bett geſtorben! Andern iſt's ſchlimmer gegangen, und ſie erſcheinen nicht zur Ausſage gegen mich. Geh, geh fort, fort — fort!

Der Primarius trat einen Schritt näher. Da fuhr Holck hoch in die Höhe und ſchrie: Du willſt vor Gottes Thron hintreten und mich anklagen? Canaille, ich erwürge Dich! — Und damit wollte er aus dem Bett ſpringen. Alle wichen erſchreckt zurück vor der Berührung des Peſtkranken. Aber die Kräfte reichten nicht hin zum Herausſpringen aus dem Bett — Holck fiel heraus, fiel auf die Dielen, ein jammervoll entſetzliches Bild, der aufgeſchwollene, lange Mann, der ſich mühſam vermittelſt beider Hände zum Knieen aufrichtete. Der Athem war erſchöpft. — Das Abendmahl! — lallte er — das Abendmahl — mit dem Wein! — zur Abwaſchung meiner — Sünden!

Die Stimme brach, das Auge brach, der Oberkörper ſank an das Bett zurück, ein Röcheln folgte. Auch das verhauchte, und der Profoß trat nahe hinzu. Auch er berührte ihn nicht; er that einen tiefen Zug aus der Flaſche, welche er aus ſeinem Wamſe zog, dann neigte er ſein Ohr über das gedunſene Antlitz Holcks, und ſagte mit tiefer Baßſtimme: Mir ſcheint — er iſt todt.

Holck war todt.

Um dieſe Zeit erſchien Medardo in Czaslau, und expedirte einen Boten nach Zleb. Er ſelbſt wagte ſich nicht hin, um keinen Verdacht zu erregen. Der Bote brachte auch weiter nichts an den Herrn Marcheſe als die Aufforderung, einen alten Kriegkameraden bei deſſen Vorüberreiſe einen Augenblick zu ſprechen.

Im Eichenwäldchen öſtlich vom Schloſſe traf am nächſten Abend der Marcheſe mit Medardo zuſammen, und ganz zufällig kam Jaromir Norbert von Zierotin um dieſelbe Stunde ganz allein von der Jagd zurück, und paſſirte das Eichenwäldchen. Im Schloſſe merkte Niemand das Geringſte von dieſer Zuſammenkunft.

Medardo berichtete mit unterdrückter Stimme, damit auch die ſchlafenden Vögel ihn nicht genau verſtünden, Folgendes: Herr Pater Lamermain iſt außer ſich über die Vorgänge im Friedländſchen Lager. Wenn die Vereinigung des Herzogs ſo gelingt, wie ſie jetzt im Werke iſt, und noch in dieſem Herbſte der Losbruch erfolgt, ſo iſt die Kirche zum Aeußerſten gefährdet und der Kaiſerthron dem Umſturze verfallen. Weder die Kirche noch der Kaiſerhof haben Mittel, einem ſolchen geſammelten Stoße zu widerſtehn. Der Ausbruch muß um jeden Preis verzögert, die Verbindung Waldſteins mit den Proteſtanten muß mit allen erdenklichen Mitteln gelockert werden. Der Herr Marcheſe und Herr Jaromir müſſen ſogleich in's Friedländiſche Lager eilen, und ſich in die Nähe Waldſteins drängen. Jeder von ſeinem Standpunkte ſoll unabläſſig wirken. Der Herr Marcheſe ſoll dem Herzoge alles Mögliche vom Kaiſer in Ausſicht ſtellen, ſelbſt das Königreich Böhmen. Herr Jaromir ſoll den Sieg Waldſteins als eine ausgemachte Sache behandeln, und nur als guter Böhme die böhmiſche Unzufriedenheit täglich ausſprechen, daß die Sachſen die beiden Lauſitzen in Anſpruch nähmen welche nimmermehr von der böhmiſchen Krone getrennt werden dürften.

— Dies ſind nur Leitpunkte für die beiden Herrn, hat Herr Pater Lamormain geſagt — ſchloß Medardo — die Klugheit der beiden Herrn muß und wird das Weitere finden.

Nach kurzer Beſprechung trennten ſich die drei Männer. Medardo reiſte nach Schleſien, nachdem er den Auftrag erhalten, ſeinen Weg über Teplitz zu nehmen, und dort einen Aufpaſſer unter Kynsky's Leuten zu werben; der Marcheſe ging geraden Weges in's Schloß zurück; Jaromir ſtellte ſich noch eine Stunde lang auf den Anſtand, um dem Papa Tertſchka über den Fuchs zu berichten, welcher ſeit einiger Zeit unter den Haſen bedenklich aufräumte im Dickicht vor Tupadel, das heißt weit ab vom Eichenwäldchen.

Am andern Morgen empfahl ſich der Marcheſe bei der alten Gräfin. Er bedankte ſich in liebenswürdiger Weiſe für gewährte Gaſtfreundſchaft, und bat die Gräfin ganz offen, ihm das Wort zu reden bei Fräulein Magna.

Der Gräfin war der längere Beſuch dieſes Mannes ſehr unangenehm geweſen, aber ſelbſt ſie, die doch ihre Meinungen immer unumwunden zu äußern pflegte, ſelbſt ſie, war immer verhindert worden, dies ihr Mißfallen laut werden zu laſſen vor ihm. Seine geſellige Bildung, ſeine geſellige Liebenswürdigkeit hatten ſie daran gehindert. Selcher Ueberlegenheit entzieht ſich Niemand, der nicht geradezu roh erſcheinen will. Auch jetzt beim Abſchiede konnte die Gräfin nicht hindern, daß der Marcheſe zu der neben ihr ſitzenden Magna Worte ſprach, welche nicht zu viel ſagten in Gegenwart einer unberufenen Zuhörerin, und welche doch gewinnend, ja unvergeßlich waren für ein junges Mädchen. Zarte, anſpruchsloſe Empfindung waltete in dieſen Worten und das ſchmeichelhafteſte Vertrauen. Magna bezeigte auch ein entgegen kommendes Verſtändniß. Sie reichte dem Marcheſe die Hand, und beſtätigte die von ihm ausgeſprochene Hoffnung: daß ſie ihn mit Eintritt des Winters in Prag wiederſehn, und dort, nach Rückſprache mit ihrem Vater, ihr endgültiges Wort ausſprechen werde.

Kaum war er fort, ſo erſchien haſtig Jaromir, und bat die Gräfin um eine Unterredung. Magna entfernte ſich. Und nun überſchüttete Jaromir die Gräfin mit Vorwürfen in Betreff des Marcheſe. Daß ſie dieſen Widerſacher des Friedländers ſo lange beherbergt, und nun gerade in ſo kritiſchem Momente fortlaſſe —

— Konnte und kann ich das ändern?" rief ärgerlich die Gräfin.

— Jetzt ſchleicht er nur deshalb zum Heere — fuhr Jaromir fort — um dort zu hemmen und zu lähmen, wo endlich die Dinge raſch ſich entwickeln wollen. Er iſt klug, er hat das Ohr Waldſteins, er wird wie Gift wirken. Warnt wenigſtens den Herzog, ſchreibt ihm ſogleich. Ich will den Brief mitnehmen, denn nun will ich auch hin, um ihm entgegen zu wirken.

— Bravo! Und Lady Ludmilla?

— Gleichgültig! ich gewinne ſie nur, wenn ich mich auszeichne. Das hat ſie mir auf dem Rückwege hierher von Heinrichsgrün deutlich genug geſagt. Und ich habe Eile. Ich kenne Lamormain's Hilfsmittel. Raſcher, voller Ausbruch in Waffen von Seiten Waldſteins iſt ihm erſchrecklich und verderblich. Dazu will ich treiben. Der neue König von Böhmen ſoll mir die Hand Ludmillens verſchaffen, und er wird es, wenn er meinen Eifer und meine Thätigkeit in der Nähe geſehn. Lebt wohl! Ich reiſe auf der Stelle!

— Ihr vergeßt meinen Brief!

— Ja ſo! Wollt Ihr ihn ſogleich ſchreiben?

— In einer Viertelſtunde habt Ihr ihn.

So gelang es ihm, von der Gräfin ſelbſt beim Friedländer eingeführt zu werden, und zwar auf die nachdrücklichſte Weiſe.

Der Friedländer wurde von jetzt an umſponnen wie von einem Spinnennetze. Wie klug er war, er ahnte nichts von der ſyſtematiſchen Umſpinnung.

Die Lage der Dinge kam dieſen ſeinen feinſten Gegnern zu Hilfe: Leo war mit der Nachricht vom Tode Holcks zurück gekehrt. Das war ein Schlag für Waldſtein. Holck war ein unerſchrockener, ganz zuverläſſiger Parteigänger des Friedländers geweſen. Sein Tod machte eine klaffende Lücke. Und gerade dort an der Weſtſeite, wo Herzog Bernhard kommandirte, der wichtigſte, und für den Friedländer unzugänglichſte Feldherr der Proteſtanten. Auch Starſchädel hatte ihn unzugänglich gefunden. Hans kam betroffen zurück, und geſtand Waldſtein unumwunden, daß Herzog Bernhard auf greifbare Garantieen dringe von Seiten des kaiſerlichen Generaliſſimus. Ohne ſolche Garantieen ſchenke er den Allianz-Anträgen des Friedländers keinen Glauben. — Die Schweden endlich zeigten deutlich, daß ſie ſich bedroht fühlten durch die Geheimverhandlungen zwiſchen Waldſtein und den Sachſen; ſie ſchlugen nicht ein in die dargebotene Hand.

So ſtand der Herzog von Friedland vier Wochen nach ſeinem endlichen Entſchluſſe einer Allianz mit den Proteſtanten faſt zurückgewieſen da. Die Rache meldete ſich für ſein langes Schaukelſyſtem. Er kochte vor Grimm. Selbſt die gefährlichſte Allianz, die mit Frankreich, welche ſo Viel auf's Spiel ſetzte, ſelbſt dieſe rückte nicht vorwärts. Kynſky mußte melden, daß der Marquis von Feuquières Mißtrauen zeige, und erſt deutliche Proben ſehen wolle, daß Waldſtein wirklich vom Kaiſer abgefallen ſei.

Dieſe Früchte des ewigen „Kalküls" wuchſen natürlich in den Garten Carretto's und Jaromirs hinein. Mit unerwartet leichter Mühe konnten ſie dieſelben pflücken.

Das that beſonders Marcheſe Carretto mit feinem Geſchick.

Er gab ſich auch jetzt nicht anders, denn als Freund des Kaiſers. Nicht Ilow, nicht Terſchka mit ihrem Hohn, mit ihren Drohungen vermochten ihn, in den herrſchend gewordenen Ton des Lagers einzuſtimmen, und auch dem Herzoge gegenüber verläugnete er niemals ſeine Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus. Er beobachtete indeſſen immer die Vorſicht, den Herzog weit auszunehmen von dieſer aufrühreriſchen Stimmung. — Eure Durchlaucht — pflegte er zu ſagen — ſind dieſen Soldatenreden gegenüber vielleicht zu nachſichtig, zu ſehr nur Soldatenführer. Es begreift ſich die Unzufriedenheit des Heeres bei den Rückſtänden des Soldes, welche ſich immer höher anhäufen. Der Soldat hat ein loſes Maul, und greift in ſeinen Scheltworten weiter als ihm zuſteht, weiter als es ihm eigentlich Ernſt iſt. Es begreift ſich, daß der Feldherr Nachſicht übt für die frechen Reden der Officiere, denen er die Löhnung nicht auszahlen kann. Aber Durchlaucht wird nun doch wohl Einhalt thun müſſen; auf die Länge würde das den loyalen Ruf des Feldherrn ſelbſt beſchädigen, und den Feinden des Feldherrn Vorwände an die Hand geben — kurz, er ſonderte ſtets den Herzog von ſeiner Umgebung, er zeigte ſich immer unerſchütterlich in dem Glauben an die Treue des Herzogs.

Außerdem betrieb er ſeine Bewerbung um Magna offen und nachdrücklich; er nahm dazu auch das Fürwort des Herzogs ſelbſt in Anſpruch. Wer Sparr's Tochter heirathen wollte, Sparr's, welcher unzweifelhaft feſt zum Herzoge gehörte, der bewahrte ſich das Anſehn eines ehrlichen Vermittlers. Bei einem ſolchen konnte man nicht an völlige Feindſchaft denken.

Und ſo ſtand er auch bei Waldſtein. Dieſer hielt ihn nicht geeignet für ſeine rebelliſchen Pläne, wohl aber hielt er ihn geeignet, in der Hofburg immer durch ihn eine ausgleichende Stimme zu haben.

In dieſer Stellung beruhte die Macht Carrette's, welche er jetzt meiſterhaft zu benützen verſtand. Sein nächſtes Ziel war, den Herzog zu einer Schlacht gegen die Proteſtanten zu verlocken. Gelänge dies, ſo wäre die furchtbare Allianz auf lange hin geſprengt.

Der Waffenſtillſtand näherte ſich ſeinem Ende. Die Sachſen zweifelten nicht an Verlängerung deſſelben; ſie hielten die Schwierigkeiten des Allianz-Abſchluſſes für vorübergehend, an Ausbruch neuer Feindſeligkeiten, an eine Schlacht dachten ſie nicht im Entfernteſten. Fiel jetzt Waldſtein plötzlich über ſie her in ſtreng kriegeriſcher Aktion, ſo erſchien er als der perfideſte Mann, und das Zutrauen in ſeine Ehrlichkeit, welches ohnehin nicht groß war, flog in alle Winde. Er war alsdann gründlich abgeſchnitten von einem Bündniſſe mit den Proteſtanten, und war der kaiſerlichen Partei auf Gnade und Ungnade überliefert.

In dieſem Sinne und nach dieſem Ziele wirkte Carrette. Jaremir von Zierotin, mit welchem er öffentlich gar nicht verkehrte, unterſtützte ihn nach der einen Seite nachdrücklich beim Herzoge, Leo nach der andern Seite.

Jaremir war dem Herzoge durch den Brief der Gräfin Wanda wirklich empfohlen. Der Herzog glaubte an dieſen Fanatismus für ein ſelbſtändiges böhmiſches Reich, und er hörte ihm wohlgefällig zu. Auf dem Grunde der Waldſteinſchen Politik lagen drei Grundſteine: ein Reich an der Oſtſee, welches ſich um ſein Mecklenburg gruppirte und über die Marken herein reichte bis Schleſien und Sachſen; — ferner ein ſüddeutſches Reich, deſſen Mittelpunkt die Rheinpfalz — endlich das Königreich Böhmen. Letzteres blieb immer der Hauptſtein. Hier war er zu Hauſe, hier konnte er all ſeine Hilfsquellen leicht entwickeln, von hier aus konnte er am ſicherſten weiter greifen. Er hörte alſo Jaromir's Grimm gegen die Sachſen, welche von der böhmiſchen Krone die Lauſitzen abzweigen wollten, mit Kopfnicken an, und wenn Jaromir hinzuſetzte — Ihr ſeid viel zu nachſichtig gegen dieſe Sachſen, deshalb überheben ſie ſich in Forderungen; Ihr habt es zu lange unterlaſſen, ihnen Eure Ueberlegenheit einmal empfindlich fühlbar zu machen und ſie dadurch in beſcheidnere Schranken zu weiſen — da gerieth er in Bewegung, denn er fand das einleuchtend. Dieſen Jeſuiten-Deſerteur mochte er überhaupt, und von Tage zu Tage mehr. Hier fand er Schule, politiſche Schule, eine Intriguen-Tendenz, die ſeinem eignen Weſen verwandt und deshalb reſpektabel war. Außerdem fand er durch ihn eine Unterhaltung, welche ihn anſprach: Charakterſchilderungen und geheime Vorfälle aus den Wiener Hofkreiſen, aus den höheren Kreiſen der geiſtlichen Herrſchaft. Der verſchmitzte einſtige Norbert gab da Mancherlei Preis, um den in's Netz gehenden Tiger recht ſicher zu machen. Er erfand dabei, er log; aber er that dies geſchickt. Auch unterließ er nicht, bedeutliche Andeutungen über den Kurfürſten von Sachſen zu machen. Er wiſſe von Lamormain, daß dieſer Kurfürſt nach wie vor in geheimem Verkehr mit dem Kaiſer ſtehe. Das heißt auch nach Ausbruch ſeines Krieges gegen den Kaiſer. So wie er, obwohl ſtrengſter Proteſtant, vierzehn Jahre lang inmitten eines Religionskrieges Neutralität gehalten zwiſchen ſeinen Glaubensgenoſſen und dem katholiſchen Kaiſer, ſo ſei er auch jetzt noch insgeheim dem Kaiſer zugethan und vielfach zu Willen. Ihm dürfe der Herzog am wenigſten traun, und ihn kriege er nur wirklich an die Leine, wenn er ihn kriegeriſch im Schach halte. Die Unterhandlungen mit ihm würden nur dann gelingen, wenn er die Uebermacht fühlte und ſich hingeben müßte.

Nach der andern Seite half Leo. Ganz gegen ſein Wiſſen und ſeinen Willen.

Leo war niedergeſchlagen von Eger zurück gekehrt. Magna nagte an ſeinem Herzen. Und nun hatte er auch beim Herzoge nicht das gefunden, was ihn hätte aufrichten und zerſtreuen können. Die große Action Starſchädels für ein großes Vaterland war tief in's Stocken gerathen. Starſchädel ſelbſt war nur einmal noch, und nur auf ganz kurze Zeit dageweſen, um dem Herzoge Bericht zu erſtatten über den herben Ausſpruch Bernhards von Weimar. Er hatte Waldſtein beſchworen, die Garantieen zu leiſten, welche Bernhard von Weimar verlangte; er war von Waldſtein zornig abgewieſen worden. Nach ſo viel Hingebung von ſeiner Seite hatte Waldſtein ſeinen verletzten Stolz allein ſprechen laſſen über das Mißtrauen Bernhards. Starſchädel hatte einſehn müſſen, daß augenblicklich jede günſtige Einwirkung unmöglich wäre, und war fortgeritten. Ihn zog der ſtärkſte Magnet jetzt nach Gnadenfrei. Dort erwartete ihn Marie, welche der Primarius in Planen ihm zur Ehefrau angetraut hatte bei ſeiner Rückkehr vom Herzoge Bernhard. Die rauhe Jahreszeit rückte heran, es ſchien gute

Zeit gegeben für Ausgleichung der Differenzen, ſobald der Unmuth des Friedländers ſich gelegt. In zwei Monaten hatte er verſprochen, wieder da zu ſein.

Unter ſolchen Umſtänden fehlte Leo jeder wärmere Anhaltspunkt. Seine geſunde Natur trachtete ganz richtig nach Ergänzung: er nahm ſeine Kriegsſtudien wieder auf, und zwang ſich zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung. Dies wurde der Anlaß, daß der Marcheſe Carretto ihm wieder näher kam. Dieſer lobte den wiſſenſchaftlichen Drang Leo's und gründete darauf einen Plan. Er wußte, daß Leo täglich mit dem Herzoge verkehrte, und daß der Herzog ein gewiſſes Intereſſe zeigte für Leo's Studien.

Carretto war ſelbſt ein vorzugsweis wiſſenſchaftlich gebildeter Kriegsmann, und es wurde ihm alſo leicht, ſeine Geſpräche mit Leo ſo einzurichten, daß ſie dieſem beſonders werthvoll erſchienen. Nach einigen Wochen betrachtete und behandelte ihn Leo wie ſeinen Lehrer, und beſuchte ihn täglich. Carretto hatte es einzurichten gewußt, daß er im Städtchen Reichenbach, nicht weit vom Schlößchen des Herzogs ſein Standquartier nehmen durfte. Nach dieſem Städtchen wanderte Leo jeden Morgen. Er hielt es für einen tapfern Akt ſeines Herzens, daß er juſt ſeinem wahrſcheinlich begünſtigten Nebenbuhler bei Magna mit Höflichkeit und Freundlichkeit nahe trat zu großem Erſtaunen Sparr's. Magna's Name wurde nie genannt zwiſchen Carretto und Leo; nur Kriegswiſſenſchaft wurde traktirt.

Eines Morgens ſagte der Marcheſe: Machen wir nun einen Uebergang von abſtrakten Studien zu praktiſcher Anwendung. Nehmen wir dazu das Nächſte. Drüben ſtehn die Sachſen und Schweden. Wenn der Waffenſtillſtand nicht erneuert wird, ſo kommt der Krieg wieder an die Reihe gegen ſie. Entwerft für dieſen Krieg einen ſtrategiſchen Feldzugsplan, und legt ihn mir vor. Ich werde ihn angreifen, Ihr werdet Ihn vertheidigen. Den Herzog ſelbſt könnt Ihr zum Schiedsrichter machen zwiſchen uns.

Geſagt, gethan. In wenig Tagen lagen zwei Angriffspläne ausgearbeitet vor, und Leo breitete ſie in einer Geſprächsſtunde, die ihm jetzt faſt täglich von dem verſtimmten ihm aber wohlgeneigten Herzoge geſchenkt wurde, vor dem Friedländer aus.

Der Waldſtein hörte ruhig und aufmerkſam die Auseinanderſetzung Leo's an, und ſagte endlich: Du haſt wirklich Talent, Junge! Carrette's Plan iſt zu künſtlich; Deiner iſt der beſſere. Er hat noch große Fehler, aber der Grundgedanke iſt lebensfähig in ſeiner Einfachheit.

Nun gab Leo keine Ruhe, bis der Herzog dieſe Fehler aufgedeckt hatte. Tag für Tag kam er darauf zurück, und der Herzog ging auch immer ernſthaft darauf ein. Es ſchmeichelt dem Gewaltigſten, ſeine Ueberlegenheit geſprächsweiſe zu entwickeln.

Am Ende lag ein trefflicher Plan vor, und es war der Plan des Herzogs von Friedland geworden.

Dies hatte Carrette bezweckt. Wenn man im Augenblicke des Unmuths genau weiß, wie man empfindlich und nachdrücklich gegen ſeine Gegner handeln kann, dann zögert man gar nicht mehr, man handelt.

Dieſen Augenblick des Unmuthes herbei zu führen war nicht ſchwer bei der ohnehin gereizten Stimmung Waldſteins. Carretto erzählte dem Herzoge achſelzuckend, daß man in der Hofburg Anſtalt treffe, den Herzog von Feria mit ſpaniſchen Truppen zu berufen, da der kaiſerliche Generaliſſimus Waldſtein einen langen Sommer hindurch an der Spitze eines großen Heeres bewieſen habe: er werde altersſchwach und vermöge nichts mehr im Felde. Und Jaromir von Zierotin brachte die Nachricht: man habe in Dresden vor, Kynsky aus Sachſen auszuweiſen, weil man hinter ſeinen Verkehr mit dem Marquis von Feuquières gekommen ſei. Waldſtein täuſche alle Welt, rufe man in Dresden, und da er übrigens ein kranker, zu Kriegsthaten gelähmter Mann geworden ſei, ſo brauche man keine Rückſicht mehr auf ihn zu nehmen, ſondern wolle ſeine Agenten und Stänkereien kurzweg beſeitigen.

Es war ein milder Oktoberabend, als Waldſtein dies hörte. Waldſtein öffnete das Fenſter und ſah hinaus. Der ſogenannte Altweiberſommer meldete ſich in der Natur nach ſchon vorhergegangenen rauhen winterlichen Tagen. — Wie lange wird der Altweiberſommer dauern? rief er zu Niemann hinab, der vor dem Hauſe ſtand. — Oh, ein paar Wochen Durchlaucht, nach allen Anzeichen — antwortete dieſer.

— Ich will Euch — murmelte der Herzog vor ſich hin — meinen Altweiberſommer eintränken nach allen Seiten! Dann winkte er Niemann, heraufzukommen, und gab ihm kurz und bündig Befehle, welche dieſen in das höchſte Erſtaunen verſetzten. Das ganze Herr ſollte mit nächſtem Morgen in's Feld rücken. Alle Etappen wurden ſogleich beſtimmt: der ganze Plan wurde bis in die geringſten Einzelnheiten in's Werk geſetzt.

Der Morgen kam, und es geſchah Alles genau, wie er's befohlen. Ein verhängnißvoller Feldzug im Spätherbſte begann mit einer Energie, welche Niemand dem ſo lange unthätigen Herzog von Friedland zugetraut hatte.

Der Herzog rückte mit dem Hauptheere direkt gegen Norden: die Lauſitz, Sachſen und die Mark erſchien als ſein Ziel. Wie Bergſtröme ſtürzten ſich ſeine Heertheile in dieſe Länder. Ein Schrei des Schreckens und der Entrüſtung erhob ſich in Sachſen. Der Waffenſtillſtand war freilich abgelaufen, aber auf ſolchen Ausbruch des Krieges war Niemand gefaßt — er widerſprach allen vorhergehenden Aeußerungen und Verhandlungen Waldſteins.

Auch der Kreis um Waldſtein ward von dieſem heftigen Vorgange wie von einem Wirbelwinde erfaßt. Ilow und Tertſchka taumelten, Sparr und Niemann desgleichen. Jeder fürchtete, daß eine verhängnißvolle Bedeutung eingetreten ſei für das Bündniß mit den Proteſtanten, für das bisherige Widerſtreben gegen Wien. Selbſt Leo war zu Muthe, als ob er mit den Beinen in die Luft gehoben ſei. Wenn er auch ſelbſt eifrig am Feldzugsplane gearbeitet, die plötzliche praktiſche Anwendung erſchütterte ihn doch gründlich. Sein Ideal vom deutſchen Vaterlande, welches ihm Starſchädel geſchenkt, es flog ja wie ein Fetzen in alle Winde —

Dennoch gehorchten Alle mechaniſch; die Macht des Oberfeldherrn bewährte ſich glänzend, alle Theile des Heeres entwickelten ſich ohne Stockung, und die Tauſende von Peſtkranken, welche ſich im Lager angehäuft, blieben einfach zurück wie ein Bodenſatz. Er mochte ſich mit der Erde vereinigen, von welcher der Menſch gekommen!

Nach einigen raſchen Märſchen, als man ungefähr bis zum Breitegrade der damals Waldſteinſchen Stadt Groß-Glogau gelangt war, flog ein Kommando durch das Hauptheer hin. Die leichteren Abtheilungen ſonderten ſich vom ganzen Körper, und eilten weiter gegen Norden. Der Kern des Heeres unter Waldſtein ſelbſt ſchwenkte rechts gegen Oſten nach der Oder hinüber, und zwei Tage ſpäter lag offenbar für das blödeſte Auge, was beabſichtigt werden und was erreicht war. An der Oder nämlich beim Städtchen Steinau ſtand ein proteſtantiſcher Heertheil, vorzugsweiſe aus Schweden und einigen ſächſiſchen und brandenburgiſchen Reiterregimentern gebildet, befehligt vom Grafen Thurn und Taupadel. Dieſer Heertheil war überraſcht worden durch Waldſteins plötzliches Vorrücken. Am rechten Oderufer drüben bis an den Steinauer Brückenkopf war er vom Friedländſchen General Schafgotſch beobachtet und gleichſam feſtgehalten worden. Jetzt wälzte ſich von der linken Oderſeite und zwar von Norden, von der Rückzugslinie der Proteſtanten, die Waldſteinſche Kriegsmacht heran. — Das kleine proteſtantiſche Heer war umgangen und umfangen, es blieb ihm nichts übrig als die Waffen zu ſtrecken.

Dies geſchah am 12. Oktober. An ſechstauſend Proteſtanten fielen in Gefangenſchaft, an ihrer Spitze Graf Thurn und Oberſt Taupadel. Es war ein ſonniger Vormittag, als am reizloſen, flachen Oderufer der alte Revolutionär Thurn ſeinen Degen ſenken und niederlegen mußte vor dem glänzenden Stabe des Friedländers. Ilow und Tertſchka ſahen mürriſch drein, der Marcheſe Carretto lächelte.

Waldſtein winkte den Marcheſe zu ſich, und trug ihm auf: die Siegesnachricht in die Hofburg zu bringen, und Seiner Majeſtät dem Kaiſer zu verſichern, daß nun Schlag auf Schlag folgen werde. Bis an die Spree hinab und bis in's Magdeburger Land werde der Feind binnen einer Woche geworfen ſein, und dann werde der vom Kaiſer gewünſchte Moment vor der Thür ſtehn. Dann nämlich werde das kaiſerliche Heer in voller Breite und Kraft durch Böhmen hindurch an die bayriſche Donau rücken, und dem Herzoge Bernhard den Sturm auf Regensburg blutig vertreiben, dem fortwährend um Hilfe ſchreienden Kurfürſten von Bayern gründlich helfen.

Carretto verneigte ſich, und machte ſich flugs auf den Weg. Er ritt an der Truppenlinie entlang, vor welcher das traurige Schauſpiel einer Waffenſtreckung ſtatt fand, und kam denn auch an die aufgeſtellten Geſchütze, vor denen Sparr hielt. Carretto meinte zu bemerken, daß dieſer beſonders ſorgenvoll drein ſah.

Carretto hielt ſtill, und redete ihn an, nach der Urſache ſeiner melancholiſchen Miene fragend. Sparr deutete mit dem Arme nach links hin. Dort trug man einen Kranken in's Städtchen Steinau hinein.

— Wer iſt's?

— Leo Steinwald! So eben iſt er vom Pferde geſunken. So viele Wochen lang hat die junge Natur ſich gegen das Gift gewehrt, welches die heilloſe Helck'ſche Buhlerin ihm eingeimpft — jetzt iſt ſie unterlegen: die Peſt iſt ausgebrochen in ihm, er iſt ſchon beſinnungslos, und wird die Sonne nicht wieder aufgehn ſehn, der arme Junge! Wie viel er mich geärgert, er thut mir doch ſo leid, daß ich weinen möchte.

Carretto ſchwieg eine Zeit lang. Er wollte nicht undelikat erſcheinen, indem er Angeſichts des ſterbenden Nebenbuhlers von ſeinen Abſichten auf Magna zu reden begönne. Und doch drängte ihn die Lage. Er wußte, daß dieſer Sieg bei Steinau Waldſtein in den Abgrund drängen müßte; er wußte, daß Sparr ſich nicht von Waldſtein trennen würde. Wenn ihm der Vater die Tochter geben ſollte, ſo mußte es vor der Friedlandſchen Kataſtrophe, ſo mußte es bald geſchehn. Die Delikateſſe mußte alſo ſchweigen; Carretto mußte reden, und ein entſcheidendes Wort des Vaters gewinnen.

Er ritt dicht zu ihm, und ſprach leiſe in ihn hinein: Ihr wißt, lieber Sparr, wie die Dinge nun ſtehn um den Herzog. Dieſer plötzliche Feldzug und die Gefangennahme Thurns trennen ihn von einem möglichen Bündniſſe mit den Proteſtanten. Er ſieht wieder beim Kaiſer und wünſcht die Mißverſtändniſſe ausgeglichen zu ſehn. Mich ſendet er an den Kaiſer, ich bin auf dem Wege nach Wien. Meine Geſinnung kennt er, Ihr ermeßt alſo, was es bedeutet, daß er mich ſendet. Ich bin mit dieſer Sendung dem Kaiſer hoch willkommen, meine Stellung wird erhöht: ich bin jetzt in der Lage, Eurer Tochter, die ich wahrhaft liebe, eine ſtattliche Exiſtenz zu bieten. Und zwar iſt ſie geſichert nach entgegengeſetzten Seiten. Ob der Kaiſer, ob Waldſtein der Mächtige ſei, Jeder von Beiden wird meine Gemahlin ſchützen. Ich gehe über Zleb, um Magna einen Augenblick zu ſehn; mein Herz drängt mich dazu. Gebt mir ein Wort mit an Eure Tochter.

— Meine Tochter iſt frei in ihrer Wahl.

— Schreibt dieſe Worte auf dieſes Blatt! — und dabei reichte er ihm ſeine Brieftaſche und einen Schreibgriffel — Magna iſt mir geneigt, ein ſolches Wort vom Vater wird ſie beſtimmen.

Sparr ſah trüben Auges nach dem Thore von Steinau hinüber, in welchem der ſterbende Leo juſt verſchwand, dann nahm er den Griffel und ſchrieb die verlangten Worte.

Carretto reichte ihm die Hand, und ſchied mit den Worten: Behütet nach Euren Kräften den Herzog vor einem Rückfalle! Das Vergangene kann vergeſſen werden; Neues würde nicht mehr verziehn.

So ritt er, die Brieftaſche ſorgfältig in's Wams ſchiebend, an den aufgeſtellten Truppen weiter. Der gedämpfte Trommelſchlag, welcher die Waffenſtreckung begleitete, wurde ſchwächer und ſchwächer, je weiter er ſich entfernte. Er kam an einen frei gelaſſenen Fahrweg, und lenkte auf dieſem links ab, an einem vorgeſchobenen Blockhauſe vorüber. In einer Wallfalte dieſes Blockhauſes wartete ſein Jaromir von Zierotin.

Sie vermieden es, öffentlich mit einander zu verkehren.

Der kaiſerliche Marcheſe und der fanatiſch erſcheinende böhmiſche Kavalier paßten nicht zu einander.

Haſtig flüſterte alſo auch hier Jaromir: Schickt mir drei verwegene Kerle nach von Butlers Regimente, welches dort drüben am Föhrenwäldchen hält. Sie kennen mich; ich hab' ſie lüſtern gemacht. Aber ich muß mich vor dem Oberſten Butler in Acht nehmen. Er iſt gläubig katholiſch, und ich bin ihm verdächtig als Renegat der Jeſuiten. Deveroux, Macdonald und Brown heißen die Kerle. Die beiden erſten ſind Hauptleute. Die bittet Euch aus von Butler zu einer Privatunternehmung für den Kaiſer. Er wird ſie geben. Und ſchickt ſie mir nach!

— Wohin?

— Nach Liegnitz in den ſchwarzen Adler.

— Iſt Botſchaft da?

— Allerdings. Medardo hat ſie geſendet. Nächſten Sonntag kommt Kynsky von Dresden nach Teplitz mit wichtiger Depeſche. Die drei Kerle ſollen ihm die Depeſche abnehmen.

— Ich beſorge die drei Männer. Kommt über Zleb. Dort paſſire ich auf dem Wege nach Wien. Wenn Ihr mich verfehlt, und die Depeſche habt, ſo ſendet mir Medardo nach: ich gehe über Iglau, Znaym und Stockerau. Tertſchka kommt da geritten; er ſoll uns nicht neben einander ſehn. Ade!

Der Marcheſe Carretto ritt in kurzem Galopp nach dem Kiefernwäldchen hinüber, wo Butler mit ſeinem Dragoner-Regimente hielt. Er kannte dieſen Butler längſt, und hatte ihn im Auge für einen Fall der Noth. Walter Butler war ein Irländer von altceltiſcher Adelsfamilie. Er hatte ſich überall ausgezeichnet durch brutale, unerſchütterliche Tapferkeit. Beim Sturm der Schweden auf Frankfurt an der Oder war er gefangen und hinterher verläumdet worden. Als er ſich ausgelöſ't, war er der Verläumdung halber geraden Weges nach Wien zum Kaiſer gegangen, und hatte ſich gerechtfertigt. Der Kaiſer hatte ihn ſehr freundlich behandelt. Er war empfohlen durch die Geiſtlichen, welche den gläubig katholiſchen Irländer in ihm entdeckt hatten und zu ſchätzen wußten. Durch ſie war Carretto auf ihn aufmerkſam geworden, und hatte ſich ihm in der letzten Zeit genähert. Butlers Weſen und Aeußerungen hatten ihn überzeugt, daß dies ein für den Dienſt des Kaiſers zuverläſſiger Mann wäre.

Er hielt vor ſeinem Regimente auf einem ſtarken Schimmelhengſte, eine robuſte viereckige Geſtalt mit ergrauendem Schnurr- und Kinnbarte. Die Züge paßten für einen Holzſchnitt, ſo grob und feſt waren ſie.

Er ritt dem Marcheſe, deſſen Bedeutung er ſehr wohl kannte, einige Schritte entgegen, und grüßte reſpektvoll.

Der Marcheſe theilte ihm mit, daß er zum Kaiſer nach Wien eile. Er werde nicht unterlaſſen, eines ſo gut kaiſerlichen Schwertes wie Walter Butlers zu erwähnen. Der Zeitlauf ſei mißlich, die Ausſicht ungewiß. Der Kaiſer brauche mehr denn je zuverläſſige Leute bei ſeiner Armada. Auf den Oberſten Butler dürfe er ſich doch auch in kritiſcher Conjunctur verlaſſen — nicht?

— Wie auf ſich ſelbſt. Gegen den Teufel ſelber mag Seine kaiſerliche Majeſtät mich kommandiren, ich werde nicht verſagen — erwiderte Butler mit tiefer Baßſtimme.

— Kein Zweifel, lieber Oberſt. Der Kaiſer kennt Euch ja perſönlich, und weiß was von Euch zu erwarten ſteht. Aber die Lage kann ſich ſo geſtalten, daß die wackern Stützen des Throns und unſers heiligen Glaubens — (beide Männer bekreuzten ſich) — nicht auf ein Kommando warten dürfen. Ihr guter Geiſt muß ihnen ſagen, was in drängenden Stunden zu thun iſt, auf eigne Verantwortung zu thun iſt. Verſteht Ihr mich?

— Ich glaube zu verſtehn — und dabei flog der Blick des tiefliegendes Auges wie ein Blitz hinüber an's Oberufer, wo Thurn eben vom Pferde ſtieg vor dem Herzoge von Friedland.

— Geht der Krieg fort wie hier bei Steinau, dann hat's keine Noth. Aber man kann nicht wiſſen! Der Verkehr mit den Ketzern, die Zurückſetzung kaiſerlicher Oberherrlichkeit darf uns nicht über den Kopf wachſen. Je nachdem Ihr poſtirt werdet, Oberſt, wendet Euch an die Generale Gallas, Aldringer, Piccolomini, Colloredo, Marradas und mich um Aufklärung, je an den, welcher Euch zunächſt ſteht. Euer Beichtvater, ſo viel ich mich erinnere, ein frommer Kaplan iſt ja ein rüſtiger Fußgänger.

— Das iſt er.

— Ich hab ihn oft weit von Euch marſchiren geſehn. Haltet ihn im Gange! Es ſoll ſein Schade nicht ſein. Er kann Euch mit Jedem von uns auf dem Laufenden erhalten. Das Heer wird ſich, wie der Herzog Seiner Majeſtät ſagen läßt, nach der Donau hin wenden, und ich denke, binnen vierzehn Tagen wieder im Hauptquartiere zu ſein. Schickt zu mir, wenn Ihr mit Eurem Regimente weit ab liegen ſolltet. Ihr verſteht mich?

— Ich verſtehe.

Und nun ging der Marcheſe auf die beiläufige Angelegenheit über, daß der Dienſt des Kaiſers drei herzhafte Männer aus Butlers Regiment brauche, Deveroux, Macdonald und Brown geheißen.

— Stehn zu Befehl!

— Auf eine Woche, lieber Oberſt.

Butler ließ ſie rufen, und ſie ritten mit dem Marcheſe Carretto gen Weſten.

Er unterrichtete ſie, daß ſie zu Liegnitz im ſchwarzen Adler den Herrn Zierotin finden, und von dieſem ihre Ordre erhalten würden. Dann trennte er ſich von ihnen, und wendete ſich ſüdweſtlich.

Die drei Dragoner trabten nach Weſten. Sie waren guter Laune. Solch ein beſondrer Auftrag verſprach eine beſondre Belohnung.

Dieſe Schotten und Irländer in den deutſchen Heeren ſtammten aus jener Zeit, da König Jakob von England ſeinem Schwiegerſohne, dem Winterkönige, eine Anzahl Hilfstruppen nach Hamburg geſendet. Dieſe Hilfstruppen hatten ſich als lüderliche „Tücher“ erwieſen, und waren nach allen Seiten auseinander gefahren. Reſte von ihnen fanden ſich überall, und namentlich Butler hatte von ſeinen Landsleuten eine Anzahl in ſeinem Regimente untergebracht. Sie mutheten ihn doch etwas heimathlich an, und waren ihm handlich für vertrauliche Unternehmungen.

Das galt beſonders von Devereux, der im Wuchſe etwas kleiner war als die beiden andern Schlingel, der aber geiſtige Fähigkeiten zeigte. Sie äußerten ſich zwar cyniſch frech dieſe Fähigkeiten, aber ſie waren vorhanden.

Er führte denn auch das Wort, als ſie in Liegnitz Herrn Jaromir von Zierotin antrafen, und von dieſem erfuhren, daß ein verrätheriſcher Ketzer zwiſchen Pirna und Teplitz aufgehoben werden ſollte.

— Todt oder lebendig? fragte Devereux.

— Todt oder lebendig! antwortete Jaromir. Es iſt dem Kaiſer um die Papiere zu thun — fuhr er fort — welche der Verräther bei ſich führt. Könnt Ihr ihm dieſe abnehmen, ohne daß er bei der Auskleidung drauf geht, ſo könnt Ihr ihn laufen laſſen. Iſt er ungeberdig, ſo macht ihn ſtill wie Ihr mögt. Ich begleit' Euch übrigens, und wir beſprechen das Nähere.

So brachen ſie auf gegen die Elbe hin, wo ſie aus Böhmen ſcheidet. In Auſſig wartete Medardo.

Er hatte ſeine Aufgabe in Teplitz ſehr geſchickt angefaßt. Der Reitknecht, welcher Kynsky zu begleiten pflegte, war ſehr bald als unzugänglich von ihm erkannt worden, und ſo hatte ſich Medardo an einen alten Leibdiener gewendet, welcher im Teplitzer Schloſſe ſein Standquartier hatte. Da Kynsky ſelten längere Zeit in Teplitz verweilte, ſo fiel dieſem alten Diener eine vielfache Vermittelung zu. Er beſorgte alle Zuſchriften ſeines Herrn, er hatte die Aufſicht über die Wohnzimmer des Herrn, er behütete deſſen Schlüſſel und Papiere. — Dieſer Diener war ein frommer Alter, welcher zu beklagen pflegte, daß ſein Herr in Sachen des Glaubens etwas leicht und unbedacht wäre. Das hatte der Diener ſeinem Beichtvater gar oft kummervoll geſtanden.

Medardo, mit mancherlei Kennzeichen ausgerüſtet durch Pater Lamormain für geiſtliche Herren, hatte ſich bei Zeiten an den Beichtvater gewendet, und ihm klar gemacht, daß das Seelenheil des mächtigen Herrn von Kynsky eine Anſtrengung verdiente. Wie dieſe Anſtrengung beſchaffen ſein müſſe, hatte zu vertrauterem Verkehre geführt zwiſchen dem alten Diener und dem Beichtvater, und in dieſem vertrauteren Verkehre war denn auch beiläufig zur Sprache gekommen: wann denn endlich einmal wieder der „gnädige Herr“ von Pirna herauf kommen werde.

So hatte der Beichtvater und durch ihn Medardo erfahren, daß zu Sonntag Nacht Relaispferde beſtellt wären von Teplitz bis über Prag hinaus. Der gnädige Herr werde nur einige Stunden im Schloſſe verweilen.

— Er reitet nach Zleb — ſagte Medardo in Auſſig — und bringt die neueſten Nachrichten von dem franzöſiſchen Marquis für den Friedländer. Die Gräfin Wanda ſendet ſie von Zleb an den Herzog. Und dieſe Depeſchen ſollen und können wir heut Abend oben zwiſchen Arbeſau und Peterswalde dem Kynsky abnehmen. Er pflegt nur einen Reitknecht bei ſich zu haben, und die Hohlwege dort im Walde ſind ſehr geeignet zu einem Ueberfall.

Das ward Samſtag Morgens in Auſſig geſprochen von Medardo, und die fünf Reiter machten ſich unverweilt auf den Weg.

Gegen Abend waren ſie am Eingange eines Hohlweges kunſtgemäß aufgeſtellt, und harrten ihres Opfers.

Die Nacht wurde kalt, und ein unfreundlicher Wind ſchüttelte die Bäume. Aber die drei Dragoner waren abgehärtete Leute. Jaromir hatte ihnen eine ſtattliche Belohnung angekündigt — ſie warteten unverdroſſen.

Es dauerte lange, und die Finſterniß wurde dicht.

— Man ſieht keinen Stich — murmelte Devereux — wenn wir nur nicht einen Falſchen niederwerfen, der zufällig des Weges daher kommt!

— Gewiß nicht! — flüſterte Medardo — der Kynsky hat eine Paſſion für das Pfeifen, ſo lange er Schritt reitet. Und bei dem Wege und der Finſterniß muß er Schritt reiten. Er wird ſich alſo ſchon ſelber ankündigen. Lange kann er nicht mehr ausbleiben, er hat um Mittag aus Dresden reiten wollen.

Man wartete ſtillſchweigend weiter. Die Piſtolen wurden bereit gehalten, Niemand regte ſich, nur der Wind machte ſtoßweiſe Geräuſch, aller Ohren harrten auf das Pfeifen — da! da! rief Medardo mit ſeinem dünnen Fiſteltone hervor.

Richtig! Das war ein ferner pfeifender Ton — er kam näher, er wurde eine Melodie, die Melodie eines Marſches. Hufſchläge auf einzelnen Steinen des Weges kamen dazu, näher und näher, jetzt dicht am Hohlwege — da gaben die

Dragoner alle drei Feuer nach der Richtung und ſprengten unter den Bäumen hervor. Ein heftiges Geräuſch wie von einem ſtürzenden Pferde folgte, ein kurzes fluchendes Sprechen, und gleich darauf der polternde Galopp eines Roſſes in den Hohlweg hinab —

— Nachſetzen! Nachſetzen! — ſchrie Jaromir — er entkommt!

— Das bringt kein Pferd zu Stande — rief ein Dragoner — übrigens liegt Einer. Schlagt Feuer, damit man einen Augenblick ſieht.

Macdonald ſuchte Stein und Stahl hervor. Ehe er dazu kam, beide an einander zu ſchlagen, hörte man Geräuſch wie vom Strampeln eines niedergeſchoſſenen Pferdes. Macdonald ſtieg von ſeinem Thiere, und näherte ſich dem Geräuſche, dann ſchlug er Funken — Niemand ſah bei dieſem flüchtigen Lichtſcheine mehr als ein verendendes Pferd.

Der Ueberfall war fehl gegangen. Das erſchoſſene Pferd gehörte dem Reitknechte, und dieſer hatte ſich raſch bügelfrei gemacht, und war in's Gebüſch geſprungen, da er merkte, daß ſein Herr den Hohlweg hinab ſprengte. Auch Medardo's Hoffnung, daß die Satteltaſchen des todten Pferdes Ausbeute liefern könnten, wurde zu nichte. Es fand ſich kein Fetzen Papier in dieſen Satteltaſchen.

Kynsky pflegte ſeine Papiere bei ſich zu tragen, und ſein Pferd hatte die ſchwere Probe eines geſtreckten Laufs durch einen finſtern Hohlweg hinab glücklich beſtanden — er kam unverſehrt nach Teplitz und ritt gegen Morgen weiter nach

Prag und Zleb. Seine Nerven waren ſtandhaft, der Vorfall hatte ſie nicht beſonders erſchüttert.

Am Nachmittage des folgenden Tages ritt er den ſteilen Schloßberg von Zleb hinauf. Das Wetter war trüb geworden. Oben bei der Herrſchaft wurden ſchon die Lichter angezündet.

Es herrſchte da eben eine unruhige und gedrückte Stimmung. Man wußte zwar noch nichts von dem Siege bei Steinau, aber man wußte, daß Waldſtein plötzlich den Feldzug gegen die Proteſtanten eröffnet hatte. - Gräfin Wanda war von dieſer Nachricht tief erſchüttert worden. Sie hielt dieſe Wendung für verhängnißvoll, und ihr reizbares Nervenſyſtem, längſt überſpannt durch immerwährende Reizung, erfuhr einen heftigen Stoß. Sie lag mehr als ſie ſaß in ihrem Lehnſtuhle, abſeit vom großen Geſellſchaftstiſche. Die Lichter auf dieſem Tiſche hatten durch einen Schirm verdeckt werden müſſen für ſie; ihre Augen vertrugen den lichten Schein nicht. Auch die andern Beiſitzerinnen der Geſellſchaft zeigten Niedergeſchlagenheit. - Ludmilla war ſeit dem Opfer bei Heinrichsgrün ſtill und verſchloſſen; Magna verhielt ſich eben ſo, die Tochter vom Hauſe. Eliſabeth, Kynsky's Gattin, eine leidenſchaftliche Natur, war verſtimmt, und nur Maximiliane, die Gemahlin Adam Erdmann von Tertſchka's, war eher gehoben als gedrückt von den neuen Nachrichten. Dieſe Schweſter Iſabella's ſah nur Heil darin, daß der

Widerſpruch gegen den Kaiſer aufhörte. Aber ſie war eine ſtille Natur, ſie äußerte ſich über politiſche Dinge gar nicht, unterbrach alſo auch jetzt das allgemeine düſtre Schweigen nicht. Die Damen hatten weibliche Handarbeiten vor ſich, ſelbſt Ludmilla, die ſonſt dieſe weibliche Beſchäftigung zurückwies. Es war ein unheimliches Beiſammenſein in dem großen Saale, welchen die Armleuchter auf dem einen Tiſche nicht zu erleuchten vermochten, und welchen auch die flackernden Kaminfeuer nicht genügend erwärmten. Denn der rauhe Herbſtwind bewegte klirrend die Fenſter.

Der alte Tertſchka ſaß abſeit in einem Winkel, und ſchlief.

Nur der jüngſte Sohn des Hauſes, Wilhelm, ging hin und her. Er fiel in politiſcher Richtung ab von der Familie: er glaubte nicht an einen neuen König von Böhmen und pflegte zu warnen. So eben hatte er es wieder gethan und war durch eine heftige Aeußerung der Mutter zur Ruhe verwieſen worden. Er ſah, wie die Mutter von ihrer Nervenaufregung litt, hörte auf zu ſprechen und ging am dunklen Ende des Saales hin und her.

So fand Kynsky die Geſellſchaft in Zick, als er klirrend eintrat.

Eliſabeth ſchrie auf, und ſtürzte ihm entgegen. Gräfin Wanda ſtieg hoch auf von ihrem Sitze — ſie war eben ſchreckhaft über die Maßen. — Ein Unglück? — ſchrie ſie — ein Unglück iſt geſchehen?"

— Seht Ihr mir's an? — entgegnete er, und erzählte raſch den mörderiſchen Ueberfall. Alle drückten Theilnahme und

Schrecken aus. Gräfin Wanda konvulſiviſch. — Das kommt von Wien! Das kommt von Wien! ſtöhnte ſie.

— Ich glaub's ebenfalls — ſagte Kynsky — und ich meine ſogar Jemand erkannt zu haben. Aber irren kann ich mich freilich!

— Wie? Was? Wen?

— Es war ein Feuer von wenigſtens drei Piſtolen. In dieſem Feuerſchein ſah ich deutlich kaiſerliche Dragoner, und zwar Officiere. Aber ich ſah noch mehr. Und das träfe Euch, Mutter, die ſich hat anführen laſſen von einem Patron, dem ich nie über den Weg getraut —

— Wen, um Gotteswillen?!

— Unter den Bäumen, und deshalb nicht ſo ganz klar — Euren Jaromir von Zierotin!

Ein unartikulirter Schrei Wanda's folgte.

— Mir iſt dieſer Pater Norbert immer verdächtig geweſen, als er im Handumkehren Kavalier und Böhme wurde. Ihr glaubtet ihm, Mutter, und ſo wurde er angenommen und anerkannt. Ich fürchte, Ihr habt Euch übereilt, und den Verräther in unſre Kreiſe, in unſer Vertrauen gezogen.

Gräfin Wanda ſtöhnte, und verſuchte den Kopf zu ſchütteln. — Du mußt Dich geirrt haben! brachte ſie kaum hörbar hervor.

— Vielleicht. Aber als ich den Hohlweg hinab jagte, auf die Gefahr, ſammt meinem Pferde den Hals zu brechen, da hörte ich rufen: Nachſetzen! Nachſetzen! — und die Stimme! — mein Hengſt machte argen Lärm auf dem ſteinigen Boden, ich hörte ſchlecht, aber die Stimme! ich wollte wollen, daß es die Stimme des heuchleriſchen Zierotin geweſen wäre!

Jedermann ſchwieg. Auch Wanda. All ihre Glieder zuckten; man ſah es beſonders an der Hand, mit welcher ſie das Taſchentuch vor ihren Mund hielt, um einen heftigen Schlucken zu verdecken, welcher ſie überfallen hatte.

Kinsky war ein harter Mann, welcher auf Nervenzuſtände keine Rückſicht nahm. Er fuhr unbehindert fort: Was ich aus dem Hauptquartiere des Herzogs gehört in den letzten Wochen, das klingt auf ein Haar ſo, als ob der Herzog von ſchlauen Verräthern geleitet würde. Iſt der Norbert Zierotin bei ihm geweſen?

— Ja, antwortete Eliſabeth.

— Alſo wirklich! — fuhr er fort — wir haben die Arbeit von Jahren verloren in den letzten Wochen. In Dresden ſchrie man, als ob man am Spieß ſteckte, als der Herzog auf einmal verrückte, und ſeine Truppen in Sachſen einfielen. Verrath! Verrath! ſchrie man, und mich hätte man am Liebſten zerriſſen. 's iſt ja auch zu arg! Mitten im tiefſten Unterhandeln, als ob er ſie nur hätte einſchläfern wollen, bricht er plötzlich in voller Feindſeligkeit los. Es fehlt nichts, als daß er eine Schlacht liefert, dann iſt Alles aus. Nicht um die ganze Welt traut man ihm mehr! Selbſt der Franzos, mein Marquis, war wie verdonnert. Mit nichts hatt' ich zu kämpfen bisher als mit dem Mißtraun gegen Waldſtein, mit dem Mißtraun, daß er falſch ſpiele, daß er für den Kaiſer ſpiele, und nun ſolch ein Streich, der jeglichem Mißtraun Recht giebt, ſchreiend Recht giebt. Ich hatte gar keine Depeſchen für die Schurken, welche mich doch gewiß nur angefallen haben, um Beweisſtücke zu rauben, der Marquis hatte mir mündlich erklärt, daß der Feldzug Waldſteins erſt klar werden müßte, eh' von einem weiteren Verkehr mit ihm die Rede ſein könnte; ich kam nur, ich komme nur, um Aufklärung zu erhalten. Könnt Ihr mir welche geben, Mutter?

Die Gräfin ſchüttelte verneinend das Haupt, und ſetzte kaum verſtändlich hinzu: — Ich bin in Verzweiflung — wie — ſie mochte „Du“ ſagen wollen, aber das Wort erſtarb ihr auf der Lippe. Ihr Auge ſtierte nach der Eingangsthür, wohin der Lichtſchein ungenügend reichte, und wo eine kriegeriſche Geſtalt auftauchte. Aller Augen wendeten ſich den ihrigen nach — der Marcheſe Carretto di Grana kam langſam auf den Tiſch zu geſchritten und verbeugte ſich höflich.

Der kaiſerliche Mann inmitten dieſer geſpannten Situation! — Alle ſahen betroffen auf ihn.

— Ich bitte um Entſchuldigung, Frau Gräfin — ſprach er einſchmeichelnden Tones — wenn ich ſtöre. Ich bin auf dem Wege nach Wien mit einer Botſchaft des Herzogs von Friedland. Mein Herz trieb mich, an dieſem Schloſſe nicht vorüber zu reiten, und der Herzog ſelbſt ſieht es gern, daß Ihr frühzeitig die glänzende Nachricht erfahrt, welche ich Seiner Majeſtät dem Kaiſer zu überbringen habe. Der Herzog von Friedland hat ſeinen Kriegsruhm auf's Neue bewährt, und bei Steinau an der Oder das Heer der Schweden und Sachſen eingeſchloſſen mit Mann und Maus. Sechstauſend Mann haben die Gewehre vor ihm geſtreckt, und ihr Anführer Graf Thurn iſt des Kaiſers Gefangener, wahrſcheinlich jetzt ſchon auf dem Wege nach Wien —

Ein gellender Schrei unterbrach ihn.

Er ging von der Gräfin Wanda aus, welche mit vorgebeugtem Oberleibe dieſe Nachrichten Carretto's angehört hatte, und jetzt wie von einer Kugel getroffen ſtarr in den Seſſel zurück fiel. Die Röthe ihres Antlitzes war von einem blauen Scheine wie von einem Schleier bedeckt. Alle ſtürzten zu ihr. Auch der alte Tertſchka erwachte, und ſtand von ſeinem Seſſel auf.

Die Schlacht bei Steinau, die Gefangennahme Thurns, die Abführung dieſes alten Erzfeindes der Habsburger nach Wien war wohl angethan, die aufgeregten Nerven dieſer heftigen Parteigängerin wie eine überſpannte Saite zu zerſprengen. Das ganze Leben lag zerbrochen vor ihr, und ein Abgrund gähnte ihr entgegen — ihr Meſſias Waldſtein war ein Verräther geworden.

Die um ſie beſchäftigten Frauen weinten und ſchrieen, und Eliſabeth rief das erſchreckende Wort über den Saal hin: die Mutter iſt beſinnungslos, das iſt ein Schlagfluß!

Diener ſtürzten herzu. Sammt dem Seſſel wurde ſie fortgetragen nach ihrem Zimmer, um in's Bett gebracht zu werden. Alle Anweſenden folgten unter großer Beſtürzung. Auch der alte Tertſchka, welcher zu ſeinem Sohne Wilhelm ſagte: Eine Ohnmacht, wie ſie oft gehabt. Ich hole den Kaplan, der weiß ein Mittel.

Nur Ludmilla, Magna und Carrette waren im Saale zurückgeblieben.

Ludmilla war bis an die Thür mitgegangen, und dort zurück geblieben. Es waren ja Helſende genug vorhanden, und ſie hatte immer Scheu vor grellen Krankheits-Ausbrüchen.

Sie ſchritt langſam durch den ganzen Saal zum fernen Erkerfenſter, und ſah dort in den dunklen Wolkenhimmel hinauf.

Carrette und Magna am Tiſche waren ſo gut wie allein. Magna ſtand zitternd, tief erſchrocken da.

— Der Moment iſt ſehr unpaſſend, liebes Fräulein — ſagte Carrette mit weicher, leiſer Stimme — Euch an mich zu erinnern. Aber eine Wahl des Zeitpunktes iſt mir nicht geſtattet; ich muß weiter, ich muß zum Kaiſer. Solche Zerſtörung des Menſchenlebens mahnt ja auch den traurigſten Zuſchauer: daß er an Gründung einer ſchützenden Hütte, eines hilfreichen Hausſtandes denken ſoll. Liebe Magna! Ihr kennt meine zärtliche, treue Geſinnung für Euch. Ihr habt mir Hoffnung gegeben, habt mich an den Vater verwieſen. Ich komme von ihm; er ſendet Euch dieſes Blatt. Dem Zuſtande der öffentlichen Dinge ſieht er wie ich mit tiefer Beſorgniß zu. Trotz der jetzigen Wendung Waldſteins, oder vielleicht eben dieſer Wendung halber — denn er ſteht dem Herzoge näher als ich — fürchtet er das Herannahen von Kataſtrophen. Er fürchtet für die Sicherheit ſeiner eigenen Stellung; er wünſcht, ſein einziges Kind aus dieſem Wirrwarr geriſſen, er wünſcht, es ſicher geſtellt zu ſehn. Dieſe Sicherſtellung ſieht er darin, daß Ihr mir Eure Hand gebt. Ich will ſie feſt halten, ich will Euch getreulich ſchützen. Und ich kann es. Die Gnade des Kaiſers hat mir ſchon vor einiger Zeit zugeſagt, mich im Hofkriegsrathe ehrenvoll anzuſtellen. So ſind wir dem Kriegsgetümmel entrückt, und in der ſchönen Hauptſtadt Wien iſt Euch eine behagliche wie anſehnliche Exiſtenz bereitet als junge Marquiſe, um deren Beſitz mich der ganze Adel des Kaiſerreichs beneiden wird. Reicht mir jetzt Eure liebe Hand zum Zeichen, daß ich Euch holen, oder holen laſſen darf im Laufe der nächſten Woche, um vor den Altar mit Euch zu treten; reicht ſie mir!

Magna hielt das Blatt in wankender Hand, und las die Worte ihres Vaters. Man ſah es ihr an, daß ſie ſich gewaltſam faßte. Endlich ſprach ſie mit ziemlich feſter Stimme: Lieber Herr Marcheſe, ich danke Euch aufrichtig für Eure freundlichen Verſicherungen. Ich weiß ſie zu ſchätzen. Vor Allem verdienen ſie volle Aufrichtigkeit von meiner Seite. So muß ich, ſo will ich Euch denn eingeſtehn, daß mein Herz lange befangen war — in einer anderen Neigung.

— Ich hab' es geahnt — faſt gewußt.

— Ja, daß ich — es muß volle Wahrheit zwiſchen uns herrſchen — mich noch nicht völlig frei und — entfeſſelt fühle. Die Feſſeln ſinken mehr und mehr — ich glaube, die Zeit iſt nicht mehr fern, in welcher ich nichts, nichts mehr von dieſen Feſſeln empfinde. Laßt ſie heran kommen dieſe Zeit!

— Sie iſt näher als Ihr glaubt, liebe Magna. Das Schickſal hat Eure letzte Feſſel in's Grab geſenkt.

— Wie?

— Ich hätt' es Euch gern verſchwiegen. Nun darf ich's nicht mehr. Als ich von Steinau fortritt, trug man den jungen Steinwald zum Grabe —

— Gott!

— Im Helckſchen Hauſe iſt der Keim der Peſt in ihn gepflanzt worden — jetzt erſt iſt ſie ausgebrochen, und hat ihn hingerafft.

— Todt?!

Magna ſank auf einen Seſſel.

— Beweint ihn, liebe Magna, ich ehre Eure Thränen, und nun laßt mich nicht anders ſcheiden, als daß Ihr mir Eure Hand reicht zum Abſchiede und zum Pfande baldigen Wiederſehns, dauernder Verbindung!

Magna wußte nicht was ſie that. Ihre Seele war bei Leo, ſie war es nicht, welche den Arm hob und die Hand in die dargebotene Rechte des Marcheſe ſinken ließ. Er küßte dieſe eiskalte Hand raſch, und wendete ſich zum Fortgehn. Denn unter jammervollem Schluchzen ſtürzten Eliſabeth, Maxa und Wilhelm herein, der herzu eilenden Ludmilla verkündigend: Nichts helfe bei der armen Mutter, die Beſinnung kehre nicht zurück, der Athem ſei erloſchen, der Nervenſchlag habe ſie getödtet!

Unbemerkt entfernte ſich der Marcheſe, und ritt in der Nacht weiter gen Wien.

Magna ſaß regungslos in dem allgemeinen Jammer, und weinte und weinte, wie ſie in ihrem Leben nicht geweint.

V.

„Das Vorhaben des Marcheſe mit Einholung ſeiner Braut erlitt aber Aufſchub um Aufſchub. Er wurde in Wien dergeſtalt von politiſchen Aufgaben in Anſpruch genommen, daß Herzenswunſch und Häuslichkeit in den Hintergrund treten mußten.

Kaum war er einige Tage in Wien, und hatte ſich mit Lamormain und Genoſſen des gelungenen Meiſterſtreiches gefreut, daß Waldſtein nun durch die Steinauer Affaire gründlich losgelöſt wäre von ſeiner Verbindung mit den Proteſtanten, und völlig vereinſamt daſtünde — da gelangte aus demſelben Steinau eine neue Kunde nach Wien, welche das Antlitz der Dinge ſchon wieder veränderte. Die Kunde lautete: Waldſtein denkt nicht daran, den gefangenen Grafen Thurn nach Wien transportiren zu laſſen, im Gegentheile: er hat ihn öffentlich vor allen Truppen umarmt, er hat ihn öffentlich an ſeine Tafel gezogen, er hat ihn mit Geſchenken überhäuſt, und ſammt dem ſchwediſchen Oberſten Taupadel frei gegeben!

— Was heißt das? ſchrie man in Wien. Wir bilden uns ein, ihn irre geführt zu haben, narrt er uns?!

Unter allen Umſtänden erſchien dieſe Behandlung Thurns, des habsburgiſchen Erzfeindes, wie blanker Hohn, und zum erſten Male erſchien der Kaiſer ſelbſt ernſtlich betroffen und erzürnt von dem Betragen „ſeines“ Waldſtein. Denn der Kaiſer hatte trotz aller Vorgänge, trotz aller Aufſtachelungen und Anklagen feſt gehalten an ſeiner guten Meinung für den Friedländer.

Dieſe zum erſten Male erſchütterte gute Meinung des Kaiſers wollten nun wenigſtens Carrette und die Seinigen ausbeuten. Das gab Arbeit über Arbeit.

Und auch dieſe Arbeit wurde plötzlich über den Haufen geſtoßen durch einen neuen großen Schritt Waldſteins. Die Nachricht kam: der Herzog von Friedland mit dem ganzen kaiſerlichen Heere zieht wirklich durch Böhmen an die Donau, um Regensburg wieder zu nehmen, und das proteſtantiſche Heer unter Herzog Bernhard aus den Landen des bayriſchen Kurfürſten zu werfen. Er marſchirt trotz des Winters unaufhaltſam, er iſt mit dem Hauptquartiere ſchon in Furth am Hauptpaſſe des Böhmerwaldes angekommen, die nächſte Poſt kann ſchon eine Schlacht vermelden, die er jenſeit des Böhmerwaldes gegen den Herzog Bernhard geſchlagen.

Betroffen und mit offenem Munde ſtanden nun wieder Carrette, Lamormain und die Ihrigen da, und der Kaiſer ſprach aufathmend: Ich wußt' es wohl, es war nur eine ſeiner Grillen mit dem Thurn, er hält das Wort welches er mir damals gegeben, er befreit den Kurfürſten, er ſcheut ſelbſt den Winter nicht zu einem ſo weiten, ſo beſchwerlichen Feldzuge, er ſetzt ſeine eigne kranke Perſon aus bei ſo rauher Witterung, er iſt und bleibt mein Waldſtein.

Aber auch dieſe Lage hatte keine Dauer, hatte keine richtige Folge. Die nächſte Poſt brachte keinen Sieg, ſie brachte die Nachricht: das kaiſerliche Heer hält ſtill, die Päſſe durch den Böhmerwald gelten für unpraktikabel. Noch mehr! Einige Tage ſpäter verbreitete ſich die Kunde: das kaiſerliche Heer iſt umgekehrt, es zerſtreut ſich, und bezieht die ausſaugenden Winterquartiere in den kaiſerlichen Erblanden, vorzugsweiſe in Böhmen, in Oberöſterreich und in Schleſien; die Hauptmacht concentrirt ſich um Pilſen. Dort läßt ſich der Herzog nieder, und er beruft alle wichtigen Officiere dorthin — es bildet ſich ein „Convent.“ — Dieſer Ausdruck wurde damals zum erſten Male gebraucht.

Ein Convent! Eine militairiſche Verſchwörung wird das Ende vom Liede! Dahin vereinigen ſich alle die Widerſprüche. Der Waldſtein iſt ſchlimmer und klüger als Ihr alle geahnt. Auch Steinau iſt nur ein Schachzug geweſen, Euch ſicher zu machen, jetzt tritt es zu Tage.

Die Unſicherheit in der Wiener Hofburg wurde beängſtigend. Mit jedem Tage wurden die Nachrichten beunruhigender. Trautmannsdorf ſandte ſolche von ſeiner Herrſchaft Biſchofſteinitz, wo er, nur einige Meilen von Pilſen, Alles beobachtete. Schlick ſandte ihrer von ſeiner Herrſchaft im Egerlande. Carretto erhielt deren von Zleb. Dorthin hatte er trotz aller Geſchäfte ein Gefolge abgeſendet, um Magna zu holen. Das Gefolge kam verſtört zurück nach Wien, und berichtete: Fräulein Magna ſei nicht mehr in Zleb, ſie und alle Andern von dort ſeien nach Pilſen. Alles ſtröme nach Pilſen. Auf Zleb hauſe nur noch der alte Terſchka wie ein ergrimmter alter Welf. Der Herr Marcheſe möge ſich beſonders verſehn! Der Anführer des Gefolges habe deutlich vernommen: Waldſtein habe Ordre gegeben, ihn, den Marcheſe und Herrn Jaromir von Zierotin aufzuheben, wo man ihrer in Böhmen habhaft werden könne, und ſie gefangen nach Pilſen einzubringen. Kynsky, der ſich ebenfalls in Pilſen aufhalte, habe die beiden Herren öffentlich Spione und Verräther genannt, die ganze Stimmung in Böhmen ſei offen antikaiſerlich. Man habe ſchon in Karlſtein nach der böhmiſchen Krone geſucht — glücklicherweiſe habe ſie irgend ein Getreuer geflüchtet und verborgen.

Sitzung auf Sitzung folgte in der Hofburg, und der ſpaniſche Geſandte war thätig wie zur Zeit der erſten Belagerung Wiens.

Das Reſultat war: man müſſe ſich derjenigen Generale und Oberſten verſichern, denen am Eheſten Treue und Ergebenheit an's Kaiſerhaus zuzutrauen ſei.

An erſter Stelle unter dieſen Generalen nannte man Gallas. Der ſpaniſche Geſandte beſonders nannte ihn. Im Mantuaniſchen Kriege vor zwei Jahren hatte ſich Gallas hervorgethan und den Spaniern empfohlen. Als Wälſchtiroler ſprach er von Jugend auf geläufig italieniſch, er war der ſpaniſchen Partei leicht und ganz vertraut geworden.

Der wichtigſte nach ihm war Altringer. Er hatte wie Gallas unter den Truppen der Liga gefochten, er war vor und nach der Schlacht am Burgſtall immer im ſüdweſtlichen, im katholiſchen Deutſchland verwendet worden, und dem

Friedländer entrückt geblieben. Zudem war er des Gallas Schwager.

Dann kamen Piccolomini, Colloredo, Marradas, auf welche man rechnete. Auch auf Suys, Hatzfeld und Götz ſetzte man Hoffnung.

Carretto wurde beſtimmt, dieſe Generale auszuforſchen, und wenn möglich zu verbünden. Mit Ausnahme Altringers, der an der bayriſchen Grenze lag, vermuthete man dieſe Männer jetzt im öſtlichen Böhmen und in Schleſien. Wenigſtens glaubte man zu wiſſen, daß noch keiner von ihnen in Pilſen wäre.

Sie aufzuſuchen mußte Carretto zu Pferde ſteigen. Wenn Waldſtein wirklich auf ihn fahndete, ſo wurde die Expedition eine gefahrvolle. Aber die Hilfsmittel Carretto's waren doch auch nicht gering, weil ihm die Kräfte des Clerus zu Gebote ſtanden. An den Herzog von Friedland wurde ſo eben nach Pilſen ein Kapuziner-Pater Namens Quiroga geſendet. Er brachte vertrauliche Mittheilungen vom Kaiſer an den Herzog, und ſollte beobachten, ſollte berichten, namentlich auch an Carretto berichten über den Stand der Dinge in Pilſen. Wandernde Mönche lieferten überallhin ſichere Boten.

Carretto empfahl ihm beſonders den Kaplan Patrik Taafe, der neben Oberſt Butler zu finden ſei, und den Oberſt Butler ſelbſt. Adreßorte, namentlich in Klöſtern, wurden verabredet, und ſo brachen an einem klaren Decembermorgen beide Männer von Wien auf: der Pater auf einem Maulthiere ohne Begleitung, der Marcheſe im Geleite von drei Officieren und drei Wachtmeiſtern. Bis Stockerau ritten ſie neben einander. Dort bog der Pater weſtlich ab über Budweis nach Pilſen; der Marcheſe ritt nordwärts gegen Prag. In die Nähe von Prag wenigſtens wollte er ſich wagen, und dann einen Reiter hinein ſchicken, um bei Marradas, welcher gewiß in Prag war, Auskunft zu erhalten, ob Gallas wirklich in Schleſien und wo er in Schleſien ſtünde.

Der graue Wintertag dunkelte ſchon, als Carretto an die äußeren Feſtungswälle von Prag kam. Er wagte ſich nicht hinein. Tertſchka'ſche Regimenter, das wußte er, bildeten den Haupttheil der Beſatzung. Er ſendete alſo zwei ſeiner Officiere, und wartete außen. Einer der Officiere ſollte Beſcheid bringen, ob im nächſten Wachlokale Tertſchka'ſche Officiere wären, der andere Officier ſollte Don Marradas rufen.

Der erſte Officier brachte raſch Kunde, daß Leute vom Regimente des Generals Suys in der nächſten Wache lägen. Nun ritt der Marcheſe zwiſchen den Wällen hinein bis zum Wachthauſe, und wartete im Inneren deſſelben.

Es war allmählig ganz finſter geworden, und nach Verlauf einer Viertelſtunde kam Marradas ſelbſt mit dem zweiten Officier. Er geſtand offen, daß er's am hellen Tage nicht hätte wagen mögen. Die Stimmung unter den Officieren gegen den Marcheſe ſei eine ſehr böſe, und er möge ſo raſch und ſo vorſichtig als möglich Böhmen verlaſſen. In Schleſien — fuhr er fort — iſt es um einen Grad beſſer. Der Schafgotſch treibt es zwar auch dort ganz friedländiſch, ja noch ärger als der Friedland ſelbſt. Er läßt Leute wie den Oberſtlieutenant Freiberger in den Fürſtenthümern Troppau und Jägerndorf wirthſchaften, als ob der Kaiſer ſchon abgeſetzt, Friedland ſchon König von Böhmen wäre. Auf offenem Markte in Troppau hat dieſer Freiberger ſeinen Degen zerbrochen, weil dieſer Degen vom Kaiſer ſtamme, und alle Amtleute, welche ſich kaiſerlich geberden, läßt er in's Gefängniß werfen. Doch gilt dies Alles mehr vom ſüdlichen Schleſien, wo Ulrich Schafgotſch kommandirt. Im nördlichen Schleſien iſt's beſſer. Colloredo hält da die Truppen noch in Ordnung. Gallas und Piccolomini ſind ebenfalls ſeit einigen Tagen dort. Sie haben eine Zuſammenkunft in Groß-Glogau vor. Dort werdet Ihr alle drei noch treffen, wenn Ihr eilt.

— Und was wißt Ihr hier in Prag Näheres über Pilſen und des Friedländers Abſichten? fragte Carretto.

— Nichts Gewiſſes; aber Bedrohliches aller Art. Der „Convent“ ſoll erſt ſo vollzählig wie möglich werden, dann — heißt es — werde der Friedländer die Parole ausgeben.

— Und die wird heißen?

— Der Kaiſer verrathe das Heer; er zahle nicht, er laſſe es verhungern, er wolle den Feldherrn abſetzen, und lauter ſpaniſche Führer einſetzen. Deshalb müſſe das Heer ſelbſt ſich ſicher ſtellen. Auf dem weißen Berge bei Prag ſolle es ſich ſammeln, Friedland zum Könige von Böhmen ausrufen, und gegen Wien marſchiren.

— Und der Herzog ſelbſt?

— Ich weiß nichts von ihm. Der Kynsky iſt offen bei ihm, der Raſchin und der Sachſen-Lauenburger Herzog. Der Verkehr mit den Ketzern ſcheint trotz Steinau neu angeknüpft. Illow und Tertſchka haben, wie's ſcheint, unumſchränkte

Vollmacht, ſie kommandiren über das ganze Heer, es regnet Ordres über Ordres.

— Von Zierotin Jaremir iſt Euch nichts zu Ohren gekommen?

— Doch, doch! — ſprach Marradas leiſer, obwohl Niemand weiter in der Wachtſtube war — er iſt hier in Prag verborgen bei den Jeſuiten: Ich habe ihn geſtern geſprochen. Er ſagte mir, daß Medardo's Bemühungen den beſten Fortgang nähmen in Betreff Kynskys: binnen acht Tage hoffte er die erwünſchte Sendung Kynskyſcher Papiere nach Wien leiſten zu können.

— Das gebe Gott! Ohne dieſen Nachweis iſt der Kaiſer nicht in Bewegung zu ſetzen für einen durchgreifenden Befehl.

Der wachthabende Officier trat jetzt in die Stube — die beiden Generale ſchloſſen ihr Geſpräch und gingen in's Freie hinaus, raſch von einander Abſchied nehmend. Marradas in tief melancholiſcher Stimmung. Er meinte, nicht abſehn zu können, wie die furchtbar hereinbrechende Verwirrung zu überſtehn wäre.

Carretto zeigte ſich weniger niedergeſchlagen, und ſprach ihm einige Troſtesworte zu. Aber auch ihm war ſchwer zu Muthe, und er ritt ſorgenvoll in die Nacht hinaus. Sein Ziel war Groß-Glogau in Niederſchleſien.

Der Marcheſe war von dem Gedanken gepeitſcht, daß raſches Handeln unerläßlich wäre. Er war alſo, ſo weit es die Kraft der Pferde nur irgend erlaubte, Tag und Nacht geritten. Zwei ſeiner Begleiter hatten zurück bleiben müſſen, weil ihre Pferde zuſammenbrachen. Er ſelbſt kam am zweiten Morgen hinter Liegnitz an jenen meilenbreiten Waldgürtel, welcher die nördliche Spitze Niederſchleſiens gegen Süden und Weſten einrahmt. Von Görlitz an über Haynau und Lüben zieht ſich jetzt noch meilenbreiter Föhrenwald gegen die Oder hin. Damals in noch größerer Enge und Dichte als jetzt. Durch dieſen Gürtel mußten die erſchöpften Reiter hindurch, um das offene Land von Glogau, Sprottau und Sagan, um dies Fürſtenthum zu erreichen, welches zum Eigenthume des Friedländers gehörte, und welches jetzt die Stätte abgeben ſollte zur militairiſchen Konſpiration gegen ihn.

Der Schutz des Kiefernwaldes war ihnen willkommen gegen rauhen Winterwind, welcher Schneeflocken durch die Luft trieb. Der Wind hatte ſie indeſſen munter erhalten; jetzt in der Waldesſtille ſank eine Art von Halbſchlummer auf die Reiter. Der Boden war hier feſter von Froſt; ein Hauch von Schnee war liegen geblieben, die matten Pferde hatten leichteren Tritt.

Die Augen waren dem Marcheſe halb zugeſunken, die ſchlaffe Hand überließ dem Roſſe die Zügel, ein ſchwankes Traumleben ſchwirrte durch die überreizten Nerven Carretto's. Da kam aus der Waldesferne ein Geſang an ſein Ohr. Langſam näherte er ſich. Es war eine Volksweiſe, wie man ſie in den öſterreichiſchen Alpen ſingt, halb ſehnſüchtig, halb lebensluſtig. — Sie trug nur dazu bei, den Marcheſe einzulullen. Er wachte nicht auf, ſelbſt als ſie ihm ganz nahe war, und man die Worte einer Tenorſtimme klar verſtehen konnte. Der Weg machte eine kleine Biegung, und ein junger Reitersmann war zehn Schritte vor dem Marcheſe. Der Geſang verſtummte, und volltönig ſchallte der Ausruf durch den Wald: „Der Marcheſe Carretto di Grana!“

Der Marcheſe riegelte die Augen auf: ſein Pferd gehorchte gern dem leichten Rucke am Zügel und ſtand ſtill. Er fand ſich nicht zurück in die Wirklichkeit, er meinte fortzuträumen, denn die Geſtalt vor ihm kam ja aus dem Bereich der Todten vor ſeinen Blick — es war die Geſtalt Leo's!

Sie näherte ſich, ſie war dicht bei ihm, ſie bot ihm die Hand!

Und es war der lebendige Leo Steinwald. Er kam geneſen vom Krankenlager in Steinau. Viele Wochen hatte es ihn gefeſſelt, in den erſten Tagen wie einen Sterbenden. Dann war das Peſtgift von der jugendlichen Natur beſiegt worden, und ein langwieriges Nervenfieber hatte das junge Leben tief umgewandelt und neu geboren. Der Arzt, welchen Waldſtein für ihn auserwählt, hatte ihn abgewartet wie ein Bruder, und hatte ihn nicht von dannen gelaſſen, bis der neue Menſch luft- und wetterfeſt geworden. Heiter und leicht wie ein Wiedergeborener kam er jetzt allein daher auf dem Wege nach Pilſen, und fragte den tiefbetroffenen

Marcheſe nach hundert Dingen, von denen keine Kunde in das abgelegene, von Soldaten längſt verlaſſene Städtchen Steinau gedrungen war.

Carretto antwortete ausweichend. Er war verſtört. Auch war ihm gar nichts daran gelegen, daß der junge Mann in Pilſen erzählen konnte, wo er dem von Waldſtein geächteten Carretto begegnet wäre. Wahrſcheinlich war auch Magna in Pilſen — er raffte ſich alſo endlich zuſammen, und rieth dem jungen Ritter dringend, wieder umzukehren, und nicht in den gefährlichen Wirrwarr hinein zu reiten, welcher jetzt Böhmen erfülle.

Leo lachte hell auf. Warum denn nicht?! — rief er — je bunter es zugeht, deſto willkommener iſt es mir, der ich mit ganz friſchen Kräften eintrete. Auch muß ich dem Herzoge danken für Geld und Arzt und Pflege, die er für mich zurückgelaſſen, und muß mich als Auferſtandenen zeigen. Man ſagt mir, daß ich für todt gegolten, und es iſt keine Nachricht von mir ausgegangen, ſeit der Herzog und das Heer fortgezogen ſind. Ich ſage Euch, Herr Marcheſe, es iſt ganz prächtig, wenn man ſo aus dem Grabe wieder auftauchen und vor ſeine Bekannten treten kann. Ich eile nach Pilſen. Dort ſoll der Herzog ſein, General-Lieutenant Gallas hat mir's geſagt, dem ich heute früh begegnet bin.

— Wo?

— Als ich aus Steinau ritt. Er war auf dem Wege nach Glogau. Ade! Ade! Auf Wiederſehn!

Verſtimmt ſetzte der Marcheſe ſeinen Weg fort. Solche

Begegnung war nicht eben ein glückverſprechend Zeichen! Nur daß er Gallas fände war erwünſcht.

Bei dunklem Abende kam er nach Glogau, und ritt durch die ganze Breite des eng zuſammen gebauten feſten Ortes nach der Oderbrücke hinab. Links von dieſer auf einer kleinen Erhöhung des Ufers liegt das Schloß. Waldſteinſche Amtleute bewohnten es. Mochten ſie auch davon wiſſen, daß ihr Herzog auf den Marcheſe fahndete, vielleicht kannten ſie ihn nicht perſönlich, und jedenfalls waren ſie unmächtig gegen Soldatenmacht. Hier in dieſen Gegenden kommandirte aber Colloredo, ein gut kaiſerlich geſinnter General.

Es zeigte ſich auch gar keine Schwierigkeit. Im Gegentheile verkündete ihm der Schloßwart, daß die Herren Generale Gallas, Piccolomini und Colloredo eben im großen Rathszimmer beiſammen wären.

Seine geſunkenen Kräfte hoben ſich. Er ging hinauf, er trat in das kerzenhelle Rathszimmer, in welchem die drei Generale auf und nieder ſchritten.

Mit einem einſtimmigen Schrei wurde er begrüßt. Es war ein Schrei der Befriedigung. Von Wien, vom Kaiſer Nachricht und Kundgebung zu erhalten war ihnen allen tiefes Bedürfniß. Am meiſten dem Gallas. Er wußte ſich in der Gunſt bei Hofe, er wußte ſich in hoher Gunſt Waldſteins. Dieſer hatte ihn zum General-Lieutenant gemacht. Das war damals die höchſte Stelle nach dem Generaliſſimus.

Piccolomini war in ähnlicher Lage. Seit der Schlacht bei Lützen wurde er von Waldſtein ungemein begünſtigt und mit großem Vertrauen behandelt.

Colleredo war am Freieſten. Er hielt ſtreng und fraglos zum Kaiſer. Um ſo mehr lag ihm daran, in dieſem kritiſchen Momente zu erfahren: wie man in Wien die Lage anſähe, und was man verſchriebe.

Um das Durcheinanderſprechen zu vermeiden hatte man ſich um einen runden Tiſch geſetzt, und Carretto aufgefordert, zuerſt zu reden. Vor allen Dingen — hatte Gallas gerufen — wie weit iſt der Kaiſer aufgeklärt, wie weit iſt er entſchloſſen?

— Der Kaiſer — ſprach Carretto — beginnt zu ahnen, daß Krone und Reich auf dem Spiele ſtehn könne, wenn die ihm mitgetheilten Nachrichten über Waldſtein richtig ſind. Aber er bezweifelt noch dieſe Richtigkeit. Darin indeß iſt kurz vor meiner Abreiſe ein wichtiger Schritt geſchehn. Ein neuer ſpaniſcher Geſandter iſt angekommen, Graf Onnate, iſt mit dem Auftrage angekommen —: den Marquis Caſtanneda zu verläugnen.

— Wie?

— Zu verläugnen. Waldſtein iſt auch in Madrid ſo gut bedient, daß der König von Spanien ihn für verleumdet hält. Nun legte Caſtanneda, nun legten wir dem Grafen Onnate alle Anzeichen, alle Beweiſe vor, und binnen drei Tagen war Onnate auf unſrer Seite. Er verlangte Audienz beim Kaiſer, er theilte ihm Alles mit was er erfahren, und drang auf ſofortige Abſetzung Waldſteins. — Der Kaiſer war höchlich betroffen. Ihr wißt, daß die ſpaniſche Anſchauung der Dinge ihm ſtets von entſcheidender Wichtigkeit iſt. Am andern Morgen berief er den geheimen Rath zuſammen. Onnate trug vor, und fand ſelbſt bei den Anhängern Waldſteins nur noch ſchwachen Widerſpruch. Es wurde beſchloſſen, nach Kräften Vorkehrungen zu treffen, Mit dieſen Vorkehrungen bin ich beauftragt, und an Euch, Ihr Herrn, geht mein Auftrag. Aldringer, Marradas, Suys werden gleichzeitig in Pflicht genommen, Euch Generallieutenant Gallas wird die Oberleitung übertragen.

Gallas machte eine Bewegung mit der Hand, und ſagte nach einer Pauſe langſam: — Das heißt das Herz einſetzen und den Kopf dazu. Unſereiner ſteht doch am Ende den Soldaten näher als den Hofleuten. Und was hat man davon, wenn man Herz und Kopf eingeſetzt, und das mörderiſch Schwere unternommen hat?!

— Die Belohnung, welche ſolche Rettung von Kaiſer und Reich verdient!

— Die Belohnung! — Ihr ſagt ja ſelbſt, daß der Kaiſer noch nicht zum Aeußerſten entſchloſſen iſt. Wie ſoll denn der Herzog abgeſetzt werden ohne das Aeußerſte! Mord und Todtſchlag in grimmigſter Weiſe iſt dazu nöthig.

— Ich ſetze hinzu — fuhr Carretto fort — daß Alles vorbereitet iſt, binnen acht oder vierzehn Tagen dem Kaiſer Dokumente vorzulegen, welche ſeinen letzten Zweifel gründlich zerſtreuen, Dokumente von Waldſteins verrätheriſcher Unterhandlung mit den Franzoſen. — Dann wird er das Aeußerſte gut heißen, ja befehlen.

— Wir können aber nicht mehr acht oder gar vierzehn Tage warten — rief Piccolomini, deſſen junge Manneskraft raſches Handeln verlangte — binnen vierzehn Tagen hat er alle Truppen an ſich gezogen, und wir behalten nichts mehr in der Hand als einzelne Compagnien. Ich ſelbſt habe geſtern Befehl von ihm erhalten, nach Pilſen zu kommen. Ich werde hingehn, und werd' ihn offen fragen: wie weit er vorgehn will? Iſt's wirklich vollſtändige Rebellion, was bleibt uns dann übrig, wenn wir nichts vorbereitet haben? Amazzare! Amazzare! weiter nichts!

— Ganz recht! — ſchrie Colloredo und ſprang auf — man muß ihn erwürgen.

Gallas ließ ſich nicht aus der Ruhe bringen, und ſagte trocken: Auch ich habe heute Morgen Befehl vom Herzoge erhalten, mich unverzüglich in Pilſen einzuſtellen. Bleib ich aus, ſo merkt er Unrath, und ſchickt einen Befehlshaber an meine Truppen. Dann hab' ich gar nichts in der Hand. Und ſo wird's verlaufen. Denn mein Schwager Aldringer, der gewiß auch zu ihm berufen iſt, wird nicht kommen — ich kenne ihn! und Eins wird auf's Andere wirken: wenn wir Beide ausbleiben, dann iſt er auf dem Klaren mit uns, und ſetzt uns Beide ab. Alſo —

— Alſo?

Gallas ſtieß einen italieniſchen Fluch aus, erhob ſich vom Seſſel, und ſchritt ſchweren Tritts in das Zimmer nach dem Fenſter zu. Carretto folgte ihm, und redete leiſe in ihn hinein.

Nach einigen Minuten kam er langſam zum Tiſche zurück.

— Nun? riefen Piccolomini und Colloredo.

— Wenn wir da zu einem guten Ende kommen, dann muß man uns zu Fürſten machen; denn alle Heiligen müſſen für uns ſtreiten. Das Beſte wäre, den Herzog hinzuhalten, in die Verzögerung zu ſchleppen —

— Das Allerbeſte — rief Piccolomini — dergleichen Felonie reibt ſich von ſelber auf, wenn ſie in's Stocken kommt und nicht wie ein Pulverfaß explodirt. Und zum Verſchleppen iſt der Herzog immer geneigt.

— Gehen wir alſo reſolut zu ihm, Piccolomini — ſagte Gallas — jeder auf ſeinem eigenen Wege. Organiſiren wir uns aber — jeder auf ſeinem Wege — die Schlachtordnung für den Nothfall. Prag, Tabor, Budweis, Linz müſſen unſre Operationspunkte werden. Suys nach Prag. Der iſt geſchickt im Reden und Verſprechen. Piccolomini nach Tabor und Budweis, ich nach Linz, Aldringer am Walde hin nach Paſſau zu. Suys muß die Regimenter in Prag gewinnen; wir ziehn im Süden von Truppen an uns was nur zu haben iſt; Colloredo ſetzt in Mittel- und Oberſchleſien dem Schafgotſch die Daumſchrauben an, daß er nichts unternehme, und wenn's ſo weit kommt, was Gott verhüte! denn das Netz hat hundert Löcher, ſo drücken wir im Bogen nach Pilſen hinab. Aber der Kaiſer muß das Beſte thun. Zunächſt brauchen wir Geld. Daß der Sold fehlt, iſt des Herzogs Henkel am Topfe. Kriegen wir dieſen Henkel nicht in die Hand, dann lohnt's den Verſuch gar nicht, denn alsdann iſt Alles eitel, und wir tragen nur unſre Köpfe ohne Rumpf nach Pilſen. Alſo Geld, viel Geld, Herr Marcheſe! Und endlich ein Manifeſt des Kaiſers, das Hand und Fuß hat —

— Todt oder lebendig muß der Verräther uns überantwortet werden! rief Piccolomini.

— Meine Herrn! ich kehre eiligſt nach Wien zurück, und beſorge Alles nach Linz — ſagte Carretto.

— Beſonders und ſogleich das Geld! — ſagte Gallas — kein Geld, keine Soldaten! Der Herzog hat Beides. Und noch Eins, Herr Marcheſe! 's iſt gut, wenn Ihr ſogleich geht, und für dieſe Nacht Herberge in der Stadt ſucht. Ich werd' Euch heftige Worte nachrufen über die Stiege hinunter. Die Beamten hier im Hauſe mögen denken, daß wir Euch fortgejagt. Es ſind überall deren vorhanden, welche dem Friedländer Berichte zukommen laſſen. Wenn er aber erfährt, daß wir mit Euch freundſchaftlich zuſammen geweſen, ſo ſind wir ſelbſt verdächtigt. Das vertragen wir nicht in Pilſen; er wird kitzlich genug ſein.

Carretto reichte Jedem lächelnd die Hand, und ging. Gallas ſchalt hinter ihm her, daß es weithin durch das Glogauer Schloß lärmte.

Unterdeß ritt Leo über die niedere Einſattelung zwiſchen dem Kamme des Rieſengebirges und dem Iſerkamm nach Böhmen hinüber. Er brauchte auf dieſem Wege gerade aus nach Pilſen nicht nothwendiger Weiſe Prag zu berühren. Aber er that es. Seit ſeiner Erkrankung ohne jegliche Nachricht meinte er vorausſetzen zu dürfen, daß Magna jetzt zur Winterszeit in Prag ſein würde, und der Gedanke an ſie, die Sehnſucht nach ihr erfüllte ſein verjüngtes Herzblut durch und durch.

So lenkte er denn ſein Roß nach Prag und in den Hof des Friedlandſchen Palais. Der Hausĥofmeiſter war erfreut, ihn zu ſehn. Denn er habe für todt gegolten. Seine Durchlaucht der Herzog habe ſich beim Durchmarſch des Heeres in Prag nicht aufgehalten. Reſtel ſei traurig und ſchweigſam geweſen, und es gehe überhaupt ſeit der Winterszeit geheimnißvoll und wunderlich zu. Eine Menge Möbel und Geſchirr ſei aus dem Palais nach Pilſen befohlen worden, Wein in außerordentlicher Menge. Es ſei ganz anders als ſonſt, und man wiſſe eigentlich nicht, was vorgehe. Die ganze Stadt aber erwarte die erſtaunlichſten Dinge, und Jedermann ſpreche davon, daß Seine Durchlaucht um Faſtnacht zu Prag einziehn werde als König von Böhmen. Wie ſchade, daß die alte Frau Gräfin von Tertſchka das nicht erleben geſollt!

So erfuhr Leo den Tod ſeiner treuen Gönnerin, der Gräfin Wanda. Von Magna wußte der Hausĥofmeiſter nichts Gewiſſes. Er vermuthete ſie in Pilſen; denn draußen in Zleb ſei es einſam und leer.

Hinauf denn an der Moldau in den Theil von Böhmen, welcher am Wenigſten bucklig! Es iſt ein faſt ebenes Land, in welchem Pilſen liegt.

An einem Vormittage, der helles Froſtwetter gebracht, ſah er den feſten Ort vor ſich, und ritt über die halb gefrorene Mies in das Innere. Dies trat ihm ſo belebt entgegen, als käme er in eine große Hauptſtadt. Die ganze höhere Welt eines Heeres hatte ſich hier eingefunden, immer der dritte Menſch war ein Officier.

Durch die Prager Gaſſe kam er auf den Markt. In der Mitte desſelben ſteht eine Kirche. Zahlreiche Gruppen von Officieren waren rechts von der Kirche zu ſehn. Leo hielt ſtill am Eintritt der Prager Gaſſe in den Markt; er wollte fragen. Es fand ſich auch gleich ein Wachtmeiſter, der ihn unterrichtete. Dort drüben, ſagte er, der Kirche gegenüber wo ſo viel Officiere ſtehn, dort iſt das Rathhaus, und da wird „Convent“ gehalten. Das ſtattliche Haus daneben heißt „die Roſe“. Da wohnt General Tertſchka, bei welchem alle Tage offne Tafel iſt. Schrägüber, hinter der Kirche von hier das iſt das deutſche Herrenhaus. Das bewohnt Feldmarſchall Ilow —

— Und der Herzog?

— Gleich hier zur Rechten in der Sachſen-Gaſſe. Er hat eine ganze Reihe von Häuſern in Beſchlag genommen. Innen ſind Thüren durchgebrochen worden, und ſo iſt eine geräumige, lange Wohnung entſtanden.

Dorthin wendete ſich nun Leo. Es war gegen Mittag, und Sonnenblicke leuchteten aus dem grauen Himmel herab. — Die Straße war mit Stroh belegt und auffallend ſtill neben dem lauten Treiben des Marktplatzes. Iſt er krank, der Herzog? dachte Leo — aber er verlangt ja immer Stille um ſich her!

Vor der größten Hausthür ſtanden Wachen. Dort hielt Leo ſtill. Er war noch im Abſteigen begriffen, da hörte er Niemanns Stimme, die ihn herzlich begrüßte, und ebenfalls wie einen Auferſtandenen begrüßte. Es ergab ſich, daß in dem anſtrengenden Kriegstreiben ſeit dem Abzuge von Steinau, und in der furchtbaren politiſchen Spannung, die nachher eingetreten, gar nichts mehr über Leo verlautet, und ſich der Gedanke eingeniſtet hatte: er ſei wirklich der Peſt erlegen. Abrufung durch den Tod war indeſſen etwas ſo Alltägliches in dieſen Kreiſen, daß die Wiedererſcheinung eines Todtgeglaubten leicht hingenommen wurde.

Niemann führte ihn nach ſeinem Kanzleizimmer unter dem Bedeuten: den Herzog könne er in der nächſten Stunde doch nicht ſprechen, denn eine der vielen Deputationen ſei im Anmarſche. Der Herzog empfange ſie im Bett —

— Iſt er krank?

— Ja. Die Gicht iſt ärger als je. Leider! Jetzt brauchten wir den Herzog doppelt friſch. Es geht endlich los, junger Herr, und aus dem Ganzen!

Niemann ſelbſt war doppelt friſch wie er den Herzog wünſchte. Die gedrungene Geſtalt des proteſtantiſchen Niederdeutſchen ſprühte von Leben, als er Leo den Stand der Dinge auseinanderſetzte. Der Herzog könne jetzt nicht mehr zurück — war der Inhalt — Ilow und Tertſchka riſſen ihn fort. Auf der einen Seite mit der Convents-Wirthſchaft der Officiere, auf der andern Seite dadurch, daß ſie ſich der Unterhandlung mit den Proteſtanten bemächtigt hätten. Nur ſo — fuhr er fort — iſt es möglich geworden, daß die Sachſen und Schweden Steinau hintergeſchluckt haben. Ilow ſpricht geradaus, offen und praktiſch zum Herzog Bernhard drüben hinter dem Walde, und von Heerſäulen, die zuſammentreffen ſollen von hüben und drüben iſt die Rede, nicht mehr von abgezirkelten ſchriftlichen Punktationen. Der Lauenburger Herzog vermittelt das ſix und flink. Kynsky aber beſorgt Sachſen; Arnimb rückt ſchon über Zwickau herab an die böhmiſche Grenze, in acht bis vierzehn Tagen ſind von Weſten und von Norden die proteſtantiſchen Heertheile mit uns vereinigt, und dann geht's heidi mit der ſpaniſchen Pfaffenherrlichkeit in Wien.

Und nun brach er in eine Fluth von Schimpfreden aus gegen die kaiſerliche Wirthſchaft. Leo hörte mit Staunen zu. So hatte Riemann früher nie geſprochen — es war eine große Veränderung vorgegangen in des Herzogs Nähe. Die ſcharfe Sprache Ilows, der rohe Ton Tertſchka's war eingeriſſen.

Leo fragte nach Sparr. — Brav! brav! der alte Herr iſt jung geworden, ſeit es vorwärts geht. Den Hund Carretto, den wälſchen, welcher den Herzog heimtückiſch verrathen, den hat er endlich aufgegeben. Nichts mehr von Verheirathung der Magna an ihn. Sie iſt hier, oben bei der jungen Gräfin Tertſchka. Die und die Gräfin Kynsky wohnen neben dem Herzoge oben auf der Seite nach dem Markte zu — ſtill, da kommt die Deputation!

Sie beſtand aus wenigſtens zwanzig höheren Officieren, und dieſe gaben ſich — ein nicht unergötzlicher Anblick! — große Mühe, möglichſt geräuſchlos die Treppe hinauf zu kommen mit ihren ſchweren Stiefeln und großen Sporen.

— Was wollen ſie? fragte Leo.

— Den Herzog bitten, daß er ſein Entlaſſungsgeſuch zurück nehme, welches er durch den Pater Quiroga in Wien hat ankündigen laſſen — antwortete Niemann — eine Komödie des Herzogs, um die Officiere zu ſchrecken und in den Harniſch zu treiben. Wer ſoll denn ihre Schulden bezahlen und ihre rückſtändige Löhnung eintreiben, wenn nicht der Herzog! Folgen wir ihnen, um zu ſehen, wie geſpielt wird.

Es war eine ſehr kurze Scene. Als Niemann und Leo hinauf kamen, hörten ſie ſchon den Beſcheid, welchen Ilow heraus brachte aus dem Zimmer des Herzogs: der Herzog wolle nichts mehr zu thun haben mit dem Oberbefehle; man bringe ihn um ſeinen Kredit! — Trotz allen Reſpettes erhob ſich ein ſtörend lautes Gemurmel, und Ilow mußte zuſetzen: mit einem Streich fiele kein Baum; man müßte warten und ſeinerſeits auch etwas thun, und zwar etwas Nachdrückliches. Darüber möchten ſie ſich berathen. Morgen Mittag werde er — der Ilow — auf's Rathhaus kommen, und ihre Willensmeinung anhören.

So zog die Deputation wieder ab, jetzt mit etwas ſtärkerem Gepolter und Geklirr als ſie gekommen war. Ilow begleitete ſie hinab, und redete noch lebhaft in ſie hinein.

Leo wollte nun durchaus zum Herzoge, und fragte nach Roſtok. Er kam eben vom Herzoge heraus. Faſt hätte er laut aufgeſchrien beim Anblicke Leo's. Auch für ihn war er todt geweſen; der Herzog hatte ſeit dem Tage von Steinau Leo's mit keiner Sylbe erwähnt. Ob der Herzog auch ſelbſt gar keine Nachricht von Leo's Schickſale erhalten, wußte Roſtok nicht.

Roſtok rieth nicht dazu, Leo jetzt hinein zu führen. Die

Krankheit ſei diesmal von einer erſchrecklichen Grimmigkeit, und der „Herr“ leide unſägliche Schmerzen. Ein Winter mit ſolchem „Schlackerwetter“ ſei ja auch noch nicht dageweſen.

Ueberhaupt war Roſtok tief herabgeſtimmt, und geſtand Leo, als Niemann fortgegangen, daß er vom jetzigen Laufe der Dinge nichts Gutes erwartete. Der Ausbruch und Losbruch — ſagte er, indem er ſich mit Leo in einen Winkel ſetzte — trifft den „Herrn“ in zu ſchlechter Verfaſſung. Mir kommt manchmal vor, als könnt' er nicht mehr lange leben. So viel wie jetzt hat auch der Zenno noch gar nicht zu thun gehabt. Alle Abende und alle Abende wird Horoskop geſtellt, und ich weiß aus Erfahrung, daß der „Herr“ immer dann am Miſerabelſten iſt, wenn der Zenno immerfort prophezeihen muß. Abends iſt ihm übrigens immer noch am Leichteſten — ſobald es dunkel wird, kommt nur, dann werd ich Euch hineinführen. Bis dahin —

Die Glocke im Zimmer des Herzogs läutete. Roſtok ſchob eiligſt hinein.

Leo, friſch und lebensvoll wie er jetzt war, wollte ſeinem Herzen keinen längeren Zwang anthun, er wollte Magna ſehn, er wollte ſie direkt aufſuchen.

Er trat in den Vorſaal hinaus. Niemanns Andeutung hatte er ſich wohl eingeprägt: nach dem Markte zu wohnten die Damen Tertſchka und Kynsky, bei denen Magna untergebracht war.

Das Haus, welches der Herzog bewohnte, war das ſtattlichſte in der Sachſengaſſe. Die anſtoßenden waren geringer.

Es führten alſo gleich Stufen hinab in den erſten Stock des Nachbarhauſes, zu welchen man im Stiegenraume eine Thür durchgebrochen hatte, denn das anſtoßende Haus war niedriger. Auch war dieſer Verbindungsgang dunkel, und mußte durch kleine Oellampen beleuchtet werden. Beim matten Schimmer dieſer Lampen ſchritt Leo ſo leiſe wie möglich dahin, auf irgend ein dienendes Geſchöpf hoffend, welchem er begegnen und welchem er die Frage anvertrauen könnte: wo Fräulein von Sparr zu finden wäre?

Er war ſchon an mehreren Thüren vorüber, er hatte ſchon ein zweites Stiegenhaus durchſchritten, und war ſchon in einen zweiten mit Lampen beleuchteten Gang eingetreten, und war Niemand begegnet. Es war die Zeit nach dem Mittageſſen, und die Diener mochten nach abgemachter Herrſchaftstafel an ihrer Mahlzeit ſitzen. Was thun? An die nächſte Thür klopfen, vor welcher er ſtand? Das war doch wohl zu dreiſt. Nummer fünf ſtand angeſchrieben an dieſer Thür. Soldatiſch wie im Lager war auch hier Alles numerirt. Da hörte er Geräuſch auf der Stiege, an welcher er vorüber gekommen; er eilte zurück. Ein Diener ſtieg da die Treppe herauf mit einem zierlichen gläſernen Kruge voll Bier. Das Pilſener Bier war ſchon damals berühmt. Dieſen fragte Leo kurzweg: in welcher Nummer Fräulein von Sparr wohne?

— Nummer Fünf!

Das Schickſal hatte dich alſo an die rechte Pforte geführt, dachte er, und ging entſchloſſen wieder zu Nummer

Fünf, und klopfte an. Niemand rief „herein!“ Er öffnete dennoch. Das Zimmer war leer.

Stillſtehend und glücklich betrachtete er Alles, was das Zimmer anfüllte. Es gehörte ja zu ihr, ſie berührte es wohl täglich, ſie verkehrte mit all dieſen Gegenſtänden — ein Hündchen bellte plötzlich im Nebenzimmer. Das iſt „Irma“, das kleine ſpaniſche Hündchen, welches er ihr vor anderthalb Jahren in Zleb geſchenkt! — Die Nebenthür ging auf, das Hündchen fuhr auf ihn los, — auf der Schwelle ſtand in dunkler Kleidung Magna.

Sie ſchrie auf, und griff nach der Thürpfoſte, um ſich zu halten. Was lag Alles in dieſem Schrei! Schreck, Freude, Unglaube..

Der Todtgeglaubte ſtand ja vor ihr! Und nicht als Schatten, nicht als Geiſt. Irma, welche ihn auf der Stelle erkannt, ſprang ja winſelnd und jauchzend an ihm in die Höhe.

Anfangs erbleichend war Magna jetzt purpurroth bei der unverkennbaren Deutlichkeit, daß Leo lebendig vor ihr ſtünde, wenn auch gleichſam vergeiſtigt. Denn aus dem Antlitze war die Wetterfarbe des Kriegsmanns gewichen, ſeine Haut war fein und roſig wie ſie den vom Typhus Geneſenen eigen iſt, ſein Haar war kürzer und viel zierlicher gekräuſelt als ſonſt — Leo! rang es ſich leiſe aus ihrer Bruſt.

— Leo friſch und geſund, mein liebes Fräulein! rief er, und ging zu ihr, ergriff ihre Hand, und küßte ſie.

Sie bebte wie ein Eſpenlaub, und er mußte ſie ſtützen, als ſie zu einem Seſſel ſchwankte. Wie bebte auch er von dieſer vollen Berührung, welche ihm ſo unerwartet beſchert wurde.

Er ſank vor ihr auf's Knie, und ſchüttete mit einer unwiderſtehlichen Wärme und Ehrlichkeit ſein Herz vor ihr aus. Es war ein Geſtändniß der Liebe, wie es ein felſenhartes Gemüth hätte erweichen müſſen, und Magna auf das Innigſte rührte, beglückte, erſchütterte —

Aber die Feſtigkeit ihres Charakters wich auch in dieſer ſturmbewegten Stimmung nicht von ihr. Sie antwortete ſanft und gut, aber ſie antwortete ablehnend. Ihr habt — ſagte ſie mit faſt erſtickter Stimme, von Thränen erſtickt — Ihr habt, lieber Leo, unſer Glück zerſtört, leichthin zerſtört durch Eure — Hingabe an jene — Perſon —

— Nie, niemals, liebe Magna! Was Ihr damals geſehn, war Zufall. Die arme Perſon, welche jetzt im Grabe liegt, hatte ſich uns aufgedrängt. Ich war fortgeritten ohne an ſie zu denken, ſie kam vom Grabe ihrer Mutter; ſie hatte eine wunderliche Anhänglichkeit an mich, die ich aus äußerlicher Galanterie nicht ſo ſtreng zurückweiſen mochte, wie ich's vielleicht hätte thun ſollen, fragt Starſchädel, der neben mir war! Mein Herz ſehnte ſich nach Dir, Magna, voll und ganz, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt!

Magna lächelte. Sie lächelte ſchmerzlich. Sie hätte es ſo gern geglaubt, aber ſie glaubte es nicht ganz; und ſie konnte den Stachel nicht los werden, der in ihr haftete.

Da klopfte es an die Thür. Leo ſprang auf — ein Diener trat ein, und meldete, daß eine Frau in tiefer Trauer nach dem Fräulein von Sparr frage.

Magna ſah verwundert auf. Der Diener ſetzte hinzu: auf nähere Zufrage habe die Frau erklärt, ſie ſei aus Kärnthen und Fräulein Magna kenne ſie.

— Eure Mutter! rief Magna unwillkürlich.

— Meine Mutter?! Wie käme die — ?

— Ich habe ihr — man hat ihr geſchrieben, daß ihr Sohn des Todes verblichen, und daß man — daß man zu Troſt und Stütze für ſie bereit ſei, wenn ſie —

— Magna! Das iſt ja ein Zeichen, welches Euer Herz ſo wunderbar enthüllt, daß ich niederknieen, und —

Magna ließ ihn nicht ausreden. Sie rief dem Diener zu: er möge die Frau ſogleich herauf geleiten!

Der Diener ging. Nun wendete ſie ſich zu Leo und ſagte: Tretet in's Nebenzimmer! Die Mutter glaubt Euch todt; ſie muß vorbereitet werden auf die erſchütternde Freude.

— Magna! Nun hilft kein Ablehnen, kein Läugnen mehr. Du haſt meine Mutter zu Dir gerufen nach meinem Tode. Das iſt ein ſo beſeligendes Zeichen Deiner Liebe, daß ich —

— Schont Eure Mutter und eilt hinweg! Ihr täuſcht Euch übrigens mit dieſem Zeichen. Ich bin nicht ſo ſtolz, um mein Inneres zu verläugnen. Ja, ich habe Euch geliebt damals als Eure Mutter nach Prag kam; ich habe ſie damals wie meine Mutter in mein Herz geſchloſſen. Dieſem liebevollen Verhältniſſe zu ihr bin ich treu geblieben, und werde ich treu bleiben. Daß Ihr ſelbſt ſpäter mir verloren gegangen, daran hatte Eure Mutter nicht den geringſten Antheil — hinweg! hinweg! Ich höre kommen.

Sie drängte Leo in's Nebenzimmer, und ſchloß die Thür. Eine Minute ſpäter trat Mutter Julia ein.

Sie weinte nicht; ſie ſchloß Magna ſchweigend in die Arme. Dann erſt ſagte ſie leiſe: Du haſt ihn geliebt, Du biſt mir Troſt und Erquickung.

— Ich hab' ihn geliebt — erwiderte eben ſo leiſe und unter hervor quellenden Thränen Magna. Man konnte den Worten anhören, daß es dieſem ſtarken Mädchen ſchmerzvoller Ernſt war mit dem Entſchluſſe, auf den untreu geweſenen Geliebten zu verzichten.

Mutter Julia wußte nichts von der Bedeutung des Wortes ich „ich hab“ ihn geliebt, ſie fuhr alſo unbeirrt fort: Ich komme, um Deinen und des Herzogs Beiſtand in Anſpruch zu nehmen. Wir wollen — die Mutter und ich wollen die ſterblichen Reſte unſers Sohnes bei uns haben an unſerm See. Nennt es eine Schwäche, ſie iſt natürlich. Beſonders in unſrer Einſamkeit. So bin ich denn auch auf dem Herwege in Bruck eingekehrt bei der Frau Herzogin Iſabella, und habe ſie um ein Schreiben an den Herzog gebeten, daß er mir behilflich ſei mit ſeinen großen Mitteln zu dem weiten Transporte des Sarges von Steinau in Schleſien bis Veldes an der krainiſchen Grenze. Die Frau Herzogin war wie ein Engel. Sie hat mir den Brief geſchrieben an ihren Gemahl — ich ſoll ihn ſelbſt überreichen. Das wird mir ſchwer, wollt Ihr die Freundlichkeit haben, ihn dem Herrn zu übergeben?

— Das iſt nicht mehr nöthig, liebe Mutter.

— Wie?!

Und nun verſuchte es Magna, das Mutterherz vorzubereiten. Dies Mutterherz war aber ein ſehr kräftiges Herz: die jähe Ueberraſchung flog ſpurlos über daſſelbe hin, als die Nachricht zögernd hervorquoll, Leo ſei nicht dem Tode erlegen. Ein Jubelſchrei der Mutter flog durch das Zimmer, und Leo widerſtand dieſem Jubelſchrei nicht, er rief im Nebenzimmer den Namen der Mutter, er riß die Thür auf — Mutter Julia beſtand auch dieſe Probe der höchſten Freude, ſie blieb ſtandhaft aufrecht, ſie konnte ſogar zwei Schritte gehn, Mutter und Sohn ſanken einander in die Arme, und erſt nach langer Umarmung flüſterte Julia: halt mich, Leo, mir ſchwindelt ein wenig — führ' mich zu einem Seſſel! —

Sie erholte ſich ſehr bald vollſtändig, und es entwickelte ſich nun in ihr eine Glückſeligkeit ohne Gleichen. In den rühreydſten Worten dankte ſie der gütigen Vorſehung für die wunderbare Wendung ihres Geſchickes. „In tiefer Trauer kam ich, und nun ſitze ich hier in ſeligſter Freude zwiſchen glücklichen Kindern!“

Dieſe Einbeziehung Magna's geſtattete ſich ihr natürlicher Sinn ohne Weiteres. Er wurde aber auch ſofort inne, daß Magna ſich leiſe abwehrend verhielt. Magna erinnerte nämlich haſtig daran, daß doch wohl der Brief von der Frau Herzogin Iſabella heute noch abgegeben werden müſſe an den Herzog, da er wahrſcheinlich nicht bloß die Angelegenheit Leos betreffen möchte. Die Frau Herzogin — ſetzte ſie hinzu — hat gewünſcht, daß Ihr ihn perſönlich dem Herzoge übergebt — war's nicht ſo?

— Ja — erwiderte zögernden Tones Mutter Julia, denn ſie erkannte aus der abſpringenden Bemerkung Magna's, daß hier eine Lücke klaffe — ja, die Frau Herzogin ſagte ſo. Aber nur darum, weil ſie meinen Sohn für todt hielt; jetzt iſt ja von keinem Sarge, von keinem Transport mehr die Rede, alſo auch nicht mehr von meiner Bitte um Beiſtand. Jetzt kann wohl Leo den Brief abgeben.

— Aber, Mutter — ſagte Leo — was iſt denn das mit Dir und dem Herzoge? Damals in Prag verſagteſt Du's, vor ihn zu treten, und jetzt wieder!

Roſtok überhob ſie der Antwort. Er trat ein, und berichtete: Der „Herr“ wolle Leo ſehn. Leo werde ſchon ſeit einer Viertelſtunde deshalb geſucht, und ſo eben erſt habe ein Diener mitgetheilt, daß er hier zu finden ſein würde.

Roſtok ſah traurig aus, und ſeine Stimme klang traurig. Er blickte auch nicht ſo eiferſüchtig wie ſonſt auf Magna, und zeigte eine melancholiſche Freude über die Ankunft der Mutter Julia.

Leo fragte nach dem Grunde ſeiner offenbaren Traurigkeit.

— 's iſt mein armer Herr — erwiderte er niedergeſchlagen — der mich traurig ſtimmt.

— Alle drei fragten erſchreckt. Leo mit dem Zuſatze, daß Gichtanfälle ja doch nichts Neues wären beim Herzoge.

— So waren ſie noch nie, junger Herr. Dieſe Schmerzen ſind ja nicht mehr auszuhalten. Kein Glied iſt mehr frei, und der Doctor fürchtet, jetzt greife die Gicht inwendig hinein. Das Schlimmſte iſt, daß der „Herr“ faſt gutmüthig wird. So geduldig und ſanft hab' ich ihn mein Lebtag nicht geſehn, und das erſchreckt mich am Meiſten. Sobald er nur hörte, daß Ihr da wäret, ſtöhnte er: „Er ſoll gleich zu mir kommen, gleich!“ Es freut mich ja, daß er Euch gern hat, aber 's iſt mir ſehr verdächtig, daß er ſo weich wird. Kommt nur!

Den ſtärkſten Eindruck ſchien dieſe Nachricht auf Mutter Julia zu machen. Sie nahm es dankbar nickend, aber ſchweigend an, daß Magna ihr ein kleines Zimmer zur Unterkunft einrichten laſſen wollte, und ſagte zu Leo: Eile, mein Sohn, eile, und erzähle mir ſpäter, wie Du ihn gefunden.

Leo ging. Der kurze Wintertag hatte ſich zeitig wieder in Wolken gehüllt, der Tagesſchein war ſchon erloſchen, als Leo in den Vorſaal des Herzogs trat. Drinnen im Zimmer des Herzogs war ſtrahlende Kerzenhelle. Es war volle Beleuchtung wie in ſeinem Prager Arbeitszimmer. Mitten im Zimmer ſtand ein großes Himmelbett, deſſen dunkelrothe Damaſtvorhänge zugezogen waren. Leo wurde an einen Sarkophag gemahnt, welcher eine vornehme Leiche bärge.

Roſtok trat an's Bett, lüftete ein wenig den Vorhang, und als ihm das offne Auge des Herrn entgegenſtarrte, alſo von keiner Sörung eines erwünſchten Schlummers die Rede ſein konnte, da flüſterte er: Leo iſt hier.

— Oeffne! ſagte ſchwach der Herzog, und wendete langſam, ſichtlich mit Schmerzen, das Haupt, um Leo's anſichtig zu werden.

Leo erſchrak. Verfallen, faſt einem Leichnam ähnlich erſchien ihm der Herzog. Auch das Auge, welches ihn ſuchte, war matt und gläſern.

— Komm her! — Ganz nahe. Und ſprich nicht zu laut! — Der Doctor in Steinau, der Dich behandelt, war klug?

— Ein ſehr weiſer Mann.

— Gewiß. Die Peſt vertreiben heißt was. — Laß ihn her rufen nach Pilſen. Ich will ihn beſchenken, und — ſprechen. Das Latein meines Arztes iſt am Ende; ich brauch' einen ehrlichen Blandini. Erzähle!

Leo erzählte, was ihm in Steinau, und ſeit ſeiner Abreiſe von dort begegnet war. Als er ſeines Zuſammentreffens mit Carretto im Lübener Walde erwähnte, unterbrach ihn Waldſtein —

— Der Schurke war auf dem Wege, Gallas und Piccolomini zu verführen. Der Kaſtellan in Glogau hat mir's ſoeben gemeldet. Aber Gallas hat ihn die Stiege hinunter geworfen. Erzähle weiter!

Leo war einen Augenblick unſchlüſſig, ob er ſein Verhältniß und ſein heutiges Zuſammentreffen mit Magna offen ausſprechen ſollte. Seine naive Natur drängte ihn dazu, und die ſo hilfloſe, ſo menſchliche Lage des Herzogs ließ ihn hoffen, er werde jetzt gerade für eine Herzensangelegenheit zugänglicher ſein. Er entſchloß ſich herzhaft: er erzählte dem Herzoge Alles.

— Kindiſcher Fant — und doch glücklich! Gott iſt groß; er hat tauſend Münzen, welche gelten. Jedenfalls müßt Ihr warten. Jetzt kommt keine Zeit zu Hochzeittänzen. Krepir' ich hier, ſo weiſt man Euch in die Wege des Mangels. Erhol' ich mich noch einmal, ſo giebt's Tänze mit eiſernem Fiedelbogen. Ich hoffe, Du wirſt zu brauchen ſein. Sprich weiter!

Nun kam die Ankunft der Mutter zur Sprache.

— Die wollte damals in Prag nichts von mir wiſſen. Warum denn nicht?

— Ich weiß es nicht. Jetzt bringt ſie einen Brief der Frau Herzogin Iſabella —

— Von meiner Frau? Lieſ' ihn!

— Die Frau Herzogin hat, glaub' ich befohlen, daß ihn meine Mutter Euch ſelbſt überreichen ſoll.

— So? Dann laß ſie rufen! — Warte! Noch Eins! Du biſt ganz geſund?

— Wie ein Fiſch im Waſſer.

— Ich kann Dich brauchen. Du ſollſt nach Sachſen hinüber reiten. Sogleich. Du biſt ja dem Starſchädel befreundet, und wirſt Einfluß auf ihn haben. Höre zu, und ſag's ihm wieder. Ich bin nicht erbaut von meinen Leuten, die jetzt mehr thun müſſen als ihnen zukommt, weil ich elend und gelähmt daliege. Der Terſchka treibt Alles plump, der Ilow roh und jäh, wenn auch ſchneidig. Alles Höhere und Feinere wird verdorben. Es fehlt mir ein politiſcher Mann mit großem Blick, ſo lange ich nicht ſelbſt Alles thun kann. Der Starſchädel wäre mir willkommen. Er hat immer Recht gehabt, auch gegen mich. Das laß' ich ihm ſagen. Ich bin jetzt zu vollen und ganzen Maßregeln bereit. Das ſoll er Arnimb mittheilen, und Arnimb ſoll an die Grenze rücken. Ich laſſe ihm alle Päſſe offen, namentlich Joachimsthal. Starſchädel ſoll ſpornſtreichs zu mir hierher kommen. Ich ließe ihn bitten. Jetzt ſei es Ernſt. Sie ſollten Steinau vergeſſen, das ſei ein Irrthum geweſen. Herzog Bernhard ſei durch Ilow unterrichtet, es bedürfe nur noch des kurfürſtlichen Heeres, und der richtig abgefaßten Manifeſte. Starſchädel ſollte ſie mit mir abfaſſen. Reite! Ueber Karlsbad, Neudeck, Eibenſtock, Schneeberg. Um Zwickau findeſt Du das ſächſiſche Heer. Reite! Heut iſt der zehnte Jänner; bis zum fünfzehnten, ſpäteſtens ſechzehnten könnt Ihr hier ſein. So lange warte ich. Länger werd' ich nicht können. Ich muß mit einem Manifeſte hervor treten, ſonſt kommt mir der Kaiſer zuvor. Er ſchreibt noch freundliche Briefe an mich. Aber ich weiß es beſſer. Onnate und Lamormain treiben ihn zu meiner offenen Abſetzung. Der muß mein Manifeſt vorausgehn; wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt. Und dazu brauch ich Starſchädel — reite!

Das letzte Wort war kaum noch verſtändlich. Die Schmerzen übermannten ihn; er ſtöhnte.

Roſtok eilte herbei; er kannte den Ton auch draußen im Vorzimmer.

Dieſe erhöhte ſchwere Krankheit war das größte Unglück Waldſteins. Er hatte ganz recht, daß jetzt Eile und entſchloſſenes Auftreten nöthig war. Aber warum ſie abhängig machen von der Ankunft eines Fremden wie Starſchädel?! Die körperliche Machtloſigkeit Waldſteins war einer der Gründe, die Gewohnheit des politiſchen Temporiſirens, welche Waldſtein nicht mehr los werden konnte, war der zweite Grund. Wenn man in Pilſen jetzt raſch vorwärts ging, ſo kamen die Gegner mit ihren Maßregeln zu ſpät, denn gerade dieſe Maßregeln brauchten Zeit.

Leo ſeinerſeits verſäumte nicht einen Augenblick. Er flog zu ſeiner Mutter, und theilte ihr mit, was der Herzog geſagt und befohlen. Magna's Vater, Sparr, war zugegen. Herzlich drückte ihm dieſer ſeine Freude aus, daß er gerettet und friſch ſei. Es leuchtete durch: der Vater Magna's werde Leo die Tochter nicht länger verſagen. Mit Carretto hatte er wie der Herzog für immer abgeſchloſſen. Sparr übernahm es ſogleich, für reichliche Pferde-Relais zu ſorgen bis an die ſächſiſche Grenze, und den Abſchied der jungen Leute nicht zu ſtören.

Mutter Julia war nicht von dieſer Aufmerkſamkeit. Sie ahnte, daß in Magna's Seele ein Hinderniß waltete, und daß es dieſer willkommen wäre, nicht allein zu ſein mit Leo. Außerdem war Mutter Julia betroffen davon, mit Waldſtein ſelbſt zuſammen zu kommen. Sie dachte daran, ihm den Brief zu ſenden, in der Stille Leo's Rückkehr abzuwarten, und dann unbemerkt vom Herzoge wieder heimzukehren.

Leo war heiter und vertrauend. Er war ſich keiner Untreue bewußt, es ſchien ihm zweifellos, daß Magna darüber zu beruhigen ſein werde. Sie hatte ja die Mutter zu ſich berufen! Konnte man tiefer bekunden, daß man dem Sohne mit ganzem Herzen angehöre?!

Darin irrte Leo. Magna war nachhaltiger als er ahnte. Sie war mild und freundlich beim Abſchiede, aber auch nur mild und freundlich.

Er ritt getroſt noch in der Nacht von dannen. Der Mond verdrängte die Wolken, und ſchien hell.

Der Winter begann in ſein gutes Recht zu treten, es wurde klar und kalt.

Das kam Waldſtein's Gicht zu ſtatten. Die Schmerzen ließen nach, er fand einigen Schlaf, und der folgende Tag ſah ihn aufgerichtet in ſeinem Bette.

Vielleicht war nun doch ein raſches Verfahren, wie es zum Gelingen für ihn nöthig war, ermöglicht.

Ilow und Tertſchka ließen es nicht mehr daran fehlen. Im Laufe des Vormittags erſchienen ſie von Neuem mit einer Deputation in ſeinem Vorzimmer.

Diesmal ließ er die Deputation eintreten. In weitem Halbkreiſe ſtanden die wetterbraunen, bärtigen Truppenführer um das Bett des Feldherrn. Mit einer weißſeidnen Jacke bekleidet ſaß er aufrecht hinter dem rothen Vorhange, und ſein wieder feſt gewordenes Auge blickte prüfend über ſie hin.

— Was bringt Ihr Herrn?

Ilow antwortete für ſie. Sie hätten gehört, von Wien aus ſeien unangemeſſene Forderungen eingegangen an den Herzog. An den ſpaniſchen Infanten, der in's Reich ziehen wolle, ſollten ſechstauſend Mann Kerntruppen abgegeben, und Regensburg ſollte abſolut in dieſer Winterzeit wiedererobert werden. Dazu kein Geld, kein Proviant. Jeder von ihnen ſähe ein, daß auf ſolche Weiſe das Heer zu

Grunde gerichtet, und Seine fürſtliche Gnaden auf den Gedanken gebracht werde, vom Oberbefehle abzutreten. Das Alles ſind Machinationen von Ausländern — ſchloß Ilow — und wir kommen bitten, daß ſich Eure Durchlaucht dadurch nicht beſtimmen laſſen möge zu einem unheilvollen Schritte. Die Konfuſion wird grenzenlos, wenn Durchlaucht die unbezahlte Armee verlaſſen.

Ein allgemeines Gemurmel der Zuſtimmung von ſämmtlichen Officieren folgte.

— Und doch wird's alſo geſchehn — ſprach der Herzog — ich hab es ſatt. Von Wien kommt nichts als leere Vertröſtung. Der Queſtenberg hat nichts Andres gebracht, der Pater Quiroga erſt recht nicht. Meinen Kredit will man untergraben durch leeres Hinhalten. Was zu des Heeres Nothdurft gehört, verweigert man hartnäckig, und dabei verlangt man das Verdächtigſte für den ſpaniſchen Infanten, das Unmögliche für den Bayer. Man haßt uns in Wien, und möchte uns insgeſammt am Liebſten die Hälſe brechen. Für achtundzwanzigjährige treue Dienſte hätte ich wahrhaftig Anderes verdient, als daß meine Ehre und mein Ruf auf's Spiel geſetzt werden. Ich hab' es ſatt. Ich trete zurück. Lieber todt, als auf dieſe Weiſe leben!

Die Officiere geriethen in lebhafte Bewegung.

— Ihr ſeht's ja auch — fuhr er fort — wie ich elend daliege. Ich muß an die Pflege meiner Geſundheit denken, ich hab ſie zugeſetzt in Kaiſers Dienſt. Behüt Euch Gott, ich kann's nicht mehr.

Damit zog er den Verhang zu, und die Officiere entfernten ſich beſtürzt.

Nur Ilow blieb an der Schwelle ſtehn. Er lächelte ſäuerlich, und kam nach kurzer Pauſe langſam zum Bette des Herzogs zurück.

— Alſo heut Nachmittag — ſagte er mit gedämpfter Stimme — laß ich ſie alle wieder aufs Rathhaus rufen. Jetzt ſind ſie windelweich. Der luſtige Krieg und die traurigen Schulden rumoren in ihnen. Der luſtige Krieg hört auf, wenn der Herzog von Friedland abtritt, und die Schulden bezahlt kein Menſch, wenn ſie der Herzog von Friedland nicht zahlt. Mit Eurer Erlaubniß ſag' ich ihnen alſo heut Nachmittag, daß Ihr nachgeben, daß Ihr bleiben wolltet an der Spitze der Armada, wenn ſie ihrerſeits ſich ebenfalls verpflichten wollten. Sie müßten mit Leib und Seele zu Euch halten, dürften nicht von Euch weichen, es möge geſchehn was da wolle. Darauf ſchreien ſie alle Ja, das weiß ich; aber das iſt nicht genug. Sie müſſen einen förmlichen Pakt unterſchreiben. Den leſ' ich ihnen vor, und damit gut. Das Unterſchreiben verſchieb ich, als käme nichts darauf an. Wir ſetzen uns zum Bankett, das der Tertſchka anrichtet. 's iſt auch Wein aus dem herzoglichen Keller gemaußt worden dazu mit Eurer Erlaubniß. Dann erſt, wenn ſie heiß ſind vom Weine, werden ihnen die Bogen vorgelegt, und die Federn in die Hand gedrückt — habt Ihr noch was zu bemerken, durchlauchtigſter Herr?

Der Herzog machte nur eine ablehnende Handbewegung. Ilow ging.

Als er ſchon faſt an der Thür war rief der Herzog: — He! — Ilow ſtand ſtill.

— Aldringer, Gallas, Piccolomini — iſt noch keiner da?

— Keiner. Ich rechne auch auf Keinen; ich traue Keinem.

— Thor! — Wenn Einer kommt, ihn alsbald zu mir ſchicken!' — Von der Fahndung auf den Marcheſe Carretto nichts eingegangen?

— Fehlgeſchlagen! In der Gegend von Glatz iſt ihm Freiberger hart an den Ferſen geweſen — entwiſcht auf Wien zu. Die Mönche bedienen ihn zu gut mit Botenpoſt. Schafgotſch und Freiberger hätten ihn in's Jenſeits expedirt, wenn ſie ſeiner habhaft geworden. Es weiß jetzt Jedermann, daß er mit dem neuen ſpaniſchen Geſandten Euer Hauptfeind geworden — wir haben's Eurer Durchlaucht immer geſagt.

— Damals war's falſch. Unſer ſpaniſcher Geſandter iſt auch noch in Pilſen?

— Don Navarro? Heut morgen hab' ich ihn noch geſehn, ſogar geſprochen. Er fragte nach dem „Convent“. Es wird ihm unheimlich. Ich höre, er hat Pferde beſtellt.

— Ich laß' ihn auf zwei Worte zu mir bitten! —

— Um Gottes Willen, Durchlaucht, nicht jetzt wieder Rückſchritte, Wir haben Eile!

— Du haſt Eile. Je nachdem Navarro in Wien berichtet, je nachdem entſchließen ſie ſich dort. Wenn wir ſie dort zögern machen, ſo gewinnen wir Vorſprung, ſo iſt dies Eile für uns. Schick mir Don Navarro!

Jlow ging verdrießlich. Und er hatte Recht. Waldſtein konnte nicht aus ſeinem diplomatiſchen Zauberkreiſe heraus. Dieſer ſpaniſche Staatsmann, welcher ihm zugetheilt war aus Courtoiſie des Königs von Spanien, und welcher ihm ſelbſt in's Feldlager folgte, war allerdings ein ſtandhafter Verehrer Waldſteins, und es war wohl zu erreichen, daß ihn der Herzog mit einigen geſchickten Klagen und Verſicherungen bis auf einen gewiſſen Grad bethören konnte. Aber was half das jetzt noch in Wien?! Was konnte es helfen, wenn er vom Convent auf dem Pilſener Rathhauſe doch erzählen mußte, wenn er nur von dem heutigen Nachmittag und Abende berichtete, der ja die blanke Soldaten-Verſchwörung zu Markte führte?!

Wirklich war es der entſcheidende Tag, dieſer zwölfte Januar 1634. Nachmittags klirrten die Officiere in großer Aufregung über den Pilſener Markt in's Rathhaus hinein, und die Scenen begannen da gerade ſo wie Jlow ſie dem Herzoge voraus geſchildert, ein Soldaten-Convent in bedenklichſter Form.

Selbſt die Einwohner von Pilſen witterten die Wichtigkeit. Trotz der Kälte fanden ſie ſich zahlreich auf dem Markte ein, und ſchauten zum Rathhauſe hinauf. Wachtmeiſter, Konſtabler und Gefreite, der kleine Adel im Heere, hatte ſich ebenfalls zahlreich eingefunden, und ſchritt hoffärtig hin und wieder. Der Bürger mußte empfinden, daß ſie die Gebieter der Erde wären, und daß ihre vornehmen Standesgenoſſen da oben die Welt in Fugen rückten, abſonderlich die unnütze Kanzleiwelt in Wien.

Da wurden die Lichter angezündet im Rathhausſaale. Ah! rief unten Alles, als ob damit ein beſonderer Abſchnitt erreicht wäre. Und eigentlich war's auch ſo, und das Marktpublikum konnte ſogleich die Beſtätigung mit Händen greifen. Aus der „Roſe“ nämlich, dem Quartiere Tertſchka's, begann eine Prozeſſion von Schüſſeln und Flaſchen und Weinfäſſern nach dem anſtoßenden Rathhauſe, daß den ausgeſaugten Pilſenern das Waſſer im Munde zuſammenlief, und ſelbſt mancher Wachtmeiſter verſicherte fluchend: es würde in der „Roſe“ ganz brauchbar gekocht, und was aus den Kellern der „Roſe“ käme, das ſei keine ſchlechte Blume.

Mit einem Male bildete ſich durch die Menge hindurch eine Gaſſe. Die Wachtmeiſter und Konſtabler gaben die Veranlaſſung dazu, indem ſie riefen: — Platz da! Platz da für General Piccolomini!

Es war Piccolomini, welcher leichten Schrittes die Gaſſe entlang in's Rathhaus hinein ging.

Er war vor einer Viertelſtunde angekommen, und bei Oberſt Diodati, der in der Prager Gaſſe am Thore wohnte, abgeſtiegen. Der Diener Diodati's hatte ihm gemeldet: ſein Herr Oberſt ſei beim Konvente auf dem Rathhauſe, wo heute ein großes Feſt begangen werde. Piccolomini hatte ſich friſchweg entſchloſſen, daran Theil zu nehmen.

Als er jetzt die Treppe hinauf ſtieg, empfand er wohl die natürliche Beſorgniß: er könnte in ſein Verderben hinein ſchreiten, denn von Ilow und Tertſchka, die hier regierten, hätte er ſich des Schlimmſten zu verſehn. Aber er war jung und muthig, er ſchritt vorwärts.

In den Saal tretend ſah er Ilow am gegenüber liegenden Ende des Raums auf einer Eſtrade ſtehn. Ein Tiſch mit Schreibzeug und brennenden Kerzen ſtand neben ihm. Alle übrigen Anweſenden, – wohl ein halbes Hundert an Zahl, ſtanden aufrecht und ſahen und hörten auf Ilow, kehrten alſo dem eintretenden Piccolomini den Rücken.

Ilow rief eben: die Erklärung, welche den Herrn zur Unterſchrift vorgelegt wird, lautet wie folgt. Und nun las er unter tiefem Stillſchweigen im Saale mit lauter Stimme von einem großen Papierbogen folgende Worte:

„Demnach der Herzog von Friedland wegen Kränkungen, Injurien, veranſtalteten Umtrieben und verweigerter Unterhaltung des Heeres zum Rücktritt von der Befehlshaberſtelle ſich entſchloſſen, hierdurch aber Ihrer Majeſtät Dienſt, das öffentliche Wohl und das Heer offenbar zu Grunde gehen müßten, auch die Unterzeichneten ihr Leben und Vermögen einzig im Vertrauen auf das fürſtliche Wort künftiger Belohnung eingeſetzt haben, ſie aber durch jenen Rücktritt deſſen beraubt, in das äußerſte Verderben geſtürzt würden, ſo wie die Queſtenbergſche Inſtruktion mit Bedenken vernommen hätten; einſehend daher, welche Noth, Elend und Ruin bei des Herzogs Rücktritt ihnen allen und ihren armen Soldaten über dem Kopf ſchweben würde, ließen ſie Seine fürſtlichen Gnaden flehentlich bitten, deren Beweggründen zum Rücktritt keine Folge zu geben, ohne ihr Vorwiſſen und Willen nicht von der Armada abzugehen; — wogegen ſie an Eidesſtatt verſprechen, treu zu Ihrer fürſtlichen Gnaden zu ſtehen, nicht von Ihr zu weichen, was zu

Ihrer und der Armada Conſervation dienlich zu befördern, hierfür ſelbſt den letzten Blutstropfen einzuſetzen, Jeden der dawider handeln wollte für einen Treuloſen und Ehrvergeſſenen anzuſehn, an deſſen Hab und Gütern, Leib und Leben Rache zu nehmen ſie ſich ſchuldig erachteten.“

— So lautet die Erklärung — fuhr Ilow fort, indem er den großen Papierbogen auf den Tiſch legte — wer dieſen ehrlichen Worten für unſern außerordentlichen Generaliſſimus beiſtimmt, der ſetze ſeinen Namen unter dieſe Schrift.

— Alle! Alle! ſchrieen im Chorus die Officiere.

— Es hat keine Eile — ſetzte Ilow hinzu, und ſtieg von der Eſtrade herab — erſt wollen wir eſſen und trinken. Jetzt haben wir noch zu eſſen und zu trinken.

Dennoch drängte ſich unter Hochrufen ſogleich eine Anzahl von Officieren zur Eſtrade hinauf, um ſofort zu unterſchreiben. Alle Uebrigen waren in Bewegung gerathen, und da nun auch die Diener eindrangen, um Tiſche und Seſſel zu richten für das Bankett, ſo gerieth Piccolomini ohne weiteres Aufſehn unter die lebhaft ſprechenden und geſtikulirenden Officiere und zu ſeinem Freunde und Landsmanne Diodati. Erſt allmählig wurde er bemerkt und begrüßt, durchſchnittlich mit Freuden begrüßt, denn er galt für einen tapfern und geſchickten General, für einen Günſtling des Herzogs und für einen vornehmen Herrn, welchen die Emporkömmlinge wohl leiden mochten wegen ſeiner leutſeligen Umgangsweiſe.

Man ſaß ſchon an den Tafeln, als Tertſchka ſeiner anſichtig wurde, und Ilow zurief: da ſei ja der Piccolomini.

Tertſchka, roh, aber nicht ohne Gutmüthigkeit, ging haſtig zu ihm, ſchlug ihn mit der Fauſt auf die Schulter und ſagte lachend: Na, das iſt geſcheidt, Piccolomini, daß Ihr Euch doch noch einſtellt! Jetzt gilt es Farbe bekennen, wenn man oben bleiben will. 's ſoll Euer Schade nicht ſein!

Ilow dagegen, welcher ebenfalls herangetreten, ſagte ſpitzig: Der Herzog hat ſchon lang auf Euch gewartet; Ihr ſollt gleich zu ihm kommen. Verſäumt Euch nur hier nicht unter geringeren Leuten!

— Nichts da, jetzt bleibt er hier! Der Herzog empfängt heut Abend nicht mehr! rief Tertſchka.

Ilow nahm Tertſchka unter den Arm, und führte ihn fort, indem er leiſe in ihn hinein ſprach, und winkte dann einem Diener. Dieſem ſchien er einen Auftrag zu geben, welcher Piccolomini betreffen mochte. Wenigſtens blickte er dabei nach Piccolomini zurück.

Das Bankett entwickelte ſich nun raſch in großer Lebhaftigkeit. Die ſchweren Weine, denen man des kalten Wetters halber eifrig zuſprach, entfeſſelten ihre lärmenden Geiſter, und nach Verlauf einer Stunde war es eine „volle Mette“, wie es der Herzog Heinrich Julius von Sachſen-Lauenburg, von Tiſch zu Tiſch ſchreitend, unter lautem Lachen nannte. Er hatte dabei ſeinen Degen gezogen, und fuchtelte mit dieſem in der Luft herum, ſo daß man links und rechts ſich eiligſt bücken mußte, um nicht verwundet zu werden. Wer nicht zu Friedland hält — rief er dabei — das iſt ein leichtfertiger ehrvergeſſener Schelm, und verdient erwürgt zu werden!“

— Bravo, ſchrie Tertſchka, der ebenfalls mit gezogenem Degen zwiſchen den Tiſchen einherſchritt — ich haue Jeden in Stücke, der gegen Friedland iſt.

So ſchrie er auch an dem Tiſche Piccolomini's, indem er den Degen gegen dieſen richtete. Piccolomini griff nach dem ſeinigen, fuhr in die Höhe und rief hitzig: Hei Verräther! Alle am Tiſche fuhren von ihren Sitzen auf; man ſtand unmittelbar vor einem blutigen Ausbruche. Diodati aber, der neben Piccolomini geſeſſen, hatte die Geiſtesgegenwart, eine helle Lache aufzuſchlagen, Piccolomini an beiden Händen zu faſſen, und ſingend mit ihm herum zu tanzen. Dabei wurden die Officiere am andern Tiſche geſtoßen und auch zum Aufſtehn genöthigt, und ohne Kenntniß der Veranlaſſung in lärmende, jubelnde Bewegung hineingeworfen. Ein allgemeiner Aufſtand erfolgte, und Tertſchka ſelbſt, welcher ſtarken Weines trunken war, verlor den Faden ſeines Zorns, und taumelte nach der andern Seite. Zudem ſchrie nun Jlow mit Stentorſtimme von der Eſtrade herab: Unterſchreiben! Jetzt unterſchreibt wer kein Hundsfott iſt!

Alle drängten nach der Eſtrade hin, und unterſchrieben. Diodati flüſterte Piccolomini zu: Unterſchreibt ebenfalls, ſonſt werden wir in Stücke gehaun.

Piccolomini ſchloß ſich lächelnd dem Zuge an, und als die Reihe an ihn kam, unterſchrieb er mit leichtem Federzuge. Jlow, welcher Poſto gefaßt am Tiſche, ſagte halblaut: Das war Dein Glück, Piccolomini!

Piccolomini's Lächeln blieb unverändert, und er erwiderte keine Sylbe. Im Hinabſchreiten aber begegnete er Jſolano, dem lüderlichen, wild tapfern Kroatenführer, der ebenfalls unterſchrieben hatte, und blieb einen Augenblick ſtehn. — Bin nit ſo dumm, Excellenza — flüſterte dieſer — wie ich ausſchau! Hab' juſt zu Peter Loſy da neben mir geſagt: Friedland geht damit um, König von Böhmen zu werden, und Andere zu großen Herren zu machen! — Und was hat Oberſt Loſy erwidert? fragte eben ſo leiſe Piccolomini. — Er hat den Kopf geſchüttelt, und hat geſagt: mit den Wölfen muß man heulen. — Ich wohne bei Diodati — ſetzte Piccolomini hinzu — und hoffe, die Herren morgen Abend zu ſehn.

Ohne Antwort abzuwarten ſchritt er zwiſchen den Tiſchen weiter. Es war kaum durchzukommen, denn das Tanzen hatte angeſteckt: einzelne Tiſche hatte man ſchon bei Seite geſchoben, oder umgeſtürzt, um Platz zu haben für Umarmen und klirrendes Herumtrampeln. Geſchrien, geſungen, gejohlt wurde dabei, daß man Reden kaum noch verſtehn konnte.

Piccolomini ſteuerte dem Ausgange zu, Diodati folgte ihm. Ihnen folgte aber auch der Diener, welchen Ilow vorhin geſprochen hatte.

Als ſie unten aus dem Rathhauſe traten, wurden ſie wiederum mit lärmendem Geſchrei der Zuſchauermaſſe empfangen. Aber die Zuſchauermaſſe wich dabei zurück. Aus den Fenſtern des Rathhauſes nämlich flogen Teller, Krüge, ja Seſſel auf den Markt herunter. Gilt das uns? fragte Piccolomini. — Schwerlich! Die Zerſtörungswuth des Rauſches macht ſich wohl geltend — antwortete Diodati, und führte ſeinen Gaſt raſchen Schrittes durch die Raum gebende Menge an der Kirche vorbei nach der Prager Gaſſe hinüber.

Die Hausthür des Bürgerhauſes, in welchem Diodati wohnte, wurde hinter ihnen geſchloſſen. Der Diener Ilow's blieb kurze Zeit vor der Thür ſtehn, und ging dann in die nahe Thorwache. Mit einem Mantel verſehn kam er bald zurück, und ſetzte ſich auf eine Steinbank der Diodati'ſchen Wohnung gegenüber.

Als Piccolomini mit ſeinem Wirthe die Treppe hinaufgeſtiegen war, trat ihnen Diodati's Diener entgegen, und meldete leiſe ſeinem Herrn etwas. — Nach fünf Minuten bring ihn zu uns! — ſagte Diodati laut, und führte Piccolomini in ſein Zimmer.

— Wer iſt's? fragte dieſer.

— Der Kaplan von Butlers Dragonerregimente.

In kurzen Worten tauſchten jetzt raſch die beiden Männer ihre Meinungen aus. Sie gehörten zu einander. Diodati war derſelbe gebildete Officier, welcher den ausführlichen Bericht über die Lützener Schlacht geſchrieben und damals zum Kaiſer gebracht hatte. Der Bericht galt für ein Meiſterſtück, und Diodati war vom Kaiſer ausgezeichnet worden. Er gehörte zur kaiſerlichen Partei, und wurde jetzt eiligſt von Piccolomini in Kenntniß geſetzt, was die kaiſerliche Partei vorhabe.

Piccolomini war kaum damit zu Ende, da trat eine lange magre Geſtalt ein in halb geiſtlicher Tracht. Es war ein knochiges, kantiges Geſicht mit dunklen Augen und dunklem, kurzem Haar.

— Patrik Taaffe, ein fromm irländiſch Blut — ſtellte Diodati vor, und ſetzte hinzu: Ihr könnt ganz offen ſprechen vor dem General!

Der Kaplan Patrik Taaffe erzählte in gebrochenem Deutſch, daß er mit dem Regimente aus Schleſien komme. In Teplitz hätten ſie Nachtquartier gemacht, und da hätte ſich in der Nacht der bekannte Medardo aus Wien bei ihm eingeſtellt mit der Anfrage, ob das Butlerſche Regiment nach Weſten reite. Ja, habe er geantwortet. Ob er, der Kaplan, eine Botſchaft übernehmen könne nach Pilſen an einen zuverläſſigen Oberſt oder General der kaiſerlichen Partei? — Ja, habe er geantwortet. An Oberſt Diodati, der beim Hauptquartiere zu ſein pflege. — Nun denn, habe Medardo geſagt, ſo richtet Folgendes aus: Vor einer Stunde iſt es endlich gelungen, mit Hilfe des hieſigen Geiſtlichen, über die geheimen Papiere des Grafen Kynsky zu kommen. Wir haben ein Regiſter gefunden von den Depeſchen, die zwiſchen Kynsky und dem franzöſiſchen Geſandten in Dresden gewechſelt worden ſind, ein Regiſter mit kurzer Inhaltsangabe und zuweilen mit wörtlichen Auszügen aus den Briefen. Der letzte Auszug lautet: „Die böhmiſche Krone iſt zwar geflüchtet worden, aber das iſt dem Herzoge gleichgültig. Geld und Edelſteine beſitzt er genug. Er wird ohne Verzug gegen den Kaiſer aufbrechen, wohin es immer ſei, ſelbſt in die Tiefen der Hölle. Anbei das erſte ſchriftliche Dokument des Herzogs ſelbſt. Er erklärt ſich darin einverſtanden mit den Propoſitionen des Königs von Frankreich, und erwartet das formell ausgefertigte Dokument der gegenſeitigen Allianz.“

— Forſante! riefen Piccolomini und Diodati wie aus einem Munde. Beide waren ſo gut in das ſpaniſch-kaiſerliche Dogma eingelebt, daß ihnen Waldſteins Verbindung mit Frankreich unbedenklich als Gipfel des Verraths erſchien.

— Medardo — fuhr der Kaplan fort — iſt noch in derſelben Nacht gen Wien aufgebrochen, und heut oder morgen ſchon liegt dieſer Nachweis des Verbrechens in den Händen des Kaiſers.

— Wohl denn — rief Piccolomini — nun ſind wir am letzten Rande der Zögerung. Jetzt eilt Ihr noch, würdiger Kaplan, mit den heutigen Pilſener Neuigkeiten nach Wien ſo raſch Ihr könnt. Dann iſt dem Faſſe der Boden ausgeſchlagen, und Ihr bringt mir ſicherlich umgehend nach Linz den kaiſerlichen Befehl zum vollen Einſchreiten gegen den Verräther.

Er ſchilderte ihm alsdann mit ſtarken Zügen den Ausbruch der Verſchwörung, wie er ſo eben auf dem Pilſener Rathhauſe ſtatt gefunden. Dieſe Nachricht ſollte er dem Marcheſe Carretto überbringen, und ſollte in Wien auf deſſen Antwort harren, dieſe Antwort aber unverweilt nach Linz bringen, wo er ihn ſelbſt oder Aldringer, oder Gallas oder Suys finden würde. Gleichgültig welchem ſollte er die Antwort beſtellen. Wo marſchirt Euer Regiment hin? ſetzte er hinzu.

— Nach Tachau — antwortete der Kaplan.

— Geht alſo von Linz — fuhr Piccolomini fort — über Budweis nach Tachau, und berichtet dem Oberſt Butler was vorgegangen. Ihr werdet von uns nähere Weiſungen mitnehmen. Jetzt zögert nicht, würdiger Herr!

— Ich geleite Euch — ſagte Diodati — damit Ihr hinaus gelaſſen werdet. Mein Regiment hat die Wache am Prager Thore.

Der Diener Ilow's ſah bald darauf beide Männer in's Prager Thor ſchreiten, und ging nach dem Rathhauſe zurück, um ſeinem Herrn anzuzeigen was er geſehn.

Am nächſten Morgen ſchritt Piccolomini zur Wohnung des Herzogs von Friedland.

Er hatte einen ganz feſten und ſehr einfachen Plan. Verzögerung! Verzögerung war der Inhalt deſſelben. Je länger der Herzog mit dem Ausbruche zögerte, deſto mehr gewann man Zeit zu Vorbereitungen gegen ihn, deſto eher gab es eine Wahrſcheinlichkeit, ihn zu lähmen, ihn zu ſtürzen, ihn zu fangen.

Piccolomini wurde ſogleich vorgelaſſen. Der Herzog hatte neuerdings eine abergläubiſche Vorliebe für ihn. Zenno hatte ausgerechnet, daß Waldſtein und Piccolomini unter gleicher Konſtellation der Geſtirne geboren wären, alſo auch ein gemeinſchaftliches Schickſal auf dieſer Erde finden würden. Und Waldſtein war, wie geſagt, jetzt ſeiner Sterndeuterei viel mehr unterworfen als je in früherer Zeit. Die Gewohnheit wird allmählig eine Macht, beſonders wenn die körperlichen Kräfte dem Geiſte ihre Spannkraft verſagen, und wenn wagſame Entſcheidungen von uns gefordert werden. Nirgends hatte Zenno ſo viel zu thun gehabt für Waldſtein als hier in Pilſen.

Das anhaltende Froſtwetter fuhr fort, günſtig einzuwirken auf Waldſteins Befinden. Er war heute außer dem Bette, und ſaß neben demſelben, in ſeinem ſchwarzen Katzenpelz-Talare, als Piccolomini eintrat.

Er ſchlug einen leutſeligen, geradezu freundſchaftlichen Ton des Geſpräches an, und ging ohne Weiteres auf das gefährlichſte Thema über, auf ſein Verhältniß zum Kaiſer, der ihm mit Undank lohne; auf die Unzufriedenheit der Armee, ja, auf die Unterhandlung mit den Proteſtanten.

Piccolomini fand die Klugheit, ſich dieſem offenen Geſtändniſſe gegenüber ſchweigſam zu verhalten, und in den wenigen Aeußerungen, welche ihm Waldſtein abnöthigte, kummervolle Beſorgniß anzudeuten.

Waldſtein zweifelte keinen Augenblick, daß Piccolomini zu ſeinen treuſten Anhängern gehörte; die kummervolle Beſorgniß wirkte alſo keineswegs ungünſtig auf ihn. Er forderte Piccolomini auf, frei und offen dieſe Beſorgniß auseinander zu ſetzen.

Das that Piccolomini in langſamer Rede. Die Verdienſte eines langen Lebens auf kaiſerlicher und katholiſcher Seite — ſagte er — werft Ihr hinter Euch auf immerdar. Und bloß um augenblickliche Mißverſtändniſſe zu beſeitigen. Binnen einigen Monaten vielleicht ſind dieſe Mißverſtändniſſe aufgeklärt, und die Erbſchaft einer ſo langen, über alle Maßen verdienſtvollen Laufbahn bleibt Euch geſichert. Statt deſſen tretet Ihr zu den Leuten über, welche Ihr mit ungeheurem Erfolge faſt zwei Jahrzehnte lang bekämpft habt. Können ſie die Niederlagen vergeſſen, welche Ihr ihnen beigebracht? Und was müßt Ihr Alles thun und leiſten, um ſie vergeſſen zu machen! Viel mehr als Einer, der ſeine Laufbahn beginnt. Ihr aber ſeid nahe an Fünfzig, ſeid durch Krankheit gelähmt. Durchlaucht, in welches Labyrinth ſtürzt Ihr Euch!

Dies mit weicher, theilnahmsvoller Stimme eines Freundes geſprochen, konnte ſeinen Eindruck nicht verfehlen.

Waldſtein ſagte nach einer Pauſe: — Ihr habt nicht ganz Unrecht. Aber es giebt kaum noch eine Wahl. Die Sachen ſind zu weit gediehen. Vor acht Tagen noch wollte ich meine Entlaſſung vom Kaiſer begehren, und den Hardegg mit meinen Forderungen nach Wien ſenden —

— Thut's heute noch!

— Heut' iſt's zu ſpät. Den Konvent der Officiere und ihre Unterſchrift vergiebt man nicht.

— Man vergiebt ſie, wenn Euer Entlaſſungsgeſuch eintrifft. Man hält das Entlaſſungsgeſuch für eine goldne Brücke der Umkehr. Man giebt Euch die Entlaſſung nicht, denn wer ſoll denn dieſen Konvent zügeln wenn nicht Ihr?! Aber man faßt dann wieder Vertrauen zu Euch, der ſich in geſchickter Form losgeſagt hat von ſolchem Konventstreiben. Ihr ſeid der verlorene Sohn, der in's Vaterhaus zurückkehrt.

— Meint Ihr?

Da meldete Roſtok: an die vierzig Officiere wären draußen, den Feldmarſchall Ilow an der Spitze — da ſei der Feldmarſchall ſchon!

Ilow trat ein, ohne die Erlaubniß abzuwarten. Waldſtein zog die Augenbrauen zuſammen — Ilow wartete aber nicht, ſondern ſprach ſogleich:

— Durchlaucht, es wird Unkraut geſät. Es haben ſich Officiere in Pilſen eingefunden, welche auf zwei Achſeln tragen, welche mit den Pfaffen zuſammenſtecken. Oberſt Diodati, bei welchem dieſer — vornehme Heer — und dabei ſah er auf Piccolomini — abgeſtiegen, hat heute Nacht einem geiſtlichen Herrn das Prager Thor öffnen laſſen. Der geiſtliche Herr hat eiligſt Botſchaft tragen müſſen über den geſtrigen Vorgang auf dem Rathhauſe. Heute Morgen hat das transpirirt. Mancher brave Officier iſt dadurch unſicher und ängſtlich geworden, und hie und da verlautet: die Namensunterſchriften ſeien unleſerlich, ſeien im Rauſche entſtanden —

— Kurz und deutlich, was ſoll's?

— Die Officiere kommen fragen, ob es Durchlaucht genehm wäre, die Unterſchriften neuerdings —

— Sind ſie draußen?

— Ja, Durchlaucht.

— Reſtel die Thür öffnen!

Reſtok öffnete. Der ganze Vorſaal war voll von Officieren.

— Ueberhaupt — rief Waldſtein laut und ſtreng — bin ich nicht ſonderlich erbaut von Schritten, welche ein Präjudiz werden können gegen Disciplin. Und Gott ſoll mich behüten, daß Dergleichen gegen Kaiſerliche Majeſtät oder das römiſche Reich gemeint ſein könne. Der ganze Zettel von geſtern Abend verpflichtet keinen meiner Officiere. Zerreißt ihn meinethalben. Wer nicht mit freiem Herzen zu ſeinem Feldhauptmann ſteht, den kann ich nicht brauchen. Gott befohlen!

Roſtok ſchloß die Thür. Ilow ging verdrießlich; blieb aber außen im Vorſaal ſtehn, und forderte von Roſtok Papier und Schreibzeug. Verſteht Ihr mich? ſagte er zu den Officieren.

Ja, ſagten dieſe, und ſo wurde die geſtrige Erklärung nochmals geſchrieben, und auf der Stelle von zwei und vierzig Officieren unterzeichnet.

Piccolomini's Einfluß aber gewann tieferen Raum in Waldſteins Seele.

In den nächſten Tagen kam denn auch Gallas an, und ſprach wie Piccolomini. Beide konnten ſich gar keinen günſtigeren Weg wünſchen als den, welchen Piccolomini's glücklicher Inſtinkt eingeſchlagen. Sie brauchten ſich dabei gar nicht zu verſtellen; es war ihre aufrichtige Meinung, daß der Herzog auf dem Wege der Rebellion in ein Labyrinth geriethe, und daß eine Ausſöhnung mit dem Kaiſer das Beſte wäre, was ſie als getreue und begünſtigte Waffenfreunde dem körperlich hinfälligen Feldherrn empfehlen könnten.

So erreichten ſie in ehrlichſter Weiſe von der Welt, was ſie brauchten: Verzögerung.

Dem Waldſtein war es ja auch längſt zur zweiten Natur geworden: ſorgfältig abzuwägen links und rechts, und die unabänderliche Entſcheidung ſo lang als möglich in der Hand zu behalten. Er hatte auch viel zu lange geherrſcht, um nicht einen Widerwillen zu empfinden gegen ſolch revolutionäres Treiben, in welchem ſeine Officiere mitſprachen über das was geſchehen ſollte. Endlich ſtanden ihm Gallas und Piccolomini wirklich näher als Ilow und Terſchka. Gallas, oberſter Kriegsherr nach ihm, war für ihn ſehr beachtenswerth, und Piccolomini ſtand ihm als vornehmer Kavalier nahe. Beide bedeuteten ihm mehr als der heftige Emporkömmling Ilow und der gedankenleere, plumpe Terſchka.

Zu ſeinem Unglück kam Leo nicht in der vorgeſchriebenen Zeit zurück, und das nüchterne Wort Starſchädels, den Leo bringen ſollte, fehlte ihm. Denn Starſchädels Wort beachtete er.

So verging Tag auf Tag, und die begonnene Rebellion lag ſtockend darnieder. Der Zuſtand in Pilſen wurde für alle Theile ein unbehaglicher und ängſtlicher.

Auch Mutter Julia, die ſonſt ſo einfach ſichre, gerieth in's Zagen. Magna war die Liebe, ja die Zärtlichkeit ſelbſt für ſie. Aber Mutter Julia fühlte mehr und mehr heraus, daß ein unüberſteigliches Hinderniß vorhanden ſei zwiſchen ihr und Leo. Sparr, welcher gern die Abende mit ſeiner Tochter und dieſer eigenthümlichen, vom katholiſchen Weſen ſo weit abgeſonderten Frau zubrachte, war in einzelnen Aeußerungen nicht vorſichtig genug für das feine Verſtändniß

Julia's. Sie entdeckte, daß ihr Sohn untreu gehandelt an ſeiner Tochter. Dies beſtürzte und betrübte ſie. Dagegen wußte ſie keine Hilfe. Und nun kam Leo auch nicht wieder! Sie wurde zum erſten Male unſicher in ihren Schritten. Auch der Brief, welchen ſie von der Herzogin abgeben ſollte an den Herzog, blieb unbeſtellt liegen. Der Vorwand lag freilich nahe: daß er doch wohl nur Leo's Tod betreffen würde.

So ſtanden die Dinge in Pilſen am 24. Januar, als zu Wien in der Hofburg die ſchwere Entſcheidung gefällt wurde gegen Waldſtein.

Die Welt erfuhr zunächſt nichts von dieſer Entſcheidung. Auch Waldſtein nicht. Seine beſten Freunde im geheimen kaiſerlichen Rathe hatten verſtummen müſſen, als der Kinskyſche Nachweis von des Friedländers Bündniß mit Frankreich vorgelegt, als die Soldatenverſchwörung vom Pilſener Rathhauſe mit ihrem halben Hundert von Unterſchriften geſchildert worden war.

Und nun verſtummten die Freunde auch gegen Waldſtein. Die Briefe blieben aus, welche ſonſt täglich angekommen waren in der Sachſengaſſe. Waldſtein blieb plötzlich ohne Nachricht von Wien.

Vom Süden erfuhr er nichts, und vom Norden nichts. Leo mit Nachrichten vom ſächſiſchen Heere und mit dem erwarteten Starſchädel blieb aus. Waldſtein hatte alſo die beſten Gründe: abzuwarten, und abzuwarten.

Endlich kam ein Anſtoß vom Norden. Im friſchem Trabe kamen von Norden drei Reiter daher über das weiße

Blachfeld, und gegen Abend ſahen ſie die Wälle Pilſens vor ſich. Es war Leo, Starſchädel und der Bart-Konrad.

Hans von Starſchädel war nicht beim ſächſiſchen Heere geweſen. Leo hatte bis in die ferne Ecke Thüringens reiten müſſen, wo Hans glücklich neben ſeiner glücklichen Marie zu Gnadenfrei hauſte, da der Krieg für den Winter zu ruhen ſchien.

Auch hatte Hans wenig Luſt bezeigt, die ſtets unfruchtbar gebliebenen Beſprechungen mit Waldſtein wieder zu beginnen. Er hatte dem Friedländer Steinau nicht vergeben.

Aber Leo's Darſtellung von der jetzigen Lage der Dinge konnten nicht ohne Wirkung bleiben auf Hanſens patriotiſchen Sinn. Es wurde ihm klar, daß jetzt eine Kataſtrophe eintreten müßte, auch wenn der Friedländer ſelbſt in ſeinem abwägenden Schwanken verbleiben wollte. Dieſe Kataſtrophe bot jedenfalls neue und wichtige Veranlaſſungen für den deutſchen Krieg. Er ritt mit Leo nach Zwickau, und ſprach dort Arnimb. Er ritt auf Arnimbs Antrieb ſogar mit nach Dresden, um dem Kurfürſten ſelbſt Arnimbs Vorſchläge zu überbringen, und kam von da wieder nach Zwickau zurück mit dem Beſcheide des Kurfürſten. Trotz der herben Erfahrung von Steinau war man in Sachſen jetzt der Ueberzeugung, der Herzog von Friedland ſchritte nun doch zu irgend einer Aktion gegen den Kaiſer. Die Scenen vom Pilſener Rathhauſe waren in Zwickau bereits bekannt.

Der Abend ſank zwiſchen den Wällen nieder, als die drei Reiter durch's Thor einritten.

Der letzte dieſer Reiter, der Bart-Konrad, ſah recht giftig drein, als ſie in die Sachſengaſſe einbogen, und Leo auf die Häuſergruppe wies, in welcher der Herzog wohnte. Er hatte ſich diesmal dem Herrn Hans geradezu aufgedrängt zur Begleitung. Nicht nur darum, weil er ſich in Gnadenfrei langweilte, ſondern weil ihm „ſchwante": es werde was Unheimliches vorgehn mit dem Friedländer. Er hatte einen grimmigen Zahn auf ihn, und wollte dabei ſein, wenigſtens in der Nähe ſein, wenn was Gefährliches mit ihm vorginge. Das Gerücht in Sachſen hatte von einer furchtbaren Soldatenverſchwörung in Böhmen gemunkelt, die gegen den Kaiſer, wohl auch gegen den Herzog gerichtet wäre. Jedenfalls, hoffte Konrad, werde es drunter und drüber gehn.

Sparr empfing ſie, und bat Herrn von Starſchädel, erſt eine Weile bei ihm einzutreten, ehe er dem Herzoge gemeldet würde. Kynsky ſei oben und Raſchin, und ſo eben ſei auch Lady Ludmilla von Regensburg gekommen mit Nachrichten vom Herzoge Bernhard.

Starſchädel folgte Sparr in ein einſames Zimmer, während Leo zu ſeiner Mutter und Magna eilte.

Sparr hatte ein großes Vertrauen zu Starſchädel, und hoffte, dieſer werde günſtig einwirken auf den Herzog. Zu dem Ende wollte er ihn genau unterrichten über Alles was man in Pilſen wüßte und fürchtete. Die Hauptſache war, daß ſeit einer Reihe von Tagen Wien wie verſunken ſei für das Heer, und daß man ſich die befremdlichſten Dinge darüber in die Ohren raune. Dabei verhalte ſich der Herzog ſchweigſam, und nichts an ihm deute auf den großen Entſchluß, welcher ja offenbar Noth thue. Er verkehre vorzugsweiſe mit Gallas und Piccolomini, welchem letzteren beſonders man nichts Gutes zutraue.

Hans hörte aufmerkſam zu, und fragte nach allen Richtungen.

Länger als eine Stunde ſchon hatte die Unterredung gedauert, da kam Leo mit der Meldung: der Herzog erwarte Herrn von Starſchädel.

Leo ſah etwas betroffen aus, und flüſterte Hans im Hinaufſteigen zu: ſie ſei mild und freundlich wie bei ſeiner Abreiſe, aber nur das. Hans legte die Hand auf ſeine Schulter, und ſagte lächelnd: Geduld! Eins nach dem Andern.

Im Vorzimmer begegnete er Ludmillen. Eine hohe Röthe überflog ſie, als ſie ſo unerwartet Hanſens anſichtig wurde, welchen ſie ſich wohl im Schooße eines glücklichen jungen Ehelebens gedacht haben mochte. Sie faßte ſich aber ſchnell, und reichte ihm die Hand. Ein wehmüthiges Lächeln ſpielte um ihren Mund. — Ich habe nichts mehr, lieber Hans — ſagte ſie leiſe — als das Intereſſe welches Du mir ſelbſt eingeflößt in unſrer Jugend, das Intereſſe an den großen Fragen des Reichs und der Kirche. Hilf ſie zum Siege führen, damit ich mich an irgend eine Genugthuung klammern kann. Da innen beim Herzoge bedarf es Deiner ganzen moraliſchen Kraft. Der Friedländer zerfließt uns wie ein Schatten unter den Händen. Ich komme vom Herzoge Bernhard; er giebt gar nichts auf den Friedländer, er erwartet gar nichts, er nennt ihn — ſie ſagte es kaum hörbar — einen abgelebten Hof- und Staats-Intriguanten, welcher einer energiſchen Handlung gar nicht mehr fähig ſei. Bewirke Du, daß das unrichtig iſt. Ich habe keinen Troſt ſchöpfen können aus der Unterredung mit ihm. Zerbricht auch Waldſtein mit ſeiner Macht ohne großen Erfolg für unſre Fahnen, dann geht das künſtliche Lebensintereſſe in mir zu Grunde, durch welches ich mich mühſam aufrecht erhalten habe bis jetzt. Dann erweiſt es ſich als ein künſtliches. Es wird wohl ſo kommen. Wir armen Frauen ſind nur angewieſen auf — leb wohl!

Wehmuth übermannte ſie, und ſie ging eilig hinweg.

Auch Hans mußte ſich ſammeln, ehe er eintrat. Er verſtand nur zu gut, was Ludmilla angedeutet hatte.

Er fand den Herzog aufrecht im kerzenhellen Zimmer. Die Gicht war gewichen.

Der Herzog ſchritt ihm entgegen, und reichte ihm die Hand. Das hatte er noch nie gethan.

— Ich freue mich, junger Freund, Euch endlich zu ſehn. — Erlaßt mir die Beſchämung, daß Ihr Recht gegen mich behalten, Recht faſt in allen Stücken. Krankheit trübt eben den Blick, die ewige Krankheit! und wer außerhalb des Getümmels zuſchaut, beobachtet auch wohl leichter. Jetzt werdet Ihr zufriedner mit mir ſein.

— Noch glaub' ich's nicht, Durchlaucht.

— Warum nicht?

— Weil Ihr in den Pilſener Winterquartieren ruhig liegt, während der Krieg gegen Euch in vollem Gange iſt.

— Wo?

— Von Wien aus nach Böhmen herein, näher und näher.

— Was glaubt Ihr zu wiſſen?

— Ich glaube zu wiſſen, daß man Euch nicht mehr verzeihen kann, und daß Ihr ein verlorener Mann ſeid, wenn Ihr nicht handelt.

— Mitten im Winter! Was nennt Ihr handeln?

— Wenn Ihr nicht wenigſtens das thut, was man Euch auf den Kopf zuſagt in Wien. Bezahlen müßt Ihr's nun doch, als ob Ihr's gethan hättet. Warum marſchirt Ihr alſo nicht nach Prag, und laßt Euch ausrufen zum Könige von Böhmen?!

— Wie der Winterkönig — ohne vorbereitetes Fundament!

— Wenn das nicht vorbereitet iſt, dann freilich kriegt der Kaiſer leichtes Spiel. Durchlaucht, ein Königreich in Bewegung ſetzen können durch bloße Trompetenſtöße, und es unterlaſſen in ſolcher Lage — das verſteh' ich nicht.

— Was ſagt Arnimb?

— Daſſelbe. Wie ſoll er Steinau vergeſſen, wenn Ihr auch jetzt wartet und wartet?!

— Den Paß am Sonnenwirbel laß ich Euch räumen.

— Wir werden ihn beſetzen, und nicht eine Hand für Euch rühren, bis wir Eure Thaten ſehn.

Der Herzog ſchritt langſam im Zimmer umher ohne zu antworten. Dann ſetzte er ſich, und winkte Hans, daſſelbe zu thun.

— Ich fürchte, Durchlaucht, Euer Umgang lähmt Euch mehr als Eure Krankheit.

— Wie das?

— Stimmen Männer wie Gallas und Piccolomini zu Eurer Lage? Ich bezweifle es.

— Wie Ilow und Tertſchka es bezweifeln.

— Nicht wie dieſe.

— Ich, nur ich habe Gallas zum General-Lieutenant gemacht.

— Eben deshalb — Ihr habt ihm nichts mehr zu geben. Die höchſt geſtellten Generale gehen einer gefährlichen Schlacht ſorgfältiger aus dem Wege, als die niedrig geſtellten. Die niedrig geſtellten haben noch zu gewinnen, die höchſt geſtellten haben nur noch zu verlieren.

Waldſteins Auge blitzte auf. Zum erſten Male wieder. Aber erſt nach langer Pauſe fragte er: Wie habt Ihr die Wege gefunden?

— Ganz praktikabel. Der Froſt iſt ſchon tief eingedrungen.

— Schenkt mir ein paar Tage, Herr von Starſchädel. Wir ſprechen morgen oder übermorgen weiter.

Dabei grüßte er ihn mit der Hand, und Starſchädel ging.

Leo wartete auf ihn, und führte ihn zu ſeiner Mutter. Er fand dort Magna und Sparr.

— Nun? trat ihm Sparr entgegen — was habt Ihr ausgerichtet?

Hans ſah niedergeſchlagen aus, und ſagte langſam, faſt wie zu ſich ſelber: Unſre Sache hat wenig zu hoffen, und ich fürchte: er ſelbſt iſt verloren.

— Der Herzog? rief Mutter Julia lebhafter, als ſie bisher ſich irgendwo geäußert.

— Ja, der Herzog von Friedland. Er hat ſich ſo lange in den Hochmuth des Regierens und der Macht hinein gelebt, daß er die Schwäche ſeiner Stellung gar nicht mehr erkennt.

— Die Schwäche ſeiner Stellung? — rief Leo — das ganze Heer hat ſich ihm ja verpflichtet.

— Wird dieſe Verpflichtung halten? — fuhr Hans in demſelben Tone fort — wird ſie halten, wenn die altgewohnte kaiſerliche Autorität ihre Stimme erhebt? — Und wenn ſie hält, wird die ſpaniſche Partei kein grimmiges Mittel verſuchen? Wozu greift man in Italien und Spanien, wenn Jemand im Wege ſteht?

— Oh! riefen Alle, und Julia lauter als die Uebrigen.

— Der Dolch — ſchloß Hans — wagt ſich vielleicht nicht an den Feldherrn, der als Feldherr auftritt mit dem ganzen Zauber kriegeriſcher Energie; aber wohl an den Zauderer, den man zögern, den man hin und her taſten ſieht.

— Das fürcht' ich nicht — rief Sparr — Friedland iſt ſogleich ein Anderer, wenn der Kaiſer wirklich gegen ihn auftritt. Eben in äußerſten Fällen überholt er uns alle. Da erwachen all ſeine verborgenen Kräfte, und entwickeln eine furchtbare Gewalt. Wie oft hab' ich das geſehn!

Hans ſchwieg. Man ſetzte ſich zu dem Nachtmahle, welches für die beiden von der Reiſe kommenden Männer angerichtet war.

Um dieſelbe Abendſtunde ſaßen Gallas, Piccolomini und Diodati in dem Hauſe beim Prager Thore, welches Diodati bewohnte, ebenfalls beim Nachteſſen.

Sie waren nach andrer Richtung ebenſo unruhig und beſorgt. Auch ſie erfuhren nichts von Wien, und ihre Exiſtenz in Pilſen inmitten rebelliſcher Officiere wurde täglich peinlicher und gefahrvoller. Ilow und Tertſchka verhehlten nicht, daß ſie gelegentlich über ſie herfallen wollten.

Da meldete der Diener: der Geiſtliche von jenem Abende, vom zwölften, ſtehe draußen.

Alle drei fuhren von ihren Seſſeln auf.

Kaplan Patrik Taaffe trat ein, und zog aus tief verborgener Taſche einen großen Brief hervor.

— Der Herr Marcheſe läßt Euch ſagen, Herr General-Lieutenant — ſprach der Kaplan, indem er ſich zu Gallas wendete — daß die Originalſchrift für Euch nach Linz geſendet werden. Für den Fall, daß ich Euch hier noch träfe in Pilſen, ſoll ich Euch die getreue Abſchrift überreichen.

Gallas entfaltete das Papier, und las. Der nervenſtarke Kriegsmann verzog keine Miene dabei. Piccolomini und Diodati ſahen geſpannt auf ihn.

Als er zu Ende war, wendete er ſich zum Kaplan mit den Worten: Ich danke Euch, würdiger Herr. Setzt Euch jetzt drüben zum Abendeſſen. Später ſprech ich Euch weiter.

Nun wartete er, bis der Kaplan und der Diener das Zimmer verlaſſen hatten, dann ließ er ſich langſam auf ſeinen Seſſel nieder. Es war ſchwer zu unterſcheiden, ob dies in Folge einer Nervenerregtheit geſchähe.

— Nun? — flüſterten Piccolomini und Diodati.

Gallas ſprach mit gedämpfter Stimme: Es iſt ein Patent des Kaiſers vom 24. Januar. Es entbindet Befehlshaber, Officiere und Soldaten des Gehorſams gegen den bisherigen Oberſten Feldhauptmann —

— Abgeſetzt! ſagten Piccolomini und Diodati kaum hörbar.

— und weiſ't Befehlshaber, Officiere und Soldaten an den General-Lieutenant Grafen Gallas —

— Wir gratuliren! ſchoben Beide eben ſo leiſe ein.

— es wird Allen verziehn, welche bei der am 12. Januar zu Pilſen angeſtellten Verſammlung etwas weit gegangen, und mehr als von rechtswegen gebührt ſich eingelaſſen; ausgenommen dem General und zwei andern Perſonen, welche ſich zu dieſem Werk als Rädelsführer gebrauchen laſſen —

— Ilow und Tertſchka!

— es wird allen Uebrigen das pflichtwidrige Benehmen verziehn, und es wird ihnen für treue Dienſte kaiſerliche Dankbarkeit verſichert —

— Das kommt uns zu ſtatten!

— ſoweit es immer erſchwinglich ſein wird.

Hier ſetzte Gallas ab. Nach kurzer Pauſe ſprach er weiter, immer noch auf das Papier blickend: dies ſoll der Armee kund gegeben werden. Aber erſt im äußerſten Nothfalle. Zunächſt erfolgen ausgefertigte Exemplare nur in meine Hände. Zugleich wird beſte Fürſorge zugeſagt für Proviant und Unterhalt des Heeres.

Gallas ſchwieg jetzt. Piccolomini und Diodati ebenfalls.

Die furchtbare Schwierigkeit der Aufgabe laſtete auf ihnen mit Centnerſchwere, ſeit ſie klar ausgeſprochen war.

VI.

Das klare, ſonnige Winterwetter hielt gleichmäßig an bis gegen die Mitte des Februars.

Es wirkte fortwährend günſtig auf das Befinden Waldſteins. Zudem war der Arzt aus Steinau, welchen Leo nach Pilſen beſtellt, richtig eingetroffen, und hatte eine Behandlung eingeleitet, welche dem Herzoge wohl zu bekommen ſchien. Eine plötzliche Abwechſelung in der Cur pflegt ja gern bei chroniſchen Leiden wunderbar wirkſam aufzutreten, und da der Steinauer-Doctor recht viel von einem einfachen Bauer hatte, ſo meinte man: jetzt ſei die einfach natürliche Heilung des Herzogs eingetreten.

Zu verkennen war es nicht, daß der Friedländer ſeit Beginn des Februars ganz anders auftrat als vorher. Raſchin und Bubna wurden zum ſchwediſchen Reichskanzler nach

Halberſtadt entſendet mit ſo poſitiven Zuſicherungen wie ſie früher nie vom Herzoge zu erlangen geweſen. Kynsky wurde zum völligen Abſchluſſe mit dem Marquis von Feuquières bevollmächtigt. Ludmilla durfte zu Bernhard von Weimar die ſchriftliche Botſchaft bringen: Waldſtein erwarte den Herzog Franz von Sachſen-Lauenburg, um dieſem Vertrauten Bernhards perſönlich jede verlangte Garantie zu geben. Hans von Starſchädel erhielt täglich, ja ſtündlich Kouriere zur Verfügung an Arnimb, damit dieſer bis in's Kleinſte unterrichtet werde von den nun begonnenen Märſchen und Maßregeln zum offnen Auftreten Waldſteins gegen den Kaiſer. Nach Laun, nach Beneſchau, nach Prag ſelbſt wurden unter Starſchädels Augen Regimenter in Bewegung geſetzt, und der Tag wurde beſtimmt, an welchem alle Regimenter und der Herzog von Friedland ſelbſt auf dem weißen Berge zuſammentreffen würden, um von dort mit blitzendem Nachdrucke den neuen König von Böhmen und den Krieg gegen den Kaiſer zu verkündigen.

War es nicht zu ſpät? Kein Menſch vermochte dieſe Frage zu beantworten. Ueber Wien blieb man im Unklaren; es fehlte ſogar nicht an Nachrichten, daß dort große Beſtürzung herrſchte. Nur über die Gegner Waldſteins unter den Generalen und Oberſten war es licht geworden. Aldringer war auf wiederholte Einladung, ja Forderung Waldſteins, nicht in Pilſen erſchienen. Er hatte ſich mit Aufbrechen ſeiner Kopfwunde entſchuldigt, die ihn genöthigt habe, unterwegs liegen zu bleiben, einmal in Frauenberg und das andre Mal in Kruman. Waldſtein hatte Gallas ſeinen eignen

Wagen gegeben, damit er hinfahren, und ſeinen Schwager Altringer nach Pilſen hole. Gallas war ohne ſeinen Schwager zurückgekommen, und als Waldſtein nun heftig geworden, da war Gallas plötzlich ſelbſt aus Pilſen verſchwunden. Ohne Abſchied, ohne Nachricht — auf Nimmerwiederſehn. Einige Tage darauf Piccolomini desgleichen.

Waldſtein hatte nun nicht mehr zweifeln dürfen an der Geſinnung dieſer Männer. Er hatte auch bereits Ordre gegeben, ſie einzufangen und einzuliefern. Aber es wurde immer deutlicher, daß das ſüdliche Böhmen eine undurchdringliche Mauer für ihn bildete. Botſchaften von ihm nach jener Richtung gingen ſpurlos unter. Er empfand, daß ſchwere Lähmung einträte. Nun wurde er lebendig. So weit Kouriere reichten, wurden alle Oberſten von ihren Regimentern neuerdings nach Pilſen einberufen. Sie ſollten an ihre Unterſchrift erinnert, ſie ſollten zur That befehligt werden. Gleichzeitig wurde ihnen angezeigt, daß ſie keine Ordre mehr zu reſpektiren hätten von Gallas, Altringer, Piccolomini, Marradas, ſondern nur von ihm ſelbſt, von Ilow und Tertſchka.

Die Officiere waren noch in ziemlicher Anzahl gekommen. Aber ihr Benehmen war ſehr verändert geweſen. Sie hatten ängſtlich von den Gerüchten geſprochen, welche umliefen: der Herzog wolle wider Kaiſerliche Majeſtät und die katholiſche Religion etwas unternehmen. Der Herzog hatte ſie wie damals in ſein Zimmer gerufen und ihnen die Frage vorgelegt: ob ſie mit ihm leben und ſterben wollten? Verworrene, unverſtändliche Stimmen hatten ſich darauf vernehmen laſſen.

Nur Einer hatte deutlich geſagt: Da der Herzog verſichere, nichts gegen den Kaiſer und die Religion vorzunehmen, ſo verſtehe ſich der Gehorſam gegen den General von ſelbſt. „Wenn es aber ein andrer Dienſt wäre?“ hatte Tertſchka gerufen. Da war keine Antwort erfolgt. „„Ein Schelm, der wider den Herzog iſt!““ hatte Ilow geſchrien, und ein neues Papier zur Unterſchrift vorgelegt. In dieſe neue Schrift aber hatte ausdrücklich aufgenommen werden müſſen, daß die Officiere ihrer Verbindlichkeiten ledig wären, wenn gegen die Hoheit des Kaiſers und die Religion etwas unternommen würde.

Dieſe niederſchlagende Erfahrung hatte Waldſtein am 19. Februar des Morgens gemacht. Er hatte ſich indeſſen nicht niederſchlagen laſſen, ſeine Energie wuchs mit der greifbaren Schwierigkeit. Auf der Stelle mußte Tertſchka nach Prag abgehn, um dort die Regimenter in Pflicht zu nehmen, und Alles anzuordnen für das Heerlager auf dem weißen Berge, und für die Ankunft des Herzogs, die binnen drei Tagen erfolgen würde.

Gleichzeitig freilich ſchickte der Herzog den Scherffenberg nach Wien mit Bedingungen ſeines Rücktritts von der Armee. Sollte dies bloß ein Mittel ſein, die Maßregeln ſeiner Widerſacher aufzuhalten und Zeit zu gewinnen? Oder war es eben ſeiner Natur angemeſſen, auch noch im letzten Augenblicke nach zwei Seiten hin zu handeln? Die Diplomatik war ſeine zweite Natur geworden, und ſollte ſein Schickſal werden. Denn dies Schickſal konnte nur zu ſeinen Gunſten entſchieden werden, wenn er als Kriegsmann handelte.

So ging die Winterſonne über ihm auf in Pilſen am 20. Februar. Dünne Nebel verſchleierten ſie ein wenig, und die Kälte hatte nachgelaſſen. Der Wind wehte von Süden, und es ſtand Thauwetter zu erwarten.

Zwei Frauen ſchritten durch die Prager Gaſſe, und ſtiegen am Thore auf den Wall hinauf, um dort zu promeniren. Es war Magna und Mutter Julia. Letztere hatte das Bedürfniß, täglich friſche Luft einzuathmen. Und jetzt mehr denn je. Sie hatte ſich noch nie in ſo bedrückter Stimmung gefühlt als jetzt. Mit auffallender Spannung folgte ſie den Wendungen, welche Waldſteins Schickſal erfuhr, und die Nachrichten des geſtrigen Tages hatten ſie tief erſchüttert. Sparr und Leo hatten ſie zwar des Abends ſo gelind wie möglich erzählt und gedeutet, aber Mutter Julia war ein zu klarer Verſtand, um durch irgend eine Illuſion getäuſcht zu werden. Sie ſah den Abfall der Armee vor ſich, den Untergang des Herzogs.

Auf Magna's Frage über Mutter Julia's trübe Miene ſprach Julia ihre ganze Beſorgniß aus. Die verſtändige Magna ſtimmte ihr im Weſentlichen bei, obwohl ſie lieber getröſtet hätte. Ah — rief ſie plötzlich — ſo ſchlimm iſt es doch wohl nicht. Seht, da kommt der Diodati. Der iſt alſo noch da. Das iſt ein gutes Zeichen; er iſt ein Buſenfreund des Piccolomini. Wir ſehen wohl zu ſchwarz.

Diodati näherte ſich den Frauen, ſprach ſie grüßend an, und ging eine Weile ſpazierend mit ihnen hin und her auf dem Walle. Bei einer Biegung des Walles wußte er es ſo einzurichten, daß Mutter Julia voraus ging. — Ich bitte

Euch liebes Fräulein — ſagte er nun zu Magna — ſchenkt mir eine Minute vertrautes Gehör. Es handelt ſich um Eures Vaters Lebensſchickſal, vielleicht um Leben oder Tod für ihn.

— Wie?!

— Der Herzog iſt in tiefſter Ungnade; er iſt verurtheilt. Seine Freiheit iſt nur noch Schein. Er iſt umſtellt wie ein Wild. Er entgeht ſeinem Schickſale nicht; binnen wenigen Tagen wird es erfüllt ſein. Seine Getreuen ſind mit ihm verloren; unter ihnen Euer Vater. Sie werden als Hochverräther behandelt. Euer Vater wird in ſolchem gefahrvollen Momente nicht abfallen wollen vom Herzoge, das weiß ich. Und deshalb iſt er mit verloren. Ihr, Fräulein Magna könnt ihn retten.

— Ich?!

— Schaut da hinüber bis zum Waldſaume! Dort ſeht Ihr Soldaten marſchiren. Es iſt mein Regiment. Es marſchirt zu den Kaiſerlichen, die auf Pilſen rücken, es trennt ſich von Waldſtein. Dort beim Regimente iſt meine Frau. Sie nimmt Euch mit offnen Armen auf in ihre Kutſche, und bringt Euch nach Budweis. In Budweis wartet Euer der Mann, welcher Euch treu und wahrhaft liebt, der Marcheſe Carretto. Neben ihm der Prieſter, welcher Eure Ehe mit dem Marcheſe ſegnet, ſobald Ihr vom Wagen ſteigt. Ich handle im dringenden, herzlichen Auftrage des Marcheſe. Er hat bereits die Zuſicherung vom Kaiſer, daß dem Schwiegervater des Marcheſe volle, uneingeſchränkte Verzeihung zu Theil werden ſoll. So wird Euer Vater errettet, und ſeine wie Eure Zukunft glänzend geſichert. Entſchließt Euch raſch! Jener Frau, die auf uns wartet, ſagen wir: eine vorüber reiſende Freundin wolle Euch eine Viertelſtunde lang vor dem Thore ſprechen. Vor meinem Hauſe ſteht ein Wagen, und ich geleite Euch zu meiner Frau. Entſchließt Euch raſch! Errettet Euren Vater!

— Ich danke für Euer Anerbieten, Herr Oberſt — erwiderte Magna mit auffallender Ruhe — kann es aber nicht annehmen. Mein Vater verläßt ſeinen Feldherrn nicht in der Geſchwindigkeit, weil er bedroht und gefährdet iſt, und ich bin geſonnen, mich gar nicht zu verheirathen. Wir erwarten übrigens hier zwei Männer — dort kommen ſie auch ſchon den Wall herauf! die werden Eurer Flucht wahrſcheinlich in den Weg treten —

Diodati blickte rückwärts, und ſah Starſchädel mit Leo kommen, welche Mutter Julien und Magna verabredetermaßen nachkamen, um ſie auf der Wallpromenade zu begleiten. Er würdigte vollkommen die Gefahr für ſeine Perſon, welche Magna angedeutet, und ſagte deshalb eiligſt nur: — Ich traue Euch nicht den Undank zu, Fräulein, mich aufhalten zu laſſen! Möget Ihr nie bereun, die Rettung abgewieſen zu haben!

Raſch wendete er ſich zum Rückwege, und eilte, Starſchädel und Leo grüßend, den Wall hinab.

— Raſch! raſch, Ihr Herrn! — rief Magna den Beiden entgegen — Diodati entflieht ſo eben. Da draußen, ſeht! — marſchirt ſein Regiment zu den Gegnern unſers Herzogs. Haltet auf, und verhindert ſo viel Ihr könnt!

Starſchädel war natürlich als Fremder nicht dazu berufen, und Leo machte eine verzweiflungsvolle Geberde, indem er ausrief: Wäre er's allein! Zu allen Thoren hinaus entweichen ſie; es herrſcht ein paniſcher Schrecken in der Stadt, und er iſt leider — ſetzte er mit ſchwächerer Stimme hinzu — entſetzlich begründet.

— Was iſt geſchehn? riefen Magna und Mutter Julia, welche ſich jetzt raſch genähert hatte —

— Ein Marketender — fuhr Leo fort — iſt mir eben am Markt begegnet. Ich habe ihm einmal in Schleſien das Wort geredet, als er angeklagt war, und er iſt mir dankbar dafür. Jetzt zog er mich bei Seite in einen Winkel der Kirche, und vertraute mir an: daß er von Tabor komme, und dort die ſchrecklichſten Dinge gehört habe. Piccolomini ſei geſtern dort eingerückt, und habe den dortigen Officieren ein kaiſerliches Patent eingehändigt, in welchem der Herzog von Friedland für abgeſetzt erklärt wird —

— Abgeſetzt!? ſchrieen die beiden Frauen.

— Nicht ſo laut! — ſprach Leo, als ob die Verlautbarung noch verhindert werden könnte, und fuhr dann fort: Das Alles ſtammt aus Gratzen, wo Gallas und Piccolomini das ſchon drei Wochen alte Patent bekannt gemacht haben. Sie rücken mit großer Truppenmacht, beſonders mit Reiterei auf Pilſen heran, und hoffen den Herzog gefangen zu nehmen.

— Gerechter Gott! rief Mutter Julia.

— Ein Oberſt hat in Tabor dem Marketender ein ſolches Patent eingehändigt mit dem Auftrage, es hier in Pilſen gewiſſen Officieren zu geben, damit es bekannt, und in Wirkſamkeit geſetzt werde. Hier iſt es — und dabei zog er ein großes Papier aus dem Wamſe — der brave Marketender hat es mir ausgeliefert, und hat mir Verſchwiegenheit gelobt.

— Zum Herzoge damit, Leo — rief Mutter Julia — auf daß er ſich retten kann!

— Ja wohl, liebe Mutter, das hab ich vor.

— Ich gehe mit Dir! rief ſie, und nahm ſeinen Arm. Raſch wie ein Mädchen ſchritt ſie mit ihm hinab.

Magna blieb ſchweigend ſtehn, und ſchritt dann langſam zum Rande des Walls hinüber, auf die Brücken und Wallgräben hinabblickend, über welche Diodatis Wagen ſo eben hinweg ſauſte. — Sie war ein Soldatenkind, und empfand klar, daß ihre ganze bisherige Welt auf dem Spiele ſtünde. Klar und mit Faſſung empfand ſie's. Wehmüthig trat dabei der Gedanke vor ſie hin: Nur du ſelbſt wirſt vereinſamt aus dem Getümmel treten, dich für immer ſcheidend von dem Manne deines Herzens, welcher deiner unwerth geworden.

Hans betrachtete ſie von Weitem. Dies wäre vielleicht der Moment, dachte er, welchen du bisher vergeblich erwartet!

Er war der Vertraute Leo's geworden auf dem langen Ritte von Gnadenfrei nach Pilſen. Er kannte den Grund, welcher Magna veranlaßt hatte, den armen Ritter in die Schranken bloßer Freundſchaft zurückzuweiſen. Er hatte Magna aufmerkſam beobachtet während dieſer Wochen, welche er auch im Uebrigen als Beobachter in Pilſen verbracht hatte.

Die politiſchen Beobachtungen trugen ſeine Boten nach Zwickau zu Arnimb, ſeine pſychologiſchen Beobachtungen gingen beiher. Er verkannte die Wichtigkeit des politiſchen Momentes durchaus nicht, er erörterte in langen Geſprächen mit ſeinem patriotiſchen Schüler Leo ausführlich und gründlich, was Alles der Uebertritt Waldſteins zur proteſtantiſchen Fahne bedeuten und herbeiführen könnte für den deutſchen Krieg und die Geſtaltung des deutſchen Reiches — aber er brachte ſich ſelbſt nicht dahin, an Waldſtein zu glauben, an Waldſtein irgend eine größere Hoffnung zu knüpfen. Dieſer Friedland — raunte ein tiefe Stimme Hans unabläſſig zu — dieſer Friedland hat Geiſt und Körper abgenützt in eigenſüchtigen Intriguen, er hat kein Herz für irgend ein Ideal, und er iſt kein Deutſcher, er wird für unſre große Sache wirkungslos verpuffen. Hans blieb aus Pflichtgefühl für dieſe große Sache in Pilſen, aber ſein innerer Menſch war vorzugsweiſe bei dem kleinen Kreiſe von Leo, Mutter Julia und Magna. Mutter Julia war ihm ein anſprechendes Räthſel, er vermuthete einen geheimnißvollen Zuſammenhang zwiſchen ihr und Waldſtein, welchen ſie ſo gefliſſentlich vermied, und an deſſen Schickſale ſie doch ſo lebhaft Antheil nahm. Und Magna's Charakter beſchäftigte ſeinen Geiſt. Jetzt, meinte er, ſei die Gelegenheit gekommen, den eigenſinnigen Geiſt dieſes Mädchens zu entſchleiern, und er ging hinüber zu ihr.

— Mein liebes Fräulein — ſagte er — Euer erprobter ernſter Sinn ſieht voraus, daß wilde Zuſtände herein brechen, von denen Frauen und Mädchen am Beſten fern bleiben. Darf ich Euch ein Aſyl anbieten? Ihr kennt meine Frau, meine Marie, und mögt ſie wohl ein Wenig. Sie denkt Eures Zuſammenſeins in Zleb mit treuer Anhänglichkeit. Laßt mich Euch zu ihr bringen nach Gnadenfrei! Sie wird glücklich ſein, Euch dort aufzunehmen und einzurichten.

Magna reichte ihm die Hand, und dankte mit ein paar warmen Worten. Sie nahm es dankbar an, wenn ihr Vater nicht anders über ſie verfügte.

— Das freut mich! — rief Hans. Sieh da — fuhr er fort — die ſpröde Magna nimmt etwas an beim erſten Anerbieten!

— Wär' ich ſo ſpröde?

— Ich habe kaum ein ſpröderes Kind geſehn. Wie weit haltet Ihr den armen Leo von Euch, der Euch ſo herzlich ergeben iſt und ſo treu!

— So —?

— Ja, ſo herzlich und ſo treu! Ich hab' ja die beſte Gelegenheit gehabt, es zu erfahren. Als wir im vorigen Jahre von Reichenbach herüber ritten nach Prag, da holte uns plötzlich das leichtſinnige Mädchen die Suſanne ein, und nahm unſre Begleitung in Anſpruch.

— Sie holte Euch ein?

— Ja, ihre Mutter war eben geſtorben. Wir wußten das Beide nicht, wir hatten nicht mit ihr verkehrt im Lager. Die Begleitung war uns Beiden unerwünſcht, und ich hatte Mühe, Leo an unhöflicher Abweiſung zu verhindern. Sie kam ihm noch ungelegener als mir. Er trug Euch im Herzen, er eilte Euch entgegen. Mit mir allein konnte er von

Euch ſprechen; jetzt mußte er ſich dazu die Gelegenheit abſtehlen. Er wäre faſt herzlos gegen ſie geworden, und ich mußte ihn daran erinnern, daß ſie in Trauer, in friſcheſter Trauer um eine Mutter, und doch immerhin ein Weib wäre, welches Anſpruch auf unſern Schutz hätte. Euretwegen war er nahe daran, ungezogen zu ſein. Das nenn' ich Treue. Denn das Mädchen hatte eine Neigung zu ihm.

— Eine Neigung?

— Nun, nach Art ſolcher Mädchen! Es ſchien Neigung geworden zu ſein, weil Leo nichts von ihr wiſſen wollte. Er iſt oft weidlich darüber verſpottet worden, daß er verſchämt und gewiſſenhaft nicht einmal ſo wohlfeile Beute aufzuheben wußte. Er thut mir recht leid, der brave und liebenswürdige Leo! Die leichte Beute hat er von ſich geſtoßen, und die Sonne ſeines Lebens verſchleiert ſich ſpröde vor ihm. Aber Ihr zittert —!

— Es iſt kalt, die Sonne verſchleiert ſich auch am Himmel. Gehen wir heim.

— Ach, die Sonne am Himmel wird nach einigen Monden frühlingswarm; wenn wir aber die Jugend verſäumen, dann bringt uns nichts den wärmenden Zauber wieder.

— O, — ſchloß ſie mit einem eigenthümlichen Lächeln — wir wollen die Jugend auch nicht verſäumen! Ich bitte um Euren Arm, Herr von Starſchädel.

Magna hatte Noth, ſich auf dem Heimwege zu erinnern, daß ihr Vater und ihr Leo in ſchwerer Sorge vor dem Herzoge ſtanden. Auffliegender Liebeskummer reißt Alles mit in's Unſichtbare, auch die ſchwerſten Gewitter der Weltgeſchichte. Und ihr Liebeskummer flog auf, denn Hans von Starſchädel war für ſie der wahrhaftigſte Mann auf Erden.

Leo eilte unterdeſſen geraden Weges zu den Gemächern des Herzogs hinauf. Mutter Julia blieb an ſeiner Seite. Er wurde es kaum gewahr; wenigſtens fiel es ihm nicht auf, daß ſie auf dem Vorſaale nicht ſeitwärts abging, ſie, welche bisher ſo gefliſſentlich die Nähe des Herzogs vermieden.

Er ſelbſt war ſo erfüllt von der Wichtigkeit der Nachricht, daß er auf nichts Anderes Acht gab. Mutter Julia hatte alle frühere Scheu und Abneigung verloren und vergeſſen, ſeit ſie den Untergang Waldſteins vor ſich ſah. Sie hielt wenigſtens in ihrer nüchternen Auffaſſung Alles das was ſeit Wochen verging oder unterblieb für Anzeichen des Untergangs. Jetzt war ihr Waldſtein auf einmal wieder nahe gerückt, die Jahrzehnte ſeiner Herrlichkeit, ſeiner Trennung von ihr verſanken, der Bedrohte, der Fallende, der Sterbende war gleichſam wieder ihr Albrecht im Karpathenthale, wo er für ſie ein Jüngling ohne Zuſammenhang mit der Welt geweſen. Jetzt fiel die Welt von ihm ab, jetzt meinte ſie, wieder an ſeine Seite zu gehören.

Das Vorzimmer war angefüllt. Ilow war da, Sparr, Niemann, Kynsky. Roſtok hatte große Noth, das Geräuſch niederzuhalten, beſonders Ilow's wegen, welcher durchaus herumlaufen wollte in ſeiner Unruhe.

Roſtok weigerte ſich, zu öffnen. Der Umſchlag des Wetters — es fing wirklich draußen an zu ſchneien — habe die Gichtſchmerzen des Herrn wieder erweckt. Er habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können, und ſchlummre jetzt ein Wenig. Das ſolle man ihm gönnen!

Ilow konnte auch nicht behaupten, daß eine dringende Meldung zu machen wäre. Unheimliche Gerüchte nur liefen in der Stadt von Mund zu Munde. Niemand wußte etwas Beſtimmtes, aber Jedermann glaubte zu wiſſen, daß Außerordentliches vorgehe. An den Thoren war unausgeſetzte Bewegung. Durch das eine waren Reiter auffallend eilig geſprengt, durch das andre ſei Diodati gefahren in vollem Roſſeslaufe, und unter den Wachtmeiſtern, Konſtablern und Gefreiten herrſche ein befremdliches Zuſammentreten. Ein Marketender ſei von Tabor gekommen, und um den dränge ſich Alles.

Da trat Leo haſtig ein; allein; ganz zuletzt hatte er die Mutter bewogen, auf ihr Zimmer zu gehn. Er hatte ihr genauen Bericht verſprochen. Man ſah ihm die Aufregung an, er hielt einen großen Brief in der Hand. Alle drängten ihm entgegen mit Fragen. „Den Herzog nur will ich ſprechen“ — ſagte er — „den Herzog muß ich ſprechen. Roſtok öffne.“

Da ſchellte die Glocke im Zimmer des Herzogs. Roſtok ging hinein.

Athemlos harrte man außen. Alle Blicke waren auf Leo gerichtet, welcher hartnäckig kein Wort ſprach.

Endlich öffnete Roſtok. Man ſah den Herzog in ſeinem ſchwarzen Talare mitten im Zimmer ſitzen. — Leo durfte eintreten. Ilow trat hinter ihm auf die Schwelle, und verhinderte Roſtok, die Thür zu ſchließen.

Leo erzählte leiſe dem Herzoge den Vorgang mit dem Marketender, und — überreichte ihm das Papier, indem er es entfaltete.

Der Herzog las, und erhob ſich vom Seſſel, indem er las. Sein Antlitz verrieth nicht im Geringſten Schrecken bei dieſer Kenntnißnahme von ſeiner Abſetzung, im Gegentheile: es wurde ſtreng und hart, und das Auge belebte ſich wie im Zorne. „Sie haben 's alſo gewagt!“ ſagte er vor ſich hin. „Komm her, Ilow“ — fuhr er fort — „Du kannſt es ja doch nicht erwarten. Da lies! Kynsky! Sparr! kommt herein! Ilow wird's Euch zeigen.“

Ilow ſchrie während der Lectüre: Endlich! Kynsky, welchem er das Blatt reichte, murmelte: Reiner Tiſch! — Sparr, an welchen das Blatt zuletzt kam, ſchwieg.

Der Herzog ſtand unbeweglich. Eine minutenlange Stille trat ein. Dann machte der Herzog mit dem rechten Arm eine Bewegung durch die Luft, als weiſe er verächtlich ein Geſpenſt von ſich. Ein Zucken der Geſichtsmuskeln verrieth dabei, daß dieſe körperliche Bewegung ihm Schmerz verurſacht hatte, aber dennoch ſprach er mit ſtarker Stimme: Nun iſt es Zeit; nun ſind wir ledig aller Bande. Richtet Alles zum Aufbruch nach Prag! Morgen in der Frühe.

Trotz des Strohs unten auf der Straße hörte man in dieſem Augenblicke den raſend ſchnellen Hufſchlag eines Roſſes, welches am Hausthore jählings parirt wurde.

— Es iſt Tertſchka, der General! rief Niemann aus dem Vorzimmer.

— Tertſchka? riefen Alle im Zimmer.

— Was iſt begegnet, daß der ſchon zurückkommt? ſagte Kynsky.

— Nichts Gutes! ſprach Waldſtein trocken — ſein Weg ging nach Prag.

Raſſelnd klirrte und polterte der große, ſchwere Mann herein. Waldſteins Geſicht verzog ſich bei dieſem ihm widerwärtigen Geräuſch, und ärgerlich ſtieß er hervor: „Ruhe! Mäßigung! Auch das Schlimmſte einfach und ſachgemäß anzeigen!“

Tertſchka holte tief Athem, und brachte dennoch nur ſtoßweiſe die Worte heraus: Bin nur bis Rokizan gekommen. — Dort fanden mich Boten von Prag. — In allen drei Prager Städten iſt bei Trommelſchlag ein Patent des Kaiſers proklamirt worden — welches —

— „Mich abſetzt. Das wiſſen wir. Weiter!“

— Darauf — fuhr Tertſchka fort — hat Suys alle Regimentsoberſten zuſammen berufen, und hat ihren Eid verlangt für den Kaiſer —

— „Nun?“

— Alle Oberſten haben den Eid geleiſtet.

Hier machte er eine Pauſe. Es herrſchte eine Stille, daß man den Fall eines Strohhalms hätte hören können.

— „Und die Regimenter ſelbſt?“ — fragte klaren Tones Waldſtein — „die Leute, die Gemeinen!“

— Haben nichts dagegen eingewendet.

— „Und Deine eig'nen drei Regimenter, die in Prag ſtehn?“

— Haben mich niederträchtig verlaſſen, ſich dem Suys unterworfen. — Außerdem iſt Leitmeritz in ihren Händen, und unſere Anhänger ſind verhaftet: der junge Michna, Hermann Czernin, Haugwitz, Wilhelm Wrzeſowetz. Dreißigtauſend Mann ſollen um Prag verſammelt ſein; der König von Ungarn als Generaliſſimus iſt auf dem Wege, der Kaiſer ſelbſt wird erwartet, Piccolomini mit den beſten Reiterregimentern rückt hierher auf Pilſen —

— „Was noch?“

Tertſchka ſah ihn offnen Mundes an, gleichſam fragend: iſt's noch nicht genug?!

— „Schicke Reiterpatrouillen gegen Süden, damit wir nicht überraſcht werden können. Verſucht's der Piccolomini, ſo wollen wir ihn tanzen lehren. Er wird's bleiben laſſen. Es iſt gut ſo wie's iſt. Es iſt ein Uebergang, der uns die Arme frei macht. Die Regimenter werden nicht lange ausbleiben, denn bald wird ſich's zeigen, wo der Nerv ſitzt. Wir ändern nur die Ordre de bataille. Die Feſtung Eger wird unſer Mittelpunkt. Ilow, Tertſchka, Sparr, Niemann raſch an die Ausfertigung aller Befehle. Wir arbeiten bis in die Nacht hinein. Meine Thür bleibt offen für jede Nachfrage. Zunächſt nach Eger ſchicken an Gordon! Er ſoll nicht nach Zittau zum Regimente, welches ich ihm vorgeſtern geſchenkt; er ſoll das Regiment nach Eger rufen; er ſelbſt ſoll mich in Eger erwarten, und mir den Leslie entgegen ſenden über Plan und Mies. Vorwärts an die Ausfertigungen!“

Ilow, Tertſchka und Sparr gingen.

— „Kynsky, den beſten Mann an Herzog Bernhard“ —

— Der Herzog Franz von Sachſen-Lauenburg ſteigt unten ab! meldete Roſtok.

— „Dies iſt der beſte Mann. Willkommen! — Die Zeichen werden günſtig. Leo! Bitte Starſchädel hierher!“

Leo ging.

— „Kynsky, bleibe! Rück mir den Stuhl her! Die verfluchte Gicht kommt mir zu ungelegener Zeit über den Hals. Sonſt hab ich nichts dagegen, daß die Kriſis mit einem Schlage eintritt — was willſt Du noch? Wo bleibt der Herzog?“

Dieſe Worte waren an den wieder eintretenden Roſtok gerichtet, der einen Brief in der Hand hielt. Roſtok erwiderte: Durchlaucht, der Prokop, der alte Stallmeiſter, welcher mit der Frau Herzogin nach Bruck gegangen, kommt eben an. Er iſt glücklich durchgekommen durch die — Kaiſerlichen, und überbringt dieſen Brief, den ihm die Frau Herzogin auf die Seele gebunden.

— „Mach ihn auf!“

Waldſtein las: Bringe Dich ſo raſch als möglich in Sicherheit, lieber Albrecht! Ich erfahre in dieſer Minute aus beſter Quelle, daß geſtern ein zweites Patent gegen Dich erlaſſen worden iſt, welches Dich gleichſam in die Acht erklärt. Du und der Ilow wie Tertſchka ſollen gefangen eingebracht werden, lebendig oder todt. Hiermit ſind alle Mordhände gegen Dich losgelaſſen. Eile außer Landes, und rufe mich, wenn Du irgendwo in Sicherheit wohneſt. Ich folge Dir mit unſerm Kinde, wohin es auch ſei. Iſabella.

— Soll der Herzog Franz warten? fragte nach einer Weile Roſtok ſeinen Herrn, welcher gedankenvoll über das Papier hinweg blickte.

— „Der Herzog ſoll eintreten!“

Bis tief in den Nachmittag hinein gab es dort in der Sachſengaſſe eine ununterbrochene, wirbelnde Thätigkeit. Unten die kriegsmäßige, welche nach allen Seiten Befehle verſendete, um von den abliegenden Regimentern ſo viele als möglich ſchleunigſt gen Eger in Bewegung zu ſetzen, damit ſie den heranziehenden kaiſerlichen Generalen entführt, und dem Friedländer erhalten würden. Ilow verdoppelte ſich, und nahm das weiteſte Verfügungsrecht für ſich in Anſpruch. Zweifelhafte Oberſten kaſſirte er, und erſetzte ſie durch neue verwegene Männer, ohne des Herzogs Beſtätigung abzuwarten. Der Herzog hatte ja oben im Großen zu ſorgen, der brauchte nicht geſtört zu werden!

Oben mochte es auch raſch einhergehn. Schon nach einer Stunde kam der Lauenburger Herzog herunter und ſtieg wieder zu Pferde. Er fragte nur im Vorbeigehn nach Feldmarſchall Ilow, und rief dieſem zu: Alles in Ordnung! Binnen vier, fünf Tagen ſehen wir uns in Eger, und ich bringe ſchwediſche Truppen! — Empfehlt mich dem Herzoge Bernhard, fürſtliche Gnaden — entgegnete Ilow — und verſichert ihn unſrer ganzen Hingebung. Alle Nebel ſind zerriſſen, jetzt geht's bei hellem Tage!

Der Lauenburger ſprengte von dannen.

In der nächſten halben Stunde kam Starſchädel herab, und verlangte Schreibzeug für eine Depeſche, verlangte reitende Boten.

In der nächſten halben Stunde kam Kynsky, und forderte Kouriere, die vor der „Roſe" warten ſollten. Dort wohnte er bei Tertſchka, und dorthin hatte er ſeit einigen Tagen auch ſeine Frau Eliſabeth, Tertſchka's Schweſter, zu ſich genommen. Nur Tertſchka's Frau, die ſanfte Maximiliane, war nicht mit hinüber gezogen; ſie war in des Friedländers Wohnung geblieben, weil ihr die Stille mehr zuſagte.

Dieſe arme Frau litt bitterlich von dem hereinbrechenden Schickſale. Der rohe Gatte, welcher ſie in den Soldatentumult hineingeſchleppt, war ohnedies nicht angethan, ſie zu tröſten. Und nun kamen alle die ängſtlichen Anzeichen einer Kataſtrophe, es kam der alte Prokop, der Stallmeiſter ihrer Schweſter Iſabella, welcher ſich bei ihr meldete, um Grüße von ſeiner Herrin auszurichten, und wenigſtens anzudeuten was er an den Herzog gebracht hatte. Er wußte zwar den Wortlaut nicht, aber er wußte doch, daß die Frau Herzogin in traurigſter Aufregung geweſen, als ſie ihm den Brief auf die Seele gebunden, und daß ſie geſagt hatte: Prokop, reite was Du kannſt, es gilt das Leben unſers Herrn.

Frau Maximiliane hatte in den letzten Tagen, ſeit die Gräfin Tertſchka nach der „Roſe" gezogen war, mit Sparr's gemeinſchaftlich geſpeiſ't Sie ließ denn auch heute fragen, wie übel ihr auch zu Muthe war, um welche Stunde die Herren frei zu sein hofften für die Mittagstafel. Sie war voll Höflichkeit des Herzens wie ihre Schweſter Iſabella. Unter den Herren war Sparr, Starſchädel und Leo verſtanden, welche ſämmtlich in den von Waldſtein eingenommenen Nebenhäuſern Quartier gefunden.

„Um drei Uhr“ hatte die Antwort gelautet, „glaubten der Herr Feldzeugmeiſter, der Herr von Starſchädel, und der Ritter von Steinwald eine freie halbe Stunde zu gewinnen.“

Um drei Uhr fanden ſie ſich denn auch zuſammen, nur Sparr, mit ſoldatiſchen Anordnungen überhäuft, ließ ein wenig warten. Ihm fehlten Pferde für die Geſchütze, die Stückknechte riſſen zahlreich aus mit den Roſſen; überall zeigten ſich Symptome der Auflöſung.

Endlich kam auch er. Es war eine traurige Tafel. Frau Maximiliane konnte der Thränen nicht Herrin werden, Mutter Julia war von einem erſchreckend feierlichem Ernſte, Sparr ſchwieg völlig, Leo war ernſt und ſtill, Starſchädel desgleichen. Nur Magna erſchien friſch, friſcher als ſeit langer Zeit.

Die Diener konnten nicht raſch genug auf- und abtragen, und man ſtand auf, noch ehe die letzte Schüſſel ſervirt war.

Hans ging zu Maximiliane, um ihr Troſt zuzuſprechen; Leo führte ſeine Mutter fort; Magna hielt ihren eiligen Vater an der Thür auf, und theilte ihm mit, daß Herr von Starſchädel ihr ſeine Gaſtfreundſchaft in Gnadenfrei angeboten. — Nimm ſie dankbar an, mein Kind. Wir gerathen zunächſt in blutigen Wirrwarr, von dem ich Dich gern losgetrennt ſehn möchte, und ſo weit als möglich. Jedenfalls packe Deine Habſeligkeiten zuſammen, denn jede Stunde kann das Signal zum Aufbruch bringen. Ich halte uns nicht ſicher vor einem Ueberfalle Piccolomini's.

Sparr ging. Sie ſah ihm nach, und machte ſich Vorwürfe, daß ſie leichtſinnig wäre, und des guten Vaters Traurigkeit nicht hinlänglich theilte. Unwillkürlich blickte ſie auf Starſchädel, welcher eben mit Maximiliane das Zimmer verließ. Er war ſchuld, daß ſie nicht traurig genug ſein konnte. Sie hatte ein felſenfeſtes Vertrauen auf ſeine Wahrhaftigkeit, und ſeit er Leo frei geſprochen von jener abſcheulichen Suſanne, da waren alle erſinnlichen Frühlingsgötter in ihr erwacht. Sie mochte hören was ſie wollte von Noth und Tod oder Gefahr, ſie wurde der Glückesregung, die in ihr hüpfte, durchaus nicht Meiſterin. Und nichts lag ihr näher am Herzen, als den armen Schelm den Leo, welchem ſie himmelſchreiend Unrecht gethan, um Verzeihung zu bitten. Geſchickt und verſteckt natürlich, nicht ſo geradeaus. Dafür war ſie nicht weich genug. Wenn er nur da wäre! dachte ſie, und ging auf den ſchmalen Korridor hinaus mit den ewigen Lampen, um langſamen Schrittes ihre Nummer Fünf aufzuſuchen. Mutter Julia wohnte noch weiter hinten. Wenn er in den Dienſt des Herzogs gehen wollte, ſo mußte er hier im Korridor an Nummer Fünf vorüber — richtig da kam er, noch ehe ſie ihre Thür erreicht hatte! Herr Gott, wie niedergeſchlagen ſah er aus bei dem dunklen Lampenlichte!

— Was iſt Euch denn widerfahren, Leo? Ihr ſeid ja ganz verändert, ſeit Ihr die Tafel verlaſſen. Da ſaht Ihr traurig aus, jetzt iſt Eure Miene noch viel ſchlimmer!

— Meine Mutter und der Herzog betrüben mich ſo tief. Meine Mutter wollte durchaus wiſſen, ob es denn wirklich ſo verzweifelt ſtehe um den Herzog. Ich wollte ſie tröſten, aber meine eignen Troſtesworte verwandelten ſich in Trauerworte. Die Zwiſchenfragen meiner Mutter machten uns klar, daß er heute mit einem Fuße in's Grab geſtiegen iſt, und daß vielleicht morgen ſchon der zweite Fuß nachfolgt.

— Oh, nicht doch! Wie können Kriegsmänner ſo verzagen! Der Herzog hat in ſeinen Berechnungen auch den jetzigen ſchlimmen Fall vorhergeſehen. Der Fall wirkt nur empfindlicher, weil die Gicht eben wieder ſeine Thätigkeit lähmt — ſagte Magna, und trat dabei in ihr Zimmer, Leo in ſolcher Weiſe zum Eintritte berechtigend.

— Nein, nein! es iſt etwas vergegangen was er nicht eingerechnet hat, was Niemand bedacht hat als Pater Lamormain. Euer Vater, Ilow, Tertſchka, Kynsky, Niemann, Alle ſagen's jetzt und ſind darüber einig. Die Feldkapläne haben in den Regimentern geflüſtert und verdächtigt und gewühlt. Das hat ſich ſchon gezeigt bei der letzten Zuſammenkunft der Officiere, die der Herzog ſelbſt berufen hatte. Da ſprachen ſie zum erſten Male nicht bloß vom Kaiſer, nein, auch von der heiligen Religion ſprachen ſie. Wo war das erhört im Friedländiſchen Heere! Daher ſtammt der Abfall der Regimenter. An den hat Niemand gedacht, den hat auch der Herzog nicht eingerechnet, und dies kann ſein

Grab werden. Meine Mutter ſagt es, und ſie hat einen unbeſtechlichen Verſtand. Denkt nur, jetzt will ſie den Herzog ſprechen! Sie, welche bisher eine unüberwindliche Scheu vor ihm hegte, verlangt jetzt von mir, ich ſollte ſie heute Abend hinüber führen zum Herrn. Des Abends werde wohl einige Ruhe eintreten in den Geſchäften, da wolle ſie eine Viertelſtunde mit ihm reden.

— Wunderlich!

— Sie hat mir einen alten Empfehlungsbrief an den Herzog abverlangt, den ich damals abſichtlich nicht abgegeben, und jetzt hat ſie plötzlich Eile, den Brief der Frau Herzogin zu überreichen, welchen ſie bis heute zurück gehalten. Procop habe einen neuen gebracht, der beziehe ſich vielleicht auf den früheren, jetzt müſſe ſie ihre Unterlaſſung eingeſtehn, jetzt in ſolcher Noth dürfe kein Wort verloren gehn, welches die Familie betreffen könne.

— Nun ſo thut's, lieber Leo, führt ſie hin, wenn der Herzog in ſeinem jetzigen Drange ihr die Viertelſtunde ſchenken kann und will. Unbedacht thut ſie nichts, ſie iſt von ſtillem, ſtarkem Geiſte, ein großer Schatz für Euch, Leo, nicht wahr?

— Oh, mein größter.

Magna hatte ſich in einen Armſeſſel niedergelaſſen; die Dunkelheit des ſinkenden Tages warf ihre Schleier über das friſche, ſchöne Mädchen, deſſen Augen Lebensluſt von ſich ſprühten, in all der politiſchen Zerſtörung ſo viel Lebensluſt, daß ſelbſt die letzten Worte Leo's die alte Eiferſucht in neuer Art ſchon wieder zu erwecken ſchienen. Sie hing ſelbſt an Mutter Julia, aber daß dieſe Mutter der „größte Schatz“ Leo's ſein ſollte, fiel ihr doch ſchon wieder auf. Sie ſtrich mit der Hand die Locken aus der Stirn, und legte den Kopf zurück an die Lehne.

Leo ſtand mitten im Zimmer, und ſah verlorenen Blicks durch die Fenſter in die niederſinkende Dämmerung hinaus. Der ſonſt ſo warme Liebhaber ſah jetzt nicht nach ſeiner Geliebten, die noch nie ſo bereit geweſen war, ſeine Liebesverſicherungen anzuhören. Wenn er noch lange zögerte, ſo ſammelte ſich gewiß wieder eine Welle des Schmollens in dieſem despotiſchen Mädchenſinne.

Sie ſagte auch ſchon halb ärgerlich: — Ruft doch nach Licht. Ich muß einpacken. Mein Vater ſagt, es könnte morgen ſchon fortgehn.

Dies richtete Leo's Gedanken auf ſie, verwehte alles Andere in ihm. Er ahnte, daß ſie nicht im Kriegslager bleiben würde, jetzt, wo Flucht und Kampf bevorſtand. — Er ſprach's mit matter Stimme aus: — Auch Eure Gegenwart, liebe Magna, wird mir nun entriſſen werden! Eure ſüße, holde Gegenwart! Es iſt leider wahr, daß ich nicht mehr glücklich liebe, nicht mehr wie einſt, wie auf dem Prager Ringe, wo Eure Seele göttlich ſchön in meine überfloß. Und doch iſt meine Liebe immer noch mein einziges Glück. Ich traure, daß ſie nur in mir glüht, und doch iſt dieſe Trauer das Beſte, von welchem mein Herz zehrt und lebt. Gedenket mein in der Ferne wie desjenigen, der Euch mit Leib und Seele angehört, auch dann angehört, wenn Ihr dieſe ausſchließliche, grenzenloſe Liebe nicht erwidern könnt!

Bei dieſen Worten war er einige Schritte näher getreten, und war auf's Knie geſunken, dicht vor ihr. Er bedeckte mit der Hand ſeine Augen, in denen Thränen perlten.

— Wer ſagt Euch denn — erwiderte Magna leiſe — daß mein Herz weniger lange als das Eurige, und daß es nicht ebenfalls ausſchließlich und grenzenlos lieben könne?

— Wie?! — und er blickte in ihr ſchalkhaft ſchimmerndes Auge empor.

— Ich muß nur ſicher ſein, daß ich's mit einem ehrlichen Herzen zu thun habe, welches nicht die Fahne wechſelt um's Handgeld —

— Magna!

— Ja doch, ja doch! Ich glaub's nicht mehr. 's hat mich Thränen genug gekoſtet, unvorſichtiges Menſchenkind! Und ich geſteh's auch ein, daß ich einen garſtigen Zug habe von grimmigem Eigennutze —

— Nein, nein, himmliſches Mädchen!

— Freilich! 's iſt leider wahr. Ich bin nicht ſo gut wie ich ſein ſollte. Aber, lieber Leo, einen kleinen Erſatz bring ich dafür, ich bin treu, ganz treu, ich könnte gar nicht anders. Was hab ich mir für Mühe gegeben in meinem ſchlimmen Zorne, den Marcheſe liebenswürdig zu finden! Es ging nicht, das alberne Herz blieb immer rebelliſch —

Länger ließ ſie Leo nicht ſprechen. Sie hatte ſich ſo vorgebeugt, daß ihre niederfallenden Locken um ſeine Stirn ſpielten, Auge und Mund ihm ganz nahe waren, ihr Athem ſeine Wange fächelte; er griff nach dieſem lieben Antlitz, er drückte ihr Auge auf ſeinen Mund, es wurde ein Kuß unausſprechlichen Glückes. Dann ſprang er auf, hob ſie vom Seſſel, drückte ſie an ſeine Bruſt. Die Augen, nahe bei einander, leuchteten trotz der Dämmerung gegenſeitig Glückſeligkeit — meine innigſt geliebte Magna! hauchte er; Du guter Leo! flüſterte ſie, und Mund an Mund ſchenkten ſie ſich einen langen Kuß glücklichſter, ſiegreich aufjauchzender Liebe.

Noch mehrere Minuten lang ſchwelgten ſie in gegenſeitiger Liebesverſicherung und in berauſchenden Küſſen, da klopfte es von außen an die Thür.

Magna flüchtete in's Nebenzimmer. Leo ſah ihr nach, und rief nicht „herein“. Die Thür wurde aber geöffnet, und im Lampenſcheine des Korridors zeigte ſich Roſtok.

— Herr Leo?!

— Was ſoll's?

— Ihr ſeid's alſo! Im Dunklen, und allein? Ich hab' wohl geſtört. Ach Gott, jetzt iſt ſchon Alles Eins! Man kann ſchon gar nicht mehr an ſich ſelber denken. Kommt nur, der „Herr“ will Euch ſprechen. Ich hab' Euch hinten bei der Frau Mutter geſucht, die auch im Dunkeln ſitzt, und da ich Euch nicht fand, hab ich mir's gedacht. Na, wie geſagt, jetzt iſt ſchon Alles Eins, und der „Herr“ bleibt ja doch die Hauptſache; mit ihm gehn wir ja doch Alle zu Grunde, wir müſſen uns drein ergeben. Und wir gehn halt alle zu Grunde

Leo war hinaus getreten auf den Gang, und betrachtete den klagenden Roſtok, welcher ein ganz zuſammenfallendes Anſehn hatte. Sein ſonſt ſo lüſternes Auge war wie ein

Licht, welchem ein großer, ſchwarz verkohlter Docht die Leuchtkraft entzieht.

— Iſt was Neues vorgefallen, lieber Roſtok? fragte Leo.

— Von außen nicht, aber innen. Der „Herr“ hat ſeit der Schreckensnachricht von heute Morgen gearbeitet und regiert wie ein Rieſe. Ich hab' ihm mit Staunen zugeſehn — er iſt halt wie ein Herrgott. Und nicht ein Ei, nicht einen Löffel Brühe hat er genommen. Endlich ward's ſtill. Alle waren expedirt, und er war allein. Da fand ich ihn, wie er mitten im Zimmer ſtand und an die Wand ſah. Ich brachte einige Nahrungsmittel. Er wurde mich gar nicht gewahr. Ich ſervirte auf einen kleinen Tiſch, und rückte den Lehnſeſſel zu ihm, — da kam auf einmal der Schrei — ein einziges Mal hab' ich ihn gehört vor ſechs Wochen — als ob ein glühendes Eiſen ihm durch alle Glieder geſtoßen würde. Wie vom Blitz getroffen ſtürzte er zuſammen, glücklicher Weiſe in den Seſſel hinein, und der Tiſch mit der Gabe Gottes flog in's Zimmer hin. Alles war zerbrochen. — Man denkt, 's iſt der Tod ſelber. Aber nach einer Viertelſtunde bricht ein Schweiß aus, ein Angſtſchweiß, und dann wird er ruhig. — Er ließ ſich auch nicht zu Bett bringen. Ich räumte auf, und holte friſche Brühe. Von der hat er ein Wenig genommen, und dann hat er geſagt: ruf mir den Leo.

Dies erzählend war Roſtok mit Leo bis in's Vorzimmer des Herzogs gekommen.

Leo trat ein.

Das Zimmer war gegen alles Herkommen ſchwach beleuchtet; es waren überall Schirme angebracht vor den Lichtern. Der Herzog lag mehr als er ſaß auf ſeinem Lehnſtuhle dicht am Bette.

Er regte ſich nicht, als Leo eingetreten war, und dieſer blieb unſchlüſſig, ob er ſich durch ein Geräuſch anmelden oder ſtill warten ſollte. Vielleicht ſchlief der Herzog doch.

Er ſchlief nicht; er ruhte in Schmerzen und Gedanken.

— Tritt näher — ſagte er plötzlich mit klarer Stimme — ich bedarf Deiner zu einem Dienſte. Du ſollſt nach Bruck reiten zu meiner Frau.

— Euch verlaſſen, Durchlaucht, in ſolcher Lage und ſolcher Noth!

— Doch, mein Sohn. Ein Mann mehr oder weniger entſcheidet nichts neben mir. Meine brave Frau aber braucht jetzt eine Weiſung aus vertrautem Munde. Sie ſoll ſich aufrecht halten als die würdige, als die ſtolze Gattin des Herzogs von Friedland. Sie ſoll nicht bitten, ſie ſoll nicht betteln um irgend eine Gnadenbezeigung. Schon ihrer Natur nach iſt ſie an die beſcheidenſten Bedürfniſſe gewöhnt. Sie ſoll alſo nur ihrer Natur treu bleiben, und meine Tochter in eben ſolcher Einfachheit erziehn. Das iſt nöthig, denn ſie hat keine Erbſchaft zu erwarten. All meine Güter in Böhmen und Schleſien wird man an Diejenigen vertheilen, welche von mir abgefallen ſind. Für Manchen iſt dieſe Beute wohl auch die Lockſpeiſe geweſen. Das iſt der Lauf der Welt, ich hab es auch ſo gemacht. Nur einige Herrſchaften in Mecklenburg, die mir eigenthümlich gehören, werden der großen Konfiskation entgehn. Denn da hinab in's proteſtantiſche Land reicht der konfiscirende Arm nicht. Dieſe werde ich dem Kinde verſchreiben, heute noch. Mein Kanzler Elz wird die Dokumente anfertigen; Du wirſt ſie nach Bruck bringen.

— Aber, Durchlaucht, ſo weit ſind wir denn doch noch nicht! Die Sachſen und Schweden werden binnen wenig Tagen mit uns verbunden ſein, und —

— So weit ſind wir, mein Sohn. Wär' ich körperlich geſund, dann dächt' ich nicht an's Teſtament, und alsdann wehe den Kreaturen — aber ſieh mich an! Ich bedeute für Weimar und Arnimb nur ſo viel als ich mit mir bringe. Meine gebrechliche und doch herriſche Natur wird ihnen nur als eine Laſt erſcheinen. Was bring ich ihnen aber? Ein zuſammengeſchmolzenes Häuflein, ein lockres Häuflein, das von Meile zu Meile abnehmen wird. Es wird ja klar, daß ein Element gegen mich wühlt, welches ich unterſchätzt habe. Wie wäre dieſer Abfall ſonſt erklärlich! Ich rette mich, wenn's hoch kommt, nach Eger und unter die Fahnen der Proteſtanten, ich bin ein Flüchtling. Damit iſt Alles geſagt. Ob die Krankheit noch einmal von mir weicht, ob die Anſtrengung gelingt, die Regimenter an mich zu ziehn, welche im Norden vereinzelt ſtehn, und welche Schafgotſch in Schleſien unter ſich hat, das weiß der Himmel. Ich habe keinen Maßſtab der Berechnung mehr nach der heutigen Erfahrung. Gelingt noch ein Weſentliches, und erhole ich mich noch einmal auf kurze Zeit, dann ſoll's noch ein Krieg werden, vor dem die Hofburg in ihren Grundfeſten zittert. Aber es hat nicht den Anſchein: darum mache ich Teſtament. Mein Untergang iſt vor der Thür, er ſoll mich gefaßt finden. Ruhig und ſtolz will ich in den Abgrund ſinken. — Ich ſchicke Dich auch darum nach Bruck, weil meine Frau und meine Tochter Dir zugethan ſind. Ich vermache Dich ihnen. Ein Freund iſt für Frauen unſchätzbar. Du wirſt ihnen treu und gewärtig ſein. — Was iſt?

Reſtok war eingetreten. Er flüſterte Leo etwas in's Ohr, und nicht ohne Verlegenheit ſagte dieſer: Durchlaucht, meine Mutter iſt draußen. Ich bitte um Verzeihung für die Zudringlichkeit. Aber dieſelbe Frau, welche Euch bisher ſcheu aus dem Wege ging, hegt mit einem Male das unabweisliche Bedürfniß, Euch zu ſprechen. Ich begreife es nicht. Sie iſt ſonſt klar und verſtändig wie ein heller, tiefer Waſſerſpiegel.

— Den glücklichen Waldſtein vermied ſie, ich weiß es wohl, den unglücklichen ſucht ſie auf. Die Menſchenart iſt ſelten, laß ſie kommen!

Reſtok ging. Mutter Julia trat ein, und blieb nahe an der Schwelle ſtehn. Sie war dunkel gekleidet, ſo wie ſie in Trauer aus Veldes gekommen, und in der matten Beleuchtung des Zimmers machte ihre Erſcheinung einen ernſten Effekt. Ihr Kopf mit klaſſiſchen Zügen mahnte an ein Gericht, welches zu dem darnieder liegenden, zerbrochenen Waldſtein träte.

Leo ging zu ihr, um ſie näher zu führen. Laß uns allein! ſagte ſie leiſe zu ihm. — Erſtaunt wich er geräuſchlos durch die Thür.

Sie ſelbſt trat nun mit unhörbarem Schritt Waldſtein näher.

— Was willſt Du von mir? ſagte er.

— Deine Gemahlin — antwortete ſie, das vertrauliche oder gering ſchätzende „Du“ ihm zurück gebend — Deine Gemahlin Iſabella hat mir ein Schreiben für Dich eingehändigt, als ich hierher reiſte, um die Leiche meines Sohnes abzuholen. Sie wollte Deine Hilfe in Anſpruch nehmen für den Transport der Leiche. Gottes Güte beſcherte mir die Ueberraſchung, daß ich meinen Sohn am Leben fand, und ſo verlor der Brief ſeine Bedeutung. Ich wollte Dich in Deinen Sorgen und Nöthen nicht behelligen, und da ich ihn perſönlich übergeben ſollte, ich aber eine tiefe Scheu empfand vor Deiner perſönlichen Begegnung, ſo blieb er in meinen Händen.

Waldſtein erhob ſich während dieſer Anrede langſam aus ſeiner liegenden Stellung; er ſaß aufrecht bei den letzten Worten Julia's, und blickte aufmerkſam in ihr Antlitz. Mahnte ihn der Ton dieſer Stimme? Ihr Antlitz verblieb ihm aber im Schatten, da die gedämpfte Beleuchtung vorzugsweiſe hinter ihr angebracht war.

Faſt unſichern Tones — denn ſeine Aufmerkſamkeit lag in ſeinem Auge — ſagte er dann: — Du ſcheinſt in der Abgabe von Briefen nicht eben gewiſſenhaft, wohl aber recht eigenmächtig zu verfahren. Damals in Prag war mir auch ein Brief unterſchlagen worden.

— Nicht von mir, ſondern von meinem Sohne. Die Zeit kommt für Alles; auch für jenen Brief. Heut bringe ich ihn Dir, obwohl ich ihn ſelbſt geſchrieben. Zunächſt aber mache ich meinen Fehl gut: hier iſt der Brief Deiner Gemahlin.

— Trage den Leuchter dort mit ſeinem Schirme hierher an den Betttiſch. — Und nun öffne ſelbſt den Brief, und reich ihn mir offen.

Julia that Beides. Ihr Antlitz kam dabei in ſtärkere Beleuchtung, und indem er den Brief aus ihrer Hand empfing, ſagte er: — Deine Stimme kenn' ich; aber es muß lange her ſein, daß ich Dein Geſicht — wo hab' ich Dich geſehn?

— In Deiner Jugend.

— Das iſt lange her.

Er las den Brief Iſabellens, und ſah dann wieder zu Julien empor, welche unbeweglich neben ihm ſtand.

— Da ſteht geſchrieben — ſagte er ſinnend — daß um die Abkunft Leo's ein Geheimniß ſchwebe. Ich möchte mir angelegen ſein laſſen, den Schleier zu heben. Die Aufklärung könnte von freundlicher Bedeutung für mich ſein. Was iſt das? Rede?

— Dies Blatt wird reden, welches Leo damals zurück behalten.

Und jetzt entfaltete ſie den alten Brief, und glättete den mürbe und faltig gewordenen, und reichte ihm denſelben.

Waldſtein las ihn. Er brauchte viel Zeit dazu. Es war eine Herrſchergewohnheit an ihm, ſich nicht überraſchen zu laſſen, die Ueberraſchung wenigſtens zu verbergen.

So ſchwieg er denn auch — zum Schmerze Julias —

nachdem er vollſtändig geleſen, und die Hand mit dem Blatte niedergelaſſen hatte, noch eine ganze Weile. Aber ſein Auge erhob ſich zu ihr, und wurde größer und größer.

— Zieh doch den Schirm von dem Leuchter weg — ſagte er halblaut — damit ich Dich deutlich ſehe!

Julia that es. Der Ausdruck in ihrem Blicke war unbeſchreiblich. Schmerz, Mitleid — und doch auch einige Genugthuung.

— Du biſt es wirklich — ſagte er endlich, immer mit halblauter Stimme — Du biſt es wahrhaftig! Herr des Himmels und der Erden, was beſcherſt Du mir am Grabe! Wie unbefangen wär ich glücklich neben dieſem Weibe! Hätte das Dauer haben können in meiner ehrgeizigen Seele? — Nein. — Du warſt ſo geſunden natürlichen Sinnes, Julia, daß Du mein Verſchwinden hingenommen haben wirſt wie den Uebergang in eine andre Jahreszeit. Aber Du hätteſt wohl gethan, wenn Du früher gekommen wärſt, und mir den Leo gebracht hätteſt! Es giebt doch wohl eine Stimme des Bluts; der Junge hat mich gleich warm angeſprochen, und iſt mir lieb und werth. — Gieb mir die Hand! Haſt Du mir ſehr gezürnt, und zürnſt Du mir noch?

— Nein.

— Wir Männer ſind Raubthiere. Ihr ſeid viel beſſer. Ich hab' lauter Liebes und Gutes von Euch erfahren Von Dir, von der verſtorbenen Lucretia, von Iſabellen. Ich hab keine beglückt, kaum̄ einer gedankt, Alle betrübt — ich bin wohl eines der ſchlimmſten Raubthiere — geweſen, wollt ich ſagen. Bald geweſen! Julia. Dir dank ich, daß Du an meinen Sarg kommſt — laß meine Hand los! Sie iſt gichtiſch, verträgt Deinen Druck nicht, verdient Deine Thräne nicht. Faſſe mich unter den Armen, und hilf mir, ich will aufſtehn, und Dich Auge in Auge betrachten. — So! — Es geht gut; die Schmerzen ſchweigen. Du haſt eine weiche Hand für mich — wie damals. Sieh, Dein Auge iſt ganz das alte! Oh, Julia, wärſt Du reich geweſen, und meine Ehefrau geworden, Du hätteſt mich ergänzt, ich wäre harmoniſcher, glücklicher geworden. Die erſte Liebe iſt die einzige, welche dauernde Macht behält über uns, ſie wirkt auf uns wie ein Element. Wunderbar! An die dreißig Jahre ſind ausgelöſcht, und ich vergeſſe den nahen Tod.

— Er wird Dir noch fern bleiben.

— Nein, Julia, er iſt da, und er iſt dem Untergehenden willkommen. Ich kann auch nicht leben, wenn ich gehorchen ſoll. — Aber wollen wir nicht Leo rufen und ihm ſagen —

— Nicht ſagen, Albrecht. Das iſt zu ſpät.

— Meinſt Du? — Nun auch das verſteht Ihr Frauen beſſer, was Gefühle betrifft und Schicklichkeit. — Sieh, ich kann ſchreiten ohne Schmerz. Führe mich, und erzähle mir Dein Leben von da an, als Albrecht Waldſtein von Dir gegangen war, und nicht wiederkehrte. Schone mich nicht, ich verdiene es von Dir, und ich vertrage es von Dir. Erzähle!

Sie that es. Und es gab eine Stunde für Beide, als ob die ganze Kataſtrophe in Pilſen ein Traumbild, und als ob eine ganz andere Welt die wirkliche wäre. Waldſtein war durch die moraliſche Erregung ganz ſchmerzensfrei geworden; er ging mit ihr, er ſaß mit ihr wie ein leidlich Geſunder, der eine Stunde lang Muße hat für einen Roman.

Julia blieb einfach auch in dieſer aufſpannenden Lage, man kann ſagen: ſie war glücklich, und ſie gab das Signal zum Scheiden, etwas Unerhörtes im Leben Waldſteins. Wie die beſonnene Hausfrau fand ſie, daß ihm die Ruhe im Bette wohl thun, und einen ſtärkenden Schlummer bringen würde, deſſen er ja dringend bedürfe zum Aufbruche nach Eger in ſo ſchlimmer Winterzeit. Draußen fiel Schnee, und der Wind wehte hohl durch die Gaſſe.

— Elz, meinen Kanzler, laß mir noch heraufſenden — ſchloß Waldſtein — und geh' mit Gott! Du ſiehſt mich nur flüchtig oder gar nicht wieder. Die Geſchäfte laſſen es nicht zu, und nach Eger darf mich Niemand von Euch begleiten. Lebe glücklich mit Leo! So weit ich noch kann, trage ich Sorge für ihn. So geh!

Sie blickten einander noch einmal tief in die Augen, und ſchieden.

Das Wetter wurde immer unfreundlicher. Es ſchneite und regnete durcheinander, die Wege wurden immer unpraktikabler. Man wußte nicht, wie man das maſſenhafte Kriegsmaterial fortbringen ſollte aus Pilſen, und tröſtete ſich nur damit, daß auch die Feinde, die Kaiſerlichen, nicht raſch vordringen könnten gegen Pilſen.

Aber der heran dringende Piccolomini kam mit lauter Reiterregimentern, und rechnete darauf, daß die im Abzug begriffenen Friedländer auf keinen geordneten Widerſtand eingerichtet ſein würden. Und er hatte darin ganz Recht. Es war gar wohl möglich, daß ſein Plan gelingen, und er den Herzog von Friedland in Pilſen gefangen nehmen konnte.

Am nächſten trüben Morgen — denn Schnee und Regen ließen den Tag kaum durchſcheinen — eilte Leo zum Herzoge, um die Dokumente für die Herzogin in Empfang zu nehmen, welche der Kanzler Elz noch in der Nacht ausgefertigt. — Leo lebte ſeit der glücklichen Scene mit Magna in einem vollſtändigen Rauſche. Alles erſchien ihm leicht und roſig, ſelbſt der flüchtige Abzug der Heeresreſte, ſelbſt das trübſelige Wetter, in das er hinaus reiten ſollte. War es ihm doch geſtern Abend kaum aufgefallen, was denn nur ſeine Mutter ſo lange zu reden gehabt hätte beim Herzoge — Magna, Magna mit ihren Locken, ihren glänzenden Augen, ihrem warmen Munde erfüllte all ſein Dichten und Trachten. Und als Mutter Julia herabgekommen in den Korridor, wo er hin und her gewandelt war vor Nummer Fünf, da war kein Halten mehr geweſen: er hatte der Mutter ſein himmliſches Glück in all ſeinem Reichthum erzählen müſſen mit hundert Plänen für die Zukunft. Zukunft hieß natürlich nur der Beſitz Magna's, und der Kampf gegen den Kaiſer von Seiten des Herzogs wurde dabei nebenher ſo glorreich ausgekämpft, daß ein junges Ehepaar wie Magna und Leo nur die Auswahl hatte, wo und wie es ſein Zelt oder ſeinen Palaſt aufbauen wollte im römiſch deutſchen Reiche.

Mutter Julia hatte ihn darin nicht geſtört. Sie war über und über angefüllt von der endlichen Wiederbegegnung ihres Albrechts. Sie war befriedigt, obwohl Untergang und Grab den engen Horizont begrenzt hatte, obwohl verletzende Aeußerungen Waldſteins wie Schwerter durch ihre Seele gegangen waren. Der Kern war doch beruhigend geweſen für ihr Herz, und ihr Sohn war doch geſichert. — Sie trieb ihn jetzt am Morgen, zum Herzoge hinüber zu eilen.

Roſtok wartete ſchon auf ihn, der Herzog hatte ſchon nach ihm gefragt. Es geht beſſer mit dem „Herrn“ rief ihm Roſtok entgegen — wunderbar beſſer. Er hat dem Kanzler noch eine Stunde diktirt, und dann ganz feſt und lange geſchlafen, er iſt wohlauf! —

Leo fand ihn wirklich ſo. Der Herzog ſchritt ihm entgegen in ſeinem ſchwarzen Pelztalare wie ein geneſener Mann, und faßte ihn bei den Schultern. Der Herzog faßte an! Wie ſelten war das! Er wendete Leo's Kopf nach dem Fenſter, als wollte er jeden Schimmer des ſchwachen Tageslichtes ausnützen für die Betrachtung des jungen Mannes. Er ſagte dabei kein Wort, aber nach einer Weile ſtrich er ihm die Haare aus der Stirn, als wollte er genau ſehen, wie hoch die Stirn Leo's wäre.

Leo, tief im Schooße des Liebesglücks, fand das keineswegs ſo auffallend, wie er es noch vor vierundzwanzig Stunden gefunden hätte, und begann ſelbſt die Unterredung, indem er dem Herzoge ſein Liebesverhältniß mit Magna ſchilderte und die ſelige Verſöhnungsſcene, welche er geſtern Abend erlebt. Schenkt uns, Durchlaucht, Eure Gnade für unſern Bund — ſchloß er — wir wollen ja warten bis zu gelegener Zeit. Jetzt kämpfen mit allen Leibeskräften, bis Ihr Herr und König ſeid, und dann erſt uns heirathen!

— Das wäre eine bedenkliche Friſt, mein Sohn! — ſagte der Herzog freundlich.

— Wie?! — Magna will jetzt mit Starſchädel aus dem Getümmel hinaus nach Thüringen, und ich will —

— Du ſollſt zu ihr, wenn Du zurück kehrſt von Bruck.

— Erſt zu Euch, Durchlaucht, natürlich, und tapfer kämpfen!

— Erwarten wir des Himmels Schickung! Zunächſt nimm dies Dokument, und verwahre es ſorgfältig, um es der Herzogin zu übergeben. Geh' über Prag. Man wird Dich wohl unbehelligt durchlaſſen, denn Du haſt ja dem Carretto und Conſorten lange genug nahe geſtanden. Jetzt wird Dir dieſe Verbindung nützen. Du magſt ſagen, wenn Du angehalten und befragt wirſt, daß Du mich verlaſſen hätteſt in Folge des kaiſerlichen Patents. Du gingeſt heim in Deine Berge, da Du nicht für noch gegen mich fechten wollteſt. — In Prag ſuch' meinen Juden Baſſevi auf, Du kennſt ihn ja?

— Allerdings.

— Und zeig ihm dieſe Quittung. Er ſoll Dir gegen Empfang derſelben alle Gelder einhändigen, welche er von mir in Händen hat. Noch wird es Zeit ſein. In Kurzem wird man ihn faſſen und plündern unter dem Vorwande, daß alles friedlandſche Eigenthum verfallen ſei. Das Geld nimmſt Du mit Dir, und wenn Du zurückkehrſt, und ich noch am Leben bin —

— Durchlaucht!

— So bringſt Du's zu mir. Hörſt Du, daß ich abgeſchieden aus dieſer Welt, ſo giebſt Du die Hälfte des Geldes an die Herzogin. Die andere Hälfte iſt Dein.

— Durchlaucht!

— Hier dies Blatt iſt eine zweite Quittung. Sie lautet auf ein Hamburger Kaufhaus — der Name iſt deutlich darauf geſchrieben. Mit dieſer Quittung verfährſt Du wie bei meinem Juden. Du nimmſt das Geld an Dich, und bringſt es mir, oder theilſt es mit der Herzogin. Sei aufmerkſam und vorſichtig: die Summe iſt groß. — Endlich nimm dies Dokument. Es iſt für Dich und Deine Magna, es ſichert Eure Exiſtenz. Laß ſie eine tüchtige ſein. Werde ein Herr, der Niemand braucht auf dieſer Welt, Niemanden über ſich. Man kann ſich ſelbſt genug ſein auch mit geringen Glücksgütern, wenn man mäßig iſt und nüchtern. Und man iſt ein Wicht mit allen Schätzen der Erde, wenn man ſeine Unabhängigkeit verliert. Denke zuweilen an mich; aber nur an meine guten Eigenſchaften. Dies iſt der Fleiß, die Ordnung, der kaltblütige Muth, der Stolz auf perſönliche Eigenheit. Nichts iſt zu hoch, nichts iſt zu gut für einen freien Mann. Kein Menſch iſt zu fürchten, Gott aber iſt es früh und ſpät. Ihm gegenüber ſind wir die demüthige Kreatur.

— Trag Deine Mutter auf den Händen, ſie verdient es — und nun geh, mein Sohn, fahr wohl für dieſe Welt!

Leo küßte ihm unter Thränen die Hand. Der Friedländer aber faßte plötzlich ſeinen Kopf mit beiden Händen, hielt ihn vor ſich hin, ſah mit einem Blick, den Leo nie an ihm bemerkt, lange, lange in ihn hinein, und wiederholte dann mit leiſer Stimme: Fahr wohl für dieſe Welt! — Geh!

Leo taumelte hinaus. Als er ſich in der Thür noch einmal umwendete, ſah er den Herzog im ſchwarzen Talare noch auf derſelben Stelle ſtehn, ihm mit demſelben Blicke nachſchauen. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, er ahnte nicht, daß ein Vater auf Nimmerwiederſehn von ſeinem Sohne ſchiede —

Er hat es auch nie erfahren.

Es war Leo wohl zu verzeihen, daß er taumelte. Die Eindrücke auf ihn häuften ſich ja wie Berge, und zwar die glücklichen Eindrücke. Was befängt denn aber ſo ſehr wie Glück?! Es iſt ja die geilſte Nahrung für unſre Eitelkeit, und wir vermeinen am Ende Alle, das zu verdienen, was uns geſchenkt wird.

Leo dachte Letzteres nicht gerade deutlich, aber er kam doch berauſcht hinüber in den Lampenkorridor, wo er vor Nummer Fünf und in Nummer Fünf all die Seinen verſammelt fand.

Sparr hatte alle zuſammen gerufen. Seine Furcht vor einem Ueberfalle Piccolomini's wuchs mit jeder Stunde; er wollte ſeine Tochter der Gefahr eines ſolchen Ueberfalls entrückt ſehn, er hatte Starſchädels gaſtfreies Erbieten dankbar angenommen, er hatte den Reiſewagen rüſten laſſen, er drang auf Abreiſe.

Starſchädel war bereit, Magna zu geleiten. Seine Aufgabe hier in Pilſen war zu Ende. Nur den Bart-Konrad wollte er mit nach Eger gehn laſſen, damit eine raſche, vertrauliche Mittheilung an Arnimb abgehn könnte, wenn ſich vor Ankunft der Sachſen auf böhmiſchem Boden etwas Unerwartetes ereignete mit Waldſtein. Denn irgend eine unerwartete Kataſtrophe hielt Hans für möglich bei der Auflöſung und Stimmung, welche er um ſich bemerkte, und bei dem erſtaunlichen Abfalle der Armee, welche eigentlich für Jedermann die größte Ueberraſchung bildete.

Nur Magna war nicht bereit zu eiliger Abreiſe. Leo hatte ihr geſtern Abend noch zugeflüſtert, daß er nach Bruck müßte, und daß er jedenfalls noch eine ſtille Abſchiedsſcene von ihr hoffte. — Magna hatte ſich deshalb Mutter Julien zu Hilfe geholt, um eine Verzögerung zu erwirken; welche Verzögerung wußte ſie ſelbſt noch nicht.

Da kam Leo vom Herzoge, und alle traten in's Zimmer, um ihn zu hören.

Man war nicht wenig erſtaunt, als er ohne Weiteres an Sparr ſich wendete, und ihn um die Hand ſeiner Tochter bat.

Er ließ auch keine Einrede aufkommen, ſondern ſetzte hinzu: Meine liebe Magna wird einverſtanden ſein, und der Herzog iſt einverſtanden. Er hat wie ein Vater an uns gehandelt. Hier, liebe Magna, unſer Hochzeitsgeſchenk von ihm!

Und damit überreichte er ihr das Dokument, welches ihm eine Herrſchaft in Mecklenburg ſchenkte, und fuhr wie ein Waſſerfall fort: Ihr fahrt mit unſerm Freunde Starſchädel nach Gnadenfrei, und erwartet mich dort. Auch Du, Mutter Julia, nicht wahr? Ich eile nach Bruck zur Frau Herzogin, und alsdann nach Beldes, um die Großmutter zu holen. In vierzehn Tagen denke ich, ſie und mich nach Gnadenfrei zu bringen, um dort meine feierliche Vermählung zu begehn, wenn der Herr Feldzeugmeiſter von Sparr nichts dagegen hat. Dann eil' ich zum Herzoge mit alle Dem was ich abzuliefern habe, und fechte mit ihm, bis ein Urlaub mir geſtattet, Mutter und Gattin in Mecklenburg einzurichten.

Magna ſtieß einen Freudenruf aus, ſie hatte eben in oberflächlicher Leſung des Dokumentes entdeckt — denn ſie mußte doch auch auf Lee's Pläne hören! — daß die Mecklenburgſche Herrſchaft unmittelbar an des Vaters Landgut grenzte. „Nun kriegſt Du, Papa, von uns das Stück Wald, welches Du immer gewünſcht haſt!“ rief ſie, und umarmte ihren Vater.

Was hätte Sparr dagegen einwenden wollen? Binnen einer Stunde waren Alle unten auf dem Stroh der Sachſengaſſe, um in den Wagen oder auf's Pferd zu ſteigen.

Mutter Julia ſah nach den Fenſtern des Herzogs hinauf. Die Sonne erſchien einen Augenblick und erhellte das Schneegeſtöber. Aber es war Niemand da oben am Fenſter zu ſehn. Kriegsſorge waltete da oben. Nur Reſtok kam barhäuptig in das Wetter heraus geſtürzt, um von ſeinem Leo Abſchied zu nehmen. Er umarmte ihn trotz Wetter und Zuſchauer auf das Zärtlichſte, und rief ſchluchzend: Ich ſeh Dich nicht wieder, ich ſeh Dich nicht wieder!

— Warum nicht gar! tröſtete Leo, und ſtieg in den Wagen zu Mutter Julia und Magna, um ſie noch bis vor's Thor zu begleiten, wohin er ſein Pferd geſchickt hatte. Sparr ſtand grüßend am Wagenſchlage, Hans beſtieg ſein Pferd — fort trabten die Roſſe, zunächſt unhörbar auf der Strohunterlage.

Nur eine Seele unter all dieſen Perſonen war ganz und tief mit dem Manne beſchäftigt, welcher all dieſe Perſonen bisher beherrſcht hatte. Nur Julia dachte Waldſteins.

Mehr als Tag und Nacht verging noch, ehe für den Herzog ſelbſt und das zuſammen geſchmolzene Kriegsvolk der Aufbruch ermöglicht wurde. Nachricht auf Nachricht kam von den Patrouillen: die kaiſerliche Reiterei komme von Nepomuk, ja ihre Vorpoſten ſeien ſchon in Chwalenice, einige Stunden von Pilſen, der Herzog beſtand darauf: es dürfe nichts übereilt, nichts Werthvolles zurück gelaſſen werden. Nur ſein großes Gefolge war bei dem Mangel an Pferden nicht fortzubringen, und eine große Anzahl von Pagen, Trabanten und Dienern mußten in Pilſen zurück bleiben, als endlich der Auszug ſtattfand.

Er geſchah am 23. Februar, an einem Donnerstage.

Alle Glocken läuteten, wie bei einem großen Begräbniſſe, als der Herzog des Morgens gegen zehn Uhr aus dem Hauſe trat, um in den Wagen zu ſteigen. Er war ſo weit kräftig, daß er der Sänfte, welche ebenfalls bereit ſtand, nicht zu bedürfen glaubte. In vollem Anzuge, den rothen Mantel um die Schultern, den Herzogshut auf dem Haupte ſtieg er in den Wagen, und er hinderte ſogar Roſtek, den großen Pelz über Schooß und Kniee zu breiten. Er wollte, wie es ſchien, der zuſchauenden Welt den unveränderten Herzog von Friedland zeigen.

Die ſechs Rappen zogen an, und in ſpaniſchem Tritt ging es nach dem Thore, eine unabſehbare Reihe von Wagen hinter ihm. Sparr und Riemann ritten links und rechts an ſeinem Wagenſchlage. Am Thor erwartete ihn der Oberſtlieutenant Hans Gerhard Heimerle, der in Pilſen zurück bleiben, und den Platz behaupten ſollte. Der Wagen des Herzogs hielt.

Der Herzog ſprach aus dem Wagen heraus: Mein lieber Oberſtlieutenant, es wartet Deiner ein Regiment, wenn Du Pilſen tapfer behaupteſt. Im Falle eines Angriffs werde ich Dich nicht hilflos laſſen. Befehle von Gallas, Piccolomini, Marradas und ſolchen Herrn gehn Dich nichts an. Auch die vom Kaiſer ſelber nicht, oder vom Hofkriegsrath. Du haſt nur zu thun was ich befehle.

— Was aber ſoll ich thun mit Befehlen von jenen Herrn? fragte Heimerle.

— Sie an mich einſenden! rief Ilow, der herzugeritten war.

Der Zug ging weiter. Er kam an einem breiten Wallplatze vorüber, auf welchem an die hundert Geſchütze aufgeſtellt ſtanden. — Waldſtein ließ halten, rief Sparr, und deutete auf den Geſchützpark.

Sparr zuckte die Achſeln. — Es fehlt eben gänzlich an Pferden — ſagte er — und die Stückknechte ſind alle davon gelaufen.

— Das geht aber doch nicht!

— Es iſt abſcheulich, Durchlaucht, wenn Pilſen ſich nicht hält. Aber bei den grundloſen Wegen — ich will Alles verſuchen, Durchlaucht, ich will hier bleiben.

— Thu das, Sparr. Vorwärts!

Die Wege waren in der That kaum gangbar. Erſt ſpät am Abende kam der Zug nach Mies. Auf einem Hügel über dem Städtchen liegt das Schloß, welches Ilow gehörte. Da hinauf ſchleppten die Rappen den Herzog in der Finſterniß, während ununterbrochen naſſer Schnee vom Himmel fiel.

Waldſtein ſelbſt hatte erſt vor Kurzem Ilow dieſe Herrſchaft zugewendet. Ilow ſpielte lachend den Hausherrn, und führte den Herzog in einen ſchön getäfelten Saal. Loderndes Kaminfeuer machte ihn behaglich, und Ilow rief ſpaßhaft: Wir werden unten von des Gallas Silberzeuge ſpeiſen. Der Schuft hat's bei eiliger Flucht in Pilſen zurück gelaſſen, und ich hab's mitgenommen, um ihn zu ärgern. Auch ſeine Pferde, die wir jetzt gut brauchen können.

Waldſtein erwiderte nichts, und ſetzte ſich in die Nähe des Kamins. Die naßkalte Luft hatte ihn erkältet, er fürchtete eine Rückkehr der Gicht. — Reſtok trug er auf, den

Koffer herauf bringen zu laſſen, welchen Elz in vergangener Nacht gepackt, und zwei Pagen zu beſtellen.

Der Lederkoffer wurde gebracht, und vor den Kamin geſetzt. Die beiden Pagen harrten.

— Macht den Koffer auf, Ihr Buben, und werft Alles was darin iſt in's Kaminfeuer! — Langſam! Stück für Stück!

Es waren lauter Briefe, und dies Autodafe hat den Herren in Wien und den Geſchichtsſchreibern die fetteſte Nahrung entzogen.

Ernſthaft ſah der Herzog in die Flammen. Da wurde der Herzog Julius Heinrich von Sachſen-Lauenburg gemeldet.
— Soll warten bis der Koffer leer iſt!

Als er leer war, und die Pagen ihn fortgetragen hatten, wurde der Lauenburger eingelaſſen. Er war derſelbe, welcher beim Unterſchrift-Bankett in Pilſen ſo übermüthig von der „vollen Mette“ geſprochen und ultra friedländiſch mit dem Säbel gefuchtelt hatte. Jetzt war er aber ſchon zahmer, und durchaus nicht mehr ſo friedländiſch wie ſein Bruder Franz, der dem Rebellen Waldſtein Truppen zuführen wollte vom Herzog Bernhard.

Er trat verſtört an den Kamin, und überreichte dem Herzoge von Friedland das kaiſerliche Patent vom 24. Januar, deſſen er heute habhaft geworden.

— Kenne es ſchon, lieber Vetter. Was ſoll's damit?

Nun verſuchte es der Lauenburger, ihm dieſe und jene Rückſicht, dieſen und jenen Vermittelungsſchritt anzuempfehlen.

Waldſtein betrachtete ihn von oben bis unten, und bot ihm eine „gute Nacht!“ Eine Abfertigung, welche ſich ſehr bald rächen ſollte.

Am nächſten Morgen hatte das Schneien aufgehört, und von Zeit zu Zeit leuchtete ein Sonnenblick über die ſchwarzweißen Felder, auf denen der Schnee nur ſtreckenweiſe liegen geblieben war. Nur die Fichten am Wege waren regelmäßig weiß beſäumt. Der Weg ging über ſteile Hügel und tiefe Thäler an Schwarzholz-Wäldern dahin, und nach links hin öffnete ſich erſt kurz vor Plan der freie Ausblick in ebenes Land nach der Gegend von Tachau hinüber, nach der Oberpfälzer Grenze.

Als der Wagen die letzte Höhe vor Plan hinabrollte, ſah Waldſtein auf dieſer Ebene nach Tachau hinüber ein Reiterregiment marſchiren. Er ließ halten, und Jlow rufen. — Was iſt das für ein Reiterregiment? — fragte er — und in dieſer Richtung? Das zieht auf Prag zu!

Jlow war verlegen. — Es muß Butlers Dragoner-Regiment ſein — ſprach er endlich — welches von Kladrup und Tachau kommt.

— Jſt das der Weg nach Eger? Oder will es auch zum Kaiſer übergehn? Oder habt Jhr ihm keine Ordre geſchickt, nach Eger zu marſchiren?

— Die Ordre wird wohl abgegangen ſein; aber vielleicht nicht angekommen.

— „Wird“ und „vielleicht!“ — Welch ein Dienſt! — Niemann, ſpreng hinüber, ſieh zu, wie das ſteht, und wenn es Butler iſt, bring ihn zu mir! —

Es war Butler, und es war ihm aus Pilſen keine Ordre zugekommen, nach Eger zu rücken. Seine letzte Ordre war noch „der weiße Berg bei Prag", und dorthin war er unterwegs. Unſicher, trüb geſtimmt war er unterwegs. Von ſeinem Feldkaplan Patrik Taaffe, der jetzt an ſeiner Seite ritt, war er wohl unterrichtet davon, daß ſeit Wochen das Abſetzungspatent in den Händen des Gallas wäre. Aber über Verlautbarung deſſelben, über den faktiſchen Beginn der Maßregeln gegen den Friedländer wußte er nichts. Er war zu weit nordweſtlich abwärts gelegen mit ſeinem Regimente, um mit den kaiſerlichen Generalen im ſüdlichen Böhmen leicht in Verkehr zu kommen. Gerade das ſpeciell friedländiſche Heer war zwiſchen ihm und dem kaiſerlichen geweſen, und ſelbſt ſein Kaplan war in den letzten Wochen ohne Nachricht geblieben. Butler gehörte wohl zur kaiſerlichen Partei, aber dem Befehle des Herzogs mochte er ſich doch nicht ohne Weiteres widerſetzen, und ſo ritt er jetzt langſam mit ſeinem Regimente oſtwärts, von Quartier zu Quartier hoffend: es werde ſich eine entſcheidende Auskunft einſtellen.

Eben hatte er zu ſeinem Kaplan geſagt, er fürchte, daß es diesmal noch blutiger auf dem weißen Berge zugehn werde als in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen, und daß er wohl ſelbſt dabei in's Gras beißen werde — da ſah er den langen Wagenzug des Herzogs von der Höhe über Plan herab kommen, und Truppen vorher und hinterher Er hielt ſein Pferd an; dem Regimente wurde Halt! kommandirt.

So fand ihn Niemann, und lud ihn zum Herzoge hinüber.

— Zu Befehl! erwiderte er, warf einen viel ſagenden Blick auf ſeinen Kaplan, und rief ſeinen Officieren zu: unbeweglich zu warten, bis er zurückkehrte.

Er ritt an den Wagenſchlag des Herzogs, und grüßte reſpektvoll. Der Herzog dankte freundlich, und fragte: nach welcher Ordre und wohin der Oberſt ſein Regiment führe?

— Auf die Ordre Eurer Durchlaucht und nach dem weißen Berge — antwortete Butler.

— So wißt Ihr alſo nicht, was nachträglich vergegangen?

— Nein, Durchlaucht.

— Es iſt eine ſchwere Unordnung in der Armee eingeriſſen durch das nichtswürdige Betragen des Gallas und Piccolomini. Zu Pilſen ſind ſie für den Receß geweſen, haben aber hinterher ihm eine ganz andre Deutung gegeben vor der ſpaniſchen Partei. An der Spitze dieſer Partei ſteht der Kaiſer ſelbſt — ich ſage Euch der Kaiſer ſelbſt! Das iſt mir denn zu viel geworden, und ich habe den jungen Breuner und Mohr von Wald nach Wien geſendet, um den Kaiſer fragen zu laſſen, ob er mich unter ſolchen Umſtänden noch länger im Dienſt behalten will, oder nicht? Ja oder Nein! An einem Herrn wird mir's wahrhaftig nicht fehlen, wenn ich einen haben will. Ich verlange im Grunde keinen, und kann ſelber einer ſein. Ich habe mehr Geld und Mittel, eine Armee auf die Beine zu bringen als diejenigen, welche die Herren ſpielen wollen, und es giebt auch gute Leute genug, die zu mir treten. Von den Oberſten, ſag ich Euch, werden wenige zurückbleiben. Sie wiſſen zu gut, was ich bedeute. Laßt nur ein paar Wochen in's Land gehn, und Märzluſt die Wege trocknen, ſo daß ſich Truppen leicht bewegen können, dann werdet Ihr ſehn, wie ſie zu mir ſtrömen, die jetzt ſtill liegen und ſchweigen müſſen. In vier Wochen gedenke ich nach Oeſterreich zu ziehn, und da wird man wunderliche Zeitungen vernehmen. Schafgotſch allein kommt mit viertauſend Pferden und zweitauſend Mann, und Weimar da drüben marſchirt ſchon zur Conjunction mit mir. Da will ich denn einen tüchtigen Regimentsführer wie Euch, Oberſt Butler, nicht entbehren. Ihr ſeid einer meiner vorzüglichſten Oberſten, und ich bin bisher gleichſam unerkenntlich gegen Euch geweſen. Das war nicht meine Schuld, war des Kaiſers Schuld. Er hat mir ſein Verſprechen für Belohnung verdienter Officiere nicht gehalten! Jetzt aber wollen wir das auf andre Weiſe erzwingen. Zunächſt alſo, Oberſt Butler, damit Ihr ſeht, wie hoch ich Euch ſchätze, geb' ich Euch zu Euren Dragonern noch ein Regiment Fußvolk, und werd' Euch zur Werbung deſſelben 200,000 Kronen anweiſen. Was ſagt Ihr dazu?

— Ich bedanke mich bei Eurer Fürſtlichen Gnaden, und ich werde Seine Majeſtät um Entlaſſung bitten, da ich von allen Sterblichen keinem lieber dienen mag, als ſeiner Fürſtlichen Gnaden.

— Des Bittens braucht es nicht mehr. Wir wollen befehlen. Jetzt, lieber Butler, laßt Eure Dragoner links ſchwenken, und folgt mir mit ihnen nach Eger. Dort iſt unſer großer Sammelplatz. Auf Wiederſehn!

Butler grüßte, und ritt zu ſeinem Regimente. Der Kaplan kam ihm entgegen. Butler erzählte ihm Alles.

— Das iſt ein Wink des Himmels — ſagte dieſer — geht mit, und ergreift den Verräther!

— Ergreifen? Mitten unter den Seinigen?! Das iſt ein ſchwer Stück Arbeit, ein unmögliches. Aber mitgehn werd' ich.

— Lebendig oder todt! — flüſterte der Feldkaplan. Erinnert Euch, was geſtern der Kapuziner erzählt hat, welcher von Tabor kam! Von Piccolomini hat er gehört: Amazare! Amazare! das heißt Todtſchlagen, und daß der ſpaniſche Geſandte geſchrieben, es ſeien kaiſerliche Befehle unterweges, welche ausdrücklich beſagten: der Herzog und ſeine Spießgeſellen ſollten lebendig oder todt eingeliefert werden.

— Lebendig oder todt!

— Ausdrücklich; und daß er vom Marcheſe Carretto daſſelbe gehört. Und daß er in Przibram dem Norbert Zierotin begegnet, der rechten Hand Pater Lamormains, und daß dieſer die Loſung mit den Worten ausgetheilt an die wandernden Mönche: Das zweite Patent vom 18. Februar iſt da, und es befiehlt „Lebendig oder todt!“

— Lebendig oder todt. Dieſe Worte entſcheiden. Lieber Kaplan, Euer Thier iſt friſch und zäh. Reitet flugs nach Pilſen. Was ich hier höre und ſehe — ich habe im Vorbeireiten mancherlei Aeußerungen gehört von den Reitern — das deutet darauf hin, daß Pilſen jetzt ſchon in Piccolomini's

Händen ſein wird. Geht zu ihm, und befragt ihn in meinem Namen, ob das zweite Patent wirklich gekommen iſt.

— Freilich iſt's!

— Befragt ihn, und bringt mir umgehend Antwort nach Eger. In drei Tagen könnt ihr bei mir ſein in Eger mit Eurem Thiere. Schildert Piccolomini, wie mich der Herzog ſelbſt gezwungen, ihn nach Eger zu begleiten. Vielleicht liege in dieſem gezwungenen Anſchluſſe an den Herzog eine beſondere Schickung Gottes zu irgend einer heroiſchen That. Reitet ſogleich.

— Ich reite — ſagte der Kaplan — aber nöthig iſt's eigentlich nicht.

Er ritt fort und Butler gab das Kommando an ſeine Officiere, links ſchwenken zu laſſen, und ſich dem Heerzuge des Herzogs anzuſchließen.

Der Herzog ſelbſt war indeſſen fortgefahren, und näherte ſich Kuttenplan. Er litt heftige Schmerzen von den Stößen des Wagens, welcher in den Löchern der Straße auf und ab geworfen wurde. Aber ſeine moraliſche Kraft blieb unerſchüttert. Kurz vor Kuttenplan erſchien der aus Eger beſtellte Leslie am Wagenſchlage, und Waldſtein nahm ihn zu ſich in den Wagen, und redete trotz aller Schmerzen ebenſo reſolut in ihn hinein wie vorher in Butler.

Dieſer Leslie war ein magrer, junger Schotte. Er war der Sohn eines Baronets und war ein „ſchneidiges und findiges“ Menſchenkind. Noch nicht achtundzwanzig Jahr alt hatte er's ſchon zum Oberſtwachtmeiſter gebracht, und ſeine großen waſſerblauen Augen ruhten jetzt prüfend auf dem in Schmerzen zuſammengekrümmten Waldſtein mit der verborgenen Frage: ob dieſer ohnehin verendende Menſch ihm nicht ſchnell noch große Beförderung verſchaffen könnte.

Er ſprach viel ſchneller als Butler zu Allem was der Herzog meinte „Ja!“, und verließ den Wagen lächelnd am Eingange von Kuttenplan.

Bei dieſem Halt ſagte Waldſtein zu Roſtok: Laß die Sänfte herkommen; der Wagen zermalmt mich.

Als er mühſam ausſtieg, ſah er eine ziemliche Anzahl von Reiterfähnlein über das Feld dahin ſprengen, und zwar rückwärts, wieder nach Plan zu. Er fragte, was das bedeute? Die Antwort lautete: Sie haben von ihrem Oberſten, dem Herzoge Heinrich Julius von Lauenburg Befehl, nach Pilſen umzukehren.

— Soll ich ſchießen laſſen auf die Hundsfötter? ſchrie Ilow, der durch den Koth heranſprengte.

Der Herzog antwortete nicht, ſondern ſtieg in die Sänfte. Der Zug ging weiter in der Ebene. Denn von hier bis Eger iſt das Land eben. Die Thürme von Eger ſieht man aber deshalb doch nicht, bis man ihnen ganz nahe iſt. Der Ort ſchiebt ſich ſo geſchickt in eine Hügelfalte, daß man ſeiner aus der Ferne nicht gewahr wird.

Der trübe Tag neigte ſich zum Abende, als der Herzog mit ſeinem Gefolge zwiſchen den Wällen der Feſtung ſtill und traurig ſeinen Einzug hielt.

Das Schickſal wollte, daß er ſelbſt ſeine Mörder mitbringen mußte, Butler und Leslie. Sie ritten hinter ihm hinauf in die Stadt, welche unten vom Egerfluſſe, wo das

Schloß gelegen iſt, hügelan ſich aufbaut zu einem langen und breiten Marktplatze. An das niedrig gelegene Ende dieſes Marktplatzes geleitete Oberſt Gordon, Kommandant der Feſtung, den Herzog von Friedland, welchen er am Hauptthore empfangen hatte. Dort im Pachelbel'ſchen Hauſe war Wohnung bereitet für den kranken großen Herrn in der Sänfte.

Das Butlerſche Dragoner-Regiment blieb außerhalb der Stadt, und ſuchte ſich Unterkunft auf den Dörfern. Nur eine Anzahl Officiere hatte Butler zu ſeiner Begleitung ausgewählt. Dieſe und ein Quantum Dragoner, welche ſie wieder zu ihrer Bedienung verwendeten, hatten ſich an die lange Wagenreihe des Friedländers angeſchloſſen.

Gelb flog der letzte Tagesſchein über den abſchüſſigen Marktplatz herunter, als die Sänfte Waldſteins vor dem Pachelbel'ſchen Hauſe hielt. Hier drang der Schein nicht mehr her, denn ein Markthaus ſteht hier zwiſchen dem Marktplatze und dem Hauſe, in welches Waldſtein frierend, ſchauernd und wankend eintrat.

Die Glocken läuteten von allen Kirchen den Abendſegen. Es war Freitag. Der Begräbnißzug war am Grabe angekommen.

Es iſt ein ſtattliches Patrizierhaus, welches heute noch ſtattlich beſteht. Der damalige Beſitzer Wolf Adam Pachelbel war Bürgermeiſter von Eger. Seine Familie iſt ſpäter, weil ſie zum Proteſtantismus hielt, durch die Jeſuiten zur Auswanderung genöthigt worden.

Im Nebenhauſe, einer Apotheke, wurden die Gräfinnen Maximiliane von Tertſchka und Eliſabeth von Kynsky einquartirt.

Die Stimmung Aller war trübe. Kynsky beſonders, ſonſt ein ſehr reſoluter Mann, hatte ſchwere Ahnungen, als er ſeine Frau aus dem Wagen gehoben und in's Haus geleitet hatte. Er ſagte zu Tertſchka im Fortgehn: Ich halte es nicht für gut, daß wir uns in dieſe Stadt haben einſperren laſſen. — Ach was! rief Tertſchka — mein Regiment liegt ja hier, und den Kommandanten, den Gordon, haben wir ja erſt vor ein paar Tagen zum Oberſten befördert. Außerdem iſt er ein ſchottiſcher Kalviner; was fragt der nach dem Kaiſer und den Spaniern! Auf den können wir uns verlaſſen.

Derſelbe Gordon ritt eben zehn Schritte von Kynsky und Tertſchka in die dunklen Gaſſen hinab, welche in engem Gewirr zum Schloſſe führen. Neben ihm Butler und Leslie.

Dies alte Schloß, welches aus Kaiſer Barbaroſſa's Zeit ſtammen ſoll, war ein niedriges unſcheinbares Gebäude, wenn auch von breiter Ausdehnung. Der untere Theil in romaniſchem Stil gemauert mit Rundbogen-Fenſtern, der obere Theil aus Fachwerk.

Gordon, Butler und Leslie ritten ſchweigend über die Zugbrücke, ſtiegen ſchweigend von den Roſſen. Gordon, der hier zu Hauſe war, lud ſie zum Nachteſſen. Da, beim Wein erſt wurden ſie geſprächig. Seltſam! — ſagte Gordon — ſonſt pflegt der Generaliſſimus nur mit beiläufig 50,000 Mann dem Feinde ſich zu nähern, jetzt thut er es mit 5 bis

6000! Denn mehr ſind nicht mit ihm gekommen, ſagt mir Leslie.

— Kaum ſo viel! bemerkte Butler.

— Und dazu — fuhr Gordon fort — all die Gerüchte, und was mir Leslie erzählt von den Reden des Herzogs, welche dieſer im Wagen zu ihm gehalten, ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob ich Recht gethan habe, ihn in die Feſtung aufzunehmen!

— Er iſt ein Verräther am Kaiſer, das iſt mir jetzt offenbar, nachdem ich ihn geſprochen — ſagte trocken Leslie.

— Nicht wahr? — rief nun Butler — ich hab's ſchon lange geahnt. Was wird aus uns! Wir ſind alle drei Ausländer; was können wir in der Fremde aufweiſen als unſre Treue und Ehre, die wir unſerm Kriegsherrn ungefährdet bewahrt haben. Nicht wahr? Unſre Treue und Ehre gehört dem Kaiſer, iſt's nicht ſo?

— Allerdings! ſagten Gordon und Leslie.

— Was ſoll denn nun alſo werden? — fuhr Butler fort — ſollen wir dieſem Friedländer gehorchen? Sollen wir ſeine Befehle ausführen?

— 's iſt kaum möglich — rief Gordon — wenn er wirklich vom Kaiſer abgefallen iſt. Auf dem Hereinwege hat er mir befohlen, den Paß unter dem Sonnenwirbel aufzulaſſen, unſre Leute von Joachimsthal abzurufen. Ja, das heißt doch geradezu den Feind herein locken! Ich habe dem Kaiſer geſchworen, und meinen Eid muß ich halten.

— Was alſo thun? fragte Butler mit lauerndem Blicke.

— Wir müſſen fliehn — antwortete Gordon — und wir können's. Die Thorſchlüſſel ſind in meiner Hand.

— Wenn wir nichts Beſſeres wiſſen als auszureißen, ſagte Butler mit abſchmeckendem Tone — das wird dem Kaiſer nicht viel helfen! Sind wir nicht Männer, Soldaten, Führer?!

— Ja wohl! — Und nach einer kurzen Pauſe ſetzte Gordon hinzu: wir müſſen uns auch zu etwas entſchließen, wenn wir hier bleiben. Entweder dem Herzoge gehorchen, und das wollen wir nicht, oder —

— Oder? halfen Butler und Leslie.

— Oder ihn feſtnehmen!

— Feſtnehmen! den Herzog von Friedland! Inmitten ſeiner Truppen! höhnte Butler.

— Es liegt nur ein Regiment in der Stadt — entgegnete Gordon.

— Aber ein Tertſchka'ſches! Das führte zu weiter nichts, als daß wir niedergeſchlagen und zerriſſen würden. Nur mit einer grimmigen That, vor welcher alle Welt erſchrickt, können wir durchzukommen hoffen.

— Das iſt das Richtige — ſagte trocken Leslie — wir müſſen ihn tödten!

Butler warf einen langen Blick auf Leslie. Gordon ſchwieg.

— Und nicht ihn allein — fuhr Leslie fort — den Illow und Tertſchka mit ihm. Dann ſind die Truppen ohne Haupt. Den Kynsky —

— Still! unterbrach ihn Gordon. Es trat eine

Ordonnanz ein, und meldete: am Hauptthore der Feſtung verlange ein Eilbote ſofortigen Einlaß.

— Das muß ich melden — ſagte Gordon — denn ich bin nicht mehr der Oberſte in der Feſtung. Oberſtwachtmeiſter Leslie übernehmt Ihr die Anfrage beim Herzoge und das Weitere. Wir erwarten Euch hier.

Leslie verließ das Schloß, und ging in das Pachelbel'ſche Haus hinauf. Er ging durch die Hinterthür hinein, welche auf ein enges Gäßchen führte, und erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß der Herzog ſein Wohn- und Schlafzimmer im Mitteltrakte des Hauſes genommen, links vom Eintritte durch das Hinterhaus. Die hellerleuchteten Fenſter ſchimmerten in den Hof herab. Es führte auch eine Hintertreppe aus dem Hofe hinauf. Leslie beſah ſich dieſe Treppe, — inſtinktmäßig rekognoscirte er — ſtieg aber nicht da hinauf. Es wäre unſchicklich geweſen. Er ging in's Vorderhaus, über die Hauptſtiege auf den Vorſaal. Dort waren Diener. Unter ihnen Roſtok. Dieſer übernahm die Meldung, und ging links in das Hinterzimmer.

Leslie trat wartend nahe; er wollte wenigſtens hinein blicken, wenn Roſtock zurückkommend die Thür wieder öffnete.

Das gelang auch. Roſtok mußte ſogar die Thür offen halten, weil der Herzog ihm etwas nachrief, als er ſchon auf der Schwelle war. Dabei ſah Leslie, daß der Friedländer in der Mitte des Zimmers an einem runden Tiſche ſaß. Neben ihm ein ſchwarz gekleideter Mann. Auf dem Tiſche ſtand eine ſchwarze Tafel mit weißen Zeichnungen — es war eine Himmelstafel, und der Mann neben dem Herzoge war Zenno.

Der Herzog ſeinerſeits ſah Leslie außen ſtehn, und rief ihm zu: Freilich einlaſſen, Leslie, und den Eilboten hierher führen!

Leslie verbeugte ſich, und ging. Er hatte noch das Bett erblickt rechts im Zimmer, und einen langen Stoßdegen über dem Bette an der Wand aufgehängt.

Nach einer Viertelſtunde war er mit dem Eilboten wieder da. Neſtok führte ihn jetzt in ein Vorderzimmer, in ein großes Gemach.

Nach kurzer Weile kam der Herzog herüber in dies Gemach, und nahm die Briefſchaften des Eilboten in Empfang. Es war nur ein großer Brief, den ausnahmsweiſe der Herzog ſelber öffnete. Es zuckte über ſein Antlitz, als er hinein blickte.

Auf ſeinen Wink verſchwand der Bote, und er ſagte vor ſich hin: der Unverſchämte! — Was meint Ihr, Leslie, was ſich dieſer Gallas unterfängt?! Denn das Schreiben ſendet Gallas, und es iſt das Patent des Kaiſers gegen mich. Sie ſollen's büßen! Nun giebt es gar kein Mittel mehr zur Verſtändigung, und ſo marſchire denn Sachſe und Schwede ein in Böhmen. Späteſtens übermorgen. Der Tanz geht los. Gute Nacht, junger Freund!

Leslie eilte hinab in's Schloß mit der Nachricht für Butler und Gordon, die auf ihn warteten. Uebermorgen ſchon! riefen Beide. — Nun gilt kein Säumen — ſagte Butler entſchloſſen, und zog ein großes Papier aus der

Taſche. — Seht her — ſprach er — dies iſt auch eine Copie des kaiſerlichen Patents, welches ihn abſetzt und ſeine Helfershelfer. Ich trag' es ſeit Wochen bei mir, durfte aber keinen Gebrauch davon machen, bis Gallas das Signal geben würde. Jetzt hat er's gegeben, indem er dem Herzoge ſelbſt die Abſetzung in's Haus ſendet. Nun iſt er abgeſetzt, iſt ein Privatmann, und — wie er ſich eben gegen Leslie gezeigt — ein Reichs- und Hochverräther. Nun ſind wir aufgeklärt und berechtigt. Außerdem kann ich Euch ſagen, daß noch ein zweites, ſpäteres Patent exiſtirt, welches befiehlt, ihn lebendig oder todt zu fahen.

— Ah!

— Bis übermorgen wird es hier ſein in Eger. Bis übermorgen können wir aber nicht mehr warten, denn übermorgen kommt der Sachſe und Schwede, wie Ihr gehört habt. Morgen alſo muß geſchehen was geſchehen kann. Lebendig iſt er nicht zu haben, alſo —

— Alſo muß er ſterben — ſagte ruhig Leslie.

— Seid Ihr einverſtanden? fragte Butler.

— Einverſtanden! antworteten Beide.

Nun ging es an die Feſtſtellung des Planes. Darüber einigte man ſich nicht. Namentlich Gordon war hinderlich; ihm erſchienen alle vorgeſchlagenen Maßregeln zu unſicher und zu gewagt, und das Tertſchka'ſche Regiment beſonders war ihm ein Schreckbild.

Leslie übernahm es, bis morgen Mittag jede erreichbare Erkundigung einzuziehen über die Stimmung der Soldaten. Um Mittag des nächſten Tages wollte man wieder im

Schloſſe zuſammentreffen, und einen endgültigen Beſchluß faſſen.

So trennte man ſich. Es war ſpät am Abende.

Butler blieb zur Nachtruhe auf dem Schloſſe. — Leslie ging in die Stadt hinauf.

Von den drei Männern waren in dieſer Nachtſtunde zwei mit dem Gedanken eines ſo blutigen Verhabens und mit ihrem Gewiſſen beſchäftigt. Nicht des Blutes wegen. Sie waren hinlänglich gewohnt, das zu vergießen. Aber der Perſon wegen; der Form wegen.

Butler betete beim Auskleiden ſein regelmäßiges Gebet. Er war in den Formen ſeiner Kirche ſtets in gleichmäßiger Uebung geblieben, auch im Feldlager, auch in blutigſter Handthierung. Sein Kreuz zu ſchlagen, ſeinen Roſenkranz zu beten, ſeinem Kaplan zu beichten lag ihm nahe, ohne daß er etwas dabei zu denken brauchte; es war ſeine Gewohnheit. Jetzt erinnerte ſie ihn auf die natürlichſte Weiſe daran, daß er morgen einen neuen Akt für die nächſte Beichte erleben werde. Was wird der Kaplan dazu ſagen? Das Beſte! Er hält ja die Ermordung des Friedländers für ein nothwendiges, für ein gutes Werk. Und, abgeſehn von allem Uebrigen, ein ſchlechter Katholik iſt er ja doch gewiß, dieſer Friedländer, dieſer Sterndeuter! Wer ſieht ihn denn je in einer Kirche! Sein Heer, ſeine nächſte Umgebung ſtrotzt von Ketzern, und jetzt verbündet er ſich gar mit den Heeren der Ketzer — der Kaplan hat vollkommen Recht, hierüber herrſcht gar kein Zweifel, und das Gewiſſen hat gar nichts einzuwenden.

So denkend ſtreckte er ſich auf's Lager, und hier kamen aus der Erinnerung lauter Geſtalten, die ihm zunickten: Carretto am Kiefernbuſche bei Steinau, der Kaiſer ſelbſt, den er damals, von Frankfurt kommend, in Wien geſprochen. Er war ſo freundlich geweſen! Er mußte ja jetzt fragend herüber ſehen nach Eger, ob ſeine Freundlichkeit den Oberſten Butler denn nicht veranlaſſen werde, den Hauptfeind zu beſeitigen?! Freilich! freilich! Und was iſt's für ein Dienſt! Welchen Lohn kann er in Anſpruch nehmen! Was wär' das für ein dummer Soldat der Fortuna, der ſolche große Gelegenheit unbenützt vorüber ließe!

Ueber dieſen Gedanken ſchlief er ein, und ſchlief ganz ruhig.

Gordon war unruhiger auf ſeinem Lager. Er hatte mehr Reſpekt vor dem Friedländer, er meinte doch auch, ihm einige Dankbarkeit ſchuldig zu ſein. Vor einigen Wochen erſt hatte ihm der Herzog ein Regiment geſchenkt. Ach was! Um einen Anhänger zu gewinnen für die Rebellion! Und die Rebellion hat wenig Ausſicht. Das Häuflein, welches mit ihm kam, war verzweifelt klein, und Leslie ſagt: bei Kuttenplan ſind die Lauenburger Reiter vor ſeinen Augen davon geritten. Er ſtürzt! Und wie gebrechlich ſtieg er aus der Sänfte! Der hat ja gar nicht mehr lange zu leben! — Wenn's nur gelingt! — Wagen muß man freilich etwas als Soldat der Fortuna, und eigentlich muß man froh ſein, wenn ſich eine ſo gute Gelegenheit bietet. Es muß ja enorm belohnt werden, wenn's gelingt — wenn's gelingt —

— Da ſchlief er ein; aber er träumte fortwährend, fuhr im Schlafe auf, und gerieth in Schweiß.

Leslie ließ ſich auf gar keine Unterſuchung ein von wegen des Gewiſſens. Es war ihm ganz klar und plan, daß die Beſeitigung des Friedländers ein unermeßlicher Gewinn für den Kriegsherrn, für den Kaiſer wäre. Die Gelegenheit fand er brauchbar — was wäre da zu überlegen für einen Soldaten der Fortuna! ſagte er vor ſich hin, als er den Marktplatz hinauf ſchritt.

Er wohnte da rechts im erſten Stocke eines Wirthshauſes. Unten im Schenkzimmer wimmelte es bis ſpät in die Nacht hinein von Soldaten. Er wollte zuſehn und zuhören, ob er einige richtige Kerle aus Tertſchka's Regiment heraus fände für das verwegene Werk.

Das war ihm ſehr erleichtert durch die Beſchaffenheit ſeines Quartiers. Ueber der großen Wirthsſtube nämlich zu ebener Erde hing an der Wand ein wunderlicher Käfig aus Latten zuſammengeſchlagen. Er war für die Muſikanten beſtimmt, wenn unten getanzt wurde, wie es an gewiſſen Feſttagen zu geſchehen pflegte. Der Zugang zu dieſem Muſikantenkäfig war eine ſchmale Thür, welche vom erſten Stocke zugänglich war. Sie mündete auf den Gang, an welchem Leslie's Zimmer lagen, und ein paar Stufen führten von dieſer Thür hinunter zu dem Käfig, ein paar luſtige Stufen.

Einige Male ſchon war Leslie des Abends hinab geſtiegen in den Käfig, um ſeine Soldaten da unten zu belauſchen. Die Schenkſtube war ſo qualmig beleuchtet und es herrſchte darin immer ſo viel Dunſt, daß es da oben leidlich dunkel war. Es ſah auch Niemand da hinauf. Leslie ſelbſt aber hatte etwas von einem trocknen Humoriſten, und hatte recht viel von einem malitiöſen Patrone. Es unterhielt ihn, ſeinen Soldaten plötzlich etwas vorhalten zu können, was ſie im Zorne oder Rauſche geſagt hatten. Er weidete ſich an ihrer Verblüfftheit, und es war ihm recht, daß ſie ihn für allwiſſend hielten.

Dieſe Ortsgelegenheit wollte er heute wieder benützen; heute hatte er einen wichtigeren Zweck. Er brauchte Soldaten zu dem Mordanſchlage auf Waldſtein, Illow und Tertſchka. Sie waren nicht leicht zu haben, denn das Regiment gehörte Tertſchka ſelbſt. Und bloßſtellen konnte man ſich auch, wenn man an treue Eſel gerieth. Setze eine Nachtſtunde daran — ſagte er zu ſich — und beobachte die Lümmel!

Zu dem Ende ſchnallte er ſeine Sporen ab, und ſtieg vorſichtig in den Muſikantenkäfig hinab.

Die Wirthsſtube war heute ſehr voll und ſehr laut. Die Ankunft des Herzogs und ſeines zahlreichen Gefolges hatte großes Aufſehn gemacht, und alle möglichen Gerüchte waren in Umlauf gekommen. Auch zahlreiche Bürger von Eger waren heute eingekehrt, um was Neues zu erfahren, und die Butlerſchen Dragoner, welche gegen Abend mit herein geritten waren, hatten ſich ebenfalls eingeſtellt. — Sie ſaßen abgeſondert beiſammen an einem Tiſche rechts unter dem Muſikantenkäfig. Die Officiere gegen die Mitte des Zimmers zu, die niedrigeren Chargen nach der Wand hin. Sie verhielten ſich ziemlich ſtill; ſie ſchauten und horchten, wie Fremde zu thun pflegen.

Um ſo lauter war es am Tiſche links unter dem Käfig. Da ſaßen Chargirte von Tertſchka's Regimente, und bei ihnen ſaß — der Bart-Konrad. Der führte das große Wort.

Starſchädel hatte ihn vor ſeiner Abreiſe in Pilſen dem General Tertſchka anempfohlen, daß er nöthigenfalls zu raſcher Sendung an die Sachſen benützt, nöthigenfalls auch geſchützt würde. So ſpielte er denn eine Art von Geſandten, und gab es ſehr vornehm gegen dieſe Feſtungsratten, welche von den großen politiſchen Fragen nichts Geſcheidtes wüßten. Daß er die Tertſchka'ſchen damit ärgerte, war ihm gleichgültig; er wollte nur ſich unterhalten, und je mehr er Bier verſchluckte, deſto dreiſter und lauter unterhielt er ſich.

Eine Kritiſirung des Waldſteinſchen Charakters wurde allmählig ſein Hauptthema. Er ſei ein Tyrann, ja wohl ein Tyrann! Und weiter gar nichts! Das könne er, der Redner, am Beſten wiſſen, denn er ſei vor anderthalb Jahren zu ihm übergetreten in der Hoffnung, endlich einmal den Anführer zu finden, welcher für ſchlichte, gemeine Leute was erobern werde von der unverſchämten vornehmen Welt. Nichts habe er erobert, nicht das Mindeſte! Auch nicht erobern wollen. Er, der Redner, wiſſe das genau. Monate lang habe er in ſeiner Nähe gelebt, und Ordonnanz für ihn geſpielt. Da habe er ihn gründlich kennen gelernt. Ein Tyrann ſei dieſer Waldſtein, ein boshafter Tyrann, und gar nichts Anderes.

Mit Vergnügen merkte Leslie, daß die Tertſchka'ſchen Zuhörer gar nichts dagegen einwendeten, und daß der bärtige Fremde nun immer weiter ging in ſeiner Anklage.

— Jetzt kommt der Lohn, das heißt die Strafe — fuhr Konrad fort — die Strafe für den niederträchtigen Hochmuth, der in ihm ſteckt. Nun mag kein Menſch mehr was von ihm wiſſen. Sein eigner Kaiſer nicht, und der Schwede nicht und der Sachſe nicht.

— Oho! riefen Einzelne.

— Nichts da Oho! Seit ſechs Wochen bietet er ſeine Bundesgenoſſenſchaft aus wie ſaures Bier an den Schweden und an den Sachſen. Keiner mag ſie! Keiner rührt ſich. Flüchten hat er müſſen aus Pilſen, weil ihm die eignen Truppen davon gelaufen ſind und der Weimar nicht über den Wald 'rüber gekommen iſt zu ſeiner Hilfe, und der Arnimb nicht über's Erzgebirge. Er pfeift auf dem letzten Loche der Tyrann, und das iſt die gerechte Strafe.

— So arg iſt's nicht! rief einer von den Tertſchka'ſchen.

— So arg iſt's nicht? Noch viel ärger iſt's. Der Weimar und der Arnimb kommen bloß nicht, aber der Kaiſer kommt! Er kommt hinter ihm her mit dem Stricke und mit dem Richtſchwert!

— Was heißt das?!

— Was das heißt? Das heißt: der Kaiſer hat ihn für vogelfrei erklärt.

Jetzt entſtand ein drohendes Murren. Konrad aber fuhr fort: — Sagt was Ihr wollt, 's iſt wahr. Horcht nur hin, wenn die Generale einander in's Ohr wiſpern.

Zwei Patente aus Wien ſind gekommen. Das erſte ſetzt ihn ab, das zweite erklärt ihn für vogelfrei.

— Wißt Ihr auch was Ihr ſagt, guter Freund — ſprach jetzt ein ſchwarzbärtiger Officier von den Tertſchka'ſchen und ſtand auf — wißt Ihr auch was vogelfrei bedeutet?

— Das weiß ich ſo gut wie Ihr. Ich bin's lange genug ſelber geweſen — und dabei lachte er unanſtändig — das heißt: Jeder kann ihn todtſchlagen wo und wann er will, und es kräht kein Hahn darnach!

Eine Todtenſtille trat ein in der ganzen Wirthsſtube. Leslie hätte den bärtigen Fremden umarmen mögen für den Dienſt, welchen er der beabſichtigten Execution leiſtete.

Hätte Konrad hier abgebrochen, die Sache hätte einen allgemeinen Anſtrich behalten, und Niemand hätte ihn angetaſtet. Denn die Stimmung war auch hier in Eger ſchon unſicher, und man nahm ſolch eine grelle Aeußerung ſchweigend hin wie irgend eine andre politiſche Notiz, die den gemeinen Mann unterrichten konnte. Aber der Haß, welchen Konrad dem Waldſtein geſchworen, trieb ihn weiter, und er fuhr fort:

— Ein Heldenſtück iſt's freilich nicht, wenn kein Hahn darnach kräht. Aber, Gott ſtraf mich, ich könnte dem tyranniſchen Satan den Hals umdrehn aus bloßer Paſſion, bloß um meine Gall' abzukühlen, wenn's noch ſo viel koſtete!

Das vertrugen die Tertſchka'ſchen nicht. Vielleicht meinten ſie, vorher zu lange geſchwiegen zu haben, und es jetzt wett machen zu müſſen, da der freche Fremde nun direkt und perſönlich losbrach — es erfolgte ein donnernder Aufſtand am Tiſche, und man fiel über Konrad her. Er war der Mann, ſich ſtandhaft zu wehren, und der ſchwarzbärtige Officier ſuchte ihn auch zu ſchützen. Aber die Uebermacht war zu groß, er wurde überwältigt und hinaus geworfen.

Das Zimmer leerte ſich dabei auf eine Zeitlang. Nur die Dragoner rechts unter Leslie blieben, und der ſchwarzbärtige Tertſchka'ſche Officier blieb, und trat zu den Dragonern.

Leslie kannte den Officier. Er hieß Peſtaluz. Sein jetziges Betragen war Fingerzeigs genug für den Beobachter, und Leslie zog ſich leiſe über die kleine Stiege hinauf zurück.

Beim Auskleiden ſagte er zu ſeinem Diener: Morgen ganz in der Frühe, wenn ich auch noch ſchlafe, bring mir den Hauptmann Peſtaluz hierher! Und nun ſtreckte er ſich behaglich auf ſein Lager, und während des raſch gelingenden Einſchlafens ſchaukelte ſich der eine Gedanke hin und her vor ſeinem Geiſte: Das iſt eine kapitale Gelegenheit für einen Soldaten der Fortuna! —

Der verhängnißvolle Tag, der fünf und zwanzigſte Februar, brach an mit ſauſendem Winde und Schneewehen.

Um neun Uhr kam Peſtaluz, der ſchwarzbärtige Hauptmann vom Tertſchka'ſchen Regimente, aus dem Wirthshauſe am Markt. Er hatte oben im erſten Stocke eine ganze

Stunde verbracht mit ſeinem Oberſtwachtmeiſter Leslie, und der obere und der niedere Officier hatten ſich über Alles verſtändigt. In's untere Thor beſonders, hatte Peſtaluz verſprochen, ſollte zum Abende eine Wache gelegt werden, die gut kaiſerlich geſinnt ſei. Und die Stadt da unten zwiſchen dem Pachelbel'ſchen Hauſe und dem Schloſſe komme ja allein in Frage. Oben und bei dem unwirthlichen Winterwetter werde man gar nichts erfahren von Dem was vorgehe.

Peſtaluz ging in ein Weinhaus, um ſeinen Geiſt zu ſtärken gegen den herab ſtimmenden Wind. Er begegnete an der Thür des Weinhauſes dem Dragoner-Rittmeiſter Devereux, den er geſtern Abend im Wirthshauſe kennen gelernt. Dieſer hatte auch ſo früh ſchon Durſt, und fragte den Peſtaluz, ob denn heut' was Beſonderes vorginge?

– Wie ſo?

— Es haben mich ſchon drei Perſonen gerade ſo gefragt, wie ich Euch jetzt frage. Es muß was in der Luft hängen. Der bärtige Ketzer geſtern Abend hat alle Leute bedenklich gemacht.

— 's iſt Faſtnachtszeit! ſagte lachend Peſtaluz.

— Beiläufig gefragt, lieber Hauptmann, iſt der Graf Kynsky, welcher geſtern mit dem Herzoge gekommen iſt, derſelbe Kynsky, welchem die Herrſchaft Teplitz gehört?

— Derſelbe. Kennt Ihr ihn?

— Kaum. Bei der Armee hab' ich ihn nie geſehn.

— Nein; 's iſt ein Politikus. —

Während ſie eintraten, ſchritt Leslie gegenüber aus ſeinem Hauſe zum Schloſſe hinunter.

Dort fand er Butler und Gordon in Uneinigkeit. Gordon war wieder wankend geworden, und Butler machte ihm Vorwürfe.

Leslie hörte lächelnd zu, und auf Butlers Anfrage entgegnete er: — Ich habe meine Vorkehrungen bereits getroffen, und wenn die Herren es mir allein überlaſſen wollen —

— Pſt! — Ein Officier des Feldmarſchalls!

Dieſer eintretende Officier vom Dienſte Illows beſchied die drei Herren „in continenti“ nach dem Hauſe des Generaliſſimus.

Sie ſahen einander betroffen an, folgten aber ſogleich. Natürlich nicht ohne Beſorgniß, daß ſchon etwas verrathen wäre.

Im großen Vorderzimmer des Pachelbel'ſchen Hauſes eine Stiege hoch fanden ſie Illow, Tertſchka und Niemann, und die ſtrenge und feierliche Haltung dieſer Friedländiſchen Prokonſuln beſtärkte ſie in ihrer Beſorgniß. Namentlich Gordon fühlte den Boden unter ſich wanken.

Illow räusperte ſich und begann eine Rede. Sie ging darauf hinaus, daß der Herzog von Friedland einen Eidſchwur von ihnen verlangte.

— Einen Eidſchwur? fragte Butler.

— Daß Ihr treu zu ihm ſtehen wollt in Freud und Leid, in Noth und Tod!

In Noth und Tod! wiederholten einſtimmig Tertſchka und Niemann.

Butler, Gordon und Leslie ſchwiegen.

— Nun? — rief Illow — Ihr bedenkt Euch doch nicht, Ihr zaudert doch nicht?!

— Gewiſſermaßen doch! — entgegnete Butler — ich hab' ja dem Kaiſer geſchworen! Wer entläßt mich des Eides, den ich dem Kaiſer geſchworen? Wäre dies erſt geſchehn, dann könnte ich als Glücksritter einen freien Entſchluß faſſen.

— Dummes Zeug! Thörichte Bedenklichkeit! ſchrieen Illow und Tertſchka, und Illow fuhr fort:

— Was geht Euch der Kaiſer an?! Ihr ſeid ein Irländer, die beiden Herrn ſind Schotten — was geht Euch Fremdlinge der Kaiſer an? Iſt das ſo ſelten in unſerm Kriege, daß man den Kriegsherrn wechſelt, wenn man das Vertrauen einbüßt zum bisherigen? Oder habt Ihr etwa Vertrauen zum Kaiſer, der Euch nicht bezahlt?! Der Herzog zahlt Euch, was Euch der Kaiſer ſchuldig geblieben, der Herzog befördert Euch, und macht Euch reich. Nicht mit einem vergoldeten Schlüſſel belohnt er, oder mit einem ſchönen Säbel, mit einem krummen Gaul wie man in Oeſterreich belohnt, keineswegs! Die Spiegelfechterei haben wir ſatt. Denn wenn ſie Einem von Wien aus eine Herrſchaft geben, ſo iſt dies immer nur ein Zeichen, daß man nicht mehr lange zu leben hat. Entweder wird man vergiftet, oder es wird Einem ſonſtwie der Kopf genommen!

— Die Zeit iſt endlich gekommen, daß wir unſre Hände waſchen im Blute derer von Oeſterreich — ſetzte Niemann hinzu in einem ſo trocken grimmigen Tone, daß der furchtbare Ernſt nicht zu verkennen war.

— Alſo entſchließt Euch, dem Herzoge den Eid der Treue zu ſchwören! rief ungeduldig Tertſchka.

— Ich für meine Perſon bin wohl bereit — ſagte Butler langſam — und dieſe beiden Herrn wahrſcheinlich auch. Aber wir möchten nicht gern vorgreifen. Die Differenz zwiſchen dem Herzoge und dem Kaiſer kann ja doch wieder ausgeglichen werden, alsdann —

— Nimmermehr! rief Ilow. — Der Herzog iſt entſchloſſen, keinen Herrn mehr über ſich zu erleiden. Und morgen Mittag ſind die Schweden in Eger. Binnen drei Tagen werden wir ein Heer beiſammen haben, dergleichen niemals eins iſt geſehn worden.

— Nun dann morgen früh, Herr Feldmarſchall, mit Eurer Erlaubniß. Ich bin etwas ſchwerfällig in religiöſen Dingen, und heute haben wir Faſtnachtsſchmäuſe vor — das geht einem gewiſſenhaften alten Knaben wie mir nicht recht zuſammen, Faſtnachtsſchmaus und Eid. Mit Eurer Erlaubniß alſo morgen Vormittag um die jetzige Stunde.

— Gut denn, morgen um dieſelbe Stunde!

Butler, Gordon und Leslie traten ab, und gingen ohne ein Wort mit einander zu reden eine ganze Strecke den Markt hinauf. Jeder hüllte ſich in ſeinen Mantel vor dem eiſigen Schneewinde.

Mitten auf dem Markte — ſie waren bei dem Wetter dort ganz allein — blieb Butler plötzlich ſtehn, und ſagte zu Gordon: Wollt Ihr noch zögern?

— Nein! erwiderte dieſer.

— Alſo ſchickt Leslie zurück, und laßt ſie, wie wir verabredet hatten, zum Schmauſe einladen. Um ſechs Uhr. Und laßt den Riemann nicht aus. Der brave Mann iſt ſo durſtig! — Kehrt Ihr heim, Gordon, und beſtellt Küche und Keller. Die ſtärkſten Weine! Ich treffe meine Anſtalten. Zunächſt mit meinem Oberſtwachtmeiſter Geraldin, auf den ich mich verlaſſen kann.

— Ihr habt auch einen Rittmeiſter Devereux — ſagte Leslie — der mir nach der Beſchreibung ganz geeignet ſchiene —

— Wißt Ihr von Dem? Allerdings ſoll der gute Dienſte thun. Auf dem Schloſſe finden wir uns binnen zwei Stunden. Gott befohlen!

Sie trennten ſich. Leslie ging in's Pachelbel'ſche Haus zurück, um für Oberſt-Gordon die Ilow, Tertſchka, Kynsky und Riemann zu einem Gaſtmahle heut Abends um Sechs auf's Schloß zu laden.

Sie nahmen die Einladung heitern Muthes an, und verſprachen, den nicht anweſenden Kynsky mitzubringen. Leslie war binnen wenig Minuten auf den Markt zurück, und konnte das Weinhaus aufſuchen, in welches er vor einer Stunde Peſtaluz und Devereux hätte eintreten ſehn.

Er rief ſie ab, und nahm ſie in ſeine Wohnung hinauf. Devereux war durch Peſtaluz ſchon vorbereitet, und Leslie konnte Beiden den ausführlichen Plan mittheilen, wie er geſtern Abend zwiſchen ihm, Butler und Gordon entworfen worden war. Als er ſie genau unterrichtet ſah, entließ er ſie, und empfahl Devereux, ſofort ſeinen Oberſtlieutenant Geraldin aufzuſuchen, um deſſen Ordre in Empfang zu nehmen, und ſchärfte Peſtaluz ein, die beſten Leute auszuſuchen für die Thorwache. — Und daß Ihr's ja nicht vergeßt — ſchloß er — keinen Schuß! Kein Schuß darf gelöſt werden. Das giebt Alarm, und der muß ſorgfältig vermieden werden. Der Degen unten, die Partiſane hier oben, die thun ihre Schuldigkeit in der Stille. Ade!

— Peſtaluz und Deveroux gingen.

— Phibb! — rief er noch, ehe er ſelbſt fort ging, und ſein Diener trat vor ihn hin. Es war ein zwergartiger runder Junge mit boshaften Augen, der aus Schottland ſtammte. — Phibb, paß' auf! Um fünf Uhr kommſt Du auf's Schloß, und ſuchſt mich auf. Es giebt ein leckres Eſſen, und Du kriegſt Zuckerwerk, wenn Du aufmerkſam hinter meinem Seſſel ſtehſt. Aufmerkſam! Sobald ich Dir zuflüſtere: Apporte! ſo gehſt Du ſtracks zur Saalthür unſerm Tiſche gegenüber, öffneſt die Thür, und rufſt hinein: Jetzt! — Verſtanden?

— Yes, Sir!

Als der düſtre Wintertag ſeinen letzten ſchwachen Schein verlor, war Alles vorbereitet. Hundert Butlerſche Dragoner ritten langſam zwiſchen den Wällen in die Stadt herein, und hielten in einer engen Gaſſe unweit des Marktes. Der Oberſtwachtmeiſter Robert Geraldin, die Hauptleute Walter Deveroux, Edmund Burke, Macdonald und Brown, ſämmtlich vom Butlerſchen Dragoner-Regimente, hatten die militäriſche Führung und Leitung übernommen. Hauptmann Peſtaluz vom Regimente Tertſchka unterſtützte ſie.

Gegen ſechs Uhr fuhr eine Kutſche vor das Pachelbel'ſche Haus, und Ilow, Tertſchka, Kynsky und Niemann traten in das Schneewetter heraus, um einzuſteigen. Ilow blieb einen Moment vor dem Hausflur zurück, um der ablöſenden Wache die Parole für dieſe Nacht zu geben, welche der Herzog eben beſtimmt hatte. „Sanct Jacob“ hieß ſie. Dann eilte auch er zum Wagen. Ehe er aber einſtieg, entdeckte ſein ſcharfes Auge die Dragoner, welche aus der engen Gaſſe hervor ritten. Was iſt das? rief er. — Hauptmann Burke, ein rothbärtiger Mann, der die hundert Dragoner führte, ritt eilig herzu, als er die Zögerung bei der Kutſche bemerkte, und meldete ſtreng ſoldatiſch: Die Patrouille, Herr Feldmarſchall, welche Seine Durchlaucht befohlen für die Nacht. Es hat Schlägereien gegeben.

Ilow ſtieg ein. Die Dragoner folgten. An der Schloßbrücke theilten ſie ſich. Ein Theil folgte, nachdem ſie eine Weile gewartet, dem Wagen über die Brücke, der andere Theil kehrte in die Stadt zurück, und ritt in einzelnen kleinen Abtheilungen patrouillirend durch die Straßen.

Als die Gäſte in's Schloß getreten und die Dragoner herüber waren, wurde die Brücke aufgezogen, und das Burgthor geſchloſſen. Eine Wache von zwanzig Mann Tertſchka'ſcher Leute unter Peſtaluz beſetzte das Burgthor. Die Schlüſſel wurden Leslie hinaufgeſchickt.

Oben war man in geſpannter Erwartung. Die runde Tafel war in einer Ecke der holzgetäfelten Erkerſtube aufgeſtellt. Der Eingang in dies Zimmer fand aus einem Winkel ſtatt. Die kurze Wand rechts vom Eingange hatte eine Thür, welche in einen Saal führte. In dieſem Saale war Devereux verborgen und erwartete vierundzwanzig von den Dragonern, die eben unten abſtiegen. Die lange Wand ebenfalls rechts, wenn man nach der Tiefe des Erkerzimmers verſchritt, hatte in ihrer Mitte auch eine Thür, und auch hinter dieſer Thür war ein Saal. In dieſem dem Tiſche näher gelegenen Saale war Geraldin aufgeſtellt mit ſechs Dragonern. Dies war die Thür, auf welche Leslie jetzt ſeinen Phibb dreſſirte, und zwar unter Scherzen dreſſirte.

Gordon, welcher unruhig im Zimmer auf und abging, fand dies unpaſſend, gab aber ſeine Unzufriedenheit nur durch Miene und jeweiliges Stehenbleiben kund. — Butler ſtand am Erkerfenſter, und ſah in die dunkle Luft hinaus, welche an den Fenſtern rüttelte. Sein Gedanke war bei Patrik Taaffe, ſeinem Kaplan, und ob dieſer nicht vielleicht doch ſchon heute Abend in Eger eintreffen könnte mit beſtimmter Nachricht über das zweite Patent. Gallas, meinte er, ſei vielleicht ſchon diesſeits Pilſens geweſen, als er das erſte Patent in vergangener Nacht an den Herzog geſendet, und ſo poſitiv nach Eger geſendet habe. Vielleicht weiß Geraldin, der am ſpäteſten in der Stadt geweſen, von der Ankunft des Kaplans! — Butler ſchritt raſch hinüber zur Saalthüre an der langen Wand, und öffnete ſie um Geraldin zu fragen — da rief Gordon: Um Gotteswillen nicht öffnen, da tritt Ilow ein!

Ilow war wirklich der erſte, welcher raſchen klirrenden

Schrittes eintrat, und ſeinen Degen aus dem Bandelier henkte. Er ſtellte ihn an den Erker und rief fröhlich: „Wohin Butler? Wohin? Wir wollen ſchmauſen! Ich habe einen braven Hunger. Habe den ganzen Tag kommandirt! Der Herzog lebt ganz am Himmel mit ſeinem Zenno. Nur an den Kroaten-Oberſt, an den Corpus hat er ein Schreiben erlaſſen im ganzen Laufe des Tages, daß er ſich mit ſeinen Truppen „anhero erhebe“ nach Eger. Wo wolltet Ihr denn da hinaus, Butler? Habt Ihr Muſikanten da draußen?“

Butler verzog ſein altmodiſch ſtarres Geſicht zu einem grinſenden Lächeln, und erwiderte: „Vielleicht, Feldmarſchall, vielleicht!“

Gordon, dem angſt und bange wurde, ſchrie: „Auftragen! Auftragen! — Ich bitte, Platz zu nehmen, meine Herrn.“

Man nahm Platz. Butler, Gordon und Leslie nach der freien Seite der Tafel; die Gäſte nach der Erkerecke. Kynsky, welcher ſtill und melancholiſch erſchien, in der engſten Ecke.

Das Schmauſen begann, und Ilow wie Tertſchka entwickelten einen ſehr geſunden Appetit. Leslie beſorgte die Unterhaltung. Er erzählte ſchnurrige Geſchichten mit cyniſcher Laune, die Ilow durch derbes Gelächter am Meiſten zu würdigen wußte. Phibb ſtand hinter Leslie's Seſſel, und half Teller wechſeln, von leichteren Speiſen ab und zu naſchend, wenn ſein Herr einen Reſt für ihn liegen gelaſſen.

Erſt nach einer halben Stunde kam das Trinken an die Reihe, und mit ihm das Ausbringen von Toaſten. Tertſchka erhob ſein Humpenglas, und brachte des Friedländers Geſundheit aus, des königlichen Herrn, mit welchem er allenfalls zur Hölle fahren wollte. — Alle thaten Beſcheid. „Und ſein lange ſoll er leben!“ ſetzte Leslie hinzu unter einem mißbilligenden Blicke Gordons.

Dann erhob ſich Jlow, und trank auf das Wohl des Herzogs Bernhard von Weimar, des neuen, ſtarken Verbündeten! — Dann Kynsky, welcher den ſchwediſchen Kanzler Axel Oxenſtierna mit wenig Worten feierte.

Nun wurde es immer geſprächiger und lärmender. Leslie ſchürte um ſo mehr, je wortkarger Butler war. „Der Kurfürſt von Sachſen ſoll leben!“ rief Jlow — „der trinkluſtige Herr hat ſich doch endlich darein ergeben, daß Ernſt gemacht werde gegen den Kaiſer!“

— Ich weiß nicht — begann Butler mit ſeiner tiefen grollenden Stimme — ob es für uns ſchicklich iſt, ihn gerade deshalb leben zu laſſen. Wir haben ja doch dem Kaiſer geſchworen, und ich ſoll erſt morgen dem Kaiſer abſchwören. Ich finde es ſchicklich, heute noch einmal den Kaiſer leben zu laſſen!

— Seid Ihr verrückt, Butler? ſchrie Jlow.

Leslie aber wandte ſich zu ſeinem Phibb und rief: Apporte! Apporte!

Während am Tiſche Alle aufſprangen über dem ausgebrochenen Zwiſte, rannte der ſchottiſche Junge hinüber zur Saalthüre, und ſprach hinein: „Jetzt!“

Die lange Geſtalt Geraldins mit gezogenem Degen trat ein. Hinter ihm, ebenfalls mit blanker Waffe, die ſechs Dragoner. „Viva casa d'Austria“ ſchrie er, und am untern Ende des Zimmers ſprang aus dem zweiten Saale Devereux mit gezogenem Degen, tumultuariſch hinter ihm die Schaar von vierundzwanzig Dragonern. „Haus Oeſterreich hoch!“ riefen fünfundzwanzig Stimmen wie aus einer Kehle, und über dreißig Männer eilten unter ſtampfendem Sporenklirren auf die Tafel zu.

Hier hatten Butler, Gordon und Leslie ihre Degen gezogen, die Armleuchter vom Tiſche erhoben, und im Chor gerufen: Vivat Ferdinandus!

Leslie ſchleuderte nun ſeinen Leuchter über den Tiſch hinüber, und warf den Tiſch um, ſo daß die Tafel ſammt allem Geſchirr den Schlachtopfern auf Leib und Füße fiel. Und nun begann das Gemetzel.

Kynsky, am Wehrloſeſten eingeengt, wurde zuerſt erſtochen. Illow wendete ſich rückwärts nach ſeinem Degen, und es fuhren ihm drei Klingen durch den Leib, ehe er ihn ziehn und ſich vertheidigen konnte. Nur Tertſchka fand Zeit und Raum, ſeine Waffe aus der Scheide zu reißen, und ſich zu wehren. Die Körper Kynsky's und Illow's und der umgeſtürzte Tiſch deckten ihn zur Rechten, die Erkerecke ſchützte ihn ein Wenig zur Linken, ſeine lange, vorgebeugte Geſtalt, ſein langer Degen, den er mit Rieſengewalt hauend und ſtoßend handhabte, hielten ihm eine Zeitlang die andringende Menge vom Leibe. Er ſchimpfte und fluchte dabei auf die „treuloſen Verräther“, und brüllte endlich, als er matt zu werden anfing, um Hilfe, verhoffend wohl in letzter Noth, daß die Leute von ſeinem Regimente unten am Burgthore ihn hören könnten. Niemand hörte. Umſonſt hatte er ſchon drei Gegner niedergeſchlagen, umſonſt waren Hiebe und Stiche an ſeinem Koller von Elennshaut abgeprallt, der Hiebe und Stiche wurden zu viel, durchbohrt brach endlich auch er zuſammen, und ſtürzte auf das Eſtrich wie ein ächzend verendender Auerſtier.

Eine augenblickliche Stille trat ein. Man hörte die Schloßuhr ſchlagen. Acht Uhr.

Alle traten einige Schritte zurück von den Leichen. Devereux allein blieb bei Tertſchka ſtehn und zeigte ſeinen Degen, der bis nahe an den Korb abgebrochen war auf Tertſchka's Elennshaut.

— Vorwärts zur Hauptſache! — ſprach Leslie mit ganz gelaſſener Stimme. — Da hörte man vom Vorſaale Tumult. Auch dort waren Dragoner poſtirt, denn man hatte die Diener Ilow's, Tertſchka's und Kynsky's in ein Zimmer geſperrt, damit ſie ihren Herren nicht zu Hilfe eilen, und auch nicht die Nachricht von der Mordſcene ausſprengen könnten. — Dort hinaus war aus dem Getümmel in der Erkerſtube Niemann entkommen, der Dragonerpoſten hatte ihn um die Looſung angerufen. Sankt Jakob! hatte Niemann geantwortet. — „Falſch! Oeſterreich! heißt die Looſung!“ hatten die Dragoner erwidert, und hatten ihn über den Haufen geſtoßen. Dies war nahe an dem Zimmer geſchehn, in welchem die Diener eingeſperrt waren. Sie ſchrieen und ſuchten mit heftigen Schlägen die Thür einzubrechen. Die Dragoner antworteten mit Schimpfreden und dies war der Tumult, welcher im Erkerzimmer gehört wurde.

Leslie eilte hinaus, Butler folgte, Geraldin und Devereux desgleichen mit ſämmtlichen Dragonern. Gordon blieb es vorbehalten, im Erkerzimmer aufräumen zu laſſen.

An Niemann's Leichnam vorüber polterte der Troß in den Hof hinunter. Dort fand man Peſtaluz mit mehreren Soldaten ebenfalls in blutiger Arbeit. Einige Diener waren aus dem verſchloſſenen Zimmer eben durch's Fenſter herabgeklettert, und waren von Peſtaluz und den Seinigen niedergemacht worden.

— Keiner entkommen? fragte Leslie.

— Ich glaube nicht — antwortete Peſtaluz — die Finſterniß iſt freilich ſchwarz. Aber in die Stadt kann keiner; die Brücke iſt aufgezogen.

— Laßt ſie nieder! Wir müſſen hinauf.

Im Vorübergehn nahm Devereux eine Partiſane mit ſich aus der Burgthorwache. „Degen taugen nichts zu ſolchem Geſchäft", meinte er, „das lange breite Eiſen an langem Schaft thut beſſere Dienſte". — Ganz richtig! — ſagte Peſtaluz, der verabredeter Maßen zur Stadt folgte.

Der Wind fegte ſtürmiſch, als ſie über die Brücke ſchritten. Dennoch hörten ſie, als die Brücke hundert Schritte hinter ihnen lag, zwei Schüſſe.

Butler ſtand ſtill, und fluchte, daß die Tölpel trotz des Verbotes Lärm machten. Leslie tröſtete ihn: Man hört's nicht weit in dem Sturme. Und Peſtaluz ſagte: Es wird einem der Diener gegolten haben, der vorhin vielleicht doch entwiſcht iſt, und in den Wallgraben hat ſpringen wollen.

So war es auch. Es war Kynsky's Reitknecht, derſelbe, welcher damals zwiſchen Arbeſau und Peterswalde ſchon einmal Devereux und Konſorten entkommen war. Er kam jetzt eben über den Wall geklettert, und duckte ſich, als er die Stimmen hörte. Die Schüſſe hatten ihn nicht getroffen. Mauſeſtill kauerte er im Kothe, die Finſterniß hüllte ihn in ihren Mantel.

— Wenn ein Kerl auskommt, ſagte Butler, ſo kann er in der Stadt Lärm machen. Die Wache am unteren Thore muß alſo in Pflicht genommen werden. Iſt es zu wagen, Peſtaluz?

— Ohne Schwierigkeit! Es ſind meine Leute, wie in der Burgthorwache.

So eilte man denn zum unteren Thore. Die Dragoner mußten außen warten. Butler, Geraldin, Devereux und Peſtaluz traten in das Officierzimmer. Der Officier, ein Freund von Peſtaluz, wurde hinaus geſchickt mit dem Befehle, ſeine Leute unter's Gewehr treten zu laſſen.

Butler ſetzte ſich auf einen Schemel, und fragte Geraldin: ob er nichts vernommen habe, über die Ankunft des Kaplans in Eger?

— Ich hab' von Niemand gehört, daß er angekommen wäre, Oberſt.

Butler ſtarrte vor ſich hin. Leslie fragte, warum gezögert würde?

Butler ſah ohne Blick in's Leere, und ſagte: — Die vier Leichen im Schloſſe bedeuten nicht ſo viel. Aber der

Herr eben am Markte! — Haltet Ihr's für möglich, daß wir ihn bloß gefangen nehmen? Die Feſtung iſt ja unſer!

— Die Feſtung iſt nicht unſer — erwiderte Leslie — denn was bedeutet eine Kompagnie der Tertſchka'ſchen, eine Kompagnie wenn's hoch kommt! welche Hauptmann Peſtaluz bei Nacht und Nebel für uns feſt hält! Wenn morgen die Sache ruchbar wird, und der Generaliſſimus lebt, ſo kann der Teufel los gehn.

Da erhob ſich Butler, und ſagte vor ſich hin: „Wackre Stützen des Throns und unſers heiligen Glaubens dürfen nicht auf ein Kommando warten. Ihr guter Geiſt muß ihnen ſagen, was in drängenden Stunden zu thun iſt, was auf eigne Verantwortung zu thun iſt."

Dies waren die Worte, welche Carretto zu ihm geſprochen am Föhrenwäldchen bei Steinau. Mit ihnen panzerte er ſich, und ſchritt hinaus vor die Truppen, welche unter'm Gewehr ſtanden. Er forderte ſie auf: dem Kaiſer neuerdings Treue und Gehorſam zu ſchwören.

Sie ſchworen.

Dann ging er zurück in die Wachtſtube, und winkte Leslie, Geraldin, Devereux und Peſtaluz, ihm zu folgen.

— Es ſoll alſo geſchehn — ſagte er ihnen. — Aber vorſichtig und mit aller Sicherſtellung. — Oberſtwachtmeiſter Leslie revidirt alle Wachtpoſten in der Stadt, und beſonders die an des Herzogs Hauſe. Er revidirt auch die Hauptwache. Hauptmann Peſtaluz bezieht mit ſeinen ſichern Leuten die Poſten vor und hinter dem Pachelbel'ſchen Gebäude. Oberſtwachtmeiſter Geraldin läßt ſechs der ſtärkſten

Dragoner hier zurück für Rittmeiſter Devereux. Mit den übrigen Dragonern läßt er die Stadt überall abpatrouilliren, und ein Kontingent dann am untern Markte aufſtellen. Bis neun Uhr erwart' ich hier Rapport von ihm, vom Oberſtwachtmeiſter Leslie und vom Hauptmann Peſtaluz. Marſch!

Alle verließen ihn. Er blieb eine halbe Stunde allein. Brütend ſaß er auf ſeinem Schemel, und es regten ſich an ihm nur die Finger, welche den Roſenkranz abrollten, und die Lippen, welche lautlos beteten.

Um neun Uhr kamen alle zurück. Alles war in Ordnung. Man brach auf. Devereux hatte ſeinen ſechs Dragonern Hellebarden reichen laſſen, die ſich auf der Wache vorfanden. Leslie ſchilderte ihm unterwegs die Ortsgelegenheit des Hauſes, welche er geſtern beobachtet hatte, und empfahl ihm, den Ausgang im Hinterhauſe ſcharf beſetzen zu laſſen, weil man durch eine Hoftreppe dort entfliehen könnte.

Als ſie dem Markte nahe kamen, ſtürzte ihnen der Sturmwind mit aller Macht entgegen, und von den Dächern flogen Ziegel. Es war ein unheimliches, abſcheuliches Wetter. Sie hielten an. Devereux ging durch das Gäßchen hinüber, um dem Poſten vor der Hinterthür Verhaltungsbefehle zu geben. Die Uebrigen warteten, und ſchlugen die Mäntel feſt um ſich.

Als Devereux zurück kam, hatte er zu melden, daß der Poſten weibliches Geſchrei im Nebenhauſe gehört. Es müßte doch wohl Nachricht vom Tode ihrer Männer an die Frauen Tertſchka's und Kynsky's gelangt ſein — das könnte den Herzog aufſchrecken.

— Vorwärts marſch! rief Butler.

Der Reitknecht Kinsky's war allerdings angekommen, und hatte ſeiner Herrin gemeldet ſo viel er gewußt. Das heißt von Mordſcenen auf dem Schloſſe, die wahrſcheinlich den gnädigen Herrn, und die Herren Tertſchka und Illow betroffen hatten. Genaues hatte auch er nicht angeben können.

Leslie ſorgte ſogleich dafür, daß vom Nebenhauſe Niemand zum Herzoge hinüber durfte. Des Herzogs ſtrenge Hausordnung, welche allen Lärm von ihm fern hielt, war ihm dabei zu Statten gekommen. Die Frauen hatten im erſten Schrecken nicht ſogleich zum Herzoge zu ſchicken gewagt.

Butler blieb unten im Hauſe; Leslie begab ſich auf die Hauptwache, Geraldin zu ſeinen Dragonern. Peſtaluz ward zur Hinterthür geſendet. Devereux, die Partiſane in der Hand ſtieg die Treppe hinauf; hinter ihm ſechs Dragoner mit Hellebarden bewaffnet.

Ehe ſie oben waren, ſchritt Zenno ohne ſie zu bemerken nach ſeinem Zimmer. Er kam vom Herzoge. Der Schluß ihrer aſtrologiſchen Studien war heute der geweſen, daß ſie zu ganz verſchiedenartigen Deutungen gelangt waren. Der Herzog hatte geſagt: die Konſtellation zeigt günſtigen Erfolg für mein Vorhaben, für Dich deutet ſie auf Gefangenſchaft. — Zenno aber hatte entgegnet: Meine Berechnung ergiebt, daß die Stunde der Gefahr noch nicht vorüber iſt.

Zenno alſo hatte es beſſer getroffen.

Devereux wartete eine Weile auf der Treppe. Die

Schritte, welche er eben im Vorſaale hörte, ſollten ſich erſt entfernt haben. Es ging auch noch ein Page hinter Zenno her, welcher in einer goldnen Schale dem Herzoge Waizenbier gebracht hatte zum Schlaftrunk. Reſtel war hinter ihm aus dem Zimmer des Herzogs getreten, und hatte die Thür geſchloſſen. Der Herzog war eben zu Bett gegangen.

Als Reſtel von der Thür fort ging, erſchien Devereux auf der letzten Stufe der Treppe. Links von ihm war der erleuchtete Vorplatz, jenſeits deſſelben links nach dem Hofe war nach Leslie's Beſchreibung das Schlafzimmer des Herzogs. Dorthin marſchirte Devereux mit ſeinen Dragonern.

Reſtel ging abwärts von Devereux im Gange hin, hörte aber das Geräuſch der Soldaten. Er kehrte um, kam ihnen abweiſend entgegen, und rief ihnen mit gedämpfter Stimme zu: Was ſie da wollten?! Der Herr ſei zu Bette —

Er konnte nicht weiter ſprechen. Auf einen Wink Devereux's war er durch zwei Hellebarden niedergeſtreckt, er taumelte nach der Thür des Schlafzimmers, als müßte und könnte er dieſe noch decken, — Mörder, Rebellen, Mörder! mit kreiſchender Stimme ſtöhnend.

Devereux ſprang zur Thür, und als er ſie verſchloſſen fand, trat er mit dem Fuße heftig dagegen. Sie wich nicht ganz. Die Dragoner, Reſtel's Leichnam bei Seite ſchiebend, halfen mit Fußtritten und Hellebarden — die Thür flog auf.

Das Zimmer war durch eine Nachtampel beleuchtet. Der Herzog ſtand im Hemd nahe beim Fenſter. Der Lärm hatte ihn aufgeſchreckt; er hatte den Degen an der Bettwand herunter geriſſen, und mochte zum Fenſter gegangen ſein, um in den Hof hinab nach der Wache zu rufen. So überraſchten ihn die Mörder.

— Biſt Du der Schelm, der des Kaiſers Volk dem Feinde zuführen, dem Kaiſer die Krone vom Kopfe reißen will? — ſchrie Devereux, und holte aus mit der Partiſane.

Waldſtein ſah was ihm bevorſtand von ſieben ſolchen Bewaffneten. Er ließ den Degen zu Boden fallen, und breitete beide Arme aus, ohne ein Wort zu ſagen. Die ſtumme Pantomime ſprach laut: Stoß zu, und mach' ein Ende!

Devereux ſtieß zu, und beim Zurückziehen wendete er das Eiſen. So brachte die breite Wunde augenblicklich enormen Blutverluſt und ſchnellſten Tod. Der Getroffene ſtürzte leblos auf die Diele.

Die Dragoner drängten hinzu, und wollten ihn durch's Fenſter auf den Hof hinab ſtürzen.

Nicht ſo! ſagte Devereux — ſchlagt ihn in den Teppich, der dort vor dem Bette liegt, und tragt ihn hinab.

So geſchah es. In dieſen rothen Teppich gehüllt, wurde er hinunter getragen und von Butler in Empfang genommen.

Er ſchickte in's Wirthshaus hinüber, wo Leslie wohnte, und ließ deſſen Wagen anſpannen. In dieſem Wagen wurde die Leiche des Herzogs von Friedland auf's Schloß gefahren, und zu den vier andern Leichen gelegt, welche Gordon hatte hinab tragen und in ein Gewölbe legen laſſen.

Lauter Ausländer, Iren und Schotten alleſammt, — die Dragoner waren ſämmtlich Irländer — hatten die Exekution vollzogen.

Am nächſten Morgen erſt verbreitete ſich in Eger die Kunde des blutigen Vorgangs. Sie erregte, wie Butler voraus geſehn, nur Schrecken, aber keinerlei Auflehnung.

Niemand wurde ärger davon betroffen als der Bart-Konrad. Es beſtürzte ihn die Nachricht ſo, als ſei er ſelbſt der Mörder, und ſie erſchütterte ihn, der doch ſonſt nicht ſo leicht zu erſchüttern war. Bei aller Rohheit hatte er immer noch mehr Gewiſſen als ein Leslie, ein Devereux, ein Peſtaluz. Seine Reden im Wirthshauſe hätten den Mord veranlaßt! ſchrie es in ſeinem Inneren.

Er ſtürzte hinab zum Schloſſe, um ſich zu überzeugen, ob es denn auch wahr ſei. Man hinderte den Zugang nicht, und er konnte in das Gewölbe hinein, wo die bis auf's Hemd entkleideten Leichen auf Stroh lagen. Sie waren ſtarr gefroren.

Der Anblick Waldſteins, des furchtbaren Gebieters in ſo nichtiger Hinfälligkeit, fiel wie Todesſchauer auf Konrad. Er lief in die Stadt zurück, ſattelte mit fliegenden Händen ſein Pferd, und ritt zum Thore hinaus. Niemand fragte ihn, Niemand hielt ihn auf; die militäriſche Polizei war ſchlaff und unthätig.

Er war der erſte, welcher Arnimb die Botſchaft vom

Ende des Friedländers brachte, und er hatte lange reiten müſſen, um das ſächſiſche Heer zu treffen. Es hatte ſich nicht in Bewegung geſetzt — Arnimb hatte auch jetzt noch nicht vollſtändig an den ernſtlichen Uebergang Waldſteins geglaubt. Steinau war unvergeßlich geblieben.

Auf der andern Seite, wo Bernhard von Weimar befehligte, war es nicht anders. Waldſtein hatte allen Glauben verloren, und das war ſein Untergang.

Es war aber auch ein ſchwerer Nachtheil für die proteſtantiſchen Heere, daß ihre Führer ſo ungläubig geworden. Wären ſie bei Zeiten gegen Pilſen aufgebrochen, ſie hätten vielleicht die Auflöſung des Waldſtein'ſchen Heeres verhindern, hätten ſie jedenfalls zur Eroberung Böhmens ausbeuten können.

Jetzt entging das kaiſerliche Heer dieſer außerordentlichen Gefahr völlig; die Lücke wurde ausgefüllt, weil der Feind dazu Zeit ließ, und der nächſte Sommer ſah das kaiſerliche Heer ſiegreich.

Denſelben Tag noch gelang ein wichtiger Fang bei Eger. Butler und Leslie fanden die Anzeige vor, daß der Lauenburger Herzog Franz von Tirſchenreut her erwartet würde. Er wurde gefangen und nach Wien abgeliefert.

Sparr wurde in Pilſen gefangen, und ebenfalls zur Unterſuchung abgeführt als ein eingeweihter Vertrauter Waldſteins.

Leo erfuhr die Schreckensnachricht von Eger in Prag, wo er mit dem Juden Baſſevi fruchtlos verhandelte.

Sein erſter Gedanke war die Herzogin Iſabella. Er eilte nach Bruck, um zu tröſten und zu helfen.

Die Herzogin war ſtill gefaßt. Zunächſt war ſie nur bedacht, der todten Hülle des Herzogs gerecht zu werden.

Die Leichen waren in rohe Särge gezwängt, und nach Mies geſchickt worden. Mit Ausnahme Niemanns, deſſen letzte Aeußerungen ihm die Abſonderung und Verſcharrung an gemeinem Orte zuzogen. Auch in Betreff der übrigen, den Reſt des einſt gefürchteten Herzogs einbegriffen, äußerte ſich Piccolomini, welcher zuerſt über Mies nach Eger kam: man ſolle ſie an einem ſchimpflichen Platze vergraben!

Dies geſchah nicht. Sie ſtanden lange bei den Minoriten in Mies, und wurden ſpäter in Prag ſtill beigeſetzt. Für den Friedländer erreichte Herzogin Iſabella endlich nach Jahresfriſt, daß er in Waldiz, der von ihm errichteten Gruft bei Gitſchin, beſtattet wurde. Aber auch dort war dem zerfallenden Leibe keine vollkommene Ruheſtätte beſtimmt. Die in Böhmen eindringenden Schweden nahmen ſeinen Schädel, und ſchickten ihn nach Stockholm.

Leo ging von Bruck nach Veldes, und holte ſeine Großmutter. Mit ihr kam er nach Gnadenfrei, und dort feierte er ſtill ſeine Hochzeit. Er feierte ſie nach dem einfachen Gnadenfreier Ritus, zu welchem er ſich mit ſeiner Magna bekannte, und für welchen Hans und Marie einen milden, jungen Theologen gewonnen hatten an die Stelle des verlorenen Seifert. Er feierte ſie ſtill, weil die Sorge um Vater Sparr auf ihnen lag. Dieſe Sorge wurde bald gehoben: Sparr wurde frei. Er kam zu ſeinen Kindern, und zog mit ihnen, mit Mutter Julia und der Großmutter nach Mecklenburg, wo die Waldſteinſche Herrſchaft unverkürzt in den Beſitz des Ritters von Steinwald überging. Die Quittungen in Hamburg verwerthete Leo, und ſendete den ganzen Betrag nach Bruck.

Die Unterſuchung gegen die Friedländiſchen Verſchwörer ging erſt im nächſten Jahre zu Ende. In Regensburg wurde ſie durch eine Kommiſſion erledigt. Ein einziger Mann büßte noch mit dem Leben: Ulrich von Schafgotſch wurde hingerichtet.

Die übrigen Angeklagten, Scherfenberg, Mohr von Wald, Heimerle namentlich, kamen „mit Leben und Ehre“ davon, wie die damalige Formel lautete.

Die Gegner und Sieger Waldſteins wurden reichlich belehnt. Butler erhielt eine der größten Herrſchaften des Friedländers, Hirſchberg bei Münchengrätz — einundzwanzig Güter gehörten zu ihr und wurde in den Grafenſtand erhoben. Grafen wurden überhaupt unter dem zweiten Ferdinand in erſtaunlicher Anzahl geſchaffen. Butler genoß aber den Lohn nur kurze Zeit: er ſtarb noch um Weihnacht dieſes Jahres 1634, ohne einen Stammhalter zu hinterlaſſen. In ſeinem Teſtamente bedachte er die Minoriten in Prag, auf daß ſie ein Kloſter erbauen, und ihn begraben ſollten in dieſem Kloſter. Seine Brüder, ebenfalls im kaiſerlichen Heer, haben den Namen fortgepflanzt.

An den Oberſt gewordenen Geraldin hatte ſeine Witwe zwanzigtauſend Gulden als „Rekompens“ zu bezahlen.

Auch Gerden erhielt zwei Güter.

Leslie, der mit Devereux perſönlich nach Wien geeilt war, um Bericht zu erſtatten, erhielt ein Regiment, den Grafentitel nud die Herrſchaft Neuſtädtl. Er lebte lange, und machte mit tapferer Gewandtheit ſeine Laufbahn, beſonders in militairiſch-diplomatiſchen Aufgaben. Er ſtarb in hohen Würden dreiunddreißig Jahre nach der Exekution in Eger, und auch er hinterließ keine Kinder.

Devereux, auch reichlich belohnt, focht wie Geraldin noch eine Reihe von Jahren, und ſtarb in Prag an der Peſt. Die Prager erzählten, daß allnächtlich die wilde Jagd über ſein Grab galoppire.

Gallas wurde der Haupterbe des Friedlandſchen Beſitzes: er erhielt die großen Herrſchaften Friedland und Reichenberg. Es ſchien ihm nicht genug. Aber bei aller Freigebigkeit theilte man doch in Wien dieſe Meinung nicht. Er ſtarb erſt im vorletzten Jahre des deutſchen-Krieges, im Jahre 1647, führte alſo noch dreizehn Jahre Krieg, zahlreiche Schlachten fechtend. Faſt durchgängig ohne Glück, ſo daß ihm der Zuname „Heerverderber“ beigelegt wurde. Auch ſein Mannsſtamm erloſch frühzeitig, und die Stammherrſchaften des Friedlandſchen Namens gingen durch Heirath an die Familie Clam über, welche ſie noch ietzt beſitzt. Sie führt zu ſeinem Gedächtniſſe den Namen Clam-Gallas.

Altringer erhielt das Kynskyſche Teplitz „mit allen Appertinentien“. Auch er blieb ohne Nachkommen. Er war unverheirathet, und die Clary's kamen durch Heirath ſeiner Schweſter in den Kynskyſchen Beſitz bis auf den heutigen Tag.

Piccolomini und Colloredo beerbten in reichem Maße

Tertſchka. Jener erhielt Nachod, dieſer Opotſchno. Iſolano erhielt Aicha, Diodati Rieſenburg, Carretto die großen Herrſchaften Weißwaſſer und Hühnerwaſſer. Selbſt die geringeren Führer wurden reichlich bedacht: Hatzfeld bezog Güter von Schafgotſch, namentlich Trachenberg. Teuffenbach, Götz, Strozzi, Beck, Lamboy, Morzin, Deſſours bezogen friedländiſche und Kynskyſche Güter. Endlich erhielt noch ein Vetter des Friedländers, Max von Waldſtein, die letzten ſtattlichen Fetzen des zerriſſenen Löwenfelles. Er galt für denjenigen Waldſtein, welchen der Friedländer zu ſeinem Waldſteinſchen Nachfolger einzuſetzen geneigt geweſen. Da er nun immer gut kaiſerlich verblieben war, ſo überließ ihm der Kaiſer eine erhebliche Anzahl von Herrſchaften, unter ihnen Münchengrätz.

Der untergeordneten Officiere nicht zu gedenken, welche ebenfalls mit Gütern beſchenkt wurden!

Es war eine großartige, merkwürdige Hingabe von Grundeigenthum an Kriegsleute, eine vollſtändige Widerlegung des Ilowſchen Wortes vom „krummen Gaul“. Wenn auch nicht die Erde, doch das Königreich Böhmen, Mähren und Schleſien wurde neu vertheilt.

Die Perſonen wechſelten, die Sache blieb unerledigt. Die große Streitfrage über Glauben und Reich war nach ſechzehnjährigem Kriege nur darin weiter gerückt, daß viele Tauſende in die Erde geſunken, und daß ein großer Theil deutſcher Erde nur noch ein Todtenacker war. Es fehlten Hände zum Anbau des Feldes, und wo ſie zur äußerſten Nothdurft nicht fehlten, da zog die Kriegsfurie von Neuem drüber hin, und zerſtampfte die junge Saat, die Peſt im Geleite, die Verwilderung im Herzen.

Der Religionskrieg war erſchöpft, der Krieg keineswegs. Wüſt und hohnlachend entwickelte er ſich ziellos zum Gewerbe. Waldſtein hatte es entwickelt, ſo talentvoll entwickelt, daß ſeine Heerverfaſſung ein Rahmen geworden iſt, welcher Jahrhunderte hindurch in Oeſterreich Feſtigkeit und Zweckmäßigkeit bewährt hat. Aber er hatte ſich unfähig erwieſen, dies Kriegsinſtrument für ein großes Ziel zu verwenden. Leiblich und geiſtig unfähig. Seine Körperkraft verſagte zu früh, und ſeinem Geiſte hatte er ſelbſt die Schwingen geknickt in Ränken, Intriguen und perſönlichen Kleinlichkeiten. Das Ideal eines großen Vaterlandes fehlte in ſeiner Seele, und ſo blieb bei ſeinem Sturze nichts übrig als äußerlicher Beſitz, welcher vertheilt werden konnte ohne irgend eine weitere Folge.

Seine Gattin und Tochter wurden übrigens freundlich vom Kaiſer behandelt. Jedermann redete der ſanften und wahrhaftigen Herzogin Iſabella das Wort, und es verblieb ihr ein anſehnliches Witthum namentlich die Herrſchaften Böhmiſch Leippa und Neuſchloß. Sie wurden die Mitgift für die kleine Marie, welche ſpäter den Grafen Rudolph von Kaunitz heirathete.

* * *

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Der
Deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman
in drei Büchern
von

Heinrich Laube.

Drittes Buch.

Herzog Bernhard.

Erſter Band.

Leipzig
H. Haeſſel.
1866.

Herzog Bernhard.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

H 1914. 1689.

Leipzig
H. Haeſſel.
1866.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

I.

Ein Nachmittag im Frühlinge lag ſchwül und drückend auf der Erde. Kein Lüſtchen regte ſich, und die Sonne war verdeckt durch eine ſchwarzgraue Wolkenſchicht, welche am Abendhimmel emporſtieg.

Ein Reiter auf einem Maulthiere der gegen Südoſten ritt, ſah ſich nach dieſer Wolkenſchicht um, und ſagte zu ſeinem Begleiter: dies wird eins von den Frühlingsgewittern, welche plötzlich da ſind und eine Sündfluth herabſtürzen. Wir werden Nancy nicht mehr erreichen.

Der Begleiter, ein eleganter Kavalier auf ſchönem Roſſe, erwiderte: — Was Nancy?! Seid Ihr ſchon wieder zweifelhaft! Wir laſſen Nancy links. Unſer heutiges Ziel iſt Toul. Ihr ſeid geradezu thöricht mit Eurer Abneigung vor dem Wege nach Paris. Wir müſſen dahin. Sie hatten in Brüſſel ganz Recht mit der Behauptung, daß für die nächſte Zeit der ganze Schwerpunkt des deutſchen Kriegs in Paris liegen würde. Ich hab' Euch nachgegeben bis jetzt, weil Ihr Zeit zur Ueberlegung verlangtet, und habe mich immer weiter nach Oſten von Euch drängen laſſen, von den

Ufern der Maas bis an die Ufer der Moſel. Ich hab' Euch nachgegeben ſelbſt auf die Gefahr, daß wir dem wilden Weimarſchen Heere in die Fäuſte geriethen, aber hier in dem Flußwinkel der vor uns liegt, wo die Meurthe in die Moſel fällt, müſſen wir uns entſcheiden. Ich beſtehe darauf, daß wir rechts abbiegen nach Toul, um von da direkt nach Paris zu reiten.

— Zunächſt müſſen wir die Thiere ſpornen, um unter irgend ein Obdach zu kommen, — entgegnete der Mann auf dem Maulthiere — denn das Wetter kann in einigen Minuten da ſein; der Wind erhebt ſich ſchon leiſe.

— Nicht doch!

— Ja doch. Auf die Dinge der Natur muß ich mich doch einigermaßen verſtehen, wenn ich überhaupt etwas verſtehe.

— Nun, das Städtchen da vor uns erreichen wir gewiß noch. Es wird Frouard heißen. Die Meurthe kommt da von Nancy, und fällt in die Moſel. Schaut da rechts hinüber, da am fernſten Horizonte vier Thurmſpitzen, das iſt die Kathedrale von Toul!

— So weit ſeh' ich nicht; ich werde alle Tage kurzſichtiger durch meine ungehorſame Leber. Aber ſpornen wir die Thiere, damit wir noch trocken in das Städtchen kommen!

Sie thaten es, und da noch zwei Reiter hinter ihnen ritten, welche zu ihnen gehörten, ſo waren ſie bald in eine Staubwolke gehüllt. Denn der Boden war ausgetrocknet, und ſchmachtete nach Regen.

Am Ufer der Moſel zog die Staubwolke dahin. Dieſer Fluß, welcher aus den Vogeſen kommt, iſt hier noch ſeicht, und wird erſt einige Meilen weiter nordwärts, bei Metz, ſchiffbar.

Die Landſchaft dieſer alten Bisthümer Toul, Metz und — ein wenig abſeits nordweſtlich — Verdun an der Maas iſt von keinem beſonderen Reize. Im nördlichen Theile Obſtbäume, im ſüdlichen hier nach Toul hinüber Weingärten mit einem Gewächs von zweifelhafter Güte. Aber jetzt in früher Jahreszeit belebten die aufgrünenden Weinſtöcke die Ebene, die jungen Saaten erquickten ebenfalls das Auge und ſchmale Wieſen wie einzelne Baumgruppen am Moſelufer nahmen ſich heiter aus. Die Lerchen ſtiegen ſingend von den Saatfeldern in die Höhe, als wollten ſie die dunklen Waſſerwolken begrüßen, und die kürzlich angekommenen Schwalben ſchoſſen in großer Anzahl über dem Waſſerſpiegel der Moſel hin und her zur Linken der dahin trabenden vier Reiter, welche mitten in ihrer Staubwolke von alledem nichts ſahen.

Aber ſie hörten plötzlich einen mächtigen Donnerſchlag. Der Mann auf dem Maulthiere hatte Recht gehabt. Der Wind erhob ſich wie ein Ungethüm, einzelne große Regentropfen fielen. Die Reiter ſetzten ihre Thiere in Galopp. Das Städtchen Frouard lag dicht vor ihnen; aber das Wetter war ſchneller als der Galopp ihrer Thiere — ehe ſie's erreichten brach ein Platzregen über ſie nieder, welcher ſie mit ſeiner Fluth übergoß. Sie waren durch und durch gebadet, ehe ſie den Marktplatz und an einer Ecke deſſelben das Haus erreichten, welches Zeichen eines Wirthshauſes an ſich trug.

Es kam ihnen auch kein Hausknecht, oder ſonſt ein dienendes Geſchöpf entgegen. Aus Furcht vor dem Gußregen? Nicht bloß. Seit einigen Stunden war in dem Städtchen Frouard die Nachricht verbreitet, das Weimariſche Heer habe ſeinen Marſch durch die Niederung der Seille nach dem öſtlichen Lothringen und nach dem Elſaß geändert, und ziehe gegen Toul und Nancy herüber, werde alſo auch über Frouard hereinbrechen. Und „hereinbrechen“ war der mildeſte Ausdruck. Verwüſtung und Verderben befürchtete man von dieſem Heere, deſſen geringer Theil franzöſiſcher Truppen nichts bedeutete neben den wilden Haufen deutſcher Kriegsleute, die in Schlachten ergraut, in Plünderung und Gewaltthat verwildert wären.

Dieſe Nachricht hatte in Frouard lähmende Beſtürzung erregt, und deshalb, nicht bloß des Gewitterſturms halber kam den vier Reitern Niemand entgegen. Man hielt die vier hereinſprengenden Reiter für den Vortrab des Weimarſchen Heeres.

Sie mußten ſich alſo ſelbſt helfen. Am Eiligſten von ſeinem Thiere war der feiſte Herr, welcher das große Maulthier geritten, und ſich über ſeine Kurzſichtigkeit beklagt hatte. Er war nicht der körperlich Gewandteſte, aber er war der Weichlichſte. Durchnäßt zu werden und ſich zu erkälten war ihm die nächſte und größte Beſorgniß. Es war Doktor Blandini, der geſuchte italieniſche Arzt, welcher im Dienſte der Jeſuiten zu ſtehen ſchien, und vor drei Jahren dem

Waldſtein ſo verdächtig geworden war. Seit dieſen drei Jahren hatte er an Körperfülle zugenommen, und ſeine Geſichtsfarbe war gelber geworden.

Er eilte auf die Hausthür zu, und ſchrie laut auf, als er ſie verſchloſſen fand.

Der zweite Reiter auf dem ſchönen Roſſe ſchien das Ungemach leichter zu ertragen. Er lachte, und ſchritt zu einem Fenſter neben der Hausthür. Dort klopfte er, und rief mit ſtarker Stimme: Man möge öffnen und einem reiſenden Kavalier Unterſtand gewähren für gutes Geld.

Dies half. Man hörte den ſchweren Tritt von Holzpantoffeln — sabots genannt — welche ſich innen der Hausthür näherten.

Dieſer zweite Reiter war Norbert von Zierotin, welcher ſich ſehr wohl befand. Er war mehr und mehr ein ausgebildeter Diplomat des Jeſuitenordens geworden, und ſeit der Waldſteinſchen Kataſtrophe hatte er in mehrfachen Sendungen ſeine wachſende Bedeutung erprobt. In Rom, in Spanien, in Paris hatte er ſeine Aufgaben erledigt, und jetzt kam er vom Hofe in Brüſſel. Von der früheren Prieſter-Novize war gar nichts mehr an ihm zu entdecken, er hatte das kühlſte, vornehmſte Anſehen eines Kavaliers, und befahl dem öffnenden Hausknechte ſo wie dem nun auch herbeikommenden Wirthe ſo erfolgreich, daß binnen wenig Minuten alle Bedienung dergeſtalt im Gange war, wie er und Blandini ſie wünſchten. Ein Zimmer im erſten Stocke war ihnen eingeräumt, die Thiere ſammt den zwei Dienern waren untergebracht, und ein Mantelſack Blandinis war herbeigeſchafft, um Wechſel der Kleidung zu ermöglichen.

Norbert hatte das nicht ſo eilig mit Ablegung ſeiner naſſen Kleider, und ſtieg in die Küche hinab, um eine Mahlzeit mit der Frau Wirthin zu beſprechen.

Als er damit zu Rande war, trat ſein Diener in den Hausflur, und winkte ihm. Er kam aus dem Pferdeſtalle. Es war kein gewöhnlicher Diener, es war ein dienſtfertiger Begleiter — es war Medardo, die ſogenannte rothe Feder. Er hatte ſeit dem unangenehmen Vorfalle im Zirndorfer Lager den Kriegsdienſt ganz verlaſſen, und ſich wie in Teplitz zur Aufbringung werthvoller Papiere nur der Verrichtung einzelner ſchwieriger Aufgaben zugewendet, ſich alſo auch auf höheren Befehl-ſehr gern der ſteten Begleitung Herrn N[illegible]berts von Zierotin gewidmet. In dieſen Geſchäften kamen ſtets intereſſante Aufgaben vor, und ein Talent wie das Medardo's hatte in Rom, Madrid, Paris und Brüſſel Gelegenheit gehabt, ſich auch in ſeiner Richtung auszubilden.

Er trug ſich ſauber, wenn auch nach etwas buntem Geſchmack, und ſchien nicht zu altern. Seit drei Jahren war er dem Bart-Konrad nicht mehr begegnet, die nervöſen Aufregungen hatten alſo ſein Gedeihen nicht mehr beeinträchtigt.

Es fiel deshalb Norbert auf, daß er jetzt ſo gewiß aufgeregt winkte, und nicht eher ſprach, als bis ſie mitten auf der Stiege waren. — Was haſt Du denn? fragte endlich Norbert, und blieb ſtehen.

— Die ſchlimme Neuigkeit, gnädiger Herr, daß die Leute hier im Orte gemeint haben, wir gehörten zum Weimarſchen Heere, und daß ſie jede Stunde das Einrücken des Weimarſchen Heeres hier erwarten.

— Ah! — Deſto beſſer!

— Gnädiger Herr! Und wenn von den Friedländſchen Eiſenfreſſern welche darunter ſind, und uns erkennen —

— Pah! Nach Jahren! Was Nördlingen nicht aufgefreſſen, das hat übrigens hinlängliche Gelegenheit gefunden, in's Gras zu beißen. Des Doktors wegen iſt's mir recht, dem Weimarſchen Herzoge ſelbſt zu begegnen. Mach' fort, und ſorge, daß wir vorher in Ruhe ſpeiſen können. —

Kopfſchüttelnd ſtieg Medardo hinab. Norbert rief ihm noch nach: Schick' mir trockne Wäſche und Kleider herauf, und gieb mir Nachricht, wenn ſich das Gerücht beſtätigen ſollte. Während des Unwetters werden ſie nicht kommen.

Er ſelbſt ſtieg bis auf den Vorſaal hinauf, und trat an ein Saalfenſter, welches bei beſſerem Wetter den Blick auf's Feld gewähren mochte. Jetzt ſah er nur einen vom Winde gepeitſchten Waſſerſtrahl vor ſich, welcher die ganze Luft ausfüllte. — Er ſchien zu überlegen. Die Entwickelung des Kriegs in den letzten zwei Jahren zog an ſeinem Geiſte vorüber.

Die Kriegslage war damals für die kaiſerliche Partei beſonders günſtig. Der Untergang des Friedländers war von den proteſtantiſchen Heerführern gar nicht ausgebeutet worden. Im Gegentheile hatte die Eiferſucht zwiſchen Bernhard von Weimar und dem ſchwediſchen Grafen Horn welche die beiden Hauptheere der Proteſtanten befehligten, eitel Nachtheile für ihre gemeinſchaftliche Sache zu Wege gebracht. Der ſchwediſche Kanzler Axel Oxenſtierna war gebietender Kriegsherr, inſofern er auch den Heilbronner Bund, die Vereinigung der evangeliſchen Fürſten, Städte und Herren, dirigirte, und Oxenſtierna war Schwiegervater des Grafen Horn. Natürlicherweiſe begünſtigte er dieſen, und that Alles, um den Herzog Bernhard, das begabteſte Kriegshaupt unter den Deutſchen, nicht aufkommen zu laſſen. Denn er befürchtete nicht mit Unrecht, Bernhard wolle ſich die oberſte Führung anmaaßen. Während dieſer zerſplitternden Zwiſtigkeiten unter den Evangeliſchen hatte ſich das kaiſerliche Heer durch einen ſtarken Zuzug ſpaniſcher Truppen verſtärkt, und war unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Ferdinand, des erſtgebornen Sohnes des Kaiſers, in's Reich eingerückt. Gebieteriſch und mächtig; der ſpaniſche Infant an der Seite des Oberbefehlshabers, alle erprobten Führer, alle Kerntruppen mit ihm — es war eine Entſcheidungsſchlacht nicht zu vermeiden geweſen. Bernhard hatte Horn ſchreiend herbeigerufen aus der Ferne, und ehe noch alle Heertheile der Proteſtanten vereint waren, hatte ſich am 6. September 1634 die große Schlacht bei Nördlingen entzündet. Sie war ein großer Sieg der Kaiſerlichen geworden, der größte welchen ſie erfochten hatten im Laufe dieſes endloſen Krieges. Horn ſelbſt ward gefangen, das proteſtantiſche Heer zerſprengt und aufgelöſ't, Bernhard flüchtig — die evangeliſche Sache war an den Abgrund getrieben.

In dieſer Lage hatte Bernhard von Weimar zum erſten Male auf den Führer Frankreichs gehört, auf Richelieu. Dieſer war gleichſam mitgeſchlagen bei Nördlingen, all ſeine heimlichen Bündniſſe mit den Schweden und einzelnen deutſchen Fürſten kamen an den Tag, und ein Krieg mit Spanien und dem deutſchen Kaiſer trat an die franzöſiſche Schwelle. Es war für ihn von großer Bedeutung, im Herzoge Bernhard den begabteſten deutſchen Feldherrn an ſich zu knüpfen.

Bernhard war nur vorſichtig darauf eingegangen. Sein Verhältniß zu den Schweden, die ja längſt mit Frankreich verbündet waren, diente ihm als Mittel, den Verkehr mit Frankreich bis auf einen gewiſſen Grad anzunehmen, bis auf einen gewiſſen Grad zu beſchränken.

Da wurde im Frühjahre 1635 der Prager Friede abgeſchloſſen zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten von Sachſen. Er erneuerte für die Evangeliſchen den alten Religionsfrieden, alſo die Religionsfreiheit, und brachte eine verſchämte Zurücknahme des Reſtitutionsediktes. Die von den Fürſten eingezogenen geiſtlichen Güter nämlich ſollten noch vierzig Jahre in unbeſtrittenem Beſitze ihrer jetzigen Herren bleiben. Eine Vertagung alſo faſt auf ein Menſchenleben, ein verſchleiertes Entſagen. Hiermit war die große evangeliſche Phalanx gegen den katholiſchen Kaiſer geſprengt. Der mächtigſte proteſtantiſche Fürſt, der Kurfürſt von Sachſen trat zurück vom Kriege, ſeine ſchwächeren Nachbarn mußten ihm folgen, und auch diejenigen, welche zunächſt nicht folgen wollten, wie die Welfen im Norden, der Heſſe im Weſten, waren auf vorſichtige Verhandlung angewieſen, um nicht allein und hilflos zu verbleiben dem mächtig gewordenen Kaiſer gegenüber. Der Heilbronner Bund brach in ſich zuſammen, denn die übrig bleibenden kleinen Fürſten und Grafen und Städte konnten den geſchwächten ſchwediſchen Kanzler nicht hinreichend unterſtützen, und dieſer Kanzler Oxenſtierna verließ am Ende ſelbſt perſönlich den deutſchen Boden — das Jahr 1635 wurde ein Jahr der Auflöſung für die proteſtantiſche Kriegspartei.

Da hatte Herzog Bernhard, welchem ein halber Friede, ein Ueberantworten der zerrütteten Reichsfreiheit an den jetzt übermächtigen Kaiſer nicht genügte, da hatte dieſer junge aufſtrebende Kriegsmann gemeint: ſo dürfe der große Aufſchwung zur Neugeſtaltung des Reichs nicht geknickt werden, und man müſſe Stand halten mit allen erdenklichen Mitteln. Er ſuchte Richelieu, Richelieu ſuchte ihn zu täuſchen im Abſchluſſe eines Bündniſſes. Bernhard meinte, als ſelbſtändiger Reichsfürſt ein Bündniß mit Frankreich abſchließen zu können, welches nur Frankreichs Hilfe gegen die bedrohte Reichsfreiheit annehmen, Frankreichs Eingreifen in deutſche Verhältniſſe aber zurückweiſen könnte. Richelieu dagegen wollte nur einen überlegenen Feldherrn mit abgehärteten Truppen an ſich feſſeln, und mit ſolcher Hilfe deutſche Länder erobern.

Keiner von Beiden hatte ein Intereſſe, völlige Klarheit in das Verhältniß zu bringen, und ſo war man unter halder Uebereinkunft zuſammen in's Feldlager gerückt am Rheine, und hatte ſich zuſammen gegen die andringenden Kaiſerlichen gewehrt. Bernhard hatte mit Schrecken erkannt, daß die franzöſiſchen Truppen erbärmlich waren, und daß die Unterſtützung nirgend zureichte. Aber Gallas und Piccolomini griffen mit Uebermacht an, er mußte ſich nach Kräften vertheidigen. Da war der berühmte Rückzug erfolgt im Nahethale aufwärts über Meiſenheim, Birkenfeld, St. Wendel bis Saarbrück hinüber nach der Gegend von Metz durch die ungangbaren Engen und Schluchten des Hochwaldes, ein Rückzug, welchen Gallas ſelbſt die größte Kriegsthat des deutſchen Krieges nannte, und der Führer deſſelben, Herzog Bernhard, war als kriegeriſches Genie an der franzöſiſchen Grenze erſchienen mit ſeinen abgeriſſenen aber furchtbaren Weimaranern, Tag für Tag weichend, aber unter grimmigen Nackenſchlägen den kläglichen franzöſiſchen Heertheil, welchen ein unkriegeriſcher Kardinal befehligte, errettend.

Das war im Herbſte 1635 geſchehen; jetzt im Frühjahre 1636 ſollte der deutſche Krieg, welcher in Deutſchland dem Ende nahe war, unter ganz andern Verhältniſſen und in andern Ländern erneuert werden. Richleieus verdeckte Feindſchaften waren zu offenem Auftreten genöthigt, der Krieg mit Spanien war am Ausbruche, und der mit dem Kaiſer war nicht mehr zu beſchönigen. Alle Welt blickte auf die Biſthümer Metz, Toul und Verdun, wo Bernhard lag. Wird er nördlich gegen die Spanier in den Niederlanden, wird er ſüdlich gegen Gallas in Lothringen und Elſaß ſein überlegenes Schlachtentalent geltend machen? Seine Perſon verkörperte den dortigen Krieg, ihn allein fürchtete man in Brüſſel, in Madrid und in Wien.

In ſolchem Sinne hatte man zu Brüſſel mit Norbert von Zierotin und Doctor Blandini die Lage der Dinge beſprochen. Dieſem Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar beizukommen war die Aufgabe des neuen Jahres.

Die Jeſuiten hatten einen Hauptſitz in Brüſſel. Der große Stil ihrer ſtillen Herrſchaft richtete ſich überall auf die wichtigſten Punkte, auf die wichtigſten Menſchen. Bernhard war dort erwogen worden mit allen möglichen Gewichten. Sein Ruf beſagte, daß er ein ſtrenger Lutheraner, und in Sachen des Glaubens nicht um eines Haares Breite mit ſich markten laſſe. Indeſſen erweiſe er ſich nicht gerade übermäßig hart gegen die Katholiken. In Sachen des Kaiſers hege er das hartnäckigſte Vorurtheil, den ſtrengſten Widerwillen. Ein größeres Reichsland für ſeine Herrſchaft zu erringen ſei ſein Ziel. Ueber die feineren Züge ſeines Charakters war man nicht aufgeklärt. Schon um deßwillen ſei es nöthig, ſichre Leute in ſeine Nähe zu bringen, damit er beobachtet und erforſcht werde. Das ſei jetzt thunlich, da er unter Franzoſen, alſo unter Katholiken lebe. Wahrſcheinlich komme er auch nach Paris. Dort habe man Anknüpfungspunkte genug. Obwohl Richelieu die deutſchen Proteſtanten ſtütze, ſo ſei er doch ein Kirchenfürſt, und in Frankreich der Todfeind der Proteſtanten. Er habe ja die Hugenotten niedergeworfen. Und in ſeinem Miniſterium arbeite ein Mann, Desnoyers genannt, welcher dem Orden ergeben und verpflichtet ſei. Das gebe Anknüpfungspunkte genug.

Norbert und Blandini waren befehligt worden, dieſe Aufgabe zu übernehmen.

Blandini hatte wenig Luſt dazu gezeigt. Er war etwas bequem geworden, und Waldſtein hatte ihn eingeſchüchtert. Kriegsherrn im Kriegslager wollte er ſeit dem Zirndorfer Lager lieber aus dem Wege gehen. Norbert war aber entſchloſſen, ihn ſobald als möglich an den Mann zu bringen. Er hatte die Reiſe an der Maas herauf ſo eingerichtet, daß ſie einer Begegnung Bernhard's immer näher kamen.

Das ſchien jetzt erreicht, und als Blandini's Diener auch ihm trockne Kleider brachte, war er, Norbert, auf dem Reinen: es müßte furchtlos und ganz an's Werk gegangen werden.

Er trat in's Zimmer. Blandini war umgekleidet, rieb ſich eifrig alle Gliedmaßen, um ſich vollſtändig zu erwärmen, und bewies durch ſeine Frage nach der Mahlzeit, daß er in der Lage ſei, Norbert's beabſichtigte Zudringlichkeit zu ertragen.

Norbert erhöhte die beſſere Stimmung Blandini's durch die Nachricht, daß in hieſiger Gegend ſchon die fränkiſche Vorliebe für Geflügel beginne, und daß er in der Küche einen feiſten Hahn am Spieße entdeckt habe. Auch ſei die Obſtzucht hier in den Bisthümern wohl gepflegt, es werde alſo an der Tafel an würzigem Compot nicht fehlen. Nur der Wein ſei hier zu Lande noch etwas anſäuerlich.

Norbert, welcher ſich raſch umkleidete, wußte genau, daß dieſe Rede günſtig wirken müſſe. Blandini gab viel auf gute Speiſe, und ſcheute wegen ſeiner unbequemen Leber ſtarke Weine. Säuerliche dagegen, welche ihm die Galle verdünnten, waren ihm willkommen.

Die Mahlzeit wurde denn aufgetragen und ſie ſetzten ſich beide zu Tiſche. Draußen goß der Regen ununterbrochen, und es blitzte und donnerte; aber der Sturmwind hatte ſich gemindert. Blandini aß und trank mit gutem Appetit, und Norbert gönnte ihm lächelnd die Stärkung. Erſt beim Nachtiſche, dem noch heutiges Tages beliebtem Zuckerwerk aus dem nahen Verdun, theilte er dem argloſen Blandini mit, daß der Herzog Bernhard hier in Frouard erwartet werde.

Blandini fuhr erſchrocken hoch auf, und ſtammelte nach einer Pauſe: — dann machen wir uns eilig von dannen!

— Während ſolchen Wolkenbruchs! — entgegnete Norbert —; ſeid doch beſonnen, Doctor, und macht Euch nicht ſchwächer als Ihr wirklich ſeid. Dem Auftrage könnt Ihr Euch doch nicht entziehen, oder Ihr müßtet Euch unſerm Dienſte entziehen. Und das wird Euch kaum einfallen. Ihr werdet königlich gezahlt, und fortwährend in die vornehmſten Verbindungen gebracht, Verbindungen mit Potentaten und großen Herrn, welche Euch die reichſte Praxis der Welt ſichern. Das hörte ja ſofort auf, wenn Ihr Euch uns verſagtet. Ein Wort von uns, welches Zweifel ausdrückte über Eure Wiſſenſchaft und Ehrlichkeit, ein einziges ſolches Wort, binnen vierzehn Tagen an allen Höfen Europa's verbreitet, entwerthete Euch auf der Stelle, und machte Euch zum bloßen Naturforſcher. Ihr beſitzt wohl ſchon großes Vermögen, das glaub' ich gern, aber auch ein wohlhabender Naturforſcher iſt gefährlichen Dingen ausgeſetzt, wenn wir ihm nicht mehr trauen. Naturforſchung ſtreiſt leicht an Ketzerei. Und Ihr habt ſchon manchen Dienſt verrichtet, welcher ſich arg mißdeuten läßt. Man kann leicht nachweiſen, daß Ihr oft mehr gethan, als Ihr thun ſolltet; Ihr habt Eurer Sucht nach Experimenten oft den Zügel ſchießen laſſen, und Giftſtoffe an lebendigen Leibern erprobt, die Euch keineswegs in ſolchem Maaße überantwortet waren. Kurz, ſolch ein Zurücktreten wäre unabſehbar in Gefahren für Eure Ruhe, für Euer Gedeihen, ja für Euer Leben. Entfliehen aber könnt Ihr nicht, unſer Arm reicht überallhin, und in einer Wüſte zu verſchwinden wäre ſchwerlich Euer Geſchmack.

Blandini ſtöhnte, und machte eine Geberde, die ausdrücken mochte: ich denke ja gar nicht an ſolche Dinge!

— Ihr lehnt alſo den Gedanken ab, daß Ihr zurücktreten könntet? fuhr Norbert fort.

— Freilich!

— Alſo rafft Euch auf aus Eurer Bequemlichkeit, welcher Ihr ſeit ein Paar Jahren ungebührlich nachgebt. Die jetzige Aufgabe iſt ja ungemein ergiebig für Euch. Sie wird Euch nach Paris führen, und dort wartet Euer die lohnendſte Praxis. Desnoyers hat ſeit einem Jahre dem Kardinal Richelieu von Euch geſprochen. Der Kardinal ſchmachtet nach Euch in der Hoffnung: Ihr werdet ſein zerſtörtes Nervenleben wiederherſtellen. Er hofft auf Euch in Betreff des melancholiſchen Königs, in Betreff der unfruchtbar verbleibenden Königin. Sie brauchen einen Dauphin wie's liebe Brot, um einen Zukunftshalt zu haben gegen die Seitenlinie, welche auf die Nachfolge ſpeculirt und deshalb die ewigen Umtriebe der Seigneurs unterſtützt. Die prächtigſte Ernte liegt dort vor Euch, und mit dem Bernhard thut vielleicht keine Eile noth. Wir beobachten zunächſt. Was iſt da zu befahren?! Ihr ſeid ihm völlig unbekannt, alſo auch unverdächtig. Eine ſo zufällige Bekanntſchaft, wie wir ſie hier machen können, iſt ja das Beſte was wir zu wünſchen haben. Und **er** iſt fremd, **wir** aber ſind unter unſern Glaubensgenoſſen. Seid doch nicht blind und taub!

— Das bin ich ja nicht! Aber ſeit dem Friedländer bin ich ſchreckhaft, ſobald mir ſolch ein Kriegshaupt zugewieſen wird. Dieſe Sorte läßt hängen und ſpießen im Handumkehren, das iſt ihre Praxis —

Ein Blitz, fluthend wie ein Feuermeer und ein furchtbarer Donnerſchlag unterbrach ihn — beide Männer fuhren erſchreckt von ihren Seſſeln in die Höhe. Das Gewitt mußte unmittelbar über dem Orte ſchweben und ſich entladen haben, und ein tobender Windſtoß hatte gleich das Fenſter aufgeriſſen; die Waſſerfluth brauſ'te ins Zimmer.

— Da kommen ſie! ſchrie Blandini, und zeigte auf den Marktplatz hinab. Unordentlich durcheinander kamen in vollem Roſſeslaufe Reiter daher geſprengt in endloſer Maſſe. Schwarz ſahen ſie aus, unkenntlich von triefendem Waſſer, welches die Hutkrämpen niedergeweicht hatte über Antlitz und Schulter. Auf dem Markte parirten ſie ihre Pferde, und der ganze Platz war binnen einer Minute angefüllt, überfüllt. — Sie reiten an alle Hausthüren, vor alle Fenſter, und ſchlagen hinein wie das wilde Heer! ſchrie Blandini.

Er hatte Recht. Ueberall brachen ſie ein, und vom Roſſe abſpringend verſchwanden ſie ſammt ihren Thieren in den Hausfluren, auch wenn die Zugänge viel zu eng erſchienen für die geſattelten und bepackten Pferde. Sie wollten um jeden Preis in's Trockne bringen. Am zahlreichſten geſchah das im Wirthshauſe, welches bald von wildem Geſchrei erdröhnte. — Sie kommen die Stiege herauf, riegeln wir zu!

— Dann ſchlagen ſie die Thür entzwei, und wir ſind noch übler daran — entgegnete Norbert.

Eine ſchmetternde Fanfare unten vom Marktplatze zog die Aufmerkſamkeit wieder dorthin. Eine neue Reiterabtheilung war angekommen, eine vornehmer ausſehende, obwohl Hüte und Kleider nicht minder trieſten. Es waren Edelleute vom franzöſiſchen Heertheile. Sie ließen blaſen, damit den Platz gemacht würde, und auf dies Blaſen ſtolperten und klirrten diejenigen, welche im Wirthshauſe die Stiegen auf gelärmt kamen, wieder abwärts, um zu ſehen was die Fanfare bedeute. Blandini und Norbert blieben dadurch noch eine Weile befreit.

Lärmendes Gezänk erhob ſich aber nun unten an Hof- und Hausthür und an den Fenſtern. Die Erſtgekommenen ließen die eben Ankommenden nicht ein, weil der Raum ſchon überfüllt ſei, Degengeklirr drang herauf, ja Piſtolenſchüſſe krachten. Letztere in geringer Zahl, weil die naß gewordene Schießwaffe verſagte. Die ſchwarzen Weimarſchen Reiter ſchienen nicht die mindeſte Rückſicht zu nehmen auf den vornehmen Stand der Franzoſen. Zum Glück für die franzöſiſchen Seigneurs kam jetzt franzöſiſche Infanterie eingerückt. Sie kam in Geſchwindſchritt, in aufgelöſ'ter Ordnung, und hatte natürlich auch nichts Dringenderes im Sinne, als Obdach zu gewinnen. Die Seigneurs riefen ihr zu: die Weimaraner ließen keinen Franzoſen in die Häuſer, ſie ſollten die Waffen erheben, und die Häuſer ſtürmen. Franzöſiſche Kommandowörter erhoben ſich von allen Seiten, die Fußtruppen traten in geordnete Glieder zuſammen — ein ſchallendes Gelächter der Weimaraner aus den Thüren und Fenſtern des Wirthshauſes ſchien die Antwort zu bedeuten. Aber ein eigenthümlich wilder Trompetenſtoß aus einem Fenſter des Wirthshauſes kam hinzu. Es war ein Signal für die Weimaraner. Aus allen Häuſern kamen ſie hervorgeſtürzt mit gezogenen Schwertern, und aus dem Wirthshauſe ſelbſt traten alle die ſchwarzen Reiter, welche es angefüllt, unter einem grauenvollen Geſchrei ebenfalls mit geſchwungenen Säbeln auf den Platz hinaus. Ein hoch gewachſener, breitſchultriger Schwarzer ſchrie mit beſonderer Furie, und da Regen und Wind jetzt nachließen, ſo hörte man weithin ſeine Worte: — Hauen wir uns endlich einmal einen Salat zuſammen aus dieſen wälſchen Memmen!

— Maria und Joſeph, er iſt's wahrhaftig! — rief in dieſem Augenblicke eine zitternde Stimme hinter Norbert, welcher in der Nähe des Fenſters ſtehend hinabſah.

Die Stimme war Medardo's, welcher ſich herauf gerettet.

— Wer iſt's? fragte Norbert.

— Der da, der auf den ſteinernen Brunnen ſpringt und ſchreit. Der trieſende Bart hängt ihm jetzt bis auf den Bauch, und verſtellt ihn; aber ich erkenn ihn nur zu gut — es iſt der Bart-Konrad aus Ober-Oeſterreich und Wien und Podiebrad. Aus Podiebrad kennt er auch Euch, gnädiger Herr — wenn er uns ſieht, ſind wir Kinder des Todes!

Unten war es indeß zum Handgemenge gekommen; aber eigentlich nur mit den franzöſiſchen Kavalieren. Die Infanterie verhielt ſich ziemlich paſſiv. Obwohl an Zahl den Weimaranern völlig gewachſen, und vom Mittelpunkte aus zu geſammeltem Angriffe günſtig aufgeſtellt, während die deutſchen Reiter ringsum von außen eindrangen, machte ſie doch keine Miene zum Angriffe, ſondern hielt nur ihre Piken vor. Es ſah faſt aus, als würde ſie ſich zuſammenhauen laſſen — da krachte ein Kanonenſchuß, und ſeine Ladung ſchlug in die oberen Theile der Häuſer. Wahrſcheinlich war abſichtlich hoch gezielt worden, und es ſollte nur ein Schreckſchuß ſein.

Er ging vom franzöſiſchen Feldherrn aus, welcher mit der Artillerie in's Städtchen rückte, und welchem ein zurückeilender Seigneur Kunde gegeben hatte von dem Zuſammenſtoß zwiſchen Franzoſen und Deutſchen. Dieſer Feldherr kam in einem gedeckten Wagen, und ſtieg jetzt erſt zu Pferde, da der Regen jählings aufgehört hatte, und das ſtattliche

Erſcheinen einer hohen Reſpektsperſon den Aufruhr beſeitigen ſollte.

Wirklich hatten die ſchwarzen Reiter inne gehalten, und erſtaunt nach der Seite geblickt, von welcher ein ſo grobes Hilfsmittel wie ein ſcharfer Kanonenſchuß hergekommen war. Aber das Heranreiten des franzöſiſchen Feldherrn machte nicht die erwartete Wirkung. Er ſah nicht eben imponirend aus für Soldaten. Die Figur war fein und ſchlank, das Geſicht ſpitz und bleich, und der Anzug hatte eine wunderliche Zuthat von geiſtlicher Würde, ein Barett auf dem kleinen Haupte. Der Feldherr war ein Cardinal des Namens Lavalette, welcher ſeine hohe Würde auch im Felde andeuten wollte.

— Der Bemützte, der Bemützte rückt an! — ſchrie lachend vom Brunnengeländer der Bart-Konrad, welcher ihn von ſeinem erhöhten Poſten zuerſt ſah, und dies bekannte Stichwort machte ſogleich auf dem ganzen Platze die Runde unter den Weimaranern. Verächtliche Rufe folgten von allen Seiten, und einige Führer der ungeberdigen deutſchen Reiter ſtiegen nun zu Konrad hinauf, wahrſcheinlich um das Wort zu ergreifen.

Es entſtand eine augenblickliche Stille, und der auf weißem Roſſe herankommende Lavalette hielt ſeinen Schimmel an, erhob die Hand, und ſprach mit weicher Stimme: Solch ein Betragen ſchickt ſich nicht für Verbündete, die Leid und Freude in chriſtlicher Gemeinſchaft tragen ſollten —.

Er ſprach dies franzöſiſch, und Konrad unterbrach ihn mit dem ſchreienden Zuruf: — Sprecht deutſch, Herr, ſonſt nutzt es nix! Wir verſtehen kein Wälſch.

Dieſe Worte hatten die Weimaraner auf dem ganzen Platze verſtanden, und bekräftigten ſie durch wildes Geſchrei.

Ein rothbärtiger Kriegsmann neben Konrad nahm nun das Wort. Er war augenſcheinlich ein Officier, und ſein Benehmen, wenn auch barſch und ſcharf, verrieth Reſte einer guten Erziehung. Er ſprach nicht gut franzöſiſch, aber er ſprach es, und ſetzte auseinander, daß dieſe wilden Scenen nur immer ärger werden würden, wenn die franzöſiſche Regierung fortführe, ihre Schuldigkeit ſo ſchlecht zu erfüllen wie bisher. — Wir ſind deutſche Proteſtanten — fuhr er fort — und ſind nicht daher gekommen, um die Unkoſten für Euch zu tragen. Ihr habt Unterhaltung unſers Heeres verſprochen, und kriegeriſchen Beiſtand. Wie haltet Ihr dies Verſprechen? Ihr zahlt die verſprochene Löhnung nicht, und legt uns in ausgeſogene Quartiere. Der ganze Winter war erbärmlich für uns. Wo wir lagen, war nichts mehr zu finden, und gutes Unterkommen drüben über Eurer Grenze verſagtet Ihr hartnäckig. Dabei mußten wir uns fortwährend ſchlagen, und was das Schlagen anbetrifft, ſo hat ſich's ſeit einem Jahre gezeigt, was wir von Euch zu erwarten haben. Eure Truppen ſind weichliche Menſchen und laufen davon, Eure Officiere ſpielen die großen Herrn, welche ſich unter einander zanken und nur darin einig ſind, daß ſie Eurer Kardinals-Regierung in Paris nicht gehorchen und nicht nützen wollen. Wir müſſen die Schlachten ſchlagen, wir müſſen Euch immerfort ſchützen und retten, nicht ein Trainknecht von Euch wäre übrig geblieben von Mainz bis Saarbrück, wenn wir nicht Tag und Nacht gefochten hätten, wie die Bären. Das muß ein Ende nehmen. Zahlt, ſchafft Quartiere, ſchafft Lebensmittel, ſtellt ordentliche Kriegsleute neben uns, oder wir ſchaffen uns ſelbſt, was wir brauchen, und dann ſeht zu, was aus Euch wird. Jetzt zieht Eure Truppen hinweg, der Ort wird geplündert, wenn Ihr nicht binnen einer Stunde unſre rückſtändige Löhnung baar erlegt.

— Das iſt ja —! ſtöhnte oben im Wirthshauszimmer Medardo.

— Rudolph von Mitzlau — ſcheint mir — denn er wäre ſehr verändert! ſagte leiſe und trocken Norbert.

Kardinal Lavalette hatte unten eine Erwiderung begonnen auf die Rede des Officiers, und namentlich gegen die Plünderung proteſtirt, welche einer zu Frankreich gehörigen Stadt widerfahren ſolle. Aber das Wort „pillage“ hatte unterdeſſen die Runde gemacht, und es zeigte ſich, daß ſämmtliche Weimaraner dieſen franzöſiſchen Ausdruck verſtanden. Sie drückten ihre Zuſtimmung aus unter betäubendem Lärmen, und wurden durch den Zufall weſentlich unterſtützt. Der Zufall brachte es nämlich mit ſich, daß die zunächſt in Frouard ankommende Heeresabtheilung Weimarſche Fußtruppen waren. In ihrem durchnäßten Zuſtande hatten ſie große Eile, unter Dach und Fach zu kommen, und marſchirten im Sturmſchritte in das Städtchen. Die ohnehin eingeengten Franzoſen konnten dies für einen zuſammenhängenden Angriff nehmen, und nahmen es wohl auch dafür. Mit einem Worte: ſie wichen, und wichen, den Feldherrn und ihre Seigneurs im Gedränge mit fort nöthigend, Schritt für Schritt nach der entgegengeſetzten Seite des Städtchens, und nach Verlauf einer Viertelſtunde war kein Franzoſe mehr in Frouard, und das Städtchen war in unbeſtrittenem Beſitze der Weimaraner.

Mit den Fußtruppen waren einige Wagen angekommen. Sie hielten in der Mitte des Marktplatzes, und wurden abgedeckt und abgeräumt. Rudolph von Mitzlau — denn er war wirklich jener rothbärtige Officier — ſprang auf einen der Wagen, und auf den andern nahmen ebenfalls Officiere Platz. Auf ihren Wink erfolgte ein eigenthümliches Signal mit Trompete und Trommel, das Plünderungsſignal, und die Weimaraner drangen nun wie zu einem regelmäßigen Geſchäfte in alle Häuſer. Bis der Trompeter abblies; der Trommler abtrommelte, hatten ſie das Recht, Alles an ſich zu nehmen, was ſie auffinden und ergreifen konnten.

Sie hatten darin eine Uebung, wie im Waffenhandwerke. Alle Schränke und Schubladen, an denen die Schlüſſel fehlten, wurden aufgeſprengt, und ihres Inhalts entledigt; Keller und Boden wurde ſorgfältig abgeſucht und beſonders hinter den Schornſteinen kein Winkel unbeachtet gelaſſen, ja die Schornſteine ſelbſt wurden mit Stangen unterſucht. Innerhalb eines Viertelſtündchens, rühmten ſie ſich, ein Haus von mäßigem Umfange gründlich ausgeweidet zu haben.

Bei einer formellen Plünderung wie heute wurde alles geraubte Gut auf den Beuteplatz getragen, damit es dort durch die Officiere regelmäßig vertheilt würde. Es fehlte nie an Anklagen, daß Geld und kleinere Werthgegenſtände von Dem und Jenem unterſchlagen und in tiefe Taſchen geſchoben wären, aber das konnte bei ſo ſummariſchem Verfahren nicht vermieden werden, und auf Gezänk und beiläufige Schlägerei wurde nicht ſonderlich geachtet.

Die abgedeckten Wagen waren hier der Beuteplatz, und unter dem Wehgeſchrei der armen Einwohner, welche an den Fenſtern und vor ihren Thüren erſchienen, wurde abgeblaſen und abgetrommelt, und die Vertheilung begann.

Der Regen hatte ganz nachgelaſſen, aber kalt war der Abend geworden. Selbſt die untergehende Sonne, welche am Horizonte die Wolken durchbrach, war nicht mehr im Stande, die eiſige Atmosphäre zu erwärmen. Sie vergoldete aber die Ankunft neuer Kriegsleute, welche nach dem dicht angefüllten Marktplatze ritten — die Soldaten traten überall zur Seite, der toſende Lärm um die Beutewagen verſtummte mit einem Male — eine breite Gaſſe öffnete ſich für die Reiter, jeder Soldat machte ſchweigend ein grüßendes Zeichen.

Der vorderſte Reiter auf einem ſtarken und doch ſchlanken Roſſe von kohlſchwarzer Farbe, welcher in langſamem Schritte daher geritten kam, brachte dieſe Wirkung hervor. Die Sonne beſchien ihn von rückwärts, und zeichnete ſcharf ſeine Umriſſe in goldenem Rahmen. Das Geſicht ſtand im Schatten. Es war länglich und von tiefem Ernſte. Dunkle Augen ſahen feſt auf die Kriegsleute, auf die Beutewagen. Das lange Haar hing ſchlaff und glatt bis an den Hals herab. Es war braun und vom Regenwaſſer naß, ſo wie der Stutz- und Knebelbart. Auch die Hutkrempe war vom Regen niedergebogen, und der Spitzenkragen klebte zuſammengekrümmt und ſchmutzig auf dem Eiſenpanzer, welcher Bruſt und Arme bedeckte.

Unweit der Beutewagen hielt er ſtill. Es war der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar. Von der ihn begleitenden Suite ritt ein höherer Officier zu ihm heran, und ſprach leiſe einige Worte zu ihm. Dies war ein Franzoſe Namens Guébriant, welchen Lavalette dem Herzoge entgegen geſchickt hatte mit heftiger Anklage gegen die Weimarſchen Truppen.

Herzog Bernhard hörte die Worte Guébriant's ruhig an, ohne ein Wort zu erwidern. Dann wendete er ſich zu den Officieren, welche noch auf den Wagen ſtanden, und ſprach mit tiefer, wohl klingender Stimme:

— Wer hat Euch die Erlaubniß gegeben zur Plünderung?

— Die Nothwendigkeit, fürſtliche Gnaden — antwortete Rudolph von Mitzlau — wir müſſen leben, und man giebt uns nicht was wir brauchen und was uns zuſteht. Und dies iſt nur das Allernothwendigſte! Unſre Capitulation beſagt ja viel mehr. Welch eine Ausſicht aber haben wir dafür? Die troſtloſeſte. Unſere Capitulation, die wir als Truppenführer abgeſchloſſen, beſagt, daß im einſtigen Frieden unſre heimathlichen Anſprüche gewahrt und befriedigt ſein ſollen, damit wir einſt wieder eintreten können in unſre rechtlichen Beſitzſtände daheim. Beſonders wir, die wir aus den kaiſerlichen Ländern ſtammen. Wie ſteht es damit? Entſetzlich. Drinnen im Reiche haben ſie zu Prag einen Frieden abgeſchloſſen, und da wir nicht dazu gehören, nehmen Andere Platz in unſern heimathlichen Beſitzſtellen. Mit jedem Tage mehr werden wir Geächtete, die keinen Fuß breit heimiſchen Bodens mehr zu erwarten haben. Nun ſind Eure fürſtliche Gnaden, wie uns mitgetheilt worden, zwar mit dem Könige von Frankreich übereingekommen, daß unſre Rechte in einem künftigen Frieden ausdrücklich ausbedungen werden ſollen, aber Alles was wir erleben ſeit dem Bündniſſe von Frankreich, widerſpricht dieſem Uebereinkommen. Frankreich leiſtet nichts der-Rede Werthes für den Krieg. und geräth nun obenein in einen Krieg mit Spanien. Wo ſoll das hinaus mit uns? Was iſt da für ein Ende abzuſehen?!

Einige dreißig Officiere ſchrien jetzt im Chor von allen Seiten: — So iſt's! So iſt's! Mitzlau ſagt die Wahrheit!

— Er ſagt die Wahrheit; ſo ſpreche auch ich, antwortete Herzog Bernhard in ruhigem Tone.

— Ein allgemeiner Zuruf brauſ'te über den Platz. Einer rief es dem Andern zu: der Herzog erkläre ſich für die Sache ſeiner Truppen und gegen die Franzoſen, und der Zuruf ſammelte und ordnete ſich zu einem donnernden Hoch auf den populären Feldherrn.

Als dieſer mit der Hand winkte, ſchwieg Alles, und mit lauter Stimme fuhr er fort: — Habt Geduld, Kriegsgefährten; denn wir ſind in ſchwieriger Lage, und können nur mit Geduld und Tapferkeit zum Ziele kommen. Wir ſind der

Kern der ſtreitenden evangeliſchen Sache im deutſchen Reiche. Schalen ſind abgefallen nach allen Seiten. Zeigen wir, daß wir ein feſter Kern ſind. Zeigen wir's in zwiefacher Richtung. Zunächſt in Sachen unſers Glaubens. Wir ſind und fechten in katholiſchem Lande und mit katholiſchen Bundesgenoſſen. Das ſoll und darf uns nicht verhindern, unſrer evangeliſchen Lehre treu zu bleiben, ſie offen und ſtandhaft zu bekennen. Schaart Euch fromm um unſre geiſtlichen Hirten, habt Gott vor Augen und im Herzen, wie es das Evangelium vorſchreibt. Wenn Gott für uns iſt, wer kann gegen uns beſtehen?! Seid mild und ſchonend gegen die Katholiken, ohne Eures Herzens Glauben zu verläugnen. Wir ſind in dieſem Punkte hier Gäſte, und müſſen den Frieden wahren. Alsdann aber trachten wir mit allen Leibeskräften nach dem Ziele unſers Krieges. Das heißt den Feind zu ſchlagen in dieſen Grenzländern, ihn zurückzuwerfen bis an und über den Rhein. Dort werden wir wieder inmitten unſrer evangeliſchen Landsleute ſein, die unſer harren, beſonders in Würtemberg und am Main, und dort werden wir mit Gottes Hilfe einen Frieden erzwingen, der all' unſern Forderungen gerecht wird, auch den Forderungen unſerer Officiere, denen der Wiedereintritt in ihre früheren Rechte und Beſitzungen geſichert werden ſoll. — Damit nun aber hier in dieſen Ländern Mittel und Wege ſo geordnet werden, wie wir ſelbige brauchen, damit Löhnung und Unterhalt regelmäßig geleiſtet werden, gehe ich morgen ſchon nach Paris.

Ein allgemeines Ah! flog über den Platz.

— Nach Paris, um ſelbſt mit dem Könige von Frankreich zu ſprechen, und unſer Bündniß auf feſten Fuß, auf klare Bedingungen zu ſtellen. Haltet Euch beſonnen und tapfer in meiner Abweſenheit. Sie wird nicht lange dauern. Und wenn ich wiederkehre, ſoll es mit Gott und neuen Kräften vorwärts gehn nach Sonnenaufgang hinüber gegen die Widerſacher unſers Glaubens, gegen die Widerſacher eines freien deutſchen Reichs. Der Herr behüte Euch bis dahin, und ſegne Eure Waffen!

Er wendete ſein Roß, und ritt unter donnerndem Hochrufen aller Krieger langſam auf das Wirthshaus zu, nach welchem ein Reiter aus ſeiner Suite hindeutete. Zu gleicher Zeit kamen mehrere Kutſchen an, und hielten vor dem Wirthshauſe, welches zum Hauptquartiere des Feldherrn beſtimmt ſchien.

Norbert und Medardo erkannten als aufmerkſame Zuſchauer dieſe Abſicht vollſtändig, und ſahen einander fragenden Blickes an. Medardo ängſtlichen Blickes. Die Anweſenheit des unverſöhnlichen Feindes Konrad, und auch die Mitzlau's, welcher ja Norbert als Jeſuiten aus Wien kannte, war eine Gefahr. Es war ja ein ſtreng proteſtantiſches Heer, inmitten deſſen ſie ſich plötzlich befanden. Zunächſt war alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß man ſie nöthigen würde, dies Zimmer zu räumen, und bei einbrechender Nacht das Weite zu ſuchen; denn das Hauptquartier eines Feldherrn werde jeden Winkel des Hauſes in Beſchlag nehmen.

Ihre fragenden Blicke wendeten ſich nun auf den Doktor. Sie ſahen mit Erſtaunen, daß er ſich um die Vorgänge gar nicht gekümmert, ſondern ſich an einem großen Tiſche niedergelaſſen hatte, und mit Sortirung von Pflanzen beſchäftigt war. Sein Diener, welcher den Mantelſack heraufgebracht, ſtand neben ihm, und reichte Büſchel auf Büſchel aus dieſem Mantelſacke.

Doktor Blandini war ſeinem innerſten Zeichen nach Naturforſcher. Was ihm auch begegnen mochte, es berührte ihn nur oberflächlich, und er kehrte immer ſogleich zu ſeiner Herzensangelegenheit zurück, zu ſeinen Studien, zu ſeinen Verſuchen. Norbert hatte ihn überzeugt, daß es Ernſt, daß es beſchloſſene Sache ſei mit der Anbringung an den berühmten Feldherrn, den Herzog von Weimar. Das Gefährliche der Aufgabe hatte ihn erſchreckt, denn er wußte ganz genau, daß ſie bis zum Aeußerſten gehen könnte. Wenn der Tod dieſes berühmten Feldherrn den Auftraggebern nothwendig erſchien, dann wurde dem Doktor Blandini einfach angezeigt, daß dieſer Tod herbeizuführen wäre. Langſam oder ſchnell, je nach Bedürfniß. Gewiſſensſkrupel hatte in ſolchem Falle Blandini gar nicht. Seine Auftrag gebende Herrſchaft war eine eminente geiſtliche Behörde. Sie trug, meinte er, die höhere Verantwortung, nicht er, der Diener. Religiöſe Streitigkeiten gab es für ihn gar nicht. Er hielt ſie für müßig, und ſie intereſſirten ihn nicht. Er war unbedenklicher Unterthan ſeiner Kirche. Nicht gerade aus Ueberzeugung, er beſchäftigte ſich eben nicht mit Fragen und Sorgen, welche eine Ueberzeugung ſuchen — nein, er war ſeiner Kirche ganz unterthänig, weil ihm dies bequem war. Dieſer ganze Bereich des denkenden Menſchen ließ ihn gleichgültig, und dieſe

Gleichgültigkeit war ihm ein Lebensprinzip geworden. Wozu — hatte er von Jugend auf raiſonnirt — wozu ſich mit Dingen befaſſen, für welche der Menſch doch keine volle Löſung finden kann, welche aber zu den ärgſten Mißhelligkeiten führen, weil die brutale Gewalt da überall eingreift, heiße ſie Gewalt der Kirche oder des Staates. Das Feld der Naturforſchung daneben iſt neutral, ganz neutral, und wenn man's nach ärztlicher Richtung ausbeutet, ſo iſt es obenein ſehr lohnend. Das war ihm nicht ohne Wichtigkeit, denn er hatte Anlage zum Geiz, er hatte wenigſtens eine ſtarke Neigung für Beſitz und Eigenthum. In der italieniſchen Heimath lebte ihm eine alte Mutter, welcher er jedes Jahr eine Freude machte. Sie ſchätzte die Tüchtigkeit ihres Sohnes nach der Größe ſeines Gelderwerbs. Jedes Jahr ſandte, oder brachte er ihr eine Summe; für dieſe Summe kaufte ſie Landbeſitz, und auf dieſen immer größer werdenden Landbeſitz wollte ſich Blandini in älteren Tagen zurückziehn.

Es war alſo ganz natürlich, daß er jetzt ſorglos bei ſeinen Pflanzen ſaß. Auf Reiſen pflegte er abzupflücken, was er Ungewöhnliches am Wege wachſen ſah. In einem Walde an der Maas hatte er beſonders ſchöne Exemplare der Belladonna im Vorüberreiten geſehn, ſein Diener hatte ſie pflücken müſſen. Dieſe betrachtete er jetzt, und verglich ſie — denn ſie waren jetzt im Frühjahre noch unentwickelt — mit getrockneten, reif gewordenen Exemplaren der Tollkirſche, welche der Diener aus einem Käſtchen reichen mußte.

Da wurde die Thür heftig aufgeriſſen, und Leute traten ein mit Gepäck. Hinter ihnen der Gaſtwirth und ein graulockiger kleiner Herr.

Der Gaſtwirth rief Norbert zu: das Zimmer müſſe ſogleich geräumt werden; Altesse, der große General von Sachſen habe das ganze Hotel in possession genommen. — Das wurde barſch in einem Patois geſprochen, welches ſeine Worte aus verſchiedenen Sprachen zuſammengetragen hatte; denn die franzöſiſche Sprache war damals in den Biſthümern noch nicht vollſtändig durchgedrungen.

Norbert verſtand trotzdem den Sinn ganz gut, hielt es aber für diplomatiſch, ihn nicht ganz verſtanden zu haben, und ſich um Erklärung an den graulockigen kleinen Herrn zu wenden, welcher gutmüthig ausſah, obwohl er mit ſeinen hervorquellenden Augen ein wenig ſchielte.

Es war dies ein geſchickter diplomatiſcher Zug Norberts. Dem etwas ſchielenden kleinen Herrn ſchien es ſchwer zu werden, die brutale Ausquartierung des Wirths in gutem Deutſch zu wiederholen. Norbert hatte deutſch geſprochen, um ſich dem kleinen Herrn zu empfehlen. Ein gutmüthiger Menſch wiederholt nicht gern eine Grobheit, und der kleine Herr umging denn auch die Antwort mit der leutſeligen Frage: ob die Herren Deutſche wären?

— Euch zu dienen — entgegnete Norbert im höflichſten Tone — deutſche Gelehrte, welche die Wälder und Berge Europa's bereiſen, um zu botaniſiren, will ſagen um ſeltne mediziniſche Pflanzen aufzuſuchen. Carl, gieb doch Acht, und ſteh auf. Entſchuldigt, Herr, meinen Freund, er iſt dergeſtalt über eine Pflanze aus dem Ardennerwalde vertieft, und — ich habe nicht die ganze Wahrheit geſagt: ich nur bin ein ganzer Deutſcher, mein Freund iſt ein angebildeter, ein naturaliſirter, er ſtammt aus Italien, und iſt der berühmte Arzt Carlo Blandini, welcher im letzten Lebensjahre Waldſteins deſſen Leibarzt geweſen.

— Ah?! rief der kleine Herr, welcher Rehlingen hieß, und ſeine großen Augen quollen haſtig zu dem aufſtehenden Blandini hinüber und auf den mit Pflanzen bedeckten Tiſch. Herr Rehlingen ſchien neugierig zu ſein, oder wißbegierig. Aus dem Ardenner Walde? Und beim Waldſtein? wiederholte er nicht ohne Behagen.

— Ja, Herr — fuhr Norbert fort — und es iſt recht hart für friedliche Leute unſers Schlages, welche für das Wohl der Menſchheit beſchäftigt ſind, wenn ſie mitten in ihrer mühſeligen Arbeit geſtört und auf's unwirthliche Feld hinaus geworfen werden zu kalter Nachtzeit —

— Freilich! klagte Rehlingen theilnehmend.

— Denn der ganze Ort iſt angefüllt mit Truppen, die Platz und Ruhe brauchen; es wird kein Winkel übrig bleiben, wohin wir unſer Haupt legen könnten.

— Richtig! richtig!

— Und gerade jetzt! Eine friſch gebrochene Pflanze ſollte in ihrem Safte mit einer alten, abgelegenen verglichen werden. Morgen ſchon iſt dieſer Saft nicht mehr friſch und die Vergleichung ergiebt ein unſichres Reſultat. Das mediciniſche Mittel, welches in Rede ſteht, kann nicht feſtgeſtellt werden, und doch wäre es heutigen Tages ſo wichtig und nöthig.

— Was für ein Mittel?

— Gegen die Lagerpeſt, welche in unſern Kriegszeiten ſo oft grauſam wüthet. Junge Giftpflanzen — da liegen ſie! — deren Saft noch nicht aus voller Reife der Pflanze ſtammt, erweiſen ſich als Gegengift verſchiedener Peſtarten, und gerade über dies Mittel hofften wir heute einen Abſchluß zu gewinnen.

— Das ſollt Ihr, das ſollt Ihr, meine gelehrten Herrn — rief Rehlingen — warum denn nicht?! Das Zimmer iſt groß, wir haben zuſammen Platz. Ich ſchreibe heut Abend doch nicht, denn morgen ſind wir bei Zeiten in Toul, und da giebt's einen halben Raſttag. Sorgt für drei Lagerſtätten, Wirth, in dieſer Stube. Eine für mich, zwei für die Herrn! Ohne Umſtände! Macht fort!

Und nun wendete er ſich mit allen möglichen Fragen eines wißbegierigen alten Herrn an Blandini und Norbert, und verſchlang mit offnem Munde die mediciniſche Weisheit Blandini's, welcher ruhig und ſachgemäß auf Norberts Einleitung einging. Er fühlte in der Geſchwindigkeit und recht arglos Herrn Rehlingen ſelbſt an den Puls, ſagte ihm ruhig, daß er ſanguiniſchen Temperamentes ſei mit leichter Verrichtung der täglich nöthigen Lebensbedingungen, und daß ihm ein geſundes, behagliches Alter bevorſtehe.

Rehlingen war dabei keineswegs ein Schwachkopf. Im Gegentheil! Er war von lebhaften Geiſteskräften. Gerade dadurch hatte er ſich dem Herzoge Bernhard empfohlen. Er hatte eine Flugſchrift herausgegeben über den Prager Frieden, gegen den Prager Frieden, um es richtiger zu ſagen, welche großes Aufſehn gemacht, und die Halbheiten und Inkonſequenzen dieſes Friedens ſcharfſinnig aufgedeckt hatte. Die ſchlimmen Folgen eines ſolchen faulen Friedens entwickelnd hatte er dem Herzoge Bernhard aus der Seele geſprochen, und dieſer hatte ihn vor Kurzem zu ſich berufen, und zu ſeinem Kanzler gemacht. Je zweideutiger des Herzogs Stellung wurde durch das Bündniß mit Frankreich, deſto mehr bedurfte er öffentlicher Rechtfertigung, und eine gute Feder war ihm höchſt willkommen für alle die Staatsſchriften, die abzufaſſen waren in ſo verworren erſcheinender Lage.

Hans Ulrich Rehlingen von Leder war der volle Name dieſes alten Juriſten, welcher dem jungen Herzoge mit Leib und Seele ergeben war.

Gerade dieſe Liebe verleitete ihn zu dem Unglückſeligſten, was er beginnen konnte mit ſeiner neuen Bekanntſchaft. In den Nachfragen über Waldſteins körperliche Beſchaffenheit, welche ihn aus dem Munde des Waldſteinſchen Leibarztes höchlich intereſſirte, unterbrach er ſich plötzlich mit den Worten: Signor Blandini, Ihr müßt auch unſern Herzog kennen lernen. Die Gelegenheit iſt zu günſtig. Er mag nichts von Aerzten wiſſen; er iſt eben einunddreißig Jahre alt, und geſund wie ein junger Bär, da kümmert man ſich nicht um Aerzte. Erſt wenn das Leben ſich abwärts neigt, da wird man aufmerkſam auf die Symptome der Gebrechen, welche in die Grube führen. Aber wir klagen Alle über des Herzogs Unbedacht. Er ſetzt ſich Allem aus, er verſpottet jede Schonung, und heut hat er ſich wirklich was zugezogen.

Heut' gerade! Das iſt wie ein Fingerzeig, Euch an ihn zu bringen, Herr Doktor. Der Wolkenbruch hat ihn bis auf die Knochen durchgeweicht, und dann hat er bei eiſiger Abendkälte eine halbe Stunde lang hier unten auf dem Platze ſtill gehalten. Er hielt noch, als ich in meinem Wagen ankam. Da hat er ſich denn durch und durch erkältet. Als er vom Pferde geſtiegen war, ſchüttelte ihn ein plötzlicher Ausbruch des Froſtes ſo, daß ihm alle Gliedmaaßen des Körpers zitterten und flogen, und die Zähne klapperten. Trotzdem war er nicht ins Bett zu bringen. Er verrichtet wie jeden Abend all ſeine hundert Geſchäfte: der Generalſtab wird inſtruirt für morgen, der Generalquartiermeiſter, der Generalwagenmeiſter, der Generalproviantmeiſter kriegt ſeine Weiſungen, der Hofprediger ſpricht ſein Gebet, und dann geht's noch an's Leſen all der Eingänge aus Schweden, aus Niederſachſen, aus Heſſen, aus Heilbronn, aus Würtemberg, aus Paris, und endlich komm' ich noch an die Reihe mit allen Aufträgen für dieſe Eingänge. Wie ſtark er iſt, ich werd' ihn erſchöpft und elend finden — denn er iſt ja doch ein Menſch — und da wird der Herr Doktor am Platze ſein, und wir werden ihm irgend was aufnöthigen, damit er morgen früh hergeſtellt erwacht.

— Nichts leichter als das! ſagte Blandini, und ging nach dem Mantelſacke. Aus dieſem nahm er eine Handvoll Pflanzen, und gab ſie ſeinem Diener mit dem Auftrage, ſie unten in der Küche ſogleich zu kochen, wie er ſchon hundertmal gethan.

Rehlingen ging ſelbſt mit dem Diener auf den Vorſaal hinaus, um von den Leuten des Herzogs Jemand mit hinab zu ſenden, welcher in der Küche Raum und Hilfsmittel anzubefehlen habe.

Norbert, Blandini und Medardo waren eine kurze Zeit allein. Die beiden erſten winkten einander mit den Augen zu, und dann wendete ſich Norbert an Medardo. Er ſollte rekognosciren, ob Mitzlau und der Bart-Konrad im Hauſe wären. Medardo machte eine ſchmerzliche Grimaſſe; aber er konnte nicht läugnen, daß dies Geſchäft rathſam wäre. Der Bart-Konrad kannte aus dem Zirndorfer Lager den Doktor Blandini und wußte, unter welchem Verdachte Blandini dort ausgeriſſen war. Wenn davon etwas an den Herzog kam, ſo war die Bekanntſchaft garſtig eingeleitet.

Medardo verband ſich ſein Geſicht mit einem Tuche, als ob er am heftigſten Zahnweh litte, und ſchlich mit ſchwerem Herzen hinaus.

Er fand ſogleich Urſache, ſeine Vorſicht zu loben.

Der Vorſaal im erſten Stockwerke des Wirthshauſes erwies ſich, obwohl er ſich ziemlich lang und breit um die Stiege hinzog, doch kaum geräumig genug für den Zudrang zu einem Feldherrn, welcher Alles ſelbſt anzuordnen ſchien. Das Kommen und Gehen der höheren Officiere und Kommiſſarien war ſehr zahlreich und wurde faſt Gedränge, da auch die aus dem Zimmer des Feldherrn heraus Kommenden außen ſtehen blieben, und Geſpräche anknüpften. Medardo ſah ſich ſofort eingeengt von Gruppen. Er wollte nach der Stiege hin ſteuern. Denn ſeine Hauptſorge war Konrad, und er ſetzte voraus, daß dieſer unten im Erdgeſchoſſe ſein werde, wenn er überhaupt im Hauſe wäre. Als er ſich aber bis zur Stiege durchgeſchlängelt hatte, kam Mitzlau im Geſpräche mit einem breitſchultrigen Manne die Stiege herauf. Medardo wollte eiligſt zurück; er konnte aber nicht, wenn er nicht durch heftiges Drängen Aufmerkſamkeit erwecken wollte. Gerade um den Stiegenanfang hatten ſich eben mehrere Gruppen zuſammengedrängt. Er machte ſich ſo ſchmal als möglich, um an der Mauerſeite den Heraufkommenden auszuweichen, weiter konnte er nicht, und Mitzlau ſtand bald neben ihm. Die Beleuchtung war glücklicher Weiſe gering: einige Talglichter an den Wänden bewirkten ſie nothdürftig, und Medardo hüllte ſein Antlitz ſo tief als möglich in's Tuch.

— Ihr kommt durch das Elſaß? fragte Mitzlau ſeinen Begleiter, und blieb auf der letzten Stufe ſtehn, um abzuwarten bis oben Platz würde.

— Ja, Herr, erwiderte der Breitſchultrige, durch Elſaß und Lothringen, denn ich mußte weit nach rechts ausbiegen, um die kaiſerlichen Truppen unter Gallas zu vermeiden. Ich kann dem Herzoge ziemliche Auskunft geben über den Stand des Feindes.

— Ich will Euch melden, ſobald das Abendgebet vorüber iſt. Erlach iſt Euer Name?

— Erlach aus der Schweiz.

Da hörte plötzlich das geräuſchvolle Summen auf, Jedermann nahm ſeinen Hut ab, es wurde ganz ſtill — die Thür zum Herzoge hatte ſich geöffnet, der Geiſtliche war auf der Schwelle ſichtbar geworden. Er begann das Gebet, welches gleichzeitig im Zimmer des Herzogs und auf dem ganzen Vorſaale vernommen wurde.

Beim Abnehmen des Hutes hatte Mitzlau den Kopf Medardo's geſtreift, und ihm das verhüllende Tuch ein Wenig zur Seite geſtreift. Dies Hinderniß bemerkend wendete er ſich gegen Medardo, und ſah ihm in das zur Hälfte bloß gelegte Antlitz. Das Geſicht fiel ihm auf; er war über Jahresfriſt beim Heere des Herzogs, er kannte Jedermann in deſſen Nähe — wer iſt der eingemummte Patron? ſchien er zu denken.

Medardo war recht unbequem zu Muthe während dieſes ketzeriſchen Gebetes, welches wohl fünf Minuten dauerte. Es endigte mit dem Segensſpruche: „Der Herr behüte und bewahre Euch!", und bei dieſem Spruche ſenkten Alle die Häupter. Das verleitete den Medardo zu dem Mißgriffe, ſich bekreuzigen zu wollen, um ſich der allgemeinen Frömmigkeit anzuſchließen. Auf halbem Wege beſann er ſich wohl, daß dies katholiſche Zeichen hier nicht am Orte ſei, und führte es nicht ganz aus. Mitzlau aber, in ſeiner Jugend ſelbſt Katholik, hatte wohl dieſen halben Weg erkannt, und redete ihn ſcharf an, als der Gottesdienſt vorüber war, mit der Frage: wer er ſei?! Der Schluß des Gottesdienſtes war jedoch auch das Signal für die Menge, den Platz zu räumen. Man drängte ſich plötzlich allgemein die Stiege hinab, und Medardo ließ ſich äußerſt nachgiebig mitdrängen. So kam er glücklich unten an, während Mitzlau ſeines „Erlach" wegen oben geblieben war, um den Fremden beim Herzoge einzuführen.

Unten war das Gedränge noch größer. Hier herrſchte der Korporal, der Quartiermeiſter, ſpäter Furier genannt, der Profoß, der Freireiter. Letztere waren Begleiter, welche ſich die Officiere hielten zu ihrer Bequemlichkeit. Veteranen aller Gattung ſtrömten ab und zu, da das Hauptquartier zufällig in ein Wirthshaus gerathen war, und neben der Quartiermeiſterſtube die große Wirthsſtube freigegeben war für den Wirthshausverkehr. Herzog Bernhard war darin weit abweichend vom Waldſteinſchen Weſen: er ſonderte ſich nicht ab von ſeinen Truppen, er theilte im Felde Lager und Beſchwerde mit ihnen, er war ebenſo ſehr Soldat wie Feldherr, und deshalb wurde der ganze Verkehr ein populärer und vertraulicher. Demgemäß ging es auch unter ihm in der Wirthsſtube laut und zwanglos her — ein voller Geſang ſchallte Medardo entgegen, ein Männergeſang von wild ſonorer Art. Medardo ſelbſt war von der Wucht deſſelben betroffen, und ſein Schickſal wollte, daß er ihn Wort für Wort anhören mußte. Er hatte ſich nämlich nahe an die Thür der großen Wirthsſtube drängen laſſen, um dieſe zu überſchaun, ob Konrad anweſend wäre — da erhielt er einen heftigen Stoß in die Seite, und ſah ſich in den Winkel der außen an einen Futterkaſten angelehnten Stubenthür gequetſcht. Derjenige aber, welcher ihm den Stoß verſetzt hatte, war Niemand anders als der Bart-Konrad ſelbſt. Es war Beſtimmung! Denn Konrad hatte ihn noch gar nicht geſehn, oder erkannt. Er kam eben an, und drängte zur Stubenthür, und das kleine Weſen in ſeinem Wege wurde bei Seite geſchoben. Konrad ſchrie mit

Löwenſtimme, in die Stube hinein: Vivat Companeia! Daran entdeckte Medardo zu vollſtändigem Schrecken, wer ihm den Stoß in die Leber verſetzt, wer Körper an Körper neben ihm war. —

Ein jubelnder Zuruf aus der Stube heraus begrüßte Konrad. Er war offenbar eine ſehr beliebte Figur, und „der Bart iſt da, der Bauernkönig! Von vorn anfangen! Er ſingt vor!“ ſchrieen Alle.

Konrad nahm ſeine kleine Thonpfeife aus dem Munde, und ſtieß einen Juchzer aus, wie man ihn auf den Alpen hört, hinzuſetzend: Er ſingt vor, die Litanei!

Dabei that er zur Herzſtärkung Medardos einen weiteren Schritt bis auf die Schwelle des Stubeneingangs, und Medardo konnte die angelehnte Thür ſo weit nach vorwärts bewegen, daß er durch den geöffneten Spalt ſchlüpfen, und ſich zwiſchen Futterkaſten und Thür in einem Raume einklemmen konnte, welcher ungefähr zureichte für ſeine ſchmale Geſtalt. Sogar Ausſicht hatte er durch die Spalte an den Angeln der Thür, und er überblickte die dampfende Stube. Dampfend von den naſſen Kleidern, die in der Wärme ihre Dünſte löſ'ten und von den Thonpfeifen, welche dicken Tabakrauch qualmten. Denn von den Spaniern in den Niederlanden war der Gebrauch des Tabaks ſeit einiger Zeit in's deutſche Heer übergegangen.

Die Litanei! die Litanei! rief man inner- und außerhalb der Stube. Konrad war eine Art Vorſänger, und wie kurz vorher oben der evangeliſche Geiſtliche zwiſchen Zimmer und

Vorſaal ſeine Rede gehalten, ſo trieb es jetzt unten, gleichſam parodirend, Konrad mit ſeinem Geſange.

Zunächſt nach dem Juchzer entwickelte er eine pantomimiſche Einleitung, welche erſichtlich die Geberden eines katholiſchen Geiſtlichen nachahmen ſollte in frazzenhafter Uebertreibung. Er reichte unter tiefer Verbeugung ſeinen dampfenden Pfeifenſtummel einem herzutretenden kleinen Marketender, welcher den Stummel in der Luft umher ſchwang. Dann ſtrich er mit beiden Händen über Haupt und Geſicht, und den wirklich bis auf den Magen hinab reichenden ſchwarzen Bart, verbeugte ſich links, verbeugte ſich rechts, und ſtimmte mit greller Fiſtelſtimme eine plärrende Melodie an in lateiniſch klingenden, unſinnigen Worten.

Bravo, Pfäfflein! bravo Pfäfflein! rief man von allen Seiten. Konrad aber richtete ſich plötzlich in voller Länge auf, ſtieß einen thieriſch grunzenden Ton aus, ſchnalzte mit der Zunge, und intonirte in ſonoren Baßtönen folgendes Lied:

„Das heil'ge römiſch deutſche Reich
Das ſchmachtet im Gebären;
So was gebiert ſich nicht ſogleich,
Wird noch 'ne Weile währen.
Warum? Warum?“

Innerhalb und außerhalb der Wirthsſtube fiel uniſono der Chor ein:

„Darum! Darum!“

Und Konrad fuhr fort, ganz wie ein Volksſänger jedes Wort wie mit Fett beſtrichen heraushebend:

„Der Kleine will groß, der Große ſoll klein,
Das Glück und Recht ſoll allgemein,
Der Glaube ſchlicht, die Kirche rein
Gott ſelbſt ſoll Papſt und Kaiſer ſein.“

Da fiel der Chor ein:

„Oho! Hoho!“

Und Konrad antwortet, energiſch ſingend:

„Wir wollen's ſo,
Bernhardi Weimarani!“

In brauſender Einſtimmigkeit wiederholte der Chor:

„Wir wollen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Konrad fuhr fort:

„Der Schwed' iſt hin, der Wallenſtein
Der hat ſich arg betrogen;
Die kaiſerlichen Ritterlein
Sind alleſammt verlogen.
Warum? Warum?“

Der Chor:

„Darum! Darum!“

Konrad:

„Des Pfaffen ſein Kleid und Gewiſſen iſt bunt,
Wie Treu und Lug in ſeinem Mund,
Und römiſch Gift liegt ſtets zum Grund,
Es beißt halt jeder Hund.“

Der Chor:

„Oho! Hoho!“

Konrad:

„Wir wiſſen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Der Chor:

„Wir wiſſen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Konrad fuhr fort:

„Achill von Weimar lebet noch,
Man nennt uns Myrmidonen;
Das heißt: wir ſind die Herren doch
Von Frau Europas Thronen.
Warum? Warum?“

Der Chor:

„Darum! Darum!“

Konrad:

„Der Kaiſer kriegt Schläg, der Franzos giebt Geld,
Das Reich iſt in den Winkel geſtellt,
Der Junge erbt die alte Welt,
Der jüngſte Mann iſt unſer Held.

Der Chor:

„Oho! Hoho!“

Konrad:

„Wir ſchaffen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Der Chor:

„Wir ſchaffen's ſo!
Bernhardi Weimarani!“

Ein gellender Juchzer Konrads verkündete, daß der Reitergeſang zu Ende ſei, und brüllender Jubel lärmte aus allen Kehlen.

In dieſem Augenblicke fühlte ſich Medardo hinten am Kragen gefaßt. Entſetzt wendete er ſich um nach dem Futterkaſten.

Blandini's Diener ſtand zuſammen gequetſcht am Futterkaſten, und hielt ſeinen rauchenden Topf in die Höhe, welchen er mit der gekochten Medizin aus der Küche brachte. Er bat Medardo, vor ihm her zu gehn, damit er freie Bahn gewinne, denn er komme nicht durch mit ſeiner heißen Brühe. Er verſchütte unaufhörlich, verbrühe ſich und Andere, und erhalte links und rechts Maulſchellen.

Medardo ſchöpfte tief Athem, da er gleichzeitig inne wurde: Konrad ſei in die Wirthsſtube hinein getreten. Die Maſſe folgte Konrad, und als ſie dünner wurde, drückte Medardo die Thür vorſichtig ſo weit auf, daß er heraus ſchlüpfen, und nach der Stiege eilen konnte. „Langſam, langſam!“ rief Blandini's Diener, „ich verſchütte ſonſt!“

Medardo hatte andre Sorge als die Schonung der mediciniſchen Flüſſigkeit: er ſchob wie ein Wieſel die Treppe hinauf, hielt vor der letzten Stufe nur einen Augenblick an, um den Vorſaal zu überblicken des Herrn von Mitzlau wegen, und da er dieſen richtig noch neben dem breitſchultrigen „Erlach“ an der Thür des Herzogs ſtehen ſah, glücklicherweiſe aber den Rücken gegen die Stiege zu, ſo ſchob er, ſich faſt bis zur Erde beugend, rechts hinüber in's Zimmer ſeines Herrn —

Schlotternd vor Angſt berichtete er hier — Norbert und Blandini waren noch allein — daß Mitzlau und Konrad leibhaftig im Hauſe wären, und wahrſcheinlich auch in demſelben übernachteten. Herr von Zierotin möge um keinen Preis das Zimmer verlaſſen, und höchſt rathſam wäre es, noch in der Nacht aufzubrechen —

Da kam Herr Rehlingen zurück; Medarde mußte ſchweigen.

Rehlingen von Leder war ärgerlich, und das ſtand ihm ſchnurrig genug zu dem gutmüthigen Weſen ſeines Naturels. Das Geleit des Dieners nach der Küche war wohl gelungen und das Kochen des Tranks, aber in den Zimmern des Herzogs ſelbſt war er auf Störungen geſtoßen und auf Schwierigkeiten. Ein Kriegsmann aus der Schweiz ſei vorgeſtellt worden, und habe Zeit wie Aufmerkſamkeit des Herzogs ſtark in Anſpruch genommen. „Und als das endlich vorbei war“ — fuhr er fort — „ſchob ſich der Officier dazwiſchen, welcher den Schweizer eingeführt hatte, und machte eine Meldung, welche den Herzog in garſtige Stimmung verſetzte. Der Officier meldete, er habe vorhin draußen an der Stiege einen vermummten Mann geſehen, welcher ihm aufgefallen. Erſt nach einer Weile, und nachdem ſich der Vermummte unſichtbar gemacht, ſei es ihm klar geworden, daß er den Patron kenne, und zwar aus Wien kenne von ſiebzehn Jahren her. Dort ſei er ein Handlanger der Jeſuiten geweſen. Das machte denn großen Rumor. Der Herzog haßt die Jeſuiten zum Aeußerſten. Wie kommt ein Handlanger derſelben hierher in die nächſte Nähe des Feldherrn? Steckt

Paris dahinter, oder Brüſſel, oder Wien? Der Herzog gab ſogleich Ordre, den Kerl zu fahen. Mitten unter dem Heere hier wird er nicht entwiſchen können. Es geräth eben Alles in Bewegung, oben und unten, mit der Suche, und der Herzog hörte nur mit halbem Ohre, als ich ihm von ſeinem Unwohlſein ſprach, und von Euch, geehrter Herr Doktor. Er fuhr mich ſogar ungebührlich an, obwohl er elend ausſieht, und noch immer vom Froſt geſchüttelt wird. Aber der Hoffmann, ſein Leibdiener, iſt ein verſtändiger Menſch. Er flüſterte mir zu, ich ſollte den Doctor nur bringen, fürſtliche Gnaden würden ſchon Vernunft annehmen. So bitt' ich Euch denn, werther Herr Doctor, machen wir uns auf. Der Diener mag den Trank an Hoffmann einhändigen."

Das Trifolium Norbert, Blandini und Medardo war in arger Verlegenheit. Eine Hausdurchſuchung ſtand alſo bevor, und Blandini konnte dem Mitzlau begegnen. Mitzlau aber erkannte ihn wahrſcheinlich, er hatte ihn damals in Wien geſehen an der Leiche des Kaiſers Matthias, im Harrach'ſchen Hauſe und ſonſtwo! Konrad's **nicht** zu gedenken, der ihn von Waldſtein her kannte, und vielleicht jetzt bei der Hausdurchſuchung da herauf kam! Was thun?

Ein wenig Zeit zur Ueberlegung wurde dadurch gewonnen, daß Blandini vorgab, er müſſe den gekochten Trank erſt fertig machen. Bei dieſer Apotheker-Handthierung ſteckte das Trifolium die Köpfe zuſammen, und Norbert flüſterte dem Doktor zu: er müſſe gehen! Er ſei ſo viel dicker geworden, daß Mitzlau ihn gewiß nicht erkennen werde.

Dann wendete ſich Norbert an Rehlingen mit der Bitte:

doch einen Poſten aufſtellen zu laſſen vor dieſem Zimmer, welcher das Gemach des Herrn Kanzlers vor unnützen Zudringlichkeiten ſichre. Er, Norbert, fühle ſich ſo todtmüde, daß ihm ein tiefer Schlaf dringendes Bedürfniß ſei —

— Gewiß, gewiß! entgegnete Rehlingen — und ſo gehen wir mit Gott!

Rehlingen, Blandini und der Diener mit dem Tranke marſchirten denn ab.

Medardo wollte eiligſt hinter ihnen die Thür verriegeln. Aber die Thür hatte weder Riegel noch Schlüſſel.

Auf dem Vorſaale rief Rehlingen wirklich eine Ordonnanz, und wollte ihr den Auftrag geben, aber die Ordonnanz erwiderte: es ſei Befehl, alle Zimmer zu durchſuchen.

— Schade! — ſagte Rehlingen zu Blandini — nun wird Euer Freund doch geſtört werden.

Es war leerer auf dem Vorſaale, aber man hörte von unten herauf gewiſſe Kommandoworte, welche auf eine regelmäßige Abſuchung deuteten. Am Treppenabſatze ſtand Mitzlau, und ſprach in den tiefer ſtehenden Bartkonrad hinein. Blandini erkannte den letzteren ſogleich, und wendete ſein Geſicht nach der entgegengeſetzten Seite. Er hörte übrigens deutlich im Vorübergehen Konrads kräftige Aeußerung: das iſt die rothe Feder, ſtraf mich Gott, und das ſoll ein Hauptſpaß werden!

Unter dem Schrecken dieſes Eindrucks trat Blandini in das Vorzimmer des Herzogs. Es waren nur noch ein Paar Ordonnanzen darin, welche ſich in einem Winkel niedergeſetzt hatten. Rehlingen fragte nach dem Leibdiener. Die

Ordonnanzen wieſen auf die Zimmerthür, welche ſo eben aufging. Leibdiener Hoffmann trat ihnen entgegen. Er war ein kleiner, unterſetzter Mann mit großer Naſe und großen lichtblauen Augen, welche ſehr feſt und ſicher blickten. Sie ſagten Jedermann: in unſerm Kopfe iſt die Weisheit zu Hauſe.

— Immer hinein, Herr Kanzler — rief er jetzt — mit dem Herrn Doktor!

— Iſt fürſtliche Gnaden alſo geneigt, den Herrn Doktor anzunehmen? fragte Rehlingen.

— Gewiß nicht. Aber man muß es verſuchen. Denn er iſt krank, und wenn er krank iſt, beträgt er ſich eben wie ein Kind, das keine Arznei nehmen will. Kommt nur tapfer mit!

Dies ſagend ging er voraus in's Zimmer des Herzogs. Es war ein ziemlich großer Raum. In der Mitte ſtand ein Tiſch, auf welchem Papiere lagen, in der Ecke ein großes Himmelbett. — Der Herzog ſtand eben vom Tiſche auf, und ging nach dem Bett. Er kehrte dabei den Eintretenden den Rücken. Blandini ſah, daß er ein Mann von ſchlankem Wuchſe war, etwas über Mittelgröße, und daß er ſcharf und raſch auftrat.

Leibdiener Hoffmann meldete laut: Der Herr Kanzler Rehlingen von Leder —

— Komm her, Hoffmann, und zieh mir die Stiefel aus; ich will mich niederlegen. Dann bring die große wollene Decke, ich klappere immer noch vor Froſt.

Hoffmann ging ſchweigend hin, und verrichtete das Geſchäft. Dabei hatte ſich der Herzog am Bette niedergeſetzt, und konnte die an der Thür harrenden beiden Männer ſehen, wenn er aufblickte. Er blickte aber nicht auf, und ſagte gleichſam in's Leere: Schreibt heut Abend noch, Rehlingen, einen Brief an Hugo Gretius nach Paris, und ſchickt ihn durch einen Kourier. Ich ritte von morgen ab recta nach Paris, und wünſchte ihn gleich zu ſehen, nachdem ich angekommen. Den regierenden Herrn möchte er auf der Stelle ſagen: ich ſei ein deutſcher Reichsfürſt aus älteſtem Hauſe, und hielte darauf, als ſolcher empfangen und gehalten zu werden. Er ſoll ausdrücklich ſagen, daß ich darin empfindlich ſei.

— Zu Befehl, fürſtliche Gnaden.

— Weiter nichts heute, Rehlingen, ich bin zerſtreut —

— Unwohl, fürſtliche Gnaden.

— Ach was! — dabei blickte er auf, und ſah Blandini — wer iſt der Fremde?

— Der berühmte Doktor Blandini — ſagte Rehlingen, indem er etwas näher trat — einſt Leibarzt des Friedländers —

— Was will er bei mir? Ich tauge nichts für Aerzte; ich weiß ſie nicht zu ſchätzen.

— Leider nicht! brummte Hoffmann vor ſich hin, während er die Stiefel bei Seite ſetzte, und den Harniſch abſchnallte, welchen der Herzog noch um Bruſt und Arme trug — 's iſt ja unverantwortlich, fürſtliche Gnaden, ſetzte er hinzu, daß Ihr nicht einmal das naſſe Hemd gewechſelt habt!

— Jetzt geſchieht's ja, Murrkopf! Bring ein friſches, und den Schwamm! Waſchen und Abreiben wird mich erwärmen — Antwort, Rehlingen, was will der Mann?

— Ich hatte ihm geſagt, daß ſich fürſtliche Gnaden in dem Wolkenbruche erkältet hätten, und daß —

— Ihr ſeid ein altes — Frauenzimmer, Herr von Leder, und habt den Mann ohne Noth daher bemüht. Ich bedanke mich beim Herrn Doktor. Macht, daß der Brief an Grotius fortkommt. Gott befohlen!

Unterdeß hatte er das Wams ausgezogen, und ſelbſt das Hemd, ſo daß er nackt bis an die Hüften daſaß. Es ſchien ihn nicht zu kümmern, daß Jemand zugegen wäre. Er nahm den naſſen Schwamm aus Hoffmann's Händen, und wuſch ſich heftig Bruſt und Schultern. Dann nahm er das dargebotene Handtuch, und trocknete ſich eben ſo heftig ab, hinzuſetzend: „Mach's mit dem Rücken eben ſo!“

— Das wird wenig helfen — brummte Hoffmann, indem er's that — Euch ſchüttelt ein rechtſchaffnes Fieber, und von Paris iſt in den nächſten Tagen keine Rede.

— Dies wär' das erſte Mal, daß mich ein Fieber abhielte —

— 's giebt für Alles ein erſtes Mal.

— Potz tauſend, Leder — rief der vom Seſſel aufſtehende, und das friſche Hemd überwerfende Herzog — worauf wartet Ihr denn noch?

— Ich warte, fürſtliche Gnaden, auf ein Wort, welches Ihr zu Euren eig'nen Gunſten ausſprechen ſollt. Der Herr Doktor neben mir beſtätigt, daß ein rechtſchaffenes Fieber an Euch ſichtbar ſei auf zehn Schritte Entfernung.

und daß ſich das nicht von ſelbſt verlieren werde morgen und übermorgen —

— Sondern daß Medizin noth thue. Ich hab's ja verſtanden, und habe ihm und Euch gedankt. Laßt mich in Ruhe. Ich bin kein Waldſtein, der Zeit ſeines Lebens dokterte, bis die Krankheit bei ihm eingeniſtet war, und wundre mich, daß es dem berühmten Herrn Doktor gar ſo ſehr um Praxis zu thun iſt. Ich bin für ihn kein Patient, und damit holla!

Unter dieſen Worten warf ſich der Herzog, nachdem ihm Hoffmann die Unterkleider abgeſtreift, auf's Lager, und hüllte ſich feſt in die wollene Decke, den Kopf nach der Wand richtend.

Somit war Blandini abgewieſen, und glücklicherweiſe die Anknüpfung vernichtet, welche den Herzog Bernhard mit Lebensgefahr bedrohte.

Hoffmann zuckte die Achſeln. Wie dreiſt er mit ſeinem jungen Herrn umzugehen pflegte im zuverſichtlichen Gefühle ſeiner älteren und größeren Weisheit, er unterwarf ſich knurrend, wenn die „junge Herrlichkeit" poſitiv auftrat. Er pflegte auch darin eine Genugthuung für ſich auszufinden, er pflegte zu ſagen: ich habe eben die „junge Herrlichkeit" zu ſolcher Charakterſtärke erzogen, er ſpricht jetzt wie ich ſprechen würde, wenn ich in ſeiner Haut ſteckte, und — das kann mir ſchon recht ſein.

Hoffmann's Achſelzucken belehrte Rehlingen, daß nun jeder weiterer Verſuch hoffnungslos ſei, und mit einer Pantomime des Bedauerns gegen Blandini wendete er ſich zum Rückzuge.

Ganz anders Blandini. Er wußte nun einmal, daß er an dieſen Mann mußte. Jetzt abgewieſen konnte er ſpäter nur aufdringlicher erſcheinen, beſonders wenn draußen Norbert und Medardo entdeckt, und als Jeſuiten-Werkzeuge dazu benutzt würden, ihn ſelber als ihren Genoſſen zu kennzeichnen. Für dieſen wahrſcheinlichen Fall mußte er Alles daran ſetzen, unterdeſſen dem Herzoge näher gerückt zu ſein, ihn bis auf einen gewiſſen Grad verpflichtet zu haben.

Blandini beſaß alle Eigenſchaften eines kühlen Egoiſten. Wenn er einmal im Klaren war, daß Furcht und Bequemlichkeit überwunden ſein müßten, dann war er von ſtarker Faſſung, und ſein Verſtand ſetzte ſich dann in Bewegung wie ein Uhrwerk.

Er machte alſo gegen Rehlingen eine abwehrende Bewegung, und begann zu ſprechen. Langſam und ausdrucksvoll, als ob er vor Gericht ſtände, aber höflich wie ein Mann, der ſeine Stimme zum erſten Male erhebt gegenüber einer unverdienten Beleidigung.

— Ich bitte um Nachſicht, fürſtliche Gnaden, — ſprach er — daß ich Euren Unwillen erregt. Ich bin hierher geführt worden, ich bin nicht her gekommen. Auf meiner Durchreiſe zufällig hier betroffen hat mich der wackere Herr Kanzler um Heilmittel befragt, welche einem Feldherrn am Herzen liegen für ſeine Kriegsleute. Vom Unwohlſein des Feldherrn ſelbſt war nur nebenher die Rede. Die Lagerpeſt, welche bei langen Kriegen epidemiſch ſich entwickelt, war das

Thema meiner Unterhaltung mit dem Herrn Kanzler. Er ſagte mir, daß Eure fürſtliche Gnaden immer ſchmerzlich davon ergriffen würden, wenn kräftige Menſchen dieſer Todesgeißel zu Hunderten erlägen, und er ſetzte hinzu, es ſei ein Akt der Menſchlichkeit, einem menſchlich fühlenden Feldherrn die medicinischen Mittel anzuvertrauen, welche ich in langer Erfahrung entdeckt habe gerade gegen dieſe verheerende Krankheit —

Bis daher hatte er nach der Wand hin geſprochen, da ſelbſt der Hinterkopf des Herzogs kaum zu ſehen war. Jetzt wendete ſich der Herzog, und richtete ſich auf.

— Was ſagt Ihr da? — rief er.

— Ich ſage, fürſtliche Gnaden, daß ich nach langer Praxis zum erſten Male in der Lage bin, um Entſchuldigung zu bitten für menſchenfreundlichen guten Willen. Meine Unkenntniß hat mich verleitet. Ich bin Katholik, und habe immer unter Katholiken gelebt. Ich habe nicht gewußt, daß bei Evangeliſchen die ärztliche Hilfe für verpeſtete Kriegsleute keinen Werth hat —

— Wer hat Euch denn geſagt, daß bei uns ſolche Barbarei herrſche?

— Dieſe meine augenblickliche Erfahrung, für meinen guten Willen ungnädig hinaus gewieſen zu werden —

— Der Abſchnitt vom mitleidigen Samariter ſteht ja im Evangelium, nach welchem wir Evangeliſche heißen. Es hat Euch kein Menſch hinaus gewieſen für ſolche Abſicht. Ich habe von dieſer Abſicht nicht ein Wort gewußt. Tretet näher! Hoffmann, einen Seſſel für den Herrn Doktor! Und bringe Licht! — Warum hat denn der Leder davon nichts geſagt?!

— Fürſtliche Gnaden, ich hätte ja ſpäter —

— Was ſpäter! Warum fangt Ihr mit meinem Fieber an? Ich brauche keine Medicin; aber meine armen Soldaten können ſie brauchen, wenn ſie gut iſt. — Setzt Euch Doktor, und erklärt mir — richtig! in Nemeny drüben hab' ich fünf Musketiere zurück laſſen müſſen, die erkrankt ſind unter allen Merkmalen der Peſt. Ihr thut ein Gotteswerk, und mir eine große Liebe, wenn Ihr morgen hinüber geht!

— Das iſt kaum möglich. Cardinal Richelieu hat mich eiligſt nach Paris berufen, indeſſen, wenn es wirklich die Peſt iſt —

— Das kann der Herr Doktor gleich merken — rief Hoffmann dazwiſchen — der Hauptmann Winzer vom Starſchädelſchen Regimente iſt vor einer halben Stunde drüben in des Bürgermeiſters Hauſe zuſammengebrochen unter denſelben Merkzeichen wie heut Morgen in Nemeny die Musketiere umfielen —

— Das iſt ſogleich erreichbar — ſagte Blandini, und ſtand auf — ſchickt eiligſt hinüber, und laßt dem Hauptmann ganz friſches Brunnenwaſſer einflößen eine Viertelſtunde lang. Das iſt die nothwendige Einleitung, die Zerſetzung des Blutes aufzuhalten. Binnen einer Viertelſtunde bin ich bei ihm.

Hoffmann eilte hinaus.

— Brav, brav, lieber Doktor! Auf Wiederſehn! Sagt mir Beſcheid über den Kranken.

— Morgen früh, fürſtliche Gnaden. Ihr müßt den Schlaf ſuchen und den Schweiß. Erlaubt einen Augenblick Euren Puls — Ihr habt, wie der Mann vorhin ſagte, ein rechtſchaffnes Fieber. Von keiner Bedeutung bei Eurer geſunden Leibesbeſchaffenheit. Aber es kann Euch die nächſte Woche verderben. Ihr werdet nicht aufgelegt, Euer Geiſt wird umdüſtert ſein.

— Das könnt' ich freilich nicht brauchen; ich habe Wichtiges vor.

— So trinkt einen einfachen Aufguß von Flieder; das iſt ja keine Medizin, die Ihr nicht mögt, ſondern ein einfaches Hausmittel. Nach meiner Vorſchrift bereitet wirkt es raſch und völlig. Laßt Euch gut zudecken, und reichlicher Schweiß treibt die Erkältung heraus; morgen früh ſeid Ihr friſch und fröhlich. Jetzt eile ich zu dem Hauptmann. Ade, fürſtliche Gnaden.

— Ich hoffe, Euch morgen früh zu ſehen, und hoffe, daß Ihr unſern Aerzten Anweiſungen gebt über die Heilmittel der Peſt.

— Letzteres gern. Helfen wird es nicht viel. Dieſe furchtbare Krankheit hat bei jedem Einzelnen perſönliche Gründe und Kanäle. Die muß der Arzt erkennen. Wiederſehen werd' ich Euch ſchwerlich morgen früh; ich habe Eile, und ſo bitt' ich ſchließlich nochmals um Entſchuldigung, daß ich Euch beläſtigt.

Er verbeugte ſich und ging, nur mit neuer Verbeugung erwidernd, als der Herzog ihm nachrief: — Ihr beſchämt mich; ich habe Euch Unrecht gethan, und habe zu danken.

Gerade das wollte Blandini. Der Herzog sollte ihm verpflichtet bleiben, und ſich dankbar ſeiner erinnern.

Im Vorzimmer begegnete ihm der rückkehrende Hoffmann. Ihm gab er den Fliedertrank, mit welchem ſein Diener wartete, und Vorſchriften für den Gebrauch. Dann bat er den ſehr zufriedenen Rehlingen, ſich der Ruhe ſeines Reiſegefährten im Zimmer drüben anzunehmen, denn er ſei nicht ganz wohl, und bedürfe eines tiefen Schlummers. — Hol' mir — fuhr er gegen ſeinen Diener fort — aus dem Arzneikaſten Fläſchchen Nr. 17 und 18, und bring meine Kapuze mit, die Nacht wird kalt!

Während der Diener darnach aus war, ließ er ſich durch den Soldaten, welcher ihn führen ſollte, den Zuſtand des Hauptmanns beſchreiben, und bat den Kanzler Rehlingen, ihn bis an die Hausthür des Wirthshauſes zu geleiten, als Sauvegarde gegen die angetrunkenen Soldaten, welche leichtlich einen Fremden aufhalten könnten.

Rehlingen war äußerſt bereit. Die Fläſchchen und die Kapuze kamen; Blandini ſtülpte die Kapuze über Haupt und Antlitz, faßte vertraulich Rehlingen unter den Arm, und trat den Marſch an, nach Kräften gedeckt gegen eine mögliche Begegnung Mitzlau's oder Konrads.

Dieſe Begegnung blieb nicht aus. Sie fand am Fuße der Treppe ſtatt. Der untere Theil des Hauſes war ſorgfältig abgeſucht nach dem Jeſuitenhandlanger. Nichts war gefunden worden, und Konrad beſtand darauf, nun auch oben genau zu revidiren. Der vermummte Blandini fiel ihm denn auch ſogleich auf, und er rief ihn an, ohne auf das

Geleit des Kanzlers Rückſicht zu nehmen; ja er griff nach der Kapuze.

— Achtung! — rief Rehlingen — vor dem Arzte des Herzogs, welcher zu einem Peſtkranken eilt, und laßt mein Zimmer oben unbehelligt; ich komme ſogleich hinauf, und will ſchlafen.

Halb wirkte das. Sie ließen ihn mit Blandini paſſiren, im Hinaufgehen aber grunzte Konrad: — Nichts da von Ausnahmen! Jedes Zimmer muß dran, die rothe Feder ſchlüpft allenfalls zum Herzoge hinein.

Und ſo ſchritt Konrad, als ſie oben angekommen waren, gerade nach der Ecke, in welcher das Zimmer des Kanzlers lag.

In dieſem Zimmer waren Norbert und Medardo des Ueberfalls gewärtig. Norbert kaltblütig genug. Er hatte ſich auf das Nachtlager hingelegt, welches eine Heumatratze an der Erde darbot. Mit dem Mantel, welcher von feinem Tuche war, hatte er ſich bis an die Naſe zugedeckt; eine ſchwarze Seidenmütze hatte er ſich über die Ohren und bis über die Augenbrauen herabgezogen. Neben ihm am Fußboden lag ein feines ſpaniſches Schwert, ein Stoßdegen mit einer Toledoklinge. Fern von ihm auf dem Tiſche brannte ein Talglicht mit großer Schnuppe, röthlich trübe ſchimmernd. Er hatte ein großes Buch Blandini's ſo vor das Licht geſtellt, daß der röthliche Schein nicht auf ſein Antlitz fiel, und das Antlitz hatte er nach der Wand gekehrt. Medardo ſeinerſeits hatte mehrere Verſuche gemacht, ſich im Winkel am Fenſter dergeſtalt unter die ledernen Mantelſäcke Blandini's zu betten, daß man nur die ledernen Säcke ſähe, ihn ſelbſt aber nicht. Es war ihm nicht gelungen. Obwohl er klein war, guckte doch immer irgendwo ein Theil ſeines Körpers vorwitzig heraus. Endlich hatte er ſich zu einem kühnen Verſuche entſchloſſen. Nicht weit von Norbert's Lager ſtand ein großer Ofen in der Mauer. Er war aus Backſteinen zuſammengeſetzt, und trat nur einen Schritt breit aus der Mauer hervor. Wahrſcheinlich reichte ſeine andere Hälfte mit der Feuerung in's angrenzende Zimmer. Um dieſen Ofen war von Latten ein hölzernes Gerüſt errichtet hoch über ihn hinaus, eine Obſtdarre, denn hier in den Bisthümern ſpielte die Obſtpflege eine große Rolle. Er hatte die Latten geprüft, ob ſie einen leichten Menſchenkörper tragen könnten, und die Noth hatte ihn ſagen laſſen: ja, ſie könnten's. Unter Beihilfe Norbert's hatte er da oben hinauf die mit Pflanzen angefüllten ledernen Säcke Blandini's transportirt, und er ſelbſt war ihnen nachgeklettert, um ſich dort oben nahe an der Decke hinter dieſen Säcken niederzulegen. Das war Alles nicht leicht geweſen; die ausgetrockneten Latten hatten bedenklich geknarrt, und wenn er ſich oben hinter ſeiner Lederverſchanzung nur im Geringſten rührte, ſo entſtand ein unheimliches Geräuſch. Aber was thut man nicht, um ſein Leben zu retten! und er hielt geradezu ſein Leben für bedroht, wenn hier mitten unter wilden Ketzern ſein Erbfeind ihn entdeckte.

So war die Lage, als Mitzlau und Konrad in's Zimmer traten. — Konrad ſchritt ſogleich zum Lager Norbert's, der leiſe ſchnarchte. Er ſuchte nur die rothe Feder. Dieſer entſprach der feine Mantel, die ſichtbare feine Naſe, der feine Degen gar nicht. Konrad's Augen wendeten ſich alſo raſch anderswohin. Er ging nach dem Tiſche, und nahm den Leuchter. Mit ihm ſuchte er alle Winkel ab. Nirgends war ein Menſch zu entdecken. Endlich kam er nach dem Winkel zurück, wo der Ofen mit dem Gerüſte ſtand und wo in der Nähe Norbert lag. Dort ſtand er ſtill, und blickte auf Mitzlau, welcher an Norbert's Lager getreten war, und den Degen aufgehoben hatte. — Eine Toledoklinge! — ſagte er halblaut, indem er ſie halb aus der Scheide zog. Konrad betrachtete nun auch den Stahl, und es wurde eine Weile ganz ſtill. — Der Menſch bildet ſich ein, er könne eine vorgeſchriebene Stellung nicht lange aushalten; die Phantaſie entdeckt Schwierigkeiten, welche gar nicht beſtehen. So ging es Medardo oben. Er lag nicht gerade bequem, aber der Lattendruck auf ſeine Hüfte ſteigerte ſich ihm zur Unleidlichkeit, er ſuchte eine kleine Veränderung ſeiner Lage, und dieſer Verſuch gerieth eben in die plötzlich eintretende Stille — die Latten knarrten! Konrad wendete ſich flugs nach dem Ofengerüſte, und hielt das Licht ſo hoch wie ſein Arm reichte. Er ſah wohl nur die Lederſäcke, aber ſeine Aufmerkſamkeit war auf dieſen Punkt erweckt. Er holte ſich einen Seſſel, und ſtieg auf ihn, um näher hinzuſchauen.

Medardo oben merkte das, und ſchwitzte Blut, ſeine Hüfte verwünſchend, die jetzt nicht weniger litt, und jetzt doch mäuschenſtill liegen konnte.

Auch auf dem Seſſel reichte Konrad's Haupt nicht ſo weit, daß er über die ledernen Verſchanzungen hätte wegſehen können. Er wartete unbeweglich, ob ſich das Geräuſch wiederholen würde.

Unten aber ereignete ſich indeſſen etwas Poſitives. Mitzlau nämlich, als er den Degen wieder an die Erde legte, ward betroffen von dem Lichtſcheine, welcher von Konrad's erhöhtem Standpunkte auf Norbert's Kopf fiel. Das kleine Stückchen Antlitz, welches er jetzt beleuchtet ſah, gemahnte ihn — er bückte ſich ſogleich, hob den Mantel vom Munde und Kinn, und — erkannte Norbert.

Er ſagte aber kein Wort. Und als Konrad nun vom Seſſel herabſtieg, und mürriſch brummte: es war das ausgetrocknete Holz, das reißt und platzt — da erwiderte Mitzlau: Gehen wir weiter! Er iſt nicht hier.

Konrad ſtellte das Licht auf den Tiſch, und ſie gingen hinaus. Außen begegneten ſie dem zurückkommenden Rehlingen, welcher ſie ſchalt, daß ſie ſein Zimmer nicht verſchont hätten. — Mitzlau tröſtete ihn mit der Verſicherung, daß der ſchlafende Herr nicht aufgeweckt worden ſei. — Wo reiſ't denn der fremde Cavalier hin? — ſetzte er fragend hinzu.

— Nach Paris.

— So, ſo! Gute Nacht, Herr Kanzler.

Rehlingen ging in ſein Zimmer. Mitzlau und Konrad ſchritten weiter. Nach einigen Schritten aber ſagte Mitzlau: ſucht allein drüben, Konrad; ich will beim Herzoge eintreten, und durch den Leibdiener umher ſpähen laſſen.

Sie trennten ſich. Mitzlau, welcher mit dem Leibdiener Hoffmann befreundet war, dachte nicht mehr an Umherſpähen; er wollte bei Hoffmann durchſetzen, daß er, der

Mitzlau, unter die Begleitung aufgenommen würde, welche der Herzog zum Aufenthalte in Paris auswählen würde.

Der nächſte Morgen ſtieg ſonnenklar empor. Friſch und kühl zwar, aber rein und kräftig in ſeiner Luft. Man meinte, in dem Landſtädtchen Freuard das Zwitſchern der Lerchen zu hören, welche draußen vor dem Thore aufſtiegen von den Saatfeldern.

Auch in dem Zimmer des Kanzlers Rehlingen ſchienen Alle mit Befriedigung erwacht zu ſein. Rehlingen hatte vortrefflich geſchlafen, weil Blandini in der Nacht mit der Nachricht zurückgekommen war: Der Hauptmann vom Regimente Starſchädel ſei außer Gefahr, und werde wahrſcheinlich gar nicht zurückbleiben dürfen in Freuard. Das war ja ein Triumph für die weiſe Erkenntniß Rehlingens, welche die Kunſt Blandinis dem Herzoge ſo dringend empfohlen hatte. Rehlingen hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als gleich hinüber zu ſchauen in's Haus des Hauptmanns, um dem Herzoge ſo herrlichen Beſcheid zu bringen.

Blandini war zufrieden, weil die Wunderkur ſo wohlfeil geweſen war. Die Krankheit des Hauptmanns hatte gar nichts zu thun gehabt mit der Peſt, und nur die Furcht vor dieſer grimmigen Krankheit hatte die Anzeichen des Uebelbefindens ſo grell ausgemalt.

Medardo ferner hatte von der unbequemen Obſtdarre herunter kriechen, und auf dem glatten Fußboden wie im Himmel ſchlafen können. Jetzt ſtand er am Fenſter, und ſchaute vorſichtig auf den ſonnenbeſchienenen Marktplatz hinab, wo die Weimaraner zum Abmarſch antraten und aufſaßen. Er zuckte vor Freude zuſammen, als er hoch zu Roß den nichtswürdigen Obderenſer, den Bartkonrad erblickte, welcher an der Spitze ſeines Zuges hinaus ritt aus dem Städtchen. Herz, was willſt Du mehr?! Befreiung von nächſter Gefahr gilt uns ja immer mehr als Befreiung von jeder Gefahr.

Nur Norbert, bisher der zuverſichtlichſte, ſchien nachdenklich zu ſein. Er hatte natürlich trotz geſchloſſener Augen das Wegziehen des Mantels bemerkt, er war ziemlich der Meinung: von Mitzlau erkannt worden zu ſein, und er überlegte, was das für Folgen haben könnte.

Die Folgen traten ſchon ein; die Thür ging auf — Rudolph von Mitzlau ſchritt auf ihn zu.

Norbert verhielt ſich ſchweigend.

Mit gedämpfter Stimme ſprach Mitzlau: Einſt Pater Norbert, ich grüße Euch mitten im Ketzerheere. Dürfen wir wiſſen, was der Jeſuit unter uns ſucht?

— Nichts ſucht er — antwortete Norbert ruhig — er iſt von dem Kriegsheere überraſcht worden auf ſeiner Reiſe nach Paris, und er iſt auch kein Jeſuit mehr, ſondern ein Kavalier des Namens Zierotin. Die damalige Novize, welche Ihr in Wien geſehen, hat nicht Beruf genug gehabt, in den Orden einzutreten, und iſt ſchon ſeit fünfzehn Jahren in den Laienſtand zurückgekehrt. Ich freue mich, ſo unerwartet dem Landsmanne Rudolph von Mitzlau wieder zu begegnen, und es thut mir leid, daß ſich derſelbe ſeiner ſchönen

Heimath Schleſien und ſeinen ſchönen Familiengütern ſo weit entfremdet hat, wie es ſcheint für immer entfremdet hat.

— Meint Ihr?

— Allerdings. Nach dem Prager Frieden wär' es Euch ja ein Leichtes geweſen, Euren Frieden mit dem Kaiſer zu machen, und Eure Familiengüter in Beſitz zu nehmen. Sie ſind, ſo viel ich weiß, noch nicht endgültig vergeben, und über den heimkehrenden verlorenen Sohn, ſagt ja die Schrift, herrſcht größere Freude als über neunundneunzig Gerechte.

— Wer weiß?!

— Ich weiß es.

Nach dieſen Worten ging Norbert auf die Fenſterbrüſtung zu, in welcher kurz vorher Medardo geſtanden, und lud mit einer Handbewegung Mitzlau zur Nachfolge ein. Dort ließen ſie ſich auf zwei Seſſel nieder, und ſprachen leiſe mit einander, während Blandini und Medardo und Blandini's Diener ſich mit Einpacken beſchäftigten, als ginge ſie das Geſpräch nicht das Mindeſte an.

Rudolph von Mitzlau, einſt ein ſo glänzender Jüngling und glücklicher Nebenbuhler Norbert's bei Ludmilla, hatte ein wüſtes Anſehen bekommen, und ſtach jetzt ungünſtig ab neben dem ſchön verbliebenen Norbert. Haar und Bart in üppiger Verwilderung war ohne Pflege in Luft und Wetter zu ungefälliger Farbe gediehen, es zeigte einen fuchſig rothen Schnitt, und in das Antlitz hatten ſich unſchöne Leidenſchaften eingegraben. Beſonders das Auge war unruhig, grell und ſtechend geworden. Sein Schickſal hatte es mit ſich gebracht, daß ſeine Entwickelung ungedeihlich hatte gerathen müſſen. Mit dem haltloſen Winterkönige damals nach Holland gekommen hatte er bald das Bedürfniß gefühlt, ſich einer hoffnungsreicheren Partei anzuſchließen. Sein nächſter Stützpunkt war Mannsfeld geworden, und ſo war er in das wildeſte Kriegsleben hinein gerathen, welches heute Reichthum, morgen Mangel mit ſich bringt, und nur Eins feſtmacht im Wechſel: die Unſtätheit des Charakters. Solche freibeutende Krieger werden wie Spieler. Und Mitzlau war auch wie von einer Farobank zur andern, vom Mannsfelder zum Lüneburger, vom Lüneburger zum Heſſen gelaufen, und als die ſchlaue heſſiſche Landgräfin Miene machte, dem Prager Frieden beizutreten, aber doch nur ſo beizutreten, daß ihr jeden Augenblick der Rücktritt offen blieb, für ihre Officiere aber gar keine Gewähr entſtand, vom Kaiſer wieder eingeſetzt zu werden in ihre Beſitzrechte, da hatte er ſich endlich in der Wetterau dem Herzoge Bernhard von Weimar angeſchloſſen. Denn dieſer bot die meiſte Ausſicht. Auf der einen Seite für einen erfolgreichen Krieg, auf der andern Seite für einen Frieden, welcher die Officiere nicht vergeſſen würde, da der Herzog Bernhard für gewiſſenhaft galt in dieſem Punkte.

Das letzte Jahr mit der Wendung nach Frankreich hatte auch dieſe Hoffnung arg erſchüttert, und die Officiere ſahen troſtlos in ihre Zukunft. Frankreich, meinten ſie, wolle ſie nur als Söldner gebrauchen, und werde ſich kein Haar weh thun, um in einem einſtigen Frieden ihre heimathlichen Rechte auszubedingen; Herzog Bernhard aber werde dies als bloßer

Feldherr Frankreichs nicht vermögen. Was war natürlicher, als daß Mitzlau beim Anblicke Norbert's auf weitere Gedanken gerieth. Er wußte zwar nicht, was Norbert jetzt für eine Stellung habe, aber er war außer Zweifel, daß der öſterreichiſche Kavalier-Jeſuit mannigfachen Rath wiſſen werde.

Um dieſen Rath bewegte ſich die leiſe Unterredung in der Fenſterbrüſtung. Und ſie brauchte nicht lange zu dauern, da ſich heraus ſtellte, ſie träfen ſich binnen einigen Tagen in Paris. Leibdiener Hoffmann nämlich hatte Mitzlau ſo eben angezeigt: er dürfe ſich der Suite des Herzogs anſchließen.

Außerdem wurden ſie auch unterbrochen durch den geräuſchvollen Eintritt Rehlingens. Er verkündete freudeſtrahlend, der Herzog ſei friſch und geſund, der Hauptmann drüben desgleichen, und fürſtliche Gnaden wolle den außerordentlichen Doktor Blandini ſprechen, um ihm den beſten Dank auszudrücken. Kommt, kommt, lieber Herr Doktor, denn der Herzog will ſogleich zu Pferde ſteigen, um gegen Mittag in Toul zu ſein.

Blandini, ſeiner Rolle getreu, lehnte ab. Seine Sammlungen ſeien in Unordnung gerathen, er müſſe ſie ſchleunigſt ordnen, denn auch er habe Eile, nach Paris zu kommen.

Rehlingen wollte das durchaus nicht gelten laſſen. Blandini aber blieb ſtandhaft. Und wo findet man Euch wenigſtens in Paris? — fragte verſtimmt Rehlingen, welcher die ſegensreiche Bekanntſchaft durchaus fortgeſetzt ſehen wollte.

— Im Palais Cardinal, lieber Herr, ich bin Gaſt des Cardinals von Richelieu — antwortete lächelnd Blandini.

Nehlingen eilte zum Herzoge hinüber, um den unhöflichen Dektor zu entſchuldigen. Mitzlau folgte ihm.

Norbert und Blandini nickten ſich lächelnd zu: es war Alles im beſten Gange.

— Wir reiten aber ſeitwärts — ſagte Norbert leiſe — und laſſen Toul und dieſe Soldateska links. Wie denn überhaupt jener ſchwarzbärtige Korporal beſeitigt werden muß, ſobald die Stunde geſchlagen, und Euch, Blandini, an die Seite des Herzogs berufen hat.

— Still! rief durchdringend Medardo — und wirklich, es flog die Thür auf, und der Herzog Bernhard ſtand vor derſelben, und ſprach:

— Ihr ſollt Euch meinem Danke nicht entziehen, lieber Doktor. Ich rechne darauf, Euch in Paris zu ſprechen. Gott befohlen!

Von unten hörte man Trompeten ſchmettern, und nach kurzer Weile ſah man den Herzog ſchön wie den Kriegsgott, auf dem ſchwarzen Roſſe von dannen ſprengen.

Norbert und Blandini ſahen ihm nach, und Blandini ſagte ausdrucklos: ich habe lange nicht einen ſo geſunden Menſchen geſehen! Feſt und fein. Der könnte ſehr lange leben, und Viel ausrichten.

— Anrichten! ſetzte Norbert hinzu.

II.

Etwa eine Woche ſpäter, wiederum an einem ſonnenhellen Morgen, ſchritt langſamen aber feſten Schrittes ein normanniſcher Schimmelhengſt durch eine einſame Pariſer Straße. Sein Eiſenhuf klapperte laut auf dem faſt trocknen Pflaſter, und der Reiter, maſſiv wie ſein Roß, blickte kopfſchüttelnd auf den ſchlechten Steinweg. Nicht die Schlechtigkeit, ſondern die Trockenheit deſſelben ſchien ihm aufzufallen. „Das große Schmutzloch will ſogar trocken werden!“ brummte er vor ſich hin, und hielt an einer Mauer ſtill.

Die ganze Straße zeigte vorzugsweiſe Mauern, und zwiſchen dieſen nur wenige geringe Häuſer. Dieſe Mauern hatten ungefähr dreifache Mannshöhe, und waren hie und da mit großen Thüren verſehen, mit Thorthüren, welche geſchloſſen waren.

Dieſe Gegend von Paris, am linken Ufer der Seine, alſo gegen Mittag gelegen, hieß damals und heißt heute noch Vorſtadt, Faubourg St. Germain.

Der vierkantige Reiter ſtieg ab, und führte ſein Roß zu ſolch einem verſchloſſenen Thore. Dort zog er an einem Eiſendrahte. Man hörte in der Ferne eine Glocke klingen; der Grauſchimmel wieherte. — Merkſt Du's? — ſagte der hochgewachſene Mann, und ſtreichelte dem Roſſe das dicke Stirnhaar von den Augen. — Es dauerte lange, ehe man eine Wirkung des Glockenzeichens merkte. Endlich hörte man Schritte, und der Grauſchimmel wieherte von Neuem.

In dem Hausthore klapperte ein eiſernes Thürchen, ein vergittertes Fenſterchen öffnete ſich, und eine Stimme rief: „Gerechter Gott, Ihr ſeid's, Mathieu?“

— Allerdings. Du brauchſt nur die Gehthür aufzumachen; deshalb bin ich abgeſtiegen.

Eine ſchmale Thür im Thorflügel wurde geöffnet; Mann und Roß drängten ſich hindurch, und als ſie hinein waren, fiel die Thür wieder zu in ein feſtes Schloß.

Innen ſah es freundlich aus. Links und rechts ſtockhohe Gebäude, und hinten quervor ein zweiſtöckiges Schlößlein in italieniſchem Stile. Der große Hof ſauber gepflaſtert.

Mathieu fragte, ob die Herrſchaft daheim wäre. „Freilich!“ war die Antwort. — Dann laß mich melden, ſtill und vorſichtig! Ich bringe indeß meinen Schimmel unter.

Der Pförtner wollte nach Dieſem und Jenem fragen, Mathieu aber winkte mit der Hand, und ſagte: „Später!“ — Darauf ſchritt er links hinüber, wo in den einſtöckigen Gebäuden die Stallungen waren. Der Pförtner, ein kleiner Greis mit weißem Haar, ſchritt auf das Schlößchen zu.

Dies Schlößchen war übrigens durchaus nicht klein, es erſchien nur hier nach der Hofſeite zu weniger anſehnlich. Seine Hauptfront ging nach der andern Seite, und blickte dort nach einem Garten mit alten, mächtigen Bäumen. Bis dahinüber war es ſehr tief, und barg in ſich eine Fülle von Raum, der für eine breite Marmortreppe und für weite, hohe Gemächer verwendet war. Wenn man es zuerſt von der Gartenſeite ſah, wo die Morgen- und Mittagſonne es beſchien, da machte es einen ſehr ſchönen und vornehmen Eindruck. Der Garten lag einen Halbſtock höher als der Hof, und aus den Gemächern trat man durch Fenſterthüren über eine drei Stufen hohe Terraſſe in den Garten heraus.

Eine ſolche Fenſterthür ſtand jetzt offen, und die Sonne fiel tief hinein in ein weites Gemach.

In dieſem Gemache ſaß neben rundem Tiſche eine Dame. Sie hatte geſchrieben, und legte ſich jetzt in den Lehnſtuhl zurück, als ob ſie ſich beſänne, was noch weiter zu ſchreiben wäre. Der Sonnenſchein, der Geſang der Vögel — auch im Zimmer ſchmetterten zwei Kanarienvögel in goldenen Bauern — das Grün der Bäume im Garten ſchien ſie zu zerſtreuen; ſie blickte hinaus in das Sonnengold und in das junge Grün wie Jemand, der in ſich ſpricht: es wird wieder ſchön in der Welt, warum kann nur ich nicht einſtimmen in das fröhliche Zwitſchern der kleinen Geſellen da oben in den Zweigen?! Ihr Antlitz, edel, aber ſtreng, hatte etwas Trauriges um große, graue Augen und um den bitter zuckenden Mund. Eine fein gebogene Naſe, ein blaſſer, zarter Teint, ein weites ſchwarzes Sammtkleid gaben ihr etwas Vornehmes, und das ergrauende, volle Haar deutete auf ein Alter von fünfzig Jahren.

Sie war eine Tochter Sully's, des großen Miniſters unter Heinrich dem Vierten, der ein Freund ſeines Königs, und Proteſtant wie dieſer geweſen war. Margaretha von Bethune, Herzogin von Sully war dem Hugenottenthume treu geblieben, und hatte einen Gatten gefunden, welcher lange Zeit das Haupt der hugenottiſchen Partei geweſen, Heinrich von Rohan. Ihre Ehe war eine glückliche, ſoweit treues Verſtändniß mit einem gemüthvollen, tüchtigen Manne Glück verbürgt. Aber ſie hatte von neun Kindern nur eins am Leben erhalten, eine Tochter, und das Schickſal ihres Mannes, der als kriegeriſcher Hugenott hartnäckig verfolgt wurde von der franzöſiſchen Regierung, hatte tiefe Schatten auf ihr Weſen geworfen. Sie war ſehr ernſt geworden, und ſo hatte ſie eben an ihren fernen Gemahl geſchrieben. Fern war er, weil er unter der Regierung des Kardinals Richelieu ſeiner Freiheit und ſeines Lebens nicht ſicher war. Ein Rohan war auf franzöſiſchem Boden nicht ſicher!

Die Rohans gehörten zu den älteſten und erſten Familien Frankreichs. Abſtammend von den einſtigen Regenten der Bretagne hatten ſie den königlichen Häuſern der Valois und Bourbons Stammmütter gegeben, und hießen „princes de naissance.“ Nur Lothringen, Savoyen und Bouillon theilten in Frankreich dieſen Titel mit ihnen. Ihre ſtolze Deviſe lautete: „Roy ne puys — Duc ne daygne — Rohan suys,“ will ſagen: König kann ich nicht heißen, Herzog mag ich nicht heißen, Rohan heiß ich.

Der Gemahl Margarethens, Heinrich der Zweite, erſter Herzog von Rohan, Prinz von Leon, Graf von Porhoët, Herr von Blein, hieß ſchon damals der „große Kapitain“ der Familie. Sieben und funfzig Jahre alt war er ſeit vierzig Jahren Kriegsmann. Vor fünfzehn Jahren war er Generaliſſimus aller Reformirten in Frankreich geweſen, und war vom Parlamente von Toulouſe trotz ſeines hohen Ranges und ſeiner Pairs-Würde verurtheilt worden, von vier Pferden zerriſſen, und ſeines Adels verluſtig erklärt zu werden. Das war wohl an ſeinem Haupte vorüber gegangen durch die Waffenmacht der Hugenotten, und er hatte vor ſieben Jahren einen Friedensvertrag mit König Ludwig dem Dreizehnten geſchloſſen. Aber ſeine Sicherheit in Frankreich blieb unter Richelieu, welcher Ludwig den Dreizehnten regierte, tief gefährdet — er war ausgewandert, und hatte eine Feldherrnſtelle in Venedig angenommen. Dann hatte er ſich nach Padua zurückgezogen, und in der Stille über Krieg und Kriegesdinge geſchrieben. Hier war ihm überraſchend ein Brief König Ludwig des Dreizehnten zugekommen, der ihn eingeladen, eine Kriegsaufgabe zu übernehmen im Intereſſe Frankreichs. Bei den Graubündtnern nämlich — grisons heißen ſie bei den Franzoſen — ſollte er als Führer eintreten, um dieſen Schweizern die Päſſe vertheidigen zu helfen gegen die Spanier in Italien. Herzog Heinrich hatte dies gethan, und war nach Chur gegangen. Die Anknüpfung an das franzöſiſche Königshaus hatte ihn mit der Hoffnung erfüllt, es werde ein beſſeres Verhältniß zur Heimath überhaupt daraus erfolgen. Dieſe Täuſchung hatte mehrere Jahre gewährt, aber ſie hatte ſich zuletzt doch als Täuſchung erwieſen. Die Regierung Richelieus, welche in Deutſchland die Ketzer unterſtützte, hatte es in Frankreich auf völlige Vernichtung der Hugenotten abgeſehen, und Rohan entdeckte zu wiederholten Malen, daß ihm aufgelauert wurde, und daß er gefangen werden ſollte, ſobald er die Schweiz verließ und franzöſiſchen Boden betrat.

Ueber dies traurige Verhältniß hatte die Herzogin ſo eben an ihren Gemahl einen langen Brief geſchrieben. Sie hatte ihn darin dringend gewarnt: er möge ſich ja nicht verlocken laſſen durch das Bündniß Richelieus mit Bernhard von Weimar. Dieſer ſelbſt werde allerdings in Paris erwartet, und die hugenottiſche Partei erwarte allerdings für ſich eine günſtige Wendung von dieſem Bündniſſe. Aber es ſei abermals Täuſchung, wie damals des Königs Brief an ihn nach Padua. Ihre guten Quellen bei Hofe hätten ſie darüber genau unterrichtet. Er ſolle ſich ja nicht in falſche Sicherheit wiegen laſſen. Sie ſelbſt ſei nach Hofe geladen zum Empfange des deutſchen Herzogs und zu den Feſtlichkeiten, die man für ihn veranſtalten wolle. Sie werde auch hingehen trotz inneren Widerſtrebens, um die ſcheinbar freundliche Geſinnung in nichts zu ſtören. Aber ſie wiſſe zuverläſſig, daß Alles falſcher Schein ſei, und daß man ihn, den Hugenottenführer kaltblütig in die Baſtille werfen würde, wenn man ſeiner habhaft werden könnte, während man dem deutſchen Proteſtanten Feſte gäbe. Sie hoffe dagegen dieſen Sommer zu ihm nach Genf zu kommen, und ihm das liebe Kind zuzuführen, welches er Jahre lang nicht geſehn, und welches in dieſen Jahren zur anmuthigſten Jungfrau herangeblüht ſei.

Ueber dieſen Reiſeplan dachte die Herzogin nach, als ſie in die junge Frühlingspracht des Gartens hinaus blickte.

Da ging hinter ihr eine Thür auf, und ein ſchwerer Sporentritt ward vernehmbar. Sie wendete ſich um, rief „Mathieu!?“, und erhob ſich haſtig vom Seſſel.

Es war jener Reiter vom Grauſchimmel, ein Diener und Kriegsgenoſſe des Herzogs, welcher von Jugend auf alle Gefahren mit ihm durchgefochten, ein graubärtiger feſter Mann.

— Er ſchickt Dich ſelbſt — rief ſie — was heißt das? Wenn Du erkannt wirſt!

— Bin grau geworden, ſeit ich das letzte Mal hier war. Man erkennt mich nicht, und der Fürſt wollte es. Er kommt ſelbſt!

— Um Gotteswillen nicht!

— Doch, erlauchte Frau!

— Gieb den Brief!

— Ich habe keinen. Deshalb komm' ich eben ſelbſt. Briefe ſind Verräther. Ich ſoll mündlich berichten und erklären.

— So ſprich!

— Der Herr Fürſt will und muß mit dem deutſchen Fürſten, dem von Weimar, zuſammenkommen. Er hat ihm einen Freund — Erlach heißt er, und iſt aus Bern — entgegen geſchickt. Wir waren dem Erlach nach bis Nancy —

— So weit herein?!

— So weit herein. In der Nähe von Dijon hauſ't ein alter Freund, ein braver Hugenott, welcher den Herrn verſteckte. Dort warteten wir auf Erlach's Antwort. Erlach kam, und ſagte: Paris. Hier in der großen Stadt könne man ſich leichter unbemerkt ſehn und ſprechen als in freiem Felde. Der Herr nahm's an. Er ſehnt ſich nach Euer Erlaucht und nach der kleinen Prinzeſſin —

— Schrecklich, ſchrecklich!

— Muth, Erlaucht! Der Herr reitet nur des Nachts, und ich habe alle Etappen gut beſtellt. Ich reite auch gleich zurück bis nach Melun, wo ich ihn nächſte Nacht erwarte, um ihn ſpät am Abend herein zu bringen. Denn hier in der Nähe iſt's am gefährlichſten: ich kenne die einſamen Richtwege. Der deutſche Herzog hat ſich auch verſpätet, wie ich höre, und kommt erſt heute. Das paßt. Alle Welt luckt auf ihn, und alle Hugenotten ſind auf den Beinen. Jetzt kommt man leichter durch am Thore. Erlach kommt mit, und der hat einen Paſſirſchein vom Weimar —

— Still, Marguérite kommt!

Die junge Prinzeſſin kam herein geſprungen, ein ſchlankes, feines Geſchöpf von ſechzehn Jahren. Sie umarmte die Mutter, und blickte dann auf den Reitersmann. „Herr Gott, Mathieu!“ rief ſie, und reichte ihm die Hand.

Dem alten Reiter ſchoſſen Zähren über die braunen Wangen. Er küßte das feine Händchen, und ſtammelte: „Prinzeß kennen mich alten Kerl noch?“

— Freilich! Wie lange iſt's denn her, daß wir einen Sommer lang in Chur waren?

— Fünf Jahre, Prinzeß, und Ihr wart ganz klein und mager — und jetzt —!

— Bin ich noch immer mager, nicht wahr? Aber groß, groß —!

— Und ſchön! Wie wird ſich der Herr Fürſt Vater freun!

— Du bringſt doch gute Nachrichten von ihm?

— Die allerbeſten. Er iſt auf dem Wege —

— Mathieu! rief lebhaft die Herzogin dazwiſchen.

— Wohin auf dem Wege? fragte Marguérite unbefangen.

— Nach Bern! — antwortete die Mutter — wo wir vielleicht diesmal mit ihm zuſammentreffen werden ſtatt in Genf.

— Sieht man von dort auch den Montblanc? Den großen weißen Mantel vergeß' ich gar nicht.

— Die großen deutſchen Alpen ſieht man von dort. Aber, Kind, haſt Du an Deine Toilette gedacht? Du weißt, daß wir nach St. Germain geladen ſind, daß Du mitfahren darfſt, und daß wir um zwölf Uhr aufbrechen.

— Daran gedacht? Ich hab' gar nichts Anderes im Kopfe gehabt ſeit geſtern. Den deutſchen Mars ſehen, wie Dietrich ſagt! — à propos, maman, der Dietrich iſt da, und will erzählen. Darf ich ihn herein holen? Ja? Ja!

Und fort ſprang ſie, gar nicht hörend, daß die Mutter ſie abhalten wollte.

— Der junge de Groot kennt Dich am Ende, Mathieu? Dann geh' raſch hinaus!

— de Groot?

— Der Sohn des ſchwediſchen Geſandten hier in Paris?

— Ah, der Vater war einmal bei unſerm Herrn Fürſten, es war in Zürich. Man nannte ihn dort Hugo Grotius.

— Das iſt derſelbe. Unvorſichtiger Mathieu, vor dem Kinde erzählen, daß der Vater auf dem Wege hierher iſt!

— Der Vater!

— Das Kind iſt ja unbedacht! In irgend einer Aufwallung verräth ſie ſich bei Hofe, und verräth den Vater. — Alſo der junge de Groot —?

— Es war ein junger Burſch mit dem alten Herrn in Zürich —

— Dann hinaus, Mathieu, hinaus!

Es war zu ſpät. Prinzeſſin Marguérite trat eben ein mit dem jungen Dietrich, und ihr erſtes Wort war: daß Dietrich den Mathieu kenne aus Zürich, und daß ſie Mathieu fragte: ob der junge Mann auch mager geweſen, und fleißig gewachſen wäre?

Die Herzogin und Mathieu mußten ſich drein ergeben. Am Ende war's ja natürlich, daß Botſchaft hin und herging zwiſchen Mann und Frau; es war nur nicht gut, daß die Perſon des Boten bekannt wurde.

Die Herzogin ermahnte alſo Dietrich, verſchwiegen darüber zu ſein.

Dietrich dagegen, ein kaum zwanzigjähriger blonder Burſch mit neugierigen blauen Augen, verſicherte treuherzig, daß ſich dies von ſelbſt verſtünde. Dies ſei das diplomatiſche ABC, in welchem er auferzogen würde, und des alten Dieners Anweſenheit ſei übrigens höchſt erwünſcht.

— Wie das? fragte unruhig die Herzogin.

— Mein Vater — fuhr der junge Mann fort — hat geſtern Abend draußen in Lagny den Herzog Bernhard geſprochen, und hat heut morgen erzählt, daß Herzog

Bernhard in Verbindung getreten ſei mit dem Herzoge Heinrich von Rohan.

— Schwerlich!

— Doch, doch! In Frouard bei Nancy ſei ein Vertrauter des Herzogs von Rohan geweſen, und hier in Paris ſolle die Unterhandlung weiter geführt werden. Da iſt denn ein zuverläſſiger Bote nach der Schweiz ſehr willkommen. Meinem Vater liegt ſehr Viel an dieſer Annäherung. Als Vertreter der ſchwediſchen Krone iſt es ſeine Aufgabe, alle proteſtantiſchen Elemente in Verkehr mit einander zu bringen. Der alte Diener da, der Mathieu, mag nur ja einige Tage warten! Ich werd' ihm ſchon Aufträge bringen.

Der Herzogin war gar nicht wohl zu Muthe bei dieſer Eröffnung. Ein blutjunger Burſch in Kenntniß ſolcher Verhandlungen, und zwar jetzt gerade, da ihr Gatte ſelbſt erwartet wurde. Sie wiederholte alſo dringend ihre Warnung.

— Oh, Erlaucht, ſind viel zu ängſtlich! Wir ſtehen jetzt in großer Macht. Frankreich iſt verloren ohne den großen Kriegsfürſten Bernhard. Und das weiß auch alle Welt. Der Kardinal iſt geſchmeidig wie ein Aal, ſelbſt der Poltron Pater Joſeph ſchwärmt für Herzog Bernhard; die Jeſuiten ducken tief, und die Hugenotten erheben überall ihr Haupt. Schaut nur hinaus in die Vorſtadt St. Antoine, Erlaucht. Bis in den Wald von Vincennes hinein, von welchem der Einzug des deutſchen Kriegsfürſten erwartet wird, ſteht Karoſſe an Karoſſe, weht Fahne an Fahne, und Seigneurs wie Manants im Putze, die Damen beſonders, erwarten den Helden, und ſprechen vom neuen Henri quatre, der diesmal aus dem Norden komme, ein Sachſe für den Bearner, um eine neue Zeit herauf zu führen über das unkriegeriſch gewordene Frankreich. Ich bin hierher geeilt, Erlaucht, um Euch aufzufordern, an dieſer großartigen Ovation Theil zu nehmen. Die große Kareſſe wird eben in den Hof geſchoben. Wenn Ihr Ordre gebt, ſo kommen wir noch zurecht, den Einzug mitzufeiern.

Die Herzogin lehnte das Anerbieten des jungen Enthuſiaſten ſehr beſtimmt ab, war aber nicht im Stande, den weiteren Erguß des Jünglings zu hemmen.

— Es wird gleich heute, fuhr er fort, zu ſcharfen Scenen kommen. Die katholiſche Partei hat's durchgeſetzt, ſelbſt gegen den Kardinal, daß Herzog Bernhard im Arſenal einquartirt wird, nicht im Louvre, und der unwichtige Herzog Eduard von Parma, der geſtern angekommen iſt, hat im Louvre abſteigen dürfen. Das läßt ſich der deutſche Reichsfürſt nicht gefallen, der als Reichsfürſt mehr iſt als ein Herzog von Parma. Dieſem Parma werden Trabanten vor die Thür geſtellt, und königliche Edelleute zur Bedienung bei Tafel gegeben. Das will man dem Reichsfürſten verweigern, weil er ſich als franzöſiſchen General betrachten ſolle. Das wird nicht geduldet. In St. Germain will ihn der König empfangen; der deutſche Reichsfürſt wird darauf beſtehn, daß er im Louvre empfangen werde --

— Wie? Es wäre nicht ſicher, daß heute in St. Germain —?

— Nicht ſicher! — fuhr der junge Mann fort —

durchaus nicht ſicher. Mein Vater hat gerathen, den Empfang in St. Germain anzunehmen, und auf einem zweiten Empfange im Louvre zu beſtehn. Aber Herzog Bernhard iſt ſehr ärgerlich geweſen, und er verfährt kurzweg, wenn er zornig wird. Auch beſteht er darauf, ſich den Hut aufzuſetzen, wenn dies der König thut, und ſich zu ſetzen, wenn ſich der König ſetzt. Das deutſche Reich ſei eben vornehmer als irgend ein Staat in Europa, und das iſt begründet im europäiſchen Völkerrechte. Kurz, es wird Scenen geben, ſcharfe Scenen. König Ludwig kann ſich in Acht nehmen! Es bilden ſich Gruppen, die bedenkliche Dinge ſprechen. Man brauche einen tapfern König, ſprechen ſie, nicht einen melancholiſchen, kränklichen —

— Monſieur Dietrich de Groot — unterbrach ihn die Herzogin — Ihr ſprecht mehr, als Ihr vor Eurem Vater verantworten könnt.

— Aber er ſpricht ſchön, Maman, nicht wahr? — rief Prinzeſſin Marguérite — beſonders wenn er von dem deutſchen Herzoge erzählt. Wie freue ich mich, den zu ſehn, den Helden von Lützen! So heißt's, nicht ſo?

— Lützen, ganz recht, Prinzeſſin, wo er den Tod Guſtav Adolphs gerächt und den Waldſtein auf's Haupt geſchlagen hat.

Die Herzogin, ängſtlich und mißtrauiſch geworden durch herbe Lebenserfahrung, ſah jetzt zum erſten Male auch argwöhniſch auf den jungen Dietrich in Betreff ihrer Tochter. Er war in's Haus gekommen durch den Verkehr mit dem Vater ſeit etwa einem Jahre. Marguérite war kaum fünfzehn Jahre alt und noch ſehr unentwickelt geweſen. Der vielfach unterrichtete gutmüthige Burſch war ganz gern geſehen worden, weil das Mädchen Mancherlei von ihm lernte, und ſichtlich durch ſein friſches Weſen belebt und gezeitigt wurde. In dieſem Jahre aber war ſie faſt jählings bis an die Schwelle der Jungfräulichkeit gediehen, und gerade jetzt, als ſie unter Dietrichs weiter ausgeſponnener Schilderung des deutſchen Helden mit ihm in den Garten hinaus ging, fuhr der Mutter der Gedanke durch's Herz, daß ſich zwiſchen den beiden jungen Leuten ein wärmeres Verhältniß ausbilden könne. Mathieu erſchreckte ſie zudem mit der leiſe ausgeſprochenen Bemerkung: „Vielleicht ein Paar!“

— Monſieur de Groot! — rief ſie haſtig, als müßte gleich ein Ende gemacht werden — wir müſſen Euch verabſchieden. Marguérite ſoll noch einen Brief an ihren Vater ſchreiben, ehe ſie ſich kleiden läßt, und Ihr verſäumt ja auch den Einzug des Herzogs von Sachſen.

— Das iſt wahr — ſagte, in's Zimmer zurückkehrend, Dietrich — ich hatte gehofft, Eure Erlaucht würden meine Begleitung zu dem Einzuge in Anſpruch nehmen —

— O nein! Wir müſſen jede Demonſtration vermeiden. Empfehlt mich Eurem Herrn Vater. Er geht wohl auch nach St. Germain?

— Ja wohl.

— Ich laſſe ihn bitten, mich dort nicht anzureden. Ich ſehe die Lage der Dinge ernſter an als Ihr, und möchte die politiſche Aufmerkſamkeit durchaus nicht auf mich lenken.

Vergeßt es ja nicht; vergeßt aber den Namen Rohan dergeſtalt auf acht Tage, daß Ihr ihn nirgends ausſprecht.

— Wie?!

— Die Phantaſie geht mit Euch durch, junger Staatsmann. Man muß ihr Feſſeln anlegen. Gebt mir die Hand darauf, den Namen Rohan acht Tage lang nicht auszuſprechen.

Etwas beſtürzt küßte er ihr die Hand, und empfahl ſich ein wenig linkiſch.

— Jetzt wird er immerfort leiſe vor ſich hinſprechen: Rohan! Rohan! — ſagte halblaut Marguérite, indem ſie ihm lächelnd nachſah.

Dieſe Aeußerung beunruhigte die Mutter abermals. Sie ſchloß daraus, daß ſie zu weit gegangen ſei gegen Dietrich, und daß dieſer, aufgeregt durch das Verbot, nun erſt recht irgend was Thörichtes veranlaſſen werde. Und dieſe Beſorgniß war wohl begründet. Sie hätte beſſer gethan, den jungen Schwätzer ſeiner Unbefangenheit zu überlaſſen.

Unzufrieden mit ſich ſelbſt ſchickte ſie Margueriten auf ihr Zimmer, und beſprach mit Mathieu die Maaßregeln, welche die geheime Ankunft des Herzogs nöthig machen könnten. Die Diener des Hauſes waren wohl alle treu und ergeben; dennoch ſchien es rathſam, nicht alle wiſſen zu laſſen, daß der Herzog käme.

Dietrich de Greet kam etwas verdutzt auf die ſtille Straße der Hofmauern hinaus. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß die Frau Herzogin ihn halb und halb fortgejagt habe. Und ſie war ſonſt eine gar milde, gute Frau! —

Dietrich aber hatte die Fähigkeit, ſich das zurecht zu legen. Er war ein Opiumraucher. Er rauchte zwar nicht, und hatte auch kein Opium; aber ſeine Phantaſie verſchaffte ihm Beides. Er war ein angenehmer Träumer, angenehm für ſich. Was ihm auch begegnen mochte, es wurde ihm Veranlaſſung zu mährchenhafter Geſtaltung, und er ſelbſt ſpielte natürlich immer die glückliche Hauptperſon des Mährchens. Im vorliegenden Falle hatte er binnen zehn Minuten, während er durch Querſtraßen bis an die Seine hinaus geſchlendert war, den Standpunkt gefunden, welcher für den Opiumrauſch erforderlich war. Er hatte ſich klar gemacht: die Herzogin beſorge ein Liebesverhältniß zwiſchen ihm und der Prinzeſſin Marguérite. Und darin hatte er ja auch nicht ganz Unrecht. Dies Liebesverhältniß bildete er ſich nun aus mit allen ſeinen Folgen. Nur mit den angenehmen. Die unangenehmen ließ er als unweſentlich bei Seite. Auch verweilte er nur kurze Zeit bei der jungen Prinzeſſin ſelbſt und bei der gegenſeitigen Liebe. Die Gegenſeitigkeit zog er wenig oder gar nicht in Betracht. Er nahm nur an, daß die Prinzeſſin ihn liebe, und Himmel wie Erde in Bewegung ſetzen werde, ihn zu beſitzen. Was ihr ſicherlich gelingen werde, da ſie ja das einzige Kind ſei, und Vater wie Mutter ſie nicht würden verzweifeln laſſen. Er ſelbſt werde jedenfalls in angeborenem Edelmuthe ſehr wohlwollend, aufmerkſam und gütig für ſie ſein. Es iſt wahr, er hatte keine Vorliebe für ſo junge ſchmächtige Mädchen, er hatte Vorliebe für pikante Geſtalten und ausgebildete Frauen. Wollüſtige Erfahrung im Liebesumgange war für ihn abſonderlich lockend, überlegenes Spiel des erfinderiſchen Liebesgeiſtes ſchien ihm erforderlich für ſeine Sultanin. Er ſelbſt war ganz unerfahren, und das mochte wohl zum Grunde liegen. Hilfe und Ergänzung mochte er ſuchen in Verhältniſſen, welche ihm thatſächlich ganz fremd waren. So erklärte er ſich wenigſtens ſeine Neigung für ältere Frauen, das heißt für Frauen, die älter waren als er. Von heut zu morgen, meinte er, werde ſich auch ſeine Verheirathung mit Prinzeſſin Marguérite nicht bewerkſtelligen laſſen, und unterdeſſen werde ihm wohl die ſchöne Deutſche unten im Marais, die er ſeit einigen Tagen am Fenſter geſehn neben der Wohnung ſeiner Eltern, in die Arme geſunken ſein, und die reizende Nichte des Kardinals, die fröhliche Herzogin von Aiguillon, welche ſo herausfordernd mit ihm zu ſcherzen liebe, werde ihn auch plötzlich gelüßt haben. Kurz, alle vergnüglichen Vorrechte des Mannes würden ihm wohl reichlich zu ſtatten gekommen ſein, bis er alle Hinderniſſe beſiegt und als adoptirter Herzog von Rohan ſeine ſtattlicher gewordene Marguérite aus der alten bretoniſchen Kapelle in's bemooſ'te Schloß der Domnonée, und zwar in's ſtillſte Gemach dieſes Schloſſes führen würde. — Er werde ſich auch keineswegs faulen Genüſſen der großen Rohanſchen Mitgift hingeben. Durchaus nicht! Er hatte das Bedürfniß, eine große Rolle zu ſpielen in der Welt, und die Grundſätze zu verherrlichen, in denen ihn ſein gelehrter Vater auferzogen. Dort in ſeinem neuen Stammlande, in der Bretagne, welche von Abkömmlingen der alten Celten bewohnt wird, dort ſei der ſtärkſte Kern für tiefe religiöſe Reform, dort werde das unterdrückte Hugenottenthum in neuer vertiefter Geſtalt durch ihn wieder erweckt werden, und mit einem unwiderſtehlichen Volksheere werde er aufwärts ziehn an der Loire, ein moderner Gottfried von Bouillon, und bei Orleans werde er mit dem Herzog Bernhard zuſammentreffen, welcher die unſaubre Herrſchaft in Paris geſtürzt habe, und welcher ſich nun mit ihm berathen wolle, wie das neue Reich einzutheilen und welcher Weg einzuſchlagen ſei, um das zerrüttete deutſche Reich in Beſchlag zu nehmen. Er fühlte ſich nicht abgeneigt, dem Bernhard die deutſche Kaiſerkrone zu überlaſſen, und ſich mit der franzöſiſchen Krone zu begnügen, aber —

Ho! he! Aufgeſchaut! rief es da, und ein empfindlicher Rippenſtoß ernüchterte ihn. Er war an den Seineſtrand gekommen, und in das Gedränge hinein gerathen, welches am Strome aufwärts wogte. Der Menſchenſtrom wälzte ſich nach der Inſel zu, über welche man hinüber mußte, um den Einzug des deutſchen Herzogs zu ſehn.

Dietrich beſaß die Fähigkeit, ſogleich und vollſtändig aufzuwachen aus ſeinem Opiumrauſche. Dabei war er gutmüthig, und bat um Verzeihung, daß man ihn in die Rippen geſtoßen.

Das Arſenal, nach welchem das Gedränge ſtürmte, lag der Inſel Louvier gegenüber an einem Arme der Seine, welcher jetzt verſchüttet iſt. Drüben vom rechten Ufer des

Fluſſes bis dicht an die Waſſerfläche heran ſchaute die Hauptfronte des großen Waffenhauſes mit Kanonenſäulen der Maſſe entgegen, welche vom linken Ufer über die Brücke drängte. Es ſteuerte dieſe Menſchenfluth nach dem Cöleſtinerkloſter, welches mit einem großen Garten dem Haupttrakte des Arſenals gegenüber lag. Durch die dazwiſchen liegende Cöleſtinergaſſe wurde der Einzug erwartet, und zwar in den zweiten Hof von dieſer Seite, in die cour du grand maitre gegenüber dem Garten der Cöleſtiner. Dieſer Hof war der größte von den ſieben Höfen des Arſenals, und in ihm waren große Wohnungen. Hier hatte Sully gehauſ't, der Hauptgründer des Arſenals, welches vom zweiten Heinrich angelegt, und unter dem vierten Heinrich ausgeführt worden war. Hierher in die cour du grand maitre und hinauf in die Wohnung Sully's war auch zuerſt die Leiche Heinrichs nach Ravaillacs Dolchſtiche gebracht worden. Es war ein beſonderes Omen, daß der deutſche Herzog hier wohnen ſollte.

Der Zudrang über die Brücken war groß, aber er hatte auch ſein Vergnügliches für Dietrich. Dieſer vertauſchte flugs die Bilder der Einbildung mit den Bildern der Wirklichkeit. Mitten unter Bürgermädchen, welche lachten und ſchäkerten, ließ er ſich mit Behagen ſchieben und quetſchen, und ſpielte den jungen Kavalier, welcher lächelnd in muntre Augen ſchaut. In ſolchen Kreiſen war er auch nicht auf den Unterſchied bedacht, ob er ausgelacht oder angelacht würde, was ihn zuweilen vorübergehend beunruhigte in vornehmen Kreiſen. Denn bei aller Eitelkeit war er doch kein

Geck, und geſtand ſich ein, daß es hübſchere junge Männer gäbe als ihn.

Er war etwas eckig im Bau ſeiner Gliedmaaßen. Das wußte er, und in dieſer Wiſſenſchaft hatte er ſich die gelbe Farbe zur Lieblingsfarbe erkoren. Er meinte, ihr matter, lichter Schein runde ab. Gelbes Wams, orangegelber Mantel — letzterer eine Huldigung für das Haus Oranien, welches ſeinen Vater beſchützte — ledergelbes Beinkleid zeichneten ihn allerdings aus. Aber die Bürgermädchen flüſterten ſich zu, es ſtimme dies überherrſchende Gelb zu ſehr mit ſeinen ſtarren, lichtblonden Haaren, welche ein ſiegreiches Widerſtreben gegen jedwede Lockenkräuſelung zeigten, und das rothe Geſicht mit langer Naſe würde ſich beſſer ausnehmen in dunkler Umgebung.

Dietrich war andrer Meinung, und lächelte kopfſchüttelnd, als er ſo was hinter ſich hörte. „Wie ein junger Löwe!" ſagte die Dreiſteſte kichernd, und er wollte ſich eben nach ihr umwenden, und ihr gnädig zuwinken — da wurde er und das ganze Gedräng durch einen Ruck feſtgehalten.

Sie waren glücklich bis an das Cöleſtinerkloſter vorgedrungen, und der erwartete Einzug kam eben am Garten entlang. Das zudrängende Volk wurde jählings zurückgeſtaut.

Dietrich hatte dadurch eine enge Stellung erhalten, welche ihm auf die Länge gar nicht mißfiel. Erſtlich war er ſo nahe an dem zweiten Hofe, der cour du grand maitre, daß er bis auf die Phyſiognomieen Alles genau erkennen konnte, wenn der Zug hinein lenkte, und zweitens war er zwiſchen zwei Bürgermädchen eingepfercht, welche ihm gar nicht übel vorkamen. Beſonders die zu ſeiner Rechten, ein Schwarzkopf mit ſpitzigen Augen und runden Körperformen. Sie war ziemlich harſch gegen ihn, und machte ihm wegen der Annäherung Vorwürfe, welche er gar nicht verdiente. Denn er ſelbſt war gar nicht ſelbſtſtändig, ſondern wurde hinten und vorn gepreßt. Er entſchuldigte ſich nach Kräften, und da er dies höflich und aufrichtig that, wie es ſeine ſanfte Natur mit ſich brachte, ſo beruhigte ſich Louiſon allmählig. Die zur Linken nämlich nannte ſie Louiſon, und gab Dietrich die Gelegenheit, mit der vielfachen Anrede „Mademoiſelle Louiſon“ dem Bürgerkinde ſchmeichelhafte Dinge zu ſagen. Sie wies dieſelben zwar kurzweg zurück, lachte aber doch auch kurzweg darüber, und erklärte endlich: wenn er ein Chevalier ſei, ſo könne er's am Beſten dadurch beweiſen, daß er ihnen die Perſonen nenne, welche da vorüber führen und ritten. Denn als Chevalier müſſe er ſie doch kennen.

— Mit Vergnügen, Mademoiſelle Louiſon! Die Reiter vorn, welche jetzt in den Hof einbiegen, ſind königliche Gensdarmen, lauter Officiere.

— Die kennen wir ſelber! entgegnete ſchnippiſch Louiſon, aber die zwei Reiter, die jetzt kommen —?

— Der auf unſrer Seite iſt ein Kämmerling des Königs, Baron von Berlize, welcher im königlichen Staatswagen nach Champ an der Marne hinaus gefahren iſt, um den deutſchen Herzog einzuholen.

— Und der auf der andern Seite?

— Den hab' ich auch wohl geſehn, aber ſeinen Namen weiß ich nicht.

— Na ſo viel wiſſen wir auch. Und die Karoſſe, die jetzt kommt, das iſt doch offenbar der königliche Staatswagen, he?

— Allerdings. Und der ernſte, junge Mann, welcher auf der Seite gegen uns her ſitzt, und ſich ſo genau umſieht nach der Baſtille hinüber, das iſt —

— Na?

— Das muß der Herzog Bernhard ſein. Ich hab ihn nie geſehn.

— Auch das nicht?! Freilich muß er das ſein. Der ſieht gar nicht aus wie ein Franzoſe. Die Haare hängen ja buſchig um das braune Geſicht, und die Augen, ſeht, jetzt ſchaut er hierher! die Augen ſind ja nicht ſo dunkel wie — nein, die haben was Lichtes; nicht ſchlecht, nicht ſchlecht! Der kann Einen umſtoßen, wenn er Einen anſieht. Aber 's iſt gar nichts Blankes, gar nichts Gebürſtetes an ihm —

— Er kommt ja gerades Wegs aus dem Kriege!

— Wenn auch! Ein Franzoſe hätte Kamm, Bürſte und Pomade bei ſich auch im Kriege. Seht nur den Herrn zu ſeiner Linken, wie der ſchimmert — wer iſt der?

— Der Herzog von Tremouille, glaub ich.

— Na endlich kennt Ihr einen! Tremouille, das iſt ſehr vornehm! Wir haben lange Zeit den Zucker in ſein Hotel geliefert —

— Euer Vater iſt Gewürzkrä — händler?

— Epicier, ja, mein Herr, in der rue St. André, die beſte Firma im Quartier. — Der in der zweiten Karoſſe, ah, das iſt 'ne Pracht! Den kennt Ihr doch?

— Ja; das iſt der Baron von Creiſilles, der Haushofmeiſter des Königs.

— Und die Reiter hinterher, brr! Das ſind grimmige Kerle, die ſich nie barbieren. Hu, hat der Rieſe einen Bart! Der iſt zum Fürchten. Und was nun kommt in gewöhnlichen Kutſchen, das iſt nicht der Rede werth.

Das iſt der ſchwediſche Geſandte, und die Andern ſind wohl die Staatsmänner des Herzogs.

Eine neue geringſchätzende Bemerkung Louiſons belehrte Dietrich, daß er ganz wohl daran gethan, ſich nicht als den Sohn des ſchwediſchen Geſandten zu enthüllen, und da das Gedränge ſich nun auflöſ'te, er ſelbſt aber in die Nähe ſeines Vaters trachten wollte, ſo empfahl er ſich mit einer höflichen Wendung ſeiner ſcharfen Nachbarin. Sie erwies ſich gegen Erwarten dankbar für ſeine Höflichkeit, und hatte plötzlich einen ganz artigen Schwall von Redensarten, welche ſie ihm geläufig ſpendete für ſeine guten Dienſte. Dieſer Erziehungsſchatz jeder Franzöſin gefiel Dietrich ungemein, und er drückte eiligſt ſeinen Wunſch aus, ihr in der Straße St. André einmal wieder zu begegnen. — In der Straße nicht, aber in unſerm Laden, Herr Chevalier, wenn Ihr was Feines braucht von Kolonialwaaren oder Specereien. Auch Farbewaaren, wenn Ihr einmal daran denkt, dem gelben Mantel eine andere Couleur zu geben. Blau zum Beiſpiele würde Eurem friſchen Teint ſehr vortheilhaft ſtehen.

Sie machte dabei eine ſo allerliebſte ſchalkhafte Grimaſſe, und zeigte ſo glänzende weiße Zähne, und was die Hauptſache war kleine Zähne, daß Dietrich ſie reizend fand, und die Einladung ernſtlich beachtete. Außerdem hatte er die Mädchen von der place royale ſprechen hören, wo die Bürgermädchen Sonntags zu promeniren pflegten. St. André und place royale waren alſo ſeine Looſung.

Während er ſich zum Arſenal hinüberdrängte, wiegte er ſich bereits in einem neuen Räuſchchen. Diesmal bürgerlich; Genreleben. Behagliche Exiſtenz im lauſchigen Hinterſtübchen, muntrer, derber Verkehr. Er war kein Koſtverächter, und hatte Verſtändniß für die verſchiedenartigſten Lagen,des Lebens. Im Grunde war er ein Demokrat von Geſinnung, und ſelbſt das üppigſte Phantaſiren beſchädigte ſein menſchenfreundliches Herz nicht.

Er ſtrotzte von Erziehung, er triefte von Kenntniſſen. Sein Vater war einer der unterrichtetſten Männer Europas, ſeine Mutter eine lebenskräftige, begabte Frau. Nicht die Spur von irgend einem Vorurtheile war in ſeine Seele zugelaſſen worden. Alles Lebendige hatte ſeinen Werth und ſeine Berechtigung für ihn, und nachdem die Eltern ihn gründlich unterrichtet, überließen ſie ihm die Wahl des Lebenslaufes ganz und gar. Er war der freieſte Mann auf Erden, und vielleicht der glücklichſte. Seine gefällige Phantaſie war ja unerſchöpflich. Von gutmüthigem Eigennutze getränkt verwendete ſie ſein reiches Wiſſen zu den mannigfaltigſten Traumbildern des Glücks.

Auch jetzt, noch mit der pikanten Louiſen in Gedanken tändelnd, ſchritt er zuverſichtlich in den großen Hof des Arſenals hinein, um ohne Weiteres in den Lebenskreis des berühmten deutſchen Helden einzutreten. Vater Hugo hatte verſprochen, ihn dem Herzoge ſogleich vorzuſtellen und dringend zu empfehlen. Wer mochte wiſſen, was ſich da für eine intereſſante Laufbahn eröffnete! Er wurde ja zunächſt Vermittler zwiſchen Bernhard und der Krone Schweden!

Im Herren-Hofe des Arſenals — um cour du grand maitre frei zu überſetzen — wurde eben die große Staatskaroſſe umgewendet, und es wurden ihr friſche Pferde vorgelegt. Sie wartete, hieß es, bis oben eine kurze Mahlzeit abgehalten worden — dann werde der deutſche Herzog in geſtrecktem Laufe nach St. Germain hinaus gefahren.

Dietrich fand überall Zutritt, da er ſich als Sohn des Geſandten und zur ſchwediſchen Ambaſſade gehörig auswies. Rauſch und Räuſchchen hatte er beim Eintritt in die Höfe hinter ſich geworfen, er ſchritt einher mit ſichtlichem Gefühle ſeiner ausgezeichneten gelben Perſönlichkeit, und als ihm nahe an der großen Treppe der Sekretair ſeines Vaters entgegen kam, um ihn hinauf zu geleiten wie es der Vater angeordnet, da nahm er eine Haltung an, die nichts an geſandtſchaftlicher Würde zu wünſchen übrig ließ, obgleich die leiſe Mittheilung des Sekretairs nicht gerade aufmunternd klang. Der Sekretair flüſterte ihm nämlich zu: — jetzt und hier — laſſe ihm der Vater ſagen — könne von einer Vorſtellung nicht die Rede ſein. Er ſolle alſo in den Vorzimmern bleiben. Der Herzog Bernhard ſei üblen Humors, und zeige eigentlich gar keine Luſt, nach St. Germain zu fahren. Er wolle im Louvre empfangen werden vom Könige. Er ſpreche ſehr wenig, und nur in herben Ausdrücken, die mit dem Herzoge von Tremouille ſchon einige Male bis zu Streitworten geführt hätten. Der Herzog von Tremouille ſei als großer Seigneur wie all ſeine Standesgenoſſen ein Gegner Richelieu's, und die Verbindung mit Herzog Bernhard ſei ein Werk Richelieu's, werde alſo von den Seigneurs mit ſchelen Augen angeſehen. Herzog Bernhard merke das nur zu ſehr, und es ſei nicht unmöglich, daß ein „Eklat“ ausbreche.

Dieſe Mittheilung wurde unterbrochen durch einen Vorgang im Hofe. Ein beſtäubter Reitersmann war da herein geſprengt, und hatte die Pferde an der Karoſſe ſcheu gemacht. Vorwürfe der Kutſcher hatte er mit ſcharfen Worten abgewieſen, und nach den Ordonnanzen des Herzogs von Weimar gerufen.

Eine Ordonnanz des Herzogs hatte ſich unter Freudengeſchrei ſogleich eingeſtellt, und zwar „der Rieſe mit dem Barte zum Fürchten.“

Er ſtürmte mit dem beſtaubten Reiter an Dietrich vorüber die Stiege hinauf.

Oben auf dem weiten Treppenflure ſchrie der Bärtige mit Stentorſtimme: — Hoffmann! — Und der Leibdiener des Herzogs, Hoffmann, trat aus einer entfernten Thür auf den Flur heraus. Er hob die Hände in die Höhe, und rief: — Na, das wird fürſtliche Gnaden aber freu'n! — und ließ den beſtaubten Reiter ſofort eintreten. Der bärtige „Rieſe“ kehrte ſingend in den Hof zurück.

Es war eine zahlreiche Flucht von Zimmern, welche dem Herzoge Bernhard hier im Arſenale eingeräumt war. Im hinterſten auf dieſem Flure wohnte Hoffmann, welcher eben mit Auspacken beſchäftigt geweſen, und jetzt auf der Stelle bereit war, das unerwartete Eintreffen des Ankömmlings ſeinem fürſtlichen Gebieter anzumelden.

Er führte ihn durch ein weites Schlafzimmer in einen geräumigen Saal und bat ihn, da zu warten. — Er ſelbſt ſchritt durch das anſtoßende Vorzimmer, welches von franzöſiſchen Herrn angefüllt war, geradeein in den Speiſeſaal, wo ſein Herr mit den vornehmen Seigneurs an der Tafel ſaß. Der Haufe von Dienern hinter den Seſſeln ließ ſeine Erſcheinung nicht auffallen, um ſo größer war das allgemeine Erſtaunen, als Herzog Bernhard, nachdem ihm Hoffmann die Meldung in's Ohr geflüſtert, von ſeinem Stuhle aufſprang, und zu ſeinem Nachbar, dem Herzoge von Tremouille ſagte: — Entſchuldigt mich, Herzog! Ein wichtiger Beſuch nöthigt mich, die Tafel zu verlaſſen.

Und ohne Weiteres ging er hinweg, dem vorauseilenden Hoffmann raſchen Schrittes folgend.

Die franzöſiſchen Seigneurs ſahen einander betroffen und beleidigt an.

Herzog Bernhard aber, als er in ſeinen Empfangsſaal trat, und des beſtaubten Mannes anſichtig wurde, ſtreckte dieſem beide Hände entgegen, und rief: — Grüß Dich Gott, grüß Dich Gott, Hans! Es freut mich ja herzlich, daß Du mir endlich gefolgt biſt, und zwar bis daher in wilde Fremde.

— Ich fürchte, mein theurer Herzog, es wird Euch nicht freuen, was mich hierher getrieben hat.

— Iſt in Weimar unter den Meinigen Jemand verunglückt?

— Nein, fürſtliche Gnaden, dort iſt kein Unglück geſchehen. Aber dort wie überall in deutſchen Landen herrſcht Beſtürzung, daß man den letzten Hort unſers Glaubens und unſers Reiches im wälſchen Lande aufſuchen, und in Paris finden muß.

— Wem ſagſt Du das! Seit Monden wurmt es Niemand ſo ſehr als mich. Aber die Fürſten unſers Glaubens im deutſchen Reiche haben mich dazu gezwungen. Komm her, ſetz Dich zu mir, und laß uns ſprechen wie nüchterne Männer. Wie geht es Dir? Du ſiehſt angegriffen aus.

— Ich bin Tag und Nacht auf dem Pferde geweſen von der Grenze an, wo ich Euch noch zu finden hoffte, und wo ich die Nachricht fand, der tapferſte deutſche Herzog ſei nach Paris. Das hat mich angegriffen. Um Gottes willen, Herzog, wohin gerathen wir?!

— In's Unabſehbare, Freund, aber es ging nicht anders. Hör' mir zu!

Es war Hans von Starſchädel, zu welchem der Herzog ſprach. Er war mit dem Herzoge aufgewachſen, oder vielmehr der um etwa ſieben Jahr jüngere Herzog war unter den Augen Starſchädels aufgewachſen. Hans war ihm ein Vorbild kriegeriſcher Fertigkeit, in manchen Dingen ſogar ein junger Lehrer geweſen. Dergleichen vergißt ſich nie, weil es mit dem Ideale einer jungen Seele verwächſt, und deshalb ſchon hatte der berühmte Feldherr auch jetzt noch eine Theilnahme und Achtung für Hans, welche freundſchaftlich und groß war. Dazu hatte Hans nach der Nördlinger Schlacht und nachdem der ſächſiſche Kurfürſt ſich immer deutlicher dem Frieden zugeneigt, ſeine beiden Regimenter aus dem kurfürſtlichen Heere zurückgezogen und dem Heere Herzog Bernhard's zugetheilt. Zwei Regimenter waren nichts Geringes, und ſchon um deßwillen hatte Hans Anſpruch darauf, in der Frage um den Feldzugsplan gehört zu werden.

Der Herzog ſetzte ihm jetzt in fliegenden und ſchneidenden Worten auseinander, daß ſeit der Nördlinger Schlacht nicht der geringſte Halt mehr verblieben ſei im Heilbrenner Bunde., — Der Schwede tief geſchwächt und doch voll eigennütziger Anmaaßung, die evangeliſchen Stände furchtſam und zerfahren wie eine Taubenſchaar, welche den ſtarken Raubvogel über ſich ſieht. Was blieb übrig, Freund? Ein ſchmachvoller Untergang. Wenn ich mich damals ergab, ſo war es aus, und ein ſiebzehn Jahre lang geführter Krieg mit all ſeinen entſetzlichen Opfern vergeblich geführt. Der Kaiſer überzog das ganze Reich binnen drei Monaten mit eiſernen Klammern, er diktirte nicht den Frieden, nein, er vollzog lautlos die Unterwerfung, und machte mit der deutſchen Libertät was ihm gutdünkte, mit der Kirchenfreiheit was ihm und dem Pabſte gefiel. Konnte ich, durfte ich mich ergeben? Nein, tauſendmal Nein, und auch Du Hans, kannſt in alle Ewigkeit nicht Ja ſagen. Was blieb alſo übrig? Frankreich allein, welches mir die Hand entgegenſtreckte.

— Nein, Herzog! Rückzug in den Norden, wo der Kaiſer nur ſchwach vertreten war, wo ein Zuſammenſtehen mit dem Heſſen, mit dem Welfen Anhalt genug bot —.

— Anhalt genug? Haſt Du denn geſchlafen, daß Du nicht geſehen haſt, wie ich's verſucht habe? Daß Du nicht inne geworden biſt, wie der Welfe, ja wie ſelbſt die heſſiſche Landgräfin hinter meinem Rücken mit dem Kaiſer unterhandelt und ſich für den ſchlimmſten Fall ſicher zu ſtellen geſucht? In der Luft hing ich, und nichts blieb mir übrig.

— Wenn Alles verloren war, blieb der Rückzug nach Holland übrig wie Mannsfeld that. Zu Stammgenoſſen, zu Glaubensgenoſſen wenigſtens wurde da unſre Fahne geflüchtet, nicht aber zu den Wälſchen, zu den Katholiſchen. Was um Gotteswillen bietet dieſer Kardinal Richelieu für eine Bürgſchaft?! Iſt uns nicht ſelbſt der feindliche Kaiſer näher als dieſer wälſche Kardinal?!

— Warum nicht gar!

— Euer Haß gegen das Kaiſerhaus hat Euch irre geführt, Herzog. Selbſt der feindliche Landsmann bleibt doch unſer Landsmann, iſt doch dem gleißneriſchen Fremden vorzuziehen. Und nun gar jetzt, wie ſich's vorbereitet im Perſonenwechſel. Der jeſuitiſche zweite Ferdinand neigt ſich zum Grabe; ſein Sohn iſt beſſer, und wird ſich wahrſcheinlich den Jeſuiten entziehen —

— Aber Hans, was ſind das für Reden! Wer kann auf den Schlachtfeldern mit ferner Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit rechnen! Das Bedürfniß ſchreit, und will befriedigt ſein von heut zu morgen. Ich ſtand am Rheine, die franzöſiſche Hand war erreichbar bis morgen. Nach Oſten hinüber war alles Land ausgeſogen, und konnte meinen Leuten keinen Biſſen mehr liefern. Aber nach Weſten hin lag unberührtes Land, und zunächſt will und muß man leben.

— Was iſt Leben, wenn es die Selbſtändigkeit koſtet! Ihr habt Eure Selbſtändigkeit hingeben müſſen.

— Das iſt nicht wahr. War ich etwa ſelbſtändiger mit dem Schweden? Hat dieſer Oxenſtierna mich weniger gelähmt mit ſeiner Uebermacht als Bundeshaupt, mit ſeiner Bevorzugung des Schwiegerſohnes Horn? Wahrhaftig nicht. Beſſere Soldaten hatte er, das iſt wahr. Dieſe Franzoſen ſind erbärmlich. Aber darin liegt meine Stärke. Sie können das Feld nicht halten ohne mich, ohne uns. In Wahrheit alſo führe ich ſie.

— Und dennoch werden ſie Euch verwenden, wie man ſeinen Feldherrn, ſeinen Diener verwendet.

— Dazu ſind Zwei nöthig. Ich bin dieſer Zweite nicht. Mein Pakt mit ihnen lautet anders.

— Wie lautet er, Herzog?

— Unbeſtimmt und zweideutig.

— Alſo!

— Aber ſo, daß auch ich ihn deuten kann. Was bedeutet denn ein Pakt im Tumulte?! Die Thatſachen entſcheiden. Giebt's Thatſachen ohne Thaten? Mit meinen Thaten aber war es aus. Jetzt erſt, mit dieſer Hilfe erſt bin ich im Stande, wieder aufzutreten mit Thaten. Und entgegen kommen müßt Ihr mir, damit ſie für uns ausſchlagen, nicht durch Zweifel und Zagen mich ſchwächen. Des Kaiſers Landgrafſchaft, das Elſaß iſt mein nächſtes Ziel.

— Der Kardinal, heißt es, hat Euch dieſe Landgrafſchaft zugeſagt?

— Das hat er.

— Und vom Franzoſen wollt Ihr Euch ein deutſches Reichsland ſchenken laſſen!

— Schenken laſſen! Erobern muß ich's. Die kaiſerlichen Kriegsvölker bedecken es jetzt über und über. Dies Schenkenlaſſen kenn' ich! Hab' ich nicht Franken beſeſſen, und von Würzburg beherrſcht? Wo iſt es?

— Eben weil Ihr Euch's von einem andern Fremden, vom Schwedenkönige ſchenken ließet!

— Eben weil die Schenkung nichts bedeutet, wenn man ſich nicht die Macht bildet, es ſelbſt und kräftig zu behalten. Durch Eure Mithilfe will ich's behalten. Hinüber nach Schwaben will ich Euch die Arme reichen. Dort ſollt Ihr ein neues Bundesheer vorbereiten. Die zahlreichen Reichsſtädte ſollen ſich anſtrengen, wenn ihnen an ihrer Reichsfreiheit was gelegen iſt und an ihrem Glauben. Die Würtemberger ſind bereit. Ihr junger Herzog iſt bei mir. Auf jenen Winkel alſo zwiſchen Rhein und Schweiz richtet alle Kräfte. Die ſtolze Feſte des Breisgaues wird der Mittelpunkt meiner Thaten werden, Breiſach will ich ſtürmen und erſtürmen oder des Todes ſein. Dort ſoll und wird ſich die neue Wendung des Krieges erfüllen, ſei deſſen ſicher. Ich weiß was ich will. Hat der Kaiſer erſt dieſe feiſten Erbländer verloren, dann fehlt ihm das rechte Bein. Das kann ich aber nur von hier aus. Bin ich erſt wieder am Rheine, ſitz' ich feſt in Breiſach, dann bin ich auch mit Euch wieder in feſtem Zuſammenhange, und dann lege ich den Pakt aus mit dem Kardinale. Niemand kommt mir erwünſchter dafür in dieſem Momente als Du mein ruhiger und kluger Starſchädel. Du ſollſt die Fäden knüpfen mit all' unſern Glaubensgenoſſen in Deutſchland, welche noch halbwegs aufrecht ſind, und ſollſt Alles zuſammenziehen nach dem Schwarzwalde hin. — So ſprich! Warum ſchweigſt Du?

Da ging die Thür auf, durch welche ſie eingetreten vor einer Viertelſtunde. Kanzler Rehlingen ſchlängelte beſcheiden ſeinen kleinen, feiſten Körper herein, und erſchrak höchlich, als der Herzog ihm entgegen rief:

— Ich will nicht geſtört ſein. Von Niemand.

— Fürſtliche Gnaden — ſagte der erſchrockene Kanzler mit ſanfteſter Stimme — der Herzog von Tremouille ſchickt mich. Der König warte in St. Germain, die Wagen ſeien im Hofe bereit.

— Wenn mich der König im Louvre erwartete, dann würde ich bereit ſein. Jetzt hätte ich weder Zeit noch Luſt.

— Um Gotteswillen, fürſtliche Gnaden, das ſoll ich —

— Das ſollt Ihr ſagen, wem Ihr wollt, und mich jetzt in Ruh' laſſen.

Rehlingen zog ſich zurück, wie Jemand der unter eine ſtrömende Dachrinne gerathen iſt, und der zunächſt weder hört noch ſieht.

— Nun, ſo ſprich, Hans — fuhr der Herzog fort — begreifſt Du mich? Verſtehſt Du meine Zukunft? Uebernimmſt Du die Aufgabe? Bis zur Höhe des Sommers kann ich vor Breiſach erſcheinen.

— Ich begreiſe Euren Gedankengang, lieber Herzog, vollſtändig. Theilen kann ich ihn nicht.

— Hans!?

— Ihr hofft, dieſe abgefeimten wälſchen Politiker täuſchen zu können. Das wird Euch nicht gelingen. Denn Ihr werdet niemals ſo wahllos in den Mitteln der Täuſchung ſein, wie es dieſe Leute ſind. Und wenn es Euch gelänge, ſo wäret Ihr Eures Lebens nicht ſicher vor dieſen getäuſchten Pfaffen. Sie ſind und bleiben Pfaffen, wie weltlich ſie ſich anſtellen, dieſer Richelieu iſt ja doch das Frechſte was man ſehen kann: die Hugenotten im eigenen Lande bis auf den Tod verfolgen, und mit den ſchwediſchen und deutſchen Proteſtanten Herzensfreundſchaft heucheln. Die Lügenhaftigkeit iſt ja doch offenbar. Politiſche Eroberung ſuchen ſie, das ſteht außer Zweifel. Das deutſche Reich, unſer Vaterland wollen ſie beſchädigen und verringern zu ihrem Vortheile, und unſer beſter Mann im Felde, der Herzog Bernhard ſoll ihnen dazu behilflich ſein. Dies iſt der Kern der gleißenden Frucht.

— Meinethalben. Aber der Herzog Bernhard weiß das, und hat das Schwert in der Hand.

— Dies Schwert aber iſt nur geliehen. Es wird Euch in der Hand feſtgehalten werden, wenn Ihr Breiſach erobert habt, und nun fortkämpfen wollt im Zwecke unſers vaterländiſchen Streites. Denn alsdann dient Euer Kampf den Franzoſen nicht mehr. Sie wollen nur durch Eure Hilfe die Länder beſetzen, welche zwiſchen Frankreich und dem Rheine liegen, Lothringen, Elſaß, Hochburgund. Habt Ihr ihnen dort feſten Fuß verſchafft, dann habt Ihr Eure Dienſte gethan, und ſie werden dann dafür ſorgen, daß Ihr in Deutſchland ſelbſt zu keiner neuen, ihnen bedenklichen Macht gelangt.

— Zugegeben. Deshalb ſoll von Breiſach aus der zweite Abſchnitt beginnen, deshalb ſollſt Du Alles vorbereiten, daß ſich um den Schwarzwald unſre Partei zuſammenziehe, um mir die Hand zu reichen. Werfen wir dort den Kaiſer, ſo iſt es ein Kinderſpiel, rückwärts die Franzoſen aus dem Elſaß zu werfen.

— Ich halte das nicht für ein Kinderſpiel, wie ſchwach auch jetzt die Kriegsmacht Frankreichs ſei. Sie wird von Euch lernen, und die Franzoſen ſind ſehr begabt. Sie haben außerdem die einheitliche Leitung für ſich, während bei uns zehn Einzelne leiten wollen. Sie haben das Geld für ſich; wir ſind durch den langen Krieg verarmt. Sie haben einen familienhaften engen Zuſammenhalt für ſich, welchen ſie jetzt ſchon mit einiger Wirkung „Frankreich“ nennen, und welchen wir nicht haben. Wir haben uns zu groß gewöhnt und zu weit, und werden an dieſer Größe und Weite zu Grunde gehen. Ihr ſelbſt, Herzog, ſeid mir ein trauriger Beweis dafür. Daß Ihr hier aus der neidiſchen Fremde Hilfe holen wollt gegen unſer Vaterland, das iſt ein trauriger Beweis, wie der Familienſinn unter uns Deutſchen erſtirbt und verdirbt. Und was ſoll denn am Ende helfen und dauern über die Parteiſtreitigkeiten hinaus, wenn nicht der herzliche Sinn der Familie, der Sinn natürlicher Zuſammengehörigkeit! Nein, mein ſonſt hochverehrter Herzog, ich finde Alles

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

traurig beſtätigt, was mich in Furcht und Sorge hierher geſprengt, ich finde Euch auf einem Wege, welcher lebensgefährlich iſt für unſer Vaterland, und ich kann und darf nicht behilflich ſein, ihn fortzuwandeln: Ich muß meine Regimenter von Eurem Heere trennen.

— Hans, das wirſt Du nicht thun!

— Ich muß, Herzog, wie weh es mir thut. Dieſer Weg widerſtreitet meinem innerſten Gefühle.

— Du, unſer hingebendſter Mann in ſächſiſchen Landen, unſer vermögendſter obenein —

— Das bin ich ſchon nicht mehr. So viele Jahre lang zwei Regimenter erhalten zehrt das größte Beſitzthum auf. Mein Vermögen iſt ſchon zuſammengeſchmolzen bis auf einen kleinen Beſtand. Das thäte nichts. Ich hab' es erhalten zu ſolchem Zwecke, ich gäbe den Reſt mit Freuden hin. Aber nicht für das Gedeihen der Franzoſen.

Da öffnete Rehlingen zum zweiten Mal die Thür. Sehr vorſichtig. Er war auf den unangenehmſten Empfang gefaßt. Denn der Herzog Bernhard war eine leidenſchaftliche Natur. Vorherrſchend ruhig, ja ſanft brach plötzlich ſtürmiſches Weſen aus ihm hervor, wie ein Orkan, wenn die Unterredung oder die Schlacht auf einen Höhepunkt gekommen war. Dieſen Höhepunkt fürchtete jetzt Rehlingen, und mit beſcheidenſtem Tone brachte er vor, was er vorzubringen ſich gezwungen fühlte. Vorſichtig ſtellte er eine Schildwache vor ſeine Worte, den ſchwediſchen Geſandten, den Herrn Hugo van Groot; denn er wußte, daß Herzog Bernhard intim mit dieſem Manne zuſammenhing, und ein volles Vertrauen auf ihn ſetzte. Der ſchwediſche Geſandte — hauchte Rehlingen in den Saal hinein, während der Herzog drohend auf ihn zuſchritt — Excellenz van Groot, fürſtliche Gnaden, zwingt mich, nochmals einzutreten, und Eurer fürſtlichen Gnaden auszurichten, was er für hochwichtig, ja für kapital erachtet. Es ſei eine Kriegserklärung was fürſtliche Gnaden mir da vorhin aufgetragen. Der König mit dem ganzen Hofe warte in St. Germain. Er könne die Beleidigung Eures Ausbleibens nicht vergeben, auch wenn der Kardinal das wollte, auch wenn der König ſelbſt es wollte. Der Stolz der Seigneurs, die draußen ſchon blaß vor Erbitterung durcheinander laufen, ließe das nicht zu. Der König gälte für entwürdigt. Das könne er nicht hinnehmen ohne eigene Gefahr. Das Bündniß mit Euch ſei dadurch geſprengt, und Eure Perſon ſei dem Aeußerſten ausgeſetzt. Ihr wäret nicht bei Eurem Heere, Ihr wäret hier allein; kurz, es ſei dies eine Lage, welche die ganze niedergehaltene Macht der katholiſchen Partei zum Ausbruch bringen würde. Excellenz van Groot läßt Euch beſchwören, ſogleich nach St. Germain zu fahren, wenn Ihr nicht Eure ganze Sache, ja Euer Leben auf's Spiel ſetzen wolltet!

Der Herzog ſtand dicht vor dem zitternden Rehlingen, als dieſer mit obigen Worten ſchloß.

— Ihr ſeid ein furchtſamer Haſe, Leder — ſagte der Herzog mit überraſchend ruhigem Tone — und van Groot übertreibt wie ein Schriftgelehrter. Wartet!

Dann ging er mit großen Schritten im Saale auf und nieder, und blieb endlich vor Hans ſtehn.

— Nun, abtrünniger Freund, wollen wir zu Pferde ſteigen, und hinaus ſprengen? Vielleicht erreichen wir Toul und mein Heer. Was dann? Dann kommandir' ich Kehrt! und wir marſchiren die Moſel abwärts, und wehren uns ſo gut wir können, wenn die Kaiſerlichen in unſre Flanke brechen, und am Ende laſſen wir uns aufrollen, und zuſammenhaun, und das letzte evangeliſche Heer iſt vernichtet, der Kaiſer iſt unumſchränkter Herr. Iſt damit Deinen patriotiſchen Gewiſſensſkrupeln Genüge gethan?

Hans ſchwieg. — Der Herzog ebenfalls. Er beſaß die Kraft, ſeine erregte Leidenſchaft jählings zu zügeln. Dieſe Kraft machte ihn zum Feldherrn. Er hatte ſich Rehlingen gegenüber gezügelt, und jetzt reiſte ein kühler Entſchluß in ihm.

— Du ſchweigſt? — fuhr er fort — Du biſt unſicher, ob es mir Ernſt iſt. Doch! doch! Ich habe immer noch etwas in mir von der jugendlichen Begeiſterung aus der Weimarſchen Zeit, wenn Ihr mir von der Weltgeſchichte erzähltet und von den großen Opfern eines Leonidas, eines Regulus. Ich kann noch heute darüber hinweg ſehn, daß jenes Todesopfer des Leonidas und der dreihundert Spartaner keine ſichtbare Folge hatte. Ich kann's noch immer billigen, daß mein Ahnherr Johann Friedrich die Kurwürde auf's Spiel ſetzte und verlor durch ſtarren Trotz gegen Kaiſer Karl, ich kann noch ſchwärmen wie Du trotz all den Erfahrungen die ich gemacht, trotz all den Enttäuſchungen, die ich erlebt. Wohlan denn! Ueberlaſſen wir das Vaterland ſeinem Schickſale, und geben wir jedes verwegene Mittel auf zu ſeiner Rettung. Wir werden uns perſönlich dabei beſſer befinden, und am Ende noch ein himmelhohes Lob ernten für unſre Enthaltſamkeit und Ruhe. Man wird von uns ſagen: das waren gründliche deutſche Patrioten! Denn in einem Kriege, der ſchon lange von beiden Seiten mit ausländiſchen Truppen geführt wurde, ſahen ſie plötzlich ein, daß dies ein patriotiſcher Fehler ſei. Bei Nördlingen waren ſie durch die ſpaniſche Infanterie beſiegt worden, aber ſie hielten es doch trotz aller Schweden mit einem Male für undeutſch, das Geld der Franzoſen anzunehmen, um ihre Sache vom Untergange zu retten, ſie überließen aus feinem patriotiſchen Skrupel dem feindlichen Kaiſer mit ſeinen Spaniern das Reich und die Kirche. Sie erretteten ſich im letzten Augenblicke vor übler Nachrede. Coriolanus hatte ſie gewarnt, ſie waren der Schulzeit treulich eingedenk. Topp! Entlaß Deine beiden Regimenter. Sie ſind die beſten meines Heeres. Einige andere werden ihnen folgen. Denn was ſie thun wird als ſchwer wiegendes Beiſpiel wirken. Und nun hört es auf mit meiner Selbſtändigkeit. Alſo geſchwächt werde ich ein franzöſiſcher General. Das ſteht einem Herzoge von Sachſen nicht zu Geſicht. Ich werde deshalb wie eine Novize, die ſich aus der Welt zurück zieht, nach St. Germain fahren, und dem Könige von Frankreich meine Abdankung anzeigen. Was thun wir dann? Wir flüchten ſelbander nach Holland, wenn die durch mich getäuſchten Franzoſen nicht in ihrem Grimm mich feſtnehmen oder todtſchlagen — gleichviel! Coriolan auf eine andere Manier, und der allmächtig gewordene Kaiſer lobt am Ende noch ſelber meinen antiken Vaterlandsſinn, und läßt mich nach Weimar zurückkehren, damit ich dort Kohl baue und in der Stille ſterbe als gerechter Bauer. So ſei es denn! Iſt es Dir recht?

Hans litt entſetzlich unter dieſer Rede. Zwei große Thränen rollten über ſeine Wangen.

Er gab dem Herzoge nicht Recht. Aber er mußte ſich eingeſtehn, daß er ihn vernichte, wenn er jetzt auf ſeinem Rechte beharrte. Mühſam brachte er die Worte hervor: So behaltet meine Regimenter, und —

— Und? — Du übernimmſt die Aufgabe, all unſre noch möglichen Kräfte zu einen und nach dem Schwarzwalde zu führen?

— Das gewiß. Denn das iſt ja meinen Grundſätzen und meiner Seele entſprechend.

— Wohl! Heut Abend ſchreib' ich Dir die Vollmachten. — Leder! Ich hab' einen Betſaal verlangt für unſern Prediger. Iſt das in Ordnung?

— Noch nicht, fürſtliche Gnaden.

— So laßt es auf der Stelle in Ordnung bringen. Und zwar hier in dieſem Saale. Ruft meinen Hofprediger. Er ſoll hier Gottesdienſt halten. Und die Thüren werden geöffnet. Die Franzoſen ſollen es ſehen.

— Fürſtliche Gnaden, der Eindruck —

— Ich befehl' es. Sie ſollen ſehen, dieſe Hugenottentödter, was mir mein Glaube gilt. Ich bin als freier Gaſt hier, und der König draußen mag es erfahren, ehe wir Auge in Auge einander gegenüber ſtehn.

— Und der Herzog von Tremouille, welcher wartet, fürſtliche Gnaden —?

— Soll warten, bis unſer Gottesdienſt beendigt iſt. Eher fahre ich nicht. Vorwärts!

Rehlingen gehorchte — voll Angſt und Beſorgniß. Denn es war eine ſchreiende Herausforderung der franzöſiſchen Regierung, welche nirgends in Frankreich auch nur eine Andeutung proteſtantiſchen Gottesdienſtes duldete.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde war Alles im Gange. Der Hofprediger des Herzogs, äußerſt bereit zu dieſer herausfordernden geiſtlichen Handlung inmitten der katholiſchen Hauptſtadt, hatte einen Tiſch wie einen Altar herrichten laſſen. Das Evangelienbuch wurde aufgeſchlagen, die Abendmahlsgeräthe Kelch und Brotſchüſſel wurden aufgeſtellt, ſämmtliche Begleitung des Herzogs bis auf den letzten Diener war herzu gerufen, der Prediger trat vor den Altartiſch, im Halbkreiſe ſtehend gruppirte ſich die Zuhörerſchaft, der Herzog und Hans von Starſchädel in der Mitte.

Rehlingen hoffte noch, die ärgſte Herausforderung, das Oeffnen der Thüren vermeiden zu können. Denn auf ſeine leiſe Mittheilung draußen an den ſchwediſchen Geſandten hatte dieſer erſchreckt ausgerufen: das kann zu einer Kataſtrophe führen! Dieſer Ausruf war gehört worden, die ohnehin ſchon gereizten Seigneurs hatten nachgefragt, hatten in ſcharfer Weiſe Auskunft verlangt. Grotius hatte ſie ihnen ſo ſchonend wie möglich gegeben, und es war eine ſtürmiſche Bewegung ausgebrochen unter den franzöſiſchen Herrn. Der Herzog von Tremouille hatte ſogleich einen Boten abgeſendet, wahrſcheinlich um Verhaltungsbefehle einzuholen. Ein zweiter Bote war ihm nachgeeilt, erſichtlich von andrer Seite. Denn der Kardinal hatte trotz aller Vorſicht der Königlichen dafür geſorgt, daß auch für ihn ein Vertrauter vorhanden war in der Deputation, welche den Herzog empfing.

Grotius hatte Beides bemerkt, und Rehlingen zugeflüſtert: Sorgt nur, daß es wenigſtens raſch vorüber geht, und — wie geſagt — daß die Thüren nicht aufgemacht werden.

Herzog Bernhard aber, wie geſchmeidig und frei er ſein mochte in politiſchen Fragen, war in Betreff ſeines Kirchenglaubens ſtreng und eng. Man konnte nicht ſagen, daß er intolerant geweſen wäre, nein, er zeigte ſich oft nachſichtig und billig für Andersgläubige. Aber er geſtattete nie, daß ſeinem Glauben etwas vergeben würde, er bekannte ihn überall unumwunden und mit vollem Nachdruck.

Als er jetzt inne wurde, daß die Thür geſchloſſen blieb, winkte er dem Prediger mit der Hand zum Zeichen, es ſolle der Anfang des Gottesdienſtes noch verzögert werden. Er ſelbſt aber rief mit ſtarker Stimme: Oeffnet die Thür!

Konrad, der ebenfalls zugegen war, fühlte ſich berufen, dies auszuführen. Sein ſtreitſüchtiges Naturel witterte, daß hier eine Herausforderung ſtatt finden ſollte. Er begnügte ſich alſo nicht mit dem Oeffnen, ſondern rief den im Zwiſchenzimmer anweſenden Franzoſen mit brutalem Stentorlaute zu: „Silentium!“ Dies lateiniſche Wort war ihm irgendwoher angeflogen, und da er nicht franzöſiſch reden konnte, ſo hielt er es hier den Wälſchen gegenüber für beſonders geeignet. Ausrufe und Murren antworteten ihm, und der Lärm wurde dadurch vermehrt, daß auf ſeinen grellen Ruf nun auch die Seigneurs aus dem Speiſeraume in das Zwiſchenzimmer herein drängten. Er wiederholte deshalb in noch heftigerem Tone „Silentium!“ und ſein wildes Ausſehn erhöhte noch die drohende Herausforderung.

Der Prediger nahm keine Notiz davon. Ihm war es ſichtlich eine beſondere Genugthuung, evangeliſchen Gottesdienſt zu halten mitten im katholiſchen Paris, und er war denn auch darauf bedacht, ihn ſo herausfordernd wie möglich zu halten. Die Abendmahlsfeier mit Brot und Wein von Seiten der Gemeinde war der herausforderndſte Ritus. Die Thatſache ſprach da deutlich genug, wenn der Franzoſe auch kein Wort verſtand: er ſah, daß auch dem Laien der Wein gereicht wurde, welchen in der katholiſchen Kirche der Prieſter allein genießt. Ebenſo unterſcheidend iſt die Betheiligung der Gemeinde durch den gemeinſchaftlichen Geſang.

Der Prediger ſtimmte alſo das Lied Johann Heermanns an, welches als Abendmahlslied in damaliger Zeit in der lutheriſchen Kirche gebräuchlich war. Herzog Bernhard und die Seinigen, welche es ſämmtlich auswendig wußten, ſtimmten in vollen Tönen ein, und durch den Hof des Arſenals klang aus den geöffneten Fenſtern ein Choral, welcher ſeit Unterdrückung der Hugenotten ganz fremd geworden war:

Als Jeſus Chriſtus in der Nacht,
Darin er ward verrathen,
Auf unſer Heil war ganz bedacht,
Daſſelbe zu erſtatten —

Da nahm er in die Hand das Brot
Und brach's mit ſeinen Fingern,
Sah auf gen Himmel, dankte Gott,
Und ſprach zu ſeinen Jüngern:

Nehmt hin und eßt, das iſt mein Leib
Der für euch wird gegeben,
Und denket, daß ich euer bleib
Im Tod und auch im Leben.

Desgleichen nahm er auch den Wein
Im Kelch, und ſprach zu allen:
Nehmt hin und trinket insgemein,
Wollt ihr Gott wohlgefallen.

Hier geb ich euch mein theures Blut
Im Kelche zu genießen,
Das ich für euch und euch zu gut
Am Kreuze werd' vergießen.

Das macht euch aller Sünden frei,
Daß ſie euch nicht mehr kränken:
So oft ihr's thut, ſollt ihr dabei
An meinen Tod gedenken.

O Jeſu! Dir ſei ewig Dank
Für Deine Treu und Gaben;
Ach, laß durch dieſe Speiſ' und Trank
Auch mich das Leben haben.

Als der Geſang beendigt war, wendete ſich der Geiſtliche mit dem Geſichte nach dem Altar, und goß Wein in den Kelch. Man ſah, daß an Austheilung des Abendmahls gegangen werden ſollte.

Während dieſer Pauſe trat ein franzöſiſcher Officier aus dem Zwiſchenzimmer in den Saal, und ſchritt zum Herzoge Bernhard. Es war Guébriant, welcher ſchon ſeit längerer Zeit neben dem Herzoge im Felde geſtanden und von allen Franzoſen dem Herzoge am vertrauteſten geworden war. Er ſprach mit gedämpfter Stimme: Hoheit! Der Herzog von Tremouille ſendet Euch durch mich die dringende Bitte: dieſen Gottesdienſt ſogleich abbrechen zu laſſen. Er macht ein drohendes Aufſehn. Der Hof unten füllt ſich mit Zuhörern, unter denen wahrſcheinlich zahlreiche Hugenotten. Man hört aufrühreriſche Aeußerungen, und es ſteht ein gefährlicher Tumult zu beſorgen. Ihr wißt, daß der König und die katholiſche Kirche in Frankreich ſolchen Gottesdienſt nirgends geſtattet, und daß —

— Genug! — unterbrach ihn der Herzog — Sagt dem Herrn, daß ich Proteſtant und Gaſt des Königs von Frankreich bin. Mein Leib iſt dahier nicht ohne meine Seele. Dieſe braucht Nahrung wie mein Leib. Iſt dies dem Könige zuwider, ſo ſoll er mir's ſagen laſſen, er ſoll mir's ſagen laſſen. Dies wird mir Kündigung ſein, daß wir nicht zuſammen ſtimmen, und ich werde ſeine Hauptſtadt, ſein Reich und ſeine Sache verlaſſen ſtehenden Fußes. Bis er, der König, dies trennende Wort geſprochen, werd' ich auch hier zu Lande meinem Gotte dienen wann und wo es mir gefällt, und wer das hindern will, wird unſre Schwerter fühlen. Dies für Euren Herrn von Tremouille. Gott befohlen!

Guebriant ging hinaus. Der Herzog aber winkte dem Geiſtlichen, welcher ſich wieder zur kleinen Gemeinde herum gewendet, in ſeinem Amte fortzufahren.

Es war eine große Stille eingetreten. Jedermann ahnte, was dieſe leiſe Unterredung der beiden Kriegsmänner zu bedeuten habe, und in dieſer Stille klang es ſehr feierlich, als der Geiſtliche jetzt die Einſetzungsworte des Abendmahls intonirte. Recitativiſch, wie es der lutheriſche Ritus vorſchreibt, ohne irgend eine muſikaliſche Begleitung, die reine Menſchenſtimme. Ein wohlklingender Bariton des Geiſtlichen kam der Feierlichkeit ſehr zu ſtatten, er drang ſonor hinab bis in die ferneren Höfe des Arſenals. Es wehte wie ein tiefer Schauer des Gottesdienſtes durch das alte Waffenhaus als der Geiſtliche ſang:

Unſer Herr Chriſtus — in der Nacht, da er verrathen ward — nahm er das Brot — dankete und brach's, und gab's ſeinen Jüngern und ſprach: — Nehmet hin und eſſet — das iſt mein Leib — der für Euch gegeben wird — ſolches thut zu meinem Gedächtniß. —

Deſſelben gleichen nahm er auch den Kelch nach dem Abendmahl — dankete und gab ihnen den und ſprach — Nehmet hin, und trinket alle daraus — dieſer Kelch iſt das neue Teſtament in meinem Blut — das für euch vergoſſen wird zur Vergebung der Sünden. — Solches thut ſo oft ihr's trinket zu meinem Gedächtniß.

Nun ſchwieg er. Der Herzog trat einige Schritte näher zu ihm, und kniete nieder. Hans und alle Uebrigen thaten eben ſo in einem Halbkreiſe, und der Geiſtliche reichte einem nach dem Andern Brot und Wein, indem er in tiefem, gedämpftem Tone dazu ſprach: Für Euch gegeben und vergoſſen zur Vergebung der Sünden.

Als Alle betheiligt waren, ſprach er den Segen, und die ganze Verſammlung erhob ſich wie ein Mann, ruhig ſtehen bleibend, und lautlos ein Vaterunſer betend.

Bis daher war es unten im Hofe und im Zwiſchenzimmer ruhig verblieben. Jetzt erhob ſich von unten Lärm, und im Zwiſchenzimmer brach ein raſſelndes Geräuſch los, als ſollten die Waffen an die Reihe kommen.

Herzog Bernhard reichte Starſchädel die Hand und ſagte: Auf heut Abend! Dann ging er raſchen Schrittes auf das Zwiſchenzimmer zu.

Man wich zurück vor dem ſtattlich daher kommenden jungen Feldherrn, welcher tiefen Ernſtes auf die Seigneurs blickte. — Herr Herzog von Trémouille! rief er.

Dieſer, ein ſchöner Mann, trat vor ohne ein Höflichkeitszeichen.

— Ich bin bereit, nach St. Germain zu fahren.

Ohne eine Antwort abzuwarten ſchritt der Herzog weiter. Ein Mann von Mittelgröße, dunkel und einfach gekleidet, ſchloß ſich ihm an, und ſprach leiſe Worte. Das magre Antlitz des Mannes war von einer ſtattlichen Naſe und etwas ſtarren Augen beherrſcht. Ebenſo ſtarr waren die Geſichtszüge und der ſchmallippige Mund. Aber feine Zuckungen liefen öfters vom Munde zu den Augen, und verriethen, daß ein beweglicher Geiſt in dieſem Kopfe waltete. Es war Hugo Grotius, welcher als ſchwediſcher Geſandter den Herzog nach St. Germain begleiten wollte. Schweden war in engem Bündniſſe mit Frankreich, und hatte lange die Vermittelung geführt zwiſchen Richelieu und den proteſtantiſchen Häuptern in Deutſchland. Hugo de Groot war alſo darauf bedacht, dieſe Vermittelung feſtzuhalten auch in dem vorliegenden Falle, obwohl man ſie nicht in Anſpruch nahm. Denn Bernhard wie Richelieu wollten ſelbſtändig miteinander verkehren.

Hugo de Groot war aber nicht bloß ſchwediſcher Geſandter, er war eine große proteſtantiſche Autorität durch ſein überlegenes Wiſſen in ſtaats- und völkerrechtlichen Fragen, er war dem Herzoge auch als Privatmann und Glaubensgenoſſe ein willkommener Begleiter. Sie waren während der letzten Jahre fleißig im Verkehr miteinander geweſen, und Kanzler Rehlingen hatte Groots Kenntniß und Rath vielfach in Anſpruch nehmen müſſen. Dazu kam, daß Groot kein geborner Schwede war, alſo auch nicht bis zum Letzten parteiiſch für ſein Amt erfunden wurde, ſondern Verſtändniß beſaß und zeigte für des Herzogs deutſche Abſichten und Pläne. Kurz, ſie ſtanden einander recht nahe, und als die Stiege herauf Hugo's Sohn, der gelbe Dietrich, mit langen Schritten immer über je zwei Stufen gehaſtet kam, da blieb der Herzog freundlich ſtehn, um ſich ihn durch den Vater vorſtellen zu laſſen. —

Er hatte Dringendes zu melden. Unten entwickle ſich ein Kampf. Schon die Volksmaſſe im Hofe habe ſich geſtritten, weil Hugenotten unter ihr lebhafte Sympathie ausgedrückt für den deutſchen Herzog und für den Gottesdienſt da oben.“ Dann ſeien Reiter angekommen aus dem Louvre, und gleichzeitig mit ihnen Fußtruppen. Die machten einander den Eingang ſtreitig, und allen Aeußerungen nach ſeien die Reiter von der königlichen Partei und gegen den Herzog von Sachſen geſtimmt, die Fußtruppen aber von der Partei des Kardinals für den Herzog. — Hört Ihr den Lärm, ja das Degenklirren? — ſchloß er athemlos — das Volk wird Partei nehmen, es wird ein blutiges Gemetzel entſtehn, und fürſtliche Gnaden werden hier unbeſchützt in ſchlimmere Gefahr ſtürzen als in offener Feldſchlacht. Bleibt im Hauſe, ich beſchwöre Euch. Wir werden den Zugang zur Stiege vertheidigen bis zum Aeußerſten.

Er machte dabei Miene, ſeinen Degen aus der Scheide zu ziehn.

Der Herzog lächelte, und legte die Hand auf ſeine Schulter, als wollte er den jugendlichen Ungeſtüm dämpfen. Als geborener Diplomat hatte Dietrich in der Sprache berichtet, welche den hinter Bernhard herabſteigenden Franzoſen unverſtändlich war, in der deutſchen, und der Herzog ſtieg weiter hinab, als ob er nichts erfahren hätte.

Seine Erſcheinung im Hofe that ihre Wirkung. Neugier iſt oft ein Beruhigungsmittel. Jedermann wollte den berühmten Fremdling in Ruhe ſehn, Jeder rief ſeinem Nachbar zu, ſich ſtill zu verhalten, und ſo gewannen die Trabanten, welche von den Seigneurs in Anſpruch genommen wurden, Gehör und Raum, und konnten die Volksmaſſe zurück drängen. Der große Staatswagen fuhr vor; Herzog Bernhard ſtieg ein; der Herzog von Trémouille ſetzte ſich zu ſeiner Linken, und wollte raſch Befehl geben, daß das Viergeſpann in den Wirrwarr unter dem Ausgangsthore hineinſprenge. Denn dort ſtanden ſich wirklich Reiter und Fußtruppen mit gezückten Waffen gegenüber. Eine Handbewegung Bernhards hielt den Befehl auf. Mit ſtarker Stimme rief er nach dem Stiegenhauſe hinüber: Meine Herrn Officiere wollen mich zu Pferde begleiten, und mein Pferd ſoll mitgenommen werden! Dann ſagte er in franzöſiſcher Sprache zu dem Herzoge von Trémouille: Alles iſt fertig; laßt ſcharf fahren.

Die Truppen unter dem Thorwege wurden gewahr, daß der Wagen keine Umſtände mit ihnen machen würde, ſie räumten das Gewölbe, indem ſie ſich unter Scheltworten nach der Straße hinaus zogen, und die Karoſſe ſauſte an ihnen vorüber.

Draußen im Luſtſchloſſe St. Germain wurde dieſe Verſpätung vielfach empfunden.

Es war ein lieblicher Frühlingstag. Leichte weiße Wolken verdeckten die Sonne, und geſtatteten doch der Wärme eine milde Verbreitung. Die Winde ſchwiegen völlig, und auf der Terraſſe am linken Seine-Ufer wandelten die Hofleute in ihren ſchönen Kleidern umher, als ob ſie in einem Saale ſich befänden. Kein Staub, kein Schmutz; junger, elaſtiſcher Raſen zu den Füßen, lichtgrünes neues Laub über den Häuptern, und vor ihnen die reizende Ausſicht nach der Pariſer Ebene hinauf. Das linke Ufer der Seine erhebt ſich hier, wo das Luſtſchloß ſteht, faſt ſteil empor, und gewährt eine weite Fernſicht über das wohl angebaute, reichlich mit Bäumen verſehene Land. Dadurch unterſcheidet ſich dies alte Luſtſchloß von der ſpäteren Schöpfung Ludwigs XIV., von dem ſtolzen Verſailles. Es ſteht gleichſam in Verbindung mit dem Lande, und umfaßt mit dem Blicke die Landſchaft bis nach Paris. Verſailles dagegen liegt in der Tiefe, und ſeine Fronte iſt abwärts von Paris gerichtet auf den großen einſamen Park.

Die Hofleute waren über ſich ſelbſt erſtaunt, daß ſie zu Naturgenuß berufen ſchienen. Als die Stunde geſchlagen, welche zum Empfange beſtimmt war, und ſie ſich eiligſt dem Schloſſe zugewendet, hatten ſie zu ihrer Ueberraſchung erfahren, daß von der Poſtenkette, welche bis Paris aufgeſtellt war, die Nachricht eingegangen: der deutſche Herzog habe Paris noch gar nicht verlaſſen, er ſei alſo in einigen Stunden erſt zu erwarten, und der König wolle die Herrſchaften nicht veranlaſſen, ſich jetzt ſchon in den Empfangsſälen einzufinden.

Sie hatten ſich alſo wieder unter den Bäumen zerſtreut, und ſonderten ſich jetzt in Gruppen, welche ſich hie und da niederſetzten.

Eine der belebteſten Gruppen hatte ſich um eine Dame gebildet, welche ein beſonderes Anſehen zu genießen ſchien. Sie war ſchlank gewachſen, und war etwas frei gekleidet. Nur ein dünnes Spitzentuch bedeckte die wohlgebildeten Schultern, vielleicht nur um Luft und Sonne abzuhalten, und drinnen im Saale abgelegt zu werden. Schwarzes

Haar umrahmte in üppigen Locken ein geiſtvolles Antlitz, welches ſich ungemein lebendig bald hierhin, bald dorthin wendete, und in ſeinen Zügen eine auffallende Abwechſelung zeigte. Bald ſtreng, bald lachend, oft auch malitiös ſcharf richtete ſich dies Geſicht am Oefterſten auf einen kleinen Mann mit grauem Haare, mit welchem ſie zu ſtreiten ſchien. Dieſes graue Männlein war ein Gegenſatz zu ihr. Sein ſchlaffes Geſicht war ganz unbeweglich. Seine Augen waren halb zugedeckt von Augenlidern, welchen die Kraft verſagt ſchien, ſich ganz in die Höhe zu ziehen. Und doch mußten die Antworten dieſes apathiſchen Mannes immer ſchlagend oder herausfordernd ſein, denn die Dame verrieth immer einen ſcharfen Eindruck, wenn der Graukopf mit leiſer Stimme etwas geſprochen hatte.

Sie war die Nichte Richelieus, Marquiſe de Combalet, Herzogin von Aiguillon geheißen, eine junge Witwe von etwa dreißig Jahren, welcher man nachſagte, daß ſie ſehr kokett wäre, und den erwarteten deutſchen Bären in ihre Netze einfangen wollte.

Der kleine Graukopf hieß Desnoyers, und war Miniſter, alſo wohl eine Kreatur ihres Oheims. Letzteres läugneten Manche. Sie behaupteten, Desnoyers ſei dem Kardinal keineswegs ergeben, und ſtrecke ſeine Fühlfäden nach verſchiedenen Seiten. So nach dem Könige wie nach den ſtrengen Katholiken. Der Kardinal könne dieſes Mannes aber nicht entbehren, weil er ein großes Regierungstalent ſei, und wage es nicht, ſich deſſelben zu entäußern, weil Desnoyers die mächtigſten Beſchützer habe.

Der Kardinal ſelbſt war nicht zugegen. Er galt für unwohl, und mußte das Zimmer hüten zu Rueil, ſeinem Landhauſe unweit Paris.

An jene Gruppe trat jetzt ein Kavalier des Königs, und beſtellte die Ordre: Seine Majeſtät wünſchte Herrn Miniſter Desnoyers zu ſprechen.

Dieſer verbeugte ſich leicht, und ging langſamen Schrittes zum Schloſſe. Die Herzogin von Aiguillon aber hielt den Kavalier mit der Frage zurück: ob etwas vorgefallen ſei?

— Allerdings! — entgegnete der Kavalier — die Nachrichten, welche der Herzog von Trémouille aus dem Arſenal heraus ſendet, lauten ſehr unerwartet. Er hat Truppen aus dem Louvre requirirt —

— Truppen? Wozu? — fragte in hochfahrendem Tone die Herzogin von Aiguillon.

— Der Herzog von Sachſen hat ſich brüsk benommen, und hat öffentlichen Gottesdienſt angeordnet im Arſenale, hugenottiſchen Gottesdienſt.

Dies Wort verbreitete ſich wie ein Lauffeuer; von allen Seiten drängte man ſich an die Gruppe heran.

— Was iſt da zu verwundern? — rief die Herzogin — er iſt ein Lutheraner, und wie es ſcheint ein frommer. Er kommt ja nicht zu einem Concil nach Paris, ſondern zur Konferenz für einen Feldzug.

— Der König denkt nicht ſo frei hierüber — fuhr der Kavalier fort — und nimmt das ganze Betragen ſehr übel.

Vor allen Dingen iſt der König von Frankreich nicht gewohnt, zu warten.

Ein beiſtimmendes Gemurmel ließ ſich ringsum vernehmen.

— Ah, Kriegsmänner ſind keine Hofleute! — ſprach lachend die Herzogin — und die Fürſten des deutſchen Reichs halten ſich nach dem Kaiſer für die vornehmſten Herren der Erde. Das Reich heißt eben heilig römiſch deutſches Reich. Man darf einen Herzog von Sachſen nicht verwechſeln mit unſern Herzögen. Dieſe deutſchen Herzöge ſind reichsunmittelbar. Das bedeutet ſehr viel, ſagt mein Oheim.

— Es bedeutet in fremden Landen — erwiederte der Kavalier — ſo viel als man zugeſtehen will. Und der König ſcheint nach dieſem Vorfalle nicht mehr geneigt zu irgend einem Zugeſtändniſſe. Im Gegentheile. Er bedauert deshalb, daß Seine Eminenz der Herr Kardinal nicht zugegen iſt bei der Feſtſtellung ſtrenger Maßregeln, und er hat deshalb den Herrn Miniſter Desnoyers rufen laſſen, um dieſem ſeine Befehle auszudrücken.

— Gott gebe, daß ſie paſſend ſind! — ſagte die Herzogin mit malitiöſer Schärfe — denn an der Schwelle eines Kriegs mit Spanien und dem deutſchen Reiche wird ein Feldherr ſchwerer wiegen als irgend eine Etikette.

Der Kavalier entfernte ſich voll Aerger, und die Zuhörer zerſtreuten ſich, ebenfalls voll Unmuth über die dreiſte Nichte des Kardinals. — Wer iſt denn ſchuld, flüſterten ſie einander zu, daß wir Spanien und das deutſche Reich gleichzeitig auf den Hals bekommen, als die ſchlechte Politik des Kardinals?!

Dieſer Kardinal hatte hier unter dem Hofadel gar keine Freunde.

Ebenſo wenig aber gab es hier Hugenotten, wenn auch nur verſteckte. Daß Ludwig XIII. der Sohn Heinrichs des Vierten, des einſtigen Hugenottenprinzen ſei, war in Niemandes Gedächtniß. In dieſem kränklichen, melancholiſchen Könige lebte nichts von der Friſche des Vaters, auch nichts von der Friſche der Erinnerung, daß die Krone ja doch nur durch die tapfre Hilfe der Hugenotten an die Bourbons aus Bearn übergegangen war. Und dieſe tiefe Vergeßlichkeit hatte tiefe Entfremdung von beiden Seiten zur Folge gehabt.

Um ſo ſchwerer war für die Herzogin von Rohan die Aufgabe, jeweilig doch am Hofe zu erſcheinen. Ihr Gemahl wollte es aus guten politiſchen Gründen, und ſie hatte ſich auch heute gefügt. Einſam ſaß ſie mit ihrem Töchterlein auf abgelegener Seite unter den Bäumen, flüchtig, wenn auch reſpektvoll gegrüßt von Vorüberwandelnden. Der gute und große Name Rohan, die hochgeachtete Tüchtigkeit des fernen Herzogs, die würdige Haltung der Herzogin erzwangen dieſen Reſpekt. Ein alter Seigneur wagte es auch, eine kleine Weile bei ihr ſtehen zu bleiben, und ſie zu unterrichten über das was mit dem Herzoge von Sachſen vorginge, der ſich ſo herausfordernd gegen den König benommen und dieſen in Zorn verſetzt habe.

Die Herzogin war erſchrocken über dieſe Nachricht, und doch gewährte ihr die Nachricht eine innere Genugthuung.

Der öffentliche Gottesdienſt ihres Glaubens, öffentlich mitten in Paris, die geringſchätzige Behandlung des in allen Formen eitlen Königs — ſie hätte eine Heilige ſein müſſen, wenn ihr Sinn davon nicht gelabt worden wäre.

Ihre Tochter jubelte geradezu darüber. Das junge Blut, aufgewachſen in den Gedanken und Wünſchen der Eltern, fand ihr Ideal in dieſem deutſchen Herzoge, und klagte nur darüber, daß er nun am Ende aus Geringſchätzung für den König gar nicht käme, und ſie ihn nicht zu ſehen kriegte. Einmal über das andre lief ſie an die zehn Schritte weit entfernte Barriere, um ſeitwärts hinab zu ſchauen auf den Fahrweg, wo der letzte Reiterpoſten aufgeſtellt war. So lange ſich der nicht in Bewegung ſetzte, um das Herannahen des Gaſtes im Schloſſe zu melden, ſo lange war an die Ankunft des Herzogs nicht zu denken.

Sie ſah gar lieblich aus, die ſechzehnjährige Marguérite im duftigen ſchneeweißen Gewande, wenn ſie ſich ſpähend über das Geländer lehnte, und ſchmollend ſagte: — Noch immer nicht, Mama! — Still! ſtill, Mama! — rief ſie plötzlich — jetzt kommt drüben jenſeits der Seine ein Reiter mit verhängtem Zügel geſprengt! Er winkt, er winkt! Der hier unten winkt zurück, wendet ſein Pferd, ſprengt herauf — Mama! dort, dort! weit, weit! kommt eine Staubwolke geflogen, richtig! eine Karoſſe mitten drin, das iſt er, das iſt er! Laß uns ein wenig nach rechts hinüber gehen, Mama, da ſehen wir ihn, wenn er über den Fluß kommt und herauffährt —

Das geſtattete natürlich die Mama nicht. Denn gleichzeitig kamen auch die Hofherrn mit der Meldung, und die Hofgeſellſchaft ſtrömte in's Schloß. Die Herzogin folgte mit ihrer Tochter.

Zehn Minuten ſpäter hielt die Kareſſe am Portale. Die Pferde trieften von Schweiß, und die herbei eilende Dienerſchaft betrachtete die keuchenden Thiere mit Mißbehagen. So pflegte man nicht zu fahren in einer Staatskareſſe.

Der Herzog Bernhard ſtieg leicht und raſch aus dem Wagen, und betrachtete die Pferde. „Ueberfüttert und ohne Uebung!“ ſagte er in langſamer, ſorgfältiger Betonung zu dem tief verdrießlichen Trémouille. Er ſprach das Franzöſiſche nicht mit beſonders gutem Accente, aber grammatiſch richtig. Er hatte es nicht in der Jugend gelernt. Damals war das Lateiniſche wichtiger, und in Oeſterreich das Spaniſche. Der Kaiſer Ferdinand II. zum Beiſpiele ſprach nie franzöſiſch. Im proteſtantiſchen Norden war es während des letzten Jahrzehnts etwas mehr beachtet worden von den höher geſtellten Perſonen, beſonders ſeit der ſchwediſche Verkehr mit Frankreich die proteſtantiſchen Führer auch in Verkehr gebracht hatte mit franzöſiſchen Geſchäftsträgern. Da hatte ſich's denn auch Bernhard mit ziemlich leichter Mühe angeeignet, weil eine gründliche Sprachenbildung aus ſeiner Weimarſchen Jugendzeit ihm gute Grundlagen an die Hand gegeben hatte. Während des letzten Jahres war er täglich genöthigt worden, ſich dieſer Sprache zu bedienen, und ſo war er jetzt ziemlich vertraut mit derſelben. Nur langſam ſprach er ſie, abſichtlich. Er wollte nicht mehr ſagen als er eben ſagen wollte. Er war zu ſehr Staatsmann geworden, um nach eitler und müßiger Converſation zu haſchen, welche ihn übereilen konnte.

Die Umgebung und das Schloß aufmerkſam betrachtend ſtieg er langſam die Stufen hinauf — zum Troſte ſeines Leibdieners Hoffmann, der ihn einholen konnte. Hatte er doch, der ſorgfältige Diener, in Paris Noth genug gehabt, ſeinem plötzlich davon fahrenden Herrn nachzukommen! Jetzt eilte er athemlos herbei, und flüſterte dem Herzoge zu: — er könne doch nicht mit dem verſtaubten Halskragen vor den König und den Hof treten!

Der Herzog lächelte, und ſagte zu Trémouille: — Mein Diener will etwas an meiner Toilette verbeſſern. Wir treten wohl erſt in ein Nebenzimmer, ehe ich vor den König geführt werde?

Trémouille nickte ſchweigend.

Innen im großen Audienzſaale hatte ſich indeſſen die Hofgeſellſchaft geordnet. Es war Bedacht darauf genommen worden, dieſen Empfang nicht in großem Stile ſtattfinden zu laſſen. Es war kein Thron zu ſehen. Nur größere Seſſel ſtanden da für den König und deſſen Bruder, den Herzog von Orleans. Der König wollte ſich durchaus nichts vergeben an ſeiner Herrlichkeit einem deutſchen Fürſten gegenüber, den man am Liebſten nur als franzöſiſchen General behandelt hätte. Wie weit Letzteres möglich ſei, ſollte von dem Betragen des Herzogs Bernhard abhängen. Man hoffte nichts Günſtiges, denn der Herzog war als ſtolz und anmaaßend geſchildert worden in Betreff ſeiner fürſtlichen

Würde, und da man ihn brauchte, ſo wollte man ihn doch auch nicht geradezu beleidigen.

So ſtand Alles auf Schrauben in dieſem Audienzſaale, und die letzten Nachrichten aus Paris hatten die Situation völlig vergiftet. Jetzt nun gar hatte Trémouille, welcher den Gaſt ſeinem Diener überlaſſen und ſich zum Könige verfügt, jetzt nun gar hatte Trémouille mit Entrüſtung das beleidigende Betragen des Deutſchen und die Abendmahlsfeier im Arſenal berichtet — jetzt war der König beinahe faſſungslos. Er war an und für ſich ſehr reizbar und zu despotiſcher Handlungsweiſe geneigt, ſobald ſeine königliche Würde in Rede kam. Er hatte alſo zornig ausgerufen: — ich will den Mann gar nicht ſehen! — Desnoyers nur, obwohl von vorn herein ein Widerſacher Bernhards, hatte doch als Miniſter die Nothwendigkeit gefühlt, Seine Majeſtät auf die Politik des Kardinals hinzuweiſen. Dieſe Politik bringe es nun doch einmal mit ſich, ſolch ein Opfer zu leiſten.

Der König haßte den Kardinal, aber er fürchtete ihn. Mehrfache Verſuche, ſich von ſeiner Leitung zu befreien, waren immer fehlgeſchlagen. Es hatte ſich klar herausgeſtellt, daß Niemand fähig wäre, den Kardinal zu erſetzen, und die Leitung des Staats zu übernehmen. So hatte ſich der ſchwache Ludwig dem geiſtig überlegenen Richelieu immer wieder fügen müſſen, und jetzt war in der That der ungünſtigſte Augenblick, um der Politik des Kardinals in den Weg zu treten. Frankreich war tief verflochten, und war ſchwer bedroht — der König mußte ſich ergeben.

So geſtimmt trat er in den Audienzſaal, bleich in Zorn und Schwäche.

Er winkte dem Herzoge von Trémouille, den fremden Gaſt einzuführen.

Ludwig der Dreizehnte, das ſchmächtige Männlein von Mittelgröße, ein Sohn Heinrichs des Vierten und der Maria von Medicis, die in der Verbannung lebte, hatte nicht eben ein königliches Ausſehen, obwohl eine gewiſſe Feinheit nicht fehlte in ſeinem Aeußeren. Er war auch nicht ohne ſtolze Wallungen, welche das bleiche Antlitz zuweilen vornehm belebten. Aber der kräftige Nerv der Geſundheit war nicht vorhanden in ihm. Auf der Jagd, ſelbſt auf dem Schlachtfelde hatte es manchmal den Anſchein, als ob ſein mattes Blut plötzlich aufſiede, die Stätigkeit jedoch und jegliche Dauer fehlten. Er ſank immer wieder zurück in Schlaffheit, ja in Traurigkeit. Es war ſchwer zu entſcheiden, ob er mehr gelangweilt als unglücklich ſei. Ein junges Mädchen mochte ſolch einen König intereſſant finden, die Nation litt unter ihm.

Jetzt ſtand er neben ſeinem Bruder, der als unruhiger Prätendent gefürchtet wurde, vor dem Lehnſeſſel, und vollbrachte mühſam die Aufgabe, ſich zu beſchwichtigen und zu faſſen. Sorgfältige Haltung war ihm nöthig für den Empfang eines fürſtlichen Kriegsmannes, der ihm in allen Punkten überlegen war, und dem er doch dieſe Ueberlegenheit um keinen Preis einräumen durfte. Denn auch bis zu des Königs Ohr war das Geflüſter gedrungen, daß die Hugenotten leichtlich einen Prätendenten in Bernhard erheben könnten, welcher viel gewichtiger werden dürfte als der unruhige Bruder.

Die Hofleute ſahen mit Sorge den Kampf auf dem bleichen Geſichte des Königs, und freuten ſich erſt, als er ſich in Bewegung ſetzte, und einige der Anweſenden durch kurze, gleichgültige Fragen auszeichnete. Sie ſahen darin eine errungene Faſſung. An der Reihe hinab gehend blieb er auch vor der Herzogin von Aiguillon ſtehen. Vielleicht nur, weil ſie in Miene und Bewegung deutlich ausdrückte, daß ſie angeredet ſein wollte. Sie war ihm zuwider dieſe dreiſte Nichte des Kardinals, und zum Theil deshalb blieb er vor ihr ſtehen. Der Inſtinkt rief in ihm: wecke die Schärfe in Dir, ja die Malice, das wird Dich auffriſchen für den überlegenen Gaſt! Wirklich ſagte er ihr eine Bemerkung, die malitiös genug war. Er beglückwünſchte ihre Geſundheit, welche ihr bei dem noch kühlen Grundtone der Frühlingsluft geſtattete, ſo wenig bekleidet zu gehen. Sie hatte nämlich ihre Spitzenmantille unter die Schultern zurückgeſchlagen.

— Majeſtät — erwiederte ſie mit ſchlimmem Lächeln — die ſchönen Arme der Frau Königin ſind eben nicht Jedermann beſchieden. Man thut was man kann, um den Augen der Männer gefällig zu ſein.

König Ludwig galt für ſchüchtern und ſchamhaft gegenüber von Frauen. Solch dreiſte Aeußerung jagte eine Röthe auf ſeine blaſſen Wangen, und er ging ſogleich weiter. Nur einige Schritte. Da frappirte ihn das feine, liebliche Geſicht eines Mädchens, welches ihm neu erſchien. Junge unſchultige Mädchen waren ihm ſehr angenehm, und er fragte unſicher: — Hab ich das Fräulein ſchon geſehen?

— Einmal, königliche Majeſtät. Wenigſtens iſt ſie dieſen Winter im Louvre vorgeſtellt worden — antwortete die Herzogin von Rohan, denn ihrer Marguérite hatte die Frage des Königs gegolten.

— Ah, Ihre Tochter?! — Und Ihr Gemahl, wann ſieht man den im Louvre? Wann entſagt er endlich der Ketzerei?

— Sobald er wie Eurer Majeſtät Vater den Glauben ſeiner Väter und ſeiner Jugend für Ketzerei halten wird — antwortete mit überraſchender Stärke die ſonſt ſo beſorgte Herzogin. Sie war eben doch die Tochter Sully's und eine vornehme Dame, die vor einem ungerechten Könige ſtolz und unbefangen war.

Der König ließ ſich an nichts ſo ungern erinnern, als daß ſein Vater Hugenott geweſen. Der Zorn ſtieg auf in ihm, und er wollte der Herzogin eben heftig erwidern — da wurden die Flügelthüren aufgeriſſen, und der Melderuf ſchallte durch den Saal:

„Der Herr Herzog von Sachſen-Weimar!“

Eiligſt ging der König nach ſeinem Lehnſeſſel zurück, und erwartete dort ſtehend den Gaſt.

Herzog Bernhard trat raſch ein, und blieb dann ſtehen, ſich ruhigen Blickes umſchauend wie ein General, welcher das Terrain überblicken und erkunden will.

Es iſt wahr, Bernhard ſtach ab von dieſer geputzten Verſammlung in ſeinem Reiterkleide von ſtarkem Stoffe welcher den friſchen Spitzenkragen Hoffmann's und die feine Schärpe recht nöthig hatte, um gehoben zu werden. Das gebräunte Antlitz, das reiche, ungepflegte Haar kontraſtirte mit den geſchniegelten Köpfen ringsum. Dennoch wirkte ein unverkennbarer kräftiger Adel der Haltung auch auf die Hofleute, und das ruhige Auge, welches muſternd über Alle hinweg ging, erweckte achtungsvolle Aufmerkſamkeit. Als er nach kurzer Pauſe ſporenklirrend mit leichtem, feſten Tritte auf den König zuſchritt, wehte etwas wie geſunde Landluft über die Verſammlung hin, und es bemerkten es vielleicht nicht Alle ſogleich, daß er den breitkrämpigen Hut nicht vom Kopfe nahm, obwohl Niemand in der Geſellſchaft bedeckt war als der König.

König Ludwig aber bemerkte das ſehr und zog ſeinen Hut vom Haupte, als der Herzog noch etwa zehn Schritte von ihm entfernt war.

Sofort that Bernhard desgleichen, und bald ſtanden ſie dicht voreinander die ſo verſchiedenen Geſtalten, der kräftige Mann und der kraftloſe.

Bernhard erwartete ſchweigend eine Anrede des Königs, eine bewillkommnende. König Ludwig ſprach auch einige Worte, welche ungefähr ſo klangen. Sie fielen aber kurz aus, und der Herzog meinte, es dem Könige zu erleichtern, wenn er die raſch eintretende Pauſe dazu benützte, um dem Könige etwas Inhaltsvolles zu ſagen. Der Inhalt betraf ihr gegenſeitiges Verhältniß, welches ein Bündniß zwiſchen Fürſten ſein ſollte.

Bernhard ſprach langſam, aber recht klar und nachdrücklich.

Sei es, daß der König es überhaupt für unpaſſend hielt, bei erſter Begrüßung ſolchen Inhalt berührt zu ſehen, oder ſei es, daß er den in fremder Sprache vorſichtig redenden Herzog befangen, und für das Ceremoniell unaufmerkſam glaubte — kurz, er ſetzte während der Rede des Herzogs ſeinen Hut wieder auf. — Augenblicklich that dies auch Bernhard, ohne ſeine Rede im Geringſten zu unterbrechen. Sogleich nahm der König den ſeinigen wieder ab. Sogleich that Bernhard daſſelbe, ungeſtört weiter ſprechend von dem gemeinſchaftlichen Feinde, welchen der König von Frankreich und der Herzog von Sachſen gemeinſchaftlich und in loyaler Gegenſeitigkeit bekämpfen wollten.

Man ſah es dem Könige an, wie ſehr er unter dieſer Anrede litt, denn die laute Stimme des Herzogs machte ſie für Jedermann verſtändlich, und der Inhalt wurde nun gewiß von Bedeutung, ein Inhalt welcher von Bundesgenoſſenſchaft unter Gleichen ausdrücklich ſprach.

König Ludwig ergriff jetzt ein letztes Mittel, ſeine höhere Würde an den Tag zu legen: er ſetzte ſich. Und das ſchien zu gelingen: Bernhard ſprach ruhig weiter. Aber ſeine Rede ging allmählig mehr und mehr aus dem Stile einer Anrede in den Converſationston über, und dieſem geänderten Tone entſprechend griff Bernhard nach einem Stuhle neben dem Könige, und ſetzte ſich ebenfalls —

Dies war dem Könige zu Viel. Er ſtand haſtig auf, und ſagte lebhaft: — Mein Vetter! Wir werden noch mehr

Gelegenheit haben, mit einander zu reden. — Nach dieſen Worten nickte er mit dem Haupte, und verließ den Saal. Sein Bruder und eine Anzahl Seigneurs folgten ihm.

Unter den Zurückbleibenden entſtand eine große Aufregung. Man trat in Gruppen zuſammen, man ſprach überall halblaut, und blickte auf den allein ſtehenden Herzog.

Dieſer nahm ſich aus, wie auf dem Schlachtfelde, wo er ſeinem Gegner eine Schlacht angeboten. Der Gegner hatte durch eiligen Rückzug die Schlacht abgebrochen, und der Herzog ſah ihm lächelnd nach. Dann ſah er ſich im Saale um, und es ſchien ihn die Aufregung zu unterhalten. Dabei entdeckte er, daß der Herzog von Trémouille da geblieben war, ſeines Amtes eingedenk, welches ihn zur Begleitung des Gaſtes nöthigte. An dieſen richtete er denn laut die Worte:
— Ich danke für Eure fernere Begleitung, Herr Herzog; ich werde zu Pferde nach Paris zurückkehren.

Dieſe Worte dienten der Herzogin von Aiguillon zur Veranlaſſung, ſich ihm zu nähern und ihn anzureden. Sie ſagte ihm graziös, daß ſie die Nichte des Kardinals ſei, daß er den Rückweg über Rueil nehmen möchte, um ihrem kranken Oheim eine rechte Herzensfreude zu machen. — Denn auf dieſe Weiſe könnte mein Oheim — ſetzte ſie hinzu — das lang erſehnte Glück genießen, ſeinen beſten Freund in Europa endlich von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, und ihm auszudrücken, wie treu er dem deutſchen Helden ergeben ſei.

— Und die Frau Herzogin glaubt, daß er mich trotz ſeines Unwohlſeins ſprechen könne?

— Sein Unwohlſein, nur in den Nerven gelegen, wird ſofort in der Freude untergehen, daß ſeinem Hauſe eine ſolche Ehre, ſeinem Herzen eine ſolche Genugthuung widerfahre.

— Es wird auch mir eine Freude ſein —

— Dann ſende ich ſogleich einen Reitenden hinüber, und der Herzog möge geſtatten, daß einer meiner Vorreiter Euch als Wegweiſer diene. Um dies nicht zu verzögern, eile ich Befehl zu geben, und verſage mir die längere Unterhaltung mit einem Helden, deſſen Auftritt in Frankreich ſo neu und ſo feſſelnd iſt.

Mit dem liebenswürdigſten Ausdrucke verbeugte ſie ſich und ging. Sie hatte raſch Zweierlei erreicht: ſich anmuthig mit dem Herzoge bekannt gemacht, und den Hofleuten dargethan, daß der berühmte Feldherr gegen ihren Oheim geradeſo zuvorkommend ſei, wie er ſo eben brüsk gegen den König geweſen war.

Herzog Bernhard folgte ihr langſam, indem er rechts und links die zurückweichenden Hofleute grüßte, wie ein Herr grüßt, der in ruhiger Stimmung höflich iſt.

Hugo van Groot, welchen draußen im Vorübergehen die Herzogin von Aiguillon unterrichtet hatte, kam ihm bis in den Saal herein entgegen. Er wollte ſich ihm zur Verfügung ſtellen, da er ihn nach den Aeußerungen der Aiguillon unter lauter fremden, feindſeligen Leuten verlaſſen glaubte, und drückte ihm in deutſcher Sprache dieſe Abſicht aus. Der Herzog dankte lächelnd und ſchweigend mit einer Handbewegung, und unterbrach ſein Fortgehen nicht. Groot aber empfand als Diplomat das Bedürfniß, dies Fortgehen ſo freundlich und harmlos als möglich zu machen, und da er die Herzogin von Rohan ganz in der Nähe ſah, ſo fragte er eilig, ob er Seine fürſtliche Gnaden mit dieſer verehrungswürdigen Dame bekannt machen dürfe —

— Die Gattin Rohans in der Schweiz?

— Ja wohl, fürſtliche Gnaden.

— Ei, das wird mich ſehr freun.

Die Herzogin war ſehr erſchrocken. Es mußte ja großes Aufſehen machen, und eine unliebſame Aufmerkſamkeit der Königlichen auf ſie lenken, daß der proteſtantiſche Fürſt gerade mit ihr und mit ihr allein in vertraulicher Unterredung geſehen würde hier am Hofe, und nach ſolcher Scene mit dem Könige und nachdem ſie ſelbſt dem Könige ſo ſchwere Worte geſagt!

Sie war Weltdame genug, dies vor dem Herzoge zu verbergen, und ſeiner freundlichen Anrede freundlich entgegen zu kommen. Wie erſchrak ſie aber, als er frei und laut nach ihrem Gatten fragte, ſeine warme Anerkennung für deſſen militairiſche Talente ausſprach, und unumwunden hinzuſetzte, daß er nächſtens in engere Verbindung mit ihm zu treten hoffte. Ja, er ſagte geradezu — glücklicherweiſe mit halblautem Tone — daß er ihn bald ſehen werde, und ſeiner Allianz theilhaft zu werden wünſche.

Bei dieſen letzten Worten meinte ſie, ihm in die Rede fallen zu müſſen, damit er nicht noch Deutlicheres ausſpreche — da, wer beſchreibt ihr Erſchrecken?! erblickte ſie dicht neben ihm den Herzog von Trémouille. Unwillkürlich hob ſie den Arm und deutete auf den unerwarteten Nachbar, der eben vom Könige zurück gekommen war. Sie ſelbſt trat zurück, und ſchritt verſtört nach einer Fenſterbrüſtung, erfüllt von der Beſorgniß, daß Trémouille die letzten Worte des Herzogs Bernhard gehört haben könnte.

Trémouille kam mit einem Auftrage vom Könige, und erſuchte Bernhard, einige Schritte mit ihm hinauszutreten aus der Nähe der Anweſenden. Bernhard folgte ſchweigend. Alsdann ſagte Trémouille mit gedämpfter Stimme: — Seiner Majeſtät iſt es leid, daß Seine erſte Begegnung mit dem Herrn Herzoge von Sachſen ſo raſch habe geendigt werden müſſen. Es würde Seine Majeſtät freun, wenn die nächſte Begegnung bald folgen könnte unter voraus feſtgeſtellten Bedingungen des Ceremoniels. Seine Majeſtät ſei bereit, den Herrn Herzog morgen wieder zu empfangen, und zwar in Gegenwart Ihrer Majeſtät der Königin, wenn —

— Anna von Oeſterreich! Es iſt ja ſehr gnädig, daß die Frau Königin den Haß ihres Hauſes gegen den ſächſiſchen Widerſacher hintan ſetzen will. Wenn alſo —

— Seine Majeſtät wünſcht in voraus zu wiſſen, ob ſich der Herr Herzog in Gegenwart der Königin bedecken würde?

— Ich fühle mich zwar als deutſcher Reichsfürſt zu dieſer Freiheit berechtigt, doppelt berechtigt, da ein Herzog von Parma dieſe Freiheit in Anſpruch nehmen darf. Allein ich bin bereit, mit entblößtem Haupte vor einer Dame, vor der Frau Königin zu erſcheinen.

Trémouille verbeugte ſich; Herzog Bernhard ſchritt nach der Thür, in deren Nähe ihn Groot erwartete.

Der Zufall fügte es, daß gerade jetzt erſt die junge

Prinzeſſin Marguérite von Rohan inne wurde: ihre Mutter ſei hinüber getreten in die Fenſterbrüſtung. Marguérite war mit mädchenhafter Neugier allen Bewegungen Bernhards gefolgt, und hatte deshalb die Entfernung der Mutter nicht bemerkt. Jetzt erſt erwachte ſie gleichſam, und ſah, daß ſie ganz allein ſtand. Sie wollte eiligſt zur Mutter hinüber, und kreuzte dabei den Weg des raſch aufbrechenden Bernhard. Auge in Auge ſtanden ſie plötzlich vor einander, und erröthend flüſterte ſie: -- Verzeihung! indem ſie ſich zum Ausweichen wendete.

Der Herzog ſtand betroffen ſtill. Der jugendliche Zauber des Mädchens ergoß ſich blendend über ihn, und der Kriegsmann, welcher bis daher die kühlſte Ruhe in fremder, ſchwieriger Umgebung bewahrt hatte, erſchien mit einem Male auf das Tiefſte bewegt. Sein Geſchichtsſchreiber ſagt ausdrücklich: es befiel den Herzog in dieſem Augenblick ein ſtarkes Zittern.

Und das war um ſo wunderbarer, da nie Jemand an ihm bemerkt hatte, daß Mädchen oder Frauen jemals im Geringſten ſeine Aufmerkſamkeit erregt hätten.

III.

Der Weg von St. Germain nach Rueil führt an der Seine-Niederung leiſe aufwärts durch ein reich angebautes, baumreiches Land.

Der Frühlings-Nachmittag blieb warm und windſtill. Die jungen Blätter und die Blüthen der Bäume dufteten friſch und lieblich.

Herzog Bernhard ritt mit ſeinem Gefolge langſam dahin. Langſam! Sein Gefolge war darüber erſtaunt. Er pflegte ſehr raſch zu reiten, und wie ein Sturmwind war er auch von St. Germain hinweg geſprengt. Bald aber hatte er ſein Roß verhalten. Man hatte gemeint, er wolle mit Jemand aus dem Gefolge ſprechen, oder er wolle irgend einen Befehl ertheilen. Keineswegs. Einſam und ſchweigend ritt er im Schritt voraus.

Seine Stimmung war tief verändert. Und er ſelbſt gab ſich keine eigentliche Rechenſchaft darüber. Er war in jenem ganz naiven Zuſtande, welcher nicht fragt und nicht unterſucht, welcher ſich gedankenlos hingiebt.

Herzog Bernhard gedankenlos! Er, dem ſeit der Jünglingszeit der Verſtand in immerwährender, angeſtrengter Thätigkeit erhalten worden. Er, welcher von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat ſcharf und ſtätig getrachtet hatte, einem politiſchen Ziele nahe und näher zu kommen, er, welcher niemals Zeit und Muße gehabt, die feindliche Welt zu vergeſſen, und ſich in irgend eine Träumerei zu verlieren!

Namentlich die weiche, die friedliche Seite des Lebens war ihm bis jetzt ganz fremd geblieben. Nicht Mädchen, nicht Frau, nicht Familie, nicht Hausſtand war ihm bisher nahe getreten. Ueber dreißig Jahre hatte er gelebt, ohne in irgend einen Verkehr zu kommen mit den Frauen. Ein

Sohn des Krieges und der Politik war er verblieben innen und außen. Selbſt die ſchöne und reizende Ludmilla hatte nicht einen Moment lang als Frau ſeine Aufmerkſamkeit erregen können — er galt in dieſem Punkte für kalt und unnahbar, für empfindungslos. Es war ihm nahe gelegt worden, daß die kluge Landgräfin von Heſſen bereit wäre, ſeine Gattin zu werden. Er hatte nicht darauf geachtet, wie ſehr er ſonſt beſtrebt war, einen Erſatz zu finden für ſein verlorenes Herzogthum Franken. Frauen und Heirathen, wie fern lag ihm das, wie ſo völlig fremd ſeinem Gedankenkreiſe!

War es ihm jetzt plötzlich nahe getreten? Ausdrücklich gewiß nicht. Er ſelbſt wußte gewiß nichts davon.

Aber es ereignen ſich eben in jedem Menſchen Dinge, welche nicht aus dem Gehirn ſtammen, und mit den Verſtandeskräften nichts zu thun haben. Bernhard's Verſtand miſchte ſich auch jetzt noch nicht ein mit der Frage: woher ihm die ungewöhnliche Stimmung zugeflogen ſei? Er ließ ſie unbekümmert gewähren.

Das erröthende Antlitz eines jungen Mädchens ging zuweilen vor ſeinen Augen vorüber wie in einen Sonnennebel gehüllt, und verſchwand zwiſchen den Bäumen. Es trug die lieblichen Züge Marguéritens von Rohan. Den Namen kannte er nicht, er wußte nicht, wer das feine, liebe Geſchöpf geweſen war, welches ſo lieblich ſchüchtern vor ihm ausgewichen, welches ihn mit guten Augen ſo gut angeſehen hatte. Woher ſollte er ſie kennen? Die Mutter war fern von ihr geweſen in der Fenſterbrüſtung. Wenn er darüber nachdachte, ſo mußte er ſie für ein katholiſches Fräulein halten, denn der Hofadel des Königs war durchaus katholiſch. Was ſollte ihm ein katholiſches Fräulein —? aber er dachte darüber gar nicht nach. So klar bildeten ſich ihm die Gedanken gar nicht.

Unter ſeinem erſtaunten Reitergefolge befand ſich auch Dietrich van Groot. Er hatte ſich in St. Germain ein Pferd verſchafft, um in der unmittelbaren Nähe des bewunderten Helden zu bleiben. Sein Vater wollte zu Wagen nachkommen, um bei der wichtigen erſten Zuſammenkunft mit dem Kardinal in Rueil ſein förderndes Wort mitſprechen zu können. Dietrich hoffte von Minute zu Minute, der Herzog werde ſich einmal umwenden, und etwas fragen über Weg und Steg. Da hoffte Dietrich Auskunft geben und ſich ſolcherweiſe nähern zu können. Es war ihm ſchon recht, daß der Herzog langſam ritt, denn wildes Reiten war nicht Dietrichs Stärke, in körperlichen Uebungen war er ungeſchickt. Aber der Herzog wendete ſich nicht um, und das Gefolge verhielt ſich ganz ſchweigend.

Da kam eine Unterbrechung. Ein Viergeſpann ſauſ'te hinter ihnen her, die Reiter wichen zur Seite. Dietrich am Langſamſten; ſein Pferd wollte es nicht anders, und der Reitknecht auf einem Vorderpferde des Viergeſpanns mußte anhalten, um ihn nicht umzureißen. Dadurch blieb er dem Wagen näher, und aus dem Wagen rief ihm eine lachende Stimme zu: er möge entſchuldigen, daß man ihn ſtöre. Es war eine weibliche Stimme, war die der Marquiſe von Combalet, Herzogin von Aiguillon.

Sie ließ ihm nicht Zeit zum Antworten, der Herzog war ihr Augenmerk. Ihn einzuholen befahl ſie dem Kutſcher, und dann langſam zu fahren.

Sie rief den Herzog an wie einen alten Bekannten, wie einen lieben Freund, und dankte ihm, daß er ihr den Vorſprung überlaſſe, ihn anzumelden und einzuführen beim Oheim.

Bernhard erkannte ſie vielleicht erſt beim Worte „Oheim“ wieder, aber er war ſo ſanft und freundlich wie er ſonſt niemals geweſen war gegen eine Dame. Sie war entzückt von ſeiner ſanften Freundlichkeit. Das der deutſche Bär?! Oh, dachte ſie, der kommt Dir ja prächtig entgegen, und mit einem Blicke, der alle erſinnliche Zärtlichkeit verſprach, nahm ſie Abſchied und flog von dannen.

Bernhard war roth geworden in ſeinem gebräunten Antlitze von dieſem Blicke. Sollte er in ſeiner Unklarheit dieſe entgegenkommende Dame verwechſeln mit dem Bilde Marguérıtens? Der Unklarheit, welche nicht weiß, was mit ihr vorgeht, iſt Alles zuzutrauen.

Langſam wie vorher ritt er noch eine Zeitlang weiter. Dann ſchien er ſich plötzlich aufzurütteln, ſah ſich um als erwachte er, und ſetzte ſein Pferd in Galopp.

Für Dietrich van Groot wurde das wichtig. Sein Pferd, durch die plötzliche Bewegung des Gefolges aufgeſcheucht, fand die Zügelführung des ſchwachen Reiters ungenügend, und ging durch. Die gelbe Geſtalt, welche ſich unter nicht eben graziöſen Anſtrengungen im Sattel erhielt, flog wie eine große Kugel am Herzoge Bernhard vorüber, überholte den Vorreiter des Herzogs, ja auch das Viergeſpann der

Herzogin. Sie rief ihm zu, er hörte nicht. Seine Bewegungen waren unverſtändlich und lächerlich, und er ſauſ'te endlich auch an Rueil vorüber, welches zu ſeiner Rechten erſchien, und welches er verächtlich liegen ließ, weil ſein Roß noch Athem genug hatte, das in der Ferne winkende Paris vorzuziehen.

Dies Rueil ſtellte ſich unter hohen Bäumen dar wie eine Ritterfeſtung. Ein ſteinerner Feudalbau mit Thor und Thürmen, mit Zinnen und Erkern. Es ſah wie Ironie aus, daß der furchtbare Feind aller Feudalherrſchaft, daß Richelieu nahe bei Paris einen ſolchen Rittersitz für ſich ausgeſucht.

Aber das erklärte ſich, wenn man mit dem Viergeſpann der Herzogin in das ſchmale Thor hineinfuhr. Das Viergeſpann raſſelte durch einen Tunnel hindurch, welcher das Schlößchen ſeiner ganzen Breite nach durchfurchte, und kam drüben auf der ſonnigen Südſeite wieder heraus in einer lachenden Lage. Hier breitete ſich ein Park mit prächtigen Bäumen, mit Springbrunnen und Waſſerſpiegeln; hier ſtand zur Rechten ein Palaſt in feinem Renaiſſanceſtil aufgebaut, und hier in dieſem Palaſte wohnte der Kardinal. Man meinte ihn lächeln zu ſehn über das verlaſſene und nur zur Einfahrt benutzte Schlößchen, deſſen Stil und Weſen überholt ſei durch den Geſchmack einer anderen Zeit.

Dies Innere von Rueil iſt denn auch das Vorbild geworden für das Verſailles, welches Ludwig XIV. angelegt und ausgeführt. Palaſt und Park von Rueil ſind Modell geweſen für den Nachfolger des dreizehnten Ludwig, ſo wie dieſer Nachfolger den abſolutiſtiſchen Staat vollendet hat, welchen Richelieu dem Vater des vierzehnten Ludwig angelegt.

Es herrſchte eine wohlthuende Ruhe und Stille hier innen um den matt gefärbten Renaiſſance-Palaſt. Lautlos verſchwand der vierſpännige Wagen unter hohen tiefſchattigen Bäumen, zwiſchen welchen ein Kiesweg zur Rückſeite des Hauſes führte. Die hervorbrechende Abendſonne übergoß die wohlthuenden Linien der Architektur, die Baumkronen, die Waſſerſtrahlen und Waſſerflächen mit einem Goldſcheine, und wob einen lockenden Schimmer über das Baummeer eines Waldes, welcher hügelan ſtieg im fernen Hintergrunde des Parkes.

Als Herzog Bernhard aus dem Thorgewölbe des Schlößchens herein ſprengte in dieſe ſchöne Welt der Stille, welche der künſtleriſche Geiſt des Kardinals ſich bereitet, hielt er ſein Pferd an mit einem Rucke. Solch ein Eindruck paßte ja überraſchend angenehm zu ſeiner Stimmung. Und wie ſtach er ab von den Wohnſitzen im deutſchen Vaterlande, welche er ſeit Jahren, ſeit ſo vielen Jahren geſehn. Ach daheim war die Verwüſtung eines langen, allgemeinen Krieges überall eingedrungen —!

Ehe er noch vom Pferde ſteigen konnte, öffneten ſich zu ſeiner Rechten im Palaſte die großen Flügel der Fenſterthüren, zu welchen eine Marmortreppe vom Garten aus hinauf führte. Man ſah dieſe Treppe im Inneren fortgeſetzt breit und prächtig, ein Stiegenraum, wie ihn die Renaiſſance-Baukunſt mit beſonderer Vorliebe ausführte. Und innen auf dieſer Marmorſtiege kam der Mann herab, welcher dies Land regierte, und ſeine geiſtigen Netze über ganz Europa warf, kam Richelieu.

Seine Nichte, die ſtrahlende Aiguillon führte ihn. Blaß ſah er aus, und das lange dunkle Gewand des Kardinals, das dunkle Käppchen auf langem, feinem Haare verſtärkte noch die Bläſſe des Antlitzes. Aber es war nicht die Bläſſe drückender Krankheit, es war mehr die Farbloſigkeit, welche ein überwucherndes Geiſtes- und Nervenleben mit ſich bringt. Die mandelförmig geſchlitzten Augen verriethen wie hinter einem Schleier rege Lebendigkeit, und um den feinen Mund, welchen ein ergrauender Schnurr- und Knebelbart beſchatteten wie bei einem Kriegsmanne, ſpielte ein verführeriſches Lächeln. Dies Lächeln gab der franzöſiſchen Welt viel zu denken, denn ſie wußte nie, ob es Leben oder Tod für ſie bedeutete. Es begleitete die gnädige Aeußerung, wie es das erbarmungsloſe Todesurtheil verſüßen ſollte.

Jetzt bedeutete es „Willkommen! tauſendmal Willkommen!“ Am Fuße der inneren Marmortreppe begegneten ſich der deutſche Herzog und der franzöſiſche Kardinal, und dieſer ſtreckte ihm die zarten Hände, Hände ſo weiß und gleichſam durchgeiſtigt wie die einer Frau, entgegen; indem er mit wohllautender, weicher Stimme rief: Willkommen, Ihr mein beſter Freund auf dieſer Erde!

Dabei war ſein längliches Geſicht mit der ſchön geformten Adlernaſe ſtrahlend von Freude, als ob er das größte Glück erlebte.

Von ihm und von der Herzogin geführt ſchritt Herzog

Bernhard die Stiege hinan, als ob er im Schooſse ſeiner Familie wäre.

Selbſt die garſtige Mönchsgeſtalt, welche oben wartete, grinſ'te ihm nach Kräften freundlich entgegen. Dies war die ſogenannte „graue Eminenz“ Pater Joſeph, der in ſeiner Jugend Soldat geweſen und Herr von Tremblay geheißen, dann Kapuziner und die rechte Hand des Kardinals geworden war. Er betrieb die Politik des Kardinals mit Fanatismus und unerſchütterlicher Ausdauer. Während der letzten Jahre beſonders in Deutſchland. Er hatte noch im vorjährigen Herbſte in der Frankfurter Gegend mit Bernhard unterhandelt, und ſagte jetzt mit heiſrer Stimme: Willkommen, Herr Herzog, auf dem Wege zum Siege!

Der Kardinal führte ſeinen Gaſt in die inneren Gemächer. Er bat um Entſchuldigung, daß er ihn in ſein Krankenzimmer nöthigen müſſe. Seine Geſundheit ſei ſo geſchwächt, daß er nur eine beſonders gepflegte Luft vertrage, und nur der Drang, einen ſo theuren Gaſt würdig zu empfangen, habe ihn das Wagniß unternehmen laſſen, in's Stiegenhaus heraus zu treten.

In dieſem Krankenzimmer, einem großen Saale mit entzückender Ausſicht auf Park und Wald, ſetzte man ſich wie zu intimer häuslicher Unterhaltung. Der Saal war angefüllt mit zahlreichen Möbeln, mit Lehnſeſſeln und Ruhelagern und mit Schreibtiſchen aller Gattung, und was den Kardinal von Neuem zu heitrer Entſchuldigung nöthigte, mit kleinen Hunden und großen Katzen, welche ſich kläffend und ſchnurrend zu ihrem Herrn drängten. Beſonders that dies ein großer Kater — matou nennen die Franzoſen dieſe große Katzenart — welcher aus dem gewaltigen Himmelbette des Kardinals herab ſprang, und ſich ihm auf den Schooß ſetzte. Katzen, ſagte er lächelnd, ſind mir verordnet. Ihre Elektrizität beſchwichtigt meine Nerven.

Herzog Bernhard wäre noch vor einigen Stunden ungeeignet geweſen für ſolchen Empfang. Er wäre harſch aufgetreten, und hätte verlangt, daß man von Politik und Krieg, von ſeinem Bündniſſe, von Geldern und Truppen ſpräche, die ihm zu Dienſt geſtellt würden. Jetzt war er weicher. Dieſe familienhafte Aufnahme hatte etwas Trauliches für ihn, und das liebenswürdige Entgegenkommen der Herzogin, welche in der That liebenswürdig verführeriſch ſein konnte, wirkte ebenſo feſſelnd auf ihn, wie das Weſen des Kardinals ihn wohlthuend anmuthete. Bernhard verhielt ſich ſtill und empfangend. Es ſchien ihm unzart, ſogleich mit politiſchen Forderungen mißtönend in dieſe häusliche Begrüßung zu treten. Die ganze Geſprächswelt war ihm auch eine neue, und er war naiv genug, ſie mit einer gewiſſen Achtung anzuerkennen. Richelieu nämlich war voll künſtleriſchen, voll literariſchen Sinns. Er ſchriftſtellerte, er dichtete ſelbſt, und die Gründung einer franzöſiſchen Akademie beſchäftigte ihn lebhaft. Dieſe Richtung gab ſeinem Weſen und ſeinen Reden einen Stempel, welchen der im Kriege aufgewachſene Bernhard noch gar nicht kannte. Er hörte zum erſten Male von Geſichtspunkten im Leben und Staate reden, welche ihm ganz unbekannt geblieben waren, und er hatte guten Sinn genug, um das Feine und Wichtige in dieſen Geſichtspunkten zu erkennen und mit Aufmerkſamkeit zu beachten. Es war ein wunderbarer Tag für ihn. Erſt war ſein Herz wunderbar berührt worden, jetzt wurde ſein Geiſt wunderbar berührt — er hörte allmählig mit Spannung dem mehr und mehr in geiſtvoller Rede aufgehenden Richelieu zu. Dieſer wuchs, wie es bei nervöſen Menſchen zu geſchehen pflegt, mit der aufgeregten Lebendigkeit und mit der ſichtlich wachſenden Theilnahme ſeines Gaſtes. Er ſchilderte immer ausführlicher und reizender, wie das Staats- und Völkerleben ſich ergiebig entwickeln werde, wenn man erſt die jetzigen Streitigkeiten beendigt haben würde, und wie dann auch in dem großen deutſchen Reiche der Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt wieder erwachen werde im Austauſche und Verkehr mit Frankreich. Es wurde geradezu unmöglich für Bernhard, ſich den geiſtigen Eindrücken zu entziehn, und dem Anerbieten der Herzogin auszuweichen, welches ſie plötzlich machte. Sie bat nämlich plötzlich, den Oheim nicht weiter reden zu laſſen. Er erhitze ſich und überreize ſich ganz gegen die Vorſchrift des Arztes, weil ihn ein ſo berühmter Gaſt ungewöhnlich anrege, und ſie erbitte ſich vom Herzoge die Gunſt, eine Stunde lang mit ihrer geringeren Unterhaltung fürlieb zu nehmen, indem ſie ihm den Garten und Park zeige und ihn dann zur Abendtafel führe. Die Sonne gehe eben unter, und dies ſei der günſtigſte Augenblick für ihren Lieblingspunkt im Parke.

Ohne Weiteres bot ſie dem Herzoge ihren Arm. Auf Wiederſehn! ſagte der Kardinal, deſſen Antlitz jetzt geröthet war, und der zugab, daß er ſich durch einen ſolchen Zuhörer fortreißen laſſe.

Als ſie auf den Vorſaal kamen, begegneten ſie mehreren Männern, die eben eintrafen. Sie verbeugten ſich höflich vor dem vorübergehenden ſchönen Paare. Ah, carissimo dottore! — rief die Herzogin — Ihr kommt à propos. Der Onkel hat geſündigt, er wird Eurer Kunſt doppelt bedürfen, um in der Nacht einigen Schlaf zu finden.

Dieſer Dottore war Carlo Blandini.

Der Herzog erkannte ihn, und begrüßte ihn freundlich. Er drückte auch noch viel höflicher als ſonſt ſeine Art geweſen — der franzöſiſche Umgang äußerte ſeine Wirkung — die Hoffnung aus, daß ihn der Herr Doktor im Arſenal beſuchen werde.

Blandini verneigte ſich ſchweigend.

— Das iſt ein außerordentlicher Mann — ſagte halblaut im Fortſchreiten die Herzogin — ein geradezu wunderbares Talent in ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft. Mein Oheim leidet ſeit Jahren an einer aufregenden Schlafloſigkeit. All unſre Aerzte erwieſen ſich machtlos gegen dieſe gefährliche Pein. Dieſer Blandini kommt, und binnen drei Tagen verſchafft er dem Oheim einen erquickenden Schlaf!

Blandini ſchritt indeſſen zum Kardinal hinein. Die zwei andern Herrn ließen ihm ohne Weiteres den Vortritt, und traten in ein Nebenzimmer, obwohl ſie nichts Geringeres waren als Miniſter. Sie wußten zu gut, was der Arzt und die Geſundheitspflege beim Kardinal bedeuteten. Uebertreibung, Hypochondrie, weibiſches Weſen nannten ſie es wohl, und gingen oft achſelzuckend mit den Worten hinweg: Er ſtirbt ſchon wieder einmal in der Geſchwindigkeit, während er in Wahrheit uns alle begräbt! — Aber ſie wußten ebenſo gut, daß dagegen nicht anzukämpfen wäre, und daß es ſich nur unbeliebt machen hieß, wenn man die täglichen bedenklichen Anfälle nicht auch bedenklich und ſorgenvoll aufnahm.

Von dieſen beiden Miniſtern war der eine Desnoyers, das graue Männlein mit dem ſchlaffen Geſichte und den ſchlaffen Augenlidern. Er kam vom Könige aus St. Germain mit Aufträgen für den Kardinal. — Der andre war Chavigny, ein dürrer, langer Mann, welcher für eine dem Kardinal ſehr ergebene Kreatur galt.

Sie mußten wohl eine Viertelſtunde warten. Dann kam der Doktor heraus, und ſagte ihnen im Fortgehn, daß Seine Eminenz bereit wäre, ſie zu empfangen.

Sie fanden ihn ausgeſtreckt auf einem Ruhelager, und er ſchien erſchöpft. Ganz ſchwachen Tones fragte er Desnoyers: wie der Empfang in St. Germain abgelaufen wäre? Seine Nichte hätte ihm unerbauliche Dinge mitgetheilt, aber nur ganz in Kürze.

— Seine Majeſtät iſt ſehr ungehalten — ſagte trocken Desnoyers.

— Was?! rief Richelieu und hob den Kopf. Die Schwäche ſchien dem Aerger zu weichen.

— Der Herzog von Sachſen iſt dem Könige gegenüber mit einer Anmaaßung aufgetreten, welche Seine Majeſtät geradezu empört hat —

— Ach! ſtieß Richelieu in ſteigender Ungeduld hervor — derſelbe Herzog, welchen wir hier ſo eben als beſcheidenen ruhigen Mann geſehn!

— So war er allerdings in St. Germain nicht, und der König befiehlt deshalb, daß er ſtreng in die Schranken eines Generals gewieſen werde, der in des Königs Solde ſteht —

— So?

— Das ſoll ihm ſogleich und durchgreifend angezeigt werden. Und wenn er ſich Dem nicht fügen will, ſo ſoll ein Ende mit ihm gemacht werden —

— Ein Ende? — Das heißt?

— Er ſoll fortgewieſen werden aus Paris, und wenn er Umſtände macht, ſo ſoll man ihn feſtnehmen.

Richelieu ſtand bereits aufrecht neben ſeinem Lager. Er zitterte am ganzen Körper; die Augen ſprühten, der Mund war zuſammen gekniſſen, und wie das Ziſchen der Schlange fuhr folgende Rede aus dem Munde hervor, welcher ſich immer nur für einen Satz ein wenig öffnete, und dann wieder ſchloß:

— Verwünſcht ſei dies Leben, ſei dieſer Dienſt mit einem ſolchen Manne. — Aus dem Nichts hat er empor gearbeitet werden müſſen gegen ſeinen Willen, gegen ſeine Einſicht. — Mit dem kläglichen Plunder äußerlichen Krams und nichtiger Etikette hat er mir die wichtigſten Aktionen fortwährend beſchädigt. — Wie Menſchen thun, die nur Aeußerliches nachzuahmen wiſſen und vom Geiſte nichts ahnen. — Man arbeitet ſich todt für einen Knaben, der mit hundert Jahren nicht Mann wird. — Da liegen ſie die harten Zügel des Reichs, welche mir die Hände zerreißen, da zu Euren Füßen, Herr Desnoyers. — Hebt ſie auf, tragt ſie hinüber nach St. Germain, wo Ihr ja doch lieber ſeid als neben mir. — Ich bin zu Tod müde dieſer ewigen Durchkreuzung mit abgeſtandenen, unreifen Willensmeinungen, zu Tod müde! Adieu! Geht, geht! Ueberbringt meine Entlaſſung. Von heute an. Von dieſer Stunde an. Adieu!

Und haſtig, zuckend, aber dem äußeren Anſcheine nach mit großer Kraft ging der kränkliche Mann durch den Saal nach dem großen Fenſter, und riß es auf. Er, welcher ſonſt jedes Lüftchen fürchtete, ſtand keuchend in der herein ſtrömenden Abendluft.

Chavigny, welcher enger zu ihm hielt als Desnoyers, folgte ihm, und ſprach leiſe: Um Gotteswillen, Eminenz, warum dieſem unzuverläſſigen Manne ſolche Worte in die Hand geben! Er iſt ja im Stande, ſie wörtlich zu überbringen!

— Das ſoll er thun! Dazu ſind ſie geſprochen! rief Richelieu laut, und kam zurück, auf Desnoyers zuſchreitend. Wörtlich, mein Herr Desnoyers, wörtlich könnt Ihr ausrichten, daß ich es ſatt habe, dieſen Stein des Siſyphus zu wälzen, der immer wieder, wenn er mit unſäglicher Anſtrengung zur Höhe hinauf gewälzt worden, durch eines Knaben Hand hinab gerollt wird. Satt, überſatt! Sagt Alles getreulich, und hofft auf den Botenlohn. Ich hab nichts mehr zu verlieren als ein erbärmliches, aufgebrauchtes Leben, und der

Tod wird mir den Anblick erſparen, wie Alles zuſammenbricht was ich mühſam aufgebaut für dieſen König. Die Mutter wird triumphirend heimkehren aus dem Exil, und wird ihn in den Winkel ſtellen, der herrſchſüchtige Bruder wird ihm auf die Schulter geſetzt werden, der freche Adel wird Alles wieder an ſich reißen, was ich für ſeine Königsmacht errungen, die Kirche wird ihm die Politik vorſchreiben, welche ihn an Spanien ausliefert, und das Frankreich, welches gewachſen und gewachſen iſt, und überall gebieteriſch eingreift, wird zuſammenſchrumpfen zu einem Ritterſtaatlein zweiter Ordnung, oh, oh, oh! und Das Alles, weil ein Knabe Knabe bleibt trotz aller Erfahrung —!

Weinend brach er zuſammen, und mußte von Chavigny aufgefangen werden, daß er nicht auf den Fußboden ſtürzte.

Die lange magre Geſtalt Chavigny's war ſtarkknochig, ſie trug den leichten Körper des Kardinals auf das Ruhebett, wie man ein Kind trägt.

Desnoyers ſah alle Dem mit einer außerordentlichen Gleichgültigkeit zu. Er war es gewohnt, daß der Kardinal jedes Jahr einige Male in Verzweiflung und Verwünſchungen ausbrach, und unter Vorwürfen gegen den undankbaren wie unverſtändigen König ſein Amt hinwarf und von ſeiner nothwendigen Entlaſſung ſprach. Er war es gewohnt, daß die nervöſe Natur des Kardinals bei dieſen Gelegenheiten in Zuckungen und Krämpfe verfiel. Er ließ ſich deshalb auch von der jetzigen Scene gar nicht weiter berühren, als daß er in ganz ruhigem Tone zu Chavigny ſagte: Laßt doch den

Pater Joſeph rufen. Der iſt ja daran gewöhnt, und weiß wie die Eminenz bei ſolchen Anfällen behandelt werden muß.

Chavigny that das; Pater Joſeph kam, warf dem ruhig daſtehenden Desnoyers einen ſeiner grimmigſten Blicke zu aus ſeinem ohnehin grimmig garſtigen Antlitze, und begann ſeine Manipulation mit dem zuckenden Körper Richelieu's. Dieſe nervöſen Kriſen, welche ſonſt nur Frauen eigen ſind, wurden durch Beſpritzen mit Waſſer und Säuren, mit Einreiben an den Schläfen und in den Handflächen bekämpft, und Waſſer wie Säuren ſtanden immer bereit in dem Zimmer des Kardinals.

Während die „graue Eminenz" in der groben Kapuzinerkutte ſolchergeſtalt die rothe Eminenz im ſeidnen Gewande behandelte, redete Chavigny leiſe in Desnoyers hinein. Er ſchien ihm Vorwürfe zu machen, Forderungen zu ſtellen, ja er ſchien ihm zu drohen. Desnoyers' niederhängende Augenlider zuckten nicht im Geringſten, und er erwiderte kein Wort. Er ſah nur zuweilen nach den Eminenzen hinüber, und flüſterte endlich lächelnd: Ich habe ihm noch mehr zu ſagen.

— Nur jetzt nicht!

— Gerade jetzt. Und das wird beſſer wirken als Pater Joſephs Eſſig.

Desnoyers fühlte ſich ſichrer in ſeiner Stellung, als Richelieu in der ſeinen. Er ſtand dem Könige näher, und war deshalb für Richelieu eine nothwendige Brücke. Er wich von Richelieu ab in der religiöſen Frage, und hing darin mit den Jeſuiten zuſammen. Und zwar eng. Aber er verſtand Richelieu's politiſche Gedanken, und war ihm darin förderlich beim Könige. Er war eine Art Ueberſetzer Richelieu's für den König. Das wußte Niemand ſo gut wie Richelieu, und da Richelieu dieſer Ueberſetzung und Vermittelung nicht entbehren konnte, ſo konnte er und mochte er auch dieſen Desnoyers nicht entbehren. Das wußte Desnoyers ganz gut, und deshalb machte er ſo wenig Umſtände mit dem Kardinal.

— Pater Joſeph — ſagte er jetzt plötzlich — Ihr ſeid fertig, wie mir's ſcheint, und Eminenz iſt ruhig. Wir danken, und bitten Euch, das Zimmer zu verlaſſen. Ich habe Seiner Eminenz noch weitere Mittheilungen zu machen.

Wie ein borſtiger Hund, welcher die Zähne fletſcht, wendete ſich Pater Joſeph zum Abgehn, unterließ aber die Aeußerung nicht: Tödtet ihn nur ganz, dieſen Geiſt, an deſſen Schuhriemen Ihr nicht reicht, Ihr — Alle!

Richelieus Körper hatte leiſe gezuckt bei Desnoyers' Rede von „weiteren Mittheilungen“. Das geiſtige Verſtändniß mochte alſo wohl vorhanden ſein bei ihm, obwohl er noch mit geſchloſſenen Augen dalag. Es war eine Eigenthümlichkeit ſeiner Stellung oder ſeines hypochondriſchen Gemüthsweſens, daß er — der mächtigſte Mann im Reiche! — ſich keinen Augenblick ſicher glaubte in ſeiner Stellung. Jedes halbe Wort aus der Umgebung des Königs erſchreckte ihn, und jeden Tag faſt ſah er wie ein Geſpenſt den Untergang an ſich heran treten. Und zwar den Untergang in grauſamer Form. Geſchichtliche Vorgänge beſtärkten ſeine reizbare Phantaſie nur zu ſehr in dieſer Angſt. Der allmächtige Guiſe war in Blois wie von einem Blitzſtrahle der Ermordung getroffen worden, und unter dieſem ſchwächlichen Ludwig ſelbſt — wie lange war es her? Nicht zwei Jahrzehnte! da war Concini, der Marſchall d'Ancre, damaliger Premier und ein Gönner Richelieus jählings niedergeſchoſſen worden auf Befehl des noch ganz jungen Ludwig. So was vergißt ſich nicht. Am Wenigſten, wenn man ſo durchaus eigen und verwegen Politik treibt wie es Richelieu that, und die ganze alte Geſellſchaft, den Königen immer am Nächſten ſtehend, gegen ſich erbittert weiß. Der Kardinal lebte ſein Leben wie ein immerwährendes Wagniß, wie eine tägliche Lebensgefahr. Sein Geiſt aber war viel größer als ſein Muth, der ja vom Körper äußerſt abhängig iſt — wie mußten alſo Desnoyers' „weitere Mittheilungen" jetzt an ſein Gemüth klopfen, nachdem er ſich gerade jetzt zu ſo heftigen Ausbrüchen gegen den König hatte fortreißen laſſen.

Es herrſchte Todtenſtille, als Pater Joſeph zur Thür hinaus gegangen war. Der Kardinal lag regungslos. Chavigny blickte ängſtlich auf Desnoyers, dieſer auf den Kardinal.

Dann trat Desnoyers einige Schritte näher an den Kardinal. Aber nur einige Schritte; er blieb immer noch eine Strecke von ihm entfernt, als er zu ſprechen anfing:

— Ich ſetze voraus, Eminenz, daß Ihr mich hört. — Der Herzog von Sachſen hat heute in St. Germain die Herzogin von Rohan ausgezeichnet. Und als der Herzog von Trémouille in das Gehör der Unterredung gekommen iſt, da hat er gehört, daß der deutſche Fürſt den Herzog von

Rohan bald zu ſehen hoffe. Das war an und für ſich ſchon auffallend genug. Der Feldherr in des Königs Solde und Dienſte Hand in Hand mit dem Hugenottenführer! Bald wurde es noch bedenklicher. Es traf ein Specialbericht ein von der Oſtgrenze. Dieſer beſagt, daß der Herzog von Rohan aus Genf verſchwunden ſei. Man will ihn in der Gegend von Nancy geſehn haben; man vermuthet, daß er auf dem Wege nach Paris ſei.

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo ſchnellte der regungslos daliegende Kardinal auf ſeinem Lager in die Höhe, und ſaß da wie ein geſunder Mann. Die Augen leuchteten, das bleich und ſchlaff gewordene Antlitz ſpannte und röthete ſich, und ſchrill ſprang aus ſeinem Munde der Ruf: Rohan, der Hugenott?!

Man konnte denken, der ganze Krankheitsanfall ſei nur Komödie geweſen. Das war aber nicht der Fall. Die Reizbarkeit ſeines Nervenlebens brachte ſo jähe Sprünge mit ſich. Auf Gefährliches in den „weiteren Mittheilungen“ Desnoyers' war Richelieu gefaßt geweſen; ſtatt deſſen kam das Hugenottenthum zum Vorſchein. Darin war er einig mit dem Könige; jegliche Beſorgniß alſo war im Nu von ihm gewichen, und er ſtürzte ſich wie der Raubvogel auf eine Beute, die ihm ſo wohl gefiel wie dem Könige.

— Chavigny! — fuhr er fort — ſogleich hinüber in's Kaſtell, und Triſtan unterrichten. Er ſoll mit ſeinen ſicherſten Leuten auf der Stelle hinein nach Paris, und wenn er den Rohan fängt, wird er königlich belohnt.

Unter dem Kaſtell war das Feudalſchlößchen von Rueil gemeint, wo die Leibwache lag, welche der König ſeinem Premier in freundlicher Stunde bewilligt hatte. Triſtan war ein kundiger Fanghund in derſelben.

— Noch einen Moment, Chavigny — ſetzte Richelieu hinzu, indem er aufſtand — vielleicht hat Freund Desnoyers noch nähere Angaben —?

— Das kaum, Eminenz. Von einem Schweizer iſt in dem Bericht die Rede, des Namens Erlach. Ein Patrizier und Kriegsmann aus Bern, der in voriger Woche mehrmals in Genf und im Hauſe Rohans geſehn worden iſt. Derſelbe Mann hat den Herzog von Sachſen in Frouard aufgeſucht bei Toul. Es ſcheint ein Zwiſchenträger zu ſein, und wird ſich wohl auch in Paris einſtellen, wenn Rohan ſich wirklich herein wagt.

— Ein Schweizer, Erlach — Du hörſt Chavigny! Verſich Triſtan mit einer Summe; kein Geld, keine Schweizer! ein Schweizer nimmt Geld. Aber der iſt zu ſchonen, da er mit Herzog Bernhard verkehrt. Der deutſche Herzog überhaupt iſt mit Vorſicht und mit Reſpekt zu behandeln. Ihm gegenüber theil' ich die Anſichten in St. Germain durchaus nicht. Ich ſpreche darüber morgen mit dem Könige. Der Hugenott dagegen iſt vogelfrei. Noch ſonſt was, Desnoyers?

— Nicht daß ich wüßte!

— Laßt Eure Grillen, Desnoyers, gegen den ketzeriſchen Herzog! Wir brauchen ihn, brauchen ihn dringend. Ich weiß es. Meinem gebrechlichen Leibe, der mich zu thörichten Ausbrüchen fortreißt, mögt Ihr mißtrauen; meinem Geiſte nicht. Er ſagt Euch, daß wir dieſes deutſchen Herzogs gar bald dringend bedürfen werden. Ohne ihn kann uns der Reichsfeind im Laufe dieſes Sommers aus Paris jagen, und das würde dem bequemen Desnoyers doch unbequem ſein, nicht? Jetzt, Adieu! Adieu!

Chavigny und Desnoyers gingen. Der Kardinal ſah ihnen nach, und ſank dann erſchöpft auf ſein Ruhelager, der Verbindung Rohan's mit Bernhard nachdenkend. Solcher Verbindung mußte um jeden Preis geſteuert werden.

Zu Toulouſe auf offnem Markte war einem Montmorency der Kopf abgeſchlagen worden, weil er rebelliſch aufgetreten war gegen die Politik des Kardinals — auch gegen einen Rohan wird dieſer Kardinal kein Bedenken tragen.

IV.

Was war unterdeſſen mit dem gelben Dietrich geſchehen, deſſen Pferd durchaus nicht auf gewöhnlichem Wege nach Rueil wollte? Mit dieſem Pferde hatte es eben ſeine eigne Bewandtniß. Es war Muſtapha geheißen, und war ein Original. Die Stallknechte in St. Germain kannten es ſehr gründlich, und waren eben ſo gründlich dagegen eingenommen, daß dem Erſten Beſten ein Reitpferd angewieſen wurde, und nun gar einem ſo kurioſen gelben Fremdlinge. Korporationen pflegen unter ſich einen ſtehenden Schabernack

Unter dieſen Korporationen beſonders die Dienerſchaft eines großen Marſtalls. Letztere betrachten die Pferde ihrer Herrſchaft als ihr Eigenthum, wenigſtens als ihre Belehnung, und wenn ungewöhnlich über ſie verfügt wird, ſo ärgern ſie ſich, und meinen ſich rächen zu müſſen.

In den Ställen von St. Germain wurde unter gemeiner Heiterkeit an jenem Abende alles Das beſprochen, was der eigenſinnige Muſtapha mit dem gelben Fremden wohl Alles anſtellen würde.

Und Muſtapha hielt ihnen Wort. Der Schimmel gilt ſonſt für das ruhigſte, zuverläſſigſte und dauerhafteſte Thier unter den Pferden. Nur der ſchwärzliche Eiſenſchimmel macht eine Ausnahme. Er gilt für tückiſch. Muſtapha war kein voller Eiſenſchimmel, denn er war in vorgerücktem Alter ſtellenweiſe ganz weiß geworden, was beim Eiſenſchimmel eigentlich nicht vorkommt. Stellenweiſe grell weiß, ſo daß er wie ein geſchecktes Roß leuchtete, und deshalb nicht eben vornehm ausſah. Aber die eigenſinnigen Grillen einer Eiſenſchimmel-Natur lebten in ihm. Und da er nicht mehr jung war, ſo zeigten ſich dieſe Grillen nicht flüchtig, ſondern recht ſtandhaft.

Als Muſtapha mit ſeinem bewegten Reiter an Rueil vorüber war, hielt er es für rathſam, die Straße zu verlaſſen, und ſich nach rechtshin zu wenden in Feld und Wieſe. Er that dies ſo jählings, daß Dietrichs ohnehin geringer Schluß völlig überraſcht wurde von dieſer Wendung, und zu Nichts wurde. Das heißt die Beine Dietrichs verließen ſeitwärts den Rücken Muſtaphas, und ſuchten den Erdboden.

Sie fanden ihn auch ſehr geſchickt; Dietrich fiel nicht, und lief auf der Stelle dem Schimmel nach, als ob er ihn ſo beiläufig einholen könnte. Dietrich war ganz berechtigt zu dieſem Gedanken, denn Muſtapha, des wilden Laufens müde, blieb bald ſtehen, ſah ſich nach ſeinem Kameraden um, und wieherte. Er ſchien Dietrich einzuladen. Sobald dieſer aber in die Nähe kam, machte Muſtapha, wunderlich quiekend einige Bocksſprünge, und ging in kurzem Galopp weiter. Das wurde bei der warmen Frühlingsluft bald ſchweißtreibend für Dietrich, und er überlegte endlich, ob er den Racker von Schimmel nicht ſeinem Schickſal überlaſſen und zu Fuß umkehren ſollte. Aber von Rueil war er ſchon ſehr weit entfernt, der Abend ſank nieder, am Ende fand er den Weg gar nicht mehr dahin, und das Pferd konnte ganz verloren gehen. Reich war Vater Groot nicht, lächerlich war es auch, wenn dem Reiter das Pferd unter den Beinen auf Nimmerwiederfinden abhanden kommt, er entſchloß ſich ſeufzend, Muſtapha auf's Neue zu folgen. Beim Aufſteigen in St. Germain hatte er vom Stallknechte die Worte gehört: Nun, Muſtapha, thu' Deine Schuldigkeit! Er wußte alſo den Namen des Ausreißers, und hoffte, es würde eine gute Wirkung machen, wenn er den Namen fleißig ausrufe. Das ſchien gar nicht unrichtig. Denn er ſah jetzt den Schimmel gar nicht mehr, es ſtanden Geſträuche vor ſeinen Augen, und die Sonne war untergangen; als er aber mit guten Lungen mehrmals „Muſtapha! Muſtapha!“ in's Leere geſchrien, hörte er in weiter Ferne das Wiehern des Pferdes. Ein gewiſſer Rapport zwiſchen Beiden war alſo hergeſtellt, und beſſeren Muthes trabte Dietrich der gefundenen Richtung nach. So kam er an eine große Wieſe, auf deren Mitte Muſtapha friedfertig mit dem jungen Graſe beſchäftigt war. Er ſah ſich kauend nach dem herankommenden Dietrich um, und wieherte offenbar freundſchaftlich. Jetzt, meinte Dietrich, ſei der Friede hergeſtellt, und Muſtapha werde ſich beſteigen laſſen. Muſtapha aber betrug ſich kindiſch, als wollte er ſpielen wie ein junger Hund. Er quiekte wieder, als Dietrich nahe war, und ſprang bockend eine Strecke zur Seite, ſofort wieder graſend. Das wiederholte ſich, bis es nun wirklich dunkel wurde, und Dietrich hoffnungslos ſtöhnte. Endlich war der Zügel über Muſtapha's Kopf herunter gefallen, und hatte ſich in den Vorderbeinen des Thiers verfangen. Jetzt war Muſtapha im Fortſpringen gehemmt, und — was mehr ſagen will — Muſtapha ſchien einzuſehen, daß ein weiteres Spiel unter ſolchen Umſtänden für ihn ſelbſt, das heißt für ſeine Knochen mißlich ſei, denn dies Roß war augenſcheinlich ein ganz verſtändiges Beeſt. Es blieb jetzt ſtehen, ließ Dietrich an ſich, ließ ſeine Beine befreien, ließ alle Anſtalten zu ſeiner Beſteigung geſchehen, und biß nur ein einziges Mal herum, als Dietrich ſich mit letzter Kraft aufſchwang. Bei dieſer Gelegenheit riß es ihm freilich einen großen Fetzen aus dem gelben Mantel. Aber Dietrich ſaß doch nun wieder oben und hatte es im Zügel. Leider wollte es nun trotz aller Hilfen nicht von der Stelle, und ſchüttelte den gelben Lappen, der ihm nicht ſchmeckte, und ſchlug hinten aus. Hier in dunkler Einſamkeit griff Dietrich getroſt zum Sattelknopfe, um ſich feſtzuhalten, und als Muſtapha die Ueberzeugung gewann, daß der Kamerad nicht mehr herunter zu bringen wäre, ſo entſchloß er ſich, weiter zu ſchreiten. Aber wohin? Dietrich ſelbſt wußte kaum noch, auf welcher Seite Paris liegen mochte, und er konnte ſich auch nicht verhehlen, daß Muſtapha ſich nicht lenken ließ. Er grunzte dann immer, wenn Dietrich nach links den Zügel zog wo er Paris vermuthete. Muſtapha ging eigentlich im Schritt mit ihm durch. Allah iſt groß, dachte Dietrich, er erleuchtet auch die Thiere, und dieſer niederträchtige Muſtapha wird Dich wohl irgendwohin bringen zu menſchlichen Stätten.

So geſchah es auch. Sie kamen auf eine Heerſtraße, und Muſtapha wendete ſich jählings links. Zugleich ging der Mond auf, und Dietrich meinte in der Ferne die dunklen Schatten der Stadtwälle zu ſehen; er lobte innerlich den Verſtand Muſtaphas. Richtig, nach einigen Minuten lag das Thor vor ihm, Muſtapha wieherte und ſchritt hinein.

Am Ausgange des Thorgewölbes war die Thorwache, und vor ihr ſaßen bei dem warmen Abende in lichtem Mondſcheine die Truppen, welche Wache zu halten hatten. Sie waren von der Leibwache Richelieus, welche von Triſtan gerade an dies öſtliche Thor geführt worden waren, weil der Herzog von Rohan mit Wahrſcheinlichkeit von dieſer Seite erwartet werden konnte. Triſtan ſaß unter ihnen. Er ſo wie mehrere Andere hatten vor einigen Stunden den durchgehenden Muſtapha am Schlößchen von Rueil vorüberlaufen ſehen, ſie kannten alle das verrufene Roß aus der Stallung des Königs perſönlich, ſie erkannten es jetzt auf der Stelle, als es im grellen Mondlichte aus dem Thorbogen ſchritt, und begrüßten es mit einem ſchallenden Gelächter und dem vielſtimmigen Rufe: Muſtapha! Muſtapha!

Das Gelächter war natürlich. Von der entgegengeſetzten Seite kam Muſtapha jetzt am ſpäten Abend wieder zum Vorſchein. Jeder Reitersmann hatte ſogleich die Vorſtellung: was für Umwege mag Muſtapha während der Zeit mit ſeinem Reiter gemacht haben!

Muſtapha aber nahm dies Gelächter und Anſchreien übel, denn ſcheu und ſtätiſch war er auch, kehrte auf der Stelle um, und jagte ſchallend durch den Thorbogen wieder hinaus in's Freie. Kein Zügel half, Dietrich entfernte ſich auf der Heerſtraße mit reißender Schnelle von Paris. Wohl eine Viertelſtunde weit. Plötzlich hielt Muſtapha inne, und Dietrich hörte und ſah einen kleinen Trupp Reiter vor ſich.

Dieſen ſchloß ſich Muſtapha aus eigner Machtvollkommenheit wiehernd an, indem er nach der Stadt zu umkehrte.

Den Reitern ſchien dies gar nicht gleichgültig zu ſein. Sie wußten ja nicht, daß dieſes Umkehren und dieſer Anſchluß nur Sache des Pferdes war und nicht des Reiters. Sie drängten ihre Roſſe nach der Seite, und ſprachen leiſe mit einander. — Aber Muſtapha ſuchte Geſellſchaft, er drängte ihnen nach.

Es waren vier Männer zu Pferde. Zwei in erſter Reihe, der eine ſtattlich und von vornehmer Haltung, der zweite breitſchultrig und alltäglicher. In zweiter Reihe kräftige Geſtalten, welche Diener ſein mochten.

Dietrich bemerkte, daß man ſich von ihm zurückzog, und bat um Entſchuldigung für ſeine Zudringlichkeit. Sie rühre nicht von ihm her, ſondern von ſeinem ſtörrigen Pferde, welches durchaus nur in Geſellſchaft andrer Pferde fortzubringen ſei.

Das mochte den Reitern, die keine Geſellſchaft wünſchten, ſehr unwahrſcheinlich und befremdlich klingen. Sie hielten ſtill — Ah, ſeh' ich recht? — rief einer der Diener — das iſt ja der junge Herr von heute Morgen, der Herr von Grotius —!

Dieſer Diener war Mathieu, welcher Dietrich am Morgen bei der Frau Herzogin von Rohan geſehen, und welcher jetzt halblaut den zwei vorderen Reitern zuflüſterte: Mit dem hat's keine Gefahr, der iſt Proteſtant, und unſerm Hauſe ergeben! — Der ſtattliche Reiter machte aber doch Mathieu ein Zeichen, nicht weiter zu gehen in der Vertraulichkeit, und flüſterte ſeinem Nachbar zu: das Wort zu führen.

Dietrich ſeinerſeits war übrigens bereits aufgeklärt. Im Palais Rohan hatte er wie oft! ein lebensgroßes Bild des Herzogs geſehen, und der lichte Mondſchein zeigte ihm deutlich, daß der ſtattliche Herr Niemand Anderes ſei, als Herzog Heinrich. Der junge Mann war aber doch ſo gut erzogen und diplomatiſch geſchult, daß er ein Geheimniß nicht ausſprach, ſo lange man ihm das Stichwort dafür nicht brachte. Er war nur befliſſen, ſich angenehm zu machen. Er erzählte alſo, da man die Pferde wieder in Schritt geſetzt, was heut Alles in Paris und St. Germain vorgegangen wäre mit dem Herzoge Bernhard. Hätte er ſich lieber nützlich gemacht! Er ließ aber getroſt den Herzog auf das

Thor zureiten, hinter welchem Triſtan mit ſeinen Trabanten auf dieſen Herzog lauerte. Er wußte freilich nicht, daß dieſer Triſtan ſogar heraus ſpazirt war durch die Thorwölbung, und in's Feld heraus blickte. Der Mond ſpiegelte ſich ſchimmernd auf ſeinem mit Silber ausgelegtem Wehrgehänge.

Der breitſchultrige Reiter neben dem Herzoge — es war Erlach von Bern — hatte ein ſehr ſcharfes Auge, und entdeckte auf etwa hundert Schritt Entfernung dieſen Schimmer. — Was blinkt denn da vor dem Thore? — ſagte er mit tiefer Baßſtimme — ſind denn auch außen im Felde Wachen aufgeſtellt?

Bei dieſer Frage endlich ſcheß Dietrich das Blatt, und er kam auf den richtigen Gedanken. — Holla, meine Herrn, einen Augenblick Halt! Ich habe vorhin beim Einreiten geſehen, daß die Leibwache des Kardinals hier im Thore ſtationirt iſt —

— Nachmittag war ſie nicht da! — ſagte haſtig Mathieu — das hat was zu bedeuten!

— Es iſt ganz ungewöhnlich — ſetzte Dietrich hinzu — und ſehr auffallend!

— Der blinkende Mann dort verſchwindet im Thore — ſagte Erlach — als eilte er, uns anzumelden.

— Links ab zum nächſten Thore! — rief mit gedämpfter Stimme Mathieu.

— Ruhig! Mit Bedacht! — entgegnete Erlach — der Mann hat uns kommen ſehen. Wenn Niemand einreitet, ſo entſteht Verdacht, und erfolgt vielleicht Nachſetzung. Ich reite hinein mit meinem Knechte. Ade, meine Herrn!

Und mit einem vielſagenden Blicke auf den Herzog ritt er nach dem Thore.

Mathieu ritt links, der Herzog und Dietrich folgten ihm.

— Wollt Ihr uns ferner begleiten, junger Herr? — fragte der Herzog.

— Wenn Ihr's geſtattet, ja! Ich kenne Paris, vielleicht kann ich Euch nützlich ſein.

Dietrich war ſelig über dieſe Begegnung. Er meinte den Herzog zu erretten, und die reizenden Folgen dieſer That knüpften ſich ſo natürlich an ſeine Träume von der jungen Marguérite und von der großen, vornehmen Laufbahn.

Wenn's nur nicht die Geſchichte mit dem Milchtopfe wurde! Erlach fand an der Thorwache ſo aufmerkſame Leute, daß der Herzog ſehr eilen und ſehr glücklich ſein mußte, wenn er ſeinen Häſchern entkommen wollte.

Erlach wurde ſogleich von der Wache umringt, und nach Namen und Ausweis gefragt.

— Ihr kamt ja in größerer Begleitung — ſagte ein kleiner, glänzend ausgerüſteter Officier, Triſtan — wo bleibt die?

Erlach, ein erfahrener Kriegsmann, ſah dem fragenden Triſtan ruhig in's Auge wie Einer, der langſam verſteht.
— Ich heiße von Erlach — ſprach er — und bin ein Patrizier aus Bern in der Schweiz.

— Alſo Erlach! Und wo bleibt die Begleitung, mit der Ihr kamt?

— Braucht's noch weiteren Ausweis?

— Ich frage nach Eurer Begleitung!

— Dieſer Knecht hier iſt meine Begleitung, und einen weiteren Ausweis hab' ich auch. Muß ich ihn verzeigen?

— Armand, hinaus vor's Thor, und zuſehen, wo die Andern bleiben!

Ein Gardiſt ging in die Thorwölbung.

— Ob ich den Ausweis verzeigen muß, Herr?

— Das verſteht ſich.

— Eine kleine Geduld. Man verwahrt ſo was ſorgfältig, und Mondſchein iſt nicht Sonnenſchein.

Er wollte Zeit gewinnen für den Herzog, neſtelte alſo langſam eine Taſche auf, nahm Papiere heraus, und verglich ſie beim Mondenlichte erſt aufmerkſam, ehe er ein Blatt hinreichte.

Es war ein Paſſirſchein vom Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar. Eine ſichre Beſtätigung für Triſtan, daß der richtige Fang eintreffen müſſe. Ungeduldig ſchrie er: wo Armand bleibe? und ſchickte einen zweiten Gardiſten hinaus. Armand kam aber ſchon zurück, und meldete: draußen ſei Niemand zu ſehen!

— Was ſoll das heißen?! Ich hab' Euch ja herankommen ſehen fünf, ſechs Reiter breit!

— Mich? Da hat der Mond einen Hof gemacht. Doch halt, ja! Drei Mann breit, ja! Ein junger Kavalier auf einem ſcheckigen Schimmel kam uns entgegen gejagt, und hat uns faſt umgerannt. Der Schimmel ging durch. Dem haben wir, ich und mein Knecht geholfen. Davon werden wir breit ausgeſehen haben. Aber zum Thor war der

Schimmel nicht hereinzubringen, er machte wieder Kehrt und ſauſ'te fort. — Dabei wies er nach rechts hinüber.

— Nichts da! Pferde vor! Aufſitzen! Ihr, Herr von Erlach folgt mir, wenn ich bitten darf.

— Wohin?

— Ich bitte um Entſchuldigung, wenn ich Euch nur ſo ungenügende Auskunft geben kann, wie Ihr mir.

Triſtan war bekannt als ſehr höflich. Aber er war auch geſchickt. Er vermuthete ganz richtig, daß der Herzog, wenn er dabei geweſen, links abgebogen ſein werde, um auf dem nächſten Wege zum Faubourg St. Germain zu kommen. Dorthin ſendete er ihm zwei berittene Gardiſten nach. Zwei andere wurden im Innern nach dem Palais Rohan gejagt. Alle Vier unterrichtete er leiſe und ſchnell. Desgleichen die zurück bleibende Wache, wenn der Erwartete etwa doch noch hier einpaſſiren ſollte. Dann ſtieg er ſelbſt zu Pferde, und lud Erlach ſehr artig ein, ihn zu begleiten.

Wenn der Herzog eingeholt wurde, ſo trug Dietrich die Schuld. Beim nächſten Thore nämlich, bis zu welchem ſie raſch geritten waren, machte Dietrich die richtige Bemerkung: es wäre rathſam zu rekognosciren, ob hier ebenfalls Garden des Kardinals die Wache bezogen hätten.

— Sehr richtig! — ſagte der Herzog — hättet Ihr die Freundlichkeit, das zu übernehmen, und uns raſch Auskunft zu bringen?

— Mit Entzücken! — ſprach Dietrich, und ſprengte eiligſt hinein. Unbedacht! Muſtaphas wegen.

Dietrich fand keine Trabanten Richelieus, und wollte umkehren. Muſtapha aber wollte nicht. Ein Stall mochte ihm jetzt wünſchenswerth ſein; er nahm den Zügel reſolut auf die Zähne, und jagte geradefort nach der Stadt.

Der Herzog und Mathieu warteten und warteten. Die koſtbarſte Zeit verging, denn trotz Erlach's geſchickter Zögerung waren doch jetzt die zwei Gardiſten unterwegs, welche den Herzog einholen ſollten. Mathieu hörte ihren Galopp, und machte den Herzog auf das näher kommende Pferdeſtampfen aufmerkſam.

— Wer reitet — ſagte der übrigens ſehr ruhig bleibende Herzog — wer reitet bei Mondlichte in ſolchem Tempo? Verfolgte oder Verfolger. Das gilt mir. Da iſt nichts mehr zu verlieren. Alſo vorwärts! Durchbrechend mit Schnelligkeit und Gewalt, wenn man uns im Thore aufhalten will. Du kennſt den Zug der Gaſſen rekta zu unſrer Straße hinüber beſſer als ich. Vorwärts! Erſt Schritt, um die Thorwache nicht vorzeitig durch den Lärm der Pferde in der Wölbung zu alarmiren; am Ende der Wölbung aber beide Sporen einſetzen, und nöthigenfalls das Schwert gebrauchen. Vorwärts!

So thaten ſie. Es war die höchſte Zeit. Die Verfolger kamen am äußeren Thore an, als ſie dicht vor der Wache ihre Pferde in Karrière ſetzten. Die Wache ſtand im Wege, noch in heitrer Betrachtung über Muſtapha, der die artigſten Kapriolen gemacht hatte. Sie prallte erſchreckt auseinander vor den ſauſenden Reitern. Der Herzog und Mathieu jagten ungehindert in die Vorſtadt hinein.

Kaum hatten die Wachen kopfſchüttelnd ſich gefaßt, da kamen im Galopp die beiden Gardiſten. An dieſen wollten die Wachen gut machen was ſie eben verſäumt: ſie griffen den mäßiger galoppirenden Gardiſten in die Zügel. — Hand fort! Gardiſten Seiner Eminenz! — ſchrieen dieſe, und ſetzten fragend hinzu: — ob kurz vor ihnen einige Reiter durch's Thor paſſirt wären?

Wenn ſie geſchwiegen hätten, ſo wäre ihnen der ferne Hufſchlag von den Roſſen des Herzogs und Mathieu's noch zu Ohren gekommen. Da aber die Antwort nicht blitzſchnell erfolgte, ſo ſchalten und fluchten ſie, und betäubten damit ihre Ohren.

Die Antwort zögerte, weil die Truppen die anmaaßenden Leibgarden des Kardinals nicht leiden mochten. Sie waren deshalb gar nicht beeilt, dieſen betreßten Kardinaliſten zu einem Fange behilflich zu ſein. So gaben ſie nur verſchwommene Auskunft. — Allerdings, hieß es, ſeien in der letzten Viertelſtunde zu wiederholten Malen Reiter einpaſſirt.

— Links oder rechts hinein?

— Geradaus.

Der Herzog und Mathieu waren aber nach links geritten. Und nach links lautete auch der Auftrag für die Gardiſten des Kardinals, denn das Hotel Rohan war auch ihr Endpunkt.

Mürriſch trabten ſie nach links. Mathieu und der Herzog hatten einen tüchtigen Vorſprung. Aber ſie konnten nicht mehr ſo ſchnell reiten in den engen Gaſſen. Ein Sturz hätte Alles verderben. Die Gaſſen waren zwar ganz leer, denn das ſogenannte Couvrefeu war längſt vorüber, es war in der elften Stunde, aber ſie waren ſchlecht oder gar nicht gepflaſtert, und das Mondlicht drang nicht herab in die engen Schluchten; die trabenden Pferde ſtrauchelten oft. Sie gelangten indeſſen unbehelligt bis in die Nähe der Straße, wo das herzogliche Hotel ſtand. Vor dieſer Straße hielt Mathieu plötzlich ſtill. — Was iſt? fragte der Herzog.

— Wir müſſen horchen, Hoheit. Wenn Freund und Feind gleichzeitig reiten, ſo hören ſie nichts von einander. In dieſem Steinhauſen ſchallt es ja mörderlich. Lauſchen wir, damit wir erfahren, ob der Feind kommt, und von wo er kommt.

Sie horchten. Hinter ſich in ziemlicher Ferne hörten ſie Hufſchlag. — Ehe das Thor aufgemacht wird, ſind ſie da; wir müſſen mein Haus aufgeben —

— Still, Hoheit! Dort rechts, hört nur, dort rechts kommt auch Hufſchlag näher und näher — — ſie kommen von beiden Seiten.

Er hatte ganz Recht. Es waren die anderen Gardiſten, welche von innerhalb des Thores kamen.

— 's iſt gerad noch Zeit, vorwärts!

— Nein.

— Ich mein' es anders. Nicht vor unſer Hotel. Auf die Gartenſeite! Vorwärts! — Ich höre ſie beide, deshalb hören ſie uns nicht.

Mathieu ritt quer über die Straße, in welcher das Hotel ſtand in ein ganz enges, finſteres Gäßchen hinein. Der

Herzog folgte ihm. Es war eigentlich nur ein unbewohnter Weg zwiſchen Gartenmauern und blinden Häuſerflächen, und ſo ſchmal, daß kaum ein Pferd Platz hatte, ſie alſo hinter einander reiten, und ganz langſam reiten mußten.

Als ſie ſchon eine lange Strecke hinein gedrungen waren, ſagte der Herzog: — Halt, Mathieu! Was haben wir vor?

— Von unbewachter Seite in's Hotel kommen!

— Das hat keinen Sinn, wenn die Verfolgung wirklich mir gilt. Denn alsdann wird ſie nicht vor meinem Hotel ſtill halten, ſondern wird eindringen, wird durchſuchen, wird mich finden, auch wenn ich unbemerkt hinein gekommen bin.

— Nicht ſo leicht, Hoheit. Ich hab im Hotel ſchon Vorſorge getroffen.

— Das Nothwendigſte iſt: wir müſſen ausſpähen, ob die Reiter wirklich vor mein Haus kommen —

— Pſt! Hört Ihr? — Die hinter uns waren, reiten eben an unſerm Gäßchen vorüber, und — richtig, die Andern kommen auch. 's gilt uns! Wenn nur mein Pferd ſtehen bliebe, ſo ſtieg ich ab, und ſchlich zurück bis an die Straße, um zu ſpähen. Aber Hoheit können 's nicht halten, 's iſt zu eng; ich kann kaum an Eurem Roſſe vorbei —

— Steig ab, tritt vor den Kopf Deines Pferdes. Ich ſteig ebenfalls ab, und trete vor Dein Pferd; mein's kann ſich ja nicht umwenden, muß alſo ruhig ſtehen bleiben — und nun geh!

Nach zehn Minuten kam Mathieu zurück. Er berichtete, daß eine Anzahl Reiter vor dem Hotel Rohan hielten, und laut ſprächen. Er habe zu verſtehen geglaubt: Im Namen des Königs. Da ſei wahrſcheinlich das Thor aufgemacht worden, denn die Reiter ſeien verſchwunden, alſo ſicherlich hinein geritten in den Hof. Jetzt durchſuchen ſie jedenfalls das Hotel, und finden nichts.

— Und dann durchſuchen ſie die Umgegend.

— Schwerlich. Wenn wir nur unſre Pferde los werden; die ſind uns jetzt garſtig im Wege. — Die nächſte halbe Stunde, während die Schufte da das Hotel durchſuchen, ſind wir am Sicherſten. Was meinen Hoheit? Dies Gäßchen führt drüben zu einer ſchlechten Gaſſe, und dort iſt ein kleines Fuhrmannswirthshaus. Den alten Wirth kenn ich aus früherer Zeit. Er war einmal Hugenott. Kann ſein, daß er hat katholiſch werden müſſen; ehrlich iſt er's gewiß nicht. Unſre Leute ſind auch gewiß noch ſeine Hauptkunden; 's war ein braver Kerl, der bucklige Giroflay. Dort ſtellen wir die Pferde ein, und laſſen uns für Hoheit eine Schlafſtelle geben. Ich nehme dann den Giroflay vor, und fühl' ihm auf den Zahn. Iſt er brav geblieben, wie ich glaube, dann hat's gute Wege. Seine Stallung nämlich grenzt an die Gartenmauer unſers Hotels. In früherer Zeit bin ich oft des Nachts auf dem Wege heim gekommen, wenn wir zerſprengt worden waren, und die Leiter wird ſich auch heut noch finden. Da ſteig ich in unſern Garten, ſchleiche an's Palais, und rekognoscire. Sind die Racker noch drin, ſo wart' ich. Sind ſie mit langer Naſe abgezogen, dann hol' ich Hoheit, und dann ſeid Ihr viel ſicherer im Palais, als wenn gar nichts geſchehen wäre. Denn alsdann lauern ſie wohl auf der Straße auf Eure Ankunft, hinein kommen ſie aber nicht mehr. Wie?

— Meinethalben! Ich weiß keinen beſſern Rath.

So ritten ſie denn langſam hinüber bis vor das Wirthshaus. Es war verſchloſſen und finſter. Mathieu kannte aber den Riegel am Hofthor, welches zu den Stallungen führte. Durch ein Loch griff er innen hinein, und ſchob ihn auf. So kamen ſie zum Stall, und ſtiegen ab. Mathieu ging nun zurück, und ſchloß das Thor wieder mit dem Riegel. Dann öffnete er den Stall, und führte die Pferde hinein. Zwei ſchwere Fuhrmannshengſte ſtanden darin. Sie wieherten, und ein Fuhrmann, ſeitwärts auf einer Streu ſchlafend, richtete ſich auf. Mathieu rieth ihm in plattem Franzöſiſch weiter zu ſchlafen. Es ſeien drei Stände leer, und ſo viel brauchte er nicht einmal. — Der Fuhrmann ließ ſich das geſagt ſein, und legte ſich wieder auf's Ohr.

— Wartet hier, Hoheit, hier im Dunkeln iſt's am Sicherſten. Ich klopfe Giroſlay heraus.

Er blieb lange. Endlich kam er, und flüſterte: — Es geht! Folgt mir nur. — Sie gingen ſchweigend über den Hof und in die offene Hinterthür des Hauſes. Niemand war zu ſehen, und im Finſtern tappten ſie eine niedrige hölzerne Stiege hinauf. — Rechts! — quiekte eine feine Stimme. Man ſah Niemand, aber man hörte eine Thür öffnen. Mathieu nahm den Herzog an der Hand, und führte ihn durch dieſe Thür in ein kleines, niedriges Zimmer, die Thür dann hinter ſich ſchließend.

— Das war Giroſlay — ſagte er dann. — Er iſt brav.

Nun werſt Euch getroſt hier auf's Lager. Der Mond ſcheint herein. Sonſt ſucht Euch hier Niemand. Ich geh' rekognoſciren.

Er ging, und taſtete draußen vorſichtig nach der Treppe. Da fühlte er ſich angefaßt. Der bucklige Giroſlay ſtand im Hemde neben ihm und ſagte mit quiekender Stimme: — Aber nur Unterſtand, Mathieu, nur Unterſtand. Mein Bißchen Nahrung ſteht auf dem Spiele. Wenn ſie was ſuchen und was merken, dann viſitiren ſie jetzt immer gleich das ganze Viertel, und mich armen Geſellen haben ſie auf dem Strich. Der Herr drin kann nicht bis Sonnenaufgang bleiben. Sie ſind manchmal ſchon da, wenn der Morgen erſt graut.

— Nur ein Paar Stunden, guter Giroſlay, länger nicht. — Futter für die Pferde iſt im Stallkaſten?

— Ja.

Mathieu ging in den Stall, fütterte die Pferde, und ſuchte dann die Leiter außen. Er fand ſie. Neben dem Hühnerſtalle legte er ſie an. Sie reichte gerade aus bis zur Höhe der Gartenmauer, wo hohe Ulmenbäume von jenſeits herüber ragten.

Das Mondlicht that gute Dienſte: er vollbrachte Alles wie er's in jüngeren Jahren oft vollbracht hatte, und oben auf der Mauer angekommen, fühlte er ſich auch noch rüſtig genug, wie in früherer Zeit die Leiter drüben zu laſſen auf Giroſlays Seite und am Ulmenbaume hinab zu klettern.

Glücklicherweiſe ging dies etwas langſamer als früher. Glücklicherweiſe! Denn er war erſt zur Hälfte hinab in den

Zweigen, als er Stimmen hörte. Sie kamen vom Palais Rohan nach dem Hintergrunde des Gartens. Es waren Gardiſten des Kardinals, welche bei der Durchſuchung des Palais' nichts gefunden hatten, und jetzt nachſehen wollten, ob nicht vielleicht in der Tiefe des Gartens unter den breitäſtigen Bäumen derjenige aufzufinden wäre, der vor ihren Schritten aus dem Hauſe geflüchtet ſein könnte. Diener des Hauſes mußten ihnen mit Windlichtern dazu leuchten.

Mathieu erſchrak, und kletterte haſtig wieder aufwärts. Aber ein trockner Aſt brach unter ihm mit Geräuſch. Er mußte inne halten und in Umklammerung des Stammes hängen bleiben. Gar lange, dies fühlte er, war das mit den angeſpannten Kräften nicht durchzuſetzen. Wenn ſie nur nicht ſchon das Krachen des heilloſen Aſtes gehört hatten, der noch dazu langſam, vielfach anſchlagend zu Boden fiel. Wahrſcheinlich! Denn ſie kamen geraden Wegs auf den Baum zu, an deſſen Mitte er oben angeklammert hing. —

Das waren peinliche Minuten. Wenn nur Keiner aufſah! Das geſchah wohl. Aber Windlichter und Mondſchein mochten einander nicht unterſtützen, ſondern eher blenden. Er ward nicht entdeckt, und ſie gingen weiter.

Eins war klar: er war zu zeitig gekommen, und mußte warten. Das Warten war aber ſehr mißlich geworden: er hatte gehört, daß einer der unten ſuchenden Gardiſten fluchend geäußert, nun müßte eben das ganze Viertel abgeſucht werden, was in der Nacht eine ſehr läſtige Arbeit wäre. In der nächſten Viertelſtunde alſo ſchon war Giroflay's Haus gefährdet und mit ihm der Herzog. Was thun?

— Der Herzog muß gleich geholt werden! Hier iſt er jetzt ſichrer als drüben — ſagte ſich Mathieu, und kletterte hinauf, kletterte drüben hinunter, und eilte zum Herzoge.

Dieſer ſaß nachdenkend im kleinen Zimmer. Auf Mathieu's Mittheilung ſchwieg er eine kurze Weile, dann ſagte er ſanft: — Nun denn! Etwas Beſſeres iſt doch nicht mehr zu thun. Mißlingt es, ſo hab' ich wenigſtens Weib und Kind noch einmal umarmt.

Er war an die ſechzig Jahre alt, und die Leiterexpedition war eine körperliche Zumuthung für ihn. Denn er mußte oben auf der Mauer reitend verweilen, bis Mathieu die Leiter mühſam und langſam aufgezogen, und nach der Gartenſeite wieder angeſtellt hatte. Aber er war noch ein rüſtiger Kriegsmann, welcher ſeine Glieder immer in Uebung erhalten hatte. Eine ſchlanke, geſchmeidige Geſtalt über Mittelgröße ging er an die Eskalade wie zum Erſteigen eines Feſtungswalles, und beſiegte auch oben den Schwindel. Er kam glücklich in ſeinen Garten hinab.

— Giroſlay muß für's Nächſte ſeine Leiter einbüßen — flüſterte Mathieu, indem er ſie niederzog und zwiſchen den Bäumen hinlegte — denn wenn ſie drüben beim Viſitiren gefunden würde, ſo kämen ſie wohl auf den richtigen Gedanken. Unſre armen Pferde ſind ohnedies ſchlimm genug daran. Man wird nach ihren Reitern fragen. Gott weiß, ob ich meinen Grauſchimmel wieder ſehe! Verfluchtes Pack, dieſe Götzenknechte! Aber da weiß ich nicht zu helfen. Vielleicht nehmen ſie's nicht ſo genau! — Hoheit müſſen jetzt hier wieder warten, denn ich muß erſt nachſchaun im

Hauſe, und die Frau Herzogin unterrichten — ſie wird ſchön außer ſich ſein! —

Nach einer längeren Weile ſchlich er auf das Haus zu. Kaum war er fort, ſo hörte der Herzog aus Giroſlav's Hofe herüber Lärm — die Verfolger waren dort eingefallen.

Mathieu kam bald zurück mit der Nachricht: das Hotel ſei rein, die Frau Herzogin erwarte mit Schmerzen den Herrn Gemahl.

Der Herzog machte ihn aufmerkſam auf das, was in Giroſlav's Hofe vorginge, und daß nun, wenn ſie die herrenloſen Pferde entdeckt, die Nachforſchung auf's Neue beginnen würde.

— Drin im Hauſe iſt gut vorgeſorgt, dort finden ſie die Hoheit nicht, aber freilich — fügte Mathieu ächzend hinzu — den Grauſchimmel verſchmerz' ich nicht.

Und nun gingen ſie raſch durch den Garten, und traten in den offnen Salon, wo heute Morgen Mathieu den nichtswürdigen gelben Junker geſehen. Denn ihm ſchrieb er den Verrath zu.

Der arme Dietrich! Er hatte Noth genug beſtanden. Muſtapha war mit ihm in unaufhaltſamem Tempo nach der Seine zu, über die Brücke und durch den Louvrehof in den Stall gelaufen. Hier war er im Winter zu Hauſe, hier hatte er an der Stallthüre unter luſtigem Wiehern zum letzten Male ſeinen Gaſtreiter abgeſtreift durch eine malitiöſe Kapriole. Dietrich war ſo erſchöpft geweſen, daß er kaum wieder aufſtehen gekonnt, und noch am Boden ſitzend den lachenden Stallknechten nur unvollſtändig erzählt hatte, wie dies ſchlimme Roß ihm in St. Germain anvertraut worden wäre. Die Stallknechte hatten ihn aufgehoben unter unangenehmen Mitleidsbezeigungen, und als ſich nach Befühlung aller Gliedmaaßen herausgeſtellt hatte, daß nichts zerbrochen und daß er nur, wie ſie es nannten, unſchädlich gerädert wäre, da war er fortgehumpelt, nichts mehr ſuchend als ſeines Vaters Haus und ſein gutes Bett.

Er brauchte auch noch gutes Glück, um dieſen Zweck zu erreichen. Denn er nahm ſeinen Weg über die Straße St. Honoré und wollte durch das Palais Cardinal gehn, welches ſchon damals nach ſeinem kaum vollendeten Aufbau zum allgemeinen Durchgange benutzt und geſtattet wurde. Eben hinkte er unter die Arkade im erſten Hofe, da kam in der Honoré-Straße Triſtan angeritten mit Erlach. Denn hier im erſten Hofe des Palais Cardinal war der polizeiliche Mittelpunkt des Premier-Miniſters, hierher brachte Triſtan den verdächtigen Schweizer. Wenn Triſtan hier den geräderten Dietrich erwiſchte, ſo konnte ſich die geheimnißvolle Angelegenheit mit dem Herzoge von Rohan raſch und übel aufklären. Dietrich war ja vier Reitern begegnet, während Erlach nur von zweien hatte wiſſen wollen — und Triſtan erkannte ſchon von Weitem den ſehr kenntlichen gelben Junker, der unter den Lampen der Arkade langſam dahin hinkte; er rief ihm zu, er beorderte im Abſteigen einen der Wache haltenden Gardiſten, den gelben Herrn aufzuhalten. Der Gardiſt machte auch ſogleich Anſtalt dazu, aber der warme

Frühlingsabend unterſtützte Dietrich. Der zweite Hof des Palais' nämlich, reichlich mit Bäumen bepflanzt, mit Springbrunnen verſehn und einen Park bildend, war gleich bei ſeinem Entſtehen eine beliebte Promenade der Pariſer geworden, und Richelieu, der bei den Bürgern populär zu ſein wünſchte, hielt ſtreng darauf, daß Niemand durch ſeine Wachen beläſtigt wurde. Da nun an dieſem milden Abende die Pariſer ſchaarenweiſe in den neuen Park drängten, und Dietrich raſch von der Menge verdeckt wurde, die Wache aber, ihres Auftrags eingedenk, kein ſtörendes Aufſehn machen wollte, ſo entkam er dieſer Gefahr, und gelangte unangefochten in ſein Haus und in ſein Bett. —

Am andern Morgen glaubte er Alles geträumt zu haben. Das große Loch im Mantel aber widerſprach. Es belehrte ihn, daß Muſtapha wirklich mit ihm in Berührung geweſen.

Er hatte ein ſehr kindliches, naives Verhältniß zu Vater und Mutter. Ihnen erzählte er beim Frühſtücke den ganzen Vorgang.

Sie waren ſehr erſchrocken darüber. Der Vater beſonders zeigte ſich betroffen von den politiſchen Folgen, welche der Vorgang für Dietrich haben könnte. Wenn es wirklich der Herzog von Rohan geweſen, — und nach Dietrichs Angaben war das kaum zu bezweifeln, — ſo konnte hundertfacher Verdacht und widerwärtige Unterſuchung entſtehn. Der Sohn des ſchwediſchen Geſandten konnte für den Helfershelfer gelten bei Einſchmuggelung eines geächteten Hugenottenführers. Und auf der andern Seite war Grotius ja ganz und gar für dieſen Hugenottenführer — es wurde beſchloſſen, Dietrich ſollte in den nächſten Tagen das Haus nicht verlaſſen.

Der Vater aber rüſtete ſich, die Runde zu machen an allen Quellen der Pariſer Politik. Quellenſtudium nannte er ſelbſt dieſe diplomatiſche Aufgabe. Er war und blieb ein Gelehrter. Vermittelung zu üben in dialektiſcher Form war ihm amtliches Geſchäft. Sanft und leiſe dabei vorzugehn war ihm Bedürfniß. Dogmatiſche Hartnäckigkeit in ſpitzfindigen Unterſcheidungen war ihm als jungen Manne gar zu übel bekommen: in den Sektenſtreitigkeiten der holländiſchen Proteſtanten war er damals in Lebensgefahr und Verbannung gerathen, und das hatte ihn vorſichtig gemacht. Dialektiſche Uebung macht nachgiebig, wenn man nicht choleriſchen Temperamentes iſt. Es hat Alles mehrere Seiten! ſagt man ſich, und wenn man alle Seiten prüft, ſo kommt man zu einem Ausgleiche! Seine Stellung in Frankreich war ja auch ſehr ſchwer, und nöthigte ihn zu lauter kleinen Schritten. Selbſt Proteſtant und Vertreter des vorkämpfenden proteſtantiſchen Schweden hatte er ein Bündniß mit Frankreich aufrecht zu erhalten, mit dem katholiſchen Frankreich, welches die proteſtantiſchen Hugenotten erbarmungslos ausrottete. Derſelbe Richelieu, welcher jetzt gleißend freundlich mit ihm unterhandelte, hatte ihn noch vor wenig Jahren grimmig verfolgt, als er von Holland nach Frankreich geflüchtet war. Jetzt mußte er artig und zuvorkommend mit dieſem Kardinal verkehren über Politik und Grundſätze. Welche Aufgabe!

Groots Frau, Dietrichs Mutter, redete ihm auch zuweilen dringend in's Gewiſſen, ſeinen Charakter nicht zu verlieren, ſeiner Religion nichts zu vergeben. Sie war ſtrenger in Glaubensſachen als er, wie denn Frauen überhaupt enger und treuer ſind in ihren Grundgedanken. Dabei war ſie ſehr muthig. Mit Gefahr ihres eignen Lebens hatte ſie ihn, der in eine Bücherkiſte geſteckt worden war, aus dem holländiſchen Gefängniſſe errettet, und hatte in Noth und Gefahr tapfer und werkthätig zu ihm gehalten. Maria von Reigersberg war ihr Mädchenname geweſen; Maria van Groot war jetzt in Paris eine muthige Beſchützerin manches armen Hugenotten, welchen Hugo van Groot als Geſandter ohne Troſt und Unterſtützung abweiſen mußte.

Auch jetzt, als ihr Mann aufbrach, rief ſie ihm zu: Zeig' Dich nicht zu nachgiebig, Hugo, bei den Leuten vom Hofe und beim Kardinal ſelber! Hüll' Dich wenigſtens in vieldeutiges Schweigen. Sie brauchen die ſchwediſchen Heere, ſie brauchen den Herzog Bernhard. Und es iſt gar zu niederträchtig, wie ſie gegen den Rohan verfahren. In das Haus eines ſo vornehmen Mannes einzubrechen mir nichts dir nichts! Eines Mannes, der nicht angeklagt iſt, mit dem ſie in officiell freundlicher Verbindung ſind. 's iſt nichtswürdig! Laß das geſchrieben ſtehn auf Deiner hohen, ſchönen Stirn, Hugo!

— Das werd' ich ſchon, meine brave Maria! Und Du, Dietrich ſetze während meiner Abweſenheit die Schilderung auf von geſtern, die Schilderung für die Königin bis zum Beſuche von Rueil. Ich denke den Herzog Bernhard zu ſprechen, und von ihm zu erfahren, was er mit dem Kardinal abgemacht. Denn ich ſelbſt kam geſtern zu ſpät nach Rueil; der Kardinal empfing Niemand mehr, und der Herzog war im intimen Hauskreiſe für mich unnahbar. Die Königin wartet auf dieſe Nachrichten, ich ſende heute Nacht einen Kourier. Sei fleißig und unterhaltend mit Details. Sie liebt es, das weißt Du, und Du kannſt es ja ſehr gut, mein begabter Sohn. Gott behüte Euch!

Sie bewohnten ein kleines Haus im Marais, dem jetzt ſo abgelegenen Theile von Paris, welcher damals noch von den Zeiten des zweiten Heinrich her ein geſuchtes Stadtviertel war. Es hatte dieſer niedrig gelegene Stadttheil — und hat ſie zum Theil jetzt noch — eine vom übrigen Paris abweichende Phyſiognomie. Giebelhäuſer mit kleinen Gärtchen. Auch ein beſcheidenes Vermögen geſtattete den ſelbſtändigen Beſitz eines eigenen Hauſes; denn die Häuſer waren von beſcheidenem Umfange, und waren nicht angethan zu Vermiethungen.

Solch ein beſcheidenes Haus bewohnte die Grootſche Familie allein. Unten war die Geſandtſchaftskanzlei. Oben war Alles holländiſch eingerichtet, ſauber und einfach. Da waltete die lichtblonde Maria, und verzog ihren Sohn. Sie lächelte, wenn man ihr das andeutete, aber ſie lächelte überlegen. 's iſt meine Freude ſo — pflegte ſie zu ſagen — und wer weiß, ob es nicht das Beſte iſt! Die Freiheit iſt in allen Dingen gut, auch in der Erziehung. Ich ſag' meinem Dietrich ſchon was ich für fehlerhaft halte; er mag ſich's ſelbſt zurecht legen; nur ſo wird es ehrlich und wird es wahr was ich ihm rathe. Unterdeß genieß' ich ihn uneingeſchränkt. Zanken würde meinen Genuß an ihm einſchränken und bedrohen. Was kann man denn Beſſeres haben auf dieſer Welt, als ein begabtes Kind?! Daran will ich mich laben früh und ſpät.

So ſprach ſie, und küßte den blonden Jungen, den ſie auch für ſchön hielt. Sie mußte — was ſonſt ſelten nöthig war — ihn heute aufrichten und aufheitern. Der geſtrige Tag hatte ſeinem ſonſt unerſchütterlichen Selbſtvertrauen doch einen kleinen Stoß verſetzt. Namentlich ſeine jetzige Stellung im Rohanſchen Hauſe machte ihm Kummer, ſeit er vom Vater gehört hatte, daß am ſpäten Abende noch die Trabanten des Kardinals dort eingebrochen waren. Denn dieſe Nachricht hatte ſich blitzſchnell am Morgen verbreitet, und Glaubensgenoſſen hatten ſie frühzeitig unten in der Kanzlei mit allen möglichen Ausſchmückungen erzählt. Die Frau Herzogin ſei ohnmächtig geworden, die junge Prinzeſſin habe herzbrechend gejammert, und als ſchon lange Alles vorüber geweſen, ſei gegen Mitternacht noch einmal der berüchtigte Triſtan eingedrungen, und habe neuerdings viſitiren laſſen. Er habe ſich darauf berufen, daß ein bekannter junger Proteſtant den Vorreiter gemacht für den Herzog, um die Wachen irre zu führen —

Das war's, was Dietrichs Heiterkeit umwölkte. Dieſer junge Proteſtant konnte er ſein!

Die Mutter redete ihm das aus, indem ſie ihm bewies, daß ja Alles nur Phantaſiegebilde von ihm ſein könnten. Die Reiter, denen er begegnet, ſeien weder der Herzog noch deſſen Reitknecht geweſen. Den Herzog habe er ja nie geſehn, und über den Reitknecht habe ihn das Mondlicht getäuſcht. Der Beweis liege ja vor: der Herzog ſei nicht angetroffen worden trotz mehrfacher Viſitation. Wo ſollte er denn hingekommen ſein?! Er ſei's gar nicht geweſen. Das ſei die Aufklärung.

Am Ende gab Dietrich der immer klugen Mutter Recht, und ging an die Arbeit.

Die Mutter ſetzte ſich an's Fenſter, das auf's grüne Gärtchen ſchaute, und behandelte den von Muſtapha arg zugerichteten gelben Mantel. Er mußte verkürzt werden; die Arbeit erforderte auch Erfindungskraft. Aber dieſe fehlte ihr nicht. Da ſaß ja der Liebling, und ſchrieb, daß die Feder nur ſo flog! Der Anblick dieſes Genies machte ſie glücklich, und ſo vergingen die Stunden —

Es war Nachmittag geworden; da kam der Vater zurück.

Er war erſchöpft. An allen Enden von Paris war er geweſen. Frau Maria beeilte ſich in liebenswürdiger Gutmüthigkeit ihm den Schweiß abzutrocknen und einen mit Genevre abgefriſchten Waſſertrunk aufzunöthigen, ehe ſie ſeine Schilderung zuließ. Dann ſetzte ſie ſich nähend zu ihm — ſie war durchaus gegen Störung des Gleichmuths — und nun erſt erzählte er:

— Ich war zuerſt drüben beim Herzoge Bernhard. Der iſt ſehr verändert, iſt ſtill und ſanft. Seine Umgebung iſt mürriſch. Sie deutet an, der Herzog habe ſich fangen laſſen in Rueil: der Kardinal, und beſonders deſſen Nichte hätten ihn eingelullt. Auch der König ſei nachgiebiger geworden, und habe den Herzog heute in den Louvre zur Tafel geladen, um ihn der Königin vorzuſtellen. Die Nichte! die Nichte! die verführeriſche Aiguillon war das Stichwort in Aller Munde. Circe wurde ſie genannt, franzöſiſche Circe, und man war ganz rath- und weglos, da der Herzog bis geſtern ſich nie um Weiber gekümmert. Ein Schweizer Namens von Erlach kam, als ich wegging. Ein trockner, kurz angebundener Mann. Es iſt derſelbe, mit dem Du, Dietrich, geſtern Abend bis an's Thor geritten biſt. Triſtan hat ihn auf die Polizeiſtube im Palais Cardinal gebracht, und dort iſt er verhört worden. Er iſt kurz und grob geweſen, und hat ſich darauf berufen, daß ihn Herzog Bernhard nach Paris beſtellt. Wenn der in Paris ſo wenig bedeute, daß man ſeine Leute wie Spitzbuben behandle, nun, ſo wüßte der Herzog nun ſammt ſeinen Leuten, woran ſie wären mit der Freundſchaft Frankreichs, und man möge ihn nur kurzweg wieder zum Thore hinaus transportiren, er brauche Paris nicht. Von Begleitung, von einem Herzoge von Rohan hat er nichts wiſſen wollen. Man hat ihn während der Nacht im Palais behalten; man hat nach Rueil berichtet. Der Kardinal iſt böſe geworden, hat auf den ungeſchickten Triſtan geſcholten, und iſt heute Morgen früh herein gekommen in's Palais." Erlach iſt dann ſogleich entlaſſen worden, und Triſtan hat ſich verantworten müſſen. Dieſer Triſtan iſt aber ein Pfiffikus. An zwei Pferden hat er nachgewieſen, daß er berechtigt geweſen, in's Hotel Rohan einzudringen. In einer Kneipe hinter dem Hotel haben dieſe geſattelten Pferde herrenlos geſtanden, und — nun kommt die Hauptſache — in den Satteltaſchen ſind zwei koſtbare Piſtolen gefunden worden mit der fein ciſelirten Rohanſchen Chiffrè!

— Ah!

— Das hat durchgeſchlagen, und man hat eben zum dritten Male das Hotel überfallen wollen, da iſt Ordre vom Könige gekommen, ſolche Proceduren zu unterlaſſen. Wie das? Ja, der vornehme Adel hängt eben doch unter ſich zuſammen wie Kletten, auch wenn die Familien ganz verſchiedenen Parteien angehören; und der König reſpektirt den Adel, auch wenn er wüthend auf ihn iſt. Kurz, die Herzogin von Rohan — die übrigens keineswegs in Ohnmacht gefallen iſt, die ſich im Gegentheile ſehr vornehm widerſetzt hat — dieſe Tochter Sully's hat heute Morgen durch irgend einen großen Seigneur einen Brief an den König gebracht, der meiſterhaft geſchrieben ſein ſoll. Er beſchwert ſich aufs Bitterſte über ſolche Behandlung von Seiten untergeordneter Trabanten. Es ſei am Ende noch anſtändiger, einen Montmorency öffentlich hinzurichten, als einem Rohan nachzuſtellen wie einem Diebe. Wohin werde der König kommen mit dieſer Herabwürdigung des Adels! Wenn der Adel nichts mehr bedeute, was werde am Ende der Höchſte des Adels, was werde der König bedeuten, wenn das Ränkeſpiel der Emporkömmlinge à la Richelieu einmal zum Ziel gelangt wäre und den König vereinſamt hätte?! Nicht bloß einſam, machtlos werde der König daſtehn, und den gemeinen Maſſen preisgegeben ſein. Von der Verhöhnung jeglicher Treue zu ſchweigen. Denn was ſei denn das wahre Verhältniß Rohans zum Könige? Rohan ſei nicht verbannt, ſondern ſei in officiellem Verhältniſſe mit dem Könige. Im Dienſte des Königs habe er die Graubündtner angeführt gegen die Spanier, die von Italien herauf die Päſſe forciren gewollt; im Auftrage des Königs habe er Verträge geſchloſſen, lauter Aufträge des Königs ſeien Rohan nach Genf zugekommen, und der letzte Verkehr zwiſchen dem Könige und dem Herzoge habe in Unterhandlungen beſtanden, ob und wie Rohan das Kommando in Hochburgund übernehmen ſolle gegen die Kaiſerlichen. Und gegen dieſen Mann, gegen einen der erſten Seigneurs des Reiches ſetze man bei nächtlicher Weile Häſcher in Bewegung, als die unbegründete Meinung auftaucht: er ſei in Paris eingetroffen. Sei das loyal? Sei es royal? Die Tochter Sully's habe von früher Jugend auf gelernt, was dieſe Worte bedeuten. Der Sohn Heinrichs des Vierten werde ihr gegenüber nicht verläugnen, was Treu und Glaube des Königthums zu bedeuten habe.

Dieſer Brief hat einen tiefen Eindruck auf den König gemacht. Vor einer Stunde hab ich Richelieu im Louvre geſehn, als er aus den Zimmern des Königs herauskam. Er war blaß wie eine Leiche. Ich hörte, wie er Chavigny zuflüſterte: Drei Tage Ruhe für Rohan! — Und dann ging er lächelnd an mir vorüber, nervös lächelnd, während ihn die Galle verzehrte, und ſagte im Vorübergehn: Wir müſſen drei Tage warten mit unſern Geſchäften. Unterhalten wir uns indeſſen. Ihr ſeid nach Rueil geladen, Herr Ambaſſadeur!

Im Fortgehn ſprach ich einen alten Kammerdiener, der mir zuträgt, und der ſagte: 's iſt Viel im Werke!

— Nun alſo! zunächſt giebt's Frieden — ſagte Frau Maria — kommt zu Tiſche, Ihr Herrn! Dein Mantel iſt auch wieder hergeſtellt, Dietrich. Kommt!

Im Nebenzimmer war eine beſcheidene Mahlzeit aufgetragen nach holländiſcher Manier, und das Grotiusſche Dreiblatt ſtärkte ſich in kürzeſter Friſt. Feinſchmecker war keins von dieſen drei Gliedern, und nur über den Moment nach Tiſche herrſchte eine kleine Uneinigkeit zwiſchen Vater und Sohn. Der Vater nämlich wollte nichts wiſſen von der neuen Sitte des Tabakrauchens, welche in Holland eingeriſſen war. Vor allen Dingen — ſagte er — kann man ja mit der Thonpfeife nicht ſchreiben, man muß ſie halten. Die Mutter aber meinte: was die jungen Patrizierſöhne im Haag thäten, das ſchicke ſich auch für ihren Dietrich, und der Geruch des Tabakrauches ſei gar nicht übel.

Dietrich alſo rauchte nach Tiſche aus langer Thonpfeife, und die Mutter fand, daß er ſich ſehr würdig dabei ausnähme.

Dieſe Würde ſollte heute auf die Probe geſtellt werden. Ein Mann nämlich, ein Kriegsmann, hatte ſich unten um die Kanzlei gar nicht gekümmert, und war ſtracks heraufgeſtiegen in den erſten Stock. Er ſtand plötzlich und ſehr überraſchend im Speiſezimmer. Sehr überraſchend; denn Vater und Sohn erkannten auf der Stelle dieſen geputzten Kriegsmann mit ſchwarzem Krauskopfe und glänzendem ſchwarzen Schnurr- und Knebelbarte.

Es war Triſtan, der gefürchtete Häſcher des Kardinals.

Er bedeutete nirgends was Gutes, wie höflich er auch auftrat.

Er kam wegen ſeines Ueberfalls im Rohanſchen Palais. Die neueſte Ordre des Königs hatte ihm einen ſtrengen Verweis zugezogen wegen dieſes Ueberfalls. Sein Gebieter, der Kardinal, hatte ſchelten müſſen, und dies Schelten der höchſten und hohen Herrſchaften poltert die Leiter abwärts, und wird immer ärger, je näher es den untern Organen kommt, welche die Befehle auszuführen haben. Triſtan kannte das, und wußte auch recht gut, wie viel das zu bedeuten hätte. Morgen konnte die Eminenz in der Stille von ihm wiſſen wollen: wie eigentlich die Sache geweſen wäre, ob man ſich wirklich übereilt hätte, oder ob doch Grund genug vorhanden wäre, den hugenottiſchen Herzog von Rohan in Paris zu vermuthen. Für dieſe wahrſcheinliche Nachfrage in der Stille ſammelte Triſtan trotz der königlichen Ordre ſeine Beweiſe. Er hielt die Pferde und die Piſtolen mit Rohanſcher Chiffre in Bereitſchaft, und den kleinen buckligen Wirth, den Gireſlay desgleichen. Alle möglichen Polizeimittel waren für ſolche Zwecke zur Hand im Palais Cardinal, und die Haftſtuben waren ſogar behaglicher als in der Baſtille unter königlicher Gerichtsbarkeit. Gireſlay befand ſich da nicht übel, und es war ihm bis jetzt nichts Arges widerfahren für ſeine harmloſe Ausſage: zeitig am Abende ſeien zwei Reiter eingekehrt bei ihm, und gleich ausgegangen. Er kenne ſie nicht, und ſie ſeien noch nicht zurück gekehrt geweſen, als er ſammt den beiden Pferden abgeführt worden ſei durch die Trabanten Seiner Eminenz. Triſtan hatte das höflich hingenommen mit der Andeutung: es werde nicht gut werden für den kleinen-Gaſtwirth, wenn er ſich nicht bis zum nächſten Verhöre auf die ganze Wahrheit beſänne. Denn man kenne ihn als einen Ketzer, welcher ſich langſam zu beſinnen pflege. — Von Gireſlay weggehend hatte Triſtan ſein Augenmerk auf den Muſtaphareiter gerichtet. Er war in den Louvreſtall hinüber gegangen, und hatte ſich in ſeiner Meinung verſichert, daß man den Muſtapha in St. Germain dem Sohne des ſchwediſchen Geſandten anvertraut habe, und mit dieſer feſtgeſtellten Thatſache kam er jetzt zu dieſem Geſandten, um ein artiges Verhör anzuſtellen.

— Entſchuldigen Eure Excellenz — begann er — einige ſchüchterne Anfragen in Sachen des Königs an die junge Excellenz Euren Herrn Sohn.

Dietrich vergaß, weiter zu rauchen. Der Tabak hatte ihm ſchon heiß gemacht und einige Unbequemlichkeit in der Verdauung zugezogen — jetzt überfiel ihn ein unangenehmer kalter Schweiß.

— Die junge Excellenz — fuhr Triſtan fort — iſt geſtern Abend auf dem königlichen Pferde Muſtapha in Geſellſchaft von drei Reitern vor dem Thore erſchienen. Die eine dieſer drei Perſonen, einen Schweizer des Namens Erlach, haben wir kennen gelernt. Die zwei andern Perſonen haben ſich unſrer Bekanntſchaft entzogen. Wenigſtens entziehen wollen, denn die Hauptperſon kennen wir doch. Die junge Excellenz wird nun um Auskunft gebeten, ob Sie ſelbſt dieſe Hauptperſon erkannt habe.

Triſtan machte eine Verbeugung, und harrte auf Antwort. Dietrich ſchien ſich vergeblich auf eine Antwort zu beſinnen, und ſtatt ſeiner nahm endlich Frau Maria das Wort.

— Mein Sohn — ſagte ſie — hat uns genau erzählt, was ihm geſtern Abend begegnet iſt auf einem durchgehenden, böſen Pferde. Aber von weiteren Perſonen, mit denen er zuſammen getroffen ſei,. weiß er nichts. Das ſchlimme Pferd hat all ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen.

— Sehr glaublich — entgegnete Triſtan — dennoch hat es eine Weile gegeben, während welcher das Pferd ruhig und friedlich gegangen iſt. Ich ſelbſt habe zufällig dieſe kurze Weile beobachten können. Ich ſtand vor dem Thore, und ſah die vier Reiter neben einander ankommen. Das Pferd Muſtapha, auch von Weitem und im Dunkeln erkennbar, ging da ganz vertraut neben den fremden Pferden, und ich bäte die junge Excellenz um die Notiz: wie der älteſte vornehme Herr unter den drei Reitern ausgeſehn und wohin er ſich gewendet habe?

— Wie ſoll ich das wiſſen?! — ſtieß Dietrich hervor — es war ja finſter!

— Ah! - Alſo das Nebenherreiten beſtätigen hiermit Excellenz. Schön, ſchön. — Und als der von Erlach ſich trennte, und gradein in's Thor ritt, da wendete ſich Excellenz mit den zwei andern Reitern nach links?

— Ich mit den zwei —? Ich weiß nichts von andern Zwei. Mein Beeſt ging am Thore wieder durch, ich glaube nach rechts.

— Bitte um Verzeihung! Links iſt erwieſen. Die

Wache am Thore links hat Eure Excellenz hereinſprengen ſehn in die Stadt, und zwar in kurzer Diſtanz vor den zwei andern Reitern. Wenn Muſtapha ſchon vor meinem Thore durchgegangen wäre, ſo hätte die Diſtanz beim Einſprengen in's Thor links eine viel größere ſein müſſen. Excellenz ſind mit den zwei Reitern vertraulich von einem Thore bis zum andern geritten, und haben ſich mit dem älteren Herrn unterhalten. Das wird Excellenz ſchon einfallen bei näherem Beſinnen. Muſtapha iſt ferner nicht durchgehend durch das Thorgewölbe gekommen, ſondern erſt vor der Wache ausgeriſſen, als Excellenz umkehren gewollt, wohl um den außen harrenden Reitern einen Beſcheid zu bringen. Wenn ſich Excellenz darauf beſonnen haben, ſo bäte ich recht dringend um einige Merkmale des älteſten Reiters von den zweien — recht dringend, wie geſagt in Sachen des Königs, denn dieſer älteſte Reiter ſoll ein Hochverräther geweſen ſein.

Die ganze Familie Grotius ſchrie auf.

— Mein Gott, — fuhr Triſtan fort — Excellenz bringt ſich da nur durch Kürze des Gedächtniſſes in Mißhelligkeiten! Denn bei fehlender Ausſage nur werden die junge Excellenz in Gerichtsverhandlungen über Hochverrath verwickelt. Bei klarer Ausſage nicht. Unterſuchungsrichter hegen Verdacht, auch wo er nicht angebracht wäre, wie bei dem Sohne eines vornehmen Geſandten. Aber wenn erwieſene Thatſachen vergeſſen ſind, da ſpricht der Unterſuchungsrichter gleich davon, daß man einen Mitſchuldigen vor ſich habe, und alsdann —

— Herr Triſtan! — ſprach jetzt Hugo van Groot mit dem ganzen Nachdrucke eines hochgeſtellten Mannes — unterlaßt ſolche Suppoſitiones! Ihr ſteht hier ohne eingeladen zu ſein auf neutralem Boden, auf dem Boden des Königreichs Schweden. Hier inquirirt man nicht. Auch iſt nichts zu inquiriren. Mein Sohn weiß nichts von Eurem Hochverräther. Auch Seine Majeſtät weiß von keinem, und ebenſo wenig Seine Eminenz. Ich bin erſt vor einer Stunde im Louvre geweſen, und habe da von Eurer ungnädig aufgenommenen Befliſſenheit gehört in Bezug auf den Herrn Herzog von Rohan. Wenn Seine Majeſtät durch mich erfährt, daß ein Agent Seiner Eminenz den Herrn Herzog ſo sans façon als Hochverräther bezeichnet, ſo würde das ſelbſt für den ſehr geſchickten Herrn Triſtan ſtörende Folgen haben. Wollt Ihr die vermeiden, ſo mögt Ihr völlig vergeſſen, daß mein Sohn da draußen auf einem unregierbaren Pferde unwillkürlich herum und herein geritten iſt. Ihr verſteht mich? Total vergeſſen! Ganz ſo wie Ihr vergeſſen habt, daß ein Geſandter, und obenein der Geſandte einer mit der Krone Frankreich alliirten Macht eine durch das Völkerrecht geheiligte Perſon iſt. Eminenz hält Euch für einen feinen Kopf; ich zweifle alſo nicht, daß Ihr mich genau verſtanden habt. Guten Abend, Herr Triſtan.

Triſtan hatte ihn genau verſtanden, und ärgerte ſich. Er ärgerte ſich, daß er das Wort „Hochverräther“ gebraucht hatte. — Stumm und tief verneigte er ſich, und ging, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der vornehme Reiter der

Herzog von Rohan geweſen, und daß die junge Excellenz in Kenntniß ſei von dem Einpaſſiren dieſes Hugenottenhauptes.

Mutter und Sohn waren voll Bewunderung über die ſtaatsmänniſche Haltung des Gatten und Vaters, und umarmten ihn. Er ſelbſt war recht zufrieden über ſeine Faſſung, verſchwieg aber nicht, daß die Sache doch läſtige Folgen haben könnte für Dietrich, wenn der König oder der Kardinal davon erführen. Und Letzteres werde nicht ausbleiben, denn Triſtan ſage dem Kardinal Alles. — Deshalb — ſetzte er nach kurzem Schweigen hinzu — bin ich jetzt geneigt, Deinem Wunſche nachzugeben, Dietrich, und Dich der kriegeriſchen Laufbahn zu überlaſſen. Ich will morgen ſchon mit dem Herzoge Bernhard ſprechen, ob er Dich mitnehmen und an ſeiner Seite behalten will.

Die Mutter war nicht beſonders eingenommen für die kriegeriſche Laufbahn ihres einzigen Sohnes. Dieſe Laufbahn öffne gar zu viel Thüren für ein vorzeitiges Sterben. Aber der weiſe Gatte Hugo winkte ihr mit den Augen, und ſagte ihr im Weggehen leiſe: „Sprich jetzt nicht dagegen! Dietrich kommt in üble Lage durch jenen Triſtan, und braucht einen Anhalt. Der Herzog Bernhard allein kann ihm dieſer Anhalt werden. Wenn morgen der Kardinal den König umſtimmt, — und das kommt ja in jeder Woche vor! — ſo greift er nach dem Haupte Rohans, und Dietrich wird inquirirt und kompromittirt trotz meiner Geſandtenwürde. Ich kann ja nicht nachdrücklich auftreten; Kanzler Oxenſtierna verläugnet mich bei unſrer jetzt ſo ſchwächlichen Lage; er ſetzt mich allenfalls ab! Politik iſt ein Spiel nach Klugheitsregeln, nicht aber eine Wiſſenſchaft nach Grundſätzen. Alſo ausweichen! Jedem Extrem ausweichen! Den Dietrich anſchließen an eine Potenz, wie der Herzog Bernhard eine iſt. Und das ſchon morgen. Hindre nicht! Im Gegentheile rede zu. Benütze den Abend; ich muß arbeiten, habe den ganzen Tag verſäumt." —

So entfernte ſich der Vater. — Die Mutter war weniger ängſtlich als er. Sie hatte nichts einzuwenden gegen die Hingabe Dietrichs an den Herzog Bernhard. Aber das ſollte nur ein Uebergang ſein, ſollte mit Vorſicht geſchehen in Bezug auf Krieg und Schlacht. Eine Mutter denkt zuerſt und zuletzt an die Verheirathung ihres Kindes. Und da hatte Frau Maria einen ganz beſtimmten Plan.

Sie war mit ihrem Dietrich wie eine Schweſter, welcher der Bruder Alles erzählt, Alles anvertraut. Von dem Umgange mit der jungen Prinzeſſin Marguérite von Rohan hatte Dietrich ihr Alles, aber auch Alles berichten müſſen, und mit ihren Vergrößerungsgläſern für Alles was den Sohn betraf, hatte ſie ſich ein Liebesverhältniß Dietrichs und Marguéritens zuſammengeblickt, welches ihr die Zukunft des geliebten Sohnes bedeutete. Dies war ihr Augenmerk, alles Andre war ihr Nebenſache.

Darauf ſteuerte ſie denn auch jetzt, als ſie ſich zum niedergeſchlagenen Dietrich ſetzte. Sie ſuchte ihm klar zu machen, daß er zu allernächſt im Rohan'ſchen Hauſe Aufklärung geben müſſe über ſich und über das was man durch den Herrn Triſtan erfahren. — Warum? — Wie ſo? — Darum, mein Kind — ſagte ſie ausdrucksvoll — weil im

Rohan'ſchen Hauſe Dein Glück aufwächſt, und weil jetzt in jenem Hauſe ein mißtrauiſcher Zweifel über Dich herrſchen muß. Du biſt am Thore plötzlich verſchwunden, und haſt dem Herzoge keinen Beſcheid gebracht. Du mußt aufklären, daß nur das abſcheuliche Pferd daran ſchuld geweſen iſt. Du mußt jetzt in der Noth zeigen, daß Du zu dieſem Hauſe hältſt, kurz, Du mußt heut Abend noch hingehen!

— Ah?!

— Ja. Und Du mußt was leiſten!

— Was denn?

— Höre! Zuerſt machſt Du's ihnen klar, daß der Herzog trotz des Königs morgen ſchon überfallen werden kann, daß er alſo nicht in ſeinem Hotel bleiben dürfe. Du mußt ihn verbergen!

— Ich?!

— Du! Bring ihn mit heut Abend, bring ihn hierher!

— Mutter!

— Ich weiß was ich ſage.. Ich hab' ſchon lange ein eignes Zimmer für Dich haben wollen. Geſtern hat man mir's zugeſagt. Dort, ſiehſt Du? wo der Schrank ſteht. Hinter dem Schranke führt eine Thür in's kleine Nebenhaus. Das anſtoßende Zimmer im Nebenhauſe hab' ich gemiethet; heut Abend richt' ich's ein. Da iſt der Herzog ſicher wie in Abrahams Schooß. — Mach Dich auf! Es wird ſchon dunkel. Geh' in's Rohan'ſche Hotel, und im Finſtern, unſcheinbar, zu Fuß bring nach zwei Stunden den Herzog her. Das iſt eine Leiſtung, iſt eine Rettung, und das kann und wird Dir die Familie nie vergeſſen!

— Mutter, Du biſt eine Heldin!

— Für Dich, mein Sohn, ſonſt nicht. Für Dich und Deine Marguérite, verſtehſt Du?

— Für Deine Marguérite — ſagte Dietrich leiſe vor ſich hin, als er nun bei ſinkendem Abende ſeinen Weg antrat hinüber nach dem Faubourg St. Germain. Der Weg war weit, denn der „Marais“ — einſt wohl eine ſumpfige Niederung — liegt am rechten Ufer der Seine, und zwar ziemlich weit aufwärts nach der Richtung der Baſtille und des Arſenals. Dietrich hatte Zeit, nachzudenken, ehe er bis zum Hotel Rohan gelangte. Es ſchien auch, als wollte er erſt reiflich nachdenken, denn er ging gleich über die nächſte Brücke, und ſtieg in die engen Gaſſen am linken Ufer hinauf, was nicht gerade der nächſte Weg war. Dieſer Träumer hatte einen trefflichen Inſtinkt bei aller Träumerei. Sobald man die einzelnen Figuren ſeiner phantaſtiſchen Bilder nannte, und ſo nannte, daß ſie in eine praktiſche Berührung mit ihm traten, da rief es in irgend einem praktiſchen Winkel ſeines Inneren plötzlich: „Nein! Mit dieſer Figur können doch wohl Deine Bilder nicht in Erfüllung gehen!“ Und eine ſolche Figur war Marguérite Prinzeſſin von Rohan für ihn. Er ſchüttelte den Kopf zu dem Ausdrucke ſeiner Mutter. „Für Deine Marguérite.“ Er glaubte nicht an ſeine Zukunft mit ihr.

Das hinderte ihn nicht, ſich morgenden Tages wieder den Zukunftsbildern mit ihr getroſt hinzugeben, wenn der praktiſche Anſtoß vorüber war; aber jetzt wo er ſie ſehen und ſprechen, und mit ihr wie mit den Ihrigen thatſächlich verkehren ſollte, jetzt trat der praktiſche Inſtinkt in ſeine Rechte, und brachte ihm das Kopfſchütteln zu Wege. Seine Träume waren eine Art Mondſucht: rief man ihm die Namen ſeiner ausſchweifenden Phantaſie im nüchternen Verkehr an die Ohren, dann erwachte er und die Mondeswelt war wie weggeblaſen.

Vielleicht ganz im Zuſammenhange mit dieſem praktiſchen Inſtinkte mitten in luſtiger Traumſeligkeit war er ſo weit oben über den Fluß gegangen; und war er in die engen Gaſſen aufwärts geſtiegen. Das Innere des Menſchen iſt ja ein Uhrwerk, welches fortwährend geht und arbeitet ohne daß wir mit Verſtand und Willen etwas beitragen. Zufällig war es gewiß nicht, daß er plötzlich mitten in der Straße St. André ſtand, und einen Kaufladen betrachtete, welcher einen Mohren zum Schilde hatte. Der Mohr deutete auf tropiſche Gewächſe, deutete auf Spezereien. Dies Wort, Spezerei, hatte in Dietrichs Kopfe gewuchert ſeit geſtern, und jetzt ſtand der Keim im Halme. Hier in oder hinter dieſem Kaufladen konnte das pikante Mädchen wieder zu finden ſein — Louiſen hatte ſie geheißen — welches er geſtern beim Einzuge des Herzogs Bernhard kennen gelernt. Sie hatte ſo luſtige Augen gehabt! Vielleicht waren dieſe Augen wiederzuſehen!

Trittſt Du in den Laden und kaufſt Mandeln? — Nein!

nein! Pfui, Dietrich — rief der nüchterne geſunde Sinn in ihm — ſchäme Dich! Dort bei den Rohans haſt Du Schaden angerichtet; es iſt Deine erſte Schuldigkeit, dieſen Schaden gut zu machen!

Er verſetzte ſeinem Innern einen herzhaften Ruck, und ging am Spezereiladen vorüber, und machte die längſten Schritte, um raſch an's Hotel Rohan zu kommen. Er war innerlich ein braver Junge, und hatte ein feines Gewiſſen. — Die Mutter hat Recht! — ſagte er ſich — was mögen die Rohans von Dir denken! Und es kann wirklich Gefahr im Verzuge ſein. Die hübſche Louiſen ſiehſt Du doch vielleicht morgen unter den Bäumen im Marais auf der place royale, wo die Bürgermädchen nach der Meſſe an Feſttagen ſo gern herumſpaziren. Vorwärts! vorwärts!

Er gerieth ſo in's Laufen vor Gewiſſensdrang, daß er athemlos und ſchweißtriefend im Hotel Rohan ankam.

Und doch wäre es beſſer geweſen für die Rohans, wenn er in der Straße St. André in den Spezereiladen getreten und die Bekanntſchaft der hübſchen Louiſen gepflegt hätte! Denn in ſeiner phantaſtiſch herum tappenden Weiſe konnte er den Rohans nur neuen Schaden bereiten.

Er läutete heftig am äußeren Thore.

Der Pförtner kam, und öffnete zögernd. Es war neun Uhr vorüber, und der Pförtner hatte aus einigen Aeußerungen Mathieus geſchloſſen, daß ſich der gelbe junge Mann ſchlecht aufgeführt hätte. Aber der Pförtner hatte keinen Befehl, ihn abzuweiſen, und geleitete ihn ſchweigend über den Hof bis zum Palais. Dort wurde im Vorzimmer die

Meldung angebracht, der junge Herr de Groot wünſche in ſo ſpäter Stunde die Frau Herzogin noch zu ſprechen.

Der Diener, welcher anfragen ſollte, ging ſchweigend nach dem Inneren, der Pförtner zog ſich in den Hof zurück, Dietrich blieb allein in dem ſpärlich erleuchteten Vorzimmer.

Er ſtand kaum eine Minute mitten im Zimmer, da hörte er einen ſchweren Sporentritt, und ſah Mathieu eintreten. Mathieu grüßte nicht, und wollte an ihm vorüber.

— He, alter Freund! — rief Dietrich.

— Freund? — ſtieß Mathieu grollend hervor — den Teufel auch! Der junge Herr hat wahrhaftig nicht als Freund an uns gehandelt. Nach vierundzwanzig Stunden kommt Ihr uns wohl ſagen, ob wir in's Thor hinein reiten können! Oder habt gar noch Schlimmeres vor! He? Nehmt Euch in Acht, Herr —

Nun verſuchte zwar Dietrich alle Kraft der Wahrheit, um ſich zu entſchuldigen — der alte Reitersmann ſchüttelte aber den Kopf dazu, und der Diener kam obenein mit der Nachricht zurück: — die Frau Herzogin empfange Niemand mehr.

Dietrich ſtand tief beſtürzt da. Es ging gegen ſein ganzes Gefühl und Weſen, einer Unredlichkeit für fähig gehalten zu werden. Das meinte er gar nicht überſtehen zu können, denn er war ein grundehrlicher Menſch.

Mathieu, wie unwirſch er auch war, bemerkte das, und ſagte trocken: — Nun ſo beweiſ't uns das Gegentheil!

— Wie kann ich das?

— Thut etwas für uns, was wir Euch nicht mehr zutrauen.

— Was denn?

— Verſchafft mir meinen Grauſchimmel wieder, den die Häſcher mit dem andern Pferde fortgeſchleppt haben.

— Wohin? Ach ja, wahrſcheinlich in den Trabantenſtall des Palais Cardinal.

— Holla! Das wißt Ihr alſo?

— Triſtan glaub' ich hat ſo was geſagt.

— Na, da kommt's ja heraus, daß Ihr mit der Hauptcanaille auf Du und Du ſeid. Pfui, junger Herr! Eines Geſandten Sohn! Eines hugenottiſchen Geſandten, pfui!

— Wenn Ihr noch einmal Pfui ſagt, Mann, ſo hau' ich Euch mit meinem Degen über den Schädel — — aber nein, nein, laſſen wir ſo brutale Dinge. Dadurch ſtell' ich den Glauben an meine Ehrlichkeit nicht her in dieſem Hauſe.

— Gewiß nicht, Herr. — Zieht Ihr aber meinen Grauſchimmel aus Triſtans Stalle, ſo will ich denken, ich hätte Euch zu viel Schlechtigkeit zugetraut. Ja?

— Ja.

Beide Männer waren thöricht, und waren im Begriffe thöricht zu handeln.

Dietrich mit ſeiner aufwallenden Zuverſicht, als könnte er im Machtgebiete des Kardinals Richelieu etwas durchſetzen.

Mathieu mit ſeiner Kaprice für den Grauſchimmel, welche ihm und ſeinem Herrn ſehr gefährlich werden konnte.

Dietrich beſann ſich aber doch, daß ſolch ein Unternehmen in einen ſeiner Opiumräuſche gehöre, und daß er hergekommen ſei, den Herzog zu warnen und abzuholen.

— Wir ſprechen noch davon! — ſagte er zu Mathieu, und lief dem Diener nach. Er ſollte nochmals hinein zur Frau Herzogin, und ſollte melden: es ſei von der allergrößten Wichtigkeit was er der Frau Herzogin mitzutheilen habe, von Wichtigkeit für das herzogliche Haus. Er ließe ſie beſchwören, ihn vorzulaſſen.

Das machte gar keinen Eindruck auf den Diener. Dieſer hatte einige Aeußerungen Mathieu's gehört über die Treuloſigkeit Dietrichs; er hielt es für ſeine Pflicht, den bedenklichen jungen Patron abzuhalten vom Inneren des Hauſes, in welches jetzt nach dem Befehle der Frau Herzogin nicht einmal ein gleichgültiger Menſch zugelaſſen werden ſollte. Er ſchüttelte verächtlich den Kopf zu Dietrich's Beſtürmung.

Verächtlich. Dietrich bemerkte das, und gerieth außer ſich. Er meinte denn auch, das Aeußerſte thun zu müſſen, und — ohne Erlaubniß, ungemeldet hinein zu dringen. Mit haſtigen Schritten eilte er auf die Thür zu, aus welcher ihm vorhin der Diener die Abweiſung gebracht.

Der Diener aber und Mathieu ſtürzten ihm nach, kamen ihm zuvor, hielten ihn feſt. Die braven Leute ſorgten getreulich dafür, daß ihrem Herrn nicht die nöthige Hilfe zukäme, welche Dietrich wirklich brachte.

Bei ſolcher handgreiflichen Thätigkeit ließen ſie es denn nicht an Aeußerungen fehlen, welche es Dietrich ſonnenklar machen mußten, daß man ihn für einen Verräther des Herzogs hielte.

Unmächtig ſtand Dietrich da. Er meinte, nicht eine Stunde lang leben zu können unter dem Verdachte eines unredlichen Betragens. Und doch wußte er keinen Rath.

— Es wird hier geſchloſſen! — ſagte endlich der Diener, und wies nach der Ausgangsthür — er wies ihn deutlich genug hinaus.

Dietrich blieb nichts übrig, als das Vorzimmer zu verlaſſen. Auf einen Wink des Dieners folgte ihm Mathieu. Der Wink ſchien zu ſagen: Sieh nur zu, daß er auch wirklich aus dem Hauſe geht!

Zorn und Verzweiflung übermannten Dietrich an der Hausthür: er wandte ſich um, und fuhr mit heftiger Rede gegen Mathieu los. In dieſer Rede kam vor, daß die thörichten Diener dieſes Hauſes vielleicht morgen ſchon dies Mißtrauen gegen einen ehrlichen Burſchen bitter bereuen würden!

Mathieu ſtutzte vor dem wahrhaftigen Accente dieſer Rede, und erwiderte: — Gut; ich hab' ja ſchon geſagt, wie Ihr uns beweiſen könnt, daß Ihr's ehrlich mit uns meint: ſchafft mir den Grauſchimmel, dann führ' ich Euch zur Frau Herzogin, und wenn ich ſie mitten in der Nacht wecken müßte!

— Wie kann ich denn das! Triſtan und Konſorten haben mich ja auf dem Rohre ſo gut wie Euch.

Das verfing nicht bei Mathieu. Er war eigenſinnig wie ein ſtätiſches Pferd in gewiſſen Dingen. Der Verluſt des Grauſchimmels ging ihm jetzt über Alles. Ja, wenn das Thier verunglückt wäre, da hätte er ſich drein ergeben. Aber ſo hundsföttiſch drum kommen, weil der papiſtiſche Häſcher es aus einem Stalle in den andern gezogen — nimmermehr! — Auf die Wichtigkeit der Meldung, welche dieſer junge Fant der Frau Herzogin bringen könnte, gab er gar nichts, wohl aber hielt er es für möglich, daß der Geſandtenſohn in den Pferdeſtällen des Palais Cardinal durch irgend eine Ueberraſchung was ausrichten könnte bei ſpäter Abendzeit. Es fiel ihm nicht ein, daß er durch ſolch einen kecken Handſtreich ſich und ſeinen Herrn neuerdings bloßſtellen und verrathen könnte. Er wiederholte alſo hartnäckig: — den Grauſchimmel, Herr, oder es traut Euch hier kein Menſch!

Dietrich mußte ſich eingeſtehen, das Alles nichts hälfe, und daß ihm nichts übrig bliebe, als auf die tolle Forderung Mathieu's einzugehen. Wie das geſchehen ſollte, davon hatte er keine Vorſtellung. Letzteres ſprach er aus in trübſeligem Tone.

— Wenn Ihr nur guten Willen habt — erwiderte Mathieu — Wege und Mittel wollen wir ſchon ausfindig machen bis wir drüben ſind über'm Waſſer. Ich geh' mit Euch, gehen wir alſo!

Sie gingen. Dietrich ſchwieg rathlos; Mathieu ſprach. Er ſetzte auseinander, daß die geſtohl'nen Pferde gewiß in den Ställen des Palais Cardinal ſtünden, und zwar auf der Seite rechts, wenn man von der Honoré-Straße einträte. Der kleine Stalljunge Jaquette, ein Hugenottenkind, der dort in den Ställen Handdienſte verrichte, habe es heute Mittag drüben dem alten Hausknechte Giroſlay's angezeigt. Den Jaquette — fuhr Mathieu fort — findet Ihr im Stalle, und den vornehmen Racker Triſtan findet Ihr gewiß nicht. Der kommt nicht leicht in den Pferdeſtall, am Wenigſten ſpät Abends. Jaquette hat auch geſagt, daß Giroſlay dicht neben dem Stalle eingeſperrt iſt. Jaquette weiß, wo der Schlüſſel hängt, er ſchließt auf und führt mit Giroſlay beide Pferde heraus. Denn wenn wir einmal ſoweit ſind, dann woll'n wir auch das Pferd des Herrn Herzögs wieder haben, wenn's auch lange kein Grauſchimmel iſt. Ihr braucht alſo nur als vornehmer Herr in den Stall zu dringen, was ja eine Kleinigkeit iſt, und dort zu befehlen wie ein vornehmer Herr. Dann können wir in einer Stunde die Pferde herüber haben über's Waſſer bis in unſern Stall, und dann verſchaff' ich Euch Audienz bei der Frau Herzogin, und müßt' ich ſie aus dem Bette holen, denn dann glaub' ich an Eure Ehrlichkeit; ſonſt nicht.

Dieſe Angaben waren höchſt gefährlich für Dietrich. Jetzt hatte ſeine phantaſtiſche Fähigkeit Grundlagen, und arbeitete, wie ſie das bei ſeinen ſonſtigen fabelhaften Wünſchen zu thun pflegte. Der nüchterne Verſtand, welcher das verwegene Unternehmen bekämpfte, ward übertäubt, und als ſie bis in die Nähe des Louvre kamen, hatte Dietrich einen ausgebildeten Plan. Oder vielmehr der Plan hatte ihn.

— Und Ihr Mathieu? — fragte er.

— Ich darf wohl nicht geſehen werden. Wenn man mich erkennt, dann entſteht Verdacht, und es könnte ſchief gehen. Richtig! So machen wir's: hier unter dem Vordache der l'Auxerrois-Kirche warte ich. Hierher ſchickt Ihr die Pferde, und kommt Ihr ſelbſt. Dann ſprengen wir hinüber zur Frau Herzogin. In einer halben Stunde können wir drüben ſein.

— So ſei's! — ſagte Dietrich tief Athem holend — alſo auf Wiederſehen!

Mit langen Schritten eilte er über die Honoré-Straße hinüber nach dem Palais Cardinal. Eins kam ihm wirklich zu Statten für dieſes abenteuerliche Unternehmen: Er war in dieſem neuen Palaſte des regierenden Premier-Miniſters nicht übel bekannt. Sein Vater erfreute ſich eines oft vertraulichen Umgangs mit dem Kardinal Richelieu gerade darum, weil es dem Kirchenfürſten übel genommen wurde, daß er mit der proteſtantiſchen Macht Schweden in Allianz ſtand gegen die katholiſche Macht in Deutſchland. Was ſich nicht gut zu ſchicken ſcheint, das ſtecken wir oft recht abſichtlich auf den Hut, um recht deutlich darzuthun, daß wir beſonders gute Gründe haben, und daß wir Vorurtheilen keinen Werth beilegen. Es bot ſich auch noch ein anderer Grund zu näherem Umgange zwiſchen dem ſchwediſchen Geſandten und dem Kardinal Richelieu. Hugo Grotius war nicht blos Geſandter, er war ein berühmter Gelehrter, und Richelieu legte einen großen Werth darauf, ebenfalls ein Gelehrter zu ſein, und Wiſſenſchaft wie Kunſt erſichtlich zu fördern. Er hatte die franzöſiſche Akademie in dieſem Sinne geſtiftet, und ſein Haus war ein Sammelpunkt für die Männer von Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Soiréen im

Palais Cardinal und draußen in Rueil waren berühmt durch ihren politiſch-neutralen Charakter, welchen ſie zur Schau trugen. Da war ja ein Mann wie Hugo Grotius unter allen Umſtänden am Platze, und als ſorgfältiger Vater hatte er nicht unterlaſſen, auch ſeinen Sohn Dietrich einzuführen als einen hoffnungsvollen Sproſſen freier Künſte und Wiſſenſchaften. So war denn Dietrich im Palais Cardinal eine wohlbekannte Figur. Er ſchmeichelte ſich ſogar, ein Günſtling der Kardinals-Nichte, der Herzogin von Aiguillon zu ſein, welche bei dieſen Gelehrten-Soiréen niemals fehlte, da man auch damals ſchon in Frankreich die Angelegenheiten der Literatur in freier geſelliger Form unter Theilnahme von Damen betrieb.

So begrüßte ihn denn der Thürſteher mit reſpektvollem Bückling, und ſtand bereitwillig Rede, als Dietrich ſich erkundigte, ob Geſellſchaft oben anzutreffen, und namentlich die Frau Herzogin zu finden wäre.

— Allerdings, es iſt ja Sonnabend — lautete die Antwort — der Abend für die Herren Künſtler und Gelehrten!

— Ach ja! — Und iſt wohl Herr Triſtan drüben in den „Communes“ anzutreffen? — fragte Dietrich weiter.

— Ich meine nicht, Excellenz; vor etwa einer Viertelſtunde hab' ich ihn nach der Straße St. Honoré hinaus gehen ſehen.

Das war Dietrich volle Erleichterung. — Ich hab' erſt eine Beſtellung zu machen! — ſagte er zum Portier und wendete ſich ſtraks nach den „Communes“ rechts hinüber, das heißt nach den Lokalen zu ebner Erde, in welchen Trabanten und Diener hauſ'ten, und neben welchen auch rückwärts die Pferdeſtälle angebracht waren. In jenen Ställen ſollte alſo der famoſe Grauſchimmel untergebracht ſein, und in Abweſenheit Triſtans hoffte jetzt Dietrich ſelbſt das Roß mit kurzer Hand befreien zu können.

Er ging denn auch mit ganz geſchickter Kürze an die Aufgabe. Das heißt: er marſchirte ſtolz an der Trabantenſtube vorüber und ging unmittelbar in die Ställe. Hier rief er kurz und hoch: — wo ſteht der Grauſchimmel, welcher in vergangener Nacht hergebracht worden iſt? — Die Stallknechte erwieſen dem jungen Kavalier alle Höflichkeit, und führten ihn zum Stande des Grauſchimmels mit dem Bemerken, daß dies wohl das bezeichnete Roß ſein werde. Nebenan im Arreſtlokale ſitze ein buckliger alter Knabe, welcher mit zwei Pferden eingeführt worden ſei; der würde am Sicherſten Auskunft geben können.

— Ich bitte, den buckligen Mann zu holen!

Dazu hielten ſich die Stallknechte doch nicht für befugt, weil er quaſi in Arreſt ſitze.

— Es iſt ein Irrthum mit den Pferden vorgefallen — fuhr Dietrich fort; — man hat ſie für herrenlos gehalten. Sie gehören aber einem meiner Freunde, welcher jetzt oben bei Seiner Eminenz iſt, und mich herab ſendet, die Pferde in Empfang zu nehmen. Sattelt ſie nur! Der Reitknecht wartet draußen.

Die Stallknechte kratzten ſich in den Haaren. Bei allem Reſpekt für den jungen Kavalier meinten ſie doch nicht ſo weit gehen zu dürfen, und endlich ſagte Einer von ihnen zu einem Jungen, welcher Miſt beſeitigte aus den Ständen: — Jaquette, ſpring 'nüber in die Trabantenſtube und melde es!

Jaquette, ein rothhaariger Krauskopf, mußte genau zugehört haben: er ging ohne weitere Frage, indem er Herrn Dietrich einen eigenthümlichen Blick zuwarf.

Dietrich ward dadurch geſtärkt in ſeiner Zuverſicht — er verlangte, daß man ihn zu dem buckligen Manne führe, während die Pferde geſattelt, und der Jaquette erwartet würden.

Aber die Stallknechte erwiderten, der Mann wäre eingeſchloſſen, und der Schlüſſel hinge drüben bei den Trabanten.

Das mit dem Schlüſſel kam unerwartet. Nun ſtand Dietrich da und wartete. Warten taugte nicht für ihn. Einem Träumer fehlt die Ruhe und die kühle Ausdauer beim Handeln. Er ſpringt in eine Handlung hinein; wenn ſich dieſe Handlung aber nicht im Handumkehren erledigt, ſo geräth er in's Zappeln. Dietrich zappelte. Wenn Triſtan käme, oder auch ein geringerer Trabant von einiger Einſicht, ſo war's vorbei mit dem Unternehmen, welches nur durch Ueberraſchung dummer Stallknechte gelingen konnte. Das wurde ihm klar und klarer unter dem Warten. Und dann, wenn die Ueberraſchung nicht gelang, dann hatte er ſich ſelbſt tief hinein geritten in die Verdächtigkeit, welche Triſtan heute Mittag ſchon deutlich genug ausgeſprochen, und er hätte dann durch ſeine Einmiſchung die Rohanſche Angelegenheit nur verſchlimmert. Denn was gingen ihn die Pferde bei

Gireſlay an, wenn ſie nicht mit Rohan zuſammen hingen, und wer war der Eigenthümer oben in den Geſellſchaftsräumen, welchen er in der Geſchwindigkeit vorgeſchoben?! Wenn Triſtan kam, ſo wurde er garſtig verwickelt! Er zappelte mehr und mehr.

Um nur etwas zu ſchaffen, half er die Pferde ſatteln, und wurde es gar nicht gleich gewahr, daß eine Hand an ihm herum taſtete. Es war die Hand des kleinen Jaquette, welche ſeine, Dietrichs, Hand ſuchte, um den Schlüſſel hinein zu drücken, den Schlüſſel zu Gireſlay.

Er hatte ihn drüben ſtill weggenommen, und flüſterte jetzt Dietrich zu: — laßt meinen Vetter heraus!

Für ſolche Plötzlichkeit war Dietrich geeignet. An raſch beweglicher Phantaſie fehlte es ihm nicht. Dem Jaquette flüſterte er alſo eilig zu, daß drüben an der l'Auxerrois-Kirche die Pferde erwartet würden von einem alten Reitersmanne, und er ſelbſt trat aus dem Pferdeſtande in den breiten Gang des Stalles hinaus, und ſagte laut mit bemerkenswerther Faſſung zum Gehör der ſattelnden Stallknechte: — Bin ich aber zerſtreut! Der Schlüſſel iſt mir ja drüben ſchon eingehändigt worden zum Laufenlaſſen des armen Teufels! Und da iſt ja auch der kleine Jaquette zurück! Es ſteht nichts im Wege, nicht wahr, Kleiner?

— Nenni! kreiſchte Jaquette.

— Alſo vorwärts! Führt die Pferde hinaus. Der arme Teufel von da drin kann ſie hinüber bringen, wo ſie der Graf erwartet. Jaquette kann mitgehen, um ein Trinkgeld zu verdienen. Ihr beiden Sattler kriegt eins von mir.

Dies ſagend ſchritt er an die nahe Thür, hinter welcher Giroſlay ſtecken ſollte, und ſchloß auf mit fliegender Hand. Denn ſeine Hand zitterte vor Aufregung — das dreiſte Unternehmen war dem Gelingen ganz nahe.

Giroſlay, der ſich an der Thür aufgehalten haben mochte, kugelte heraus, und griff ſchweigend nach dem Zügel des Grauſchimmels, welcher eben aus dem Stande geführt wurde. Jaquette brachte das andere Pferd, und Dietrich zog ſeinen Beutel hervor, indem er die beiden betheiligten Stallknechte zu ſich rief, damit ſie nicht zu weiterer Ueberlegung kämen. Giroſlay und Jaquette führten unterdeß die beiden Pferde der Stallthüre zu, welche in eine Seitengaſſe mündete.

Während aber Dietrich jedem Knechte ein Silberſtück einhändigte — in der Angſt ein viel größeres als er eigentlich geben wollte — entſtand ein Lärm in der Gegend der Stallthüre. Zunächſt nur von Knechten, welche kein Trinkgeld bekommen hatten, und welche riefen: So dürften die Pferde nicht fortgeführt werden! Es müßte ein Trabant dabei ſein; ſie könnten das nicht verantworten!

Der Neid hatte ſeinen redlichen Theil an dieſer Störung. Hätten die Stallknechte alle ein Trinkgeld erhalten, ſo wäre kein Lärm entſtanden. Das war jetzt kaum gut zu machen, denn unter geringen Leuten artet die verſchiedene Meinung ſogleich aus in Zank und Streit, und vor Allem in Geſchrei.

Nichts war in dieſer Lage ſchlimmer als Geſchrei — es rief Trabanten herzu, und ihnen gegenüber konnte die Expedition nicht mehr gelingen. Dietrich verlor den Kopf, und was ſchlimmer als Alles war: — Triſtan erſchien.

Jetzt war Dietrichs Lage recht unangenehm; Triſtan betrachtete ihn mit einer höflichen Genugthuung, welche unbeſchreiblich war, und welche zunächſt ganz beſtimmt ſagte: — Hatte ich heute Morgen wohl Unrecht, als ich der jungen Excellenz eine befremdliche Theilnahme für die Rohanſche Affaire nachſagte?

Nach einem ſo beredten Blicke auf den läſtig verwirrten Dietrich, und unter einer fein abgemeſſenen Verbeugung für die junge Excellenz fragte Triſtan recht harmlos: — Das ſind ja wohl die wahrſcheinlich Rohanſchen Pferde, welche fortgeführt werden ſollten?

Ein Trabant antwortete: — Ja, das ſind ſie.

— Und dieſer junge Herr Chevalier nahm ſie in Anſpruch?

— Ja! riefen die Stallknechte.

— Darf ich Eure Excellenz fragen, unter welchem Titel oder Rechtsanſpruche?

Ehe Dietrich antworten konnte, riefen die Knechte: — Sie ſollen einem Grafen gehören, welcher oben iſt bei der Eminenz!

— Darf ich die junge Excellenz um den Namen dieſes Grafen fragen? fuhr Triſtan fort mit einem faſt impertinenten Lächeln.

Dies Lächeln ärgerte Dietrich dergeſtalt, daß der Aerger Herr wurde über die Beſtürzung, und er mit plötzlicher Dreiſtigkeit antwortete: — Die Reihe des Fragens, Herr Triſtan, ſoll ſogleich an andre Leute übergehen. Zunächſt werde ich oben bei Seiner Eminenz anfragen, ob die Weiſungen Seiner Majeſtät für Herrn Triſtan nichts bedeuten? Ich gehe augenblicklich hinauf. Wollt Ihr eine direkte Weiſung abwarten?

— Gewiß, Excellenz. Ich bin ein gehorſamer Diener meiner Herrſchaft.

— So erwartet mich hier mit der Weiſung! ſprach er mit einem ganz prächtigen Trotze, der leider recht unbegründet war, und ging von dannen, um gerades Wegs hinaufzuſteigen in die Geſellſchaftsräume des Kardinals.

Er hatte gar keine Idee, wie er es da oben anſtellen ſollte, und hörte mit Schrecken, daß Triſtan gleich bei ſeinem Weggehen fragte: — Wer hat den Giroflay frei gelaſſen, der dort hinter dem Futterkaſten kauert? Und wo ſollten die Pferde hingebracht werden?

Es war klar: nun begann da im Stalle eine Unterſuchung, welche ſchlimme Reſultate haben konnte. Der kleine Jaquette werde ſich verplappern und werde verrathen, daß Jemand drüben an der Kirche auf die Pferde warte. Nun werde man Mathieu fangen und faſſen, und es werde jetzt erſt unzweifelhaft zu Tage kommen, daß die Pferde wirklich Rohanſche Pferde ſeien, welche den Herzog ſelbſt nach Paris gebracht. Statt zu nützen, habe Dietrich nun erſt recht geſchadet.

Das Blut ſtieg ihm zu Kopfe, und er ſtürmte die große Treppe hinauf, als brennte es hinter ihm. Kein Gedanke, gar kein Gedanke entwickelte ſich in ſeinem beſtürzten Kopfe:

an wen er ſich wenden, wie er die Aufgabe anfaſſen ſollte? Das nur wußte er: Eile iſt nöthig, die größte Eile. Den Herzog von Rohan hatte er fortführen ſollen nach dem Befehle ſeiner Mutter, damit er ſicher geſtellt werde, und ſtatt Deſſen lieferte er neue Beweiſe für die Anweſenheit deſſelben, und der freche Triſtan benützte vielleicht dieſe neuen Beweiſe und drang zum zweiten Male in das Rohanſche Hotel, und das Alles hatte er verſchuldet, er, welcher ohnehin ſchon ſo verdächtig war im Rohanſchen Hauſe! That er nicht wenigſtens beſſer, eilig hinüber zu laufen an die Kirche, und Mathieu zu unterrichten, wie die Dinge ſtünden? Ja! — Ach, da kam ein alter Herr die Treppe herauf, und redete ihn an, und faßte ihn an, und zog ihn hinein in den Vorſaal, und in die Zimmer, Fragen an ihn ſtellend. Das dürre Männchen mit grauem Haar und pergamentenem Antlitze beantwortete ſich zwar die Fragen immer ſelber, aber es ließ ihn nicht los, und berief ſich fortwährend auf die letzte Unterredung, welche es mit Dietrich geführt.

Dietrich nämlich hatte eine treffliche philologiſche Erziehung genoſſen, und war über ſprachliche Streitpunkte der Grammatik gründlich unterrichtet. Das dürre Männchen aber war ein Grammatiker des Namens Vaugelas, welcher in der neuen Akademie das große Wort führte über Reinigung und Bildung der franzöſiſchen Sprache. Sein Stolz waren die „que's“, welche er dutzendweiſe in das damals noch einfachere Franzöſiſch einzuſtreuen lehrte, und über welche er mit Vater und Sohn de Groot zu disputiren pflegte in Bezug auf die verwandten griechiſchen Partikeln.

Dietrich hatte augenblicklich geringes Intereſſe für die Nothwendigkeit der „que's“, aber Baugelas ließ ihn nicht los.

Das jetzige Palais royal iſt aus einem Hauſe entſtanden, welches in der Straße St. Honoré gelegen war, und dem Kardinal Richelieu gehörte. Dies hatte er niederreißen laſſen, und mit Benützung eines tiefen Hof- und Gartenraumes, ſowie angekauften benachbarten Terrains hatte er das längliche Viereck aufbauen laſſen, welches ihm zu Ehren Palais Cardinal genannt wurde. Er vermachte es in ſeinem Teſtamente dem Könige, und dadurch hat es ſpäter auch ſeinen Namen verloren.

Es war, wie dies in Frankreich ſeit einem Jahrhundert Mode war, unter Aneignung italieniſchen Geſchmacks erbaut, und da es ein Staatsmann bauen ließ, ſo wurde auch ſorgfältig auf praktiſche Zwecke Rückſicht genommen. Die Arkaden zu ebner Erde nach dem inneren Hofe waren damals zum Theile noch im Ausbau begriffen, und auch da wo ſie fertig waren, noch nicht in dem Maaße zu Verkaufsläden benützt wie ſpäter. Das Kauf- und Verkaufsleben war in dem bei Weitem weniger bevölkerten Paris noch zurück in der Entwickelung. Auch war dieſe Gegend in der Nähe der Tuilerien und des unausgeführten Louvrebaus durchaus nicht die modiſche und vorzugsweis beſuchte. Dieſe modiſche Gegend lag damals im Marais, und ihr Hauptpunkt war dort die place royale.

Kardinal Richelieu bewohnte die ſchmale Seite nach der Straße St. Honoré zu, und links wie rechts nach den langen Gartenſeiten hin wurden die Räume für Geſellſchaftszwecke geöffnet.

Dietrich wurde von Baugelas in die Räume links gezogen, wo die Gelehrten und Künſtler einzutreten pflegten an Geſellſchaftsabenden. Es zweigten ſich hier Kabinette ab nach der Gartenſeite, und die verſchiedenen Berufsklaſſen pflegten ſich beſtimmte Kabinette auszuſuchen, um dort unter ſich, das heißt unter Berufsgenoſſen zu ſein. Da verſtändigten ſie ſich über das, was vorgetragen werden ſollte, wenn ſpäter eine geſammelte Vereinigung im großen Salon an der Frontſeite des Palais ſtattfand. Dies geſchah immer, wenn die Staatsgeſchäfte dem Kardinal Muße ließen, auf einige Zeit im Salon zu erſcheinen, und Vorträgen beizuwohnen, oder ſich doch mit den Notabilitäten der Literatur und Kunſt zu unterhalten. Es war ein beſonderer Stolz Richelieu's, den Mäcen zu ſpielen, und er ſelbſt dilettirte in ſchöngeiſtiger Literatur. Man ſagte ihm nach, daß er den jungen Corneille lebhaft um den Cid beneidet, und Allerlei angeſtiftet habe, um ſich einen Antheil zuzueignen an der Schöpfung dieſes Dramas.

— Wir werden heute wohl den Kardinal nicht ſehen, und uns mit Boisrobert begnügen müſſen! — hörte Dietrich, als ihn Baugelas an einer Gruppe vorüber zerrte.

— Warum nicht, warum nicht? rief Baugelas, und ließ dabei endlich Dietrich los.

— Der deutſche Herzog, der von Weimar — lautete die Antwort — iſt vom Diner aus dem Louvre herübergekommen und ſitzt drüben auf der rechten Seite mit Seiner

Eminenz. Es kommt darauf an, ob und wann ſie fertig werden.

— Kriegsfragen aber werden nie fertig unter den Menſchen, ſagte ein kleiner, feiner Herr leiſe zu ſeinem Nachbar. Rochefoucault, der Herzog von Marſillac, welcher ſpäter die „maximes“ ſchrieb, ſprach dieſe Worte zu einem unterſetzten Manne mit großem Kopfe, der Balzac hieß, und als Proſaiſt hier im Richelieuſchen Kreiſe nicht eben heimiſch war. Er wiederholte die Bemerkung laut gegen einen ſtarken, jovial ausſehenden Kavalier. Dies war der aus Lothringen ſtammende Marſchall Baſſompierre. Er erwiederte lachend: was ſollte denn auch aus uns leichtſinnigen Patronen werden, wenn's keinen Krieg mehr gäbe, nicht wahr, junger Held aus Niederland? — Die Frage galt Dietrich, und der gutmüthige Lothringer ſetzte bei näherer Betrachtung Dietrichs raſch hinzu: — Aber wen ſucht Ihr denn mit ſo verſtört drein ſchauendem Antlitze?

— Den Herzog von Weimar! ſtieß Dietrich hervor, weil er plötzlich dachte: dieſer könnte helfen.

— Ah, diable! Dann wendet Euch an die Herzogin von Aiguillon, die wartet im rothen Kabinet ebenfalls auf den Herzog.

— Danke, Herr Herzog! rief Dietrich, und wollte eiligſt fort.

— Halt! halt! ſprach Baſſompierre — nicht auf dieſer Seite! Hier lieſt Chapelain in offnem Kabinet ein endloſes Gedicht vor, und Voiture preßt alle Vorübergehenden zum

Zuhören. Schwenkt dahinüber, gelehrter junger Herr von chineſiſcher Farbe!

Dietrich befolgte den Rath. Die Herzogin, ja die wollte er bitten, dachte er in ſeiner Angſt — was denn? Einen Befehl an Triſtan auszuwirken? Ach, alle träumeriſche Zuverſicht verließ ihn jetzt in der praktiſchen Noth, und der Verſtand ſtöhnte nüchtern: — das iſt ja alles Chimäre! Aber etwas wagen mußt Du doch — rief es in ihm — und hier ſind ſo viel einflußreiche Perſonen! Der da zum Beiſpiel!

Da geht er hin von Gruppe zu Gruppe der Abbé Boisrobert, Richelieus ausführende Hand für alle häuslichen Geſchäfte. Ein Wort von der Nichte des Kardinals an dieſen wichtigen Abbé, und die Sache wäre abgemacht! Aber dieſer Abbé iſt ja nur ein erhöhter Triſtan! — Das ſah er ein, aber er folgte ihm doch. Man meint doch etwas zu thun, wenn man nur geht.

Er war in die Gemächer auf der Frontſeite getreten. Hier war es ſtiller und vornehmer. Hier kamen die literariſchen Berufsleute erſt her, wenn ſich der „Cercle“ vereinigte. Hier fanden ſich die vornehmen Dilettanten zuſammen aus dem Umgange der Herzogin von Chevreuſe und der Marquiſe von Rambouillet. Das Hotel Rambouillet beſonders machte der entſtehenden Akademie Concurrenz. Dort rühmte man ſich, natürlicheren und beſſeren Geſchmacks zu ſein als Richelieu, den Niemand leiden mochte, und den man bombaſtiſcher Neigungen in der Poeſie beſchuldigte.

Da ſaß ſie auch auf einem kleinen Sofa die graziös würdevolle Marquiſe von Rambouillet, und ein Kreis von Männern umgab ſie.

Sie ſah zuweilen nach dem rothen Kabinet hinüber, in welchem die Kardinalsnichte, die Herzogin von Aiguillon thronte, und ein faſt ſpöttiſches Lächeln ſpielte um den Mund. Das ſah man gar ſelten an ihr, denn ſie war eine edle Frau, geläutert durch wahren Antheil an Kunſt und Wiſſenſchaft. Aber es war doch wirklich herausfordernd, daß man ihren literariſchen Salon mit großen Staatsmitteln überbieten wollte hier im Palais Cardinal, ja daß man die Nachahmung ſogar nicht ſcheute. Ihr „blaues Kabinet“ war berühmt als das Innerſte und Vornehmſte ihres Salons, und nun errichtete man hier ein „rothes Kabinet“ mit jener Madeleine d'Aiguillon, dieſer leichtfertigen Dame, welcher man die unanſtändigſten Dinge nachſagte, das heißt eine Liebſchaft mit ihrem leiblichen Oheim, dem Kardinal.

Es gab nichts Ehrenrühriges, was dem verhaßten Kardinal nicht aufgebürdet wurde, denn die Ariſtokratie bildete die öffentliche Meinung, und Richelieu mißhandelte die Ariſtokratie bis zur Vernichtung. Sie rächte ſich durch die giftigſte Nachrede. Ein herzloſer, rachſüchtiger Mann wie Richelieu gab freilich alle Tage Veranlaſſung. An jenem Abende zum Beiſpiele flüſterte man in allen Gruppen: es iſt jetzt außer Zweifel, daß Richelieu den deutſchen Herzog fangen will für ſeine Nichte. Man muß dem Könige einen Wink geben — hieß es — denn dieſer Heirathsplan hat die Beſeitigung des Königs zum Ziele. Dieſer Weimar iſt ein großer Feldherr, und iſt gewaltſam. Hand in Hand mit dem Kardinal räumt er auf in Frankreich, und beſeitigt zunächſt die Bourbons. Wer weiß, wer weiß! obwohl Kirchenfürſt iſt Richelieu doch ein grundſchlechter Katholik und ein Feind des Pabſtes, wer weiß, ob er nicht mit dem deutſchen Proteſtanten eine unerwartete neue Kirche Frankreichs beabſichtigt!

Dietrich hörte etwas von dieſen Reden, als er langſam vorüberſchritt am Zirkel der Marquiſe von Rambouillet. Langſam, weil er den Abbé Boisrobert aus dem Geſicht verloren hatte. — Holla! — dachte er — wenn die Aiguillon den Herzog von Weimar heirathen will, dann wird ſie auch geneigt ſein, einem Freunde Weimars gefällig zu ſein — — nein, nein! — ſtöhnte wiederum der nüchterne Verſtand — Dennoch marſchirte er auf das rothe Kabinet los. Vielleicht — dachte er — iſt der Herzog von Weimar ſchon da, und dann iſt er in ihrer Nähe, und er — das gab auch der nüchterne Verſtand zu — er könnte helfen. Ihm biſt Du ſchon vorgeſtellt, ihn redeſt Du an.

Das rothe Kabinet war belagert von jungen Männern; die rothſammtenen Verhänge an der Thür ſogar waren zur Seite geſchoben und zerknüllt, weil auf jeder Seite der Thür immer noch ein junger Elegant zudringen wollte. Kaum daß er zuweilen zwiſchen den Köpfen hindurch das Innere überblicken, die ſtrahlende Herzogin ſehen konnte. So viel ſah er aber doch, daß Herzog Bernhard noch nicht da war — und die Zeit verſtrich, unten aber handelte wahrſcheinlich Triſtan ſchon mit großen Schritten und feſten Griffen. Was thun? Was thun?

Während er ſo geängſtigt daſtand in dem glänzend ausgeſtatteten Saale, und ſich mitunter auf die Zehen hob, um über die Männerköpfe hinein zu blicken in das Kabinet, fühlte er zu ſeiner Linken eine leiſe Berührung. Was iſt?! Der Abbé Boisrobert ſtand neben ihm, und ſah ihn lächelnd an.

— Immer wo die Schönſten ſind, iſt der junge Herr auf dem Qui vive — ſagte der kurz gebaute Weltprieſter, auf deſſen markirtem Angeſichte alle Leidenſchaften eingegraben waren. Geſtern eine Rohan — fuhr er fort — heute eine Aiguillon!

Und dabei drohte er mit dem Finger, und ſchlürfte beſchwerlichen Schrittes weiter nach den Gemächern auf dem rechten Flügel hin, wo der Kardinal und der Herzog verweilen ſollten.

Dietrich ſchoß der Gedanke auf, ob es nicht am Ende gerathen wäre, ſich an dieſen Faiſeur des Richelieuſchen Hauſes zu wenden mit der Bitte — ja wohl! Er hatte ja gehört, der Herzog Bernhard wäre auf jenem Flügel. Der Abbé konnte ihm Auskunft geben, ob der Herzog herüber käme, ob er im Vorübergehn einen Moment zu ſprechen wäre. — Dietrich ging nach kurzem Beſinnen dem Abbé nach.

Im nächſten Zimmer, dem erſten auf dem rechten Flügel, war er nicht mehr. Es war hier leer, man konnte weit ſehn, da auch das zweite Gemach in voller Beleuchtung offen ſtand. Dort im zweiten wendete ſich der Abbé — Dietrich ſah noch den fliegenden Schweif des Abbékoſtüms — dort im zweiten Zimmer wendete ſich der Abbé nach rechts. Rechts hinaus ging's auf den Korridor und das Treppenhaus des rechten Flügels. Dietrich machte große Schritte, ihn einzuholen, er trat auf den Korridor hinaus, und wollte eben rufen, da lehnte ſich der Abbé über das Stiegengeländer, welches von unten herauf führte, und ſprach hinab: ich habe Zeit, kommt herauf, Triſtan!

Der Name war denn doch hinreichend, das neuſte Luftſchloß Dietrichs ſogleich zu beſeitigen, und ihn auch ſelbſt aus dem Sehkreiſe zu bringen. Die Stiege nach dem zweiten Stockwerke war ihm zunächſt, und da ſie nicht beleuchtet war, ſo machte er mit ſeinen langen Beinen einen weiten Schritt über drei Stufen hinauf in's Dunkle.

Er hatte nicht an's Horchen gedacht, aber jetzt mußte er hören, er mochte wollen oder nicht. Denn der Abbé kam mit Triſtan einige Schritte zurück, und ganz in der Nähe Dietrichs begann das Geſpräch.

Zunächſt erzählte Triſtan was unten im Stalle vergegangen mit den eingefangenen Pferden und dem kurioſen jungen „Schäker“ des ſchwediſchen Geſandten, welcher mit der Drohung fortgegangen wäre, von hier oben einen Auslieferungsbefehl zu bringen.

— Ah? Der „Schäker“ iſt allerdings hier. Und darauf wartet Ihr unten?

— O nein, durchaus nicht — erwiderte Triſtan. Seit er herauf iſt, hab' ich die Spur verfolgt, auf welche uns der Schäker geleitet. Es war vorauszuſetzen, daß Jemand in der Nähe des Palais' wartete, um die Pferde in Empfang zu nehmen. Ein Stallknecht hatte auch richtig ein Wort gehört, welches der „Schäfer“ einem Stalljungen zugeflüſtert. Das Wort hatte gelautet: l'Auxerrois. Alſo bei der Kirche drüben wartete man. Ich nahm zehn der Mousketair-Trabanten, und ließ die Kirche umſchlagen. Reſultat war, daß wir auf einen der hartnäckigſten Hugenotten ſtießen, den Mehrere von uns aus früherer Zeit kennen. Und zwar iſt er ein Leibdiener des Herzogs von Rohan.

— Alſo wirklich?

— Ganz gewiß. Es ſind alſo auch ganz gewiß die Pferde, welche den Herzog und dieſen Diener herein gebracht nach Paris. Und deshalb —

— Ihr habt den Leibdiener gefaßt?

— Ja; aber mit ſchwerem Verluſt. Der alte böſe Hugenott wehrte ſich wie der Satan, und hat unſern flinken Dubois niedergehauen, ehe wir ſeiner Herr werden konnten. Verwundet ſind außerdem drei andre Mousketaire, und die Wuth unter unſern Leuten iſt groß. Sie ſchreien nach Vergeltung. Und jedenfalls mein' ich, die Sache muß gleich weiter und zum Ende geführt werden. Der Herzog von Rohan, das iſt jetzt deutlich, iſt in ſeinem Hotel. Geſtern haben wir wahrſcheinlich zu früh geſucht; er wird erſt nach unſerm Abzuge einpaſſirt ſein. Jetzt alſo bitt' ich um Erlaubniß, ihn faſſen zu dürfen. Es ſteht Alles unten auf dem Sprunge.

— Sachte, ſachte, Triſtan! Die Stimmung des Königs, und wenn die auch nicht wäre wie ſie heute und wahrſcheinlich morgen noch iſt — der deutſche Herzog, welcher da drin mit der Eminenz zu Rathe ſitzt — wart' eine Minute, ich will ſehn, ob es noch lange dauert!

Abbé Boisrobert ging den Korridor lang, und Dietrich hörte ihn eine Thür öffnen.

Triſtan blieb ſtehn, und ſah nach der dunklen Stiege hinauf, auf welcher Dietrich in ſchlechter Haltung ſtand. Wahrſcheinlich hatte Dietrich dieſe Haltung verbeſſern wollen, und dadurch ein kleines Geräuſch verurſacht. Dies hatte Triſtan gehört, und trat deshalb einen Schritt näher. Die heilloſe gelbe Kleidung Dietrichs war leider geeignet, auch im Dunkeln zu leuchten — aber Triſtan wurde abgelenkt: Boisrobert kam zurück, und zwar ſo ſchnell als ſein ſchwerfälliger Gang es zuließ. Von ferne ſchon rief er: Sie ſind eben aufgeſtanden, und werden hier vorbeikommen. Treten wir aus dem Wege! Widerwärtig ſelch ein barbariſcher Kriegsmann — murmelte er mehr für ſich hin als für Triſtan — Alles beſſer wiſſen wollen! Taugt nicht für uns! Pater Joſeph zeigte auf die Landkarte und auf die Orte, die genommen werden müßten, da erhob ſich der Barbar sans façon und ſchrie lachend: ja, wenn ſich die Städte mit den Fingern nehmen ließen! — Aber es hilft nichts, Eminenz will's, und Eminenz ſieht weit. Alſo, Triſtan, warten, bis der deutſche Herzog fortgeht, aus der Geſellſchaft fortgeht. Da drin mit den Frauenzimmern ſoll es noch — kurz, bis er fortgeht, wird ſich's zeigen, ob er in die Pläne Seiner Eminenz tief genug eintaucht. Dann —

— Dann? Sie kommen, Herr Abbé!

— Dann muß leider auch der Rohan geſchont werden, denn dies Ketzervolk hängt unter ſich zuſammen, auch der Weimar und der Rohan. In einer Stunde alſo, Triſtan, wieder nachfragen. Vielleicht entſchließ ich mich auf eigne Hand — hinunter, da ſind ſie!

Triſtan ging eilig die Stiege hinab. Der Abbé blieb ſtehn, und verbeugte ſich tief vor den Vorübergehenden: dem Herzoge Bernhard und dem Kardinal von Richelieu. — Hinter ihnen kam Pater Joſeph, ſehr finſtern Angeſichtes.

Er blieb beim Abbé ſtehen, und ſagte leiſe, grellenden Tones: Der ſpielt den Herrn!

Dann folgte er mit dem Abbé den beiden Gebietern, welche in die Geſellſchaftsräume eintraten.

Mit einem einzigen äußerſt langen Schritte war Dietrich unten auf dem ſteinernen Korridore, als die beiden Geiſtlichen in den Zimmern verſchwanden. Was hatte er hören müſſen! Mathieu gefangen, nachdem er durch blutigen Widerſtand vielleicht das Leben verwirkt! Und der Herzog von Rohan nun unzweifelhaft nächtlichem Ueberfall ausgeſetzt, wenn der deutſche Herzog nicht für ihn eintrat! — Herzog Bernhard ſollte es erfahren! Dietrich wollte es ihm ſagen, und wenn es vor den Ohren des Kardinals ſelber geſchehen ſollte. „Schäler“ genannt zu werden von dieſen Pfaffen und Pfaffenknechten, das wurmte Dietrich abſonderlich. Der Ausdruck dünkte ihm ſo verachtungsvoll ſpöttiſch. Hinein! rief's in ihm, und mit weit ausgreifendem Schritte trat er in die glänzenden Gemächer zurück.

Hier hatte das Erſcheinen des deutſchen Herzogs an der Seite des Kardinals Alles in Bewegung geſetzt; die Kabinette hatten ſich geleert, von allen Seiten war man herzu geſtrömt, und hatte ſich aufgeſtellt wie zur Revue.

Herzog Bernhard ſtach ſehr ab in ſeiner ſchlichten Kriegstracht unter dieſen geputzten Franzoſen. Er war gewohnt, Truppen, Feſtungen und Schlachtfelder zu muſtern, ſein Auge war klar, feſt, ruhig; es ruhte aufmerkſam auf jedem Einzelnen, welchen ihm der Kardinal vorſtellte. Langſam ſchritten ſie dahin, immer wieder ſtehen bleibend vor jedem neu Herzutretenden. Mit der Rede war er ſparſam. Richelieu beſtritt alle Unkoſten des Wortes, und dieſer that es ausgiebig, verbindlich, liebenswürdig, wie man ihn ſelten ſehen und hören mochte. Er glich kaum entfernt dem geſtrigen Richelieu draußen in Rueil. Der ſorgenvolle, gereizte Staatsmann war verſchwunden, der heitre Lebemann, der Mann von literariſcher Bildung ſchritt leicht, ja graziös einher neben dem Kriegshelden. Er war auch in der Kleidung nicht der purpurrothe Kardinal, als welchen man ihn immer und überall darſtellt. Die Kardinäle tragen ja dieſe rothe Amtstracht nicht bei jeder Gelegenheit. Nur das rothe Käppchen auf dem feinen, erbleichenden Haare und der rothe Strumpf bezeichneten den Kardinal, der übrigens in ſchwarzem, halbprieſterlichen Kleide einherging, und ſich hier vorzugsweiſe als Gründer der Akademie vor ſeinem Gaſte ausbreitete. Bei jedem neu Vorgeſtellten ging er auf die ſpecielle Wiſſenſchaft oder Kunſt ein, welche dem Vorgeſtellten einen eigenen Stempel gab, und ſo ſprach er über Poeſie, über bildende Kunſt, über Grammatik, Mathematik, und bedeute ſein, wie all dies Einzelne gepflegt würde, und zuſammenwirke zur Erhöhung des franzöſiſchen Staates, welcher in gründlicher neuer Bildung begriffen ſei. „Am Ende kommt es auch der Kriegskunſt zu Gute“ — ſagte er mit einem lächelnden Seitenblicke — „welche uns der Held von Weimar bis jetzt nur ſehr bedingungsweiſe einräumen will.“

— Ja wohl! erwiderte dieſer ſehr ernſthaft, indem er ſtehen blieb. Er dachte an's deutſche Vaterland, das in Schutt und Aſche lag unter blutigem Kriege, und das alle ſtillen Triebfedern des wohlthätigen Staatslebens ſeit lange und auf — wer wußte es! — auf wie lange zerbrochen hatte. Er war ja ein Sprößling jenes ſächſiſchen Hauſes, das ſtets tieferen Sinn für geiſtiges Leben in ſich gepflegt und entwickelt hatte, es trat ihm der traurige Gedanke an die Seele: hier ſammeln ſie, und bereiten ſie vor für innere Zukunft -- und wir?! Was wird, was kann die Folge ſein?! Dies leichtere Volk, welches trotz aller Parteiung zuſammen gehalten wird, es wächſ't von innen heraus, während wir innen verdorren, und am Ende kommt der Tag, daß ſeine geſammelte Kraft ſich ſtärker erweiſ't als die unſrige, obwohl unſre einzelnen Kräfte weitaus gewaltiger ſind. Eilen muß man, eilen, Alles benützen, um den deutſchen Krieg an ein Ende zu führen, damit die deutſche Nation von beinahe zwanzigjährigem Schlachten ſich erholen, und wieder innerlich feſtigen kann. Du haſt Recht trotz Hans von Starſchädel, Hilfe von hier zu bergen, denn nur mit ihr iſt ein raſches Ende zu erreichen —

Eine Frauenſtimme unterbrach ſeine Gedanken. Die Herzogin von Aiguillon war ihm zur Seite, und begrüßte ihn mit gewinnender Höflichkeit. Ja mit Herzlichkeit. O, ſie war eine Circe, an Lebensklugheit dem modernen Odyſſeus weit überlegen. Und ihr Herz ſprach wirklich mit. Dieſer ernſt ſinnende Kriegsmann in ſeiner jugendlichen Kräftigkeit gefiel ihr wahrhaft. Daß er ſo einfach und ſo ſchweigſam einher ſchritt in der bunten, befliſſenen, redſeligen Menge, das machte ihn vornehm; ſie konnte ihm ganz ehrlich ſchmeichelhafte Dinge ſagen über den imponirenden Eindruck eines Helden, welchen er im ganzen Saale mache auf Männer und Frauen.

Und wie gut verſtand ſich Oheim Kardinal mit ihr! Wie geſchickt wußte er ſeine Aufmerkſamkeit gleich anderswohin zu richten, und ihr allein den Gaſt zu überlaſſen.

Sie führte ihn nach dem linken Flügel durch die Räume hindurch, wo zu Anfange der Soirée die Gelehrten und Poeten geweſen waren. Hinter dieſen Räumen, ſagte ſie, liegen die Kunſtſäle, welche der Oheim angelegt hat vermittelſt der Maler und Bildhauer, welche ſich unter ſeinen Rathſchlägen ausbilden, damit die Renaiſſance in den Künſten gedeihe und ſich entwickle.

Der Schweif der Begleiter verringerte ſich von Zimmer zu Zimmer. Sie empfanden alle, daß längeres Begleiten und Zuhorchen unſchicklich werde. Auch Dietrich empfand das, der fortwährend vergeblich auf die Gelegenheit gewartet, vor den Herzog zu treten, der auch bis in die Prachtſäle unerbittlich gefolgt war. Aber es brannte ihn auf der Seele, den Herzog um Hilfe anzuſprechen, er folgte dem Paare unerbittlich. Hinter dieſen Sälen lag die Wohnung der Herzogin. Als ſie auch da hinein ſchritt mit dem Herzoge, und die Thür hinter ſich in's Schloß warf, da ſchien es doch auch ihm unmöglich, weiter zu folgen. Sie mußten ja — meinte er — deſſelben Weges zurück — er wollte ſie ſtehenden Fußes erwarten, und dann den Herzog anreden.

Der letzte Blick der Herzogin hatte ihm übrigens deutlich genug verkündet, daß er wohl thun würde zurückzubleiben. Ehe ſie die Thür zuſchlug, hatte ſie ſich umgeſchaut, aber mit einem Antlitze, das er gar nicht kannte. Das feine, ſonſt immer freundliche Geſicht hatte wie ein ſcharf geſchriebenes Nein! ausgeſehn.

Als ſie es im abgeſonderten Zimmer Bernhard wieder zuwendete, ſtrahlte es ſogleich wieder im lieblichſten Sonnenlichte.

— Hier wohne ich — ſagte ſie nicht ohne Schüchternheit — und hier habe ich Eure Bekanntſchaft gemacht.

— Wie das?

— Die Beſchreibung Eurer Heldenthaten hab' ich hier geleſen. Schaut, dort auf dem Tiſche liegt eine Landkarte, daneben ein geſchriebenes Heft. Auf der Landkarte bin ich Euren Feldzügen gefolgt, in das Heft hab' ich ſeit Jahren geſchrieben, was ich mir dabei gedacht, wie ich mir den jungen Mann vorgeſtellt, der vom zarten Jünglingsalter an in's Feldlager und in tägliche Lebensgefahr geworfen wird. Ich habe mir klar zu machen geſucht, wie es in der Seele ſolch eines nur Krieg führenden Mannes ausſehen möge. O nein! ſchaut nicht in die verworrene Schrift, tretet lieber mit mir dort in mein ſtilles Boudoir, laßt Euch einen Augenblick dert nieder, und ſchenkt mir einige Antworten auf meine Fragen. Es iſt gar zu reizend für eine Frau meiner Art, einen Blick thun zu können in das Innere eines Mannes, der ſich nie um Frauen gekümmert hat. Ich bitte!

Sie reichte ihm die Hand, und führte ihn ſeitwärts in das ſchwach beleuchtete kleine Zimmer, wo ein Sofa, kaum breit genug für zwei Perſonen, zu traulichem Geſpräche ſich darbot.

Sie nöthigte ihn, ſich zu ſetzen; ſie ſetzte ſich neben ihn.

Man kann nicht ſagen, daß ſie volle Tagesbeleuchtung ſchon zu ſcheuen hatte. Sie war nicht mehr in erſter Jugend, aber ſie war noch friſch und elaſtiſch. Dennoch gewann ſie bei matter Beleuchtung. Sie war den Stimmungen ihrer Nerven unterworfen. Des Abends war ſie belebter als zu einer andern Tageszeit, und ihr mandelförmig geſchlitztes dunkles Auge — es glich ganz dem ihres Oheims — ſprühte ein magnetiſches Feuer aus, wenn es in's Helldunkel hinein blickte. Dazu ein kleiner, ſchön geformter Mund mit vollen Lippen und glänzenden Zähnen, eine Büſte fein und anmuthig wie die einer griechiſchen Statue, ein Arm von mäßiger aber hinreichender Fülle, und Büſte wie Arm, die ſie entblößt trug im großen Putz, von weißer Friſche. Der runde franzöſiſche Rücken allein hätte den deutſchen Geſchmack befremden können, aber der blieb abgewendet von Bernhard, und Bernhard war ganz unerfahren in dieſen Unterſchieden weiblicher Schönheit. Auf ihn wirkte dieſe unmittelbare Nähe einer reizenden Frau uneingeſchränkt. Aufgeregt wie er zum erſten Male war ſeit geſtern für den Zauber eines weiblichen Weſens, überließ er ſich gleichſam den Lüften, wie Jemand, der von unſichtbaren Händen in die Höhe gehoben wird.

Die Herzogin übernahm denn auch, als ob er durch keinerlei Anſtrengung der Sprache, und noch dazu einer ihm fremden Sprache geſtört werden ſollte, ſie übernahm allein die Aufgabe eines Geſprächs, welches ihm nur leichte Zuſtimmung abnöthigen ſollte.

Sie fuhr fort, wie ſie begonnen, „ob es denn wirklich möglich ſei, dreißig Jahre gelebt zu haben, ohne von der Liebe berührt werden zu ſein? Denn ſo ſagt man von Euch, Herzog! Iſt das wirklich wahr?

— Das iſt wahr.

— In Frankreich begreift man das gar nicht. Hier beginnt die Liebe wenn das Herz erwacht, und das Herz erwacht ſehr früh. Was iſt denn geſchehn mit Eurem Herzen? Wohin hat es ſich gewendet? Was hat es erſehnt, was hat es erſtrebt?

— Mein Herz? Ei das hat in frühſter Jugend einer trefflichen Mutter angehört. Dann haben meine zahlreichen Brüder darin Platz genommen. Dann kamen die Waffen mit ihren Uebungen, denen all meine Wünſche zuflogen. Dann kam der Zweck dieſer Waffenübung: das Vaterland und der Glaube, welche die Seele erfüllten. Dies füllt ein Herz reichlich aus. Mir ſcheint auch: was man hier zu Lande Liebe nennt, hat mehr mit der Unterhaltung zu thun und mit der Sinnlichkeit als mit dem Herzen.

— Ah, da ſind wir! Unterhaltung und Sinnlichkeit gilt Euch für etwas Geringfügiges, wohl gar Verächtliches. So hat man mir erzählt von den Deutſchen, die an alle Freuden die Moral anlegen zum Maaßſtab.

— Ja, ſeid Ihr denn keine Chriſten? Die chriſtliche Lehre, gleichgültig ob katholiſch oder evangeliſch, verlangt ja doch die Bekämpfung der Sinnlichkeit, und nennt den Sieg über dieſelbe Tugend. Was macht man denn in Euren zahlreichen Klöſtern?

— Da habt Ihr recht! Ich habe ja ſelbſt in's Kloſter gehn wollen vor einiger Zeit, weil ich in verzweiflungsvoller Stimmung war. Es erwies ſich aber, daß es nur körperliche Verſtimmung war. Uebrigens mag es wohl ſo ſein, wie mein Oheim der Kardinal oft ſagt. Er ſagt, wir romaniſchen Völker hätten viel mehr Heidenthum in unſern Adern und Sitten als die Völker im deutſchen Reiche. Ihr wäret, ſetzt er hinzu, auf dem andern Extreme, Ihr wäret allzu unſinnlich. Daraus entſtünde eine trockne Rechthaberei, und die führte zum Untergange des Reichs; denn keiner von Euch gäbe ſich einem allgemeinen Zuge hin. Jeder wollte eine Welt für ſich, kurz, Ihr wäret eben deshalb nicht geſellig. Franzoſen und Deutſche, pflegt er ſeine Rede zu ſchließen, müſſen ſich gegenſeitig heirathen. Dann würde die Race entſtehn, welche die Welt beherrſcht.

— Und ſeid Ihr der Meinung Eures Oheims, Herzogin?

— Das wohl. Aber ich bin zweifelhaft, ob ich mir Würdigkeit dafür zutrauen darf.

— Würdigkeit?

— Aus Eurem ſchönen Auge dringt ein Strahl bis in das Innerſte. Man meint, Ihr ſähet alle Fehler und Schwächen, die Einem je widerfahren ſind im Leben. Man meint, Ihr ſähet Alles, und man fühlt ſich beſchämt und ſchüchtern. Die prachtvolle Wölbung über Eurem Auge, beſchattet von der dunklen Braue, erhöht die Strenge des forſchenden und richtenden Blicks — o, ich bitte Euch, ſenkt die langen Wimpern ein wenig und lächelt einmal nachſichtig!

Dabei ſtrich ſie ihm weich und leiſe mit der Hand über die Augen und über die Wange, und ſetzte mit ganz kindlicher Stimme hinzu: Ich warte auf's Lächeln.

Bernhard bebte wie von einem elektriſchen Fluidum berührt. Jener Zauber der Sinnlichkeit, welcher waltet zwiſchen Mann und Weib, fiel zum erſten Male auf ſeine Nerven, und in einer Zeit, welche eben erſt, nur einen Tag früher! die Empfänglichkeit dafür in ihm geöffnet hatte. Vielleicht wäre die gewandte Herzogin machtlos neben ihm verblieben, wenn nicht geſtern in St. Germain der Anblick Marguériten's von Rohan die Organe der Neigung in ihm erweckt hätte. Jetzt waren ſie offen, und der unerfahrene Mann war nicht geeignet, Unterſcheidungen anzuſtellen. Ein Element kam über ihn, und er ahnte nicht, daß er fragen müßte: ob es auch diejenigen Beſtandtheile des Elementes wären, welche den edleren, höheren Menſchen in ihm befriedigen könnten. Dazu die geiſtige Schmeichelei, in welche die Herzogin ihn hüllte wie in einen weichen Schleier! Das von ihr begehrte Lächeln ſtellte ſich naturgemäß ein, und die

Herzogin konnte ſich dafür bedanken, und ſie konnte ſich dabei ſteigern in ihrer Annäherung. Sie nahm ſeine Hände, ſie küßte ſie. Alltägliche Schicklichkeit von ſeiner Seite brachte es mit ſich, daß er das ablehnte, daß er ihre Hand ſuchte und küßte, daß er den weichen Druck ihrer Hand erwiderte, daß er die ſo nahe liegende Schulter, weiß und lockend, mit ſeiner Wange, mit ſeinem Munde berührte —

Jetzt war es doch gut, daß der faſelhafte Dietrich ſo nahe war. Seine Nähe brachte eine Störung, welche dem trunkenen Herzoge Bernhard gar ſehr zu wünſchen war. Sein Gewiſſen ſchüttelte ihn da außen im Saale unbarmherzig, daß er Mathieu in's Unglück geſtürzt, die Gefahr für Rohan auf's Neue heraufbeſchworen hatte. Und noch eine Noth ſtieg in ihm auf wie ein Komet. Solche Verbindung Bernhards mit der Kardinalsnichte ſtand plötzlich wie ein drohendes Himmelszeichen vor ihm. Vielleicht ſtachelte er ſich ſelbſt mit dieſer Sorge, um recht unparteiiſchen Grund zu haben für ſeine Verzweiflung. Wir Menſchen ſuchen gern unſre Entrüſtung mit edlen Tendenzen zu bewaffnen. Wie Dem ſein mochte, er war unter allen Umſtänden ein guter Proteſtant und proteſtantiſcher Politiker, und eine Ehe des proteſtantiſchen Feldherrn mit dieſer katholiſchen Dame erſchien ihm jetzt wie ein Gräuel. Jetzt, denn vor einer halben Stunde hatte er nicht darauf geachtet bei der geſprächsweiſen Ankündigung dieſer Verbindung. Vor einer halben Stunde war er zu beſtürzt geweſen über ſeine eigene Lage, und jene Ankündigung hatte ihm keinen Eindruck gemacht. Jetzt aber wußte er das Liebespaar hinter jene-

Thür, jetzt hatte ihm das Betragen und der Blick der Herzogin von Aiguillon deutlich genug geſagt, daß es ein Liebespaar ſei, oder doch werden könne. Jetzt belaſtete er ſeine Gewiſſensangſt auch noch mit dieſer politiſchen Angſt, und rannte im Saale umher, in welchem er allein geblieben, wie ein Toller. Am Liebſten hätte er geſchrien. Die koſtbaren Bilder und Statuen, mit welchen der Saal geſchmückt war, tanzten vor ſeinen Augen wie die Eumeniden vor den Augen des Oreſt. Und richtig! da war ja auch ein großes Bild, welches den Oreſt darſtellte, als er entſetzt flieh, verfolgt von den Furien. In dies Bild ſtarrte Dietrich hinein, und ſeine wuchernde Phantaſie nahm ihn nun beim Schopfe. Oreſt wurde ihm Herzog Bernhard, die drei Eumeniden wurden Richelieu, Abbé Boisrobert und die Herzogin von Aiguillon. Freilich, die nächſte da drüben an der Schulter des Oreſt, die ſo nichtswürdig lacht, die iſt des Kardinals Nichte! Sie hat den deutſchen Herzog verführt, und hat ihn zum Traualtar geſchmeichelt. Er hat ihr Ehegemahl werden müſſen, damit der Kardinal ein langes, mächtiges Schwert in die Hand bekomme gegen alle Widerſacher in Frankreich. Dem Herzoge hat man alle möglichen Herrlichkeiten verſprochen: kirchliche Freiheit und die Krone von Frankreich. Aber es iſt ja Alles nicht wahr! Seht nur in das Auge der Eumenide Richelieu. Er will das Schwert des Herzogs nur benützen, um den Herzog, wenn der Sieg erfochten iſt, in den Abgrund zu ſtoßen. Er iſt ja verlogen bis ins innerſte Herz hinein, dieſer Kardinal; Freiheit des Gewiſſens und der Kirche iſt ja für ſeine tyranniſchen Gelüſte ein Unding, ein

Wahnſinn! Den letzten Helden des Proteſtantismus alſo, den einzigen Simſon, welcher noch übrig, muß Delila entmannen, damit er erſchlagen und vernichtet werden könne. — So jagten die Gedanken und Vorſtellungen durch ſein Hirn. Was Wunder, daß er endlich wirklich laut aufſchrie, als ſich plötzlich von hinten eine dicke Hand auf ſeine Schulter legte. Er ſchrie laut und unanſtändig, denn er war in fieberhafter Bewegung und war erſchrocken. Ja, er polterte in geſchrieenen Worten weiter — aus lauter Schreck — als er ſich nun mit zwei feiſten Händen gefaßt fühlte, und als er inne wurde, daß man ihm den Mund zuhalten wollte.

Es war der Abbé Boisrobert. Dieſer hatte ihn beobachtet, weil er überhaupt verhindern wollte, daß die Herzogin und der Herzog geſtört würden; dieſer war herzu geſchlichen, als er die immer ſteigende innere Lebhaftigkeit des monologiſirenden und geſtikulirenden Jünglings beobachtet hatte. Nichts war ihm widerwärtiger, als daß dieſer Jüngling nun doch ſchrie. Und er hatte Grund, dies widerwärtig zu finden.

Der Herzog und die Herzogin hatten innen das Schreien gehört. Der Herzog war aufgeſprungen und an die Thür geeilt. Die Herzogin war ihm gefolgt. Die Thür ging auf. Herzog Bernhard trat mit der Herzogin von Aiguillon in den Saal. Bernhard war aufgeſchreckt worden wie Jemand, der einer verbrecheriſchen Handlung nahe gerathen. Aber nur aufgeſchreckt; er ſtand noch mitten im Gewitter. Vor ſeinen Ohren donnerte es, vor ſeinen Augen blitzte es, mitten in elektriſcher Strömung wandelte er daher, und der weiche Arm der Herzogin, welcher ſich in den ſeinen legte und ſchmiegte beim Heraustreten, erhöhte noch die Spannung ſeines inneren Wirrwarrs. Er war ganz und gar nicht in der Lage, das klar in ſich aufzunehmen, was Dietrich ihm aus der nüchternen Außenwelt zutragen wollte.

Dietrich nämlich fand die Faſſung, als er ſeinen dicken Angreifer erkannte, den handgreiflichen Abbé ohne weitere Beachtung zu laſſen, um ſchnurſtracks dem Herzoge Bernhard entgegen zu eilen, und ihm die Gefahr Rohans und Mathieu's und Alles das zu ſchildern, was damit zuſammen hing von proteſtantiſcher Brüderlichkeit und von Verpflichtung eines Helden, welcher die Seinigen in der Fremde ſchützen ſolle durch augenblickliche, kräftige Einſprache.

Aber wie that er das? Er begann franzöſiſch. Und da fiel ihm ein, daß die Herzogin und der Abbé es nicht verſtehen ſollten, und da ſprang er in's Germaniſche über, aber nicht mit einem Sprunge in's Deutſche, was den unaufmerkſamen Bernhard vielleicht erweckt hätte, nein, er erzählte holländiſch. Bernhard verſtand das wohl auch, aber der Inhalt traf ihn nicht in ſeiner jetzigen Stimmung. Dazu unterließ der Abbé nicht, welcher die Wichtigkeit des Moments gar wohl zu würdigen wußte, dreinzuſprechen von der befremdlichen Aufregung dieſes jungen Mannes, und die Herzogin verfehlte auch nicht, fragende Ausrufungen einzuſchieben. Es entſtand ein wüſtes Durcheinander, bis Dietrich endlich, durch einen Laut Bernhards gelenkt, in deutſche Rede überging.

Das wirkte erſichtlich. Bernhards Auge wurde ruhiger, wurde feſter. Aber Dietrich verſäumte es, von vorn anzuſangen in ſeiner Darſtellung und Schilderung, es wäre ſelbſt dem aufmerkſam zuhörenden Bernhard kaum möglich geweſen, den vollen Zuſammenhang aufzufaſſen, und der ſchlaue Abbé ſorgte für neue Störung. Er entfernte ſich ſo eilig als ſeine ſchlotternden Beine es hergaben, und winkte nach den Frauenzimmern hinüber. Eine rauſchende Muſik war die unmittelbare Folge dieſes Winks, und dies Rauſchen und Klingen betäubte nicht nur, es zog auch die Aufmerkſamkeit Bernhards wieder ab, indem es dem Nervenrauſch in ihm wieder die Oberhand gab.

— Die Muſik gilt Euch, Herzog — ſprach die Herzogin — man erwartet uns.

So beſtürmt und gedrängt ſchloß Bernhard die Scene, indem er ſagte: Ich verſtehe nicht ganz, junger Herr, was Ihr wünſcht. Ich bin zerſtreut und bin hier Gaſt. Wollt Ihr mich morgen aufſuchen, ſo werdet Ihr mich aufmerkſamer finden. Euer Name?

Dietrich war beſtürzt, daß ihn der Herzog nicht wieder erkannte, und ſtotterte —

— Man erwartet uns, Herzog, ich bitte! wiederholte die Herzogin, und fort rauſchte ſie mit ihm zu einer Tafel, welche gegen alles Herkommen dieſer literariſchen Soiréen gerüſtet worden war. Gegen alles Herkommen. Der fremde Held ſollte gefeiert werden, und Richelieu durfte vorausſetzen, daß die Schriftſteller und Künſtler ein Souper nicht verſchmähen würden. — Mit ſchmetterndem Tuſch wurde das Paar empfangen, und unter der allgemeinen Ueberzeugung, daß der deutſche Held als Bräutigam der Kardinals-Nichte in dieſem Tuſch gefeiert würde, ſetzte man ſich geräuſchvoll zu Tiſche. Kardinal Richelieu ſtrahlte von angenehmer Genugthuung, und das urſprünglich ſchöne Antlitz, welches ihm die Natur geſchenkt, und welches er durch leidenſchaftliche Abſichten nur verſtellt zu zeigen pflegte, erſchien den Künſtlern mit einem Male ſo überraſchend ſchön, daß Einer zum Andern flüſterte: ſchau hin, ſchau hin! er iſt ein wahrhaftiges Kind der Götter!

Richelieu nahm Platz neben dem Herzoge Bernhard, und nickte lächelnd nach der andern Seite, wo Abbé Boisrobert ihm etwas in's Ohr raunte.

Die leiſe Mittheilung beſagte, daß der deutſche Herzog ſo eben nicht die geringſte Abſicht gezeigt habe, ſich des Herzogs von Rohan anzunehmen. Die Nachrichten ſeien aber ſchlagend: man könne ſich des Rohan in der nächſten Stunde bemächtigen. Wenn Eminenz nicht Nein ſage, ſo geſchehe es.

Die Eminenz hatte nicht Nein geſagt, ſondern genickt, und der Abbé wälzte ſich durch die Diener hinter der Tafel entlang nach dem Korridor rechts hinüber, wo Triſtan des letzten Wortes harrte.

Dietrich war in ſeiner Beſtürzung in den Saal gefolgt. Er ſah ſtieren Auges dem Abbé zu als dieſer zu Richelieu ſprach, er ſah ihm entſetzten Blickes nach, als der Abbé fortging. Er wußte: jetzt ſchickt er Triſtan hinüber in's Hotel Rohan; die Kataſtrophe tritt ein für dies edle Haus, und — Du biſt ſchuld!

Ein Ruck fuhr durch den langen, knochigen Körper des jungen Mannes, und ohne Rückſicht auf ſervirende Diener, denen er die Schüſſeln von den Armen ſtieß, drängte er ſich nach der Hauptthür, und ſtürzte hinaus, die Stiege hinunter auf die Straße St. Honoré hinab und am dunklen Louvre vorbei nach der Brücke hin, in den Faubourg St. Germain hinüber. Er lief was er laufen konnte, obwohl es ſtockfinſter war, und er zu wiederholten Malen ſtolperte und fiel. Er meinte, Triſtan hinter ſich zu hören mit der Meute von Musketieren.

V.

Um dieſe ſpäte Abendſtunde ſaßen ſie noch zuſammen die drei Perſonen, welche ſich herzlich liebten, und welche jetzt ſchwer bedroht waren durch den heranziehenden Triſtan: der Herzog Heinrich von Rohan, ſeine Frau und ſeine Tochter Marguérite.

In einem weiten Gemache des zweiten Stockes ſaßen ſie. Auf einem Sofa den Fenſtern gegenüber Vater und Mutter, neben dem Vater auf einem Tabouret das einzige Töchterlein Marguérite, dem Vater ſo nahe, daß ſie ſeine Hand halten, und mit einer leichten Bewegung ihm um den Hals fallen konnte.

In geringer Entfernung vom Sofa beleuchtete von einem runden Tiſche eine Lampe die Familiengruppe. Die Lampe war mit grünem Schirme verhängt, und ſtrahlte ein gedämpftes Licht, welches den Geſichtern ein bleiches Anſehen verlieh.

Das Gemach war ſonſt ziemlich leer an Möbeln; nur ein ſehr großer offner Schreibtiſch ſtand vor einem der drei Fenſter, welches nicht recht ſymmetriſch abſchloß. Denn unſymmetriſch nahe bei dieſem Eckfenſter trat die Querwand ein, welche Bücherſchränke und offne Fachwerke voll Bücher zeigte. Es war das Arbeitszimmer des Herzogs, und der Schreibtiſch war den Büchern ſo nahe gerückt, daß ſie dem literariſch arbeitſamen Herrn leicht erreichbar wären. An den Wänden hingen Landkarten und Waffen. Der Herzog Heinrich liebte die Einfachheit, und der Aufwand von Luxusmöbeln war gegen ſeine Neigung. Er hegte die Neigungen eines Kriegsmannes, welcher wenig Bedürfniſſe zu haben wünſchte. Das Hugenottenthum hing damit zuſammen. Es unterſchied ſich durch anſpruchsloſes Weſen im Haushalte und in der ganzen Lebensweiſe von dem Luxus, der in Frankreich einzureißen begann, und unter dem folgenden vierzehnten Ludwig darin Ton angebend wurde für Europa.

Das Zimmer war auch darin bezeichnend für den Herzog Heinrich, daß der Schreibtiſch am Fenſter mit friſch geſchriebenen Papieren bedeckt war. Bei aller Zärtlichkeit für Frau und Kind hatte er doch während vierundzwanzig Stunden ſchon Zeit gefunden, ſchriftlich zu arbeiten. Er war ſtets mit Studien beſchäftigt, namentlich mit geſchichtlichen und kriegswiſſenſchaftlichen, und er unterhielt eine ausgebreitete Korreſpondenz mit den proteſtantiſchen Führern aller Länder, ſo wie mit den hugenottiſchen Häuptern in

Frankreich. Das Regiment Richelieus hatte von ſeinem Standpunkte ganz Recht, dieſen Rohan als einen gründlich gebildeten und deshalb gefährlichen Gegner auf Tod und Leben zu verfolgen. Es beſorgte keinen Handſtreich von ihm, wohl aber Kriegspläne in großem Stile.

In ſchlichtem Hauskleide ſaß er da, und der Blick des wohlwollenden Antlitzes ruhte auf der einzigen Tochter, welche in einem Jahre ſich ungemein entwickelt hatte und dem Jungfrauenthume ganz nahe gekommen war. Noch fehlte etwas an der vollen Reife, an der Fülle der Formen aber das Angeſicht des ſchlanken Geſchöpfes war ſchon belebt dem vollen Ausdrucke des ſchalkhaften und ſinnigen Mädchenweſens. Beſonders das große braune Auge leuchtete und ſprach ſchon klug und lieb. Ihre Hautfarbe war von einem gelblichen Blaß, hatte aber nicht das Mindeſte gemein mit dem kränklichen Blaßgelb leidender Naturen. Im Gegentheile, es war kräftig, und wenn eine Erregung ſeine Röthe darüber hauchte, ſo zeigte ſich eine ſatte, tief wirkende Farbe, wie man ſie auf guten Oelbildern ſüdlicher Meiſter als prachtvolles Kolorit anſtaunt. Dabei war das Näschen ſo fein der Mund voll perlender Zähne ſo graziös, Hals und Schulter ſo ſchlank und zierlich geſchwungen, wie man ſich eine junge Diana vorſtellt, und die Altſtimme ihres Redetens klang voll und ſonor. Sie lehnte ſich über das Knie des Vaters zu ihm hin, und neſtelte mit den fein geſtalteten Fingern an einer Quaſte ſeines Kleides, indem ſie zu ihm aufblickte, und die Frage wiederholte, welche der Vater unbeantwortet gelaſſen, weil er eben eine Bemerkung gegen die Mutter ausgeſprochen hatte. Dieſe Frage betraf den Herzog Bernhard. Ob es wahrſcheinlich ſei, was die Diener heute aus der Stadt heimgebracht: daß der Herzog Bernhard die Nichte des Kardinals heirathen werde?

— Das halt' ich durchaus nicht für wahrſcheinlich, antwortete jetzt der Vater.

— Und warum nicht?

— Weil Herzog Bernhard ein ächter Proteſtant iſt, und die Nichte des Kardinals zur ſchlechteſten katholiſchen Sorte gehört.

— Er war aber ſehr freundlich mit ihr.

— Wann und wo?

— Geſtern in St. Germain.

— Er iſt fremd und iſt Gaſt, und der Kardinal iſt ſein eigentlicher Gaſtgeber.

— Da iſt man höflich, ja! Es war aber nicht blos Höflichkeit, was auf ſeinem braunen Geſichte ſtand, als er mit ihr ſprach.

— Was weißt Du, junges Närrchen!

— Er ſah ganz anders aus, als er mit der Mutter ſprach.

— Hat er Dir überhaupt gefallen?

— Ja und nein. Er iſt ſtattlich und ſtark neben den geputzten katholiſchen Hofleuten. Man meint's ihm abzuſehen, daß ſie alle umfallen müſſen, wenn er den Arm erhebt und links und rechts hinſtreicht mit dieſem Arme. Auch hat er einen Blick, der wie eine Kugel auf Einen los kommt, und die Stimme klingt wie eine Orgel. Aber —

— Nun, aber?

— Er ſieht ſo über Alles weg, als wären die andern Menſchen alle nur Kleinigkeiten. Das ärgert Einen, wenn's eine Weile dauert. Man will doch auch was bedeuten.

— Auch wenn man noch nichts bedeutet. Du biſt ja ſchon eitel, Du junges Ding!

— Iſt man eitel, wenn man was bedeuten will?

— Freilich, ſo lange man noch nichts iſt, ſoll man nur trachten was zu werden, unbekümmert darum, ob die Leute davon Notiz nehmen oder nicht. Uebrigens hat mir ja die Mutter erzählt, daß der Herzog Bernhard von Dir Notiz genommen.

— Ah?!

— Aber, Heinrich! ſchalt die Mutter dazwiſchen.

— Wie denn das? fragte Marguérite.

— Du biſt an ihm vorübergegangen — fuhr der Herzog fort, ohne ſich durch das Kopfſchütteln ſeiner Frau ſtören zu laſſen — und da iſt er einen Augenblick ſtehen geblieben, und hat Dir nachgeſehen wie Jemand, dem etwas auffällt, oder gefällt.

— Ah?!

— Die Frage iſt nur eben, ob Du ihm nur aufgefallen biſt, oder ihm gefallen haſt.

— Das muß man ihn fragen!

— So? Es ſcheint Dir alſo von Wichtigkeit?

— Natürlich! Ein Mann, der ſo viel geſehen und erfahren hat, der muß gute Gründe haben, wenn ihm in großer Geſellſchaft Jemand auffällt oder gefällt. Meinſt Du nicht auch?

— Du wirſt kurios gekleidet geweſen ſein!

— Das war ich gar nicht; ich war ganz einfach weiß gekleidet.

— Oder Du haſt ein Geſicht geſchnitten.

— Aber, Papa! Erſchrocken war ich vor ſeinen Augen, die auf mich fielen, und — ich hab's ja ſchon geſagt! — wie Kugeln fielen. Da ſchneidet man kein Geſicht, ſondern man iſt betroffen, und weiß nicht wo man hinſehen ſoll.

— Und wo haſt Du denn hingeſehn?

— Das weiß ich nicht. Ich hab gar nichts mehr geſehen, und als ich mich ſpäter nach ihm umgeſchaut, da war er fort.

— Du würdeſt ihn alſo kaum wieder erkennen, wenn er hier einträte?

— O doch!

Es trat bei dieſen Worten wirklich Jemand ein, aber nicht Herzog Bernhard, ſondern ein alter Diener, welcher meldete: der junge Herr de Groot ſei wieder da. Er ſehe ganz verſtört aus, habe ſich geradezu und mit Gewalt hereingedrängt, und verlange trotz ſpäter Stunde die Frau Herzogin zu ſprechen, abſolut zu ſprechen. Es ſei Gefahr im Verzuge, laſſe er ſagen.

Die Herzogin war nicht geneigt, ihn vorzulaſſen. Was Mathieu von ihm erzählt, hatte ſie gar zu ſehr eingenommen gegen die Taktloſigkeit Dietrich's, wenn ſie auch nicht wie Mathieu an Verrätherei denken mochte. — Aber der Herzog war andrer Meinung. Trotz aller Wunderlichkeit hatte ihm der Bursch auf dem Mustapha gefallen, und er fand, daß die Lage nicht dazu angethan wäre, Mißverständnissen nachzuhängen. Der junge Mann hätte gewiß guten Grund, so spät im Hotel einzusprechen. Geht hinab — schloß er also — empfangt ihn unten, und überlaßt mich hier meinem Schicksale im Kabinet.

Mutter und Tochter gingen. Letztere recht neugierig. Die Mutter wollte aber von dieser Neugier nichts wissen, sondern nöthigte Margueriten, auf ihr Zimmer zu gehen, und sich schlafen zu legen.

So trat denn die Herzogin allein in den dürftig beleuchteten Salon, welcher dem vor Ungeduld zitternden Dietrich geöffnet wurde. Der unpraktische Mensch begann aber trotz aller Ungeduld mit seiner Rechtfertigung, und verlor die kostbare Zeit, bis ihn die Herzogin mit der Frage unterbrach: — ob er deshalb gegen Mitternacht einen Besuch erzwänge und von Gefahr im Verzuge gesprochen hätte.

— Um Gotteswillen, nein! schrie er und schilderte nun in Eile, was er im Palais Cardinal erlebt und erfahren, und daß Tristan jeden Augenblick mit bewaffneter Macht eintreten könnte —

Da entstand Lärm im Vorsaale draußen. Tristan war schon da. Die Herzogin ließ Dietrich ohne Antwort stehen, und eilte fort, um oben ihren Gatten zu unterrichten — halt! rief man ihr entgegen, als sie die nach dem Innern führende Thür des Salons öffnete: auch dort waren Tristans Leute schon aufgestellt; sie waren an die zwanzig Mann hoch stürmiſch eingebrochen, und hatten ſich im Nu durch das ganze Hotel vertheilt.

Aus dem Vorſaale trat Triſtan ſelber ein, und der erſte Gegenſtand vor ſeinen Augen war wiederum der junge Dietrich de Groot.

— Pardieu! — rief er — die junge Excellenz iſt gut zu Fuß. Beſſer als zu Pferde. Ich werd' Euch wohl bitten müſſen, mit uns zu gehen, damit Ihr zu einiger Ruhe kommt.

— Sehet nur zu, daß wir Euch nicht mit zum Könige nehmen, gegen deſſen Willensmeinung Ihr und der Abbé Boisrobert hartnäckig handelt! — ſchrie Dietrich in zorniger Aufwallung, welche wohl durch die Anweſenheit der Frau Herzogin entſtand. Denn er hatte das Bedürfniß, ſich Rohanſch zu zeigen.

Triſtan nahm keine Notiz davon, und wendete ſich zur Herzogin, ſein Eindringen mit höherem Befehl entſchuldigend, und ſie darauf aufmerkſam machend, daß der ſtörende Ueberfall raſch und glatt vorübergehen würde, wenn die Frau Herzogin ihn dem Herrn Heinrich Herzoge von Rohan vorſtellen wollte, der im Hotel anweſend wäre.

— Habt Ihr Auftrag von des Königs Majeſtät? fragte ſie mit ſcheinbarer Ruhe und mit wirklich vornehmer Haltung.

— Ich werde nicht ermangeln, mich Seiner Hoheit dem Herrn Herzoge darüber zu erklären.

— Dann werden wir, wie das jetzt herkömmlich in Frankreich, von der Erklärung einer Gewaltthat nichts erfahren, denn der Herzog iſt nicht hier, ſondern in der Schweiz. Entfernt Euch, oder ich rufe meine Leute, und verſuche, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Dietrich trat entſchloſſen neben ſie, und zog ſeinen Degen. Solche Steigerung, obwohl ſie gar keine Ausſicht auf Erfolg hatte, war ſeinem Naturel ganz angemeſſen. Es war Heroismus in die Luft hinaus.

— Eure Leute, erlauchte Frau Herzogin — entgegnete Triſtan unter einer achſelzuckenden Verbeugung — ſind ſämmtlich feſtgehalten. Der grimmigſte unter ihnen ſitzt ſchon ſeit einer Stunde im Violon unſers Palais, und ich muß nun den Herrn Herzog unangemeldet aufſuchen, da Ihr mir die Meldung verſagt, er aber ſeit geſtern in dieſem Hotel wohnt; nicht in der Schweiz.

Dies ſagend ſchritt er da hinaus, wo die Herzogin aufgehalten worden war.

Die Herzogin ſelbſt ſah ihm nach mit weit geöffneten Augen. Sie zitterte durch und durch. Was thun? Hinauf eilen und dem Herzoge zurufen? Wenn man ſie hinauf ließ, ſo hieß das den Feinden nur den Weg zeigen. Und doch war ſeit ihrem Herunterkommen Alles ſo ſchnell gefolgt, daß der Herzog eben der Meinung ſein konnte: es ſei wohl noch Zeit, und ſeine Frau werde ihm wohl noch nähere Kunde bringen. Jetzt konnte er geradezu jählings überfallen werden.

Es war nicht mehr möglich zuvorzukommen — — doch! doch! Ein zweiter Gedanke zeigte ihr auch einen Weg zum Herzoge. Ihre Tochter fiel ihr ein, Marguérite, welche zu

Bette geſchickt werden. Der Mutter trat vor Augen, daß Marguérite eben im Auskleiden begriffen und von den rohen Häſchern dabei überraſcht werden könnte. Das ſollte verhütet ſein. Und vom Zimmer Marguéritens führte ja ein Weg hinauf zum Vater. — Schafft mir Platz, Herr Groot, zum Zimmer meiner Tochter! — rief ſie Dietrich zu, und zeigte mit der Hand in der Richtung, welche Triſtan eingeſchlagen hatte.

— Mit meinem Leben! ſagte Dietrich und ging mit vorgehaltenem Degen ihr voraus.

Es trat ihnen Niemand in den Weg. Triſtan hatte alle Aus- und Zugänge und Treppen beſetzen laſſen, und ſobald dies vollendet war, ließ er die Frau Herzogin und ihren Paladin paſſiren, wohin ſie wollten. Er folgte ihnen nur. Selbſt nämlich unterſuchte er gar nicht; er leitete wie ein Feldherr. Im Garten und Hofe ſtanden ſeine Wachen, an ein Hinauskommen war gar nicht zu denken. Das Schickſal mußte ſich erfüllen — war ſeine Deviſe — ob eine Viertelſtunde früher oder ſpäter, das war gleichgültig. Alſo denkend ſchritt er in einer Entfernung von zehn Schritten hinter der Herzogin her; denn das war doch immerhin von Bedeutung, wohin ſich die Gattin des geſuchten Herzogs wendete.

Sie öffnete haſtig die Thür, welche in das Schlafzimmer ihrer Tochter führte, und bat Dietrich zu warten. — Die Mutterſorge hatte ganz Recht gehabt: Marguérite war ſchon halb entkleidet, und Dietrich ſah ſie einen Augenblick wie er ſie nie geſehen: ohne Oberkleid in bloßen Schultern und Armen, wie vom Bildhauer gemeißelt. Die Thür flog zu, und ehe noch dies angenehme Bild ſeinem heroiſchen Gedankengange eine andere Wendung geben konnte, ſtand Triſtan bei ihm, und erſuchte ihn mit artigen Worten, ihn eintreten zu laſſen.

— Nicht eher, als bis die Frau Herzogin öffnet — erwiderte Dietrich barſch — es iſt das Schlafzimmer ihrer Tochter, und die Prinzeſſin ſoll ein Nachtkleid überwerfen.

— So lange wollen wir warten! — ſprach Triſtan, und winkte einem Trabanten, der ihn zu ſuchen ſchien. Dieſer Trabant berichtete, daß in dieſem unteren Stockwerke — mit Ausnahme des Zimmers, vor welchem ſie ſtänden — Alles durchſucht und der Herr Herzog nicht gefunden worden ſei.

— Die Wachen bleiben ſtehen, die Uebrigen gehen an den oberen Stock! befahl Triſtan, und der Trabant entfernte ſich.

Im oberen Stock aber war der Herzog; jetzt nahte die Entſcheidung.

Mit impertinenter Ruhe begann nun Herr Triſtan ein Geſpräch, welches dem jungen Springinsfeld auseinanderſetzen ſollte, daß man ſich ſtets Unannehmlichkeiten auf den Hals lade, wenn man ſich in die Geſchäfte anderer Leute einmiſche. In der vorliegenden Affaire zum Beiſpiele müſſe die junge Excellenz mitverhaftet werden, weil ſie ſich gefliſſentlich, ja ſorgſam der Verhaftung eines ſtaatsgefährlichen Mannes widerſetze. Wenn die junge Excellenz eiligſt nach Hauſe und zu Bett gehen wolle, ſo könne man vielleicht ein Auge zudrücken.

Dies war indeſſen ein Ton, welchen der junge holländiſche Republikaner gar nicht vertrug, und als Schriftgelehrter fand er die Worte, welche den „Herrenknecht“, wie er Triſtan nannte, ebenfalls recht unangenehm berührten. Unter dieſen Worten kamen „Naſenſtüber“ vor, welche einem vorlauten Trabantenführer beigebracht werden ſollten, ſobald er ſich unterſtünde, ein Mitglied der ſchwediſchen Geſandtſchaft auch nur von Ferne anzutaſten, und damit gegen das Völkerrecht zu verſtoßen — —

Solche langathmige Rede hätte eigentlich der Herzogin da innen zu ſtatten kommen ſollen. Denn es beſtand eine Verbindung zwiſchen dem Zimmer Marguéritens und dem des Herzogs im oberen Stockwerke. Hinter dem Bett Marguéritens in der Ecke des Zimmerraums führte eine mit dunklem Möbelſtoff verkleidete Wendeltreppe hinauf. Die Herzogin konnte da hinauf eilen, wenigſtens hinauf rufen. Beides wollte ſie im erſten Drange, Beides unterließ ſie bei näherer Ueberlegung. Sie konnte dadurch die Aufmerkſamkeit der Verfolger gerade auf den gefährlichen Punkt lenken. Zweimal aber, dreimal ſogar flüſterte ſie Marguériten zu, unter allen Umſtänden kein Wort zu ſprechen, denn ein junges Mädchen wäre außer Stande, das Verfängliche aller Fragen zu überſehen, und ſo könnte ſie den Schlupfwinkel des Vaters verrathen, obwohl ſie ihn ſelbſt nicht kenne.

Marguérite kannte ihn wirklich nicht. Gerade um ſie unbefangen zu erhalten hatten ihr Vater und Mutter denſelben nie gezeigt. Er war oben neben dem großen Zimmer des Herzogs.

Die Hugenottenkämpfe in Frankreich hatten es mit ſich gebracht, daß Jedermann in ſeinem Hauſe einen tief verborgenen Zufluchtsort brauchte. Mit Katharina von Medicis war freche Treuloſigkeit alltäglich geworden im franzöſiſchen Staatsleben, und die blutige Bartholomäusnacht hatte gelehrt, daß man trotz Schwur und Vertrag nie und nirgend ſicher ſei vor verrätheriſchem Ueberfall. Seit jener Nacht der Bluthochzeit war jeder proteſtantiſche Hausherr in Paris darauf bedacht, einen unentdeckbaren Schlupfwinkel in ſeinem Hauſe anzulegen. Herzog Heinrich Rohan war ein ſtrategiſches Talent, und hatte den Verſteck ſeines Hotels vermittelſt dieſes Talentes ausgeführt. In ſeinem großen Wohnzimmer nämlich hatte er dicht neben dem dritten Fenſter eine Holzwand aufrichten laſſen durch die ganze Breite des Zimmers. Vor dieſe Holzwand, die natürlich ebenſo wie die andern Wände tapezirt wurde, war die Bibliothek aufgeſtellt worden, theils in Schränken, theils in Holzfächern. Letztere beſonders waren eng und dicht mit Büchern verſtellt, und gerade hier hinter doppelter Bücherreihe auf dem Holzfache war ganz unſichtbar unter einem beweglichen Tapetenfleckchen die Feder zu einer Thür angebracht. Dieſe Thür öffnete ſich mit all den feſt eingerammten Büchern, und führte in einen ganz ſchmalen Raum ohne Fenſter. Dort war ein Lager, war eine immer brennende Lampe — dorthin, hoffte die Herzogin, werde ſich ihr Gatte geflüchtet haben. Ihre Sorge beſtand nur darin, ob er die Meldung Dietrich's und ihr Weggehn für wichtig genug erachtet hätte, um ſich zu flüchten, und ob er nicht vom jähen Eindringen der Trabanten überraſcht worden wäre. Bei eiligem Oeffnen und Schließen der Tapetenthür konnte auch ein Buch herunterfallen, und das Tapetenfleckchen verrathen, unter welchem die Feder war.

Ob ſie jetzt eilig die Wendeltreppe hinauf eilen, und zuſchauen und verbeſſern ſollte, das war die nächſte Frage, als ſie das Rufen verworfen hatte. Aber dann konnte die Wendeltreppe verrathen werden, die noch nützlich werden mochte und vielleicht gar nicht bemerkt wurde, und dann — — da klopfte es, und Triſtan öffnete die Thür.

Er verbeugte ſich artig vor Marguériten, welche ſich in einen weiten Schlafmantel gehüllt hatte, und benützte die Gelegenheit, das Antlitz des jungen ſchönen Mädchens mit all dem lüſternen Vergnügen zu betrachten, welches einem ſtets verliebten Franzoſen nie ausgeht. Unmuthig drehte ihm Marguérite den Rücken. Sie ward ſogleich dafür beſtraft, denn ſie war dabei einen Schritt zur Seite getreten, und hatte die Ausſicht frei gemacht auf die verkleidete Wendeltreppe. Nachdem Triſtan mit langſam ſuchendem Blicke das ganze Zimmer überſchaut hatte, ging er gerades Wegs auf die Wendeltreppe los, nickte mit dem Kopfe, als er erkannt hatte was er vor ſich habe, wendete ſich noch einmal unter artiger Verbeugung gegen die erſchreckt zuſchauende Mutter und Tochter, als wollte er ſich verabſchieden, und — verſchwand in der Treppe. Man hörte ihn aufwärts ſteigen.

Die Herzogin ſah voll Angſt auf Dietrich, welcher hinter Triſtan eingetreten war, und es kämpfte in ihr der Gedanke, ob ſie den jungen Mann zum Vertrauten machen und ihn nachſchicken ſollte, mit der Furcht, einen neuen Mitwiſſer zu ſchaffen, der am Ende nichts helfen und durch Ungeſchicktheit nur ſchaden könnte. Sie winkte endlich mit der Hand — er nahm dies für einen Befehl, und polterte ſogleich ebenfalls die Wendeltreppe hinauf, immer mit gezogenem Degen.

Es war finſter oben in des Herzogs Zimmer. — Wer da? — rief Triſtan dem halb fallenden Dietrich zu.

— Kein guter Freund! — antwortete dieſer.

Triſtan hätte nun endlich beinahe einmal geflucht über die Zudringlichkeit des jungen Mannes. Aber er that es nicht. Es war nöthiger, die Thür zu finden, und ſeine Leute mit Licht herbeizurufen. Er fand ſie, und ſeine Leute kamen mit Lichtern.

Triſtan überſchaute den Raum. In ſeinem Geſichte prägte ſich der Gedanke aus, daß er an der richtigen Stelle, daß er im Zimmer des Herzogs, daß dieſer gewiß noch ganz vor Kurzem hier geweſen, vielleicht noch hier ſei. Wo? Eine männliche Kopfbedeckung lag auf einem Seſſel; auf dem Stuhle vor dem Schreibtiſche ein Taſchentuch. Aber alle vier Winkel des Zimmers waren frei und leer, die herum leuchtenden Trabanten ſchüttelten die Köpfe. — Leuchtet hierher! — rief Triſtan, und trat an den Schreibtiſch. Dort nahm er ein beſchriebenes Blatt in die Hand, und las es mit halblauter Stimme: „Eurer Majeſtät innrer Widerwille gegen dieſen Mann iſt der Pulsſchlag des wahren Königs, welcher vor den Feinden Frankreichs warnt“ —

— Dies hat der Herzog geſchrieben, und heute erſt geſchrieben, die Schrift iſt friſch — ſagte Triſtan, indem er das Blatt zuſammen faltete, um es in ſein Wams zu ſchieben. Auf dem Wege dahin wurde es ihm aus der Hand genommen. Das that Dietrich, welcher herzu getreten war.

— Herr! — rief Triſtan.

— Ihr habt vorhin gefragt — ſagte Dietrich — was ich hier zu thun hätte? Ich gebe Acht, daß nichts geſtohlen werde. Dieſe Worte gehören dem Könige, und er ſoll ſie haben.

Dieſe letzte Wendung war Triſtan wirklich unbequem. Er erwiederte nichts, ſondern befahl ſeinen Leuten, die Wände langſam abzuleuchten. Die Bibliothekwand war die nächſte. Ganz langſam ſchritten ſie mit den Lichtern an ihr hin. — Ein Buch lag an der Erde. Es war herausgefallen, als der Herzog die Tapetenthür hinter ſich zugeſchlagen hatte. Man war alſo an der gefährlichſten Stelle. Man ſtand ſtill. Das Buch wurde aufgehoben. Triſtan griff mit der Hand in den leeren Raum, welchen das Buch hinter ſich gelaſſen. Eine zweite, feſte Reihe von Büchern war dahinter; das Klopfen mit gebogenem Finger klang trocken wie bei jedem ledernen Einbande. Triſtan ſelbſt — er war in ſeiner Jugend Diener geweſen — ſtellte das Buch ordentlich in die Lücke hinein. Man ging weiter; man unterſuchte ſorgfältig alle vier Wände; man fand keinen Anhaltspunkt.

— Stellt zwei Lichter auf den Tiſch! — ſagte Triſtan — und unterſucht das Stockwerk genau; hier iſt der Herzog irgendwo verborgen.

Die Leute gingen. Triſtan blieb zurück und betrachtete aufmerkſam das Zimmer.

Dietrich — jetzt frei von Gewiſſensbiſſen — fühlte ſich ganz in ſeiner Romanwelt, und war deshalb viel aufgeweckter und tüchtiger als im gemeinen, gewöhnlichen Leben. Er hatte ſich geſetzt, und ſtützte Hände und Haupt auf ſeinen Degen. Es reizte ihn geradezu, was dieſer kundige Häſcher nun wohl vorhaben möchte.

Als Triſtan's umherſchweiſender Blick auf ihn fiel, zuckte es durch die Augen dieſes abgefeimten Patrons. Der naſeweiſe Geſandtenſohn, dachte er, kann vielleicht nützen! Und allen Aerger über den läſtigen Mitlaufer beſeitigend redete er Dietrich freundlich an mit den Worten: — Was würde Eure junge Excellenz thun in meiner Lage?

Dietrich ſchwieg.

— Es iſt etwas in dem Zimmer, was mir zuraunt: hier fehlt etwas! hier iſt was vorgegangen mit Wand oder Decke! hier herrſcht was Unregelmäßiges! Was iſts? Wenn wir's finden, ſo finden wir auch den Herzog.

Glücklicherweiſe wußte Dietrich nichts. Die Herzogin, welche lautlos innerhalb der Wendeltreppe horchte, ſegnete ihre Vorſicht, den Dietrich nicht in's Geheimniß eingeweiht zu haben. Er ſchwieg verächtlich weiter, aber nicht ohne Neugier, beſonders da Triſtan plötzlich ein Licht nahm, den Schreibtiſch vom Eckfenſter wegſchob, das Fenſter öffnete, das Licht und ſeinen Kopf links nach der Ecke, alſo nach dem Schlupfwinkel der Mauer hinaus ſtreckte. War ihm der richtige Gedanke entſtanden, daß dieſem Eckfenſter nach links hin freier Raum fehlte? Doch wohl!

Der Nachtwind aber draußen verlöſchte das Licht, und es regnete. Er gab die genauere Unterſuchung auf, und glaubte wohl an die große Dicke der Eckmauer.

Einer ſeiner Leute meldete, daß nichts gefunden würde.

— Er iſt aber hier! — ſchrie Triſtan zum erſten Male ungeduldig. — Nun denn! — ſagte er nach kurzer Pauſe — ſo müſſen wir das Tageslicht zu Hilfe nehmen, und den Hunger!

— Wie ſo den Hunger? — fragte unbedacht Dietrich, um doch irgendwie zu ſchaden.

— Aha, ich hab's getroffen! — rief Triſtan — Lemoine! Du bleibſt hier in dieſem Zimmer, das Zimmer ſelbſt und die Wendeltreppe genau bewachend. Sobald der Tag graut, wirſt Du abgelöſ't; wenn Du einſchläfſt, wirſt Du kaſſirt. Auf Wiederſehen!

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer. Diesmal nicht auf dem Wege der Wendeltreppe, ſondern durch die Thür. Man hörte, daß er draußen Befehl ertheilte, alle Ausgangspunkte ſtreng zu bewachen, und daß er Ablöſung verhieß zum anbrechenden Morgen.

Es wurde ganz ſtill im Hauſe. Triſtan hatte es verlaſſen. Dietrich ſaß dem Trabanten Lemoine gegenüber, welcher höflich um Erlaubniß gebeten hatte, ſich auch ſetzen zu dürfen, und ſich geſetzt hatte, ohne die Erlaubniß abzuwarten.

Nach einer langen Pauſe rief die Herzogin Dietrichs

Namen. Hoch oben in der Wendeltreppe ſtehend hatte ſie Triſtan's letzte Worte und Anordnungen gehört, und war in ſchwerſter Beſorgniß. Erſtens war es deutlich, daß Triſtan ſeine Aufmerkſamkeit auf den gefährlichſten Punkt gerichtet hatte. Bei näherer Unterſuchung am Tage konnte er den Zugang entdecken. Zweitens war die Idee des Aushungerns richtig und furchtbar. Ohne Speiſe und Trank mußte der Herzog in ſeiner engen Spalte verſchmachten. Sie war jetzt entſchloſſen, von außen Unterſtützung zu ſuchen, und zwar durch Dietrich. Aber auch jetzt noch war ſie zweifelhaft, ob ſie ihn in's Vertrauen ziehen ſollte.

Sie erwartete ihn unten im Zimmer Marguéritens, und ſah ihn ſchweigend an, als er vor ihr ſtand. Endlich ſagte ſie: — Uebernehmt Ihr's, einen Brief in das Quartier des Herzogs Bernhard zu tragen?

— Mit Gefahr meines Lebens!

— Ihr müßt ihn tief verſtecken. Es iſt möglich, daß man Euch viſitirt, wenn Ihr das Hotel verlaßt.

— Das verwehr' ich Jedermann mit dem Degen.

Die Herzogin ſetzte ſich an den Schreibtiſch ihrer Tochter, und ſchrieb. Sie ſchrieb langſam, denn auch in dieſem Briefe, der doch abgefangen werden konnte, wollte ſie nicht direkt ſagen, daß der Herzog da wäre und im Verſteck ſäße. Dietrichs mündlicher Bericht ſollte ergänzen.

Unterdeß wendete ſich Dietrich mit leiſer Rede an Marguérite, welche auf einem Seſſel am Bett ſaß, und fragte ſie: — ob ſie ſehr erſchrocken wäre?

— Voll Zorn bin ich — antwortete ſie eben ſo leiſe

— über dieſe dreiſten Trabanten. Ihr hättet ſie gar nicht herein laſſen ſollen, Monſieur de Groot!

— Ich allein? Wie war das möglich?!

— Ihr ſeid ja doch ſchuld daran, daß ſie gekommen ſind. Mathieu hat es heut Abend geſagt.

Nach ſo viel Heldenmuth nicht weiter gerechtfertigt zu ſein, war ſchmerzlich genug für Dietrich. Um ſich zu rechtfertigen fing er an zu erzählen, was ihm begegnet ſei, und wurde dabei lauter.

— Pſt! — rief die Herzogin, und machte eine Bewegung nach oben, leiſe hinzuſetzend: — Der Trabant oben kann Euch hören. Ihr ſeid und bleibt unvorſichtig! — Ich bitte, tretet ganz nahe zu mir! — So. Und nun hört genau! In der Umgebung des Herzogs Bernhard werdet Ihr einen Schweizer finden Namens von Erlach. Er iſt geſtern Abend angekommen —

— Mit dem Herz —

— Pſt! Mit Mathieu —

— Ja wohl, ich hab' ihn geſehen im Mondſcheine, und bin eine Strecke neben ihm geritten.

— Dieſen Herrn von Erlach ſucht jetzt mitten in der Nacht auf, und wenn Ihr ganz allein mit ihm ſeid, ſo übergebt Ihr ihm dieſen Brief, und erzählt ihm genau, was Ihr hier erlebt, und wie es hier ſteht. Er ſoll den Herzog Bernhard veranlaſſen, uns Hilfe zu ſchaffen. Fändet Ihr Herrn von Erlach nicht, ſo übergebt den Brief an den Herzog Bernhard ſelbſt, und erzählt ihm Alles — verſteht Ihr, und wollt Ihr?

— Alles. Verlaßt Euch auf mich!

— Wenn ich das könnte!

— Soll ich und darf ich meinen Vater in's Vertrauen ziehen?

Nach kurzer Ueberlegung antwortete die Herzogin: — Ja.

— Und meine Mutter?

— Wie?!

— Erſchreckt nicht! Meine Mutter iſt ſehr ſicher und praktiſch. —

Und nun berichtete er ſchnell, daß ſie ihm aufgetragen hätte, den Herzog in's Geſandtſchaftshotel zu bringen, wo er am Sicherſten und Beſten verborgen wäre.

— Wohl denn! es kann ſein, daß uns dies von großem Werthe wird, wenn wir den Tag überſtehen. Jetzt verbergt den Brief ſorgfältig, und eilt alsdann.

Er verſteckte das Blatt tief in ſein Wams, küßte der Herzogin die Hand, ſteckte endlich ſeinen Degen in die Scheide, und empfahl ſich bei Margueriten. Sie drohte mit dem Finger, und ſagte ernſthaft: — Ich ſeh Euch nie wieder an, wenn Ihr Eure Sache nicht diesmal ganz gut ausrichtet.

Man hielt ihn an auf dem Vorſaale, und wollte ihn nicht aus dem Hauſe laſſen. Er machte aber einen ſolchen Lärm, und berief ſich ſo drohend auf ſeine Geſandtſchafts-Qualität, daß man nachgab. Die Vorrechte einer Geſandtſchaft waren dieſen Dienſtleuten des Kardinals ſehr wohl bekannt, und nach einigem Zögern gaben ſie nach, und ließen ihn hinaus. Er hatte unter ihnen bereits einigen Ruf als ein kurioſer junger Patron ohne beſondere Konſequenz.

Er war jetzt recht in ſeinem Elemente. Das waren ja erhöhte romantiſche Zuſtände, wie ſeine Phantaſie nur wünſchen konnte, und er mitten darin als bedeutungsvoller Akteur. Welch einen Eindruck mußte er auf die ſchnippiſche Prinzeſſin Marguérite gemacht haben, als er mit gezogenem Schwerte einhergegangen! Und dazu das reizende Geheimniß: ob und wo der Herzog verborgen ſei! Er flog nur ſo durch die naſſen, nächtlichen Straßen. Nur einmal ſtand er ſtill. Mathieu fiel ihm ein.

Er konnte ſich nicht ableugnen, daß er ſelbſt den alten Reiter in's Verderben geſprengt, und daß es am Ende leichter wäre, den vornehmen Leuten im Hotel Rohan Hilfe zu ſchaffen, als dem armen Diener, welcher im Violon ſaß. Er hatte mörderiſch eingehauen, er war in direkter Gefahr. Das Herz Dietrichs war ſo gut, daß ihm Mathieu's Schickſal ernſthaften Kummer machte, und ſeine ganze Phantaſie in Beſchlag nahm mit Plänen der Errettung.

So war er etwas zu weit gerathen drüben in die alte Stadt hinein, und wurde erſt durch den Anruf einer Wache aufgeweckt. Er ſtand vor dem Walle der Baſtille, und mußte rechts hinüber ſchwenken nach dem Arſenale.

Das Eingangsthor in die Höfe ſtand offen — wohl des Gaſtes wegen, welcher Tag und Nacht freien Zu- und Ausgang haben ſollte; aber Schildwachen gingen auf und nieder.

Auf ſeine Erklärung, daß er dringende Nachricht für den

Herzog von Weimar brächte, ließen ſie ihn paſſiren. Die Gewölbe und Höfe waren ſehr dürftig beleuchtet, er fand aber die große Stiege, auf welcher er Tags vorher dem Herzoge ohne Erfolg vorgeſtellt worden war, er fand die Wachen im Vorzimmer beim Kartenſpiele munter, er fand auch den arbeitſamen Loder, an welchen er gewieſen wurde, noch wach am Schreibtiſche, und fand das aufmerkſamſte Gehör bei dieſem alten Herrn. Die Gelehrſamkeit des jungen Herrn verrieth ſich ſchnell und empfahl ihn dem gelehrten Kanzler ungemein, da der Sohn des Staatsgelehrten Hugo Grotius ohnehin willkommen war. Loder verehrte Hugonem Grotium wie ein Ideal. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Dietrich ſolchem Entgegenkommen gegenüber jeden diplomatiſchen Rückhalt verlor, und dem freundlichen Loder Alles haarklein erzählte, was er heut Abends erlebt hatte. Glücklicherweiſe fand dieſe Rückhaltloſigkeit hier eine gute Stätte.

Die vorſtehenden Augen Loders blitzten Funken bei der Gefahr, welche eine proteſtantiſche Notabilität wie der Herzog von Rohan zu beſtehen hatte, und er rief einmal über das andere: — das kann ſich unſer Herzog durchaus nicht gefallen laſſen, durchaus nicht. Das ſchlägt uns ja in's Geſicht. Aber, aber —

— Was denn?

— Der Herzog iſt ſo apathiſch, ſo ſchweigſam, ſo wunderlich, ſeit wir hier ſind — dennoch will ich gleich — ach ja ſo! Ihr ſeid an den Herrn von Erlach angewieſen. Der ſchläft drüben in einem Seitenzimmer. Wir wollen ihn wecken. Der hat Haare auf den Zähnen: ſie haben ihn angehalten bei ſeiner Ankunft, er aber iſt ſehr grob geworden, und man hat ihn gehen laſſen. Den Herzog hat er übrigens noch nicht geſprochen. Kommt nur, kommt, den Erlach wecken wir zuerſt.

Sie gingen hinüber, und klopften an ſeine Thür. Er ſchien ſehr leiſe zu ſchlafen, denn er antwortete ſogleich, und nach einer Minute ſchon fragte er hinter der Thür: wer da ſei, und was man wolle.

Als Kanzler Leder ſich genannt, öffnete Erlach, und ſtand halb angekleidet da. Die ſchwache Beleuchtung des Vorſaals zeigte ihn als einen ſtämmigen Mann, welcher allen Anforderungen in jedem Augenblicke gewachſen iſt. Er fragte kurz und trocken, was es gäbe?

Dietrich überreichte ihm den Brief der Herzogin von Rohan. Er trat an die Lampe des Korridors, und las ihn. Sein breites, eckiges Antlitz verzog dabei keine Miene.

— Kann ich den Herrn Herzog von Weimar ſogleich ſprechen? — fragte er ſodann Leder.

— Gewiß, gewiß! Ich weck' ihn, wenn er ſchläft. Aber der Hoffmann ſagte vorhin, der Herr ſchlafe jetzt auffallend wenig. Kommt mit dem jungen Herrn von Gretins in mein Zimmer, und wartet dort gefälligſt auf mich.

Leder ging; Erlach trat in ſein dunkles Zimmer, um ſich vollends anzukleiden; Dietrich blieb im Korridor ſtehen.

Trotz der Dunkelheit war Erlach im Handumkehren angekleidet, und ſein Schwert umhängend zurück. Er war in Kleidung wie Gewohnheiten ganz einfach, und war immer kriegsmäßig fertig. Noch im Gehen bat er Dietrich, ihm zu erzählen, wie es hergegangen ſei im Hotel Rohan, und als er dies erfahren, fragte er plötzlich: — Iſt denn der Herzog von Rohan wirklich in ſeinem Hotel?

— Natürlich.

— Habt Ihr ihn geſehen?

— Nein.

— Kennt Ihr ihn perſönlich?

— Geſtern Abend draußen vor dem Thore habe ich ihn ja neben Euch geſehen!

— Ah den? — Ja ſo!

— Wie?

Da kam Leder zurück, und überhob Erlach einer weitern Antwort. Der ſchlaue Krieger hielt nicht für nöthig, dem jungen Menſchen zuzugeſtehen, daß er geſtern Abend den Herzog von Rohan geſehen.

Leder berichtete, daß Herzog Bernhard ganz gegen ſeine Gewohnheit wirklich noch wach in ſeinem Zimmer auf und ab gegangen ſei, was ganz unerhört bei ihm wäre, der ſonſt in ſeiner Wohnung nur arbeite, oder ſchlafe. „Er erwartet die Herren.“

Sie fanden ihn am Fenſter ſtehend; das Lager war unberührt.

Er trat ihnen, die ſich verbeugten, nur einen Schritt entgegen, und ſprach nicht ſogleich. Leder wollte die Herren vorſtellen —

— Ich kenne ja beide! — unterbrach ihn der Herzog. Dann trat er näher, und ſagte: — Sprecht Oberſt Erlach!

Erlach berichtete kurz, daß er nach dem Uebereinkommen in Toul den Herzog von Rohan hierher geleitet, um ihn dem Herzoge Bernhard von Sachſen Weimar zu längerer Unterredung zuzuführen. Daß „man“ geſtern Abend angekommen, und ſogleich verfolgt worden ſei. Das Nähere melde dieſer junge Herr.

Herzog Bernhard winkte mit leichter Kopfbewegung gegen Dietrich, daß er ſeinen Vortrag halte.

Dietrich that es raſch, ausführlich und mit ſtarkem Farbenſchmuck.

Man bemerkte, daß der Herzog ſich mit Anſtrengung aus ſeiner bisherigen Stimmung heraus riß. Er gerieth in Bewegung, als Dietrich ſchilderte, wie die Trabanten im Hotel Rohan eingedrungen und vorgegangen, und Auge wie Miene gingen in ſtrengen Ausdruck über.

Dennoch ſchwieg er, als Dietrich geendet hatte.

— Ich gebe dem Herrn Herzoge von Weimar zu bedenken — ſagte Erlach mit trockner Betonung — daß es bei uns in der Schweiz und den ganzen Rhein entlang einen niederſchlagenden Eindruck machen muß, wenn ſich darſtellt, daß Euer Bündniß mit Frankreich gar nichts bedeute für Eure Glaubensgenoſſen, nicht einmal etwas für Eure Verbündete. Denn der Herzog von Rohan iſt Euch ein Verbündeter, ſeit ich Euch in Toul geſprochen habe, und Ihr die gegenſeitigen Verpflichtungen gut geheißen habt.

— Das bedenk' ich ſelbſt, Oberſt von Erlach, ohne Eure Erinnerung! — erwiederte der Herzog kurz und ſcharf. — Leder! — fuhr er fort — ſetzt Euch ſogleich dort an den Tiſch, und ſchreibt an den Premierminiſter Frankreichs, an den Kardinal Richelieu in meinem Namen. Ich hörte ſo eben mit dem größten Erſtaunen von dem feindlichen Verfahren gegen den Herzog von Rohan. Es ſei augenſcheinlich, daß man nur den Proteſtanten in ihm verfolge; und dies ſei obenein ein Kriegsmann, welcher in der Schweiz von wichtiger Kriegshilfe werden könne für mich, ſobald ich verabredetermaaßen den Feldzug in der Freigrafſchaft begonnen. Weſſen ich mich unter ſolchen Umſtänden von der franzöſiſchen Regierung zu verſehen hätte, wenn ein ſo wichtiger Glaubensgenoſſe, offenbar nur weil er mein Glaubensgenoſſe, behandelt werde gleich einem Räuber, und wie zum Hohne für mich unmittelbar neben mir in Paris! Ich betrachtete dies als eine ſchreiende Verläugnung unſers Bündniſſes, und wenn die Trabanten Seiner Eminenz nicht auf der Stelle das Hotel Rohan räumten, ſo würde ich auf der Stelle Paris verlaſſen.

Ein leiſer Ausruf voller Befriedigung wurde hörbar von Seiten Erlachs, Dietrichs und Leders.

Der Herzog, welcher ruhig ſtehend bisher geſprochen, fing jetzt an umher zu gehen, und ſetzte hinzu: Dabei bringt an, daß obenein dies verletzende Aufgebot gegen eine hochverehrliche Dame, die Tochter Sullys gerichtet wäre. Denn aller Wahrſcheinlichkeit zu Folge ſei der Herzog ſelbſt gar nicht in Paris. Um ſo herausfordernder wäre die ganze Prozedur, recht wie erfunden, um mich in's Angeſicht zu ſchlagen. Ich aber ſei nicht der Mann, ſolche Herausforderung unerwiedert zu laſſen.

— Gute Nacht, meine Herrn! — ſagte er dann, ſtehen bleibend, zu Erlach und Dietrich. Sie verbeugten ſich, und gingen. Als ſie an der Thür waren, hörten ſie noch den Herzog zu Leder ſagen: Der Graf von Naſſau ſoll morgen mit dem Früheſten dies Schreiben in's Palais Kardinal tragen, und ſoll ſich fünf unſerer ſtattlichſten Leute zur Begleitung mitnehmen, unter ihnen den Bartkonrad. Er verlangt in meinem Namen, unmittelbar dem Herrn Kardinal vorgeſtellt zu werden, ſobald dieſer aufgeſtanden iſt, und erklärt, daß er beauftragt ſei, auf ſofortige ſchriftliche Antwort zu warten.

— Nun iſt ja geholfen! — ſagte Dietrich auf dem Vorſaale zu Erlach.

— Der Herzog von Weimar thut brav was er thun kann — erwiederte Erlach — ob er damit hilft? iſt eine andere Frage. Richelieu iſt klüger und zäher als irgend ein Menſch in der Welt. Warten wir's ab. Gute Nacht!

Dietrich ſchüttelte ungläubig den Kopf zu ſolchem Mißtrauen des erfahrenen Schweizers, und eilte nun endlich nach Hauſe. Die Eltern mußten ja unruhig und ängſtlich ſeiner harren. Es war nach Mitternacht, und ſie waren ja gewärtig, daß er ihnen den Herzog von Rohan in's Haus brächte.

So war es. Der Vater ging in großer Unruhe umher. Die Mutter nur ſaß ruhig da, und tröſtete ihn. In ihrem beſten holländiſchen Kleiderputze ſaß ſie da ſeit ſechs Stunden, um den vornehmen Herzog anſtändig zu empfangen, und als nun Dietrich allein eintrat, rief ſie lachend ärgerlich aus: Hätte ich das gewußt, ich hätte mir's bequemer gemacht!

Bei Dietrichs Erzählung wurde indeß auch ſie ernſthaft. Sie war ganz ihres Dietrichs Meinung, daß die Gefangennahme Mathieu's die wundeſte Stelle ſei unter all dieſen Vorgängen. „Ihn hab ich an's Meſſer geliefert!“ rief Dietrich einmal um das andere, als er durch die Berichterſtattung wieder an die Begebenheiten im Palais Cardinal erinnert worden war. Er hatte gegen Leder, Erlach und Herzog Bernhard Mathieu's gar nicht erwähnen können, und ſo fiel des alten Reiters Schickſal jetzt mit doppelter Schwere in ſein Gewiſſen, weil er ſich verwarf, es vergeſſen zu haben. Seine phantaſtiſche Thätigkeit malte dies Schickſal jetzt aus bis zum Schaffot, und er hörte nicht auf mit dem Rufe: ich hab' ihn an's Meſſer geliefert.

Vater Hugo, welchem die ganze Angelegenheit von Stunde zu Stunde peinlicher wurde, weil ſie ſeine Ambaſſadeur-Stellung ſicherlich kompromittiren werde, ſtimmte dem Sohne bei, und wußte Beiſpiel auf Beiſpiel aufzuführen: wie unerbittlich und grauſam dieſe geiſtlichen Politiker ein ſolches Schlachtopfer zu behandeln pflegten, welches in ihre Hände gefallen.

— Uebertreibt nicht! — rief die Mutter. — Wenn Dietrich auch die Veranlaſſung geweſen, ſo iſt er doch die unſchuldige Veranlaſſung geweſen. Da hätte man Viel zu verantworten, wenn man auch das verantworten müßte, was zufällig neben uns geſchieht! Wenn ein Pferd ſcheu wird vor meinem weißen Kleide und Menſchen niederrennt, hab' ich dann das Unheil, vielleicht den Tod dieſer Menſchen zu verantworten?

— Mathieu iſt aber nicht zufällig zum Palais hingekommen, ich hab ihn hingebracht! — rief Dietrich.

— Um ihm zu nützen und von ihm getrieben! Er hat Dich hingedrängt! Das ſind kranke Skrupel, Ihr Herren van Groot. Aber ſie ſind zu benutzen wie auch der Kehricht benutzt wird zum Dünger. Sie dienen dazu, der Deputation morgen den Mathieu beſonders zu empfehlen. Ihr geht beide mit Tagesanbruch zum Grafen von Naſſau, und unterrichtet ihn davon, und legt ihm an's Herz, daß er die Befreiung dieſes Mannes, eines Glaubensbruders, eben ſo ſcharf verlangt wie alles Andere. Ein Naſſau verſteht das, und hat die nöthige Schärfe.

Das ward beſchloſſen, und ſo ging man endlich zur Ruhe. — Ich wecke Dich ſchon, Papa, bei Zeiten! ſagte die tüchtige Frau noch zu ihrem Manne, der in den Morgen hinein zu ſchlafen pflegte.

Der Morgen war regneriſch und windig. Das wirkte herabſtimmend auf den Vater Hugo, deſſen Körper ſehr empfindlich und beſonders für Erkältungen empfindlich war. Er hüllte ſich eng in ſeinen Mantel, und empfahl Dietrich zu wiederholten Malen, die ganze Angelegenheit mäßig und vorſichtig zu betreiben. — Dietrich dagegen war rüſtig geſpannt. Sein Gewiſſen in Betreff Mathieu's zu beruhigen meinte er jedes Wagniß beſtehn zu müſſen, und er verſtieg ſich in Gedanken zu den ſtolzeſten Reden vor dem Kardinal, ja vor dem Könige ſelbſt. Er ſah gar nicht auf den Weg, und beſprützte ſich und ſeinen Vater recht unnöthiger Weiſe mit dem Inhalte aller Pfützen bis zum Eingange in's Arſenal.

Hier fanden ſie den Hof voll geſattelter Roſſe, und der Graf von Naſſau trat eben mit ſeinem Gefolge in den Flur an der großen Stiege. Dietrich empfand das Bedürfniß, auch ein Roß zu haben. Es kam ihm ungenügend vor, neben den Reitern zu Fuß durch die Straßen zu patſchen. Aber die Erfahrung mit Muſtapha dämpfte das Bedürfniß.

Das Gefolge des Grafen von Naſſau ſah martialiſch aus. Es beſtand aus lauter bärtigen Kriegsleuten, denen man Sonne, Wetter und Wind und erfahrungsmäßige Entſchloſſenheit abſah. Selbſt der Bartkonrad fiel nicht beſonders auf unter dieſen Recken.

Der Graf von Naſſau ſelbſt war nur von Mittelgröße, und ſein Antlitz war ohne Röthe. Aber das Auge war gebieteriſch, und ſein wortkarges Weſen war das eines Herrn. Es wurde ſehr hervorgehoben durch einen blonden Jüngling, der neben ihm ſtand, und der ihn eben fragte, ob auch er das Wort ergreifen ſollte vor dem Kardinal. Nein! — erwiderte der Graf von Naſſau halblaut — ich hab Euch nur zur Begleitung aufgefordert, damit Euer Name unſer Anſehn erhöhe, und damit Ihr die verſchmitzten und verlegenen Pfaffenregenten einmal in der Nähe ſeht, und dadurch eine Vorſtellung gewinnt, wie es in Wien ausſieht. Denn Ihr habt doch wohl manchmal in der Stille Luſt, dort Euer Glück zu verſuchen.

— O nein! entgegnete raſch der Jüngling. Es war der kaum mündige Herzog Eberhard von Würtemberg, welchem der Kaiſer die Einſetzung in das Herzogthum verſagte, und welcher mit Hilfe Bernhards ſein Herzogthum zu erobern hoffte.

Auch Rudolph von Mitzlau war in dem Gefolge, und er machte ſich bemerklich, indem er dem Grafen von Naſſau zurief: die eintretenden beiden Herren ſeien der ſchwediſche Ambaſſadeur und deſſen Sohn, von welchem letzteren Seine fürſtliche Gnaden Herzog Bernhard ſo eben geſagt, daß er die Lokalitäten im Palais Cardinal kenne und den Führer abgeben werde.

Der Graf von Naſſau trat Hugo Grotius ſogleich grüßend entgegen, und hörte mit Aufmerkſamkeit an, was dieſer von Mathieu's wünſchenswerther Befreiung ſprach.

— Zu allererſt holen wir den! ſchrie Einer aus dem Gefolge, welcher ebenfalls der Rede des ſchwediſchen Ambaſſadeurs gelauſcht hatte.

Der Graf von Naſſau ſah ſich nach dem Schreier um ohne ein Wort zu ſagen. Aber ſein bloßer Blick bedeutete: die Reihenfolge geht von mir aus. Der Schreier war natürlich der Bartkonrad.

Der Graf von Naſſau fragte nun Hugo Grotius, ob er ihn begleiten wolle in's Palais?

— Ich nicht; meine Regierung könnte das herausfordernd nennen. Mein Sohn wird mich vertreten.

— Alſo vorwärts! Bleibt an meiner Seite, junger Herr, und unterrichtet mich im Hinreiten. Ihr habt kein

Pferd, ſcheint es. Ein Handpferd von mir verführen! rief der Graf.

— Nur keinen Muſtapha! ſchrie in dem Getümmel, welches ſich in den Hof hinaus drängte, der Bartkonrad, und ein Gelächter folgte. Das Abenteuer mit Muſtapha war auch in dieſem Kreiſe bekannt.

— Seid unbeſorgt — ſagte der Graf von Naſſau — das Pferd, welches man da verführt, iſt ein ruhiges Thier. — Den Bartkonrad aber traf diesmal kein ſtrafender Blick. Rohe Kriegerſpäße waren frei geſtellt; man war nicht in der Lage, die Freiheit zu beſchränken durch Förmlichkeiten.

Man ſtieg zu Pferde. Selbſt Dietrich nicht ohne tapfre Wallung. Er hatte die Unbefangenheit, den „Muſtapha“ nicht übel zu nehmen, und treuherzig zu äußern: er ſei allerdings ein ungeübter Reiter, und einem Racker wie Muſtapha nicht gewachſen. — Das machte wie jede natürliche Beſcheidenheit guten Eindruck, und das heutige Roß ſchien auch Muſtapha's Gegenſtück zu ſein: es hielt ſich von ſelbſt zur Seite ſeines Herrn, des Grafen von Naſſau. Dietrich konnte unbeſorgt um Störung ſeinen Vater mit der einen Hand grüßen, während die andere recht vornehm nachläſſig die Zügel hielt.

Die Straßen waren ſtill bei dem ſchlechten Wetter und der frühen Tageszeit. Dennoch fiel der grimmig ausſchauende Zug den Leuten auf, und ehe er die lange Strecke durch die Stadt bis an's Palais Cardinal gekommen, hatte ſich die Nachricht von dieſer kriegeriſchen Deputation an den Kardinal verbreitet, und der Haufe mitlaufender Pariſer war von Straße zu Straße angewachſen. Der Kardinal war männiglich verhaßt, man witterte heraus, daß dieſe Deputation etwas Scharfes gegen ihn bedeute, und die heimlichen Hugenotten eilten von allen Seiten herbei. Denn die Verfolgten haben die feinſten Ohren, und ſind überall am Schnellſten auf den Beinen. Als die Deutſchen von der Straße St. Honoré einbogen in den erſten Hof des Palais', drängten Hunderte von Menſchen ihnen nach, und riefen: Es lebe die Freiheit! Nieder mit dem Kardinal!

Die Trabantenwache war übereilt worden. Ihr Hauptmann Triſtan war nicht da; er war ſchon bei Tagesgraun wieder hinüber zum Hotel Rohan. Dort hatte er auch ſeine aufgeweckteſten Leute. Die am Thore des Palais' Wache haltenden waren unſicher geworden durch des Grafen von Naſſau Zuruf: „Geſandtſchaft des Herzogs Bernhard von Sachſen Weimar!" und waren nicht im Stande geweſen, das Volk abzuhalten, welches unmittelbar nach der Reiterſchaar eingedrungen war. Die Reiter ſtiegen ab unter zudrängenden Volksmaſſen und immer ſtärker anwachſenden Zurufen.

Das war beſonders für Konrad ſehr anmuthig. Er benutzte redlich die franzöſiſchen Brocken, welche er aufgeleſen, und unter welchen „liberté" und „prêtre perfide" eine Hauptrolle ſpielten, um ſie unter zupaſſender Mimik den Stimmführern zuzurufen. Dadurch beſtärkte er natürlich die Leute in dem Glauben, es gälte dieſe Deputation einer allgemeinen Sache und dem Haſſe gegen den Kardinal, ja es ſei dies Eindringen einer deutſchen Reiterſchaar der Anfang einer Revolution. Die Wichtigeren unter den Schreiern ſchickten geringere Leute mit Botſchaft in die Stadt hinaus: man ſolle kommen und helfen, das Strafgericht des Kardinals beginne.

Der Graf von Naſſau ſchien keine Notiz davon zu nehmen. Er forderte Dietrich auf, ihn gerades Wegs nach den Gemächern des Kardinals zu führen. Dietrich that das mit großem Vergnügen. Wie anders erſchien ihm heute die Treppe, welche er geſtern angſtvoll erſtiegen. Jetzt ſah er in ſeiner eiligſt gebärenden Phantaſie den Sturz des Kardinals, den Anbruch einer neuen Welt in Frankreich vor ſich. Er ſah mit Behagen, als er mit dem ganzen klirrenden Gefolge oben angekommen war, daß die Dienerſchaft beſtürzt durcheinander lief, ja von dannen lief. Der Portier war ſchon lange oben, und hatte das Entſetzlichſte berichtet, was heran nahe. Jetzt beugte er ſich, von der Dienerſchaft allein übrig bleibend im großen Vorſaale, tief zur Erde, und richtete an ſeinen alten Bekannten, die junge Excellenz des Herrn de Groot die ergebenſte Anfrage: wen und was er zu melden habe?

— Ohne Antwort weiter führen! ſagte leiſe der Graf von Naſſau zu Dietrich. Der Portier ward zur Seite gedrängt, und Konrad, als er dieſen Stil des Beſuches mit feiner Naſe ſogleich erkannte, ergriff den großen, mit Goldborten überdeckten Thürſteher bei beiden Schultern, und ſchob ihn an's Fenſter, von welchem man hinabſchaun konnte auf den erſten Hof und auf die ſchreiende Volksmaſſe. „Attention!“ ſchrie Konrad hinab, nahm dem Portier den Treſſenhut vom Kopfe und ſchwenkte ſelbigen tief grüßend nach unten. Reverence! Compliment! ſchrie er dabei dem Portier in die Ohren, und dieſer machte gehorſam geradeſo die Neigungen wie ſein Hut ſie machte in Konrads Hand. Jubel und Händeklatſchen erſcholl von unten, wo die Menſchenmaſſe immer dichter anwuchs.

Der Graf von Naſſau war unterdeſſen ſchon mitten im nächſten Saale; Dietrich neben ihm, das Gefolge dicht hinter ihm. Die große Thür, auf welche ſie zuſchritten, wurde von Dietrich als die Thür zum Appartement bezeichnet, welches der Kardinal ſelbſt bewohnte. Sie näherten ſich ihr raſchen Schrittes, ſo daß Konrad, welcher von der Hauptſache nichts verſäumen wollte, ſich aber mit dem Portier ſchon verſäumt hatte, ihnen wörtlich nachtraben mußte, was mit raſſelndem Poltern geſchah, und den Charakter eines aufſtändiſchen Ueberfalls noch deutlicher machte. Dabei gerieth er auf dem glatten Fußboden dergeſtalt in's Rutſchen und Schieben, daß er eher an der Thür war als der Graf von Naſſau ſelber. Dieſer machte eine abwehrende Handbewegung gegen Konrad, in demſelben Augenblicke aber ging die Thür auf, und Pater Joſeph erſchien in derſelben. Drohend ſtreckte er ihnen die Hand entgegen und rief „Halt!"

Er war ein muthiger Menſch, und hatte innen den Abbé Boisrobert, welcher ſich fürchtete und die Thür verriegeln gewollt, unſanft zurück geſchoben. Sein garſtiges Antlitz hatte einen grimmigen Ausdruck, und die dunkle Kapuzinerkutte ſteigerte denſelben noch.

— Was wollt Ihr? Wie könnt Ihr's wagen, ſo ungeſchlacht hier einzudringen bei Seiner Eminenz?!

Die Weimaraner kannten und haßten ihn. Er war ſchon mehrmals im Kriegslager erſchienen, und hatte immer Befehle gebracht, welche den Kriegslauf hemmten und beſchädigten. Die Allianz mit dem katholiſchen Frankreich war ihnen ohnedies zuwider, und daß nun gar ſo ein garſtiger Mönch den entſcheidenden Herrn ſpielen ſollte, war ihnen unausſtehlich. Sein jetziges Auftreten und Fragen wurde alſo mit einem allgemeinen mürriſchen Ausrufe des ganzen Gefolges beantwortet.

— Geduld! — ſagte der Graf von Naſſau zu den Seinen, und dem Pater Joſeph erwiderte er: Wir wollen Eure Eminenz ſprechen, und zwar auf der Stelle.

— Das iſt nicht die Form, für welche die Eminenz zugänglich iſt. Was unterſteht Ihr Euch?!

— Sprecht höflich, Herr Kapuziner — entgegnete der Graf von Naſſau, welcher geläufig franzöſiſch ſprach — wir ſind nicht die Leute, Unhöflichkeiten eines Mönchs hinzunehmen. Seid Ihr der Kammerdiener Seiner Eminenz, ſo beeilt Euch, uns anzumelden. Wenn nicht, ſo geht aus dem Wege!

Pater Joſeph ſtieß heftige Zornesworte aus, und trat ihnen entgegen, und erſt recht in den Weg.

Der Graf von Naſſau machte eine abweiſende Handbewegung, welche der vorn ſtehende Konrad dahin deutete, daß der Mönch beſeitigt werden ſollte. Er ergriff ihn mit beiden Händen am Stricke, den er als Gürtel um die Kutte trug, hob ihn wie eine Feder in die Höh', ſchwenkte ihn in der Luft nach rechts, und ſetzte ihn dort auf einen Seſſel.

Der Graf von Naſſau ſchritt ſammt dem Gefolge durch die offne Thür. Sie waren nun wirklich in einem Wohnzimmer des Kardinals, welches an das Schlafzimmer desſelben grenzte. Der Abbé Boisrobert und ein Leibdiener des Kardinals ſtanden zitternd vor der Seitenthür, welche in's Schlafzimmer führte. Dem Abbé flogen alle Glieder. Direkten perſönlichen Angriffen gegenüber war er ein muthloſer Wicht, und er hielt dies Eindringen für einen perſönlichen Angriff. Seine ohnehin ſchwerfälligen Füße verſagten jeden Dienſt; er fühlte ſich wie angenagelt, und war gar nicht im Stande von der Thür wegzugehn. So war er gegen ſeinen eigenen Willen ein treuer Thürhüter ſeines Gebieters.

Dietrich flüſterte dem Grafen von Naſſau zu: wen er vor ſich habe, und der Graf forderte nun den Abbé auf, dem Herrn Kardinale eine dringende Botſchaft des Herzogs von Weimar anzumelden.

— Eminenz ſchlaf — mehr rang ſich nicht hervor aus dem ſtammelnden Munde des Abbé's, welcher den Luftpaß hinten im Schlunde verſchloſſen fühlte. Der Leibdiener vollendete den angefangenen Satz: Eminenz ſchlafen noch — ſind ſpät zur Ruhe gekommen — ſind ſtets nervöſer Natur — langen Morgenſchlafs bedürftig.

Der Graf von Naſſau war einen Augenblick zweifelhaft, ob er ſo weit gehen ſollte, das Aufwecken des Kardinals zu verlangen. Da war Pater Joſeph wieder zu hören. Selbſt

Konrad hatte ihn nur für eine kurze Zeit beſeitigen können. Er kam nachgeſtürzt, und ſchrie über die Maaßen gegen die unerhörte „Frechheit barbariſcher Söldner.“

Dieſe Bezeichnung veranlaßte den Grafen, keine weiteren Umſtände zu machen. Er befahl Konrad, den vordringenden Kapuziner feſt zu halten, und befahl dem Leibdiener, den Herrn Kardinal zu wecken.

Der Graf hatte noch nicht ausgeſprochen, da hörte man aus dem Zimmer des Kardinals ein heftiges Läuten mit der Glocke. Das Geſchrei des Paters Joſeph hatte Richelieu aufgeweckt, und gleichzeitig war von der andern Seite die Herzogin von Aiguillon in das Schlafzimmer ihres Oheims geeilt, um ihm anzuzeigen, daß ein Volksaufſtand im Hofe tobe und in's Palais eindringe —

— Oeffne! der Herr Kardinal ſchläft nicht! — herrſchte der Graf von Naſſau dem Leibdiener zu, und ſchritt vor. Der Diener öffnete, und die Kriegerdeputation ſchritt in das Schlafzimmer, den entſetzten Abbé Boisrobert, welcher wirklich nicht von der Stelle konnte, wie eine Klippe umgehend.

Der Kardinal Richelieu lebte ſtets unter der Angſt eines ſchlechten Gewiſſens. Eine plötzliche Ungnade des Königs, ein plötzlicher Anfall von Seiten der Ariſtokratie, eine plötzlich losbrechende Rohheit und Grauſamkeit der Volksmaſſe ſtand täglich vor ſeiner Seele, ſobald ſein äußerſt erregbares Nervenſyſtem das Gleichmaaß ſeines Befindens erſchütterte. Deshalb war er immer und überall auf plötzlich zu ergreifende Schutz- und Fluchtmittel bedacht. Auch in ſeinem Schlafzimmer war eine unſichtbare Thür vorhanden, die in ein Verſteck führte, und als er jetzt das Geſchrei ſeines treuen Pater Joſeph hörte, und den Zuruf ſeiner Nichte verſtand — denn im erſten Momente des Aufſchreckens aus dem Schlafe war er ohne jedes Verſtändniß geweſen — hatte er ſich aufgeſchnellt, um aus dem Bette zu ſpringen, und durch die geheime Thür zu flüchten —

Es war zu ſpät geweſen: die bärtigen Krieger ſtanden vor ſeinem Lager. Er zog die Beine wieder zurück, welche ſchon außer dem Bette geweſen waren, und ſuchte ſich geiſtig zu faſſen. Denn der Geiſt allein — flüſterten ſeine Gedanken — konnte ihm jetzt noch etwas nützen, er mußte ſo frei als möglich erhalten werden.

Bleich wie der Tod ſaß er da im Spitzenhemd. Die feine Hand krampfte ſich in die rothſeidne Decke; die Augenlider drängten ſich abwärts, und ließen nur die Hälfte der Augen frei. Er fand kein Wort der Frage.

Aber ſeine Nichte fand ein befreiendes Wort. Sie erkannte einige der Krieger, welche mit Bernhard in St. Germain geweſen waren; ſie rief alſo: das ſind ja Herren des Herzogs von Weimar!

— Ah?! — flüſterte Richelieu — keine Franzoſen?!

— Verzeiht, Eminenz, die Störung, welche ohne unſre Schuld wie ein Ueberfall erſcheint. Wir ſind mit einem dringenden Auftrage unſers Herzogs an Euch betraut, und fanden Eure Leute von einem tumultuariſchen Eindringen der Pariſer in Euer Haus ſo beſtürzt, daß wir keine Meldung bei Euch erreichen konnten —

—. Tumultuariſches Eindringen der Pariſer —? unterbrach Richelieu.

— Ja, Eminenz! Wenn Ihr uns raſch abfertigt mit zuſtimmender Antwort, ſo können wir vielleicht auf unſerm Rückwege Palais und Hof ſäubern. Vielleicht laſſen ſie uns Zeit. Hier iſt das Schreiben des Herzogs von Weimar, auf deſſen Beantwortung wir warten.

Richelieu erbrach es mit fliegenden Händen. Man ſah es ihm an, daß er kaum die Kraft in den Augen hatte, die Schriftzüge zu erkennen und zu verſtehn: aber man ſah auch, daß er ſich moraliſch Gewalt anthat. Es war ja die größte Eile nöthig wegen der Volksmaſſen, die der Graf von Naſſau ſo geſchickt zu ſeiner Reſervearmee gemacht. Die moraliſche Anſtrengung überwand auch die bebenden Augennerven: er erkannte, daß es ſich um die Verfolgung Rohans handelte, und ohne genau und bis an's Ende zu leſen, ſprach er haſtig: Irrthum! Irrthum! Mißverſtandner Dienſteifer der Trabanten und Musketiere! Empfehlt mich Eurem Herzoge, und ſagt ihm von mir: ich gäbe auf der Stelle Ordre, das Hotel Rohan frei zu laſſen, ganz frei. Sagt das, und eilt, und haltet Wort, indem Ihr draußen die Pariſer aus Haus und Hof hinaus expedirt!

— Ich bitte um Entſchuldigung, Eminenz — erwiderte der Graf von Naſſau — daß ich damit nicht zufrieden bin. Der Herr Herzog Bernhard glaubt auf einer ſchriftlichen und poſitiven Antwort wie Ordre von Eurer Eminenz beſtehen zu müſſen.

Man ſieht, dieſer Graf von Naſſau war ein ſichre

Taktiker, und verſtand es, die Angſt Richelieu's vor dem Volksauflaufe auszubeuten. Er war auch nahe am Gelingen dieſer Taktik.

— O mein Gott — rief Richelieu — das hat ja gar keine Schwierigkeit! Nur ſchafft erſt Ruhe draußen, daß es hier innen ordentlich geſchrieben werden kann!

— Der Lärm draußen, Eminenz, mag wohl ein Mißverſtändniß ſein. Das wird ſich aufklären, und das werden wir aufklären, wenn wir mit Eurer ſchriftlichen, poſitiven Antwort wie Ordre die Treppe Eures Palais' hinab ſteigen, zu welcher die ſchlecht unterrichtete Volksmaſſe jetzt herauf drängt.

— Alſo Schreibzeug daher, um an's Ende zu kommen! Madelon, das Schreibepult und was dazu gehört dort vom Tiſche!

Die Herzogin von Aiguillon, an welche dieſe Aufforderung gerichtet war, verrichtete eiligſt dies Geſchäft. Sie war vertraut mit allen Lebensgewohnheiten ihres Oheims, und hatte ihn hundertmal auf einem Brettchen im Bette ſchreiben ſehn. Er verließ oft Tage lang ſein Bett nicht, und hatte ſich den Aufenthalt in demſelben mit allen möglichen Hilfsmitteln eingerichtet. In der Sache ſelbſt war ſie ja ganz für Zufriedenſtellung des Herzogs Bernhard und für eiligſte Beſeitigung der aufſtändiſchen Menge. Deshalb war ſie auch nach dem Eintritte der Deputation im Zimmer geblieben. Denn übrigens war es ihr nicht angenehm, von dieſen Kriegsmännern im tiefſten Negligée überraſcht und betrachtet zu werden. Sie war ſich indeſſen ihrer ſchönen

Arme und ihrer ſchönen Büſte vollkommen bewußt, und vergaß es nicht, im Herzutragen des Schreibmaterials den Arm hoch zu heben und ſich am Bette ſeitwärts niederzubeugen, ſo daß ihr weißes Nachtgewand den lebensvoll weißen Arm und Buſen einigermaaßen, alſo doppelt lockend frei gab. Wenn dieſe Kriegsleute in der Gegenwart Bernhards von Deinen Reizen murmeln — dachte ſie — ſo iſt auch dies ein Reizmittel!

Das Alles geſchah ſchnell und geſchickt -- der Kardinal begann zu ſchreiben.

Aber Pater Joſeph, welcher außen hatte bleiben müſſen unter Konrads Obhut — der Graf von Naſſau hatte Konrad einen verſtändlichen Wink gegeben — dieſer tapfre Pater Joſeph war andrer Meinung. Er kannte ſeinen Richelieu nur zu gut, und mißtraute ihm völlig bei allen Ereigniſſen, welche Ueberfall und Volksaufſtand betrafen. Da beträgt ſich der Kardinal — und er pflegte ihm das in's Angeſicht zu ſagen — wie ein durchnäßtes Huhn, dem aller Muth abhanden gekommen iſt, und da braucht er mich wie ein Säugling ſeine Amme! — Er hatte nicht Unrecht. Richelieu war von dem verwegenſten Muthe in Plänen und Entwürfen, ja auch in Durchführung derſelben, ſo lange dieſe Durchführung in höheren, berechenbaren Sphären blieb. Selbſt den Krieg beſtand er leidlich, ſoweit er in demſelben befehlen, und ſich ſelbſt die Stellen ſeiner Mitwirkung ausſuchen konnte. Aber vor unberechenbaren Gefahren hatte er eine unbezwingliche Angſt. Er hatte den Muth des Geiſtes, und nicht den Muth des Herzens.

Namentlich Volksmaſſen waren ihm erſchrecklich. Sie knickten ihm alle Spannkraft der Nerven.

Dies wußte Pater Joſeph. Sobald alſo die kriegeriſche Deputation rechts und links an der erbärmlichen Klippe Boisrobert vorüber zum Kardinal hineingedrungen war, machte er gar keinen Verſuch, den an der Thür bleibenden Bart-Konrad zu ſtürmen, um ſelbſt folgen zu können. Nein, er ging haſtigen Schrittes zurück nach dem Vorzimmer und nach dem Treppenhauſe. Dort wollte er ſich erſt überzeugen, wie viel das Volksgeſchrei zu bedeuten habe, und ob das Heranziehen der Leibwache aus dem innern Hofe nicht Abhilfe ſchaffen könne. Wirklich fand er auch ſchon die große Stiege zahlreich beſetzt von den Musketieren und Trabanten, und hörte von ihnen, daß man innen unbeſorgt ſein könnte. Dann riß er ein Fenſter auf um in den Vorderhof hinabzuſchaun, und ſich über die Beſchaffenheit der Schreier durch den Augenſchein überzeugen zu können, namentlich ob ſie bewaffnet wären. Ein ſkandalöſes Schreien, Pfeifen und Brüllen empfing ihn, als man unten ſeiner anſichtig wurde, denn er war allbekannt und als des Kardinals rechte Hand allverhaßt. Daraus machte er ſich gar nichts, ſondern ſchrie grimmige Scheltworte in den Lärm hinein, und drohte mit der Fauſt. Erſt als Steine heraufflogen, zog er ſich zurück, trotz der Steine mit der Ueberzeugung: dies iſt ein zufälliger, unbewaffneter Zuſammenlauf, eine „échauffourée“, wie er vor ſich hin murmelte, und dieſe Lage verdient nicht das geringſte Opfer. Dies dem Kardinal noch rechtzeitig beizubringen, eilte er zurück, um an die Seite des Kardinals zu gelangen. Des bärtigen Unbands halber, welcher an der Eingangsthür ſtand, und welchem er ſich körperlich nicht gewachſen fühlte, lenkte er aber vor den Augen Konrad's rechts ab durch eine Seitenthür. Sie führte auf einen ſchmalen Korridor, und am Ende deſſelben zu jener Tapetenthür, dem Schlupfloche Richelieus aus ſeinem Schlafzimmer hinaus.

Konrad ahnte das Vorhaben des Mönchs, und ſetzte ſich in Marſch hinter ihm her. Er fand aber die Seitenthür nach dem Korridor hinaus verriegelt. Pater Joſeph hatte ſeinen Rückzug weislich gedeckt, und der Bart-Konrad ſtand betroffen da.

Während nun im Schlafzimmer des Kardinals völlige Stille herrſchte, weil derſelbe mit Niederſchreibung der verlangten Antwort beſchäftigt war, ſtürzte Pater Joſeph unter heftigen Scheltworten durch die Tapetenthür herein.

Er ſchritt, fortwährend ſprechend, zum Bette des Kardinals, und rief dieſem zu: er ſolle nicht ſchreiben, er ſei übereilt, getäuſcht, überfallen! Vor allen Dingen ſei der ſogenannte Volksaufſtand eine Seifenblaſe, die jetzt ſchon platze. Trabanten und Musketiere ſeien eben im Begriffe, den Hof zu ſäubern von unbewaffnetem, bedeutungsloſem Geſindel. Nichts bleibe übrigens von der ganzen „échauffourée“, als das Betragen dieſer fremden Kriegsleute, ein Betragen, welches die Aufmerkſamkeit und Ahndung von Seiten des Herrn Premierminiſters verlange. Dieſe Männer ſeien eingedrungen in ſein Haus wie Rebellen, ſie hätten den Pöbelhaufen hinter ſich her gezogen, ſie hätten ſich thatſächlich und körperlich an ihm vergriffen, ja jetzt noch ſtehe an der Eingangsthür dieſer Uebelthäter, ein rieſiger Kerl, wahrſcheinlich der Profoß dieſer Weimaraner, welcher mit frechen Händen feſtgreiſe, was ihm nahe komme. — Kurz und bündig — ſchloß er mit dem letzten Reſte ſeines Athems — Ihr, Eminenz, ſeid ein Gefangener dieſes Häufleins dreiſter Fremdlinge, und ſeid, wie ich ſehe, im Begriffe, das zu ſchreiben was ſie Euch diktiren unter den gröblichſten Formen der Einſchüchterung. Ermannt Euch, Eminenz, und hört vor allen Dingen auf zu ſchreiben!

Das war ein ſchwerer Schlag für die politiſche Action des Grafen von Naſſau, welche ihm bis daher unter Benützung aller zufällig eintretenden Umſtände trefflich gelungen war. Das entſcheidende Unglück für ihn beſtand darin, daß Richelieu auf einmal ſeiner Angſt vor dem Volksaufſtande entledigt wurde. Dieſe Angſt allein machte ihn ſchwach, und hatte den Grafen von Naſſau ſtark gemacht.

Man ſah es ihm an. Er hatte aufgehört zu ſchreiben bei Pater Joſephs Rede, und deſſen Verſicherung, daß der Aufſtand nichts bedeute, wirkte zauberhaft. Die gebeugte ſitzende Stellung verſchwand, der Oberkörper richtete ſich kerzengerade auf, und die niederhängenden Augenlider gingen in die Höhe. Der zuverſichtliche Blick trat in die braunen Augenſterne, welchen eine ſo ſeltne Miſchung von ſüßer Milde und böſer Schärfe eigen war. Mit der ganzen Schärfe ausgerüſtet flogen ſie jetzt im Kreiſe umher, als wäre der Mann erſt jetzt aus dem Schlafe aufgewacht. So ſehr beſtätigte ſich's, daß dieſer Kapuziner Pater Joſeph die muthvolle Ergänzung des Kardinals war für Alles, was thatsächliche Handlung betraf und thatsächliches Wagniß.

Die eintretende Pauſe war ſehr unangenehm für den Grafen von Naſſau. Er ſah, daß alle eroberten Vortheile verloren gingen, daß Richelieu die angefangene Schrift langſam zerriß mit ſeinen weißen Fingern. Er erkannte, daß er energiſch gegen den Pater Joſeph auftreten müßte.

Das that er denn auch. Und zwar im Tone kriegeriſcher Rauhheit, die von höflichen Formen und Rückſichten nichts zu wiſſen braucht, wenigſtens nichts wiſſen will. Dieſer Graf war begabt mit der diplomatiſchen Kunſt der Naſſauer. — Was — rief er — was haben wir zu ſchaffen mit der Auffaſſung und dem Geſchrei eines Mönchs!? Wir ſind Proteſtanten, zur Allianz eingeladen mit dem Königreiche Frankreich. Der erſte Miniſter Frankreichs ſelbſt hat uns eingeladen. Sind wir hier um Mönchspolitik anzuhören? Sollen wir demüthig im Vorzimmer harren, wenn ein wichtiger Glaubensgenoſſe von uns, wenn ein Rohan wie ein Dieb behandelt wird, und zwar dicht unter unſrer Naſe? Ein Zeichen was uns ſelbſt bevorſtehe, wenn wir mißfällig würden. Wahrhaftig nicht! Solch eine Allianz wäre kindiſch von unſrer Seite. Zum Teufel dann mit ihr! Und ſo denkt unſer Herzog. Kein Band wird ihn alsdann auch nur eine Nacht länger in dieſer Stadt zurückhalten. Nach alle dem aber was ich hier höre und ſehe, könnte das franzöſiſche Mönchsregiment es verſuchen, auch uns à la Rohan zu behandeln, weil wir nur eine kleine Schaar ſind. Iſt ja doch auch Rohan der Form nach in regelmäßigem Freundſchaftsverhältniſſe mit der franzöſiſchen Regierung. Schützt ihn das nicht, wie ſollte uns unſre Allianz ſchützen vor der biedern Mönchspolitik! Nun denn, der Ritt vom Arſenal hierher hat uns gezeigt, daß unſre kleine Schaar ſich wie eine Lawine vergrößern kann. Davon wollen wir Notiz nehmen, ſobald wir dies gaſtliche Haus unbefriedigt verlaſſen haben. Alſo eine genügende ſchriftliche Antwort und Ordre, Herr Cardinal, oder Gott befohlen!

Ein energiſches „Ja!“ von allen Begleitern des Grafen von Naſſau ausgerufen, unterſtützte nachdrücklich dieſe Rede, und wie gerufen trat auch juſt der Bartkonrad ein, der ſich draußen gelangweilt hatte, und der beim Anblicke des Pater Joſeph unbekümmert um alle vornehme Umgebung ausrief: — Da iſt ſie richtig, die Kutte! Sie iſt mir entwiſcht, Herr Oberſt — fuhr er fort, gegen den Grafen von Naſſau gewendet — ſoll ich ſie hinaus befördern?

Dabei ſchritt er gegen das Bett des Kardinals, neben welchem Pater Joſeph ſtand, und die rieſige, ſchwarzbärtige Geſtalt, welche ſich dem Bette näherte, war wohl angethan, Richelieu's Aengſtlichkeit neuerdings zu wecken. Die ganze Scene erinnerte ihn nur zu ſehr an Scenen der neuſten franzöſiſchen Geſchichte, welche plötzliche Ermordungen in geſchloſſenen Räumen genug aufwieſen, ſobald die Politik keinen andern Ausweg mehr vor ſich geſehen. Richelieu winkte haſtig dem Grafen von Naſſau, dieſem ungeberdigen Kerle Einhalt zu thun, und dieſer machte lächelnd eine leichte, abwehrende Handbewegung gegen Konrad hin.

— Wir gerathen von beiden Seiten in Uebertreibungen — ſagte nun Richelieu — Ihr, indem Ihr die lebhaften Reden unſers Paters wörtlich deutet, der Pater aber, indem er Kriegsleute beurtheilt wie Hofleute. Ich bin ja gar nicht Willens, das Verlangen des Herzogs von Weimar abzulehnen; im Gegentheile. Verfügt Euch, ich bitte, in den anſtoßenden Saal, aus welchem Ihr hier eingetreten ſeid; ich ſtehe aus dem Bette auf, und binnen einer Viertelſtunde iſt die Ordre in aller Form redigirt, welche Euer Herzog wünſcht.

— Bitte um Verzeihung, Eminenz — erwiderte der Graf von Naſſau — unſer General, Herzog Bernhard, hat befohlen, Euch ſelbſt zu ſprechen, und Euch nur mit der bewußten Ordre zu verlaſſen, oder leer heimzukehren. Ich warte alſo bis Ihr geſchrieben, oder ich gehe ohne irgend etwas abzuwarten. Wählt und entſcheidet!

Ehe der Kardinal antworten konnte erhob ſich eine neue Stimme. Hinter dem Bartkonrad war ein kleiner Mann eingetreten und im Hintergrunde geblieben. Jetzt ſchritt er langſam zum Bette des Kardinals und ſprach:

— Im Namen des Königs! — Nur deshalb erlaube ich mir, dieſe anziehende Scene zu ſtören. Sie erinnert recht an die Zeit der Guiſen. Seine Majeſtät vermuthete etwas Aehnliches, und ſendet mich deshalb an Seinen Premierminiſter den Herrn Kardinal mit der Anfrage, was der Volksauflauf und Lärm vor dem Palais Seiner Eminenz zu bedeuten habe? Man hat ihn drüben im Louvre bemerkt und gehört, und Seine Majeſtät können nicht glauben, daß die gemeldete Veranlaſſung dieſer öffentlichen Ruheſtörung auf Wahrheit beruhe. Man hat nämlich gemeldet, die ausbrechende Unzufriedenheit der Pariſer betreffe einen Ueberfall des Hotels Rohan von Seiten der Garden Seiner Eminenz. Da nun aber Seine Majeſtät bei guter Zeit Seine Willensmeinung dahin erklärt haben, daß ihm jegliche Verfolgung des Herrn Herzogs von Rohan, eines treuen Unterthans Seiner Majeſtät, durchaus unpaſſend und unſtatthaft erſcheine, ſo iſt der Glaube von der Hand zu weiſen, daß dennoch heute Nacht ein Ueberfall des Hotels Rohan ſtattgefunden haben könne durch die Garden des erſten Miniſters Seiner Majeſtät.

Dieſe Worte wurden eintönig und nicht beſonders ſtark, aber recht deutlich und vernehmlich geſprochen, da Jedermann im tiefſten Schweigen zuhörte. Der kleine Mann, welcher ſie ſprach, war der Miniſter Desnoyers. Sein ſchlaffes Geſicht ſpannte ſich nicht im Mindeſten während ſeiner Rede und ſeine ſchweren, dicken Augenlider machten nicht die geringſte Anſtrengung, den auf ihn ſchauenden fremden Männern das verdeckte katzengraue Auge zu zeigen. Er traute den Worten allein hinreichende Gewalt zu.

Und er hatte Recht. Der deutſchen Deputation konnte nichts Erwünſchteres kommen, Richelieu konnte nichts Unangenehmeres begegnen.

Aber in dieſen Lagen, welche ſeine politiſche Machtſphäre berührten, war er durchaus nicht faſſungslos wie bei einem brutalen Ueberfalle durch Volksmaſſen oder Soldaten; in dieſen Lagen war er zäh und hartnäckig. Ueber ſein Geſicht fuhren nur leichte Zuckungen, und ſtatt ſelbſt zu antworten, wendete er ſich gegen ſeine Nichte, und nickte nur mit dem Haupte.

Sie war trefflich eingeſchult, und verſtand ihn ſogleich.

— Aber um des Himmels willen — rief ſie, und blickte vortretend zuerſt auf den Miniſter Desnoyers, dann auf den Grafen von Naſſau — wovon iſt denn hier eigentlich die Rede? Mein Oheim hat ja geſtern in meiner Gegenwart ſeinen Leuten die Ordre gegeben, die Nachforſchungen gänzlich zu unterlaſſen, ob der Herzog von Rohan in Paris ſei!

— Wie? riefen Alle.

— In meiner Gegenwart und bei früher Tageszeit.

— So ſchlecht gehorchte man Seiner Eminenz? fragte Desnoyers mit einem ſüßſauren Lächeln.

— Leider, mein guter Herr College — erwiderte Richelieu — leider! Und wir werden allmählig jeglichen Gehorſam zerſtören, wenn immer weiter von verſchiedenen Seiten regiert und befohlen wird. Die Einheit des Kommando's iſt eben die Seele des Regiments.

— Wer hat denn aber anders befohlen als Eure Eminenz?

— Das frag' ich Euch, Desnoyers! Hier wirthſchaftet wohl religiöſer Uebereifer ſogenannter guter Katholiken. Dem Hugenotten Rohan mag es gelten. Und das ſolltet Ihr nicht ausfindig machen können, lieber Desnoyers? Zu Euch haben ja dieſe ſogenannten guten Katholiken, denen ich nicht Kardinal genug bin, zu Euch haben ſie ja gutes Vertrauen. Erforſcht von ihnen, wer meine Garden veranlaßt hat, nach dem Herzoge von Rohan zu ſuchen! Was ſag' ich meine Garden? Die ſtehen draußen an der Stiege, und in den Höfen. Ein Paar Mann von ihnen haben ſich vielleicht verleiten laſſen, an der Nachſuchung Theil zu nehmen, beſtochen von übertreibenden Katholiken. Ich werde ſie ſcharf zur Verantwortung ziehen. Aber kürzen wir dieſe unerquickliche Vorfrage ab. Alle Theile wünſchen, wie ſich zeigt, daß ein Ende gemacht werde. Endigen wir damit. Geſtatten mir die Herrn nur fünf Minuten Sammlung, indem ſie ſich ein wenig von mir entfernen. Eine Ordre hab' ich ſchon zerreißen müſſen, weil ich zerſtreut und deshalb verworren geſchrieben hatte. Binnen fünf Minuten, meine deutſchen Herrn, hab' ich geſchrieben was nöthig iſt.

Die Deputation trat ſeitwärts. Desnoyers folgte ihr. Richelieu fing wieder an zu ſchreiben.

Desnoyers ging an den deutſchen Kriegsmännern vorüber, und betrachtete ſie mit ſeinen halb zugedeckten Augen von unten auf. Bei dem Einen hob er ein Wenig die Augenlider, und ſagte leiſe: — Mein Herr! — Und hierauf folgte ihm dieſer Eine etwas ſeitwärts nach dem Fenſter zu. Desnoyers ſchien zu fragen, und der Eine ſchien höflich zu antworten. Dieſer Eine war Mitzlau.

Dietrich, höchlichſt angeſprochen von all dieſen Vorgängen und voll Bewunderung für den Grafen von Naſſau, ſprach leiſe in dieſen hinein, daß nun die Gelegenheit ergriffen werden könne, beim Fortgehen — denn der Kardinal ſchreibt ja doch jetzt was wir brauchen! — um den Rohanſchen Diener zu befreien und mitzunehmen. Er ſitzt gewiß unten neben den Pferdeſtällen, und die Volksmaſſe im Hofe wird mit uns ſtrömen, und uns unterſtützen, wenn's nöthig iſt.

Trotz der leiſen Rede hatte der nahe ſtehende Konrad dies gehört, und mit einem unanſtändigen Ausbruch der Stimme gab er ſeine Zuſtimmung zu erkennen. Dieſer Konradſche Aufſchrei unterbrach die allgemeine Stille im Zimmer. Richelieu blickte auf, und ſagte dann: der Herr Oberſt!

Der Graf von Naſſau ging zu ihm an's Bett.

— Was gab's in Eurer Gruppe? fragte der Kardinal.

— Man erzählte, daß ein Rohanſcher Diener von Euren Leuten gemißhandelt und feſtgenommen ſei —

— Nachdem er — ah, laſſen wir dieſe Bagatellen! Hier iſt die Antwort und Ordre, welche Euer Herzog wünſcht. Empfehlt mich ihm, und erzählt ihm, wie Ihr geſehen, daß ich nicht allmächtig bin und oft gekreuzt werde in meiner beſten Geſinnung für unſre Allianz. Ich hoffte dennoch, daß ſie durch engere Bande zwiſchen uns verfeſtigt werde. Meine Nichte, die ſich Eurer Sache lebhaft angenommen, hofft daſſelbe. Beim Fortreiten, lieber Herr Oberſt, fegt Ihr wohl auch den Straßentroß mit fort, welcher mit Euch gekommen iſt. Nicht wahr? Dies Pariſer Geſindel iſt geſinnungslos und ſucht nur Skandal. Und zum Abſchiede ſchenkt mir Euren Namen, damit ich weiß, mit wem ich zu freundlichem Abſchluſſe verkehrt habe.

— Ich heiße Graf von Naſſau.

— Naſſau!? — Verwandt mit dem regierenden Herrn in Holland?

— Allerdings.

— Nahe verwandt?

— Unſre Familie iſt groß.

— Und thatkräftig, ſehr thatkräftig. Auf Wiederſehn, mein lieber Herr Graf von Naſſau!

Der Graf von Naſſau machte eine leichte Verbeugung, blieb aber ſtehen und ſagte: Eure Eminenz mögen mir geſtatten, die Schrift zu leſen.

Richelieu lächelte ſauer, der Graf von Naſſau las aufmerkſam. Er fand, daß der Kardinal das Verlangen Herzog Bernhards vollſtändig billigte, und das Mißverhältniß in Betreff des Herzogs von Rohan ſogleich nach Kräften beſeitigen werde.

Er mußte das für ganz genügend erachten. Daß bei lügneriſchen Politikern kein Wort genügend wäre, klänge es noch ſo voll — das war ein Gedanke, welcher ſich ihm wohl aufdrängte, welchem er aber doch in ſeiner augenblicklichen Stellung keine weitere Folge geben konnte. Er hatte in Händen was zu erobern ihm aufgetragen war, und ſo grüßte er jetzt mit ſoldatiſcher Höflichkeit, und verließ mit der Deputation das Zimmer.

Er war ein ſchweigſamer Mann. Er ſagte kein Wort zu den lebhaften Aeußerungen ſeiner Begleiter, welche auf dem Wege bis zur Stiege das von Dietrich und Konrad angeregte Thema behandelten, unten beim Fortgehen den gefangenen Rohanſchen Diener zu befreien. Er ſagte aber auch kein Wort dagegen. Wir ſind hier im nichtswürdigſten Kriege trotz aller Allianz-Redensarten — dachte er — wir wollen alſo jeden Vortheil mitnehmen, der am Wege liegt.

Während er dann mit den Seinen die Treppe hinab ſtieg zwiſchen den unſicher drein ſchauenden Musketieren Richelieu's, ließ er ſich von Dietrich die Oertlichkeit genau beſchreiben, innerhalb welcher Mathieu gefangen ſäße, und ſagte nun mit halber Stimme zum Bart-Konrad: Unter Führung dieſes jungen Herrn und mit vier Männern von uns unten links abſchwenken in's Innere nach den Pferdeſtällen! Geradeswegs bis zu der Thür, welche auf die Gaſſe führt. Dort erſcheinen wir zu Pferde, wenn Ihr Hilſe braucht. Eure Roſſe bringen wir mit. Dem Volkshaufen kann zugerufen werden: — En avant avec nous! Verſtehſt Du? — Freilich! En avant avec nous! flüſterte feixend der Bartkonrad, und marſchirte ſogleich unten in der Halle voraus nach dem Hofe. Dietrich hatte Noth, ihm zu folgen.

Die Volksmaſſe war noch im Hofe; ſie war an Zahl gewachſen. Sie begrüßte mit Vivat den bärtigen Rieſen, von welchem bereits erzählt worden war, er hätte den Kardinal zum Fenſter hinaus gehalten wie eine Flaumfeder, bis dieſer ſeine Unterſchrift zugeſagt für die Verlangniſſe der deutſchen Hugenotten. Als er nun ihr Vivat mit den gebrüllten Worten beantwortete: en avant avec nous! Da entſtand Jubelgeſchrei und ſtürmiſcher Zudrang. Konrad hatte gar nicht Platz noch Zeit, vier Begleiter zu wählen. Sie ſchienen ihm auch ganz überflüſſig, er hatte Truppen genug. Und unter der Führung Dietrichs, der Schritte machte in idealer Aufregung, als ob gar kein Erdboden unter ihm wäre, wälzte ſich der Tumult nach den Ställen hinüber.

Die erſchreckten Trabanten im Wachlokale und die Stallknechte wagten nicht den geringſten Widerſtand. Letztere halfen ſogar die Thür des Haftzimmers erbrechen, da der Schlüſſel nicht vorhanden war, und Mathieu ſammt dem ſchiefen kleinen Giroſlay waren ſchon auf der Straße außen, als der Graf von Naſſau mit den Seinen daher geritten kam. Auch der kleine Bub' war zur Hand, der Jaquette, welcher geſtern hilfreich geſchäftig geweſen war. Er hing ſich an Dietrich, und bat dieſen, mitgenommen zu werden. Denn die Trabanten hätten ihn auf dem Striche. — Ich adoptire Dich! — rief Dietrich in ſeiner Seligkeit ſo prächtig gelingender Heldenthaten. — Lauf' mit uns bis zum Arſenale! — ſagte er zu dem Kleinen, während er auf's Pferd kletterte — dann zupf' mich wieder, ich werde Sorge tragen für Dich. Fort ging der Zug unter Jubelgeſchrei der Menge. Mathieu und Giroſlay verloren ſich auf des Grafen von Naſſau Rath unter dieſer Menge.

Leider hatten ſie in dem Tumulte, welcher ſie befreite, nichts weiter erfahren, als daß auch die Verfolgung im Hotel Rohan aufgehoben worden ſei durch den Kardinal. Mathieu mußte alſo glauben, das Hotel wäre bereits geräumt von Triſtan und Konſorten, und indem er mit Giroſlay haſtig hinüber ſteuerte nach dem Hotel ſeiner Herrſchaft, lief er Triſtan und Konſorten geraden Weges wieder in den Rachen. Denn Triſtan konnte im glücklichen Falle erſt im Laufe des Vormittags die Ordre erhalten, das Hotel freizugeben. Und das war der glückliche Fall. Der unglückliche Fall war aber auch in Erwägung zu ziehen. Er konnte darin beſtehen, daß Richelieu, oder wenigſtens die Umgebung Richelieu's ſagten: die Ablaſſungsordre iſt durch Ueberfall und Gewalt abgetrotzt worden, beſinnen wir uns, ob wir verpflichtet ſind, Folge zu geben, und gar ſogleich Folge zu geben!

Daran dachte leider auch der Graf von Naſſau nicht. Wie kurz er verfahren war, dieſer treuloſen Richelieu-Politik gegenüber, blieb er doch ein kurzſichtiger Soldat, der an der Ausführung einer ſchriftlich ausgeſtellten Ordre nicht zweifelte.

Triumphirend kam die Deputation in's Arſenal zurück, und überreichte die Trophäe dem Herzog Bernhard. Der Graf von Naſſau unterließ auch nicht, die warme Unterſtützung der Kardinals-Nichte zu ſchildern, welche in einem verführeriſchen Negligée zugegen geweſen ſei, und die Wünſche des Herzogs Bernhard vertreten habe.

Der Herzog ſchwieg bei dieſer Erwähnung. Aber ſein Inneres, will ſagen ſeine Sinnenwelt war davon betroffen: ein feiner Beobachter konnte entdecken, daß eine leichte Röthe über ſein gebräuntes Antlitz flog.

Nur ein Mann war zugegegen, welcher mißtrauiſch blieb, und die Lage ſo anſah, wie ſie wirklich war. Dieſer Mann war der Oberſt Erlach. Ihn drängte es, darauf aufmerkſam zu machen, daß ſich Herzog Bernhard auch ſofort der Ausführung deſſen verſichern ſollte, was in Richelieu's Antwortsſchreiben zugeſagt war. Er trat vor. Aber Herzog Bernhard wendete ſich eben, um aus dem Vorſaale in ſein Gemach zurückzuſchreiten. Der arme Herzog litt unter der ſinnlichen Neigung, welche ihm mit der Herzogin von Aiguillon nahe trat. Die Seele des deutſchen Herzogs war innerlichſt durchaus nicht einverſtanden mit dieſer Neigung, und warnte leiſe und nagend vor den Folgen ſolch' einer franzöſiſchen, katholiſchen und pfäffiſchen Verbindung. Deshalb war Herzog Bernhard wortkarg, deshalb wollte er ſich raſch in die Einſamkeit ſeines Gemaches zurückziehen.

Und Erlach hatte eine zu fremde, untergeordnete Stellung, als daß er ſich hätte erlauben dürfen, ſo unaufgefordert drein zu ſprechen, und den Herzog zurück zu halten. Er blieb unſchlüſſig ſtehen.

Der Herzog verſchwand. Die Uebrigen zerſtreuten ſich. Kopfſchüttelnd folgte ihnen Erlach. Draußen an der Stiege nur, wo Dietrich ſeinen Adoptivſohn, den Pferdeſtallbuben, hatte warten laſſen, fragte er im Vorbeigehen Dietrich, den er ja als den Muſtapha-Reiter länger kannte als die Uebrigen: ob man denn auch ſicher wäre, daß aus dem Palais Cardinal ſogleich hinüber geſandt worden ſei in's Hotel Rohan, um die Verfolgung aufzuheben?

Dietrich, ſanguiniſch wie immer und oberflächlich in jeglichem Detail wie er war, antwortete mit Zuverſicht: Natürlich!

Er hatte Eile. Das Regenwetter war im Laufe des Vormittags von der Frühlingsſonne zerſtreut worden. Sie ſchien glänzend, ja heiß, und er hatte nicht vergeſſen, daß Louiſon heut auf der place royale promeniren und ihn trefſen könne. Die Tagesgewohnheiten aber hatten in der damaligen Zeit alle einen frühen Termin, nicht bloß bei den Bürgersleuten. Man ſpeiſ'te zur wirklichen Mittagszeit, und die Promenade fand gleich nach der Meſſe ſtatt zwiſchen zehn und elf Uhr. Dazu wollte er auch noch vorher ſeinen Adoptivbuben zur Mama bringen, welche ſich über dieſe Errungenſchaft ebenſo freuen würde, wie über die Siegeskunde.

So ging er denn mit langen Schritten unter der ſtechenden Sonne nach dem Marais zu. Die Errungenſchaft neben ihm mußte Hundetrab gehen, um Strich zu halten. Aber Jaquette war ſehr vergnügt dabei.

Unterwegs begegnete ihm ein goldigſchimmernder Staatswagen, der von prächtig aufgeſchirrten Roſſen in Galopp nach dem Arſenale zu gezogen wurde. In ihm ſaß der Kardinal und deſſen Nichte, die Frau Herzogin von Aiguillon. Sie machten dem Herzoge Bernhard ihren Gegenbeſuch. Eine Dame, freilich unter dem Geleite ihres ſehr ehrwürdigen Herrn Ohms, machte einem Junggeſellen die perſönliche Aufwartung! Welche feſte Abſicht mußte da zum Grunde liegen, welche feſte Abſicht, den deutſchen Herzog dauernd einzufangen in weibliche und in politiſche Bande! Nach ſolch' einem Ueberfalle im Palais Cardinal entſchloß ſich Richelieu zu ſolchem Schritte! Und wahrlich mit geſchickteſter Politik. Der Ueberfall ſelbſt erhielt dadurch eine ganz andre Färbung. Man war eben in ſo intimem Umgange, daß man in zwangloſeſter Weiſe gegenſeitig verkehrte!

Der Kardinal fuhr Galopp, weil er das Volk fürchtete.

und mit überraſchender Schnelligkeit durch die Straßen gebracht ſein wollte.

Seine Nichte war heiter. Sie hatte in ungewöhnlicher Eile Toilette gemacht, und hatte die Eile zur Entſchuldigung genommen, daß ihre körperlichen Reize nicht ſorgfältig, oder gar peinlich verhüllt waren. Die Sonne ſchien ja ſo warm! Sie dankte dem grüßenden Dietrich recht freundlich. Auch der Kardinal that dies, indem er die ſaure Miene ſo ſüß als möglich machte. Er wurde gar ſelten gegrüßt auf der Straße, und er war aus Prinzip herablaſſend und liebenswürdig in ſeinem Danke. Dabei wurde doch der junge Groot feſt in's Gedächtniß des Kardinals geſtellt, wie Richelieu einen Schuldner in ſein Gedächtniß ſtellte. Der junge Burſch war bei dem Ueberfalle in erſter Linie geweſen — das ſollte ihm bei erſter Gelegenheit angerechnet werden!

Dietrich ahnte davon nichts; er war ganz erbaut vom Laufe der Welt, und der Bube neben ihm erfreute ſein wohlthätiges Herz. Schmutzig ſah er aus, der kleine Burſch aus dem Pferdeſtalle, das iſt wahr. Aber Dietrich bemerkte dies kaum. Der Kern der Dinge war ihm wichtiger als die Schale. Koſtüm! pflegte er zu rufen, iſt Nebenſache.

So erſchien er denn triumphirend mit ſeinem kleinen Weltbürger aus dem Pferdeſtalle am Eingange der place royale. Der Platz war ſchon belebt von Spazirgängern aus der Bürgerklaſſe; die vornehmere Klaſſe pflegte etwas ſpäter zu kommen. Die place royale war gepflaſtert, aber das Pflaſter war nach unſern heutigen Begriffen unvollkommen, und bewahrte noch zahlreiche Pfützen des Morgenregens. Auch das fand Dietrich charmant. Die Mädchen mußten ihre Röckchen zierlich heben, um unbetupft über die ſchmutzigen Stellen zu kommen, und zeigten dabei ihre graziöſen Bewegungen, vom zierlichen Fuß und hoch hinauf ſichtbarem Strumpfe nicht zu ſprechen. Man war ja überhaupt damals noch nicht der Meinung, daß die Kleider erfunden ſeien, um das Gehen zu erſchweren; man trug ſie kurz, und ein Liebhaber erkannte allenfalls ſeine Schöne auch am ſein geſeſſelten Füßchen und am zierlichen Aufſchwunge zur Wade. Louiſon ſorgte außerdem dafür, daß er ſie erkenne: ſie hüpfte ſo ſicher, daß ſie dabei noch den Kopf umwenden und dem ſuchenden Dietrich das ſchalkhafte Auge entgegen ſenden konnte.

Er war mit ſeinem Buben ſo eilig bei ihr, daß das ſchmutzige Regenwaſſer weithin ſprützte. Darin leiſtete er etwas, und das Gekreiſch der beſprützten Mädchen ging ſpurlos an ſeinem Ohre vorüber.

Das ſaubre Mädchen hatte ihn alſo ſogleich wieder erkannt! Das freute ihn ſehr. Er trug ſie ganz genau im Gedächtniſſe, und er fand ſie heute noch viel reizender.

Wunderlich genug ſah ſie mehr auf den kleinen Jaquette als auf ihn, und fragte ſchnippiſch: — was er denn da für einen unſaubern Gaſſenjungen mit ſich ſchleppe?

— Das iſt mein Sohn! antwortete er ſtolz.

— Was? — rief Louiſon — Ihr habt ſchon einen —

— Einen Adoptivſohn! Seit einer Stunde.

Und nun erzählte er ihr die wichtigen Vorgänge dieſes Morgens.

Sie hatte die Freundin neben ſich, welche beim Einzuge des Herzogs von Weimar an ihrer Seite geweſen war, und ſie hörte nicht ſo freundlich zu, wie er gehofft hatte. Es machte ihr wohl erſichtlichen Effekt, daß der gelbe Chevalier, ihre Straßenbekanntſchaft, eine ſo wichtige Perſon wäre, daß ſie in's Palais Cardinal einreite und eintrete. Aber die „proteſtantiſche“ Nüance ſchien ſie ſtutzig zu machen, und außerdem ſchien der Junge aus dem Pferdeſtalle ſie zu geniren, wenigſtens ſah ſie öfters ärgerlich zu ihm hinüber und erſuchte Dietrich zu wiederholten Malen: er möchte nicht ſo ſchreien. Der Junge allein mache ſchon Aufſehen genug. — Und Aerger wird er Euch auch genug machen — ſetzte ſie hinzu — denn es iſt ein ſchlechtes Geſchäft, die Kinder auf der Straße aufzuleſen. Sie ſind immer denen im Wege, welche im Hauſe zur Welt kommen, und Eure Frau Mutter wird nicht ſehr erbaut ſein von Eurer Niederkunft —

— Meine Mutter? Da irrt ſich die ſchöne Louiſon! Schaut hin, da ſteht ſie am Fenſter, und die Freude leuchtet ihr aus den Augen, mich und uns zu ſehen. Meine Mutter hat ein weiches, uneigennütziges Herz, und das iſt bei jedem Frauenzimmer die Hauptſache!

Louiſon machte ſich nicht viel aus dieſem Vorwurfe, ſchon deshalb nicht, weil ſie nur halb darauf hörte. Ihre Aufmerkſamkeit ging hinauf nach dem Fenſter, aus welchem Frau de Groot herabſah. Sie ſtand mit Dietrich inmitten des Platzes, der einſt Tournier- und Karouſſelplatz, jetzt mit Bäumen bepflanzt war, und war eben im Begriff geweſen, unter den Schatten eines Baumes zu treten. Sie blieb ſtehen, um Frau de Groot zu ſehen, und von ihr geſehen zu werden. Sie war ein praktiſcher Schelm. Ganz unerwartet machte ſie ihm eine ſehr zierliche und anſtändige Abſchiedsverbeugung mit dem Bemerken, daß er die Frau Mutter nicht warten laſſen dürfe, und — ließ ihn ſtehen.

Der Schelm wußte inſtinktmäßig, daß die „Frau Mutter“ viel mehr davon erbaut ſein würde, wenn das Bürgermädchen zurückhaltend und beſcheiden erſchiene, als wenn ſie ihre Bekanntſchaft mit einem jungen Edelmanne gefliſſentlich zur Schau brächte.

Dietrich wollte nur eiligſt ſeinen Adoptivſohn oben abgeben, und kurzen Bericht erſtatten über den Sieg im Palais Cardinal, dann aber wieder herunter kommen zu Louiſon. Er nickte vergnügt ſeiner Mutter zu, und ſprang mit ſeinem Jungen unter die Lauben, welche das Untergeſchoß des Hauſes mit ihrem Vorbau ſchützten, eine Bauart, welche in Paris nur hier an der place royale verſucht worden war.

Die Mutter kam ihm oben entgegen, und zu ſeinem Erſtaunen war auch ihre Aufmerkſamkeit und ihr Fragen nur auf den „ſchmutzigen Buben gerichtet, den er mit ſich herum ſchleppe.“ Ja, die ſonſt ſo gute und für ihn ſo nachſichtige Mutter äußerte ſich höchſt zornig, als Dietrich mit Emphaſe erklärte, was er mit dieſem Buben vorhabe. Er ſei ein Kind armer Hugenotten, welche in den Religionsverfolgungen zu Grunde gegangen, er habe inſtinktmäßig volle Anhänglichkeit an die Religionsgenoſſen bewieſen, er habe ſich dadurch den Machthabern im Palais Cardinal verdächtig gemacht, er ſei gefährdet. — Deshalb — hatte Dietrich geſchloſſen — habe er den armen Burſchen adoptirt.

— Adoptirt?! Du biſt geradezu verrückt! — rief die ſonſt ſo gütige Mutter, und brach in einen Erguß aus, der alle Verpflichtungen ſolch einer Adoption aufzählte und dem Buben befahl, raſch etwas zu eſſen, und dann ſeiner Wege zu gehen.

Dies kreuzte den Idealismus Dietrichs zu grell, und er erklärte zum erſten Male heftig gegen ſeine Mutter, daß er kein Knabe mehr wäre, daß er wüßte was er wolle, daß die ſchönen Lehren von Menſchenfreundlichkeit nichts bedeuteten, wenn man ſie bloß im Munde führe, und daß er für den armen Buben ſorgen würde, auch wenn Vater und Mutter dagegen wären.

Der Vater war eben eingetreten. Ihn unterrichtete Dietrich kurz über den Stand der Dinge — und der Vater, als ehrlicher, gutherziger Philoſoph erklärte ſich für die Handlungsweiſe ſeines Sohnes, der ſeiner humanen Erziehung alle Ehre mache.

— Ihr Männer verſteht eben nichts von den Forderungen eines Hausſtandes! — rief die Mutter, aber ihre Stimme war milder, und ihr Blick ſchaute auf den Sohn Dietrich, als ob das Lob des Vaters ihr ganz erwünſcht gekommen wäre. Das gute Herz, die Liebe zu Dietrich und der Stolz auf ihn bekämpften ſichtlich die rechnende Hausfrau, und es klang wie ein abziehendes Gewitter, als ſie endlich den Buben ausſchalt, daß er ſich ſo unſauber halte, während ihm der Herrgott einen guten Wuchs und ein verſtändiges Antlitz geſchenkt habe. — Vor allen Dingen mußt Du gewaſchen werden — ſchloß ſie — ehe von etwas Anderem die Rede ſein kann. Marſch, fort mit mir in die Küche!

So führte ſie ihn fort. Sie führte ihn, wenn auch ihr Arm ſteif dabei blieb.

Vater und Sohn ſprachen nun über die politiſche Tragweite der Scenen im Palais Cardinal. Der Vater ſah ſie ganz eigen an. Es war eben ein Landsmann bei ihm geweſen, ein Holländer, der als reicher Mann große Verbindungen in Paris hatte. Der hatte ihm große Geſichtspunkte eröffnet. Sie gingen dahin, daß die proteſtantiſche Sache mit Verluſt ihres beſten Feldherrn, mit Verluſt des Herzogs Bernhard bedroht wäre.

— Warum nicht gar! Nach dem Siege, welchen wir eben errungen! rief Dietrich.

— Das iſt ein Sieg des Königs Pyrrhus! — antwortete der Vater — und Du erzählſt mir ja eben ſelbſt, wie der Kardinal ihn anfaßt, erzählſt mir, daß er mit ſeiner Nichte den Herzog Bernhard beſucht, mit ſeiner Nichte! Der Kardinal verhüllt und beſchönigt ſeine Niederlage, und verwandelt ſie in einen Triumph, wenn es ihm gelingt, die Verheirathung ſeiner Nichte mit dem Herzoge durchzuſetzen.

— Die Verheirathung!? Das hab' ich vergeſſen, vergangene Nacht im Palais iſt es auch mir wie ein Blitz vor den Augen vorübergeflirrt —

— Die Verheirathung! Ich habe ganz intime Nachrichten. Der Miniſter Desnoyers hängt mit den Jeſuiten zuſammen, hängt eng mit ihnen zuſammen. Ein Hauptfaiſeur der Jeſuiten, ein öſterreichiſcher Kavalier iſt in Paris. Er hat Desnoyers beſucht. Desnoyers iſt Richelieu's Gegner und iſt Bernhard's Feind. Er hat das Ohr des Königs und die ganze Unterſtützung des Klerus. Der König haßt Richelieu, und wenn dieſer eine politiſche Schwäche zeigt — Euer heutiger Ueberfall und Sieg zeigt aber eine ſolche Schwäche! — ſo beſeitigt er den Kardinal. Das weiß Richelieu, und ſeine Gegenmine iſt auf den Herzog Bernhard gebaut. Weder der König noch der Klerus läugnen, daß Bernhard das größte Feldherrntalent iſt, welches jetzt in Europa exiſtirt, und daß es eine gute Politik iſt, ſich ſeiner zu bemächtigen. Wäre es auch nur, um ihn unſchädlich zu machen. Richelieu hat nun vor, letztere Anſicht zu überbieten. Er will ihn mit ſeiner Nichte verheirathen, und ihn dadurch eng an die franzöſiſche Sache feſſeln. Zu dem Ende ſoll ihm Wort gehalten werden mit dem Verſprechen, daß ihm der Elſaß zufallen ſolle, ja man will ihm Theile von Hochburgund und wohl auch von Lothringen dazu geben, damit er eine reſpektable Grenzmacht bilde in franzöſiſcher Abhängigkeit. Um ſo größer ſoll dieſe Macht werden, je mehr Bernhard ſich der franzöſiſchen Politik hingiebt, um ſo größer, je näher die Möglichkeit rückt —

— Welche?

— Kurz und gut, Richelieu hofft, den Herzog Bernhard mit der Zeit katholiſch zu machen, wenn erſt die Heirath abgeſchloſſen iſt, und wenn alle Vortheile dann ſtromweiſe auf den ehrgeizigen Herzog Bernhard herab regnen.

— Das thut Herzog Bernhard nie!

— Wer weiß das?! Wir ſind alle ſchwache Menſchen. Und was hat Bernhard von dem erſchöpften, zerklüfteten deutſchen Reiche zu hoffen, deſſen habsburgiſchem Kaiſer er wie ein Erbfeind gegenüber ſteht?!

— Nie! nie!

— Darüber entſcheidet vielleicht ſchon dieſe Stunde. Mein Landsmann ſagte: der Herzog Bernhard ſei wie ein Knabe verliebt in die Aiguillon. Iſt das wahr, dann wird vielleicht in dieſem Augenblicke drüben im Arſenale die Verlobung abgeſchloſſen. Die weiteren Dinge mögen mehr oder weniger wahr werden, mit dieſer Verlobung allein verliert die proteſtantiſche Sache ihren erſten Feldherrn, und der Herzog Bernhard verliert mit dieſer katholiſchen Heirath das ganze Vertrauen der proteſtantiſchen Welt — er muß den Weg Henrichs des Vierten gehen, und ob eine zweite Bluthochzeit erfolgt oder nicht, er muß wie der Bearner zur katholiſchen Kirche übergehn.

— Eilen wir hinüber, Vater, in's Arſenal!

— Was können wir thun, mein Sohn, was können wir ändern?!

— Wer weiß!

— Du haſt Recht! Wer weiß, ob der Geſandte des proteſtantiſchen Schwedens nicht einen Augenblick findet, dem Herzoge ein wohl gemeintes Wort zu ſagen, den Herzog zu ernüchtern. Du haſt Recht, mein Sohn, eilen wir hinüber!

VI.

Der warme Frühlingstag hatte ſich zu dauernder Schönheit entwickelt in den Nachmittag hinein, als Hugo van Groot und ſein Sohn Dietrich unter der ſteinernen Laube vor ihrem Hauſe auf die place royale heraustraten. Die Wärme ſchwirrte und ſummte bereits und ſchwankte wie ein befruchtender Odem zwiſchen den Bäumen des Platzes dahin, ſo daß Vater Hugo ſich ſagen zu müſſen glaubte: dieſe Luft iſt ganz dazu gemacht, in einem geſunden Kriegsmanne die ſinnliche Liebesluſt zu erwecken und hoch zu ſteigern. Wehe ihm, wenn dieſe kokette Aiguillon ihn heute einfinge zu einem einſamen Stelldichein!

Dietrich ſah ſich um, ob Louiſen vielleicht noch promenirte. Aber die Stunde des Umherwandelns war ſelbſt für die vornehmen Stände längſt vorüber, der Platz war leer, und die erſten jungen Mücken ſpielten ungeſtört im Sonnenſcheine. Sie waren hier zu Hauſe auf dem alten Sumpfboden, von welchem dieſer Stadttheil ſeinen Namen „Marais“ führt.

Weder Vater noch Sohn wurden es gewahr, daß man ihnen aufmerkſam nachblickte. An einem Fenſter nämlich dicht neben ihrem Hauſe ſtand ein ſchöner Mann und ein ſchönes Weib, und der Mann zeigte auf die fortſchreitenden Holländer, und ſchien der Frau zu ſagen: dieſe beiden groben Geſtalten treiben Dinge in Paris, welche uns unbequem und nachtheilig ſind.

Der Mann war Norbert von Zierotin, und die ſchwarz gekleidete Dame, welche hier neben der ſchwediſchen Geſandtſchaft wohnte, hatte eine vollſtändige Aehnlichkeit mit Lady Ludmilla Seymour, gebornen Loß.

Dietrich hatte dieſe ſchöne Dame ſchon öfters am Fenſter geſehen. Sie gehörte in die Gallerie ſeiner Phantaſiebilder. Jetzt aber ſah er nicht rückwärts.

Am Ausgange des Platzes begegnete den beiden Groots der langſam einher ſchreitende Doctor Blandini. Sie kannten einander nicht, und der feiſte Doctor, welchen die Frühlingsſonne in Schweiß verſetzte, ging ſchweigend an ihnen vorüber nach dem Hauſe der Lady Ludmilla zu.

Im Hofe des Arſenals erfuhren Vater und Sohn, daß Herzog Bernhard mit dem Kardinal und deſſen Nichte nach Rueil hinaus gefahren wäre zur Mittagstafel und zu ländlicher Erholung. Die Pferde des Herzogs gingen ſo eben nach. Die Frau Herzogin von Aiguillon habe von einer Reitpartie in die Wälder geſprochen.

Hugo Grotius ſah bekümmert drein, und ſtieg mit ſeinem Sohne die Treppe hinauf, um wenigſtens mit Rehlingen von Leder, dem Kanzler des Herzogs zu ſprechen. Dieſer war dem berühmten Rechtslehrer Grotius ſehr ergeben, und war ihm ſchon lange durch brieflichen Verkehr befreundet.

Leder kam eben von der Tafel, und war heiter angeregt. — Es läßt ſich Alles hoffnungsvoll an — rief er Grotius entgegen — mit unſern franzöſiſchen Gaſtgebern. Der Intendant hier im Arſenale hat mir vorhin mitgetheilt, daß der Herr Kardinal beim Fortgehen lächelnd angezeigt: es ſollte Alles aufgeboten werden, den Aufenthalt des Weimariſchen Gefolges angenehm und ſplendid zu machen, und es könnten täglich tauſend Thaler dafür verausgabt werden, tauſend „écus", der écu zu drei Livres. Das haben wir denn auch jetzt gleich an den Weinen bemerkt, und die Kriegsleute können ſich drinnen nicht vom Nachtiſche trennen. Unſereiner iſt doch mäßiger, wenn man auch ein feines Glas Wein zu ſchätzen weiß.

Er führte die beiden Groots in ſein Zimmer, und war ſehr geſchmeichelt von Herrn Hugos Erklärung, daß dieſer ein ernſtes Geſpräch mit ihm wünſchte über die politiſche Stellung des Herzogs von Weimar.

Wenn zwei Gelehrte politiſiren, ſo vergeht viel Zeit. Denn ſie wollen nicht blos klug, ſie wollen auch gründlich erſcheinen. Und Leder wollte dem berühmten Manne gegenüber ſeine Tüchtigkeit erweiſen. Er warf ſich alſo mit ausgebreiteten Flügeln auf die ſchönen Zwiſchenlande, welche damals noch Frankreich und das deutſche Reich an unmittelbarer Berührung verhinderten. Denn das einſtige burgundiſche Reich im Weſten der Schweiz bis in die Niederlande hinab gehörte damals noch nicht zu Frankreich. Da herrſchten noch Spanien und ein ſelbſtändiges Lothringen, vom Elſaß, der großen Landgrafſchaft des heiligen römiſch deutſchen Reiches gar nicht zu ſprechen, welche fernab lag von franzöſiſcher Berührung. Waren doch ſelbſt die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, durch welche Herzog Bernhard eingerückt war, noch keineswegs legaler Beſitz Frankreichs, und es war nicht ſo chimäriſch, wie es heute klingt, wenn der geſchichtskundige Leder die Meinung ausdrückte: das große Zwiſchenreich vom Mittelmeere bis an die Nordſee, das uralte ganze Lotharingien, die einſtige Erbſchaft des Kaiſerſohnes Lothar könnte wohl wieder hergeſtellt werden unter dem Scepter Bernhards von Weimar.

— Habt Ihr Aeußerungen des Herzogs ſelbſt in dieſer Richtung vernommen? — fragte Herr Hugo.

— Das eigentlich nicht — entgegnete Leder — aber der Kardinal ſelbſt hat mir heute dieſe Gedanken erweckt.

— Wie? Habt Ihr ihn geſprochen?

— Beinahe eine Viertelſtunde. Eminenz ließen mich rufen, während unſer Herzog mit der ſchönen Frau Herzogin im andern Zimmer verweilten. Eminenz meinte huldvoll, es liege ihm viel daran, den politiſchen Rathgeber des Herzogs von Weimar kennen zu lernen.

Und bei dieſer Gelegenheit ſprach er vom alten Lotharingien für den Herzog Bernhard?

— Nicht ſo ausdrücklich. Aber von der großen Dotation, welche dem Herzoge Bernhard zufallen müſſe, ſprach er, und die ſich nicht auf die Landgrafſchaft Elſaß beſchränken könne, wenn der Herzog in ſeinem Haſſe gegen die Habsburg'ſche Kaiſermacht beharre, und wenn er durch engere Bande an Frankreich geknüpft werde.

— Und was dieſe engeren Bande betrifft? — fragte Herr Hugo.

— Oh, darüber herrſcht kein Zweifel mehr. Der Leibdiener des Herzogs, Hoffmann geheißen — übrigens ein beſchränkter deutſcher Politikus, welcher in ſeiner Beſchränktheit von den Franzoſen nichts wiſſen will, — dieſer Heſſmann hat drüben im Schlafzimmer einen Theil des Geſpräches angehört, welches die Herrſchaften im Saale geführt haben, und der deutſche Brummbär geſteht zu, daß der Kardinal ſich geäußert habe, als ob der Herzog ſchon ſein Schwiegerſohn wäre, inſofern er die Nichte wie ſeine Tochter anſieht.

— Wirklich?

— Ja. Wir ſind auch alle überzeugt, daß heute Abend draußen in Rueil die Sache fertig wird, will ſagen die Verlobung. Denn die Frau Herzogin brennt lichterloh, das ſieht man ihr an.

— Und der Herzog?

— Mein Gott, er iſt ein angehender Dreißiger, in voller Friſche und Unſchuld, der nie eine Liebſchaft gehabt. Die Natur will ihr Recht, man ſieht es auch ihm an, daß ſeine Schäferſtunde geſchlagen hat.

Dietrich ſchrie laut auf. In der Politik ſeines Vaters aufgeſäugt war er voll davon, daß dies Alles nichts tauge, und als Enthuſiaſt hielt er nicht zurück mit ſeiner Mißbilligung.

Leder wurde dadurch unangenehm aus ſeinem politiſchen Rauſche erweckt. Er war einer der beweglichen Politiker, die keinen ſtarken Charakterkern haben, und mit denen die politiſche Spekulation leicht durchgeht.

Als ihm Herr Hugo nun erklärte, warum ſein ehrenwerther Sohn aufgeſchrien, und warum er ſelbſt als ergrauter Politikus dieſen ganzen Weg für höchſt gefährlich erachte, da wurde Leder nüchtern und kleinlaut. Beſonders als Herr

Hugo die religiöſe Frage gründlich anfaßte, und ihm auseinanderſetzte, daß es auf einen furchtbaren Fallſtrick für den Proteſtantismus abgeſehen ſei. In dieſem Punkte war Leder empfindlicher als in dem Hinweiſe auf das „germaniſche“ Element, welches tief bedroht ſei durch die Schliche eines Kardinals, der am letzten Ende doch ein Kardinal bleibe, und in der Stille an Rom verſprochen habe, den gefährlichen Weimaraner unſchädlich zu machen.

— Unſchädlich? — ſtöhnte Leder.

— Katholiſch! — rief Dietrich.

— O nein, o nein! das iſt nicht möglich — erwiderte Leder raſch — unſer Herzog iſt ſogar fromm lutheriſch!

— Er hat ſich aber im Kriege oft tolerant gezeigt! Iſt's nicht ſo? — ſagte Herr Hugo.

— Das iſt wahr!

— Nun alſo! Ich bin ſelbſt kein Eiferer, und habe als Politiker die Toleranz des Herzogs mit Vergnügen geſehen. Aber geſtehen muß ich mir: der Weg zum Uebertritte geht naturgemäß durch die Toleranz.

— Nein, nein! Bei unſerm Herzoge nicht. Das Lutherthum iſt ihm Herzensſache —

Da trat Hoffmann ein, und meldete, daß ein Bote den ſchwediſchen Geſandten Herrn van Groot ſuche, und daß dieſer Bote ſich ſehr dringend und eilig geberde. Er komme aus der Wohnung des Herrn Geſandten, und bringe dieſen Zettel von deſſen Frau Gemahlin.

Dabei überreichte Hoffmann einen Zettel. Es war dunkel geworden. Herr Hugo mußte an's Fenſter treten, um ihn leſen zu können.

„Ueberbringer dieſes Zettels hat wichtige Nachrichten. Sprich ihn ſogleich und geheim in Gegenwart Dietrichs.“ — So lautete der Zettel.

Leder beeilte ſich, ſein Zimmer abzutreten. Er war dem berühmten Grotius gegenüber in einiger Beſchämung, daß er ſich zu fehlerhafter Exaltation in politicis hatte hinreißen laſſen, und machte ſogleich Platz, dem mürriſch ausſehenden Hoffmann auftragend, Licht in das Zimmer zu ſenden. Er und Hoffmann verließen das Zimmer.

Der Bote trat ein; Dietrich erſchrak. Es war Mathieu, und zwar in ſehr aufgeregtem Zuſtande. Er war hilfeſuchend in die ſchwediſche Geſandtſchaft geeilt, und von Frau Grotius herüber geſendet.

Nachdem er ſich verſichert, daß der ältere Herr Dietrichs Vater und ſonſt Niemand im Zimmer wäre, erzählte er haſtig, was ihm begegnet war ſeit der Befreiung aus dem Palais Kardinal. Triſtan mit ſeiner Bande halte noch unverrückt das Hotel Rohan beſetzt. Bei einem Haare wäre er ihnen mit dem armen Giroſlay in den Rachen gelaufen; denn auch auf der Straße hätten ſie Poſten ausgeſtellt. Giroſlay habe dies zeitiger bemerkt als er ſelbſt, und ſo wären ſie beide, Verrath merkend, bei Zeiten umgekehrt, und hätten ſich nach Giroſlays Behauſung geſchlichen. Gerade dieſe Behauſung hätte Giroſlay eigentlich vermeiden wollen, weil er gefürchtet, ſie in fremden Händen zu finden. Das ſei aber nicht der Fall geweſen, das kleine Wirthshaus ſei in ſtillem regelmäßigem Gange verblieben unter Führung eines handfeſten Hausknechtes. Von da aus habe er, Mathieu, trotz des hellen Tages über die Gartenmauer einen Verſuch gemacht, dem Hotel nahe zu kommen und Kundſchaft zu erlangen. Das ſei gelungen mit Hilfe der ſchattigen Gebüſche und Bäume, welche bis an's Haus reichen. Er habe die junge Prinzeſſin Marguérite geſprochen, die ihn vom Fenſter aus geſehen, und die auf ſeine Zeichen in den Garten hinaus gekommen.

So weit war Mathieu in ſeiner Mittheilung, als die Thür aufgeriſſen wurde, und der Graf von Naſſau und Erlach heftig eintraten. Erlach hatte außen gehört, daß der heute Morgen befreite Rohan'ſche Diener in aufgeregtem Zuſtande erſchienen ſei, er hatte geahnt, daß der Kardinal nicht Wort gehalten, er hatte den Grafen von Naſſau unterrichtet, und deſſen ungeſtüme Frage lautete denn auch ſogleich: — Iſt es wahr, daß der Kardinal ſeine Häſcher nicht abberufen hat aus dem Hauſe Deines Herzogs?

— Es iſt wahr, Herr! — erwiderte Mathieu — kein Menſch, keine Katze iſt während des ganzen Tages aus dem Palais Kardinal in unſer Haus gekommen. Triſtan und ſeine Rotte ſitzt in feſter Belagerung drin, und läßt Niemand hinein, Niemand hinaus. Er meint, unſern gnädigen Herrn auszuhungern. Und wenn unſer gnädiger Herr da iſt, ſo gelingt ihm auch ſein ſchändlicher Plan, denn mein Herzog ſtirbt eher, als daß er ſich den Papiſten überliefert.

Es folgte Stillſchweigen. Der Graf von Naſſau ſtampfte mit dem Fuße. Dann ſagte er: — Du ſprichſt, als wüßteſt Du nicht gewiß, ob der Herzog im Hauſe wäre.

Mathieu ſah unſicher auf Erlach.

— Alter Narr! — ſprach dieſer — jetzt ſind wir ſo weit, daß weiteres Verſteckenſpiel eine Albernheit wird. Hilfe iſt nur hier aus dieſem Hauſe möglich. Alſo heraus mit der Sprache! Wie ſicher, oder wie unſicher iſt der Zufluchtsort des Herzogs? Darnach wird der Herr Graf von Naſſau ſeine Maaßregeln bemeſſen.

— Nun denn — ſprach Mathieu leiſe — mein gnädiger Herr ſitzt in einem engen Loche zwei Schritte breit, ſechs Schritte lang, ohne Luft, ohne Licht, ohne Nahrung. Er iſt an die Sechzig. Seit geſtern Abend ſitzt er ſo, wenn er noch ſitzt! Ueber vierundzwanzig Stunden. Vielleicht liegt er ſchon ohne Beſinnung da. Er iſt an friſche Luft gewöhnt, er braucht ſie mehr als ich, das weiß ich. Das Loch bringt ihn um, wenn's ihn nicht ſchon umgebracht hat.

Neues Schweigen. Ein Mann wie der Graf von Naſſau hatte ja im Kriegsleben Liſt und Trug aller Gattung mannigfach erfahren. Aber Kriegsleben gehörte dazu, meinte er. Solch ein Wortbruch in friedlicher Stadt erſchien ihm wie etwas Neues, und wie etwas beſonders Freches, dem man in's Geſicht ſchlagen müßte, wenn's irgend möglich wäre. Und auf denſelben frech wortbrüchigen Staatsmann war der Herzog Bernhard und waren ſie Alle mit dem Herzoge angewieſen. Das flog dem Naſſau wie ein Hagelſchauer durch den Kopf. — Er ſtampfte neuerdings mit dem Fuße, und zupfte ſeinen buſchigen Kinnbart. Endlich ſagte er mit gepreßter Stimme: — Das iſt ſo wichtig, auch für unſere Zukunft, daß ich nicht allein handeln kann und mag, wie ſehr es mich reißt, mit einem raſchen Streiche dazwiſchen zu fahren. Es muß aus dem Ganzen und Großen gehen. Ja, das muß es! Und ſo ſoll's geſchehen. Du — wendete er ſich zu Mathieu — bleibſt hier! In einer Stunde hoff' ich wieder hier zu ſein; dann brauch ich Dich. Ich ſprenge zum Herzoge Bernhard hinaus. Nichts ſagen, nichts verlauten laſſen, meine Herren! Ich ſelbſt gebe Ordre, daß alle unſre Leute in bewaffneter Bereitſchaft harren. Auf Wiederſehen!

So ging er feſten Schrittes hinaus. Dietrich war äußerſt geneigt, ihm zu folgen. Aber das „Sprengen“ hielt ihn ab. Das war auf ein anderes Reiten abgeſehen als heute Morgens.

Und wirklich ſah und hörte man dies Reiten bald darauf. Die Fenſter des Zimmers gingen auf den Hof, und aus dieſem ſtürmte der Graf von Naſſau in die Thorwölbung hinaus, daß die Funken hell auf leuchteten in der Dunkelheit. Ein franzöſiſcher Gensdarmes von der Arſenalwache ritt neben ihm, um den kürzeſten Weg zu weiſen. Ein Reitknecht des Herzogs Bernhard folgte mit dem ledigen Roſſe des Herzogs.

Sie mußten vom Arſenale aus faſt quer durch Paris, um nach Rueil zu kommen. Die ſchlecht beleuchteten Gaſſen geſtatteten nicht ſo raſche Gangart; der Gensdarmes ſchrie auch ſtöhnend, der Herr Graf möge ſein Pferd verhalten. Jenſeits der Tuilerieen aber, wo die Landſtraße begann, war der Graf von Naſſau ſeines Weges allein ſicher, und kümmerte ſich nicht mehr um den Gensdarmes, welcher denn auch ſehr bald ſammt ſeinem ſchlecht geführten Gaule im Straßengraben lag.

Der Graf von Naſſau kam richtig an's alte Schlößchen von Rueil, flog richtig durch das erleuchtete Gewölbe, und ſprang an der Freitreppe des italieniſchen Schloſſes vom Pferde. Des Herzogs Reitknecht hatte Schritt gehalten, übernahm des Grafen Roß, und wartete.

Der Graf ſtürmte hinauf, Thürſteher und entgegenkommende Lakaien bei Seite ſchiebend. Er war geſtern mit dem Herzoge hier geweſen, als guter Soldat wußte er den einmal betretenen Weg, und flog wie der Stoß eines Sturmwindes in's richtige Vorzimmer. Die Dienerſchaft zögerte mit der Meldung — es ſei vertrauter Zirkel in den Gemächern der Frau Herzogin! — Der Graf faßte den ſprechenden Kammerdiener an beiden Schultern, und ſchrie ihm in's Geſicht: — Dem Herzoge von Weimar melden, daß der Graf von Naſſau mit einer wichtigen Meldung auf ihn warte, oder ich renne die Thüren ein mit Deinem geputzten, magern Leichnam, vorwärts!

Der Kammerdiener taumelte hinein. Der Graf folgte ihm bis in's nächſte leere Zimmer, und ging da ſporenklirrend auf und nieder.

Fünf Minuten dauerten ihm ſehr lang. Nach fünf Minuten ſtand der Herzog Bernhard vor ihm.

Der Kammerdiener ſchlich erſchrocken vorbei und hinaus. Er hätte nichts verſtanden — die Herren ſprachen deutſch.

Der Graf erzählte kurz und ſchlagend. Herzog Bernhard ſprach kein Wort, aber es blitzte in ſeinem Antlitze.

Der Graf von Naſſau ſchloß mit den Worten: Soll Hans von Skarſchädel Recht behalten? Ich hab' ihn geſtern geſprochen, als er auf's Pferd ſtieg, um heim zu reiten nach Deutſchland. Er iſt ein tüchtiger deutſcher Mann, und er ſagte: Ihr verliert das Vertrauen im Vaterlande, wenn Ihr den Franzoſen vertraut; Ihr verliert Eure und unſere Sache, denn ſie betrügen Euch. Sie gehören nicht zu unſerm Glauben, nicht zu unſrer Sitte, nicht zu unſrer Politik. Wozu können ſie Euch, können ſie uns dienen? Ihr holt für ſie die Kaſtanien aus dem Feuer, und werdet dann auf die Finger geſchlagen. Ihr werdet Vaſallen, und das deutſche Reich zahlt die Unkoſten. — Dies waren ſeine letzten Worte, und der heutige Wortbruch des Kardinals ſtraft ſie wahrhaftig nicht Lügen.

— Wahrhaftig nicht! — wiederholte leiſe Herzog Bernhard, und winkte dem Grafen, mit ihm hinein zu gehen in die inneren Gemächer.

Schon im nächſten begegnete ihnen der Kardinal mit ſeiner Nichte, welche gar verführeriſch ausſah in leichter Kleidung und in aufgeregter Theilnahme: ob dem „cher duc Bernard" etwas Unangenehmes gemeldet worden ſei?

— Allerdings, Frau Herzogin. — Ich höre ſo eben, Eminenz, daß Eure Zuſage von heute Morgen nicht erfüllt worden iſt. Im Hotel des Herzogs von Rohan iſt die Belagerung nicht aufgehoben worden; es iſt gar keine Weiſung von Euch dort eingetroffen.

— Das iſt ja nicht möglich! — rief Richelieu.

— Es iſt gewiß! — ſagte mit ſcharfem Tone der Graf von Naſſau — was Ihr verſprochen, iſt nicht gehalten worden.

— Das iſt ja zum Verzweifeln, wenn man ſo ſchlecht bedient wird! — ſprach Richelieu mit ſichtlicher Entrüſtung — ich werd' es ſogleich unterſuchen laſſen. Sobald Ihr, Herr Graf, aus der Thür gingt, hab' ich die entſprechende Ordre ertheilt. Du mußt es ja ſelbſt gehört haben, Madeleine!

— Ja wohl, lieber Oheim!

— Ich ſelbſt bin bald darauf zu Euch gefahren, und vom Arſenal hierher; ich habe keine Gelegenheit gehabt, mich darum zu kümmern. Der Blitz ſoll auf den Abbé fahren, welcher die Ordre auszurichten gehabt hat. Iſt er hier?

— Ich hab' ihn nicht geſehen, lieber Oheim. Laſſen wir uns dadurch nicht ſtören, lieber Herzog, gehen wir hinein. Der Oheim giebt unterdeſſen die Ordre noch einmal, und nachdrücklich.

— Ja wohl, lieber Herzog, laßt Euch nicht ſtören! ſetzte Richelieu hinzu.

Das Auge Bernhards ruhte feſt auf dem Kardinal, und ſtreifte nur einen Augenblick über die Geſtalt des ſchönen Weibes hin. Der heiße Blick des Weibes begegnete dem ſeinen. Vielleicht deshalb wendete ſich ſein Auge gleich wieder auf den Kardinal. Er fühlte ſich dieſem verführeriſchen Auge gegenüber in Gefahr, und ſtärkte ſeine moraliſche Wiverſtandskraft im Anſchauen Richelieus, den er bereits haſſen zu dürfen meinte.

Bernhards Seele kämpfte einen peinlichen Kampf, weil es ein unklarer Kampf war. Das ganze Verhältniß zu Frankreich war nur aus dem künſtlich kombinirenden Verſtande entſproſſen. Der eigentliche Bernhard, der deutſche Herzog, hatte nichts damit zu thun. Dem eigentlichen Bernhard klangen Starſchädels Warnungen in den Ohren wie Worte wirklicher Wahrheit. Aber die Verzweiflung rief: Was ſonſt? Und die Verzweiflung rief außerdem: Kannſt Du nicht eben ſo klug ſein wie dieſer Kardinal?! Kannſt Du nicht den Teufel austreiben mit dem Teufel?! Nein, antwortete eine klare Stimme, nein! Denn Du kannſt nicht Lug und Trug treiben mit den heiligſten Dingen wie dieſer Richelieu!

Das Verſinken in dieſe Gedankenreihe brachte eine Pauſe hervor. Richelieu mißdeutete ſie: er meinte, Bernhard ſtockte, weil ihn Liebe und Klugheit zurückführte in die Arme der Nichte, in die Hände des Oheims. Er trat freundlich ganz nahe zu Bernhard, er nahm ihn unter den Arm, und führte ihn nach einer Ecke des Zimmers, indem er ſeiner Nichte mit den Augen zuwinkte: ſie möge folgen. Dort in der Ecke ſprach er wie ein langjähriger Vertrauter halblaut: — Ich bin entzückt, lieber Bernhard, über Eure jugendliche, feurige Auffaſſung der Dinge! Mit dieſem Ungeſtüm, mit dieſer Friſche erobern wir die Welt, und machen wir uns zu Herrn dieſer eroberten Welt. Hört nur dabei auf meinen Rath, auf den Rath kühleren Alters, längerer Erfahrung.

Die vorliegende Frage zum Beiſpiele, den alten Fuchs Rohan betreffend, werdet Ihr ganz anders betrachten, wenn Ihr nur einen Monat lang hier in Frankreich neben mir gelebt habt. Da werdet Ihr gründlich inne geworden ſein, daß dieſe großen ariſtokratiſchen Häuſer, dieſe Rohans und Montmorency's und wie ſie weiter heißen, das Haupthinderniß ſind für die Staatsentwickelung in freier, aufgeklärter Weiſe, wie ſie uns Beiden vorſchwebt. Dieſe Seigneurs laſſen keine geſammelte Staatsmacht entſtehen weder hier in Frankreich, noch drüben im deutſchen Reiche. Dort halten ſie Euren Kaiſer und machen die Freiheit unmöglich, hier umgarnen ſie immer wieder meinen — thörichten König, welchem ſie vorreden: ſie ſtützten ſeinen Thron, während ſie ihn ſchwächen. Sie leben von alten Traditionen, wir aber, wir Beide, mein tapfrer Bernhard, wir wollen ja neue Schöpfungen.

— Mich dünkt — antwortete Bernhard — die neue Schöpfung ſteht dem Rohan näher. Er gehört zur neuen Lehre, er iſt Hugenott.

— Ach, glaubt doch nicht, daß dieſe Hugenotten Eures Glaubens ſeien! Sie ſind Kalviner; das iſt ja ganz was Anderes. Ihre Seele ſtammt aus den kleinen Gemeindeſtaaten in der Schweiz, ihr politiſches Ziel iſt eine Republik mit hundert Herren. Sie wollen die Größe zerſpalten, weil jeder Einzelne unter ihnen nicht groß genug ſein kann. Iſt das Euer Fall, Herzog Bernhard? Fühlt Ihr Euch nicht berufen und berechtigt, ein Großer zu ſein auf dieſer Erde, welcher über Millionen gebietet?

— Es iſt dafür geſorgt, daß die Helden nicht ausſterben! — ſetzte die Herzogin von Aiguillon hinzu, indem ſie ihr lächelndes Auge gleichſam in das Antlitz Bernhards hinein ſchmeichelte, und ihre warme Hand auf ſeinen Arm legte.

Sie fand auch Bernhards Aufmerkſamkeit. Er vermied es nicht mehr, feſt auf dies Weib zu blicken, welches allein noch ihn unſicher machte. Die Worte Richelieus waren abgeprallt an ſeinem Kopfe. Er war klar darüber, daß im Munde dieſes Mannes Alles Redensart wäre, die ſich drehen und wenden ließe, wie es der politiſche Handelsmann eben brauchte. Bernhard war ein klarer Kopf; Richelieu täuſchte ihn nicht mehr durch künſtliche Reden und Gründe.

Aber dies Weib beſing ihn noch. Er wußte noch nicht, daß auch ihr Zauber, welchem er ſich unterworfen fühlte, aus einem Irrthum entſprungen wäre. Er wußte es nicht. Dennoch wagte er Widerſtand. Ein Etwas in ihm — es ſtammte wohl aus ſeinem deutſchen Kerne — raunte ihm zu: das kann nicht die Liebe ſein, von welcher die Menſchen erzählen, die Dichter ſingen, das kann ſie nicht ſein! Sie peinigt mich ja, indem ſie vorgiebt, mich zu beglücken. Nichts paßt, wohin ich ſehe, nichts fügt ſich zu irgend einer Harmonie! Weder im Aeußeren, noch im Inneren. Nein, auch im Inneren gar nicht! Ich ſehe keinerlei Beruhigung, keinerlei Segen vor mir —

Unter dieſen Gedanken, die mit der Schnelligkeit des Sturms in ihm vorüberflogen, ſah er zum erſten Male dauernd, tief, gleichſam gewaltſam in ihr Auge hinein, als wollte er ihre Seele aufreißen wie er eine in Nebel gehüllte Schlachtordnung aufriſſe durch grimmigen, todesmuthigen Angriff.

Dieſe Nichte Richelieus war aber ein geübter, ſehr ſtarker Liebesſoldat. Sie begriff und fühlte, daß ihre ganze Schlacht um den deutſchen Herzog auf dem Spiele ſtand, und ſie rief all ihre Kräfte in's Gefecht. Das anmuthigſte Lächeln, der ſchüchternſte Seufzer, der nur wie ein Hauch flüſterte, der wärmſte und doch beſcheidene Druck der Hand ſtürmten ein auf Herz und Sinne Bernhards — das Stillſchweigen, welches eine Minute lang herrſchte, neigte ihrem Siege zu.

Ihrem Siege! Denn es kam ihr ein Element zu Hilfe, welches unter den Deutſchen gerade nur einem Sachſenfürſten gefährlich war, das Element der feinen, kleinen Züge im Umgange und Antlitze, welche in der franzöſiſchen Höflichkeit eingebürgert ſind, und welche in Deutſchland nur dem oberſächſiſchen Stamme eigenthümlich ſind. Die Höflichkeit des Herzens könnte man es nennen, darf aber dabei nicht vergeſſen, daß dies Herz recht klein ſein kann. Dieſer heimathliche Zug in den bittenden, ſchmeichelnden und verheißenden Geſichtszügen der Franzöſin wirkte noch einmal beſtechend auf Bernhard — aber nur wenige Momente lang. Das Bedürfniß ſeiner Seele ſuchte ſich loszuringen von den kleinen Feſſeln. Und er war eben doch zu lange gewohnt, im Großen zu wünſchen, zu wollen und zu handeln, als daß nicht die großen Geſichtspunkte die Oberhand gewonnen hätten. Sie feiten ihn gleichſam, und ſchärften die Kraft ſeines forſchenden Blickes. Und jetzt entdeckte er deutlich hinter den lockenden Augen dieſes Weibes ein ſelbſtſüchtiges, ihm ganz fremdes Weſen, hinter den lächelnden Mienen eine leere Gleißnerei — er trat mit einer leichten Verbeugung zurück, und ſagte höflich wie ein Franzos: Verzeihung, Frau Herzogin, daß ich Eure Gaſtfreundlichkeit augenblicklich einer Pflicht nachſetzen muß, welche mich von dannen ruft. — Eure Eminenz bitte ich morgen — ſetzte er unmittelbar hinzu, indem er ſich gegen Richelieu wendete — um eine ſchriftliche Vorlegung unſers Allianz-Abkommens, und ich bitte, das Wort „Allianz“ in dieſes Abkommen poſitiv aufzunehmen. Ich kann nur als deutſcher Fürſt und Kriegsherr mit der Krone Frankreich in Verbindung treten, und meine, daß dieſer Allianz-Vertrag bis morgen Abend ausgefertigt ſein muß, wenn er überhaupt zu Stande kommen ſoll. Gelingt dies nicht, ſo wünſche ich übermorgen vom Könige, von Eurer Eminenz und von Paris Abſchied zu nehmen.

Nach dieſen Worten grüßte er vornehm wie ein Fürſt, und ging mit dem Grafen von Naſſau von dannen.

Richelieu und ſeine Nichte blieben erſtarrt zurück.

— Das iſt die Empfindlichkeit, Oheim, weil Du nicht Wort gehalten mit Rohan!

— Und er holt ſich den Rohan! — ſagte langſam und nachſinnend Richelieu — und das kann zu einem unabſehbaren Ausbruche führen mit Hugenotten, Seigneurs und dem Könige!

— Ah! was da! Löſe Dein Wort, dies iſt die Hauptſache.

— Vertheidige Dich! mußt Du ſagen; das iſt die Hauptſache. Und das ſoll geſchehen.

Ohne ein weiteres Wort zu ſagen, und ohne ſeine Nichte irgend einer Aufmerkſamkeit zu würdigen, ging Richelieu nach ſeinen Gemächern, und man hörte ihn ſchon im nächſten Zimmer nach dem Abbé rufen.

Er hatte ganz recht vermuthet. Herzog Bernhard ritt ſpornſtreichs nach dem Arſenale in Paris. Der Mond war aufgegangen, und beleuchtete den Weg, welchen der Graf von Naſſau neben ihm jetzt hinlänglich kannte. Der Herzog Bernhard ſchwieg, ſo lange ſie außerhalb der Stadt raſch reiten konnten. Innerhalb der Stadt, wo das nicht möglich war, forderte er Naſſau auf: den Bericht des Rohan'ſchen Dieners zu wiederholen.

Es war zehn Uhr vorüber, als ſie in den Hof des Arſenals einritten.

Der Herzog ſtieg ab, und ging raſchen Schrittes die Treppe hinauf. Oben auf dem Vorſaale ſchon gab er Befehl, ſein ganzes Gefolge in den großen Saal zu berufen; auch den Oberſten von Erlach und den Rohan'ſchen Diener.

Als er Herrn Hugos van Groot anſichtig wurde, ſagte er freundlich: — Ich warne den ſchwediſchen Geſandten, an Dem Theil zu nehmen was ich vorhabe; es könnte ſeinen Amtscharakter beeinträchtigen, und dieſer Amtscharakter kann uns morgen ſchon in all ſeiner ungeſchwächten Kraft nöthig werden.

Herr Hugo, ſehr angenehm berührt von dieſer Rückſichtnahme, verbeugte ſich und deutete auf ſeinen Sohn

Dietrich, welcher zu aller Thätigkeit empfohlen ſein möchte im Dienſte des Herrn Herzogs, ſei dieſe Thätigkeit auch noch ſo bedenklich —

— Ja, großer Fürſt, bis zu den Pforten der Hölle! — rief Dietrich in rückſichtsloſer Wallung.

— Wohl, junger Freund, dann macht Euch auf Zweierlei gefaßt. Erſtlich, daß man leicht an die Pforten der Hölle kommt, damit aber nicht begnügt ſein darf, ſondern ſie ſprengen und überwinden muß, und ich fürchte, daß wir jetzt ſchon mit dieſen Pforten zu thun haben. Zweitens daß Ihr bald Abſchied zu nehmen habt von der Frau Mutter, denn unſere Tage in Paris ſind gezählt.

Hiermit trat er in den großen Saal, wo binnen einigen Minuten Alles verſammelt war, was zu ſeinem kriegeriſchen Gefolge gehörte, an die zwanzig Männer, unter ihnen Mitzlau und Konrad. Sie waren ſo raſch beiſammen, weil Naſſau's Fortreiten bekannt geworden war, und Alles in Spannung verſetzt hatte.

Sie ſtanden im Halbkreiſe, und harrten der Rede ihres Herzogs. Man hörte ihn unter allen Umſtänden gern reden, weil er ſehr fließend, ſehr natürlich und immer nachdrucksvoll ſprach. Auch immer kurz und für Jedermann verſtändlich.

— Tapfere Landsleute! — ſagte er jetzt — Ihr wißt, weshalb ich Euch hierher geführt in die franzöſiſche Hauptſtadt. Eine Kriegsallianz wollen wir ſchließen gegen das papiſtiſche Regiment im deutſchen Reiche. Nichts als eine Kriegsallianz. Es kümmert uns nicht, ob man hier zu

Lande auch katholiſch iſt. Sie mögen hier denken und glauben was ſie wollen, wir verlangen nichts als redliche Kriegshilfe. Aber — merkt wohl auf! — Dieſe Kriegshilfe darf uns nicht vergiftet werden. Man ſoll nicht unſere Glaubensgenoſſen unter unſern Augen mißhandeln zum Hohn für uns. Zum Hohn! Denn man hatte mir zugeſagt, den proteſtantiſchen Herzog von Rohan unverfolgt zu laſſen. Heute Morgen hat man mir's zugeſagt, und heute Abend erfahr' ich, daß dieſe Zuſage nicht gehalten worden iſt. Wortbruch und Verfolgung unſerer Glaubensbrüder iſt Gift unſerer Allianz mit Frankreich, und eine ſolche Allianz können wir nicht brauchen. Der Kriegsmann iſt das was er ſich zutraut. Trauen wir uns zu, auch inmitten eines fremden Landes ehrliche evangeliſche Deutſche zu ſein, und dem ganzen fremden Lande die Stirn zu bieten! Dieſer Beweis thut Noth. Wer den kleinen Finger läßt, der verliert allmählig die Hand. Und um den kleinen Finger nicht zu laſſen, wollen wir jetzt auf der Stelle hinübergehen, und unſern verfolgten Glaubensgenoſſen befreien —

Ein donnernder Zuſtimmungsruf unterbrach ihn.

— Nicht ohne Noth — fuhr er fort — drein ſchlagend, wenn's aber Noth thut tapfer und grimmig wie Ritter, die nicht darnach fragen, was morgen aus ihnen wird, wenn ſie heute ihren Glauben und ihre Ehre mannhaft zu vertreten haben. — Und ſo folgt mir flugs. Wir gehen zu Fuß, und ſo geräuſchlos wie möglich. Vorwärts!

Mathieu und Dietrich gingen als Führer voran durch die ſtillen Straßen. Der Mond ſchien hell, und in ſeinem

Lichte nahmen ſich die bärtigen Kriegergeſtalten, die ſchweigend einher ſchritten, drohend genug aus. Dicht hinter den Führern ſchritt der Herzog. Neben ihm der Graf von Naſſau, zu welchem er leiſe ſagte:

— Ihr habt das Schreiben des Kardinals von heute Morgen bei Euch?

— Ja wohl, wie Euer Liebden mir beim Hereinreiten befohlen.

— Dies ſei der Paß, um unſere Gewaltthat in fremdem Lande zu beſchönigen, und die Schwerter in der Scheide zu laſſen, ſo lange der Paß ausreicht. Richelieu's Gegenmaaßregeln ſind wahrſcheinlich unterwegs; wir müſſen eilen. Sie mögen ſein, welche ſie wollen, unſere Aufgabe iſt, Rohan befreit und ſicher geſtellt zu haben, ehe ſie eintreffen —

— Dies iſt die Straße, Herr Herzog! ſagte Dietrich halblaut, indem er ſich umwendete.

— Und die Wachen lehnen am Thore! — ſetzte Mathien hinzu.

— Halt! — ſagte der Herzog mit gedämpfter Stimme, und winkte den folgenden Kriegsleuten, dicht an ihn heran zu treten. Als dies geſchehen, gab er ihnen ſeine Verhaltungsbefehle mit dem Bedeuten, bei Ausführung derſelben kein Wort zu ſprechen.

Dann ging der Zug weiter, als wollte er unbekümmert um die Wachen am Hotel vorüber. In einem Nu aber waren die Wachen umringt, war die kleine Thür im Hausthore durch Mathieu geöffnet, waren die zwei wachthaltenden Musketiere des Kardinals durch die kleine Thür hinein gedrängt. Auf ihr verſuchtes Rufen wurden ihnen ſchwere Fäuſte auf den Mund gedrückt und leiſe zugeraunt: Vom Kardinal ſelber!

Mathieu ſchloß Thür und Thor ſorgfältig, und eilte dann im Trabe dem Haufen nach, welcher über den Hof nach dem Schlößchen ſchritt, die Musketiere mit ſich ſchiebend. Die armen Kerle wußten gar nicht wie ihnen geſchah.

In der Vorhalle des Schlößchens ſaßen wieder zwei Musketiere, die Wache halten ſollten, die aber redlich ſchliefen. Ihnen widerfuhr daſſelbe Schickſal. Aus dem Traume aufgeſchreckt wußten ſie erſt gar nicht was mit ihnen vorginge, und waren ſammt ihren Kameraden in einen gewölbten Raum des Souterrains hinein gedrängt, welchen Mathieu dem Herzoge Bernhard als geeigneten Platz zur Gefangenhaltung bezeichnet hatte. Es waren die großen Küchenräume des Hauſes, und die niedrigen Fenſter waren mit Eiſengittern verwahrt.

Das gebotene Stillſchweigen bewährte ſich. Wie Würgengel räumten die Weimaraner. Konrad trug einen Musketier, der ſchreien wollte, auf ſtarkeignen Armen in die Küche hinunter, nachdem er ihm ein nicht ganz ſauberes Naſtuch in den Mund geſtopft hatte.

Selbſt die Herzogin hatte in ihrem Zimmer noch nicht bemerkt was vorginge, und nur Triſtan war noch nicht aufgefunden. Auf des Herzogs leiſe Frage nach ihm antwortete Mathieu:

— Er ſitzt gewiß oben im Wohnzimmer meines gnädigen Herrn auf dem Hauptpoſten.

— Führ mich hinauf!

Das geſchah. Flur und Stiege waren ſchwach beleuchtet. — Mathieu öffnete behutſam die Thür des Wohnzimmers. Es war hell erleuchtet. Ein Officier lag auf einer gepolſterten Ruhebank und ſchlief; Triſtan ſaß mit dem Angeſichte gegen die Bibliothekwand und las in einem Buche, im Amadis, deſſen bunte Romantik ihn wach erhielt. Er lächelte vor ſich hin über ein Liebesabenteuer des Buches, und wurde die Eintretenden nicht gleich gewahr, da er mit dem Rücken gegen die Thür gewendet ſaß.

Herzog Bernhard war ſchon nahe bei ihm, als er ſich nach dem Geräuſche umdrehte, und erſchrocken vom Seſſel auffuhr.

— Ihr heißet Triſtan? — ſagte der Herzog.

— Zu Befehl, Hoheit —! — Er erkannte den Herzog.

— Aus welchem Grunde habt Ihr, Herr Triſtan, dies Haus nicht geräumt, als Euch Seine Eminenz der Herr Kardinal von Richelien den Befehl dazu ſpäteſtens heut Mittag hierher geſendet? Aus welchem Grunde?

— Ich habe keinen ſolchen Befehl erhalten.

— Läugnet nicht unnütz!

— Bei meinem Leben —!

— Das kann auf dem Spiele ſtehen. Naſſau! Zeigt dem Manne den Brief Seiner Eminenz von heute Morgen. — Leſ't ihn, Herr Triſtan!

Triſtan las. Das Blatt zitterte ein wenig in ſeinen

Händen. Er kannte die eigenhändige Schrift des Kardinals; er begriff, daß er in gefährlicher Lage wäre. Dieſe grimmig drein ſchauenden deutſchen Krieger, deren Schlachtenfurie weltbekannt war., auf der einen Seite, und auf der andern Seite ſein Herr der Kardinal, der wirklich nichts dem Briefe Entſprechendes befohlen hatte, und der ihn gewiß züchtigte, wenn er ohne ausdrücklichen Befehl wich. Er hielt es für das Beſte, nach ſorgfältiger Lectüre des Briefes ſtill zu ſchweigen.

— Nun? fuhr Herzog Bernhard fort — habt Ihr die Stirn, nach Kenntniß dieſes Briefes noch zu läugnen, und den Herrn Kardinal des Wortbruchs und der Lügenhaftigkeit zu beſchuldigen? Das ſollt Ihr verantworten! Keinen Widerſpruch! In Gegenwart Seiner Eminenz Eures Herrn, von welchem ich komme, werdet Ihr Euch verantworten. Jetzt ſchweigt, und folgt jenem Officier!

Die letzte Rede hatte der Herzog laut und ſtark geſprochen. Der Bann des Schweigens, welcher die Ueberrumpelung des Hotels erleichtert hatte, war hiermit zu Ende. Der Officier, welchem Triſtan anheim fiel, war Rudolph von Mitzlau. Er hatte ſchon unten auf der Straße die Verhaltungsregel erhalten, dieſen Anführer Triſtan nicht mit den übrigen Muſketieren einzuſperren, ſondern in einem abgeſonderten Zimmer der Bewachung Konrads zu übergeben. — Der Officier von der Ruhebank wurde in den Küchenraum geführt.

So war die Einnahme des Hotels ohne ſonderliche Gewaltthat und mit einiger diplomatiſchen Sicherſtellung vollendet. Des Kardinals eigner Freibrief war in's Werk geſetzt werden. Die Kriegsmänner ſahen mit zufriednem Lächeln auf ihren Führer. Er hatte im Kriege den für Soldaten beſtechenden Ruf, daß er bei ungeſtümſter und wildeſter Tapferkeit doch immer und überall für ſeine Kriegsliſt und prächtig erdachte Nebenzüge ein Matador war. Dergleichen entzückt den Soldaten eben ſo ſehr, wie ihn der Sieg einer großen Feldſchlacht erhebt. Dergleichen feſſelt vorzugsweiſe an die Perſon des Feldherrn, welcher gleichſam auch im Gedankenkreiſe der Soldaten heimiſch und doch auch hier überlegen erſcheint.

Die Aufmerkſamkeit des Gefolges wurde indeſſen ſofort auf einen andern Punkt gelenkt. Triſtan war kaum zur Thür hinaus, da tauchte ſeitwärts vom Herzoge ein Frauenkopf aus dem Fußboden des Zimmers empor.

Der Herzog ſtand unweit der Wendeltreppe. Durch dieſe hinab war die letzte laute Rede des Herzogs zur angſtvoll lauſchenden Herzogin von Rohan gedrungen. Sie hatte gefürchtet, der Moment der Entdeckung ſei oben eingetreten, und ſie eilte jetzt herauf.

Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie in dem Manne, welcher ſich nach ihr umwendete, den Herzog von Weimar erkannte. Ein unterdrückter Schrei rang ſich aus ihrer Bruſt.

Auch Herzog Bernhard erkannte ſie ſogleich, und ſtreckte ihr die Hand entgegen, um ihr das Heraustreten aus der engen Stiege zu erleichtern.

Ehe ſie ſprechen konnte, winkte er ſeinem Gefolge: ſich zu entfernen. — Naſſau! — rief er nun den Fortgehenden nach — ſtrengen Wachdienſt im Haus und Hofe, daß wir ungeſehen hinaus können!

Dann wendete er ſich zur Herzogin, welche an ſeiner Hand ſchwankte von dem Uebermaaße heftiger Eindrücke, und ſagte raſch: — Nun ohne Säumniß den armen Rohan befreien, ihm zu Licht, Luft und Nahrung verhelfen! Er iſt jetzt ungefährdet.

— Wenn er's nur überlebt hat! ſchluchzte ſie, welche bis hierher ſtandhaft und ſtark geblieben war.

Sie taumelte an die Bücherwand hin, warf mit zitternden Händen eine Reihe Bücher an den Boden, und ſuchte taſtend nach der unſcheinbar verborgenen Feder. — Ich habe keine Kraft in den Fingern, helft mir, Herr Herzog, helft mir! — Und als Herzog Bernhard hinzutrat, rief ſie mit künſtlich gedämpftem und doch durchdringendem Tone gegen die bretterne Wand hin: — Heinrich, Heinrich, öffne! Du biſt erlöſt.

Da fiel eine neue Reihe von Büchern an den Fußboden, die Thür ging auf, Herzog Heinrich von Rohan ſtand da, und fiel in die Arme ſeiner Frau.

— Du lebſt? Du lebſt! rief dieſe unter ſtrömenden Thränen — aber wie?

— Ganz leidlich, mein liebes Weib. Ein wenig ſchwach vom Mangel an Luft — öffne ein Fenſter! Wer iſt der Herr?

Herzog Bernhard ſtellte ſich ihm ſelber vor, da die Herzogin haſtig nach dem Fenſter eilte.

Richelieu hatte unterdeſſen auch ſeine Anſtalten getroffen. Nach dem Benehmen Bernhards war es ihm außer Zweifel, daß der verletzte deutſche Herzog ſich in's Hotel Rohan begeben, und dort etwas vornehmen würde, was für alle Theile die widerwärtigſten Folgen haben konnte. Die Staatsgewalt, namentlich Richelieu's Anſehen konnte arg bloßgeſtellt werden, wenn ein Fremder gewaltſam einſchritt gegen die bewaffnete Macht des Kardinals. Und auf der andern Seite war es auch höchſt mißlich in offenen Waffenkampf zu gerathen mit Herzog Bernhard, welchem nicht Wort gehalten worden war, und welcher die mächtigſte Kriegshilfe in ſich darſtellte, namentlich für die Politik des Kardinals. So wichtige Intereſſen durften doch nicht preisgegeben werden um ſolcher perſönlichen Dinge halber. Am Ende war es ja dem Kardinal nur um den Herzog von Rohan zu thun. Deſſen wollte er habhaft werden, und deſſen konnte er immer noch habhaft werden, wenn er auch jetzt durch Bernhard befreit würde. Ja, dann erſt recht! Jetzt war er verſteckt, und vielleicht gar nicht aufzufinden. War er wirklich da, ſo würde er eben durch Bernhard zum Vorſchein kommen, und dann blieb immer noch übrig, ihn nicht mehr aus den Augen, aus den Fängen zu laſſen.

In dieſem Sinne hatte der Kardinal einen Kavalier ſeiner Umgebung inſtruirt, welcher beſonders geeignet war für delikate Aufgaben. Es war dies ein noch junger Mann, ein Chevalier de Lisle, ein wenig begüterter Edelmann von angenehmem Aeußern, von höflichen Formen und von unzweifelhafter Treue für den Kardinal, unter deſſen Gunſt er eine größere Laufbahn zu machen hoffte.

Dieſer war jetzt in einem Wagen des Kardinals unterwegs nach dem Hotel Rohan. Er kam an vor dem Hofthore, als oben der Herzog von Rohan aus ſeinem Verſtecke trat. Die Weimaraner, welche Wache ſtanden, bedeuteten ihn barſch, daß Niemand eingelaſſen würde. Umſonſt berief er ſich auf den erſten Staatsminiſter, den Kardinal, ja auf den König ſelbſt — die Weimaraner ſagten lachend: Nix français! und ſchoben ihn zurück.

Er hatte die Geduld eines Diplomaten, und ſetzte ſich in ſeine Kutſche, indem er dem Kutſcher befahl, ruhig zu warten. Die Wachen hatten ihn belehrt, daß der Kardinal richtig vermuthet hätte, und daß die Deutſchen das Hotel eingenommen hätten. — Sie werden endlich doch herauskommen — dachte er — und den Herzog von Rohan entführen, wenn er da iſt, und dann wirſt Du ihn ſehen, und wirſt ihm folgen, ſo weit es nur irgend möglich iſt.

Daran dachte wohl Niemand im Hotel Niemand. Dort unterhielt ſich in einem Hinterſtübchen Rudolph von Mitzlau heiteren Tones mit Triſtan, der ſich längſt wieder gefaßt hatte, und dem ein fließend franzöſiſch ſprechender Weimaraner ganz willkommen war, da er mancherlei Ausbeute geben konnte im raſch wechſelnden Geſpräche. Mitzlau war auch gar nicht auf ſeiner Hut, es ſchien ihm vorzugsweiſe daran gelegen zu ſein, daß er einen freundlichen Eindruck bei den Leuten des Kardinals hervorbrächte. Konrad grunzte recht unwillig über dieſes Geſpräch. Er konnte es nicht hindern, und doch verſtand er's nicht dies „fixe wäliche Geſchnatter.“

Im Wohnzimmer des Herzogs von Rohan aber hatten ſich die beiden Herzöge ſo ſicher niedergelaſſen, als ob die Welt außer ihnen ein machtloſes Ding wäre. Dies iſt vornehmen Leuten eigenthümlich. Sie ſind im Gefühle der Ueberlegenheit und Herrſchaft erzogen worden. Das Regiſter „Furcht und Beſorgniß“ hat für ſie viel weniger Artikel als für den niedriger geſtellten Menſchen, und Ruhe wie Behagen iſt deshalb dem Vornehmen viel reichlicher zugemeſſen als dem Plebejer, der unter lauter Hinderniſſen aufgewachſen iſt. Dafür iſt der letztere an Erfahrung reicher und zu Erfindungen geeigneter.

Dietrich van Groot ſtand in der Mitte zwiſchen den Vornehmen und den Plebejern. Seine ſtets kreißende Phantaſie verſchaffte ihm die Illuſion des Vornehmen und die Beſorgniß des Plebejers. Jetzt die Beſorgniß um das weitere Schickſal des Herzogs von Rohan. Er hatte unten auf der Straße dem Herzog Bernhard davon geſagt, daß daheim im väterlichen Hauſe ein ganz ſicherer Aufenthalt vorbereitet wäre für Rohan; aber der Herzog Bernhard hatte nichts darauf erwidert. Hatte er es überhört? Jetzt mitten unter dem zechenden Gefolge der Weimaraner ſtieg Dietrich die Beſorgniß höher und höher. Die Frau Herzogin oder der Haushofmeiſter hatten die Aufmerkſamkeit gehabt, den Weimarſchen Herren im großen Salon Wein auftragen zu laſſen. Sie tranken und ſchwatzten, er aber ging einmal um das andere hinaus auf die Gartenterraſſe um ſich zu überzeugen, ob wirklich der Tag noch nicht dämmre. Wenn man ſo lange verweilte, dann war ja der Umzug des Herzogs von Rohan bis zum Marais hinüber gefährdet. Er durfte doch nicht geſehen werden, wenn er auf der place royale in's Haus der ſchwediſchen Geſandtſchaft eintrat!

Endlich theilte er dem Grafen von Naſſau ſeine Sorge mit. Das war aber auch ein Mann von vornehmer Erziehung, er gab nichts auf Dietrichs Bemerkung und ſagte: Herzog Bernhard ſelbſt führt die Action, und der überſieht nichts.

Nur Erlach, der die Bemerkung gehört hatte, ſtimmte bei, nahm Dietrich unter den Arm, und führte ihn auf den Flur hinaus. — Ihr ſeid hier im Hotel bekannt — ſagte er da — Ihr werdet ein Mittel finden, eine Warnung an die Herzöge hinauf zu bringen. Sie ſind wahrſcheinlich in's politiſche Geſpräch gerathen, und vergeſſen die gefahrvolle Lage —

Da öffnete ſich dicht neben ihnen eine Thür. — Ah! Gott ſei Dank, Prinzeſſin — rief Dietrich — Ihr erſcheint wie ein Engel, um Euren Herrn Vater zu retten!

— Was iſt? — ſagte Marguérite erſchrocken — was geht vor? Ich habe voll Angſt mit der Mama gewacht, bin aber doch eingeſchlafen. Jetzt wach' ich auf, ſehe die Mama nicht, und ſuche ſie.

— Sie wird oben ſein im Wohnzimmer Eures Herrn Vaters! — Und nun erzählte er kurz, was während ihres Schlummers vergegangen, und wie der Herzog von Weimar Rettung gebracht, wie aber jetzt eiliger Abzug nöthig wäre. Oberſt Erlach ließe den Vater dringend mahnen, an den Aufbruch zu denken, der junge de Groot ſei bereit, ihn ſicher unterzubringen, aber nur ſo lange es Nacht am Himmel bleibe, und es dämmre ſchon.

— Sogleich! antwortete Marguérite, und trat in's Zimmer zurück, die Thür in's Schloß werfend.

Erlach blickte ihr betroffen nach. Er wußte nichts von der Wendeltreppe, die hinauf führte.

Marguérite aber eilte die Wendeltreppe raſch hinauf.

Ihr Schritt war leicht; man hörte ſie nicht. Vater und Mutter ſaßen an einem Tiſche, ſo daß ſie ihr den Rücken kehrten. Vor dem Vater ſtanden Speiſen, und er aß zuweilen, während die Mutter ſprach. Neben der Mutter ſaß ein fremder Mann. Das ſollte alſo der Herzog von Weimar ſein. Sie hätte ihn ja kennen müſſen von St. Germain her; aber ſie erkannte ihn nicht ſogleich. Sie ſah ihn jetzt unter ſchwacher Kerzenbeleuchtung, und ſah ihn von der Seite. Nur ſein Profil war ihr zugekehrt, und war beſchattet; er ſelbſt konnte ſie nicht ſehen. Er gemahnte ſie an ein griechiſches Bild in des Vaters Gemäldeſaale, an einen Kopf welcher Hector genannt wurde. So glatt erſchien das Profil von der Stirn über die Naſe herunter bis zum Kinn, welches ein weicher Bart bedeckte. Jetzt ſprach er! Tief wie eine Glocke klang die Stimme. Iſt dies derſelbe Mann?

dachte ſie. Sie war unwillkührlich ſtehen geblieben, als ſie erſt mit halbem Körper aus der Treppenöffnung hervorragte. Da, nach der Zögerung einer Minute, wurde ihr der Gedanke wieder lebendig, daß die größte Eile nöthig wäre, und ſie ſprach haſtig: — Lieber Vater, die Herrn unten laſſen ſagen, daß der Morgen dämmre, und daß Du eilig fort müßteſt!

Die Herzogin fuhr auf von ihrem Seſſel.

Bernhard aber ſagte: — der Morgen dämmert noch nicht. Aber es iſt richtig, daß wir fort müſſen, der Herzog und wir. Hier im Hauſe iſt keine Sicherheit für ihn, und der Aufenthalt bei Hugo Grotius iſt anzunehmen.

Unter dieſen Worten ſtand auch er auf, und jetzt erſt ſah er ſich um nach der Stimme, welche ſich als Tochter Rohans angekündigt hatte.

Marguérite ſtieg eben die letzte Stufe herauf.

Ein Wunderbild für ihn entſtieg dem Boden! Wie Schuppen fiel es von ſeinen Augen. Dies Bild hatte er geſehen, aber wie im Nebel, wie im ſpielenden Sonnenſchimmer, der nicht geſtattet, die Umriſſe feſt zu halten. Jetzt, jetzt drang es in ſeine Seele; ſo, ja ſo ſieht es aus vom Haupt bis zu den Füßen das weibliche Weſen, welches Deine Träume erfüllt und Dein Herz in Sehnſucht weitet — da ſteht es vor Dir!

Ein ſchüchterner Jüngling wäre einen Schritt zurück getreten, ein junger Kriegsheld wie er trat einen Schritt auf ſie zu. Seine Augen leuchteten, ſein Herz pochte, ſeine Seele jauchzte; aber eines Wortes war ſelbſt der Kriegsheld nicht mächtig —

— Unſre Tochter Marguérite, die Euch in St. Germain vorgeſtellt wurde! ſagte die Herzogin.

— Nicht vorgeſtellt — auch ich bin ihr nicht vorgeſtellt worden. Ich ſehe ſie eigentlich — zum erſten Male.

— Nun hoffentlich ſeht Ihr, lieber Herzog, mein Kind noch oft — ſagte der Herzog von Rohan — jetzt hat ſie wohl Recht, uns an den Aufbruch zu mahnen.

— Ganz recht! — erwiderte Bernhard. Der Eindruck, welcher über ihn gekommen, war der Eindruck der Wahrheit, und wirkte rein, glücklich, harmoniſch. Bernhard war in ganz ruhiger Faſſung für alles Das, was ihm augenblicklich oblag. Er forderte den Herzog von Rohan auf, ihm zu folgen, er verabſchiedete ſich einfach herzlich bei der Herzogin, er bot Marguériten die Hand, und ſagte zu ihr: — Auf Wiederſehen!

Wenn das Herz eines tüchtigen Menſchen wie eine Knoſpe aufſpringt in voller Liebe, ſo ſtrömt ein Duft von ihm aus über alle Umgebung weithin. Wie hätte Marguérite davon unberührt bleiben können? Wie wohlthuende Freude verbreitete ſich Bernhard's Leben über ſie. Sie brauchte nicht Liebe zu empfinden wie er — und das junge Mädchen empfand noch keine — dennoch empfand ſie, daß dieſer Mann edel, ſchön und wohlthuend wäre, und Freude ausſtrahlte über ſie aus ſeinen leuchtenden Augen. — Auf Wiederſehen! — antwortete auch ſie ſo lieblich, ja gleichſam ſo fröhlich, daß es eine Erquickung war für den ſcheidenden Bernhard.

Fort ging der Zug; unten in der kleinen Vorhalle waren bereits Alle vereinigt, und Rohan in ihrer Mitte. Niemand dachte daran, daß noch etwas zu thun, daß noch etwas vorzuſehen wäre. Niemand? O doch! Der Kriegsführer verläugnete ſich nicht: Herzog Bernhard fragte nach Konrad, und als dieſer ſich meldete, fragte er weiter: was aus Triſtan geworden? und warum Konrad denſelben ohne Abberufung verlaſſen habe?

— Des Herrn von Mitzlau wegen, Schwerenoth! Der ſetzte ſich zu uns, und parlirte mit dem Papiſten!

— Und jetzt, Mitzlau? fragte der Herzog weiter.

— Ich habe ihn eingeſchloſſen, und dem Haushofmeiſter angezeigt, wo er zu finden wäre, antwortete Mitzlau.

— Gut. Haltet Euch zu mir, Mitzlau und zu dieſem Herrn — ſagte Bernhard, indem er auf Rohan zeigte ohne ihn zu nennen — nahe am Arſenale werdet Ihr ihn mit dem jungen Groot dahin geleiten, wohin der junge Groot Euch führen wird.

Mitzlau war freilich keine glückliche Wahl. Der Herzog ahnte aber nicht, daß dieſer mähriſche Edelmann ſeinen Frieden mit dem Kaiſer und der katholiſchen Kirche vorbereitete vermittelſt Norbert's von Zierotin, den er täglich beſuchte. Der Herzog meinte, genug der Vorſicht angewendet zu haben, wenn die allenfallſigen Spuren Rohan's in's Arſenal führten, wo er doch nicht zu finden ſein ſollte.

Er ahnte auch nicht, daß Richelieu's Aufpaſſer draußen vor dem Hofthore harrte, um bei dem Mondſcheine Rohans anſichtig zu werden.

Davor indeſſen bewahrte den eingeübten Soldaten die zur andern Natur gewordene Wachſamkeit. Ehe er hinaus ſchritt auf den Hof, ſendete er einen Officier vor's Thor, um bei den Wachen Erkundigung einzuziehen, ob was vorgefallen wäre.

So erhielt er Nachricht von der Kutſche. Es war ihm außer Zweifel, daß in dieſer Kutſche ein Agent Richelieu's ſaß.

Nach kurzer Ueberlegung kommandirte er „Vorwärts!" und das ganze Gefolge, der Herzog von Rohan inmitten deſſelben, ſchritt durch den Hof bis an's große Thor. Hier rief Herzog Bernhard halblaut „halt!" und winkte jenen Officier wieder zu ſich. Leiſe gab er ihm eine Ordre, und hieß ihn warten, bis der Portier des Rohan'ſchen Hotels inſtruirt wäre. Der Mann war zur Hand, und verbeugte ſich gehorſam vor den Verhaltungsbefehlen, welche ihm Herzog Bernhard in kurzen Worten einſchärfte. Er ſah ja ſeinen gnädigen Herrn neben dem deutſchen Herzoge ſtehen.

Hierauf ging dieſer Portier an's Thor, und ſchloß auf, und riegelte auf; öffnete aber nicht. Das kleine Pförtchen jedoch im großen Thore öffnete er. Durch dieſes ſchritt der Officier wieder hinaus, und winkte die beiden Wachen zu ſich. — Nachdem er ihnen ein Paar Worte zugeflüſtert, ſchritten dieſe zu den Köpfen der beiden Pferde, welche vor der Kutſche ſtehend ſchliefen und weckten dieſelben auf, indem ſie in die Zügel griffen. Der Officier ſelbſt trat zum Kutſcher, und ſagte in gebrochnem Franzöſiſch: Zügel ſchlaff, oder ein Unglück!

Die Wachen zogen, die Pferde folgten, der Wagen ſetzte ſich nach rechtshin in Bewegung; der Officier ging neben dem Kutſcher einher.

Eine Minute ſpäter flog das breite Hofthor auf, und die beiden Herzöge mit dem ganzen Gefolge ſchritten hinaus, und wendeten ſich nach links. Hinter ihnen flog das Thor wieder zu, und Schlöſſer wie Riegel beſagten knarrend, daß Thor und Pförtchen feſt verſchloſſen würden.

Der Wagen brauchte nicht weit geführt zu werden. Es war nun hinreichend dafür geſorgt, daß der darin ſitzende und heraus geſtikulirende wie perorirende Chevalier de Liſle nicht in kurzer Zeit das Hotel Rohan betreten und mit Triſtan und Conſorten den abziehenden Weimaranern folgen werde.

Dennoch änderte Herzog Bernhard, als er mit den Seinigen bis an die Seine gekommen, ſeine Vorſchriften für Rohan. Es ſchien ihm möglich, daß Richelieu, ſo wie er einen Agenten zum Hotel Rohan geſendet, auch in der Nähe des Arſenals Wachen aufgeſtellt haben könnte, um beobachten zu laſſen, wohin der Herzog von Rohan gebracht würde.

Er befahl alſo, daß Dietrich van Groot und Mitzlau ſchon hier vom Gefolge ſich abſondern, und den Herzog von Rohan nach der place royale in's Haus des ſchwediſchen Geſandten führen ſollten.

— Morgen Abend — ſagte er, indem er dem Herzoge die Hand reichte — beſuche ich Euch, und bringe Euch Nachrichten von Frau und Tochter. Dann bringen wir unſer heut begonnenes Geſpräch mit ſeinen weiten Planen zum Abſchluſſe. Bis dahin behüte Euch Gott, mein glücklich geſunkener würdiger Freund.

Der Herzog von Rohan ſchüttelte ihm ſchweigend die Hand, und ging mit Dietrich, Mitzlau und Mathieu, der ſich ſeinem Herrn angeſchloſſen, über die Brücke.

Der nächſte Abend in Paris war ganz ein Sommerabend. Die Pariſer, Alt und Jung, promenirten unter den Bäumen der place royale, und ſogen mit Behagen die milde Luft ein, welche ſo angenehm geſchwängert war vom jungen Laube jener Bäume.

Auch Dietrich kam aus dem elterlichen Hauſe, und miſchte ſich unter die Gruppen. Er war äußerſt zufrieden. Die gute Mutter hatte Alles vortrefflich eingerichtet. In der vergangenen Nacht hatte ſie treulich gewacht, bis er mit dem Herzoge von Rohan angekommen, und dann hatte ſie dieſen vornehmen Herrn mit allerliebſter Einfachheit eingeführt in das behagliche Zimmer. Auch den Buben, den ſo übel empfangenen Jaquette, hatte ſie bereits in ihrem Herzen und in ihrer Wohnung ganz gut eingerichtet. Sie hatte ihn gewaſchen und gekämmt, und mit Kleidern verſehen, und erzog an ihm immerfort. Der pfiffige Junge ließ ſich Alles gefallen, und ſagte zu Allem „oui, merci!“ Es war gar nicht mehr zu verkennen: die Mutter eignete ſich ihn an durch ſolche raſtloſe Erziehung. In Kurzem würde ſie, wenn nicht den Jungen, doch ihr eignes Werk in ihm lieben. Und jetzt war er ſogleich als kleiner hugenottiſcher Franzoſe am Platze zur leichten Bedienung für den Herrn Herzog neben dem etwas ſchwer auftretenden Mathieu. Alles war in gutem Gange, und in der nächſten Abendſtunde war die Frau Herzogin mit ihrer Tochter und war der Herzog Bernhard zum Beſuch erwartet unter dem deckenden Schleier des ſpätern Abends.

Dietrich rieb ſich vergnügt die Hände, und ſah allen Frauensperſonen, die an ihm vorüber kamen, tief unter die Augen, um ſeine Louiſon heraus zu finden. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und unter den Bäumen war das Licht ſchon düſter.

Er hatte eigentlich keinen Grund, Louiſon zu erwarten. Aber brauchte er Gründe? Seine gefällige Einbildungskraft ahnte was ſie wünſchte. Und ſie täuſchte ſich, wie ſo oft: er entdeckte Louiſon nirgends. Es ſchien ihm unmöglich, daß ſein Gedanke ein Irrthum ſein und er heute Louiſon nicht ſprechen könnte, er entſchloß ſich alſo nach der Rue St. André zu ſchreiten, und dort einen Beſuch abzuſtatten. Oder vielmehr: er entſchloß ſich nicht, ſondern die ihn beherrſchende Traumwelt entführte ihn. Das macht ja ſolche Menſchen mächtig oder lächerlich, daß ſie ihren Träumen nachgehen, nicht ihrem Verſtande.

Am Ausgange des Platzes begegnete er Rudolph von Mitzlau, der in eifrigem Geſpräche mit einem Kavalier daher kam. Dietrich erkannte ihn an der Stimme, grüßte ihn heiter, und verſicherte ihm, daß zu Hauſe Alles in Ordnung wäre, und heute Abend geſellige Zuſammenkunft der ganzen Familie und auch ſeines Herzogs ſtattfinden würde.

Mit dieſen allgemeinen Bezeichnungen meinte er genug gethan zu haben für Verhüllung deſſen, was geheim bleiben ſollte vor einem unbekannten Dritten, und ſchritt fürbaß.

Dieſem Dritten war aber ſolche Mittheilung recht wichtig. Dieſer Dritte war Norbert von Zierotin.

Mitzlan bewarb ſich um ſeine Gunſt, um durch ihn wieder aufgenommen zu werden in Oeſterreich. Er hatte Norbert alſo auch bis auf einen gewiſſen Grad eingeweiht in die Geſchichte der Befreiung Rohans, aber doch nur bis auf einen gewiſſen Grad. Er wollte mit zwei Zügeln fahren. Nahm Herzog Bernhards Laufbahn wieder einen Aufſchwung, ſo wollte er ſeinen Mitgenuß an dieſem Aufſchwunge nicht ganz aufgegeben haben durch völlige Hingebung an den Jeſuiten Norbert, dann wollte er — kurz, es ſchwebte ihm die Möglichkeit vor, den von den Franzoſen enttäuſchten Bernhard einmal dem Kaiſer zuzuführen. Er wußte ganz gut, daß dies ſchwerlich in einem Sinne geſchehen könnte, welcher den Jeſuiten ganz entſpräche, und deshalb behielt er ſich Norbert gegenüber Mancherlei vor. So hatte er ihm jetzt nicht geſagt, wohin der Herzog von Rohan gebracht worden wäre, und Dietrichs Anſpielung war ihm deshalb unangenehm.

Norbert griff dies auch ſogleich auf, und ſagte:

— Ihr wißt alſo, Herr von Mitzlan, wo der Herzog von Rohan verſteckt iſt? — und verſchweigt mir's? — Wie ſoll ich Euch empfehlen, wenn Ihr uns unvollſtändig dient?

— Aber was kümmert Euch denn dieſer franzöſiſche Herzog?!

— Er iſt Hugenott, iſt Ketzer, und iſt als Krieger ein für uns hochgefährlicher Mann. Er iſt in der Schweiz der Mittelpunkt unſrer Widerſacher.

— Aber derjenige Miniſter, mit welchem Ihr hier verkehrt, Desnoyers, nimmt ja, wie wir Alle wiſſen, die Partei Rohans gegen Richelieu.

— So weit er dem Könige dient and den großen Herren in Frankreich. Er achtet aber die Kirche, und wird gegen dieſe ſchwerlich einen ſo wichtigen Ketzer beſchützen. Ich hoffe, ihn heute noch zu ſprechen, und werde dies Thema zur Sprache bringen. Ueberlegt's Euch, ob Ihr uns ferner ſo was Bedeutendes verſchweigen wollt. Um zehn Uhr komm' ich herunter von der Lady, und hoffe Euch hier unter den Bäumen zu finden. Ueberlegt's Euch, ob Ihr mir dann ſagen wollt was ich brauche. Auf Wiederſehn!

Mitzlau blieb verdrießlich zurück, und kehrte um. Norbert aber ging links hinüber in das Haus, welches an die ſchwediſche Geſandtſchaft ſtieß, an die Wohnung Hugo van Groots.

Hier wohnte Ludmilla, und bei ihr pflegte Norbert ſeine Abende zu verbringen. Ihr Salon war ein geſelliger Mittelpunkt für geiſtvolle Leute, welche den Kardinal Richelieu haßten. Die franzöſiſche Geſellſchaftsform fing damals an, ſich zu entwickeln, welche in geſelliger Unterhaltung die politiſchen Intereſſen oppoſitionsluſtig zum Mittelpunkte des Geſprächs macht.

Ludmilla ſelbſt erwies ſich dafür als ein ganz geeigneter Mittelpunkt. Sie ſprach ganz geläufig franzöſiſch, ſie war eine Weltdame, ſie war immer noch eitel und gefallſüchtig, und war daneben doch in eine Richtung gerathen, welche ſie den Gegnern Richelieu's zu einer intereſſanten Perſönlichkeit machte: ſie war im Begriffe, zum Katholizismus überzutreten, und zwar aus ſcheinbar uneigennützigen Gründen, welche im Gemüthe wurzelten.

Sie hatte lauter Enttäuſchungen erlebt, und die Summe dieſer Enttäuſchungen hatte ſie zu ſolchem Entſchluſſe gebracht. Immer waren es perſönliche Wünſche geweſen, welche ſie zur Parteinahme an den öffentlichen Dingen getrieben hatten, und immer waren ihre perſönlichen Erwartungen leer ausgegangen. Mit Hans von Starſchädel hatte ſie ihren Haltpunkt verloren. Ihre letzte Bewerbung um die Aufmerkſamkeit Bernhards von Weimar war völlig demüthigend für ſie geweſen — Bernhard beachtete gar kein Weib, bis er vor einigen Tagen in St. Germain Marguérite Rohan geſehen. Der allgemeine Verfall des proteſtantiſchen Kriegs ſeit Waldſteins Tode und ſeit der Nördlinger Schlacht hatte für ſie den letzten Reiz abgeſtreift, welchen dieſe Angelegenheit für ſie gehabt; ſie war nach Rom gegangen, um die katholiſche Welt, gleichſam zur Unterhaltung und wie eine Curioſität einmal in ihrem glänzenden Hauptſitze anzuſchauen. Sie war eine künſtleriſche Natur, und hatte für dieſe Grundlage ihres Weſens überraſchend reiche Anregung gefunden in Rom. Dazu war eine Wiederbegegnung Norberts gekommen, welcher alljährlich einmal nach Rom geſchickt wurde. Eine ſtarke Freude hatte ſie übernommen bei ſeinem Anblicke. Der Mann hatte ſie ja immer geliebt, ſtark und leidenſchaftlich geliebt — er liebte ſie noch! Das war nichts Geringes für ein liebebedürftiges, in Wahrheit verlaſſenes Weib geweſen. Norbert liebte ſie wirklich noch, ſo weit das Begehren Liebe genannt werden kann bei einem ſolchen Charakter. Sie näherten ſich einander. Sie wurden vertraut. Namentlich gingen die Lebensanſchauungen Norberts auf Ludmilla über. Seine Anſchauungen waren feſt und einfach. Solche ſind immer, wie ſie auch innerlich beſchaffen ſein mögen, ſtärker als die edelſten Anſchauungen, welche ſchwanken. Beſonders ſtark erwies ſich die Lehre von der Abſolution. Jeden Tag freigeſprochen werden zu können von begangener Sünde, das fand Ludmilla von unvergleichlicher Wohlthätigkeit. An jedem Tage wird ſolchergeſtalt die Welt neu für den Menſchen, die Vergangenheit beunruhigt nicht mehr, das Gewiſſen kann ſchweigen. An der Hand dieſer „Wohlthätigkeit" erklärte ſie ſich zum Uebertritte bereit.

Da war Norbert eiligſt nach Wien abberufen worden. Er empfahl ihr, nach Paris überzuſiedeln, weil Frankreich in nächſter Zeit der Angelpunkt des deutſchen Kriegs ſein würde. Er empfahl ihr ferner, den Uebertritt bis zu ſeiner Ankunft in Paris zu verſchieben, weil er ganz richtig ſpekulirte: eine noch zu Bekehrende iſt viel intereſſanter als eine ſchon Bekehrte. Sie wird dadurch mächtige Männer in ihre Nähe ziehen, insbeſondere den einzigen Miniſter, welcher trotz Richelieu zur Kirche und zu den Jeſuiten hält. Er gab ihr

Briefe mit an Jeſuiten und jeſuitiſche Anhänger, und ſo hatte ſie ſich in Paris unter den günſtigſten Umſtänden angeſiedelt, und für Norbert breite Wege geebnet zu wichtigen Anknüpfungen.

Das Haus, welches ſie bewohnte, und in welches Norbert jetzt eintrat, war mit einem Luxus eingerichtet, welcher den damals in Paris noch einfachen Geſchmack weit übertraf. Ludmilla hatte Viel geſehen und hatte ein künſtleriſches Talent für ſolche Einrichtung. Sie hatte dieſem Luxus einen beſtimmten Charakter eingeprägt, einen Charakter lieblicher Feierlichkeit. Von der Hausthür an deckten ſchwere dunkelrothe Teppiche den Fußboden, die Stiege, die Vorhallen. Große Bilder, welche Legenden darſtellten, ſchmückten die Wände. Anmuthige Legenden der Kirchengeſchichte, keineswegs Kreuzigung und Marterdarſtellungen. Roth ſchimmernde Lampen brannten Tag und Nacht, und verbreiteten eine ahnungsvolle Beleuchtung.

Norbert ſchritt die Stiege hinauf, und wendete ſich rechts. Nach dieſer Seite hin bildete das alterthümliche Haus einen abgeſonderten Winkel. Dieſen Winkel, welcher zwei Zimmer umfaßte, hatte Ludmilla Norbert abgetreten zu ſichrer, heimlicher Wohnung. Officiell für Freunde, Bekannte und Briefe wohnte er drüben in der Nähe der Baſtille. Aber ſeine Geſchäfte brachten es mit ſich, daß er Leute und Briefe empfing, die nicht geſehen ſein ſollten — für dieſe war der ſtille Winkel in Ludmilla's Hauſe beſtimmt.

Ein ſicherer Diener empfing ihn hier, und berichtete ihm jetzt: ob und was während des Tages angekommen war.

— Wer iſt heute bei der Lady geweſen? fragte er dieſen Diener, indem er ſich zum Schreibtiſche ſetzte.

— Der Herr Doktor Blandini hat mit der Lady geſpeiſ't, und der Herr Miniſter Desnoyers iſt ſeit einer Viertelſtunde bei ihr.

— Allein?

— Allein.

— Sonſt was?

— Ja. Seit heute Morgen hab' ich etwas bemerkt, was dem gnädigen Herrn unangenehm ſein wird.

— Was?

— Der gnädige Herr ſollten in dieſem Zimmer nichts Wichtiges mehr beſprechen.

— Warum nicht?

— Bis jetzt war es immer todtenſtill nebenan. Es wohnte wohl Niemand da. Seit heute Morgen ſcheint Jemand nebenan eingezogen zu ſein, und dabei hab' ich entdeckt, daß eine Thür hinüber führen muß, und daß dieſe Thür nur ganz dünn verkleidet ſein kann. Man hört jedes Wort von drüben. Alſo —

— Hört man auch jedes Wort, welches hier geſprochen wird, drüben.

— Ja. Ich hab' mich erkundigt. Dieſer ganze Winkel der Wohnung gehört eigentlich nicht zum Hauſe, welches die Lady gemiethet hat, ſondern iſt ein kleines Zwiſchenhaus, von welchem ein Theil an das Nachbarhaus vermiethet iſt. Wenn alſo Jemand zum gnädigen Herrn kommt, ſo werd' ich ihn — mit des gnädigen Herrn Erlaubniß — von jetzt an in's anſtoßende Schlafzimmer führen.

— Noch beſſer: machen wir dies Zimmer hier von morgen an zum Schlafzimmer. Ich danke für Deine Aufmerkſamkeit.

Der Diener ging. Norbert ſchrieb einen Brief, der in der Nacht noch fort ſollte nach Madrid an den allmächtigen Miniſter Olivarez.

Wirklich hörte auch er bald Geräuſch im Nebenzimmer, und dann Männerſtimmen. Sein Schreibtiſch ſtand ganz nahe an der verkleideten Thür — er verſtand jedes Wort. Und welche Worte waren's! Er lauſchte bald mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

Der Herzog von Rohan und der Herzog von Weimar ſprachen miteinander — das Zimmer, welches Frau van Greet für Rohan eingerichtet, ſtieß unter ſo mißlichen Umſtänden an das Zimmer Norberts!

Eine Stunde lang dauerte dieſe Unterredung, dauerte dies geſpannte Zuhören. Letzteres war gar ſehr der Mühe werth, denn Bernhard und Rohan ſprachen von den wichtigſten Dingen, von der Regierung Frankreichs, von der Stellung und Zukunft der Proteſtanten in Frankreich, von ihrem beiderſeitigen Verhältniſſe zu Richelieu, vom deutſchen Kriege und von einer Allianz zwiſchen franzöſiſchen und deutſchen Proteſtanten. Als ſie an die Einzelnheiten dieſer Allianzfrage kamen, wurden ſie von Frauenſtimmen unterbrochen — das Geſpräch hörte auf.

Norbert erhob ſich leiſe, und ging langſam hinüber in den Salon der Lady Ludmilla.

In halb liegender Stellung ſaß ſie auf einem Lehnſeſſel, roſig beleuchtet von hängenden Ampeln. Obwohl ſie ſchon über die Mitte der Dreißig war, machte ſie doch noch den Eindruck einer ſchönen Frau in dem ſchwarzen Seidengewande, von welchem der weiße Hals und die weiße, längliche Hand ſich reizend abhoben. Ueber den intereſſanten Kopf breitete ſich wirklich ein Nebel von Weh und Sehnſucht, welchen Mund und Augen ausſtrömten, indem ſie zu ſagen ſchienen: Was nützen mir alle Herrlichkeiten der Welt, da ich die Liebe verloren habe, welche mein reines Jugendherz entzückt hat! was nützen alle Entſchädigungen und Tröſtungen, da mir die innere Ruhe, da mir das innere Glück fehlt?!

Dennoch hatte ſie noch den koketten Wunſch, den neben ihr ſitzenden, äußerlich ſo dürftigen Desnoyers zu reizen, und ihm die ſchweren Augenlider aufzuziehen durch jeweilige Zuneigung ihres Hauptes, durch jeweiliges Hinabblitzen ihres Blicks, durch jeweilige leichte Berührung mit ihrer Hand — und dennoch leſichteten ihre Augen feurig über das Zimmer hin, als Norbert eintrat, und ſie ſtreckte ihm die weiße Hand entgegen unter dem Ausrufe: — Euch iſt was begegnet, Norbert! Ihr ſeht ganz voll aus, und befriedigt — darf man's wiſſen?

— Auf der Stelle — erwiderte er, und küßte ihre Hand in einer Weiſe, welche mehr ſinnlich als artig erſchien — ich komme von einer Unterredung zwiſchen Heinrich von Rohan und Bernhard von Weimar.

— Wie?! riefen Ludmilla und Desnoyers.

— Ich war nur Zuhörer, unſichtbarer Zuhörer.

— Wo?!

— Davon ſpäter. Weiß Herr Miniſter Desnoyers, ob und was ſich heute ereignet hat zwiſchen Bernhard und Richelieu?

— O ja. Der deutſche Herzog iſt im Palais Cardinal geweſen, und hat ſeine ſogenannten letzten Bedingungen geſtellt für den Vertrag mit Frankreich, welchem er abſolut den Namen und Charakter einer Allianz beigelegt wiſſen will. Er hat ſich auffallend kalt und entſchloſſen benommen, und von ſeiner ſofortigen Abreiſe geſprochen, wenn man ihm nicht vollſtändig willfahre. Ja ſogar Garantien hat er gefordert. Nach der Nichte des Kardinals hat er mit keiner Sylbe gefragt, und über den nächtlichen Vorgang im Hotel Rohan hat weder Richelieu noch der Herzog ein Wort verloren, obwohl ich genau weiß, daß der Chevalier de Lisle und Triſtan mit den Musketieren erſt gegen Tagesanbruch drüben frei geworden ſind, und kaum eine Stunde vor Bernhards Ankunft im Palais Cardinal eine grelle Schilderung von der Gewaltthat des Herzogs entworfen hatten. Der Kardinal hat die Ruhe, große perſönliche Opfer zu bringen, wenn große Zwecke auf dem Spiele ſtehn. Und die neueſten Nachrichten aus dem ſpaniſchen Kabinete lauten ſo, daß er den Feldherrn Bernhard für dieſen Sommer nicht entbehren kann. Olivarez bereitet einen furchtbaren Heerzug vor, der aus den Niederlanden bis Paris gewälzt werden ſoll. Er hat ſich den wilden Reitergeneral des Bayerfürſten, den Jean de Werth dazu ausgebeten, und Richelieu meint, dieſem drohenden Einfalle den Herzog entgegen ſtellen zu müſſen. Deshalb verſchluckt er jegliche Unbill, und wird vielleicht morgen ſchon den Allianz-Vertrag mit Bernhard abſchließen.

— Und Ihr, Herr Miniſter, rathet dem Könige, ſolch einen Vertrag zu beſtätigen?

Desnoyers zuckte ſchweigend die Achſeln, und ſagte endlich: — Der König und wir wollen den deutſchen Herzog in franzöſiſchen Dienſten ſehen, und nicht einen Vertrag mit ihm ſchließen, wie mit einer ſelbſtändigen Macht. Aber dem ſpaniſchen Andrange gegenüber wird der König nachgeben müſſen.

— Der König und Ihr ſchützt auch den Rohan!

— Der König liebt es nicht, die großen Familien gemißhandelt zu ſehen — ohne Noth.

— Ohne Noth?! — Die Kirche verſchwindet am Ende völlig aus Eurem Conſeil. — Ohne Noth! Hört die Hauptpunkte, über welche Bernhard und Rohan einig ſind! Das Bündniß mit Frankreich ſoll nur die Handhabe ſein, den deutſchen Krieg an den Rhein zu bringen, wo Rohan die ketzeriſche Schweiz dem Bernhard zuführt. Dorthin, nach der Schweiz, beruft Rohan die franzöſiſchen Hugenotten, und bildet ein franzöſiſches Heer, welches gegen Paris vorgehen ſoll wie das deutſche Ketzerheer gegen Wien, und welches den König von Frankreich zwingen ſoll, das Hugenottenthum als gleichberechtigt der römiſchen Kirche anzuerkennen.

Der kleine Desnoyers war von ſeinem Sitze aufgeſahren. — Das wollt Ihr ſelbſt gehört haben? fragte er.

— Ich ſelbſt. Und falls Ihr's bezweifelt, ſteht Euch der Beweis zu Dienſten.

— Welcher Beweis?

— Der Herzog von Rohan ſelbſt.

— Wie? Ihr wißt —?

— Ich weiß, wo er ſich befindet, und wo Ihr ihn ſogleich ergreifen könnt.

Desnoyers riegelte wirklich ſeine Augenlider um einige Linien in die Höhe.

— Im Arſenal beim deutſchen Herzoge? — ſagte er dann, und ſetzte hinzu: — da iſt er eben ohne eklatantes Zerwürfniß mit Bernhard nicht zu ergreifen!

— Nicht im Arſenale beim Herzog Bernhard. Binnen einer Stunde wahrſcheinlich ganz allein. Aber ich muß leider dem Orden berichten, daß auch Miniſter Desnoyers anfängt, das Intereſſe der Kirche hintan zu ſetzen.

— Oh! flüſterte Desnoyers. — Er gehörte zu den kalt berechnenden Menſchen, welche ihr Leben im Großen und Ganzen ſtreng nach einem grundſätzlichen Zuſchnitte führen. Sein Verſtand hatte ihm geſagt: die Kirche hat tiefere Grundlagen und gewiſſere Dauer als irgend ein politiſches Syſtem. Wenn man ſich ihr hingiebt, ſo iſt man ſicherer geſtellt, als durch irgend eine andre Verbindung. In dieſem Sinne hatte er ſich den Jeſuiten angeſchloſſen, und in dieſem Sinne bedeutete es ihm jetzt ſehr wenig, den Herzog von Rohan zu opfern, den der König einigermaaßen geſchont ſehen wollte. — Alſo wirklich — ſagte er denn nach kurzem Beſinnen — binnen einer Stunde könnt Ihr uns den Herzog von Rohan überliefern?

— Sogleich, wenn Ihr zehn Bewaffnete habt. Binnen einer Stunde, wenn der Herzog Bernhard nicht dabei ſein ſoll. Und dann braucht Ihr wohl nur fünf Bewaffnete.

— Ich beſorge es. Sagt mir den Ort.

— Ich begleite Euch eine Strecke, um Euch ausführlich zu unterrichten. Auf Wiederſehen, Lady Ludmilla. Verzeiht die Störung. Sie wird große Folgen haben, und bei meiner Zurückkunft erzähl' ich Euch, welch wichtigen Antheil Eure glückliche Hand daran hat.

— Meine glückliche Hand?

— Ja wohl, dieſe ſchöne glückliche Hand.

Beide Männer küßten dieſe Hand, und gingen.

Unten auf dem Platze unterrichtete Norbert den Miniſter über die Oertlichkeit. Die Fenſter waren hell beleuchtet, welche an Norbert's Zimmer grenzten. — Dort oben — ſagte er — wohnt der Herzog von Rohan!

— Ah?! — rief dieſer — dies iſt ja die ſchwediſche Geſandtſchaft! — Dadurch wird ein bewaffnetes Eindringen erſchwert und verwickelt! — Nein, nein — ſetzte er hinzu — es iſt ein kleines Haus zwiſchen der Geſandtſchaft und dem Hauſe unſrer Lady! — Wie Dem ſei, ich gebe Euch Recht: das Wohl der Kirche heiſcht die Gefangennahme Rohans. Ich gehe ſtracks zum Kardinal und fordre ihn auf, ſie in's Werk zu ſetzen. Er wird nicht wenig verwundert ſein, die Aufforderung von mir zu hören!

— Verwundert und zu Dank verpflichtet — erwiderte Norbert — und der Dank wird von uns einzukaſſiren ſein in Betreff des Weimariſchen Herzogs. Hält er dieſen, und giebt er ihm hinreichend Geld zur Kriegführung, ſo ſchlägt er der Kirche eine vielleicht unheilbare Wunde.

— Einer nach dem Andern! ſagte Desnoyers gleichſam ſtill vor ſich hin, und machte Anſtalt fortzugehen.

Er war ein ſparſamer Mann, der keinen Wagen führte, ſondern ſeine Gänge und Beſuche zu Fuß erledigte. — Es ſoll ja noch eine Stunde vergehen — ſagte er lächelnd, als er von Norbert ſchied — ich kenne die Richtwege, ich marſchire rüſtig, und in ſpäteſtens fünf Viertelſtunden wird Triſtan hier ſein zur Empfangnahme Rohans. Auf Wiederſehen morgen Abend bei der ſchönen Lady!

Dies ſprach er am Ausgange der Baumallee. Norbert blieb ſtehen, und ſah ihm nach. Der Mond beleuchtete ſchattenvoll den kleinen, dahin ſchiebenden Mann.

Norbert bemerkte es nicht, daß ein dritter Mann in der Nähe war, und auch ihm zuſah. Etwa zehn Schritte von ihm an einem Baumſtamme gelehnt ſtand Mitzlau. Die Stunde ſeines Rendezvous' mit Norbert war nahe; er hatte Norbert und Desnoyers kommen ſehen, er hatte im Mondesſchimmer geſehen, daß ſie zu den erleuchteten Fenſtern des ſchwediſchen Geſandtſchaftshauſes hinauf ſchauten, hinauf deuteten, er hatte die Worte „Triſtan“ und „Rohan“ und „in ſpäteſtens fünf Viertelſtunden“ aus der geringen Entfernung verſtanden — das Blatt war ihm geſchoſſen!

Ohne ſich zu melden ließ er Norbert unter die Bäume zurückkehren. Es war ſpät am Abende; kein Menſch war außer ihnen beiden mehr vorhanden; nach einigen Minuten konnte er ihn ſicher einholen, und konnte ſehr eilig anzukommen ſcheinen.

So geſchah es. — Das Blatt ſchoß ihm noch deutlicher, als Norbert mit keiner Sylbe mehr nach dem Aufenthaltsorte Rohan's fragte, ſondern von Wien ſprach und den dortigen Zuſtänden. Der Kaiſer kränkle, man fürchte ſeinen baldigen Hintritt. Sein Sohn werde als Ferdinand III. vielleicht Grundſätze einführen, welche ausgewanderten Oeſterreichern wie Mitzlau die Rückkehr erleichterten, ſobald dieſe Umkehrenden empfohlen werden könnten.

Mitzlau war ſchlau und pfiffig. Er ging bereitwillig auf das Geſpräch ein, ſagte ſich aber: Du haſt Recht vermuthet, er weiß daß Rohan da oben iſt! Sonſt hätte es ja keinen Sinn, daß er Dich gar nicht mehr nach einer Kunde fragen ſollte, welche ihm vor einigen Stunden ſo ſehr am Herzen lag. Er weiß es, und der Name „Triſtan“, welchen Du vorhin verſtanden, bedeutet die Gefangennahme Rohans!

Nicht das Mindeſte ließ Mitzlau von ſeinen Gedanken merken, ſondern bat Norbert ganz höflich: ſeine Rückkehr einzuleiten in Wien.

Gnädigſt verſprach dies Norbert, und ging nach dem Hauſe Ludmillens. Der ſtehenbleibende Mitzlau wußte bereits von der Anweſenheit dieſer Dame, welcher er ſeit Prag nie mehr hatte nahen dürfen, und als er jetzt Norbert in dies Haus treten ſah, ſchoß ihm das Blatt auch darin weiter:

ob die Nachbarſchaft nicht irgendwie zur Entdeckung Rohans geführt haben könnte — ?

Rudolph von Mitzlau war ſehr ärgerlich, und der Aerger trieb ihn zu neuen Entſchlüſſen. Die „Gnädigkeit“ dieſes Pfaffenjunkers wurmte ihn, und die Nachricht vom nahen Hintritte des „Pfaffenkaiſers“ rumorte in ihm. Der Nachfolger Ferdinands des Zweiten galt in der That für verſöhnlich — thuſt Du dann nicht beſſer, ſagte ſich Mitzlau, — wenn Du Deine Rückkehr in's Vaterland nicht den Pfaffen allein anheim giebſt? Herzog Bernhard ſelbſt wäre am Ende mit dem Kaiſer auszuſöhnen, da er mit den Franzoſen doch nicht zurecht kommt, und wenn Du Dich dem Herzoge näher bringſt durch hervorragende Hilfsleiſtungen, dann ſorgt der Herzog für Dich beim neuen Kaiſer. Wie wär's, wenn Du den Spieß umkehrteſt gegen den Pfaffenjunker, und ihm den Rohan aus den Klauen riſſeſt?! Dafür dankt Herzog Bernhard ſicherlich beſonders — ja, das thu' ich!

Alſo ſprechend ging Mitzlau in's Haus der ſchwediſchen Geſandtſchaft. Sein Innres war längſt durch zehnfach wechſelnden Lebenslauf darauf eingerichtet, von einem Lager in's andre überzugehen ſchnell wie man eine Hand umwendet.

Im Hausflure ſchon begegnete er dem Herzoge Bernhard, der auf dem Heimwege begriffen war.

Mitzlau erzählte ihm leiſe, daß er eben zwei Männer drüben unter den Bäumen behorcht habe. Einer von dieſen Männern ſei der Miniſter Desnoyers geweſen. Dieſe beiden Männer hätten gewußt, daß der Herzog Heinrich von Rohan hier oben verborgen wäre —

— Wie?!

— Und Miniſter Desnoyers hätte beim Fortgehen geſagt, er würde Triſtan, des Kardinals Trabantenführer, unverweilt mit hinreichender Macht daher ſenden, um den Herzog von Rohan ergreifen und in die nahe Baſtille bringen zu laſſen.

Mitzlau gab ſeine Vermuthung für Gewißheit.

Bernhard ſchwieg einen Augenblick. Dann wendete er ſich zu dem Officier, welcher ihn begleitete und ſagte: — Meine drei beſten Pferde ſollen geſattelt, und an die nächſte Brücke gebracht werden. — Ihr, Mitzlau, mögt den Herzog begleiten auf einem dieſer Pferde. Und zwar nach St. Dizier. Dort findet Ihr den Oberſt Roſen von uns mit ſeinem Reiterregimente. Ihm überantworte ich den Herzog von Rohan. Er ſoll ihn ſchützen und weiter befördern. Vorwärts! ſetzte er hinzu für den Officier, welcher von dannen eilte. — Folgt mir hinauf — ſagte er zu Mitzlau — und wartet bis ich zurückkomme.

Frau de Groot ſah mit Erſtaunen den Herzog Bernhard zurückkehren, und ſpornſtreichs nach dem Gemache ihres Gaſtes hinüber ſchreiten. Nur zwei Worte wechſelte er mit ihrem Gatten, Worte, welche dieſen heftig betroffen machten. — Was iſt? fragte ſie Mitzlau. Dieſer unterrichtete ſie. Er war noch kaum zu Ende, weil Grotius ſein Bedenken eingeſchaltet hatte, daß ſein Geſandtſchaftshotel ein unverletztes Aſyl ſein ſollte, da erſchienen ſchon beide Herzöge und die Herzogin und Marguérite. Der Herzog von Rohan rief nach Mathieu, und eh' dieſer gefunden wurde verging einige Zeit. Die Frauen verläugneten auch ihren Charakter nicht, und verbreiteten ſich über die Pein und Mißlichkeit ſo jäher Abreiſe mitten in der Nacht. Nur der kleine Jaquette beſorgte Alles prompt, Hut und Mantel und Degen des Herzogs herzu bringend. Endlich kam auch Mathieu, und Herzog Bernhard kommandirte „Vorwärts!“ den Damen ziemlich rauh bedeutend, daß Gefahr im Verzuge und für ausführliches Abſchiednehmen keine Zeit vorhanden wäre. „Folgt mir, Herzog auf der Stelle, ſonſt ſeid Ihr verloren. Die Damen verlaſſen drei Minuten nach uns das Haus, und gehen nach der andern Seite. Frau Grotius beſeitgt alle Spuren des gaſtlichen Aufenthalts. Vorwärts!“

So geſchah's. Unten angekommen ſagte Bernhard halblaut: — Wer weiß einen Weg zur nächſten Brücke, der nicht in der Richtung nach dem Palais Cardinal liegt?

— Ich! antwortete Mitzlau.

— So führt uns!

Sie kamen unangefochten hin. Aber die Pferde fanden ſie nicht.

— Kann ein Zweifel entſtehen, ob dies die nächſte Brücke iſt? fragte Bernhard.

Mathieu, der Paris am Beſten kannte, erwiderte: — Ja! Aufwärts bei den Inſeln kann eine Brücke dafür genommen werden.

— Eile hin! Bringe die Pferde hierher, wenn ſie kommen. Warte feſt, wenn ſie nicht kommen. Dann holen wir Dich.

Es verging eine peinliche Viertelſtunde. Die beiden Herzöge hatten aber die Ruhe der Seele, ſich über ihre politiſchen Pläne zu unterhalten, und Alles feſtzuſetzen über ihre jetzt wöchentlich auszutauſchenden Mittheilungen.

Die Pferde kamen nicht. — Und doch wollte Bernhard nicht zum Arſenale ſelbſt mit Rohan, weil dadurch Spuren für die Verfolgung entſtehen müßten. Auf der andern Seite war es aber möglich, daß Triſtan ſich hier herüber nach dem Arſenale wenden könnte, wenn er das Neſt im ſchwediſchen Geſandtſchaftshotel ausgenommen fände — man hörte wirklich Geräuſch und Stimmen hinter ſich.

— Gleichgültig! — ſagte Bernhard — ich höre die Pferde!

Es war richtig. Mathieu, ſchon im Sattel des einen, brachte ſie. Der Herzog von Rohan und Mitzlan beſtiegen die andern, und ſetzten ihnen die Sporen ein.

— Halt! rief Bernhard in den Zügel Rohan's greifend — langſam durch die Stadt! Langſam bis zum erſten Tagesſchimmer, dann erſt mit allen Kräften. Ein Unfall im Dunkeln wär' das Schlimmſte.

Rohan drückte ihm noch die Hand; Mathieu flüſterte dem Officier zu: den Grauſchimmel nicht zu vergeſſen! und — über die Brücke verſchwanden die drei Reiter.

Herzog Bernhard ſtand einige Minuten unbeweglich: bei der Familie Rohan weilten ſeine Gedanken. Das Wiederſehen Marguéritens in Groots Behauſung hatte äußerlich gar nichts Beſonderes gebracht. Marguérite war freundlich, heiter, unbefangen gegen ihn geweſen. Nur für die Befreiung des Vaters hatte ſie ihm ſo lieb gedankt, daß ihm die Augen feucht geworden waren, etwas was er kaum kannte. Uebrigens hatte ſich nicht gerade Sentimentalität in ihm entwickelt, was bei einem ſehr ernſten Manne, dem die Liebe zum erſten Male an's Herz tritt, gar nicht auffallend geweſen wäre. Im Gegentheile: er war heitrer geworden als er ſonſt zu ſein pflegte. Das Leben ſtand jetzt leichter, lohnender, lichter vor ihm. An ſeine Knabenzeit in Weimar fühlte er ſich erinnert, in welcher ihm Alles, Alles erreichbar geſchienen hatte. — Morgen — dachte er jetzt — wirſt Du Mutter und Tochter aufſuchen und tröſten; tröſten und ermuntern. Auf alle Gattungen von Freude wirſt Du bedacht ſein für die beiden Frauen — —

Da wurde er gewahr, daß der Officier und Reitknecht auf ihn warteten. — Geht langſam voraus — ſagte er nun — und zeigt mir den Weg. Langſam!

Er wollte im Sinnen verbleiben, im angenehmen Sinnen. Keinerlei Unruhe, keinerlei Leidenſchaft bewegte ihn. Seine Seele war nur wohlthätig angeregt. Das übertrug ſich auf Alles, auch auf ſein Verhältniß zu dieſem Frankreich, und zu den Machthabern. Feſt, aber mäßig wollte er ſich zu ihnen verhalten. — So wirſt Du auch Starſchädel — ſagte er vor ſich hin — in's Unrecht verſetzen. Du wirſt dieſe eigennützigen Fremden, die Dich und Dein Vaterland mißbrauchen wollen, ausgiebig benützen. Es giebt keinen andern Weg, es ſind nirgends anderswo Mittel aufzufinden für Fortſetzung des Krieges, und wenn der Krieg aufgegeben wird, ſo iſt, ſo bleibt Glaube und Vaterland in eherne Ketten geſchmiedet. An den Rhein! an den Rhein mit einem Heere! Nur von hier aus iſt dies möglich. Die Rohanſchen Frauen bringſt Du nach der Schweiz zu ihrem Vater. Dort ſammelt Rohan Kriegsleute, und verbündet ſich mit Dir, und von dort ſchreiten wir zu Siegen gegen Oſten und Weſten, und gründen ein Auſtrien und Weſtrien, in welchen wir gebieten und glücklich wohnen, verbunden durch enge Familienbande —

Eine Wache rief in's Gewehr; er war am Arſenale angekommen, und beleuchtet vom vollen Mondlichte ſchritt er hinein.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Der

Deutſche Krieg.

Hiſtoriſcher Roman
in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Drittes Buch.

Herzog Bernhard.

Zweiter Band.

Leipzig
H. Haeſſel.
1866.

Herzog Bernhard.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Leipzig
H. Haeſſel.
1866.

Königl. Bibl.
Berlin

I.

Es lag im Intereſſe aller Betheiligten, die Verfolgung und Errettung des Herzogs von Rohan ſorgfältig zu verſchweigen. Wo eine Frage darüber auftauchte, da ſagte Richelieu, da ſagte Desnoyers, da ſagte ſelbſt Bernhard: wozu die Fabel wiederholen?! Rohan iſt mit keinem Fuße in Paris geweſen, noch weniger iſt er verfolgt worden! Die franzöſiſche Regierung hat im Gegentheile neuerdings in der Schweiz freundſchaftlichen Austauſch mit ihm gepflogen, und ihm einen neuen wichtigen Auftrag anvertraut.

Bernhards Stellung freilich zu Richelieu war durch die Rohan'ſchen Vorfälle tief verändert worden. Die Herzogin von Aiguillon hatte ſich bald überzeugen müſſen, daß alle Ausſicht verſchwunden wäre, Herz und Hand des deutſchen Herzogs zu erobern. Ebenſo wenig blieb ihrer weiblichen Aufmerkſamkeit verborgen, daß Bernhard jeden Abend das Hotel Rohan beſuchte, und daß die Prinzeſſin Marguérite ſechzehn Jahr alt wäre. Sie unterließ nicht, ihren Oheim von all ihren Bemerkungen in Kenntniß zu ſetzen, und ihn dahin zu vermögen, daß der deutſche Herzog ſo bald als möglich aus Paris zu entfernen, und in die Zerſtreuungen des Kriegs zu ſenden wäre.

Die Unterhandlungen zwiſchen dem Herzoge und dem Kardinale glätteten ſich auch von da an mit einem Male, wenigſtens wurden die Verſprechungen des Kardinals geſchmeidiger und günſtiger, und Bernhard konnte mit guten Ausſichten zu ſeinem Heere abreiſen.

Er ſelbſt war fröhlicheren, leichteren Sinnes als je. Liebesneigung verklärt uns ja die ganze Welt! Und mehr wie ein muthiger Ritter als wie ein durch Erfahrung mißtrauiſch gemachter Feldherr erſchien er unter ſeinen Truppen, Geld und Hoffnungen reichlich ſpendend.

Nicht daß ſeine Neigung zu Marguériten reichlich ein Ausſprechen, eine Erwiderung gefunden hätte! Nein. Marguérite war ein fröhliches Kind geblieben, welches in voller Unbefangenheit und kindlich mit dem berühmten Kriegsmanne verkehrt hatte. Und vielleicht gerade dadurch hatte ſie auf Bernhards Weſen nur erfriſchend gewirkt, nicht aber drängend, treibend, beunruhigend. Es war Frühling in ihm geworden, und nur Frühling in ihm geblieben. Reiſe und Frucht begehrte er nicht. Dies iſt ja ein weſentliches Merkmal der erſten Liebe.

Seiner Marguérite Vater, der Herzog von Rohan war glücklich nach der Schweiz entkommen, hatte dort ſogar wirklich durch neue Vollmacht aus Paris größere Hilfsmittel erlangt, Bernhards nächſtes und einziges Ziel ging alſo dahin: durch die burgundiſchen Berge hindurch bis an die Schweiz vorzudringen, und dann in neuer perſönlicher Zuſammenkunſt mit Rohan die weiteren Schritte feſtzuſtellen. Die kaiſerlichen Truppen alſo, die unter Gallas und dem Herzoge von Lothringen ihm den Weg verlegten, niederzuwerfen, das war jetzt ſein nächſter, ſein einziger Gedanke.

Seine Truppen jubelten. Nie hatten ſie ihn ſo jung, ſo ungeſtüm, ſo tapfer geſehen. Oft hatten ſie ihn wohl auch früher den Feldherrnfehler begehen ſehen, daß er ſich perſönlich in's wildeſte Schlachtgetümmel hinein geſtürzt — ein Fehler, den keine Truppe übel nimmt — jetzt aber ſahen ſie mit Entzücken, daß er ganz die Ritterſchlacht wieder zu Ehren brachte, und wie der ungeſtümſte Reitersmann ihnen voraus kämpfte.

Dazu brachte der Hochſommer eine wunderliche Genugthuung für dieſe Weimaraner. Der ſpaniſche Krieg brach endlich vollſtändig los gegen Richelieu und Frankreich, und Olivarez hatte eine große kaiſerliche Heerabtheilung unter Piccolomini für dieſen Feldzug gewonnen neben den ſpaniſchen Regimentern. Mit lawinenartigem Gefolge brach dies ſpaniſche und kaiſerliche Heer in die Pikardie ein, eroberte ſie, und drang bis zur Somme vor, ja drang über die Somme, nahm Corbie die letzte Feſtung, und ſtreifte ſchon bis an die Oiſe. Pontoiſe ſelbſt, die letzte Stadt vor Paris, leerte ſich in Flucht und Schrecken, und ſchrie entſetzt: Jean le Wert iſt da, und ſeine Reiter ſpießen uns! Ganz Paris zitterte vor Jean le Wert, und das Volk wollte Richelieu zerreißen, der König wollte ihn zu den Todten ſtürzen, ihn, der durch ſchlechte Politik Frankreich an den Abgrund gebracht. Reiter über Reiter flogen von Paris in's Kriegslager Bernhards, dem Herzoge Bericht zu bringen über die ſteigende Noth, und Aufforderung über Aufforderung: er möge kommen und helfen!

— Wer iſt Jean le Wert? — fragten feixend die Weimaraner, denn ſie gönnten den Franzoſen die Lection. — Johann von Wörth iſt es! — lautete die Antwort — Euer Landsmann! — Da brach ein ſchallendes Gelächter aus, und es herrſchte eine unangenehme allgemeine Zufriedenheit. Dieſer Reitergeneral aus dem kölniſchen Lande, welcher ſeit Jahren im Dienſte des Bayerfürſten den proteſtantiſchen Truppen und dieſen Weimaranern insbeſondere ein höchſt empfindlicher Feind geweſen, dieſer Johann von Wörth war ihnen jetzt plötzlich nur der deutſche Landsmann, über deſſen Tapferkeit ſie ſich unbändig freuten. So erkennt man eben erſt in der Fremde, was zu uns gehört. Sie wären außer ſich geweſen, wenn ihr Herzog Paris zu Hilfe gezogen wäre gegen Johanns von Wörth deutſche Reiter!

Bernhard aber empfand um kein Haar anders, als ſeine Soldaten: er ſchüttelte lächelnd ſein Haupt, und deutete gegen Oſten. Dorthin gehe ſeine Beſtimmung.

Es war nicht wahrſcheinlich, daß die Franzoſen dies Lachen und Lächeln vergeſſen würden.

Richelieu hatte ſich damals, geführt vom Pater Joſeph, männlich gefaßt, hatte alle Hilfsmittel in Bewegung geſetzt, hatte den ſpaniſch-kaiſerlichen Vordrang geſtaut, war wieder mächtig geworden bis zum Herbſte, und hatte im Spätherbſte ſogar unerwartet aus dem fernen Oſten des deutſchen Reiches eine große Genugthuung erlebt. Das letzte ſchwediſche Heer, welches dort im pommerſchen Lande nur noch mühſam Stand gehalten hatte vor den Kaiſerlichen und ihren Prager-Friedensverbündeten, dies kleine ſchwediſche Heer hatte unter dem liederlichen, aber genialen Schwedengeneral Banér eine offene Feldſchlacht gewonnen bei Wittſtock im Brandenburgiſchen, und die Partiſane des Prager Friedens in die Flucht geſchlagen.

Dieſer Ausgang des Jahres 1636 wurde ein Wendepunkt. Die Gegner des Kaiſers athmeten zum erſten Male wieder auf, und Richelieus Agenten entwickelten nun auf günſtig gewordenem Boden ihre Thätigkeit.

Man kann ſagen: vom Schluſſe dieſes Jahres an bemächtigte ſich franzöſiſche Diplomatie und franzöſiſches Geld mit nicht mehr zu beſiegendem Erfolge des deutſchen Krieges. Und man muß hinzuſetzen: dies franzöſiſche Geld, und dieſe franzöſiſche Thätigkeit iſt tödtlich geworden für das deutſche Reich.

Jetzt war's ein völliger Hohn geworden, von einem deutſchen Religionskriege zu ſprechen!

Katholiſche Edelleute aus Frankreich reiſ'ten im nördlichen Deutſchland umher, und waren die intimſten Bundesgenoſſen der proteſtantiſchen Fürſten. Nicht nur des proteſtantiſchen Schwedens und Dänemarks, auch der deutſchen Reichsfürſten von Holſtein bis nach Heſſen. Dieſe franzöſiſchen Agenten wühlten und knüpften und löſ'ten in folgenſchwerſter Weiſe.

Hamburg war ihr Hauptſitz. Der Graf von Avaux, und die Herren von St. Chamont und Charnacé waren die Künſtler, welche in jener Zeit die proteſtantiſchen Reichsfürſten in Niederſachſen wie Schachfiguren bewegten.

Das nördliche Deutſchland bis gegen den Main hinauf war jetzt der Hauptſchauplatz des Parteikrieges, welcher von Religion und Reich nichts mehr erblicken ließ vor Sorgen und Planen der kleinen Fürſten, die ſich eine Hausmacht gründen wollten. Das Welfenhaus ſpielte da die Hauptrolle, und Georg von Lüneburg war der männliche Führer neben der politiſchen Landgräfin von Heſſen.

Und die deutſchen Proteſtanten mußten hoffend dahin ſchauen, weil nur in jenen Ländern die Macht des Kaiſers nicht völlig herrſchte, während ſüdlich vom Maine, im eigentlichen Gebiete des Heilbronner Bundes, die proteſtantiſche Fahne ganz am Boden lag. Von ihrem größten Kriegsführer vom Herzoge Bernhard ſahen und hörten ſie gar nichts mehr, er war wie verſchollen. Kaiſerliche Heere lagen zwiſchen ihm und Deutſchland von der Schweiz bis in die Niederlande. Allerlei Mährchen liefen um über ihn: wie er franzöſiſch und katholiſch geworden wäre, und an Leib und Seele verfallen.

Nur in Schwaben bewährte ſich die Ewigkeit der Hoffnung, und ſie erfand eine Sage, welche dem Barbaroſſa im Untersberge und im Kyffhäuſer nachgebildet war. Da wo ſich die ſchwäbiſchen Berge gegen die Schweiz hin abgliedern in einzelne Höhepunkte, da lag auf einzelnem Kegel die für unnehmbar geltende Feſte Hohentwiel. In dieſer Feſte, hieß es, ſchlummert der Geiſt Bernhards, und eines Morgens werden die Waldſtädte am ſchwäbiſchen Rheinufer bedeckt ſein mit evangeliſchen Kriegern, und der alte Schlachtgeſang „eine feſte Burg iſt unſer Gott“ wird vom Rheine aufſteigen, und über die Mauern von Hohentwiel hinwegziehen. Da wird der ſchlummernde Bernhard aufwachen, wird auf die Zinne hinaufgehen, und nach allen Himmelsgegenden winken. Und da werden die Evangeliſchen aus allen Ländern herzuſtrömen, und furchtbare Schlachten liefern unter ſeiner Anführung, und das furchtbare Bollwerk des Kaiſers in den öſterreichiſchen Vorlanden, die Feſtung Breiſach, werden ſie erſtürmen und von da nach Bayern und Wien marſchiren. Das evangeliſch deutſche Reich aber wird dann auf ewigen Grundlagen errichtet werden.

Der arme Bernhard ſelbſt war beim Ausgange dieſes Jahres 1636 gar fern von der Erfüllung dieſer Sage. Man hatte ihn von Paris aus gänzlich im Stiche gelaſſen mit Geld und Truppen — er hatte nicht die geringſte Ausſicht, den Wall zu durchbrechen, welcher in kaiſerlichen Truppen zwiſchen ihm und dem Rheine lag. Richelieu rächte ſich. Er wünſchte durchaus nicht, daß Bernhard den Rhein erreichte, oder ihn wohl gar überſchritte. In der Hand wollte er ihn behalten, und wenn der König fragte, warum der Weimar ſo kurz gehalten werde, da antwortete leiſe der Kardinal: Sire, dieſer Weimar iſt ein Antäus. Sobald er den vaterländiſchen Boden berührt, wächſt er aus unſern Händen zum Rieſen empor, welcher uns zurückſchleudert mit einem Fußſtoße von unſerer Eroberung Lothringens, der Freigrafſchaft und der prächtigen Landgrafſchaft Elſaß. Uns ſoll dieſe Landgrafſchaft an den Rhein bringen, für uns ſollen dieſe Länder erobert werden, nicht aber für einen ſo gefährlichen Nachbar wie dieſer Weimar wäre.

Bernhard knirſchte unter dieſen Zügeln, welche ihn nicht vorwärts ließen, und entſchloß ſich im Winter, nochmals nach Paris zu gehen. Seine Botſchafter erhielten nur ausweichende Antworten, ihm ſelbſt, meinte er, werde man Rede ſtehen müſſen.

Man empfing ihn auch wirklich wieder mit allen Ehren, und entwickelte alle franzöſiſche Höflichkeit, um die innerſte Geſinnung zu verbergen. Aber es war nicht zu verkennen, daß er machtloſer war. Selbſt das Arſenal wurde ihm nicht mehr zur Wohnung angewieſen, im Palais des Marſchalls von Schomberg wurde er einquartirt, und man verſetzte ſich nicht einmal in die Unkoſten, ſeine heftigen Anklagen über Wortbrüchigkeit des Vertrages heftig zu erwidern. Man ſprach achſelzuckend von den ſchweren Laſten des ſpaniſchen Krieges, und verwies auf beſſere Zukunft.

Selbſt ſeine ſchlimmſten Feinde, die Jeſuiten Desnoyers und Norbert von Zierotin ließen ihn diesmal ziemlich außer Acht. Norbert, welcher mit Blandini den Sommer über in Madrid geweſen, und kürzlich erſt auf ſeine Station Paris zurückgekehrt war, Norbert ſogar ſagte zu Blandini: Da habt Ihr Euch wieder einmal umſonſt gefürchtet! Es wird gar nicht nöthig ſein, daß Ihr dieſen Weimar in ärztliche Behandlung nehmt, er verkommt ohne Euer Zuthun, Richelieu vergiftet ihn langſam durch Verſagung der Gelder und Truppen!

Bernhard litt ſchwer in dieſen Wintertagen. Zu trauriger Ueberraſchung hatte er gleich nach ſeiner Ankunft in Paris erfahren, daß die Herzogin von Rohan mit ihrer Tochter nach der Schweiz abgereiſ't ſei zu ihrem Gemahl. Und wie wenig Ausſicht hatte er jetzt, mit dem nächſten Frühlinge bis zur Schweiz durchzudringen durch den kaiſerlichen Heereswall in der Freigrafſchaft!

Nur die Herzogin von Aiguillon im Palais Kardinal machte eine Ausnahme von der gleichgültigen Behandlung. Sie begrüßte ihn herzlich, ſie widmete ihm eine Aufmerkſamkeit und Hingebung, als ob nie etwas Störendes zwiſchen ihnen vorgekommen wäre. Bernhard wußte ja auch nichts von einer ſolchen Störung, er hatte ſich nie klar gemacht, daß ein Liebesverhältniß zwiſchen ihnen abgebrochen werden wäre. Für ihn war ſie der zufällige Uebergang geweſen aus der Gleichgültigkeit gegen Frauen zu der erwachenden Neigung für Frauen; für ihn war es ganz in der Ordnung, daß er ſie entgegenkommend, einſchmeichelnd und liebenswürdig fand. Ihm that es wohl, denn ſein Weſen war jetzt einer weichen Frauenhand gar ſehr bedürftig.

So täuſchten ſie ſich gegenſeitig. Er aus Unbedacht, ſie aus Klugheit, welche den leeren Moment in ſeinem Leben auszubeuten hoffte.

Der alte Kaiſer in Wien veränderte dieſe Lage. Gegen Ende Februars 1637 kam die Nachricht von ſeinem Tode nach Paris, und — beim nächſten Feſte im Louvre erſchien Bernhard in Trauer.

Dies machte großes Aufſehen, und ſchärfte jegliche Mißſtimmung. Der Weimarſche Herzog zeigte ſich damit herausfordernd als deutſcher Reichsfürſt, der über allen politiſchen Hader hinweg Trauer anlegte um ſeinen Kaiſer mitten unter den ſchlimmſten Feinden des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes. Man ſteckte die Köpfe zuſammen, man fragte, was das bedeuten ſollte, man ſchloß: dieſer Weimar will ſeinen Frieden machen mit dem neuen Kaiſer!

Dies war nicht im Entfernteſten Bernhards Abſicht. Es war ihm ein Herzensbedürfniß, ſich unter dieſen Franzoſen als ein Deutſcher zu zeigen, der ſich ſeiner heimathlichen Anhänglichkeit treu eingedenk erweiſe, auch gegen ſeine Feinde in der Heimath.

Indeſſen gab es auch bei dieſem Abendfeſte im Louvre wichtige Leute, welche dem Herzoge Bernhard näher traten wegen ſeiner Trauerkleidung. Schon vor dem Eintritte Bernhards in den hell erleuchteten Saal war ihm die Nachricht vorausgeeilt: er trägt Trauer um den deutſchen Kaiſer! und als die ſchlanke, ſchöne Figur des gebräunten jungen Mannes ſchwarz von der Hutfeder bis auf die Fußbekleidung, über die Schwelle trat, da wichen die Staats- und Hofmänner nach beiden Seiten vor ihm zurück. Durch eine breite Gaſſe ſchritt er langſam einher, das braune Augenpaar von tiefer, ernſter Kraft blickte ruhig links und rechts über die unwilligen Franzoſen hin, und da ihm Niemand entgegen kam, ſo ſchritt er immer weiter vor in die Tiefe des Saales hinein. Dort in der Tiefe weilte der König und die Königin. Stand eine unangenehme Scene bevor wie vor'm Jahre in St. Germain? Man vermuthete es. Aber ſiehe da, der ſonſt ſchüchterne und zurückhaltende König Ludwig erhob ſich, und eilte ihm entgegen. Er eilte, und ſein ſonſt melancholiſches Angeſicht ſah erheitert aus. Sein Königsſinn war innerlichſt erbaut von dem Zeichen dynaſtiſcher Treue, welches der deutſche Herzog für ſein Reichsoberhaupt an den Tag legte. Mit freundlichen Worten begrüßte er Bernhard. Er ſprach's nicht aus, weshalb er ſo freundlich wäre, aber er verkündigte ihm, daß die Königin ſich freuen würde, ihn begrüßen zu können.

Die Königin Anna war ja Anna von Oeſterreich. Es that ihrem Herzen wohl, dieſen ſonſt unerbittlichen Kriegsfeind ihres Hauſes jetzt in Trauerzeichen um den Kaiſer zu ſehen inmitten von Franzoſen, welche darüber entrüſtet waren. Die ſtattliche Frau mit den berühmten weißen Armen ging ihm ſogar einige Schritte entgegen, und ſie verſchwieg es nicht was ſie bewegte. Wenn auch mit leiſer Stimme deutete ſie auf ihre Rührung, daß ein politiſcher Feind ihres Hauſes die Würde ihres verſtorbenen Familienhauptes in der Fremde ehre.

Bernhard ging nicht näher darauf ein, aber er ſprach freundlich mit der ſchönen Frau, in deren Geſichtszügen eine Trauer zu entdecken war, die ihn verwandt anſprach. Sie war fremd geblieben in Frankreich, ihre Ehe mit dem kränklichen Ludwig kinderlos. Man zweifelte überall an dem Glücke ihrer Ehe. Bernhard ſelbſt, welchem die unerwartete Abweſenheit Marguéritens von Rohan ſchmerzlich überraſchend geweſen, hatte innerlich ganz die Stimmung, mit dieſer ſeit mehr denn zwanzig Jahren vermählten, leidenden

Frau zu ſympathiſiren. Faſt noch Kinder waren Ludwig und Anna geweſen, als ſie ſich zu Bordeaux am Altare hatten die Hände reichen müſſen, um Spanien und Frankreich einander näher zu bringen. Nach ihrem perſönlichen Schickſale hatte dabei Niemand gefragt.

Während Bernhard mit der Königin ſprach, entdeckte ſein Auge ſeitwärts in einer Fenſterbrüſtung einen feiſten Mann, und nach kurzem Beſinnen ſagte ihm ſein gutes Gedächtniß, daß und wo er dieſen Mann kennen gelernt. Die Königin war Bernhards Blicken gefolgt und unter einem leichten Erröthen ſagte ſie: das iſt ein ſehr unterrichteter Mann, dieſer Arzt, und er hat mir neulich erzählt, daß er Euch einmal flüchtig bekannt geworden ſei.

— In Freuard, Majeſtät! Aber ich glaube, ich habe ſeinen Namen nicht erfahren.

— Blandini heißt er. Er ſoll ſich Euch vorſtellen, Herr Herzog!

Der herbeigerufene Blandini, welchen die Königin dem Herzoge zum Geſpräche überließ, war vom ſpaniſchen Miniſter Olivarez an Königin Anna empfohlen worden. Die Unfruchtbarkeit des königlichen Ehebettes beunruhigte die ſpaniſche Regierung, und Blandini's Rath wurde auch in ſolcher Angelegenheit eingeholt.

Bernhard machte ihm freundliche Vorwürfe, daß der kundige Doktor einen Beſuch im Feldlager immer noch nicht abgeſtattet. Lagerfieber und Lagerpeſt rafften ihm viel Leute weg, und es ſei ihm kein Preis zu hoch für Unterweiſung ſeiner Feldärzte durch einen ſo bewährten Mann wie Doktor Blandini.

Blandini verbeugte ſich dankend, und verſprach einen Beſuch im Feldlager des Herzogs, ſobald er einmal einige Wochen freier Zeit vor ſich ſähe.

Es war ihm jetzt nicht Ernſt mit der Zuſage, da Herzog Bernhard ſeine Furchtbarkeit verloren hatte. Aber er gab ſie aus Höflichkeit, und weil man doch nicht wiſſen konnte, ob dieſer Herzog nicht wieder einmal gefährlich würde.

Die Herzogin von Aiguillon, welche herzugetreten, beſtärkte ihn in dieſer Zuſage. — Ich ſelbſt — ſagte ſie heiter — bringe Euch einmal dieſen bequemen Doktor im Wagen nach Eurem Heerlager. Ich muß Eure Krieger einmal ſehen, wie ſie unter Eurer Führung in die Schlacht ſtürzen, wovon man ſo reizende Wunderdinge erzählt.

Und nun bemächtigte ſie ſich Bernhards ganz wie früher, als ob gar keine Entfernung zwiſchen ihnen eingetreten wäre ſeit der traulichen Scene im Kabinet des Palais Kardinal. Sie ſcherzte über den Unwillen ihres Oheims, welchen die Trauertracht des Herzogs erregen würde, und verſicherte Bernhard, daß ſie der Politik nicht geſtatte, zwiſchen ſie und ihre Herzensfreunde zu treten. Politik ſei vergänglich, das Herz ſei ewig.

Wahrlich, ſie hätte in dieſem Tone leichtes Spiel, die Oberhand zu gewinnen, wenn nicht im Herzen, doch im Kopfe und in den Sinnen Bernhards. Die Oberhand über jenes gleichgültige junge Mädchen, welches ſeine Herzensſtimme ſo ganz und gar überhörte. Dieſe Aiguillon, eine reizende Frau von Geiſt und Bildung, hatte er ſchnöde hintangeſetzt, und ſie zeigte ſich jetzt nicht nur ohne jegliche Bitterkeit, nein, treu und ergeben! Ihr Auge ſchimmerte feucht und in Sehnſucht, und es klang kindlich liebevoll, als ſie ihn fragte: ob er ſie hinüber begleiten wolle in's Palais Kardinal. Ihre Sänfte ſei geräumig, ſie biete Platz für zwei Perſonen. Nach einer Viertelſtunde, binnen welcher die Höflichkeit genügend abgethan werde in dieſer maſſenhaften Geſellſchaft!

Sie entließ ihn mit einem Blicke, welcher alle Seligkeit einer weiblichen Umarmung verſprach.

Und kaum war Bernhard einige Schritte von ihr entfernt, da ſtand er vor einer andern Frauengeſtalt, die in ſeiner Erinnerung auch wie eine Circe ſchwebte. Die erſten Regungen der Sinnlichkeit, welche damals machtlos verblieben, hatte in Regensburg Lady Ludmilla in ihm erweckt. Und ſie ſtand jetzt vor ihm.

Ihre Verbindung mit Desnoyers hatte ſie im Louvre eingeführt, nachdem ſie wirklich zum Katholicismus übergetreten, und für den katholiſchen Hof ein Gegenſtand angenehmer Genugthuung geworden war.

Sie begrüßte den Herzog warm und lieb. Der ſtattliche Kriegsheld war ihrem liebebedürftigen Weſen ſtets reizend erſchienen, und er war ihr jetzt in der Trauer um den Kaiſer eine volle poetiſche Erſcheinung. Das Alles wehte dem Herzoge aus ihren Mienen, aus ihrer Haltung, aus ihren Worten entgegen wie ſüßer Duft von Anhänglichkeit und Neigung.

Dieſer Abend ſchien dafür beſtimmt zu ſein, daß alle Mächte weiblichen Reizes ſich des Herzogs bemächtigen ſollten von den weißen Armen der Königin Anna bis zu den wollüſtigen Tönen der Mutterſprache, in denen ihm Ludmilla geſtand, daß ſie ſich nach der deutſchen Heimath ſehne, und daß ſie vorhabe, nach Wien überzuſiedeln, wenn ſich die Nachricht vom milderen Sinne des neuen Kaiſers beſtätigte.

Von ihrem Religionswechſel wußte er nichts, und unbedenklich gab er ſich den angenehmen Eindrücken hin, welche die heimathliche Kokette in ihm zu wecken wußte. Erinnerung iſt die begabteſte Kupplerin, alle Reize der Vergangenheit ſtehen ihr zu Gebote, und die angekündigte Viertelſtunde verging ſo ſchnell! Es war eine ganz andere Gattung weiblichen Reizes, welche von Ludmilla in ihn ſtrahlte, eine heimathliche Mondesnacht voll warmer Luft. Aus der reifen Schönheit dieſes ebenmäßigen Körpers, deſſen matt glänzende Schultern nahe vor ſeinem Auge winkten, aus dem ſeelenvollen, halb gebrochenen Auge ſprach die verunglückte Lebensgeſchichte des deutſchen Weibes. Verunglückt in Liebe und Glauben. Das irrende Herz flehte gleichſam um Gnade, als ſollte und könnte es errettet werden aus Zweifeln und übereilten Gelübden. Die überreizte Phantaſie Ludmillas mochte in dieſem unberührten Feldherrn der Proteſtanten einen Erretter ſehen, der ſie mit ſtarken Armen aus dem Wirrwarr der Sinne und der Seele emporheben könnte.

Die Herzogin von Aiguillon näherte ſich eben dem Paare. Sie ſtand ſtill. Wenn ſie ihren Vortheil ohne thörichte Eiferſucht verſtand, mußte ſie ſagen: Recht ſo, recht ſo!

Dieſer ſpröde junge Mann wird mir nun endlich erweckt und erweicht in die Arme geführt! Die Fremde lockt für mich.

Sie ſtreifte an ihm vorüber, und ihr verführeriſch ſprechendes Auge ſagte ihm: es iſt Zeit, ich bewege mich dem Ausgange zu. Folge mir!

Bernhard folgte ihr, indem er mit Ludmillen weiter ſprach. Es war keine klare Abſicht in ihm, eine Untreue zu begehen an dem Bilde in ſeinem Herzen, aber Unmuth und ſinnlich aufgeregter Wirbel flüſterten in ihm: räche Dich an herzloſer Trockenheit, laß Dich tragen vom Strome, wer weiß, ob er nicht zu der Befriedigung führt, welche Dir immerwährend entzogen bleibt, weil Du ſie gerade dort ſuchen willſt, wo ſie Dir verſagt bleibt.

An der Thür des großen Saales erſt verabſchiedete er ſich von Ludmillen — die Herzogin von Aiguillon ſchritt langſam durch einen kleineren Saal, umgeben von kourmachenden Kavalieren, der Thür zu, welche in die Vorzimmer führte. Er folgte ihr —

Da trat ihm ein kleiner Aufenthalt entgegen. In der Geſtalt Mitzlau's.

Rudolph von Mitzlau war ihm näher gekommen durch die damalige Errettung Rohans. Die Warnung hatte ſich begründet erwieſen, Triſtan war an jenem Abende wirklich mit Trabanten in Groot's Hauſe erſchienen, ſich höflich entſchuldigend wegen Verletzung des Geſandtſchaftaſyls, weil der Herzog von Rohan ja nicht im Geſandtſchaftshauſe ſelbſt, ſondern im Nebenhauſe wohne. Man dankte alſo Mitzlau wirklich die Errettung Rohans. Dafür war Bernhard erkenntlich, und da er bei jetzt eintretendem näherem Verkehre fand, daß Mitzlau ein kundiger Officier und ein antifranzöſiſcher Deutſcher wäre, deſſen Trieb auf Löſung der wälſchen Allianz gerichtet war, ſo hatte ihn Bernhard wiederum unter ſein diesmal kleines Geleit nach Paris aufgenommen. Mitzlau's kleinen Bemerkungen war es auch vielleicht zuzuſchreiben, daß der Herzog die Trauer anlegte um den Kaiſer. Denn Mitzlau ging ſeit jenem Abende, als er Norbert bei Seite ſchob, die Bahn der Verſöhnung mit Oeſterreich ohne die Jeſuitenhilfe Norberts. Er meinte: wenn eine ſolche Verſöhnung mit dem gefürchteten Bernhard zu Stande gebracht werden, wenn ein Bernhard dem Kaiſer zugeführt werden könnte — dann ſei ein ſolcher Weg des Ausgleichs doch viel ergiebiger als der magere Begnadigungsweg durch Unterſtützung vermittelſt der Pfaffen. Brächte er einen Bernhard in's kaiſerliche Lager, dann wachſe er ſelbſt in hohem Maaße.

In dieſem Sinne gab er auf Alles Acht, was um den Herzog verging, und ſchloß ſich dem jungen Dietrich de Groot an, welcher im vergangenen Frühjahre als Kriegsvolontair mit dem Herzoge in's Feldlager gegangen war. Dieſer Dietrich war durch ſeinen Vater tiefer eingeweiht in die perſönlichen Angelegenheiten des Herzogs, und von ihm hatte Mitzlau erfahren, daß man von einer Hinneigung Bernhards zur Prinzeſſin Rohan wiſſen wollte, und daß die trübe Laune deſſelben ſeit ſeiner Ankunft in Paris wohl von der unerwarteten Abweſenheit Marguéritens herrühren könnte. Dies hatte Mitzlau lebhaft aufgegriffen. In ſeinem jetzigen

Wunſche, den Vermittler Bernhards mit dem Kaiſer zu ſpielen, ſchien ihm nichts ſo gefährlich, als wenn die damals wohlbekannte Annäherung der Nichte Richelieus an Bernhard ſich erneuere bei dem jetzigen Pariſer Aufenthalte des Herzogs. Dieſe Circe, wie auch er ſie nannte, hatte täglich in's Palais Schomberg geſchickt, und ſich nach Stimmung und Befinden des Herzogs erkundigen laſſen. Es war Mitzlau ganz deutlich, daß ſie ihn durch die Zuvorkommenheit wieder einfangen wollte, und daß es dem Herzoge auf die Länge nicht verborgen bleiben könnte, wie theilnehmend ſie ſich erwieſen, wenn ihm auch die täglichen Nachfragen nicht gemeldet würden. Deshalb hatte er die beiden Groot, Vater und Sohn — denn auch Dietrich war mit in Paris — dringend aufgefordert, Nachrichten einzuziehen über die Abreiſe der Herzogin und Prinzeſſin von Rohan, Nachrichten, welche irgend einen beſchwichtigenden Grund für dieſe Abreiſe an die Hand geben könnten. Beſchwichtigend für den Unmuth des Herzogs.

Dieſen großen Geſellſchaftsabend im Louvre hatte Mitzlau ganz beſonders gefürchtet, weil er vorausſah, daß die Herzogin von Aiguillon hier dem Herzoge zum erſten Male wieder begegnen würde, und darum hatte er gerade heute dringend darauf beſtanden, daß Dietrich ſelbſt in's Hotel Rohan ginge, wo am Ende doch etwas Näheres über den Beweggrund zu erfahren wäre, welcher die Herzogin und Prinzeſſin zur Abreiſe getrieben. Dietrich nämlich hatte ihm von einer alten Kammerfrau geſprochen, welche tief im Vertrauen der Herzogin ſtünde, und welche vielleicht Auskunſt geben könnte, wenn ſie nicht mitgereiſ't wäre. Letzteres perſönlich zu erkunden und mit der Frau vertraulich zu reden hatte Dietrich für dieſen Abend übernommen.

Peinlich hatte Mitzlau auf Dietrichs Ankunft im Louvre gewartet, als er beſtätigt geſehen, daß die Aiguillon dem Herzoge nahe träte. Der unzuverläſſige Geſell Dietrich — hatte er ärgerlich gedacht — iſt ſicherlich einer Liebſchaft drüben in der Vorſtadt nachgegangen ſtatt ſchleunig die alte Kammerfrau aufzuſuchen, und ſchon war er im Begriff geweſen, den Herzog anzutreten, und mit einer dreiſten Erfindung auf andere Gedanken zu bringen, da war Ludmilla an ihm vorüber gekommen dem Herzoge entgegen. Dies hatte ihn zurückſcheuchen müſſen. Dieſe Frau haßte ihn tief, ihr mußte er eilig aus dem Wege weichen — aber dies Ausweichen brachte ihm Glück, es führte ihn im Gedränge der Soirée vor den Vater de Groot, welcher eben erſt gekommen war, und welcher, nach ſeinem Sohne fragend, in der Geſchwindigkeit Mitzlau eine Mittheilung gemacht hatte.

Dieſe Mittheilung in Gedanken ausſchmückend hatte Mitzlau die Nähe des Herzogs wieder aufgeſucht, und mit Ungeduld hatte er auf den Moment gewartet, daß Ludmilla ihn endlich wieder frei geben würde. Er ſah wohl, daß die Aiguillon an der Ausgangsthür des kleineren Saales auf den Herzog wartete, und daß nur eiligſt ein Riegel vorgeſchoben werden könnte —

Endlich ſchied Bernhard von Ludmillen, und Mitzlau beſchleunigte ſeinen Schritt, um den Herzog zu erreichen, bevor dieſer von der Aiguillon angeredet und fortgeführt würde.

Unvorſichtig im Vorgehen kam er dabei Ludmillen dergeſtalt in den Weg, daß er ſie anſchauen, und als höflicher Kavalier um Verzeihung bitten mußte — es war ein Augenblick arger Pein für Ludmillen. Sie wurde blutroth vor Zorn und Scham, und empfand die ganze Strafe für ein verfehltes Leben in dieſer widerwärtigen Begegnung, welche ihre ſo eben verſuchte Annäherung an Bernhard in das garſtigſte Licht ſtellte. Sie war fein genug, es augenblicklich und ganz zu empfinden, daß ſie ihren Uebertritt wiederum verläugnet hätte, indem ſie Bernhard warm und hoffnungsvoll nahe getreten, und daß die unmittelbar darauf folgende Erſcheinung Rudolphs von Mitzlan, ihres Verführers und Verderbers, wie ein unmittelbares Strafurtheil des Himmels auf ſie gefallen ſei. Außer ſich flog ſie einem Seitenausgange zu, unbekümmert um die erſtaunt vor ihr weichenden Hofleute. Sie fühlte ſich vernichtet.

Mitzlan hatte ein gröberes Gewiſſen. Er behielt ungeſtört ſein Ziel im Auge, und erreichte es, wenn auch nur einige Schritte vor der harrenden Aiguillon. Bernhard ſtand ſtill auf ſeine dringende Anrede, welche in gedämpftem Tone eine wichtige politiſche Nachricht ankündigte.

— Welche? — fragte der Herzog. Der politiſche Lebensberuf fand ihn in jeder Lage aufmerkſam.

— Aus der Schweiz, fürſtliche Gnaden. Hugo Grotius hat ſie vor einer Stunde erhalten, und ſie betrifft den Herzog von Rohan.

— Nun?

— Das hieſige Miniſterium hat ihn, wie Ihr wißt, mit einer Aufgabe in Graubündten betraut. Damit die Alpenpäſſe nach Italien für die Spanier verſchloſſen blieben durch die Griſons. Es iſt ein Uriasbrief geweſen, welchen ihm das Miniſterium geſendet, wahrſcheinlich um auf geſchicktere Weiſe als hier in Paris ſein Verderben herbeizuführen.

— Zur Sache! zur Sache!

— Die Aufgabe hat ſich als eine Unmöglichkeit erwieſen. Es hat in Chur eine furchtbare Scene ſtattgefunden: man hat den Herzog von Rohan ergreifen und niedermachen wollen, weil er franzöſiſchen Machinationen gegen die Freiheit der Griſons dienſtbar ſei; nur mit größter Anſtrengung iſt es den Freunden ſeiner ehrenwerthen Perſönlichkeit gelungen, ihn dem Tumulte zu entreißen, und ihn auf fürchterlichen Bergpfaden des Kalanda-Gebirges in die Schweiz zu entführen. Auch dort in den katholiſchen Urkantonen iſt er vom Aeußerſten bedroht geweſen. Es hat ſich deutlich offenbart, daß von hier aus Alles angelegt geweſen iſt, den unliebſamen Hugenottenführer zu vernichten. In tiefer Erſchöpfung iſt der bejahrte Herr nach Genf gerettet worden, und noch kurz vor den Thoren dieſer Kalviniſtenſtadt iſt er nahe daran geweſen, den Streifpartieen des franzöſiſchen Heerführers, des Herzogs von Bourbon in die Hände zu fallen. Aus Burgund hinüber hat dieſer, unbekümmert um ſchweizeriſche Neutralität, Truppen über den Jura geworfen, um Rohans habhaft zu werden. Letzterer liegt erkrankt zu Genf darnieder, und das glücklicherweiſe wohlbefeſtigte Genf fühlt ſich nicht ſicher vor einem franzöſiſchen Ueberfalle, weil es einem Manne wie Heinrich Rohan Schutz und Zuflucht gewährt.

Fürſtliche Gnaden ſollte bedacht ſein, ein ernſtes Wort an rechter Stelle hier zu ſprechen über dieſe Verfolgung unſers Glaubensgenoſſen —

— Woher die Nachricht?

— Vom ſchwediſchen Geſandten. Ein ſchwediſcher Rath Müller, aus Stockholm vom Kanzler Oxenſtierna an Euch, Herr Herzog, abgeſendet, hat ſie heut Abend gebracht. Er kommt über Baſel, weil er gehofft hat, Euch in der Freigrafſchaft zu finden.

— Dort kommt ja Dietrich aufgeregt. Vielleicht weiß er noch mehr —

Dietrich, ungemein zu ſeinem Vortheile verändert durch ein halbjähriges Kriegsnovizenleben, wurde durch die Aiguillon aufgehalten, welche ihm Komplimente machte über ſein ſtrafferes Ausſehen und über den Fortſchritt des lichtgelben Mantels zu lichtbrauner Kouleur. Sie war guter Laune, und konnte es nicht unterlaſſen, ihn aufzuziehen. Er verſicherte recht kurz, daß eine Dame Schuld ſei an der Lichtbräune, welche der Frau Herzogin auffalle, und daß er die nähere Erklärung ſich jetzt verſagen müſſe, da er ſeinem Herzoge eine Nachricht zu überbringen habe.

Dabei grüßte er mit ſo ſcharf zuſammen genommenen Gliedmaaßen, daß nicht zu verkennen war, ſie ſeien jetzt geordneter als ſonſt, und ſchritt zum Herzoge. Immer noch mit langen Schritten wie früher, aber mit größerer Zuverſicht in den Beinen.

Sein Bericht ging dahin, daß er aus dem Hotel Rohan komme, wo er die vertraute Kammerfrau der Frau Herzogin geſprochen. Sie liege krank zu Bett, und habe deshalb die ſchnell abreiſenden Damen Rohan nicht begleiten können. Sie wiſſe aber, daß die Abreiſe von Mutter und Tochter deshalb ſo jählings ſtattgefunden habe, weil ein Diener des Herzogs die Nachricht aus Genf gebracht habe, der Herr Herzog Heinrich liege ſchwer krank darnieder —

— Deshalb?! — rief Bernhard, und ſein Auge leuchtete. Politik und Herz waren ihm nun auf einmal in Bewegung, und wenn er die harrende Aiguillon nicht hätte ſehen müſſen, er hätte ſie vergeſſen.

Er ging auf ſie zu, um ihr mitzutheilen, daß er ſich die Begleitung verſagen müſſe, weil dringende Geſchäfte — da ſah er aus der Seitenthür, durch welche Ludmilla geflüchtet, den Kardinal Richelieu eintreten. Sein Anblick wirkte, als ob er die Hauptmacht des Feindes auf dem Schlachtfelde erſcheinen ſähe, und er ging ſtracks auf ihn zu. Er fühlte das Bedürfniß eines Angriffs.

Richelieu desgleichen. Er erſchien jetzt erſt in der Geſellſchaft, aber man hatte ihm doch ſchon erzählt, daß der Herzog von Weimar das größte Aufſehen machte und König wie Königin für ſich gewonnen hätte durch die Trauer, welche er für den Kaiſer zur Schau trüge. Solch ein Anhänglichkeitszeichen war ſehr gegen die Neigung des Kardinals. Es verrückte die Stellung des Herzogs, welche er ihm in Frankreich angewieſen ſehen wollte, es beſtärkte den König in dynaſtiſchen Formen, welche Richelieu geringſchätzig behandelte, weil ſie gar oft in wichtigen Schritten ſtörten.

Richelieu ſchwoll alſo jetzt die Galle, als er den ſchwarzen Herzog auf ſich zukommen ſah. Von Wiederanknüpfung des Verhältniſſes mit ſeiner Nichte wußte er nichts, die ganze Maſchine alſo, diesmal im wallenden Kardinalpurpur, war geladen, als Bernhard ihn ſcharf anſprach und zur Rede ſtellte über die „nichtswürdige“ Behandlung des Herzogs von Rohan.

Richelieu fragte ſchneidend zurück, was einen Herzog von Weimar berechtigte, mögliche oder nicht mögliche Schritte des franzöſiſchen Miniſteriums nichtswürdig zu nennen.

— Mein Glaube, meine Freundſchaft für Rohan, mein Verhältniß zu Frankreich berechtigen mich dazu.

Frankreichs Feinde zu ſchlagen, nicht aber ſie zu beſchützen iſt Euer Verhältniß zu Frankreich!

— Was gehen mich denn Eure Freunde und Eure Feinde an! Ich verkehre mit Euch, um den deutſchen Kaiſer zu bekriegen. Aus keinem andern Grunde, zu keinem andern Zwecke. Nur in dieſem einzigen Punkte bin ich Euch verbündet. Und was iſt der Kern meines Krieges gegen den Kaiſer? Mein proteſtantiſcher Glaube, welchen der Kaiſer unterdrückt. Hat es nun einen Sinn und Verſtand, daß Ihr als mein Verbündeter den proteſtantiſchen Glauben unterdrückt und ſogar in meinen Freunden verfolgt, ſelbſt in den Freunden verfolgt, welche wie Rohan auf dem Kriegsſchauplatze gegen den Kaiſer wirken? Hat das einen Sinn? Nein, es iſt die offenbare Verhöhnung unſers Bündniſſes. Es zeigt, daß Ihr mich und die Schweden nur gebrauchen wollt um politiſche Pläne gegen das deutſche Reich in's Werk zu ſetzen. Wohl denn! Der Schwede und ich werden dieſe Erfahrung nützen, und werden Euch ſachgemäß antworten.

Bernhard's Ton war immer lauter geworden, die Geſellſchaft aus dem großen Saale war herzugeſtrömt, und es war ein glücklicher Gedanke, daß Hugo Grotius die Thür des Nebengemaches ſchließen ließ, in welches die beiden Wortfechter während des Streites eingetreten waren.

Grotius ſelbſt, ſein Sohn und Mitzlau von der einen Partei, Richelieu und der ihn begleitende Abbé Boisrobert von der andern Partei waren nun abgeſondert, und der Streit konnte gründlich zu Ende geführt werden.

Dazu wäre Richelieu ganz geneigt geweſen; denn er meinte jetzt des deutſchen Herzogs nicht mehr in dem Maaße zu bedürfen wie früher. Beim Vordringen des ſpaniſchen Heeres bis gegen Paris im verfloſſenen Sommer hatte dieſer deutſche Herzog den gefährdeten Kardinal nicht im Mindeſten unterſtützt, der Kardinal hatte dieſe große Gefahr allein beſtehen müſſen. Er hatte ſie beſtanden, und war nun um eine Kopflänge gewachſen an Macht und Zuverſicht. Jetzt kam ihm dieſe Gelegenheit faſt erwünſcht, den unbequem fordernden Bernhard einmal nachdrücklich in die Schranken zu weiſen. Die letzte Rede Bernhards draußen vor ſo viel Zuhörern zudem hatte ihn ergrimmt, ſeine Nerven bebten in Wuth, und er begann eine Erwiderung, welche in die giftigſte Spitze ausgehen ſollte — da wurde er inne, daß der ſchwediſche Geſandte zugegen war. Sie waren inmitten des nächſten Zimmers ſtehen geblieben, und Grotius trat ihm jetzt erſt deutlich vor die Augen. So groß aber war ſeine diplomatiſche Schulung, daß ſie ihn abhielt, für eine augenblickliche Genugthuung die nächſte Zukunft preiszugeben. Er gewann es über ſich, in eine mäßige Sprache einzulenken, und Grotius zur Theilnahme am Geſpräche aufzufordern. Dadurch — meinte er ganz richtig — wird die Spitze des Streites abgebrochen werden. Er kannte ja Grotius als einen ſehr vorſichtigen Mann.

Diesmal war aber auch Grotius rückſichtsloſer als ſonſt. Die Ankunft eines außerordentlichen Abgeſandten aus Stockholm in der Perſon des Raths Müller war gegründet; Grotius war dadurch befugt, kräftiger aufzutreten, und ſeine Neigung für Bernhard und Rohan unterſtützte ihn in dem längſt gehegten Wunſche, dem Kardinal einmal nachdrückliche Vorſtellungen zu machen über die ungenügende Unterſtützung der proteſtantiſchen Sache. Er ſprach ruhig, gemeſſen, aber logiſch ſtark, indem er alle die Widerſprüche der Richelieuſchen Politik bloß legte.

Richelieu kochte vor Ingrimm, und als nun Bernhard die Beweisführung de Groots für ſich in Anſpruch nahm, und auf unmittelbar praktiſche Folgerungen überging, als er die Summen nannte, die verſprochen und nicht gezahlt worden wären für ſeine Kriegsmacht, als er die Truppenzahl anführte, die verheißen und nicht geſtellt worden, als er die unfähigen Generale bezeichnete die ihm aufgedrängt wurden zum Schaden des Krieges, da riß auch dem diplomatiſchen Meiſter Richelieu die Geduld, und er entgegnete mit geringſchätziger Heftigkeit, welche mit den Worten ſchloß: Wohl denn! Da Ihr von Frankreichs Beiſtand ſo abfällig denkt, ſo entbehrt ihn, erlaßt ihn uns, wir ſind Deſſen ganz froh. Unſer Geld kann erſprießlicher zu unſerm Vortheil verwendet werden. Die Millionen, welche der deutſche Krieg unſerm Lande alljährlich koſtet, werden ja doch der Kultur unſers Landes entzogen. Sie wird ſich Glück wünſchen, wenn man ſie ihr von jetzt an ausſchließlich zuwendet. Sie wird ſich bedanken bei Euch, Herr Herzog von Weimar. So ſei's denn! Wir wollen hier in Frankreich mit gefalteten Händen zuſehen, wie der Kaiſer Euch bis zum Schluſſe dieſes Jahres zu Paaren treibt. Ach, was ſpreche ich „bis zum Schluſſe des Jahres"! Bis zum Sommer wird es ein Ende haben mit all den mittelloſen Haufen, die noch dazu alle untereinander uneinig ſind, ein Ende mit Schrecken. Und Schweden wird Gott danken, wenn es die pommerſche Küſte rettet. Es wird auch die nicht retten. Der jetzige Kaiſer wird Stralſund nicht mehr umſonſt belagern. Schweden iſt längſt erſchöpft. Geld hatte es nie; es holte ſich's in Deutſchland. Seit Deutſchland auch keins mehr hat, hat auch Schweden keins mehr. Franzöſiſches Geld iſt's, mit welchem auch der ſchwediſche Krieg geführt wird. Selbſt Truppen hat Schweden nicht mehr, das wenig bevölkerte Land iſt jetzt an ſtreitbaren Männern aufgezehrt. Deutſche Söldner, die wir bezahlen, führt es in die Schlachten. Der ganze Plunder zerſtiebt, wenn wir nicht mehr zahlen, und Eure Herrlichkeit, Herr Herzog von Weimar, wenn Frankreich nicht mehr hinter Euch ſteht, iſt Euch ja ohne meine Aufklärung ſehr wohl bekannt. Ihr haßt uns ja recht herzlich, und wär't all Euer Lebtag nicht zu uns gekommen, wenn Ihr anderswo Mittel zur weiteren Kriegsführung gefunden hättet. Sucht ſie denn anderswo, da unſer Gold und unſre Truppen Euch nicht ſauber genug erſcheinen. Ihr findet ſie nirgends, nirgends! Das wißt Ihr ſo gut wie ich, und das Ende vom Liede wird ſein, daß Ihr Euer ganzes Leben kläglich verläugnen und Euren Frieden mit dem katholiſchen Oeſterreich machen müßt, wenn man das Friede nennen darf, was erbärmliche Unterwerfung iſt, erbärmlich, denn unter Fußtritten für Euren ſogenannten Glauben, unter Fußtritten für Eure ſogenannte Libertät des deutſchen Reichs werdet Ihr hinſchmachten zu einem ruhmloſen Grabe. Ihr wollt es aber, und des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Habt es! Glückliche Reiſe!

Hochaufgerichtet ſtand er da im weiten, faltigen Kardinalspurpur, der bisher ſo höfliche Richelieu, welcher den Herzog Bernhard immer nur ſchmeichelnd geſtreichelt hatte. Aus dem braunen Auge blitzte Genugthuung, daß er endlich einmal die wahre Schärfe herausgekehrt, und aus den feinen Zügen um Mund und Naſe und weißen Bart blitzte Zufriedenheit. Zufriedenheit darüber, daß er einmal vor dieſen Fremden habe ſchnöde abweiſend auftreten können, ohne der Klugheit und Vorſicht was zu vergeben. Im Gegentheile! — Du haſt ſie — dachte er — von nun an ganz anders in der Hand. Sie können Dich nicht entbehren, und ihr ewiges Mäkeln und Fordern iſt nun für immer in Schranken gewieſen, welche Du beſtimmſt.

Hugo Grotius war auch wirklich betroffen. Er ſah das

Kopfſchütteln des Kanzlers Oxenſtierna vor ſich, daß der ſchwediſche Geſandte ſolch eine abſchätzige Sprache Frankreichs habe hervorrufen können, er hörte das Murmeln Oxenſtierna's: Man muß eben nicht einen Gelehrten an ſolche Stelle ſenden, einem Gelehrten bieten die Staatsmänner Alles.

Bernhard dagegen hatte die Rede mit Kopfnicken begleitet; ihm ſchien ſie geradezu willkommen zu ſein. Und er antwortete in auffallend ruhigem Tone. — Bravo, Herr Kardinal — ſagte er — bravo! Ehrlich währt am Längſten. Nun weiß man doch deutlich was unſre Allianz zu bedeuten hat. Unſere Schmerzen und unſere Ziele haben für Euch nicht die mindeſte Bedeutung in dieſem Kriege gegen den Kaiſer. Euer Geld iſt das einzige der Rede Werthes. Das gebt Ihr je nach unſrer Stärke. Sind wir ſtark, ſo gebt Ihr's artig und mit lieblichen Ausſichten für die Neugeſtaltung des deutſchen Reiches. Sind wir ſchwach, ſo werft Ihr es uns wie ein Almoſen zu, verächtlich und mit dem Zuſatze: Ihr ſeid im Grunde nichts als unſre Söldner. Eure Hoffnungen und Pläne ſind für uns Chimären, und über ſie wird kein Wort verloren werden bei einem etwaigen Frieden! Ich bedanke mich bei Eurer Eminenz für die endlich hervorbrechende Aufrichtigkeit. Sie ſoll nicht weggeworfen bleiben. Mich quält das Verhältniß lange, und mein Gewiſſen war gepeinigt von dem Gedanken, daß ich Euch nur zum Werkzeuge dienen könnte. Nun iſt jeder Zweifel gehoben. Nehmt an, daß ich das ſchriftliche Dokument unſers Vertrags in dieſer meiner Hand hielte. Da!

Zu Euren Füßen hin ſchleudert ſie das Dokument! Wir ſind geſchiedene Leute. Ich eile ſtehenden Fußes zu meinem Heere. Wollt Ihr mich etwa nach Eurer beliebten Manier aufhalten, ſo habt Ihr Schritte von mir zu gewärtigen, welche Euch die weißen Haare zu Berge treiben werden. Und außerdem würden Eure ſchlaffen Truppen, die im Heerlager neben den meinigen liegen, dergeſtalt von meinen Kriegsleuten beim Schopfe gefaßt werden, daß von den Tauſenden kaum einer den Rückweg nach Paris finden dürfte. Darnach bemeßt Eure Schritte. Gott befohlen!

Ruhigen, feſten Schrittes ging er durch den Seiten-Ausgang hinweg, einer harrenden Aiguillon nicht im Mindeſten mehr eingedenk, ſogar Ludmillen nicht bemerkend, die vorhin gerade in dies Zimmer geflüchtet, die jetzt vom einſamen Sitze in einer Fenſtertiefe Zeugin der Unterredung geworden, und die nun unwillkürlich hervorgetreten war, als müßte ſie ihm die auflodernde heimathliche Zuſtimmung durch Geberden ausdrücken. Denn wie verwirrt und pfadlos ſie auch geworden war, die Jugendeindrücke, der Sinn ihres Vaters hatten doch nicht ſo ſehr in ihr zerſtört werden können, daß ſie nicht zuſtimmend hätte ausrufen müſſen: das iſt die Sprache eines Mannes gegen Tücke! — Sie ſprach's nur leiſe vor ſich hin, und der Anblick Mitzlau's, welcher neben Dietrich dem Herzoge Bernhard folgte, ſcheuchte ſie vor jedem weiteren Schritte zurück.

Richelieu und Hugo Grotius waren ſtehen geblieben inmitten des Zimmers. Beide waren betroffen. Richelieu ungemein durch die poſitive Abſage Bernhards. Die war durchaus nicht in ſeinem Sinne, die verrückte all ſeine Pläne, ja, ſie war nicht ohne Gefahr für ihn. Wenn Bernhard ein Abkommen traf mit dem kaiſerlichen Heere, welches nach der Saone hin nur einige Meilen entfernt von Bernhards Truppen unter Gallas in Winterqartieren lag — dann, dann — oh, der ſonſt ſo kluge Politiker hätte ſich in's Geſicht ſchlagen mögen, daß er ſo weit gegangen war. Grotius war ihm ein willkommener Stab, den er ergreifen konnte. Achſelzuckend machte er ihm bemerklich, daß ſolch ein Kriegsmann doch Alles gleich auf die Spitze treibe, und daß der Herr Geſandte ihm nacheilen und ihn beſchwichtigen möge. Schöne Redensarten für Schweden blieben nicht aus — und Grotius ging in der Richtung von dannen, welche Bernhard eingeſchlagen hatte, Richelieu ging in den Saal zurück, und kam zerſtreut bei ſeiner harrenden Nichte an. Als ſie nach Bernhard fragte, und als er erfuhr, daß er ſie hätte nach Haus begleiten wollen, da wurde er doppelt zornig gegen ſich ſelbſt und gegen ſeine ungeſchickte Politik. Wir haben kein Glück mit dem Manne — ſagte er knirſchend mit leiſer Stimme zur verſtimmten Aiguillon — und das muß man ſich zum Fingerzeig dienen laſſen. Wer uns als Freund durchaus nicht nützen kann, der iſt vielleicht beſtimmt, uns als Feind zu nützen. Behandeln wir ihn von nun an ganz als ſolchen!

— Warten wir damit noch einige Tage — ſagte eben ſo leiſe die Aigillon — wenn er noch einige Tage in Paris bleibt.

Es ſah nicht darnach aus, als ob Bernhard auch nur noch einige Tage in Paris bleiben würde. Entſchloſſen zu baldigſter Abreiſe kam er in's Palais Schomberg, und er fühlte ſich leicht und frei in dieſem Entſchluſſe. Das Bündniß mit Frankreich laſtete ſchwer auf ihm, und Hans von Starſchädels Warnung war tief in ſeine Seele gedrungen. Er verſuchte ſie wohl abzuſchütteln dieſe Warnung und Gewiſſenslaſt, indem er ausrief: Es iſt nicht ſchwer, tugendhaft zu bleiben, wenn man ſich geſtatten darf, unthätig zu bleiben, und ſchweigend zuzuſchauen! Aber dennoch athmete er an dieſem Abende in tiefer Erleichterung. Es giebt eben ein Gewiſſen im Menſchen, welches feiner hört als alle Verſtandeskräfte hören. Der Verſtand wußte auch jetzt noch nicht Bernhard zu ſagen: was aus ihm und ſeinen Truppen werden ſollte ohne Frankreichs Hilfe? Und trotzdem war ihm wohl zu Muthe.

Die erſte Perſon welche er rufen ließ war der Bartkonrad. Ihm trug er auf, am nächſten Morgen ſchon nach Deutſchland zu reiten, und ſeinen alten Herrn Hans von Starſchädel aufzuſuchen. Er traute dieſem Konrad einen geſunden Menſchenverſtand zu, und machte ihn ohne irgend was Schriftliches zu einem wichtigen Botſchafter. — Du wirſt Alles gut beſtellen — ſchloß er — wenn Du deine Leidenſchaften zügelſt, und Dich vor Ausbrüchen derſelben hüteſt.

— Der Punkt unſers Zuſammentreffens — das ſage Herrn Hans, und das laß Dir geſagt ſein — iſt der Sundgau, da wo der Rhein ſein Knie macht gegen Norden, die

Gegend von Baſel. Wie lange ich Zeit brauche, und ob es mir gelingt, bis dorthin durchzureißen, daß weiß Gott. Aber Gott wird uns nicht verlaſſen, da wir wieder ehrliche Deutſche werden.

— Endlich!

— Und reite nordwärts durch's Luxemburgſche und durch Weſtphalen. Du kommſt da leichter durch. Erlach wird Dir Reiſegeld zahlen. Behüt Dich Gott!

Erlach ſtand dabei. Dieſer Schweizer hatte durch militairiſche und praktiſche Tüchtigkeit im Laufe des letzten Feldzuges das Vertrauen Bernhards in hohem Grade gewonnen. Er war jetzt des Herzogs rechte Hand.

Aber Erlach war nicht erbaut von dem Bruche mit Frankreich. Der deutſche Widerwille gegen die Franzoſen war nicht ſtark in ihm, und er ſah nicht ab, wie der Herzog ohne große Geldhilfe ſein Heer zuſammenhalten und ergänzen könnte. Das Geld war ihm hochwichtig.

Und jetzt kam Hugo Grotius an, und brachte die letzten verſöhnlichen Aeußerungen des Kardinals. Er wie Erlach alſo redeten dem Herzog eifrig zu, den Bruch zu vermeiden.

Bernhard hörte ſie ſchweigend an. Er wußte nur zu gut, wie ſehr ſie Recht hatten mit allen militairiſchen Gründen. Aber er ließ ſich in ſeinem Inneren nicht mehr ſtören.

Feldherr war er indeſſen genug, um das hinzunehmen, was ihm den Rückzug erleichtern konnte. Er ſagte deshalb endlich: Gut. Uebernehmt Ihr alſo, Herr Grotius, den Riß zu ſtopfen ſo gut es geht. Seid officieller Vermittler zwiſchen mir und Richelieu. Ich ſelbſt mag nichts mehr mit ihm zu thun haben. Erlach hier mag mich vertreten.

Dies war eine unglückliche Wahl. Dieſem praktiſchen Schweizer hätte er nicht ſo große Vollmacht geben ſollen für die Franzoſen!

Es war tiefe Nacht geworden, und ſie ſchieden.

Der Herzog blieb allein. Hoffmann entkleidete ihn, und drückte in zuverſichtlichen Worten ſeinen Stolz aus, daß der Herr Herzog endlich ſeinem Rathe gefolgt ſei, und ſich von den nichtswürdigen Franzoſen losgemacht habe.

— Und nun wirſt Du das Geld vorſchießen zum Kriege, hoff' ich!

— Wie?!

— Wir wollen ſehen, wie weit Deine Erſparniſſe reichen. Sie ſind nicht gering, ich weiß es.

— Fürſtliche Gnaden!

— Geh ſchlafen, — und — ſchick mir noch den Dietrich herein.

Das patriotiſche Herz Bernhards war endlich beruhigt, ein anderer Theil des Herzens wollte auch ſeine Befriedigung. Marguérite Rohan war jählings abgerufen worden von Paris; das war ihm eine große Erquickung geweſen. Sein Geiſt war mit ihr beſchäftigt, wie das zarte Geſchöpf in noch rauher Jahreszeit die Reiſe hatte machen müſſen durch die Berge bis an den Rhonefluß, wo er aus der Schweiz bricht, und in Genf trifft ſie den geliebten Vater krank und in gefährlicher Bedrängniß, und für Hilfe erblickt ſie ſammt der Mutter ringsum am politiſchen Horizonte gar keine Ausſicht. Dorthin nach Genf, in's Rohanſche Familienzimmer wollte er Troſt und Hoffnung ſenden. Der junge Groot, ein Bekannter im Rohanſchen Hauſe, ein zuverſichtlicher Enthuſiaſt, ſollte ſie hinbringen.

Dietrich trat ein. Der Herzog hatte ſich ſchon in's Bett gelegt, und rief ihm heiter die Frage zu: ob er ſich jetzt feſt genug im Sattel fühle, um eine Reiſe zu machen auf ſcharfem Pferde?

— Der Konrad verſichert, fürſtliche Gnaden, ich ritte jetzt ſchon wie ein Dragoner.

— Nun denn, junger Dragoner, habt Ihr Luſt, eine Botſchaft zu reiten nach Genf zu den Rohans? Ihr wart ja doch früher ein Liebhaber der Prinzeſſin Marguérite!

— Ein Liebhaber? O ja. Ich habe alle jungen Damen lieb von der Herzogstochter bis zur —

— Kaufmannstochter! Man ſpricht davon. Wie ſteht's alſo? Wollt Ihr morgen früh Abſchied nehmen von der — was weiß ich! — und eiligſt nach Genf reiten?

— Nach Conſtantinopel, wenn Herzog Bernhard mich beauftragt.

— Euer Auftrag iſt nur mündlich. Die Spanier könnten Euch in Burgund anhalten und durchſuchen. Ich laſſe die herzogliche Familie herzlich grüßen. Sie ſollte guten Muthes ſein. Mein Feldzug würde zeitig beginnen, und die Spitze der Schweiz wäre ſein Ziel. Gelänge Alles wie ich es vorhätte, ſo befreite ich den Herzog von der Gefangenſchaft in Genf, und holte ihn ſammt den Seinen nach der nördlichen Schweiz. Die Familie Rohan ſollte feſt rechnen auf mein Herz und mein Schwert. Der Prinzeſſin ſagt: ich würde ihr den Rhein zeigen und den Schwarzwald. — Euren Rückweg, junger Herr, nehmt über Bourg und Chalons; an der Saone, denk ich, werdet Ihr mich finden, um friſche Bergſchlachten mitzuſchlagen. Ihr ſeid ja noch in keine Schlacht gekommen und brennt darnach. Nicht?

Dietrich antwortete unverſtändlich.

— Alſo auf Wiederſehen an der Saone! ſchloß der Herzog.

— An der Saone! wiederholte Dietrich mit einem tapfern Seufzer und ging.

Bernhard überließ ſich dem Schlummer in einer heitern Seelenruhe, als ob er wieder ein Knabe im Weimariſchen Schloſſe unter dem Schutze ſeiner Mutter einſchliefe, als ob die politiſche Sorge der letzten Kriegsjahre wie Wolke und Nebel aufgeflogen wäre vor einem linden, erfriſchenden Lufthauche. Das iſt die Macht einer reinen, jungen Liebe: ſie breitet immer wieder neu einen Frühling über Alles, was grau und abgeſtorben erſchienen iſt um uns her. Gering und nichtig erſcheinen alle Schwierigkeiten des Lebens, ſchöpferiſche Zuverſicht ſchwellt unſre Bruſt, wir meinen, die Gottheit ſelbſt ſei perſönlich in uns eingekehrt, und habe es übernommen, uns über Höhen und Abgründe zu tragen.

Am andern Tage begannen die Anfragen und Botſchaften Richelieus. Bernhard blieb ſeinem Vorſatze völlig getreu. Er lehnte jeden weiteren Verkehr völlig ab, und verwies jede fernere Unterhandlung an Erlach und an den ſchwediſchen Geſandten Grotius.

Er ſelbſt ließ Alles zur Abreiſe bereit ſtellen. Nur ausreiten ſah man ihn, und zwar rings um die Mauern von Paris, als wollte er die Stadt in Augenſchein nehmen zum Behufe einer Belagerung.

Das blieb nicht unbeachtet, und Richelieu wurde mit Fragen beſtürmt, ob der allgemein bemerkte Streit zwiſchen ihm und Bernhard in einem Zimmer des Louvres Folgen gehabt habe.

Richelieu wurde immer unruhiger, und ſandte endlich Desnoyers in's Palais Schomberg. Auch er wurde abgewieſen. Trotz eines Briefes, welchen Bernhard eben erhalten hatte, als man ihm den Miniſter Desnoyers meldete.

Dieſer Brief warnte ihn namentlich vor Desnoyers, und beſchwor ihn, gerade dieſen kleinen Graukopf freundlich zu behandeln, denn er wäre Bernhards gefährlichſter Feind.

Dieſer Brief kam von Lutwillen. Sie hatte ſich gedrungen gefühlt, ihm ihre Bewunderung auszuſprechen über ſeine patriotiſche Haltung gegenüber dem Kardinale, von welcher ſie zufällig Zeugin geweſen, und ſie hatte ihn in dieſem Briefe um eine Unterredung gebeten.

Bernhard ging zu ihr. Eine wohlwollende Frau aus der deutſchen Heimath war jetzt der Stimmung ſeines Weſens zuſagend.

Es war der zweite Abend nach jener Scene im Louvre. Am andern Morgen wollte Bernhard Paris verlaſſen. — Er hatte ſeinen Abſchiedsbeſuch bei Hugo Grotius gemacht, und er wußte aus Lutwillens Briefe, daß ſie dicht neben dem Hauſe des ſchwediſchen Geſandten wohnte.

Er trat in die Wohnung Ludmillens, und fand ſie allein.

Norbert war damals nicht in Paris, ſondern in Madrid, wohin Olivarez ihn neuerdings beſchieden.

Ludmilla war jetzt dem Herzoge Bernhard gegenüber nicht mehr in jener leichten Stimmung einer gefallluſtigen ſinnlichen Frau. Ihre edelſten, ihre beſten Regungen hatten jetzt die Oberhand in ihr. Zerfallen mit ſich ſelbſt, das heißt eben zerfallen mit ihren edelſten und beſten Regungen war ſie längſt, und der Religionswechſel hatte ihr keinen dauernden inneren Segen gebracht. Die Bewunderung, welche ihr Bernhard im Louvre eingeflößt, hatte ihre tief bewegte Stimmung gehoben — ſie trat ihm entgegen mit dem innigſten Wunſche, ihm zu nützen.

Sie konnte es. Das ahnte ſie, das wußte ſie halb und halb. Sie war eine in politiſchen Maaßregeln wohlerfahrene Frau, ſie verſtand auch die leiſeſten Andeutungen. Nun hatte zwar Norbert weislich unterlaſſen, trotz ſeines intimen Verkehrs mit ihr, ſie jemals einzuweihen in ſeine jeſuitiſchen Pläne. Aber ein vertrauter, täglicher Umgang ſtumpft die Vorſicht ab, und nachdem Ludmilla wirklich zur katholiſchen Kirche übergetreten war, ergingen ſich die Geſpräche zwiſchen Norbert, Blandini und Desnoyers doch öfter als ſonſt mit geringerem Rückhalt über die Hauptfeinde der Kirche, und über die Wünſche und Möglichkeiten, dieſe Gegner zu lähmen oder zu beſeitigen. Der deutſche Herzog, wie Bernhard kurzweg genannt wurde, war da öfters unter Andeutungen erwähnt worden, welche für das feine Ohr Ludmillens längſt beſchloſſene Veranſtaltungen verriethen. Kurz, es war ihr allmählig — beſonders wenn die Herrn nach der Tafel ohne ſie ſprachen und die entfernt ſitzende Dame des Hauſes nicht beachteten — klar geworden, daß dem gefürchteten Weimar eine Galgenfriſt geſetzt wäre, und daß ein Attentat auf ſein Leben eintreten könnte, wenn er Miene machte, ihnen über den Kopf zu wachſen. — Geſtern nun, als auch Desnoyers perſönlich im Palais Schomberg abgewieſen worden, hatte er ihr bei ſeinem täglichen Beſuche den Eindruck hinterlaſſen, als hätte dieſe Galgenfriſt plötzlich einen großen Schritt gemacht. Er war ſonſt ſehr ruhigen Temperamentes, und es gehörte zu ſeiner Tageserholung, mit einer ſchönen Frau leichte, ſpielende Unterhaltung zu führen in franzöſiſch galantem Tone, welcher auch einem älterem Herrn kleine zweideutige Entſchädigungen zukommen läßt in einem ſchäkernden Umgange — geſtern aber war er ſehr ernſthaft geweſen. Er hatte von nichts geſprochen, als von dem übermüthigen Benehmen dieſes deutſchen Herzogs, welcher ſich jeglicher Leitung entziehen wollte, und der in ſein Verderben ſpringen würde. Sein Untergang könnte plötzlich eintreten, wenn er ſich nicht bei Zeiten beſänne.

War er abſichtlich ſo weit gegangen, um Ludmilla aufmerkſam zu machen, damit ſie ihren Landsmann warne? Er wußte, daß ſie ihn vorgeſtern im Louvre geſprochen. Meinte er, durch ſolche Warnung den Herzog abzuhalten von entſcheidenden Schritten? Ludmilla war darüber im Unklaren. Aber wenn ſie Desnoyers' Aeußerungen zuſammenhielt mit all den Bemerkungen, welche ſie ſchon früher gemacht, ſo ward es ihr ſonnenklar, daß Bernhard perſönlicher Lebensgefahr entgegen ging, wenn er unter einem Bruche Paris verließ, und ſich frei machen wollte von den bisherigen Banden der franzöſiſchen Allianz.

Da ſaß er neben ihr der lebensfriſche Feldherr, und fragte heiter: warum ſie glaube, daß Desnoyers ſo gefährliche Feindſchaft gegen ihn hegte?

Das Zimmer war wie herkömmlich nur matt beleuchtet, und Ludmilla konnte den Gedanken nicht los werden, daß dieſer gebräunte Kopf da vor ihr binnen Kurzem von der gelbbraunen Farbe einer Leiche bedeckt ſein könnte.

Sie hatte das tiefe Bedürfniß, zu warnen und zu helfen und doch konnte und durfte ſie nicht Alles ſagen, was ſie dachte. Sie mußte auf Umwege bedacht ſein.

— Die franzöſiſchen Miniſter — antwortete ſie denn — haben ſich an den Gedanken gewöhnt, der Herzog von Weimar werde die Herzogin von Aiguillon heirathen, und ſich ſo dem franzöſiſchen Intereſſe dauernd verbünden.

— Ah?

— Und nun heißt es, Ihr wolltet auch ohne Abſchied von dieſer Nichte des Kardinals Paris verlaſſen. Ich mag das nicht glauben. Ein kluger Feldherr läßt nicht in ſeinem Rücken einen unberechenbaren Feind. Eine beleidigte Frau aber iſt ein ſchlimmer Feind.

— Und Ihr meint —?

— Ihr müßt in Frieden von ihr ſcheiden, und ihr nicht jede Ausſicht benehmen.

— Das würde den jeſuitiſchen Desnoyers umſtimmen?

— Wenn Ihr wißt, daß er zu den Jeſuiten hält, ſo wißt Ihr auch, daß er in manchem Betrachte mächtiger iſt, als der Kardinal. Die Jeſuiten ſind gefährlich in — Eurem Zimmer, in Eurem Zelte.

— Dahin dringen ſie nicht. Und meine liebe Freundin kann mir doch kaum im Ernſte rathen, daß ich mit meiner Perſon Kuppelei treibe. Herz und Hand erhält man ſich frei inmitten ſchmutziger politiſcher Geſchäfte. Nicht wahr?

— Nun dann, lieber Herzog, ſtellt Euch wenigſtens auf der andern Seite ſicher, damit Ihr doch einen Anhalt gewinnt.

— Was nennt Ihr die andere Seite?

— Die kaiſerliche.

— Oho! So ſpricht Lady Lutwilla, die tapfere Erbfeindin des Habsburgers, welcher ihren Vater zu Prag enthaupten ließ? So ſpricht die eifrige Proteſtantin?!

Dieſe Anrede beſtürzte Lutwillen. Das Wort verſagte ihr, ſie zuckte in Schmerz zuſammen.

— Es hat mich ſchon gewundert — fuhr Bernhard fort — Euch hier unter Katholiken gleichſam heimiſch zu finden. Was ſucht Ihr hier? Iſt Euer einſtiger Widerwille gegen die Papiſten ſo abgeſtumpft worden?

Lutwillens edler Untergrund des Charakters duldete es nicht, daß der Herzog in dieſer Täuſchung befangen bliebe. Unter Schluchzen geſtand ſie ihm, daß ſie keine Ruhe, keine Befriedigung mehr gefunden habe im Glauben der proteſtantiſchen Kirche, und daß ſie kürzlich — übergetreten ſei.

Herzog Bernhard ſtand jählings auf. In dieſem Punkte war er unnahbar. Sein lutheriſcher Kirchenglaube war ihm heilig. Er ſtand auf, und wendete ſich zum Fortgehen.

— Ich beſchwöre Euch, Herr Herzog — rief Ludmilla — verwechſelt nicht meinen perſönlichen Werth mit dem Werthe meines Rathes, meiner Warnung! Ich mag gefehlt haben, ich fühle es ſelbſt an der dauernden Unruhe meiner Seele, die ich beſchwichtigen gewollt; aber ich fühle ebenſo, daß ich eine reine Empfindung habe für Recht und Unrecht. Und Euch ſeh' ich von gräßlichem Unrechte bedroht, wenn Ihr Euch heftig Euren jetzigen Verbindungen entzieht, ohne in den Schutz der kaiſerlichen Verbindung einzutreten. Denkt an die letztere, weiſ't die Verſöhnung mit dem Kaiſer nicht von Euch, wenigſtens nicht geradezu! Schon das Eingehen auf eine Unterhandlung mit den Kaiſerlichen kann Euch retten, denn es lähmt die jeſuitiſche Partei, und der junge Kaiſer iſt mild, Trautmannsdorf, ſein Hauptminiſter, iſt patriotiſch, iſt kein Verehrer der Jeſuiten. Tretet in Verkehr mit ihm, dann wird Euer Bruch mit den Franzoſen leicht und ungefährlich. Hört auf mich, Herzog Bernhard, ich weiß was ich ſage, wenn ich auch den Urſprung meiner Kenntniſſe nicht enthüllen darf.

Es lag ein Accent der Wahrheit in Ludmillens Rede, welcher den Herzog traf. Er blieb ſtehen, und ſah ſie forſchend an. Attentate auf ſein Leben kümmerten ihn nicht beſonders. Wer ſein Leben täglich auf dem Schlachtfelde preisgiebt, der wird gleichgültig gegen vermuthete einzelne Angriffe. Dennoch war er feinhörend genug, um hinter dieſer ſichtlichen Verzweiflung der katholiſch gewordenen Lady eine Pfaffenmachination gegen ſich zu vermuthen. Er ſagte alſo mit langſamer Betonung: — Mylady! Euren Glaubenswechſel beklag' ich. Euer Gewiſſen wird Euch richten, und mir ſcheint: das Gericht hat ſchon begonnen. Seid denn wenigſtens ganz aufrichtig gegen Euch und gegen mich. Was wißt Ihr von den feindlichen Abſichten gegen meine Perſon? Nennt mir die Namen. Nur einer vollen Aufrichtigkeit glaube ich irgend etwas.

Ludmilla fühlte ſich außer Stande, Namen zu nennen. Was ſie bloß vermuthete, konnte ſie nicht als Gewißheit einem Manne nachſagen, welcher wie Norbert ſie ſo nahe anging.

Ihre Verwirrung und ihr Schweigen aber war für Bernhard Veranlaſſung genug, die ganze Warnung gering zu achten. Hart ſagte er ſchließlich: daß eine Dame wie ſie, welche den Glauben ihres Vaters unbegreiflicherweiſe gewechſelt, kein Vertrauen anſprechen dürfe, ſo lange ihre Mittheilungen keine näheren und greifbaren Angaben enthielten. Und nachdem er ſo verletzende Worte geſprochen, ging er hinweg.

Ludmilla war niedergeſchmettert. Aber der gute Grund ihres Weſens war doch ſo ſtark, daß ſie ſich vergeſſen konnte über dem Wunſche, den Herzog zu erretten. Den wichtigſten, den entſcheidenden Namen wollte ſie ihm nennen, es koſte, was es wolle. Blandini, das wußte ſie, werde die Hauptrolle ſpielen in dem Attentate auf das Leben des Herzogs. Dieſen Namen wenigſtens wollte ſie ihm nachrufen, vor dieſem Manne wenigſtens wollte ſie ihn warnen. Und das wäre allerdings eine weſentliche Hilfe geweſen.

Sie raffte ſich auf, und wollte durch das Zimmer eilen.

Der ſchwere metaliſche Schlag aber, welchen Bernhards verletzende Schlußworte ihr verſetzt, hatte ihr Nerven und Sehnen gelähmt. Ihr Gang ſchwankte und ſtockte. Nur in Pauſen erreichte ſie die Thür, und ihre Hand verſagte den Druck, welcher ſie öffnen ſollte. Als ſie endlich auf den Vorſaal gelangte, war Herzog Bernhard ſchon unten im Hausflure, er hörte es nicht mehr, daß die gebrochene Frau da oben mit ſchwacher Stimme rief: Herzog! — Blandini —

Er hörte es nicht mehr. Die ganze Scene hatte auch keine andere Wirkung auf ihn gemacht, als daß er mit Widerwillen an den Religionsübertritt Ludmillens dachte, und die Andeutungen auf ſeine perſönliche Gefährdung für nichts erachtete. Eine unwahre Kokette wolle ſich bedeutend machen durch geheimnißvolle Winke — fort damit!

Er dachte nicht mehr daran, als er in's Palais Schomberg kam, und Erlach ſeine letzten Inſtruktionen gab. Denn des anderen Tages wollte er fort, und er blieb leider bei dem unſeligen Gedanken, dieſen Schweizer zur Mittelsperſon zwiſchen ſich und dem franzöſiſchen Miniſterium zu machen.

Der Morgen dieſer Abreiſe brach an. Fluthender Regen ergoß ſich vom Himmel herab, die Luft aber war ſchon durchweht von warmen Strömungen des nahenden Frühjahrs.

Im Hofe des Palais wurden Reitpferde und Wagen vorgeführt. Mitzlan bewegte ſich da als Anordner. Der Herzog hatte ihn während der letzten Zeit näher an ſeinen Hausdienſt gezogen. Oben in den Zimmern las Bernhard ein Memoire Leders, welches dem Kardinal Richelieu heute Mittag durch Erlach überreicht werden ſollte, nachdem der Herzog und ſein Gefolge ſeit einigen Stunden Paris verlaſſen hätte. Der Herzog las es ſtehend, er war ſchon im Fortgehen begriffen, und nickte mehrmals mit dem Haupte zu großer Erbauung Leders, welcher mit Erlach neben ihm ſtand. Das Memoire war in ſtolzem deutſchem Sinne abgefaßt, und Erlach, welcher ſchon mit dem Inhalte deſſelben bekannt war, billigte es nicht ganz. Als der Herzog es ihm endlich einhändigte, und fortſchreiten wollte, ſagte der ſchweizeriſche Oberſt trocken: Dieſe Schrift koſtet zwei Millionen Livres. Denn nachdem Richelieu ſie geleſen, wird die Geldrate für den diesjährigen Feldzug gewiß zurückbehalten.

Herzog Bernhard antwortete nicht, ſondern ſchritt nach der Thür. Sie ging auf vor ihm, und in derſelben ſtand — der Kardinal Richelieu.

— Es iſt nicht möglich, Herzog — ſagte er mit freundlichem Ernſte — daß wir ohne Abſchied von einander ſcheiden. — Es iſt auch nicht ſchicklich, daß Ihr wie eine Privatperſon Paris verlaßt. Die königlichen Equipagen und das königliche Reiſegeleit fahren ſo eben in Euer Palais. Sie erwarten Euch, wenn Ihr wirklich ſchon heute abreiſen wollt, ſie erwarten Euch, wenn Ihr meinen Bitten nachgebt, und eine Audienz beim Könige annehmt, welcher Euch im Louvre erwartet. Schenkt mir, ich bitte, eine viertelſtündige Unterredung, ehe Ihr die Wahl trefft, ob Ihr zum Thore hinaus, oder ob Ihr in den Louvre fahren wollt.

Bernhard deutete ſchweigend auf das nächſte Zimmer.

welches offen ſtand. Der Kardinal ſchritt raſch hinein, Bernhard folgte. Es war ein kleines Gemach, welches auf den Garten des Hotels ging.

Bernhard deutete auf einen Lehnſeſſel; Richelieu aber ergriff beide Hände des Herzogs, und ſagte im gutmüthigſten Tone: — Ihr ſeid wirklich ein „mauvais coucheur“ mit Eurer kriegeriſchen Wildheit, und wißt noch immer nicht, wie eng ich Euch in mein Herz geſchloſſen habe, oder doch in meinen Geiſt, wenn Euer ungläubiges Auge andeuten will, daß Ihr mir kein rechtes Herz zutrauen wollt. So laßt uns eine Viertelſtunde wahrhafte Politik ſprechen, und thut dann was Ihr nicht laſſen zu können glaubt. Unklar über mich wenigſtens werdet Ihr dann nicht mehr ſein.

Und dabei ſah er Bernhard in die Augen wie ein zärtlicher Vater; drückte ihm die Hände, und ging zur Thür, welche offen geblieben war hinter ihnen. Er ſchloß ſie, und ſchob dann einen Seſſel neben den ſeinen, Bernhard ſtumm einladend, daß er ſich auf denſelben ſetze. Nicht einmal den Vortheil des Lichtes nahm er in Anſpruch, wie Diplomaten zu thun pflegen: er ließ das volle Tageslicht aus dem Garten herein ſein Antlitz beſcheinen, und gönnte Bernhard die Schattenſeite. Man durfte auf ſeine größte Ehrlichkeit gefaßt ſein.

— Wofür leben wir denn, lieber Herzog? Ich meine Leute wie wir? Nicht wahr, wir leben dafür, Tüchtiges und Großes zu bewirken, wie?

— Allerdings.

— Jeder auf ſeine Weiſe. Wir ſind zu einander getreten, weil wir gemeinſchaftliche Zwecke haben. Soll dieſe Allianz zerbröckelt werden, weil wir uns zuweilen über die Mittel und Wege zanken? Ich denke: nein! Und Ihr ſolltet's auch nicht denken. Das Große und Tüchtige, was wir erſtreben, zerrinnt uns ja ſonſt zwiſchen den Händen. Ich allein bring es nicht zu Stande, Ihr allein bringt es nicht zu Stande. Iſt das nicht die Wahrheit?

— O ja!

— O ja? Seid nicht ſo kühl! Ihr ſeid's gegen einen wirklichen Freund, den Ihr verkennt, weil er andere Kleider trägt als Ihr ihn tragen ſehen möchtet, den Ihr verkennt, weil er Fehler hat und Schwächen, arge Fehler und Schwächen. Aber dieſe Kleider und Schwächen verrücken in mir keineswegs unſer gemeinſchaftliches Ziel. Keineswegs! Betrachtet ſie genau, und urtheilt dann ſelbſt. Ich bin Kirchenfürſt und Franzoſe, katholiſcher Kirchenfürſt und eitler Franzoſe. Beides iſt Euch zuwider. Kann ich das ändern? Und widerſtreitet Beides wirklich im Weſentlichen Euren Intereſſen? Ich ſage Nein. So wenig als es meinen Intereſſen widerſtreitet, daß Ihr ein ſtrenger Proteſtant ſeid und ein ſtolzer Deutſcher. Wer Großes und Tüchtiges erſtrebt, den beirrt nicht Kleidung und Name und äußerlicher Unterſchied. Er ſchiebt die Falten auseinander, und ergründet das Innere. Nun denn, was ſteckt hinter meinen Falten? Der eitle Franzoſe und der ſtolze Deutſche halten einander wenigſtens die Wage im Vorurtheile. Wenigſtens! Die Eitelkeit iſt ſogar leichteren Gewichtes als der Stolz. Und wir müſſen darin einander nachſehen. Ich Euch, weil Ihr Achtung und Zuſtimmung der Deutſchen braucht, Ihr mir, weil ich die Franzoſen brauche. Hierin liegt in der That nichts, was ernſtlich ſtören könnte. Heinrich der Vierte hat ja in Frankreich gelebt und regiert, und hat die Idee einer europäiſchen Republik gehegt, und hat angefangen, dieſen großen verbindenden Gedanken in's Werk zu ſetzen. Es iſt nicht mehr neu, daß die Kulturvölker zuſammen gehören und ihre Unterſchiede ausgleichen ſollen. Und woher iſt dem vierten Heinrich dieſer große Verbindungsgedanke entſprungen? Aus Eurer Gedankenwelt, lieber Herzog, aus Eurer evangeliſchen Gedankenwurzel. Er war Proteſtant wie Ihr. Glaubt Ihr, daß ein reifer Mann den Grundgedanken ſeines Lebens ändern kann, weil er ein Paar Formeln ſeiner Redeweiſe ändern muß. „Paris iſt eine Meſſe werth“ ſagte der praktiſche Bearner, und wurde katholiſch. Wurde er's wirklich? Wird man ſo was aus ſo weltlich eigennützigem Grunde? Gewiß nicht. Die Jeſuiten und Ravaillac hätten ihn ſonſt nimmermehr erſtochen. Er gehörte zu Eurem evangeliſchen Glauben bis zu ſeinem letzten Hauche, und aus dieſem ſeinem Glauben ſtammt die franzöſiſche Politik, welche die Völker verbinden will, und welche ich — glaubt es mir getroſt! — mit vollem Bewußtſein fortſetze. Ein Kardinal?! ruft Ihr? Mit vollem Bewußtſein! wiederhole ich Euch, und ich ſetze hinzu: gerade der römiſche Purpur, der um mich hängt, erleichtert mir meine Aufgabe. Ein Kardinal iſt ein Kirchenfürſt, kein Kirchenknecht. Als Fürſt hat er Macht und findet er Glauben. Das iſt ſehr wichtig. Den Mönch verbrennt man, den

Kardinal fürchtet man. Fragt nur im inneren Vatikan nach: wie man über den Kardinal Richelieu denke. Man wünſcht dort herzlich, daß ich ein Mönch wäre.

— Ich ſollte nicht meinen — ſchaltete hier Herzog Bernhard ein, — daß man im Vatikan unzufrieden ſein könnte über Eure Behandlung der Hugenotten. Ihr verfolgt ſie ja mit Feuer und Schwert, wie der Vatikan ſie verfolgt ſehen will. Iſt das auch eine Erbſchaft Heinrichs des Vierten?

Richelieu war beſtürzt. Er ſah mit Schrecken und Aerger, daß ſeine politiſch-religiöſe Bonhommie keinen empfänglichen Boden gefunden bei dem deutſchen Herzoge. Aber er faßte ſich ſchnell. Eine wohlwollende Traurigkeit zog über ſein Geſicht, und wehmüthigen Tones erwiderte er: Aber, lieber Freund, warum verhärtet Ihr Euch gar ſo ſehr, mich zu verſtehen?! Man muß mich verläumdet haben bei Euch. Lieber Gott, ich habe ſehr viel Feinde, das iſt richtig, und mein freundſchaftliches Verhältniß zu Euch verhundertfacht ihre Anzahl. Wer ſchaffen will auf neuen Wegen und mit neuen Mitteln, der muß auf die ausgiebigſte Feindſchaft gefaßt ſein. Daß Ihr in meinem Hauſe Freundſchaft, ja Liebe gefunden, das hat die Feindſchaft erſt recht vergiftet. Denn das hat ihre Furcht erhöht. Wenn Weimar und Richelieu familienhaft verbunden wären, dann hätten die Gegner unſers europäiſchen Bündniſſes die letzte Hoffnung eingebüßt. Ihr wißt ja am Beſten, daß dieſe Furcht unſrer Feinde noch recht ſchwach begründet iſt. Laßt mich nicht auch noch bezahlen was ich gar nicht erhalten habe an innrer Stärkung unſrer Allianz. Vergeßt nicht, daß Ihr in Frankreich ſeid, dem Lande unerſchöpflicher Kombinationen und Intrigue. Und vergeßt nicht, daß ich, unbekümmert um Enttäuſchungen, durchzuführen habe was ich begonnen. Meinen Ruf, meine Stellung, mein Leben hab' ich dafür eingeſetzt, unſre Allianz gegen die katholiſche Gewaltherrſchaft des deutſchen Kaiſers zum Siege zu führen. Millionen Geldſtücke ſind bereits dafür ausgegeben vom franzöſiſchen Schatze, Tauſende von Franzoſen ſind bereits dafür in den Tod gejagt worden — was würde aus mir, wenn ich auf halbem Wege umkehren wollte ohne die Habsburgiſche Macht beſiegt zu haben? Was würde die römiſch katholiſche Partei in Frankreich, welche mich ingrimmig haßt, was würde ſie aus mir machen?! Mit einem Worte: Ihr ſeid mir eben ſo nöthig, als ich Euch es bin. Kann ich mehr zugeſtehen? Kann ich undiplomatiſch offenherziger ſein?

— Ihr könnt offenherziger ſein, Herr Kardinal: Ihr könnt meine Frage nach den Hugenotten beantworten.

— Iſt dieſe Frage wirklich ſo dunkel? Seid Ihr, ſind die Euren denn Hugenotten?

— Was ſoll das? Allerdings ſind wir Proteſtanten.

— Lutheraner ſeid Ihr. Das iſt ein großer Unterſchied. Luther ſteht uns ja himmelweit näher als Calvin. Und die Hugenotten ſind Calviner. Luther wollte unſre Kirche ſäubern und vereinfachen. Aber ſeine Seele blieb in der Kirche. Das geheimnißvolle Band zwiſchen Gott und der Kreatur blieb ihm heilig. War es ſo mit Calvin? Iſt es ſo mit den Calvinern? Keineswegs. Eine nüchterne

Moral iſt ihr ſogenannter Glaube. Er iſt kein Glaube, er iſt ein Verſtandesprodukt. Kann ein Staatsmann die Folgen ſolch einer nichtigen Kirche überſehen? Sprecht ehrlich! Neun Zehntheile der Menſchen — ach, was ſag ich! neunundneunzig von hundert Menſchen ſind nicht regierbar, wenn man nur an ihren Verſtand appelliren kann, wenn man ihre Phantaſie frei läßt. Sie brauchen ein Bild des großen Geheimniſſes, welches Himmel und Erde verbindet, ſie brauchen den Himmel ſelbſt, um ihre untergeordnete Stelle auf der Erde zu ertragen. Dieſen Himmel giebt ihnen der katholiſche Glaube, und der lutheraniſche desgleichen; die calviniſche Lehre kann ihn nicht geben, ſie giebt kaum Linien zu Geſetzen. Was muß die politiſche Folge ſein für Calviner, für Leute, welche kein Geheimniß der Macht anerkennen? Die Republik muß es ſein. Können wir das in Frankreich dulden, wo wir die monarchiſche Macht aus allen Kräften erhöhen müſſen, um der machtbedürftigen Seigneurs Herr zu werden? Wir können's nicht. Unſer Reich würde geſprengt, und zerfiele in machtloſe Länder wie das Eurige. Ja, wie das Eurige! Weil wir das zeitig gewußt, iſt unſer Religionskrieg zeitig erdrückt worden; weil Ihr das nicht einſeht, nimmt Euer Religionskrieg kein Ende, und kann Euer Reich zu Grunde gehen. Denn die Religion wird dann immer Vorwand für die Fragen der Macht. Steht's denn auch bei Euch in Betreff der Lutheraner und Calviner anders als ich geſagt? Der mächtigſte Herr der Lutheraner, der Kurfürſt von Sachſen hat längſt ſeinen Frieden gemacht mit dem Kaiſer. Ihr ſelbſt ſeid dadurch auf's Tiefſte vereinſamt in

Eurer Heimath. Ihr braucht deshalb, lieber Freund, unſre Hilfe zum Allerdringendſten. Und daß ich, gerade ich dieſe Hilfe gewähre, ſollte Euch unſchätzbar ſein. Warum? Weil ich ein Kardinal und doch ein freier Geiſt bin, weil ich reformiren kann und reformiren will. Mein Verhältniß zu Rom, wo ich verhaßt bin wie Luther und Calvin, kann Euch belehren, daß ich eine Reform der römiſch gewordenen Kirche ebenfalls für nothwendig halte. Ich leite ſie ein, indem ich Euch Proteſtanten des deutſchen Reiches unterſtütze. Eins nach dem Andern! Iſt die römiſche Macht in Wien geſtürzt, dann iſt die Zeit da für ein Concil, auf welchem Reform-Katholiken und Lutheraner eine große, nicht römiſche Kirche gründen. Soll ich davon jetzt öffentlich ſprechen vor unſerm Siege? Ich würde mich dadurch in Frankreich vernichten. Sobald wir aber geſiegt haben, wird der evangeliſch lutheraniſche Bernhard von Weimar vom deutſchen Reiche aus und der evangeliſch katholiſche Richelieu von Frankreich aus das Concil berufen und leiten. Könnt Ihr jetzt noch Urſache haben, an meiner innern Lauterkeit in Glaubensſachen zu zweifeln? Könnt Ihr jetzt noch zögern, unſern Bund feſter zu ſchlingen, ſtatt ihn zu lockern durch plötzliche und brüske Abreiſe? Sprecht, Freund! Eure Miene iſt ja ſtreng und verſchloſſen geblieben trotz meiner Enthüllungen, die ich in ſo vollem Maaße noch keinem Menſchen mitgetheilt —?!

Bernhard hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört. Beſonders die Stelle über Luther und den Lutheranismus, zu welchem er ſelbſt ja gehörte, hatte ihm geſchmeichelt. Aber er war ein kriegeriſcher Staatsmann. Mit bodenloſen

Spekulationen war ihm nicht beizukommen. Die ſchimmernden Ausſichten auf ſolch ein Concil erſchienen ihm wie Luftgebilde, welche Richelieu erfände, um ihn zu beſtechen und von den näher liegenden Fragen abzulenken. Bernhard war ein ſolider Charakter. Was langſam in ihm gereiſt war zur Ueberzeugung, das ließ er ſich nicht verwirren durch blendenden Schimmer. Langjährige Noth hatte ihn zur Allianz mit Frankreich gedrängt, und auch als er mitten in derſelben geſtanden, hatte ihn ſein Gewiſſen gepeinigt über die Mißlichkeit dieſer Allianz. Hans von Starſchädel hatte im vorigen Jahre bei der Unterredung im Arſenale eigentlich nur Bernhards eigenem Gewiſſen wohlbekannte, erſchreckende Worte geliehen. Seit der Zeit hatte Alles, Alles nur dazu beigetragen, Bernhard gründlich zu löſen von dem Bunde mit Frankreich. Was da Richelieu eben geſprochen, das änderte nichts mehr in ſeinem Entſchluſſe der Trennung. Im Gegentheile! Sein geſundes Naturel fühlte heraus, daß ſolche Pläne organiſch unpaſſend wären zum Charakter und zur Handlungsweiſe des Kardinals Richelieu; es fühlte heraus, daß ein geiſtvoller, aber tief verlogener Menſch neben ihm ſäße. Außerdem fand er auch in all dieſen Plänen gar nichts Greifbares und Brauchbares für das deutſche Reich — Richelieu hatte alſo nicht nur keinen günſtigen, er hatte einen ungünſtigen Eindruck auf ihn gemacht.

Bernhard ging deshalb in ſeiner Erwiderung gar nicht ein auf die ſcheinbar weiten Geſichtspunkte des Kardinals. Er äußerte trocken, daß ſie über den Horizont eines Kriegsmannes reichten. Einen Kriegsmann kümmere zunächſt.

wie der Sieg zu erreichen ſei, nicht was nach dem Siege vorgehen werde.

Richelieu kniff die Lippen zuſammen, und verfärbte ſich.

Bernhard war aber auch jetzt vorſichtig genug, einen Bruch nicht herauszufordern. Er ſetzte alſo hinzu, daß er alle Schritte thun werde, um den weiten Geſichtspunkten Seiner Eminenz näher zu rücken. — Dazu iſt es nöthig — ſchloß er — daß wir uns nicht begnügen, den Kaiſer an der franzöſiſchen Grenze zu bekämpfen, ſondern daß wir in's Reich eindringen. Nur dort beſiegen wir ihn. Die Loſung des diesjährigen Feldzugs muß alſo lauten: Uebergang über den Rhein —

— Ueber den Rhein?

— Allerdings. Wenn Eminenz mich hinreichend unterſtützen mit Geld und Truppen, ſo erzwing' ich ihn, erobere die vorderöſterreichiſchen Lande, erſtürme Breiſach, die große Zwingburg des Kaiſers, und bin dann bereit, die großen Reformpläne Eurer Eminenz kräftig zu unterſtützen.

Beide waren aufgeſtanden bei Erwähnung des Rheins. Richelieu ſah gläſernen Auges in den Garten hinaus. Der Regen ſchlug klatſchend an die Fenſter.

— Alſo in Hoffnung auf den Empfang hinreichender Hilfsmittel, und dann in Hoffnung auf große Erfolge ade! Und Gott befohlen!

— Und Ihr beſteht wirklich darauf, ſo jählings abzureiſen?

— Ich nehme dankbar Wagen und Geleit des Königs an, und laſſe den Oberſt Erlach zurück, die Subſidienfrage mit Eurer Eminenz in Gang und Ordnung zu bringen. Empfehlt mich dem Könige, grüßt Eure liebenswürdige Nichte von mir, die ich in beſſerer Stimmung wiederzuſehen hoffe. Jetzt laſtet die Kriegsſorge ſchwer auf mir. Die Kaiſerlichen, wird mir gemeldet, machen alle Anſtalten, über die Saone zu rücken; ſie haben mehr Ausſicht nach Paris zu kommen als wir über den Rhein. Es muß nachdrücklich gehandelt werden. Das ſagt dem Könige zu meiner Entſchuldigung. Nochmals Ade!

Richelieu hatte ſich mit erſtaunlicher Anſtrengung bezwungen: ſein Blick, welchen er dem Herzoge wieder zuwendete, war nicht mehr gläſern, nein, er war freundlich und wohlwollend, und mit einem Accent wehmüthiger Traurigkeit ſagte der nervös zitternde Kardinal: — Ade, ſtarrköpfiger Freund! Die Zukunft wird Euch erweiſen, daß Ihr wohl gethan hättet, meinen Worten zu vertrauen.

— Wer ſagt denn, daß ich ihnen mißtraue?

— Eure Miene, Euer kaltes Wort, Euer Fortgehen.

Und dabei ſtreckte ihm Richelieu beide Hände entgegen.

Bernhard ſchüttelte die weichen Frauenhände des Kardinals und — ging. Er konnte ſich aber wirklich der Frage nicht erwehren: Thuſt Du am Ende dieſem Manne doch Unrecht? Und ſpekulirt er nicht am Ende wirklich in ſo großem Stile?

Hinter der Thür des Kabinets ſtieß er auf Desnoyers. Oder vielmehr die Thür ſtieß beinahe den kleinen Mann, welcher eben gekommen ſein wollte, um dem tapfern Herrn Herzoge Adieu zu ſagen. Seine Kleidung wenigſtens war noch ganz naß, denn er war ſeiner Gewohnheit nach trotz des Regens zu Fuße herbeigeeilt.

Herzog Bernhard that nicht gut, ihn ſehr kurz abzufertigen, und auf Erlach zu verweiſen, der beim harrenden Gefolge ſtand.

Während Bernhard hinab ſchritt zu dem Wagen, trat Desnoyers in das Kabinet, in welchem Richelieu noch verweilte.

Der Kardinal ſtand auf derſelben Stelle. Er zitterte am ganzen Leibe.

Desnoyers kannte Richelieus Natur genau. Der Anblick belehrte ihn ganz über den Erfolg der Unterredung, und er war der Mann dafür, dieſen Erfolg auf der Stelle auszunützen. Ehe Richelieu ſich wieder faſſen konnte, wollte er ihm einige feindliche Aeußerungen gegen den deutſchen Herzog entreißen. Auf dieſe Aeußerungen konnte man ſich berufen, wenn der Kardinal ſpäterhin wieder milder wurde, und feindliche Schritte tadeln wollte, die gegen den Herzog in's Werk geſetzt worden wären.

Desnoyers ſchob alſo eilig den Seſſel herbei, um dem konvulſiwiſchen Kardinal das Hineinfallen zu erleichtern. Dann ſagte er trocken: — Der Ketzer iſt frech geweſen?

— Frech! ſtammelte Richelieu.

— 's iſt eben doch ein beſchränkter deutſcher Kopf, an den Eminenz die hohe, weitſichtige Politik verſchwendet.

— Verſchwendet —

— Man muß ihn wie einen Lanzenknecht behandeln. Weiter iſt er nichts.

— Weiter nichts —

Mehr glaubte Desnoyers nicht zu bedürfen. Er verſprach dem Kardinal, ihm ſogleich Diener und Arzt zu ſenden, und ging.

In den Zimmern draußen war es leer. Alles war in den Hof hinab zur Abfahrt des Herzogs. Nur die Diener des Kardinals und ein Diener Desnoyers' waren noch da. Nicht im wörtlichen Sinne des Worts ein Diener Desnoyers', ſondern ein Vertrauter, den er bei ſich zu haben liebte für augenblickliche Aufträge.

Die Diener ſchickte er in's Kabinet des Kardinals; den Vertrauten winkte er zu ſich an's Fenſter, von welchem er der Abfahrt des Herzogs zuſah.

— Du biſt ja wohl aus der Gegend von Troyes zu Hauſe? — ſagte er halblaut zu dieſem Vertrauten.

— Etwas weiter nach Burgund zu — antwortete dieſer.

— Dieſe deutſchen Ketzer hier unten im Hofe ſind bei Euch nicht beliebt?

— Verhaßt ſind ſie. Beſonders in meiner Vaterſtadt.

— Wie heißt Deine Vaterſtadt?

— Chaumont.

— Du haſt noch viel Bekannte da?

— Die ganze Stadt iſt mit mir verwandt, und kennt mich.

— So? — Laß ſogleich einen Kourier rüſten, und komm dann in mein Kabinet. Du ſollſt einen Brief ſchreiben. Geh!

Der Vertraute ſchritt eilig von dannen. Desnoyers warf noch einen Blick in den Hof, aus welchem die königlichen Equipagen ſo eben unter großem Geräuſch mit dem Herzoge und ſeinem Gefolge davon raſſelten. Der Oberſt Erlach nur blieb zurück. Desnoyers ſah, daß er aus dem Regen herein trat in's Palais. Ihm ging er entgegen. Es war ihm angenehm, daß der zurückbleibende Unterhändler ein Schweizer war.

Auf der Treppe begegnete er ihm und fragte ihn: wo der Herzog Nachtquartier machen, welche Orte er berühren werde?

— Troyes wird die Hauptetappe ſein. Dann geht er über Bar an der Seine und über Chaumont.

— So, ſo! Ich hoffe, Euch morgen zu ſehen, Herr Oberſt. Wir haben die heikelſten Geſchäfte mit einander abzumachen, die Geldgeſchäfte. Alſo morgen!

Herzog Bernhard war ſehr friſchen Muthes. Er kam ſich leicht und verjüngt vor, ſeit er das franzöſiſche Verhältniß in ſich bereinigt fühlte. Er meinte, einer peinlichen Laſt entledigt zu ſein. Hinaus! hinaus aus dieſer fremden romaniſchen Atmoſphäre! rief es in ihm. Und auch die ziemlich klare Ueberzeugung, daß die franzöſiſchen Hilfsgelder und

Hilfstruppen nun wohl noch ärger verſiegen würden als bisher, machte ihm geringe Sorge. Eine Erleichterung des Gewiſſens erleichtert uns Alles.

Man hatte ihn lange nicht ſo fröhlich geſehen als in Troyes, wo die letzte königliche Begleitung von ihm ſcheiden ſollte, und dieſen Abſchied mit einem Gaſtmahl feierte.

Am andern Morgen ritt er allein mit den Seinigen an der Seine aufwärts. Er ritt langſam. Milde Frühlingsluft wehte, und er unterhielt ſich leutſelig mit Rudolph von Mitzlau, welcher dieſe Stimmung beſtens zu benützen ſuchte. Mitzlau hatte jetzt nichts vor Augen, als eine Verſöhnung Bernhards mit dem Kaiſer zu ermöglichen. Er wußte wohl, daß er weit ausholen, daß er ſehr vorſichtig ſein müßte. Die Intriguen und Verräthereien in Frankreich dienten ihm zum Uebergange. Heute Nacht zum Beiſpiele, ſagte er, ſei ein Kabinetskourier aus Paris durch Troyes gekommen, und habe ungeſtüm ſogleich Pferde verlangt nach Bar sur Seine. Was heißt das? Was haben die franzöſiſchen Miniſter ſo eilig dorthin zu melden, wohin wir reiten? Jenſeits von Bar zwiſchen Chaumont und Langres liegen unſre Truppen. Links und rechts von da weithin iſt nicht ein einziges franzöſiſches Regiment. Was haben ſie dahin zu melden? Jagt der Kourier nach rechts hin, ſo findet er an der Saone die Kaiſerlichen. Verkehrt Richelieu mit dieſen ohne Wiſſenſchaft Eurer fürſtlichen Gnaden?

— Schwerlich.

— Das läge doch uns näher. Sie ſind unſre Landsleute, und ſie ſuchen vertraulichen Verkehr mit uns.

— Wie das?

— Der Oberſt Mercy, welcher jetzt neben dem Kommandanten der Kaiſerlichen, neben dem Herzoge von Lothringen zu ſtehen ſcheint, und welchen ich einmal bei einem Auswechſelungsgeſpräche in Niederſachſen kennen gelernt habe —

— Und der ein guter Soldat iſt —

— Ein ſehr guter Soldat! — der hat mir in Paris während der letzten Tage durch einen walloniſchen Herrn ſagen laſſen: ich möchte zum Ausgleiche rathen, wenn der Herzog von Savelli im Auftrage des Kaiſers ſich an Euch wenden würde —

— Savelli, der ſchlechte General?

— Derſelbe.

— Die Wahl wäre recht ungeſchickt. Zwiſchen mir und dem Kaiſer iſt überhaupt ein Ausgleich nur auf dem Schlachtfelde möglich — merkt Euch das, Mitzlau! — ein talentloſer Zwiſchenträger wie dieſer wälſche Savelli aber iſt ganz abgeſchmackt. Was kommen da für Reiter? Die kommen ja flott daher wie die Unſrigen — ja wohl! So reiten Franzoſen nicht.

— Es ſind Weimarſche!

So war es auch. Es war der Graf von Naſſau, der diesmal den Herzog nicht nach Paris begleitet hatte, und der ihm jetzt aus dem Lager entgegenkam. Das Lager der Weimarſchen war wirklich zwiſchen Chaumont und Langres, und der Graf von Naſſau eilte herbei, um den Herzog zu warnen. Wovor? — Vor den Bewohnern Chaumonts. Sie zeigten eine ausgeſprochene Feindſeligkeit gegen die deutſchen Truppen, und es wären kürzlich ſogar geheime Ermordungen vereinzelter Dragoner vorgekommen. Eines ſolchen Falles wegen — fuhr Naſſau fort — ritt ich heut morgen nach Chaumont hinein, um Rechenſchaft zu fordern. Ich war auf heftige Widerſetzlichkeit gefaßt, und — fand ſehr höfliche Aufnahme! Fand eine gleißneriſche Artigkeit, die mich mißtrauiſch machte. Sie wußten ſchon, daß Ihr, Herr Herzog, heut oder morgen in Chaumont eintreffen würdet, und verſicherten, daß Euch ein glänzender Empfang bereitet werden ſollte. Was bedeutet das? — Es hat mich dies Räthſel veranlaßt, Euch bis dieſſeits Bar entgegen zu eilen, und dabei habe ich eine noch ärgere Erfahrung gemacht.

— Welche?

— Halbwegs zwiſchen Bar und Chaumont iſt ein öder Wald, der ziemlich weglos iſt. Wir — wie Ihr ſeht etwa ein Dutzend Reiter — verlieren einmal die Richtung, und ſehen uns genöthigt eine Strecke wieder rückwärts zu reiten, um den Hauptweg wieder zu finden. Eben als wir endlich den Hauptweg erreichen, ſtürzen an die zwanzig vermummte Reiter mit Hieben und Schüſſen auf uns ein. Wir wehren uns nach Kräften und bald mit gutem Erfolge, da höre ich rufen: Rückwärts! Galopp! Er iſt nicht dabei! — Und in einem Nu läßt die vermummte Bande von uns ab, und ſprengt in die Büſche.

— Wer ſollte dabei ſein?

— Offenbar Ihr, Herr Herzog. Unſer Fehlreiten hatte ihnen die Meinung beigebracht, wir kämen von Troyes und Bar, von wo man Euch erwartete. Sie haben über Euch herfallen wollen. Ich komme deshalb, um Euch den Weg von Bar nach Langres anzurathen, damit Chaumont vermieden werde.

Der Herzog Bernhard war kein Bramarbas. Er ſagte nichts dagegen. Als er aber Mittags in Bar erfuhr, daß der ohnehin ſchlechte Weg nach Langres durch den Regen ganz ungangbar geworden, der ſandige Boden nach Chaumont zu aber keine Schwierigkeit biete, und Naſſau außerdem berichtet hatte, das Hauptquartier der Generale Roſen und Ehm liege in Andelot, links ſeitwärts von Chaumont, da verwarf er den Umweg nach rechts über Langres, und jagte den Nachmittag auf Chaumont zu.

Es war finſtre Nacht, als er vor der Stadt ankam. Die Thore waren geſchloſſen. Jeder Ort war damals Feſtung. — Es wurde Einlaß verlangt für den Herzog von Weimar.

Naſſau erhob keine Gegenvorſtellung, obwohl er es ganz unrathſam fand, daß der Herzog ſich und die Seinigen den Gefahren ausſetzte, welche von einer ſo feindlichen Stadtbevölkerung wahrſcheinlich bevorſtanden. Langes Kriegsleben macht eben auch gegen Lebensgefahr gleichgültig, weil man dieſe Lebensgefahr täglich, ja ſtündlich zu beſtehen hat.

Der Einlaß ließ lange auf ſich warten. Die Nacht war finſter, und es regnete leiſe. Da aber der Herzog ruhig auf ſeinem Roſſe hielt, ſo verhielt ſich auch die zahlreiche Begleitung ganz ruhig. Bernhards Gedanken gingen in's Weite: nach dem Rheine und nach der Schweiz. Seine Stimmung war behaglich, und er ſuchte den Ort am Rheine, wo er für die Rehanſche Familie einen anmuthigen Aufenthalt gründen wollte. Die Feindſchaft der Stadt Chaumont war ihm keines Gedankens werth.

Da endlich ging das Thor auf. Unter Fackelbegleitung erſchien der Bürgermeiſter und entſchuldigte die Zögerung. Man habe einen ſo vornehmen Beſuch, der unerwartet eintreffe, doch würdig empfangen wollen. Es ſei alſo die Bürgergarde zuſammen berufen worden, um Spalier zu bilden bis an's Stadthaus, welches den Herrn Herzog beherbergen werde.

Schweigend ritt der Herzog mit den Seinen durch das enge Thor in eine enge Straße. Letztere war noch verengert durch die Bürger, welche mit Schießgewehren ausgerüſtet an beiden Seiten aufgeſtellt ſtanden. Sie regten ſich nicht, kein Laut der Begrüßung erhob ſich von ihnen, und da nur die Paar Fackeln um den vorſchreitenden Bürgermeiſter die Finſterniß auf wenig Schritte erhellten, ſo hatte der Einzug etwas Unheimliches.

Als der Herzog über die Mitte der Straße hinaus war, krachte plötzlich eine Gewehrſalve hinter ihm, vor ihm und neben ihm. Schwache Nerven mochten zuſammenfahren. Der Herzog und die Weimarſchen ſahen links und rechts nach den Bürgern, welche ihre Feuerröhre in ziemlich gleichmäßigem Tempo abgeſchoſſen hatten.

Naſſau hatte den richtigen Eindruck. Er rief deutſch dem Herzog zu: ſein Pferd in Galopp zu ſetzen, denn er könnte im ruhigem Schritte ein bequemer Zielpunkt werden.

Der Herzog erwiderte nichts, und ritt in gleichmäßigem langſamem Schritt weiter.

Die enge Gaſſe mündete auf den Marktplatz. Quer über denſelben ſchritt der Bürgermeiſter mit den Fackelträgern auf das Stadthaus zu. Das Fackellicht reichte kaum hin, um den Kreis zu zeigen, welchen auch hier bewaffnete Bürger bildeten. Es war todtenſtill.

Der Zug war bereits nahe am Stadthauſe, da krachte ein neues Gewehrfeuer. Diesmal unregelmäßiger — und der Graf von Naſſau ſtürzte mit ſeinem Pferde.

Bernhard hielt ſtill Ein vereinzelter Schuß fiel noch, und ein ſchießkundiges Ohr konnte bemerken, daß eine Kugel in die Mauer des Stadthauſes einſchlüge.

— Seid Ihr getroffen, Naſſau? fragte der Herzog.

— Nein; mein Pferd aber iſt getroffen! antwortete dieſer, indem er ſich frei machte von dem zuckenden Thiere.

Herzog Bernhard ſagte kein Wort weiter, ſondern ritt bis an die Schwelle des Stadthauſes.

Dort ſtieg er ab, und trat in den Hausflur hinter dem voraus gehenden Bürgermeiſter. An der Stiege rief er: — Halt! und winkte den Bürgermeiſter zu ſich.

— Was habt Ihr zu ſagen, Herr, über die ſcharfen Schüſſe? ſprach er in ruhigem Tone franzöſiſch.

— Scharfe Schüſſe — —?

— Antwortet. Das Beſtehen der Stadt Chaumont hängt an Eurem Worte.

— Mein Gott, Hoheit! Es iſt eine alte Sitte, daß man auch zu Freudenſalven wohl ſcharf ladet, um das Krachen zu verſtärken —

— Und daß man nicht in die Luft ſchießt, ſondern horizontal — wie?

Bürgersleute ſind ungeſchickte Schützen; beim Abdrücken fahren ſie wohl mit dem Kopfe zurück, und das Gewehr ſinkt —

— Wohl geſprochen, Herr Bürgermeiſter. Meine ſchweren Geſchütze kommen morgen früh von Audelot hier vorbei. Wenn bis zu meiner Abreiſe morgen früh noch der kleinſte ſolche Irrthum in dieſer Stadt ſich ereignet, ſo werden meine Stückknechte morgen früh auch horizontal ſchießen, und ſo lange ſchießen, bis von der guten Stadt Chaumont kein Stein mehr auf dem andern, kein Menſch mehr am Leben iſt. Theilt dies Euren braven Bürgern mit, und begleitet mich morgen bis zu meinen Truppen. Gute Nacht!

Es ereignete ſich nicht das Mindeſte mehr in Chaumont, und der Bürgermeiſter wünſchte, es hätte ſich nie etwas ereignet, als er am andern Morgen mit fort mußte. Die Stadt ließ ihn — wohl auf ſeinen eig'nen Rath — völlig im Stiche: die Straßen waren wie ausgeſtorben.

Gegen Mittag begegnete man wirklich dem Heerzuge der Weimarſchen, die ihren Herzog mit donnernden Zurufen begrüßten.

Der Herzog entließ den Bürgermeiſter mit dem Beſcheide, daß bis zum Abende tauſend Rationen Fleiſch, Brot und Wein vor den Thoren Chaumonts bereit ſein ſollten, widrigenfalls die Stadt geplündert würde!

— Die Stadt des Königs von Frankreich?!

— Die Stadt des Königs von Frankreich, welche einen Freund und Bundesgenoſſen des Königs mit meuchelmörderiſchem Gruß empfangen. Vorwärts!

— Nun, Ihr Freunde — fuhr Bernhard fort gegen Roſen und Ehm, die ſich eingefunden — die franzöſiſche Komödie iſt zu Ende. Es bleibt zunächſt unter uns; aber wir handeln demgemäß.

Sie handelten denn auch alle wie Männer, die nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben.

Das kleine deutſche Heer, welches die Zahl von ſiebentauſend Kriegern nicht überſtieg, ordnete und ſtählte ſich während der nächſten Monate mit Kraft und Enthaltſamkeit. Es ließ ſich durchdringen von dem Geiſte ſeines Führers, welcher ihnen einfach und ehrlich ſagte: Wir ſind nichts und werden nichts als eine Bande, wenn wir nicht mit aller Entſagung und mit Todesverachtung einem höhern Ziele zuſtreben. Dies Ziel iſt der Rhein, dies Ziel iſt unſer Vaterland. Dorthin müſſen wir dringen während die Sommerſonne die Wege trocknet. Gleichgültig, ob die Franzoſen uns ſchlecht oder gar nicht unterſtützen; gleichgültig, ob kaiſerliche Heere uns in Ueberzahl die Päſſe verlegen. Wir müſſen durch! Das deutſche Reich wartet unſer. Unſre Sache, unſer Glaube liegt dort in der letzten Athemzügen. Wir allein können retten. Darben wir, hungern wir, bluten wir, bis wir den Rhein und den Schwarzwald erblicken. Dort wird ſich Alles zum Guten wenden. Die ſchwäbiſchen Völker werden uns zuſtrömen, ſobald ſie unſre verloren geglaubte Fahne erblicken, und mit Gottes Hilfe werden wir die reichen vorderöſterreichiſchen Lande erobern. Ganz Würtemberg hinter dem Schwarzwalde, das Land Melanchthons, welches kernhaft zum lutheriſchen Glauben hält, wird dann aufſtehen wie ein Mann, und wir werden ſtark genug ſein, Krieg und Sieg an der Donau hinab zu tragen bis nach Wien, und einen Frieden zu erzwingen, der unſerm Vaterlande bitterlich noth thut.

Wie verwildert auch dieſe Weimarſchen Truppen waren, ſie erwieſen eine volle Charakterkraft für dieſe Aufgabe, welche ihnen Bernhard ſtellte, und es begann ein Feldzug wie ihn die lange Kriegszeit kaum geſehen. Ohne Aufmunterung, denn das Vaterland ſah und hörte nichts davon: der Feind ſtand zwiſchen den Weimarſchen und dem Vaterlande. Ohne Unterſtützung, denn die Franzoſen waren voll Mißtrauen und Ungunſt gegen den Herzog von Weimar. Das kleine Heer kämpfte wie zwiſchen dunklen Wolken.

Schloß Romagne wurde erſtürmt, die Stadt Champlitte wurde genommen und die Bahn gebrochen nach der Saone. Nach dem Paſſe von Gray hin eilt das Heer — die Nachrichten lauten, daß dieſer wichtige Uebergang über die Saone nur ſchwach beſetzt ſei.

Es war ein warmer Tag, als Bernhard gegen Mittag Schloß Ray erreicht, von wo man hinab ſieht auf den Strom und die Stadt Gray am andern Ufer. Hier hält er ſtill, um zu rekognoſciren. Da kommt Nachricht von der Vorhut: es ſei ein Irrthum von der ſchwachen Beſatzung Gray's. Das ganze kaiſerliche Heer unter dem Herzoge von Lothringen ſei im Anmarſche, der größere Theil ſei ſchon da, und der gefürchtete Oberſt Mercy ſei neben dem Lothringer!

Bernhard gab dennoch Befehl, das Heer ſo zu ordnen, daß es den Paß erzwinge. Durch! durch! war das Loſungswort.

Er ritt an's Ufer, und ſchaute hinüber. Richtig! Ein kaiſerliches Heer war da und pflanzte ſeine Stücke auf.

Die Sonne ſchien warm; einige Stückkugeln ſauſ'ten ſchon über den Strom und gruben ſich in der Nähe des Herzogs in den Boden. Da wurde gemeldet, ein junger Mann harrte ſchon ſeit einigen Tagen auf Schloß Ray des Herzogs; er ließe anfragen —

— Freilich! Freilich! rief Bernhard. Sein Herz ahnte, daß dies ſein Bote aus Genf ſein könnte — und er war es. Es war Dietrich van Groot, welcher eiligen Schrittes vom Schloſſe herabkam. Wörtlich hatte er ſich an ſein Loſungswort gehalten „an der Saone“ und der Hauptpaß zwiſchen Schloß Ray und Stadt Gray war ſein Zielpunkt geworden. Herzog Heinrich von Rohan hatte ihm geſagt, dort werde und müſſe das deutſche Heer erſcheinen, und hier harrte Dietrich ſeit mehreren Tagen.

Der Herzog winkte ihm ſchon von Weitem nach einem kleinen Wäldchen, damit er den Kugeln nicht ausgeſetzt bleibe.

Dort trafen ſie zuſammen, dort ſtieg der Herzog ab. Die Mahlzeit auf Schloß Ray ſollte warten, der Aufmarſch der Truppen, das Anfahren der Geſchütze ſollten beſchleunigt werden —

Er nahm Dietrich bei der Hand, und führte ihn unter die Bäume unter wiederholtem Zuruf: Willkommen! und: Erzählt! erzählt!

Dietrich erſchien zuſammengefaßter als früher. Die Geſichtszüge waren feſter, will ſagen minder beweglich und unruhig als früher. Die Reiſe hatte ihn gebildet. Allein und ſelbſtändig hatte er ſich durchbringen müſſen; das iſt lehrreich. Da können die Gedanken nicht mehr ſo eigenmächtig ſchweifen; denn wenn ſie's thun wollen, da ſtößt ſich der Schweifende zum Oeftern an die Naſe. Schon bis nach Genf war dies Dietrich mehrmals begegnet und hatte ihn vorſichtig gemacht. In Genf aber hatte die Frau Herzogin von Rohan ſeinen mißlichen Gewohnheiten eine wohlwollende Aufmerkſamkeit gewidmet. Alles Frühere hatte ſie ihm verziehen: er war ja jetzt ſo gut und aufopferungsluſtig für das Wohl des Rohanſchen Hauſes!

So erzählte er denn mit großem Behagen von dem häuslichen Leben der Rohanſchen Familie, und Bernhard drängte ihn gar nicht, auf die politiſchen Fragen überzugehen. Er hörte theilnahmsvoll zu, wie die Familie wohnte und wie ſie den Tag verbrächte. — Am Walle gegen Südoſten — ſagte Dietrich — liegt das Haus, und man ſieht auf die fruchtbare Ebene, welche ſich rechtshin zieht, und nach linkshin ſieht man auf die ſavoyiſchen Berge. Auf jener Ebene ritt ich faſt täglich mit der Prinzeſſin Marguérite, die ſehr feſt und gut zu Pferde ſitzt und lachende Geduld bewies mit meiner geringen Fertigkeit im Reiten. Ich war immer noch ein ſchwacher Reiter, und der Stallmeiſter der Prinzeſſin gab mir Unterricht. Zuletzt konnte ich ſchon den Herrn Herzog zu Pferde begleiten, der auf der andern Seite ſeine Promenade ſuchen mußte, am See entlang nach Nordoſten. Denn nach der franzöſiſchen Grenze hin war er in Gefahr. Dort wurde ihm aufgelauert. Der Herzog von Bourbon hauſ't an der Grenze und wir haben deutliche Anzeichen, daß er's auf die Gefangennahme des Herzogs Heinrich abgeſehen hat, ſelbſt auf Genfer Gebiet. Der Genfer hohe Rath, kalviniſch wie Herzog Heinrich, und dieſem ſehr zugethan, hat ihn zu wiederholten Malen warnen laſſen vor jener franzöſiſchen Seite, und dabei ehrlich geſtanden, daß der Genfer Staat zu ſchwach wäre, ihn über ſeine Mauern hinaus zu ſchützen. Dies verleidet dem Herzoge den Genfer Aufenthalt, und er will fort —

— Das ſoll er auch!

— Ich hab' ihm natürlich mitgetheilt, was fürſtliche Gnaden mir in Paris aufgetragen, und das hat Alle ſehr gefreut. Sie warten ungeduldig auf den Augenblick, wo Euer Heer bis an die Schweizer Grenze vorgedrungen ſein wird. Die Prinzeſſin Marguérite will, dann ſelbſt mit in's Feld ziehen —

— Wahrhaftig?

— Zuſehen wenigſtens will ſie, wie Ihr auf dem ſchwarzen Rieſenroſſe Allen voraus in die Schlacht ſprengt ganz wie zur Ritterzeit. Man hat ihr erzählt von dieſem Roſſe und von Eurem Ungeſtüm, welchen Herzog Heinrich furor teutonicus nennt. Das iſt ungemein anſprechend für junge Damen; Prinzeß Marguérite wurde immer roth dabei, und ich habe mir in ſolchen Momenten ſtets mit Vergnügen ausgemalt, daß Weimar und Rohan da ein prächtiges Paar abgäben. Einmal hab' ich das laut geſagt, und da fragte Herzog Heinrich, ob ich ſo was von Euch, Herr Herzog, gehört hätte?

— Nun, was habt Ihr geantwortet?

— Ich wußte ja nichts! Ich konnte nur ſagen, daß wir Proteſtanten uns alle ſehr freuen würden über ſolch eine Verbindung.

— Und was ſagte Prinzeß Marguérite dazu?

— Die lächelte und ſagte nichts. Beim Ausreiten Tags darauf aber fragte ſie mich plötzlich, ob es denn wahr wäre, daß Ihr bei Eurer zweiten Anweſenheit in Paris der Herzogin von Aiguillon lebhaft die Cour gemacht?

— Nun?

— Umgekehrt! — ſagte ich — ſie hat ihm die Cour gemacht, aber —

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen. Officiere kamen herzu geſprengt, um die Befehle des Herzogs einzuholen. Unter ihnen die beiden Oberſten Ehm und Roſen. Letztere berichteten, daß der Feind von Nordoſten her, von Beſoul und Mümpelgard her, immer neue Zuzüge erhalte —

— Dann losbrechen, wenn die Stücke alle aufgefahren ſind. Sind ſie's?

— Sie ſind's, wie fürſtliche Gnaden befohlen, alle der Furth gegenüber —

— Recht. Auf die linke Ecke Grays von hier geſehen ſoll das Stückfeuer ununterbrochen wirken, ich ſage ununterbrochen. Dort muß Platz gefegt werden, dort hat der Feind ſeine Zuzugs- und Rückzugslinie. Du, Ehm, gehſt zweitauſend Schritte links von hier über den Fluß und fällſt dem zumarſchirenden Feinde in die Flanke. Ihr, Roſen, geht zweitauſend Schritte rechts — ich hatte Euch dorthin geſchickt zur Anſchauung, wie iſt das Ufer?

— Steil auf beiden Seiten — antwortete Roſen, ein hellblonder, ſcharf und kühl drein ſehender Vierziger aus Kurland — ſchwer praktikabel, eigentlich gar nicht.

— Um ſo beſſer. Das hindert uns eine Thorheit zu begehen. Wir haben nicht Leute genug zu dreifachem Angriff. Roſen! Ebenfalls links hinter Ehm hinüber, ſobald Ihr merkt, daß er Nachdruck braucht. Ihr werdet Fühlung an mir finden, wenn es ſchwer geht. Denn alsdann komm' ich durch die Furth auf die linke Flanke von Gray. Verſtanden?

— Verſtanden! antworteten beide Oberſten.

— Eine heftige Kanonade von den Weimarſchen Stücken brach eben los. Bernhard winkte mit der Hand, alle beritt'nen Officiere ſchwenkten, und ſauſ'ten von dannen. Nur einer blieb, der Ordonnanzofficier des Herzogs.

— An die Spitze des Gehölzes — rief ihm der Herzog zu — und meldet mir nach zehn Minuten, was ſich ereignet!

Der Herzog und Dietrich waren wieder allein. Aber der Aufenthalt war für Dietrich nicht mehr ganz behaglich. Aeſte krachten von allen Seiten und fielen nieder. Die kaiſerlichen Geſchütze drüben von den Wällen Grays antworteten heftig den Weimar'ſchen; er mußte ſchreien, um dem Herzoge verſtändlich zu werden. So nahe Kriegsmuſik war ihm doch neu, obwohl er ſchon eine Saiſon beim Herzoge, vorzugsweiſe in deſſen Kanzlei verlebt hatte, und ſie blieb nicht ohne Einfluß auf ſeine körperliche Stimmung. Er brauchte auch mehr Muth als ein Andrer, denn ein Phantaſiemenſch ſieht tauſend Gefahren mehr als ein Andrer.

— Faßt Euch, junger Freund, und berichtet weiter. Man gewöhnt das allmählig. Iſt's Euch noch Ernſt, wie Euer Vater ſagte, ganz in mein Heer zu treten?

— Aller—dings!

— Nun dann könnt Ihr gleich mitten in einen Tanz kommen, und all die peinlichen Vorſpiele überſpringen. Ihr ſeid ja zu Pferde gekommen?

— Ja, aber es iſt ein ſanftes, friedliches Thier, und ſteht oben im Schloſſe —

— Ich geb' Euch ein feuerfeſtes. — Wiedenbruch! Meine Pferde hierher rufen!

Dem Ordonnanzofficier an der Spitze des Gehölzes galt dieſer Ruf, welcher in ausgiebigſter Kommandoſtimme ausging und vom Officier verſtanden wurde.

— Nun alſo, was läßt mir Herzog Heinrich antworten?

Dietrich ſchüttelte ſich, als ob er alle Nerven abſchütteln wollte, und erwiderte allmählig mit ganz guter Haltung:

— Er läßt antworten, daß er mit Allem einverſtanden ſei. Er wird die Sendung an Wiederhold auf Hohentwiel beſtens beſorgen; er wird ſich leiſe aber feſt mit den proteſtantiſchen Kantonen in's Einvernehmen ſetzen, daß Euer Rücken frei ſei, wenn Ihr bei den Waldſtädten einſchwenkt, und daß Euch Nahrungsmittel zugänglich bleiben. Er lobt den Punkt Rheinfelden und wird Vorſorge treffen. Er ſelbſt aber wird Lenzburg zum Aufenthalt wählen, um nahe zu ſein.

— Allein, oder mit den Seinen?

— Mit Frau und Tochter —

Wiedenbruch, der Ordonnanz-Officier, unterbrach ihn mit der Meldung: — Oberſt Ehm werde von großen Maſſen des Feindes zurückgedrängt, und Oberſt Roſen, welcher ebenfalls über die Saone hinüber ſei, könne ſich nicht mehr halten, Ehms Rückgang verwirre ſeine Glieder —

— Roſen ſoll halb rechts vorgehen und angreifen! — rief Bernhard — und Schafalitzky wie Naſſau ſollen ſich fertig halten, durch die Furth hier vor uns überzuſetzen! — Genug, junger Freund, wir ſprechen weiter, wenn wir am Leben bleiben. Jetzt hinaus!

Bernhard ging zu Fuß aus dem Gehölze nach ſeinen Geſchützen hin. Dietrich fühlte ſich verpflichtet zu folgen. Links und rechts flogen hier im Freien die Kanonenkugeln über ſie und um ſie. Dietrich fühlte das Bedürfniß, mit dem Kopfe auszuweichen. Dadurch wurde aber der Taumel nur erhöht, welcher ihm den Kopf verrückte. Als er hinter

Bernhard bei den Geſchützen ankam, ſah und hörte er kaum noch.

Die Leute, welche die Geſchütze bedienten, ſchrieen dem Herzoge entgegen, daß ſie in ſchändlichem Nachtheile arbeiteten gegen die drüben. Die drüben ſeien durch die Wälle beſſer gedeckt!

— Warum deckt Ihr Euch nicht auch?! Warum faulenzt der Troß!? Herbei die Fuhrknechte mit Spaten! Graben, graben! In zehn Minuten deckt Euch ein Erdhaufen.

Dann trat er an den Uferrand, und hielt die Hand vor die Augen, um der Sonnenblendung zu begegnen. Die Sonne ſchien hell und warm, aber ſie ſtand ſchon im Nachmittage, und da ſein Hauptaugenmerk gegen Nordoſten ging, wo Ehm und Roſen drüben fochten, ſo ſtörte ſie ihn eigentlich nicht, ſondern beleuchtete grell den dick aufwirbelnden Staub.

Drüben auf den Wällen von Gray erkannte man ihn wohl, oder erkannte wenigſtens, daß er ein Mann von Bedeutung wäre. Kanonen und Musketen — auch für Musketenſchüſſe war die Entfernung nicht zu groß — wurden auf ihn gerichtet. Ein Hagel von Geſchoſſen umſauſ'te ihn, und Dietrichs Phantaſie beging eiligſt die kleine Nichtswürdigkeit, leiſe zu flüſtern: Hinter ihn, dicht hinter ihn! Dadurch deckſt Du Dich!

Da ging aber der Herzog weiter. Er hatte bemerkt, daß Roſen und Ehm geworfen wurden. Er rief nach dem Grafen von Naſſau, und ſchritt abwärts. Das Ufer nämlich hatte hier einen Einſchnitt, den eigentlichen Paß von

Gray. In dieſer abfallenden Bodenwelle war ein Zugang für Reiterei möglich.

Naſſau mit einem Reiterregimente kam herab getrabt an die Furth, hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf Bernhards Befehl, und ſprengte dann mit ſeinem Regimente in den Fluß.

Bernhard ſah ruhig zu, bis das Regiment drüben aus dem Waſſer war, ſich unter dem Kugelregen der Kaiſerlichen geordnet hatte, und dann im Galopp links von den Wällen Grays vordrang. Eine Staubwolke verhüllte es.

Der Staub bewegte ſich nicht mehr. Sie dringen nicht durch! ſagte Bernhard vor ſich hin, und ging raſchen Schrittes aufwärts zurück auf das Gehölz zu. Dort winkte er. Ordonnanzen flogen zu ihm. Er verlangte ſeine Musketier-Kompagnie, und die Starſchedel'ſchen Regimenter, und ſeine Pferde.

Die Musketiere waren gleich zur Hand. Er führte ſie zu den Geſchützen, und poſtirte ſie hinter die indeſſen aufgeworfenen Erdhaufen. Sie beſtanden zumeiſt aus guten Schützen vom Thüringer Walde, und ihre Aufgabe beſtand hier darin, die Kanoniere drüben wegzuputzen. In ſpäteſtens zehn Minuten — rief er ihnen zu — gehe ich ſelbſt durch's Waſſer. Sorgt, daß alsdann die feindlichen Stücke zur linken Hand nicht mehr bedient werden können!

Nun wendete er ſich zu den Pferden, die vorgeführt wurden. Ehe er ſie erreichte, ſchlug eine Stückkugel hinter ihm ein, und Dietrich flog an ihm vorüber. Fälſchlicher Weiſe war er auch jetzt hinter dem Herzoge geweſen, alſo den feindlichen Schüſſen zunächſt. Dicht vor den Pferden fiel er der Länge lang nieder, das Geſicht am Boden. Ein großer Haufe Erde bedeckte ihn; Fall und Begräbniß war eins.

— Seht zu, ob noch Hilfe möglich! — ſprach Bernhard zu den Reitknechten, und winkte Ordonnanzen, welche von rechts heranſprengten.

Ihre Nachrichten lauteten ganz ſchlecht. Ehm und Roſen müßten zurück. Es würde eine Niederlage, wenn ſie ungeſchützt durch den Strom mit ſteilen Ufern retiriren müßten. Der Herzog möge Geſchütze an's dieſſeitige Ufer ſenden. Naſſau werde mit ſeinem Regimente von Oberſt Mercy zuſammengehauen —

— Zurück zu Euren Oberſten! — rief Bernhard — ich komme ſelbſt, und befreie Naſſau. Kein Mann und kein Pferd ſoll über den Fluß zurück. Durch! iſt die Loſung. Eh' Ihr bei den Oberſten ſeid, bin ich drüben. Sie ſollen alſo gleich wieder vorwärts halb rechts. Ich reiße das nöthige Loch. Wer nicht vorwärts will, ſoll ſterben. Fort!

Bei den letzten Worten hatte er ſchon den Fuß im Bügel. Das rieſige ſchwarze Roß war ihm vorgeführt, welches in den ſchweren Schlachtmomenten an die Reihe kam. Es wieherte und bäumte ſich, als er ſich aufſchwang. Die wohlbekannten Trompeten der herzu trabenden Starſchädel'ſchen Regimenter ermunterten es.

Ehe ihm Bernhard die Sporen einſetzte, bemerkte er ſeitwärts, daß Dietrich wieder aufrecht ſtand. Er war ſorgfältig in Koth gehüllt von oben bis unten, und gewährte einen ganz aparten Anblick. Der aufgewühlte Erdhaufe hatte ihn fortgeſchleudert, nicht die Kugel.

Die Reitknechte lachten, und ſelbſt Bernhard lächelte. — Auf's Pferd, junger Grotius — rief er — ſo kann das Schlachtenfieber nicht zur Beſinnung kommen, und verrichtet Heldenthaten, die ſpäter die nüchterne Seele einholen muß. Auf's Pferd!

Die Reitknechte hoben ihn faſt hinauf. Er hatte die Augen voll Staub, und ſah wenig. Fort ging's zur Furth hinab, er hatte keine Zeit für ſeine Phantaſie — und das war ihm vortheilhaft. Denn er hatte natürlichen Muthes genug; nur alle die Möglichkeiten welche ſein ſchweifender Geiſt herbeiſchaffte, bedrängten und ſchwächten ſeinen natürlichen Muth. Jetzt wo er wenig ſah und kaum hörte und eigentlich nur Pferd war, jetzt war er ſo tüchtig wie ein anderes gedankenloſes Weſen. Und ſein ſchwarzer kothiger Anblick konnte noch dazu erſchrecken.

Dicht hinter dem Herzoge ſchwamm er durch die Saone, dicht hinter ihm ſprengte er drüben aufwärts, und dann mit an der Spitze der erprobten Regimenter quer durch die aufgelöſ'ten Naſſau'ſchen Reiter in den Feind hinein. Mechaniſch zog er ſogar mitten unter den Feinden ſeinen Degen, mechaniſch ſaß er feſt, und hieb er um ſich, und als er merkte, daß dieſe mechaniſche Thätigkeit ſich ganz gut bewährte, da kam er allmählig ſogar zu Faſſung und bewußter Handthierung. Was ihm der allzu bewegliche Geiſt verſagte, das ſchenkte ihm die herausgeforderte geſunde Körperkraft — nach einer Viertelſtunde war er tapfer.

Nach einer Viertelſtunde war aber auch die Schlacht gewendet. Bernhards perſönlicher Angriff hatte in ſeinem grimmigen Ungeſtüm die ſchon ermüdeten und in Verfolgung halb aufgelöſ'ten Reih'n der Kaiſerlichen gebrochen, geſprengt, geworfen. Vor dem rieſenhaft erſcheinenden ſchwarzen Ritter wich Alles links und rechts — zwiſchen der Stadt Gray und dem kaiſerlichen Heere hatte er eine breite Lücke erzwungen. Und nun kam ſiegreich zum Vorſchein, was ihn zum furchtbaren Feldherrn machte. Mitten im Furor blieb er kalten Blutes, klaren Verſtandes für das Ganze.

Er riß ſeinem mächtig ausgreifenden Roſſe in die Zügel, daß es, in allen vier Beinen zuſammenknickend, ſtehen mußte. Dann rief er nach Mörshäuſer, ſeinem Generalquartiermeiſter, rief nach dem Rheingrafen Johann Philipp, die in ſeiner Nähe geweſen waren. Die Ordonnanzen ritten und ſchrieen nach den verlangten Männern. Dann befahl er ſeinem Trompeter den ſiegreich verfolgenden Starſchadel'ſchen nachzuſprengen, und ihnen abzublaſen von weiterer Verfolgung.

Mörshäuſer war der erſte, welcher herbeigeſchafft wurde, ein feiſter, behaglich ausſehender Vierziger mit ſonnverbranntem Antlitze. Bernhard befahl ihm, Alles herüber zu holen von Truppen und Geſchütz, was noch jenſeits der Saone geblieben, und Alles zu Roſen und Ehm zu führen, die Geſchütze voraus. — Im Fluge, Dicker! — ſetzte er hinzu, und lachend galoppirte Mörshäuſer auf ſchwerem, frieſiſchen Hengſte rückwärts nach der Furth hinab.

Unterdeſſen war der Rheingraf aufgefunden, und parirte ſein ſpringendes Roß vor dem Herzoge. — Philipp! — ſprach Bernhard — zuſammenrufen was bei der Hand iſt, ein Paar Compagnieen genügen, und nach Gran hinein, ehe ſie ſich beſinnen, und das Thor ſchließen. Drinnen Alles gefangen nehmen und entwaffnen, und eilig vier geladene Stücke des Feindes mir herausſchicken. Auch ohne Munitionskaſten, wenn's aufhält; ich brauche nur Schreckſchüſſe. Vorwärts!

Dann jagte der Herzog drei Ordonnanzen an Naſſau, an Roſen, an Ehm, damit ſie unterrichtet wurden vom Riß in das feindliche Heer. Sie ſollten ſich ſammeln, und langſam, in geſchloſſener Haltung gegen den Feind vorrücken, mit aller Furie aber auf ihn einſtürzen, ſobald Bernhards Trompeter das Sturmſignal blaſen würden. Naſſau zunächſt werde ſie hören, er ſolle das Signal an Roſen, Roſen es an Ehm geben laſſen.

Die Ordonnanzen flogen von dannen. Die Starſchädel'ſchen Regimenter kehrten zurück und ſtellten ſich auf, jetzt mit den Köpfen gegen Norden. Die Geſchütze kamen aus der Stadt. Im Trabe vorwärts! kommandirte der Herzog, und gegen Norden bewegte ſich erderſchütternd die Maſſe.

Der zerriſſene Feind war im Begriff ſich wieder zu ſammeln. Als Bernhard ſeiner anſichtig wurde, ließ er die Geſchütze abfeuern und das Sturmſignal blaſen.

Wie er vorausgeſehen machten die Kanonenſchüſſe den erſchreckendſten Eindruck. Geſchütze dieſſeits! Und auf der Operationslinie der Kaiſerlichen! Gleichzeitig Sturm von allen Seiten — da wurde die Zerſprengung das Werk einer Viertelſtunde.

Bernhard blieb hierbei hinter den ſtürmenden Reitern; jetzt brauchte das Werk keines beſonderen Antriebs. Nach linkswärts ritt er, um paſſend nachzuſenden, was Mörshäuſer von drüben brachte.

Die untergehende Sonne beleuchtete einen vollſtändigen Sieg — von allen Seiten blieſen die Trompeter Viktoria —

Da jagte ein Reiter auf den Herzog Bernhard zu. Er kam von Ehm geſendet. Von Marnay her, meldete er, auf der Straße nach Beſançon näherten ſich weithin reichende Staubwolken, wahrſcheinlich friſche Truppen des Herzogs Karl von Lothringen!

— Willkommen! — rief Bernhard, und gab Befehl, Alles zu ſammeln und zurückzunehmen, was in der Verfolgung begriffen wäre, und zurückzuweichen von beiden Seiten der Straße auf zweitauſend Schritt. Erſt wenn man ſeine, des Herzogs Stücke feuern höre, vorzugehen mit allgemeinem wildem Geſchrei.

Jetzt wurden die Geſchütze, welche Mörshäuſer gebracht, inmitten der Straße aufgepflanzt, Ruhe und Stille wurde nach allen Seiten mit halblauter Stimme geboten, und überall wurde hinzugeſetzt: eine Mauſefalle!

Der Abend ſank dunkel hernieder. Bald ſah man kaum noch auf hundert Schritte vor ſich. Aber man hörte das geräuſchvolle Anrücken des Feindes —

Bernhard hielt neben den Geſchützen, den Oberkörper vorbeugend über den Hals des Pferdes. Er horchte wie ein

Jäger, welcher den Auerhahn jagt. Fertig machen! ſprach er leiſe — Feuer! — kommandirte er plötzlich, und die Feuerſchlünde brüllten und ſpieen, die Trompeten ſchmetterten, die Truppen ſchrieen, von allen Seiten ſtürzte Alles auf den noch unſichtbaren Feind.

Dieſer, ſo unerwartet von überall angefallen, war unfähig Stand zu halten. Er machte Kehrt und ſetzte ſich in wilde Flucht.

Herzog Bernhard folgte langſam mit den Geſchützen. Für die Verfolgung war kein weiterer Befehl nöthig, es war nur ein Kern in der Mitte zuſammenzuhalten. Mit dieſem Kern marſchirte der Herzog tief in die Nacht weiter auf der Beſançoner Straße bis der Mond aufging, und die Stadt Marnay zeigte. Er war in ruhiger, heitrer Stimmung, und hatte Dietrich an ſeine Seite berufen, der ihm weiter erzählen mußte vom Leben der Familie Rohan in Genf.

Dieſer Sieg an der Saone war von großer Bedeutung für Herzog Bernhard und für den deutſchen Krieg. Es fand ſich, daß der Feind ſein ganzes Gepäck, fünfzehnhundert Gefangene, darunter ſechsundvierzig Officiere, achthundert Todte, ſechzehn Standarten und — was beſonders erſprießlich war für das kleine Heer Bernhards — zweitauſend Pferde verloren hatte. Das kaiſerliche Heer war zerſprengt, der Herzog von Lothringen mit dem Reſte nach Beſançon geworfen, Oberſt Mercy verwundet, die Straße in's deutſche Reich war frei.

Das „Durch!“ des Weimar'ſchen Heeres war gelungen, nach wenigen Tagen lag es ſchon vor dem letzten feſten Platze in den Bergen, vor Lüders, dem Verbindungspaſſe zwiſchen Hochburgund und dem Elſaſſe.

Mit ſtürmender Hand wurde er genommen, und an einem hellen Sommerabende ſtand Bernhard mit ſeiner Umgebung oben auf jener Citadelle, welche den Blick frei giebt auf den Sundgau, die ſüdlichſte Spitze des Elſaß. Ein Silberband am öſtlichen Horizonte, dahinter blaue Bergumriſſe — das iſt der Rhein! das iſt der Schwarzwald! rief Alles wie aus einem Munde. Sie betrachteten Bernhard wie ihren Moſes, der ſie auf hohen Berg geführt, um ihnen das gelobte Land zu zeigen. Niemand aber dachte daran, daß Moſes bald darauf ſtarb.

Bernhard war ja auch voll Lebensluſt und Lebenskraft wie kaum je zuvor. Die Pforte der Zukunft, während der ganzen franzöſiſchen Zeit traurig verhüllt, ſtand weit offen, und die kühnſten Pläne gingen auf in ſeiner Seele.

Ein neuer Ankömmling war ganz geeignet, ihn darin zu beſtärken. Erlach kam den Feſtungsweg herauf geritten, und ſtand bald darauf vor ihm. Er kam von Paris und hatte die Reſultate ſeiner Verhandlung zu melden.

Er ſchilderte ſie günſtiger als ſie wirklich waren. Desnoyers war ihm ſehr freundlich begegnet, und Erlach hatte nicht zu unterſcheiden gewußt, daß dieſe Freundlichkeit ſeiner Perſon, nicht ſeiner Sache gegolten. So hatte er denn zu melden, daß Generallieutenant du Hallier den Auftrag erhalten würde, das Heer des Lothringers im Schach zu erhalten, Bernhard alſo den Rücken frei haben würde, wenn er gegen den Rhein und über den Rhein vordringen wollte.

Das war allerdings wichtig, und veranlaßte Bernhard, an eine Aenderung ſeines urſprünglichen Planes zu denken. Sein urſprünglicher Plan war geweſen, von Süden her, von der Schweizer Seite bei Rheinfelden, einem feſten Orte mit feſter Brücke, über den Rhein zu dringen, und ſich dann im Vormarſch auf die Feſte Hohentwiel zu ſtützen. Der Herzog von Rohan hatte es übernommen, in der Stille alle Anknüpfungen bei Rheinfelden zu beſorgen, und den Kommandanten von Hohentwiel, Wiederhold, im Namen Bernhards zu gewinnen.

Jetzt nach Erlachs Mittheilung, flog Bernhards Kriegsgenius weiter. Seine Fähigkeit im Entwerfen und Verfolgen eines großen Planes war unbeſtritten. Sein Auge haftete auf dem Mittelpunkte des ganzen deutſchen Landes da unten, auf Breiſach. Näher an Breiſach über den Rhein zu gehen, mitten unter den Feinden, die dadurch geſprengt und zertheilt würden, das ſchien ihm jetzt erreichbar. Er entfernte ſich dadurch von einer Zuſammenkunft mit Rohans, die nach der nördlichen Schweiz kommen wollten, und ſein Herz ſehnte ſich warm nach dem Anblicke Marguérites — aber zuerſt und zuletzt war er doch Feldherr, politiſcher Feldherr —

— Glaubt Ihr, Erlach, daß man ſich auf das proteſtantiſche Straßburg ſtützen könnte?

— Im Dunklen, Herr Herzog! Die Welt darf's nicht bemerken. Dieſe Reichsſtädter wollen nichts opfern.

— Zunächſt doch Schiffe, die man ihnen wegfängt.

— Wenn Ihr ſie fangt, dann ſind die Straßburger nicht verantwortlich. O ja!

Da in der Gegend von Benfeld — Kenzingen liegt eine Strecke weit drüben am rechten Ufer — da iſt der Rhein von großen waldigen Inſeln getheilt —

— Bei Rheinau?

— Ganz recht, bei Rheinau. Die Arme des Rheins ſind ſchmal, die Inſeln gewähren Deckung, und drüben kommt ein Flüßchen in den Rhein —

— Die Elz! — rief der Rheingraf.

— Die bietet ſich trefflich zum Waſſergraben für das Hauptſchanzwerk. Dort könnte man ein mächtiges Werk anlegen, das beide Ufer beherrſchte, und den Mittelpunkt abgäbe für alle Operationen, auch gegen Breiſach. Fängt man den Straßburgern Fruchtſchiffe ab, ſo hat man Brücken, und ſtellt ſich in ein Paar Tagen ſicher, eh' von Breiſach Truppen da ſein können. So ſei's!

Und er gab Augenblicks Befehle in dieſer Richtung.

Bernhard war äußerſt ſchnell in ſeinen Entſchlüſſen. War er leicht beſtimmbar, war er oberflächlich? Nein. Aber er war eine vorzugsweiſe zum Handeln organiſirte Natur. Er ſprach nicht viel, er war auch kein eigentlicher Denker — er war ein Erwäger. Nach allen Seiten hin erwog und prüfte ſein Geiſt Alles was in den Bereich ſeines Thuns gelangen konnte, und ſo überraſchte ihn dann nicht leicht eine plötzlich nahe tretende Möglichkeit. Kaltblütig änderte er dann mitten im Laufe ſeine Richtung. So in der Schlacht wie auf dem Marſche, wie in politiſcher Action. Und gerade dadurch war er ſeinen Gegnern furchtbar — er war die wandelnde That.

Ueber eine Grundlage mochte er ſich an jenem Sommerabende auf der Citadelle von Lüders täuſchen: über die Grundlage in Erlach's Weſen.

Erlach von Kaſtelen der Berner Patrizier machte ihm den Eindruck eines viel verſuchten und erprobten politiſchen Kriegers. Das war er auch. Er hatte ſchon am weißen Berge gefochten und alle Feldzüge auf proteſtantiſcher Seite mitgemacht. Er war ein unerbittlicher Gegner des katholiſchen Kaiſers, und war ein Widerſacher aller Unternehmungen, welche keinen feſten Hintergrund, keine ſolide Grundlage hatten.

Dies ganze ſolide Weſen mußte ihn dem Herzoge Bernhard nahe bringen. Aber Bernhard überſah einen Fehl an ihm, den Mangel an nationalem Elemente. Bernhard ſelbſt befreite ſich ſo eben erſt von dem unnationalen Irrthume, welcher ihn unter die franzöſiſchen Ränke hinein geführt hatte, und erkannte doch nicht, daß dieſer deutſche Schweizer der eingefleiſchte Vertreter dieſes unnationalen Weſens war. Erlach war kein voller Deutſcher; ſeine Heimath gehörte nicht zum Reiche, ſein Sinn war in nationaler Hinſicht gleichſam neutral. Nun hatte er in zwanzigjährigem Kriege die ſchreiende Erfahrung gemacht, daß der proteſtantiſchen Sache der Stützpunkt eines großen Staates fehlte; Frankreich bot jetzt, gleichviel aus welchem Grunde, dieſen Stützpunkt, und ſo war er gründlich entſchloſſen, an dieſem Stützpunkte feſt zu halten. Dazu war er nicht ohne Habſucht. Sie fand ihre Rechnung bei großen Staatsverhältniſſen wie Frankreich ſie darbot, ſie fand lockende Ausſicht bei Miniſtern wie Richelieu und Desnoyers — das hatte Erlach jetzt in Paris deutlich erkannt. Denn er hörte in dieſem Punkte ſehr fein.

Deshalb rieth er zu einem Kriegsplane, welcher ſeinen Stützpunkt an der franzöſiſchen Armee ſuchen und finden mußte.

Kurz, wie tüchtig er an ſich war, Erlach war ein bedenklicher Mann neben dem Herzoge Bernhard.

Hatte Bernhard ſelbſt doch eine Ahnung davon? Ehe er herunterſtieg von der Citadelle, ſah er eine Zeit lang ſchweigend auf Erlach. Dann deutete er gegen Südoſten in die ferne Landſchaft, und fragte ihn: — Iſt jener Thurm da Mümpelgard?

— Ja, Herr Herzog. Die Wälſchen nennen es Montbéliard, ſowie ſie dies Lüders Lure nennen.

— Mörshäuſer! — fuhr der Herzog fort — nach Mümpelgard ſoll alle Beute geſchafft werden, alles Getreide, alles Schlachtvieh; es wird unſer Hauptmagazin, ſo wie dies Lüders unſre Pforte wird. Der Rheingraf wird dafür ſorgen, daß beide Punkte feſt in unſern Händen bleiben. — Ihr ſtaunt, Erlach, weil Mümpelgard zu weit von Rheinau liege? Jeder Fuchsbau braucht eine Fluchtröhre.

Die Sonne ging unter hinter den Hügeln, welche die

Freigrafſchaft vom Lande Baſſigny trennen, und der Herzog ſchritt langſam von der Citadelle hinab. Die Generale und Oberſten, welche ihm folgten, ſahen erſtaunt auf ihn. Warum ſo ernſt, ſo gedankenſchwer — ſchienen ihre Blicke zu ſagen — nach ſo glänzendem Siege und beim Einmarſch in's deutſche Reich unter ſo viel verſprechendem Plane?

Bernhard war wirklich gedankenſchwer, und als ſie unten in der Stadt angekommen waren, wo ein großes Gaſtmahl ihrer harrte, rief er Erlach bei Seite. — Setzt Euch zu Tiſch — rief er den Uebrigen zu — und wartet nicht auf mich!

Er ſtand auf einem kleinen Platze in Lüders, der ſchon ganz in Dunkelheit gehüllt war, und ſprach da abſatzweiſe und in Pauſen folgende Worte:

— Ihr baut zu feſt auf die Franzoſen, Erlach. Sie werden mir den Rücken nicht decken gegen den Lothringer. Sie wollen mich nicht über den Rhein laſſen. Gerade deßhalb will ich's. Aber gerade deßhalb muß ich mir einen zweiten Zugang ſichern, welcher den Rücken frei hat gegen die proteſtantiſche Schweiz. Rohan iſt darüber eingeweiht. Eilt zu ihm nach Genf; geleitet ihn und die Seinen in die Nähe der Waldſtädte. Wie er mir ſchon angedeutet, ſoll er ſeine Wohnung in Lenzburg nehmen. Dorthin komm' ich ſelbſt, ſobald eine Pauſe eintritt in meinen Operationen. Bereitet Alles vor mit Rheinfelden. Dieſer feſte Ort mit ſeiner Brücke muß unſer werden. Dann laßt Euch unterrichten: wie weit die Unterhandlung gediehen iſt mit Wiederhold auf Hohentwiel. Dieſe Feſtung muß ebenfalls unſer werden. Wiederhold iſt mir und unſrer Sache ergeben. Verſichert ihn, daß er auf mich rechnen könne in Noth und Tod. Und dann kommt zu mir nach Rheinau. In acht Tagen denke ich dort zu ſein, in vierzehn Tagen mich feſtgeſetzt zu haben. Halten wir's, ſo iſt Nördlingen ausgewetzt, und ein Rieſenſchritt gethan. Halten wir's nicht, ſo ſeid Ihr ſchuld mit Euren Franzoſen, und unſre Sache geräth in Lebensgefahr. — Auf Wiederſehen in vier Wochen. Die werdet Ihr brauchen, um Euch nach und von Hohentwiel durch die kaiſerlichen Poſten durchzuſchleichen. Sie werden wohl alle nach dem Rhein ſtürzen, ſobald ſie von meinem Uebergange bei Rheinau hören, und Ihr werdet den Weg frei finden. Natürlich auch rückwärts über die Waldſtädte. Ade!

Der Herzog ging in das erleuchtete Haus, wo ſeine Officiere ſchmaus'ten.

Am andern Morgen brach er auf zu dem gefährlichen Zuge, welcher den nur noch unter Aſchenhaufen glimmenden deutſchen Krieg neu entzünden, die Fahne der Proteſtanten wieder hoch erheben, den Fahnenträger aber auch mit ſeinem kleinen Heere in den Untergang führen konnte.

II.

Im Hochſommer des Jahres 1637 wurde dieſer Heereszug ausgeführt, welcher ganz Europa in Allarm ſetzte.

Aus den burgundiſchen Bergen ſtürzte ſich ein kleines Heer herab in die ebene Abdachung des Elſaſſes, ſtürmte Enſisheim und erſchien am Rheinſtrome — aller Welt zur Ueberraſchung. Denn die Welt wußte kaum etwas von den Gefechten, welche in den Thälern und auf den Bergen der Freigrafſchaft und Hochburgunds vorgefallen waren, für die Welt war der einſt ſo gefürchtete Feldherr Bernhard von Weimar ſo gut wie verſchollen.

Jetzt erſchien er plötzlich, wie aus einer Wolke hervorſpringend, auf deutſchem Boden, überbrückte mit Straßburger Schiffen die Rheinarme zwiſchen den Inſeln bei Rheinau, drang hinüber bis an's rechte Ufer, und befeſtigte ſich gleichſam im Handumkehren, Tag und Nacht arbeitend, ſo nachdrücklich und ſo furchtbar, daß die öſterreichiſchen Vorlande des Breisgaus im Herzen gepackt und von Erwürgung bedroht erſchienen.

Der deutſche Krieg flammte von Neuem auf wie vor acht Jahren, als Guſtav Adolph auf der Inſel Uſedom gelandet war.

Und auf welchem Hintergrunde geſchieht das? Welcher Hintergrund rückt ihm nach? fragte man ſich erſchreckt in Wien, in Madrid, in Brüſſel. Tritt Frankreich offen ein in die Heereslinie gegen den deutſchen Kaiſer?

Wer wußte das! Zu Paris ſelbſt wußte man es nicht. Dort war man faſt ebenſo erſchrocken wie in Wien und Madrid.

Nur der König zeigte ſich erfreut. Er war nicht eingeweiht in die Bedenken und Hintergedanken ſeines Miniſterinus; er betrachtete den ſächſiſchen Herzog als ſeinen Feldherrn; ihm gefiel das kühne Unternehmen, die glänzende Waffenthat.

Richelieu war betäubt. Die großen Schritte gehörten nicht zu ſeiner Politik gegen das deutſche Reich; die offenen Schritte wenigſtens gewiß nicht. Sie brachten zu große Konſequenzen mit ſich. Der Rhein! der Rhein! Bis an den Rhein! Das war wohl ſein idealer Wunſch. Aber damals war das ein ſehr idealer Wunſch. Lothringen, Elſaß und Hochburgund lagen noch unfranzöſiſch dazwiſchen — der Schritt war zu weit, zu haltlos. Und ſo wie Richelieu den Herzog Bernhard kennen gelernt hatte, war dieſer Zug bis über den Rhein keineswegs im Sinne und Intereſſe Frankreichs unternommen. Im Gegentheil! Dieſer Bernhard befreit ſich von uns! rief Richelieu, er errichtet ſich mit dieſer Eroberung eine ſelbſtändige Macht, und ſchiebt uns zurück!

— Was thun? — Abwarten! Die Unterſtützung verſagen.

Die dritte Macht in Paris, die geiſtliche, die jeſuitiſche wußte allein, was ſie wünſchen und wollen müßte. Sie war in Desnoyers verkörpert.

Dies kleine graue Männchen ſchritt an einem warmen Auguſtabend langſam unter den Bäumen der place royale umher. Er hatte ſich dort ein Stelldichein gegeben mit Doctor Blandini, welcher immer noch in Paris verweilte, von der Königin und von Richelieu in Anſpruch genommen.

Der Doctor ließ auf ſich warten. Desnoyers ſetzte ſich auf eine Bank zwiſchen den Bäumen, und unterhielt ſich mit Betrachtung der hübſchen Bürgermädchen, welche da herum ſchlenderten, und unter welchen ſich Louiſen hervorthat. Sie hatte nicht vergeſſen, daß ihr Courmacher da drüben auf ſeine Mutter gedeutet hatte, ſie hatte ſich erkundigt, und war ganz im Klaren, daß er der Sohn des ſchwediſchen Geſandten, und in den Krieg gezogen wäre in unmittelbarer Nähe des Herzogs Bernhard. Er war ihr doch recht intereſſant jetzt der wunderliche gelbe Kavalier mit ſeinen gutmüthigen Augen, und ſie ging jetzt öfters hier auf der place royale ſpaziren. Vielleicht kam er doch einmal zurück. Oder vielleicht machte ſie doch einmal die Bekanntſchaft dieſer holländiſchen Mutter, welche ſelbſt auf den Markt ging zum Einkaufen, obwohl ſie eine Geſandtin war. Auch den Vater, den Herrn Geſandten ſelber kannte ſie bereits. Das heißt äußerlich. Geſprochen hatte ſie ihn noch nicht — und ſo eben kam er unter den Bäumen daher, um in ſein Haus hinüber zu gehen.

Sie ſah, daß Herr Hugo de Groot neben dem kleinen Graukopfe, der auf einer Bank ſaß, ſtehen blieb, und ſie veranlaßte ihre Begleiterin ſich in der Nähe niederzulaſſen. — Es ſind vornehme Herrn — flüſterte ſie ihrer Begleiterin zu — man hört da immer was Apartes!

Das war auch ſo. Grotius hatte neueſte Nachrichten vom Kriegsſchauplatze am Rheine, und erzählte ſie Desnoyers. — Mörderiſche Kämpfe, Kämpfe Mann an Mann wie im Mittelalter — ſagte Grotius — geſchehen dort auf den Inſeln und in den Waſſerlöchern des Rheins. Der wilde Johann von Wörth, der bayriſche Feldhauptmann, iſt der erſte geweſen, der auf den Herzog Bernhard losgefahren iſt wie eine Furie. Es iſt grimmig hergegangen, ſchwimmend ſogar haben ſie ſich wie im Zweikampfe herumgeſchlagen. Mein Sohn hat mir die merkwürdigſten Einzelnheiten geſchrieben, er iſt faſt immer dicht neben dem ritterlichen Herzoge, und es regnet da Tod und Wunden. Das Letzte war, daß der Wörth einen Schuß durch Hals und Kopf bekommen, und daß der Herzog ſich wie ein Löwe behauptet hat. Man erwartet, daß er nun um ſich greifen, und nächſtens vor Breiſach rücken werde.

— Ja, 's iſt ein mächtiger Kriegsmann! — ſagte Desnoyers — und Euer Sohn iſt in guter Schule. Der wird auch ein Joſua werden.

— Iſt nicht meine Abſicht. Betracht' es nur als Lebensſchule. Hab' ihn mit meiner Frau zu friedlicher Laufbahn beſtimmt, und denke, ihn bald heimzurufen. Guten Abend, Excellenz!

— Auf Wiederſehen, Herr Ambaſſadeur! Danke für ſo wohl klingende Mittheilungen.

Sie klangen ihm, dieſe Mittheilungen, abſcheulich, ſie klangen ihm entſcheidend. Er war nicht bloß franzöſiſcher Miniſter, er war dem großen Orden zugetheilt, welcher den Untergang der Ketzer zu ſeiner Aufgabe machte. Er wußte, daß dies erfolgreiche neue Auftreten des ſächſiſchen Herzogs durchgreifende Befehle bringen würde gegen die Exiſtenz dieſes ſächſiſchen Herzogs. Unwillkührlich richteten ſich ſeine Blicke auf die Fenſter neben dem Hauſe, in welches de Groot ſchritt. Dort am Mittelfenſter ſaß Ludmilla, und ſah über die grünen Bäume hin, unter denen das graue Männlein ſaß. Er hatte vor, ſie aufzuſuchen, ſobald er Blandini geſprochen. Er wußte, daß dort oben die Parole für ihn ausgegeben werden ſollte, eine Parole, welche ihm wichtiger war als ein Beſchluß der franzöſiſchen Regierung. Norbert von Zierotin wurde heut Abend dort oben erwartet. Er war ſeit Monaten abweſend von Paris. Er war wieder in Madrid. Von dort wurde er heute Abend erwartet. Ihm mußte die Mittheilung de Groots getreulich erzählt werden; ihm ordnete ſich der franzöſiſche Miniſter unter; denn dieſer öſterreichiſche Edelmann vertrat eine größere Macht als die Macht Frankreichs.

Zu Herzen nahm er ſich's übrigens nicht der kleine graue Miniſter, daß es ſich nun um die Tödtung des ketzeriſchen Herzogs handeln würde. Wer einer großen Verbrüderung angehört, der überläßt den Häuptern dieſer Verbrüderung die Verantwortung, der überläßt ihnen ſein Gewiſſen. Ein Geſchäft werde vorliegen, ein Geſchäft wie ein anderes. Der Herzog, täglich unter Kugeln und Schwertern, ſei ja alle Tage dem Tode ausgeſetzt! So oder ſo — das Reſultat ſei daſſelbe. Man müſſe nur dafür ſorgen, daß die Handlung ſelbſt undeutlich verbleibe, um üble Nachrede zu vermeiden. Und Blandini ſei der Mann für ſolche Undeutlichkeit und Unſcheinbarkeit.

So blickte denn Desnoyers trotz ſo mißlicher Gedanken mit leidlichem Behagen auf die beiden hübſchen Mädchen, auf Louiſon und ihre Begleiterin, welche in ſeiner Nähe ſtanden, und dem verſchwindenden alten Grotius nachſchauten. Sie gingen dem alten Herrn nach, und Desnoyers, welchen das weibliche Geſchlecht lebhaft beſchäftigte wie kümmerlich auch ſein alterndes Körperchen ſein mochte, ſprach leiſe vor ſich hin: Sollte der alte Ketzer auch noch —

— Liebesabenteuer pflegen? — ergänzte eine Stimme neben ihm den angefangenen Satz.

Doctor Blandini ſtand neben ihm. Desnoyers hatte die Seelenruhe, Blandini neben ſich auf die Bank einzuladen, und des Gründlichen mit ihm zu verkehren über die Liebesfähigkeit alter Männer, ehe er zu dem Thema überging, um deſſen willen er den Doktor berufen, und welches die Kleinigkeit einer Ermordung in ſich begriff.

Sie hatten ſchon eine halbe Stunde dageſeſſen, der neue Mond, welcher vom Horizonte aus einen Lichtſchimmer auf den Platz geworfen, war verſchwunden, und es war ganz dunkel und leer unter den Bäumen, als Desnoyers mit der Frage darauf einlenkte: — Ihr wißt, daß Herr von Zierotin für heute angekündigt iſt?

— Ja — antwortete Blandini — es iſt mir heute Mittag angekündigt worden, noch ehe ich die Beſtellung von Eurer Excellenz erhielt. Sie hängt wohl mit Zierotins Ankunft zuſammen?

— Allerdings. Zierotin bringt Aufträge der Oberen. Sie billigen gewöhnlich was Olivarez anordnet, und Zierotin kommt aus Madrid, kommt von Olivarez. Ich zweifle nicht, daß man ſich entſchloſſen hat, ein Ende zu machen mit dem gefährlichen Manne. Und ich weiß, daß Ihr, lieber Doktor, ſchon früher die Aufgabe übernommen.

— Uebernommen? Das iſt zu Viel geſagt. Ich wäre gern damit verſchont!

— Verſchont? Das glaub' ich. Wir ſind Alle faul, und möchten lieber bloß genießen. Aber wir ſtecken Alle in der großen Tretmühle, wir müſſen gern oder ungern ihrem Umſchwunge folgen. Wollen wir's nicht, wollen wir zurückbleiben, ſo zermalmt uns der Mechanismus der großen Mühle eben erbarmungslos. Und Ihr ſeid ſo geſchickt! Ihr wißt Eure Aufgaben ſo hübſch zu verfeinern! Dazu woll' ich Euch Hilfsmittel an die Hand geben. Ich habe als Miniſter nichts damit zu thun. Unſer König wie unſer Premier würden kaum Ja dazu ſagen. Nur der alte Desnoyers kann Euch behilflich ſein durch — Nachweiſe, durch Zuweiſungen. Da iſt zunächſt ein Herr von Mitzlau im Gefolge des Mannes. Herr von Zierotin hat mir ihn damals vorgeſtellt und empfohlen. Später hat er wohl die Empfehlung zurückgenommen, weil der Mitzlau ſich nicht bewährt habe, und eigne Ziele verfolge, ich glaube eine Verſöhnung des „Mannes“ mit dem Kaiſer. Aber ſolche Verſöhnung halte ich für chimäriſch. Der „Mann“ iſt zu ſehr Ketzer und zu ehrgeizig. Wie Dem aber auch ſei, der Mitzlau iſt ein Agent gegen ihn, und wenn er, wie ich nicht zweifle, ſcheitert, ſo braucht er doppelten Anhalt. Bringt ihm freundliche Worte von mir und die Verſicherungen meiner Unterſtützung, ſobald er deren bedürfe. Dies wird ihn

Euch nähern. Wenn auch nur für Unverfängliches. Denn über Euer Ziel dürft Ihr ja doch nichts ahnen laſſen.

— Um Gotteswillen nicht!

— Dann iſt ein Schweizer, Erlach geheißen, neben dem „Manne“. Der wird ſtandhaft für ihn wirken, ſo lange Ausſicht auf Erfolg vorhanden iſt. Stirbt aber der „Mann“, dann kann die Habgier dieſes Schweizers Euch zu ſtatten kommen. Wir werden ſie befriedigen, und er wird Euch im Nothfalle ſchützen aus Gefälligkeit für uns. Ihm alſo ſagt, daß ich ihn begrüßen laſſe, daß ich Euch empfehle. Ich werd' es beſtätigen bei gelegentlicher Zuſchrift. Am Beſten bei einer Geldſendung. Denn dieſe iſt ihm die Hauptſache. — Alsdann — Ihr werdet nicht direkt zu dem „Manne“ gehen wollen —

— O nein!

— Ihr werdet einen Umweg ſuchen —

— Allerdings!

— Ihr braucht einen nahen und ſichern Aufenthaltsort, eine Zufluchtsſtätte. Die nahe Schweiz muß ihn bieten. Die Kantone in der Mitte ſind feſt katholiſch, und in Luzern haben wir ſichre Leute. Zierotin muß Euch dahin ſichre Anknüpfungen des Ordens geben; ich unterrichte unſern Agenten dort. Er wird Euch anſprechen, und Euch die Hand bieten. Schlagt in Luzern Euer Hauptquartier auf. — Ah — unterbrach er ſich — da erſcheint Licht in den Fenſtern der Lady! Gehen wir hinauf, und erwarten wir dort den Herrn von Zierotin. — à propos! Vor der Lady kein unbedachtes Wort von dem „Manne!“ Sie iſt neuerdings kurios excentriſch in Betreff deſſelben. Eine germaniſche Sympathie rumort in ihr. Wenn ſie nicht eine ſchöne Frau wäre, ſo ſtünde ſie in Gefahr, langweilig zu werden. Ihr Liebhaber, Herr von Zierotin, wird nicht ſehr erbaut von ihr ſein, er wird ſie ſehr verändert finden. Man muß eben die Weiber nie ſo lange allein laſſen; ſie verfallen dann immer auf Dummheiten. — Steigen wir hinauf!

Desnoyers hatte ganz recht geſehen. Ludmilla war ſeit ihrer Scene mit Herzog Bernhard verändert. Alle die Wandlungen, welche ſie zum Glaubenswechſel geführt, erſchienen ihr jetzt in falbem, ungünſtigem Lichte. Die Welt ihrer Jugend und ihrer Heimath war ihr mächtig vor die Seele getreten in der ſtrengen Haltung Bernhards, und der abweſende Jaromir ſtand ſeitdem verwandelt vor ihrer Einbildungskraft. Ihre Phantaſie brachte jetzt immer wieder den Pater Norbert vor ihre Augen — ſie fürchtete ſich vor ſeiner Wiederkehr. Und Eins hatte ſich wunderbar in ihr verdichtet: der Argwohn, daß man irgend etwas Gewaltſames vorhabe gegen den deutſchen Herzog. Alle Aeußerungen Norberts, Blandinis, Desnoyers' über Bernhard und deſſen Zukunft, Aeußerungen kleinſter Art mitunter, waren in ihrem Gedächtniſſe aufgetaucht. Sie gingen zurück bis auf Bernhards erſte Ankunft in Paris, und es waren zufällige und unwillkührliche Aeußerungen zahlreich darunter. Aber eben weil ſie zufällig und unwillkührlich geweſen, erſchienen ſie ihr jetzt wichtig, und beſtätigten jetzt ihren Argwohn, daß der Herzog durch geheimnißvolle Schritte gefährdet ſein könnte.

So war es ihr nicht entgangen, daß Desnoyers die großen Siegesnachrichten über Bernhard mit einem wunderlichen Lächeln begleitet hatte. So war es ihr heute Abend von düſterm Effekte, daß der Diener Desnoyers und den Doktor Blandini meldete. Jaromir hatte ihr geſchrieben, daß er heute Abend in Paris einzutreffen, und in ihrer Wohnung abzuſteigen gedächte — und da erſchienen auch ſchon Desnoyers und Blandini bei ihr! Blandini beſonders, welcher höchſt ſelten bei ihr zu ſehen war.

Unheimlich muthete ſie der Eintritt dieſer beiden Männer an. Ernſt und ängſtlich begrüßte ſie dieſelben, und Desnoyers mußte die erſten Koſten des Geſpräches tragen. Denn auch Blandini, der ſonſt ſo behagliche, war ſchweigſam und zerſtreut.

Dazu drang eine ſchwüle Nachtluft in's Zimmer durch die offenen Fenſter. Es war ein drückender Zuſtand, welcher Desnoyers in ſeiner Meinung beſtärkte, daß mit dieſer Lady eine abſonderliche Wandelung vorgegangen ſein müßte.

Er athmete auf, als Geräuſch im Vorzimmer entſtand, als die Thür auf ging, und Jaromir von Zierotin auf der Schwelle erſchien.

Aber der drückende Zuſtand erhielt durch Jaromirs Eintritt nur eine andere Färbung, er erhielt keinen anderen Charakter.

Ludmilla blieb feſtgebannt auf ihrem Seſſel; ſie begrüßte ihren nach langer Abweſenheit zurück kehrenden Freund nicht, ſie ſah mit weit geöffneten Augen auf ihn, ſie ſchien zu beben, als er ſich ihr nahte, und ihre Hand küſſen wollte. Sie zog die Hand zurück, als fürchtete ſie jede Berührung.

— Ihr ſeid nicht wohl, Mylady? fragte er.

— Nicht wohl! antwortete ſie kaum hörbar.

Er ſelbſt ſah erſchöpft aus. Angeſtrengt war er gereiſ't während der heißen Jahreszeit von Madrid bis Paris. Sein Antlitz war gebräunt, aber die dunklere Farbe verſchönte ihn nicht, ſie vergröberte nur die Furchen der Leidenſchaft in ſeinen Zügen. Staub lag auf dem dunklen Haare und dem jetzt ungepflegten Barte. Sein ermüdetes Auge hatte nicht die Kraft, die Welt von Bosheit in ihm zu beherrſchen und durch geiſtiges Leben zu beglänzen.

— Wie haſt Du je — dachte Ludmilla — auf dieſen Mann günſtig blicken können?! Und muß nicht Alles falſch ſein, was Du von ihm angenommen?!

Jaromir wurde von dieſem Eindrucke wenig gewahr. Er warf ſich ermüdet in einen Lehnſeſſel. Er wurde auch nicht gewahr, daß Desnoyers ſeine niederhängenden Augenlider ungewöhnlich aufriegelte, und den Blick von ihm auf Ludmilla zu lenken ſuchte, gleichſam mit den Augen flüſternd: Gieb Acht! Nimm Dich in Acht!

Die verhüllten Kerzen, welche in den Zimmern Ludmillens eingeführt waren, kamen ihr jetzt zu ſtatten: Jaromir ſah nicht deutlich genug, um Phyſiognomieen zu erforſchen.

Er beklagte ſich über die Laſt dieſer eiligen Reiſe.

— Warum ſeid Ihr geeilt bei dieſer Hitze? ſagte Ludmilla.

— Warum? Wißt Ihr denn nicht was vorgeht? Bleibt denn Paris hartnäckig zurück hinter Madrid in diplomatiſcher Kunſt? Wahrhaftig, jetzt ſtehen doch die Zeichen dick genug am Geſichtskreiſe! Es ſieht ja aus, als hätten wir umſonſt gearbeitet ſeit dem Prager Fenſterſturze, und als müßten wir ganz wieder von vorne anfangen. Der deutſche Krieg fängt ja von vorne an durch dieſes ſiegreiche Verdringen des ſächſiſchen Herzogs!

— Das meint Olivarez? fragte Desnoyers.

— Das meint er; das meint die ganze hohe Schule der Staatskunſt in Madrid, und Eurem Richelieu hat man vor, den Kardinalspurpur abzureißen, denn er liefert Geld und Waffen für den Feldzug am Rheine. Dieſen Richelieu wird man —

— Mäßigt Euch — unterbrach ihn Desnoyers — ich bin ſein Kollege, und Ihr genießt nur Gaſtfreundſchaft in Frankreich. Auch thut Ihr ihm hierin Unrecht. Bernhards Erſcheinung am Rheine war für ihn ſo überraſchend und beſtürzend wie für uns alle. Verſchonen wir übrigens die unwohle Dame mit trauriger Politik! Ihr ſelbſt ſeid angegriffen, Euch thut Ruhe Noth. Alſo auf Wiederſehen!

Er ſtand auf, ging zu Ludmillen, um ihr die Hand zu küſſen, und flüſterte Jaromir im Vorübergehen zu: ein Wort!

Jaromir begleitete ihn bis zur Thür. Dort ſagte Desnoyers leiſe: Olivarez hat's beſchloſſen?

Jaromir nickte.

— Und die Oberen haben zugeſtimmt?

Jaromir nickte.

— Nehmt Euch in Acht vor der Lady! Sie iſt verſtört. Mir ſcheint ihre Bekehrung erſchüttert. Sie darf nichts ahnen.

Er ging. Jaromir winkte Blandini, entſchuldigte ſich bei Ludmillen mit erſchöpfender Müdigkeit, und verließ ebenfalls das Zimmer. Blandini folgte ihm nach der kleinen Wohnung hinüber, in welche Medardo das Reiſegepäck ſchon gebracht hatte.

Ludmilla ſtand ſchwer athmend allein in dem großen Gemache. — An Blandini heftete ſich ihr Sinn. Sie erinnerte ſich deutlich einiger cyniſcher Aeußerungen, wenn Jaromir und Blandini nach Tiſche geſcherzt hatten. — Dieſer Doktor iſt das Inſtrument, das gefährliche! — flüſterte es in ihr — warum nähm' er ihn jetzt mit ſich?! — Das mußt Du erfahren!

Haſtig ſchritt ſie in's Nebenzimmer. Vorſichtig und leiſe öffnete ſie die Thür zum nächſten. Dies Zimmer ſtieß an die kleine Wohnung Jaromirs. Hier konnte ſie vielleicht ihr Geſpräch hören.

Jaromir war eingedenk geweſen, daß er damals in ſeinem Schreibzimmer die Reden Rohans drüben gehört hatte. Er trat alſo mit Blandini in's Schlafzimmer. An dies ſtieß unmittelbar dasjenige, in welchem Ludmilla horchte. Er war aber auch eingedenk der Worte, welche ihm Desnoyers zugeflüſtert über Ludmillen. Sie ſollte „nichts ahnen“. Er ſprach leiſe.

Medardo war fortgeſchickt; Jaromir entkleidete ſich, und legte ſich in's Bett. Blandini mußte ſich zu ihm ſetzen.

Jetzt wurde das beſprochen, was der deutſchen Geſchichte, ja der europäiſchen Geſchichte eine unerwartete Wendung geben ſollte.

Ludmilla ſtrengte umſonſt ihr Gehör an — ſie verſtand kaum einzelne Laute.

Eine Viertelſtunde hatte ſie in ſo peinlicher Spannung ausgeharrt, und eben wollte ſie in ihr Zimmer zurückkehren, da wurde das Geſpräch im anſtoßenden Schlafzimmer mit einem Male laut, es ſteigerte ſich zum Zank, und ſie verſtand die Worte Blandini's: — Zumuthung — mitten unter ſeinem Heere — man zerreißt mich ja! —

Jaromir mochte ihn bedeutet haben, die Stimme zu dämpfen, ſie verſtand nichts weiter.

Aber ſie meinte, genug zu wiſſen. Sie ging in ihr Zimmer.

Dort umher gehend, und nur manchmal erſchöpft ſich in einen Lehnſeſſel fallen laſſend verbrachte ſie die ganze Nacht. Eine furchtbare Nacht der Prüfung und Reue.

Das Antlitz und Auge des Jugendgeliebten, Hanſens von Starſchädel, wurde der Spiegel, vor welchem dieſe Prüfung und Reue ſich abſpielte. „Junge Freudenmädchen, alte Betſchweſtern“ war der fürchterliche Refrain, welcher durch all ihre Betrachtungen hindurch ſchwirrte wie der Mißton einer verſtimmten Saite.

Als der Tag heraufdämmerte, faltete ſie die Hände, und betete ſie das Vaterunſer, wie ſie es einſt an jedem Abende ihrem Vater hatte vorbeten müſſen.

Sie war ruhig geworden; ſie ſchloß die Fenſter, und verhüllte ſie. Dann ſuchte ſie ihr Lager, auf einen kurzen Schlummer hoffend.

Sie hatte Entſchlüſſe gefaßt. Im Laufe des Tages wollte ſie ihren Nachbar, den ſchwediſchen Geſandten aufſuchen, und ihm Mittheilungen machen für Herzog Bernhard. Dann wollte ſie abſchließen mit ihrem jetzigen Leben, und nach Deutſchland zurückkehren.

Was ſind unſre Entſchlüſſe?! Abſichten, weiter nichts. Ein Lüftchen kann ſie verwehen.

Der nächſte Mittag kam heran, und als bis dahin Ludmilla kein Lebenszeichen von ſich gegeben, trat ihre Dienerin in's Zimmer und an's Bett. Ludmilla lag beſinnungslos in hitzigem Nervenfieber. Der herbeigerufene Arzt war Blandini. Er zuckte die Achſeln, und erklärte: die Natur ſelbſt müſſe helfen; die Kranke ſei nur zu hüten. Denn Delirien heftigſter Art würden eintreten, das Nervenleben der Lady erſcheine tief zerrüttet. Wenn die Lebenskraft all die bevorſtehenden Stöße überdaure bis zum Eintritt der kälteren Jahreszeit, ſo werde die friſchere Luft vielleicht eine langſame Geneſung möglich machen.

Er ſtand allein mit Jaromir an ihrem Bette, als er dies ausſprach, und Ludmilla war ihm dergeſtalt aus der Reihe der Lebendigen und Verſtändigen ausgeſchieden, daß er dicht neben ihr von ſeiner Reiſe nach Luzern ſprach und von den Mitteln, unſcheinbar in die Nähe Bernhards zu gelangen. Sie vernahm nichts davon, und ihre Gegenwirkung war in einen dunklen Abgrund gefallen.

Der Herbſt ſtieg rauh auf Thal und Höhen im Jahre 1637. Ein ſcharfer Winter ſchien bevorzuſtehen.

Die ſchon damals zahlreichen Obſtgärten in der Schweiz wurden zeitig kahl, die Laubholzränder oberhalb der Matten wurden zeitig gelb und roth, und ſtachen maleriſch ab von den ſchwarzgrünen Nadelhölzern auf den Höhen.

Die nordweſtliche Schweiz, das Land von Aarau und Baſel, welches die Aar durchſtrömt und der Rhein begrenzt, gleicht ganz und gar nicht den herkömmlichen Vorſtellungen von der Schweiz. Hier giebt's keine hohen Berge, noch weniger Schneekegel und Gletſcher. Hier giebt's nur Hügelland, von zahlreichen kleinen Waldungen beſchattet. Aber auch hier wehte in dieſem Jahre der Wind zeitig rauh und kalt durch das Thal der Aar.

Unweit der Aar im Städtchen Lenzburg hatte ſich die Rohanſche Familie mit Eintritt des Herbſtes niedergelaſſen. Verkleidet und vorſichtig war Herzog Heinrich bei nächtiger Weile aus Genf geritten mit ſeiner Tochter und dem treuen Mathieu. Seine Frau mit der übrigen Dienerſchaft war ihm erſt nach einigen Tagen gefolgt. Sie hatte in Genf die Meinung erhalten wollen, der Herzog wäre noch da, als er mit Margueriten ſchon über Bern hinaus war. Die franzöſiſchen Aufpaſſer hatten getäuſcht werden müſſen.

In Lenzburg waren ſie zuſammen getroffen. Hier hatte der Herzog ein Haus mit Garten dicht vor dem Städtchen gemiethet; von hier aus hatte er die Aufgaben betrieben, welche er für Herzog Bernhard übernommen hatte.

Die eine betraf Hohentwiel, die andere betraf die Waldſtädte. — Dieſe Waldſtädte am Nordrande der Schweiz waren Oeſterreich unterthänige Orte, und waren militairiſch von großer Wichtigkeit. Von Baſel oſtwärts am heftig ſtrömenden Rheine gelegen war Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg bis Waldshut hinauf diejenige Landſchaft, welche mit der neutralen Schweiz im Rücken den günſtigſten Zugangspunkt bildete für einen kriegeriſchen Einbruch in's kaiſerliche Deutſchland.

In Lenzburg war Herzog Heinrich nur eine ſtarke Tagereiſe entfernt von dieſen Rheinſtädten, und von hier aus konnte er leicht ſeine Verbindungen anknüpfen.

Dieſen Angriffspunkt hatte er ſchon in Paris mit Bernhard beſprochen. Es war alſo für ihn eine große Ueberraſchung geweſen, als Bernhard plötzlich von der Seite des Elſaß bei Rheinau über den Rhein gegangen war und ſich dort unterhalb Breiſach unter blutigen Kämpfen feſtgeſetzt hatte. Erſtaunt und erſchrocken hatte er dies vernommen, als er ſich in Lenzburg niedergelaſſen. Erſchrocken, weil er als ſorgfältiger Stratege die Rückendeckung Bernhards für höchſt gefährdet hielt, und den Franzoſen nicht zutraute, daß ſie dieſe Rückendeckung gegen die Kaiſerlichen unter dem Herzoge von Lothringen durchführen würden. Erſtaunt über die Kühnheit des Plans, über die Tapferkeit der Waffenthat.

Er fand die Durchführung genial. Und vor dem Kriegsgenius Bernhards beugte er ſich. Er ſelbſt war ſchon in vorgerückten Jahren, und war durch herbe Schickſale zu der Ueberzeugung gekommen: nur das gründlich Erwogene und das reiflich Vorbereitete, ja nur das dreifach Gedeckte ſei im Kriege zu unternehmen. Aber er beſaß eine ſo milde Seele, ein durch Erfahrung und Bildung ſo geläutertes Weſen, daß er Rechthaberei gar nicht aufkommen ließ in ſich, und daß er an der Berechtigung eines mächtigeren Genius wie Bernhards gar nicht zweifelte.

Deßhalb hatte er von Lenzburg aus ſogleich all ſeine Schritte dem neuen Plane Bernhards angepaßt. Erlach war zu ihm gekommen auf ſeinem Wege nach Hohentwiel, und mit ihm hatte er alle Maaßregeln vereinbart, welche nöthig waren, um Bernhard von Würtemberg aus Unterſtützung zu verſchaffen.

Das Alles war im Frühherbſte ſchon geſchehen. — Jetzt im Spätherbſte waltete eine gedrückte Stimmung in dem Lenzburger Hauſe, welches Herzog Heinrich von Rohan mit Frau und Tochter bewohnte.

Dies einſtöckige Haus lag auf einem kleinen Hügel tauſend Schritte vor der Stadtmauer des Städtchens. Es war oben vor den Fenſtern des erſten Stocks von einer hölzernen Gallerie umgeben, wie ſie balkonartig jetzt noch zum ſchweizeriſchen Bauſtile gehört. Und auf dieſer Gallerie ſaß in einem Lehnſtuhle Herzog Heinrich.

Es war gegen Abend. Die Luft war grau, und nur ſelten flog ein bleiches Sonnenlicht aus einer Wolkenſpalte über die kleine Ebene, welche ſich von Lenzburg weſtlich gegen die Aar hin erſtreckt. Bäume und Feld waren von Rauchfroſt wie mit Silber überzogen, und die Hügelwaldungen ringsum am nahen Horizonte waren wie weiß verzuckert. Halber Winter herrſchte über dieſem ſtillen Fleckchen Erde, und der Wind blies rauh vom Norden her. Er kam vom Schwarzwalde über den Rhein, und ziſchte grollend: ich bringe einen ſcharfen Winter.

Das war doch nicht angethan, um auf eine offene Gallerie zu locken, und dort ruhig zu ſitzen! Herzog Heinrich war auch eingehüllt und zugedeckt mit Mantel und Pelz.

Er ſaß da nach Vorſchrift des Arztes. Bei den erſten kühlen Herbſttagen war er öfters von einem unheimlichen Fröſteln überfallen worden, das ſich mitunter zum Schauerfroſt geſteigert hatte. Auch warme Sonnentage, welche ſich noch eingeſtellt, hatten dies Unbehagen nicht vertreiben können, und zweimal hatte ſich eine leichte Ohnmacht eingeſtellt. Man hatte zu dem Schluſſe kommen müſſen, es ſei dieſer Zuſtand nicht die Folge der kälteren Jahreszeit, ſondern eine Krankheit.

Die Herzogin hatte in Lenzburg, ſie hatte in Aarau nach einem Arzte gefragt, ſie hatte an eine ſichere Freundin deshalb nach Paris geſchrieben. In Lenzburg war gar kein brauchbarer Arzt geweſen, — ein kühner Barbier verſah dort die Heilkunſt — und von Aarau war einer gekommen, der ſich keinen Rath gewußt für das räthſelhafte Unwohlſein des Herzogs. Wohl aber hatte man in Aarau der Herzogin erzählt, daß neuerdings in Luzern ein italieniſcher Doktor erſtaunliches Aufſehen machte. Er verrichtete Wunderkuren, und wäre wohl auch leicht zu haben, da er viel herum reiſ'te, und Kräuter ſuchte auf den Höhen. Er wäre von Baſel gekommen, wäre auch damals ein Paar Tage in Aarau geweſen. Doctor Blandini wäre ſein Name.

Als nun wunderlicher Weiſe auch die Freundin aus Paris geſchrieben: die Herzogin möchte ſich doch an den berühmten Doctor Blandini wenden, welcher unter den Vornehmen in Paris außerordentlichen Ruf hätte und welcher jetzt in der Schweiz wäre — da hatte die Herzogin einen Boten und einen Brief nach Luzern geſendet, und den Doctor um einen Beſuch in Lenzburg gebeten.

Sie wußte nichts davon, daß Blandini ein Parteiwerkzeug wäre.

Blandini war ſogleich gekommen. Der Ruf war ihm ſehr erwünſcht geweſen.

Er hatte gezögert, in die unmittelbare Nähe Bernhards zu gehen. Im Elſaß war er geweſen, und hatte überall dafür geſorgt, daß ſein Aufenthalt bekannt und beſprochen würde. Auf die Krankheiten hatte er gerechnet, welche unter Bernhards Truppen in den feuchten Rheininſeln ausbrechen würden — die Berufung zu Rohan war für ihn ein großer Schritt zum Ziele; denn er wußte aus Paris, daß Rohan und Weimar miteinander zuſammenhingen.

Er hatte der Rohan'ſchen Familie ſehr gefallen. Seine Sachkunde war ſo einfach, und ſtellte ſich ſo einleuchtend dar.

— Das Unwohlſein des Herrn Herzogs — hatte er geſagt — iſt ein ſehr ſeltenes. Es ſtammt aus der Seele. Geiſtige Ueberanſtrengung, geiſtige Sorge, dauernder Kummer haben die Blutbereitung angegriffen, ich möchte ſagen trocken gelegt. So iſt die Blutbeſchaffenheit ungenügend geworden, und aus dieſem ungenügend lebendigen Blute entſteht die Kälte, entſteht der Nervenfroſt, entſteht die Ohnmacht. Medizin hilft da nicht viel. Ich will zwar ein Getränk bereiten, welches dem Blute ein wenig zu ſtatten kommt; aber die Lebensweiſe im Ganzen nur kann helfen. Das Gemüth muß möglichſt frei erhalten werden von kummervollen Eindrücken, und der Körper muß der Luft ausgeſetzt werden. Letzteres iſt die Hauptſache. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang muß der Körper in freier Luft ſein. Die Einſaugung atmoſphäriſcher Luft iſt das ſtärkſte Mittel, die Blutbeſchaffenheit lebensvoll zu machen.

Seit der Zeit war Herzog Heinrich vom Morgen bis zum Abende im Freien. Er ging und ritt umher, faſt immer begleitet von ſeiner Tochter, welche mit großer Zärtlichkeit an ihm hing. Und wenn er müde war — was ihm leicht widerfuhr bei ſeiner geſchwächten Lebenskraft — dann ſaß er auf der Gallerie, die Luft mochte noch ſo rauh, das Wetter noch ſo unbehaglich ſein. Marguérite hüllte ihn alsdann in Decken und Pelze, damit er vor Erkältung geſchützt wäre.

Die Folge gab dem Doctor Blaudini Recht. Sein Zuſtand beſſerte ſich.

Blaudini machte ſich ſelten. Jetzt war er einen ganzen Monat ausgeblieben. Er that dies aus weit blickender

Vorſicht: man ſollte glauben, daß er die Anknüpfung nicht weiter betreibe als der ärztliche Dienſt abſolut erforderte. Wenn Bernhard davon erführe, ſo würde er ſich erinnern, daß auch er immer Mühe gehabt, des Doctors habhaft zu werden.

Und in Betreff Bernhards hatte er ſich ausbedungen, daß man ihm Zeit laſſe. Man hatte ihm eingeräumt, daß die Beſeitigung des deutſchen Herzogs vielleicht nicht nöthig würde, wenn die Unternehmungen des Herzogs in's Stocken geriethen. Und jetzt hatte man ſeit länger als einem Monate nichts mehr gehört von Fortſchritten, welche der Krieg auf der rechten Rheinſeite gemacht hätte.

Auch Heinrich von Rohan war lange ohne Nachricht vom Kriegsſchauplatze. Aengſtlich ſpähte ſein Auge durch die niederſinkende Dunkelheit, ob von der Aar herüber kein Bote erſchiene.

— Marguérite! Marguérite! rief er plötzlich.

Springend kam ſeine Tochter aus dem Innern der Wohnung auf die Gallerie heraus.

— Strenge Deine jungen, friſchen Augen an! Mich dünkt, das iſt ein Reiter, der dort auftaucht zwiſchen den Obſtbäumen!

— Es ſind zwei, Papa! Und das große Thier des einen — richtig, das iſt das ſchwarzbraune Maulthier des Doctors, das iſt Doctor Blandini und ſein Gehilfe. Siehſt Du's?

— Ja, ja, jetzt erkenn' ich ihn. Ich hoffte freilich — —

— Aber Papa ſei nicht undankbar! Der Rath des

Doctors hat Dir doch eine große Beſſerung zu Wege gebracht, und wenn vom Herzoge Bernhard ſo lang keine Nachrichten kommen, ſo denk' an das Wort der Mama: Unglücksnachrichten kommen mit dem Sturmwinde, gute Nachrichten kommen zu Fuß.

— Willkommen, Herr Doctor, ſehr willkommen! — rief ſie hinab, als die Reiter der Stimme erreichbar waren. Dann rief ſie den Dienern im Hauſe zu, den Gäſten gewärtig zu ſein, und nahm dem Vater die ſchweren Hüllen ab, damit er leicht in's große Wohnzimmer wandeln könne.

Dort ſaß die Mutter bei heller Lampe, und ſchrieb. Sie führte die große Korreſpondenz des Herzogs, ſeit dieſer genöthigt war, den ganzen Tag im Freien zu verbringen, und ſeit der Doctor ihm unterſagt hatte, den Geiſt anzuſtrengen.

Nach einigen Minuten ſtand der feiſte Blandini vor ihnen, und hatte den Puls des Herzogs in ſeinen Händen. Frau und Tochter hingen am Auge, hingen am Munde des Arztes.

Blandini war ein Arzt von Welt. Er hatte die beſte geſellige Bildung, welche zuerſt und zuletzt lehrt: niemals zu erſchrecken, nicht einmal zu überraſchen. So erklärte er denn einfach, daß die Geſundheit des Herzogs merkliche Fortſchritte gemacht habe, und ihrer völligen Wiederherſtellung entgegen reiſe. Dazu müſſe die Koſt reichlich beitragen. Fleiſch, ſo viel als möglich Fleiſch müſſe die Nahrung bilden. Raſch gebraten, mitunter roh, damit der thieriſche Saft unverſtellt in die Blut bereitenden Gefäße übergehen könne.

— So wie ich neulich — ſchloß er — die Rippenſtücke hier in der Küche behandelt habe.

Blandini war lecker, und verſtand ſelbſt zu kochen. Dabei war er mäßig und appetitlich — er hatte den Frauen bei ſeinen mehrmaligen Beſuchen in allen Stücken gefallen, und die Frau Herzogin wollte ſogleich Auftrag geben für das Abendeſſen, an welchem der liebenswürdige Doktor theilnehmen würde.

Das Haus war weitläufig, und war ſorgfältig eingerichtet worden, damit an der vornehmen Rohan'ſchen Haushaltung ſo wenig als möglich vermißt würde. Des Herzogs ſelber wegen nicht. Er war einfach und anſpruchslos. Aber die Herzogin war der vollen Formen ihres Standes, war des reichen Weſens bedürftig. Sie litt mehr als ſie's zeigte von dieſem unordentlichen Wanderleben.

Vor ihr war übrigens Blandini am Meiſten auf der Hut. Sie ſtand ſeinen Zielen mehr im Wege als der wohlwollende und argloſe Herzog. Dieſer vermied es wohl als Staatsmann, auf Mittheilungen über Politik und Krieg einzugehen, aber er war nicht mißtrauiſch. Die Herzogin dagegen war es. Sie hatte Blandini nie gefragt, ob er katholiſch wäre, aber ſie wußte es, und ſie ſetzte den Geſprächen mit ihm ſtets enge Grenzen; in ihrer Gegenwart erfuhr er nie etwas Beſonderes.

Es war ihm alſo erwünſcht, daß er jetzt eine Zeit lang allein blieb mit dem Herzoge und ſeiner Tochter. Marguérite war ihm die ergiebigſte Quelle für Nachrichten vom Herzoge Bernhard und deſſen Heere. Sie war ganz unbefangen und natürlich, und behandelte den Doktor, welcher ihrem geliebten Vater ſo heilſam, wie einen Freund des Hauſes. Sie erzählte ihm in der Geſchwindigkeit auch alles das, was der Vater nicht erzählt haben mochte, was er aber unbeſchränkt hingehen ließ aus dem Munde ſeines Lieblings.

Binnen einer halben Viertelſtunde war Blandini unterrichtet, daß es ſeit längerer Zeit an Nachrichten fehle vom Kriegsſchauplatze, und daß man beſorgt ſei.

Dieſe Auskunft war ihm die willkommenſte. Nun konnte er länger zögern mit ſeinem Angriffe auf das Leben Herzog Bernhards, und die zurück kehrende Herzogin fand ihn heiter und von beſter Laune.

Man ging zum Abendeſſen in's nächſte Zimmer unter ſo behaglicher Stimmung, als ob man auf dem Stammſchloſſe in der bretoniſchen Domaine unter lauter Vaſallen und ergebenen Unterthanen wäre. Zahlreiche Dienerſchaft, welche die Herzogin herbeſchieden, erleichterte dieſe Täuſchung, und ſelbſt der Herzog erſchien heute getroſt und heiter. Die tröſtliche Zuſicherung eines Arztes, zu welchem man Vertrauen hegt, verfehlt ihre Wirkung auch nicht auf den melancholiſchen Patienten. Haar und Bart des Herzogs war allerdings weiß geworden in der letzten Zeit, und das Antlitz wie die Hand war abgemagert. Aber das große braune Auge war wieder vom Schimmer ſeines guten Herzens belebt, und da er erſt dem ſechzigſten Jahre ſich näherte, ſo glaubte er gern Blandini's Worte: daß er nur ein Stufenjahr zu überwinden habe, und bis zum Frühlinge überwunden haben werde.

Er hob ſein Glas voll rothen Veltliners, welchen der Doktor empfohlen, und trank auf ein glückliches Neujahr, das ja nicht mehr fern ſei — da neigte ſich ein Diener zu ſeinem Ohre, und flüſterte ihm eine Meldung zu.

— Der junge de Groot?! — rief er — herein! herein! Das iſt ein Bote des Herzogs Bernhard!

— Dietrich?! — rief Marguérite, und klatſchte in die Hände.

Die Herzogin freute ſich auch; aber ſie hätte es lieber geſehen, wenn der fahrige junge Mann mit Berichten vom Kriege in beſonderer Audienz vom Herzoge empfangen worden wäre, nicht in Gegenwart des katholiſchen Doktors — es war nicht mehr zu verhindern; Dietrich ſtand ſchon im Zimmer.

Er ſah ganz gut aus, wenn auch mager. Das Haar war kurz geſchnitten, der Bart war gewachſen, das Antlitz vom Wetter gedunkelt, der Anzug einfach und praktiſch ohne Farbenprunk, die Haltung feſt, die Stimme kräftig. Er benahm ſich wie ein Kriegsmann, und — zum Erſtaunen der Herzogin — wie ein Diplomat. Er platzte nicht wie ſonſt mit einer Erzählung heraus, ſondern verſicherte zunächſt nur, daß der Herzog Bernhard ſich wohl befände, und ihn mit beſten Grüßen beauftragt habe für die herzoglich Rohan'ſche Familie.

Die Herzogin benützte das. Sie nöthigte ihn, an der Tafel Platz zu nehmen, und ſich mit Speiſ' und Trank zu ſtärken; ſie ſchickte dann die Dienerſchaft hinaus, und machte Anſtalt, den Doktor und Marguériten ebenfalls zu entfernen.

Marguérite aber bat den Vater, dableiben zu dürfen, und da dieſer freundlich mit dem Kopfe nickte, ſo hätte der Doktor allein fortgeſchickt werden müſſen, wenn er nicht ſelbſt — er ſtand auch auf, um ſich zu beurlauben. Er wußte zu gut, wie ſehr ihm dieſe Enthaltſamkeit bei der Herzogin nützen würde. Aber das Naturel Dietrichs hatte ſeinen Bodenſatz nicht verloren, er rief mitten im haſtigen Speiſen dem Doktor zu: Ihr ſeid der berühmte Doktor Blandini, den ich im Louvre geſehen?

— Derſelbe.

— Alſo kein Franzos — fuhr Dietrich fort — dann könnt Ihr die Hauptſache ſchon hören. Sie iſt nur für die Franzoſen peinlich.

— Für die Franzoſen?! — rief der Herzog.

— Allerdings! Sie haben ſich ſchmählich benommen. Ich komme von Dellsberg im Sundgau, nicht weit von Baſel, wo der Herzog Bernhard —

— Er iſt nicht mehr auf den Rheininſeln?

— O nein. Bei Zwingen und Dellsberg legt er ſein zerſtörtes Heer in die Winterquartiere.

— Zerſtört? Er hat eine Schlacht verloren?

— Keineswegs. Wie ein Löwe hat er ſeine Rheinſchanzen vertheidigt und erhalten. Aber das franzöſiſche Heer, welches gegen den Herzog von Lothringen unſere Rückzugslinie decken ſollte, hat ſeine Schuldigkeit nicht gethan, hat ſich erbärmlich benommen. Gewichen iſt es, immerfort gewichen iſt es vor den Kaiſerlichen unter dem Lothringer, und eines Morgens ſtand dieſer vor Thann dicht in unſerm

Rücken. Da blieb keine Wahl übrig. Auf der deutſchen Seite vorzudringen waren wir nicht ſtark genug, und ohne Rückzugslinie kann kein Heer beſtehen. Der Herzog übergab alſo dem General Manicamp die Rheinſchanzen zur Bewachung und Vertheidigung, und wir bewerkſtelligten unſern Rückzug auf der Elſaſſer Seite nach dem Sundgau herauf. Es war ein ſchweres Stück Arbeit. Unſere Leute waren von Krankheiten geſchwächt, unſere Pferde waren gefallen wie die Fliegen. Die braven Reiter der Starſchädel'ſchen Regimenter ſind zu Fuß mit uns marſchirt, und wir ſind in ſo drohender Haltung marſchirt, daß der Lothringer von Thann herüber — wir mußten ihm ja die Flanke bieten — gar keinen Angriff gewagt hat. Das Alles war übel genug, aber es war doch tüchtig. Aber wir waren kaum eingerichtet im Sundgau, da kam die Hiobspoſt! Johann von Wörth hat die Rheinſchanzen angegriffen, und —

— Und?

— 's iſt unglaublich! Die Franzoſen ſind von einer Feigheit geweſen, daß man roth wird darüber. Nur ſechzig Deutſche vom Schmidtberg'ſchen Regimente haben mannhaften Widerſtand geleiſtet und ſich zuſammenhauen laſſen. Sämmtliche Franzoſen aber haben ihr Leben geſchont; ſie leben alle noch. Johann von Wörth hat ſie nicht einmal als Gefangene behalten wollen — er hat ihnen weiße Stäbe geben laſſen, und ihnen unter ſchallendem Gelächter ſeiner Truppen geſagt: ſie ſollten nur getroſt nach Hauſe pilgern, ſie wären unſchädliche Soldaten!

— Und die Rheinſchanzen?

— Sind in den Händen der Kaiſerlichen. — Herzog Bernhard ſendet mich an Eure Hoheit zur Ueberreichung eines eigenhändigen Schreibens, welches ich hiermit abzugeben die Ehre habe.

Während Dietrich den Brief aus ſeinem Wamſe hervorzog, und über den Tiſch hinüber dem Herzoge Heinrich darbot, ſprang Prinzeſſin Marguérite mit einem lauten Schrei von ihrem Seſſel auf, und rief: Da iſt er!

— Wer? Was? fragten erſchreckt Alle.

Ein Mann war ſchweigend in's Zimmer getreten, und Marguérite, welche ihn zuerſt geſehen, eilte dieſem Manne entgegen.

Es war Herzog Bernhard.

In ſchlichter dunkler Tracht, welche in nichts den vornehmen Kriegsmann verrieth, ſtand er da, und ſtreckte beide Hände dem herzuſpringenden Mädchen entgegen. Glückſelige Befriedigung, wie man ſie nie an ihm erblickt, ſtrahlte über ſein Antlitz. Dies Entgegenfliegen Marguéritens mochte alle Träume ſeines Herzens erfüllen. Er drückte innig die beiden Hände Marguéritens, er ſah tief in ihre Augen, und beeilte ſich gar nicht die Andern zu begrüßen. Er bemerkte es wohl auch nicht, daß die lebhafte Begrüßung von Seiten Marguéritens ſich weſentlich unterſchied von der ſeinigen. Marguérite war völlig unbefangen dabei. Sie begrüßte einen werthen Freund, und fand raſch die Worte, daß dieſer unerwartete Beſuch ihrem armen Vater eine große Erquickung ſei.

So war es auch. Herzog Heinrich war neu belebt, und wie ein kräftiger Mann ſchritt er herzu, und ſchloß Bernhard in ſeine Arme

Dann begrüßte Bernhard die Frau Herzogin, und küßte ihr die Hand, und ſah, und erkannte auf der Stelle den Doctor Blandini.

— Dies iſt ja lauter Glück — ſagte er — auch Euch, ſchlimmer Doctor, finde ich. Wie ſehnlich hab' ich nach Euch ausgeſchaut; Ihr aber kamt nicht, obwohl ich Euch dringend gebeten. Meine Truppen haben fürchterlich gelitten in den Waſſerlöchern des Rheins, und die Seuche hat mir mehr hinweg gerafft als das Schwert des Feindes. Jetzt entgeht Ihr mir nicht mehr, Doctor, jetzt entführ' ich Euch ſelbſt in mein Lager.

Und ſich zu Herzog Heinrich wendend, ſetzte er hinzu: — Ich bin meinem Boten da auf dem Fuße gefolgt, weil mein Freund Starſchädel ankam, und ich das Berittenmachen meiner Reiter den zuverläſſigſten Händen anvertraun konnte. Ich wurde drüben entbehrlich, und mein Herz zog mich hierher. Ich komme auf unſere Pläne zurück, lieber Herzog, und will ſie mündlich und gründlich mit Euch durchſprechen.

— Wir räumen den Platz! — rief die Herzogin.

Bernhard bat, daß dies nicht ſofort geſchähe. Eine Stunde in ſolchem Familienkreiſe ſei für den Mann des Feldlagers ein gar zu ſeltner Segen.

So blieb man denn noch eine Zeit lang beiſammen. Herzog Bernhard mußte ſpeiſen, und die Unterhaltung bewegte ſich um perſönliche Intereſſen. Marguérite belebte ſie durch die naiven Fragen und Bemerkungen eines jungen Mädchens, welche alle möglichen Einzelnheiten erklärt und geſchildert haben will. Sie war durch ihren Vater ungemein unterrichtet über die Details von Krieg und Schlacht, und fragte ſo praktiſch, daß Bernhard einmal um das andre ausrief: ſie ſei eine kleine Strategin von erſtaunlicher Fähigkeit, und ſollte mit in's Feld rücken bei guter Jahreszeit.

— Auch bei rauher Jahreszeit — entgegnete ſie — ich mache mir gar nichts aus ſchlechtem Wetter. Fragt nur den Papa, wir reiten alle Tage aus, auch wenn es ſtürmt und ſchneit.

Sie ſaß zwiſchen ihrem Vater und dem Herzog Bernhard. Der Speiſetiſch war weggetragen, und die Geſellſchaft ſaß im offenen Halbkreiſe, ſchwach beleuchtet von den Kerzen auf der fern gerückten Tafel. Das weite Gemach mit tief herab reichender Holzdecke ſtach in ſeiner ſchweizeriſchen Einfachheit wunderlich ab von den ſtelzeren Möbeln und den Teppichen, welche die Herzogin herbeigeſchafft hatte. Herzog Heinrich und Herzog Bernhard ſaßen auf ſtattlichen Lehnſeſſeln, welche aus Paris nach Genf und von Genf nach Lenzburg gekommen waren, und zwiſchen ſie hatte ſich Marguérite ein gar beſcheidenes Holzbänkchen des Schweizerhauſes gerückt. Auf dieſem thronte ſie wie eine Fee, von welcher Strahlen der Anmuth ausgehn. Sie war jetzt ſchon gar lieblich entwickelt in Formen, welche der Rundung zuſtrebten und doch noch die jugendliche Schlankheit zeigten. Das feine Geſicht, früher gelblich blaß, war jetzt von leiſer Röthe angehaucht, das Auge voll ſchelmiſcher Kraft, die

Stimme tiefer und ſonorer, das dunkle Haar voller und lockiger. Ein blaues Tuchgewand ſchmiegte ſich eng an den ſchlanken Leib, und die feinen weißen Hände begleiteten alle Aeußerungen mit allerliebſten Geſten. Der fröhliche Geiſt, welcher aus dem weitgeöffneten Auge blitzte und um den kleinen knappen Mund ſpielte, fiel wie Sonnenſchein in Bernhard's Gemüth. Es kam ihm eigentlich kein wirkliches Liebeszeichen entgegen von ihr, es verbarg ſich auch keins, denn die ſchmeichelnde Zärtlichkeit für den Vater war ächt und galt nur dem Vater — dennoch war Bernhard befriedigt und beglückt. Das Liebreiche genügt der erſten Liebe. Und von ihm ging es nicht aus, daß die ſpielende Unterhaltung beendigt wurde. Von der Herzogin ging es aus.

Sie wollte den Doctor entfernen, wollte ihrem Gatten das wichtige Zwiegeſpräch mit Bernhard ermöglichen. Sie entſchuldigte ihren eigenen Aufbruch damit, daß ſie in ungenügender Behauſung Anſtalt treffen müſſe für die Unterkunft der Gäſte, und ſo entführte ſie Margueriten und nöthigte den Doctor und Dietrich, den beiden Herzögen das Gemach allein zu überlaſſen.

Marguérite reichte dem Herzoge Bernhard die Hand, und ſprach:

— Auf Wiederſehn morgen bei Zeiten! Dann reiten wir aus und ich zeig Euch die Gegend. Ihr bleibt doch eine Zeitlang bei uns?

— Eine Zeitlang.

— Eine lange Zeit; jetzt ruht ja doch der Krieg. Hört

Ihr's, wie der Wind Eiskörner an die Fenſter wirft? Eine lange Zeit alſo!

Bernhard küßte zum erſten Male die kleine Hand, und nickte bejahend.

Die beiden Herzöge blieben allein.

Blandini hätte wohl gewünſcht, ſein Schlafzimmer in ihrer Nähe zu haben, damit Medardo's feines Ohr ihre Pläne belauſchen könnte. Es lag ihm daran, dieſe Pläne zu vernichten. Denn ſo lange Bernhard nicht ſiegte, ſo lange konnte Blandini ſeinen mörderiſchen Auftrag verſchieben. Immerfort wünſchte er das, obwohl er ſonſt gar nicht ſentimental war. Gleichgültig tödtete er zu wiſſenſchaftlichem Zwecke, wohl auch abgelebte Menſchen. Sehr ungern aber ein kräftiges Geſchöpf. Er hatte ein naturwiſſenſchaftliches Gewiſſen. Es widerſtrebte ihm, die Natur frech zu unterbrechen. Dazu kam die Furcht, ſolchen Mord mitten im Heerlager des Feldherrn bewerkſtelligen zu müſſen.

Beides, naturwiſſenſchaftliches Gewiſſen und Furcht, hatten ihm einen eigenthümlichen Plan eingegeben. Jetzt, als ihn der Diener in's Erdgeſchoß hinab führte, und dadurch jede Möglichkeit abſchnitt, von der Unterredung der beiden Herzöge etwas zu erfahren, jetzt entſchloß er ſich, dieſen Plan auszuführen. Denn jetzt war an kein Ausweichen mehr zu denken. Bernhard ſelbſt wollte ihn mit ſich nehmen; beſſer eingeführt zu werden konnte und durfte er nicht erwarten. Seine Operation mußte nun beginnen.

In dem großen Stubenraume unten, welcher ihm angewieſen wurde, fand er ſeinen Begleiter, der halb für ſeinen Diener, halb für ſeinen Amanuenſis, für einen untergeordneten ärztlichen Gehilfen galt. Blandini hatte ihn, der ſehr viel Anſtelligkeit zeigte, zu dieſem Zwecke geſchult. Es war Medardo.

In einem Winkel des weiten Zimmers ſaß er in ſich zuſammengekauert. Voll Sorge. Er wußte längſt die Ankunft des Weimar; er wußte ebenſo was dieſe Ankunft für den Doctor und für ihn zu bedeuten haben werde. Zehn Schritte von dem großen Wohnhauſe ſtanden Stallungen. Dort hatte Medardo während man eben ſpeiſte, geſpürt und geforſcht bei den Begleitern des Herzogs Bernhard. Er war jetzt gewärtig, daß Blandini ihm ankündigen werde, was er zum Aergſten fürchtete.

Das that Blandini auch, indem er ſich an einen Tiſch ſetzte, und ein Fläſchchen aus dem Mantelſacke zog.

Medardo ſchwieg auf die Ankündigung.

— Ich bitte um ein Glas Waſſer! — ſagte Blandini nach langer Pauſe. Und als Medardo langſam daſſelbe gebracht, fuhr Blandini fort: — Und nun die drei leeren Fläſchchen, die Ihr in Luzern eingepackt habt. — Ihr braucht nicht ſo niedergeſchlagen zu ſein, Medardo. Die Sache ſteht noch in weitem Felde. Der Mann iſt keineswegs im Glück, ſondern im Unglück. Zunächſt droht ihm nichts von uns. Und wenn er in's Glück käme, ſo würde ihm das Schickſal nur vorſichtig und allmählig nahe treten. Wir würden wie Helfer erſcheinen, keineswegs wie Thäter. Deshalb will ich die Fläſchchen bereiten.

Das Letzte ſprach er ganz leiſe. Die eigentliche Abſicht war nie zwiſchen ihnen ausgeſprochen worden. Aber Medardo war nicht im Geringſten im Zweifel, daß er und Blandini den Herzog von Weimar aus dem Leben ſchaffen ſollten. Norbert hatte es ihm trocken geſagt.

Was Blandini jetzt meinte mit den Fläſchchen, und daß ſie beide wie Helfer und nicht wie Thäter erſcheinen würden, verſtand er nicht.

Er holte die Fläſchchen. Es waren ihrer drei. Das zweite kleiner als das erſte, das dritte kleiner als das zweite.

Blandini hieß ihn, eins nach dem andern mit Waſſer füllen, ſo daß nur noch einige Tropfen Platz finden könnten, und ſie ihm der Reihe nach zu reichen.

Dies geſchah. Blandini ließ in das kleinſte drei Tropfen aus ſeinem Fläſchchen fallen, in das mittlere Fläſchchen zwei Tropfen, in das größte Fläſchchen nur einen Tropfen. Dann befahl er Medardo, ſie feſt zu verkorken, und auf die Korkſtöpſel die Nummern 1, 2, 3 zu ſchreiben. 3 auf das kleinſte, 1 auf das größte.

Medardo befolgte Alles maſchinenmäßig. Er verſtand nicht was der Doctor meinte und vorhätte; er fragte nicht einmal. Er war bis auf einen gewiſſen Grad verdummt. Von dem Momente an, da ihm Norbert die Begleitung Blandini's bei dieſer Expedition auferlegt, und er ſich ſelber klar gemacht hatte, daß ein Widerſtreben und Verſagen keine andere Folge haben könnte als ſeinen Untergang durch die hundertfältigen Arme des Ordens, von dem Augenblick an gab er ſein Leben verloren. Die Scene aus dem Nürnberger Lager, wo der Bartkonrad ihn unter den Händen gehabt, wo ihm Waldſtein den Brei eingenöthigt, wich nicht mehr aus ſeinem Inneren. Er war durchdrungen davon: das tödtliche Strafgericht breche über ihn herein, und aller Widerſtand ſei vergeblich. Dies zehrte an ſeinem Leibe wie an ſeinem Gehirn. Er magerte ab, und die Spannkraft ſeines pfiffigen Kopfes ließ von Tage zu Tage nach, ſein Verſtand erſchlaffte.

Blandini ſtudirte dieſe Erſchlaffung, wie er ein Kaninchen ſtudiren mochte, mit welchem er Experimente machte. Er dachte auch ſchon daran, ſich des verfallenden Burſchen entäußern zu müſſen, wenn ſich die Kraftloſigkeit ſeines Weſens noch höher ſteigern ſollte. Denn alsdann konnte Medardo als Mitwiſſer gefährlich werden, er konnte aus Schwäche ausſchwatzen und verrathen.

Deshalb ſagte jetzt Blandini zu dem unheimlich ſchweigſamen Geſellen flüſternd aber eindringlich: — Medardo, nimm' Dich zuſammen. Du verſtehſt mich gar nicht. Du wirſt geiſtesſchwach durch Deine Furcht. Begreiſe doch! Es ſteht noch lange nichts bevor. Und wenn es endlich doch geſchehn müßte, ſo werde ich Dich vorher fortſchicken. Du kannſt alſo ganz ruhig ſein. Sprich ein Wort!

— Ach, Herr Doctor — entgegnete Medardo ſtöhnend — vor der Sache ſelbſt fürcht' ich mich nicht ſo ſehr. Ich hab ja viel durchgemacht, und die Abſolution iſt mir ja zugeſichert. Ich fürchte mich nur vor einem einzigen Menſchen, vor dem Satan, der hinter mir durch's Leben ſchreitet mit Rieſenſchritten. Es iſt ein Oeſterreicher Namens Konrad, ein unbarmherziger Schlagetodt. Bei Wien hat er mich in's Feuer geworfen, neben Waldſtein hat er mich vergiftet, und jetzt ficht er unter dem Weimar. Der Reitknecht drüben im Stalle hat mir vorhin auf meine Nachfrage erzählt, daß dieſer Konrad ſchon ſeit längerer Zeit fort wäre vom Ketzerheere, und in Württemberg den Aufſtand der dortigen Ketzer einzuleiten und zu leiten hätte, daß wir ihn alſo jetzt nicht träfen in der Umgebung des Herzogs. Augenblicklich alſo, Herr Doctor, bin ich wohl noch eine Weile brauchbar. Ich gehe mit und thue Alles was Ihr verlangt. Kehrt jener Satan aber zurück, dann ſteh' ich für nichts. Dann verlier ich Kopf und Herz.

— Dann entlaß ich Dich, Medardo. Sei getroſt! Sammle Dich, und faſſe Dich. Morgen vielleicht ſchon oder übermorgen reiſen wir mit dem Herzoge zum Ketzerheere. Jetzt leg' Dich ſchlafen, und ſtärke Dich an meiner Verſicherung: mein Kopf iſt mir ſo werth als der Deine. Muß es geſchehn, ſo wird kein Menſch ahnen, daß ich und Du ſchuld daran ſind.

Am andern Morgen ſchien die Sonne. Der ganze Himmel war rein, die ganze Erde war weiß. Eine leichte Schneedecke breitete ſich über Hügel und Thal, und die Winde hatten ſich zur Ruhe gelegt. Ein friſcher Winter war während dieſer Nacht eingekehrt.

Vor dem Hauſe ſtanden geſattelte Pferde, und aus der Thür traten die beiden Herzöge, Marguérite und Dietrich. Oben auf der Gallerie erſchien die Herzogin, und ſah zu, wie rüſtig ihr Gatte ſein Roß beſtieg, wie artig Herzog Bernhard Marguériten die Hand als Steigbügel bot, und wie elaſtiſch ſich das Mädchen unter dieſer Hilfe in den Sattel ſchwang. Das Blau der Kornblume war Marguéritens Lieblingsfarbe geworden, es kleidete ſie trotz ihrer matten Geſichtsfarbe ſehr gut, und der zurückfliegende blaue Schleier war ein Schmuck, nicht ein Schutz. Sie bot ihr freies Antlitz der kalten Luft.

Die Mutter ſah der berittenen Geſellſchaft, die nach der Aar hinüber zog, lange nach. Sie war eine Frau, welche die Sorge pflegte. Es war tief gegen ihren Sinn, daß ihr Haus dem Vaterlande entfremdet würde durch die Stellung ihres Gatten, wenn ſie ſich auch beugte vor den Pflichten, welche ihren Gatten dazu nöthigten. Sie ſtimmte auch nur zögernd bei, wenn der Herzog — wie er heute früh gethan — auf Bernhard und Marguérite hindeutete wie auf ein Paar, welches ſich allem Anſcheine nach zuſammenfände. Denn Bernhard wäre von einer ſo weichen und lieben Stimmung, daß man Herzenswärme erkennen müßte. Sie theilte nicht ſofort ſeine Freude darüber. Denn ſie ſah darin zunächſt, daß die unſichre Zukunft außerhalb der Heimath in's Unabſehbare verlängert würde. Mit einem Seufzer trat ſie in's Zimmer zurück, als der Reitertrupp unter den Obſtbäumen verſchwand.

Herzog Heinrich von Rohan, in gewöhnlicher Umgebung ziemlich ſparſam mit ſeinen milden Worten, war ſehr ausgiebig mit einem Manne wie Bernhard. Die halbe Nacht hatte ihm nicht genügt, Alles durchzuſprechen was ihnen gemeinſam von Wichtigkeit war. Er hielt durch Fragen und Mittheilungen auch jetzt Bernhard an ſeiner Seite, als ſie die Aar erreichten und am Ufer derſelben abwärts gegen Norden ritten. Was ſie vorhatten war denn auch von ſolcher Bedeutung und von ſolcher Nähe, daß Bernhard ſelbſt, wie ſehr es ihn drängte, Margueriten neben ſich zu haben, dem Herzoge Heinrich ſich ausſchließlich widmete.

So kam die Unterhaltung Margueritens an Dietrich. Er wußte ſie wenig zu benützen. Der früher ſo Redſelige war ſtiller geworden, und Marguérite ſelbſt drückte ihm ihr Staunen darüber aus.

— Ihr ſetzt mich in Verwunderung, Herr Dietrich — ſagte ſie endlich — Ihr ſeid gar nicht ſo lebhaft wie früher. Und doch habt Ihr eine ſo ſtattliche Laufbahn gemacht, ſeit ich Euch nicht geſehn, und mein Vater ſagte heute Morgen, daß Herzog Bernhard Euch lobt. Wie kommt das?

— Das kommt daher, werthe Prinzeſſin — antwortete er mit einem melancholiſchen Lächeln — daß ich wahrſcheinlich in eine falſche Laufbahn gerathen bin.

— Wie ſo?

— Ich habe allmählig entdeckt, daß ich nicht zum Kriegsmanne beſtimmt bin.

— Ah? Ihr ſollt aber immer in erſter Linie in den Feind hineinſtürmen.

— Ja, aber was koſtet mich das! Es reibt mich auf. Durch das Hineinſtürmen ſuch' ich meine Einbildungskraft zu betäuben. Dieſe Einbildungskraft, ſonſt die Quelle all' meiner Freuden, iſt jetzt die Quelle all' meiner Leiden. Wenn die Schlacht losgeht, ſo ſchreien tauſend Stimmen in mir: Jede Kugel trifft dich!

— Warum nicht gar!

— Jeder Hieb, jeder Stoß, jeder Schlag gilt Dir! Und nun hör' ich die Kugeln pfeifen, die Hiebe ſauſen von allen Seiten, und will ausweichen, will mich decken nach allen Seiten, und gerathe in eine Haſt und Pein, daß es eine Erholung wird, wenn ich die Augen ſchließen und mich in den dichteſten Feindeshaufen ſtürzen kann.

— Wunderlich! Ihr ſeid alſo nur aus Furchtſamkeit tapfer?

— Ich weiß nicht, ob Furchtſamkeit das richtige Wort iſt. Einfachen Gefahren gegenüber bin ich eigentlich nicht furchtſam. Ich werde nur unruhig, wenn gar ſo viel Möglichkeiten der Gefahr vor meinen Geiſt treten. Dann fängt meine Phantaſie dergeſtalt an zu arbeiten, daß ich mich ſelbſt verliere. Ich gehe dabei zu Grunde. Seht mich nur an! Mein Geſicht iſt eingefallen, mein Auge iſt unſtät, und ein nervöſes Zittern ſchüttelt mich bei jedem unerwarteten Geräuſch. Und was das Aergſte iſt, mein liebſter Schatz iſt mir in Gift verwandelt worden: eben meine Phantaſie. Sie hat mir im friedlichen Leben die größten Freuden verurſacht, ſie ſtand mir ſtets zu Gebote für alle nur erſinnlichen Herrlichkeiten der Welt. Was hat ſie mir nicht Alles verſchafft!

Die glücklichſten Erfolge, die reizendſten Eroberungen, auch die Eure, Prinzeſſin.

— Mich habt Ihr erobert?

— Freilich! Eure Hand und Euer Herz und die ganze Rohanſche Herrlichkeit.

— Wie habt Ihr denn das angefangen?

— Ganz ohne Mühe. Meine Einbildungskraft beſorgte mir das und Aehnliches alle Tage. Sie machte mich zum glücklichſten Burſchen. Und das iſt doch eigentlich ein Triumph der Menſchenſeele über die gemeinen Grenzen der Wirklichkeit. Ein Kaiſer oder König genießt ſeine Macht in viel geringerem Grade als ich ſie genieße, der ich mich völlig in ſeinen Zuſtand verſetze. Er hat doch mit allen Schwierigkeiten des wirklichen Lebens zu kämpfen, wie ſehr er Kaiſer und König iſt. Ich dagegen überſehe die Schwierigkeiten und ſchwelge nur in den Vortheilen. Wahrhaftig, das Eine hab' ich jetzt gelernt durch meine Kriegserfahrung: das Beſte und das Schlimmſte auf Erden tragen wir in uns, und wenn wir ein dürftiges Leben führen, ſo iſt's unſre eigne Schuld.

— Das verſteh' ich nicht ganz.

— Ich will ſagen: man muß ſich eine Lebensbeſchäftigung ſuchen, die unſern Anlagen entſpricht. Dann mögen wir Glück oder Unglück haben, unſer Inneres bleibt in einem gewiſſen Gleichgewichte, in einem gewiſſen Behagen, und entſchädigt uns für Alles was außen mit uns vorgeht. Ja wohl! Und ſeit ich Euch dies Alles geſagt, liebe Prinzeſſin, ſeit ich — kurz, jetzt weiß ich auch, was ich thun muß, um wieder glücklich zu werden. Ihr habt mir dazu verholfen.

— Das iſt mir recht angenehm. Mir ſcheint aber, ich habe wenig dabei zu thun gehabt.

Ihr ſeid neben mir geweſen. Ihr habt mich angehört, und ich habe den Muth gehabt, Euch Alles zu ſagen. Eine falſche Scham verhindert uns oft, die ganze Wahrheit zu finden. Euch gegenüber iſt mir die unbefangene Offenherzigkeit der frühen Jugend wiedergekommen, weil wir unbefangen offenherzig mit einander ſprachen vor drei Jahren, da Ihr noch ganz jung wart. Euch gegenüber hat mich die falſche Scham verlaſſen. Sie hat mich bisher gehindert, vor Jemand auszuſprechen, daß ich die Courage eines Kriegers eben nicht beſitze. Ihr glaubt mir, nicht wahr? daß ich trotzdem kein Wicht bin, nicht wahr? Ihr glaubt mir's?

— Ich glaube, daß Ihr ein eigner Menſch ſeid.

— Ein eigner, gut, ein eigenthümlicher. Mehr verlang ich auch nicht. Und nun' hab' ich den Muth, mich durchzuführen als das was ich wirklich bin. Ich will nicht mehr ſcheinen was ich nicht bin. Und heute noch bitte ich den Herzog, mich ganz und gar nur ſo zu beſchäftigen, wie es für mich taugt. Ich bin überzeugt, er wird's gleich merken; denn er hat meiner Tapferkeit immer mit einem bedenklichen Lächeln zugeſehen, und wenn er mich gelobt hat, ſo hat er innerlich meinen Dienſt in ſeiner Kanzlei gelobt. Neben dem etwas unſichern Kanzler Leder hab' ich wirklich gute Dienſte geleiſtet. Da, mit Wort und Feder, da bin ich gar nicht unſicher, gar nicht unruhig, da bin ich in Wahrheit muthig und tapfer. Warum? Da bin ich in meinem Elemente. In ſolcher Thätigkeit bin ich aufgewachſen. Ihr, Prinzeſſin, ſeid viel mehr geeignet als ich, Krieg zu führen.

— Ah! Warum denn?

— Euer Vater iſt Euer Ideal. In ſeinem Lebenskreiſe ſeid Ihr innerlich aufgewachſen —

— Das wollen wir ihm gleich ſagen! rief Marguérite und ſetzte ihr Pferd in Galopp.

Die Herzöge machten ihr Platz zwiſchen ſich, und ſie erzählte allerliebſt was ihr Dietrich eben mitgetheilt. Zu einigem Schrecken des heran kommenden Dietrich. Aber ſie ſchilderte ſeinen Zuſtand ſo naiv und wohlwollend, daß er kein Gelächter erregte, ſondern nur heitre Ausrufungen. Herzog Bernhard namentlich rief: er habe dies längſt geahnt, und werde den leidenden Helden künftig ſo verwenden, daß er wieder zu vollen Backen und ruhigen Augen käme.

Marguérite brachte nun aber auch zur Sprache was Dietrich von ihr geſagt: daß ſie kriegeriſches Talent beſitze.

— Das iſt ganz gut geſehen von Herrn Dietrich — rief ihr Vater — ſtrategiſches Talent haſt Du wirklich. Nicht bloß auf dem Schachbrette. Und das kannſt Du unſerm werthen Gaſte ſogleich beweiſen. Er will einen Feldzugsplan entworfen ſehen an der Aar abwärts nach Schwaben hinüber. Hier fließt die Aar, im Kopfe haſt Du Ausweis genug von mir, ſo ſteh' Deinem Feldherrn Rede, und erwirb Dir einen höheren Grad in ſeinem Generalquartiermeiſter-Stabe.

Marguérite verlangte es gar nicht beſſer. Bernhard auch nicht. Sie erklärte ſich muthwillig bereit, und folgte ihm ſogleich, als er auf eine kleine Erhöhung des Ufers deutete, wo weitere Ueberſicht zu hoffen wäre. Luſtig ſprengte ſie neben ihm da hinauf, während ihr Vater mit Dietrich im Schritt weiter ritt und das Thema über kriegeriſchen und bürgerlichen Muth zu erörtern begann. Der gute Vater ſah dabei lächelnd dem fortſprengenden Paare nach, ließ aber Dietrich nicht im Geringſten merken, daß er nicht all ſeine Aufmerkſamkeit dem Studium des Dietrichſchen Charakters widmete.

Marguérite war in der That befähigt in ſtrategiſchen Dingen, und der Vater hatte dieſe Befähigung gepflegt. Er hatte immer, als wäre ſie ein Sohn, über Bedingungen eines Gefechts mit ihr geſprochen, wenn ſie neben einander über Land geritten waren, er hatte ihr, da ſie verſtändig darauf einging, in leicht faßlichem Tone Grundſätze und Maaßregeln auseinander geſetzt, welche zur Kriegführung nöthig ſind. Und ſie hatte das Alles lebendig und verſtändig aufgefaßt.

Welch eine willkommene Ueberraſchung für Bernhard! In ſeinem Fache die Geliebte zu examiniren und zu belehren! Und ihr zu ſchmeicheln für die erſtaunlichen Vorkenntniſſe, welche ſie entwickelte! Und wie allerliebſt naiv entwickelte ſie dieſelben, wie reizend altklug beſtand ſie darauf, daß man dies Thal der Aar um keinen Schritt breit verlaſſen dürfe, um geſichert in's deutſche Reich einzubrechen. Denn es führe ja geradeswegs dahin. Bei Waldshut falle die Aar in den Rhein, und dieſe Waldſtadt ſei ſchon öſterreichiſch, und werde gleich im erſten Anlaufe genommen.

— Aber ſie liegt drüben auf dem rechten Ufer des Rheins — warf lachend Bernhard ein — wie kommen wir über den reißenden Strom hinüber, um ſie im erſten Anlaufe zu nehmen?

— Wie? Ja, wir machen es wie Herzog Bernhard an der Saone! Wir ſchwimmen mit den Reitern durch eine Furth, und ſchneiden drüben dem Feinde die Rückzugslinie ab. Wenn er das merkt, reißt er aus, und wir ſprengen von rückwärts in die Stadt.

— Wenn aber die Thore geſchloſſen ſind?

— So ſchießen wir ſie ein!

— Womit?

— Mit — ja ſo! Unſre Stücke ſind noch auf der Schweizer Seite, wir haben blos Reiter —

— Allerdings!

— Nun, dann warten wir, und laſſen alle Trompeter blaſen, um die Waldshuter einzuſchüchtern, und —

— Und?

— Und fragen den Herzog Bernhard, was für eine Kriegsliſt er in ſeinem erfinderiſchen Kopfe habe?!

Bernhard konnte ſich nicht enthalten, nach ihrer Hand zu greifen, und unter glücklichem Lachen ſie herzhaft zu drücken. Sie lachte mit, und da der Herzog ſein Pferd dicht an das ihrige gedrückt, ſo waren ſie ſich Angeſicht zu Angeſicht ganz nahe, Auge an Auge — in dem einen Liebe, in dem andern Zutraulichkeit. Es folgte kein Kuß, es folgte nichts weiter, dennoch war Bernhard wie von einem rieſenhaften Schritte der Annäherung beglückt. Unſchuldige erſte Neigung iſt ja die Beſcheidenheit ſelbſt, ſie ſättigt ſich an Mondesſtrahlen.

Es war aber auch nicht zu läugnen, daß Marguérite an dieſem Morgen ihm näher zugeführt wurde. Sie hielt ſich von jetzt an für ſeine Schülerin. Sie verlangte, indem ſie weiter ritten, Belehrung und Belehrung über Alles, und in größter Geſchwindigkeit. Und da ſie wie ein junges Mädchen überall mit natürlichen, neckiſchen Bemerkungen den Lehrer unterbrach, und da Bernhard in überwallender Glückſeligkeit auf alle abbeugenden Bemerkungen liebevoll einging, und als erfahrener Mann überall eine herzliche Bedeutung anzubringen wußte, welche von dem begabten Mädchen ſtets auf der Stelle, und immer ſinnig aufgefaßt wurde — ſo öffnete dieſe lange Unterredung Beiden eine weite Pforte der Gemeinſamkeit.

— Prächtig! prächtig! — rief Marguérite — jetzt werd' ich von Wichtigkeit für meinen Vater und für Euch! Jetzt müßt Ihr mich in ernſthaften Dienſt nehmen!

Und ſie rief mit heller Stimme nach dem Vater hinab, der unten auf dem Wege neben Dietrich dahin ritt. Er lenkte herauf. Die Sonne ſchien hell, der junge Schnee blitzte, die Aar ſchäumte an ſchmalen Eisrändern, die ſtille Winterluft war von friſcher Erquickung, die weißen Wälder ſahen von den Hügeln leuchtend zu.

— Du haſt ja geſagt, lieber Vater — rief ſie ihm entgegen — daß Du mitziehen wollteſt, wenn Dein Kriegsplan in's Werk geſetzt würde. Ich habe dem Herzog Bernhard bewieſen, daß ich auch was vom Kriege verſtehe, und daß ich mich nützlich machen könnte durch weiſen Rath der Jugend. Ernſthaft, lieber Vater, nimm mich mit! Dir kann ich gewiß nützen, wenn auch nur durch Liebe und Aufmerkſamkeit.

Herzog Heinrich ſchüttelte lächelnd das Haupt.

— Helft mir doch bitten, Herzog Bernhard! rief Marguérite.

Bernhard war äußerſt bereit dazu. — Wenn auch nicht gerade in die Schlacht — ſagte er — aber in's Hauptquartier, wo die Pläne entworfen werden, ſollte der junge Generalquartiermeiſter mit ſeinen jugendlich friſchen Eingebungen doch wohl berufen werden können. Er werde die Lebensgeiſter der Feldherrn gewiß weſentlich aufriſchen.

Herzog Heinrich lächelte.

— Und beſonders jetzt — fuhr Bernhard fort — wo wir an der Grenze eines neutralen Landes operiren, jetzt bietet ſich auch für die Gegenwart von Frauen günſtiger Anhalt. Auf ſchweizeriſchem Boden ſind ſie ganz ungefährdet, und uns doch ganz nahe. Baſel zum Beiſpiele iſt ein wohlhabender ſichrer Ort.

Herzog Heinrich ließ ſich überzeugen, und meinte endlich nur, es werde große Mühe koſten, ſeine Frau für dieſen Plan zu gewinnen.

So war es auch. Bei der Heimkehr fand man an der Herzogin lebhaften Widerſpruch. In erſter Linie dagegen, daß Herzog Heinrich mit ſeiner erſchütterten Geſundheit in's

Feld ziehen wollte. Sie ließ ſogleich den Doktor Blandini zur Berathung rufen.

Ehe dieſer noch eintrat, erklärte Herzog Heinrich im Tone ſtrengen Ernſtes, daß hierin ſein Entſchluß gefaßt, und bereits in vergangener Nacht dem Herrn Herzoge von Weimar mitgetheilt ſei. — Es iſt für mich — ſagte er — das tiefſte Bedürfniß, wenigſtens meine Perſon einzuſetzen für unſre gemeinſchaftliche Sache. Leider iſt durch die perfiden Maaßregeln des Richelieuſchen Regimentes mein Anhalt in der Schweiz vernichtet worden. Ich kann nicht, wie ich gehofft, dem Herrn Herzoge eine Truppenmacht zuführen. Leider haben ſich auch meine hugenottiſchen Freunde einſchüchtern und zerſplittern laſſen, und ihre Unterſtützung für uns iſt kaum der Rede werth. Um ſo mehr fühle ich mich verpflichtet und gedrängt, wenigſtens all das einzuſetzen was ich ſelber habe: meine Güter und mein Leben. Was ſind ſie mir, wenn ſie nicht den höheren Anforderungen meines Geiſtes und Herzens zu Gebote ſtehen?! Der Arzt mag ſagen was er will, ich ziehe in's Feld für die Sache meines Glaubens, und wenn mich der Herzog von Weimar auch zu nichts weiter brauchen könnte als zum gemeinen Reiter, ſo wird es mir eine Genugthuung ſein, ihm als gemeiner Reiter zu dienen.

Darauf mußte auch die Herzogin ſchweigen.

— Uebrigens — ſetzte Herzog Heinrich hinzu — erfülle ich ja im Felddienſte die Vorſchrift des Arztes in vollem Maaße. Ich ſoll den ganzen Tag in freier Luft ſein; nun, das werd' ich ſein.

Blandini, der endlich eintrat, und die Abſicht des Herzogs erfuhr, mußte das beſtätigen. — Nur eine Gefahr — ſagte er — darf ich nicht verſchweigen: Jede Verwundung iſt für Euch bedrohlicher als für jeden Anderen, Herr Herzog. Euer Blut iſt in ſeiner Lebenskraft noch geſchwächt. Für die Heilung jeder Wunde iſt die Beſchaffenheit des Blutes entſcheidend. Für Euch iſt auch eine geringe Verwundung gefährlich. Abſonderlich eine Schußwunde.

— Ich ſteh' in Gottes Hand wie jeder Krieger, welcher ſein Herz dem Kugelregen getroſt ausſetzt — erwiderte Herzog Heinrich.

Und nun wurden unter dem Eindrucke ſeines Ernſtes alle Anſtalten getroffen, das herzogliche Hausweſen vom folgenden Tage an nach Baſel zu überſiedeln.

Am nächſtfolgenden Tage war allgemeiner Aufbruch aus der Lenzburger Behauſung. Bis nach Aarau gemeinſchaftlich; jenſeits der Aarbrücke in zwei getrennten Gruppen. Die Frau Herzogin mit zahlreicher Dienerſchaft und mit Blandini ſammt Medarde gen Baſel. Blandini, verſehen mit weiteſter Vollmacht vom Herzoge Bernhard ſollte und wollte über Baſel hinaus nach Dellsberg in's Weimariſche Heerlager, um dort alsbald ſeine ärztliche Hilfe zu entwickeln für alle ſchweren Gebreſten der Krieger.

Dies war die eine Gruppe. Die andere Gruppe beſtand aus den beiden Herzögen, Marguérite, Dietrich, Mathieu, einigen Reitknechten Weimarſchen und Rohanſchen Dienſtes und einer ältlichen Kammerfrau, welche im Sattel gerecht war. Marthe hieß ſie, und es war dieſelbe, welche im vergangenen Winter krank zu Paris verblieben, und die Quelle von Nachrichten über die ſchnelle Abreiſe der Herzogin und Marguérites geworden war für den nachforſchenden Dietrich. Sie war in ihrer Jugend Marguéritens Amme geweſen, hing mit treuer Zärtlichkeit an ihr, und war eine mit gutem Mutterwitz begabte Vertrauensperſon im Rohanſchen Hauſe. Zum Troſte der Herzogin, welche beſtürzt war über den ruhig und feſt ausgedrückten Entſchluß des Herzogs, Marguériten mitzunehmen, zum einzigen Troſte der Herzogin hatte Marthe erklärt: auch wenn ſie wieder krank werden ſollte, würde ſie ſich durch keine Gewalt abhalten laſſen, ihr „Prinzeſſin-Kind“ — ſo nannte ſie Marguériten — in alle Ewigkeit zu begleiten, auch in die Schlacht ſelbſt, wenn das Prinzeſſin-Kind ſo verrückt wäre, dahinein zu wollen. Sie hatte das nachdrücklich wiederholt trotz der Erklärung Herzog Heinrichs: daß ja von einem Kriegszuge gar nicht die Rede wäre, ſondern von einem friedlichen Spazierritte, und daß er in zwei bis drei Tagen auf dem Wege nach Dellsberg bei der Frau Herzogin in Baſel einſprechen und Marguériten wiederbringen werde.

Blandini und Medardo hatten umſonſt wie Maulwürfe gehorcht, ob denn in dieſen Geſprächen nicht ein kleiner Wink vorkommen werde, was dieſer Spazierritt in Sachen des Kriegs zu bedeuten habe. Es hatte ſich kein Wink ereignet, und man hatte ſich jenſeits der Aarbrücke getrennt.

Die Gruppe der Herzöge ritt am linken Ufer entlang gegen den Norden. Sonnenhelles freundliches Winterwetter lag über der weißen Landſchaft.

Die beiden Herzöge hatten eine ſehr ernſthafte Recognoscirung vor. Bernhard hatte in ſeinem Lager die Nachricht zurückgelaſſen, daß er wohl bei ſeiner Rückkehr, und nachdem beſonders der Pferdemangel annähernd ergänzt werden, eine Bewegung gegen die burgundiſchen Berge vornehmen werde, um dem Herzog von Lothringen die Operationslinie zu bedrohen und ſeinen Magazinort Mümpelgard zu decken; aber gegen Hans von Starſchädel hatte er im Vertrauen geſagt, daß er den früheren Plan eines Rheinübergangs von der Schweiz aus wieder aufnehme, und daß er Rohans Vorbereitungen dafür ſorgfältig prüfen werde. Der Herzog Heinrich hatte ihn denn in der erſten Nacht mit allen Nachweiſen eines erfahrenen Feldherrn in dieſem Plane beſtärkt, und ſie waren übereingekommen, jetzt das linke Rheinufer von der Mündung der Aar bis Baſel in Augenſchein zu nehmen. Die beſte Stelle ſollte entdeckt werden, an welcher unter allen Vortheilen der Ueberraſchung ein kleines Kriegsheer über den, wenn auch nicht allzu breiten doch reißenden Strom geſetzt werden könnte. Ein Hauptgeſichtspunkt war der Ort Rheinfelden, welcher für feſt verwahrt galt, und in welchem eine beträchtliche kaiſerliche Beſatzung ſein ſollte.

In der Gegend von Rheinfelden war auch beſondere Vorſicht nöthig für ihre Perſonen, falls dieſe Verdacht erwecken ſollten, und deshalb war beiden Herzögen weibliche Begleitung von Werthe. Solch eine Begleitung werde den

Gedanken nicht aufkommen laſſen, daß zwei proteſtantiſche Feldherrn dort herumreiten könnten, um ein Kriegsterrain in Augenſchein zu nehmen.

So zog denn dieſe Geſellſchaft in recht wohlgemuther Stimmung am Fluſſe dahin, und hoffte an dem kurzen Wintertage bis in's Städtchen Brugg zu gelangen. Bernhard war in der Nähe des geliebten Mädchens von reinſter Heiterkeit durchſtrömt, und der ſonſt ziemlich ſchweigſame Mann erwies ſich redſelig bis zur Tändelei mit der fragluſtigen Marguérite, welche über jede neue Geſtalt der Landſchaft Auskunft verlangte. Dietrich wurde von Beiden als Anknüpfung zu Scherzen benutzt, und erwachte auch zu guter Laune, als ihm Herzog Bernhard wiederholt verſicherte: wenn Tapferkeit ſo viel innere Hinderniſſe zu überwinden habe wie bei ihm, ſo ſei ſie eine außerordentliche und müſſe viel höher geſchätzt werden als die eines gedankenloſen Schlagetodts.

Marguérite und Herzog Heinrich lachten Beifall, und die nachfolgende Dienerſchaft ſchloß aus dieſem fröhlichen Gebahren der Herrſchaft, daß das ſchöne junge Paar wohl als Brautpaar ankommen werde in Baſel bei der Frau Herzogin. Mathieu hatte ſeinen Herzog ſeit vielen Jahren nicht ſo froh geſehn, und Marthe ließ ein Vorurtheil nach dem andern fallen gegen den fremden Herzog, welcher ihr als Ausländer eigentlich nicht willkommen war für ihr „Prinzeſſin-Kind“. Sie nahm mit gnädigem Kopfnicken Mathieu's Erläuterung auf, daß ein Herzog des deutſchen Reiches ein ſehr großer Herr ſei, und ein ſo gewaltiger, wie dieſer ſelbſt für eine Rohan „convenable“ genannt werden könne.

Bei ſinkender Sonne lag Brugg vor ihnen, und ehe ſie hinein ritten, fanden die Herzöge für nöthig, der Dienerſchaft Inſtructionen zu geben, damit den Nachfragen in der Herberge gleichmäßig geantwortet und das Incognito der beiden Feldherrn nicht durch Unvorſichtigkeit bloßgeſtellt würde.

Man ſah, daß Herzog Heinrich das Pferd anhielt, und dem Herzog Bernhard winkte. Marguérite und Dietrich ritten langſam weiter. Man ſah, daß die beiden Herrn vertraulich mit einander ſprachen, hörte einen lebhaften Ausruf Bernhard's, und vernahm die Aeußerung Rohan's: Mit Eurer Erlaubniß, lieber Freund, für dieſen Zweck; das Kind erfährt wohl nichts davon.

— Ich wünſchte im Gegentheile, daß ſie davon erführe, und daß ſie ſich den Titel gefallen ließe! — erwiderte Bernhard.

— Alſo mit Eurer Erlaubniß! — ſchloß Herzog Heinrich und hielt ſtill, die Dienerſchaft erwartend. Bernhard that desgleichen.

Der Dienerſchaft wurde nun in deutſcher Sprache eingeſchärft, alle Nachfragen folgendermaaßen zu beantworten: die reiſende Geſellſchaft ſei ein junges Brautpaar, welches nach Baſel zum Faſching reiſe. Die junge Braut und ihr Vater, ein Graf von Chillon, ſeien aus der franzöſiſchen Schweiz, der Bräutigam ein deutſcher Graf Moosburg. Sie kämen aus Bern, und kämen über Aarau, weil ſie Verwandte ſeitwärts von der großen Straße beſucht hätten. Von all' dem brauchten die Diener ungefragt nicht das

Mindeſte zu verlautbaren, und bei erfolgender Nachfrage auch nur in aller Kürze das Nothwendigſte zu ſagen.

Mathieu und Marthe ſahen einander an nach dieſer Mittheilung, und ihre Augen ſagten: Wußten wir das nicht!

Herzog Heinrich hielt ſchon jetzt dieſe vorſichtigen Inſtructionen von nöthen, weil Bernhard im Lauf des Tages vorgeſchlagen hatte, den weiteren Weg gegen Waldshut aufzugeben, und gleich von Brugg aus durch das Frickthal an den Rhein zu reiten. Gerade dort, wo ſie morgen Abend eintreffen könnten, ſei eine kleine Strecke oberhalb Säckingen der Paß über den Rhein von den Kaiſerlichen vernachläſſigt. Zu wiederholten Malen ſei ihm berichtet worden, daß dort gar kein Poſten aufgeſtellt wäre. Dort aber, nahe bei Säckingen und unweit Rheinfelden, komme man in unmittelbare Nähe der Kaiſerlichen, und es ſei die größte Vorſicht auch von Seiten der Dienerſchaft unerläßlich, um nicht verdächtig zu werden. Es wäre doch gar zu kläglich, wenn Herzog Bernhard erkannt, und von den Kaiſerlichen in Gefangenſchaft geſchlagen würde.

Den Abend und die Nacht in Brugg ereignete ſich nichts, was an ſolche Gefahr erinnert hätte. Man war hier noch innerhalb der neutralen Schweiz, welche mit dem Kriege nichts zu thun hatte, und bei durchreiſenden Kavalieren an nichts Bedenkliches dachte.

Am andern Mittage aber im Städtchen Frick, wo ſie ihr Mittagsmahl in der Herberge einnahmen, zeigten ſich ſchon bedrohliche Symptome.

Sie ſpeiſten in einem Zimmer, welches an die große

Wirthsſtube grenzte, und durch einen offenen Zugang ohne Thürpforten mit derſelben verbunden war. In der Wirthsſtube waren zahlreiche Gäſte, und unter ihnen einige Krieger des kaiſerlichen Heers, welche aus Säckingen herüber gekommen waren. Bei dieſen erregten die Fremden Aufmerkſamkeit. Namentlich ein ſtattlicher Wachtmeiſter mit grauem Bart und ſehr neugierigen Augen näherte ſich mehrmals dem offenen Thürraume, und ſchaute den Speiſenden zu, indem er nachdenklich ſeinen Bart ſtreichelte.

Herzog Heinrich bemerkte es. Bernhard war ausſchließlich mit Margueriten beſchäftigt, welche ihn ſo eben in munterſter Ausgelaſſenheit als „Bräutigam“ anredete. Marthe habe ihr heimlich mitgetheilt, daß ſie in den Brautſtand erhoben worden ſei.

— Und Ihr habt nichts dagegen? — fragte Bernhard.

— Ei, mein Vater hat's angeordnet, und ich bin eine gehorſame Tochter!

— Alſo nur aus Gehorſam fügt Ihr Euch?

— Genügt das nicht für eine Reiſebrautſchaft?

— Es genügt wohl, iſt aber nicht beſonders ſchmeichelhaft für den Bräutigam.

— Das iſt ein ungenügſamer Bräutigam.

An dieſer Stelle, welche Bernhard hätte betrüben können durch Unbefangenheit, welche ihn aber nicht betrübte, weil ſeine unerfahrene Liebe noch immer anſpruchslos verblieben war, wurde das Geſpräch unterbrochen durch eine halblaut geſprochene Bemerkung des Herzogs Heinrich. Sie machte Bernhard aufmerkſam, daß ein Kriegsmann von der Wirthsſtube der ihn unverwandt anſtarre. Vielleicht erkenne ihn der Mann. Er möge gefaßt ſein, der Mann nähere ſich.

Wirklich rückte der Wachtmeiſter vor bis an den Eingangsraum. Herzog Heinrich ſprach nicht deutſch, wollte aber doch verſuchen, die Aufmerkſamkeit des Mannes von Bernhard abzulenken, und fragte ihn franzöſiſch: womit man ihm dienen könne?

— Nit verſteh, obwohl ich etwas ſpaniſch verſteh — erwiderte der Wachtmeiſter, und ſchaute ſogleich wieder auf Bernhard.

— Ihr ſeid wohl ein kaiſerlicher Kriegsmann? — fragte nun Bernhard deutſch.

— Ja, Herr! Von der Beſatzung in Rheinfelden.

— Wünſcht Ihr etwas von uns?

— Mit Verlaub ja!

— Was denn?

— Eine Auskunft, Herr. Wir haben nichts zu thun in Rheinfelden, da wird man neugierig. Und Euer Geſicht macht mir zu ſchaffen. Es erinnert mich an eine nächtliche Affaire vor der Nördlinger Schlacht. Ich war einer ſpaniſchen Kompagnie zugetheilt am Walde ſeitwärts der Höhe von Hirnheim. Da griff uns der Feind im Dunkeln an. Es waren Deutſche, waren Weimaraner, und ihr Anführer focht wie ein Teufel. Er hieb mich zuſammen; ſein Pferd war höher als das meinige, und er traf mich auf den Kopf. Ich ſehe mein Lebtag, wie er ausholt in der Dunkelheit, und als der Hieb kam, nahm ich ſein Geſicht aus trotz der Dunkelheit.

— Nun? Was weiter?

— Nun, mir ſcheint: Ihr habt grad ſolch ein Geſicht, wenn's auch jetzt nicht ſo wild ausſieht!

— Das kann wohl ſein. Im Dunkeln ſetzt man ſich Allerlei zuſammen.

— Schon recht, aber — ſeid Ihr kaiſerlich?

— Seid Ihr Profoß, der ausfragt?

— Wachtmeiſter bin ich.

— Der in der Schweiz wacht?

— Nein.

— Mich verkennt Ihr, alter Freund. War nicht bei Nördlingen. Bin aus der Schweiz, die Eurem ewigen Kriege neutral zuſchaut. Setzt Euch her, und trinkt einen Schoppen. Ihr erzählt uns dafür, wie's drüben ausſieht, und ob die Dame hier ſicher iſt, wenn ſie über die Grenze kommt. Sie möchte gerne den Rhein ſehn.

— Das kann ſie getroſt. 's iſt mausſtill bei uns. Langweilig ſogar. Drum lungern wir herum in der Umgegend. 's iſt hier im Schweizerlande Alles wohlfeiler als bei uns; Krieg macht eben alle Nahrungsmittel theuer. — Danke, Herr, der Wein iſt gut.

— Setzt Euch nur, und erzählt uns was. Wir wollen nach Baſel. Sind wir da ſicher vor den verhungerten Weimarſchen? Der Biſchof von Baſel ſoll ja Klage erheben über ſie.

— Und mit Recht. Sind ihm wie ein Heuſchreckenſchwarm auf's Land gefallen, und die Bürgerſchaft hält heimlich zu ihnen. Die Städter ſind überall den Ketzern heimlich zugethan. Aber von dieſer Seite habt Ihr nichts zu beſorgen, ſo weit herüber können ſich die verhungerten Heuſchrecken nicht wagen. Sie pfeifen auch auf dem letzten Loche, und müſſen in die burgundiſchen Berge zurück. Geſtern war unſer Generaliſſimus der Herzog von Savelli in Rheinfelden, der hat's geſagt. Er iſt zum Lothringer hinüber geritten in's Elſaß, um ihnen den Garaus zu machen bei ihrem Rückzuge. Himmelelement aber, Herr — ſchloß plötzlich ſchreiend der Wachtmeiſter ſeine Rede, und ſprang vom Seſſel auf — gerade ſo wie Ihr mich jetzt anſeht, gerade ſo ſchaute auf der Hirnheimer Höhe der Satan auf ſchwarzem Rieſenpferde — gelobt ſei Jeſus Chriſt, da ſteckt mehr dahinter!

Und ſchleunigſt verließ der Wachtmeiſter das Gemach, und gleich darauf auch die große Wirthsſtube, nachdem er dort ſeinen Kameraden gewinkt hatte, ihm zu folgen.

Herzog Heinrich fand es nun nicht mehr gerathen, über die Schweizer Grenze zu gehn. Bernhard ſei, wenn auch nicht eigentlich erkannt, doch in Gefahr, als ein feindlicher Führer angehalten, feſtgenommen und am Ende doch vollſtändig erkannt zu werden. Marguérite ſchrie auf. Die Wirklichkeit hatte ſchnell ihre abſtracte Kriegsmuthigkeit überwältigt; ſie zeigte ſich voll fiebernder Angſt für ihren Reiſebräutigam, und das machte dem Herzoge Bernhard eine außerordentliche Freude.

Er war ganz andrer Meinung. Gefahr war ihm vertraut, und er beſtand darauf, die Recognoscirung durchzuführen. Es ſei ihm zu wichtig, das Terrain von Säckingen abwärts kennen zu lernen. Der Herzog Heinrich mit ſeiner Tochter möge allenfalls das Ueberſchreiten der kaiſerlichen Grenze vermeiden, und auf Schweizerboden nach Baſel reiten.

Das gewiß nicht! — rief dieſer — ich bin ja den Kaiſerlichen eine Nebenperſon; alſo mit Gott vorwärts!

Vorwärts! rief Bernhard, und erlaubte ſich, die Wange Marguéritens leicht wie mit einem leiſen Backenſtreiche zu ſtreicheln unter dem Zurufe: Muth, junges Kriegsfräulein!

Marguérite erröthete und erwiderte kein Wort.

Man ſtieg zu Pferde, und war bald an der Grenze. Auf Bernhards Wunſch war man geſtreckten Galopp geritten, um noch bei Tagesſchein an den Rhein zu kommen. Dies erregte Marguéritens Spannung und Aufregung und Aengſtlichkeit. Sie bemerkte dabei mit wachſender Bewunderung, daß Bernhard von alle Dem keine Notiz nahm. Er kam jetzt zum erſten Male in ihrer Gegenwart in ſein Element, und er verwandelte ſich vor ihren Augen.

Die Sonne ging eben zu Rüſte, als ſie an das Rheinufer kamen. Links ſah man Säckingen, rechts etwas entfernter Lauffenburg liegen. Dies war der Punkt, welchen Bernhard ſuchte. Weder links noch rechts war ein Kriegspoſten zu ſehen. Bernhard bat den Herzog Heinrich, eine Viertelſtunde auf ihn zu harren, und ohne Antwort abzuwarten, ſprengte er in vollem Roſſeslaufe am Ufer aufwärts gen Lauffenburg zu.

Marguérite erſchrak heftig. — Er ſetzt ſich aus, Vater — rief ſie — ſie werden ihn fangen!

Der Vater machte eine abwehrende Bewegung, und betrachtete ſeinerſeits die Böſchung des Ufers genau. Ein Flüßchen läuft von Frick herab an der Ortſchaft Eicken vorüber hier in den Rhein. Es war faſt zugefroren. Zwei Kähne ſaßen feſt im Eiſe. Da hinunter ritt Herzog Heinrich, Tochter und Gefolge oben laſſend.

Marguérite ſah ſich nun ganz verlaſſen, und die Gefahr Bernhards ſchien ihr nun noch größer.

Da hörte ſie den Galopp ſeines Pferdes; er kam zurück. Grüßend, freudig rief ſie ihm zu. Er hatte keine Zeit für ſie, er lenkte ihrem Vater entgegen, der eben herauf kam, und ihm eine kurze Mittheilung machte.

— Dies iſt der Punkt, wie wir ihn brauchen — ſagte Bernhard mit gedämpfter Stimme — es ſcheint Alles frei bis Lauffenburg hinauf, und Lauffenburg hat, wie Ihr ſagt, eine Brücke?

— Eine ſtarke Brücke zwiſchen den Stadttheilen dieſſeits und jenſeits des Rheins.

— Wohl; und jetzt raſch beim letzten Tagesſchimmer am Ufer entlang nach Säckingen.

— Dort liegen aber jedenfalls kaiſerliche Truppen!

— Wenn auch!

— Vielleicht auch der Wachtmeiſter, der Euch in Frick erkennen wollte.

— Wenn auch! — Der gehört aber nach Rheinfelden, und bleibt ſchwerlich des Nachts fort von ſeiner Truppe.

Wie dem auch ſei, ich muß wiſſen, wie ſtark der Feind in Säckingen, und wie es in und um Rheinfelden beſchaffen iſt. Wir übernachten in Säckingen, und reiten morgen früh nach Rheinfelden —

— Hinein? — rief erſchreckt Marguérite.

— Hinein, mein Fräulein vom Generalſtabe. Ihr müßt Euren Sporn verdienen, wir ſind jetzt in den Krieg gerathen.

Es begegnete ihnen nichts von Bedeutung bis Säckingen. Dort fanden ſie aber keine Brücke. Säckingen leuchtete mit ſeinen Lichtern vom andern Ufer herüber. Auf der Fähre ſetzten ſie getroſt hinüber, und ritten unangehalten durch's Waſſerthor. Daß von der Thorwache ein Soldat fortritt, nachdem ſie vorüber paſſirt, das bemerkten ſie nicht. Es war einer von denen, welche der Wachtmeiſter aus der Wirthsſtube in Frick mitgenommen, und er ritt wirklich bei ſternenheller Nachtzeit nach Rheinfelden hinüber.

Sie blieben auch in der Herberge unbehelligt, und erfuhren mit Leichtigkeit, daß kaum fünfzig Mann kaiſerlicher Truppen im Städtchen lagen.

Am andern Morgen gingen ſie auf der Fähre wieder zurück. Denn der Weg nach Rheinfelden iſt auf der Schweizer Seite viel kürzer, weil der Rhein abwärts von Säckingen eine große Krümmung macht gegen Norden.

Die Sonne ſchien wie geſtern; der Schnee glitzerte. Sie ritten ſcharf, und ſchon nach einer Stunde ſahen ſie in der Ferne die hohen Ringmauern der feſten Stadt auftauchen.

Marguérite bat dringend, außen um die Stadt herum zu reiten. Man ſähe ja genug von ihrer Beſchaffenheit.

Herzog Bernhard ſchüttelte lächelnd ſein Haupt, erinnerte an den „Sporn“, und ſetzte leiſe hinzu: — die Stadt will ich erſtürmen, es iſt mir von großem Werth, ihr Inneres mit eignen Augen kennen zu lernen!

Der erſte Mann, welchen ſie am Thore ſahen, war der Wachtmeiſter.

Er grüßte ſchweigend. Bernhard fragte unbefangen, welche Herberge die beſte wäre? — Im Hirſchen! — antwortete der Wachtmeiſter.

Man ritt zum „Hirſchen“. Und als man dort abgeſtiegen, entfernte ſich Bernhard zum Schrecken Marguériten's. Er ſchlenderte durch die Stadt, und ließ ſich nach der Rheinbrücke weiſen, jenſeits welcher eine ebenfalls mit ſtarken Mauern befeſtigte Vorſtadt lag.

Er blieb über eine Stunde aus, während welcher ein Frühſtück auf Dietrichs Anordnung bereitet wurde. Die große Wirthsſtube war ziemlich leer. Nur einige Soldaten und einige Bürger ſaßen an einem Ecktiſche, und verzehrten frühzeitig ihr Mittagsmahl. Der große Tiſch am Fenſter, durch welches die Sonne ſchien, war frei, und auf ihm wurde für die Fremden gedeckt.

Marguérite ſaß am Fenſter, und ſah hinaus voller Spannung, ob Bernhard zurückkehren werde. Der Vater redete ihr leiſe zu, ſie möchte ruhige Faſſung behaupten. Dietrich, welcher allein deutſch ſprach mit der aufwartenden Kellnerin, beſtellte den beſten Markgräfler, welcher im Keller zu haben ſei. Er erſchrak nicht wenig, als dieſe Kellnerin plötzlich ſagte: der Herr Kommandant! Herr Gott, der Herr Kommandant!

Ein graubärtiger, hoch gewachſener Mann war eingetreten, reſpektvoll begrüßt von den Inſaſſen am Ecktiſche. Er dankte leutſelig, und ſchritt auf den Herzog von Rohan zu, dieſen mit der Frage anredend: — wo denn der jüngere Kavalier wäre?

Der Herzog entſchuldigte ſich, daß er nur ungenügend deutſch rede, und wies auf Dietrich. Ehe aber dieſer antworten und etwas verderben konnte, ſtand Herzog Bernhard ſelbſt zwiſchen ihm und dem Kommandanten, und fragte: — womit er dienen könnte?

— Wahrhaftig! — rief der Kommandant, — der Wachtmeiſter hat Recht, die Aehnlichkeit iſt kurios!

— Welche Aehnlichkeit?

Der Kommandant zog eine kleine Druckſchrift aus dem Wamſe, und zeigte auf einen Holzſchnitt, welcher in dieſelbe eingeheftet war. Er ſtellte das Bruſtbild eines gewaffneten Kriegers vor, und Bernhard las mit klarer Stimme die Unterſchrift, welche lautete: Bernhardus, dux Saxoniae, liberator ecclesiae evangelicae.

Marguérite ſtieß bei den erſten Worten einen Schrei aus. Der Kommandant ſah ſie an, und Bernhard reichte ihr das Bild hin, unter Lachen in franzöſiſcher Sprache: — dieſem grimmigen Kriegsfürſten ſoll ich ähnlich ſehen, findet Ihr das?

— Non! Non! — rief ſie.

— Meine Braut iſt nicht der Meinung, die Ihr zu haben ſcheint, und ihr gefällt der Tauſch nicht. Ich ſtimme Euch aber bei, Herr, es iſt einige Aehnlichkeit vorhanden. Mit wem hab' ich das Vergnügen zu ſprechen?

— Ich bin der kaiſerliche Kommandant von Rheinfelden.

Bernhard bat ihn wie jenen Wachtmeiſter, ſich bei ihnen niederzulaſſen, und das Frühſtücksmahl mit ihnen zu theilen. Sie kämen aus der inneren Schweiz, und würden ſehr dankbar ſein, einmal von einem Fachmanne etwas Gründliches über den Stand des endloſen Krieges zu erfahren. In der inneren Schweiz glaube man an das nahe Ende deſſelben, da die kaſerlichen Waffen ja überall ſiegreich ſeien, jener Holzſchnitt-Störenfried nun offenbar auch in den letzten Zügen liege, und der neue Kaiſer den Ruf friedfertiger Milde in der Schweiz habe, ganz wie ein ächter Oeſterreicher. Ihr, Herr Kommandant ſeid wohl auch einer, Ton und Miene haben das gemüthliche Oeſterreichiſche.

— Bin wirklich ein Oeſterreicher, heiße Nödel, und mir wär's ſchon recht, wenn das Raufen einmal ein Ende hätte: Man weiß kaum noch, wofür wir uns raufen. Mein Vater war ſelbſt noch Ketzer, und iſt übergetreten. Bei uns macht man ſich nichts mehr draus. Der Herr iſt wohl auch ein —

— Ketzer? Aufrichtig ja. Bei uns im Berner Lande leben alle Sekten friedlich durcheinander. Was Kirche und was Sprache betrifft. Mein künftiger Schwiegervater hier zum Beiſpiele und mein ſchreckhaftes Bräutchen verſtehen unſere deutſche Sprache nicht.

— Ihr ſprecht aber hochdeutſcher als ſonſt in der Schweiz, wo der Gaumen mitredet, üblich iſt.

— Das macht der Hauslehrer, den wir Kinder hatten. Er war aus Heſſen, und hat uns den Gaumen gereinigt.

Der Herr Kommandant bewährte ſich als ächter gemüthlicher Oeſterreicher. Er gab den Verdacht nicht auf, welchen der Wachtmeiſter über die Perſon des ſtattlichen Schweizer Kavaliers erregt hatte, aber er gab ſich auch dem behaglichen Augenblicke hin, welcher ſich bei einem guten Frühſtück in guter Geſellſchaft darbot; er geberdete ſich als Sprößling eines Großſtaates, welcher mit den alten Römern ſpricht: Um kleine Dinge macht ſich der Prätor keine Sorge! Auffallenderweiſe beſtärkte ihn Marguérite in dieſer Sorgloſigkeit. Dies junge unentwickelte Mädchen erwies ſich mit einem Male als vollſtändiges Frauennaturell. In aller Angſt griff ſie nach dem ſicherſten Frauenmittel: ſie ſuchte den Herrn Kommandanten zu intereſſiren, ſie ſuchte ihm zu gefallen. Alle Brocken der deutſchen Sprache, welche ihr in Lenzburg zugefallen waren, kramte ſie aus, und bat um Belehrung. Sie that dies ſo haſtig, daß es liebenswürdig komiſch wurde, und dem etwa fünfzigjährigen Herrn Kommandanten, welcher junge Mädchen zu ſchätzen wußte, ungemein behagte. Er ſchien den Zweck ſeines Beſuches im Wirthshauſe ganz vergeſſen zu haben, und erinnerte ſich erſt wieder daran, als Dietrich beordert wurde, die Pferde vorführen zu laſſen, und die Geſellſchaft aufbrechen wollte. Er erinnerte ſich daran, weil er bei Oeffnung der Thür den Wachtmeiſter im Hausflur ſtehen ſah.

— Ah richtig. — rief er jetzt, — den Namen des Herrn aus der Schweiz möcht' ich gern wiſſen. 's iſt wegen der Aehnlichkeit!

— Meinen? — fragte Bernhard, um Zeit zu gewinnen.

— Ja. Der Wachtmeiſter da thut's nicht anders. Der ſchönen Braut ſchwebt er ſchon auf den Lippen wie ich ſehe.

— Sie wird ihn fallen laſſen! — lachte Bernhard.

— Marguérite war purpurroth geworden, daß Bernhard ſelbſt ſolche Entſcheidung auf ihre Lippen legte, und athmete hoch auf, als ihr Dietrich ein Zeichen machte. „Dietrich" — ſprach ſie faſt unwillkürlich.

— Dietrich nennt ihn das Bräutchen —" ſagte galant der Herr Kommandant — und wie nennt ihn Hinz und Kunz?

— Dietrich von Troot!

— Der Herr Kommandant küßte ihr das erſchrocken niederſinkende Händchen, und — wünſchte glückliche Reiſe.

— Vorüber ging's am kopfſchüttelnden Wachtmeiſter, welcher den Herrn Kommandanten zurück hielt. Marguérite bemerkte das, und ergriff Bernhards Arm — was ſie nie gethan — um recht eilig mit ihm hinab zu kommen auf's Roß. — Geſtreckten Laufes fort! fort! — flüſterte ſie, als ſie im Sattel war.

— Das würde uns erſt recht verdächtig machen — erwiderte leiſe Bernhard — langſamen Schrittes bis zum Thore! Und Niemand blickt zurück!

— So thaten ſie, und wurden 's nicht gewahr, daß der Wachtmeiſter hinter ihnen her kam, und am Thore nach ihnen rief. — Nicht hören und nicht umſchauen! — kommandirte Bernhard — bis wir draußen ſind. Dann alle Sporen einſetzen!

Der Wachtmeiſter ſetzte ſich in Trab, und juſt als ſie mit den erſten Schritten aus dem Thore waren, hatte er ſie eingeholt, und griff Bernhards Pferde in den Zügel.

— Vorwärts! — rief Bernhard den Uebrigen zu. Alle ſpornten ihre Thiere, Marguérite aber ſchrie auf, als ſie ſah, daß der Wachtmeiſter Bernhards Zügel ergriffen, und ſie ſchrie nicht bloß, ſie ſchrie den Namen „Bernard!“

— Bernard! — ſchrie nun auch mit Stentorſtimme der Wachtmeiſter — ich dacht's ja! Wache heraus!

„Aus“ kam nur noch dumpf aus der Kehle. Ein Fauſtſchlag Bernhards hatte ihn zwiſchen Auge und Ohr in die Schläfe getroffen, und ſein erſchüttertes Hirn hatte ſeine Hand am Zügel geöffnet. Einige Schritte ſeitwärts taumelnd hatte er auch die Sehkraft eingebüßt, und konnte ſpäter der Wache nicht einmal erzählen, wie das Brautpaar trotz dem Sturmwinde von dannen geflogen wäre.

Das Brautpaar ſelbſt, in vollem Roſſeslaufe bald die Uebrigen und die Schweizer Grenze erreichend, hatte ſeine gegenſeitige Stellung verändert. Marguérite war durch die Gefahr wärmer und theilnehmender geworden für Bernhard; Bernhard dagegen war ganz Kriegführer geworden. Der großen Unternehmung war er jetzt ganz hingegeben, und die Liebesneigung trat zurück.

Er eilte ungeſtüm nach dem nahen Baſel.

Spät Abends kamen ſie dort an, und fanden die Herzogin in der Herberge, welche auf den Rhein und auf die Vorſtadt Klein-Baſel ſchaut. Ihr wurde Marguérite, die noch immer etwas betroffen war, übergeben.

Noch in der Nacht ſprach Herzog Bernhard zwei Baſeler Kaufleute, welche durch Erlach gewonnen und ſeiner Sache zugethan waren. Sie verſprachen, daß die Baſeler Bürgerſchaft ſich nur erſchrocken geberden würde, wenn das deutſche Heer ohne weitere Anfrage durch ihr Gebiet zöge.

Am andern Morgen in dunkler Frühe ritten beide Herzöge nach Dellsberg in's Hauptlager. Bernhard hatte gar nicht Abſchied genommen von der Herzogin und Marguérite, ſein Geiſt war mitten im Kriege.

Gegen Mittag holten ſie Blandini ein, welcher langſam auf ſeinem Maulthiere dem deutſchen Kriegslager zuzog unter ſorgenvollen Geſprächen mit Medarde.

— Ihr wohnt bei mir, lieber Doctor — rief Bernhard im Vorüberreiten — und gehört zu meinem Hausſtande. Hoffentlich trennen wir uns nicht mehr. Ade indeſſen! Euer Langohr geht mir zu langſam.

II.

In den nächſten Wochen war im deutſchen Lager Alles mit wunderbarem Eifer gefördert worden. Pferde wurden herbeigeſchafft, Unbeſchuhte wurden beſchuht, Kranke wurden geheilt, Ungeübte wurden geübt. Hans von Starſchädel war wirklich da, und entwickelte ſein Talent des Organiſirens. Namentlich förderte er und verbeſſerte er das Geſchütz.

Erlach ferner war eingetroffen, und hatte Nachricht gebracht, daß Hohentwiel gewonnen, daß Würtemberg im unteren Lande zum Aufſtande bereit ſei unter trefflicher Hetze des Bartkonrads. Kaum vom Pferde mußte Erlach ſogleich wieder auf's Pferd. Wer war geeigneter als er, auf die proteſtantiſchen Kantone der Schweiz zu wirken! Hinein in die Schweiz mußte er, um vorzubauen, wenn der Biſchof von Baſel und die katholiſchen Kantone aufſchreien und aufſpringen würden über Neutralitätsbruch.

Blandini bemerkte wohl, daß ein Kriegszug vorbereitet würde, aber weder er noch Medardo konnten Näheres ergründen. Herzog Bernhard verlautbarte gar nichts. Nur Rohan und Starſchädel ſchienen eingeweiht zu ſein.

Am ſechzehnten Januar 1638 ſpät des Abends verkündeten Trommeln und Trompeten, daß großer Gottesdienſt gehalten werden ſollte. Bei ſternenheller, ſtillkalter Nacht traten alle Truppen unter's Gewehr, und Herzog Bernhard mit all ſeinen Generalen und Oberſten, unter ihnen der Rheingraf, Naſſau, Roſen, Ehm, Taupadell, Schaffalitzky, Starſchädel, erſchien zu Fuß mit ſeinem Hofprediger. Auf freiem Felde hielt dieſer eine kurze Predigt, und ermahnte zum Kampfe für den evangeliſchen Glauben. Dann ſegnete er das Heer, und dieſes ſang den erſten Vers eines Kirchenliedes. Es ſang mit gedämpften Stimmen.

Der Eindruck auf Blandini und Medardo hatte etwas Schauerliches. Sie hatten ſich in die Nähe geſchlichen, um vielleicht etwas zu erfahren.

So wurden ſie überraſcht, denn die Truppen zerſtreuten ſich plötzlich, und eilten in Ställe und Quartiere, um die letzte Hand an ihre Rüſtungen zu legen; in zwei Stunden ſollten zweitauſend Mann aufbrechen. Sie waren aber freundlich gegen den „Wunderdoktor", wie er genannt wurde. Er hatte ſchon zahlreiche Heilungen bewerkſtelligt, und man war ihm gewogen, obwohl man ſich zuraunte: Eigentlich iſt er ein Papiſt!

Auch Herzog Bernhard ſtand in Kurzem neben ihm, und ſagte wohlwollend: Lieber Doktor! mein Kanzler Leder iſt beauftragt, eine Geldſumme an Euch auszuzahlen für Eure ſegensreiche Mühwaltung an meinen Kranken. Ich hoffe die Summe zu verdoppeln, wenn wir uns wiederſehen. Nehmt Euch der zurückbleibenden Kranken hier und in Zwingen ferner an, damit ſie mir kriegstüchtig nachgeſendet werden können, und wenn Ihr ſcheidet, ſo bitte ich Euch, geht nach Baſel zur Frau Herzogin von Rohan. Dort erhaltet Ihr die nächſte Nachricht von mir. Kommt alsdann wohin ich Euch rufe, ich bitte Euch. Es wird Verwundete geben und Erſchöpfte. Verſprecht Ihr's?

— Ich verſpreche es, Altezza.

Zwei Stunden ſpäter begann der Aufbruch. Es war friſcher Schnee gefallen, und darauf erhöhte Kälte eingetreten.

Die Luft war ſtill, der Schnee kniſterte unter den raſchen Schritten von tauſend Fußgängern und tauſend Reitern. So viel Truppen waren beſtimmt zu einem Eilmarſche, zu einem Ueberfalle der Waldſtädte. Der übrige Theil des Heeres mit ſeinen ſchwereren Beſtandtheilen ſollte nachfolgen.

Zwiſchen Baſel und Münchenſtein marſchirten dieſe zweitauſend Mann über die Birsbrücke zu nicht geringem Staunen und Schrecken der Schweizer. Bernhard hatte unter den Truppen verbreiten laſſen, der Zug gehe über Waldshut hinauf, wo möglich recta nach Wien. Er wußte, wie ſchnell Nachrichten durch die Bevölkerung laufen, namentlich einem beſtimmten Ziele zu. Nach Waldshut mochten ſie dringen, wenn ſie nur Rheinfelden und die Umgegend vorüber liefen, und die dortigen Kaiſerlichen in Sicherheit ließen.

Man marſchirte denn auch eine Meile ſüdwärts von Rheinfelden auf Frick zu, und dort erſt wendete man ſich jählings an den Rhein, an dieſelbe Stelle oberhalb Säckingen, welche Rohan und Bernhard ausgeſucht hatten. Die zwei Kähne fanden ſich hier noch vor, und wurden eiligſt frei gehauen aus dem Ufereiſe.

— Sechzehn Mann vor! — rief Bernhard. Jeder erhält fünfzig Reichsthaler Belohnung. Wer will?!

Eine ganze Schaar ſtürzte hinab in die Kähne, und durch die grünweißen, eiskalten Fluthen, welche der Rhein hier in ſtarkem Falle wälzt, ging es hinüber. Ruder hatte man vorſichtiger Weiſe mitgebracht. Am jenſeitigen Ufer war Niemand zu ſehen; es hinderte alſo auch Niemand, und in

Zeit von einer Stunde waren die Kähne achtmal hinüber und herüber gegangen, und über hundert Mann marſchirten jetzt drüben unter Anführung eines Lieutenants ſtromabwärts auf Säckingen los. Gleichzeitig führte Bernhard einige Kompagnieen auf dem linken Ufer, um Säckingen gegenüber drohend zu erſcheinen, und die Fähren zu gewinnen, welche dort die Verbindung zwiſchen den Ufern unterhielten.

Die geringe Anzahl kaiſerlicher Truppen in Säckingen wurde überraſcht, die Stadt ſammt den Fähren fiel in Bernhards Hände, und vermittelſt der letzteren wurden ſogleich fünfhundert Weimaraner übergeſetzt, welche das Kloſter Bücken am Wege nach Rheinfelden in Beſitz nahmen.

Das geſchah mit einbrechender Dunkelheit. — Pflegt Euch jetzt — rief Bernhard — ſobald der Tag graut, erobern wir weiter.

Im kalten Morgengrauen zog er an beiden Ufern aufwärts. Groß Lauffenburg, welches an beiden Ufern liegt, war das Ziel. Hier gab's eine feſte Brücke zwiſchen den beiden Stadttheilen, und eine ſolche brauchte Bernhard am Nöthigſten.

Nach Lauffenburg war die Nachricht ſchon geflogen von dem anrückenden wilden Heere, und als es mit der Morgenſonne daher kam wie ſchwarze Wolken auf dem Schnee, da erſchien der Kommandant auf der Mauer, und geſtikulirte: wir können und wollen keinen Widerſtand leiſten!

So wurde Lauffenburg mit ſeiner wichtigen Brücke genommen, und als das langſamer marſchirende Hauptheer nun angerückt kam, wurden die Truppen auf beiden Ufern vertheilt, Waldshut ebenfalls beſetzt, und Rheinfelden dieſſeits wie jenſeits des Rheines eingeſchloſſen. Der ganze verwegene Ueberfall war gelungen: mit freiem Rücken ſtand Bernhard auf dem Boden des deutſchen Reiches.

Auf deutſcher Seite zwiſchen Säckingen und Rheinfelden lag, wie geſagt, ein ſtattliches Deutſchordenshaus, Bücken genannt, auf einer kleinen Anhöhe. Dort nahm Herzog Bernhard ſein Hauptquartier. Man ſah von dort auf das nahe Rheinfelden hinab, und ſah auf das mählig ſich erhebende Schwabenland hinauf, von wo der Feind zu erwarten war, welcher dem belagerten Rheinfelden Entſatz bringen konnte. Entſatz vermittelſt einer Schlacht.

Bernhard ſetzte Alles daran, Rheinfelden zu erſtürmen, bevor der Feind käme und ihn zur Schlacht nöthigte. Aber jener Kommandant von Rheinfelden, welcher ſich dem reiſenden Schweizer Bernhard ſo gemüthlich öſterreichiſch erwieſen hatte, erwies ſich dem ſtürmenden Herzoge Bernhard ſehr ungemüthlich widerſtrebend. Rödel vertheidigte ſeine Feſte mit unerſchütterlicher Tapferkeit. Die gut katholiſchen Bürger unterſtützten ihn wacker, und es vergingen an drei Wochen, bis die Mauern und Thürme ſo erſchüttert waren, daß ein gelingender Hauptſturm zu hoffen ſtand. Der feſt gefrorene Boden erſchwerte Erdarbeiten und Minenlegung gar zu ſehr.

Endlich war man ſo weit. Auf den nächſten Morgen war die Erſtürmung angeſagt. Bernhard ſendete eine letzte Botſchaft an den Kommandanten mit der Aufforderung die Stadt zu übergeben, und harrte im Kloſter Bücken auf die Antwort.

Es war um die Mittagszeit. Bernhard, Rohan, der Rheingraf Philipp, der Graf von Naſſau; Oberſt Erlach und Hans von Starſchädel ſaßen bei der Tafel. Erlach war eben von Bern gekommen, und hatte die Verſicherung gebracht, daß dieſer größte Schweizerſtaat dem Heere der evangeliſchen Glaubensgenoſſen zu Willen bleibe, und die eben eingelaufenen heftigen Reklamationen der kaiſerlichen Behörden kurz abgewieſen habe. Die Tiſchgeſellſchaft war von beſter Laune. Nur der Herzog von Rohan war ſtill und ernſt. Auf Bernhards Frage, ob ſeine Geſundheit wieder verſage, erwiederte er halblaut: Ich möchte das nicht ſagen; es fehlt mir nichts. Aber eine unerklärliche Traurigkeit beſchleicht mich. Umſonſt ſuch ich nach dem Grunde —

Da kam eine Meldung von Waldshut und Lauffenburg: man bemerke, daß große Trupps von Bauern aus dem Schwarzwalde herab zögen, oberhalb Waldshut von Stühlingen, oberhalb Lauffenburg von St. Blaſien. Sie führten Saumthiere mit ſich, welche mit Lebensmitteln, wohl auch mit Schießbedarf beladen wären.

— Bravo! — rief die Tiſchgeſellſchaft — das iſt für Rheinfelden beſtimmt, und ſoll uns willkommen ſein!

Man ſtöre die Bauern nicht, und laſſe ſie näher kommen. Taupadell kann eine Reiterabtheilung öſtlich zur Umgehung abſenden, welche ihnen den Rückzug verleidet — befahl Herzog Bernhard.

Rohan und Starſchädel, welche trotz kurzer Bekanntſchaft von einigen Tagen auffallend mit einander harmonirten, faßten die Nachricht anders auf. Sie hielten dieſelbe für ein Zeichen, daß kaiſerliche Truppen im Anmarſche wären. Die Bauern im ſüdlichen Schwarzwalde gälten für fanatiſch katholiſch und kaiſerlich, und könnten ſich wohl den heranziehenden kaiſerlichen Völkern angeſchloſſen haben.

Dieſe Meinung fand bei den Uebrigen keinen Glauben. Savelli ſei fern im Elſaß, Rainach, der allerdings aufmerkſame Kommandant von Breiſach, könne die Hauptfeſte nicht von Truppen entblößen, und der rührigſte Führer, Johann von Wörth, ſtehe tief rheinabwärts auf Mainz zu, er könne nicht in ſo kurzer Zeit herbeieilen.

Das Geſpräch wurde unterbrochen durch die Rückkehr des Parlamentairs, welcher den Kommandanten von Rheinfelden zur Uebergabe aufgefordert hatte. Er brachte eine abſchlägige Antwort. — Sie rechnen drin — ſetzte er hinzu — augenſcheinlich auf nahen Entſatz. Kommandant Röbel that ſehr zuverſichtlich. Uebrigens haben unſere Reiter einen Mann aufgefangen, der zwar in Bauernkleidern ſteckt, aber Kopf und Haltung eines Kriegsmannes hat. Auf einem Saumpfade, der von St. Blaſien herunter führt, haben ſie ihn getroffen. Er iſt vom Pferde geſprungen, um auf dem unebnen Boden leichter zu entſchlüpfen. Sattel und Zaumzeug des Pferdes iſt kaiſerlich kriegsmäßig geweſen. Er ſpricht auch nicht ſchwäbiſch —

— Herein mit ihm!

Der Wachtmeiſter aus Frick und Rheinfelden, die Bekanntſchaft Herzog Bernhards, erſchien vor der Geſellſchaft als gebundener Bauer.

Er ſah den Herzog Bernhard nicht ſogleich, da Erlach ihn anredete und examinirte.

Bernhard erkannte ihn auf der Stelle, und trat auf ihn zu. Als der Wachtmeiſter ſeiner anſichtig wurde, taumelte er zurück, und fuhr mit der Hand an den Kopf, gerade dahin zwiſchen Ohr und Auge, wo ihn Bernhards Fauſtſchlag getroffen —

— Du ſcheinſt ein Geiſterſeher zu ſein — ſagte Bernhard — den können wir brauchen. Nahe am Brückenthurme in Rheinfelden iſt ein Stück Mauer erſt vor acht Tagen neu aufgeführt worden. Bei Winterwetter. Es hält alſo nicht, und wird ein Paar Breſcheſchüſſen weichen. Du wirſt morgen früh unſern Stückſchützen die Stelle genau zeigen, und wenn Du recht gezeigt, will ſagen wenn die Mauer ſtürzt, ſo wirſt Du frei gegeben. Stürzt die Mauer nicht, dann ſtürzeſt Du — wohin? das wird Dein Spionirverſtand Dir ſelber ſagen. Was haſt Du im Gebirge gemacht, was haſt Du geſehen? Die Wahrheit! Sie allein kann Dir nützen. Was haſt Du geſehen, oder erfahren?

— Bauern, Herr Fürſt, nichts als Schwarzwälder Bauern, die Lebensmittel und Pulver brachten.

— Und was für kaiſerliche Truppen?

— Gar keine.

— Wenn wir morgen kaiſerliche Truppen ſehen, ſo haſt Du Deinen Kopf verwirkt, auch wenn die Breſche fällt. Wer ſchickt die Bauern? Der Bauer kommt nicht von ſelbſt. Habt Ihr ſie gerufen?

— Ja, Herr Fürſt. Als Eure Truppen anrückten, haben wir Boten ausgeſendet.

Dieſe Ausſage war leider geeignet, den Herzog zu beruhigen, und ſein Auge von der Gefahr abzuwenden, welche von den Bergen herab ſich unaufhaltſam näherte.

Der Tag hatte ſich in Schneewolken eingehüllt, es wurde ſchon dunkel, als der Wachtmeiſter in Gewahrſam abgeführt wurde, und die Generale wie Oberſten zerſtreuten ſich, um zeitig der Ruhe zu pflegen, damit der frühe Morgen ſie alle ausgeruht und rüſtig fände zum Sturme auf Rheinfelden.

Nur Herzog Bernhard, Herzog Heinrich von Rohan und Hans von Starſchädel blieben in dem großen Kapitelſaale des Ordenshauſes noch eine Zeitlang beiſammen. Sie allein ſtanden einander innerlich nahe, und waren ſich größerer Zwecke bewußt.

Sie ſaßen um ein Kaminfeuer, welches durch große Klötze Holz genährt wurde, und beſprachen die Angelegenheiten des Vaterlandes. Rohan gab ſich der deutſchen Reichsfrage gänzlich hin, weil er nur von einem reformirten deutſchen Reiche Hilfe für Frankreich erwartete. Er und Hans führten vorzugsweiſe das Wort. Hans in ziemlich trauriger Weiſe. Er wagte kaum noch, etwas Ganzes und Großes zu hoffen. So wie er ſein Vermögen zugeſetzt in Erhaltung ſeiner Regimenter, ſo fand er das deutſche Reich erſchöpft an materiellen Mitteln, und hatte keine Vorſtellung mehr von einer Beendigung des Krieges in größerem Sinne. Rohan tröſtete wie ein Idealiſt tröſtet, und verwies auf die Unerſchöpflichkeit der menſchlichen Seele, welche ſich das einmal erkannte geiſtige Gut nie wieder auf die Dauer entreißen laſſe. Bernhard tröſtete nicht nur, er belebte. Sein ganzes Weſen war in kräftigſtem Schwunge; er fühlte die Kraft in ſich, den Kampf zu endlichem Siege zu führen. Daß er ſich unabhängig von den Franzoſen gemacht war ihm eine tiefe Erleichterung — er vertraute ſeinem Genius, und faßte die Dinge auf, wie ein beherzter Krieger ſie auffaßt. Entſchloſſen und — im Detail praktiſch. Eine Neuerung im Geſchützweſen beſchäftigte ihn. Er hatte ſie mit Hans ſchon erörtert, und mitten aus den weiten Geſprächen kam er jetzt darauf zurück, weil Hans beſonders hierin ſachverſtändig war.

Ein heftiger Windſtoß, welcher die Fenſter erſchütterte, unterbrach ſie, und brachte ihnen in Erinnerung, daß auch ſie einiger Stunden Schlafs bedürftig wären. So trennten auch ſie ſich gegen Mitternacht. Hans noch mit der Bemerkung, daß man morgen während des Sturmes dies Bückner Ordenshaus mit Schützen beſetzen ſollte, um es vor einem Handſtreiche ſicher zu ſtellen, wenn etwa doch —

— Das wäre für das „rothe Haus“ noch nöthiger. Ich glaube nicht an die Nähe eines redenswerthen Feindes.

Das „rothe Haus“ war ein ſteinerner Häuſerhaufe rheinaufwärts zwiſchen Bücken und Lauffenburg.

Eine halbe Stunde ſpäter lag Alles in tiefem Schlafe, was die maſſiven Gebäude des geiſtlichen Hauſes bewohnte.

Draußen wehte ſtoßweiſe ein heftiger Wind, und jagte die Schneewolken, welche nur einzelne Flocken fallen ließen. Die Nacht war finſter, und nur langſamen Schrittes konnten die kaiſerlichen Truppen, welche von den Bergen über St. Blaſien herunterſtiegen, vorwärts kommen.

Sie bildeten, wenn ſie beiſammen waren, ein kleines Heer, an Anzahl dem Weimariſchen überlegen. Von Wien, von München, von Breiſach waren die lebhafteſten Anſtrengungen ausgegangen bei der Nachricht: Herzog Bernhard ſtehe vor Rheinfelden. Dieſer Einbruch in öſterreichiſches Land mit freier Rückenſtellung gegen die Schweiz erſchreckte die katholiſchen Herrſcher außerordentlich. Boten flogen nach allen Seiten. Savelli wurde aus dem Weſten, Johann von Wörth aus dem Norden geholt, alle vereinzelten Truppenkörper mußten in Eilmärſchen nach dem Schwarzwalde marſchiren, und die Kriegskommiſſaire aus den vornehmſten Familien, die Fürſtenberg an der Spitze, die Lerchenfeld desgleichen riefen einen Landſturm unter den Bauern zuſammen.

In dieſer Nacht — es war die Nacht vor dem 28. Februar 1638 — kam dieſe kleine Völkerwanderung bis auf die letzten Anhöhen vor dem Rheinthale herab.

Dort hielt man ſtill um ſich zu ſammeln. Der Morgen graute.

Den Oberbefehl führte der Herzog von Savelli, ein Günſtlingsgeneral der Herren aus Wien, welche durch keinerlei Erfahrung zu belehren waren, daß ſolches Protektionsweſen dem Reiche die tiefſten Wunden ſchlage.

Die Hauptperſon war Johann von Wörth, ein ganzer Mann aus dem Kölniſchen — dem Hinterkölniſchen, um ſo zu ſagen, denn nach Brabant hinein verlegt man ſeine Abkunft. Vom gemeinen Reiter war er aufgeſtiegen zum genialſten Feldherrn, welchen der deutſche Krieg ausgebildet hatte. Er ſtand im Dienſte des bayriſchen Kurfürſten und verachtete den wälſchen Herzog Savelli gründlich.

Aber ihm war es um das Gelingen der katholiſchen kaiſerlichen Sache zu thun, und er ordnete ſich unter, wenn's denn ſein mußte. Den linken Flügel des anrückenden kaiſerlichen Heeres hatte er in dieſer Nacht übernommen, und an dieſer Stelle hoffte er dem weimarſchen Herzoge endlich den Garaus zu machen. Auf die Verbindungslinie zwiſchen Kloſter Bücken und Lauffenburg wollte er ſich werfen, um Bernhard abzuſchneiden von der Lauffenburger Brücke und von dem Zuſammenhange mit deſſen Truppen auf der linken Rheinſeite.

Dies ſtand den Schläfern im Ordenshauſe wirklich bevor, und als Bernhard beim Morgengrauen geweckt wurde mit der Nachricht, große Schaaren kaiſerlicher Reiter hätten das „rothe Haus“ beſetzt, und rückten auf der Lauffenburger Straße heran, da überſah er augenblicks den Fehler ſeiner Sorgloſigkeit, ſo wie die ganze Gefahr.

Mit einem Sprunge war er auf, und befahl, Alles zuſammenzuziehen um's Kloſter. Binnen zehn Minuten hielt er in der Morgenkälte zu Pferde auf der Höhe vor dem Ordenshauſe, und ſtrengte ſein Auge an, den anbrechenden grauen Tag mit dem Blicke zu durchdringen nach Oſten und nach Norden hin. Alle Führer umgaben ihn, und blickten geſpannt auf ſein Antlitz. Jeder wußte, daß die Gefahr rieſengroß wäre, aber Jeder vertraute auf die kühne Schlagfertigkeit des Herzogs, der keine Miene verzog, ſondern kaltblütig von Minute zu Minute neue Befehle ertheilte. Auf jeden Befehl flog ein Bote von dannen.

Drei Aufgaben ſtellten dieſe Befehle in erſte Linie. Zunächſt: wie ſtark iſt der Feind? Alsdann: wie raſch und wie viel bringen wir auf Kahn und Fähre Truppen und Geſchütz herüber vom andern Ufer? Endlich: wie halten wir den Feind auf, bis wir uns geſammelt?

Taupadell, der keckſte Reiterführer des Weimarſchen Heeres, ein lichtbraun bebarteter, lebensfriſch drein ſchauender Thüringer übernahm die Auskundſchaftung und die Aufhaltung des Feindes. Erlach übernahm das Herüberſchiffen. Der Rheingraf Philipp übernahm das nachdrucksvolle Zurücktreiben der feindlichen Vortruppen. Hans von Starſchädel ordnete auf eigne Fauſt die verhältnißmäßige Armirung der Kloſtergebäude durch thüringiſche Schützen aus ſeinen Regimentern, die zur Hand waren.

Unter dieſen Anſtalten wurde der Tag licht und lichter. Bernhard ſah, daß der Feind von Lauffenburg her ſeine Hauptmacht entwickelte. — Das Nächſte wird ſein — rief er — daß er Rheinfelden wird entſetzen, daß er nach Rheinfelden wird durchdringen wollen. Das muß zunächſt verhindert werden, und dann wird ſich's zeigen, ob er mehr vermag!

Bernhard ſtellte alſo zunächſt Alles was er erreichen konnte von ſeinen Truppen — es waren zwölfhundert Reiter und zwei Regimenter Fußtruppen — ſo auf an der Bückner Höhe, daß ihnen der Feind die Flanke bieten mußte, wenn er nach Rheinfelden hinüber wollte.

Er hatte ganz richtig vermuthet. Wörth hatte es ſo vorgehabt, und wurde nun durch Bernhards Aufſtellung davon abgehalten. Aber dies ſteigerte nur die Gefahr für Bernhard. Wörth entſchloß ſich nun, den vollen Heranzug der kaiſerlichen Truppen abzuwarten, und dem Herzoge Bernhard eine volle Feldſchlacht zu liefern. War Bernhard einer ſolchen gewachſen in ſo mißlicher Lage? Seine Verbindungslinie war verloren, hinter ſich hatte er den brauſenden, eiſigen Rheinſtrom, und für ihn nur ein Paar ärmliche Kähne und Fähren. Wollte er nach Weſten entweichen, ſo mußte er an Rheinfelden vorüber, deſſen Kommandant ſicherlich ausfallen würde, und wo kam er hin? In feindliches Land ohne irgend ein Hülfsmittel für ſein Heer. War es zudem ein volles Heer, welches zum Entſatze Rheinfeldens heranzog, dann kamen gewiß auch Truppenmaſſen weſtlich Rheinfeldens von den Bergen herunter, in deren Hände er dann fallen mußte.

Richtig! Ein Bote des Rheingrafen meldete: auch von dieſer Seite im Nordweſten rückten dichte Truppenzüge herab. Es war das Centrum und der rechte Flügel der Kaiſerlichen unter Savelli.

Es wurde klar: die Verzögerung bedeutete das Schlimmſte, Bernhard wurde zu einer offnen Feldſchlacht genöthigt.

Stunden waren darüber vergangen. Sie waren gut benützt worden von den Weimarſchen. Ueber tauſend Mann, meiſt Musketiere waren durch Erlach herüber geſchifft worden und acht Feldſtücke. Mit dieſen und ſechs geſammelten ſchwachen Regimentern entſchloß ſich Bernhard die Schlacht zu beſtehen.

Bernhard hielt noch wie früh am Morgen auf ſeinem Roſſe vor Kloſter Bücken. Er ließ jetzt alle erreichbaren Führer aus den Plänklergefechten zu ſich rufen, um ihnen den Schlachtplan aufzugeben.

Er wies nach links hin, wo ein Thal nach Rheinfelden mündet, und wo ein Bach aus einem Walde herabkommt durch ein Dorf. Dies Dorf heißt Karſchau, der höher liegende Wald der Karſchauer Wald. — Dort herab — ſagte der Herzog — wird der Hauptſtoß kommen nach Rheinfelden hinein. Die Ueberflügelung zu unſrer Rechten hat man angeordnet, um uns zu ſchleunigem Aufheben der Belagerung und zu einem jähen Abzuge zu nöthigen. Den Gefallen haben wir ihnen nicht gethan. Nun gilt's Zweierlei. Wir müſſen dem Andrange durch Karſchau die Stirn bieten, und müſſen die Ueberflügelung rechts zerſprengen, damit wir für alle Fälle unſre Verbindungslinie nach Lauffenburg frei erhalten. Wie's auch gehe, und wenn wir auch weichen müſſen, die Herrn müſſen ihre Leute immer halb rechts wenden, da wir die Lauffenburger Straße für wichtiger halten als die Feſtung Rheinfelden zu unſrer Linken. — Naſſau und Taupadell fechten auf dem rechten Flügel, und ſprengen die Ueberflügelung. Iſt das gelungen, ſchwenken ſie links in's Centrum des Feindes. Ich führe unſer Centrum, Rheingraf Philipp unſern linken Flügel. Er hält Karſchau ſo lang als möglich, und muß er heraus, ſo erfolgt von mir und ihm ein entſchloſſener Angriff auf den hervorbrechenden Feind. Gott mit uns! Vorwärts!

Heinrich von Rohan ſchloß ſich dem Grafen von Naſſau an, und ſprengte mit ihm von dannen. Sein blaſſes Antlitz röthete ſich in dem Schwunge, einem ungeſtümen Reiterangriffe beiwohnen zu können. Hans von Starſchädel ſah dies nicht ohne Beſorgniß. Wie ſchön auch der hochgewachſene Herr mit edlem Antlitze ausſah auf hohem Roſſe, Hans meinte in dem geiſterhaft blickenden Auge ein bedenkliches krankes Etwas zu entdecken. Er meinte, der durch Siechthum geſchwächte Körper könnte in plötzlicher Erſchöpfung verſagen — er ſprengte ihm nach, um an ſeiner Seite zu fechten. Er hatte eine tiefe Zuneigung gefaßt für dieſen würdigen franzöſiſchen Seigneur, welcher in edler Aufopferung, im Sinne reiner Bildung, in Liebe für alles Höhere ſo vortheilhaft abſtach von zahlreichen Standesgenoſſen.

Auch Bernhard ſchien der Kraft Rohans zu mißtrauen, und deſſen Theilnahme am wilden Reiterangriffe nicht zu wünſchen. Er rief ihm nach — umſonſt! Rohan hörte es nicht mehr unter den Hufſchlägen ſeines Roſſes.

Da winkte Bernhard Erlach, und bat ihn, auf jener Seite mitzufechten, und den durch Krankheit geſchwächten Herzog ſchützend im Auge zu behalten.

Bernhard ſelbſt ſchien heute ganz Feldherr bleiben und nicht perſönlich am Kampfe theilnehmen zu wollen. Die Leitung der Schlacht war heute wichtiger als je, alle Bewegungen und Wendungen mußten ſchier bis auf Fußbreite genau ausgeführt werden — er blieb halten auf der Bückner Anhöhe.

Der Rheingraf Philipp war ſeinerſeits unterdeſſen mit den Fußtruppen gegen Karſchau hinauf gerückt. Links und rechts begann die eigentliche Schlacht.

Es war beinahe um die Mittagszeit. Die Schneewolken lichteten ſich, und hie und da blinzelte die Sonne vorübergehend auf die weiße Erde herab, welche bald mit Blutſtrömen und Leichen bedeckt ſein ſollte.

Auf der rechten Seite ging es ſtürmiſch und glänzend her. Taupadell am Flügel, Naſſau links von ihm zerſprengten in ungeſtümem Anlaufe die Ueberflügelung. Wörths Truppen waren vier Tage und halbe Nächte lang raſtlos marſchirt, ſie waren ermattet, und entwickelten nicht Widerſtandskraft genug gegen den Anprall. Sie wichen, und was vom Landſturme in ihrer Nähe war, ſtürzte ſich in wilde Flucht.

Augenblicklich fehlte auf dieſem Flügel auch die Führung. Johann von Wörth hatte Savelli ſagen laſſen: er beginne die Schlacht, da der Weg nach Rheinfelden durch den Feind verlegt ſei. Savelli hatte zurück ſagen laſſen. Nein! er ſolle warten, bis die Regimenter Beigott, Edi und Tragi, welche noch fehlten, in die Schlachtlinie eingerückt ſeien. Ungeduldig war Wörth nach dem Centrum hinüber geſprengt zu Savelli, um ihm heftig auseinander zu ſetzen, daß der Feind ſich ebenfalls ſtündlich verſtärke über den Rhein herüber, daß er jetzt noch offenbar ſchwach ſei, und daß ein geſammtes Vorgehen ihn in den Strom dränge. Wie immer war es zu Zank und Streit gekommen mit dem widerwärtigen, unfähigen Wälſchen, da war das Geſchrei herbei geflogen: der Feind greift an in wilder Furie, und der linke Flügel wird geworfen. Wüthend war Johann von Wörth nun zurück geſprengt, und mit aller Gewalt ſuchte er jetzt die Flucht der Seinigen aufzuhalten. Er hatte eine Löwenſtimme und genoß des größten Anſehens und Einfluſſes auf ſeine Leute. Sein Geſchrei und Fluchen ſtaute einen Theil der Flucht. Es ſammelten ſich Haufen um ihn, und folgten ihm zum Widerſtande. An ihrer Spitze ſtürmte der grimmig ausſehende ſchwarzbärtige Kriegsmann gerade dahin, wo der Graf von Naſſau, Rohan, Erlach und Hans mähend vordrangen. Mann an Mann mußten die Führer fechten. Wörth gerieth an Naſſau. Hieb auf Hieb flog, die Klingen zerſprangen auf den Eiſenſchienen um Hals und Schultern. Sie griffen nach den Piſtolen, und brannten ſie faſt Auge in Auge auf einander ab. Wörth wurde durch die Wange geſchoſſen, Naſſau durch den Hut. Von beiden Seiten nahmen ſich Reiter ihrer Führer an, ſie wurden getrennt —

Unweit davon war eine Anzahl der zurückkehrenden Wörthſchen Reiter wie auf Verabredung gegen den Herzog von Rohan zugeſprengt. Sein vornehmes Aeußere mochte ſie locken. Er hatte nur Mathieu an der Seite; Erlach und Hans waren durch kämpfende Trupps von ihm getrennt worden. Und Mathieu's Pferd wurde durch einen Piſtolenſchuß niedergeſtreckt, es begrub den treuen Diener unter ſich. Ein zweiter Schuß traf den Herzog ſelbſt in den Schenkel und verwundete das Roß desſelben. Es bäumte ſich hoch, und da die Schußwunde des Herzogs ihm die Schenkelkraft zum Schluſſe am Sattel und Weiche des Pferdes verminderte, ſo verlor er das Gleichgewicht und fiel zur Erde. Zwei Wörthſche Reiter waren im Nu neben ihm, unter gegenſeitigem Zurufe „Halb Part!“ faßten ſie geſchickt zwiſchen ihren Pferden nach Schulter und Füßen des verwundeten und vom Falle betäubten Mannes, und brachten ihn der Länge nach zwiſchen ſich empor bis zur Sattelhöhe. — Dein Pferd iſt das ſtärkere — rief der eine — Du nimmſt ihn, und bringſt ihn hinaus! Der wird ſich ſchon auszahlen! Und dabei wurde der widerſtandsloſe Körper geſchoben und gezerrt vor den Sattel des andern Reiters gebracht. Fort ging's mit ihm. Glücklicherweiſe nicht gar zu ſchnell, denn die Laſt war beſchwerlich für das Roß des Reiters, weil ſie den Hals mehr beläſtigte als das Kreuz.

Mathieu, welcher das mit anſah, während er ſich mühſam unter ſeinem Thiere hervorarbeitete, ſchrie aus vollen Lungen nach Hans von Starſchädel, welchen er in der Nähe fechten ſah.

Hans, ein trefflicher Fechter, hatte ſich ſo eben ſeines letzten Gegners entledigt, ſprengte auf das Schreien herbei, folgte mit dem Blick dem ausgeſtreckten Arme Mathieu's, verſtand das Geſtöhn „Gefangen! gefangen,“ und jagte hinter den Wörthſchen Reitern her. Mathieu folgte zu Fuß, anfangs taumelnd, ja niederſtürzend, denn ſein fallendes Pferd hatte ihn arg zerquetſcht; aber ſein Wille war rieſenſtark, der Wille, ſeinem Herrn durchaus beizuſtehen —

Die Wendung des Gefechtes kam beiden Errettern zu ſtatten. Der Rückprall, welchen Johann von Wörths Ankunft verurſacht, hatte ſich nicht nachhaltig erwieſen, Wörth hatte nur zu geringe Schaaren ſammeln und fortreißen können und Taupadell, von rechts her drängend, hatte das ſiegreiche Vordringen der Weimarſchen wieder hergeſtellt. Die Wörth'ſchen Reiter mußten nach links hin weichen; ſie kreuzten denjenigen, welcher Rohan vor ſich am Sattel hielt, ſie hemmten das Fortſchreiten ſeines Pferdes. Hans holte ihn ein, und riß ihn rückwärts nieder. Dabei ließ der Arm des Reiters, welcher den Herzog umſchlungen hatte, nach, und dieſer fiel von Neuem zu Boden. Schmerzhaft und erſchütternd genug für den verwundeten Mann. Bei dem Zurückreißen des Reiters war dieſer unwillkührlich ſeinem Roſſe mit den Sporen in die hinteren Weichen gefahren, und da das Thier außerdem von der vorderen Laſt befreit worden, ſo machte es einen weiten Satz unter die quer vorüber fliehenden Reiter hinein ſammt ſeinem auch in ſolcher Ueberraſchung Schluß haltenden Herrn — Hans und der am Boden liegende Herzog waren plötzlich allein.

Hans ſprang ab, und Mathieu taumelte eben herzu. Sie hoben den Herzog auf; er war faſt ohnmächtig; aus der Wunde quell das Blut. Hans riß ſeine Feldbinde ab, und ſchlang ſie wenigſtens äußerlich feſt um das Bein, und nun nahm Mathieu unter Schluchzen ſeinen armen Herrn auf beide Arme, um ihn aus dem Getümmel nach rückwärts zu tragen. — Er iſt leicht! ach, er iſt nur zu leicht! — rief der treue Diener als Hans bemerkte: weit ginge es in dieſer

Weiſe nicht, und Kloſter Bücken ſei eine halbe Stunde entfernt.

Der Raum, welchen ſie durchſchritten — Hans ſein Pferd am Zügel führend — war ziemlich leer; das Reitergefecht ging aufwärts, und nur verwundete und ſterbende Kriegsleute, todte und verſtümmelt umher hinkende Pferde nöthigten ſie mitunter zum Ausweichen. Endlich fing Hans ein herrenloſes Pferd ein, welches noch geſund war, und er verſuchte nun eine neue Transportweiſe. Als beſſerer Reiter beſtieg er das fremde Pferd, welches ſehr akkurat geführt werden mußte, wenn der neue Transport möglich werden wollte. Dann ließ er ſich den Herzog herauf reichen und auf den Schenkel lehnen; dann mußte Mathieu Hanſens Pferd, ein ſicheres Thier, beſteigen, und dicht heran drängen; dann wurde der Unterkörper des Herzogs hinüber gelegt auf Hanſens Pferd, und dann ritten ſie ſo, Bügel an Bügel, in langſamem Schritte auf Bücken zu.

Der Herzog erwachte nach einer Viertelſtunde aus ſeiner Ohnmacht, und verſicherte ſeinen Rettern, daß er keinen Schmerz empfinde.

Es war Nachmittag geworden, und als ſie das Deutſchordenshaus ſo nahe ſahen, daß Hans mit ſeinem ſcharfen Auge ſeine Schützen an den Fenſtern wahrzunehmen meinte, da wurden ſie genöthigt ſtill zu halten. Denn ſie waren nahe am Gedränge eines andern Theiles der Schlacht.

Hier nämlich war es ſchlechter gegangen als auf dem rechten Flügel der Weimaraner. Die Kaiſerlichen waren ſo ſtark aus dem Karſchauer Walde herabgedrungen in's Dorf, daß die Weimar'ſchen das Dorf nicht hatten behaupten können. Auch das letzte Regiment, Halſtein, hatte heraus gemußt, und der tapfere Rheingraf Philipp, der nicht weichen und ſich auch nicht gefangen geben wollte, war erſtochen, erſchlagen und erſchoſſen worden wie ein Held. Die ſiegreiche Maſſe der Kaiſerlichen war im Sturmſchritt auf die Höhe von Bücken gekommen, und erſt hier durch das treffende Gewehrfeuer aus allen Fenſtern, von allen Dächern und allen Vorſprüngen des feſtungsartigen Kloſtergebäudes aufgehalten worden. Die Geſchütze Bernhards waren in die Hände der Kaiſerlichen gefallen, und dieſe ſtürzten ſich eben auf das Weimar'ſche Gepäck am Fuße der Bückner Anhöhe.

Dies war der Augenblick, in welchem Hans und Mathieu mit ihrem Verwundeten in die Nähe des Schlachttumultes kamen und ſtill halten mußten. Ein Officier aus der Umgebung Bernhards jagte an ihnen vorüber, und zügelte ſeine Eile nur einen Moment, um Hans in Kenntniß zu ſetzen über den Stand der Dinge. Er flog zu Taupadell. Dieſer ſollte die Verfolgung der Wörth'ſchen Reiterei abbrechen, und Fühlung ſuchen mit dem Centrum, damit er ein neues Vordringen Bernhards auf der rechten Flanke unterſtützen könnte.

Herzog Bernhard ſah mit Vergnügen auf die Habgier der kaiſerlichen Soldaten, welche ſich in Beraubung des Gepäcks zerſtreuten. Er ritt auf und nieder unter ſeinen zerriſſenen Regimentern, er ordnete ſie und ermunterte ſie, und rief ihnen zu: In einer Stunde ſteht's anders. Schöpft Athem und ſeht auf mich!

Noch keine halbe Stunde war vergangen, da hörte er zu ſeiner Rechten die Trompeten des unermüdlichen Taupadell, der ſeine Reiter ſammelte. Bernhard ließ all ſeine Trompeter und Trommler antworten durch die ſchmetternden und wirbelnden Signale zum Sturmangriff, und an der Spitze der wieder geordneten Regimenter ſtürzte er unter den plündernden Feind, ihn niedermähend und zurücktreibend nach allen Seiten. Nicht eine Viertelſtunde dauerte es, da hatte er die Mehrzahl ſeiner Geſchütze wieder erobert, und den Feind wieder nach Karſchau hinein getrieben. —

Sobald die Anhöhe vor ihnen wieder leer geworden, ſetzten Hans und Mathieu ihren Krankenmarſch fort. Hans voller Ungeduld. Es war ihm große Pein, dem Kampfe fern zu bleiben, und war ihm eine große Erleichterung, von Rohan zu hören, daß dieſer eine Wiederkehr der Kräfte ſpürte und Hans ausdrücklich bat, ihn geringeren Leuten zu übergeben, damit ein ſo wichtiger Krieger nicht länger unthätig verbleiben müßte in entſcheidender Stunde.

Oben am Ordenshauſe ankommend fanden ſie auch die Hilfsmittel dafür. Zwei zuverläſſige Leute Hanſens übernahmen die Aufgabe, den kranken Herzog zum Rhein hinabzu bringen auf einer Tragbahre, ihn überzuſchiffen, und drüben in einen Wagen zu betten, der ihn nach Baſel bringen ſollte. Hinter den Belagerungstruppen drüben gab's eine zahlreiche Wagenburg, und Hans verpflichtete ſeine Leute, Mathieu nicht eher die Sorge für den Herzog allein zu überlaſſen, als bis er wohl gebettet fortfahren könnte. Ein Feldſcheer bei den Truppen im Ordenshauſe hatte einen Verband angelegt und zuverſichtlich erklärt, die Wunde wäre ungefährlich.

Faſt heiter trennten ſich Hans und der Herzog.

Der Nachmittag war trüb geworden; dunkle Wolken bedeckten den Himmel. Sie glichen mehr Regenwolken als Schneewolken, und verdunkelten das Tageslicht zeitig.

Hans ritt nach der Richtung hinüber, wo Taupadells Anſchluß an Bernhard gewünſcht und vorausgeſetzt werden mußte. Hier konnte er zunächſt ſtrategiſch nützen, da er die Stellungen kannte, wie ſie im Augenblick waren. Es ſchien ihm auch viel darauf anzukommen, daß er den etwa nöthigen Rückzug Taupadell andeuten konnte. Die Wendung war im Allgemeinen glücklich gerathen; nach der Lauffenburger Seite ſtand kein Feind mehr.

Dieſe Erwägung zeigte ſich denn auch bald als die wichtigſte. Die Zahl der Weimaraner war den größeren Maſſen der Kaiſerlichen nicht gewachſen. Wörth hatte bald bemerkt, daß die Verfolgung Taupadells aufhörte, und hatte ſeine Truppen gegen Karſchau herab zur Unterſtützung Savellis geleitet. Die Weimaraner wurden hart bedrängt, und Taupadells Reiter hielten nur noch mühſam Stand, als Hans bei ihnen ankam. Zudem ſank der Abend auf einmal ganz dunkel nieder. Man ſah ſich kaum noch, es wurde ein wüſtes Fechten und Ringen.

Inſtinktmäßig unterließen dies allmählig die Truppen von beiden Seiten. Es trat ein völliger Stillſtand ein, und es bildete ſich ein leerer Raum zwiſchen den feindlichen Heeren.

Taupadell kam langſam von der Höhe herab durch dieſen leeren Raum geritten, und traf auf Hans, welcher ebenfalls die Haltung des Feindes in der Nähe beobachten wollte. Was nun? fragte Einer wie der Andere.

— Sucht den Herzog auf — ſprach Taupadell — und meldet ihm, was ich ſo eben erfahren habe. Die Enge, welche das „rothe Haus“ ſperrt, iſt noch in den Händen von ein Paar Hundert Kaiſerlichen. Auf unſerm Rückzuge liegt alſo ein Hinderniß.

Hans ſuchte durch die Finſterniß einen Weg nach der Tiefe hinab. Er war ſehr bekümmert. So mißlich und dürftig begann ein Feldzug mit geringen Mitteln, welcher die einzige, die letzte Ausſicht bot für die evangeliſche Sache.

Er fand den Herzog inmitten ſeiner Generale. Ehm, Roſen, Naſſau, Schafalitzky, Kanowski waren neben ihm. Erlach fehlte. — Was bringſt Du? — rief ihm Bernhard mit ganz friſchem Tone entgegen.

Hans berichtete.

— Nun — entgegnete Bernhard — das rothe Haus wird uns nicht viel zu ſchaffen geben. Naſſau, welcher des armen Rheingrafen Regimenter übernimmt, bricht zuerſt auf, und erſtürmt es bei Tagesanbruch.

— Wie? — riefen Alle — Rückzug?! Rheinfelden aufgeben?!

— Sobald der Feind unſern Abzug merkt, wird er freilich hinein ziehen — entgegnete Bernhard. — Was helfen halbe Erfolge! Ein voller Sieg thut uns noth. Den können wir heut nicht erzwingen; wir brauchen all unſre Kräfte dazu. Ehm! Hinüber auf's linke Ufer! Die Belagerung aufheben; alle Stücke, alles Fuhrwerk, alles Gepäck, alle Truppen noch in der Nacht gen Lauffenburg ſenden. — Roſen! Mit Euren und Taupadells Reitern bis Mitternacht hier bleiben, und Lärm machen, damit der Feind getäuſcht bleibe, und dann folgen! An's Werk! — Hans, reite neben mir!

Bernhard ſchlug Hans vor, im feſten Ordenshauſe Bücken zurück zu bleiben mit einer namhaften Beſatzung. — 's iſt freilich ein ausgeſetzter Poſten. Aber Du wirſt Dir im Nothfalle zu helfen wiſſen, und bei denen da drüben herrſcht weder Einigkeit noch Verſtand. Ich hab's aus dem Fluchen eines gefangenen Officiers entnommen. Der Schwachkopf Savelli kommandirt, und der Hitzkopf Werth gehorcht nicht. Setze Geld daran, daß Du bis morgen Mittag genau auskundſchaftet haſt, was der Schwachkopf mit ſeinen Truppen angefangen hat. Ich hab Anzeichen, daß der Schießbedarf und die Lebensmittel vorzugsweiſe von den Bauern über Stühlingen kommen ſollen. Ich aber bleibe zwiſchen Stühlingen und Rheinfelden. Der Sieg, denk' ich, welchen er ſich zuſchreiben wird, ſoll dem Savelli zu Kopfe ſteigen, und der Hunger in Rheinfelden und unter ſeinen Truppen wird ſchreien; der Wälſche wird Dummheiten machen. Was Du erkundſchaftet laß mir ſogleich ſagen; ich bin voll Hoffnung und muß nur erſt all meine Kräfte in der Hand haben.

Unterhalb Bücken ſchieden ſie. Dort erſt erfuhr Bernhard das Schickſal Rohans. Es traf ihn empfindlich. Aber

Hans tröſtete mit der Ausſage des Feldſcheers: die Wunde wäre von keiner Bedeutung.

Am nächſten Morgen war das rothe Haus geſtürmt. Von den Gefangenen erfuhr man, daß in dieſer Gegend alle Welt von einem Siege Bernhards geſprochen habe. Taupadells Zerreißen der Wörth'ſchen Ueberflügelung hatte zahlreiche Flüchtige hierher gejagt, und durch dieſe war das Geſchrei von einer Niederlage der Kaiſerlichen aufwärts getragen worden unter die Bauern. Mit all ihren Vorräthen waren dieſe in die Berge zurückgewichen.

Des Abends kam Botſchaft von Hans. Sie lautete: Wörth iſt mit einem Fähnlein vor Bücken erſchienen, aber abgewieſen worden. Die kaiſerlichen Truppen ſind in weiter Zerſtreuung auf die Dörfer gelegt. Sie ſollen nach allen Richtungen „merodern".

Nach einem walloniſchen Kriegsmanne Merode, welcher dies Unweſen angefangen, nannte man es „merodern", wenn die Truppen ſich zerſtreuten, und auf eigne Fauſt Nahrung und Beute ſuchten unter zerſtörender, meiſt grauſamer Gewalthandlung.

Am nächſten Tage, es war Dienſtag der zweite März — die Schlacht hatte am Sonntage ſtatt gefunden — war Bernhard mit ſeinem Entſchluſſe fertig. Er hatte all ſeine Streitkräfte über die Lauſſenburger Brücke an ſich gezogen. Marſchfertig ſtand ſein ganzes Heer zwiſchen Lauſſenburg und dem rothen Hauſe auf freiem Felde. Es war Nachmittags, und ein Nebel hüllte die ganze Landſchaft ein.

Da erſchien Bernhard auf ſeinem großen aus Weſtphalen ſtammenden ſchwarzen Roſſe, umgeben von all ſeinen Generalen. Auch der fröhlich umſchauende Taupadell war eben angekommen vom Streifzuge, welcher Nachrichten eingeſammelt hatte bis St. Blaſien hinauf. Dieſe Nachrichten ſchienen in Bernhards Plan einzuſtimmen: er ſah friſch und heiter aus.

Auf ſeinen Wink bildeten die nächſten Regimenter ein enges Viereck um ihn, und mit weit ſchallender Stimme ſprach er: Nun, Freunde, iſt der Augenblick da. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Am Sonntage haben wir den Sieg aufgeſchoben, weil wir nicht zahlreich genug beiſammen waren; morgen wollen wir ihn holen. Iſt's Euch recht?

Jauchzend ſchrieen Alle, und ſchwenkten die Waffen.

— Nun alſo in ſtrenger Ordnung und ohne Lärm vorwärts. Wir marſchiren in die Nacht hinein bis über Säckingen abwärts. Dort raſten wir unter Waffen ein Paar Stunden. Vor Tage brechen wir wieder auf, und mit Sonnenaufgang faſſen wir die erſchrocknen Kaiſerlichen da, wo wir ſie am Sonntage verlaſſen haben. Gott mit uns!

— Gott mit uns! — riefen Tauſende von Stimmen über das Feld hin, und der Marſch begann.

Der Morgen graute erſt, als Herzog Bernhard vor Bücken war, und Hans von Starſchädel begrüßte.

Eine Kroatenabtheilung, die zwiſchen Bücken und Rheinfelden lag, bringt die Nachricht in die Stadt hinein: der Feind rücke an. Johann von Werth wirft ſich auf's Roß, und erkennt mit Schrecken: was das zu bedeuten habe.

Nun fliegen die Boten nach allen Dörfern, und alle kaiſerlichen Generale eilen aus der Feſtung heraus, um nicht eingeſchloſſen zu werden.

Von Rheinfelden nach Bücken war das ganze Rheinufer von Gebüſch bedeckt. In dies Gebüſch werden die nächſten kaiſerlichen Truppen geworfen. Die Hauptmacht wird abwärts von Rheinfelden aufgeſtellt, wo die Thalmulde mit ihrem Bach durch Karſchau ſich herunter ſenkt. Der Bach bildet abwärts von Karſchau einen breiten Graben. Hinter dieſem Graben ordnet ſich was herbeikommt von kaiſerlichen Truppen, Reiterei und Fußvolk neben einander. An Geſchützen fehlte es, an Schießbedarf desgleichen, an Truppen nicht minder, nur die Befehlshaber und die Fähnlein waren vollzählig da.

Des Sieges ſicher kam das Weimar'ſche Heer breit angezogen mit klingendem Spiel. Auf ſeiner Rechten weit oben die Taupadell'ſche Reiterei, um durch den höher liegenden Wald heute ſeinerſeits die Ueberflügelung vorzunehmen. Unten kommandirte Herzog Bernhard, und ließ die Ufergebüſche zu ſeiner Linken nachdrücklich ſäubern. Raſch war das bewerkſtelligt, und auf den Graben zu wälzte ſich die Centrummaſſe, die Geſchütze vor ſich herſchiebend, und im Vorrücken feuernd. Das war die Neuerung, welche Bernhard mit Hans beſprochen. Bis jetzt hatten die Geſchütze nur aus feſter Poſition geſchoſſen. Heut rückten ſie zum Erſchrecken des Feindes nach jeder Lage weiter vor, und die dritte Salve gaben ſie ſo nahe am Graben, daß ſie auf Piſtolenſchußweite vor dem Gegner abgebrannt wurde. Eine Neuerung, welche auch die tapferſten Reihen in's Wanken bringen konnte. Und nun in der Nähe des Grabens Bernhards ſchallendes Kommando von allen Führern wiederholt: „Hinüber!“ und der weite Sprung des ſchwarzen Rieſenroſſes im Nu ausgeführt von der ganzen Linie trotz des Musketenfeuers der Kaiſerlichen, ausgeführt von Reiterei und Fußvolk ohne einen Schuß aus den Handwaffen — das hatte etwas Schauerliches. Denn nun erſt als ſie drüben waren ſchoſſen die Weimaraner, wie ihnen Bernhard befohlen, dicht am Leibe des Gegners ihre Piſtolen und Musketen los. Jede Kugel traf und riß nieder, und dieſe ganz ungewöhnliche Gefechtart half die Beſtürzung vollenden — die ganze kaiſerliche Linie warf ſich in die Flucht, die Reiter löſ'ten nicht einmal ihre Piſtolenſchüſſe, es hatte ſich ein paniſcher Schrecken verbreitet —

Nur oben im Walde hielt das Wahlſche Regiment tapfer Stand. Dorthin hatte ſich auch Johann von Wörth aus dem Alles niederreißenden Fluchtgetümmel errettet, und hier wurde gefochten bis zum Aeußerſten. Ohne Ausſicht, ohne Erfolg. Taupadell hatte das ganze Gehölz umſchlagen, der Graf von Naſſau drang mit friſchen Fußtruppen ein — was nicht fiel, mußte einzeln ſein Heil in der Flucht ſuchen. Unter dieſen Johann von Wörth. Die Naſſauer holten ihn ein, und dem Kapitän-Lieutenant dieſes Regiments — ſo wurde neuerdings der Hauptmann genannt, welcher des Obriſten Leibkompagnie führte — mußte er ſeinen ſtarken Degen ausliefern.

Binnen einer Stunde war die ganze Schlacht zu Ende.

Die Verfolgung einer dergeſtalt aufgelöſ'ten Schlachtordnung war ein Feſt für die Reiter Taupadell's und Roſens. Ja Officiere, deren Stellung es gar nicht mitbrachte, betheiligten ſich an dieſem Akte. Unter dieſen Mitzlau.

Er hatte freilich einen ganz beſonderen Grund. Sowie ſein Trachten ſeit zwei Jahren darauf gerichtet war, in der katholiſchen und kaiſerlichen Welt Anhaltspunkte zu gewinnen, ſowie er ſelbſt Blandini ſich genähert hatte, als dieſer im Lager bei Dellsberg erſchien und ſich ihm geradezu anſchloß, als dieſer die Empfehlung Desnoyers' geltend gemacht, ſo hatte er bei dieſer Schlacht ein dahin gehendes Augenmerk. Dies Augenmerk war der kaiſerliche Generaliſſimus, der Herzog von Savelli. Ihm nahe zu kommen war ſein Beſtreben, nach welcher Richtung er geflohn ſein könnte, darnach jagte und fragte er auf dem Felde umher, bei Verwundeten und Gefangenen mit großer Geſchicklichkeit forſchend. Er kam ihm auch wirklich auf die Spur. Nach Kranzach hin ſollten die höchſten Herrn geſprengt ſein. Nach Kranzach hin jagte Mitzlau und — fing den Herzog.

Natürlich behandelte er ihn mit der größten Höflichkeit, und war nahe daran, ein Abkommen mit ihm zu treffen. Der Herzog ſollte in Wien Mitzlau's vollſtändige Amneſtie empfehlen und durchſetzen — dafür wollte Mitzlau den Herzog entſchlüpfen laſſen. Wer war froher, wer verſprach eifriger als Savelli! Aber ein Paar Roſenſche Reiter, welche deſſelben Weges kamen, vereitelten den Handel. Der eine meinte, den „vornehmen Herrn" zu kennen, und beide erklärten ſich bereit, ihn transportiren zu helfen.

Mižlau konnte dies nicht ablehnen, ohne Verdacht zu erregen.

Auf einer kleinen Bodenerhöhung zwiſchen Rheinfelden und Bücken hielt Herzog Bernhard, als die Gefangenen und Trophäen ſchaaren- und haufenweiſe gebracht wurden. An die ſechzig Standarten und Fähnlein, an die hundert Officiere, und unter ihnen der furchtbarſte Gegner Bernhards, der wilde Johann von Wörth. Es bildete ſich eine Gaſſe, als er daher geführt wurde vor den Herzog, und eine Todtenſtille trat ein. Sie bezeugte den unwillkührlichen Reſpekt, welchen dieſer tapfere Gegner einflößte, obwohl ſeine grobe Geſtalt jetzt mit Schmutz bedeckt, ſein ſtarkknochiges Geſicht von ſchwarzen Pulverſtreifen befleckt und von der aufgeriſſenen Schußwunde im Backen blutrünſtig ausſah. Wörth galt nicht bloß für einen Kriegsgegner Bernhards, er galt für einen perſönlichen Feind deſſelben. Die ſtärkſten Schimpfreden liefen um von ihm, welche er dem Reichsfeinde und Franzoſenfreunde Bernhard beigelegt, Worte, welche dieſen empfindlich verletzt hatten, weil ſie nicht geringen Schein von Wahrheit trugen. Man mußte jetzt auf höhniſche Worte aus Bernhards Munde gefaßt ſein.

Bernhard rief dagegen nichts weiter als: — Ei, welch unvermuthetes Zuſammentreffen!

— Es iſt das Glück Eurer fürſtlichen Gnaden und mein Unglück, über welches ich mich nicht zu rechtfertigen habe — erwiderte Wörth ziemlich barſch.

— Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken.

Nun kam die wohlgenährte Geſtalt Savellis, welchen

Mitzlau vorſtellte, an die Reihe. Mit ausgeſuchter, etwas ironiſcher Höflichkeit empfing ihn Bernhard, und lud ihn ſammt ſeinem Mitfeldherrn Johann von Wörth zur Tafel im Bückner Ordenshauſe.

Dann ſtieg Bernhard vom Pferde, und kniete nieder. All ſeine Leute thaten desgleichen, und die gefangenen Generale ſtanden wie Markſteine allein aufrecht. Neben Savelli und Wörth noch zwei von Wichtigkeit, Speerreuter und Adrian von Enkevort.

Mit gedämpfter Stimme wurde der erſte Vers geſungen von „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“. Die Sonne hatte ſchon lange die trübe Luft erhellt, und ſchien jetzt warm hernieder wie junge Märzſonne zu thun pflegt.

Zwei Stunden ſpäter ſaß man im großen Kapitelſaale des Bückner Ordenshauſes an der Tafel. Man hätte glauben können, der ganze Schlachtvormittag ſei ein Traum geweſen, oder man ſei nach griechiſchen Vorſtellungen in den Olymp verſetzt, wo die blutigſten Feinde ihrer Erdenfeindſchaft vergeſſend, Nektar und Ambroſia mit einander genießen.

Aber die Unterhaltung ließ den Gedanken an einen Traum und an olympiſche Scenen nicht aufkommen. Die Unterhaltung ward durch einen Zank beſtritten, welchen Savelli und Wörth den Weimaranern zum Beſten gaben. Einer warf dem Andern vor, durch ſchlechte Maaßregeln das Unglück verſchuldet zu haben, und Wörth wurde immer lauter und gröber, je thörichter und unrichtiger Savellis Entſchuldigungen auftraten.

Nur einer der gefangenen Generale, Speerreuter, war ausgeſchloſſen von der Tafel, und ſaß in enger Haft. Er hatte früher unter den Schweden gefochten, und galt für einen Renegaten.

Gegen Ende der Tafel gab Bernhard leiſe die Ordre: Speerreuter und Savelli werden nach Hohentwiel, Wörth und Enkevort nach Benfeld abgeführt. Letztere zu ehrenvoller Haft — ſetzte er hinzu — namentlich der „Schwarze“. — So pflegte man Wörth zu nennen.

Mitzlau wurde beauftragt, den Transport nach Hohentwiel zu leiten. Er bemerkte, daß Savelli gleich nach der Gefangennahme dringend gebeten habe, nicht nach Hohentwiel gebracht zu werden, weil Widerholt, der dortige Kommandant, ſein perſönlicher Feind wäre. — Mitzlau ſetzte hinzu: Lauffenburg eigne ſich vielleicht —

— Meinethalben — entgegnete Bernhard — wenn der Herzog Savelli ſein Ehrenwort geben will, nicht zu entweichen.

— Dies giebt er.

— Gut. Wo aber iſt denn Erlach?

Er wurde vermißt. Es fanden ſich Anzeichen, daß er im Reitergefechte des erſten Schlachttages in Gefangenſchaft gerathen ſein möge. — Man fragte Wörth. Dieſer beſtätigte die Vermuthung, und ſetzte hinzu, er ſei mit andern Gefangenen nach Rheinfelden gebracht worden.

Bernhard befahl, ſogleich Schritte für Erlach's Auslieferung zu thun, und hob die Tafel auf.

Es war dunkel geworden: man brachte Lichter und ein

Schreiben, welches an den Herzog Bernhard von Baſel gebracht worden ſei.

Eilig öffnete es Bernhard, und wurde durch die Unterſchrift enttäuſcht. Sie zeigte den Namen Blandini. Er ſchrieb in kleinen Schriftzügen franzöſiſcher Sprache Folgendes:

Eure Hoheit haben gewünſcht, daß ich nach Baſel ginge. So war ich denn zur Hand, als der verwundete Herzog von Rohan gebracht wurde. Möge ſich Eure Hoheit erinnern, daß ich in Lenzburg geſagt: nur keine Schußwunde! Sie iſt das Gefährlichſte, was der Blutbeſchaffenheit des Herrn Herzogs widerfahren könnte. Und ſo iſt es leider geſchehen, und zwar iſt ein größeres Blutgefäß durch die Kugel zerriſſen worden. Ein ſtarker Blutverluſt iſt bei dem ſchlechten Verbande unvermeidlich geworden — der Herr Herzog iſt in Lebensgefahr. Die Wunde hat ſich bösartig geſtaltet, und ſie vergiftet gleichſam das ohnehin von Zerſetzung bedrohte Blut des Herrn. Ich habe wenig Hoffnung für Erhaltung des theuren Lebens. Das Athmen guter reiner Luft kann vielleicht etwas hinhalten. Deshalb habe ich angeordnet, den Kranken ſogleich höher hinauf in's Bergland zu bringen. Ein hieſiger Patrizier beſitzt bei Königsfelden im Berner Lande ein günſtig gelegenes Landhaus. Dies hat er der herzoglichen Familie zum Aufenthalte angeboten. Sie reiſ't mit dem Kranken noch heute dahin ab. Ich werde ſie begleiten, um Alles aufzubieten was meine Wiſſenſchaft an die Hand giebt; aber, wie geſagt, ich hege wenig Hoffnung. Die junge Prinzeſſin iſt troſtlos, und fragt, ob Eure

Hoheit nicht kommen würden. Geſtatten es die Geſchäfte Eurer Hoheit, ſo müßte es bald geſchehen, denn die Zerſetzung des Blutes kann in einem bejahrten und geſchwächten Körper einen plötzlichen Stillſtand des Lebens herbeiführen. Es verharrt in dienſtwilliger Bereitſchaft

Eurer fürſtlichen Hoheit

gehorſamer Diener
Carlo Blandini.

Baſel, den 1. März 1638.

— Wo iſt der junge Groot? fragte Herzog Bernhard.

— Bei der Kanzlei in Lauffenburg — lautete die Antwort.

— Er ſoll herbeſchieden werden zu morgen früh!

Und nun ging der Herzog aus dem Saale in ein anſtoßendes Zimmer, und ließ die Befehlshaber, welche anweſend waren, oder von der Verfolgung des Feindes zurückkämen, in dies Zimmer beſcheiden.

Ehe ſie kamen theilte er Hans, welcher ihm gefolgt war, Blandini's Brief mit.

— Das Schickſal verlangt immer ein Opfer, wenn es einen großen Gewinn beſchert — ſagte er vor ſich hin, während Hans las — unſer braver Rohan wird diesmal das Opfer ſein.

— Leider ſcheint es ſo.

— Ich will zu ihm. Beim Heere kann ich eine Woche entbehrt werden. Jetzt gilt's nur marſchiren und in die Taſche ſtecken was herrenlos oder ſchwach vertheidigt iſt.

Ueber perſönlichem Leide will ich nicht vergeſſen, und nicht Gott zu danken vergeſſen, daß der Gewinn ſo groß iſt, wie wir nur damals zu Paris im Arſenale hoffen konnten. Die Führung des deutſchen Krieges iſt neuerdings, iſt endlich in unſre Hand gegeben. Jetzt mußt Du hinaus, Hans, und in Bewegung ſetzen, was vorbereitet iſt in Würtemberg, Franken, Heſſen und Niederſachſen. Aus dem Großen und Ganzen müſſen wir arbeiten und ſchaffen, denn jetzt giebt es auf weit hin und auf lange hinaus kein feindliches Heer vor uns. Weicht jetzt Deine Schwermuth?

— Sie weicht.

Die Befehlshaber kamen, und alle eingehenden Nachrichten lauteten dahin, daß die Zerſtörung des kaiſerlichen Heeres eine totale wäre. An die fünfhundert Mann lägen todt umher, und Gefangene würden ſo ſchaarenweiſe eingebracht, daß man ihrer morgen wohl gegen zweitauſend zählen werde. Und was beſondes erfreulich: ſie liefen der Gefangennehmung geradezu entgegen, und bäten um Anwerbung. Binnen acht Tagen könnte das Weimariſche Heer verdoppelt ſein. Es ſei eine Viktoria wie die Guſtav Adolphs bei Breitenfeld.

Bernhard theilte nun kurz die nächſten Anordnungen mit. In drei Strömen ſollten ſie in den Breisgau hinab; das feſte Schloß Rötteln überfluthen, den wichtigen Rheinpaß bei Neuenburg bedecken, und an die Thore von Freiburg ſchlagen, bis ſie aufſprängen. Alsdann ſollten ſich die Ströme vereinigen vor der Zwingburg Breiſach.

Die Befehlshaber wurden entlaſſen. Lachend rief ihnen

Bernhard nach: wir haben ja Rheinfelden vergeſſen, das wohl keinen Sturm mehr verlangen wird. Sitzt nicht der Wachtmeiſter noch hier, der vorgeſtern eingebracht wurde?

— Ja, fürſtliche Gnaden.

— Schickt mir ihn herauf; er ſoll Rheinfelden erobern.

Der Wachtmeiſter kam, und als der Herzog ihm zurief, er habe Viel verſäumt, da drehte er ſeinen grauen Bart und entgegnete: — Ja! Aber ich möchte nicht gern noch mehr verſäumen, und bäte deshalb recht ehrlich, mich unter Eure Fahnen treten zu laſſen — ich hab' vom Fenſter aus zugeſehen heut Vormittag, geſtrenge fürſtliche Gnaden!

Der Herzog klopfte ihm auf die Schulter, belobte ſeine Aufmerkſamkeit in Frick, nahm ihn an, und trug ihm auf, morgen früh den Parlamentair nach Rheinfelden zu begleiten, und dem Kommandanten Rödel deutlich zu beſchreiben, wie es hier außen ausſähe. Der freundliche Rödel möge keine Umſtände machen, damit man ſich nicht gegenſeitig zu erzürnen brauche.

Und dann wurde Hoffmann gerufen. Der Herzog war einer tiefen Nachtruhe bedürftig. Seine Gedanken wendeten ſich der Rohanſchen Familie zu. Mitten im Glück hüllte er ſich in eine Wolke herzlicher Wehmuth.

IV.

Drei Tage ſpäter erreichte Herzog Bernhard den Eingang in ein kleines Thal. Auf waldiger Berglehne, die gegen Morgen freie Ausſicht bot, lag das Landhaus des Baſeler Patriziers.

Dahinauf ritt nun langſam der Herzog mit ſeinem kleinen Gefolge. Dietrich van Groot und ein Paar Reitknechte bildeten es, und einer dieſer Reitknechte war nur ein Reitbube, was man heutigen Tags einen Groom nennt, war der kleine Jaquette, welcher Dietrichs geſchicktes Faktotum geworden, und zu ſchnellem Ritte durch ſeine Leichtigkeit empfehlen war.

Herzog Bernhard hatte Dietrich ſchon darum mitgenommen, weil er nach Blandinis traurigem Gutachten vorausſehen mußte, daß die Herzogin eines Geſandten nach Paris bedürfen würde. Richelieu machte oft kurzen Prozeß mit einer Erbſchaft, welche von einem ſogenannten „Staatsverräther“ herrührte, und ein berühmter Rechtsgelehrter wie Dietrichs Vater konnte ſehr nöthig werden, wenn auch nur für Angabe der zweckmäßigen Schritte. Vielleicht auch für ein zeitig angebrachtes Wort beim Könige, zu welchem Grotius als ſchwediſcher Geſandter Zutritt fand. Denn der König mißbilligte oft die Konfiskationen, welche Kardinal Richelieu befehlen wollte.

Auf weiter Waldblöße am Bergeshange lag das Landhaus. Ein überhängendes Dach ſchützte es vor dem Schnee, eine Gallerie rings um den erſten Stock machte Licht und Ausſicht zugänglich.

Ehe Bernhard noch vom Pferde ſteigen konnte, war Marguérite ſchon vor dem Hauſe und eilte ihm entgegen. Sie hatte ihn von Weitem erkannt.

Ach, ihr Benehmen war ſo lieb! Dem heiteren ſorgloſen Mädchen ſtand jetzt die Wehmuth und die Sorge ſo gut! Das Antlitz war ausdrucksvoller, die Stimme inniger geworden. — Ihr bringt gewiß Hilfe und Rettung! ſagte ſie ſo zuverſichtlich, daß dem Herzoge gar weh zu Muthe wurde, weh und warm, denn er ſah und hörte zum erſten Male, daß Marguérite treu und tief empfinden konnte.

— Es geht auch ſeit heute viel beſſer — ſetzte ſie hinzu — der Vater hat tief geſchlafen, und ſpricht ganz freundlich.

Oben an der Treppe harrte die Herzogin. Sie ſah noch ernſter aus und kummervoller als gewöhnlich, und fragte leiſe: — Was hat Euch Blandini geſchrieben? — Das Schlimmſte! Sonſt kämt Ihr nicht ſo ſchnell, von weither und aus ſchwieriger Lage —?!

— Im Gegentheile! Meine Lage iſt vortrefflich; ich habe einen großen Sieg erfochten, und mein Herz trieb mich, dem Freunde die Siegespoſt ſelbſt zu verkünden.

Er fand den Kranken in einem großen, ſehr wohnlich eingerichteten Zimmer auf einem Ruhebette. Ein loderndes Kaminfeuer brannte, alle Fenſter ſtanden offen, und die eben untergehende Sonne beleuchtete roſenroth die mit Schnee bedeckten Alpen des Berner Oberlandes, die Jungfrau, den

Mönch und den Aiger, welche der Kranke von ſeinem Lager aus ſehen konnte, und in deren Anblick er gerade jetzt vertieft war. Er wußte noch nichts von der Ankunft Bernhards.

Als er deſſen anſichtig wurde, hob er ein Wenig den einen Arm, und ſtieß einen leiſen Freudenruf aus. Bernhard bemerkte nur zu gut, wie matt die Bewegung des Armes, wie ſchwach der Ruf war. Aber der Eindruck ging vorüber. Rohan zeigte ſich ſo freudig erregt, als ihm Bernhard den Ausgang der zweiten Schlacht geſchildert, daß dieſer Blandinis Beſorgniſſe übertrieben fand.

Und nun ſprach der Herzog Heinrich lange und ohne ſichtbare Anſtrengung. Er würdigte mit guten Gründen den Sieg faſt noch höher als Bernhard, und ſetzte klar auseinander, daß der deutſche Krieg nun endlich eine unabſehbar günſtige Wendung gewonnen für die Proteſtanten. „Wie tröſtlich iſt das für mich auch darum, weil ich ſo wenig Wort halten gekonnt mit der hugenottiſchen Hilfe, die ich Euch damals in Paris in Ausſicht geſtellt. Meine Landsleute haben leider keinen Blick für das was jenſeits ihrer Landesgrenzen ſich bewegt. — Kinder ſchließt die Fenſter! Es wird für unſern Gaſt zu kalt.“

Bernhard proteſtirte. Herzog Heinrich aber beſtand darauf, und bat Frau und Tochter, ihn ein Stündchen allein zu laſſen mit Bernhard.

Als ſie allein waren, ſagte er zu Bernhards ſchmerzlicher Ueberraſchung: Mein lieber, werther Freund, ſprechen wir Teſtament. Ich bin außer Zweifel, daß meine Lebenskraft erliſcht wie die Flamme einer Lampe, die am letzten Oeltropfen zehrt. Tröſtet nicht! Wir ſind ja beide Kriegsmänner, die mit dem Tode hinlänglich vertraut ſind. Ich verfolge ſeit Jahren, wie der Oelvorrath meiner Lebenslampe fortwährend aufgezehrt wird, ohne daß ein Erſatz, ein neuer Zufluß zu entdecken geweſen wäre. Der Kummer ließ nichts Neues zu. Der Kummer über die Welt, in der wir leben. Die Gelegenheit iſt da, den Verkehr mit Gott zu ſäubern von altem Wuſt, den eine herrſchſüchtige Kirche aufgehäuft, und ſie wird nicht benützt. Die herrſchenden Menſchen ſcheuen die Anſtrengung für ein höheres Ziel, verfallen perſönlichem Eigennutze, und ſind ſo denkfaul, daß ſie ſich über ihren perſönlichen Vortheil nicht einmal aufklären. Denn was kann die Folge ſein, wenn mein Vaterland, wenn Frankreich das einmal gewonnene Licht gewaltſam unter die Oberfläche drängt. Das Licht wird unterirdiſch glimmen und brennen, und eines Tages bricht es als wüthende Flamme hervor, und zerſtört vulkaniſch all den Beſitz und Vortheil, welchen man lügneriſch zu retten geglaubt hat. Ich ſehe die Zeit kommen, in welcher die gedankenloſen franzöſiſchen Edelleute als Bettler in fremde Länder flüchten müſſen, froh darüber, ihr nacktes Leben gerettet zu haben. Und vielleicht fällt es ihnen auch dann noch nicht ein, daß ihre Vorfahren dies verſchuldet, indem ſie die Reform des Verhältniſſes zu Gott mit Füßen getreten, und damit alle die Reformen zertreten haben, welche aus einer neu erweckten freien Gedankenwelt von ſelbſt aufſprießen. Dieſer Kummer hat mich aufgezehrt. Und jetzt da ich abſcheiden muß, ſeid Ihr, mein junger tüchtiger Freund, mein einziger Troſt. Nehmt meine brave Gattin, nehmt mein liebes Kind in Euren Schutz! Hat mich väterliche Vorliebe nicht getäuſcht, ſo ſeht Ihr Margueriten gern —

— Ich liebe ſie!

— O, mein Gott, wie dank ich Dir! — Bitte, ruft ſie, und ihre Mutter — mein Athem wird ſchwach — der letzte Tropfen — iſt wohl — nahezu — aufgezehrt —

Bernhard eilte. Mutter und Tochter kamen. Marguérite arglos. Der Vater ſtreckte ihr ſeine Hand entgegen. Sie küßte dieſelbe. Dann ſuchte er in matter Bewegung die Hand Bernhards, welcher an der andern Seite des Lagers ſtand, führte ſie zur Hand ſeiner Tochter, und als ſich die Hände Bernhards und Marguéritens kaum berührt hatten, ſanken die ſeinigen nieder, ſein Haupt fiel zurück, ein leichtes Röcheln wie ein Seufzer rang ſich aus ſeinem Munde —

— Er ſtirbt! ſchrie mit herzzerreißender Stimme die Herzogin. Und es war ſo.

Bernhard war noch einige Tage geblieben. Marguéritens wegen. Nicht nur, weil er ſie liebte, ſondern weil der Tod des Vaters einen gar ſo beunruhigenden Eindruck machte. Sie hatte es nicht glauben wollen, daß der Vater todt ſei, daß er todt ſein könne. Sie hatte ſich auf ihn geſtürzt, ihm durch Liebkoſen und Rufen ein Lebenszeichen abzuringen. Ihr Schmerz hatte ſich wie Verzweiflung geäußert, und eine

Leidenſchaftlichkeit war an ihr zu Tage getreten, welche Niemand dieſem bisher ſo gleichmäßigen, kühlen Mädchen zugetraut. Endlich war ſie in Ohnmacht geſunken.

Sie hatte ihren Vater mit all ihren jugendlichen Kräften geliebt, und die troſtloſe Mutter behielt kaum Zeit für ihre Thränen um den entriſſenen Gatten, ſie mußte alle Aufmerkſamkeit und Pflege der verzweifelnden Tochter zuwenden.

Am Morgen des dritten Tages hatte die Beerdigung ſtatt gefunden. Gegen Erwarten hatte ſich Marguérite ruhig und gefaßt dabei erwieſen. Nur ihre Thränen waren unaufhörlich gefloſſen. — Beim Weggehen vom Grabe hatte ihr Körper gezuckt wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, und ſie hatte ihre Hand ausgeſtreckt nach Bernhard, der in der Nähe geſtanden. Mit der Laſt ihres ganzen Körpers hatte ſie ſich auf ſeine dargebotene Rechte geſtützt bis zur Hausthür. Dann hatte ſie leiſe geſagt: Nicht fortgehen! Nicht fortgehen!

Bernhard ſaß jetzt allein auf der Gallerie neben dem Sterbezimmer, und ſchaute nach den Schneebergen des Berner Oberlandes. Es war ein ſonniger Morgen; von allen Dächern, von allen Bäumen thaute es — der Winter ſchien jählings Abſchied zu nehmen.

Bernhard faßte keinen Entſchluß. Er meinte, warten zu müſſen. Er meinte auch nicht, ſeine Gefühle ordnen und klären zu dürfen. Ein gewiſſes Zartgefühl verwehrte das. Die Trauer um den Freund ließ nicht zu, ſich Liebesgedanken hinzugeben.

So ſaß er da, und ſchaute in die Landſchaft. Seine Stimmung war ernſt, aber im Grunde doch glücklicher als er ſich geſtehen mochte. Die Wärme der Anhänglichkeit, welche in Marguérite hervorgetreten war, hatte ſein Herz im Grunde ſehr wohlthuend berührt.

Da erſchien Blandini hinter ihm, und trat auf die Gallerie heraus. Bernhard ſah ſich um, und empfand beim Anblicke des gelblich bleich ausſehenden Mannes einen leichten Schauer. Er ſchob es auf die Todesweisheit dieſes Arztes, welche ſich ſo ſchlagend bewährt hatte am verſtorbenen Rohan.

Stammte dies Schauern nur daher? Oder erbebte die Seele Bernhards vor der Nähe deſſen, der ſich ihm als Mörder nahte?

Blandini hatte ſich eingeſtehen müſſen, daß er nach dem entſcheidenden Siege bei Rheinfelden nicht mehr zögern dürfe in Erfüllung ſeines Auftrags. Er hatte ſich während der letzten Tage einſam verhalten in ſeinem Zimmer. Aber Dietrich hatte er doch geſprochen, und war durch ihn unterrichtet worden über die große Tragweite des Rheinfeldner Siegs. — Jetzt kam er, um den Herzog ſelbſt darüber zu vernehmen. Er hielt Bernhard für einfach und wahrhaftig in Beurtheilung der eignen Thaten. Wenn dieſer ſelbſt ſagen würde, daß der Sieg entſcheidend, daß die glückliche Folge ſicher und weitreichend wäre, dann war er entſchloſſen — an das mörderiſche Werk zu gehen.

Dahin lenkte er alſo das Geſpräch.

— Eure Hoheit — ſagte er endlich — haben alſo jetzt die ſiegreiche Lenkung des Krieges in der Hand?

— Das iſt zu viel geſagt. Eine neue Epoche des Krieges beginnt allerdings. Es iſt kein kaiſerliches Heer mehr vorhanden, das mir entgegen geſtellt werden könnte. Kaum ein Feldherr. Man wird, mein ich, tief unten in Niederdeutſchland Truppen abrufen müſſen, und wahrſcheinlich den Götz an die Spitze ſtellen, der ein tüchtiger Oberſt unter Waldſtein war. Ehe der ein Heer zuſammengebracht und über den Main geführt hat, wird der Sommer da ſein, und ich habe bis dahin Zeit und Muße, Breiſach zu nehmen und mein Heer durch Zuzug aus den Ländern und Städten meiner Glaubensgenoſſen zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Die letzten ſechs Jahre, welche auf des Kaiſers Guthaben fielen, ſind ausgeſtrichen, und es beginnt eine neue Rechnung. Gott wird entſcheiden, ob wir die neu gewährte Gunſt zu benützen wiſſen.

Dieſe Worte warfen den Schauer auf Blandini's Nerven. Sie waren unzweideutig, und er mußte nun an ſein Werk gehen.

— Ich bitte Eure Hoheit — ſagte er unter einem leiſen Seufzer — mich eine Minute Euren Puls beobachten zu laſſen!

— Wozu?

— Ich bemerke in Eurem Auge und Euren Mienen ein Nervenzucken, das wie Wetterleuchten einem Gewitter vorauszugehen pflegt.

— Warum nicht gar! Ich bin ganz wohl

— Darf ich bitten!

— Laßt mich in Ruh! Ich hege große Achtung vor Eurer Wiſſenſchaft, und Euer Brief über den damals nur leicht verwundeten Herzog hat dieſe Achtung erhöht. Aber meine Perſon will leben und ſterben ohne Doktor und Medicin.

— Folgt dieſem Manne, lieber Herzog! Er hat einen Blick ohne Gleichen — ich hab' es mit Schaudern erfahren.

Die Frau Herzogin von Rohan, in tiefes Schwarz gekleidet, war auf die Gallerie herausgetreten, und ſprach dieſe Worte.

Um ihr gefällig zu ſein reichte Bernhard ſeinen Arm dem Doktor.

— Ja wohl — ſagte dieſer nach einer Minute — es gährt ein Nervenſturm in Eurem Innern. Und man muß ihn gewähren laſſen. Es könnte gefährlich ſein, ihn zu unterdrücken. Vielleicht zertheilt er ſich von ſelbſt. Iſt dies aber nicht der Fall, ſo laßt Euch durch die Art ſeines Ausbruchs nicht täuſchen. Dieſer Ausbruch wird gar nichts Unangenehmes haben; er wird darin beſtehen, daß Ihr Euch plötzlich ſehr aufgeweckt, heiter erregt fühlt, federleicht in den Gliedern, geneigt zu körperlichen Luſtſprüngen, erfüllt von einem ſchimmernden Lichtglanze im Innern, welcher Gegenwart und Zukunft übertrieben herrlich erſcheinen läßt. Wenn dieſer Zuſtand eintreten ſollte, dann trinket Milch oder Oel. Was ihr am nächſten zur Hand habt. Beides beſchwichtigt die Magennerven, und wirkt durch dieſe beſchwichtigend weiter. Verſäumt Ihr ſolche Gegenwirkung, ſo ſteigert ſich der

Reiz bis zu großer Abgeſpanntheit, und es bleibt das Samenkorn zurück, welches fortwuchert. Es iſt unberechenbar, auf welchen Theil des Innern es ſeine Wurzeln ausdehnt, und Siechthum erzeugt —

— Hört auf! — rief Bernhard — Ihr überreizt Euch ſelbſt. Mich nicht. Wer ſich in den Finger ſchneidet, kann in Brand verfallen und den Arm verlieren, und wenn er ihn nicht raſch abſchneiden läßt, das Leben. So heißt's in den Stuben und unter furchtſamen Leuten. Zu denen gehör' ich nicht, und Faſelei, wenn ſie noch ſo gelehrt und geachtet auftritt, iſt und bleibt für meine Nüchternheit Faſelei.

Blandini machte eine tiefe Verbeugung, eine gleiche, von einem kaum merklichen Achſelzucken begleitet, der Frau Herzogin — und ging.

Er hatte auf eine ſolche Abfertigung gerechnet; ſein Zweck war erreicht. Gerade ſo meinte er am Beſten ſein Beginnen einzuleiten.

Die Herzogin wollte Bernhard ſanfte Vorwürfe machen; er aber brach das Thema ab, und ging darauf über: welches der nächſte Lebensplan der trauernden Witwe wäre, und wie er ihr behilflich ſein könnte. Er ſchlug ihr vor, wieder nach Baſel zu überſiedeln, liebenswürdig hinzuſetzend, daß dieſer Vorſchlag allerdings mit ſeinem Eigennutze zuſammenhinge. Dort an der deutſchen Grenze könne er leichter und öfter die Freude haben, Mutter und Tochter zu ſehen. Ich weiß nicht — ſetzte er zögernd hinzu — ob der verſtorbene Herzog mit Euch davon geſprochen, daß er mir eine nähere, herzliche Stellung zu Margueriten zugedacht hatte?

— Ja, lieber Freund, und ich habe auch ſeine letzte Handlung, das Zuſammenfügen Eurer Hände, verſtanden —

— Und gebilligt?

— Von Herzen. Dennoch, lieber Bernhard, widerſtrebt es mir, jetzt nach Baſel zu überſiedeln und dieſen Ort zu verlaſſen, wo mein Heinrich ſeine Ruheſtätte gefunden. Und ich wollte Euch bitten, den Eigenthümer in Baſel anzugehen —

— Er ſoll Euch dies Landhaus und dies theure Grab nicht nur eine Zeit lang noch geſtatten, er ſoll es Euch ganz überlaſſen. Ich kenne den Mann, er hat ein Herz für unſern Glauben, er wird unſern Empfindungen entgegen kommen.

— Dank! Dank! Und leider muß ich einräumen, daß es ein Frevel an unſrer gemeinſamen Sache wäre, Euch länger hier abzuhalten von Eurer großen Kriegsaufgabe. Mit Wehmuth ſag' ich's, aber es muß geſagt ſein. Nur Eins mögt Ihr uns noch gewähren: überlaßt uns den jungen de Groot zu einer Sendung nach Paris. Sein Vater kann uns — Ihr habt ja ſchon ſelbſt daran gedacht! — recht nützlich ſein, wenn er der Erſte iſt, welcher dem Könige den Tod meines Gatten anzeigt. Dann können die Umtriebe des Kardinals um Marguéritens Erbe abgeſchnitten werden; denn es iſt dann zu hoffen, daß dem Könige ein entſcheidendes Wort für unſer Recht abgenöthigt wird.

— Dazu habe ich den jungen Mann mitgebracht. Er ſteht zu Eurer Verfügung. Und ich will ſogleich ſelbſt einen Brief an den König ſchreiben. Es wird ihm ſchmeicheln, wenn ich ihm ſelbſt den Sieg bei Rheinfelden anzeige, obwohl kein einziger Franzoſe dabei mitgefochten hat, und er wird die Artigkeit mit Artigkeit erwidern durch Beſtätigung Eures unzweifelhaften Erbrechtes, die ich ausdrücklich in Anſpruch nehme.

Auch die Herzogin wollte ſogleich unmittelbar an den König ſchreiben. Sie trennten ſich, und ſie ſagte nur noch, als er ihr die Hand drückte und küßte: — Aber, nicht wahr? den heutigen Tag ſchenkt Ihr uns noch ganz?

— Ich ſchenk' ihn mir! — erwiderte er herzlich.

Als die Sonne im Mittag ſtand, und den Schnee ringsum in Waſſer verwandelte, war Dietrich mit den Briefen ausgerüſtet, und brach auf nach Paris. Ein Diener des Rohan'ſchen Hauſes ward ihm mitgegeben. Nicht Mathieu, der zum Schutze der Frauen beſtimmt war, obwohl der alte Knabe jetzt noch ſelbſt ſchutzbedürftig erſchien. Der Verluſt ſeines Herrn beugte ihn tief, und erſt im letzten Augenblicke fand er die Faſſung, Dietrich an den „Grauſchimmel“ zu erinnern, den der König unter ſolchen Umſtänden wohl auch bewilligen werde. Der hochſelige Herr Herzog — ſagte er, und die Rührung übermannte ihn — wußte den Grauſchimmel — ſehr zu ſchätzen — und würde ſich im Grabe — freun —

— Ich ſorge dafür! — entgegnete Dietrich mit ſeiner gewöhnlichen Zuverſichtlichkeit vom Pferde herab, und grüßte Marguérite und die Frau Herzogin, die unter der Hausthür ſtanden. Marguérite ſchritt ſogar über den feuchten Sandboden herzu, und reichte ihm die Hand zum Abſchiede —

Sie war ſo weich! Auch dieſer Jugendgenoſſe ging fort! Es war ihr, als ob die ganze Welt leer würde. Denn die Mutter hatte ihr geſagt, daß der Herzog Bernhard bis morgen bleiben würde. Nur bis morgen?! hatte ſie unter Thränen geflüſtert.

Der unbedachte Dietrich führte übrigens ſchon dasjenige mit ſich, was den Zweck ſeiner Reiſe zerſtören konnte — der mitreitende Jaquette beherbergte in ſeiner Satteltaſche einen Brief Blandinis. Dieſer nämlich hatte bemerkt, daß die große Rohan'ſche Erbſchaft in Frage ſtehe, und daß es von Wichtigkeit ſei, wer die erſten Schritte einleiten könne. Seine Verbindung mit Desnoyers legte ihm gleichſam die Verpflichtung auf, eilig Bericht zu erſtatten. So meldete er denn in wenigen Zeilen Desnoyers den Tod des Herzogs von Rohan und ſetzte einfach hinzu, daß der junge de Groot mit dieſer Meldung an den König dieſes Brieflein bringe. Dies wohlverſiegelte Brieflein hatte Dietrich zur Beſtellung übernommen. Und die Beſtellung war ſehr leicht. Neben dem Hauſe der ſchwediſchen Geſandtſchaft in der Wohnung der Lady Seymour ſei es an den Diener des Herrn von Zierotin abzugeben. Das machte ja gar keine Schwierigkeit für Dietrich, und konnte gleich nach ſeiner Ankunft in Paris erledigt werden.

Im Trauerhauſe ſelbſt ging es her wie in allen Trauerhäuſern: die Tagesordnung wurde eingehalten, als ob es keinen Todesfall, kein Begräbniß gegeben hätte. Die äußerliche Ordnung kommt der innerlichen Zerrüttung zu ſtatten — Koch und Diener arbeiteten regelmäßig weiter, und die

Tafel war Nachmittags gerüſtet, die Herzogin und Marguérite und Herzog Bernhard und Doctor Blandini ſetzten ſich zu Tiſche.

Bernhard übernahm es, die Unterhaltung zu führen. Er entſchuldigte ſich beim Doktor über die ſtarken Ausdrücke, welche er am Morgen gegen ihn gebraucht, und bat ihn, ſobald als möglich wieder in ſein Hauptquartier zu folgen. Das anbrechende Frühjahr ſei immer die ſchlimmſte Jahreszeit für den Geſundheitszuſtand der Truppen, — und Ihr, werther Herr Doctor — fuhr er fort — genießt unter ihnen durch Eure glücklichen Kuren eines unbegrenzten Vertrauens. Sie fragen nicht darnach, welchem Kirchenglauben Ihr angehört, ſie nennen Euch einfach den geſegneten Hexenmeiſter. Außerdem wartet mein Schatzmeiſter auf Euch, er iſt Euch das Honorar noch ſchuldig für Eure Hilfe im Dellsberger Lager. Zunächſt gehen wir nach Rheinfelden, welches ſich in dieſen Tagen ergeben muß, und wo es leider wie in allen belagerten Orten an anſteckenden Krankheiten nicht fehlen wird. Dann machen wir Neuenburg am Rheine zu unſerm Hauptquartiere. Dort iſt ein wichtiger Rheinpaß, welchen ich befeſtigen und zu meinem Hauptſitze machen will. Dort, liebe Frau Herzogin und liebe Marguérite, hoff' ich auch Euch in der guten Jahreszeit einmal bewirthen zu können. Ich rüſte eine Wohnung dazu, und bitte um Eure Zuſage.

Die Herzogin verneigte ſich ſtumm, und Marguérite, welche neben Bernhard ſaß, erhob ihr feuchtes Auge zu ihm fragend, bittend, hoffend? Wie kann man den Blick bezeichnen!

Bernhard meinte ihn zu verſtehen. Er nahm ihre Hand. Sie war warm und feucht, und als er ſie an ſeine Lippen führte, empfand er, daß ein leiſe zuckender Druck von ihr ausging.

Das Zartgefühl für die trauernde Tochter erlaubte es ihm nicht, das jetzt ſo weiche Mädchen um Liebe zu fragen, als es nach aufgehobener Tafel neben ihm ſtand am Kaminfeuer. Das Zimmer war leer.

Sie ſah reizend aus in den ſchwarzen Trauerkleidern. Ihre matte Geſichtsfarbe war von den dunklen Hüllen lieblich gehoben, und ihr Auge hatte einen ſo weichen und lieben Ausdruck, welchen Schmerz und Trauer der Jugend verleihen.

Bernhard ſuchte ſie dadurch zu tröſten, daß er ihr den Vater als unverloren darſtellte. Sein Bild, ſein lieber Eindruck bleibe ihr ja doch für's ganze Leben. Und ſein Vermächtniß!

— Sein Vermächtniß? — fragte ſie, zu ihm aufblickend.

— Das bin ich, liebe Marguérite. Er hat mir in ſeinen letzten Minuten die Sorge vermacht um Euer Wohl; er hat mich berechtigt, ſeine Stelle einzunehmen für ſeine Marguérite, die ſein letzter Gedanke war. Wollt Ihr mir dies Recht nicht gewähren, liebe Marguérite?

Sie blickte innig in ſein Auge, welches auf ihr ruhte, innig und ſchweigend.

— Nein? — fragte er leiſe.

— O ja, ja, ja! — rief ſie plötzlich ſchluchzend, und ihr Köpfchen ſank an ſeine Bruſt, das Antlitz drückte ſich abwärts, ein Thränenſtrom erſchütterte ihren ganzen Körper —

So hielt er eine Zeitlang lautlos das zitternde Mädchen. Unter ſchmerzlichen Thränen kam ihm der erſehnte, ſchönſte Augenblick des Lebens. Vielleicht der einzige, wenn die Lebensgefahr wirklich zu ihm trat, welche in einem andern Zimmer desſelben Hauſes für ihn vorbereitet wurde.

Er war ſehr glücklich, wenn auch die Wehmuth ihren Schatten breitete über ſein Glück, und wenn er ſich auch geſtehen mußte, daß Schmerz und Verlaſſenheit die Geliebte an ſeine Bruſt geführt. Er ſtreichelte endlich ihr Haar, er bat ſie aufzublicken —

Sie that es und flüſterte: — mein guter Freund!

— Das bin ich von ganzem Herzen! ſprach er eben ſo leiſe, und neigte ſich, und berührte mit ſeinen Lippen ihr thränenfeuchtes Auge.

Da zuckte ſie zuſammen und trat ein wenig zurück.

Hatte ſie die Mutter gehört, welche gerade jetzt die Thür öffnete? Nein.

Sie ſetzten ſich alle Drei um den Kamin und die Herzogin erhielt ein oft ſtockendes Geſpräch aufrecht. Die liebenswürdigen Charakterzüge des Verſtorbenen waren das Thema — hervorbrechender, überfluthender Schmerz erzeugte die Pauſen.

Bernhard war erſtaunt und entzückt von einzelnen Bemerkungen Marguéritens. Sie zeugten von einer klaren, gedankenvollen Auffaſſung, welche über die Jugend des Mädchens weit hinaus reichte.

Die Herzogin mahnte endlich an die Nachtruhe, da Bernhard ſchon mit dem Morgengrauen aufbrechen wollte. Sie nahm Abſchied von ihm, da Bernhard gebeten hatte, ſo früh am nächſten Tage ſich um ſein Fortreiten nicht zu kümmern.

Dann reichte er Margueriten die Hand, und küßte ſie warm unter einem herzlichen Drucke. Sie erröthete, und ſchlug die Augen nieder. Aber er fühlte, daß ſie ſeinen Druck ein wenig erwiderte, und ſie ſchlug dann auch das Auge auf, und ihr Blick war lieb und warm.

Eine Stunde ſpäter herrſchte tiefe Stille im ganzen Hauſe.

Auch Blandini und Medardo ſchliefen. Letzterer unruhig. Blandini ruhig.

Er hatte Alles beſorgt für den nächſten Morgen. Zuerſt die Vorausverkündigung an den Herzog, daß er in einen aufgeregten krankhaften Zuſtand gerathen würde. Das ſollte doppelte Frucht tragen: das Zutrauen in die Wiſſenſchaft des Arztes überaus erhöhen, und die Zuverſicht auf die feſte Geſundheit des Herzogs tief erſchüttern. Alsdann hatte Blandini, allein mit Medardo auf ſeinem Zimmer, die Fläſchchen hervorgeſucht, und Medardo aufgetragen, am andern Morgen Nummer Eins zu nehmen und anzuwenden. Er ſelbſt wollte ſich nicht mehr ſehen laſſen. Kein Gedanke an ihn ſollte aufſteigen bei der Abreiſe des Herzogs. Eine Gewohnheit Bernhards machte dies leicht. Bernhard trank täglich des Morgens unmittelbar nachdem er vom Lager aufgeſtanden einen Becher friſchen Waſſers. Hoffmann reichte ihm denſelben im gewöhnlichen Lebenslaufe; auf der Reiſe that dies der Reitknecht, welcher ihn begleitete.

In dieſen Becher voll Waſſer ſollte Medardo den Inhalt des Fläſchchens ſchütten am nächſten Morgen. Der Inhalt des Fläſchchens war farblos. Es war eine Arſenik-Auflöſung in kleiner Doſis, nicht größer als ſie Bergſteiger und Gemsjäger zu ſich nehmen ſollen, wenn ſie eine ſteile Aufgabe vor ſich haben und ihre Kräfte beleben wollen. Sie ſind durch die kleinſten Doſen allmählich vorbereitet, ihre Organe ſind daran gewöhnt wie die des König Mithridates an ſtärkere Doſen gewöhnt geweſen ſein ſollen, und ſie empfinden nicht mehr die üblen Nachwehen, welche bei einem erſten Verſchlingen von ſo viel Gift ohne vorhergehende Gewöhnung eintreten.

Medardo hatte den Reitknecht kennen gelernt; er kannte die Ortsgelegenheit.

Noch ehe der Morgen dämmerte war er außen vor dem Landhauſe. In einen großen Trog lief da, vom Berge herabkommend, das friſche Quellwaſſer. Dort erwartete er den Reitknecht. Er wuſch ſich Antlitz und Hände, um beſchäftigt zu erſcheinen.

Der Morgen war hell und mild. Der Reitknecht kam, und trug den Becher in der Hand. Gruß und Geſpräch. Und als der Reitknecht den Becher gefüllt hatte, faßte Medardo den Kriegsmann bei dem Arme, in welchem er den Becher hielt, und rief „horch!“

— Was giebts's? — Und bei dieſer Frage blieb der Becher auf dem Rande des Waſſertroges ſtehen, wie Medardo durch das Anfaſſen des Armes beabſichtigt hatte.

— Das muß ein ganz naher Schildhahn ſein, der hier oben im Walde balzt! ſagte Medardo mit gedämpfter Stimme.

— Ich höre nichts!

— Die dicken Nußbäume hier um den Trog hindern den Schall, drüben hinter ihnen hört man's ſchon!

Medardo wußte, daß der Reiter ſeine Jagdpaſſion hatte, und den Schildhahn werde hören wollen. So war's auch. Der Reitknecht ſchlich hinter die Bäume, und Medardo ſchüttete raſch den Inhalt des Fläſchchens in den Becher.

Dann folgte er dem Reitknechte nach. „Hörſt Du ihn nicht? — Nein. — Der Lump verſchweigt ſich jetzt; ſchleichen wir ein Stück hinauf! — Kann nicht. Der Herzog iſt eben aufgeſtanden, und erwartet ſein Waſſer —

Damit ging der Reitknecht zurück, nahm arglos den Becher und ging in's Haus.

Als er drin war, ſchlüpfte auch Medardo von rückwärts hinein. Es wurden die Pferde ſchon aus dem Stalle geführt.

Zehn Minuten ſpäter beſtieg Herzog Bernhard ſein Roß, ſah noch einmal nach den Fenſtern des erſten Stockwerks hinauf, und ritt langſam von dannen.

In Paris war Alles auf den Beinen, Alles in Bewegung: es donnerten die Kanonen. Was iſt? Die Regierung feiert den Sieg bei Rheinfelden, welchen Herzog Bernhard von Weimar erfochten.

Die Pariſer wußten noch gar nicht, daß dieſe lärmende Feier eine ſehr komiſche Seite hatte, und daß nicht ein franzöſiſcher Soldat bei Rheinfelden mitgefochten hatte.

Sie wußten es nicht, und fragten nicht darnach. Sie benützten die Gelegenheit, ſpazieren zu gehen, weil der abſcheidende Winter dazu Erlaubniß gab. Viel wärmere Erlaubniß als in der kälteren Schweiz. Unter den noch kahlen Bäumen der place royale wimmelte es an dieſem Nachmittage von Spaziergängern, noch mehr von Spaziergängerinnen.

Unter ihnen Louiſon mit ihrer Freundin. — Louiſon war ziemlich rückſichtslos gegen dieſe Freundin: ſie kündigte ihr plötzlich die fernere Begleitung auf, weil ſie die „Frau Excellenz“ oben am Fenſter ſähe, und weil ſie dieſer gratuliren müßte zum neuen Siege ihres Herrn Sohnes.

Frau Excellenz war Frau Grotius. Frau Grotius und Louiſon waren mit einander bekannt und befreundet geworden. Auf dem „marché des innocents“ waren ſie miteinder bekannt geworden. Dieſer Markt war etwas weit abgelegen für die Rue André Louiſons. Aber dieſe hatte junge Beine, und ließ ſich die Mühe nicht verdrießen, die Bekanntſchaft einer ſo wirthſchaftlichen Geſandtin zu machen, welche die Mutter des wackern Dietrich war. Der wackre Dietrich nämlich hatte in den letztvergangenen Jahren zu wiederholten

Malen die Rue André aufgeſucht, nicht bloß um Mandeln zu kaufen im Spezereiladen des Vaters, ſondern auch um im Hinterſtübchen anzufragen, ob Demoiſelle Louiſen einen höflichen Beſuch annähme. Louiſen wünſchte nun lebhaft zu wiſſen, ob die Frau Mutter des wackern Sohnes von dieſen Beſuchen unterrichtet wäre und was ſie dazu ſagte. Die bürgerliche Sorgloſigkeit der Frau Excellenz, ſelbſt auf den Markt zu gehen gefiel auch Louiſen ungemein, und erweckte ihr den Gedanken: eine ſolche Frau könnte nicht abſchreckend ſein gegen ein ſaubres und obenein wohlhabendes Bürgermädchen.

Louiſen hatte ſich darin nicht geirrt: Frau Grotius war recht freundlich auf die Bekanntſchaft eingegangen, und nachdem man ſich ein Dutzendmal auf dem Markte begegnet, und eine Strecke weit miteinander gegangen war, hatte ſich's einmal zugetragen, daß Louiſens Vater eine abſonderlich feine Sorte von Kaffeebohnen erhalten und daß Louiſen ſich bereit erklärt hatte, der Frau Excellenz eine Probe davon zu bringen.

So war ſie in's Haus der Frau Grotius gekommen, und es hatte ſich ein allerliebſtes Verhältniß ausgebildet zwiſchen der älteren ſehr verſtändigen Frau und dem jungen recht klugen Mädchen.

Als dies Verhältniß ſchon lange im Gange geweſen, hatte denn Louiſen auf Umwegen nach dem Herrn Sohne ſich erkundigt, und Frau Grotius hatte lachend entgegnet: Macht keine Umſtände, Mademoiſelle Louiſen, ich weiß recht gut, daß Ihr meinen Dietrich kennt, und daß er Euch mehrmals beſucht hat. Mein Dietrich ſagt mir Alles. — Louiſen war einen Moment lang roth geworden, dann hatte ſie auch gelacht. Und der „junge Held“ war nun vielfach Mittelpunkt ihrer Unterhaltungen geworden.

Der Sieg bei Rheinfelden trieb alſo Louiſen jetzt ſehr natürlich zu Frau Gretius hinauf. Sie mußte nicht nur Glück wünſchen, ſie mußte auch fragen, ob Nachricht da wäre, und dem ſtürmiſchen Krieger nicht etwa ein Unfall begegnet wäre in der mörderiſchen Schlacht.

— Wir wiſſen noch nichts — antwortete Frau Gretius, und forderte Louiſen auf, ſich neben ſie an's Fenſter zu ſetzen — noch gar nichts. Aber ich ängſtige mich nicht: Dietrich iſt neuerdings mehr und mehr ſtaatsmänniſch im Dienſte des Herrn Herzogs, er wird von dieſem nicht in's dichteſte Mordgetümmel hinein geſchickt werden.

Und nun ging ſie auf das Thema über, welches ihr beſonders am Herzen lag mit Louiſen. Sie hatte an und für ſich eine ſtarke Neigung, Proſelyten zu machen für ihren evangeliſchen Glauben, und in Betreff Louiſens ſchien ſie dafür noch einen aparten Grund zu haben. Die kluge Louiſen ging auch ſehr bereitwillig ein auf dieſes Thema. Sie geſtand, daß ſie ſchon mit Herrn Dietrich darüber geſprochen, und daß ſie ſich bei ihrem Beichtvater Raths erholt. Aber der Rath habe mehr geſcholten als belehrt, und gerade Belehrung über die Unterſcheidungspunkte der beiden Kirchen ſuche ſie. Dadurch ſei das Geſpräch mit der Frau Excellenz ſo anziehend für ſie.

— Laß doch die dumme Excellenz — erwiderte Frau Grotius — mir kommt ja der hochfahrende Titel gar nicht zu. Meinem Manne nur gehört er, und ich mag Eure römiſchen Uebertreibungen gar nicht leiden. Ich nenn' Dich mitunter „Du", und Du nimmſt mir das auch nicht übel.

Louiſon küßte ihr die Hand, und die Disputation begann. Louiſon hatte ſich wirklich unterrichtet und konnte disputiren.

Darüber ſank der Tag, und es wurde dunkel. Sie hatten ſich vom Fenſter entfernt, und waren faſt erſchrocken, als Dietrich plötzlich vor ihnen ſtand.

Er war eben angekommen mit Jaquette und dem Rohanſchen Diener. Na, das war eine Freude und ein Fragen und ein Anordnen!

Dietrich war ſo entzückt, Louiſon zu finden, daß es die Mutter faſt übel genommen hätte, wenn eine Mutter wie Frau Grotius was übel nehmen könnte von ihrem Sohne.

Als der Vater gerufen und gekommen war, gingen die Fragen auf ernſte Dinge über. Die Briefe an den König kamen zur Sprache. — Alſo Audienz begehren für Dich und mich! — rief Papa — aber der König iſt nicht in Paris, er iſt auf der Schnepfenjagd, wir werden ein Paar Tage warten müſſen!

— Dann iſt noch ein Brief abzugeben hier nebenan bei der Lady Seymour — ſagte Dietrich.

— Die arme Frau — ſchaltete die Mutter ein — leidet wunderlich an den Nachwehen ihrer Krankheit. Ich hab' ſie kennen gelernt, wir können ihr morgen ſelbſt den Brief bringen.

— Er iſt nicht an ſie, und ſoll an den Diener eines Herrn von Zierotin abgegeben werden.

— Der iſt ſchon lange fort!

— Einerlei! Er wird wohl ſeine Adreſſe hinterlaſſen haben. Jaquette, Du kannſt gleich den Brief hinüber tragen!

Vater und Mutter waren erbaut von dieſer pünktlichen Sorgfalt des Sohnes, und die Mutter unterrichtete Jaquette genau über Haus und Dienerſchaft der Lady. Sie war ſeit einiger Zeit täglich drüben geweſen; der gemeinſchaftliche Hausarzt hatte Frau Grotius mit Lady Ludmilla bekannt gemacht, da die Lady bei allem Reichthum auffallend verlaſſen und einſam exiſtire, und ihres Zuſtandes wegen recht ſehr einer kundigen, weiblichen Hülfe bedürfe.

Binnen zehn Minuten war Jaquette zurück. Der Diener des Herrn von Zierotin ſei noch da, und habe die Beſtellung des Briefes ſogleich übernommen.

Am andern Morgen that Vater Hugo die nöthigen Schritte, um die Audienz beim Könige zu erlangen für ſich und ſeinen Sohn.

Am andern Morgen war auch Louiſon wieder da. Die im Kriege verſchliſſene und abgebrauchte Kleidung Dietrichs mußte erneuert werden, und Frau Grotius ſetzte keinen Schneider in Nahrung, ſie machte Alles ſelbſt. Für dieſe Arbeit aber war ihr Louiſon wünſchenswerth, denn ſie gab bereitwillig zu, daß dies Pariſer Kind ſeinen Geſchmack habe, und ſich auf die Mode verſtehe. Dietrich war natürlich derſelben Meinung, und fand das Maaßnehmen von der Hand des noch viel hübſcher gewordenen Mädchens ganz allerliebſt.

Am dritten Tage erſt ſtiegen Vater und Sohn — letzterer zum erſten Male in ſeinem Leben elegant gekleidet — zu einer Kutſche hinab, welche gemiethet worden war, und welche die beiden Herrn zum Louvre fahren ſollte.

Frau Grotius und Louiſon ſahen ihr vom Fenſter nach. Beide mit Genugthuung. Louiſon geſtand ſich, daß Dietrich doch in ſeinem Aeußern ungemein gewonnen habe ſeit ſie ihn zum erſten Male in dem mißlichen gelben Mantel geſehen. Sein Inneres hatte ſie immer eigenthümlich anſprechend gefunden. Er wußte ſo viel, und war ſo gut! Und er hatte immer Geſichtspunkte, welche ſie höchlich überraſchten. — Frau Grotius aber bemerkte laut, daß Dietrich doch offenbar zu gut ſei, um als Futter für Säbel, Piſtolen und Musketen verbraucht zu werden, und daß er mit ſeinen erſtaunlichen Kenntniſſen und ſeiner ſo ſchön entwickelten Figur die Laufbahn eines Staatsmanns wieder aufnehmen müſſe.

Louiſon war genau in allen Dingen. Sie fragte, ſcheinbar recht unbefangen, was wohl dieſe Laufbahn eigentlich an Amt und Einkommen mit ſich brächte. Und Frau Grotius entwickelte ihr das ausführlich. Sie beſchrieb dabei recht offen, was die Familie an eignem Vermögen beſäße, und wie Dietrich auch nach Holland zurückkehren könnte, wenn ihm der ſchwediſche Dienſt nicht zuſagte, oder wenn der Friede in Deutſchland noch lange auf ſich warten ließe, und der Herzog von Weimar nicht an ſein großes Ziel käme.

Im Falle des endlichen Triumphes für Herzog Bernhard freilich würde Dietrich gewiß zu großer Stellung berufen.

Kurz, anderthalb Stunden vergingen unter ſolchen Erwägungen ſo ſchnell, daß Frau Grotius und Louiſen überraſcht waren, Vater und Sohn wieder eintreten zu ſehn —

— Nun, wie iſt die Audienz abgelaufen? rief die Mutter.

— So ſo! antwortete Vater Hugo.

— Gar nicht beſonders! rief Dietrich gegen ſeine Gewohnheit, die Alles roſig anzuſehen pflegte.

— Wie denn das?

— Der König wußte den Tod Rohans ſchon — fuhr er fort — und das iſt unbegreiflich. Er erwies ſich zäh in der Erbſchaftsfrage.

— Obwohl er auf meine Einrede zugab — ſagte Vater Hugo — daß der Beſitzergreifung von Seiten der Frau Herzogin nicht ein einziges rechtliches Titelchen im Wege ſtünde. Recht geſchickt und galant hat er dem Herzoge Bernhard die Erledigung zugeſchoben. „Es heißt ja“, ſagte er, „daß der Herzog von Weimar in nächſter Freundſchaft ſteht mit den Rohanſchen Damen. Er wird alſo gern etwas für ſie thun. Ich wünſche dann, daß er mir von den Gefangenen den Jean le Wert hierher nach Paris ſende. Das iſt eine angenehme Satisfaktion für die Pariſer, welche ſich damals ſo ſehr gefürchtet haben vor dieſem Kriegsmanne. Ich laſſe ſo eben durch einen Abgeſandten, durch den Grafen von Guébriant, welchen der junge Graf von Turenne begleiten wird, um dieſe Sendung erſuchen. Ihr, Herr Geſandter, werdet mir eine Gefälligkeit erweiſen, wenn Ihr Eurerſeits Euren hoffnungsvollen Herrn Sohn unverzüglich wieder zum Herrn Herzoge von Weimar ſendet, auf daß er ihm die Herſendung des Jean le Wert plauſibel mache.“

— Du ſollſt gleich wieder fort?! rief die Mutter.

— Leider! — antwortete dieſer — und das thut Herzog Bernhard nicht! Den Wörth liefert er nicht aus.

— Und doch muß es verſucht werden — ſagte der Vater — denn erſtens iſt ein ſolcher Wunſch des Königs für uns wie ein Befehl, und ferner bemächtigen ſich die habſüchtigen Miniſter trotz der ſonnenklaren Rechtsanſprüche der Frau Herzogin dieſer Erbſchaftsangelegenheit, wenn dem Könige nicht Genüge wird in der Kaprice für Jean le Wert.

Recht verſtimmt ritt ſchon am nächſten Morgen Dietrich wieder aus Paris, begleitet von dem Rohanſchen Diener. Jaquette war zurückgeblieben im Grootſchen Hauſe.

Der Weg war damals ſo lang! Faſt eine Woche brauchte man, wenn man die Pferde nicht wechſeln konnte.

Er ritt über Chaumont und Epinal nach den Vogeſen zu, weil er dort franzöſiſche Truppen vermuthen durfte, welche ihm den Aufenthalt Bernhards bezeichnen konnten.

Von ihnen erfuhr er, daß Rheinfelden kapitulirt habe, daß Rötteln wie Freiburg erſtürmt ſeien, und Herzog Bernhard mit Verſchanzung des Rheinpaſſes bei Neuenburg beſchäftigt ſei.

Eines Abends kam er an den Brückenkopf, welcher auf dem linken Rheinufer gegenüber von Neuenburg angelegt war. Aneinander gelegte Schiffe zwiſchen Inſeln bildeten Brücken hinüber. Er ritt langſam über die Brücken und Inſeln. Die Sonne war ſchon untergegangen. Im Dunkeln ritt er in das befeſtigte Städtchen hinein.

Man wies ihn nach rechts. Durch einen Thorbogen kam er ſcheinbar wieder in's Freie. Innerhalb der Mauern und Gräben zog ſich hier ein Parkraum mit großen Bäumen zum Rheine hinab. Links vom Einreitenden ſtand ein zweiſtöckiges Haus mit hohem Dache. Es war breit und tief, Stufen führten zum Erdgeſchoſſe hinauf. In dieſem Hauſe wohnte der Herzog. Rechts hinein ward Dietrich gewieſen.

Durch ein geräumiges Vorzimmer trat er in einen gewölbten Saal. Ein großer, länglich runder Tiſch ſtand in der Mitte. Links und geradeein waren Thüren. Die geradeein, dem Eintretenden gegenüber, führte zum Herzoge, die letzte links zu ſeinem Leibdiener.

Dietrich öffnete die letztere, und fand Hoffmann bei zwei Kerzen mit Leſen eines Blattes beſchäftigt.

Hoffmann, der ſtets voll Weisheit war, erſchien verſtimmt. Der Herzog machte ihm Sorge und Aerger. Warum? — Ach! — ſtieß er hervor — weil er von Jugend an nie auf guten Rath gehört! Da hat ihn Doctor Blandini Tags vor der Abreiſe von den Rohans gewarnt, hat ihm geſagt, daß er nicht wohl ſei und was nehmen ſolle. Der Herzog hat darüber geſpottet. Und kaum iſt er eine Stunde auf der Reiſe, da geht's los. Er geräth in eine Aufregung ohne Gleichen, er ſpornt ſein Pferd, und reitet bis es ſtürzt. Er muß aufgehoben werden, und iſt wie gelähmt. Man bringt ihn in ein Haus. Dort wird ihm auf ſein Verlangen Milch gereicht. Die thut ihm gut. Nach einigen Stunden kann er weiter. In Rheinfelden ruht er ein Paar Tage; aber er hat einen Knacks weg, den er nicht verwinden kann. Das iſt nun freilich gegen ſeine Natur, die immer von Eiſen war, und nun iſt er reizbar und krittlich, daß man's kaum aushält um ihn. Die Fliege an der Wand würde ihn ärgern, wenn's jetzt im Frühjahre ſchon Fliegen gäbe. Nur ein Gutes iſt dabei: er iſt nun endlich zur Erkenntniß gekommen, daß ein geſcheidter Doktor was bedeutet. Weil ihm Doktor Blandini den Zuſtand voraus geſagt, da iſt ihm der Glaube endlich in die Hand gekommen; jetzt will er geſchwind durch des Doktors Hilfe geſund werden, und ſchickt Boten über Boten nach Luzern, wo Blandini verweilt. Er ſoll kommen, kommen und bleiben! Hätt' er's nur früher eingeſehen!

— Und der Doktor kommt nicht?

— Noch iſt er nicht da. Dieſen Zettel hat er geſchickt. Er beſchreibt die Diät und alle Verhaltungsmaaßregeln. An mich iſt er natürlich gerichtet, denn wenn ich nicht aufpaſſe, der Herzog hat keinen Verſtand und keine Geduld für ſo was. Dazu der Aerger mit dem wälſchen Herzog! Und daran iſt unſer Herzog auch ſelber ſchuld. Warum hat er den Racker nicht nach Hohentwiel geſchickt, wie er Anfangs wollte! Da wär's nicht paſſirt.

— Was denn? Und welcher Herzog?

— Na, der Savelli, der kaiſerliche Generaliſſimus. Entwiſcht iſt er aus Lauffenburg.

— Ah?

— Freilich! Sein Ehrenwort hat er gebrochen. Auf ſein Ehrenwort, daß er nicht entweichen wollte, hatte er die Erlaubniß bekommen, frei in der Stadt umherzugehen. Und die Erlaubniß hat er dazu benützt, mit Hilfe eines Mönchs, eines Bürgers und eines Frauenzimmers über die Stadtmauer zu klettern, und davon zu laufen. Der Herzog war von einer Wuth! So hab' ich ihn noch gar nicht geſehen; er iſt eben krankhaft. Alle drei, den Mönch, den Bürger und das Frauenzimmer hat er auf der Stelle aufhängen laſſen.

— Oh!

— Und was noch unangenehmer iſt: der artige und geſchickte Herr von Mitzlau iſt dabei mit in die Patſche gekommen. Er hatte mit gut geſtanden für den Savelli. Wer kann denn auch von einem Kavalier ſolche Niederträchtigkeit vorherſehen! Er hat eben nicht bedacht, daß dieſe wälſchen Herzöge keine ordentlichen Herzöge ſind. Und die Herrn Oberſten Roſen und Taupadell die haben gehetzt, die ſind dem Herrn von Mitzlau nicht grün. Glücklicherweiſe ſtand er gut beim Herzoge von Paris her wegen des verſtorbenen Herzogs von Rohan, den er damals gerettet. So hat's der Herzog fallen laſſen; aber geſchadet hat's dem Mitzlau doch

— kurz, es geht bei uns jetzt Vieles ſchief und ſchräg, obwohl der Krieg beſſer marſchirt als je. — Ja ſo, Ihr wollt den Herzog ſprechen. Da muß ich nachfragen und melden. 's iſt nicht mehr wie ſonſt. Ueberraſchungen mag er nicht mehr, er iſt eben empfindlicher und ſchreckhafter. Er, der früher das Erſchrecken gar nicht kannte! Der Erlach iſt drin, den er als Gefangenen in Rheinfelden gefunden und befreit hat. Wartet nur hier, ich gehe ſchon.

Eine Minute ſpäter ſtand Dietrich in einem großen Eckzimmer, welches auf den Park und Rhein hinab ſah, vor dem Herzoge.

Bernhard lag auf einem Ruhebett, und Dietrich entdeckte erſt nach und nach, daß ſein Antlitz blaß und verſtört war. Das Licht der Kerzen war durch Schirme verdeckt, und gewährte nur eine unſichere Beleuchtung. Erlach ſtand in einiger Entfernung neben einem Tiſche, auf welchem ein großer Feſtungsplan — wahrſcheinlich von Breiſach — ausgebreitet lag.

Dietrich mußte erzählen. Als er zu des Königs von Frankreich Forderung kam, den Johann von Werth nach Paris zu ſenden, fuhr der Herzog auf. „Warum nicht gar!“ ſtieß er undeutlich zwiſchen den Zähnen hervor.

Als Dietrich geendigt hatte, ſagte der Herzog unmuthig: das ſind Finten, an die ich mich nicht kehre. Und den tapfern Kerl, den Werth geb' ich ihrem Geſpötte nicht preis!

— An das Geſpött glaub' ich nicht — ſagte langſamen Tones Erlach — denn ſie reſpektiren die Tapferkeit. Uebrigens habt Ihr, fürſtliche Gnaden, bis jetzt alles Mögliche gethan für dieſen Wörth, der Euch doch ſein Lebelang Schaden genug angerichtet. Ihr laßt ihn in Benfeld behandeln wie er's nur wünſchen kann, Ihr habt ihm ſogar erlaubt, ſeinen Officier nach München und Wien zu ſchicken, damit die Darſtellung über die Rheinfelder Niederlage und die wahrſcheinliche Verläumdung durch den Savelli nicht ohne Gegenrede bleibe. Das iſt doch wahrhaftig mehr, als ſolch ein roher, papiſtiſcher Soldat von Euch erwarten durfte. Ich würde an Eurer Stelle keine weiteren Umſtände mit ihm machen.

— Ihr nicht, aber ich. Es widerſtrebt mir, die Franzoſen mit ihm prahlen zu laſſen.

— Nun, dann bezahlt Ihr den Gefangenen wahrhaftig theurer als er's werth iſt. Denn aus der Schilderung dieſes Herrn Groot geht ja deutlich hervor, daß man die Frau Herzogin von Rohan nicht ihr Erbe antreten läßt, bis Ihr dem Könige den Wörth bewilligt habt. Das iſt doch ein Handel, der wenig Sinn hat, wenn Ihr, wie ich vorausſetze, der herzoglich Rohan'ſchen Familie in wahrer Freundſchaft zugethan ſeid.

Bernhard ſchwieg eine Weile, und ſagte dann kurz zu Dietrich: Auf morgen!

Am andern Morgen ſtand Dietrich in dem gewölbten Saale, und erwartete, zum Herzoge hinein berufen zu werden. Die Sonne ſchien warm auf die großen Bäume, welche bis zum Rheine hinab anmuthige Gruppen bildeten. Weiße Schäfchen und grüne Knospen rundeten ſich ſchon farbig ab in der hellen Luft, und der Rheinſtrom glitzerte im Strahl der Morgenſonne maleriſch herauf.

Außen hatte Dietrich überhaupt Alles gar erfreulich gefunden in Neuenburg. Die Verſtärkung des feſten Platzes wurde von den Truppen mit Luſtigkeit betrieben, und Fuhrwerk auf Fuhrwerk ging vorüber mit Belagerungsmaterial beladen. Es war für Breiſach beſtimmt, welches bereits umſchloſſen wurde vom Weimar'ſchen Heere. Eine ſogenannte niederländiſche Belagerung ſollte ſtatt finden. Das heißt eine weite Feſtung ſollte um die Feſtung Breiſach gezogen werden auf beiden Seiten des Rheins und auf dem Rheine ſelbſt im Norden und Süden vermittelſt der Inſeln. Der Hunger ſollte Breiſach bezwingen. Zeit hatte man vor ſich; Niemand wußte etwas von einem kaiſerlichen Heere.

Hier innen aber, im Hauſe des Herzogs fand Dietrich Alles düſter. Zuſtand und Stimmung Bernhards warf tiefe Schatten.

Leibdiener Hoffmann ging durch den Saal, und ſagte im Vorübergehen: — Der Herzog wird Euch ſchwerlich ſehen, er hat eine ſchlafloſe Nacht gehabt. Oberſt Erlach wird Euch wohl abfertigen. Der thut jetzt Alles. Die Generale und Oberſten ſind alle im Felde, und Leder iſt zur perſönlichen Abholung des Doctor Blandini nach der Schweiz geſendet. Glücklicherweiſe mit Erfolg. Es iſt eben ein Brief von ihm angekommen: in einigen Tagen hofft er mit dem Doctor hier einzutreffen. — Da kommt Oberſt Erlach!

Erlach kam wirklich, um ihn abzufertigen, und ihm Briefe einzuhändigen. Den einen an den König von Frankreich, den andern an den Kommandanten von Benfeld. — Der letztere — ſagte er — wird den Jean le Wert nach Paris ſenden —

— Herzog Bernhard hat das bewilligt?!

— Und Ihr werdet wohl thun, Euch dem Gefolge anzuſchließen, damit Ihr gleichzeitig mit dem Gefangenen in Paris eintrefft, und unter dem erſten günſtigen Eindruck die Bezahlung vom Könige eintreibt, welche der Herzog erwartet für dieſe Ueberlaſſung Jean le Werts, die Freigebung der Rohan'ſchen Erbſchaft. Der Herzog läßt Euren Herrn Vater bitten, mit Euch zum Könige zu gehen und dies ſo eilig wie kräftig durchzuſetzen. Gute Verrichtung!

Betroffen verließ Dietrich Neuenburg, nachdem er den Rohan'ſchen Diener mit kurzer Nachricht an die Frau Herzogin in die Schweiz geſendet.

Ueber den Rhein zurück und an dieſem abwärts reitend kam er am folgenden Tage nach Benfeld, und gab das Schreiben ab an den Kommandanten.

Dieſer ſchüttelte trübſelig den Kopf, und ſagte: Wörth wird außer ſich ſein!

Allerdings war er das. — Wenn Ihr mich nicht bindet, und auf den Wagen ſchleppt, bringt Ihr mich nicht fort! — ſchrie er.

Der Kommandant hatte eine kleine Beruhigung für ihn: er zeigte ihm den herzoglichen Brief aus Neuenburg. Am Schluſſe deſſelben ſtand von Bernhards eigner Hand geſchrieben: Wörth bleibt auch in Frankreich mein Gefangener, und ich werde Alles aufbieten, ihn gegen den Grafen

Horn auszuwechſeln, welcher ſeit Nördlingen in Gefangenſchaft ſitzt.

Das tröſtete Wörth einigermaaßen, aber nur einigermaaßen.

Erſt — wunderlich genug! — erſt als ſie über die franzöſiſche Grenze kamen, wurde dem ſo tief gedemüthigten Kriegsmanne beſſer zu Muthe. Zu Marſal nämlich, der erſten franzöſiſchen Stadt, begrüßte ihn Bürgermeiſter und Rath am Thore in feierlicher Weiſe, und bewirthete ihn ſodann auf's Glänzendſte. Wörth ſah erſtaunt und fragend auf Enkevort, der die Reiſe mit ihm machte. Sie wußten Anfangs beide nicht, was das bedeutete. In Nancy wiederholte ſich's, und auch die Volksmaſſen begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. In Bar, in Vitry, in Chalons, in Epernay, in Chateau-Thierry, in la Fere desgleichen — der Transport zwiſchen ſiebenhundert Muſketieren wurde ein Triumphzug für die beiden Gefangenen.

Der König hatte es befohlen, und die Bevölkerung hatte dieſen Zug ritterlicher Galanterie verſtanden.

Im Gehölze von Vincennes, deſſen feſtes Schloß für Wörth zum Aufenthalte beſtimmt war, trennte ſich Dietrich, und ritt in die Stadt hinein.

Vater und Mutter hörten ſeinen Bericht mit Staunen an, und nicht ohne Betrübniß.

— Das iſt nicht gut! — ſagte kopfſchüttelnd Frau Grotius — dieſe Krankheit Bernhards, eines bisher ſo geſunden Mannes, die hat etwas Räthſelhaftes, etwas Unheimliches.

Und dieſe Auslieferung Wörths gefällt mir gar nicht. 's iſt doch ſein Landsmann!

— Bernhard iſt gewiß unſchuldig daran — rief Dietrich — er wollte durchaus nicht. Aber er iſt offenbar tief krank, und der Erlach hat's dem geſchwächten Herzoge abgerungen.

— Und dieſe Aufnahme — ſprach Hugo Grotius — nützt den Franzoſen über alle Maaßen. Sie iſt neu und einzig. Ganz Europa wird dieſe edle Courtoiſie bewundern; ſie wird Einfluß haben auf's Völkerrecht. Es iſt ein großes Beiſpiel.

— Eilt nur wenigſtens in den Louvre, damit Ihr beim erſten Rauſche einkaſſirt, was dafür bezahlt worden iſt, die Freigebung der Rohan'ſchen Erbſchaft! — ſagte Frau Grotius.

Das geſchah denn auch ſogleich, nachdem ſich Dietrich umgekleidet. Diesmal kam er ja amtlich mit einem Schreiben des Herzogs von Weimar an den König, diesmal bedurfte es nicht des weitläufigen Nachſuchens um eine Audienz.

Binnen einer Stunde waren Vater und Sohn zurück, und berichteten, daß Alles gelungen wäre. Der König war entzückt geweſen über Dietrichs Expedition, hatte ihn ſeiner Gnade verſichert, und hatte auf der Stelle formellen Befehl gegeben, die Frau Herzogin von Rohan in all ihre Erbſchaftsrechte ohne die geringſte Behinderung eintreten zu laſſen.

Die Familie Groot ſaß den Abend beiſammen in ernſten Geſprächen. Dietrichs Laufbahn wurde in erſter Reihe beſprechen. Die Kriegsbahn weiter zu verfolgen war allen Dreien nicht wünſchenswerth. Am Wenigſten jetzt, da der perſönliche Protektor Herzog Bernhard ſo bedenklich ausſpannte. Ein amtlicher Eintritt in die Geſandtſchaft war jetzt angezeigt, da Königin Chriſtine und Kanzler Oxenſtierna in Stockholm die öffentlichen, beſonders gnädigen Aeußerungen für Dietrich van Groot höchlich beachten und deſſen Anſtellung ſogar wünſchen würden.

Als man darüber einig war, kam Frau Grotius wieder auf die unheimliche Krankheit des Herzog Bernhard zurück, und äußerte ſo gewiß halblaut vor ſich hin: Es geht mir da, ſeit Ihr von hier nach dem Louvre gegangen, immerfort etwas im Kopfe herum!

— Was denn? — fragten Vater und Sohn.

— Die Lady Seymour hier neben uns. Sie hat auch ſo eine räthſelhafte Krankheit gehabt, und ihre Geneſung iſt auch ſo räthſelhaft unvollſtändig. Ihr wißt, daß eine Kammerfrau von ihr damals in unſer Haus ſtürzte, und uns als Nachbarsleute in Anſpruch nahm. Der Arzt ihrer todtkranken Herrin ſei fortgereiſ't, die Lady ſei ohne ärztliche Pflege, und wir möchten ihr doch einen Arzt nennen, den ſie rufen könnte. Das thaten wir natürlich, und bei dieſer Gelegenheit kam ich hinüber; man will doch chriſtlich helfen wo man kann. Da hat mir denn beim Wieder- und Wiederkommen — denn die Krankheit wich nicht und wich nicht — dieſe Kammerfrau des Langen und Breiten erzählt von den Verhältniſſen ihrer Herrin. Und von alle Dem iſt mir heute Einiges ſo gar kurios vor den Sinn getreten. Zum Beiſpiele: ſie iſt perſönlich, und, wie's ſcheint, genau bekannt mit dem Herzoge Bernhard. Er iſt am Tage vor ſeiner letzten Abreiſe drüben bei ihr geweſen, und ſie iſt zum erſten Male krank geworden, nachdem er fortgegangen iſt. Dann hat der Arzt, welcher ſie ſo ſchnöde verlaſſen hat, ebenfalls einen italieniſchen Namen gehabt wie der, welchen Du, Dietrich — iſt der Doktor, welchen Du beim ſterbenden Rohan gefunden, und welchen man jetzt wieder in Neuenburg erwartet — 's iſt ja doch derſelbe — ?

— Derſelbe. Er heißt Blandini.

— Blandini? Mir iſt's gerade ſo, als ob die Kammerfrau denſelben Namen genannt hätte. Man muß ſie fragen. Ich kann mir nicht helfen; aber mich quält ein Verdacht —

— Was für einer?

— Als ob es zwiſchen dieſen Krankheiten einen geheimen Zuſammenhang gäbe, und als ob dieſe Krankheiten von dem Doktor —

— Nun?

— Angelegt wären.

— Angelegt?

— Ich weiß noch kein rechtes Wort dafür. 's iſt eben nur wie eine Ahnung, welche mich peinigt. Aber ich möchte auf den Grund kommen. Die Lady will ohnehin Dich kennen lernen, Dietrich. Ich hab' ihr von Dir erzählt, und daß wir Dich erwarteten. Nichts Näheres, nur ſo im Allgemeinen. Das Geſpräch mit ihr iſt gar kurios, und man muß vorſichtig ſein. Manchmal ſchreit ſie plötzlich laut auf, wenn man einen Namen nennt. Sie hat nämlich in dem langen Nervenfieber ihr Gedächtniß verloren gehabt, und das iſt wunderlich langſam wiedergekommen, und nicht ganz. Jetzt weiß ſie Alles wieder, was ſie erlebt hat bis vor zwei Jahren. Die letzten zwei Jahre fehlen ihrem Gedächtniſſe immer noch, wenigſtens im Zuſammenhange. Einzelnes weiß ſie wieder, weil ſie durch einzelne Namen daran erinnert worden iſt.

Jetzt erinnerte ſich aber die ſorgſame Hausfrau, daß es ſpät am Abend wäre, und daß die Herren Groot zu Bette müßten. Dietrich habe auch morgen bei Zeiten das glückliche Ergebniß ſeiner Sendung an die Frau Herzogin von Rohan zu ſchreiben. Ihr Verdacht gegen den Doktor Blandini ſolle nicht vergeſſen werden! —

Wenn ſie nur Wort hielt die verſtändige Frau! Es konnte ja wirklich auf dieſem Wege eine Hilfe für den gefährdeten Herzog Bernhard in Bewegung geſetzt werden.

Frau Grotius hielt immer Wort. Sich und Andern.

Am andern Morgen begegnete ſie Louiſen auf dem Markte, und theilte ihr mit, daß Dietrich wieder da ſei, daß er eine Millionen-Erbſchaft mit bemerkenswerther Geſchicklichkeit in Sicherheit gebracht habe, und daß ſie ihn heute der Lady Seymour vorſtellen werde. Louiſen erinnerte in beſcheidener Form daran, daß die Frau Ambaſſadrice früher einmal die Abſicht geäußert habe, auch ſie, Louiſen nämlich, mit der Lady bekannt zu machen, damit ſie, Louiſen, den Umgangston mit vornehmen Damen kennen lerne.

— Ganz richtig! — erwiderte Frau Grotius — komm' alſo um Drei zu uns. Die Lady ſpeiſ't erſt um Zwei. Komm ſauber! Ich nehme Dich mit. Man kann nicht wiſſen, ob es Dir nicht einmal nöthig wird, viel und oft in hohen Geſellſchaftskreiſen zu verkehren.

— Mir? Ach, wie ſollte das zugehen! — erwiderte Louiſen mit lächelnder Koketterie.

Frau Gretius gab ihr einen leichten Backenſtreich, und ſagte fortgehend: Wenn man den evangeliſchen Katechismus ordentlich verſteht und ehrlich glaubt, und von der Vielgötterei gründlich laſſen kann, dann iſt vor Gott Alles möglich.

— Vielgötterei? Was iſt denn Viel? Ihr habt ja auch drei in Eurer Dreieinigkeit!

— Das iſt nicht wahr! Einigkeit heißt hier Einheit. Die Drei ſind Eins. Das Eine hat nur drei Geſichter.

— Wie Herr Dietrich das indiſche Bild zeichnet, und Brahma, Wiſchnu, Schiwa nennt! Wie?

— Mach, daß Du fortkommſt! Es ſchickt ſich nicht für einen Gelbſchnabel, der jetzt eigentlich im Glauben nirgendhin gehört, leichtfertig einem Gelehrten nachzuſprechen, was ſie nur halb verſtanden hat. Und noch dazu auf dem Fiſchmarkte. Alſo Punkt drei Viertel auf Drei!

Louiſen ſtellte ſich pünktlich ein. Und zwar ſehr paſſend angezogen. Bürgerlich, aber mit einer feinen vornehmen Nüance in den Stoffen. Ihr Vater war ſehr wohlhabend, und ſie war das einzige Kind.

Dietrich fand ſie außerordentlich reizend, und fand es auch ſehr ſchicklich von ſeiner Mutter, daß ſie erſt drüben anfragen wollte, ob der Lady die Vorſtellung der jungen

Leute genehm wäre. Denn dadurch wurde er eine Zeitlang allein gelaſſen mit Louiſon. Er hatte ihr ſo Viel zu ſagen, und hoffte, ſie würde ihm noch mehr ſagen. Trotz aller Weltläufigkeit war er ihr gegenüber immer noch befangen, wenn er von Gefühl und Liebe ſprechen wollte, und machte immer den ſtillen Anſpruch: ſie müſſe mehr als den halben Weg entgegen kommen. Beſonders heute ſchien es ihm auch, als ob Louiſon dazu angethan wäre. Sie war ſo gewiß gerührt. Die Einführung in die vornehme Welt war allerdings ein Ereigniß in ihrem Leben, und ſie war recht ehrgeizig.

Frau Grotius ging. Nicht die Stiege hinab, ſondern durch das anſtoßende Zimmer nach dem Raume, welchen der Herzog von Rohan damals bewohnt hatte. In der langen Krankheit der Lady nämlich hatte die Kammerfrau die verkleidete Thür öffnen laſſen, damit die Frau Geſandtin bequem und täglich kommen, und die Krankenpflege leiten könnte, und Lady Ludmilla hatte ſeit ihrer Geneſung das höchlich gebilligt und fortbeſtehen laſſen, weil ihr der tägliche Verkehr mit der verſtändigen Frau Grotius angenehm war. Sie lebte ganz einſam. Norbert von Zierotin war ſeit ihrer Erkrankung verſchwunden. Nur ein Diener der Lady, welchen er gut beſoldete, war in einigem Verkehr mit ihm geblieben. Dieſer hatte auch den letzten Brief Blandinis an Desnoyers beſorgt. Desnoyers ſelbſt hatte das Haus mit keinem Schritte mehr betreten. Krankheit liebte er nicht.

Ludmilla ſaß in ihrem großen Salon, deſſen Fenſter offen ſtanden, und die friſche Frühlingsluft einließen. Sie blickte gedankenvoll hinaus auf die grünen Knospen der Bäume, welche die place royale ſo anmuthig machten.

Frau Grotius war ihr willkommen, und ſie erklärte ſich ſehr bereit, die jungen Leute zu empfangen. — Abgeſehen davon — ſagte ſie mit einem melancholiſchen Lächeln — daß Euer Sohn dabei iſt, bringt mir jede neue Bekanntſchaft an und für ſich ſchon Vortheil. Es kommen neue Gegenſtände in Rede, und mein unglückliches Gedächtniß ergänzt ſich. Alles muß ja neu genannt werden vor mir, damit ich es wieder gewinne. Denkt nur, heut ſagt mir meine Kammerfrau, daß wir dem Verhungern nahe gekommen ſind, weil ich den Rentmeiſter meiner Güter in England vergeſſen und ihm keinen Befehl geſchickt habe, Geld an mich zu ſenden. Glücklicherweiſe wußte ein alter engliſcher Reitknecht, der in meinem Stalle dient, Namen und Adreſſe. Es iſt doch ein peinlicher Ueberreſt meiner Krankheit!

Frau Grotius tröſtete, und holte nun Dietrich und Louiſen.

Dietrich war ganz erſchrocken, als er Ludmilla's anſichtig wurde. Er erkannte ſie gar nicht. Die ſchöne Frau hatte vor zwei Jahren ſeine ſinnliche Phantaſie beſchäftigt — und jetzt ſaß ein ganz anderes Frauenbild vor ihm. Intereſſant wohl, aber ohne jeglichen Frauenreiz. Ihr reiches dunkles Haar war verſchwunden. Kurze, graue Löckchen waren an ſeiner Stelle. Das Geſicht war mager, und das Auge, ohne Glanz, erſchreckte zuweilen durch ſeinen falſchen Blick, welcher in der Jugend Ludmillens ſo verführeriſch gelockt hatte.

Sie bat Dietrich um Erzählung ſeiner Schickſale. Da ſie den Krieg beträfen, ſo würden ſie ſehr lehrreich für ſie ſein, weil ſie in völliger Unkunde der letzten Zeit verblieben wäre.

Dietrich erzählte. Ein Ach und Oh um das andere unterbrach ihn von der Lady. Fortwährend wurden Erinnerungen in ihr geweckt. Es war, als ob das menſchliche Hirn aus lauter Zellen beſtünde, die geöffnet und geſchloſſen werden könnten, als ob jede Zelle eine Abtheilung für gewiſſe Notizen wäre, und in Ludmillens Gehirn ganze Reihen dieſer Zellen jetzt erſt wieder geöffnet würden dadurch, daß man gewiſſe Namen und Begriffe vor ihr ausſprach. Der Name des Herzogs Bernhard beſonders und Deſſen, was mit ihm und um ihn vorgegangen ſchien eine ganze Reihe von Zellen zu eröffnen.

Dietrich war bis zu ſeiner Reiſe nach Lenzburg gekommen, und zur eigenthümlichen Krankheit des Herzogs von Rohan, welche ein italieniſcher Arzt erſtaunlich genau erkannt und berechnet habe, derſelbe Arzt, welcher dem Herzoge Bernhard vorher geſagt, daß ihn ein krankhafter Zuſtand überfallen werde. Dieſer Arzt, Doctor Blandini geheißen —

— Blandini! ſchrie Ludmilla, und ſprang in die Höhe — Blandini! Mein Gott, mein Gott! Blandini, Norbert, Desnoyers — hier, hier, drüben im Schlafzimmer, die Nacht — das Ende! — Verzeiht! verzeiht! Laßt mich nur einige Momente lang — ja, ja, Alles, Alles ſteht nun wieder vor mir! In dieſer Angſt bin ich hingefallen — mein ganzes Leben grinſ'te mich an wie ein Geſpenſt —

Sie ging im Zimmer umher eine lange Weile. Dann ſchien Faſſung über ſie zu kommen; ſie ſetzte ſich wieder, und bat um die Weitererzählung.

Dieſe übernahm Frau Grotius. Ihr Verdacht war beſtätigt, und ſie erzählte auf die Hauptpunkte los, auf die räthſelhafte Erkrankung Bernhards, welche Blandini voraus geſagt — wie konnt' er das? Durch bloße Wiſſenſchaft? Schwerlich. Die Herzogin von Rohan hat dieſe Vorausſage des Doctors ängſtlich in Gegenwart meines Sohnes dem Reitknechte des Herzogs mitgetheilt, damit er unterwegs ſorgſam Acht habe auf ſeinen Herrn, und ſie hat tief erſchrocken ausgerufen: der Doctor Blandini ſteht mit Geiſtern im Bunde. Ich frage nur: mit was für Geiſtern? Wie gute Geiſter kommen ſie mir nicht vor, und ich habe mit Schrecken gehört, daß er jetzt wieder in Neuenburg beim kranken Herzoge erwartet wird, dieſer geſpenſtige Doktor Blandini —

— Nein, nein, das ſind böſe Geiſter — rief Ludmilla — ich weiß jetzt Alles wieder. Nach Neuenburg! Vielleicht können wir den Herzog noch erretten! Wollt Ihr mich begleiten, junger Freund?

— Gewiß! riefen Dietrich und Frau Grotius mit einer Stimme.

V.

Am Tage der Abreiſe Ludmillens und Dietrichs von Paris war Blandini mit Medardo in Neuenburg eingetroffen. Kanzler Leder von Rehlingen war ſtolz darauf, den Wunderdoktor endlich zur Reiſe bewogen zu haben.

Blandini hatte diesmal ſich nicht bitten laſſen, um als gebetener Gaſt zu erſcheinen. Er kam wirklich ſehr ungern. Medardo hatte ſeinen ganzen Operationsplan verdorben. Dieſer Plan war darauf hinaus gegangen, mit der kleinſten Doſis Gift anzufangen, und nur langſam zu größeren Doſen aufzuſteigen. Indem er die erſte leichte Vergiftung in ihren Folgen vorherſagte, ſteigerte er Bernhards Vertrauen in ſeine Kunſt. Ebenſo wollte er bei den folgenden ſtärkeren Doſen und Anfällen verfahren. Dann konnte er immer wieder bis auf einen gewiſſen Grad heilen, und doch den Körper allmählig zerſtören. Mußte dann der Tod herbeigeführt werden, ſo erſchien er als Folge langer Krankheit, und es entſtand kein Verdacht.

Dieſen Weg hatte Medardo überſprungen. Blandini hatte an jenem Morgen im Rohanſchen Sterbehauſe noch zu Bett gelegen, als Medardo hinaus zum Waſſertroge mußte, wo der Diener Bernhards mit dem Becher zu erwarten ſtand. Medardo war ja ſchon in Lenzburg unterrichtet worden, daß mit den Fläſchchen ſtufenweiſe vorgegangen werden, daß zuerſt Nummer Eins genommen werden ſollte. Blandini alſo hatte ihm an jenem grauendem Morgen das

Fläſchchen nicht ſelbſt eingehändigt; Medardo hatte es ſelbſt genommen. Und er hatte nicht Nummer Eins, er hatte Nummer Drei genommen, alſo die ſtärkſte Doſis. Hatte er dies abſichtlich gethan? Allerdings war er verhältnißmäßig ſicher geſtellt, wenn der Herzog einſam auf der Reiſe erkrankte. Oder hatte er es in blöder Beſtürzung gethan, da ſeine Geiſteskräfte wirklich in bedenklicher Weiſe abnahmen?

Blandini wußte das ſelbſt nicht. Er wurde es erſt gewahr, als der Herzog ſich ſchon entfernt hatte.

Betroffen eilte er in der nächſten Stunde nach Luzern. Erſt als Leder kam, um ihn abzuholen, wurde es ihm deutlich, daß auch die ſtärkere Doſis die Meinung des Herzogs erzeugt hatte: Blandini hat das vorhergeſagt! Und ebenſo deutlich wurde es ihm aus dem Betragen des ehrlichen, harmloſen Leder, daß keine Spur von Verdacht vorhanden wäre, und daß der Herzog aufrichtig des helfenden Arztes zu bedürfen glaubte.

Nun war er mit verändertem Plane nach Neuenburg gekommen. Er wollte nun raſch operiren.

Neben dem Kanzler wurde ihm eine geräumige Wohnung im erſten Stock angewieſen. Dann ging er hinab zum Herzoge, welcher ihn ungeduldig erwartete.

Bernhard empfing ihn warm und herzlich. Sein Vertrauen in die Wiſſenſchaft des Doktors war jetzt außerordentlich.

Blandini fand, daß die Natur des Herzogs dem Gifte energiſchen Widerſtand geleiſtet, und es eigentlich ſchon ganz ausgeworfen hatte. — In einer Woche — ſagte er — ſollen Hoheit ganz hergeſtellt ſein. Aber der Puls hat noch jenes verhängnißvolle Etwas, welchem ſchwer beizukommen iſt. Auf einen Rückfall müſſen wir gefaßt ſein, und er kann heftig werden. Diät und Verhütung jeglicher Leidenſchaftlichkeit müſſen uns helfen.

Bernhard, weil er nie krank geweſen, erwies ſich aber nun als ein geradezu leidenſchaftlicher Patient. Um jeden Preis ſollte der Krankheitsſtoff herausgeſchleudert werden! Er hätte ſelbſt Gift genommen, wenn Blandini ein ſolches als Heilmittel, ob auch als gefährliches Heilmittel angerathen hätte. Und eben weil er nie auf Aerzte was gegeben hatte, gab ſich jetzt Bernhard dieſem Arzte, welchem er Unrecht gethan und deſſen er nun dringend bedurfte, rückſichtlos hin.

Blandini vertilgte wirklich in ſechs Tagen die letzten Spuren der Vergiftung. Frei von jeglichem Nachweh konnte Bernhard am ſiebenten Tage zu Pferde ſteigen, um die Feſtungsbauten dieſſeits und jenſeits des Rheins zu beſichtigen. Er ſah blaß aus, aber das Auge war wieder natürlich belebt. Er ließ dem trefflichen Doktor eine große Summe auszahlen.

Leder brachte ſie ihm. Blandini nahm keine Notiz davon. Er ſaß vor ſeinem Arbeitstiſche, welcher mit Pflanzen, Mineralien, Flaſchen und Pfannen bedeckt war, und bereitete die entſcheidende Doſis. Leder wollte zuſchauen und ſich unterrichten. Blandini hatte nichts dagegen, und erklärte ihm, daß er einen ſtarken Trank für den Herzog bereite, der genommen werden ſollte, wenn ein Rückfall einträte. Leder nahm unbefangen ein Stückchen Arſenik in die Hand, und roch daran. Blandini hinderte ihn nicht, und bat nur, ihm ein rothes Fläſchchen zu reichen, welches Leder näher ſtand. — In dies rothe Fläſchchen — ſagte er — werde ich den Trank deſtilliren.

Dies ſagte er, weil ihm einfiel, den gutmüthigen Leder als Handlanger zu benützen. Es flog ihm der Gedanke durch den Kopf: Wenn Du zunächſt dem Herzoge Nummer Eins giebſt, und ihm vorausſagſt, daß ein leichter Anfall eintreten würde, ſo könnte Folgendes geſchehen, was Dich ſicher ſtellte und die Angelegenheit beendigte: Du giebſt vor, zu einem ſchwer Kranken nach Baſel berufen zu ſein. Du werdeſt drei bis vier Tage ausbleiben. Der Herzog ſolle am nächſten Morgen nüchtern Nummer Eins nehmen, um den drohend heranziehenden Anfall abzuwenden. Träte er doch ein, dann möge er ſich vom Kanzler Leder das rothe Fläſchchen bringen laſſen, und den Inhalt deſſelben verſchlucken. — Dann biſt Du — ſchloß er ſeinen Gedankengang — vier und zwanzig Stunden entfernt, wenn die Kataſtrophe eintritt, und man kommt am Ende gar nicht auf üble Gedanken. So ſei es!

Die letzten drei Worte ſprach er laut, und ſtand auf.

— Was denn? ſagte Leder, indem er das Arſenikſtückchen wieder hinlegte.

— Den Frühlingstag will ich genießen, ſpaziren gehen. Wollt Ihr mit?

— Keine Zeit, keine Zeit!

— Medardo! Den Aufguß ſorgfältig abkochen, in das rothe Fläſchchen gießen, das Fläſchchen luftdicht verſtopfen und dort an's Fenſter ſtellen in die Sonne. Es iſt das Hauptmittel, wenn der Herzog einen neuen Anfall kriegt. Ade, Herr Kanzler!

Leder ging voll Bewunderung in ſein Zimmer. Blandini aber kehrte auf der Schwelle um, und bedeutete Medardo, Alles zur Abreiſe zu rüſten. Sie gingen heut Abend noch bis Müllheim hinüber. Dann füllte er das rothe Fläſchchen mit der vorbereiteten Arſenikflüſſigkeit, verkorkte es ſorgfältig, ſtellte es an's Fenſter, verſchloß das Geld, welches Leder hingelegt, nachdem er es ſorgſam gezählt, in ein Schubfach, und — ging wirklich ſpaziren.

Er wollte dabei nicht allein bleiben. Der Gedankenkreis, welcher ihn eben bewegte, hatte doch ſein Peinliches; er war auch abgeſchloſſen, und eine Abwechſelung ſchien erwünſcht. Rudolph von Mitzlau ſollte aufgeſucht werden. Dies war der einzige Menſch, welcher Blandini hier unter lauter Ketzern nahe ſtand. Damals im Dellsberger Lager hatte er ſich auf die Empfehlungen von Desnoyers ſehr entgegenkommend erwieſen. Blandini hatte gefunden, daß dieſer Mann zu allen möglichen Anknüpfungen an die katholiſche Partei bereit wäre.

Mitzlau wohnte im Städtchen, nicht mehr, wie wohl früher, unter einem Dache mit dem Herzoge Bernhard. Letzterer hatte Mitzlau's Verhältniß zu Savelli wirklich übel genommen, und wenn er auch den anklagenden Stimmen, daß Mitzlau ſelbſt die Entweichung Savellis begünſtigt habe, keinen Glauben ſchenken mochte, ſo hatte er doch Mitzlau aus ſeiner Nähe gewieſen.

Jene anklagenden Stimmen hatten ganz Recht gehabt. Mitzlau griff nach jeder Hand, welche ihm zu Wien nützen konnte, alſo auch nach Savellis, welcher als eine Kreatur der Wiener Hofgunſt bekannt war. Und Savelli hatte ſich natürlich als Gefangener zu Allem bereit erklärt: zu Mitzlaus Amneſtirung in Oeſterreich und zu den direkteſten Schritten für eine Ausſöhnung zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzoge Bernhard.

Aber Zeit ſchien er ſich zu laſſen. Mitzlau wartete ſeit Wochen vergeblich auf ein Lebenszeichen von Savelli, und ſchrieb eben einen vorſichtig erwogenen Brief an denſelben, als Blandini in ſein Zimmer trat.

Bereitwillig ſchloß er ſich an zum Spazirgange. Erſt Nachmittags ſei er nicht mehr frei, da kämen Rekruten über den Schwarzwald herunter; die müßte er in Empfang nehmen.

Sie gingen nach den Rheinbrücken und Inſeln. Da auf den Inſeln gab es zahlreiche Bäume und Gebüſche leichter Gattung, welche ihre Blätter zeitig entwickeln, dort finde man am Erſten Frühlingszeichen.

Jeder fühlte am Andern, daß ſie zu einander gehörten, daß ſie ſich gegenſeitig vertrauen könnten, und Blandini faßte den Gedanken, ob dieſer Mitzlau nicht eine hilfreiche Vertrauensperſon werden könnte, wenn heute Abend etwas mißlingen ſollte — da wurde dies Geſpräch, in welchem Einer an dem Andern herumtaſtete, durch eine auffallende Erſcheinung unterbrochen. Sie waren auf der zweiten

Schiffbrücke, welche nach der Inſel „Untere Bleiche“ genannt hinüber führte, da kam aus den Bäumen der „unteren Bleiche“ hervor eine berittene Geſellſchaft mit Damen. Damen?! — Es ſind doch nicht die Rohanſchen?! ſagte Mitzlan. — Ich bin kurzſichtig, und kann's nicht ausnehmen! entgegnete Blandini. — Richtig, der Laſſe, der junge Greet iſt dabei. Aber der iſt ja nach Paris geſendet —

Die Reitgeſellſchaft war auf die Brücke und ihnen ganz nahe gekommen. Mitzlan erkannte die Dame nicht, neben welcher Dietrich ritt. So verändert war Ludmilla. Sie erkannte ihn aber, und wendete ſich ab.

Dietrich grüßte und fragte, ob der Herzog Bernhard noch in Neuenburg wäre?

— Allerdings.

Er dankte höflich, und vorüber polterte der Reitzug mit Kammerfrau und Dienern.

Von hinten ſeitwärts glaubte jetzt Mitzlan Ludmillen erkannt zu haben; Blandini, an welchem die Kammerfrau dicht vorüber geritten, ſagte leiſe: das iſt möglich, die Kammerfrau war es!

— Was bedeutet das?

— Ich weiß es nicht.

Es kam den beiden Patronen unheimlich vor, und ſie hielten es für gerathen, auch nach Neuenburg zurückzukehren. Blandini fühlte ſich in ſeinem Vorſatze beſtärkt, noch heute zu handeln.

Ludmilla und Dietrich kehrten im Gaſthofe ein, und Dietrich eilte zur Wohnung des Herzogs hinüber. Er hatte die glückliche Endſchaft der Rohanſchen Erbſchaftsfrage zu melden, und um Audienz zu bitten für die Lady Seymour.

Der Herzog kam juſt zurück, umringt von jubelnden Rekruten, welche Niemand Anderes als der Bartkonrad aus Würtemberg brachte, und welche dem berühmten evangeliſchen Führer ihre erſte Huldigung zuriefen, entzückt darüber, daß ſie des großen Feldherrn ſogleich anſichtig wurden.

Bernhard ſprach vom Pferde eine Weile mit Konrad, und ließ ſich von ihm berichten über die Zuſtände in Würtemberg.

Vom Pferde ſteigend und in's Haus kommend ſah er Dietrich, und nahm ihn mit in ſein Zimmer. Zur Rohanſchen Nachricht nickte er mit dem Kopfe, und ſprach er kaum hörbar: Theuer erkauft!

Bei Ankündigung der Lady und ihres Geſuches ſagte er trocken: Was hat die Renegatin bei mir zu ſuchen? Sie iſt mir unangenehm.

Dietrich behauptete nun eilig, ſie ſei nicht mehr Katholikin. Sie habe es vergeſſen, und als man ſie daran erinnert, habe ſie erklärt: daß ſei in der Ueberſpannung geſchehen, und dieſe Zeit der Ueberſpannung ſei vorüber.

— Heute ſo und morgen ſo! Das lieb' ich nicht. Und was heißt das: ſie hat es vergeſſen?

Nun ſchilderte Dietrich ihre Krankheit, und wie ſie entſtanden. Der Herr Herzog ſelbſt ſpiele beim Entſtehen dieſes furchtbaren Nervenfiebers die Hauptrolle. Die Warnung, welche er früher zurückgewieſen, weil Lady Ludmilla die Namen habe verſchweigen wollen, ſei ihr zum zweiten Male nahe gelegt worden. Sie habe Entdeckungen gemacht, ſie habe den Entſchluß gefaßt, ihm nun auch die Namen zu nennen, und dieſe Aufregung habe ſie in's hitzige Fieber geworfen. — Mein Vater — ſchloß Dietrich — kennt das Geheimniß, welches ſie Euch enthüllen will, und beſchwört Eure fürſtliche Gnaden, ſie anzuhören, und ihre Enthüllungen ſorgſam zu beachten.

— So bring ſie her, wenn ich geſpeiſ't habe.

Als Dietrich das Haus verließ, betrat es Blandini. Er eilte in ſein Zimmer hinauf, und wunderte ſich, Medardo in demſelben nicht zu finden. Er fing an, einzupacken, und wurde nach kurzer Weile gewahr, daß Medardo hinter einem Schranke und hinter Kleidern verſteckt kauerte.

— Was heißt das? Biſt Du krank?

— Am Tode — ſtöhnte Medardo.

— Was fehlt Dir?

— Der Teufel iſt da — der bärtige Oberöſterreicher — ich hab ihn vom Fenſter aus geſehen — er dreht mir den Hals um, wenn er mich erblickt. Laßt mich im Verborgenen, bis die Dunkelheit eintritt. Und dann fort, fort! —

— Dann wollen wir ja fort. Komm hervor, ſchließ meinetwegen die Thür hinter mir, und packe ein. Reich mir Nummer Eins — laß! laß! ich ſeh's ſchon. Ich gehe hinab, mit dem Herzoge zu ſpeiſen. Bis ich wiederkomme, kannſt Du fertig ſein mit Einpacken. Zerbrich nichts in Deiner kindiſchen Angſt, und — wie geſagt — ſchließ zu hinter mir.

Er ſteckte das Fläſchchen Nummer Eins in die Bruſttaſche, und ging zum Herzoge hinab.

Als Dietrich Ludmillen die Nachricht brachte, daß der Herzog ſie empfangen werde, bat ſie ihn, bis dahin allein bleiben zu dürfen. Sie war in tiefer Aufregung. Wie ein Sühnopfer für ihr ganzes Leben erſchien es ihr, jetzt eine ſo ſchwere Anklage auf ſich zu nehmen, welche ſie eigentlich doch nicht beweiſen konnte. Ihr Innerſtes ſprach: es ſind Böſewichte, jene Norbert und Blandini, ihnen widerfährt nur Gerechtigkeit, wenn Du ſie des Aergſten zeihſt!

Was ihre Gedächtnißſchwäche betraf, ſo gewährte ſie ihr jetzt geradezu einen Vortheil. Diejenige Gegend nämlich der letzten Jahre, welche ihrem Gedächtniſſe durch irgend einen Anſtoß wieder zugänglich wurde, trat ganz ausgebreitet und ganz erleuchtet vor ihre Seele. Gerade weil links und rechts von dieſer Gegend Finſterniß waltete, trat die klar gewordene Erinnerung um ſo deutlicher hervor. Sie meinte, dem Herzoge mit hundert Einzelnheiten völlig beweiſen zu können, daß Norbert, Blandini und Desnoyers es auf ſeine Ermordung abgeſehen hätten. Nur Ruhe, nur Kraft der Beſinnung meinte ſie von Gott erbitten zu müſſen für die wichtige Stunde.

Dietrich verließ ſie mit der felſenfeſten Ueberzeugung, daß ſie Recht habe. Die Erkrankung Bernhards auf dem Rückwege von Königsfelden war ihm eine Vergiftung durch

Blandini. Phantaſiereiche Menſchen faſeln oft, ſie finden aber auch oft, was für trockne Menſchen gar nicht vorhanden iſt.

Und Dietrich hatte die Eigenheit, daß ein gefundenes Ergebniß ſeiner Gedanken ihn ſo erfüllte, als ob außer dieſem Gedankenergebniß gar nichts weiter in ihm vorhanden wäre. Alles Andere ſchwieg, Alles Andere verſchwand, er hörte und ſah nur dieſen einen Punkt. Es war ihm auch gar nicht möglich, darüber zu ſchweigen. Die Wahrheit iſt heilig, Alles außer ihr iſt Plunder! pflegte er ſeiner Mutter zu entgegnen, wenn dieſe ſeine Offenherzigkeit tadelte und für einen Diplomaten als unpaſſend bezeichnete.

In ſolcher Stimmung kam er von Ludmillen herunter in's große Gaſtzimmer, wo ſich Konrads Rekruten mit Speiſe und Trank ſtärkten. Eine Glasthür führte aus dieſem Zimmer nach dem Hofe. Sie ſtand offen. Die Frühlingsſonne lag warm im Hofe, und eine Menge beſonders älterer Kriegsleute hatte ſich ihre Mahlzeit und ihre Schoppen dahinaus tragen laſſen, um die junge Luft zu genießen. Unter ihnen der Bartkonrad, um welchen ſich ſtets Genoſſen und Bewunderer gruppirten. Er aß raſch, und erzählte Viel. Das Trinken dazwiſchen hielt nicht auf.

Dietrichs Blick fiel ſogleich auf ihn. Er kannte ihn wohl, und ſah in ihm den verkörperten deutſchen Krieg unteren Standes. Vom Kaiſer Matthias an bis zum dritten Ferdinand, zwanzig Jahre lang, hatte dieſer Kumpan Alles durchgemacht, für ihn mußte ja die Gefahr und Errettung Bernhards, des Haupthelden ſeiner Fahne, von elektriſcher

Wirkung ſein. Ihm meinte er ausdrücken zu müſſen, was in nächſter Stunde ſiegreich niedergeſchlagen werden ſollte; er würde jubeln wie kein Anderer.

So trat er zu ihm, und begrüßte ihn, des Ueberfalls bei Richelieu erwähnend im Palais Kardinal. — Heute wird die Pfaffen-Intrigue noch einen empfindlicheren Schlag erleiden — ſetzte er hinzu, und athmete tief auf, daß er nun endlich einmal vor einem dankbaren Publikum die Wahrheit enthüllen könnte.

— Heute? Wie ſo?

— Ja, wißt Ihr denn nichts von der jähen Erkrankung des Herzogs?

— Freilich! Aber 's war weiter nichts als eine jähe Verkühlung.

— Das nun wohl nicht — ſagte jener graubärtige Wachtmeiſter von Rheinfelden, der an Konrads Tiſche ſaß, um den berühmten Bärtigen kennen zu lernen.

— Was ſonſt?

— Gemunkelt wird Allerlei — ſagte der Wachtmeiſter — aber auch friſch gelogen. Weil ein katholiſcher Arzt in der Nähe geweſen — 's iſt dummes Zeug! Ueber das Vorurtheil von katholiſch und evangeliſch ſind wir ja doch hinaus! pflegte Herr von Rödel, unſer Kommandant zu ſagen.

— Da hat er 'ne Dummheit geſagt, Euer Kommandant! — brummte Konrad — man ſpricht nicht mehr Viel davon; aber der Krieg hat damit angefangen, und wird auch damit ausgehen, wenn wir's auch allmälig vergeſſen haben, und gefreut hat's keinen von uns, daß ein wälſcher

Papiſt als Doctor um den Herzog iſt. 's iſt unſchicklich. Wenn man auch den Wolf zähmt wie 'nen Hund, neben ſich läßt man ihn doch nicht, wenn man ſchläft. Vorhin als wir einrückten hab ich ihn geſehen, und da hab ich gehört, daß er Leibarzt heißt. Das hat mir nicht gefallen. Arm in Arm mit dem Herrn von Mitzlau kam er, na, der iſt für mich nie koſcher geweſen. Hab ihn noch als kathol'ſchen Kavalier gekannt in Wien.

— Na deshalb! grellte der Wachtmeiſter.

— Der Bartkonrad hat ganz Recht! ſagte nun Dietrich, deſſen Schleuſen nicht länger zu halten waren.

Und nun erzählte er die ganze Entſtehung des Verdachtes, und das ganze Schickſal der Lady, und daß ſie jetzt hergekommen ſei, um in der nächſten halben Stunde dem Herzoge Bernhard die entſetzliche Gefahr einer Vergiftung zu enthüllen.

Alles fuhr von den Sitzen auf — eine Minute lang herrſchte Todtenſtille. Dadurch wurden alle Inſaſſen des Gaſtzimmers auch heraus gelockt.

Ein gräulicher Lärm folgte auf die Stille, bis Konrads Löwenſtimme Schweigen gebot.

— Nichts durcheinander thun! — ſchrie er — ſolche Gelegenheit, ein Beiſpiel zu ſtatuiren, nicht verderben! — Unſern Herzog! Das ächteſte, fixeſte evangeliſche Haupt, das wir noch gehabt haben, der unſer Kamerad iſt, wo's Leben am Wohlfeilſten! Kreuz Schwerenoth, da müſſen wir ein Strafexempel hinſtellen, daß Jedermann ſich an den Hals fühlt. Sachte! — Iſt der Doktor allein? Oder hat er Helfershelfer?

Und nun ſchilderte der Wachtmeiſter, wenn auch mit einigem Widerſtreben, den Gehilfen Medardo.

Er war noch nicht weit in der Schilderung, da ſchrie Konrad ſo brüllend auf, als ob ein Löwe brüllte. Er hatte die „rothe Feder“ erkannt.

— Der Tag der Rache iſt da! — grunzte er ſchrecklich — wo wohnen die Beſtien?

— Im Hauſe des Herzogs.

— Auf! Aber mit Bedacht! Erſt das Haus umſtellen —

— Und die Audienz der Lady abwarten, zum Donnerwetter! — rief der Wachtmeiſter.

— Umſtellen und abwarten! — ſchrie der Chor.

— Larifari! — ſchrie Konrad — der Herzog iſt vernehm, wenn's ſeine Perſon angeht. Auf die Brücke treten wir nicht. Und die „rothe Feder“ hat's ohnedem hundertmal verdient. Gleich umſtellen!

Und nun wählte er ein Dutzend von ſeinen „findigſten“ Rekruten aus, beſchrieb ihnen Blandini und Medardo, und ſchickte ſie fort. Der Wachtmeiſter hatte Auskunft geben müſſen, in welchem Zimmer ſie wohnten. Wir Andern folgen — holla, junger Herr! Da oben vom Fenſter winkt die Lady, eilt!

Dietrich flog zu ihr. — Und wir Andern — fuhr Konrad fort — wir ſchlendern, — gebt mir Feuer, Wachtmeiſter, meine Pfeife iſt ausgegangen — ich ſage wir ſchlendern hinter ihr her, und warten vor dem Hauſe ein halbes Stündchen, länger nicht. Wir ſind unſer ein Stücker Dreißig. Zehne können noch eine Weile abkommen, und die Paſtete 'rumerzählen. So wird's ein Regiment, das dem Herzoge beweiſ't, ſein Leben ſei neunundneunzig tauſend Mal mehr werth, als das Leben von zwei Kanaillen. Gängen mer! Und hübſch ſtille!

Unterdeſſen war das Mittagsmahl beim Herzoge Bernhard zu Ende gegangen. Es nahm niemals viel Zeit in Anſpruch, wenn es nicht ein Gaſtmahl war. Bernhard ſelbſt war mäßig und frugal. Er war auch völlig frei von der Gewohnheit im dreißigjährigen Kriege, welcher die meiſten Heerführer ergeben waren, von der Gewohnheit des ausſchweifenden Trunkes.

Er war bei Tafel heiter geweſen, und war erſt verſtimmt worden, als Blandini am Schluſſe derſelben wieder mit ſeiner Beſorgniß hervortrat: es könnte ein neuer Anfall eintreten, und der Herzog möchte am nächſten Morgen nüchtern ein Gegenmittel einnehmen. Blandini überreichte an Hoffmann das Fläſchchen Nummer Eins, welches das verbauende Gegenmittel enthalten ſollte.

Dann hatte ſich Blandini auf ſein Zimmer im erſten Stocke zurückgezogen.

Noch war kein Anzeichen des Sturmes vorhanden geweſen, welcher ihm drohte. Sein Plan ſtand feſt, mit einbrechendem Abende nach Müllheim zu entweichen, das rothe Fläſchchen aber am Fenſterſimſe für Leder zurück zu laſſen. Leders aufmerkſame Sorgfalt, davon war er überzeugt, werde dies gewiß morgen dem Herzoge zutragen, ſobald das Fläſchchen Nummer Eins ſeine aufregende Wirkung begonnen. Medardo wußte nichts von alle Dem, er packte ein. Aber ſo ungeſchickt, daß Blandini fortwährend wieder auspacken mußte. Medardo war ſo betäubt, als ob er vor dem offnen Rachen der Klapperſchlange ſtünde.

Draußen verblich der ſonnige Tagesſchein. Ein Wind hatte ſich erhoben und dichte Wolkenmaſſen zuſammen geweht, welche die Luft verdunkelten und einzelne Regentropfen fallen ließen.

Da kam zu Fuß Lady Ludmilla, begleitet von Dietrich. Sie bat um ſeinen Arm vor den Stufen der Hausthür, ſie ſchwankte. Langſam führte er ſie durch's Vorzimmer in den gewölbten Saal, wo man geſpeiſ't hatte, und die letzten Tafelreſte eben weggetragen wurden.

Hoffmann kam, und führte ſie in das Gemach des Herzogs. Dietrich blieb allein im Saale.

Er ſah auf den Park hinaus. Seine Gedanken waren ganz im Gemache des Herzogs, er bemerkte es jetzt kaum, daß ſich der Platz vor dem Hauſe mit Menſchen füllte.

Es waren Konrads Leute, und Konrad mit ihnen. Auf ſein Geheiß verhielten ſie ſich ruhig. Wir wollen doch abwarten, ſagte er halblaut, was die Dame ausrichtet. Die Loß'ſche Tochter meint's brav. Kommt ſie traurig heraus, dann reden wir. Und jedenfalls „langen“ wir uns die rothe Feder und den papiſtiſchen Quackſalber.

Während er dies ſprach, blickte er unverwandt auf die Fenſter im erſten Stocke, welche er nach des Wachtmeiſters

Beſchreibung für diejenigen hielt, hinter denen Blandini und Medardo ſtecken müßten.

Plötzlich ſtieß er einen thieriſchen Laut aus der Kehle. Die Angſt hatte oben Medardo keine Ruhe gelaſſen; ſie hatte ihn getrieben, auszuſchauen, ob bei dem ſinkenden Tageslichte auch nicht etwa ſein teufliſcher Widerſacher herbei ſchliche, und das Fortreiten gefährlich machte. Der warmen Luft wegen hatten die Fenſter bis jetzt offen geſtanden, er wollte ſie vor dem Winde nun ſchließen, er erſchien am Fenſter — wie der Raubvogel ſeine Beute erkannte ihn flugs Konrad, und ſtieß jenen Schrei aus.

Ganz zu derſelben Zeit hörte Dietrich im Saale die laute Stimme des Herzogs, und die noch lauter werdende, von Angſt und Pein geſchwellte Stimme der Lady. Er ſchloß aus einzelnen Worten der letzteren, welche verſtändlich zu ihm drangen, daß der Herzog ihr keinen Glauben ſchenkte — er öffnete das Fenſter und rief hinaus — denn jetzt im Bedürfniſſe des Beiſtandes ſah er Konrad mit den Seinen, und jetzt trieb ihn die Aufregung ſeiner Phantaſie zu allem Möglichen — er rief hinaus: — Es nützt nichts, der Herzog glaubt nichts!

Das war genug für Konrad. — Mir nach! — ſchrie er — wir zerreißen die Schurken! —

Auf den Stufen der Hausthür der erſte blieb er aber doch ſtehen, und ſagte: — Aber nicht alle! Die Füchſe könnten eine Fluchtröhre haben. Um's ganze Haus herum eine Kette machen!

Es waren ſo viel Kriegsleute den Rekruten nachgeſtrömt, daß ſie den ganzen Ort Neuenburg wirkſam hätten umzingeln können.

Eine Schaar von etwa dreißig drängte ihm nach in's Haus. Einen Augenblick wurden ſie aufgehalten durch Lady Ludmilla, welche eben in den Hausflur trat. Sie war durch den Saal an Dietrich vorüber und durch das Vorzimmer wie eine Verzweifelnde geſtürzt, ſie traf jetzt mit den herein dringenden Männern zuſammen, hielt dieſe wohl — denn ſie war exaltirt bis zum Aeußerſten — für eine feindliche Maſſe, und ſchwankte unter einem gellenden Schrei zurück. Dietrich, welcher ihr nachgeeilt war, fing die Sinkende auf.

Konrad mit den Seinigen ſtürmte die Stiege hinauf, jetzt mit Geſchrei, da der Anblick Ludmillens die Leute erbittert hatte über die ungläubige Härte des Herzogs.

Die Papiſten! Die Papiſten! rang ſich als Schlachtruf aus dem Geſchrei, und dies trieb Leder oben auf den Vorſaal, und erklärte ihm, daß der Sturm Blandini und Medardo gelten möchte. Er ſtellte ſich vor die Thür derſelben und rief: — die Gäſte des Herzogs ſtehen unter ſeinem Schutz.

— Schönen Dank für's Wegweiſen! — ſagte Konrad, ſchob ihn zur Seite, und wollte die Thür öffnen. Sie war verſchloſſen. — Drückt alle auf mich! — ſchrie Konrad. Das geſchah, und die geſprengte Thür flog auf.

Es war Niemand im Zimmer zu ſehen. Alle dreißig ſuchten, und hinter einem Schrank fanden ſie Blandini. Während aber alle auf die Beute ſtürzten, kroch Medardo unter einer Bettſtatt hervor, und gewann die Thür. Es wäre gegen den Inſtinkt Konrads geweſen dies nicht wahrzunehmen! Seine Augen waren nicht durch den Fang Blandinis gefeſſelt. Sie flogen umher nach dem Erbfeinde, ſie entdeckten den Flüchtling. Mit einem weiten Satze war er hinter ihm her.

Die Todesangſt beflügelte Medardo. Er gewann die Stiege aufwärts in den zweiten Stock. Konrad folgte ihm wie der Sturmwind. Es gab jähe Windungen beim Ausgange der Treppen, ſie kamen dem leichteren, behenderen Medardo zu ſtatten, und der ſchwerfälligere Konrad blieb etwas zurück im zweiten Stock. Medardo gewann den Boden, und warf hinter ſich eine Bretterthüre in's Schloß. Die war ein geringes Hinderniß für Konrad, ſie krachte auf unter ſeinen mächtigen Schultern. Aber auf dem Boden war's dunkel, er ſah ſeine Beute nicht mehr. Keuchend ſtand er ſtill. Er horchte. Ein Knarren lenkte ſein Auge. Richtig! Da kroch der Bube!

Unter dem hohen Dache war nämlich ein doppelter Boden. Zu dem höchſten führte nur eine Leiter hinauf, und auf dieſe Leiter fiel ein matter Lichtſchimmer vom Dachfenſter. In dieſem Lichtſchimmer ſah Konrad die rothe Feder aufwärts klimmen. Er ſprang hinzu, die Leiter umzuwerfen ſammt dem Feinde. Er warf ſie um, aber der Feind hatte ſchon mit den Händen die oberſte Bodenlage angefaßt, die Leiter fiel ohne ihn, er hing in der Luft. Die Todesangſt verlieh ihm Stärke, er ſchwang ſich in die Lucke hinauf, er verſchwand.

Dort biſt Du mir ſicher! dachte Konrad. Er hatte verhin als er mit ſeinen Rekruten ankam, das Haus betrachtet, um ſich zu überzeugen, ob es trotz der ausgeſtellten Wachen dem Flüchtlinge Gelegenheit biete zum Entwiſchen. Es bot keine, es ſtand frei da.

Verhältnißmäßig langſam hob er die Leiter auf, und legte ſie wieder an. Im Hinaufſteigen aber wurde er doch wieder hitziger, und als eine Sproſſe unter ſeinem ſchweren Körper brach, und er halb fallend mit dem Kinn an eine höhere Sproſſe nicht ohne Schmerz aufſchlug, da erwachte mit dem Aerger auch wieder die beſtialiſche Wuth.

Dieſer oberſte Boden war nur mannshoch, und war von der offnen Luke beſſer beleuchtet. Hier war für Medardo keine Möglichkeit, ſeinem Verfolger zu entgehen, wenn er ſich nicht hinabſtürzen wollte. Selbſtmord war aber Medardo wohl nicht zuzutrauen. Er war vielmehr in der Stimmung einer von Hunden verfolgten Katze, welche in einen Winkel ohne Ausgang gedrängt ſich mit allen Waffen der Verzweiflung zur Wehre ſetzt.

Im hinterſten Winkel des ſchiefen Dachbodens hatte er ſich neben einem Sparrbalken eingeklemmt, daß er kaum ſichtbar war, und hatte ein Meſſer aus der Taſche gezogen, und aufgeklappt. Das hielt er krampfhaft in der Hand, und mit dieſem ſtieß er, als Konrad ihn entdeckte und nach ihm griff, dem Angreifer ſchreiend in's Geſicht.

Umſonſt! Die furchtbaren Fäuſte griffen und hielten ihn wie eiſerne Klammern, und trugen ihn nach der Luke. Umſonſt biß er in's Geſicht Konrads hinein — am Luftzuge mußte er wahrnehmen, daß er ſich in freier Luft befände.

Mindeſtens drei Stock hoch in freier Luft. Er ſchien ſich auch deſſen bewußt zu ſein, er ſchien zu wiſſen, daß ſeine einzige Rettung darin beſtünde, den Feind nicht loszulaſſen. Wie Krallen bohrten ſich ſeine Finger in Konrads Haare und Schultern.

Konrad ſtand mit einem Fuße in der hölzernen Dachrinne, welche dieſem Fuße keine gute Stütze bot, und wohl auch in ihrer morſchen Beſchaffenheit brechen konnte. Wenn er Medardo ſchleudern wollte, ſo lag die Gefahr nahe, daß er feſtgehalten und ausgleitend ebenfalls in die Tiefe geriſſen wurde.

Konrads Wildheit beachtete das nicht. Er ſchleuderte; die Dachrinne gab nach und borſt, Medardo ließ nicht los, beide Körper waren auf dem Punkte, in gräßlicher Umarmung gemeinſchaftlich hinab zu ſtürzen.

Nur weil Konrad mit einem Fuße noch innerhalb des Bodens ſtand, und der Schenkel dieſes Fußes eine Widerlage am Pfoſten der Lucke fand, und weil die morſche Dachrinne nur ſo weit geborſten war, als die Spitze von Konrads anderem Fuße ſie durchgebrochen hatte, war ihm ſo viel Anhalt geboten, daß er ſeinen Körper zum Stillſtand bringen konnte.

Eine Viertelminute lang dauerte die Ungewißheit, ob das Uebergewicht nicht doch abwärts neigen werde.

Konrads Körperkraft, auf das rückwärtige Bein zuſammengedrängt, ſiegte — er ſtand. Aber all ſeine Gliedmaaßen zitterten ſichtbar von der mächtigen Anſtrengung, und der Inſtinkt der Selbſterhaltung trieb ihn in den Bodenraum zurückzutreten ſammt dem Feinde, der an ihn, gleichſam in ihn geklammert war.

Eine kurze Pauſe trat ein. Konrad ſchnaufte in halber Athemloſigkeit. Kein Wort verlautete. Medardo mochte wohl faſt beſinnungslos ſein, die Spannung ſeiner Finger ließ nach — da erfolgte aus allen Leibeskräften Konrads ein Ruck, und die rothe Feder flog wie eine Feder aus der Lucke hinaus in die freie Luft, und ſich drehend wie eine Puppe ſtürzte ſie in die Tiefe.

Konrad hörte nur ein leiſes Geräuſch des Auffallens unten. Er ſtand tief athmend unbeweglich. Er trat nicht vor, um hinab zu ſchauen. Eine Stimme aber rief unten, verſtändlich bis hier oben herauf: Er hat's Genack gebrochen! — Der ſüddeutſche Ausdruck des Rekruten „Genack“ für Genick war Konrad geläufig.

Das Jahrzehnte lang verzögerte Rachewerk war gethan. Er ſtieg langſam die Leiter und die Stiegen hinab. Es war ihm nicht ſo wohl zu Sinne, wie er's erwartet hatte von endlicher Vollbringung dieſer lang erſehnten That. Er ſchüttelte ſich, als ob er läſtige Gefühle abſchütteln wollte. Bilder ſeines Lebens flogen an ihm vorüber. Von jenem Abende an, da er aus dem weißen Löwen im Salzgrieſe zu Wien den „Lump“ zum erſten Male durch's Fenſter geworfen. Keins der Bilder ſchien ihm zu gefallen, er ſchüttelte ſich von Neuem. „'s bleibt ein Hundeleben“ — murmelte er grollend vor ſich hin — „und am Ende biſt Du ſelbſt ein Lump, und haſt nichts Beſſeres verdient, als —“

Da war er im Hausflur, und fand dort den Herzog ſelber mitten unter den Rekruten. Er ſchalt ſie heftig, und ſchloß eben damit, daß er den Erſten, welcher ſich nochmals ſolch einen Einbruch geſtatten würde, am nächſten Baume aufhängen laſſen werde.

Der Herzog war nämlich juſt in den Hausflur heraus gekommen, als man den Doktor Blandini herab geſchleppt hatte. Er hatte den Doktor, welcher an allen Gliedmaaßen vor Furcht ſchlotterte, ſofort befreit, und in das Vorzimmer hinein führen laſſen, da er nicht mehr im Stande geweſen war, ſich auf den Beinen zu erhalten.

Dies Schelten des Herzogs aber und dies Andrehen des Stranges verſcheuchte auf der Stelle den moraliſchen Katzenjammer Konrads. Ehe er noch bis zum Herzoge vorgeſchritten war, ſchrie er ſchon: Na, das iſt nicht uneben! Weil wir nicht ruhig zuſchauen, wenn man unſern Capo vergiften will, weil wir ihn befreien wollen von dieſen Kanaillen, da will uns der Capo an die Bäume hängen laſſen. Straf' mich Gott, beſſer kann die verkehrte Welt doch nicht ausſehen!

Er ſelbſt ſah gräulich aus. Das Blut lief ihm über das Geſicht von den Meſſerſtichen Medardos, ſein Haar war zerzauſ't, ſein Bart desgleichen und ſein Wams zerriſſen.

Der Herzog wollte ihn verhaften laſſen, er wollte fragen, wer und was ihn ſo zugerichtet — aber er that Beides nicht. Daß man den Exceß begangen, um ſein Leben zu ſichern, blieb doch nicht ohne Eindruck auf ihn. Er machte eine fortweiſende Armbewegung, und ging in's Vorzimmer.

Hier begegnete ihm ein neuer Schrecken. Dietrich wies auf eine Ecke des Gemachs. Da ſaß, oder lag Lady Ludmilla regungslos. — Was iſt das? fragte der Herzog.

— Ich fürchte, ein Nervenſchlag hat ſie getroffen. Daß der Herr Herzog ihr keinen Glauben geſchenkt, hat ſie in Verzweiflung geſtürzt, ſie kam mehr todt als lebendig aus Eurem Zimmer —

— Seht doch nach, Doktor!

Blandini war dies kaum im Stande. Mit zitternder Hand fühlte er ihren Puls, und kaum hörbar ſagte er nach einer Weile: — Sie iſt todt.

— Oh! — rief Bernhard. Dann ſetzte er langſam hinzu: — Verlaßt Euch übrigens auf meinen Schutz, und bleibt ruhig bei mir, Doktor Blandini.

Dann ging der Herzog in ſein Zimmer.

Es war Nacht geworden. Die Leiche der Lady wurde weggetragen. Die offne Thür zeigte, daß die Tumultuanten alle fort waren. Blandini und Leder blieben allein im Vorzimmer.

Leder ſuchte den Doktor zu tröſten, und ſprach von Rohheit der Soldateska, die der Herzog ſchon zu zügeln wiſſe. Sprach von ruhiger Weiterbehandlung des kranken Herzogs, und daß er das rothe Fläſchchen am Fenſter nicht vergeſſen werde, wenn der Nothfall eintrete, und wenn der Doktor durchaus nach Baſel müſſe. — Uebrigens will ich nur gleich nachſehen — ſchloß Leder — ob auch Eurem Amanuenſis nichts zugeſtoßen iſt in dem Krawall. Der beſtialiſche Bärtige iſt hinter ihm her geweſen.

Er ging. Blandini blieb allein. Nicht eine Minute länger wollte er bleiben. Auch in ſein Zimmer hinauf wagte er ſich nicht mehr. Seine Furcht war grenzenlos. Aber das Geld liegt oben! — Nein; er hatte es beim Einpacken ſchon in die Taſche geſteckt, da es aus Goldſtücken beſtand.

— Fort! fort! — ſchrie es in ihm. Vorſichtig ſchritt er hinaus. Ueberall war's ſtill und leer. Nur durch das Innere der Stadt zu gehen erſchreckte ihn. Rechts um das Haus! Ja, da gab's an der Ringmauer hin einen ſtillen Weg zum Müllheimer Thore.

Rechts um die Hausecke bog er alſo. Aber nach einigen Schritten ſtolperte er über einen Gegenſtand im Wege, und fiel faſt.

Ein Lichtſchimmer aus dem Erdgeſchoſſe fiel auf dieſen Gegenſtand, nach welchem ſich Blandini mechaniſch umſah — es war die Leiche Medardos, welche hier unbeachtet liegen geblieben war.

Blandini floh voll Entſetzen.

VI.

Während der Nacht räumten Rekruten den Leichnam Medardos fort, und warfen ihn in den Rhein. Konrad hatte in ärgerlicher Stimmung gemeint, das wäre doch rathſam, und er ſelbſt empfände einen Widerwillen, den todten Kerl noch einmal anzufaſſen.

Im Hauſe des Herzogs hatte man gar nichts erfahren vom Unfalle Medardos. Leder war ſpät Abends noch einmal in's Zimmer Blandinis gegangen, und da er es leer gefunden, hatte er geglaubt: Blandini hätte doch, wie er vorausgeſagt, die Reiſe nach Baſel zu dem ſchwer Erkrankten angetreten und Medardo mit ihm. Getreulich erinnerte er ſich des rothen Fläſchchens. Er nahm es vom Fenſterſimſe, und trug es auf ſein Zimmer.

Gewiſſenhaft wie er war brachte er es am andern Morgen bei guter Zeit zu Hoffmann hinab, damit es dem Herzoge gereicht werde, ſobald der Anfall trotz des vorbauenden Mittels dennoch einträte.

Hoffmann entgegnete verdrießlich: — wir müſſen warten! Der Herzog ſcheint doch angezogen zu haben von dem geſtrigen Verläumdungsqualm; er hat mich vorhin fortgejagt mit dem weißen Fläſchchen. Es fehlt mir nichts! ſagte er, und legte ſich auf die andere Seite.

Jeder von Beiden bewahrte ſein Fläſchchen ſorgfältig auf, da Jeder überzeugt war, heut oder morgen werde es doch gebraucht werden.

Während der nächſten Tage herrſchte eine peinliche Stille in Neuenburg. Niemand wollte offen ſprechen über den Verdacht und über die Vorfälle.

Am dritten Tage war das Begräbniß der Lady Ludmilla. Dietrich beſorgte es. Soldaten und Rekruten folgten dem Sarge in großer Anzahl. Sie beſchwerten ſich unter einander über Herrn von Mitzlan. Er hatte den Theil von Rekruten, welcher ihm oblag, zum Exerciren befohlen, und ihnen dadurch unmöglich gemacht, der würdigen Dame, welche ſich für den Feldherrn geopfert, die letzte Ehre zu erweiſen. Er ſelbſt fehlte natürlich auch.

Nach dem Begräbniſſe bat Dietrich um Audienz beim Herzoge Bernhard. Es ſollte eine Abſchieds-Audienz ſein. Die Hinrichtung der Lady, wie er's nannte, hatte ihm einen ſehr peinlichen Effekt gemacht. Es wurde ihm allmählig ganz deutlich, daß er ſich mit ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie viel beſſer befinden werde fern von den Tumulten des groben Lebens.

Dies ſagte er dem Herzoge ehrlich und einfach.

Der Herzog war verſtimmt, und machte nur eine einfache Handbewegung zu Dietrichs Abſchiedsgeſuche. Endlich ſetzte er aber doch etwas freundlicher hinzu: — Ihr könnt mir, junger Freund, noch einen letzten Dienſt erweiſen, wenn Ihr Eure Rückreiſe über die Schweiz macht, und den Rohan'ſchen Damen Grüße und Nachrichten von mir bringt. Nachricht von der frei gemachten Erbſchaft, und von mir. Es wird an Gerüchten nicht fehlen über meine Erkrankung und über das was vorgeſtern hier vorgefallen. Sie ſollten ſich durch haltloſen Verdacht nicht erſchrecken laſſen, ich befände mich ganz wohl, und rechnete mit Sicherheit darauf, ihnen während des Hochſommers in Baſel zu begegnen. Bis dahin wird die Belagerung Breiſachs in vollem Gange ſein, und ich werde abkommen können. Ein trefflicher Schimmel feiner Race iſt mir geſtern aus den burgundiſchen Bergen geſchickt worden. Er iſt auf Gebirgspfaden groß gewachſen, und wird der Prinzeſſin Marguérite gute Dienſte leiſten im Oberlande. Ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr ihn mitnähmt, und den ruhigen Fuchs, welchen Ihr aus meinem Stalle öfters geritten, zum Andenken mit Euch nach Paris marſchiren ließet.

Dietrich verbeugte ſich.

— Noch Eins. Euer Herr Vater möge mir zugethan bleiben. Rath Müller, der Vertraute Oxenſtiernas, ſei geſtern hier eingetroffen mit guten Dingen. Schweden nähere ſich mir wirkſam, und es könnte geſchehen, daß ich nach dem Falle Breiſachs dem General Banér, welcher jetzt in Thüringen vordringt, über Heſſen hinüber unmittelbar die Hand reichte. Euer Vater möge in Stockholm den Befehl an Banér auswirken, daß dieſer nach der heſſiſchen Grenze zu Poſto faſſe. — Und dem Könige von Frankreich möge er ſagen, die Generale Guébriant und Turenne, welche er mir durch Euch angekündigt, ließen noch immer auf ſich warten. Die franzöſiſchen Miniſter hätten mir in keinem Punkte Wort gehalten, die Eroberungen hätte ich ſämmtlich mit eigenen Kräften machen müſſen. Das wäre mir ſchon recht, und ich würde es beim Ausgange in Rechnung bringen. Aber ich hörte, daß man Friedensunterhandlungen mit dem Kaiſer anbahnte, und daß ſchon von Cöln und von Hamburg dafür die Rede ginge, und daß der König die Gnade haben wollte, auch meine Intereſſen zu vertreten. Dafür ließe ich mich ſchönſtens bedanken. Ich bedürfte keines Vormunds, und hätte das Recht eines ſolchen dem Könige von Frankreich niemals eingeräumt. Ich würde mich als deutſcher Reichsfürſt ſchon ſelbſt vertreten. Dem

Grafen Trautsmannsdorf in Wien ſind Friedenspräliminarien erſt ſeit dem Tage von Rheinfelden eingefallen, und ich laſſe daran erinnern, daß Rheinfelden mein Tag geweſen. In der Geſchwindigkeit hat der Kaiſer nun endlich auch meine Herrn Brüder belehnt, und dieſe laſſen mir geſtern berichten, daß ich meinen Wunſch nach Frieden nur auszuſprechen brauchte, um auch belehnt und mit ganz beſonderer Schenkung an Land und Leuten vom Kaiſer ausgezeichnet zu werden. Wenn ich nun meinen geliebten Herrn Brüdern die Gemeinſchaftlichkeit mit ihnen abſchlage, was mir faſt ſchwer fällt, weil ich nicht um kleiner perſönlicher Vortheile willen in Waffen ſtehe gegen den Kaiſer, ſo könnten ſich die franzöſiſchen Miniſter mit Leichtigkeit die Folgerung ziehen: der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar werde ſich nicht von ihnen in's Schlepptau nehmen laſſen. Euer Herr Vater wird dies ſchon des Weiteren ausführen. Habt Ihr mich verſtanden, junger Freund?

— Vollkommen, fürſtliche Gnaden.

— So geht mit Gott. — Erlach, gebt Befehl wegen der Pferde für den Herrn van Groot!

Erlach, welcher jetzt ſtets um die Perſon des Herzogs war, ging mit Dietrich.

Herzog Bernhard nahm Papiere vom Tiſche, und las in ihnen.

Als Erlach zurück kam, ſagte der Herzog: da finde ich ja ein Schreiben des albernen Savelli. Wer hat denn das gebracht?

— Ich weiß nichts davon.

— Der Narr erbietet ſich zur Vermittelung zwiſchen mir und dem Kaiſer. Nachdem er in Lauffenburg ſein Ehrenwort gebrochen! Der Menſch iſt ſo unverſchämt wie thöricht. Unter den Tiſch! Aber wen hat er denn geſchickt? Wer hat das Schreiben gebracht?

— Ich weiß durchaus nicht. Hier im Zimmer iſt außer mir Niemand geweſen — Mitzlau nur war einen Augenblick da mit einer Meldung über Bewaffnung der Rekruten. Er kann doch nicht —? Fürſtliche Gnaden erinnert ſich, daß Roſen darauf beharrt, Mitzlau habe bei der Gefangennahme Savellis und bei der Flucht deſſelben aus Lauffenburg —?

— Wir wollen Acht auf ihn haben.

Noch an demſelben Tage erfolgte der Aufbruch des Herzogs zur Belagerung von Breiſach. Von Krankheit Bernhards war nicht mehr die Rede. Blandinis Vorausſage erfüllte ſich diesmal gar nicht. Leder hatte dem Herzoge erzählt, daß und weshalb der Doktor nach Baſel gegangen, und daß er in den nächſten Tagen zurückkehren werde. — Neuenburg bleibt mein Hauptquartier — hatte der Herzog geſagt — das Zimmer des Doktors und die Verpflegung bleibt ihm wie bisher.

Nun vergingen mehrere Monate mit dieſer Rieſenarbeit einer niederländiſchen Belagerung. Drei Stunden im Umfange dieſſeits und jenſeits des Rheins wurde die furchtbare

Lager-Verſchanzung angelegt, welche das „Capitolium Deutſchlands“, wie Breiſach genannt wurde, zu Falle bringen ſollte. Eine ganze Feſtung, Kenzingen, wurde in dies verſchanzte Lager einbezogen, indem ihre Steinwälle zerſchlagen, und Meilen weit in Stücken daher gefahren wurden, damit man hinreichend Mauerſteine gewänne für die Belagerungsmauern.

Man blieb lange ungeſtört. Es wurde ſo wie Bernhard vorausgeſagt: tief aus Niederdeutſchland mußte Götz, mußten Truppen geholt werden. Erſt im Hochſommer war wieder ein hinreichendes kaiſerliches Heer vorhanden, um Breiſach zu entſetzen. Der Kaiſer legte mit Recht den höchſten Werth auf die Errettung ſeiner Hauptfeſte im deutſchen Reiche, und die dringendſten Mahnungen kamen Tag für Tag aus Wien. Der Herzog von Lothringen vom Elſaß herüber, Götz und Savelli von Baden und Würtemberg her ſollten Bernhard in's Kreuzfeuer treiben, zerſprengen und verjagen. So begann denn Treffen um Treffen, zunächſt darauf gerichtet, Lebensmittel und Munition nach Breiſach hinein zu werfen. Endlich kam's auch zu einer vollen Schlacht. Bei Wittenweier wurde ſie geſchlagen, in einer Gegend, welche Bernhard genau bekannt war von ſeinen Kämpfen mit Johann von Wörth, als dieſer die Rheinauer Schanzen täglich angriff. Die genaue Ortskenntniß und die ihm ſtets bereite Kriegsliſt unterſtützten ihn. Bis in den Abend hinein ſchwankte die Schlacht. Da ſchickte er auf Fußpfaden eine Schaar Trompeter und Trommler in einen Wald zur Seite des Feindes. Sie blieſen und trommelten da zum Sturme. Die Kaiſerlichen meinten, dieſem Sturme auf ihre Flanke ausweichen zu müſſen, ſie gaben dadurch Blöße nach der Richtung, wo nicht bloß Trompeter und Trommler waren, dieſe Blöße benützte Bernhard raſch und nachdrücklich, und ſo errang er in der Nacht noch den Sieg.

Savelli hatte wohl abermals ſeinen redlichen Antheil an dieſem Mißgeſchicke der kaiſerlichen Waffen: er war dem tapfern Götz wieder zum Mitfeldherrn aufgedrängt worden, und kommandirte einen Tag um den andern.

Hier bei Wittenweier kam es denn auch endlich einmal vor, daß die angelangten franzöſiſchen Officiere Guébriant und Turenne durch ihre perſönliche Tapferkeit — Truppen hatten ſie ſehr wenig — Bernhard zur Erkenntlichkeit veranlaßten.

Ruhe jedoch verſchaffte ihm auch dieſer Sieg noch nicht. Er mußte einen Boten an die Rohanſchen Damen ſenden, welcher die Zuſammenkunft in Baſel abſagte und auf den Winter vertagte. Von Wien aus folgte Befehl auf Befehl, um jeden Preis die Weimarſchen Belagerungswälle zu durchbrechen, und Breiſach zu befreien. Feldmarſchall Götz ſollte vom rechten Rheinufer eindringen, der Lothringer Herzog vom linken. Und Bernhard hörte, der letztere ſei über Thann im Anmarſche. Eiligſt flog Bernhard hinüber, begegnete ihm auf dem Ochſenfelde bei Thann, griff ihn ſtürmiſch an und ſchlug ihn in die Flucht. Am Abende des Sieges erhielt er aber auch ſchon die Nachricht: Götz komme mit großer Macht am rechten Ufer angerückt. Wiederum im Fluge eilte Bernhard mit ſeinen Reiterregimentern über den Rhein zurück. Todtmüde kam er in ſeinen Verſchanzungen an, und ſank auf's Lager. Spät am andern Morgen erwachte er, und — hatte nicht die Kraft aufzuſtehen. Das Lagerfieber graſſirte, und der Herzog war von ihm befallen.

Es ſchien der ganze Feldzug auf dem Spiele zu ſtehen, als Götz am 11. October den Sturm unter unaufhörlichem donnerndem Geſchützfeuer begann. Der alte Waldſteinſche, Kriegsmann wußte, daß in Wien ſeine ganze Exiſtenz gefährdet war, wenn er die Verſchanzungen nicht durchbräche; er führte Regiment auf Regiment gegen die Schanzen am Rheine und auf den Inſeln, wo die Ueberwältigung des Feindes am Leichteſten erſchien; er ſtürmte die Redoute an der Schiffbrücke viermal vergebens, er kam zum fünften Male wieder und — nahm ſie. Nun treibt er ſeine tapfern Leute nach der nächſten Brücke, in deren Nähe die Gebäude mit den Munitionsvorräthen des Weimarſchen Heeres ſtanden; er wirft das entgegeneilende Weimarſche Regiment über den Haufen, er erobert die Brücke — das Loch iſt geöffnet, die Kaiſerlichen ſind auf dem Punkte, die halbjährige Arbeit Bernhards zu zerſprengen, und alle Weimaraner ſchrein nach dem Herzoge, der ihnen zum erſten Male fehlt in dem gefährlichſten Augenblicke. Man ſtürmt mit dieſem Geſchrei zu ihm. Er rafft ſich auf, er ſchwingt ſich auf den weſtphäliſchen Rappen, er ruft ſeinen Truppen zu: Laßt Euch nicht irren, es iſt derſelbe Götz, den wir bei Wittenweier geſchlagen, wir ſchlagen ihn auch heute, vorwärts! Und Alles ſammelt ſich um den Feldherrn, und unter ſeiner Führück geht es nach der verlorenen Brücke. Unter einem grimmigen Gemetzel wird ſie genommen, unter Siegesgeſchrei rücken die Weimaraner weiter nach der Redoute an der Schiffbrücke. Hier ſetzen ſich die Kaiſerlichen feſt, und fechten wie Löwen. Sieben Angriffe ſchlagen ſie zurück, beim achten erſt erſteigen die Weimaraner das Bollwerk, und beſetzen es. Aber Götz kommt mit neuen Kräften, und ſtürmt nun ſeinerſeits von Neuem viermal hinter einander. Kommt er zum fünften Male, ſo iſt die Kraft der Weimarſchen Truppen erſchöpft, und er wird Sieger. Bernhard ſelbſt erhält ſich kaum noch auf dem Pferde. — Götz kommt nicht mehr; auch ſeine Kräfte reichen nicht mehr weiter, und die Nacht fällt nieder auf die Leichenhaufen — die grimmige, mit furchtbarer Tapferkeit ausgeführte Stürmung der Kaiſerlichen iſt abgeſchlagen.

Herzog Bernhard reitet in finſtrer Nacht zurück nach ſeinem Lagerhauſe. Der Fieberfroſt ſchüttelt ihn jetzt bei eintretender Ruhe ärger als vorher, und als er noch hundert Schritte von ſeiner Wohnung entfernt iſt, da kann er ſich nicht mehr auf dem Pferde erhalten — er winkt ſeinen Leuten — ſie müſſen ihm vom Pferde helfen und in's Haus tragen, er verliert die Macht über ſeine Gliedmaaßen.

Bei dieſem Anblicke ruft Hoffmann, welcher ihm in's Bett hilft: — Aber, gerechter Gott, das ſind ja nicht die Zeichen des Lagerfiebers! — Und Leder, welcher herzu kommt, ſtimmt ein in Hoffmanns Rede.

Es war nichts weiter als jenes Fieber, welches ſich auszubilden pflegt unter Truppenmaſſen, die lange Zeit eng bei einander liegen müſſen, und denen noch dazu ein feuchtes Herbſtwetter über den Hals kommt. Die Symptome Bernhards waren nur geſteigert, weil er die Krankheit gewaltſam niedergekämpft, und ſich in die moraliſche wie körperliche Anſtrengung eines ſo entſcheidenden Kampfes geſtürzt hatte.

Hoffmann aber und Leder hatten nichts vor Augen als den ſeit Neuenburg fortwährend gefürchteten Rückfall, welchen Blandini angekündigt. Sie hatten auch ſchon darum nichts vor Augen, weil gerade ſie die Mittel gegen einen ſolchen Rückfall in Händen zu haben glaubten, das weiße und das rothe Fläſchchen. Was wir heilen zu können glauben, das wünſchen wir gleichſam herbei, um uns recht wirkſam und nützlich zu zeigen.

Sie drangen alſo in den Herzog, die vorhandenen Gegenmittel zu nehmen. Hoffmann ſuchte das ſeinige hervor, Leder eilte fort, das ſeinige zu holen. Er wohnte nämlich nicht unter demſelben Dache mit dem Herzoge. Die Wohnungen der höher geſtellten Perſonen beſtanden aus ebenerdigen kleinen Häuschen von Kenzinger Steinen, und boten nur ein Zimmer und eine Kammer. Bernhards Aufenthalt war ſehr dürftig, und der Sieger in großen Schlachten lag jetzt armſelig auf einem Feldbette in ödem Gemache.

Leder wohnte ebenſo gut nebenan, und war eiligſt zurück mit dem rothen Fläſchchen, welches er ſeit einem halben Jahre immer wohlverwahrt bei ſich führte.

Bernhard zeigte keine Luſt, dieſe Mittel einzunehmen. War ſein Vertrauen auf Blandini doch erſchüttert? Der Tod der Lady Ludmilla, die ernſte Haltung des ſonſt leichtblütigen jungen Groot, das Verſchwinden Blandinis, welchen keine erneute Einladung zurück gebracht hatte, obwohl die Krankheiten im Lager Veranlaſſung geworden waren, mehrmals nach ihm zu ſenden — all Das waren Samenkörner des Mißtrauens in Bernhards Seele geworden. Er wies Hoffmann zurück, deſſen weißes Fläſchchen ja doch zuerſt an die Reihe kommen ſollte.

Nun wurden beide Quackſalber erſt recht dringend. Der Eigenſinn des kranken Herzogs aber beſtand darauf: ſie ſollten ſich fortpacken und ihm Ruhe laſſen. Vielleicht fände er Schlaf, und wenn nicht, dann ſei's am nächſten Morgen zeitig genug, an Weiteres zu denken.

Sie mußten gehen.

Als Hoffmann am nächſten Morgen aber aus ſeiner Kammer ſachte herein ſchlich, um den Herrn nicht aufzuwecken, wenn er ſchliefe — und ſo hatte es ihm geſchienen, da er die Thür der anſtoßenden Kammer nicht eingeklinkt gehabt hatte — da fand er den Herzog aufrecht ſitzend. Er war hoch geröthet, und geſtand, daß ihn Phantaſieen gepeinigt und jeden wirklichen Schlaf vertrieben hätten.

— Laß den Feldarzt rufen! ſprach er mit matter Stimme.

Es wurde nach ihm geſendet.

Ehe er aber anlangen konnte, war auch Leder da, und er wie Hoffmann kamen nun mit größerem Fuge darauf zurück: dies ſei nicht das Lagerfieber, dies ſei der gefürchtete Rückfall, und der Herzog möge doch um Gotteswillen die Mittel des weiſen Blandini einnehmen.

Der Herzog ſchüttelte den Kopf.

Da trat der Graf von Naſſau in's Gemach, und meldete: Wir haben's mit einem Waldſteinſchen Feldherrn zu thun, der keinen Verluſt an Mannſchaft ſcheut. Auf, Herzog, auf! Den Götz kümmert's nicht, daß wir heute Morgen fünfzehnhundert ſeiner todten Leute von den Brücken und Wegen geräumt haben, er marſchirt vor Langendenzlingen in Schlachtordnung auf, binnen einer Stunde wird der Tanz von Neuem losgehen, und der Tag hat von jetzt an — es iſt acht Uhr — noch wenigſtens neun Stunden. Das iſt zu lang für uns, wenn Ihr nicht dabei ſeid. Alſo auf, auf! Wir erwarten Euch.

Bernhard wußte zu gut, daß es das Aeußerſte gälte. — Wohlan denn! — rief er — ich muß in einigen Stunden friſch ſein — Eure Mixturen ſollen ja das zu Wege bringen — ſo gebt ſie her!

Hoffmann und Leber waren eiligſt zur Hand mit ihren Fläſchchen. — Nicht beide zugleich, Herr Kanzler — eiferte Hoffmann — zuerſt das meine! Und wenn deſſen Wirkung nicht zureicht, alſo im ſchlimmſten Falle nach einigen Stunden erſt das Eurige.

— Richtig! — ſagte Leber — ſo hat der Doktor Blandini angeordnet.

— Nichts da! — ſtöhnte Bernhard — zu langſamem Probiren hab' ich keine Zeit. In einigen Stunden muß ich auf dem Pferde ſein. Alſo gleich das ſtärkere Mittel! Dein's Leber!

Kopfſchüttelnd goß Hoffmann den Inhalt des rothen Fläſchchens in die kleine Schale, welche er bereit hielt.

Auch dieſer Inhalt war farblos, die rothe Farbe gehörte nur dem Fläſchchen.

Es war eine Arſenikauflöſung von hinreichender Kraft, um in kurzer Friſt den Tod herbeizuführen.

Der Herzog ſaß aufrecht im Bette, und ſtreckte die Hand aus nach der Schale. Hoffmann reichte ſie ihm.

Als er ſie zum Munde führen wollte, trat der Feldarzt ein.

— Komm her, alter Knabe — rief Bernhard — und fühle meinen Puls. Wir glauben, es ſei nicht das Lagerfieber allein, das mich ſchüttelt. Sag mir Deine Meinung.

In der einen Hand behielt der Herzog die Schale mit dem Gifte, die andre reichte er dem Feldarzte.

An dieſem wetterbraunen alten Praktikus von ganz untergeordneter mediziniſcher Kenntniß hing das Leben des damals mächtigſten Feldherrn. Er fühlte lange.

— Nun? ſchrie Bernhard ungeduldig.

— 's iſt ein ſtarkes Fieber — ſagte endlich der Feldarzt — und es hämmert wohl ein Bißchen anders als — — — aber unſer nichtswürdiges Lagerfieber iſt's doch.

— Es hämmert anders? Wer ſoll da klug werden! Und an meinen damaligen Zuſtand in der Schweiz, der mich vom Pferde riß, an jenen Anfall erinnert mich mein jetziger Zuſtand gar nicht. Da war mir ganz anders!

— Natürlich, fürſtliche Gnaden — bemerkte hochweiſe

Hoffmann — damals wart Ihr übrigens geſund geweſen; jetzt habt Ihr's Lagerfieber noch dazu, jetzt muß Euch freilich anders zu Muthe ſein.

— Und ein Verſuch wird ja nicht ſchaden; — ſetzte Leder hinzu — wenn das Mittel den Feind nicht findet, für den es bereitet iſt, ſo wird's als Beruhigungsmittel wohl auch das Fieber beſchwichtigen, das Euch ſchüttelt. Es befreit Euch alſo entweder ganz, oder es erleichtert Euch doch.

— Was iſt's? — ſagte Bernhard zum Feldarzte, und reichte ihm die Schale unter die Naſe.

— Es riecht gar nicht — antwortete dieſer. — Mit Erlaubniß! — ſetzte er hinzu, und tauchte ſeinen Finger in die Flüſſigkeit, den Finger alsdann an ſeine Zunge führend.

— Nun?

— Süßlich — ſcharf! — Und dann ſchüttelte der Alte wunderlich den Kopf.

— Du weißt nichts! Machen wir ein Ende, ich will auf.

Und er ſetzte die Schale an den Mund — und trank.

Nach dem erſten Schlucke ſetzte er ab. Der Gedanke an Blandini fuhr ihm durch den Sinn wie ein blendender Blitz —

— Ich könnt's für Arſenik halten! ſagte gleichzeitig der Feldarzt.

— Ich halt's auch für Gift! ſchrie Bernhard, und ſchleuderte die noch mit drei Viertheilen des Getränks angefüllte Schale weithin auf den Fußboden.

Die Folgen des Giftes kündigten ſich auf der Stelle an:

Druck und Hitze im Magen, brennender Durſt, Wühlen in den Gedärmen —

Hoffmann und Leder ſchrieen vor Entſetzen. Ihr thörichtes Zureden war ja die Veranlaſſung geworden.

Glücklicherweiſe verlor der alte Feldarzt nicht im Mindeſten den Kopf. Er zog aus ſeiner ledernen Gürteltaſche ſogleich eins der Pulver, deren er bei der Feldpraxis ohne Apotheke täglich bedurfte, verſchaffte ſich ſelbſt Gefäß, Waſſer und Löffel, und bot in kürzeſter Friſt dem Herzoge ein Brechmittel ſtärkſter Sorte.

Auf Pferdenaturen berechnet that es augenblicklich ſeine Wirkung, und der Feldarzt meinte behaupten zu können: der Schluck giftiger Flüſſigkeit, welchen fürſtliche Gnaden leider verſchlungen, ſei großentheils nun wieder heraus geworfen. Warme Milch und warmes Oel werde den Reſt beſchwichtigen —

— Milch und Oel — ſchrie der Herzog — empfahl mir der Schurke damals in der Schweiz! Jenen Anfall hat er gewiß ſelber angeſtiftet, um mich langſam — Roſen ſoll Reiter nach der Schweiz jagen und den Kerl aufheben laſſen. Ich will ihn haben! Fragt nach, ob Götz verrückt und angreift!

Götz griff nicht an; er fand ſeine Truppen zu tief gelichtet, zu ſehr erſchöpft, und erhielt die Nachricht von der Niederlage des Lothringers bei Thann. Er geſtand ſich die Unmöglichkeit ein, die Weimarſchen Verſchanzungen, welche ſtärker wären als Breiſach ſelber, zu erſtürmen.

Er zog ab. Auf Nimmerwiederkehr. Der Zwieſpalt unter den kaiſerlichen Führern unterſtützte die Anklage gegen ihn, daß er ſeine Schuldigkeit nicht gethan. Nach ſolchem Sturme! Er wurde verhaftet, und Jahre lang zu Ingolſtadt inquirirt.

Es ſtand nichts mehr im Wege, daß die Belagerung Breiſachs langſam und vermittelſt Aushungerung zu Ende geführt würde.

Herzog Bernhard war zu Wagen nach Neuenburg gebracht worden, damit er dort in bequemerer Häuslichkeit ſeine Geneſung betreiben könnte. Der alte Feldarzt hatte Recht gehabt: es waren nur geringe Spuren der Vergiftung in ihm zurückgeblieben. Sie verſchwanden allmählig ſammt dem Lagerfieber.

Blandini war in Luzern nicht aufzufinden geweſen; er war ſpurlos verſchwunden. Die Arſenikſtücke auf ſeinem Zimmer in Neuenburg, welche man entdeckte, erhoben den Verdacht gegen ihn faſt zur Gewißheit. Leder von Reblingen war bei dieſer Entdeckung in Blandinis Zimmer thätig geweſen, er wußte jetzt, daß er damals an die Giftſtücke gerochen, und erinnerte ſich, daß er lecken gewollt. Es beſchlich ihn eine natürliche Melancholie über das Unzureichende menſchlicher Weisheit.

Auch mit einem Schriftſtücke hatte er jetzt in Neuenburg Unglück. Es war aus den Verſchanzungen um Breiſach an ihn eingegangen mit dem Auftrage, es dem Herzoge Bernhard ſogleich zu übergeben. Triumphirend unter wehmüthigem Lächeln überreichte er es dem Herzoge. Er war außer

Zweifel, daß es die Kapitulation des hartnäckigen Reinach, des Kommandanten von Breiſach wäre.

Es war aber ein zweiter Brief des Herzogs von Savelli mit der Aufforderung an Bernhard, ſich mit dem Kaiſer auszuſöhnen. Er verlangte, Ort und Zeit zu wiſſen, wo und wann die Verhandlungen beginnen könnten.

— Und das ſchickt man an Euch? Und aus unſerm Lager? Wer hat's gebracht?

Der beſtürzte Leder wußte nur zu ſagen, daß ein Reiter —

— Aus dem Regimente, in welchem Herr von Mitzlau ſteht? fragte Erlach, welcher eben in's Zimmer getreten war.

— Kann ſein — genau weiß ich das nicht.

— Zur Strafe — ſagte der Herzog — ſollt Ihr ſogleich die Antwort ſchreiben. Er läßt uns keine Ruhe, dieſer wälſche Fant, wenn er nicht abgetrumpft wird.

Und nun mußte ſich Leder hinſetzen, und ohne weitere Ueberlegung, die er ſich ſonſt zu gönnen pflegte, eine Erwiderung aufſetzen. Leder fand dieſe Strafe gnädig, und ſchrieb in ergeben aufgeregter Stimmung unter Anderem wie folgt:

„Seine fürſtliche Gnaden der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar läßt zwar geſchehen, daß es des Herrn Feldmarſchalls Duca Excellenz altadeligen Geſchlechtes mit dem ganzen heiligen römiſchen Reiche gut meine, daß aber Seine Excellenz einen gebornen Herzog von Sachſen in der Liebe zum Vaterlande unterrichten wolle, in Tugenden, die er mit dem hohen Geblüte ſeiner großen

Ahnherrn ererbt hat, und meine, ihm ſagen zu müſſen, was dem Vaterlande dienlich ſei, oder was demſelben mangle, und worin deſſen Ruhe, Sicherheit und Wohlſtand beſtehe, das könne Seiner fürſtlichen Gnaden nicht anders als ſeltſam und befremdend vorkommen.“

Bernhard nickte lächelnd — die Wiederkehr der Geſundheit ſpiegelte ſich in dieſem Lächeln — zur pathetiſchen Vorleſung dieſer Stelle, und ſetzte hinzu: damit ſeid Ihr aber, Freund Leder, noch nicht abſolvirt für Eure Leichtgläubigkeiten. Jetzt müßt Ihr trotz hereinbrechender Winterszeit Eure Lenden gürten und auf Reiſen gehen. Zunächſt in unſre Linien vor Breiſach mit dieſem Eurem Schreiben an Savelli. Dort wendet Ihr Euch — harmlos und vorſichtig! — an den Herrn von Mitzlau. Ihr geſteht ihm vertraulich, daß Savelli an mich geſchrieben im Auftrage des Kaiſers, daß ich dies Schreiben freundlich aufgenommen und merkwürdig eingehend beantwortet hätte. Ihr wäret beauftragt, es heimlich und unſcheinbar zu befördern, könntet aber den jetzigen Aufenthalt des Savelli durchaus nirgends erfahren, und bätet Mitzlau, Euch behilflich zu ſein für eine zuverläſſige Ueberſendung. Wir hegen den Verdacht, daß dieſer Mitzlau ſeit Rheinfelden und Lauffenburg mit dieſem Savelli zuſammenſteckt und Durchſtecherei treibt; wir wollen ihm Gelegenheit geben, ſich zu verrathen, und Ihr ſollt das zu Wege bringen. Verſtanden?

— Vollkommen, fürſtliche Gnaden. Eine geheime diplomatiſche Aufgabe.

— Ganz geheim, bis Ihr mich wiederſeht. Ich folge Euch morgen, und erwarte Euren Bericht. Sobald Ihr ihn mir erſtattet habt, geht Ihr trotz Winterwetter nach der Schweiz. Erlach hat Briefe vorbereitet, welche Euch Bekanntſchaften zuführen und Hilfsmittel. Ihr waret ſtets ein wohlwollender Verehrer Blandinis; Euch wird er nur Freundliches zutrauen. Ihr geht nach Luzern, von wo er allerdings verſchwunden ſein ſoll. Erlach aber meint, daß ihn die dortigen Pfaffen nur verbergen. Ihr fragt nach ihm, als hättet Ihr ihm Geſchenke und Botſchaft zu überbringen. Ich wäre entrüſtet über den Verdacht, welchen man gegen ihn ausgeſprengt, ich hätte felſenfeſtes Vertrauen in ſeine Kunſt, und wünſchte nur ihn zum Arzte für meine erſchütterte Geſundheit. Gelingt's Euch, ſo führt ihn hierher nach Neuenburg, und zeigt mir's eiligſt an. Gute Verrichtung! Zunächſt auf morgen Abend in meinem Lagerhauſe.

Zum nächſten Tage hatte Bernhard außerdem an ſeine Truppen vor Breiſach den Befehl erlaſſen, die große Schanze Sankt Jakob am linken Rheinufer zu erſtürmen, die letzte, welche noch zu erobern war.

Nachmittags — es herrſchte ein dichter Novembernebel — kam er in ſeinen Linien an. Er ſah etwas bleicher und magrer aus, aber das Auge war wieder friſch, die Truppen ſchrieen ihm jauchzend entgegen: Sankt Jakob ſei um Mittag gefallen, Breiſach müſſe ſich nun ergeben.

Des Abends kam Leder Bericht zu erſtatten. Mitzlau's Regiment ſei mitgeweſen beim Sturme, und er habe ihn erſt am ſpäten Nachmittage getroffen. In einem ſteinernen Häuschen, das Mitzlau allein bewohne. Mitzlau habe ſich Anfangs ſcheu und verſchloſſen gehalten. Dann ſei aber ein fremder Mann eingetreten. Kein Soldat, ein Mann in der wohlhabender Tracht eines Bürgers. Das habe ſichtlich Mitzlau in Verlegenheit geſetzt — habe aber raſch zum Ziele geführt.

— Wie das?

— Ich erkannte den Mann, fürſtliche Gnaden — fuhr Leder fort — ich! Durch meinen ausgebreiteten Verkehr mit Gelehrten. Vor Jahren hab' ich ihn in Dresden geſehen. Da that er ſich hervor durch ſtaatsrechtliche Kenntniß, und der kurfürſtliche Miniſter benützte ihn beim Prager Friedensſchluſſe. Damals hieß er einfach Heusner. Von Prag mag er nach Wien gekommen ſein, kurz, vor unſerm Einrücken nach Frankreich — es war in der Frankfurter Gegend — wurde mir erzählt: Der Heusner habe eine ſchöne Karrière gemacht, und heiße jetzt, da der Kaiſer ihn geadelt, Heusner von Wandersleben. Na, was der hier zu ſuchen hat, und beim Herrn von Mitzlau, das wurde mir natürlich auf der Stelle deutlich, und ich machte dann keine Umſtände, und ſagte es gerad' heraus, daß ich ihn erkännte, und daß ich mich freute, ihm auf Verſöhnungs- und Friedenswegen zu begegnen, denn fürſtliche Gnaden wären jetzt in ihrer Macht und Herrlichkeit ganz geneigt, ſich durch einen Pakt mit dem Kaiſer von den letzten Franzoſenfeſſeln zu befreien.

— Bravo, Leder!

— Nun konnten ſie nicht mehr anders, ſie mußten zugeben und einräumen, und Heusner geſtand, daß er mit Vollmachten ausgerüſtet wäre.

— Gut. Verlange die Vollmachten zu ſehen. Stelle Dich geneigt; ſchildre mich geneigt. Schilt auf die Franzoſen, ſage, daß ich ihrer ſatt wäre. Sage, daß es eben nur darauf ankomme: was der Kaiſer zu bieten habe. Es dürfe nicht bloß mich perſönlich betreffen, es müßte Reich und Kirche angehn. Nur dann würd' ich davon Notiz nehmen, nur dann würd' ich ihn ſelber — ja, ſetze hinzu: erſt wenn Breiſach in meiner Gewalt, erſt wenn ich da oben im kaiſerlichen Schloſſe wohnte, und wenn Du mir ſagen könnteſt, ſeine Anerbietungen wären der Rede werth, dann erſt würd' ich ihn ſelber ſprechen. Das wird gute Wege haben; denn die Thoren bilden ſich immer noch ein, mich beſtechen zu können. Die guten Wege koſten Zeit, und machen die Unterhändler ſicher. Namentlich den Mitzlau, den wir uns gar kochen wollen. Der Patron ſpionirt augenſcheinlich ſchon lange, und verdient ein Zehrgeld. Suche klar zu werden, ob und wie weit er gutes Kind mit dem Savelli iſt, und ob die Zärtlichkeit nicht bis Lauſſenburg zurückreicht, bis zum Wortbruch des wälſchen Abenteurers und zur Flucht deſſelben. Ich erinnere mich deutlich, daß Mitzlau mich bat, den Savelli nicht nach Hohentwiel, ſondern nach Lauſſenburg zu ſenden. Man muß alle Schulden bezahlen. — Noch Eins! Dieſer Mitzlau war recht vertraut mit Blandini. Wer weiß, ob nicht —! kurz, Du wirſt jetzt nicht eher nach der Schweiz aufbrechen, um mir den Blandini zuzuführen, bis dieſer Mitzlau erledigt iſt. Sage beiläufig, daß meine Meinung für Blandini die günſtigſte geblieben ſei, kirre den Mitzlau mit ausgeſucht gutem Futter. Nichts Abſcheulicheres, als Schlangen im Buſen nähren. Erlach wird dafür ſorgen, daß er in keinem Falle entſchlüpfen kann. Gut Nacht!

Es waren nur einige Tage, welche Leder zu ſeiner Aufgabe blieben. Breiſach konnte ſich nicht länger halten. Die Hungersnoth in der Stadt war entſetzlich. Ueber den Genuß unſaubrer Thiere war man längſt hinaus, man verzehrte ſchon Menſchenfleiſch. Der charakterſtarke Freiherr von Reinach mußte ſich entſchließen, das wichtige kaiſerliche Bollwerk auszuliefern.

Als Bernhard dies aus dem weicher werdenden Tone der Unterhandlungen merkte, berief er all ſeine wichtigen Truppenführer und alle ſeine Agenten aus der Nähe und Ferne herbei. Auch Hans von Starſchädel, welcher im Heſſiſchen mit Melander, dem heſſiſchen Feldherrn unterhandelte. Da oben in der kaiſerlichen Burg ſollte ein Kriegsrath gehalten werden, welcher nach ſo großen Erfolgen der Weimarſchen Waffen von entſcheidender Wichtigkeit werden konnte für den deutſchen Krieg und für das deutſche Reich.

Am dritten December wurden die Feindſeligkeiten eingeſtellt, und Mittags um drei Uhr erſchienen die Geißeln beider

Parteien zwiſchen der Stadt und der Aumühle, und wurden gegenſeitig ausgeliefert.

Aber eine ſchwarze Wolke des Grolls legte ſich auch jetzt noch zwiſchen die erſten Schritte und den endlichen Abſchluß, welcher Reinach und der Beſatzung einen ehrenvollen Abzug mit fliegenden Fahnen und zwei Kanonen zuſichern ſollte. Und Bernhard war bekannt als gewaltſam, wenn ein Groll in ihm wühlte, welchen er für berechtigt hielt. So entſchloß er ſich jetzt nicht, auch dem kaiſerlichen Kanzler Volmar freien Abzug zu bewilligen. Dieſer Kanzler hatte den Herzog mit ehrenrührigen Aeußerungen und Pasquillen geſchmäht. Ferner hatte ſich das Gerücht verbreitet, Reinach habe Weimariſche Gefangene verhungern laſſen.

Beide Punkte erzeugten eine peinliche Spannung, als der Morgen der Uebergabe erſchien. Auch in der Umgebung Bernhards, wo Einige das große Ergebniß nicht durch irgend einen grauſamen Akt befleckt ſehn wollten. Unter dieſen ſtand Hans, welcher ſo eben angekommen war, dem Herzoge am Nächſten, und er zögerte auch nicht, ſeinen Gedanken vollen Ausdruck zu geben, als ſich dieſer auf's Pferd ſchwingen und mit ſeinem Generalſtabe zum Kupferthore reiten wollte. Herzog Bernhard ſah ihn ſtreng und finſter an, und ſagte trocken: Alles muß ſeine Grenzen haben auch im Kriege. Sonſt wird er noch grauſamer, und macht uns zu Kannibalen.

Es war ein Sonntag, dieſer neunte December. Leichter Schnee bedeckte die Erde; aber die Luft war mild, und die Sonne trat zuweilen hervor. Die ſchwarze Erde kam hie und da zum Vorſcheine unter ihren thauenden Strahlen. Vom Eiſenberge bis zum Kupferthore waren Weimariſche Fußtruppen aufgeſtellt. Zwiſchen ihnen hindurch ritt der Herzog mit ſechzig Reitern, ſeinen vorzüglichſten Offizieren, bis in die Nähe des Thores.

Das Thor ging auf, und heraus wankte nach einigen Kutſchen und Packwagen, die halbverhungerte Beſatzungsmannſchaft. Es ſtürzten Mehrere vor Erſchöpfung nieder. Hunderte von Weibern kamen mit ihnen, und erhöhten die Kläglichkeit des Anblicks.

Selbſt die Anführer, Freiherr von Reinach, Kanzler Volmar und Oberſt Eſcher ſahen auf ihren abgemagerten Roſſen wie Bilder des Jammers aus.

Vor dem Herzoge ſtiegen ſie ab. Reinach nahte ſich unter tiefer Verbeugung, küßte den Stiefel Bernhards, und wünſchte ihm mit ſchwacher Stimme Glück zur Eroberung.

Eine ängſtliche Stille herrſchte unter den Anweſenden; Jedermann blickte auf den ſchweigenden Feldherrn, in deſſen Antlitze Zorn und Mäßigung mit einander kämpften. Endlich ſprach er:

— Erſt ſeit dem Abſchluſſe des Vertrags habe ich den jammervollen Tod meiner Leute vernommen, welche Ihr gefangen hieltet. Es iſt eine unerhörte und unverantwortliche Grauſamkeit, die der gerechte Gott nicht ohne Strafe laſſen wird. Ich habe mehrmals ein Löſegeld für ſie angeboten; Ihr habt es ausgeſchlagen. Darum hätte ich Urſache den Vertrag zu brechen. —

Reinach entſchuldigte ſich mit der allgemeinen Noth, die in der Stadt geherrſcht, und daß man zu Augsburg gefangene Kaiſerliche auch nicht beſſer behandelt hätte, als die eignen, auf dürftigſte Nahrung angewieſenen Truppen.

Bernhard ſah ſtreng auf ihn hinab, und ſprach herb tadelnde Worte. Dann aber entließ er ihn mit einer Handbewegung.

Der Kanzler Volmar kam nun an die Reihe, und es ſtand zu fürchten, daß ſich das Ungewitter des Grolls ganz auf dieſen entladen würde.

Er war in einen langen Trauermantel gehüllt wie ein Büßender, und trug einen Stab in der Hand. Er mußte auf's Aeußerſte gefaßt ſein, denn beim Abſchluß der Capitulation hatte Bernhard jede Begnadigung dieſes Kanzlers abgelehnt.

Dreimal fiel der arme Mann auf die Knie und flehte mit aufgehobenen Händen um Verzeihung.

— Was hat ein Geſell wie Ihr verdient — rief der Herzog — welcher mich mündlich und ſchriftlich beſchimpft und verläumdet hat?

— Ich geſtehe mein Vergehen ein — erwiderte dieſer — ich bereue es, und bitte flehentlich, Gnade vor Recht ergehen zu laſſen.

Bernhard ſah ſich im Kreiſe der Seinigen um. Alle Geſichter waren ſtreng und ernſt. Man erwartete des Herzogs Ausruf: einen Strick für den Mann! — Bernhards Auge verweilte auf Hanſens Mienen. Sie drückten Wehmuth und Traurigkeit aus, Wehmuth und Trauer über das Schickſal beſiegter Menſchen. Er hätte mit ſeinem Blicke ſo gern den Herzog um Nachſicht gebeten. Aber gerade dadurch konnte er dem Bedrohten ſchaden: Bernhard hatte einen ſtarken Eigenſinn des Herrſchers in ſich. Vielleicht verſteht er — dachte Hans — mein Weh um das Glücksſpiel der menſchlichen Kreatur.

So war es. Bernhard begnadigte den Kanzler, und wendete ſich nun zum Oberſten Eſcher und zu den übrigen kaiſerlichen Officieren. Er ſprach freundlich zu ihnen, und lobte ihre Standhaftigkeit.

Dann befahl er, Lebensmittel auszutheilen und in die Stadt zu ſchaffen, und während ſeine Fußtruppen in die Stadt einmarſchirten, wendete er ſich zu Hans mit den Worten: Du ſiehſt, wie weich ich geworden bin. Dort oben in der Burg ſollſt Du im nächſten Jahre erleben, wie das zugegangen. Mit dem Frühlinge denke ich dort ein Feſt zu feiern, welches Du beſſer verſtehen wirſt als mein bärtiger Generalſtab. Haſt Du Weib und Kind geſehen auf der Rückreiſe von Lüneburg nach Heſſen?

— Ich habe ſie geſehen und genoſſen.

— Der Tod Lady Ludmillens bringt Deiner Frau, ihrer Schweſter, eine ſtattliche Erbſchaft. Nun geht es wieder eine Weile mit Erhaltung Deiner Regimenter. Hat der Kaiſer Schwierigkeiten erhoben beim Anſpruch Deiner Frau auf die böhmiſchen Güter?

— Im Gegentheil. Miniſter Trautmannsdorf hat freundlich erklärt: er hoffte, wir würden beim Friedensſchluſſe unſre Wohnung auf den böhmiſchen Gütern aufſchlagen.

— Es träufelt eitel Honig auf uns von Wien, ſeit wir ſiegen —

Da marſchirten die letzten Truppen in's Thor. Der Hofprediger des Herzogs ſchloß ſich ihnen an, und hinter ihm folgte nun Bernhard mit ſeinem Gefolge.

Der Weg ging zum Dome. In ihm ſollte zum erſten Male lutheriſch gepredigt, und „Herr Gott Dich loben wir“ von Proteſtanten geſungen werden.

Als der Zug vor dem Dome ankam, erſchien eben auf der Zinne der Burg neben der ſchwarzrothgelben Reichsfahne die grünweiße Fahne des ſächſiſchen Hauſes, und es donnerten die Kanonen, geladen und abgeſchoſſen von Weimarſchen Stückknechten. Es ſchlug eben Zwölf von den Thürmen, und die Sonne ſchien hell.

Kouriere hatten drei Tage vorher — denn der Tag der Uebergabe war ſchon drei Tage vorher hinreichend gewiß — nach allen Feſten den Befehl getragen, um die Mittagsſtunde überall das Geſchütz zu löſen, und, wie man ſpäter erfuhr, hatte man überall — in Hagenau, in Colmar, in Benfeld, in Schlettſtadt, in Freiburg, Neuenburg, Rheinfelden bis Waldshut und Hohentwiel hinauf — die Stunde eingehalten. Dem weiten fruchtbaren Länderkreiſe von den Vogeſen bis hinter den Schwarzwald war verkündet worden: es beginnt ohne Widerſtand eine neue Herrſchaft!

Herzog Bernhard geberdete, ſich in der kaiſerlichen Burg zu Breiſach von jetzt an durchaus wie ein neuer Herrſcher. Der Feldherr trat ganz in den Hintergrund, der Regent in den Vordergrund. Die Generale und Oberſten, welche alle einberuſen waren und einen Kriegsrath für neue große Feldzugspläne erwarteten, wurden einzeln vor den Herzog berufen, und erhielten Aufträge für friedliche Organiſirung ihrer Bezirke. Warten indeſſen ſollten ſie noch einige Tage, da eine allgemeine Zuſammenberufung noch erfolgen werde.

Wichtige Beſuche ſtrömten übrigens von allen Seiten herzu. Der König von England ſandte einen Bevollmächtigten für den Sohn des Winterkönigs, und ließ ſein Bündniß anbieten für Wiederherſtellung von Kurpfalz. Ein Markgraf von Baden ſtellte ſich ein, treue Nachbarſchaft in Anſpruch nehmend. Die Städte aus dem Bereich des Heilbronner Bundes ſchickten Vertreter, Zuſtimmung und Hoffnung auszudrücken. Kurz, das Breiſacher Schloß gewann das Anſehen einer neuen, weithin mächtigen Reſidenz, und leiſe wie laut ſprach man davon: das Jahr neun und dreißig wird einen neuen Kaiſer, einen evangeliſchen Kaiſer ſehen! Man beruhigte ſogar die erſchrockenen Katholiken unten in der Stadt, und ſagte ihnen: was fürchtet Ihr? Erfahrt Ihr nicht an Euch ſelbſt, daß Eurem Glauben und Eurer Kirche gar nichts in den Weg gelegt wird? Volle Religionsfreiheit wird einkehren unter dem Scepter Kaiſer Bernhards!

Die beiden Vertrauten Bernhards, Erlach und Hans von Starſchädel, ſahen mit ganz verſchiedenen Empfindungen zu.

Hans war glücklich, und half nach allen Seiten, wo es auszugleichen und zu verſöhnen galt. Ihm war das Herz Bernhards zugethan, und ihm war ſeine letzte Sendung trefflich gelungen. Er hatte Zuſagen von großer Tragweite mitgebracht: der frühere Plan Arnims zu einer mächtigen Mittelpartei war neu erweckt, und ſtand jetzt in größerer Geſtalt zum Abſchluſſe da. Freilich hatte ſich Hans nach heftigem innerem Kampfe entſchließen müſſen, die Schweden aufzunehmen in den neuen Bund. Bernhard hatte ihm ſchlagend dargethan, daß ein Sperren dagegen eitel Thorheit wäre. „Sie ſtehen ja doch einmal — hatte er geſagt — „ſeit einer Reihe von Jahren als große Kriegsmacht im Reiche. Was nützt es, das nicht ſehen zu wollen? Hinauswerfen können wir ſie doch erſt, wenn wir mit dem Kaiſer fertig geworden ſind. Und außerdem ſind ſie uns doch verwandter als die Franzoſen. In ihren Heerlagern iſt ja Alles deutſch; die Sprache wie die Mannſchaft; wir haben ſie germaniſirt. Iſt der Reichsfriede da, was bedeuten alsdann die Paar Generale und Oberſten? Ein Aufruf an ihre Truppen, die zu neun Zehntheilen aus unſern Landsleuten beſtehen, löſ't dieſe Truppen von ihnen, und die Paar Generale und Oberſten müſſen froh ſein, wenn wir ſie beſchenkt einſchiffen an der Oſtſee.“

Das war der Wahrheit gemäß, und Hans hatte mit Banér eine Uebereinkunft vorbereitet, welche nur der Beſtätigung von Stockholm bedurfte, um das Zuſammengehen der ſchwediſchen Heere mit Bernhard in vollem Maaße feſtzuſtellen. Rath Müller war bereits in Breiſach eingetroffen, und hatte des Kanzlers Oxenſtierna Botſchaft überbracht: die Beſtätigung ſei unterwegs, und Banér werde befehligt, an der Fulda'ſchen Grenze dem Herzoge Bernhard zur Vereinigung entgegen zu kommen, ſobald der Herzog ſeinen

Marſch dorthin richte. Ein gemeinſchaftlicher Einbruch in Böhmen und Bayern nach Wien zu werde den Kaiſer zum Friedensſchluſſe und zur Abdankung nöthigen. Denn auch Bayern fange an zu wackeln und lau zu werden in ſeiner koſtſpieligen Verbindung mit Oeſterreich. Es mache Miene, ſich mit Frankreich zu verſtändigen, welches ſeinen Johann von Wörth mit verführeriſcher Höflichkeit behandle. Dieſe Verſtändigung werde eine andre Richtung nehmen, ſobald Bernhard und Banér mit vereinter großer Macht einbrächen.

Mit den kleineren Kriegsmächten, die noch immer tapfer das Feld hielten, und mit den wichtigſten Städten endlich war die Uebereinkunft abgeſchloſſen. Heſſen mit dem erfahrenen Feldherrn Melander harrte der Ankunft Bernhards, um ſich mit ihm zu vereinen, und die weiten Länder der Welfen unter dem kriegs- wie ſtaatskundigen Lüneburger Herzog ſchloſſen ſich mit vollem Nachdrucke an.

Die evangeliſche Sache war in der That ſeit Guſtav Adolphs Zeiten nie ſo mächtig geweſen als jetzt nach den Siegen Bernhards, und ſie hatte in ihm ein Haupt, welches allerwärts als Haupt geachtet wurde.

Bernhard ſelbſt war ſich all Deſſen klar bewußt. Er war auch nie ſo froh und heiter geweſen, als in dieſen hellen Wintertagen auf der Breiſacher Burg. Reiner Sonnenſchein lag auf den Ländern, welche er dieſſeits wie jenſeits des Rheins weit überblickte als ſein Reich. Ausdehnen und ausdehnen ſollte es ſich nach allen Himmelsgegenden! das war ſein Vorſatz.

Die Fenſter ſtanden offen, denn eine milde Winterluft wehte draußen. Bernhard war beſchäftigt, den ſüdlichen Theil des Schloſſes wohnlich und ſchön herrichten zu laſſen. Er wies die Werkführer an, und fragte Hans hie und da um Rath: ob Dies oder Jenes für Frauen geeignet wäre? Nicht ein Wort hatte er Hans erzählt von ſeiner Liebe zu Margueriten. Er war darin verſchloſſen, ja verſchämt wie ein Jüngling. Aber aus Allem ging deutlich hervor: hier ſollte zum Frühjahre eine junge Frau einziehen als Herrin des Kriegesfürſten!

Und Hans hatte genug erfahren durch Hoffmann, um zu wiſſen, daß Bernhards Anſtalten eine nahe Hochzeit bedeuteten.

Erlach folgte verdroſſen durch die Zimmer. Ihm gefiel das Alles nicht. Er ſah nur Heil im franzöſiſchen Bündniſſe. Das war zum Aeußerſten bedroht durch ein Bündniß mit Schweden, Heſſen und den Welfiſchen Fürſten und durch einen Kriegszug in's innere Deutſchland. Er ſah auch mißtrauiſch auf die volle Beſitzergreifung der vorderöſterreichiſchen Lande und des Elſaſſes, denn er wußte bereits genau durch Desnoyers, daß Frankreich die Landgrafſchaft Elſaß in Anſpruch nehmen und Bernhard nur einige Nutznießung zugeſtehen wollte. Selbſt die immer deutlicher auftauchende Heirath mit einer Rohan war ihm unerwünſcht, denn er wußte, daß die franzöſiſchen Miniſter dieſe Heimführung einer reichen Hugenottin ſehr unpaſſend fänden.

Er war ſeit Bernhards letzter Abreiſe aus Paris dem Miniſter Desnoyers näher und näher gekommen, [illegible] nur ſein erprobter politiſcher Verſtand hatte ihn abgehalten, ſeine franzöſiſche Geſinnung deutlich auszuſprechen vor Bernhard. Er hatte nur immer leiſe gewarnt, und gehindert und geſchoben, weil er gemerkt hatte, daß volles Ausſprechen ſeiner Geſinnung ihn um die Gunſt Bernhards bringen, ihn aus der Nähe des Herzogs ſcheuchen würde. Dieſe Nähe und dieſe Gunſt waren aber doch zunächſt das Wichtigſte für ihn.

Für Bernhard freilich, der dieſe Richtung Erlachs wenig beachtete, war die Nähe Erlachs eine tief reichende Gefahr. In Wahrheit war ein franzöſiſcher Spion in der Perſon Erlachs fortwährend an Bernhards Seite.

Hans ahnte etwas davon, und er hatte es vermieden, den Bericht über ſeine diplomatiſche Sendung in Erlachs Gegenwart zu erſtatten. Aber Bernhard war arglos, und vermied es nicht, von den nahen Beziehungen zu Melander, zu Banér, zum Lüneburger zu ſprechen, und den deutſchen Feldzugsplan gelegentlich anzudeuten. Erlach war klug, und ergänzte ſich leicht, was verſchwiegen wurde.

Endlich hatte er ſich auch — es war geſtern geſchehen — einmal direkt dahin ermannt, dem Herzoge offen zu ſagen, daß er nach Allem was er ſähe und hörte, die Allianz mit Frankreich für gefährdet erachtete. Er hatte offen hinzu geſetzt — denn er war kein gemeiner Verräther, ſondern ein politiſcher Parteigänger — daß er dies ſehr bedenklich fände. Politiſch wie moraliſch bedenklich. Letzteres, weil der Herzog doch mannigfache Unterſtützung von Frankreich angenommen und Zuſagen ertheilt habe.

— Jene werd' ich bezahlen, und dieſe werd' ich halten! hatte Bernhard erwidert.

Damit hatte der Herzog geſtern dies Geſpräch abgeſchnitten. Heute waren die Generale und Oberſten um Ein Uhr aufs Schloß beſchieden, und Erlach, tief verſtimmt, unterbrach jetzt die häuslichen Anordnungen Bernhards mit der Meldung: es ſei gegen Eins, und die Herrn kämen in Maſſe den Berg herauf nach der Burg.

— Sie ſollen ſich im Waffenſaale verſammeln, und auf mich warten; — erwiderte der Herzog — vorher aber will ich Leder ſprechen. Er ſoll auf mein Zimmer kommen.

Erlach ging; Bernhard und Hans folgten ihm bald. Leder erwartete ſie ſchon vor des Herzogs Zimmer. Alle drei traten ein, da Bernhard Hans bedeutet hatte, er könnte zugegen bleiben.

— Nun, ſchriftkundiger Freund, — begann Bernhard — wie weit ſeid Ihr mit dem Heusner und dem Mitzlan gekommen? Was bietet jener, wie tief ſteckt dieſer in der Verrätherei?

Leder fand dieſe Veranlaſſung ſchicklich, eine hiſtoriſch politiſche Abhandlung zu entwickeln.

Der Herzog wollte den Inhalt kürzer geboten haben, und unterbrach den Redner mit der Frage: — Mit einem Worte, was bietet der Kaiſer?

— Er bietet dem Herzoge Bernhard von Sachſen Weimar das Direktorium bei den Friedensverhandlungen!

Bernhard ſah erſtaunt auf Hans. Dieſer ſagte: Da ſeht Ihr's! Trautmannsdorf iſt ein geiſtvoller und billiger Mann.

— Das iſt allerdings fein genug und artig — ſprach Bernhard. — Es iſt aber auch ſo allgemein und weitſichtig, daß es Zeit und Erklärung übrig läßt. Und da es uns hierbei um nichts zu thun iſt, als um eine artige Kurzweil — denn derjenige nur wird den Frieden dirigiren, der die letzte Schlacht gewinnt — ſo wollen wir den Herrn Heusner nur als langen Strick gebrauchen für den nichtswürdigen Mitzlau. Sagt ihm alſo, Freund Leder, daß ich ganz erbaut ſei von der mir zugedachten Rolle bei der Friedenſchließung, daß ich aber um nähere Erklärung bitten müßte: was denn bis zur Friedenſchließung zwiſchen dem Kaiſer und mir für ein Verhältniß herrſchen ſolle? Ich wüßte keins als den einfachen Krieg, ſo lange nicht neue Grundlagen über Reich und Kirche vorgelegt würden. Einer ſolchen Vorlage ſei ich immer gewärtig, und erſt wenn er dieſe brächte, würde ich für den Herrn zu ſprechen ſein.

— Die will er in der Taſche haben, aber nur Euch ſelbſt, fürſtliche Gnaden, vorlegen.

— Dann ſoll er warten; ich habe jetzt keine Zeit. Morgen beginnen wir einen fröhlichen Winterfeldzug —

— Wie?! — riefen Leder und Hans einſtimmig.

— Der meine Gegenwart nöthig macht. Wir wollen die gefrorenen Wege benützen. Sobald ich nach Breiſach zurückkehre, wird der Boden des Kaiſers wieder um Etwas verringert ſein. Herr Heusner von —

— Wandersleben —

— Wandersleben ſoll unterdeſſen ſeine Inſtruktionen demgemäß ergänzen und erweitern laſſen. Theilt ihm das recht ernſthaft mit, damit er Zutrauen faſſe, und den Mitzlau nicht kopfſcheu mache. Habt Ihr Anzeichen, daß wir dem Mitzlau nicht Unrecht thun?

— Die allerdeutlichſten. Mitzlau iſt in Alles eingeweiht, und augenſcheinlich ſeit der Rheinfeldner Schlacht im genaueſten Rappert mit dem Herzoge von Savelli.

— Dann ruft den Oberſten Roſen aus dem Waffenſaale herüber.

Leder eilte fort. Hans fragte nun dringend: ob der Herzog ernſthaft geſprochen, als er einen Winterfeldzug angekündigt?

— Ganz ernſthaft. Und Du gerade mußt ihn beſonders billigen. Ich will als ehrlicher Mann die Gelder an Frankreich zurückzahlen, welche es an uns gewendet. Und zwar in Land und Leuten. Ich will ihm eine Provinz erobern, die uns nicht gehört, und die Frankreich naturgemäß ſich aneignen kann.

Ehe Hans weiter fragen konnte, trat Roſen ein. Der Herzog wendete ſich ſogleich zu ihm.

— Nun, Roſen, der Augenblick iſt da, Eurem Widerwillen gegen Mitzlau ein Genüge zu thun, wenn Ihr Beweiſe aufgefunden habt für Euren Verdacht.

— Die hab' ich, Herr Herzog. Zwei Reiter von mir ſind dazu gekommen, als er bei Rheinfelden den Savelli gefangen hat. Sie ſagen aus, daß ſie die beiden Herrn in freundſchaftlichem Geſpräch gefunden, und das Wort „Amneſtie für einen ſchleſiſchen Kavalier“ vernommen haben, kurz, daß es ihnen nicht geringe Mühe gekoſtet, den Savelli feſtzunehmen. Denn der von Mitzlan hätte offenbar die Abſicht gehabt, ihn entwiſchen zu laſſen.

— Und die Lauffenburger Flucht?

— Iſt auch klar gemacht. Fürſtliche Gnaden haben einen Wachtmeiſter aus Rheinfelden in Bücken verhört, der Euch früher hat fangen wollen —

— Kenn ihn.

— Der Mann hat ſich brav unter uns aufgeführt, und ihm hab' ich die Ausforſchung in Lauffenburg übertragen, weil er von früherer Garniſon her dort genau bekannt war. Er hat's herausgebracht, daß Mitzlan dem Frauenzimmer mit Mittel und Wegen an die Hand gegangen iſt zur Entweichung des Savelli, demſelben Frauenzimmer, welches die ganze Expedition geleitet hat, und dann gehenkt worden iſt.

— Und Ihr glaubt an die Wahrhaftigkeit dieſer Zeugniſſe?

— Wie an mein Ehrenwort.

— Ich hab den Verräther geſchont, weil er mir, in Paris einen guten Dienſt geleiſtet. Ich will ihm deshalb auch jetzt noch einen ehrlichen Tod gönnen. Er erfährt nichts von dem, was gegen ihn vorliegt. Ihr nehmt ihn auf meinen Befehl zu Eurem Corps. Wir werden in nächſter Zeit vorzugsweiſe Bergfeſten zu ſtürmen und Schluchten zu ſäubern haben. Stellt ihn überall in erſte Linie, wo der Tod am Wohlfeilſten iſt. Jetzt folgt mir in den Saal!

— Ihr, Herr Leder, geht heute noch, ſobald Ihr den

Heusner geſprochen, an Eure zweite Aufgabe. Die Briefe Erlachs, welche Euch in Luzern Anknüpfungen verſchaffen, liegen bereit. Und wenn Ihr zum Ziele kommt, und den Doktor nach Neuenburg gebracht habt, ſo ſchickt mir die Nachricht über Hüningen, Pfirt und Pruntrut nach Pontarlier. Pontarlier ſoll mein Hauptquartier werden.

— Pontarlier?! — riefen jetzt Leder, Hans und Reſen einſtimmig.

— Pontarlier! — erwiderte der Herzog, und ſchritt voraus zum Saale, wo ſeine Heerführer ihn erwarteten.

Kriegsrath im gewöhnlichen Sinne war Bernhards Sache nicht. Er faßte ſeine Entſchlüſſe allein und ſelbſtſtändig.

Auch jetzt wollte er ſeine Truppenführer nicht befragen; er wollte ihnen nur ankündigen, was zu thun wäre. Und er kündigte ihnen einen Feldzug an nach — Hochburgund.

Das allgemeine Staunen war groß. Zurück in die Berge! Mitten im Winter! Während Alles darauf gerichtet war, tiefer in's deutſche Reich einzudringen, und in Gemeinſchaft mit Bundesgenoſſen in großem Heereszuge vorzuſchreiten!

— Der Zug wird nicht lange dauern; in ein Paar Monaten wird er vollendet ſein — ſprach der Herzog — und wird reiche Beute eintragen. Denn er trifft ein vom Kriege noch unberührtes Land, in welchem der Papismus ungeſtört herrſcht und ſeine Schätze aufgehäuft hat. Trefft Eure Anſtalten! Morgen früh brechen wir auf. Am Doubs-Fluſſe kommen wir zuſammen. Ich hoffe die Herren werden mit mir ſpeiſen. Ich bitte mich im Bankettſaale zu erwarten.

Brauſend und klirrend verließ die Maſſe den Saal. Hans und Erlach allein blieben beim Herzoge zurück.

Erlach war eben ſo erſtaunt wie Hans. Aber nicht ſo unangenehm. Er ſah darin einen neuen Anſchluß an Frankreich, und hörte jetzt mit Vergnügen, daß er in des Herzogs Auftrage ſogleich nach Paris gehen ſollte. Dort ſollte er erklären, wie der Herzog dieſen Feldzug lediglich zu Gunſten Frankreichs unternähme.

Eine unheilvolle Idee, dieſen Erlach nochmals dorthin zu ſenden, wo ohnedies ſeine Anhänglichkeit niſtete, und wo er jetzt völlig unbewacht und unbeaufſichtigt der Verführung durch Richelieu und Desnoyers preisgegeben war!

— Gebt die Schweizer Briefe an Leder — ſchloß der Herzog — und ſprecht mich heute Abend noch einmal, damit Euch meine Geſichtspunkte vollſtändig eingeprägt werden!

Erlach ging.

— Nun Freund, brich los, und gieb Dem Worte, was in Deinen Mienen herumläuft! ſagte der Herzog zu Hans.

— Das Verhängniß iſt eben unergründlich — ſprach dieſer mit matter Stimme — wir ſpähen umſonſt nach ſeinen Geſetzen. Ich fürchte, Euer und unſer Verhängniß liegt eingeſargt in dem Worte „Frankreich“. Alles ſteht jetzt bereit, in unerhört günſtiger Konſtellation ſteht es bereit für Euch, den deutſchen Krieg an ein glückliches Ende, für die evangeliſche Sache an ein glückliches Ende zu führen, da fallt Ihr zurück auf franzöſiſche Seite, durch welche unſere gute Sache ſo lange vergiftet worden iſt!

— Ich falle zurück?! Biſt Du denn unverſtändig? Eben weil ich endigen will mit den Franzoſen, weil ich ſie abfinden will mit einem uns gleichgültigen Stück Landes, unternehme ich eine Zwiſchen-Expedition, weiter iſt es ja nichts. Jetzt in den Wintermonden iſt weder Melander, noch Banér, noch der Lüneburger bereit. Wir lägen müßig hier in Winterquartieren, weiter geſchähe nichts. Und bis zum Frühſommer iſt jenes Bergland erobert. Mit Pferden, die mir fehlen und die dort zu holen ſind, komme ich zurück, und marſchire ſtärker als ich's jetzt könnte an den Main hinab. Die Franzoſen aber ſind abgefunden, ich habe als ehrlicher Mann ihre eigennützigen Geldopfer reichlich vergolten, lauter Dinge, welche Du, gerade Du billigen und loben müßteſt. Was weiter?

— Weiter? Jetzt, wo Euer Leben für uns, für unſer Vaterland das Höchſte bedeutet, jetzt wollt Ihr Euch plötzlich ohne Noth in die Schluchten eines fanatiſch katholiſchen Landes ſtürzen, wo die ſpaniſchen Pfaffen den Meuchelmord gegen Euch predigen werden, wo die Gelegenheit zu Hinterhalt und Mord überall geboten iſt, wo —

— Aber, Hans, wo geräthſt Du hin! Der Lebensgefahr wegen! In welcher ein Kriegsmann täglich ſchwebt. Was iſt Dir? Du verblaſſeſt obenein. Wie kommt Dein ruhiger Verſtand zu ſolchen Uebertreibungen?!

— Es iſt nicht mein Verſtand, es iſt mein Gefühl, es iſt eine unſelige Ahnung, welche mich überfällt. Wir haben geſündigt mit dem Hereinziehen der Fremden in die Streitigkeiten unſers Vaterlandes, und jetzt wollt Ihr dies heilloſe Bündniß abzahlen in einem Augenblicke, der unſre friſche, geſammelte Kraft für die entſcheidende Anſtrengung in heimathlichem Bürgerkriege — Gott ſteh' mir bei, es ſteigen Gebilde auf vor meinem ſonſt nüchternen Auge, ich ſehe einen Fluch ſich entladen, der aus dieſem Bündniſſe ſich entwickelt —

— Hör' auf! Du wirſt ein Geiſterſeher. Das ſteht Dir nicht. Dergleichen Schwärmerei überlaß' den Katholiſchen. Das Leben wär' eine Laſt, wenn man für jeden Schritt den Abgrund beſorgen müßte. Komm zur Tafel! Meine Gedanken wandeln in Hoffnung, und die Räume dieſer lichten Burg verheißen mir das ſchönſte Jahr meines Lebens.

Er ſchritt hinaus. Hans blieb ſtehen. Er war eine Beute troſtloſer Gedanken.

Bernhard begegnete auf dem Wege zum Bankettſaale ſeinem Leibdiener Hoffmann, der einen prächtigen Pokal in den Händen trug.

— Wo haſt Du den her? fragte der Herzog.

— Aus der Silberkammer der Burg. Die iſt prächtig angefüllt. Dieſer Kelch ſtammt vom Kaiſer Max und heißt der Kaiſerbecher. Ich trag ihn für fürſtliche Gnaden hinein. Wenn's morgen wirklich in's ſpaniſche Gebirge hinauf geht mit uns, dann denken fürſtliche Gnaden an unſern Keller hier. Der iſt ganz leer, und der Vorrath an ſpaniſchem Weine, welchen wir mitgebracht, geht ſtark auf die Neige.

Bernhard war kein Weinkenner und kein Weintrinker.

Aber ſeit den Vergiftungen fühlte er zum Oeftern ſeine Verdauung angegriffen, und trank zur Kräftigung derſelben bei Tiſche einen ſüßen ſpaniſchen Wein.

Mit dieſem Getränk wurde ihm auch jetzt der Kaiſerbecher angefüllt, und eh' er ihn an die Lippen ſetzte rief er über die Tafel hin: Auf das Wohlergehen meiner treuen Kriegskameraden!

Hiermit war die Redſeligkeit und der Trinkſpruch entfeſſelt.

Hans kam verſpätet in den Saal. An der Thür blieb er wieder ſtehen, und blickte über die bärtigen, wild ausſchauenden Männer hin, welche lebendig und geräuſchvoll tafelten. — Das Kriegshandwerk iſt allen geläufig — war ſein Gedanke — die Urſache des Krieges, die Sorge um Form und Weſen des Vaterlandes iſt ihnen fremd. Der rohe Tag, die gemeine Wirklichkeit verwildert die Seele. Iſt es gleichgültig wie die Werkzeuge beſchaffen ſind?

Da ſprang der lebensfrohe Taupadell von ſeinem Seſſel auf. — Ruhe! Ruhe! Achtung! — ſchrie man von allen Seiten. Taupadell rief: In der vorderöſterreichiſchen Kaiſerburg, welche jetzt die Sonne wie mit ſilbernem Gelde durchſcheint, trinke ich auf die Geſundheit, auf die Fröhlichkeit und auf ein hundertjähriges Leben — weſſen? — Nun? — fragte man lachend ringsum. — Auf die Geſundheit — fuhr Taupadell mit erhöhter Kommandoſtimme fort — des neuen evangeliſch deutſchen Kaiſers!

Alle ſprangen von den Sitzen auf, und ein donnernder dreimaliger Zuruf erſchütterte den Bankettſaal.

Nur Bernhard blieb ſitzen, und führte lächelnd ſeinen Kaiſerbecher voll ſpaniſchen Weines an den Mund.

Die Sonne ſchien wirklich ſchräg durch den Saal, und beleuchtete grell die ausdrucksvollen Köpfe der Kriegsoberſten. Aber weil ſie ſämmtlich aufrecht ſtanden, gerieth der ſitzende Bernhard in Schatten.

Hans meinte, ſeine Züge kaum noch zu erkennen. Jene krankhafte Traurigkeit, ſonſt wirklich ſeinem männlichen Weſen fremd, kam von Neuem über ihn; ein Schauer ſchüttelte ſeine Nerven — er ging nicht an ſeinen Sitz, er verließ den Bankettſaal.

VII.

Blandini war noch in Luzern. Er wohnte verborgen im Jeſuitenkloſter. Zu ebner Erde war ihm dort ein weites, gewölbtes Zimmer eingeräumt, vor welchem ſich der Kloſtergarten ausbreitete. Der gebietende Obere des Kloſters behandelte ihn laut Inſtruktion wie eine achtungswürdige Reſpektperſon, und hatte ſtrenge Ordre ertheilt, nicht ein Wort von der Anweſenheit des Doktors zu verlautbaren, als dieſer in kläglichem Zuſtande von Neuenburg zurückgekommen war.

In kläglichem Zuſtande. Der Schrecken hatte ſich ſeiner dergeſtalt bemächtigt, daß er um keinen Preis der Welt wieder in die Nähe des Herzogs von Weimar zurückgekehrt wäre.

Auch Norbert's Drohungen widerſtand er jetzt. Zweimal ſchon war dieſer ſeit dem unglücklichen Frühlinge des verfloſſenen Jahres in Luzern eingekehrt. Der überall umher reiſende und ſpähende Norbert hatte ihn vorwurfsvoll unterrichtet, daß das zurück gelaſſene Gift wirkungslos verſchüttet wäre, daß der deutſche Herzog geſund verblieben und von Sieg zu Siege flöge, daß der Untergang deſſelben nun peremtoriſch verlangt würde, und daß kein Verdacht gegen Blandini obſchwebte, wie die wiederkehrenden Einladungen des Herzogs bezeugten. — Blandini beharrte feſt auf ſeinem Nein! Nicht wieder! — Er verglich die allerdings ſchwere Strafe, welche ihm vom Orden drohte für ſeine Weigerung, mit der Gefahr in Bernhards Nähe, und ſeine Furcht flüſterte: dieſe Gefahr im deutſchen Heerlager iſt noch größer, noch furchtbarer.

Er blieb bei ſeinem Nein, als Norbert jetzt binnen drei Vierteljahren zum dritten Male nach Luzern kam.

Drohend ſtand er vor ihm. Es war gegen Ausgang Januars 1639; draußen im Garten ſchneite es dicht.

Norbert wußte ſchon davon, daß der ketzeriſche Herzog in die Freigrafſchaft eingefallen war, und ſiegreich, mörderiſch vordrang in's Innere des ſpaniſchen Burgund. Dies Land war eine treueſte Burg des Jeſuitenordens, war ein höchſt werthvoller Vorpoſten der ſpaniſchen Monarchie, die alte Heerſtraße nach den Niederlanden von Alba's Zeiten her, und Olivarez hatte im ſchlimmſten Zorn von Norbert verlangt, daß jetzt auf jede Gefahr hin eine Ende gemacht werden müßte mit dem verderblichen Leben des Weimaraners.

Norbert wiederholte dies Blandini in ſchneidenden Worten. Blandini ſaß gebeugt an ſeinem Arbeitstiſche, Pflanzen ſortirend, und erwiderte mit matter Stimme, aber feſtem Tone: Nein!

Norbert trat einen Schritt näher, als wollte er ihn körperlich ergreifen. Blandini rückte erſchreckt ſeinen Seſſel weiter ab, ſah ſcheu auf Norbert und ſagte haſtig: Da ſtehn zwei angefüllte Fläſchchen. Nehmt ſie ſelbſt! Seit ich von Neuenburg entkommen, zwingt mich der ängſtliche Geiſt gegen meinen Willen, nichts als Gifte zu bereiten. Das weiße kennt Ihr ſchon; das dunkle iſt aus Belladonna gepreßt. Dies Pflanzengift Eurer Tollkirſche, aus Wurzel, Kraut und Beere gezogen, wirkt faſt noch wilder als das mineraliſche. Wenn es der Herzog verſchluckt hat, ſo wird Euch die Erweiterung ſeiner Pupille ſagen, daß ein Hexentanz in ihm losgeht, der mit luſtigem Wahnſinne und peſtartigem Tode endet. Blaue und röthliche Flecken bleiben auf dem Körper zurück, und die Feldärzte werden einſtimmig ſagen: er iſt an der Peſt verſtorben. Nehmt das! Nehmt beide! Wählt nach der Gelegenheit. Thut's ſelbſt, oder laßt es thun. Auch der höchſten Autorität gegenüber fühl' ich mich nicht zur unmittelbaren Handlung verpflichtet. Ich hab's mit Ausſetzung des eignen Lebens verſucht, habe meinen guten Willen hinlänglich bekundet. Meine Schuldigkeit geht gewiß nicht weiter, als daß ich Euch die Mittel liefre. Sie ſind ganz ſicher, beide. Mein abermaliges Hingehen wäre gar nicht ſicher; ich bin ſo erſchreckt, daß ich es ungeſchickt anfangen würde. Wenn ich überhaupt dazu käme! Denn ich traue den Verſicherungen des Herzogs nicht, daß er mir noch traue. Sie müſſen das rothe Fläſchchen gefunden haben, und da Ihr ſelbſt von einem Krankheitsanfalle vor Breiſach wißt, ſo hat er's wahrſcheinlich probirt und als das erkannt, was es iſt. Nehmt ſelbſt! Ich gehe, ich wiederhol' es Euch, um keinen Preis der Welt wieder hin.

Norbert nahm beide Fläſchchen, und ſchob ſie in verſchiedene Taſchen ſeines Wamſes. Die Rede Blandinis hatte ihn überzeugt, daß der ſo gründlich erſchreckte Doktor unbrauchbar geworden ſei zur Ausführung.

Ohne ein Wort zu erwidern ging er fort.

Blandini athmete auf. Er ſchritt nun an die Ausführung ſeines neuen Lebensplans. Durchdrungen davon, daß ſeine ganze Exiſtenz durch den Orden vernichtet würde, weil er ſich ungehorſam erwieſen, hatte er vor, nach Genf zu flüchten. Dort gab's keinen Katholiken, und wenn er auch ſeinen Namen ablegte, ſo konnte er vielleicht, freilich nur vielleicht! ungefährdet fortbeſtehen. Ach, ohne den reichen Erwerb, an den er ſich gewöhnt hatte! Eine Hoffnung blieb jedoch. Es war lange vorbedacht, daß er Norbert ſelbſt zur That aufgefordert und ihm die Gifte überlaſſen hatte. Er kannte dieſen Norbert als einen äußerſt verwegenen Mann. Wenn dieſer es ſelbſt unternahm, ſo konnte er darüber zu Grunde gehen. Dann gab's keinen direkten Ankläger für

Blandini — das war Blandinis Hoffnung, welche ihn jetzt ſtärkte unter den Vorbereitungen zu heimlicher Abreiſe von Luzern.

Leder kam verſpätet nach Luzern. Auch er fürchtete ſich. Er hatte ſich unterwegs überlegt, daß Luzern ein ſtockkatholiſcher Ort wäre, daß er als Agent des ketzeriſchen Herzogs erkannt werden dürfte, und daß dies mißliche Folgen haben könnte. Er war in Zürich erkrankt, und kam erſt an dem Tage in den „Schwan“ zu Luzern, als obige Scene zwiſchen Norbert und Blandini vorgegangen war.

Sein Troſt war ein Züricher Bürger, deſſen Begleitung ihm Erlachs Briefe verſchafft hatten. Man hatte ihm in Zürich einleuchtend bewieſen, daß er allein in Luzern gar nichts erfahren würde. Leder fand dieſe Beweisführung ganz erwünſcht. War er doch von Tage zu Tage mehr abgekommen von dem eignen Wunſche, daß ſeine Aufgabe gelingen möchte. Er war ein weicher Menſch. Was geſchah, wenn ſeine Aufgabe gelang, und er Blandini nach Neuenburg brachte? Der arme Schurke — und war's denn auch ganz erwieſen, daß er ein Schurke war? der Herzog hatte ja den Trank verſchüttet, und krank war er vorher, das Roßpulver des Feldarztes konnte ja die unangenehmen Symptome erzeugt haben! — der arme Blandini wurde ja doch in ſeinen Tod geſchleppt! Dies Amt fand Leder ſehr unbehaglich, als er im Gaſthofe zum Schwan ſein Mittagsmahl mit dem Züricher Bürger verzehrte. Es war auch Alles ſo unerfreulich! Man hatte ihm von dem prächtigen Blick erzählt auf den Vierwaldſtädter See vom „Schwan“ aus — denn dieſer Gaſthof ſtand damals ſchon da, wo er jetzt ſteht — und nun ſah man nichts als ein wenig Waſſer, und lauter, lauter weißen Schnee, der die ganze Luft anfüllte.

— Wer iſt der ſtattliche Herr, welcher da in den Schwan tritt? — fragte Leder den ſchwer verſtändlichen Kellner, welcher in wunderbaren Kehl- und Gurgellauten verſicherte, er ſpreche deutſch.

— Das iſt ein „dütſcher“ Kavalier — antwortete der Kellner.

— Mich dünkt, ich hab' ihn ſchon geſehen!

Es war Norbert, der von Blandini kam. Und Leder hatte ihn allerdings in Frouard geſehen vor einigen Jahren neben Blandini.

Norbert trat in's Gaſtzimmer. Fremde gab's damals ſehr ſelten in Luzern, nach Naturſchönheiten reiſte gar Niemand, am wenigſten im Winter. — Leder mußte ihm gleich auffallen. Er hatte auch ein ſcharfes Perſonengedächtniß, und erinnerte ſich auf der Stelle an die Begegnung in Frouard. Sogar Leders Namen wußte er noch — Blandinis Mittheilungen aus neuerer Zeit hatten ihn aufgefriſcht.

Mit gemüthlicher Freimüthigkeit erneuerte er alſo die Bekanntſchaft, ſetzte ſich zu ihm und hatte ihm nach einer halben Stunde, wie der Züricher Bürger ſagte, „alle Würmer aus der Naſe gezogen“. Beſonders dadurch, daß er Leder warnte. Wovor? Sich als Ketzer zu verrathen, denn daß er ein ſolcher wäre, zeigte ſich ja gleich! Kurz, Leder ſchloß ſich dieſem Norbert im Laufe des Nachmittages vertraulich an. Norbert hatte noch nicht Zeit gefunden, die beiden Giftfläſchchen abzulegen, da wußte er ſchon genau, was Leder in Luzern wollte. Leder hatte ihn natürlich um Blandinis jetzigen Aufenthalt befragt! Norbert wollte Blandini Jahre lang nicht geſehen haben, und geſtern erſt in Luzern angekommen ſein. Er habe ſelbſt eine Beſtellung an Blandini auszurichten, und hoffe ihn morgen zu ſehen, wenn er noch in Luzern wäre.

Der Züricher Bürger war ärgerlich fortgegangen, um Erkundigung einzuziehen über Blandini.

Als er Abends wiederkehrte, war die Wirthsſtube leer, und der Kellner berichtete, daß die beiden Herrn zuſammen auf des „dütſchen“ Kavaliers Zimmer wären und pokulirten.

Das war Norberts Sache nicht, wohl aber Leders, und dieſe Neigung Leders kam Norbert ganz erwünſcht: ſie machte den Weimarſchen Kanzler immer redſeliger, und unterrichtete Norbert über alle intimen Lebens- wie Charakterzüge Bernhards. Auf geſchickte Nachfrage auch über das Liebesverhältniß zu Marguérite von Rohan, für welches Leder mit Zuverſicht eine nahe Hochzeit auf der Breiſacher Burg vorausſagte.

Norbert hatte ſich dem wißbegierigen Leder neuerdings als eine Künſtlernatur vorgeſtellt, welche des wüſten Kriegsweſens in Deutſchland müde geworden und ſchon vor Jahren auf Reiſen gegangen wäre, um fremde Landſchaften, Bauten und Bilder zu ſehen. Nicht bloß zur Unterhaltung, auch zum Studium. Eine Zeitlang zu mediciniſchem Studium. Daher die damalige Reiſe mit Blandini. Die Religionsfrage hatte Norbert wie ein vornehmer Zweifler behandelt: er hatte allen Nachdruck darauf gelegt, daß er ganz Europa geſehen habe, um ſich zu bilden. Das war Lockſpeiſe für Leder, der einen lobenswerthen Trieb hatte, ſich über Alles zu unterrichten.

So ſaßen ſie denn wie der Fuchs und das Kaninchen bei einander. Norbert ſollte und wollte erzählen und ſchildern, in Wahrheit erzählte und ſchilderte aber Leder, welcher ſich etwas zu Gute that auf die Behendigkeit ſeiner Rede. Er fühlte ſich auch abſonderlich angeregt. Herr von Norbert, wie er ſich nannte, hörte vortrefflich und aufmunternd zu, der Wein aus dem Waadtlande trank ſich leicht und angenehm, und ein kleiner Page in Norberts Dienſte, welcher ab- und zuging, hatte etwas eigenthümlich Reizendes an ſich für die hervorquellenden Augen Leders. Sie quollen dem Pagen lüſtern über die runden Formen hinweg, und Norbert geſtand lächelnd zu, daß der Page wirklich ein Mädchen wäre, welches er in Spanien zu ſich genommen, wo er es in ſchlechten Händen gefunden. Das Kind ſei mauriſcher Abkunft, und in der Erziehung grenzenlos verwahrloſ't geweſen. Es habe einen eignen Reiz, ſolch ein halb wildes Geſchöpf in die Kultur einzuführen.

— Glaub das! glaub das! Merkwürdig! — lallte Leder juſt, als der Züricher Bürger eintrat, und ihn abrufen wollte.

— Sprecht nur frei, — ſagte Leder — mein erfahrener Freund hier, Freiherr von Norbert, iſt von Allem unterrichtet.

Mißtrauiſch äußerte der Züricher bloß: — der Mann ſcheint wirklich nicht mehr in Luzern zu ſein. Wenigſtens hat ihn ſeit Monaten kein Menſch mehr geſehen.

— O, das würde nichts beweiſen — ſagte Norbert — Doctor Blandini vergräbt ſich oft lange in ſeine Studien. Aber darüber verſchaff' ich Euch, wie geſagt, morgen Gewißheit. Ich hab' ihn auch hier aufſuchen wollen. Habe eine wiſſenſchaftliche Beſtellung an ihn von einem Naturforſcher aus Bologna. Den Brief geb' ich morgen im Kloſter ab. Iſt er hier, ſo läßt er mich vor, um mir die erbetene Antwort mitzutheilen. Auf morgen alſo!

Norbert benützte dieſe Unterbrechung, um den weinſeligen Leder, den er hinlänglich ausgeweidet hatte, loszuwerden.

Am andern Morgen ging er nach dem Kloſter. Vielleicht, dachte er, macht dieſer perſönliche Zudrang des herzoglichen Kanzlers dem eingeſchüchterten Blandini doch einen ermunternden Effekt.

Blandini's Zimmer war leer; die wichtigſten Habſeligkeiten fehlten. Der herbeigerufene Kloſterdiener berichtete: der Herr Doctor ſei geſtern gegen Abend auf ſeinem Maulthiere abgereiſ't. Ganz unerwartet und trotz des Schneegeſtöbers.

Er hat die Flucht ergriffen, der Wicht! ſagte ſich Norbert, und ging ſtehenden Fußes zum Obern des Hauſes.

Er war zu lang und zu tief im Dienſte, als daß er nicht das Bedürfniß gefühlt hätte: nun mußt Du wirklich die Aufgabe ſelbſt übernehmen! Er war bereits ſo eingelebt in ſeine Ordenspflicht, daß es ihm außer Frage ſtand, ein ſo wichtiges, lang vorbereitetes Unternehmen müſſe um jeden Preis vollendet werden. Ein thätiger Menſch, ſei er gut, ſei er böſe, betreibt ſeine Obliegenheiten allmählig mit Leidenſchaft. Kalten Blutes und von fragloſer, im Nothfalle tapferſter Verwegenheit war dieſer Norbert ohnehin; es ſchien ihm unmöglich, daß ein Werk ungethan bleiben könnte, weil ein Inſtrument verſagte. Was hätte er, der alle Einleitungen übernommen und den Seinigen ſowie Olivarez verkündigt, was hätte er den Seinigen und Olivarez ſagen wollen, wenn dies Werk unterblieben wäre, und unterblieben wäre in ſolchem Zeitpunkte?! Der Zeitpunkt war — das wußte er nur zu gut! — furchtbar bedrohlich für die Seinigen. Nicht Taupadell allein dachte an die Möglichkeit eines evangeliſchen Kaiſers. Und der Siegeswagen dieſes Bernhard erſchien in unaufhaltſamem Rollen, und der mordbrenneriſche Einfall in Hochburgund brannte und mordete noch dazu die Jeſuiten am eigenen Leibe. Wenn irgendwo, ſo war dort an den Ketzer zu kommen. Dort ſchützte ihn kein Menſch von der Bevölkerung, wie allenfalls draußen in Deutſchland.

Faſt entſchloſſen trat Norbert ein in das Gemach des Obern, der beiden Fläſchchen eingedenk, welche er geſtern von Blandini's Tiſche mitgenommen. Sie waren unſchätzbar, wenn kein Burgunder einen guten Schuß anbringen konnte.

Ganz entſchloſſen trat er nach einer Stunde aus dieſem Gemache.

Er brachte Briefe mit an Ordensbrüder in Pontarlier, welches Leder als Hauptpunkt genannt hatte. Und er brachte eine Notiz mit, welche faſt noch werthvoller war: zu Pontarlier im erſten Gaſthofe hauſ'te ein alter Spanier als Wirth, welcher zu jedem Dienſte bereit ſtünde. Dieſer alte Knabe hatte noch Autodafé's in Madrid geſehen, und hatte die blutigſten Tage in den Niederlanden mitgemacht. Jeder Ketzer war für ihn vogelfrei: einen Ketzer niederzuſtrecken galt ihm für ein frommes Werk. Nunnez hieß er. Krumm und lahm geſchoſſen und gehauen war er von den dankbaren Vätern auf einen einträglichen Ruhepoſten gebracht worden. Dieſer Ruhepoſten war der Gaſthof „zum Mandelbaum“ in Pontarlier. Hier übte er Aufſicht über Alles was einkehrte, über Alles was geſprochen wurde, und an jedem Samſtage erſtattete er dem dortigen Obern Rapport. An dieſen Nunnez war Norbert jetzt gewieſen und empfohlen durch Brief, Merkzeichen und Loſungswort.

Leder harrte im Schwan, und war eigentlich recht zufrieden, als Norbert ihm ſagte: Er ſcheint wirklich fort zu ſein, der Doktor! Was thu' ich mit meiner Beſtellung? Ich habe beſtimmt verſprochen, ſie an ihn auszurichten. Man glaubt im Kloſter, daß er in Paris ſei. Dorthin wollte ich eigentlich auch. Die Feſte locken mich, die dort gefeiert werden ſollen, weil die Königin endlich einen Dauphin geboren. Blandini ſoll durch ſeine Arzneimittel dazu beigetragen haben. Wahrſcheinlich iſt er auch deshalb hin, um ſeinen Lohn einzukaſſiren. Gehen wir zuſammen nach Paris, Herr Kanzler!

Darauf konnte nun doch Leder nicht eingehen. Er wollte nach Neuenburg zurück, wo diplomatiſche Arbeit ſeiner warte, und von wo er dem Herzoge Nachricht von ſeinem Mißerfolge ſenden werde. Nach Pontarlier habe ſie der Herzog befohlen.

— Pontarlier? Das wäre der Mühe werth. Am Neufchateler See vorüber und bei dem berühmten Paß von Joux hinein könnte man den geraden Weg über Beſançon nach Paris nehmen, und berührte dabei Pontarlier, wenn man Ausſicht hätte, den berühmten Herzog von Weimar einmal zu ſehen, den möglichen Kaiſer. Das wär' verlockend; ich hab' ihn nie geſehen.

— Thut's, thut's, Herr Baron!

— Nicht doch! Man geriethe ohne Noth in's Schlachtgedränge hinein, und Euer Herzog wird nicht gerade an dem Tage in Pontarlier ſein, an welchem ich durchpaſſire! Und bloßes Sehen genügte mir nicht. Mit ſolch einem Manne möchte ich ein Paar Worte geſprochen haben.

— Ich geb' Euch ein Paar Zeilen mit an ſeinen Leibdiener, den Hoffmann, der macht das möglich.

— Sehr freundlich! Bravo! Das könnte mich beſtimmen. Und noch mehr! Durch's Berner Land reitend könnt' ich vielleicht die ſchöne Braut des Herzogs im Vorbeireiten ſehen, und dem Herrn Herzoge ſagen — in Kaiſersfeld wohnt ſie mit ihrer Mutter?

— Königsfelden, unweit Königsfelden!

— Ach, wir ſind Beide Sanguiniker, Herr Kanzler, mit unſerm Enthuſiasmus für geſchichtliche Berühmtheiten. Wer weiß, ob ich nach ein Paar Stunden noch aufgelegt bin zu ſolchen Abſchweifungen?! Aber dieſer unſer Enthuſiasmus giebt doch unſerm Leben einen reichen Inhalt, und verſchönert es. Nicht wahr?

— Sehr richtig.

Der Page war unter Obhut des Schwanenwirthes in Luzern zurückgeblieben, und Norbert ſtand nach einigen Tagen vor der Frau Herzogin von Rohan.

Als feiner Weltmann entſchuldigte er ſeine Zudringlichkeit. Des Herrn Herzogs von Weimar Kanzler, der ehrenwerthe Herr Leder von Rehlingen habe ihn in Luzern aufgefordert, auf ſeiner Reiſe nach Pontarlier bei der Frau Herzogin anzufragen, ob Dieſelbe und Prinzeſſin Tochter vielleicht eine Beſtellung an den Herrn Herzog mitzugeben hätten.

Die Herzogin war rückhaltend höflich, aber die hinzu kommende Marguérite zeigte ſich höchlich erfreut von der Gelegenheit, einen Brief an Herzog Bernhard ſchicken zu können. Die Gerüchte über Vergiftungsattentate hätten ſie äußerſt beunruhigt, und ſie möchte Glück wünſchen und um nähere Auskunft bitten.

Zu letzterer erklärte ſich Norbert befähigt. Herr Kanzler von Leder habe ihm in Luzern alle Einzelnheiten erzählt.

Dadurch machte er ſich nun allerdings intereſſant, und ſelbſt die Herzogin nahm nun Antheil an ihm.

Er ſtellte die Vorgänge ſo dar, als ob Alles auf Mißverſtändniſſen beruhte. Die Sendung Leders nach Luzern, um Blandini neuerdings einzuladen, zeige ja auch, daß der Herzog zu derſelben Ueberzeugung gekommen wäre.

— Ich hab' mir's auch nicht denken können — rief Marguérite — Doctor Blandini iſt ein ſo ruhiger und gebildeter Mann. Ruhe und Bildung braucht ja doch ein gutes Gewiſſen. Und ein ſo feiner Mann, wie käm' der zu ſo grobem Verbrechen!

— Ja, ein feiner Kopf iſt er. Sein Herz haben wir nicht kennen gelernt — ſagte nachdenklich die Mutter.

Marguérite reizte Norbert ungemein. Eine Roſenknoſpe, die im ſchönſten Aufblühen ſtand! Leuchtenden Auges ſah er ihr nach, als ſie hinweg ging, um den Brief zu ſchreiben. Aber er faßte ſich ehrbar vor der immer noch in tiefes Schwarz gehüllten Herzogin, und begann ein politiſches Geſpräch mit ihr im Tone eines wohlunterrichteten Proteſtanten.

Der Brief, welchen ihm Marguérite unter Kopfſchütteln der Mutter einhändigte, war ihm das erwünſchte Einführungsmittel beim Herzoge Bernhard. Wirklich dankbar ſchied er von den beiden Damen.

Nur zwei Perſonen lagen ihm noch als bedenklich vor Augen. Er hatte wie auf den Namen „Königsfelden“ den wackern Leder auf beide ſo geſchickt zu führen gewußt, daß Leder zuerſt ihre Namen genannt, und Auskunft über ſie gegeben. Aber die Auskunft genügte nicht. Die beiden Namen waren Mitzlau und Hans von Starſchädel.

Er wollte natürlich in Pontarlier Niemand begegnen, der ihn kannte. Der Herzog konnte ihn zu Fronard, wo er nur einmal auf ſeiner Thürſchwelle erſchienen war, nicht bemerkt haben, und in Paris waren ſie einander nie in die Nähe gekommen. Und von des Herzogs Umgebung kannte ihn wohl auch Niemand. Aber Mitzlau! Er hatte zwar aus Leders Rede gemerkt, daß Mitzlau nicht gut angeſchrieben ſtände beim Herzoge, und Roſens Truppen zugetheilt wäre. Aber dennoch —! Es kam Alles auf die erſte Begegnung an. Er mußte Mitzlau als warmer Freund und mit ſicherer Zuſage von Wien entgegen treten. Dann fände er in ihm vielleicht ſogar einen Verbündeten. Das wollte er, und die Wiener Zuſage ſollte groß und artikulirt ſein.— Hans von Starſchädel dagegen war ein ſchwerer Stein des Anſtoßes. Der kannte ihn von Podiebrad aus als einen Feind, als einen Partiſan der Jeſuiten. Da mußte ſich Leders Vermuthung beſtätigen. Leder hatte nämlich gemeint, Starſchädel werde gar nicht beim Herrn ſein, weil er die Expedition nach Hochburgund gemißbilligt, und weil er eine ſehr freie, freundſchaftliche Stellung neben dem Herzoge einnehme. —

Am Fort Joux vorüber, das ſchon in Trümmern lag, kam Norbert in den erſten Februartagen nach Pontarlier.— Die Stadt war leer und ſtill. Das Ketzerheer war ſchon hindurch, und gegen St. Claude weiter. — Norbert konnte es nicht beſſer wünſchen; nun konnte er ſich dort einrichten.

Im „Mandelbaum“ abſteigend, erkannte er ſchon im Aeußern den alten Nunnez. Ein kleiner Mann, mager, aber von ſtarken Knochen. Schneeweißes, dünnes Kraushaar. Dunkelbraunes, wie Leder eingeſchrumpftes Antlitz mit ſtechenden braunen Augen und wohlerhaltenen Zähnen. Er hinkte, und ein Arm hing ſteif an der Hüfte hinunter. Als er neben Norbert ſtand, ſprach dieſer leiſe ein Merkwort aus. Die braunen Augen leuchteten auf. Norbert machte unſcheinbar mit dem Zeigefinger der linken Hand ein Kreuz in die Luft — und Nunnez riß ſogleich dem Hausknechte den Mantelſack aus der Hand, „ich werde ſelbſt den Herrn hinaufführen“ in ſcheltendem Tone ausrufend.

Auf der Treppe flüſterte Norbert: ein verſtecktes Zimmer, von welchem aus man ſehen kann, ohne geſehen zu werden!

Nunnez führte ihn ſchweigend hoch hinauf und in ein Manſardengemach, von welchem man auf Straße und Platz blicken konnte.

Als ſie eingetreten waren, winkte Norbert, nach der Thür zu ſehen. Sicher! ſagte Nunnez.

— Nun zog Norbert die Briefe hervor an die Patres in Pontarlier, und zeigte die Adreſſen Nunnez der Reihe nach. Es waren drei, und dreimal ſprach Nunnez in grimmig traurigem Tone: todt! todt! todt!

Jetzt öffneten ſich die Schleuſen des alten Fanatikers. Er ſchilderte unter Ausbrüchen von Wuth die Gräuel des Ketzerheeres. In die Flammen der heiligen Häuſer hinein hätten ſie die frommen Väter geſchleudert, und Hohngelächter dazu aufgeſchlagen.

Es war zum großen Theil Wahrheit was er ſagte. Dieſer Feldzug in Hochburgund wurde grauſam geführt. Die Bevölkerung ſelbſt widerſetzte ſich überall, und erbitterte die Truppen durch Hinterhalt, Ueberfall und Tücke. Es war ein Krieg geworden bis an's Meſſer, und in dieſem abgelegenen katholiſchen Winkel zum erſten Male wieder unter den entfalteten Fahnen der verſchiedenen Religion.

Norbert verſtändigte ſich mit Nunnez in der erſten Viertelſtunde. Der alte Spanier war nicht nur bereit zur Ermordung des Herzogs, des ketzeriſchen Königs Jehu, er war begierig darnach, er küßte Norbert mit thränendem Auge Hand und Arm, als ihm dieſer das Giftfläſchchen übergab.

Norbert gab ihm das farbige, das Belladonna-Gift. Das farbloſe Arſenikgift behielt er für ſich, wenn ihm zuerſt die Gelegenheit käme. Die Farbloſigkeit war immerhin ein Vortheil.

Nunnez hielt die Ausführung für ganz leicht. Der Herzog habe ſein Quartier im „Mandelbaume“. Sein Diener ſei hier geblieben, weil der Herr täglich zurück erwartet werde. Dieſer Diener ſei ein Leckermaul und ein Weinſchmecker. — Nun hab' ich — fuhr Nunnez fort — den verdienten Ruf eines guten Kochs und was noch beſſer zutrifft des beſten Weinkellers, beſonders in ſpaniſchen Sorten. Da hat ſich denn der Ketzer mit dicken Lippen an mich gedrängt, um immer unſre geſchmorten Erbſen friſch aus der Pfanne zu haben, und alle die kleinen Fläſchchen von Malaga und Alicante zu verkoſten. Für den Jehu ſchüttet er immer ſolch eine kleine Flaſche in einen beſtimmten Pokal, den die Kanaille

Kaiſerbecher nennt. Was iſt alſo leichter, als daß ich das nächſte Alicante-Fläſchchen mit dieſer Mixtur, die Ihr mir gegeben, ſegne. Arglos ſauft ſie der Jehu, und iſt hin —!

Pferdegeſtampf von unten unterbrach ihn. Er ſah aus dem Fenſter, und rief Norbert zu: da kommt er! ſeht! und mit ſchwachem Geleit. An's Werk! Er pflegt nur einen Tag hier zu bleiben, und ſpeiſ't nur einmal; trinkt aber nur beim Speiſen; es muß alſo heut geſchehen.

Ehe er hinab humpelte, übernahm er noch die genaue Anfrage, ob Herr von Mitzlau oder Herr von Starſchädel mitgekommen wären, ein Fremder hätte nach beiden gefragt —

— Nach einer Viertelſtunde war er wieder da: Der Diener des Jehu hat geſagt, keiner der Beiden ſei mitgekommen. Der Jehu ſelbſt wäſcht ſich, und kleidet ſich um, in einer halben Stunde ſpeiſ't er. Aber der Teufel dient ſeinen Leuten! Der Lump von Diener hat hinzugeſetzt, ſein Herr brauchte heut' keinen Wein von mir; in St. Claude wäre ein voller Weinkeller der frommen Väter erbeutet worden, der Graf von Naſſau hätte ein ſpaniſch Faß zur Probe geſchickt, davon ſollte heut auf die Tafel kommen. Das geht nicht durch meine Hand, und morgen früh reitet er weiter. Was thun?

— Nun, dann muß ich ſelbſt an die Arbeit! — ſagte Norbert nach kurzer Ueberlegung. — Führ' mich in den Speiſeraum, zeig mir, wo das Getränk aufgeſtellt wird, und dann ſei zur Hand. Wer am Leichteſten an den Becher kommt, der verrichtet das Werk. Ich laß' mich ſogleich bei ihm melden, und übergebe ihm was ich mitgebracht. Es iſt eine große Freude für ihn, und ich denke, er wird mich zur Tafel behalten, um erzählt zu hören, was ich erzählen kann. Werden wir entdeckt, haſt Du Leute, welche uns unterſtützen können, ſobald wir uns zur Wehre ſetzen?

— Nein, Herr, dann müſſen wir ſterben. Der ganze Mandelbaum iſt voll von bewaffneten Ketzern, und unſre Leute ſind eingeſchüchtert.

— Wenn auch! Gehen wir.

Sie wurden es nicht gewahr beim Hinabſteigen, daß neue Reiter vor dem Mandelbaume abſtiegen. Es war Roſen mit ſeinen Officieren. Unter letzteren Mitzlan, den Roſen unter ſeinen Augen zu haben liebte, wenn's juſt nicht in's Feuer ging.

Feuer und Schwert hatten übrigens Mitzlan bis jetzt wunderbar verſchont, obwohl er an den gefährlichſten Stellen hinein gejagt worden war. Roſen hatte darüber ärgerlich geäußert: — Wenn man das Leben wohlfeil giebt, dann wills kein Teufel.

Mitzlan ſelbſt hatte es wohl gemerkt, daß man Uebles mit ihm vorhabe. Es ſchwante ihm, daß der Herzog ſeine Umtriebe mit Savelli entdeckt hätte; denn Bernhard ſah ihn nicht mehr an. Mitzlan dachte an Flucht.

In dieſer Stimmung ſchritt er mit Roſen die Treppe herauf im Mandelbaume, und — ſtand plötzlich vor Norbert, der aus dem Speiſeraume kam.

Einer wie der Andere ſtand betroffen. Aber Einer wie der Andere war geübt, Faſſung zu finden. — Mein werther

Freund, Mißlau, — rief Norbert zuerſt — wie freut's mich, Euch zu begegnen!

Mißlau äußerte ſich ähnlich, und Arm in Arm wandelten ſie einen Korridor entlang. Roſen ſah ihnen kopfſchüttelnd nach, und trat in das Zimmer, welches ihm zur Wohnung angewieſen wurde.

— Freund — flüſterte Norbert — Ihr ſteht auf einer Wolfsgrube. Jeden Augenblick könnt Ihr in den Tod fallen. Der Herzog kennt Euren ganzen Verkehr mit Wien, hält Euch für einen Katholiken, für einen Verräther. Ich bin da, um Euch zu erretten, aber ich wage dabei ſelbſt das Aeußerſte. Drängt Euch eng an meine Seite, thut Alles was meine Stimme flüſtert, meine Augen winken! Kommt zur Tafel, auch wenn Ihr nicht geladen ſeid, denn dort wird's zur Entſcheidung kommen, und wenn wir zuſammen ſtehen, können wir obſiegen. Fragt nicht! Ich muß zum Herzoge, der mir verfallen iſt. In Wien werden wir glänzend entſchädigt.

Ohne irgend eine Antwort zu erwarten, kehrte Norbert zurück, und eilte in die Wohnung des Herzogs, welche ihm Nunnez bezeichnet hatte.

— Fragt gefälligſt an, Herr — ſagte er zu Hoffmann — ob der Herr Herzog den Freiherrn von Norbert ſprechen wolle, welcher aus Königsfelden kommt, und einen Brief der Prinzeſſin Marguerite von Rohan zu übergeben hat.

Ein freudiger Ausruf Bernhards und „Herein! herein!“ war die Antwort auf Hoffmanns Anfrage.

— Ihr habt die Frauen geſehen? Es geht ihnen wohl? fragte der Herzog, Norbert entgegen kommend.

— Ganz wohl, fürſtliche Gnaden, und die ſchöne Prinzeſſin verbirgt den Wunſch nicht, ſondern ſpricht ihn herzlich aus: Euch bald wiederſehen zu können.

— Das freut mich ſehr, und ich danke Euch, danke Euch! Ihr kommt über Valengin und Travers? Iſt der Weg brauchbar?

— Ganz gut.

— Zwiſchen den beiden Seen, dem Neufchateler und Bieler, keine Schneeverwehung?

— Gar kein Schnee! Die Luft viel milder als hier.

Bernhard hatte den Brief haſtig ergriffen, und faſt unwillführlich geöffnet. Er ſetzte nur eiligſt hinzu — man ſah ihm den Drang an, ihn ſogleich zu leſen —: Nochmals Dank! Ich bitte Euch, mit mir zu ſpeiſen, und mir viel zu erzählen von den Rohan'ſchen Damen.

Norbert zog ſich zurück, und fragte Heſſmann recht harmlos: wo geſpeiſ't würde? Er wußte es recht gut, aber er wollte hingewieſen ſein, um unbeargwohnt jede Gelegenheit am Schenktiſche beobachten zu können.

Dieſer Schenktiſch ſtand nicht im Speiſeraume ſelbſt, ſondern im Vorzimmer. Neben der Thür, welche in den Speiſeraum führte.

Der Speiſeraum ſelbſt war ein mäßig großes Gemach mit nur einem großen Fenſter, durch welches man in den Hof hinab ſah. Im Hofe wimmelte es von Roſen'ſchen Reitern, und es ſchienen immer noch neue anzukommen.

In der Mitte des Gemachs ſtand ein runder Tiſch. Ein Dutzend Gedecke auf ihm.

Norbert ging in dieſem Raume auf und nieder, ſtets nach der Thür des Vorzimmers kehrend. Er erwartete Nunnez, und erwartete den Leibdiener Hoffmann, welcher den bewußten Pokal und den Wein bringen würde.

Zunächſt kamen nur Kellner des Gaſthofes, welche den Schenktiſch mit Batterieen von Weinflaſchen belaſteten. Auch ſteinerne Krüge voll Wein ſtellten ſie unten neben den Tiſch.

Als Norbert wiederum nach rückwärts in den Speiſeraum hineinging, zog er vorſichtig das weiße Fläſchchen aus dem Wamſe, und lüftete den feſt eingedrückten Korkſtöpſel, damit kein Atom Zeit verloren ginge, wenn der Moment ſich darböte zur Ausleerung des Giftes in den Kaiſerbecher.

Als er ſich wieder umwendete, ſah er zwiſchen den Kellnern Nunnez in's Vorzimmer treten. Er trug auf dem geſund gebliebenen Arme Teller, Meſſer, Gabeln, Becher, und rief den Kellnern zu: Fünfzehn Gedecke werden's, drei mehr!

Dann trat er in den Speiſeraum, und entledigte ſich ganz geſchickt ſeiner Laſt mit derſelben Hand, welche ſie getragen. Während des dadurch verurſachten Geräuſches aber fragte er den herzu tretenden Norbert laut: Verſteht Ihr ſpaniſch? – Natürlich! — antwortete dieſer. — Dann fuhr er mit leiſer Stimme in ſpaniſcher Sprache fort: Ich mache noch einen Verſuch mit dem Hoffmann. Er ſoll zeitig den Becher füllen. Gelingt das, ſo vollbring *ich*'s. Gebt nur auf uns Acht. Gelingt es nicht, dann laß ich keinen Kellner mehr in's Vorzimmer, ſobald der Herzog kommt, und beſchäftige den Hoffmann ſo, daß er nicht auf den Schenktiſch ſehen kann. Hier ſind die Stühle nicht an den Tiſch gerückt. Während dies geſchieht, tretet Ihr hinaus, und gießt Euren Saft binnen einer Achtelminute in den Becher. Still, da kommt der Ketzer!

Hoffmann trat in's Vorzimmer, in der einen Hand einen zierlichen Krug, welcher den beſonderen Wein von St. Claude enthielt, in der andern Hand den Kaiſerbecher. Er ſagte zu dem heraus kommenden Nunnez: es wird noch eine Weile dauern, fürſtliche Gnaden ſchreibt noch einen Brief, der gleich fort ſoll in die Schweiz. — Damit ſetzte er Krug und Becher auf den Schenktiſch.

Nunnez erklärte ſein Mißtrauen gegen den Wein von St. Claude, und meinte, der ſeinige werde doch beſſer ſein. Er bat, ihn koſten zu dürfen.

Hoffmann hatte nichts dagegen. Er achtete die Küche- und Keller-Kenntniß des Mandelbaum-Wirthes hoch. Er goß aus dem Krüglein eine Neige in den nächſt ſtehenden gemeinen Becher, und reichte ihn Nunnez. Dieſer koſtete wie ein Kenner koſtet, einmal, zweimal, dreimal, zuckte die Achſeln und ſagte: Mein Alicante iſt beſſer!

Kopfſchüttelnd koſtete nun auch Hoffmann, und ſagte mit Zuverſicht: Nein!

— Auch die Farbe iſt unklar. Gießt ihn nur in den goldnen Becher, dann werdet Ihr's ſehen.

— Nein, jetzt noch nicht. Er würde verdunſten, da der Herzog noch eine Weile ausbleibt.

Dieſer Verſuch alſo, welchem Norbert aufmerkſam folgte, war geſcheitert, und jetzt traten die Oberſten ein. Zuletzt auch Mitzlau. Obwohl er nicht geladen war. Norberts Kenntniß ſeiner Lage hatte ihn veranlaßt, dieſem kundigſten Patrone zu folgen. Er trat zu ihm. „Setzt Euch neben mich, wenn es zu Tiſche geht“, flüſterte ihm Norbert zu, und bewegte ſich nach der Thür zum Vorzimmer.

Da kam Roſen, und ſah ihn von oben bis unten an. Als er Mitzlau im Hintergrunde des Zimmers erblickte, ging er geraden Wegs auf dieſen zu, und fragte barſch: — Wer hat Euch denn geladen zur herzoglichen Tafel?

— Der Kavalier dort — erwiderte Mitzlau, auf Norbert deutend — hat mir, von einer Audienz beim Herrn Herzoge kommend, die Einladung gebracht.

— Ihr kennt den Kavalier?

— Ja.

— Er nannte Euch vorhin ſeinen werthen Freund?

— Ja.

Das Vorzimmer war unterdeſſen ganz leer geblieben, denn Hoffmann und Nunnez waren beim Eintritte der Tiſchgäſte fortgegangen. Jetzt kam Hoffmann eilig, trat zum Schenktiſche, und goß aus dem Kruge den Wein in den Kaiſerbecher. Dann eilte er zurück an die Eingangsthür des Vorzimmers, in welcher Herzog Bernhard erſchien.

Norbert trat zur Seite und drückte ſich in den Winkel neben der Speiſeraum-Thür. Er wollte nicht ſogleich von

Bernhard geſehen werden, damit er nicht angeredet würde. Gerade wenn Bernhard eingetreten wäre, hoffte er durch Nunnez's Hilfe das Beſchloſſene ausführen zu können.

Dies gelang auch. Bernhard bemerkte ihn nicht, und wendete ſich zur Tafel. Ein Officier ſchob ihm den Seſſel zu. Bernhard winkte: die Herrn möchten ſich niederlaſſen.

Während dieſer Verzögerung und Unruhe war Norbert längſt an der Vorzimmer-Thür, und ſah, daß Nunnez gekommen war, und ſich Hoffmanns bemächtigt hatte. Er trug eine Weinflaſche in der Hand, und ſchien zu verlangen, daß dem Herzoge von dieſem beſſeren Weine vorgeſetzt würde.

Er ſtand dabei an der äußeren Thüre des Vorzimmers, und der abwehrende Hoffmann kehrte dem Vorzimmer und dem Schenktiſche den Rücken. Auf dem Vorſaale draußen war kein Kellner zu ſehen.

Norbert war von ungeſtörter Kaltblütigkeit. Er verſicherte ſich durch einen Rückblick auf die mit Herbeiſchaffung der Stühle beſchäftigten Geſellſchaft, daß kein Blick auf ihn gerichtet wäre, und ſchritt hinaus an den Schenktiſch, zog das Fläſchchen hervor, entkorkte es, goß das Gift in den Kaiſerbecher, und ſteckte Kork wie Fläſchchen wieder in ſeine Bruſttaſche. Wohl berechnet hatte er keinen Moment Zeit dazu verſchwendet, den kleinen Kork wieder einzuſtopfen in das Fläſchchen.

Und dieſe Berechnung ſollte ihn gefährden!

Gerade als er mit dem Eingießen fertig geworden, trat ein Kriegsmann neben den diſputirenden Hoffmann und Nunnez in das Vorzimmer, und ſchritt raſchen Ganges auf den Speiſeraum zu. Er ſah auf Norbert, deſſen Erſcheinung am Schenktiſche ihm auffallen mochte, und ſtand juſt neben ihm, als ſich dieſer haſtig in den Speiſeraum wenden wollte. Ihre Augen begegneten ſich.

Norbert war zunächſt davon unangenehm berührt, daß überhaupt Jemand ſo unerwartet neben ihm war, und langſam erſt ſtieg der noch unangenehmere Gedanke in ihm auf: das iſt ja —!

Die Vergeltung ſtand neben ihm. Es war Hans von Starſchädel, der gegen Lebers Vermuthung beim Heere war, und jetzt mit Roſens Truppen ankam.

Er erkannte den Pater Norbert ſogleich. Die Scenen von Podiebrad waren ganz lebendig in ſeinem Gedächtniſſe.

Während dieſer kurzen Pauſe gegenſeitiger Erkennung fiel etwas zwiſchen ihnen zur Erde. Es war der kleine Pfropf des Fläſchchens, welcher aus der Bruſttaſche Norberts herabgekollert war —.

Hans betrachtete ihn, und ſah dann zum Schenktiſche. Sein Auge haftete an dem Kaiſerbecher, aus welchem nur der Herzog zu trinken pflegte, und er machte dann, völlig ſtumm verbleibend, eine Handbewegung nach dem Speiſeraume, welche beſagte: Ihr wart auf dem Wege dorthin, laßt Euch nicht ſtören!

Norbert ging voraus. Er ging feſt, obwohl er ſich eingeſtand: jetzt iſt Dein Leben ſo viel werth, wie eine taube Nuß.

Herzog Bernhard hatte eben nach ihm gefragt, und rief dem Eintretenden zu, ſich an ſeiner Seite niederzulaſſen.

Norbert that das in guter Haltung, ſich nach Mitzlau umſehend, welcher noch ſtand. Er winkte ihn neben ſich, und dieſer hatte die Dreiſtigkeit, ſich ſo in der Nähe des Herzogs niederzuſetzen.

Der Herzog bewillkommnete eben Hans, der nicht erwartet war in Pontarlier, und wies dieſem den Platz an zu ſeiner Rechten. Er theilte ihm halblaut mit, daß er einen Abſtecher machen wollte in die Schweiz hinüber, und daß ihn Hans begleiten ſollte. — Die Eroberung hier iſt ſo gut im Gange, daß wir eine Zeitlang entbehrlich ſind — ſagte er heiteren Blicks, und wendete ſich zur Suppe, die jetzt aufgetragen wurde.

Herzog Bernhard pflegte raſch zu ſpeiſen, ſogar etwas haſtig. Die Suppe war alſo raſch verzehrt, und jetzt ſetzte Hoffmann den gefüllten Kaiſerbecher mit dem tödtlichen Inhalte vor ihn hin unter den geflüſterten Worten: die neue Sorte von St. Claude!

Bernhard griff nach dem Becher, und hob ihn mit der rechten Hand. Da legte Hans ſeine Linke auf den Arm des Herzogs, und ſagte leiſe: Trinkt nicht, Herzog!

— Warum nicht?

Hans ſprach leiſe in ihn hinein. Den Becher fortwährend in der Hand hörte Bernhard zu, wie es ſchien ungläubig.

Sein Auge richtete ſich auf Norbert, deſſen Antlitz bleich war, der aber langſam ſeine Suppe aß, und nur mitunter, kaum bemerkbar, einen halben Blick nach der Hand des Herzogs ſendete.

Endlich ſetzte Bernhard den Becher wieder hin, und ſagte halblaut zu Hans: Unterrichte Roſen!

Hans ſtand auf, ging zu Roſen und ſprach ihm in's Ohr.

Alles das wurde von den übrigen Tiſchgenoſſen nicht beachtet. Erſt als Roſen von ſeinem Sitze aufſprang, und ziemlich laut die Worte ausſtieß: „Das ſieht dem „werthen Freunde“ ähnlich,“ wurden einige aufmerkſam. Roſen ging hinaus.

Es wurde Fleiſch aufgetragen. Man ſpeiſ'te ruhig weiter. Auch Bernhard aß. Hoffmann kam zu ihm mit der Frage, ob der neue Wein dem Herrn nicht munde? und erhielt keine Antwort.

Mittlerweile trat Roſen wieder ein, und ſagte einigen ſpeiſenden Officieren ein Paar Worte in's Ohr. Dieſe legten augenblicklich Meſſer und Gabel hin — es entſtand unheimliche Stille an der Tafel.

Bernhard, welcher ſeine Fleiſchportion verzehrt hatte, unterbrach jetzt dieſe Stille, und ſagte zu dem neben ihm ſitzenden Norbert: Ich weiß Euren Namen noch nicht, Herr!

— Norbert heiß ich — antwortete dieſer mit feſter Stimme.

— Von Zierotin — ſetzte Hans hinzu.

— Ich höre, Ihr ſeid ein Jeſuit! fuhr Bernhard fort, und nun gerieth die ganze Tafel in Bewegung.

— Nein! erwiderte Norbert.

— Ihr beſtätigt mir wohl dieſes Nein dadurch, daß Ihr mir aus meinem Becher herzhaft zutrinkt. Hier iſt der Becher!

Norbert bezwang ſich ſo, daß er lächeln konnte. Uebrigens ſchwieg er.

— Ihr wollt nicht trinken?

Norbert ſchüttelte unter demſelben erzwungenen Lächeln den Kopf.

— Dann thut mir vielleicht Euer „werther Freund“ Mitzlau, welcher ungeladen hier ſitzt, die Ehre an, den Becher auf mein Wohlſein zu leeren?

Mitzlau ahnte in Todesſchrecken, daß Norbert nicht ohne den triftigſten Grund den Becher abgelehnt haben könnte, daß ein Attentat auf das Leben des Herzogs vorliege, daß auch er verloren wäre durch die „werthe Freundſchaft“ Norberts. Er ermannte ſich zum Trotze, und ſprach heftig: Ich habe den Mann neben mir ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen, und habe nichts mit ihm zu ſchaffen.

— Ihr lehnt es alſo ab, — ſagte Bernhard — meinen Becher auf mein Wohlbefinden zu leeren?

— Weil er es ablehnt! ſchrie Mitzlau.

— Wie erfahren wir alſo —? begann Bernhard, und ſah ſich im Kreiſe um.

— Ganz leicht, Herr Herzog, — rief Roſen — meine Leute haben einen Mönch eingebracht, welchen der Strick erwartet. Er hat ſechs Mann in einem Hauſe eingeſchloſſen, und Feuer an das Haus gelegt. Sie wären verbrannt, wenn nicht neue Leute gekommen wären. Er iſt kerngeſund, und wird den vollen Becher als letzte Labung vor dem Galgen willkommen heißen. Sein Befinden nach dem Trunk wird deutliche Auskunft geben.

— Da!

Bernhard reichte Roſen den Becher, und Roſen ging fort.

— Weiter auftragen! ſagte Bernhard zu Hoffmann, der jetzt an allen Gliedern ſchlotternd hinter ihm ſtand, und ſich bittre Vorwürfe machte, daß er den braven Nunnez abgewieſen mit dem unſchuldigen Weine.

Es wurde weiter aufgetragen, und nach einigem Zögern wurde auch gegeſſen. Norbert wenigſtens aß, und als die entſetzliche Stille allmählig in Murmeln übergegangen war — denn Jeder drückte ſeinem Nachbar ſeine Gedanken aus, und Einer theilte auch dem Andern mit, was Roſen vorhin nur Einzelnen ſtill geſagt hatte — flüſterte Norbert Mitzlau zu: Wenn es zum Aeußerſten kommt, erſtechen wir den Herzog; macht Euer Schwert locker!

So verging eine Viertelſtunde. Da trat Roſen wieder ein mit dem leeren Becher.

— Nun? fragte der Herzog.

— Der Mönch entgeht wirklich dem Galgen; — ſagte dieſer — er liegt in Konvulſionen, ſchreit vor Schmerz, und wird den Tag nicht überleben, wie die Feldärzte einſtimmig ſagen.

Ein wüthender Schrei der Officiere folgte dieſer Rede. Alle waren von ihren Seſſeln aufgeſprungen. Nur Herzog Bernhard, Norbert und Mitzlau waren ſitzen geblieben.

Bernhard winkte mit der Hand. Es wurde ſtill.

Und zu Roſen ſich wendend ſagte er langſam: — Sechs Musketenſchüſſe! Drei für jeden dieſer Herrn! — Er deutete auf Norbert und Mitzlan.

Da ſprangen auch dieſe Beiden auf, riſſen ihre Schwerter aus der Scheide — oder wollten ſie aus der Scheide reißen. Roſens frühzeitige Anordnung verhinderte ſie. Er hatte angeordnet, die beiden „Kerle“ feſtzuhalten, ſobald ſie ſich vom Seſſel rührten, und zu viſitiren.

Sie waren jetzt im Nu umringt und grimmig feſtgehalten. Und aus Norberts Bruſttaſche kam das leere Fläſchchen zum Vorſcheine.

Hans gab es Hoffmann, und trug ihm auf, den Stöpſel dazu neben dem Schenktiſche zu ſuchen. — Binnen einer Minute war das geſchehen — der kleine Stöpſel paßte genau.

Der ruhig daſitzende Bernhard winkte Roſen: Norbert und Mitzlan wurden abgeführt. Mitzlan brüllte mehr als er ſchrie: Das iſt ja niederträchtig! Ich habe mit einem Giftmiſcher keine Gemeinſchaft.

— Mitgefangen, mitgehangen! entgegnete Roſen.

— Doch ja! — rief Herzog Bernhard plötzlich, indem er ſich umwendete — der Jeſuit hat ein frommes Werk zu thun gemeint. Er wird die Tröſtungen ſeiner Kirche wünſchen. Das will ich nicht ſtören. Es ſoll ihm ein Pater gerufen werden!

— Fürſtliche Gnaden — ſagte ein Officier — in ganz Pontarlier iſt kein katholiſcher Geiſtlicher mehr zu finden. Was nicht erſchlagen iſt, hat ſich geflüchtet oder verſteckt.

Dieſe Rede war ein unangenehmer Eindruck für Bernhard, abſonderlich für Hans. Die abſcheulichſte Seite des Religionskrieges kam da noch einmal an's Tageslicht.

— Dann kann ich nicht helfen; — ſagte Bernhard tonlos — aber Mitzlau wenigſtens gebt einen Feldpaſtor!

— Zum Teufel mit Eurem Paſter — brüllte dieſer — ich bin mein Lebtag nicht zum Ketzerthum übergetreten!

— Ihr ſeht, Herzog — ſagte Roſen — wie ſehr er ſein Schickſal verdient, dieſer heuchleriſche Verräther!

Und fort ging's mit Beiden. Der Vorſaal war voll Truppen, die Roſen bei ſeinem erſten Weggehen herauf beſchieden hatte, und denen jetzt die armen Sünder überantwortet wurden.

Man band ihnen die Arme auf den Rücken, und auf Roſens Befehl wurden ſie zur Kirche geführt, welche dem Mandelbaume gegenüber am Platze ſtand.

Unten im Hausflure ſtand Nunnez in einem Winkel. Er war gerade in dieſen Winkel gekrochen, weil er ſah, daß Norbert auf dieſer Seite die Stiege herab kam. So mußte der Verurtheilte — für Nunnez ein heiliger Märtyrer — dicht an ihm vorüber. Norbert ſah ihn, und ſein Blick ſprach zu ihm: Räche mich! Eine dunkle Flamme in Nunnez' Auge antwortete: Das iſt geſchworen. — Als ſie zum Haus hinaus waren, kroch Nunnez die Treppen hinauf in das Zimmer, welches er heute Morgen Norbert angewieſen. Hier konnte er vom Fenſter auf die Kirchenmauer ſehen, welche entweiht werden ſollte. Er warf ſich auf die Kniee, und betete.

Norbert war todtenbleich, ging aber ohne Wanken über den Platz hinweg, und lehnte ſich ruhig an die Kirchenmauer. Er ſprach kein Wort. Mitzlau's Antlitz war karminroth, und nahm ſich übel aus neben dem fuchsrothen Barte. Er ſchrie, ſchimpfte und fluchte ohne Unterlaß, und wollte ſich nicht hinſtellen. Der Korporal, welcher die ſechs Musketiere befehligte, ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß er dadurch nur ſelbſt den Tod ſich erſchwerte. Denn wenn er nicht ruhig ſtünde, würde er ſchlecht getroffen, und hätte dann viel zu leiden. Ein tapfrer Officier wie er wüßte ja doch was ſich ſchickte.

Das half. Noch ein Fluchwort gegen Norbert, welcher ihn in's Verderben geriſſen, und er ſtand ruhig.

Ganz nahe, nur fünf Schritte entfernt, hatten ſich die ſechs Musketiere ſchon aufgeſtellt, und hatten die Musketen ſchon an den Backen genommen. Schnell kommandirte der Korporal „Feuer!“ und Jeder hatte drei Kugeln in der Bruſt.

Nunnez oben am Fenſter ſah, daß ſie vornüber auf's Antlitz fielen, und er ſtieß einen fanatiſchen Schrei aus.

Niemand hörte ihn da oben.

Es wäre den Weimaranern unten heilſam geweſen wenn ſie ihn gehört hätten.

VIII.

Der Brief Margueritens an Bernhard, welchen Norbert gebracht, war kurz geweſen, und hatte gelautet:

Mein liebſter Freund! Ich habe nur Zeit für zwei Worte. Dieſe wollen ſagen: wie lange, wie lange haben wir unſern beſten, unſern einzigen Freund nicht geſehen! Juſt ein Jahr lang nicht! Ein ſo langes Jahr! Die Mutter verſchmerzt den Tod meines guten Vaters nicht, gar nicht. Ich auch nicht. Ach, er war ſo lieb! Aber ich meine doch, er ſei mir nicht ganz verloren. Er ſteht ſo lebendig vor mir, oder vielmehr er ſitzt zwiſchen mir und Euch, und ſpricht ſo freundlich, und nimmt Eure Hand und nimmt die meinige. Ach, lieber Bernhard, Ihr ſolltet doch nicht ſo weit von uns ſein und bleiben! Täglich reite ich auf Eurem höchſt vortrefflichen Schimmel gegen Weſten hin, wo Ihr hinter dem Juragebirge fechten ſollt, und ſtrenge die Augen an, ob Ihr denn nicht einmal des Weges daher kommen werdet. O thut's bald; wir ſind ſo einſam.

Eure Marguérite.

Bernhard hatte die Antwort geſendet:

Morgen reite ich durch den Jura, und es kommt zu ſeiner liebſten Freundin

Euer Bernhard.

So ritt er denn am nächſten Morgen aufwärts am Doubs, neben ſich Hans, hinter ſich ein Paar Reitknechte.

Der Morgen war friſch, die Luft hell. Sein Gemüth war zwiſchen zwei Empfindungen ſchwankend. Die eine ſchwellte ihm hoffnungsvoll die Bruſt, und zum erſten Male gab er ihr laute Worte, wenn auch kurze Worte. Er liebte Hans, und wußte, daß dieſer die Liebe zu einem Weibe ehrlich verſtehe. Auch in halben Worten verſtehe. Er brauchte ihn dabei nicht anzuſehen; er ſprach über den Kopf ſeines Pferdes hinaus in die friſche Luft. Du verſtehſt mich? warf er nur einmal dazwiſchen.

— Vollkommen, Herzog, und ich freue mich herzlich, die junge Dame kennen zu lernen. Sie ſoll ſo ſchön als tüchtig ſein —

— Beides, Hans! Und ihr Beſitz wird mich ſehr beglücken. — Aber es thut auch Noth. Die geſtrigen Erfahrungen laſten doch ſchwer auf mir. Den Mord fortwährend an der Ferſe zu wiſſen iſt auch für einen Kriegsmann niederſchlagend. Die ganze Menſchheit wird Einem verdächtig — — wer jagt da hinter uns?

Es waren zwei Reiter. Graf Guébriant war der eine, Erlach war der zweite. Beide kamen von Paris mit Botſchaften und Erklärungen der franzöſiſchen Regierung.

Guébriant bat um eine Unterredung unter vier Augen. Wär's ein andrer Franzos geweſen, ſo hätte Bernhard geſagt: Reitet neben mir, und ſprecht. Guébriant achtete er als Soldaten, ihn und den jungen Vikomte von Turenne.

Er ſtieg alſo ab, und ging mit ihm in ein Häuschen am Fluſſe. Das zerſtörte Fort Joux ſchaute von oben herab auf den ſchäumenden Doubs und das ſteinerne Häuschen.

Erlach und Hans warteten außen. Hans fragte, wie der Kardinal die Anzeige des Herzogs aufgenommen habe. Sehr ungünſtig' antwortete Erlach, und führte alsdann des Breiteren aus, wie natürlich dies wäre, und wie Richelieu ſich für geprellt erachten müßte. Um ein Stück Bergland könnte Frankreich nicht Jahre lang koſtſpielige Anſtrengungen gemacht haben. Chevalier de Lisle, der Bote des Kardinals — ſchloß er — wartet drin in Pontarlier auf die Antwort, welche der Herzog dem Grafen Guébriant giebt, wie auf ein Ultimatum. Es ſteht zu fürchten, daß Frankreich den Spieß umkehrt, wenn ſie ungenügend ausfällt. Verwendet Euren Einfluß, Herr von Starſchädel, daß der Herzog nachgiebiger auftritt. Wenn Frankreich den Elſaß als unſer Widerſacher mit Truppen überzieht, ſo ſtehen wir zwiſchen zwei Feuern.

— Das zweite Feuer ſeh' ich nicht — erwiderte Hans; — denn es ſteht kein kaiſerliches Heer im Felde, und mit den Franzoſen wollen wir binnen einer Woche fertig werden. Macht Ihr Euch nur lieber frei von Eurer unſeligen Ergebenheit für die Franzoſen!

Erlach ſah ihn betroffen, aber ſehr unfreundlich an. Sein herber Blick ſchien zu fragen: Weißt Du Näheres von mir?

Erlach war nämlich bei ſeinem diesmaligen Aufenthalte in Paris der Verführung Desnoyers' völlig erlegen. Er hatte eine große Summe Geldes genommen, er hatte eine hohe Leibrente angenommen, er hatte ſich vollſtändig beſtechen laſſen. Wozu? Den Franzoſen bei erſter Gelegenheit Breiſach auszuliefern und die feſten Plätze im

Elſaß, in Vorderöſterreich, ſelbſt die würtembergiſche Feſte Hohentwiel.

Düſteren Blicks kamen jetzt Bernhard und Guébriant aus dem Häuschen, beſtiegen ihre Pferde und trennten ſich unter kühlem Gruße. Guébriant ritt nach Pontarlier zurück. —

Erlach ritt mit dem Herzoge weiter.

Bernhard forderte ihn auf, im Reiten Bericht zu erſtatten.

Erlach that das in der Weiſe, wie er kurz vorher mit Hans geſprochen. Nur vorſichtiger und ausführlicher. Die perſönliche Verſtimmung des Königs und Richelieu's gegen Herzog Bernhard betonte er nachdrücklich.

— Mag ſein! — ſchloß Bernhard — ich habe meine Schuldigkeit gethan, indem ich dies Land von den Spaniern erobert, und es der franzöſiſchen Regierung überantworte. Ihr mögt zurückkehren nach Pontarlier, Oberſt Erlach, und die Einrichtungen darnach treffen in dieſem Lande, daß die Franzoſen Beſitz ergreifen können, ſobald meine Truppen abziehen. Jenſeits des Doubs, wo die deutſche Sprache anfängt, ſoll den Franzoſen kein Dorf zufallen. — Dort macht die Runde durch alle feſten Plätze. Sie ſollen in ſtraffer Armirung, und vor jedem Ueberfalle der Franzoſen ſicher geſtellt ſein. In acht Tagen denke ich bei Baſel aus der Schweiz heraus zu kommen, und meinerſeits eine große Rundreiſe zu unternehmen durch mein jetziges Reich, um die Landesverwaltung in meinem Sinne zu ordnen. In Breiſach treffen wir zuſammen. Dort erwart' ich Eure

Meldung, daß alle feſten Plätze unter zuverläſſiges Kommande gegeben ſind.

Nach dieſer Rede ritt auch Erlach gen Pontarlier zurück.

Er war entſchloſſen — denn er war bezahlt dafür — das Gegentheil von Dem zu thun, was ihm der deutſche Herzog aufgetragen.

Hans deutete darauf hin gegen Bernhard. Mißmuthig erwiderte dieſer: Erſchüttere nicht auch Du noch mein Vertrauen. Erleb ich nicht Verrath genug? Hab' ich nicht erſt dieſen Mitzlau ſtrenger geſtraft, als es rechtlich nothwendig ſein mochte?! Wohin gerathen wir? Freilich hat dieſer Schweizer ein übertrieben günſtig Vorurtheil für die Franzoſen. Aber nur aus Gründen, die ihm wohl zuſtehen, weil er unſere geſtiegene Macht im deutſchen Reiche nicht kennt. Uebrigens hat er ſich doch ſtets als ein zuverläſſiger, meinen Befehlen ſtreng gehorchender Mann erwieſen. Ich thäte ihm Unrecht, wenn ich ihm was Falſches zutraute.

Unmuthig ſpornte er ſein Pferd, und ſie flogen nach der Tiefe hinab, in welcher ſich der Neuſchateler See ausbreitet.

Die Witterung erwies ſich hier wirklich milder, und das Frühjahr ſchien ſich als ein weiches, wahrſcheinlich regneriſches anzukündigen.

Am folgenden Tage war auch die Stimmung Bernhards gründlich verändert. Alle die Kriegs- und Regierungsſorgen und das Unbehagen, ſtets vom Morde bedroht zu ſein, war verflogen. Höhere Geſpräche, welche Hans anſchlug, und auf welche Bernhard gegen ſeine Gewohnheit bereitwillig einging, erheben ſie über die Sorgen des Tages. Hans hatte die Fähigkeit, in einfachen, natürlichen Ausdrücken intimere Betrachtungen anzuſtellen, und was Bernhard ſonſt lächelnd als „Philoſophie" abzuweiſen pflegte, das fand er jetzt anſprechend. Das Schickſal ſchien ihm eine Sammlung gewähren zu wollen. Sie ſprachen von der Beſtimmung des Menſchen, und Hans führte aus, daß dieſe doch ſehr mannigfaltig ſein und auf ſehr mannigfaltige Art Glück gewähren könne, wenigſtens Befriedigung. Nach irgend einer Seite müßte auch der Glücklichſte entſagen. Darum hielte der verſtändig fromme Menſch dies Leben nur für einen Uebergang, für eine Vorbereitung. Wem nun gar ein liebendes und geliebtes Weib beſchieden und ein Kinderſegen geſchenkt ſei, der könne ſich eine lieblich umfriedete Welt bilden. Ich habe zwei ſolche Beiſpiele vor mir — fuhr er fort — das Familienglück eines Freundes aus dem Waldſteinſchen Kreiſe, Leo Steinwald iſt er geheißen, und mein eigenes. Freund Leo, welchen ich auf meiner letzten Reiſe beſucht, lebt im mecklenburgiſchen Lande wie auf einer glücklichen Oaſe mit Frau und Kind. Er ſchafft Gutes und nützt, wo er nützen kann. Das empfinden und achten ſelbſt die Kriegführer in ſeiner Nähe, und verſchonen den Umkreis ſeiner Wirkſamkeit. Und ich ſelbſt habe mich in den letzten trüben Jahren, da Ihr in Frankreich verſchwunden waret, mit dem Gedanken vertraut gemacht: unſere Sache des Glaubens und Vaterlandes in Leid und Trübſal verfallen zu ſehen. Die Sache des Glaubens iſt es ja für mich ſchon lange; denn Eure lutheraniſchen Grenzen ſind nicht die meinigen. Dennoch — o, es hat freilich ſchmerzliche Kämpfe gekostet! — hab' ich mit meiner Marie einen Standpunkt gefunden, welcher uns leidlich beruhigt. Wir erziehen unſern Sohn für unſere Ideen, wir vertreten unſre Grundſätze überall im Alltagsleben feſt und ruhig, wir wirken ſtill für die Zukunft. Sind unſre Gedanken wahr, ſo befruchten ſie auch, und die Familie iſt der kleine Staat, welchen keine Gewaltthat verwüſten und vernichten kann.

— Ja, Hans — ſprach Bernhard — Du biſt ein guter Sproß unſrer ſächſiſchen Heimath, und Du erweckſt mir ſehnſüchtige Gedanken an dieſe Heimath. Seit wie lange hab' ich dieſe Sehnſucht nicht gekannt! Erfurt wäre ein guter Mittelpunkt, wenn Gott mir ferner Leben und Sieg ſchenken will. Da wären wir nahe bei einander, und ſähen uns oft, und unſre Frauen ſchlöſſen Freundſchaft.

Hans ſah erſchrocken auf Bernhards Auge, welches mit ungewöhnlichem Blicke in's Weite ſchaute. Warum war er denn erſchrocken? Die Rede Bernhards, und ſein Blick wie ſein Weſen erweckten in Hans einen erſchreckenden Gedanken. Bernhard kam ihm ganz verwandelt vor, und der erſchreckende Gedanke ſprang ihm aus einem alten Volksſpruche vor die Seele, aus dem Volksſpruche: Der muß nahe an ſeinem Tode ſein, denn ſo war er nie!

Hans ſchob es auf die immer wiederkehrenden Vergiftungs-Attentate, und wurde auch raſch davon abgelenkt. Denn Bernhard zeigte haſtig mit dem Arme hinauf — ſie waren am Fuße eines Hügels — und rief: Sieh doch, ſieh doch! Meine Ahnung! Das kann Niemand ſein als — das iſt der Zelter, das iſt ſie!

Und wie ein Pfeil flog ſein Pferd hinauf.

Hans blieb zurück; er wollte das Wiederſehen nicht ſtören. Zwei Frauen und ein Mann kamen von der Höhe des Hügels herab.

Es war Marguérite, Marthe und Mathieu.

Wie ſchwang ſie ihr Taſchentuch als begrüßende Flagge, da ſie Bernhard heranſtürmen ſah, mit welchem Freudenrufe reichte ſie ihm beide Hände entgegen, als er dicht bei ihr ſein ſchnaubendes Roß jählings zum Stehen brachte. Denn ſie konnte die Zügel fallen laſſen, ihr Zelter war fromm wie ein Lamm bei allem Feuer.

Sie ritten allein neben einander den Hügel hinab. Marthe und Mathieu warteten auf Hans und die Reitknechte. Marthe ſchien der Meinung zu ſein, daß Mathieu nicht zu hören brauchte, was die jungen Herrſchaften einander zu ſagen hätten; ſie ſchnitt ihm wenigſtens eine mißbilligende Grimaſſe, als er ſein Pferd ihnen nachwenden wollte.

Die jungen Herrſchaften Marthes aber kamen gar nicht dazu, ſich etwas zu ſagen. Sie fragten und fragten, und fragten in Ausrufungen, welche keiner Antwort bedurften. Endlich kam's doch zur Klarheit zwiſchen ihnen, daß Königsfelden noch einige Meilen entfernt, und daß Marguérite ſchon einige Stunden unterwegs wäre.

— Geſtern Abend kam Euer Bote an — ſagte ſie in haſtiger Rede — und wir erfuhren, daß Ihr kommen wolltet. War das eine Freude! Ich rief gleich aus: mit dem Früheſten reite ich ihm entgegen! Und als die Mutter ſprach: So in's Ungewiſſe hinaus und ungeleitet, das geht ja nicht, und ſchickt ſich nicht! — da fragte ich meine alte Marthe, ob ſie mitreiten wollte, und die gute Marthe lachte — ich weiß nicht recht, warum ſie lachte! — und ſagte Ja. Außerdem verſprach ich der Mutter, nur bis zur Mittagsſtunde zu reiten, und wenn ich Euch bis dahin nicht begegnet wäre, dann wieder umzukehren. Ihr ſeid aber gekommen juſt um die Mittagsſtunde. 's hat himmliſch gepaßt, Alles!

— Aber da werdet Ihr ja ganz erſchöpft ſein, obwohl Ihr gar nicht ſo ausſeht — rief Bernhard — habt Ihr denn Lebensmittel bei Euch? Oder ſeid Ihr eingekehrt?

— O nein! Wir ſind immerfort ſcharf geritten, bis Marthe anfing zu ſtöhnen. Ich bin auch gar nicht erſchöpft, ein wenig durſtig vielleicht.

— Dort unten ſtehen Häuſer am Wege! Da ſteigen wir ab, und verlangen Milch, und ruhen eine Weile!

— Ja wohl: Das wird auch der Marthe erwünſcht ſein. Wie mich das freut, ſo ſelbſtändig in die Welt hinein zu ſprengen! Einen Augenblick vorhin, eh' wir auf den Hügel hinauf kamen, wurde mir bange. Jetzt, da Ihr neben mir ſeid, fühl' ich mich ſo ſicher, als ob mein lieber Vater neben mir wäre.

— Faſt hätte ich nicht kommen können!

— Warum nicht?

— Der Tod ſtreckte die Hand nach mir aus.

— Um Gotteswillen!

Und nun erzählte er ihr das Attentat, welches ihr Briefbote Norbert gegen ihn gerichtet.

Sie erſchrak ſo, daß ſie blaß wurde. — Und daß ſie ſelbſt den böſen Mann geſchickt hatte — !

Sie zitterte, als Bernhard vor dem erſten Hauſe ſtill hielt, abſtieg, und ihr vom Pferde half. Sie zitterte ſo, daß er ſie herunter heben mußte. Es durchſchauerte auch ihn, als er fühlte, in welcher Aufregung der weiche, voll gewordene Mädchenkörper bebte unter ſeinen Händen.

Ein Burſch aus dem Hausflure kam herbei, und hielt die Pferde. Eine rüſtige Bauersfrau öffnete eine leere Stube für das vornehme Paar, und verſprach Milch.

Bernhard führte Marguérite in die Stube und zu einem Seſſel von grobem Holze, ihr Muth zuſprechend. Als Tochter eines tapfern Vaters müſſe ſie ja wiſſen, daß ein Kriegsmann ſtündlich in Gefahr ſchwebe, und doch gewöhnlich heil aus der Gefahr heraus ſchreite.

— Ja, ſo dacht' ich wohl in meiner Jugend, bis mein armer Vater an jenem Abende plötzlich ſchwieg, ſtarren Auges, athemlos! Oh, da hab' ich mit Entſetzen erfahren, was Tod heißt! Und wenn ich mir vorſtelle, daß auch Ihr —

Bernhard ſtand dicht vor ihr, und legte leiſe beide Hände auf ihre Schultern, und ſagte mit verhaltener Stimme: Liebe Marguérite, bin ich Euch wirklich ſo werth, daß Ihr — ?

— O wahrhaftig! — unterbrach ſie ihn, und ſah ſo treuherzig zu ihm auf mit thränenfeuchtem Auge, daß ihm das Herz in Wonne bebte — wahrhaftig! Die Mutter und Ihr — mein Gott, daran hab' ich noch gar nicht gedacht, daß ich die Mutter verlieren könnte, aber —

Die Thür ging auf. Bernhard trat ſogleich einen Schritt zurück. Die Bauersfrau brachte die Milch, und fragte, ob ſie Feuer machen ſollte in dem kalten Zimmer?

— O nein! — antwortete Marguérite.

Die Bauersfrau ging.

— Wollt Ihr nicht trinken? — fragte Bernhard, und reichte ihr den ganz ſaubern Topf.

— Ich habe keinen Durſt mehr.

— Aber Ihr braucht eine Labung. Fort mit den Todesgedanken. Wir leben ja beide friſch und kräftig. Wir haben, will's Gott, ein langes Leben vor uns. Lächelt, liebe Marguérite, lächelt getroſt. So! Und nun trinkt herzhaft, trinkt mir zu auf unſer Wohlergehen!

— Auf Euer Wohlergehen!

— Nein, auf unſeres! — Wollt Ihr das nicht?

— Wie gern!

Sie trank, und ihre Augen ſprachen zu ihm eine reizende Sprache.

Als ſie ihm das Gefäß reichte, führte er es da an die Lippen, wo die ihrigen geruht. Sie erröthete unter ſeinem Blick.

Er ſtellte das Gefäß auf einen Tiſch, und holte ſich einen Seſſel, welchen er dicht neben ſie ſetzte.

Er empfand es im Geiſte und im Herzen, daß die Jahre lange Liebeshoffnung langſam aber glücklich gereift ſei in Marguérite, welche wie eine eben aufgeblühte Roſe ſtill da ſaß, ſtill zur Erde ſchauend. Nur daß draußen das Gefolge ankommen, und den ſchönſten Augenblick unterbrechen konnte.

war eine Störung. Schnell alſo meinte er ſich überzeugen zu müſſen, ob die ſelige Empfindung in ihm vollen Widerhall finde im Geiſte und Herzen Marguéritens.

— Marguérite! — ſagte er halblaut; indem er ſich niederließ — ich möchte gern wiſſen, wie es in Eurem Herzen ausſieht!

— In meinem —? und dabei ließ ſie die Handſchuhe, welche ſie ausgezogen, aus den Händen fallen. Einer blieb im Schooß des blauen Reitkleides, der andere glitt auf den Fußboden. Sie bückte ſich, ihn aufzuheben, und klagte, daß ihr Blut und Wärme ſo ſehr nach dem Kopfe ſteige —

— Das macht Euer Hütchen, welches ſo feſt ſitzt, und welches Ihr ſo ſcharf unter dem Kinn gebunden habt. Erlaubt!

Und nun löſ'te er mit nicht recht ſicherer Hand — der ſonſt! ſo tapfere Kriegsheld — die Bandſchleife unter ihrem Kinn, und berührte ungeſchickt mehrfach ihre untere warme Wange — und dann hob er das Hütchen von ihrem vollen dunklen Haare, und ermannte ſich ſogar, das ein wenig wirr gewordene Haar glatt zu ſtreichen, indem er noch leiſer ſagte: Ihr habt Eure Antwort unterbrochen, ob in Eurem Herzen —

— Das weiß ich ja nicht — unterbrach ſie ihn.

— Seht nur tapfer hinein!

— Wie kann man das?

— Man ſtellt ſich Fragen.

— Welche?

— Zuerſt, ob man ganz befriedigt iſt, oder ob man was vermißt. Seid Ihr immer ganz befriedigt?

Sie ſchwieg.

— Oder hofft Ihr noch etwas, was noch nicht da iſt?

— Letzteres wohl!

— Und wenn Ihr der Hoffnung einen Namen geben ſolltet, wie würde der Name lauten?

Da erhob ſie die großen dunklen Augen und ſah ihn an. So vertrauensvoll und doch nicht ganz ohne Schalkhaftigkeit, ſo warm, ſo lieb, und der kleine Mund mit ſeinen ſchwellenden Lippen öffnete ſich, der Name ſchwebte darauf, es fehlte nur noch der Muth des Athems, welcher ihm Ton geben ſollte, und Bernhard ſelbſt unterdrückte dieſen Ton! Als wollte er die leiſeſte Betonung gewiß vernehmen, hatte er ſich näher und näher zu ihrem Munde gebeugt, und der erſte Kuß entſtand wie eine Uebereilung — der Laut „Bernard“ kam erſt nachträglich und für den Sprachforſcher zweideutig zu Gehör, als ein Klopfen an der Thür den Kuß unterbrach —

Marthe hatte draußen ſich erinnert, daß ſie die jungen Herrſchaften doch wohl auch beaufſichtigen ſollte, und hatte gemeint, daß ſie nun lange genug allein geblieben wären, um ſich das Nothwendige zu ſagen — thörichte alte Amme! Es iſt den Menſchen ſo wenig Zeit vergönnt zum Glücke, und man ſpricht deshalb nur von glücklichen Augenblicken. Gute Freunde ſollten ſie nicht noch abkürzen. Am Wenigſten einem Manne wie Bernhard, deſſen Leben ſo heftig bedroht war mit Abkürzung.

Und dennoch wurden es drei glückliche Tage in Königsfelden. Die ſchönſten ſeines Lebens. Das natürliche Weſen, die friſche Jugendliebe Marguéritens entfaltete ſich ihm während dieſer drei Tage zu nie empfundenem Entzücken.

Und Bernhard wußte den Werth der Zeit zu ſchätzen: er trat vor die Frau Herzogin hin, und bat ſie, die Hand Marguéritens ihm ſogleich zu gewähren. Was Pomp und Hochzeitsprangen! — rief er — die ich allerdings ſelbſt vorbereitet, wir ſtehen im Kriege, und jede Verzögerung kann unwiederbringlicher Verluſt ſein. Laßt den nächſten Prediger kommen, und bewilligt unſere Trauung!

Das war leider gegen den Charakter der etwas förmlichen Frau. Sie fand ſolch eine Heirath aus dem Stegreif nicht ſchicklich. Des Pompes bedürfe es nicht, meinte ſie, aber überraſchen dürfe die Heirath einer Rohan die Welt nicht. Zudem ſei das Trauerjahr für den verſtorbenen Vater kaum abgelaufen, und mindeſtens fünf Vierteljahre ſchreibe die Sitte ihres Hauſes vor zwiſchen Grab und Brautbett. Sobald der Sommer über Wald und Feld eingekehrt ſei, werde ſie ihm die Tochter nach Breiſach bringen. —

— Ich werde ſie holen laſſen wie eine Königin! ſagte Bernhard ſeufzend, denn er wußte nur zu gut, daß dieſe ſtrenge Frau nicht abzubringen wäre von ihren Grundſätzen.

Die Frau Herzogin beraubte zwei glückliche Menſchen, wie Marthe ſie beraubt hatte.

In Pontarlier entwickelte ſich denn auch die letzte, wahrſcheinlich entſcheidende Gefahr für Bernhard.

Nunnez hatte rathlos dem fortreitenden Herzog Bernhard nachgeſehen. Nach der Schweiz hatte es geheißen, und nach Pontarlier kehrt er nimmer wieder! Was blieb dem ingrimmigen Greiſe für eine Hoffnung übrig, dem König Jehu an's Leben zu greifen?

Leibdiener Hoffmann mit ſeiner unerſchöpflichen Weisheit blieb ihm übrig.

Er trat zu Nunnez unter das Hausthor, und kündigte ihm an, daß auch er abreiſe, und zwar nach Neuenburg, wo er ſeinen Herrn erwarten ſolle. Und nun verlangte der Leibdiener mit der unglücklichen Hand etwas, was Nunnez nicht beſſer hätte erfinden oder wünſchen können, er verlangte einen Vorrath ſpaniſchen Weins für den Herzog. Kein Schatten von Mißtrauen war in ihm gegen Nunnez. Ganz im Gegentheile! Reue bewegte ihn, daß er geſtern nicht den Wein des ehrlichen Nunnez angenommen hatte für den Kaiſerbecher; dann wäre dem Giftmiſcher wahrſcheinlich die Gelegenheit entgangen, unbemerkt an den Schenktiſch zu treten. Er meinte alſo ſogar, Nunnez eine Art Entſchädigung ſchuldig zu ſein, und forderte ihn jetzt auf, die Lieferung ſpaniſchen Weines für den Herzog auch nach Deutſchland, auch für den Burgkeller in Breiſach zu übernehmen.

Nunnez' trübgewordenes Auge blitzte auf. Sein Geiſt fand: da öffnet ſich ein Weg!

Als praktiſcher Händler machte er Schwierigkeiten; er mußte ſich ſelſt Zeit laſſen, den richtigen Fußpfad auf dieſem

Wege auszufinden. Der Transport dieſes feinſten ſpaniſchen Weines — ſagte er zögernd — hat große Schwierigkeiten. Wenn er gefahren wird, ſo macht ihn das Schütteln trübe. Wenn ich was liefre, ſo will ich's gut liefern, um meinen guten Ruf zu erhalten.

— Nun dann — erwiderte Hoffmann — dann ſchickt die Fäſſer nicht auf Wagen!

— Fäſſer dürfen's überhaupt nicht ſein. Den feinen Alicante muß man zeitig abziehen auf Krüge und Flaſchen, den feinſten auf ganz kleine Steinflaſchen, ſo daß nicht mehr als ein Kelch voll beiſammen iſt.

— So ſchickt ihn abgezogen in Krügen, Flaſchen und kleinen Flaſchen wie hier zu Lande das Meiſte transportirt wird — auf Maulthieren.

— Das wär' nöthig. Aber 's hat auch ſeinen Haken. Man müßte dabei ſein, und dafür bin ich zu alt. Die Racker von Maulthiertreibern, die aus Spanien bis hierher kommen, und die den Transport verſtehen, die müſſen beaufſichtigt werden. Sie ſaufen unterwegs aus den Krügen und Flaſchen, und gießen Waſſer zu, um die Krüge und Flaſchen wieder voll zu machen. Man muß dabei ſein, wenn man für gutes Getränk einſtehen ſoll, und ich alter Krüppel wag' mich nicht mehr auf ſo weite Reiſe.

— Weite Reiſe! Ein Paar Meilen über den Doubs hinunter, was iſt denn das? Der Herr Herzog hat mir geſagt, daß er eine Rundreiſe durch ſein jetziges Reich machen, und dieſe Rundreiſe am Doubs, alſo etwa bei St. Hippolyte abſchließen will. Dort wird er ſeine hieſige Kriegsmacht erwarten und nach Breiſach führen zum Feldzuge in's innere Reich. In Hippolyte alſo trefft Ihr uns. Was iſt das für 'ne Reiſe! Ihr kommt gar nicht aus Euren Bergen heraus.

— Wann denn?

— Das laß' ich Euch ſagen. Es gehen ja täglich Boten vom Heere zum Herzoge, und vom Herzoge zu Euch. Und ſobald wir uns dem Doubs zuwenden, ſchick' ich Euch einen Zettel und Ihr brecht auf.

— Das kann alſo noch lange dauern?

— An ſechs bis acht Wochen.

— Wer da noch lebt!

— Paperlapap! Ihr ſeid zäher als ein Junger!

— Seit Kurzem nicht mehr. Na alſo meinethalben! Aber nun verlaß' ich mich drauf, denn ich mache Auslagen, um das beſte Gewächs zu bringen, und ſo wie's hier im Lande zugeht, iſt nichts auf den Straßen ſicher vor Raubſoldaten. Ich kann das Riſiko nicht auf's Ungewiſſe übernehmen.

— Ungewiß! Alter Narr! Bin des regierenden Herrn Leibdiener. Was ich beſtelle, iſt ſichrer beſtellt, als wenn's der Kaiſer thäte. Mein Zettel kommt ſo beſtimmt wie die wärmere Jahreszeit kommt, und dann haltet Wort!

— Ja, Herr.

So ſchieden ſie. Und nun begann eine qualvolle Zeit für Nunnez. Qualvoll, weil er zweierlei fürchtete. Erſtens, daß wirklich ſein Leben nicht ſo lange verhielte, wenigſtens ſeine Lebenskraft, welche zur Reiſe und zur letzten Ausführung nöthig wäre. Er war ſehr alt, und die Erſchießung Norberts hatte ihn arg erſchüttert. Ein beſtändiges und bedenkliches Zittern verließ ihn ſeit geſtern nicht mehr, und der Athem war ihm ſeit geſtern kurz geworden. Zweitens, daß dieſer Leibdiener vergeſſen könnte, den Zettel zu ſchicken. Wie gebrechlich er ſich fühlte, die Begierde in ihm war doch grenzenlos, die Rachethat an dem ketzeriſchen Herzoge zu vollenden.

Zweimal täglich keuchte er von nun an in die Kirche hinüber, und betete inbrünſtig zu ſeinem Heiligen um Kraft und Gelegenheit zur frommen That. Denn daß es eine ſolche wäre, das ſtand zweifellos in ſeiner Seele. Und jedesmal wenn er aus der Kirche kam, trat er an die Mauer hin, an welcher Norbert erſchoſſen worden. Er küßte ſie, und ſprach murmelnd einen gräßlichen Fluch aus über den teufliſchen Herzog, welcher die Hinrichtung befohlen.

So vergingen vier Wochen. Die warmen Lüfte kamen vom Mittelmeer, und verſetzten den greiſen Körper in erhöhte Aufregung. Die Furcht, daß er erliegen könnte, ſteigerte ſich in ihm, und erſchöpfte ihn — er blieb eines Abends liegen an der Kirchenmauer, er mußte nach Hauſe getragen, er mußte in's Bett gelegt werden.

Vier Wochen lag er ſchon. Wenn nun auch der Zettel kam, er konnte nicht aufſtehen. Er verſuchte es mehrmals, aber er erhielt ſich nicht auf den Füßen, die Kraftloſigkeit warf ihn ſtets wieder auf's Lager zurück.

Der alte Mann weinte wie ein Kind. Der Plan, welchen er gefaßt, war ſo leicht und einfach! In eine der kleinen Flaſchen, welche kaum ſo viel enthielten als jener Becher faßte, wollte er das Gift gießen, wollte dieſe Flaſche verſiegeln und ſie zuerſt und allein dem Hoffmann einhändigen kurz vor der Mahlzeit. Das war ſo ſchlicht und ſo ſicher! Jedermann konnte es ausführen, und Nunnez in ſeiner Schwäche kam denn auch endlich auf die Idee, die Ausführung einem Andern zu übertragen. Aber er wußte keinen Zuverläſſigen. Sein altes Geſinde war verjagt durch die feindlichen Krieger, und ein Pater, der Jemand hätte beſchaffen können, war in Pontarlier nicht vorhanden; es wagte ſich keiner zurück, ſo lange die Weimaraner herrſchten; es gab ſeit Monaten keinen Gottesdienſt. Und einem nicht ganz Zuverläſſigen wollte er's um keinen Preis anvertrauen. Dann konnte ja das letzte, ſo glücklich vorbereitete Mittel verloren gehen!

So kam der Monat Mai, und die Gefahr für Bernhard ſchien vorüber zu gehen. Nunnez erholte ſich nicht mehr, und der Zettel Hoffmanns blieb aus. Woche auf Woche verging — im Mandelbaume verfiel die Wirthſchaft, und man ſagte ſich laut: der alte Nunnez liegt im Sterben.

Da füllte ſich Pontarlier mehr und mehr mit Weimar'ſchen Truppen. Sie ſammeln ſich zum Abzuge, hieß es, der Herzog nähert ſich, und will Muſterung halten jenſeits des Doubs.

Dieſe Nachricht drang auch zu Nunnez. Gleichzeitig war in der Nacht ein heftiger Umſchlag des Wetters eingetreten.

Das ganze Frühjahr war regneriſch geweſen, und die Wege waren nirgends trocken geworden, ein Grund wohl für Bernhard, ſeine Rundreiſe zu verlängern und den Zug in's innere Reich hinauszuſchieben. In der Nacht aber hatte ein heftiger Nordwind die dicke, feuchte Luft weggefegt, es war kühl geworden, und dieſer Umſchlag war auch den geſunkenen Nerven des alten Nunnez erkräftigend geworden. Als er die Nachrichten von der Annäherung des Herzogs vernahm, gab er von ſeinem Geiſte aus dem matten Körper einen neuen, heftigen Anſtoß, er taumelte aus dem Bette, er hielt ſich an den Seſſel, er verſuchte zu ſtehen — er ſtand, und nach einigen Stunden konnte er mit einem Stocke langſam gehen.

Er humpelte zur Kirche hinüber. Das Gebet ſtärkte ihn wunderbar. Heimkehrend ließ er den damals ſchon vorbereiteten Wein verpacken, ließ er die Maulthiere rüſten.

Er war entſchloſſen, auch ohne den Zettel Hoffmanns aufzubrechen, wenn der Körper es irgend zuließe. Auf dem Maulthiere, meinte er, werde ja wenig Kraft in Anſpruch genommen, und wenn er nur ankäme, und die kleine Steinflaſche übergeben könnte, dann möchte der Tod ihn niederwerfen, das Werk ſei ja vollbracht —!

Der Nordwind hielt an. Am nächſten Morgen war Nunnez um einen großen Grad friſcher, und gegen Mittag — wurde durch einen Reiter Hoffmann's Zettel im Mandelbaume abgegeben.

Um die Mittagsſtunde ließ ſich Nunnez auf's Maulthier heben, und ritt langſam mit dem Transporte von ſechs andern Maulthieren aus Pontarlier, abwärts gen St. Hippolyte.

IX.

Der Nordwind hielt an. Seine Friſche hielt den alten Nunnez aufrecht im Sattel ſeines Maulthiers, obwohl der Marſch ſehr beſchwerlich war. Weimar'ſche Truppen nämlich, welche die burgundiſche Freigrafſchaft verließen, nahmen die Heerſtraße ein, und Nunnez mit ſeinen ſechs Maulthieren wurde oft unſanft zur Seite gedrängt in Getreidefelder oder unwegſame Lehden.

Es war gegen Abend, als er vor St. Hippolyte ankam. Aber er ward nicht eingelaſſen. Ein Weimar'ſcher Officier hielt zu Pferde vor dem Thore, und wies Jedermann zurück. Die Truppen mußten links und rechts die Stadt umgehen. Warum? Die Peſt ſei in St. Hippolyte ausgebrochen.

— Und der Herzog von Weimar?! — ſtöhnte Nunnez.

— Iſt längſt fort nach Pfirt!

So war es auch. Bernhard hatte von hier aus ein glänzendes Geleit unter Hanſens Führung nach der Schweiz abgeſendet, um ſeine Braut Marguérite von Rohan nach Breiſach einholen zu laſſen, und hatte die Stadt verlaſſen, weil wirklich Todesfälle vorgekommen waren, denen man Zeichen der Peſt abſehen wollte.

Nunnez mußte alſo weiter. Es war ein harter Marſch für ihn des anderen Tages durch das Pruntrutſche — eine Schweizerecke, welche hier herüber greift — in's deutſche Land hinein. Der Wind kam in's Schwanken, die Luft wurde wärmer, er ſelbſt wurde ſchwächer und ſchwächer. Sein mattes Auge ſah trübſelig auf das Land hin, welches in Sommerluſt üppig grünte und blühte. Denn die reichlichen Frühlingsregen hatten die Fruchtbarkeit erweckt auch auf den dürrſten Hügeln. Und er hatte den Tod im Herzen und in ſeiner Satteltaſche.

Als er ſpät Abends die Thürme von Pfirt ſah, da ächzte er: Endlich! Wenn er auch hier nicht mehr wäre, dann erreicht' ich ihn nimmer; denn weiter kann ich nicht mehr.

Er war nicht mehr da. Das Schickſal ſtellte ſich an, als wollte es ihn erretten. Man erzählte in Pfirt, daß er ernſt und ſchwermüthig geweſen. Wohl wegen grauſamer Aufführung ſeiner Truppen in Mont Benoit. Auch die Hingebung der Pfirter Einwohnerſchaft hatte nur ſeine Melancholie vermehrt. Die Leute hier waren gut deutſch und proteſtantiſch, und hatten ſich zu ihm gedrängt, ſeinen Stiefel zu küſſen, hatten ſich auf die Erde geworfen, hatten ihn gefeiert wie einen Gott. Das hatte er abgewehrt ſo viel er gekonnt; und zu ſeinem Hofprediger ſollte er geſagt haben: „Ich befürchte, das Schickſal des Schwedenkönigs theilen zu müſſen! Denn ſobald das Volk mehr auf dieſen als auf Gott ſah, mußte er ſterben.“

Eiligſt hatte er Pfirt verlaſſen, und war nach Hüningen aufgebrochen.

— Nun iſt's aus! — murmelte Nunnez, und fiel auf's Lager in der Herberge.

Am andern Morgen meinte er, nicht mehr aufſtehen zu können.

Der Gaſtwirth nöthigte ihn dazu. Der Zudrang von Truppen war immer größer geworden, er konnte die Officiere nicht mehr unterbringen, und machte mit dem alten Spanier keine Umſtände. Er ſah's ihm an, und hörte es aus ſeinem gebrochenen Deutſch, daß er oben aus den Pfaffenſchluchten ſtammte, und ſchon deshalb verdiente, an die Luft geſetzt zu werden.

Nunnez hatte bald gar kein andres Plätzchen mehr als den Sattel auf ſeinem Maulthiere. Er wurde von dem Soldatengedränge geradezu hinausgeſchoben aus der Stadt Pfirt, und wurde in dieſem Tumulte außerdem auch noch von ſeinen übrigen Maulthieren getrennt. Allein ſah er ſich auf der Heerſtraße. Aber es war die Straße nach Hüningen, und ſein Maulthier war ein ſtarkes luſtiges Thier, es ſchritt vorwärts ohne ihn zu fragen.

Da ſein Reiter nirgends anhielt — er ſchlummerte wie ein Mann, der ſich zum Sterben anſchickt — ſo ſuchte es ſich ſelbſt ſeine Mahlzeiten in den Getreidefeldern, im langſamen Vorübergehen fleißig die jungen Aehren abzupfend.

Bei einbrechender Nacht ſchritt es durch das Thor von Hüningen. Die Thorwache weckte den hinſterbenden Nunnez zum Leben auf, und der einzige Gedanke, welcher noch in ihm lebte, gab ihm die richtigen Fragen ein:

— Iſt der Herzog von Weimar — noch hier?

— Freilich!

— Wo find' ich — ſeinen Leibdiener — Hoffmann?

— Neben dem Rathhauſe.

Nun erwachte noch einmal die Lebenskraft des fanatiſchen Greiſes, wie der letzte Oeltropfe in einer verglimmenden Lampe aufleuchtet.

Er fand das Haus neben dem Rathhauſe, er berief ſich darauf, daß der Leibdiener des Herzogs ihn dringend herbeſtellt habe, er erreichte dadurch, daß man nach Hoffmann ſchickte, daß man ihm ein kleines Kämmerchen anwies hinter der großen Wirthsſtube, und daß man ihm den Sattel ſeines Maulthiers nachtrug in dies Kämmerchen.

Hier fiel er auf ein Strohlager, das im Winkel ausgebreitet war, und bat ſeinen Heiligen inbrünſtig, ihn nur ſo lange am Leben und bei Sinnen zu erhalten, bis Hoffmann gekommen wäre, und die kleine Steinflaſche aus dem Sattel in Empfang genommen hätte.

Es war nicht viel Ausſicht dazu vorhanden: ſein Athem wurde kürzer und kürzer, ſeine Beſinnung immer unklarer, und Hoffmann kam nicht.

Ein Hausknecht, welcher die Beſtellung übernommen hatte, war im obern Stocke, wo der Herzog wohnte, nicht durchgedrungen bis zu Hoffmann. Zahlreiche Officiere und Deputationen hatten ihn zurück geſchoben, und weil ſie ſchwer anzubringen war, hatte er die Meldung auf ſich beruhen laſſen.

Am andern Vormittage erſt, als der Wirth das Kämmerchen brauchte, erinnerte er ſich, daß der Leibdiener ja nicht gekommen wäre. Er rief den Hausknecht, und trat in das Kämmerchen.

Nunez lag leiſe röchelnd bewußtlos auf dem Stroh. — „Der alte Mann ſtirbt mir hier, und macht mir Ungelegenheiten jetzt, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hat!“ Und als der Hausknecht eingeſtanden, daß er geſtern nicht zum Ziel gekommen, ging der Wirth ſelbſt hinauf, ſuchte und fand Hoffmann und machte ihm die Anzeige.

Hoffmann erkannte nach der Beſchreibung ſogleich, daß es der alte Gaſtwirth aus Pontarlier wäre mit dem ſehnlich erwarteten Weine, und folgte dem Wirth auf der Stelle.

Im Hinuntergehen machte dieſer Hoffmann aufmerkſam, daß ein Gewitter am Himmel ſtehe drüben über dem Rhein, und daß die Gewitter, welche mit der Morgenluft kämen, ſehr ſchwere zu ſein pflegten in Hüningen. Der Herr Leibdiener möchte alſo Ordre geben, daß die im Hofe offen ſtehenden Wagen der herzoglichen Hoheit unter Dach gebracht würden.

Der Donner grollte ſchon von fern, und die Luft verfinſterte ſich, als Hoffmann in das Kämmerchen trat, und recht erſchrocken war, daß der kläglich ausſehende Nunez nicht aufwachen wollte.

— Ich hab's ja geſagt — rief der Wirth — der alte Mann liegt im Sterben.

Da leuchtete ein breiter Blitz durch das große Gaſtzimmer bis in das dunkle Kämmerchen, und ein heftiger Donner folgte ihm nach —

Nunez krümmte ſich, und ſchlug die Augen auf. Sein

Leben und Sterben hing offenbar von atmoſphäriſchen Einflüſſen ab.

Hoffmann ſprach in ihn hinein — Nunnez kam zu ſich, und in abgebrochenen Worten machte er ſich dahin verſtändlich: daß die Maulthiere mit den Weinkörben in Pirt von ihm getrennt werden —

— Sie werden ſchon nachkommen — ſagte Hoffmann ärgerlich — dann haben wir aber für die heutige Tafel wieder nichts Gutes!

Nunnez richtete mühſam ſeinen Blick auf den Sattel. Bei dem Scheine eines neuen Blitzes folgte Hoffmann dieſem Blicke, und fragte: — In der Satteltaſche?

— Ja — das Beſte!

Hoffmann zog die ſteinerne kleine Flaſche hervor, und ſagte: — Bravo! Verſiegelt?

— Erſt öffnen — wenn getrunken — werden ſoll — ſonſt —

— Verfliegt die Blume? — ergänzte Hoffmann des Nunnez Rede. — Das ſoll geſchehen! Und Ihr, Herr Wirth, ſchickt einen Boten, daß die Maulthiere mit den Körben hierher gelangen. Die kleine Flaſche wird heut' verbraucht; wir brauchen morgen mehr. Und laßt den Mann pflegen; er hat ſich für uns geopfert!

So ging er fort mit der kleinen Steinflaſche.

Das Gewitter brach aus, und tobte ſtundenlang. Unter ſeinem Toben und unter einem Regenguſſe ging man oben zur herzoglichen Tafel.

Plötzlich entſtand ein Laufen und Rufen. Diener kamen die Treppe herab, und ſprangen in den Hof. Ein Wagen ſollte ſogleich angeſpannt, ein Bote ſollte an den Rhein hinunter geſchickt werden. Der Herzog wollte an's Waſſer hinab fahren, und dort zu Schiffe nach Neuenburg gebracht ſein.

— Was iſt vorgefallen? — fragte der herbei ſtürzende Wirth.

— Der Herzog iſt unwohl geworden!

— Unwohl?

— Peſt oder Vergiftung! — ſchrie ein Diener, indem er beide Hände neben den Mund hielt, um das Schreien zu dämpfen oder zu ſteigern.

— Halt Dein Maul, Läſterzunge! Was weißt Du davon?! Eine einfache Uebelkeit, wie ſie Jedermann paſſirt. Woher ſollte heute die Vergiftung kommen!

Dies ſprach Hoffmann, deſſen entſetzlich glotzende Augen aber zu dieſen Worten gar nicht ſtimmten.

Er eilte durch die Gaſtſtube nach dem dunklen Kämmerchen. Der Wirth folgte ihm.

Hoffmann rüttelte den regungslos daliegenden Nunnez und rief ihn bei Namen.

Der Wirth that desgleichen, da ſich gar keine Wirkung zeigte, und beugte ſich nieder. — Der Mann iſt todt! — ſagte er endlich.

— Todt?! — lallte Hoffmann.

— Mauſetodt. — Ich hab's wohl gedacht.

Hoffmann taumelte zurück in die Gaſtſtube. Sein breiter Mund ſtand offen, ſeine großen Ochſenaugen ſtierten regungslos in's dunkle Kämmerchen — nein! nein!! ſagte er erſt leiſe, dann laut, und nochmals ſagte er nein! mit erkünſtelter Feſtigkeit.

— Was denn? fragte der Wirth. — Man ruft Euch auf der Stiege, Herr Leibdiener! ſetzte er hinzu.

Hoffmann ging wie ein Betrunkener zur Stiege und ſtolperte hinauf.

Trotz des Gewitterregens füllte ſich der Hof mit Menſchen. Sie wollten den Herzog ſehen.

Auf zwei Officiere geſtützt kam er die Treppe herab, und ſchritt in den Regen hinaus. Man wollte ihn ſchützen vor dem Regen, er aber machte eine ablehnende Bewegung, die Näſſe ſchien ihm willkommen, er richtete das unbedeckte Haupt in die Höhe und ließ ſich in's Antlitz regnen. Seine Augen ſahen ſtarr in die naſſe Luft, und erſchienen ſehr groß, die Züge waren ſchmerzlich verzogen, die Kniee wankten —

— Der Herr iſt ſehr krank! flüſterte der Wirth.

In eine bedeckte Kutſche ward er gehoben, vor welche die Pferde erſt geſpannt wurden. Langſam fuhr dann die Kutſche nach dem Rheinthore und an's Ufer des Stroms.

Das Schiff war bereit. Ein Dach wurde aufgeſchlagen gegen den Regen. Unter dies Dach wurde Bernhard gelegt. Zwei Dutzend Ruderer fingen an zu arbeiten, und dahin flog das Schiff in großer Schnelligkeit. Das naſſe Frühjahr hatte den Rhein überfüllt; „bis zur Nacht“, meinten Zuſchauer, „kann der kranke Herr in Neuenburg ſein.“

Es war am achten Juli 1639. Der Morgen war rein und ſchön und warm. Die Vögel ſangen luſtig von den großen Bäumen zwiſchen dem Rhein und dem herzoglichen Wohnhauſe in Neuenburg. In dem Hauſe ſelbſt aber ſah es traurig aus.

Drei Tage lang litt Herzog Bernhard hier auf ſeinem Schmerzenslager. Doktor Schmidt, der herbeigerufene Arzt, verzweifelte an ſeiner Kunſt, und der Herzog ſelbſt hatte heut bei Tagesanbruch geäußert: So übel habe ich mich nie befunden — es iſt der Tod, der über mich hereinbricht — ich bin vergiftet! — Wer iſt von meinen Generalen und Oberſten in Neuenburg?

Hoffmann hatte unter Schluchzen geantwortet: Erlach, Ehm und Roſen.

Sie waren gerufen worden, und kamen jetzt. Es war ſechs Uhr. Sie mußten ſich durch eine dichte Menſchenmenge drängen, welche vor dem Hauſe ſtand. Bürger, Frauen, Soldaten waren's. Alle waren tief traurig, alte Soldaten ſogar weinten.

Erlach, Ehm und Roſen ſchritten durch's Vorzimmer in den gewölbten Saal. Von hier aus ſahen ſie ihn ſchon, die Thür zu Bernhards Zimmer ſtand offen; der Thür gegenüber mitten im Zimmer ſein Bett. In dieſem der Kranke ſitzend, das Antlitz gegen die offne Thür.

Er war bleich und erſchöpft. Das Gift der Tollkirſche, obwohl abgeſchwächt durch das Quantum Wein, hatte grimmige Verwüſtung angerichtet. Das Athmen war beſchleunigt und mühſam, auf der Stirn und den Händen zeigten ſich blaue und röthliche Flecke. Dennoch ſprach er vernehmlich, wenn auch in Abſätzen zu den drei Kriegern, welche auf beiden Seiten an ſein Bett getreten waren:

— Wie's ſcheint — muß ich ſterben, Freunde — eh' ich mein Werk vollendet. — Haltet treulich zuſammen — treulich! Meine Abſichten — kennt Ihr. Vollführt ſie! — Laßt die gute Sache — nicht ſinken. — Und hütet Euch — vor dem Laſter — vor dem Laſter der Zwietracht.

Nun winkte er mit der Hand: ſie möchten gehn! Und ſagte leiſe: Mein Kanzler!

Die Generale gingen. Leder kam, und ſetzte ſich auf bloßes Augenwinken des Herzogs an einen Tiſch, um den wahrſcheinlich letzten Willen ſeines Herrn niederzuſchreiben.

Der Herzog ſchwieg und machte nur eine kleine Bewegung mit den Fingern. Leder rückte den Tiſch dicht an's Bett; der Herzog nickte, ſprach aber immer noch nicht. Er deutete auf Bruſt und Hals — Hoffmann brachte einen vorbereiteten Suppenteller und einen Löffel. In dem Teller war verdünnter Rheinwein, Zucker und geriebenes Brot, was man in Sachſen „kalte Schale" nennt und was der Herzog liebte. Hoffmann reichte dem Herzoge eine Anzahl Löffel; das ſtärkte ihn, und er ſprach zu Leder: Schreibe! Zu Hoffmann aber: laß uns allein! — Der Hofprediger ſoll warten!

Hoffmann ging; der Herzog diktirte mit ſchwacher Stimme:

„Die Länder, welche ich erobert, — ſollen — beim Reiche der — deutſchen Nation — verbleiben."

„Meine Brüder — ſollen ſie übernehmen — unter dem Schutze — der Schweden.“

„Nur, wenn meine Brüder — nicht wollen oder nicht können — darf Frankreich geſtattet ſein — meinem Heere zu helfen — bei Bewachung der Länder —“

„Alle aber müſſen ſie — nach geſchloſſenem allgemeinen Frieden — an's deutſche Reich abgetreten werden.“

„Erlach, Graf von Naſſau, Ehm und — Roſen ſollen — mein Heer führen.“

Leder fragte leiſe: neben einander? Oder unter weſſen Oberbefehl?

Bernhard antwortete nicht darauf, ſondern fuhr fort: „Mein Schlachtroß an Guébriant; meine Kleinodien an meine Brüder —“

— Ein Wort, fürſtliche Gnaden, wegen des Oberbefehls —

„Unterbrich nicht — meine Kraft und Zeit — verrinnt ohnedies — und verſchweige den Inhalt zunächſt ſtandhaft — ſchwöre!“

Leder ſchwur. Aber was hieß „zunächſt“? Er wollte fragen. Doch Bernhard's Kopf ſank in's Kiſſen zurück, und kaum verſtändlich nur ſagte er: der Prediger!

Leder holte den Hofprediger Rücker herein. Dieſer ertheilt dem Herzoge unter wenigen, frommen Worten das Abendmahl. Bernhard empfängt es lautlos. Leder wartet mit der Schrift und mit der Feder, und reicht Beides dem Herzoge, ſobald der Prediger zurück tritt. Der Herzog nimmt die Feder, ſie zittert in ſeiner Hand, und mühſam, undeutlich unterſchreibt er auf der nachgebenden Bettdecke ſeinen Namen. „Es iſt hohe Zeit geweſen!“ ſtöhnt er —

— Nichts weiter zu erinnern? fragt Leder und deutet auf das Blatt.

„Oh, ich hätte — noch Viel — aber die Zeit — wird mir zu kurz!

— Ich höre, fürſtliche Gnaden!

Leiſe ſpricht der Herzog, in langen Abſätzen, noch einige Vermächtniſſe aus, und Leder ſchreibt ſie an den Rand der Schrift — da geht die Thür auf, und Alles, was zur Umgebung des Herzogs gehört, Hoffmann an der Spitze, drängt ſich herein. Jeder will ſeinen verehrten Herrn noch einmal ſehen. Die Meiſten bleiben jedoch in einer gewiſſen Entfernung. Sie hatten von den blau und rothen Flecken gehört, und dachten an die Peſt.

— Starſchädel? fragt leiſe der Herzog.

Hoffmann macht eine traurige Bewegung, die ſagen will: er iſt ja von Euch geſendet!

Bernhard ſenkt das Haupt. Nach längerer Weile ſcheint er die letzte Kraft zuſammen zu raffen, er hebt den Kopf, ſieht raſch über alle hin, und ſpricht faſt wie er in geſunden Tagen geſprochen: „Kinder, lebt wohl! — Und geht jetzt hinaus! Ihr macht mich ſonſt irre. Ich muß mit Gott ſprechen.“

Unter heftigem Schluchzen leeren ſie das Zimmer. Der Hofprediger tritt an's Bett, und betet. Bernhard ſchließt die Augen; der Athem wird immer kürzer, aber das Herz ſchlägt noch heftig. Man ſieht es an dem bewegten Hemde.

Da legt Bernhard die Hand auf's Herz, und ſagt mit ſchwacher Stimme: „Ich wundre mich, daß das Herz noch ſo friſch iſt, und ſich zum Tode — nicht ſchicken will. — Vater! — In Deine Hände — befehl' ich — meinen Geiſt!“

Langſam, mühſelig verſucht er noch mit der rechten Hand ein Kreuzchen vor ſeinem Angeſichte zu machen, faltet dann taſtend die Hände, ruft „Jeſus!“ und — verſcheidet.

Die Thurmuhr in Neuenburg ſchlug gerade Sieben.

Wie auf Fittichen des Sturmwindes flog die Nachricht nach allen Ländern, daß der gewaltigſte Fahnenträger der Evangeliſchen des Todes verblichen wäre.

Hans von Starſchädel war juſt in Königsfelden angekommen, als die Schreckenskunde eintraf.

Die Herzogin faltete die Hände, Marguérite aber brach in eine leidenſchaftliche Verzweiflung aus, welche Niemand dem heitern Mädchen zugetraut hätte. Wie eine geſunde Pflanze war die Liebe zu Bernhard in ihr erwachſen, langſam aber regelmäßig. Jetzt ſtand ſie in feſten Wurzeln. Da kam der verheerende Sturmwind. „Es iſt ja nicht möglich, iſt nicht möglich,“ ſchrie das entſetzte Mädchen ihrer Mutter zu. „„Und doch iſt es,““ ſagte dieſe leiſe in trauriger Reſignation.

— O Mutter, Mutter! was haſt Du gethan! — rief Marguérite wie in wahnſinnähnlicher Verſtörung — Du haſt uns getrennt, als der Himmel Ja ſagte zu unſrer Hochzeit. Du haſt uns getrennt aus nichtigen formellen Gründen. Alles wäre anders geworden! Ich wäre immer an ſeiner Seite geweſen, keinen Schluck hätte er trinken können, den ich nicht vorher geprüft — Mutter, Mutter, was haſt Du angerichtet!

— O mein Kind!

— Verzeih Deiner böſen, unglücklichen Tochter, o verzeih, verzeih! — ſchrie Marguérite im nächſten Augenblicke mit brechender Stimme, und ſank laut weinend der Mutter in die Arme.

Hans eilte ſpornſtreichs nach Breiſach. Der Tod des Freundes hatte ihn nieder geworfen, die Sorge um das Vaterland hatte ihn aufgeriſſen. Erlach, welchem er immer mißtrauiſch zugeſehen, trat vor ſein Auge. Der Mann — ſagte er ſich — wird Alles an Frankreich verrathen und ausliefern, was Bernhard erobert hat. Auf! Dies nach Kräften zu hindern!

Umſonſt. Als Hans nach Breiſach kam, war Alles ſchon geſchehen. Erlach hatte gehandelt wie ein von Frankreich angeſtellter Mann. Dem ſchwachen Leder hatte er den „letzten Willen“ Bernhards abgetrotzt, und hatte den Generalen und Oberſten verſichert: der ſterbende Herzog hätte befohlen, Heer und Feſtungen in den Schutz Frankreichs zu ſtellen. Bernhards Kaſſe hatte er erbrochen, und das Geld verwendet, ſich unter den Generalen und Oberſten eine übermächtige Partei zu ſchaffen. Guébriant hatte er gerufen mit allen nur erreichbaren franzöſiſchen Truppen, damit ſie in

Breiſach, in Freiburg, in Neuenburg einrückten. Kouriere auf Kouriere hatte er nach Paris geſendet an Desnoyers um Geld, Geld, Geld und Truppen.

Beides war in Fülle unterwegs, als Hans auf der Breiſacher Burg den jetzigen Generalmajer Erlach zur Rede ſtellte. Er war der Mann, Rede zu ſtehen. Die Unterredung wurde grimmig, und Erlach erklärte nachdrücklich, daß er den Herrn von Starſchädel verhaften laſſen würde, wenn dieſer Meuterei ſtiftete. Die vier Direktoren, er ſelbſt, Roſen, Ehm und der Graf von Naſſau hätten laut letzter Ordre des verſtorbenen Herzogs zu komandiren, ſonſt Niemand.

— Die Weimarſchen Herzöge, die Brüder unſers verſtorbenen Herzogs ſind die natürlichen und die eingeſetzten Herrn! rief Hans.

— Sie ſollen kommen und zuſehen, wie Viel ſie gelten! — entgegnete Erlach.

Hans blieb unmächtig. Erlach hatte dafür geſorgt, daß ſeine drei Mitdirektoren über das Land vertheilt und nicht in Breiſach waren, er hatte dafür geſorgt, daß die Oberſten und Truppentheile, welche nichts von Frankreich wiſſen wollten, auseinander gelegt waren in ferne Garniſonen — Hans ſtand machtlos vor der liſtig geſammelten Macht des Uſurpators.

Seine letzte Hoffnung war Herzog Wilhelm, der ältere Bruder Bernhards.

Er nahm ſeine Regimenter, und führte ſie in's Badiſche. Sie ſollten keinem Befehle Erlachs gehorchen; ſie ſollten einen Monat lang harren auf ihn, und erſt wenn er dann nicht wieder käme, auseinandergehen. Konrad weihte er ein in ſeine Gedanken, und ließ er zurück.

Alles umſonſt. Während dieſes Monats bemächtigten ſich die Franzoſen aller Zügel in den eroberten Ländern Bernhards. Hans mußte verzichten, und mußte beſtätigen, was er ſelbſt geſagt: zu ſeiner Familie mußte er heimkehren nach Gnadenfrei, und ſeinen Sohn erziehen für die Zukunft. Seine Ahnung war ebenſo jammervoll beſtätigt: daß die Herbeiziehung der Franzoſen in den deutſchen Krieg den Untergang des deutſchen Reiches veranlaſſen würde.

Ein Führer läßt ſich nicht erfinden. An einem deutſchen Führer fehlte es von nun an der evangeliſchen Sache gänzlich, und ſo ging die Leitung des Krieges völlig an die Fremden über.

Und das Schickſal ſchenkte obenein den Schweden einen genialen Führer. Guſtav Torſtenſon war dies. Ein kränklicher Körper, welcher faſt mehr in der Sänfte als zu Pferde Schlachten lieferte, entwickelte er geiſtig und moraliſch alle Eigenſchaften eines großen Feldherrn, und belebte das letzte Drittheil des dreißigjährigen Krieges mit kühnen Märſchen und glänzenden Schlachten. Er führte aus, was Bernhard zuletzt vorgehabt, er brach in Böhmen ein, ſchlug im Süden dieſes Königreichs, bei Jankau, eine große ſiegreiche Feldſchlacht, und rückte bis an die Donau vor Wien. Bis an den Spitz bei Floridsdorf, den Donauauen gegenüber, hinter welchen die Spitze des Stephansdoms emporragt, führte er ſeine Schweden. Seine Schweden? Ach nein! Seine Deutſchen, die unter ſchwediſcher Fahne fochten. Der Parteienrad unter ihnen, welcher die Gelegenheit ausgeſpürt hatte, noch einmal ſiegreich in öſterreichiſches Land zu kommen. Er iſt alsdann verſchollen.

Das Weimarſche Heer ſelber hat ſich in große Haufen zerſpalten, und iſt bald mit den Franzoſen, bald mit den Schweden, bald mit den Heſſen auf kleinen Schlachtfeldern erſchienen, immer tapfer und ungeſtüm, allmählig ganz eine Lanzknechtſchaar.

Mitten in dieſem wüſten Kriegstreiben gingen Jahre lang Friedensunterhandlungen nebenher, und zu Osnabrück und Münſter ſaßen die Friedensſtifter vier Jahre lang und markteten mit einander, während die Kriegsfurie fort und fort tobte.* Hatte der Kaiſer einen Kriegsvortheil errungen, ſo erwieſen ſich die kaiſerlichen Geſandten, Max von Trautmannsdorf an ihrer Spitze, ſtolzer in ihren Anſprüchen; hatten die Schweden geſiegt, dann wuchſen die Anſprüche des jungen Oxenſtierna und der Herren Longueville und d'Avaux. Noch im letzten Jahre, im Sommer 1648, warf eine Waffenthat die kaiſerlichen Miniſter noch einmal in Nachtheil. Nach Torſtenſon thaten ſich unter den Schweden auch zwei Wrangel und ein Königsmark hervor. Letzterer eroberte am 15. Juli 1648 die Kleinſeite von Prag, und ſo endigte der Krieg da wo er angefangen. Unter dieſem Eindrucke wurde im Herbſt der weſtphäliſche Friede geſchloſſen, noch zuletzt alſo nachtheilig für den Kaiſer und vortheilhaft für — die Evangeliſchen? O nein, vortheilhaft für die Franzoſen und Schweden, denn auch die Schweden ließen die evangeliſche Freiheit der Deutſchen beim Friedensabſchluſſe im Stiche. Es brachte ihnen mehr Geld ein, wenn ſie nicht auf ihr beſtanden.

So wurde denn in der Religionsfreiheit feſtgeſtellt, daß es mit ihr ſo verbleiben ſollte, wie es zu Anfange des Kriegs geweſen war. Zwei Normaljahre wurden beſtimmt für den Beſitzſtand der ſäculariſirten Güter. 1624 für den Norden, 1618 für den Süden. Was die Evangeliſchen damals beſeſſen, das konnten ſie jetzt behalten. Nur Oeſterreich war ausgenommen, da blieb die proteſtantiſche Kirche unterdrückt. Für dies Zugeſtändniß nahm Königin Chriſtine ein gutes Stück Geld.

Die Reformirten allein errangen einen Vortheil. Es wurden ihnen gleiche Rechte wie den „Augsburger Confeſſionsverwandten“ bewilligt. Der Religionsfriede von 1555 ward beſtätigt, das war die ganze Errungenſchaft eines dreißigjährigen Krieges in Sachen des Glaubens.

Im Politiſchen aber zahlte Deutſchland, der Kaiſer wie die Evangeliſchen, alle Kriegskoſten in erſchrecklichſter Ausdehnung. Das deutſche Reich verlor neunzehn hundert Quadratmeilen, und vier und eine halbe Million Einwohner.

Frankreich erwarb die Landgrafſchaft Elſaß, und ſeine Herrſchaft über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun wurde anerkannt. Der Traum Richelieus, bis an den Rhein vorzudringen, war verwirklicht. Der Nebenerwerb Lothringens war nur noch eine Frage der Zeit, ſowie die Beſetzung der freien Reichsſtadt Straßburg.

Schweden erhielt Vorpommern, Bremen, Verden, Wismar und fünf Millionen Thaler.

Die deutſchen Reichsſtände aber — und dies war der Keil, welcher das deutſche Reich innerlich zerſprengte — erhielten das Recht der Landeshoheit. Sie konnten von nun an Bündniſſe unter ſich und mit fremden Mächten ſchließen. „Nur nicht gegen Kaiſer und Reich“ wurde zwar hinzugeſetzt, aber wir wiſſen, wie Viel das zu bedeuten hatte unter diplomatiſcher Erklärung. Die vielen deutſchen Höfe und Cabinette entſtanden hiermit und die mit ihnen verbundene auswärtige Diplomatie.

Der weſtphäliſche Friede vergiftete das deutſche Reich in Herz und Nieren. Er vergiftete den Kaiſer, er vergiftete die Nation.

Hans von Starſchädel überlebte auch dieſen Friedensſchluß. Er erklärte ihn ſeinem Sohne mit den Worten:

— Dies Unglück unſers Vaterlandes iſt daraus entſtanden, daß der Eine die Seele des Anderen nicht geachtet hat. Der Eine hat zum Andern geſagt: wenn Du Dir unſern Herrgott nicht gerade ſo vorſtellſt wie ich, wenn Du ihn nicht gerade ſo anbeten willſt wie ich, dann biſt Du ein Verbrecher, und ich ſchlage Dich nieder. Das mag bei romaniſchen Völkern ohne Gefahr ablaufen, denn bei ihnen gleichen ſich die Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Perſonen leichter aus als bei uns. Wir ſind eigenſinniger. Aus guten und aus ſchlechten Gründen. Jeder will bei uns eine eigenthümliche Kraft ſein — und das iſt tüchtig; Jeder iſt aber auch neidiſch auf den Vorzug des Anderen — und das iſt ſehr übel. Dem deutſchen Volke durfte alſo und darf man nie mit Tyrannei begegnen in religiöſen Dingen. Thut man es, wie man's gethan, dann ſtehen unſre beſten wie unſre ſchlechteſten Eigenſchaften zum Kampfe auf, und der Kampf dauert bis zu gegenſeitiger Vernichtung. Dann kommen die Nachbarn und ſagen: Eure Vernichtung müſſen wir hindern! und berauben uns von allen Seiten. Das iſt jetzt unſer Schickſal. Diejenigen haben es verſchuldet, welche dem deutſchen Volke das Verhältniß zu Gott vorſchreiben und befehlen wollen. Freiheit brauchen wir für all unſre höheren Bedürfniſſe. Verſagt man ſie, ſo werden wir wild und unregierbar. Gewährt man ſie, ſo ſind wir fromm und in allem Untergeordneten lenkſam. Mannigfaltigkeit muß unter uns geſtattet ſein, wenn wir ein Ganzes bilden ſollen. Einförmigkeit löſ't uns auf.

Seit Bernhards Tode bin ich dreimal auf dem Punkte geweſen, in's Heer des Kaiſers überzutreten, um zu helfen, daß die Fremden aus dem Reiche geworfen würden. Ich geſtand völlig zu, daß die beiden Habsburgiſchen Kaiſer, der zweite wie der dritte Ferdinand ſtandhaft ihr Alles daran ſetzten, die Einheit und Unverletzlichkeit des deutſchen Reichsbodens zu bewahren. Aber dreimal ſchreckte mich die Tyrannei im Glauben zurück. Und dieſes unſelige Friedensdokument zeigt mir ſchrecklich, daß mein Zurückbleiben wohlbegründet war. Den letzten Pfennig giebt der Kaiſer hin, damit wenigſtens in ſeinen Erblanden kein Schatten von Glaubensfreiheit beſtehen dürfe!

So iſt die Zukunft düſter wie die Gegenwart. Und das Alles im Namen des Chriſtenthums, deſſen Herzblut Liebe und Duldung war und iſt und ewiglich ſein ſoll!

— Amen! ſagte Frau Marie, und umarmte weinend ihren Sohn und ihren Gatten, der ſeine Thränen mit den ihren miſchte über das unabſehbare Unglück des deutſchen Vaterlandes.

Die Aſche Bernhards kam erſt 1655 in die ſächſiſche Heimath. Im Sankt Stephan zu Breiſach war ſie bis dahin verblieben. — Die Reichsſtände — ſchreibt der Chroniſt — deren Gebiete der Zug berührte, erboten ſich, die Leiche mit Gepränge durch ihre Lande begleiten zu laſſen. Es wurde abgelehnt.

Auf ſächſiſchem Boden aber, eben auf der Wartburg, wurde ſie mit aller Pracht und Würde einer Landestrauer empfangen und gefeiert. Dort ſtand ſie mehrere Monate, und wurde endlich am 12. December in der Stadtkirche zu Weimar beigeſetzt. Derſelbige Hofprediger Rücker, welcher dem ſterbenden Herzoge in Neuenburg das letzte Abendmahl gereicht, ſprach mit Begeiſterung Bernhards letzte Grabrede über die bibliſchen Worte: „ich habe einen guten Kampf gekämpft.“

Auch des edlen Waffenfreundes Heinrichs von Rohan Aſche wurde von den Glaubensgenoſſen würdig geehrt. Der Rath von Genf begehrte ſie, und die Herzogin mit ihrer Tochter geleitete ſie bis in die Peterskirche zu Genf. In dieſer Hauptkirche Calvins fand ſie ihre Ruheſtätte, und Heinrich von Rohan wird in Genf noch heute als ein Held des reformirten Bekenntniſſes geehrt.

Witwe und Tochter kehrten nach Frankreich zurück, wo drei Jahre nach Bernhard auch Richelieu geſtorben war. Die reiche Erbin Marguérite war das Ziel zahlreicher Bewerbungen. Sie ſchlug alle aus, auch einen älteſten Sohn des Hauſes Savoyen, auch Rupert, einen jüngeren Sohn des Winterkönigs. Erſt ſpät, da ſie die Schwierigkeit weiblichen Alleinſtehens mehrmals peinlich empfunden hatte, entſchloß ſie ſich zu einer äußerlichen Convenienzehe. Einem Marquis von Chabot war es um ihren großen Namen zu thun. Er nannte ſich nun Herzog von Rohan-Chabot, ohne ein Rohan zu ſein.

Die letzte ächte Linie der Rohans, zugleich die älteſte — Rohan Guémenée — iſt aus Frankreich verſchwunden. Sie blüht aber jetzt noch in Böhmen, und ihr Haupt, Camille, iſt erblicher Reichsrath des Herrenhauſes von Oeſterreich.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

3599

Herrn [illegible]

Hofschauspieler

der Verleger

Das Leben ein Traum.

Dramatiſches Gedicht in fünf Acten.

Nach dem Spaniſchen des Calderon de la Barca
für die deutſche Bühne bearbeitet
von

Carl Auguſt Weſt.

Fünfte Auflage,

mit einem einleitenden Vorwort von

Heinrich Laube.

Wien, 1867.
Wallishauſſer'ſche Buchhandlung
(Joſef Klemm.)

Im Verlage der Wallishauſſer'ſchen Buchhandlung (Joſef Klemm) in Wien:

Grillparzer, Franz, Die Ahnfrau. Trauerſpiel. 6. Auflage. gr. 8. . . . . 1 fl. 50 kr. — 1 Thlr.

— Ein treuer Diener ſeines Herrn. Trauerſpiel. gr. 8. 1 fl. 50 kr. — 1 Thlr.

— König Ottokar's Glück und Ende. Trauerſpiel. gr. 8. 2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr.

— Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerſpiel. gr. 8 1 fl. 50 kr — 1 Thlr.

— Meluſine. Romantiſche Oper. gr. 8. 80 kr. — 16 Ngr.

— Der Traum ein Leben. Dramatiſches Märchen. gr. 8. 1 fl. 50 kr. — 1 Thlr.

— Das goldene Vließ. Dramatiſches Gedicht in 3 Abtheilungen. gr 8. 2 fl. — 1 Thlr 10 Ngr.

— Weh' dem der lügt. Luſtſpiel. gr. 8. 1 fl. 50 kr. — 1 Thlr.

— Sappho. Trauerſpiel in 5 Acten. 4. Auflage. gr. 8. 1 fl. 50 kr. — 1 Thlr.

Zuſammen in vier Callico-Einbänden mit Goldpreſſungen auf Rücken und Deckel. 12 fl. 50 kr. — 8 Thlr.

Das Leben ein Traum.

Dramatiſches Gedicht in fünf Acten.

Nach dem Spaniſchen des Calderon de la Barca
für die deutſche Bühne bearbeitet
von
Carl Auguſt Weſt.

Fünfte Auflage,
mit einem einleitenden Vorwort von
Heinrich Laube.

Wien, 1867.
Wallishauſſer'ſche Buchhandlung
(Joſef Klemm).

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Vorrede zur fünften Auflage.

Die Verlagshandlung wünſcht, daß ich zu der nöthig gewordenen neuen Auflage des „Leben ein Traum“ ein neues einleitendes Wort ſage.

Das Calderon'ſche Stück iſt vom Burgtheater aus dem deutſchen Theater vermittelt worden. Vor fünfzig Jahren hat der damalige Dramaturg des Burgtheaters Schreyvogel das ſpaniſche Stück bearbeitet, und ihm eine dauernde Stätte auf unſerer Bühne gegründet. Im verfloſſenen Jahre wieder — 1866 — iſt es nach längerer Pauſe neuerdings auf dem Burgtheater in Scene geſetzt worden, und hat trotz realiſtiſcher Zeit und Stimmung auch jetzt eine volle Theilnahme des Publikums gewonnen. Die Verlagshandlung meint deshalb, dies vom

Burgtheater ſtammende und immer wieder neu belebte Stück habe von Seiten des Burgtheaters auch ein neues Geleitswort anzuſprechen für eine neue Auflage.

Schreyvogel, welcher ſich als Schriftſteller C. A. Weſt nannte, war vom Jahre 1814 bis zum Jahre 1832 Dramaturg des Burgtheaters.

Er war ein ſorgfältiger, das Beſte anſtrebender Dramaturg, ein Mann von guter Bildung und wahrhaftigem Weſen. Seine Art der Bearbeitung ausländiſcher Stücke war neu, und ſie hat ſich kräftig bewährt, wie die Dauer ſeiner Bearbeitungen zeigt. Er ging von dem Grundſatze aus, das ausländiſche Stück nur ſo auf die Bühne zu bringen, wie es dem Sinne, der Sitte und dem Geſchmacke des deutſchen Publikums verſtändlich und zugänglich ſein konnte. Dieſem richtigen Grundſatze entſprang ſeine richtige Wahl. Er ging an den zahlreichen ſpaniſchen Stücken vorüber, welche in ſpecifiſch ſpaniſchen Sitten wurzelten, er wählte nur ſolche, deren Kern auch für andere Nationen genießbar iſt. „Das Leben ein Traum“ — „Doña Diana“ — „Der Arzt ſeiner Ehre“ (Don Gutierre), ſeine drei wichtigſten Bearbeitungen, haben ſämmtlich ein allgemein zugängliches Thema. Das Thema der Eiferſucht in Don Gutierre, welchen man den ſpaniſchen Othello nennt, hat auch dieſem Stücke einen gewiſſen Beſtand auf unſerer Bühne verſchafft. Nur einen gewiſſen, einen oft zweifelhaft gewordenen. Zweifelhaft nur darum, weil das allgemein zugängliche Thema im Gange der Handlung ſpecifiſch ſpaniſche Wendungen zeigt, welche uns fremd anmuthen und abſtoßen. Selbſt in der Schreyvogel'ſchen Bearbeitung noch, obwohl er ſich zu weſentlichen Umgeſtaltungen entſchloſſen. — Doña Diana dagegen, dies dialektiſche Spiel mit Geiſt und Herzen, iſt allen Nationen verſtändlich und genießbar, und in dieſer Bearbeitung iſt Schreyvogel ſchöpferiſcher vorgegangen, als in irgend einer andern. Perin zum Beiſpiele iſt erſt von ihm zu einer ſo wirkſamen leitenden Figur und erſten Rolle ausgearbeitet worden. — Wie und wodurch er uns das „Leben ein Traum" näher gebracht, ſagt Schreyvogel ſelbſt in den folgenden Vorreden. Er betont ausdrücklich, daß man ſich an die Grundidee zu halten habe, welche

„wie alles wahrhaft Poetiſche rein menſchlich“ ſei. Er gibt zu, daß „der National- und Zeitgeſchmack an dem reinen dichteriſchen Gedanken verbildet haben möge,“ ja er ſagt geradezu: „Um dieſem Schauſpiele diejenige Form zu geben, worin es als bleibender Erwerb unſerer dramatiſchen Literatur betrachtet werden könnte, müßte es nach der Idee des Originals mit völliger Freiheit neu geſchaffen werden.“ — Kurz, er vertritt ſo beſcheiden wie nachdrücklich den Standpunkt, daß ein fremdländiſches Stück in ſeinen fremden Beſtandtheilen umgearbeitet, und dem Sinne unſerer Nation nahe gebracht werden müſſe.

Ich habe die entſprechende Erfahrung gemacht gerade mit einem berühmten ſpaniſchen Stück von Lope de Vega. Wir haben eine fließende, wohllautende Ueberſetzung eines Lope'ſchen Stückes von Zedlitz unter dem Titel „Der Stern von Sevilla“. Dieſe anmuthige Zedlitz'ſche Bearbeitung ſetzte ich 1855 auf dem Burgtheater in Scene. Sie wurde verlacht. Warum? Die ſpaniſche Lebens- und Staatsform, nach welcher der König unnahbar, gibt den Scenen und dem ganzen Vorgange eine Richtung, welche uns wildfremd und unnatürlich iſt. Zedlitz hat nur in der Redeform frei bearbeitet, im Gange des Stückes nicht. Vielleicht iſt auch dieſer abſonderlich ſpaniſche Gang nicht umzuarbeiten.

Bei der neueſten Inſceneſetzung des „Lebens ein Traum“ bin ich denn auch im Sinne Schreyvogels noch einen Schritt weiter gegangen in der Kürzung, als er ſelber gethan, um die Grundidee frei zu machen von hemmendem Geſtrüpp. Dieſe Grundidee gipfelt in dem Schlußmonologe des 3. Actes. Der ſchöne Eindruck, welchen dieſer Monolog jetzt wie ſonſt hervorbringt, wird bei dem heutigen Publikum ſicherlich beſchädigt, wenn im vierten Acte die Aufmerkſamkeit für Roſaurens Rachepläne in Anſpruch genommen wird. Dieſe Rachepläne intereſſiren uns weder genug, noch ſind ſie uns angenehm, und wenn ſie gar eine Verwandlung in Anſpruch nehmen, ſo bilden ſie eine direkte Störung des Eindrucks. Wird dieſe Verwandlung ganz geſtrichen, ſo bleiben wir geſammelt bei der Entwickelung des Hauptthema's, und erwarten in kräftiger Spannung den letzten Act. Daß ſolchergeſtalt der vierte Act ſehr kurz wird, thut der Symmetrie des Ganzen keinen Eintrag. Hier in Wien gibt es ja doch Hunderte von Zuſchauern, welche das Stück aus früherer Zeit genau kannten, ich habe aber nicht von einem Einzigen gehört, daß er jetzt von der früheren Vorſtellung etwas vermißt habe. Ein Zeichen, daß nur Geſtrüpp weggeräumt worden iſt, und daß ich den deutſchen Bühnen dieſe Kürzung empfehlen kann.

In Sachen des Koſtüms ſind wir zu Schreyvogels erſter Inſceneſetzung, zum ſpaniſchen zurückgekehrt. Oder vielmehr wir ſind beim ſpaniſchen geblieben, denn das polniſche, welches man 1817 verſucht, war im Laufe der Zeit von ſelbſt verſchwunden.

Wien, 15. April 1867.

Heinrich Laube.

Vorrede zur erſten Auflage.

Das deutſche Theater hat ſich ſchon frühe den intereſſanten Stoff eigen zu machen geſucht, welcher dem Calderoniſchen Schauſpiele: la vida es sueño zum Grunde liegt.

Im Jahre 1760 erſchien auf dem k. k. Stadttheater zu Wien eine metriſche Ueberſetzung der von einem Ungenannten herrührenden italieniſchen Bearbeitung dieſes Schauſpiels (La vita è un sogno; Paris chez Briasson 1717) unter dem Titel: Das menſchliche Leben iſt ein Traum, (in 5 Acten, aus dem Italieniſchen überſetzt und in deutſche Verſe gebracht von M. Jul. Friedrich Scharfenſtein). Die deutſche Ueberſetzung iſt in ſehr ſchlechten Alexandrinern abgefaßt, hat aber mit der italieniſchen Nachahmung das Verdienſt gemein, den Gang der Handlung dem Original ziemlich getreu darzuſtellen. Ein paar Jahrzehende ſpäter lieferte Bertrand eine andere, ebenfalls metriſche Bearbeitung desſelben Stoffs, unter dem Titel: Sigismund und

Sophronie, oder Grauſamkeit aus Aberglauben, (Schauſpiel in 3 Aufzügen, im 21. Band der Stegeſchen deutſchen Schaubühne abgedruckt). Der Verfaſſer ſcheint bloß das franzöſiſche Stück des Boiſſy, (La vie est un songe, Comédie-héroïque en 3 Actes et en vers libres. Paris 1732) und weder den Calderon, noch einen ſeiner übrigen Nachfolger, gekannt zu haben. Dieſer Schriftſteller, der ſich die Miene gibt, den Boiſſy verbeſſern zu wollen, hat, ohne allen Sinn für die große Idee des ſpaniſchen Dichters, die dramatiſche Anlage des Originals, wovon bei dem Franzoſen noch einige Spuren übrig waren, vollends zerſtört, und eine der tiefſinnigſten Schöpfungen des Genies in eine geiſt- und formloſe Staats-Action verwandelt. Erſt vor einigen Jahren brachte endlich Hr. v. Einſiedel das Calderoniſche Schauſpiel ſelbſt auf das Weimarer Theater, wo es mit vieler Wärme aufgenommen wurde, und noch immer gerne geſehen wird. Dieſe Bearbeitung, die meines Wiſſens nicht gedruckt worden iſt, habe ich bisher nicht zu Geſichte bekommen[*]).

Ich bin der Meinung, daß dieſes Schauſpiel des Calderon zu den dramatiſchen Dichtungen gehört, die, wie der Oedipus und die Iphigenia, wie Lear, Hamlet, und Romeo und Julia, ſo lange beſtehen werden, als die dramatiſche Kunſt ſelbſt, und welche ſich anzueignen, jede gebildete Nation ein hohes Kunſtintereſſe hat; denn es iſt, ſeiner weſentlichen Anlage nach, aus der Tiefe des menſchlichen Gemüths geſchöpft, und, durch eine überaus glückliche Conception des Genies, gleichſam von Einem Punkte aus, wie die Producte der organiſchen Natur, aus ſich ſelbſt entwickelt und ausgebildet. Bei dieſem Urtheile ſehe ich von alle dem hinweg, was der National- und Zeitgeſchmack an dem reinen dichteriſchen Gedanken verbildet haben mag, und beachte hauptſächlich nur die Grund-Idee, die, wie alles wahrhaft Poetiſche, rein menſchlich und von der größten Schönheit iſt. Dieſe Grund-Idee, den eigentlichen Geiſt des Stücks von den Schlacken gereinigt darzuſtellen, womit der verderbte Geſchmack des Zeitalters ihn verſetzt und gleichſam verhüllt hat, iſt die Aufgabe, die ſich jeder Bearbeiter eines Calderoniſchen Werkes machen muß, zu deren befriedigender Auflöſung vielleicht mehr als ein Verſuch nöthig iſt, und welche nach meinen Anſichten aufzulöſen, alſo auch ich verſuchen zu können glaubte.

---

[*]) Ich habe dieſe Bearbeitung nun kennen gelernt, und darin eine ſehr wohlgerathene Ueberſetzung gefunden, welche Hr. Gries vor ſich gehabt und fleißig benutzt zu haben ſcheint.

Meine Arbeit iſt mir durch die, erſt vor einem Jahre erſchienene Ueberſetzung des Hrn. J. D. Gries ſehr erleichtert worden. Als wörtlich treue

Nachbildung des Originals hat dieſe Ueberſetzung ſelbſt noch Vorzüge vor den, mit Recht gerühmten, ähnlichen Arbeiten des Hrn. A. W. Schlegel. Wäre Calderon ein eben ſo correcter, als außerordentlicher Schriftſteller, könnten ſeine Schauſpiele jetzt noch und auch außer Spanien aufgeführt werden, wie er ſie ſchrieb, ſo hätte Hr. Gries dem Bearbeiter nichts zu thun übrig gelaſſen. Allein unſer Geſchmack (und wie es ſcheint, der gute Geſchmack überhaupt), erträgt die orientaliſche Ueppigkeit der Bilder und die ſcolaſtiſche Spitzfindigkeit des Witzes nicht, wodurch ſich die ſpaniſche Theaterſprache jenes Zeitalters auszeichnet. Die Situationen des Calderon ſind in hohem Grade dramatiſch, aber ſeine Behandlung des Dialogs iſt es ſelten. In den entſcheidendſten Momenten, worin Sophokles und Shakeſpeare die ganze Schönheit der dialogiſchen Form entwickeln, läßt Calderon ſeine Perſonen, eine nach der andern auftreten und ungeheuer lange Reden halten, die nicht in der Natur und gegen alle theatraliſche Sitte ſind. Seine Charaktere ſind manchmal unbeſtimmt, manchmal übertrieben, und ſein Gracioso, den er mit allen ſpaniſchen Dichtern ſeiner Zeit gemein hat, iſt meiſtens ein ſehr froſtiger Luſtigmacher. Um den Calderon allgemein genießbar zu machen, muß er nothwendig, bis auf einen gewiſſen Grad, umgebildet werden. So hat ihn Gozzi, in ſeiner Manier, behandelt, und mit den beiden ſinnreichen Stücken: Gustos y Disgustos son no mas que imaginacion und: El secreto á vozes großen Beifall unter ſeiner Nation gefunden.

Die Versart des Originals widerſtrebt der Natur unſerer Sprache; ſie iſt außerdem nicht theatraliſch, und Calderon ſelbſt ſcheint dabei mehr ſeiner Laune, als einer inneren Regel des Genies gefolgt zu ſein. Ich habe ſie, mit Vermeidung der zu grellen Uebergänge, in eine freie jambiſche Form umgeſchmolzen, wobei ich mich der Grieſiſchen Ueberſetzung, neben dem Original, mit aller der Freiheit bediente, die mir dem Ganzen vortheilhaft ſchien.

Für die Vorſtellung hat man es zuträglich geachtet, das Stück in einem, auf den deutſchen Bühnen mehr gangbaren Coſtüme zu ſpielen, als das polniſche iſt. Da die hiſtoriſche Grundlage der Handlung dieſes Schauſpieles nicht weſentlich iſt, die Sitten und Charaktere aber ohnehin ganz ſpaniſch ſind: ſo konnten bei der Aufführung die wenigen polniſchen Namen, die ſich im Calderon finden, ohne großen Uebelſtand mit ſpaniſchen verwechſelt werden; eine Veränderung, welche auch in dem gegenwärtigen, hauptſächlich für die Zuſchauer veranſtalteten Abdrucke, beibehalten worden iſt.

Wien, im Mai 1816.

C. A. Weſt.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die erſte Auflage dieſer urſprünglichen, nicht für den Druck beſtimmten Bearbeitung wurde durch den Gedanken veranlaßt, daß der Erfolg der Darſtellung durch eine nähere Bekanntſchaft der Zuſchauer mit dem Werke und dem Autor desſelben unterſtützt werden könnte. Dieſe Abſicht iſt vollkommen erreicht worden. Das hieſige Publikum hat die ihm neue Erſcheinung wohlgefällig aufgenommen, und in kurzer Zeit eilf Vorſtellungen davon ſehen wollen. Die meiſten inländiſchen und mehrere auswärtige Bühnen haben das Stück ſeither mit gleichem Erfolge aufgeführt. Zugleich iſt durch den ſchnellen Abſatz der erſten Auflage, eine zweite nöthig geworden, welche hier mit wenigen Veränderungen erſcheint.

Um dieſem Schauſpiele diejenige Form zu geben, worin es als ein bleibender Erwerb unſerer dramatiſchen Literatur betrachtet werden könnte, müßte es, nach der Idee des Originals, mit völliger Freiheit neu geſchaffen werden. Bis das geſchieht, mag die gegenwärtige Bearbeitung in der Geſtalt beſtehen, in welcher ſie Eingang auf den Theatern und bei dem großen Publikum gefunden hat. Eine bloße Ueberſetzung, wie gut dieſelbe auch ſei, macht ſie nicht überflüßig; jede theatraliſche Einrichtung aber, welche die Oekonomie der Handlung unverändert läßt, wird der vorliegenden ſehr nahe kommen müſſen. Was ein paar Recenſenten, die ſich auf die Silbenmaße beſſer zu verſtehen ſcheinen, als auf die Geſetze des Genies und des Theaters, gegen dieſe Bearbeitung vorgebracht haben, däucht mich weder wichtig noch gegründet genug, um von den Grundſätzen abzuweichen, denen ich dabei gefolgt bin.

Das Coſtüm des Stückes, welches nach dem Wunſche der hieſigen Theater-Direction in das ſpaniſche verwandelt worden war, iſt, mit Veränderung weniger Namen, in der gegenwärtigen Auflage, dem Original gemäß, wieder polniſch geworden, nicht eben, „weil das meerumfloſſene Polen der romantiſchen Haltung des Ganzen zuträglicher iſt,“ oder wohl gar, weil, wie ein anderer Recenſent bemerkt, „die Unterwürfigkeit in Clotalds Betragen dem Charakter der polniſchen Großen mehr zuſagt, als dem der Spanier zu Calderons Zeit“: ſondern weil, außer jener Rückſicht auf die

Convenienz der Theaterunternehmungen, gerade kein Grund vorhanden iſt, hierin eine Veränderung mit dem Originale vorzunehmen. Die Bühnen haben nun die Wahl, das Stück in dem einen oder dem andern Coſtüm zu geben, ohne dabei einen größeren Verſtoß gegen die Schicklichkeit zu begehen, als Calderon ſelbſt, der es bekanntlich in dieſem Punkte ſo genau nicht nahm.

Wien, im März 1817.

C. A. Weſt.

Das Leben ein Traum.

Perſonen.

Baſilius, König von Polen.
Sigiſmund, deſſen Sohn.
Aſtolf, Herzog von Moſkau, Neffe des Königs.
Eſtrella, des Königs Nichte.
Clotald, ein Großer des Reichs, Sigiſmunds Aufſeher.
Roſaura.
Clarin, Roſaurens Diener.
Erſter
Zweiter } Kämmerling.
Ein Diener.
Der Anführer eines Soldatenhaufens.
Mehrere Große und Hofbediente.
Soldaten und Gefolge.

Erſter Act.

Wilde Gegend, ringsum von Felſen umgeben.
Auf einer Seite ein Gebäude mit Ringmauern
und einem Thurme.
(Es wird Nacht.)

Erſte Scene.

Roſaura in männlicher Reiſekleidung. **Clarin.**

Clarin
(in die Scene rufend).

He, holla! du verwünſchtes Thier! — 'S iſt fort,
Als ob's der Wind davongetragen. —
Seht, ſeht! da iſt es wieder, — und nun dort! —
So ſtürz'! Und mög das Wetter dich erſchlagen,
Du Satan von 'nem Pferde!

Roſaura.

Laß es fliehn!
Nicht ſchlimmer iſt's, als was Aſtolf gethan,

So ſchlimm nicht einmal. Liebt' ich es, wie ihn?
Gelobt' es Treue mir? — Die Freiheit lockt es an:
Es flieht, und läßt im Unglück uns allein.

Clarin.

Ei, ſchönen Dank! Das mag wohl Sitte ſein
Bei großen Herrn; doch ſo ein Roß, verzeiht!
Wenns nicht zur Stange hält, das wird gebläut.

Roſaura.

Sei ſtill!

Clarin.

Nun gut! Doch Fräulein, gebt mir Kunde,
Was thun wir jetzt, zu Fuß, in dieſer Stunde?
Verirrt auf unwirthbaren Bergen,
Da ſchon die Sonn' ins Meer ſich will verbergen!

Roſaura.

Weiß ich es? Klag's dem Mißgeſchicke,
Das mich verfolgt. — Doch täuſchet meine Blicke
Kein leeres Truggeflimmer
Der Phantaſie, ſo ſeh' ich dort,
Beim zweifelhaften Schimmer
Der Dämm'rung ein Gebäude. —

Clarin.

Wahrhaftig, ja! O welche Freude!
'S iſt eine Schenke, auf mein Wort!
Ich weiß vor Luſt mich kaum zu faſſen.

Roſaura.

Ein roh Gebäu ſteckt zwiſchen Felſenmaſſen;
Kaum mag es ſich getrauen
Aus ſeiner Niedrigkeit zur Sonn' empor zu ſchauen,
Die jene Gipfel ſtolz begrüßen.
So formlos iſt's, daß es zu dieſer Berge Füßen,
Die, Rieſen gleich, ſich aus der Nacht erhoben,
Ein Klumpen ſcheint, herabgerollt von oben.

Clarin.

Rieſ' oder Zwerg! Laßt uns nur näher gehen;
Was hilft's, das Ding erſt lange zu beſehen?
Viel lieber ſäh' ich, was es an dem Orte
Zu eſſen gibt.

Roſaura.

Die Pforte
Steht offen — ha! ein Grabesſchlund
Gähnt ſo, — und läßt zu ſeinen Thoren
Die Nacht heraus, die drinnen ward geboren.
(Kettengeklirr im Thurme.)

Clarin.

Weh! hier iſt's nicht geheuer.

Roſaura.

Was iſt's!

Clarin.

Geklirr von Ketten!
Hört Ihr?

Roſaura.
Es dringt wie Eis und Feuer
Mir durch's Gebein.

Clarin.
Hier iſt nicht gut ſich betten.
Fort, Fräulein! fort! Laßt ſchnell uns gehn.

Sigismund (im Thurme).
Weh! weh mir Unglückſeligem!

Roſaura.
Horch! Horch! Welch' kläglich Stöhnen!
Mitleid ergreift mich bei den Trauertönen.

Clarin.
Mich packt es an mit Fieberſchauern.

Roſaura.
Clarin!

Clarin.
Gebieterin?

Roſaura.
Flieh'n wir die Mauern
Des Zauberthurms?

Clarin.
Ich liefe gern von dannen,
Doch ſelbſt zur Flucht kann ich mich nicht ermannen.

Roſaura.
Sieh! ſchimmert nicht von ferne
Ein dämmernd Licht, gleich einem bleichen Sterne

Aufflackernd mit ohnmächt'gem Beben,
Deß matter Schein nur jenes Dunkels Dichte
Noch dunkler macht mit zweifelhaftem Lichte?

Clarin.

Das Haar am Scheitel fühl' ich aufwärts ſtreben
Seht doch nicht hin!

Roſaura.

So iſt's, und bei dem Brennen
Des Lichtes läßt ein Kerker ſich erkennen,
Von düſtrer Tiefe, zu vergleichen
Schier einem Grabe von lebend'gen Leichen, —
Und — jeder Blick enthüllet neue Schrecken —
Ein Mann liegt drinn, den rauhe Felle decken,
In Ketten feſt geſchloſſen,
Von jenes Lichtes trübem Schein umfloſſen. —
Sieh, ſieh! Nun ſteht er auf. Er wendet ſich hierher —
Entfliehen können wir nicht mehr:
So hören wir, was er wird ſagen.
(Sie ziehen ſich etwas zurück.)

Zweite Scene.

Vorige. Sigismund tritt aus dem Thurme, in Feſſeln und mit Fellen bekleidet.

Sigismund.

Weh mir! Wie bin ich zu beklagen!
O Himmel! Deine Hand liegt ſchwer auf mir!

So laß mich Kunde doch erlangen,
Welch ein Verbrechen ich an Dir
Durch die Geburt einſt ſchon begangen;
Denn keines andern bin ich mir bewußt.
Beſtrafeſt du am Menſchen nur ſo hart
Die große Schuld, daß er geboren ward?
Wird Alles doch, was iſt, geboren,
Und freut des Lebens ſich in reger Luſt.
Zum Leiden bin nur ich erkoren! —“
Der Vogel wird belebt im Ei, und kaum
Bricht er hervor, die buntgeſchmückten Glieder
Bedecket noch ein weicher Flaum,
So hebt er prüfend ſein Gefieder,
Und kühn, im weiten Himmelsraum,
Streift er dahin mit raſchen Flügen;
Nicht kümmert ihn auf ſeinen frohen Zügen,
Ob ihm des Neſtes Ruhe fehle;
Und ich, begabt mit einer größern Seele,
Ich ſoll mich in den Druck der Kette fügen?
Das Raubthier wird geboren, und wie nur
Des Unthiers Fell die ſchönen Flecken,
Gleich einem Sternenbild bedecken,
Verfolgt es ſeines Raubes Spur
Durch Feld und Wald, auf wilden Zügen
Sucht es in Grauſamkeit Vergnügen,
Und nimmer bändigt es ein Zwang:
Und ich bei ungleich edlerm Drang,
Soll zahm mich unterm Arm des Treibers ſchmiegen?

Der Fiſch, aus Laich und Schlamm entſproſſen,
Treibt in der Flut, ein Kahn mit Floſſen;
Faſt kann ihm die Unendlichkeit nicht gnügen,
Die ihm das Meer in ſeinen Räumen weiſt,
Und ich, beſeelt mit einem freiern Geiſt,
Soll in des Kerkers engen Raum mich fügen? —
Frei ſtrömt das Waſſer aus den Klüften,
Es ziehen frei die Wolken in den Lüften,
Und aus der Erde dunklem Schacht
Bricht, ſeiner Bande los, des Feuers Macht.
Nur der Vulkan, der in mir tobt mit furchtbar'n Schmerzen,
Der ſoll verglühn, tief in dem eignen Herzen;
Und dieß Geſetz der höchſten Milde,
Das Gott dem Vogel gab, dem Fiſch, dem Wilde,
Ja ſelbſt den blinden Kräften der Natur,
Des freien Wirkens göttlich Recht,
Entriſſen iſt's dem Menſchen nur;
Frei iſt, was athmet, ich nur bin ein Knecht.

Roſaura.

Unglücklicher! Wohl haſt du Recht zu klagen!

Sigismund.

Wer ſpricht? Wer darf hieher ſich wagen?
Iſt es Clotald?

Clarin (zu Roſaura).

Ich bitt' Euch, ſagt doch ja!

Roſaura.

Ein Unglückſeliger, wie Du, iſt da,
Der ſeine Klagen miſchet mit den Deinen.

Sigismund.

So magſt Du Deinen Tod beweinen.
Nicht leben darf, wer meinen Kummer ſah.
Darum will ich mit dieſen nerv'gen Armen,
Verwegner! Dich zerreißen, ohn' Erbarmen.
(Er faßt ſie an.)

Clarin
(entflieht gegen den Thurm mit Zeichen des Schreckens).

Roſaura (knieend).

Biſt Du ein Menſch, ſo laß Dich Mitleid rühren.

Sigismund
(nach einer Pauſe).

Dein ſanfter Ton dringt mild in meine Bruſt,
Ich ſehe Dich mit nie gefühlter Luſt;
Ein Zauber ſcheint mich plötzlich zu berühren.
(Er hebt ſie auf.)
Wer biſt Du? Sprich! So wenig kenn' ich von der Welt,
Daß dieſer Thurm, der mich gefangen hält,
Mir Wieg' und Grab iſt, und die grauſe Noth
Der Wildniß, wo lebendig todt
Mein Daſein ich verſchmachte,
Das iſt, was als das Leben ich betrachte.

Roſaura.

Du Armer! Schlimmer iſt dies Leben, als der Tod.

Sigismund.

Nie ſah und ſprach ich, bis zu dieſer Stunde,
Mehr als den Einen, der von Kind auf mich bewachte,
Und mir aus Mitleid ein'ge Kunde
Von Erd' und Himmel gab. So magſt Du wohl mit Grunde
Ein Thier mich unter Menſchen nennen.
Zwar lernt' ich, elend wie ich war,
Der Staatskunſt Regeln in der Republik
Der Bienen und im Reich des Wildes kennen,
Und zu den Sternen hob ich meinen Blick,
Und lernte ihre Namen nennen;
Doch nichts, was ich vor dieſem Tage ſah,
Vermochte je zu mildern meinen Schmerz:
Dein Anſchau'n nur erleichtert mir das Herz;
Ich bin verſucht aus Deinen holden Augen
Ein ſüß Vergeſſen meiner ſelbſt zu ſaugen.

Roſaura.

Erſtaunt, betroffen, Dich zu ſehen,
Und zu vernehmen Deine Klagen,
Vermag ich kaum ein Wort zu ſagen.
Dieß fühl' ich: mir iſt Heil geſchehen,
Da mich des Himmels milde Hand
Hieher geführt, wo ich ein Leiden fand,
Noch größer als das meine.

Sigismund.

Biſt Du der Freiheit denn, wie ich, beraubt?
Kein and'res Elend kenn' ich auf der Erde.

Roſaura.

Gebeugt von Kummer und Beſchwerde,
Hab ich mein Leid, wie keines, groß geglaubt;
Doch kleiner däucht mich's, ſeh' ich nun das Deine.
Darum, wenn die Geſchichte meines Unglücks
Vielleicht auch Dir Erleicht'rung ſchaffen könnte,
So höre ſie: Ich bin —

Clotald (im Thurme).

Ihr Wächter dieſes Thurms,
Die ihr feigherzig, oder ſchlafend
Zwei Menſchen Eintritt hier geſtattet —

Clarin (hervorſtürzend).

O weh! Nun iſt's vorbei! Fort, laßt uns fliehen!

Roſaura.

Was iſt's? Wer ruft?

Sigismund.

Clotald, mein Wächter, naht.
Fluch dem Tyrannen!

Clotald.

Kommt herbei, und ſchnell
Ergreift ſie, oder macht ſie nieder, eh'
Vertheidigung ſie finden.

Soldaten (im Thurme).

Hochverrath!

Clarin.

Fort! Hört Ihr nicht? Sie wollen uns an's Leben.

Sigismund (zu Roſaura).

Nein, faſſe Muth! Bei Gott! ich ſchütze Dich!

Dritte Scene.

Vorige. Clotald tritt auf, mit gezogenem Schwerte, von **Soldaten** begleitet, alle mit verhüllten Geſichtern, ihre Wurfspiesse auf **Roſaura** und **Clarin** gerichtet.

Clotald

(im Auftreten zu den Soldaten).

Verhüllet wohl euch die Geſichter; denn
Vor allem Noth iſt's, daß man Euch nicht kennt.

Clarin.

Seht nur die gräulichen Geſichter! Uh!

Clotald

(zu Roſauren und Clarin).

Ihr, die Ihr unerfahren dieſes Orts
Verbot'ne Grenz' und Marken übertreten,
Und eingedrungen wider das Geſetz
In dieſer Felsnacht Wunder: übergebt

Schnell Wehr' und Leben; oder Augenblicks
Soll zehnfacher Tod von unſern Spießen
Auf ewig Aug' und Lippen Euch verſchließen.

Sigismund.

Eh' Du Tyrann, es wagſt, ſie anzutaſten,
Will ich mein Leben in den Banden laſſen.
Bei Gott! gefeſſelt will ich mit den Händen,
Ja mit den Zähnen ſelber mich zerfleiſchen,
In dieſem Felſengrabe will ich ſterben,
Eh' ihre Schmach ich duld' und ihr Verderben!

Clotald.

Erkennſt Du, Sigismund, welch Unglück Dich
Betraf, da nach des Himmels ſtrengem Schluß
Du eher ſtarbſt, als Du geboren warſt;
Weißt Du, daß dieß Gefängniß Deiner Wildheit
Ein Zügel iſt, und eine feſte Schranke,
Zu hemmen Deines Hochmuths Raſerei,
Wozu die eitle Wuth?
(Zur Wache.)
Führt ihn zurück
In ſeinen Kerker, und verſchließt das Thor.

Sigismund
(indem er abgeführt wird).

O Himmel! Schlau haſt dieſe Ketten du
Mir aufgeſchmiedet; wär' ich frei, ich würde
Gleich den Giganten Berg' auf Berge thürmen,
Um dich in deiner ſtolzen Höhe zu beſtürmen,

Und dieſes Rund, woran die Sterne ſchimmern,
Ja deine Sonne ſelbſt rachdürſtend zu zertrümmern!

Clotald.

Der Wille zeigt's, Dir widerfährt Dein Recht:
Wer frei nicht ſein kann, der nur iſt ein Knecht.
(Man bringt Sigismund in den Thurm und verſchließt das Thor.)

Vierte Scene.

Clotald. Roſaura. Clarin. Soldaten.

Roſaura (zu Clotald).

Verſchonet, Herr, mein Leben. Nicht mit Stolz,
Mit ſanfter Bitte mahn' ich Euch, zu thun,
Was eines edlen Mannes würdig iſt.

Clotald.

He! Wache!

Soldaten.

Herr!

Clotald.

Entwaffnet Beide, und
Verhüllt ihr Angeſicht, daß ſie nicht ſehn,
Wohin, und wie man ſie von dannen führt.

Roſaura (zu Clotald).

Nehmt meinen Degen! Euch allein kann ich
Ihn überlaſſen, der von dieſen Allen mir

Der Erſte ſcheint. Nicht minderm Anſehn gibt
Mein Schwert ſich unterthan.

Clarin.

Das meine gibt
Sich unbeſchadet auch dem Schlecht'ſten. Da!
(Er gibt ſeinen Degen einem Soldaten.)

Roſaura.

Und muß ich ſterben, bleibe, mein zu denken,
Euch dieſes Pfand, nicht klein zu achten, Herr!
Um deſſen willen, der es ehmals trug.
Es zu bewahren ſei Euch heil'ge Pflicht;
Denn kenn' ich gleich nicht ſeinen ganzen Werth,
So ahn' ich doch, daß dieſe goldne Waffe
Ein groß Geheimniß in ſich ſchließt, dem auch
Allein vertrauend, ich nach Polen kam,
Die Schmach zu rächen, die ich einſt erlitt.

Clotald
(den Degen betrachtend, für ſich).

Was ſeh' ich? Darf ich meinen Augen trauen?
Iſt's Furcht, iſt's Freude, was mich übermannt?
Dieß Schwert — nicht möglich ſcheint's, und doch —
(Zu Roſaura.)
Sag' an,
Wer gab Dir dieſes Schwert?

Roſaura.

Ein Weib.

Clotald.

Ihr Name?

Roſaura.

Nicht verrathen darf ich ihn.

Clotald.

Doch woher ahneſt Du Geheimes in dem Schwerte?

Roſaura.

Die mir's gegeben, ſprach: nach Polen geh'
Und ſuche dort den Edelſten zu nah'n
Mit dieſer Wehr: gewiß wird ihrer Einer
Dir Gunſt und Schutz verleihen, lebt er noch.

Clotald (für ſich).

Allmächt'ger Gott! Iſt's Täuſchung, iſt es Wahrheit?
Dieß Schwert iſt's, das ich Violanten einſt
Zurück, in ſtillbeglückter Stunde ließ,
Zum Zeichen, daß, wer's immer trüge,
Mich jener ſchönen Stunden eingedenk,
Und hilfreich, wie den Vater, finden ſollte. —
Es iſt mein Sohn! Die Zeichen ſagen's; auch
Verräth es mir mein Herz, denn, ihm entgegen
Sich drängend, klopft es an die Bruſt, und ſucht
Durch Thränen einen Ausgang ſich zu bahnen. —

Roſaura.

Ihr ſcheint gerührt. Was iſt's, das Euch bewegt?

Clotald.

Still, Knabe! (Für ſich.) Was beginn ich nun?
Zum König
Ihn führen, heißt geleiten ihn zum Tode.
(Laut.) Und kann ich es vermeiden? Muß ich nicht?
Sprich, kannteſt Du nicht das Geſetz, das Tod
Dem drohet, der ſich dieſem Umkreis naht?

Roſaura.

Ich kannt' es nicht. — Doch Herr! ſprich, nimmſt
Du Theil
An mir? — Du wendeſt Dich hinweg?

Clotald (für ſich).

Unſeliges
Geſchenk! Was ich zum Schutz ihm ließ, empfang' ich
Als Todesgabe nun von ihm zurück. —
Ein treuer Lehensmann führ' ich ihn jetzt
Zum König: ob vielleicht mir der Monarch
Sein Leben ſchenkt, für langer Jahre Dienſt;
Wo nicht, ſo ſterb' er und erfahre nie,
Daß es ſein Vater war, der ihn verdarb.
(Laut.) Folgt mir, Unglücklicher, und fürchtet nicht,
Daß Eurer Noth es an Genoſſen mangle;
Denn ich, verworren in mir ſelbſt, weiß kaum,
Ob größ'res Unglück Euch, ob mich es traf.

(Alle gehen ab.)

Fünfte Scene.

Grosser Saal im königlichen Pallast. Im Vordergrund ist ein Thron errichtet. Kriegerische Musik. Von der einen Seite erscheint **Aſtolf** mit Soldaten, von der andern **Eſtrella** mit ihren Damen.

Aſtolf (Eſtrella begrüßend).

Der Schönheit neigen ſich die kriegeriſchen Fahnen,
Sie tritt in ihre Mitte ſiegbewußt;
Wo ſie erſcheint da ebnen ſich die Bahnen,
Dem Kampfe folgt des Friedens heit're Luſt.
Euch grüßen wir mit dieſen Siegestönen,
Eſtrella, Euch, die Königin der Schönen.

Eſtrella.

Mit Schmeichelworten, Prinz, denkt Ihr mich zu bethören;
Doch übel ſtimmt die Rede zu der That.
Spart Eure Kunſt, Aſtolf! Uns täuſcht nicht, was wir hören,
Denn was wir ſehn, zeigt deutlich den Verrath.
In ſtolzem Kriegeszug naht Ihr Euch dieſem Throne
Und bald beſteigt Ihr ihn, dem beſſern Recht zum Hohne.

Aſtolf.

Prinzeſſin, ungerecht und falſch iſt der Verdacht,
Fremd meinem Willen, ſo wie meiner Ehre,

Den gegen mich die Bosheit angefacht;
Darum vergönnt, daß ich mich ganz erkläre.

Eſtrella.

So ſprecht.

Aſtolf.

Die Krone Polens fiel,
Ihr wißt es, Fürſtin, nach dem Sterben
Euſtorg's, deß Stamms und Namens Erben
Wir Beide ſind, an ſeinen Sohn Baſil,
Den Bruder unſrer Mütter. Größern Ruhm,
An Weisheit und an Heldenthum,
Erwarb kein König noch in dieſem Lande,
Als unſer edle Ohm. Doch nah' am Rande
Des Grabes fühlt er ſeine Kraft ermatten,
Und ſeine Größe neigt ſich zu den Schatten.
Der Wiſſenſchaft in ſeinem ganzen Leben
Mehr, als den Frauen und der Lieb', ergeben,
Bekannt iſt's, hinterläßt er keinen Sohn;
Wir Beide ſind es, die auf ſeinen Thron
Faſt gleichen Anſpruch nun erheben.

Eſtrella.

Nicht eben gleichen, wenn ich's ſagen kann.

Aſtolf.

Verzeiht! Ihr rühmet Euch der ältern Schweſter Kind;
Der jüngern ich nur: doch gewinnt
Vielleicht den Vorzug hier der Mann.

Eſtrella.

Der Mann! So zeigt Ihr doch, wie Ihr geſinnt.

Aſtolf.

Erlaubt mir! Eure Rechte und die meinen,
Wir legten Beide ſie dem Oheim vor.
Er iſt es, der, bedacht uns zu vereinen,
Mit weiſer Vorſicht dieſen Tag erkor,
An welchem wir vor ihm erſcheinen.
Von Moskau eilt' ich ſeinem Wunſch entgegen;
Und bin nun hier, mit dem Verlangen,
Nicht, Fürſtin, Krieg Euch zu erregen,
Nein, ihn von Euern Reizen zu empfangen.

Eſtrella.

Ihr ſchmeichelt, Prinz!

Aſtolf.

Ich rede wahr!
Des Herzens Huldigung bring' ich Euch dar:
Der Wunſch des Volkes iſt es, und der meine,
Daß mit Aſtolf Eſtrella ſich vereine.
Empfangt des Reiches, wie der Liebe Krone,
Und, wie in mir, ſo herrſcht auf dieſem Throne.

Eſtrella.

So edlem Werben, Prinz, darf ich nicht widerſtreben.
Vernehmt denn, daß ich ſelber dieſen Thron
Nur wünſche, um ihn Euch zu übergeben. —

Doch möcht' ich Undank mir nicht einſt zum Lohn,
Euch in der Zukunft Reue nicht bereiten;
Gern möcht' ich glauben, daß Ihr's redlich meint:
Allein, verzeiht! mit Euren Schwüren ſcheint
Dieß Bild an Eurer Bruſt zu ſtreiten.

Adolf.

Genüge ſoll Euch, hoff' ich, ganz geſchehn.
Doch ſchon ſieht man die Fahnen ringsum wehn,
Und höret der Trompeten Ruf erſchallen,
Weil ſich der König naht mit ſeines Reichs Vaſallen.

Sechſte Scene.

Kriegsmarſch. Der König tritt auf mit Gefolge.

Vorige. Der Zug umgeht das Theater, und hält an dem Throne, welchen der König beſteigt. Eine kurze Stille, dann nähern ſich Adolf und Eſtrella dem Throne.

Eſtrella.

Ruhmwürd'ger König!

Adolf.

Erlauchter Ohm und Herr!

Eſtrella.

Vergönne, daß wir Deinem Thron uns nahen —

Aſtolf.
Und Deine Kniee ehrfurchtsvoll umfahen.

König (ſie aufhebend).
Umarmt mich, Kinder! und empfangt den Dank,
Für Euern pflichtergeb'nen, treuen Sinn,
Zu dem Vertrauen, das ich nun Euch zeige.
Und ſo, da mich der ſchwere Druck der Jahre
Ermahnt, des Lebens Rechnung abzuſchließen,
Vernehmet ſchweigend, was ich jetzt Euch offenbare. —
(Er ſetzt ſich auf den Thron. Aſtolf und Eſtrella etwas niedriger unter ihm.)
Kund iſt Euch, werthe Schweſterkinder, und
Euch, Vettern, Freunde, treue Lehensdiener,
Daß ich den Ruf und Namen eines Weiſen
Vor allem ſtets geachtet auf der Erde,
Und daß ich jener hohen Wiſſenſchaft
Mich zugewandt, die uns des Lebens Irrſal
Verſtehen lehrt im Lauf der ew'gen Sterne.
Untrüglich ſcheint die Kunſt, und wem ſie eigen,
Dem iſt das Buch des Schickſals aufgethan,
Worin des Menſchen Thun und Leiden, Gutes
Sowohl als Schlimmes, aufgezeichnet ſteht
Mit Demantſchrift auf Blättern von Azur.
Unſelig Wiſſen, trauervolle Kunſt!
Wenn ſie uns kennen lehrt den eignen Unſtern,
Den keine Macht der Erde weiß zu wenden! —
Nun höret! Clorilene, meine Gattin,
Ward Mutter eines Sohnes,

Bei deß Geburt an Wunderzeichen ſich
Der Himmel zu erſchöpfen ſchien.
(Bewegungen am Thron und unterm Volke.)

König
(winkt, eine kurze Stille).

Noch eh'
An's Licht er trat aus dem lebend'gen Grab
Des Leibes, ſah unzählig oft die Mutter,
In ihrer Träume dunklen Phantaſien,
Ein Ungeheuer menſchlicher Geſtalt
Mit wilder Kühnheit ihren Schooß durchbrechen,
Und, gleich der Viper, mit der Mutter Blut
Gefärbt, den Tod ihr bringen. Und dieß war
Des Kindes Horoſkop: Bluttriefend trat
Die Sonne mit dem Mond in grimmen Kampf;
Getrennt durch unſern Erdball ſtritten graun'voll
Die zwei Geſtirne mit der vollen Kraft
Des Lichtes. Keine größere Verfinſt'rung
Hat je die Sonn' erlitten. Flammen ſtrömten
Hernieder auf die Erde, die Gebäud'
Erbebten, düſtre Nacht umfing den Himmel,
Die Wolken goſſen Stein' aus ihrem Schooß,
Und blutig ſahe man die Ströme fließen.
Und während ſo die Sonn' in grauſen Krämpfen,
Im Wahnſinnsfieber lag,
Ward Sigismund — dieß war des Kindes Name —
Geboren, der, zum Zeichen ſeines Sinns,
Die Mutter tödtete in der Geburt, —

Wie ihr's der Geiſt gezeigt in ihren Träumen; —
Als wollt' er ſagen durch die That des Grimms:
Ich bin ein Menſch, deßhalb für Gutes
Beginn' ich Böſes zu vergelten.
(Pauſe.)

Aſtolf
(macht eine Bewegung, um zu reden).

König (winkt wieder).
Die Wiſſenſchaft befragend, ſah ich klar,
Es ſei in Sigismund der Sterblichen
Verwegenſter, der grauſamſte der Fürſten
Erſchienen, und ſein Reich werd' einſt durch ihn
Uneins, zerriſſen von Parteien,
Furchtbarer Gräuel Schauplatz werden; ja
Von Wuth getrieben, werd' er ſeinen Fuß
Auf mich ſelbſt ſetzen, und ich werde mich —
Schamvoller Anblick! — überwunden, vor
Ihm knieen ſehn, mit meines Hauptes Haaren
Zum Teppich ſeinen Füßen dienend. —
(Stärkere Bewegungen unter den Umſtehenden.)
(König erhebt ſich.) Hört! —
Ich alſo, trauend den prophet'ſchen Zeichen,
Beſchloß, das kaum geborne Ungeheuer
Feſt einzuſchließen, um zu ſehen, ob
Die Klugheit nicht den Sternen mag gebieten.
Es ward verbreitet, todtgeboren ſei
Der Prinz. Aus Vorſicht war ſchon früher, dort

In des Gebirges Klüften, jener Thurm
Errichtet, der des Landes Wunder iſt.
Ein ſtreng Geſetz — Ihr kennt es, — unterſagt
Bei Todesſtrafe Jedem, des Gebirgs
Rings abgeſchloſſne Gegend zu betreten.
Dort lebet Sigismund ſein traurig Leben,
Arm, einſam, elend, in des Kerkers Tiefen,
Wo Keiner, als Clotald, ihn jemals ſprach,
Noch ſah. Der iſt's, der ihn in Wiſſenſchaften
Und in des Glaubens Lehren unterrichtet;
Denn keinen Zeugen hatte ſonſt ſein Elend.
(Allgemeine Stille. — Der König ſetzt ſich wieder).

Aſtolf.

Mein König, dieſe wunderwürdige
Geſchichte —

König.

Unterbrecht mich nicht!
Vernommen habt Ihr, was geſchah, und was,
Zur Sicherheit des Reichs und meiner ſelbſt,
Vor langer Zeit ich that. Nun läugn' ich nicht,
Es haben ſchwere Zweifel ſich in mir
Erhoben: ob nach Pflicht und Liebe auch
Ich meinem Blut das Recht entwenden durfte,
Das Gottes und der Menſchen Satzungen
Ihm gaben; denn, da kein Geſetz gebietet,
Daß, Andere vor Tyrannei zu ſchützen,
Ich ſelbſt Tyrann ſei, — wie an meinem Sohn

Ich's wirklich war, — ſo fürcht' ich, Frevel
Verübt zu haben, bloß aus Furcht vor Freveln.
Und ein Gedanke, den ich nie gedacht,
Hat wunderbar die Seele mir ergriffen:
Ob ich den Zeichen nicht zu viel vertraut?
Denn ob den Menſchen gleich ſein inn'rer Hang
Hinziehet zum Verderben, ſo vermag
Er doch zu widerſtehn; weil die Gelüſte
In uns, und über uns die Sterne, zwar
Den Willen lenken, doch ihn nicht bezwingen.
Alſo nun denkend, hab' ein Mittel ich
Erſonnen, der Geſtirne Rath zu prüfen
Und meines Sohnes tiefinnerſtes Gemüth.
Am nächſten Morgen ſoll Prinz Sigismund
In dieſer königlichen Burg ſich finden,
Umgeben von des Thrones Glanz und Macht
Beſitz ſoll er von meinem Zepter nehmen,
Und Euch gebieten, frei nach ſeinem Willen.
In tiefer Demuth ſoll ihm Jeder nah'n,
Als ſeinem Herrn und angebornen Fürſten.
Zeigt Sigismund ſich klug, gerecht und milde,
Und ſtraft er ſo die Prophezeiung Lügen,
Die ſolche Gräuelthaten Schuld ihm gab:
Dann ſollt Ihr Euren angeſtammten König
In ihm beſitzen, der ein Höfling war
Des Berges, und ein Nachbar wilder Thiere.
Doch wenn er ſtolz, verwegen, eigenwillig,
Dem Trieb zum Böſen Bahn und Zügel gibt:

Dann werd' ich ſchnell das Zepter ihm entwinden,
Und ihn zurück in ſeinen Kerker ſenden;
Nicht grauſam, weiſe war ſein Schickſal dann.
Und Euch, Vaſallen, werd' ich and're Herrſcher
Sofort verleih'n, des Thrones würdiger, —
Hier meine Schweſterkinder, die, wenn erſt
Ihr Recht vereint iſt durch der Ehe Band,
Ihr Lohn erwartet aus des Königs Hand.
(Er ſteht auf.)

Aſtolf.
Wenn mir die Antwort ziemt — und Keines Recht
Und Vortheil iſt hierin, wie mein's, verflochten, —
So forder' ich im Namen dieſer Aller,
Daß Sigismund erſcheine, Herr; Genug,
Daß er Dein Sohn iſt, und wir nun ihn kennen.

Eſtrella.
So denk' auch ich, und meinen Wunſch vereine
Ich mit des Herzogs Meinung.

Ein Großer.
So auch ich!

Ein Anderer.
Und ich!

Ein Dritter.
Wir Alle! Gib ihn uns zum König!

Das Volk.
Zum König, ja! Gib unſern Prinzen uns zurück.

König.

Mit Dank erkenn' ich Eure gute Meinung,
Vaſallen! Was ich ſelbſt gewünſcht, verlangt
Ihr nur. — Den Prinzen ſollt Ihr morgen ſehn.
Ihr ſeid entlaſſen. Führt dieß hohe Paar
In den Pallaſt.

Alle.

Heil! Heil Dir, großer König!

(Der Hof entfernt ſich mit Eſtrella und Aſtolf. Indeſſen iſt Clotald mit Roſauren und Clarin hereingetreten. Roſaura erkennt Aſtolfen, da er an ihr vorbeigeht, und verräth ihre Beſtürzung. Der König bleibt mit einem kleinen Gefolge.)

Siebente Scene.

Der König. Clotald. Roſaura. Clarin. Gefolge.

Clotald (zum König).

Darf ich Dir nahen?

König.

Ah, Clotald! Sei mir
Willkommen, wie Du's immer biſt.

Clotald.

Wenn ſonſt
Für treuen Dienſt ich Gnade vor Dir fand,
So laß, o Herr! ſie heute mich erfahren.

König.

Was iſt geſchehn?

Clotald.

Ein Unglück, hoher Herr.
Das, wenn Du Gnade übſt, in Freude ſchnell
Sich mir verwandeln wird.

König.

Sprich!

Clotald.

Dieſer Jüngling
Hat unvorſicht'gen Muth's ſich jenem Thurm
Genähert, und den Prinzen dort erblickt.
Nun iſt —

König.

Getroſt, Clotald! Zu andrer Zeit
Möcht' dieſer kecke Muth ihm Unheil bringen.
Doch was er ſah, iſt kein Geheimniß mehr;
Ich ſelber hab' es heute kund gegeben.
Mehr ſollſt Du dann ſogleich erfahren, Freund,
Denn ich bedarf vor Allem Deiner Treu'
Und Klugheit jetzt, zu dem, was ich beſchloß.
Die Fremden hier, — auf daß der Sorg' um ſie
Du bald enthoben ſeiſt, — ſie ſind begnadigt.
(Er geht ab mit dem Gefolge.)

Clotald.

Heil, großer König, Dir, wie nun, ſo immer.

Achte Scene.

Vorige, ohne den König.

Clotald (für ſich).

Dank dem Geſchick! Er iſt gerettet, doch
Daß er mein Sohn iſt, darf er noch nicht wiſſen.
Weiß ich doch nicht, ob er's zu ſein verdient.
Von einem Schimpf nannt' er ſich ſelbſt befleckt.
(Laut.) Ihr Fremdlinge, nun, Ihr ſeid frei.

Roſaura.

Das Leben
Erhieltſt Du mir; Dir weih' ich es fortan.

Clotald.

Mit nichten iſt, was ich Dir gab, ein Leben.
Ein edler Mann lebt nicht, iſt er beſchimpft.
Kamſt Du hieher, wie Du mir ſelbſt berichtet,
Zu rächen eine Schmach, die Du erlitten,
So ſage nicht, Du lebſt; ein ehrlos Leben
Iſt keines. (Für ſich.) Zeigen muß ſich jetzt ſein Muth.

Roſaura.

Die Rache, Herr, ſoll meiner Ehre Glanz
So ſtrahlend bald auf's neu erhöhen, daß
Dieß Leben darf als Deine Gab' erſcheinen.

Clotald
(ihr den Degen zurück gebend).
Nicht unwerth ſcheinſt Du ritterlichen Schmucks.
Nimm denn den Degen wieder, den Du trugſt;
Wohl weiß ich, daß er genüget, Dich zu rächen.

Roſaura.
Aus würd'ger Hand empfang ich ihn zurück
Und auf ihn ſchwör' ich Rache nun, wär' auch
Der mich beſchimpft, noch mächt'ger als er iſt.

Clotald.
So mächtig iſt er?

Roſaura.
Mächt'ger, als ich wage
Dir zu geſtehn, aus Furcht, es möchte ſchnell
Mir Deine Gunſt in Unmuth ſich verkehren.

Clotald.
Wer es auch ſei, ich will es, nenn' ihn mir.

Roſaura.
Vernimm denn: kein Geringrer, als Aſtolf,
Der Fürſt von Moskau, iſt mein Feind.

Clotald (für ſich).
Weh mir!
Noch ſchlimmer iſt es, als was ich beſorgt.
Die Schmach iſt ſicher, doch die Rache nicht.
(Laut.) Biſt Du ein Moskovite von Geburt,

So war's Dein Fürſt, der kann Dich nicht beſchimpfen.
Kehr' heim ins Vaterland, und unterdrücke
Die Rachbegier, die Du nicht ſätt'gen darfſt.

Roſaura.

Wiewohl mein Fürſt, konnt' er mich doch beſchimpfen.

Clotald.

Nein, ſag' ich, hätt' er auch — entſetzlich iſt's! —
Dein Angeſicht mit frecher Hand berührt.

Roſaura.

Noch größre Schmach hab' ich durch ihn erduldet.

Clotald.

Sag an, was iſt's? Nichts Aergers kannſt Du ſagen,
Als ich befürchte.

Roſaura.

Sagen möchte ich's;
Doch ſo voll Ehrfurcht blick' ich auf zu Dir,
So innig rühret mich Dein milder Ernſt,
Daß ich erröthe Dir zu ſagen: Dieß
Gewand, das mich umhüllt, es ſei ein Räthſel,
Dem fremde, der es trägt. Nun richte, Herr!
Wenn ich nicht, was ich ſcheine, bin, und wenn
Aſtolf Eſtrellen ſich vermählet? ob
Er mich beleid'gen kann? — Genug verrieth ich.

(Ab mit Clarin.)

Neunte Scene.

Clotald allein.

O höre! warte doch! verweile! — Fort
Iſt ſie, und zweifelnd ſteh ich, ob's ein Wahn,
Ob Wahrheit ſei, was ich vernommen habe.
Unſelig Irrgewinde des Geſchicks,
Wie haſt Du ſchlau umſtrickend mich gelähmt!
Tief bin an Ehr' und Leben ich gekränkt,
Ein Mächt'ger iſt's, ein Fürſt, der uns beſchimpft;
Ich bin Vaſall, und, o! ſie iſt ein Weib!
Zeig einen Weg mir, Himmel, wenn Du kannſt!
Was ich an Violanten ſelbſt verbrach,
Es rächt an mir ſich durch der Tochter Schmach.
Des Böſen Samen muß zur Frucht einſt werden,
Und keine Schuld bleibt ungeſtraft auf Erden!
(Geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Saal im Königlichen Pallaſt.

Erſte Scene.

Der König und Clotald treten auf.

Clotald.

Wie Du befahlſt, ward Alles ausgerichtet.

König.

Erzähle mir, Clotald, wie es geſchah.

Clotald.

Mit jenem Schlummertrank, den ihm zu reichen
Du mir gebotſt, trat ich in Sigismund's Kerker,
Und unterhielt, wie ich gewohnt bin, mich
Mit ihm von der Natur und ihren Wundern,
Die in der Einſamkeit er kennen lernte.
Um ſeinen Geiſt auf Deinen großen Plan
Vorzubereiten, lenkt' ich das Geſpräch

Auf einen Gegenſtand, der ihm gemäß:
Den hohen Sinn des königlichen Adlers,
Der ſtolz, des Windes niedre Bahn verſchmähend,
Sich aufſchwingt mit gewalt'gem Flügelſchlag,
Ein Blitz von Federn, zu des Feuers Sphären.
Und preiſend ſeinen kühnen Flug, bemerkt' ich:
„In Wahrheit ſei er aller Vögel Herrſcher,
Drum ſei es recht, daß Alle auch ihm dienen.“
Mehr braucht es nicht, den Ehrgeiz Sigismund's
Schnell aufzuregen; denn es treibt gewaltſam
Zu allen großen Dingen ihn ſein Blut;
Und alſo ſprach er: „Gibt's im Reich der Luft
Auch Weſen, die ſich andern unterwerfen
Aus eigner Wahl? So bin ich edler dann,
Denn nur der Zwang macht Sigismund zum
Knechte.“
Da ſo entflammt ich nun ihn ſah, bot ich
Ihm jenen Trank, und kaum daß er getrunken,
Umfing in tiefer Schlaf, gleich dem des Todes.
So ward Dein Sohn hieher gebracht, und in
Dein königliches Bett, wo ihn die Hoheit
Und Pracht des Thrones umgibt, wie du befahlſt.

König.

Klug haſt Du es vollführt, wie ich's gewünſcht.
Nun höre, was ich ſinne. Herrſchen ſoll
Mein Sohn, wenn er den wilden Trieb bezwingt.
Doch zeigt er grauſam ſich und als Tyrann,

So ſend' ich ihn zurück in ſeinen Kerker.
Und daß er nicht ſich der Verzweiflung ganz
Ergebe, wenn er nun auf's neue ſich
In Ketten ſieht, der Hoheit und des Glücks
Beraubt, die ihn umgaben, ſoll er glauben,
Ein Traum nur ſei's, was er hier ſah und hörte;
Daß er geträumt, mag er ſich tröſtend ſagen,
Und nicht mit Unrecht wird er alſo denken;
Denn dieſes Leben ſelbſt, Clotald, iſt Traum.

Clotald.

Ein unwillkürlich Grau'n befällt mich, Herr!
Gefährlich ſcheint mir, was Du unternommen;
Doch keinen Ausweg ſeh' ich mehr, und Alles
Verkündigt ſchon, es ſei der Prinz erwacht
Und werde gleich uns nah'n.

König.

Ich meid ihn noch.
Zuerſt tritt Du, ſein Führer, ihm entgegen,
Ihn zu befrei'n von aller der Verwirrung,
Die ſeinen Sinn umdämmert, durch das Licht
Der Wahrheit.

Clotald.

Alſo willſt Du, daß ich treu
Ihm Alles ſage?

König.

Ja, die Wahrheit nur
Kann ſein Gemüth uns völlig offenbaren.
(Geht ab.)

Zweite Scene.

Clotald, hernach Clarin.

Clotald (allein).

Du guter König! nur wer *immer* that
Was Recht iſt, kann in Allem wahrhaft ſein.
Vom Argen führt kein durchaus grader Weg
Zurück zum Guten. — So muß *ich* mein Kind,
Weil ich's verläugnet, auch noch jetzt der Welt
Und ſich verbergen, wenn ich's retten will. —
Doch wie? Iſt das Clarin, ihr Diener, nicht?
Was gibt es, Freund?

Clarin (tritt auf).

Ein Mädchen gibt's nun wieder
Statt eines jungen Herrn. Mein Ritter hat
Den Degen abgelegt, und geht gar zierlich
Einher in Frauenkleidern.

Clotald.

So befahl
Ich ihr zu thun.

Clarin.

Ganz wohl! Doch Eure Nichte
Aſträa, wie Ihr nun mein Fräulein nennt,
Iſt zwar kein Herr, doch eine große Dame
Zu dieſer Friſt, und an Eſtrellens Hof
Bewirthet und verehrt wie eine Fürſtin.
Aber, was iſt Clarin? Um den fragt Niemand,
Nicht einmal, ob er Hunger hat. Wie nun?

Clotald.

Das wird ſich finden, Narr! Indeß bleib hier.

Clarin.

Nun wohl! Doch ſeht, da kommt der Prinz. Wie ſieht
Er doch ſo ſtattlich aus! Da merkt man gleich,
Daß er geboren iſt zu Kron' und Reich.

Dritte Scene.

(Muſik und Geſang.)

Sigismund tritt auf, in ſichtbarem Erſtaunen; von mehreren **Kammerherren** und **Dienern** umgeben, die ihm Kleinodien und Kleidungsſtücke reichen. **Vorige.**

Sigismund.

Was läßt Du, Himmel, hier mich ſchauen?
Was iſt es, das mit frohem Schrecken
Die ſcheuen Blicke rings um mich entdecken?

Nur zweifelnd kann ich meinen Sinnen trauen.
Bin ich es, der auf jenem Bett erwacht,
Umſtrahlt von fürſtlichem Gepränge?
Ich, den der Diener frohe Menge
Zu ſchmücken ſucht mit königlicher Pracht?
Bin ich's? Bin ich nicht Sigismund?
Kein Traum iſt's, denn mein Wachen iſt mir kund.
Wie denn geſchah es, daß ich dieß erlebte?
Welch Wunder hat, indeß die blinde Nacht
Des Schlummers meinen Geiſt umſchwebte,
Aus meinem Grabe mich an dieſen Ort gebracht? —
Doch Zweifeln mag und Denken hier nicht frommen;
Geſchehen iſt's, kann ich es auch nicht faſſen.
Der Gegenwart will ich mich überlaſſen,
Und was da kommen ſoll, mag kommen.

Erſter Kammerherr
(zum zweiten).

Geh' hin und red' ihn an.

Zweiter Kammerherr.

Herr! ſoll man wieder
Mit der Muſik beginnen?

Sigismund.

Nein!
Es iſt genug

Erſter Kammerherr.

Gefällig dacht' ich Dir zu ſein,
Und Dich erheitern ſollten dieſe Lieder.

Sigismund.

Solch weichlich ſchmelzender Geſang
Kann meinen Sinnen keine Luſt verſchaffen;
Des rauhen Kriegs Muſik, Geklirr der Waffen,
Das nur iſt meinem Ohre froher Klang.

Clotald (ſich Sigismund nähernd).

Der erſte bin ich Deiner Knechte,
Der ſich Dir naht in Deiner Herrlichkeit,
Und ſeine Huldigung, o Herr, Dir weiht,
Drum reiche mir zum Kuß die hohe Rechte.

Sigismund (für ſich).

Iſt dies Clotald, der mich zuvor
In jenem Thurm ſo hart behandelt?
In Ehrfurcht ſcheint er jetzt ganz umgewandelt. —
O Himmel! Was geht mit mir vor?

Clotald.

Erſtaunen zeigſt Du, Herr, in Blick und in Geberde,
Von ſolchem Glückeswechſel wie berauſcht,
Da plötzlich Du den höchſten Glanz der Erde
Mit ihrer tiefſten Schmach vertauſcht. —
Damit es Licht in Deiner Seele werde,
So wiſſe, daß Du Polens Erbe biſt. —
Daß Dir's verborgen blieb bis dieſen Augenblick,
Wie Du der Welt, mein Prinz, das iſt
Die Schuld von einem feindlichen Geſchick,
Das furchtbar unerhörte Dinge

Dir ſelbſt und dieſem Reiche prophezeit,
Wenn Deine Stirn die Krone je umfinge. —
Doch ändert ſich dies ſchwere Schickſal heut'.
Die Hoffnung nährt man, daß der Sterne Wuth,
Mein edler Prinz, Dir werde unterliegen;
Denn es vermag ein weiſer Muth
Die Strenge des Geſchickes zu beſiegen.
Darum wardſt Du in dunkel ſtiller Nacht,
Indeß Du noch in tiefem Schlummer ſchwebteſt,
Aus jenem Thurme, wo Du lebteſt,
Hieher in den Pallaſt gebracht. —
Bald wird der Fürſt, Dein Vater, zu Dir eilen,
Um Kunde Dir von Allem zu ertheilen.

Sigismund.

Verräther, was bedarf ich weitre Kunde,
Da nun mir kund iſt, wer ich bin? —
Ja, zeigen will ich meinen Sinn
Und meine Macht, noch dieſe Stunde.
Verrathen haſt Du Deines Vaterlandes
Geſetz und Wohlfahrt, da Du meines Standes,
Mir ſelber mich verhehlend, mich beraubt.

Clotald.

Weh mir!

Sigismund.

Des Reichs Geſetz haſt Du betrogen,
Frech Deinen königlichen Herrn belogen,
Der Dir mit Kinderſinn geglaubt.

Drum, Sclave, treffe Dich Verderben!
Von meiner Hand ſollſt Du dafür nun ſterben!
(Er will ihn anfaſſen.)

Erſter Kammerherr
(ihn abhaltend).

Herr!

Sigismund.

Keiner hindre mich! Gelingen
Wird es Euch allen nicht. — So wahr Gott lebt!
Ein Jeder, der mir tollkühn widerſtrebt,
Soll flugs aus dieſem Fenſter ſpringen.

Erſter Kammerherr.

Entflieh, Clotald!

Clotald.

O wehe Dir,
Der Du vor Hochmuth wüthend ſchäumeſt,
Und nicht erkennſt, daß Du nur träumeſt! —
(Geht ab.)

Vierte Scene.

Vorige, ohne Clotald.

Erſter Kammerherr
(zu Sigismund).

Herr, überlege —

Sigismund.
Fort von hier!

Erſter Kammerherr.
Bedenke, ſeinem König fügt er ſich.

Sigismund.
Urtheilt' der König wider Recht,
So thät er, ſich zu fügen, ſchlecht. —
Sein Herr und Fürſt war ich.

Clarin.
Gar trefflich redet unſer Herr,
Und unverzeihlich handelt Ihr.

Ein Kammerherr.
Sprich, wer gab die Freiheit Dir?

Clarin.
Ei nun, ich nahm ſie eben.

Sigismund.
Wer
Biſt Du? Gib Antwort!

Clarin.
Herr, ein Naſeweiß,
Der drolligſte von allen Gecken,
Und ſolch ein Hans in allen Ecken,
Wie keinen ſonſt die Welt mehr weiß!

Sigismund.
Du nur gefällſt mir hier von dieſen Allen.
Bleib' mir zur Seite; Keinem ſollſt Du weichen.

Clarin.
O Herr, gar großes Wohlgefallen
Hat auch Clarin an Prinzen Deinesgleichen.

Fünfte Scene.

Vorige. Aſtolf.

Aſtolf (den Sigismund begrüßend).
Heil ſei dem Tage, Prinz, wo, gleich der Sonne,
Ihr Eure Hoheit dieſem Reich enthüllt!
Die Großen, wie das Volk, ſieht ihn mit Wonne,
Denn unſern höchſten Wunſch hat er erfüllt.
Auch Euch beglück' er, wie er uns beglückt,
Und weil das Diadem von Polen
So ſpät erſt Eure Stirne ſchmückt,
Bewahrt es um ſo länger. (Er bedeckt ſich.)

Sigismund.
Gott befohlen!

Aſtolf (nach einer Pauſe).
Nur daß Ihr, Prinz, vielleicht mich nicht gekannt
Mag dem Empfang Entſchuldigung gewähren.

Wißt, Moskau's Fürſt, Aſtolf bin ich genannt,
Und Euern Vetter mögt Ihr in mir ehren

Sigismund.

Nun, weil Ihr denn, ſo unverhohlen
Euch brüſtend, meinen Gruß verſchmäht,
So ſag' ich, wenn Ihr mich wieder ſeht,
In Zukunft wohl: Gott nicht beſohlen!

Erſter Kammerherr.

Der Hof, Herr, iſt nicht Euer Bergrevier;
Mehr Achtung ziemt dem Herzog Moskau's hier

Sigismund.

Verdroſſen hat es mich, wie er vorher
So trotzig ſtolzer Rede ſich erkeckte,
Und dreiſt ſogleich ſein Haupt bedeckte.

Erſter Kammerherr.

Prinz! Er iſt vornehm.

Sigismund.

Ich bin es noch mehr.

Erſter Kammerherr.

Bei alle dem ſcheint es doch gut,
Daß Ihr den Herzog höher ehret,
Als jeden Andern.

Sigismund.

Was gewähret
Euch gegen mich ſo frechen Uebermuth?

Sechſte Scene.

Vorige. Eſtrella.

Eſtrella.

Prinz! Eure Hoheit ſei willkommen
Zu Glück und Heil auf dieſem Thron,
Der jetzt, als ſeiner langen Sehnſucht Lohn,
Den angebornen Herrſcher aufgenommen.
Mögt, durch die größte Zahl von Jahren,
Ihr ihn mit ſtetem Ruhm bewahren!

Sigismund (zu Clarin).

Ha! Wer iſt dieſe Schönheit! Sprich!
Die hier in menſchlicher Geſtalt
Uebt einer Göttin Vorrecht und Gewalt?
Der Himmel ſcheint zu ihren Füßen ſich
Herab zu ſenken, mild und wonniglich.

Clarin.

Eſtrella, Deine Muhm', iſt dieſer Stern.

Sigismund (zu Eſtrella).

Glück bringet mir Dein Glückwunſch, ſchöner
Stern!
Vor dem der Glanz der Himmelslichter dunkelt,
Und ſelbſt die Sonne weicht, wenn er im Oſten
funkelt.
Laß mich ſie küſſen dieſe zarte Hand,

Woraus der Tag mit gier'gen Strahlen
Die Klarheit trinket, wie aus Schneepokalen.

Eſtrella.

Früh lernt Ihr ſchmeicheln, Prinz, und uns beſchämen.

Aſtolf (für ſich).

Mein Tod iſt's, reicht ſie willig ihm die Hand!

Erſter Kammerherr (für ſich).

Es kränkt den Herzog.
(Laut zu Sigismund.)
Herr, nicht recht
Scheint's, ſolche Freiheit ſich zu nehmen.

Sigismund.

Weß unterfängſt Du Dich, verwegner Knecht?
Willſt Du mich hindern? — Hielt ich kaum
Die freche Zunge doch im Zaum.

Erſter Kammerherr.

Was Recht iſt, ſag' ich; And'res nicht.

Sigismund.

Entgegen biſt Du meinem Thun und Trachten;
Was mir verhaßt, kann ich für Recht nicht achten.

Erſter Kammerherr.

Du ſagteſt, daß nur in gerechten Dingen
Man müſſe Dienſt und Folge leiſten.

Sigismund.

Ich ſagt' auch, daß für ſolch' Erdreiſten
Ein Jeder ſollt' aus jenem Fenſter ſpringen.

Erſter Kammerherr.

Herr, einem Manne von Gewicht
Kann dieſes nicht geſchehen.

Sigismund.

Nicht?
Nun denn, bei Gott, ich will's vollbringen!
(Er faßt ihn in die Arme und trägt ihn hinaus. Die Andern, bis auf Aſtolf und Eſtrella, folgen ihm, und kommen hernach mit ihm zurück.)

Siebente Scene.

Aſtolf und Eſtrella. Gleich hernach Sigismund und Gefolge.

Aſtolf.

Gott! welchen Frevel muß ich ſehen!

Eſtrella.

Eilt Alle! Eilet, wehrt ihn ab!
(Geht ab.)

Sigismund (zurückkommend).

Hoch vom Altan in's Meer hinab
Stürz't er; ſo konnt' es doch geſchehen!

Aſtolf.

Wählt künftig beſſer Ort und Zeit
Zu ſolchen furchtbar rauhen Thaten;
Bedenkt, daß Ihr in keiner Wildniß ſeid,
Und laßt zu milderm Sinn Euch rathen.

Sigismund.

Und ſollte Prinz Aſtolf es künftig wagen,
So rauhen Ton zu ſeinem Rath zu wählen,
So denkt: es könnte leicht der Kopf ihm fehlen,
Den Hut darauf hinweg zu tragen.
(Aſtolf geht ab).

Achte Scene.

Vorige, ohne Aſtolf. Der König.

König.

Was gibt es hier?

Sigismund.

Nichts, oder wenig.
Nur Einen, der mir allzuſehr
Beſchwerlich war, warf ich in's Meer.

Clarin (leiſe zu Sigismund).

Nimm Dich in Acht, dieß iſt der König.

König.

Ha, kaum gelöſ't von Deiner Kette,
Und ſchon zum Mörder wardſt Du hier?

Sigismund.

Ei nun, er wettete mit mir,
Und ich gewann die Wette.

König.

So hofft' ich denn umſonſt, es werde Dir gelingen,
Den wilden Trieb im Buſen zu bezwingen?
Unſeliger! die erſte That
Auf Deiner Freiheit kaum betret'nem Pfad,
Sie iſt ein Mord? — Kann ich noch mit Verlangen
Den Armen nah'n, die ſchon
Den Unterricht im Mord empfangen?
Wer kann den Dolch, befleckt
Vom Blute, furchtlos ſchauen?
Und wer betritt die Stätte ohne Grauen,
Die noch des friſchen Mordes Spuren trägt? —
So ſehr mich's drängt Dich zu umſchlingen
Mit dieſen Armen, wie mit Liebesnetzen:
Ich wage nun nicht mehr, es zu vollbringen,
Denn Deine Arme machen mir Entſetzen.

Sigismund.

Entbehren kann ich die Umarmung,
Wie ich entbehren mußte ſie bisher.
Ein Vater, der ſich ſelbſt ſo ſehr
Entäußert hat von Liebe und Erbarmung,
Daß mich ſein Herz, in Stein verwandelt,
Geboren kaum von ſeiner Seite reißt,
Der als ein Ungeheuer mich behandelt,

Geſetzlos mich zum Thier erziehen heißt,
Und mich zu einem Tod voll Schmach beſtimmt:
Ein ſolcher Vater mag mir die Umarmung weigern;
Nur wenig kann's mein Elend ſteigern,
Da er der Menſchheit Recht mir nimmt.

König.

O, wär' ich doch, um meinem Sohn
Dieß Recht zu geben, nicht gekommen,
Daß ich geſehen nicht, und nicht vernommen,
Sein frech Erkühnen, ſeinen Hohn!

Sigismund.

Weil ich's von Dir *empfing* mit meinem Leben,
Nur darum hab' ich Klage mir erlaubt.
Das Recht des Menſchen haſt Du mir *gegeben*;
Drum klag' ich, daß Du wieder mir's *geraubt*.
Denn ſchmählicher iſt nichts auf Erden,
Als von dem Geber ſelbſt beraubt zu werden.

König.

Ha! ſolchen Dank muß ich empfangen:
Daß Du, der ein Gefangner war,
Dich jetzt als Fürſten ſiehſt!

Sigismund.

Fürwahr?
Dafür kannſt Du noch Dank verlangen?
Mein Vater biſt Du, und ein König;

Darum wird dieſe Größ' und dieſe Pracht
Durch der Natur Geſetz mir unterthänig,
Und es zu hindern haſt Du keine Macht
Nicht Dank verdienſt Du, bin ich nun auch anerkannt; —
Mir danke, daß Du nicht mußt Rechnung geben
Für all' die Zeit, da rechtlos Du entwandt
Mir meine Freiheit, Ehr' und Leben.

König.

Ha, thöricht, wild verweg'nes Raſen!
Wahrhaftig zeigt der Himmel ſich;
Auf ihn, auf ſein Gericht beruf' ich mich,
Du Thor, von Hochmuth aufgeblaſen!
Und ob Du nun auch meineſt, Dich zu kennen,
Ob Du ſchon glaubſt der Täuſchung zu entgehn,
Und wähnſt auf feſtem Boden hier zu ſtehn,
Wo Du es wagſt, den Erſten Dich zu nennen;
So gib doch meiner Warnung Raum:
Der Demuth, Stolzer, ſei befliſſen,
Mißtraue Deinem Seh'n und Wiſſen,
Vielleicht iſt Alles nur ein thöricht eitler Traum!
(Geht ab.)

Neunte Scene.

Sigismund. Clarin. Hofbediente.

Sigismund (für ſich).

Wie? Was ich hört' und ſah mit wachem Sinn,
Es wäre nur ein buntes Traumgewühle? —
Nein, 's iſt kein Traum! Ich weiß, ich fühle,
Was ich einſt war, was jetzt ich bin!
Fühlſt Du auch Reue nun und Scham,
Für Dich nur iſt es um ſo ſchlimmer;
Denn ich erkenne mich, und nimmer,
Trotz Deinem Seufzen, Deinem Gram,
Raubſt Du mir's, daß ich ward geboren
Der Erbe dieſes Throns zu ſein.
Und ſahſt Du auch mich ſchwach und klein
Einſt hinter jenes Kerkers Thoren,
Mir ſelber fremd in meinem dumpfen Sinn:
So weiß ich nun doch wer ich bin,
Und dieß Bewußtſein, nimmer geht's verloren!

Zehnte Scene.

Vorige. Roſaura in Frauenkleidung.

Roſaura (für ſich).

Eſtrellen ſuch' ich auf, und fürchte hier
Ihm zu begegnen, den ich will vermeiden.

An meinem Schmerz ſoll ſich Aſtolf nicht weiden.
Ungern bezwing' ich meine Rachbegier;
Doch räth es mir Clotald, der mir das Leben
Erhielt, und meine Ehre wieder denkt zu geben.

Clarin (zu Sigismund).
Sprich, Herr, was iſt Dir von dem Allen,
Was Du hier ſahſt, am meiſten aufgefallen?

Sigismund.
Nichts hat Erſtaunen mir bereitet;
Was ich auch ſah, ich war d'rauf vorbereitet.
Doch müßt' ich Eines mit Bewund'rung ſchauen,
So zweifle nicht, es wäre nur der Frauen
Namloſer Reiz. Geleſen hab' ich irgendwo:
Was Gottes Kunſt am herrlichſten gewähre,
Das ſei der Mann, die Welt in kleiner Sphäre;
Doch iſt es, ſollt ich meinen,
Das Weib, weil ſie der Himmel iſt im Kleinen,
Und ihn an Huld und Reiz beſieget,
So weit der Himmel von der Erde lieget. —
Vor Allen, die ich hier mit Staunen ſehe!

Roſaura (für ſich).
Prinz Sigismund iſt hier; ich gehe.

Sigismund.
Verlaſſen willſt Du mich? Mit nichten! Halt,
O Mädchen! laß Dein holdes Bild ſo bald

Mir nicht entſchwinden.
(Sich ihr nähernd.)
Doch, was muß ich ſchauen?

Roſaura.
Auch meinen Blicken wag' ich kaum zu trauen.

Sigismund.
Geſehen hab' ich dieſe Reize ſchon.

Roſaura.
Und den ich nun hier ſehe auf dem Thron,
Erblickt ich einſt von Kerkernacht umgeben.

Sigismund.
Im Grabe lag ich, doch ich fand mein Leben! —
Weib, — alle Huldigungen
Des Mann's hat dieſes Wort in ſich verſchlungen, —
Wer biſt Du? Liebe zugeſtehen
Müßt' ich Dir, hätt' ich nie Dich auch geſehen,
Doch ſicher iſt's, ich ſah Dich ſchon hienieden,
Und darum glaub' ich, Du biſt mir beſchieden.
Wer biſt Du? Sprich, wie iſt Dein Name?

Roſaura (bei Seite).
Verſtellung gilt's! (Laut.) Ich bin Eſtrella's Dame,
Von jenem Stern ein ſchwacher Flimmer.

Sigismund.
O nein! die Sonne ſprich, von deren Schimmer
Eſtrella's Stern erſt ſeinen Glanz erhält.

Das Schöne nur darf herrſchen in der Welt!
Die Roſ' iſt Königin im Reich der Düfte,
Der Diamant beherrſcht des Abgrunds Klüfte,
Und in des Himmels Raum regiert die Sonne
Mit Allgewalt, des Lebens Licht und Wonne. —
Wenn überall die Schönheit herrſchend iſt,
Im Reich des Himmels und der Erden,
Wie ſollteſt Du denn dienſtbar ſein und werden,
Die Du die Königin der Schönheit biſt?

Eilfte Scene.

Vorige. **Clotald** tritt auf und bleibt im Hintergrunde.

Clotald (für ſich).

Ihn noch zu zähmen darf ich hoffen,
Denn ich erzog ihn ja. — Doch wie? — betroffen
Bin ich, Roſauren hier zu ſehn.

Sigismund.

Du ſchweigſt? Antworte mir, mein Leben!

Roſaura.

Leicht laſſen Worte, Herr, ſich mißverſtehn;
Drum laß mein Schweigen Dir die Antwort geben.
Wo der Verſtand ſich arm und blöde zeiget,
Da ſpricht am beſten, wer am beſten ſchweiget.
(Will gehen.)

Sigismund.
Bleib, gehe nicht von hinnen!
So ſchnell willſt Du ſchon meinen Sinnen
Des Lichts Erquickung rauben?

Roſaura.
Ich bitte dieſe Gunſt mir zu erlauben.

Sigismund.
Geh'n mit ſo eil'gen Schritten,
Das heißt die Gunſt ſich nehmen, nicht erbitten.

Roſaura.
Ich nehme ſie, willſt Du ſie nicht gewähren.

Sigismund.
Zu Rauheit wirſt Du meine Huld verkehren.

Roſaura.
Die Rauheit wird nicht leichter mich bezwingen.

Sigismund.
Ob ſie es kann, möcht' ich wohl erſt erfahren.
Des Willens, Stolze, bin ich mir bewußt,
Und das Vermögen ſoll ſich offenbaren.
Unmögliches kann mir auch wohl gelingen,
Es zu verſuchen macht der Widerſtand mir Luſt.
Dort vom Altan mußt' Einer ſpringen,
Der es bezweifelt; — laß uns ſehn,
Ob Deine Tugend beſſer wird beſtehn.

Cloſald (für ſich.)
Sein Raſen ſteigt. Er läßt ſie nicht von hinnen!
O Himmel! was ſoll ich beginnen?

Roſaura.
Ha! nicht vergebens zagte
Dieß arme Land, als man voraus ihm ſagte
Von Dir ſolch wild Erfrechen,
Wuth, Mord, Verrath und jegliches Verbrechen!
Doch kann auch der ſich anders zeigen,
Dem nichts vom Menſchen als der Nam' iſt eigen?
Der roh, unbändig, grauſam, der Begier
Sich hingibt, wie das reißend wilde Thier,
Mit dem er aufwuchs in des Berges Klüften,
Ein Ungethüm, das aufſtieg aus der Hölle Grüften!

Sigismund.
Ich zeigte Milde Dir, Dich zu verpflichten,
Und dieſe freche Schmähung zu vernichten;
Doch, bin ich das, was Deine Lippen nennen,
So ſollſt Du ſo, bei Gott, auch ganz mich kennen.
(Zum Gefolge.)
Entfernt Euch Alle! Dieſen Thoren
Soll niemand nahn.
(Clarin geht mit den Uebrigen ab.)

Roſaura.
Ich bin verloren!
O höre!

Sigismund.

Den Barbaren
Zu bändigen kannſt Du die Mühe ſparen.

Clotald (für ſich).

Gewalt? — O gräßliches Verderben!
Ihn hindern muß ich, oder ſterben.
(Hervortretend.)
Halt ein, o Herr!

Sigismund.

Zum zweiten Male wagſt,
Tollkühner Greis, Du mir zu widerſtreben?
Flieh, eh Du meinem Grimm begegnen magſt,
Und reiz' ihn nicht! Es koſtet Dich das Leben!

Clotald.

Noch einmal wag' ich's, Dir zu ſagen:
Sei milder, Prinz, willſt Du die Krone tragen.
Bezwinge Dich! Gib meinen Bitten Raum!
Was Du erfährſt, vielleicht iſt's nur ein Traum.

Sigismund.

Mein Zorn entflammet ſich zur Raſerei,
Muß ich der Wirklichkeit mißtrauen.
Wahnſinn'ger Greis! dich tödtend will ich ſchauen,
Ob dieß ein Traum, ob's Wahrheit ſei!
(Er zieht den Dolch.)

Clotald
(hält dieſen von ſich ab, indem er niederkniet).

Nur ſo entrinn' ich noch dem Todesgrauen.

Sigismund.
Hinweg vom Stahl die freche Hand!

Clotald.
Nein, bis ich Hilfe fand,
Laß ich Dich nicht!

Roſaura.
O Himmel!

Sigismund.
Weg, Verräther!
Feindſel'ger Thor, ſtarrköpf'ger Miſſethäter!
Sonſt will, bei Gott! ich ohn' Erbarmen
Erwürgen Dich mit meinen ſtarken Armen.
(Sie ringen mit einander.)

Roſaura.
Heran, ihm beizuſtehen!
Ermordet wird Clotald! (Eilt ab.)

Zwölfte Scene.

Vorige, ohne Roſaura. Aſtolf tritt auf, in dem Augenblick, da Clotald zu seinen Füssen hinfällt, und stellt sich zwischen Beide.

Aſtolf.
Was muß ich ſehen?
Prinz von ſo edlem Muthe,

So wollteſt Du mit faſt erſtarrtem Blute
Den hellen Stahl beflecken?
Eil' in die Scheid' ihn wieder einzuſtecken.

Sigismund.

Erſt ſoll der Frevler büßen,
Mit ſeinem Blut ihn röthend.

Aſtolf.

Zu meinen Füßen
Darf ihn kein Dolch erreichen;
Zum Heile ſoll mein Kommen ihm gereichen.

Sigismund.

Zum Tod gereich' es Dir! Für das Verbrechen,
Das er an mir beging, will ich mich rächen
Durch Deinen Tod.
(Er dringt auf ihn ein.)

Aſtolf (zieht den Degen).

Mein Leben zu vertheid'gen
Kann nimmermehr die Majeſtät beleid'gen.
(Sie fechten.)

Dreizehnte Scene.

Vorige. Der König. Eſtrella. Gefolge.

Clotald (zu Aſtolf).

Verletz ihn nicht, o Herr!

König.

Hier bloße Degen?

Eſtrella.

Im Streit die Fürſten? Wer durft' ihn erregen?

König.

Sagt an! was ward hier vorgenommen?

Aſtolf.

Nichts, hoher Herr! weil eben Du gekommen.
(Sie ſtecken die Degen ein.)

Sigismund.

Gar Vieles, Herr, obwohl Du kamſt ſo eben;
Ich wollte dieſem Alten hier an's Leben.

König.

Wie, Prinz! empfandeſt Du nicht Achtung
Vor grauem Haar?

Clotald.

Dieß kommt nicht in Betrachtung,
O Herr! es iſt ja mein's.

Sigismund.

Bethört Verlangen!
Will graues Haar viel Achtung noch empfangen?
Vielleicht — es kann geſchehen, —

Werd' ich auch dieſes mir zu Füßen ſehen;
Denn wohl muß ich Dich ſtrafen,
Weil Du rechtlos mich erzogſt zum Sclaven.
(Geht ab.)

König.

Um dieſen Anblick Dir zu rauben,
Verſenk' ich Dich in Schlaf; dann magſt Du glauben,
Daß, was Du hier erfahren,
Zum Heil der Welt, nur leere Träume waren.
(Alle gehen ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

Zimmer im Pallaſt.

Erſte Scene.

Eſtrella. Aſtolf. Dann Roſaura.

Aſtolf.

So iſt es, Fürſtin! ſelten trügt die Zukunft,
Wenn ſie uns Unheil drohet. Zweifelhaft
Iſt nur das Gute, doch das Schlimme kaum.

Eſtrella.

So wär' ein Aſtrolog wohl klug, weisſagt
Er ſtets nur Unglück; ſicher träf' es ein.
Die Lehre, Herzog, ſcheint doch zu betrübt.

Aſtolf.

Iſt's nicht des Prinzen Fall, ſo wie der Meine?
Verderben nur und Schreckniß ward von ihm
Vorausgeſagt, und wahr iſt es geworden.

Doch mir, dem Eures Lichts Erſcheinen Glück
Und Ruhm, und jeden Segen prophezeite,
Mir ſchweigen noch die räthſelhaften Zeichen,
Und ob mich Gunſt erhebt, ob mich Verſchmähen
Zu Boden drückt, o Fürſtin, weiß ich nicht.

Eſtrella.

Sehr fein, Aſtolf! Sehr ſchmeichelhaft, gewiß!
Doch gelten wohl die zärtlich ſchönen Worte
Der Dame, deren Bild Ihr damals trugt,
Mein Fürſt, als ich zuerſt Euch ſah. Und wenn
Dem alſo iſt, ſo laßt die Schmeichelreden
Von ihr Euch auch bezahlen; denn es gilt
Kein Schuldbrief vor der Liebe Tribunal,
Den man im Dienſt von Andern ausgeſtellt.

Roſaura

(erſcheint im Hintergrunde. Die Beiden wahrnehmend, für ſich).

Nichts fürcht' ich mehr zu ſehen, da ich dieß
Erblickte.

Aſtolf.

Reißen will ich jenes Bildniß,
O Fürſtin, aus der Bruſt, um Raum zu geben
Dem holden Bilde Deiner Schönheit. — Schnell
Es dir zu bringen, geh ich. Harre mein.
(Für ſich, ohne Roſaura zu ſehen.)
Vergib, Roſaura! Liebe ſchwur ich Dir;
Doch wo der Thron winkt, muß die Liebe ſchweigen.
(Geht ab.)

Zweite Scene.

Roſaura. Eſtrella.

Roſaura
(hervortretend, für ſich).

Betäubt vernahm ich ſeine Worte nicht.

Eſtrella
(Roſauren bemerkend).

Aſträa, komm.

Roſaura.

Gebieterin!

Eſtrella.

Erwünſcht
Seh' ich Dich nahen, von des Augenblicks
Verwirrung hier mich zu befrei'n.

Roſaura.

Befiehl,
O Fürſtin!

Eſtrella.

Daß Aſtolf, mein Vetter, bald
Mit mir ſich ſoll verbinden, weißt Du;
Ob er liebenswerth, magſt Du Dir ſelber ſagen.
Nun wiſſ', ein Bild hat uns entzweit, das ich
Bei ihm geſehn. Halb ſcherzend fordert' ich's.

Mir's nun zu bringen, ging er, und obſchon
Erfreut darob, bin ich doch auch beſchämt;
Denn Liebesopfer fordern Liebesdank,
Und jetzt ihm zu begegnen, wag' ich nicht.
Drum bleibe hier, und wenn er kommt, ſo ſprich:
Er mög' es Dir behänd'gen — Weiter brauch'
Ich nichts zu ſagen; Du biſt ſchön, Du biſt
Verſtändig, und die Liebe kennſt Du wohl.
(Geht ab.)

Dritte Scene.

Roſaura (allein).
Wohl mir, kennt' ich ſie nicht! Was nun beginnen?
Den ich vermeiden will, ſoll ich erwarten,
Und fremder Liebe dienend, hier ihn ſehn. —
Dieß Bild, iſt's meines? Ja gewiß! O Schmach!
Aus des Verräthers Hand ſoll ich's empfangen,
Der Nebenbuhlerin ein Pfand der Treue,
Die er mir brach, zu überbringen. Ha!
Und keine Waffen hab' ich, mich zu rächen!
Verhaßte Kleidung, thöricht eitler Schmuck!
Das Schwert vertauſcht' ich mit des Weibes Schwächen!
Iſt dieß die Rache, die Du mir verſprachſt,
Clotald? — Entflieh' ich? Tret' ich ihm entgegen?

Wie mich verſtellen? Wie mein Herz bezwingen?
Erkennen wird er mich, was ſag' ich ihm?
Gib Faſſung mir, o Himmel! — Ha, er kommt!

Vierte Scene.

Roſaura. Aſtolf mit Roſaurens Bildniß.

Aſtolf.

Hier, Fürſtin, iſt das Bild.
(Roſauren erkennend.)
Was ſeh' ich? Gott!

Roſaura.

Was ſetzt Euch in Erſtaunen, hoher Herr?

Aſtolf.

Dich hier zu ſehn, Roſaura.

Roſaura.

Ich Roſaura?
Ihr täuſcht Euch, Herzog. Eine Dienerin
Nur bin ich, und Aſträa nennt man mich.
Nicht ſchmeicheln darf ſich meine Demuth, Herr,
Euch in Verlegenheit zu ſetzen.

Aſtolf.

Nun
Genug, Roſaura, der Verſtellung! Lügt
Das Herz doch nicht, das in Aſträen Dich,
Dein holdes Selbſt, erkennt.

Roſaura.

In Räthſeln wohl
Spricht Eure Hoheit, drum laßt mich ſchweigen.
Dieß Eine ſag' ich: Eure Dame, Herzog,
Die Fürſtin, der Ihr huldigt, ſie befahl,
Das Bild von Euch zu fordern, das Ihr kennt.
Ihr zu gehorchen ziemet mir und Euch;
Nichts Andres hat Aſträa Euch zu ſagen.
Gebt mir das Bild.

Aſtolf.

Umſonſt verſtellſt Du Dich:
Gebeut den Augen doch, Roſaura, daß
Sie mehr nicht, als die Worte mir verrathen.

Roſaura.

Das Bild erwart' ich, Herr, wie ich Euch ſagte.

Aſtolf.

Willſt Du Verſtellung denn, ſo nimm auch ſo
Estrella
Die Antwort: Sag', ~~Aſträa~~, der Prinzeſſin:
Zu hoch verehr' ich ſie, um nur ein Bild,
Wie ſie begehret, ihr zu ſenden, deßhalb,
Und daß ſie's achten möge nach Verdienſt,
Send' ich ihr das Original. — Das kannſt
Du nun ihr geben, denn Du trägſt es ja
Bei Dir, wie Du Dich ſelber in Dir trägſt.

Roſaura.

Wär' auch das Urbild mein, und größer noch
Sein Werth, nichts hülf' es mir und Euch, Aſtolf;
Ein Abbild ſoll ich bringen, weiter nichts.

Aſtolf.

Geb' ich's Dir nicht, wie kannſt Du's bringen?

Roſaura
(greift nach dem Bilde).

So,
Verräther! Laß es los!

Aſtolf (es feſthaltend).

Vergeb'ne Mühe!

Roſaura.

Bei Gott! man ſoll's in einer Andern Hand
Nicht ſehen.

Aſtolf.

Furchtbar biſt du!

Roſaura.

Du verräth'riſch.

Aſtolf.

Still, meine Roſa!

Roſaura.

Dein? Du lügſt, Elender!

(Beide haben das Bildniß angefaßt.)

Fünfte Scene.

Vorige. Eſtrella.

Eſtrella.
Aſtolf? Aſträa? Was iſt dieß?

Aſtolf (bei Seite).
Verwünſcht!

Roſaura (für ſich).
Nun, Liebe! leihe mir Erfindung. (Laut.) Was
Du hier, o Fürſtin! ſahſt, will ich erklären.

Aſtolf
(leiſe zu Roſaura).
Was thuſt Du?

Roſaura.
Wie Du mir befahlſt, Prinzeſſin!
Erwartet' ich den Herzog hier, das Bild
Zu fordern, deſſen unter Euch erwähnt.
So ſtehend kam zufällig mir in Sinn,
Daß ich mein eigen Bildniß bei mir trüge,
Und in Gedanken nahm ich's in die Hand,
Und ließ es ſpielend auf die Erde fallen.
Aſtolf, der eben kam, hob ſchnell es auf;
Aus welcher Abſicht weiß ich nicht, allein
Er weigert ſich, es mir zurück zu geben.

Ob wahr ich rede, ſeh nun ſelbſt. Es iſt
Mein Bild, und ſieht mir ähnlich.

Eſtrella.

Gebt das Bild
Zurück, Aſtolf.

(Sie nimmt es ihm weg.)

Aſtolf.

Prinzeſſin!

Eſtrella (es betrachtend).

Wahrlich, 's iſt
Recht artig.

Roſaura.

Iſt es mein's?

Eſtrella.

Wer kann's verkennen?

Roſaura.

Verlange doch das And're nun von ihm.

Eſtrella

(gibt ihr das Gemälde).

Nimm hier Dein Bild und geh'.

Roſaura (bei Seite).

Die Rache ſiegt!
Mein Bild hab' ich zurück, mein Herz will ich
Mit blut'gem Stahl in *ſeinem* Herzen ſuchen.

(Geht ab.)

Sechſte Scene.

Eſtrella. Aſtolf.

Eſtrella.

Gebt mir das and're Bild nun; denn obwohl
Ich nie Euch mehr zu ſprechen denke, noch
Zu ſehn, will ich's nun doch in Eurer Hand
Nicht laſſen, bloß, weil ich ſo thöricht war,
Es einmal zu begehren.

Aſtolf (zögernd).

Schöne Fürſtin,
Wie hoch ich Euch verehre, und wie ſehr
Mir jeder Wunſch von Euch —

Eſtrella.

Genug, Verräther!
Nun will ich es nicht haben, und Du ſollſt
Mich nie erinnern, daß es Etwas gab,
Was ich von Dir verlangen konnt' und mochte.
(Geht ab.)

Aſtolf (allein).

Prinzeſſin! höre mich! — Verhaßt Geſchick!
Roſaura hier, in dieſem Augenblick?
So nah' ihr, fühl' ich, was ſie einſt mir war;
Es drohen Lieb' und Rache mir Gefahr.

Doch wanke nicht! Was Du gewählt aus freiem Willen,
Mit ſtarkem Muthe wag' es zu erfüllen.
(Geht ab).

Siebente Scene.

Wilde Gegend mit dem Thurme, wie im erſten Aufzuge.

Sigismund (wie Anfangs mit Fellen bekleidet, liegt auf dem Boden und ſchläft). **Clotald** tritt auf mit zwei **Dienern** und **Clarin**.

Clotald.

Hier mag er nun ſich wiederfinden.
Das Ende ſei der Tag, wie der Beginn
Von ſeinem Stolze.

Diener (Sigismund feſſelnd).

Wie vorhin
Will ich an ſeine Kett' ihn binden.

Clarin.

Und möge nie Dein Schlummer ſchwinden,
Mein Prinz! dann ſiehſt Du Dein Verderben nicht.
Traun! all' der Glanz, der Dich umgeben,
Es war ein Schatten nur vom Leben;
Nur einer Todesfackel Licht.

Clotald.

Seht doch, wie klug der Burſche ſpricht!
Solch einem hochverſtänd'gen Mann
Muß man wohl eine Wohnung ſchenken,
Wo ungeſtört er in der Kunſt zu denken
Sich üben und ergötzen kann. —
He, Leute, packt den Burſchen an,
Und eilt, ihn in den Thurm zu bringen.

Clarin.

Mich in den Thurm? Wo denkt Ihr hin?
Ihr irrt Euch, Herr! ich bin Clarin,
Kein Prinz. — Ich in den Thurm! So großer Ehre
Bin ich wahrhaftig gar nicht werth.
Hier denken ſoll ich? Denken? Nun, das wäre
Mir recht! Damit hab' ich mich nie beſchwert.
Herr! ich bin dumm, ſtockdumm! ich bitte,
Laßt mich dabei! 'S iſt eine gute Sitte,
Nicht klüger ſein, als ſeiner Aeltern Kind:
Wie Einer ſich auch ſtellt, 's iſt bloßer Wind;
Schaf bleibt doch Schaf. Drum laßt mich —

Clotald.

Fort,
Sinnloſer Schwätzer! Schweigen lerne dort!
(Die Diener führen Clarin in den Thurm.)

Achte Scene.

Clotald. Sigismund (ſchlafend).

Clotald.
An's Böſe hängt ſogleich ſich auch das Schlechte.
Fand Er Gefallen doch an dem nichtswürd'gen
Knechte.

Neunte Scene.

Vorige. Der König (in gemeiner Kleidung).

König.
Clotald!

Clotald.
Verkleidet ſeh' ich hier,
Zu dieſer Stunde, Eure Majeſtät?

König.
Ach, mein Gemüth läßt keine Ruhe mir.
Zu ſehen komm' ich, wie's dem Armen geht.
Wo iſt er?

Clotald.
In dem vor'gen Mißgeſchicke
Siehſt Du ihn dort verloren.

König.

O, armer Sigismund! geboren
Zu dem unſeligſten der Augenblicke!
Dein Vater iſt es, der des Schickſals Schluß,
Zu ſeiner Qual, an Dir vollziehen muß!
(Zu Clotald.)
Geh, aus dem Schlafe ihn zu ſtören,
Da nun durch jenen Schlummertrank
Ihm Muth und Stärke ſchon entſank.

Sigismund (im Traume).

Laßt mich! —

Clotald.

Er redet, Herr! ein Traum mag ihn bethören.

König.

So iſt es. Stille! Laß uns hören,
Was ihm erſcheint in ſeinen Phantaſie'n.

Sigismund (träumend).

Recht iſt's, Tyrannen zu verderben;
Hinweg damit! Clotald ſoll ſterben.
Und vor mir ſoll der König knie'n!

Clotald.

Hört! Mit dem Tode ſoll ich's büßen!

König.

Es ſoll mich Schimpf und Schmach umgeben

Clotald.
Zu rauben denkt er mir das Leben!

König.
Und liegen ſoll ich ihm zu Füßen.

Sigismund (träumend).
Es ſoll der weite Erdenrund
Laut jubelnd meinen Muth begrüßen,
Und allen Völkern werde kund —
(Er erwacht.)
Wo bin ich? — Wehe mir!

König (zu Clotald).
Nicht ſehen darf er mich an dieſem Ort:
Verweile hier: ihn hören will ich dort.
(Er tritt zurück.)

Sigismund.
Bin ich es ſelbſt, der wieder ſich beſchwert
Von Ketten ſieht, zur Schmach zurückgekehrt?
Seid ihr mein Grab denn nicht, ihr alten
Bemosten Mauern? — Mag mich Gott erhalten!
Was für ein Traum war dieß?

Clotald (ſich ihm nähernd).
Wirſt Du nun endlich wach?

Sigismund (in Gedanken).
Ja, 's iſt Erwachenszeit.

Clotald.

Den ganzen Tag
Haſt Du geſchlafen? Kann das möglich ſein? —
Seitdem Dein Blick dem Adler nachgeflogen,
Von dem ich ſprach, haſt Du allhier verzogen.
Biſt Du denn nie erwacht?

Sigismund.

Nein!
Und auch noch jetzo, ſcheint es, wach' ich nicht.

Clotald.

Beſinne Dich; 's iſt hell am Tag.

Sigismund.

Nein, nein!
Dem Schlaf, Clotald, bin ich noch ſtets zum Raube;
Denn war das nur ein Traumgeſicht,
Was ſich ſo klar mir und handgreiflich machte:
So iſt hier Alles Trug, was ich betrachte,
Und nicht der Tag iſt's, dem ich künftig glaube.

Clotald.

Das iſt ſehr ſeltſam.

Sigismund.

War's ein Traum, was ich erfuhr,
So iſt nichts wirklich; und dieß weiß ich nur:
Daß ich geträumt, auch da ich wachte.

Clotald.

Nun, ſage doch, was in dem Traum geſchah?

Sigismund.

Im Traum?
(Er beſieht ſeine Ketten.)
Verhaßter Anblick! — Ja!
Nicht zweifeln kann ich, ſeh' ich dieß. Ein Traum
War's in der That.

Clotald.

So ſprich, was iſt geſchehen?

Sigismund.

War's auch ein Traumbild nur, was ich geſehen,
Alles ſag' ich nimmer. Dieß nur höre: Kaum
Erwacht, fand ich auf einem Bette mich, das nicht
An Farbenglanz und Pracht dem reichen,
Duftvollen Teppich durfte weichen,
Den ſich der Mai aus Blumen flicht.
Und tauſend Edle nahm ich wahr,
Die mich in Demuth ihren Fürſten nannten.
Goldſtoffe, Perlen, Diamanten,
Auf ihren Knieen, reichten ſie mir dar. —
Die tiefe Ruh', in der ich war,
Erhob mich zum Entzücken ſchier;
Mein ganzes Glück erfuhr ich dann von Dir.

Clotald.

Von mir?

Sigismund.

Ja; biſt Du ſonſt auch ſtreng' und herbe:
Dort warſt du milde gegen mich und gut,
Und grüßteſt mich zuerſt, als Polens Erbe.

Clotald.

Nun, guten Lohn verliehſt du wohl auch mir?

Sigismund.

Nicht allzugut; denn, für Verrath, —
Wie mir es ſchien, — ſucht' ich Dein Blut,
Und wollte zweimal Dir an's Leben.

Clotald.

Wie? gegen mich ſo rauhe That?

Sigismund.

Entgegen warſt Du meinem heil'gen Streben:
Als einz'gen Herrn erkannt' ich mich im Land;
Ich haßte Dich, wie jeden Widerſtand,
Und blindlings folgt' ich meiner Rachſucht Trieben —
Ein Weib nur unter Allen, mußt' ich lieben:
Und dieſes, däucht mich, war kein Trug;
Verſchwand auch Alles ſchnell genug,
Dieß Eine, fühl' ich, iſt geblieben.

(König geht ab).

Clotald (bei Seite).

Mit inn'rer Rührung Zeichen
Seh' ich den König geh'n. (Laut.) Eh' Du entſchließeſt, war
Dein letzt Geſpräch der königliche Aar,

Der Lüfte Fürſt; daher von ſeines Gleichen
Haſt Du geträumet, und von Königreichen.

Sigismund.

So ſcheint's.

Clotald.

Doch, Sigismund, im Traum auch den zu ehren,
Scheint billig, der durch ſeine Lehren
Bemüht war, Deinen Geiſt zu bilden;
Denn ſelber in des Traums Gefilden
Darf man das Rechtthun nicht entbehren.

(Geht ab.)

Zehnte Scene.

Sigismund (allein).

Ja, dieß iſt Wahrheit. Darum zähmen
Nun wollen wir den rauhen Muth,
Und dieſen Ehrgeiz, dieſe Wuth,
Wenn einmal wiederum wir träumen.
Geſchehen wird's; denn in den Räumen
Der Wunderwelt, worin wir ſchweben,
Iſt nur ein Traum das ganze Leben;
Und jeder Menſch — erfahr' ich nun. —
Er träumt ſein ganzes Sein und Thun,
Bis dann zuletzt die Träum' entſchweben.
Der König träumt: er ſei ein König,

Und, tief in dieſen Traum verſenkt,
Gebietet er, und herrſcht und lenkt,
Und Alles iſt ihm unterthänig;
Doch, es zerſtäubt ſein Glück der Tod
Der ihn zu wecken immer droht.
Wen kann die Herrſchaft lüſtern machen,
Der weiß, ſie ſchwindet beim Erwachen? —
Der Reiche träumet, und es zeigen
Ihm Schätze ſich, doch ohne Frieden.
Es träumt der Arme auch hienieden,
Er ſei ganz elend und leibeigen.
Es träumet, wer beginnt zu ſteigen;
Es träumet, wer da ſorgt und rennt,
Wer liebt, und wer von Haß entbrennt;
Kurz, auf dem weiten Erdenballe,
Was Alle ſind das träumen Alle,
Obgleich nicht Einer es erkennt.
Und alſo träum' ich jetzt, ich ſei
Gefangen und mit Schmach gebunden,
Wie ich geträumt vor wenig Stunden,
Da ich mich glücklich ſah und frei. —
Was iſt das Leben? Raſerei!
Was iſt das Leben? hohler Schaum,
Ein täuſchend Bild, ein Schatten kaum!
Gar wenig kann das Glück uns geben;
Denn nur ein Traum iſt Alles Leben,
Und ſelbſt die Träume ſind ein Traum.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Act.

Im Innern des Thurms.

Erſte Scene.

Clarin (allein).

Weil ich ſo klug bin, ſteck' ich hier im Thurm.
Nun ſag' mir Einer, was geſchäh' erſt, wäre
Ich nicht ſo klug? 'S iſt doch bei meiner Ehre
Ein böſes Ding um ſo 'nen Wurm
Im Kopfe. — Nein! Es läßt Euch keine Ruh,
Geht Euch's auch wohl; Ihr tappt wo neckiſch zu,
Und ſitzt dann in der Klemme. — Schweigen
Soll ich hier lernen, gut, — und hungern nebenbei. —
Den Mäuſ' und Spinnen freilich iſt's nicht eigen,
Gar viel zu reden. Nun, dabei
Lernt es ſich ſchweigen ohne große Müh'.
Dagegen ſitz' ich, und ſtudire ſpät und früh
Mit größtem Fleiß die goldne Hungerlehre:
Doch merk' ich eben nicht, daß ich viel weiter wäre.

(Trommeln, Trompeten und Geſchrei von außen.)

Anführer der Soldaten (von außen).
Er iſt in dieſem Thurm, hier iſt er, hier!
Auf, ſprengt die Thüre des Kerkers! dringt hinein!

Clarin.
Er? — Wer denn? — Alle Wetter! es gilt mir.
Sie ſagen, ich ſei da. Was wird es ſein?

Anführer (von außen).
Hinein, Geſellen!

Zweite Scene.

Clarin. Viele Soldaten dringen herein.

Zweiter Soldat.
Seht, er iſt's.

Clarin.
Behüte!

Alle.
Erlauchter Herr!

Clarin.
Herr? O du meine Güte!

Anführer.
Du, Herr, biſt unſer Fürſt, nur Dich erkennen
Und wollen wir, den angeſtammten Herrn;

Den Fremdling nicht, den man uns gern
Aufdrängen möchte. Wir ernennen
Zum König Dich.

Alle.

Hoch! lebe hoch!

Clarin.

Bei Gott!
Sie meinen's ernſtlich, 's iſt kein Spott.
Iſt es in dieſer Gegend etwa Brauch,
Daß täglich Einen man zum Fürſten macht,
Und dann in 'n Thurm ihn ſteckt, zu guter Nacht?
'S iſt richtig ſo, denn geſtern ſah ich's auch.
Je nun, da muß ich mich ja wohl bequemen,
Iſt's anders nicht, die Rolle anzunehmen.

Anführer.

Dich wollen wir zum König, Dich allein;
Eſtrella ſoll's nicht, und Aſtolf nicht ſein.
Das haben Alle Deinem Vater wir
Erklärt, wie wir hier ſind.

Clarin.

Hört Ihr,
Das nenn' ich keck. Habt Ihr nicht mehr Reſpect
Vor meinem Vater? (Für ſich.) In dem Burſchen ſteckt
Der Satan. Wie ich drob mich freue!

Anführer.

Verkenne, Herr, nicht unſre Treue.

Clarin.

War's Treue? — So? — Nun, dann verzeih' ich
Euch.

Anführer.

So ſolge denn, o Prinz, uns in Dein Reich.
(Zu den Soldaten.)
Ihr, rufet laut: hoch lebe Sigismund!

Alle.

Er lebe hoch!

Clarin (bei Seite).

Nennt er mich Sigismund?
Warum denn? — Ei, was liegt am Grund? —
Das iſt faſt wie mit falſchen Münzen:
Es heißen wohl die nachgemachten Prinzen
Hier Landes alle Sigismund.

Dritte Scene.

Vorige. Sigismund.

Sigismund.

Wer rief hier Sigismund?

Clarin (bei Seite).

Oh weh! Mein Reich iſt ſchon zu Ende!

Anführer.

So ſagt! Wer iſt hier Sigismund?

Sigismund.

Ich bin's.

Zweiter Soldat (zu Clarin).

Du frecher Narr, Du haſt zu Sigismund
Dich machen wollen?

Clarin.

Ich? Nicht, daß ich's wüßte.
Warſt Du's nicht, der zuerſt mich ſo begrüßte?
Ein Nam' iſt wenig nur zum Glücke;
Wollt ihr ihn wieder, ſo nehmt ihn zurücke.
(Er zieht ſich zurück.)

Anführer (zu Sigismund).

Erhab'ner Sigismund! Ruhmwürd'ger Fürſt!
Die Fahnen, die hier wehen, ſind die Deinen;
Es ruft Dich unſ're Treu' zum Herrſcher aus.
Dein königlicher Vater, der beſorgt,
Erfüllen werde ſich die Prophezeiung,
Daß er beſiegt Dir ſoll zu Füßen liegen,
Beſchloß, Dir zu entzieh'n Dein Recht zum Thron,
Und Deinem Vetter, Herzog Aſtolf, denkt
Er's zu verleihen; ſchon berief deshalb
Er ſeinen Hof um ſich; jedoch das Volk,
Das weiß, ein eigner Fürſt ſei ihm geboren,
Nicht dulden will es, daß ein Fremder ihm

Gebiete. So nun, mit großherzigem
Verſchmähen jener harten Schickſalsdrohung,
Sucht es Dich hier, wo in der Haft Du lebſt,
Damit durch ſeine Hilfe Du die Krone
Erwerbeſt, dem Tyrannen ſie entreißend.
Auf denn, o Fürſt! Zahlloſe Heere von
Verbannten, die in dieſer Wüſte ſtehn,
Erwarten Dich, Dein harrt die Freiheit und
Der Thron. Horch, wie ſie jubelnd Dich begrüßen.

Stimmen (außerhalb).

Es lebe Sigismund! Er lebe hoch!

Sigismund (für ſich).

Noch einmal lockt ihr mich, ihr Himmelsmächte,
Und träumeriſch naht mir der Hoheit Glück?
Noch einmal ſoll, umringt von Schattenbildern,
Ich alle Majeſtät und Größe ſehen
Vom Windeshauch des Augenblicks verwehen?
Mich ſelber täuſchend, ſoll ich einmal noch,
Phantome, Euch vertrauen? — Nein, ich will,
Ich will's nicht glauben. Weiß ich doch, ein Traum
Sei alles Leben. Drum entflieht, Geſpenſter,
Die ihr mich äffet mit Geſtalt und Stimme,
Obwohl Geſtalt und Stimm' Euch fehlen. Fort,
Hinweg! Ich will erlogne Hoheit nicht,
Will kein phantaſtiſch Glück; die eitle Macht,
Ich will ſie nicht, die ſchnell der Lüfte Wehen
Auflöſet in ihr Nichts; wie es dem Baum

Ergeht, der ſich zu früh mit Blüten deckt,
Und dann, den Schmuck der roſenfarbnen Locken
Dem erſten Hauch des Nords preisgebend, ſtirbt.
Hinweg! Ich kenn' Euch, nimmer täuſcht ihr mich.

Anführer.

Herr, wenn Du zweifelſt, wend' auf jene Berge
Dein Auge nur, und ſie die Heeresſcharen,
Die dort nach Deinem Blick ſich ſehnen, ſtolz
Dir zu gehorchen.

Sigismund.

Schon einmal ſah' ich
Dasſelbe, grade ſo beſtimmt und deutlich,
Als jetzt ich's ſehe, und doch war's ein Traum.

Anführer.

Es künden große Dinge ſich, o Herr,
Durch Ahnung an, und dieſe war's,
Wenn Du's im Traum geſehen.

Sigismund

(nach einer Pauſe, in den Anblick wie verloren).

Ahnung, ſagſt Du?
Das mocht' es ſein. Ja, Ahnung! — Oder wär'
Es wirklich? — Iſt das Leben auch ſo kurz,
Daß Traum und Wahrheit faſt nur eines ſind! —
Ha, laß uns träumen, träumen laß uns, Seele,
Noch einmal, einmal nur! Doch mit Bedacht
Und Vorſicht ſoll's geſchehen, denn man wird

Uns vom Genuß zur beſten Zeit erwecken.
Wenn's alſo iſt, wenn alle Macht und Hoheit —
Sei ſie auch wirklich. — doch als bloß verliehen,
In kurzer Zeit zu ihrem Lehensherrn
Zurückkehrt: ſo laß uns von Macht nun träumen
Und kühner That; das Höchſte laß uns wagen!
(Nach einer Pauſe unter die Soldaten tretend.)
Dank euch, Vaſallen, daß ihr's redlich meint
Mit Sigismund. Ihr habt den Mann an mir,
Der klug und kühn von fremder Sclaverei
Euch retten wird. Laßt uns das Werk beginnen!
Entſchloſſen bin ich in den Kampf zu gehn
Mit meinem Vater; die Wahrhaftigkeit
Des Himmels will ich darthun, helle wie
Den Tag: zu meinen Füßen muß er liegen.

Soldaten.

Heil unſerm Fürſten! Heil Dir, großer Prinz!

Sigismund.

Bringt Waffen! Waffen bringt mir ſchnell!
(Innehaltend, für ſich.)
Doch wie? Erwacht' ich eher, und vollführen
Könnt' ich's nicht: wär's beſſer nicht, zu ſchweigen?
Was Du empfindeſt, hüte Dich's zu zeigen.
(Man bringt Waffen, und nimmt ihm die Ketten ab.)

Alle.

Lang' lebe Sigismund! Er lebe hoch!

Vierte Scene.

Clotald. Vorige.

Clotald.

O Himmel! Welchen Aufruhr ſeh' ich?

Sigismund
(ſtutzend, halb für ſich).

Ha!
Clotald!

Clotald.

Mein Prinz! (Bei Seite.) Sein ganzer Zorn
fällt nun
Auf mich. Ich bin verloren!

Sigismund (für ſich).

Dieſes Zeichen
Entſcheidend dünkt mich's. Halt an Dich, mein Herz!

Clotald (knieend).

Herr! meines Todes ſicher, leg' ich mich
Zu Deinen Füßen.

Sigismund
(nach einer Pauſe, ihn aufhebend).

Vater, kniee nicht!
Auf von der Erde! — Führer ſollſt Du mir
Und Leitſtern ſein, auf meiner Bahn zum Glück.
Vergeſſen hab' ich nicht, daß meine Bildung

Ich Deinen treuen Lehren danke. Komm,
Umarme mich!

Clotald.

Was ſagſt Du?

Sigismund.

Daß vielleicht
Ich träume, und daß recht zu handeln ich
Gedenke, auch im Traum.

Clotald.

Mein edler Prinz,
Iſt dieß Dein Wahlſpruch jetzt, ſo kann es Dich
Nicht kränken, daß auch ich will recht thun. Du
Bekriegeſt Deinen Vater. Nicht Dir helfen,
Noch rathen kann ich gegen meinen Herrn,
Den König. — Hier zu Deinen Füßen lieg' ich;
Willſt Du, ſo räche Dich durch meinen Tod. (Er kniet.)

Sigismund.

Treuloſer! Undankbarer!
(Sich faſſend, für ſich.)
Stille, Herz!
Ein Traum iſt's, Dich zu prüfen: Mäß'ge Dich!
(Nach einer Pauſe, laut.)
Nicht tadeln kann ich Deinen edlen Muth,
Clotald, iſt er mir gleich entgegen. — Geh,

Zieh hin zu Deinem Herrn und dien' ihm treu.
Im Felde ſeh'n wir uns. — Steh' auf und geh!

Clotald.
Herr, dieſe That wird einſt der Himmel lohnen.
(Geht ab.)

Fünfte Scene.

Sigismund. Soldaten.

Sigismund.
Zum Throne geh'n wir, Schickſal! wecke mich
Nicht, wenn ich träume; und iſt's Wahrheit, laß
Mich wachen! Doch, ſei's Wahrheit oder Traum,
Recht muß ich handeln: um der Wahrheit willen,
Wenn wahr es iſt, und iſt's ein Traum, um Freunde
Zu haben, wenn die Zeit uns wird erwecken. —
Auf, rührt die Trommeln, raſch nun an die Feinde!
Und vor Euch ſendet her den Schrecken!
(Trommeln und Trompeten. Alle ab.)

Sechste Scene.

Zimmer im königlichen Pallaſt.

Clotald eilig. **Roſaura** ihn zurückhaltend.

Roſaura.
Nur einen Augenblick ſollſt Du verweilen.

Clotald.
Verlang' es nicht; zum König muß ich eilen.

Roſaura.
Was es auch iſt, nichts kann ſo dringend ſein,
Mich zu verlaſſen, jetzt, in dieſer Pein.

Clotald.
So ſprich, was iſt's?

Roſaura.
Herr, dieſe Kleidung mußt' ich wählen,
Und vor Aſtolf ſorgfältig mich verhehlen:
Dein Rath war's und Dein Wille. Meine Rache —
So ſchwurſt Du — ſollte Deine Sache
Nun ſein. Vermieden hab' ich ihn, ſo ſchwer
Mir's ward.

Clotald.
Du thateſt wohl. Was mehr?

Roſaura.
Durch Zufall ſah er mich indeſſen;
Der alten Zeit gedacht' er: und nun doch —
Kannſt Du es glauben? — ehrvergeſſen
Sieht er Eſtrellen dieſen Abend noch
In jenem Park.

Clotald.
Nun?

Roſaura.

Kannſt Du fragen?
Die Schmach, den Hohn! nachdem er mich geſehn,
Geſprochen, liebgekoſ't! Er dürft' es wagen?
Vor meinen Augen, hier, ſollt' es geſchehn?
Und dieſe Schmach, ich müßte ſie ertragen?
Nein, nimmermehr! — Entſetzlich brennt die Glut
Der Rach' in mir, es kühlt ſie nur ſein Blut!

Clotald.

Sei ruhig, Kind! was kann ich für Dich thun?

Roſaura.

Was Du verſprachſt, erfüll' es nun. —
Sieh hier! Den Schlüſſel zu dem Garten
Beſitz' ich, Rache haſt Du mir gelobt; —
Geh, des Verräthers dort zu warten,
Und ende ſo die Qual, die mir im Herzen tobt.

Clotald.

Wahr iſt's, verſprochen hab' ich, Deine Ehre
Dir zu erſtatten, ja, und wäre
Der Preis auch ſelbſt Aſtolfens Leben.
Mein König iſt er nicht, und nicht erbeben
Darf ich, in offnem Kampf' ihn zu beſtehen.
Gerächet hätt' ich Dich, wär' nicht geſchehen,
Was Du wohl weißt. — Mit edlem Muth
Beſchützt' er mich vor Sigmunds blinder Wuth;
Ich ſelber dank' ihm jetzt das Leben.
Nun ſprich, ſoll ich dafür den Tod ihm geben?

Roſaura.

Durch Großmuth biſt Du *mir* verpflichtet:
Nichts ehrt, wie ſie, den edlen Mann.
Er hat Dein Selbſtgefühl vernichtet,
Durch das, was er für Dich gethan.

Clotald.

Du irrſt. Wie Großmuth auch den *Geber* ehrt,
So hat doch Dankbarkeit nicht mindern Werth;
Sie muß die Tugend des *Empfängers* ſein.

Roſaura.

So übe dieſe Tugend auch allein!
Nicht dankenswerth iſt, was *Du mir* gegeben,
Denn Du erhielt'ſt mir nur ein ehrlos, elend Leben.

Clotald.

Kind! gib den Wunſch auf, den nichts kann gewähren.
Sieh dieſes Reich, das ſchon im ſchweren
Gewitterſturm der Zwietracht ſcheint verloren.
Darf ich, als Edelmann und ſein Vaſall geboren,
Das Unheil, das ihm droht, noch mehren?
Soll Undank dieſe grauen Haare ſchänden,
Durch eig'ne Schmach die Deine abzuwenden?
Dich rächen kann ich nicht. — Doch höre nun ein Wort!
An heil'ger Stätte iſt ein Zufluchtsort,
Unfern von hier, dahin will ich Dich ſenden,

Reich ausgeſtattet. Ruh' und Ehre,
Glaub' mir, Du findeſt ſie nur wieder dort.
Drum wähle nach Vernunft und Pflicht!
Beim höchſten Gott! Dir anders rieth' ich nicht,
Und wenn ich auch Dein Vater wäre.

Roſaura.

Ich habe keinen Vater, keinen Freund,
So muß ich denn mir ſelber rathen.
Genug hab' ich gelitten und geweint,
Doch enden will ich nun mit Thaten.
(Will gehen.)

Clotald (ſie zurückhaltend).

Was willſt Du thun, Roſaura? Sag' es an.

Roſaura.

Ermorden will ich den wortbrüch'gen Mann!

Clotald.

Den Herrn erkenn' in ihm, Eſtrella's Gatten.

Roſaura.

Ihr Gatte? Ha! Nie ſoll er's werden. Nein!

Clotald.

Du wageſt Ehr' und Leben!

Roſaura.

Mag es ſein!

Clotald.

Und dann Dein Ziel?

Roſaura.

Zu ſterben.

Clotald.

Bedenk' ob noch ein and'rer Schritt —

Roſaura.

Ein jeder Schritt führt in's Verderben. (Ab.)

Clotald.

Nun wohl, ſo will ich mit Dir ſterben.
Halt, meine Tochter! nimm mich mit!
(Eilt ihr nach.)

Siebente Scene.

Der König, Aſtolf und Gefolge von der anderen Seite.

König
(zu einem aus dem Gefolge).

Geht dort Clotald nicht hin? — Ruft ihn zurück.
(Zweiter Kammerherr geht ab.)

Aſtolf.

Welch ein Ereigniß, Herr! Treuloſes Glück!

König.

Wer kann des Roſſes Wuth im Laufe hemmen,
Wenn frei es ward von ſeiner Zügel Zwange?
Wer die Gewalt des ſtolzen Stromes dämmen,
Der aus den Ufern tritt mit wildem Drange?
Kannſt Du dem Bergſturz Dich entgegen ſtemmen,
Der niederkracht vom jähen Felſenhange?
Doch eher fänd' er Aufhalt und Erſchwerung,
Als eines Volkes wuthentbrannte Gährung.

Aſtolf.

Ein Funken war's, er wird zum mächt'gen Brand,
Verwüſtend geht die Zwietracht durch das Land.

König.

Durch der Parteien Sturm wird ſie verkündet;
Von jenen Bergen ſchallt mit lautem Dröhnen
Der Kriegesruf und läßt, von Doppelwuth entzündet,
Bald Sigismund, und bald Aſtolf ertönen.
Der alte Thron, auf Eid und Pflicht gegründet,
Muß neuer Abſicht, neuer Herrſchſucht fröhnen:
Ein Frevelſchauplatz, wo, uns zur Bedrängniß,
Mit Trauerſpielen ſchrecket das Verhängniß.

Aſtolf.

Die Freude, Herr, ſei jetzt noch unterbrochen,
Des Ruhmes Glanz, die ſchmeichelnden Genüſſe,
Die Deine Huld beglückend mir verſprochen;
Ich fühl's, daß ich ſie erſt verdienen müſſe.

Wenn jetzt das Volk Gehorſam uns verſagt,
Mit Unterwerfung muß es dennoch enden;
Ja, ehe noch der nächſte Morgen tagt,
Soll Dein Geſchick, o Herr, und mein's ſich wenden.

Ein Offizier (tritt ein, und ſpricht leiſe mit Aſtolf).

König
(in Gedanken verloren, nach einer Pauſe).

Unwiderſtehlich iſt des Schickſals Lenkung,
Und oft gefahrvoll, ſie voraus erfahren;
Nicht ſchützen kann ſich menſchliche Beſchränkung,
Gefahren flieh'n, das bringt erſt in Gefahren.
Mein Unglück wird, was Schutz mir ſollt' erwerben;
Ich ſelbſt, ich wirkte meines Reichs Verderben!

Achte Scene.

Vorige. Eſtrella (im Reitkleide, mit mehreren Dienern).

Eſtrella.

Eilt Deine Gegenwart nicht bald zu zähmen
Den Aufruhr, Herr, der frech und ohne Hülle,
Von Schar zu Schar, umher in allen Räumen,
Auf allen Gaſſen ſchwärmt mit Wuthgebrülle,
So iſt's zu ſpät; denn ſchon, ſo weit wir ſchauen,
Iſt Alles rings Verderben, Alles Grauen.

Aſtolf.

Was iſt geſcheh'n? Welch neues Schreckniß droht?
Iſt doch das Schlimmſte, was uns trifft, nur Tod.

Eſtrella.

So furchtbar iſt im Reiche die Empörung,
So mächtig ſchon des blut'gen Haſſes Dauer,
Und ſchon ſo weit verbreitet die Verheerung,
Daß alles untergeht in der Zerſtörung.
Die Sonn' erbleicht, die Luft durchwehet Schauer,
Die Erde ſcheint ein Monument der Trauer.

Aſtolf (zum Gefolge).

Gebt mir ein Roß! Es ſoll mit Donnerſchmettern
Mein Schwert nun leuchten in des Krieges Wettern.
(Wie er abgehen will, tritt Clotald ein.)

Neunte Scene.

Clotald. Vorige.

König (zu Clotald).

Sag' an! wie haſt Du meinen Sohn gefunden?

Clotald.

Dem Himmel Dank! ich nahe Dir lebendig. —
Das Volk, ein Ungeheuer, wild, unbeſtändig,
Drang in den Thurm, aus dem, der Scheu entbunden,

Es ſeinen Fürſten zog, der kühn, unbändig,
Sobald er die erneute Kraft empfunden,
Den Muth erhob und ſchwur, die ew'ge Wahrheit
Des Himmels darzuthun in voller Klarheit.

König.

Gebt mir mein Schwert!
(Bediente bringen Waffen für Adolf.)
Dem undankbaren Sohne
Will ich mit eigner Hand den Sieg entringen,
Und rühmlich ſoll, zum Schutze meiner Krone,
Was Wiſſen fehlte, nun der Arm vollbringen!
(Man giebt ihm Waffen.)

Eſtrella.

Ein Schwert! Ein Schwert! Zur Seite Dir, bin ich Bellone!
Mein Name ſoll mit Deinem auf ſich ſchwingen!
Denn raſchen Flug's will ich in's Feld mich werfen,
Und um den Preis wetteifern mit Minerven!
(Alle ſind bewaffnet und gehen ab. Man ſchlägt Lärm.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Act.

Gebirg und Wald

Erſte Scene.

Kriegerische Musik. Sigismund's Truppen ziehen über die Bühne. Auf einer erhöhten Stelle des Vordergrundes steht Sigismund, von seinen Offizieren umgeben; unter ihnen Clarin.

Sigismund

(nachdem ein Theil der Truppen vorüber gezogen).

Könnt' heute mich die ew'ge Roma ſehen,
Geſchmückt mit ihrer Jugend Siegstrophäen,
Wie würde ſie des Anblicks ſich erfreuen,
In dem ſich ihre Wunder all' erneuen!
Ein Unthier, kommend aus der Wüſte,
Das ihre Heeresmacht als Feldherrn grüßte,
Und dem, mit einem ſolchen Heere,
Der Welt Eroberung ein Leichtes wäre! —

Doch hemme noch den ſtolzen Flug, mein Geiſt!
Der Dich zu ungewiſſem Ruhme reißt.
Mit Schrecken könnteſt Du erfahren,
Daß ſeine Lockungen nur Träume waren. —
Je minder ich geſchätzt, was ich gewinne,
Je minder ſchmerzt es mich, daß es zerrinne.

(Er ſetzt ſich auf einen Stein.)

(Trompetenſtoß.)

Clarin.

Herr, ſieh! Auf einem raſchen Pferde —
Gewebt aus Luft und Feuer ſcheint der Leib,
Zu fliegen ſcheint es, kaum berührt's die Erde, —
Sprengt dort ein wunderſchönes Weib,
Und hieher hat ſie jetzt den Lauf gewendet.

Sigismund.

Von ihrem Glanze bin ich wie geblendet.

Clarin.

Sieh, ſieh! Roſaura ſteigt hernieder.

(Er eilt ihr entgegen.)

Sigismund.

Roſaura? Iſt es möglich? — Ja!
Der Himmel ſchenkt ſie meinen Blicken wieder;
Sie iſt's, und ſchöner als ich je ſie ſah!

Zweite Scene.

Sigismund. Roſaura mit Mantel, Schwert und Dolch.
Clarin.

Roſaura.

Großherz'ger Sigismund! Deß kühner Muth
Hervordringt aus der Nacht, die ihn umſchattet,
Zu ſeiner Thaten Morgen, gleich dem Stern,
Der aus Aurorens Armen ſich erhebt;
Laß ein unglücklich Weib, hier hingeſtreckt
Zu Deines Thrones Stufen, Schutz erlangen,
Weil ſie unglücklich und ein Weib iſt;
Zwei Worte, deren jedes ſchon genügt,
Des edlen Mannes Schutz ihr zu verleih'n.

Sigismund.

Du, Wunderweſen, ſprich, wer biſt Du? Nun
Schon dreimal ſeh' ich Dich, und ſtets in andrer
Geſtalt, doch immer reizend, wie auch jetzt,
Da Du der Frauen heitern Schmuck vereinſt
Mit Männerwaffen, zwiefach uns bekriegend.

Roſaura.

Vernimm o Fürſt! Mich hat an Moskau's Hofe
Ein edles Weib geboren, groß an Schönheit,
Wie groß ihr Leid auch war. Die Augen warf
Ein Mann auf ſie von hohem Rang. Wie einſt

Die Götter ſich genaht der Erde Töchtern
Mit falſcher Liebe, ſo geſchah's auch hier.
Getäuſcht, wie jene, ward die edle Mutter,
Und treulos dann verließ ſie der Verführer,
Gleich dem Aeneas, nur ſein Schwert zurück
Ihr laſſend.

Sigismund.

Ha! kann Schönheit ſolchen Lohn
Empfangen?

Roſaura.

Aus ſo unglückſel'gem Bande
Bin ich entſproſſen; meiner Mutter Abbild,
An Reiz nicht, doch an Thun und Leid vollkommen. —
Eins nur vermag ich mehr von mir zu ſagen
Den Namen des Verräthers, der den Schmuck
Der Ehre mir geſtohlen; Fürſt Aſtolf —

Sigismund.

Aſtolf? Nichtswürdiger!

Roſaura.

Aſtolf war's, der,
Vergeſſend ſeiner Wonnen, — o! ſo leicht
Entfliegt Erinn'rung, iſt die Lieb' entflogen! —
Vom Glanze der Erob'rung angelockt,
Nach Polen kam, Eſtrellens Hochzeitsfackel
An meines Todes Fackel zu entzünden.

Beleidigt und verhöhnt durch den Verrath,
Vernichtet fühlt' ich mich, da ich's erfuhr.
Doch, mich ermannend, faßt' ich den Entſchluß,
Den Ungetreuen aufzuſuchen, um
Sein Herz, wo möglich, wieder zu gewinnen,
Wo nicht, ihn zu beſtrafen. Dieſes Schwert
Ergriff ich, meinen Troſt nun, meinen Führer
Und einz'ges Erbtheil. — So, in Männertracht
Gehüllt, erreicht' ich dieſes Land, in dem
Zu jenem Thurm mich meines Roſſes Wildheit
Zuerſt gebracht, und dann Clotald mich an
Den Hof geführt, wo Du in ſeinem Schutz
Mich ſahſt. Doch nun erkennt auch er Aſtolf
Als ſeinen Herrn und als Eſtrella's Gatten,
Und ehrenwidrig räth er mir, die Rache,
Nach der ich dürſte, aufzuopfern.

Sigismund.

Ha!

Roſaura.

Gekommen bin ich nun, großherz'ger Fürſt!
Dir meinen Arm zu bieten, und, vereint
Mit Dir, den Feinden muthvoll zu begegnen.
Auf, tapfrer Oberherr! laß uns den Bund
Vernichten, der uns beiden droht mit Schmach,
Dein Reich Dir raubend und mir den Geliebten.
Als Weib komm' ich, zu meiner Ehre Rettung
Dich aufzufordern, und als Mann, Dich zu

Begeiſtern zur Ergreifung Deiner Krone
Als Weib komm' ich, zu Deinen Füßen mich
Hinſchmiegend, Dich zu rühren, und als Mann,
Dir meines Schwerts und meines Lebens Dienſt
Zu weihen. Und ſo wiſſe, wenn Du mir
Als Weib mit Liebe drohſt, ſo geb', als Mann,
Ich Dir den Tod, entſchloſſen, meine Ehre
Mit meinem Herzensblute zu vertheid'gen.

Sigismund (für ſich).
O, Himmel, träum' ich wirklich, ſo laß ſchnell
Mir das Bewußtſein ſchwinden; denn kein Weg
Aus dieſem Labyrinthe zeigt ſich mir.
War jene Hoheit die mich dort umgab,
Ein Traum, wie kann dieß Weib ſo unfehlbare
Merkmahl' und Zeichen jetzt mir wiederholen?
War's wirklich, wie konnt' ich für Traum es halten?
Gleicht alle Hoheit denn ſo ſehr dem Traume?
Hat Bild und Nachbild ſolche Gleichheit, daß
Nicht Unterſchied noch Wahl iſt zwiſchen Beiden?

Roſaura.
Mein Fürſt!

Sigismund.
Iſt's ſo, und müſſen endlich wir
Verſchwinden ſehen alle Majeſtät
Und Größe, gleich Phantomen: ha! ſo laßt
Die Zeit uns brauchen, die zu Theil uns ward,

Um zu genießen, was in Träumen wird
Genoſſen! — Mich entflammt Roſaurens Reiz;
Sie iſt in meiner Macht. Den Augenblick
Laßt uns benützen! — Breche Liebe denn
Der Ehre ſtreng Gebot und das Vertrauen,
Das mir zum Schutze hin ſich gab. Traum iſt's,
Und weil's das iſt, ſo laßt von Wonne jetzt
Uns träumen, die doch einſt in Leid ſich wandelt! —

Roſaura (für ſich).

Was ſinnet er? Er ſpricht wie träumend. — Nicht
Zu hören ſcheint er noch zu ſehn, und doch
Gleich Blitzen treffen ſeiner Blicke Strahlen.

Sigismund.

In Leid ſich wandelt einſt! — So widerleg'
Ich ſelber mich mit meinen eignen Worten.
Steht dieſe Probe mir bevor,
Iſt des Genuſſes Wonne nichts
Als eine ſchöne Flamme, die in Aſche
Beim leiſen Hauch der Morgenluft verlodert: —
So laß das Ew'ge dann uns ſuchen, wo
Der Ruhm nicht wandelbar; das Glück kein Schlummer,
Und keine Traumgeſtalt die Hoheit iſt. —
Die Ehr' entbehrt Roſaura, und es ziemt
Dem Fürſten, ſie zu geben, nicht zu rauben.
Beim Himmel! Ihre Ehre will ich ihr

Erkämpfen, eh' als mir die Krone. Fliehn
Wir der Verſuchung allzu mächt'gen Reiz!
(Er wendet ſich ſchnell zu den Seinigen.)

Roſaura.
Wohin enteileſt Du ſo ſchnell, o Herr?
Kein tröſtend Wort haſt Du für meinen Kummer?
Nicht einer Antwort würdigſt Du mein Flehn?
Iſt's möglich, Herr? Du hältſt mir Aug' und Ohr
Verſchloſſen? Du verbirgſt mir ſelbſt Dein Antlitz?

Sigismund.
Roſaura! hart behandeln muß ich Dich,
Soll ich mein Mitleid Dir beweiſen; Antwort
Verweigert Dir mein Mund, damit die That
Antworte; Deiner Schönheit Anblick opfre
Ich auf, für die Betrachtung Deiner Ehre. —
(Zu den Soldaten.)
Auf! rührt die Trommeln! denn ich will
Ein Treffen liefern, eh' am Himmelsbogen
Die Sonne ſinkt in's dunkle Grün der Wogen.
(Er geht mit dem Heere ab.)

Dritte Scene.

Roſaura (allein).
Welch ſeltſam räthſelhaft Betragen!
Iſt's Haß, iſt's Liebe, was ihn mir entführt?
Soll ich nun hoffen? Muß ich ganz verzagen?

Von meinen Leiden ſchien er tief gerührt;
Doch was will dieß Verſtummen ſagen,
Der wache Traum, worin er ſich verliert?
Ein Zauber iſt's, es ſcheint ihn anzuziehen;
Er will ihm nahn, und muß entfliehen.
(Sie bleibt in Gedanken ſtehen.)

Vierte Scene.

Roſaura. Clarin nähert ſich ihr.

Clarin.

Mein Fräulein, darf man näher kommen?

Roſaura.

Du hier? Wo biſt ſo lange Du geblieben?

Clarin.

In Stadt und Land hab' ich mich umgetrieben.
Habt Ihr von meinen Thaten nichts vernommen? —
Am Hofe war ich ziemlich angeſehen;
Da ſteckten ſie aus Neid mich in den Thurm.
Dort ſchien's zuerſt nicht gut zu gehen;
Am Hungerbrote mußt' ich nagen,
Und mit Philoſophie mich böslich plagen.
Doch meine Freunde kamen, aus dem Thurm
Mich zu befrei'n, und drangen ein mit Sturm.
Zum König wollten ſie mich gerne haben;

Doch Jeder hat zu andern Dingen Gaben.
Ich bin kein Freund vom Schlachten und vom Morden,
Drum bin ich nur ſein luſt'ger Rath geworden.
(Man hört Trommeln.)

Roſaura.
Horch auf! was will der Lärmen ſagen?

Clarin (hinausſehend).
Dort an der Burg iſt's, die man ſchon umringt.
Seht, ein gewalt'ger Haufe dringt
Heraus — er macht ſich Bahn — die Unſern weichen; —
Nun geht's drauf los mit Doppelſtreichen,
Als wollt' er Alles niederſchlagen,
Was zu dem Sigismund ſich hält.

Roſaura.
Warum verweil' ich ferne noch vom Streite,
Und bin nicht fechtend ſchon an ſeiner Seite?
Muth, Sigismund! laß uns das Höchſte wagen!
Der tapfre Geiſt bezwingt die Welt! (Eilt ab.)

Stimmen (von außen).
Es lebe der König!

Andere Stimmen.
Die Freiheit lebe!

Clarin (allein)

Hier Freiheit, König dort! Laßt beide
So hoch nur leben, wie ſie wollen;
Mich wird es wahrlich wenig grollen,
Wo meinen Platz man mir beſcheide.
Doch von dem Wirrwar, der hier wühlt,
Trenn' ich gar weislich meine Sachen;
Den Kaiſer Nero will ich machen,
Der Gram und Mitleid nie gefühlt.
Ein kluger Mann, der Nero, traun!
Wie er, verborgen, ganz im Stillen,
Will ich mir hier das Feſt beſchau'n.
Gedeckt ringsum von Felſenlagen,
Gar ſtill und heimlich iſt der Ort;
Von hier holt mich der Tod nicht fort.
Pah! ich kann ihm ein Schnippchen ſchlagen.
(Er verbirgt ſich.)

Fünfte Scene.

Kurzes Gefecht. Nach einer Weile kommen:

Der König, Eſtrella, Aſtolf und Clotald fliehend.

König.

War je ein König unglückſeliger,
Ein Vater je verfolgt, wie ich?

Clotald.

Der Schrecken geht vor ſeinen Fahnen her,
Nichts hält mehr Stand, wer kann, der flüchtet ſich.

Aſtolf.

O Himmel! die Verräther ſiegen!

König.

Aſtolf, in dieſer Art von Kriegen
Sind die Verräther nur, die unterliegen.
Entfliehen wir dem ungerathnen Sohne,
Clotald, dem Räuber meiner Krone.
(Es fällt ein Schuß.)

Clarin (ſtürzt aus ſeinem Schlupfwinkel hervor).

Hilf mir, o Himmel!

König

Seht, da fällt
Ein Krieger auf den Tod getroffen.
Wer iſt's? Von Blut iſt ſein Geſicht entſtellt.

Clarin

Ach, mir bleibt nichts mehr zu hoffen!
Dem Tod entfloh' ich; darum fand ich ihn,
Wo ich ihm dachte zu entfliehn. —
Gibt's keinen Schirm doch, keinen Aufenthalt,
Vor des Geſchickes drohender Gewalt!
Und ob im Fliehen Ihr Euch Allen
Auch Rettung ſucht vor Todesnoth:

Seht hier, Ihr gehet in den Tod,
Wenn Gott will, daß Ihr ſollet fallen!
(Er fällt in die Scene zurück.)

König.

„Seht hier, Ihr gehet in den Tod,
Wenn Gott will, daß Ihr ſollet fallen!“ —
So lehrſt Du, Himmel, mit dem blut'gen Munde
Des Leichnams, den zu unſern Füßen Du
Dahingeſtürzt, daß alle ird'ſche Sorg'
Und Vorſicht nichts vermag gen Deine Fügung!
Ich, um mein Reich vor Aufruhr und Verderben
Zu ſchützen, gab es in dieſelbe Hand,
Der ich es dachte zu entreißen. —

Clotald

Wohl kennt das Schickſal jeden Pfad, und weiß
Zu treffen Alle, die es ſuchet, ſelbſt
Im Dickicht des Gebirgs: doch däucht mich, iſt's
Nicht recht, verzagend ihm ſich hinzugeben;
Darum auf Deine Rettung ſei bedacht.

Aſtolf.

Ermanne Dich, mein König! Schnell entflieh!
Dort in dem dichten Waldesſchatten ſteht
Ein Roß, ſo flüchtig, wie vom Wind empfangen;
Dies, Herr, beſteig' und flieh', indeſſen ich,
Den Feind bekämpfend, Dir den Rücken decke.

König.

Wenn Gott will, ich ſoll ſterben, wenn der Tod
Hier meiner harret; wohl, ſo will ich jetzt
Ihm ſtehen, Aug' im Aug', ihn feſt erwartend.
(Waffengetöſe.)

Sechſte Scene.

Vorige. Sigismund. Roſaura. Soldaten und Gefolge.

Sigismund (zu den Seinigen).

Im Dickicht dieſes Bergs, im dunkeln Schatten
Verbirgt der König ſich; verfolget ihn,
Laßt keinen Baum im Walde undurchſucht.

Clotald.

Herr, fliehe!

König.

Warum fliehen?
(Er nähert ſich dem Prinzen.)

Aſtolf.

Was beginnſt
Du?

König.

Laßt mich, Herzog!

Clotald.

Herr! was willſt Du thun?

König.

Was mir noch übrig iſt, zu thun, Clotald.
(Zu Sigismund.)
Biſt Du gekommen, mich zu ſuchen, Prinz,
So ſieh mich hier, im Staub vor Dir gebeugt.
(Er macht eine Bewegung niederzuknieen. Aſtolf und Clotald halten ihn.)
Der weiße Teppich Deiner Sohlen ſei
Der Schnee von meines Hauptes Haaren.
Erhebe Dich durch meinen Fall! mir von
Den Schultern reiße dieſen Königsmantel;
Zerſchmettre meine Krone, meinen Zepter!
Beraube mich der alten Würd' und Achtung!
Und wenn dieß Alles dann geſchehen iſt,
So mag das Schickſal ſein Gelübd', ſein Wort
Der Himmel löſen. —

Sigismund.

Erlauchter Hof von Polen, der Du Zeuge
So unerhörter Thaten biſt, vernimm,
Was jetzt Dein Fürſt Dir ſagt: Wahrhaftig iſt
Der Himmel, und die Sterne lügen nicht
Und täuſchen nimmer; der nur täuſcht und lügt,
Der zu durchforſchen wähnet ihren Rathſchluß
Und ihn zu deuten, mit vermeß'ner Weisheit.
Den eignen Irrthum las der Vater in
Den Sternen; was von mir ihm droh't, es ward
Vollbracht, wodurch er's meinte zu verhindern.
Denn wie der Sturm ſchläft in der Meeresſtille,

Der Mord im ruh'nden Schwert, ſo in der Bruſt
Des Menſchen ſchlummern Wildheit und Gewalt-
ſinn;
Der weckt ſie, der ſie glaubt zu unterdrücken,
Durch ungerechten Zwang. So, ſein Geſchick
Sich ſelbſt erſinnend, hat mein Vater es
Erfüllt, bis zu dem letzten, ſchmählichſten:
Zu meinen Füßen liegt er, überwunden!
Ein Vater und Monarch! Wohl war's ein Schluß
Des Schickſals; aufzuhalten und zu ändern
Vermocht' er's nicht, was er auch ſtrebte. Und —
Ich, der ihm weichen muß an Alter, Wiſſen
Und Geiſtesgröße, ſollt' es können? — König,
Mein Vater, blick' empor! gib Deine Hand mir;
Und da der Himmel von dem Wahne Dich
Befreit, ihn zu bezwingen, ſo erwart'
Ich demuthsvoll, daß Du an mir Dich rächeſt.
Sieh mich zu Deinen Füßen! (Er kniet.)

König (ihn aufhebend).

Sohn! mein Sohn!
Zum zweiten Mal zeugt dieſe edle That
Dich mir im Vaterherzen. Du biſt Fürſt!
Der Lorbeer, Dir gebührt er, und die Palme.
Du ſiegteſt, krönen denn Dich Deine Thaten!

Alle.

Es lebe Sigismund! Er lebe!

Sigismund.

Erkämpfen, hoff' ich, ſoll mein gutes Schwert
Einſt manchen Sieg, des Lorbeers würdig; doch
Erhalt' ich jetzt den größten über mich. —
Gib an Roſaura Deine Hand, Aſtolf;
Du warſt vorlängſt in ihrer Ehre Schuld:
Sie einzufordern hab' ich.

Aſtolf.

Es iſt wahr,
Verpflichtet bin ich ihr, und nicht erloſchen
Iſt jene Flamme, die mich einſt beglückt.
Allein, ſie kennet ihren Urſprung nicht;
Ich bin ein Fürſt, und darf ein Weib nicht wählen —

Clotald.

Halt ein, Aſtolf, nicht weiter! Edel iſt
Roſaurens Blut! nicht edler iſt das Deine.
Im offnen Kampfe ſoll mein Degen Dir
Es darthun; denn genug, ich bin ihr Vater.

Aſtolf.

Du ſelbſt, Clotald!

Clotald.

Verſchweigen wollt' ich es,
Bis an des edlen Gatten Hand ich ſie
Erblickte, hergeſtellt in ihrer Ehre.
Doch laut erklär' ich's nun: ſie iſt mein Kind.

Aſtolf.
Iſt's ſo, mit Freuden halt' ich mein Verſprechen.
Roſaura, kannſt du mir verzeihn?

Sigismund.
Und daß
Mit Recht ſich auch Eſtrella nicht beklage,
Da einen Fürſten ſie verlieren ſoll
Von ſolchem Rang und Ruhme: — will ich jetzt
Mit eigner Hand ihr einen Gatten geben,
An Hoheit und Verdienſt nicht unter ihm.
(Sich ihr nähernd.)
Eſtrella, gib mir Deine Hand.

Eſtrella.
Mein Fürſt,
Sieh mich beſchämt von Deiner großen Milde.

Sigismund.
Clotald, den treuen Diener meines Vaters,
Erwartet hier mein Arm, und jeder Lohn,
Den er zu haben wünſchen mag.
(Umarmt ihn.)
Mein Freund!
Mein Lehrer!

Anführer der Soldaten.
Ehrſt Du ſo, die nicht Dir dienten,
Was werde ich denn, der des Landes Aufſtand

Bewirkt, und aus dem Thurme Dich befreit,
Wo Du gefangen warſt, zum Lohn erhalten?

Sigismund.

Denſelben Thurm! und daß Du bis zum Tode
Von dannen nicht entweicheſt, will ich ſorgen.
Nicht des Verräthers braucht's, iſt der Verrath
Vollzogen. Führt ihn fort!

(Der Anführer wird abgeführt.)

König.

Mit Freude und
Bewund'rung ſeh' ich Dich, mein Sohn!

Roſaura.

Wie weiſe,
Wie edel zeigſt Du Dich, o Prinz!

Aſtolf.

Wie glücklich
Verwandelt! welch ein männlich reifer Geiſt.

Sigismund.

Was ſtaunet Ihr mich an, und preiſ't
Als Tugend und als Weisheit, was ein Traum
Mich hat gelehrt, von dem ich jetzt noch kaum
Erwacht bin, ſorgend, daß den ſcheuen Blicken
Sich Alles plötzlich wieder möcht' entrücken? —

Doch ſei's auch wirklich, wie ich ſelbſt nun glaube,
Bin ich dem Irrthum doch nicht mehr zum Raube,
Und weiß, daß dieſes Lebens ſchönſtes Glück
Hinſchwindet wie ein Traum, und daß zurück
Nichts bleibt von Allem, was wir hatten,
Als die Erinnerung an unſre Thaten.

(Der Vorhang fällt.)

* * *

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Im Verlage der **Wallishauſſer'ſchen Buchhandlung (Joſef Klemm)** in Wien:

Doña Diana. Luſtſpiel in 3 Acten. Nach dem Spaniſchen des Don Auguſtin Moreto von Carl Auguſt Weſt. Fünfte Auflage. Mit einer Einleitung v. J. W. Appell. kl. 8. Miniatur-Ausgabe, broſchirt . . . . . 1 fl 50 kr — 1 Thlr.

— Elegant in engl. Leinwand gebunden mit reicher Decken- und Rückenverzierung. 2 fl. 40 kr. — 1 Thlr. 18 Ngr.

— Elegant in feines Kalbleder gebunden, mit gleich reicher Goldverzierung . . . 3 fl. — 2 Thlr.

Buzzi, Andreas, Ritter von, **Dramatiſcher Nachlaß.** kl. 8. 1866. Miniatur-Ausgabe, broſchirt. 2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr

Seidl, Joh. Gabr., **Bifolien.** Dichtungen. 5. Auflage. 1855. 16. broſchirt 2 fl. — 1 Thlr. 10 Ngr.

— Elegant in engliſche Leinwand gebunden, mit Goldſchnitt . . . . . . 3 fl. — 2 Thlr.

Album öſterreichiſcher Dichter. Neue Folge. Mit 12 Porträts in Stahlſtich. gr. 8. 1858. broſchirt. 1 fl. 50 kr. — 1 Thlr.

— Elegant in engl. Leinwand gebunden, mit Goldſchnitt . . 2 fl. 50 kr. — 1 Thlr. 20 Ngr.

Kaiſer, Fr., **Friedrich Beckmann.** Heiteres — Ernſtes — Trauriges aus ſeinem Leben. kl. 8. 1866. Elegant broſchirt . . . . 50 kr. — 10 Ngr.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien